Verſuch

über den

Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen.

Eine Abhandlung
welche
in höchſter Gegenwart
Sr. Herzoglichen Durchlaucht,
während
den öffentlichen akademiſchen Prüfungen
vertheidigen wird

Johann Chriſtoph Friderich Schiller,

Kandidat der Medizin in der Herzoglichen Militair-Akademie.

Stuttgard,
gedrukt bei Chriſtoph Friedrich Cotta, Hof- und Canzlei-Buchdrukker.

Natus homo eſt— ſive hunc divino ſemine fecit
Ille opifex rerum, mundi melioris origo;
Sive recens tellus, retinebat ſemina cæli;
Pronaque cum ſpectent animalia cætera terram,
Os homini ſublime dedit, cælumque videre
Juſſit, et erectos ad ſidera tollere vultus.

——Ovid. II. Metamorph.

V
662

GOETHE-SCHILLER-ARCHIV WEIMAR

Durchlauchtigſter Herzog,

Gnädigſter Herzog und Herr!

Ich ſehe heute mit ausnehmendem Vergnügen den Wunſch erfüllet, **Euer Herzoglichen Durchlaucht** für die höchſte Gnade und mehr als väterliche Führung, die ich ſchon acht Jahre in dieſer ruhmvollen Stiftung zu genieſſen das Glük habe, öffentlich auf das kindlichſte danken zu dörffen. Die weiſeſten und vortreflichſten Anſtalten, welche **Höchſtdieſelbe** zur Aufklärung unſeres Verſtandes, und zu Verfeinerung unſerer Empfindungen getroffen haben; die würdigen und Einſichtsvollen Lehrer, welche **Höchſtdieſelbe** mit dem durchdringenden Auge eines Menſchenkenners aus der gemeinen Klaſſe der Gelehrten herausgeforſcht, und zu den glüklichen Werkzeugen des groſſen unſterblichen Bildungsplans angeordnet haben; der unvergeßliche mündliche Unterricht eines Fürſten, der Seine Gröſſe darein ſezt, ein Lehrer unter Seinen Schülern— ein Vater unter Seinen Söhnen zu wandeln;— Der Zuſammenfluß aller dieſer glüklichen Fügungen, in denen ich die Weege einer höhern Vorſicht bewundre, haben den Grund zu dem Glük meines ganzen Lebens gelegt, und nur dann wird es mir fehlen, wenn meine eigene Beſtrebungen ſich mit den Abſichten des beſten Fürſten durchkreuzen.

Höchſtdieſelbe haben mit eben dem tiefen Blik, mit dem Sie die Seele aller Ihrer Zöglinge durchſchauen, auch mich geprüft, und einiges in mir zu bemerken geglaubt, das mich vielleicht fähig machte, meinem Vaterland dereinſt als Arzt zu dienen. Ich freue mich dieſer Beſtimmung, und werde um ſo mehr alle Nerven meines Geiſts anſtrengen, ſie zu erreichen, da **Euer Herzogliche Durchlaucht** mir die günſtigſten Ausſichten dazu eröfnet haben.

Ein Arzt, deſſen Horizont ſich einzig und allein um die hiſtoriſche Kenntniß der Maſchine dreht, der die gröbern Räder des ſeelenvollſten Uhrwerks nur terminologiſch und örtlich weißt, kann vielleicht vor dem Krankenbette Wunder thun, und vom Pöbel vergöttert werden; — aber **Euer Herzogliche Durchlaucht** haben die Hippokratiſche Kunſt aus der engen Sphäre einer mechaniſchen Brodwiſſenſchaft in den höhern Rang einer philoſophiſchen Lehre erhoben. Philoſophie und Arzneiwiſſenſchaft ſtehen unter ſich in der vollkommenſten Harmonie: Dieſe leihet jener von ihrem Reichthum und Licht; jene theilt dieſer ihr Intereſſe, ihre Würde, ihre Reize mit. Ich habe mich dieſes Jahr mit beiden bekannter zu machen geſucht; dieſe wenigen Blätter ſeyen die Rechtfertigung meines Unternehmens; ſie ſeyen **dem Stifter** meines Glüks geheiligt. Aber die Nachſicht des Vaters beſchüze dieſen ſchwachen Verſuch vor den gerechten Forderungen des Fürſten.

Tiefdurchdrungen von dem innigſten Dankgefühl für die gnädigſte Sorgfalt, womit **Höchſtdieſelbe** mich ſtets vollkommener zu machen ſtreben — hocherhoben von Eifer dieſe Gnade verdienen zu lernen erſterbe ich

Euer Herzoglichen Durchlaucht

Stuttgart den 30. Nov.
1780.

unterthänigſt-gehorſamſter
Joh. Chriſtoph Frid. Schiller, Eleve.

Inhalt.

Inhalt.

Einleitung. §. 1.

A. Phyſiſcher Zuſammenhang.

Thieriſche Natur beveſtiget die Thätigkeit des Geiſts.

Organiſmus der Seelenwirkungen — der Ernährung — der Zeugung. §. 2.
Der Körper. §. 3.
Thieriſches Leben. §. 4.
Thieriſche Empfindungen. §. 5.
Einwürfe gegen den Zuſammenhang aus der Moral. §. 6.

B. Philoſophiſcher Zuſammenhang.

a. Thieriſche Triebe weken und entwikeln die geiſtige.

Methode. §. 7.
Die Seele auſſer Verbindung mit dem Körper. §. 8.
In Verbindung. §. 9.
Dieſes erläutert
1. aus der Geſchichte des Individuums, § 10.
2. Aus der Geſchichte des ganzen Geſchlechts. §. 11.

b. Thieriſche Empfindungen begleiten die geiſtige.

Geſez. §. 12.
Geiſtiges Vergnügen befördert das Wohl der Maſchine. §. 13.
Geiſtiger Schmerz untergräbt das Wohl der Maſchine. §. 14.

Vern-

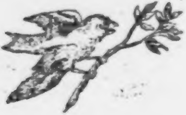
Beyſpiele. §. 15.
Ausnahmen. §. 16.
Trägheit der Seele macht auch die Bewegungen der Maſchine träger. §. 17.
Zweites Geſez. §. 18.
Die Stimmungen der Seele ſolgen den Stimmungen des Körpers. §. 18.
Einſchränkung des vorigen. §. 20.
Weitere Ausſichten in den Zuſammenhang. §. 21.

c. Thieriſche Phänomene verrathen die Bewegungen des Geiſts.

Phyſiognomik der Empſindungen. §. 22.

d. Nachlaß der thieriſchen Natur iſt eine Quelle von Vollkommenheit.

Scheint ſie zwar zu hindern. §. 23.
Nothwendigkeit dieſes Nachlaſſes. §. 24. 25.
Vortreflichkeit deſſelben. §. 26.
Trennung des Zuſammenhangs. §. 27.



Ueber den Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen.

§. 1.

Einleitung.

Schon mehrere Philoſophen haben behauptet, daß der Körper gleichſam der Kerker des Geiſtes ſey, daß er ſolchen allzuſehr an das Irrdiſche hefte, und ſeinen ſogenannten Flug zur Vollkommenheit hemme. Wiederum iſt von manchem Philoſophen mehr oder weniger beſtimmt die Meinung gehegt worden, daß Wiſſenſchaft und Tugend nicht ſowohl Zwek, als Mittel zur Glükſeeligkeit ſeyen, daß ſich alle Vollkommenheit des Menſchen in der Verbeſſerung ſeines Körpers verſammle.

Mich deucht, es iſt diß von beiden Theilen gleich einſeitig geſagt. Lezteres Syſtem wird beinahe völlig aus unſeren Moralen ehe ſie vermögend ſind in mir eine Vorſtellung zu erweken; ſo müſſen wiederum andere organiſche Kräfte, die Maſchinen der willkührlichen Bewegung, zwiſchen Seele und Welt treten, um die Veränderung der erſteren auf die leztere fortzupflanzen; ſo müſſen endlich ſelbſten die Operationen des Denkens und Empfindens gewiſſen Bewegungen des innern Senſoriums korreſpondiren. Alles dieſes macht den Organismus der Seelenwirkungen aus.

Aber die Materie iſt ein Raub des ewigen Wechſels, und reibt ſich ſelbſt auf ſo wie ſie wirket, unter der Bewegung wird das Element aus ſeinen Fugen getrieben, verjagt und verlohren. Weil nun im Gegentheil das einfache Weſen die Seele Dauer und Beſtandheit in ſich ſelber hat, und in ihrem Weſen weder gewinnet noch verlieret, ſo kann die Materie nicht gleichen Schritt mit der Geiſtesthätigkeit halten, und bald würde alſo der Organismus des geiſtigen Lebens, mit ihm alle Wirkſamkeit der Seele dahinſeyn. Diß nun zu verhüten, mußte ein neues Syſtem organiſcher Kräfte zu dem erſten gleichſam angereihet werden, das ſeine Konſumtionen erſezt, und ſeinen ſinkenden Flor durch eine ſtetig aneinander hangende Kette neuer Schöpfungen erhält. Diß iſt der Organismus der Ernährung.

Noch mehr. Nach einem kurzen Zeitraum von Wirkung, nach dem aufgehobenen Gleichgewicht zwiſchen Verluſt und Erneurung tritt der Menſch von der Bühne des Lebens, und das Geſez der Sterblichkeit entvölkert die Erde. Auch hat die Anzahl empfindender Weſen, die die ewige Liebe und Weisheit in ein glükliches Daſeyn wollte gerufen haben, nicht Raum genug in den engen Grenzen dieſer Welt zumal zu exiſtiren, und das Leben dieſer Generation ſchließt das Leben einer andern aus. Darum ward es nothwendig, daß neue Menſchen an die Stelle der weggeſchiedenen alten treten, und das Leben durch ununterbrochene Succeßionen erhalten würde. Aber geſchafſen wird nichts mehr, und was nun Neues wird, wird es nur durch Entwiklung. Die Entwiklung des Menſchen mußte durch Menſchen geſchehen, wenn ſie mit der Konſumtion in Verhältniß ſtehen, wenn der Menſch zum Menſchen gebildet werden ſollte. Aus dieſem Grund wurde ein neues Syſtem organiſcher Kräfte den zwei vorhergehenden zugeordnet, das die Belebung und Entwiklung des Menſchenkeims zur Abſicht hatte. Diß iſt der Organismus der Zeugung. Dieſe drei Organismi in den genaueſten Lokal- und Realzuſammenhang gebracht, bilden den menſchlichen Körper.

§. 3.

Der Körper.

Die organiſchen Kräfte des menſchlichen Körpers theilen ſich von ſelbſt in zwei Hauptklaſſen, die erſte enthält diejenige, die wir nach keinen bekannten Geſezen und Phänomenen der phyſiſchen Welt begreiffen können, und dahin gehören die Empfindlichkeit der Nerven und die Reizbarkeit des Muskels. Da es bisher unmöglich war, in die Oekonomie des unſichtbaren einzudringen, ſo hat man die unbekannte Mechanik durch die bekannte zu erklären geſucht, und den Nerven als einen Kanal betrachtet, der ein äuſſerſt feines flüchtiges und wirkſames Fluidum führet, das an Geſchwindigkeit und Feinheit Aether und elektriſche Materie übertreffen ſoll, und hat dieſes als das Principium der Empfindlichkeit und Beweglichkeit angeſehen, und ihm daher den Namen der Lebensgeiſter gegeben. So hat man ferner die Reizbarkeit der Muskelfaſer in einen gewiſſen Niſum geſezt, ſich auf Veranlaſſung eines fremden Reizes zu verkürzen, und beide Endpunkte näher zu bringen. Dieſe zweierlei Principien machen den ſpecifiken Karakter des thieriſchen Organismus.

Die zwote Klaſſe begreift diejenige, die wir den allgemeinen bekannten Geſezen der Phyſik unterordnen können. Hieher rechne ich die Mechanik der Bewegung, und die Chemie des menſchlichen Körpers, woraus das vegetabiliſche Leben erwächst. Vegetation alſo und thieriſche Mechanik auf das genaueſte vermiſcht bilden eigentlich das phyſiſche Leben des menſchlichen Körpers.

§. 4.

Thieriſches Leben.

Noch iſt das nicht alles. Da der Verluſt mehr oder weniger in der Willkühr des Geiſtes ligt, ſo mußte es auch nothwendig der Erſaz ſeyn. Ferner, da der Körper allen Folgen der Zuſammenſezung unterworfen, und im Kreis der um ihn wirkenden Dinge unzähligen feindlichen Wirkungen blos geſtellt iſt, ſo mußte es in der Gewalt der Seele ſtehen, ihn wider den ſchädlichen Einfluß dieſer leztern zu beſchüzen, und ihn mit der phyſiſchen Welt in diejenige Verhältniſſe zu bringen, die ſeiner Fortdauer am zuträglichſten ſind; ſie mußte daher von dem gegenwärtigen ſchlimmen oder guten Zuſtand ihrer Organe unterrichtet werden, ſie mußte aus ſeinem ſchlimmen Zuſtand Mißvergnügen, aus ſeinem Wohlſtand Vergnügen ſchöpfen, um ihn entweder zu verlängern oder zu entfernen: zu ſuchen oder zu fliehen. Hier alſo wird ſchon der Organismus an das Empfindungsvermögen gleichſam angeknüpft, und die Seele in das Intereſſe ihres Körpers gezogen. Izt iſt es etwas mehr als Vegetation, etwas mehr als todter Model und Nerven und Muskelmechanik, izt iſt es thieriſches Leben. (a)

Der

(a) Aber auch etwas mehr als thieriſches Leben des Thiers. Das Thier lebt das thieriſche Leben um angenehm zu empfinden. Es empfindet angenehm

Der Flor des thieriſchen Lebens iſt, wie wir wiſſen, für den Flor der Seelenwirkungen äuſſerſt wichtig, und darf ohne die Totalaufhebung dieſer leztern niemals aufgehoben werden. Er muß alſo einen feſten Grund haben, der ihm nicht ſo leicht ſchwanke, das heißt, die Seele muß durch eine unwiderſtehliche Macht zu den Handlungen des phyſiſchen Lebens beſtimmt werden. Konnten alſo wohl die Empfindungen des thieriſchen Wohl oder Uebelſtands geiſtige Empfindungen ſeyn, und durch das Denken erzeugt werden? Wie oft würde ſie das überwaltende Licht der Leidenſchaften verdunkeln, wie oft Trägheit oder Tummheit begraben, wie oft Geſchäftigkeit und Zerſtreuung überſehen? Ferher, würde nicht von dem Thiermenſchen die vollkommenſte Känntniß ſeiner Oekonomie gefodert, müßte das Kind nicht in demjenigen Meiſter ſeyn, in dem unſere Harvey, Boerhave und Haller nach einer fünfzigjährigen Unterſuchung noch Anfänger geblieben ſind? — Die Seele konnte alſo ſchlechterdings keine Idee von dem Zuſtand haben, den ſie verändern ſoll. Wie wird ſie ihn erfahren, wie wird ſie in Thätigkeit kommen?

§. 5.

---

genehm um das thieriſche Leben zu erhalten. Alſo es lebt izt, um morgen wieder zu leben. Es iſt izt glüklich, um morgen glüklich zu ſeyn. Aber ein einfaches, ein unſichers Glük, das die Perioden des Organismus nachmacht, das dem Zufall, dem blinden Ohngefähr Preiß gegeben iſt, weil es nur allein in der Empfindung beruht. Der Menſch lebt auch das thieriſche Leben; und empfindet ſeine Vergnügungen und leidet ſeine Schmerzen. Aber warum? Er empfindet und leidet, daß er ſein thieriſches Leben erhalte. Er erhält ſein thieriſches Leben, um ein geiſtiges länger leben zu können. Hier iſt alſo Mittel verſchieden vom Zwek, dort ſchienen Zwek und Mittel zu koincidiren. Diß iſt eine von den Grenzſcheiden zwiſchen Menſch und Thier.

§. 5.

Thieriſche Empfindungen.

Noch kennen wir keine andere Empfindungen als ſolche, die aus einer vorgängigen Operation des Verſtandes entſpringen, aber izt ſollen Empfindungen entſtehen, bey denen der Verſtand ganz exuliren muß. Dieſe Empfindungen ſollen die gegenwärtige Beſchaffenheit meiner Werkzeuge, wo nicht ausdrüken, doch gleichſam ſpecifiſch bezeichnen, oder beſſer, begleiten. Dieſe Empfindungen ſollen den Willen raſch und lebhaft zu Abſcheu oder Begierde beſtimmen, dieſe Empfindungen ſollen aber doch nur auf der Oberfläche der Seele ſchweben, und niemals in das Gebiet der Vernunft reichen. Was alſo bei der geiſtigen Empfindung das Denken gethan hat, das thut hier diejenige Modifikation in den thieriſchen Theilen, die entweder ihre Auflöſung droht, oder ihre Fortdauer ſichert; das heißt, mit demjenigen Zuſtand der Maſchine, der ihren Flor befeſtiget, iſt eine angenehme, und im Gegentheil mit demjenigen, der ihren Wohlſtand untergräbt und ihren Ruin beſchleunigt, eine ſchmerzhafte Rührung der Seele durch ein ewiges Geſez der Weisheit verbunden, und ſo, daß die Empfindung ſelbſt nicht die geringſte Aehnlichkeit mit der Beſchaffenheit der Organe hat, die ſie bezeichnet. So entſtehen thieriſche Empfindungen, Thieriſche Empfindungen haben demnach einen zweifachen Grund, 1.) in dem gegenwärtigen Zuſtand der Maſchine, 2.) im Empfindungsvermögen.

Nun läßt ſich begreiffen, warum die thieriſche Empfindungen mit unwiderſtehlicher und gleichſam tyranniſcher Macht die Seele zu Leidenſchaften und Handlungen fortreiſſen, und über die geiſtigſten ſelbſt nicht ſelten die Oberhand bekommen. Dieſe nemlich hat ſie vermittelſt des Denkens hervorgebracht, dieſe alſo kann ſie wiederum durch das Denken auflöſen und gar vernichten. Diß iſt die Gewalt

der

der Abſtraktion und überhaupt der Philoſophie über die Leidenſchaften, über die Meinungen, kurz über alle Situationen des Lebens, jene aber ſind ihr durch eine blinde Nothwendigkeit, durch das Geſez des Mechanismus aufgedrungen worden, der Verſtand, der ſie nicht ſchuf, kann ſie auch nicht auflöſen, ob er dieſelben ſchon durch eine entgegengeſezte Richtung der Aufmerkſamkeit um vieles ſchwächen und verdunkeln kann. Der hartnäkigſte Stoiker, der am Steinſchmerzen darniederligt, wird ſich niemalen rühmen können, keinen Schmerz empfunden zu haben, aber er wird, in Betrachtungen über ſeine Endurſachen verloren, die Empfindungskraft theilen, und das überwiegende Vergnügen der groſſen Vollkommenheit, die auch den Schmerz der allgemeinen Glükſeeligkeit unterordnet, wird über die Unluſt ſiegen. Nicht Mangel der Empfindung war es, nicht Vernichtung derſelben, daß Mucius die Hand in lohen Flammen bratend, den Feind mit dem römiſchen Blik der ſtolzen Ruhe anſtarren konnte, ſondern der Gedanke des groſſen ihn bewundernden Roms, der in ſeiner Seele herrſchte, hielt ſie gleichſam innerhalb ihrer ſelbſt gefangen, daß der heftige Reiz des thieriſchen Uebels zu wenig war ſie aus dem Gleichgewicht zu heben. Aber darum war der Schmerz des Römers nicht geringer als der des weichſten Wollüſtlings. Freilich wohl wird derjenige, der gewohnt iſt in einem Zuſtand dunkler Ideen zu exiſtiren, weniger fähig ſeyn ſich in dem kritiſchen Augenblik des ſinnlichen Schmerzens zu ermannen, als der, der beſtändig in hellen deutlichen Ideen lebt; aber dennoch ſchüzt weder die höchſte Tugend, noch die tiefſte Philoſophie, noch ſelbſt die göttliche Religion vor dem Geſez der Nothwendigkeit, ob ſie ſchon ihre Anbeter auf dem einſtürzenden Holzſtos beſeeligen kann.

Eben dieſe Macht der thieriſchen Fühlungen auf die Empfindungskraft der Seele hat die weiſeſte Abſicht zum Grunde. Der Geiſt, wenn er einmal in den Geheimniſſen einer höhern Wolluſt eingeweiht worden iſt, würde mit Verachtung auf die Bewegungen ſeines Gefährten herabſehen, und den niedrigen Bedürfniſſen des phyſiſchen Lebens nicht leicht mehr opfern wollen, wenn ihn nicht das thieriſche Gefühl darzu zwänge. Den Mathematiker, der in den Regionen des Unendlichen ſchweifte, und in der Abſtraktionswelt die wirkliche verträumte, jagt der Hunger aus ſeinem intellektuellen Schlummer empor, den Phyſiker, der die Mechanik des Sonnenſyſtems zergliedert und den irrenden Planeten durchs Unermeßliche begleitet, reißt ein Nadelſtich zu ſeiner mütterlichen Erde zurük; den Philoſophen, der die Natur der Gottheit entfaltet, und wähnet, die Schranken der Sterblichkeit durchbrochen zu haben, kehrt ein kalter Nordwind, der durch ſeine baufällige Hütte ſtreicht, zu ſich ſelbſt zurük, und lehrt ihn, daß er das unſeelige Mittelding von Vieh und Engel iſt.

Wider die überhandnehmenden thieriſchen Fühlungen vermag endlich die höchſte Anſtrengung des Geiſtes nichts mehr, die Vernunſt wird, ſo wie ſie wachſen, mehr und mehr übertäubt, und die Seele gewaltſam an den Organismus gefeſſelt. Hunger und Durſt zu löſchen wird der Menſch Thaten thun, ~~worüber die~~ Menſchlichkeit ſchauert, er wird wider Willen Verräther und Mörder, er wird Kannibal —

„Tyger! In deiner Mutter Buſen wollteſt du dei-
„ne Zähne ſezen?

So heftig wirket die thieriſche Fühlung auf den Geiſt. So wachſam hat der Schöpfer für die Erhaltung der Maſchine geſorgt, die Pfeiler, auf denen ſie ruht, ſind die feſteſte, und die Erfahrung hat gelehrt, daß mehr das Uebermaas, als der Mangel der thieriſchen Empfindung verdorben hat.

Thieriſche Empfindungen befeſtigen alſo den Wohlſtand der thieriſchen Natur, ſo wie die moraliſchen und intellektuellen den Wohlſtand der geiſtigen, oder die Vollkommenheit. Das Syſtem thieriſcher Empfindungen und Bewegungen erſchöpft den Begrif der thieriſchen Natur. Dieſe iſt der Grund, auf dem die Beſchaffenheit der Seelenwerkzeuge beruht, und die Beſchaffenheit dieſer leztern beſtimmt die Leichtigkeit und Fortdauer der Seelenthätigkeit ſelbſt. Hier alſo iſt ſchon das erſte Glied des Zuſammenhangs der beiden Naturen.

§. 6.

Einwürfe wider den Zuſammenhang der beiden Naturen aus der Moral.

Aber man wird dieſes einräumen und weiter ſagen: hier endet ſich auch die Beſtimmung des Körpers. Ueber dieſe hinaus iſt er ein träger Gefährte der Seele, mit dem ſie ewig zu kämpfen hat, deſſen Bedürfniſſe ihr alle Muſe zum Denken rauben, deſſen Anfechtungen den Faden der vertiefteſten Spekulation zerreiſſen, und den Geiſt von ſeinen deutlichſten und helleſten Begriffen in ſinnliche Verworrenheit ſtürzen; deſſen Lüſte den gröſten Theil unſerer Mitgeſchöpfe von ihrem hohen Urbild entfernen und in die Klaſſe der Thiere erniedern, kurz, der ſie in eine Sklaverei verſtrikt, woraus der Tod ſie endlich befreien muß. Iſt es nicht widerſinnig und ungerecht, dörfte man fortfahren zu klagen, das einfache, nothwendige, für ſich Beſtand habende Weſen mit einem andern Weſen zu verwikeln, das in ewigem Wirbel umhergerollt jedem Ungefähr Preiß gegeben, jeder Nothwendigkeit zum Opfer wird? — Vielleicht ſehen wir bei kälterem Nachdenken aus dieſer anſcheinenden Verwirrung und Planloſigkeit eine groſſe Schönheit hervorgehen.

Philoſophiſcher Zuſammenhang.

Thieriſche Triebe weken und entwikeln die geiſtige.

§. 7.

Methode.

Die ſicherſte Methode, einiges Licht auf dieſe Materie zu werfen, mag vielleicht folgende ſeyn: Man denkt ſich vom Menſchen alles weg, was Organiſation heiſt, das iſt, man trennt den Körper vom Geiſt, ohne ihm jedoch die Möglichkeit, zu Vorſtellungen zu gelangen und Handlungen in der Körperwelt hervorzubringen, abzuſchneiden, und unterſucht dann, wie er in Wirkung gekommen, wie er ſeine Kräfte entwikelt, was für Schritte er wohl zu ſeiner Vollkommenheit würde gethan haben; das Reſultat dieſer Unterſuchung muß durch Fakta beſtätigt werden. Man überſieht alſo die wirkliche Bildung des einzelnen Menſchen, und wirft einen Blik über die Entwiklung des geſammten Geſchlechts. Zuerſt alſo den abſtrakten Fall: Es iſt Vorſtellungskraft und Wille da, es iſt Kreis der Wirkung da, und freier Uebergang von Seele zu Welt, von Welt zu Seele. Fragt ſich nun, wie wird er wirken?

§. 8.

Die Seele auſſer Verbindung mit dem Körper.

Wir können keinen Begrif ſezen, ohne einen vorhergehenden Willen ihn zu machen; keinen Willen, ohne die Erfahrung unſers durch dieſe Handlung verbeſſerten Zuſtands, ohne Empfindung. Keine Empfindung ohne vorhergehende Idee, (denn wir ſchloſſen ja zugleich mit dem Körper auch die körperlichen Empfindungen aus) alſo keine Idee ohne Idee.

Nun betrachte man das Kind, das hieſſe nach der Vorausſezung einen Geiſt, der die Fähigkeit Ideen zu formiren in ſich begreiſt, aber dieſe Fähigkeit izt zum erſtenmal in Uebung bringen ſoll. Was wird ihn zum Denken beſtimmen, wenn es nicht die daraus entſpringende angenehme Empfindung iſt, was kann ihm die Erfahrung dieſer angenehmen Empfindung verſchaft haben? Wir ſahen ja eben, daß diß wieder nichts als Denken ſeyn konnte, und er ſoll nun zum erſtenmal denken. Ferner, was kann ihn zur Betrachtung der Welt einladen? nichts anders als die Erfahrung ihrer Vollkommenheit, in ſo fern ſie ſeinen Trieb zur Aktivität befriedigt, und dieſe Befriedigung ihm Vergnügen gewähret; was kann ihn zu Uebung ſeiner Kräfte determiniren? nichts als die Erfahrung ihres Daſeyns, aber alle dieſe Erfahrungen ſoll er ja zum erſtenmal machen.— Er müßte alſo von Ewigkeit her thätig geweſen ſeyn, und dieſes iſt wider den angenommenen Fall, oder er wird ewig niemals in Thätigkeit kommen, gleichwie die Maſchine ohne den Stoß von auſſen träg und ruhig bleibt.

§. 9.

In Verbindung.

Izt ſeze man zu dem Geiſte das Thier. Man verflechte dieſe beide Naturen ſo innig, als ſie wirklich verflochten ſind, und laſſe ein unbekanntes Etwas aus der Oekonomie des thieriſchen Leibes gebohren, die Empfindungskraft anfallen,— man verſeze die Seele in den Zuſtand des phyſiſchen Schmerzens. Das war der erſte Stoß, der erſte Lichtſtrahl in die Schlummernacht der Kräfte, tönender

Goldklang auf die Laute der Natur. Izt iſt **Empfindung** da, und **Empfindung** war es ja auch nur allein, was wir vorhin vermißten. Dieſe Art von Empfindung ſcheint mit Abſicht recht dazu gemacht zu ſeyn, alle jene Schwierigkeiten zu heben. Dort konnten wir keine herausbringen, weil wir keine Idee voraus ſezen durften; hier vertritt die Modifikation in dem körperlichen Werkzeug die Stelle der Ideen, und ſo hilft thieriſche Empfindung das innere Uhrwerk des Geiſts, wenn ich ſo ſagen darf, in den Gang bringen. Der Uebergang von Schmerz zu Abſcheu iſt Grundgeſez der Seele. Der Wille iſt thätig, und die Thätigkeit einer einzigen Kraft iſt hinlänglich, alle übrigen in Wirkung zu ſezen. Die nachfolgende Operationen entwikeln ſich von ſelbſt, und gehören auch nicht in dieſes Kapitel.

§. 10.

Aus der Geſchichte des Individuums.

Nun verfolge man das Seelenwachsthum des einzelnen Menſchen in Beziehung auf den zu erweiſenden Saz, und gebe Acht, wie ſich alle ſeine Geiſtesfähigkeiten aus ſinnlichen Trieben entwikeln.

a.) Das **Kind**. Noch ganz Thier, oder beſſer: mehr oder auch weniger als Thier; menſchliches Thier. (Denn dasjenige Weſen, das einmal Menſch heiſſen ſollte, darf niemalen nur Thier geweſen ſeyn.) Elender als ein Thier, weil es auch nicht einmal Inſtinkt hat. Die **Thiermutter** darf ihr Junges eh verlaſſen, als die **Mutter** ihr Kind. Der Schmerz mag ihm wohl Geſchrey auspreſſen, aber er wird es niemals auf die Quelle deſſelben aufmerkſam machen. Die Milch mag ihm wohl Vergnügen gewähren, aber ſie wird niemals von ihm geſucht werden. Es iſt ganz leidend —

„Sein

„Sein Denken ſteigt nur noch bis zum Empfinden,
„Sein ganzes Kenntniß iſt Schmerz, Hunger und die
Binden.

b.) **Der Knabe.** Hier iſt ſchon Reflexion, aber immer nur in Bezug auf Stillung thieriſcher Triebe. „Er lernt, wie Garve ſagt (b), die Dinge anderer Menſchen und ſeine Handlungen gegen ſie erſtlich dadurch ſchäzen, weil ſie ihm (ſinnliches) Vergnügen gewähren." Liebe zur Arbeit, Liebe zu den Eltern, zu Freunden, ja ſelbſt Liebe zur Gottheit geht durch den Weg der Sinnlichkeit in ſeine Seele. „Die allein iſt die Sonne, wie Garve an einem andern Ort anmerkt (c), die durch „ſich ſelbſt leuchtet und wärmt, alle übrigen Gegenſtände ſind „dunkel und kalt, aber ſie können auch erleuchtet und erwärmt „werden, wenn ſie mit ihr in eine ſolche Verbindung treten, „daß ſie die Strahlen derſelben bekommen können." Die Güter des Geiſts erhalten beim Knaben nur durch Uebertragung einigen Werth, ſie ſind geiſtiges Mittel zu thieriſchem Zwek.

c.) **Jüngling und Mann.** Oftmalige Wiederhohlung dieſer Schlüſſe macht ſie nach und nach zur Fertigkeit, und **Uebertragung will in dem Mittel ſelbſt Schönheit gefunden haben.** Er wird gerner darauf verweilen, ohne zu wiſſen warum? Er wird unvermerkt hingezogen werden darüber zu denken. Izt können ſchon die Strahlen der geiſtigen Schönheit ſelbſt ſeine offene Seele rühren; das Gefühl ſeiner Kraftäuſſerung ergözt ihn, und flößt ihm Neigung zu dem Gegenſtand ein, der bisher nur Mittel war, der erſte Zwek iſt vergeſſen.

(b) Anmerkungen zu Ferguſons Moralphiloſophie, S. 319.

(c) Eben daſelbſt, S. 393.

geſſen. Aufklärung und Ideenbereicherung deken ihm zulezt die ganze Würde geiſtiger Vergnügungen auf — Das Mittel iſt höchſter Zwek worden.

Diß lehrt mehr oder weniger die Individualgeſchichte jedes Menſchen, der nur einige Bildung hat, und einen beſſern Weg konnte wohl die Weisheit nicht wählen, den Menſchen zu führen, wird nicht auch izt noch der Pöbel gegängelt wie unſer Knabe? Und hat uns nicht der Prophet aus Medina ein auffallend deutliches Beiſpiel zurükgelaſſen, wie man den rohen Sinn der Sarazenen im Zügel halten ſollte?

† Hierüber kann nichts vortreflichers geſagt werden, als was Garve in ſeinen Anmerkungen zu dem Kapitel über die natürlichen Triebe in Fergusons Moralphiloſophie auf folgende Art entwikelt hat: „Der Trieb der Erhaltung, und der Reiz der ſinnlichen Luſt, ſezt zuerſt den Menſchen wie das Thier, in Thätigkeit; er lernt die Dinge andrer Menſchen und ſeine Handlungen gegen ſie erſtlich dadurch ſchäzen, weil ſie ihm Vergnügen verſchaffen. So wie ſich die Anzahl der Dinge erweitert, deren Wirkungen er erfährt, ſo breiten ſich ſeine Begierden aus; ſo wie ſich der Weg verlängert, auf welchem er zu dieſen Wirkungen gelangt, ſo werden ſeine Begierden künſtlicher. Hier iſt die erſte Grenzſcheidung zwiſchen Menſch und Thier, und hier findet ſich ſelbſt ein Unterſchied zwiſchen einer Thierart und der andern. Bei wenig Thieren folgt die Handlung des Freſſens unmittelbar auf die Begierde des Hungers; die Hize der Jagd, oder der Fleiß des Sammelns geht vorher. Aber bei keinem Thiere erfolgt die Befriedigung der Begierde ſo ſpät auf die Anſtalten, die es zu dieſem Ende macht, als bei dem Menſchen; bei keinem wird die Beſtrebung des Thiers durch eine ſo lange Kette von Mitteln und Abſichten fortgeführt, ehe ſie bis an dieſes lezte Glied gelangt. Wie weit ſind die Arbeiten des Handwerksmannes oder des Akerbauers, wenn ſie gleich alle auf nichts weiter abzielen, als ihm Brod oder ein

„Kleid

„Kleid zu verſchaffen, doch von dieſem Ziele entfernt? Aber das iſt noch nicht alles. Wenn die Mittel der Erhaltung für den Menſchen, durch Errichtung der Geſellſchaft, reichlicher werden; wenn er Ueberfluß für ſich findet, zu deſſen Herbeiſchaffung er nicht ſeine ganze Zeit und Kräfte braucht; wenn er zugleich durch die Mittheilung der Ideen aufgeklährt wird: dann fängt er an, einen Endzwek ſeiner Handlung in ſich ſelbſt zu finden; denn bemerkt er, daß, wenn er auch völlig ſatt, bekleidet, unter einem guten Dach, mit allem Hausgeräthe verſehen iſt: doch noch für ihn etwas zu thun übrig bleibe. — Er geht noch einen Schritt weiter; er wird gewahr, das in dieſen Handlungen ſelbſt, wordurch der Menſch ſich Nahrung und Bequemlichkeit verſchaft hat, in ſo fern ſie aus gewiſſen Kräften eines Geiſtes entſtehen, in ſo fern ſie dieſe Kräfte üben, ein höheres Gut liege, als in den äuſſern Endzweken ſelbſt, die durch ſie erreicht werden. Von dieſem Augenblik an, arbeitet er zwar in Geſellſchaft mit dem übrigen menſchlichen Geſchlecht, und mit dem Reich aller lebendigen Weſen, dazu, ſich zu erhalten, und ſich und ſeinen Freunden die Hülfsmittel des phyſiſchen Lebens zu verſchaffen; — denn was wollte er anders thun? welche andere Sphäre von Thätigkeit könnte er ſich ſchaffen, wenn er aus dieſer herausgienge? Aber er weiß nun, daß die Natur nicht ſo wohl dieſe vielen Triebe im Menſchen erwekt hat, um ihm jene Bequemlichkeiten zu gewähren: als ihm vielmehr den Reiz jener Vergnügen und Vortheile aufſtelle, um dieſe Triebe in Bewegung zu ſezen; um einem denkenden Weſen Materie zu Vorſtellungen, einem empfindlichen Geiſte Stoff zu Empfindungen, einem wohlwollenden Geiſte Mittel der Gutthätigkeit, einem thätigen Gelegenheit zu Beſchäftigungen zu geben. — Dann nimmt jede Sache, lebloſe und lebendige, eine andere Geſtalt für ihn an. Die Gegenſtände und Veränderungen wurden zuerſt von ihm nur angeſehen, in ſo fern ſie ihm nur Vergnügen oder Verdruß machen; jezo, in ſo fern ſie Handlungen und Aeuſſerungen ſeiner Vollkommenheit veranlaſſen. In jener Betrachtung ſind die Vorfälle bald gut, bald böſe; in dieſer ſind ſie alle auf gleiche Weiſe

„gut. Dann es iſt keiner, wo nicht die Ausübung einer Tugend oder die
„Beſchäftigung einer beſondern Fähigkeit möglich wäre. — Zuerſt liebte
„er die Menſchen, weil er glaubte, daß ſie ihm nuzen können; izo liebt
„ſie noch mehr, weil er das Wohlwollen für den Zuſtand eines vollkommenen
„Geiſtes hält.“

§. 11.

Aus der Geſchichte des Menſchengeſchlechts.

Nun noch ein gewagterer Blik über die Univerſalgeſchichte des ganzen menſchlichen Geſchlechts — von ſeiner Wiege an bis zu ſeinem männlichen Alter — und die Wahrheit des bisher geſagten wird in ihrem volleſten Lichte ſtehen.

Hunger und Blöſſe haben den Menſchen zuerſt zum Jäger, Fiſcher, Viehirten, Akermann und Baumeiſter gemacht. Wolluſt ſtiftete Familien, und Wehrloſigkeit der Einzelnen zog Horden zuſammen. Hier ſchon die erſten Wurzeln der geſelligen Pflichten. Bald mußte der anwachſenden Menſchenmenge der Aker zu arm werden, der Hunger zerſtreute ſie in ferne Klimate und Lande, die dem forſchenden Bedürfniß ihre Produkte enthüllten, und ſie neue Raffinements ſie zu bearbeiten, und ihrem ſchädlichen Einfluß zu begegnen lehrten. Dieſe einzelne Erfahrungen giengen durch Tradition vom Großvater zum Ukenkel über, und wurden erweitert. Man lernte die Kräfte der Natur wider ſie ſelbſt benuzen, man brachte ſie in neue Verhältniſſe, und erfand — hier ſchon die erſte Wurzeln der einfachen und heilſamen Künſte. Zwar immer nur Kunſt und Erfindung für das Wohl des Thieres, aber doch Uebung der Kraft, doch Gewinn an Kenntniß, und — an eben dem Feuer, woran der rohe Naturmenſch ſeine Fiſche bratete, ſpäte nachher Börhaave in die Miſchungen der Körper; Aus eben dem Meſſer, mit dem der Wil-

de

de ſein Wildpret zerlegte, erfand Lionet dasjenige, womit er die Nerven der Inſekten aufdekte; mit eben dem Zirkel, mit dem man anfangs nur Hufen maß, mißt Newton Himmel und Erde. So zwang der Körper den Geiſt auf die Erſcheinungen um ihn her zu achten, ſo machte er ihm die Welt intereſſant und wichtig, weil er ſie ihm unentbehrlich machte. Der Drang einer innern thätigen Natur, verbunden mit der Dürftigkeit der mütterlichen Gegend lehrte unſere Stammväter kühner denken, und erfand ihnen ein Hauß, worinn ſie im Geleit der Geſtirne auf Flüſſen und Ozeanen ſicher dahinglitten, und neuen Zonen entgegenſchiften.—

Fluctibus ignotis inſultavere carinæ.

Hier wiederum neue Produkten, neue Gefahren, neue Bedürfniſſe, neue Anſtrengungen des Geiſtes. Die Kolliſion der thieriſchen Triebe ſtößt Horden wider Horden, ſchmidet das rohe Erzt zum Schwerdt, zeugt Abentheurer, Helden und Deſpoten. Städte werden beveſtiget, Staaten errichtet, mit den Staaten entſtehen bürgerliche Pflichten und Rechte, Künſte, Ziffern, Geſezbücher, ſchlaue Prieſter — und Götter.

Und nun die Bedürfniſſe ausgeartet in Luxus — welch unermeßliches Feld eröfnet ſich unſerm Auge! Izt werden die Adern der Erde durchwühlt, izt wird der Grund des Meeres betreten, Handel und Wandel blühen —

Latet ſub claſſibus æquor.

Der Oſt wird in Weſt, der Weſt in Oſt bewundert, die Geburten des Auslands gewöhnen ſich unter künſtlichen Himmeln, und die Gartenkunſt bringt die Produkte von drei Welttheilen in einem Garten zuſammen. Künſtler lernen der Natur ihre Werke ab, Töne ſchmelzen die Wilde, Schönheit und Harmonie veredlen Sitten und Geſchmak, und die Kunſt geleitet zu Wiſſenſchaft und Tugend hinüber. „Der Menſch, ſagt Schlözer (d), dieſer mächtige Untergott „räumt Felſen aus der Bahn, gräbt Seen ab, und pflüget, wo „man ſonſten ſchifte: Durch Kanäle trennt er Welttheile und Pro„vinzen voneinander, leitet Ströhme zuſammen, und führet ſie in „Sandwüſten hin, die er darburch in lachende Fluren verwandelt; „Er plündert dreien Welttheilen ihre Produkte ab, und verſezt ſie „in den vierten. Selbſt Klima, Luft und Witterung gehorchen ſei„ner Macht. Indem er Wälder ausreutet und Sümpfe austrok„net, ſo wird ein heiterer Himmel über ihm, Näſſe und Nebel ver„lieren ſich, die Winter werden ſanfter und kürzer, die Flüſſe frie„ren nicht mehr zu.“— Und der Geiſt verfeinert ſich mit dem feinern Klima.

Der Staat beſchäftiget den Bürger für die Bedürfniſſe und Bequemlichkeiten des Lebens. Arbeitſamkeit gibt dem Staat Sicherheit und Ruhe von auſſen und innen, die dem Denker und Künſtler jene fruchtbare Muße gewährt, wordurch das Zeitalter des Auguſts zum goldenen Alter geworden. Izt nehmen die Künſte einen kühneren ungehinderten Schwung, izt gewinnen die Wiſſenſchaften ein reines geläutertes Licht, Naturgeſchichte und Phyſik ſtürzen den Aberglauben, die Geſchichte reicht den Spiegel der Vorwelt, und die Philoſophie lacht über die Thorheit der Menſchen. Wie aber nun der Luxus in Weichlichkeit und Schwelgerei ausgeartet, in den Gebeinen der Menſchen zu toben anfängt, und Seuchen ausbrütet, und die Atmosphäre verpeſtet, da eilt der bedrängte Menſch von einem Reich der Natur zum andern, die lindernden Mittel auszuſpähen, da findet er die göttliche Rinde der China, da gräbt er aus den Eingeweiden der Berge den mächtigwirkenden Merkur, und preßt den koſtbaren Saft aus dem orientaliſchen Mohn. Die verhohlenſten Winkel

---

(d) Siehe Schlözers Vorſtellung ſeiner Univerſalhiſtorie §. 6.

Winkel der Natur werden durchſucht, die Scheidekunſt zertrümmert die Produkte in ihre lezte Elemente, und ſchaft ſich eigene Welten, Goldmacher bereichern die Naturgeſchichte, der mikroſkopiſche Blik eines Schwammerdamms ertappt die Natur bei ihren geheimſten Prozeſſen. Der Menſch geht noch weiter. Noth und Neugierde überſpringen die Schranken des Aberglaubens, er ergreift muthig das Meſſer — und hat das gröſte Meiſterſtük der Natur, den Menſchen entdekt. So mußte das ſchlimmſte das gröſte erreichen helfen, ſo mußte uns Krankheit und Tod drängen zum γνωϑι σεαυτον. Die Peſt bildete unſere Hippokrate und Sydenhame, wie der Krieg Generale gebar, und der einreiſſenden Luſtſeuche haben wir eine totale Reformation des mediciniſchen Geſchmaks zu verdanken.

Wir wollten den rechtmäßigen Genuß der Sinnlichkeit auf die Vollkommenheit der Seele zurükführen, und wie wunderbar drehte ſich der Stof unter unſern Händen! Wir fanden, daß auch ihr Uebermaaß, ihr Mißbrauch im Ganzen die Realitäten der Menſchheit befördert hat. Die Verirrungen vom erſten Zweke der Natur, Kaufleute, Eroberer und Luxus haben unſtreitig die Schritte dahin unendlich beſchleunigt, die eine einfachere Lebensart regelmäßiger wohl, aber auch langſam genug würde gemacht haben. Man halte die alte Welt gegen die neue! dort waren die Begierden einfach, und ihre Befriedigung leicht. Aber wie abſcheulich wurde auch über die Natur und ihre Geſeze geurtheilt? Jzt iſt ſie durch tauſend Krümmungen erſchwehrt, aber welch volles Licht hat ſich über alle Begriffe verbreitet!

Noch einmal alſo: der Menſch mußte Thier ſeyn, eh er wußte daß er ein Geiſt war, er mußte am Staube kriechen, eh er den Newtoniſchen Flug durchs Univerſum wagte. Der Körper alſo der erſte Sporn zur Thätigkeit; Sinnlichkeit die erſte Leiter zur Vollkommenheit.

Thieriſche Empfindungen begleiten die geiſtigen.

§. 12.

Geſez.

Der Verſtand des Menſchen iſt äuſſerſt beſchränkt, und darum müſſen es auch nothwendig alle Empfindungen ſeyn, die aus ſeiner Thätigkeit reſultiren. Dieſen alſo einen gröſſeren Schwung zu geben, und den Willen mit gedoppelter Kraft zum Vollkommenen hinzuziehen, und vom Uebel zurük zu reiſſen, wurden beide Naturen, geiſtige und thieriſche alſo eng in einander verſchlungen, daß ihre Modifikationen ſich wechſelsweiſe mittheilen und verſtärken. Daraus erwächſt nun ein Fundamentalgeſez der gemiſchten Naturen, das in ſeine lezte Grundtheile aufgelöst, ohngefähr alſo lautet: Die Thätigkeiten des Körpers entſprechen den Thätigkeiten des Geiſtes; d. h. Jede Ueberſpannung von Geiſtesthätigkeit hat jederzeit eine Ueberſpannung gewiſſer körperlicher Aktionen zur Folge, ſo wie das Gleichgewicht der erſtern, oder die harmoniſche Thätigkeit der Geiſteskräfte mit der vollkommenſten Uebereinſtimmung der leztern vergeſellſchaftet iſt. Ferner: Trägheit der Seele macht die körperlichen Bewegungen träg, Nichtthätigkeit der Seele hebt ſie gar auf. Da nun Vollkommenheit jederzeit mit Luſt, Unvollkommenheit mit Unluſt verbunden iſt; ſo kann man dieſes Geſez auch alſo ausdruken: Geiſtige Luſt hat jederzeit eine thieriſche Luſt, geiſtige Unluſt jederzeit eine thieriſche Unluſt zur Begleiterin.

§. 13.

§. 13.

Geiſtiges Vergnügen befördert das Wohl der Maſchine.

Alſo eine Empfindung, die das ganze Seelenweſen einnimmt, erſchüttert in eben dem Grade den ganzen Bau des organiſchen Körpers. Herz, Adern und Blut, Muskelfaſern und Nerven, von jenen mächtigen wichtigen, die dem Herzen den lebendigen Schwung der Bewegung geben bis hinaus zu jenen unbedeutenden geringen, die die Härchen der Haut ſpannen, nehmen daran Theil. Alles geräth in heftigere Bewegung. War die Empfindung angenehm, ſo werden alle jene Theile einen höhern Grad harmoniſcher Thätigkeit haben, das Herz wird frei, lebhaft und gleichförmig ſchlagen, das Blut wird ungehemmt, mild, oder feurig raſch, je nachdem der Affekt von der ſanften oder heftigen Art iſt, durch die weichen Kanäle flieſſen, Koktion, Sekretion und Exkretion wird frei und ungehindert von ſtatten gehen, die reizbaren Faſern werden im milden Dampfbad geſchmeidig ſpielen, ſo Reizbarkeit als Empfindlichkeit wird durchaus erhöht ſeyn. Darum iſt der Zuſtand der gröſten augenbliklichen Seelenluſt augenbliklich auch der Zuſtand des gröſten körperlichen Wohls.

So viel dieſer Partialthätigkeiten ſind, (und iſt nicht jeder Puls das Reſultat von vielleicht tauſenden) ſo viel dunkle Senſationen werden ſich zumal vor die Seele drängen, wovon jede Vollkommenheit anzeigt. Aus der Verworrenheit dieſer aller bildet ſich nun die Totalempfindung der thieriſchen Harmonien, d. h. die höchſtzuſammengeſezte Empfindung von thieriſcher Luſt, die ſich an die urſprüngliche intellektuelle oder moraliſche gleichſam anreiht, und ſolche durch dieſen Zutritt unendlich vergröſſert. So iſt demnach jeder angenehme Affekt die Quelle unzähliger körperlicher Lüſte.

Dieſes beſtättigen am augenſcheinlichſten die Beiſpiele der Kranken, die die Freude kurirt hat. Man bringe einen, den das fürchterliche Heimweh bis zum Skelet verdorren gemacht hat, in ſein Vaterland zurük, er wird ſich in blühender Geſundheit verjüngen. Man trete in die Gefangenhäuſer, wo Unglükliche ſeit zehen und zwanzig Jahren im faulen Dampf ihres Unraths wie begraben liegen, und kaum noch Kraft finden von der Stelle zu gehen, und verkündige ihnen auf einmal Erlöſung. Das einige Wort wird jugendliche Kraft durch ihre Glieder gieſſen, die erſtorbenen Augen werden Leben und Feuer funkeln. Die Seefahrer, die der Brod- und Waſſermangel auf der ungewiſſen See ſiech und elend niedergeworfen hat, werden durch das einige Wort: **Land!** das der Steuermann vom Verdek erſpäht, halbgeſund, und gewiß würde der ſehr irren, der hier den friſchen Lebensmitteln alle Wirkung zuſchreiben wollte. Der Anblik einer geliebten Perſon, nach der er lange geſchmachtet hat, hält die fliehende Seele des Agonizanten noch auf; er wird kräftiger und augenbliklich beſſer. Wahr iſt es, daß die Freude das Nervenſyſtem in lebhaftere Wirkſamkeit ſezen kann, als alle Herzſtärkungen, die man aus Apotheken hohlen mus, und ſelbſt inveterirte Stokungen in den labyrinthiſchen Gängen der Eingeweide, die weder die Rubia durchdringt, noch ſelbſt der Merkur durchreißt, durch ſie zertheilt worden ſind. Wer begreift nun nicht, daß diejenige Verfaſſung der Seele, die aus jeder Begebenheit Vergnügen zu ſchöpffen, und jeden Schmerz in die Vollkommenheit des Univerſums aufzulöſen weiſt, auch den Verrichtungen der Maſchine am zuträglichſten ſeyn muß? Und dieſe Verfaſſung iſt die Tugend.

§. 14.

Geiſtiger Schmerz untergräbt das Wohl der Maſchine.

Auf eben dieſe Weiſe erfolget das Gegentheil beim unangenehmen Affekt,

Affekt, die Ideen, die ſich beim Zornigen oder Erſchrokenen ſo intenſiv ſtark herausheben, könnte man mit eben dem Recht, als Plato die Leidenſchaften Fieber der Seele nannte, als Konvulſionen des Denkorgans betrachten. Dieſe Konvulſionen pflanzen ſich ſchnell durch den ganzen Umriß des Nervengebäudes fort, bringen die Kräfte des Lebens in jene Mißſtimmung, die ſeinen Flor zernichtet, und alle Aktionen der Maſchine aus dem Gleichgewicht bringt. Das Herz ſchlägt ungleich und ungeſtüm; das Blut wird in die Lungen gepreßt, wenn in den Extremitäten kaum ſo viel übrig bleibt, den verlornen Puls zu erhalten. Alle Prozeſſe der thieriſchen Chemie durchkreuzen einander. Die Scheidungen überſtürzen ſich, die gutartigen Säfte verirren, und wirken feindlich in fremden Gebieten, wenn zu gleicher Zeit die bösartigen, die im Unrath dahingeſchwemmt werden ſollten, in den Kern der Maſchine zurükfallen. Mit einem Wort: der Zuſtand des gröſten Seelenſchmerzens iſt zugleich der Zuſtand der gröſten körperlichen Krankheit.

Die Seele wird durch tauſend dunkle Senſationen vom drohenden Ruin ihrer Werkzeuge unterrichtet, und von einer ganzen Schmerzempfindung übergoſſen, die ſich an die urſprüngliche geiſtige anheftet, und ſolcher einen deſto ſchärfern Stachel gibt.

§. 15.

Beiſpiele.

Dieſe chroniſche Seelenſchmerzen, beſonders wenn ſie von einer ſtarken Anſtrengung des Denkens begleitet ſind, worunter ich vorzüglich denjenigen ſchleichenden Zorn, den man Indignation heißt, rechne, nagen gleichſam an den Grundfeſten des Körpers, und troknen die Säfte des Lebens aus. Dieſe Leute ſehen abgezehrt und bleich, und der innere Gram verräth ſich aus den hohlen tiefliegenden Augen. „Ich muß Leute um mich haben, die fett ſind, ſagt Cäſar, Leute mit runden Baken, und die des Nachts ſchlafen. Der Kaſſius dort hat ein hageres hungriges Geſicht; er denkt zu viel, dergleichen Leute ſind gefährlich." Furcht, Unruh, Gewiſſensangſt, Verzweiflung wirken nicht viel weniger als die hizigſten Fieber. Dem in Angſt gejagten Richard fehlt die Munterkeit, die der ſonſt hat, und er wähnt ſie mit einem Glas Wein wieder zu gewinnen. Es iſt nicht Seelenleiden allein, das ihm ſeine Munterkeit verſcheucht, es iſt eine ihm aus dem Kern der Maſchine aufgedrungene Empfindung von Unbehaglichkeit, es iſt eben diejenige Empfindung, welche die bösartigen Fieber verkündigt. Der von Freveln ſchwer gedrükte Moor, der ſonſt ſpizfindig genug war, die Empfindungen der Menſchlichkeit durch Skeletiſirung der Begriffe in nichts aufzulöſen, ſpringt eben izt bleich, athemloß, den kalten Schweiß auf ſeiner Stirne, aus einem ſchreklichen Traum auf. Alle die Bilder zukünftiger Strafgerichte, die er vielleicht in den Jahren der Kindheit eingeſaugt, und als Mann obſopirt hatte, haben den umnebelten Verſtand unter dem Traum überrumpelt. Die Senſationen ſind allzuverworren, als daß der langſamere Gang der Vernunft ſie einholen und noch einmal zerfaſern könnte. Noch kämpfet ſie mit der Phäntaſie, der Geiſt mit den Schreken des Mechanismus. — (e)

Moor. Nein, ich zittere nicht. Wars doch ledig ein Traum — Die Todten ſtehen noch nicht auf — Wer ſagt, daß ich zittere und bleich bin? Es iſt mir ja ſo leicht, ſo wohl.

Bed. Ihr ſeyd todesbleich, eure Stimme iſt bang und lallend.

Moor. Ich habe das Fieber. Ich will morgen zur Ader laſſen. Sage du nur, wenn der Prieſter kommt, ich habe das Fieber.

Bed. O, ihr ſeyd ernſtlich krank.

(e) Life of Moor. Tragedy by Krake. A, V. Sc. 1.

Moor. Ja freilich, freilich, das iſts alles; und Krankheit verſtöhret das Gehirn, und brütet tolle wunderliche Träume — Träume bedeuten nichts — Pfui, pfui der weiblichen Feigheit! — Träume kommen aus dem Bauch, und Träume bedeuten nichts — Ich hatte ſo eben einen luſtigen Traum — (Er ſinkt ohnmächtig nieder.)

Hier bringt das plözlich auffahrende Integralbild des Traums das ganze Syſtem der dunkeln Ideen in Bewegung, und rüttelt gleichſam den ganzen Grund des Denkorgans auf. Aus der Summe aller entſpringt eine ganze äuſſerſt zuſammengeſezte Schmerzempfindung, die die Seele in ihren Tiefen erſchüttert, und den ganzen Bau der Nerven per Konſenſum lähmt.

Die Schauer, die denjenigen ergreiffen, der auf eine laſterhafte That ausgeht, oder eben eine ausgeführt hat, ſind nichts anders als eben der Horror, der den Febrizitanten ſchüttelt, und welcher auch auf eingenommene widerwärtige Arzneyen empfunden wird. Die nächtliche Jaktationen derer, die von Gewiſſensbiſſen gequält werden, und die immer mit einem febriliſchen Aderſchlag begleitet ſind, ſind wahrhaftige Fieber, die der Konſens der Maſchine mit der Seele veranlaßt, und wenn Lady Makbeth im Schlaf geht, ſo iſt ſie eine phrenitiſche Delirantin. Ja ſchon der nachgemachte Affekt macht den Schauſpieler augenbliklich krank, und wenn Garrik ſeinen Lear oder Othello geſpielt hatte, ſo brachte er einige Stunden in gichteriſchen Zukungen auf dem Bette zu. Auch die Illuſion des Zuſchauers, die Sympathie mit künſtlichen Leidenſchaften, hat Schauer, Gichter und Ohnmachten gewirkt.

Iſt alſo nicht derjenige, der mit der böſen Laune geplagt iſt, und aus allen Situationen des Lebens Gift und Galle zieht; iſt nicht der Laſterhafte, der in einem ſteten chroniſchen Zorn dem Haß lebt, der Neidiſche, den jede Vollkommenheit ſeines Mitmenſchen martert, ſind nicht alle dieſe die gröſten Feinde ihrer Geſundheit? Sollte das Laſter noch nicht genug abſchrekendes haben, wenn es mit der Glükſeeligkeit auch die Geſundheit zernichtet?

§. 16.

Ausnahmen.

Aber auch der angenehme Affekt hat getödet, auch der unangenehme hat Wunderkuren gethan?— Beides lehrt die Erfahrung, ſollte das die Grenzen des aufgeſtellten Geſezes verrüken?

Die Freude tödet, wenn ſie zur Ekſtaſi hinaufſteigt, die Natur erträgt den Schwung nicht, in den in einem Moment das ganze Nervengebäude geräth; die Bewegung des Gehirns iſt nicht Harmonie mehr, ſie iſt Konvulſion; ein höchſter augenbliklicher Vigor, der aber auch gleich in den Ruin der Maſchine übergeht, weil er über die Grenzlinie der Geſundheit gewichen iſt. (denn ſchon in die Idee der Geſundheit iſt die Idee einer gewiſſen Temperatur der natürlichen Bewegungen weſentlich eingeflochten) auch die Freude der endlichen Weſen hat ihre Schranken, ſo wie der Schmerz, dieſe darf ſie nicht überſchreiten, oder ſie muß untergehn.

Was den zweiten Fall betriſt, ſo hat man viele Beiſpiele, daß ein mäßiger Grad des Zorns, der Gewalt hat, frei auszubrauſen, die langwührigſten Verſtopfungen durchriſſen, daß der Schreken, z. E. über eine Feuersbrunſt alte Gliederſchmerzen und unheilbare Lähmungen plözlich gehoben hat. — Aber auch die Dyſenterie hat Verſtopfungen der Pfortader geſchmolzen, auch die Kräze hat Melankolien und Tobſuchten geheilt — iſt die Kräze darum weniger Krankheit, oder die Ruhr darum Geſundheit?

§. 17.

§. 17.

Trägheit der Seele macht die Bewegungen der Maſchine träger.

Da die Wirkſamkeit des Geiſts während den Geſchäſten des Tags nach dem Zeugniß des Herrn von Haller den abendlichen Puls zu beſchleunigen vermag, wird ihre Trägheit ihn nicht ſchwächen, wird ihre Nichtthätigkeit ihn vielleicht nicht gar aufheben müſſen? denn obſchon die Bewegung des Bluts nicht ſo ſehr von der Seele abhängig zu ſeyn ſcheint, ſo läßt ſich doch nicht ohne allen Grund ſchlieſſen, daß das Herz, welches doch immerhin den gröſten Theil ſeiner Kraft vom Gehirn entlehnt, nothwendig, **wenn die Seele die Bewegung des Gehirns nicht mehr unterhält**, einen groſſen Kraftverluſt erleiden müſſen? — Das Phlegma führt einen trägen langſamen Puls, das Blut iſt wäſſericht und ſchleimicht, der Kreislauf durch den Unterleib leidet Noth. Die ſtupiden, die uns Muzell (f) beſchrieben hat, athmeten langſam und ſchwer, hatten weder Trieb zum Eſſen und Trinken, noch zu den natürlichen Exkretionen, der Aderſchlag war ſelten, alle Verrichtungen des Körpers waren ſchläfrig und matt. Die Erſtarrung der Seele unter dem Schreken, dem Erſtaunen u. ſ. w. wird zuweilen von einer allgemeinen Aufhebung aller phyſiſchen Thätigkeit begleitet. War die Seele die Urſache dieſes Zuſtands, oder war es der Körper, der die Seele in dieſe Erſtarrung verſezte? Aber dieſe Materie führt uns auf Spizfindigkeiten, und muß ja auch gerade hier nicht entwikelt werden.

§. 18.

Zweites Geſez.

Nun iſt das, was von Uebertragung der geiſtigen Empfindungen auf thieriſche geſagt worden, auch vom umgekehrten Fall, von Ueber-

---

(f) Muzells medizíniſche und chirurgiſche Wahrnehmungen.

Uebertragung der thieriſchen auf die geiſtige gültig. Krankheiten des Körpers, mehrentheils die natürlichen Folgen der Unmäßigkeit ſtrafen an ſich ſchon durch ſinnlichen Schmerz, aber auch hier muſte die Seele in ihrem Grundweſen angegriffen werden, daß der gedoppelte Schmerz ihr die Einſchränkung der Begierden deſto dringender einſchärfe. Eben ſo mußte zu dem ſinnlichen Wohlgefühl der körperlichen Geſundheit auch die feinere Empfindung einer geiſtigen Realverbeſſerung treten, daß der Menſch um ſo mehr geſpornet werde ſeinen Körper im guten Zuſtande zu erhalten. So iſt es alſo ein zweites Geſez der gemiſchten Naturen, daß mit der freien Thätigkeit der Organe auch ein freier Fluß der Empfindungen und Ideen, daß mit der Zerrüttung derſelbigen auch eine Zerrüttung des Denkens und Empfindens ſollte verbunden ſeyn. Alſo kürzer: daß die allgemeine Empfindung thieriſcher Harmonie die Quelle geiſtiger Luſt, und die thieriſche Unluſt die Quelle geiſtiger Unluſt ſeyn ſollte.

Man kann in dieſen verſchiedenen Rükſichten Seele und Körper nicht gar unrecht zweien gleichgeſtimmten Saiteninſtrumenten vergleichen, die neben einander geſtellt ſind. — Wenn man eine Saite auf dem einen rühret, und einen gewiſſen Ton angibt, ſo wird auf dem andern eben dieſe Saite freiwillig anſchlagen, und eben dieſen Ton nur etwas ſchwächer angeben. So wekt, Vergleichungsweiſe zu reden, die fröhliche Saite des Körpers die fröhliche in der Seele, ſo der traurige Ton des erſten den traurigen in der zweiten. Diß iſt die wunderbare und merkwürdige Sympathie, die die heterogenen Principien des Menſchen gleichſam zu Einem Weſen macht, der Menſch iſt nicht Seele und Körper, der Menſch iſt die innigſte Vermiſchung dieſer beiden Subſtanzen.

§. 19.

Die Stimmungen des Geiſts folgen den Stimmungen des Körpers.

Daher die Schwere, die Gedankenloſigkeit, das mürriſche Weſen, auf Ueberladungen des Magens, auf Exzeſſe in allen ſinnlichen Lüſten; daher die wunderthätigen Wirkungen des Weins bei denen, die ihn mit Mäßigkeit trinken. „Wenn ihr Wein getrunken habt, ſagt Bruder Martin, ſo ſeyd ihr alles doppelt, noch einmal ſo leicht denkend, noch einmal ſo leicht unternehmend, noch einmal ſo ſchnell ausführend.„ Daher die gute Laune, die Behaglichkeit bei heiterem und geſundem Wetter, die zwar einestheils auch in der Aſſoziation der Begriffe, mehrentheils aber in dem dadurch erleichterten Gang der natürlichen Aktionen ihren Grund hat. Dieſe Leute pflegen ſich gemeiniglich des Ausdruks zu bedienen: ich ſpühre, daß mir wohl iſt, und zu dieſer Zeit ſind ſie auch zu allen Arbeiten des Geiſts mehr aufgelegt, und haben ein offener Herz für die Empfindungen der menſchlichkeit, und die Ausübung moraliſcher Pflichten. Eben dieſes gilt von dem Nationalcharakter der Völker. Die Bewohner düſterer Gegenden trauren mit der ſie umgebenden Natur; der Menſch verwildert in wilden ſtürmiſchen Zonen, lacht in freundlichen Lüſten, und fühlt Sympathie in gereinigten Atmoſphären. Nur unter dem feinen griechiſchen Himmel gab es einen Homer, einen Plato und Phidias; dort nur ſtanden Muſen und Grazien auf, wenn das neblichte Lappland kaum Menſchen, ewig niemals ein Genie gebiert. Als unſer Teutſchland noch waldigt, rauh und ſumpficht war, war der Teutſche ein Jäger, roh wie das Wild, deſſen Fell er um ſeine Schultern ſchlung. So bald die Arbeitſamkeit die Geſtalt ſeines Vaterlands umänderte, fieng die Epoche ſeiner Sittlichkeit an. Ich will nicht behaupten, daß das Klima die einzige Quelle des Karakters ſey, aber gewiß muß, um ein Volk aufzuklären, eine Hauptrückſicht dahin genommen werden, ſeinen Himmel zu verfeinern.

Zerrüttungen im Körper können auch das ganze Syſtem der moraliſchen Empfindungen in Unordnung bringen, und den ſchlimmſten Leidenſchaften den Weg bahnen. Ein durch Wollüſte ruinirter Menſch wird leichter zu Extremis gebracht werden können als der, der ſeinen Körper geſund erhält. Diß eben iſt ein abſcheulicher Kunſtgrif derer, die die Jugend verderben, und jener Banditenwerber muß den Menſchen genau gekannt haben, wenn er ſagt: „Man muß Leib und Seele verderben." Katilina war ein Wollüſtling, eh er ein Mordbrenner wurde; und Doria hatte ſich gewaltig geirret, wenn er den wollüſtigen Fiesko nicht fürchten zu dörffen glaubte. Ueberhaupt beobachtet man, daß die Bösartigkeit der Seele gar oft in kranken Körpern wohnt.

In den Krankheiten iſt dieſe Sympathie noch auffallender. Alle Krankheiten von Bedeutung, diejenigen vorzüglich, die man die bösartige nennt, und die aus der Oekonomie des Unterleibs hervorgehn, kündigen ſich mehr oder weniger mit einer ſonderbaren Revolution im Karakter an. Damals, wenn ſie im Stillen noch in den verborgenen Winkeln der Maſchine ſchleichen, und die Lebenskraft der Nerven untergraben, fängt die Seele an, den Fall ihres Gefährten in dunkeln Ahndungen voraus zu empfinden. Das iſt mit ein groſſes Ingrediens zu demjenigen Zuſtand, den uns ein groſſer Arzt unter dem Namen der **Vorſchauer** (Horrores) mit Meiſterzügen geſchildert hat. Daher die Moroſität dieſer Leute, davon niemand die Urſache weißt anzugeben, die Aenderung ihrer Neigungen, der Ekel an allem, was ihnen ſonſt das liebſte war. Der

Sanft-

Sanftmüthige wird zänkiſch, der Lacher mürriſch, und der ſich vorher im Geräuſch der geſchäftigen Welt verlohr, flieht den Anblik der Menſchen, und entweicht in düſtere melankoliſche Stille. Unter dieſer heimtükiſchen Ruhe rüſtet ſich die Krankheit zum tödtlichen Ausbruch. Der allgemeine Tumult der Maſchine, wenn die Krankheit mit offener Wuth hervorbricht, gibt uns den redendſten Beweis von der erſtaunlichen Abhängigkeit der Seele vom Körper an die Hand. Die aus tauſend Schmerzgefühlen zuſammengeronnene Empfindung des allgemeinen Umſturzes der Organe richtet im Syſtem ihrer geiſtigen Empfindungen eine fürchterliche Zerrüttung an. Die ſchröklichſte Ideen leben wieder auf. Der Böſewicht, den nichts gerührt hat, unterligt der Uebermacht thieriſcher Schreken. Der ſterbende Wincheſter heult in wüthender Verzweiflung. Die Seele ſcheint mit Fleiß nach allem zu haſchen, was ſie in noch tiefere Verfinſterung ſtürzt, und vor allen Troſtgründen mit raſendem Widerwillen zurükzuſchaudern. Der Ton der unangenehmen Empfindung iſt herrſchend, und wie dieſer tiefe Schmerz der Seele aus den Zerrüttungen der Maſchine entſprungen iſt, ſo hilft er rükwärts dieſe Zerrüttungen heftiger und allgemeiner machen.

§. 20.

Einſchränkung des Vorigen.

Aber man hat tägliche Beiſpiele von Kranken, die ſich voll Muth über die Leiden des Körpers erheben, von Sterbenden, die mitten in den Bedrängniſſen der kämpfenden Maſchine fragen: **wo iſt dein Stachel, Tod?** Sollte die Weisheit, dörfte man einwenden, nicht vermögend ſeyn, wider die blinden Schreken des Organismus zu wafnen? Sollte, was noch mehr iſt als Weisheit, ſollte die **Religion** ihre Freunde ſo wenig gegen die Anfechtungen des Staubes beſchüzen können? Oder, welches eben ſo viel heiſſt, kommt es nicht auch auf den vorhergehenden Zuſtand der Seele an, wie ſie die Alterationen der Lebensbewegungen aufnimmt?

Dieſes nun iſt eine unläugbare Wahrheit. Philoſophie und noch weit mehr ein muthiger und durch die Religion erhobener Sinn ſind fähig den Einfluß der thieriſchen Senſationen, die das Gemüth des Kranken beſtürmen, durchaus zu ſchwächen, und die Seele gleichſam aus aller Kohärenz mit der Materie zu reiſſen. Der Gedanke an die Gottheit, die, wie durchs Univerſum, ſo auch im Tode webet, die Harmonie des vergangenen Lebens, und die Vorgefühle einer ewig glüklichen Zukunft breiten ein volles Licht über alle ihre Begriffe, wenn die Seele des Thoren und Unglaubigen von allen jenen dunkeln Fühlungen des Mechaniſmus umnachtet wird. Wenn auch unwillkührliche Schmerzen dem Chriſten und Weiſen ſich aufdrängen, (dann iſt er weniger Menſch?) ſo wird er ſelbſt das Gefühl ſeiner zerfallenden Maſchine in Wolluſt auflöſen. —

The Soul, ſecourd in her exiſtence, ſmiles
At the drawn dagger, and defies its point,
The ſtars ſhall fade away, the ſun himſelf
Grow dim with age, and nature ſink in years,
But thou ſhalt flouriſh in immortal youth,
Unhurt amidſt the war of Elements
The wrek of Matter, and the Cruſh of worlds.

Eben dieſe ungewöhnliche Heiterkeit der tödtlich Kranken hat mehrmalen auch eine phyſiſche Urſach zum Grunde, und iſt äuſſerſt wichtig für den praktiſchen Arzt. Man findet ſie oft in Geſellſchaft der tödtlichſten Zeichen des Hippokrates, und ohne ſie aus irgend einer vorgängigen Kriſis begreiffen zu können; dieſe Heiterkeit iſt bösartig.

artig. Die Nerven, welche während der Höhe des Fiebers auf das ſchärſte waren angefochten worden, haben izt ihre Empfindlichkeit verlohren, die entzündeten Theile, weiß man wohl, hören auf zu ſchmerzen, ſobald ſie brandig werden, aber es wäre ein unglüklicher Gedanke, ſich Glük zu wünſchen, daß die Entzündungsperiode nunmehro überſtanden ſey. Der Reiz weicht von den todten Nerven zurük, und eine tödtliche Indolenz lügt baldige Geneſung. Die Seele befindet ſich in der Illuſion einer angenehmen Empfindung, weil ſie einer lang anhaltenden ſchmerzhaften los iſt. Sie iſt ſchmerzenfrei, nicht weil der Ton ihrer Werkzeuge wiederhergeſtellt iſt, ſondern weil ſie den Mißton nicht mehr empfindet. Die Sympathie hört auf, ſo bald der Zuſammenhang wegfällt.

§. 21.

Weitere Ausſichten in den Zuſammenhang.

Wenn ich nun erſt tiefer hineingehn — wenn ich vom Wahnſinn ſelbſt, vom Schlummer, vom Stupor, von der fallenden Sucht und der Katalepſis u. ſ. f. ſprechen dürfte, wo der freie und vernünftige Geiſt dem Deſpotismus des Unterleibs unterworfen wird, wenn ich mich überhaupt in das groſſe Feld der Hyſterie und Hypochondrie ausbreiten dürfte, wenn es mir erlaubt wäre von Temperamenten, Idioſynkraſien und Konſenſus zu reden, welches für Aerzte und Philoſophen ein Abgrund iſt, — mit einem Wort: wenn ich die Wahrheit des bisherigen von dem Krankenbett aus beweiſen wollte, welches immerhin eine Hauptſchule des Pſychologen iſt, ſo würde mein Stof ſich ins Unendliche dehnen. Genug, deucht es mich, iſt es nunmehr bewieſen, daß die thieriſche Natur mit der geiſtigen ſich durchaus vermiſchet, und daß dieſe Vermiſchung Vollkommenheit iſt.

Körperliche Phänomene verrathen die Bewegungen des Geiſts.

§. 22.

Phyſiognomik der Empfindungen.

Eben dieſe innige Korreſpondenz der beiden Naturen ſtüzt auch die ganze Lehre der Phyſiognomik. Durch eben dieſen Nervenzuſammenhang, welcher, wie wir hören, bei der Mittheilung der Empfindungen zum Grunde ligt, werden die geheimſten Rührungen der Seele auf der Auſſenſeite des Körpers geoffenbahrt, und die Leidenſchaft dringt ſelbſt durch den Schleier des Heuchlers. Jeder Affekt hat ſeine ſpecifiken Aeuſſerungen, und ſo zu ſagen, ſeinen eigenthümlichen Dialekt, an dem man ihn kennt. Und zwar iſt diß ein bewundernswürdiges Geſez der Weisheit, daß jeder edle und wohlwollende den Körper verſchönert, den der niederträchtige und gehäßige in viehiſche Formen zerreißt. Je mehr ſich der Geiſt vom Ebenbild der Gottheit entfernet, deſto näher ſcheint auch die äuſſere Bildung dem Viehe zu kommen, und immer demjenigen am nächſten, das dieſen Haupthang mit ihm gemein hat. So ladet das ſanfte Auſſenbild des Menſchenfreunds den Hülfsbedürftigen ein, wenn der trozige Blik des Zornigen jeden zurükſcheucht. Diß iſt der unentbehrlichſte Leitfaden im geſellſchaftlichen Leben. Es iſt merkwürdig, wie viel Aehnlichkeit die körperlichen Erſcheinungen mit den Affekten haben. Heldenmuth und Unerſchrokenheit ſtröhmen Leben und Kraft durch Adern und Muskeln, Funken ſprühen aus den Augen, die Bruſt ſteigt, alle Glieder rüſten ſich gleichſam zum Streit, der Menſch hat das Anſehen des Roſſes. Schreken und Furcht erlöſchen das Feuer der Augen, die Glieder ſinken kraftlos und ſchwer, das Mark ſcheint in den Knochen erfroren zu ſeyn, das Blut fällt dem Herzen zur Laſt, allge-

allgemeine Ohnmacht lähmt die Inſtrumente des Lebens. Ein groſſer kühner erhabener Gedanke zwingt uns auf die Zähen zu ſtehen, das Haupt empor zu richten, Naſe und Mund weit aufzuſperren. Das Gefühl der Unendlichkeit, die Ausſicht in einen weiten offenen Horizont, das Meer und dergleichen dehnt unſere Arme aus, wir wollen ins Unendliche ausflieſſen. Mit Bergen wollen wir gen Himmel wachſen, auf Stürmen und Wellen dahinbrauſen; gähe Abgründe ſtürzen uns ſchwindelnd hinunter; der Haß äußert ſich im Körper gleichſam durch eine zurükſtoſſende Kraft, wenn im Gegentheil ſelbſt unſer Körper durch jeden Händedruk, jede Umarmung in den Körper des Freundes übergehen will, gleichwie die Seelen harmoniſch ſich miſchen; der Stolz richtet den Körper auf, ſo wie die Seele ſteigt; Kleinmuth ſenket das Haupt, die Glieder hangen; knechtiſche Furcht ſpricht aus dem kriechenden Gang; die Idee des Schmerzens verzehret unſer Geſicht, wenn wollüſtige Vorſtellungen eine Grazie über den ganzen Körper verbreiten; ſo hat ferner der Zorn die ſtärkſten Bande zerriſſen, und die Noth beinahe die Unmöglichkeit überwunden. — Durch was für eine Mechanik, möcht ich nun fragen, geſchicht es, daß gerade dieſe Bewegungen auf dieſe Empfindungen erfolgen, gerade dieſe Organe bei dieſen Affekten intereſſirt werden? Iſt diß nicht eben ſo viel, als wollt ich wiſſen, warum gerade eine ſolche Verlezung der Bandhaut die untere Kinnlade erſtarren mache?

Wird der Affekt, der dieſe Bewegungen der Maſchine ſympathetiſch erwekte, öfters erneuert, wird dieſe Empfindungsart der Seele habituell, ſo werden es auch dieſe Bewegungen dem Körper. Wird der zur Fertigkeit gewordene Affekt **daurender Karakter**, ſo werden auch dieſe konſenſuellen Züge der Maſchine tiefer eingegraben, ſie bleiben, wenn ich das Wort von dem Pathologen entlehnen darf, **devteropathiſch** zurük, und werden endlich organiſch. So formirt ſich endlich die feſte perennirende Phyſiognomie des Menſchen, daß es beinahe leichter iſt, die Seele nachher noch umzuändern als die Bildung. In dieſem Verſtande alſo kann man ſagen, die Seele bildet den Körper, ohne ein Stahlianer zu ſeyn, und die erſten Jugendjahre beſtimmen vielleicht die Geſichtszüge des Menſchen durch ſein ganzes Leben, ſo wie ſie überhaupt die Grundlage ſeines moraliſchen Karakters ſind. Eine unthätige und ſchwache Seele, die niemal in Leidenſchaften überwallt, hat gar keine Phyſiognomie, wenn nicht eben der Mangel derſelben die Phyſiognomie der Simpel iſt. Die Grundzüge, die die Natur ihnen anerſchuf, und die Nutrition vollendete, dauren unangetaſtet fort. Das Geſicht iſt glatt, denn keine Seele hat darauf geſpielt. Die Augbraunen behalten einen vollkommenen Bogen, denn kein wilder Affekt hat ſie zerriſſen. Die ganze Bildung behält eine Ründe, denn das Fett hat Ruhe in ſeinen Zellen; das Geſicht iſt regelmäßig, vielleicht auch ſo gar ſchön, aber ich bedaure die Seele.

Eine Phyſiognomik organiſcher Theile, z. E. der Figur und Gröſſe der Naſe, der Augen, des Mundes, der Ohren u. ſ. w. der Farbe der Haare, der Höhe des Halſes u. ſ. ſ. iſt vielleicht nicht unmöglich, dörfte aber wohl ſo bald nicht erſcheinen, ~~wenn auch Lava~~ter noch durch zehen Quartbände ſchwärmen ſollte. Wer die launichten Spiele der Natur, die Bildungen, mit denen ſie ſtiefmütterlich beſtraft, und mütterlich beſchenkt hat, unter Klaſſen bringen wollte, würde mehr wagen, als Linné, und dürfte ſich ſehr in Acht nehmen, daß er über der ungeheuren kurzweiligen Mannigfaltigkeit der ihm vorkommenden Originale nicht ſelbſt eines werde.

† Noch eine Art von Sympathie verdient bemerkt zu werden, indem ſie in der Phyſiologie von groſſer Erheblichkeit iſt; ich meine die Sympathie gewiſſer Empfindungen mit den Organen, aus denen ſie kamen. Ein gewiſſer Krampf des Magens erregte in uns die Empfindung von Ekel; die Reproduktion dieſer Empfindung bringt rükwärts dieſen Krampf hervor. Wie geſchieht das?

Auch der Nachlaß der thieriſchen Natur iſt eine Quelle von Vollkommenheit.

§. 23.

Scheint ſie zu hindern.

Noch kann man ſagen, wenn auch der thieriſche Theil des Menſchen ihm alle die groſſen Vortheile gewährt, von denen bisher geſprochen worden, ſo bleibt er doch immer noch in einer andern Rukſicht verwerflich. Nemlich die Seele iſt alſo ſklaviſch an die Thätigkeit ihrer Werkzeuge gefeſſelt, daß die periodiſche Abſpannung dieſer leztern ihr eine thatenloſe Pauſe vorſchreibt, und ſie gleichſam periodiſch vernichtet. Ich meine den Schlaf, der wie man nicht läugnen kann, uns wenigſtens den dritten Theil unſers Daſeyns raubt. Ferner iſt unſere Denkkraft von den Geſezen der Maſchine äuſſerſt abhängig, daß der Nachlaß dieſer leztern dem Gang der Gedanken plözliches Halt auferlegt, wenn wir eben auf dem geraden offenen Pfade zur Wahrheit begriffen ſind. Der Verſtand darf kaum ein wenig auf einer Idee gehaftet haben, ſo verſagt ihm die träge Materie; die Saiten des Denkorganes erſchlaffen, wenn ſie kaum ein wenig angeſtrengt worden; der Körper verläßt uns, wo wir ſein am meiſten bedürffen. Welch erſtaunliche Schritte, dörfte man einwenden, würde der Menſch in Bearbeitung ſeiner Fähigkeiten machen, wenn er in einem Zuſtand ununterbrochener Intenſität fortdenken könnte? Wie würde er jede Idee in ihre lezte Elemente zerfaſern, wie würde er jede Erſcheinung bis zu ihren verbohlenſten Quellen verfolgen, wenn er ſie unaufhörlich vor ſeiner Seele feſt halten könnte? — Aber es iſt nun einmal nicht ſo, warum iſt es nicht ſo?

§. 24.

Nothwendigkeit des Nachlaſſes.

Folgendes wird uns auf die Spur der Wahrheit leiten.

1.) Die angenehme Empfindung war nothwendig den Menſchen zur Vollkommenheit zu führen, und er iſt ja nur darum vollkommen, daß er angenehm empfinde.

2.) Die Natur eines endlichen Weſens macht die unangenehme Empfindung unvermeidlich. Das Uebel exulirt nicht aus der beſten Welt, und die Weltweiſen wollen ja darinn Vollkommenheit finden.

3.) Die Natur eines gemiſchten Weſens bringt ſie nothwendig mit ſich, weil ſie gröſtentheils darauf ruhet.

Alſo: Schmerz und Luſt ſind nothwendig.

Schwerer ſcheint es, aber es iſt dennoch nicht wahr, —

4.) Jeder Schmerz wächſt ſeiner Natur nach, ſo wie jede Luſt, ins Unendliche.

5.) Jeder Schmerz und jede Luſt eines gemiſchten Weſens zielt auf ſeine Auflöſung.

§. 25.

Erklährung.

Nemlich, das will ſo viel ſagen: Es iſt ein bekanntes Geſez der Ideenverbindung, daß eine jede Empfindung, welcher Art ſie auch immer ſeye, alſo gleich eine andere ihrer Art ergreiffe, und ſich durch dieſen Zuwachs vergröſſere. Je gröſſer und vielfältiger ſie wird, deſto mehr gleichartige wekt ſie nach allen Direktionen des Denkorgans auf, bis ſie nach und nach allgemein herrſchend wird, und die ganze Fläche der Seele einnimmt. So wächst demnach jede Empfindung durch ſich ſelbſt; jeder gegenwärtige Zuſtand des Empfindungsvermögens enthält den Grund eines nachfolgenden ähnlichen heftigern. Diß iſt an ſich klar. Nun iſt, wie wir wiſſen, jede geiſtige Empfindung mit einer ähnlichen thieriſchen vergeſellſchaftet, d.i. mit andern Worten: jede iſt mit mehr oder wenigern Nervenbewegungen verknüpft, die ſich nach dem Grad ihrer Stärke und Ausbreitung richten. Alſo: ſo wie die geiſtigen Empfindungen wachſen, müſſen auch die Bewegungen im Nervenſyſtem zunehmen. Diß iſt nicht minder deutlich. Aber nun lehrt uns die Pathologie, daß kein Nerve jemals allein leide, und ſagen: Hie iſt Uebermaaß von Kraft, eben ſo viel heiſſe als, dort iſt Mangel der Kraft. Alſo wächst zugleich noch jede Nervenbewegung durch ſich ſelbſt. Ferner iſt oben geſagt worden, daß die Bewegungen des Nervenſyſtems auf die Seele zurükwirken, und die geiſtigen Empfindungen verſtärken; die verſtärkte Empfindungen des Geiſts vermehren und verſtärken wiederum die Bewegungen der Nerven. Alſo iſt hier ein Zirkel und die Empfindung muß ſtets wachſen, und die Nervenbewegungen müſſen in jedem Moment allgemeiner und heftiger werden. Nun wiſſen wir, daß die Bewegungen der Maſchine, welche die Empfindung des Schmerzens verurſachen, dem harmoniſchen Ton zuwiderlauffen, durch den ſie erhalten wird, das heißt, daß ſie Krankheit ſind. Aber Krankheit kann nicht ins Unendliche wachſen, alſo endigen ſie ſich mit der totalen Deſtruktion der Maſchine. In Abſicht auf den Schmerz iſt es alſo erwieſen, daß er auf den Tod des Subjekts abzielt.

Aber die Bewegungen der Nerven unter dem Zuſtand des angenehmen Affekts ſind ja ſo harmoniſch, der Fortdauer der Maſchine ſo günſtig; der Zuſtand der gröſten Seelenluſt iſt ja der Zuſtand des gröſten körperlichen Wohls;— ſollte nicht vielmehr umgekehrt der angenehme Affekt den Flor des Körpers ins Unendliche verlängern? — dieſer Schluß iſt ſehr übereilt. In einem gewiſſen Grade der Moderation ſind dieſe Nervenbewegungen heilſam und wirklich Geſundheit. Wachſen ſie über dieſen Grad hinaus, ſo können ſie wohl höchſte Aktivität, höchſte augenblikliche Vollkommenheit ſeyn, aber dann ſind ſie Exzeß der Geſundheit, dann ſind ſie nicht mehr Geſundheit. Nur diejenige gute Beſchaffenheit der natürlichen Aktionen heiſſen wir Geſundheit, in denen der Grund zukünftiger ähnlicher ligt, d. h. die die Vollkommenheit der darauf folgenden Aktionen beveſtigen; alſo gehört die Beſtimmung des Fortdaurenden weſentlich mit in den Begrif der Geſundheit. So hat z. E. der Körper des entkräftetſten Wollüſtlings im Momente der Ausſchweiffung ſeine höchſte Harmonie erreicht, aber ſie iſt nur augenbliklich, und ein deſto tieferer Nachlaß lehrt zur Genüge, daß Ueberſpannung nicht Geſundheit war. So kann man denn mit Recht behaupten, daß der übertriebene Vigor der phyſiſchen Aktionen den Tod ſo ſehr beſchleunigt als die höchſte Disharmonie oder die heftigſte Krankheit. Und alſo reiſſen uns beide, Schmerz und Vergnügen, einem unvermeidlichen Tod entgegen, wenn nicht etwas vorhanden iſt, das ihr Wachsthum beſchränket.

§. 26.

Vortreflichkeit dieſes Nachlaſſes.

Und eben dieſes leiſtet nun der Nachlaß der thieriſchen Natur. Eben dieſe Einſchränkung unſerer zerbrechlichen Maſchine, die unſern Gegnern einen ſo ſtarken Einwurf wider ihre Vollkommenheit ſchien geliehen zu haben, mußte es auch ſeyn, die alle die üblen Folgen verbeſſerte, die der Mechanismus anderwärts unvermeidlich macht. Eben dieſes Hinſinken, dieſes Erſchlaffen der Organe, worüber die Denker ſo klagen, verhindert, daß uns unſere eigene Kraft nicht in kurzer Zeit aufreibt, und läßt es nicht zu, daß unſere Affekten in immer ſteigenden Graden zu unſerm Verderben fortwachſen. Sie zeichnet jedem Affekt die Perioden ſeines Wachsthums, ſeiner Höhe, und ſeiner Deferveszenz, wenn er nicht gar in einer totalen Relaxation des Körpers erſtirbt, die den empörten Geiſtern Zeit läßt, wiederum ihren harmoniſchen Ton zu nehmen, und den Organen, ſich wiederum zu erhohlen. Daher die höchſten Grade des Entzükens, des Schrekens und des Zorns eben dieſelben ſind, nemlich Ermattung, Schwäche oder Ohnmacht. —

„Izo mußt' er entweder ohnmächtig niederſinken" — — Noch mehr gewährt der Schlaf, der, wie unſer Shakeſpear ſagt, „den „verworrenen Knäul der Sorgen auseinander löst, das Bad der „wunden Arbeit, die Geburt von jedes Tages Leben, der zweite „Gang der groſſen Natur iſt." Unter dem Schlaf ordnen ſich die Lebensgeiſter wiederum in jenes heilſame Gleichgewicht, das die Fortdauer unſers Daſeyns ſo ſehr verlangt; alle jene krampfichte Ideen und Empfindungen, alle jene überſpannte Thätigkeiten, die uns den Tag durch gepeinigt haben, werden izo in der allgemeinen Erſchlaffung des Senſoriums aufgelöst, die Harmonie der Seelenwirkungen wird wiederum hergeſtellt, und ruhiger grüßt der neuerwachte Menſch den kommenden Morgen.

Auch in Hinſicht auf die Einrichtung des Ganzen können wir den Werth und die Wichtigkeit dieſes Nachlaſſes nicht genug bewundern. Eben dieſe Einrichtung brachte es nothwendig mit ſich, daß manche, die nicht minder glüklich ſeyn ſollten, der allgemeinen Ordnung aufgeopfert wurden, und das Loos der Unterdrükung davon trugen. Eben ſo mußten wiederum viele, die wir vielleicht mit Unrecht zu beneiden pflegen, ihre Geiſtes- und Leibeskraft in raſtloſer Anſtrengung foltern, damit die Ruhe des Ganzen erhalten werde. So ferner die Kranke, ſo das unvernünftige Vieh. Der Schlaf verſiegelt gleichſam das Auge des Kummers, nimmt dem Fürſten und Staatsmann die ſchwehre Würde der Regierung ab, giest Lebenskraft in die Adern des Kranken, und Ruhe in ſeine zerriſſene Seele; auch der Taglöhner hört die Stimme des Drängers nicht mehr, und das mißhandelte Vieh entflieht den Tyranneien der Menſchen. Alle Sorgen und Laſten der Geſchöpfe begräbt der Schlaf, ſezt alles ins Gleichgewicht, rüſtet jeden mit neugebohrnen Kräften aus, die Freuden und Leiden des folgenden Tages zu ertragen.

§. 27.

Trennung des Zuſammenhangs.

Endlich dann, auf den Zeitpunkt, wo der Geiſt den Zwek ſeines Daſeyns in dieſem Kreiſe erfüllt hat, hat zugleich eine inwendige unbegreifliche Mechanik auch ſeinen Körper unfähig gemacht weiter ſein Werkzeug zu ſeyn. Alle Anordnungen zur Aufrechthaltung des körperlichen Flors ſcheinen nur bis auf dieſe Epoche zu reichen; die Weisheit, kommt es mir vor, hat bei Gründung unſerer phyſiſchen Natur eine ſolche Sparſamkeit beobachtet, daß, ungeachtet der ſteten Kompenſationen, doch die Konſumtion immer das Uebergewicht behalte, daß die Freiheit den Mechanismus mißbrauche, und der Tod aus dem Leben, wie aus ſeinem Keime ſich entwikle. Die Materie zerfällt in ihre lezte Elemente wieder, die nun in andern Formen und Verhältniſſen durch die Reiche der Natur wandern, andern Abſichten zu dienen. Die Seele fähret fort, in andern Kreiſen ihre Denkkraft zu üben, und das Univerſum von andern Seiten zu beſchauen. Man kann freilich ſagen, daß ſie dieſe Sphäre im geringſten noch nicht erſchöpft hat, daß ſie ſolche vollkommener hätte verlaſſen können, aber weiß man dann, daß dieſe Sphäre für ſie verloren iſt? Wir legen izo manches Buch weg, das wir nicht verſtehn, aber vielleicht verſtehn wir es in einigen Jahren beſſer.

Der
Venuswagen.

Sch 1480

G.H.BIBL. Z. WEIMAR.

Klingklang! Klingklang! kommt von allen Winden,
Kommt und wimmelt ſchaarenweis.
Klingklang! Klingklang! was ich will verkünden,
Höret Kinder Prometheus!

Welkes Alter — Roſenfriſche Jugend,
Warme Jungen mit dem muntern Blut,
Spröde Damen mit der kalten Tugend,
Blonde Schönen mit dem leichten Mut!

Filoſofen — Könige — Matronen,
Deren Ernſt Kupidos Pfeile ſtumpfſt
Deren Tugend wankt auf ſchwanken Tronen,
Die ihr (nur nicht über euch) triumpfſt.

Kommt auch ihr, ihr ſehr verdächt'gen Weiſen,
Deren Seufzer durch die Tempel ſchwärmt,
Stolz prunkieret, und vielleicht den leiſen
Donner des Gewißens überlermt,

Die ihr in das Eis der Bonzenträne
Eures Herzens geile Flammen mummt,
Fariſäer mit der Janus Miene!
Trettet näher — und verſtummt.

Die

Die ihr an des Lebens Blumenſchwelle
In der Unſchuld weißem Kleide ſpielt,
Noch nicht wilder Leidenſchaften Bälle,
Unbefleckten Herzens ſeiner fühlt.

Die ihr ſchon gereiſt zu ihren Gifften,
Im herkulſchen Scheidweg ſtuzend ſteht,
Hier die Göttin in den Ambradüfften,
Dort die ernſte Tugend ſeht,

Die ihr ſchon vom Taumelkelch berauſchet
In die Arme des Verderbens ſpringt,
Kommt zurüke Jünglinge und lauſchet
Was der Weißheit ernſte Leyer ſingt.

Euch zulezt noch, Opfer des Geluſtes,
Ewig nimmer eingeholt vom Lied,
Haltet ſtill, ihr Söne des Verluſtes!
Zeuget wider die Verklagte mit.

Klingklang! Klingklang! ſchimpflich hergetragen
Von des Pöbels lermendem Hußah!
Angejochet an den Hurenwagen
Bring ich ſie die Mäze Zypria,

Manch Hiſtörchen hat ſie aufgeſpulet
Seit die Welt um ihre Spindel treibt,
Hat ſie nicht der Jahrzal nachgebulet,
Die ſich vom verbotnen Baume ſchreibt?

Hum! Biß hieher dachteſt du's zu ſparen?
Mamſell! Gott genade dich!
Wiß! ſo ſauber wirſt du hier nicht fahren
Als im Arm von deinem Ludewig.

Noch ſo ſchelmiſch mag dein Auge blinzen,
Noch ſo lächeln dein verhexter Mund,
Dieſen Richter kannſt du nicht ſcharwänzen
Mit geſtolner Mienen Gaukelbund.

Ja ſo heule — Mäze, kein Erbarmen!
Streift ihr kek das ſeidne Hemdchen auf.
Auf den Rücken mit den runden Armen!
Friſch! und patſchpatſch! mit der Geißel drauf.

Höret an das Protokoll voll Schanden,
Wie's die Garſtige beim Verhöre glatt
Weggelogen oder gleich geſtanden
Auf den Zuſpruch dieſer Geißel hat.

Volkbeherrſcher! Götter unterm Monde,
Machtumpanzert zu der Menſchen Heyl,
Hielt die Bulin mit dem Honigmunde
Eingemauert im Serail.

O da lernen Götter — menſchlich fühlen,
Laßen ſich faſt ſehr herab zum — Vieh
Mögt ihr nur in Naſos Chronik wißen
Schnakiſch ſtehts zu leſen hie.

Wollt ihr Herren nicht ſkandaliſieren,
Werft getroſt den Purpur in den Koth,
Wandelt wie Fürſt Jupiter auf vieren,
So erſpart ihr ein verſchämtes Roth.

Nebenbei hat dieſe Viehmaſkirung
Manchem Zevs zum Wunder angepaßt,
Heil dabei der weiſen Volkregierung
Wenn der Herrſcher auf der Waide graßt!

Dem Erbarmen dorren ihre Herzen
(O auf Erden das Eliſium)
Durch die Nerſen bohren Höllenſchmerzen
Kehren ſie zu wilden Tigern um.

Looſe Buben mäkeln mit dem Fürſtenſiegel,
Kreaturen vom gekrönten Thier,
Leihen dienſtbar ſeiner Wolluſt Flügel,
Und erwauſcheln Kron und Reich dafür.

Ja die Hure (laßts ins Ohr euch fliſtern)
Bleibt auch ſelbſt im Kabinet nicht ſtumm.
In dem Uhrwerk der Regierung niſtern
Oefters Venusfinger um.

Blinden Fürſten dienet ſie zum Stocke,
Blöden Fürſten iſt ſie Bibelbuch.
Kam nicht auch aus einem Weiberroke
Einſt zu Delfos Götterſpruch?

Mordet! Raubet! Läſtert, ja verübet
Was nur greulich ſich verüben läßt —
Wenn ihr Lady Pythia betrübet,
O ſo haltet eure Köpfe feſt!

Ha! wie manchen warf ſie von der Höhe!
Von dem Rumf wie manchen Biderkopf!
Und wie manchen hub die geile Fee,
Fragt warum? — Um einen diken Zopf.

Deßen Siegesgeiz die Erde ſchrumfte,
Deßen tolle Diademenwut
Gegen Mond und Sirius triumfte,
Hoch gehoben von der Sklaven Blut.

Dem am Markſtein dieſer Welt entſunken
Jene ſeltne Träne war,
Vom Saturnus noch nicht aufgetrunken
Nie vergoßen ſeit die Nacht gebar.

Jenen Jüngling, der mit Rieſenſpanne
Die bekannte Welt umgriff
Hielte ſie zu Babylon im Banne
Und das — Weltpopanz entſchlief.

Manchen hat ins Elend ſie geſtrudelt,
Eingetrillert mit Sirenenſang,
Dem im Herzen warme Kraft geſprudelt,
Und des Ruhms Poſaune göttlich klang.

An des Lebens Veſten lekt die Schlange
Geiffert Gifft ins hüpfende Geblüt
Knochen dräuen aus der gelben Wange
Die nun aller Purpur flieht.

Hol und hager, wandelnde Gerippe
Keuchen ſie in des Kozytus Boot.
Gebt den Armen Stundenglas und Hippe
Huh! — und vor euch ſteht der Tod.

Jünglinge, o ſchwöret ein Gelübde,
Grabet es mit goldnen Ziffern ein:
Fliehet vor der roſigten Charybde
Und ihr werdet Helden ſein.

Tugend ſtirbet in der Frynen Schooſe
Mit der Keuſchheit fliegt der Geiſt davon,
Wie der Balſam aus zerknikter Roſe,
Wie aus rißnen Saiten Silberton.

Venus Finger bricht des Geiſtes Stärke,
Spielet gottlos, rükt und rükt
An des Herzens feinem Räderwerke
Bis der Seiger des Gewißens — lügt.

Eitel ringt, und wenn es Schöpfung ſprühte,
Eitel ringt das göttlichſte Genie
Martert ſich an ſchlappen Saiten müde,
Wohlklang fließt aus toden Trümmern nie. –

Man-

Manchen Greiſen an der Krücke wankend,
Schon hinunter mit erſtarrtem Fuß
In den Abgrund des Afernus ſchwankend,
Nekte ſie mit tödlich ſüßem Gruß.

Quälte noch die abgeſtumpfſten Nerfen
Zum erſtorbnen Schwung der Wolluſt auf,
Drängte ihn, die träge Kraft zu ſchärfen,
Friſch zu ſpornen zäher Säfte Lauf.

Seine Augen ſprühn erborgte Stralen,
Tödlich munter ſpringt das ſchwere Blut,
Und die aufgejagten Muſkeln ptalen
Mit des Herzens lezlichem Tribut.

Neuverjüngt beginnt er aufzuwarmen,
All ſein Weſen zukt in Einem Sinn,
Aber huſch! entſpringt ſie ſeinen Armen
Spottet ob dem matten Kämpfer hin.

Was für Unfug in geweihten Zellen
Hat die Hexe nicht ſchon angericht?
Laßt des Doms Gewölbe Rede-ſtellen,
Das den leiſen Seufzer lauter ſpricht.

Manche Träne — aus Pandoras Büchſe —
Sieht man dort am Roſenkranze glühn.
Manchen Seufzer vor dem Cruzifixe
Wie die Taube vor dem Stößer fliehn.

Durch

Durch des Schleyers vorgeſchobne Riegel
Mahlt die Welt ſich ſchöner wie ihr wißt,
Fantaſie leiht ihren Taſchenſpiegel,
Wenn das Kind das Paternoſter küßt.

Siebenmal des Tages muß der gute
Michael dem ſtarken Moloch ſtehn,
Beide pralen mit gleich edlem Blute,
Jeder, wißt ihr, heißt den andern gehn.

Puh! da ſplittert Molochs ſchwächres Eiſen!
(Armes Kind! wie bleich wirſt du!)
In der Angſt (wer kann es Vorſaz heißen?)
Wirfft ſie ihm die Zitternadel zu.

Junge Wittwen — vierzigjähr'ge Zofen
Feuriger Komplexion,
Die ſchon lange auf — Erlöſung hoffen,
Allzufrüh der ſchönen Welt entflohn.

Braune Damen — rabenſchwarzen Haares
Schwergeplagt mit einem ſiechen Mann,
Faßen oft — die Hörner des Altares,
Weil der Menſch nicht helffen kann.

Fromme Wut begünſtigt heiße Triebe
Gibt dem Blute freien Schwung und Lauf —
Ach zu offt nur drükt der Gottesliebe
Afrodite ihren Stempel auf.

Nim-

Nimſemaniſch ſchwärmet ihr Gebete
(Fragt Herrn Dokter Zimmermann)
Ihren Himmel — ſagt! was gilt die Wette? —
Mahlt zum küſſen euch ein Titian! —

Selbſt im Rathaus hat ſie's angeſponnen,
Blauen Dunſt Aſträen vorgemacht,
Die geſchwornen Richter halb gewonnen,
Ihres Ernſtes Falten weggelacht.

Inquiſitin ließ das Halstuch fallen,
Jeder meinte, ſei von ohngefehr!
Potz! da liegts wie Alpen ſchwer auf allen,
Närriſch ſpukts um unſern Amtmann her.

Sprechet ſelbſt — was war dem Mann zu rathen?
Diß verändert doch den Statum ſehr. —
„Inquiſitin muß man morgen laden,
Heute geb ich gütliches Verhör.„

Und — wär nicht Frau Amtmännin gekommen
(Unſerm Amtmann krachts im ſechsten Sinn)
Wär der Balg ins Trokne fortgeſchwommen,
Dank ſeys der Frau Amtmännin!

Auch den Klerus (denkt doch nur die Looſe)
Selbſt den Klerus hat ſie kalumnirt.
Aber gelt! — mit einem derben Stoße
Hat man dir dein Lügenmaul pitſchirt?

Damen die den Bettelſak nun tragen
Ungeſchikt zu weiterem Gewinnſt,
Matte Ritter, die Schamade ſchlagen
Invaliden in dem langen Dienſt.

Sezt ſie, (wies auch große Herren wiſſen)
Mit beſchnittner Penſion zur Ruh,
Oder ſchikt wol gar die Leckerbiſſen
Ihrer Feindinn — Weißheit zu.

(Weine Weißheit über die Rekrouten,
Die dir Venus Afrodite ſchikt,
Sie verhüllen unter frommen Kutten
Nur den Mangel der ſie heimlich drükt.

Würde Amors Talisman ſie rühren,
Nur ein Hauch von Zypern um ſie wehn? —
O ſie würden hurtig deſertieren
Und zur alten Fahne übergehn.) —

Sehet und der Lüſtlingin genüget
Auch nicht an des Terus geiler Brunſt,
Selbſt die Schranken des Geſchlechts beſieget
Unnatürlich ihre Schlangenkunſt.

Denket — doch ob dieſer Schandenliſte
Reißt die Saite, und die Zunge ſtokt;
Fort mit ihr aufs ſchimpfliche Gerüſte,
Wo das Aas den fernen Adler lokt.

Dorten

Dorten ſoll mit Feuergriffel ſchreiben
Auf ihr Bulinangeſicht das Wort:
Tod: der Henker — ſo gebrandmarkt treiben
Durch die Welt die Erzbetrügrin fort.

So gebot der weiſe Vennerichter
Wie der weiſe Bennerichter hieß?
Wo er wohnte? Wünſcht ihr von dem Dichter
Zu vernehmen — ſo vernehmet diß:

Wo noch kein Europerſeegel brauſte,
Kein Kolumb noch ſteuerte, noch kein
Kortez ſiegte, kein Pizarro hauſte,
Wohnt auf einem Eiland — Er allein.

Dichter forſchten lange nach dem Namen —
Vorgebürg des Wunſches nannten ſie's,
Die Gedanken, die bis dahin ſchwammen,
Nanntens — das verlorne Paradieß.

Als vom erſten Weibe ſich betrügen
Ließ der Männer erſter, kam ein Waßerſtoß,
Riß, wenn Sagen Helikens nicht lügen,
Von vier Welten dieſe Inſel los.

Einſam ſchwimmt ſie im Atlantſchen Meere
Manches Schiff begrüßte ſchon das Land,
Aber ach — die ſcheiternde Galeere
Ließ den Schiffer tod am Strand.

* * *

Rheiniſche Thalia,

herausgegeben von **Schiller.**

Erſtes Heft.

Lenzmonat 1785.

Mannheim,
auf daſigem kaiſerl. freien R. Poſtamt, und in der Schwaniſchen
Hofbuchhandlung zu haben.

Inhalt.

Zuſchrift.

I. Was kann eine gute ſtehende Schaubühne wirken? vorgeleſen in der öffentlichen Sizung der kurpfälziſchen deutſchen Geſellſchaft von Schiller. . . S. 1.

II. Merkwürdiges Beiſpiel einer weiblichen Rache, überſezt vom Herausgeber aus einer Handſchrift des Herrn Diderot. . . . . 27.

III. Dom Karlos, Infant von Spanien. . . 95.

IV. Der Saal der Antiken zu Mannheim. . . 176.

V. Repertorium des Mannheimer Nationaltheaters. . 185.

VI. Wallenſteiniſcher Theaterkrieg. . . 192.

VII. Dramaturgiſche Preißfragen. . . 194.

Entſchuldigung.

Weil einige Aufſäze in dieſem erſten Heft der Thalia weitläuftiger ausgefallen ſind, als der Herausgeber anfangs vermuthete, und es ihm doch nicht ſchicklich ſchien, ſie zu trennen, ſo mußten natürlicherweiſe mehrere Artikel, wozu er ſich in den Anzeigeblättern verbindlich machte, für diſmal ausgeſchloſſen werden. Vorzüglich gilt das von der dramaturgiſchen Geſchichte des Mannheimer Nationaltheaters, welche ich ungerner als jeden andern Aufſaz abreißen mochte, und deßwegen für das zweite Heft meiner Thalia beſtimme. Eben das rechtfertige auch mein Stillſchweigen von den übrigen Punkten. Das Publikum verliert bei dieſer Einrichtung nichts, weil es ihm einerlei ſeyn kann, ob der Verfaſſer ſein Verſprechen am Ende eines jeden einzelnen Hefts, oder am Ende des ganzen Jahrgangs erfüllt hat.

Da nur der kleinſte Theil meiner Herren Subſkribenten ſich mir genannt hat, ſo mußte mein Vorſaz, ſie dem erſten Heft dieſer Thalia vorandrucken zu laſſen, unterbleiben. Diejenige Liebhaber, welche nicht unterzeichnet haben, empfangen das Journal in der Schwaniſchen Hofbuchhandlung zu Mannheim, das Heft um den erhöhten Preiß von einem halben Konventionsthaler oder einem Gulden zwölf Kreuzer.

In der Schwaniſchen Hofbuchhandlung zu Mannheim ſind in der Michaelis Meſſe 1784 folgende Verlagsbücher erſchienen:

Abbildung aller geiſtlichen und weltlichen Orden mit ausgemahlten Kupfern. 22 und 23ſtes Heft. jedes 1 Rthlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 kr.

V 3866

Dem

Durchlauchtigſten Fürſten und Herrn

Herrn

Karl Auguſt,

Herzog zu Sachſen ꝛc. ꝛc.

regierenden Herzog

zu

Weimar und Eiſenach

Unterthänigſt gewiedmet

von dem

Herausgeber.

Durchlauchtigſter Herzog,

Gnädigſter Herr,

Unvergeßlich bleibt mir der Abend, wo Eure Herzogliche Durchlaucht Sich gnädigſt herabließen, dem unvollkommenen Verſuch meiner dramatiſchen Muſe, dieſem erſten Akt des Dom Karlos, einige unſchäzbare Augenblicke zu ſchenken, Theilnehmer der Gefühle zu werden, in die ich mich wagte, Richter eines Gemähldes zu ſeyn, das ich von **Ihresgleichen** zu unterwerfen mir erlaubte. Damals, gnädigſter Herr, ſtand es noch allzu tief unter der Vollkommenheit, die es haben ſollte, vor einem fürſtlichen Kenner aufgeſtellt zu werden — ein Wink **Ihres** gnädigſten Beifalls, einige Blicke **Ihres** Geiſtes, **Ihrer** Empfindung, die ich verſtanden zu haben mir ſchmeichelte, haben mich angefeuert es der Vollendung näher zu bringen. Sollten **Sie, Durchlauchtigſter Herzog**, den Beifall, den **Sie** ihm damals ſchenkten, auch jezt nicht zurücknehmen, ſo habe ich Muth genug, für die Ewigkeit zu arbeiten.

Wie theuer iſt mir zugleich der jezige Augenblick, wo ich es laut und öffentlich ſagen darf, daß **Karl August** der edelſte von Deutſchlands Fürſten, und der gefühlvolle Freund der Muſen, jezt auch der meinige ſeyn will, daß **Er** mir erlaubt hat, **Ihm** anzugehören, daß ich Denjenigen, den ich lange ſchon als den edelſten Menſchen ſchäzte, als **meinen** Fürſten jezt auch lieben darf.

Ich erſterbe mit unbegränzter Verehrung

Eurer Hochfürſtl. Durchl.

Mannheim,
den 14ten des Lenzmonats
1785.

unterthänigſt gehorſamſter
Friderich Schiller.

I.

Was kann eine gute ſtehende Schaubühne eigentlich wirken?

Eine Vorleſung,

gehalten zu Mannheim in der öffentlichen Sizung der kurpfälziſchen
deutſchen Geſellſchaft am 26ſten des Junius 1784.
von F. Schiller, Mitglied dieſer Geſellſchaft, und
herzogl. Weimariſchen Rath.

Wenn uns der natürliche Stolz — ſo nenne ich die erlaubte Schäzung unſers eigenthümlichen Werths — in keinem Verhältniß des bürgerlichen Lebens verlaſſen ſoll, ſo iſt wohl das erſte dieſes, daß wir uns ſelbſt zuvor die Frage beantworten, ob das Geſchäft, dem wir jezt den beſten Theil unſrer Geiſteskraft hingeben, mit der Würde unſers Geiſts ſich vertrage, und die gerechten Anſprüche des Ganzen auf unſern Beitrag erfülle. Nicht immer blos die höchſte Spannung der Kräfte — nur ihre edelſte Anwendung kann Größe gewähren. Je erhabner das Ziel iſt, nach welchem wir ſtreben, je weiter je mehr umfaſſend der Krais, worinn wir uns üben, deſto höher ſteigt unſer Muth, deſto reiner wird unſer Selbſtvertrauen, deſto unabhängiger von der Meinung der Welt. Dann nur, wenn wir bei uns ſelbſt erſt entſchieden haben, was wir ſind, und was wir nicht ſind, nur dann ſind wir der Gefahr entgangen, von fremdem Urtheil zu leiden — durch Bewunderung aufgeblaſen, oder durch Geringſchäzung faig zu werden.

Woher kommt es denn aber — dieſe Bemerkung hat ſich mir aufgedrungen, ſeitdem ich Menſchen beobachte — woher kommt es, daß der Amtsſtolz ſo gern im entgegengeſezten Verhältniß mit dem wahren Verdienſte ſteht? Daß die Meiſten ihre Anfoderungen an die Achtung der Geſellſchaft in eben dem Grade verdoppeln; in welchem ſich ihr Einfluß auf dieſelbe vermindert? — Wie beſcheiden erſcheint nicht oft der Miniſter, der das Steuerruder des Landes führt, und das große Syſtem der Regierung mit Rieſenkraft wälzt, neben dem kleinen Hiſtrionen, der ſeine Verordnungen zu Papier bringt — wie beſcheiden der große Gelehrte, der die Gränzen des menſchlichen Denkens erweiterte, und die Fackel der Aufklärung über Welttheilen ſchimmern ließ, neben dem dumpfen Pedanten, der ſeine Quartbände hütet? — Man verurtheilt den jungen Mann, der gedrungen von innrer Kraft, aus dem engen Kerker einer Brodwiſſenſchaft heraustritt, und dem Rufe des Gottes folgt, der in ihm iſt? — Iſt das die Rache der kleinen Geiſter an dem Genie, dem ſie nachzuklimmen verzagen? Rechnen ſie vielleicht ihre Arbeit darum ſo hoch an, weil ſie ihnen ſo ſauer wurde? — Trockenheit, Ameiſenfleiß und gelehrte Taglöhnerei werden unter den ehrwürdigen Namen Gründlichkeit, Ernſt und Tiefſinn geſchätzt, bezahlt und bewundert. Nichts iſt bekannter, und nichts gereicht zugleich der geſunden Vernunft mehr zur Schande, als der unverſöhnliche Haß, die ſtolze Verachtung, womit Fakultäten auf freie Künſte herunterſehen — und dieſe Verhältniſſe werden forterben, bis ſich Gelehrſamkeit und Geſchmack, Wahrheit und Schönheit, als zwo verſöhnte Geſchwiſter umarmen.

Es iſt leicht einzuſehen, in wie fern dieſe Bemerkung mit der Frage zuſammenhängt: „Was „wirkt die Bühne?„ — Die höchſte und lezte Foderung, welche der Philoſoph und Geſezgeber einer öffentlichen Anſtalt nur machen können, iſt Beförderung allgemeiner Glückſeligkeit. Was die Dauer des phyſiſchen Lebens erhält, wird immer ſein erſtes Augenmerk ſeyn; was die Menſchheit innerhalb ihres Weſens veredelt, ſein höchſtes. Bedürfniß des Thiermenſchen iſt älter und drängender — Bedürfniß des Geiſtes vorzüglicher, unerſchöpflicher. Wer alſo unwiderſprechlich beweiſen kann, daß die Schaubühne Menſchen- und Volksbildung wirkte, hat ihren Rang neben den erſten Anſtalten des Staats entſchieden.

Die dramatiſche Kunſt ſezt mehr voraus, als jede andre von ihren Schweſtern. Das höchſte Produkt dieſer Gattung iſt vielleicht auch das höchſte des menſchlichen Geiſtes. Das Syſtem der körperlichen Anziehung und Shakeſpears Julius Ceſar — es ſteht dahin, ob die Zunge der Waage, worinn höhere Geiſter die menſchlichen wägen, um einen mathematiſchen Punkt überſchlagen wird. Wenn diß entſchieden iſt — und entſchied nicht der unbeſtechlichſte Richter, die Nachwelt? — warum ſollte man nicht vor allen Dingen dahin befliſſen ſeyn, die Würde einer Kunſt außer Zweifel zu ſezen, deren Ausübung alle Kräfte der Seele, des Geiſtes und des Herzens beſchäftigt? — Es iſt Verbrechen gegen ſich ſelbſt, Mord der Talente, wenn das nämliche Maas von Fähigkeit, welches dem höchſten Intereſſe der Menſchheit würde gewuchert haben, an einem minder wichtigen Gegenſtand undankbar verſchwendet wird. Iſt es wirklich noch zweifelhaft, ob du vom Himmel herabſtammſt, ſind alle deine geprahlten Einflüſſe wirklich nur ſchöne Schimären deiner Bewunderer, iſt die Menſchheit nicht deine Schuldnerin — o ſo zerreiße deinen unſterblichen Lorbeer, Thalia, laß deine Poſaune von ihr ſchweigen, ewige Fama! — Jene bewunderte Iphigenia war nichts als ein ſchwacher Augenblick ihres Schöpfers, der ſeiner Würde vergaß — der geprieſene Hamlet nichts als eine Majeſtätsverlezung des Dichters gegen den himmliſchen Genius.

Ueber keine Kunſt iſt — ſo viel ich weiß — mehr geſagt und geſchrieben worden, als über dieſe; über keine weniger entſchieden. Die Welt hat ſich hier, mehr als irgendwo, in Vergötterung und Verdammung getheilt, und die Wahrheit gieng verloren durch Uebertreibung. Der härteſte Angriff, den ſie erleiden mußte, geſchah von einer Seite, wo er nicht zu erwarten war. — Der Leichtſinn, die Frechheit, auch ſelbſt die Abſcheulichkeit derer die ſie ausüben, kann der Kunſt ſelbſt nicht zur Laſt fallen. Die meiſten eurer dramatiſchen Schilderungen, und ſelbſt die am meiſten geprieſenen, was ſind ſie anders, ſpricht man, als feine verſteckte Giftmiſcherei, künſtlich aufgepuzte Laſter, weichliche oder großſprechende Tugenden? — Eure Repräſentanten der Menſchheit, eure Künſtler und Künſtlerinnen, wie oft Brandmark des Namens den ſie tragen, Parodien ihres geweihten Amtes, wie oft Auswurf der Menſchheit? Eure gerühmte Schule der Sitten, wie oft nur die lezte Zuflucht des geſättigten Luxus? ein Hinterhalt des Muthwillens und der Satyre? Wie oft dieſe hohe göttliche Thalia eine Spaßmacherin des Pöbels, oder Staubleckerin an ſehr kleinen Thronen? — Alle dieſe Ausrufungen ſind unwiderleglich wahr, doch trift keine einzge die Bühne. Chriſtus Religion war das Feldgeſchrei, als man Amerika entvölkerte — Chriſtus Religion zu verherrlichen mordeten Damiens und Ravaillac, und ſchoß Karl der Neunte auf die fliehenden Hugenotten zu Paris. — Wem aber wird es einfallen, die ſanftmüthigſte der Religionen einer Schandthat zu bezüchtigen, von der auch die rohe Thierheit ſich feierlich losſagen würde?

Eben ſo wenig darf die Kunſt es entgelten, daß ſie in Europa nicht iſt, was ſie in Aſien war, im achtzehnten Jahrhundert nicht iſt, was unter Aſpaſia und Perikles. Genug für ſie, daß ſie es damals geweſen, und daß die Nation, bei welcher ſie blühte, noch jezt unſer Muſter iſt — Aber ich ſchreite zur Unterſuchung ſelbſt.

Ein allgemeiner unwiderſtehlicher Hang nach dem neuen und auſſerordentlichen, ein Verlangen, ſich in einem leidenſchaftlichen Zuſtande zu fühlen, hat, nach Sulzers Ausdruck, die Bühne hervorgebracht. Erſchöpft von den höhern Anſtrengungen des Geiſtes, ermattet von den einförmigen, oft niederdrückenden Geſchäften des Berufs, und von Sinnlichkeit geſättigt, mußte der Menſch eine Leerheit in ſeinem Weſen fühlen, die dem ewigen Trieb nach Thätigkeit zuwider war. Unſre Natur, gleich unfähig, länger im Zuſtand des Thiers fortzudauren, als die feinern Arbeiten des Verſtands fortzuſezen, verlangte einen mittleren Zuſtand, der beide widerſprechenden Enden vereinigte, die harte Spannung zu ſanfter Harmonie herabſtimmte, und den wechſelsweiſen Uebergang eines Zuſtands in den andern erleichterte. Dieſen Nuzen leiſtet überhaupt nun der äſthetiſche Sinn, oder das Gefühl für das Schöne. Da aber eines weiſen Geſezgebers erſtes Augenmerk ſeyn muß, unter zwo Wirkungen die höchſte heraus zu leſen, ſo wird er ſich nicht begnügen, die Neigungen ſeines Volks nur entwaffnet zu haben; er wird ſie auch, wenn es irgend nur möglich iſt, als Werkzeuge höherer Plane gebrauchen, und in Quellen von Glückſeligkeit zu verwandeln bemüht ſeyn, und darum wählte er vor allen andern die Bühne, die dem nach Thätigkeit dürſtenden Geiſt einen unendlichen Krais eröfnet, jeder Seelenkraft Nahrung gibt, ohne eine einzige zu überſpannen, und die Bildung des Verſtands und des Herzens mit der edelſten Unterhaltung vereinigt.

Derjenige, welcher zuerſt die Bemerkung machte, daß eines Staats feſteſte Säule Religion ſei — daß ohne ſie die Geſeze ſelbſt ihre Kraft verlieren, hat vielleicht, ohne es zu wollen oder zu wiſſen, die Schaubühne von ihrer edelſten Seite vertheidigt. Eben dieſe Unzulänglichkeit, dieſe ſchwankende Eigenſchaft der politiſchen Geſeze, welche dem Staat die Religion unentbehrlich macht, beſtimmt auch den ganzen Einfluß der Bühne. Geſeze, wollte er ſagen, drehen ſich nur um verneinende Pflichten — Religion dehnt ihre Foderungen auf wirkliches Handeln aus. Geſeze hemmen nur Wirkungen die den Zuſammenhang der Geſellſchaft auflöſen — Religion befiehlt ſolche, die ihn inniger machen. Jene herrſchen nur über die offenbaren Aeuſſerungen des Willens, nur Thaten ſind ihnen unterthan — dieſe ſezt ihre Gerichtsbarkeit bis in die verborgenſten Winkel des Herzens fort, und verfolgt den Gedanken bis an die innerſte Quelle. Geſeze ſind glatt und geſchmeidig, wandelbar wie Laune und Leidenſchaft — Religion bindet ſtreng und ewig. Wenn wir nun aber auch vorausſezen wollten, was nimmermehr iſt — wenn wir der Religion dieſe große Gewalt über jedes Menſchenherz einräumen, wird ſie oder kann ſie die ganze Bildung vollenden? — Religion (ich trenne hier ihre politiſche Seite von ihrer göttlichen) Religion wirkt im Ganzen mehr auf den ſinnlichen Theil des Volks — ſie wirkt vielleicht durch das Sinnliche allein ſo unfehlbar. Ihre Kraft iſt dahin, wenn wir ihr dieſes nehmen — und wodurch wirkt die Bühne? Religion iſt dem größern Theile der Menſchen nichts mehr, wenn wir ihre Bilder, ihre Probleme vertilgen, wenn wir ihre Gemählde von Himmel und Hölle zernichten — und doch ſind es nur Gemählde der Phantaſie, Räzel ohne Auflöſung, Schreckbilder und Lockungen aus der Ferne. Welche Verſtärkung für Religion und Geſeze, wenn ſie mit der Schaubühne in Bund treten, wo Anſchauung und lebendige Gegenwart iſt, wo Laſter und Tugend, Glückſeligkeit und Elend, Thorheit und Weißheit in tauſend Gemählden faßlich und wahr an dem Menſchen vorübergehen, wo die Vorſehung ihre Räzel auflößt, ihren Knoten vor ſeinen Augen entwickelt, wo das menſchliche Herz auf den Foltern der Leidenſchaft ſeine leiſeſten Regungen beichtet, alle Larven fallen, alle Schminke verfliegt, und die Wahrheit unbeſtechlich wie Rhadamanthus Gericht hält.

Die Gerichtsbarkeit der Bühne fängt an, wo das Gebiet der weltlichen Geſeze ſich endigt. Wenn die Gerechtigkeit für Gold verblindet, und im Solde der Laſter ſchwelgt, wenn die Frevel der Mächtigen ihrer Ohnmacht ſpotten, und Menſchenfurcht den Arm der Obrigkeit bindet, übernimmt die Schaubühne Schwerd und Waage, und reißt die Laſter vor einen ſchrecklichen Richterſtuhl. Das ganze Reich der Phantaſie und Geſchichte, Vergangenheit und Zukunft ſtehen ihrem Wink zu Gebot. Kühne Verbrecher, die längſt ſchon im Staub vermodern, werden durch den allmächtigen Ruf der Dichtkunſt jezt vorgeladen, und wiederholen zum ſchauervollen Unterricht der Nachwelt ein ſchändliches Leben. Ohnmächtig, gleich den Schatten in einem Hohlſpiegel wandeln die Schrecken ihres Jahrhunderts vor unſern Augen vorbei, und mit wollüſtigem Entſezen verfluchen wir ihr Gedächtniß. Wenn keine Moral mehr gelehrt wird, keine Religion mehr Glauben findet, wenn kein Geſez mehr vorhanden iſt, wird uns Medea noch anſchauern, wenn ſie die Treppen des Pallaſtes herunter wankt, und der Kindermord jezt geſchehen iſt. Heilſame Schauer werden die Menſchheit ergreifen, und in der Stille wird jeder ſein gutes Gewiſſen preißen, wenn Lady Makbeth, eine ſchreckliche Nachtwandlerin, ihre Hände wäſcht, und alle Wohlgerüche Arabiens herbeiruft, den häßlichen Mordgeruch zu vertilgen. Wer von uns ſah ohne Beben zu, wen durchdrang nicht lebendige Glut zur Tugend, brennender Haß des Laſters, als, aufgeſchröckt aus Träumen der Ewigkeit, von den Schreckniſſen des nahen Gerichts umgeben, Franz von Moor aus dem Schlummer ſprang, als er, die Donner des erwachten Gewiſſens zu übertäuben, Gott aus der Schöpfung läugnete, und ſeine gepreßte Bruſt, zum lezten Gebete vertrocknet, in frechen Flüchen ſich Luft machte? — — Es iſt nicht Uebertreibung, wenn man behauptet, daß dieſe auf der Schaubühne aufgeſtellten Gemählde mit der Moral des gemeinen Manns endlich in eins zuſammen fließen, und in einzelnen Fällen ſeine Empfindung beſtimmen. Ich ſelbſt bin mehr als einmal ein Zeuge geweſen, als man ſeinen ganzen Abſcheu vor ſchlechten Thaten in dem Scheltwort zuſammenhäufte: Der Menſch iſt ein Franz Moor. Dieſe Eindrücke ſind unauslöſchlich, und bei der leiſeſten Berührung ſteht das ganze abſchreckende Kunſtgemählde im Herzen des Menſchen wie aus dem Grabe auf. So gewiß ſichtbare Darſtellung mächtiger wirkt, als todter Buchſtabe und kalte Erzählung, ſo gewiß wirkt die Schaubühne tiefer und daurender als Moral und Geſeze.

Aber hier *unterſtüzt* ſie die weltliche Gerechtigkeit nur — ihr iſt noch ein weiteres Feld geöfnet. Tauſend Laſter, die jene ungeſtraft duldet, ſtraft ſie; tauſend Tugenden, wovon jene ſchweigt, werden von der Bühne empfohlen. Hier begleitet ſie die Weisheit und die Religion. Aus dieſer reinen Quelle ſchöpft ſie ihre Lehren und Muſter, und kleidet die ſtrenge Pflicht in ein reizendes lockendes Gewand. Mit welch herrlichen Empfindungen, Entſchlüſſen, Leidenſchaften ſchwellt ſie unſere Seele, welche göttliche Ideale ſtellt ſie uns zur Nacheiferung aus! — Wenn der gütige Auguſt dem Verräther Cinna, der ſchon den tödlichen Spruch auf ſeinen Lippen zu leſen meint, groß wie ſeine Götter, die Hand reicht: „Laß „uns Freunde ſeyn Cinna!„ — Wer unter der Menge wird in *dem* Augenblick nicht gern ſeinem Todfeind die Hand drücken wollen, dem göttlichen Römer zu gleichen? — Wenn Franz von Sickingen, auf dem Wege einen Fürſten zu züchtigen und für fremde Rechte zu kämpfen, unverſehens hinter ſich ſchaut, und den Rauch aufſteigen ſieht von ſeiner Veſte, wo Weib und Kind hilflos zurückblieben, und er — weiter zieht, Wort zu halten — wie groß wird mir da der Menſch, wie klein und verächtlich das gefürchtete unüberwindliche Schickſal!

Eben ſo häßlich, als liebenswürdig die Tugend, mahlen ſich die Laſter in ihrem furchtbaren Spiegel ab. Wenn der hilfloſe kindiſche Lear in Nacht und Ungewitter vergebens an das Haus ſeiner Töchter pocht, wenn er ſein weißes Haar in die Lüfte ſtreut, und den tobenden Elementen erzählt, wie unnatürlich ſeine Regan geweſen, wenn ſein wütender Schmerz zulezt in den ſchrecklichen Worten von ihm ſtrömt: „Ich gab euch „Alles!„ — Wie abſcheulich zeigt ſich uns da der Undank? Wie feierlich geloben wir Ehrfurcht und kindliche Liebe! — Unſre Schaubühne hat noch eine große Eroberung ausſtehen, von deren Wichtigkeit erſt der Erfolg ſprechen wird. Shakeſpears Timon von Athen iſt, ſo weit ich mich beſinnen kann, noch auf keiner deutſchen Bühne erſchienen, und, ſo gewiß ich den Menſchen vor allem andern zuerſt im Shakeſpear aufſuche, ſo gewiß weiß ich im ganzen Shakeſpear kein Stück, wo er wahrhaſtiger vor mir ſtünde, wo er lauter und beredter zu meinem Herzen ſpräche, wo ich mehr Lebensweißheit lernte, als im Timon von Athen. Es iſt wahres Verdienſt um die Kunſt, dieſer Goldader nachzugraben.

Aber der Wirkungskrais der Bühne dehnt ſich noch weiter aus. Auch da, wo Religion und Geſeze es unter ihrer Würde achten, Menſchenempfindungen zu begleiten, iſt ſie für unſere Bildung noch geſchäftig. Das Glück der Geſellſchaft wird eben ſo ſehr durch Thorheit als durch Verbrechen und Laſter geſtört. Eine Erfahrung lehrt es, die ſo alt iſt als die Welt, daß im Gewebe menſchlicher Dinge oft die gröſten Gewichte an den kleinſten und zärteſten Fäden hangen, und, wenn wir Handlungen zu ihrer Quelle zurückbegleiten, wir zehenmal lächeln müßen, ehe wir uns einmal entſezen. Mein Verzeichniß von Böſewichtern wird mit jedem Tage, den ich älter werde, kürzer, und mein Regiſter von Thoren vollzähliger und länger. Wenn die ganze moraliſche Verſchuldung des einen Geſchlechtes aus einer und eben der Quelle hervorſpringt, wenn alle die ungeheuren Extreme von Laſter, die es jemals gebrandmarkt haben, nur veränderte Formen, nur höhere Grade einer Eigenſchaft ſind, die wir zulezt alle einſtimmig belächeln und lieben, warum ſollte die Natur bei dem andern Geſchlechte nicht die nämliche Wege gegangen ſeyn? Ich kenne nur ein Geheimniß, den Menſchen vor Verſchlimmerung zu bewahren, und dieſes iſt — ſein Herz gegen Schwächen zu ſchüzen.

Einen großen Theil dieſer Wirkung können wir von der Schaubühne erwarten. Sie iſt es, die der großen Klaſſe von Thoren den Spiegel vorhält, und die tauſendfachen Formen derſelben mit heilſamem Spott beſchämt. Was ſie oben durch Rührung und Schrecken wirkte, leiſtet ſie hier, (ſchneller vielleicht, und unfehlbarer) durch Scherz und Satire. Wenn wir es unternehmen wollten, Luſtſpiel und Trauerſpiel nach dem Maas der erreichten Wirkung zu ſchäzen, ſo würde vielleicht die Erfahrung dem erſten den Vorrang geben. Spott und Verachtung verwunden den Stolz des Menſchen empfindlicher, als Verabſcheuung ſein Gewiſſen foltert. Vor dem Schrecklichen verkriecht ſich unſre Faigheit, aber eben dieſe Faigheit überliefert uns dem Stachel der Satire. Geſez und Gewiſſen ſchüzen uns oft für Verbrechen und Laſtern — Lächerlichkeiten verlangen einen eigenen feinern Sinn, den wir nirgends mehr als vor dem Schauplaze üben. Vielleicht, daß wir einen Freund bevollmächtigen unſre Sitten und unſer Herz anzugreifen, aber es koſtet uns Mühe, ihm ein einziges Lachen zu vergeben. Unſre Vergehungen ertragen einen Aufſeher und Richter, unſre Unarten kaum einen Zeugen — Die Schaubühne allein kann unſre Schwächen belachen, weil ſie unſrer Empfindlichkeit ſchont, und den ſchuldigen Thoren nicht wiſſen will — Ohne roth zu werden ſehen wir unſre Larve aus ihrem Spiegel fallen, und danken ingeheim für die ſanfte Ermahnung.

Aber ihr großer Wirkungskrais iſt noch lange nicht geendigt. Die Schaubühne iſt mehr als jede andere öffentliche Anſtalt des Staats eine Schule der praktiſchen Weißheit, ein Wegweiſer durch das bürgerliche Leben, ein unfehlbarer Schlüſſel zu den geheimſten Zugängen der menſchlichen Seele. Ich gebe zu, daß Eigenliebe und Abhärtung des Gewiſſens nicht ſelten ihre beſte Wirkung vernichten, daß ſich noch tauſend Laſter mit frecher Stirne vor ihrem Spiegel behaupten, tauſend gute Gefühle vom kalten Herzen des Zuſchauers fruchtlos zurückfallen — ich ſelbſt bin der Meinung, daß vielleicht Molieres Harpagon noch keinen Wucherer beſſerte, daß der Selbſtmörder Beverlei noch wenige ſeiner Brüder von der abſcheulichen Spielſucht zurückzog, daß Karl Moors unglückliche Räubergeſchichte die Landſtraſſen nicht viel ſicherer machen wird — aber wenn wir auch dieſe große Wirkung der Schaubühne einſchränken, wenn wir ſo ungerecht ſeyn wollen, ſie gar aufzuheben — wie unendlich viel bleibt noch von ihrem Einfluß zurück? Wenn ſie die Summe der Laſter weder tilgt noch vermindert, hat ſie uns nicht mit denſelben bekannt gemacht? — Mit dieſen Laſterhaften, dieſen Thoren müſſen wir leben. Wir müßen ihnen ausweichen oder begegnen; wir müßen ſie untergraben, oder ihnen unterliegen. Jezt aber überraſchen ſie uns nicht mehr. Wir ſind auf ihre Anſchläge vorbereitet. Die Schaubühne hat uns das Geheimniß verrathen, ſie ausfündig und unſchädlich zu machen. Sie zog dem Heuchler die künſtliche Maske ab, und entdeckte das Nez, womit uns Liſt und Kabale umſtrickten. Betrug und Falſchheit riß ſie aus krummen Labirinthen hervor, und zeigte ihr ſchreckliches Angeſicht dem Tag. Vielleicht, daß die ſterbende Sara nicht einen Wollüſtling ſchröckt, daß alle Gemählde geſtrafter Verführung ſeine Glut nicht erkälten, und daß ſelbſt die verſchlagene Spielerin dieſe Wirkung ernſtlich zu verhüten bedacht iſt —

glücklich genug, daß die argloſe Unſchuld jezt ſeine Schlingen kennt, daß die Bühne ſie lehrte, ſeinen Schwüren mistrauen, und vor ſeiner Anbetung zittern.

Nicht blos auf Menſchen und Menſchenkarakter, auch auf Schickſale macht uns die Schaubühne aufmerkſam, und lehrt uns die große Kunſt, ſie zu ertragen. Im Gewebe unſers Lebens ſpielen Zufall und Plan eine gleich große Rolle; den leztern lenken wir, dem erſtern müſſen wir uns blind unterwerfen. Gewinn genug, wenn unausbleibliche Verhängniſſe uns nicht ganz ohne Faſſung finden, wenn unſer Muth, unſre Klugheit ſich einſt ſchon in ähnlichen übten, und unſer Herz zu dem Schlag ſich gehärtet hat. Die Schaubühne führt uns eine mannichfaltige Szene menſchlicher Leiden vor. Sie zieht uns künſtlich in fremde Bedrängniſſe, und belohnt uns das augenblickliche Leiden mit wollüſtigen Thränen, und einem herrlichen Zuwachs an Muth und Erfahrung. Mit ihr folgen wir der verlaſſenen Ariadne durch das wiederhallende Naxos, ſteigen mit ihr in den Hungerthurm Ugolinos hinunter, betreten mit ihr das entſezliche Blutgerüſte, und behorchen mit ihr die feierliche Stunde des Todes. Hier hören wir, was unſre Seele in leiſen Ahndungen fühlte, die überraſchte Natur laut und unwiderſprechlich bekräftigen. Im Gewölbe des Towrs verläßt den betrogenen Liebling die Gunſt ſeiner Königin — Jezt da er ſterben ſoll, entfliegt dem geängſtigten Moor ſeine treuloſe ſophiſtiſche Weißheit. Die Ewigkeit entläßt einen Todten, Geheimniſſe zu offenbaren, die kein Lebendiger wiſſen kann, und der ſichere Böſewicht verliert ſeinen lezten gräßlichen Hinterhalt, weil auch Gräber noch ausplaudern.

Aber nicht genug, daß uns die Bühne mit Schickſalen der Menſchheit bekannt macht, ſie lehrt uns auch gerechter gegen den Unglücklichen ſeyn, und nachſichtsvoller über ihn richten. Dann nur, wenn wir die Tiefe ſeiner Bedrängniſſe ausmeſſen, dörfen wir das Urtheil über ihn ausſprechen. Kein Verbrechen iſt ſchändender, als das Verbrechen des Diebs — aber miſchen wir nicht alle eine Thräne des Mitleids in unſern Verdammungsſpruch, wenn wir uns in den ſchrecklichen Drang verlieren, worinn Eduard Ruhberg die That vollbringt? — Selbſtmord wird allgemein als Frevel verabſcheut; wenn aber, beſtürmt von den Drohungen eines wütenden Vaters, beſtürmt von Liebe, von der Vorſtellung ſchrecklicher Kloſtermauren, Mariane den Gift trinkt, wer von und will der erſte ſeyn, der über dem beweinenswürdigen Schlachtopfer einer verruchten Maxime den Stab bricht? — Menſchlichkeit und Duldung fangen an der herrſchende Geiſt unſrer Zeit zu werden; ihre Stralen ſind bis in die Gerichtsſäle, und noch weiter — in das Herz unſrer Fürſten gedrungen. Wie viel Antheil an dieſem göttlichen Werk gehört unſern Bühnen? Sind ſie es nicht, die den Menſchen mit dem Menſchen bekannt machten, und das geheime Räderwerk aufdeckten, nach welchem er handelt?

Eine merkwürdige Klaſſe von Menſchen hat Urſache, dankbarer als alle übrigen gegen die Bühne zu ſeyn. Hier nur hören die Groſſen der Welt, was ſie nie oder ſelten hören — Wahrheit; was ſie nie oder ſelten ſehen, ſehen ſie hier — den Menſchen.

So groß und vielfach iſt das Verdienſt der beſſern Bühne um die ſittliche Bildung; kein geringeres gebührt ihr um die ganze Aufklärung des Verſtandes. Eben hier in dieſer höhern Sphäre weiß der groſſe Kopf, der feurige Patriot ſie erſt ganz zu gebrauchen.

Er wirft einen Blick durch das Menſchengeſchlecht, vergleicht Völker mit Völkern, Jahrhunderte mit Jahrhunderten, und findet, wie ſklaviſch die größere Maſſe des Volks an Ketten des Vorurtheils und der Meinung gefangen liegt, die ſeiner Glückſeligkeit ewig entgegen arbeiten — daß die reinern Stralen der Wahrheit nur wenige einzelne Köpfe beleuchten, welche den kleinen Gewinn vielleicht mit dem Aufwand eines ganzen Lebens erkauften. Wodurch kann der weiſe Geſezgeber die Nation derſelben theilhaftig machen?

Die Schaubühne iſt der gemeinſchaftliche Kanal, in welchen von dem denkenden beſſern Theile des Volks das Licht der Weißheit herunterſtrömt, und von da aus in milderen Stralen durch den ganzen Staat ſich verbreitet. Richtigere Begriffe, geläuterte Grundſäze, reinere Gefühle fließen von hier durch alle Adern des Volks; der Nebel der Barbarei, des finſtern Aberglaubens verſchwindet, die Nacht weicht dem ſiegenden Licht. Unter ſo vielen herrlichen Früchten der beſſern Bühne will ich nur zwo auszeichnen. Wie allgemein iſt nur ſeit wenigen Jahren die Duldung der Religionen und Sekten geworden? — Noch ehe uns Nathan der Jude, und Saladin der Sarazene beſchämten, und die göttliche Lehre uns predigten, daß Ergebenheit in Gott von unſerm Wähnen über Gott ſo gar nicht abhängig ſei — ehe noch Joſeph der Zweite die fürchterliche Hyder des frommen Haßes bekämpfte, pflanzte die Schaubühne Menſchlichkeit und Sanftmuth in unſer Herz, die abſcheulichen Gemählde heidniſcher Pfaffenwuth lehrten uns Religionshaß vermeiden — in dieſem ſchrecklichen Spiegel wuſch das Chriſtenthum ſeine Flecken ab. Mit eben ſo glücklichem Erfolge würden ſich von der Schaubühne Irrthümer der Erziehung bekämpfen laſſen; das Stück iſt noch zu hoffen, wo dieſes merkwürdige Thema behandelt wird. Keine Angelegenheit iſt dem Staat durch ihre Folgen ſo wichtig als dieſe, und doch iſt keine ſo Preiß gegeben, keine dem Wahne, dem Leichtſinn des Bürgers ſo uneingeſchränkt anvertraut, wie es dieſe iſt. Nur die Schaubühne könnte die unglücklichen Schlachtopfer vernachläßigter Erziehung in rührenden erſchütternden Gemählden an ihm vorüber führen; hier könnten unſre Väter eigenſinnigen Maximen entſagen, unſre Mütter vernünftiger lieben lernen. Falſche Begriffe führen das beſte Herz des Erziehers irre; deſto ſchlimmer, wenn ſie ſich noch mit Methode brüſten, und den zarten Schößling in Philanthropinen und Gewächshäuſern ſyſtematiſch zu Grund richten. Der gegenwärtig herrſchende Kizel, mit Gottes Geſchöpfen Chriſtmarkt zu ſpielen, dieſe berühmte Raſerei, Menſchen zu brechſeln, und es Deukalion gleich zu thun, (mit dem Unterſchied freilich, daß man aus Menſchen nunmehr Steine macht, wie jener aus Steinen Menſchen) verdiente es mehr als jede andere Ausſchweiſung der Vernunſt den Geißel der Satire zu fühlen.

Nicht weniger ließen ſich — verſtünden es die Oberhäupter und Vormünder des Staats — von der Schaubühne aus, die Meinungen der Nation über Regierung und Regenten zurechtweiſen. Die geſezgebende Macht ſpräche hier durch fremde Symbolen zu dem Unterthan, verantwortete ſich gegen ſeine Klagen, noch ehe ſie laut werden, und beſtäche ſeine Zweifelſucht, ohne es zu ſcheinen. Sogar Induſtrie und Erfindungsgeiſt könnten und würden vor dem Schauplaze Feuer fangen, wenn die Dichter es der Mühe werth hielten Patrioten zu ſeyn, und der Staat ſich herablaſſen wollte, ſie zu hören.

Unmöglich kann ich hier den großen Einfluß übergehen, den eine gute ſtehende Bühne auf den Geiſt der Nation haben würde. Nationalgeiſt eines Volks nenne ich die Aehnlichkeit und Uebereinſtimmung ſeiner Meinungen und Neigungen bei Gegenſtänden, worüber eine andere Nation anders meint und empfindet. Nur der Schaubühne iſt es möglich, dieſe Uebereinſtimmung in einem hohen Grad zu bewirken, weil ſie das ganze Gebieth des menſchlichen Wiſſens durchwandert, alle Situationen des Lebens erſchöpft, und in alle Winkel des Herzens hinunter leuchtet; weil ſie alle Stände und Klaſſen in ſich vereinigt, und den gebahnteſten Weg zum Verſtand und zum Herzen hat. Wenn in allen unſern Stücken ein Hauptzug herrſchte, wenn unſre Dichter unter ſich einig werden, und einen feſten Bund zu dieſem Endzweck errichten wollten — wenn ſtrenge Auswahl ihre Arbeiten leitete, ihr Pinſel nur Volksgegenſtänden ſich weihte — mit einem Wort, wenn wir es erlebten eine Nationalbühne zu haben, ſo würden wir auch eine Nation. Was kettete Griechenland ſo feſt aneinander? Was zog das Volk ſo unwiderſtehlich nach ſeiner Bühne? — Nichts anders als der vaterländiſche Inhalt der Stücke, der griechiſche Geiſt, das große überwältigende Intereſſe des Staats, der beſſeren Menſchheit, das in denſelbigen athmete.

Noch ein Verdienſt hat die Bühne — ein Verdienſt, das ich jezt um ſo lieber in Anſchlag bringe, weil ich vermuthe, daß ihr Rechtshandel mit ihren Verfolgern ohnehin ſchon gewonnen ſeyn wird. Was bis hieher zu beweiſen unternommen worden, daß ſie auf Sitten und Aufklärung weſentlich wirke, war zweifelhaft — daß ſie unter allen Erfindungen des Luxus, und allen Anſtalten zur geſellſchaftlichen Ergözlichkeit den Vorzug verdiene, haben ſelbſt ihre Feinde geſtanden. Aber was ſie hier leiſtet iſt wichtiger, als man gewohnt iſt zu glauben.

Die menſchliche Natur erträgt es nicht, ununterbrochen und ewig auf der Folter der Geſchäfte zu liegen, die Reize der Sinne ſterben mit ihrer Befriedigung. Der Menſch, überladen von thieriſchem Genuß, der langen Anſtrengung müde, vom ewigen Triebe nach Thätigkeit gequält, dürſtet nach beſſern auserleſnern Vergnügungen, oder ſtürzt zügellos in wilde Zerſtreuungen, die ſeinen Hinfall beſchleunigen, und die Ruhe der Geſellſchaft zerſtören. Bacchantiſche Freuden, verderbliches Spiel, tauſend Raſereien, die der Müßiggang ausheckt ſind unvermeidlich, wenn der Geſezgeber dieſen Hang des Volks nicht zu lenken weiß. Der Mann von Geſchäften iſt in Gefahr, ein Leben, das er dem Staat ſo großmüthig hinopferte, mit dem unſeligen Spleen abzubüßen — der Gelehrte zum dumpfen Pedanten herabzuſinken — der Pöbel zum Thier. Die Schaubühne iſt die Stiftung, wo ſich Vergnügen mit Unterricht, Ruhe mit Anſtrengung, Kurzweil mit Bildung gattet, wo keine Kraft der Seele zum Nachtheil der andern geſpannt, kein Vergnügen auf Unkoſten des Ganzen genoßen wird. Wenn Gram an dem Herzen nagt, wenn trübe Laune unſre einſame Stunden vergiftet, wenn uns Welt und Geſchäfte anekeln, wenn tauſend Laſten unſre Seele drücken, und unſre Reizbarkeit unter Arbeiten des Berufs zu erſticken droht, ſo empfängt uns die Bühne — in dieſer künſtlichen Welt träumen wir die wirkliche hinweg, wir werden uns ſelbſt wieder gegeben, unſre Empfindung erwacht, heilſame Leidenſchaften erſchüttern unſre ſchlummernde Natur, und treiben das Blut in friſcheren Wallungen. Der Unglückliche weint hier mit fremdem Kummer ſeinen eigenen aus, — der Glückliche wird nüchtern, und der Sichere beſorgt. Der empfindſame Weichling härtet ſich zum Manne, der rohe Unmenſch fängt hier zum erſtenmal zu empfinden an. Und dann endlich —- welch ein Triumph für dich, Natur — ſo oft zu Boden getretene, ſo oft wieder auferſtehende Natur — wenn Menſchen aus allen Kraiſen und Zonen und Ständen, abgeworfen jede Feſſel der Künſtelei und der Mode, herausgeriſſen aus jedem Drange des Schickſals, durch eine allwebende Sympathie verbrüdert, in Ein Geſchlecht wieder aufgelöſt, ihrer ſelbſt und der Welt vergeſſen, und ihrem himmliſchen Urſprung ſich nähern. Jeder Einzelne genießt die Entzückungen aller, die verſtärkt und verſchönert aus hundert Augen auf ihn zurück fallen, und ſeine Bruſt giebt jezt nur Einer Empfindung Raum — es iſt dieſe: ein Menſch zu ſeyn.

II.

Merkwürdiges Beiſpiel einer weiblichen Rache.

(Aus einem Manuſcript des verſtorbenen Diderot gezogen.)

Der Marquis von A*** war ein junger Mann, der ſeinem Vergnügen lebte, liebenswürdig und angenehm, der aber übrigens ſo ſo von der weiblichen Tugend dachte. Dennoch fand ſich eine Dame, die ihm ziemlich zu ſchaffen machte; ſie nannte ſich Frau von P***, eine reiche Wittwe von Stande, voll Klugheit, Artigkeit und Welt, aber ſtolz, und von hohem Geiſt.

Der Marquis brach alle ſeine vorige Verbindungen ab, um nur allein für dieſe Dame zu leben. Ihr machte er den Hof mit der gröſten Gefliſſenheit, brachte ihr alle erſinnliche Opfer, ſie von der Heſtigkeit ſeiner Neigung zu überführen, und trug ihr endlich ſogar ſeine Hand an. Aber die Marquiſin, die es noch nicht vergeſſen konnte, wie unglücklich ihre erſte Heirath geweſen, wollte ſich lieber jedem andern Ungemach des Lebens als einer zwoten ausſezen.

Dieſe Frau lebte ſehr eingezogen. Der Marquis war ein alter Bekannter ihres verſtorbenen Mannes geweſen, ſie hatte ihm damals den Zutritt geſtattet, und auch nachher verſchloß ſie ihm ihre Thüre nicht.

Die weibiſche Sprache der Galanterie konnte an einem Manne von Welt nicht mißfallen. Die Beharrlichkeit ſeiner Bewerbung, von ſeinen perſönlichen Eigenſchaften begleitet, ſeine Figur, ſeine Jugend, der Anſchein der innigſten wahrhaftigſten Liebe, und dann wiederum die einſame Lebensart dieſer Dame, ein Temperament zur zärtlichen Empfindung geſchaffen, mit einem Wort alles, was ein weibliches Herz nur verführen kann, that auch hier ſeine Wirkung. Frau von P*** ergab ſich endlich nach einer monatlangen fruchtloſen Gegenwehr, und dem hartnäckigſten Kampf mit ſich ſelber. Unter den gehörigen Formalitäten eines heiligen Schwurs war der Marquis der Glückliche — er wäre es auch geblieben, hätte anders ſein Herz den zärtlichen Geſinnungen, die es damals ſo feierlich angelobte, und die ihm ſo zärtlich erwiedert wurden, getreu bleiben wollen.

Einige Jahre waren ſo hingefloßen, als es dem Marquis einfiel, die Lebensart der Dame etwas einförmig zu finden. Er ſchlug ihr vor, in Geſellſchaft zu gehen, ſie thats — Beſuche anzunehmen, ſie willigte ein — Tafel zu geben, auch darinn gab ſie ihm nach. Endlich und endlich fieng ein Tag, fiengen mehrere Tage an zu verſtreichen, und kein A*** ließ ſich ſehen. Er fehlte bei der Mittagtafel — beim Abendeſſen. Geſchäfte drängten ihn, wenn er bei ihr war, er fand für nöthig ſeinen Beſuch dißmal abzukürzen. Wenn er kam, murmelte er eins, zwei Worte, ſtreckte ſich im Sopha, ergriff etwa dieſe oder jene Broſchüre, warf ſie weg, ſchäckerte mit ſeinem Hund oder ſchlief zulezt gar ein. Es wurde Abend — ſeine ſchwächliche Geſundheit rieth ihm zeitlich nach Haus zu gehen, das hatte ihm Tronchin ausdrücklich befohlen, und Tronchin, das iſt wahrhaftig und wahr, Tronchin iſt ein unvergleichlicher

Mann — und damit nahm er Stock und Hut, und wiſchte fort, vergaß in ſeiner Zerſtreuung auch wohl gar, Madame beim Abſchied zu umarmen. Frau von P*** empfand, daß ſie nicht mehr geliebt ward, aber ſie mußte ſich überzeugen, und das machte ſich ohngefehr auf folgende Art.

Einmal, als ſie eben abgeſpeißt hatten, fieng ſie an:

Warum ſo in Gedanken, Marquis?

Warum Sie, gnädige Frau?

Es iſt auch wahr, und noch dazu in ſo traurigen.

Wie denn das?

Nichts.

Das iſt nicht wahr Madame, frei heraus (und dabei gähnte er) geſtehen Sie mir, was iſt Ihnen? — das wird uns beide aufmuntern.

Hätten Sie das hier ſo nöthig?

Nicht doch — Sie wiſſen ja — Man hat ſo gewiſſe Stunden —

Wo man verdrüßlich ſeyn muß?

Nein, Madame, nein, nein — Sie haben unrecht, bei meiner Ehre, Sie haben unrecht. Es iſt nichts. Ganz und gar nichts. Es giebt manchmal ſo Augenblicke — Ich weiß ſelbſt nicht, wie ich mich ausdrücken ſoll.

Lieber Freund, ſchon eine Zeit lang drückt mich etwas auf dem Herzen, das ich Ihnen ſagen wollte, aber immer war mir bange, es würde Sie beleidigen.

Mich beleidigen? Sie?

Vielleicht — aber Gott iſt mein Zeuge, daß ich unſchuldig bin. Ohne meinen Willen, ohne mein Wiſſen hat ſich das nach und nach ſo gegeben. Es kann nicht anders — es muß ein Fluch Gottes ſeyn, der dem ganzen Menſchengeſchlecht gilt, weil auch ich — ich ſelbſt ſo gar keine Ausnahme mache.

Ah Madame — Sie beſorgen etwa — hm — und was iſt es denn?

Was es iſt? — O ich bin unglücklich — auch Sie werd ich unglücklich machen — Nein Marquis, beſſer, ich ſchweige ſtill.

Reden Sie frei, meine Liebe. Sollten Sie vor mir Geheimniſſe haben? Sollten Sie nicht mehr wiſſen, daß es die erſte Bedingniß unſrer Vertraulichkeit war, einander nichts zu verſchweigen?

Das eben iſts, was mir Kummer macht. Was Sie mir jezt vorwerfen, Marquis, hat noch vollends gefehlt meine Strafbarkeit aufs höchſte zu treiben. — Finden Sie nicht, daß meine vorige Munterkeit ganz dahin iſt? — Ich habe keine Luſt zum Eſſen und Trinken mehr. Auch ſogar ſchlafen mag ich nicht mehr. Unſer vertrauter Umgang fängt nachgerade an, mir zuwider zu werden. Oft um Mitternacht frage ich mich ſelbſt: Iſt er denn nicht mehr ſo liebenswürdig? — Er iſt wie er war. Haſt du Urſache, dich über ihn zu beklagen? — Nicht die mindeſte. Vielleicht beſucht er verdächtige Häuſer? — Nichts weniger. Oder findeſt du ihn vielleicht minder zärtlich als ehedem? — Ganz und gar nicht. Aber wenn dein Freund noch der alte iſt, ſo müßteſt Du ja verwandelt ſeyn? — Du biſts, o geſtehe dirs, du biſts. Da iſt kein Funke der Sehnſucht mehr, mit der du ſonſt ihn erwarteteſt, kein Schatten der Freude mehr, womit du ihn damals empfiengeſt — keine Spur der ſüßen Beklemmung mehr, wenn er ausblieb, der ſüßeren Aufwallung wenn er wieder kam, wenn du hörteſt ſeiner Tritte Klang, wenn man ihn meldete, wenn er hereintrat — O das alles iſt vorbei — es iſt dahin, er iſt dir fremder geworden.

Wie Madame?

Hier drückte die Dame beide Hände vors Geſicht, ließ den Kopf herabſinken und ſchwieg eine Zeit lang ſtill. Endlich ſagte ſie wieder:

Ich weiß, was Sie mir antworten können. Ich bin darauf gefaßt, Sie erſtaunt zu ſehen — mir das Bitterſte von Ihnen ſagen zu laſſen — aber ſchonen Sie, Marquis — doch nein, nein, ſchonen Sie nicht. Sagen Sie mir alles. Ich hab es verdient. Ich muß mirs gefallen laſſen. Ja, lieber Marquis, ſo iſt es — es iſt wahr — aber iſt es nicht ſchrecklich genug, daß es ſo weit kommen mußte, ſollte ich auch noch zu der Schande herabgeſunken ſeyn, Ihnen geheuchelt zu haben? — Sie ſind was Sie waren, aber ich bin die Nämliche nicht mehr. Noch zwar verehr ich Sie, verehre Sie ſo ſehr und mehr noch als ehedem, aber — — aber eine Frau, wie Sie mich kennen, eine Frau, die gewohnt iſt, die geheimſte Regungen Ihres Herzens zu prüfen, ſich nirgends zu täuſchen, dieſe Frau kann ſich nicht mehr verhehlen, daß die Liebe daraus geflohen iſt. Dieſes Bekenntniß — o ich fühl es — es iſt das entſezlichſte, aber dennoch nicht minder wahr. — Ich eine Wankelmüthige, eine Lügnerin! — Wüthen Sie aus, lieber Marquis. Verwünſchen Sie mich. Verdammen Sie mich. Brandmarken Sie mich mit den verhaßteſten Namen. Ich hab es ſelbſt ſchon gethan; Alles, alles kann ich von Ihnen anhören, nur das einzige nicht, daß ich heuchle, denn das verdien ich nicht.

Hier drehte ſich Frau von P*** im Sopha herum, und fieng laut an zu weinen.

Der Marquis warf ſich ihr zu Füßen.

Trefliche Frau! Göttliche Frau! Frau, wie man keine mehr finden wird. Ihre Freimüthigkeit, Ihre Rechtſchaffenheit beſchämen mich, rühren mich — ich möchte für Schaam ſterben. Wie groß ſtehen Sie in dieſem Augenblick neben mir, wie klein ſteh ich neben Ihnen. Sie haben den Anfang gemacht, zu bekennen — ich machte den Anfang, zu fehlen. Ihre Offenherzigkeit reißt mich hin — ein Ungeheuer müßt ich ſeyn, wenn ich einen Augenblick anſtünde, ſie zu erwiedern. Ja Madame, ich kann es nicht läugnen; die Geſchichte Ihres Herzens iſt Wort für Wort auch die Geſchichte des meinigen. Alles, alles was Sie Sich geſagt haben, hab ich auch mir geſagt. Doch ich duldete, und ſchwieg — hätte vielleicht noch lange geſchwiegen — hätte vielleicht nie den Muth gehabt, mich zu erklären.

Iſt das wirklich wahr, Marquis?

Wahr Madame — und wir können uns alſo beide Glück wünſchen, daß wir zu gleicher Zeit über eine Leidenſchaft Meiſter wurden, die ſo vergänglich wie die unſrige war.

In der That, Marquis, ich würde ſehr zu beklagen ſeyn, wenn meine Liebe ſpäter erloſchen wäre, als die Ihrige.

Sie können ſich darauf verlaſſen, Madame — Ich war der erſte, bei dem ſie aufhörte.

Wirklich, mein Herr! Ich fühle ſo etwas.

O meine beſte Marquiſin! Noch nie fand ich Sie ſo reizend, ſo liebenswürdig, ſo ſchön als in dem jezigen Augenblick. Machten mich meine bisherigen Erfahrungen nicht ſchüchtern, wer weiß, ob ich Sie nicht heftiger lieben würde als jemals.

Er nahm, indem er diß ſagte, ihre beiden Hände, und küßte ſie lebhaft. Frau von P*** unterdrückte den tödlichen Gram, der ihr Herz zerriß, und nahm das Wort:

Aber was nun anfangen, Marquis? — Wir beide, dächte ich, hätten uns keinen Betrug vorzuwerfen. Sie haben noch die nämliche Anſprüche auf meine Achtung, wie ehedem — auch ich hoffe mein Recht auf die Ihrige nicht ganz vergeben zu haben. Wollen wir fortfahren uns zu ſehen? Wollen wir unſre Liebe in die zärtlichſte Freundſchaft verwandeln? — Das wird uns künftig alle die traurigen Auftritte erſparen, alle die kleinen Treuloſigkeiten, alle die kindiſchen Neckereien, all den muthwilligen Humor, der eine flüchtige Leidenſchaft zu begleiten pflegt. Wir werden das einzige Beiſpiel in unſerer Gattung ſeyn. Sie — haben ihre vorige Freiheit wieder, mir — geben Sie die meinige zurück. So reiſen wir zuſammen durch die Welt. Sie machen mich bei jeder neuen Eroberung zu ihrer Vertrauten. Ich werde Ihnen kein Geheimniß aus den meinigen machen — verſteht ſich, wenn ich welche erlebe, denn ich fürchte ſehr, lieber Marquis, daß Sie mich in dem Punkt ein klein wenig ſcheu gemacht haben — Und ſo müßt es denn ganz unvergleichlich gehen. Sie unterſtüzen mich zuweilen mit Ihrem Rath, ich Sie mit dem meinigen — Und am Ende, wer weiß, was geſchehen kann?

Allerdings Madame, und es iſt dann ſo gut als ſchon ausgemacht, daß Sie bei jeder Vergleichung gewinnen — daß ich von Tag zu Tag wärmer und zärtlicher zu Ihnen zurückkehre, daß mich zulezt alles alles wird überwieſen haben, die Marquiſin von P*** ſei die einzige Frau, die mich glücklich machen kann. Und wenn ich dann wieder umkehre, ſo iſt es auch heilig gewiß, daß Sie mich Zeitlebens in Ihren Banden behalten.

Wie aber, wenn Sie bei Ihrer Wiederkehr mich nicht mehr fänden? — Denn Sie wiſſen ja, man iſt oft wunderlich, Marquis — der Fall könnte kommen, daß mich Eigenſinn — Laune — Leidenſchaft für einen andern anwandelte, der nicht einmal ſoviel in Ihren Augen gälte.

Allerdings würde mich das kränken, Madame, aber beklagen dürfte ich mich darum nie. Ich müßte mich einzig und allein an das Schickſal halten, das uns trennte, weil es wollte, und uns wieder zu vereinigen wiſſen wird, wenn das ſo ſeyn ſoll.

Auf dieſes Geſpräch folgte eine langweilige Predigt über den Unbeſtand des menſchlichen Herzens, über die Nichtigkeit der Schwüre, über den Zwang der Ehen. Nach kurzen Umarmungen ſchieden beide von einander.

So groß der Zwang geweſen, den ſich die Dame in Gegenwart ihres Liebhabers auflegen mußte, ſo fürchterlich war der Ausbruch ihres Schmerzens, als er fortgegangen war. Alſo iſt es wahr, ſchrie ſie laut aus, es iſt mehr als zu wahr, er liebt mich nicht mehr! — Nachdem ihre erſten Aufwallungen vorüber waren, und ſie in ſtiller Wut über dem erlittenen Schimpfe gebrütet hatte, beſchloß ſie eine Rache, die ohne Beiſpiel war, eine Rache zum Schrecken aller Männer, die ſich gelüſten laſſen, eine Frau von Ehre zu betrügen, und dieſe Rache führte ſie aus.

Die Marquiſin hatte ehemals mit einer gewiſſen Frau aus der Provinz in Bekanntſchaft geſtanden, die eines Prozeſſes wegen mit ihrer Tochter, einem Mädchen von großer Schönheit und guter Erziehung, nach Paris gezogen war. Jezt hatte ſie erfahren, daß dieſe Frau mit ihrem Prozeß ihr ganzes Vermögen verlohren hatte, und dahin gebracht worden war, ein Haus der Freude zu unterhalten. Man kam da zuſammen, man ſpielte, man ſpeißte zu Abend, und gemeiniglich blieb einer oder zwei von den Gäſten die Nacht über dort, mit Mutter oder Tochter, wie er nun Luſt hatte, ſich ein Vergnügen zu machen.

Die Marquiſin ließ durch einige Bediente dieſen Weibsperſonen nachſpüren; ſie wurden ausfündig gemacht, und zur Frau von P*** — ein Name, den ſie ſich kaum noch zurückrufen konnten — auf einen Beſuch gebeten. Die Frauenzimmer, welche ſich zu Paris für eine Madame und Mademoiſelle Aisnon ausgaben, nahmen die Einladung mit Vergnügen an. Gleich den andern Morgen fand ſich die Mutter bei der Marquiſin ein, welche das Geſpräch ſogleich auf ihre jezige

Lebensart zu lenken wußte. — Frei heraus, gnädige Frau, antwortete die Alte, wir leben von einem Handwerk, das leider sehr wenig einträgt, gefährlich und mißlich, und noch obendrein eins von den schimpflichsten ist. Mir selbst ist es noch dazu in den Tod zuwider, aber Noth bricht Eisen, wie das Sprüchwort sagt. Ich war schon halbwegs entschlossen, meine Tochter bei der Opera anzubringen, aber ihre Stimme taugt höchstens für eine Kammersängerin, und außerdem tanzt sie schlecht. Auch habe ich sie, während meines Prozesses und auch nachher bei den Vornehmen dieser Stadt, bei den obrigkeitlichen Personen, bei den Pächtern und geistlichen Herren herumgeführt der Reihe nach, aber die Herren, wie das nun geht, akkordirten immer nur auf eine Zeit lang, und am Ende blieb sie mir denn so sizen. Nicht etwa, meine gnädige Frau, als ob sie nicht schön wäre wie ein Engel — auch fehlt es ihr weder an Verstand noch Manieren, aber der eigentliche Pfiff für das Gewerbe mangelt ihr ganz und gar, und alle die kleinen Kunstgriffchen, die man anwenden muß, das Männervolk in Athem zu halten.

Sind Sie denn sehr bekannt hier? frug die Marquisin.

Leider Gottes, nur zu sehr, sagte die Alte.

Und, wie ich merke, ſcheinen Sie beide wenig Luſt und Liebe zu ihrem Gewerbe zu haben?

Ganz und gar nicht, und am wenigſten meine Tochter, die mir ohne Aufhören in den Ohren liegt, ſie davon wegzunehmen, oder lieber ums Leben zu bringen. Obendrein hat ſie noch ihre melancholiſche Stunden, wo ſie vollends gar nicht zu brauchen iſt.

Wenn ich mir alſo zum Beiſpiel in den Kopf ſezen wollte, ihr Schickſal auf eine glänzende Art zu verbeſſern, würden Sie mir wohl beide wenig Schwürigkeiten machen?

Das meint' ich auch.

Aber die Frage iſt, ob Sie mir werden verſprechen können, allen Vorſchriften, die ich für gut finden könnte Ihnen zu geben, mit der ſtrengſten Genauigkeit nachzuleben?

Darauf können Sie zählen, Madame. So hart ſie auch ſeyn mögen.

Und ihr Gehorſam iſt mir alſo gewiß, ſo oft es mir einfallen wird, zu befehlen?

Wir werden mit Ungeduld darauf warten.

Das iſt gut. Jezt, Madame, gehen Sie nach Hauſe, Sie ſollen gleich meine fernern Verfügungen hören. Unterdeſſen ſchaffen Sie alles fort, was Sie an Hausgeräth haben, auch ihre Kleider ſchaffen Sie fort, die beſonders, welche von frecher oder ſchreiender Farbe ſind, das alles würde mir nur meinen Anſchlag vereiteln.

Jene gieng. Frau von P*** warf ſich in den Wagen, und ließ ſich in die Vorſtädte fahren, welche ihr von der Wohnung der Aisnon am weitſten entlegen ſchienen. Hier miethete ſie nicht weit von der Pfarrkirche eine ſchlechte Wohnung in einem ehrbaren Bürgershauſe, und ließ ſolche auf das ſparſamſte meubliren. Dahin lud ſie die beiden Aisnon, übergab ihnen Haus und Wirthſchaft, und legte ihnen einen ſchriftlichen Aufſaz von den Lebensregeln vor, die ſie künftighin zu befolgen hatten. Sie waren folgende:

Auf keinen öffentlichen Spaziergang gehen ſie mehr, denn es liegt daran, daß ſie von niemand entdeckt werden.

Sie nehmen keine Beſuche an, auch ſelbſt aus ihrer Nachbarſchaft nicht, denn es muß das Anſehen haben, als hätten ſie der Welt gänzlich entſagt.

Gleich von dem morgenden Tag an müſſen ſie andächtige Kleider tragen.

Zu Hauſe werden keine andre als geiſtliche Bücher geduldet, daß ſie ja keinem Rückfall ſich ausſezen.

Ihrem Gottesdienſt müſſen ſie jeden Werk- und Feiertag mit brünſtigem Eifer obliegen.

Sie müſſen dahin trachten, daß ſie ſich in das Sprachzimmer dieſes oder jenes Kloſters Eingang verſchaffen. Die Plaudereien der Mönche können von Nuzen für ſie werden.

Mit dem Pfarrherrn und den übrigen Geiſtlichen müſſen ſie genau bekannt werden; der Fall könnte kommen, daß man ein Zeugniß von ihnen verlangte.

Des Monats müſſen ſie wenigſtens zweimal zur Beichte und zum Abendmahl gehen.

Ihren Familiennahmen nehmen ſie wieder an, weil er ehrbarer iſt, und Nachfrage deßwegen geſchehen könnte.

Von Zeit zu Zeit ſtreuen ſie kleine Allmoſen aus, aber ich verbiete ihnen ſchlechterdings, welche anzunehmen. Man ſoll ſie weder für reich noch für dürftig halten.

Zu Hauſe beſchäftigen ſie ſich mit nähen, ſtricken, ſpinnen und ſticken, und ihre Arbeiten verkauſen ſie dann in ein Armenhaus.

Ihre Lebensordnung ſei äußerſt mäßig. Einige ſchmale Portionen aus dem Gaſthaus ſind alles, was ich ihnen erlauben kann.

Die Tochter geht nie ohne die Mutter, die Mutter nie ohne die Tochter aus. Ueberhaupt, wo ſie Gelegenheit finden, etwas erbauliches zu thun, ohne daß es Koſten verurſacht, ſo unterlaſſen ſie es nie.

Aber einmal, für allemal weder Pfaffen noch Mönche noch fromme Brüder in ihren vier Pfählen.

Gehen ſie über die Gaſſe, ſo ſchlagen ſie die Augen jederzeit ſittſam zu Boden. In der Kirche ſehen ſie nirgends hin, als auf Gott.

Ich will gern glauben, daß dieſe Einſchränkung hart iſt, aber in die Länge kann ſie nicht dauren, und die Entſchädigung wird außerordentlich ſeyn. Gehen ſie nun mit ſich ſelbſt zu Rath. Wenn ſie beſorgen, daß ihre Kräfte dieſen Zwang nicht aushalten, ſo geſtehen ſie es jezt frei heraus. Es kann mich weder beleidigen noch befremden — Ich vergaß vorhin noch anzumerken, daß es ſehr wohl gethan ſeyn würde, wenn ſie ſich die Sprache der Myſtiker angewöhnten, und die Redensarten der heil. Schrift recht geläufig machten. Bei jeder Gelegenheit laſſen ſie ihren Groll gegen die Weltweiſen aus, und Voltairen erklären ſie für den Antichriſt. — Nunmehr leben ſie wohl. Hier in ihrem Hauſe werden wir uns ſchwerlich wieder ſehen. Ich bin ja nicht würdig, mit ſo heiligen Frauen in Geſellſchaft zu leben. Doch ſeien Sie deßwegen unbeſorgt. Sie ſollen mich deſto öfter in der Stille beſuchen, und dann wollen wir das Verlorene bei verſchloßnen Thüren hereinbringen.

Aber, um was ich ſie bitte — ſehen ſie ja zu, daß ſie mir über dem heilig Thun nicht im Ernſt heilig werden. Die Auslage für ihre kleine Wirthſchaft wird meine Sorge ſeyn. Glückt unſer Anſchlag, ſo bedörfen ſie meines Beiſtands nicht wieder. Sollte er, ohne ihre Verſchuldung, mißlingen, ſo habe ich Vermögen genug, ihr Schickſal erträglich zu machen, und unendlich erträglicher, als dasjenige war, dem ſie jezt mir zu Gefallen entſagen. Aber vor allen Dingen — Gehorſam, blinden unumſchränkten Gehorſam gegen meine Befehle, oder ich kann ihnen weder für Jezt noch für's Künftige ſtehen.

Unter der Zeit, daß unſre zwo Andächtige nach Vorſchrift die Welt erbauten, und der gute Geruch ihrer Heiligkeit ſich rings um verbreitete, fuhr Frau von P*** nach ihrer Gewohnheit fort, jeden äußerlichen Schein von Achtung und vertraulicher Freundſchaft gegen den Marquis zu beobachten. — Willkommen, ſo oft er ſich ſehen ließ, nie mürriſch oder ungleich von ihr empfangen, ſelbſt dann nicht, wenn er ſich lange hatte vermiſſen laſſen, kramte er alle ſeine kleinen Abentheuer bei ihr aus, welche ſie mit der unbefangenſten Luſtigkeit anhörte. In jeder Verlegenheit ſchenkte ſie ihm ihre Theilnehmung, ihren Rath — unter der Hand ließ ſie auch ein Wort von Verheirathung fallen, jedoch immer mit dem Tone der uneigennüzigſten Freundſchaft, der auf ſie ſelbſt nicht die geringſte Beziehung zu haben ſchien. Wandelte es den Marquis in gewiſſen Augenblicken an, galant gegen ſie zu ſeyn, und ihr etwas ſchmeichelhaftes zu erweiſen — Dinge, worüber man bei Frauenzimmern von ſo genauer Bekanntſchaft ſich nie ganz hinweg ſezen kann — ſo antwortete ſie mit einem Lächeln, oder ſchien gar nicht einmal darauf merken zu wollen. Ein Freund, wie er, behauptete ſie dann, reiche zur Glückſeligkeit ihres Lebens hin — ihre erſte Jugend wäre vorüber, ihre Leidenſchaften ausgelöſcht — Wie, Madame! antwortete er voll Verwunderung, Sie ſollten mir alſo nichts mehr zu beichten haben?

Nicht das mindeſte mehr.

Auch von dem kleinen Grafen nichts, der mir ſonſt ſo gefährlich war?

Dieſem habe ich meine Thüre verſchloſſen. Ich ſeh ihn nimmermehr.

Das iſt aber wunderlich, Madame, und warum denn?

Weil er mir zuwider iſt.

Geſtehen Sie, Madame. Geſtehen Sie. Ich leſe in ihrem Herzen. Sie lieben mich noch immer?

Das könnte wohl ſeyn.

Und zählen auf meine Wiederkehr?

Warum ſollt ich nicht dürfen?

Und wenn mir alſo das Glück — oder das Unglück? — begegnete, rückfällig in meiner Liebe zu werden, würden Sie Sich ohne Zweifel nicht wenig darauf zu gute thun, über meine vorige Unart einen Schleier zu ziehen?

Sie haben eine große Meinung von meiner Gefälligkeit.

O Madame, nach dem was Sie bereits ſchon gethan haben, traue ich Ihnen jede Heldenthat zu.

Das ſoll mir unendlich lieb ſeyn.

Auf Ehre Madame. Sie ſind eine gefährliche Frau. Das iſt ausgemacht.

So ſtanden die Sachen noch, als ſchon der dritte Monat verſtrichen war; endlich glaubte die Dame, daß der Zeitpunkt erſchienen ſei, ihre Federn einmal ſpielen zu laſſen. An einem ſchönen Sommertag, wo der Marquis bei ihr zu Mittag erwartet wurde, befahl ſie den beiden Aisnon, im königlichen Garten ſpazieren zu gehen. Der Marquis erſchien bei der Tafel, man trug früher auf als gewöhnlich, man ſpeiſte koſtbarer, die Unterhaltung war die munterſte. Nach Tiſche brachte die Dame einen kleinen Spaziergang in Vorſchlag, wenn anders der Marquis nichts wichtigeres darüber verſäumte. Es traf ſich gerade, daß an eben dem Tag weder Schauſpiel noch Opera war. Diß gab Gelegenheit, daß der Marquis zuerſt auf den Einfall kam, das königliche Kabinet zu beſehen. Nichts konnte der Dame willkommener ſeyn. Die Beſtellung wird gemacht ohne Zeitverluſt. Die Pferde ſind vorgeſpannt. Man wirft ſich in den Wagen. Man eilt nach dem Garten, und findet ſich auf einmal in einem Gedränge von Welt, begaſt alles und ſieht nichts, wie das gemeiniglich zu geſchehen pflegt.

Nachdem beide das königl. Kabinet verlaſſen hatten, miſchten ſie ſich unter die andern Spazierenden. Der Weg führte ſie durch eine Allee nach der Baumſchule, wo Frau von P*** auf einmal ein lautes Geſchrei erhub: „Sind ſie's? Sie ſinds! Nein, ich täuſche mich nicht! — Es ſind wirklich dieſelben„, und mit den Worten entſpringt ſie dem Marquis, und fliegt unſern beiden frommen Schweſtern entgegen. Die junge

Aisnon war heute zum Bezaubern; der beſcheidene Anzug erlaubte es den Blicken, ganz in das Anſchauen der Perſon hinzuſchmelzen. — — Ah! Sind Sie es, Madame? — Ich bins! Ja freilich. Und wie leben Sie denn? Und wie iſt es Ihnen die ganze lange Ewigkeit her ergangen? — Sie wiſſen unſer Unglück, Madame. Was war zu thun? Wir haben uns eingeſchränkt, haben uns nach der Decke geſtreckt, weil wir mußten, und einer Welt Lebewohl geſagt, in welcher wir mit dem vorigen Anſtand nicht mehr auftreten konnten. — — Aber mich zu verlaſſen, mich, die doch auch nicht mehr zu der Welt gehört, und ſie nachgerade ſo abgeſchmackt findet, als ſie es auch in der That iſt. Das war nicht artig, meine Kinder. — — Mißtrauen, gnädige Frau, iſt von jeher die Begleitung des Unglücks geweſen. Die Unwürdigen fürchten ſo gern überläſtig zu ſeyn — — Ueberläſtig? Sie mir? Wiſſen Sie auch, daß ich Ihnen das mein Lebenlang nicht mehr vergeben werde? — Mir geben Sie die Schuld nicht, gnädige Frau. Wohl hundertmal habe ich die Mama an Sie erinnert, aber da hieß es immer: Frau von P***? Laß es gut ſeyn, meine Tochter. An uns denkt kein Menſch mehr. — Wie ungerecht! Aber ſezen wir uns. Laſſen ſie uns den Handel gleich auf der Stelle ausmachen. Hier meine Freundinnen. Der Marquis von A*** — ein ſehr guter Freund von mir, und der uns nicht im mindeſten ſtören wird. Aber ſieh doch, wie Mademoiſelle groß geworden iſt, wie ſchön, ſeitdem wir uns das leztemal ſahen! — Das danken wir unſerer Armuth, Madame, die wenigſtens unſre Geſundheit behütet. Schauen Sie ihr in die Augen, betrachten Sie dieſe Arme. — Das können Ordnung und Mäßigkeit, Schlaf und Arbeit, und ein gutes Gewiſſen, und das iſt auch nichts kleines, gnädige Frau. — Man ſezte ſich, man plauderte vertraulich zuſammen; die ältere Aiſnon ſprach gut, die jüngere wenig. Beide beobachteten den Ton der geiſtlichen Demuth, doch ohne ſich zu zieren oder zu übertreiben. Lange vorher, eh es noch Abend wurde, machten die beiden frommen Schweſtern den Aufbruch. Man drang in ſie zu bleiben — man ſtellte vor, daß es noch hoch am Tage wäre, aber die Mutter liſpelte der Marquiſin — ziemlich laut, verſteht ſich — in das Ohr, daß ſie noch eine Andachtsübung zu verrichten hätten, die ſie niemals verſäumten. Sie waren ſchon eine ziemliche Strecke voneinander, als Frau von P*** ſich auf einmal beſann, nicht nach ihrer Wohnung gefragt zu haben. Gleich ſprengte der Marquis zurück, dieſes Verſehen wieder gut zu machen. Die Addreſſe der gnädigen Frau ward mit Bereitwilligkeit angenommen, aber alle Bemühungen des Marquis waren umſonſt, die übrige zu erfragen. Er hatte nicht einmal den Muth, ihnen ſeinen Wagen anzubieten — ein Umſtand, der ihm doch, wie er der Frau von P*** nachher ſelbſt geſtand, oft genug auf der Zunge ſchwebte.

Sein erſtes war, daß er ſich bei der Marquiſin umſtändlicher erkundigte: Wer denn eigentlich dieſe Frauenzimmer wären? — Zwei Geſchöpfe, war die Antwort, die wenigſtens glücklicher ſind als Sie und ich. Sahen Sie die blühende Geſundheit? Die Heiterkeit auf ihrem Angeſicht? Die Unſchuld, die Sittſamkeit in ihren Reden? Dergleichen erlebt man nicht, ſieht man nicht, hört man in unſern Zirkeln nicht. Wir bedauren die Andächtige, die Andächtigen bedauren uns, und am Ende — wer weiß, ob ſie Unrecht haben?

Aber ich bitte Sie, Madame — Sie werden doch nicht ſelbſt eine Betſchweſter werden wollen?

Warum das nicht?

Ich beſchwöre Sie, Madame — Ich will doch nicht hoffen, daß unſer Bruch, wenn es ja einer ſeyn ſoll, Sie bis zu der Raſerei führen werde?

Alſo ſähen Sie es lieber, wenn ich dem kleinen Grafen meine Thüre wieder öffnete?

Tauſendmal lieber.

Und riethen mir's am Ende wohl noch ſelbſt an?

Ohne Bedenken.

Frau von P*** erzählte dem Marquis, was ſie von dem Herkommen, und den Schickſalen ihrer Freundinnen wußte, und miſchte ſoviel Intereſſe als nur möglich war, in dieſe Geſchichte. Endlich ſezte ſie hinzu: Sie finden hier zwo weibliche Geſchöpfe, wie man wenige finden wird, vorzüglich aber die Tochter. Eine Geſtalt, wie das Mädchen ſie hat, ſehen Sie ſelbſt ein, würde ihre Beſizerin zu Paris nie Noth leiden laſſen, wenn ſie Luſt hätte, Gebrauch davon zu machen; aber dieſe Frauenzimmer haben eine ehrenvolle Dürftigkeit einem ſchimpflichen Ueberfluß vorgezogen. Der Reſt ihres Vermögens iſt ſo klein, daß ich bis dieſe Stunde nicht begreifen kann, wie ſie nur damit auskommen mögen. Da iſt Tag und Nacht zu thun. Armuth ertragen, wenn man arm gebohren worden, iſt eine Tugend, deren tauſend Menſchen fähig ſind — aber von dem höchſten Ueberfluſſe plözlich zur höchſten Nothdurft herunter ſinken, und zufrieden ſeyn, und ſich obendrein noch glücklich ſchäzen, iſt eine Erſcheinung, die ich nimmermehr erklären kann — Sehen Sie, Marquis, ſo etwas kann nur die Religion. Die Weltweiſen haben gut ſchwazen. Die Religion iſt etwas herrliches.

Für den Unglücklichen ganz gewiß.

Und wer iſt das nicht — mehr oder weniger — früher oder ſpäter?

Ich will ſterben, Marquiſin, wenn Sie nicht noch einige Heilige werden.

Als wenn das Unheil ſo entſezlich wäre! Wie wenig bedeutet mir diß Leben, wenn ich es mit einer ewigen Zukunſt auf die Waage lege.

Aber Sie reden ja ſchon wie ein Apoſtel.

Ich rede wie eine Ueberzeugte. Wie, mein lieber Marquis, antworten Sie mir doch einmal — aber wahr und ohne Rückhalt — Wenn uns die Freuden und Schrecken jener Welt lebhafter vor ſchwebten, wie klein würden die Reichthümer dieſer Erde vor unſern Augen zuſammenſchrumpfen? — Wer ſonſt als ein Raſender würde Luſt bekommen, ein junges Mädchen, oder eine liebende Gattin an der Seite ihres Gemahls zu verführen, wenn der Gedanke ihn anwandelte, ich kann in ihrer Umarmung ſterben, und ewig verdammt ſeyn? —

Und doch iſt diß etwas alltägliches.

Weil man nicht mehr an Gott glaubt, weil man von Sinnen iſt.

Oder Madame, weil unſre Sitten mit unſrer Religion nichts zu ſchaffen haben. Aber liebe Marquiſin, wie kommen Sie mir vor? Sie tummeln ſich ja über Hals und Kopf zu dem Beichtſtuhl?

Ich ſollte freilich wohl etwas klügeres thun.

Sehen Sie, Sie ſind eine Närrin. Sie haben noch ſchöne zwanzig Jahre ganz allerliebſt wegzuſündigen. Laſſen Sie die erſt genoſſen ſeyn, und dann bereuen Sie meinethalben, oder praſen damit bei Ihrem Beichtiger — Aber unſer Geſpräch hat eine ſo ſchwermüthige Wendung genommen. Ihre Phantaſie, Madame, wird ganz unerträglich finſter, und das kommt bei meiner Ehre von nichts als dem abſcheulichen Kloſterleben. Folgen Sie mir, Madame — laſſen Sie den kleinen Grafen wieder zurückkommen, und ich verwette Seligkeit und Seele, Sie ſehen weder Hölle noch Teufel mehr, und ſind auf einmal wieder liebenswürdig wie zuvor. Fürchten Sie etwa, daß ich Ihnen ein Verbrechen daraus machen möchte, wenn es mit uns wieder auf den alten Fuß kommen ſollte? — Es könnte aber nun nie mehr dahin kommen, dann hätten Sie Sich ja, einem eigenſinnigen Traum zu Gefallen, um die ſüßeſte Zeit Ihres Lebens betrogen — und — ſoll ich's gerade herausſagen, Madame? — der Triumph, es mir zuvor gethan zu haben, iſt ſoviel Aufopferung nicht einmal werth.

Noch einige Gänge durch die Allee, und ſie ſtiegen wieder in den Wagen. Eine Weile darauf fieng Frau von P*** von neuem an.

Wie einen das doch alt machen kann! Es denkt mir noch, wie das nicht viel höher war als ein Kohlhaupt, als es zum erſtenmal nach Paris kam.

Sie meinen das junge Frauenzimmer, das uns vorhin mit ihrer Mutter begegnete?

Das nemliche. Sehen Sie, Marquis, das erinnert mich an einen Garten, wo friſche Roſen immer die verwelkten ablöſen. Haben Sie ſie auch recht in's Aug gefaßt?

Ich habe nicht ermangelt.

Nun — und was halten Sie von ihr?

Es iſt der Kopf einer Mutter Gottes von Raphael, auf den Leib ſeiner Galathee geſtellt — O, und die unausſprechlich melodiſche Stimme —

Und die Beſcheidenheit im Auge!

Und der Anſtand, die Grazie in jeder Gebärde!

Und die Würde ihres Vortrags, die man doch sonst an keinem Mädchen ihres Gleichen findet. Sehen Sie, was eine gute Erziehung thut!

Ja, wenn die Anlage schon so trefflich ist.

Der Marquis brachte Frau von P*** nach Hause. Diese konnte es kaum erwarten, ihren beiden Creaturen die Zufriedenheit zu bezeugen, welche sie über die glückliche Eröfnung des Possenspiels empfand.

Von dieser Zeit fieng der Marquis an, seine Besuche bei der Dame zu verdoppeln. Sie schien es nicht bemerken zu wollen. Niemals leitete sie das Gespräch auf die beiden Frauenzimmer, er mußte immer zuerst davon anfangen, und dieses that er auch mit Ungeduld, — doch zugleich mit einer künstlichen Gleichgültigkeit, welche ihm aber immer verunglückte.

Sahen Sie heute ihre zwo Freundinnen?

Nein.

Wissen Sie aber, daß Sie gar nicht artig sind, meine gnädige Frau? — Sie haben Vermögen, diese zwo Frauenzimmer leiden Mangel, und Sie sind nicht einmal so höflich, ihnen zuweilen ihren Tisch anzubieten?

Ich hätte doch gemeint, der Marquis von A*** sollte sich mit meiner Denkungsart besser bekannt gemacht haben. Vor Zeiten wohl mochte die Liebe mir hie und da eine Tugend borgen, jezt aber hilft mir die Freundſchaft nur mit Schwachheiten aus. Wohl zehenmal habe ich ſie indeſſen zu Tiſche bitten laſſen, aber immer ſchlugen ſie es aus. Sie haben ihre beſondern Gründe, mein Haus zu meiden, und wenn ich ihnen einen Beſuch gebe, ſo thut es Noth, daß ich meinen Wagen am Ende der Gaſſe halten laſſe, und zuvor Schmuck und Schminke und jede Koſtbarkeit von mir lege. Wundern Sie Sich über dieſe grillenfängeriſche Behutſamkeit nicht. Eine zweideutige Auslegung könnte nur gar zu leicht den guten Willen ihrer Wohlthäter abkühlen. Heut zu Tag, Marquis, gehört viel dazu, Gutes zu thun.

Bei den Frommen beſonders.

Wo der geringſte Vorwand davon losſprechen kann. Erführe man, daß ich mich hineinmiſch[illegible], gleich würde es heiſſen: Frau von P[illegible] iſt ihre Gönnerin — ſie brauchen keine Beiſteuer mehr — und die Allmoſen hörten auf.

Was? die Allmoſen?

Ja mein Herr, die Allmoſen.

Dieſe Frauenzimmer ſind ihre Bekannte, und leben von [illegible]ſen?

Dachts ich doch! — lieber Marquis, da ſeh ich's ja deutlich, daß Sie aufgehört haben mich zu lieben. Mit ihrer Zärtlichkeit hab ich ein gutes Theil ihrer Achtung zugleich verlohren. Wer ſagt ihnen denn, daß die Schuld mein ſeyn muß, wenn dieſe Frauenzimmer vom Opfergeld leben?

Verzeihung, Madame. Ich war voreilig. Ich bitte tauſendmal um Verzeihung. Aber was für Urſachen hätten ſie denn, den Beiſtand einer guten Freundin auszuſchlagen?

O mein lieber Marquis. Wir Weltkinder verſtehen uns auf die wunderliche Bedenklichkeiten der Heiligen nicht. Sie halten es nicht für ſchicklich, Wohlthaten von fremder Hand ohne Unterſchied anzunehmen.

Aber da berauben Sie uns ja des einzigen Mittels, unſere unſinnigen Verſchwendungen hie und da wieder gut zu machen?

Das ſeh ich nicht ab. Geſezt, daß der Marquis von A*** das Schickſal dieſer zwo Geſchöpfe zu Herzen nähme, könnte er ſeine Gaben nicht durch würdigere Hände an ſie gelangen laſſen?

Würdigere — Nicht wahr? und deſto weniger ſichere?

Das könnte wohl ſeyn.

Was meinen Sie, Madame — wenn ich ihnen zum Beiſpiel ein zwanzig Louis ſchicken wollte — würde man mein Geſchenk wohl zurückweiſen?

Nichts gewiſſer — und Ihnen, mein lieber Marquis, würde ein ſolcher Eigenſinn bei der Mutter eines ſo ſchönen Kindes ohne Zweifel übel angebracht ſcheinen?

Glauben Sie, daß ich in Verſuchung war, hinzugehen?

O ja, ſehr gerne — Marquis, Marquis! Seien Sie auf ihrer Hut! — es regt ſich ein Mitleid in ihrem Herzen, das mir ſehr unerwartet und verdächtig ſcheint.

Mags — aber ſagen Sie mir, hätte man meinen Beſuch angenommen?

Zuverläßig nicht. Schon der Glanz ihrer Equipage, die Pracht ihrer Kleider, das Aufſehen von Bedienten, der Anblick eines ſchönen jungen Mannes — mehr hätte es nicht gebraucht, um die ganze Nachbarſchaft in Allarm zu bringen, und die armen Unſchuldigen zu Grund zu richten.

Sie thun mir weh, Madame, denn auf meine Ehre, das waren meine Abſichten nicht. Alſo muß ich mir das Vergnügen verſagen, ſie zu ſehen, und ihnen Gutes zu thun.

So ſcheint es.

Aber, wenn ich meine Geſchenke durch Ihre Hand gehen ließe?

Ich mag mich zu einer Wohlthätigkeit nicht hergeben, die ſo zweideutig ausſieht.

Das iſt aber ja ganz abſcheulich.

Abſcheulich! Sie haben ganz recht.

Was für Einbildungen! Ich glaube Sie wollen mich foppen, Madame? — Ein junges Mädchen, das ich in meinem Leben einmal geſehen habe —

Nehmen Sie Sich in Acht, ſag ich Ihnen. Sie ſind auf dem Wege, ſich unglücklich zu machen. Laſſen Sie mich lieber jezt ihren Schuzengel, als nachher ihre Tröſterin ſeyn — Meinen Sie etwa, daß ſie es hier mit Kreaturen zu thun haben, wie ſie deren ſonſt kennen lernten? — Verwechſeln Sie nichts, guter Marquis. Frauenzimmer, wie dieſe, verſucht man nicht — überrumpelt man nicht — erobert man nicht. Sie verſtehen den Wink nicht. Sie laufen nicht in die Falle.

Auf einmal beſann ſich der Marquis, daß er noch etwas drängendes zu verrichten habe. Er ſtand mit Ungeſtüm auf, und gieng mürriſch aus dem Zimmer.

Viele Wochen lang dauerte das fort. Der Marquis ließ keinen Tag verſtreichen, ohne Frau von P*** zu ſehen, aber er kam, warf ſich in den Sopha, gab keinen Laut von ſich; Frau von P*** führte das Wort allein, der Marquis blieb eine Viertelſtunde und verſchwand. Endlich blieb er einen ganzen Monat aus dem Hauſe. Nach Verfluß deſſen zeigte er ſich wieder, aber ſchwermuthsvoll und zugerichtet wie eine Leiche. Frau von P*** erſchrack bei ſeinem Anblick.

Wie ſehen Sie aus, Marquis? Woher kommen Sie? — Haben Sie dieſe ganze Zeit über an Ketten gelegen?

Schier ſo, bei Gott! — Aus Verzweiflung ſtürzt ich mich in das abſchenlichſte Schlaraffenleben.

Wie das? aus Verzweiflung?

Nicht anders, Madame — aus Verzweiflung.

Mit den Worten lief er haſtig durch das Zimmer, dahin, dorthin, trat er an ein Fenſter, blickte nach den Wolken, kam zurück, blieb auf einmal vor ihr ſtehen, gieng zur Thüre, rufte einen ſeiner Leute, hieß ihn wieder gehen, ſtellte ſich aufs neue vor die Dame, wollte reden, aber konnte nicht — Frau von P*** ſaß mittlerweile ſtill an ihrem Arbeitstiſch, ohne ihn bemerken zu wollen, endlich hatte ſie Erbarmen mit ſeinem Zuſtand, und fieng an:

Was haben Sie denn, Marquis? Einen ganzen Monat lang ſieht man Sie nicht, und nun kommen Sie, und ſehen aus, wie einer der dem Leichentuch entſprungen iſt, und treiben ſich herum, wie eine Seele im Fegfeuer!

Ich halt es nicht länger aus. Ich will — ich muß — Sie ſollen alles hören. Jenes Mädchen, die Tochter ihrer Freundin — o ſie hat eine tiefe Wirkung auf mein Herz gemacht. Alles, alles hab ich angewandt, ſie zu vergeſſen, doch umſonſt — Je mehr ich ſie bekämpfte, deſto tiefer grub ſich die Erinnerung. Dieſer Engel hat mich ganz dahin — Sie müſſen mir einen groſſen Dienſt erweiſen.

Nun?

Es iſt umſonſt. Ich muß — ich muß ſie wieder ſehen, und Ihnen, o nur Ihnen, kann ich das zu danken haben. Ich habe meine Bediente in fremde Kleider geſteckt — ich habe ihnen auflauren laſſen. Ihr ganzer Aus- und Eingang iſt in die Kirche, und aus der Kirche, aus ihrem Hauſe, und in ihr Haus zurück. Zehenmal hab ich mich ihnen zu Fuß in den Weg geſtellt, ſie haben mich auch nicht einmal eines Blicks gewürdigt. Unter ihre Hausthüre habe ich mich vergebens gepflanzt. Sie zu vergeſſen, bin ich auf eine Zeit lang der lüderlichſte Bube geworden — ihnen zu gefallen wieder fromm und heilig wie ein Märtyrer, und fünfzehn Tage hat mich keine Meſſe vermißt — O welche Geſtalt, meine Freundin! Wie reizend! Wie unausſprechlich ſchön!

Frau von P*** war von allem unterrichtet — Das heißt, gab ſie dem Marquis zur Antwort, Sie haben alles angewandt um geſcheut zu werden, und nichts unterlaſſen um ein Narr zu ſeyn, und das leztere iſt Ihnen gelungen.

O ganz recht, gelungen, und in einem fürchterlichen Grade. Werden Sie mich bedauren, Madame? Werden Sie mir die Seligkeit verſchaffen, dieſen Engel wieder zu ſehen?

Die Sache will Ueberlegung — ich werde ſie ſchlechterdings nicht übernehmen, Sie verſprechen mir denn auf das heiligſte, dieſe arme Unglückliche in Ruhe zu laſſen, und ihre Verfolgungen aufzugeben. Auch will ich Ihnen nicht verhehlen, Marquis, daß man ſich ſehr empfindlich über Ihre Zudringlichkeit gegen mich ſchon geäußert hat — Wollen Sie dieſen Brief anſehen?

Der Brief, den man dem Marquis hier in die Hände ſpielte, war unter den drei Frauenzimmern verabredet. Es mußte das Anſehen haben, als hätte die jüngere Aisnon ihn auf ausdrücklichen

Befehl ihrer Mutter geſchrieben. Zugleich unterließ man nicht ſoviel edles und zärtliches, ſoviel Geiſt und Geſchmack einzuweben als nöthig war, dem Marquis den Kopf zu verrücken. Auch begleitete er jeden Gedanken mit einem Freudenruf, jedes Wort las er wieder, und Thränen der Entzückung floſſen aus ſeinen Augen. „Geſtehen Sie nun ſelbſt, daß man nicht göttlicher ſchreiben kann. O Madame, ich verehre das Frauenzimmer, das ſo ſchreibt und empfindet.

Das iſt auch ihre Pflicht.

Ich will Ihnen Wort halten, ich ſchwöre es Ihnen, aber ich bitte Sie, ich beſchwöre Sie, thun Sie ein Gleiches.

Warlich, Marquis. Ich komme mir bald als der größere Narr von uns beiden vor. Es iſt nicht anders — Sie müſſen eine unumſchränkte Gewalt über mich haben, und das erſchröckt mich.

Wann ſeh ich ſie alſo?

Das kann ich Ihnen jezt noch nicht ſagen. Vor allen Dingen muß man es ſo vorbereiten, daß kein Verdacht dabei aufſteigt. Die Frauenzimmer wiſſen um ihre Leidenſchaft — Ueberlegen Sie ſelbſt, in welchem Lichte meine Freundſchaft erſcheinen würde, wenn ſie nur entfernt auf den Argwohn kämen, daß ich mit Ihnen einverſtanden ſei. — Aber offenherzig, lieber Marquis — Wofür auch die ganze Verlegenheit? Was geht das mich an, ob Sie lieben oder nicht lieben? Ob ſie ein Thor ſind oder ein Kluger? — Löſen Sie ſelbſt ihren Knoten auf. Die Rolle, die Sie mich wollen ſpielen laſſen, iſt warlich auch ſehr ſonderbar.

Ich bin verlohren, meine Beſte, wenn Sie mich im Stich laſſen. Ich will mich ſelbſt nicht in Anſchlag bringen — ich weiß, daß es Sie nur beleidigen würde — aber bei dieſen theuren, dieſen guten, dieſen himmliſchen Geſchöpfen will ich Sie beſchwören — Sie kennen mich, Madame. Bewahren Sie ſie für den Rasereien, die ich auszuhecken fähig bin. Ich werde zu ihnen gehen — ja beim großen Gott, das werd' ich, ich habe Sie gewarnt — ich werde ihre Thüre ſprengen, mit Gewalt werde ich hineintreten, ich werde mich niederſezen, ich werde ſagen, ich werde — o! weiß ich denn, was ich ſagen will, was ich thun will? — aber in dieſer Lage meines Herzens bin ich fürchterlich.

Jedes dieſer Worte war ein Dolchſtoß in das Herz der Frau von P***. Sie erſtickte von Unwillen, und innerlicher Wuth, und mit Stottern redete ſie weiter:

Ganz kann ich ihre Heftigkeit nicht tadeln — Aber —— Ja! wenn ich — ich mit dieſer Leidenſchaft geliebt worden wäre — Vielleicht — doch genug davon. Für Sie wollt ich eigentlich ja auch nicht handeln, nur hoffe ich, daß mein Herr Marquis mir wenigſtens Zeit laſſen werde.

Die kürzeſte, die nur möglich iſt.

O ich leide (rief die Dame, als er weg war) ich leide ſchrecklich, aber ich leide nicht allein. Abſcheulichſter der Menſchen, noch zwar iſt es ungewiß, wie lang dieſe meine Qual noch dauert, aber ewig ewig ewig ſoll die deine währen.

Einen ganzen Monat lang wußte ſie den Marquis in der Erwartung der verſprochnen Zuſammenkunft hinzuhalten — während dieſer Zeit hatte er volle Muße ſich abzuhärmen, zu berauſchen, und ſeine Leidenſchaft in Unterredungen mit ihr noch mehr anzufeuern. Er erkundigte ſich nach dem Vaterland, dem Herkommen, der Erziehung, und den Schickſalen dieſer Frauenzimmer, und erfuhr immer noch zu wenig, und frug immer wieder, und ließ ſich immer von neuem unterrichten und dahinreiſſen. Die Marquiſin war ſchelmiſch genug, ihn jeden Fortſchrift ſeiner Leidenſchaft bemerken zu laſſen, und unter dem Vorwand ihn zurückſchröcken, gewöhnte ſie ihn unvermerkt an den verzweifelten Ausgang dieſes Romans, den ſie ihm bereitet hatte. Sehen Sie Sich vor, ſprach ſie, das könnte Sie weiter führen, als Sie wünſchen — es könnten Zeiten kommen, wo meine Freundſchaft, die Sie jezt ſo unerhört mißbrauchen, weder vor mir ſelbſt, noch vor der Welt mich entſchuldigen dörſte. Freilich wohl geht kein Tag vorüber, daß nicht irgend eine raſende Poſſe unter dem Monde zu Stande käme, aber ich fürchte, Marquis, ich fürchte faſt, daß dieſes Frauenzimmer niemals oder nur unter Bedingungen ihre wird, die bis hieher wenigſtens ganz und gar nicht nach ihrem Geſchmacke waren.

Nachdem Frau von P*** den Marquis zu ihrem Vorhaben hinlänglich zubereitet fand, kartete ſie es mit den beiden Aisnon, einen Mittag bei ihr zu ſpeiſen, und mit dem Marquis redete ſie ab, ſie in Reiſekleidern da zu überfallen, welches auch zu Stande kam.

Man war eben am zweiten Gang, als der Marquis ſich melden ließ. Er, Frau von P***, und beide Aisnon ſpielten die Rolle der Beſtürzung meiſterlich. Madame, ſagte er zur Frau von P***, ich komme ſo eben von meinen Gütern an, es iſt zu ſpät, daß ich jezt noch nach Hauſe gehe, wo man ſich ſchwerlich auf mich gerichtet hat, ich hoffe, daß Sie mir erlauben werden, Ihr Gaſt zu ſeyn. — Unter dieſen Worten hohlte er ſich einen Seſſel, und nahm an der Tafel ſeinen Plaz. Die Eintheilung war ſo gemacht, daß er neben die Mutter und der Tochter gegen über zu ſizen kam — eine Aufmerkſamkeit, wofür er der Frau von P*** mit einem verſtohlenen Wink der Augen dankte. Beide Frauenzimmer hatten ſich von der erſten Verlegenheit erhohlt. Man ſieng an zu plaudern, man ward ſogar aufgeräumt, der Marquis behandelte die Mutter mit der vorzüglichſten Aufmerkſamkeit, und die Tochter mit der feinſten Höflichkeit und Schonung. Für die drei Frauenzimmer war es der poßierlichſte Auftritt, die Aengſtlichkeit anzuſehen, mit welcher der Marquis alles vermied, was ſie nur entfernt hätte in Verlegenheit ſezen können. Sie waren boshaft genug, ihn drei ganzer Stunden lang gottſelig ſchwazen zu laſſen, und zulezt ſagte Frau von P*** zu ihm: Ihre Geſpräche, Marquis, machen Ihren Eltern unendlich viel Ehre; die Eindrücke der erſten Kindheit erlöſchen doch nie. Wahrhaftig, Sie ſind ſo tief in die Geheimniſſe der geiſtlichen Liebe gedrungen, daß man vermuthen muß, Sie wären ihr Lebenlang in Klöſtern geweſen — Waren Sie nie in Verſuchung, ein Quietiſt zu werden? — Nie, daß ich mich erinnern könnte, Madame. — Es braucht nicht erſt geſagt zu werden, daß unſre beiden Andächtigen die Unterhaltung mit allem Wiz, aller Feinheit, aller verführeriſchen Grazie würzten. Nur im Vorübergehen berührte man das Kapitel von Leidenſchaften, und Mademoiſelle Duquenoi — das war ihr Familiennahme — wollte behaupten, daß es nur eine gefährliche gebe. Dieſer Meinung ſtimmte der Marquis von ganzem Herzen bei. Zwiſchen ſechs und ſieben brachen die beiden Frauenzimmer auf, jeder Verſuch, ſie länger da zu behalten, war fruchtlos. Frau von P*** und die Mutter Duquenoi thaten den Ausſpruch, daß das Vergnügen der Pflicht weichen müſſe, wenn nicht ein jeder Tag mit Gewiſſensbiſſen ſich endigen ſollte. Beide alſo giengen zum großen Verdruß des Marquis nach Hauſe, und er ſahe ſich jezt wieder mit Frau von P*** unter vier Augen allein.

Nun, Marquis? Bin ich nicht eine gute Närrin? — Zeigen Sie mir die Frau zu Paris, die etwas ähnliches thäte.

Nein, Madame! Nein! Nein! (und hier warf er ſich ihr zu Füßen) die ganze Welt hat Ihres gleichen nicht mehr. Ihre Großmuth beſchämt mich. Sie ſind die einzige wahre Freundin, die auf dieſer Erde zu finden iſt.

Sind Sie auch ſicher, Marquis, daß Sie mein heutiges Verfahren ſtets ſo beurtheilen werden?

Ein Ungeheuer von Undank müßt ich ſeyn, wenn ich je meine Meinung veränderte.

Alſo von etwas anderm. — Wie ſtehts jezt mit Ihrem Herzen?

Soll ich es Ihnen frei heraus ſagen? — Dieſes Mädchen muß meine ſeyn, oder ich bin verloren.

Allerdings muß ſie das, aber um welchen Preiß? iſt die Frage.

Wir wollen ſehen.

Marquis, Marquis, ich kenne Sie, ich kenne dieſe Leute. Der ganze Streich kann verrathen werden.

Zwei Monate lang erſchien der Marquis nicht wieder, unterdeſſen war er thätiger als je. Er hieng ſich an den Beichtvater der beiden Duquenoi, die Angelegenheit ſeiner Wollnſt durch die Allgewalt der Religion zu betreiben. Dieſer Pfaffe, verſchmizt genug, jede Schwürigkeit zu heucheln, welche die Heiligkeit ſeiner Lehre dieſem niederträchtigen Anſchlag entgegenſezte, verkaufte die Würde ſeines Amtes ſo theuer als möglich war, und gab ſich endlich für die Gebühren zu allem her, was der Marquis ihm zumuthete.

Die erſte Büberei, die der Mann Gottes ſich erlaubte, beſtand darinn, beiden Andächtigen die Wohlthaten der Gemeine zu entziehen, und dem Pfarrherrn des Kirchſprengels vorzuſpiegeln, daß die Schuzergebenen der Frau von P*** ſich widerrechtlich ein Allmoſen zueigneten, deſſen andere Mitglieder der Gemeine weit bedürftiger wären. Seine Abſicht gieng dahin, ihre ſtandhafte Tugend durch die Noth aufzureiben.

Weiter arbeitete er im Beichtſtuhl daran, Uneinigkeit zwiſchen Mutter und Tochter zu ſtiften. Wenn die Mutter die Tochter bei ihm verklagte, ſo wußte er die Verſchuldungen der leztern immer größer zu machen, und die Erbitterung der erſtern noch mehr anzureizen. Klagte die jüngere, ſo gab er nicht undeutlich zu verſtehen, daß die elterliche Gewalt ihre Gränzen habe, und wenn die Verfolgungen der Mutter nicht nachlaſſen würden, ſo könnte die heilige Kirche für nöthig finden, ſie der mütterlichen Tirannei zu entreißen. Einſtweilen legte er ihr die Buße auf, fleißiger zur Beichte zu kommen.

Ein andermal lenkte er das Geſpräch auf ihre Geſtalt, und behauptete, daß das gefährlichſte

Geſchenk, ſo der Himmel einem Weib nur verleihen könnte, Schönheit ſei. Unter der Hand ließ er ein Wörtchen von einem ſichern Bidermann fallen, der ſich davon habe hinreißen laſſen, den er zwar nicht mit Namen nannte, aber handgreiflich genug zu bezeichnen wußte. Von da kam er auf die unendliche Barmherzigkeit Gottes zu reden, und auf die unüberſchwengliche Langmuth des Himmels gegen gewiſſe Menſchlichkeiten, die das Erbtheil des Fleiſches wären — auf die gewaltige Herrſchaft gewiſſer Begierden, denen auch die heiligſten unter den Menſchen nicht ganz entlaufen könnten. Dann frug er ſie, ob in ihrem Herzen noch keine Wünſche ſich regten? — ob ſie nicht zuweilen Wallungen ſpürte? — ob ſie nicht ſichere Träume hätte? — ob die Gegenwart von Mannsperſonen nicht irgend einen Unfug da oder dort bei ihr anrichtete? — Darauf warf er die Frage auf, ob ſich ein Frauenzimmer der Leidenſchaft eines Manns widerſezen, oder lieber Preiß geben ſolle? ob es zu wagen wäre, einen Menſchen ſterben zu laſſen, für welchen doch das koſtbare Blut des Erlöſers ſo gut als für jeden andern gefloſſen ſei, und dieſe Frage getraute er ſich nicht zu beantworten. Er beſchloß mit einem tiefen und heiligen Seufzer, drehte ſeine Augen zum Himmel, und betete — für die Seelen im Fegfeuer. Die junge Duquenoi ließ ihn ſeiner Wege gehen, und hinterbrachte diß alles treulich ihrer Mutter und der Frau von P***, welche ihr noch immer mehr Geſtändniſſe einbliesen, dem frommen Heiligen deſto mehr Herz einzujagen.

Sie erwarteten nun nichts gewiſſers, als daß der Mann Gottes über kurz oder lang ſich brauchen laſſen würde, ſeiner geiſtlichen Tochter einen Liebesbrief zuzuſtellen, und dieſe Vermuthung traf glücklich ein. Aber wie behutſam griff er das an! — Erſt wußte er eigentlich ſelbſt nicht, aus weſſen Händen er käme — er zweifelte keineswegs, daß irgend eine mitleidige Seele in ſeiner Gemeine unter der Decke ſtecke, die von ihrem Elend gerührt, ſich würde erboten haben, ihnen Beiſtand zu leiſten. Dergleichen Aufträge hätte er ſchon öfters zu übernehmen gehabt. Im übrigen, Mademoiſelle, fuhr er jezt fort, werden Sie vorſichtig handeln — Ihre Frau Mutter iſt eine vernünftige Frau. Ich dringe ausdrücklich darauf, daß Sie den Brief nicht anders als in ihrem Beiſein erbrechen. — Mademoiſelle ſteckte den Brief zu ſich, und händigte ihn ſogleich der Alten ein, die ihn auf der Stelle der Frau von P*** überſchickte. Die Marquiſin — jezt im Beſiz eines unverwerflichen Zeugniſſes, ließ den Beichtvater zu ſich hohlen, wuſch ihm den Kopf, wie ers verdient hatte, und drohte ihm, den ganzen Vorgang ſeinen Obern zu melden, wenn ſie je noch ein Wort von ihm hören ſollte.

Der Brief floß von lauter Lobſprüchen des Marquis, in Betreff ſeiner eignen Perſon und der Mademoiſelle über. Er mahlte ihr darinn ſeine Leidenſchaft mit den lebendigſten und ſchrecklichſten Farben ab, machte ungeheure Verheißungen, ſprach ſogar von Entführung.

Nachdem Frau von P*** dem Pfaffen den Text recht geleſen hatte, bat ſie auch noch den Marquis zu ſich, und erklärte ihm, wie ſehr ſein Betragen den Mann von Ehre beſchimpfe, und wie nachtheilig er ſie ſelbſt mit hinein miſche; dann zeigte ſie ihm ſeinen Brief, und betheuerte, daß auch die Pflichten der zärtlichſten Freundſchaft, die zwiſchen ihm und ihr bisher geherrſcht hätte, ſie nicht abhalten würden, die Mutter Duquenoi, ja die Obrigkeit ſelbſt gegen ihn zu Hülfe zu rufen, wenn ſeine Verfolgungen weiter gehen ſollten — Marquis, Marquis, ſezte ſie hinzu, die Liebe macht einen ſchlimmen Menſchen aus Ihnen. Sie müſſen bösartig auf die Welt gekommen ſeyn, weil dasjenige, was jeden andern zu großen Thaten ſpornt, Ihnen nur Niederträchtigkeiten abgewinnen kann. Was thaten Ihnen dieſe armen Frauenzimmer leides, daß Sie es darauf anlegen, ihre Armuth durch Schande zu verbittern? — Weil dieſes Mädchen ſchön iſt, und ſich entſchloſſen hat, auf ihrer Tugend ſtandhaft zu beharren, ſo wollen Sie ihr Verfolger ſeyn? ſo wollen Sie Urſache werden, daß ſie das beſte Geſchenk des Himmels verfluche? Und womit hab denn ich es verdient, daß ich eine Mitſchuldige ihrer Schandthaten ſeyn ſoll? — Undankbarſter der Menſchen! Gleich fallen Sie mir zu Füßen, bitten Sie mich gleich um Verzeihung, ſchwören Sie mir zu, meine unglückliche Freundinnen von jezt an in Frieden zu laſſen — —. Der Marquis verſprach, ohne Verwiſſen der Frau von P*** keinen Schritt mehr zu thun, aber diß Mädchen müße er beſizen, welchen Preiß es auch gelten möge.

Er hielt keineswegs, was er zugeſagt hatte. Einmal wußte nun doch die Mutter Duquenoi um die ganze Geſchichte, daher trug er jezt kein Bedenken mehr, ſich unmittelbar an ſie ſelbſt zu wenden. Er geſtand die Abſcheulichkeit ſeines Vorhabens ein, bot ihr beträchtliche Summen an, ſprach von den glänzendſten Hoffnungen, die die Zeit noch reif machen würde, und begleitete ſei-

-nen Brief mit einem Käſtchen voll der koſtbarſten Steine.

Die drei Frauenzimmer hielten geheimen Rath untereinander. Mutter und Tochter ſchienen ſehr geneigt, den Kauf einzugehen, doch dabei fand Frau von P*** ihre Rechnung nicht. Sie erinnerte ſie an die erſten Artikel ihres Vertrages, und drohte ſogar, den ganzen Betrug zu verrathen, wenn ſie ſich weigern würden, ihr zu gehorſamen. Zum großen Leidweſen der beiden Heiligen, der Tochter beſonders, die ſo langſam als ſie konnte, die Ohrringe wieder abnahm, die ihr ſo ſchön ließen, mußten Brief und Juweelen mit einer Antwort, worans der ganze Stolz der beleidigten Tugend ſprach, zu ihrem Eigenthümer zurückwandern.

Frau von P*** machte dem Marquis über ſeine Wortbrüchigkeit die bitterſten Vorwürfe; er nahm zur Entſchuldigung, daß er es nicht hätte wagen mögen, ſie mit einem Auftrage dieſer Art zu erniedrigen. Lieber Marquis, ſagte ſie zu ihm, ich habe Sie gleich anfangs gewarnt, und will es Ihnen jezt wiederhohlen. Sie ſind noch weit von dem Ziel entfernt, nach welchem Sie hinarbeiten — aber nun iſt es nicht mehr Zeit, Ihnen vorzupredigen, das würden jezt nur verlorene

Worte ſeyn, für Sie iſt ganz und gar keine Rettung mehr. — Der Marquis antwortete, daß ſeine Hoffnungen noch immer die beſten wären, und er ſich nur die Erlaubniß von ihr erbitte, einen lezten Verſuch noch wagen zu dürfen.

Dieſer war, daß er ſich anheiſchig machte, beiden Frauenzimmern eine beträchtliche Leibrente auszuwerfen, ſein ganzes Vermögen mit ihnen zu gleichen Theilen zu theilen, und ihnen, ſo lange ſie lebten, eines von ſeinen Häuſern zu Paris, und ein andres auf ſeinen Gütern zum Eigenthum einzuräumen. — Machen Sie, was Sie wollen, ſagte die Marquiſin, nur Gewalt verbitt' ich mir — aber Rechtſchaffenheit und wahre Ehre, glauben Sie mir's, Freund, ſind über jeden Krämentax erhaben. Ihr neueſtes Gebot wird kein beſſeres Glück als ihre vorigen — ich kenne meine Leute, und unterſtehe mich, für ihre Tugend zu haſten.

Dieſe neuen Erbietungen des Marquis kamen bei voller Sizung der drei Frauenzimmer vor. Madame und Mademoiſelle erwarteten ſchweigend das Endurtheil aus dem Munde der Frau von P***. — Dieſe gieng einige Minuten lang ohne ein Wort zu reden, im Saal auf und nieder — — — „Nein! Nein! Nein! rief ſie endlich, das iſt viel zu gnädig — Nein! das iſt viel zu wenig für mein wundes Herz „, und alſobald ſprach ſie das unwiderrufliche Verbot aus. Mutter und Tochter warfen ſich weinend ihr zu Füßen, flehten und ſtellten vor, welche Grauſamkeit es wäre, ihnen ein Glück zu verbieten, das ſie doch ohne alle Gefahr würden annehmen dürfen. Frau von P*** gab mit Kaltſinn zur Antwort: Bildet ihr euch ein, daß alles das, was bisher geſchehen, etwa euch zu lieb geſchehen iſt? Wer ſeid ihr denn? Was hab ich euch für Verpflichtungen? Woran liegt es, daß ich euch nicht, die eine ſo gut als die andre, zu eurem Handwerk zurückſende? — Ich will gern glauben, daß dieſe Anerbietungen für euch zu viel ſind, aber für mich ſind ſie viel zu wenig. Sezen Sie Sich, Madame — Schreiben Sie die Antwort, wörtlich, wie ich ſie Ihnen diktieren werde, und daß ſie ja gleich in meiner Gegenwart abgehe. —— Die Beiden giengen, noch beſtürzter als mißvergnügt, nach Hauſe.

Der Marquis zeigte ſich der Frau von P*** ſehr bald wieder.

Nun, rief ſie ihm zu, ihre neuen Geſchenke?

Angeboten und ausgeſchlagen. Ich bin in Verzweiflung. Könnt ich ſie aus meinem Herzen reiſſen, dieſe unglücksvolle Leidenſchaft, könnt ich mein Herz ſelbſt mit heraus reiſſen, mir würde wohl ſeyn! — Sagen Sie mir doch, Marquiſin. Finden Sie nicht kleine Aehnlichkeiten im Geſicht dieſes Mädchens mit dem meinigen?

Ich habe Ihnen nie davon ſagen mögen — freilich ſind ich deren welche, aber davon iſt jezo die Rede nicht, was beſchließen Sie?

Weiß ichs? Kann ichs? — O Madame, bald wandelt der Geluſt mich an, in die erſte beſte Poſtchaiſe mich zu werfen, und dahin zu eilen, ſo weit der Erdball mich tragen will. Einen Augenblick darauf verläßt meine Kraft mich. Ich bin gelähmt. Mein Kopf ſchwindelt. Meine Sinne vergehen. Ich vergeſſe was ich bin, was ich werden ſoll.

Das Reiſen ſtellen Sie immer ein. Es verlohnt ſich der Mühe nicht, von da nach dem Judenmarkt zu wandern, um nur wieder heim zu gehen.

Den andern Morgen kam ein Billet von ihm an Frau von P***, worinn er meldete, daß er nach ſeinem Landgut gereißt wäre, und ſich da aufhalten würde, ſo lang ihm ſein Herz das verſtattete — und worinn er ſie zugleich auf das inſtändigſte erſuchte, ſeiner zu gedenken bei ihren Freundinnen. Seine Entfernung dauerte nicht lange. Er kam in die Stadt zurück, und ließ ſich bei der Marquiſin abſezen. Sie war ausgefahren. Als ſie wiederkam, fand ſie ihn mit geſchloßnen Augen, in der ſchrecklichſten Erſtarrung auf dem Sopha ausgeſtreckt liegen.

Ah! Sie hier Marquis? Die Landluft, ſcheint es, hat Ihnen alſo nicht ganz bekommen wollen?

O Madame, mir iſt nirgends wohl. Sehen Sie mich wieder angelangt, ſehen Sie mich entſchloſſen, Madame, die ungeheuerſte Thorheit zu unternehmen, die ein Mann von meinen Umſtänden, meinem Rang, meiner Geburt, meinem Geld nur begehen kann. Aber eher alles, alles, als ewig auf dieſer Folter ſeyn. Ich heurate.

Marquis! Marquis! Der Schritt iſt bedenklich, und will Ueberlegung haben.

Ueberlegung? — Ich habe nur eine gemacht, aber ſie iſt die gründlichſte von allen — ich kann nicht elender werden, als ich jezt ſchon bin.

Das können Sie ſo gewiß noch nicht ſagen.

Nun Madame. Diß, denke ich, iſt doch endlich ein Geſchäft, das ich Ihnen mit Ehren übergeben kann. Gehen Sie nun hin. Beſprechen Sie Sich mit der Mutter, erforſchen Sie das

Herz der Tochter, und bringen Sie meinen Antrag vor.

Gemach, lieber Marquis. Zwar habe ich dieſe beiden Frauenzimmer hinreichend zu kennen geglaubt, um gerade ſo für ſie zu handeln, wie ich bisher gethan habe, nun es aber auf die Glückſeligkeit meines Freundes hinaus will, ſo wird er mir wenigſtens erlauben, die Sache etwas näher zu beſehn. Ich werde mich zuvor in ihrer Provinz nach ihnen erkundigen, und ihrer Aufführung Schritt vor Schritt durch die ganze Zeit ihres hieſigen Aufenthalts nachfolgen.

Eine Vorſicht, Madame, die mir ziemlich weit hergehohlt ſcheint. Frauenzimmer, die mitten im Unglück ſo ſtandhaft auf Ehre hielten, und meiner Verführung ſo beherzt widerſtanden, müſſen nothwendig Geſchöpfe der ſeltenſten Gattung ſeyn — Mit meinen Geſchenken hätt' ich es bei einer Herzogin durchſezen müſſen — Und überdem, ſagten Sie mir nicht ſelbſt? — —

Ja doch, ja, ja, ich ſagte alles, was Ihnen belieben mag, dem ohngeachtet werden Sie aber doch jezt ſo gnädig ſeyn, und mir meinen Willen laſſen.

Und warum heuraten Sie nicht auch, meine liebe Marquiſin?

Wen

Wen allenfalls, wenn ich fragen darf?

Wen? — — Ihren kleinen Grafen. Er hat Kopf — Geld — und iſt von der beſten Familie.

Und wer ſteht mir für ſeine Treue? — Sie vermuthlich?

Das wohl nicht, aber bei einem Ehmann pflegt man das nicht ſo genau mehr zu nehmen.

Meinen Sie? vielleicht aber wäre ich nun Närrin genug, dadurch beleidigt zu werden — und ich bin rachſüchtig, Marquis.

Nun ja doch, rächen ſollen Sie Sich immer, Das verſteht ſich am Rande. Wiſſen Sie was, Marquiſin? Wir vier wollen dann gemeinſchaftlich bei einander wohnen, und den artigſten Klubb von der Welt zuſammen ausmachen.

Das alles läßt ſich vortreflich hören, aber ich heurathe nie. Der einzige Mann, dem ich vielleicht meine Hand noch würde gegeben haben — —

Bin doch ich nicht, Madame?

Jezt kann ich Ihnen ohne Gefahr diß Bekenntniß thun.

Jezt? Warum jezt erſt? Warum ſagten Sie mir das nicht eher?

Daran habe ich ſehr wohl gethan, wie die Umſtände mich jezt überzeugen. Und überhaupt — Diejenige, welche Sie nunmehr zur Frau nehmen, taugt in allem Betrachte beſſer für Sie, als ich.

Frau von P*** brachte ihre Nachforſchungen mit gröſter Genauigkeit und Eile zu Stande. Sie legte dem Marquis aus der Provinz und der Hauptſtadt die ſchmeichelhafteſten Zeugniſſe von ſeiner künſtigen Gattin vor, drang aber dennoch darauf, daß er ſich zu ernſtlicher Ueberlegung der Sache noch vierzehn Tage Zeit nehmen ſollte. Dieſe vierzehn Tage däuchten ihm eine Ewigkeit zu ſeyn, und Frau von P*** ſah ſich endlich gezwungen, ſeiner verliebten Ungeduld nachzugeben. Die nächſte Zuſammenkunſt war bei den beiden Duquenoi, die Verlobung gieng vor ſich, das Aufgebot geſchah, der Marquis beſchenkte die Frau von P*** mit einem koſtbaren Diamant, und die Hochzeit wurde vollzogen.

Die erſte Nacht gieng nach Wunſche vorüber. Den andern Morgen ſchrieb Frau von P*** dem Marquis ein Billet, worinn ſie ihn eines dringenden Geſchäfts wegen auf einen Augenblick zu ſich bat. Er ließ nicht lange auf ſich warten. Man empfieng ihn mit einem Geſicht, worauf Schadenfreude und Entrüſtung mit ſchrecklichen Farben ſich mahlten, ſeine Verwunderung dauerte nicht lang: Marquis, ſagte ſie zu ihm, es iſt

Zeit, daß Sie endlich erfahren, wer ich bin. Wenn andre meines Geſchlechts ſich ſelbſt genug hochſchäzen wollten, meine Rache zu billigen, Sie und Ihres Gelichters würden ſeltener ſeyn. Eine edle Frau hat ſich Ihnen ganz hingegeben — Sie haben ſie nicht zu erhalten gewußt — ich bin dieſe Frau; aber ſie hat vergolten, Verräther, und dich auf ewig mit einer verbunden, die deiner würdig iſt. Geh von hier aus queer über die Straſſe nach dem Gaſthof zur Stadt Hamburg — Dort wird man dir ausführlicher von dem ſchändlichen Gewerb zu erzählen wiſſen, das deine Frau Gemahlin und Schwiegermutter zehen Jahre lang unter dem Namen einer Madame und Mademoiſelle Aisnon getrieben haben.

Keine Beſchreibung erreicht das Entſezen, mit welchem hier der Marquis zu Boden ſank. Seine Sinne verließen ihn — aber ſeine Unentſchloſſenheit dauerte nur ſo lang als er brauchte, um von einem Ende der Stadt zum andern zu rennen. Er kam den ganzen Tag nicht nach Hauſe, er ſchweifte in den Straſſen umher; ſeine Gemahlin und ſeine Schwiegermutter fiengen an zu argwöhnen, was etwa geſchehen war. Auf den erſten Schlag, der an die Thüre geſchah, entſprang die leztere in ihr Zimmer, und ſchob beide Riegel vor. Nur ſeine Frau erwartete ihn allein in dem ihrigen. Sein Geſicht verkündigte die Wut ſeines Herzens als er hereintrat, ſie warf ſich zu ſeinen Füßen, ſtieß mit dem Angeſicht auf den Boden des Zimmers, und gab keinen Laut von ſich. Fort Nichtswürdige, rief er fürchterlich, fort von mir. — Sie verſuchte ſich aufzurichten, aber ohnmächtig ſtürzte ſie auf ihr Angeſicht, beide Arme der Länge nach auf den Boden geſpreitet: Gnädiger Herr, ſagte ſie zu ihm, ſtoßen Sie mich mit Füßen, zertreten Sie mich, ich hab es verdient, machen Sie mit mir was Sie wollen, aber Gnade, Gnade für meine Mutter. — Hinweg, rief er abermal, fort Verfluchte aus meinen Augen! — Iſt es nicht genug, daß du mich mit Schande bedeckſt, willſt du mich auch noch zwingen, ein Verbrecher zu werden? — Das arme Geſchöpf beharrte unbeweglich und ſtumm in der vorigen Stellung — der Marquis lag in einem Seſſel, den Kopf zwiſchen beide Arme geworfen, und mit halbem Leib zu den Füßen ſeines Betts hingeſunken, und brach zuweilen, ohne ſie anzuſehen, in ein gebrochenes Heulen aus: Hinweg von mir, ſag ich. — Das Stillſchweigen dieſer Unglücklichen, die noch immer wie in toder Erſtarrung lag, erſchöpfte ſeine Geduld. Entferne dich, rief er lauter und ſchrecklicher, bückte ſich zu ihr nieder, und war im Begriff ihr einen grauſamen Schlag zu geben. — Doch indem fand er, daß ſie ohne Bewußtſeyn und beinah ohne Leben lag. Er faßte ſie um die Mitte des Leibes, legte ſie auf ein Kanapee, und betrachtete ſie eine Zeitlang mit Augen, aus welchen wechſelsweiß Wut und Mitleiden hervorbrachen. Endlich zog er die Glocke. Seine Bedienten traten herein. Man rief ihre Weiber. Nehmt eure Frau zu euch, ſagte er dieſen, ihr iſt etwas zugeſtoßen, führt ſie auf ihr Zimmer und ſpringt ihr bei. Bald darauf ſchickte er heimlich, nach ihrem Befinden zu fragen. Man bracht' ihm die Nachricht, daß zwar ihre erſte Ohnmacht vorüber wäre, aber noch immer Schwächen auf Schwächen folgten, die ſo häufig kämen, und ſo lange anhielten, daß man Urſache hätte für ihr Leben zu zittern. Eine Stunde darauf ſchickte er, ſo heimlich wie das erſtemal wieder. Sie lag in ſchrecklichen Beängſtigungen, zu welchen ſich ein gichteriſcher Schlucken geſellte, der von der Gaſſe herauf gehört werden konnte. Als er das drittemal ſchickte, welches den folgenden Morgen war, kam die Antwort, daß ſie ſehr viel geweint habe, und die übrigen Zufälle ſich nach und nach zu legen anfiengen.

Jezt ließ er anſpannen, und verſchwand vierzehn Tage lang, daß kein Menſch um ſeinen Aufenthalt wußte. Vor ſeiner Abreiſe hatte er Sorge getragen, daß Mutter und Tochter mit dem Nothwendigſten verſehen wurden, und ſeine Dienerſchaft hatte Befehl, der Mutter, wie ihm ſelbſt, zu gehorchen.

Während der ganzen Zeit, daß er abweſend war, wohnten die beiden, beinahe ohne ſich zu ſprechen, in der traurigſten Verſtimmung neben einander. Die junge Frau zerfloß ohne Aufhören in Seufzer und Thränen, oder fieng plözlich laut zu ſchreien an, rang die Hände, raufte ſich die Haare aus, daß ſelbſt ihre Mutter es nicht wagen durfte, ſich ihr zu nähern, und ihr Troſt zuzuſprechen. Dieſe zeigte nichts als Verhärtung, jene war das traurigſte Bild der Reue, des Schmerzens, der Verzweiflung. Tauſendmal rief ſie, kommen Sie Mama, laſſen Sie uns fliehen, laſſen Sie uns vor ſeiner Rache uns ſchüzen — tauſendmal widerſezte ſich die Alte, und erwiederte: Nicht doch, mein Kind. Laß uns bleiben. Laß uns abwarten, wie weit er es treiben wird. Umbringen kann uns dieſer Menſch doch nicht. — O daß ers möchte, rief jene wieder, daß ers längſt ſchon gethan haben möchte. — Schweig, ſagte die Mutter, und hör einmal auf wie eine Närrin zu plaudern.

Der Marquis kam zurück, und ſchloß ſich in ſein Kabinet ein, von wo aus er zwei Briefe, den einen an ſeine Frau, den andern an ſeine Schwiegermutter ſchrieb. Die leztere reißte noch an eben dem Tag in ein Kloſter ab, wo ſie nicht lange darauf ſtarb. Die Tochter kleidete ſich an, und wankte nach dem Zimmer ihres Genahls, wohin er ſie beſchieden hatte. An der Schwelle ſank ſie auf die Knie. Er befahl ihr, aufzuſtehen. Sie ſtand nicht auf, ſondern wälzte ſich in dieſer Stellung näher zu ihm hin. Alle ihre Glieder zitterten. Ihre Haare waren losgebunden. Ihr Leib hieng zur Erde, ihr Kopf war emporgerichtet, und ihre Augen, die von Thränen floßen, begegneten den ſeinigen: Ich ſehe, gnädiger Herr, rief ſie ſchluchzend aus, ich ſeh es, Ihre Wut iſt beſänftigt, ſo gerecht ſie war, ich unterſtehe mich zu hoffen, daß ich endlich noch Barmherzigkeit erhalte. Aber nein! — Uebereilen Sie Sich nicht. — So viele tugendhafte Mädchen wurden laſterhafte Frauen, laſſen Sie mich verſuchen, ob ich ein Beiſpiel des Gegentheils werden kann. Noch bin ich es nicht würdig, die Ihrige zu ſeyn, aber nur die Hoffnung entziehen Sie mir nicht. Laſſen Sie mich ferne von Ihnen wohnen, ſeien Sie wachſam auf meinen Wandel, und richten Sie mich dann! — Glücklich, ja unausſprechlich glücklich werd' ich ſeyn, wenn Sie Sichs nur zuweilen gefallen laſſen wollen, daß ich vor Ihnen erſcheinen darf. Nennen Sie mir einen düſtern Winkel in Ihrem Hauſe, den ich bewohnen ſoll, ohne Murren will ich dort gefangen ſitzen. — Schwachheit, Verführung, Anſehen, Drohungen haben mich zu dieſer ſchimpflichen That hingeriſſen, aber laſterhaft bin ich niemals geweſen — Wär ich das, wie hätt' ich es wagen können, mich Ihnen zu zeigen, wie könnt ich es jezt wagen, Sie anzuſehen, wagen, mit Ihnen zu reden! — Könnten Sie in meiner Seele leſen, könnten Sie Sich überzeugen, wie meine vorigen Verbrechen ferne von meinem Herzen ſind, wie abſcheulich mir die Sitten derer ſind, die ich einſt meines Gleichen nannte. — Die Verführung hat meinen Wandel befleckt, aber mein Herz hat ſie nicht vergiftet. Ich kenne mich, mein Herr. Hätte man mir Freiheit gelaſſen, nur ein Wort hätt' es mich gekoſtet, und Sie hätten um den ganzen Betrug gewußt. Entſcheiden Sie nach Gefallen über mich. Rufen Sie ihre Bedienten. Laſſen Sie mir dieſen Schmuck, dieſe Kleider abreißen. Laſſen Sie mich in nächtlicher Stunde auf die Straſſen werfen. Alles, alles will ich leiden. Welches Schickſal Sie mir auflegen wollen, ich unterwerfe mich. Die Einſamkeit auf dem Lande, die Stille eines Kloſters werden mich Ihren Augen auf ewig entreiſſen. Befehlen Sie und ich gehe. Ihre Glückſeligkeit iſt noch nicht ohne Rettung verlohren. Sie können mich ja noch vergeſſen.

Stehen Sie auf, rief der Marquis mit ſanfter Stimme, ich vergebe Ihnen, ſtehen Sie auf. Mitten im gräßlichen Gefühl meiner erlittenen Schande vergaß ich es nicht, meine Gemahlin in Ihnen zu ehren. Kein Laut kam über meine Lippen, der Sie erniedrigt hätte, und wäre das, ſo bin ich bereit, es Ihnen abzubitten, und gebe Ihnen mein Wort, daß Sie keinen mehr hören ſollen. Denken Sie ſtets daran, daß Sie Ihren Gemahl nicht unglücklich machen können, ohne es ſelbſt zu werden. Seien Sie edel und gut — Seien Sie glücklich, und ſorgen Sie dafür, daß auch ich es werde. Stehen Sie auf, ich bitte Sie — Sie ſind nicht an Ihrer Stelle, Marquiſin, ſtehen Sie auf! — — Steh auf, meine Gemahlin, und laß dich umarmen!

Während, daß der Marquis das ſagte, lag ſie noch immer den Kopf auf ſeine Knie gebeugt, ihr Geſicht in ſeinen Händen verborgen; aber auf den Namen ſeiner Gemahlin ſprang ſie lebhaft auf, warf ſich ihm um den Hals, und drückte ihn mit wütender Entzückung in ihre Arme. Gleich darauf ließ ſie von neuem ihn los, ſtürzte zur Erde, und war Willens, ſeine Füße zu küſſen. — Was wollen Sie, unterbrach er ſie ſehr bewegt, habe ich Ihnen nicht ſchon alles vergeben, warum glauben Sie mir denn nicht? — Laſſen Sie, laſſen Sie, gab ſie zur Antwort, ich kann es nicht, ich darf es nicht glauben. — Bei Gott, rief der Marquis, ich fange an zu muthmaßen, daß ich niemals bereuen werde. Dieſe Frau von P*** hat mir Verdruß und Leiden zugedacht, aber ich ſehe ein, ſie hat mir Seligkeit bereitet. Kommen Sie meine Gemahlin. Kleiden Sie Sich an, unterdeſſen daß ich Anſtalten zu unſrer Abreiſe mache. Wir ziehen auf meine Güter, wo wir ſo lange bleiben wollen, bis die Zeit eine Rinde über das Vergangene gezogen hat.

Drei ganzer Jahre lang lebten ſie ferne von Paris — das glücklichſte Ehepaar ihrer Zeiten.

Leſer oder Leſerin — ich ſehe dich bei dem Namen der Frau von P***' unwillig auffahren, ich höre dich ausrufen: Welche abſcheuliche Frau! Welche Bübin und Heuchlerin! — Keine Aufwallung, lieber Leſer, keine Partheilichkeit! — Laß die Waage der Gerechtigkeit entſcheiden!

Schwärzere Thaten, als dieſe war, geſchehen täglich unter dem Monde, nur mit weniger Abſicht und Seele. Haſſen und fürchten kannſt du die Marquiſin, doch verachten wirſt du ſie nie. Gräßlich und unerhört war ihre Rache, aber Eigennuz befleckte ſie nicht. Hätte dieſe Dame eben das und noch mehr gethan, ihrem rechtmäßigen Gemahl Belohnungen auszuwirken — hätte ſie ihre Tugend einem Staatsminiſter, oder auch nur ſeinem erſten Schreiber geopfert, ein Ordensband, oder ein Regiment für ihn zu erwuchern — hätte ſie ſich einem Pfründenvergeber für eine reiche Präbende überlaſſen, das alles würdeſt du ſehr natürlich finden, die Allgewalt der Gewohnheit ſpräche dafür. Aber jezt — jezt, da ſie an einem Treuloſen Rache nimmt, empören ſich deine Gefühle. Nicht, weil dein Herz für dieſe Handlung zu weich iſt — weil du es der Mühe nicht werth achteſt, in die Tiefe ihres Kummers hinabzuſteigen, weil du zu ſtolz biſt, weibliche Tugend anzuerkennen, findeſt du ihre Ahndung abſcheulich. Haſt du dich auch wohl erinnert, welche Opfer ſie ihrem Liebling gebracht hatte? — Ich will nicht in Anſchlag bringen, daß ihre Schatoulle jederzeit die ſeinige war, daß er Jahre lang ihre Tafel genoß, Jahre lang in ihrem Hauſe, wie in dem ſeinigen aus und eingieng — Vielleicht ſpotteſt du darüber — aber ſie hatte ſich zugleich nach allen ſeinen Launen geſchmiegt, hatte ſeinem Geſchmacke ſklaviſch gehuldigt, ihm gefällig zu ſeyn hatte ſie den ganzen Plan ihres Lebens zerſtört — Ganz Paris ſprach ehedem mit Ehrfurcht von ihrer Tugend — jezt war ſie, ihm zu lieb, zu dem gemeinen Haufen herunter geſtürzt. Jezt murmelte die Verläumdung ſich in die Ohren: Endlich iſt dieſe P***, dieſes Wunder der Welt geworden wie unſer eine! — Sie hatte dieſes höhniſche Lächeln mit ihren Augen geſehen, dieſe Schmähreden mit ihren Ohren gehört, und oft genug mit Schaamröthe den Blick zur Erde geſchlagen. Jede Bitterkeit hatte ſie verſchlungen, welche die Läſterung für eine Frau in Bereitſchaft hat, deren fleckenfreie Tugend die benachbarten Laſter um ſo ſichtbarer machte — Sie hatte das laute Gelächter ertragen, womit ſich der muthwillige Haufe an den lächerlichen Spröden rächt, die ihre Tugend marktſchreieriſch an alle Pfeiler ſchlagen — Stolz und empfindlich, wie ſie war, hätte ſie lieber, in toder

Dunkelheit ihr Leben hinweg geſeufzt, als noch einmal den Schauplaz einer Welt betreten, wo ihre verſcherzte Ehre nur ſchadenfrohe Lacher, ihre verſchmähte Liebe nur peinigende Tröſter ſand. Sie näherte ſich einer Epoche, wo der Verluſt eines Liebhabers nicht ſo ſchnell mehr erſezt wird — ein Herz, wie das ihrige, konnte dieſes Schickſal nur in gramvoller Einſamkeit ausbluten.

Wenn ein Menſch den andern eines zweideutigen Blicks wegen niederſtößt, warum wollen wir es einer Frau von Ehre zum Frevel machen, daß ſie den Verführer ihres Herzens, den Mörder ihrer Ehre, den Verräther ihrer Liebe — einer Buhldirne in die Arme wirſt. Warlich, lieber Leſer, du biſt eben ſo ſtreng in deinem Tadel, als du oft in deinem Lobe flüchtig biſt. Aber, wirſſt du ein, nicht die Rache ſelbſt, nur die Wahl der Rache find ich ſo verdammenswerth. Mein Gefühl ſträubt ſich gegen ein ſo weitläuftiges Gewebe durchdachter Abſchenlichkeit, gegen dieſe zuſammenhängende Kette von Lügen, die beinahe ſchon ein Jahr durchdauert. — Alſo der erſten augenblicklichen Aufwallung vergibſt du alles, wie nun aber, wenn die erſte Aufwallung einer Frau von P***, und einer Dame ihres Karakters, ihr ganzes Lebenlang währte?

Ich ſehe hier nichts, als eine Verrätherei, die nur weniger alltäglich iſt, und willkommen ſei mir das Geſez, welches jeden gewiſſenloſen Buben, der eine ehrliche Frau zu Fall bringt, und dann verläßt, zu einer Dirne verdammt — den gemeinen Mann zu gemeinen Weibern.

Diderots ganze Beredſamkeit wird dennoch ſchwerlich den Abſcheu hinwegräſonnieren, den dieſe unnatürliche That notwendig erwecken muß. Aber die kühne Neuheit dieſer Intrigue, die unverkennbare Wahrheit der Schilderung, die ſchmuckloſe Eleganz der Beſchreibung haben mich in Verſuchung geführt, eine Ueberſezung davon zu wagen, welche freilich die Eigenthümlichkeit des Originals nicht erreicht haben wird. Das Ganze iſt aus einem (ſo viel ich weiß, in Deutſchland noch unbekannten) Aufſaz des Hrn. Diderot: Jakob und ſein Herr, oder der Fatalismus genannt. Der Freiherr von Dalberg zu Mannheim beſizt die Originalſchrift, und ſeiner Gefälligkeit danke ich es auch, daß ich in dieſer Thalia Gebrauch davon machen durfte.

III.

Dom Karlos.

Infant von Spanien.

Die Urſache, warum das Publikum die Tragödie Dom Karlos in Bruchſtücken voraus empfängt, iſt keine andre, als der Wunſch des Verfaſſers, Wahrheit darüber zu hören, eh er ſie wirklich vollendet. Bei dem anhaltenden ſtarren Hinſehn auf die nämliche Fläche kann es nicht anders kommen, als daß die Augen, auch des ſchärfſten Beobachters, anfangen trübe zu werden, und die Objekte verwirrt durcheinander zu ſchwimmen. Wenn der Dichter nicht Gefahr laufen will, ſich in ſeinen eigenen Irrgängen zu verwickeln, und über der ängſtlichen Farbenmiſchung des Details die Perſpektive des Ganzen zu verlieren, ſo iſt es nöthig, daß er zuweilen aus ſeinen Illuſionen heraustrete, daß ſeine Phantaſie von ihrem Gegenſtand erkalte, und fremde Empfindung ſeine eigne zurechtweiſe. Mit den Lieblingswerken unſers Geiſtes ergeht es uns beinahe wie mit unſern Mädchen — endlich werden wir blind für ihre Flecken, und ſtumpf durch Genuß. Dort wie hier ſind kurze Entfernungen, kleine Spannungen oft heilſam, die erlöſchende Glut des Affekts wieder anzublaſen.

Die Flamme der Begeiſterung iſt keine ewige Flamme. Oft iſt es nöthig, daß ſie von auſſenher borge, und ſich durch ſympathetiſche Reibung erneure. Wie ſchäzbar ſind einem Dichter hier geſchmackvolle fühlende Freunde, die über ſeine Schöpfungen wachen, und das neugebohrne Kind ſeines Genius mit liebevoller Sorgſamkeit warten und pflegen!

Dieſer Dienſt iſt es, den ich bei Vorlegung dieſer Fragmente von dem Publikum mir erbitten wollte. Jeder Leſer und jede Leſerin, welche Wohlwollen genug den für Herausgeber in ihrem Buſen fühlen, um für die klaſſiſche Vollkommenheit ſeines Werks bekümmert zu ſeyn — euch aber insbeſondere, Schriftſteller meines Vaterlands, deren Namen der Ruhm bereits ſchon unter den Sternen aufſtellte, die ihr jezt keine ſchönere Beſchäftigung mehr übrig findet, als eurem Schüler und Freund noch die Hand zu reichen, und ihn zu eurer Gemeinſchaft empor zu ziehn — euch alle fodre ich auf, dieſen Verſuch eurer Aufmerkſamkeit werth zu achten, und mir den Ausſpruch eures Gefühls mit der ſtrengſten Offenherzigkeit mitzutheilen. Ich erſchrecke vor eurem Tadel nicht. Das Urtheil der Welt über dieſe Fragmente — es falle aus, wie es wolle — wird mich nie in Verlegenheit ſezen, denn es iſt meine lezte Inſtanz nicht. Ich nehme es für nichts anders, als den belehrenden Wink meines kritiſchen Freundes, den ich zu Reinigung meiner Arbeit benuzen kann — aber die Nachwelt iſt meine Richterin. Was ich bei meinen

Zeit-

Zeitgenoſſen verderbe, ſteht noch immer in meiner Macht wieder gut zu machen, die Fehler des Jünglings rechnet man ja dem Mann nicht mehr an — aber die Nachwelt verdammt ohne Beklagten ohne Sachwalter, ohne Zeugen. Das Werk lebt, und ſein Schöpfer iſt nicht mehr. Die Friſt zur Verantwortung iſt vorbei; was einmal verloren iſt, läßt ſich nicht mehr hereinbringen. Von dieſem Gerichtshof läßt ſich an keinen dritten mehr appellieren. Wie willkommen ſoll mir alſo die Zurechtweiſung ſeyn, welche mir über die Gebrechen meiner Dichtung die Augen öfnet, und mir vielleicht dazu dienen kann, ſie deſto fleckenfreier der ſtrengeren Zukunft zu übergeben — Findet der Kenner ſchon dieſe erſte Anlage krank, vermißt er hier ſchon die Geſundheit, die lebendige Kraft, die ihr Dauer verſicherte, ſo wandre die ganze Skize zum Feuer.

Die Geſchichte des unglücklichen Dom Karlos und ſeiner Stiefmutter der Königin, iſt von den intereſſanteſten, die ich kenne, aber ich zweifle ſehr, ob ſie ſo rührend als erſchütternd iſt. Rührung, glaube ich, iſt hier ganz nur Verdienſt des Dichters, der unter den vielerlei Arten der Behandlung gerade diejenige zu wählen weiß, welche die widrige Härte des Stoffs zu weicher Delikateſſe herabſtimmt und mildert. Eine Leidenſchaft, wie die Liebe des Prinzen, deren leiſeſte Aeuſerung Verbrechen iſt, die mit einem unwiderruflichen Religionsgeſez ſtreitet, und ſich ohne Aufhören an der Gränzmauer der Natur zerſchlägt, kann mich ſchaudern, aber ſchwerlich weinen machen. Eine Fürſtin wiederum, deren Herz, deren ganze weibliche Glückſeligkeit einer traurigen Staatsmaxime hingeſchlachtet worden, die durch die Leidenſchaft des Sohns und des Vaters gleich unmenſchlich gemishandelt wird, kann mir wohl Murren gegen Vorſicht und Schickſal, Zähneknirſchen gegen weltliche Konvenzionen abnöthigen, aber wird ſie mir auch wohl Tränen ablocken? — Wenn dieſes Trauerſpiel ſchmelzen ſoll, ſo muß es — wie mich däucht — durch die Situation und den Karakter König Philipps geſchehen. Auf der Wendung, die man dieſem gibt, ruht vielleicht das ganze Gewicht der Tragödie. Mein Plan iſt auf gleiche Art vereitelt, wenn ich bei Philipps Darſtellung den franzöſiſchen Skribenten folge, als wenn ich bei Karlos Schilderung den Ferreras zum Grund legte. Man erwartet — ich weiß nicht welches? Ungeheuer, ſo bald von Philipp dem Zweiten die Rede iſt — mein Stück fällt zuſammen, ſobald man ein ſolches darinn findet, und doch hoffe ich der Geſchichte — das heißt der Kette von Begebenheiten — getreu zu bleiben. Es mag zwar ein gothiſches Anſehen haben, wenn ſich in den Gemählden Philipps und ſeines Sohns zwei höchſt verſchiedne Jahrhunderte anſtoßen, aber mir lag daran, den Menſchen zu rechtfertigen, und konnt' ich das wohl anders und beſſer als durch den herrſchenden Genius ſeiner Zeiten?

Der ganze Gang der Intrique wird, wie ich mir einbilde, ſchon in dieſem erſten Aufzug verrathen ſeyn. Wenigſtens war das meine Abſicht, und ich halte es für das erſte Requiſit der Tragödie. Beide Hauptkaraktere laufen hier ſchon mit derjenigen Kraft, und nach derjenigen Richtung aus, welche den Leſer errathen läßt, wo und wann und wie heftig ſie in der Folge widereinander ſchlagen.

Ein vollkommenes Drama ſoll, wie uns Wieland ſagt, in Verſen geſchrieben ſeyn, oder es iſt kein vollkommenes, und kann für die Ehre der Nation gegen das Ausland nicht konkurrieren. — Nicht, als ob ich auf das leztere Anſpruch machte, ſondern weil ich die Wahrheit jenes Ausſpruchs überzeugend erkannte, habe ich dieſen Karlos in Jamben entworfen. Aber in reimfreien Jamben — denn ich unterſchreibe Wielands zweite Foderung, daß der Reim zum Weſen des guten Dramas gehöre, ſo wenig, daß ich ihn vielmehr für einen unnatürlichen Luxus des franzöſiſchen Trauerſpiels, für einen troſtloſen Behelf jener Sprache, für einen armſeligen Stellvertreter des wahren Wohlklangs erkläre — in der Epopee verſteht ſichs, und in der Tragödie. Sobald uns die Franzoſen ein Meiſterſtück dieſer Gattung in reimfreien Verſen zeigen, ſo geben wir ihnen ein ähnliches in gereimten.

Der Leſer wird ſich ſelbſt und dem Dichter nüzen, wenn er vor Leſung dieſer Fragmente die Geſchichte des Dom Karlos, Prinzen von Spanien, vom Abbe S. Real, welche neulich zu Eiſenach in der Ueberſezung erſchienen iſt, nur flüchtig durchblättern will. Ich unterbreche zuweilen den Dialog durch Erzählung, weil es geſchehen kann, daß das ganze Stück nach und nach in ſolchen Fragmenten erſcheint, und ich ohne dieſe Vorſicht alſo leicht der Indiskretion und Gewinnſucht eines Buchhändlers oder Schauſpieldirektors anheim fallen könnte, die meinen Karlos zuſammen druckten, oder vor der Zeit auf ihr Theaterſchaffot ſchleppten.

Perſonen des erſten Akts.

Philipp der Zweite, König von Spanien.

Königin Eliſabeth, Prinzeſſin von Frankreich, ſeine Gemahlin.

Dom Karlos, der Kronprinz.

Herzog von Alba, }
Graf von Lerma, } Grandes von Spanien.

Pater Domingo, Beichtvater des Königs, geweſener Inquiſitor.

Dom Rodrigo, Marquis von Poſa, Kammerjunker des Prinzen.

Fürſtin von Eboli, } Damen der
Marquiſin von Mondekar, } Königin.

Mehrere Damen und Grandes.

Die königlichen Gärten zu Aranjuez.

Erſte Verwandlung.

Ein angenehmer Proſpekt von Orangenalleen, Boſkagen, Statuen, Urnen, und ſpringenden Waſſern. Die Beleuchtung wird ſo eingerichtet, daß die vordere Bühne dunkel bleibt, die hintere aber munter und hell iſt.

Erſter Auftritt.

Karlos kommt langſam und in Gedanken verſenkt aus dunkeln Boſkagen, ſeine zerſtörte Geſtalt verräth den Kampf ſeiner Seele; einigemal ſteht er ſchüchtern ſtill, als wenn er auf etwas horchte. Der Zufall führt ihn vor die Statue der Biblis und des Kaunus, er bleibt nachdenkend davor ſtehen — indem hört man hinter der Szene eine ländliche Muſik von Flöten und Hoboen, die ſich allmählig in der Entfernung verliert. Der Prinz verläßt die Statue in großer Bewegung, man ſieht Traurigkeit und Wut in ſeinen Gebärden abwechſeln, er rennt heftig auf und nieder, und fällt zulezt matt auf ein Kanapee. Unterdeſſen zeigt ſich im Hintergrund der **Pater Domingo**, und bleibt eine Zeitlang ſtehen ihn zu beobachten. Endlich nähert er ſich, auf das Geräuſch ermuntert ſich **Karlos**, und fährt unwillig auf.

Karlos.

Der Erzſpion verfolgt mich überall
wie die Gerichte Gottes —— Was verlangt ihr?
Wen ſucht ihr hier? — Dorthin, ſoviel ich weiß,
hat ſich der König mit dem Hof gezogen.

Domingo.

Der König, Prinz, und alle Grandes ſtehn
verſammelt im Zitronenwald. Die Freude
herrſcht allgemein, ſie zu vollenden fehlt
nur Karlos noch.

Karlos.

Sie plözlich zu vergiften?
Iſt König Philipp ſeiner guten Laune
ſchon ſatt, daß er die Nattern ſeines Sohns
zu Gaſte ruft?

Domingo.

Mir unbegreiflich, Prinz.
Der ſchönſte Frülingstag — die muntern Gärten —
und rings herum die blumenvolle Flur —
Der Himmel ſelbſt wetteifert mit der Gegend,
die Kunſt mit der Natur — ſie aufzuheitern.
Gleich einem Paradies lacht weit und breit
das prächtige Aranjuez, und doch
in ihrem Aug nicht eine Spur der Freude?

Karlos.

In dieſem lachenden Aranjuez
ſieht Karlos nichts — als ſeine finſtre Seele.

Domingo.

Doch eben dieſer räzelhafte Gram,
den wir ſchon lang in ihren Blicken leſen,
der Schrecken ihres Reichs, und das Geheimniß
des ganzen Hofs, hat manche Thräne ſchon
dem König ihrem Vater ausgepreßt.

Karlos.

Fließt mir deßwegen eine einz'ge minder?
heilt dieſes Herz vielleicht, wenn ſeines blutet?
Nur Thränen hat er für den einz'gen Sohn? —
die giebt auch wohl ein Bettler ſeinem Kinde.
Er preſſe doch nur einen Tropfen Mohn
aus ſeines Perus unerſchöpften Schachten,
den Schmerz in dieſem Buſen einzuſchläfern; —
er biete doch den pralenden Tribut,
den ihm ſein furchtbarer Vaſall, das Meer,
aus beiden Indien herüberfrohnt,
ob er vielleicht den Henker ſeines Karls
damit beſtechen kann? — Seht rings herum —
Diß Paradies rief euer großer König
in eine fürchterliche Wildniß her —
er rufe doch — ſein Karlos läßt ihn bitten —
ein Lächeln auf mein Angeſicht.

Domingo.

Er wirds.
Nur brechen ſie diß grauenvolle Schweigen,
nur öfnen ſie ihr Herz dem Vaterherzen.
Was Karl dem Philipp anvertraut, wird ja
der König ihm gewähren.

Karlos.

Wird er das? —
Weh mir, und wenn er wollte — kann er das?
und wenn ich mit des Todes leztem Lechzen
es foderte? wenn der erhörte Wunſch

den ſchon entwichnen Geiſt aus der Behauſung
des Grabs zurücke hohlte? — Nimmermehr.

Domingo.

Ich zittre Prinz — Was ſagt mir dieſes Räzel?

Karlos.

Bin ich nicht eines großen Königs Sohn?
Mit halben Welten theil ich meinen Vater,
und dennoch ſoll an einem einz'gen Wunſch
der große Königsſohn zu Tode ſchmachten?
O welch ein Wunſch — — und doch — ich will ja wenig —
will ja nicht mehr, als ich mit ſo viel Armen
umreichen kann — —

Domingo.

Wie! Wär es möglich Prinz?
Wär noch ein Wunſch zurücke, den der Himmel
dem liebſten ſeiner Söhne weigerte? —
Ich ſtand dabei, als in Toledos Mauren
der ſtolze Karl die Huldigung empfieng,
als graue Fürſten zu dem Handkuß wankten,
und jezt in einem — einem Niederfall
Sechs Königreiche ihm zu Füßen lagen.
Ich ſtand, und ſah das junge ſtolze Blut
in ſeine Wangen ſteigen, ſeinen Buſen
von fürſtlichen Entſchlüſſen wallen, ſah
ſein trunknes Aug durch die Verſammlung fliegen,
in Wolluſt brechen — Prinz — und dieſes Aug
ſprach laut: Ich bin geſättigt!

Karlos.

(nach einem tiefen Nachdenken)

Jener Stunde
vergeß ich nie — mit jener Stunde fieng
Mein Leben an — ſie floh — es war vollendet.

Domingo.

Vollendet Prinz? — ein mattes Vorgefühl
der königlichen Zukunft — —

Karlos.

Es iſt aus.
Wenn ſchon das Kind von Diademen träumte,
was kann der Jüngling wünſchen?

Domingo.

(der ihn laurend anſieht)

ſie zu tragen?

Karlos.

Verwegner Menſch — Ihr ſprecht mit Philipps Sohn,
nichts mehr davon — mir ſchauert vor dem Morgen,
der hinter meines Vaters Sarge nur
mir ſcheinen kann

Domingo.

Und dennoch edler Prinz.
Wenn Karlos ohne Hoffnung wünſcht, was ſonſt
was ſonſt als eine Krone kann er wünſchen?
Groß iſt die Welt — der Arm der Könige
reicht weit —

Karlos.

Hier bricht er.

Domingo.

Auch der Arm der Kirche?
O reden ſie — Die Ruhe ſeines Sohns
kann Philipp nicht zu theuer kaufen.

Karlos.

Nicht?
Auch dann nicht, wenn mein raſender Geluſt
geradenwegs nach ſeinem Herzen zielte?
Auch dann nicht, wenn den frevelhaften Durſt
nur das abſcheulichſte Verbrechen löſchte,
worüber die beſudelte Natur
erſchrocken beben, und in Fieberſchauern
ſich werfen würde.

Domingo.

Das iſt ſchrecklich Prinz.

Karlos.

Jezt wißt ihr alles — Geht, und denkt auch nie
darüber nach — Hier endet Philipps Gröſe,
kann ſein Befehl die Sterne rückwärts drehn,
und machen, daß ſich Nord und Süd umarmen? —
Ein ewiges, ein ſchreckliches Geſez
mit Blut in unſre Bruſt geäzt — die ſtarre
unwandelbare Regel der Natur
ſteht gegen mich, ein aufgethürmter Pfeiler,
und keine Macht auf Erden reißt ihn um.

Domingo.

Ich ſteh erſtaunt — Was für ein Ungeheuer
liegt hier im Hinterhalt, wenn ſelbſt die Hoffnung
ſo vieler Throne keinen Reiz mehr hat?

Karlos.

Vergebens grübelt ihr ihm nach. Ihr müßtet,
Monarch wie ich, in Mutterleib gekrönt,
ihr müßtet in dem Himmelſtrich des Thrones
erzogen worden ſeyn, und an den Brüſten
des Glücks gelegen haben, wenn ihrs faßtet
was einen Fürſten foltert.

Domingo.

Wunderbar —
Noch wunderbarer — — — daß auch ihre Mutter,
die Königin, daßelbe ſpricht — —

Karlos.

(heftig auffahrend)

Was? Mutter? —
Das Wort auf deiner Zunge ſei verflucht,
verflucht der Name aus der Schöpfung.

Domingo.

Prinz?

Karlos.

(in groſſer Aufwallung herumgehend)

Sie meine Mutter? — Geh Unglücklicher,
an eine Mauer haſt du mich geſchleudert —
Sie meine Mutter — Mutter ſagteſt du?

O Himmel gib, daß ich es *dem* vergeſſe,
der ſie zu meiner Mutter machte.

Domingo.

Prinz,
es ſind die heiligſte von allen Banden
die ſie hier läſtern.

Karlos.

Ketten wollt ihr ſagen,
Furchtbarer, merkts euch, raſeln ſie im Abgrund
der Hölle nicht — Galeeren laſſen los —
das Grab gibt frei — die Ketten der Verdammniß
zerbrechen endlich — dieſe Bande nicht.
Die Zärtlichkeit von allen Müttern, die
geweſen ſind, und die noch kommen werden,
macht ewig nimmer wieder gut, was mir
die einzige verdorben hat.

Domingo.

Was hör ich?
Täuſcht mich mein Ohr? hat mich ein Traum betrogen?
Ganz Spanien liebt ſeine Königin
bis zur Anbetung — Prinz — und Sie allein,
Sie ſollten ſie mit ſolchem Haß verfolgen?

Karlos.

(hat ſich geſammelt, und wird betroffen)

Domingo.

Unmöglich, Prinz — ſo plözlich werden ſie
die Stimme Spaniens nicht Lügen ſtrafen,

ſo unnatürlich kann der feurige,
für jede Schönheit ſo begeiſterte
ſo offne Jüngling nimmermehr entarten.
Was Prinz? — Das ſchönſte Weib auf dieſer Welt,
beim erſten Blick Monarchin ohne Thron,
kaum zwei und zwanzig Frühlingen entflogen,
und eines Greiſen Frau — von der Natur
zur Zärtlichkeit, zur Wolluſt ausgeſtattet —
an eines freudenloſen Eheſtands
tiranniſche Galeere angeſchloſſen —
Franzöſin von Geburt — und Königin —
und ehmals ihre laut erklärte Braut?
Unmöglich, Prinz! Unglaublich! Nimmermehr!
Wo ohne Hofnung Greiß und Jüngling lodern,
friert Karlos nicht mit allen Hofnungen.
Wo alles liebt, kann Karl allein nicht haſſen,
ſo ſeltſam widerſpricht ſich Karlos nicht.
Mein Prinz — ich ſchwörs in ihrer Mutter Seele —
das wunderbare Räzel ihres Grams,
die Königin — ich wette — kann es löſen.
Verwahren ſie ſich Prinz, daß ſie es nie,
wie ſehr ſie ihrem Sohn mißfällt, erfahre,
die Zeitung würde ſchrecklich ſeyn.

Karlos.

(welcher dieſe ganze Rede durch, die Augen tückiſch auf ihn geheftet hat)

Meint ihr?

Domingo.

Und äuſerſt unerwartet — Warlich Prinz
auf ihre Rechnung flüſtert ſich ſchon längſt

von Ohr zu Ohr die luſtigſte Geſchichte.
Wenn ſie noch auf das leztere Turnier
zu Saragoſſa ſich beſinnen mögen,
wo unſern König eine Lanze ſtreifte —
Die Königin mit ihren Damen ſaß
auf des Pallaſtes oberſter Altane,
und ſah dem Kampfe zu. Auf einmal riefs:
„Der König blutet!„ — Man rennt durcheinander,
ein unvernehmlich Murmeln dringt zum Ohr
der Königin: „Der Prinz?„ ruft ſie, und will
und will ſich von der höchſten Gallerie
herunterwerfen „Nein! Der König ſelbſt„
gibt man zur Antwort „So laßt Aerzte holen„
erwiedert ſie, indem ſie Athem ſchöpfte.

Karlos.

(nach einigem lebhaften Auf und Niedergehen, mit erkünſtelter Gleichgültigkeit)

Ihr ſagt mir Wunderdinge, Freund.

Domingo.

Doch wohl
nichts überraſchendes?

(indem er ſich dem Prinzen vertraulich nähert)

Wie glücklich, Prinz,
dörft ich dafür in ihrer Seele leſen?

Karlos.

Ihr ſollts, hochwürd'ger Vater — eurem Amte
verſchweigt man nichts — ihr klebt ja eure Tugend

auf euren Rock — Umſonſt führt ihr doch wohl
den Schlüſſel nicht zu Jedermanns Gewiſſen,
umſonſt, denk ich, hat König Philipp euch
das Rechnungswesen über alle Sünden
der Prinzen vom Geblüt nicht übertragen.

Domingo.

Es gibt auch Lieblingswünſche, Prinz, wobei
man das Gewiſſen nicht zum Richter nimmt.

Karlos.

Dergleichen Wünſche gibt es allerdings,
doch das ſind Heimlichkeiten, die das Plaudern
durchaus nicht leiden können.

Domingo.

Plaudern, Prinz,
iſt meines Amtes ſtrafbarſte Verlezung.

Karlos.

Ich weiß, hochwürd'ger Vater, weiß ja wohl
wie treulich ihr der Welt verſchweigt, was euch
Gott im Vertrauen ſagen mag.

Domingo.

Auch, was
mir meine anvertrauten Lämmer beichten.

Karlos.

(nachdem er ſich eine Zeitlang bedacht hat)

Nur noch ein Wörtchen — eh mein ganzes Herz
ſich euch auf Treu und Glauben überliefert —

Mistrauen, Herr, vergibt man Philipps Blut,
und keinen Freund entlaß ich ohne Probe.

Domingo.

Ich fürchte keine, Prinz.

Karlos.

Nur Kleinigkeit.
Ihr lacht vielleicht — doch ſie beweiſt für eure
Verſchwiegenheit mir alles. Hört mich an.

Domingo.

Mit Ungeduld.

Karlos.

Tief drinn in der Sierra
Morena zeigt man einen Brunnen euch,
der jezt vertrocknet iſt, wohin ein alter
kaſtilianſcher König ſeine Schäze
geflüchtet hat, als über Spanien
die Furcht der Mauren kam. — Tief unten ligt
ein großer ſchwarzer Quaderſtein, worunter,
der Sage nach, drei Nächte vor dem Feſt
der Auferſtehung, ſich der dumpfe Klang
des Goldes hören laſſen ſoll, das jezt
gehoben werden kann. Wer reines Herzens
in dieſen Brunnen ſich hinunter läßt,
rückt, wie ein Sandkorn, dieſen Felſen weg;
doch kaum (fährt das Orakel fort) daß ihn
ein Schalk berührt, bedecken ſchwarze Beulen
des Frevlers Hand, und der erzürnte Schaz
verſinkt um eines Thurmes Höhe tiefer.

Domingo.

Domingo.

Im Ernſt, mein Prinz, ſagt man das wirklich ſo?

Karlos.

So wahr ihr ehrlich ſeid — Man will ſogar
Waghälſe nennen, die mit dem Geſpenſt
es aufzunehmen, ſchon im Eimer hiengen — —
Doch gählings kam die Angſt an ſie, ſie prieſen
ſich glücklich, daß ſie lebend wieder kamen
Was dünkt euch frommer Vater? — Ihr und Ich —
wir könntens wohl auf gut Gewiſſen wagen?

Domingo.

Wir? — Nimmermehr! Dafür behüt uns beide
der Himmel, Prinz — Der ſchwache Menſch verſuche
den Teufel nicht — Mir ligt der Mammon gut,
Verzeihung, Prinz. Auch möcht ich in den Karten
der Unterwelt nicht gern die Hände haben.

Karlos.

(unwillig zurücktretend)

So Böſewicht? — und an mein Herz willſt du
die Wünſchelruthe halten, daß ſie dir
anſchlage, wo der Zauber ligt? — Du zitterſt
vor Schrecken, die des Fiebers Phantaſie
zuſammenflickte — und biſt frech genug
in meines Herzens Abſturz dich hinunter
zu winden, und Gedanken zu behorchen,
ehrwürdiger, als die Myſterien
der Unterwelt? — Elender! Weh dir ſelbſt!

Wohin — wenn dir dein Bubenſtück gelänge —
Wohin verkröchſt du dich? In einer Auſter
Gehirne krümmte deine Seele ſich,
wenn ihr die meinige begegnen ſollte.

Domingo.

Prinz! Sie verkennen mich.

Karlos.

Ich kenne dich.
Biſt du nicht der Dominikanermönch,
der in der fürchterlichen Ordenskutte
den Menſchenmäkler machte? Bin ich irre?
Biſt du es nicht, der die Geheimniſſe
der Ohrenbeicht um baares Geld verkaufte?
Biſt du es nicht, der unter Gottes Larve
die freche Brunſt in fremdem Ehbett löſchte
den heißen Durſt nach fremdem Golde kühlte,
den Armen fraß, und an dem Reichen ſaugte?
Biſt du es nicht, der ohne Menſchlichkeit,
ein Schlächterhund des heiligen Gerichtes,
die fetten Kälber in das Meſſer hezte?
Biſt du der Henker nicht, der übermorgen
zum Schimpf des Chriſtenthums, das Flammenfeſt
des Glaubens feiert, und zu Gottes Ehre
der Hölle die verfluchte Gaſtung gibt?
Betrüg ich mich? Biſt du der Teufel nicht,
den das vereinigte Geſchrei des Volkes,
des Volks, das ſonſt an Henkerbühnen ſich
beluſtigt, und an Scheiterhaufen weidet,

den das vereinigte Geheul der Menſchheit
aus dem entweihten Orden ſtieß —

Domingo.

Iſts möglich?
Prinz, überlegen ſie, wer ich — — —

Karlos.

O Gott,
ich fühle, daß mich mein erhiztes Blut
an meinen fürchterlichſten Feind verrathen,
daß ich für eine Gotteslästerung
an jenem Tag Barmherzigkeit vom Himmel
erlangen kann, Barmherzigkeit von dir
für dieſe Wahrheit nicht! — Ich weiß voraus,
daß König Philipp dir, den du am Seile
zum Himmel, und zur Hölle lenkſt, den Arm
zu deiner Rache borgen wird — daß ich
das ſchröcklichſte zu fürchten hätte, wenn
das ſchröcklichſte nicht hier verborgen läge.

Domingo.

Wie ſehr beklag ich ſie, mein armer Prinz!
Sie ſelbſt, ſie peinigen ihr Herz mit leeren
grundloſen Phantaſien.

Karlos.

O zu gut,
zu gut weiß ich, daß ich an dieſem Hof
verrathen bin — ich weiß, daß tauſend Augen
beſoldet ſind mich zu bewachen, weiß,
daß König Philipp ſeinen einzgen Sohn

an ſeiner Knechte ſchlechteſten verkaufte,
und jede von mir aufgefangne Silbe
dem Hinterbringer fürſtlicher bezahlt,
als er noch keine gute That bezahlte.
Ich weiß, daß er vielleicht die edelſte
Provinz des Reichs um mein Geheimniß gäbe,
weiß, daß er dieſen ſchwachen Knaben mehr
als das vereinigte Europa fürchtet,
und ich geſtehe, daß er Urſach hat.
(er will gehen)

Domingo.

Wohin mein Prinz? Mit dieſem räzelhaften
Bericht ſoll ich zum König?

Karlos.

Geht nach Hauſe,
und hinterbringet dem, der euch geſandt.
Nicht ganz umſonſt — das laß ihm Karlos melden —
warf er den Angel aus, doch könnt es leicht
geſchehen, daß er mehr an's Ufer zöge,
als er zu finden Willens war. Man ſpricht
von Baſilisken, deren bloßer Anblick
vergiften ſoll — — er laſſe mein Geheimniß
in Frieden gehn. Der Tag, ſo es enthüllt,
wird ſeiner Ruhe lezter ſeyn.

Domingo.

Der lezte?

Karlos.

Beweinenswerther Philipp, wie dein Sohn,
beweinenswerth! — Schon ſeh ich in die Zukunft —

ſchon ſeh ich ſie, zwo ungeheure Schlangen,
Furcht und Verdacht, an deiner Seele ſaugen,
dein unglückſel'ger Fürwiz übereilt
die fürchterlichſte der Entdeckungen,
und weinen wirſt du, wenn du ſie gemacht.
Dein Gold kann ſich erſchöpfen — deine Heere
in wilden Schlachten fallen — deine Flotten
in Stürmen untergehen — ihren Zügel
zerreißen deine Völker — unter dir
zuſammenbrechen deine Trone. Nichts
haſt du verloren, wenn dein Herz dir bleibt.
Doch hier, ach hier bedroht dich eine Wunde,
an welcher ſich auch Könige verbluten,
die ewig ohne Löſchung brennt, für die
kein Balſam wächſt in deinen Reichen allen —
Noch ſchmerzt die Wunde nicht; kennſt du ſie nie
wird ſie dich niemals ſchmerzen!

(raſch gegen Domingo, und höchſt bedeutend)

Mein Geheimniß
möcht er in Frieden laſſen. Ich hab ihn
gewarnt.

(Der Dominikaner entfernt ſich. Karlos begleitet ihn mit den Augen, bis er verſchwunden iſt, dann verfällt er in grübelndes Nachdenken, und macht ſich Vorwürfe, daß er dem argliſtigen Prieſter zuviel Blößen gegeben. Wie er im Begriff iſt hinwegzugehen, ſieht er ſeinen alten akademiſchen Freund, Dom Rodrigo, Marquis von Poſa, der eben jezt von Brüſſel in Aranjuez anlangte, durch die Allee herabkommen.)

Zweiter Auftritt.

Karlos. Der Marquis.

Karlos.

— — — Was ſeh ich? O ihr guten Geiſter!
Mein Rodrigo!

Marquis.

(dem Prinzen um den Hals fallend)

Mein Karlos!

Karlos.

Iſt es möglich?
Iſts wahr? iſts wirklich? biſt du's? — O du biſts!
Ich drück an meine Seele dich. Ich fühle
die deinige allmächtig an mir ſchlagen.
O jezt iſt alles wieder gut. In dieſer
Umarmung iſt mein krankes Herz geneſen.
In meinem Mark iſt Ewigkeit. Ich liege
am Herzen meines Rodrigo.

Marquis.

Ihr krankes,
ihr krankes Herz? — Und was iſt wieder gut?
Was iſts, das wieder gut zu werden brauchte?
Sie hören, was mich ſtuzen macht.

Karlos.

Und was
bringt dich ſo unverhoft aus Brüßel wieder?
Wem dank ich dieſe Ueberraſchung? — Wem?

ich frage noch? — — Verzeih dem Freudetrunknen,
erhabne Vorſicht, dieſe Läſterung — —
Wem ſonſt, als dir Allgütigſte? Du wußteſt
daß Karlos ohne Engel war, du ſandteſt
mir dieſen, dieſen, und ich frage noch?

Marquis.

Vergebung, Prinz, wenn ich diß ſtürmiſche
Entzücken mit Beſtürzung nur erwiedre.
So war es nicht, wie Poſa Philipps Sohn
erwartete — ſo fürchterlich umarmte
mich Karl noch nie. Ein unnatürlich Roth
entzündet ſich auf ihren blaſſen Wangen
und ihre Lippen brennen fieberhaft.
Was muß ich glauben, theurer Prinz? — Das iſt
der löwenkühne Jüngling nicht, zu dem
ein unterdrücktes Heldenvolk mich ſendet.
Jezt Prinz ſteh ich als Rodrigo nicht hier,
nicht als des Knaben Karlos Spielgeſelle,
ein Abgeordneter der ganzen Menſchheit
umarm ich ſie — es ſind die flandriſchen
Provinzen, die an ihrem Hals jezt weinen,
und feierlich um Rettung ſie beſtürmen.
Der Tag iſt da, der ſchreckenvolle Tag,
der ohne Hoffnung ihre Freiheit endigt.
Tiranniſch wühlt Dom Philipp in dem Herzen
des freigebohrenen Brabants. Verderben
droht ihrem Haupt, der Einſturz ihren Kirchen,
wenn Herzog Alba, Gottes Strafgericht,

des Fanatiſmus rauher Henkersknecht,
vor Brüßel rückt, und ihren Glauben muſtert.
Auf Kaiſer Karls glorwürd'gem Enkel ruht
die lezte Hoffnung dieſer edlen Lande.
Sie ſtürzt dahin, wenn ſein erhabnes Herz
vergeſſen hat, für Menſchlichkeit zu ſchlagen.

Karlos.

(nach einigem Stillſchweigen)

So ſtürzt ſie denn dahin.

Marquis.

Iſt das die Antwort,
die Karlos der Verzweiflung gibt?

Karlos.

Was ſoll ich?
Was will man denn? Nur Tränen kann ich geben,
und Tränen brauch ich für mich ſelbſt. Verließ
der Himmel mich — was ligt an Nationen?

Marquis.

Hier kenn ich meinen Karl nicht mehr. Spricht ſo
der große Menſch — vielleicht der einzge, den
die Geiſterſeuche ſeiner Zeit verſchonte?
Der bei Europas allgemeinem Taumel
noch aufrecht ſtand — den gift'gen Schierlingstrank
des Pfaffenthums, von welchem ſchon das zweite
Jahrtauſend ſich im Schwindel dreht, beherzt
vom Munde ſtieß — der gegen Prieſterblize
und eines Königs ſchlaue Heiligkeit

und eines Volks andächtigen die Rauſch die Rechte
der unterdrückten Menſchheit gelten machte,
der zu Madrid für Kezer bat, am Thurme
der Santa Kaſa für die Duldung ſtimmte? — —
So fliehe dann aus dem Gebiet der Chriſten
Gedankenfreiheit! Sünderin Vernunft
bekehre dich zu frommer Tollheit wieder!
zerbrich dein Wappen, ewige Natur!
Geh unter freies Flandern! — Dein Erretter
verlor den Mut, den Wahnwiz zu bekriegen.

Karlos.

(aus einer Zerſtreuung erwachend, und den Marquis bei der Hand faſſend mit ſanfter Wehmut)

Sprichſt du von mir? — Du irrſt dich guter
Menſch —
auch mir hat einſt von einem Karl geträumt,
dem's feurig durch die Wangen lief, wenn man
von Freiheit ſprach — doch der iſt lang begraben;
den du hier ſiehſt, das iſt der Karl nicht mehr
der zu Alkala von dir Abſchied nahm,
der Karl nicht mehr, der ſich beherzt getraute
das Paradieß dem Schöpfer abzuſehn,
und dermaleins, als unumſchränkter Fürſt,
in Spanien zu pflanzen — O der Einfall
war kindiſch aber göttlich ſchön. Vorbei
ſind dieſe Träume — ein verborgner Wurm
frißt an dem Herzen dieſer ſtolzen Staude,
auf ewig iſt ihr Wuchs dahin.

Marquis.

O Gott,
was iſt geſchehen, theurer Prinz? — Mir ahndet
die ſchrecklichſte Geſchichte.

Karlos.

(an Rodrigo's Buſen ſich lehnend)

Laß mich weinen
an deinem Herzen blut'ge Tränen weinen,
du einzger Freund — — Ich habe niemand, niemand,
auf dieſer großen weiten Erde niemand.
So weit das Zepter meines Vaters reicht,
ſo weit die Schiffarth unſre Flaggen ſendet,
iſt keine Stelle, keine, keine, wo
ich meiner Tränen mich entlaſten darf,
als dieſe!

(mit einer feierlichen Heftigkeit)

O! bei allem, Rodrigo,
was du und ich dereinſt im Himmel hoffen,
von dieſer Stelle, Rodrigo, verjage,
verjage mich von dieſer Stelle nicht.

Marquis.

(neigt ſich gegen ihn in ſprachloſer Rührung)

Karlos.

Sieh mein Lippen brennen heiß auf dir,
heiß fällt der Tränenſtrom auf deine Seele;

dein künft'ger Fürſt geht betteln um dein Herz,
arm ohne dich, bei ſieben Diademen,
Berede dich, ich wär ein Waiſenkind
das du am Tron mitleidig aufgeleſen.
Ich weiß ja nicht, was Vater heißt —, ich bin
ein Fürſtenknabe —

Marquis.

Schrecklicher Gedanke,
doch allzuwahr! —

Karlos.

O wenn es eintrifft, was
mein Herz mir ſagt, wenn du aus Millionen
herausgefunden biſt, mich zu verſtehn —
Wenns wahr iſt, daß die ſchaffende Natur
den Rodrigo im Karlos wiederhohlte,
und unſrer Seelen zartes Saitenſpiel
am Morgen unſers Lebens gleich bezog,
wenn eine Träne, die mir Lindrung gibt
dir theurer iſt, als meines Vaters Gnade — —

Marquis.

O gern will ich ſie weinen.

Karlos.

Sieh! ſo tief
bin ich geſunken — bin ſo arm geworden,
daß ich an unſre frühen Kinderſzenen
dich mahnen muß, daß ich dich bitten muß,
die längſt geſtrichne Schulden heimzuzahlen,

die du noch noch in der Ammenſtube machteſt.
Als du und ich, zween Knaben wilder Art,
ſo brüderlich zuſammen aufgewachſen,
als mein Gewiſſenswurm kein andrer war,
als mich von dir zu ſehn, ich endlich
mich kühn entſchloß, dich gränzenlos zu lieben,
weil mich der Mut verließ, dir gleich zu ſeyn.
Da fieng ich an, mit tauſend Zärtlichkeiten
und warmer Bruderliebe dich zu quälen,
Du, ſtolzes Herz, gabſt ſie mir kalt zurück.
Ich ſtand, und ſah den Kuß, wornach ich geizte,
vorbei an mir auf fremde Wangen fallen,
oft ſtand ich da, und — doch, das ſahſt du nie —
und heiße ſchwere Tränentropfen hiengen
in meinem Aug, wenn du, mich überhüpfend,
Vaſallenkinder in die Arme drückteſt.
„Warum nur dieſe? rief ich weinend aus,
bin ich dir nicht auch herzlich gut?„ — Du aber,
du ſchielteſt mich bedaurend an: „Nimm du
mit deinem Tron vorlieb — — Monarchenknabe!„

Marquis.

O ſtille, Prinz, von dieſen kindiſchen
Geſchichten, die mich jezt noch ſchaamroth machen.

Karlos.

Ich hatt es nicht um dich verdient. Verſchmähen,
zerreißen konnteſt du mein Herz, doch nie
von dir entfernen — dreimal wieſeſt du
den Fürſten von dir, dreimal ſtand er wieder

als Bettler da, um Liebe dich zu flehn,
und dir gewaltſam Liebe aufzudringen.
Ein Zufall that, was Karlos nie gekonnt.
Einmal geſchah's, bei unſern Kinderſpielen,
daß meines Vaters zahmer Pavian
dich ärgerte, der Pavian ſein Liebling,
den er mit eigner Hand zu füttern pflegte.
Ein Meſſer warfeſt du nach ihm, das Thier
lief heulend zu dem König und blieb tod
zu ſeinen Füßen liegen. Raſend ſprang
der König auf, ein ſchrecklicher Befehl
beruft die ganze Dienerſchaft des Hofes
den Thäter zu erfragen. Der Monarch
ſchwört einen fürchterlichen Schwur, den Mord
des Thiers, und wärs an ſeinem eignen Kinde,
barbariſch zu beſtrafen. — Damals ſah ich
dich zitternd in der Ferne ſtehn, und jezt,
jezt trat ich vor, und warf mich zu den Füßen
des Königs hin „Ich that es, rief ich aus,
an deinem Sohn erfülle deine Rache.„

Marquis.

Nichts mehr, um Gotteswillen Prinz —

Karlos.

Sie wards.
Im Angeſicht des ganzen Hofgeſindes,
das mitleidsvoll im Kraiſe ſtand, ward ſie
auf Sklavenart an deinem Karl vollzogen.

Ich ſah auf dich und weinte nicht. Mein Blut,
das Blut von dreißig königlichen Ahnen
floß ſchändlich unter unbarmherzgen Streichen,
ich weinte nicht — des Schmerzens Uebermaaß
ſchlug meine Zähne knirrſchend aneinander,
ich ſah auf dich, und weinte nicht. Mein Stolz
empörte ſich, ich ſagte zu mir ſelbſt:
„Bin ich nicht ein gebohrner Fürſt? Iſts nicht
der Boden meines Erbreichs, wo ich jezt
gleich einem Wurm mich winden muß? Wer ſind ſie,
die dieſe knechtiſche Begegnung ſehn?
Wie heiſſen ſie, wenn ich ein Mann ſeyn werde?„
Jezt fühlt ich keine Ruthe mehr, nur dieſe
zermalmende Erinnerung — ein Blick —
ein Blick auf dich, ich war vergnügt. Den König
erbitterte des Knaben Heldenmut.
Drei fürchterliche Stunden zwang er mich
auf hartem Holz ihn knieend abzubüßen.
So hoch kam mir der Eigenſinn zu ſtehn,
von Rodrigo geliebt zu ſeyn — Du kamſt,
lautweinend ſankſt du mir zu Füßen: „Ja,
Ja! — riefſt du aus — Mein Stolz iſt überwunden —
ich will bezahlen, wenn du König biſt.„

Marquis.

(in der heftigſten Aufwallung)

Und mich verleugne zwiſchen Tod und Leben
die himmliſche Barmherzigkeit — das Thor
des Paradieſes ſchlage eilend zu,

wenn einſt mein abgeſchiedner Geiſt dort landet,
die Auferſtehung miſſe mein Gebein,
Gott meine Seele, wenn ich je — —

Karlos.

Halt ein,
du ſollſt nicht ſchwören —

Marquis.

Wenn ich je vergeſſe,
was Karl für ſeinen Rodrigo gethan,
was Rodrigo dem Karlos zugeſchworen —
Auch meine Stunde ſchlägt vielleicht.

Karlos.

Jezt, jezt,
O zögre nicht — jezt hat ſie ja geſchlagen.
Die Zeit iſt da, wo du vergelten kannſt,
ich brauche Liebe.

Marquis.

Liebe, beſter Prinz,
iſts ja allein, woran Dom Rodrigo
nicht ärmer iſt, als ſeines Königs Sohn.

Karlos.

Ein unerträgliches Geheimniß brennt
auf meiner Bruſt — es ſoll — es ſoll heraus,
ich will und muß das Urtheil meines Todes
in deinen todenbleichen Mienen leſen.

Hör an — erſtarre — doch erwiedre nichts —
ich liebe meine Mutter.

Marquis.

O mein Gott!

Karlos.

Nein! Dieſe Schonung will ich nicht. Sprichs aus,
ſprich, daß auf dieſem großen Rund der Welt
kein Elend an das meine gränze — ſprich,
geſteh, daß eines Raſenden Gelüſte,
der ſich an ſeiner Kette Klang ergözt,
beſcheidener, als meine Wünſche lauten.
Was du mir ſagen kannſt, errath ich ſchon —
der Sohn liebt ſeine Mutter — Weltgebräuche,
die Tafeln der Natur und Roms Geſeze
verklagen dieſe Leidenſchaft. Mein Wunſch
ſtößt fürchterlich auf meines Vaters Liebe,
Ich fühls und dennoch lieb ich. Dieſer Weg
führt nur zu Wahnſinn oder — Blutgerüſte,
ich liebe ohne Hoffnung — laſterhaft —
mit Todesangſt, und mit Gefahr des Lebens,
das ſeh ich ja, und dennoch lieb ich.

Marquis.

Weiß
die Königin um dieſe Neigung?

Karlos.

Konnt ich
mich ihr entdecken? — Sie iſt Philipps Frau

und Königin, und das iſt ſpanſcher Boden —
von meines Vaters Eiferſucht bewacht,
von Etikette rings um eingeſchloſſen,
wie konnt ich ohne Zeugen mich ihr nahn?
Acht höllenbange Monde ſind es ſchon,
daß von der hohen Schule mich der König
an ſeinen Hof zurückberief — daß ich
ſie täglich anzugaffen, anzuhören
verurtheilt bin, und — wie das Grab zu ſchweigen.
Acht höllenbange Monde, Rodrigo,
daß dieſer Brand in meinem Buſen wüthet,
daß tauſendmal ſich das entſezliche
Geſtändniß ſchon auf meinen Lippen meldet,
doch ſcheu und faig zurück zum Herzen kriecht.
O Rodrigo — nur wen'ge Augenblicke,
nur ſoviel Zeit als Menſchen nöthig haben
mit Gott ſich zu vergleichen, ſchenke mir
allein mit ihr — und nimm dafür die ganze
Unſterblichkeit des Karlos zur Verſchreibung.

Marquis.

Prinz — Prinz — was ſie auch Willens ſind zu thun,
bei dem Allmächt'gen bitt ich — ſchonen ſie
der Ruhe ihres Vaters —

Karlos.

Meines Vaters?
Unglücklicher! warum an den mich mahnen?
Sprich mir von allen Schrecken des Gewiſſens,
von meinem Vater ſprich mir nicht — Unheilbar

auf ewig ſprengen zwiſchen mir und ihm
die demantſtarken Bande der Natur.

Marquis.

Sie haſſen ihren Vater!

Karlos.

Nein! o Gott!
ich haſſe meinen Vater nicht — doch Schauder
(kann ich dafür?) und Höllenangſt ergreifen
bei den zwo fürchterlichen Silben mich
als hört ich alle Sünden meines Lebens
am Tag des Weltgerichts herunterleſen.
Kann ich dafür, wenn eine viehiſche
Erziehung ſchon in meinem jungen Herzen
der Kindesliebe zarten Keim zertrat?
Mein Vater ſagſt du? Recht! mit dieſem Namen
erſchröckten meine Ammen mich — das war
von allen Künſten ihrer Kinderzucht
die wirkſamſte, wenn alle Ruthenſtreiche
an mir verloren waren — Sieben Jahre
hatt' ich gelebt, als mir zum erſtenmal
der Fürchterliche, der, wie ſie es nannten,
mein Vater war, vor Augen kam — es war
an einem Morgen, wo er ſteh'nden Fuſes
vier Bluturtheile unterſchrieb — nach dieſem
ſah ich ihn nur, wenn mir für ein Vergeh'n
Beſtrafung angekündigt ward — o Gott!
hier fühl ich, daß ich bitter werde, weg,
weg, weg von dieſer Stelle,

Marquis.

Nein! ſie ſollen,
jezt ſollen ſie ſich öfnen Prinz. In Worten
verblutet ſich der ſtille Gram ſo gern.

Karlos.

Oft hab ich mit mir ſelbſt gerungen, oft
um Mitternacht, wenn meine Mohren ſchliefen,
mit heiſſen Tränengüſſen vor das Bild
der Hochgebenedeiten mich geworfen,
ſie um ein kindlich Herz gefleht — doch ohne
Erhörung, eißkalt ſtand ich wieder auf.
Was iſt das? Wer erklärt mir das? — Sonſt iſt
die Welt zu eng, die Liebe aufzufaſſen,
die hier in meinem Buſen für ſie quillt — —
Hier ſchlägt ein Herz, wie keins in allen Ländern,
die meinem Vater zinsbar ſind. Diß Herz,
groß wie mein Rang, der Menſchheit aufgethan,
und weit genug, die Schöpfung zu umſchließen,
diß Herz allein — nicht meine Erſtgeburt,
nicht meiner Ahnen pralerische Kette,
die tief im Heidenthum ſich untertaucht —
diß Herz allein iſt mein Beruf zum Tron,
und dieſes Herz — O weint um mich ihr Armen —
verſchließt ſich *einem* Menſchen nur — nur einem —
und *wer* iſt das?

Marquis.

Abſcheulich!

Karlos.

Rodrigo,
enthülle du diß wunderbare Räzel
der Vorſicht mir — Warum von tauſend Vätern
juſt eben dieſen Vater mir? und ihm
juſt dieſen Sohn von tauſend beſſern Söhnen?
Zwei unverſöhnlichere Gegentheile
fand die Natur in ihrem Umkreis nicht,
wie mochte ſie die beiden lezten Enden
des menſchlichen Geſchlechtes — mich und ihn
durch ein ſo heilig Band zuſammen ſchmieden?
Furchtbares Loos! warum muſt es geſcheh'n?
Warum zween Menſchen, die ſich ewig meiden,
in einem einz'gen eigenſinn'gen Wunſch,
auf einem Brett, das keine Theilung duldet,
in unglückſel'ger Harmonie ſich finden?
Hier Rodrigo ſiehſt du zwei feindliche
Geſtirne, die, im ganzen Lauf der Zeiten
ein einzigmal, in ſcheitelrechter Bahn
zerſchmetternd ſich berühren, dann auf immer
und ewig auseinander flieh'n!

Marquis.

Mir ahndet
ein ſchreckenvoller Augenblick.

Karlos.

Mir ſelbſt.
Wie Furien des Abgrunds folgen mir
die ſchauerlichſten Träume — Zweifelnd ringt

mein guter Geiſt mit gräßlichen Gelüſten,
durch labirinthiſche Sophismen kriecht
mein unglückſel'ger Scharfſinn, bis er plözlich
vor eines Abgrunds gähem Rande ſtuzt — — —
O Rodrigo, wenn ich den Vater je
in ihm verlernte — Rodrigo — ich ſehe
dein todenblaſſer Blick hat mich verſtanden —
Wenn ich den Vater je in ihm verlernte,
was würde mir der König ſeyn?

(Der Marquis beſchwört den Prinzen, ſeiner Leidenſchaft keinen Schritt zu erlauben, den er nicht zuvor der Freundſchaft anvertraut hätte. Der Prinz wirft ſich ganz in ſeine Arme, und fodert ihn bei dem heiligen Gelübd ſeiner Liebe auf, ihm eine Zuſammenkunft mit der Königin zu bewirken. Die Königin iſt zur nämlichen Zeit in Aranjuez; die Einſamkeit der Gegend, die zwangloſe Sitte des Landlebens machen eine ſolche Zuſammenkunft hier leichter möglich, als zu Madrid. Der Marquis hat Gelegenheit in den flandriſchen Angelegenheiten Audienz bei der Königin zu erhalten, und verſpricht dem Prinzen, ihre Empfindungen für ihn zu erforſchen, und ſie zu dieſer Unterredung zu ſtimmen. Die Königin pflegte ſich die meiſte Zeit, daß der Hof zu Aranjuez war, in einer Eremitage aufzuhalten, die ſie vorzüglich liebte. Dahin geht jezt der Marquis, nachdem er zuvor dem Prinzen gerathen hatte, in der Nähe dieſes Plazes verſteckt zu ſeyn, damit er ſogleich auf das gegebene Zeichen erſcheinen könnte.)

Zwote Verwandlung.

(Eine Einſiedelei im Garten zu Aranjuez.)

Dritter Auftritt.

Die Königin. Die Fürſtin von Eboli. Die Marquiſin von Mondekar, (welche ſich mit kleinen Gärtnerarbeiten beſchäftigen.) Der Marquis von Poſa (tritt auf, und wird durch die Fürſtin der Königin vorgeſtellt; nach einer kurzen Unterredung ſchickt die leztere die Fürſtin weg, und die Marquiſin verliert ſich in die andere Gegend der Eremitage.)

Vierter Auftritt.

Die Königin und der Marquis.

Königin.

Hier zeig ich ihnen meine Welt. Diß Pläzchen
hab ich mir längſt zum Liebling ausgeſucht.
Wie ſchön iſts hier — wie herzlich — wie vertraulich —
hieher — ſo ſcheint es — hat ſich die Natur
vor den Verfolgungen der Kunſt geflüchtet.
In unbelauſchter Freiheit wohnt ſie da
von wenigen empfunden — o wie gerne
verzeih ich hier dem König ſein gerühmtes
Aranjuez — die prächtige Verſtümmlung
der Werke Gottes.

Marquis.

So verächtlich ſpricht
die Königin vom achten Erdenwunder?

Königin.

Bewundern ſie die glatten Buchenwände,
der Bäume banges Zeremoniell,
die ſtarr und ſteif, und zierlich wie ſein Hof,
in trauriger Parade um mich gähnen.
Hier grüßt mich meine ländliche Natur,
die Buſenfreundin meiner jungen Jahre,
hier ſind ich meine Kinderſpiele wieder,
und meines Frankreichs Lüfte wehen hier.
Wird mein Gemahl die Sehnſucht mir verargen?
Ich bin in Spanien — ſo ſchnell vergeſſen
Pariſermädchen ihre Heimat nicht.

Marquis.

Doch, wenn ſie darum nur Paris verließen,
um Königinnen hier zu ſeyn?

Königin.

O ſtille!
Deßwegen bin ich ja dem Plaz ſo gut,
weil ich das hier vergeſſe.

Marquis.

Königin?

Königin.

Weil dieſe friedliche Umſchattung mir
den freudeloſen Rang verhehlt, in welchen
ihr mich lebendig einzumauren wußtet.
Betrübter Rang, der von der ganzen Welt

durch einen unglückvollen Spalt mich ſcheidet,
der zwiſchen meinen königlichen Gram
und eines Freundes offne Bruſt ſich lagert,
der mir die Träne zum Verbrechen macht,
die ich ſo gern als ſeinem Halſe weinte! — —
Einſiedlerin auf einem öden Tron,
auf welchen nie das Mitleid mich begleitet,
wo nichts als ſklaviſche Verehrung mir
nach einer hergebrachten Formel räuchert,
mein Herz umſonſt nach einem Herzen lechzt —
Die Puppe des tirann'ſchen Hofgebrauches,
der eure Fürſten wie vergiftete
Tarandeln hütet, eure Königinnen
wie Mumien vor der Berührung ſchüzt,
wo ſind ich, was ich ſuche? — eine Seele,
die ſich vertraulich an die meine ſchmiegte?

(Der Marquis nimmt hier Gelegenheit das Geſpräch auf ihre Situation mit dem König — auf die Jahre ihrer frühen Jugend — auf ihre Bekanntſchaft mit dem Prinzen zu lenken. Sie zeigt ihm überall — ausgenommen in Betreff des Prinzen — die vertrauteſte Offenherzigkeit. Er erzählt ihr die Geſchichte des leztern und ihre eigene unter einer fremden Einkleidung, wodurch ſie merklich beunruhigt wird. Der Schluß dieſer Erzählung iſt, daß die Königin, von dem lebhafteſten Antheil dahingeriſſen, die Empfindungen ihres Herzens verräth. Der Marquis gibt dem Prinzen das Zeichen, und zum Schrecken der Königin tritt der leztere auf. Jener zieht ſich in die Eremitage zurück, die Damen der Königin unter der Zeit zu beſchäftigen.)

Fünfter Auftritt.

Die Königin und Karlos.

Karlos.

(vor ihr niedergeworfen)

So iſt er endlich da, der Augenblick,
und Karl darf dieſe theure Hand berühren,
und meine ſchwellende Empfindung darf
in wolluſtvollen Strömen ſich ergieſſen.
O heller Strich in meinem Lebenslauf:
Jezt bin ich glücklich.

Königin.

Unbeſonnener!
Was für ein Schritt! Welch eine ſtrafbare
tollkühne Ueberraſchung! Stehn ſie auf!
Um Gotteswillen ſtehn ſie auf! — Die Gegend
hat Augen und mein Hof iſt in der Nähe.

Karlos.

Ich ſteh nicht auf — hier will ich ewig knien.
Auf dieſem Plaz will ich verzaubert liegen,
in dieſer Stellung angewurzelt kleben,
bis über mir und unter mir das Rad
der Schöpfung ſtillgeſtanden.

Königin.

Raſender!
Zu welcher Kühnheit treibt ſie meine Gnade!

Wie? Wiſſen ſie in welches Heiligthum
ſie dieſen frevelhaften Einbruch wagen?
Unglücklicher, daß es die Königin,
daß es die Mutter iſt, an die ſich dieſe
verwegne Sprache richtet? Wiſſen ſie,
daß ich den Schänder meiner Majeſtät
dem Arme des Gerichts zu übergeben
gezwungen bin?

Karlos.

Und daß ich ſterben muß.
Man reiße mich von hier aufs Blutgerüſte,
man richte mich wie einen Hochverräther,
ein Augenblick gelebt im Paradieſe
wird nicht zu theuer mit dem Tod gebüßt.

Königin.

(mit dem ſchmelzendſten Tone)

Und ihre Königin?

Karlos.

(ſteht ſchnell auf)

Gott! Gott! ich gehe,
ich will ſie ja verlaſſen — Muß ich nicht,
wenn ſie es alſo fodern — Mutter! Mutter!
wie ſchrecklich ſpielen ſie mit mir! ein Wink,
ein halber Blick, ein Laut aus ihrem Munde
wirft zwiſchen Höll' und Himmel mich herum,
gebietet mir zu ſeyn, und zu vergehen.
Was wollen ſie, das noch geſchehen ſoll?

Was unter dieſer Sonne kann es geben,
das ich nicht hinzuopfern eilen will,
wenn ſie es wünſchen.

Königin.

Fliehen ſie!

Karlos.

(ſteht in banger Unentſchloſſenheit)

O Gott!

Königin.

Das einz'ge Prinz, warum ich ſie mit Tränen
beſchwöre — fliehen ſie, eh die Prinzeſſin,
eh meine Pagen, meine Kerkermeiſter,
in dieſer wilden Wallung ſie und mich
beiſammen finden, und die große Zeitung
vor ihres Vaters Ohren bringen — — Noch,
noch ſchwanken ſie, und ſtehen unentſchloſſen? —
Unglücklicher, wolan, ſo bleibe denn,
uns beide zu verderben.

Karlos.

Ich erwarte
mein Schickſal — es ſei Leben oder Tod.
hätt ich umſonſt durch jedes Hinderniß
und jedes Labirinth der Etikette,
und alle Minotauren dieſes Hofs,
und alle Schlingen Philipps mich geſchlagen?
Was? hätt' ich darum meine Hoffnungen

auf dieſen einz'gen Augenblick verwieſen,
der ſie mir endlich ohne Zeugen ſchenkt,
daß mich am Ziele faige Schrecken täuſchten?
Mein Königin! Die Welt kann hundertmal,
kann tauſendmal um ihre Axe treiben,
eh dieſe Gunſt der Zufall wiederhohlt.

Königin.

Auch ſoll er das in Ewigkeit nicht wieder,
Unglücklicher, was wollen ſie von mir?

Karlos.

O Königin — daß ich gerungen habe,
gerungen wie kein Sterblicher noch rang,
iſt Gott mein Zeuge — Königin, umſonſt —
Hin iſt mein Heldenmut, ich unterliege.

Königin.

Nichts mehr davon — hinweg mit dieſer Sprache —
um meiner Ruhe willen, ſchweigen ſie.

Karlos.

Nein! ich will reden. Mein gerechter Schmerz
erleichtre ſich in wütender Verwünſchung.
Sie waren mein. Im Angeſicht der Welt
mir zugeſprochen von zwei großen Tronen,
mir zuerkannt von Himmel und Natur,
und Philipp, Philipp hat mir ſie geſtohlen.
Geſtohlen — O das iſt das wahre Wort —
laut will ichs ihm in beide Ohren rufen,

laut durch die ganze weite Erde ſchrei'n,
ein königlicher Dieb hat mich beſtohlen.

Königin.

(ſehr ernſthaft)

Es iſt ihr Vater.

Karlos.

Ihr Gemahl.

Königin.

Der ihnen
das gröſte Reich der Welt zum Erbe gab.

Karlos.

Und ſie zur Mutter!

Königin.

Groſer Gott, ſie raſen —

Karlos.

Und weiß er auch, wie reich er iſt? Hat er
auch warmes Blut, ſich ſeines Raubs zu freu'n?
Hat er ein Herz, das ihrige zu ſchäzen?
Ich will nicht murren. Groſe Vorſehung,
ich will es dir vergeben, will vergeſſen,
wie unausſprechlich ſelig ich mit ihr
geworden wäre — wenn nur er es iſt,
Er iſts nicht — hör es groſe Vorſehung!
ſo frevelhaft beſchimpft er deine Gabe!

er iſt es nicht — Das, das iſt Höllenqual!
er iſt es nicht, und wird es niemals werden!
Du nahmſt mir meinen Himmel nur,
um ihn in Philipps Armen zu vertilgen.

Königin.

Abſcheulicher Gedanke!

Karlos.

O ich weiß,
wer dieſer Ehe Stifter war — ich weiß,
wie Philipp lieben kann, und wie er freite.
Unglückliche Prinzeſſin — nicht allein
mein Schickſal, auch das ihrige bewein ich.
Allmächtige Natur! ein ſolch Geſchöpf,
wie keines dir noch ſeit Jahrtauſenden
gelungen iſt, wie in Jahrtauſenden
dir keines mehr gelingen wird, und jezt,
jezt, jezt — erröthe für dich ſelbſt, Natur!
zum Unterpfand zerbrechlicher Verträge
für einen Frieden ſchändlich hingeſchlachtet —
im Kabinet und bei verſchloßnen Thüren,
durch einen Klubb von Räthen und Prälaten
zu ſeiner Ranggehülfin ausgewürfelt,
auf Krämerart gefeilſcht, und dann dem Käufer
nach abgeſchloßnem Handel ausgeliefert!
So freien Könige!

Königin.

O Still davon!

Karlos.

Wer ſind ſie denn in dieſem Reich? Laß hören.
Regentin etwa? — Nimmermehr! wie könnten,
wo ſie Regentin ſind, die Alba würgen?
wie könnte Flandern für den Glauben bluten?
Wie? Oder ſind ſie Philipps Frau? Unmöglich,
ich kann's nicht glauben. Eine Frau beſizt
des Mannes Herz, und hat er eins zu geben?
Und bittet er nicht jede Schmeichelei,
die ihm vielleicht im Fiebertraum entwiſchte
dem Zepter ab, und ſeinem grauen Haar?

Königin.

Wer machte ſie ſo ſtolz, diß zu behaupten?
Wer ſagte ihnen, daß in Philipps Armen
mein Loos beweinenswürdig ſei?

Karlos.

Mein Herz,
das feurig fühlt, wie es in meinen Armen
beneidenswürdig wäre.

Königin.

Eitler Mann!
Wenn mein Herz nun das Gegentheil mir ſagte?
Wenn Philipps herzliche Gefälligkeit
und ſeiner Liebe ſtumme Mienenſprache
weit inniger als ſeines ſtolzen Sohns
verwegene Beredſamkeit mich rührte?

Wenn dieſe eiferſücht'ge Angſt um mich,
und dieſer Geiz mit ſeines Weibes Liebe
mir ſchmeichelte? Wenn mich die langſame
und überlegte Achtung eines Greiſen,
wollüſtiger als eines jungen Manns
aufwallende Verehrung kizelte?

Karlos.

(unwillig und bitter)

Das iſt was anders. Freilich wohl! Vergebung!
Ich wußt es nicht, bei Gott, ich wußt es nicht,
daß ſie den König lieben.

Königin.

Dieſes ſtolze
Gelächter kenn ich — Nein, ich lieb ihn nicht —
doch unterlaß ich nie, es ihm zu heucheln,
weil ihn die ſüße Täuſchung glücklich macht.

Karlos.

(nachdem er etlichemal ſtillſchweigend auf und nieder gegangen)

Sie haben nie geliebt?

Königin.

(ſteht betroffen)

Seltſame Frage!

Karlos.

Sie haben nie geliebt?

Königin.

(nach einer Pauſe)

Ich liebe nicht mehr.

Karlos.

(raſcher.)

Weil es ihr Eid? Weil es ihr Herz verbietet?

Königin.

(in ſichtbarer Beunruhigung)

Verlaſſen ſie mich, Prinz, und kommen ſie
zu keiner ſolchen Unterredung wieder.

Karlos.

Weil es ihr Herz? Weil es ihr Eid verbietet?

Königin.

Weil meine Pflicht — ich bitte, gehen ſie!

Karlos.

Weil ihre Pflicht?

Königin.

O Himmel ſchweigen ſie,
und fliehen ſie, und fragen ſie nicht weiter.

Karlos.

Weil ihre Pflicht mit ihrem Herzen ſtreitet?

Königin.

(nach einer Pauſe, worinn ſie ihn ſtarr angeſehen)

Unglücklicher — wozu die traurige
Zergliederung des ſchrecklichen Geſchickes,
dem ſie und ich gehorchen müſſen?

Karlos.

Müſſen?
Dem wir gehorchen *müſſen*?

(nach einer groſſen Pauſe wendet er ſich mit Majeſtät und Ernſt zu der Königin)

Ich bin *Fürſte* —
der Erbprinz Spaniens — der einz'ge Sohn
des Mächtigſten auf dieſer Hemiſphäre.
Geraume Zeit, eh ich ſie ſelbſt betrat,
war ſchon der beſte Theil der Welt mein eigen.
Ich nahm die Bruſt von einer Königin,
und Kronen trugen meine Wärterinnen,
was *müſſen* ſei, erfuhr der Knabe nie,
wird ſich der Jüngling an das Wort gewöhnen?
Es zu erfüllen, ſteht ein Weltkrais da,
es *auszuſprechen*, iſt für Meinesgleichen.

Königin.

Was wollen ſie mit dieſem ſonderbaren
und feierlichen Vorbericht?

Karlos.

Soviel,
daß Karlos nicht geſonnen iſt, zu müſſen,

wo er zu wollen hat — daß Karlos nicht
geſonnen iſt, der unglückſeligſte
in ſeinem Reich zu bleiben, wenn es ihn
nichts als den Umſturz der Geſeze koſtet,
der glücklichſte zu ſeyn.

Königin.

(faßt ſeine Rede mit Beſtürzung auf)

Wie? Was iſt das?
Verſteh ich ſie? — — Sie wollten alſo? — Wie?
ſie hoften noch?

Karlos.

(feſt)

Ich hoffe.

Königin.

Raſender!
Wo alles alles ſchon verloren iſt?

Karlos.

Ich gebe nichts verloren als die Todten.

Königin.

Auf mich? auf ihre Mutter hoffen ſie?

Karlos.

Auf meines Vaters Frau.

Königin.

Was hör ich? — Gott!
Auf ihres Vaters Leichnam, auf den Trümmern

des Allerheiligſten gedenken ſie
in meinen Arm zu eilen — eine That,
wovor die Sonne ſchaamroth ſich verkriechen,
worüber Menſchen, Schöpfer und Natur
in allgemeinem Sturme ſchaudern würden?

Karlos.

Nur die Natur.

Königin.

Und alle göttlichen
und himmliſchen Geſeze.

Karlos.

Nein, ſag ich.
In meines Vaters Diebſtahl miſchte ſich
der Himmel nicht — ein ſo allmächtig Band,
als uns vereinigte, zerriß nur Philipp,
der Himmel nicht — die Rechte meiner Liebe
ſind älter als die Formel am Altar,
und gelten mir in voller Größe wieder,
wenn Philipps Tod das Band der Kirche bricht.
Ich frevle. Doch — in meinen eignen Reichen,
und das Geſez iſt auch mein Unterthan,
ich ſtürze dieſen unbarmherz'gen Richter,
und ſeze meine Kreaturen ein.

Königin.

(mit ruhiger Hoheit)
Das können ſie — der neuerwählte König
kann mehr als das, kann die Verordnungen

des Abgeſchiednen durch das Feuer vertilgen,
kann ſeine Bilder ſtürzen, ſeinen Namen
durch ein Edikt bei Strang und Schwerd verbieten,
aufbauen was der Sel'ge niederriß,
und was er baute ſchlaifen — kann ſogar —
wer hindert ihn? — die Mumie des Todten
(Karlos geht in ſchrecklicher Beängſtigung auf und nieder)
aus ihrem Sarge zu Eſkurial
hervor an's Licht der Sonne reißen, ſeinen
entweihten Staub in die vier Winde ſtreun
und dann zulezt — um herrlich zu vollenden —

Karlos.

(auſſer Faſſung)

Um Gotteswillen! reden ſie nicht aus.

Königin.

Zulezt noch mit der Mutter ſich vermählen.

Karlos.

(in der heftigſten Erſchütterung)

Verfluchter Sohn — — abſcheulicher Entwurf —
wie Gottes Fluch durchſchauert er die Seele —
Ja, es iſt aus — jezt iſt es aus — o Gott —
jezt ſeh ich, ſeh ich klar und helle, was
mir ewig ewig dunkel bleiben ſollte.
Sie ſind für mich dahin — dahin — dahin —
auf immerdar — — jezt iſt der Wurf gefallen.
Sie ſind für mich verloren — O in dieſem

Gefühl liegt Hölle, Hölle liegt im andern,
ſie zu beſizen — Gott! ich faß es nicht,
und meine Nerven fangen an zu reißen.

Königin.

(mit Rührung und Güte)

Beklagenswerther theurer Karl — ich fühle,
ganz fühl ich ſie, die namenloſe Pein,
die jezt in ihrem Buſen tobt. Unendlich
wie ihre Liebe, iſt ihr Schmerz — unendlich,
wie er, iſt auch der Ruhm, ihn zu beſiegen.
Erringen ſie ihn junger Held. Der Preiß
iſt dieſes hohen ſtarken Kämpfers werth,
des Jünglings werth, durch deſſen Herz die Tugend
ſo vieler königlichen Ahnen rollt.
Ermannen ſie ſich edler Prinz — Der Enkel
des großen Karls fängt friſch zu ringen an,
wenn andrer Menſchen Kinder muthlos enden.
Europa ruht auf weichem Frieden aus,
Amerika trägt Ketten — für die Flagge
der Spanier iſt keine Welt mehr da,
bezwingen ſie den Wunſch — mich zu beſizen.

Karlos.

Zu ſpät — o Gott, es iſt zu ſpät.

Königin.

Ein Mann
zu ſeyn? — O Karl, wie groß wird unſre Tugend,
wenn unſer Herz bei ihrer Uebung bricht.

Hoch ſtellte ſie die Vorſicht — höher, Prinz,
als Millionen ihrer andern Brüder,
partheilich gab ſie ihrem Liebling, was
ſie andern nahm, und Millionen fragen:
Verdiente der in Mutterleib wohl ſchon
mehr als wir andern Sterblichen zu gelten?
Auf, retten ſie des Himmels Billigkeit,
kann Karl von ſeines Schickſals Gnade leben?
Verdienen ſie der Welt voran zu gehn,
erwerben ſie, was ſie geſchenkt bekamen,
und opfern ſie, was keiner opferte.

Karlos.

Das kann ich auch. — O beſte Königin —
ſie zu erkämpfen hab ich Löwenſtärke,
ſie zu verlieren keine.

Königin.

Läugnen ſie
den ſchönſten Zug in Karlos Herzen nicht.

Karlos.

Warum mußt ich als König Philipps Sohn,
und Blut vom Blute meines Nebenbuhlers,
erzürnte Vorſehung, warum nicht lieber
ein ſchlechtes Hirtenkind gebohren werden?
Ich hätte ſie, o Göttliche, geſehn,
ſie angebetet — Von der Bettlerhütte
bis zu dem Tron iſt für den Glücklichen,
der ſie geſehen hat, der Sprung nicht ſchwer.

Mit Rieſenmuth hätt' ich den Sprung gewagt,
mit Rieſenkraft vollendet.

Königin.

Was den König
vom Bettler trennt, iſt Menſchenfügung — was
den Sohn von ſeines Vaters Ehbett ſcheidet,
iſt Gottes Fluch. Ohnmächtig ſchlägt der Menſch
auf die geweihte Rüſtung der Geſeze,
der Kampf mit Gott iſt Gaukelſpiel — und doch
wagt Karlos dieſen Kampf vielleicht, beſiegt
den Abſcheu der Natur, Gewiſſen, Welt,
der Kirche Zorn, und das Geſchrei der Prieſter,
Mich aber, mich beſiegt er nicht. Mein Herz
wird nie der Preis für ein Verbrechen ſeyn,
der Weg zu mir führt nicht durch Blut und Schande.
Geſtehen ſie ſichs Karlos — Stolz iſt es,
und Eigenſinn und Troz, was ihre Wünſche
ſo wütend nach der Mutter zieht. Die Liebe,
das Herz, das ſie ſo ſchwelgeriſch mir opfern,
gehört den Welten an, die ſie dereinſt
regieren werden — — Sehen ſie, ſie praſſen
von ihres Mündels anvertrautem Gut.
Die Liebe iſt ihr groſes Amt. Bis jezt
verirrte ſie zur Mutter — bringen ſie,
o bringen ſie ſie ihren künft'gen Reichen,
und fühlen ſie, ſtatt Donnern des Gewiſſens,
die Wolluſt, Gott zu ſeyn. Eliſabeth
war ihre erſte Liebe — ihre zwote
ſei Spanien! Wie gerne, guter Karl,
will ich der beſſeren Geliebten weichen!

Karlos.

(wirft ſich von Empfindungen überwältigt vor der Königin nieder, und drückt ihre Hand wider ſein Geſicht)

Wie groß ſind ſie, o Himmliſche — Ja! Alles,
was ſie verlangen, will ich thun — auch ſterben,
und, wenn ſie wollen, nimmer ſelig ſeyn.
Verdammniß ſelbſt und Bluturtheile lauten
verführeriſch in ihrem Mund.

(er ſteht entſchloſſen auf)

Hier ſteh ich
in des Allmächt'gen Richterhand, und ſchwöre,
und ſchwöre ihnen, ſchwöre ewiges — —
O Himmel nein! nur ewiges Verſtummen,
doch ewiges Vergeſſen nicht.

Königin.

(ſehr zärtlich, indem ſie ihm die Hand reicht)

Wie könnt' ich
von Karlos fodern, was ich ſelbſt zu leiſten
nicht Willens bin?

(Man hört in der Nähe Waldhörner blaſen)

Marquis.

(kommt eilig und erſchrocken aus dem Hintergrund der Eremitage.)

Der König!

Königin.

Gott!

Karlos.

Bis hieher
folgt uns der Fluch des Himmels nach?

Marquis.

(zieht ängſtlich an Karlos)

Hinweg,
hinweg aus dieſer Gegend, Prinz.

Königin.

Sein Argwohn
iſt fürchterlich, erblickt er ſie, ſind wir
verloren —

Marquis.

Fliehen ſie!

Karlos.

(zur Königin, ſchrecklich)

vor ihrem Räuber?

Königin und Marquis.

Um Gotteswillen, fliehen ſie!

Karlos.

Ich bleibe.
Er oder Ich. Wer hat das Recht zu ſtehn?
In dieſer Laune will ich ihn drum fragen.

Königin.

Und wer wird dann das Opfer ſeyn?

Karlos.

(reißt den Marquis am Arm weg)

Fort! Fort!
komm Rodrigo!

(indem er abgehen will, wendet er ſich noch einmal zur Königin)

Was darf ich mit mir nehmen?

Königin.

Die Freundſchaft ihrer Mutter.

Karlos.

Wie? Nichts weiter?

Königin.

(mit ſehr viel Bedeutung, indem ſie ihm einige Briefe gibt)

Und dieſe Tränen aus den Niederlanden!

Karlos.

(nimmt die Briefe — nach einer kleinen Pauſe, wie aus einem Traume erwacht)

Ha! ich verſtehe!

(er geht ſchnell mit dem Marquis ab)

Königin.

(ſchaut ſich unruhig nach ihren Damen um, welche ſich nirgends erblicken laſſen, und wie ſie ſich nach dem Hintergrund der Bühne zurückziehen will, tritt ihr der König entgegen.)

Sechſter Auftritt.

König Philipp. Die Königin. Herzog von Alba. Graf von Lerma. Pater Domingo. Gefolge von Damen und andern Grandes. Bald darauf die Marquiſin von Mondekar, welche von der andern Seite heraustritt, und ſich verlegen unter die übrigen Damen miſcht.)

Philipp.

(blickt mit Befremdung umher, und ſchweigt einen Augenblick)

So allein Madame?
und auch nicht eine Dame zur Begleitung? —
Das wundert mich — Wo blieben ihre Frauen?

Königin.

Mein gnädigſter Gemahl —

Philipp.

Und was iſt das?
ſie ſcheinen ganz verwirrt Madame? — Wie Feuer
brennt ihr Geſicht — — Es iſt nicht, wie es ſollte —
Warum allein? Wo blieben ihre Damen?

(aufgebracht zum Gefolge)

Bei Gott, und meiner königlichen Ehre!
von dieſem unverzeihlichen Verſehn
ſoll man die ſtrengſte Rechenſchaft mir geben.
Wer hat das Hofamt bei der Königin?
Wen traf der Rang, ſie heute zu bedienen?

Königin.

(in bittendem Tone)

Mein Herr und König — —

Philipp.

(nachdrücklich zum Gefolge)

Antwort will ich haben.

Königin.

O zürnen ſie nicht mein Gemahl. Ich ſelbſt,
ich bin die ſchuldige — auf *mein* Geheiß
entfernte ſich die Fürſtin Eboli.

Philipp.

Auf *ihr* Geheiß?

Königin.

Die Kammerfrau zu rufen,
weil ich ein kindiſches Verlangen trug,
mich mit der kleinen Klara zu vergnügen.

Philipp.

Und darum die Begleitung weggeſchickt?
Seltſam, bei Gott! Doch gut — ich will es glauben.
Nur künftig — bitt ich, gute Königin,
verſchonen ſie mein Reich mit der Satire,
daß Philipps Frau, wenn ihr der Einfall kommt
mit ihrem kleinen Wiegenkind zu ſpielen,
in einem Winkel zu Aranjuez
es ſo erwarten ſoll — Kaſtilien

und Arragon und Leon, meine Länder,
ſind hoffentlich an Menſchen reich genug,
die Königin mit Frauen zu verſorgen. —
Doch diß entſchuldigt nur die erſte Dame,
wo war die zwote?

Marquiſin von Mondekar

(tritt näher)

Ihro Majeſtät,
ich fühle, daß ich ſtrafbar bin —

Philipp.

Deßwegen
vergönn ich ihnen zehen Jahre Zeit,
fern von Madrid, darüber nachzudenken.

(die Marquiſin tritt mit weinenden Augen zurück. Der König fährt gegen die Verſammlung fort)

Und jezt erklär ich vor dem ganzen Hof,
bei dem Verluſte ihres Rangs und Adels
wird jede mir für ihre Fürſtin ſtehn,
verdoppelt ſich von jezt an ihr Gefolge.

(Alle Damen ſehen furchtſam und beſtürzt auf die Königin. Allgemeines Stillſchweigen.)

Königin.

Marquiſin, wen beweinen ſie?

(zum König mit Hoheit und gemäſſigtem Stolz)

Hab ich
gefehlt, mein gnädigſter Gemahl, ſo ſollte
die Königskrone dieſes Reichs, wornach

ich ſelber nie gegriffen habe, mich
zum mindeſten für dem Erröthen ſchüzen.
Mit Spaniens Gebräuchen nicht bekannt,
Pariſerin von Launen und Geblüte,
gab ich dem Zuge meines Herzens nach,
das lange ſchon, der Hofgaleere gram,
nach einem freien Augenblick ſich ſehnte.
Gibts ein Geſez in dieſem Königreich,
das vor Gericht Monarchentöchter fodert?
Blos Zwang bewacht die Frauen Spaniens?
Schüzt ſie ein Zeuge mehr als ihre Tugend? —
Geraume Zeit, eh König Philipp mich
Gemahlin hieß, war ich ſchon Heinrichs Tochter —
Wenn Ehre zu verlezen war, ſo fürcht ich,
ſtand eine größre auf dem Spiel, als mir
Kaſtilien zur Morgengabe brachte?
Und jezt Vergebung, mein Gemahl — ich bin
es nicht gewohnt, die mir mit Freude dienten,
in Tränen zu entlaſſen — — Mondekar!

(indem ſie ihren Gürtel abnimmt, und der Marquiſin überreicht)

Den König haben ſie erzürnt, nicht mich,
drum nehmen ſie diß Denkmal meiner Gnade
und dieſer Stunde. — Meiden ſie das Reich —
Sie haben nur in Spanien geſündigt,
in meinem Frankreich wiſcht man ſolche Tränen
mit Freuden ab — O muß michs ewig mahnen!

(ſie lehnt ſich an eine Dame, und verbirgt ihr Geſicht)

in meinem Frankreich wars doch anders.

Philipp.

(heftig erſchüttert)

Was?
Beim großen Gott! Sie weinen doch wohl nicht?
Iſts möglich? — Wie? Eliſabeth? — o Himmel!
Hat es noch dahin kommen müſſen? War
mein graues Haupt zu dieſer tödlichen
Beſchimpfung aufgehoben, ſolche Tränen
aus einem ſolchen Aug zu preſſen? — Konnte
ein Vorwurf meiner Liebe ſie betrüben,
ein Wort betrüben, das die zärtlichſte
Bekümmerniß auf meine Lippen legte?

(er wendet ſich gegen die verſammelten Granden)

Hier ſtehen die Vaſallen meines Trons!
Sank je ein Schlaf auf meine Augenlieder,
ich hätte dann am Abend jedes Tags
berechnet, wie die Herzen meiner Völker
in meinen fernſten Himmelſtrichen ſchlagen,
ich wüßte dann, was auf den Richterbänken,
und was vor den Altären meines Reichs
verhandelt wird — was an Europa's Höfen
gebrütet — und was in den Kabinetten
der Könige geſiegelt wird — — und ſolt ich
theilnehmender für Reich und Unterthan,
als für die Gattin meines Herzens beben?
Was hälf es mich, in ſtolzer Sicherheit
auf allen meinen Tronen mich zu fühlen,
wenn ich von dieſem ſtürzen ſollte? — Nein!
Für meine Völker kann mein Schwerd mir haften,

und

b

und — Herzog Alba. Dieſes Aug' nur
für meines Weibes Liebe. Schreckenlos
ſeh ich die Woogen der Rebellion
bis an die Stuffen meines Trones ſchlagen.
Mein Tron ſteht feſt. Doch wenn in dieſem Herzen
der Feind ſich zeigt, und dort Empörung ruft,
dann fahre wohl, o Ruhe meines Lebens.

Königin.

(richtet ſich ſchnell auf, verläßt die Dame, und beugt ſich ſanft gegen den König)

Sind ſie beleidigt, mein Gemahl?

Philipp.

Ich heiße
der reichſte Mann in der getauften Welt.
In meinen Staaten liegen die vier Winde,
der Ozean iſt meines Landes Teich,
die Sonne geht in meinem Reich nicht unter.
Doch alles das beſaß ein andrer ſchon,
wird nach mir mancher andre noch beſizen,
Das iſt mein eigen.

(indem er die Königin in die Arme ſchließt)

Was der König hat
iſt nur des Himmels Lehengut — gehört
nur ſeinem Rang — Eliſabeth dem Philipp!

(er ſchweigt eine Zeit lang, heftet einen bedeutenden Blick auf die herumſtehenden Grandes, und dann auf die Königin)

Hier iſt die Stelle, wo ich ſterblich bin.

(er hält wieder inn, und fährt dann unter heftigen Bewegungen fort)

Nur hieher nicht — — o Gott! Nur der Gedanke
wirft mich von allen meinen Tronen, ſchleudert
aus allen meinen Welten mich! — Nur hieher —
nur hieher, meine Granden, nicht.

Königin.

Entſezlich!
Sie können zweifeln mein Gemahl?

Philipp.

(ſchaut ſich forſchend im ganzen Zirkel um)

Ich zähle
die Großen meines Hofs — der erſte fehlt.
Wo iſt Dom Karlos mein Infant?

Königin.

(ſehr beunruhigt)

Bei allem,
was Menſchen heilig ſeyn kann — weichen ſie
nicht aus. Erklären ſie mir das — ſie haben
ein Wort geſprochen, das mich ſchaudern macht.
Sie fürchten?

Philipp.

(blickt ſie ſcharf an)

Dieſes graue Haar doch nicht? —
Wenn ich einmal zu fürchten angefangen,
hab ich zu fürchten aufgehört — — Doch wem
iſt mein Infant begegnet?

Domingo.

(tritt hervor)

Mir, mein König.

Philipp.

Und wo war das?

Domingo.

Nachdem ich wohl das ganze
Aranjuez vergebens durchgewandert,
traf ich des Prinzen königliche Hoheit — —

Philipp.

(ſtürzt ihm raſch in die Rede)

Bei ſeiner Mutter? — ſie erblaßt — ſie bebt.
Es iſt heraus — es iſt — ich bin verrathen.

Königin.

(fällt einer Dame erſchrocken in die Arme)

O heil'ger Gott!

Domingo.

Nein, gnädigſter Monarch,
bei den Fontainen fand ich ihn. In düſtre
Betrachtungen verſunken, wie bisher
lag er auf einem Kanapee. Ich war
ſo dreiſt, ihn anzureden.

Philipp.

Gut. Bis morgen
ſeid ihr im Kabinet bei mir — Graf Lerma
und Herzog Alba!

Alba und Lerma

(treten näher)

König!

Philipp.

Dieſer Knabe,
Dom Karl fängt an, mir fürchterlich zu werden.
Er meidet meine Gegenwart, ſeitdem
er von Alkalas hoher Schule kam.
Sein Blut iſt heiß — warum ſein Blick ſo kalt,
ſo ernſt und regelmäßig ſein Betragen.
Ein Kind von ſieben Jahren ſchon, ſchlug er
mit beiden Fäuſten einer Königin
ins Angeſicht, und ſeiner Unart müde
verließen graue Diener meinen Hof.
Jezt hör ich keine Klagen mehr — Wie kommt das? —
Das Herzog, das iſt irgend ein Komet,
der meinem Horizont ſich ſchrecklich nähert.
Mir graut vor ſeiner Nachbarſchaft. — Seid wachſam.
Seid wachſam, ſag ich noch einmal. Der Erbe
ſo vieler Kronen zählt die Aderſchläge
des Vaters ungeduldig nach. Der Kizel,
Gott gleich zu werden, hekte Teufel aus.
Seid wachſam, ich beſchwöre euch.

Alba.

Ich bins.
So lang ein Herz an dieſen Panzer ſchlägt
mag ſich Dom Philipp ruhig ſchlafen legen.
Wie Gottes Cherub vor dem Paradieß

ſteht vor des Königs Leben Herzog Alba.
Der Streich, der meinem König gilt, muß erſt
den Weg durch mich und Chriſtus Kirche ſuchen.
Zwar weiß ich, wer mich tödlich haßt. Mein Name
ſteht obenan auf Karlos Todenliſte,
doch fürcht ich nichts, denn — Gott iſt mit verdammt.

Lerma.

Darf ich dem weiſeſten der Könige
mich demuthsvoll zu widerſezen wagen?
Ich läugne, was der Herzog ſprach. Zu tief
verehr ich meines Königs Majeſtät,
als ſeinen Sohn ſo übereilt zu richten.
Ich fürchte viel von Karlos heißem Blut,
doch nichts von ſeinem Herzen.

Philipp.

Graf von Lerma,
ihr redet gut, den Vater zu beſtechen,
des Königs Stüze wird der Herzog ſeyn.
Doch morgen mehr — Jezt eil ich nach Madrid.

(er wendet ſich gegen das Gefolge)

Mich ruft mein königliches Amt. Die Peſt
der Kezerei ſteckt meine Völker an,
der Aufruhr wächſt in meinen Niederlanden.
Es iſt die höchſte Zeit — ein ſchauerndes
Exempel ſoll die Irrende bekehren.

Den groſſen Eid, den alle Könige
der Chriſtenheit am Krönungstage ſchwören,
ich will ihn morgen löſen — hundert Opfer
ſind reif zum Tod — der Rauch von ihren Flammen
verkündige dem dreimalheiligen Gott,
wie glorreich Philipp ſeine Schuld entrichtet.
Diß Blutgericht ſoll ohne Beiſpiel ſeyn.
Mein ganzer Hof iſt feierlich geladen.

(der Königin den Arm reichend)

Und Sie begleiten mich.

Königin.

(aus einer Betäubung erwachend)

Zum Scheiterhaufen?
Auch mich Barbar? — — — O Gott! ſind ſie's,
mein König?
Barmherzigkeit! Was wollen ſie? Wohin?
Ich bin ein Weib — ein weiches Weib — ein Menſch.

Philipp.

Auch eine Chriſtin hoff ich. Kommen ſie
es zu beweiſen.

Königin.

Schrecklich! Nimmermehr!

Philipp.

Was? Nimmermehr?

Königin.

Erbarmung, mein Gemahl.
Ich kann es nicht — verſchonen ſie — mir ſchaudert —
ich kann das traurige Gericht nicht ſehn.

Philipp.

So lernen ſie's und folgen!

(mit Ungeduld ſie am Arm nehmend)

Königin.

(die ſich mit Abſcheu und Entſchloſſenheit von ihm losmacht)

Eh zum Tode!

Philipp.

(bleibt erſtaunt ſtehn, und ruft unter die Verſammlung)

Was hör ich? Was entdeck ich? — Spanier!
Schimpf eurem Gott und der kathol'ſchen Lehre!
Die Königin des Reichs — Dom Philipps Frau —
des allerchriſtlichſten Monarchen Tochter,
erklärt ſich laut für eine Kezerin!

Königin.

(wirft ſich dem König erſchrocken in den Arm)

Nein, ſo wahr Gott mir helfen ſoll! — Ich folge.

(der König führt ſie hinweg. Man hört Muſik, und der ganze Hof folgt nach.)

Siebenter Auftritt.

Karlos und der Marquis,

(welche von der entgegengeſezten Seite herauskommen)

(Karlos hat die Briefe in der Hand, die die Königin ihm beim Abſchied gegeben, und zeigt jezt die freudigſte Entſchloſſenheit für das bedrängte Flandern zu handeln, ganz wieder Held zu ſeyn, ſich ganz dem Wohl ſeiner Völker hinzugeben, und auf keine andre Belohnung Anſpruch zu machen, als auf das Wohlgefallen der Königin. Die Gefahr iſt die höchſte. Der Herzog von Alba ſoll mit einer Armee in die Niederlande rücken, die Rebellen zu züchtigen. Dieſes abzuwenden, beſchließt der Prinz Audienz beim König zu ſuchen, und das Gouvernement dieſer Staaten von ihm zu begehren. — Der Marquis ſollte in Spanien bleiben, und zwiſchen der Königin und ihm eine geheime Verbindung fortſezen.)

Achter Auftritt.

Graf Lerma. Die Vorigen.

(Der Graf kommt und meldet dem Prinzen, daß der König mit dem ganzen Hof nach Madrid aufgebrochen ſei, und den Befehl hinterlaſſen habe, daß der Prinz dahin folgen ſolle, dem Auto da Fe beizuwohnen. Karlos ſpricht mit Abſcheu und Heftigkeit von dieſem Gericht, verſpricht aber zu erſcheinen, und ſchickt den Grafen hinweg.)

Neunter Auftritt.

Karlos. Der Marquis.

(Der Prinz hat bemerkt, daß ſich Dom Rodrigo in Gegenwart des Grafen fremd und zurückhaltend gegen ihn betragen, und alle Steifigkeiten des ſpaniſchen Zeremoniels gegen ihn beobachtet hatte. Er dankt ihm für dieſe Delikateſſe, lobt ſeine Liſt, bittet ihn aber, ſobald ſie allein beieinander wären, jeden Unterſchied des Stands zu vergeſſen.)

Karlos.

— — — Aus unſerm Bunde ſei
diß weinerliche Poſſenſpiel verwieſen.
Berede dich, wir beide hätten uns
auf einem Ball mit Masken eingefunden.
In Sklavenkleider Du — und ich aus Laune
in einen Purpur eingemummt. So lange
der Faſching währt, verehren wir die Lüge,
der Rolle treu, mit lächerlichem Ernſt,
den ſüßen Rauſch des Haufens nicht zu ſtören.
Doch durch die Larve winkt dein Karl dir zu,
du drückſt mir im Vorübergehn die Hände,
und wir verſtehen uns.

Marquis.

Der Traum iſt göttlich.
Doch wird er nie verfliegen? Iſt mein Karl
auch ſeines eignen Selbſts gewiß genug
mit eines Trons allmächtiger Verführung
die unerhörte Wette einzugehn?
O Ueberlegung theurer Prinz. Wir wagen,
was ſeit Erſchaffung dieſer Welt noch nie

zu Stande kam — ſie ein Monarchenkind,
ich ihr Vaſall, und wollen Freunde werden?
(der Prinz wird nachdenkend. Der Marquis bemerkt es,
und fährt ernſthafter fort)
Noch iſt ein großer Tag zurück — ein Tag,
wo dieſer Heldenſinn — ich will ſie mahnen —
auf einer ſchweren Probe ſinken wird.
Dom Philipp ſtirbt. Karl erbt das gröſte Reich
der Chriſtenheit — ein ungeheurer Spalt
reißt vom Geſchlecht der Sterblichen ihn los,
und Gott iſt heut, wer geſtern Menſch noch war.
Jezt hat er keine Schwächen mehr. Die Pflichten
der Ewigkeit verſtummen ihm — Die Menſchheit
(noch heut ein großes Wort in ſeinem Ohr)
verkauft ſich ſelbſt, und kriecht um ſeine Launen.
Sein Mitgefühl löſcht mit dem Leiden aus,
und Wollüſte verklagen ſeine Tugend,
für ſeine Thorheit ſchickt ihm Peru Gold,
für ſeine Laſter zieht ſein Hof ihm Teufel.
Er ſchläft berauſcht in dieſem Himmel ein,
den ſeine Sklaven ſtaatsklug um ihn pflanzen,
lang wie ſein Traum währt ſeine Herrlichkeit,
und wehe dem, der ihn barmherzig weckte!
Was aber würde Rodrigo? O würde
mein Anblick nicht — Befragen ſie ſich ſelbſt —
an dieſer Wonne lügenhaften Spiegel
den trüben Athem der Vernichtung hauchen?
Wir wollen zeitig ſcheiden, Prinz. Die Freundſchaft
iſt wahr und kühn — Die ſieche Majeſtät

hält ihren fürchterlichen Stral nicht aus.
Den Stolz des Bürgers könnten *ſie* nicht dulden,
ich nicht den Troz des Fürſten.

Karlos.

(nachdem er etlichemal ſtark auf und nieder gegangen)

Wahr und ſchrecklich
iſt dein Gemählde von Monarchen. Ja,
ich glaube dir — doch nur die *Wolluſt* ſchloß
dem Laſter ihre Herzen auf — — Ich bin
ein drei und zwanzigjähr'ger Jüngling — Prinz —
und Spanier, und feurig kocht mein Blut
und feuriger begehren unſre Weiber.
Doch Rodrigo — ſieh, unausſprechlich groß
iſt die Empfindung — unter *dem* Bekänntniß
hebt ſich mein Buſen königlich empor —
rein bin ich noch, rein wie aus Mutterleibe.
Was vor mir Tauſende gewiſſenlos
in ſchwelgenden Umarmungen verpraßten,
des Geiſtes beſte Hälfte, Männerkraft,
hab ich dem künft'gen Herrſcher aufgehoben.
Der Wolluſt Pfeil zerbrach an dieſer Bruſt,
lang, *ehe* noch Eliſabeth hier herrſchte —
ob ich ihn jezt noch fürchte? — Rodrigo?
Was könnte dich aus meinem Herzen drängen,
wenn es nicht ſchöne *Weiber* thun?

Marquis.

Ich ſelbſt.
Könnt ich ſo rein und innig ſie noch *lieben*,
wenn ich ſie *fürchten* müßte?

Karlos.

So erklär ich
dich zum Vaſallen einer fremden Macht.

Marquis.

Dann würde Karl den Glücklichen vermeiden,
der ſeiner Gnade ſpotten kann.

Karlos.

So will ich
durch einen fürchterlichen Eid mich binden.

Marquis.

Sie können nur bei Gott im Himmel ſchwören,
und was er droben iſt, ſind *ſie* alsdann
auf dieſer Welt — und brechen ihn ſich ſelber.

Karlos.

(nach einem langen Stillſchweigen mit zärtlicher Wehmuth)

O ſieh, ich bringe dieſem Bürgerkinde
(das erſte Beiſpiel von den Fürſten allen)
das Herz von einem Königsſohn — der Bürger
will Stolz mit Stolz beſchämen, überlegt,

(das erſte Beiſpiel von den Bürgern allen)
ob er's auch nehmen will?

Marquis.

(mit lebhafter Entſchloſſenheit)

Wohlan! ich weiche,
hier meine Hand —

Karlos.

Der Meinige?

Marquis.

Auf ewig,
und in des Worts verwegenſter Bedeutung.

Karlos.

Auf Du und Du?

Marquis.

Auf immerdar und ewig.

Karlos.

Auf Du und Du?

Marquis.

(fällt ihm um den Hals)

Dein Bruder.

Karlos.

Unerſchüttert
bei jeder höhern Stuffe meines Glücks?
So treu und warm, wie heute dem Infanten,
auch dermaleins dem König zugethan?

Marquis.

Das ſchwör ich dir.

Karlos.

Auch dann noch wenn der Wurm
der Schmeichelei mein unbewachtes Herz
umklammerte — wenn dieſes Auge Tränen
verlernte, die es ſonſt geweint — diß Ohr
dem Flehen ſich verriegelte, willſt du
ein ſchreckenloſer Hüter meiner Tugend
mich kräftig faſſen, meinen Genius
bei ſeinem großen Namen rufen?

Marquis.

Ja!

Karlos.

So tritt herunter, gute Vorſehung,
laß dich herab ein Bündniß einzuſeegnen,
das neu und kühn und ohne Beiſpiel iſt,
ſeitdem du oben walteſt.

(er faßt Rodrigo's Hand und hält ſie gegen den Himmel)

Hier umarmen,
hier küſſen ſich vor deinem Angeſicht
zween Jünglinge, voll ſchwärmeriſchen Muths,
doch edlern beſſern Stoffs als ihre Zeiten,
getrauen ſich den ungeheuren Spalt,
wodurch Geburt und Schickſal ſie geſchieden,
durch ihrer Liebe Reichthum auszufüllen,
und größer als ihr Loos zu ſeyn — hierunten
nennt man ſie ſonſt Monarch und Unterthan,
doch droben ſagt man Brüder.

Marquis.

Lächle freundlich
auf dieſes ſchöne Hirngeſpinnſt herab,
erhabne Vorſicht! — die Vernunft der Weiſen
ſprach deiner Allmacht dieſes Wunder ab,
beſchäme ſie, und mache wahr und wirklich,
was nimmer ſeyn wird, nie geweſen war,
laß dieſes Bündniß dauren.

Karlos.

Jezt zum König! —
Ich fürchte nichts mehr —
(ſeinen Arm um Rodrigo's Hals ſchlingend)
Arm in Arm mit Dir —
So fodr' ich mein Jahrhundert in die Schranken!

(ſie gehen ab.)

IV.

Brief eines reiſenden Dänen.

(Der Antikenſaal zu Mannheim.)

Mannheim.

Der heutige Tag war mein ſeligſter, ſo lang ich Deutſchland durchreiſe. — Du weiſt es, mein Lieber, ich habe die herrliche Schöpfung im glücklichen Süden genoſſen, den lachenden Himmel und die lachende Erde, wo der mildere Sonnenſtral zu fröhlicher Weißheit einladet, die freudegebende Traube kocht, und die göttlichen Früchte des Genies und der Begeiſterung zeitigt. Ich habe vielleicht das höchſte der Pracht und des Reichthums geſehen. Der Triumph einer Menſchenhand über die hartnäckige Gegenwehr der Natur überraſchte mich öfters — aber das nahe wohnende Elend ſteckte bald meine wollüſtige Verwunderung an. Eine hohläugige Hungerfigur, die mich in den blumigten Promenaden eines fürſtlichen Luſtgartens anbettelt — eine ſturzdrohende Schindelhütte, die einem praleriſchen Pallaſt gegenüber ſteht — wie ſchnell ſchlägt ſie meinen auffliegenden Stolz zu Boden! Meine Einbildung vollendet das Gemählde. Ich ſehe jezt die Flüche von Tauſenden gleich einer gefräßigen Würmerwelt in dieſer großſprechenden Verweſung wimmeln — Das große und reizende

wird

wird mir abſcheulich. — Ich entdecke nichts mehr als einen ſiechen hinſchwindenden Menſchenkörper, deſſen Augen und Wangen von fiebriſcher Röthe brennen, und blühendes Leben heucheln, während daß Brand und Fäulung in den röchelnden Lungen wüthen.

Diß, mein Beſter, ſind ſo oft meine Empfindungen bei den Merkwürdigkeiten, die man in jedem Land einem Reiſenden zu bewundern gibt. Ich habe nun einmal das Unglück, mir jede in die Augen fallende Anſtalt in Beziehung auf die Glückſeligkeit des Ganzen zu denken, und wie viele Größen werden in dieſem Spiegel ſo klein — wie viele Schimmer erlöſchen!

Heute endlich, habe ich eine unausſprechlich angenehme Ueberraſchung gehabt. Mein ganzes Herz iſt davon erweitert. Ich fühle mich edler und beſſer.

Ich komme aus dem Saal der Antiken zu Mannheim. Hier hat die warme Kunſtliebe eines deutſchen Souverains die edelſten Denkmäler griechiſcher und römiſcher Bildhauerkunſt in einem kurzen geſchmackvollen Auszug verſammelt. Jeder Einheimiſche und Fremde hat die uneingeſchränkteſte Freiheit dieſen Schaz des Alterthums zu genieſſen, denn der kluge und patriotiſche Kurfürſt ließ dieſe Abgüſſe nicht deßwegen mit ſo großem Aufwand aus Italien kommen, um allenfalls des kleinen Ruhmes theilhaftig zu werden, eine Seltenheit mehr zu beſizen, oder, wie ſo viele andere Fürſten, den durchziehenden Reiſenden um ein Allmoſen von Bewunderung anzuſprechen. —

Der Kunſt ſelbſt brachte Er dieſes Opfer, und die dankbare Kunſt wird ſeinen Namen verewigen.

Schon die Aufſtellung der Figuren erleichtert ihren Genuß, um ein groſſes. Leßing ſelbſt, der hier gegenwärtig war, wollte behaupten, daß ein Aufenthalt in dieſem Antikenſaal dem ſtudierenden Künſtler mehrere Vortheile gewährte, als eine Wallfahrt zu ihren Originalien nach Rom, welche groſſentheils zu finſter, oder zu hoch, oder auch unter den ſchlechteren zu verſteckt ſtünden, als daß ſie der Kenner, der ſie umgeben, befühlen und aus mehreren Augenpunkten beobachten will, gehörig benuzen könnte.

Empfangen von dem allmächtigen Wehen des griechiſchen Genius trittſt du in dieſen Tempel der Kunſt. Schon deine erſte Ueberraſchung hat etwas ehrwürdiges, heiliges. Eine unſichtbare Hand ſcheint die Hülle der Vergangenheit vor deinem Aug wegzuſtreifen, zwei Jahrtauſende verſinken vor deinem Fußtritt, du ſtehſt auf einmal mitten im ſchönen lachenden Griechenland, wandelſt unter Helden und Grazien, und beteſt an, wie ſie, vor romantiſchen Göttern.

Dein erſter Blick fällt auf die koloſſaliſche Figur des farneſiſchen Herkules — die ungeheuer-ſchöne Darſtellung männlicher Kraft. Welche Kühnheit, Gröſſe, Vollkommenheit, Wahrheit, die auch die ſtrengſte Prüfung des Anatomikers nicht fürchtet. Wer hat den ſtarren widerſtrebenden Stein in ſo weiche, ſo geſchmeidige Fleiſchmaſſen hingegoſſen? — Die Figur ruht — der Bildhauer ergriff ſeinen Herkules im Momente ſchlafender (vielleicht erſchöpfter) Kraft, und dennoch berechnet in dieſer Erſchlappung das ungeübteſte Auge die ganze furchtbare Summe von Wirkungen. Meine Phantaſie leiht dem Koloſſen Bewegung. Ich ſehe eine Figur, wie dieſe, auf den nemäiſchen Löwen fallen, und Schrecken und Erſtaunen reißen mich ſchwindelnd fort.

Zunächſt an dieſer feſſelt dich die unnachahmliche Gruppe des Laokoon. Ich werde dir über diß Meiſterſtück der antiken Kunſt wenig neues mehr ſagen; du kennſt ſie bereits, und der Anblick ſelbſt überwältigt alle Beſchreibungskraft. Dieſer hohe Schmerz im Aug, in den Lippen, die emporgetriebene arbeitende Bruſt — ein Augenblick, ein Zuſtand, wo die Natur ſelbſt ſich ſo gern vergißt, ſo gern ins gräßliche ausartet, bei aller Wahrheit ſo angenehm, bei aller Treue ſo delikat behandelt, daß ſich das verwöhnteſte Auge mit Trunkenheit darauf heften kann. Und wie ſchmelzend wird dann die ganze Idee durch die untergeordnete Figuren der hilfloſen Kinder, welche durch die ſchreckliche Schlange an den Vater gepreßt werden. Der Ausdruck der Leidenſchaft, und die ganze Gruppierung laſſen dem forſchenden Aug nichts mehr zu beobachten übrig — und nun vertilge in Gedanken dieſen ganzen Ausdruck des Leidens, denke dir eben dieſe Figuren außer dem gewaltſamen Zuſtande des Affekts, und noch immer werden ſie Muſter der höchſten Wahrheit und Schönheit ſeyn. Der griechiſche Künſtler hat nichts aufgeopfert — die unbeſchreibliche Harmonie der Gruppe koſtet uns auch nicht das leiſeſte Misfallen über vernachläßigte Theile in den beiden Knaben. So ſchuf das Alterthum.

Unter allen Figuren, die dieſer Saal enthält, iſt der vatikaniſche Apoll die vollkommenſte — Zwei Blicke auf denſelben ſind genug, dir mit entſcheidender Gewißheit zu ſagen, du ſtehſt vor einem Unſterblichen. Die reizendſte Jünglingsfigur, die ſich eben jezt in den Mann verliert, Leichtigkeit, Freiheit, Rundung, und die reinſte Harmonie aller Theile zu einem unnachahmlichen Ganzen, erklären ihn zu dem erſten der Sterblichen, Kopf und Hals verrathen den Gott. Dieſe himmliſche Miſchung von Freundlichkeit und Strenge, von Liebenswürdigkeit und Ernſt, Majeſtät und Milde, kann keinen Sohn der Erde bezeichnen. Die hochgewölbte Bruſt iſt nach dem übereinſtimmenden Gefühl aller Künſtler die vollkommenſte, die je ein Maiſel geſchaffen hat; Schenkel und Füße ein Muſter der edelſten Schönheit. Den geübteſten Zeichner wird es ermüden, die herrlichen Formen, die durch kontraſtierende Schlangenlinien ineinander ſchmelzen, nur für das Aug nachzuahmen; denn der griechiſche Meiſter hat eben ſo delikat für das Gefühl gearbeitet; das Auge erkennt die Schönheit, das Gefühl die Wahrheit. Die leztere iſt der erſteren untergeordnet, und obgleich kein Muſkel vergeſſen iſt, ſo hat doch der Künſtler die feinere Nüancen dem Geſicht entzogen, und der Berührung vorbehalten. Die Statue ſchwebt — alle Muſkeln wirken aufwärts, und ſcheinen ſie ſichtbar empor zu tragen. Der Künſtler ergriff den Augenblick, wo der zürnende Gott auf den Drachen Python einen Pfeil abgeſchoſſen hatte. Der rechte Arm fliegt eben vom Bogen zurück, der linke behält noch einige Härte und Spannung. — Im Auge iſt hoher Unwille und feſte Zielung, in der hervortretenden Unterlippe Verachtung des Ungeheuers, in dem ſchlank geſtreckten Halſe Triumph und göttliche Ehre.

Das iſt Foebos, welchen die Götter im Hauſe Cronions
fürchten, dem ſie ſich alle von ihren Sizen erheben,
wenn er ſich naht, und wenn er ſpannt den ſtralenden Bogen.

Homers Hymnen.

In Abſicht des Stils kann dieſer Apollo dem Torſo und Laokoon nachgeſezt werden, aber der gefühlvolle Kenner vergißt dieſe Vernachläßigung im Genuſſe höherer Schönheit.

Eine der vorzüglichſten Statuen, iſt ein ſterbender Sohn der Niobe, den Apollo erſchoſſen hat. Der Kopf gleicht ganz in die Niobiſche Familie — edel und rührend iſt der Ausdruck des Sterbens in ſeinem Geſichte; die Bruſt beſonders iſt in großen und ſchönen Maßen emporgetrieben, der untere Leib ſinkt mit ſehr vieler Wahrheit unter den lezten Krämpfen des Todes. Der Stil iſt markigt, und hat mit dem äuſſerſt delikaten Stil des Kaſtor und Pollux ſehr viel ähnliches.

Unter die beſten Stücke in dieſem Saal zähle ich noch den Antinous; Schade, daß durch einen fehlerhaften Abguß die Figur nach den Hüften und Schenkeln zu ein wenig krumm geworden; den borgheſiſchen Fechter, eine Figur, woran ich vorzüglich die Wahrheit des Muſkelſpiels bewundre, die Zwillinge Kaſtor und Pollux, Kaunus und Biblis, den Faun, den Schleifer, beſonders wegen dem forſchenden Ausdruck des Geſichts, und der Formen ſeiner beiden Arme, den Hermaphrodit, die medizäiſche Venus, den ſterbenden Fechter, den Römer Germanikus, und noch einige andre, von denen ich dir in meinem nächſten Brief mehr ſagen werde.

Merkwürdig waren mir auch die Büſten der großen Griechen und Römer, der Kopf eines ſterbenden Alexanders, der Niobe, einer Tochter der Niobe, der Kleopatra, des Nero und Kaligula, der Fauſtina und einige mehr. Der Zufall hatte den blinden Homeruskopf und den Kopf des Herrn von Voltaire nebeneinander geſtellt. — Ich weiß keine beißendere Satire auf unſer Zeitalter. Voltaire — ich glaube, daß man das jezt in Deutſchland laut ſagen darf — Voltaire war ein wahrhaftig großer Geiſt, aber warum war mir ſein Kopf in dieſer Geſellſchaft ſo lächerlich?

Ich werfe noch einen Blick auf dieſe Statuen.

Warum zielen alle redende und zeichnende Künſte des Alterthums ſo ſehr nach Veredlung?

Der Menſch brachte hier etwas zu Stande, das mehr iſt, als er ſelbſt war, das an etwas größeres erinnert, als ſeine Gattung — beweiſt das vielleicht, daß er weniger iſt, als er ſeyn wird? — So könnte uns ja dieſer allgemeine Hang nach Verſchönerung jede Spekulation über die Fortdauer der Seele erſparen. — Wenn der Menſch nur Menſch bleiben ſollte — bleiben könnte, wie hätte es jemals Götter, und Schöpfer dieſer Götter gegeben?

Die Griechen philoſophierten troſtlos, glaubten noch troſtloſer, und handelten — gewiß nicht minder edel als wir. Man denke ihren Kunſtwerken nach, und das Problem wird ſich löſen. Die Griechen mahlten ihre Götter nur als edlere Menſchen, und näherten ihre Menſchen den Göttern. Es waren Kinder einer Familie.

Ich kann dieſen Saal nicht verlaſſen, ohne mich noch einmal an dem Triumph zu ergözen, den die ſchöne Kunſt Griechenlands über das Schickſal einer ganzen Erdkugel feiert. Hier ſtehe ich vor dem berühmten Rumpfe, den man aus den Trümmern des alten Roms einſt hervorgrub. In dieſer zerſchmetterten Steinmaſſe ligt unergründliche Betrachtung — Freund! Dieſer Torſo erzählt mir, daß vor zwei Jahrtauſenden ein großer Menſch da geweſen, der ſo etwas ſchaffen konnte — daß ein Volk da geweſen, das einem Künſtler, der ſo etwas ſchuf, Ideale gab — daß dieſes Volk an Wahrheit und Schönheit glaubte, weil einer aus ſeiner Mitte Wahrheit und Schönheit fühlte — daß dieſes Volk edel geweſen, weil Tugend und Schönheit nur

Schweſtern der nemlichen Mutter ſind. — Siehe Freund, ſo habe ich Griechenland in dem Torſo geahndet.

Unterdeſſen wanderte die Welt durch tauſend Verwandlungen und Formen. Trone ſtiegen — ſtürzten ein. Feſtes Land trat aus den Waſſern — Länder wurden Meer. Barbaren ſchmolzen zu Menſchen. Menſchen verwilderten zu Barbaren. Der milde Himmelſtrich des Peloponnes entartete mit ſeinen Bewohnern — wo einſt die Grazien hüpften, die Anakreon ſcherzten, und Sokrates für ſeine Weißheit ſtarb, waiden jezt Ottomannen — und doch, Freund, lebt jene goldene Zeit noch in dieſem Apoll, dieſer Niobe, dieſem Antinous, und dieſer Rumpf ligt da — unerreicht — unvertilgbar — eine unwiderſprechliche ewige Urkunde des göttlichen Griechenlands, eine Ausfoderung dieſes Volks an alle Völker der Erde.

Etwas geſchaffen zu haben, das nicht untergeht, fortzudauren, wenn alles ſich aufreibt, rings herum — O Freund, ich kann mich der Nachwelt durch keine Obelisken, keine eroberte Länder, keine entdeckte Welten aufdringen — ich kann ſie durch kein Meiſterſtück an mich mahnen — ich kann keinen Kopf zu dieſem Torſo erſchaffen, aber vielleicht eine ſchöne That ohne Zeugen thun!

T . . . . er.

V.

Repertorium des Mannheimer Nationaltheaters.

Anmerkung. Eh ich mich im zweiten Heft der Thalia ausführlicher über dieſe Bühne erkläre, ſende ich hier ein kurzes Tagebuch über die Vorſtellungen voraus, welche vom Neujahr 1785 bis zum dritten des Lenzmonats hier gegeben wurden.

Neujahr. Die Kriegsgefangenen.

2ten Jenner. Oda, oder die Frau von zwei Männern, zum erſtenmal. Ein widriges unnatürliches Ding — zuſammengeraſte Theaterflitter ohne Geſchmack, ohne Vorbereitung, ohne Wirkung. Mad. Rennſchüb als Oda ſpielte vortreflich. Die abgeſchmackten Eremiten wurden durch Herrn Beks und Herrn Jflands Spiel um nichts erträglicher.

4ten Jenner. Der Deſerteur von Mercier.

6ten Jenner. Günther von Schwarzburg, eine Nationaloper von Holzbauer und Klein, zum erſtenmal. Der Zulauf war ungewöhnlich. Die Wirkung? — wenn über Pomp und muſikaliſcher Schönheit ſchülerhafte Vorſtellung ſich vergeſſen läßt, außerordentlich. Herr Leonhard zeichnete ſich zu ſeinem Vortheile aus. Demoiſelle Schäfer iſt eine anerkannte vortrefliche Sängerin.

9ten Jenner. Die Eiferſüchtigen, oder alle irren ſich. Eine drollige Farce, die hier ſehr lebhaſt geſpielt wird.

11ten Jenner. Juliane von Lindorak. Madame Genſike zeigte ſich als die Künſtlerin von Kopf, warum rührte ſie aber ſo wenig? — Zum Beſchluß, die beiden Portraits. Verdient der Geſchmack von Mannheim keine beßre Bewirthung?

13ten Jenner. Jeannette. Gewöhnlicherweiſe laſſen uns unſre Sängerinnen die Schönheit ihres Geſangs durch deſto ſchlechteres Spiel entgelten. Dem. Schäfer misfällt auch als Schauſpielerin nicht. Madame Brandel gefiel in der ſchwazhaften Gräfin. Zum Beſchluß war Pygmalion, von Rouſſeau und Benda. Hr. Bek als Pygmalion ſpielte dem ſtrengen Auge des Kenners, aber der unfruchtbare Stoff belohnte den Aufwand von Kunſt nicht. Kunſtbegeiſterung verſtehen nur wenige. Das ſüße Erſtaunen Pygmalions, beim Aufleben ſeiner Galathee, ließ mich kalt. Es ſchien, als hätte die Göttin ſeinen Wunſch erhört, und das Feuer des Künſtlers ſeiner Statue gegeben. Madame Genſike führte die kleine aber delikate Rolle der Galathee mit ſehr vielem Anſtand, aber ſehr fehlerhaftem Koſtüme aus.

16ten Jenner. Günther von Schwarzburg, und ein volles Haus.

18ten Jenner. Kabale und Liebe. Hr. Bek, als Major, überraſchte einigemal durch Größe ſeines tragiſchen Spiels ſelbſt den Verfaſſer. Demoiſelle Baumann ſpielte die Louiſe Millerin ganz vortreflich, und in den lezten Akten vorzüglich mit ſehr viel Empfindung. Mad. Rennſchüb ſpielte in der Rolle der Engländerin manches vortreflich, aber ſie iſt ihr nicht ganz gewachſen. Dennoch würde Mad. Rennſchüb eine der beſten Schauſpielerinnen ſeyn, wenn ſie den Unterſchied zwiſchen Affekt und Geſchrei, Weinen und Heulen, Schluchzen und Rührung immer in acht nehmen wollte. Herr Beil erfüllte die launigte Rolle des Muſikus, ſoviel er wenigſtens davon auswendig wußte. Den Hofmarſchall ſpielt Herr Rennſchüb ganz vortreflich. Auch Herr Pöſchel gefiel in dem fürſtlichen Kammerdiener.

20ſten Jenner. Die Väterliche Rache. Wird hier ſehr gut gegeben.

23ſten Jenner. Die Spieler, ein Luſtſpiel von Herrn Beil, zum erſtenmal. Wären die Karaktere dieſes Stücks nicht aus der verworfenſten Menſchenklaſſe — profeßionierten Spielern — genommen, wechſelte die Farce nicht zu oft mit dem Drama und der Tragödie, das Lächerliche nicht zu gothiſch mit dem Rührenden und Schrecklichen ab, das Publikum würde gegen gewiſſe unverkennbare Schönheiten dieſes Luſtſpiels gerechter geweſen ſeyn. Warum hat Mannheim Stücke bewundert, die dieſem unendlich weit nachſtehen? Fürchten ſich vielleicht unſre franzöſierenden Herren und Damen ein Stück ſchön zu finden, wo man ſie mit einem Scharfrichter in Konverſazion bringt, wo eine abgehauene Hand, in Spiritus aufbewahrt, den Knoten ſchürzt, und eine engliſche Dogge ihn entwickelt? Diß und noch mehr würde man dem Verfaſſer vergeben, wenn man für einige feinere Schönheiten ſeines Stücks guten Willen genug hätte. Die Epiſoden des jungen Wernek und des wackern Bedienten Korns haben ſehr viel wahres und rührendes, und ſind mit Delikateſſe behandelt. Es koſtet mir Ueberwindung, Stellen die mich vorzüglich rührten, nicht hier anführen zu dörfen. Herr Gern und Pöſchel ſpielten brav. Der Engländer Fernes gewann durch das mildernde edle Spiel des Herrn Jfland.

25ſten Jenner. Der Adjutant und der Dorfjahrmarkt. Jn beiden Stücken glänzte Hr. Beil, und im leztern beſonders als der wirklich groſe komiſche Spieler.

27ſten Jenner. Die Nebenbuler.

30ſten Jenner. Günther von Schwarzburg, zum Triumph der Kaſſe.

1ſten Februar. Die Spieler, zum Vortheil des Verfaſſers gegeben. Das Stück gewann durch einige Auslaſſungen. Die Leere des Hauſes war ein Beweis, wie wenig dankbar das Publikum zu Mannheim gegen das Talent ſeiner Schauſpieler iſt.

2ten Februar. Graf Eſſex, zum Debüt einer neuen Aktrice, der Demoiſelle Witthöft vom Berlinertheater.

Dieſe in jedem Betracht ſchäzbare Künſtlerin kündigte ſich in der Gräfin Rutland als eine große Eroberung für die Mannheimer Bühne an. Herr **Bock**, als Graf Eſſex, ſpielte meiſterhaft. Ich habe ihn nur im Fiesko größer geſehen. Seine wahrhaftig hohe Darſtellung der Rolle ließ dem Publikum nichts mehr zu wünſchen übrig. Madame Rennſchüb misfiel mir als Königin. — Lieber hätte ich Dem. Witthöft in dieſer Rolle geſehen. Herrn Boeks Verdienſt war um ſo hervorſtechender, je mehr einige andre Ritter vom Hoſenbande vernachläßigten. Schiefes Spiel vergibt man dem ſchwachen Kopf, aber dem Schauſpieler, der ſich dem Publikum durch nichts als fleißiges Memorieren empfehlen kann, und der jezt da ſteht, und ſeinen Dialog um Gotteswillen aus der Souffleurgrube hervor hohlt, ſollten die Geſeze beſtrafen. — Mad. Brandel hatte dieſen Abend eigentlich die Nottingham zu ſpielen, ſie vergriff ſich aber in der Rolle, und machte die Fulmer.

4ten Februar. **Der argwöhniſche Ehmann.** Zum Debüt der Demoiſelle Witthöft. Dieſe vortrefliche Schauſpielerin hat ihre gröſte Stärke in der Komödie. Naive Wahrheit, Leichtigkeit, und Grazie beſeelen ihr ganzes Spiel.

6ten Februar. **Günther von Schwarzburg.**

13ten Februar. **Der argwöhniſche Ehmann,** wiederholt auf Begehren.

13ten Februar. Lanaſſa. In dieſer Rolle ließ mir Demoiſelle Witthöft noch etwas zu wünſchen übrig.

15ten Februar. Das Präferenzrecht. z. Beſchluß. Wer wird ſie kriegen?

17ten Februar. Oda, zum zweitenmal.

20ſten Februar. Der Weſtindier. Herr Witthöft, zu deſſen Debüt dieſes Schauſpiel gegeben ward, ſchenkte dem Publikum unſchuldiger Weiſe einen ſehr herrlichen Abend. Herr Bek, als Weſtindier, ſpielte groß. Dieſe Rolle ſchien ganz nur für ihn geſchaffen zu ſeyn, und ſchwerlich wird ihn ein deutſcher Schauſpieler darinn erreichen. Demoiſelle Witthöft erhielt auch hier den lauteſten und verdienteſten Beifall.

22ſten Februar. Die Läſterſchule. Ein bekanntes gutes Theaterſtück aus dem engliſchen.

24ſten Februar. Die olympiſchen Spiele. Ein Singſpiel.

27ſten Februar. König Lear. In dieſer großen Rolle erſcheint Herr Jſland im ganzen Umfang ſeiner Kunſt. Ich bebalte mir die Freiheit vor, über das, was ich an ſeinem Spiel bewundre, und was ich nicht bewundre, ein andermal weitläuftiger zu reden. Demoiſelle Witthöft rührte ſehr als Kordelia. Regan und Gonerill? — Madame Rennſchüb behagt mir zehnmal beſſer in ihren guten Weibern, als in ihren ſchlechten Prinzeſſinnen. Herr Boek mißfiel mir in der Rolle des Edgar. Er iſt zu kalt, und wo er den wahnſinnigen Tom ſpielt, ſchadet er der tragiſchen Rührung.

Den 1ſten Lenzmonat. Die Eiferſucht auf der Probe. Ein ſehr gutes Singſpiel.

Den 3ten Lenzmonat. Emilia Galotti. Herr Beil ſpielte den Odoardo meiſterhaft. Demoiſelle Witthöft die Emilia vortreflich. Madame Rennſchüb wurde — warum? weiß das Publikum vielleicht ſelbſt nicht — als Klaudia beklatſcht. Mad. Genſike ſpielte die Gräfin Orſina beſſer als ſonſt, und wurde einſtimmig darinn anerkannt.

Gegenwärtig iſt die Nationalbühne zu Mannheim beſchäftigt, Shakeſpears Julius Ceſar, nach einer Umänderung des Freiherrn von Dalberg, dem Publikum aufzutiſchen. Das römiſche Koſtüme erfodert erſtaunlichen Aufwand, und alle Anſtalten zu dieſem Stück verſprechen eine außerordentliche Vorſtellung.

(Die Fortſezung ein andermal.)

VI.

Wallenſteiniſcher Theaterkrieg.

1) An das unpartheyiſche Publikum von Henriette Wallenſtein. 1784.

2) Berichtigung des Wallenſteiniſchen Impreſſums vom Theaterregiſſeur Rennſchüb. Mannheim 1784.

3) Antwort auf dieſe Berichtigung des Wallenſteiniſchen Impreſſums von Henr. Wallenſtein. München 1785.

Die Beſchwerden der Schauſpielerin Wallenſtein gegen die Intendance der kurf. Nationalbühne zu Mannheim, welche ſchon die dritte Broſchüre veranlaßten, ſind ſeltſam, und offenbar übertrieben. Wenn auch ſchon der vernünftige Theile des Publikums dergleichen theatraliſche Hahnengefechte lächerlich findet, ſo iſt doch zugleich eine Perſon beleidigt, deren Verdienſt um dieſe Bühne zu groß und entſchieden iſt, als daß man ſie in die armſelige Farce eines Garderobe Zanks hätte einmengen ſollen. Der Freiherr von Dalberg iſt die Seele der Mannheimer Bühne, aber nichts weniger als Deſpot ihrer Glieder. In der innern Maſchine dieſes Theaters, welche gröſtentheils das Werk ſeines

nes

nes philoſophiſchen Geiſtes und ſeiner patriotiſchen Bemühungen iſt, herrſcht keine diktatoriſche Tirannei. Gar wohl kann es möglich ſeyn, daß Madame Wallenſtein von einer Mitſchauſpielerin oder ihrem Protektor perſönlich verfolgt wurde (denn was vermag nicht oft Rollen- und ſogar Kleiderneid bei manchen Theaterdamen?) aber dieſer Privatgroll konnte nie in eine ſolenne und geſezmäßige Unterdrückung ausarte. Herr Rennſchüb verdient die Beſchuldigung nicht, Madame Wallenſtein von dieſer Bühne vertrieben zu haben, denn Herr Rennſchüb vermag das durchaus nicht. Der Einfluß des Regiſſeurs erſtreckt ſich ganz und gar nicht auf Beurtheilung des Verdienſtes. Darüber kann nur der Intendant des Theaters entſcheiden — und was hätte den Freiherrn von Dalberg veranlaſſen können, Madame Wallenſtein unterdrücken zu *wollen*? Was den Ausſchuß dieſer Bühne? Madame Wallenſtein iſt im Krais ihrer Rollen allerdings zu ſchäzen, aber iſt ſie *die* Künſtlerin, welche einen Oſtracismus Gefahr laufen könnte?

Der Troz eines (ſogar des unentbehrlichſten) Mitglieds kann in einem Inſtitut nicht geduldet werden, das, ſchneller als jedes andre, durch aufgehobene Gleichheit zuſammenfällt. Madame Wallenſtein hätte noch dreimal wichtiger ſeyn können, als ſie es in der That iſt, und dieſes Theater dennoch verlaſſen müſſen Geſezt, daß man wirklich durch ihre Entfernung verlor, was man durch die neue Beſezung ihres Plazes noch nicht gewonnen hat — ſo hat dennoch der Freiherr von Dalberg ohne Tadel gehandelt. Wenn Madame Wallenſtein, was ſie durchaus ſeyn will, ein Opfer war, ſo war ſie nur ein Opfer ihrer Eitelkeit und nicht der Partheiſucht des Intendanten. Doch nun auch kein Wort mehr von dieſer kleinſten der Kleinigkeiten.

Hoffentlich wird ſich die Theaterdirektion nicht zum zweitenmal gegen eine ſo ſchlagfertige Gegnerin ſtellen.

VII.

Dramaturgiſche Preißfragen.

Der Freiherr von Dalberg zu Mannheim, der, wie dem Publikum längſt ſchon bekannt ſeyn wird, durch anhaltenden Enthuſiasmus für die dramatiſche Kunſt, und eine tiefe Theaterkenntniß dem verworrenen Chaos ſeiner deutſchen Bühne die ſchöne Geſtalt einer akademiſchen Stiftung gegeben, und den mechaniſchen Künſtler zum Denker gebildet hat — iſt vor einigen Jahren auf den vortreflichen Gedanken gerathen, die beſten Köpfe der Mannheimer Nationalbühne durch aufgeworfene Preißfragen über die Philoſophie ihrer Kunſt zu beſchäftigen, und ihnen auf dieſe Weiſe Rechenſchaft über ihr Studium und Spiel abzufodern. Sieben ſolche Fragen ſind im Jahr 1784 von den Herren Schauſpielern Beil, Bek, Jſland, Meier und Rennſchüb ſchon beantwortet worden, und der Preiß wurde vom Freihrn v. Dalberg, mit Zuziehung einiger auswärtigen berühmten dramatiſchen Schriftſteller, und der kurpfälziſchen deutſchen Geſellſchaft für Herrn Bek entſchieden. Er beſtand in einer goldenen Denkmünze von zwölf Dukaten.

Die Fragen ſelbſt waren folgende:

Was iſt Natur, und wie weit ſind ihre Gränzen auf der Bühne?

Was iſt der Unterſchied zwiſchen Kunſt und Laune?

Welches iſt der wahre Anſtand auf der Bühne, und wodurch erlangt ihn der Schauſpieler?

Können franzöſiſche Trauerſpiele auf den deutſchen Bühnen gefallen? und wie müßen ſie vorgeſtellt werden, wenn ſie allgemeinen Beifall erhalten ſollen?

Iſt Händeklatſchen oder allgemeine Stille der ſchmeichelhafteſte Beifall für den Schauſpieler?

Giebts allgemein ſichre Regeln, nach welchen der Schauſpieler Pauſen machen ſoll?

Was iſt Nationalſchaubühne im eigentlichſten Verſtande? Wodurch kann ein Theater Nationalſchaubühne werden? und giebt es wirklich ſchon ein deutſches Theater, welches Nationalbühne genannt zu werden verdient?

Im Jahr 1785 wurde das angefangene Werk auf folgende Art fortgeſezt.

Freiherr von Dalberg an den Ausſchuß der Mannheimer Bühne.

1) Die bisher zum Theil ſo fürtreflich ausgefallenen Beantwortungen der aufgeſtellten dramatiſchen Fragen, wodurch ſich die hieſige Ausſchußeinrichtung vor allen ähnlichen Stiftungen auszeichnet, erfordern nun, daß ſie meine Herren mit neu angeſtrengten Kräften meine Abſicht unterſtüzen, eine Abſicht, welche auf Bildung des guten Geſchmacks für die Schauſpielkunſt überhaupt, und insbeſondere auf die beſſere Einrichtungen aller deutſchen Bühnen gerichtet iſt.

2) Ich ſtelle zu dieſem Ende ſechs neue Fragen auf, alle wichtig, alle ihres Nachdenkens würdig. Sie ſeyen der Gegenſtand ihres Forſchens und ihres Fleiſes dieß Jahr hindurch.

3) Sie können dieſe Fragen nach Muſe bearbeiten ohne vorgeſchriebene Ordnung, welche zuerſt, und welche zulezt beantwortet werden ſoll.

4) So wie von ihnen eine oder die andere Frage gründlich wird beantwortet ſeyn, ſo bringen ſie dieſelbe in die nächſte Ausſchußverſammlung zum Vortrag.

5) Längſtens bis Oſtern 1786 muß die ganze Arbeit vollendet, und in denen Ausſchußverſammlungen bereits vorgeleſen worden ſeyn.

6) Den 1ſten des Monats May 1786 wird denen beſten Schriften eine erhöhte Preißmedaille von

20 Dukaten zuerkannt, und ihrem Verfaſſer an dieſem Tag zum Geſchenk eingehändigt.

Der erſte Ausſchuß beſorgt ſogleich die Bekanntmachung dieſes ertheilten Preiſes in allen Journalen.

Die Fragen ſind folgende:

1ſte Frage.

„Wodurch verdient ein deutſches Publikum im „Allgemeinen, und beſonders in Rückſicht auf den „Schauſpieler, das beſte Publikum zu heißen?„

2te Frage.

„Kann der Schauſpieler, ſowohl als eine Theaterdirektion dem falſchen Geſchmack eines Publikums wahre Richtung geben, und durch welche „Gattung Schauſpiele wird der gute Geſchmack am „meiſten verfeinert?„

3te Frage.

„Gewinnt oder verliert der gute Schauſpieler, „den man im Tragiſchen und in Karakterrollen mit „Beifall zu ſehen gewöhnt iſt, dadurch, wenn er „ſich öfters abwechſelnd in komiſchen Rollen zeigt?„

4te Frage.

„Wodurch unterſcheidet ſich das wahre komiſche „Spiel von Karrikatur? und was muß der Schau-

„ſpieler thun, um im komiſchen Fach nie die Grenze zu überſchreiten?„

5te Frage.

„Allgemeine und beſondere Betrachtungen, Anmerkungen, Erfahrungen, Zuſäze, und Prüfungen über das neue Werk der Mimik von Engel?„

6te Frage.

„Läßt ſich für alle Bühnen Deutſchlands ein allgemeines feſtes Geſezbuch machen; wie müßte ſolches eingerichtet werden, und welche ſind die Mittel, demſelben Kraft und Gewicht zu geben?„

Veranlaſſung dieſer Frage.

Verſchiedene gute Köpfe, die ſich um das Wohl unſers Theaters annehmen, und die mancherlei Unordnungen, welche noch auf denen meiſten Bühnen herrſchen, einſehen, haben ſchon öfters den Wunſch zu einem ſolchen Geſezbuch gegen mich geäuſert, noch neulich that Hr. Großmann gelegenheitlich der Wallenſteiniſchen Geſchichte dieſen nemlichen Wunſch in einem Brief, und foderte mich zu dieſer Arbeit gemeinſchaftlich auf. Es iſt auch mein Plan, daran zu arbeiten; zugleich erwarte ich als eine Beantwortung der 6ten Frage, Skizzen, Gedanken und Meinungen von ihnen darüber.

Die bemerkten Hauptfehler und Gebrechen aller Bühnen können der Leitfaden dazu ſeyn. Vielleicht laſſen ſich wichtige Vorſchläge durchſezen.

Sollte dieſe Vorſtellung des Frhrrn. von Dalberg an die Mannheimer Bühne nicht eine Aufforderung für alle übrigen Deutſchlands werden? Die Preißfragen und ihre Beantwortungen ſchränken ſich nicht blos auf jene eine. Um dieſen Preiß kann jeder denkende Schauſpieler kämpfen.

Berichtigungen.

p. 121. ſtatt: andächtgen die — andächtgen.

p. 124. ſtatt: als mich von dir zu ſehn — als mich von dir beſchämt zu ſehn.

p. 124. noch iſt einmal zu viel.

p. 129. ſtatt: anzugaffen — anzuſchauen.

p. 146. ſtatt: Fürſte — Fürſt.

Dictionnaire (nouveau) de la langue allemande et françoiſe, compoſé ſur les Dictionnaires de Mr. Adelung et de l'Académie françoiſe. par Chretien Frederic Schwan. Tom. II. gr. 4to. à 4 Rthlr. 16 Gr. oder 8 fl. 15 kr.

(Der Pränumerationspreiß für dieſe beide Theile war 1 Carolin in Gold und bleibt es auch noch, für diejenigen, welche auf die folgenden franzöſiſch-deutſche Theile zugleich mit unterzeichnen.)

Eberſtein (Karls Frhrn. von) Abhandlung aus dem deutſchen Staatsrechte, von der Religionseigenſchaft, ſowohl der Viril- als Kuriatſtimmen auf deutſchen Reichstägen ꝛc. gr. 8. à 12 Gr. oder 48 kr.

Moſers (des Frhrn. von) patriotiſches Archiv für Deutſchland. Mit Kupf. 1ſter Band. gr. 8. à 1 Rthlr. 12 Gr. oder 2 fl. 15 kr.

Preisſchriften (drei gekrönte) über die Frage: Welches ſind die beſten ausführbarſten Mittel dem Kindermord abzuhelfen, ohne die Unzucht zu begünſtigen? gr. 8. à 12 Gr. oder 45 kr.

In der Oſtermeſſe 1785.

Abbildung aller geiſtlichen und weltlichen Orden mit ausgemahlten Kupfern. 24 und 25ſtes Heft. jedes 1 Rthlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 kr.

Ephemerides Societatis meteorologicæ palatinæ, hiſtoria et obſervationes anni 1783. c. Fig. 4to majori. 1785.

Götz (Joh. Nikolas) vermiſchte Gedichte, herausgegeben von C. W. Ramler. 3 Theile. 8vo. Mit des Verfaſſers Bildniſs von Sinzenich. à 2 Rthlr. oder 3 fl.

Das Portrait beſonders abgedruckt in Farben à 12 Gr. oder 45 kr. roth und ſchwarz 6 Gr. oder 24 kr.

May (Franz) Unterricht für Krankenwärter, neue um fünf Bogen vermehrte Ausgabe. 8vo. à 10 Gr. oder 40 kr.

Moſers (des Frhrn. von) patriotiſches Archiv für Deutſchland. 2ter Band. Mit dem Bildniß des Herrn Stadthalters von Dalberg in Erfurt. gr. 8. à 1 Rthlr. 12 Gr. oder 2 fl. 15 kr.

Caſill (Hrn. Barons von) Geſchichte der gröſten Heerführer neuerer Zeiten mit taktiſch-geographiſchen Noten und Plans begleitet. 2 Theile. 8vo. jeder Theil à 20 Gr. oder 1 fl. 30 kr.

Räch.

Röchling (Joh. Gottfried) hiſtoriſches und phyſikaliſches Leſebuch den Anfängern der lateiniſchen Sprache gewidmet. 8vo. à 12 Gr. oder 48 kr. (wird gleich nach der Meſſe fertig.)

Schmidt (L. B. M.) ausführliche Tabellen über die Polizei-Handlungs- und Finanzwiſſenſchaft. 8vo. à 18 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

Spieler, (die) ein Originalſchauſpiel in 5 Aufzügen von David Beil. gr. 8vo. à 9 Gr. oder 36 kr.

Thalia, (die Rheiniſche) herausgegeben von Friederich Schiller. gr. 8vo. 1ſtes Heft. à 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

Ueber die Mittel, Diebſtähle zu entdecken, beſonders in Städten. 8vo. à 5 Gr. oder 20 kr.

Veri (des Grafen von) Betrachtungen über die Staats-Wirthſchaft, von neuem aus dem italiäniſchen überſezt; mit Anmerkungen und einer Abhandlung über Projekte begleitet von L. B. M. Schmidt. 8vo. à 18 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

In der neuen Hof- und Akademiſchen Buchhandlung zu Mannheim iſt erſchienen:

Bemerkungen der kurpfälziſchen phyſikaliſch-ökonomiſchen Geſellſchaft vom Jahr 1783. mit einer Kupfertafel. à 1 fl. 24 kr.

Mit dieſem Jahrgange wird nun dieſe Sammlung, die aus 16 Bänden beſtehet, beſchloſſen, und iſt daher dieſem lezten Bande ein doppeltes Regiſter, nämlich ein ſyſtematiſches und Namenregiſter ſämtlicher Verfaſſer über dieſe 16 Bände beigefügt. Die künftigen Werke der kurfürſtl. ökonom. Geſellſchaft erſcheinen in Zukunft in groß 8vo. unter dem Titel: Vorleſungen der kurpfälziſchen ökonomiſchen Geſellſchaft, und wird der erſte Band künftigen Herbſt ausgegeben werden. Die Pränumeranten oder Subſcribenten hiezu erhalten das Werk um den vierten Theil wohlfeiler, und kann man ſich deshalben an obige Buchhandlung wenden.

Auf künftige Leipziger Michaelis Meſſe wird zu Hanau im Verlag J. H. Kopps fürſtl. heſſiſch. hanauiſchen Raths die Preſſe verlaſſen: Die beſte Welt, oder Freuden und Leiden des Reinhold Kandidus Frank u. ſ. f. mit 6 neuen Chodowiekiſchen Kupfern. Eine neue Ueberſezung des Voltairiſchen Kandide. Die Ausgabe iſt in 8vo. und koſtet den Subſcribenten 2 fl. 24 kr.

L. A.

Thalia.

Herausgegeben

von

Schiller.

Erſter Band

welcher das I. bis IV. Heft enthält.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göſchen.
1787.

Landes-
Bibliothek
Weimar

Dem

Durchlauchtigſten Fürſten und Herrn

Herrn

Karl Auguſt,

Herzog zu Sachſen ꝛc. ꝛc.

regierenden Herzog

zu

Weimar und Eiſenach

Unterthänigſt gewiedmet

von dem

Herausgeber.

Durchlauchtigſter Herzog,

Gnädigſter Herr,

Unvergeßlich bleibt mir der Abend, wo **Eure Herzogliche Durchlaucht** Sich gnädigſt herabließen, dem unvollkommenen Verſuch meiner dramatiſchen Muſe, dieſem erſten Akt des Dom Karlos, einige unſchäzbare Augenblicke zu ſchenken, Theilnehmer der Gefühle zu werden, in die ich mich wagte, Richter eines Gemähldes zu ſeyn, das ich von Ihresgleichen zu unterwerfen mir erlaubte. Damals, gnädigſter Herr, ſtand es noch allzu tief unter der Vollkommenheit, die es haben ſollte, vor einem fürſtlichen Kenner aufgeſtellt zu werden — ein Wink Ihres gnädigſten Beifalls; einige Blicke **Ihres** Geiſtes, **Ihrer** Empfindung, die ich verſtanden zu haben mir ſchmeichelte, haben mich angefeuert es der Vollendung näher zu bringen. Sollten **Sie, Durchlauchtigſter Herzog**, den Beifall, den **Sie** ihm damals ſchenkten, auch jezt nicht zurücknehmen, ſo habe ich Muth genug, für die Ewigkeit zu arbeiten.

Wie theuer iſt mir zugleich der jezige Augenblick, wo ich es laut und öffentlich ſagen darf, daß **Karl Auguſt** der edelſte von Deutſchlands Fürſten, und der gefühlvolle Freund der Muſen, jezt auch der meinige ſeyn will, daß Er mir erlaubt hat, Ihm anzugehören, daß ich Denjenigen, den ich lange ſchon als den edelſten Menſchen ſchäzte, als meinen Fürſten jezt auch lieben darf.

Ich erſterbe mit unbegränzter Verehrung

Eurer Hochfürſtl. Durchl.

Mannheim,
den 14ten des Lenzmonats
1785.

unterthänigſt gehorſamſter
Friderich Schiller.

Inhalt des erſten Bandes.

Erſtes Heft. 1785.

Zuſchrift.

1. Was kann eine gute ſtehende Schaubühne wirken? vorgeleſen in der öffentlichen Sizung der kurpfälziſchen deutſchen Geſellſchaft von Schiller. S. 1
2. Merkwürdiges Beyſpiel einer weiblichen Rache, überſezt vom Herausgeber aus einer Handſchrift des Herrn Diderot. 27
3. Dom Karlos, Infant von Spanien. 95
4. Der Saal der Antiken zu Mannheim. 176
5. Repertorium des Mannheimer Nationaltheaters. 185
6. Wallenſteiniſcher Theaterkrieg. 192
7. Dramaturgiſche Preißfragen. 194

Zweytes Heft. 1786.

1. An die Freude. S. 1
2. Ueber moderne Größe. 6
3. Verbrechen aus Infamie. Eine wahre Geſchichte. 20
4. Freygeiſterey der Leidenſchaft. 59
5. Reſignation. 64
6. Morgenlied von Sophie Albrecht. 69
7. Philipp II. König von Spanien. Von Mercier. 71
8. Dom Karlos von Spanien Fortſetzung. 10[illegible]
9. Vermiſchte Kleinigkeiten. 129

Drittes Heſt. 1786.

1. Dom Karlos von Spanien. Fortſetzung. 1
2. Den Manen meiner theuren ewig unvergeßlichen Freundin, Catharina Jacquet heilig. 97
3. Philoſophiſche Briefe. 100

Viertes Heſt. 1787.

1. Der Vorſatz. 1
2. Epiſtel an das Leben. 3
3. Dom Karlos von Spanien. Fortſetzung. 6
4. Der Geiſterſeher. 68
5. An den Verfaſſer Hartknopfs. Von einem ungenannten Frauenzimmer eingeſchickt. 95
6. Hoangti oder der unglückliche Prinz, eine Geſchichte nicht ganz im Geſchmack der Scheherazade. 97

I.

Was kann eine gute ſtehende Schaubühne eigentlich wirken?

Eine Vorleſung,

gehalten zu Mannheim in der öffentlichen Sizung der kurpfälziſchen deutſchen Geſellſchaft am 26ſten des Junius 1784. von F. Schiller, Mitglied dieſer Geſellſchaft, und herzogl. Weimariſchen Rath.

Wenn uns der natürliche Stolz — ſo nenne ich die erlaubte Schäzung unſers eigenthümlichen Werths — in keinem Verhältniß des bürgerlichen Lebens verlaſſen ſoll, ſo iſt wohl das erſte dieſes, daß wir uns ſelbſt zuvor die Frage beantworten, ob das Geſchäft, dem wir jezt den beſten Theil unſrer Geiſteskraft hingeben, mit der Würde unſers Geiſts ſich vertrage, und die gerechten Anſprüche des Ganzen auf unſern Beitrag erfülle. Nicht immer blos die höchſte Spannung der Kräfte — nur ihre edelſte Anwendung kann Größe gewähren. Je erhabner das Ziel iſt, nach welchem wir ſtreben, je weiter je mehr umfaſſend der Kreis, worinn wir uns üben, deſto höher ſteigt unſer Muth, deſto reiner wird unſer Selbſtvertrauen, deſto unabhängiger von der Meinung der Welt. Dann nur, wenn wir bei uns ſelbſt erſt entſchieden haben, was wir ſind, und was wir nicht ſind, nur dann ſind wir der Gefahr entgangen, von fremdem Urtheil zu leiden — durch Bewunderung aufgeblaſen, oder durch Geringſchazung faig zu werden.

Woher kommt es denn aber — dieſe Bemerkung hat ſich mir aufgedrungen, ſeitdem ich Menſchen beobachte — woher kommt es, daß der Amtsſtolz ſo gern im entgegengeſezten Verhältniß mit dem wahren Verdienſte ſteht? Daß die Meiſten ihre Anfoderungen an die Achtung der Geſellſchaft in eben dem Grade verdoppeln, in welchem ſich ihr Einfluß auf dieſelbe vermindert? — Wie beſcheiden erſcheint nicht oft der Miniſter, der das Steuerruder des Landes führt, und das große Syſtem der Regierung mit Rieſenkraft wälzt, neben dem kleinen Hiſtrionen, der ſeine Verordnungen zu Papier bringt — wie beſcheiden der große Gelehrte, der die Gränzen des menſchlichen Denkens erweiterte, und die Fackel der Aufklärung über Welttheilen ſchimmern ließ, neben dem dumpfen Pedanten, der ſeine Quartbände hütet? — Man verurtheilt den jungen Mann, der gedrungen von innrer Kraft, aus dem engen Kerker einer Brodwiſſenſchaft heraustritt, und dem Rufe des Gottes folgt, der in ihm iſt? — Iſt das die Rache der kleinen Geiſter an dem Genie, dem ſie nachzuklimmen verzagen? Rechnen ſie vielleicht ihre Arbeit darum ſo hoch an, weil ſie ihnen ſo ſauer wurde? — Trockenheit, Ameiſenfleiß und gelehrte Taglöhnerei werden unter den ehrwürdigen Namen Gründlichkeit, Ernſt und Tiefſinn geſchäzt, bezahlt und bewundert. Nichts iſt bekannter, und nichts gereicht zugleich der geſunden Vernunft mehr zur Schande, als der unverſöhnliche Haß, die ſtolze Verachtung, womit Fakultäten auf freie Künſte herunterſehen — und dieſe Verhältniſſe werden forterben, bis ſich Gelehrſamkeit und Geſchmack, Wahrheit und Schönheit, als zwo verſöhnte Geſchwiſter umarmen.

Es iſt leicht einzuſehen, in wie fern dieſe Bemerkung mit der Frage zuſammenhängt: „Was wirkt die Bühne?„ — Die höchſte und lezte Foderung, welche der Philoſoph und Geſezgeber einer öffentlichen Anſtalt nur machen können, iſt Beförderung allgemeiner Glückſeligkeit. Was die Dauer des phyſiſchen Lebens erhält, wird immer ſein erſtes Augenmerk ſeyn; was die Menſchheit innerhalb ihres Weſens veredelt, ſein höchſtes. Bedürfniß des Thiermenſchen iſt alter und drängender — Bedürfniß des Geiſtes vorzüglicher, unerſchöpflicher. Wer alſo unwiderſprechlich beweiſen kann, daß die Schaubühne Menſchen- und Volksbildung wirkte, hat ihren Rang neben den erſten Anſtalten des Staats entſchieden.

Die dramatiſche Kunſt ſezt mehr voraus, als jede andre von ihren Schweſtern. Das höchſte Produkt dieſer Gattung iſt vielleicht auch das höchſte des menſchlichen Geiſtes. Das Syſtem der körperlichen Anziehung und Shakeſpears Julius Ceſar — es ſteht dahin, ob die Zunge der Waage, worinn höhere Geiſter die menſchlichen wägen, um einen mathematiſchen Punkt überſchlagen wird. Wenn diß entſchieden iſt — und entſchied nicht der unbeſtechlichſte Richter, die Nachwelt? — warum ſollte man nicht vor allen Dingen dahin befliſſen ſeyn, die Würde einer Kunſt außer Zweifel zu ſezen, deren Ausübung alle Kräfte der Seele, des Geiſtes und des Herzens beſchäftigt? — Es iſt Verbrechen gegen ſich ſelbſt, Mord der Talente, wenn das nämliche Maas von Fähigkeit, welches dem höchſten Intereſſe der Menſchheit würde gewuchert haben, an einem minder wichtigen Gegenſtand undankbar verſchwendet wird. Iſt es wirklich noch zweifelhaft, ob du vom Himmel herabſtammſt, ſind alle deine geprahlten Einflüſſe wirklich nur ſchöne Schimären deiner Bewunderer, iſt die Menſchheit nicht deine Schuldnerin — o ſo zerreiße deinen unſterblichen Lorbeer, Thalia, laß deine Poſaune von ihr ſchweigen, ewige Fama! — Jene bewunderte Iphigenia war nichts als ein ſchwacher Augenblick ihres Schöpfers, der ſeiner Würde vergaß — der geprieſene Hamlet nichts als eine Majeſtätsverlezung des Dichters gegen den himmliſchen Genius.

Ueber keine Kunſt iſt — ſo viel ich weiß — mehr geſagt und geſchrieben worden, als über dieſe; über keine weniger entſchieden. Die Welt hat ſich hier, mehr als irgendwo, in Vergötterung und Verdammung getheilt, und die Wahrheit gieng verloren durch Uebertreibung. Der härteſte Angriff, den ſie erleiden mußte, geſchah von einer Seite, wo er nicht zu erwarten war. — Der Leichtſinn, die Frechheit, auch ſelbſt die Abſcheulichkeit derer die ſie ausüben, kann der Kunſt ſelbſt nicht zur Laſt fallen. Die meiſten eurer dramatiſchen Schilderungen, und ſelbſt die am meiſten geprieſenen, was ſind ſie anders, ſpricht man, als feine verſteckte Giftmiſcherei, künſtlich aufgeputzte Laſter, weichliche oder großſprechende Tugenden? — Eure Repräſentanten der Menſchheit, eure Künſtler und Künſtlerinnen, wie oft Brandmark des Namens den ſie tragen, Parodien ihres geweihten Amtes, wie oft Auswurf der Menſchheit? Eure gerühmte Schule der Sitten, wie oft nur die lezte Zuflucht des geſättigten Luxus? ein Hinterhalt des Muthwillens und der Satyre? Wie oft dieſe hohe göttliche Thalia eine Spaßmacherin des Pöbels, oder Staubleckerin an ſehr kleinen Thronen? — Alle dieſe Ausrufungen ſind unwiderleglich wahr, doch trift keine einzge die Bühne. Chriſtus Religion war das Feldgeſchrei, als man Amerika entvölkerte — Chriſtus Religion zu verherrlichen mordeten Damiens und Ravaillac, und ſchoß Karl der Neunte auf die fliehenden Hugenotten zu Paris. — Wem aber wird es einfallen, die ſanftmüthigſte der Religionen einer Schandthat zu bezüchtigen, von der auch die rohe Thierheit ſich feierlich losſagen würde?

Eben ſo wenig darf die Kunſt es entgelten, daß ſie in Europa nicht iſt, was ſie in Aſien war, im achtzehnten Jahrhundert nicht iſt, was unter Aſpaſia und Perikles. Genug für ſie, daß ſie es damals geweſen, und daß die Nation, bei welcher ſie blühte, noch jezt unſer Muſter iſt — Aber ich ſchreite zur Unterſuchung ſelbſt.

Ein allgemeiner unwiderſtehlicher Hang nach dem neuen und außerordentlichen, ein Verlangen, ſich in einem leidenſchaftlichen Zuſtande zu fühlen, hat, nach Sulzers Ausdruck, die Bühne hervorgebracht. Erſchöpft von den höhern Anſtrengungen des Geiſtes, ermattet von den einförmigen, oft niederdrückenden Geſchäften des Berufs, und von Sinnlichkeit geſättigt, mußte der Menſch eine Leerheit in ſeinem Weſen fühlen, die dem ewigen Trieb nach Thätigkeit zuwider war. Unſre Natur, gleich unfähig, länger im Zuſtand des Thiers fortzudauren, als die feinern Arbeiten des Verſtands fortzuſezen, verlangte einen mittleren Zuſtand, der beide widerſprechenden Enden vereinigte, die harte Spannung zu ſanfter Harmonie herabſtimmte, und den wechſelsweiſen Uebergang eines Zuſtands in den andern erleichterte. Dieſen Nuzen leiſtet überhaupt nun der äſthetiſche Sinn, oder das Gefühl für das Schöne. Da aber eines weiſen Geſezgebers erſtes Augenmerk ſeyn muß, unter zwo Wirkungen die höchſte heraus zu leſen, ſo wird er ſich nicht begnügen, die Neigungen ſeines Volks nur entwaffnet zu haben; er wird ſie auch, wenn es irgend nur möglich iſt, als Werkzeuge höherer Plane gebrauchen, und in Quellen von Glückſeligkeit zu verwandeln bemüht ſeyn, und darum wählte er vor allen andern die Bühne, die dem nach Thätigkeit dürſtenden Geiſt einen unendlichen Krais eröfnet, jeder Seelenkraft Nahrung gibt, ohne eine einzige zu überſpannen, und die Bildung des Verſtands und des Herzens mit der edelſten Unterhaltung vereinigt.

Derjenige, welcher zuerſt die Bemerkung machte, daß eines Staats feſteſte Säule Religion ſei — daß ohne ſie die Geſeze ſelbſt ihre Kraft verlieren, hat vielleicht, ohne es zu wollen oder zu wiſſen, die Schaubühne von ihrer edelſten Seite vertheidigt. Eben dieſe Unzulänglichkeit, dieſe ſchwankende Eigenſchaft der politiſchen Geſeze, welche dem Staat die Religion unentbehrlich macht, beſtimmt auch den ganzen Einfluß der Bühne. Geſeze, wollte er ſagen, drehen ſich nur um verneinende Pflichten — Religion dehnt ihre Foderungen auf wirkliches Handeln aus. Geſeze hemmen nur Wirkungen die den Zuſammenhang der Geſellſchaft auflöſen — Religion beſiehlt ſolche, die ihn inniger machen. Jene herrſchen nur über die offenbaren Aeuſſerungen des Willens, nur Thaten ſind ihnen unterthan — dieſe ſezt ihre Gerichtsbarkeit bis in die verborgenſten Winkel des Herzens fort, und verfolgt den Gedanken bis an die innerſte Quelle. Geſeze ſind glatt und geſchmeidig, wandelbar wie Laune und Leidenſchaft — Religion bindet ſtreng und ewig. Wenn wir nun aber auch vorausſezen wollten, was nimmermehr iſt — wenn wir der Religion dieſe große Gewalt über jedes Menſchenherz einräumen, wird ſie oder kann ſie die ganze Bildung vollenden? — Religion (ich trenne hier ihre politiſche Seite von ihrer göttlichen) Religion wirkt im Ganzen mehr auf den ſinnlichen Theil des Volks — ſie wirkt vielleicht durch das Sinnliche allein ſo unfehlbar. Ihre Kraft iſt dahin, wenn wir ihr dieſes nehmen — und wodurch wirkt die Bühne? Religion iſt dem größern Theile der Menſchen nichts mehr, wenn wir ihre Bilder, ihre Probleme vertilgen, wenn wir ihre Gemählde von Himmel und Hölle zernichten — und doch ſind es nur Gemählde der Phantaſie, Räzel ohne Auflöſung, Schreckbilder und Lockungen aus der Ferne. Welche Verſtärkung für Religion und Geſeze, wenn ſie mit der Schaubühne in Bund treten, wo Anſchauung und lebendige Gegenwart iſt, wo Laſter und Tugend, Glückſeligkeit und Elend, Thorheit und Weißheit in tauſend Gemählden faßlich und wahr an dem Menſchen vorübergehen, wo die Vorſehung ihre Räzel auflößt, ihren Knoten vor ſeinen Augen entwickelt, wo das menſchliche Herz auf den Foltern der Leidenſchaft ſeine leiſeſten Regungen beichtet, alle Larven fallen, alle Schminke verfliegt, und die Wahrheit unbeſtechlich wie Rhadamanthus Gericht hält.

Die Gerichtsbarkeit der Bühne fängt an, wo das Gebiet der weltlichen Geſeze ſich endigt. Wenn die Gerechtigkeit für Gold verblindet, und im Solde der Laſter ſchwelgt, wenn die Frevel der Mächtigen ihrer Ohnmacht ſpotten, und Menſchenfurcht den Arm der Obrigkeit bindet, übernimmt die Schaubühne Schwerd und Waage, und reißt die Laſter vor einen ſchrecklichen Richterſtuhl. Das ganze Reich der Phantaſie und Geſchichte, Vergangenheit und Zukunft ſtehen ihrem Wink zu Gebot. Kühne Verbrecher, die längſt ſchon im Staub vermodern, werden durch den allmächtigen Ruf der Dichtkunſt jezt vorgeladen, und wiederholen zum ſchauervollen Unterricht der Nachwelt ein ſchändliches Leben. Ohnmächtig, gleich den Schatten in einem Hohlſpiegel wandeln die Schrecken ihres Jahrhunderts vor unſern Augen vorbei, und mit wollüſtigem Entſezen verfluchen wir ihr Gedächtniß. Wenn keine Moral mehr gelehrt wird, keine Religion mehr Glauben findet, wenn kein Geſez mehr vorhanden iſt, wird uns Medea noch anſchauern, wenn ſie die Treppen des Pallaſtes herunter wankt, und der Kindermord jezt geſchehen iſt. Heilſame Schauer werden die Menſchheit ergreifen, und in der Stille wird jeder ſein gutes Gewiſſen preißen, wenn Lady Makbeth, eine ſchreckliche Nachtwandlerin, ihre Hände wäſcht, und alle Wohlgerüche Arabiens herbeiruft, den häßlichen Mordgeruch zu vertilgen. Wer von uns ſah ohne Beben zu, wen durchdrang nicht lebendige Glut zur Tugend, brennender Haß des Laſters, als, aufgeſchröckt aus Träumen der Ewigkeit, von den Schreckniſſen des nahen Gerichts umgeben, Franz von Moor aus dem Schlummer ſprang, als er, die Donner des erwachten Gewiſſens zu übertäuben, Gott aus der Schöpfung läugnete, und ſeine gepreßte Bruſt, zum lezten Gebete vertrocknet, in frechen Flüchen ſich Luft machte? — — Es iſt nicht Uebertreibung, wenn man behauptet, daß dieſe auf der Schaubühne aufgeſtellten Gemählde mit der Moral des gemeinen Manns endlich in eins zuſammen fließen, und in einzelnen Fällen ſeine Empfindung beſtimmen. Ich ſelbſt bin mehr als einmal ein Zeuge geweſen, als man ſeinen ganzen Abſcheu vor ſchlechten Thaten in dem Scheltwort zuſammenhäufte: Der Menſch iſt ein Franz Moor. Dieſe Eindrücke ſind unauslöſchlich, und bei der leiſeſten Berührung ſteht das ganze abſchröckende Kunſtgemählde im Herzen des Menſchen wie aus dem Grabe auf. So gewiß ſichtbare Darſtellung mächtiger wirkt, als todter Buchſtabe und kalte Erzählung, ſo gewiß wirkt die Schaubühne tiefer und daurender als Moral und Geſeze.

Aber hier unterſtüzt ſie die weltliche Gerechtigkeit nur — ihr iſt noch ein weiteres Feld geöfnet. Tauſend Laſter, die jene ungeſtraft duldet, ſtraft ſie; tauſend Tugenden, wovon jene ſchweigt, werden von der Bühne empfohlen. Hier begleitet ſie die Weisheit und die Religion. Aus dieſer reinen Quelle ſchöpft ſie ihre Lehren und Muſter, und kleidet die ſtrenge Pflicht in ein reizendes lockendes Gewand. Mit welch herrlichen Empfindungen, Entſchlüſſen, Leidenſchaften ſchwellt ſie unſere Seele, welche göttliche Ideale ſtellt ſie uns zur Nacheiferung aus! — Wenn der gütige Auguſt dem Verräther Cinna, der ſchon den tödlichen Spruch auf ſeinen Lippen zu leſen meint, groß wie ſeine Götter, die Hand reicht: „Laß „uns Freunde ſeyn Cinna!„ — Wer unter der Menge wird in dem Augenblick nicht gern ſeinem Todfeind die Hand drücken wollen, dem göttlichen Römer zu gleichen? — Wenn Franz von Sickingen, auf dem Wege einen Fürſten zu züchtigen und für fremde Rechte zu kämpfen, unverſehens hinter ſich ſchaut, und den Rauch aufſteigen ſieht von ſeiner Veſte, wo Weib und Kind hilflos zurückblieben, und er — weiter zieht, Wort zu halten — wie groß wird mir da der Menſch, wie klein und verächtlich das gefürchtete unüberwindliche Schickſal!

Eben ſo häßlich, als liebenswürdig die Tugend, mahlen ſich die Laſter in ihrem furchtbaren Spiegel ab. Wenn der hilfloſe kindiſche Lear in Nacht und Ungewitter vergebens an das Haus ſeiner Töchter pocht, wenn er ſein weißes Haar in die Lüfte ſtreut, und den tobenden Elementen erzählt, wie unnatürlich ſeine Regan geweſen, wenn ſein wütender Schmerz zulezt in den ſchrecklichen Worten von ihm ſtrömt: „Ich gab euch „Alles!„ — Wie abſcheulich zeigt ſich uns da der Undank? Wie feierlich geloben wir Ehrfurcht und kindliche Liebe! — Unſre Schaubühne hat noch eine große Eroberung ausſtehen, von deren Wichtigkeit erſt der Erfolg ſprechen wird. Shakeſpears Timon von Athen iſt, ſo weit ich mich beſinnen kann, noch auf keiner deutſchen Bühne erſchienen, und, ſo gewiß ich den Menſchen vor allem andern zuerſt im Shakeſpear aufſuche, ſo gewiß weiß ich im ganzen Shakeſpear kein Stück, wo er wahrhaftiger vor mir ſtünde, wo er lauter und beredter zu meinem Herzen ſpräche, wo ich mehr Lebensweiſheit lernte, als im Timon von Athen. Es iſt wahres Verdienſt um die Kunſt, dieſer Goldader nachzugraben.

Aber der Wirkungskrais der Bühne dehnt ſich noch weiter aus. Auch da, wo Religion und Geſeze es unter ihrer Würde achten, Menſchenempfindungen zu begleiten, iſt ſie für unſere Bildung noch geſchäftig. Das Glück der Geſellſchaft wird eben ſo ſehr durch Thorheit als durch Verbrechen und Laſter geſtört. Eine Erfahrung lehrt es, die ſo alt iſt als die Welt, daß im Gewebe menſchlicher Dinge oft die gröſten Gewichte an den kleinſten und zärteſten Fäden hangen, und, wenn wir Handlungen zu ihrer Quelle zurückbegleiten, wir zehenmal lächeln müßen, ehe wir uns einmal entſezen. Mein Verzeichniß von Böſewichtern wird mit jedem Tage, den ich älter werde, kürzer, und mein Regiſter von Thoren vollzähliger und länger. Wenn die ganze moraliſche Verſchuldung des einen Geſchlechtes aus einer und eben der Quelle hervorſpringt, wenn alle die ungeheuren Extreme von Laſter, die es jemals gebrandmarkt haben, nur veränderte Formen, nur höhere Grade einer Eigenſchaft ſind, die wir zulezt alle einſtimmig belächeln und lieben, warum ſollte die Natur bei dem andern Geſchlechte nicht die nämliche Wege gegangen ſeyn? Ich kenne nur ein Geheimniß, den Menſchen vor Verſchlimmerung zu bewahren, und dieſes iſt — ſein Herz gegen Schwächen zu ſchüzen.

Einen großen Theil dieſer Wirkung können wir von der Schaubühne erwarten. Sie iſt es, die der großen Klaſſe von Thoren den Spiegel vorhält, und die tauſendfachen Formen derſelben mit heilſamem Spott beſchämt. Was ſie oben durch Rührung und Schrecken wirkte, leiſtet ſie hier, (ſchneller vielleicht, und unfehlbarer) durch Scherz und Satire. Wenn wir es unternehmen wollten, Luſtſpiel und Trauerſpiel nach dem Maas der erreichten Wirkung zu ſchäzen, ſo würde vielleicht die Erfahrung dem erſten den Vorrang geben. Spott und Verachtung verwunden den Stolz des Menſchen empfindlicher, als Verabſcheuung ſein Gewiſſen foltert. Vor dem Schrecklichen verkriecht ſich unſre Faigheit, aber eben dieſe Faigheit überliefert uns dem Stachel der Satire. Geſez und Gewiſſen ſchüzen uns oft für Verbrechen und Laſtern — Lächerlichkeiten verlangen einen eigenen feinern Sinn, den wir nirgends mehr als vor dem Schauplaze üben. Vielleicht, daß wir einen Freund bevollmächtigen unſre Sitten und unſer Herz anzugreifen, aber es koſtet uns Mühe, ihm ein einziges Lachen zu vergeben. Unſre Vergehungen ertragen einen Aufſeher und Richter, unſre Unarten kaum einen Zeugen — Die Schaubühne allein kann unſre Schwächen belachen, weil ſie unſrer Empfindlichkeit ſchont, und den ſchuldigen Thoren nicht wiſſen will — Ohne roth zu werden ſehen wir unſre Larve aus ihrem Spiegel fallen, und danken ingeheim für die ſanfte Ermahnung.

Aber ihr großer Wirkungskrais iſt noch lange nicht geendigt. Die Schaubühne iſt mehr als jede andere öffentliche Anſtalt des Staats eine Schule der praktiſchen Weißheit, ein Wegweiſer durch das bürgerliche Leben, ein unfehlbarer Schlüſſel zu den geheimſten Zugängen der menſchlichen Seele. Ich gebe zu, daß Eigenliebe und Abhärtung des Gewiſſens nicht ſelten ihre beſte Wirkung vernichten, daß ſich noch tauſend Laſter mit frecher Stirne vor ihrem Spiegel behaupten, tauſend gute Gefühle vom kalten Herzen des Zuſchauers fruchtlos zurückfallen — ich ſelbſt bin der Meinung, daß vielleicht Molieres Harpagon noch keinen Wucherer beſſerte, daß der Selbſtmörder Beverlei noch wenige ſeiner Brüder von der abſcheulichen Spielſucht zurückzog, daß Karl Moors unglückliche Räubergeſchichte die Landſtraſſen nicht viel ſicherer machen wird — aber wenn wir auch dieſe große Wirkung der Schaubühne einſchränken, wenn wir ſo ungerecht ſeyn wollen, ſie gar aufzuheben — wie unendlich viel bleibt noch von ihrem Einfluß zurück? Wenn ſie die Summe der Laſter weder tilgt noch vermindert, hat ſie uns nicht mit denſelben bekannt gemacht? — Mit dieſen Laſterhaften, dieſen Thoren müſſen wir leben. Wir müßen ihnen ausweichen oder begegnen; wir müßen ſie untergraben, oder ihnen unterliegen. Jezt aber überraſchen ſie uns nicht mehr. Wir ſind auf ihre Anſchläge vorbereitet. Die Schaubühne hat uns das Geheimniß verrathen, ſie ausfündig und unſchädlich zu machen. Sie zog dem Heuchler die künſtliche Maske ab, und entdeckte das Nez, womit uns Liſt und Kabale umſtrickten. Betrug und Falſchheit riß ſie aus krummen Labirinthen hervor, und zeigte ihr ſchreckliches Angeſicht dem Tag. Vielleicht, daß die ſterbende Sara nicht einen Wollüſtling ſchröckt, daß alle Gemählde geſtrafter Verführung ſeine Glut nicht erkälten, und daß ſelbſt die verſchlagene Spielerin dieſe Wirkung ernſtlich zu verhüten bedacht iſt —

glücklich genug, daß die argloſe Unſchuld jezt ſeine Schlingen kennt, daß die Bühne ſie lehrte, ſeinen Schwüren miſtrauen, und vor ſeiner Anbetung zittern.

Nicht blos auf Menſchen und Menſchenkarakter, auch auf Schickſale macht uns die Schaubühne aufmerkſam, und lehrt uns die große Kunſt, ſie zu ertragen. Im Gewebe unſers Lebens ſpielen Zufall und Plan eine gleich große Rolle; den leztern lenken wir, dem erſtern müſſen wir uns blind unterwerfen. Gewinn genug, wenn unausbleibliche Verhängniſſe uns nicht ganz ohne Faſſung finden, wenn unſer Muth, unſre Klugheit ſich einſt ſchon in ähnlichen übten, und unſer Herz zu dem Schlag ſich gehärtet hat. Die Schaubühne führt uns eine mannichfaltige Szene menſchlicher Leiden vor. Sie zieht uns künſtlich in fremde Bedrängniſſe, und belohnt uns das augenblickliche Leiden mit wollüſtigen Thränen, und einem herrlichen Zuwachs an Muth und Erfahrung. Mit ihr folgen wir der verlaſſenen Ariadne durch das wiederhallende Naxos, ſteigen mit ihr in den Hungerthurm Ugolinos hinunter, betreten mit ihr das entſezliche Blutgerüſte, und behorchen mit ihr die feierliche Stunde des Todes. Hier hören wir, was unſre Seele in leiſen Ahndungen fühlte, die überraſchte Natur laut und unwiderſprechlich bekräftigen. Im Gewölbe des Towrs verläßt den betrogenen Liebling die Gunſt ſeiner Königin — Jezt da er ſterben ſoll, entfliegt dem geängſtigten Moor ſeine treuloſe ſophiſtiſche Weißheit. Die Ewigkeit entläßt einen Todten, Geheimniſſe zu offenbaren, die kein Lebendiger wiſſen kann, und der ſichere Böſewicht verliert ſeinen lezten gräßlichen Hinterhalt, weil auch Gräber noch ausplaudern.

Aber nicht genug, daß uns die Bühne mit Schickſalen der Menſchheit bekannt macht, ſie lehrt uns auch gerechter gegen den Unglücklichen ſeyn, und nachſichtsvoller über ihn richten. Dann nur, wenn wir die Tiefe ſeiner Bedrängniſſe ausmeſſen, dörfen wir das Urtheil über ihn ausſprechen. Kein Verbrechen iſt ſchändender, als das Verbrechen des Diebs — aber miſchen wir nicht alle eine Thräne des Mitleids in unſern Verdammungsſpruch, wenn wir uns in den ſchrecklichen Drang verlieren, worinn Eduard Ruhberg die That vollbringt? — Selbſtmord wird allgemein als Frevel verabſcheut; wenn aber, beſtürmt von den Drohungen eines wütenden Vaters, beſtürmt von Liebe, von der Vorſtellung ſchrecklicher Kloſtermauren, Mariane den Gift trinkt, wer von uns will der erſte ſeyn, der über dem beweinenswürdigen Schlachtopfer einer verruchten Maxime den Stab bricht? — Menſchlichkeit und Duldung fangen an der herrſchende Geiſt unſrer Zeit zu werden; ihre Stralen ſind bis in die Gerichtsſäle, und noch weiter — in das Herz unſrer Fürſten gedrungen. Wie viel Antheil an dieſem göttlichen Werk gehört unſern Bühnen? Sind ſie es nicht, die den Menſchen mit dem Menſchen bekannt machten, und das geheime Räderwerk aufdeckten, nach welchem er handelt?

Eine merkwürdige Klaſſe von Menſchen hat Urſache, dankbarer als alle übrigen gegen die Bühne zu ſeyn. Hier nur hören die Groſſen der Welt, was ſie nie oder ſelten hören — Wahrheit; was ſie nie oder ſelten ſehen, ſehen ſie hier — den Menſchen.

So groß und vielfach iſt das Verdienſt der beſſern Bühne um die ſittliche Bildung; kein geringeres gebührt ihr um die ganze Aufklärung des Verſtandes. Eben hier in dieſer höhern Sphäre weiß der groſſe Kopf, der feurige Patriot ſie erſt ganz zu gebrauchen.

Er wirft einen Blick durch das Menſchengeſchlecht, vergleicht Völker mit Völkern, Jahrhunderte mit Jahrhunderten, und findet, wie ſklaviſch die größere Maſſe des Volks an Ketten des Vorurtheils und der Meinung gefangen liegt, die ſeiner Glückſeligkeit ewig entgegen arbeiten — daß die reinern Stralen der Wahrheit nur wenige einzelne Köpfe beleuchten, welche den kleinen Gewinn vielleicht mit dem Aufwand eines ganzen Lebens erkauften. Wodurch kann der weiſe Geſezgeber die Nation derſelben theilhaftig machen?

Die Schaubühne iſt der gemeinſchaftliche Kanal, in welchen von dem denkenden beſſern Theile des Volks das Licht der Weißheit herunterſtrömt, und von da aus in milderen Stralen durch den ganzen Staat ſich verbreitet. Richtigere Begriffe, geläuterte Grundſäze, reinere Gefühle fließen von hier durch alle Adern des Volks; der Nebel der Barbarei, des finſtern Aberglaubens verſchwindet, die Nacht weicht dem ſiegenden Licht. Unter ſo vielen herrlichen Früchten der beſſern Bühne will ich nur zwo auszeichnen. Wie allgemein iſt nur ſeit wenigen Jahren die Duldung der Religionen und Sekten geworden? — Noch ehe uns Nathan der Jude, und Saladin der Sarazene beſchämten, und die göttliche Lehre uns predigten, daß Ergebenheit in Gott von unſerm Wähnen über Gott ſo gar nicht abhängig ſei — ehe noch Joſeph der Zweite die fürchterliche Hyder des frommen Haßes bekämpfte, pflanzte die Schaubühne Menſchlichkeit und Sanftmuth in unſer Herz, die abſcheulichen Gemählde heidniſcher Pfaffenwuth lehrten uns Religionshaß vermeiden — in dieſem ſchrecklichen Spiegel wuſch das Chriſtenthum ſeine Flecken ab. Mit eben ſo glücklichem Erfolge würden ſich von der Schaubühne Irrthümer der Erziehung bekämpfen laſſen; das Stück iſt noch zu hoffen, wo dieſes merkwürdige Thema behandelt wird. Keine Angelegenheit iſt dem Staat durch ihre Folgen ſo wichtig als dieſe, und doch iſt keine ſo Preiß gegeben, keine dem Wahne, dem Leichtſinn des Bürgers ſo uneingeſchränkt anvertraut, wie es dieſe iſt. Nur die Schaubühne könnte die unglücklichen Schlachtopfer vernachläßigter Erziehung in rührenden erſchütternden Gemählden an ihm vorüber führen; hier könnten unſre Väter eigenſinnigen Maximen entſagen, unſre Mütter vernünftiger lieben lernen. Falſche Begriffe führen das beſte Herz des Erziehers irre; deſto ſchlimmer, wenn ſie ſich noch mit Methode brüſten, und den zarten Schößling in Philanthropinen und Gewächshäuſern ſyſtematiſch zu Grund richten. Der gegenwärtig herrſchende Kizel, mit Gottes Geſchöpfen Chriſtmarkt zu ſpielen, dieſe berühmte Raſerei, Menſchen zu brechſeln, und es Deukalion gleich zu thun, (mit dem Unterſchied freilich, daß man aus Menſchen nunmehr Steine macht, wie jener aus Steinen Menſchen) verdiente es mehr als jede andere Ausſchweifung der Vernunft den Geißel der Satire zu fühlen.

Nicht weniger ließen ſich — verſtünden es die Oberhäupter und Vormünder des Staats — von der Schaubühne aus, die Meinungen der Nation über Regierung und Regenten zurechtweiſen. Die geſezgebende Macht ſpräche hier durch fremde Symbolen zu dem Unterthan, verantwortete ſich gegen ſeine Klagen, noch ehe ſie laut werden, und beſtäche ſeine Zweifelſucht, ohne es zu ſcheinen. Sogar Induſtrie und Erfindungsgeiſt könnten und würden vor dem Schauplaze Feuer fangen, wenn die Dichter es der Mühe werth hielten Patrioten zu ſeyn, und der Staat ſich herablaſſen wollte, ſie zu hören.

Unmöglich kann ich hier den großen Einfluß übergehen, den eine gute ſtehende Bühne auf den Geiſt der Nation haben würde. Nationalgeiſt eines Volks nenne ich die Aehnlichkeit und Uebereinſtimmung ſeiner Meinungen und Neigungen bei Gegenſtänden, worüber eine andere Nation anders meint und empfindet. Nur der Schaubühne iſt es möglich, dieſe Uebereinſtimmung in einem hohen Grad zu bewirken, weil ſie das ganze Gebieth des menſchlichen Wiſſens durchwandert, alle Situationen des Lebens erſchöpft, und in alle Winkel des Herzens hinunter leuchtet; weil ſie alle Stände und Klaſſen in ſich vereinigt, und den gebahnteſten Weg zum Verſtand und zum Herzen hat. Wenn in allen unſern Stücken *ein* Hauptzug herrſchte, wenn unſre Dichter unter ſich einig werden, und einen feſten Bund zu dieſem Endzweck errichten wollten — wenn ſtrenge Auswahl ihre Arbeiten leitete, ihr Pinſel nur Volksgegenſtänden ſich weihte — mit einem Wort, wenn wir es erlebten eine Nationalbühne zu haben, ſo würden wir auch eine Nation. Was kettete Griechenland ſo feſt aneinander? Was zog das Volk ſo unwiderſtehlich nach ſeiner Bühne? — Nichts anders als der vaterländiſche Inhalt der Stücke, der griechiſche Geiſt, das große überwältigende Intereſſe des Staats, der beſſeren Menſchheit, das in denſelbigen athmete.

Noch ein Verdienſt hat die Bühne — ein Verdienſt, das ich jezt um ſo lieber in Anſchlag bringe, weil ich vermuthe, daß ihr Rechtshandel mit ihren Verfolgern ohnehin ſchon gewonnen ſeyn wird. Was bis hieher zu beweiſen unternommen worden, daß ſie auf Sitten und Aufklärung weſentlich wirke, war zweifelhaft — daß ſie unter allen Erfindungen des Luxus, und allen Anſtalten zur geſellſchaftlichen Ergözlichkeit den Vorzug verdiene, haben ſelbſt ihre Feinde geſtanden. Aber was ſie hier leiſtet iſt wichtiger, als man gewohnt iſt zu glauben.

Die menſchliche Natur erträgt es nicht, ununterbrochen und ewig auf der Folter der Geſchäfte zu liegen, die Reize der Sinne ſterben mit ihrer Befriedigung. Der Menſch, überladen von thieriſchem Genuß, der langen Anſtrengung müde, vom ewigen Triebe nach Thätigkeit gequält, dürſtet nach beſſern auserleſnern Vergnügungen, oder ſtürzt zügelloß in wilde Zerſtreuungen, die ſeinen Hinfall beſchleunigen, und die Ruhe der Geſellſchaft zerſtören. Bacchantiſche Freuden, verderbliches Spiel, tauſend Raſereien, die der Müßiggang ausheckt ſind unvermeidlich, wenn der Geſezgeber dieſen Hang des Volks nicht zu lenken weiß. Der Mann von Geſchäften iſt in Gefahr, ein Leben, das er dem Staat ſo großmüthig hinopferte, mit dem unſeligen Spleen abzubüßen — der Gelehrte zum dumpfen Pedanten herabzuſinken — der Pöbel zum Thier. Die Schaubühne iſt die Stiftung, wo ſich Vergnügen mit Unterricht, Ruhe mit Anſtrengung, Kurzweil mit Bildung gattet, wo keine Kraft der Seele zum Nachtheil der andern geſpannt, kein Vergnügen auf Unkoſten des Ganzen genoßen wird. Wenn Gram an dem Herzen nagt, wenn trübe Laune unſre einſame Stunden vergiftet, wenn uns Welt und Geſchäfte anekeln, wenn tauſend Laſten unſre Seele drücken, und unſre Reizbarkeit unter Arbeiten des Berufs zu erſticken droht, ſo empfängt uns die Bühne — in dieſer künſtlichen Welt träumen wir die wirkliche hinweg, wir werden uns ſelbſt wieder gegeben, unſre Empfindung erwacht, heilſame Leidenſchaften erſchüttern unſre ſchlummernde Natur, und treiben das Blut in friſcheren Wallungen. Der Unglückliche weint hier mit fremdem Kummer ſeinen eigenen aus, — der Glückliche wird nüchtern, und der Sichere beſorgt. Der empfindſame Weichling härtet ſich zum Manne, der rohe Unmenſch fängt hier zum erſtenmal zu empfinden an. Und dann endlich — welch ein Triumph für dich, Natur — ſo oft zu Boden getretene, ſo oft wieder auferſtehende Natur — wenn Menſchen aus allen Kraiſen und Zonen und Ständen, abgeworfen jede Feſſel der Künſtelei und der Mode, herausgeriſſen aus jedem Drange des Schickſals, durch eine allwebende Sympathie verbrüdert, in Ein Geſchlecht wieder aufgelößt, ihrer ſelbſt und der Welt vergeſſen, und ihrem himmliſchen Urſprung ſich nähern. Jeder Einzelne genießt die Entzückungen aller, die verſtärkt und verſchönert aus hundert Augen auf ihn zurück fallen, und ſeine Bruſt giebt jezt nur Einer Empfindung Raum — es iſt dieſe: ein Menſch zu ſeyn.

II.

Merkwürdiges Beiſpiel einer weiblichen Rache.

(Aus einem Manuſcript des verſtorbenen Diderot gezogen.)

Der Marquis von A*** war ein junger Mann, der ſeinem Vergnügen lebte, liebenswürdig und angenehm, der aber übrigens ſo ſo von der weiblichen Tugend dachte. Dennoch fand ſich eine Dame, die ihm ziemlich zu ſchaffen machte; ſie nannte ſich Frau von P***, eine reiche Wittwe von Stande, voll Klugheit, Artigkeit und Welt, aber ſtolz, und von hohem Geiſt.

Der Marquis brach alle ſeine vorige Verbindungen ab, um nur allein für dieſe Dame zu leben. Ihr machte er den Hof mit der gröſten Befliſſenheit, brachte ihr alle erſinnliche Opfer, ſie von der Heftigkeit ſeiner Neigung zu überführen, und trug ihr endlich ſogar ſeine Hand an. Aber die Marquiſin, die es noch nicht vergeſſen konnte, wie unglücklich ihre erſte Heirath geweſen, wollte ſich lieber jedem andern Ungemach des Lebens als einer zwoten ausſezen.

Dieſe Frau lebte ſehr eingezogen. Der Marquis war ein alter Bekannter ihres verſtorbenen Mannes geweſen, ſie hatte ihm damals den Zutritt geſtattet, und auch nachher verſchloß ſie ihm ihre Thüre nicht.

Die weibiſche Sprache der Galanterie konnte an einem Manne von Welt nicht mißfallen. Die Beharrlichkeit ſeiner Bewerbung, von ſeinen perſönlichen Eigenſchaften begleitet, ſeine Figur, ſeine Jugend, der Anſchein der innigſten wahrhaftigſten Liebe, und dann wiederum die einſame Lebensart dieſer Dame, ein Temperament zur zärtlichen Empfindung geſchaffen, mit einem Wort alles, was ein weibliches Herz nur verführen kann, that auch hier ſeine Wirkung. Frau von P*** ergab ſich endlich nach einer monatlangen fruchtloſen Gegenwehr, und dem hartnäckigſten Kampf mit ſich ſelber. Unter den gehörigen Formalitäten eines heiligen Schwurs war der Marquis der Glückliche — er wäre es auch geblieben, hätte anders ſein Herz den zärtlichen Geſinnungen, die es damals ſo feierlich angelobte, und die ihm ſo zärtlich erwiedert wurden, getreu bleiben wollen.

Einige Jahre waren ſo hingefloßen, als es dem Marquis einfiel, die Lebensart der Dame etwas einförmig zu finden. Er ſchlug ihr vor, in Geſellſchaft zu gehen, ſie thats — Beſuche anzunehmen, ſie willigte ein — Tafel zu geben, auch darinn gab ſie ihm nach. Endlich und endlich fieng ein Tag, fiengen mehrere Tage an zu verſtreichen, und kein A*** ließ ſich ſehen. Er fehlte bei der Mittagtafel — beim Abendeſſen. Geſchäfte drängten ihn, wenn er bei ihr war, er fand für nöthig ſeinen Beſuch dißmal abzukürzen. Wenn er kam, murmelte er eins, zwei Worte, ſtreckte ſich im Sopha, ergriff etwa dieſe oder jene Broſchüre, warf ſie weg, ſchäckerte mit ſeinem Hund oder ſchlief zulezt gar ein. Es wurde Abend — ſeine ſchwächliche Geſundheit rieth ihm zeitlich nach Haus zu gehen, das hatte ihm Tronchin ausdrücklich befohlen, und Tronchin, das iſt wahrhaftig und wahr, Tronchin iſt ein unvergleichlicher

Mann — und damit nahm er Stock und Hut, und wiſchte fort, vergaß in ſeiner Zerſtreuung auch wohl gar, Madame beim Abſchied zu umarmen. Frau von P*** empfand, daß ſie nicht mehr geliebt ward, aber ſie mußte ſich überzeugen, und das machte ſich ohngefehr auf folgende Art.

Einmal, als ſie eben abgeſpeißt hatten, fieng ſie an:

Warum ſo in Gedanken, Marquis?

Warum Sie, gnädige Frau?

Es iſt auch wahr, und noch dazu in ſo traurigen.

Wie denn das?

Nichts.

Das iſt nicht wahr Madame, frei heraus (und dabei gähnte er) geſtehen Sie mir, was iſt Ihnen? — das wird uns beide aufmuntern.

Hätten Sie das hier ſo nöthig?

Nicht doch — Sie wiſſen ja — Man hat ſo gewiſſe Stunden —

Wo man verdrüßlich ſeyn muß?

Nein, Madame, nein, nein — Sie haben unrecht, bei meiner Ehre, Sie haben unrecht. Es iſt nichts. Ganz und gar nichts. Es giebt manchmal ſo Augenblicke — Ich weiß ſelbſt nicht, wie ich mich ausdrücken ſoll.

Lieber Freund, ſchon eine Zeit lang drückt mich etwas auf dem Herzen, das ich Ihnen ſagen wollte, aber immer war mir bange, es würde Sie beleidigen.

Mich beleidigen? Sie?

Vielleicht — aber Gott iſt mein Zeuge, daß ich unſchuldig bin. Ohne meinen Willen, ohne mein Wiſſen hat ſich das nach und nach ſo gegeben. Es kann nicht anders — es muß ein Fluch Gottes ſeyn, der dem ganzen Menſchengeſchlecht gilt, weil auch ich — ich ſelbſt ſo gar keine Ausnahme mache.

Ah Madame — Sie beſorgen etwa — hm — und was iſt es denn?

Was es iſt? — O ich bin unglücklich — auch Sie werd ich unglücklich machen — Nein Marquis, beſſer, ich ſchweige ſtill.

Reden Sie frei, meine Liebe. Sollten Sie vor mir Geheimniſſe haben? Sollten Sie nicht mehr wiſſen, daß es die erſte Bedinguiß unſrer Vertraulichkeit war, einander nichts zu verſchweigen?

Das eben iſts, was mir Kummer macht. Was E. , mir jezt vorwerfen, Marquis, hat noch vollends gefehlt meine Strafbarkeit aufs höchſte zu treiben. — Finden Sie nicht, daß meine vorige Munterkeit ganz dahin iſt? — Ich habe keine Luſt zum Eſſen und Trinken mehr. Auch ſogar ſchlafen mag ich nicht mehr. Unſer vertrauter Umgang fängt nachgerade an, mir zuwider zu werden. Oft um Mitternacht frage ich mich ſelbſt: Iſt er denn nicht mehr ſo liebenswürdig? — Er iſt wie er war. Haſt du Urſache, dich über ihn zu beklagen? — Nicht die mindeſte. Vielleicht beſucht er verdächtige Häuſer? — Nichts weniger. Oder findeſt du ihn vielleicht minder zärtlich als ehedem? — Ganz und gar nicht. Aber wenn dein Freund noch der alte iſt, ſo müßteſt Du ja verwandelt ſeyn? — Du biſts, o geſtehe dirs, du biſts. Da iſt kein Funke der Sehnſucht mehr, mit der du ſonſt ihn erwarteteſt, kein Schatten der Freude mehr, womit du ihn damals empfiengeſt — keine Spur der ſüßen Beklemmung mehr, wenn er ausblieb, der ſüßeren Aufwallung wenn er wieder kam, wenn du hörteſt ſeiner Tritte Klang, wenn man ihn meldete, wenn er hereintrat — O das alles iſt vorbei — es iſt dahin, er iſt dir fremder geworden.

Wie Madame?

Hier drückte die Dame beide Hände vors Geſicht, ließ den Kopf herabſinken und ſchwieg eine Zeit lang ſtill. Endlich ſagte ſie wieder:

Ich

Ich weiß, was Sie mir antworten können. Ich bin darauf gefaßt, Sie erſtaunt zu ſehen — mir das Bitterſte von Ihnen ſagen zu laſſen — aber ſchonen Sie, Marquis — doch nein, nein, ſchonen Sie nicht. Sagen Sie mir alles. Ich hab es verdient. Ich muß mirs gefallen laſſen. Ja, lieber Marquis, ſo iſt es — es iſt wahr — aber iſt es nicht ſchrecklich genug, daß es ſo weit kommen mußte, ſollte ich auch noch zu der Schande herabgeſunken ſeyn, Ihnen geheuchelt zu haben? — Sie ſind was Sie waren, aber ich bin die Nämliche nicht mehr. Noch zwar verehr ich Sie, verehre Sie ſo ſehr und mehr noch als ehedem, aber — — aber eine Frau, wie Sie mich kennen, eine Frau, die gewohnt iſt, die geheimſte Regungen Ihres Herzens zu prüfen, ſich nirgends zu täuſchen, dieſe Frau kann ſich nicht mehr verhehlen, daß die Liebe daraus geflohen iſt. Dieſes Bekenntniß — o ich fühl es — es iſt das entſezlichſte, aber dennoch nicht minder wahr. — Ich eine Wankelmüthige, eine Lügnerin! — Wüthen Sie aus, lieber Marquis. Verwünſchen Sie mich. Verdammen Sie mich. Brandmarken Sie mich mit den verhaßteſten Namen. Ich hab es ſelbſt ſchon gethan; Alles, alles kann ich von Ihnen anhören, nur das einzige nicht, daß ich heuchle, denn das verdien ich nicht.

Hier drehte ſich Frau von P*** im Sopha herum, und fieng laut an zu weinen.

Der Marquis warf ſich ihr zu Füßen.

Trefliche Frau! Göttliche Frau! Frau, wie man keine mehr finden wird. Ihre Freimüthigkeit, Ihre Rechtſchaffenheit beſchämen mich, rühren mich — ich möchte für Schaam ſterben. Wie groß ſtehen Sie in dieſem Augenblick neben mir, wie klein ſteh ich neben Ihnen. Sie haben den Anfang gemacht, zu bekennen — ich machte den Anfang, zu fehlen. Ihre Offenherzigkeit reißt mich hin — ein Ungeheuer müßt ich ſeyn, wenn ich einen Augenblick anſtünde, ſie zu erwiedern. Ja Madame, ich kann es nicht läugnen; die Geſchichte Ihres Herzens iſt Wort für Wort auch die Geſchichte des meinigen. Alles, alles was Sie Sich geſagt haben, hab ich auch mir geſagt. Doch ich duldete, und ſchwieg — hätte vielleicht noch lange geſchwiegen — hätte vielleicht nie den Muth gehabt, mich zu erklären.

Iſt das wirklich wahr, Marquis?

Wahr Madame — und wir können uns alſo beide Glück wünſchen, daß wir zu gleicher Zeit über eine Leidenſchaft Meiſter wurden, die ſo vergänglich wie die unſrige war.

In der That, Marquis, ich würde ſehr zu beklagen ſeyn, wenn meine Liebe ſpäter erloſchen wäre, als die Ihrige.

Sie können ſich darauf verlaſſen, Madame— Ich war der erſte, bei dem ſie aufhörte.

Wirklich, mein Herr! Ich fühle ſo etwas.

O meine beſte Marquiſin! Noch nie fand ich Sie ſo reizend, ſo liebenswürdig, ſo ſchön als in dem jezigen Augenblick. Machten mich meine bisherigen Erfahrungen nicht ſchüchtern, wer weiß, ob ich Sie nicht heftiger lieben würde als jemals.

Er nahm, indem er diß ſagte, ihre beiden Hände, und küßte ſie lebhaft. Frau von P*** unterdrückte den tödlichen Gram, der ihr Herz zerriß, und nahm das Wort:

Aber was nun anfangen, Marquis? — Wir beide, dächte ich, hätten uns keinen Betrug vorzuwerfen. Sie haben noch die nämliche Ansprüche auf meine Achtung, wie ehedem — auch ich hoffe mein Recht auf die Ihrige nicht ganz vergeben zu haben. Wollen wir fortfahren uns zu ſehen? Wollen wir unſre Liebe in die zärtlichſte Freundſchaft verwandeln? — Das wird uns künftig alle die traurigen Auftritte erſparen, alle die kleinen Treuloſigkeiten, alle die kindiſchen Neckereien, all den muthwilligen Humor, der eine flüchtige Leidenſchaft zu begleiten pflegt. Wir werden das einzige Beiſpiel in unſerer Gattung ſeyn. Sie — haben ihre vorige Freiheit wieder, mir — geben Sie die meinige zurück. So reiſen wir zuſammen durch die Welt. Sie machen mich bei jeder neuen Eroberung zu ihrer Vertrauten. Ich werde Ihnen kein Geheimniß aus den meinigen machen — verſteht ſich, wenn ich welche erlebe, denn ich fürchte ſehr, lieber Marquis, daß Sie mich in dem Punkt ein klein wenig ſcheu gemacht haben — Und ſo müßt es denn ganz unvergleichlich gehen. Sie unterſtüzen mich zuweilen mit Ihrem Rath, ich Sie mit dem meinigen — Und am Ende, wer weiß, was geſchehen kann?

Allerdings Madame, und es iſt dann ſo gut als ſchon ausgemacht, daß Sie bei jeder Vergleichung gewinnen — daß ich von Tag zu Tag wärmer und zärtlicher zu Ihnen zurückkehre, daß mich zulezt alles alles wird überwieſen haben, die Marquiſin von P*** ſei die einzige Frau, die mich glücklich machen kann. Und wenn ich dann wieder umkehre, ſo iſt es auch heilig gewiß, daß Sie mich Zeitlebens in Ihren Banden behalten.

Wie aber, wenn Sie bei Ihrer Wiederkehr **mich** nicht mehr fänden? — Denn Sie wiſſen ja, man iſt oft wunderlich, Marquis — der Fall könnte kommen, daß mich Eigenſinn — Laune — Leidenſchaft für einen andern anwandelte, der nicht einmal ſoviel in Ihren Augen gälte.

Allerdings würde mich das kränken, Madame, aber beklagen dürfte ich mich darum nie. Ich müßte mich einzig und allein an das Schickſal halten, das uns treunte, weil es wollte, und uns wieder zu vereinigen wiſſen wird, wenn das ſo ſeyn ſoll.

Auf dieſes Geſpräch folgte eine langweilige Predigt über den Unbeſtand des menſchlichen Herzens, über die Richtigkeit der Schwüre, über den Zwang der Ehen. Nach kurzen Umarmungen ſchieden beide von einander.

So groß der Zwang geweſen, den ſich die Dame in Gegenwart ihres Liebhabers auflegen mußte, ſo fürchterlich war der Ausbruch ihres Schmerzens, als er fortgegangen war. Alſo iſt es wahr, ſchrie ſie laut aus, es iſt mehr als zu wahr, er liebt mich nicht mehr! — Nachdem ihre erſten Aufwallungen vorüber waren, und ſie in ſtiller Wut über dem erlittenen Schimpfe gebrütet hatte, beſchloß ſie eine Rache, die ohne Beiſpiel war, eine Rache zum Schrecken aller Männer, die ſich gelüſten laſſen, eine Frau von Ehre zu betrügen, und dieſe Rache führte ſie aus.

Die Marquiſin hatte ehemals mit einer gewiſſen Frau aus der Provinz in Bekanntſchaft geſtanden, die eines Prozeſſes wegen mit ihrer Tochter, einem Mädchen von großer Schönheit und guter Erziehung, nach Paris gezogen war. Jezt hatte ſie erfahren, daß dieſe Frau mit ihrem Prozeß ihr ganzes Vermögen verlohren hatte, und dahin gebracht worden war, ein Haus der Freude zu unterhalten. Man kam da zuſammen, man ſpielte, man ſpeißte zu Abend, und gemeiniglich blieb einer oder zwei von den Gäſten die Nacht über dort, mit Mutter oder Tochter, wie er nun Luſt hatte, ſich ein Vergnügen zu machen.

Die Marquiſin ließ durch einige Bediente dieſen Weibsperſonen nachſpüren; ſie wurden ausfündig gemacht, und zur Frau von P*** — ein Name, den ſie ſich kaum noch zurückrufen konnten — auf einen Beſuch gebeten. Die Frauenzimmer, welche ſich zu Paris für eine Madame und Mademoiſelle Aisnon ausgaben, nahmen die Einladung mit Vergnügen an. Gleich den andern Morgen fand ſich die Mutter bei der Marquiſin ein, welche das Geſpräch ſogleich auf ihre jezige

Lebensart zu lenken wußte. — Frei heraus, gnädige Frau, antwortete die Alte, wir leben von einem Handwerk, das leider ſehr wenig einträgt, gefährlich und mißlich, und noch obendrein eins von den ſchimpflichſten iſt. Mir ſelbſt iſt es noch dazu in den Tod zuwider, aber Noth bricht Eiſen, wie das Sprüchwort ſagt. Ich war ſchon halbwegs entſchloſſen, meine Tochter bei der Opera anzubringen, aber ihre Stimme taugt höchſtens für eine Kammerſängerin, und außerdem tanzt ſie ſchlecht. Auch habe ich ſie, während meines Prozeſſes und auch nachher bei den Vornehmen dieſer Stadt, bei den obrigkeitlichen Perſonen, bei den Pächtern und geiſtlichen Herren herumgeführt der Reihe nach, aber die Herren, wie das nun geht, akkordirten immer nur auf eine Zeit lang, und am Ende blieb ſie mir denn ſo ſitzen. Nicht etwa, meine gnädige Frau, als ob ſie nicht ſchön wäre wie ein Engel — auch fehlt es ihr weder an Verſtand noch Manieren, aber der eigentliche Pfiff für das Gewerbe mangelt ihr ganz und gar, und alle die kleinen Kunſtgriffchen, die man anwenden muß, das Männervolk in Athem zu halten.

Sind Sie denn ſehr bekannt hier? frug die Marquiſin.

Leider Gottes, nur zu ſehr, ſagte die Alte.

Und, wie ich merke, ſcheinen Sie beide wenig Luſt und Liebe zu ihrem Gewerbe zu haben?

Ganz und gar nicht, und am wenigſten meine Tochter, die mir ohne Aufhören in den Ohren liegt, ſie davon wegzunehmen, oder lieber ums Leben zu bringen. Obendrein hat ſie noch ihre melancholiſche Stunden, wo ſie vollends gar nicht zu brauchen iſt.

Wenn ich mir alſo zum Beiſpiel in den Kopf ſezen wollte, ihr Schickſal auf eine glänzende Art zu verbeſſern, würden Sie mir wohl beide wenig Schwürigkeiten machen?

Das meint' ich auch.

Aber die Frage iſt, ob Sie mir werden verſprechen können, allen Vorſchriften, die ich für gut finden könnte Ihnen zu geben, mit der ſtrengſten Genauigkeit nachzuleben?

Darauf können Sie zählen, Madame. So hart ſie auch ſeyn mögen.

Und ihr Gehorſam iſt mir alſo gewiß, ſo oft es mir einfallen wird, zu befehlen?

Wir werden mit Ungeduld darauf warten.

Das iſt gut. Jezt, Madame, gehen Sie nach Hauſe, Sie ſollen gleich meine fernern Verfügungen hören. Unterdeſſen ſchaffen Sie alles fort, was Sie an Hausgeräth haben, auch ihre Kleider ſchaffen Sie fort, die beſonders, welche von frecher oder ſchreiender Farbe ſind, das alles würde mir nur meinen Anſchlag vereiteln.

Jene gieng. Frau von P*** warf ſich in den Wagen, und ließ ſich in die Vorſtädte fahren, welche ihr von der Wohnung der Aisnon am weitſten entlegen ſchienen. Hier miethete ſie nicht weit von der Pfarrkirche eine ſchlechte Wohnung in einem ehrbaren Bürgershauſe, und ließ ſolche auf das ſparſamſte meubliren. Dahin lud ſie die beiden Aisnon, übergab ihnen Haus und Wirthſchaft, und legte ihnen einen ſchriftlichen Aufſaz von den Lebensregeln vor, die ſie künftighin zu befolgen hatten. Sie waren folgende:

Auf keinen öffentlichen Spaziergang gehen ſie mehr, denn es liegt daran, daß ſie von niemand entdeckt werden.

Sie nehmen keine Beſuche an, auch ſelbſt aus ihrer Nachbarſchaft nicht, denn es muß das Anſehen haben, als hätten ſie der Welt gänzlich entſagt.

Gleich von dem morgenden Tag an müſſen ſie andächtige Kleider tragen.

Zu Hauſe werden keine andre als geiſtliche Bücher geduldet, daß ſie ja keinem Rückfall ſich ausſezen.

Ihrem Gottesdienſt müſſen ſie jeden Werk- und Feiertag mit brünſtigem Eifer obliegen.

Sie müſſen dahin trachten, daß ſie ſich in das Sprachzimmer dieſes oder jenes Kloſters Eingang verſchaffen. Die Plaudereien der Mönche können von Nutzen für ſie werden.

Mit dem Pfarrherrn und den übrigen Geiſtlichen müſſen ſie genau bekannt werden; der Fall könnte kommen, daß man ein Zeugniß von ihnen verlangte.

Des Monats müſſen ſie wenigſtens zweimal zur Beichte und zum Abendmahl gehen.

Ihren Familiennahmen nehmen ſie wieder an, weil er ehrbarer iſt, und Nachfrage deßwegen geſchehen könnte.

Von Zeit zu Zeit ſtreuen ſie kleine Allmoſen aus, aber ich verbiete ihnen ſchlechterdings, welche anzunehmen. Man ſoll ſie weder für reich noch für dürftig halten.

Zu Hauſe beſchäftigen ſie ſich mit nähen, ſtricken, ſpinnen und ſticken, und ihre Arbeiten verkaufen ſie dann in ein Armenhaus.

Ihre Lebensordnung ſei äußerſt mäßig. Einige ſchmale Portionen aus dem Gaſthaus ſind alles, was ich ihnen erlauben kann.

Die Tochter geht nie ohne die Mutter, die Mutter nie ohne die Tochter aus. Ueberhaupt, wo ſie Gelegenheit finden, etwas erbauliches zu thun, ohne daß es Koſten verurſacht, ſo unterlaſſen ſie es nie.

Aber einmal, für allemal weder Pfaffen noch Mönche noch fromme Brüder in ihren vier Pfählen.

Gehen ſie über die Gaſſe, ſo ſchlagen ſie die Augen jederzeit ſittſam zu Boden. In der Kirche ſehen ſie nirgends hin, als auf Gott.

Ich will gern glauben, daß dieſe Einſchränkung hart iſt, aber in die Länge kann ſie nicht dauren, und die Entſchädigung wird außerordentlich ſeyn. Gehen ſie nun mit ſich ſelbſt zu Rath. Wenn ſie beſorgen, daß ihre Kräfte dieſen Zwang nicht aushalten, ſo geſtehen ſie es jezt frei heraus. Es kann mich weder beleidigen noch befremden — Ich vergaß vorhin noch anzumerken, daß es ſehr wohl gethan ſeyn würde, wenn ſie ſich die Sprache der Myſtiker angewöhnten, und die Redensarten der heil. Schrift recht geläufig machten. Bei jeder Gelegenheit laſſen ſie ihren Groll gegen die Weltweiſen aus, und Voltairen erklären ſie für den Antichriſt. — Nunmehr leben ſie wohl. Hier in ihrem Hauſe werden wir uns ſchwerlich wieder ſehen. Ich bin ja nicht würdig, mit ſo heiligen Frauen in Geſellſchaft zu leben. Doch ſeien Sie deßwegen unbeſorgt. Sie ſollen mich deſto öfter in der Stille beſuchen, und dann wollen wir das Verlorene bei verſchloßnen Thüren hereinbringen.

Aber, um was ich ſie bitte — ſehen ſie ja zu, daß ſie mir über dem heilig Thun nicht im Ernſt heilig werden. Die Auslage für ihre kleine Wirthſchaft wird meine Sorge ſeyn. Glückt unſer Anſchlag, ſo bedörfen ſie meines Beiſtands nicht wieder. Sollte er, ohne ihre Verſchuldung, mißlingen, ſo habe ich Vermögen genug, ihr Schickſal erträglich zu machen, und unendlich erträglicher, als dasjenige war, dem ſie jezt mir zu Gefallen entſagen. Aber vor allen Dingen — Gehorſam, blinden unumſchränkten Gehorſam gegen meine Befehle, oder ich kann ihnen weder für Jezt noch für's Künftige ſtehen.

Unter der Zeit, daß unſre zwo Andächtige nach Vorſchrift die Welt erbauten, und der gute Geruch ihrer Heiligkeit ſich rings um verbreitete, fuhr Frau von P*** nach ihrer Gewohnheit fort, jeden äußerlichen Schein von Achtung und vertraulicher Freundſchaft gegen den Marquis zu beobachten. — Willkommen, ſo oft er ſich ſehen ließ, nie mürriſch oder ungleich von ihr empfangen, ſelbſt dann nicht, wenn er ſich lange hatte vermiſſen laſſen, kramte er alle ſeine kleinen Abentheuer bei ihr aus, welche ſie mit der unbefangenſten Luſtigkeit anhörte. In jeder Verlegenheit ſchenkte ſie ihm ihre Theilnehmung, ihren Rath — unter der Hand ließ ſie auch ein Wort von Verheirathung fallen, jedoch immer mit dem Tone der uneigennützigſten Freundſchaft, der auf ſie ſelbſt nicht die geringſte Beziehung zu haben ſchien. Wandelte es den Marquis in gewiſſen Augenblicken an, galant gegen ſie zu ſeyn, und ihr etwas ſchmeichelhaftes zu erweiſen — Dinge, worüber man bei Frauenzimmern von ſo genauer Bekanntſchaft ſich nie ganz hinweg ſezen kann — ſo antwortete ſie mit einem Lächeln, oder ſchien gar nicht einmal darauf merken zu wollen. Ein Freund, wie er, behauptete ſie dann, reiche zur Glückſeligkeit ihres Lebens hin — ihre erſte Jugend wäre vorüber, ihre Leidenſchaften ausgelöſcht — Wie, Madame! antwortete er voll Verwunderung, Sie ſollten mir alſo nichts mehr zu beichten haben?

Nicht das mindeſte mehr.

Auch von dem kleinen Grafen nichts, der mir ſonſt ſo gefährlich war?

Dieſem habe ich meine Thüre verſchloſſen. Ich ſeh ihn nimmermehr.

Das iſt aber wunderlich, Madame, und warum denn?

Weil er mir zuwider iſt.

Geſtehen Sie, Madame. Geſtehen Sie. Ich leſe in ihrem Herzen. Sie lieben mich noch immer?

Das könnte wohl ſeyn.

Und zählen auf meine Wiederkehr?

Warum ſollt ich nicht dürfen?

Und wenn mir alſo das Glück — oder das Unglück? — begegnete, rückfällig in meiner Liebe zu werden, würden Sie Sich ohne Zweifel nicht wenig darauf zu gute thun, über meine vorige Unart einen Schleier zu ziehen?

Sie haben eine groſse Meinung von meiner Gefälligkeit.

O Madame, nach dem was Sie bereits ſchon gethan haben, traue ich Ihnen jede Heldenthat zu.

Das ſoll mir unendlich lieb ſeyn.

Auf Ehre Madame. Sie ſind eine gefährliche Frau. Das iſt ausgemacht.

So ſtanden die Sachen noch, als ſchon der dritte Monat verſtrichen war; endlich glaubte die Dame, daß der Zeitpunkt erſchienen ſei, ihre Federn einmal ſpielen zu laſſen. An einem ſchönen Sommertag, wo der Marquis bei ihr zu Mittag erwartet wurde, befahl ſie den beiden Aiſnon, im königlichen Garten ſpazieren zu gehen. Der Marquis erſchien bei der Tafel, man trug früher auf als gewöhnlich, man ſpeißte koſtbarer, die Unterhaltung war die munterſte. Nach Tiſche brachte die Dame einen kleinen Spaziergang in Vorſchlag, wenn anders der Marquis nichts wichtigeres darüber verſäumte. Es traf ſich gerade, daß an eben dem Tag weder Schauſpiel noch Opera war. Diß gab Gelegenheit, daß der Marquis zuerſt auf den Einfall kam, das königliche Kabinet zu beſehen. Nichts konnte der Dame willkommener ſeyn. Die Beſtellung wird gemacht ohne Zeitverluſt. Die Pferde ſind vorgeſpannt. Man wirft ſich in den Wagen. Man eilt nach dem Garten, und findet ſich auf einmal in einem Gedränge von Welt, begaſt alles und ſieht nichts, wie das gemeiniglich zu geſchehen pflegt.

Nachdem beide das königl. Kabinet verlaſſen hatten, miſchten ſie ſich unter die andern Spazierenden. Der Weg führte ſie durch eine Allee nach der Baumſchule, wo Frau von P*** auf einmal ein lautes Geſchrei erhub: „Sind ſie's? Sie ſinds! Nein, ich täuſche mich nicht! — Es ſind wirklich dieſelben„, und mit den Worten entſpringt ſie dem Marquis, und fliegt unſern beiden frommen Schweſtern entgegen. Die junge

Aisnon war heute zum Bezaubern; der beſcheidene Anzug erlaubte es den Blicken, ganz in das Anſchauen der Perſon hinzuſchmelzen. — — Ah! Sind Sie es, Madame? — Ich bins! Ja freilich. Und wie leben Sie denn? Und wie iſt es Ihnen die ganze lange Ewigkeit her ergangen? — Sie wiſſen unſer Unglück, Madame. Was war zu thun? Wir haben uns eingeſchränkt, haben uns nach der Decke geſtreckt, weil wir mußten, und einer Welt Lebewohl geſagt, in welcher wir mit dem vorigen Anſtand nicht mehr auftreten konnten. — — Aber mich zu verlaſſen, mich, die doch auch nicht mehr zu der Welt gehört, und ſie nachgerade ſo abgeſchmackt findet, als ſie es auch in der That iſt. Das war nicht artig, meine Kinder. — — Mißtrauen, gnädige Frau, iſt von jeher die Begleitung des Unglücks geweſen. Die Unwürdigen fürchten ſo gern überläſtig zu ſeyn — — Ueberläſtig? Sie mir? Wiſſen Sie auch, daß ich Ihnen das mein Lebenlang nicht mehr vergeben werde? — Mir geben Sie die Schuld nicht, gnädige Frau. Wohl hundertmal habe ich die Mama an Sie erinnert, aber da hieß es immer: Frau von P***? Laß es gut ſeyn, meine Tochter. An uns denkt kein Menſch mehr. — Wie ungerecht! Aber ſezen wir uns. Laſſen ſie uns

den

den Handel gleich auf der Stelle ausmachen. Hier meine Freundinnen. Der Marquis von A*** — ein ſehr guter Freund von mir, und der uns nicht im mindeſten ſtören wird. Aber ſich doch, wie Mademoiſelle groß geworden iſt, wie ſchön, ſeitdem wir uns das leztemal ſahen! — Das danken wir unſrer Armuth, Madame, die wenigſtens unſre Geſundheit behütet. Schauen Sie ihr in die Augen, betrachten Sie dieſe Arme. — Das können Ordnung und Mäßigkeit, Schlaf und Arbeit, und ein gutes Gewiſſen, und das iſt auch nichts kleines, gnädige Frau. — Man ſezte ſich, man plauderte vertraulich zuſammen; die ältere Aisnon ſprach gut, die jüngere wenig. Beide beobachteten den Ton der geiſtlichen Demuth, doch ohne ſich zu zieren oder zu übertreiben. Lange vorher, eh es noch Abend wurde, machten die beiden frommen Schweſtern den Aufbruch. Man drang in ſie zu bleiben — man ſtellte vor, daß es noch hoch am Tage wäre, aber die Mutter liſpelte der Marquiſin — ziemlich laut, verſteht ſich — in das Ohr, daß ſie noch eine Andachtsübung zu verrichten hätten, die ſie niemals verſäumten. Sie waren ſchon eine ziemliche Strecke voneinander, als Frau von P*** ſich auf einmal beſann, nicht nach ihrer Wohnung gefragt zu haben. Gleich ſprengte der Marquis zurück, dieſes Verſehen wieder gut zu machen. Die Addreſſe der gnädigen Frau ward mit Bereitwilligkeit angenommen, aber alle Bemühungen des Marquis waren umſonſt, die ihrige zu erfragen. Er hatte nicht einmal den Muth, ihnen ſeinen Wagen anzubieten — ein Umſtand, der ihm doch, wie er der Frau von P*** nachher ſelbſt geſtand, oft genug auf der Zunge ſchwebte.

Sein erſtes war, daß er ſich bei der Marquiſin umſtändlicher erkundigte: Wer denn eigentlich dieſe Frauenzimmer wären? — Zwei Geſchöpfe, war die Antwort, die wenigſtens glücklicher ſind als Sie und ich. Sahen Sie die blühende Geſundheit? Die Heiterkeit auf ihrem Angeſicht? Die Unſchuld, die Sittſamkeit in ihren Reden? Dergleichen erlebt man nicht, ſieht man nicht, hört man in unſern Zirkeln nicht. Wir bedauren die Andächtige, die Andächtigen bedauren uns, und am Ende — wer weiß, ob ſie Unrecht haben?

Aber ich bitte Sie, Madame — Sie werden doch nicht ſelbſt eine Betſchweſter werden wollen?

Warum das nicht?

Ich beſchwöre Sie, Madame — Ich will doch nicht hoffen, daß unſer Bruch, wenn es ja einer ſeyn ſoll, Sie bis zu der Raſerei führen werde?

Alſo ſähen Sie es lieber, wenn ich dem kleinen Grafen meine Thüre wieder öffnete?

Tauſendmal lieber.

Und riethen mir's am Ende wohl noch ſelbſt an?

Ohne Bedenken.

Frau von P*** erzählte dem Marquis, was ſie von dem Herkommen, und den Schickſalen ihrer Freundinnen wußte, und miſchte ſoviel Intereſſe als nur möglich war, in dieſe Geſchichte. Endlich ſezte ſie hinzu: Sie finden hier zwo weibliche Geſchöpfe, wie man wenige finden wird, vorzüglich aber die Tochter. Eine Geſtalt, wie das Mädchen ſie hat, ſehen Sie ſelbſt ein, würde ihre Beſizerin zu Paris nie Noth leiden laſſen, wenn ſie Luſt hätte, Gebrauch davon zu machen; aber dieſe Frauenzimmer haben eine ehrenvolle Dürftigkeit einem ſchimpflichen Ueberfluß vorgezogen. Der Reſt ihres Vermögens iſt ſo klein, daß ich bis dieſe Stunde nicht begreifen kann, wie ſie nur damit auskommen mögen. Da iſt Tag und Nacht zu thun. Armuth ertragen, wenn man arm gebohren worden, iſt eine Tugend, deren tauſend Menſchen fähig ſind — aber von dem höchſten Ueberfluſſe plözlich zur höchſten Nothdurft herunter ſinken, und zufrieden ſeyn, und ſich ebendrein noch glücklich ſchäzen, iſt eine Erſcheinung, die ich nimmermehr erklären kann — Sehen Sie, Marquis, ſo etwas kann nur die Religion. Die Weltweiſen haben gut ſchwazen. Die Religion iſt etwas herrliches.

Für den Unglücklichen ganz gewiß.

Und wer iſt das nicht — mehr oder weniger — früher oder ſpäter?

Ich will ſterben, Marquiſin, wenn Sie nicht noch einige Heilige werden.

Als wenn das Unheil ſo entſezlich wäre! Wie wenig bedeutet mir diß Leben, wenn ich es mit einer ewigen Zukunft auf die Waage lege.

Aber Sie reden ja ſchon wie ein Apoſtel.

Ich rede wie eine Ueberzeugte. Wie, mein lieber Marquis, antworten Sie mir doch einmal — aber wahr und ohne Rückhalt — Wenn uns die Freuden und Schrecken jener Welt lebhafter vor ſchwebten, wie klein würden die Reichthümer dieſer Erde vor unſern Augen zuſammenſchrumpfen? — Wer ſonſt als ein Raſender würde Luſt bekommen, ein junges Mädchen, oder eine liebende Gattin an der Seite ihres Gemahls zu verführen, wenn der Gedanke ihn anwandelte, ich kann in ihrer Umarmung ſterben, und ewig verdammt ſeyn? —

Und doch iſt diß etwas alltägliches.

Weil man nicht mehr an Gott glaubt, weil man von Sinnen iſt.

Oder Madame, weil unſre Sitten mit unſrer Religion nichts zu ſchaffen haben. Aber liebe Marquiſin, wie kommen Sie mir vor? Sie taumeln ſich ja über Hals und Kopf zu dem Beichtſtuhl?

Ich ſollte freilich wohl etwas klügeres thun.

Gehen Sie, Sie ſind eine Närrin. Sie haben noch ſchöne zwanzig Jahre ganz allerliebſt wegzuſündigen. Laſſen Sie die erſt genoſſen ſeyn, und dann bereuen Sie meinethalben, oder pralen damit bei Ihrem Beichtiger — Aber unſer Geſpräch hat eine ſo ſchwermüthige Wendung genommen. Ihre Phantaſie, Madame, wird ganz unerträglich finſter, und das kommt bei meiner Ehre von nichts als dem abſcheulichen Kloſterleben. Folgen Sie *mir*, Madame — laſſen Sie den kleinen Grafen wieder zurückkommen, und ich verwette Seligkeit und Seele, Sie ſehen weder Hölle noch Teufel mehr, und ſind auf einmal wieder liebenswürdig wie zuvor. Fürchten Sie etwa, daß ich Ihnen ein Verbrechen daraus machen möchte, wenn es mit uns wieder auf den alten Fuß kommen ſollte? — Es könnte aber nun nie mehr dahin kommen, dann hätten Sie Sich ja, einem eigenſinnigen Traum zu Gefallen, um die ſüßeſte Zeit Ihres Lebens betrogen — und — ſoll ich's gerade herausſagen, Madame? — der Triumph, es mir zuvor gethan zu haben, iſt ſoviel Aufopferung nicht einmal werth.

Noch einige Gänge durch die Allee, und ſie ſtiegen wieder in den Wagen. Eine Weile darauf fieng Frau von P*** von neuem an.

Wie einen das doch alt machen kann! Es denkt mir noch, wie das nicht viel höher war als ein Kohlhaupt, als es zum erſtenmal nach Paris kam.

Sie meinen das junge Frauenzimmer, das uns vorhin mit ihrer Mutter begegnete?

Das nemliche. Sehen Sie, Marquis, das erinnert mich an einen Garten, wo friſche Roſen immer die verwelkten ablöſen. Haben Sie ſie auch recht in's Aug gefaßt?

Ich habe nicht ermangelt.

Nun — und was halten Sie von ihr?

Es iſt der Kopf einer Mutter Gottes von Raphael, auf den Leib ſeiner Galathee geſtellt — O, und die unausſprechlich melodiſche Stimme —

Und die Beſcheidenheit im Auge!

Und der Anſtand, die Grazie in jeder Geberde!

Und die Würde ihres Vortrags, die man doch ſonſt an keinem Mädchen ihres Gleichen findet. Sehen Sie, was eine gute Erziehung thût!

Ja, wenn die Anlage ſchon ſo treflich iſt.

Der Marquis brachte Frau von P*** nach Hauſe. Dieſe konnte es kaum erwarten, ihren beiden Kreaturen die Zufriedenheit zu bezeugen, welche ſie über die glückliche Eröfnung des Poſſenſpiels empfand.

Von dieſer Zeit fieng der Marquis an, ſeine Beſuche bei der Dame zu verdoppeln. Sie ſchien es nicht bemerken zu wollen. Niemals leitete ſie das Geſpräch auf die beiden Frauenzimmer, er muſte immer zuerſt davon anfangen, und dieſes that er auch mit Ungedult — doch zugleich mit einer künſtlichen Gleichgültigkeit, welche ihm aber immer verunglückte.

Sahen Sie heute ihre zwo Freundinnen?

Nein.

Wiſſen Sie aber, daß Sie gar nicht artig ſind, meine gnädige Frau? — Sie haben Vermögen, dieſe zwo Frauenzimmer leiden Mangel, und Sie ſind nicht einmal ſo höflich, ihnen zuweilen ihren Tiſch anzubieten?

Ich hätte doch gemeint, der Marquis von A*** ſollte ſich mit meiner Denkungsart beſſer bekannt gemacht haben. Vor Zeiten wohl mochte die Liebe mir hie und da eine Tugend berathen, jezt aber hilft mir die Freundſchaft nur mit Schwachheiten aus. Wohl zehenmal habe ich ſie indeſſen zu Tiſche bitten laſſen, aber immer ſchlugen ſie es aus. Sie haben ihre beſondern Gründe, mein Haus zu meiden, und wenn ich ihnen einen Beſuch gebe, ſo thut es Noth, daß ich meinen Wagen am Ende der Gaſſe halten laſſe, und zuvor Schmuck und Schminke und jede Koſtbarkeit von mir lege. Wundern Sie Sich über dieſe grillenfängeriſche Behutſamkeit nicht. Eine zweideutige Auslegung könnte nur gar zu leicht den guten Willen ihrer Wohlthäter abkühlen. Heut zu Tag, Marquis, gehört viel dazu, Gutes zu thun.

Bei den Frommen beſonders.

Wo der geringſte Vorwand davon losſprechen kann. Erführe man, daß ich mich hineinmiſchte, gleich würde es heißen: Frau von P*** iſt ihre Gönnerin — ſie brauchen keine Beiſteuer mehr — und die Allmoſen hörten auf.

Was? die Allmoſen?

Ja mein Herr, die Allmoſen.

Dieſe Frauenzimmer ſind ihre Bekannte, und leben vom Allmoſen?

Dachts ich doch! — lieber Marquis, da ſeh ich's ja deutlich, daß Sie aufgehört haben mich zu lieben. Mit ihrer Zärtlichkeit hab ich ein gutes Theil ihrer Achtung zugleich verlohren. Wer ſagt ihnen denn, daß die Schuld mein ſeyn muß, wenn dieſe Frauenzimmer vom Opfergeld leben?

Verzeihung, Madame. Ich war voreilig. Ich bitte tauſendmal um Verzeihung. Aber was für Urſachen hätten ſie denn, den Beiſtand einer guten Freundin auszuſchlagen?

O mein lieber Marquis. Wir Weltkinder verſtehen uns auf die wunderliche Bedenklichkeiten der Heiligen nicht. Sie halten es nicht für ſchicklich, Wohlthaten von fremder Hand ohne Unterſchied anzunehmen.

Aber da berauben Sie uns ja des einzigen Mittels, unſere unſinnigen Verſchwendungen hie und da wieder gut zu machen?

Das ſeh ich nicht ab. Geſezt, daß der Marquis von A*** das Schickſal dieſer zwo Geſchöpfe zu Herzen nähme, könnte er ſeine Gaben nicht durch würdigere Hände an ſie gelangen laſſen?

Würdigere — Nicht wahr? und deſto weniger ſichere?

Das könnte wohl ſeyn.

Was meinen Sie, Madame — wenn ich ihnen zum Beiſpiel ein zwanzig Louis ſchicken wollte — würde man mein Geſchenk wohl zurückweiſen?

Nichts gewiſſer — und Ihnen, mein lieber Marquis, würde ein ſolcher Eigenſinn bei der Mutter eines ſo ſchönen Kindes ohne Zweifel übel angebracht ſcheinen?

Glauben Sie, daß ich in Verſuchung war, hinzugehen?

O ja, ſehr gerne — Marquis, Marquis! Seien Sie auf ihrer Hut! — es regt ſich ein Mitleid in ihrem Herzen, das mir ſehr unerwartet und verdächtig ſcheint.

Mags — aber ſagen Sie mir, hätte man meinen Beſuch angenommen?

Zuverläßig nicht. Schon der Glanz ihrer Equipage, die Pracht ihrer Kleider, das Aufſehen von Bedienten, der Anblick eines ſchönen jungen Mannes — mehr hätte es nicht gebraucht, um die ganze Nachbarſchaft in Allarm zu bringen, und die armen Unſchuldigen zu Grund zu richten.

Sie thun mir weh, Madame, denn auf meine Ehre, das waren meine Abſichten nicht. Alſo muß ich mir das Vergnügen verſagen, ſie zu ſehen, und ihnen Gutes zu thun.

So ſcheint es.

Aber, wenn ich meine Geſchenke durch Ihre Hand geben ließe?

Ich mag mich zu einer Wohlthätigkeit nicht hergeben, die ſo zweideutig ausſieht.

Das iſt aber ja ganz abſcheulich.

Abſcheulich! Sie haben ganz recht.

Was für Einbildungen! Ich glaube Sie wollen mich foppen, Madame? — Ein junges Mädchen, das ich in meinem Leben einmal geſehen habe —

Nehmen Sie Sich in Acht, ſag ich Ihnen. Sie ſind auf dem Wege, ſich unglücklich zu machen. Laſſen Sie mich lieber jezt ihren Schuzengel, als nachher ihre Tröſterin ſeyn — Meinen Sie etwa, daß ſie es hier mit Kreaturen zu thun haben, wie ſie deren ſonſt kennen lernten? — Verwechſeln Sie nichts, guter Marquis. Frauenzimmer, wie dieſe, verſucht man nicht — überrumpelt man nicht — erobert man nicht. Sie verſtehen den Wink nicht. Sie laufen nicht in die Falle.

Auf einmal beſann ſich der Marquis, daß er noch etwas drängendes zu verrichten habe. Er ſtand mit Ungeſtüm auf, und gieng mürriſch aus dem Zimmer.

Viele Wochen lang dauerte das fort. Der Marquis ließ keinen Tag verſtreichen, ohne Frau von P*** zu ſehen, aber er kam, warf ſich in den Sopha, gab keinen Laut von ſich; Frau von P*** führte das Wort allein, der Marquis blieb eine Viertelſtunde und verſchwand. Endlich blieb er einen ganzen Monat aus dem Hauſe. Nach Verfluß deſſen zeigte er ſich wieder, aber ſchwermuthsvoll und zugerichtet wie eine Leiche. Frau von P*** erſchrack bei ſeinem Anblick.

Wie ſehen Sie aus, Marquis? Woher kommen Sie? — Haben Sie dieſe ganze Zeit über an Ketten gelegen?

Schier ſo, bei Gott! — Aus Verzweiflung ſtürzt ich mich in das abſcheulichſte Schlaraffenleben.

Wie das? aus Verzweiflung?

Nicht anders, Madame — aus Verzweiflung.

Mit den Worten lief er haſtig durch das Zimmer, dahin, dorthin, trat er an ein Fenſter, blickte nach den Wolken, kam zurück, blieb auf einmal vor ihr ſtehen, gieng zur Thüre, rufte einen ſeiner Leute, hieß ihn wieder gehen, ſtellte ſich aufs neue vor die Dame, wollte reden, aber konnte nicht — Frau von P*** ſaß mittlerweile ſtill an ihrem Arbeitstiſch, ohne ihn bemerken zu wollen, endlich hatte ſie Erbarmen mit ſeinem Zuſtand, und fieng an:

Was haben Sie denn, Marquis? Einen ganzen Monat lang ſieht man Sie nicht, und nun kommen Sie, und ſehen aus, wie einer der dem Leichentuch entſprungen iſt, und treiben ſich herum, wie eine Seele im Fegfeuer!

Ich halt es nicht länger aus. Ich will — ich muß — Sie ſollen alles hören. Jenes Mädchen, die Tochter ihrer Freundin — o ſie hat eine tiefe Wirkung auf mein Herz gemacht. Alles, alles hab ich angewandt, ſie zu vergeſſen, doch umſonſt — Je mehr ich ſie bekämpfte, deſto tiefer grub ſich die Erinnerung. Dieſer Engel hat mich ganz dahin — Sie müſſen mir einen großen Dienſt erweiſen.

Nun?

Es iſt umſonſt. Ich muß — ich muß ſie wieder ſehen, und Ihnen, o nur Ihnen, kann ich das zu danken haben. Ich habe meine Bediente in fremde Kleider geſteckt — ich habe ihnen auflauren laſſen. Ihr ganzer Aus- und Eingang iſt in die Kirche, und aus der Kirche, aus ihrem Hauſe, und in ihr Haus zurück. Zehenmal hab ich mich ihnen zu Fuß in den Weg geſtellt, ſie haben mich auch nicht einmal eines Blicks gewürdigt. Unter ihre Hausthüre habe ich mich vergebens gepflanzt. Sie zu vergeſſen, bin ich auf eine Zeit lang der lüderlichſte Bube geworden — ihnen zu gefallen wieder fromm und heilig wie ein Märtyrer, und fünfzehn Tage hat mich keine Meſſe vermißt — O welche Geſtalt, meine Freundin! Wie reizend! Wie unausſprechlich ſchön!

Frau von P*** war von allem unterrichtet — Das heißt, gab ſie dem Marquis zur Antwort, Sie haben alles angewandt um geſcheut zu werden, und nichts unterlaſſen um ein Narr zu ſeyn, und das leztere iſt Ihnen gelungen.

O ganz recht, gelungen, und in einem fürchterlichen Grade. Werden Sie mich bedauren, Madame? Werden Sie mir die Seligkeit verſchaffen, dieſen Engel wieder zu ſehen?

Die Sache will Ueberlegung — ich werde ſie ſchlechterdings nicht übernehmen, Sie verſprechen mir denn auf das heiligſte, dieſe arme Unglückliche in Ruhe zu laſſen, und ihre Verfolgungen aufzugeben. Auch will ich Ihnen nicht verhehlen, Marquis, daß man ſich ſehr empfindlich über Ihre Zudringlichkeit gegen mich ſchon geäußert hat — Wollen Sie dieſen Brief anſehen?

Der Brief, den man dem Marquis hier in die Hände ſpielte, war unter den drei Frauenzimmern verabredet. Es mußte das Anſehen haben, als hätte die jüngere Aisnon ihn auf ausdrücklichen

Befehl ihrer Mutter geſchrieben. Zugleich unterließ man nicht ſoviel edles und zärtliches, ſoviel Geiſt und Geſchmack einzuweben als nöthig war, dem Marquis den Kopf zu verrücken. Auch begleitete er jeden Gedanken mit einem Freudenruf, jedes Wort las er wieder, und Thränen der Entzückung floſſen aus ſeinen Augen. „Geſtehen Sie nun ſelbſt, daß man nicht göttlicher ſchreiben kann. O Madame, ich verehre das Frauenzimmer, das ſo ſchreibt und empfindet.

Das iſt auch ihre Pflicht.

Ich will Ihnen Wort halten, ich ſchwöre es Ihnen, aber ich bitte Sie, ich beſchwöre Sie, thun Sie ein Gleiches.

Warlich, Marquis. Ich komme mir bald als der größere Narr von uns beiden vor. Es iſt nicht anders — Sie müſſen eine unumſchränkte Gewalt über mich haben, und das erſchröckt mich.

Wann ſeh ich ſie alſo?

Das kann ich Ihnen jezt noch nicht ſagen. Vor allen Dingen muß man es ſo vorbereiten, daß kein Verdacht dabei aufſteigt. Die Frauenzimmer wiſſen um ihre Leidenſchaft — Ueberlegen Sie ſelbſt, in welchem Lichte meine Freundſchaft erſcheinen würde, wenn ſie nur entfernt auf den Argwohn kämen, daß ich mit Ihnen einverſtanden ſei. — Aber offenherzig, lieber Marquis — Wofür auch die ganze Verlegenheit? Was geht das mich an, ob Sie lieben oder nicht lieben? Ob ſie ein Thor ſind oder ein Kluger? — Löſen Sie ſelbſt ihren Knoten auf. Die Rolle, die Sie mich wollen ſpielen laſſen, iſt warlich auch ſehr ſonderbar.

Ich bin verlohren, meine Beſte, wenn Sie mich im Stich laſſen. Ich will mich ſelbſt nicht in Anſchlag bringen — ich weiß, daß es Sie nur beleidigen würde — aber bei dieſen theuren, dieſen guten, dieſen himmliſchen Geſchöpfen will ich Sie beſchwören — Sie kennen mich, Madame. Bewahren Sie ſie für den Raſereien, die ich auszuhecken fähig bin. Ich werde zu ihnen gehen — ja beim großen Gott, das werd' ich, ich habe Sie gewarnt — ich werde ihre Thüre ſprengen, mit Gewalt werde ich hineintreten, ich werde mich niederſezen, ich werde ſagen, ich werde — o! weiß ich denn, was ich ſagen will, was ich thun will? — aber in dieſer Lage meines Herzens bin ich fürchterlich.

Jedes dieſer Worte war ein Dolchſtoß in das Herz der Frau von P***. Sie erſtickte von Unwillen, und innerlicher Wuth, und mit Stottern redete ſie weiter:

Ganz kann ich ihre Heftigkeit nicht tadeln — Aber —— Ja! wenn ich — ich mit dieſer Leidenſchaft geliebt worden wäre — Vielleicht — doch genug davon. Für Sie wollt ich eigentlich ja auch nicht handeln, nur hoffe ich, daß mein Herr Marquis mir wenigſtens Zeit laſſen werde.

Die kürzeſte, die nur möglich iſt.

O ich leide (rief die Dame, als er weg war) ich leide ſchrecklich, aber ich leide nicht allein. Abſcheulichſter der Menſchen, noch zwar iſt es ungewiß, wie lang dieſe meine Qual noch dauert, aber ewig ewig ewig ſoll die deine währen.

Einen ganzen Monat lang wußte ſie den Marquis in der Erwartung der verſprochnen Zuſamenkunft hinzuhalten — während dieſer Zeit hatte er volle Muße ſich abzuhärmen, zu berauſchen, und ſeine Leidenſchaft in Unterredungen mit ihr noch mehr anzufeuern. Er erkundigte ſich nach dem Vaterland, dem Herkommen, der Erziehung, und den Schickſalen dieſer Frauenzimmer, und erfuhr immer noch zu wenig, und frug immer wieder, und ließ ſich immer von neuem unterrichten und dahinreiſſen. Die Marquiſin war ſchelmiſch genug, ihn jeden Fortſchrift ſeiner Leidenſchaft bemerken zu laſſen, und unter dem Vorwand ihn zurückſchröcken, gewöhnte ſie ihn unvermerkt an den verzweifelten Ausgang dieſes Romans, den ſie ihm bereitet hatte. Sehen Sie Sich vor, ſprach ſie, das könnte Sie weiter führen, als Sie wünſchen — es könnten Zeiten kommen, wo meine Freundſchaft, die Sie jezt ſo unerhört mißbrauchen, weder vor mir ſelbſt, noch vor der Welt mich entſchuldigen dörfte. Freilich wohl geht kein Tag vorüber, daß nicht irgend eine raſende Poſſe unter dem Monde zu Stande käme, aber ich fürchte, Marquis, ich fürchte faſt, daß dieſes Frauenzimmer niemals oder nur unter Bedingungen ihre wird, die bis hieher wenigſtens ganz und gar nicht nach ihrem Geſchmacke waren.

Nachdem Frau von P*** den Marquis zu ihrem Vorhaben hinlänglich zubereitet fand, kartete ſie es mit den beiden Aisnon, einen Mittag bei ihr zu ſpeiſen, und mit dem Marquis redete ſie ab, ſie in Reiſekleidern da zu überfallen, welches auch zu Stande kam.

Man war eben am zweiten Gang, als der Marquis ſich melden ließ. Er, Frau von P***, und beide Aisnon ſpielten die Rolle der Beſtürzung meiſterlich. Madame, ſagte er zur Frau von P***, ich komme ſo eben von meinen Gütern an, es iſt zu ſpät, daß ich jezt noch nach Hauſe gehe, wo man ſich ſchwerlich auf mich gerichtet hat, ich hoffe, daß Sie mir erlauben werden, Ihr Gaſt zu ſeyn. — Unter dieſen Worten hohlte er ſich einen Seſſel, und nahm an der Tafel ſeinen Plaz. Die Eintheilung war ſo gemacht, daß er neben die Mutter und der Tochter gegen über zu ſizen kam — eine Aufmerkſamkeit, wofür er der Frau von P*** mit einem verſtohlenen Wink der Augen dankte. Beide Frauenzimmer hatten ſich von der erſten Verlegenheit erhohlt. Man fieng an zu plaudern, man ward ſogar aufgeräumt, der Marquis behandelte die Mutter mit der vorzüglichſten Aufmerkſamkeit, und die Tochter mit der feinſten Höflichkeit und Schonung. Für die drei Frauenzimmer war es der poßierlichſte Auftritt, die Aengſtlichkeit anzuſehen, mit welcher der Marquis alles vermied, was ſie nur entfernt hätte in Verlegenheit ſezen können. Sie waren boshaft genug, ihn drei ganzer Stunden lang gottſelig ſchwazen zu laſſen, und zulezt ſagte Frau von P*** zu ihm: Ihre Geſpräche, Marquis, machen Ihren Eltern unendlich viel Ehre; die Eindrücke der erſten Kindheit erlöſchen doch nie. Wahrhaftig, Sie ſind ſo tief in die Geheimniſſe der geiſtlichen Liebe gedrungen, daß man vermuthen muß, Sie wären ihr Lebenlang in Klöſtern geweſen — Waren Sie nie in Verſuchung, ein Quietiſt zu werden? — Nie, daß ich mich erinnern könnte, Madame. — Es braucht nicht erſt geſagt zu werden, daß unſre beiden Andächtigen die Unterhaltung mit allem Wiz, aller Feinheit, aller verführeriſchen Grazie würzten. Nur im Vorübergehen berührte man das Kapitel von Leidenſchaften, und Mademoiſelle Duquenoi — das war ihr Familienname — wollte behaupten, daß es nur eine gefährliche gebe. Dieſer Meinung ſtimmte der Marquis von ganzem Herzen bei. Zwiſchen ſechs und ſieben brachen die beiden Frauenzimmer auf, jeder Verſuch, ſie länger da zu behalten, war fruchtlos. Frau von P*** und die Mutter Duquenoi thaten den Ausſpruch, daß das Vergnügen der Pflicht weichen müſſe, wenn nicht ein jeder Tag mit Gewiſſensbiſſen ſich endigen ſollte. Beide alſo giengen zum großen Verdruß des Marquis nach Hauſe, und er ſahe ſich jezt wieder mit Frau von P*** unter vier Augen allein.

Nun, Marquis? Bin ich nicht eine gute Närrin? — Zeigen Sie mir die Frau zu Paris, die etwas ähnliches thäte.

Nein, Madame! Nein! Nein! (und hier warf er ſich ihr zu Füßen) die ganze Welt hat Ihres gleichen nicht mehr. Ihre Großmuth beſchämt mich. Sie ſind die einzige wahre Freundin, die auf dieſer Erde zu finden iſt.

Sind Sie auch ſicher, Marquis, daß Sie mein heutiges Verfahren ſtets ſo beurtheilen werden?

Ein Ungeheuer von Undank müßt ich ſeyn, wenn ich je meine Meinung veränderte.

Alſo von etwas anderm. — Wie ſiehts jezt mit Ihrem Herzen?

Soll ich es Ihnen frei heraus ſagen? — Dieſes Mädchen muß meine ſeyn, oder ich bin verloren.

Allerdings muß ſie das, aber um welchen Preiß? iſt die Frage.

Wir wollen ſehen.

Marquis, Marquis, ich kenne Sie, ich kenne dieſe Leute. Der ganze Streich kann verrathen werden.

Zwei Monate lang erſchien der Marquis nicht wieder, unterdeſſen war er thätiger als je. Er hieng ſich an den Beichtvater der beiden Duquenoi, die Angelegenheit ſeiner Wolluſt durch die Allgewalt der Religion zu betreiben. Dieſer Pfaffe, verſchmizt genug, jede Schwärigkeit zu heucheln, welche die Heiligkeit ſeiner Lehre dieſem niederträchtigen Anſchlag entgegenſezte, verkaufte die Würde ſeines Amtes ſo theuer als möglich war, und gab ſich endlich für die Gebühren zu allem her, was der Marquis ihm zumuthete.

Die erſte Büberei, die der Mann Gottes ſich erlaubte, beſtand darinn, beiden Andächtigen die Wohlthaten der Gemeine zu entziehen, und dem Pfarrherrn des Kirchſprengels vorzuſpiegeln, daß die Schuzergebenen der Frau von P*** ſich widerrechtlich ein Allmoſen zueigneten, deſſen andere Mitglieder der Gemeine weit bedürftiger wären. Seine Abſicht gieng dahin, ihre ſtandhafte Tugend durch die Noth aufzureiben.

Weiter arbeitete er im Beichtſtuhl daran, Uneinigkeit zwiſchen Mutter und Tochter zu ſtiften. Wenn die Mutter die Tochter bei ihm verklagte, ſo wußte er die Verſchuldungen der leztern immer größer zu machen, und die Erbitterung der erſtern noch mehr anzureizen. Klagte die jüngere, ſo gab er nicht undeutlich zu verſtehen, daß die elterliche Gewalt ihre Gränzen habe, und wenn die Verfolgungen der Mutter nicht nachlaſſen würden, ſo könnte die heilige Kirche für nöthig finden, ſie der mütterlichen Tirannei zu entreißen. Einſtweilen legte er ihr die Buße auf, fleißiger zur Beichte zu kommen.

Ein andermal lenkte er das Geſpräch auf ihre Geſtalt, und behauptete, daß das gefährlichſte

Geſchenk, ſo der Himmel einem Weib nur verleihen könnte, Schönheit ſei. Unter der Hand ließ er ein Wörtchen von einem ſichern Bidermann fallen, der ſich davon habe hinreißen laſſen, den er zwar nicht mit Namen nannte, aber handgreiflich genug zu bezeichnen wußte. Von da kam er auf die unendliche Barmherzigkeit Gottes zu reden, und auf die unüberſchwengliche Langmuth des Himmels gegen gewiſſe Menſchlichkeiten, die das Erbtheil des Fleiſches wären — auf die gewaltige Herrſchaft gewiſſer Begierden, denen auch die heiligſten unter den Menſchen nicht ganz entlaufen könnten. Dann frug er ſie, ob in ihrem Herzen noch keine Wünſche ſich regten? — ob ſie nicht zuweilen Wallungen ſpürte? — ob ſie nicht ſichere Träume hätte? — ob die Gegenwart von Mannsperſonen nicht irgend einen Unfug da oder dort bei ihr anrichtete? — Darauf warf er die Frage auf, ob ſich ein Frauenzimmer der Leidenſchaft eines Manns widerſezen, oder lieber Preiß geben ſolle? ob es zu wagen wäre, einen Menſchen ſterben zu laſſen, für welchen doch das koſtbare Blut des Erlöſers ſo gut als für jeden andern gefloſſen ſei, und dieſe Frage getraute er ſich nicht zu beantworten. Er beſchloß mit einem tiefen und heiligen Seufzer, drehte ſeine Augen zum Himmel, und betete — für die Seelen im Fegfeuer. Die junge Duquenoi ließ ihn ſeiner Wege gehen, und hinterbrachte diß alles treulich ihrer Mutter und der Frau von P***, welche ihr noch immer mehr Geſtändniſſe einblieſen, dem frommen Heiligen deſto mehr Herz einzujagen.

Sie erwarteten nun nichts gewiſſers, als daß der Mann Gottes über kurz oder lang ſich brauchen laſſen würde, ſeiner geiſtlichen Tochter einen Liebesbrief zuzuſtellen, und dieſe Vermuthung traf glücklich ein. Aber wie behutſam griff er das an! — Erſt wußte er eigentlich ſelbſt nicht, aus weſſen Händen er käme — er zweifelte keineswegs, daß irgend eine mitleidige Seele in ſeiner Gemeine unter der Decke ſtecke, die von ihrem Elend gerührt, ſich würde erboten haben, ihnen Beiſtand zu leiſten. Dergleichen Aufträge hätte er ſchon öfters zu übernehmen gehabt. Im übrigen, Mademoiſelle, fuhr er jezt fort, werden Sie vorſichtig handeln — Ihre Frau Mutter iſt eine vernünftige Frau. Ich dringe ausdrücklich darauf, daß Sie den Brief nicht anders als in ihrem Beiſein erbrechen. — Mademoiſelle ſteckte den Brief zu ſich, und händigte ihn ſogleich der Alten ein, die ihn auf der Stelle der Frau von P*** überſchickte. Die Marquiſin — jezt im Beſiz eines unverwerflichen Zeugniſſes, ließ den Beichtvater zu ſich hohlen, wuſch ihm den Kopf, wie ers verdient hatte, und drohte ihm, den ganzen Vorgang ſeinen Obern zu melden, wenn ſie je noch ein Wort von ihm hören ſollte.

Der Brief floß von lauter Lobſprüchen des Marquis, in Betreff ſeiner eignen Perſon und der Mademoiſelle über. Er mahlte ihr darinn ſeine Leidenſchaft mit den lebendigſten und ſchrecklichſten Farben ab, machte ungeheure Verheißungen, ſprach ſogar von Entführung.

Nachdem Frau von P*** dem Pfaffen den Text recht geleſen hatte, bat ſie auch noch den Marquis zu ſich, und erklärte ihm, wie ſehr ſein Betragen den Mann von Ehre beſchimpfe, und wie nachtheilig es ſie ſelbſt mit hinein miſche; dann zeigte ſie ihm ſeinen Brief, und betheuerte, daß auch die Pflichten der zärtlichſten Freundſchaft, die zwiſchen ihm und ihr bisher geherrſcht hätte, ſie nicht abhalten würden, die Mutter Duquenoi, ja die Obrigkeit ſelbſt gegen ihn zu Hülfe zu rufen, wenn ſeine Verfolgungen weiter gehen ſollten — Marquis, Marquis, ſezte ſie hinzu, die Liebe macht einen ſchlimmen Menſchen aus Ihnen. Sie müſſen bösartig auf die Welt gekommen ſeyn, weil dasjenige, was jeden andern zu groſſen Thaten ſpornt, Ihnen nur Niederträchtigkeiten abgewinnen kann. Was thaten Ihnen dieſe armen Frauenzimmer leides, daß Sie es darauf anlegen, ihre Armuth durch Schande zu verbittern? — Weil dieſes Mädchen ſchön iſt, und ſich entſchloſſen hat, auf ihrer Tugend ſtandhaft zu beharren, ſo wollen Sie ihr Verfolger ſeyn? ſo wollen Sie Urſache werden, daß ſie das beſte Geſchenk des Himmels verfluche? Und womit hab denn ich es verdient, daß ich eine Mitſchuldige ihrer Schandthaten ſeyn ſoll? — Undankbarſter der Menſchen! Gleich fallen Sie mir zu Füßen, bitten Sie mich gleich um Verzeihung, ſchwören Sie mir zu, meine unglückliche Freundinnen von jezt an in Frieden zu laſſen — —. Der Marquis verſprach, ohne Vorwiſſen der Frau von P*** keinen Schritt mehr zu thun, aber diß Mädchen müße er beſizen, welchen Preiß es auch gelten möge.

Er hielt keineswegs, was er zugeſagt hatte. Einmal wußte nun doch die Mutter Duquenoi die ganze Geſchichte, daher trug er jezt kein Bedenken mehr, ſich unmittelbar an ſie ſelbſt zu wenden. Er geſtand die Abſcheulichkeit ſeines Vorhabens ein, bot ihr beträchtliche Summen an, ſprach von den glänzendſten Hoffnungen, die die Zeit noch reif machen würde, und begleitete ſeinen Brief mit einem Käſtchen voll der koſtbarſten Steine.

Die drei Frauenzimmer hielten geheimen Rath untereinander. Mutter und Tochter ſchienen ſehr geneigt, den Kauf einzugehen, doch dabei fand Frau von P*** ihre Rechnung nicht. Sie erinnerte ſie an die erſten Artikel ihres Vertrages, und drohte ſogar, den ganzen Betrug zu verrathen, wenn ſie ſich weigern würden, ihr zu gehorſamen. Zum großen Leidweſen der beiden Heiligen, der Tochter beſonders, die ſo langſam als ſie konnte, die Ohrringe wieder abnahm, die ihr ſo ſchön ließen, mußten Brief und Juweelen mit einer Antwort, woraus der ganze Stolz der beleidigten Tugend ſprach, zu ihrem Eigenthümer zurückwandern.

Frau von P*** machte dem Marquis über ſeine Wortbrüchigkeit die bitterſten Vorwürfe; er nahm zur Entſchuldigung, daß'er es nicht hätte wagen mögen, ſie mit einem Auftrage dieſer Art zu erniedrigen. Lieber Marquis, ſagte ſie zu ihm, ich habe Sie gleich anfangs gewarnt, und will es Ihnen jezt wiederhohlen. Sie ſind noch weit von dem Ziel entfernt, nach welchem Sie hinarbeiten — aber nun iſt es nicht mehr Zeit, Ihnen vorzupredigen, das würden jezt nur verlorene

Worte ſeyn, für Sie iſt ganz und gar keine Rettung mehr. — Der Marquis antwortete, daß ſeine Hoffnungen noch immer die beſten wären, und er ſich nur die Erlaubniß von ihr erbitte, einen lezten Verſuch noch wagen zu dürfen.

Dieſer war, daß er ſich anheiſchig machte, beiden Frauenzimmern eine beträchtliche Leibrente auszuwerfen, ſein ganzes Vermögen mit ihnen zu gleichen Theilen zu theilen, und ihnen, ſo lange ſie lebten, eines von ſeinen Häuſern zu Paris, und ein andres auf ſeinen Gütern zum Eigenthum einzuräumen. — Machen Sie, was Sie wollen, ſagte die Marquiſin, nur Gewalt verbitt' ich mir — aber Rechtſchaffenheit und wahre Ehre, glauben Sie mir's, Freund, ſind über jeden Krämentar erhaben. Ihr neueſtes Gebot wird kein beſſeres Glück als ihre vorigen — ich kenne meine Leute, und unterſtehe mich, für ihre Tugend zu haſten.

Dieſe neuen Erbietungen des Marquis kamen bei voller Sizung der drei Frauenzimmer vor. Madame und Mademoiſelle erwarteten ſchweigend das Endurtheil aus dem Munde der Frau von P***. — Dieſe gieng einige Minuten lang ohne ein Wort zu reden, im Saal auf und nieder — — — „Nein! Nein! Nein! rief ſie endlich, das iſt viel zu gnädig — Nein! das iſt viel zu wenig für mein wundes Herz „, und alſobald ſprach ſie das unwiderrufliche Verbot aus. Mutter und Tochter warfen ſich weinend ihr zu Füßen, flehten und ſtellten vor, welche Grauſamkeit es wäre, ihnen ein Glück zu verbieten, das ſie doch ohne alle Gefahr würden annehmen dürfen. Frau von P*** gab mit Kaltſinn zur Antwort: Bildet ihr euch ein, daß alles das, was bisher geſchehen, etwa euch zu lieb geſchehen iſt? Wer ſeid ihr denn? Was hab ich euch für Verpflichtungen? Woran liegt es, daß ich euch nicht, die eine ſo gut als die andre, zu eurem Handwerk zurückſende? — Ich will gern glauben, daß dieſe Anerbietungen für euch zu viel ſind, aber für mich ſind ſie viel zu wenig. Sezen Sie Sich, Madame — Schreiben Sie die Antwort, wörtlich, wie ich ſie Ihnen diktieren werde, und daß ſie ja gleich in meiner Gegenwart abgehe. — — Die Beiden giengen, noch beſtürzter als mißvergnügt, nach Hauſe.

Der Marquis zeigte ſich der Frau von P*** ſehr bald wieder.

Nun, rief ſie ihm zu, ihre neuen Geſchenke?

Angeboten und ausgeſchlagen. Ich bin in Verzweiflung. Könnt ich ſie aus meinem Herzen reiſſen, dieſe unglücksvolle Leidenſchaft, könnt ich mein Herz ſelbſt mit heraus reiſſen, mir würde wohl ſeyn! — Sagen Sie mir doch, Marquiſin. Finden Sie nicht kleine Aehnlichkeiten im Geſicht dieſes Mädchens mit dem meinigen?

Ich habe Ihnen nie davon ſagen mögen — freilich find ich deren welche, aber davon iſt jezo die Rede nicht, was beſchließen Sie?

Weiß ichs? Kann ichs? — O Madame, bald wandelt der Geluſt mich an, in die erſte beſte Poſtchaiſe mich zu werfen, und dahin zu eilen, ſo weit der Erdball mich tragen will. Einen Augenblick darauf verläßt meine Kraft mich. Ich bin gelähmt. Mein Kopf ſchwindelt. Meine Sinne vergehen. Ich vergeſſe was ich bin, was ich werden ſoll.

Das Reiſen ſtellen Sie immer ein. Es verlohnt ſich der Mühe nicht, von da nach dem Judenmarkt zu wandern, um nur wieder heim zu gehen.

Den andern Morgen kam ein Billet von ihm an Frau von P***, worinn er meldete, daß er nach ſeinem Landgut gereißt wäre, und ſich da aufhalten würde, ſo lang ihm ſein Herz das verſtattete — und worinn er ſie zugleich auf das inſtändigſte erſuchte, ſeiner zu gedenken bei ihren Freundinnen. Seine Entfernung dauerte nicht lange. Er kam in die Stadt zurück, und ließ ſich bei der Marquiſin abſezen. Sie war ausgefahren. Als ſie wiederkam, fand ſie ihn mit geſchloßnen Augen, in der ſchrecklichſten Erſtarrung auf dem Sopha ausgeſtreckt liegen.

Ah! Sie hier Marquis? Die Landluſt, ſcheint es, hat Ihnen alſo nicht ganz bekommen wollen?

O Madame, mir iſt nirgends wohl. Sehen Sie mich wieder angelangt, ſehen Sie mich entſchloſſen, Madame, die ungeheuerſte Thorheit zu unternehmen, die ein Mann von meinen Umſtänden, meinem Rang, meiner Geburt, meinem Geld nur begehen kann. Aber eher alles, alles, als ewig auf dieſer Folter ſeyn. Ich heurate.

Marquis! Marquis! Der Schritt iſt bedenklich, und will Ueberlegung haben.

Ueberlegung? — Ich habe nur eine gemacht, aber ſie iſt die gründlichſte von allen — ich kann nicht elender werden, als ich jezt ſchon bin.

Das können Sie ſo gewiß noch nicht ſagen.

Nun Madame. Diß, denke ich, iſt doch endlich ein Geſchäft, das ich Ihnen mit Ehren übergeben kann. Gehen Sie nun hin. Beſprechen Sie Sich mit der Mutter, erforſchen Sie das

Herz der Tochter, und bringen Sie meinen Auftrag vor.

Gemach, lieber Marquis. Zwar habe ich dieſe beiden Frauenzimmer hinreichend zu kennen geglaubt, um gerade ſo für ſie zu handeln, wie ich bisher gethan habe, nun es aber auf die Glückſeligkeit meines Freundes hinaus will, ſo wird er mir wenigſtens erlauben, die Sache etwas näher zu beſehn. Ich werde mich zuvor in ihrer Provinz nach ihnen erkundigen, und ihrer Aufführung Schritt vor Schritt durch die ganze Zeit ihres hieſigen Aufenthalts nachfolgen.

Eine Vorſicht, Madame, die mir ziemlich weit hergehohlt ſcheint. Frauenzimmer, die mitten im Unglück ſo ſtandhaft auf Ehre hielten, und meiner Verführung ſo beherzt widerſtunden, müſſen nothwendig Geſchöpfe der ſeltenſten Gattung ſeyn — Mit meinen Geſchenken hätt' ich es bei einer Herzogin durchſezen müſſen — Und überdem, ſagten Sie mir nicht ſelbſt? — —

Ja doch, ja, ja, ich ſagte alles, was Ihnen belieben mag, dem ohngeachtet werden Sie aber doch jezt ſo gnädig ſeyn, und mir meinen Willen laſſen.

Und warum heuraten Sie nicht auch, meine liebe Marquiſin?

Wen allenfalls, wenn ich fragen darf?

Wen? —— Ihren kleinen Grafen. Er hat Kopf — Geld — und iſt von der beſten Familie.

Und wer ſteht mir für ſeine Treue? — Sie vermuthlich?

Das wohl nicht, aber bei einem Ehmann pflegt man das nicht ſo genau mehr zu nehmen.

Meinen Sie? vielleicht aber wäre ich nun Närrin genug, dadurch beleidigt zu werden — und ich bin rachſüchtig, Marquis.

Nun ja doch, rächen ſollen Sie Sich immer, Das verſteht ſich am Rande. Wiſſen Sie was, Marquiſin? Wir vier wollen dann gemeinſchaftlich bei einander wohnen, und den artigſten Klubb von der Welt zuſammen ausmachen.

Das alles läßt ſich vortreflich hören, aber ich heurathe nie. Der einzige Mann, dem ich vielleicht meine Hand noch würde gegeben haben ——

Bin doch ich nicht, Madame?

Jezt kann ich Ihnen ohne Gefahr diß Bekenntniß thun.

Jezt? Warum jezt erſt? Warum ſagten Sie mir das nicht eher?

Daran habe ich ſehr wohl gethan, wie die Umſtände mich jezt überzeugen. Und überhaupt — Diejenige, welche Sie nunmehr zur Frau nehmen, taugt in allem Betrachte beſſer für Sie, als ich.

Frau von P*** brachte ihre Nachforſchungen mit gröſter Genauigkeit und Eile zu Stande. Sie legte dem Marquis aus der Provinz und der Hauptſtadt die ſchmeichelhafteſten Zeugniſſe von ſeiner künftigen Gattin vor, drang aber dennoch darauf, daß er ſich zu ernſtlicher Ueberlegung der Sache noch vierzehn Tage Zeit nehmen ſollte. Dieſe vierzehn Tage däuchten ihm eine Ewigkeit zu ſeyn, und Frau von P*** ſah ſich endlich gezwungen, ſeiner verliebten Ungeduld nachzugeben. Die nächſte Zuſammenkunft war bei den beiden Duquenoi, die Verlobung gieng vor ſich, das Aufgebot geſchah, der Marquis beſchenkte die Frau von P*** mit einem koſtbaren Diamant, und die Hochzeit wurde vollzogen.

Die erſte Nacht gieng nach Wunſche vorüber. Den andern Morgen ſchrieb Frau von P*** dem Marquis ein Billet, worinn ſie ihn eines dringenden Geſchäfts wegen auf einen Augenblick zu ſich bat. Er ließ nicht lange auf ſich warten. Man empfieng ihn mit einem Geſicht, worauf Schadenfreude und Entrüſtung mit ſchrecklichen Farben ſich mahlten, ſeine Verwunderung dauerte nicht lang: Marquis, ſagte ſie zu ihm, es iſt

Zeit, daß Sie endlich erfahren, wer ich bin. Wenn andre meines Geſchlechts ſich ſelbſt genug hochſchäzen wollten, meine Rache zu billigen, Sie und Ihres Gelichters würden ſeltener ſeyn. Eine edle Frau hat ſich Ihnen ganz hingegeben — Sie haben ſie nicht zu erhalten gewußt — ich bin dieſe Frau; aber ſie hat vergolten, Verräther, und dich auf ewig mit einer verbunden, die deiner würdig iſt. Geh von hier aus queer über die Straſſe nach dem Gaſthof zur Stadt Hamburg — Dort wird man dir ausführlicher von dem ſchändlichen Gewerb zu erzählen wiſſen, das deine Frau Gemahlin und Schwiegermutter zehen Jahre lang unter dem Namen einer Madame und Mademoiſelle Aisnon getrieben haben.

Keine Beſchreibung erreicht das Entſezen, mit welchem hier der Marquis zu Boden ſank. Seine Sinne verließen ihn — aber ſeine Unentſchloſſenheit dauerte nur ſo lang als er brauchte, um von einem Ende der Stadt zum andern zu rennen. Er kam den ganzen Tag nicht nach Hauſe, er ſchweifte in den Straſſen umher; ſeine Gemahlin und ſeine Schwiegermutter fiengen an zu argwöhnen, was etwa geſchehen war. Auf den erſten Schlag, der an die Thüre geſchah, entſprang die leztere in ihr Zimmer, und ſchob beide Riegel vor. Nur ſeine Frau erwartete ihn allein in dem ihrigen. Sein Geſicht verkündigte die Wut ſeines Herzens als er hereintrat, ſie warf ſich zu ſeinen Füßen, ſtieß mit dem Angeſicht auf den Boden des Zimmers, und gab keinen Laut von ſich. Fort Nichtswürdige, rief er fürchterlich, fort von mir. — Sie verſuchte ſich aufzurichten, aber ohnmächtig ſtürzte ſie auf ihr Angeſicht, beide Arme der Länge nach auf den Boden geſpreitet: Gnädiger Herr, ſagte ſie zu ihm, ſtoßen Sie mich mit Füßen, zertreten Sie mich, ich hab es verdient, machen Sie mit mir was Sie wollen, aber Gnade, Gnade für meine Mutter. — Hinweg, rief er abermal, fort Verfluchte aus meinen Augen! — Iſt es nicht genug, daß du mich mit Schande bedeckſt, willſt du mich auch noch zwingen, ein Verbrecher zu werden? — Das arme Geſchöpf beharrte unbeweglich und ſtumm in der vorigen Stellung — der Marquis lag in einem Seſſel, den Kopf zwiſchen beide Arme geworfen, und mit halbem Leib zu den Füßen ſeines Betts hingeſunken, und brach zuweilen, ohne ſie anzuſehen, in ein gebrochenes Heulen aus: Hinweg von mir, ſag ich. — Das Stillſchweigen dieſer Unglücklichen, die noch immer wie in toder Erſtarrung lag, erſchöpfte ſeine Geduld. Entferne dich, rief er lauter und ſchrecklicher, bückte ſich zu ihr nieder, und war im Begriff ihr einen grauſamen Schlag zu geben. — Doch indem fand er, daß ſie ohne Bewußtſeyn und beinah ohne Leben lag. Er faßte ſie um die Mitte des Leibes, legte ſie auf ein Kanapee, und betrachtete ſie eine Zeitlang mit Augen, aus welchen wechſelsweiß Wut und Mitleiden hervorbrachen. Endlich zog er die Glocke. Seine Bedienten traten herein. Man rief ihre Weiber. Nehmt eure Frau zu euch, ſagte er dieſen, ihr iſt etwas zugeſtoßen, führt ſie auf ihr Zimmer und ſpringt ihr bei. Bald darauf ſchickte er heimlich, nach ihrem Befinden zu fragen. Man bracht' ihm die Nachricht, daß zwar ihre erſte Ohnmacht vorüber wäre, aber noch immer Schwächen auf Schwächen folgten, die ſo häufig kämen, und ſo lange anhielten, daß man Urſache hätte für ihr Leben zu zittern. Eine Stunde darauf ſchickte er, ſo heimlich wie das erſtemal wieder. Sie lag in ſchrecklichen Beängſtigungen, zu welchen ſich ein gichteriſcher Schlucken geſellte, der von der Gaſſe herauf gehört werden konnte. Als er das drittemal ſchickte, welches den folgenden Morgen war, kam die Antwort, daß ſie ſehr viel geweint habe, und die übrigen Zufälle ſich nach und nach zu legen anfiengen.

Jezt ließ er anſpannen, und verſchwand vierzehn Tage lang, daß kein Menſch um ſeinen Aufenthalt wußte. Vor ſeiner Abreiſe hatte er Sorge getragen, daß Mutter und Tochter mit dem Nothwendigſten verſehen wurden, und ſeine Dienerſchaft hatte Befehl, der Mutter, wie ihm ſelbſt, zu gehorchen.

Während der ganzen Zeit, daß er abweſend war, wohnten die beiden, beinahe ohne ſich zu ſprechen, in der traurigſten Verſtimmung neben einander. Die junge Frau zerfloß ohne Aufhören in Seufzer und Thränen, oder ſieng plözlich laut zu ſchreien an, rang die Hände, raufte ſich die Haare aus, daß ſelbſt ihre Mutter es nicht wagen durfte, ſich ihr zu nähern, und ihr Troſt zuzuſprechen. Dieſe zeigte nichts als Verhärtung, jene war das traurigſte Bild der Reue, des Schmerzens, der Verzweiflung. Tauſendmal rief ſie, kommen Sie Mama, laſſen Sie uns fliehen, laſſen Sie uns vor ſeiner Rache uns ſchüzen — tauſendmal widerſezte ſich die Alte, und erwiederte: Nicht doch, mein Kind. Laß uns bleiben. Laß uns abwarten, wie weit er es treiben wird. Umbringen kann uns dieſer Menſch doch nicht. — O daß ers möchte, rief jene wieder, daß ers längſt ſchon gethan haben möchte. — Schweig, ſagte die Mutter, und hör einmal auf wie eine Närrin zu plaudern.

Der Marquis kam zurück, und ſchloß ſich in ſein Kabinet ein, von wo aus er zwei Briefe, den einen an ſeine Frau, den andern an ſeine Schwiegermutter ſchrieb. Die leztere reiſte noch an eben dem Tag in ein Kloſter ab, wo ſie nicht lange darauf ſtarb. Die Tochter kleidete ſich an, und wankte nach dem Zimmer ihres Gemahls, wohin er ſie beſchieden hatte. An der Schwelle ſank ſie auf die Knie. Er befahl ihr, aufzuſtehen. Sie ſtand nicht auf, ſondern wälzte ſich in dieſer Stellung näher zu ihm hin. Alle ihre Glieder zitterten. Ihre Haare waren losgebunden. Ihr Leib hieng zur Erde, ihr Kopf war emporgerichtet, und ihre Augen, die von Thränen floßen, begegneten den ſeinigen: Ich ſehe, gnädiger Herr, rief ſie ſchluchzend aus, ich ſeh es, Ihre Wut iſt beſänftigt, ſo gerecht ſie war, ich unterſtehe mich zu hoffen, daß ich endlich noch Barmherzigkeit erhalte. Aber nein! — Uebereilen Sie Sich nicht. — So viele tugendhafte Mädchen wurden laſterhafte Frauen, laſſen Sie mich verſuchen, ob ich ein Beiſpiel des Gegentheils werden kann. Noch bin ich es nicht würdig, die Ihrige zu ſeyn, aber nur die Hoffnung entziehen Sie mir nicht. Laſſen Sie mich ferne von Ihnen wohnen, ſeien Sie wachſam auf meinen Wandel, und richten Sie mich dann! — Glücklich, ja unausſprechlich glücklich werd' ich ſeyn, wenn Sie Sichs nur zuweilen gefallen laſſen wollen, daß ich vor Ihnen erſcheinen darf. Nennen Sie mir einen düſtern Winkel in Ihrem Hauſe, den ich bewohnen ſoll, ohne Murren will ich dort gefangen ſizen. — Schwachheit, Verſicherung, Anſehen, Drohungen haben mich zu dieſer ſchimpflichen That hingeriſſen, aber laſterhaft bin ich niemals geweſen — Wär ich das, wie hätt' ich es wagen können, mich Ihnen zu zeigen, wie könnt ich es jezt wagen, Sie anzuſehen, wagen, mit Ihnen zu reden! — Könnten Sie in meiner Seele leſen, könnten Sie Sich überzeugen, wie meine vorigen Verbrechen ferne von meinem Herzen ſind, wie abſcheulich mir die Sitten derer ſind, die ich einſt meines Gleichen nannte. — Die Verführung hat meinen Wandel befleckt, aber mein Herz hat ſie nicht vergiftet. Ich kenne mich, mein Herr. Hätte man mir Freiheit gelaſſen, nur ein Wort hätt' es mich gekoſtet, und Sie hätten um den ganzen Betrug gewußt. Entſcheiden Sie nach Gefallen über mich. Rufen Sie ihre Bedienten. Laſſen Sie mir dieſen Schmuck, dieſe Kleider abreißen. Laſſen Sie mich in nächtlicher Stunde auf die Straſſen werfen. Alles, alles will ich leiden. Welches Schickſal Sie mir auflegen wollen, ich unterwerfe mich. Die Einſamkeit auf dem Lande, die Stille eines Kloſters werden mich Ihren Augen auf ewig entreiſſen. Befehlen Sie und ich gehe. Ihre Glückſeligkeit iſt noch nicht ohne Rettung verlohren. Sie können mich ja noch vergeſſen.

Stehen Sie auf, rief der Marquis mit ſanfter Stimme, ich vergebe Ihnen, ſtehen Sie auf. Mitten im gräßlichen Gefühl meiner erlittenen Schande vergaß ich es nicht, meine Gemahlin in Ihnen zu ehren. Kein Laut kam über meine Lippen, der Sie erniedrigt hätte, und wäre das, ſo bin ich bereit, es Ihnen abzubitten, und gebe Ihnen mein Wort, daß Sie keinen mehr hören ſollen. Denken Sie ſtets daran, daß Sie Ihren Gemahl nicht unglücklich machen können, ohne es ſelbſt zu werden. Seien Sie edel und gut — Seien Sie glücklich, und ſorgen Sie dafür, daß auch ich es werde. Stehen Sie auf, ich bitte Sie — Sie ſind nicht an Ihrer Stelle, Marquiſin, ſtehen Sie auf! — — Steh auf, meine Gemahlin, und laß dich umarmen!

Während, daß der Marquis das ſagte, lag ſie noch immer den Kopf auf ſeine Knie gebeugt, ihr Geſicht in ſeinen Händen verborgen; aber auf den Namen ſeiner Gemahlin ſprang ſie lebhaft auf, warf ſich ihm um den Hals, und drückte ihn mit wütender Entzückung in ihre Arme. Gleich darauf ließ ſie von neuem ihn los, ſtürzte zur Erde, und war Willens, ſeine Füße zu küſſen. — Was wollen Sie, unterbrach er ſie ſehr bewegt, habe ich Ihnen nicht ſchon alles vergeben, warum glauben Sie mir denn nicht? — Laſſen Sie, laſſen Sie, gab ſie zur Antwort, ich kann es nicht, ich darf es nicht glauben. — Bei Gott, rief der Marquis, ich fange an zu muthmaßen, daß ich niemals bereuen werde. Dieſe Frau von P*** hat mir Verdruß und Leiden zugedacht, aber ich ſehe ein, ſie hat mir Seligkeit bereitet. Kommen Sie meine Gemahlin. Kleiden Sie Sich an, unterdeſſen daß ich Anſtalten zu unſrer Abreiſe mache. Wir ziehen auf meine Güter, wo wir ſo lange bleiben wollen, bis die Zeit eine Rinde über das Vergangene gezogen hat.

Drei ganzer Jahre lang lebten ſie ferne von Paris — das glücklichſte Ehepaar ihrer Zeiten.

Leſer oder Leſerin — ich ſehe dich bei dem Namen der Frau von P*** unwillig auffahren, ich höre dich ausrufen: Welche abſcheuliche Frau! Welche Bübin und Heuchlerin! — Keine Aufwallung, lieber Leſer, keine Partheilichkeit! — Laß die Waage der Gerechtigkeit entſcheiden!

Schwärzere Thaten, als dieſe war, geſchehen täglich unter dem Monde, nur mit weniger Abſicht und Seele. Haſſen und fürchten kannſt du die Marquiſin, doch verachten wirſt du ſie nie. Gräßlich und unerhört war ihre Rache, aber Eigennuz befleckte ſie nicht. Hätte dieſe Dame eben das und noch mehr gethan, ihrem rechtmäßigen Gemahl Belohnungen auszuwirken — hätte ſie ihre Tugend einem Staatsminiſter, oder auch nur ſeinem erſten Schreiber geopfert, ein Ordensband, oder ein Regiment für ihn zu erwuchern — hätte ſie ſich einem Pfründenvergeber für eine reiche Präbende überlaſſen, das alles würdeſt du ſehr natürlich finden, die Allgewalt der Gewohnheit ſpräche dafür. Aber jezt — jezt, da ſie an einem Treuloſen Rache nimmt, empören ſich deine Gefühle. Nicht, weil dein Herz für dieſe Handlung zu weich iſt — weil du es der Mühe nicht werth achteſt, in die Tiefe ihres Kummers hinabzuſteigen, weil du zu ſtolz biſt, weibliche Tugend anzuerkennen, findeſt du ihre Ahndung abſcheulich. Haſt du dich auch wohl erinnert, welche Opfer ſie ihrem Liebling gebracht hatte? — Ich will nicht in Anſchlag bringen, daß ihre Schatoulle jederzeit die ſeinige war, daß er Jahre lang ihre Tafel genoß, Jahre lang in ihrem Hauſe, wie in dem ſeinigen aus und eingieng — Vielleicht ſpotteſt du darüber — aber ſie hatte ſich zugleich nach allen ſeinen Launen geſchmiegt, hatte ſeinem Geſchmacke ſklaviſch gehuldigt, ihm gefällig zu ſeyn hatte ſie den ganzen Plan ihres Lebens zerſtört — Ganz Paris ſprach ehedem mit Ehrfurcht von ihrer Tugend — jezt war ſie, ihm zu lieb, zu dem gemeinen Haufen herunter geſtürzt. Jezt murmelte die Verläumdung ſich in die Ohren: Endlich iſt dieſe P***, dieſes Wunder der Welt geworden wie unſer eine! — Sie hatte dieſes höhniſche Lächeln mit ihren Augen geſehen, dieſe Schmähreden mit ihren Ohren gehört, und oft genug mit Schaamröthe den Blick zur Erde geſchlagen. Jede Bitterkeit hatte ſie verſchlungen, welche die Läſterung für eine Frau in Bereitſchaft hat, deren fleckenfreie Tugend die benachbarten Laſter um ſo ſichtbarer machte — Sie hatte das laute Gelächter ertragen, womit ſich der muthwillige Hauſe an den lächerlichen Spröden rächt, die ihre Tugend marktſchreieriſch an alle Pfeiler ſchlagen — Stolz und empfindlich, wie ſie war, hätte ſie lieber, in toder

Dunkelheit ihr Leben hinweg geſeufzt, als noch einmal den Schauplaz einer Welt betreten, wo ihre verſcherzte Ehre nur ſchadenfrohe Lacher, ihre verſchmähte Liebe nur peinigende Tröſter fand. Sie näherte ſich einer Epoche, wo der Verluſt eines Liebhabers nicht ſo ſchnell mehr erſezt wird — ein Herz, wie das ihrige, konnte dieſes Schickſal nur in gramvoller Einſamkeit ausbluten.

Wenn ein Menſch den andern eines zweideutigen Blicks wegen niederſtößt, warum wollen wir es einer Frau von Ehre zum Frevel machen, daß ſie den Verführer ihres Herzens, den Mörder ihrer Ehre, den Verräther ihrer Liebe — einer Buhldirne in die Arme wirft. Warlich, lieber Leſer, du biſt eben ſo ſtreng in deinem Tadel, als du oft in deinem Lobe flüchtig biſt. Aber, wirfſt du ein, nicht die Rache ſelbſt, nur die Wahl der Rache find ich ſo verdammenswerth. Mein Gefühl ſträubt ſich gegen ein ſo weitläuftiges Gewebe durchdachter Abſcheulichkeit, gegen dieſe zuſammenhängende Kette von Lügen, die beinahe ſchon ein Jahr durchdauert. — Alſo der erſten augenblicklichen Aufwallung vergibſt du alles, wie nun aber, wenn die erſte Aufwallung einer Frau von P***, und einer Dame ihres Karakters, ihr ganzes Lebenlang währte?

Ich ſehe hier nichts, als eine Verrätherei, die nur weniger alltäglich iſt, und willkommen ſei mir das Geſez, welches jeden gewiſſenloſen Buben, der eine ehrliche Frau zu Fall bringt, und dann *verläßt*, zu einer Dirne verdammt — den gemeinen Mann zu gemeinen Weibern.

Diderots ganze Beredſamkeit wird dennoch ſchwerlich den Abſcheu hinwegräſonnieren, den dieſe unnatürliche That notwendig erwecken muß. Aber die kühne Neuheit dieſer Intrigue, die unverkennbare Wahrheit der Schilderung, die ſchmuckloſe Eleganz der Beſchreibung haben mich in Verſuchung geführt, eine Ueberſezung davon zu wagen, welche freilich die Eigenthümlichkeit des Originals nicht erreicht haben wird. Das Ganze iſt aus einem (ſo viel ich weiß, in Deutſchland noch unbekannten) Aufſaz des Hrn. Diderot: *Jakob und ſein Herr, oder der Fatalismus* genannt. Der Freiherr von Dalberg zu Mannheim beſizt die Originalſchrift, und ſeiner Gefälligkeit danke ich es auch, daß ich in dieſer Thalia Gebrauch davon machen durfte.

III.

Dom Karlos.

Infant von Spanien.

Die Urſache, warum das Publikum die Tragödie Dom Karlos in Bruchſtücken voraus empfängt, iſt keine andre, als der Wunſch des Verfaſſers, Wahrheit darüber zu hören, eh er ſie wirklich vollendet. Bei dem anhaltenden ſtarren Hinſehn auf die nämliche Fläche kann es nicht anders kommen, als daß die Augen, auch des ſchärfſten Beobachters, anfangen trübe zu werden, und die Objekte verwirrt durcheinander zu ſchwimmen. Wenn der Dichter nicht Gefahr laufen will, ſich in ſeinen eigenen Irrgängen zu verwickeln, und über der ängſtlichen Farbenmiſchung des Details die Perſpektive des Ganzen zu verlieren, ſo iſt es nöthig, daß er zuweilen aus ſeinen Illuſionen heraustrete, daß ſeine Phantaſie von ihrem Gegenſtand erkalte, und fremde Empfindung ſeine eigne zurechtweiſe. Mit den Lieblingswerken unſers Geiſtes ergeht es uns beinahe wie mit unſern Mädchen — endlich werden wir blind für ihre Flecken, und ſtumpf durch Genuß. Dort wie hier ſind kurze Entfernungen, kleine Spannungen oft heilſam, die erlöſchende Glut des Affekts wieder anzublaſen.

Die Flamme der Begeiſterung iſt keine ewige Flamme. Oft iſt es nöthig, daß ſie von auſſenher borge, und ſich durch ſympathetiſche Reibung erneure. Wie ſchäzbar ſind einem Dichter hier geſchmackvolle fühlende Freunde, die über ſeine Schöpfungen wachen, und das neugebohrene Kind ſeines Genius mit liebevoller Sorgſamkeit warten und pflegen!

Dieſer Dienſt iſt es, den ich bei Vorlegung dieſer Fragmente von dem Publikum mir erbitten wollte. Jeder Leſer und jede Leſerin, welche Wohlwollen genug den für Herausgeber in ihrem Buſen fühlen, um für die klaſſiſche Vollkommenheit ſeines Werks bekümmert zu ſeyn — euch aber insbeſondere, Schriftſteller meines Vaterlands, deren Namen der Ruhm bereits ſchon unter den Sternen aufſtellte, die ihr jezt keine ſchönere Beſchäftigung mehr übrig findet, als eurem Schüler und Freund noch die Hand zu reichen, und ihn zu eurer Gemeinſchaft empor zu ziehn — euch alle fodre ich auf, dieſen Verſuch eurer Aufmerkſamkeit werth zu achten, und mir den Ausſpruch eures Gefühls mit der ſtrengſten Offenherzigkeit mitzutheilen. Ich erſchrecke vor eurem Tadel nicht. Das Urtheil der Welt über dieſe Fragmente — es falle aus, wie es wolle — wird mich nie in Verlegenheit ſezen, denn es iſt meine lezte Inſtanz nicht. Ich nehme es für nichts anders, als den belehrenden Wink meines kritiſchen Freundes, den ich zu Reinigung meiner Arbeit benuzen kann — aber die Nachwelt iſt meine Richterin. Was ich bei meinen

Zeit-

Zeitgenoſſen verderbe, ſteht noch immer in meiner Macht wieder gut zu machen, die Fehler des Jünglings rechnet man ja dem Mann nicht mehr an — aber die Nachwelt verdammt ohne Beklagten, ohne Sachwalter, ohne Zeugen. Das Werk lebt, und ſein Schöpfer iſt nicht mehr. Die Friſt zur Verantwortung iſt vorbei; was einmal verloren iſt, läßt ſich nicht mehr hereinbringen. Von dieſem Gerichtshof läßt ſich an keinen dritten mehr appellieren. Wie willkommen ſoll mir alſo die Zurechtweiſung ſeyn, welche mir über die Gebrechen meiner Dichtung die Augen öfnet, und mir vielleicht dazu dienen kann, ſie deſto fleckenfreier der ſtrengeren Zukunft zu übergeben — Findet der Kenner ſchon dieſe erſte Anlage krank, vermißt er hier ſchon die Geſundheit, die lebendige Kraft, die ihr Dauer verſicherte, ſo wandre die ganze Skize zum Feuer.

Die Geſchichte des unglücklichen Dom Karlos und ſeiner Stiefmutter der Königin, iſt von den intereſſanteſten, die ich kenne, aber ich zweifle ſehr, ob ſie ſo rührend als erſchütternd iſt. Rührung, glaube ich, iſt hier ganz nur Verdienſt des Dichters, der unter den vielerlei Arten der Behandlung gerade diejenige zu wählen weiß, welche die widrige Härte des Stoffs zu weicher Delikateſſe herabſtimmt und mildert. Eine Leidenſchaft, wie die Liebe des Prinzen, deren leiſeſte Aeuſerung Verbrechen iſt, die mit einem unwiderruflichen Religionsgeſez ſtreitet, und ſich ohne Aufhören an der Gränzmauer der Natur zerſchlägt, kann mich ſchaudern, aber ſchwerlich weinen machen. Eine Fürſtin wiederum, deren Herz, deren ganze weibliche Glückſeligkeit einer traurigen Staatsmaxime hingeſchlachtet worden, die durch die Leidenſchaft des Sohns und des Vaters gleich unmenſchlich gemishandelt wird, kann mir wohl Murren gegen Vorſicht und Schickſal, Zähneknirſchen gegen weltliche Konvenzionen abnöthigen, aber wird ſie mir auch wohl Tränen ablocken? — Wenn dieſes Trauerſpiel ſchmelzen ſoll, ſo muß es — wie mich däucht — durch die Situation und den Karakter König Philipps geſchehen. Auf der Wendung, die man dieſem gibt, ruht vielleicht das ganze Gewicht der Tragödie. Mein Plan iſt auf gleiche Art vereitelt, wenn ich bei Philipps Darſtellung den franzöſiſchen Skribenten folge, als wenn ich bei Karlos Schilderung den Ferreras zum Grund legte. Man erwartet — ich weiß nicht welches? Ungeheuer, ſo bald von Philipp dem Zweiten die Rede iſt — mein Stück fällt zuſammen, ſobald man ein ſolches darinn findet, und doch hoffe ich der Geſchichte — das heißt der Kette von Begebenheiten — getreu zu bleiben. Es mag zwar ein gothiſches Anſehen haben, wenn ſich in den Gemählden Philipps und ſeines Sohns zwei höchſt verſchiedne Jahrhunderte anſtoßen, aber mir lag daran, den *Menſchen* zu rechtfertigen, und konnt' ich das wohl anders und beſſer als durch den herrſchenden Genius ſeiner Zeiten?

Der ganze Gang der Intrigue wird, wie ich mir einbilde, ſchon in dieſem erſten Aufzug verrathen ſeyn. Wenigſtens war das meine Abſicht, und ich halte es für das erſte Requiſit der Tragödie. Beide Hauptkaraktere laufen hier ſchon mit derjenigen Kraft, und nach derjenigen Richtung aus, welche den Leſer errathen läßt, wo und wann und wie heftig ſie in der Folge widereinander ſchlagen.

Ein vollkommenes Drama ſoll, wie uns Wieland ſagt, in Verſen geſchrieben ſeyn, oder es iſt kein vollkommenes, und kann für die Ehre der Nation gegen das Ausland nicht konkurrieren. — Nicht, als ob ich auf das leztere Anſpruch machte, ſondern weil ich die Wahrheit jenes Ausſpruchs überzeugend erkannte, habe ich dieſen Karlos in Jamben entworfen. Aber in reimfreien Jamben — denn ich unterſchreibe Wielands zweite Foderung, daß der Reim zum Weſen des guten Dramas gehöre, ſo wenig, daß ich ihn vielmehr für einen unnatürlichen Luxus des franzöſiſchen Trauerſpiels, für einen troſtloſen Behelf jener Sprache, für einen armſeligen Stellvertreter des wahren Wohlklangs erkläre — in der Epopee verſteht ſichs, und in der Tragödie. So bald uns die Franzoſen ein Meiſterſtück dieſer Gattung in reimfreien Verſen zeigen, ſo geben wir ihnen ein ähnliches in gereimten.

Der Leſer wird ſich ſelbſt und dem Dichter nüzen, wenn er vor Leſung dieſer Fragmente die Geſchichte des Dom Karlos, Prinzen von Spanien, vom Abbe S. Real, welche kürzlich zu Eiſenach in der Ueberſezung erſchienen iſt, nur flüchtig durchblättern will. Ich unterbreche zuweilen den Dialog durch Erzählung, weil es geſchehen kann, daß das ganze Stück nach und nach in ſolchen Fragmenten erſcheint, und ich ohne dieſe Vorſicht alſo leicht der Indiskretion und Gewinnſucht eines Buchhändlers oder Schauſpieldirektors anheim fallen könnte, die meinen Karlos zuſammen druckten, oder vor der Zeit auf ihr Theaterſchaffot ſchleppten.

Perſonen des erſten Akts.

Philipp der Zweite, König von Spanien.

Königin Eliſabeth, Prinzeſſin von Frankreich, ſeine Gemahlin.

Dom Karlos, der Kronprinz.

Herzog von Alba,
Graf von Lerma, } Grandes von Spanien.

Pater Domingo, Beichtvater des Königs, geweſener Inquiſitor.

Dom Rodrigo, Marquis von Poſa, Kammerjunker des Prinzen.

Fürſtin von Eboli,
Marquiſin von Mondekar, } Damen der Königin.

Mehrere Damen und Grandes.

Die königlichen Gärten zu Aranjuez.

Erſte Verwandlung.

Ein angenehmer Proſpekt von Orangenalleen, Boſkagen, Statuen, Urnen, und ſpringenden Waſſern. Die Beleuchtung wird ſo eingerichtet, daß die vordere Bühne dunkel bleibt, die hintere aber munter und hell iſt.

Erſter Auftritt.

Karlos kommt langſam und in Gedanken verſenkt aus dunkeln Boſkagen, ſeine zerſtörte Geſtalt verräth den Kampf ſeiner Seele; einigemal ſteht er ſchüchtern ſtill', als wenn er auf etwas horchte. Der Zufall führt ihn vor die Statue der Biblis und des Kaunus, er bleibt nachdenkend davor ſtehen — indem hört man hinter der Szene eine ländliche Muſik von Flöten und Hoboen, die ſich allmählig in der Entfernung verliert. Der Prinz verläßt die Statue in groſer Bewegung, man ſieht Traurigkeit und Wut in ſeinen Gebärden abwechſeln, er rennt heftig auf und nieder, und fällt zulezt matt auf ein Kanapee. Unterdeſſen zeigt ſich im Hintergrund der **Pater Domingo**, und bleibt eine Zeitlang ſtehen ihn zu beobachten. Endlich nähert er ſich, auf das Geräuſch ermuntert ſich **Karlos**, und fährt unwillig auf.

Karlos.

Der Erzſpion verfolgt mich überall
wie die Gerichte Gottes —— Was verlangt ihr?
Wen ſucht ihr hier? — Dorthin, ſoviel ich weiß,
hat ſich der König mit dem Hof gezogen.

Domingo.

Der König, Prinz, und alle Grandes ſtehn
verſammelt im Zitronenwald. Die Freude
herrſcht allgemein, ſie zu vollenden fehlt
nur Karlos noch.

Karlos.

Sie plözlich zu vergiften?
Iſt König Philipp ſeiner guten Laune
ſchon ſatt, daß er die Nattern ſeines Sohns
zu Gaſte ruft?

Domingo.

Mir unbegreiflich, Prinz.
Der ſchönſte Frülingstag — die muntern Gärten —
und rings herum die blumenvolle Flur —
Der Himmel ſelbſt wetteifert mit der Gegend,
die Kunſt mit der Natur — ſie aufzuheitern.
Gleich einem Paradies lacht weit und breit
das prächtige Aranjuez, und doch
in ihrem Aug nicht eine Spur der Freude?

Karlos.

In dieſem lachenden Aranjuez
ſieht Karlos nichts — als ſeine finſtre Seele.

Domingo.

Doch eben dieſer räzelhafte Gram,
den wir ſchon lang in ihren Blicken leſen,
der Schrecken ihres Reichs, und das Geheimniß
des ganzen Hofs, hat manche Thräne ſchon
dem König ihrem Vater ausgepreßt.

Karlos.

Fließt mir deßwegen eine einz'ge minder?
heilt dieſes Herz vielleicht, wenn ſeines blutet?
Nur Thränen hat er für den einz'gen Sohn? —
die giebt auch wohl ein Bettler ſeinem Kinde.
Er preſſe doch nur einen Tropfen Mohn
aus ſeines Perus unerſchöpften Schachten,
den Schmerz in dieſem Buſen einzuſchläfern; —
er biete doch den pralenden Tribut,
den ihm ſein furchtbarer Vaſall, das Meer,
aus beiden Indien herüberfrohnt,
ob er vielleicht den Henker ſeines Karls
damit beſtechen kann? — Seht rings herum —
Diß Paradies rief euer großer König
in eine fürchterliche Wildniß her —
er rufe doch — ſein Karlos läßt ihn bitten —
ein Lächeln auf mein Angeſicht.

Domingo.

Er wirds.
Nur brechen ſie diß grauenvolle Schweigen,
nur öfnen ſie ihr Herz dem Vaterherzen.
Was Karl dem Philipp anvertraut, wird ja
der König ihm gewähren.

Karlos.

Wird er das? —
Weh mir, und wenn er wollte — kann er das?
und wenn ich mit des Todes leztem Lechzen
es foderte? wenn der erhörte Wunſch

den ſchon entwichnen Geiſt aus der Behauſung
des Grabs zurücke hohlte? — Nimmermehr.

Domingo.

Ich zittre Prinz — Was ſagt mir dieſes Räzel?

Karlos.

Bin ich nicht eines großen Königs Sohn?
Mit halben Welten theil ich meinen Vater,
und dennoch ſoll an einem einz'gen Wunſch
der große Königsſohn zu Tode ſchmachten?
O welch ein Wunſch — — und doch — ich will ja wenig —
will ja nicht mehr, als ich mit ſo viel Armen
umreichen kann — —

Domingo.

Wie! Wär es möglich Prinz!
Wär noch ein Wunſch zurücke, den der Himmel
dem liebſten ſeiner Söhne weigerte? —
Ich ſtand dabei, als in Toledos Mauren
der ſtolze Karl die Huldigung empfieng,
als graue Fürſten zu dem Handkuß wankten,
und jezt in einem — einem Niederfall
Sechs Königreiche ihm zu Füßen lagen.
Ich ſtand, und ſah das junge ſtolze Blut
in ſeine Wangen ſteigen, ſeinen Buſen
von fürſtlichen Entſchlüſſen wallen, ſah
ſein trunknes Aug durch die Verſammlung fliegen,
in Wolluſt brechen — Prinz — und dieſes Aug
ſprach laut: Ich bin geſättigt!

Karlos.

(nach einem tiefen Nachdenken)

Jener Stunde
vergeß ich nie — mit jener Stunde fieng
Mein Leben an — ſie floh — es war vollendet.

Domingo.

Vollendet Prinz? — ein mattes Vorgefühl
der königlichen Zukunft — —

Karlos.

Es iſt aus.
Wenn ſchon das Kind von Diademen träumte,
was kann der Jüngling wünſchen?

Domingo.

(der ihn lauernd anſieht)

ſie zu tragen?

Karlos.

Verwegner Menſch — Ihr ſprecht mit Philipps Sohn,
nichts mehr davon — mir ſchauert vor dem Morgen,
der hinter meines Vaters Sarge nur
mir ſcheinen kann

Domingo.

Und dennoch edler Prinz.
Wenn Karlos ohne Hoffnung wünſcht, was ſonſt
was ſonſt als eine Krone kann er wünſchen?
Groß iſt die Welt — der Arm der Könige
reicht weit —

Karlos.

Hier bricht er.

Domingo.

Auch der Arm der Kirche?
O reden ſie — Die Ruhe ſeines Sohns
kann Philipp nicht zu theuer kaufen.

Karlos.

Nicht?
Auch dann nicht, wenn mein raſender Geluſt
geradenwegs nach ſeinem Herzen zielte?
Auch dann nicht, wenn den frevelhaften Durſt
nur das abſcheulichſte Verbrechen löſchte,
worüber die beſudelte Natur
erſchrocken beben, und in Fieberſchauern
ſich werfen würde.

Domingo.

Das iſt ſchrecklich Prinz.

Karlos.

Jezt wißt ihr alles — Geht, und denkt auch nie
darüber nach — Hier endet Philipps Größe,
kann ſein Befehl die Sterne rückwärts drehn,
und machen, daß ſich Nord und Süd umarmen? —
Ein ewiges, ein ſchreckliches Geſez
mit Blut in unſre Bruſt geäzt — die ſtarre
unwandelbare Regel der Natur
ſteht gegen mich, ein aufgethürmter Pfeiler,
und keine Macht auf Erden reißt ihn um.

Domingo.

Ich ſteh erſtaunt — Was für ein Ungeheuer
liegt hier im Hinterhalt, wenn ſelbſt die Hoffnung
ſo vieler Throne keinen Reiz mehr hat?

Karlos.

Vergebens grübelt ihr ihm nach. Ihr müßtet,
Monarch wie ich, in Mutterleib gekrönt,
ihr müßtet in dem Himmelſtrich des Thrones
erzogen worden ſeyn, und an den Brüſten
des Glücks gelegen haben, wenn ihrs faßtet
was einen Fürſten foltert.

Domingo.

Wunderbar —
Noch wunderbarer — — — daß auch ihre Mutter,
die Königin, daßelbe ſpricht — —

Karlos.

(heftig auffahrend)

Was? Mutter? —
Das Wort auf deiner Zunge ſei verflucht,
verflucht der Name aus der Schöpfung.

Domingo.

Prinz?

Karlos.

(in großer Aufwallung herumgehend)

Sie meine Mutter? — Geh Unglücklicher,
an eine Mauer haſt du mich geſchleudert —
Sie meine Mutter — Mutter ſagteſt du?

O Himmel gib, daß ich es *dem* vergeſſe,
der ſie zu meiner Mutter machte.

Domingo.

Prinz,
es ſind die heiligſte von allen Banden
die ſie hier läſtern.

Karlos.

Ketten wollt ihr ſagen,
Furchtbarer, merkts euch, raſeln ſie im Abgrund
der Hölle nicht — Galeeren laſſen los —
das Grab gibt frei — die Ketten der Verdammniß
zerbrechen endlich — dieſe Bande nicht.
Die Zärtlichkeit von allen Müttern, die
geweſen ſind, und die noch kommen werden,
macht ewig nimmer wieder gut, was mir
die einzige verdorben hat.

Domingo.

Was hör ich?
Täuſcht mich mein Ohr? hat mich ein Traum betrogen?
Ganz Spanien liebt ſeine Königin
bis zur Anbetung — Prinz — und Sie allein,
Sie ſollten ſie mit ſolchem Haß verfolgen?

Karlos.

(hat ſich geſammelt, und wird betroffen)

Domingo.

Unmöglich, Prinz — ſo plözlich werden ſie
die Stimme Spaniens nicht Lügen ſtrafen,

ſo unnatürlich kann der feurige,
für jede Schönheit ſo begeiſterte
ſo offne Jüngling nimmermehr entarten.
Was Prinz? — Das ſchönſte Weib auf dieſer Welt,
beim erſten Blick Monarchin ohne Thron,
kaum zwei und zwanzig Frühlingen entflogen,
und eines Greiſen Frau — von der Natur
zur Zärtlichkeit, zur Wolluſt ausgeſtattet —
an eines freudenloſen Eheſtands
tiranniſche Galeere angeſchloſſen —
Franzöſin von Geburt — und Königin —
und ehmals ihre laut erklärte Braut?
Unmöglich, Prinz! Unglaublich! Nimmermehr!
Wo ohne Hofnung Greiß und Jüngling lodern,
friert Karlos nicht mit allen Hofnungen.
Wo alles liebt, kann Karl allein nicht haſſen,
ſo ſeltſam widerſpricht ſich Karlos nicht.
Nein Prinz — ich ſchwörs in ihrer Mutter Seele —
das wunderbare Räzel ihres Grams,
die Königin — ich wette — kann es löſen.
Verwahren ſie ſich Prinz, daß ſie es nie,
wie ſehr ſie ihrem Sohn mißfällt, erfahre,
die Zeitung würde ſchrecklich ſeyn.

Karlos.

(welcher dieſe ganze Rede durch, die Augen tückiſch auf ihn geheftet hat)

Meint ihr?

Domingo.

Und äußerſt unerwartet — Warlich Prinz
auf ihre Rechnung flüſtert ſich ſchon längſt

von Ohr zu Ohr die luſtigſte Geſchichte.
Wenn ſie noch auf das leztere Turnier
zu Saragoſſa ſich beſinnen mögen,
wo unſern König eine Lanze ſtreifte —
Die Königin mit ihren Damen ſaß
auf des Pallaſtes oberſter Altane,
und ſah dem Kampfe zu. Auf einmal riefs:
„Der König blutet!„ — Man rennt durcheinander,
ein unvernehmlich Murmeln dringt zum Ohr
der Königin: „Der Prinz?„ ruft ſie, und will
und will ſich von der höchſten Gallerie
herunterwerfen „Nein! Der König ſelbſt„
gibt man zur Antwort „So laßt Aerzte holen„
erwiedert ſie, indem ſie Athem ſchöpfte.

Karlos.

(nach einigem lebhaften Auf und Niedergehen, mit erkünſtelter Gleichgültigkeit)

Ihr ſagt mir Wunderdinge, Freund.

Domingo.

Doch wohl
nichts überraſchendes?

(indem er ſich dem Prinzen vertraulich nähert)

Wie glücklich, Prinz,
dörft ich dafür in ihrer Seele leſen?

Karlos.

Ihr ſollts, hochwürd'ger Vater — eurem Amte
verſchweigt man nichts — ihr klebt ja eure Tugend

auf euren Rock — Umſonſt führt ihr doch wohl
den Schlüſſel nicht zu Jedermanns Gewiſſen,
umſonſt, denk ich, hat König Philipp euch
das Rechnungsweſen über alle Sünden
der Prinzen vom Geblüt nicht übertragen.

Domingo.

Es gibt auch Lieblingswünſche, Prinz, wobei
man das Gewiſſen nicht zum Richter nimmt.

Karlos.

Dergleichen Wünſche gibt es allerdings,
doch das ſind Heimlichkeiten, die das Plaudern
durchaus nicht leiden können.

Domingo.

Plaudern, Prinz,
iſt meines Amtes ſtrafbarſte Verlezung.

Karlos.

Ich weiß, hochwürd'ger Vater, weiß ja wohl
wie treulich ihr der Welt verſchweigt, was euch
Gott im Vertrauen ſagen mag.

Domingo.

Auch, was
mir meine anvertrauten Lämmer beichten.

Karlos.

(nachdem er ſich eine Zeitlang bedacht hat)

Nur noch ein Wörtchen — eh mein ganzes Herz
ſich euch auf Treu und Glauben überliefert —

Mistrauen, Herr, vergibt man Philipps Blut,
und keinen Freund entlaß ich ohne Probe.

Domingo.

Ich fürchte keine, Prinz.

Karlos.

Nur Kleinigkeit.
Ihr lacht vielleicht — doch ſie beweißt für eure
Verſchwiegenheit mir alles. Hört mich an.

Domingo.

Mit Ungeduld.

Karlos.

Tief drinn in der Sierra
Morena zeigt man einen Brunnen euch,
der jezt vertrocknet iſt, wohin ein alter
kaſtilianſcher König ſeine Schäze
geflüchtet hat, als über Spanien
die Furcht der Mauren kam. — Tief unten ligt
ein großer ſchwarzer Quaderſtein, worunter,
der Sage nach, drei Nächte vor dem Feſt
der Auferſtehung, ſich der dumpfe Klang
des Goldes hören laſſen ſoll, das jezt
gehoben werden kann. Wer reines Herzens
in dieſen Brunnen ſich hinunter läßt,
rückt, wie ein Sandkorn, dieſen Felſen weg;
doch kaum (fährt das Orakel fort) daß ihn
ein Schalk berührt, bedecken ſchwarze Beulen
des Frevlers Hand, und der erzürnte Schaz
verſinkt um eines Thurmes Höhe tiefer.

Domingo.

Im Ernſt, mein Prinz, ſagt man das wirklich ſo?

Karlos.

So wahr ihr ehrlich ſeid — Man will ſogar
Waghälſe nennen, die mit dem Geſpenſt
es aufzunehmen, ſchon im Eimer hiengen — —
Doch gählings kam die Angſt an ſie, ſie prieſen
ſich glücklich, daß ſie lebend wieder kamen.
Was dünkt euch frommer Vater? — Ihr und Ich —
wir könntens wohl auf gut Gewiſſen wagen?

Domingo.

Wir? — Nimmermehr! Dafür behüt uns beide
der Himmel, Prinz — Der ſchwache Menſch verſuche
den Teufel nicht — Mir ligt der Mammon gut,
Verzeihung, Prinz. Auch möcht ich in den Karten
der Unterwelt nicht gern die Hände haben.

Karlos.

(unwillig zurücktretend)

So Böſewicht? — und an mein Herz willſt du
die Wünſchelruthe halten, daß ſie dir
anſchlage, wo der Zauber ligt? — Du zitterſt
vor Schrecken, die des Fiebers Phantaſie
zuſammenflickte — und biſt frech genug
in meines Herzens Abſturz dich hinunter
zu winden, und Gedanken zu behorchen,
ehrwürdiger, als die Myſterien
der Unterwelt? — Elender! Weh dir ſelbſt!

Wohin — wenn dir dein Bubenſtück gelänge —
Wohin verkröchſt du dich? In einer Auſter
Gehirne krümmte deine Seele ſich,
wenn ihr die meinige begegnen ſollte.

Domingo.

Prinz! Sie verkennen mich.

Karlos.

Ich kenne dich.
Biſt du nicht der Dominikanermönch,
der in der fürchterlichen Ordenskutte
den Menſchenmäkler machte? Bin ich irre?
Biſt du es nicht, der die Geheimniſſe
der Ohrenbeicht um baares Geld verkaufte?
Biſt du es nicht, der unter Gottes Larve
die freche Brunſt in fremdem Ehbett löſchte
den heißen Durſt nach fremdem Golde kühlte,
den Armen fraß, und an dem Reichen ſaugte?
Biſt du es nicht, der ohne Menſchlichkeit,
ein Schlächterhund des heiligen Gerichtes,
die fetten Kälber in das Meſſer hezte?
Biſt du der Henker nicht, der übermorgen
zum Schimpf des Chriſtenthums, das Flammenfeſt
des Glaubens feiert, und zu Gottes Ehre
der Hölle die verfluchte Gaſtung gibt?
Betrüg ich mich? Biſt du der Teufel nicht,
den das vereinigte Geſchrei des Volkes,
des Volks, das ſonſt an Henkerbühnen ſich
beluſtigt, und an Scheiterhaufen weidet,

den das vereinigte Geheul der Menſchheit
aus dem entweihten Orden ſtieß —

Domingo.

Iſts möglich?
Prinz, überlegen ſie, wer ich — — —

Karlos.

O Gott,
ich fühle, daß mich mein erhiztes Blut
an meinen fürchterlichſten Feind verrathen,
daß ich für eine Gotteslästerung
an jenem Tag Barmherzigkeit vom Himmel
erlangen kann, Barmherzigkeit von dir
für dieſe Wahrheit nicht! — Ich weiß voraus,
daß König Philipp dir, den du am Seile
zum Himmel, und zur Hölle lenkſt, den Arm
zu deiner Rache borgen wird — daß ich
das ſchröcklichſte zu fürchten hätte, wenn
das ſchröcklichſte nicht hier verborgen läge.

Domingo.

Wie ſehr beklag ich ſie, mein armer Prinz!
Sie ſelbſt, ſie peinigen ihr Herz mit leeren
grundloſen Phantaſien.

Karlos.

O zu gut,
zu gut weiß ich, daß ich an dieſem Hof
verrathen bin — ich weiß, daß tauſend Augen
beſoldet ſind mich zu bewachen, weiß,
daß König Philipp ſeinen einzgen Sohn

an ſeiner Knechte ſchlechteſten verkaufte,
und jede von mir aufgefangne Silbe
dem Hinterbringer fürſtlicher bezahlt,
als er noch keine *gute* That bezahlte.
Ich weiß, daß er vielleicht die edelſte
Provinz des Reichs um mein Geheimniß gäbe,
weiß, daß er *dieſen* ſchwachen Knaben mehr
als das vereinigte Europa fürchtet,
und ich geſtehe, daß er Urſach hat.
(er will gehen)

Domingo.

Wohin mein Prinz? Mit dieſem räzelhaften
Bericht ſoll ich zum König?

Karlos.

Geht nach Hauſe,
und hinterbringet *dem*, der euch geſandt.
Nicht ganz umſonſt — das laß ihm Karlos melden —
warf er den Angel aus, doch könnt es leicht
geſchehen, daß er *mehr* an's Ufer zöge,
als er zu finden Willens war. Man ſpricht
von Baſliſken, deren bloßer Anblick
vergiften ſoll — — er laſſe mein Geheimniß
in Frieden gehn. Der Tag, ſo es enthüllt,
wird ſeiner Ruhe *lezter* ſeyn.

Domingo.

Der lezte?

Karlos.

Beweinenswerther Philipp, wie dein Sohn,
beweinenswerth! — Schon ſeh ich in die Zukunft —

ſchon ſeh ich ſie, zwo ungeheure Schlangen,
Furcht und Verdacht, an deiner Seele ſaugen,
dein unglückſel'ger Fürwiz übereilt
die fürchterlichſte der Entdeckungen,
und weinen wirſt du, wenn du ſie gemacht.
Dein Gold kann ſich erſchöpfen — deine Heere
in wilden Schlachten fallen — deine Flotten
in Stürmen untergehen — ihren Zügel
zerreißen deine Völker — unter dir
zuſammenbrechen deine Trone. Nichts
haſt du verloren, wenn dein Herz dir bleibt.
Doch hier, ach hier bedroht dich eine Wunde,
an welcher ſich auch Könige verbluten,
die ewig ohne Löſchung brennt, für die
kein Balſam wächſt in deinen Reichen allen —
Noch ſchmerzt die Wunde nicht: kennſt du ſie nie
wird ſie dich niemals ſchmerzen!

(raſch gegen Domingo, und höchſt bedeutend)

Mein Geheimniß
möcht er in Frieden laſſen. Ich hab ihn
gewarnt.

(Der Dominikaner entfernt ſich. Karlos begleitet ihn mit den Augen, bis er verſchwunden iſt, dann verfällt er in grübelndes Nachdenken, und macht ſich Vorwürfe, daß er dem argliſtigen Prieſter zuviel Blößen gegeben. Wie er im Begriff iſt hinwegzugehen, ſieht er ſeinen alten akademiſchen Freund, Dom Rodrigo, Marquis von Poſa, der eben jezt von Brüſſel in Aranjuez anlangte, durch die Allee herabkommen.)

Zweiter Auftritt.

Karlos. Der Marquis.

Karlos.

— — — Was ſeh ich? O ihr guten Geiſter!
Mein Rodrigo!

Marquis.

(dem Prinzen um den Hals fallend)

Mein Karlos!

Karlos.

Iſt es möglich?
Iſts wahr? iſts wirklich? biſt du's? — O du biſts!
Ich drück an meine Seele dich. Ich fühle
die deinige allmächtig an mir ſchlagen.
O jezt iſt alles wieder gut. In dieſer
Umarmung iſt mein krankes Herz geneſen.
In meinem Mark iſt Ewigkeit. Ich liege
am Herzen meines Rodrigo.

Marquis.

Ihr krankes,
ihr krankes Herz? — Und was iſt wieder gut?
Was iſts, das wieder gut zu werden brauchte?
Sie hören, was mich ſtuzen macht.

Karlos.

Und was
bringt dich ſo unverhoft aus Brüßel wieder?
Wem dank ich dieſe Ueberraſchung? — Wem?

ich frage noch? — — Verzeih dem Freudetrunknen,
erhabne Vorſicht, dieſe Läſterung — —
Wem ſonſt, als dir Allgütigſte? Du wußteſt
daß Karlos ohne Engel war, du ſandteſt
mir dieſen, dieſen, und ich frage noch?

Marquis.

Vergebung, Prinz, wenn ich diß ſtürmiſche
Entzücken mit Beſtürzung nur erwiedre.
So war es nicht, wie Poſa Philipps Sohn
erwartete — ſo fürchterlich umarmte
mich Karl noch nie. Ein unnatürlich Roth
entzündet ſich auf ihren blaſſen Wangen
und ihre Lippen brennen fieberhaft.
Was muß ich glauben, theurer Prinz? — Das iſt
der löwenkühne Jüngling nicht, zu dem
ein unterdrücktes Heldenvolk mich ſendet.
Jezt Prinz ſteh ich als Rodrigo nicht hier,
nicht als des Knaben Karlos Spielgeſelle,
ein Abgeordneter der ganzen Menſchheit
umarm ich ſie — es ſind die flandriſchen
Provinzen, die an ihrem Hals jezt weinen,
und feierlich um Rettung ſie beſtürmen.
Der Tag iſt da, der ſchreckenvolle Tag,
der ohne Hoffnung ihre Freiheit endigt.
Tiranniſch wühlt Dom Philipp in dem Herzen
des freigebohrenen Brabants. Verderben
droht ihrem Haupt, der Einſturz ihren Kirchen,
wenn Herzog Alba, Gottes Strafgericht,

des Fanatiſmus rauher Henkersknecht,
vor Brüßel rückt, und ihren Glauben muſtert.
Auf Kaiſer Karls glorwürd'gem Enkel ruht
die lezte Hoffnung dieſer edlen Lande.
Sie ſtürzt dahin, wenn ſein erhabnes Herz
vergeſſen hat, für Menſchlichkeit zu ſchlagen.

Karlos.

(nach einigem Stillſchweigen)

So ſtürzt ſie denn dahin.

Marquis.

Iſt das die Antwort,
die Karlos der Verzweiflung gibt?

Karlos.

Was ſoll ich?
Was will man denn? Nur Tränen kann ich geben,
und Tränen brauch ich für mich ſelbſt. Verließ
der Himmel mich — was ligt an Nationen?

Marquis.

Hier kenn ich meinen Karl nicht mehr. Spricht ſo
der große Menſch — vielleicht der einzge, den
die Geiſterſeuche ſeiner Zeit verſchonte?
Der bei Europas allgemeinem Taumel
noch aufrecht ſtand — den gift'gen Schierlingstrank
des Pfaffenthums, von welchem ſchon das zweite
Jahrtauſend ſich im Schwindel dreht, beherzt
vom Munde ſtieß — der gegen Prieſterblize
und eines Königs ſchlaue Heiligkeit

und eines Volks andächtigen die Rauſch die Rechte
der unterdrückten Menſchheit gelten machte,
der zu Madrid für Kezer bat, am Thurme
der Santa Kaſa für die Duldung ſtimmte? — —
So fliehe dann aus dem Gebiet der Chriſten
Gedankenfreiheit! Sünderin Vernunft
bekehre dich zu frommer Tollheit wieder!
zerbrich dein Wappen, ewige Natur!
Geh unter freies Flandern! — Dein Erretter
verlor den Mut, den Wahnwiz zu bekriegen.

Karlos.

(aus einer Zerſtreuung erwachend, und den Marquis bei der Hand faſſend mit ſanfter Wehmut)

Sprichſt du von mir? — Du irrſt dich guter
Menſch —
auch mir hat einſt von einem Karl geträumt,
dem's feurig durch die Wangen lief, wenn man
von Freiheit ſprach — doch der iſt lang begraben;
den du hier ſiehſt, das iſt der Karl nicht mehr
der zu Alkala von dir Abſchied nahm,
der Karl nicht mehr, der ſich beherzt getraute
das Paradieß dem Schöpfer abzuſehn,
und dermaleins, als unumſchränkter Fürſt,
in Spanien zu pflanzen — O der Einfall
war kindiſch aber göttlich ſchön. Vorbei
ſind dieſe Träume — ein verborgner Wurm
frißt an dem Herzen dieſer ſtolzen Staude,
auf ewig iſt ihr Wuchs dahin.

Marquis.

O Gott,
was iſt geſchehen, theurer Prinz? — Mir ahndet
die ſchrecklichſte Geſchichte.

Karlos.

(an Rodrigo's Buſen ſich lehnend)

Laß mich weinen
an deinem Herzen blut'ge Tränen weinen,
du einzger Freund — — Ich habe niemand, niemand,
auf dieſer großen weiten Erde niemand.
So weit das Zepter meines Vaters reicht,
ſo weit die Schiffarth unſre Flaggen ſendet,
iſt keine Stelle, keine, keine, wo
ich meiner Tränen mich entlaſſen darf,
als dieſe!

(mit einer feierlichen Heftigkeit)

O! bei allem, Rodrigo,
was du und ich dereinſt im Himmel hoffen,
von dieſer Stelle, Rodrigo, verjage,
verjage mich von dieſer Stelle nicht.

Marquis.

(neigt ſich gegen ihn in ſprachloſer Rührung)

Karlos.

Sieh mein Lippen brennen heiß auf dir,
heiß fällt der Tränenſtrom auf deine Seele;

dein künſt'ger Fürſt geht betteln um dein Herz,
arm ohne dich, bei ſieben Diademen,
Berede dich, ich wär ein Waiſenkind
das du am Tron mitleidig aufgeleſen.
Ich weiß ja nicht, was Vater heißt — ich bin
ein Fürſtenknabe —

Marquis.

Schrecklicher Gedanke,
doch allzuwahr! —

Karlos.

O wenn es eintrifft, was
mein Herz mir ſagt, wenn du aus Millionen
herausgefunden biſt, mich zu verſtehn —
Wenns wahr iſt, daß die ſchaffende Natur
den Rodrigo im Karlos wiederhohlte,
und unſrer Seelen zartes Saitenſpiel
am Morgen unſers Lebens gleich bezog,
wenn eine Träne, die mir Lindrung gibt
dir theurer iſt, als meines Vaters Gnade — —

Marquis.

O gern will ich ſie weinen.

Karlos.

Sieh! ſo tief
bin ich geſunken — bin ſo arm geworden,
daß ich an unſre frühen Kinderſzenen
dich mahnen muß, daß ich dich bitten muß,
die längſt geſtrichne Schulden heimzuzahlen,

die du noch noch in der Ammenſtube machteſt.
Als du und ich, zween Knaben wilder Art,
ſo brüderlich zuſammen aufgewachſen,
als mein Gewiſſenswurm kein andrer war,
als mich von dir zu ſehn, ich endlich
mich kühn entſchloß, dich gränzenlos zu lieben,
weil mich der Mut verließ, dir gleich zu ſeyn.
Da fieng ich an, mit tauſend Zärtlichkeiten
und warmer Bruderliebe dich zu quälen,
Du, ſtolzes Herz, gabſt ſie mir kalt zurück.
Ich ſtand, und ſah den Kuß, wornach ich geizte,
vorbei an mir auf fremde Wangen fallen,
oft ſtand ich da, und — doch, das ſahſt du nie —
und heiße ſchwere Tränentropfen hiengen
in meinem Aug, wenn du, mich überhüpfend,
Vaſallenkinder in die Arme drückteſt.
„Warum nur dieſe? rief ich weinend aus,
bin ich dir nicht auch herzlich gut?„ — Du aber,
du ſchielteſt mich bedaurend an: „Nimm du
mit deinem Tron vorlieb ——Monarchenknabe!„

Marquis.

O ſtille, Prinz, von dieſen kindiſchen
Geſchichten, die mich jezt noch ſchaamroth machen.

Karlos.

Ich hatt es nicht um dich verdient. Verſchmähen,
zerreißen konnteſt du mein Herz, doch nie
von dir entfernen — dreimal wieſeſt du
den Fürſten von dir, dreimal ſtand er wieder

als Bettler da, um Liebe dich zu flehn,
und dir gewaltſam Liebe aufzudringen.
Ein Zufall that, was Karlos nie gekonnt.
Einmal geſchah's, bei unſern Kinderſpielen,
daß meines Vaters zahmer Pavian
dich ärgerte, der Pavian ſein Liebling,
den er mit eigner Hand zu füttern pflegte.
Ein Meſſer warfeſt du nach ihm, das Thier
lief heulend zu dem König und blieb tod
zu ſeinen Füßen liegen. Raſend ſprang
der König auf, ein ſchrecklicher Befehl
beruft die ganze Dienerſchaft des Hofes
den Thäter zu erfragen. Der Monarch
ſchwört einen fürchterlichen Schwur, den Mord
des Thiers, und wärs an ſeinem eignen Kinde,
barbariſch zu beſtrafen. — Damals ſah ich
dich zitternd in der Ferne ſtehn, und jezt,
jezt trat ich vor, und warf mich zu den Füßen
des Königs hin „Ich that es, rief ich aus,
an deinem Sohn erfülle deine Rache.„

Marquis.

Nichts mehr, um Gotteswillen Prinz —

Karlos.

Sie wards.
Im Angeſicht des ganzen Hofgeſindes,
das mitleidsvoll im Kraiſe ſtand, ward ſie
auf Sklavenart an deinem Karl vollzogen.

Ich ſah auf dich und weinte nicht. Mein Blut,
das Blut von dreißig königlichen Ahnen
floß ſchändlich unter unbarmherzgen Streichen,
ich weinte nicht — des Schmerzens Uebermaaß
ſchlug meine Zähne knirrſchend aneinander,
ich ſah auf dich, und weinte nicht. Mein Stolz
empörte ſich, ich ſagte zu mir ſelbſt:
„Bin ich nicht ein gebohrner Fürſt? Iſts nicht
der Boden meines Erbreichs, wo ich jezt
gleich einem Wurm mich winden muß? Wer ſind ſie,
die dieſe knechtiſche Begegnung ſehn?
Wie heißen ſie, wenn ich ein Mann ſeyn werde?„
Jezt fühlt ich keine Ruthe mehr, nur dieſe
zermalmende Erinnerung — ein Blick —
ein Blick auf dich, ich war vergnügt. Den König
erbitterte des Knaben Heldenmut.
Drei fürchterliche Stunden zwang er mich
auf hartem Holz ihn knieend abzubüßen.
So hoch kam mir der Eigenſinn zu ſtehn,
von Rodrigo geliebt zu ſeyn — Du kamſt,
lautweinend ſankſt du mir zu Füßen: „Ja,
Ja! — riefſt du aus — Mein Stolz iſt überwunden —
ich will bezahlen, wenn du König biſt.„

Marquis.

(in der heftigſten Aufwallung)

Und mich verleugne zwiſchen Tod und Leben
die himmliſche Barmherzigkeit — das Thor
des Paradieſes ſchlage eilend zu,

wenn einſt mein abgeſchiedner Geiſt dort landet,
die Auferſtehung miſſe mein Gebein,
Gott meine Seele, wenn ich je — —

Karlos.

Halt ein,
du ſollſt nicht ſchwören —

Marquis.

Wenn ich je vergeſſe,
was Karl für ſeinen Rodrigo gethan,
was Rodrigo dem Karlos zugeſchworen —
Auch *meine* Stunde ſchlägt vielleicht.

Karlos.

Jezt, jezt,
O zögre nicht — jezt hat ſie ja geſchlagen.
Die Zeit iſt da, wo du vergelten kannſt,
ich brauche Liebe.

Marquis.

Liebe, beſter Prinz,
iſts ja allein, woran Dom Rodrigo
nicht ärmer iſt, als ſeines Königs Sohn.

Karlos.

Ein unerträgliches Geheimniß brennt
auf meiner Bruſt — es ſoll — es ſoll heraus,
ich will und muß das Urtheil meines Todes
in deinen todenbleichen Mienen leſen.

Hör an — erſtarre — doch erwiedre nichts —
ich liebe meine Mutter.

Marquis.

O mein Gott!

Karlos.

Nein! Dieſe Schonung will ich nicht. Sprichs aus,
ſprich, daß auf dieſem großen Rund der Welt
kein Elend an das meine gränze — ſprich,
geſteh, daß eines Raſenden Gelüſte,
der ſich an ſeiner Kette Klang ergözt,
beſcheidener, als meine Wünſche lauten.
Was du mir ſagen kannſt, errath ich ſchon —
der Sohn liebt ſeine Mutter — Weltgebräuche,
die Tafeln der Natur und Roms Geſeze
verklagen dieſe Leidenſchaft. Mein Wunſch
ſtößt fürchterlich auf meines Vaters Liebe,
Ich fühls und dennoch lieb ich. Dieſer Weg
führt nur zu Wahnſinn oder — Blutgerüſte,
ich liebe ohne Hoffnung — laſterhaft —
mit Todesangſt, und mit Gefahr des Lebens,
das ſeh ich ja, und dennoch lieb ich.

Marquis.

Weiß
die Königin um dieſe Neigung?

Karlos.

Konnt ich
mich ihr entdecken? — Sie iſt Philipps Frau

und Königin, und das iſt ſpanſcher Boden —
von meines Vaters Eiferſucht bewacht,
von Etikette rings um eingeſchloſſen,
wie konnt ich ohne Zeugen mich ihr nahn?
Acht höllenbange Monde ſind es ſchon,
daß von der hohen Schule mich der König
an ſeinen Hof zurückberief — daß ich
ſie täglich anzugaffen, anzuhören
verurtheilt bin, und — wie das Grab zu ſchweigen.
Acht höllenbange Monde, Rodrigo,
daß dieſer Brand in meinem Buſen wüthet,
daß tauſendmal ſich das entſezliche
Geſtändniß ſchon auf meinen Lippen meldet,
doch ſcheu und faig zurück zum Herzen kriecht.
O Rodrigo — nur wen'ge Augenblicke,
nur ſoviel Zeit als Menſchen nöthig haben
mit Gott ſich zu vergleichen, ſchenke mir
allein mit ihr — und nimm dafür die ganze
Unſterblichkeit des Karlos zur Verſchreibung.

Marquis.

Prinz — Prinz — was ſie auch Willens ſind zu thun,
bei dem Allmächt'gen bitt ich — ſchonen ſie
der Ruhe ihres Vaters —

Karlos.

Meines Vaters?
Unglücklicher! warum an den mich mahnen?
Sprich mir von allen Schrecken des Gewiſſens,
von meinem Vater ſprich mir nicht — Unheilbar

auf ewig ſprangen zwiſchen mir und ihm
die demantſtarken Bande der Natur.

Marquis.

Sie *haſſen* ihren Vater!

Karlos.

Nein! o Gott!
ich haſſe meinen Vater nicht — doch Schauder
(kann ich dafür?) und Höllenangſt ergreifen
bei den zwo fürchterlichen Silben mich
als hört ich alle Sünden meines Lebens
am Tag des Weltgerichts herunterleſen.
Kann ich dafür, wenn eine viehiſche
Erziehung ſchon in meinem jungen Herzen
der Kindesliebe zarten Keim zertrat?
Mein *Vater* ſagſt du? Recht! mit *dieſem* Namen
erſchröckten meine Ammen mich — *das* war
von allen Künſten ihrer Kinderzucht
die wirkſamſte, wenn alle Ruthenſtreiche
an mir verloren waren — Sieben Jahre
hatt' ich gelebt, als mir zum erſtenmal
der Fürchterliche, der, wie ſie es nannten,
mein Vater war, vor Augen kam — es war
an einem Morgen, wo er ſteh'nden Fußes
vier Bluturtheile unterſchrieb — nach dieſem
ſah ich ihn nur, wenn mir für ein Vergeh'n
Beſtrafung angekündigt ward — o Gott!
hier fühl ich, daß ich bitter werde, weg,
weg, weg von dieſer Stelle.

Marquis.

Nein! ſie ſollen,
jezt ſollen ſie ſich öfnen Prinz. In Worten
verblutet ſich der ſtille Gram ſo gern.

Karlos.

Oft hab ich mit mir ſelbſt gerungen, oft
um Mitternacht, wenn meine Mohren ſchliefen,
mit heißen Tränengüßen vor das Bild
der Hochgebenedeiten mich geworfen,
ſie um ein kindlich Herz geflebt — doch ohne
Erhörung, eiſkalt ſtand ich wieder auf.
Was iſt das? Wer erklärt mir das? — Sonſt iſt
die Welt zu eng, die Liebe aufzufaſſen,
die hier in meinem Buſen für ſie quillt — —
Hier ſchlägt ein Herz, wie keins in allen Ländern,
die meinem Vater zinsbar ſind. Diß Herz,
groß wie mein Rang, der Menſchheit aufgethan,
und weit genug, die Schöpfung zu umſchließen,
diß Herz allein — nicht meine Erſtgeburt,
nicht meiner Ahnen praleriſche Kette,
die tief im Heidenthum ſich untertaucht —
diß Herz allein iſt mein Beruf zum Tron,
und dieſes Herz — O weint um mich ihr Armen —
verſchließt ſich einem Menſchen nur — nur einem —
und wer iſt das?

Marquis.

Abſcheulich!

Karlos.

Rodrigo,
enthülle du diß wunderbare Räzel
der Vorſicht mir — Warum von tauſend Vätern
juſt eben dieſen Vater mir? und ihm
juſt dieſem Sohn von tauſend beſſern Söhnen?
Zwei unverſöhnlichere Gegentheile
fand die Natur in ihrem Umkreis nicht,
wie mochte ſie die beiden lezten Enden
des menſchlichen Geſchlechtes — mich und ihn
durch ein ſo heilig Band zuſammen ſchmieden?
Furchtbares Loos! warum mußt es geſcheh'n?
Warum zween Menſchen, die ſich ewig meiden,
in einem einz'gen eigenſinn'gen Wunſch,
auf einem Brett, das keine Theilung duldet,
in unglückſel'ger Harmonie ſich finden?
Hier Rodrigo ſiehſt du zwei feindliche
Geſtirne, die, im ganzen Lauf der Zeiten
ein einzigmal, in ſcheitelrechter Bahn
zerſchmetternd ſich berühren, dann auf immer
und ewig auseinander flieh'n!

Marquis.

Mir ahndet
ein ſchreckenvoller Augenblick.

Karlos.

Mir ſelbſt.
Wie Furien des Abgrunds folgen mir
die ſchauerlichſten Träume — Zweifelnd ringt

mein guter Geiſt mit gräßlichen Gelüſten,
durch labirinthiſche Sophismen kriecht
mein unglückſel'ger Scharfſinn, bis er plözlich
vor eines Abgrunds gähem Rande ſtuzt — — —
O Rodrigo, wenn ich den Vater je
in ihm verlernte — Rodrigo — ich ſehe
dein todenblaſſer Blick hat mich verſtanden —
Wenn ich den Vater je in ihm verlernte,
was würde mir der König ſeyn?

(Der Marquis beſchwört den Prinzen, ſeiner Leidenſchaft keinen Schritt zu erlauben, den er nicht zuvor der Freundſchaft anvertraut hätte. Der Prinz wirft ſich ganz in ſeine Arme, und fodert ihn bei dem heiligen Gelübd ſeiner Liebe auf, ihm eine Zuſammenkunft mit der Königin zu bewirken. Die Königin iſt zur nämlichen Zeit in Aranjuez; die Einſamkeit der Gegend, die zwangloſe Sitte des Landlebens machen eine ſolche Zuſammenkunft hier leichter möglich, als zu Madrid. Der Marquis hat Gelegenheit in den flandriſchen Angelegenheiten Audienz bei der Königin zu erhalten, und verſpricht dem Prinzen, ihre Empfindungen für ihn zu erforſchen, und ſie zu dieſer Unterredung zu ſtimmen. Die Königin pflegte ſich die meiſte Zeit, daß der Hof zu Aranjuez war, in einer Eremitage aufzuhalten, die ſie vorzüglich liebte. Dahin geht jezt der Marquis, nachdem er zuvor dem Prinzen gerathen hatte, in der Nähe dieſes Plazes verſteckt zu ſeyn, damit er ſogleich auf das gegebene Zeichen erſcheinen könnte.)

Zwote Verwandlung.

(Eine Einſiedelei im Garten zu Aranjuez.)

Dritter Auftritt.

Die **Königin**. Die **Fürſtin von Eboli**. Die **Marquiſin von Mondekar**, (welche ſich mit kleinen Gärtnerarbeiten beſchäftigen.) Der **Marquis von Poſa** (tritt auf, und wird durch die Fürſtin der Königin vorgeſtellt; nach einer kurzen Unterredung ſchickt die leztere die Fürſtin weg, und die Marquiſin verliert ſich in die andere Gegend der Eremitage.)

Vierter Auftritt.

Die **Königin** und der **Marquis**.

Königin.

Hier zeig ich ihnen meine Welt. Diß Pläzchen
hab ich mir längſt zum Liebling ausgeſucht.
Wie ſchön iſts hier — wie herzlich — wie vertraulich —
hieher — ſo ſcheint es — hat ſich die Natur
vor den Verfolgungen der Kunſt geflüchtet.
In unbelauſchter Freiheit wohnt ſie da
von wenigen empfunden — o wie gerne
verzeih ich hier dem König ſein gerühmtes
Aranjuez — die prächtige Verſtümmlung
der Werke Gottes.

Marquis.

So verächtlich ſpricht
die Königin vom achten Erdenwunder?

Königin.

Bewundern ſie die glatten Buchenwände,
der Bäume banges Zeremoniell,
die ſtarr und ſteif, und zierlich wie ſein Hof,
in trauriger Parade um mich gähnen.
Hier grüßt mich meine ländliche Natur,
die Buſenfreundin meiner jungen Jahre,
hier find ich meine Kinderſpiele wieder,
und meines Frankreichs Lüfte wehen hier.
Wird mein Gemahl die Sehnſucht mir verargen?
Ich bin in Spanien — ſo ſchnell vergeſſen
Pariſermädchen ihre Heimat nicht.

Marquis.

Doch, wenn ſie darum nur Paris verließen,
um Königinnen hier zu ſeyn?

Königin.

O ſtille!
Deßwegen bin ich ja dem Plaz ſo gut,
weil ich das hier vergeſſe.

Marquis.

Königin?

Königin.

Weil dieſe friedliche Umſchattung mir
den freudeloſen Rang verhehlt, in welchen
ihr mich lebendig einzumauren wußtet.
Betrübter Rang, der von der ganzen Welt

durch einen unglücksvollen Spalt mich ſcheidet,
der zwiſchen meinen königlichen Gram
und eines Freundes offne Bruſt ſich lagert,
der mir die Träne zum Verbrechen macht,
die ich ſo gern als ſeinem Halſe weinte! — —
Einſiedlerin auf einem öden Tron,
auf welchen nie das Mitleid mich begleitet,
wo nichts als ſklaviſche Verehrung mir
nach einer hergebrachten Formel räuchert,
mein Herz umſonſt nach einem Herzen lechzt —
Die Puppe des tirann'ſchen Hofgebrauches,
der eure Fürſten wie vergiftete
Tarandeln hütet, eure Königinnen
wie Mumien vor der Berührung ſchüzt,
wo find ich, was ich ſuche? — eine Seele,
die ſich vertraulich an die meine ſchmiegte?

(Der Marquis nimmt hier Gelegenheit das Geſpräch auf ihre Situation mit dem König — auf die Jahre ihrer fruhen Jugend — auf ihre Bekanntſchaft mit dem Prinzen zu leiten. Sie zeigt ihm überall — ausgenommen in Betreff des Prinzen — die vertrauteſte Offenherzigkeit. Er erzählt ihr die Geſchichte des leztern und ihre eigene unter einer fremden Einkleidung, wodurch ſie merklich beunruhigt wird. Der Schluß dieſer Erzählung iſt, daß die Königin, von dem lebhafteſten Antheil dahingeriſſen, die Empfindungen ihres Herzens verräth. Der Marquis gibt dem Prinzen das Zeichen, und zum Schrecken der Königin tritt der leztere auf. Jener zieht ſich in die Eremitage zurück, die Damen der Königin unter der Zeit zu beſchäftigen.)

Fünfter Auftritt.

Die Königin und Karlos.

Karlos.

(vor ihr niedergeworfen)

So iſt er endlich da, der Augenblick,
und Karl darf dieſe theure Hand berühren,
und meine ſchwellende Empfindung darf
in wolluſtvollen Strömen ſich ergießen.
O heller Strich in meinem Lebenslauf;
Jezt bin ich glücklich.

Königin.

Unbeſonnener!
Was für ein Schritt! Welch eine ſtrafbare
tollkühne Ueberraſchung! Stehn ſie auf!
Um Gotteswillen ſtehn ſie auf! — Die Gegend
hat Augen und mein Hof iſt in der Nähe.

Karlos.

Ich ſteh nicht auf — hier will ich ewig knien.
Auf dieſem Plaz will ich verzaubert liegen,
in dieſer Stellung angewurzelt kleben,
bis über mir und unter mir das Rad
der Schöpfung ſtillgeſtanden.

Königin.

Raſender!
Zu welcher Kühnheit treibt ſie meine Gnade!

Wie? Wiſſen ſie in welches Heiligthum
ſie dieſen frevelhaften Einbruch wagen?
Unglücklicher, daß es die Königin,
daß es die Mutter iſt, an die ſich dieſe
verwegne Sprache richtet? Wiſſen ſie,
daß ich den Schänder meiner Majeſtät
dem Arme des Gerichts zu übergeben
gezwungen bin?

Karlos.

Und daß ich ſterben muß.
Man reiße mich von hier aufs Blutgerüſte,
man richte mich wie einen Hochverräther,
ein Augenblick gelebt im Paradieſe
wird nicht zu theuer mit dem Tod gebüßt.

Königin.

(mit dem ſchmelzendſten Tone)

Und ihre Königin?

Karlos.

(ſteht ſchnell auf)

Gott! Gott! ich gehe,
ich will ſie ja verlaſſen — Muß ich nicht,
wenn ſie es alſo fodern — Mutter! Mutter!
wie ſchrecklich ſpielen ſie mit mir! ein Wink,
ein halber Blick, ein Laut aus ihrem Munde
wirft zwiſchen Höll' und Himmel mich herum,
gebietet mir zu ſeyn, und zu vergehen.
Was wollen ſie, das noch geſchehen ſoll?

Was unter dieſer Sonne kann es geben,
das ich nicht hinzuopfern eilen will,
wenn ſie es wünſchen.

Königin.

Fliehen ſie!

Karlos.

(ſteht in banger Unentſchloſſenheit)

O Gott!

Königin.

Das einz'ge Prinz, warum ich ſie mit Tränen
beſchwöre — fliehen ſie, eh die Prinzeſſin,
eh meine Pagen, meine Kerkermeiſter,
in dieſer wilden Wallung ſie und mich
beiſammen finden, und die große Zeitung
vor ihres Vaters Ohren bringen — — Noch,
noch ſchwanken ſie, und ſtehen unentſchloſſen? —
Unglücklicher, wolan, ſo bleibe denn,
uns beide zu verderben.

Karlos.

Ich erwarte
mein Schickſal — es ſei Leben oder Tod.
hätt ich umſonſt durch jedes Hinderniß
und jedes Labirinth der Etikette,
und alle Minotauren dieſes Hofs,
und alle Schlingen Philipps mich geſchlagen?
Was? hätt' ich darum meine Hoffnungen

auf dieſen einz'gen Augenblick verwieſen,
der ſie mir endlich ohne Zeugen ſchenkt,
daß mich am Ziele faige Schrecken täuſchten?
Mein Königin! Die Welt kann hundertmal,
kann tauſendmal um ihre Axe treiben,
eh dieſe Gunſt der Zufall wiederhohlt.

Königin.

Auch ſoll er das in Ewigkeit nicht wieder,
Unglücklicher, was wollen ſie von mir?

Karlos.

O Königin — daß ich gerungen habe,
gerungen wie kein Sterblicher noch rang,
iſt Gott mein Zeuge — Königin, umſonſt —
Hin iſt mein Heldenmut, ich unterliege.

Königin.

Nichts mehr davon — hinweg mit dieſer Sprache —
um meiner Ruhe willen, ſchweigen ſie.

Karlos.

Nein! ich will reden. Mein gerechter Schmerz
erleichtre ſich in wütender Verwünſchung.
Sie waren mein. Im Angeſicht der Welt
mir zugeſprochen von zwei großen Tronen,
mir zuerkannt von Himmel und Natur,
und Philipp, Philipp hat mir ſie geſtohlen.
Geſtohlen — O das iſt das wahre Wort —
laut will ichs ihm in beide Ohren rufen,

laut durch die ganze weite Erde ſchrei'n,
ein königlicher Dieb hat mich beſtohlen.

Königin.

(ſehr ernſthaft)

Es iſt ihr Vater.

Karlos.

Ihr Gemahl.

Königin.

Der ihnen
das gröſte Reich der Welt zum Erbe gab.

Karlos.

Und ſie zur Mutter!

Königin.

Groſser Gott, ſie raſen —

Karlos.

Und weiß er auch, wie reich er iſt? Hat er
auch warmes Blut, ſich ſeines Raubs zu freu'n?
Hat er ein Herz, das ihrige zu ſchäzen?
Ich will nicht murren. Groſe Vorſehung,
ich will es dir vergeben, will vergeſſen,
wie unausſprechlich ſelig ich mit ihr
geworden wäre — wenn nur er es iſt,
Er iſts nicht — hör es groſe Vorſehung!
ſo frevelhaft beſchimpft er deine Gabe!

er iſt es nicht — Das, das iſt Höllenquaal!
er iſt es nicht, und wird es niemals werden!
Du nahmſt mir meinen Himmel nur,
um ihn in Philipps Armen zu vertilgen.

Königin.

Abſcheulicher Gedanke!

Karlos.

O ich weiß,
wer dieſer Ehe Stifter war — ich weiß,
wie Philipp lieben kann, und wie er freite.
Unglückliche Prinzeſſin — nicht allein
mein Schickſal, auch das ihrige bewein ich.
Allmächtige Natur! ein ſolch Geſchöpf,
wie keines dir noch ſeit Jahrtauſenden
gelungen iſt, wie in Jahrtauſenden
dir keines mehr gelingen wird, und jezt,
jezt, jezt — erröthe für dich ſelbſt, Natur!
zum Unterpfand zerbrechlicher Verträge
für einen Frieden ſchändlich hingeſchlachtet —
im Kabinet und bei verſchloßnen Thüren,
durch einen Klubb von Räthen und Prälaten
zu ſeiner Ranggehülfin ausgewürfelt,
auf Krämerart gefeilſcht, und dann dem Käufer
nach abgeſchloßnem Handel ausgeliefert!
So freien Könige!

Königin.

O Still davon!

Karlos.

Wer ſind ſie denn in dieſem Reich? Laß hören.
Regentin etwa? — Nimmermehr! wie könnten,
wo ſie Regentin ſind, die Alba würgen?
wie könnte Flandern für den Glauben bluten?
Wie? Oder ſind ſie Philipps Frau? Unmöglich,
ich kann's nicht glauben. Eine Frau beſizt
des Mannes Herz, und hat er eins zu geben?
Und bittet er nicht jede Schmeichelei,
die ihm vielleicht im Fiebertraum entwiſchte
dem Zepter ab, und ſeinem grauen Haar?

Königin.

Wer machte ſie ſo ſtolz, diß zu behaupten?
Wer ſagte ihnen, daß in Philipps Armen
mein Loos beweinenswürdig ſei?

Karlos.

Mein Herz,
das feurig fühlt, wie es in meinen Armen
beneidenswürdig wäre.

Königin.

Eitler Mann!
Wenn mein Herz nun das Gegentheil mir ſagte?
Wenn Philipps herzliche Gefälligkeit
und ſeiner Liebe ſtumme Mienenſprache
weit inniger als ſeines ſtolzen Sohns
verwegene Beredſamkeit mich rührte?

Wenn dieſe eiferſücht'ge Angſt um mich,
und dieſer Geiz mit ſeines Weibes Liebe
mir ſchmeichelte? Wenn mich die langſame
und überlegte Achtung eines Greiſen,
wollüſtiger als eines jungen Manns
aufwallende Verehrung kizelte?

Karlos.

(unwillig und bitter)

Das iſt was anders. Freilich wohl! Vergebung!
Ich wußt es nicht, bei Gott, ich wußt es nicht,
daß ſie den König lieben.

Königin.

Dieſes ſtolze
Gelächter kenn ich — Nein, ich lieb ihn nicht —
doch unterlaß ich nie, es ihm zu heucheln,
weil ihn die ſüße Täuſchung glücklich macht.

Karlos.

(nachdem er etlichemal ſtillſchweigend auf und niedergegangen)

Sie haben nie geliebt?

Königin.

(steht betroffen)

Seltſame Frage!

Karlos.

Sie haben nie geliebt?

Königin.

Königin.

(nach einer Pauſe)

Ich liebe nicht mehr.

Karlos.

(raſcher.)

Weil es ihr Eid? Weil es ihr Herz verbietet?

Königin.

(in ſichtbarer Beunruhigung)

Verlaſſen ſie mich, Prinz, und kommen ſie
zu keiner ſolchen Unterredung wieder.

Karlos.

Weil es ihr Herz? Weil es ihr Eid verbietet?

Königin.

Weil meine Pflicht — ich bitte, gehen ſie!

Karlos.

Weil ihre Pflicht?

Königin.

O Himmel ſchweigen ſie,
und fliehen ſie, und fragen ſie nicht weiter.

Karlos.

Weil ihre Pflicht mit ihrem Herzen ſtreitet?

Königin.

(nach einer Pauſe, worinn ſie ihn ſtarr angeſehen)

Unglücklicher — wozu die traurige
Zergliederung des ſchrecklichen Geſchickes,
dem ſie und ich gehorchen müſſen?

Karlos.

Müſſen?
Dem wir gehorchen müſſen?

(nach einer großen Pauſe wendet er ſich mit Majeſtät und Ernſt zu der Königin)

Ich bin Fürſte —
der Erbprinz Spaniens — der einz'ge Sohn
des Mächtigſten auf dieſer Hemiſphäre.
Geraume Zeit, eh ich ſie ſelbſt betrat,
war ſchon der beſte Theil der Welt mein eigen.
Ich nahm die Bruſt von einer Königin,
und Kronen trugen meine Wärterinnen,
was müſſen ſei, erfuhr der Knabe nie,
wird ſich der Jüngling an das Wort gewöhnen?
Es zu erfüllen, ſteht ein Weltkrais da,
es auszuſprechen, iſt für Meinesgleichen.

Königin.

Was wollen ſie mit dieſem ſonderbaren
und feierlichen Vorbericht?

Karlos.

Soviel,
daß Karlos nicht geſonnen iſt, zu müſſen,

wo er zu wollen hat — daß Karlos nicht
geſonnen iſt, der unglückſeligſte
in ſeinem Reich zu bleiben, wenn es ihn
nichts als den Umſturz der Geſeze koſtet,
der glücklichſte zu ſeyn.

Königin.

(faßt ſeine Rede mit Beſtürzung auf)

Wie? Was iſt das?
Verſteh ich ſie? — — Sie wollten alſo? — Wie?
ſie hoften noch?

Karlos.

(feſt)

Ich hoffe.

Königin.

Raſender!
Wo alles alles ſchon verloren iſt?

Karlos.

Ich gebe nichts verloren als die Todten.

Königin.

Auf mich? auf ihre Mutter hoffen ſie?

Karlos.

Auf meines Vaters Frau.

Königin.

Was hör ich? — Gott!
Auf ihres Vaters Leichnam, auf den Trümmern

des Allerheiligſten gedenken ſie
in meinen Arm zu eilen — eine That,
wovor die Sonne ſchaamroth ſich verkriechen,
worüber Menſchen, Schöpfer und Natur
in allgemeinem Sturme ſchaudern würden?

Karlos.

Nur die Natur.

Königin.

Und alle göttlichen
und himmliſchen Geſeze.

Karlos.

Nein, ſag ich.
In meines Vaters Diebſtahl miſchte ſich
der Himmel nicht — ein ſo allmächtig Band,
als uns vereinigte, zerriß nur Philipp,
der Himmel nicht — die Rechte meiner Liebe
ſind älter als die Formel am Altar,
und gelten mir in voller Größe wieder,
wenn Philipps Tod das Band der Kirche bricht.
Ich frevle. Doch — in meinen eignen Reichen,
und das Geſez iſt auch mein Unterthan,
ich ſtürze dieſen unbarmherz'gen Richter,
und ſeze meine Kreaturen ein.

Königin.

(mit ruhiger Hoheit)

Das können ſie — der neuerwählte König
kann mehr als das, kann die Verordnungen

des Abgeſchiednen durch das Feuer vertilgen,
kann ſeine Bilder ſtürzen, ſeinen Namen
durch ein Edikt bei Strang und Schwerd verbieten,
aufbauen was der Sel'ge niederriß,
und was er baute ſchlaifen — kann ſogar —
wer hindert ihn? — die Mumie des Todten
(Karlos geht in ſchrecklicher Beängſtigung auf und nieder)
aus ihrem Sarge zu Eſkurial
hervor an's Licht der Sonne reißen, ſeinen
entweihten Staub in die vier Winde ſtreun
und dann zulezt — um herrlich zu vollenden —

Karlos.

(auſſer Faſſung)

Um Gotteswillen! reden ſie nicht aus.

Königin.

Zulezt noch mit der Mutter ſich vermählen.

Karlos.

(in der heftigſten Erſchütterung)

Verfluchter Sohn — — abſcheulicher Entwurf —
wie Gottes Fluch durchſchauert er die Seele —
Ja, es iſt aus — jezt iſt es aus — o Gott —
jezt ſeh ich, ſeh ich klar und helle, was
mir ewig ewig dunkel bleiben ſollte.
Sie ſind für mich dahin — dahin — dahin —
auf immerdar — — jezt iſt der Wurf gefallen.
Sie ſind für mich verloren — O in dieſem

Gefühl liegt Hölle, Hölle liegt im andern,
ſie zu beſizen — Gott! ich faß es nicht,
und meine Nerven fangen an zu reißen.

Königin.

(mit Rührung und Güte)

Beklagenswerther theurer Karl — ich fühle,
ganz fühl ich ſie, die namenloſe Pein,
die jezt in ihrem Buſen tobt. Unendlich
wie ihre Liebe, iſt ihr Schmerz — unendlich,
wie er, iſt auch der Ruhm, ihn zu beſiegen.
Erringen ſie ihn junger Held. Der Preiß
iſt dieſes hohen ſtarken Kämpfers werth,
des Jünglings werth, durch deſſen Herz die Tugend
ſo vieler königlichen Ahnen rollt.
Ermannen ſie ſich edler Prinz — Der Enkel
des großen Karls fängt friſch zu ringen an,
wenn andrer Menſchen Kinder muthlos enden.
Europa ruht auf weichem Frieden aus,
Amerika trägt Ketten — für die Flagge
der Spanier iſt keine Welt mehr da,
bezwingen ſie den Wunſch — mich zu beſizen.

Karlos.

Zu ſpät — o Gott, es iſt zu ſpät.

Königin.

Ein Mann
zu ſeyn? — O Karl, wie groß wird unſre Tugend,
wenn unſer Herz bei ihrer Uebung bricht.

Hoch ſtellte ſie die Vorſicht — höher, Prinz,
als Millionen ihrer andern Brüder,
partheilich gab ſie ihrem Liebling, was
ſie andern nahm, und Millionen fragen:
Verdiente der in Mutterleib wohl ſchon
mehr als wir andern Sterblichen zu gelten?
Auf, retten ſie des Himmels Billigkeit,
kann Karl von ſeines Schickſals Gnade leben?
Verdienen ſie der Welt voran zu gehn,
erwerben ſie, was ſie geſchenkt bekamen,
und opfern ſie, was keiner opferte.

Karlos.

Das kann ich auch. — O beſte Königin —
ſie zu erkämpfen hab ich Löwenſtärke,
ſie zu verlieren keine.

Königin.

Läugnen ſie
den ſchönſten Zug in Karlos Herzen nicht.

Karlos.

Warum mußt ich als König Philipps Sohn,
und Blut vom Blute meines Nebenbuhlers,
erzürnte Vorſehung, warum nicht lieber
ein ſchlechtes Hirtenkind gebohren werden?
Ich hätte ſie, o Göttliche, geſehn,
ſie angebetet — Von der Bettlerhütte
bis zu dem Tron iſt für den Glücklichen,
der ſie geſehen hat, der Sprung nicht ſchwer.

Mit Rieſenmuth hätt' ich den Sprung gewagt,
mit Rieſenkraft vollendet.

Königin.

Was den König
vom Bettler trennt, iſt Menſchenfügung — was
den Sohn von ſeines Vaters Ehbett ſcheidet,
iſt Gottes Fluch. Ohnmächtig ſchlägt der Menſch
auf die geweihte Rüſtung der Geſeze,
der Kampf mit Gott iſt Gaukelſpiel — und doch
wagt Karlos dieſen Kampf vielleicht, beſiegt
den Abſcheu der Natur, Gewiſſen, Welt,
der Kirche Zorn, und das Geſchrei der Prieſter,
Mich aber, mich beſiegt er nicht. Mein Herz
wird nie der Preis für ein Verbrechen ſeyn,
der Weg zu mir führt nicht durch Blut und Schande.
Geſtehen ſie ſichs Karlos — Stolz iſt es,
und Eigenſinn und Troz, was ihre Wünſche
ſo wütend nach der Mutter zieht. Die Liebe,
das Herz, das ſie ſo ſchwelgeriſch mir opfern,
gehört den Welten an, die ſie dereinſt
regieren werden — — Sehen ſie, ſie praſſen
von ihres Mündels anvertrautem Gut.
Die Liebe iſt ihr großes Amt. Bis jezt
verirrte ſie zur Mutter — bringen ſie,
o bringen ſie ſie ihren künft'gen Reichen,
und fühlen ſie, ſtatt Donnern des Gewiſſens,
die Wolluſt, Gott zu ſeyn. Eliſabeth
war ihre erſte Liebe — ihre zwote
ſei Spanien! Wie gerne, guter Karl,
will ich der beſſeren Geliebten weichen!

Karlos.

(wirft ſich von Empfindungen überwältigt vor der Königin nieder, und drückt ihre Hand wider ſein Geſicht)

Wie groß ſind ſie, o Himmliſche — Ja! Alles,
was ſie verlangen, will ich thun — auch ſterben,
und, wenn ſie wollen, nimmer ſelig ſeyn.
Verdammniß ſelbſt und Bluturtheile lauten
verführeriſch in ihrem Mund.

(er ſteht entſchloſſen auf)

Hier ſteh ich
in des Allmächt'gen Richterhand, und ſchwöre,
und ſchwöre ihnen, ſchwöre ewiges — —
O Himmel nein! nur ewiges Verſtummen,
doch ewiges Vergeſſen nicht.

Königin.

(ſehr zärtlich, indem ſie ihm die Hand reicht)

Wie könnt' ich
von Karlos fodern, was ich ſelbſt zu leiſten
nicht Willens bin?

(Man hört in der Nähe Waldhörner blaſen)

Marquis.

(kommt eilig und erſchrocken aus dem Hintergrund der Eremitage.)

Der König!

Königin.

Gott!

Karlos.

Bis hieher
folgt uns der Fluch des Himmels nach?

Marquis.

(zieht ängſtlich an Karlos)

Hinweg,
hinweg aus dieſer Gegend, Prinz.

Königin.

Sein Argwohn
iſt fürchterlich, erblickt er ſie, ſind wir
verloren —

Marquis.

Fliehen ſie!

Karlos.

(zur Königin, ſchrecklich)

vor ihrem Räuber?

Königin und Marquis.

Um Gotteswillen, fliehen ſie!

Karlos.

Ich bleibe.
Er oder Ich. Wer hat das Recht zu ſtehn?
In dieſer Laune will ich ihn drum fragen.

Königin.

Und wer wird dann das Opfer ſeyn?

Karlos.

(reißt den Marquis am Arm weg)

Fort! Fort!
komm Rodrigo!

(indem er abgehen will, wendet er ſich noch einmal zur Königin)

Was darf ich mit mir nehmen?

Königin.

Die Freundſchaft ihrer Mutter.

Karlos.

Wie? Nichts weiter?

Königin.

(mit ſehr viel Bedeutung, indem ſie ihm einige Briefe gibt)

Und dieſe Tränen aus den Niederlanden!

Karlos.

(nimmt die Briefe — nach einer kleinen Pauſe, wie aus einem Traume erwacht)

Ha! ich verſtehe!

(er geht ſchnell mit dem Marquis ab)

Königin.

(ſchaut ſich unruhig nach ihren Damen um, welche ſich nirgends erblicken laſſen, und wie ſie ſich nach dem Hintergrund der Bühne zurückziehen will, tritt ihr der König entgegen.)

Sechster Auftritt.

König Philipp. Die Königin. Herzog von Alba. Graf von Lerma. Pater Domingo. Geſolge von Damen und andern Grandes. Bald darauf die Marquiſin von Mondekar, welche von der andern Seite heraustritt, und ſich verlegen unter die übrigen Damen miſcht.)

Philipp.

(blickt mit Befremdung umher, und ſchweigt einen Augenblick)

So allein Madame?
und auch nicht eine Dame zur Begleitung? —
Das wundert mich — Wo blieben ihre Frauen?

Königin.

Mein gnädigſter Gemahl —

Philipp.

Und was iſt das?
ſie ſcheinen ganz verwirrt Madame? — Wie Feuer
brennt ihr Geſicht — — Es iſt nicht, wie es ſollte —
Warum allein? Wo blieben ihre Damen?

(aufgebracht zum Geſolge)

Bei Gott, und meiner königlichen Ehre!
von dieſem unverzeihlichen Verſehn
ſoll man die ſtrengſte Rechenſchaft mir geben.
Wer hat das Hofamt bei der König'n?
Wen traf der Rang, ſie heute zu bedienen?

Königin.

(in bittendem Tone)

Mein Herr und König — —

Philipp.

(nachdrücklich zum Gefolge)

Antwort will ich haben.

Königin.

O zürnen ſie nicht mein Gemahl. Ich ſelbſt,
ich bin die ſchuldige — auf mein Geheiß
entfernte ſich die Fürſtin Eboli.

Philipp.

Auf ihr Geheiß?

Königin.

Die Kammerfrau zu rufen,
weil ich ein kindiſches Verlangen trug,
mich mit der kleinen Klara zu vergnügen.

Philipp.

Und darum die Begleitung weggeſchickt?
Seltſam, bei Gott! Doch gut — ich will es glauben.
Nur künftig — bitt ich, gute Königin,
verſchonen ſie mein Reich mit der Satire,
daß Philipps Frau, wenn ihr der Einfall kommt
mit ihrem kleinen Wiegenkind zu ſpielen,
in einem Winkel zu Aranjuez
es ſo erwarten ſoll — Kaſtilien

und Arragon und Leon, meine Länder,
ſind hoffentlich an Menſchen reich genug,
die Königin mit Frauen zu verſorgen. —
Doch diß entſchuldigt nur die erſte Dame,
wo war die zwote?

Marquiſin von Mondekar

(tritt näher)

Ihro Majeſtät,
ich fühle, daß ich ſtrafbar bin —

Philipp.

Deßwegen
vergönn ich ihnen zehen Jahre Zeit,
fern von Madrid, darüber nachzudenken.

(die Marquiſin tritt mit weinenden Augen zurück. Der König fährt gegen die Verſammlung fort)

Und jezt erklär ich vor dem ganzen Hof,
bei dem Verluſte ihres Rangs und Adels
wird jede mir für ihre Fürſtin ſtehn,
verdoppelt ſich von jezt an ihr Gefolge.

(Alle Damen ſehen furchtſam und beſtürzt auf die Königin. Allgemeines Stillſchweigen.)

Königin.

Marquiſin, *wen* beweinen ſie?

(zum König mit Hoheit und gemäßigtem Stolz)

Hab ich
gefehlt, mein gnädigſter Gemahl, ſo ſollte
die Königskrone dieſes Reichs, wornach

ich ſelber nie gegriffen habe, mich
zum mindeſten für dem Erröthen ſchüzen.
Mit Spaniens Gebräuchen nicht bekannt,
Pariſerin von Launen und Geblüte,
gab ich dem Zuge meines Herzens nach,
das lange ſchon, der Hofgaleere gram,
nach einem freien Augenblick ſich ſehnte.
Gibts ein Geſez in dieſem Königreich,
das vor Gericht Monarchentöchter fodert?
Blos Zwang bewacht die Frauen Spaniens?
Schüzt ſie ein Zeuge mehr als ihre Tugend? —
Geraume Zeit, eh König Philipp mich
Gemahlin hieß, war ich ſchon Heinrichs Tochter —
Wenn Ehre zu verlezen war, ſo fürcht ich,
ſtand eine größre auf dem Spiel, als mir
Kaſtilien zur Morgengabe brachte?
Und jezt Vergebung, mein Gemahl — ich bin
es nicht gewohnt, die mir mit Freude dienten,
in Tränen zu entlaſſen — — Mondekar!

(indem ſie ihren Gürtel abnimmt, und der Marquiſin überreicht)

Den König haben ſie erzürnt, nicht mich,
drum nehmen ſie diß Denkmal meiner Gnade
und dieſer Stunde. — Meiden ſie das Reich —
Sie haben nur in Spanien geſündigt,
in meinem Frankreich wiſcht man ſolche Tränen
mit Freuden ab — O muß michs ewig mahnen!

(ſie lehnt ſich an eine Dame, und verbirgt ihr Geſicht)

in meinem Frankreich wars doch anders.

Philipp.

(heftig erſchüttert)

Was?
Beim groſſen Gott! Sie weinen doch wohl nicht?
Iſts möglich? — Wie? Eliſabeth? — o Himmel!
hat es noch dahin kommen müſſen? War
mein graues Haupt zu dieſer tödlichen
Beſchimpfung aufgehoben, ſolche Tränen
aus einem ſolchen Aug zu preſſen? — Konnte
ein Vorwurf meiner Liebe ſie betrüben,
ein Wort betrüben, das die zärtlichſte
Bekümmerniß auf meine Lippen legte?

(er wendet ſich gegen die verſammelten Granden)

Hier ſtehen die Vaſallen meines Trons!
Sank je ein Schlaf auf meine Augenlieder,
ich hätte dann am Abend jedes Tags
berechnet, wie die Herzen meiner Völker
in meinen fernſten Himmelsſtrichen ſchlagen,
ich wüßte dann was auf den Richterbänken,
und was vor den Altären meines Reichs
verhandelt wird — was an Europa's Höfen
gebrütet — und was in den Kabineten
der Könige geſiegelt wird — — und ſolt ich
theilnehmender für Reich und Unterthan,
als für die Gattin meines Herzens beben?
Was hälf es mich, in ſtolzer Sicherheit
auf allen meinen Tronen mich zu fühlen,
wenn ich von dieſem ſtürzen ſollte? — Nein!
Für meine Völker kann mein Schwerd nie haften

und

und — Herzog Alba. Dieſes Auge nur
für meines Weibes Liebe. Schreckenlos
ſeh ich die Woogen der Rebellion
bis an die Stuffen meines Trones ſchlagen.
Mein Tron ſteht feſt. Doch wenn in dieſem Herzen
der Feind ſich zeigt, und dort Empörung ruft,
dann fahre wohl, o Ruhe meines Lebens.

Königin.

(richtet ſich ſchnell auf, verläßt die Dame, und beugt ſich ſanft gegen den König)

Sind ſie beleidigt, mein Gemahl?

Philipp.

Ich heiße
der reichſte Mann in der getauften Welt.
In meinen Staaten liegen die vier Winde,
der Ozean iſt meines Landes Teich,
die Sonne geht in meinem Reich nicht unter.
Doch alles das beſaß ein andrer ſchon,
wird nach mir mancher andre noch beſizen,
Das iſt mein eigen.

(indem er die Königin in die Arme ſchließt)

Was der König hat
iſt nur des Himmels Lehengut — gehört
nur ſeinem Rang — Eliſabeth dem Philipp!

(er ſchweigt eine Zeit lang, heftet einen bedeutenden Blik auf die herumſtehenden Grandes, und dann auf die Königin)

Hier iſt die Stelle, wo ich ſterblich bin.

(er hält wieder inn, und fährt dann unter heftigen Bewegungen fort)

Nur hieher nicht — — o Gott! Nur der Gedanke
wirft mich von allen meinen Tronen, ſchleudert
aus allen meinen Welten mich! — Nur hieher —
nur hieher, meine Granden, nicht.

Königin.

Entſezlich!
Sie können zweifeln mein Gemahl?

Philipp.

(ſchaut ſich forſchend im ganzen Zirkel um)

Ich zähle
die Großen meines Hofs — der erſte fehlt.
Wo iſt Dom Karlos mein Infant?

Königin.

(ſehr beunruhigt)

Bei allem,
was Menſchen heilig ſeyn kann — weichen ſie
nicht aus. Erklären ſie mir das — ſie haben
ein Wort geſprochen, das mich ſchaudern macht.
Sie fürchten?

Philipp.

(blickt ſie ſcharf an)

Dieſes graue Haar doch nicht? —
Wenn ich einmal zu fürchten angefangen,
hab ich zu fürchten aufgehört — — Doch wem
iſt mein Infant begegnet?

Domingo.

(tritt hervor)

Mir, mein König.

Philipp.

Und wo war das?

Domingo.

Nachdem ich wohl das ganze
Aranjuez vergebens durchgewandert,
traf ich des Prinzen königliche Hoheit — —

Philipp.

(ſtürzt ihm raſch in die Rede)

Bei ſeiner Mutter? — ſie erblaßt — ſie bebt.
Es iſt heraus — es iſt — ich bin verrathen.

Königin.

(fällt einer Dame erſchrecken in die Arme)

O heil'ger Gott!

Domingo.

Nein, gnädigſter Monarch,
bei den Fontainen fand ich ihn. In düſtre
Betrachtungen verſunken, wie bisher
lag er auf einem Kanapee. Ich war
ſo dreiſt, ihn anzureden.

Philipp.

Gut. Bis morgen
ſeid ihr im Kabinet bei mir — Graf Lerma
und Herzog Alba!

Alba und Lerma

(treten näher)

König!

Philipp.

Dieſer Knabe,
Dom Karl fängt an, mir fürchterlich zu werden.
Er meidet meine Gegenwart, ſeitdem
er von Alkalas hoher Schule kam.
Sein Blut iſt heiß — warum ſein Blick ſo kalt,
ſo ernſt und regelmäßig ſein Betragen.
Ein Kind von ſieben Jahren ſchon, ſchlug er
mit beiden Fäuſten einer Königin
ins Angeſicht, und ſeiner Unart müde
verließen graue Diener meinen Hof.
Jezt hör ich keine Klagen mehr — Wie kommt das? —
Das Herzog, das iſt irgend ein Komet,
der meinem Horizont ſich ſchrecklich nähert.
Mir graut vor ſeiner Nachbarſchaft. — Seid wachſam,
Seid wachſam, ſag ich noch einmal. Der Erbe
ſo vieler Kronen zählt die Aderſchläge
des Vaters ungeduldig nach. Der Kizel,
Gott gleich zu werden, hekte Teufel aus.
Seid wachſam, ich beſchwöre euch.

Alba.

Ich bins.
So lang ein Herz an dieſen Panzer ſchlägt
mag ſich Dom Philipp ruhig ſchlafen legen.
Wie Gottes Cherub vor dem Paradieß

ſteht vor des Königs Leben Herzog Alba.
Der Streich, der meinem König gilt, muß erſt
den Weg durch mich und Chriſtus Kirche ſuchen.
Zwar weiß ich, wer mich tödlich haßt. Mein Name
ſteht obenan auf Karlos Todenliſte,
doch fürcht ich nichts, denn — Gott iſt mit verdammt.

Lerma.

Darf ich dem weiſeſten der Könige
mich demuthsvoll zu widerſezen wagen?
Ich läugne, was der Herzog ſprach. Zu tief
verehr ich meines Königs Majeſtät,
als ſeinen Sohn ſo übereilt zu richten.
Ich fürchte viel von Karlos heißem Blut,
doch nichts von ſeinem Herzen.

Philipp.

Graf von Lerma,
ihr redet gut, den Vater zu beſtechen,
des Königs Stüze wird der Herzog ſeyn.
Doch morgen mehr — Jezt eil ich nach Madrid.

(er wendet ſich gegen das Gefolge)

Mich ruft mein königliches Amt. Die Peſt
der Kezerei ſteckt meine Völker an,
der Aufruhr wächſt in meinen Niederlanden.
Es iſt die höchſte Zeit — ein ſchauerndes
Exempel ſoll die Irrende bekehren.

Den großen Eid, den alle Könige
der Chriſtenheit am Krönungstage ſchwören,
ich will ihn morgen löſen — hundert Opfer
ſind reif zum Tod — der Rauch von ihren Flammen
verkündige dem dreimalheiligen Gott,
wie glorreich Philipp ſeine Schuld entrichtet.
Diß Blutgericht ſoll ohne Beiſpiel ſeyn.
Mein ganzer Hof iſt feierlich geladen.
(der Königin den Arm reichend)
Und Sie begleiten mich.

Königin.

(aus einer Betäubung erwachend)
Zum Scheiterhaufen?
Auch mich Barbar? — — — O Gott! ſind ſie's, mein König?
Barmherzigkeit! Was wollen ſie? Wohin?
Ich bin ein Weib — ein weiches Weib — ein Menſch.

Philipp.

Auch eine Chriſtin hoff ich. Kommen ſie
es zu beweiſen.

Königin.

Schrecklich! Nimmermehr!

Philipp.

Was? Nimmermehr?

Königin.

Erbarmung, mein Gemahl.
Ich kann es nicht — verſchonen ſie — mir ſchaudert —
ich kann das traurige Gericht nicht ſehn.

Philipp.

So lernen ſie's und folgen!

(mit Ungeduld ſie am Arm nehmend)

Königin.

(die ſich mit Abſcheu und Entſchloſſenheit von ihm losmacht)

Eh zum Tode!

Philipp.

(bleibt erſtaunt ſtehn, und ruft unter die Verſammlung)

Was hör ich? Was entdeck ich? — Spanier!
Schimpf eurem Gott und der kathol'ſchen Lehre!
Die Königin des Reichs — Dom Philipps Frau —
des allerchriſtlichſten Monarchen Tochter,
erklärt ſich laut für eine Kezerin!

Königin.

(wirft ſich dem König erſchrocken in den Arm)

Nein, ſo wahr Gott mir helfen ſoll! — Ich folge.

(der König führt ſie hinweg. Man hört Muſik, und der ganze Hof folgt nach.)

Siebenter Auftritt.

Karlos und der Marquis,

(welche von der entgegengeſezten Seite herauskommen)

(Karlos hat die Brieſe in der Hand, die die Königin ihm beim Abſchied gegeben, und zeigt jezt die freudigſte Entſchloſſenheit für das bedrängte Flandern zu handeln, ganz wieder Held zu ſeyn, ſich ganz dem Wohl ſeiner Völker hinzugeben, und auf keine andre Belohnung Anſpruch zu machen, als auf das Wohlgefallen der Königin. Die Gefahr iſt die höchſte. Der Herzog von Alba ſoll mit einer Armee in die Niederlande rücken, die Rebellen zu züchtigen. Dieſes abzuwenden, beſchließt der Prinz Audienz beim König zu ſuchen, und das Gouvernement dieſer Staaten von ihm zu begehren. — Der Marquis ſollte in Spanien bleiben, und zwiſchen der Königin und ihm eine geheime Verbindung fortſezen.)

Achter Auftritt.

Graf Lerma. Die Vorigen.

(Der Graf kommt und meldet dem Prinzen, daß der König mit dem ganzen Hof nach Madrid aufgebrochen ſei, und den Befehl hinterlaſſen habe, daß der Prinz dahin folgen ſolle, dem Auto da Fe beizuwohnen. Karlos ſpricht mit Abſcheu und Heftigkeit von dieſem Gericht, verſpricht aber zu erſcheinen, und ſchickt den Grafen hinweg.)

Neunter Auftritt.

Karlos. Der Marquis.

(Der Prinz hat bemerkt, daß ſich Dom Rodrigo in Gegenwart des Grafen fremd und zurückhaltend gegen ihn betragen, und alle Steifigkeiten des ſpaniſchen Zeremoniels gegen ihn beobachtet hatte. Er dankt ihm für dieſe Delikateſſe, lobt ſeine Liſt, bittet ihn aber, ſobald ſie allein beieinander wären, jeden Unterſchied des Stands zu vergeſſen.)

Karlos.

— — — Aus unſerm Bunde ſei
diß weinerliche Poſſenſpiel verwieſen.
Berede dich, wir beide hätten uns
auf einem Ball mit Masken eingefunden.
In Sklavenkleider Du — und ich aus Laune
in einen Purpur eingemummt. So lange
der Faſching währt, verehren wir die Lüge,
der Rolle treu, mit lächerlichem Ernſt,
den ſüßen Rauſch des Haufens nicht zu ſtören.
Doch durch die Larve winkt dein Karl dir zu,
du drückſt mir im Vorübergehn die Hände,
und wir verſtehen uns.

Marquis.

Der Traum iſt göttlich.
Doch wird er nie verfliegen? Iſt mein Karl
auch ſeines eignen Selbſts gewiß genug
mit eines Trons allmächtiger Verführung
die unerhörte Wette einzugehn?
O Ueberlegung theurer Prinz. Wir wagen,
was ſeit Erſchaffung dieſer Welt noch nie

zu Stande kam — ſie ein Monarchenkind,
ich ihr Vaſall, und wollen Freunde werden?

(Der Prinz wird nachdenkend. Der Marquis bemerkt es,
und fährt ernſthafter fort)

Noch iſt ein großer Tag zurück — ein Tag,
wo dieſer Heldenſinn — ich will ſie mahnen —
auf einer ſchweren Probe ſinken wird.
Dem Philipp ſtirbt. Karl erbt das gröſte Reich
der Chriſtenheit — ein ungeheurer Spalt
reißt vom Geſchlecht der Sterblichen ihn los,
und Gott iſt heut, wer geſtern Menſch noch war.
Jezt hat er keine Schwächen mehr. Die Pflichten
der Ewigkeit verſtummen ihm — Die Menſchheit
(noch heut ein großes Wort in ſeinem Ohr)
verkauft ſich ſelbſt, und kriecht um ſeine Launen.
Sein Mitgefühl löſcht mit dem Leiden aus,
und Wollüſte verklagen ſeine Tugend,
für ſeine Thorheit ſchickt ihm Peru Gold,
für ſeine Laſter zieht ſein Hof ihm Teufel.
Er ſchläft berauſcht in dieſem Himmel ein,
den ſeine Sklaven ſtaatsklug um ihn pflanzen,
lang wie ſein Traum währt ſeine Herrlichkeit,
und wehe dem, der ihn barmherzig weckte!
Was aber würde Rodrigo? O würde
mein Anblick nicht — Befragen ſie ſich ſelbſt —
an dieſer Wonne lügenhaften Spiegel
den trüben Athem der Vernichtung hauchen?
Wir wollen zeitig ſcheiden, Prinz. Die Freundſchaft
iſt wahr und kühn — Die ſieche Majeſtät

hält ihren fürchterlichen Stral nicht aus.
Den Stolz des Bürgers könnten *ſie* nicht dulden,
ich nicht den Troz des Fürſten.

Karlos.

(nachdem er etlichemal ſtark auf und nieder gegangen)

Wahr und ſchrecklich
iſt dein Gemählde von Monarchen. Ja,
ich glaube dir — doch nur die *Wolluſt* ſchloß
dem Laſter ihre Herzen auf — — Ich bin
ein drei und zwanzigjähr'ger Jüngling — Prinz —
und Spanier, und feurig kocht mein Blut
und feuriger begehren unſre Weiber.
Doch Rodrigo — ſieh, unausſprechlich groß
iſt die Empfindung — unter *dem* Bekänntniß
hebt ſich mein Buſen königlich empor —
rein bin ich noch, rein wie aus Mutterleibe.
Was vor mir Tauſende gewiſſenlos
in ſchwelgenden Umarmungen verpraßten,
des Geiſtes beſte Hälfte, Männerkraft,
hab ich dem künft'gen Herrſcher aufgehoben.
Der Wolluſt Pfeil zerbrach an dieſer Bruſt,
lang, *ehe* noch Eliſabeth hier herrſchte —
ob ich ihn jezt noch fürchte? — Rodrigo?
Was könnte dich aus meinem Herzen drängen,
wenn es nicht ſchöne *Weiber* thun?

Marquis.

Ich ſelbſt.
Könnt ich ſo rein und innig ſie noch lieben,
wenn ich ſie fürchten müßte?

Karlos.

So erklär ich
dich zum Vaſallen einer fremden Macht.

Marquis.

Dann würde Karl den Glücklichen vermeiden,
der ſeiner Gnade ſpotten kann.

Karlos.

So will ich
durch einen fürchterlichen Eid mich binden.

Marquis.

Sie können nur bei Gott im Himmel ſchwören,
und was er droben iſt, ſind ſie alsdann
auf dieſer Welt — und brechen ihn ſich ſelber.

Karlos.

(nach einem langen Stillſchweigen mit zärtlicher Wehmuth)

O ſieh, ich bringe dieſem Bürgerkinde
(das erſte Beiſpiel von den Fürſten allen)
das Herz von einem Königsſohn — der Bürger
will Stolz mit Stolz beſchämen, überlegt,

(das erſte Beiſpiel von den Bürgern allen)
ob er's auch nehmen will?

Marquis.

(mit lebhafter Entſchloſſenheit)

Wohlan! ich weiche,
hier meine Hand —

Karlos.

Der Meinige?

Marquis.

Auf ewig,
und in des Worts verwegenſter Bedeutung.

Karlos.

Auf Du und Du?

Marquis.

Auf immerdar und ewig.

Karlos.

Auf Du und Du?

Marquis.

(fällt ihm um den Hals)

Dein Bruder.

Karlos.

Unerſchüttert
bei jeder höhern Stuffe meines Glücks?
So treu und warm, wie heute dem Infanten,
auch dermaleins dem König zugethan?

Marquis.

Das ſchwör ich dir.

Karlos.

Auch dann noch wenn der Wurm
der Schmeichelei mein unbewachtes Herz
umklammerte — wenn dieſes Auge Tränen
verlernte, die es ſonſt geweint — diß Ohr
dem Flehen ſich verriegelte, willſt du
ein ſchreckenloſer Hüter meiner Tugend
mich kräftig faſſen, meinen Genius
bei ſeinem großen Namen rufen?

Marquis.

Ja!

Karlos.

So tritt herunter, gute Verſehung,
laß dich herab ein Bündniß einzuſeegnen,
das neu und kühn und ohne Beiſpiel iſt,
ſeitdem du oben walteſt.

(er faßt Rodrigo's Hand und hält ſie gegen den Himmel)

Hier umarmen,
hier küſſen ſich vor deinem Angeſicht
zween Jünglinge, voll ſchwärmeriſchen Muths,
doch edlern beſſern Stoffs als ihre Zeiten,
getrauen ſich den ungeheuren Spalt,
wodurch Geburt und Schickſal ſie geſchieden,
durch ihrer Liebe Reichthum auszufüllen,
und größer als ihr Loos zu ſeyn — hierunten
nennt man ſie ſonſt Monarch und Unterthan,
doch droben ſagt man Brüder.

Marquis.

Lächle freundlich
auf dieſes ſchöne Hirngeſpinnſt herab,
erhabne Vorſicht! — die Vernunft der Weiſen
ſprach deiner Allmacht dieſes Wunder ab,
beſchäme ſie, und mache wahr und wirklich,
was nimmer ſeyn wird, nie geweſen war,
laß dieſes Bündniß dauren.

Karlos.

Jezt zum König! —
Ich fürchte nichts mehr —
(ſeinen Arm um Rodrigo's Hals ſchlingend)
Arm in Arm mit Dir —
So fodr' ich mein Jahrhundert in die Schranken!
(ſie gehen ab.)

IV.

Brief eines reiſenden Dänen.

(Der Antikenſaal zu Mannheim.)

Mannheim.

Der heutige Tag war mein ſeligſter, ſo lang ich Deutſchland durchreiſe. — Du weiſt es, mein Lieber, ich habe die herrliche Schöpfung im glücklichen Süden genoſſen, den lachenden Himmel und die lachende Erde, wo der mildere Sonnenſtral zu fröhlicher Weißheit einladet, die freudegebende Traube kocht, und die göttlichen Früchte des Genies und der Begeiſterung zeitigt. Ich habe vielleicht das höchſte der Pracht und des Reichthums geſehen. Der Triumph einer Menſchenhand über die hartnäckige Gegenwehr der Natur überraſchte mich öfters — aber das nahe wohnende Elend ſteckte bald meine wollüſtige Verwunderung an. Eine hohläugige Hungerfigur, die mich in den blumigten Promenaden eines fürſtlichen Luſtgartens anbettelt — eine ſturzdrohende Schindelhütte, die einem praleriſchen Pallaſt gegenüber ſteht — wie ſchnell ſchlägt ſie meinen auffliegenden Stolz zu Boden! Meine Einbildung vollendet das Gemählde. Ich ſehe jezt die Flüche von Tauſenden gleich einer gefräßigen Würmerwelt in dieſer groſſprechenden Verweſung wimmeln — Das große und reizende

wird

wird mir abſcheulich. — Ich entdecke nichts mehr als einen ſiechen hinſchwindenden Menſchenkörper, deſſen Augen und Wangen von fiebriſcher Röthe brennen, und blühendes Leben heucheln, während daß Brand und Fäulung in den röchelnden Lungen wüthen.

Diß, mein Beſter, ſind ſo oft meine Empfindungen bei den Merkwürdigkeiten, die man in jedem Land einem Reiſenden zu bewundern gibt. Ich habe nun einmal das Unglück, mir jede in die Augen fallende Anſtalt in Beziehung auf die Glückſeligkeit des Ganzen zu denken, und wie viele *Größen* werden in dieſem Spiegel ſo *klein* — wie viele Schimmer erlöſchen!

Heute endlich, habe ich eine unausſprechlich angenehme Ueberraſchung gehabt. Mein ganzes Herz iſt davon erweitert. Ich fühle mich edler und beſſer.

Ich komme aus dem Saal der Antiken zu Mannheim. Hier hat die warme Kunſtliebe eines deutſchen Souverains die edelſten Denkmäler griechiſcher und römiſcher Bildhauerkunſt in einem kurzen geſchmackvollen Auszug verſammelt. Jeder Einheimiſche und Fremde hat die uneingeſchränkteſte Freiheit dieſen Schaz des Alterthums zu genießen, denn der kluge und patriotiſche Kurfürſt ließ dieſe Abgüſſe nicht deßwegen mit ſo großem Aufwand aus Italien kommen, um allenfalls des kleinen Ruhmes theilhaftig zu werden, eine Seltenheit mehr zu beſizen, oder, wie ſo viele andere Fürſten, den durchziehenden Reiſenden um ein Allmoſen von Bewunderung anzuſprechen. —

Der Kunſt ſelbſt brachte Er dieſes Opfer, und die dankbare Kunſt wird ſeinen Namen verewigen.

Schon die Aufſtellung der Figuren erleichtert ihren Genuß um ein großes. Leßing ſelbſt, der hier gegenwärtig war, wollte behaupten, daß ein Aufenthalt in dieſem Antikenſaal dem ſtudierenden Künſtler mehrere Vortheile gewährte, als eine Wallfahrt zu ihren Originalien nach Rom, welche großentheils zu finſter, oder zu hoch, oder auch unter den ſchlechteren zu verſteckt ſtünden, als daß ſie der Kenner, der ſie umgeben, befühlen und aus mehreren Augenpunkten beobachten will, gehörig benuzen könnte.

Empfangen von dem allmächtigen Wehen des griechiſchen Genius trittſt du in dieſen Tempel der Kunſt. Schon deine erſte Ueberraſchung hat etwas ehrwürdiges, heiliges. Eine unſichtbare Hand ſcheint die Hülle der Vergangenheit vor deinem Aug wegzuſtreifen, zwei Jahrtauſende verſinken vor deinem Fußtritt, du ſtehſt auf einmal mitten im ſchönen lachenden Griechenland, wandelſt unter Helden und Grazien, und beteſt an, wie ſie, vor romantiſchen Göttern.

Dein erſter Blick fällt auf die koloßaliſche Figur des farneſiſchen Herkules — die ungeheuer-ſchöne Darſtellung männlicher Kraft. Welche Kühnheit, Größe, Vollkommenheit, Wahrheit, die auch die ſtrengſte Prüfung des Anatomikers nicht fürchtet. Wer hat den ſtarren widerſtrebenden Stein in ſo weiche, ſo geſchmeidige Fleiſchmaßen hingegoſſen? — Die Figur ruht — der Bildhauer ergriff ſeinen Herkules im Momente ſchlafender (vielleicht erſchöpfter) Kraft, und dennoch berechnet in dieſer Erſchlappung das ungeübteſte Auge die ganze furchtbare Summe von Wirkungen. Meine Phantaſie leiht dem Koloſſen Bewegung. Ich ſehe eine Figur, wie dieſe, auf den nemäiſchen Löwen fallen, und Schrecken und Erſtaunen reißen mich ſchwindelnd fort.

Zunächſt an dieſer feſſelt dich die unnachahmliche Gruppe des Laokoon. Ich werde dir über diß Meiſterſtück der antiken Kunſt wenig neues mehr ſagen; du kennſt ſie bereits, und der Anblick ſelbſt überwältigt alle Beſchreibungskraft. Dieſer hohe Schmerz im Aug, in den Lippen, die emporgetriebene arbeitende Bruſt — ein Augenblick, ein Zuſtand, wo die Natur ſelbſt ſich ſo gern vergißt, ſo gern ins gräßliche ausartet, bei aller Wahrheit ſo angenehm, bei aller Treue ſo delikat behandelt, daß ſich das verwöhnteſte Auge mit Trunkenheit darauf heften kann. Und wie ſchmelzend wird dann die ganze Idee durch die untergeordnete Figuren der hilfloſen Kinder, welche durch die ſchreckliche Schlange an den Vater gepreßt werden. Der Ausdruck der Leidenſchaft, und die ganze Gruppierung laſſen dem forſchenden Aug nichts mehr zu beobachten übrig — und nun vertilge in Gedanken dieſen ganzen Ausdruck des Leidens, denke dir eben dieſe Figuren außer dem gewaltſamen Zuſtande des Affekts, und noch immer werden ſie Muſter der höchſten Wahrheit und Schönheit ſeyn. Der griechiſche Künſtler hat nichts aufgeopfert — die unbeſchreibliche Harmonie der Gruppe koſtet uns auch nicht das leiſeſte Misfallen über vernachläßigte Theile in den beiden Knaben. So ſchuf das Alterthum.

Unter allen Figuren, die dieſer Saal enthält, iſt der vatikaniſche Apoll die vollkommenſte — Zwei Blicke auf denſelben ſind genug, dir mit entſcheidender Gewißheit zu ſagen, du ſteheſt vor einem Unſterblichen. Die reizendſte Jünglingsfigur, die ſich eben jezt in den Mann verliert, Leichtigkeit, Freiheit, Rundung, und die reinſte Harmonie aller Theile zu einem unnachahmlichen Ganzen, erklären ihn zu dem erſten der Sterblichen, Kopf und Hals verrathen den Gott. Dieſe himmliſche Miſchung von Freundlichkeit und Strenge, von Liebenswürdigkeit und Ernſt, Majeſtät und Milde, kann keinen Sohn der Erde bezeichnen. Die hochgewölbte Bruſt iſt nach dem übereinſtimmenden Gefühl aller Künſtler die vollkommenſte, die je ein Maiſel geſchaffen hat; Schenkel und Füße ein Muſter der edelſten Schönheit. Den geübteſten Zeichner wird es ermüden, die herrlichen Formen, die durch kontraſtierende Schlangenlinien ineinander ſchmelzen, nur für das Aug nachzuahmen; denn der griechiſche Meiſter hat eben ſo delikat für das Gefühl gearbeitet; das Auge erkennt die Schönheit, das Gefühl die Wahrheit. Die leztere iſt der erſteren untergeordnet, und obgleich kein Muſkel vergeſſen iſt, ſo hat doch der Künſtler die feinere Nüancen dem Geſicht entzogen, und der Berührung vorbehalten. Die Statue ſchwebt — alle Muſkeln wirken aufwärts, und ſcheinen ſie ſichtbar empor zu tragen. Der Künſtler ergriff den Augenblick, wo der zürnende Gott auf den Drachen Python einen Pfeil abgeſchoſſen hatte. Der rechte Arm fliegt eben vom Bogen zurück, der linke behält noch einige Härte und Spannung. — Im Auge iſt hoher Unwille und feſte Zielung, in der hervortretenden Unterlippe Verachtung des Ungeheuers, in dem ſchlank geſtreckten Halſe Triumph und göttliche Ehre.

Das iſt Foebos, welchen die Götter im Hauſe Cronions
fürchten, dem ſie ſich alle von ihren Sizen erheben,
wenn er ſich naht, und wenn er ſpannt den ſtralenden
Bogen.

Homers Hymnen.

In Abſicht des Stils kann dieſer Apollo dem Torſo und Laokoon nachgeſezt werden, aber der gefühlvolle Kenner vergißt dieſe Vernachläßigung im Genuſſe höherer Schönheit.

Eine der vorzüglichſten Statuen, iſt ein ſterbender Sohn der Niobe, den Apollo erſchoſſen hat. Der Kopf gleicht ganz in die Niobiſche Familie — edel und rührend iſt der Ausdruck des Sterbens in ſeinem Geſichte; die Bruſt beſonders iſt in großen und ſchönen Maßen emporgetrieben, der untere Leib ſinkt mit ſehr vieler Wahrheit unter den lezten Krämpfen des Todes. Der Stil iſt markigt, und hat mit dem äußerſt delikaten Stil des Kaſtor und Pollux ſehr viel ähnliches.

Unter die beſten Stücke in dieſem Saal zähle ich noch den Antinous; Schade, daß durch einen fehlerhaften Abguß die Figur nach den Hüften und Schenkeln zu ein wenig krumm geworden; den borghesiſchen Fechter, eine Figur, woran ich vorzüglich die Wahrheit des Muſkelſpiels bewundre, die Zwillinge Kaſtor und Pollux, Kaunus und Biblis, den Faun, den Schleifer, beſonders wegen dem forſchenden Ausdruck des Geſichts, und der Formen ſeiner beiden Arme, den Hermaphrodit, die medizäiſche Venus, den ſterbenden Fechter, den Römer Germanikus, und noch einige andre, von denen ich dir in meinem nächſten Brief mehr ſagen werde.

Merkwürdig waren mir auch die Büſten der großen Griechen und Römer, der Kopf eines ſterbenden Alexanders, der Niobe, einer Tochter der Niobe, der Kleopatra, des Nero und Kaligula, der Fauſtina und einige mehr. Der Zufall hatte den blinden Homeruskopf und den Kopf des Herrn von Voltaire nebeneinander geſtellt. — Ich weiß keine beißendere Satire auf unſer Zeitalter. Voltaire — ich glaube, daß man das jezt in Deutſchland laut ſagen darf — Voltaire war ein wahrhaftig großer Geiſt, aber warum war mir ſein Kopf in dieſer Geſellſchaft ſo lächerlich?

Ich werfe noch einen Blick auf dieſe Statuen.

Warum zielen alle redende und zeichnende Künſte des Alterthums ſo ſehr nach Veredlung?

Der Menſch brachte hier etwas zu Stande, das mehr iſt, als er ſelbſt war, das an etwas größeres [illegible], [illegible] ſeine Gattung — beweißt das vielleicht, daß er weniger iſt, als er ſeyn wird? — So könnte uns ja dieſer allgemeine Hang nach Verſchönerung jede Spekulation über die Fortdauer der Seele erſparen. — Wenn der Menſch nur Menſch bleiben ſollte — bleiben könnte, wie hätte es jemals Götter, und Schöpfer dieſer Götter gegeben?

Die Griechen philoſophierten troſtlos, glaubten noch troſtloſer, und handelten — gewiß nicht minder edel als wir. Man denke ihren Kunſtwerken nach, und das Problem wird ſich löſen. Die Griechen mahlten ihre Götter nur als edlere Menſchen, und näherten ihre Menſchen den Göttern. Es waren Kinder einer Familie.

Ich kann dieſen Saal nicht verlaſſen, ohne mich noch einmal an dem Triumph zu ergözen, den die ſchöne Kunſt Griechenlands über das Schickſal einer ganzen Erdkugel feiert. Hier ſtehe ich vor dem berühmten Rumpfe, den man aus den Trümmern des alten Roms einſt hervorgrub. In dieſer zerſchmetterten Steinmaſſe ligt unergründliche Betrachtung — Freund! Dieſer Torſo erzählt mir, daß vor zwei Jahrtauſenden ein großer Menſch da geweſen, der ſo etwas ſchaffen konnte — daß ein Volk da geweſen, das einem Künſtler, der ſo etwas ſchuf, Ideale gab — daß dieſes Volk an Wahrheit und Schönheit glaubte, weil einer aus ſeiner Mitte Wahrheit und Schönheit fühlte — daß dieſes Volk edel geweſen, weil Tugend und Schönheit nur

Schweſtern der nemlichen Mutter ſind. — Siehe Freund, ſo habe ich Griechenland in dem Torſo geahndet.

Unterdeſſen wanderte die Welt durch tauſend Verwandlungen und Formen. Trone ſtiegen — ſtürzten ein. Feſtes Land trat aus den Waſſern — Länder wurden Meer. Barbaren ſchmolzen zu Menſchen. Menſchen verwilderten zu Barbaren. Der milde Himmelſtrich des Peloponnes entartete mit ſeinen Bewohnern — wo einſt die Grazien hüpften, die Anakreon ſcherzten, und Sokrates für ſeine Weißheit ſtarb, waiden jezt Ottomannen — und doch, Freund, lebt jene goldene Zeit noch in dieſem Apoll, dieſer Niobe, dieſem Antinous, und dieſer Rumpf ligt da — unerreicht — unvertilgbar — eine unwiderſprechliche ewige Urkunde des göttlichen Griechenlands, eine Ausfoderung dieſes Volks an alle Völker der Erde.

Etwas geſchaffen zu haben, das nicht untergeht, fortzudauren, wenn alles ſich aufreibt, rings herum — O Freund, ich kann mich der Nachwelt durch keine Obeliſken, keine eroberte Länder, keine entdeckte Welten aufdringen — ich kann ſie durch kein Meiſterſtück an mich mahnen — ich kann keinen Kopf zu dieſem Torſo erſchaffen, aber vielleicht eine ſchöne That ohne Zeugen thun!

T . . . . . ee.

V.

Repertorium des Mannheimer Nationaltheaters.

Anmerkung. Eh ich mich im zweiten Heſt der Thalia **ausführlicher** über dieſe Bühne erkläre, ſende ich hier ein kurzes Tagebuch über die Vorſtellungen voraus, welche vom Neujahr 1785 bis zum dritten des Lenzmonats hier gegeben wurden.

Neujahr. Die **Kriegsgefangenen.**

2ten Jenner. **Oda**, oder die Frau von zwei Männern, zum erſtenmal. Ein widriges unnatürliches Ding — zuſammengerafte Theaterflitter ohne Geſchmack, ohne Vorbereitung, ohne Wirkung. Mad. **Rennſchüb** als Oda ſpielte vortreflich. Die abgeſchmackten Eremiten wurden durch Herrn **Beks** und Herrn **Iflands** Spiel um nichts erträglicher.

4ten Jenner. Der **Deſerteur** von Mercier.

6ten Jenner. **Günther von Schwarzburg**, eine Nationaloper von Holzbauer und Klein, zum erſtenmal. Der Zulauf war ungewöhnlich. Die Wirkung? — wenn über Pomp und muſikaliſcher Schönheit ſchülerhafte Vorſtellung ſich vergeſſen läßt, außerordentlich. Herr **Leonhard** zeichnete ſich zu ſeinem Vortheile aus. Demoiſelle **Schäfer** iſt eine anerkannte vortrefliche Sängerin.

9ten Jenner. Die Eiferſüchtigen, oder alle irren ſich. Eine drollige Farce, die hier ſehr lebhaft geſpielt wird.

11ten Jenner. Juliane von Lindorak. Madame Genſike zeigte ſich als die Künſtlerin von Kopf, warum rührte ſie aber ſo wenig? — Zum Beſchluß, die beiden Portraits. Verdient der Geſchmack von Mannheim keine beßre Bewirthung?

13ten Jenner. Jeannette. Gewöhnlicherweiſe laſſen uns unſre Sängerinnen die Schönheit ihres Geſangs durch deſto ſchlechteres Spiel entgelten. Dem. Schäfer misfällt auch als Schauſpielerin nicht. Madame Brandel gefiel in der ſchwazhaften Gräfin. Zum Beſchluß war Pygmalion, von Rouſſeau und Benda. Hr. Bek als Pygmalion ſpielte dem ſtrengen Auge des Kenners, aber der unfruchtbare Stoff belohnte den Aufwand von Kunſt nicht. Kunſtbegeiſterung verſtehen nur wenige. Das ſüße Erſtaunen Pygmalions, beim Aufleben ſeiner Galathee, ließ mich kalt. Es ſchien, als hätte die Göttin ſeinen Wunſch erhört, und das Feuer des Künſtlers ſeiner Statue gegeben. Madame Genſike führte die kleine aber delikate Rolle der Galathee mit ſehr vielem Anſtand, aber ſehr fehlerhaftem Koſtüme aus.

16ten Jenner. Günther von Schwarzburg, und ein volles Haus.

18ten Jenner. Kabale und Liebe. Hr. Bek, als Major, überraſchte einigemal durch Größe ſeines tragiſchen Spiels ſelbſt den Verfaſſer. Demoiſelle Baumann ſpielte die Louiſe Millerin ganz vortreflich, und in den lezten Akten vorzüglich mit ſehr viel Empfindung. Mad. Rennſchüb ſpielte in der Rolle der Engländerin manches vortreflich, aber ſie iſt ihr nicht ganz gewachſen. Dennoch würde Mad. Rennſchüb eine der beſten Schauſpielerinnen ſeyn, wenn ſie den Unterſchied zwiſchen Affekt und Geſchrei, Weinen und Heulen, Schluchzen und Rührung immer in acht nehmen wollte. Herr Beil erfüllte die launigte Rolle des Muſikus, ſoviel er wenigſtens davon auswendig wußte. Den Hofmarſchall ſpielt Herr Rennſchüb ganz vortreflich. Auch Herr Pöſchel gefiel in dem fürſtlichen Kammerdiener.

20ſten Jenner. Die Väterliche Rache. Wird hier ſehr gut gegeben.

23ſten Jenner. Die Spieler, ein Luſtſpiel von Herrn Beil, zum erſtenmal. Wären die Karaktere dieſes Stücks nicht aus der verworfenſten Menſchenklaſſe — profeßionierten Spielern — genommen, wechſelte die Farce nicht zu oft mit dem Drama und der Tragödie, das Lächerliche nicht zu gothiſch mit dem Rührenden und Schrecklichen ab, das Publikum würde gegen gewiſſe unverkennbare Schönheiten dieſes Luſtſpiels gerechter geweſen ſeyn. Warum hat Mannheim Stücke bewundert, die dieſem unendlich weit nachſtehen? Fürchten ſich vielleicht unſre franzöſierenden Herren und Damen ein Stück ſchön zu finden, wo man ſie mit einem Scharfrichter in Konverſazion bringt, wo eine abgehauene Hand, in Spiritus aufbewahrt, den Knoten ſchürzt, und eine engliſche Dogge ihn entwickelt? Diß und noch mehr würde man dem Verfaſſer vergeben, wenn man für einige feinere Schönheiten ſeines Stücks guten Willen genug hätte. Die Epiſoden des jungen Wernek und des wackern Bedienten Korns haben ſehr viel wahres und rührendes, und ſind mit Delikateſſe behandelt. Es koſtet mir Ueberwindung, Stellen die mich vorzüglich rührten, nicht hier anführen zu dörfen. Herr Gern und Pöſchel ſpielten brav. Der Engländer Fernes gewann durch das mildernde edle Spiel des Herrn Jſland.

25ſten Jenner. Der Adjutant und der Dorfjahrmarkt. Jn beiden Stücken glänzte Hr. Beil, und im leztern beſonders als der wirklich große komiſche Spieler.

27ſten Jenner. Die Nebenbuler.

30ſten Jenner. Günther von Schwarzburg, zum Triumph der Kaſſe.

1ſten Februar. Die Spieler, zum Vortheil des Verfaſſers gegeben. Das Stück gewann durch einige Auslaſſungen. Die Leere des Hauſes war ein Beweis, wie wenig dankbar das Publikum zu Mannheim gegen das Talent ſeiner Schauſpieler iſt.

2ten Februar. Graf Eſſex, zum Debüt einer neuen Aktrice, der Demoiſelle Witthöft vom Berlinertheater.

Dieſe in jedem Betracht ſchäzbare Künſtlerin kündigte ſich in der Gräfin Rutland als eine große Eroberung für die Mannheimer Bühne an. Herr Bock, als Graf Eſſex, ſpielte meiſterhaft. Ich habe ihn nur im Fiesko größer geſehen. Seine wahrhaftig hohe Darſtellung der Rolle ließ dem Publikum nichts mehr zu wünſchen übrig. Madame Rennſchüb misfiel mir als Königin. — Lieber hätte ich Dem. Witthöft in dieſer Rolle geſehen. Herrn Bocks Verdienſt war um ſo hervorſtechender, je mehr einige andre Ritter vom Hoſenbande vernachläßigten. Schiefes Spiel vergibt man dem ſchwachen Kopf, aber dem Schauſpieler, der ſich dem Publikum durch nichts als fleißiges Memorieren empfehlen kann, und der jezt da ſteht, und ſeinen Dialog um Gotteswillen aus der Souffleurgrube hervor hohlt, ſollten die Geſeze beſtrafen. — Mad. Brandel hatte dieſen Abend eigentlich die Nottingham zu ſpielen, ſie vergriff ſich aber in der Rolle, und machte die Fulmer.

4ten Februar. Der argwöhniſche Ehmann. Zum Debüt der Demoiſelle Witthöft. Dieſe vortrefliche Schauſpielerin hat ihre gröſte Stärke in der Komödie. Naive Wahrheit, Leichtigkeit, und Grazie beſeelen ihr ganzes Spiel.

6ten Februar. Günther von Schwarzburg.

13ten Februar. Der argwöhniſche Ehmann, wiederholt auf Begehren.

13ten Februar. Lanaſſa. In dieſer Rolle ließ mir Demoiſelle Witthöft noch etwas zu wünſchen übrig.

15ten Februar. Das Präferenzrecht. z. Beſchluß. Wer wird ſie kriegen?

17ten Februar. Oda, zum zweitenmal.

20ſten Februar. Der Weſtindier. Herr Witthöft, zu deſſen Debüt dieſes Schauſpiel gegeben ward, ſchenkte dem Publikum unſchuldiger Weiſe einen ſehr herrlichen Abend. Herr Bek, als Weſtindier, ſpielte groß. Dieſe Rolle ſchien ganz nur für ihn geſchaffen zu ſeyn, und ſchwerlich wird ihn ein deutſcher Schauſpieler darinn erreichen. Demoiſelle Witthöft erhielt auch hier den lauteſten und verdienteſten Beifall.

21ſten Februar. Die Läſterſchule. Ein bekanntes gutes Theaterſtück aus dem engliſchen.

24ſten Februar. Die olympiſchen Spiele. Ein Singſpiel.

27ſten Februar. König Lear. In dieſer großen Rolle erſcheint Herr Iſland im ganzen Umfang ſeiner Kunſt. Ich behalte mir die Freiheit vor, über das, was ich an ſeinem Spiel bewundre, und was ich nicht bewundre, ein andermal weitläuftiger zu reden. Demoiſelle Witthöft rührte ſehr als Kordelia. Regan und Gonerill? — Madame Rennſchüb behagt mir zehnmal beſſer in ihren guten Weibern, als in ihren ſchlechten Prinzeſſinnen. Herr Bock misfiel mir in der Rolle des Edgar. Er iſt zu kalt, und wo er den wahnſinnigen Tom ſpielt, ſchadet er der tragiſchen Rührung.

Den 1ſten Lenzmonat. Die Eiferſucht auf der Probe. Ein ſehr gutes Singſpiel.

Den 3ten Lenzmonat. **Emilia Galotti.** Herr Beil ſpielte den Odoardo meiſterhaft. Demoiſelle Witthöft die Emilia vortreflich. Madame Rennſchüb wurde — warum? weiß das Publikum vielleicht ſelbſt nicht — als Klaudia beklatſcht. Mad. Genſike ſpielte die Gräfin Orſina beſſer als ſonſt, und wurde einſtimmig darinn anerkannt.

Gegenwärtig iſt die Nationalbühne zu Mannheim beſchäftigt, Shakeſpears Julius Ceſar, nach einer Umänderung des Freiherrn von Dalberg, dem Publikum aufzutiſchen. Das römiſche Koſtüme erfodert erſtaunlichen Aufwand, und alle Anſtalten zu dieſem Stück verſprechen eine außerordentliche Vorſtellung.

(Die Fortſezung ein andermal.)

VI.

Wallenſteiniſcher Theaterkrieg.

1) An das unpartheyiſche Publikum von Henriette Wallenſtein. 1784.

2) Berichtigung des Wallenſteiniſchen Impreſſums vom Theaterregiſſeur Rennſchüb. Mannheim 1784.

3) Antwort auf dieſe Berichtigung des Wallenſteiniſchen Impreſſums von Henr. Wallenſtein. München 1785.

Die Beſchwerden der Schauſpielerin Wallenſtein gegen die Intendance der kurf. Nationalbühne zu Mannheim, welche ſchon die dritte Broſchüre veranlaßten, ſind ſeltſam, und offenbar übertrieben. Wenn auch ſchon der vernünftige Theile des Publikums dergleichen theatraliſche Hahnengefechte lächerlich findet, ſo iſt doch zugleich eine Perſon beleidigt, deren Verdienſt um dieſe Bühne zu groß und entſchieden iſt, als daß man ſie in die armſelige Farce eines Garderobe-Zanks hätte einmengen ſollen. Der Freiherr von Dalberg iſt die Seele der Mannheimer Bühne, aber nichts weniger als Deſpot ihrer Glieder. In der innern Maſchine dieſes Theaters, welche gröſtentheils das Werk ſei-

nes

nes philoſophiſchen Geiſtes und ſeiner patriotiſchen Bemühungen iſt, herrſcht keine diktatoriſche Tirannei. Gar wohl kann es möglich ſeyn, daß Madame Wallenſtein von einer Mitſchauſpielerin oder ihrem Protektor perſönlich verfolgt wurde (denn was vermag nicht oft Rollen- und ſogar Kleiderneid bei manchen Theaterdamen?) aber dieſer Privatgroll konnte nie in eine ſolenne und geſezmäßige Unterdrückung ausarte. Herr Rennſchüb verdient die Beſchuldigung nicht, Madame Wallenſtein von dieſer Bühne vertrieben zu haben, denn Herr Rennſchüb vermag das durchaus nicht. Der Einfluß des Regiſſeurs erſtreckt ſich ganz und gar nicht auf Beurtheilung des Verdienſtes. Darüber kann nur der Intendant des Theaters entſcheiden — und was hätte den Freiherrn von Dalberg veranlaſſen können, Madame Wallenſtein unterdrücken zu wollen? Was den Ausſchuß dieſer Bühne? Madame Wallenſtein iſt im Krais ihrer Rollen allerdings zu ſchäzen, aber iſt ſie die Künſtlerin, welche einen Oſtracismus Gefahr laufen könnte?

Der Troz eines (ſogar des unentbehrlichſten) Mitglieds kann in einem Inſtitut nicht geduldet werden, das, ſchneller als jedes andre, durch aufgehobene Gleichheit zuſammenfällt. Madame Wallenſtein hätte noch dreimal wichtiger ſeyn können, als ſie es in der That iſt, und dieſes Theater dennoch verlaſſen müſſen. Geſezt, daß man wirklich durch ihre Entfernung verlor, was man durch die neue Beſezung ihres Plazes noch nicht gewonnen hat — ſo hat dennoch der Freiherr von Dalberg ohne Tadel gehandelt. Wenn Madame Wallenſtein, was ſie durchaus ſeyn will, ein Opfer war, ſo war ſie nur ein Opfer ihrer Eitelkeit und nicht der Partheiſucht des Intendanten. Doch nun auch kein Wort mehr von dieſer kleinſten der Kleinigkeiten.

Hoffentlich wird ſich die Theaterdirektion nicht zum zweitenmal gegen eine ſo ſchlagfertige Gegnerin ſtellen.

VII.

Dramaturgiſche Preißfragen.

Der Freiherr von Dalberg zu Mannheim, der, wie dem Publikum längſt ſchon bekannt ſeyn wird, durch anhaltenden Enthuſiasmus für die dramatiſche Kunſt, und eine tiefe Theaterkenntniß dem verworrenen Chaos ſeiner deutſchen Bühne die ſchöne Geſtalt einer akademiſchen Stiftung gegeben, und den mechaniſchen Künſtler zum Denker gebildet hat — iſt vor einigen Jahren auf den vortreflichen Gedanken gerathen, die beſten Köpfe der Mannheimer Nationalbühne durch aufgeworfene Preißfragen über die Philoſophie ihrer Kunſt zu beſchäftigen, und ihnen auf dieſe Weiſe Rechenſchaft über ihr Studium und Spiel abzufodern. Sieben ſolche Fragen ſind im Jahr 1783 von den Herren Schauſpielern Beil, Bek, Iſland, Meier und Rennſchübſchen beantwortet worden, und der Preiß wurde vom Freihrn v. Dalberg, mit Zuziehung einiger auswärtigen berühmten dramatiſchen Schriftſteller, und der kurpfälziſchen deutſchen Geſellſchaft für Herrn Bek entſchieden. Er beſtand in einer goldenen Denkmünze von zwölf Dukaten.

Die Fragen ſelbſt waren folgende:

Was iſt Natur, und wie weit ſind ihre Gränzen auf der Bühne?

Was iſt der Unterſchied zwiſchen Kunſt und Laune?

Welches iſt der wahre Anſtand auf der Bühne, und wodurch erlangt ihn der Schauſpieler?

Können franzöſiſche Trauerſpiele auf den deutſchen Bühnen gefallen? und wie müßen ſie vorgeſtellt werden, wenn ſie allgemeinen Beifall erhalten ſollen?

Iſt Händeklatſchen oder allgemeine Stille der ſchmeichelhafteſte Beifall für den Schauſpieler?

Giebts allgemein ſichre Regeln, nach welchen der Schauſpieler Pauſen machen ſoll?

Was iſt Nationalſchaubühne im eigentlichſten Verſtande? Wodurch kann ein Theater Nationalſchaubühne werden? und giebt es wirklich ſchon ein deutſches Theater, welches Nationalbühne genannt zu werden verdient?

Im Jahr 1785 wurde das angefangene Werk auf folgende Art fortgeſezt.

Freiherr von Dalberg an den Ausſchuß der Mannheimer Bühne.

1) Die bisher zum Theil ſo fürtreflich ausgefallenen Beantwortungen der aufgeſtellten dramatiſchen Fragen, wodurch ſich die hieſige Ausſchußeinrichtung vor allen ähnlichen Stiftungen auszeichnet, erfordern nun, daß ſie meine Herren mit neu angeſtrengten Kräften meine Abſicht unterſtüzen, eine Abſicht, welche auf Bildung des guten Geſchmacks für die Schauſpielkunſt überhaupt, und insbeſondere auf die beſſere Einrichtungen aller deutſchen Bühnen gerichtet iſt.

2) Ich ſtelle zu dieſem Ende ſechs neue Fragen auf, alle wichtig, alle ihres Nachdenkens würdig. Sie ſeyen der Gegenſtand ihres Forſchens und ihres Fleiſes dieß Jahr hindurch.

3) Sie können dieſe Fragen nach Muſe bearbeiten ohne vorgeſchriebene Ordnung, welche zuerſt, und welche zulezt beantwortet werden ſoll.

4) So wie von ihnen eine oder die andere Frage gründlich wird beantwortet ſeyn, ſo bringen ſie dieſelbe in die nächſte Ausſchußverſammlung zum Vortrag.

5) Längſtens bis Oſtern 1786 muß die ganze Arbeit vollendet, und in denen Ausſchußverſammlungen bereits vorgeleſen worden ſeyn.

6) Den 1ſten des Monats May 1786 wird denen beſten Schriften eine erhöhte Preißmedaille von

20 Dukaten zuerkannt, und ihrem Verfaßer an dieſem Tag zum Geſchenk eingehändigt.

Der erſte Ausſchuß beſorgt ſogleich die Bekanntmachung dieſes ertheilten Preiſes in allen Journalen.

Die Fragen ſind folgende:

1ſte Frage.

„Wodurch verdient ein deutſches Publikum im
„Allgemeinen, und beſonders in Rückſicht auf den
„Schauſpieler, das beſte Publikum zu heißen?„

2te Frage.

„Kann der Schauſpieler, ſowohl als eine Theaterdirektion
„dem falſchen Geſchmack eines Publikums
„wahre Richtung geben, und durch welche
„Gattung Schauſpiele wird der gute Geſchmack am
„meiſten verfeinert?„

3te Frage.

„Gewinnt oder verliert der gute Schauſpieler,
„den man im Tragiſchen und in Karakterrollen mit
„Beifall zu ſehen gewöhnt iſt, dadurch, wenn er
„ſich öfters abwechſelnd in komiſchen Rollen zeigt?„

4te Frage.

„Wodurch unterſcheidet ſich das wahre komiſche
„Spiel von Karrikatur? und was muß der Schau-

ſpieler thun, um im komiſchen Fach nie die Grenze zu überſchreiten?„

5te Frage.

„Allgemeine und beſondere Betrachtungen, Anmerkungen, Erfahrungen, Zuſätze, und Prüfungen über das neue Werk der Mimik von Engel?„

6te Frage.

„Läßt ſich für alle Bühnen Deutſchlands ein allgemeines feſtes Geſezbuch machen: wie müßte ſolches eingerichtet werden, und welche ſind die Mittel, demſelben Kraft und Gewicht zu geben?„

Veranlaſſung dieſer Frage.

Verſchiedene gute Köpfe, die ſich um das Wohl unſers Theaters annehmen, und die mancherlei Unordnungen, welche noch auf denen meiſten Bühnen herrſchen, einſehen, haben ſchon öfters den Wunſch zu einem ſolchen Geſezbuch gegen mich geäuſſert, noch neulich that Hr. Großmann gelegenheitlich der Wallenſteiniſchen Geſchichte dieſen nemlichen Wunſch in einem Brief, und foderte mich zu dieſer Arbeit gemeinſchaftlich auf. Es iſt auch mein Plan, daran zu arbeiten: zugleich erwarte ich als eine Beantwortung der 6ten Frage, Skizzen, Gedanken und Meinungen von ihnen darüber.

Die bemerkten Hauptfehler und Gebrechen aller Bühnen können der Leitfaden dazu ſeyn. Vielleicht laßen ſich wichtige Vorſchläge durchſezen.

Sollte dieſe Vorſtellung des Frhern. von Dalberg an die Mannheimer Bühne nicht eine Aufforderung für alle übrigen Deutſchlands werden? Die Preißfragen und ihre Beantwortungen ſchränken ſich nicht blos auf jene ein. Um dieſen Preiß kann jeder denkende Schauſpieler kämpfen.

Berichtigungen.

p. 121. ſtatt: andächtigen die — andächtigen.

p. 124. ſtatt: als mich von dir zu ſehn — als mich von dir beſchämt zu ſehn.

p. 124. noch iſt einmal zu viel.

p. 129. ſtatt: anzugaffen — anzuſchauen.

p. 146. ſtatt: Fürſte — Fürſt.

Thalia.

Zweytes Heſt.

I.

An die Freude.

Freude, ſchöner Götterfunken,
Tochter aus Eliſium,
Wir betreten feuertrunken
Himmliſche, dein Heiligthum.
Deine Zauber binden wieder,
was der Mode Schwerd getheilt;
Bettler werden Fürſtenbrüder,
wo dein ſanfter Flügel weilt.

Chor.

Seid umſchlungen Millionen!
Dieſen Kuß der ganzen Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
muß ein lieber Vater wohnen.

Wem der große Wurf gelungen,
eines Freundes Freund zu ſeyn;
wer ein holdes Weib errungen,
miſche ſeinen Jubel ein!
Ja — wer auch nur eine Seele
ſein nennt auf dem Erdenrund!
Und wer's nie gekonnt, der ſtehle
weinend ſich aus dieſem Bund!

Chor.

Was den großen Ring bewohnet
huldige der Simpathie!
Zu den Sternen leitet ſie,
Wo der Unbekannte thronet.

Freude trinken alle Weſen
an den Brüſten der Natur,
Alle Guten, alle Böſen
folgen ihrer Roſenſpur.
Küße gab ſie uns und Reben,
einen Freund, geprüft im Tod.
Wolluſt ward dem Wurm gegeben,
und der Cherub ſteht vor Gott.

Chor.

Ihr ſtürzt nieder, Millionen?
Ahndeſt du den Schöpfer, Welt?
Such' ihn überm Sternenzelt,
über Sternen muß er wohnen.

Landes-Bibliothek Weimar

Freude heißt die ſtarke Feder
in der ewigen Natur.
Freude, Freude treibt die Räder
in der großen Weltenuhr.
Blumen lockt ſie aus den Keimen,
Sonnen aus dem Firmament,
Sphären rollt ſie in den Räumen,
die des Sehers Rohr nicht kennt!

Chor.

Froh, wie ſeine Sonnen fliegen,
durch des Himmels prächtgen Plan,
Laufet Brüder eure Bahn,
freudig wie ein Held zum ſiegen.

Aus der Wahrheit Feuerſpiegel
lächelt ſie den Forſcher an.
Zu der Tugend ſteilem Hügel
leitet ſie des Dulders Bahn.
Auf des Glaubens Sonnenberge
ſieht man ihre Fahnen wehn,
Durch den Riß geſprengter Särge
ſie im Chor der Engel ſtehn.

Chor.

Duldet mutig Millionen!
Duldet für die beßre Welt!
Droben überm Sternenzelt
wird ein großer Gott belohnen.

Göttern kann man nicht vergelten,
ſchön iſts ihnen gleich zu ſeyn.
Gram und Armut ſoll ſich melden
mit den Frohen ſich erfreun.
Groll und Rache ſei vergeſſen,
unſerm Todfeind ſei verziehn
Keine Thräne ſoll ihn preſſen,
keine Reue nage ihn.

Chor.

Unſer Schuldbuch ſei vernichtet!
ausgeſöhnt die ganze Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
richtet Gott wie wir gerichtet.

Freude ſprudelt in Pokalen,
in der Traube goldnem Blut
trinken Sanftmut Kannibalen,
Die Verzweiflung Heldenmut — —
Brüder fliegt von euren Sitzen,
wenn der volle Römer kraißt,
Laßt den Schaum zum Himmel ſprützen:
Dieſes Glas dem guten Geiſt.

Chor.

Den der Sterne Wirbel loben,
den des Seraphs Hymne preiſt,
Dieſes Glas dem guten Geiſt,
überm Sternenzelt dort oben!

Feſten Mut in ſchwerem Leiden,
Hülfe, wo die Unſchuld weint,
Ewigkeit geſchwornen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerſtolz vor Königstronen, —
Brüder, gält' es Gut und Blut —
Dem Verdienſte ſeine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!

Chor.

Schließt den heilgen Zirkel dichter,
ſchwört bei dieſem goldnen Wein:
Dem Gelübde treu zu ſein,
ſchwört es bei dem Sternenrichter!

Rettung von Tirannenketten,
Großmut auch dem Böſewicht,
Hoffnung auf den Sterbebetten,
Gnade auf dem Hochgericht!
Auch die Toden ſollen leben!
Brüder trinkt und ſtimmet ein,
Allen Sündern ſoll vergeben,
und die Hölle nicht mehr ſeyn.

Chor.

Eine heitre Abſchiedsſtunde!
ſüßen Schlaf im Leichentuch!
Brüder — einen ſanften Spruch
aus des Todtenrichters Munde!

II. ✓

Ueber moderne Größe.

Die Lobeserhebungen, die man an das iezlaufende Zeitalter verſchwendet, heben ſich reichlich gegen die Klagen auf, welche über den Verfall deſſelben geführet werden; und das achtzehnte Jahrhundert unterſcheidet ſich von allen vorhergehenden durch die Menge von widerſprechenden Komplimenten und Sottiſen, die man ihm von allen Seiten aufbürdet. Bei den gutgemeinten Beiwörtern aufgeklärt und philoſophiſch, womit manche das Zeitalter beſtechen zu wollen ſcheinen, läuft man nicht ſo ſehr Gefahr alle Geduld zu verlieren, als wenn man unbärtige Knaben an deren Seelen die Ammenmilch noch klebt, und entnervte Greiſe die anfangen von männlicher Energie zu träumen, wenn das Gedächtniß einer beſchämenden Würklichkeit in ihnen erloſchen iſt, unabläßig wehklagen hört, daß Größe und Kraft, und ihre Gefährtinn, die Tugend, ausgeſtorben ſind unter den Menſchen. Ein gewiſſes fantaſtiſches Ehedem das von ieher poetiſche Floskel war, wird uns auch iezt noch zum Ekel wiederholt. Menſchen von ſchwachem Kopf, von froſtigem Herzen, kalte Menſchen, aber heiße Deklamatoren pralen mit vergangenen Zeiten, mit Jahrhunderten die nicht wiederkehren werden; und glüklich genug für ihre aufgedunſenen Lobredner,

ner,

ner, daß ſie nicht wiederkehren können, aufzutreten in ihrer Größe und ſie zu dem vernichtenden Gefühl ihres Unwerthes zu weken! Aber der edle Jüngling den warmes Gefühl und männlicher Ernſt leiten nach Wahrheit zu ſtreben, wie wird dieſer ſich beſtimmen? Manchmal wohl drang ſich ihm ein ſtiller Seufzer auf, wenn er an dem Anſchauen Griechiſcher oder Römiſcher Größe ſich weidete, und er fühlte dunkel die Deutung des Seufzers; aber ſein Ziel iſt Wahrheit, Gerechtigkeit: wahr und gerecht kann er nicht ſeyn, wenn er ſich der iugendlichen Reizbarkeit des Gefühls, wenn er ſich der Fantaſie anvertraut, denn ſie führt einen lügenhaften Pinſel und an entfernten Dingen übertreibt ſie gern Umris und Farben. Er ſchlägt die Jahrbücher der Nationen auf, welche die politiſche Verkettung unſrer Zeiten zuſammenhalten; und iede hat ihren Vorrath von großen Menſchen auf welche ſie ſtolz iſt. Jedes Jahrzehend der neuen Geſchichte weiſt ihm ſeine Helden auf, die koloſſaliſch aus dem vergeſſenen Schwarm hervorragen. In ieder Gattung von Größe hat die neue Welt ihre Beiſpiele, die ſo vollkommen ſind als die berühmteſten der alten. Kein Tableau in dem Alterthum das nicht ſein würdiges Gegenſtük unter den Neuen fände. Hingeriſſen von Bewunderung ſteht er auf dem Punkt freudig zu bekennen, daß wir nicht zu erröthen haben vor unſern Vätern; aber — ein Etwas hält ihn zurük, er zaudert, und wagt es nicht das Urtheil der völligen Gleichheit zu ſprechen.

Waren etwa die kleinen Leidenſchaften, welche den Haufen der Menſchen regieren, den Alten unbekannt? Nein! die menſchliche Natur iſt ſich ſelbſt ewig gleich, und an ihren Geſezen gehen Jahrtauſende vorbei ohne ſie zu erſchüttern. Die pſychologiſchen Erfahrungen an den Individuen, ſie mögen uns den Menſchen bewundernswürdig oder lächerlich machen, konnten vor dreitauſend Jahren um kein Haar anders ausfallen, als heute. Die Quinteſſenz von Staub war nie Quinteſſenz von Aether; und wenn man die Menſchen alter und neuer Zeiten gegen einander hält, findet man hier Größe wie dort, dort Kleinheit wie hier. So viel iſt alſo gewis: der Abfall unſerer Zeiten gegen die alten beſteht nicht in dem Unterſchied einzelner Menſchen; aber der allgemeine Geiſt von Größe, der Griechenland und Rom beſeelte, und von da aus den übrigen Erdboden beleuchtete, war dieſer unzertrennlich an die alte Form der Welt gekettet? iſt er zugleich mit ihr verſchwunden, um nun in den antiquariſchen Kompilationen allein noch ein ſchwaches Nachbild ſeines ehemaligen Daſeyns zu hinterlaſſen? Wir ſehen groſe Menſchen, edle Menſchen unter uns noch aufſtehen; aber iſt Größe, iſt Edelmuth Geiſt unſrer Nationen? Oder einfacher zu fragen: giebt es noch heutzutage Nationen die Einen Geiſt haben? Ehemals gab es ganze Staaten, wo gewiſſe groſe Handlungen ſo ſehr den Karakter und das Gepräg ihrer Form ausmachten, daß die einzelnen Menſchen von welchen ſie erzählt werden, unſern unbegrenzten Tribut

von

von Bewunderung kaum zu verdienen ſcheinen. Nicht immer iſt der Menſch gros, der eine große Handlung thut; die wahre Schäzung der Größe hängt oft von der Vorſtellung der Handlung in der Seele des Handelnden ab, und die mehr oder weniger widerſtrebenden Verhältniſſe der Welt auſer ihm, müſſen meiſtens ihren Werth beſtimmen. Aber gros iſt der Geiſt des Volkes, deſſen Bürger dieſe Handlungen nothwendig thun müſſen, weil Verfaſſung des Staats, allgemeine und beſondre Erziehung, alles was ſie ſehen und hören, ihnen faſt keine Wahl mehr übrig läßt. Muth, Unerſchrokenheit kann der Geiſt einer Nation ſeyn, und Unerſchrokenheit macht die Bürger dieſer Nation nicht gros; ſonſt beſchämte vielleicht der ſchlechteſte unter den Makaſſaren den tapfern Crillon ſelbſt.

Wir mögen immer frohloken, wenn wir bald in gröſſerer bald in kleinerer Anzahl, Menſchen unter uns ſehen, die Muth genug haben beſſer als ihre Zeiten zu ſeyn; aber wahr, ewig wahr iſt es auch, daß die großen Männer des Alterthums blos ihrer Zeiten würdig waren. Der ſicherſte Beweis, daß der moderne Geiſt würklich klein iſt, wäre vielleicht am Ende dieſer: weil der Menſch der in unſern Zeiten gros handelt, ein großer Menſch ſeyn muß. Bei einer Nation, bei einem Zeitalter, deſſen Geiſt Größe iſt, paſſen auſſerordentliche Handlungen in den gewöhnlichen Gang des Lebens, und die Menſchen die ſie thun, heiſſen darum nicht auſſerordentlich. Wenn Größe die

Ausnahme iſt, was wird die Regel ſeyn? Der Oſtrazismus der Athenienſer, eines der ſchönſten Denkmale des griechiſchen Geiſtes, machte die Größe auch zur Ausnahme; aber welche Größe war das? Der Staat forderte die republikaniſchen Eigenſchaften von ſeinen Bürgern und erhielt ſie. Größe und Kraft waren ſeine Beſtandtheile, Tugend ſeine Grundlage. Aber über einen gewiſſen Punkt durften Größe und Kraft und Tugend nicht hinauswachſen; das Volk ehrte, aber fürchtete ſie, und machte den Menſchen zu einem Bürger der Welt, der zu gros war um Bürger des Staats zu bleiben. Der Oſtrazismus war ein Maasſtab der bürgerlichen Größe, aber ein Maasſtab in den auch Rieſen noch paßten. Hätten wir einen Oſtrazismus, ſo wäre iede Größe über dieſen Maasſtab.

Unſre heutige Welt iſt ein kleiner, eingeſchrumpfter Körper, an welchem iedes Glied von männlichem Ebenmaas zu gros ſcheint. Wo ſollen wir aber den verzehrenden Grund dieſer Atrophie ſuchen? Sollten wir mit dem Genfer Heraklit die Wiſſenſchaften und Künſte verfluchen? ſollte die heutige Kultur Schuld ſeyn, daß wir das Gefilde der Tugend brach liegen laſſen? Kultur überhaupt iſt es nicht, die den wahren und ausgebreiteten Geiſt des Großen erſtikt; denn obgleich Sparta ſeine Geſezgebung auf die Verbannung der Wiſſenſchaften und Künſte gegründet hatte, ob in ſpäteren Zeiten gleich der Geiſt der Ritterſchaft, bei der äuſſerſten Barbarei und Unwiſſenheit,

noch

noch den lezten Funken von Kraft und Seelenadel lebendig erhielt, bis die *Aufklärung* auch dieſen löſchte, ſo war doch Griechenland in ſeiner mächtigſten Epoke der Siz des beſſeren Wiſſens. Aber die Griechiſche Kultur glich nicht der heutigen. Die ängſtliche kalte Beleuchtung aller Gegenſtände die den Menſchen begeiſtern und zu edeln Handlungen entzünden können, hat ſie herabgewürdigt, daß ſie keinen Enthuſiasmus mehr erweken können. Tugend und Größe iſt *analiſirt* worden: man hat ſie mit dem Seziermeſſer zerſtükt, weil man ſie ſchon als *todt* betrachtete. Alles iſt Wiſſenſchaft geworden, und das Gedächtnis hat das Herz aus der Mode gebracht. Das ewige prometheiſche Feuer liegt nun unbenuzt; denn die Aufklärung hat iedem ſein Lämpchen angeſtekt, das ihm durch das bischen Leben hilft. Jezt auch noch keimen in manchem Menſchen große Gedanken auf, aber bei der Ausführung ſtößt ihn ieder Schritt an die eiſernen Pfoſten der Konvenienz. Heis ſteht oft ein kühner männlicher Entſchlus vor ſeiner Seele, aber ein unüberſehbares Heer von Umſtänden verſchwört ſich gegen ihn. Wohlſtand, Schiklichkeit, Schlendrian, Regelmäßigkeit — wie giebt man die erbärmliche Kraft dieſer Worte wenn man die Sprache der Griechen und Römer reden will? — ſtellen ſich in ſeinen Weg, und er fühlt ſich mit kaltem Waſſer übergoſſen. Daher kömmt es daß mancher, geboren ein großer Mann zu werden, entſagte allen hohen Planen und Idealen die ſeine Seele füllten, handelte wie die kleinen Menſchen um ihn her, und allenfalls — ein' großer *Dichter* wurde. Freilich mus uns dieſes alles die auſſerordentlichen Menſchen, welche iezt über den gemeinen Haufen ſich erheben, größer machen als die Helden des Alterthums. Dieſe ſchöpften Feuer und Licht aus allem was um ſie herumlag; iezt iſt dem großen Mann gar zu oft *ſeine* Seele der einzige Heerd an dem er ſich wärmen kann; Er ſelbſt allein mus meiſtens das Centrum aller ſeiner Gedanken und Empfindungen ſeyn. Und ſo geſchieht es, daß wir nur auf Koſten des *Zeitalters* den *Menſchen* noch achten können.

Die großen Triebfedern des öffentlichen Lebens, Politik, Kriegskunſt, Staatsregierung, die ſonſt ſich ſchweſterlich-umarmten, ſind jezt auf ewig von einander geſondert. Sie bildeten ſonſt ein großes, aber einfaches Ganze, deſſen Urquellen die erſten einleuchtendſten Grundgeſeze der Natur waren, und alle Bürger waren gleich beſchäftigte, gleich nüzliche Arbeiter an dem gemeinſchaftlichen Staatsgebäude. Jeder Römiſche Bürger konnte in den Fall kommen für das Vaterland zu ſterben, und dieſer Tod war ihm leicht; heutzutage iſt Ein beſondrer Stand allein dazu beſtimmt, und durch die gewaltigſte Verrenkung der menſchlichen Natur ausgezeichnet, den rühmlichen Tod für das Vaterland auf die unrühmlichſte Weiſe zu ſterben. Der unterſte Römiſche Bürger, ſagt ein franzöſiſcher Philoſoph, *) hätte einen vortreflichen Geſandten für ſeine

---

*) Mably in den Principes des negociations.

ſeine Republik abgegeben; und wie wenige im Staat haben heutzutage das Vorrecht ihm auf dieſe Art zu nuzen, wie wenige unter dieſen wenigen nuzen ihm wirklich! Politik, Kriegskunſt, Staatsregierung: was ſind ſie im modernen Sinn? *) Feine verwikelte Uhrwerke, wo tauſend Räderchen in einander ſpielen. Einen unter tauſenden kann Schikſal und Natur beſtimmt haben an der Spize zu ſtehen, und mit Adlerblik das Ganze zu faſſen und zu halten. Aber tauſend andre, welche durch ihre Kräfte zu gleichen Anſprüchen mit dieſem berechtigt waren, ſind in die tauſend kleinen Räder der Maſchine vertheilt, und müſſen ihr Leben durch, ieder an dem ſeinigen, treiben, ohne iemals zur Perſpektive des Ganzen zu gelangen. Was hilft es uns daß hin und wieder große Menſchen in der Sonne der Würkſamkeit völlig zur Reife kommen, wenn ſo viele andre die auf der Wage der Geiſter dieſen das Gewicht halten, in die enge Sphäre ihrer bürgerlichen Verhältniſſe eingeklemmt werden und nie zu ihrem gänzlichen Wachsthum gedeihen? Der Fall iſt vielleicht nicht ſelten, daß die Kraft, der Geiſt, womit ehemals ein Staat erhalten oder geſtürzt worden wäre, heutzutage in einer Schreibſtube mit Kopiren beſchäftigt wird.

Die

---

*) England allein ſcheint hier eine Ausnahme zu machen; England allein zeichnet ſich dadurch vor der übrigen Welt aus, daß die Entartung der Individuen den Geiſt von Größe noch nicht hat verbannen können, welchen ihre Verfaſſung über dieſe Inſel verbreitet.

Die Kette iſt unabſehbar von der unterſten Stufe der Macht zu der höchſten; iedes Glied der Kette beſchreibt einen unendlich kleinen Zirkel, und in dieſem mögen hundert Menſchen ſich tummeln, ihre Kräfte auslaſſen und würken! Hier entdeken wir einen neuen Standpunkt, aus welchem uns das Zeitalter um ſo viel kleiner erſcheint, ie größer die Menſchen ſind. Die Kräfte der Menſchen ſind dieſelben, welche vor alten Zeiten das Wohl des Staats unmittelbar bewürkten; aber ſie bleiben, wenn Geburt und Verhältniſſe es ſo gewollt haben, ewig in den verächtlichſten, armſeligſten Würkungskrais verwieſen.

Sich in das Gefühl ſeiner ſelbſt zu konzentriren und im häuslichen Zirkel gros zu ſeyn, iſt oft der einzige Entſchlus, welcher dem edeln Menſchen übrig bleibt. Dieſe häusliche Größe ſollte man denken, wäre die einzige, wovon es in unſern Tagen Beiſpiele geben könnte, weil nicht wie ehmals alle Tugenden, alle Kräfte der Individuen auf Einen Punkt, den Staat, geſammelt werden; aber hier hat das Zeitalter auch die Menſchen angeſtekt, und die häusliche Größe iſt ſelten, ſeltener faſt als die öffentliche. Die mannichfaltigen Bedürfniſſe und die mannichfaltigen Arten des Erwerbs, die ſich nie in einander fügen wollen; die daraus entſtehenden kleinen Leidenſchaften des Neids, des kriechenden Ehrgeizes; und vorzüglich die kultivirten Verhältniſſe, in welchen die zwei Hälften des menſchlichen Geſchlechts gegen einander ſtehen, haben

der

der Seele des Menſchen eine traurige Wunde geſchlagen. Die Namen Mann und Vater; Weib und Kind, haben ihre Kraft verloren; und die Kultur hat die ſchönſten Bande der Familien gelöſt.

Einen Beweis, wie ſelten dieſe häusliche konzentrirte Größe iſt, hat neulich die enthuſiaſtiſche Bewunderung gegeben, womit eine ganze große Stadt, der Verſendungsplaz aller Lächerlichkeiten von ganz Europa, dem Tode zweier Menſchen huldigte, welche auf die Erreichung eines gewiſſen Ideals von Freundſchaft ihren ganzen Reichthum von Kräften geſezt hatten. Aus einem kleinen Abris ihres Lebens wird man ſehen, wie wenig ſie dazu geſchaffen waren, nach ihrem Tode Helden der Mode zu werden und einen Gegenſtand für die deklamatoriſche Charlatanerie unſrer Tage abzugeben. Man wird wünſchen mit ihnen gelebt, in der Sphäre ihrer ſtillen, ſanften Größe exiſtirt zu haben; aber je inniger, je tiefer dieſer Wunſch iſt, deſto mehr wird man von dem prahleriſchen Lärm geſtört und betäubt, der über ſie erhoben worden iſt. Dübrueil und Pechmeja waren aus Einem Ort gebürtig, einem Städtchen in einer Provinz von Frankreich. Sie hatten ſich früh gekannt und geliebt, und ſeit ihrer Jugend ſich mit dem Plan herumgetragen, alle Hinderniſſe die ſie trennen könnten aus dem Wege zu räumen, alle ihre Bedürfniſſe auf Einen Zweck zurückzuführen, alle verſchiedne Auftritte ihres Schikſals auf Ein Ziel zuſammen laufen zu laſſen, um einſt eine gemeinſchaftliche

Ruhe=

Ruheſtätte auszuſuchen, wo ſie dereinſten Genuß ihrer Freundſchaft, die vollkommenſte Vereinigung ihrer Kräfte erreichen könnten. Von dieſem ſchönen Gedanken geleitet ſchlugen ſie ſich glüklich durch Schikſale mancher Art, und ſie wurden eine von den ſeltenen Ausnahmen, daß der helle große Plan eines Geiſtes über das dunkle Dagegenſtemmen des ſtörrigen Zufalls geſiegt hat. Sie erreichten ſpät ihren Zwek, aber ihre Seligkeit entſprach ganz dem Ideal das ſie ſich in iüngern Jahren, den Jahren der Ideale, entworfen hatten. Paris war der Himmel dieſer Glüklichen: die großen Städte ſind Innbegriffe der ganzen Menſchheit, ihrer erhabenſten Freuden ſowohl als ihres drükendſten Elends. Sie hatten Eine Wohnung, Ein Intereſſe, Eine Exiſtenz; und die Verſchiedenheit ihres Alters, ihres Vermögens, ihrer Beſchäftigungen, (Dübrueil war einer der geſchikteſten Aerzte in Paris und ſein Vermögen war anſehnlich; Pechmeja, um einige Jahre der iüngere, lebte von ſchriftſtelleriſchen Arbeiten und ſehr mäßigen Renten) ſchien zu der Feſtigkeit ihrer Verbindung beizutragen. Ihre vereinigte Exiſtenz war eine ununterbrochne Reihe von Wohlthaten. Sie arbeiteten einander unaufhörlich an die Hand, unglükliche Menſchen aufzuſuchen und ſie mit vereinigten Kräften zu tröſten, die Ungerechtigkeiten des Schikſals an ihnen zu tilgen. Dübrueils Kunſt und Vermögen, Pechmejas Geſchiklichkeit mit den Menſchen umzugehen, das Geheimnis zu durchdringen das edeln Leidenden oft das heiligſte iſt, das Geheimnis ihres Unglüks, dieſes alles

wurde

wurde angewandt um Glückliche zu machen, Leiden zu verſüſſen, Thränen abzutroknen. Menſchenkenntnis war bei ihnen mit Menſchenliebe verbunden; ihre Wohlthaten beſtanden nicht in gränzenloſem, *ungerechtem* Ausſpenden, ſondern ſie kannten die Kunſt viel Gutes mit wenigem zu thun: da mancher Reiche, wenn auch gemeine Gutherzigkeit oder Ekel an Klagen und Thränen ſeine Hände öfnet, mit vielem oft nur wenig thut. Ihre ausgezeichnete Einigkeit fieng an in Paris Lärm zu machen, und ein Buch das Pechmeja heraus gab und worinn man die häufigen Anſpielungen auf ſeine Verhältniſſe mit ſeinem Freund nicht verkennen konnte, trug viel dazu bei die Augen der Müſſigen auf ſie zu richten. Dieſes Buch war *Telefus*,*) ein hiſtoriſches Gedicht in Proſa, deſſen Ton meiſtens philoſophiſch iſt. Wenn man abrechnet, daß die Gattung ſelbſt worinn es geſchrieben iſt, etwas kaltes, zwitterartiges hat, ſo giebt dieſes Werk die vortheilhafteſte Meinung von dem Geiſte ſeines Verfaſſers. Die Schreibart iſt kräftig, edel und rein, und das Ganze hat einen gewiſſen antiken Schnitt, der den Leſer vollkommen in die älteſten Zeiten der Griechiſchen Größe verſezt: die Jünglinge in dieſem Gedicht ſind ſanft und kühn, die Alten weiſe und ehrwürdig, die Weiber gefühlvoll und beſcheiden. Aber den vorzüg-

---

*) Eine deutſche Ueberſetzung davon iſt in S. L. Cruſius Verlag zu Leipzig, herausgekommen.

lichſten Reiz gewinnt es, wenn man den Schlüſſel zu dem Herzen des Verfaſſers hat, wenn man weis, wie vieles darinn faſt unwillkürlicher Ausbruch ſeines innerſten Gefühls iſt. Man ſieht aus vielen Stellen, welche hohen Begriffe ſeine Verbindung mit Dübrueil ihm von der Kunſt das Leben und die Geſundheit der Menſchen zu erhalten, eingeflößt hatte, und ein ganzes Buch das der Geſchichte zweier Freunde gewidmet iſt, athmet völlig die Empfindungen welche den Gehalt ſeines Lebens beſtimmten. Kleofis und Mirenes ſind unverkennbar Er und ſein Freund. Sein Enthuſiasmus geht ſo weit, daß er einen der bewundertſten Züge von Freundſchaft aus dem Alterthum benuzt, ſich und ſeinen Freund in die Lage des Damon und Pithias hinein dichtet, und dieſe ſchöne Handlung mit dem Karakter verwebt, den er unter erdichteten Namen von ſeiner Verbindung mit Dübrueil entwirft. Nicht lange nachdem dieſes Werk heraus gekommen war, ſtarb Dübrueil, und vierzehn Tage darauf ſein Freund, der nicht von ſeinem Bette hatte weichen wollen und von derſelben Krankheit angeſteckt worden war. Ihr Leben war ſtill und einfach geweſen; ihr Tod war rührend für ihre Freunde und glüklich für ſie beide. Aber eben dieſer Tod, der ſo natürlich war, daß er die zwei gleichgültigſten Menſchen unter ähnlichen äußeren Umſtänden betroffen haben könnte, machte ein gewaltiges Aufſehen, und nun trug man ſich in allen Häuſern, in allen Unterredungen mit dem exemplariſchen Leben und dem wunderbar ſimpathetiſchen Tod der beiden Freun-

Freunde herum. Die fliegenden Blätter wimmelten von Anekdöten, von Gedichten, von Lobreden auf dieſe Menſchen, deren beſcheidne, geprängloſe Verbindung niemals auf öffentliches Aufſehen Anſpruch gemacht hatte. Keine glänzenden Thaten, keine erhabnen Reden, (das non plus ultra der Zeitungsgröße) wiſſen ſelbſt die grosſprechendſten Ausposauner dieſer Begebenheit aufzuweiſen. Aber dieſes Beiſpiel von häuslicher Größe, deren Karakter eben dieſe Einfachheit iſt, die Seltenheit einer ſo vollkommenen, ſo zärtlichen Freundſchaft, war auf die lebhafte Imagination des Pariſervolkes gefallen. Eine unwillkürliche, vielleicht ihnen ſelbſt unbewußte Vergleichung einer ſolchen Vereinigung zweier Weſen zu Einem ſchönen Zwek mit den tauſend ſogenannten liaiſons, arrangemens, und wie dieſe armſeligen Misgeburten des geſellſchaftlichen aber höchſt ungeſelligen Lebens unſrer Zeiten alle heißen mögen, drang ſich ihnen auf, und es entſtand daraus ein flüchtiger Enthuſiasmus, der aber hoffentlich keine Folgen weiter haben wird, als die ruhige, dunkle Tugend dieſer zwei edeln Menſchen auf ein Paar Augenblike dadurch entartet zu haben, daß man ſie an das Licht der Bewunderung hervorris...

Und dies iſt das Schikſal der Größe in unſern Tagen, ſie mag in dem weiten Bezirk eines Staats oder in dem engen Krais einer Familie wirken: entweder verkannt und verhöhnt zu werden, oder ihrem innerſten Weſen ganz zuwider, ausſchweifenden Lobeserhebungen, denen die nacheifernde Wärme fehlt, ſich preisgegeben zu ſehen.

H.

III.

Verbrecher aus Infamie

eine wahre Geſchichte.

Die Heilkunſt und Diätetik, wenn die Aerzte aufrichtig ſeyn wollen, haben ihre beſten Entdekungen und heilſamſten Vorſchriften vor Kranken- und Sterbebetten geſammelt. Leichenöfnungen, Hoſpitäler und Narrenhäußer haben das helleſte Licht in der Phiſiologie angezündet. Die Seelenlehre, die Moral, die geſezgebende Gewalt ſollten billig dieſem Beiſpiel folgen, und ähnlicherweiſe aus Gefängniſſen, Gerichtshöfen und Kriminalakten — den Sektionsberichten des Laſters — ſich Belehrungen holen.

In der ganzen Geſchichte des Menſchen iſt kein Kapitel unterrichtender für Herz und Geiſt, als die Annalen ſeiner Verirrungen. Bei jedem großen Verbrechen war eine verhältnißmäßig große Kraft in Bewegung.

wegung. Wenn ſich das geheime Spiel der Begehrungskraft bei dem matteren Licht gewöhnlicher Affekte verſteckt, ſo wird es im Zuſtand gewaltſamer Leidenſchaft deſto hervorſpringender, koloßaliſcher, lauter; der feinere Menſchenforſcher welcher weiß, wie viel man auf die Mechanik der menſchlichen Freiheit eigentlich rechnen darf, und wie weit es erlaubt iſt, analogiſch zu ſchließen, wird manche Erfahrung aus dieſem Gebiete in ſeine Seelenlehre herübertragen, und für das ſittliche Leben verarbeiten.

Es iſt etwas ſo einförmiges, und doch wieder ſo zuſammengeſeztes, das menſchliche Herz. Eine und eben dieſelbe Fertigkeit oder Begierde kann in tauſenderlei Formen und Richtungen ſpielen, kann tauſend widerſprechende Phänomene bewirken, kann in tauſend Karakteren anders gemiſcht erſcheinen, und tauſend ungleiche Karaktere und Handlungen können wieder aus einerlei Neigung geſponnen ſeyn, wenn auch der Menſch, von welchem die Rede iſt, nichts weniger denn eine ſolche Verwandſchaft ahndet. Stünde einmal, wie für die übrigen Reiche der Natur, auch für das Menſchengeſchlecht ein Linnäus auf, welcher nach Trieben und Neigungen klaßifizierte, wie ſehr würde man erſtaunen, wenn man ſo manchen, deſſen Laſter in einer engen bürgerlichen Sphäre, und in der ſchmalen Umzäunung der Geſeze jezt erſtiken muß, mit dem Ungeheuer *Borgia* in einer Ordnung beiſammen fände, vielleicht mit beſſerem Grunde beiſammen fände, als der Ritter gehabt hat, den eßbaren und giftigen Schwamm in Eine Klaſſe zu werfen.

Von dieſer Seite betrachtet, läßt ſich manches gegen die gewönliche Behandlung der Geſchichte einwenden, und hier, vermuthe ich, liegt auch die Schwierigkeit, warum das Studium derſelben für das bürgerliche Leben noch immer ſo fruchtlos geblieben. Zwiſchen der heftigen Gemüthsbewegung des handelnden Menſchen, und der ruhigen Stimmung des Leſers, welchem dieſe Handlung vorgelegt wird, herrſcht ein ſo widriger Kontraſt, liegt ein ſo breiter Zwiſchenraum, daß es dem leztern ſchwer, ja unmöglich wird, einen Zuſammenhang nur zu ahnden. Es bleibt eine Lüke zwiſchen dem hiſtoriſchen Subjekt und dem Leſer, die alle Möglichkeit einer Vergleichung oder Anwendung abſchneidet, und ſtatt jenes heilſamen Schrekens, der die ſtolze Geſündheit warnet, ein Kopfſchütteln der Befremdung erwekt. Wir ſehen den Unglüklichen, der doch in eben der Stunde, wo er die That begieng, ſo wie in der, wo er dafür büßet, Menſch war wie wir, für ein Geſchöpf fremder Gattung an, deſſen Blut anders umläuft, als das unſrige, deſſen Wille andern Regeln gehorcht, als der unſrige; ſeine Schikſale rühren uns wenig; denn Rührung gründet ſich ja nur auf ein dunkles Bewuſtſeyn ähnlicher Gefahr, und wir ſind weit entfernt eine ſolche Aehnlichkeit auch nur zu träumen. Die Belehrung geht mit der Beziehung verloren, und die Geſchichte, anſtatt eine Schule der Bildung zu ſeyn, muß ſich mit einem armſeligen Verdienſte um unſre Neugier begnügen. Soll ſie uns mehr ſeyn und ihren großen Zirkel umreichen, ſo muß ſie nothwendig unter dieſen beiden Methoden wählen — Entweder der Leſer muß warm werden wie der Held, oder der Held wie der Leſer erkalten.

Ich weiß, daß von den beſten Geſchichtſchreibern neuerer Zeit und des Alterthums manche ſich an die erſte Methode gehalten, und das Herz ihres Leſers durch hinreißenden Vortrag beſtochen haben. Aber dieſe Manier iſt eine Uſurpation des Schriftſtellers und beleidigt die republikaniſche Freiheit des leſenden Publikums, dem es zukömmt, ſelbſt zu Gericht zu ſitzen; ſie iſt zugleich eine Verlezung der Gränzengerechtigkeit, denn dieſe Methode gehört ausſchließend und eigenthümlich dem Redner und Dichter. Dem Geſchichtſchreiber bleibt nur die leztere übrig.

Der Held muß kalt werden wie der Leſer, oder, was hier eben ſoviel ſagt, wir müſſen mit ihm bekannt werden, eh' er handelt, wir müſſen ihn ſeine Handlung nicht bloß vollbringen, ſondern auch wollen ſehen. An ſeinen Gedanken liegt uns unendlich mehr, als an ſeinen Thaten, und noch weit mehr an den Quellen dieſer Gedanken, als an den Folgen jener Thaten. Man hat das Erdreich des Veſuvs unterſucht, ſich die Entſtehung ſeines Brandes zu erklären, warum ſchenkt man einer moraliſchen Erſcheinung weniger Aufmerkſamkeit als einer phiſiſchen? Warum achtet man nicht in eben dem Grade auf die Beſchaffenheit und Stellung der Dinge welche einen ſolchen Menſchen umgaben, bis der geſammelte Zunder in ſeinem inwendigen Feuer fing? Den Träumer, der das Wunderbare liebt, reizt eben das ſeltſame und abentheuerliche einer ſolchen Erſcheinung; der Freund der Wahrheit ſucht eine Mutter zu dieſen verlorenen Kindern. Er ſucht ſie in der unveränderlichen Struktur der menſchlichen Seele, und in den veränderlichen Bedingungen, welche ſie von außen beſtimmten, und in dieſen beiden findet er ſie gewiß. Ihn überraſcht es nun nicht mehr, in dem nämlichen Beete, wo ſonſt überall heilſame Kräuter blühen, auch den giftigen Schierling gedeihen zu ſehen, Weißheit und Thorheit, Laſter und Tugend in einer Wiege beiſammen zu finden.

Wie manches Mädchen von ſeiner Erziehung würde ſeine Unſchuld gerettet haben, wenn es früher gelernt hätte, ſeine gefallene Schweſtern in den Häuſern der Freude minder lieblos zu richten! Wie manche Familie, von einem elenden Hirngeſpinnſt politiſcher Ehre zu Grund gerichtet, würde noch blühen, wenn ſie den Baugefangenen, der ſeine Verſchwendung zu büßen die Gaſſen ſäubert, um ſeine Lebensgeſchichte hätte befragen wollen! Wenn ich auch keinen der Vortheile hier in Anſchlag bringe, welche die Seelenkunde aus einer ſolchen Behandlungsart der Geſchichte zieht, ſo behält ſie ſchon allein darum den Vorzug, weil ſie

den

den gräuſamen Hohn und die ſtolze Sicherheit ausrottet, womit gemeiniglich die ungeprüfte aufrechtſtehende Tugend auf die gefallne herunter blikt, weil ſie den ſanften Geiſt der Duldung verbreitet, ohne welchen kein Flüchtling zurükkehrt, keine Ausſöhnung des Geſezes mit ſeinem Beleidiger ſtatt findet, kein angeſtektes Glied der Geſellſchaft von dem gänzlichen Brande gerettet wird.

Ob der Verbrecher, von dem ich jezt ſprechen werde, auch noch ein Recht gehabt hätte, an jenen Geiſt der Duldung zu appellieren? ob er wirklich ohne Rettung für den Körper des Staats verloren war? — Ich will dem Ausſpruch des Leſers nicht vorgreifen. Unſre Gelindigkeit fruchtet ihm nichts mehr, denn er ſtarb durch des Henkers Hand — aber die Leichenöfnung ſeines Laſters unterrichtet vielleicht die Menſchheit, und — es iſt möglich, auch die Gerechtigkeit.

Chriſtian Wolf war der Sohn eines Gaſtwirths in einer . . . ſchen Landſtadt (deren Namen man, aus Gründen die ſich in der Folge aufklären, verſchweigen mußte) und half ſeiner Mutter, denn der Vater war todt, bis in ſein zwanzigſtes Jahr die Wirthſchaft beſorgen. Die Wirthſchaft war ſchlecht, und Wolf hatte müßige Stunden. Schon von der Schule her war er für einen loſen Buben bekannt. Erwachſene Mädchen führten Klage über ſeine Frechheit, und die Jungen des Städtgens huldigten ſeinem erfindriſchen Kopfe. Die Natur hatte ſeinen Körper verabſäumt. Eine kleine unſcheinbare Figur, krauſes Haar von einer unangenehmen Schwärze, eine plattgedrükte Naſe und eine geſchwollene Oberlippe, welche noch überdies durch den Schlag eines Pferdes aus ihrer Richtung gewichen war, gaben ſeinem Anblik eine Widrigkeit, welche alle Weiber von ihm zurükſcheuchte, und dem Wiz ſeiner Kameraden eine reichliche Nahrung bot. Die Verachtung ſeiner Perſon hatte früh ſeinen Stolz verwundet, und zündete endlich einen ſchleichenden Unmuth in ſeinem Herzen an, welcher nie mehr erloſchen iſt.

Er wollte ertrozen, was ihm verweigert war; weil er misfiel, ſezte er ſich vor zu gefallen. Er war ſinnlich, und beredete ſich daß er liebe. Das Mädchen das er wählte, mishandelte ihn, er hatte Urſache zu fürchten, daß ſeine Nebenbuler glüklicher wären; doch das Mädchen war arm. Ein Herz, das ſeinen Betheurungen verſchloſſen blieb, öfnete ſich vielleicht ſeinen Geſchenken, aber ihn ſelbſt drükte Mangel, und der eitle Verſuch, ſeine Außenſeite gelten zu machen, verſchlang vollends das wenige, was er durch eine ſchlechte Wirthſchaft erwarb. Zu bequem und zu unwiſſend, ſeinem zerrütteten Hausweſen durch Spekulation aufzuhelfen, zu ſtolz, auch zu weichlich den Herrn der er bisher geweſen war, mit dem Bauer zu vertauſchen, und ſeiner angebeteten Freiheit zu entſagen, ſah er nur einen Ausweg vor ſich — den tauſende vor ihm und nach ihm mit beſſerem Glücke ergriffen

griffen haben — den Ausweg *honett zu ſtehlen*. Seine Vaterſtadt gränzte an eine landesherrliche Waldung, er wurde Wilddieb, und der Ertrag ſeines Raubes wanderte treulich in die Hände ſeiner Geliebten.

Unter den Liebhabern Hannchens war *Robert*, ein Jägerpurſche des Förſters. Frühzeitig merkte dieſer den Vortheil, den die Freigebigkeit ſeines Nebenbulers über ihn gewonnen hatte, und mit Scheelſucht forſchte er nach den Quellen dieſer Veränderung. Er zeigte ſich fleißiger in der *Sonne* — diß war das Schild zu dem Wirthshaus — ſein laurendes Auge von Eiferſucht und Neide geſchärft, entdekte ihm bald, woher dieſes Geld floß. Nicht lange vorher war ein ſtrenges Edikt gegen die Wildſchüzen erneuert worden, welches den Uebertreter zum Zuchthauß verdammte. Robert war unermüdet, die geheimen Gänge ſeines Feinds zu beſchleichen, endlich gelang es ihm auch, den Unbeſonnenen über der That zu ergreifen. Wolf wurde eingezogen, und nur mit Aufopferung ſeines ganzen Vermögens brachte er es mühſam dahin, die zuerkannte Strafe durch eine Geldbuße abzuwenden.

Robert triumphierte. Sein Nebenbuler war aus dem Felde geſchlagen, und Hannchens Gunſt für den Bettler verloren. Wolf kannte ſeinen Feind, und dieſer Feind war der glükliche Beſizer ſeiner Johanne. Drükendes Gefühl des Mangels geſellte ſich zu beleidigtem Stolze, Noth und Eiferſucht ſtürmen vereinigt

auf

auf ſeine Empfindlichkeit ein, der Hunger treibt ihn hinaus in die weite Welt, Rache und Leidenſchaft halten ihn feſt. Er wird zum zweitenmal Wilddieb, aber Roberts verdoppelte Wachſamkeit überliſtet ihn zum zweitenmal wieder. Jezt erfährt er die ganze Schärfe des Geſezes: denn er hat nichts mehr zu geben, und in wenigen Wochen wird er in das Zuchthaus der Reſidenz abgeliefert.

Das Strafjahr war überſtanden, ſeine Leidenſchaft durch die Entfernung gewachſen, und ſein Troz unter dem Gewicht des Unglüks geſtiegen. Kaum erlangt er die Freiheit, ſo eilt er nach ſeinem Geburtsort, ſich ſeiner Johanne zu zeigen. Er erſcheint: man flieht ihn. Die dringende Noth hat endlich ſeinen Hochmut gebeugt, und ſeine Weichlichkeit überwunden — er bietet ſich den Reichen des Orts an, und will für den Taglohn dienen. Der Bauer zukt über den ſchwachen Zärtling die Achſel; der derbe Knochenbau ſeines handveſten Mitbewerbers ſticht ihn bei dieſem fühlloſen Gönner aus. Er wagt einen lezten Verſuch. Ein Amt iſt noch ledig, der äuſſerſte verlorne Poſten des ehrlichen Namens — er meldet ſich zum Hirten des Städtgens, aber der Bauer will ſeine Schweine keinem Taugenichts anvertrauen. In allen Entwürfen getäuſcht, an allen Orten zurükgewieſen, wird er zum drittenmal Wilddieb, und zum drittenmal trift ihn das Unglük ſeinem wachſamen Feind in die Hände zu fallen.

Der doppelte Rückfall hatte ſeine Verſchuldung erſchwert. Die Richter ſahen in das Buch der Geſeze, aber nicht **einer** in die Gemüthsfaſſung des Beklagten. Das Mandat gegen die Wilddiebe bedurfte einer ſolennen und exemplariſchen Genugthuung, und Wolf ward verurtheilt, das Zeichen des Galgens auf den Rüken gebrannt, drei Jahre auf der Veſtung zu arbeiten.

Auch dieſe Periode verlief, und er gieng von der Veſtung — aber ganz anders, als er dahin gekommen war. Hier fängt eine neue Epoche in ſeinem Leben an; man höre ihn ſelbſt, wie er nachher gegen ſeinen geiſtlichen Beiſtand, und vor Gerichte bekannt hat. „Ich betrat die Veſtung, ſagte er, als ein Verirrter, und verließ ſie als ein Lotterbube. Ich hatte noch etwas in der Welt gehabt, das mir theuer war, und mein Stolz krümmte ſich unter der Schande. Wie ich auf die Veſtung gebracht war, ſperrte man mich zu drei und zwanzig Gefangenen ein, unter denen zwei Mörder, und die übrigen alle berüchtigte Diebe und Vagabunden waren. Man verhöhnte mich, wenn ich von Gott ſprach, und ſezte mir zu, ſchändliche Läſterungen gegen den Erlöſer zu ſagen. Man ſang mir Hurenlieder vor, die ich, ein liederlicher Bube, nicht ohne Ekel und Entſezen hörte, aber was ich ausüben ſah, empörte meine Schamhaftigkeit noch mehr. Kein Tag vergieng, wo nicht irgend ein ſchändlicher Lebenslauf wiederholt, irgend ein ſchlimmer Anſchlag

geſchmie-

geſchmiedet ward. Anfangs floh ich dieſes Volk, und verkroch mich vor ihren Geſprächen, ſo gut mirs möglich war, aber ich brauchte ein Geſchöpf, und die Barbarei meiner Wächter hatte mir auch meinen Hund abgeſchlagen. Die Arbeit war hart und tirannisch, mein Körper kränklich, ich brauchte Beiſtand, und wenn ichs aufrichtig ſagen ſoll, ich brauchte Bedaurung, und dieſe mußte ich mit dem lezten Ueberreſt meines Gewiſſens erkaufen. So gewöhnte ich mich endlich an das abſcheulichſte, und im lezten Vierteljahr hatte ich meine Lehrmeiſter übertroffen."

„Von jezt an lechzte ich nach dem Tag meiner Freiheit, wie ich nach Rache lechzte. Alle Menſchen hatten mich beleidigt, denn alle waren beſſer und glücklicher als ich. Ich betrachtete mich als den Märtirer des natürlichen Rechts, und als ein Schlachtopfer der Geſeze. Zähneknirſchend rieb ich meine Ketten, wenn die Sonne hinter meinem Feſtungsberg heraufkam, eine weite Ausſicht iſt zwiefache Hölle für einen Gefangenen. Der freie Zugwind der durch die Luftlöcher meines Thurmes pfeifte, und die Schwalbe die ſich auf dem eiſernen Stab meines Gitters niederließ, ſchienen mich mit ihrer Freiheit zu necken, und machten mir meine Gefangenſchaft deſto gräßlicher. Damals gelobte ich unverſöhnlichen glühenden Haß allem was dem Menſchen gleicht, und was ich gelobte, hab ich treulich gehalten."

„Mein erſter Gedanke, ſobald ich mich frei ſah, war meine Vaterſtadt. So wenig auch für meinen künftigen Unterhalt da zu hoffen war, ſo viel verſprach ſich mein Hunger nach Rache. Mein Herz klopfte wilder, als der Kirchthurm von weitem aus dem Gehölze ſtieg. Es war nicht mehr das herzliche Wohlbehagen, wie ichs bei meiner erſten Wallfahrt empfunden hatte — Das Andenken alles Ungemachs, aller Verfolgungen die ich dort einſt erlitten hatte, erwachte mit einemmal aus einem ſchrecklichen Todesſchlaf, alle Wunden bluteten wieder, alle Narben giengen auf. Ich verdoppelte meine Schritte, denn es erquikte mich im voraus [illegible]ne Feinde durch meinen plözlichen Anblik in Sch[illegible] zu ſezen, und ich dürſtete jezt eben ſo ſehr nach ne[illegible] Erniedrigung, als ich ehmals davor gezittert hatte.“

„Die Glocken läuteten zur Veſper, als ich mitten auf dem Markte ſtand. Die Gemeine wimmelte zur Kirche. Man erkannte mich ſchnell, jedermann der mir aufſtieß, trat ſcheu zurük. Ich hatte von jeher die kleinen Kinder ſehr lieb gehabt, und auch jezt übermannte michs unwillkürlich, daß ich einem Knaben, der neben mir vorbeihüpfte, einen Groſchen bot. Der Knabe ſah mich einen Augenblik ſtarr an, und warf mir den Groſchen ins Geſichte. Wäre mein Blut nur etwas ruhiger geweſen, ſo hätte ich mich erinnert, daß der Bart den ich noch von der Feſtung mitbrachte, meine Geſichtszüge bis zum gräßlichen entſtellte — aber oder mein böſes Herz hatte meine Vernunft angeſteckt. Tränen, wie ich ſie nie geweint hatte, liefen über meine Backen.“

„Der Knabe weiß nicht wer ich bin noch woher ich komme, ſagte ich halb laut zu mir ſelbſt, und doch meidet er mich, wie ein ſchändliches Thier. Bin ich denn irgendwo auf der Stirne gezeichnet, oder habe ich aufgehört, einem Menſchen ähnlich zu ſehen, weil ich fühle, daß ich keinen mehr lieben kann!“ — Die Verachtung dieſes Knaben ſchmerzte mich bitterer, als dreijähriger Galliotendienſt, denn ich hatte ihm Gutes gethan, und konnte ihn keines perſönlichen Haſſes beſchuldigen.“

„Ich ſetzte mich auf einen Zimmerplaz, der Kirche gegenüber, was ich eigentlich wollte, weiß ich nicht; doch ich weiß noch, daß ich mit Erbitterung aufſtand, als von allen meinen vorübergehenden Bekannten keiner mich nur eines Grußes gewürdigt hatte, auch nicht einer. Unwillig verließ ich meinen Standort, eine Herberge aufzuſuchen; als ich an der Ecke einer Gaſſe umlenkte, rannte ich gegen meine Johanne. Sonnenwirth!“ ſchrie ſie laut auf, und machte eine Bewegung mich zu umarmen; „Du wieder da, lieber Sonnenwirth, Gott ſei Dank, daß du wiederkömmſt!“ Hunger und Elend ſprach aus ihrer Bedeckung, eine ſchändliche Krankheit aus ihrem Geſichte, ihr Anblick verkündigte die verworfenſte Kreatur, zu der ſie erniedrigt war. Ich ahndete ſchnell, was hier geſchehen ſeyn möchte

möchte; einige fürſtliche Dragoner, die mir eben begegnet waren, ließen mich errathen, daß Garniſon in dem Städtchen lag. „Soldatendirne!“ rief ich, und drehte ihr lachend den Rücken zu. Es that mir wohl, daß noch *ein* Geſchöpf *unter* mir war im Rang der Lebendigen. Ich hatte ſie niemals geliebt.“

„Meine Mutter war todt. Mit meinem kleinen Hauße hatten ſich meine Kreditoren bezahlt gemacht. Ich hatte niemand und nichts mehr. Alle Welt floh mich wie einen Giftigen, aber ich hatte endlich verlernt mich zu ſchämen. Vorher hatte ich mich dem Anblick der Menſchen entzogen, weil Verachtung mir unerträglich war. Jezt drang ich mich auf, und ergözte mich ſie zu verſcheuchen. Es war mir wohl, weil ich nichts mehr zu verlieren, und nichts mehr zu hüten hatte. Ich brauchte keine gute Eigenſchaft mehr, weil man keine mehr bei mir vermuthete. Man ließ mich Schandthaten büßen, die ich noch nicht begangen hatte; ich hatte noch ſchlechte Streiche bei dem Menſchengeſchlecht gut, weil ich im voraus dafür gelitten hatte. Meine Infamie war das niedergelegte Kapital, von deſſen Zinſen ich noch lange Zeit ſchwelgen konnte.“

„Die ganze Welt ſtand mir offen, ich hätte vielleicht in einer fremden Provinz für einen ehrlichen Mann gegolten, aber ich hatte den Muth verloren, es auch nur zu ſcheinen. Verzweiflung und Schande hatten mir endlich dieſe Sinnesart aufgezwungen. Es war die lezte Ausflucht die mir übrig war, die *Ehre* entbehren zu lernen, weil ich an keine mehr Anſpruch machen durfte. Hätten meine Eitelkeit und mein Stolz meine Infamie erlebt, ſo hätte ich mich ſelber entleiben müſſen."

„Was ich nunmehr eigentlich beſchloſſen hatte, war mir ſelber noch unbekannt. Ich wollte Böſes thun, ſoviel erinnere ich mich noch dunkel. Ich wollte mein Schickſal verdienen. Die Geſeze, meinte ich, wären Wohlthaten für die Welt, alſo faßte ich den Vorſaz, ſie zu verlezen; ehmals hatte ich aus Nothwendigkeit und Leichtſinn geſündigt, jezt that ichs aus freier Wahl zu meinem Vergnügen."

„Mein erſtes war, daß ich mein Wildſchießen fortſezte. Die Jagd überhaupt war mir nach und nach zur Leidenſchaft geworden, und außerdem mußte ich ja leben. Aber dieß war es nicht allein; es kizelte mich das fürſtliche Edikt zu verhöhnen und meinem Landesherrn nach allen Kräften zu ſchaden. Ergriffen zu werden, beſorgte ich nicht mehr, denn jezt hatte ich eine Kugel für meinen Entdeker bereit, und das wußte ich, daß mein Schuß ſeinen Mann nicht fehlte. Ich erlegte alles Wild das mir aufſtieß, nur weniges machte ich auf der Gränze zu Gelde, das meiſte ließ ich verweſen. Ich lebte kümmerlich, um nur den Aufwand an Blei und Pulver zu beſtreiten. Meine Verheerungen in der großen Jagd wurden ruchtbar, aber mich drükte kein Verdacht mehr. Mein Anblik löſchte ihn aus. Mein Name war vergeſſen."

„Dieſe

„Dieſe Lebensart trieb ich mehrere Monate. Eines Morgens hatte ich nach meiner Gewohnheit das Holz durchſtrichen, die Fährte eines Hirſches zu verfolgen. Zwei Stunden hatte ich mich vergeblich ermüdet, und ſchon fieng ich an, meine Beute verloren zu geben, als ich ſie auf einmal in ſchußgerechter Entfernung entdeke. Ich will anſchlagen und abdrüken — aber plözlich erſchrekt mich der Anblik eines Hutes, der wenige Schritte vor mir auf der Erde liegt. Ich forſche genauer, und erkenne den Jäger Robert, der hinter dem diken Stamm einer Eiche auf eben das Wild anſchlägt, dem ich den Schuß beſtimmt hatte. Eine tödliche Kälte fähret bei dieſem Anblik durch meine Gebeine. Juſt das war der Menſch, den ich unter allen lebendigen Dingen am gräßlichſten haßte, und dieſer Menſch war in die Gewalt meiner Kugel gegeben. In dieſem Augenblik dünkte michs, als ob die ganze Welt in meinem Flintenſchuß läge, und der Haß meines ganzen Lebens in die einzige Fingerſpize ſich zuſammendrängte, womit ich den mörderiſchen Druk thun ſollte. Eine unſichtbare fürchterliche Hand ſchwebte über mir, der Stundenweiſer meines Schikſals zeigte unwiderruflich auf dieſe ſchwarze Minute. Der Arm zitterte mir, da ich meiner Flinte die ſchrekliche Wahl erlaubte — meine Zähne ſchlugen zuſammen wie im Fieberfroſt, und der Odem ſperrte ſich erſtikend in meiner Lunge. Eine Minute lang blieb der Lauf meiner Flinte ungewiß zwiſchen dem Menſchen und dem Hirſch mitten inne ſchwanken — eine Minute — und noch eine — und wie-

wieder ein. Rache und Gewiſſen rangen hartnäkig und zweifelhaft, aber die Rache gewanns, und der Jäger lag todt am Boden."

„Mein Gewehr fiel mit dem Schuſſe ..... Mörder ... ſtammelte ich langſam — der Wald war ſtill wie ein Kirchhof — ich hörte deutlich, daß ich Mörder ſagte. Als ich näher ſchlich, ſtarb der Mann. Lange ſtand ich ſprachlos vor dem Todten, ein helles Gelächter endlich machte mir Luft. „Wirſt du jezt reinen Mund halten, guter Freund!" ſagte ich, und trat kek hin, indem ich zugleich das Geſicht des Ermordeten auswärts kehrte. Die Augen ſtanden ihm weit auf. Ich wurde ernſthaft, und ſchwieg plözlich wieder ſtille. Es fieng mir an, ſeltſam zu werden."

„Biß hieher hatte ich auf Rechnung meiner Schande gefrevelt, jezt war etwas geſchehen, wofür ich noch nicht gebüßt hatte. Eine Stunde vorher, glaube ich, hätte mich kein Menſch überredet, daß es noch etwas ſchlechteres, als mich, unter dem Himmel gebe; jezt fieng ich an zu muthmaßen, daß ich vor einer Stunde wol gar zu beneiden war."

„Gottes Gerichte fielen mir nicht ein — wohl aber eine, ich weiß nicht welche? verwirrte Erinnerung an Strang und Schwerd, und die Exekution einer Kindermörderin, die ich als Schuljunge mit angeſehen hatte. Etwas ganz beſonders ſchrekbares lag für mich in dem Gedanken, daß von jezt an mein Leben verwirkt ſei. Auf

Auf mehreres beſinne ich mich nicht mehr. Ich wünſchte gleich darauf, daß er noch lebte. Ich that mir Gewalt an, mich lebhaft an alles Böſe zu erinnern, das mir der Todte im Leben zugefügt hatte, aber ſonderbar! mein Gedächtniß war wie ausgeſtorben. Ich konnte nichts mehr von alle dem hervorrufen, was mich vor einer Viertelſtunde zum Raſen gebracht hatte. Ich begriff gar nicht, wie ich zu dieſer Mordthat gekommen war."

„Noch ſtand ich vor der Leiche, noch immer. Das Knallen einiger Peitſchen, und das Geknarre von Frachtwagen, die durchs Holz fuhren, brachte mich zu mir ſelbſt. Es war kaum eine Viertelmeile abſeits der Herrſtraße, wo die That geſchehen war. Ich mußte auf meine Sicherheit denken."

„Unwillkürlich verlor ich mich tiefer in den Wald. Auf dem Wege fiel mir ein, daß der Entleibte ſonſt eine Taſchenuhr beſeſſen hätte. Ich brauchte Geld, um die Gränze zu erreichen — und doch fehlte mir der Muth, nach dem Platz umzuwenden, wo der Todte lag. Hier erſchröckte mich ein Gedanke an den Teufel und eine Allgegenwart Gottes. Ich raffte meine ganze Kühnheit zuſammen; entſchloſſen, es mit der ganzen Hölle aufzunehmen, gieng ich nach der Stelle zurück. Ich fand, was ich erwartet hatte, und in einer grünen Börſe noch etwas weniges über einen Thaler an Gelde. Eben da ich beides zu mir ſtecken wollte, hielt ich plötzlich inn, und überlegte. Es war keine Anwandlung von Schaam, auch nicht Furcht, mein Verbrechen durch Plünderung zu vergrößern — Troz, glaube ich, war es, daß ich die Uhr wieder von mir warf, und von dem Gelde nur die Hälfte behielt. Ich wollte für einen persönlichen Feind des Erschoßenen, aber nicht für seinen Räuber gehalten sein."

„Jezt floh ich waldeinwärts. Ich wußte, daß das Holz sich vier deutsche Meilen nordwärts erstrekte, und dort an die Gränzen des Landes stieß. Biß zum hohen Mittage lief ich athemlos. Die Eilfertigkeit meiner Flucht hatte meine Gewißensangst zerstreut, aber sie kam schreklicher zurük, wie meine Kräfte mehr und mehr ermatteten. Tausend gräßliche Gestalten giengen an mir vorüber, und schlugen wie schneidende Meßer in meine Brust. Zwischen einem Leben voll rastloser Todesfurcht, und einer gewaltsamen Entleibung, war mir jezt eine schrekliche Wahl gelaßen, und ich mußte wählen. Ich hatte das Herz nicht, durch Selbstmord aus der Welt zu gehn, und entsezte mich vor der Aussicht, darinn zu bleiben. Geklemmt zwischen die gewiße Quaalen des Lebens, und die ungewiße Schreken der Ewigkeit, gleich faig zu leben und zu sterben brachte ich die sechste Stunde meiner Flucht dahin, eine Stunde voll gepreßt von Quaalen, wovon noch kein lebendiger Mensch zu erzählen weiß, die mir Gottes Barmherzigkeit auf dem Rabensteine erlaßen wird."

„In mich gekehrt und langsam, ohne mein Wißen den Hut tief ins Gesicht gedrükt, als ob mich das vor dem Auge der lebloſen Natur hätte unkenntlich machen ſollen, hatte ich unvermerkt einen ſchmalen Fußſteig verfolgt, der mich durch das dunkelſte Dikigt führte — als plözlich eine rauhe befehlende Stimme vor mir her Halt! rufte. Die Stimme war ganz nahe, meine Zerſtreuung und der heruntergedrükte Hut hatten mich verhindert um mich herum zu ſchauen. Ich ſchlug die Augen auf, und ſah einen wilden Mann auf mich zu kommen, der eine große knotigte Keule trug. Seine Figur gieng ins Rieſenmäßige — meine erſte Beſtürzung wenigſtens hatte mich des glauben gemacht — und die Farbe ſeiner Haut war von einer gelben Mulattenſchwärze, woraus das weiße eines ſchielenden Auges biß zum Graßen hervortrat. Er hatte ſtatt eines Gurts ein dikes Sail zweifach um einen grünen wollenen Rok geſchlagen, worinn ein breites Schlachtmeſſer bei einer Piſtole ſtak. Der Ruf wurde wiederholt, und ein kräftiger Arm hielt mich feſt. Der Laut eines Menſchen hatte mich in Schreken gejagt, aber der Anblik eines Böſewichts gab mir Herz. In der Lage worinn ich jezt war, hatte ich Urſache vor jedem redlichen Mann, aber keine mehr vor einem Schurken zu zittern."

„Wer da? ſagte dieſe Erſcheinung.

„Deines gleichen, war meine Antwort, wenn du der wirklich biſt, dem du gleich ſiehſt.

„Dahinaus geht der Weg nicht. Was haſt du hier zu ſuchen?

„Was haſt du hier zu fragen? verſezte ich trozig.

„Der Mann betrachtete mich zweimal vom Fuß bis zum Wirbel. Es ſchien, als ob er meine Figur gegen die ſeinige, und meine Antwort gegen meine Figur halten wollte — Du ſprichſt brutal wie ein Bettler, ſagte er endlich.“

„Das mag ſein. Ich bins noch geſtern geweſen.“

Der Mann lachte. Man ſollte drauf ſchwören, rief er, du wollteſt auch noch jezt für nichts beſſers gelten.

„Für etwas ſchlechteres alſo — Ich wollte weiter.“

„Sachte Freund. Was jagt dich denn ſo? Was haſt du für Zeit zu verlieren?“

„Ich beſann mich einen Augenblik. Ich weiß nicht, wie mir das Wort auf die Zunge kam. Das Leben iſt kurz, ſagte ich langſam, und die Hölle währt ewig.“

„Er ſah mich ſtier an. Ich will verdammt ſeyn, ſagte er endlich, oder du biſt irgend an einem Galgen hart vorbeygeſtreift.“

„Das mag wohl noch kommen. Alſo auf Wiederſehen, Kamerade!“

„Topp Kamerade! — ſchrie er, indem er eine zinnerne Flaſche aus ſeiner Jagdtaſche hervorlangte, einen kräftigen Schluk daraus that, und mir ſie reichte. Flucht und Beängſtigung hatten meine Kräfte aufgezehrt, und dieſen ganzen entſezlichen Tag war noch nichts über meine Lippen gekommen. Schon fürchtete ich in dieſer Waldgegend zu verſchmachten, wo auf drei

Meilen in der Runde kein Labſal für mich zu hoffen war. Man urtheile, wie froh ich auf dieſe angebetne Geſundheit Beſcheid that. Neue Kraft floß mit dieſem Erquiktrunk in meine Gebeine, und friſcher Muth in mein Herz, und Hoffnung und Liebe zum Leben. Ich fieng an zu glauben, daß ich doch wol nicht ganz elend wäre, ſoviel konnte dieſer willkommene Trank. Ja ich bekenne es, mein Zuſtand gränzte wieder an einen glüklichen, denn endlich, nach tauſend fehlgeſchlagenen Hoffnungen endlich, hatte ich eine Kreatur angetroffen, die mir ähnlich ſchien. In dem Zuſtande, worein ich verſunken war, hätte ich mit dem hölliſchen Geiſte Kameradſchaft getrunken, um einen Vertrauten zu haben."

„Der Mann hatte ſich aufs Gras hingeſtrekt, ich that ein Gleiches.

„Dein Trunk hat mir wohl gethan, ſagte ich. Wir müſſen bekannter werden."

„Er ſchlug Feuer ſeine Pfeiffe zu zünden."

„Treibſt du das Handwerk ſchon lange?"

„Er ſah mich feſt an. Was willſt du damit ſagen?"

„War das ſchon oft blutig? Ich zog das Meſſer aus ſeinem Gürtel."

„Wer biſt du? ſagte er ſchröklich und legte die Pfeiffe von ſich."

„Ein Mörder wie du — aber nur erſt ein Anfänger."

„Der Mann ſah mich ſteif an, und nahm ſeine Pfeiffe wieder."

„Du biſt nicht hier zu Hauße, ſagte er endlich?"

„Drei Meilen von hier. Der Sonnenwirth in L . . . . wenn du von mir gehört haſt.

„Der Mann ſprang auf wie ein Beſeſſner. Der Wildſchüze Wolf? ſchrie er haſtig."

„Der nämliche."

„Willkommen Kamerad! Willkommen! rief er und ſchüttelte mir kräftig die Hände. Das iſt brav, daß ich dich endlich habe, Sonnenwirth. Jahr und Tag ſchon ſinn ich darauf, dich zu kriegen. Ich kenne dich recht gut. Ich weiß um alles. Ich habe lange auf dich gerechnet."

„Auf mich gerechnet? Wozu denn?"

„Die ganze Gegend iſt voll von dir. Du haſt Feinde, ein Amtmann hat dich gedrükt, Wolf. Man hat dich zu Grunde gerichtet, himmelſchreiend iſt man mit dir umgegangen."

„Der Mann wurde hizig — Weil du ein paar Schweine geſchoſſen haſt, die der Fürſt auf unſern Aekern und Feldern füttert, haben ſie dich Jahre lang im Zuchthauß und auf der Veſtung herumgezogen, haben ſie dich um Hauß und Wirthſchaft beſtohlen, haben ſie dich zum Bettler gemacht. Iſt es dahin gekommen, Bruder, daß der Menſch nicht mehr gelten ſoll als ein Haaſe? Soll ein Unterthan des Fürſten für eine wilde Sau des Fürſten zum Geiſel dienen? Sind wir nicht beſſer, als das Vieh auf dem Felde? — Und ein Kerl wie du konnte das dulden!"

„Konnt' ichs ändern?“

„Das werden wir ja wohl ſehen. Aber ſage mir doch, woher kömmſt du denn jezt, und was führſt du im Schilde?“

„Ich erzählte ihm meine ganze Geſchichte. Der Mann, ohne abzuwarten, bis ich zu Ende war, ſprang mit froher Ungeduld auf, und mich zog er nach. Komm Bruder Sonnenwirth, ſagte er, jezt biſt du reif, jezt hab ich dich, wo ich dich brauchte. Ich werde Ehre mit dir einlegen. Folge mir.“

„Wo willſt du mich hinführen?“

„Frage nicht lange. Folge! — Er ſchleppte mich mit Gewalt fort.“

„Wir waren eine kleine Viertelmeile gegangen. Der Wald wurde immer abſchüßiger, unwegſamer und wilder, keiner von uns ſprach ein Wort, bis mich endlich die Pfeiffe meines Führers aus meinen Betrachtungen aufſchröckte. Ich ſchlug die Augen auf, wir ſtanden am ſchroffen Abſturz eines Felſen, der ſich in eine tiefe Kluft hinunterbückte. Eine zwote Pfeiffe antwortete aus dem innerſten Bauche des Felſen, und eine Leiter kam, wie von ſich ſelbſt, langſam aus der Tiefe geſtiegen. Mein Führer kletterte zuerſt hinunter, mich hieß er warten, bis er wieder käme. Erſt muß ich den Hund an Ketten legen laſſen, ſezte er hinzu, du biſt hier fremd, die Beſtie würde dich zerreißen. Damit gieng er.“

„Jezt ſtand ich Allein vor dem Abgrund, und ich wußte recht gut, daß ich allein war. Die Unvorſichtigkeit meines Führers entgieng meiner Aufmerkſamkeit nicht.

nicht. Es hätte mich nur einen beherzten Entſchluß gekoſtet, die Leiter heraufzuziehen, ſo war ich frei, und meine Flucht war geſichert. Ich geſtehe, daß ich das einſah. Ich ſah in den Schlund hinab, der mich jezt aufnehmen ſollte, es erinnerte mich dunkel an den Abgrund der Hölle, woraus keine Erlöſung mehr iſt. Mir fieng an vor der Laufbahn zu ſchaudern, die ich nunmehr betreten wollte, nur eine ſchnelle Flucht konnte mich retten. Ich beſchließe dieſe Flucht – ſchon ſtreke ich den Arm nach der Leiter aus – aber auf einmal donnerts in meinen Ohren, es umhallt mich wie Hohngelächter der Hölle: „Was hat ein Mörder zu wagen?“ – und mein Arm fällt gelähmt zurük. Meine Rechnung war völlig, die Zeit der Reue war dahin, mein begangener Mord lag hinter mir aufgethürmt wie ein Fels, und ſperrte meine Rükkehr auf ewig. Zugleich erſchien auch mein Führer wieder, und kündigte mir an, daß ich kommen ſollte. Jezt war ohnehin keine Wahl mehr. Ich kletterte hinunter.“

„Wir waren wenige Schritte unter der Felsmauer weggegangen, ſo erweiterte ſich der Grund, und einige Hütten wurden ſichtbar. Mitten zwiſchen dieſen öfnete ſich ein runder Raſenplaz, auf welchem ſich eine Anzahl von achtzehn bis zwanzig Menſchen um ein Kohlfeuer gelagert hatte. Hier Kameraden, ſagte mein Führer, und ſtellte mich mitten in den Krais. Unſer Sonnenwirth! heißt ihn willkommen!“

„Sonnenwirth! ſchrie alles zugleich, und alles fuhr auf, und drängte ſich um mich her, Männer und

Weiber. Soll ichs geſtehn? Die Freude war ungeheuchelt und herzlich, Vertrauen, Achtung ſogar erſchien auf jedem Geſichte, dieſer drükte mir die Hand, jener ſchüttelte mich vertraulich am Kleide, der Auftritt war wie das Wiederſehen eines alten Bekannten, der einem werth iſt. Meine Ankunft hatte den Schmauß unterbrochen, der eben anfangen ſollte. Man ſezte ihn ſogleich fort, und nöthigte mich, den Willkomm zu trinken. Wildpret aller Art war die Malzeit, und die Weinflaſche wanderte unermüdet von Nachbar zu Nachbar. Wohlleben und Einigkeit ſchien die ganze Bande zu beſeelen, und alles wetteiferte ſeine Freude über mich zügelloſer an den Tag zu legen."

„Man hatte mich zwiſchen zwo Weibsperſonen ſizen laſſen, welches der Ehrenplaz an der Tafel war. Ich erwartete den Auswurf ihres Geſchlechts, aber wie groß war meine Verwunderung, als ich unter dieſer ſchändlichen Rotte die ſchönſte weibliche Geſtalten entdekte, die mir jemals vor Augen gekommen. Margarete die älteſte und ſchönſte von beiden ließ ſich Jungfer nennen, und konnte kaum fünf und zwanzig ſeyn. Sie ſprach ſehr frech, und ihre Gebärden ſagten noch mehr. Marie die jüngere war verheurathet, aber einem Manne entlaufen, der ſie mishandelt hatte. Sie war feiner gebildet, ſah aber blaß aus und ſchmächtig, und fiel weniger ins Auge als ihre feurige Nachbarin. Beide Weiber eiferten auf einander, meine Begierden zu entzünden, die ſchöne Margarete kam meiner Blödigkeit durch freche Scherze zuvor, aber das ganze Weib war mir zuwider, und mein Herz hatte die ſchüchterne Marie auf immer gefangen."

„Du ſiehſt Bruder Sonnenwirth, fieng der Mann jezt an, der mich hergebracht hatte, du ſiehſt, wie wir unter einander leben, und jeder Tag iſt dem heutigen gleich. Nicht wahr Kameraden?"

„Jeder Tag wie der heutige," wiederholte die ganze Bande."

„Kannſt du dich alſo entſchließen, an unſerer Lebensart Gefallen zu finden, ſo ſchlag ein und ſei unſer Anführer. Biß jezt bin ich es geweſen, aber dir will ich weichen. Seid ihrs zufrieden, Kameraden?"

„Ein fröhliches Ja! antwortete aus allen Kehlen."

„Mein Kopf glühte, mein Gehirne war betäubt, von Wein und Wolluſt ſiedete mein Blut. Die Welt hatte mich ausgeworfen wie einen Verpeſteten — hier fand ich brüderliche Aufnahme, Wohlleben und Ehre. Welche Wahl ich auch treffen wollte, ſo erwartete mich Tod; hier aber konnte ich wenigſtens mein Leben für einen höheren Preiß verkaufen. Wolluſt war meine wütendſte Neigung, das andere Geſchlecht hatte mir biß jezt nur Verachtung bewieſen, hier erwarteten mich Gunſt und zügelloſe Vergnügungen. Mein Entſchluß koſtete mich wenig. „Ich bleibe bei euch Kameraden, rief ich laut mit Entſchloſſenheit, und trat mitten unter die Bande, ich bleibe bei euch, rief ich nochmals, wenn ihr mir meine ſchöne Nachbarin abtretet." — Alle kamen überein, mein Verlangen zu bewilligen, ich war erklärter Eigenthümer einer Hure, und das Haupt einer Diebesbande."

Den folgenden Theil der Geſchichte übergehe ich ganz, das bloß abſcheuliche hat nichts unterrichtendes für den Leſer. Ein Unglüklicher, der biß zu dieſer Tieſe herunter ſank, mußte ſich endlich alles erlauben was die Menſchheit empört — aber einen zweiten Mord begieng er nicht mehr, wie er ſelbſt auf der Folter bezeugte.

Der Ruf dieſes Menſchen verbreitete ſich in kurzem durch die ganze Provinz. Die Landſtraßen wurden unſicher, nächtliche Einbrüche beunruhigten den Bürger, der Name des Sonnenwirths wurde der Schreken des Landvolks, die Gerechtigkeit ſuchte ihn auf, und eine Prämie wurde auf ſeinen Kopf geſezt. Er war ſo glüklich, jeden Anſchlag auf ſeine Freiheit zu vereiteln, und verſchlagen genug den Aberglauben des wunderſüchtigen Bauren zu ſeiner Sicherheit zu benuzen. Seine Gehilfen mußten ausſprengen, er habe einen Bund mit dem Teufel gemacht, und könne hexen. Der Diſtrikt, auf welchem er ſeine Rolle ſpielte, gehörte damals noch weniger als jezt zu den aufgeklärten Deutſchlands, man glaubte dieſem Gerüchte und ſeine Perſon war geſichert. Niemand zeigte Luſt, mit dem gefährlichen Kerl anzubinden, dem der Teufel zu Dienſten ſtund.

Ein Jahr ſchon hatte er das traurige Handwerk getrieben, als es anfieng ihm unerträglich zu werden. Die Rotte an deren Spize er ſich geſtellt hatte, erfüllte ſeine glänzenden Erwartungen nicht. Eine verführeriſche Außenſeite hatte ihn damals im Taumel des Weines geblendet, jezt wurde er mit Schreken gewahr, wie abſcheulich man ihn hintergangen hatte. Hunger und Mangel traten an die Stelle des Ueberflußes, womit man ihn eingewiegt hatte; ſehr oft mußte er ſein Leben an eine Mahlzeit wagen, die kaum hinreichte, ihn vor dem Verhungern zu ſchüzen. Das Schattenbild jener brüderlichen Eintracht verſchwand. Neid und Argwohn, zwo ſcheußliche Harpyen, wüteten im Herzen dieſer verworfenen Bande. Die Gerechtigkeit hatte demjenigen, der ihn lebendig ausliefern würde, Belohnung, und wenn es ein Mitſchuldiger wäre, noch eine feierliche Begnadigung zugeſagt — eine mächtige Verſuchung für den Auswurf der Erde! Der Unglükliche kannte ſeine Gefahr. Die Redlichkeit derjenigen, die Menſchen und Gott verriethen, war ein ſchlechtes Unterpfand ſeines Lebens. Sein Schlaf war, von jezt an dahin, ewige Todesangſt zerfraß ſeine Ruhe, das gräßliche Geſpenſt des Argwohns raſſelte hinter ihm wo er hinfloh, peinigte ihn, wenn er wachte, bettete ſich neben ihm, wenn er ſchlafen gieng, und ſchrökte ihn in entſezlichen Träumen. Das verſtummte Gewiſſen gewann zugleich ſeine Sprache wieder, und die ſchlafende Natter der Reue wachte bei dieſem allgemeinen Sturm ſeines Buſens auf. Sein ganzer Haß

wandte

wandte ſich jezt von der Menſchheit, und kehrte ſeine ſchrekliche Schneide gegen ihn ſelber. Er vergab jezt der ganzen Natur, und fand niemand, als ſich allein zu verfluchen.

Das Laſter hatte ſeinen Unterricht an dem Unglüklichen vollendet, ſein natürlich guter Verſtand ſiegte endlich über die traurige Täuſchung. Jezt fühlte er, wie tief er gefallen war, eine tiefe Schwermut trat an die Stelle knirſchender Verzweiflung. Er wünſchte mit Tränen die Vergangenheit zurük, jezt wußte er gewiß, daß er ſie ganz anders wiederholen würde. Er fieng an zu hoffen, daß er noch rechtſchaffen werden *dürfte*, weil er bei ſich empfand, daß er es *könnte*. Auf dem höchſten Gipfel ſeiner Verſchlimmerung war er dem Guten näher, als er vielleicht vor ſeinem erſten Fehltritt geweſen war.

Um eben dieſe Zeit war der ſiebenjährige Krieg ausgebrochen, und die Werbungen giengen ſtark. Der Unglükliche ſchöpfte Hoffnung von dieſem Umſtand, und ſchrieb einen Brief an ſeinen Landesherrn, den ich auszugsweiſe hier einrüke.

„Wenn Ihre fürſtliche Huld ſich nicht ekelt, bis *zu mir* herunter zu ſteigen, wenn Verbrecher *meiner* Art nicht außerhalb Ihrer Erbarmung liegen, ſo gönnen *Sie* mir Gehör, durchlauchtigſter Oberherr. Ich bin Mörder und Dieb, das Geſez verdammt mich zum Tode, die Gerichte ſuchen mich auf — und ich biete mich an, mich freiwillig zu ſtellen. Aber ich bringe zugleich eine ſeltſame Bitte vor Ihren Thron. Ich verabſcheue mein Leben, und fürchte den Tod nicht, aber ſchrecklich iſt mirs zu ſterben, ohne gelebt zu haben. Ich möchte leben, um einen Theil des Vergangenen gut zu machen; ich möchte leben, um den Staat zu verſöhnen den ich beleidigt habe. Meine Hinrichtung wird ein Beiſpiel ſeyn für die Welt, aber kein Erſaz meiner Thaten. Ich haße das Laſter, und ſehne mich feurig nach Rechtſchaffenheit und Tugend. Ich habe Fähigkeiten gezeigt, meinem Vaterland furchtbar zu werden, ich hoffe, daß mir noch einige übrig geblieben ſind, ihm zu nüzen."

„Ich weiß, daß ich etwas unerhörtes begehre. Mein Leben iſt verwirkt, mir ſteht es nicht an, mit der Gerechtigkeit Unterhandlung zu pflegen. Aber ich erſcheine nicht in Ketten und Banden vor Ihnen — noch bin ich frei — und meine Furcht hat den kleinſten Antheil an meiner Bitte."

„Es iſt Gnade um was ich flehe. Einen Anſpruch auf Gerechtigkeit, wenn ich auch einen hätte, wage ich nicht mehr gelten zu machen — Doch an etwas darf ich meinen Richter erinnern. „Die Zeitrechnung meiner Verbrechen fängt mit dem Urtheilſpruch an, der mich auf immer um meine Ehre brachte." Wäre mir damals die Billigkeit minder verſagt worden, ſo würde ich jezt vielleicht keiner Gnade bedürfen."

„Laſſen Sie Gnade für Recht ergehen mein Fürſt. Wenn es in Ihrer fürſtlichen Macht ſteht, das Geſez für mich zu erbitten, ſo ſchenken Sie mir das Leben. Es ſoll Ihrem Dienſte von nun an gewidmet ſeyn. Wenn Sie es können, ſo laſſen Sie mich Ihren gnädigſten Willen aus öffentlichen Blättern vernehmen, und ich werde mich auf Ihr fürſtliches Wort in der Hauptſtadt ſtellen. Haben Sie es anders mit mir beſchloſſen, ſo thue die Gerechtigkeit denn das ihrige, ich muß das meinige thun."

Dieſe Bittſchrift blieb ohne Antwort, wie auch eine zwote und dritte, worinn der Supplikant um eine Reuterſtelle im Dienſte des Fürſten bat. Seine Hoffnung zu einem Pardon erloſch gänzlich, er faßte alſo den Entſchluß aus dem Land zu fliehen, und im Dienſte des Königs von Preußen als ein braver Soldat zu ſterben.

Er entwiſchte glüklich ſeiner Bande, und trat dieſe Reiſe an. Der Weg führte ihn durch eine kleine Landſtadt, wo er übernachten wollte. Kurze Zeit vorher waren durch das ganze Land geſchärftere Mandate zu ſtrenger Unterſuchung der Reiſenden ergangen, weil der Landesherr, ein Reichsfürſt, im Kriege Parthei genommen hatte. Einen ſolchen Befehl hatte auch der Thorſchreiber dieſes Städtgens, der auf einer Bank vor dem Schlage ſaß, als der Sonnenwirth geritten kam. Der Aufzug dieſes Mannes hatte etwas poßierliches, und zugleich etwas ſchrekliches und wildes. Der hagre Klepper, den er ritt, und die burleske Wahl ſeiner Kleidungsſtüke, wobei wahrſcheinlich weniger ſein Geſchmak als die Chronologie ſeiner Entwendungen zu Rath gezogen war, kontraſtierte ſeltſam genug mit einem Geſicht, worauf ſo viele wüthende Affekte, gleich den verſtümmelten Leichen auf einem Wahlplaz, verbreitet lagen. Der Thorſchreiber ſtuzte beim Anblik dieſes ſeltſamen Wanderers. Er war am Schlagbaum grau geworden, und eine vierzigjährige Amtsführung hatte in ihm einen unfehlbaren Phiſiognomen aller Landſtreicher erzogen. Der Falkenblik dieſes Spürers verfehlte auch hier ſeinen Mann nicht. Er ſperrte ſogleich das Stadtthor, und foderte dem Reuter den Paß ab, indem er ſich ſeines Zügels verſicherte. Wolf war auf Fälle dieſer Art vorbereitet, und führte auch wirklich einen Paß bei ſich, den er ohnlängſt von einem geplünderten Kaufmann erbeutet hatte. Aber dieſes einzelne Zeugniß war nicht genug, eine vierzigjährige Obſervanz umzuſtoßen, und das Orakel am Schlagbaum zu einem Widerruf zu bewegen. Der Thorſchreiber glaubte ſeinen Augen mehr als dieſem Papiere, und Wolf war genöthigt ihm nach dem Amthauß zu folgen.

Der Oberamtmann des Orts unterſuchte den Paß, und erklärte ihn für richtig. Er war ein ſtarker Anbeter der Neuigkeit, und liebte beſonders bei einer Bouteille über die Zeitung zu plaudern. Der Paß ſagte ihm, daß der Beſizer geradeswegs aus den feindlichen Ländern käme, wo der Schauplaz des Krieges war. Er hofte Privatnachrichten aus dem Fremden herauszuloken, und ſchikte einen Sekretair mit dem Paß zurük, ihn auf eine Flaſche Wein einzuladen.

Unterdeſſen hält der Sonnenwirth vor dem Amthauß; das lächerliche Schauſpiel hat den Janhagel des Städtgens ſchaarenweiß um ihn her verſammelt. Man murmelt ſich in die Ohren, deutet wechſelsweis auf das Roß und den Reuter, der Muthwille des Pöbels ſteigt endlich bis zu einem lauten Tumult. Unglüklicherweiſe war das Pferd, worauf jezt alles mit Fingern wies, ein geraubtes; er bildet ſich ein, das Pferd ſey in Stekbriefen beſchrieben und erkannt. Die unerwartete Gaſtfreundlichkeit des Oberamtmanns vollendet ſeinen Verdacht. Jezt hält er's für ausgemacht, daß die Betrügerei ſeines Paßes verrathen, und dieſe Einladung nur die Schlinge ſey, ihn lebendig und ohne Widerſezung zu fangen. Böſes Gewiſſen macht ihn zum Dummkopf, er giebt ſeinem Pferde die Sporen, und rennt davon, ohne Antwort zu geben.

Dieſe plözliche Flucht iſt die Loſung zum Aufſtand. „Ein Spizbube:“ ruft alles, und alles ſtürzt hinter ihm her. Dem Reuter gilt es um Leben und

Tod, er hat ſchon den Vorſprung, ſeine Verfolger keuchen athemlos nach, er iſt ſeiner Rettung nahe — aber eine ſchwere Hand drükt unſichtbar gegen ihn, die Uhr ſeines Schikſals iſt abgelaufen, die unerbittliche Nemeſis hält ihren Schuldner an. Die Gaße, der er ſich anvertraute, endigt in einem Sak, er muß rükwärts gegen ſeine Verfolger umwenden.

Der Lerm dieſer Begebenheit hat unterdeſſen das ganze Städtgen in Aufruhr gebracht, Haufen ſammeln ſich zu Haufen, alle Gaßen ſind geſperrt, ein Heer von Feinden kömmt im Anmarſch gegen ihn her. Er zeigt eine Piſtole, das Volk weicht, er will ſich mit Macht einen Weg durchs Gedränge bahnen. „Dieſer Schuß, ruft er, ſoll dem Tollkühnen, der mich halten will.“ — „Die Furcht gebietet eine allgemeine Pauſe — ein beherzter Schloßergeſelle endlich fällt ihm von hinten her in den Arm, und faßt den Finger, womit der Raſende eben losdrüken will, und drükt ihn aus dem Gelenke. Die Piſtole fällt, der wehrloſe Mann wird vom Pferde herabgeriſſen, und im Triumphe nach dem Amthauß zurük geſchleppt.

„Wer ſeyd ihr? frägt der Richter mit ziemlich brutalem Ton.“

„Ein Mann, der entſchloſſen iſt, auf keine Frage zu antworten, bis man ſie höflicher einrichtet.“

„Wer ſind Sie?“

„Für was ich mich ausgab. Ich habe ganz Deutſchland durchreiſt, und die Unverſchämtheit nirgends, als hier, zu Hauße gefunden."

„Ihre ſchnelle Flucht macht ſie ſehr verdächtig. Warum flohen ſie?"

„Weil ich's müde war, der Spott ihres Pöbels zu ſeyn."

„Sie drohten, Feuer zu geben."

„Meine Piſtole war nicht geladen." Man unterſuchte das Gewehr, es war keine Kugel darinn.

„Warum führen ſie heimliche Waffen bei ſich?"

„Weil ich Sachen von Werth bei mir trage, und weil man mich vor einem gewiſſen Sonnenwirth gewarnt hat, der in dieſen Gegenden ſtreifen ſoll."

„Ihre Antworten beweiſen ſehr viel für ihre Dreſſtigkeit, aber nichts für ihre gute Sache. Ich gebe ihnen Zeit bis morgen, ob ſie mir die Wahrheit entdeken wollen."

„Ich werde bei meiner Ausſage bleiben."

„Man führe ihn nach dem Thurm."

„Nach dem Thurm? — Herr Oberamtmann, ich hoffe, es giebt noch Gerechtigkeit in dieſem Lande. Ich werde Genugthuung fodern."

„Ich werde ſie ihnen geben, ſobald ſie gerechtfertigt ſind."

Den Morgen darauf überlegte der Oberamtmann, der Fremde möchte doch wol unſchuldig ſeyn, die befehlshaberiſche Sprache würde nichts über ſeinen Starrſinn vermögen, es wäre vielleicht beſſer gethan, ihm mit Anſtand und Mäßigung zu begegnen. Er verſammelte die Geſchwornen des Orts, und ließ den Gefangenen vorführen.

„Verzeihen ſie es der erſten Aufwallung, mein Herr, wenn ich ſie geſtern etwas hart anließ."

„Sehr gern, wenn ſie mich ſo faſſen."

„Unſre Geſeze ſind ſtrenge, und ihre Begebenheit machte Lerm. Ich kann ſie nicht frei geben, ohne meine Pflicht zu verlezen. Der Schein iſt gegen ſie. Ich wünſchte, ſie ſagten mir etwas, wodurch er widerlegt werden könnte."

„Wenn ich nun nichts wüßte?"

„So muß ich den Vorfall an die Regierung berichten, und ſie bleiben ſo lang in feſter Verwahrung."

„Und dann?"

„Dann laufen ſie Gefahr, als ein Landſtreicher über die Gränze gepeitſcht zu werden, oder wenns gnädig geht, unter die Werber zu fallen."

Er ſchwieg einige Minuten, und ſchien einen heftigen Kampf zu kämpfen; dann drehte er ſich raſch zu dem Richter.

„Kann ich auf eine Viertelſtunde mit ihnen allein ſeyn?"

Die Geſchwornen, ſahen ſich zweideutig an, entfernten ſich aber auf einen gebietenden Wink ihres Herrn.

„Nun, was verlangen ſie?"

„Ihr geſtriges Betragen, Herr Oberamtmann, hätte mich nimmermehr zu einem Geſtändniß gebracht, denn ich troze der Gewalt. Die Beſcheidenheit, womit ſie mich heute behandeln, hat mir Vertrauen und Achtung gegen ſie gegeben. Ich glaube, daß ſie ein edler Mann ſind."

„Was haben ſie mir zu ſagen?"

„Ich ſehe, daß ſie ein edler Mann ſind. Ich habe mir längſt einen Mann gewünſcht wie ſie. Erlauben ſie mir ihre rechte Hand."

„Wo will das hinaus?"

„Dieſer Kopf iſt grau und ehrwürdig. Sie ſind lang in der Welt geweſen — haben der Leiden wohl viele gehabt — Nicht wahr? und ſind menſchlicher werden?"

„Mein Herr — Wozu ſoll das?"

„Sie ſtehen noch einen Schritt von der Ewigkeit, bald — bald brauchen ſie Barmherzigkeit bei Gott. Sie werden ſie Menſchen nicht verſagen. — — Ahnden ſie nichts? Mit wem glauben ſie, daß ſie reden?"

„Was iſt das? Sie erſchröken mich."

„Ahnden ſie noch nicht? — Schreiben ſie es ihrem Fürſten, wie ſie mich fanden, und daß ich ſelbſt aus freier Wahl mein Verräther war — daß ihm Gott einmal gnädig ſeyn werde, wie er jezt mir es ſeyn wird — bitten ſie für mich, alter Mann, und laſſen ſie dann auf ihren Bericht eine Träne fallen: Ich bin der Sonnenwirth."

†

IV.

Freigeiſterei der Leidenſchaft[*].

Als Laura vermählt war im Jahr 1782.

Nein — länger länger werd ich dieſen Kampf nicht kämpfen,
den Rieſenkampf der Pflicht.
Kannſt du des Herzens Flammentrieb nicht dämpfen,
ſo fodre, Tugend, dieſes Opfer nicht.

Geſchworen hab ichs, ja, ich habs geſchworen,
mich ſelbſt zu bändigen.
Hier iſt dein Kranz. Er ſey auf ewig mir verloren,
nimm ihn zurük, und laß mich ſündigen.

Sieh,

---

[*] Ich habe um ſo weniger Anſtand genommen, die zwey folgenden Gedichte, hier aufzunehmen, da ich von jedem Leſer erwarten kann, er werde ſo billig ſeyn, eine Aufwallung der Leidenſchaft nicht für ein philoſophiſches Siſtem und die Verzweiflung eines erdichteten Liebhabers nicht für das Glaubensbekenntniß des Dichters anzuſehen. Widrigenfalls möchte es übel um den dramatiſchen Dichter ausſehen, deſſen Intrigue ſelten ohne einen Böſewicht fortgeführt werden kann: und Milton und Klopſtock müßten um ſo ſchlechtere Menſchen ſeyn, je beſſer ihnen ihre Teufel glückten.

S.

Sieh, Göttin, mich zu deines Trones Stuffen,
wo ich noch jüngſt, ein frecher Beter, lag,
Mein übereilter Eid ſey widerrufen,
vernichtet ſey der ſchrekliche Vertrag,

Den du im ſüßen Taumel einer warmen Stunde
vom Träumenden erzwangſt,
Mit meinem heißen Blut in unerlaubtem Bunde,
betrügeriſch aus meinem Buſen rangſt.

Wo ſind die Feuer, die elektriſch mich durchwallten,
und wo der ſtarke kühne Talisman?
In jenem Wahnwiz will ich meinen Schwur dir halten,
worinn ich unbeſonnen ihn gethan.

Zerriſſen ſey, was du und ich bedungen haben,
Sie liebt mich — deine Krone ſey verſcherzt.
Glükſelig, wer in Wonnetrunkenheit begraben,
ſo leicht wie ich, den tiefen Fall verſchmerzt.

Sie ſieht den Wurm an meiner Jugend Blume nagen,
und meinen Lenz entflohn,
Bewundert ſtill mein heldenmütiges Entſagen
und großmuthsvoll beſchließt ſie meinen Lohn.

Mistraue, ſchöne Seele, dieſer Engelgüte!
Dein Mitleid waffnet zum Verbrecher mich,
Gibts in des Lebens unermeßlichem Gebiete,
gibts einen andern ſchönern Lohn — als Dich?

Als das Verbrechen, das ich ewig fliehen wolte?
Entſezliches Geſchik!
Der einzge Lohn der meine Tugend krönen ſollte,
iſt meiner Tugend lezter Augenblik.

Des wolluſtreichen Giftes voll — vergeſſen,
vor wem ich zittern muß,
Wag ich es ſtumm, an meinen Buſen ſie zu preſſen,
auf ihren Lippen brennt mein erſter Kuß,

Wie ſchnell auf ſein allmächtig glüendes Berühren,
wie ſchnell o Laura floß
Das dünne Siegel ab von übereilten Schwüren,
ſprang deiner Pflicht Tirannenkette los,

Jezt ſchlug ſie laut die heißerflehte Schäferſtunde,
jezt dämmerte mein Glük —
Erhörung zitterte auf deinem brennenden Munde,
Erhörung ſchwamm in deinem feuchten Blick,

Mir ſchauerte vor dem ſo nahen Glüke,
und ich errang es nicht.
Vor deiner Gottheit taumelte mein Muth zurüke,
ich Raſender! und ich errang es nicht!

Woher diß Zittern, diß unennbare Entſezen,
wenn mich dein liebevoller Arm umſchlang? —
Weil dich ein Eid, den auch ſchon Wallungen verlezen,
in fremde Feſſeln zwang?

Weil ein Gebrauch, den die Geſeze heilig prägen,
des Zufalls ſchwere Miſſethat geweiht?
Nein — unerſchroken troz' ich einem Bund entgegen,
den die erröthende Natur bereut.

O zittre nicht — du haſt als Sünderin geſchworen,
ein Meineid iſt der Reue fromme Pflicht.
Das Herz war mein, das du vor dem Altar verloren,
Mit Menſchenfreuden ſpielt der Himmel nicht.

Zum Kampf auf die Vernichtung ſey er vorgeladen,
an den der feierliche Spruch dich band.
Die Vorſicht kann den überflüßgen Geiſt entrathen,
für den ſie keine Seligkeit erfand.

Getrennt von Dir — warum bin ich geworden?
Weil du biſt, ſchuf mich Gott!
Er widerrufe, oder lerne Geiſter morden,
und flüchte mich vor ſeines Wurmes Spott.

Sanftmütigſter der fühlenden Dämonen,
zum Wüterich verzerrt dich Menſchenwahn?
Dich ſolten meine Quaalen nur belonen,
und dieſen Nero beten Geiſter an?

Dich hätten ſie als den Allguten mir geprieſen,
als Vater mir gemahlt?
So wucherſt du mit deinen Paradieſen?
Mit meinen Tränen machſt du dich bezahlt?

Beſticht man dich mit blutendem Entſagen?
Durch eine Hölle nur
Kannſt du zu deinem Himmel eine Brüke ſchlagen?
Nur auf der Folter merkt dich die Natur?

O dieſem Gott laßt unſre Tempel uns verſchließen,
kein Loblied feire ihn,
Und keine Freudenträne ſoll ihm weiter fließen,
er hat auf immer ſeinen Lohn dahin!

P.

V. Re-

V.

Reſignation.

Eine Phantaſie.

Auch ich war in Arkadien geboren,
auch mir hat die Natur
an meiner Wiege Freude zugeſchworen,
auch ich war in Arkadien geboren,
doch Tränen gab der kurze Lenz mir nur.

Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder,
Mir hat er abgeblüht.
Der ſtille Gott — o weinet meine Brüder —
der ſtille Gott taucht meine Fakel nieder,
und die Erſcheinung flieht.

Da ſteh ich ſchon auf deiner Schauerbrüke,
Ehrwürdge Geiſtermutter — Ewigkeit.
Empfange meinen Vollmachtbrief zum Glüke,
ich bring ihn unerbrochen dir zurücke,
mein Lauf iſt aus. Ich weiß von keiner Seligkeit.

Vor deinem Tron erheb' ich meine Klage,
verhüllte Richterin.
Auf jenem Stern gieng eine frohe Sage;
Du troneſt hier mit des Gerichtes Waage
und nenneſt dich Vergelterin.

Hier — ſpricht man — warten Schreken auf den Böſen,
und Freuden auf den Redlichen.
Des Herzens Krümmen werdeſt du entblößen;
Der Vorſicht Räzel werdeſt du mir löſen,
und Rechnung halten mit dem Leidenden.

Hier öfne ſich die Heimat dem Verbannten,
hier endige des Dulders Dornenbahn.
Ein Götterkind, das ſie mir Wahrheit nannten,
Die meiſten flohen, wenige nur kannten,
hielt meines Lebens raſchen Zügel an.

„Ich zahle dir in einem andern Leben,
gib deine Jugend mir;
Nichts kann ich dir als dieſe Weiſung geben.“
Ich nahm die Weiſung auf das andre Leben,
und meiner Jugend Freuden gab ich ihr.

„Gib mir das Weib, ſo theuer deinem Herzen,
gib deine Laura mir.
Jenſeits der Gräber wuchern deine Schmerzen.“ —
Ich riß ſie blutend aus dem wunden Herzen,
und weinte laut, und gab ſie ihr.

„Du ſiehſt die Zeit nach jenen Ufern fliegen,
die blühende Natur
bleibt hinter ihr — ein welker Leichnam — liegen.
Wenn Erd und Himmel trümmernd aus einander fliegen,
daran erkenne den erfüllten Schwur.“

„„Die Schuldverſchreibung lautet an die Todten,““
hohnlächelte die Welt,
„„Die Lügnerin, gedungen von Deſpoten
hat für die Wahrheit Schatten dir geboten,
du biſt nicht mehr, wenn dieſer Schein verfällt.““

Frech wizelte das Schlangenheer der Spötter:
„„Vor einem Wahn, den nur Verjährung weiht,
erzitterſt du? Was ſollen deine Götter,
des kranken Weltplans ſchlau erdachte Retter,
die Menſchenwiz des Menſchen Nothdurft leiht?““

„„Ein

„ „Ein Gaukelſpiel, ohnmächtigen Gewürmen
vom Mächtigern gegönnt,
Schrekfeuer angeſtekt auf hohen Thürmen,
Die Phantaſie des Träumers zu beſtürmen,
wo des Geſezes Fakel dunkel brennt.“ “

„ „Was heißt die Zukunft, die uns Gräber deken?
Die Ewigkeit, mit der du eitel prangſt?
Ehrwürdig nur, weil ſchlaue Hüllen ſie verſteken,
der Rieſenſchatten unſrer eignen Schreken
im holen Spiegel der Gewiſſensangſt;“ “

„ „Ein Lügenbild lebendiger Geſtalten,
die Mumie der Zeit
vom Balſamgeiſt der Hofnung in den kalten
Behauſungen des Grabes hingehalten,
das nennt dein Fieberwahn — Unſterblichkeit?“ “

„ „Für Hofnungen — Verweſung ſtraft ſie Lügen —
gabſt du gewiße Güter hin?
Sechstauſend Jahre hat der Tod geſchwiegen,
Kam je ein Leichnam aus der Gruft geſtiegen
der Meldung that von der Vergelterin?“ “

Ich ſah die Zeit nach deinen Ufern fliegen,
die blühende Natur
blieb hinter ihr, ein welker Leichnam, liegen,
Kein Todter kam aus ſeiner Gruft geſtiegen,
und feſt vertraut' ich auf den Götterſchwur.

All meine Freuden hab ich dir geſchlachtet,
jezt werf ich mich vor deinen Richtertron.
Der Menge Spott hab ich beherzt verachtet,
nur deine Güter hab ich groß geachtet,
Vergelterin; ich fodre meinen Lohn.

„Mit gleicher Liebe lieb ich meine Kinder,
rief unſichtbar ein Genius.
Zwei Blumen, rief er — hört es Menſchenkinder —
Zwei Blumen blühen für den weiſen Finder,
ſie heißen Hofnung und Genuß.

„Wer dieſer Blumen Eine brach, begehre
die andre Schweſter nicht.
Genieße wer nicht glauben kann. Die Lehre
iſt ewig wie die Welt. Wer glauben kann, entbehre.
Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht.

„Du

„Du haſt gehofft, dein Lohn iſt abgetragen,
dein Glaube war dein zugewognes Glük.
Du kennteſt deine Weiſen fragen,
was man von der Minute ausgeſchlagen
gibt keine Ewigkeit zurük.

Y.

VI.✓

Morgenlied.

Im May 1785.

Prächtig ſteigt die Sonne wieder
Aus der Morgenröthe Zelt,
Tauſend, tauſend Jubellieder
Singt ihr die erwachte Welt,
Und der Blumen ſüßes Düften
Steigt ihr auf in reinen Lüften.

Seht! wie ihr die Heerden hüpfen,
Hört! wie ihr die Taube girrt;
Raſcher ſcheint der Bach zu ſchlüpfen
Der durch friſche Wieſen irrt,
Und die kleinen Sommer Müken
Tanzen ringelnd ihr Entzüken.

Traurig ſiz ich in der Fülle
Lauter Freude rings umher,
Schwermuthsvoller, ernſt und ſtille
Bleibt mein Buſen freudenleer,
Ach! die Purpurſtralen weken
Mir des Todes bleiches Schreken.

Weh mir! daß ich durch die Chöre,
Durch das Lied, das Leben ſingt,
Laut des Todes Röcheln höre
Das aus jedem Odem dringt,
In den Weyhrauch reiner Lüfte
Miſcht ſich Duft der Todtengrüfte.

Blumen, die dem Aufgang blühen,
Welken, wenn der Mittag ſinkt,
Und von Wangen, die ihm glühen,
Todes Schweis der Abend trinkt,
Leichen, Gräber ohne Zahlen
Wird ſein lezter Grus beſtralen.

Tauche deine goldnen Flügel,
Erden Licht! ins Schatten Meer,
Streu um unſre Todenhügel
Nacht das tiefſte Dunkel her,
Bis in Edens Sonnenwälzen
Unſrer Gräber Feſſeln ſchmelzen.

Sophia Albrecht.

VII.

Philipp der Zweite,

König von Spanien.

Von Mercier *).

Philipp der zweite iſt Staub. Zwei Jahrhunderte trennen ihn von uns, und ſein Name lebt nur durch die Gerechtigkeit der Zeit. Ich will ein Gemählde ſeines abergläubiſchen und ſchreklichen Deſpotismus entwerfen — alle Beſtandtheile dieſes grauſamen Charakters, die uns in der Geſchichte durchſchauern, will ich in ein Bildniß zuſammen ſchmelzen, und den Abſcheu, der mich durchdrungen hat, allgemein machen.

Welch ein Ungeheuer, je länger ich bei ſeinem Anblik verweile! — Man erzählt von einem Bildhauer, der ſich anbetend zu den Füßen des Jupiters niederwarf, den ſein Meiſel erſchaffen hatte — ich ſtürze erſchroken vor dem Bilde zurük, das ich zeichnete.

Der richtende Kiel des Schriftſtellers ſoll die ſchlechten Könige brandmarken; dadurch ehrt er die guten. Alle nach der Reihe müſſen ſich endlich dem un-

---

*) Precis hiſtorique zu ſeinem Portrait d. Philippe ſecond.

unbeſtechlichen Grabſtichel unterwerfen, der ihre Laſter oder Tugenden auf die Nachwelt bringt. Die verborgenſten Winkelzüge ihres Charakters werden hervorgezogen an den Tag, welcher Schleier ſie auch deke, alle ohne Unterſchied müſſen vor dem Richterſtul der Menſchheit erſcheinen, die da iſt und kommen wird.

Kein Tiran, finſter und grauſam wie dieſer, beſtieg ſeit Tiberius den Tron. Philipp der Zweite ließ das Schiff der römiſchen Kirche auf einer See von Menſchenblut treiben. Einverſtanden mit dem Inquiſitionsgericht, deſſen barbariſche Verfolgungen in Flandern, Spanien, Amerika er beförderte, grauſam von Natur und nach Grundſäzen, mußte er noch zugleich ſein Vertrauen an zwei Kreaturen verſchenken, die ſeiner vollkommen würdig waren, an den Kardinal Granvella, und den Herzog von Alba. Beiden überließ er ſeine königliche Macht, denn beide waren wie er unmenſchlich und unerbittlich.

Seine Abſicht war, die furchtbare Gewalt, die er ſchon beſaß, durch eine geiſtliche Monarchie zu verſtärken, weil er wußte, daß ſich die leztere über den ganzen Menſchen erſtrekte. Eben ſo wie die göttliche Regierung die ganze Schöpfung umfaßt, ſolte der Deſpotismus des Glaubens ihm die ganze politiſche Welt unterjochen. Jeder Aufrührer wäre dann zugleich Kezer, und jeder Kezer würde als Aufrührer behandelt. Man hätte ſich gegen den Monarchen vergangen, ſobald man ſich von der Formel ſeines Glau-

bens

dens entfernte. Eine ſolche Tirannei des Gewiſſens, — die ſchlimmſte aller ſchlimmen Regierungsformen — wollte Philipp in ſeinen Staaten errichten. Er wollte ſeine irrdiſche profane Gewalt mit einem göttlichen Zepter vermählen.

Die kirchliche Regierung hatte ſchon ſeit einigen Jahrhunderten die Form der alten römiſchen angenommen. Ihre Maximen, von dem marktſchreieriſchen Prunk der Zeremonie unterſtüzt, hatte eine verführeriſche blendende Außenſeite, der Wille wurde gefeßelt, und alle Gewiſſen unter einem einzigen Gottesdienſte vereinigt; dann freilich waren nur wenige Schritte zu einem einzigen Geſez. Eben darum dachten auch ſchon mehrere Fürſten auf eine Wiedervereinigung der Monarchie mit dem Prieſterthum, und glaubten durch dieſen Kunſtgriff ſich einer gränzenloſen Gewalt zu verſichern. Aus keinem andern Grund geſtand Philipp der Zweite, der es in Anſchlägen dieſer Art allen ſeinen Vorgängern und Zeitgenoſſen zuvorthat, dem römiſchen Biſchoff die Unfehlbarkeit zu; er ſelbſt wollte ſich dieſes Vorrecht in ſeinen Staaten anmaßen, und mit dem heiligen Kreuz ſo gut als mit ſeinem Schwerde befehlen. Es lag ihm daran, jeden Widerſpruch abzuſchneiden, wo ſein Vortheil im Spiele war; man ſollte zittern, wenn er ſein Kruzifix in die Hand nahm; der intoleranteſte Pfaffe ſprach aus dem Mund des unempfindlichſten Königs.

Nothwendig mußte das einen Geiſt der Verfolgung entzünden, welcher bald in einen politiſchen Fanatismus übergieng. Dieſes Gift verbreitete ſich bald durch alle Adern der Regierung, alles ward der Religionsmeinung untergeordnet und aufgeopfert. Wer ſich unterſtand zu denken wurde hinweggeſchaft, was nur den Geiſt der Unterſuchung athmete, verdächtig gemacht und gebrandmarkt. Unnatürliche Ausſchweifung einer Religion, die ſich auf allgemeines Wohlwollen gründet!

Dieſer ſchändliche Deſpotismus verunſtaltete bald alle Zweige der Geſezgebung, und machte ſie zugleich kleingeiſtiſch und grauſam. Die Form des Gottesdienſts glich einer abgeſchmakten läſtigen Etikette, und dieſer ewige Zwang mußte endlich die Heuchelei, eine Mutter ſo vieler Laſter, gebähren. Ein finſtrer und grauſamer Aberglauben verſchlang das Licht der Vernunft, und errichtete ſeinen Tron auf den Trümmern der Gewiſſensfreiheit. Dieſes traurige Loos traf alle ſpaniſche Reiche — der Fanatismus legte in dieſem weiten Erdſtrich der Dummheit ſeine Pflanzungen an, und das Volk wurde zum Thier heruntergeſtoßen. Aber dennoch hintergieng der Erfolg die Erwartungen, die man ſich von dieſem Verfahren gebildet hatte. Der Menſch, von dem doppelten Joch der Sklaverei und der Dummheit belaſtet, ſchweift gerne von einem Extrem zum andern, und geht von einem blinden Gehorſam zu zügelloſen Empörungen über. So fand ſich end-

endlich Philipp der Dritte gezwungen, die vereinigten Provinzen für einen unabhängigen freien Staat zu erklären, und mußte ſich anheiſchig machen, ihren Handel hinfort weder in Indien noch in Amerika anzufechten.

Der Monarch, deſſen Charakter ich jezt entwerfe, beſaß in Europa die Königreiche Spanien und beide Sicilien, die Niederlande, die Franche Comte' und das Herzogthum Mailand; in Afrika, Tunis, Oran, die kanariſchen Inſeln, und einen Theil des grünen Vorgebürges; in Aſien die Philippinen, die Sonda-Inſeln und einen Theil der molucciſchen, in Amerika die Reiche Peru und Mexiko, Neu-Spanien, Chili und beinahe alle Inſeln, die zwiſchen dem feſten Land von Europa und Amerika liegen. Ungeheure Beſizungen in der Hand eines Einzigen, und der auch nicht einmal den Namen davon verdiente!

Alles kam zuſammen, dieſen Monarchen zum Gröſeſten der Welt und der Geſchichte zu machen, hätte er ſeine furchtbare Ueberlegenheit auf die Seite der wahren Größe geſchlagen — aber die wahre Größe war es eben, wovon er nichts wußte. In einem Zeitraum von zwei und vierzig Jahren, worin er die Unterjochung von ganz Europa ſchmidete, hatte er auch nicht *einen* Tag mit dem Glük der Menſchheit bezeichnet, überal Tyrann und Betrüger, überal Sklave des finſterſten Aberglaubens, hielt er hartnäkig auf jeder Gelegenheit, die ſich ihm anbot, ſeine ſtrafende Macht zu zeigen.

Er trachtete nach der Eroberung von Britannien, denn er verabſcheute alles, was frei war. Wäre es Drake nicht gelungen, hundert ſeiner Schiffe im Hafen von Cadix zu verbrennen, und hätte nicht ein wohlthätiger Sturm jene furchtbare Flotte zerſtreut, die mit dem Namen der Unüberwindlichen pralte, ſo war dieſer glükliche Freiſtaat aus dem Globus vertilgt b). Welcher Zuwachs ſeiner Gröſe, wenn er auch noch dieſes mächtige Reich mit ſeinen vielen Erbländern hätte vereinigen können!

Ohn-

---

b) Dieſe merkwürdige Begebenheit hat ein Dichter jener Zeit in folgender Ode beſungen:

Die unüberwindliche Flotte.

Sie kömmt — ſie kömmt des Mittags ſtolze Flotte,
das Weltmeer wimmert unter ihr,
mit Kettenklang und einem neuen Gotte
und tauſend Donnern, naht ſie dir —
Ein ſchwimmend Heer furchtbarer Citadellen
(der Ocean ſah ihres gleichen nie)
unüberwindlich nennt man ſie,
zieht ſie einher auf den erſchroknen Wellen;
den ſtolzen Namen weiht
der Schreken, den ſie um ſich ſpeit.

Mit majeſtätiſch-ſtillem Schritte
trägt ſeine Laſt der zitternde Neptun,
Weltuntergang in ihrer Mitte,
naht ſie heran und alle Stürme ruhn.

Dir

Ohngeachtet der reichen Goldgruben in Amerika waren dennoch ſeine Finanzen ſehr oft in Unordnung, und ſeine Reichthümer erſchöpft. Er borgte von der Republik Genua, ja ſogar von ſeinen flämiſchen Unterthanen, wirkte ſich am römiſchen Hof ein Privilegium über die Kirchengüter aus, und, wer wird es glauben?

und

Dir gegenüber ſteht ſie da,
Glükſelge Inſel — Herrſcherin der Meere,
dir drohen dieſe Gallionenheere,
großherzige Britannia.
Weh deinem freigebohrnen Volke!
Da ſteht ſie, eine wetterſchwangre Wolke.

Wer hat das hohe Kleinod dir errungen,
das zu der Länder Fürſtin dich gemacht?
Haſt du nicht ſelbſt von ſtolzen Königen gezwungen,
der Reichsgeſeze weiſeſtes erdacht,
das große Blatt, das deine Könige zu Bürgern,
zu Fürſten deine Bürger macht?
Der Segel ſtolze Obermacht
haſt du ſie nicht von Millionen Würgern
erſtritten in der Waſſerſchlacht?
Wem dankſt du ſie — erröthet Völker dieſer Erde —
wem ſonſt als deinem Geiſt und deinem Schwerde?

Unglückliche — blik hin auf dieſe feuerwerfenden Koloſſen;
blik hin und ahnde deines Ruhmes Fall,
bang ſchaut auf dich der Erdenball,
und aller freien Männer Herzen ſchlagen,
und alle gute ſchöne Seelen klagen
theilnehmend deines Ruhmes Fall.

Gott

und ſeine eigenen Truppen empörten ſich bei der Belagerung von Amiens, weil ſie keinen Sold erhielten.

Was ſezte Philipp nicht in Bewegung, Heinrich den Vierten zu unterdrüken! Was für Maſchinen ließ er nicht ſpielen, die Ausſöhnung dieſes Prinzen mit dem Römiſchen Stul zu hintertreiben! Als ein Schwager der leztern franzöſiſchen Könige machte er ſich Hoffnung, die Krone dieſes Reichs an ſeine Tochter Iſabelle zu bringen.

Frankreich kannte ſeinen Charakter, und verſchonte ihn auch nicht. Noch zu ſeinen Lebzeiten pflegte man ihn mit dem egiptiſchen Pharao zu vergleichen, und ein Schrift-

---

Gott der Allmächtge ſah herab,
ſah deines Feindes ſtolze Löwenflaggen wehen,
ſah drohend offen dein gewiſſes Grab —
Soll, ſprach er, ſoll mein Albion vergehen,
erlöſchen meiner Helden Stamm,
der Unterdrükung lezter Felſendamm
zuſammenſtürzen, die Tirannenwehre
vernichtet ſein von dieſer Hemiſphäre?
Nie, rief er, ſoll der Freiheit Paradies,
der Menſchenwürde ſtarker Schirm verſchwinden!
Gott der Allmächtge blikt,
und die Armada flog nach allen Winden.

Die zween leztern Verſe ſind eine Anſpielung auf die Medaille, welche Eliſabeth zum Andenken ihres Sieges ſchlagen lies. Es wird auf derſelben eine Flotte vorgeſtellt, welche im Sturm untergeht, mit der beſcheidenen Inſchrift: Afflavit Deus et diſſipati ſunt, Schriftſteller drükt ſich mit folgenden Worten über ihn aus: „Seht dieſen alten Satrapen, den Mörder ſeines Weibs und ſeines einzigen Sohns, wie einen zweiten Xerxes das Meer mit ſeinen Schiffen bedeken, aber der Himmel zerſchmettert ſie an den Küſten von Schottland und Irrland. Alter kindiſcher König, der mit einem Fuß ſchon im Grabe ſteht, im Grabe, worauf deine Staaten ſchwanken, und nur auf das Signal deines lezten Augenbliks lauren, ihr Joch abzuwerfen. Dein Reich iſt nur ein zuſammengeſtükkelter Körper, deſſen Fugen von einem kühnen Stoß aus einander ſpringen.“

Aber aller Verläumdungen ohngeachtet, welche Haß und Eiferſucht von ihm ausſtreuten, blieb das Kabinet dieſes Königs das gefürchtetſte in der Welt. Im Beſiz ſeiner amerikaniſchen und indiſchen Schäze ſpielte er in Europa den Meiſter, und behielt das Uebergewicht bei jeder großen Verhandlung; auch verließ er ſich ſo ſehr auf ſeine Entwürfe, daß er laut und öffentlich von ſeinem Paris, ſeinem Orleans ſprach. Hätte er ſeinen Sieg bei S. Quentin zu verfolgen gewußt, ſo war es um Frankreich geſchehen.

Das Haus Oeſterreich war ehrgeizig, herrſchſüchtig und ſtolz, aber gemeiniglich verlor es im Kabinette die Zeit, die es auf dem Schlachtfelde benuzen ſollte. Philipp dem Zweiten war es ein leichtes, die franzöſiſche Monarchie zu zerſtören, und doch hat er nur die Ligue zerſtört; er beſaß weder den Muth ſeines Vaters noch Eduards. Die Eroberung von Portugal,

wenn

wenn ſie anders dieſen Namen verdient, war der einzige Zuwachs den die ſpaniſche Macht unter Philipp dem Zweiten gewonnen hat.

Karl der Fünfte hatte der Welt ein außerordentliches Schauſpiel gegeben, da er auf einmal dem kühnen Phantom einer allgemeinen Herrſchaft entſagte, ſeiner ungeheuren Macht ſich freiwillig entlaſtete, und alle ſeine Kronen einem Sohn übergab, den er nicht einmal liebte. Merkwürdig war die Erſcheinung, dieſen mächtigen Souverain ſo viele königliche und kriegriſche Geſchäfte ohne Rükbehalt gegen Mönchsübungen vertauſchen zu ſehen. Er beſchloß ſeine erhabene Rolle mit einem gänzlichen politiſchen Tode, indem er ſich vor den Augen der Welt in die Mauren eines Kloſters begrub, und für ſeine abgeſchiedne Seele Meſſen abſingen ließ, gleichſam als hätte er aufgehört zu ſeyn; und doch fehlte noch etwas, ſein Leichenbegängniß vollkommen zu machen — eine Stimme der Wahrheit, welche nach dem Tode ſonſt zu erſchallen pflegt.

Karl der Fünfte that ſtets das Gegentheil von dem was er aufs heiligſte zuſagte; Zweideutigkeit war die Baſe ſeines Charakters. Von jener erſtaunenswürdigen Entſagung der Krone bleibt der wahre Bewegungsgrund noch immer ein Räthſel; aber kaum hatte er die Begräbnißfarce geſpielt, als ihn dieſer Schritt ſchon gereute. So wie Philipp Beſiz von der Regierung genommen hatte, achtete man Karls nicht mehr. Von ſeinen Unterthanen vergeſſen, lebte er mitten unter

ihnen,

ihnen, wie in einem fremden Lande. Hofleute ſah er nicht mehr; für ſie war nichts bey ihm zu gewinnen. Seine Diener zu belohnen hatte er ſich eine kleine Summe vorbehalten; Philipp war undankbar genug mit der Auszahlung zu zögern. Vormals Beherrſcher ſo vieler Königreiche, war er izt ohne Geld, wandelte mit dem Breviar in der Hand in einem einſamen Kloſter umher; geiſſelte ſich jeden Freytag in der Faſtenzeit — ein Kaiſer wie dieſer, welch ein Schauſpiel für die Welt!

Indeſſen war es eine feierliche und ſogar rührende Handlung als er die Regierung niederlegte. Er ſchloß ſeinen Sohn in die Arme, und ſagte zu ihm: „nur deine Sorgfalt für das Glük deines Volks kann meine Zärtlichkeit belohnen. Möchten deine Kinder es werth ſeyn, daß du dereinſt für einen unter ihnen eben das thun könnteſt, was ich jezt für dich thue.“

War Karls Seele würklich über den Thron erhaben, oder ließ er ſich bloß von einer vorübergehenden Laune hinreißen? Es fehlt hierüber nicht an Vermuthungen, aber die wenigſten ſind befriedigend. Vor ihm war niemand auf den Einfall gekommen, ſeine eigenen Exequien zu feyern; während der Leichengeſänge die man um ihn her anſtimmte, erkältete er ſich in dem bleyernen Sarge, und ſtarb noch in eben dem Jahr, an den Folgen dieſer Erkältung.

Karl war intolerant geweſen, hatte ſich durch Verfolgungsgeiſt ſeinem Zeitalter ſchreklich gemacht. Jezt wollte er in ſeinem Kloſter zwey Uhren ſo ſtellen, daß ſie nie von einander abwichen, und kam nicht damit zu Stande. Da entwiſchte ihm jener Ausruf: „und doch ſollen zwey Menſchen nie in ihrem Glauben von einander abgehen?“

Philipp erbte die Vorurtheile ſeines Vaters, und ſein deſpotiſcher Stolz trieb ihn an, das ganze Menſchengeſchlecht ſeinem Glauben zu unterwerfen. Dieß war ein Hauptzug ſeines Charakters. Kaum hatte er den Thron beſtiegen, als er den Beichtvater ſeines Vaters in effigie verbrennen ließ; und es fehlte wenig, daß er nicht ſelbſt Karln für einen Kezer erklärte, und ſein Andenken läſterte. Ein ſolcher Aberglaube, war er die Eingebung ſeines Herzens, oder des Charakters ſeiner Nation?

Der mächtige Karl gieng damit um, Maximilians und Ferdinands Plane auszuführen, und ſein Glük zu einem Gipfel zu erheben, der ganz Europa überſchatten ſollte. Aber für einen ſolchen Ehrgeiz war er nicht kriegeriſch genug. Der anhaltende glükliche Erfolg ſeiner Unternehmungen wurde nicht von ihm benuzt; ſeine Kriege wurden zu oft unterbrochen.

Er untergrub die Grundpfeiler ſeiner angeerbten Macht durch den Staatsfehler, daß er die Unterjochung des deutſchen Reichs für den erſten Schritt

zur

zur allgemeinen Monarchie anſah. Dieſer Irrthum zertheilte ſeine Kraft, und die Eilfertigkeit ſeinen Bruder zum Römiſchen König wählen zu laſſen, war vielleicht in der Folge die vornehmſte Urſache von Europens Befreyung. Auch das deutſche Reich erholte ſich wieder unter einem weniger drükenden Joche.

Ein Glück war es, daß die Kaiſerwürde nicht eben ſo von Karln abhieng, wie der Beſiz ſeiner erblichen Staaten. Er würde ſeinem Sohne ſeine ganze Macht überlaſſen haben; und ſchon reute es ihn, daß es ſein Bruder war, der den Titel eines Römiſchen Königs bekommen hatte. Vergebens hatte er ſich bemüht, ihn durch die liſtigſten Anerbietungen zu bewegen, ſich ſeines Rechts zu begeben. Er hatte alles angewandt die Reichsſtände zu gewinnen; aber von jeher für die Erhaltung ihrer Freyheit beſorgt, fürchteten ſie auch jezt ein zu mächtiges Oberhaupt, das ihnen gefährlich werden könnte. Durch dieſe Hinderniſſe und durch die Widerſezlichkeit ſeines Bruders ermüdet, überließ ihm endlich Karl wider Willen das deutſche Reich.

Dieß war der Zeitpunkt, da das Haus Oeſterreich Europa in Schreken ſezte. Richelieu ſahe die Größe der Gefahr in der Zukunft voraus, und aus dieſem Geſichtspunkte kann er für den Wohlthäter mehrerer Europäiſchen Nationen angeſehen werden. Philipp träumte ſo gut, wie Karl von einer Univerſalmonarchie; nur hatte dieſen die Lage ſeiner Staaten mehr bey ſeinen Abſichten begünſtigt. Das Haus Oeſterreich hatte damals den höchſten Gipfel von Größe und Macht erreicht. Die alten Unterthanen waren treu und im Kriege geübt; Spanien bereicherte ſich mit den Schätzen der neuen Welt; die Niederlande waren für Frankreich und Deutſchland gleich furchtbar; und die Religion, damals die Quelle der heftigſten Unruhen, gab bald einen Vorwand die einzelnen Staaten des Reichs zu entzweyen und zu ſchwächen, bald ſie wieder zu vereinigen.

Die Spaniſche Monarchie verlor viel von ihrem Anſehen unter Philipp dem Zweiten, weil er ſein Land erſchöpfte um die Burgundſche Erbſchaft zu erhalten, und weil jene allgemeine Triebfeder die unter ſeinem Vater die ganze Maſſe ſeiner Macht in Bewegung geſetzt hatte, unter ihm erſchlafft war.

Philipps Politik war künſtlich aber unthätig. Dieſer Dämon in Süden, wie man ihn nennte, war mehr damit beſchäftigt, den Saamen von Unruhen und Streitigkeiten in ganz Europa auszuſtreuen, als dieſe ſelbſt zu benutzen. Ueberzeugt von dem Einfluſſe des Pabſtes und der Religion, wußte er ihn durch den Schein einer eifrigen Anhänglichkeit an ſein Glaubensbekenntniß ſich zu eigen zu machen. So wurde er der Vertheydiger und Rächer aller katholiſchen Glaubensgenoſſen; nöthigte den Pabſt, ihm ſeine Macht zu übertragen, herrſchte durch Vorurtheile wie durch Waffen. —

Da

Daher jene wütenden und unaufhörlichen Ausbrüche von Bigotterie. Und doch führte er gewöhnlich ſeine Entwürfe mit ſolcher Langſamkeit aus, daß ihm ſelbſt Mangel an Klugheit nicht hätte nachtheiliger ſeyn können. Spanien hatte es bloß den Fehlern ſeiner Feinde zu danken, daß es nicht noch mehr verlor. Mußte nicht Philipp troz ſeines Stolzes Heinrich den Vierten um Frieden bitten? Verlor er nicht Tunis und Goulette? Und was vermochte er gegen die vereinigten Niederlande, was gegen England, ſo ſehr er es bedrohte?

Oft verſchwendete er ſeine Zeit mit unbedeutenden Gegenſtänden, wenn ihn die günſtigſten Umſtände aufforderten ſeinem Glüke einen neuen Schwung zu geben. Eine Zänkerey unter Geiſtlichen beſchäftigte ihn eben ſo ernſtlich, wie die Ligue von Frankreich. Die Errichtung eines Mönchskloſters war ihm ſo wichtig, als der Erfolg einer Schlacht. Der Wille der Päbſte war ihm ein heiliges Geſez, und gegen die Reformirten war er ſo aufgebracht, daß er Ruhe und Ehre der Begierde ſie auszurotten, aufopferte. Selbſt ſeine Feinde unterſtüzte er, wenn ſie nur im geringſten den Proteſtanten zuwider zu ſeyn ſchienen; und das Glük einer Nation die er als Nebenbulerin haßte, war ihm erwünſcht, wenn nur der Kezerei dadurch Abbruch geſchah.

Den Glauben an die Untrüglichkeit des Pabſtes behauptete er ſelbſt zuerſt, oder wollte ihn wenigſtens bey andern allgemein machen. Seine Politik war es unſtreitig, dieſes geheiligte Vorurtheil gegen ſeine Feinde zu benuzen, und es daher gegen alle Zweifel zu ſichern.

Kein Jahrhundert iſt durch größere Verbrechen und durch größere Begebenheiten ausgezeichnet, als das ſechszehnte. Welchen Fürſten mußten damals die Menſchen gehorchen! Katharina von Medizis, Karl IX, Heinrich III, Philipp II, Chriſtian II, Heinrich II; die ränkevollen und grauſamen Päbſte nicht einmal zu rechnen.

Der Proteſtantismus war der Widerſtand, welchen die deutſchen Kraiſe der Uebermacht Karl des Fünften entgegenſezten. Aus einem theologiſchen Streite machte man ein Bollwerk gegen die Tirannei. Und nach dieſen Begriffen nur wird man ſich überzeugen, wie es einen Fürſten geben konnte, welcher der Inquiſition befahl, alles auszurotten was nicht an die Transſubſtanziation glaubte. Aber freilich mußten auch die Völker, die man um dieſen Lehrſaz ſo hart verfolgte, aus allen ihren Kräften entgegenwürken. Die Proteſtanten wuchſen unter den Streichen wieder auf, womit man ſie niederdrüken wollte.

Eliſabeth war die Urheberinn ihrer Freiheit, und dies iſt ihr ſchönſter Lorbeer in den Augen der Nachwelt. Von Liebe zum wahren Ruhme, Toleranz und Standhaftigkeit geleitet, betrat Eliſabeth den Weg der Ehre, und ihre weiſe Regierung gab England einen mächtigen Einfluß.

Als

Als Holland und Seeland, der Tirannei Philipp des Zweiten überdrüßig, ſich unter die Oberherrſchaft der Eliſabeth begeben wollten, antwortete ſie den Geſandten die ihr den Antrag thaten, ſie hielte es nicht für ſchön noch anſtändig ſich fremden Eigenthums zu bemächtigen, und fügte hinzu, Holland habe Unrecht der Meſſe wegen ſo viel Verwirrung anzurichten; aber nachdem ſie ſo geſprochen hatte, wußte ſie auch als Fürſt zu handeln; ſie errieth, daß die Neuerer in Europa die Stüzen einer Freiheit werden würden, welche der Römiſche Hof und das Haus Oeſterreich zu vernichten ſtrebten.

Man will behaupten, daß Eliſabeth das Völkerrecht verlezte, indem ſie die Niederländer unterſtüzte, daß ſie nicht berechtigt war ſich in dieſen Streit zu miſchen und ſich zum Richter über die Ungerechtigkeit Philipps gegen die Niederländer aufzuwerfen. Aber das iſt ein Trugſchlus; die Staaten hängen ſo gut zuſammen, als die einzelnen Menſchen. Politik und Menſchlichkeit erfordern, daß ein Unrecht, welches einer Nation zugefügt wird, von allen andern bemerkt und geahndet werde. Das Intereſſe der großen Geſellſchaft will es augenſcheinlich, daß man die Grundgeſeze eines Staats nicht ungeſtraft verlezen laſſe; die große Geſellſchaft darf bei den überlegten Beleidigungen eines blinden oder unbändigen Tirannen nicht unthätig bleiben; das gemeinſchaftliche Intereſſe muß alle Regungen der politiſchen Körper beſtimmen; die Europäiſche Geſellſchaft hat keinen andern weſentlichen Zwek.

Wie? Eine ganze Nation ſollte mit ruhigem Auge das Blut ihrer Nachbarinn unter widerſinnigen und barbariſchen Launen fließen ſehen? Sobald die Geſeze der Menſchheit verlezt werden, tritt alles in das urſprüngliche Recht zurük; einem unterdrükten Volke beizuſtehen und großmüthig aufzuhelfen, das iſt die Aufforderung der Natur; eine mächtige Aufforderung, welche mit den Grundſäzen der natürlichen Freiheit übereinſtimmt und allen Nationen wechſelsweiſe zu gute kommen kann, weil hier die Sache der Völker gegen die Sache einiger Fürſten in Anſchlag kömmt.

Ein Staat der bei den wichtigen Unglüksfällen ſeiner Nachbarn ſich ausſchlöße, der gegen ihre Seufzer taub bliebe und alles überſähe, was nicht ſein beſondres Intereſſe verlezte; ein ſolcher Staat würde ſeinen Anſpruch auf die Vermittelung oder den Beiſtand einer angränzenden Macht, dieſes uralte und heilige Recht unglüklicher Völker, verlieren; die Unterdrüker würden auf Erden nie ausſterben, denn ſie könnten mit Muſſe die Vorrechte des geſellſchaftlichen Vertrags übertreten, indem ſie der Schranken der lebendigen Geſeze ſpotteten.

Freilich wird der Deſpot Rebellion ausrufen, ſobald ſich der geringſte Seufzer hören läßt, aber jeder wahre Fürſt, jedes edle Volk wird der Nation beiſpringen die einem eiſernen Joch unterliegt oder ein Raub der Anarchie wird. Er wird den Muth haben die Geſeze der Natur geltend zu machen, er wird nicht zugeben, den, daß ein übermüthiger Monarch oder ein aufrühreriſches Volk der öffentlichen und beſondern Ruhe drohe. Die kleine heimliche Politik iſt trügeriſch und hat den Charakter der Unempfindlichkeit, aber das große Intereſſe der Menſchheit, in dem unermeßlichen Umkrais vergangener und zukünftiger Zeiten erblikt, ſchaft der Seele Licht, und täuſcht ſie niemals.

Das Beiſpiel der Schweiz und Hollands hat glüklicher Weiſe dieſe Grundſäze in der Geſchichte anſchaulich gemacht und erwieſen. Heinrich IV that für die Helvetiſchen Kantons, was Eliſabeth für die vereinigten Provinzen gethan hatte.

Und wollte Gott, daß der unbändige Philipp von ſeinen Nachbarn im Zaum gehalten worden wäre! Erlaubte er ſich in Paris einen mächtigen Anhang zu unterhalten, um Frankreich beſſer zu ſchaden, ſo war man berechtigt genug ſeine elenden Unterthanen den glühenden Scheiterhaufen der Inquiſition zu entreißen und dem heiligen Blutdurſt zu wehren, welcher das unzählbare Heer ſeiner Henker bewafnete, die auf Alba's Stimme von Stadt zu Stadt herumſtreiften, und mit hohnſprechender Grauſamkeit Ströme von Blut vergoſſen. Seine Henker folgten ſeinen Kriegern auf dem Fuß nach.

Philipp machte ſich zum *Generaliſſimus* des Pabſtes, und dieſes Mittel wandte er an, um nach und nach alle Rechte umzuſtoßen, die ſeinen Gözen, den Despo-

Deſpotismus einſchränken konnten. Er warf ſich zum Monarchen der Kirche auf und erbte in der That die furchtbare Gewalt der Päbſte. Pius V. von niedriger Geburt, verſtand ſich mit ihm, begünſtigte ſeine Plane, und zeigte ſich als den eifrigſten Verfolger der Proteſtanten. Der ſpaniſche Monarch hielt den Kalvinismus für die Sekte die am beſten zu der Verfaſſung freier Staaten paßte, und er war entſchloſſen eine Reformation von Grund aus zu zerſtören, die ſich nicht mit der Monarchie vereinigen lies, wo die Gränzen der Macht unbeſtimmt ſind.

Freilich waren es Menſchen von niedrigem Stand geweſen, die den Kalvinismus eingeführt hatten; und dieſe ſind immer auf einen Luxus neidiſch, von welchem ſie ſich ausgeſchloſſen finden, und einer Gewalt Feind, deren Gewicht ſie mehr fühlen als die Reichen. Der Katholizismus dünkte ihnen die Seele der Tirannei, und in dem Umſturz der Römiſchen Uebermacht hoften ſie das Ende ihrer Sklaverei. Was das Gepräge der Pracht trug, erbitterte ſie, weil ihre Umſtände ihnen jeden Genuß der Reichen verwehrten; darum entriſſen ſie den Tempeln ihre Zierrathen und der Religion ihren Glanz.

Ihre Strenge und vorzüglich ihr Entwurf jeden Unterſchied des Rangs aus der Geſellſchaft zu verbannen, mußte die Großen gegen ſie aufbringen. Ihre Meinungen, welche dem Anſehen ſowohl, als den Vergnügungen der Fürſten abbrachen, mußten den heftigſten Widerſtand von Seiten der reichen und unbeſchränkten Monarchen erfahren. Auch hätte Philipp denen die er Rebellen nannte, Alles bewilligt, bis auf die Gewiſſensfreiheit: dieſe, ſagte er ſelbſt, würden ſie nie von ihm erhalten, wenn er auch ſeine Krone aufs Spiel ſezen müßte. Er ſah dieſe Gewiſſensfreiheit als die Zerſtörung ſeiner politiſchen Grundſäze an.

Wie die Inquiſition alles vertilgte, was unglüklich genug war nicht zu glauben, daß Gott Brod, daß Gott Wein ſeyn könnte, war ihre Abſicht eben nicht die Menſchen zu dieſem Glauben zu zwingen, aber ſie wollte die Beſizungen der Geiſtlichen in unverlezlicher Achtung erhalten; ſie ſtellten die Miſterien zur Wache über ihr angemaßtes Eigenthum. Dem Ehrgeiz der Priester war es von der höchſten Wichtigkeit, daß die Worte Kezerei und Rebellion verwechſelt würden.

Eliſabeth, welche jene getheilte Macht für eine verlorne hielt, war ſehr entfernt, Philipp dem Zweiten ihre Hand zu geben. Wie hätte ſie, die ſo feſt auf ihre Grundſäze hielt, den Sohn des mächtigen Karl neben ſich auf den Thron ſizen laſſen? Auch hätte ſie ſich mit dieſem Fürſten nicht vermählen können, ohne um eine Diſpenſation bei dem Pabſt anzuſuchen: durch dieſen Schritt aber würde ſie die Gewalt des Pabſtes anerkannt haben. Man ſieht, daß alles zuſammen kam, den Kalvinismus zu begünſtigen.

Frank-

Frankreich ſelbſt würde ganz proteſtantiſch geworden ſeyn, ohne die unvorſichtige Heftigkeit, zu welcher ihr Eifer die Reformatoren verleitete. Ihr Troz während des Kolloquiums zu Poiſſi, ihre wenig politiſche Unbiegſamkeit entzog ihrer Lehre den Ruhm ein ganzes Reich eingenommen zu haben und muß ihnen noch heute gereuen. Denn welche Reihe von glüklichen Vorfällen mußte auf einen ſo wichtigen Fortſchritt gefolgt ſeyn!

Während dieſer Streitigkeiten hatte die ſcholaſtiſche Theologie, dieſes vielköpfige Ungeheuer, die Alleinherrſchaft über die Welt. Sie predigte jene frechen Säze, welche die Vernunft ſchreken und niederdrüken. Sie lieferte die Menſchen irdiſchen Flammen, und damit noch nicht zufrieden, lies ſie die Scheiterhaufen der Inquiſition bis in die Ewigkeit fortdauern. Kein tröſtendes Licht über die Rechte der Menſchen, weder in bürgerlichen noch in politiſchen Verhältniſſen. Alles, bis auf die Geſchichte und die ſchönen Wiſſenſchaften, trug das finſtre Gepräg der Schule, alles unterlag einem überall verbreiteten Geiſt von Wuth, von Intoleranz, und von theologiſchem Geſchwäz. Mit verbundenen Augen, in eine Mönchskutte verhüllt, die Fakel in der Hand, ſtreifte der Fanatismus durch Europa.

Philipps Ehrgeiz und Barbarei machten die Finſterniß noch dichter. Er legte es darauf an, dem Menſchen ſeine unverlezbarſten Rechte zu entreiſſen und alle Pflichten, alle Tugenden, alle Kenntniſſe zu vertilgen.

Dieſer ſchrekliche Monarch der gleich dem Pabſt Anſpruch auf die Untrüglichkeit machte, hatte dem Proteſtantismus den Untergang geſchworen und ließ den Prinzen von Oranien, den er von dem Intereſſe der Niederlande nicht hatte abziehen können, durch einen Meuchelmörder umbringen. Schon war Egmonts und Horns Tod das Signal zu der Hinrichtung achtzehn andrer Edelleute geweſen, welche durch eine beſondre Kommiſſion verurtheilt worden waren; aber giebt es in der Geſchichte, ſelbſt der Römiſchen Kaiſer, ein abſcheulicheres Denkmal, als Philipps Achtserklärung gegen den erſten Statthalter von Holland? Wer kann ohne Schaudern die folgenden Worte leſen? „Wir verſprechen auf unſer königliches Wort und als ein Diener Gottes, wenn ſich jemand findet der edel genug iſt die Welt von dieſer Peſt zu befreyen und ihn uns todt oder lebendig zu überliefern oder ihm das Leben zu nehmen, dieſem fünf und zwanzig tauſend Kronen zu bezahlen; und wenn er auch ein noch ſo großes Verbrechen begangen, ſo verſprechen wir ihm unſre königliche Begnadigung, und wenn er noch nicht adlich iſt, verſetzen wir ihn und alle die ihm darinn helfen und beiſtehen, in den Adelſtand.“ In den Adelſtand! — Und ſeinerſeits wetteiferte Alba mit ſeinem König in der Grauſamkeit; er rühmte ſich, daß er achtzehntauſend ſeiner Mitbürger auf dem Schaffot hätte ſterben laſſen.

Die Bartholomäusnacht wurde mit Freudenbezeugungen an Philipps Hof gefeiert, während daß ganze Europa in Trauer über dieſe ſchreckliche Begebenheit verſunken war.

Aber die aufrühreriſchen Niederländer, die man damals Bettler nannte, legten durch ihren Muth den Grund zu einem mächtigen Freiſtaat. Sie gaben einen Beweis, daß einem Wollen nichts unmöglich iſt, welches ſich feſt vorgeſezt hat, entweder frei oder nicht mehr zu ſeyn. Die Inquiſition, welche in der Nähe die Neuerer zerſchmetterte, half in der Ferne den Lutheranismus verbreiten, und der Haß, den man gegen die Biſchöffe hatte, oder vielmehr Philipps eiſerne Ruthe förderte dieſe Revolution die Europa zum Erſtaunen zwang.

Was waren die Holländer in der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts? Ihre ſchnellwachſende Größe iſt vielleicht die bewundernswürdigſte Begebenheit in der neuen Geſchichte. Ein Haufen Matroſen und Fiſcher, Bewohner eines ſumpfigen Landes, kämpfen mit dem Meere das ſie zu verſchlingen droht, und wehren ſich gegen die beſten Krieger in Europa, die Spanien mit dem Golde von Mexiko und Peru beſoldete.

Tollkühnheit mußte es ſcheinen, daß ſie ihrem furchtbaren Herrn zu widerſtehen hoften; aber eine unüberwindliche Beharrlichkeit erſezte bei ihnen die würklichen Kräfte. Gezwungen auf ſich ſelbſt allein Rechnung zu machen, ſahen ſie ſich durch ihre Unermüdlichkeit im Handel endlich in dem Stand, Spanien ſeine Schätze und Beſitzungen zu entreißen; und Spanien troz ſeinen Amerikaniſchen Bergwerken, fand ſich endlich erſchöpft.

Was erreichte er durch ſo viele Grauſamkeiten, Ränke und Kriege, dieſer Deſpot, der mächtigſte Monarch in Europa? Er machte ſeine Staaten arm, und nachdem er die Amerikaniſchen Bergwerke erſchöpft hatte, hinterlies er eine Schuld von 140 Millionen Dukaten. Eine blinde Hartnäckigkeit verleitete ihn zu einer Reihe von politiſchen Fehlern. Er hatte Holland von ſeinem Vater ererbt, er konnte ruhig über dieſes Volk herrſchen; aber er brachte es auf, er zwang, ſo zu ſagen, die Niederländer zur Empörung. Nachdem er den unſinnigen Plan ausgebrütet hatte, Frankreich und England zu unterjochen, nachdem er die Aufrührer der benachbarten Nationen unterſtüzt und alle Zwieſpalten genährt hatte, mitten in dem Wahn, daß die Künſte ſeiner Politik ihm alles unterwerfen müßten, hatte er den Schmerz die Staaten von Brabant, Flandern, Seeland, Holland und Friesland ſich einer fremden Herrſchaft antragen zu ſehen; er ſah dieſe Bettler, die eine hölzerne Schale, als ſpöttiſches Attribut hatten, ſeiner Macht trozen, und verlor ein Land das heutzutage reicher iſt als alle Spaniſchen Herrſchaften, das 1710 die Gewalt hatte den Thron ſeiner ehemaligen Tirannen nach Gefallen zu vergeben, und den Spaniern einen König zu ernennen.

Ein großes Beiſpiel! die Generalſtaaten, im Haag verſammelt, erklärten feierlich Philipp den Zweiten für verluſtig der Souveränität, weil er die Vorrechte der Völker verlezt hätte.

Alſo gewann ſein Ehrgeiz dabei nichts, daß er Europa in Aufruhr gebracht hatte. Dürftigkeit und Elend ſchändeten ein Land, wo er vergebens ungeheure Reichthümer verſchwendet hatte um den Sektirern das Joch der Römiſchen Kirche aufzuzwingen.

Aber wenn wir auch ſeinen Deſpotismus und ſeine Barbarei verabſcheuen, müſſen wir doch den Talenten die er würklich beſaß, Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Er hatte die weiſe Politik in Spanien ſelbſt, Frieden zu erhalten; er wußte ſeine Miniſter zu wählen, er bildete ſie ſelbſt.

Auch kann man ihm die tiefe Menſchenkenntniß nicht abſprechen. Er ſtudierte ſorgfältig den Karakter ſeiner Miniſter, bevor er ſie in Thätigkeit ſezte. Seine Aufmerkſamkeit war unermüdet in dieſem Stüke, und ſicher iſt dieſe Kunſt den Gehalt der Menſchen zu ergründen deren man ſich bedient, das erſte Talent bei einem Fürſten. Aber da man ſeine tiranniſche Hartnäkigkeit kannte, handelten ſeine Miniſter nach ſeinen eignen Grundſäzen, und ſuchten ihm ähnlich zu ſeyn. Indeſſen hatte er eine übertriebne Gefälligkeit gegen den Herzog von Alba, der unter dem äuſſeren Schein der Ruhe die grauſamſte Seele verbarg: dieſe

Gefälligkeit koſtete ihm die ſieben vereinigten Provinzen.

Keine Farben ſind ſtark genug Alba's unerſättlichen Blutdurſt zu ſchildern. Er ſprach allen Geſezen Hohn, und hinterlies überall die blutigen Fustapfen ſeiner unſeligen Gewalt.

Aufmerkſamkeit und Wachſamkeit bezeichneten dieſen Monarchen in einigen Theilen der Staatsverwaltung. Sein Rath mußte in ſeiner Gegenwart die Vortheile und die Gefahren einer Unternehmung aus einander ſezen. In zweifelhaften Fällen nahm er die Meinungen ſchriftlich an; er überdachte ſie reiſlich und vereinigte die entgegengeſezten Partheien. Aber wenn von den Kezern die Rede war, dann ſties er alle Geſeze um, gegen dieſe gährte ein unauslöſchlicher Haß in ſeiner Seele.

Indeſſen findet man in ſeinem Leben eine Menge widerſprechender Züge, die den Mahler niederſchlagen. Der Erzbiſchof von Toledo hinterlies als er ſtarb, eine Million Thaler für fromme Legate. Dieſe Million eignete ſich Philipp zu, indem er durch ein paar Doktoren ohne Pfründen entſcheiden lies, Er als Vater der Armen ſei der Erbe dieſes Prälaten. Auch war ſeine Achtung gegen die Geiſtlichkeit nicht ſo groß, daß er ſie nicht zu beſtrafen gewußt hätte, wenn er durch ſie beleidigt war. Er lies ohne Anſtand einige zwanzig Prediger aus allen Orden aufhängen, weil ſie in Portugal gepredigt hatten, er ſei im unrechtmäßigen Beſiz der Krone; und er hatte ſogar Gregor dem Dreizehnten, der ſich zum Schiedsrichter dieſes Streits aufwerfen wollte, geantwortet, daß ſeine Rechte nur ſeinem Schwerdt unterworfen wären. Alſo ſchonte er die Prieſter ſeiner Kirche nicht, wenn ſein Eigennuz oder ſein Stolz auf dem Spiele war, und dieſes muß ſehr viel Licht auf ſeine Politik werfen, die den Schein und die äuſſerlichen Mummereien ſeiner Religion beibehielt, um mit unvergleichlicher Klugheit die zeitliche Gewalt deſto beſſer an ſich zu reiſſen.

Dieſe Heuchelei, dieſe Strenge, dieſe Grauſamkeit ſpricht auch aus dem Privatleben dieſes Fürſten. Seine Seele war dem Mitleiden unzugänglich. Ohngeachtet ſeines Rangs fand er Vergnügen daran, den Todesmartern der unglüklichen Schlachtopfer der Inquiſition zuzuſehen, und er verſicherte, daß er ſelbſt bereit ſeyn würde, des Henkers Stelle zu erſezen, wenn es an einem fehlen ſollte. Er ſchien — ſchaudernd ſchreib' ich es nieder, und doch iſt es hiſtoriſches Faktum — er ſchien ſich an dem Rauchen des Bluts dieſer Märtirer zu ergözen; und bei dieſen zermalmenden Schauſpielen lies er noch beſoldete Spionen herumgehen, welche auf die unwillkührlichen Regungen des Mitleidens in den Augen der Zuſchauer lauerten; und wehe dem Unglüklichen, in welchem die Natur erwacht war, er wurde dem Arm der Inquiſition ausgeliefert.

Ein einzigesmal ſah man ihn unter den Waffen. Es war den Tag, als Saint Quentin mit Sturm erobert wurde; aber an eben dieſem Tage war ſeine Furcht ſo gros, daß er gelobte, im Fall er davon käme, ein prächtiges Kloſter zu Ehren des heiligen Laurentius zu errichten. Er baute noch eine Kirche und einen Pallaſt dazu, und dieſem Gelübde hat das Eſkurial ſein Daſeyn zu verdanken. Es ſcheint, daß er bei dieſer Gelegenheit noch ein zweites, aber im Herzen, ablegte, ſich nie wieder bei einer Schlacht zu befinden.

Zu ſeinem Stolze geſellte ſich auch noch Eitelkeit; man durfte nicht anders als kniend mit ihm ſprechen. Selbſt die Theilhaber ſeiner Grauſamkeiten zitterten vor ihm, und der treuſte Diener ſeiner königlichen Schandthaten, der Herzog von Alba, der einſt unangemeldet in das Kabinet des Monarchen getreten war, mußte von ihm dieſe durchbohrenden Worte hören: „Eine Frechheit wie die Eurige verdiente das Beil.“

Er ſezte ſeinen Fuß nie auf Gräber, weil man über der Grabſchrift zuweilen ein Kreuz findet. Durch dieſe frömmelnden Mummereien ſchläferte er ſein Gewiſſen ein. Er lies über 50000 Proteſtanten umbringen, und ſeine Kriege koſteten ihm, nach ſeinem eignen Geſtändniß, 564 Millionen Dukaten.

Ohngeachtet ſeines Eifers für die Lehrſäze der katholiſchen Religion, hatte er verſchiedne Maitreſſen. Er lebte im Ehebruch mit Anna von Mendoza, deren

Gemahl er als Diener ſeiner Vergnügungen brauchte. Seine ganze Freigebigkeit theilte ſich zwiſchen den Klöſtern und ſeinen Konkubinen. Uebrigens wandte er alles an, um ſeine natürlichen Töchter allen Augen zu verbergen. Er begrub ſie lebendig in Klöſtern, und ſeine tiefe Heuchelei lies es ihm nie an Kunſtgriffen fehlen, ſeine Laſter zu bemänteln.

Dieſer Monarch kam an die Regierung in dem ſchönſten ruhmvollſten Zeitpunkt Spaniens, da der Stolz ſeines Volkes es über alle andere Völker erhob. Aber Philipp der Zweite vergas ſeine Stärke, und verſchwendete an ſpizfündige Unterhandlungen, an Intriguen, die einander ewig durchkreuzten, eine wahre und ausgebreitete Macht. Dieſe unbeſtändige, hin und her ſchwebende Politik ſchickt ſich für kleine Republiken, für eingeſchränkte Staaten; aber große, wichtige Reiche müſſen dieſen Kunſtgriffen entſagen; kühne Gedanken allein und die Gewalt der Waffen müſſen ſie zu ihrem Zweke führen.

Die Verſtellung iſt freilich einem Fürſten zuweilen nöthig: die Leidenſchaften um ihn herum ſind zu heftig, als daß er ihnen immer offen entgegenwürken könnte. Aber Philipp der Zweite übte Betrug, nicht Verſtellung. Er war für dieſen großen Zeitpunkt nicht geboren; Spanien brauchte einen tiefblikenden Geiſt; Philipps Geiſt war blos verſchlagen.

Er war e[illegible] Gebrauch Spionen zu beſolden, welche ſich in die verborgenſten Intriguen zu ſchleichen wußten, zu einem Theil der Regierungskunſt machte. Dieſe unruhige, kleine Neugierde ziemt einem großen Fürſten nicht. Die verborgnen Handlungen der Menſchen gehen ihn nichts an; er darf nur Fälle bemerken, die der Ruhe des Staats drohen.

Eine große Begebenheit in ſeinem häuslichen Leben zieht noch jezt die Neugier der Welt auf ſich. Von dem Verbrechen, daß er ſeine Gemahlinn vergiftet haben ſoll, ſprechen ihn viele Geſchichtſchreiber frei, und verſichern, daß Eliſabeth über den Kummer ſtarb, den ihr Dom Karlos Tod verurſachte. Nichts iſt aber gewiſſer, als daß Philipp Mörder ſeines Sohnes war. Er lieferte ſeinen Sohn dem Haß der Inquiſition aus, und Philipp und die Inquiſition waren Eins.

Dieſer Monarch, deſſen blutige Regierung vier und vierzig Jahre gedauert hatte, ſtarb ruhig in dem Alter von vier und ſiebenzig Jahren. Zwei Tage vor ſeinem Tode ſah er die Himmel offen. Er blieb bei einer ſchreklichen langwierigen Krankheit ſtandhaft und unerſchüttert; er empfieng das heilige Sakrament vierzehnmal eh er den Geiſt aufgab; ſein Gewiſſen warf ihm nichts vor.

Wer möchte es wohl unternehmen, über die Frömmigkeit dieſes Königs ein Urtheil zu fällen! Sollte es möglich ſeyn, daß er wirklich ein rechtſchaffener Mann war: "Wäre das, ſo war ſeine fromme Raſerei freilich unheilbar, aber dann verdienen ſeine ungeheure Maximen unſern Unwillen mehr als unſern Abſcheu. Doch iſt es mehr als zu wahrſcheinlich, daß er ſich der Religion nur als eines Schleiers bediente, ſeine unrechtmäßigen Handlungen in dieſer heiligen Hülle vor den Augen der Welt zu verbergen.

Im Abregé chronologique de l' Hiſtoire d' Eſpagne, findet ſich folgender Abriß von Philipp dem Zweiten, deſſen Mittheilung dem Leſer nicht unangenehm ſein wird.

„Er war von mittelmäßiger, aber wohl proportionirter Statur — von breiter Stirne blauen Augen, ſtandhaftem Anſehen, und einer ernſthaften gravitätiſchen Miene. Religionseifer, Stolz und Härte machten die Grundzüge ſeines Charakters aus. Er würde mit kaltem Blut und mit Gelaſſenheit die Ketzer bis auf den lezten Mann ausgerottet haben. Um die Staatsangelegenheiten bekümmerte er ſich ſo ſehr, als ein Fürſt nur thun konnte, er gieng in die geringſten Kleinigkeiten der Verwaltung hinein. Er ſezte aus ſeinem Kabinet alle Triebfedern der grauſamſten Staatskunſt in Bewegung, er wollte für ſich allein, ohne Bundsgenoſſen handeln. Er war undurchdringlich, mißtrauiſch, voll Verſtellung und Rachſucht; er achtete nichts, ſobald es auf Ausführung ſeiner Anſchläge ankam; nichts ſchröckte ihn — er ſchien über alle Vorfälle erhaben und hörte glückliche und unglückliche Zeitungen mit der nämlichen ernſten Gelaſſenheit an. Seine Schwärmerei war kalt — er wollte nur *eine* Leidenſchaft — den Schrecken einflößen. Seine Befehle waren wie die Ausſprüche des Schickſals, die ohne menſchliche Kräfte vollſtreckt werden, und unwiderruflich ſind. Das Blut ſeiner Unterthanen ließ er ſtromweiß fließen, die Flamme des Kriegs verbreitete er über alle benachbarte Staaten, ſtets war er bewaffnet, ſeine Unterthanen oder Feinde zu ſchlagen. Selbſt ſein Sohn, der damals einzige Erbe ſeiner Staaten, konnte ſein unbiegſames Herz nicht bewegen. Wenn die Beleidigung geſchehen war, ſo war die Strafe nothwendig. Nie ſchmeckte er die Wolluſt zu vergeben; in einer zwei und vierzigjährigen Regierung genoß er die Süßigkeit des Friedens auch nicht einen Tag. Seine Miniſter, ſeine Generale, ſeine Günſtlinge näherten ſich ihm nicht anders als zitternd, redeten nicht anders als knieend und mit der größten Behutſamkeit mit ihm. Er foderte dieſes ernſthafte Anſehen auch von ſeinem Volk. Das ſchreckliche Inquiſitionsgericht wachte unaufhörlich, jene unſchuldige Freude, die den Reiz der Freiheit ausmacht, aus ſeinen Staaten zu verbannen. Er beſaß alle Eigenſchaften zu einem großen Staatsmann — einen lebhaften Geiſt, ein erſtaunendes Gedächtniß, eine unermüdete Arbeitſamkeit; er wußte die Menſchen vollkommen zu beurtheilen, und nach ihren Talenten zu gebrauchen. Er war gerecht, großmüthig, an ſeinem Hofe prächtig, in ſeinen Anſchlägen beherzt, in ihrer Ausführung unerſchüttert. Seine unbeugſame Strenge brachte die Niederlande zum Abfall — er ſchwächte ſeine Staaten durch Vertreibung der Mauren, und durch ſein barbariſches Verfahren gegen die Ketzer. Die Schätze der neuen Welt und ſeine Einkünfte mußten ſeinem Haſſe und ſeiner Rache dienen, und ſeine Politik machte nur Elende. Mit weit geringerer Bemühung, Geiſt und Gaben würde er mächtiger, reicher, größer, mehr geehrt und geliebt worden ſeyn, hätte er nur jene ſanften Tugenden beſeſſen, die einen guten König vollenden."

VIII.

Dom Karlos.

Zweiter Akt.

Im königlichen Pallaſt zu Madrid.

Erſter Auftritt.

Das Auto da Fe, welchem die königliche Familie und der ganze Hof beigewohnt haben, iſt zu Ende, und Philipp kömmt mit einem Gefolge ſeiner Granden und der Inquiſitoren nach dem Pallaſt zurük. Eine Ohnmacht der Königin hat ſie genötigt, die Glaubenshandlung früher zu verlaſſen. Der Kardinal und Großinquiſitor Spinola überreicht dem Monarchen ein geweihtes Schwerd, welches ihm der Papſt als dem Beſchüzer der römiſchen Kirche, und dem Vollſtreker der göttlichen Gerichte im Namen der ganzen katholiſchen Chriſtenheit ſendet. Philipp küßt das Schwerd, und läßt ſich daſſelbe vom Herzog von Alba umgürten. Der Kardinal nimmt Gelegenheit, dem Könige einige zweideutige Ausrufungen zu hinterbringen, welche dem Prinzen Karlos wärend des ſchreklichen Feſtes entwiſcht waren, und Drohungen gegen das Inquiſitionsgericht enthielten. Der König trägt es den heiligen Vätern auf, ein wachſames Aug auf die Religionsmeinungen ſeines Sohns zu haben.

Indem läßt ſich der Prinz durch den Grafen von Lerma bei dem Könige melden, und um eine außerordentliche Audienz anſuchen. Die Höflinge und Inquiſitoren erſchreken, und warten mit Beunruhigung auf die Antwort des Königs. Dieſer entläßt den Grafen von Lerma mit dem Befehl, den Infanten hereinzuführen, und winkt dem Gefolge ſich zu entfernen, dem Herzog von Alba aber befiehlt er, zu bleiben.

Zweiter Auftritt.

König Philipp der ſich unter einem Tronhimmel niederläßt. **Herzog von Alba** in einer Entfernung von dem König mit bedektem Haupt. **Dom Karlos**, welchem Lerma den Saal öfnet.

Karlos

beugt ein Knie vor dem König, ſteht dann auf, und tritt einige Schritte weiter zurük. Es herrſcht auf einige Augenblike ein allgemeines Stillſchweigen. Der Prinz ſieht mit Empfindung und Befremdung auf den Herzog und dann auf den König. . . . .

Ich ſteh erwartend, welche *beßre* Stunde
die Majeſtät des Königs meiner Bitte
beſtimmen wird.

Philipp.

Philipp.

Geht des Infanten Bitte
mich oder meine Stunden an? Entſcheiden
wird ſie mein königlicher Schluß, es ſei
ihm zugeſtanden, ſie mir vorzutragen.

Karlos.

Den Vortritt hat das Königreich. Sehr gerne
ſteht Karlos dem Miniſter nach. Er ſpricht
für Spanien — ich bin der Sohn des Hauſes.
er tritt mit einer Verbeugung zurück.

Philipp.

Der Herzog bleibt, und der Infant mag reden.

Karlos
ſich gegen Alba wendend.

So muß ich denn von Ihrer Großmut, Herzog,
den König mir als ein Geſchenk erbitten.
Ein Kind — ſie wiſſen ja — kann mancherlei
an ſeinen Vater auf dem Herzen haben,
das ſchwerlich für den Dritten taugt. Der König
ſoll ihnen unbenommen ſein — ich will
den Vater nur für dieſe kurze Stunde.

Alba
heftet einen fragenden Blick auf den König.

Philipp.

Hier ſteht ſein Freund.

Karlos
nach einigem Stillſchweigen.

Hab ich es auch verdient,
den meinigen im Herzog zu vermuthen?

Philipp.

Auch je verdienen mögen? — Mir gefallen
die Söhne nicht, die beßre Wahlen treffen,
als ihre Väter.

Karlos.

Mir weit minder noch
die Günſtlinge, die ihres Herren Gnade
verluſtig giengen, träfe ſie das Loos,
das Todesloos, von ſeinem Erſtgebohrnen
geliebt zu werden . . . . Kann der Ritterſtolz
des Herzog Alba dieſen Auftritt hören?
So wahr ich lebe, Grande, den Vaſallen,
der zwiſchen zwei gebohrne Könige,
der zwiſchen Sohn und Vater, die geweihten
Myſterien der heiligen Natur,
ſich einzudrängen nicht erröthet, der
in ſeines Nichts durchborendem Gefüle
ſo dazuſtehn verdammt iſt, möcht ich auch
bei Gott! — und gält's ein Diadem — nicht ſpielen.

Alba
greift an ſein Schwerd, das er aber ſogleich wieder fahren läßt.

Wer ſagt mir das?

mit

mit erzwungener Mäßigung

Prinz Karlos, wenn Verhöhnung
der königlichen Gegenwart den Einen
von uns zum Helden macht, ſo macht den andern
das Gegentheil zur Memme.

Philipp.

Dieſe Sprache
Infant? und wem? und wo?

Karlos.

Auf einem Boden
den Kaiſer Karl, mein großer Aeltervater
an ſeinen Sohn Dom Philipp gab

ſich zum Herzog kehrend

und einem,
den meiner Ahnen blinde Gnade groß
gezogen — ich verkürzen kann, trift ihn
das Unglük mir Gehorſam zu geloben.

Philipp

verläßt ſeinen Siz mit einem zornigen Blik auf den Prinzen.

Entfernt euch Herzog!

dieſer geht nach der Hauptthüre, durch welche Karlos gekommen war, der König winkt ihm nach einer andern

Nein! — ins Kabinet,
biß ich euch rufe.

Drit

Dritter Auftritt.

König Philipp und Karlos.

Karlos

eilt, ſobald der Herzog das Zimmer verlaſſen hat auf den König zu und fällt vor ihm nieder; im Ausdruk der höchſten Empfindung.

Jezt mein Vater wieder,
jezt wieder mein, und meinen beſten Dank
für dieſe Gnade — Ihre Hand mein Vater —
o ſüßer Tag — die Wonne dieſes Kußes
war ihrem Kinde lange nicht gegönnt.
Warum denn nicht? Warum nicht? — o mein König,
wie viele Wunden meiner Seele fangen
zu bluten an mit der Erinnerung!
Warum von ihrem Herzen mich ſo lange
verſtoßen, Vater? Was hab ich gethan?
Unſelger Argwohn, ewger Buſenwurm
der Könige, der auch die feſte Schlinge
des heiligen Inſtinkts zernagt! — Iſts möglich?
ſchon drei und zwanzig Jahre nennt die Welt
mich Philipps Sohn — nur er hats nie erfahren.

Philipp.

Infant, dein Herz weiß nichts von dieſen Künſten,
erſpare ſie, ich mag ſie nicht.

Karlos
aufſtehend.

Das war es!
Da hör ich ihre Höflinge — mein Vater,
es iſt nicht gut, bei Gott nicht alles gut,
nicht alles was ein Prieſter ſagt, nicht alles
was eines Prieſters Kreaturen ſagen.
Ich bin nicht ſchlimm, mein Vater — heißes Blut
iſt meine Bosheit — mein Verbrechen Jugend.
Schlimm bin ich nicht, ſchlimm warlich nicht, wenn auch
oft wilde Wallungen mein Herz verklagen,
mein Herz iſt gut — Wer wars der es geläſtert?
Gewiſſenloſes Bubenſtük — Wer war's
der meinem König ſeiner Schäze gröſten
verheimlichte, ihn, wo er ſchweigen konnte
zu darben zwang?

Philipp.

Genug. Gib dich zufrieden,
dein Herz iſt rein und ohne Falſch, ich weiß es,
wie dein Gebet.

Karlos.

So mag des Welterlöſers
Barmherzigkeit wie einen böſen Wurm,
mich von ſich ſchleudern, heuchle ich — ſehr ernſt
und feierlich iſt mir in dieſer Stunde
zu muthe — Niemals oder Jezt — wir ſind
allein — des Ranges Ketten abgefallen —
der Etikette bange Scheidewand

iſt

iſt zwiſchen Sohn und Vater eingeſunken.
Jezt oder nie. Ein Sonnenſtral der Hoffnung
glänzt in mir auf, und eine ſüße Ahndung
fliegt durch mein Herz . . . . Der ganze Himmel beugt
mit Schaaren froher Engel ſich herunter,
voll Rührung ſieht der Dreimalheilige
dem großen ſchönen Auftritt zu . . . . Mein Vater!
Verſönung!

er fällt ihm zu Füßen.

Philipp.

Laß mich und ſteh auf!

Karlos.

Verſönung!
Jezt oder nie — Verſönung, Vater — Philipp
von Spanien, Vergebung deinem Karl!

Philipp

will ſich von ihm losreiſſen.

Zu kühn wird dieſes Gaukelſpiel —

Karlos.

Zu kühn
Die Liebe deines Kindes?

Philipp.

Vollends Tränen?
Unwürdger Anblick — Geh aus meinen Augen.

Karlos.

Karlos.

Jezt oder nie — Verſöhnung Vater!

Philipp.

Wilſt
du deiner Mutter Mumie beſchimpfen?
Aus meinen Augen! komm mit Schmach bedeckt
aus meinen Schlachten, meine Arme ſollen
geöfnet ſein, dich zu empfangen — So
verwerf ich dich!

er ſtößt ihn von ſich.

Die faige Schuld allein
wird ſich in ſolchen Quellen ſchimpflich waſchen.
Wer zu bereuen nicht erröthet, wird
ſich Reue nie erſparen.

Karlos

ſieht den König eine Zeitlang mit furchtſamem Erſtaunen an.

Wer iſt das?
Durch welchen Misverſtand hat dieſer Fremdling
zu Menſchen ſich verirrt? — die ewige
Beglaubigung der Menſchheit ſind ja Tränen,
Sein Aug' iſt troken, ihn gebar kein Weib:
Was Wolluſt aus der Marter preßt, was ſelbſt
Den Kummer neidenswürdig macht, den Menſchen
noch einmal an den Himmel knüpft, und Engel
zur Sterblichkeit herunterloken könnte,
Des Weinens ſüße Freuden kennt er nicht.
O zwingen ſie die nie benezten Augen

noch zeitig Tränen einzulernen, ſonſt
möchten ſie's in einer harten Stunde
noch nachzuhohlen haben.

Philipp.

Hör ich das
von einem an, der ſterblich iſt?

Karlos.

Ein Blick,
wie dieſer war, kann ihren Sohn nicht meinen,
ich hoff es zu dem gnädgen Gott. Die Allmacht
zernichtet auch die Teufel nicht, und ich,
ich flehte nur um meines Vaters Liebe.

Philipp.

Erſt lerne ſie verdienen.

Karlos
mit Feuer.

Kann ich das?
Ich kann es? kann es? Reden ſie! Bei allem
was Menſchen ehren, ſeien ſie beſchworen!
Wie kann ich das, wie lern ichs? — O mein Vater
was zwiſchen Himmel und auf Erden — was
wär' ihrem Sohn um dieſen Preiß unmöglich!
Was trennt uns noch? O eilen ſie, es mir
zu nennen — welche traurige Gewalt
treibt der Natur noch nie verirrte Wellen
ſo ſeltſam gegen ihren Strom?

Philipp.

Philipp.

Umſonſt
hoffſt du den ſchweren Zweifel deines Vaters
mit ſchönen Worten zu erſchüttern.

Karlos.

Zweifel?
Ich will ihn tilgen dieſen Zweifel — will
mich hängen an das Vaterherz, will reiſſen,
will mächtig reiſſen an dem Vaterherzen,
bis dieſes Zweifels felſenveſte Rinde
von dieſem Herzen nieder fällt — Wer ſind ſie,
die mich aus meines Königs Gunſt vertrieben?
Was bot der Mönch dem Vater für den Sohn?
Was wird ihm Alba für ein kinderlos
verſcherztes Leben zur Vergütung geben?
Wird ihres Karls freiwillige Ergebung
nicht ſüßer ſein als die erpreßte Frohn
gebändigter Vaſallen, die geheim
in ihres Eides ſpröde Ketten beiſſen?
Sie wollen Liebe? — hier in dieſem Buſen
ſpringt eine Quelle, friſcher, feuriger,
als in den trüben ſumpfigten Behältern,
Die Philipps Gold erſt öfnen muß.

Philipp.

Vermeßner
halt ein! — die Männer die du ſchändeſt,

ſind die geprüften Diener meiner Wahl,
ſind meines Trones Stüzen — Stolzer Knabe,
und du wirſt ſie verehren.

Karlos.

Nimmermehr.

Ich fühle mich. Was ihre Alba leiſten,
Das kann auch Karl, und Karl kann mehr. Was frägt
ein Miethling nach dem Königreich, das nie
ſein eigen ſein wird? was bekümmerts den,
wenn Philipps graue Haare weiß ſich färben?
Sein König bleibt, wenn Philipp nicht mehr iſt,
und dort wie hier wird ſeine Münze gelten.
Ihr Karlos hätte ſie geliebt — — Mir graut
vor dem Gedanken, einſam und allein,
auf einem Tron allein zu ſein. —

Philipp

von dieſem Worte ergriffen, ſteht nachdenkend und in ſich ſelbſt gekehrt. Nach einer Pauſe.

Ich bin
allein.

Karlos

mit Lebhaftigkeit und Wärme auf ihn zugehend.

Sie ſinds geweſen. Hier, mein Vater,
bringt ihnen Karl ſein kindlich Herz. Einſt bin ich
was ſie nun ſind — der einzige des Reiches
der ihre Gnade mißen kann. Mich macht
ihr Haß nicht arm und ihre Gunſt nicht reicher;

trotz Philipp bleib ich Philipps Sohn. Wofür
ſoll' ich ihm ſchmeicheln? Wahr und unverdächtig
iſt mein Erbieten — haſſen ſie mich nicht mehr,
ich will ſie kindlich lieben.

Philipp.

O verſpare
den Wohlgeruch auf meine Leiche.

Karlos.

Vater,
ich will ſie kindlich, will ſie feurig lieben,
nur haſſen ſie mich nicht mehr — wie entzükend
und ſüß iſt es in einer ſchönen Seele
verherrlicht ſich zu fühlen, es zu wiſſen,
daß unſre Freude fremde Wangen röthet,
daß unſre Angſt in fremden Buſen zittert,
daß unſre Leiden fremde Augen wäſſern —
Wie ſchön iſt es und herrlich, Hand in Hand
mit einem theuren vielgeliebten Sohn
der Jugend Roſenbahn zurük zu eilen,
des Lebens Traum noch einmal durch zu träumen;
wie groß und ſüß in ſeines Kindes Tugend
unſterblich, unvergänglich fortzudauern
wohlthätig für Jahrhunderte — Wie ſchön
und göttlich groß im Orient des Sohnes
noch einmal zu der Nachwelt umzukehren,
der Sonne gleich, die in der Spiegelſcheibe
des Mondes wieder auferſteht — Wie ſüß

zu pflanzen, was ein lieber Sohn einſt erndtet,
zu ſammeln was ihm wuchern wird, zu ahnden
wie hoch ſein Dank einſt flammen wird . . . . Mein Vater,
von dieſem Erdenparadieſe ſchwiegen
ſehr weislich ihre Mönche.

Philipp
nicht ohne Rührung.

O mein Sohn,
mein Sohn! Du brichſt dir ſelbſt den Stab. Sehr reizend
mahlſt du ein Glück, das du mir nie gewährteſt.

Karlos.

Das richte der Allwiſſende! — Sie ſelbſt —
Sie ſchloſſen mich, wie aus dem Vaterherzen,
von ihres Zepters Antheil aus. Bis jezt,
bis dieſen Tag — o war das gut, wars billig? —
bis jezt mußt ich, der Erbprinz Spaniens,
in Spanien ein Fremdling ſein, Gefangner
auf dieſem Grund, wo ich einſt Herr ſein werde.
War das gerecht? wars gütig? — O wie oft,
wie oft, mein Vater, ſah ich ſchaamroth nieder,
wenn die Geſandten fremder Potentaten,
wenn Zeitungsblätter mir das Neueſte
vom Hofe zu Aranjuez erzählten.
Mit ſchwerem Herzen ſcherzt' ich dann: „Der König
thut darum nur mit ſeinem Reich ſo heimlich,

den guten Sohn einſt deſto herrlicher
am Krönungstag zu überraſchen.“

Philipp
einen ernſten Blik auf ihn richtend.

Karlos,
ſehr viel ſprichſt du von jenen Zeiten, wo
dein Vater nicht mehr ſein wird.

Karlos.

Nein bei Gott!
von jenen nur, wo ich ein Mann ſein darf:
und wer iſt Schuld, wenn beide gleich viel heißen?

Philipp:

Es iſt ein ehrenvolles Amt, mein Sohn,
das du bei mir bekleideſt — ein genauer
Minutenweiſer meiner Sterblichkeit —
mich deinen Vater, der dir Leben gab,
aus Dankbarkeit nur an den Tod zu mahnen.

Karlos
unterbricht ihn mit Feuer.

Beſchäftigung, mein Vater, und ihr Zepter
mag dauren bis zum Weltgericht.

Philipp.

Geduld!
Zu heftig braußt das Blut in deinen Adern,
du würdeſt nur zerſtören.

Karlos.

Geben ſie
mir zu zerſtören, Vater — heftig brauſts
in meinen Adern — drei und zwanzig Jahre,
und König Philipps Sohn, und nichts gebaut,
und nichts zertrümmert unter dieſem Monde.
Ich bin erwacht, ich fühle mich — Allmächtig
regt ſichs in mir, wie Lebensglut im Lenz
durch alle Röhren dringt und alle Pulſe
der todten Schöpfung munter macht. Ich höre
das Rufen meines Gottes. Meine Weihung
zum Könige pocht wie ein Gläubiger
aus meinem Schlummer mich empor und alle
verlorne Stunden meiner Jugend mahnen
mich laut wie Ehrenſchulden. Er iſt da
der große ſchöne Augenblick, der endlich
des hohen Pfundes Zinſen von mir fodert,
mich ruft die Weltgeſchichte, Ahnenruhm,
und des Gerichtes donnernde Poſaune,
mein *angebornes* Zepterrecht iſt nur
ein Darlehn, Vater, ſchon in Mutterleibe
auf meiner künftgen Thaten Sicherheit,
auf meines Geiſtes Bürgſchaft mir voraus bezahlt.
Nun iſt die Zeit gekommen mir des Ruhmes
glorreiche Schranken aufzuthun — — Mein König,
darf ich die Bitte auszuſprechen wagen,
die mich hieher geführt?

Philipp.

Noch eine Bitte? —
entdeke ſie.

Karlos.

Der Aufruhr in Brabant
wächſt drohend an. Der Starrſinn der Rebellen
heiſcht ſtarke kluge Gegenwehr. Ein Volk
das Freiheit, Güter, Leben, Blut und Glauben
zu rächen geht, wird fürchterlich. Die Wut
der Schwärmer zu bezähmen ſoll der Herzog
ein Heer nach Flandern führen, von dem König
mit ſouverainer Vollmacht ausgeſtattet.
Wie ehrenvoll iſt dieſes Amt und wie
ſo ganz dazu erfunden, Philipps Sohn,
des Kaiſer Karlos Enkel, bei der Welt
und Nachwelt einzuführen! — Mir, mein König,
mir übergeben ſie das Heer. Mich lieben
Die Niederländer, ich erkühne mich
mein Blut für ihre Treue zu verbürgen.

Philipp.

Du redeſt wie ein Träumender. Dies Amt
will einen Mann und keinen Jüngling . . . .

Karlos.

Will
nur einen Menſchen, Vater, und das iſt
Das einzige was Alba nie geweſen.

Philipp.

Und Schreken bändigt die Empörung nur,
Erbarmung hieße Wahnſinn — — deine Seele
iſt weich, mein Sohn — der Herzog wird gefürchtet —
ſteh ab von deiner Bitte.

Karlos.

Schiken ſie
mich mit dem Heer nach Flandern. Wagen ſie's
auf meine weiche Seele. Schon der Name
des königlichen Sohnes, der voraus
vor meinen Fahnen fliegen wird, erobert,
wo Herzog Albas Henker nur verheeren.
Auf meinen Knieen bitt' ich drum. Es iſt
die erſte Bitte meines Lebens — Vater,
vertrauen ſie mir Flandern.

Philipp

nach einer langen Pauſe, unter welcher er den Infanten mit einem durchdringenden Blick betrachtet.

Und zugleich
mein beſtes Kriegsheer deiner Herrſchbegierde?
Das Meſſer meinem Mörder?

Karlos

betroffen zurüktretend.

O mein Gott!
Bin ich nicht weiter, und iſt das die Frucht
von dieſer längſt erbetnen großen Stunde?

nach einigem Nachdenken mit gemildertem Ernſt.

Antworten ſie mir ſanfter. Schiken ſie
mich ſo nicht weg, mit dieſer übeln Antwort
möcht ich nicht gern entlaſſen ſein, nicht gern
entlaſſen ſein mit dieſem ſchweren Herzen.
Antworten ſie mir ſanfter. Meine Bitte
hat einen ſonderbaren ernſten Sinn,
den ſie nicht löſen. —

Philipp

gebieteriſch auffahrend.

Was iſt das? der Sohn,
der Unterthan will Räzel mit mir ſpielen?
Was für ein Ding iſt das, das Königen
zu löſen aufgegeben wird?

Karlos.

Mein Vater,
umſonſt nicht — Vater, nicht umſonſt hab ich
den halbverweſ'ten Leichnam ihrer Liebe
aus ſeiner Gruft geriſſen. Thun ſie etwas,
das meine kindliche Verpflichtung ſchärft,
das mich als ihren Schuldner ewig bindet,
behandeln ſie mich gnädiger. Es iſt
mein dringendes Bedürfniß, iſt mein lezter
verzweifelter Verſuch. Nur Dankbarkeit
kann meine Tugend retten. Schiken ſie
mich mit dem Heer nach Flandern.

Philipp
ſehr ſtreng und gebieteriſch ihm ins Wort fallend.

Deine Tugend!
Ein ſcharfes Beil kann das noch weit geſchwinder.

Karlos
erſchroken.

Gott! was hab ich geſprochen? — — Mein Gehirne
brennt fieberhaft — — ich fürchte, Vater, ich
war außer mir — ich kanns nicht faſſen, kanns
nicht ſtandhaft tragen wie ein Mann, daß ſie
mir alles alles alles ſo verweigern. — —
Jezt laſſen ſie mich von ſich. Unerhört,
von tauſend ſüßen Ahndungen betrogen
geh ich von ihrem Angeſicht — Auf ewig,
ich weiß es, ſchließt ſich hinter mir das Ohr
des Königs. Sein Alba, ſein Domingo
und ſein Granvella werden ſiegreich tronen,
wo jezt ſein Kind im Staub geweint. Die Schaar
Der Höflinge, die bebende Grandezza,
Der Mönche ſünderbleiche Zunft war Zeuge,
als ſie mir feierlich Gehör geſchenkt.
Beſchämen ſie mich nicht. So tödlich, Vater,
verwunden ſie mich nicht, dem frechen Hohn
des Hofgeſindes ſchimpflich mich zu opfern,
daß Fremdlinge von ihrer Gnade ſchwelgen,
ihr Karlos nichts erbitten kann. Zum Pfande
daß ſie mich ehren wellen, ſchicken ſie
mich mit dem Heer nach Flandern.

Phi-

Philipp.

Wiederhole
Dis Wort nicht mehr bei deines Königs Zorn.

Karlos.

Ich wage meines Königs Zorn, und bitte
zum leztenmal: Vertrauen ſie mir Flandern.
Ich ſoll und muß aus Spanien. Ein Uebel
das niemand ahndet tobt in mir. Mein Hierſein
iſt Odemholen unter Henkershand,
ſchwer liegt der Himmel zu Madrid auf mir,
wie das Bewußtſein eines Mords. Die Luft
iſt Peſt um mich, und Peſt in meinem Buſen.
Ich fürchte Wahnſinn — nur die ſchleunigſte
Veränderung des Himmels kann mich heilen.
Wenn ſie mich retten wollen — — ſchiken ſie
mich ungeſäumt nach Flandern.

Philipp
mit erzwungener Gelaſſenheit.

Solche Kranke,
wie du mein Sohn, verlangen gute Pflege
und Wohnen unterm Aug des Arzts. Du bleibſt
in Spanien: der Herzog geht nach Flandern.

Karlos
außer ſich.

O jezt umringt mich gute Geiſter — — —

Philipp

der einen Schritt zurück tritt.

Halt!
Was wollen dieſe Mienen ſagen?

Karlos

mit ſchwankender Stimme.

Vater,
unwiderruflich bleibts bei der Entſcheidung?

Philipp.

Sie kam vom König.

Karlos.

Mein Geſchäft iſt aus.

er macht eine Verbeugung, und will ſich entfernen.

Philipp

ſieht ihm eine Weile ſtarr und ſchweigend nach, dann ruft er ihn zurücke.

Infant, dein ſtilles Weggehn iſt nicht Demut.

Karlos.

Nein.

Philipp.

Nein?

Karlos.

Denn eben träumte mir, ich ſähe
das Teſtament des Kaiſers, ihres Vaters,
auf einem Scheiterhaufen rauchen *)

Philipp

ſchrikt zuſammen.

Ha! was ſoll das?

Karlos.

Ein groſer Mann, ein ſo vollkommner Kaiſer!
und das Inſekt will klagen? — Ich empfange,
Er aber gab — und wie unendlich viel
mag noch zu einem ſolchen Sohn mir fehlen,
als er ein Vater war — —

Philipp

verhüllt das Geſicht, und ſchlägt wider ſeine Bruſt.

Zu ſchwer, o Gott!
zu ſchwer liegt deine Hand auf mir — Mein Sohn,
mein eigner Sohn — entſezliches Gericht —
iſt deiner Rache Diener.

Karlos.

---

*) Es iſt bekannt, daß Philipp der Zweite das Teſtament ſeines verſtorbenen Vaters bei einem Auto da Fe durch den Henker verbrennen ließ, und durch dieſe Handlung ſein Andenken öffentlich ſchändete.

Karlos.

O voll Hoffnung
bin ich hieher gekommen. Schlechter gieng
von ſeinem Vater kein Matroſenknabe.
Das iſt das Vorrecht eines Königsſohns.

Philipp.

Das rechneſt du für keines, deinen Kopf
nach dieſer Unterredung wegzutragen?

Karlos.

Mein Kopf gehört dem Volke. Zwar man ſpricht
von meiner Mutter Niederkunft — — Wer weiß,
was in der Zeiten Hintergrunde ſchlummert — —
Ich bin entlaſſen, Ihro Majeſtät? —
Erſt aber muß ich meinen Plaz beſezen.

er öfnet das Kabinet, in welches Alba getreten war.

Triumph Toledo! — der Monarch iſt Ihre.

er geht ab.

IX.

Vermiſchte Kleinigkeiten.

Ein Fragment

aus dem noch ungedrukten dritten Theil des Wurmſaamen und Wurmfeld.

Das Leben iſt ein Betrug, und nur der iſt der Glüklichſte, der am beſten betrogen wird!

Hoffnung! du wärſt die Tochter des Himmels? du wärſt die Gefährtin der Leidenden? du die Tröſterin der Unglüklichen — — Nein! du biſt doch eine Betrügerin!

Freilich weißt du deine Gifte fein zu miſchen; freilich ſchmecken deine Palliatiſe ſüß; freilich thut dein Geſchwäz dem Ohr des Kranken ſo wohl — denn dafür biſt du ja ein Weib! — aber biſt du darum weniger Feindin unſrer Ruhe?

Da ſizt er; der arme Troſtloſe, den ſtarren Blik, auf den Boden geheftet; alle ſeine Plane künftiger Glükſeligkeit vereitelt; alle die tauſend und aber tauſend Freuden, die ihm in der Zukunft entgegen keimten, vernichtet; einer unabſehbaren Reihe namenloſer

Leiden preiß gegeben: Nirgends ein Ausweg! nirgends Troſt oder Hülfe! —

Jezt durchſchimmert ein ſanftes Helldunkel ſeine Zelle; Er verſucht es, ſein mattes Haupt langſam aufzurichten, aber — Wehmuth und Kummer drüken es wieder nieder! Endlich gelingt es ihm: und er ſieht — o der ſanften, ihm ſo lange ſchon fremden Freude, die ſein Herz durchbebt! — er ſieht eine Reihe künftiger Wonneſcenen vor ſeinem Blike aufgeſtellt! Bild auf Bild fliegt vor ſeinem Auge vorüber; immer eines frölicher als das andre. Welches glänzende üppige Farbenſpiel! — denn auf die Farbenmiſchung verſtehſt du dich meiſterlich! — wie ſcharf die Umriſſe, wie täuſchend die Haltung, wie lebendig und wahr alles!

Hingeriſſen, außer ſich ſpringt er auf: ſeine Pulſe ſchlagen raſcher, ſein Herz klopft hoch empor, ſeine Bruſt wird enger, jede Nerve geſpannter, die Muſkeln ſeines Geſichts verziehen ſich in ein heiteres Lächeln, er ſtarrt mit gierigen Blicken hin, und eine Freudenthräne zittert in ſeinem Auge! —

Plözlich tritt die Wirklichkeit mit ihrem ernſtern Antliz hinzu, und berührt mit dem ehernen Stabe deine Zauberlaterne: das Licht verlöſcht, und mit ihm verſchwinden alle die frölichen Bilder, alle die glänzenden Farben! ſein Blut ſtokt, ſeine Nerven erſchlaffen; das Lächeln, das ſein Antliz erheiterte, die Freude, die ſein Herz durchbebte, der Muth, der ſeine Pulſe beflügelte, — alles, alles verſchwindet, und nur — die Thräne bleibt in ſeinem Auge!

So funkelt der Diamant der heraufſchwimmenden Morgenſonne gegenüber im Schooſe des Veilchens. Eine Menge von Lichtſtralen brechen ſich auf dem kleinen Bezirk ſeiner Oberfläche, und werfen tauſend prächtige Farben. —

Jezt umhüllt eine Nebelwolke die Sonne: die Lichtſtralen verſchwinden, und mit ihnen alle die tauſend prächtigen Farben: der Diamant funkelt nicht mehr, und nur — ein armſeliger Waſſertropfen bleibt im Schooſe des Veilchens!

Jünger.

Polihimnia's Freunden.

Ein in Zürch gedruktes Avertiſſement kündigt den Freunden der Tonkunſt eine Sammlung einiger meiner in Muſik geſezten Lieder an. Obgleich die menſchenfreundliche Klauſul im Bettlertone dabei ſteht: zum Beſten der Schubartiſchen Familie! ſo muß ich doch — bei aller Dankgluth — dem guten Sammler ſagen, daß es ziemlich inkonſequent ſei, beim vollen Leben des Autors ſein Gewerk zu ſammeln, und — ohne den Macher drüber um Rath zu fragen — ſie, wie Werke eines erklärten Mundtodten der Welt mittheilen zu wollen.

Zwar iſt der Gefangene nach Juſtinians Donnerſprache bürgerlich todt; wenn aber der Fürſt den Arm lüftet, womit man ſchreibt: ſo regt ſich der Odem des Lebens wieder, zukt in den Fingerſpizen und ſcheint dem unbefugten Kompilator zu ſagen:

„Laß nach — ich rege mich ſelber!! —"

Ich werde alſo meine hier verfertigte muſikaliſche Arbeiten mit Höchſter Bewilligung meines erhabenen Fürſten in Höchſtdeſſelben akademiſcher Buchdrukerei unter dem Titel herausgeben:

Schubarts muſikaliſche Rhapſodien.

Die Ausgabe ſelbſt wird periodiſch. Ich gedenke nämlich alle Monate ein Heft zu ſechs Bogen zu liefern, bis die Sammlung zu End' iſt. Jedem Stüke werd' ich eine kleine Abhandlung über wichtige Gegenſtände der Muſik vorſezen, z. B. über die Klavierwuth, — über muſikaliſchen Unterricht, über den Choralgeſang, übers Orgelſpiel, über muſikaliſche Deklamation u. ſ. w. — gewiß Worte zu ihrer Zeit geredt! — Dann folgt ein gröſeres Singſtük — drauf Volkslieder, wovon ſchon ſo viele auglos und mit verſengtem Fittig über Städten und Dörfern zappeln: — zuweilen auch Texte unter ſchöne Melodien groſer Meiſter, — und endlich ein Klavierſtük: alle meinen muſikaliſchen Karakter darſtellend, und dem hochgelahrten Herrn Profeſſor Cramer in Kiel — troz ſeines kritiſchen Donnerwetterſtrals zeigend — daß Schubart nicht nur klimpern, ſondern auch ſezen kann.

Ein Stük dieſer ganz fertig liegenden Sammlung koſtet 48 Kreuzer, den Gulden zu 60 Kreuzer gerechnet.

Der Ertrag — mit dem innigſten Dankgefühl gegen meinen gnädigen Fürſten ſag' ich's — fällt ganz meiner Familie zu. —

Man fand für gut, den Pränumerationsweg einzuſchlagen. Die Liebhaber zahlen für's Stük einen Gulden. Das eilfte Exemplar bekömmt der Sammler, wie bei den Gedichten — umſonſt.

Die Liebhaber wenden ſich, wie dort — an die Buchdrukerei der Herzoglichen Hohen Carlsſchule,

oder an meine Gattin bei Hrn. Expeditionsrath Elſäſſer in Stuttgart. Papier, Druk, Präziſion ſoll gewiß ſo ausfallen, daß kein Klavierpult durch dieſe Sammlung verunſtaltet werden ſoll.

Da ich befürchten muß, daß meine Aeſthetik der Tonkunſt, wovon auch ſchon ein paar kreuzlahme Abſchriften ſpuken, wie meine Gedichte und Melodien, ohne mein Zuthun gedrukt werden könnten: ſo warn' ich hiemit das Publikum wohlmeinend davor, und verſichere ſelbiges mit aller Dezenz, daß auch dieſe zu ſeiner Zeit ſo erſcheinen ſoll, wie man vor dem erſten Publikum der Welt — dem Deutſchen!! — erſcheinen muß. Nur erlaube man mir Muſſe; dann die hundert Hände des Briareus ſind längſt aus der Mode gekommen.

Und hiemit gehabt euch wohl, Freunde und Lieblinge der Göttin des Sangs und Spiels!!

Schubart.

Nachricht an's Publikum.

So wenig ich ſonſt geneigt war, in meiner gegenwärtigen ganz unpoetiſchen Lage eine Sammlung meiner Dichtereien zu beſorgen: ſo ſehr mußten mich doch ſo manche zerfezte Abdrüke einiger erhaſchten Gedichte von mir in verſchiedenen deutſchen Tagbüchern — noch mehr aber die kürzlich ohne mein Zuthun von einem mir ganz unbekannten Herausgeber beſorgte Sammlung aufmerkſam machen.

Nie hatt' ich meine Gedichte ſo eigentlich für den Druk beſtimmt. Ich dachte, ſie mögen verhallen in den öden Zeiten meiner Einſamkeit, mögen vom Flügel begleitet dieſen oder jenen gefühlvollen Hörer auf Augenblike unterhalten; mögen — gut deklamirt — dem oder jenem ein paar Feuerfloken in die Seele werfen! ſo iſt mein Endzwek erreicht. Ich habe damit den Dämon Langeweile gebannt und gute Empfindungen im Herzen des Hörers gewekt und unterhalten.

Allein der Wurf meines kleinen Sandſteinchens bildete weitere Kraiſe, als ich je vermuthen konnte. So viel große und edle Seelen — mein Genius grüßt und ſegnet ſie in dieſer heiligen Stunde des Wiederſtzens — nahmen Antheil an meinem Schikſal; jeder Erguß meines Herzens, jeder Pinſelſtrich von der Nachtgrotte meines ehemaligen Gefängniſſes, jeder der Menſchheit ſo natürliche Aufſchrei nach Freiheit — die allein die Wolke des Lebens vergüldet und die Menſchen Gottähnlich macht — erwekte Aufmerkſamkeit bei ihnen. Sie nahmen Kopien von einigen meiner Gedichte, und ſo fand ich ſie auch da und dort im Druke.

Endlich erſchien in der Schweiz eine nahmhafte Sammlung meiner Gedichte von einem gewiß aller Achtung würdigen Herausgeber. Fürs erſte dank ich ihm für ſeine gute Meinung von mir und ſonderlich für die treue Darſtellung der Entſtehungsgeſchichte meiner Lieder und ihrer Irren in Deutſchlands Gauen herum.

Nur bedaur' ich theils die zahlloſen Drukfehler, womit dieſe Sammlung verunſtaltet iſt — noch mehr aber die Unvolſtändigkeit derſelben und die eingeſchlichnen Stüke, die nicht einmal die meinigen ſind. Wer wird mir z. B. zutrauen, daß ich je eine Fabel unſers unſterblichen Fabeldichters Lichtwehr — die unter der Rubrik der Emriz in der Schweizer Sammlung ſteht und bei Lichtwehr unter der Aufſchrift der Hänfling vorkommt — für mein Gemächt ausgeben könnte? — Andrer Inkonvenienzen zu geſchweigen — Genug, daß Se. Herzogliche Durchlaucht, mein gnädigſter Herr mir nunmehr die großmüthige Erlaubniß zu ertheilen geruhten, eine

vollſtändige Ausgabe meiner Gedichte

in Höchſtdero Akademiſchen Buchdrukerei ſelbſt beſorgen zu dürfen.

Dieſe Ausgabe ſoll mit aller mir möglichen Genauigkeit veranſtaltet werden. Ich werde die ſchon bekannten Gedichte ſo kritiſch gefeilt liefern, als ich Stätigkeit habe, die Feile zu führen und endlich verſchiedene neue Gedichte hinzuthun, die wenigſtens darthun ſollen, welch einen würdigen, hohen Begriff ich mir von einem Publikum bilde, wie das deutſche iſt — und mit welch ſchüchterner Demuth — doch ohne jemals das Gefühl eignen Werths zu verlieren — ich in's Heiligligthum trete, wo Deutſchlands Richter ſitzen. – Im Areopagus, den ich mir hier denke, hat eben nicht immer der Schreiber von Profeßion Siz und Stimme; – der Naturmenſch, mit Saitengold vom Himmel beſpannt, der ſtattliche Bürger, der einfältige Landmann, das ſchuldloſe Mädchen – und über alles, der geſalbte Chriſt müſſen das Sanhedrin bilden, das über Gedichte, die der Religion, der Tugend und unſchuldigen Freude geweiht ſind, urtheilen ſoll.

Solchen Richtern zu gefallen – welche Belohnung für die wenigen Schweißtropfen, die die Harfe feuchten!! –

Dieſe Gedichte werden in zween mäßigen Bänden in Oktav erſcheinen *). Ich habe den Weg der Subſkription gewählt, um – ach! man erlaube mir nach ſo viel Demüthigung den Stolz, – meine Bekannten und Freunde einmal in einer Lichtgruppe vor einem kleinen Produkte meines Geiſtes zu ſehen. Da ich mich öfters in den Tagen meiner Freiheit Aufträgen dieſer Art mit Freuden unterzog; ſo kann ich um ſo mehr von meinen durch ganz Deutſchland geſäeten Freunden gleiche Gefälligkeit erwarten. Meine Lage erlaubt es mir nicht, mich durch Briefe an die edlen Menſchen alle zu wenden, die ich in den meiſten Städten Deutſchlands – theils perſönlich, theils durch Ruf und Schriften kenne. Ich will alſo einmal kühn ſeyn und ſtarkmüthig hoffen, meine Freunde und Bekannte werden bloß durch dieſe Nachricht und durch ihr eignes Herz bewogen, meinen Gedichten Liebhaber zu verſchaffen ſuchen und die Namen der Herren Subſkribenten an

die Buchdrukerei der Herzoglichen Hohen
Carlsſchule

wo möglich, Poſtfrei einzuſenden. Auch an meine Gattin, bei Hrn. Expeditionsrath Elſäſſer in Stuttgart wohnhaft, können ſich die Liebhaber meiner Gedichte wenden und die promteſte Einſendung der Exemplare erwarten.

---

*) Nebſt dem Bruſtbild des Verfaſſers.

Man zahlt für die beeden Bände Zwei Gulden und verſichert die Liebhaber, daß Papier, Druk, Vignetten der akademiſchen Buchdrukerei Ehre machen ſollen.

Da dies nach beinahe Neun Jahren wieder der erſte öffentliche Auftritt iſt; ſo erlaube man mirs, hiemit gegen alle Schriften aufs feierlichſte zu proteſtiren, die ſeit dieſem unter meinem Namen herausgekommen ſind.

Ich hab' in meinem Leben manches für momentanen Gebrauch diktirt und hingeſudelt, das gewiß den geſezten Zwek erreichte. Aber – hintreten fürs Volk und nach dem Eichenkranz emporſchauen, der dort droben an den Rippen des Waldfelſen für die Unſterblichen hängt; das konnte mir nie mit Sudeleien in Sinn kommen, die bloß darzu beſtimmt waren, da und dort Dämmrung in die dikſte Nacht der Unwiſſenheit zu bringen. Nach dieſem Geſtändniſſe dauern mich Cirichs und Cramers gute Hauklingen, daß ſie ſelbige gegen ein Dunſtbild gebrauchen wollten.

„Durch pfiff die Klinge, das Wolkenbild dähnte
ſich und zerrann beim erſten Morgenſtral'
in – Waſſertropfen." –

Wer wird z. B. das hirnloſe Buch Originalien, wo einige Gedankentrümmer von mir in einer Miſtpfüze eignen Unſinns ſchwimmen, auf meine Rechnung ſezen? —

Schreklich iſt's gefangen zu ſein; aber faſt noch ſchreklicher, von auſſen Buben johlen zu hören, die die Mauren unſers Kerkers mit Koth bewerfen.

Ihnen verzeihs der Allbarmherzige!

Schubart.

Thalia.

Drittes Heft.

I.

Dom Karlos von Spanien.

Fortſezung.

Vierter Auftritt.

König Philipp bleibt eine Zeit lang in düſtres Nachdenken verſunken ſtehen — endlich geht er einige Schritte im Saal auf und nieder, bis er den Herzog von Alba gewahr wird. Alba nähert ſich verlegen.

Philipp.

Seid jede Stunde des Befehls gewärtig,
nach Brüßel zu marſchieren.

Alba.

Alles ſteht
bereit, mein König.

Philipp.

Eure Vollmacht liegt
verſiegelt ſchon im Kabinet. Indeſſen
nehmt euren Urlaub von der Königin,
Und zeiget euch zum Abſchied dem Infanten.

Alba.

Mit den Gebärden eines Wütenden
ſah ich ihn eben dieſen Saal verlaſſen.
Auch Eure königliche Majeſtät
ſind außer ſich und ſcheinen tief bewegt — —
vielleicht der Inhalt des Geſprächs? —

Philipp

nach einigem Auf- und Niedergehen.

Der Inhalt
war Herzog Alba.

Der König bleibt mit dem Aug auf ihm haften.

Ruhig, Herzog. Nie
wird meine erſte Meinung von euch wanken.

Der Herzog wird nachdenkend, der König fährt fort, ihn ſcharf zu beobachten.

Der Prinz iſt euer Freund nicht.

Alba.

Ich bin ſtolz,
ein Schikſal mit dem Könige zu theilen.

Phi-

Landes-
Bibliothek
Weimar

Philipp
finſter.

Ich wüßte nicht, was ich mit Herzog Alba
zu theilen hätte — — — Gerne mag ich hören,
Daß Karlos meine Räthe haßt, doch mit
Verdruß entdek' ich, daß er ſie verachtet.

Alba
entfärbt ſich und will auffahren.

Verachtet —

Philipp.

Keine Antwort, Herzog Alba —
Jezt keine Antwort. Ich erlaube euch
den Prinzen zu verſöhnen.

Alba.

Mein Monarch,
ich bin Soldat und Ritter.

Philipp.

Der Infant
iſt eures Königs Sohn — — — und wer von euch
berechtigt iſt, Abbitte von dem andern
zu fodern, das entſcheidet ſelbſt — — — Sagt an,
wer war es doch, der mich zum erſtenmal
vor meines Sohnes ſchwarzem Anſchlag warnte? — —
Da hört ich euch, und nicht auch ihn. Ich will
Die Probe wagen, Herzog. Künftighin
ſteht Karlos meinem Trone näher. Geht.

Der König begiebt ſich in das Kabinet. Der Herzog
entfernt ſich durch eine andere Thüre.

Ein Vorſaal vor dem Zimmer der Königin.

Fünfter Auftritt.

Karlos kommt im Geſpräch mit einem **Pagen** durch die Mittelthüre. Die **Hofleute**, welche ſich in der Antichamber befinden, zerſtreuen ſich bey ſeiner Ankunft in den angränzenden Zimmern.

Karlos.

Ein Brief an mich? . . . Wozu denn dieſer Schlüſſel? . . ,
und beides mir ſo heimlich überliefert? . .
Komm näher . . . wo empfiengſt du das?

Page

geheimnißvoll.

Wie mich
die Dame merken laſſen, will ſie lieber
errathen als beſchrieben ſein. . .

Karlos

zurückfahrend.

Die Dame?

indem er den Pagen genauer betrachtet.

Was? . . . Wie? . . Wer biſt du denn?

Page.

Ein Edelknabe
von Ihrer Majeſtät der Königin — —

Kar-

Karlos

erſchroken auf ihn zugehend, und ihm die Hand auf den Mund drükend.

Du biſt des Todes. Halt! Ich weiß genug.

Er reißt haſtig das Siegel auf, und tritt an das äußerſte Ende des Saals, den Brief zu leſen. Unterdeſſen kömmt der Herzog von Alba, und geht ohne von dem Prinzen bemerkt zu werden, an ihm vorbei, in der Königin Zimmer. Karlos fängt an, heftig zu zittern, und wechſelsweiſe zu erblaſſen und zu erröthen. Nachdem er geleſen hat, ſteht er lange Zeit ſprachlos und ohne Bewegung, die Augen ſtarr auf den Brief geheftet — endlich wendet er ſich zu dem Pagen mit leiſer bebender Stimme.

Sie gab dir ſelbſt den Brief?

Page.

Mit eignen Händen.

Karlos.

Sie gab dir ſelbſt den Brief? — — o ſpotte nicht,
noch hab ich nichts von ihrer Hand geleſen,
ich muß dir glauben, wenn du ſchwören kannſt.
Wenns Lüge war, geſteh mirs offenherzig,
und treibe keinen Spott mit mir.

Page.

Mit wem?

Karlos

ſieht wieder in den Brief, und betrachtet den Pagen mit zweifelhafter forſchender Miene. Nachdem er einen Gang durch den Saal gemacht hat.

Du haſt noch Aeltern?- Ja. Dein Vater dient
dem Könige, und iſt ein Kind des Landes?

Page.

Er fiel bei S. Quentin, ein Obriſter
der Reuterei des Herzogs von Savoyen,
und hieß Alonzo, Graf von Henarez.

Karlos

indem er ihn bei der Hand nimmt und die Augen bedeutend auf ihn heftet.

Sohn des Alonzo, du biſt ſechszehn Jahr alt,
mehr biſt du nicht — wenn du dem dreißigſten
dich nähern wirſt, iſt dieſe Welt verwandelt.
Dann, junger Freund, wenn deine Ruhmbegier,
im Sonnenlicht der Majeſtät entfaltet,
des Glückes goldne Preiße feurig ſucht,
dann iſt die Reih an mir, ſie auszutheilen.
Noch ſteht die Wahl dir frei. Beſinne dich.
Quält dich der Stolz, der Ehre Vollgenuß
als Knabe ſchon, als Jüngling zu verpraſſen,
durch eine frühe Miſſethat den Sommer
der Größe zu beſchleunigen — wolan
verrathe deines Königs Sohn. So hoch
wird dich Dom Philipps Dankbarkeit nicht heben,
als Karlos Haß dich ſtürzen kann. Sei klug,
und pflanze hier in ſeines Erben Bruſt,

Daß dein erwachter Ehrgeiz hier einſt erndte.
Bedenke dich. Noch ſteht die Wahl dir frei.
Die Wahl iſt groß, und nunmehr — widerrufe.

Page.

Was ſoll ich widerrufen, Prinz?

Karlos.

Der Brief —
Du wüßteſt nicht? — Der Brief enthält ein Glük — —
ein Glük, vor dem mir ſchaudern muß. Weißt du,
wohin mich dieſer Schlüſſel führt? — — Wärs wahr,
was du mich glauben machen willſt, wofür
noch Cherubim vor ſeinem Paradieſe?
. . . . Den Brief gab dir der König.

Page
empfindlich.

Gnäd'ger Prinz,
mein Vater war Soldat und Edelmann
und ein Kaſtilianer.

Karlos.

Du biſt ſtolz?
O dann vergib mir.
Er lieſt den Brief.
„Dieſer Schlüſſel öffnet
„die hintern Zimmer im Pavillon
„der Königin. Das äuſerſte von allen
„ſtößt ſeitwärts an ein Kabinet, wohin
„noch keines Horchers Fußtritt ſich verloren.

„Hier darf die Liebe frei und laut geſtehn,
„was ſie ſo lange Winken nur vertraute.
„Erhörung wartet auf den Furchtſamen,
„und ſchöner Lohn auf den beſcheidnen Dulder.“

C.

wie aus einer Betäubung erwachend.

Ich träume nicht . . . ich raſe nicht . . . das iſt
mein rechter Arm . . . das iſt mein Schwerd . .
das ſind
geſchriebne Silben. Es iſt wahr und wirklich.
Ich bin geliebt — Sie ſelber hats geſtanden —
ich bin geliebt — ich bin es — Ja, ich bin
der Glüklichſte der Glüklichen, ſo weit
das Unermeßliche von Bürgern wimmelt.
Sie liebt mich. Ja. Sie liebt mich.

Dem Pagen um den Hals fallend.

Heute, jezt,
jezt werd ichs ja in ihren Augen leſen,
jezt, jezt von ihren Lippen ſelbſt es hören,
von ihren Lippen die Bekräftigung
in trunknen himmelvollen Küſſen ſchöpfen,
Sie liebe mich!

auſer Faſſung durchs Zimmer ſtürzend, und die Arme
zum Himmel empor geworfen.

Allmächtiger, warum,
warum bin ich nicht Herr von deiner Welt,
um ſie in meiner Freude zu verſchenken!

Page.

So kommen ſie mein Prinz, ich führe ſie.

Karlos.

Karlos.

Erſt laß mich zu mir ſelber kommen — laß
mich Athem ſchöpfen. Zittert nicht das ganze
Entſezen dieſer Wolluſt noch in mir?
Hab ich ſo ſtolz gehoft? Hab ich das je
zu träumen mir getraut? Wo iſt der Menſch,
der ſich ſo ſchnell gewöhnte, Gott zu ſein?
. . . . Wer war ich, und wer bin ich nun? Das iſt
ein andrer Himmel, eine andre Sonne,
als vorhin da geweſen war — das iſt
die Welt nicht mehr, wo Tränen fließen ſollen —
Nein, das war nur ein Fiebertraum, er iſt
vorüber, ich bin aufgewacht. Sie liebt mich.
O laß mich — laß mich's ringsherum dem ganzen
Madrid, dem Hof, dem Königreich, der Erde,
den Lebenden und Todten es erzählen,
erzählen wie ich glüklich bin.

Er will gehen.

Page.

Wohin?
Wem wollen Sie erzählen? Sie vergeſſen — —

Karlos

von einer plözlichen Erſtarrung ergriffen.

Den König meinen Vater!

er läßt die Arme ſinken, blikt ſcheu umher, und fängt an ſich zu ſammeln.

Das iſt ſchrecklich . . .
Ja ganz recht, Freund. Ich danke dir. Ich war
ſo eben nicht ganz bei mir . . . . Daß ich das
verſchweigen ſoll, der Seligkeit ſo viel
in dieſe Bruſt vermauren ſoll, das, das
iſt ſchrecklich . . . . Unterirrdiſch Gold, ſagt man,
wird unter Todtenſtille nur gehoben.
Drum will ich auch nicht athmen.

Den Pagen bei der Hand faſſend und bei Seite führend.

Was du heute
geſehen haſt — hörſt du? — und nicht geſehn,
ſei wie ein Sarg in deiner Bruſt verſunken.
Jezt geh. Ich will mich finden. Geh. Man kömmt,
Man darf uns hier nicht treffen. Geh.

Page.

Die Stunde
iſt Dämmerung. Das Kabinet zur Linken.

Karlos.

Ich will mich finden. Geh.

Page
will fort.

Karlos.

Doch halt, doch höre. . . .
Es war ein leerer Schrecken . . . . Höre, bleib!

Der Page kömmt zurük. Karlos legt ihm eine Hand auf die Schulter, und ſieht ihm ernſt und feſt ins Geſicht.

Du

Du nimmſt ein ſchreckliches Geheimniß mit,
Das jenen ſtarken Giften gleich die Schaale,
worinn es aufgefangen wird, zerſprengt, —
und ein Geheimniß, welches zu ergründen
mein Vater, ſtünds in ſeiner Macht, das Reich
der Todten durch die Folterſchraube fragte . . . .
Trag es dem Trone nicht zu nah — auch nicht
zu nah dem Falkenblik des Müßiggangs.
Beherrſche deine Mienen gut. Dein Kopf
erfahre niemals was dein Buſen hütet.
Sei wie das todte Sprachrohr, das den Schall
empfängt und widergibt und ſelbſt nicht höret.
Du biſt ein Knabe — ſei es immerhin
und fahre fort den fröhlichen zu ſpielen —
wie gut verſtand's die kluge Schreiberin
der Liebe einen Boten auszuleſen!
Hier ſucht der König ſeine Nattern nicht.

Page.

Und ich, mein Prinz, ich werde ſtolz drauf ſein,
um ein Geheimniß reicher mich zu wiſſen,
als ſelbſt der König —

Karlos.

Eitler junger Thor,
Das iſts, wovor du zittern mußt — kennſt du
die Nation der Spanier ſo wenig?
Der Geiz des Spaniers — hat man dir nie
davon erzählt? — zerriß in Mexiko

des Indiers lebendiges Gedärme,
weil Gold darinn zu hoffen war. Das konnte
der Durſt nach Gold: der Argwohn dürſtet heißer.
O glaube mir, es iſt ein traurig Glük
die Wißbegier der Könige zu reizen —

Page.

Der Himmel hüte mich davor!

Karlos.

Geſchicht's,
daß wir uns öffentlich begegnen, ſchüchtern
mit Unterwerfung nahſt du mir. Die Rolle
die du jezt übernommen haſt, ich fürchte,
iſt für ein Knabenherz zu kühn. Laß nie
die Eitelkeit zu Winken dich verführen,
wie gnädig der Infant dir ſei. Du kannſt
nicht ſchwerer ſündigen, mein Sohn, als wenn
du mir gefällſt. . . Was du mir künftig magſt
zu hinterbringen haben, ſprich es nie
mit Silben aus, vertrau' es nie den Lippen.
Den allgemeinen Fahrweg der Gedanken
betrete deine Zeitung nicht. Viel lieber
laß ſie, dem aufgejagten Mörder gleich,
durch bahnenloſe Wüſten zu mir kriechen,
wo niemand ihre Spuren ſucht. Du ſprichſt
mit deinen Wimpern, deinem Zeigefinger,
ich höre dir mit Blicken zu. Die Luft,
das Licht um uns iſt Philipps Kreatur,

die tauben Wände ſtehn in ſeinem Solde — —
Man kömmt —

Das Zimmer der Königin öffnet ſich und der Herzog von Alba tritt heraus.

Hinweg. Auf Wiederſehen.

Page.

Prinz,
Daß ſie das rechte Zimmer nur nicht fehlen!

Karlos.

Es iſt der Herzog . . . . Nein doch, nein, ſchon gut,
ich finde mich.

Der Page geht ab. Karlos iſt im Begriff ihm durch eine andre Thüre zu folgen.

Sechſter Auftritt.

Dom Karlos und Herzog von Alba.

Alba.

ihm in den Weg tretend.

Zwei Worte, gnädger Prinz.

Karlos.

Ganz recht. Schon gut. Ein andermal.

Er will gehen.

Alba.

Alba.

Der Ort
ſcheint freilich nicht der ſchiklichſte. Vielleicht
gefällt es Eurer königlichen Hoheit,
auf ihrem Zimmer mir Gehör zu geben.

Karlos.

Wozu? Das kann hier auch geſchehn — nur ſchnell,
nur kurz.

Alba.

Was eigentlich hieher mich führt,
iſt, Eurer Hoheit unterthängen Dank
für das bewußte abzutragen. . . .

Karlos.

Dank?
Mir Dank? Wofür — und Dank von Herzog Alba?

Alba.

Denn kaum daß Sie das Zimmer des Monarchen
verlaſſen hatten, ward mir angekündigt,
nach Brüſſel abzugehen.

Karlos.

Brüſſel! So!

Alba.

Wem ſonſt, mein Prinz, als ihrer gnädigen
Verwendung bei des Königs Majeſtät
kann ich es zuzuſchreiben haben? . .

Karlos.

Mir?
Mir ganz und gar nicht — mir wahrhaftig nicht.
Sie reiſen — reiſen ſie mit Gott.

Alba.

Sonſt nichts?
Das nimmt mich Wunder — Eure Hoheit hätten
mir weiter nichts nach Flandern aufzutragen?

Karlos.

Was ſonſt? Was dort?

Alba.

Doch ſchien es noch vor kurzem,
als foderte das Schickſal dieſer Länder
Dom Karlos eigne Gegenwart.

Karlos.

Wie ſo?
Doch ja — ja recht — das war vorhin — das iſt
auch ſo ganz gut, recht gut, um ſo viel beſſer —

Alba.

Ich höre mit Verwunderung . .

Karlos
nicht mit Ironie.

Sie ſind
ein großer General — wer weiß das nicht?
Der Neid muß es beſchwören. Ich — ich bin

ein

ein junger Menſch. So hat es auch der König
gemeint. Der König hat ganz recht, ganz recht.
Ich ſeh's jezt ein. Ich bin vergnügt, und alſo
genug davon. Glük auf den Weg. Ich kann
jezt, wie ſie ſehen, ſchlechterdings — ich bin
ſo eben etwas überhäuft — das weitere
auf morgen oder wenn ſie wollen, oder
wenn ſie von Brüßel wiederkommen. . .

Alba.

Wie?
Nach zehen Jahren?

Karlos.

Leben ſie denn wol.

nach einigem Stillſchweigen, wie er ſieht, daß der Herzog noch immer auf ſeiner Stelle bleibt.

Sie nehmen gute Jahrszeit mit — die Reiſe
geht über Mailand, Lothringen, Burgund
und Deutſchland . . . . Deutſchland? — Recht, in
Deutſchland war es!
Da kennt man ſie! . . . . Wir haben jezt April.
Mai — — Junius — — im Julius, ganz recht,
und ſpäteſtens zu Anfang des Auguſts
ſind ſie in Brüßel. O ich zweifle nicht,
man wird ſehr bald von ihren Siegen hören.
Sie werden unſers gnädigſten Vertrauens
ſich werth zu machen wiſſen.

Alba
mit Bedeutung.

Werd ich das
in meines Nichts durchborendem Gefühle?

Karlos
nach einigem Stillſchweigen, mit Würde und Stolz

Sie ſind empfindlich, Herzog — — und mit Recht.
Es war, ich muß bekennen, wenig Schonung
von meiner Seite, Waffen gegen ſie
zu führen, die ſie nicht im Stande ſind
mir zu erwiedern.

Alba.

Nicht im Stande, Prinz?

Karlos.

Und dann . . . Kann Herzog Alba denn dafür,
wenn ihm Natur zum Werth von Seinesgleichen
Das Selbſtgefühl von Meinesgleichen gab?

Alba.

Von Ihresgleichen, Prinz? . . . Wo ich nicht irre,
war ich das auch . . . vor dreißig Jahren.

Karlos
ihm lächelnd die Hand reichend.

Schade,
daß mirs gerade jetzt an Zeit gebricht,

den würdgen Kampf mit Alba aufzukämpfen.
Ein andermal — — —

Alba.

. Prinz, wie verrechnen uns
auf ganz verſchiedne Weiſe. Sie zum Beiſpiel,
Sie ſehen ſich um zwanzig Jahre ſpäter,
ich ſie um eben ſoviel früher.

Karlos.

Nun?

Alba.

Und dabei fällt mir ein, wie viele Nächte
bei ſeiner ſchönen portugieſiſchen
Gemahlin, ihrer Mutter, der Monarch
wol drum gegeben hätte, einen Arm,
wie dieſen, ſeiner Krone zu erkaufen?
Ihm mocht' es wol bekannt ſein, wie viel leichter
Die Sache ſei, Monarchen fortzupflanzen,
als Monarchieen — wie viel ſchneller man
die Welt mit einem Könige verſorge,
als Könige mit einer Welt.

Karlos.

Sehr wahr!
doch Herzog Alba? doch — —

Alba.

Alba.

Und wie viel Blut,
Blut ihres Volkes, fließen mußte, bis
zwei Tropfen Sie zum König machen konnten.

Karlos.

Sehr wahr, bei Gott — und in zwei Worte alles
gepreßt, was des Verdienſtes Stolz dem Stolze
des Glüks entgegen ſezen kan — doch nun
die Anwendung? doch Herzog Alba?

Alba.

Wehe
dem zarten Wiegenkinde Majeſtät,
das ſeiner Amme ſpotten kann. Wie ſanft
mags auf dem weichen Kiſſen unſrer Siege
ſich ſchlafen laſſen! An der Krone funkeln
die Perlen nur, und freilich nicht die Wunden,
womit ſie aufgewogen ward — — Dieß Schwerd
ſchrieb fremden Völkern ſpaniſche Geſeze;
es blizte dem Gekreuzigten voran,
und zeichnete dem Saamenkorn des Glaubens
auf dieſem Welttheil blutge Furchen vor;
Gott richtete im Himmel, ich auf Erden — —

Karlos.

Gott oder Teufel! gilt gleich viel. Sie waren
ſein rechter Arm. Ich weiß das wohl. Ihr Name
lebt in der Narbe dieſes Zeitenlaufs —

Nichts mehr davon. Jch bitte. Vor gewiſſen
Erinnerungen möcht' ich gern mich hüten.
— Jch ehre meines Vaters Wahl. Mein Vater
braucht einen Alba; daß er dieſen braucht,
Das iſt es nicht, warum ich ihn beneide.
Sie ſind ein großer Mann. . . . Auch das mag ſein,
ich glaub es faſt. Nur fürcht' ich, kamen ſie
um wenige Jahrtauſende zu zeitig.
Ein Alba, ſolt ich meinen, war der Mann,
am Ende aller Tage zu erſcheinen;
dann, wenn des Laſters Rieſentroz die Langmuth
des Himmels aufgezehrt, die reiche Aerndte
der Miſſethat in vollen Halmen ſteht,
und einen Schnitter ſonder Beiſpiel ſodert,
dann ſtehen Sie an ihrem Plaz — — o Gott,
mein Paradies, mein Flandern! — doch ich ſoll
es jezt nicht denken. Schweigen wir davon.

Alba.

Dem menſchlichen Geſchlechte Menſchen opfern,
iſt höhere Barmherzigkeit, mein Prinz,
als auf Gefahr der Menſchheit Menſchen lieben. –
Ein Beiſpiel gab der Himmel ſelbſt. Die Welt
zu reinigen gieng eine Welt einſt unter.
Die Peſt — —

Karlos.

Die Peſt iſt ihr Simbol, ich kenn es,
der große Aufſchluß über Albas Leben

und meines Vaters Regiment. . . . . Man ſpricht
ſie führten einen Vorrath Blutſentenzen
im voraus unterzeichnet mit? — — Die Vorſicht
iſt lobenswerth. So braucht man ſich vor keiner
Schikane mehr zu fürchten — — O mein Vater,
wie ſchlecht verſtand ich deine Meinung! — Härte
gab ich dir Schuld, weil du mir ein Geſchäft
verweigerteſt, wo deine Alba glänzen? —
Es war der Anfang deiner Achtung.

Alba.

Prinz.
Dieß Wort verdiente Züchtigung.

Karlos
auffahrend.

Was?

Alba.

Oder
auch lieber etwas anders. Davor aber
ſchützt ſie der Königſohn.

Karlos
nach dem Schwerd greifend.

Das fodert Blut! —
Das Schwerd gezogen, Herzog.

Alba

kalt.

Gegen wen?

Es iſt für Männer nur geſchliffen.

Karlos

heftig auf ihn eindringend.

Memme,

das Schwerd gezogen, ich durchſtoße ſie.

Alba

zieht.

Wenn es denn ſein muß.

ſie fechten.

Siebenter Auftritt.

Die Königin. Karlos. Herzog von Alba.

Königin

welche erſchrocken aus ihrem Zimmer tritt.

Bloße Schwerder!

zum Prinzen unwillig und mit gebietender Stimme.

Karlos!

Karlos

vom Anblik der Königin auſer ſich ſelbſt geſezt, läſt den Arm ſinken, ſteht ohne Bewegung und ſinnlos, dann eilt er auf den Herzog zu und küſt ihn.

Verſöhnung, Herzog. Alles ſei vergeben.

er wirft ſich ſtumm zu der Königin Füſen, ſteht dann raſch auf und eilt auſer Faſſung fort.

Alba.

Der voll Erſtaunen da ſteht, und kein Auge von dieſen beiden wendet.

Bei Gott, das iſt doch ſeltſam! —

Königin

ſteht einige Augenblikke beunruhigt und zweifelhaft, dann geht ſie langſam nach ihrem Zimmer, an der Thüre winkt ſie dem Herzog.

Herzog Alba!

Der Herzog folgt ihr dahin.

Ein Kabinet der Prinzeßin von Eboli.

Achter Auftritt.

Die **Prinzeßin** in einem idealiſchen Geſchmak, ſchön, aber einfach gekleidet, ſpielt die Laute und ſingt. Eine Weile nachher der **Page** der Königin.

Prinzeßin.

Alkanzor und Zaide.*)

„Leiſe weht es — leiſe wallte,
rings herum der Thau, als ſich
Nachts erſt kühn, der Mohr Alkanzor
nach dem Pfad der Liebe ſchlich."

„Einzeln — recht nach ſeinem Herzen —
ſtand das Haus ihm da, das karg,
karg Zaiden ſein geliebtes,
beſtes Mohrenmädchen barg."

„Seines frohen Stündleins harrend,
ſtand er lange trippelnd da,
ſchlich bald fort, kam ſchnell zurükke,
ſtand von neuem trippelnd da."

---

*) Balladen und Lieder altengliſcher und altſchottiſcher Dichtart von A. F. Urſinus. Seite 47.

Sie ſteht auf, geht unruhig im Kabinet herum, und bleibt einigemal plözlich ſtill ſtehen um zu horchen; endlich ſezt ſie ſich wieder und fährt in ihrem Geſang fort.

„Und nun daucht es ihm, nun wär's ihm
bald ſo wol und bald ſo weh —
Seht, da kams an's Fenſter — nikt' ihm',
nikt ihm freundlich aus der Höh."

„Auf des Fußes Spize ſchwebend
liſpelt er hinauf zu ihr:
Allah mit dir, beſtes Mädchen!
Iſt ſie wahr — o ſage mir." —

„Iſt ſie wahr die Botſchaft? — —

Sie ſpringt ſchnell auf, eilt an die Thüre, der Page fliegt herein.

Prinzeſſin
mit raſcher Freude.

Er kömmt!

Page
eilfertig.

Schon da geweſen, nicht?

Prinzeſſin.

Er kömmt!
Ich hör's an deiner Tritte Klang, ich hör's
an deines Athems ſingendem Getöne.
Heraus damit! er kömmt?

Page.

Mich wundert ſehr,
ihn nicht ſchon hier zu finden, doch er muß
im Augenblik erſcheinen.

Prinzeßin.

Muß er? Nun,
ſo *will* er auch — ſo iſt es ja entſchieden —

Page.

Er folgt mir auf den Ferſen — — gnädge Fürſtin,
ſie ſind geliebt — geliebt, geliebt wie ſie,
kanns niemand ſein auf dieſer Welt, kanns niemand
geweſen ſein und niemand wieder werden.
Welch eine Scene ſah ich an!

Prinzeßin
zieht ihn voll Ungedult zu ſich.

Geſchwinde!
Du ſprachſt mit ihm? Heraus damit! Was ſprach er?
Wie nahm er ſich? Was waren ſeine Worte?
Er ſchien betreten, ſchien verwundert, that
wol gar verlegen, zweifelte? Errieth
er die Perſon, die ihm den Schlüßel ſchikte?
Geſchwinde — oder rieth er nicht? Er rieth
wol gar nicht? rieth auf eine falſche? — Nun?
Antworteſt du mir denn kein Wort? O pfui,
pfui ſchäme dich, ſo hölzern biſt du nie,
ſo unerträglich langſam nie geweſen.

Page.

Page.

Kann ich zu Worte kommen, gnädigſte — —

Prinzeßin.

Wozu denn Worte? laß das und erzähle.

Page.

Ich übergab ihm Billet und Schlüßel
im Vorſaal bei der Königin. Er ſtuzte
und ſah mich an, da mir das Wort entwiſchte,
ein Frauenzimmer ſende mich.

Prinzeßin.

Er ſtuzte?
ſehr gut, ſehr brav, nur fort, erzähle weiter.

Page.

Ich wollte mehr noch ſagen, da verblaßt' er
und riß den Brief mir aus der Hand und ſah
mich drohend an und ſagt' er wiſſe alles.
Den Brief durchlas er mit Beſtürzung, fieng
auf einmal an zu zittern.

Prinzeßin.

Wiſſe alles?
Er wiſſe alles? Sagt' er das?

Page.

Und frug
mich dreimal viermal ob ſie ſelber, wirklich
ſie ſelber mir den Brief gegeben?

Prinzeſſin.

Ob
ich ſelbſt? Und alſo nannt' er meinen Namen?

Page.

Den Namen — nein, den nannt' er nicht — es möchten
Spionen, ſagt er, in der Gegend horchen,
und es dem König plaudern.

Prinzeſſin
befremdet.

Sagt er das?

Page.

Dem König, ſagt er, liege ganz erſtaunlich,
gar mächtig viel daran, beſonders viel,
von dieſem Briefe Kundſchaft zu erhalten.

Prinzeſſin.

Dem König? Haſt du recht gehört? dem König?
War das der Ausdruk den er brauchte?

Page.

Ja!
Er nannt es ein gefährliches Geheimniß,
und warnte mich, mit Worten und mit Winken
gar ſehr auf meiner Hut zu ſein, daß ja
der König keinen Argwohn ſchöpfe.

Prinzeſſin

nach einigem Nachſinnen voll Verwunderung.

Alles
trift zu — es kann nicht anders ſein — er muß
um die Geſchichte wiſſen — Unbegreiflich!
Wer mag ihm wol verrathen haben? — Wer?
Ich frage noch — wer ſieht ſo ſcharf, ſo tief,
wer anders als der Falkenblik der Liebe?
— Doch weiter, fahre weiter fort, er las
das Billet — —

Page.

Das Billet enthalte
ein Glük, ſagt er, vor dem er zittern müſſe,
das hab er nie zu träumen ſich getraut,
und was er ſonſt noch von dem Schlüßel ſagte — —
Zum Unglük trat der Herzog in den Saal,
Diß zwang uns —

Prinzeßin
ärgerlich.

Aber was in aller Welt
hat jezt der Herzog dort zu thun? Der Schlüßel?
Was ſagt er von dem Schlüßel? Nicht ſo haſtig,
umſtändlich guter Henarez, du biſt
ſo unausſtehlich hurtig nie geweſen.
Er ſagte? Nun! Was ſagt er denn?

Page.

Diß ſei
der Schlüßel, ſagt er, zu dem Paradieſe.

Prinzeßin.

Das meint er, weil er kommen will. Wo aber
wo bleibt er denn? Was zögert er? Warum
erſcheint er nicht? — Siehſt du wie falſch man dich
berichtet hat! Wie glüklich wär er ſchon
in ſo viel Zeit geweſen, als du brauchteſt,
mir zu erzählen, daß ers werden wollte?

Page.

Der Herzog, fürcht ich, der ſich unvermuthet
im Vorſaal ſehen laſſen, hat ihn dort
zurükgehalten.

Prinzeßin.

Wiederum der Herzog?
Was will der hier? Was hat der tapfre Mann

mit meiner ſtillen Seligkeit zu ſchaffen?
Den könnt er ſtehen laſſen, weiter ſchicken,
wen auf der Welt kann man das nicht? — O warlich!
Dein Prinz verſteht ſich auf die Liebe ſelbſt
ſo ſchlecht, als, wie es ſchien, auf Damenherzen.
Er weiß nicht, was Minuten ſind —

Page
empfindlich.

Prinzeßin,
Sie läſtern einen Engel.

Prinzeßin
mit freudigem Erröthen ihn auf die Wange ſchlagend.

Junger Lügner,
wer hat dir das von ihm erzählt?

Page
mit Begeiſterung.

So treflich
und groß und doch dabei ſo gut! O Schade,
daß er ein König werden muß — er hätte
ein Bruder werden ſollen.

Prinzeßin
wendet ſich weg und wiſcht ſich die Augen, indem ſie dem Pagen feurig die Hand drükt. Nach einer Pauſe.

Und du mahnſt
mich gar nicht, daß ich meinem lieben Boten
den Botenlohn noch ſchuldig bin geblieben?

ſie

ſie nimmt ein mit Brillanten beſeztes, Wehrgehänge
vom Tiſche und reicht es dem Pagen.

Dieß, guter Junge, mir zum Angedenken,
wenn du dein erſtes Schwerd umgürteſt.

Page

mit niedergeſchlagnen Augen zurüktretend.

So
belohnt mich eine Glükliche? Nichts beſſeres
hat meine Zeitung mir verdient? — O Schande!
Jezt? Jezt in *dieſem* Augenblicke? Zwei
Minuten kaum vor einer Schäferſtunde
ſoll ich mit feilen Diamanten mich
zufrieden geben? Soll auf dieſen Wangen
der Liebe volle ſtralende Verklärung
geſehen haben, ſoll es wiſſen wer
in dieſen Schäzzen ſchwelgen wird und ſoll
mit *ſolcher* Münze mich zufrieden geben?
O die Verſchwender, ſagt man, ſind zuweilen
die geizigſten —

Prinzeßin

fällt ihm ſtumm um den Hals und küßt ihn.

Ich höre kommen. Fort.
Es iſt der Prinz.

Page

ſich trunken aus ihren Armen reiſſend.

Jezt gegen die Franzoſen!

Er eilt hinaus.

Prin.

Prinzeßin.

Es iſt der Prinz, ich kenne ſeinen Gang.
hinweg, hinweg — Wo hab ich meine Leute?
er ſoll mich überraſchen — mein Geſang
ſoll ihm das Zeichen geben. —

Neunter Auftritt.

Die **Prinzeßin** und bald nachher **Karlos**.

Prinzeßin

hat ſich in eine Ottomanne geworfen, und fährt fort die Ballade zu ſpielen.

„Immer, o das weißt du Trauter,
liebt ich dich und dich allein,
könnt' ich gleich nicht hoffen, jemals
deine Braut und dein zu ſein.“

„Eiferſucht und Rache lauren,
Thurm und Riegel ſchließt mich ein,
doch erſtehl' ich die Minute,
jezt mit dir allein zu ſein.“

„Meine Liebe trozt dem Tode.“ —

Karlos
ſtürzt herein.

Auch die meine!

Er erkennt die Prinzeſſin, und ſteht da, wie vom Donner gerührt.

Gott!
wo bin ich?

Prinzeßin
läßt die Laute fallen, ihm entgegen.

Ach Prinz Karlos? Ja wahrhaftig!

Karlos
in fürchterlicher Verwirrung.

Wo bin ich? Raſender Betrug — ich habe
das rechte Kabinet verfehlt.

Prinzeßin
mit liſtiger Verwunderung.

Wie gut
verſteht es Karl, die Zimmer ſich zu merken,
wo Damen ohne Zeugen ſind.

Karlos
ſtotternd.

Prinzeßin . . .
Verzeihen ſie, Prinzeßin . . . ich . . ich fand
den Vorſaal offen.

Prinzeßin
muthwillig.

Kann das möglich ſein?
Mich däucht ja doch, daß ich ihn ſelbſt verſchloß,
und Feenmährchen macht mich Karl nicht glauben.

Karlos.

Das däucht ſie nur, das däucht ſie — doch verſichert!
ſie irren ſich. Verſchließen wollen, ja,
Das geb ich zu, das glaub ich — doch verſchloſſen?
Verſchloſſen nicht, wahrhaftig nicht. Der Riegel,
der äußre Riegel, oder, wollt' ich ſagen,
der innre, ja, das muß ich ſelbſt bezeugen,
der war auch pünktlich zugemacht.

Prinzeßin.

Der innre?
und dennoch kamen ſie herein? Nun warlich,
das haben ſie verſchlagen angefangen,
das Kunſtſtük müſſen ſie mich lehren.

Karlos.

Nichts
natürlicher, nichts leichter, denn zum Glük —
zum Unglük mein ich — hatt' ich einen Schlüßel
gerade bei mir, der vollkommen paßte.
Ein Zufall führte mich hieher — ich höre
auf einer . . . . Laute jemand ſpielen — War's
nicht eine Laute?

Indem er ſich zweifelhaft umſieht.

Recht! dort liegt ſie noch —
und Laute — das weiß Gott im Himmel! Laute
die lieb ich bis zur Raſerei. Ich bin
ganz Ohr, ich weiß nichts von mir ſelber, ſtürze
ins Kabinet, der ſüßen Künſtlerin
die mich ſo himmliſch rührte, mich ſo mächtig
bezauberte, in's ſchöne Aug zu ſehen.

Prinzeſſin

nachdem ſie umſonſt geſucht hat ſeinen herumſchweifenden Blicken zu begegnen.

Ein liebenswürdger Fürwiz, den ſie doch
ſehr bald geſtillt, wie ich beweiſen könnte.

Nach einigem Stillſchweigen mit Bedeutung.

O ſchäzen muß ich den beſcheidnen Mann,
der, einem Weib Beſchämung zu erſparen,
in ſolchen Lügen ſich verſtrikt.

Karlos

treuherzig.

Prinzeſſin,
ich fühle ſelbſt, wie albern ich dabei
mich nehmen mag und daß ich nur verſchlimmre,
wo ich verbeſſern will. Erlaſſen ſie
mir eine Rolle, die ich durchzuführen
ſo ganz und gar verdorben bin. Sie ſuchten
auf dieſem Zimmer Zuflucht vor der Welt.
Hier wollten ſie — ſo ſag' ich mir jezt ſelber —

ſie wollten hier von Menſchen unbehorcht,
den ſtillen Wünſchen ihres Herzens leben.
Ich Sohn des Unglüks zeige mich, ſogleich
iſt dieſer ſchöne Traum geſtört — dafür
ſoll mich die ſchleunigſte Entfernung ſtrafen.

Er will gehen.

Prinzeßin

überraſcht und betroffen, doch ſogleich wieder gefaßt.

Prinz, träumen ſie? Sie werden doch wohl nicht?
— — O das war boshaft.

Karlos.

Fürſtin — dieſe Angſt —
ich muß von hier, ich muß — das fremde Feuer
auf ihren Wangen klagt mich an — ich fühle,
was dieſer Blik in dieſem Kabinet
bedeuten ſoll, und dieſe tugendhafte
Verlegenheit verehr' ich. Weh dem Manne
den weibliches Erröthen muthig macht;
ich bin verzagt, wenn Damen vor mir zittern.

Prinzeßin.

Iſts möglich? — Ein Gewiſſen ohne Beiſpiel
für einen jungen Mann und Königſohn!
Ja Prinz — jezt vollends müſſen ſie mir bleiben,
jezt bitt' ich ſelbſt darum, bei ſoviel Tugend
erhohlt ſich jedes Mädchens Angſt. Das möchte
von tauſenden nicht Einer thun, wenn ihn

ein Schlüßel, der ſo glüklich paßt, verſuchte.
So glüklich paßt! Wars nicht ſo? — o Betrüger!

Karlos.

Prinzeßin, was ſie damit meinen mögen,
verſteh ich nimmermehr — doch ich entziehe
mich ihrem Blik, wenn ſie bei Laune ſind,
mich weiter zu ergründen.

Prinzeßin.

Will ich das
und kann ich das? Geheimnißvoller Weiſer!
ich werd es nicht, auch wenn man zehenmal
mich merken ließe, daß ichs rathen möchte — —
Doch laßen wir das Poßenſpiel — wozu
der Eigenſinn, dem Ohre abzuläugnen,
was unſer Herz doch beſſer weiß, wozu
den lieben ſchönen Augenblik, den uns
(nicht wahr mein Prinz) der Zufall angewieſen,
mit Wortgefecht vertändeln? — Wiſſen ſie,
daß ihre plözliche Erſcheinung mich
bei meiner liebſten Arie erſchrökte?

ſie führet ihn zum Sopha und nimmt ihre Laute wieder.

Die Arie, Prinz Karlos, werd ich wol
noch einmal ſpielen müßen, ihre Strafe
ſoll ſein, mir zuzuhören.

Karlos

er ſezt ſich, nicht ganz ohne Zwang neben der Fürſtin.

Eine Strafe,
ſo wünſchenswerth als mein Vergehn — und warlich
der Inhalt war mir ſo willkommen, war
ſo göttlich ſchön, daß ich zum . . . . drittenmal
ſie hören könnte.

Prinzeſſin.

Was? Sie haben alles
gehört? Das iſt abſcheulich, Prinz — es war,
ich glaube gar, die Rede von der Liebe?

Karlos.

Und, irr' ich nicht, von einer glüklichen —
Der ſchönſte Text in dieſem ſchönen Munde,
doch freilich nicht ſo wahr geſagt als ſchön.

Prinzeſſin.

Nicht? Nicht ſo wahr — und alſo zweifeln ſie — —

Karlos

ernſthaft.

Ich zweifle faſt, ob Karlos und die Fürſtin
von Eboli ſich je verſtehen können,
wenn Liebe abgehandelt wird?

Die Prinzeſſin ſtuzt; er bemerkt es, und fährt mit einer leichten Galanterie fort.

Denn wer,
wer wird es dieſen Roſenwangen glauben,
daß Leidenſchaft in dieſer Bruſt gewühlt!
Läuft eine Fürſtin Eboli Gefahr,
umſonſt und unerhört zu ſeufzen? Liebe
kennt der allein, der ohne Hofnung liebt.

Prinzeſſin

mit ihrer ganzen vorigen Munterkeit.

O ſtill, das klingt ja fürchterlich — und freilich
ſcheint dieſes Schikſal ſie vor allen andern
und vollends heute — heute zu verfolgen?

Ihn bei der Hand faſſend, mit einſchmeichelndem Intereſſe.

Sie ſind nicht frölich, guter Prinz — ſie leiden —
bei Gott, ſie leiden ja wol gar. Iſt's möglich?
Und warum leiden, Prinz? bei dieſem lauten
Berufe zum Genuß der Welt? bei allen
Liebkoſungen des Glückes? bei ſo vielen
Geſchenken der verſchwendriſchen Natur
und allem Anſpruch auf des Lebens Freuden?
Sie — eines großen Königs Sohn und mehr,
weit mehr als das, ſchon in der Fürſtenwiege
mit Gaben ausgeſtattet, die ſogar
auch ihres Ranges Sonnenglanz verdunkeln?
Sie, der im ganzen ſtrengen Rath der Weiber
beſtochne Richter ſizen hat, der Weiber
die über Männerwerth und Männerruhm
ausſchließend ohne Widerſpruch entſcheiden?

Der, wo er nur bemerkte, ſchon erobert,
entzündet wo er kalt geblieben, wo
er glühen will, mit Paradieſen ſpielen
und Götterglük verſchenken muß — Der Mann
den die Natur zum Glük von tauſenden
und wenigen mit gleichen Gaben ſchmükte,
er ſelber ſollte elend ſein — o Himmel
der du ihm alles, alles gabſt, warum,
warum denn nur die Augen ihm verſagen,
womit er ſeine Siege ſieht? —

Karlos

der die ganze Zeit über in die tiefſte Zerſtreuung verſunken war, wird durch das Stillſchweigen der Prinzeſſin plözlich zu ſich ſelbſt gebracht, und fährt in die Höhe.

Vortreflich!
Ganz unvergleichlich, Fürſtin. Singen ſie
mir dieſe Stelle doch noch einmal.

Prinzeſſin

ſieht ihn erſtaunt an.

Karlos,
wo waren ſie indeſſen?

Karlos

ſpringt auf.

Ja bei Gott!
Sie mahnen mich zu rechter Zeit — ich muß,
muß fort — muß eilends eilends fort.

Er will gehen.

Prinzeſſin
hält ihn zurük.

Wohin?

Karlos
in ſchreklicher Beängſtigung.

Dorthin, ſie wiſſen ja — doch nein, nein, nein,
ſie wiſſen nicht — hinaus von hier, hinunter
ins Freie — laſſen ſie mich los — Prinzeſſin,
um Gotteswillen laſſen ſie mich los,
mir wird, als rauchte hinter mir die Welt
in Flammen auf — Mit jedem Aderſchlage
geht eine Ewigkeit verloren. —

Prinzeſſin
hält ihn mit Gewalt zurük.

Sind
ſie bei ſich, Prinz? Was haben ſie? Woher
dies räzelhafte, unnatürliche
Betragen? — Oder irgend ein Geheimniß
liegt hier im Hinterhalt? Woher auf einmal
der karge Wucher mit der Zeit, die doch
vor kurzem bloßer Zufall noch verſchenkte?

Karlos bleibt erſchrocken ſtehn, und wird nachdenkend.
Sie ergreift dieſen Augenblik ihn zu ſich auf den
Sopha zu ziehen.

Sie brauchen Ruhe, lieber Karl — ihr Blut
iſt izt in Aufruhr — ſezen ſie ſich zu mir —
weg mit den ſchwarzen Fieberphantaſien.

Wenn ſie ſich ſelber offenherzig fragen,
weiß dieſer Kopf, was dieſes Herz beſchwert?
Und wenn ers nun auch wüßte — ſollte denn
von allen Rittern dieſes Hofs nicht einer,
von allen Damen keine — ſie zu heilen,
ſie zu verſtehen, wollt ich ſagen — keine
von allen würdig ſein?

Karlos

flüchtig, gedankenlos.

Vielleicht die Fürſtin
von Eboli —

Prinzeſſin

freudig, raſch.

Wahrhaftig?

Karlos.

Geben ſie
mir eine Bittſchrift — ein Empfehlungsſchreiben
an meinen Vater. Man ſpricht ohnehin,
ſie gelten viel.

Prinzeſſin.

Wer ſpricht das? (Guter Junge,
ſo iſt das Räzel ja gelöſ't! ſo war es
der Argwohn, der dich ſtumm gemacht!)

Karlos.

Karlos.

Wahrſcheinlich
iſt die Geſchichte ſchon herum. Ich habe
den ſchnellen Einfall nach Brabant zu gehen,
um . . . bloß um meine Sporen zu verdienen.
Das will mein Vater nicht — der gute Vater
beſorgt, wenn ich Armeen kommandierte,
. . . . mein Singen könnte drunter leiden.

Prinzeſſin.

Karlos!
Sie ſpielen falſch. Geſtehen ſie, ſie wollen
in dieſer Schlangenwendung mir entgehn;
ſie ſollens nicht, ſo wahr ich ſie durchſchaue.
Hieher geſehen, Heuchler. Aug in Auge.
Wer nur von Ritterthaten träumt — wird *der*,
geſtehen ſie, wird *der* auch wol ſo tief
herab ſich laſſen, Bänder die den Damen
entfallen ſind, begierig wegzuſtehlen
und — — ſie verzeihn —

Indem ſie mit einer leichten Fingerbewegung ſeine Hemdkrauſe wegſchnellt, und eine Bandſchleife, die da verborgen war, ſichtbar macht.

ſo koſtbar zu verwahren.

Karlos

mit Befremdung zurücktretend.

Prinzeßin — nein, das geht zu weit — ich bin
verrathen, ſie betrügt man nicht — ſie ſind
mit Geiſtern, mit Dämonen einverſtanden.

Prinzeßin.

Das nun wol nicht. Mit Männerherzen beſſer.
Doch Prinz, damit das kleine Ding mir nicht
zu eitel werde, rieth ich an, wir tauſchten.
Dieß will ich hier verwahren.

Sie nimmt eine von ihren Schleifen ab, die ſie dem Prinzen überliefert, und heftet die ſeinige an ihren Buſen.

Hoffentlich
wirkts hier wie dort, und lehrt auch mich die Kunſt,
verliebt zu ſein, und eiskalt zu erſcheinen.

Karlos

geht etlichemal mit ſtarkem Schritt auf und nieder, alsdann ſtellt er ſich vor die Prinzeßin, und mißt ſie ſcharf mit den Augen.

Sie lieben, Fürſtin. Schwören ſie mir anders,
Sie lieben oder haben ſchon geliebt,
und heiß geliebt und mit Gefahr des Lebens,
Wo hätten ſie zu dieſer Chifferſprache
das ſchwere Alphabet gelernt? Wo ſonſt
gelernt, dem Blik auf ſeiner ſtillen Fährte
bis dahin, wo er lagert, nachzukriechen?

Prinzeßin.

Darüber ſcheinen ſie erſtaunt? Darüber?
Ja Prinz, wenn ihres Vaters Sekretaire
nicht feſter ſiegeln als Dom Karl ſein Herz,
dann weh der ſpan'ſchen Politik! Die Welt
kann ſie in Gaßenliedern morgen hören.
Was ſoll die Wette gelten, Prinz, ich rufe
Geſchichten in ihr Herz zurük, Geſchichten,
die ſelbſt in ihren Träumen ausgeſtorben?
Verſuchen ſie es. Fragen ſie mich aus.
Wenn ſelbſt der Launen Kleinigkeit, ein Laut
verſtümmelt in die Luft gehaucht, ein Lächeln
von ſchnellem Ernſte wieder ausgelöſcht,
ein Spiel mit dieſen Federn, eine Blume
gedankenlos zerriſſen, eine Fliege
mit ſanfter Hand barbariſch hingewürgt —
wenn ſelber ſchon Erſcheinungen, Gebärden,
wo ihre Seele ferne war, mir nicht
entgangen ſind, urtheilen ſie, ob ich
verſtund, wo ſie verſtanden werden wollten?

Karlos.

Nun das iſt warlich viel gewagt — die Wette
ſoll gelten, Fürſtin. Sie verſprechen mir
Entdeckungen in meinem eignen Herzen,
um die ich ſelber nie gewußt.

Prinzeſſin

etwas empfindlich und ernſthaft.

Wie, Prinz?
Beſinnen ſie ſich beſſer. Sehn ſie um ſich.
. . . Dies Kabinet iſt keines von den Zimmern
der Königin.

Karlos.

Der Königin? Warum
der Königin?

Prinzeßin.

Wo man das bischen Maſke
noch allenfalls zu loben fand — Sie ſtuzen?
Sie werden plözlich lauter Feuer? — Prinz
jezt jezt entwiſchen ſie nicht mehr. O freilich
wer ſollte wol ſo ſcharfklug, ſo vermeſſen,
ſo müßig ſein, den Karlos zu belauſchen,
wenn Karlos unbelauſcht ſich glaubt? — Wer ſah's,
wie er beim lezten Hofball ſeine Dame
die Königin im Tanze ſtehen ließ,
und mit Gewalt ins nächſte Paar ſich drängte,
ſtatt ſeiner königlichen Tänzerin,
der Fürſtin Eboli die Hand zu reichen?
Ein Irrthum, Prinz, den ſogar der Monarch,
der eben jezt erſchienen war, bemerkte!

Karlos
mit ironiſchem Lächeln.

Auch ſogar der? Ja freilich, gute Fürſtin,
für den beſonders war das nicht.

Prinzeßin.

So wenig
als jener Auftritt in der Schloßkapelle,
worauf ſich wohl Prinz Karlos ſelbſt nicht mehr
beſinnen wird. Sie lagen zu den Füßen
der heilgen Jungfrau in Gebet ergoßen,
als plözlich — konnten ſie dafür? — die Kleider
gewiſſer Damen hinter ihnen rauſchten.
Da fieng Dom Philipps heldenmütger Sohn,
gleich einem Kezer vor dem heilgen Amte,
zu zittern an, auf ſeinen bleichen Lippen
ſtarb das vergiftete Gebet — im Taumel
der Leidenſchaft und ihrer ſelbſt vergeßen,
ergreifen ſie — es war ein Poßenſpiel
zum Rühren, Prinz — ergreifen ſie die Hand,
der Muttergottes heilge kalte Hand,
und Feuerküſſe regnen auf den Marmor.

Karlos.

Sie thun mir Unrecht, Fürſtin. Das war Andacht.

Prinzeßin.

Ja, dann iſts etwas anders, Prinz — dann freilich
war's damals auch nur Furcht vor dem Verluſte,

als Karlos mit der Königin und mir
beim Spielen ſaß, und mit bewundernswerther
Geſchiklichkeit mir dieſen Handſchuh ſtahl —

Karlos ſpringt beſtürzt auf.

Den er zwar gleich nachher ſo artig war,
ſtatt einer Karte wieder auszuſpielen.

Karlos.

O Gott — Gott — Gott! Was hab ich da gemacht?

Prinzeßin.

Nichts, was ſie widerrufen werden, hoff' ich.
Wie froh erſchrak ich, als mir unvermuthet
ein Briefgen in die Finger kam, das ſie
in dieſen Handſchuh zu verſtecken wußten.
Es war die rürendſte Romanze, Prinz,
die je ein Ritter —

Karlos

ihr raſch in's Wort fallend.

Poeſie! — Nichts weiter.
Ein Paroxyſmus von Empfindſamkeit,
den ſie vergeſſen müſſen. Mein Gehirne
treibt öfters wunderbare Blaſen auf,
die ſchnell, wie ſie entſtanden ſind, zerſpringen.
Das war es alles. Schweigen wir davon.

Prinzeßin

voll Erſtaunen von ihm weggehend und ihn eine Zeitlang aus der Entfernung beobachtend.

Nein, nein, das iſt zuviel — bei Gott! das war
noch nie erhört, ſeit Menſchenangedenken.
Mein Senkblei fällt ins Unermeßliche;
das Meer hat Boden, dieſer Jüngling nicht.
Ich bin erſchöpft — all meine Proben gleiten
von dieſem ſchlangenglatten Sonderling. —

ſie ſchweigt einige Augenblicke.

Doch wie? — Wärs etwas anders? — Wärs vielleicht — —
wär's ungeheurer Männerſtolz, der nur
ſich deſto ſüßern Kizel zu bereiten,
die Blödigkeit als Larve brauchte? — Ja!
Ich habs errathen. Schaamroth ſah ich mich
von dieſem großen Meiſter überliſtet,
und ich vermaß mich, durch ſein Herz zu ſchaun?

ſie nähert ſich dem Prinzen wieder, und betrachtet ihn zweifelhaft.

Belehren ſie mich endlich, Prinz — Ich ſtehe
vor einem zauberiſchverſchloßnen Schrank,
wo alle meine Schlüßel mich betrügen.

Karlos.

Wie ich vor ihnen.

Pauſe.

Prin-

Prinzeßin

ſie verläßt ihn ſchnell, geht einigemale ſtillſchweigend im Kabinet auf und nieder, und ſcheint über etwas wichtiges nachzudenken; endlich nach einer großen Pauſe ernſthaft und feierlich.

Endlich ſei es denn —
ich muß einmal zu reden mich entſchließen.
Zu meinem Richter wähl' ich ſie. Sie ſind
ein edler Menſch — ein Mann, ſind Fürſt und Ritter,
ich bin verlaſſen von der ganzen Welt,
leibeigen von Geburt — ein Fürſtenmädchen.
An ihren Buſen werf ich mich. Sie werden
mich retten, Prinz, und wo ich ohne Rettung
verloren bin, theilnehmend um mich weinen.

Der Prinz rükt näher mit erwartungsvollem theilnehmendem Erſtaunen.

Ein frecher Günſtling des Monarchen buhlt
um meine Hand — Rui Gomez, Prinz von Silva —
Der König will, ſchon iſt man Handels einig,
ich bin der Kreatur verkauft.

Karlos

heftig ergriffen.

Verkauft?
und wiederum verkauft? und wiederum
von dem berühmten Handelsmann im Süden?

. . . . O ſtill von dieſem, weg davon, nicht weiter,
das iſt der Nerve', wo ich Gichter ſpüre.

Prinzeſſin.

Nein, hören ſie erſt alles. Nicht genug,
daß man der Politik mich hingeſchlachtet,
auch meiner Unſchuld ſtellt man nach — Schon längſt
verfolgen mich die laſterhaften Flammen
des großen großen Wollüſtlings — Da! Hier!
Dieß Blatt kann dieſen Heiligen entlarven.

Karlos nimmt das Papier, und hängt voll Ungedult an ihrer Erzählung, ohne ſich Zeit zu nehmen, es zu leſen.

Ein Stellvertreter des Allreinſten,
ein Ordensprieſter läſtert ſeine Sendung,
misbraucht der Gottheit Siegelring, das Gift
der Hölle ſichrer in mein Herz zu legen,
des Heiligthums ſchont dieſer Kuppler nicht,
und Schlangen kriechen in den Sakramenten.
Den ganzen Hof gab man der Peſt zum Raub,
(die Politik des großen Kindermörders!)
im allgemeinen Sittenuntergang
mich dann um ſoviel minder zu verfehlen.)
Wo ſoll ich Rettung finden, Prinz? Bis jezt
war es mein Stolz, der meine Tugend ſchüzte,
Doch endlich —

Karlos.

Endlich fielen ſie? Sie fiel'n?
Nein, nein, um Gotteswillen, nein!

Prinzeſſin
ſtolz und edel.

Durch wen?
Armſelige Vernünftelei! Wie ſchwach
von dieſen ſtarken Geiſtern! Weibergunſt,
der Liebe Glück der Waare gleich zu achten,
worauf geboten werden kann! Sie iſt
das einzige auf dieſem Rund der Erde,
was keinen Käufer leidet, als ſich ſelbſt.
Die Liebe iſt der Liebe Preiß. Sie iſt
der unſchätzbare Diamant, den ich
verſchenken oder ewig ungenoſſen
verſcharren muß — Dem groſen Kaufmann gleich,
der ungerührt von des Rialto Gold
und Königen zum Schimpfe ſeine Perle
dem reichen Meere wiedergab, zu ſtolz
ſie unter ihrem Werthe los zu ſchlagen.

Karlos.

(Beim wunderbaren Gott! — das Weib iſt ſchön.)

Prinzeſſin.

Man nenn' es Grille — Eitelkeit. Gleichviel.
Ich theile meine Freuden nicht. Dem Mann,
dem Einzigen, den ich mir auserleſen,

geb ich für alles, alles hin. Ich ſchenke
nur einmal, aber ewig. Einen nur
wird meine Liebe glüklich machen — einen —
doch dieſen einzigen zum Gott. Der Seelen
entzükender Zuſammenklang – ein Kuß —
der Schäferſtunde ſchwelgeriſche Freuden —
der Schönheit hohe himmliſche Magie
ſind eines Strales ſchweſterliche Farben,
ſind einer Blume Blätter nur. Ich ſollte,
ich raſende! ein abgerißnes Blatt
aus dieſer Blume ſchönem Kelch verſchenken?
ich ſelbſt des Weibes hohe Majeſtät,
der Gottheit großes Meiſterſtük verſtümmeln,
den Abend eines Praßers zu verſüßen?

Karlos.

(Unglaublich! Wie? Ein ſolches Mädchen hatte
Madrid, und ich und ich erfahr es heute
zum erſtenmal?)

Prinzeſſin.

Längſt hätt' ich dieſen Hof
verlaßen, dieſe Welt verlaßen, hätte
in heilgen Mauren mich begraben, doch
ein einzig Band iſt noch zurük, ein Band,
das mich an dieſe Welt allmächtig bindet.
. . . . Ach, ein Phantom vielleicht! Doch mir ſo werth!
Ich liebe und bin . . . nicht geliebt.

Karlos
voll Feuer auf ſie zugehend.

Sie ſinds!
So wahr ein Gott im Himmel wohnt. Ich weiß es.
Sie ſinds und unausſprechlich.

Prinzeſſin.

Sie? Sie wiſſens?
O das war meines Engels Stimme! ja,
wenn freilich ſie es wiſſen Karl, dann glaub ich's,
dann bin ichs.

Karlos
der ſie voll Zärtlichkeit in die Arme ſchließt.

Süßes, ſeelenvolles Mädchen!
Anbetungswürdiges Geſchöpf — ich ſtehe
ganz Ohr — ganz Auge — ganz Entzüken — ganz
Bewunderung — Wer hätte dich geſehen,
Wer unter dieſem Himmel dich geſehen,
und rühmte ſich — er habe nie geliebt?
— Doch hier an König Philipps Hof? Was hier?
Was ſchöner Engel willſt du hier? bei Pfaffen
und Pfaffenzucht? Das iſt kein Himmelſtrich
für ſolche Blumen! — Möchten ſie ſie brechen?
Sie möchten — o ich glaub es gern, — doch Nein,
ſo wahr ich Leben athme, nein! — Ich ſchlinge
den Arm um dich, auf meinen Armen trag' ich
durch eine teufelvolle Hölle dich!

er drükt ſie mit Innigkeit an ſeine Bruſt.

Ja — laß mich deinen Engel ſein — du willſt?
doch Engel dürfen ſich ja küßen? Nun,
bei dieſem Kuß — — Ja liebes Mädchen, roth
mußt du mich werden laſſen — Frei heraus —
Es iſt der erſte meines Lebens.

Prinzeſſin

mit dem vollen Blik der Liebe, ihren Arm um ſeinen Hals geſchlungen.

Karlos!
Wie wenig hab' ich ſie gekannt! Wie reich
und gränzenlos belohnt ihr ſchönes Herz
die ſchwere Müh, es zu begreifen!

ſie nimmt ſeine Hand und will ſie küſſe

Karlos

der ſie zurükzieht.

Fürſtin,
wo ſind ſie jezt?

Prinzeſſin

mit Feinheit und Grazie, indem ſie ſtarr in ſeine Hand ſieht.

Wie ſchön iſt dieſe Hand!
wie reich iſt ſie — Prinz, dieſe Hand hat noch
zwei koſtbare Geſchenke zu vergeben,
— ein Diadem und Karlos Herz — und beides
vielleicht an eine Sterbliche? — An eine?
Ein großes göttliches Geſchenk! Beinahe
für eine Sterbliche zu groß! — — Wie Prinz?

wenn

wenn ſie zu einer Theilung ſich entſchlößen?
Ein Tron, dächt ich, wär für ein Mädchen viel,
was will ſie mehr, die ſtolze Kaiſerstochter? *)
Die Königinnen lieben ſchlecht — ein Weib,
das lieben kann, verſteht ſich ſchlecht auf Kronen,
drum beſſer, Prinz, ſie theilen, und gleich jezt,
gleich jezt — Wie? Oder hätten ſie wol ſchon?
Sie hätten wirklich? O dann um ſo beſſer!
Und kenn ich dieſe Glükliche?

Karlos

entſchloſſen.

Du ſollſt.
Dir Mädchen, dir entdek ich mich — der Unſchuld,
der lautern unentheiligten Natur
entdek ich mich. An dieſem Hof biſt du
die würdigſte, die einzige, die erſte,
die meine Seele ganz verſteht — So ſeis
um mein Geheimniß denn geſchehen. Ja!
Ich läugn' es nicht — ich liebe —

---

*) Eine öſtreichiſche Prinzeſſin und Nichte Philipps des zweiten, welche dem Infanten Dom Karlos verſprochen war, aber nach ſeinem und der Königin Eliſabeth Tode, Philipps vierte Gemahlin wurde — daß alſo dieſer König durch eine Art von Schikſal beide Prinzeſſinnen heurathete, die ſeinem Sohne beſtimmt waren.

Prinzeßin.

Böſer Menſch!
So ſchwer iſt das Geſtändniß dir geworden?
Beweinenswürdig mußt ich ſein, wenn du
mich liebenswürdig finden ſollteſt.

Karlos

ſtuzt.

Was?
.... Was iſt das?

Prinzeßin.

Mich ſo ausgeſucht zu quälen!
O warlich, Prinz, es war nicht ſchön. Nach dieſer
Hingebung noch mit Kälte mich zu quälen!
Sogar den Schlüßel zu verläugnen!

Karlos.

Schlüßel!

Nach einem dumpfen Beſinnen.

Ja ſo — So wars — Nun merk ich — — O mein
Gott!

Seine Kniee wanken, er hält ſich an einem Stuhl und verhüllt das Geſicht.

Prinzeßin

eine ſchrekliche lange Stille von beiden Seiten. Die Fürſtin ſchreit laut und fällt.

Abſcheulich! Was hab ich gethan?

Karlos

ſich aufrichtend, in fürchterlichem Ausbruch des Schmerzes.

So tief
herabgeſtürzt von allen meinen Himmeln!
— O das iſt ſchreklich.

Prinzeßin

das Geſicht voll Schaam in das Kiſſen verbergend.

Was entdek ich? Gott!
Was hab ich raſende gethan!

Karlos

vor ihr niedergeworfen.

Ich bin
nicht ſchuldig, Fürſtin — Leidenſchaft — Betäubung —
ein unglükſelger Misverſtand — bei Gott!
ich bin nicht ſchuldig.

Prinzeßin

ſtößt ihn von ſich.

Weg aus meinen Augen,
um Gotteswillen weg von hier.

Karlos.

In dieſer
entſezlichen Erſchütterung ſie verlaſſen?

Prinzeßin.

Ihr Daſtehn iſt Vergiftung, fort.

Karlos.

Nur einmal!
Nur einen Blik, daß ich Verzeihung –

Prinzeſſin
ihn mit Gewalt wegdrängend.

Fort!
Aus Großmut, aus Barmherzigkeit hinaus
von meinen Augen — Wollen ſie mich morden?
Ich haſſe ihren Anblik.

Karlos will gehen.

Meinen Brief
und meinen Schlüßel geben ſie mir wieder.
Wo haben ſie den andern Brief?

Karlos.

Den andern?
Was denn für einen andern?

Prinzeſſin.

Den vom König.

Karlos
zuſammenſchreckend.

Von wem?

Prinzeſſin.

Den ſie vorhin von mir bekamen.

Karlos.

Vom König und an Wen? an Sie?

Prinzeßin.

O Himmel!
wie ſchreklich hab ich mich verſtrikt! Den Brief!
heraus damit! ich muß ihn wieder haben.

Karlos.

Vom König Briefe und an Sie?

Prinzeßin
mit ſteigender Angſt.

Den Brief!
Im Namen aller Heiligen!

Karlos.

Der einen
gewißen mir entlarven ſollte — Dieſen?

Prinzeßin.

Ich bin des Todes — geben ſie.

Karlos.

Worin
von laſterhaften Flammen, Wollüſtlingen
gehandelt wird? Der Brief alſo —

Prinzeßin

in Verzweiflung die Hände ringend.

Entſezlich!
Was hab ich unbeſonnene gewagt?

Karlos.

Der Brief — der kam vom König? — Ja Prinzeßin!
Das ändert freilich alles ſchnell — Das iſt

den Brief frohlockend emporhaltend.

ein unſchäzbarer — ſchwerer — theurer Brief,
den alle Kronen Philipps einzulöſen
zu leicht, zu nichts bedeutend ſind — Den Brief
behalt ich.

Er will gehen.

Prinzeßin

wirft ſich ihm in den Weg.

Großer Gott! Ich bin verloren,
wenn ſie der Niederträchtge ſind. —

Karlos

zurückkommend und die Fürſtin bei der Hand nehmend mit ruhigem Ernſt und mit Würde.

Wenn ich
der Niederträchtige bin, Prinzeßin — dann
erlaub ich ihnen — dann und eher nicht —
für die vergangne Stunde zu erröthen.

Er entfernt ſich.

Zehnter Auftritt.

Die Prinzeßin allein.

Sie ſteht noch betäubt, auſer Faſſung; nachdem er hinaus iſt, eilt ſie ihm nach und will ihn zurükrufen.

Prinz, noch ein Wort. Prinz, hören ſie. — Er geht,
er hört mich nicht, er will mich nicht mehr hören.
Auch das noch. Er verachtet mich . . . . . Da ſteh ich
in fürchterlicher Einſamkeit . . . . . verſtoſen,
verworfen. . . .

ſie ſinkt auf einen Seſſel. Nach einer Pauſe.

Nein! Verdrungen nur, verdrungen
von einer Nebenbulerin. Er liebt.
Kein Zweifel mehr. Er hat es ſelbſt bekannt.
Doch wen an dieſem Hofe kann er lieben?
Wer iſt ſie, dieſe Glükliche? . . . . Soviel
iſt offenbar — er liebt was er nicht ſollte.
Er fürchtet die Entdekung. Vor dem König
verkriecht ſich ſeine Leidenſchaft . . . Warum
vor dieſem, der ſie wünſchen muß? dem nichts
willkommner iſt, als ſeines Erſtgebornen
entnervende Berauſchung? . . . . Oder iſts
der Vater nicht, was er im Vater fürchtet?
Als ihm des Königs bulériſcher Plan
verrathen war — da jauchzten ſeine Mienen,
frohlokt' er wie ein Glüklicher'. . . Wie kam es,
daß ſeine ſtrenge Tugend hier verſtummte?

Hier? Eben hier? . . . Was kann denn er dabei,
Er zu gewinnen haben, wenn der König
der Königin die . . .

ſie hält plözlich inn, von einem Gedanken überraſcht — zu gleicher Zeit reißt ſie die Schleife, die ihr Karlos gegeben hat von dem Buſen, betrachtet ſie ſchnell, erkennt ſie und ſchrikt zuſammen.

O ich raſende!
Jezt endlich, jezt . . . Wo waren meine Sinne?
Jezt gehn mir die Augen auf . . . Sie hatten
ſich lang geliebt, eh der Monarch ſie wählte.
Nie ohne ſie ſah mich der Prinz. Ihr galten
die ſtummen Seufzer ſeiner Bruſt, der Winke
bedeutungvolles Spiel, die feurige
Beredſamkeit der Blike — O und alles
was ich betrogner überraſchter Thor
zu meinem Eigenthum gemacht! . . . . Sie alſo,
Sie war gemeint, wo ich ſo gränzenlos
ſo warm ſo wahr mich angebetet glaubte?
O ein Betrug der ohne Beiſpiel iſt,
und meine Schwäche hab ich ihr verrathen.

Stillſchweigen.

Ob ſie von dieſer Liebe weiß? . . , Ob etwa,
Ob hier wohl ſchon Geſtändniſſe geſchehen,
gewechſelt mögen worden ſein? . . Wer leuchtet
durch dieß geheimnißvolle Dunkel mir?

wiederum Pauſe.

Daß er ganz ohne Hofnung lieben ſollte!
Ich kanns nicht glauben. . . Hofnungsloſe Liebe
beſteht in dieſem Kampfe nicht. Zu ſchwelgen
wo unerhört der glänzendſte Monarch
der Erde ſchmachtet . . . Warlich! ſolche Opfer
bringt hofnungsloſe Liebe nicht. Wie feurig
war nicht ſein Kuß! Wie zärtlich drükt er mich,
wie zärtlich an ſein ſchlagend Herz! — So ſchmelzend
der Augenblik! — Das liebetrunkne Mädchen
ganz hingegeben ſeiner Glut . . . Die Probe
war faſt zu kühn für die romant'ſche Treue,
die nicht erwiedert werden ſoll! . . . Er nimmt
den Schlüßel an, den, wie er ſich beredet,
die Königin ihm zugeſchikt . . . er glaubt
an dieſen Rieſenſchritt der Liebe . . . kömmt,
kömmt warlich, kömmt voll Zuverſicht. . . So traut er,
traut Philipp's Frau die raſende Entſchließung,
das unerhörte Opfer zu — Wie kann er,
wenn hier nicht große Proben ihn ermuntern?
Es iſt am Tag. Er wird erhört. Sie liebt!
Beim Himmel, dieſe Heilige empfindet!
Wie fein iſt ſie! . . . Ich zitterte, ich ſelbſt
vor dem erhabnen Schrekbild dieſer Tugend.
Ein höh'res Weſen ragt ſie neben mir,
in ihrem Glanz erlöſch ich. Ihrer Schönheit
misgönnt' ich dieſe hohe Ruhe, frei
von jeder Wallung ſterblicher Naturen.
Und dieſe Ruhe war nur Schein? Sie hätte
an beiden Tafeln ſchwelgen wollen? hätte

der Tugend ganze Glorie zu koſten
und doch zugleich des Laſters heimliche
Entzükungen zu naſchen ſich erdreiſtet?
Das durfte ſie? Das ſollte ungerochen
der Gauklerin gelungen ſein, gelungen
weil ſich kein Rächer meldet? — Nein bei Gott!
Nein, warlich das vergeb ich nicht. Ich habe
ſie angebetet . . . Das, das fodert Rache!
Der König wiſſe den Betrug . . . Der König?

Nach einigem Beſinnen.

Ja recht — das iſt ein Weg zu ſeinem Ohre.

Sie zieht eine Gloke.

Eilfter Auftritt.

Die Prinzeßin. Ein Page.

Prinzeßin.

Wie war es? Aſſemblee iſt dieſen Abend?

Page.

Ja. Schon verſammelt ſich der Hof.

Prinzeßin.

Wenn du
den Kapellan bei Seite ziehen könnteſt — —

Page.

Page.

Den Kapellan Domingo?

Prinzeſſin.

So erſuch ihn,
im Nebenzimmer linker Hand auf mich
zu warten, hörſt du, bis ich vom Gedränge
mich losgemacht — Ein Vorfall von Bedeutung —
Ich muß ihn ſprechen, ſag ihm das.

Page.

Sogleich.

Prinzeſſin.

Im Nebenzimmer. Hörſt du?

Page.

Gut.

ab.

Zwölfter Auftritt.

Prinzeſſin allein
nachdem ſie einige Augenblike in ſich gekehrt auf und nieder gegangen.

Auch ich
bin noch nicht ganz verlaſſen . . Ein Geliebter
bleibt mir auch immer noch gewiß, und welcher?

. . . O warlich ich bin undankbar. Was gäbe
die reichſte Bettlerin darum, von meiner
Verdammniß einen Schimmer aufzuhaſchen?
Was mangelts mir denn? — Er kann nicht lieben.
Und weiter nichts? — Iſt's denn ſo wahr, daß Liebe,
nur Liebe glüklich machen kann? Wenn Neid,
wenn Schmeichelei einſtimmig mirs betheuren,
werd ichs zulezt nicht glauben, wirklich ſein?
Und iſt es denn jezt Liebe, was ich brauche?
wenn meine Ehre blutet — Liebe? Ruft
nicht lauter jezt, nicht ſchreklicher mein Stolz,
als meines Herzens ſtille Wünſche? Was
ein Mann mir nahm, kann nur ein König mir
erſezen. Nur der Rauſch der Größe ſchläfert
die Schlangen meines Buſens ein.

Nach einem zweifelhaften Bedenken.

Was hält mich?
Was iſts, das hier mich ſtuzen macht? . . . Der Preiß,
der Preiß verdient Erwägung . . . ew'ge Abſchied
von dieſer Wolluſt iſt der Preiß.

Die Hand auf die Bruſt gelegt.

Der Preiß
iſt meine Unſchuld . . . meine Tugend.

Sie ſteht in tiefen Gedanken.

Tugend?
Er will ſie nicht, dem ich ſie aufbehalten,
dem ſie allein geblüht — er will ſie nicht,
ſie macht ihn ja nicht glüklich . . . oder frommt ſie

dem Himmel nur und nicht auch mir und nicht
dem Manne dem ich mich geſchenkt? Spart ſie
für jene Welt der Unſchuld ſchöne Blume?
Wenn für die Liebe ſie nicht ſammelt, wem,
wem ſammelt denn die Tugend? Iſt ſie mehr
als hoher Wucher mit der Liebe Freuden?
Ich werde nicht mehr lieben. Ihres Amtes
entbind ich ſie auf immerdar. Sie fliehe
der Hofnung zu. Ich werde nicht mehr lieben.

Nach einigem Stillſchweigen.

Ich fand ein Weib — ein groſes Weib — nur eines,
und glaubte an den ſchönen Traum. Das Weib
war nichts als ſchlau . . . Getrau' ich mir zu ſein,
was ſie zu ſcheinen nur verſtand? — Ich falle
durch meine Wahl, doch wiſſen ſoll die Welt,
daß ſie gefallen iſt wie ich!

Sie geht ab.

Dreizehnter Auftritt.

Abend.

Ein Zimmer im königlichen Palaſte, ſparſam erleuchtet.

Herzog von Alba und **Pater Domingo** begegnen einander.

Domingo.

Sind ſie es, Herzog? Guten Abend!

Alba.

Halt!
Wer ruft mich?

Domingo.

Nach wem ſehen ſie ſich um?

Alba.

Es iſt **Domingo** . . . So allein? . . . Sie ſind
aus der Verſammlung plötzlich mit verſchwunden.
Ich ſuche ſie ſchon überall —

Domingo.

Läßt der
Monarch mich holen?

Alba.

Alba.

Nein. Ich wollte
mit ihnen ſprechen — doch es eilt ja nicht —
Sie warten hier auf jemand?

Domingo.

Auf die Fürſtin
von Eboli . . . Was wollten ſie mir ſagen?

Alba.

Von Eboli? — Das trift ſich ganz erwünſcht.
Dieſelbe wollt ich eben auch beſuchen.

Domingo.

Darf ich nicht wiſſen?

Alba.

Eine wichtige
Entdekung, die ich heut gemacht, worüber
ich einen Aufſchluß haben möchte.

Domingo.

Welche
Entdekung? Wovon reden ſie?

Alba.

Prinz Karlos
und ich begegnen dieſen Mittag uns
im Vorgemach der Königin. Ich werde

beleidigt. Wir erhizzen uns. Der Streit
wird etwas laut. Wir greifen zu den Schwerdern.
Die Königin auf das Getöſe öfnet
das Zimmer, wirft ſich zwiſchen uns und ſieht
mit einem Blik deſpotiſcher Vertrautheit
den Prinzen an — es war ein einz'ger Blik —
mein Arm verſtarrt — er fliegt an meinen Hals —
ich fühle einen heißen Kuß — er iſt
verſchwunden.

Domingo
nach einigem Stillſchweigen.

Das iſt ſehr verdächtig — Herzog,
ſie mahnen mich an etwas . . . Aehnliche
Gedanken, ich geſteh es, keimten längſt
in meiner Bruſt . . . Ich flohe dieſe Träume —
noch hab ich niemand ſie vertraut. Es giebt
zweiſchneid'ge Klingen, ungewiſſe Freunde —
ich fürchte dieſe. Schwer zu unterſcheiden,
noch ſchwerer zu ergründen ſind die Menſchen —
entwiſchte Worte ſind beleidigte
Vertraute — drum begrub ich mein Geheimniß,
bis einſt die Zeit es reifen würde. Wer
iſt mir auch Bürge, daß ich recht geſehen?
Wie leicht geſchiehts, daß Menſchen ſich betrügen!
Ich bin ein Prieſter. Meine Weihung läutet,
den Frieden, nicht die Zwietracht zu verkünden.
Das überlaß ich denen, deren Amt
es mehr iſt — andre Diener, andre Eide!

Dem Herzog Alba kann die Pflicht befehlen,
was mir die Pflicht verbietet. Ich muß ſchweigen,
wär ich noch einmal ſo gewiß als ich
es jezt ſchon bin.

Alba.

Gewiß? Gewiß? wovon?
Beſinnen ſie ſich was ſie reden. Warlich
ich wüßte nicht, wie viel ich um die bloße
Wahrſcheinlichkeit zu geben fähig wäre!

Domingo.

Was hilft mir Ueberzeugung, die ich nicht
auch vor Gericht zu ſtellen wagen darf?
Gewiſſe Dienſte Königen zu leiſten
iſt mißlich, Herzog — ein gewagter Wurf,
der, fehlt er ſeine Beute, auf den Schüzen
zurükprallt — Ich wollte, was ich ſage
auf einer Hoſtie beſchwören — doch
ein Augenzeugniß, ein erhaſchtes Wort,
ein Blatt Papier fällt ſchwerer in die Wage
als mein lebendigſtes Gefühl — — Verwünſcht,
daß wir auf ſpan'ſchem Boden ſtehn!

Alba.

Warum
auf dieſem nicht?

Domingo.

An jedem andern Hofe
kann ſich die Leidenſchaft vergeſſen. Hier
wird ſie gewarnt von ängſtlichen Geſezzen.
Die ſpan'ſche Königinnen haben Mühe
zu ſündigen — ich glaub es — doch zum Unglük
nur da — gerade da nur, wo es uns
am beſten glükte ſie zu überliſten.

Alba.

Sehr wahr, drum eben müßte man — — —

Domingo.

Von einem
Entwurfe zwar verſprech ich mir noch etwas.
Gelingt mir dieſer — — — darf ich der Prinzeßin
von Eboli von jenem Vorfall ſagen?

Alba.

Darum erſchien ich. Hören ſie, Kaplan,
an der Entdekung liegt mir viel, ich wills
nicht läugnen, liegt mir mehr, als ſie vielleicht
vermuthen dürften. Alles liegt mir dran,
daß der Monarch davon erfahre. Jezt,
jezt mehr als jemals wünſch ich das. Erſt heute
gieng etwas vor — — — ich hoffe doch, Kaplan,
wir kennen uns.

Domingo.

Was ich von dieſem Punkt
zu halten pflege, wiſſen ſie, Toledo.

Alba.

Ich hab es nie im Ernſt geglaubt, daß mir
Gefahr von dorther drohen könnte — noch
glaub ich es nicht — doch gäb es einen Menſchen,
den ich zu fürchten mir erlauben könnte,
Der Knabe wär' es.

Domingo.

Herzog, ſie berühren
hier eine Saite — —

Alba.

Hören ſie mich an.
Es droht uns irgend etwas — Der Monarch
hat dieſen Morgen mir ein Wort geſagt,
ein Wort — Kaplan, ſie kennen mich. Ich pflege
doch ſonſt vor Worten nicht zu zittern. Dißmal
war Sinn darin — und ſchwerer — wenn ich anders
auf dieſen Philipp mich verſtehe. Schon —
ſchon wankt er zwiſchen uns und dem Infanten.
Das war das Werk von einer Stunde — nahe
iſt zwiſchen Sohn und Vater die Verſönung —

Domingo.

Verſöhnung? das verhüte Gott! —

Alba.

Er will
ihn ſeinem Trone näher haben, will
die Probe mit ihm wagen. Mir befahl er
ihm abzubitten — wenigſtens ſo klang es —
ihm abzubitten, daß ich mich vermeſſen,
in ſeines Vaters Gunſt zu ſtehen. —

Domingo
unruhig.

Herzog,
ſie ſagen mir da —

Alba.

Eine Stunde währte
die Audienz. Er bat um die Verwaltung
der Niederlande. Laut und heftig bat er,
ich hört' es in dem Kabinet. Sein Auge
war roth geweint, als ich ihm an der Thüre
begegnete. Den Mittag drauf erſcheint er
mit einer Miene des Triumphs. Er iſt
entzükt, daß mich der König vorgezogen.
Er dankt es ihm. Die Sachen ſtehen anders,
ſagt er, und beſſer. Heucheln konnt er nie;
Wie ſoll ich dieſe Widerſprüche reimen?
Der Prinz frolokt hintangeſezt zu ſein,

und mir ertheilt der König eine Gnade
mit allen Zeichen ſeines Zorns! — Was muß
ich glauben? Warlich dieſe neue Würde
ſieht einer Landsverweiſung ähnlicher
als einer Gnade. —

Domingo

ſehr beunruhigt auf und abgehend — dann raſch zu dem Herzog.

So iſts aus mit uns.

Alba.

Ich will nicht hoffen.

Domingo.

Dahin alſo wär' es
gekommen? Dahin? Und ein Augenblik
zertrümmerte was wir in Jahren bauten?
— Und ſie ſo ruhig? ſo gelaſſen? — Kennen
ſie dieſen Jüngling? Ahnden ſie, was uns
erwartet, wenn er mächtig wird?

Alba.

So ſchwer
ſtraft Gottes Zorn mich nicht.

Domingo.

Sie haben Proben,
er haßt ſie —

Alba.

Das vergeb ich ihm. Hab Ich
ihn je geliebt? — Doch, daß er mich beſchimpfte,
Domingo, das werd ich ihm nie vergeſſen.
Als vor'ges Jahr die Stände Arragons
ihm huldigten und mich die Reihe traf,
erſchien ich etwas ſpäter, weil mein Amt
als Marſchall bei dem Feſte mich verzögert.
Der Herold hatte dreimal ſchon gerufen
eh ich den Tron erreichte — Da verſtieß
mich der Infant. Im Angeſicht des ganzen
betretnen Arragoniens verſagte
der Knabe mir den Handkuß — Alle Augen
durchbohrten mich, ich ſtand zum erſtenmal
in meinem Leben außer Faſſung. Damals
gelobt' ich volle ſchrekliche Bezahlung
dem ſtolzen Jüngling, und ich halte ſie.

Domingo.

Ich bin ſein Feind nicht. Andre Sorgen nagen
an meiner Ruhe, Sorgen für den Tron,
für Gott und ſeine Kirche — Der Infant,
(ich kenn ihn — ich durchdringe ſeine Seele)
hegt einen ſchreklichen Entwurf — Toledo —
den raſenden Entwurf, Regent zu ſein
und unſern heil'gen Glauben zu entbehren.
. . . er hält nichts von Religion.

Alba.

Alba.

Er hält
ſehr viel davon, befürcht' ich, denn mir däucht,
er weiß noch nicht, wie nöthig man ſie brauchte.

Domingo.

Sein Herz entglüht für eine neue Tugend
die ſtolz und ſicher und ſich ſelbſt genug
von keinem Glauben betteln will — Das Laſter
erhält der Kirche Millionen. Er
verachtet es und braucht ſie nicht — Er *denkt* —
ſein Kopf entbrennt von einer ſeltſamen
Chimäre — er verehrt den Menſchen . . . Herzog
ob er zu unſerm König taugt?

Alba.

Phantomen!
Was ſonſt? Vielleicht auch jugendlicher Stolz
der eine Rolle ſpielen möchte — Bleibt
ihm eine andre Wahl? Das geht vorbei,
trift ihn einmal die Reihe zu befehlen.

Domingo.

Ich zweifle — Er iſt ſtolz auf ſeine Freiheit,
des Zwanges ungewohnt, womit man Zwang
zu kaufen ſich bequemen muß — taugt er
auf unſern Tron? Der kühne Rieſengeiſt
wird unſrer Staatskunſt Linien durchreiſſen.
Kaum iſt er Spanier — die kluge Schranke

der Majeſtät, die glüklichſte Erfindung,
von Königen die Menſchheit abzuwehren,
verſteht er nicht — will er wol nicht verſtehn.
Umſonſt verſucht ichs, dieſen troz'gen Mut
in dieſer Zeiten Wolluſt abzumatten.
Er überſtand die Probe. . . . Das Geheimniß
durch Indulgenzen Sünde zu erleichtern
und Seelen durch die Sünde zu zerſtören
mislang bei dem Infanten — ſchreklich iſt
in dieſem Körper dieſer Geiſt — und Philipp
wird ſechzig Jahr alt.

Alba.

Ihre Blike reichen
ſehr weit.

Domingo.

Er und die Königin ſind eins.
Schon ſchleicht — verborgen zwar — in beider Bruſt
das Gift der Neuerer, doch bald genug,
gewinnt es Raum, wird es den Tron ergreifen.
Ich fürchte dieſe Valois.

Alba

ſinſter.

Daß ſie
mich daran mahnen müſſen! Dieſen Wurm
aus ſeinem Schlummer ſtören müſſen! — Gerne,
erſtikt' ich die Erinnerung.

Domingo.

An was?

Sie ſind erhizt, und ihre Lippen beben?

Alba.

Die Königin von Spanien verſezte
mir eine Wunde — eine Wunde, die — — —
woran ich in Jahrtauſenden noch blute.
Sie war es — endlich haben meine Forſcher
die Thäterin erfahren — Sie allein,
die meinen Anſchlag hintertrieb, den Prinzen
von Bourbon aus Navarra zu entführen *).
Ein Anſchlag der dem ſpaniſchen Monarchen
nichts kleineres als eine Krone galt!

Sie

---

*) Dieſer Anſchlag des Herzogs von Alba war eines der kühnſten und ungeheuerſten Verbrechen, wovon die Geſchichte Meldung thut. Er ging dahin, die verwittwete Königin von Navarra nebſt ihrem Sohn, den Prinzen von Bearn (nachmals Heinrich IV) und ihrer Tochter mitten aus ihren Ländern zu ſtehlen, und nach Spanien in die Hände der Inquiſition zu liefern. Die Anſtalten waren die beſten, und der Erfolg, da die Häupter der katholiſchen Ligue in Frankreich mit dem Herzog von Alba einverſtanden waren, konnte nicht anders, als glüklich ſein; aber durch die Geſchwäzigkeit des Offiziers, dem die Ausführung übergeben war, erfuhr die Königin von Spanien das Geheimniß, und gab ihrer vertrauten Freundin, der Königin von Navarra ſchnelle Nachricht davon, wodurch es vereitelt wurde. S. Reals Geſchichte des Dom Karlos.

Sie warnte Frankreich. Das Verbrechen ging
zurüke, und mein Name war geſchändet.

Domingo.

Ich weiß von dieſem Vorfall — Fürchten ſie
die ganze Rache dieſer ſtillen Feindin,
wenn Philipp Schwächen ſich erlaubt. Noch iſt
das Glük uns günſtig. Kommen wir zuvor.
In eine Schlinge ſtürzen beide . . . Jezt
ein ſolcher Wink dem Könige gegeben,
bewieſen oder nicht bewieſen — viel
iſt ſchon gewonnen, wenn er wankt. Wir ſelbſt,
wir zweifeln beide nicht. Zu überzeugen
fällt keinem Ueberzeugten ſchwer. Es kann
nicht fehlen, wir entdeken mehr, ſind wir
vorher gewiß, daß wir entdeken müſſen.
Ich habe ſonſt noch eine Spur. . . . Wars nicht
am neuen Jahr, daß unſre Königin
in Wochen kam? Ganz recht — und im April
des vor'gen Jahrs erſtand der König erſt
von ſeinem böſen Fieber . . . Herzog Alba? . . .
Sie ahnden doch? . . . Diß kleine Saamenkorn
ſoll in der Zeiten reifender Vollendung
mir ſchreklich aufgehn . . Nur Geduld . . Ich ſehe
die dunkle Zukunft vor mir tagen . . .

Er ſteht in Gedanken verloren — alsdann nimmt er den Herzog bei der Hand, und führet ihn bei Seite, mit vielſagendem Blik.

Herz

Herzog,
ich glaube gar — ich ſehe — Warlich! Ja!
ich ſehe Blut.

Alba.

Das glaub ich einem Prieſter,
Doch ſo weit ſieht kein Ritter.

Domingo.

Ungeſäumt
muß man den König unterrichten. Alles
entſcheidet ein geſchwinder Wurf.

Alba.

Doch jezt
die wichtigſte von allen Fragen — wer
nimmts über ſich, den König zu belehren?

Domingo.

Noch ſie, noch ich: Erfahren ſie alſo,
was lange ſchon, des groſſen Planes voll,
mein ſtiller Fleiß dem Ziele zugetrieben.
Noch mangelt unſer Bündniß zu vollenden
die dritte wichtigſte Perſon. . . . Sie wiſſen
wer jezt von mir erwartet wird. . . Der König
liebt die Prinzeſſin Eboli. Ich nähre
die Leidenſchaft, die meinen Wünſchen wuchert.
Ich bin ſein Abgeſandter . . . Unſerm Plane
erzieh ich ſie — In dieſer jungen Dame,

gelingt mein Werk, ſoll eine Bundsverwandtin,
ſoll eine Königin uns blühn. Sie ſelbſt
hat jezt in dieſes Zimmer mich berufen.
Ich hoffe alles — Jene Lilien
von Valois zerknikt ein ſpan'ſches Mädchen
vielleicht in einer Mitternacht —

Alba.

Was hör ich?
Iſts Wahrheit, was ich jezt gehört — Beim Himmel!
Das überraſcht mich! Ja! Der Streich vollendet!
Dominikaner! Ich bewundre dich.
Jezt haben wir gewonnen —

Domingo.

Still! Man kömmt —
Sie iſts. Sie ſelbſt. Entfernen ſie ſich, Herzog.

Alba.

Ich bin im nächſten Zimmer, träfe ſichs
daß Sie —

Domingo.

Schon recht. Ich rufe ſie.

Der Herzog von Alba geht ab.

Vierzehnter Auftritt.

Die Prinzeßin. Domingo.

Domingo.

Zu ihren
Befehlen, gnäd'ge Fürſtin.

Prinzeßin

dem Herzog neugierig nachſehend.

Sind wir etwa
nicht ganz allein? Sie haben, wie ich ſehe,
noch einen Zeugen bei ſich?

Domingo.

Wie?

Prinzeßin.

Wer war es
der eben jezt von ihnen gieng?

Domingo.

Der Herzog
von Alba, gnäd'ge Fürſtin, der nach mir
um die Erlaubniß bittet, vorgelaſſen
zu werden?

Prinzeſſin.

Herzog Alba? Was will der?
Was kann er wollen? Wiſſen ſie vielleicht
es mir zu ſagen?

Domingo.

Ich? und eh ich weiß,
was für ein Vorfall von Bedeutung mir
das langentbehrte Glük verſchaft, der Fürſtin
von Eboli mich wiederum zu nähern?

Pauſe, worinn er ihre Antwort erwartet.

Ob ſich ein Umſtand endlich vorgefunden,
der für des Königs Wünſche ſpricht, ob ich
mit Grund gehofft, daß beßre Ueberlegung
mit einem Anerbieten ſie verſöhnt,
das Eigenſinn, das Laune bloß verworfen?
Ich komme voll Erwartung —

Prinzeſſin.

Brachten ſie
Dem König meine lezte Antwort?

Domingo.

Noch
verſchob ich's, ihn ſo tödlich zu verwunden.
Noch, gnäd'ge Fürſtin, iſt es Zeit. Es ſteht
bei ihnen ſie zu mildern.

Prinzeſſin.

Würden ſie
mir dieſen Dienſt erzeigen? — Nun für diesmal
gewann's die Klugheit vor der Wahrheitsliebe.
Sie haben gut gerechnet. Melden ſie
dem König, daß ich ihn erwarte.

Domingo.

Darf
ich das für Wahrheit nehmen, ſchöne Fürſtin?

Prinzeſſin.

Für Scherz doch nicht? — Bei Gott! Sie machen mir
ganz bange — Wie? was hab ich denn gethan?
wenn ſogar ſie — ſie ſelber ſich entfärben?

Domingo.

Prinzeßin, dieſe Ueberraſchung — kaum
kann ich es faſſen —

Prinzeßin.

Ja, hochwürd'ger Herr,
das ſollen ſie auch nicht. Um alle Güter
der Welt möcht' ich nicht haben, daß ſie's faßten.
Genug für ſie, daß es ſo iſt. Erſparen
ſie ſich die Mühe zu ergrübeln, weſſen
Beredſamkeit ſie dieſe Wendung danken.
Zu ihrem Troſt ſez ich hinzu. Sie haben
nicht Theil an dieſer Sünde. Auch wahrhaftig

die Kirche nicht, obſchon ſie mir bewieſen,
daß Fälle möglich wären, wo die Kirche
ſogar die Körper ihrer jungen Töchter
für höh're Zweke zu verbrauchen wüßte.
Auch dieſe nicht — Dergleichen fromme Gründe
ehrwürd'ger Herr, ſind mir zu hoch —

Domingo.

Sehr gerne,
Prinzeßin, nehm ich ſie zurük, ſobald
ſie überflüßig waren.

Prinzeßin.

Bitten ſie
von meinetwegen den Monarchen, ja
in dieſer Handlung Mich nicht zu verkennen.
Was ich geweſen, bin ich noch. Die Lage
der Dinge nur, hat ſeitdem ſich verwandelt.
Als ich ſein Anerbieten mit Entrüſtung
zurüke ſtieß, da glaubt ich im Beſize
der ſchönſten Königin ihn glüklich — glaubte
die treue Gattin meines Opfers werth.
Das glaubt' ich damals — damals. Freilich jezt,
jezt weiß ichs beſſer.

Domingo.

Fürſtin, weiter, weiter,
Ich hör es, wir verſtehen uns.

Prinzeſſin.

Genug.
Sie iſt erhaſcht. Ich ſchone ſie nicht länger,
Die ſchlaue Diebin iſt erhaſcht. Den König,
ganz Spanien und mich hat ſie betrogen.
Sie liebt. Ich weiß es, daß ſie liebt. Ich bringe
Beweiſe, die ſie zittern machen ſollen.
Der König iſt betrogen — doch bei Gott
er ſei es ungerochen nicht. Die Larve
erhabner übermenſchlicher Entſagung
der Mutter Gottes nachgemahlt — Die Larve
reiſſ' ich ihr ab, daß alle Welt die Stirne
der Sünderin erkennen ſoll. Es koſtet
mich einen ungeheuren Preiß, doch — das
entzückt mich, das iſt mein Triumph — doch ſie
noch einen größern.

Domingo.

Nun iſt alles reif.
Erlauben ſie, daß ich den Herzog rufe.

er geht hinaus.

Prinzeſſin
erſtaunt.

Was wird das?

Funfzehnter Auftritt.

Die Prinzeſſin. Herzog Alba.
Domingo.

Domingo

der den Herzog herein führt.

Unſre Nachricht, Herzog Alba
kömmt hier zu ſpät. Die Fürſtin Eboli
entdekt uns ein Geheimniß, das ſie eben
von uns erfahren ſollte.

Alba

ſich der Prinzeſſin nähernd.

Mein Beſuch
wird dann um ſoviel minder ſie befremden.
Ich traue *meinen* Augen nicht. Dergleichen
Entdekungen verlangen Weiberblike.
Der Mann hat hier die lezte Stimme. Nur
dem Scharfſinn einer Dame kömmt es zu
Geheimniſſe, wie dieſes, zu entziffern.

Prinzeſſin.

Sie ſprechen von Entdekungen? —

Domingo.

Wir wünſchten
zu wiſſen, gnäd'ge Fürſtin, welchen Ort,
und welche beßre Stunde ſie —

Prinzeßin.

Auch das.
So will ich morgen Mittag ſie erwarten.
Ich habe Gründe, dieſes ſtrafbare
Geheimniß länger nicht zu bergen — es
nicht länger mehr dem König zu entziehn.

Alba.

Das war es, was mich hergeführt. Sogleich
muß der Monarch es wiſſen. Und durch ſie,
Durch ſie, Prinzeßin, muß er das. Wem ſonſt,
wem ſollt er lieber glauben, als der ſtrengen,
der wachſamen Geſpielin ſeines Weibes?

Domingo.

Wem mehr, als Ihnen, die, ſobald ſie will,
ihn unumſchränkt beherrſchen kann?

Alba.

Ich bin
erklärter Feind des Prinzen.

Domingo.

Eben das
iſt man gewohnt, von mir voraus zu ſezen.
Die Fürſtin Eboli iſt frei. Wo wir
verſtummen müßen, zwingen Pflichten ſie
zu reden, Pflichten ihres Amts. Der König
entflieht uns nicht, wenn ihre Winke wirken,
und dann vollenden wir das Werk.

Alba.

Doch bald,
gleich jezt muß das geſchehn. Die Augenblike
ſind koſtbar. Jede nächſte Stunde kann
mir den Befehl zum Abmarſch bringen —

Domingo

ſich nach einigem Ueberlegen zur Fürſtin kehrend.

Ob
ſich Briefe finden ließen? Briefe freilich
von dem Infanten aufgefangen, müßten
hier Wirkung thun. — Laß ſehen — Nicht wahr? — Ja.
Sie ſchlafen doch — ſo däucht mir — in demſelben
Gemache mit der Königin?

Prinzeßin.

Zunächſt
an dieſem — doch was ſoll mir das?

Domingo.

Wer ſich
auf Schlößer gut verſtünde . . . Haben ſie
bemerkt wo ſie den Schlüßel zur Chatoulle
gewöhnlich zu bewahren pflegt?

Prinzeßin
nachdenkend.

Das könnte
zu etwas führen — Ja — der Schlüßel wäre
zu finden, denk ich —

Domingo.

Briefe wollen Boten.
. . . . Der Königin Gefolg iſt groß . . . Wer hier
auf eine Spur gerathen könnte? . . . Geld
vermag zwar viel.

Alba.

Hat niemand wahrgenommen,
ob der Infant Vertraute hat?

Domingo.

Nicht einen.
In ganz Madrid nicht einen.

Alba.

Das iſt ſeltſam.

Domingo.

Das dürfen ſie mir glauben. Er verachtet
den ganzen Hof. Ich habe meine Proben.

Alba.

Doch wie? Hier eben fällt mir ein, als ich
von dem Gemach der Königin herauskam,
ſtand der Infant bei einem ihrer Pagen,
ſie ſprachen heimlich —

Prinzeßin
raſch einfallend.

Nicht doch! Nein! das war
— das war von etwas anderm.

Domingo.

Können wir
das wiſſen? — Nein, der Umſtand iſt verdächtig —
zum Herzog.
Und kannten ſie den Pagen?

Prinzeßin.

Kinderpoßen!
Was wirds auch ſonſt geweſen ſein? Genug.
Ich kenne das . . . Wir ſehn uns alſo wieder,
eh' ich den König ſpreche — Unterdeſſen
entdeckt ſich viel.

Domingo

ſie auf die Seite führend.

Und der Monarch darf hoffen?
Ich darf es ihm verkündigen? Gewiß?
Und welche ſchöne Stunde ſeinen Wünſchen
Erfüllung endlich bringen wird? Auch diß?

Prinzeßin.

In ein'gen Tagen werd ich krank. Man trennt mich
von der Perſon der Königin. Das iſt
an unſerm Hofe Sitte, wie ſie wiſſen.
Ich bleibe dann auf meinem Zimmer.

Domingo.

Glüklich.
Gewonnen iſt das große Spiel. Troz ſei
geboten allen Königinnen —

Man hört eine Gloke.

Prinzeßin.

Horch!
Man läutet mir — die Königin verlangt mich.
Auf Wiederſehen.

ſie eilt ab.

Sechs-

Sechszehnter Auftritt.

Alba. Domingo.

Domingo,
nach einer Pauſe, worinn er die Prinzeſſin mit den Augen begleitet hat.

Herzog, dieſe Roſen,
und ihre Schlachten —

Alba.

— Und dein Gott — So will ich
den Bliz erwarten, der uns ſtürzen ſoll!

Nach einem Stillſchweigen.

Daß es bis dahin kommen muß! — Ich bin
in ſeinen Kriegen grau geworden — daß
ich betteln ſoll von dieſen Wangen, das,
ich kanns nicht läugnen, das verdrüßt mich — Doch,
doch diß Erröthen ſoll mit Seelenblut,
mit Miſſethätersbangigkeit dereinſt
der Knabe mir bezahlen. — Kommen ſie. *)

Sie gehen ab.

---

*) Es wird kaum mehr nöthig ſein zu bemerken, daß der Dom Karlos kein Theaterſtük werden kann. Der Verfaſſer hat ſich die Freiheit genommen, jene Gränze zu überſchreiten, und wird alſo nach jenem Maasſtab auch nicht beurtheilt werden. Die dramatiſche Einkleidung iſt von einem

II.

Den Manen
meiner ewig theuren unvergeßlichen Freundin
Catharina Jacquet
heilig.
Sie ſtarb zu Wien am 31ſten Jänner 1785.

Heute röthet Freude unſre Wange;
Morgen ſcheint der Mond auf unſer Grab:
Und uns ängſtigt doch dies ſpannenlange
Erdenleben ſo viel Thränen ab!

Nicht der Grazie, die auf deinen Lippen ſchwebte,
nicht dem Junowuchs, des Lächelns Zauberreyn,
nicht dem Feuer das in deinen Bliken lebte
fließen meine Thränen nur allein!
Nein,

einem weit allgemeinerem Umfang, als die theatraliſche Dichtkunſt, und man würde der Poeſie eine große Provinz entziehen, wenn man den handelnden Dialog auf die Geſeze der Schaubühne einſchränken wollte. Die Regeln der Gattung entſtunden aus ihren erſten Muſtern — Derjenige welcher ſich der dramatiſchen Form zuerſt bediente, verband ſie mit theatraliſcher Strenge — aber was macht dieſen erſten Gebrauch zum Geſez für die Dichtkunſt? — Dem Dichter kömmt es darauf an, die höchſte Wirkung die er ſich denken kann, zu erreichen. Liegt dieſe innerhalb der Gattung, ſo iſt relative und abſolute Vollkommenheit eins — aber wäre eine von dieſen der andern aufzuopfern, ſo möchte die Gattung wahrſcheinlich das kleinere Opfer ſein. Dom Karlos iſt ein Familiengemählde aus einem königlichen Hauſe.

W.

Nein, ein höh'res Gut gieng mir in dir verlohren,
Ach! du warſt dazu gebohren
aller deiner Freunde Stolz zu ſein!
Nein, dem Geiſte der auf deinen Lippen ſchwebte
deines Umgangs holden Zaubereyn,
und der Seele die in deinen Bliken lebte
ſollen meine Thränen ewig heilig ſein!

Nur die guten Menſchen die dich kannten
ſind es werth, ſich deinem Sarg zu nahn,
ſie nur dürfen ſtolz ſein daß ſie dich verſtanden,
daß ſie deinen ganzen Werth empfanden,
daß ſie deine ſchöne Seele ſahn;
dürfen klagen, daß auf ihrer Bahn
ſie dich nur — für Augenblike fanden:
dürfen weinen, daß der Tod die Freundſchaftsbanden
ach! ſo bald zerriß! — Wohl mir, daß ich's kann!
Weh mir, daß ich's muß! — — —

Nie vergeſſ' ich, was du mir geweſen!
Ach! warum biſt du ſobald der Welt entflohn?
Deine Seele war ein ſchöner Ton
in der großen Harmonie der Weſen;
Ach! Warum verhallt er ſchon?
Deines Lebens lezter Tag,
ſanft verhallt er wie der Flöte
leiſes ſchwärmeriſches „Ach!" —
Doch ihm folgte mit der neuen Morgenröthe,
ja ein ſchönrer nach.

Wenn Erinnrung an die Pilgerſchaft hienieden,
und an die von denen ſie geſchieden,
der Vollendeten Genuß nicht ſtört.
Wenn noch Hinterlaßne zu beglüken
und mit Antheil auf ſie hinzubliken,
den Verklärten dort der Ewige gewährt —
O ſo ſieh herab aus deinem Glanze,
blike ſanft auf deinen Freund herab!
Mit des Lebens halb ſchon abgeblühtem Kranze
Mit der Hoffnung halb ſchon welkem Lilienſtab
wall' er noch des Todes Schnekenthal hinab!
Bleib als Engel noch mit ihm verſchwiſtert,
liebe ihn, wie du als Freundin ihn geliebt;
Sei der Schuzgeiſt, der ihm Ruhe flüſtert,
wenn der Kummer ſeine Seele trübt!

Ach, du kannteſt ihn ja dieſen Kummer;
warſt ja die Vertraute ſeiner Pein,
ſtimmteſt ja ſo oft in ſeine Klagen ein,
lächelteſt ſo oft ja ſeinen Gram in Schlummer:

Und beginnt auch einſt ſein lezter Tropfen Zeit
In das große Meer der Ewigkeit
Aus des Schikſals Urne hinzufließen,
O dann weihe ihn mit Engelsküſſen
Zum Gefährden deiner Seeligkeit!

Jünger.

III. ✓

Philoſophiſche Briefe.

Vorerinnerung.

Die Vernunft hat ihre Epochen, ihre Schikſale wie das Herz, aber ihre Geſchichte wird weit ſeltner behandelt. Man ſcheint ſich damit zu begnügen die Leidenſchaften in ihren Extremen, Verirrungen und Folgen zu entwikeln, ohne Rükſicht zu nehmen, wie genau ſie mit dem Gedankenſyſteme des Individuums zuſammenhängen. Die allgemeine Wurzel der moraliſchen Verſchlimmerung iſt eine einſeitige und ſchwankende Philoſophie, um ſo gefährlicher, weil ſie die umnebelte Vernunft durch einen Schein von Rechtmäßigkeit, Wahrheit und Ueberzeugung blendet, und eben deswegen von dem eingebohrnen ſittlichen Gefühle weniger in Schranken gehalten wird. Ein erleuchteter Verſtand hingegen veredelt auch die Geſinnungen — der Kopf muß das Herz bilden.

In einer Epoche, wie die jezige, wo Erleichterung und Ausbreitung der Lektüre den denkenden Theil des Publikums ſo erſtaunlich vergrößert, wo die glükliche Reſignation der Unwiſſenheit einer halben Aufklärung

rung Plaz zu machen anfängt, und nur wenige mehr da ſtehen bleiben wollen, wo der Zufall der Geburt ſie hingeworfen, ſcheint es nicht ſo ganz unwichtig zu ſein, auf gewiſſe Perioden der erwachenden und fortſchreitenden Vernunft aufmerkſam zu machen, gewiſſe Wahrheiten und Irrthümer zu berichtigen, welche ſich an die Moralität anſchließen und eine Quelle von Glükſeligkeit und Elend ſein können, und wenigſtens die verborgenen Klippen zu zeigen, an denen die ſtolze Vernunft ſchon geſcheitert hat. Wir gelangen nur ſelten anders als durch Extreme zur Wahrheit — wir müſſen den Irrthum — und oft den Unſinn — zuvor erſchöpfen, ehe wir uns zu dem ſchönen Ziele der ruhigen Weisheit hinauf arbeiten.

Einige Freunde, von gleicher Wärme für die Wahrheit und die ſittliche Schönheit beſeelt, welche ſich auf ganz verſchiedenen Wegen in derſelben Ueberzeugung vereinigt haben, und nun mit ruhigerem Blik die zurükgelegte Bahn überſchauen, haben ſich zu dem Entwurfe verbunden, einige Revolutionen und Epochen des Denkens, einige Ausſchweifungen der grübelnden Vernunft in dem Gemählde zweier Jünglinge von ungleichen Karakteren zu entwikkeln, und in Form eines Briefwechſels der Welt vorzulegen. Folgende Briefe ſind der Anfang dieſes Verſuchs.

Meinungen, welche in dieſen Briefen vorgetragen werden, können alſo auch nur beziehungsweiſe wahr oder falſch ſein, gerade ſo, wie ſich die Welt in dieſer Seele und keiner andern ſpiegelt. Die Fortſezung des Briefwechſels wird es ausweiſen, wie dieſe einſeitige, oft überſpannte, oft widerſprechende Behauptungen, endlich in eine allgemeine, geläuterte und feſtgegründete Wahrheit ſich auflöſen.

Scepticiſmus und Freidenkerei ſind die Fieberparoxyſmen des menſchlichen Geiſtes, und müſſen durch eben die unnatürliche Erſchütterung die ſie in gut organiſirten Seelen verurſachen, zulezt die Geſundheit beveſtigen helfen. Je blendender, je verführender der Irrthum, deſto mehr Triumph für die Wahrheit, je quälender der Zweifel, deſto größer die Aufforderung zu Ueberzeugung und feſter Gewisheit. Aber dieſe Zweifel, dieſe Irrthümer vorzutragen, war nothwendig; die Kenntniß der Krankheit mußte der Heilung vorangehen. Die Wahrheit verliert nichts, wenn ein heftiger Jüngling ſie verfehlt, eben ſo wenig als die Tugend, und die Religion, wenn ein Laſterhafter ſie verläugnet.

Diß mußte voraus geſagt werden um den Geſichtspunkt anzugeben, aus welchem wir den folgenden Briefwechſel geleſen und beurtheilt wünſchen.

Julius an Raphael.

Im October.

Du biſt fort Raphael — und die ſchöne Natur geht unter, die Blätter fallen gelb von den Bäumen, ein trüber Herbſtnebel ligt wie ein Bahrtuch über dem ausgeſtorbnen Gefilde. Einſam durchirre ich die melancholiſche Gegend, rufe laut deinen Namen aus, und zürne, daß mein Raphael mir nicht antwortet.

Ich hatte deine lezten Umarmungen überſtanden. Das traurige Rauſchen des Wagens, der dich von hinnen führte, war endlich in meinem Ohre verſtummt. Ich Glüklicher hatte ſchon einen wohlthätigen Hügel von Erde über den Freuden der Vergangenheit aufgehäuft, und jezt ſtehest du gleich deinem abgeſchiedenen Geiſte von neuem in dieſen Gegenden auf, und meldeſt dich mir auf jedem Lieblingsplaz unſrer Spaziergänge wieder. Dieſen Felſen habe ich an deiner Seite erſtiegen, an deiner Seite dieſe unermeßliche Perſpektive durchwandert. Im ſchwarzen Heiligthum dieſer Buchen, erſannen wir zuerſt das kühne Ideal unſrer Freundſchaft. Hier wars, wo wir den Stammbaum der Geiſter zum erſtenmal aus einander rollten und Julius einen ſo nahen Verwandten in Raphael fand. Hier iſt keine Quelle, kein Gebüſche, kein Hügel, wo nicht irgend eine Erinnerung entflohener Seligkeit auf meine Ruhe zielte. Alles, alles hat ſich gegen meine Geneſung verſchworen. Wohin ich nur trete, wiederhole ich den bangen Auftritt unſrer Trennung. —

Was haſt du aus mir gemacht, Raphael? Was iſt ſeit kurzem aus mir geworden! Gefährlicher großer Menſch! daß ich dich niemals gekannt hätte oder niemals verloren! Eile zurük, auf den Flügeln der Liebe komm wieder oder deine zarte Pflanzung iſt dahin. Konnteſt du mit deiner ſanften Seele es wagen, dein angefangenes Werk zu verlaſſen, noch ſo ferne von ſeiner Vollendung? Die Grundpfeiler deiner ſtolzen Weisheit wanken in meinem Gehirne und Herzen, alle die prächtigen Palläſte die du bauteſt, ſtürzen ein, und der erdrükte Wurm wälzt ſich wimmernd unter den Ruinen.

Selige paradieſiſche Zeit, da ich noch mit verbundenen Augen durch das Leben taumelte, wie ein Trunkner — Da all mein Fürwiz und alle meine Wünſche an den Gränzen meines väterlichen Horizonts wieder umkehrten — da mich ein heitrer Sonnenuntergang nichts höhres ahnden ließ, als einen ſchönen morgenden Tag — da mich nur eine politiſche Zeitung an die Welt, nur die Leichengloke an die Ewigkeit, nur Geſpenſtermährgen an eine Rechenſchaft nach dem Tode erinnerten, da ich noch vor einem Teufel bebte, und deſto herzlicher an der Gottheit hieng. Ich empfand und war glüklich. Raphael hat mich denken gelehrt, und

und ich bin auf dem Wege meine Erſchaffung zu beweinen.

Erſchaffung? — Nein, das iſt ja nur ein Klang ohne Sinn den meine Vernunft nicht geſtatten darf. Es gab eine Zeit, wo ich von nichts wußte, wo von mir niemand wußte, alſo ſagt man, ich war nicht. Jene Zeit iſt nicht mehr, alſo ſagt man, daß ich erſchaffen ſei. Aber auch von den Millionen die vor Jahrhunderten da waren, weis man nun nichts mehr, und doch ſagt man, ſie ſind. Worauf gründen wir das Recht den Anfang zu bejahen und das Ende zu verneinen? Das Aufhören denkender Weſen, behauptet man, widerſpricht der unendlichen Güte. Entſtand denn dieſe unendliche Güte erſt mit Schöpfung der Welt? — Wenn es eine Periode gegeben hat wo noch keine Geiſter waren, ſo war die unendliche Güte ja eine ganze vorhergehende Ewigkeit unwirkſam? Wenn das Gebäude der Welt eine Vollkommenheit des Schöpfers iſt, ſo fehlte ihm ja eine Vollkommenheit vor Erſchaffung der Welt? Aber eine ſolche Vorausſezung widerſpricht der Idee des vollendeten Gottes, alſo war keine Schöpfung — Wo bin ich hingerathen, mein Raphael? — Schreklicher Irrgang meiner Schlüſſe! Ich gebe den Schöpfer auf, ſobald ich an einen Gott glaube. Wozu brauche ich einen Gott, wenn ich ohne den Schöpfer ausreiche?

Du haſt mir den Glauben geſtohlen, der mir Frieden gab. Du haſt mich verachten gelehrt, wo ich anbetete. Tauſend Dinge waren mir ſo ehrwürdig, ehe deine traurige Weisheit ſie mir entkleidete. Ich ſah eine Volksmenge nach der Kirche ſtrömen, ich hörte ihre begeiſterte Andacht zu einem brüderlichen Gebet ſich vereinigen — zweimal ſtand ich vor dem Bette des Todes, ſahe zweimal — mächtiges Wunderwerk der Religion! — die Hofnung des Himmels über die Schrekniſſe der Vernichtung ſiegen und den friſchen Lichtſtral der Freude im gebrochnen Auge des Sterbenden ſich entzünden. Göttlich, ja göttlich muß die Lehre ſein, rief ich aus, die die Beſten unter den Menſchen bekennen, die ſo mächtig ſiegt, und ſo wunderbar tröſtet. Deine kalte Weisheit löſchte meine Begeiſterung. Eben ſo viele ſagteſt du mir drängten ſich einſt um die Irmenſäule und zu Jupiters Tempel, eben ſo viele haben eben ſo freudig ihrem Brama zu Ehren den Holzſtoß beſtiegen. Was du am Heidenthum ſo abſcheulich findeſt, ſoll das die Göttlichkeit deiner Lehre beweiſen?

Glaube niemand als deiner eignen Vernunft, ſagteſt du weiter. Es giebt nichts heiliges als die Wahrheit. Was die Vernunft erkennt, iſt die Wahrheit. Ich habe dir gehorcht, habe alle Meinungen aufgeopfert, habe gleich jenem verzweifelten Eroberer alle meine Schiffe in Brand geſteckt, da ich an dieſer Inſel landete, und alle Hofnung zur Rükkehr vernichtet. Ich kann mich nie mehr mit einer Meinung verſöhnen, die ich einmal belachte. Meine Vernunft iſt mir jezt alles, meine einzige Gewährleiſtung für Gottheit, Tugend,

gend,

gend, Unſterblichkeit. Wehe mir von nun an, wenn ich dieſem einzigen Bürgen auf einem Widerſpruche begegne! wenn meine Achtung vor ihren Schlüſſen ſinkt! wenn ein zerriſſener Faden in meinem Gehirn ihren Gang verrükt! — Meine Glükſeeligkeit iſt von jezt an dem harmoniſchen Takt meines Senſoriums anvertraut. Wehe mir, wenn die Saiten dieſes Inſtrumentes in den bedenklichen Perioden meines Lebens falſch angeben — wenn meine Ueberzeugungen mit meinem Aderſchlag wanken!

Julius an Raphael.

Deine Lehre hat meinem Stolze geſchmeichelt. Ich war ein Gefangener. Du haſt mich heraufgeführt an den Tag, das goldne Licht und die unermeßliche Freie haben meine Augen entzükt. Vorhin genügte mir an dem beſcheidenen Ruhme, ein guter Sohn meines Hauſes, ein Freund meiner Freunde, ein nüzliches Glied der Geſellſchaft zu heißen, du haſt mich in einen Bürger des Univerſums verwandelt. Meine Wünſche hatten noch keinen Eingrif in die Rechte der Großen gethan. Ich duldete dieſe Glüklichen, weil Bettler mich duldeten. Ich erröthete nicht, einen Theil des Menſchengeſchlechts zu beneiden, weil noch ein größerer übrig war, den ich beklagen mußte. Jezt erfuhr ich zum erſtenmal, daß meine Anſprüche auf

Ge-

Genuß ſo vollwichtig wären, als die meiner übrigen Brüder. Jezt ſah ich ein, daß eine Schichte über dieſer Atmoſphäre ich gerade ſo viel und ſo wenig gelte, als die Beherrſcher der Erde. Raphael ſchnitt alle Bande der Uebereinkunft und der Meinung entzwei. Ich fühlte mich ganz frei — denn die Vernunft, ſagte mir Raphael, iſt die einzige Monarchie in der Geiſterwelt, ich trug meinen Kaiſertron in meinem Gehirne. Alle Dinge im Himmel und auf Erden haben keinen Werth, keine Schäzung, als ſoviel meine Vernunft ihnen zugeſteht. Die ganze Schöpfung iſt mein, denn ich beſize eine unwiderſprechliche Vollmacht ſie ganz zu genießen. Alle Geiſter — eine Stufe tiefer unter dem vollkommenſten Geiſt — ſind meine Mitbrüder, weil wir alle einer Regel gehorchen, einem Oberherrn huldigen.

Wie erhaben und prächtig klingt dieſe Verkündigung! Welcher Vorrath für meinen Durſt nach Erkenntniß! aber — unglükſeliger Widerſpruch der Natur — dieſer freie emporſtrebende Geiſt iſt in das ſtarre unwandelbare Uhrwerk eines ſterblichen Körpers geflochten, mit ſeinen kleinen Bedürfniſſen vermengt, an ſeine kleinen Schikſale angejocht — dieſer Gott iſt in eine Welt von Würmern verwieſen. Der ungeheure Raum der Natur iſt ſeiner Thätigkeit aufgethan, aber er darf nur nicht zwo Ideen zugleich denken. Seine Augen tragen ihn bis zu dem Sonnenziele der Gottheit, aber er ſelbſt muß erſt träge und mühſam durch die Elemente der Zeit ihm entgegen kriechen. Einen Genuß zu erſchöpfen muß er jeden andern verloren geben, zwo unumſchränkte Begierden ſind ſeinem kleinen Herzen zu groß. Jede neuerworbene Freude koſtet ihn die Summe aller vorigen. Der jezige Augenblik iſt das Grabmal aller vergangenen. Eine Schäferſtunde der Liebe iſt ein ausſezender Aderſchlag in der Freundſchaft.

Wohin ich ich nur ſehe Raphael, wie beſchränkt iſt der Menſch! Wie groß der Abſtand zwiſchen ſeinen Anſprüchen und ihrer Erfüllung! — O beneide ihm doch den wohlthätigen Schlaf. Weke ihn nicht. Er war ſo glüklich, bis er anfieng zu fragen, wohin er gehen müſſe, und woher er gekommen ſei. Die Vernunft iſt eine Fakel in einem Kerker. Der Gefangene wußte nichts von dem Lichte, aber ein Traum der Freiheit ſchien über ihm wie ein Bliz in der Nacht, der ihn finſtrer zurükläßt. Unſre Philoſophie iſt die unglükſeelige Neugier des Oedipus, der nicht nachließ zu forſchen, bis das entſezliche Orakel ſich auflößte.

Möchteſt du nimmer erfahren, wer du biſt!

Erſezt mir deine Weisheit, was ſie mir genommen hat? Wenn du keinen Schlüſſel zum Himmel hatteſt, warum mußteſt du mich der Erde entführen? Wenn du voraus wußteſt, daß der Weg zu der Weisheit durch den ſchreklichen Abgrund der Zweifel führet, warum wagteſt du die ruhige Unſchuld deines Julius auf dieſen bedenklichen Wurf?

— Wenn an das Gute
das ich zu thun vermeine, allzu nah
was gar zu ſchlimmes gränzt, ſo thu ich lieber
das Gute nicht —

Du haſt eine Hütte niedergeriſſen, die bewohnt war; und einen prächtigen todten Pallaſt auf die Stelle gegründet.

Raphael ich fodre meine Seele von dir. Ich bin nicht glüklich. Mein Muth iſt dahin. Ich verzweifle an meinen eigenen Kräften. Schreibe mir bald. Nur deine heilende Hand kann Balſam in meine brennende Wunde gießen.

Raphael an Julius.

Ein Glük wie das unſrige, Julius, ohne Unterbrechung wäre zuviel für ein menſchliches Loos. Mich verfolgte ſchon oft dieſer Gedanke im vollen Genuß unſrer Freundſchaft. Was damals meine Seeligkeit verbitterte, war heilſame Vorbereitung mir meinen jezigen Zuſtand zu erleichtern. Abgehärtet in der ſtrengen Schule der Reſignation, bin ich noch empfänglicher für den Troſt in unſrer Trennung ein leichtes Opfer zu ſehen, um die Freuden der künftigen Vereinigung dem Schikſal abzuverdienen. Du wußteſt bis jezt noch nicht, was Entbehrung ſei. Du leideſt zum Erſtenmale —

Und doch iſts vielleicht Wohlthat für dich, daß ich gerade jezt von deiner Seite geriſſen wurde. Du haſt eine Krankheit zu überſtehen, von der du nur allein durch dich ſelbſt vollkommen geneſen kannſt, um vor jedem Rükfall ſicher zu ſein. Je verlaßner du dich fühlſt, deſto mehr wirſt du alle Heilkräfte in dir ſelbſt aufbieten, je weniger augenblikliche Linderung du von täuſchenden Palliatifen empfängſt, deſto ſicherer wird es dir gelingen, das Uebel aus dem Grunde zu heben.

Daß ich aus deinem ſüßen Traume dich erwekt habe, reut mich noch nicht, wenn gleich dein jeziger Zuſtand peinlich iſt. Ich habe nichts gethan, als eine Kriſis beſchleunigt, die ſolchen Seelen wie die deinige früher oder ſpäter unausbleiblich bevorſteht, und bei der alles darauf ankömmt, in welcher Periode des Lebens ſie ausgehalten wird. Es giebt Lagen in denen es ſchreklich iſt, an Wahrheit und Tugend zu verzweifeln. Wehe dem, der im Sturme der Leidenſchaft noch mit den Spizfindigkeiten einer klügelnden Vernunft zu kämpfen hat. Was dieß heiße, habe ich in ſeinem ganzen Umfang empfunden, und dich vor einem ſolchen

Schikſale zu bewahren, blieb mir nichts übrig, als dieſe unvermeidliche Seuche durch Einimpfung unſchädlich zu machen.

Und welchen günſtigeren Zeitpunkt könnte ich dazu wählen mein Julius? In voller Jugendkraft ſtandſt du vor mir, Körper und Geiſt in der herrlichſten Blüte, durch keine Sorge gedrükt, durch keine Leidenſchaft gefeſſelt, frei und ſtark den großen Kampf zu beſtehen, wovon die erhabene Ruhe der Ueberzeugung der Preiß iſt. Wahrheit und Irrthum waren noch nicht in dein Intereſſe verwebt. Deine Genüſſe und deine Tugenden waren unabhängig von beiden. Du bedurfteſt keine Schrekbilder dich von niedrigen Ausſchweifungen zurük zu reiſſen. Gefühl für edlere Freuden hatte ſie dir verekelt. Du warſt gut aus Inſtinkt, aus unentweihter ſittlicher Grazie. Ich hatte nichts zu fürchten für deine Moralität, wenn ein Gebäude einſtürzte auf welchem ſie nicht gegründet war. Und noch ſchreken mich deine Beſorgniße nicht. Was dir auch immer eine melancholiſche Laune eingeben mag, ich kenne dich beſſer Julius.

Undankbarer! du ſchmähſt die Vernunft, du vergiſſeſt was ſie dir ſchon für Freuden geſchenkt hat. Hätteſt du auch für dein ganzes Leben den Gefahren der Zweifelſucht entgehen können, ſo war es Pflicht für mich, dir die Genüſſe nicht vorzuenthalten, deren du fähig und würdig wareſt. Die Stuffe, worauf du ſtandeſt, war deiner nicht werth. Der Weg, auf dem du emporklimmteſt, bot dir Erſaz für alles, was ich dir raubte. Ich weiß noch mit welcher Entzükkung du den Augenblik ſeegneteſt, da die Binde von deinen Augen fiel. Jene Wärme, mit der du die Wahrheit auffaßteſt, hat deine alles verſchlingende Phantaſie vielleicht an Abgründe geführt, wovor du erſchroken zurük ſchauderſt.

Ich muß dem Gang deiner Forſchungen nachſpüren, um die Quellen deiner Klagen zu entdeken. Du haſt ſonſt die Reſultate deines Nachdenkens aufgeſchrieben. Schike mir dieſe Papiere, und dann will ich dir antworten. — — —

Julius an Raphael.

Dieſen Morgen durchſtöre ich meine Papiere. Ich finde einen verlorenen Aufſaz wieder, entworfen in jenen glüklichen Stunden meiner ſtolzen Begeiſterung. Raphael, wie ganz anders finde ich jezo das alles! Es iſt das hölzerne Gerüſte der Schaubühne wenn die Beleuchtung dahin iſt. Mein Herz ſuchte ſich eine Philoſophie, und die Phantaſie unterſchob ihre Träume. Die wärmſte war mir die Wahre.

Ich forſche nach den Geſezen der Geiſter — ſchwinge mich bis zu dem Unendlichen, aber ich vergeſſe zu erweiſen, daß ſie wirklich vorhanden ſind. Ein kühner Angriff des Materialiſmus ſtürzt meine Schöpfung ein.

Du wirſt diß Fragment durchleſen, mein Raphael. Möchte es dir gelingen, den erſtorbenen Funken meines Enthuſiaſmus wieder aufzuflammen, mich wieder auszuſöhnen mit meinem Genius — aber mein Stolz iſt ſo tief geſunken, daß auch Raphaels Beifall ihn kaum mehr emporraffen wird.

Theoſophie des Julius.

Die Welt und das denkende Weſen.

Das Univerſum iſt ein Gedanke Gottes. Nachdem dieſes idealiſche Geiſtesbild in die Wirklichkeit hinübertrat, und die gebohrene Welt den Riß ihres Schöpfers erfüllte — erlaube mir dieſe menſchliche Vorſtellung — ſo iſt der Beruf aller denkenden Weſen in dieſem vorhandenen Ganzen die erſte Zeichnung wieder zu finden, die Regel in der Maſchine, die Einheit in der Zuſammenſezung, das Geſez in dem Phänomen aufzuſuchen und das Gebäude rükwärts auf ſeinen Grundriß zu übertragen. Alſo giebt es für mich

nur

nur eine einzige Erſcheinung in der Natur, das denkende Weſen. Die große Zuſammenſezung, die wir Welt nennen, bleibt mir jezo nur merkwürdig, weil ſie vorhanden iſt, mir die mannigfaltigen Aeußerungen jenes Weſens ſymboliſch zu bezeichnen. Alles in mir und außer mir iſt nur Hieroglyphe einer Kraft die mir ähnlich iſt. Die Geſeze der Natur ſind die Chiffern, welche das denkende Weſen zuſammen fügt, ſich dem denkenden Weſen verſtändlich zu machen — das Alphabet, vermittelſt deſſen alle Geiſter mit dem vollkommenſten Geiſt und mit ſich ſelbſt unterhandeln. Harmonie, Wahrheit, Ordnung, Schönheit, Vortreflichkeit geben mir Freude, weil ſie mich in den thätigen Zuſtand ihres Erfinders, ihres Beſizers verſezen, weil ſie mir die Gegenwart eines vernünftig empfindenden Weſens verrathen, und meine Verwandſchaft mit dieſem Weſen mich ahnden laſſen. Eine neue Erfahrung in dieſem Reiche der Wahrheit, die Gravitation, der entdekte Umlauf des Blutes, das Naturſyſtem des Linnäus heißen mir urſprünglich eben das, was eine Antike im Herkulanum hervorgegraben — beides nur Widerſchein eines Geiſtes, neue Bekanntſchaft mit einem mir ähnlichen Weſen. Ich beſpreche mich mit dem Unendlichen durch das Inſtrument der Natur, durch die Weltgeſchichte — ich leſe die Seele des Künſtlers in ſeinem Apollo.

Willſt du dich überzeugen, mein Raphael, ſo forſche rückwärts. Jeder Zuſtand der menſchlichen Seele hat irgend eine Parabel in der phyſiſchen Schöpfung, wodurch er bezeichnet wird, und nicht allein Künſtler und Dichter, auch ſelbſt die abſtrakteſten Denker haben aus dieſem reichen Magazine geſchöpft. Lebhafte Thätigkeit nennen wir Feuer, die Zeit iſt ein Strom der reiſſend von hinnen rollt, die Ewigkeit iſt ein Zirkel, ein Geheimniß hüllt ſich in Mitternacht, und die Wahrheit wohnt in der Sonne. Ja ich fange an zu glauben, daß ſogar das künftige Schikſal des menſchlichen Geiſtes im dunkeln Orakel der körperlichen Schöpfung vorher verkündigt ligt. Jeder kommende Frühling der die Sprößlinge der Pflanzen aus dem Schooſe der Erde treibt, gibt mir Erläuterung über das bange Räzel des Todes, und widerlegt meine ängſtliche Beſorgniß eines ewigen Schlafs. Die Schwalbe die wir im Winter erſtarret finden und im Lenze wieder aufleben ſehen, die todte Raupe, die ſich als Schmetterling neu verjüngt in die Luft erhebt, reichen uns ein treffendes Sinnbild unſrer Unſterblichkeit.

Wie merkwürdig wird mir nun alles! — Jezt Raphael, iſt alles bevölkert um mich herum. Es gibt für mich keine Einöde in der ganzen Natur mehr.

Wo ich einen Körper entdeke, da ahnde ich einen Geiſt — Wo ich Bewegung merke, da rathe ich auf einen Gedanken.

„Wo kein Toder begraben liegt, wo kein Auferſtehn ſein wird,“

redet ja noch die Allmacht durch ihre Werke zu mir, und ſo verſtehe ich die Lehre von einer Allgegenwart Gottes.

Idee.

Alle Geiſter werden angezogen von Vollkommenheit. Alle — es gibt hier Verirrungen, aber keine einzige Ausnahme — alle ſtreben nach dem Zuſtand der höchſten freien Aeußerung ihrer Kräfte, alle beſizen den gemeinſchaftlichen Trieb, ihre Thätigkeit auszudehnen, alles an ſich zu ziehen, in ſich zu verſammeln, ſich eigen zu machen, was ſie als gut, als vortreflich, als reizend erkennen. Anſchauung des Schönen, des Wahren, des Vortreflichen iſt augenblikliche Beſiznehmung dieſer Eigenſchaften. Welchen Zuſtand wir wahrnehmen, in dieſen treten wir ſelbſt. In dem Augenblike, wo wir ſie uns denken, ſind wir Eigenthümer einer Tugend, Urheber einer Handlung, Erfinder einer

Wahrheit, Inhaber einer Glükſeligkeit. Wir ſelber werden das empfundene Objekt. Verwirre mich hier durch kein zweideutiges Lächeln, mein Raphael — dieſe Vorausſezung iſt der Grund, worauf ich alles folgende gründe, und einig müſſen wir ſein, ehe ich Mut habe, meinen Bau zu vollenden.

Etwas ähnliches ſagt einem jeden ſchon das innre Gefühl. Wenn wir z. B. eine Handlung der Großmut, der Tapferkeit, der Klugheit bewundern, regt ſich da nicht ein geheimes Bewußtſein in unſerm Herzen, daß wir fähig wären ein gleiches zu thun? Verräth nicht ſchon die hohe Röthe, die bei Anhörung einer ſolchen Geſchichte unſre Wangen färbt, daß unſre Beſcheidenheit vor der Bewunderung zittert? daß wir über dem Lobe verlegen ſind, welches uns dieſe Veredlung unſers Weſens erwerben muß? Ja unſer Körper ſelbſt ſtimmt ſich in dieſem Augenblik in die Gebärden des handelnden Menſchen, und zeigt offenbar, daß unſre Seele in dieſen Zuſtand übergegangen. Wenn du zugegen warſt, Raphael, wo eine große Begebenheit vor einer zahlreichen Verſammlung erzählt wurde, ſaheſt du es da dem Erzähler nicht an, wie er ſelbſt auf den Weihrauch wartete, er ſelbſt den Beifall aufzehrte, der ſeinem Helden geopfert wurde — und, wenn du der Erzähler warſt, überraſchteſt du dein

Herz niemals auf dieſer glüklichen Täuſchung? Du haſt Beiſpiele, Raphael, wie lebhaft ich ſogar mit meinem Herzensfreund um die Vorleſung einer ſchönen Anekdote, eines vortreflichen Gedichtes mich zanken kann, und mein Herz hat mirs leiſe geſtanden, daß es dir dann nur den Lorbeer misgönte, der von dem Schöpfer auf den Vorleſer übergeht. Schnelles und inniges Kunſtgefühl für die Tugend, gilt darum allgemein für ein groſſes Talent zu der Tugend, wie man im Gegentheil kein Bedenken trägt, das Herz eines Mannes zu bezweifeln, deſſen Kopf die moraliſche Schönheit ſchwer und langſam faßt.

Wende mir nicht ein, daß bei lebendiger Erkenntniß einer Vollkommenheit nicht ſelten das entgegenſtehende Gebrechen ſich finde, daß ſelbſt den Böſewicht oft eine hohe Begeiſterung für das Vortrefliche anwandele, ſelbſt den Schwachen zuweilen ein Enthuſiasmus hoher herkuliſcher Gröſſe durchflamme. Ich weiß z. B. daß unſer bewunderter Haller, der das geſchäzte Nichts der eitlen Ehre ſo männlich entlarvte, deſſen philoſophiſcher Gröſſe ich ſo viel Bewunderung zollte, daß eben dieſer das noch eitlere Nichts eines Ritterſternes, der ſeine Gröſſe beleidigte, nicht zu verachten im Stande war. Ich bin überzeugt, daß in dem glüklichen Momente des Ideales, der Künſtler, der

Philoſoph und der Dichter die großen und guten Menſchen wirklich ſind, deren Bild ſie entwerfen — aber dieſe Veredlung des Geiſtes iſt bei vielen nur ein unnatürlicher Zuſtand, durch eine lebhaftere Wallung des Bluts, einen raſcheren Schwung der Phantaſie gewaltſam hervorgebracht, der aber auch eben deswegen ſo flüchtig wie jede andre Bezauberung dahin ſchwindet, und das Herz der deſpotiſchen Willkühr niedriger Leidenſchaften deſto ermatteter überliefert. Deſto ermatteter ſage ich — denn eine allgemeine Erfahrung lehrt, daß der rükfällige Verbrecher immer der wütendere iſt, daß die Renegaten der Tugend ſich von dem läſtigen Zwange der Reue in den Armen des Laſters nur deſto ſüßer erhohlen.

Ich wollte erweiſen, mein Raphael, daß es unſer eigener Zuſtand iſt, wenn wir einen fremden empfinden, daß die Vollkommenheit auf den Augenblik unſer wird, worinn wir uns eine Vorſtellung von ihr erweken, daß unſer Wohlgefallen an Wahrheit, Schönheit und Tugend ſich endlich in das Bewußtſein eigner Veredlung, eigner Bereicherung auflöſet, und ich glaube, ich habe es erwieſen.

Wir haben Begriffe von der Weisheit des höchſten Weſens, von ſeiner Güte, von ſeiner Gerechtigkeit — aber keinen von ſeiner Allmacht. Seine All-

macht

macht zu bezeichnen, helfen wir uns mit der ſtükweiſen Vorſtellung dreier Succeßionen: Nichts, ſein Wille und Etwas. Es iſt wüſte und finſter — Gott ruft: Licht — und es wird Licht. Hätten wir eine Real-Idee ſeiner wirkenden Allmacht, ſo wären wir Schöpfer, wie Er.

Jede Vollkommenheit alſo, die ich wahrnehme, wird mein eigen, ſie gibt mir Freude, weil ſie mein eigen iſt, ich begehre ſie, weil ich mich ſelbſt liebe. Vollkommenheit in der Natur iſt keine Eigenſchaft der Materie, ſondern der Geiſter. Alle Geiſter ſind glüklich durch ihre Vollkommenheit. Ich begehre das Glük aller Geiſter, weil ich mich ſelbſt liebe. Die Glükſeligkeit die ich mir vorſtelle, wird meine Glükſeligkeit, alſo ligt mir daran, dieſe Vorſtellungen zu erweken, zu vervielfältigen, zu erhöhen — alſo ligt mir daran, Glükſeligkeit um mich her zu verbreiten. Welche Schönheit, welche Vortreflichkeit, welchen Genuß ich außer mir hervorbringe, bringe ich mir hervor, welchen ich vernachläßige, zerſtöre, zerſtöre ich mir, vernachläßige ich mir — Ich begehre fremde Glükſeligkeit, weil ich meine eigne begehre. Begierde nach fremder Glükſeligkeit nennen wir Wohlwollen, **Liebe**.

Liebe

Jezt beſter Raphael, laß mich herumſchauen. Die Höhe iſt erſtiegen, der Nebel iſt gefallen, wie in einer blühenden Landſchaft ſtehe ich mitten im Unermeßlichen. Ein reineres Sonnenlicht hat alle meine Begriffe geläutert.

Liebe alſo — das ſchönſte Phänomen in der beſeelten Schöpfung, der allmächtige Magnet in der Geiſterwelt, die Quelle der Andacht und der erhabenſten Tugend — Liebe iſt nur der Widerſchein dieſer einzigen Urkraft, eine Anziehung des Vortreflichen, gegründet auf einen augenbliklichen Tauſch der Perſönlichkeit, eine Verwechslung der Weſen.

Wenn ich haſſe, ſo nehme ich mir etwas, wenn ich liebe, ſo werde ich um das reicher, was ich liebe. Verzeihung iſt das Wiederfinden eines veräußerten Eigenthums — Menſchenhaß ein verlängerter Selbſtmord; Egoismus die höchſte Armut eines erſchaffenen Weſens.

Als Raphael ſich meiner lezten Umarmung entwand, da zerriß meine Seele, und ich weine um den Verluſt meiner ſchöneren Hälfte. An jenem ſeligen Abend — du kenneſt ihn — da unſre Seelen

ſich

ſich zum erſtenmal feurig berührten, wurden alle deine großen Empfindungen mein, machte ich nur mein ewiges Eigenthumsrecht auf deine Vortreflichkeit gelten — ſtolzer darauf, dich zu lieben als von dir geliebt zu ſein, denn das erſte hatte mich zu Raphael gemacht.

„War's nicht diß allmächtige Getriebe
„das zum ew'gen Jubelbund der Liebe
„unſre Herzen an einander zwang?
„Raphael an deinem Arm — o Wonne!
„Wag auch ich zur großen Geiſterſonne
„freudig den Vollendungsgang.

„Glüklich! Glüklich! Dich hab' ich gefunden,
„hab aus Millionen dich umwunden
„und aus Millionen mein biſt du.
„Laß das wilde Chaos wiederkehren,
„durch einander die Atomen ſtören,
„ewig fliehn ſich unſre Herzen zu.

„Muß ich nicht aus deinen Flammenaugen
„meiner Wolluſt Widerſtralen ſaugen?
„Nur in dir beſtaun ich mich.
„Schöner mahlt ſich mir die ſchöne Erde,
„heller ſpiegelt in des Freunds Gebärde
„reizender der Himmel ſich.

„Schwer-

„Schwermut wirft die bange Tränenlaſten
„ſüßer von des Leidens Sturm zu raſten
„in der Liebe Buſen ab.
„Sucht nicht ſelbſt das folternde Entzüken
„Raphael in deinen Seelenbliken
„ungeduldig ein wollüſt'ges Grab?

„Stünd' im All der Schöpfung ich alleine,
„Seelen träumt' ich in die Felſenſteine
„und umarmend küßt' ich ſie.
„Meine Klagen ſtöhnt' ich in die Lüfte,
„freute mich, antworteten die Klüfte,
„Thor genug, der ſüßen Sympathie." —

Liebe findet nicht ſtatt unter gleichtönenden Seelen, aber unter harmoniſchen. Mit Wohlgefallen erkenne ich meine Empfindungen wieder in dem Spiegel der deinigen, aber mit feuriger Sehnſucht verſchlinge ich die höheren, die mir mangeln. Eine Regel leitet Freundſchaft und Liebe. Die ſanfte Desdemona liebt ihren Othello wegen der Gefahren die er beſtanden; der männliche Othello liebt ſie um der Träne willen, die ſie ihm weinte.

Es gibt Augenblike im Leben, wo wir aufgelegt ſind, jede Blume und jedes entlegene Geſtirne, jeden Wurm und jeden geahndeten höheren Geiſt an den

Buſen

Buſen zu drükken — ein Umarmen der ganzen Natur gleich unſrer Geliebten. Du verſtehſt mich, mein Raphael. Der Menſch, der es ſo weit gebracht hat, alle Schönheit, Größe, Vortreflichkeit im Kleinen und Großen der Natur aufzuleſen, und zu dieſer Mannichfaltigkeit die große Einheit zu finden, iſt der Gottheit ſchon ſehr viel näher gerükt. Die ganze Schöpfung zerfließt in ſeine Perſönlichkeit. Wenn jeder Menſch alle Menſchen liebte, ſo beſäße jeder Einzelne die Welt.

Die Philoſophie unſrer Zeiten — ich fürchte es — widerſpricht dieſer Lehre. Viele unſrer denkenden Köpfe haben es ſich angelegen ſein laſſen, dieſen himmliſchen Trieb aus der menſchlichen Seele hinweg zu ſpotten, das Gepräge der Gottheit zu verwiſchen, und dieſe Energie, dieſen edeln Enthuſiasmus im kalten tödenden Hauch einer kleinmütigen Indifferenz aufzulöſen. Im Knechtsgefühle ihrer eignen Entwürdigung haben ſie ſich mit dem gefährlichen Feinde des Wohlwollens, dem Eigennuz abgefunden, ein Phänomen zu erklären, das ihrem begränzten Herzen zu göttlich war. Aus einem dürftigen Egoismus haben ſie ihre troſtloſe Lehre geſponnen, und ihre eigene Beſchränkung zum Maasſtab des Schöpfers gemacht — Entartete Sklaven, die unter dem Klang ihrer Ketten die Freiheit verſchreien. Swift, der den Tadel der

Thor-

Thorheit bis zur Infamie der Menſchheit getrieben, und an den Schandpfahl, den er dem ganzen Geſchlechte baute, zuerſt ſeinen eigenen Namen ſchrieb, Swift ſelbſt konnte der menſchlichen Natur keine ſo tödliche Wunde ſchlagen als dieſe gefährlichen Denker, die mit allem Aufwande des Scharfſinns und des Genies den Eigennuz ausſchmüken, und zu einem Syſteme veredeln.

Warum ſoll es die ganze Gattung entgelten, wenn einige Glieder an ihrem Werthe verzagen?

Ich bekenne es freimüthig, ich glaube an die Wirklichkeit einer uneigennüzigen Liebe. Ich bin verloren, wenn ſie nicht iſt, ich gebe die Gottheit auf, die Unſterblichkeit und die Tugend. Ich habe keinen Beweis für dieſe Hofnungen mehr übrig, wenn ich aufhöre an die Liebe zu glauben. Ein Geiſt, der ſich allein liebt, iſt ein ſchwimmender Atom im unermeßlichen *leeren* Raume.

Aufopferung.

Aber die Liebe hat Wirkungen hervorgebracht, die ihrer Natur zu widerſprechen ſcheinen.

Es iſt denkbar, daß ich meine eigne Glükſeligkeit durch ein Opfer vermehre, das ich fremder Glükſeligkeit bringe — aber auch noch dann, wenn dieſes Opfer mein Leben iſt? Und die Geſchichte hat Beiſpiele ſolcher Opfer — und ich fühle es lebhaft, daß es mich nichts koſten ſollte, für Raphaels Rettung zu ſterben. Wie iſt es möglich, daß wir den Tod für ein Mittel halten, die Summe unſrer Genüſſe zu vermehren? Wie kann das Aufhören meines Daſeins ſich mit Bereicherung meines Weſens vertragen?

Die Vorausſezung von einer Unſterblichkeit hebt dieſen Widerſpruch — aber ſie entſtellt auch auf immer die hohe Grazie dieſer Erſcheinung. Rükſicht auf eine belohnende Zukunft ſchließt die Liebe aus. Es muß eine Tugend geben, die auch ohne den Glauben an Unſterblichkeit auslangt, die auch auf Gefahr der Vernichtung das nämliche Opfer wirkt.

Zwar iſt es ſchon Veredlung einer menſchlichen Seele den gegenwärtigen Vortheil dem ewigen aufzuopfern — es iſt die edelſte Stuffe des Egoismus — aber Egoismus und Liebe ſcheiden die Menſchheit in zwei höchſtunähnliche Geſchlechter, deren Gränzen nie in einander fließen. Egoismus errichtet ſeinen Mittelpunkt in ſich ſelber; Liebe pflanzt ihn außerhalb ihrer

im

in die Achſe des ewigen Ganzen. Liebe zielt nach Einheit, Egoismus iſt Einſamkeit. Liebe iſt die mitherrſchende Bürgerin eines blühenden Freiſtaats, Egoismus ein Deſpot in einer verwüſteten Schöpfung. Egoismus ſä't für die Dankbarkeit, Liebe für den Undank. Liebe verſchenkt, Egoismus leyht — Einerlei vor dem Tron der richtenden Wahrheit, ob auf den Genuß des nächſtfolgenden Augenbliks, oder die Ausſicht einer Märtyrerkrone — einerlei, ob die Zinſen in dieſem Leben oder im andern fallen!

Denke dir eine Wahrheit, mein Raphael, die dem ganzen Menſchengeſchlecht auf entfernte Jahrhunderte wohl thut — ſeze hinzu, dieſe Wahrheit verdammt ihren Bekenner zum Tode; dieſe Wahrheit kann nur erwieſen werden, nur geglaubt werden, wenn er ſtirbt. Denke dir dann den Mann mit dem hellen umfaſſenden Sonnenblike des Genies, mit dem Flammenrad der Begeiſterung, mit der ganzen erhabenen Anlage zu der Liebe. Laß in ſeiner Seele das vollſtändige Ideal jener großen Wirkung empor ſteigen — laß in dunkler Ahndung vorübergehen an ihm alle Glükliche, die er ſchaffen ſoll — laß die Gegenwart und die Zukunft zugleich in ſeinem Geiſt ſich zuſammendrängen — und nun beantworte dir, bedarf dieſer Menſch der Anweiſung auf ein anderes Leben?

Die Summe aller dieſer Empfindungen wird ſich verwirren mit ſeiner Perſönlichkeit, wird mit ſeinem Ich in eins zuſammen fließen. Das Menſchengeſchlecht, das er jezt ſich denket, iſt Er ſelbſt. Es iſt ein Körper, in welchem ſein Leben, vergeſſen und entbehrlich, wie ein Blutstropfe ſchwimmt — wie ſchnell wird er ihn für ſeine Geſundheit verſprüzen!

Gott.

Alle Vollkommenheiten im Univerſum ſind vereinigt in Gott. Gott und Natur ſind zwo Größen die ſich vollkommen gleich ſind.

Die ganze Summe von harmoniſcher Thätigkeit, die in der göttlichen Suſtanz beiſammen exiſtirt, iſt in der Natur, dem Abbilde dieſer Subſtanz, zu unzähligen Graden und Maaßen und Stuffen vereinzelt. Die Natur (erlaube mir dieſen bildlichen Ausdruk) die Natur iſt ein unendlich getheilter Gott.

Wie ſich im prismatiſchen Glaſe ein weißer Lichtſtreif in ſieben dunklere Stralen ſpaltet, hat ſich das göttliche Ich in zahlloſe empfindende Subſtanzen gebrochen. Wie ſieben dunklere Stralen in einen hellen Lichtſtreif wieder zuſammen ſchmelzen, würde aus der Vereinigung aller dieſer Subſtanzen ein göttliches Weſen hervorgehen. Die vorhandene Form des Naturgebäudes iſt das optiſche Glas, und alle Thätigkeiten der Geiſter nur ein unendliches Farbenſpiel jenes einfachen göttlichen Strales. Gefiel es der Allmacht dereinſt, dieſes Prisma zu zerſchlagen, ſo ſtürzte der Damm zwiſchen ihr und der Welt ein, alle Geiſter würden in einem unendlichen untergehen, alle Akkorde in einer Harmonie in einander fließen, alle Bäche in einem Ozean aufhören.

Die Anziehung der Elemente brachte die körperliche Form der Natur zu Stande. Die Anziehung der Geiſter in's Unendliche vervielfältigt und fortgeſezt, müßte endlich zu Aufhebung jener Trennung führen, oder (darf ich es ausſprechen, Raphael?) Gott hervorbringen. Eine ſolche Anziehung iſt die Liebe.

Alſo Liebe, mein Raphael, iſt die Leiter, worauf wir emporklimmen zu Gottähnlichkeit. Ohne Anſpruch, uns ſelbſt unbewußt, zielen wir dahin.

„Tode Gruppen ſind wir wenn wir haſſen,
„Götter, wenn wir liebend uns umfaſſen,
„lechzen nach dem ſüßen Feſſelzwang.
„Aufwärts durch die tauſendfache Stuffen
„zahlenloſer Geiſter, die nicht ſchufen,
„waltet göttlich dieſer Drang.

„Arm

„Arm in Arme, höher ſtets und höher
„vom Barbaren bis zum griech'ſchen Seher,
„der ſich an den lezten Seraph reiht,
„Wallen wir einmüth'gen Ringeltanzes,
„bis ſich dort im Meer des ewgen Glanzes
„Sterbend untertauchen Maaß und Zeit.

„Freundlos war der große Weltenmeiſter,
„fühlte Mangel, darum ſchuf er Geiſter,
„ſel'ge Spiegel ſeiner Seligkeit.
„Fand das höchſte Weſen ſchon kein Gleiches,
aus dem Kelch des ganzen Weſenreiches
ſchäumt ihm die Unendlichkeit.“

Liebe, mein Raphael, iſt das wuchernde Arkan den entadelten König des Goldes aus dem unſcheinbaren Kalke wieder herzuſtellen, das Ewige aus dem vergänglichen und aus dem zerſtörenden Brande der Zeit das große Orakel der Dauer zu retten.

Was iſt die Summe von allem bisherigen?

Laßt uns Vortreflichkeit einſehen, ſo wird ſie unſer. Laßt uns vertraut werden mit der hohen idealiſchen Einheit, ſo werden wir uns mit Bruderliebe anſchließen an einander. Laßt uns Schönheit und Freude pflanzen, ſo ärndten wir Schönheit und Freude. Laßt uns helle denken, ſo werden wir feurig lieben. Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen iſt, ſagt der Stifter unſers Glaubens. Die ſchwache Menſchheit erblaßte bei dieſem Gebote, darum erklärte er ſich deutlicher: liebet euch unter einander.

„Weisheit mit dem Sonnenblik,
„Große Göttin tritt zurük
„weiche vor der Liebe.

„Wer die ſteile Sternenbahn
„ging dir heldenkühn voran
„zu der Gottheit Sitze?
„Wer zerriß das Heiligthum
„zeigte dir Eliſium
durch des Grabes Ritze?
„Lokte ſie uns nicht hinein,
„möchten wir unſterblich ſein?
„Suchten auch die Geiſter
„ohne ſie den Meiſter?
„Liebe, Liebe leitet nur
„zu dem Vater der Natur
„Liebe nur die Geiſter.“

Hier, mein Raphael, haſt du das Glaubensbekenntniß meiner Vernunft, einen flüchtigen Umriß meiner unternommenen Schöpfung. So wie du hier findeſt, gieng der Saamen auf, den du ſelber in meine Seele ſtreuteſt. Spotte nun oder freue dich, oder erröthe über deinen Schüler. Wie du willſt — aber dieſe Philoſophie hat mein Herz geadelt, und die Perſpektive meines Lebens verſchönert. Möglich, mein Beſter, daß das ganze Gerüſte meiner Schlüße ein beſtandloſes Traumbild geweſen — Die Welt, wie ich ſie hier mahlte, iſt vielleicht nirgends, als im Gehirne deines Julius wirklich — vielleicht, daß nach Ablauf der tauſend tauſend Jahre jenes Richters, wo der verſprochne weiſere Mann auf dem Stuhle ſizt, ich bei Erblikung des wahren Originales meine ſchülerhafte Zeichnung ſchaamroth in Stüken reiße — Alles diß mag eintreffen, ich erwarte es; dann aber, wenn die Wirklichkeit meinem Traume auch nicht einmal ähnelt, wird mich die Wirklichkeit um ſo entzükender, um ſo majeſtätiſcher überraſchen. Sollten *meine* Ideen wohl ſchöner ſein, als die Ideen des ewigen Schöpfers? Wie? Sollte der es wohl dulden, daß ſein erhabenes Kunſtwerk hinter den Erwartungen eines ſterblichen Kenners zurük bliebe? — Das eben iſt die Feuerprobe ſeiner großen Vollendung, und der ſüßeſte Triumph für den höchſten

Geiſt, daß auch Fehlſchlüße und Täuſchung ſeiner Anerkennung nicht ſchaden, daß alle Schlangenkrümmungen der ausſchweifenden Vernunft in die gerade Richtung der ewigen Wahrheit zulezt einſchlagen, zulezt alle abtrünnige Arme ihres Stromes nach der nämlichen Mündung laufen. Raphael — welche Idee erwekt mir der Künſtler, der in tauſend Kopieen anders entſtellt, in allen tauſenden dennoch ſich ähnlich bleibt, dem ſelbſt die verwüſtende Hand eines Stümpers die Anbetung nicht entziehen kann!

Uebrigens könnte meine Darſtellung durchaus verfehlt, durchaus unächt ſein — noch mehr, ich bin überzeugt, daß ſie es nothwendig ſein muß, und dennoch iſt es möglich, daß alle Reſultate daraus eintreffen. Unſer ganzes Wiſſen läuft endlich, wie alle Weltweiſen übereinkommen, auf eine conventionelle Täuſchung hinaus, mit welcher jedoch die ſtrengſte Wahrheit beſtehen kann. Unſre reinſten Begriffe ſind keineswegs *Bilder* der Dinge, ſondern bloß ihre nothwendig beſtimmte und coexiſtirende *Zeichen*. Weder Gott noch die menſchliche Seele noch die Welt, ſind das wirklich, was wir davon halten. Unſre Gedanken von dieſen Dingen ſind nur die endemiſche Formen, worinn ſie uns der Planet überliefert, den wir bewohnen —

unſer Gehirne gehört dieſem Planeten, folglich auch die Idiome unſrer Begriffe, die darinne aufbewahrt liegen. Aber die Kraft der Seele iſt eigenthümlich, nothwendig, und immer ſich ſelbſt gleich; das willkührliche der Materialien, woran ſie ſich äußert, ändert nichts an den ewigen Geſezen, wornach ſie ſich äußert, ſo lang dieſes willkührliche mit ſich ſelbſt nicht im Widerſpruch ſteht, ſo lang das Zeichen dem Bezeichneten durchaus getreu bleibt. So, wie die Denkkraft die Verhältniſſe der Idione entwikelt, müſſen dieſe Verhältniſſe in den Sachen auch wirklich vorhanden ſein. Wahrheit alſo iſt keine Eigenſchaft der Idiome, ſondern der Schlüße; nicht die Aehnlichkeit des Zeichens mit dem Bezeichneten, des Begriffs mit dem Gegenſtand ſondern die Uebereinſtimmung dieſes Begriffs mit den Geſezen der Denkkraft. Eben ſo bedient ſich die Größenlehre der Chiffern, die nirgends als auf dem Papiere vorhanden ſind, und findet damit, was vorhanden iſt in der wirklichen Welt. Was für eine Aehnlichkeit haben z. B. die Buchſtaben A und B, die Zeichen: und =, + und — mit dem Faktum das gewonnen werden ſoll? — Und doch ſteigt der vor Jahrhunderten verkündigte Komet am entlegenen Himmel auf, doch trit der erwartete Planet vor die Scheibe der Sonne. Auf die Unfehlbarkeit ſeines Kalkuls geht der Weltentdeker Kolumbus die bedenkliche Wette mit einem unbefahrenen Meere ein, die fehlende zwote Hälfte zu der bekannten Hemiſphäre, die große Inſel Atlantis zu ſuchen, welche die Lüke auf ſeiner geographiſchen Charte ausfüllen ſollte. Er fand ſie, dieſe Inſel ſeines Papiers, und ſeine Rechnung war richtig. Wäre ſie es etwa minder geweſen, wenn ein feindſeliger Sturm ſeine Schiffe zerſchmettert oder rükwärts nach ihrer Heimat getrieben hätte? — Einen ähnlichen Kalkul macht die menſchliche Vernunft, wenn ſie das Unſinnliche mit Hilfe des Sinnlichen ausmißt, und die Mathematik ihrer Schlüße auf die verborgene Phiſik des Uebermenſchlichen anwendet. Aber noch fehlt die lezte Probe zu ihren Rechnungen, denn kein Reiſender kam aus jenem Lande zurük, ſeine Entdekung zu erzählen.

Ihre eigne Schranken hat die menſchliche Natur, ſeine eigne jedes Individuum. Ueber jene wollen wir uns wechſelsweiſe tröſten; dieſe wird Raphael dem Knabenalter ſeines Julius vergeben. Ich bin arm an Begriffen, ein Fremdling in manchen Kenntniſſen, die man bei Unterſuchungen dieſer Art als unentbehrlich vorausſezt. Ich habe keine philoſophiſche Schule gehört, und wenig gedrukte Schriften geleſen. Es mag

ſein,

ſein, daß ich dort und da meine Phantaſieen ſtrengern Vernunftſchlüßen unterſchiebe, daß ich Wallungen meines Blutes, Ahndungen und Bedürfniſſe meines Herzens für nüchterne Weisheit verkaufe, auch das, mein Guter, ſoll mich dennoch den verlorenen Augenblik nicht bereuen laſſen. Es iſt wirklicher Gewinn für die allgemeine Vollkommenheit, es war die Vorherſehung des weiſeſten Geiſtes, daß die verirrende Vernunft auch ſelbſt das chaotiſche Land der Träume bevölkern, und den kahlen Boden des Widerſpruchs urbar machen ſollte. Nicht der mechaniſche Künſtler nur, der den rohen Demant zum Brillanten ſchleift — auch der andre iſt ſchäzbar, der gemeinere Steine bis zur ſcheinbaren Würde des Demants veredelt. Der Fleiß in den Formen kann zuweilen die maſſive Wahrheit des Stoffes vergeſſen laſſen. Iſt nicht jede Uebung der Denkkraft, jede feine Schärfe des Geiſtes eine kleine Stuffe zu ſeiner Vollkommenheit, und jede Vollkommenheit mußte Daſein erlangen in der vollſtändigen Welt. Die Wirklichkeit ſchränkt ſich nicht auf das abſolut nothwendige ein: ſie umfaßt auch das bedingungsweiſe nothwendige; jede Geburt des Gehirnes, jedes Gewebe des Wizes hat ein unwiderſprechliches Bürgerrecht in dieſem größeren Sinne der Schöpfung. Im unendlichen Riße der Natur durfte keine Thätigkeit ausbleiben, zur allgemeinen Glükſeligkeit kein Grad des Genußes fehlen. Derjenige große Haushalter ſeiner Welt, der ungenüzt keinen Splitter fallen, keine Lüke unbevölkert läßt wo noch irgend ein Lebensgenuß Raum hat, der mit dem Gifte, das den Menſchen anfeindet, Nattern und Spinnen ſättigt, der in das tode Gebiet der Verweſung noch Pflanzungen ſendet, die kleine Blüthe von Wolluſt, die im Wahnwize ſproßen kann, noch wirthſchaftlich ausſpendet, der Laſter und Thorheit zur Vortreflichkeit noch endlich verarbeitet, und die große Idee des Weltbeherrſchenden Roms aus der Lüſternheit des Tarquinimus Sextus zu ſpinnen wußte — Dieſer erfinderiſche Geiſt ſollte nicht auch den Irrthum zu ſeinen großen Zweken verbrauchen, und dieſe weitläuftige Weltſtreke in der Seele des Menſchen verwildert und freudeleer liegen laſſen? Jede Fertigkeit der Vernunft, auch im Irrthum, vermehrt ihre Fertigkeit zu Empfängniß der Wahrheit.

Laß theurer Freund meiner Seele, laß mich immerhin zu dem weitläuftigen Spinngewebe der menſchlichen Weisheit auch das meinige tragen. Anders mahlt ſich das Sonnenbild in den Thautropfen des Morgens, anders im majeſtätiſchen Spiegel des erdumgürtenden Ozeans! Schande aber dem trüben wolkigten Sumpfe, der

der es niemals empfängt und niemals zurükgiebt. Millionen Gewächſe trinken von den vier Elementen der Natur. Eine Vorrathskammer ſteht offen für alle; aber ſie miſchen ihren Saft millionenfach anders, geben ihn millionenfach anders wieder; die ſchöne Mannichfaltigkeit verkündigt einen reichen Herrn dieſes Hauſes. Vier Elemente ſind es, woraus alle Geiſter ſchöpfen, Ihr Ich, die Natur, Gott und die Zukunft. Alle miſchen ſie millionenfach anders, geben ſie millionenfach anders wieder, aber eine Wahrheit iſt es, die gleich einer feſten Achſe gemeinſchaftlich durch alle Religionen und alle Siſteme geht — „Nähert euch dem Gott, den ihr meinet.

Drukfehler.

Zweites Heft.

Seite 16 Zeile 1 ſtatt dereinſten Genus lies den reinſten Genus.
— 67 — 2 ſt. vom Mächtigen l. von mächtigem
— 91 — 10 von unten ſt. jene l. eine.
— 94 — 6 ſt. einem Wolken l. einem Volke.
— 106 — 5 v. u. ſt. mit Empfindung l. mit Empfindlichkeit.
— 114 — 2 ſt. möchten ſie's l. ſonſt möchten ſie's.
— 120 — 9 v. u. ſt. des Gerichtes l. des Gerüchtes.

Drittes Heft.

— 25 — 2 v. u. ſt. ſingendem Getöne l. ſiegendem Getöne.
— 33 — 2 ſt. meine Leute l. meine Laute.
— 50 — 10 v. u. ſt. ſah ich mich l. ſeh ich mich.
— 52 — 13 ſt. des Allreinſten l. des Allreineſten.
— 52 — 16 ſt. zu legen. l. zu lügen.
— 72 — 4 v. u. ſt. läutet l. lautet.

Bey
Georg Joachim Göſchen,
auf dem neuen Neumarkt im Kramerhauſe, der hohen Lilie gegen über, ſind folgende Bücher zu haben.

Leipziger Oſtermeſſe 1786.

Andräe, Joh. Valent. Dichtungen zur Beherzigung für unſer Zeitalter. Mit einer Vorrede von J. G. Herder 8.

von **Archenholz**, Litteratur und Völkerkunde 1785. Jul. bis Jun. 1786 oder 4r Jahrgang. 12 Stücke gr. 8.

— — — Derſelben 5r Jahrgang. 12 Stücke, von Jul. 1786 bis 1787. gr. 8.

Enthüllung des Syſtems der Weltbürger-Republik in Briefen aus der Verlaſſenſchaft eines Freymaurers. Wahrſcheinlich manchem Leſer um zwanzig Jahr zu ſpät publizirt. 8. Rom. (betrift die geheimen Obern)

Ephemeriden der Menſchheit 1786. Jan. bis May 8.

Ewald, J. L. der Blick Jeſu auf Natur und Menſchheit oder Betrachtungen über die Gleichniſſe unſers Herrn. Ein Leſebuch für Chriſtusverehrer, gr. 8.

von **Florian**, Novellen. Aus dem Franzöſiſchen überſezt von **A. G. Meißner**. Mit einem Titulkupfer, gezeichnet von Seidelmann, geſtochen von Geyſer.

Geſchichte **Thomas Jones** eines Findelkindes. Aus dem Engliſchen überſezt von **Bode**. [illegible]r Band, 8.

Des Vetter **Jacobs** Launen, herausgegeben von J. F. Jünger, 1s Heft 8.

Jacobi, Fried. Heinr. Wider Mendelſohns Beſchuldigungen, betreffend die Briefe über die Lehre des Spinoza, mit Kupfer und Vignette, 8.

Magazin der Philoſophie und ſchönen Wiſſenſchaften. 4tes Stück gr. 8.

Der deutſche Merkur 1786.

Das Reſultat der **Jacobiſchen** und **Mendelsſohnſchen** Philoſophie, kritiſch unterſucht von einem Freywilligen 8.

Schillers Fr. Thalia 3tes Heft, gr. 8.

Spallanzani, des Abts, Erfahrungen über die Erzeugung der Thiere und Pflanzen, nebſt einem Entwurf der Geſchichte organiſirter Weſen vor ihrer Befruchtung, von J. Senebier, mit Kupfern, gr. 8.

Stollberg, der **Grafen** zu, Schauſpiele, 8. Auf holländiſches Papier.

— — — dieſelben auf deutſches Schreibepapier.

von **Trebra** Erfahrungen vom Innern der Gebirge nach Beobachtungen geſammelt, mit ausgemahlten Kupfern. Fol. 1785.

Michaelmeſſe 1785.

Beckers, R. J. Verſuch über die Aufklärung des Landmanns. Nebſt Ankündigung eines für ihn beſtimmten Handbuchs 8.

Cromens, A. F. W. Statiſtiſch-geographiſche Beſchreibung der öſtreichiſchen Niederlande, oder des Burgundiſchen Kreiſes, mit einer Charte.

Etheiwolf, oder der König kein König. Ein Schauſpiel in fünf Aufzügen 8.

Figaro, oder der tolle Tag. Ein Luſtſpiel in 5. Aufzügen. Aus dem Franzöſiſchen überſ. von Huber 8.

Hufelands Verſuch über den Grundſatz des Naturrechts. Nebſt einem Anhange 8.

Körners, D. J. G. einige Predigten gr. 8.

Die Kunſt in der Welt ſein Glück zu machen, für angehende Gelehrte 8.

Lorenz, Joh. **Gotthilf**, Leſebuch für die Jugend, der Bürger und Handwerker zum Gebrauch in Schulen und beym häuslichen Unterricht nach dem Muſter des Rochowiſchen Leſebuchs für Landſchulen, 1 Bandes 1 Abtheilung mit Kupfern und Holzſchnitten 8.

— — deſſelben Anweiſung für Lehrer wie der Kinderfreund des Herrn von Rochow und jedes andre gute Leſebuch in Bürger und Landſchulen mit Nutzen und Vergnügen kann gebraucht werden 8.

Reviſion der wichtigſten Religionslehren von einem Freunde der Wahrheit 8.

Philoſophiſche und kritiſche Unterſuchungen über das alte Teſtament und deſſen Göttlichkeit, beſonders über die Moſaiſche Religion gr. 8. London 1785.

Jn

In Commiſſion.

Amphion, eine Oper von Herrn Capellmeiſter Naumann in Dresden 4.

100 Ausſichten und Gegenden an der Donau, von Anton Chriſtoph Gignoux, gezeichnet von Johann Michael Frey, gr. 4.

Brinkmann, D. Joh. Pet., Vergleichung der Erziehung der Alten mit der heutigen und Unterſuchung welche von beyden mit der Natur am meiſten übereinſtimme.

— — deſſelben Anweiſung für Aerzte und Wundärzte, um bey gerichtlichen Unterſuchungen vollſtändige viſa reperta zu liefern 8.

— — deſſelben philoſophiſche Betrachtungen eines Chriſten über Toleranz und Religion. Zur Grundlage der Vereinigung ſämtlicher chriſtlichen Religionen 8.

Bertuchs, F. J., Magazin der ſpaniſchen und portugiſiſchen Litteratur, 1. 2. 3r Band.

— — Theater der Spanier und Portugieſen, 1r Band.

Leben und Tod des Dichters Firleſimini 8.

Wie verſorgt ein kleiner Staat am beſten ſeine Armen und ſteuert der Betteley 8.

Thalia.

Viertes Heft.

I.

Der Vorſatz.

Tu ſi ex animo velis bonus
Addas operam – ſola Cadaver eſt voluntas.

Plautus,

Scheu nicht die Löwen um den Tron
Fortunens – Schwinge dich beherzt auf ſeine Stuffe,
Und harre nicht in ſtolzer Trägheit, Sohn,
Bis dich der Mund der Göttin rufe.

Was nüzt d[illegible]erſch[illegible]nder Verſtand
Der in de[illegible]uf ſieht und deine Pflicht erkennet,
Eroberſt d[illegible]n die Felſenwand,
Die Wü[illegible]Vollbringen trennet!

Du ſchwebſt durch immer gleichen Raum
Von deinem Ziel entfernt im Strudel der Gedanken,
Dein ſchlaffes Herz träumt einen frommen Traum,
Du ſchlummerſt in der Tugend Schranken.

Die Gottheit wendet ungerühret
Ihr Ohr von dem, der müßig zu ihr ſchreiet,
Und auf der Bahn des Elends ſich verliert,
Weil ihn ein kühner Schritt gereuet.

Ihm folget das Verderben nach;
Verachtung und der Spott gekrönter jüngrer Brüder:
Er ſieht, umringt von Dürftigkeit und Schmach,
Mit Grauen in die Zukunft nieder.

Ihn ſtürzet in die frühe Gruft
Verzweiflung. Sterben tönt wie Donner ſeinen Ohren.
Er ächzt, wenn ihn die lezte Stunde ruft:
„O würd ich wieder neu gebohren!“

Reinwald.

Landes-Bibliothek Weimar

II.

Epiſtel an das Leben.

Gabe! die mir ward gegeben,
als mein Auge, halbgebaut,
noch mit Dunkel war umgeben,
Huldgeſchenk! mir anvertraut,
Schöpfergabe, ſüßes Leben!
dich beſiz ich lange ſchon
und ward dich nicht überdrüßig,
ſprach dir keinen bittern Hohn,
wenn das Unglük rieſenfüßig
mich verfolgte, wenn der Gram
mir mein Herz zernagen wollte,
und der Tag mich wekken kam
daß ich Kummer weinen ſollte;
niemals hab ich meinen Haß
dir gezürnt, wenn mich getreten
wer von meinem Biſſen aß;
niemals hab ich Gott gebeten
dich zu nehmen, wenn ein Sturm
über mir iſt losgebrochen,
oder über Nacht ein Wurm
einen Kürbis hat geſtochen
deſſen Laub mir Schatten gab.

Einmal nur hab ich dich minder
lieb gehabt, du theures Gut!
bei den Gräbern meiner Kinder
bei mithingeſunknem Muth
warſt du mehr als dreißig Tage
mir gleichgültiger als jezt
da ich Alterslaſten trage,
weniger wardſt du geſchäzt
etwas weniger, als heute,
aber in der Seele blieb
doch die Hofnung dir zur Seite,
flüſterte ſo ſanft, ſo lieb
dir zum Vortheil, und zerſtreute,
das Gewölk der Traurigkeit,
wie am Firmament die Sonne
dikken Erdedunſt zerſtreut
wenn ihr Lichtſtrom neue Wonne
allen Weſen mitgetheilt.
Hofnung flüſtert dir zum Beſten
wenn, gleich unwillkommnen Gäſten,
Gicht und Fieber in mir weilt
und Geſchmak und Schlaf entfliehen,
o, dann flüſtert ſie mir zu:
daß die Roſen wieder blühen,
daß durch ihren Balſam du
friſche Kraft wirſt in dich ſaugen,
daß bei junger Weſte Wehen
ich den Hain mit muntern Augen
wieder ſchatticht würde ſehn,

wieder grün die Lindenwipfel
und der Freundſchaft Laubendach,
und der Traubenberge Gipfel
und den Rand am Silberbach.
Ihr Geflüſter nimmt zur Hülfe
noch das Liſpeln der Geduld
lieblich, wie die Luft im Schilfe
unter Frühlingsſonnenhuld. —

Darum werd ich dein genießen
nimmer müde, nimmer ſatt;
Leute, die dich von ſich ſtießen,
weil ihr Kopf geſchwindelt hat
das zu tragen, was dein Geber
zuzulegen nöthig fand,
nenn ich tolle Widerſtreber
ſeiner väterlichen Hand,
oder, blöde, feige Memmen
die, verzagtes Herzens, nicht
ihren Arm beim Sturme ſtämmen
an den Stab der Zuverſicht,
und aus deinem Gleiſe wanken
unbefohlen in ihr Grab.
Ich behalte dich mit Danken,
gebe dich mit Ehrfurcht ab
und mit willigem Entſchluſſe
wenn dein Herr dich wieder nimmt,
der tief unter ſeinem Fuße
aller Sterne Gang beſtimmt,

und hoch über allen Sternen
mir ein Leben giebt, ſo lang,
daß ich ganz kann kennen lernen
ſeinen, hier verborgnen, Gang.

A. L. Karſchin.

III.

Dom Karlos.

Fortſetzung.

Dritter Akt.

In einem Karthäuſerkloſter.

Erſter Auftritt.

Dom Karlos mit einiger Begleitung. **Der Prior.**

Karlos

zum Prior, indem er hereintritt.

Schon da geweſen alſo? — Das beklag ich.

Prior.

Seit heute Morgen ſchon das drittemal.
Vor einer Stunde gieng er.

Karlos

zu ſeinen Pagen.

Mein Gefolge
kehrt ſogleich nach der Stadt zurück. Ich höre
die Meße hier. Laßt mich allein.

Die Pagen gehen ab.

Er will
doch wieder kommen? Hinterließ er nicht?

Prior.

Vor Mittag noch verſprach er.

Karlos

an ein Fenſter und ſich in der Gegend beſehend.

Euer Kloſter
liegt weit ab von der Straße. . . Dorthin zu
ſieht man noch Thürme von Madrid . . . Ganz recht
und hier fließt der Manſanares. . . Die Landſchaft
iſt wie ich ſie mir wünſche. . . Alles iſt
hier ſtill wie ein Geheimniß.

Prior.

Wie der Eintritt
in's andre Leben.

Karlos.

Eurer Redlichkeit,
gutherziger Mann, hab ich mein koſtbarſtes,
mein heiligſtes vertraut. Kein Sterblicher
darf wißen oder nur vermuthen, wen

ich hier geſprochen und geheim. Ich habe
ſehr wichtige Gründe, vor der ganzen Welt
den Mann, den ich erwarte, zu verläugnen.
Drum wählt' ich dieſes Kloſter. Vor Verräthern,
vor Ueberfall ſind wir doch ſicher? Ihr
beſinnt euch noch, was ihr mir zugeſchworen?

Prior.

Vertrauen Sie uns gnädger Herr. Der Argwohn
der Könige wird Gräber nicht durchſuchen.
Das Ohr der Neugier liegt nur an den Thüren
des Glükes und der Leidenſchaft. Die Welt
hört auf in dieſen Mauren.

Karlos.

Denkt ihr etwa
daß hinter dieſe Vorſicht, dieſe Furcht
ein ſchuldiges Gewiſſen ſich verkrieche — —

Prior.

Ich denke nichts.

Karlos.

Ihr irrt euch, frommer Vater,
ihr irrt euch warlich. Mein Geheimniß zittert
vor Menſchen, aber nicht vor Gott.

III. Dom Karlos.

Prior,

nimmt ihn liebreich bey der Hand.

Mein Sohn,
das kümmert uns ſehr wenig. Dieſe Freiſtatt
ſteht dem Verbrechen offen wie der Unſchuld.
Ob, was du vorhaſt, gut iſt oder übel,
rechtſchaffen oder laſterhaft — das mache
mit deinem eignen Herzen aus.

Karlos,

mit Wärme.

Was wir
verheimlichen, kann euren Gott nicht ſchänden.
Es iſt ſein eignes ſchönſtes Werk — — Zwar euch,
euch kann ich's wol entdekken.

Prior.

Zu was Ende?
Erlaſſen Sie mir's lieber Prinz. Die Welt
und ihr Geräthe liegt ſchon lange Zeit
verſiegelt da auf jene große Reiſe.
Wozu die kurze Friſt vor meinem Abſchied
noch einmal es erbrechen? — Es iſt wenig
was man zur Seligkeit bedarf — Die Glokke
zur Hora lautet. Ich muß beten gehn.

Der Prior geht ab.

Karlos

ihm nachblickend mit Verwunderung.

Doch ſonderbar! Doch groß! — Und *ſoviel* kann
der Menſch! Mehr koſtet es ihn nicht! Mehr nicht
dem ſüßen Reiz des Lebens abzuſterben,
der Neugier abzuſterben . . . und wofür? — — —

Zweiter Auftritt.

Karlos. Der Marquis von Poſa.

Marquis,

noch auſerhalb des Zimmers.

Der Prinz ſchon oben?

Karlos.

Seine Stimme!

Marquis

tritt herein.

Karl!

Karlos.

Ah endlich einmal, endlich —

ſie umarmen ſich.

Marquis.

Welche Prüfung
für eines Freundes Ungeduld! — Die Sonne
gieng zweimal auf und zweimal unter, ſeit
das Schikſal meines Karlos ſich entſchieden,
und jezt, erſt jezt werd ich es hören — Sprich
ob das verziehen werden kann?

Karlos.

Und mir,
mir dieſen Vorwurf Rodrigo? Kannſt du
im Ernſt ſo wenig billig ſein, ſo eitel
an Sehnſucht mir voran zu fliegen? — Was
hat dieſe Stunde nicht gekoſtet!

Marquis.

Gut.
Es ſei vorbei. Wir haben uns ja wieder.
Genug alſo. Vor allem meinen Glükwunſch.
Ihr ſeid verſöhnt?

Karlos.

Wer?

Marquis.

Du und König Philipp,
und auch mit Flandern iſts entſchieden.

Karlos.

Karlos.

Daß
der Herzog morgen dahin reiſ't? — das iſt
entſchieden, ja.

Marquis.

Du ſcherzeſt, will ich hoffen.

Karlos.

Das wolle Gott nicht. Es iſt Ernſt. Der Herzog
reiſ't morgen ab. Ich bleibe.

Marquis.

Nimmermehr.
Das kann nicht ſein. Das iſt nicht. Soll das ganze
Madrid belogen worden ſein? — Du hatteſt
geheime Audienz, ſagt man. Der König,
das weiß ich, das erzählt ſich mit Frohlokken
die Reſidenz, entließ dich gnadenvoll,
und deine Feinde ſind verlegen,

Karlos.

Eins.
Aus Mitleid muß ich glauben. Wahr iſt es,
Ich hatte Audienz bei ihm. Der Auftritt
war heftig aber unfruchtbar. Mein Vater
blieb unbewegt. Wir ſind getrennt auf immer
und mehr als wir's ſchon waren —

Marquis.

Du gehſt nicht
nach Flandern?

Karlos.

Karlos.

Nein. Nein. Nein:

Marquis.

O meine Hofnung!

Karlos.

Nein, ſei nicht traurig. Freue dich vielmehr.
Jezt bin ich fertig mit dem Vater. Nur
mit dem Gemahl der Königin hab' ichs
hinfort zu thun — Auch dafür, dafür ſelbſt
hat er geſorgt! O Rodrigo, ſeitdem
wir uns zum leztenmale ſprachen, was
hab' ich erlebt! Von welchen Wunderdingen
kann ich dich unterhalten! — doch vorjezt,
vor allem andern deinen Rath! Ich muß
ſie ſprechen —

Marquis.

Deine Mutter! — Nein — Wozu?

Karlos.

Ich habe Hofnung — du wirſt blaß? — Sei ruhig.
Ich ſoll und werde glüklich ſein. Jezt darf ich,
der Himmel wills, ich darf und ſoll ſie lieben.
Jezt fürcht' ich kein Verbrechen mehr — doch davon
ein andermal. Jezt ſchaffe Rath, wie ich
ſie ſprechen kann —

Marquis.

Was ſoll das? Worauf gründet
ſich dieſer neue Fieber-Traum?

Karlos.

Nicht Traum!
Beim wundervollen Gott nicht! – Wahrheit, Wahrheit!
den Brief des Königs an die Fürſtin von Eboli hervorziehend,
in dieſem wichtigen Papier enthalten!
Die Königin iſt frei. Vor Menſchenaugen
wie vor des Himmels Augen frei. Der König,
Er ſelbſt hat ihrer Pflichten ſie entbunden.
Auch meine Mutter iſt ſie nicht mehr — Dank
dem Laſter meines Vaters! — Dieſer Mann
iſt meines Opfers unwerth. Nimm und lies,
und höre auf, dich zu verwundern.

Marquis

den Brief eröfnend.

Was?
Was ſeh ich? Eigenhändig vom Monarchen? nachdem er geleſen,
An wen iſt dieſer Brief?

Karlos.

An die Prinzeßin
von Eboli.

Marquis

Von Eboli? Prinzeßin
von Eboli? – Und kam in deine Hände?

Karlos.

Karlos.

Durch einen Irrthum — einen Irrthum, den
der Wahrheit Schöpfer abſichtsvoll erfunden.
Entſcheide ſelbſt — So vernünftig fallen
des Zufalls blinde Würfel nicht.

Marquis.

Den Irrthum?
Ich zittre — — Sprich!

Karlos.

Vorgeſtern bringt ein Page
der Königin von unbekannten Händen
mir einen Brief und einen Schlüßel. Man
bezeichnet mir im linken Flügel des
Pallaſtes, den die Königin bewohnt,
ein Kabinet, wo eine Dame mich
erwarte, die ich längſt geliebt. Ich folgt
ſogleich dem Winke —

Marquis.

Raſender, du folgſt?

Karlos.

Ich kenne ja die Handſchrift nicht — Ich kenne
nur eine ſolche Dame. Wer als ſie
wird ſich von Karlos angebetet wähnen?
Voll ſüßen Schwindels flieg ich nach dem Plaze,
ein göttlicher Geſang der aus dem Innern
des Zimmers mir entgegen ſchallt, dient mir

zum

zum Führer — ich eröfne das Gemach —
und wen entdek ich? — fühle mein Entſezzen!
Wem will ich in die Arme ſtürzen? Wem?

Marquis.

O ich errathe alles. Dich verließ
auch noch der Mut, die Gegenwart des Geiſtes
das Uebel zu verbeſſern.

Karlos.

Meine Täuſchung
iſt noch nicht überwunden. Ich befürchte,
nichts ſchlimmeres, als verirrt zu ſein.

Marquis.

Verirrt?
Und nur verirrt? — — Unſeliger Gedanke,
dich tiefer zu verſtrikken!

Karlos.

Ohne Rettung
war ich verloren Rodrigo, wär ich
in eines Engels Hände nicht gefallen.
Welch unglükſelger Zufall! — Hintergangen
von meiner Blikke unvorſichtger Sprache
gab ſie der ſüßen Täuſchung ſich dahin,
Sie ſelber ſei der Abgott dieſer Blikke.
Gerührt von meiner Seele ſtillen Leiden,
beredet ſich, großmütig unbeſonnen,
ihr weiches Herz mir Liebe zu erwiedern.

Die

Die Ehrfurcht ſchien mir Schweigen zu gebieten,
ſie hat die Kühnheit es zu brechen — Offen
liegt ihre ſchöne Seele mir, und vor
dem königlichen Wollüſtlinge ſucht
ſie Schuz in meinen Armen.

Marquis,
nach einigem Stillſchweigen.

So gelaſſen
erzählſt du das? — Die Fürſtin Eboli
durchſchaute dich. Kein Zweifel mehr. Sie drang
in deiner Liebe innerſtes Geheimniß.
Du haſt ſie ſchwer beleidigt. Sie beherrſcht
den König deinen Vater. . .

Karlos.
zuverſichtlich.

Sie iſt tugendhaft.

Marquis.

Aus Eigennuz der Liebe — Dieſe Tugend,
ich fürchte ſehr, ich kenne ſie — wie wenig
reicht ſie empor zu jenem Ideale
das aus der Seele mütterlichem Boden
in ſtolzer ſchöner Grazie empfangen
freiwillig ſproßt und ohne Gärtners Hilfe
verſchwenderiſche Blüthen treibt. Es iſt
ein fremder Zweig, mit nachgeahmtem Süd
in einem rauhern Himmelſtrich getrieben;

Erziehung, Grundſaz, nenn es wie du willſt,
erworbne Unſchuld, dem erhizten Blut
durch Liſt, durch manchen zweifelhaften Kampf
und kriechende Verträge abgerungen,
dem Himmel der ſie fodert und bezahlt
gewiſſenhaft ſorgfältig angeſchrieben.
Erwäge ſelbſt. Wird ſie der Königin
es je vergeben können, daß ein Mann
an ihrer eignen ſchwer erkämpften Tugend
vorübergieng, ſich vor Dom Philipps Frau
in hofnungsloſen Flammen zu verzehren?

Karlos.

Kennſt du die Fürſtin ſo genau?

Marquis.

Gewiß nicht.

Kaum daß ich zweimal ſie geſehn; doch nur
ein Wort laß mich noch ſagen. Mir kam vor,
daß ſie geſchikt des Laſters Blößen mied,
daß ſie ſehr gut um ihre Tugend wußte.
Dann ſah ich auch die Königin — O Karl,
wie anders alles, was ich hier bemerkte!
In angebohrner ſtiller Glorie,
mit ſorgenloſem Leichtſinn, mit des Anſtands
ſchulmäßiger Berechnung unbekannt
nicht bang vor nie geahndeten Gefahren,
gleich fern von Verwegenheit und Furcht,
mit feſtem Heldenſchritte wandelt ſie

die

die ſchmale Mittelbahn des Schiklichen,
unwiſſend daß ſie Anbetung erzwungen,
wo ſie von eignem Beyfall nie geträumt.
Erkennt mein Karl auch hier in dieſem Spiegel,
auch jezt noch ſeine Eboli? — Die Fürſtin
ich glaub es gerne, zittert vor der Gränze
der ſie ſo nah geweſen war. Ihr Herz
begeiſtert ſich erkenntlich für den Edlen,
der ihre Unſchuld aus den Flammen riß;
Nur kleine Seelen knieen vor der Regel,
die große Seele kennt ſie nicht.

Karlos.

Und was
kann denn geſchehen? Was beſorgſt du?

Marquis.

Was?
Sie liebte und blieb ſtandhaft. Liebe war
in ihre Tugend wörtlich einbedungen,
Du haſt ſie nicht belohnt — ſie fällt,

Karlos,

mit einiger Heftigkeit.

Nein. Nein.

Marquis.

Iſt, fürcht ich, ſchon gefallen — und von jezt
gehört ſie ſeinen Mönchen. O mein Karl,

urtheile ſelbſt, dein koſtbarſtes Geheimniß
der Kreatur Domingos überliefert —

Karlos.

Nein, ſag ich, Nein. — O wüßte Rodrigo
wie treflich es ihn kleidet, ſeinem Karl
der Seligkeiten göttlichſte, den Glauben
an menſchliche Vortreflichkeit zu ſtehlen!

Marquis.

Verdien ich das? — Mein Liebling meiner Seele,
das wollt ich nicht, bei Gott im Himmel nicht! —
O dieſe Eboli — ſie wär ein Engel
und andachtstrünken wie du ſelbſt ſtürzt ich
vor ihrer Glorie mich nieder, hätte
ſie — dein Geheimniß nicht erfahren.

Karlos.

Sieh,
wie eitel deine Furcht iſt! Hat ſie andre
Beweiſe wol als die ſie ſelbſt beſchämen?
Wird ſie der Rache trauriges Vergnügen
mit ihrer Ehre kaufen?

Marquis,
mit Bedeutung.

Ein Erröthen
zurükzunehmen haben manche ſchon
der Schande ſich geopfert.

Karlos,

Karlos,

mit Heftigkeit aufſtehend.

Nein, das iſt
zu hart, zu grauſam. Sie iſt ſtolz und edel
ich kenne ſie und fürchte nichts. Umſonſt
verſuchſt du meine Hoffnungen zu ſchrökken.
Ich ſpreche meine Mutter.

Marquis.

Jezt? Wozu?
Beim nahen Anblik der Gefahr? Umringt
von wachenden Verräthern?

Karlos.

Mir gleichviel.
Ich habe jezt nichts mehr zu ſchonen — muß
mein Schikſal wiſſen. Sorge nur, wie ich
ſie ſprechen kann.

Marquis.

Und dieſen Brief willſt du
ihr zeigen? Wirklich, willſt du das?

Karlos.

Befrage
mich darum nicht. Das Mittel jezt, das Mittel,
daß ich ſie ſpreche!

Marquis,

mit Bedeutung.

Sagteſt du mir nicht
du liebteſt deine Mutter? — du biſt willens,
ihr dieſen Brief zu zeigen?

Karlos ſieht zur Erde und ſchweigt.

Karl, ich leſe
in deinen Mienen etwas — mir ganz neu —
ganz fremde bis auf dieſen Tag — du wendeſt
die Augen von mir? warum wendeſt du
die Augen von mir? . . . O ſo iſt es wahr?
So hab ich nicht umſonſt gezittert? — Dich
entzükt der Brief und des Gemahls Verbrechen
iſt dir willkommen?

Karlos,

mit affektirtem Leichtſinn.

Was für ein Verbrechen?
Für ein Verbrechen — weiß ich — iſt mein Vater
zu heilig.

Marquis.

Ich verſtehe . O mein Karl,
ſo höhnſt du unſre edelſten Gefühle.
Sehr wohl erinnerſt du dich noch, was wir
ſonſt über dieſe Heiligkeit beſchloſſen.
Jezt flieheſt du die Stralen beßrer Weißheit,
weil Blindheit dich gewinnen macht . . . Ob ich
denn wirklich recht geleſen? Laß doch ſehen —

Karlos giebt ihm den Brief. Der Marquis zerreißt ihn.

Karlos.

Karlos,

Was, biſt du raſend?

mit gemäßigter Empfindlichkeit.

Wirklich – ich geſteh es –
An dieſem Briefe lag mir viel.

Marquis.

So ſchien es.
Darum zerriß ich ihn.

Der Marquis ruht mit einem durchdringenden Blik auf dem Prinzen, der ihn zweifelhaft anſieht. Langes Stillſchweigen.

Verzeih mir Karl.
Es gab kein andres Mittel unſre Freundſchaft
zu retten.

Karlos.

Sie zu *retten*?

Marquis.

Und ein gleiches
will ich von dir erwarten, Karl, lauf ich
Gefahr, mich deiner unwerth zu beweiſen.

Karlos.

einige Bitterkeit verbergend.

Ich muß es dulden, du haſt recht, wenn du
mir noch weit ſchlimmre Dinge ſagſt. . .

Marquis

Was haben
Entweihungen des königlichen Bettes
mit deiner — deiner Liebe denn zu ſchaffen?
War Philipp dir gefährlich? Welches Band
kann die verlezten Pflichten des Gemahls
mit deinen kühnern Hofnungen verknüpfen?
Hat er geſündigt wo du liebſt? Vermißeſt
du noch Befriedigungen, die der Gattin
Empfindlichkeit vollenden ſoll? — Nun freilich
lern' ich dich faſſen. O wie ſchlecht hab ich
bis jezt auf deine Liebe mich verſtanden.

Karlos,

unruhig.

Wie Rodrigo? Was denkſt du von mir?

Marquis.

Nein.
Spott will Gelaſſenheit. Ich habe keine
und darf jezt keine haben – O mein Karl!
Wo ſuch ich dich? Wo biſt du hingeflohen?
Kaum kenn' ich deiner Stimme Klang. Wer hat
die unglükſelige Duldung dich gelehrt?
Ein königlicher Greis, der glükliche
Gemahl des liebenswürdigſten der Weiber,
entehrt ſich ſelbſt, die Unſchuld zu verderben.
Du überwindeſt deinen Schmerz. Warum?
Weil dieſer Frevel deinen Wünſchen ſchmeichelt.
O ſprich, kann eine tugendhafte Freude

aus dieſem giftgen Beete blühn? Doch das
iſt noch bei weitem nicht das ſchlimmſte. Prüfe
in des Gewiſſens richterlicher Waage
die Hofnung die dich ſchwindeln macht — Worauf
iſt ſie gegründet? — — Hätte dieſer Brief
dich wirklich zu dem Glüklichen gemacht,
der du ſein möchteſt, o entſcheide ſelbſt,
was wäre deine Königin? . . . Wie ſeltſam
welch ungeheurer Widerſpruch! Du ſchwörſt
auf eines Mädchens Tugend dem du Liebe
verweigerteſt, und zweifelſt an der Ehre
der Einzigen die du anbeteſt!

Karlos.

Sinnreich!
Ich muß geſtehen. In der That. Sehr ſinnreich.

Marquis,
mit Ernſt.

Mein Karlos. Es iſt etwas mehr. Ich fühle
wovon ich mich entwöhnen muß. Ja einſt
einſt wars ganz anders. Da warſt du ſo reich,
ſo warm, ſo reich! Ein ganzer Weltkreis hatte
in deinem weiten Buſen Raum. Das alles
iſt nun dahin, von einer Leidenſchaft,
von einem kleinen Eigennuz verſchlungen.
Dein Herz iſt ausgeſtorben. Keine Träne,
dem ungeheuren Schikſal der Provinzen
nicht einmal eine Träne mehr — O Karl

wie arm biſt du, wie bettelarm geworden
ſeitdem du niemand liebſt als dich!

Karlos,

wirft ſich in einen Seſſel . . nach einer Pauſe mit kaum unterdrüktem Weinen.

Ich weiß,
daß du mich nicht mehr achteſt.

Marquis.

Hörſt du denn
daß ich dir ſchmeichle? — Nicht ſo Karl. Nicht alſo.
Ich kenne dieſe Aufwallung. Sie war
Verirrung lobenswürdiger Gefühle.
Die Königin gehörte dir, war dir
geraubt von dem Monarchen — doch bis jezt
mistrauteſt du beſcheiden deinen Rechten.
Vielleicht war Philipp ihrer werth. Du wagteſt
nur leiſe noch, das Urtheil ganz zu ſprechen.
Der Brief entſchied. Der Würdige warſt du.
Mit ſtolzer Freude ſahſt du nun das Schikſal
der Tirannei, des Raubes überwieſen.
Du jauchzteſt der Beleidigte zu ſein,
denn Unrecht leiden ſchmeichelt großen Seelen.
Doch hier verirrte deine Phantaſie,
dem Stolz empfand Genugthuung — dein Herz
verſprach ſich Hofnung. Sieh ich wußt es wol,
du hatteſt diesmal ſelbſt dich misverſtanden.

Karlos.

gerührt.

Mein Rodrigo du irreſt ſehr. Ich dachte
ſo edel nicht, bei weitem nicht als du
mich gerne glauben machen möchteſt.

Marquis.

Bin
ich denn ſo wenig hier bekannt? Sieh Karl,
wenn du verirreſt, ſuch' ich allemal
die Tugend unter hunderten zu rathen
die ich des Fehlers zeihen kann. Doch nun
wir beſſer uns verſtehen wie ich meyne,
nun unterſchreib' ich deinen Wunſch. Du ſollſt
die Königin jezt ſprechen — mußt ſie ſprechen —
Ich ſelbſt — ich gebe dir mein Wort — ich ſelbſt
will es befördern.

Karlos,

ihm um den Hals fallend.

Bruder meiner Seele!
O wie erröth ich neben dir — Verzeihung!
Wie wenig bin ich deiner werth!

Marquis.

Weißt du
Denn ſo gewiß ob nicht geheime Wünſche,
nicht Furcht vielmehr und Eigennuz mich leiten?
— Doch davon wenn es Zeit iſt mehr. Du haſt
mein Wort, Nun überlaß mir alles andre.

Ein

Ein wilder ſchöner ſchreklicher Gedanke
ſteigt auf in meiner Phantaſie — Du ſollſt
ihn hören Karl, aus einem ſchönern Munde.
Ich dränge mich zur Königin. Vielleicht
daß morgen ſchon der Ausgang ſich erwieſen.
Bis dahin, Karl, vergiß nicht, daß „ein Anſchlag
den höhere Vernunft gebar, das Leiden
der Menſchheit preßt, zehntauſendmal vereitelt
nie aufgegeben werden darf" — Hörſt du?
Erinnre dich an Flandern!

Karlos.

Alles, Alles,
was du und hohe Tugend mir gebieten.

Marquis.

Und jezt die einzge Bitte noch. — So drängend
auch Ungeduld und Leidenſchaft dich mahnen.
Erwarte ruhig den Erfolg. Verſprich,
nichts ohne deinen Bruder zu beſchließen.
Verſprichſt du dieſes?

Karlos.

Ja, aufs heiligſte.

Marquis.

geht an ein Fenſter.

Die Zeit iſt um. Ich höre dein Gefolge.

Sie umarmen ſich.

Jezt wieder Kronprinz und Vaſall.

Karlos.

Karlos.

Du fährſt
ſogleich zur Stadt?

Marquis.

Sogleich.

Karlos.

Halt! Noch ein Wort!
Wie leicht war das vergeſſen! — Eine Nachricht
dir äußerſt wichtig — „Briefe nach Brabant
erbricht der König.“ Sei auf deiner Hut.
Die Poſt des Reichs, ich weiß es, hat geheime
Befehle —

Marquis.

Wie erfuhrſt du das?

Karlos.

Dom Raimond
von Taxis iſt mein guter Freund.

Marquis,
nach einigem Stillſchweigen.

Auch das!
So nehmen ſie den Umweg über Deutſchland!
ſie gehen ab zu verſchiedenen Thüren.

Dritter Auftritt.

Das Schlaſzimmer des Königs. Eine Niſche, vor welche Gardinen gezogen ſind. Auf dem Nachttiſch zwei brennende Lichter. Im Hintergrund des Zimmers einige Pagen auf den Knien eingeſchlafen. Der König von oben herab halb ausgekleidet ſteht vor dem Tiſche, einen Arm über den Seſſel gebeugt, in einer nachdenkenden Stellung. Vor ihm liegt ein Medaillon und Papiere.

König,

in einen tiefen Traum verloren.

Daß ſie Bedürfniß haben muß . . . wer kann
es läugnen? Nie konnt ich ihr Liebe geben
und dennoch – ſchien ſie Mangel je zu fühlen?
So iſts erwieſen, ſie iſt falſch.

Hier macht er eine Bewegung, welche ihn zu ſich ſelbſt bringt. Er ſieht mit Befremdung auf.

Wo war ich?
Wacht denn hier niemand als der König? . . . Was?
die Lichter ſchon herabgebrannt? doch nicht
gar Morgen ſchon?

Er läßt eine Uhr repetiren — es ſchlägt vier.

Ich bin um meinen Schlummer.
Beſcheide dich Natur. Ein König hat
nicht Zeit, verlorne Nächte nachzuholen,
jezt bin ich wach und Tag ſoll ſein.

Er löſcht die Lichter und öfnet eine Fenſtergardine — indem er auf und niedergeht bemerkt er die ſchlafenden Knaben,

und

und bleibt eine Zeitlang ſchweigend vor ihnen ſtehen; darauf zieht er die Glokke.

Schläfts irgend
vielleicht in meinem Vorſaal auch?

Vierter Auftritt.

Der König. Graf Lerma.

Lerma

mit Beſtürzung, da er den König gewahr wird.

Befinden
ſich Ihro Majeſtät nicht wol?

König.

Nicht wol?
wovon? Habt ihr vielleicht beſondre Gründe
dies zu befürchten?

Lerma.

Keinen, mein Monarch!
als was ich eben ſehe. Es iſt Morgen
und Ihro königliche Majeſtät
noch angekleidet oder *ſchon*.

König.

Im linken
Pavillon war Feuer. Hörtet ihr
den Lermen nicht?

Lerma.

Nein Ihro Majeſtät.

König.

König.

Nein? Wie? und alſo hätt' ich nur geträumt?
Das kann von Ohngefehr nicht kommen. Schläft
auf jenem Flügel nicht die Königin?

Lerma.

Ja ihro Majeſtät.

König.

Der Traum erſchrökt mich.
Man ſoll die Wachen künftig dort verdoppeln,
hört ihr? ſobald es Abend wird . . Doch ganz,
ganz in geheim – ich will nicht haben, daß –
Ihr prüft mich mit den Augen?

Lerma.

Ich entdekke
ein brennend Auge, das um Schlummer bittet.
Darf ich es wagen Ihro Majeſtät
an ein koſtbares Leben zu erinnern,
an Völker zu erinnern, die die Spur
durchwachter Nacht mit fürchtender Befremdung
in ſolchen Mienen leſen würden – Nur
zwei kurze Morgenſtunden Schlafs –

König,
mit zerſtörten Blikken.

Schlaf?
Schlaf find' ich in Eſkurial . . . Solange
der König ſchläft iſt er um ſeine Krone,

der Mann um ſeines Weibes Herz. Der Schlaf
der Könige macht Königinnen fruchtbar
und Greiſe noch zu Vätern . . . Gift und Tod!
Hinweg —

Lerma.

Befehlen Ihro Majeſtät,
daß ich die Edelknaben wekke?

König.

Laß
ſie ſchlafen. Sie gefallen mir ſo beſſer.
Ich traue Menſchen gerne wenn ſie ſchlafen.
Der hier vergißt mirs, wenigſtens ſo lange
er ſchläft, daß ſeines Vaters Blut durch mich
auf dem Schaffot gefloſſen iſt . . . Und ſo
bin ich bedient? In meinen Reichen allen
fand niemand ſich mich zu bewachen, niemand
in allen, als der Miſſethäter Söhne
die ich zum Tode bringen ließ?

Lerma.

Es ſind
ja Kinder Ihro Majeſtät —

König.

Noch beſſer.
Laßt aus Neapel Freudentöchter holen,
gebt ſie der Königin zu Frauen . . . O
hinab mit der Erinnerung . . . Weg! Weg!
ich will allein ſein.

Lerma will gehen. Der König folgt ihm mit den Augen, und ruft ihn zurük.

Doch es iſt vielleicht
mein guter Engel den ich von mir weiſe?
Bleibt Graf von Lerma . . . Sagt mir, aber ſagt
mir Wahrheit – Wahrheit, ich belohne euch
die Lüge nicht . . . Hat man euch auch davon
erzählt?

Lerma.

Erzählt wovon mein König?

König.

Nein, es iſt Läſtrung — War es nicht ein Weib,
ein Weib, das mir es flüſterte? Der Name
des Weibes heißt Verläumdung. Das Verbrechen
iſt nicht gewiß, bis mirs ein Mann bekräftigt.
Zu den Pagen, welche ſich unterdeſſen ermuntert haben.
Schikt nach Toledo!
Pagen gehen.
Tretet näher Graf . . .
Iſts wahr? . . . *er bleibt forſchend vor dem Grafen ſtehen.*
O eines Pulſes Dauer nur
Allwiſſenheit . . . In ganz Kaſtilien
bin ich der einzige vielleicht, der hier
nur fürchtet . . . Schwört mir iſt es wahr? Ich bin
betrogen? Bin ichs? Iſt es wahr?

Lerma.

Mein guter,
mein theurer König —

König.

König! König nur
und wieder König . . . Keine beßre Antwort
als leeren hohlen Widerhall? Ich ſchlage
an dieſen Felſen und will Waſſer, Waſſer
für meinen heiſſen Fieberdurſt – Er gibt
mir glüend Gold.

Lerma.

Was ſollte wahr ſein, was?

König.

Nichts. Nichts. Fragt mich nicht weiter. Geht.

Der Graf will ſich entfernen, er ruft ihn noch einmal zurük.

Graf Lerma
Ihr ſeid vermählt? Seid Vater?

Lerma.

Ja mein König.

König.

Vermählt, und könnt es wagen eine Nacht
bei eurem Herrn zu wachen? Euer Haar
iſt ſilbergrau und ihr erröthet nicht
an eures Weibes Redlichkeit zu glauben?
O geht nach Hauſe. Eben treft ihr ſie
in eures Sohns blutſchändriſcher Umarmung.
Glaubt eurem König, geht . . . Ihr ſteht beſtürzt?
Ihr ſeht mich mit Bedeutung an? . . . Weil Ich,
Ich ſelber etwa graue Haare trage?
Unglüklicher beſinnt euch. Königinnen

beſlekken ihre Tugend nicht. Ihr ſeid
des Todes wenn ihr zweifelt . . .

Lerma,

mit Hizze.

Wer kann das?
In allen Staaten meines Königs wer
iſt frech genung mit giftigem Verdacht
die engelreine Tugend anzuhauchen?
die beſte Königin ſo tief —

König.

Die Beſte?
Und eure Beſte alſo auch? Sie hat
ſehr warme Freunde um mich her find ich,
das muß ihr viel gekoſtet haben — mehr
als mir bekannt iſt, daß ſie geben kann.
Die Beſte? wirklich? — — Von der Beſten ſpricht
kein zweiter Mann, das überlegt Graf Lerma.
Ihr ſeid entlaſſen. Laßt den Herzog kommen.

Lerma.

Ich hör ihn ſchon im Vorſaal —

im Begriff zu gehen.

König,

mit gemildertem Ton.

Graf — Was ihr
vorhin bemerkt, iſt doch wol wahr geweſen.
Mein Kopf glüht von durchwachter Nacht . . Vergeßt
was

was ich im wachen Traum geſprochen. Hört ihr?
Vergeßt es. Ich bin euer gnädger König.

er reicht ihm die Hand zum Kuſſe. Lerma geht und öfnet dem Herzog von Alba die Thüre.

Vierter Auftritt.

Der **König** und **Herzog von Alba**.

Alba,

nähert ſich dem König, mit ungewiſſer Miene.

Ein mir ſo überraſchender Befehl –
zu dieſer außerordentlichen Stunde?

er ſtuzt, wie er den König genauer betrachtet.

Und dieſer Anblik . . .

König

hat ſich niedergeſezt und das Medaillon auf dem Tiſche ergriffen; er ſieht den Herzog eine lange Zeit ſchweigend an.

Alſo wirklich wahr?
Ich habe keinen treuen Diener?

Alba,

ſteht betreten ſtill.

Wie?

König.

Ich bin aufs tödlichſte gekränkt — Man weiß es
und niemand der mich warnte.

Alba,

mit einem Blik des Erſtaunens.

Eine Kränkung
die meinem König gilt und meinem Aug'
entgangen iſt?

König.

Nein! Unter euren Augen
erduld ich ſie und ihr verhehlt! . . . Ihr hättet
ſo ſtumpfen Blik für Sünden eines andern?
Ihr hättet mir aus Edelmut, aus Stolz,
die wichtige Entdekkung vorenthalten,
die euren fürchterlichſten Feind vertilgt?
Ich glaub es kaum. Ich kenn euch beſſer . . . Herzog
ihr ſchwiegt, weil der verſtohlene Triumph
mein Schikſal zu beklagen, eurem Stolze
noch weit weit ſüßer war, als eurer Rache
des Nebenbulers Untergang? Ihr habt
es reiflich bei euch überlegt daß hier
das größre Uebel Schweigen iſt — drum ſchwiegt ihr.

Alba.

So ſei die Gunſt des Königs mir verloren,
wenn ich den Inhalt dieſes Vorwurfs . . .

König,

zeigt ihm das Medaillon.

Kennt
ihr dieſes Bild?

Alba

Alba.

Es iſt nicht zu verfehlen.
Dom Karl —

König,

zeigt ihm die Briefe.

Und kennt ihr dieſe Hand?

Alba.

Es iſt
Dom Karlos Hand —

König,

Pauſe, worinn er den Herzog ſcharf beobachtet.

Vermuthet ihr noch nichts? —
Ihr habt vor ſeinem Ehrgeiz mich gewarnt?
War's nur ſein Ehrgeiz? Dieſer nur, wovor
ich zittern ſollte?

Alba.

Ehrgeiz iſt ein großes —
ein weites Wort, worin unendlich viel
noch liegen kann.

König.

Und wißt ihr nichts beſondres
mir zu entdekken?

Alba,

nach einigem Stillſchweigen, mit verſchloſſener Miene.

Eure Majeſtät
vertrauten meiner Wachſamkeit die Krone.

Der Krone hab ich meine leiſeſten
Befürchtungen verpfändet. Was ich ſonſt
vermuthe, denke oder weiß, gehört
mir eigen zu. Es ſind geheiligte
Beſizzungen, die der verkaufte Sklave
wie der Vaſall den Königen der Erde
zurükzuhalten Vorrecht hat. — — Nicht alles,
was klar vor meiner Seele ſteht, iſt reif
genug für meinen König. Will er doch
befriedigt ſein, ſo muß ich bitten, nicht
als Herr zu fragen.

König,

giebt ihm die Briefe.

Leſt.

Alba,

lieſt und wendet ſich erſchrekken gegen den König.

Wer war
der Raſende, dieß unglükſel'ge Blatt
in meines Königs Hand zu geben?

König.

Was?
So wißt ihr, wen der Inhalt meint? — Der Name
iſt, wie ich weiß, auf dem Papier vermieden.

Alba

betreffen zurüktretend.

Ich war zu ſchnell.

König.

Ihr wißt?

Alba,

Alba,
nach einigem Bedenken.

. . . Es iſt heraus.
Mein Herr befiehlt. . . ich darf nicht mehr zurüke . .
ich läugn' es nicht — ich kenne die Perſon.

König,
aufſtehend in einer ſchreklichen Bewegung.

O einen neuen Tod hilf mir erdenken
Der Rache fürchterlicher Gott! — — — So klar
ſo weltbekannt, ſo laut iſt das Verſtändniß,
daß man des Forſchens Mühe überhoben,
ſchon auf den erſten Blik es räth — Das iſt
zu viel! Das hab ich nicht gewußt! Das nicht!
Ich alſo bin der lezte der es findet!
Der lezte durch mein ganzes Reich —

Alba.

Weil man
nur vor dem königlichen Auge zittert,
für dieſes nur die Maske ſpart — wozu
ſich vor der Sklaven Wachſamkeit verkriechen,
wenn man gewiß ſein kann, daß der Monarch
beſchloſſen hat, nur ſeinem Aug zu glauben?
Nicht unſerm Forſchen — der Vermeſſenheit,
dem ſtolzen Taumel des Infanten, der
ſich nicht geſcheut, mit dieſem ſtrafbaren
Verſtändniſſe zu pralen, danken wir
die frühere Entdekkung — Kaum bezwangen
wir die gerechte Wallung unſers Zorns

die Ehre eurer Majeſtät ſo laut
ſo öffentlich verlezt zu ſehen!

König.

Laut!

Alba.

Zu hören, wie ſein ausgelaßner Wiz
ſelbſt ſeines Vaters heilige Perſon
mishandelte – in Gegenwart ſogar
der Königin mishandelte. Jüngſt ſprach
man von dem Vorſaz Eurer Majeſtät,
das Königreich perſönlich zu durchreiſen.
Er foderte ein Blatt Papier und ſchrieb

er ſucht in einer Brieftaſche.

dieß beißende Pasquill, das er die Reiſen
Dom Philipps nannte.

König,

durchblättert es.

„Reiſe von dem Garten
Buenretiro nach Eſkurial;
vom Prado nach Aranjuez.“

Der König legt das Papier ſtillſchweigend nieder.

Alba,

nach einer Pauſe, worinn er ſeine Antwort erwartet.

Wer gegen
die Majeſtät des Königs und in ſeiner
Gemahlin Beiſein dieſe Scherze ſich

erlau-

erlauben darf, muß in genaueren
Verbindungen —

König,

nachdem er einigemal mit ſtarken Schritten auf und niedergegangen.

Und jezt — erſt jezt Toledo
erfahr ich das? Bis heute konntet ihr
in meinem Schlummer mich verharren laſſen?
Ihr, den ich meinen Freund genannt? Der mir
ein treuer Spiegel immer war von allen
Gedanken, die in meinen Reichen keimen,
ihr konntet dißmal mir —

Alba,

wirft ſich dem König zu Füßen.

Ja ich bekenne
mich ſchuldig gnädigſter Monarch. Ich ſchäme
mich einer feigen Klugheit, die mir da
zu ſchweigen rieth wo meines Königs Ehre
Gerechtigkeit und Wahrheit laut genug
zu reden mich beſtürmten . . . Weil doch alles
verſtummen will — weil Furcht vor einem Weibe,
weil die allmächtige Bezauberung
der Schönheit aller Männer Zungen bindet,
ſo ſeis gewagt, ich rede; weiß ich gleich,
daß eines Sohns einſchmeichelnde Betheurung,
daß die verführeriſchen Reizungen,
die Tränen der Gemahlin laut genug
mich überſtimmen werden — daß ſogar

die Freundſchaft meines Königs vor dem Zorne
der Schönheit mich nicht ſchüzzen kann — vielleicht
nur eine Nacht —

König,

raſch und heftig.

Eh wird ſie mit dem Tode
zu Bette gehen. Stehet auf. Ihr habt
mein Königliches Wort. . . Wißt ihr noch mehr?
Sprecht unerſchrokken.

Alba,

aufſtehend.

Eure Majeſtät
beſinnen ſich vielleicht noch jenes Vorfalls
im Garten zu Aranjuez. Sie fanden
die Königin, von allen ihren Damen
verlaſſen — mit zerſtörtem Blik — allein
in einer abgelegnen Laube.

König.

Ha!
Was werd ich hören? Weiter —

Alba.

Die Marquiſin
von Mondekar ward aus dem Reich verbannt,
weil ſie Großmut genug beſaß, ſich ſchnell
für ihre Königin zu opfern — Jezt
ſind wir berichtet — Die Marquiſin hatte
nicht mehr gethan, als ihr befohlen worden.
. . . Der Prinz war Dort geweſen.

König

König,
ſchreklich auffahrend.

Dort geweſen!
Doch alſo —

Alba.

Eines Mannes Spur im Sande
die von dem linken Eingang dieſer Laube
nach einer Grotte ſich verlor, wo noch
ein Schnupftuch lag, das der Infant vermißte,
erwekte gleich Verdacht. Ein Gärtner hatte
dem Prinzen dort begegnet und das war,
beinah auf die Minute ausgerechnet,
dieſelbe Zeit, wo Ihro Majeſtät
ſich in der Laube zeigten.

König,
aus einem finſtern Nachſinnen zurükkommend.

Und ſie weinte,
als ich Befremdung blikken ließ? Sie machte
vor meinem ganzen Hofe mich erröthen!
Erröthen vor mir ſelbſt! — Bei Gott! Ich ſtand
wie ein Gerichteter vor ihrer Tugend! —

eine lange und tiefe Stille. Er ſezt ſich nieder und verhüllt das Geſicht.

Ja Herzog Alba — ihr habt Recht — Das könnte
zu etwas ſchreklichem mich führen . . . Laßt
mich einen Augenblik allein.

Alba.

Mein König,
ſelbſt das entſcheidet noch nicht ganz —

König.

nach den Papieren greifend.

Auch das nicht?
Und das? Und wieder das? Und dieſer laute
Zuſammenklang verdammender Beweiſe?
— O es iſt klarer als das Licht. . . Was ich
ſchon lange Zeit voraus-gewußt . . . Der Frevel
begann ſchon da, als ich von euren Händen
ſie in Madrid zuerſt empfieng — Noch ſeh ich
mit dieſem Blik des Schrekens, geiſterbleich,
auf meinen grauen Haaren ſie verweilen.
Da fieng es an das falſche Spiel!

Alba.

Dem Prinzen
ſtarb eine Braut in ſeiner jungen Mutter.
Schon hatten ſie mit Wünſchen ſich gewiegt,
in feurigen Empfindungen verſtanden,
die ihr der neue Stand verbot. Die Furcht
war ſchon beſiegt, die Furcht, die ſonſt das erſte
Geſtändniß zu begleiten pflegt und kühner
ſprach die Verführung in vertrauten Bildern
erlaubter Rükerinnerung. Verſchwiſtert
durch Harmonie der Meinung und der Jahre,
durch gleichen Zwang erzürnt, gehorchten ſie

den

den Wallungen der Leidenſchaft ſo dreiſter.
Die Politik griff ihrer Neigung vor;
iſt es zu glauben mein Monarch, daß ſie
dem Staatsrath dieſe Vollmacht zuerkannte?
Daß ſie die Lüſternheit bezwang, die Wahl
des Kabinets aufmerkſamer zu prüfen?
Sie war gefaßt auf Liebe und empfieng
. . . ein Diadem.

König,

beleidigt und mit Bitterkeit.

Ihr unterſcheidet ſehr : . .
ſehr weiſe Herzog. Ich bewundre eure
Beredſamkeit. Ich dank euch.

Aufſtehend, kalt und ſtolz.

Ihr habt recht.
Die Königin hat ſehr gefehlt mir Briefe
von dieſem Inhalt zu verbergen — mir
die ſtrafbare Erſcheinung des Infanten
im Garten zu verheimlichen. Sie hat
aus falſcher Großmut ſehr gefehlt. Ich werde
ſie zu beſtrafen wiſſen.

er zieht die Glocke.

Wer iſt ſonſt
im Vorſaal? — Eurer Herzog Alba,
bedarf ich nicht mehr. Tretet ab.

Alba.

Sollt' ich
durch meinen Eifer Eurer Majeſtät
zum Zweitenmal misfallen haben?

König.

König,
zu einem Pagen der hereintritt.

Laßt
Domingo kommen.

Der Page geht ab.

Ich vergeb es euch,
daß ihr beinahe zwei Minuten lang
mich ein Verbrechen hättet fürchten laſſen,
das gegen euch begangen werden kann.

Alba entfernt ſich.

Fünfter Auftritt.

Der König. Domingo.

Der König.
geht etlichemal auf und ab, ſich zu ſammeln.

Domingo
tritt einige Minuten nach dem Herzog herein, nähert ſich dem König den er eine Zeitlang mit feierlicher Stille betrachtet.

Wie froh erſtaun ich, Eure Majeſtät
ſo ruhig, ſo gefaßt zu ſehn.

König.

— erſtaunt ihr —

Domingo.

Der Vorſicht ſeis gedankt, daß meine Furcht
doch alſo nicht gegründet war! Nun darf
ich um ſo eher hoffen.

König.

König

·Eure Furcht?
Was war zu fürchten?

Domingo.

ſchweigt wieder ſtill und wirft einen bedeutenden Blik auf den Tiſch, wo das Medaillen und die Briefe liegen.

Alles wenigſtens
von einem zürnenden Gemahl.

Der König ſieht ihn befremdet und unwillig an.

Ich darf
nicht läugnen Eure Majeſtät, daß ich
um ein Geheimniß weiß . . .

König.

finſter.

Hab ich denn ſchon
den Wunſch geäuſert, es mit euch zu theilen?
Wer kam ſo unberufen mir zuvor?
Sehr kühn bei meiner Ehre!

Domingo.

Mein Monarch,
der Ort der Anlaß wo ich es erfahren,
das Siegel unter dem ich es erfahren,
ſpricht wenigſtens von dieſer Schuld mich frei.
Am Beichtſtuhl ward es mir vertraut — vertraut
als Miſſethat — die das empfindliche
Gewiſſen der Entdekkerin belaſtet
und Gnade bei dem Himmel ſucht. Zu ſpät

beweint die Fürſtin eine That, von der
ſie Urſach hat, die fürchterlichſten Folgen
für ihre Königin zu ahnden.

König.

Wirklich?
Das gute Herz! . . . Ihr habt ganz recht vermuthet,
weßwegen ich euch rufen ließ. Ihr ſollt
aus einem dunkeln Labirinth mich führen,
worein mich blinder Eifer, Eigennuz
geworfen hat — Hier liegen Zeugniße,
die meine Gattin meinen Sohn verdammen,
noch andre weiß ich, die das ſchreklichſte
mich fürchten laſſen — Aber ſchwer, Domingo,
ſchwer wird es mir, an eines nur zu glauben.
So tief, als man die Königin bezüchtigt,
herabzuſinken koſtet viel. So leicht,
als man mich überreden möchte, reiſſen
der Ehe heilge Bande nicht, zerreißt
die Sittſamkeit den Schleier nicht. Das Blut,
das ſtolzer fließt in königlichen Adern,
verſchmäht das Gift der lüſternen Begierde,
die nur in Sklavenherzen brennt. . . Wer endlich
wer klagt ſie an? Daßelbe feile Weib,
das kaum zuvor den Gürtel ſeiner Ehre
mir hinzugeben nicht erröthet hatte?
Ein würdges Zeugniß gegen meine Gattin
und Königin! – Und wenn ſie fähig ſollte
geweſen ſein, ſo tief ſich zu entehren,

ſie — ſie — o wie viel mehr iſt mir zu glauben
erlaubt, daß eine Eboli verläumdet!
Mein Weib iſt mehr werth als ſie alle. Haßt
nicht Herzog Alba meinen Sohn und ſie?
Ihr kennt den Menſchen auch und ſeid gerechter.
Von euch erwart' ich Wahrheit. Redet offen
mit mir. Was ſoll ich glauben? was beſchließen?
Von eurem Amte fodr' ich Wahrheit.

Domingo.

Wenn
auch meines Standes Mildigkeit mir nicht
die ſüße Pflicht der Schonung aufferlegte,
doch würd ich Eure Majeſtät beſchwören,
um ihrer Ruhe willen ſie beſchwören,
bei dem entdekten ſtill zu ſtehn — das Forſchen
in ein Geheimniß ewig aufzugeben,
das niemal freudig ſich entwikkeln kann.
Was jezt bekannt iſt, kann vergeben werden,
Ein Wort des Königs — und die Königin
hat nie gefehlt. Der Wille des Monarchen
verleiht die Tugend wie das Glük — und nur
die immer gleiche Ruhe meines Königs
kann die Gerüchte mächtig niederſchlagen,
die ſich die Läſterung erlaubt.

König.

Gerüchte?
Von mir und unter meinem Volke?

Domingo.

Lügen!
Verdammenswerthe Lügen! Ich beſchwör es.
Doch freilich gibt es Fälle wo der Glaube
des Volks — und wär er noch ſo unerwieſen —
bedeutend wie die Wahrheit wird.

König.

Bei Gott!
Und hier gerade wär es — —

Domingo.

Guter Name
iſt das koſtbare einzge Gut, um welches
die Königin mit einem Bürgerweibe
wetteifern muß — —

König.

Für den doch, will ich hoffen,
hier nicht gezittert werden ſoll?

er ruht mit ungewiſſem Blik auf Domingo. Nach einer Pauſe.

Kaplan,
ich ſoll noch etwas ſchlimmres von euch hören;
verſchiebt es nicht. Schon lange leſ' ich es
in dieſem unglükbringenden Geſichte.
Heraus damit. Seis was es wolle. Laßt
nicht länger mich auf dieſer Folter beben.
Es iſt ein harter Augenblik und dann vorbei.
Was glaubt das Volk?

Domingo.

Noch einmal mein Monarch,
Das Volk kann irren — irrt gewiß. Was es
behauptet, darf den König nicht erſchüttern:
Nur daß es ſoweit ſchon ſich wagen durfte,
das zu behaupten — —

König
ungeduldig.

Was? . . . Muß ich ſo lange
um einen Tropfen Gift euch bitten? . . Was?

Domingo

Dem Volk das gern in dem Kalender blättert
fällt ein beſondrer Umſtand auf. Es findet
den unglüksvollen Monat angeſchrieben,
der Eure königliche Majeſtät
dem Tode nahe brachte . . . Dreißig Wochen
nach dieſem lieſt es von der glüklichen
Entbindung ſeiner — —

König
iſt ohnmächtig auf den Seſſel zurükgeſunken.

Domingo
erſchrokken auf ihn zuſtürzend.

Gott — Was iſt das? Hilfe!
er zieht die Glokke.
Toledo — Lerma —

Sechſter Auftritt.

Der König. Domingo. Herzog Alba.

Alba,

ſtürzt in das Zimmer.

Hilfe wird gerufen.

Domingo.

Der König . . . Eilt!

Alba.

Der König! Welcher Zufall!

König

ſchlägt die Augen auf.

Wo war ich?

Domingo.

Er erhohlt ſich. Bleibt. Es iſt vorüber . . . . Eure Majeſtät —

König.

noch wie im Traume.

Ha! Recht!
ſolch eine Stimme wars, die meine Tochter
zum Baſtard machte.

Alba.

Nicht ſo beſter König.

König.

König.

Ihr auch da? O euch ſchikte mir die Gnade!
Ihr ſeid ein Mann – ſchüzt mich vor dieſem Prieſter.

er lehnt ſich an den Herzog.

Alba.

Beſinnen ſie ſich mein Monarch.

König

er erkennt den Herzog und weicht einen Schritt zurük.

Was thu ich?
Bin ich in ſolchen Händen? – Einer Schlange
will ich bei einem Krokodill entlaufen?
Sonſt alſo hab ich keine Wahl? – Sonſt keine?
Allgüt'ge Vorſehung — da ſteh ich arm
und einſam! Keines guten Menſchen Buſen,
wo ich mein Haupt zur Ruhe könnte wiegen!

Domingo,

er und Herzog Alba geben ſich verlegene Blikke, und ſchweigen. Endlich wendet ſich Domingo zum König.

Wenn wir voraus es hätten wiſſen können,
daß dieſe Nachricht an dem Ueberbringer
geahndet werden ſollte —

König,

ohne ihn anzuſehen auf Einem Gedanken geheftet.

Baſtard, ſagt ihr,
Ein Baſtard wär es was ich Tochter nannte?
Ich war, ſagt ihr, vom Leichnam erſtanden,

als ſie ſich Mutter fühlte . . . Wie? Das war
ja damals, wenn ich anders mich nicht irre,
als ihr mit allen Prieſtern eures Ordens
den heiligen Dominikus an allen
Altären für das hohe Wunder lobtet,
das er an mir gewirkt? . . . Was damals Wunder
geweſen, iſt es jezt nicht mehr? So habt
ihr damals oder heute mir gelogen?
An was verlangt ihr daß ich glauben ſoll?
Ihr werdet blaß? Ihr ſteht verlegen? . . . Habe
ich euch ergriffen Prieſter? Hoffet nicht
mit glatter Schlangenhaut euch loszuwinden.
Sagt mir die Wahrheit, Prieſter . . Gibt es Wunder?
Ich falle ab von eurem Glauben, wenn
ihr es verneinet.

Domingo,

nach einem verlegenen Beſinnen.

Nur alsdann, mein König,
wenn die Geſezze der Natur ſich unſerm
Verſtand entziehn, nimmt unſre Dankbarkeit
zur Gnade ihre Zuflucht. Wunder wirkt
der Himmel nie, wenn ſie entbehrlich ſind!

König

O! des verſchlagnen Weltmanns der für jeden
beſondern Fall auch eine neue Klugheit
und eine neue Zunge hat — der heute
durch Lügen ſeinem Schöpfer dient und morgen
ihn drängenderen Lügen wieder opfert.

O!

O! ich durchſchau euch. Wäre das Komplott
ſchon damals reif geweſen — — ja, dann war
der Heilige um ſeinen Ruhm.

Alba,

das Wort mit Empfindlichkeit auffaſſend.

Komplott!

Domingo.

Komplott! Welch kränkender Verdacht!

König.

Ihr ſolltet
mit dieſer beiſpielloſen Harmonie
jezt in derſelben Meinung euch begegnen
und doch nicht einverſtanden ſein? — Mich wollt
ihr das bereden? ? Mich? — Ich ſoll etwa
nicht wahrgenommen haben wie erpicht
und gierig ihr auf euren Raub euch ſtürztet,
wie künſtlich ihr den Rükweg mir geſperrt,
mit welcher Wolluſt ihr an meinem Schmerz
an meines Zornes Wallung euch gewaidet?
Nicht merken ſoll ich, wie voll Eifer dort
der Herzog brennt, der Gunſt zuvorzueilen,
die meinem Sohn verſprochen war? Wie gerne
der fromme Mann hier ſeinen kleinen Groll
mit meinem königlichen Zorn bewehrte?
Ich bin der Bogen, bildet ihr euch ein
den man nur ſpannen dürfte nach Gefallen? — —
Kleinkluge Geiſter, die ihr Leidenſchaft

mit einer Meßſchnur zu umſchreiben — Menſchen
gleich einer Uhr zu ſtellen denkt! Ihr habt
in eurer Rechnung dißmal euch betrogen.
Noch hab ich meinen Willen auch. So leicht
als ein Akkord dem Griff des Lautenſpielers
ſteht euch mein Geiſt nicht zu Gebote. Wenn
ich zweifeln ſoll, ſo laßt mich wenigſtens
bei euch den Anfang machen.

Alba.

Dieſe Deutung
hat unſre Treue nicht erwartet.

König.

Treue!
Die Treue wart vor drohenden Verbrechen,
die Rachgier ſpricht von den begangenen.
Laßt hören! Was gewann ich denn durch eure
Dienſtfertigkeit? . . . Iſt, was ihr vorgebt, wahr —
was bleibt mir übrig als der Trennung Wunde,
der Rache trauriger Triumph? . . Doch nein!
Ihr fürchtet nur . . ihr gebt mir ſchwankende
Vermuthungen — Am Abſturz einer Hölle
laßt ihr mich ſtehen und entflieht.

Domingo.

Sind andre
Beweiſe möglich wo das Auge ſelbſt
nicht überwieſen werden kann?

König,

König,

nach einer tiefſinnigen Stille — indem er ſich ernſt und feierlich gegen Domingo wendet.

Ich will
die Großen meines Königreichs verſammeln
und ſelber zu Gerichte ſizzen — Tretet
heraus vor allen, habt ihr Muth, und klaget
als Ehebrecherin ſie an. Ich ſchwör euch
ſie ſoll des Todes ſterben — ohne Rettung —
ſie und mein Sohn ſoll ſterben! — Aber merkt euch!
zuvor — ihr ſelbſt! Ihr, weil ihr mich gezwungen,
mit meiner Gattin meines Kindes Blut
den Tron und meine Hände zu beſudeln.
. . . Das habt ihr nicht berechnet, daß dem Arme,
der Sohn und Weib erſchlug, des Wurmes Leben
nicht heilig ſein wird — daß für ſolche Dienſte
ein ſolcher Lohn bereitet liegt? . . . Wollt ihr
die Wahrheit durch ein ſolches Opfer ehren?
Entſchließet euch — — ihr wollt nicht? Ihr verſtummt?
Ihr wollt nicht? — Das iſt eines Lügners Eifer.

Alba.

der ſtillſchweigend in der Ferne ſteht, antwortet kalt und ruhig.

Ich will es.

König,

dreht ſich erſtaunt um und ſieht den Herzog eine Zeitlang ſtarr an.

Das iſt kühn

nach einigem Nachdenken.

Doch mir fällt ein,
daß ihr in ſcharfen Schlachten euer Leben
an etwas weit geringeres gewagt,

mit

mit eines Würfelſpielers Leichtſinn für
des Ruhmes Unding es gewagt — Und was
iſt euch das Leben? Welchen Reiz kann es
für eures gleichen haben, die in Ketten
empfangen worden? — Königliches Blut
geb' ich dem Raſenden nicht Preiß, der nichts
zu hoffen hat, als ein geringes Daſein
erhaben aufzugeben — — Euer Opfer
verwerf ich. Geht.

nach einigem Stillſchweigen.

Geht — und im Audienzſaal
erwartet meine weiteren Befehle.

beide treten ab.

Siebenter Auftritt.

Der König allein.

folgt beiden mit den Augen bis ſie verſchwunden ſind — wie er ſich allein ſieht, geht er mit raſchen Schritten auf und nieder und bleibt endlich gedankenvoll ſtehen.

Jezt gib mir einen Menſchen, gute Vorſicht.
Du haſt mir viel gegeben — mehr, als bei
der gleichen Theilung unter deine Kinder
mir billig werden ſollte. Schenke mir
jezt einen Menſchen. . . . Du, du biſt Allein,
denn deine Augen prüfen das verborgne —
ich bitte dich um einen Freund, denn ich
bin nicht wie du allwißend. Die Gehilfen,

die du mir zugewieſen haſt — was ſie
mir ſind, weißt du. Was ſie verdienen, haben
ſie mir gegolten. Ihre zahmen Laſter,
beherrſcht vom Zaume, ziehen meinen Wagen,
wie deine Wetter die Natur — Jezt brauche
ich einen guten Menſchen — brauch ihn mehr
und drängender als alles Glük das du
in meines Lebens ſchmales Bette preßteſt.
Ich brauche Wahrheit — ihre ſtille Quelle
im dunkeln Schutt des Irrthums aufzugraben
iſt nicht das Loos der Könige. Gib mir
den ſeltnen Mann mit reinem offnen Herzen,
mit hellem Geiſt und unbefangnen Augen,
der mir ſie finden helfen kann. Ich ſchütte
die Looſe auf. Laß unter tauſenden,
die um der Hoheit Sonnenſcheibe flattern,
den Einzigen mich finden.

er öfnet eine Chatoulle, die ſehr ſtark verſchloſſen iſt und nimmt eine Schreibtafel heraus. Nachdem er eine Zeitlang darinn geblättert.

Bloße Namen —
nur Namen ſtehen hier und nicht einmal
Erwähnung des Verdienſts, dem ſie den Plaz
auf dieſer Tafel danken . . . und was iſt
vergeßlicher als Dankbarkeit? . . . Doch hier
auf dieſer andern Tafel leſ' ich jede
Vergehung pünktlich beigeſchrieben. Wie?
Das iſt nicht gut. Braucht etwa das Gedächtniß
der Rache dieſe Hilfe noch?

er lieſt weiter.

Graf Egmont
Was will der hier? . . . Der Sieg bei S. Quentin
war längſt verwürkt. Ich werf ihn zu den Todten.

er löſcht dieſen Namen aus und ſchreibt ihn auf die andre Tafel. Nachdem er weiter geleſen.

Marquis von Poſa . . . Poſa? . . Poſa? Kann
ich dieſes Namens mich doch nicht beſinnen.
Und zweifach angeſtrichen . . . ein Beweis
daß ich zu großen Zwekken ihn beſtimmte!
Und, war es möglich? Dieſer Menſch entzog
ſich meiner Gegenwart bis jezt? Vermied
die Augen ſeines königlichen Schuldners?
Bei Gott! im ganzen Umkreis meiner Staaten
der einzge Menſch der meiner nicht bedarf!
Beſäß er Habſucht oder Ehrbegierde,
er wäre längſt vor meinem Tron erſchienen.
Wag ichs mit dieſem Sonderling? . . . Wer mich
entbehren kann, wird Wahrheit für mich haben.

er geht ab.

Der Audienzſaal.

Achter Auftritt.

Dom Karlos im Geſpräch mit dem Prinzen von **Parma** auf und abgehend. Die Herzoge von **Alba**, von **Feria** und **Medina Sidonia**. Der Graf von **Lerma** und mehrere **Granden** mit Schriften in der Hand. Alle den König erwartend.

Medina Sidonia

von allen umſtehenden Granden ſichtbar vermieden, wendet ſich zum Herzog von Alba, welcher allein und in ſich gekehrt auf und abgeht.

Sie haben ja den Herrn geſprochen Herzog
wie fanden ſie ihn aufgelegt?

Alba.

Sehr übel
für ſie und ihre Zeitungen.

Medina Sidonia,

ſezt ſich ermattet nieder.

Im Feuer
des engliſchen Geſchüzzes war mirs leichter
als jezt auf dieſem Pflaſter.

Karlos,

welcher bisher mit verſtohlener Theilnahme auf ihn geblikt hat, nähert ſich ihm jezt und drükt ihm ſtillſchweigend die Hand.

Medina Sidonia,

ſteht auf und ſieht den Prinzen gerührt an.

Warmen Dank
für dieſe großmuthsvolle Träne Prinz.
Sie ſehen, wie mich alles flieht. Nun iſt
mein Untergang beſchloſſen.

Karlos.

Hoffen ſie
das Beſte, Freund, von meines Vaters Gnade
und ihrer Unſchuld.

Medina Sidonia.

Ich verlor ihm eine Flotte,
wie keine noch im Meer erſchien. Was iſt
ein Kopf wie dieſer gegen ſiebenzig
verſunkne Gallionen? — — — Aber Prinz — —
fünf Söhne, brav und hoffnungsvoll, wie ſie —
Das bricht mein Herz — —

er verbirgt das Geſicht.

Neunter Auftritt.

Der **König** kömmt angekleidet heraus. Die **Vorigen**. Alle nehmen die Hüte ab, und weichen zu beiden Seiten aus, indem ſie einen halben Krais um den König bilden.

König,

den ganzen Krais flüchtig durchſchauend.

Bedeckt euch!

Karlos und der Prinz von Parma,

nähern ſich zuerſt und küſſen dem König die Hand.

König,

ohne ſeinen Sohn bemerken zu wollen, wendet ſich mit Freundlichkeit zum Prinzen von Parma.

Eure Mutter, Neffe,
will wiſſen, wie man in Madrid mit euch
zufrieden ſei — —

Parma.

Das frage ſie nicht eher,
als nach dem Ausgang meiner erſten Schlacht.

König.

Gebt euch zufrieden. Auch an euch wird einſt
die Reihe ſein, wenn dieſe Stämme brechen.
. . . Was bringt ihr mir?

Herzog von Feria,

tritt hervor und beugt ein Knie vor dem König.

Der Großkomtur des Ordens
von Calatrava ſtarb an dieſem Morgen.
Hier folgt ſein Ritterkreuz zurük.

König,

nimmt den Orden, und ſieht im ganzen Zirkel herum.

Wer wird
nach ihm am würdigſten es tragen?

er winkt Alba zu ſich und hängt ihm den Orden um, indem ihm dieſer die Hand küßt.

Herzog,
ihr ſeid mein erſter Feldherr.

leiſer zu ihm.

Seid nie Mehr,
ſo wird euch meine Gnade niemals fehlen.

Er wird den Herzog von Medina Sidonia gewahr.

Sieh da! Mein Admiral!

Medina Sidonia,

nähert ſich wankend und kniet vor dem König nieder, mit geſenktem Haupt.

Das, großer König,
iſt alles, was ich von der ſpanſchen Jugend
und der Armada wiederbringe.

König,

König,

nach einigem Stillſchweigen.

Gott
iſt über Mir . . . Ich habe gegen Menſchen,
nicht gegen Sturm und Klippen ſie geſendet.
Seid mir willkommen in Madrid. . .

er hebt ihn auf.

Und Dank,
daß ihr in euch mir einen würdgen Diener
erhalten habt . . . Für dieſen meine Granden
erkenn ich ihn — will ich erkannt ihn wiſſen!

Karlos,

geht mit lebhafter Freude auf den Herzog zu und umarmt ihn.

IV. V

Der Geiſterſeher.

aus den Papieren des Grafen von O.

Es war auf meiner Zurückreiſe nach Kurland im Jahr 17** um die Karnevalszeit als ich den Prinzen von *** in Venedig beſuchte. Wir hatten uns in **ſchen Kriegsdienſten kennen lernen und erneuerten hier eine Bekanntſchaft, die der Friede unterbrochen hatte. Weil ich ohnedieß wünſchte, das Merkwürdige dieſer Stadt zu ſehen und der Prinz nur noch Wechſel erwartete, um nach *** zurückzureiſen, ſo beredete er mich leicht, ihm Geſellſchaft zu leiſten, und meine Abreiſe ſo lange zu verſchieben. Wir kamen überein uns nicht von einander zu trennen, ſolange unſer Auffenthalt in Venedig dauren würde, und der Prinz war ſo gefällig, mir ſeine eigne Wohnung im Mohren anzubieten.

Er lebte hier unter dem ſtrengſten Incognito, weil ſeine geringe Apanage ihm nicht verſtattete, die Hoheit ſeines Rangs zu behaupten. Zwei Kavaliere, auf deren Verſchwiegenheit er ſich vollkommen verlaſſen konnte, waren ſein ganzes Gefolge. Den Aufwand vermied er mehr aus Temperament als aus Sparſamkeit. Er floh die Vergnügungen; bis zu ſeinem fünf und dreiſſigſten Jahre hatte er allen Reizungen dieſer wollüſtigen Stadt widerſtanden. Das ſchöne Geſchlecht war ihm gleichgültig. Tiefer Ernſt und eine ſchwärmeriſche Melancholie herrſchten in ſeiner Gemüthsart. Seine Neigungen waren ſtill aber hartnäkig bis zum Uebermaaß, ſeine Wahl langſam und ſchüchtern, ſeine Anhänglichkeit warm und ewig. Mitten in einem geräuſchvollen Gewühle von Menſchen gieng er einſam. In ſeine eigne Phantaſieenwelt verſchloſſen, war er ſehr oft ein Fremdling in der wirklichen — und weil er wol wußte wie ſchlecht er beobachtete, ſo verbot er ſich jedes Urtheil und übertrieb die Gerechtigkeit gegen fremdes. Niemand war mehr dazu gebohren, ſich beherrſchen zu laſſen, ohne ſchwach zu ſein. Dabei war er unerſchrokken und zuverläßig, ſobald er einmal überzeugt war, und beſaß gleich großen Mut, ein erkanntes Vorurtheil zu bekämpfen und für ein andres zu ſterben.

Als der dritte Prinz ſeines Hauſes hatte er keine Ausſicht zur Regierung. Sein Ehrgeiz war nie erwacht. Seine Leidenſchaften hatten eine andre Richtung genommen. Er las viel, doch ohne Wahl. Eine nachläßige Erziehung und frühe Kriegsdienſte hatten ſeinen Geiſt nicht zur Reife kommen laſſen. Alle Kenntniſſe die er nachher ſchöpfte vermehrten nur das verworrene Chaos ſeiner Begriffe, weil ſie auf keinen feſten Grund gebaut waren.

Er war Proteſtant, wie ſeine ganze Familie — durch Geburt, nicht nach Unterſuchung, die er nie angeſtellt hatte, ob er gleich in einer Epoche ſeines Lebens

Schwärmer darin geweſen war. Mazen iſt er nie geworden.

Eines Abends, als wir nach Gewohnheit in tiefer Maſke und abgeſondert, auf dem Plaze S. Markus ſpazieren giengen – es fieng an ſpät zu werden, und das Gedränge hatte ſich verloren – bemerkte der Prinz, daß eine Maſke uns überal folgte. Die Maſke war ein Armenier und gieng allein. Wir beſchleunigten unſre Schritte und ſuchten ſie durch öftere Veränderung unſeres Weges irre zu machen – umſonſt, die Maſke blieb immer dicht hinter uns. „Sie haben doch keine Intrigue hier gehabt? ſagte endlich der Prinz zu mir. Die Ehmänner in Venedig ſind gefährlich“ – Ich kenne keine einzige Dame, gab ich zur Antwort. „Laſſen ſie uns hier niederſizzen und deutſch ſprechen, fuhr er fort. Ich bilde mir ein, man verkennt uns.“ Wir ſezten uns auf eine ſteinerne Bank und erwarteten, daß die Maſke vorübergehen ſollte. Sie kam gerade auf uns zu, und nahm ihren Plaz dicht an der Seite des Prinzen. Er zog die Uhr heraus und ſagte mir laut auf franzöſiſch indem er aufſtand. „Neun Uhr vorbei. Kommen Sie. Wir vergeſſen, daß man uns im Louvre erwartet“ Dieß erdichtete er nur, um die Maſke von unſrer Spur zu entfernen. „Neun Uhr“ wiederholte ſie nachdrüklich und langſam. Wünſchen ſie ſich Glük Prinz (indem ſie ihn bei ſeinem wahren Namen nannte).

nannte). Um Neun Uhr iſt er geſtorben“ — Damit ſtand ſie auf und gieng.

Wir ſahen uns beſtürzt an — „Wer iſt geſtorben? ſagte endlich der Prinz nach einer langen Stille. „Laſſen ſie uns ihr nachgehen ſagte ich, und eine Erklärung fodern“ Wir durchkrochen alle Winkel des Markus — die Maſke war nicht mehr zu finden. Unbefriedigt kehrten wir nach unſerm Gaſthof zurük. Der Prinz ſagte mir unterwegs nicht ein Wort, ſondern gieng ſeitwärts und allein, und ſchien einen gewaltſamen Kampf zu kämpfen, wie er mir auch nachher geſtanden hat. Als wir zu Hauſe waren, öfnete er zum erſtenmale wieder den Mund. „Es iſt doch lächerlich, ſagte er, daß ein Wahnſinniger die Ruhe eines Mannes mit zwei Worten ſo erſchüttern ſoll“ Wir wünſchten uns eine gute Nacht, und ſobald ich auf meinem Zimmer war, merkte ich mir in meiner Schreibtafel den Tag und die Stunde wo das geſchehen war. Es war ein Donnerſtag.

Am folgenden Abend ſagte mir der Prinz „Wollen wir nicht einen Gang über den Markusplaz machen, und unſern geheimnißvollen Armenier aufſuchen? Mich verlangt doch nach der Entwiklung dieſer Komödie.“ Ich wars zufrieden. Wir blieben bis eilf Uhr auf dem Plaz. Der Armenier war nirgends zu ſehen. Das nämliche wiederholten wir die vier folgenden Abende und jedesmal mit demſelben ſchlechten Erfolge.

Als wir am ſechsten Abend unſer Hotel verließen, hatte ich den Einfall — ob unwillkührlich oder aus Abſicht, beſinn ich mich nicht mehr — den Bedienten zu hinterlaſſen, wo wir zu finden ſein würden, wenn nach uns gefragt werden ſollte. Der Prinz bemerkte meine Vorſicht und lobte ſie mit einer lächelnden Miene. Es war ein großes Gedräng auf dem Markusplaz als wir da ankamen. Wir hatten kaum dreißig Schritte gemacht, ſo bemerkte ich den Armenier wieder, der ſich mit ſchnellen Schritten durch die Menge arbeitete, und mit den Augen Jemand zu ſuchen ſchien. Eben waren wir im Begriff ihn zu erreichen, als der Baron von F. aus der Suite des Prinzen athemlos auf uns zukam, und dem Prinzen einen Brief überbrachte. „Er iſt ſchwarz geſiegelt, ſezte er hinzu. Wir vermutheten, daß es Eile hätte“ Das fiel auf mich wie ein Donnerſchlag. Der Prinz war zu einem Flambeau getreten und fieng an zu leſen. „Mein Kouſin iſt geſtorben,“ rief er. Wann? ſtürzte ich ihm heftig ins Wort. Er ſah noch einmal in den Brief. „Vorigen Donnerſtag. Abends um Neun Uhr.“

Wir hatten nicht Zeit, von unſerm Erſtaunen zurükzukommen, ſo ſtand der Armenier unter uns „Sie ſind hier erkannt gnädigſter Herr, ſagte er zu dem Prinzen. Eilen Sie nach dem Mohren. Sie werden die Abgeordneten des Senats dort finden. Tragen Sie kein Bedenken, die Ehre anzunehmen, die man Ihnen erweiſen will. Der Baron von F. vergaß ihnen zu ſagen, daß ihre Wechſel gekommen ſind“ Er verlor ſich in dem Gedränge.

Wir eilten nach unſerm Hotel. Alles fand ſich, wie der Armenier es verkündigt hatte. Drei Nobili der Republik ſtanden bereit den Prinzen zu bewillkommen, und ihn mit Pracht nach der Aſſemblee zu begleiten, wo der hohe Adel der Stadt ihn erwartete. Er hatte kaum ſoviel Zeit, mir durch einen flüchtigen Wink zu verſtehen zu geben, daß ich für ihn wach bleiben möchte.

Nachts gegen Eilf kam er wieder. Ernſt und gedankenvoll trat er in's Zimmer und ergriff meine Hand, nachdem er die Bedienten entlaſſen hatte. „Graf, ſagte er mit den Worten Hamlets zu mir, es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als wir in unſern Philoſophieen träumen.“

Gnädigſter Herr, antwortete ich, ſie ſcheinen zu vergeſſen, daß ſie um eine große Hofnung reicher zu Bette gehen. „Der Verſtorbene war der Erbprinz.“ „Erinnern ſie mich nicht daran, ſagte der Prinz. Und wenn eine Krone für mich wäre gewonnen worden, ich hätte jezt mehr zu thun, als dieſer Kleinigkeit nachzudenken — — Wenn dieſer Armenier nicht bloß errathen hat“ — —

„Wie iſt das möglich Prinz?“ fiel ich ein —

„So will ich ihnen alle meine fürſtlichen Hofnungen für eine Mönchskutte abtreten.“

Ich führe dieſes mit Fleiß hier an, weil ich glaube, daß es zu einem Beweiſe dienen kann, wie entfernt er noch damals von jeder herrſchſüchtigen Abſicht geweſen iſt.

Den folgenden Abend fanden wir uns zeitiger, als gewöhnlich, auf dem Markusplaz ein. Ein plözlicher Regenguß nöthigte uns, in ein Kaffehauß einzutreten, wo geſpielt wurde. Der Prinz ſtellte ſich hinter den Stuhl eines Spaniers, und beobachtete das Spiel. Ich war in ein anſtoßendes Zimmer gegangen, wo ich Zeitungen las. Eine Weile darauf hörte ich Lermen. Vor der Ankunft des Prinzen war der Spanier unaufhörlich im Verluſte geweſen, jezt gewann er auf alle Karten. Das ganze Spiel wurde auffallend verändert, und die Bank war in Gefahr, von dem Pointeur, den dieſe glükliche Wendung kühner gemacht hatte, aufgefodert zu werden. Ein Venetianer, der ſie hielt, ſagte dem Prinzen mit beleidigendem Ton — er ſtöre das Glük und er ſolle den Tiſch verlaſſen. Dieſer ſah ihn kalt an und blieb; dieſelbe Faſſung behielt er als der Venetianer ſeine Beleidigung franzöſiſch wiederholte. Der leztere glaubte, daß der Prinz beide Sprachen nicht verſtehe, und wandte ſich mit verachtungsvollem Lachen zu den übrigen. „Sagen ſie mir doch meine Herren, wie ich mich dieſem Bakardo verſtändlich machen ſoll“ Zugleich ſtand er auf und wollte den Prinzen beim Arm ergreiffen; dieſen verließ hier die Geduld, er pakte den Venetianer mit ſtarker Hand und warf ihn unſanft zu Boden. Das ganze Haus gerieth in Bewegung. Auf das Geräuſch ſtürzte ich herein, unwillkührlich rief ich ihn bei ſeinem Namen. Nehmen Sie ſich in Acht Prinz, ſezte ich mit Unbeſonnenheit hinzu, wir ſind in Venedig. Der Name

des

des Prinzen gebot eine allgemeine Stille, worauf bald ein Gemurmel wurde, das mir gefährlich ſchien. Alle anweſenden Italiener rotteten ſich zu Haufen und traten bei Seite. Einer um den andern verließ den Saal, bis wir uns beide mit dem Spanier und einigen Franzoſen allein fanden. „Sie ſind verloren gnädigſter Herr ſagten dieſe, wenn ſie nicht ſogleich die Stadt verlaſſen. Der Venetianer, den ſie ſo übel behandelt haben, iſt reich genug ein Bravo zu dingen; Es koſtet ihm nur funfzig Zechinen, Sie aus der Welt zu ſchaffen.“ Der Spanier bot ſich an, zur Sicherheit des Prinzen Wache zu holen und uns ſelbſt nach Hauſe zu begleiten. Daſſelbe wollten auch die Franzoſen. Wir ſtanden noch und überlegten, was zu thun wäre, als die Thüre ſich öfnete und einige Bedienten der Staatsinquiſition hereintraten. Sie zeigten uns eine Ordre der Regierung, worinn uns beiden befohlen ward, ihnen ſchleunig zu folgen. Unter einer ſtarken Bedekkung führte man uns bis zum Kanal. Hier erwartete uns eine Gondel, in die wir uns ſezzen mußten. Ehe wir ausſtiegen, wurden uns die Augen verbunden. Man führte uns eine große ſteinerne Treppe hinauf, und dann durch einen langen gewundenen Gang über Gewölber, wie ich aus dem vielfachen Echo ſchloß, das unter unſern Füßen hallte. Endlich gelangten wir vor eine andere Treppe, welche uns ſechs und zwanzig Stuffen in die Tiefe hinunter führte. Hier öfnete ſich ein Saal, wo man uns die Binde wieder von den Augen nahm. Wir befanden uns in einem Kraiſe ehrwürdiger alter Männer, alle ſchwarz gekleidet, der ganze Saal mit ſchwarzen Tüchern behangen und ſparſam erleuchtet, eine Todenſtille in der ganzen Verſammlung, welches einen ſchrökhaften Eindruk machte. Einer von dieſen Greiſen, wahrſcheinlich der oberſte Staatsinquiſitor, näherte ſich dem Prinzen, und frug ihn mit einer feierlichen Miene, während daß man ihm den Venetianer vorführete.

„Erkennen ſie dieſen Menſchen für den Nämlichen, der ſie auf dem Kaffehauſe beleidigt hat?

„Ja, antwortete der Prinz.

Darauf wandte er ſich zu dem Gefangenen „Iſt das dieſelbe Perſon, die ſie heute Abend wollten ermorden laſſen?“

Der Gefangene antwortete mit Ja.

Sogleich öfnete ſich der Krais und mit Entſezzen ſahen wir den Kopf des Venetianers vom Rumpfe trennen. „Sind ſie mit dieſer Genugthuung zufrieden“? frug der Staatsinquiſitor — der Prinz lag ohnmächtig in den Armen ſeiner Begleiter — „Gehen ſie nun, fuhr Jener mit einer ſchröklichen Stimme fort, indem er ſich gegen mich wandte, und urtheilen ſie künftig weniger vorſchnell von der Gerechtigkeit in Venedig.“

Wer der verborgene Freund geweſen, der uns durch den ſchnellen Arm der Juſtiz von einem gewiſſen Tode gerettet hatte, konnten wir nicht errathen. Starr von Schrekken erreichten wir unſre Wohnung. Es war nach Mitternacht. Der Kammerjunker von Z*** erwartete uns mit Ungeduld an der Treppe. —

„Wie gut war es, daß ſie geſchikt haben!“ ſagte er zum Prinzen, indem er uns leuchtete — Eine Nachricht die der Baron von F * * * gleich nachher von dem S. Markus nach Hauſe brachte, hätte uns wegen Ihrer in die tödlichſte Angſt geſezt.“

Geſchikt hätte ich? Wenn? Ich weiß nichts davon.

„Dieſen Abend nach Acht Uhr. Sie ließen uns ſagen, daß wir ganz auſſer Sorgen ſein dürften, wenn Sie heute etwas ſpäter nach Hauſe kämen.“

Hier ſah der Prinz mich an. „Haben Sie vielleicht, ohne mein Wiſſen dieſe Sorgfalt gebraucht?“

Ich wußte von gar nichts.

„Es muß doch wol ſo ſein Ihro Durchlaucht, ſagte der Kammerjunker — denn hier iſt ja Ihre Repetieruhr, die Sie zur Sicherheit mit ſchikten“

Der Prinz griff nach der Uhrtäſche. Die Uhr war wirklich fort und er erkannte jene für die ſeinige. Wer brachte ſie, frug er mit Beſtürzung.

„Eine unbekannte Maſke, in armeniſcher Kleidung, die ſich ſogleich wieder entfernte.“

Wir ſtanden und ſahen uns an — „Was halten ſie davon?“ ſagte endlich der Prinz nach einem langen Stillſchweigen. Ich habe hier einen verborgenen Aufſeher in Venedig.“

Der ſchröckliche Auftritt dieſer Nacht hatte dem Prinzen ein Fieber zugezogen, das ihn acht Tage nöthigte, das Zimmer zu hüten. In dieſer Zeit wimmelte unſer Hotel von Einheimiſchen und Fremden, die der entdekte Stand des Prinzen herbeigelokt hatte. Man wetteiferte unter einander, ihm Dienſte anzubieten, und wir bemerkten mit Vergnügen, wie immer der nächſt folgende den weggehenden verdächtig machte. Liebesbriefe und Arkana überſchwemmten uns von allen Seiten. Jeder ſuchte, nach ſeiner Art, ſich geltend zu machen. Des ganzen Vorgangs in der Staatsinquiſition wurde nicht mehr erwähnt. Weil der Hof zu*** die Abreiſe des Prinzen noch aufgeſchoben wünſchte, ſo erhielten einige Banquiers in Venedig Anweiſung, ihm beträchtliche Summen auszuzahlen. So ward er wider Willen in den Stand geſezt, ſeinen Auffenthalt in Italien zu verlängern, und auf ſein Bitten entſchloß ich mich auch, meine Abreiſe noch zu verſchieben.

Sobald er ſo weit geneſen war, um das Zimmer wieder verlaſſen zu können, beredete ihn der Arzt eine Spazierfahrt auf der Brenta zu machen, um die Luft zu verändern. Das Wetter war hell und die Parthie wurde angenommen. Als wir eben im Begriff waren, in die Gondel zu ſteigen, vermißte er den Schlüſſel zu einer kleinen Schatulle, die ſehr wichtige Papiere enthielt. Sogleich kehrten wir um, ihn zu ſuchen. Er beſann ſich auf das genaueſte, die Schatulle noch den vorigen Tag verſchloſſen zu haben, und ſeit dieſer Zeit war er nicht aus dem Zimmer gekommen. Aber alles Suchen war umſonſt, wir mußten davon abſtehen, um die Zeit nicht zu verlieren. Der Prinz, deſſen Seele über jeden Argwohn erhaben war, erklärte ihn für verlohren und bat uns, nicht weiter davon zu ſprechen.

Die

Die Fahrt war die angenehmſte. Eine mahleriſche Landſchaft, die mit jeder Krümmung des Fluſſes ſich an Reichthum und Schönheit zu übertreffen ſchien — der heiterſte Himmel, der mitten im Hornung einen Maientag bildete — reizende Gärten und geſchmakvolle Landhäuſer ohne Zahl, welche beide Ufer der Brenta ſchmükken — hinter uns das majeſtätiſche Venedig mit hundert aus dem Waſſer ſpringenden Thürmen und Maſten, alles diß gab uns das herrlichſte Schauſpiel von der Welt. Wir überließen uns ganz dem wohlthätigen Zauber dieſer ſchönen Natur, unſre Laune war die heiterſte, der Prinz ſelbſt verlor ſeinen Ernſt, und wetteiferte mit uns in frölichen Scherzen. Eine luſtige Muſik ſchallte uns entgegen, als wir, zwo italieniſche Meilen von der Stadt, ans Land ſtiegen. Sie kam aus einem kleinen Dorfe, wo eben Jahrmarkt gehalten wurde; hier wimmelte es von Geſellſchaft aller Art. Ein Trupp junger Mädgen und Knaben, alle theatraliſch gekleidet, bewillkommte uns mit einem pantomimiſchen Tanz. Die Erfindung war neu. Leichtigkeit und Grazie beſeelten jede Bewegung. Eh der Tanz noch völlig zu Ende war, ſchien die Anführerin deſſelben, welche eine Königinn vorſtellte, plözlich von einem unſichtbaren Arme gehalten. Leblos ſtand ſie und Alles. Die Muſik ſchwieg. Kein Odem war zu hören in der ganzen Verſammlung, und ſie ſtand da, den Blik auf den Boden geheftet in einer tiefen Erſtarrung. Auf einmal fuhr ſie mit der Wut der Begeiſterung in die Höhe, blikte wild um ſich her „Ein König iſt unter uns“ rief ſie, riß ihre Krone vom Haupt, und legte ſie – zu den Füßen des Prinzen. Alles was da war, richtete hier die Augen auf ihn, lange Zeit ungewiß, ob Bedeutung in dieſem Gaukelſpiel wäre, ſo ſehr hatte der affektvolle Ernſt dieſer Spielerin getäuſcht – ein allgemeines Händeklatſchen des Beifalls unterbrach endlich dieſe Stille. Meine Augen ſuchten den Prinzen. Ich bemerkte, daß er nicht wenig betroffen war und ſich Mühe gab den forſchenden Blikken der Zuſchauer auszuweichen. Er warf Geld unter dieſe Kinder und eilte aus dem Gewühle zu kommen.

Wir hatten nur wenige Schritte gemacht, als ein ehrwürdiger Barfüßer ſich durch das Volk arbeitete und dem Prinzen in den Weg trat. „Herr, ſagte der Mönch, gib der Madonna von deinem Golde, du wirſt ihr Gebet brauchen“ Er ſprach diß mit einem Tone der uns betreten machte. Das Gedränge riß ihn weg.

Unſer Gefolge war unterdeſſen gewachſen. Ein engliſcher Lord, den der Prinz ſchon in Nizza geſehen hatte, einige Kaufleute aus Livorno, ein deutſcher Domherr, ein franzöſiſcher Abbe' mit einigen Damen, und ein rußiſcher Offizier geſellten ſich zu uns. Die Phiſionomie des leztern hatte etwas ganz ungewöhnliches, das unſre Aufmerkſamkeit an ſich zog. Nie in meinem Leben ſah ich ſo viele Züge, und ſo wenig Karakter, ſo viel anlokkendes Wohlwollen mit ſo viel zurükſtoßendem Froſt in einem Menſchengeſichte beiſam-

men

men wohnen. Alle Leidenſchaften ſchienen darinn gewühlt und es wieder verlaſſen zu haben. Nichts war übrig, als der ſtille durchdringende Blik eines vollendeten Menſchenkenners, der jedes Auge verſcheuchte, worauf er traf. Dieſer ſeltſame Menſch folgte uns von weitem, ſchien aber an allem was vorgieng, nur einen nachläßigen Antheil zu nehmen.

Wir kamen vor eine Bude zu ſtehen, wo Lotterie gezogen wurde. Die Damen ſezten ein, wir andern folgten ihrem Beiſpiel, auch der Prinz foderte ein Loos. Es gewann eine Tabatiere. Als er ſie aufmachte, ſah ich ihn blaß zurükfahren. — Der Schlüßel lag darin.

„Was iſt das? ſagte er zu mir, als wir einen Augenblik allein waren. „Eine höhere Gewalt jagt mich. Allwiſſenheit ſchwebt um mich. Ein unſichtbares Weſen, dem ich nicht entfliehen kann, bewacht alle meine Schritte. Ich muß den Armenier aufſuchen und muß Licht von ihm haben.“

Die Sonne neigte ſich zum Untergang als wir vor dem Luſthauſe ankamen, wo das Abendeſſen ſervirt war. Der Name des Prinzen hatte unſre Geſellſchaft bis zu ſechszehn Perſonen vergrößert. Außer den obenerwähnten waren noch ein Virtuoſe aus Rom, einige Schweizer und ein Avanturier aus Palermo der Uniform trug, und ſich für einen Kapitain ausgab, zu uns geſtoßen. Es ward beſchloſſen, den ganzen Abend hier zuzubringen, und mit Fakkeln nach Hauſe zu fahren. Die Unterhaltung bei Tiſche war ſehr lebhaft, und der Prinz konnte nicht umhin, die Begebenheit mit dem Schlüſſel zu erzählen, welche eine allgemeine Verwunderung erregte. Es wurde heftig über dieſe Materie geſtritten. Die meiſten aus der Geſellſchaft behaupteten dreiſt weg, daß alle dieſe geheimen Künſte auf eine Taſchenſpielerei hinausliefen, der Abbe der ſchon viel Wein bei ſich hatte, foderte das ganze Geiſterreich in die Schranken heraus, der Engländer ſagte Blasphemieen, der Muſikus machte das Kreuz vor dem Teufel. Wenige, worunter der Prinz war, hielten dafür, daß man ſein Urtheil über dieſe Dinge zurükhalten müſſe; während deſſen unterhielt ſich der ruſſiſche Offizier mit den Frauenzimmern, und ſchien das ganze Geſpräch nicht zu achten. In der Hizze des Streits hatte man nicht bemerkt, daß der Sicilianer hinausgegangen war. Nach Verfluß einer kleinen halben Stunde kam er wieder, in einen Mantel gehüllt, und ſtellte ſich hinter den Stuhl des Franzoſen. „Sie haben vorhin die Bravour geäuſert, es mit allen Geiſtern aufzunehmen — wollen ſie es mit einem verſuchen?“

„Topp! ſagte der Abbe — wenn ſie es auf ſich nehmen wollen mir einen herbei zu hohlen.“

„Das will ich, antwortete der Sicilianer (indem er ſich gegen uns kehrte) wenn dieſe Herren und Damen uns werden verlaſſen haben.“

„Warum das?“ rief der Engländer. Ein herzhafter Geiſt fürchtet ſich vor keiner luſtigen Geſellſchaft“

„Ich ſtehe nicht für den Ausgang“ ſagte der Sicilianer.

„Um des Himmels willen! Nein!“ ſchrieen die Frauenzimmer an dem Tiſche, und fuhren erſchrokken von ihren Stühlen.

„Laßen ſie ihren Geiſt kommen, ſagte der Abbe trozzig, aber warnen ſie ihn vorher, daß es hier ſpizzige Klingen giebt“ (indem er einen von den Gäſten um ſeinen Degen bat).

„Das mögen ſie alsdann halten, wie ſie wollen, antwortete der Sicilianer kalt, wenn ſie nachher noch Luſt dazu haben.“ Hier kehrte er ſich zum Prinzen. „Gnädigſter Herr, ſagte er zu dieſem, ſie behaupten, daß ihr Schlüſſel in fremden Händen geweſen — Können ſie vermuthen, in welchen?

„Nein.“

„Rathen ſie auch auf niemand?“

„Ich hatte freilich einen Gedanken“ — —

„Würden ſie die Perſon erkennen, wenn ſie ſie vor ſich ſähen?“

„Ohne Zweifel.“

Hier ſchlug der Sicilianer ſeinen Mantel zurük, und zog einen Spiegel hervor, den er dem Prinzen vor die Augen hielt.

„Iſt es dieſe?“

Der Prinz trat mit Schrekken zurük.

„Was haben ſie geſehen?“ frug ich.

„Den Armenier.“

„Der Sicilianer verbarg ſeinen Spiegel wieder unter den Mantel.“ War es dieſelbe Perſon, die ſie meynen?“ frug die ganze Geſellſchaft.

„Die nämliche“

Hier veränderte ſich jedes Geſicht, man hörte auf zu lachen. Alle Augen hiengen neugierig an dem Sicilianer.

„Monſieur l'Abbé, das Ding wird ernſthaft, ſagte der Engländer, ich rieth ihnen, auf den Rükzug zu denken.“

„Der Kerl hat den Teufel im Leibe“ ſchrie der Franzoſe und flog aus dem Hauſe — Die Frauenzimmer ſtürzten mit Geſchrei aus dem Saal — der Virtuoſe folgte ihnen — der deutſche Domherr ſchnarchte in einem Seſſel — der Ruſſe blieb wie bisher gleichgültig ſizzen.“

„Sie wollten vielleicht nur einen Großſprecher zum Gelächter machen, fieng der Prinz wieder an, nachdem jene hinaus waren — oder hätten ſie wol Luſt uns Wort zu halten?“

„Es iſt wahr, ſagte der Sicilianer. Mit dem Abbe war es mein Ernſt nicht. Ich habe ihn beim Wort genommen, weil ich wol wußte, daß die Memme es nicht ſo weit würde kommen laſſen. Die Sache ſelbſt iſt übrigens zu ernſthaft um bloß einen Scherz damit auszuführen.“

„Sie räumen alſo doch ein, daß ſie in ihrer Gewalt iſt?“

Der Magier ſchwieg eine lange Zeit, und ſchien den Prinzen ſorgfältig mit den Augen zu prüfen.

„Ja, antwortete er endlich.“

Die Neugierde des Prinzen war bereits auf den höchſten Grad geſpannt. Diß war jederzeit ſeine Lieblingsſchwärmerei geweſen, und ſeit jener erſten Erſcheinung des Armeniers hatten ſich alle Ideen wieder bei ihm gemeldet, die ſeine reifere Vernunft und eine beſſere Lektüre ſo lange abgewieſen hatten. Er gieng mit dem Sicilianer bei Seite, und ich hörte ihn ſehr angelegentlich mit ihm unterhandeln.

„Sie haben hier einen Mann vor ſich, fuhr er fort, der voll Ungeduld brennt, in dieſer wichtigen Materie es zu einer Ueberzeugung zu bringen. Ich würde denjenigen als meinen Wohlthäter, als meinen erſten Freund umarmen, der hier meine Zweifel zerſtreute, und die Dekke von meinen Augen zöge ;— Wollen Sie ſich dieſes groſze Verdienſt um mich erwerben?“

„Was verlangen ſie von mir?“ ſagte der Magier mit Bedenken.

„Vor jezt nur eine Probe ihrer Kunſt. Laſſen ſie mich eine Erſcheinung ſehen.“

„Wozu ſoll das führen?“

„Dann mögen ſie aus meiner nähern Bekanntſchaft urtheilen, ob ich eines höhern Unterrichts werth bin.“

„Ich ſchäzze ſie über alles durchlauchtigſter Prinz. Gleich der erſte Anblik hat mich auf immer an ſie gefeſſelt. Sie haben unumſchränkt über meine ganze Macht zu gebieten — aber —

„Alſo laſſen ſie mich eine Erſcheinung ſehen.“

„Aber ich muß erſt gewiß ſein, daß ſie dieſe Foderung nicht aus Neugierde an mich machen. Wenn gleich die unſichtbaren Kräfte mir einigermaſen zu Willen ſind, ſo iſt es unter der heiligen Bedingung, daß ich meine Gewalt nicht misbrauche.“

„Meine Abſichten ſind die reinſten. Ich will Wahrheit.“

Hier verließen ſie ihren Plaz und traten zu einem entfernten Fenſter, wo ich ſie nicht weiter hören konnte. Der Engländer, der dieſe Unterredung gleichfalls mit angehört hatte, zog mich auf die Seite.

„Ihr Prinz iſt ein edler Mann. Es thut mir leid um ihn. Ich verwette meine Seele, daß er mit einem Schurken zu thun hat.“

„Es wird darauf ankommen, wie er ſich aus dem Handel zieht.“

„Wiſſen ſie was? ſagte der Engländer. Jezt macht der arme Teufel ſich koſtbar. Er wird ſeine Kunſt nicht auskramen, bis er Gold klingen hört. Es ſind unſer Neune. Wir wollen eine Collekte machen. Das bricht ihm den Hals und öfnet vielleicht ihrem Prinzen die Augen.“

„Ich bins zufrieden.“

Der Engländer warf ſechs Guineen auf einen Teller und ſammelte in der Reihe herum. Jeder gab einige Louis, dem Ruſſen beſonders gefiel unſer Vorſchlag ungemein, er legte eine Banknote von hundert und funfzig Zechinen auf den Teller — eine Verſchwendung, über welche der Engländer erſchrak. Wir brachten die Collekte dem Prinzen. „Haben ſie die Güte, ſagte der Engländer, bei dieſem Herrn für uns vorzuſprechen, daß er uns eine Probe ſeiner Kunſt ſehen laſſe, und dieſen kleinen Beweis unſrer Erkenntlichkeit annehme" Der Prinz legte noch einen koſtbaren Ring auf den Teller und reichte ihn dem Sicilianer. Dieſer bedachte ſich einige Sekunden — „Meine Herrn, ſieng er darauf an, dieſe Großmut erniedrigt mich -- aber ich gebe ihrem Verlangen nach. Ihr Wunſch ſoll erfüllt werden, (indem er eine Glokke zog). Was dieſes Geld betrift, worauf ich ſelber kein Recht habe, ſo werden ſie mir erlauben, daß ich es in dem nächſten Benediktinerkloſter für milde Stiftungen niederlege. Dieſen Ring behalte ich als ein ſchäzbares Denkmal, das mich an den würdigſten Prinzen erinnern ſoll."

Hier kam der Wirth, dem er das Geld ſogleich überlieferte. „Und er iſt dennoch ein Schurke, ſagte mir der Engländer ins Ohr. Das Geld ſchlägt er aus, weil ihm jezt mehr an dem Prinzen gelegen iſt."

„Wen verlangen ſie?" frug jezt der Magier den leztern.

Der Prinz beſann ſich einen Augenblik — „Lieber gleich einen großen Mann, rief der Lord. Fodern ſie den Papſt Ganganelli. Dem Herrn wird das gleich wenig koſten."

Der Sicilianer biß ſich in die Lippen — „Ich darf keinen zitieren, der die Weihung empfangen hat."

„Das iſt ſchlimm ſagte der Engländer. Vielleicht hätten wir von ihm erfahren, an welcher Krankheit er geſtorben iſt."

„Der Marquis von Lanoy, nahm der Prinz jezt das Wort, war franzöſiſcher Brigadier im ſiebenjährigen Kriege, und mein vertrauteſter Freund. In der Bataille bei Haſtinbek empfieng er eine tödliche Wunde, man trug ihn nach meinem Zelte, wo er bald darauf in meinen Armen ſtarb. Als er ſchon mit dem Tode rang, winkte er mich noch zu ſich. „Prinz, fieng er an, ich werde mein Vaterland nicht wieder ſehen, erfahren ſie alſo ein Geheimniß, wozu niemand als ich den Schlüſſel hat. In einem Kloſter auf der Flandriſchen Gränze lebt eine — — hier verſchied er. Die Hand des Todes zertrennte den Faden ſeiner Rede, ich möchte ihn hier haben und die Fortſezzung hören.“

„Viel gefodert, bei Gott rief der Engländer. Ich erkläre ſie für den größten Künſtler des Erdbodens, wenn ſie dieſe Aufgabe löſen“ — Wir bewunderten die ſinnreiche Wahl des Prinzen, und gaben ihm einſtimmig unſern Beifall. Unterdeſſen gieng der Magier mit ſtarken Schritten auf und nieder, und ſchien unentſchloſſen mit ſich ſelbſt zu kämpfen.

„Und das war alles, was der Sterbende ihnen zu hinterlaſſen hatte?“

„Alles.“

„Thaten ſie keine weiteren Nachfragen deßwegen in ſeinem Vaterlande?“

„Sie waren alle vergebens.“

„Der Marquis von Lanoy hatte untadelhaft gelebt? — Ich darf nicht jeden Todten rufen.“

„Er ſtarb mit Reue über die Ausſchweifungen ſeiner Jugend.“

„Tragen ſie irgend etwa ein Andenken von ihm bei ſich?“

„Ja“ —

„Ja“ – Der Prinz führte wirklich eine Tabatiere, worauf das Migniaturbild des Marquis in Emaille war, und die er bei der Tafel neben ſich hatte liegen gehabt.

„Ich verlange es nicht zu wiſſen – – – Laſſen ſie mich allein. Sie ſollen den Verſtorbenen ſehen.“

Wir wurden gebeten, uns ſo lange in den andern Pavillon zu begeben, bis er uns rufen würde. Zugleich ließ er alle Meublen aus dem Saale räumen, die Fenſter ausheben, und die Läden auf das genaueſte verſchließen. Dem Wirth, mit dem er ſchon vertraut zu ſein ſchien, befahl er, ein Gefäß mit glüenden Kohlen zu bringen, und alle Feuer im Hauſe ſorgfältig mit Waſſer zu löſchen. Ehe wir weggiengen nahm er von jedem in's beſondre das Ehrenwort, ein ewiges Stillſchweigen über das zu beobachten, was wir ſehen und hören würden. Hinter uns wurden alle Zimmer auf dieſem Pavillon verriegelt.

Es war nach eilf Uhr, und eine Todtenſtille herrſchte im ganzen Hauſe. Beim Hinausgehen frug mich der Ruſſe, ob wir geladene Piſtolen bei uns hätten? – „Wozu? ſagte ich . . . „Es iſt auf alle Fälle verſezte er. Warten ſie einen Augenblik, ich will mich darnach umſehen. „Er entfernte ſich. Der Kammerjunker von Z*** und ich öfneten ein Fenſter, das jenem Pavillon gegenüber ſah, und es kam uns vor, als hörten wir zwei Menſchen zuſammen flüſtern, und ein Geräuſch, als ob man eine Leiter anlegte. Doch war das nur eine Muthmaſſung, und ich getraue mir nicht, ſie für wahr auszugeben. Der Ruſſe kam mit einem Paar Piſtolen zurük, nachdem er eine halbe Stunde ausgeblieben war. Wir ſahen ſie ihn ſcharf laden. Es war beinahe zwei Uhr, als der Magier wieder erſchien und uns ankündigte, daß es Zeit wäre. Ehe wir hinein traten, ward uns befohlen, die Schuhe auszuziehen und in bloßem Hemde, Strümpfen und Unterkleidern zu erſcheinen. Hinter uns wurde, wie das erſtemal, verriegelt.

Wir fanden, als wir in den Saal zurük kamen, mit einer Kohle einen weiten Kreis beſchrieben, der uns alle zehen bequem faſſen konnte. Ringsherum an allen vier Wänden des Zimmers waren die Dielen weggehoben, daß wir gleichſam auf einer Inſel ſtanden. Ein Altar, mit ſchwarzem Tuch behangen, ſtand mitten im Kreis errichtet, unter welchen ein Teppich von rothem Atlas gebreitet war. Eine chaldäiſche Bibel lag bei einem Todtenkopf aufgeſchlagen auf dem Altar, und ein ſilbernes Kruzifix war darauf feſt gemacht. Statt der Kerze brannte Spiritus in einer ſilbernen Kapſel. Ein dikker Rauch von Olibanum verfinſterte den Saal, davon das Licht beinahe erſtikte. Der Beſchwörer war entkleidet wie wir, aber barfuß, um den bloßen Hals trug er ein Amulet an einer Kette von Menſchenhaaren, um die Lenden hatte er eine weiße Schürze geſchlagen, die mit geheimen Chiffern und ſymboliſchen Figuren bezeichnet war. Er hieß uns einander die Hände reichen und eine tiefe Stille beobachten; vorzüglich empfahl er uns, ja keine Frage an die Erſcheinung zu thun. Den Engländer und mich (gegen uns beide ſchien er das meiſte Mistrauen zu hegen) erſuchte er, zwei bloße Degen, unverrükt und kreuzweiſe, einen Zoll hoch, über ſeinem Scheitel zu halten, ſo lange die Handlung dauern würde. Wir ſtanden in einem halben Mond um ihn herum, der Ruſſiſche Offizier drängte ſich dicht an den Engländer und ſtand zunächſt an dem Altar. Das Geſicht gegen Morgen gerichtet, ſtellte ſich der Magier jezt auf den Teppich, ſprengte Weihwaſſer nach allen vier Weltgegenden, und neigte ſich dreimal gegen die Bibel. Eine halbe Viertelſtunde dauerte die Beſchwörung, von welcher wir nichts verſtanden; nach Endigung derſelben gab er denen die zunächſt hinter ihm ſtanden ein Zeichen, daß ſie ihn jezt feſt bei den Haaren faſſen ſollten. Unter den heftigſten Zukkungen rief er den Verſtorbenen dreimal mit Namen, und das drittemal ſtrekte er nach dem Kruzifixe die Hand aus — — —

Auf einmal empfanden wir alle zugleich einen Streich wie vom Blizze, daß unſre Hände auseinander flogen, ein plözlicher Donnerſchlag erſchütterte das Haus, alle Schlöſſer klangen, alle Thüren ſchlugen zuſammen, der Dekkel an der Kapſel fiel zu, das Licht löſchte aus und an der entgegenſtehenden Wand, über dem Kamine zeigte ſich eine menſchliche Figur, in blutigem Hemde, bleich und mit ſterbendem Geſicht.

„Wer

„Wer ruft mich?“ ſagte eine hohle, kaum hörbare Stimme.

„Dein Freund, antwortete der Beſchwörer, der dein Andenken ehret, und für deine Seele betet“ zugleich nannte er den Namen des Prinzen.

Die Antworten erfolgten immer nach einem ſehr großen Zwiſchenraum.

„Was verlangt er?“ fuhr dieſe Stimme fort.

„Dein Bekenntniß will er zu Ende hören, das du in dieſer Welt angefangen und nicht beſchloſſen haſt.“

„In einem Kloſter auf der flandriſchen Gränze lebt — — —

Hier erzitterte das Haus von neuem. Die Thüre ſprang freiwillig unter einem heftigen Donner auf, ein Bliz erleuchtete das Zimmer und eine andre körperliche Geſtalt, blutig und blaß wie die erſte aber ſchreklicher, erſchien an der Schwelle. Der Spiritus fieng von ſelbſt wieder an zu brennen, und der Saal wurde hell wie zuvor.

„Wer iſt unter uns?“ rief der Magier erſchrokken, und warf einen Blik des Entſezzens durch die Verſammlung — „Dich hab ich nicht gewollt“ Die Geſtalt gieng mit majeſtätiſchem leiſem Schritt gerade auf den Altar zu, ſtellte ſich auf den Teppich, uns gegenüber, und faßte das Kruzifix. Die erſte Figur war nicht mehr.

„Wer ruft mich?“ ſagte dieſe zwote Erſcheinung.

Der Magier fieng an heftig zu zittern. Schrekken und Erſtaunen hatten uns gefeſſelt. Ich griff nach einer Piſtole, der Magier riß mir ſie aus der Hand, und drükte ſie auf die Geſtalt ab. Die Kugel rollte langſam auf dem Altar, und die Geſtalt trat unverändert aus dem Rauche. Jezt ſank der Magier ohnmächtig nieder.

„Was wird das?“ rief der Engländer voll Erſtaunen, und wollte einen Streich mit dem Degen thun. Die Geſtalt berührte ſeinen Arm, und die Klinge fiel zu Boden. Hier entſank uns der Muth.

Dieſe ganze Zeit über ſtand der Prinz furchtlos und ruhig, die Augen ſtarr auf die Erſcheinung gerichtet.

„Ja! Ich erkenne dich, rief er endlich voll Rührung aus, du biſt Lanoy, du biſt mein Freund — — Woher kömmſt du?“

„Die Ewigkeit iſt ſtumm. Frage mich aus dem vergangenen Leben.“

„Wer lebt in dem Kloſter, das du mir bezeichnet haſt?“

„Meine Tochter“

„Wie? Du biſt Vater geweſen?“

„Weh mir, daß ich es nicht war!“

„Biſt du nicht glüklich Lanoy?“

„Gott hat gerichtet“

„Kann ich dir auf dieſer Welt noch einen Dienſt erzeigen?“

„Keinen,

„Keinen, als an dich ſelbſt zu denken.“

„Wie muß ich das?“

„In Rom wirſt du es erfahren“

Hier erfolgte ein neuer Donnerſchlag — eine ſchwarze Rauchwolke erfüllte das Zimmer; als ſie zerfloſſen war, fanden wir keine Geſtalt mehr. Ich ſtieß einen Fenſterladen auf. Es war Morgen.

Jezt kam auch der Magier aus ſeiner Betäubung zurük. „Wo ſind wir?“ rief er aus, als er Tageslicht erblikte. Der ruſſiſche Offizier ſtand dicht hinter ihm, und ſah ihm über die Schulter. *Taſchenſpieler*, ſagte er mit ſchreklichem Blik zu ihm, *du wirſt keinen Geiſt mehr rufen.*“

Der Sicilianer drehte ſich um, ſah ihm genauer ins Geſicht, that einen lauten Schrei und ſtürzte zu ſeinen Füßen.

(Die Fortſezzung folgt).

V.

An den Verfaſſer Hartknopfs.

Von einem ungenannten Frauenzimmer eingeſchikt.

So hab ich endlich dich geſehn, du Mann,
dem innre Kraft und hoher Seelenfrieden
die Stirne wölben! — ach! daß ich hienieden,
nicht eines Weges mit dir wallen kann!
In meiner Bruſt, ſchlägt ſtark und warm und laut,
ein Herz, ganz mit dem Sinn des Buchs vertraut,
das dir ſein Daſein, ſeine Wirkungskräfte
auf andrer Menſchen Geiſt verdankt!
Wer ſo wie du, bei ähnlichem Geſchäfte,
den ſich gewünſchten Zwek erlangt,
trägt ſeinen Lohn in ſeinem eignen Buſen,
ihm huldigen die Grazien, die Muſen
und jedes zum Gefühl geſtimmte Herz;
ihn wünſcht man ſich bei Freude und bei Schmerz,
beim ſchnellen Stoß, in ungeſehne Graben
beim Pilgrimsgang durch dieſe beſte Welt
zum freundlichen Begleiter zu haben,
der ſchnell die Hand reicht, eh man fällt.

Ich! – guter biedrer Mann, – in meinem Theil,
verdanke dir, die ſchöne Glük und Heil
verbreitende Idee in deinem Buch — von wahrer Wirkſamkeit.
Ich kenn der Menſchen viele, denen herzlich leid
es immer iſt, daß ſie nicht oben an,
auf dem Gebäude, menſchlicher Vollkommenheit
als Künſtler ſtehn. — Sie denken nicht, wieſehr der wilde Sturm,
dem wundernswürdgen, himmelhohen Thurm,
gefährlich iſt und nur der ſichre Grund,
vom untenſtehnden arbeitskundgen Mann,
dicht, feſt gemauert, bis zur heutgen Stund,
das ſchwankende Gebäude, ſtüzt und hält
daß es nicht ſchnell, in Schutt und Staub zerfällt.

Daß unſer Glük nicht an dem Zufall hängt, —
daß in den Plan der Vorſicht feſt verwebt,
ſich alles reihenweiſe, ordnet, lenkt;
wie jedem Sterblichen, ſo lang er lebt
es nuzbar iſt — o guter lieber Mann,
wie ſchön giebſt du in deinem Buch dieß an; —
Nimm meinen Dank dafür — das beſte Glük,
geleite dich — und bringt dich dein Geſchik,
zukünftges Jahr, ins Vaterland zurük,
ſo müſſeſt du in jedem hellen Blik,
es leſen, wie von deinem Buch das kleinſte Blatt,
gewürkt, und reichlich Frucht getragen hat.

Nur eins erbitt ich mir von dir — Laß nicht,
am fürchterlichen Stein — am Hochgericht,
des Buches Helden bluten. — Laß ſie ſüß,
im Arme ihrer Lieben, und des beſſern Lichts gewiß,
hinüber ſchlummern in das Paradieß.

VI.

Hoangti, oder der unglükliche Prinz,

eine Geſchichte nicht ganz im Geſchmak der Scheherazade.

Schach Moluk, ein ächter Zweig aus dem Hauſe Riar, jedoch nur von einer gleichſam appanagirten Linie, die mit der Sultanſchaft Samarkande abgefunden war, hatte das eigne Familien-Unglük, das ſchon mehrere von ſeinen Vorfahren vorzüglich Schach Lolo betreffen, nämlich vor lauter Wohlſein ſich herzlich elend zu befinden; hauptſächlich aber litt er unter einer Laſt, deren Druk freilich nur Genies der erſten Größe zu fühlen pflegen: ich meine die Zeit, die ihm unerträglich lang wurde, und die zu erwürgen man daher alle mögliche Mittel hervorſuchen mußte.

Schon mit der ganzen ſultaniſchen Romanenbibliothek war man durch, und da dieſe nicht nur den groſſen Vorroth an Manuſcripten aus den Händen der weiſen Scheherazade, der reichhaltigen Sutlumene, des ge-

geſchikten Almanzei, des Vezier Moslem und anderer großer Köpfe in dieſem Fache enthielt, welche durch Erbſchaft auf die Linie Meluk gekommen waren; ſondern weil man auch wegen des überwiegenden Hanges des Fürſten, zu dieſer Art von Geleſe alles zuſammen getrieben hatte, was zuſammen zu treiben war, um nur immer neue Beſchäftigungen für den rühmlichen Fleis des Fürſten zu haben, ſo war dies gewiß eine der zahlreichſten Sammlungen, die je in dieſem Fache exiſtiret haben. Man wundre ſich nicht über dieſen erwähnten Fleis und über die Zeit die dazu gehört, ſich das alles vorleſen zu laſſen — Zumal da man weis wie es mit dem Vorleſen gehet, daß man nämlich: dabei nie ſo weit kömmt wie mit dem Selbſtleſen, da es nicht unterbleibet, daß nicht von einer oder der andern Seite eine Betrachtung angeſtellt, und die Geſchichte rüber und nüber in Ueberlegung gezogen werden ſollte, welches doch alles ſeine Zeit koſtet. Gar nicht einmal zu gedenken, daß ein Schach nicht im Stande iſt, ſo lange einerlei Beſchäftigungen, zumal ſo eine anſtrengende auszuhalten, und daß alſo etwas darzwiſchen vorgenommen werden muß, und wenn man auch nicht nach den rühmlichen Familienbeiſpielen, Papierfiguren ausſchnitt, oder Mäuſe aus Aepelkernen machte, oder Vögel abrichtete, doch wie ſich nachher zeigen wird, darinnen ſein Original-Genie wieder zu andern Fertigkeiten anzuwenden wußte. Kurz dies alles hält auf, und man ſieht daraus die Schwierigkeiten die es hatte, ſo ein großes Werk zu vollenden; allein, wenn man hinwieder bedenkt, wie die morgenländiſchen Fürſten leben, wie wenig ſie ſich gegen unſre abendländiſchen gerechnet, um Regierungsgeſchäfte bekümmern, indem bei ihnen weder Oper noch Bal noch Kartenſpiel mit der gehörigen Wichtigkeit behandelt wird, ſo läßt ſich leicht begreifen, daß ihnen Zeit genung zu Frivolitäten übrig bleibt, da ſie die wichtigern Angelegenheiten wie Frivolitäten behandeln.

Schach Moluk war übrigens ein ſehr gewöhnlicher Schlag von Fürſten, von dem ſich, wie von andern, recht viel gutes und recht viel böſes ſagen ließ. Er war der Laune ſehr unterworfen, kam ihm nun, wenn er gerade bei guter Laune war, ein Mann von Verdienſte oder eine rühmliche Handlung vor, ſo konnte kein Menſch ihm den Ruhm ſtreitig machen, daß er der Fürſt war, der Verdienſte zu ſchäzzen und zu belohnen wußte; kam ihm hingegen zu Zeiten ſeiner übeln Laune ein Böſewicht, ſo war er gewiß ein ſtrenger Richter und ein Fürſt, unter dem man es nicht wagen durfte, Ungerechtigkeit zu begehen. Aber freilich mußte man nicht verlangen, daß ſich ſeine Launen nach den Menſchen richten ſollten die ihm vorkamen, ſondern die Menſchen mußten ſich nach ſeinen Launen richten. Auch ſahe ſich bei allem dem ſein Hiſtoriegraphus im Stande immer von Zeit zu Zeit mit einem Bändchen Anekdoten von rühmlichen Handlungen und geiſtreichen Ausſprüchen des großen Schach Moluk (und der wizzigen Köpfe ſeines Hofes) hervorzutreten. Hätte er freilich alle die faden Späschen und unrühmlichen Handlungen des großen Schach Meluk heraus geben wollen, ſo würde er jedes Jahr mehrere Bände davon haben anfüllen können, allein dafür wurde er nicht bezahlt, auch wüßt ich noch niemand, der ſich dazu einen Hiſtoriegraphus gehalten hätte.

Ueberdieß hatte er einen Vezier, der zufälligerweiſe eine Menge Eigenſchaften in ſich vereinigte, die gerade dem Sultan abgiengen. War zum Beiſpiel Schach Moluk nicht eben ſo ſchnell mit ſeiner Befaſſungskraft, ſo war hingegen Hermuz, ſo hieß der Vezier, ein ſchneller Kopf, von ungemeiner Einſicht; war der Sultan voller Launen, ſo hatte hingegen der Vezier faſt gar keine. Hatte der Sultan für gar nichts Gefühl als für ſein Ich, ſo hatte der Vezier würklich die Schwachheit eines allgemeinen Wohlwollens in hohem Grade; erſtrekten ſich die Talente des Schachs hauptſächlich darauf mit der Zunge einen Knoten in einen Kirſchſtiel zu knüpfen, und aus den Gräten eines Karpfenkopfes einen Storch zu machen, (lauter Künſte die ſich bei der Tafel bereiten ließen, wo er ſich am liebſten und längſten aufhielt) ſo hatte der Vezier würklich eine gute Doſin Wiz und Scharfſinn. Kurz er war ein Phönix unter den Vezieren, ohngeachtet immer ein Phönix unter den Vezieren noch ein ſehr gewöhnliches Thier unter den Menſchen ſein kann. Und dieß war auch würklich der Fall mit Hormuz, der mit allen

allen dieſen guten Eigenſchaften ſo eine Indolenz, ſo ein Jovialiſches Weſen verband, daß alle ſeine guten Einſichten und weiſen Bemerkungen ſelten die geringſte Folge hatten, weil ſie nicht in Ausübung gebracht wurden.

Dieß hinderte indeſſen nicht, daß die Artikel von Samarkande die intereſſanteſten in allen Zeitungen und Journalen des Morgenlandes waren, weil immer Hormuz, im Namen ſeines Sultans in Anſehung der politiſchen Einrichtungen Ideen angab, denen ſelbſt die benachbarten nebenbuhleriſchen Veziere ihren Beifall nicht verſagen konnten. Und weil man in die Zeitungen und Journale immer nur die Ideen und nicht ihre Ausführung ſezte: ſo konnte es nicht fehlen, daß in allen Vorleſungen über Politik, Statiſtik und Finanz-Wiſſenſchaft auf allen Akademieen des Morgenlandes, die Regierung zu Samarkande als das Muſter der weiſeſten Regierung aufgeſtellt wurde. Und in der That, wenn man die Grundſäzze und Raiſonements des Vezier Hormuz hörte, ſo mußte man auch gewiß glauben, daß ſo eine Regierung noch nie, ſelbſt zu Salomons Zeiten nicht exiſtiret habe.

Es war in einem der Anfälle von übler Laune, denen Schach Moluk unterworfen war, und die ſich jezt einmal häufiger als bisher einfanden, als man nach Beendigung einer Vorleſung, über Menſchenwerth und Glükſeligkeit disputirte (denn zuweilen pflegte man nicht geringere Gegenſtände abzuhandeln), daß der

Sultan behauptete, daß nicht nur weit mehr Elend und Bosheit, als Glük und Gutes auf der Welt wäre, ſondern daß auch, vorzüglich er, das unglüklichſte von allen Geſchöpfen ſei. Ein Saz, den er ſchon mehrere Male geglaubt hatte, davon die Ueberzeugung aber allezeit nur ſo lange dauerte, als ſeine verdorbenen Säfte, und den richtig eine Doſis der heilſamen Sibiriſchen Wurzel mit ſich hinwegnahm. Indeſſen da Ihro Majeſtät die gedachte Wurzel ſehr ungerne verſchlukten, ſo pflegten ſie ſich immer einige Zeit länger mit dem Sazze zu ſchleppen, als ſie gebraucht hätten, und er ward oft, aber immer vergebens mit Worten beſtritten. Dießmal nur war das Uebel hartnäkiger, und die Rhabarber vermochte eben ſo wenig dagegen als die demonſtratio methodo mathematica ohngeachtet zwo gleiche Kräfte die zu gleicher Zeit angelegt werden, doch noch einmal ſo ſtark würken, als jede einzelne. Es fuhr daher Hermuz der Gedanke durch den Kopf dem Uebel auf einer andern Seite beizukommen, und ſich eines Vehikuls zu bedienen, das der Natur des Sultans angemeſſen war, es war dieſes ihn durch eine Erzählung auf die wahren Begriffe von Menſchenwerth, Menſchenglük und Menſchenelend zu führen, auf welche es gerade hier ankam.

Wenn Ihro Majeſtät gnädigſt erlauben, fieng er auf einmal an, nachdem man über den Hypochondriſchen Saz verſchiedentlich diſputiret hatte, ohne jedoch die Sache ſelbſt im mindeſten ins klare zu ſezzen, weil zu-

mal

mal der Status controversiae wie es bei einem philoſophiſchen Geſpräche am Hofe zu gehen pflegt, etwas ſchwankend geworden: Wenn Ihro Majeſtät gnädigſt erlauben, ſo will ich morgen ein Buch mitbringen, das ich durch meinen Sekretair aus einer Auction erhalten habe, das in der That nicht übel iſt, und wo dieſe Begriffe ſehr gut auseinander geſezt ſind.

Nur nicht etwa eine moraliſche Abhandlung vom Doktor Daniſchmende! die will ich mir verbitten, denn dieſe geben bei mir der Wagſchaale des Elends in dieſer Welt ein großes Gewichte.

Ihro Majeſtät halten zu Gnaden, es iſt eine Erzählung von einem ungenannten Verfaſſer, die aber ſo alt iſt, daß ich mir ſie gar nicht ſo herzuleſen getraue, ſondern daß ich mir ſie erſt will abſchreiben laſſen.

Meinetwegen! wir wollen hören was daran iſt, ohngeachtet mir das Ding bedenklich fällt, daß ſie von einem ungenannten Verfaſſer iſt. Warum ſollte ſich der Verfaſſer nicht genannt haben?

Ihro Majeſtät ſagte der Vezier, welcher gewohnt war, daß ſich der Sultan mit jeder Antwort begnügte, wie es nur eine Antwort war, geſezt auch, daß er dadurch nicht eine Silbe mehr wußte, als ehe er gefragt hatte, alſo Ihro Majeſtät ſagte er ganz ruhig, vielleicht daß es ſeine Verhältniſſe nicht erlaubt haben.

Was für Verhältniſſe konnten aber wohl das ſein, die dieſes nicht erlaubten?

Dieſe Frage hatte ſich Hormuz nicht verſehn, und ſie hätte ihn beinahe in Verlegenheit geſezt, er faßte ſich aber ſogleich und ſagte: Vielleicht daß er unter Mitbürgern lebte, unter welchen dieſe Autorſchaft ſo verſchrieen war, daß er lieber unter dem Mantel des Inkognito bleiben wollte, vielleicht daß er mit den Critikern in Zwiſt war, und ſein Buch nicht wollte aufgeziſcht haben, vielleicht aber auch, daß er nicht wie ich das Glük hatte, unter einem Fürſten zu leben der dieſe großmüthige Nachſicht, die Beiſpielloſe Liebe zur Wahrheit hatte, und den er folglich durch die Ideën die es etwa enthält zu beleidigen fürchtete.

Ha! ich merk es ſchon, ſagte Schach Meluk, es wird tüchtig über die Sultans hergehen, aber das will ich mir verbitten, ich bin des langweiligen Geſchwäzes überaus müde.

Ihro Majeſtät halten zu Gnaden, es wird keines Sultans im ganzen Buche erwähnt — Auch keines Derwiſchen? unterbrach ihn der Sultan. Dieſe Frage brachte den Vezier in eine neue Verlegenheit, denn im Grunde war in dem Tone ſoviel Neugierde oder Theilnehmung, ohne daß er doch im geringſten einen Wink gegeben hätte, wie er die Frage beantwortet wünſchte, daß Hormuz ohnmöglich daraus errathen konnte, ob der Sultan gerade ein Devot, oder ein ſtarker Geiſt war, welches bei ihm auch abwechſelte wie andere Launen. Denn er hatte gewöhnlich einen Derwiſch mit bei ſich ſizzen, bald um der Religion ſeine

Ehr=

Ehrerbietung zu zeigen, bald um ſich über ihn luſtig zu machen.

Wie denn auch jezo bei dieſer Frage einer am Fuße des Sophas ſaß, und dem Vezier ſtark auflauerte, wie er ſich aus dem Handel ziehen würde. Nun war es in der That möglich, wenn der Sultan gerade in der Laune der Starkgeiſterei war, daß dieſes der erwähnten Geſchichte eine große Empfehlung geweſen wäre, wenn ſie tapfer auf die Derwiſchen losgezogen, allein war er auch gerade der Devot, ſo wurde ſie ſogleich konviszirt. Hormuz fand alſo für gut lieber gar nicht in der Lotterie zu ſpielen und ſagte:

Nicht ein Wort von Derwiſchen, aber die Ponzen dürften vielleicht erwähnt werden.

Schon gut ſagte der Sultan, wir wollen ſie hören — aber heut nicht, denn jezo wird die Stunde zum Gebeth da ſein.

Wohl dir, daß du die Derwiſchen geſchont haſt, dachte der Vezier, denn heute wärſt du damit ſehr übel angekommen. Er gieng hierauf und wendete alle Zeit die er nicht bei Schach Moluk zubringen mußte, auf die Ausarbeitung dieſer Erzählung, denn er ſchmeichelte ſich nicht wenig zur Glükſeeligkeit von Samarkande beizutragen, wenn er den Sultan um ſo viel weiſer und beſſer machte, als er doch gewiß durch ſeine Geſchichte werden mußte. Nun hab ich freilich noch kein Beiſpiel geſehen, daß ein Land durch ſo eine Erzählung in uſum delphini, von den Aventures de Telemaque an bis auf die Geſchichte der Könige von Scheſchmin wäre glüklicher geworden, und es wäre alſo wohl beſſer geweſen, wenn Herr Hormuz die Zeit und Mühe auf die Ausübung guter Grundſätze in ſeiner Regierung gewendet, als ſolche erbauliche Märchen geſchrieben:

Allein, dieß war eben ein Hauptzug in ſeinem Charakter, daß er es behäglicher fand, ſich ſelbſt wider ſeine geheime Ueberzeugung, von ihrem Nuzzen, lieber auf dergleichen Spekulationen als auf Ausübungen einzulaſſen, dazu weit mehr Anſtrengung, Thätigkeit und Anhalten gehörte, als zu ſolchen Phantaſien, die ſich im Kabinette eigenhändig und höchſtens mittelſt eines Sekretairs dem man ſie diktirte, ausführen ließen.

Er kam alſo richtig nächſtens Tages mit einem Hefte im Buſen. —

Noch eins, fieng der Sultan an, als Hormuz das Papier zur Vorleſung aus dem Buſen zog, hat das Buch eine Vorrede?

Nicht eine Zeile Ihro Majeſtät, ſagte der Vezier, es war ſo alt, daß die Vorrede hinweggeriſſen war — Denn der Sultan war ein abgeſagter Feind von Vorreden. Hormuz müßte alſo das Buch nicht geſchrieben haben, wenn es hätte eine Vorrede haben ſollen.

Und die Noten?

Es hat nie welche gehabt.

Schon gut Barukh, ſagte der Sultan zu einem Emir, den er in der Qualität eines Hofnarren beſtändig um ſich zu haben pflegte, du wirſt ſie erſezzen, und du Derwiſch wirſt Acht geben, daß er nichts wider die Religion und guten Sitten vorbringt.

Der Derwiſch neigte ſich gegen Schach Moluk, und gegen Hormuz, ob aber wirklich in dem Blik den er dem erſtern gab, alle die kriechende Demuth, und in dem, welchen er auf den lezten warf, alle der triumphirende Stolz war, den Hormuz darinnen zu finden glaubte, das will ich nicht behaupten, denn Hormuz war ein philoſophiſcher Menſchenbeobachter, und die philoſophiſchen Menſchenbeobachter wollen immer viel ſehen, das gar nicht exiſtirt, über dies hatte er, ſo wenig er ſonſt gegen die Derwiſche war, ein großes Vorurtheil gegen die Hofderwiſchen; ich laſſe alſo lieber die Sache an ihrem Ort geſtellet ſein, aber kurz, der Vezier fühlte ſich unter der heiligen Inquiſition, und war ſchon im Begriff die ganze Erzählung aufzugeben, bis ihn die Veränderlichkeit des Sultans tröſtete, und er alſo anhub:

Der Kaiſer Hoangti war einer der glüklichſten Fürſten, welche je den Chineſiſchen Thron beſeſſen haben. Der Ruhm ſeiner Waffen hatte ſeine Feinde zu Boden geſchlagen, und den Frieden um ſeine Grenzen gelagert; ſeine Gemahlin war ſchön wie die Morgenröthe, und betete ihn an, und ſeine Kinder machten den Stolz der Nation. Seine Mandarinen waren Morgenſterne der Weisheit. —

Bis daß die Sonne Hormuz aufgieng, unterbrach ihn hier der Emir mit dem ihm eigenen Tone der dem Vezier ein Paar unwillkührliche Runzeln in die Stirne zog, bis er ſich wieder ſammlete, und ſogleich fortfuhr.

Und ſein Hofnarr übertraf Barukh an Wiz.

Friede! ſagte der Sultan, der ſonſt ein großer Freund von ſolchen Gefechten war; jezo will ich hören, was dem Kaiſer Hoangti für ein Unglük begegnet iſt, denn ohne dieſes würde ſeine Geſchichte nicht lange Intereſſe für mich behalten.

Ein Unglük — keines das ich wüßte, fuhr der Vezier fort, und eben dadurch, daß ihm gar keines begegnete, gieng es ihm wie jezo Ew. Majeſtät ſehr weislich zu bemerken geruheten, ſeine Geſchichte verlohr das Intereſſe ſelbſt für ihn — und es fehlte ihm an hundert Enden bloß darum, weil es ihm eigentlich an keinem fehlte.

Wenn alle Vollkommenheit ſolche lange Weile macht, unterbrach ihn hier wieder der Emir, als dem Kaiſer von China die ſeinige, ſo ſei Gott uns bei deiner Erzählung gnädig!

Und deinem Halſe Barukh, ſagte der Sultan, denn wer den Vezier noch ein einzigesmal unterbricht, den will ich ſogleich den Stummen übergeben laſſen.

Der Emir machte eine Verbeugung. So iſts gleichviel ſagte der Vezier, er wird auf Odre Ew. Majeſtät

erſtikken,

erſtikken, es ſei am Strikke eines Stummen oder an ſeinen wizzigen Einfällen. Dieſe ununterbrochene Glükſeligkeit alſo, fuhr er fort, indem er ſein Manuſcript wieder vor ſich nahm, brachte bei Hoangti die äuſſerſte Langweile und am Ende den gröſten Mißmuth hervor. Wie dies aber zugegangen, unterbrach ihn hier der Sultan nachdenklich, dies ſehe ich freilich noch nicht ſo ab; wenn du mir es ohne eine lange philoſophiſche Abhandlung, denn das weißt du, daß ich dergleichen nicht liebe, aus einander ſezzen wollteſt, ſo würdeſt du mir einen ſehr reellen Dienſt erzeigen, denn es ſcheint nicht, daß ſich dein Autor die Mühe genommen, dieſes in der That ſchwere Problem mir zu erklären. Befehlen Ew. Majeſtät, daß ich den Stummen winke, fiel der Emir dem Sultan hier ein; es wurde vorhin eine Belohnung aufs Unterbrechen geſezt — Da es gewöhnlich dergleichen Emirs vergönnt iſt, ſich ſehr beträchtliche Freiheiten herauszunehmen, ſo ward auch dieſem das Majeſtätsverbrechen verziehen, daß er einem Sultan geſagt hatte, daß die Fürſten ſelbſt ihre Geſezze halten ſollten; welches man füglich ſonſt nicht ungeſtraft ſagen darf. Indeſſen erwiderte Schach Moluk wenigſtens etwas Sultaniſch:

Ja Barukh, ſobald ich ihn wieder unterbreche, will ich mich dafür erwürgen laſſen. Hormuz! die Erklärung;

Sehr gerne, ohnerachtet wie Ew. M. voraus ſehen, mein Autor nicht eine Sylbe davon erwähnt. Alle Empfindung iſt Fieberreiz, welcher ſowohl in Anſehung ſeiner

ſeiner Stärke als ſeiner Dauer nur bis auf einen gewiſſen Punkt angenehm iſt, und ſobald er dieſen Punkt überſchreitet, wegen der daraus nothwendig erfolgenden Ueberſpannung oder Erſchlaffung Schmerz wird. Jedes allzulange Anhalten einer und derſelben Empfindung alſo — du haſt mich wohl nicht verſtanden ſagte Moluk, ich wollte keine Abhandlung von Daniſchmenden. Fahre in deiner Erzählung fort. — Der Kaiſer Hoangti durfte alſo nur ſehen, daß ein einziger ſeiner Befehle nicht ſo befolgt wurde, wie er es wünſchte; oder daß er nicht die Folgen hatte, die er hofte, oder durfte erfahren, daß jemand in Armuth und Elend ſchmachtete, welches ſich nicht vermeiden ließ, weil er nicht ſelten in einem Incognito ausgieng, das einem Kaiſer von China um ſo leichter wird, weil ſeine Unterthanen, außer den Tag da er die Hand an den Pflug legt, ihn nie zu ſehen bekommen; mit einem Worte bei jeder dieſer Gelegenheiten pflegte er auszurufen: Es muß kein Land ſo unglüklich ſein wie das, das ich beherrſche, und kein Menſch ſo elend wie ich, dem kein einziger ſeiner Wünſche erfüllet wird. Und ich, ſagte einmal darauf der Madarin, den er immer um ſich hatte, behaupte, daß Ew. Majeſtät gerade nicht mehr und nicht weniger Urſache haben, über Unglük zu klagen, als irgend einer von den Bewohnern des Chineſiſchen Reichs oder der ganzen Welt. Denn wir haben alle Unglük nach Verhältnis der Erwartungen, die getäuſcht werden können, und größtentheils getäuſcht werden müſſen, mithin ſind wir darinnen alle gleich. Dein Saz kann ſehr weiſe

ſein

ſein Paun, ſagte der Kaiſer zum Mandarin, aber er iſt es für mich nicht, denn ich glaube ihn nicht. So will ich ihn beweiſen ſagte Paun, und was noch mehr iſt, ich will Ew. Majeſtät davon überzeugen.

So kannſt du den Evang *) aus ſeinem Bette leiten.

Der Mandarin war aber ſeiner Sache ſehr gewiß, weil er wußte, daß eben ſowohl moraliſche als phiſiſche Urſachen, an dem Unmuth des Kaiſers Schuld wären, und daß er, wenn er auf einige Zeit aus den Regierungsgeſchäften, und aus ſeiner gewöhnlichen Lebensart ſich heraus riß, die Welt aus einem ganz andern Geſichtspunkte würde anſehen lernen. Er beredete ihn alſo die Regierung auf einige Zeit ſeinen übrigen Mandarinen zu überlaſſen, und mit ihm auf Reiſen zu gehen, um Menſchen aufzuſuchen, die elender wären als er, oder die mehrere Urſache hätten mit ihrem Schikſale unzufrieden zu ſein.

Aber warum mußte Hoangti nach den Leuten reiſen? konnte er nicht laſſen die Leute zu ſich kommen? unterbrach hier Moſuk ſeinen Vezier ſehr ſultaniſch. Ja darinnen lag eben ein großer Theil vom Beweiſe des Mandarins für ſeinen Saz, verſezte Hormuz. daß er den König aus ſeinen Geſchäften und Mangel von Bewe-

gung

---

*) Der gröſte Fluß in China, den ſie Kalerochin mit dieſem Namen Pflegen, der im Grunde nur überhaupt einen Strohm bedeutet.

gung riß, und dadurch ſeine Geſundheit und ſeine Säfte verbeſſerte, denn ſonſt hätte freilich der Mandarin es eben ſo leicht gefunden, an Ort und Stelle ſeine Zeugen abzuhören, als daß er erſt ſo eine Creuzfarth anſtellete, wie wir nunmehro finden werden.

Aus hundert Gründen, die alle ſehr wichtig, aber hier anzuführen zu weitläuftig wären, giengen ſie alſo unter dem ſtrengſten Inkognito auf Reiſen. Sie erwählten nach lange hin und her Ueberlegen die Geſtalt der Kaufleute, und nahmen ſo viel Geld und Edelgeſteine, als die drei Pferde, welche ſie beide nebſt einem Bedienten fortragen mußten, noch ertragen konnten, und ſo traten ſie ihre Reiſe mit einander an.

Paun hatte aus Urſachen die ſich leicht errathen laſſen, ſich ſogleich ausbedungen, daß ſie ihre Nachforſchungen nicht eher anfangen wollten, bis ſie auſſerhalb den Grenzen des Chineſiſchen Reichs wären; Was konnten das für Urſachen ſein? ſagte Moluk, ich errathe ſie nicht, und es gefällt mir gar nicht von deinem Autor, daß er mich da will zu einem Dumkopf machen: alſo was waren das für Urſachen?

Ich errathe ſie eben ſo wenig, erwiederte der Vezier Hofmänniſch genung, es müßte denn etwa ſein, daß Paun gefürchtet, es würde den Mißmuth des Heangti vermehret haben, wenn er unter den Klagen, die nicht fehlen konnten, Klagen über die Regierung hörte; ſie wanden ſich alſo Südweſtwärts, und kamen nach ei-

ner

ner langen und für Hoangti ſehr beſchwerlichen Reiſe an der Grenze von Kochin-China an.

Sie hatten nur noch eine waldigte wüſte Gegend zu paſſiren, welche dieſes Reich von China trennet. Durch Einöden kommen die Wanderer ſich einander näher; dahero als Hoangti und Pan-u dieſen Weg antraten, ſo geſellete ſich ein Mann zu ihnen, der dem Anſcheine nach das würklich war, wofür dieſe ſich ausgaben, und bei dem ſie, als ſie ſich mit ihm ins Geſpräch einließen, den Vortheil fanden, daß er mit den Wegen ſehr bekannt war, und daß er ſchien, ſie ſehr oft paſſirt zu ſein. Weil nun, bekanntermaaßen, die Chineſer nicht viel von andern Nationen wiſſen, und ſich um andre Länder nicht bekümmern, ſo bediente ſich Pan-u dieſer Gelegenheit ſich und ſeinem Monarchen einen vorläufigen Begriff von dem Reiche zu machen.

Ihr ſeid alſo noch nie in Kochinchina geweſen? ſagte der Fremdling.

Nein verſezte Pan-u. Unſer Handel gieng bisher nach Thibet, aber die bürgerlichen Uneinigkeiten, und die gänzliche Zerrüttung dieſes Reichs, durch innerliche Kriege, macht daß wir keinen Vortheil mehr dabei finden, und daß zumal mit dem Juwelenhandel, da gar nichts mehr zu thun iſt, denn wer kaufte in ſolchen unglüklichen Zeiten, wie ſie jezzo in Thibet haben, Koſtbarkeiten! — wir wollen alſo unſer Glük gegen Süden verſuchen, und durch Kochinchina Tunkin nach Siam gehen, welches ein ſehr prächtiger Hof ſein ſoll, und da wollen wir ſehen, ob wir etwas gewinnen können. Wird wohl in Kochinchina etwas mit dieſem Handel zu thun ſein? oder iſt das Land zu arm —

Man hört es wohl, daß ihr Chineſer ſeid, erwiederte der Fremdling, die gewöhnlich jedes Land außer China verachten, weil ſie keines kennen, oder wenn ſie auch noch eines geſehen haben, es mit Vorurtheil betrachten. Daß ihr zwar durch Juwelenhandel da ein großes Glük machen ſolltet, das will ich nicht behaupten, aber ihr werdet euch durchaus verwundern, wenn ihr dieſes Land werdet kennen lernen. Es iſt klein, aber groß durch ſeinen Beherrſcher. —

Hier wurde eine Saite berührt, wo Pan-u doch nicht wußte, ob es heilſam wäre ſie weiter klingen zu laſſen, allein Hoangti ließ ihm gar nicht länger Zeit, dieß zu überlegen, ſondern er ließ ſich ſogleich mit ihm auf eine genaue und ausführliche Beſchreibung dieſes Landes ein.

Kochinchina fieng der Fremde auf Hoangti's Verlangen an, iſt ein Land, gegen welches die Natur ſo ſtiefmütterlich geweſen iſt, als ſie gegen wenig Länder war, welches aber durch den Geiſt einiger ſeiner Beherrſcher zu einem der blühendſten und mächtigſten Staaten iſt gemacht worden, über welche die Sonne aufgeht. Ein großer Theil des Landes iſt gebürgig, und ſonſt jederzeit für unbewohnbar gehalten worden, allein da einige ſeiner Bäche Goldſand führeten, ſo ſchloß der

der vorige König nicht ohne Grund daraus, daß darinnen müßten Geldgruben angelegt werden können; er ließ alſo aus Weſten Leute kommen die ſich darauf verſtanden, und legte Bergwerke an, und ob ſich gleich das Gold nicht ſo häufig fand, ſo gruben ſie Kupfer und andre nüzliche Erze, und es iſt jezo ein Werk, dadurch ſich viele Tauſend Menſchen nähren, und dadurch der König Millionen gewinnt.

Weil aber dieſe Erzgruben nur die Männer beſchäftigen, ſo hat er Woll und Seitenweber aus Bengalen und von den Ufern des Indus kommen laſſen, die ihre Kunſt die Weiber und Kinder gelehrt haben, damit auch dieſe Arbeit fänden und ein ſchikliches Gewerbe für ſich hätten; dieſe Fabrik verlegt nunmehro nicht nur ſeine ganzen Staaten mit dieſen Bedürfniſſen ſondern zieht auch noch ungeheure Summen von den Kaufleuten der Abendländer, die übers Meer kommen. Außer dieſen Gewerben unterſtüzte er alle andre Arten von Künſtlern, die Metalle verarbeiteten, die hier ſo gutes Materiale in Ueberfluß fanden; und foderte der Umtrieb dieſer Fabriken und Manufakturen Menſchen, ſo erfoderte der Handel mit denſelben, und der Vertrieb nicht minder welche: dies zog eine Menge Fremde ins Reich. Natürlicher Weiſe brauchte man alle dieſe Menſchen zu erhalten viele Lebensmittel: dieß trieb alſo den Reisbau in dem wenigen flachen Lande, welches das Reich enthielt, aufs höchſte; ſo daß man wegen der Sorgfalt und Fleiß in der Kultur zwei bis dreimal ſoviel auf dem Morgen Landes baut, als in andern, ſelbſt den fruchtbarſten und kultivirteſten Ländern.

So weit war der vorige König mit der Einrichtung eines Staats gekommen, deſſen Vollkommenheit, wie man geglaubt hätte, ſich nichts hinzuſezzen ließ; allein Yeo, ſo heißt der jezzige König, kannte die politiſche Habſucht und den falſchen Ehrgeiz der Fürſten zu gut, als daß er nicht hätte einſehen ſollen, daß ſo ein Land, das ſo reich und ſo blühend ſei, bald die Lüſternheit ſeiner Nachbarn erregen würde. Er ſorgte alſo, ſobald er zur Regierung kam, vor allen Dingen, für die Sicherheit ſeines Staats. Er vermehrte ſeine Armee auf eine Zahl, daß er jeder benachbarten Macht, ſelbſt der Chineſiſchen die Spizze bieten konnte, welches ſein Land bei dem unglaublichen Reichthum und der Bevölkerung wohl aushielt; er übte dieſe Truppen beſtändig, und ohne daß er eine einzige Schlacht gewonnen, oder einen Fußbreit Land erobert hätte, entſchied er bei allen politiſchen Negotiationen der benachbarten Fürſten, von Tunkin Siam, Pepu bis Bengal, despotiſcher als Jengis Kan jemals entſchieden hat.

Während dem ganzen Geſpräche hatte immer Hoangti von Zeit zu Zeit Pan u einen Blik gegeben, und Pan-u ſahe wirklich aus wie ein Arzt, der mit ſeinem Patienten zu Grabe gehen muß.

Wo iſt dieſer Gebrauch, unterbrach hier der Sultan den Vezier, daß der Arzt den zum Grabe verholfenen, begleiten muß?

Eben

Eben in China wie dieſe Stelle offenbar beweiſt, ſagte Hermuz.

Ich habe noch nie einen Weiſern gefunden! ſagte Schach Meluk, da müßen weit weniger durch die Aerzte ſterben?

Davon ſagt mein Autor nichts, gnädigſter Herr, verſezte der Vezier. Und warum auch?

Darum ſagte Alep, der ſich nicht länger halten konnte, weil ſie ſoviel mit Begleiten zu thun haben, daß ſie nicht ſo viel mehr umbringen können.

Der Emir hatte ſeine Leute zu gut gekannt, als daß er nicht gerade eine Bemerkung und einen Moment hätte wählen ſollen, wo er ſich wieder ins Geſpräch miſchte, dabei ihm verziehen wurde. Denn der Sultan war nicht ſonderlich Freund von den Aerzten, weil ſie ihm ſeine böſen Launen immer nicht hatten vertreiben können, und der Zorn des Veziers, in wiefern man von Hermuz Zorn ſagen konnte, war nicht nur nunmehro vorbei, ſondern es war ihm vielmehr jezt willkommen unterbrochen zu werden, weil ſein Manuſcript nicht weiter gieng, und er in der äußerſten Verlegenheit war. Auch hatte es würklich die gehofte Folge, denn der Sultan fand erſt bei dieſer Unterbrechung, wie lang dieſe Vorleſung gedauert hatte, und winkte zu ſchließen.

Wir ließen geſtern deinen Hoangti, hub der Sultan an, auf ſeiner Reiſe nach Schlaraffenland und ſeinen Mandarin in der Verlegenheit, ohngeachtet mir heute Nacht erſt eingefallen iſt, daß ich nicht einſehe, worüber er in Verlegenheit war.

Darüber gnädigſter Herr, daß der Kaiſer ihm mit jedem Blik ſagte: Siehſt du wie andre Fürſten gegen mich glüklich ſind, und wie ich hingegen elend bin? Jenen gerathen alle ihre Entwürfe und mir keine, ſie verbreiten Glükſeligkeit aller Art um ſich her, und ich keine, geſtehſt du mir nun nicht zu, daß ich Urſache habe zu klagen?

Ha, unterbrach der Sultan, nun verſteh ichs ſchon, alſo nur weiter, wie fandet ihrs denn nun in dem Lande?

Sogleich will ich Ew. Majeſtät dies erzählen, nur muß ich erſt noch das Geſpräch des Fremden beendigen. Ihr wiſſet, fuhr dieſer in ſeiner Rede fort, was für Zwiſtigkeiten, die ſo oft bis zum Aufruhr und Blutvergießen kamen, zwiſchen den Anhängern der Lehre des Konfut-ſe und zwiſchen den Bonzen immer geweſen ſind, weil die Regierung ſich der einen oder der andern Parthey angenommen. Yeo nimmt in ſeinem Lande alle Arten von Religionen auf, und gönnet allen gleiche Vorrechte; dieß macht, daß alle Nationen und Leute aller Art ihre Zuflucht nach Kochin nehmen, und daß das Land ſo volkreich iſt als irgend eins. Freilich waren anfangs die Bonzen, deren Religion allein da herrſchte, gewaltig aufgebracht, allein wer zu allen die Bonzen um Rath fragt, iſt ein ſchlechter Politikus, und überhaupt ſcheint doch nichts vernünftiger zu ſein als alle Religionen. . .

Hier huſtete der Derwiſch zum dritten male.

Es ſcheint, daß der Derwiſch etwas ſagen will, unterbrach ihn hier der Sultan, und ſahe den Derwiſch mit einem Blik an, der ihn zur Rede aufforderte.

Ew. Majeſtät ſind ein Fels der Lehre, hub der Derwiſch an, und auch dadurch über alle Menſchen erhaben; da ſonſt die großen Politiker immer große Indifferentiſten ſind.

Von dieſer Schmeichelei iſt doch nur die Anwendung der erſten Hälfte eine Lüge, dachte der Vezier, und fuhr, weil ihm der Sultan winkte, fort:

Ew. Hochwürden ſcheinen mit meinem Vortrage nicht zu frieden, aber ſie müſſen nur bedenken, daß ich eben ſo wenig meine Meinung, als die Meinung meines Chineſiſchen Verfaſſers, ſondern bloß die Rede des Fremden hererzähle, der mit Hoangti an der Grenze eines Landes ſprach, wo man reden konnte was man wollte. Kurz, der Fremde fuhr fort: überhaupt ſcheint doch nichts vernünftiger zu ſein, als alle Religionen neben einander zu dulden, denn wie kann man ihren Werth beſſer heraus bringen, als durch Vergleichung und Prüfung, und wie können ſie beſſer und allgemeiner geprüft und verglichen werden, als wenn ſie alle neben einander ſind?

Ich überſchlage hier einen Theil dergleichen Betrachtungen, die der Fremde noch anſtellte, und fahre in der Geſchichte fort. Sie kamen an eine Herberge, wo der Fremde zu übernachten einkehrte; weil aber Hoangti und ſein Mandarin beßre Pferde hatten, ſo trieb theils die Neugierde das ſo merkwürdig beſchriebne Land zu ſehen, theils der Wunſch mit Pan-u allein zu ſprechen, den Kaiſer, daß er ſeine Tage-Reiſe noch um eine Station verlängerte. Und ſo ſehr ſich jener vor dieſer Unterhaltung fürchtete, konnt er es doch nicht vermeiden, ſich den Klagen des Kaiſers, die er vorher ſahe, auszuſezzen.

Siehſt du Pan-u, fieng er demnach an, ſo bald ſie allein waren, wie andre Fürſten herrſchen? wie ihre Entwürfe gelingen, und ſie Länder blühend und glüklich machen?

Ha nunmehro begreif ich wohl, unterbrach ihn hier der Sultan, woher du geſtern wiſſen konnteſt, was der Kaiſer von China und ſein Madarin zuſammen dachten, das ſelbſt ich nicht errathen konnte: da du es hiermit deutlichen Worten geleſen.

Es iſt eine Unachtſamkeit von mir geweſen, dieſes nicht gleich ſelbſt mit anzumerken . . .

Schach Moluk winkte fortzufahren.

Gnädigſter Herr, antwortete der Mandarin, iſt nicht China das blühendſte glüklichſte weiſeſte Land, das Ti-en *) umſpannt?

Aber iſt es mit Kochin zu vergleichen? und wenn es auch wäre, hab ichs nicht ſchon ſo blühend erhalten als

---

*) Der Himmel.

als es iſt, hab ichs aus nichts geſchaffen wie Kochins Beherrſcher das ihrige?

Ew. Majeſtät verzeihen, daß ich erſt das Land ſehen muß, eh ich mich auf einen einzigen dieſer Zweifel einlaſſen kann.

Dadurch war auf einmal dem Kaiſer —

Das Maul geſtopft, unterbrach ihn der Emir, und dazu will freilich mehr gehören, einem Kaiſer das Maul zu ſtopfen, als dem armen Emir Alep.

Dies läugne ich durchaus, verſezte der Vezier, denn ich behaupte, daß es leichter iſt einem Kaiſer das Maul zu ſtopfen, als einem wizigen Kopfe, oder einem Narrn und wo ſich vollends dieſe Eigenſchaften vereinigen! — Kurz (fuhr er nach einer kleinen Pauſe in ſeinem Manuſcript wieder fort) ſie reiſten ſo unter mancherlei Betrachtungen weiter nach Cherimky zu; wo ſie gehört hatten, daß eine große Seidenweberei ſei, die ſie zuerſt ſehen wollten.

So wie ſie ſich dieſer Stadt nur auf eine Meile näherten, fieng die Landescultur an ſehr zu wachſen, es war kein Flekgen das nicht bebaut und benuzt geweſen wäre, an beiden Seiten der Straße ſtanden niedliche Häußer mit artigen Gärtgen, und ſoweit das Auge trug, verlohr es ſich in ſolchen Gärten und Häuſern, wo in allen Groß und Klein beſchäftigt zu ſein ſchien.

Nachdem ſie einige Zeit zwiſchen dieſen anmuthigen und allem äußern Anſehn nach ganz reinlichen Gebäuden hingeritten waren, ſtiegen ſie ab, um in eins, das mit vorzüglichem Geſchmak angelegt war, hinein zu gehen. Als ſie hinein kamen, fanden ſie es oben bei weitem nicht ſo reinlich, als es von außen geſchienen hatte. Ein Mann mit den Spuren ehemaligen Wohlſtandes, und mit einem gewiſſen Adel der Geburt im Geſicht, ſaß da an ſeinem Webſtuhl, und eine Frau mit vier Kindern beſchäftigte ſich mit Winden Haspeln und andern Zubereitungen, die zur Seidenweberei gehören.

Erlaube, ſagte Pan-u, daß wir bei dir einkehren, der Mittag iſt heiß, und kein Caravanſerai in der Nähe, wir bitten dich um nichts, als um den Schatten deines Daches, und wenn du uns hold biſt, die Erquikkung deiner Geſpräche. (Dem Pan-u ahndete, daß dieß ein Mann wär, der in ſeinen Plan taugte).

Sezzet Euch Fremdlinge, ſprach er mit einer Freundlichkeit, in welcher eben ſoviel äußere Höflichkeit, als heimlicher Mißmuth lag. Sie ſezten ſich und ſprachen vieles mit ihm über ſeine Arbeit, erkundigten ſich über verſchiedene Handgriffe der Weberei, bis ſie bekannter zuſammen wurden, und Pan-u ihn endlich um ein Nachtquartier bat.

Der Seidenweber war zu höflich, als daß er es ihnen hätte abſchlagen ſollen, ſie blieben alſo, und Abends, als ihr Wirth aufgehört hatte zu arbeiten, ſezten ſie ſich mit ihm vors Haus unter die Palmenallee, welche längſt den Häuſern hingepflanzet war, und nachdem ſie bei Thee und Sorbet, womit Hoangti den Seidenweber bewirthete, etwas vertraulicher worden waren, wagte Pan-u ſeinem Zwek näher zu kommen und fragte:

Aber ſage Gaſtfreund, du biſt nicht glüklich, was fehlt dir? du mußt in der Welt Unglük erfahren haben!

Herr ich wünſchte, antwortete der Seidenweber, daß du weniger weiſe wäreſt, und weniger die Sprache der Seelen verſtändeſt.

Warum? verſezte Pan-u.

Wenn du weniger richtig bemerkt hätteſt, ſo wäre ich weniger unglüklich geweſen; und kannſt du dich wundern, wenn ich Kummer zu erſparen wünſchte?

Du haſt recht ſprach Hoangti, aber willſt du uns nicht die Geſchichte deines Unglüks erzählen?

Herr, wozu hilft es dir, daß ich Wunden wieder aufreiße, welche die Zeit heilen ſollte. Glaube nicht etwa, daß du deine Unfälle mit den meinigen vergleichen willſt, denn keine menſchlichen Unfälle ſind mit den meinigen zu vergleichen.

Um ſo viel mehr reizeſt du meine Neugierde, ſprach Pan-u, gieb meinen Bitten Gehör!

Er ſträubte ſich noch lange, endlich gab er Pan-us Bitten nach, und hub alſo an:

Er ſoll lieber einen andern Tag anheben ſagte der Sultan, und wenn er ſich etwas weniger umſtändlich faſſen könne, und weniger wizzig ſein wollte, ſo würde er mir einen Gefallen erzeigen.

Ew. Majeſtät haben nur zu befehlen! ſagte der Vezier.

Meine Väter, hub der Seidenweber an, waren ſämtlich im Dienſte der Kaiſer von Kochin grau worden, und ich war der einzige noch lebende Zweig einer zahlreichen Familie. Ich hatte den Kriegsdienſt zu meiner Beſtimmung gemacht, und es war mir gelungen, daß ich durch Thätigkeit und Ordnung, mich ſo weit ausgezeichnet hatte, daß ich in den beiden Feldzügen, die Yoo gegen Tunkin unternahm, um ſeinen Unterthanen die freie Schiffarth auf allen Flüſſen dieſes Landes zu verſichern, einige der wichtigſten Unternehmungen auszuführen gebraucht wurde, auch mir dabei viel Beifall erwarb, und der Kaiſer ſelbſt mich mit Ehrenbezeugungen überhäufte. Auf meinem Rükzuge aus Tunkin übernachtete ich mit meinen Kriegern zu Nam-ky, wo ich die Tochter des daſigen Befehlshabers kennen lernte. Vergebens würd ich mich bemühen, mit einem Feuer, das Alter gedämpft und Kummer zerſtört haben, Reize zu ſchildern, davon ich in der Kraft der erſten Begeiſterung Euch nur den Schimmer zu geben vermocht hätte. Sie war die Perle der Mädchen, und mein ganzes Herz huldigte ſogleich der noch nie geſehenen Schönheit, auch ward meine Theilnehmung an ihr durch die Bemerkung, die ich zu machen glaubte, daß ich ihr ebenfalls nicht gleichgültig ſei, gar ſehr vermehrt. Kurz, ganz in ihr Anſchaun verſunken, fühlt ich bald, wie ich nicht ohne ſie leben könne: ich wande mich an ihren Vater, um ſie zu werben.

Du biſt ein ehrenvoller Kriegsmann, ſagte der würdige Greiß, und der Ruhm deiner Thaten hat deinen Namen verkündiget. Allein ich habe vier Töchter, ich hatte drei an Krieger gegeben, dein Feldzug hat ſie zu Witwen gemacht. Ich habe einen theuren Eid gethan, meine vierte Tochter ſoll nicht auf dem Schlachtfelde zur Witwe werden.

Du überraſcheſt mich Hormuz, ſagte der Sultan mit dem zufriedenen Lächeln, mit dem man eine ſehr gewagte Entdekkung hervorbringt, von welcher man jedoch ganz überzeugt iſt. Du überraſcheſt mich, denn ich erwartete mir von deiner Erzählung nicht mehr und nicht weniger;, als ein politiſches Kollegium, und ich kenne nichts langweiligers für einen Regenten als eine Vorleſung über die Regierungskunſt.

Die oben darein noch, ſezte der Emir mit dem zweideutigen Tone hinzu, den ein Sultan für Ernſt, und ein geſcheuter Vezier für Spott nimmt, wenn ich die Bemerkung deinem weiſen Spruche hinzufügen darf, nie praktiſch ſein kann, wenn ſie nicht ſelbſt von einem Sultan kömmt.

Ich machte, fuhr Hormuz in ſeiner Erzählung fort, nachdem eine kleine Pauſe verrathen hatte, daß weder emirſcher Wiz, noch ſultaniſche Weisheit durch ſie verdrängt werde, ich machte dem ehrwürdigen Alten tauſend Vorſtellungen, und verſchwendete meine ganze Beredſamkeit um ihm zu beweiſen, daß dem allen ohngeachtet

achtet ſeine vierte Tochter mit mir glüklich ſein könne, wenn auch ſeine andern unglüklich genung geweſen wären, ihre Mägner zu verlieren; er verſicherte mich unaufhörlich, daß er durchaus nichts wider mich habe, vielmehr wie er von ganzem Herzen wünſche, daß ſeine Tochter mit mir glüklich ſein möchte: ja auf mein heftigeres Bitten und Dringen beklagte er von Herzen, daß er dieſen übereilten Eid gethan, verſicherte aber nochmals, und mit neuen Betheuerungen, daß er dem nicht entgegen handeln, und mir, ſo lange ich in Kriegsdienſten ſei, ſeine Tochter nicht geben könne. Alle dieſe Schwierigkeiten hatten meine Liebe zu Khery, ſo hieß die Tochter, vermehet; es war alſo für mich keine Hofnung weiter, als nach der Reſidenz zurükzueilen, und Yoo um meine Entlaſſung zu bitten. Allein ſo ſchmeichelhaft er mich empfieng, und ſo viele Lobeserhebungen er mir über meine Kriegsunternehmungen machte, ſo war er doch durch nichts in der Welt zu bewegen, in mein Geſuch zu willigen, vielmehr, weil er meine Liebe für eine bloße jugendliche Aufwallung hielt, gab er den ſtrengſten Befehl, daß ich binnen ſechs Monaten die Reſidenz nicht verlaſſen ſollte. Zwei Monat hielt ich dieſes Verboth mit einer Standhaftigkeit, in der mich nur der äußerſte Grad der Anſtrengung erhalten konnte. Als ich aber erfuhr, was Khery bei dieſer Hoffnungsloſen Trennung litt, deren Vater gegen ſie ſo unerbittlich war, als der König gegen mich, dann verließ mich dieſe ganze Standhaftigkeit, und Liebe beherrſchte jeden meiner Entſchlüſſe. In der erſten Be-

täu-

täubung meiner Verzweiflung wande ich mich noch einmal ſchriftlich an den König, aber vergebens. Seine Hofleute rühmen die Feſtigkeit ſeines Charakters. Es blieb alſo meinem hoffnungsloſen Zuſtande weiter nichts übrig — als ihn noch hoffnungsloſer zu machen, und heimlich aus der Reſidenz in die Arme meiner Geliebten zu fliehen.

Der einzige Tag, den ich nach meiner Ankunft in ihren Armen zubrachte, war mir freilich mehr als hundertfältiger Erſaz für allen während meiner Trennung erlittenen Kummer, um ſo mehr, als er für ſie von gleichem Werthe zu ſein ſchien. Indeſſen kamen nur zu bald eine Menge Unannehmlichkeiten, die dieſes Glük gar ſehr verbitterten. Ihr Vater, der nun erſt erfuhr, auf welche Art ich aus der Reſidenz gegangen war, und fürchtete, ſich die Ungnade ſeines Monarchen zuzuziehen, wenn er mir einen längern Aufenthalt in ſeinem Hauße, oder auch nur zu Ramsky geſtattete, kündigte mir alſo an, daß ich die Stadt verlaſſen, und auf den Beſiz ſeiner Tochter Verzicht leiſten müßte. Von meiner Khery mich wieder, und zwar ſo hoffnungslos zu trennen, als jezzo mir bevorſtand, dieß war mehr als ich zu tragen vermochte; und da ich zugleich erfuhr, daß in der Reſidenz meine Feinde, deren ich doch wie jeder Menſch hatte, und, wie jeder vom äuſſern glänzenden Glük begünſtigte, ſehr viele haben mußte, ſich dieſen Fehler wider die Kriegszucht, auf welche Ivo ſehr feſt hält, zu Nuzze machten, und es dahin

dahin gebracht hatten, daß nach der Strenge des Kriegsrechts wider mich verfahren werden ſollte, nach welchem ich das Leben verwirkt hatte, ſo hatt' ich ohnehin weiter nichts zu verlieren, ſondern gab blos der Verzweiflung Gehör, und dachte auf nichts als mit meiner Khery zu entfliehen.

Khery, die mit einer Zärtlichkeit an ihrem Vater hieng, wie nur eine Tochter ſie haben kann die des Vaters Liebling iſt, fühlte den fürchterlichſten Kampf zwiſchen ihren Entſchlüſſen; aber welche Leidenſchaft ſiegt im Kampfe mit der, für den Mann, den man liebt? mit verzweiflungsvollen Augen, und mit ringenden Händen riß Khery ſich aus den Armen ihres Vaters, und flohe mit mir, ohne zu wiſſen wohin, (denn ich wußte es ſelbſt nicht) und mit gänzlicher Entſagung jeder Art von Glükſeligkeit, außer der die Liebe gewähren kann. Es war eine fürchterliche Nacht, in der wir Nam-ky verließen, denn es war einer der entſezlichſten Orkane, den man in dieſen Gegenden gehabt hatte. Allein mein Elend war ſchon ſo groß, daß ſelbſt dieſer Aufruhr der Elemente uns willkommen war, weil er unſre Flucht verbarg, die ſchon äußerſt gefährlich war, da ich wußte, daß man die Befehle zu meiner Verhaftnehmung bereits ertheilt, auch Leute mir nachzuſezzen, abgeſchikt hatte. Wir fürchteten verrathen zu werden, wenn wir Pferde mit uns nähmen; Khery mußte alſo zu Fuße mit mir entfliehen. Denket ſie euch ſelbſt in aller Weichlichkeit des Harems erzogen, in dieſer wil-

den

den ſtürmiſchen Nacht, und überlegt wie weit ſie wohl zu Fuße kam. Allein ohngeachtet ihre Kräfte bald erſchöpft waren, ſo durften wir doch nicht wagen, auszuruhen, oder unter einem ſchüzzenden Felſen oder Baume vor dem eindringenden Gußregen uns zu verbergen; ſondern ich nahm ſie auf meinen Arm und trug ſie in der Betäubung fort, mit dem Vorſazze, mich mit ihr nach der Wüſten zu wenden, die unſer Land von China trennt, ohne daß ich jedoch im geringſten die Gegend gekannt, oder auch die Entfernung mit einiger Beſtimmtheit anzugeben vermocht hätte.

Die pfadloſen Gegenden, nach welchen ich meinen Weg nehmen mußte, um nicht verrathen zu werden, und das Waſſer, das von allen Seiten zuſtröhmte, erſchöpften auch meine Kräfte, und ich vermochte der äußerſten Anſtrengung ohngeachtet, mit meiner ſüßen Bürde nicht weiter zu kommen, als ich in einiger Entfernung ein Licht gewahr ward, wo ich mit Zuſammenraffung meiner lezten Kräfte endlich noch ankam, und ſahe daß es —

Ihr ſollt heut alle nicht erfahren, was es geweſen iſt, ſagte der Sultan . .

Bey

Georg Joachim Göſchen,

auf dem neuen Neumarkt im Kramerhauſe, der hohen Lilie gegen über, ſind folgende Bücher zu haben.

Litteratur und Völkerkunde. 5ter Jahrgang, 1786. Herausgegeben vom Herrn von Archenholz.

Faſt iſt es überflüßig über den Plan dieſes ſchon rühmlichſt bekannten Journals vom Herrn Hauptmann von Archenholz noch etwas zu ſagen. Er iſt: Möglichſt mannichfaltige Unterhaltung für denkende Leſer aus der Geſchichte, Völkerkunde; Staatskunſt und Litteratur älterer und jetziger Zeit. Eigenthümlich iſt dieſer Zeitſchrift eine Freymüthigkeit im Urtheil über Geiſt und Sitte unſerer Zeit, die gleich entfernt von modiſchem Muthwillen und ängſtlicher Schüchternheit, ganz angemeſſen iſt dem Charakter des deutſchen Britten, deſſen England und Italien keinem deutſchen Leſer unbekannt ſeyn wird.

Geſchichte des Thomas Jones, eines Findelkindes. Mores hominum multorum vidit. Erſter Band. Aus dem Engliſchen. Von Bode.

Immer noch fand Fieldings Jones unter ſo vielen zum Theil ſo würdigen Mitbuhlern um den Preiß der

der dargeſtellten Menſchheit aus der wirklichen Welt, nicht ſeines gleichen; ſelbſt die übrigen Söhne von Fieldings Geiſte ſind nur ſeine Brüder in ſo fern ſie Einen Vater mit ihm haben. Dieſer glückliche Liebling ſcheint der einzige Depoſitär zu ſeyn, welchem die Erfahrung ihre feinſten Beobachtungen über den Menſchen ausſchließlich anvertraute. Auch Deutſchland kennt ihn längſt. Wir haben ſchon zwey Ueberſetzungen dieſes Romans. Warum er deſſen ungeachtet nochmals überſetzbar war, entſcheide, wer Bode's Namen auf dem Titel dieſer Verdeutſchung lieſt, und **Bode's** Yorick, Triſtram und Klinker kennt.

Joh. Val. Andreä Dichtungen zu Beherzigung unſers Zeitalters. Mit einer Vorrede von J. G. Herder. Auf Schreibpapier mit lateiniſchen Lettern.

Eine Sammlung ſehr angenehmer und unterhaltender Aufſätze, Allegorien und kleiner ſatyriſcher Erzählungen aus einem der ſchönſten Werke eines Mannes, der in ſeinem Jahrhunderte daſtand, mit Herder zu reden: wie eine Roſe unter den Dornen. Durchaus in den Anſpielungen und in der Darſtellung angepaßt dem Bedürfniſſe unſers Jahrzehnds; aber immer auch noch als Beleg zur Geiſtesgeſchichte eines der erſten Menſchen unter den Gelehrten. Voran ſteht Andreäs Lebensbeſchreibung aus ſeinen eignen noch ungedruckten Nachrichten. Herders Vorrede ſtellt überhaupt den Geiſt ſeiner Schriften mit aller Wärme eines Freundes dar. Der Ueberſetzer hat ſich nicht genannt, vermuthlich weil er hie und da zu frey ſprach, um von allen gekannt ſeyn zu wollen.

Novellen des Ritters von St. Florian. Verdeutſcht von A. G. Meiſner. Mit Muſik von Schuſter und einem Amor von Seydelmann.

Florian iſt unter uns ſchon hinlänglich als einer der liebenswürdigſten neuſten Schriftſteller Frankreichs berühmt. Wer ſeine Manier weiß, wird ihm Glück wünſchen, daß er nicht nur von einem unſrer erſten Proſaiſten, ſondern insbeſondre von Meißner in deutſches Gewand gekleidet erſcheint. Druck und Papier wird der Eleganz des Werkchens nicht unwürdig ſeyn.

Vetter Jakobs Launen. Erſtes Bändchen von J. F. Jünger.

Eine Auswal aus den Lunes du Couſin Jaques, der gegenwärtigen Modelectüre unſrer witzigen Nachbarn. Wer Herrn Jünger auch nur als Dichter für die komiſche Bühne kennt, wird gewiß von ſelbſt einſehen, daß ſein Beruf zur freyen Verdeutſchung dieſes Originalprodukts mehr als gewöhnlicher Ueberſetzerberuf war.

Ferner ſind bey demſelben heraus gekommen.

Enthüllung des Syſtems der Weltbürger-Republik in Briefen aus der Verlaſſenſchaft eines Freymaurers. Wahr-

Wahrſcheinlich manchem Leſer um zwanzig Jahr zu ſpät publizirt. 8. Rom. (betrift die geheimen Obern)

Ephemeriden der Menſchheit 1786. Jan. bis May 8.

Ewald, J. L. der Blick Jeſu auf Natur und Menſchheit, oder Betrachtungen über die Gleichniſſe unſers Herrn. Ein Leſebuch für Chriſtusverehrer, gr. 8.

Jacobi, **Fried. Heinr.** Wider Mendelſohns Beſchuldigungen, betreffend die Briefe über die Lehre des Spinoza, mit Kupfer und Vignette, 8.

Magazin der Philoſophie und ſchönen Wiſſenſchaften. 4tes Stück gr. 8.

Der deutſche Merkur 1786.

Die Reſultate der **Jacobiſchen** und **Mendelsſohnſchen** Philoſophie, kritiſch unterſucht von einem Freywilligen 8.

Spallanzani, des Abts, Erfahrungen über die Erzeugung der Thiere und Pflanzen, nebſt einem Entwurf der Geſchichte organiſirter Weſen vor ihrer Befruchtung, von J. Senebier, mit Kupfern, gr. 8.

Stollberg, der **Grafen** zu, Schauſpiele, 8. Auf holländiſches Papier.

— — — dieſelben auf deutſches Schreibepapier.

von **Trebra** Erfahrungen vom Innern der Gebirge nach Beobachtungen geſammelt, mit ausgemahlten Kupfern. Fol. 1785.

Beckers, R. J. Verſuch über die Aufklärung des Landmanns. Nebſt Ankündigung eines für ihn beſtimmten Handbuchs 8.

Cromens, A. F. W. Statiſtiſch-geographiſche Beſchreibung der öſtreichiſchen Niederlande, oder des Burgundiſchen Kreiſes, mit einer Charte.

Ethelwolf, oder der König kein König. Ein Schauſpiel in fünf Aufzügen 8.

Figaro, oder der tolle Tag. Ein Luſtſpiel in 5. Aufzügen. Aus dem Franzöſiſchen überſ. von Huber 8.

Hufelands Verſuch über den Grundſatz des Naturrechts. Nebſt einem Anhange 8.

Körners, D. J. G. einige Predigten gr. 8.

Die Kunſt in der Welt ſein Glück zu machen, für angehende Gelehrte 8.

Lorenz, Joh. **Gotthilf**, Leſebuch für die Jugend, der Bürger und Handwerker zum Gebrauch in Schulen und beym häuslichen Unterricht nach dem Muſter des Rochowiſchen Leſebuchs für Landſchulen, 1 Bandes 1 Abtheilung mit Kupfern und Holzſchnitten 8.

— -- deſſelben Anweiſung für Lehrer wie der Kinderfreund des Herrn von Rochow und jedes andre gute Leſebuch in Bürger und Landſchulen mit Nutzen und Vergnügen kann gebraucht werden 8.

Reviſion der wichtigſten Religionslehren von einem Freunde der Wahrheit 8.

Philoſophiſche und kritiſche Unterſuchungen über das alte Teſtament und deſſen Göttlichkeit, beſonders über die Moſaiſche Religion gr. 8. London 1785.

Amphion, eine Oper vom Herrn Capellmeiſter Naumann in Dresden 4

100 Ausſichten und Gegenden an der Donau, von Anton Chriſtoph Gignour, gezeichnet von Johann Michael Frey, gr. 4.

Brinkmann, D. Joh. Pet., Vergleichung der Erziehung der Alten mit der heutigen und Unterſuchung welche von beyden mit der Natur am meiſten übereinſtimme.

— — deſſelben Anweiſung für Aerzte und Wundärzte um bey gerichtlichen Unterſuchungen vollſtändige viſa reperta zu liefern 8.

— — deſſelben philoſophiſche Betrachtungen eines Chriſten über Toleranz und Religion. Zur Grundlage der Vereinigung ſämtlicher chriſtlichen Religionen 8.

Bertuchs, F. J., Magazin der ſpaniſchen und portugiſiſchen Litteratur, 1. 2. 3r Band.

— — Theater der Spanier und Portugiſen, 1r Band. Leben und Tod des Dichters Firliſimini 8.

Wie verſorgt ein kleiner Staat am beſten ſeine Armen und ſteuert der Betteley 8.

Blumauers ſämmtliche Gedichte in zwey Bänden in Oktav.

Meine Gedichte, die zum Theil vor einigen Jahren geſammelt erſchienen, größtentheils aber noch in Almanachen und Journalen zerſtreut ſind, theils auch in mangelhaften Abſchriften zirkuliren, ja ſogar mehrmals nachgedruckt und widerlegt worden ſind, bevor ich ſie ſelbſt öffentlich bekannt machte, werden dem Publikum in einer vollſtändigen, korrekten, von mir ſelbſt veranſtalteten und neugedruckten Sammlung hoffentlich nicht unwillkommen ſeyn. Es gehen ſo mancherley Gedichte, theils im Druck, theils in Abſchriften, unter meinem Namen in der Welt herum, daß ich mich ſchlechterdings genöthiget finde, das, was ich davon als mein anerkenne, zu ſammeln, und mich ſo in Rückſicht der ächten und unächten Kinder meiner Muſe ein für allemal auseinander zu ſetzen.

Es werden daher meine ſämmtlichen Gedichte (die bereits gedruckten Freymaurergedichte ausgenommen) bis zur künftigen Leipziger Oſtermeſſe 1787. auf feinem Poſtpapier gedruckt mit Kupfern in zwey Oktavbänden erſcheinen. Die allumfaſſende Nächſtenliebe der Nachdrucker nöthiget mich dieſe Ausgabe durch Pränumeration zu decken. Man pränumerirt demnach auf beyde Bände mit 2. fl. Wienerkurrent bey Herrn Rudolf Gräffer, Buchhändler in Wien, und bey Göſchen Buchhändler in Leipzig. Wer ſonſt noch das freundſchaftliche Geſchäft des Kolligirens über ſich nehmen will,

will, erhält nebſt meinem Danke das 10te Exemplar frey, und kann ſich unter der Adreſſe:

An Herrn Blumauer k. k. Bücher-
zenſor in Wien

unmittelbar an mich wenden. Den inländiſchen Pränumeranten liefere ich die Exemplare frey bis an den Ort ihres Aufenthaltes, den Auswärtigen frey bis Leipzig. Die Namen der Pränumeranten werden dem Werke vorgedruckt.

Auch der dritte Theil meiner traveſtirten Aeneis wird bis Oſtern 1787. gewiß erſcheinen, auf welchen ebenfalls bis dahin noch 50. kr. Pränumeration angenommen wird.

Wien, den 12. Oktober, 1786.

Blumauer.

Ich bin entſchloſſen, eine Engliſche periodiſche Schrift herauszugeben, die allen Deutſchen, die nur mit der Engliſchen Sprache bekannt ſind, willkommen ſeyn muß. Es erſcheinen, wie man weiß, wöchentlich in der einzigen Stadt London eine große Menge Zeitungen, davon jede Gattung etwas Charakteriſtiſches hat. Dieſes Auszeichnende in Nachrichten von öffentlichen und privat Vorfällen, Bemerkungen, Bizarrerien, Anecdoten, ſonderbaren Briefen und wunderlichen Avertiſſements, desgleichen Parlamentsreden, Bonmots, Epigrammen, fliegenden Poeſien, kurz alles, was die Engliſchen Zeitungen ſo anziehend macht, ſoll in den hier ange-

angekündigten Blättern, entweder in Bruchſtücken, oder ganz, nach Beſchaffenheit der Gegenſtände und des Intereſſe, und zwar mit den eigenen Worten der Engliſchen Paragraphenſchreiber, gleich nach der Erſcheinung in England geliefert, und gehörig geordnet werden. Man wird dabei das deutſche Publikum nicht aus den Augen verlieren, und daher alles weglaſſen, was zu local, desgleichen was nur für einzelne Stände allein geſchrieben iſt, als Schiffsnachrichten, Getreidepreiſe, Anzeigen von Todesfällen, Auctionen, u. ſ. w. dagegen wird man die den ſittlichen Menſchen betreffende ſonderbaren Begebenheiten, die in dieſer an Originalen ſo fruchtbaren Inſel ſich faſt täglich ereignen, deſto ausführlicher berühren. Ich getraue mir, vermittelſt dieſer mit der größten Sorgfalt zuſammengetragenen Zeitungsmaterien eine überaus intereſſante Lectüre allen denen zu verſprechen, die Engliſch verſtehn, zu welcher Klaſſe von Leſern ſie auch immer gehören mögen; weil nicht allein für den Politiker und Statiſtiker, ſondern auch für den Philoſophen, den Litterator, den Künſtler u. ſ. w. geſorgt werden wird; ja ſelbſt für diejenigen, die erſt jetzo die Engliſche Sprache lernen, ſoll dieſes Werk ein ſehr nützliches Handbuch werden; zugleich wird man die neuen Engliſchen Bücher gleich nach der Erſcheinung, oft auch vorher, wenn ſie noch unter der Preſſe ſind, anzeigen, und wenn der Inhalt auſſerordentlich iſt, auch etwas davon melden. Da, wo zu näherer Kenntniß der Dinge Erläuterungen erforderlich ſind, ſollen Noten in Deutſcher Sprache von mir beygefügt werden. Mein

Endzweck iſt, dieſe Schrift über den gewöhnlichen Rang eines Zeitungsblatts zu erheben, damit ſie auch nach Jahren noch als ein brauchbares Buch betrachtet werden könne. Zu einer ſolchen Unternehmung iſt kein Ort in Deutſchland ſo bequem als Hamburg, wegen der großen Verbindung dieſer Stadt mit England, und der frühen Nachrichten, die man hier aus dieſer Inſel erhält.

Da die Engliſche Sprache jezt ſo ſehr in Deutſchland cultivirt wird, und man anfängt, mit der Characteriſtik Englands näher bekannt zu werden, ſo wünſche ich, das meinige hiezu beizutragen, und werde daher den Anfang mit dieſem Werk machen, ſobald ich nur durch eine hinreichende Anzahl Subſcribenten für die Entſchädigung des großen Aufwands geſichert bin, der zu einer ſo ungeheuren Sammlung von Engliſchen Blättern in groß Folio gehört. Iſt dieſe Anzahl bis Ende des März 1787 vollſtändig, ſo ſollen mit Anfang des Aprils von dieſem Werk wöchentlich 2 Stücke, jedes zu einem Bogen, in groß Octavformat, auf gutem Schreibpapier ſauber und correct gedruckt, unter dem Titel: The Britiſh Mercury, erſcheinen, ſo daß vierteljährig 26 Bogen einen Octavband ausmachen werden. Hiezu kommt ein Titelblatt, und am Ende des Jahrs ein Regiſter. Der Preis des Jahrgangs iſt in Hamburg ſechs Rthlr. Hamburger Courant, auſſerhalb aber ſieben Rthlr., den Louisd'or zu 5 Rthlr. gerechnet. Die Subſcribenten, die wöchentlich bedient ſeyn wollen, wenden ſich deshalb an die reſp. Poſtämter ihrer Wohnörter, die hiemit erſucht werden, die Subſcription gefälligſt anzunehmen, und davon die nöthige Anzeige hieher zu machen. Diejenigen Intereſſenten aber, die ſich mit einer monatlichen Expedition dieſer Blätter begnügen, ſollen ſolche regelmäßig durch die Hofmannſche Buchhandlung allhier erhalten. Die Bezahlung geſchicht halbjährig bey Empfang der erſten Stücke. Da aber der Anfang nicht mit dem neuen Jahre ſtatt hat, ſo wird nur im April 1787 der Betrag für ein Vierteljahr, oder ein Reichsthaler und achtzehn gute Groſchen, den Louisd'or zu 5 Rthlr., entrichtet, und ſodann im July halbjährig mit der Bezahlung fortgefahren.

Hamburg, den 10ten November, 1786

J. W. v. Archenholz.

Gazzetta di Weimar.

Unter dieſem Titel wird Herr Bibliothekär Jagemann mit Anfang des Jahres 1787 eine italieniſche Zeitung herausgeben, die außer den merkwürdigſten politiſchen Begebenheiten, litteräriſche und artiſtiſche Nachrichten von Italien, wie auch auserleſene Proben italieniſcher Dichtkunſt enthalten wird. Liebhaber der italieniſchen Sprache erhalten hierdurch ein intereſſantes periodiſches Werk in reinem Toskaniſchen Stil. Jede Woche erſcheint ein Bogen in 4to. Man abonnirt auf allen Poſtämtern mit 3 ½ Reichsthaler, welches vor Ausgang Monats May abzutragen iſt. Da das Unternehmen von einer hinreichenden Zahl der Abonnenten abhängt, ſo werden dieſelben erſucht ihre Namen in den l. Poſtämtern ihres Orts anzuzeigen.

Thalia.

Herausgegeben

von

Schiller.

Zweiter Band

welcher das V. bis VIII. Heft enthält.

Leipzig,
bei Georg Joachim Göſchen.
1789.

Landes-
Bibliothek
Weimar

L9

Inhalt des zweiten Bandes.

Fünftes Heft. 1788.

1. Das heimliche Gericht. Einige Scenen. S. 1
2. Der Geiſterſeher. Fortſetzung. 67

Sechſtes Heft. 1789.

1. Iphigenie in Aulis. S. 1
2. Ueber die Freiheit des Dichters bei der Wahl ſeines Stoffs. 59
3. Das heimliche Gericht. Fortſetzung. 72
4. Der Geiſterſeher. Fortſetzung. 84

Siebentes Heft. 1789.

1. Iphigenie in Aulis. Fortſetzung. S. 1
2. Der Geiſterſeher. Fortſetzung. 70
3. Raphael an Julius. Fortſetzung der philoſophiſchen Briefe. 110
4. Gedichte. 121

Achtes Heft. 1789.

1. Die Phönizierinnen. Aus dem Euripides überſetzt. Einige Scenen. 1
2. Des Grafen Lamoral von Egmont Leben und Tod. 43
3. Der Abſchied. Ein Fragment aus dem zweiten Bande des Geiſterſehers. 84

Thalia.

Thalia.

Fünftes Heft.

I.

Das heimliche Gericht.

Einige Scenen. *)

Perſonen:

Herzog Wilhelm von Jülich.
Konrad von Sontheim.
Mathilde, deſſen Gemahlinn.

---

*) Zu einer Zeit, wo für und gegen geheime Verbindungen ſo viel geſagt, geſchrieben und gethan wird, habe ich gegenwärtiges Fragment, das mir von unbekannter Hand eingeſendet worden, für intereſſant genug gehalten, um es dem Publicum vorzulegen. Man ſezt bei jedem Leſer deſſelben voraus, daß ihm das heimliche Gericht aus dem Göz von Berlichingen wenigſtens bekannt iſt. Eine kleine Nachricht von dieſer geheimen Geſellſchaft, die im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert faſt ganz Deutſchland überſchwemmte, hat der Herr von Möſer in der Berliner Monatſchrift gegeben.

Heinrich von Weſthauſen.

Ulrich Zoller, Truchſeß des Herzogs.
Albert von Linne.
Dietrich von Arlheim.
} Richter des heimlichen Gerichts.

Der Erzbiſchof von Bremen, Aelteſter des heimlichen Gerichts.

Adolf von Eimingen.

Franz, Konrads Schildknappe.

Deſſen Frau.

Vermummte Richter des heimlichen Gerichts.

Knechte und Bediente aus des Herzogs und Konrads Gefolge.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Ein Saal in Sontheims Schloß.)

Konrad von Sontheim, Truchſeß Zoller.

Konrad.

Dank für Eure gute Botſchaft, Herr Truchſeß. Wie bald kann ich ihn alſo erwarten?

Truchſeß.

Vor Ende des Tags muß er da ſein. Seine Anſtalten waren ziemlich gemacht, wie er mich abſchickte. Als Freund zu Freund, als Ritter zu Ritter will der Herzog zu Euch kommen, das trug er mir auf, Euch zu ſagen. Er hat faſt kein Gefolge.

Konrad.

Ich erkenne dieſe fürſtliche Huld. Doch — etwas muß ich erſt berichtigen, und zwar mit Euch. Der Beſuch des Herzogs macht Euch zu meinem Gaſt — wie ſtehen wir mit einander?

Truchſeß.

Herr Ritter —

Konrad.

Verzeiht, ich wollte Euch keine unangenehme Erinnerung erwecken, aber es thäte mir leid, wenn ich heute, als Euer Wirth, heimlichen Groll gegen mich in Euerm Herzen vermuthen müßte.

Truchſeß.

Nein. Ihr habt ja ſeitdem auch zu Karls Fahne geſchworen. Was Ihr vorher gethan, dürft Ihr nicht mehr verantworten.

Konrad.

Eure Hand! — und ſeid mir hier willkommen.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen, der Schloßwächter.

Schloßwächter (zu Konrad.)

Draußen am Thor ſteht ein fremder Ritter, der verlangt zu Euch gelaſſen zu werden. Er wollte mir ſeinen Namen nicht geben; aber Ihr kenntet ihn, ſagte er.

Konrad.

So ſchließt ihm auf, und führt ihn hieher. (Schloßwächter gehet ab.) Eine ſeltne Erſcheinung! Seit langer Zeit ſprach kein Ritter hier ein —

Truchſeß.

Die Herren laſſen ſichs auf ihren Schlöſſern wohl ſein, und pflegen ihrer zermalmten Knochen.

Dritter Auftritt.

Konrad von Sontheim, Truchſeß,
Heinrich von Weſthauſen.

Heinrich

(ſtürzt herein in Konrads Arme.)

Konrad.

Was? iſt es möglich? Heinrich — Du! Endlich doch! Wie konnteſt du ſo lange zögern?

Heinrich.

Verzeih, es iſt meine Schuld nicht, daß unſre Wege bisher ſo weit aus einander lagen. Hab' ich dich doch endlich wieder gefunden! — freilich nicht ohne Mühe. Um dich herum iſt alles ſo verändert; ſo prachtvoll, ſo koſtbar alles! Kaum konnt' ich mich durch die verbrämten Geſtalten zu dir ſchlagen — Doch was thut das? Wenn ich nur *dich* wiedergefunden habe!

Truchſeß (zu Sontheim.)

Mein Auftrag an Euch iſt ausgerichtet; ich verlaſſe Euch, (gegen Heinrich gekehrt) voll Freude den tapfern Weſthauſen geſehen zu haben, deſſen Freundſchaft dem Baiern für ein ganzes Heer galt.

Heinrich

(indem er ihn aufmerkſamer betrachtet.)

Mich dünkt, ich ſollte Euch kennen.

Truchſeß.

Hoffentlich nicht, Herr Ritter; und wenn es wäre, ſo wünſcht' ich, Ihr vergäßt es und ſähet mich als einen Fremden an. (zu Konrad.) Eure Frau wird noch nichts von meiner Botſchaft wiſſen; erlaubt Ihr —

Konrad.

Geht und gebietet über mein ganzes Schloß; laßt es Euch an nichts fehlen.

(Truchſeß geht ab.)

Vierter Auftritt.

Konrad von Sontheim, Heinrich von Weſthauſen.

Konrad.

Alſo hab' ich dich wieder! Sage, wie heißt der glückliche Zufall, der dich jetzt nach Weſtphalen führt?

Heinrich.

Sein Name klingt etwas hart in männlichen Ohren — Unthätigkeit, Müßiggang. Lieber freilich hätt' ichs geſehen, wenn dein Schloß eine Herberge auf dem Wege zum Ruhm geweſen wäre. Aber eine ſchwüle Ruhe liegt über Deutſchland. Die Fürſten und Ritter haben gelernt, ihre Leidenſchaften feil tragen, und der Kaiſer bezahlt die Waare gut. Ich komme von Ludwigs Söhnen, ſie brauchen ihres Vaters Freunde nicht mehr. Auch ſie haben ihre Anſprüche zur Ehre um Gold verkauft. Weißt du einen Winkel im Reiche, wo es für uns zu thun giebt, ſo ſag' ihn an, — wir ziehen zuſammen hin.

Konrad.

Oder beſſer, wir bleiben zuſammen hier. Biſt du das Herumtreiben nicht ſatt? Sehnſt du dich nicht nach Ruhe? Ruhe aus in den Armen der Freundſchaft, ich verſpreche dir ſchöne, fröhliche Tage. Von mir ſollſt du die Kunſt lernen, dein Leben zu genießen.

Heinrich.

Ha das war es, was mir der Eintritt in Sontheims Schloß weiſſagte! Alles anders, alles verbrämt, auch Sontheims Sprache und Herz. Dieſer Genuß des Lebens hieß uns ehemals Todesſchlaf des Geiſts. — Wir geſchäftigen Thoren! jetzt wiſſen wir es beſſer. Das Alter um ſeinen Sieg betrügen, freiwillig aufhören zu handeln, eh' ſein tödtender Froſt uns zwingt, das iſt Weisheit!

Konrad.

Kein Spötter! Aber der Mann lernt haushalten mit den Kräften, die der Jüngling ſo oft an Fanteme verſchwendet.

Heinrich

(bitter und heftig.)

Fantome! — doch es iſt ja wahr. Auf dem ganzen Wege hört' ich erzählen von dem mächtigen Konrad und der ſchönen Mathilde. Und du biſt auch mit dem Kaiſer verſöhnt?

Konrad.

Ich bin es, ja! Und warum dieſer bittre Ton? Folge meinem Rath, ich will nur ein Wort für dich ſprechen, ein Wort — ich gebe dir meine Ehre zum Pfand — das dich nicht erniedrigen wird, und er vergißt auch dir das vergangene. Ich ſteh' in Gnade bei ihm.

Heinrich.

O meine Ahndungen! Du ſtehſt bei Karln in Gnade, und warſt Ludwigs Freund; fühlſt du den Unterſchied nicht? (mit Rührung, indem er ihn bei der Hand faßt) Wahrlich Konrad, dieſe kaiſerliche Gnade kleidet dich ſehr übel.

Konrad.

Schwärmer! Was fragt Ludwigs Aſche nach dem deutſchen Reich? was frommte ihr unſre kindiſche Hartnäckigkeit, einen Herrn nicht erkennen zu wollen, den wir nicht ſtürzen können?

Heinrich.

Dann, Konrad, giebt es ein Drittes. Man ſieht ihm wartend zu und kriecht nicht vor den Stufen ſeines Throns.

Throns. Dahin iſt es gekommen? Du kenneſt nur zweierlei an einem groſſen Mann, ſein Leben und ſeine Aſche? Und wann er aufgehört hat ſeine Rolle zu ſpielen, dan verweſ't ſein Andenken und ſein Einfluß mit ihm, alle Spuren ſeines Geiſts verſchwinden mit ihm von der Erde, jeder Stümper iſt dir ſo viel, als er. — Der König von Böhmen iſt im ruhigen Beſitz des Reichs; mag er ſich deſſen freuen! Ich haſſe Karln nicht, aber ich liebte Ludwig den Baiern — Und Gott Lob! ich hab' es noch nicht verlernt, den Kaiſer zu entbehren.

Konrad.

O dieſe ſtolze Sprache kenn' ich —

Heinrich.

Nein Konrad. Ich prahle nur mit dem Bilde deiner vormaligen Größe. Erkenne hier deinen Geiſt; hieher hat er ſich geflüchtet, als du ihn von dir wieſeſt; ſchwinge dich wieder zu ihm hinauf.

Konrad.

Du verkennſt mich, Heinrich. Wer hat dir geſagt, daß du hier des Kaiſers bedürfen würdeſt? Du mußt bei mir bleiben, daß unſre Seelen den alten Einklang wieder lernen. Zuſammen wollen wir Ludwigs Andenken ehren, ich verantworte das Majeſtätsverbrechen bei Karln. Und wenn wir uns in jene Zeiten zurückdenken, die wilden, blutigen Auftritte wiederholen —

Heinrich.

Recht! Dein Vorſchlag gefällt mir. Die Freude iſt ſchon eines kleinen Opfers werth. Die kindiſche Verwunderung, was für Männer wir waren, wie ſüß wird ſie nicht ſein! Ich ſage dir, es giebt Stellen in unſerm Leben, die uns unglaublich ſcheinen werden. Dieſe Narbe auf deiner Stirne ſoll uns Stoff geben für manche Winterabende. Wie bald möchte ſie vergeſſen werden, wenn du ausgingſt und dir neue holteſt! — ſo wird ihr Andenken immer friſch bleiben. — O! dieſe Narbe! (er drückt ihn heftig an ſich und küßt ihn auf die Stirne.) Konrad, dir bin ichs ſchuldig, daß ich noch lebe, willſt du dein eignes Geſchenk ſo herabwürdigen? (mit rührendem Spott.) Du brauchſt es nicht, Konrad, denn ſieh, die Schuld drückt mich nicht.

Konrad

(mit erſtickter Stimme.)

Warum davon?. —

Heinrich.

Wende dich nicht weg, Lieber. Hemme dieſe Thräne nicht. Es iſt eine fruchtbare Thräne, ich ſehe ſchon Thaten in ihr keimen.

Konrad.

Nein Heinrich, mit mir iſt es vorbei. Meine Schuld an die Welt, an meinen Stand iſt bezahlt — ich darf ſagen, redlich bezahlt. Ich begreif' es ſehr wohl.

daß

daß du noch nicht geſättigt biſt mit Thaten. Die Bande, die mich feſſeln, kennſt du freilich nicht. Ein Weib, das mich zärtlich liebt, und Söhne, die — Trotz ſei dir geboten, Weſthauſen — die ſich ihres Vaters nicht ſchämen werden — aus dieſen Männer zu ziehen —

Heinrich.

Und wenn du doch dich verrechneteſt! Dein Weib kann dich nicht lieben, wenn ſie nie für dich zu zittern hat. Und deine Söhne! — Du ſollteſt ſie kennen, dieſe gähnenden Mißgeburten, in dem dumpfen Qualm des häuslichen Lebens ausgebrütet. Sitze du bei ihnen, und ſag' ihnen vor von den Cäſaren und Alexandern, ſie werden ſich die ſüße Ruhe ihres Vaters loben. Aber weggeſtohlen vom Getümmel des Kriegs, ein Augenblick erſpart von Geſchäften und Thaten — der ſä't Früchte für die Nachwelt. Und wenn ſie fragen, wo ihr Vater iſt, dieſe, jene ſchöne That von ihm erzählt wird, dieſe kühne Unternehmung ihn zurückhält, weit, weit von ihnen, — dann ſehnen ſie ſich zu ihm, zu kämpfen um den Ruhm unter ſeinen Augen!

Konrad

(faßt ihn bei der Hand.)

Und doch hab' ich gewonnen Heinrich; denn ſieh dich um, meine Mathilde erſcheint.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen, Mathilde.

Mathilde.

So ruhig ſteht Ihr da, mein Gemahl? Ihr hörtet ja von dem Beſuch —

Konrad.

Kein Wunder, wenn'ichs vergeſſen hätte. Hier, Mathilde, ſiehſt du einen Mann —

Mathilde (zu Heinrich.)

Ihr ſeid vom Gefolge des Herzogs? Kommt er Euch bald nach?

Heinrich.

Ich bin von keines Herzogs Gefolge, gnädige Frau.

Konrad.

Du erinnerſt dich Heinrichs von Weſthauſen, deſſen Namen ich ſo oft —

Mathilde.

Nun? Bringt ihn der Herzog mit?

Konrad.

Wie? du erräthſt es noch nicht, daß er hier vor dir ſteht?

Mathilde.

In der That! — So ſcheint es faſt, als müßt' ich Euch um Verzeihung bitten, Herr Ritter —

Heinrich.

Heinrich.

Es iſt nicht das erſtemal, gnädige Frau, daß ich Euch ſehe. Vor fünf Jahren lockte mich der Ruf der ſchönen Mathilde in die Auguſtinerkirche zu Paderborn. Ich ſah' Euch trauen mit Euerm erſten Gemahl. Aber es koſtete Mühe an dem Tage zu Euerm Anblick zu kommen. Das Volk ſtand dicht gedrängt um Euch und Euern Bräutigam, und ſelbſt die Heiligkeit des Platzes hielt den Ausbruch der allgemeinen Bewunderung nicht zurück.

Mathilde.

Oder des allgemeinen Mitleidens, wollt Ihr vielleicht ſagen. Die Wahrheit zu geſtehen, Herr Ritter, ich mag nicht gern an dieſen Tag erinnert ſein.

Heinrich.

Wie? Nicht gern an dieſen Tag, der einen der erſten Männer Deutſchlands zu dem Eurigen machte? Ihr war't damals, glaub' ich ſiebenzehn Jahr; die hohe Fülle der Jugend ſtralte aus Eurer Geſtalt. Aber Herrmann von Landsberg war würdig an Eurer Seite zu ſtehen; nie ſah' ich ein ſchöneres Bild des vollendeten Alters. Sein Haar färbte ſich ſchon weiß, aber ſein kraftvolles Anſehen beſchämte manchen Jüngling; unter dem Schnee ſeines Hauptes war noch treibende Wärme ſichtbar, und manche Eurer Geſpielinnen ſchien Euer Loos zu beneiden. — Dieſer Mann iſt zu früh geſtorben!

Konrad

Konrad

(in einem finſtern Nachdenken langſam wiederholend.)

Dieſer Mann iſt zu früh geſtorben!

Heinrich

(fragend, mit Bedeutung.)

Auch dir?

Konrad (auffahrend.)

Ha was iſt das?

Mathilde.

Die Minuten vergehen, Konrad, und es geſchieht nichts zu der Aufnahme unſers vornehmen Gaſts. Entlaßt mich, daß ich beßre Anſtalten treffe.

Heinrich.

Ein Wort nur erlaubt mir Euch zu ſagen, ſchöne Frau!

Mathilde.

Nun, Herr Ritter?

Heinrich

(faßt Konrads Hand, und führt ihn vor Mathilden.)

Habt Ihr nie dieſe Narbe bemerkt, auf Euers Konrads Stirne? — Wie gefällt ſie Euch? Nicht wahr, ſie ſteht ihm ſchön?

Mathilde.

Sie ſchmückt ſein männliches Geſicht, aber —

Heinrich.

Heinrich.

Nun ſeht Ihr's, jetzt ſind es ſieben Jahre, da fochten wir zuſammen, Euer Konrad und ich, für die Sache Ludwigs von Baiern gegen den alten König von Böhmen. Im Kampfe mein Pferd unter mir todt geſtochen. Eine Schaar von Böhmen umringte mich, ich lag da verwundet und wehrlos. Schon fiel eine böhmiſche Axt auf mein Haupt nieder, als Konrads Arm den Streich abwendete. Grimmig wie ein Löwe, ſtürzte er ſich in den Haufen; er allein ſcheuchte ſie alle aus einander, und machte mir Luft, daß ich aufſtand und weiter focht. Von dieſem Tag iſt ihm die Narbe geblieben. Mir iſt er ſie ſchuldig, und ich ihm das Leben.

Mathilde.

Das war ſehr ſchön von Euerm Freunde.

Heinrich.

Wirklich? Nun ſo hoff' ich auch, Ihr werdet dankbar ſein gegen den Mann, den Euer Conrad ſeinen ſchönſten Schmuck verdankt. Ich möchte Euch gern willkommen ſein, könnt Ihr mir den Wunſch verargen?

Mathilde.

Ich verſtehe Euch, Ritter. Willkommen ſeid Ihr mir, ohngeachtet — (ſein) ohngeachtet es Euch jetzt wunderbar vorzukommen ſcheint, daß Ihr ihn damals für mich ſchmücktet. (Sie geht ab.)

Sechſter Auftritt.

Konrad von **Sontheim**, **Heinrich** von **Weſthauſen**.

(Ein kurzes Stillſchweigen, worin Heinrich ſeinen Freund betrachtet, der in ſich gekehrt und tiefſinnig da ſteht.)

Heinrich.

Iſt es Euer Herzog, der Herzog von Jülich, den Ihr erwartet?

Konrad.

Kein andrer.

Heinrich.

Auch gut. Ich habe gewünſcht dieſen feinen Staatsmann zu kennen. Ludwigs Dankbarkeit hatte ihn zum Markgrafen erhoben. Wie Ludwig ſtarb, und ſeine Söhne dem mächtigen Golde des böhmiſchen Königs unterlagen, fürchtete alles für den neuen Markgrafen. Und ſiehe, in kurzem bekleidete ihn Karl mit der herzoglichen Würde. Laß Deutſchland noch zwei Gegenkaiſer haben, ſo kann dieſer Wilhelm die Königskrone tragen. —

Konrad.

O ja, du haſt ganz Recht.

Heinrich.

Was iſt dir? dein Geſicht umwölkt ſich immer mehr. Iſt dieſe Laune mein Willkommen, nach

einer

einer ſechsjährigen Trennung? Ich hatte manches gegen dich auf dem Herzen, eh' ich zu dir kam. Was ich unterwegs von dir hörte, hatte mich bitter gemacht. Und doch öffnet ſich meine Seele, faſt wider Willen, den Freuden des Wiederſehens — aber du? — Was haſt du? Rede.

Konrad.

Nichts, in der That, weniger als nichts. — (nach einer kleinen Pauſe.) Du erwähnteſt vorhin Herrmanns von Landsberg — kannteſt du ihn?

Heinrich.

Ich bin ſein Begleiter geweſen, auf mehr als Einem Zuge.

Konrad.

Und ſage mir — aber offenherzig — ſage mir, was hielteſt du von ihm? Bekenne mir's aufrichtig.

Heinrich.

Deutſchland hat wenig ſeines Gleichen mehr. Er war groß und gut.

Konrad.

Wirklich? Wirklich? Das war er wirklich? (äußerſt heftig) Nun ich ſchwör' es beim allwiſſenden Gott, ich hab' es nicht gewußt, daß dieſer Mann groß und gut war! —

Heinrich.

Konrad —

Konrad

(wird betroffen und ſammelt ſich plötzlich.)

Du ſcheinſt verwundert, Heinrich —

Heinrich.

Was iſt aus dir geworden? Wie unnatürlich fieberhaft alle deine Bewegungen? Zuckende Angſt arbeitet auf deiner Stirn, wo ſonſt die ſtille Ruhe der Helden thronte. — Konrad, ich hoffe du biſt krank.

Konrad.

Faſt glaub' ich's auch. Laß es gut ſein — Haſt du mir nichts von — Landsbergs Witwe zu ſagen? — Du ſchweigſt? Ich fürchte du biſt ungerecht, du lernteſt dieſes Geſchlecht nie kennen —

Heinrich.

Nein Konrad, dann würd' ich deſto nachſichtiger ſein. Die wenigen Augenblicke daß ich ſie ſah, haben mir vieles begreiflich gemacht. Wer könnte von einer Weiberſeele die Stärke fodern, ſich einer Herrſchaft zu begeben, die man ihr aufgedrungen hat? Hätte ſie die, ſo wär' ſie dieſer Herrſchaft werth. Ihre Schönheit hat dich gefeſſelt. Mich würde ſie kalt laſſen, denn ihr größter Reiz iſt dahin, das ſüße Lächeln des ſchwachen Geſchöpfs, womit es ſich den Schutz des Starken erfleht.

Konrad.

Konrad.

Schwach! ſtark! Alſo blendet auch dich die verjährte Ungerechtigkeit? Dürfen wir, die Großmüthigen und Starken, uns dieſer Ungleichheit, wenn ſie da iſt, überheben? Uebermuth war es und Mißbrauch, der uns größere Rechte gab, als ihnen.

Heinrich.

Konrad, du wirſt ein Geſetz nicht zerſtören, von dem die ganze Schöpfung zeugt: Das Recht wohnt bei dem Starken. Wir können ihnen niemals gleiche Kräfte geben, unſre Rechte zu gebrauchen. Das Weib ſteigt nicht durch die Erniedrigung des Mannes. Mit ihm ſinkt ſie unter ſich ſelbſt, und auf der unnatürlichen Höhe, wohin Ihr ſie ſtellt, kann ſie nichts als ſchwindeln. — O Konrad, waren die unvergeßlichen Worte, das letzte Vermächtniß unſers grauen Lehrers, eine Prophezeihung über dich?

Konrad.

Welche Worte?

Heinrich.

Du haſt die Zeit nicht vergeſſen, da wir beide an ſchweren Wunden darnieder lagen bei dem Einſiedler am Fuße des Brocken. Er übernahm unſre Heilung, und ſtärkte mit ſeinen Reden voll hoher Weisheit unſern Geiſt. Aus ſeiner Zelle ſah er der Welt und ihrem Getümmel zu. Noch hör' ich ihn dieſen Orakelſpruch ſtammeln. Wir hatten ſchon lange an ſeinen Worten gehangen. Durch die düſtern Tannen ſchien die Abendſonne eine Glorie zu werfen um ſein ehrwürdiges Haupt, es ſtralte wie wir uns die Vollendeten bilden. Da ſprach er: „Aus unſern Zeiten keimen andre hervor. Bloßes Verderben duldet die Menſchheit nicht lange. Man wird die Kunſt erfinden, Licht aus der Finſterniß, Leben aus der Verweſung zu locken. Dem ſchlechten Boden wird man zu tragen geben, was noch auf dieſem gedeiht. So wird man einſt dieſes Geſchlecht zur Triebfeder des Guten für das unſrige erhöhen. Aber wehe den Männern, die dieſe Zukunft bereiten! — Ihr ſeid weit gekommen, ſprach er zu uns, vor vielen Euers Zeitalters; aber einen Schritt weiter, ſo ſeid ihr nur zurück gegangen.“ — Und haſt du dieſen Schritt gethan, Konrad? — O weine, weine Vaterland, er hat ihn gethan!

(Er ſinkt an Konrads Bruſt.)

Konrad (ſich losreißend.)

Laß mich! laß mich! Ich möchte auf dich zürnen, und kann nicht. Du biſt ſo ungerecht, aber du biſt ſo gut, ſo edel! — Laß mich!

(Er eilt davon.)

Siebenter Auftritt.

Heinrich von Weſthauſen allein.

(Ihm nachſehend.)

Fort iſt er, geblendet von dem Stral der Wahrheit. — O du biſt tief geſunken — und von welcher Höhe? — Doch die Hand der Freundſchaft iſt ſtark, ſie wird ihn wieder aufrichten — Nur faſſen, faſſen muß er ſie. — Er iſt mir fremd geworden. Ich verſteh' ihn nicht mehr, er verſteht mich nicht mehr. Und doch — Auch dieſer neue Konrad muß mein Freund werden. Sein Herz iſt eingeſchlafen, nicht todt — gewiß nicht todt. Ich kenne nichts, das ein ſolches Herz tödten könnte, nichts — als Verbrechen! — und Verbrechen kennt ein ſolches Herz nicht. — Ruhig, ruhig meine Seele! hier wäre ja, wonach du jagteſt — Beſchäftigung! (Er geht ab.)

Achter Auftritt.

Albert von Linne, ein Knecht aus dem Schloſſe.

Knecht.

Folgt mir nur, Herr Ritter. Jedem vorbeiziehenden Ritter ſteht hier Obdach und Lager bereit.

Albert.

Bin ich jetzt allein im Schloß?

Knecht.

Kurz vor Euch iſt ein fremder Ritter zu uns gekommen. Er weigerte ſich ſeinen Namen an der Pforte zu geben, aber der Herr kennt ihn ſehr gut.

Albert (vor ſich.)

Alſo iſt er da! — Könntet Ihr mich zu dem fremden Ritter bringen? Ich vermuthe, daß ich ihn auch kenne, und ich wünſchte ihn zu ſprechen.

Knecht.

Sogleich ſuch' ich ihn auf. (ab.)

Neunter Auftritt.

Albert von Linne, darauf ein vermummter Mann.

Albert (allein.)

Wie ſein Schatten bin ich ihm auf den Ferſen! — Ich weiß nicht, meine Stimmung taugt nicht zum Ueberreden — Iſt es dein böſer Geiſt, Heinrich, der dich in meine Hände führte? Große Seelen gehen ſo leicht in dieſem Abgrund unter —

Vermummter

(leiſe hereintretend und aus einer kleinen Entfernung rufend.)

Albert von Linne!

Albert (ſich umſehend.)

Wer ruft mich? — Eine ſonderbare Geſtalt! Aber wir haben nicht Faſtnachten, ich dächt du gäbſt dich zu erkennen. Wer biſt du, und was willſt du von mir?

Vermummter

(kömmt näher und faßt ſeine Hand.)

Albert

(einen Schritt zurücktretend.)

Ha!— Wie lautet die Botſchaft der Brüder?

Vermummter.

Ob Ihr Euer Gewerb treu und eifrig betriebt? Wenn ſollen wir zuſammen kommen zur Aufnahme Heinrichs von Weſthauſen?

Albert.

Man iſt ſehr beſorgt um dieſe. Warum befürchtet man, daß er uns entrinne?

Vermummter.

Weil wir ihn noch nicht haben. Wärt Ihr nicht träg geweſen, er müßte ſchon unſer ſein.

Albert.

Wenn ich darauf antworten ſoll — wer ſeid Ihr? wie kamt Ihr hieher?

Vermummter.

Fragt dieß ein Genoſſe des heimlichen Gerichts? Mein Zeichen habt Ihr erkannt, Ihr wißt was ich bin.

bin. Es kann Euch einerlei ſein wer ich bin, ob und wie ich hieher kam.

Albert.

Dem Gericht werd' ich antworten, aber nicht Euch, bis ich Euch kenne.

Vermummter.

Wohlan! (er zeigt ihm ſein Geſicht.)

Albert.

Dieterich von Arlheim! Du biſt mir der ſchrecklichſte unter den Brüdern. Wie ich jetzt vor dir, ſo wird einſt Weſthauſen vor mir ſchaudern.

Dieterich.

Nun, woran liegt es? Warum brachtet Ihr uns Eure Beute noch nicht? Die Art Vögel heißt Schwärmer, und iſt nicht ſchwer zu fangen; Ihr müßt ihm ſchlecht vorgeſungen haben.

Albert.

Er dauerte mich vielleicht, daß er um ſeine Freiheit kommen ſollte, er flog ſo ſchön!

Dieterich.

Um ſeine Freiheit? Es iſt in unſerm Bunde wie in der ganzen Welt. Wer nicht herrſchen will, gehorche. Aber wem unſer Bund den Willen zu herrſchen nicht herausſchlägt, der war von Ewigkeit zum Sklaven beſtimmt, und wär' er auf einem Thron gebohren. Dünkt

Ihr Euch Sklav — ſo kann ich nichts als Euch bedauern.

Albert.

Ehemals ſpracht Ihr anders zu mir.

Dieterich.

Auch damals log ich Euch nicht. Wahrheit iſt der vielfarbige Chamäleon; die ungleichſten Neigungen, die widerſprechendſten Plane ſpiegeln ſich in ihr. Eure Schuld iſt es, wenn — doch jetzt Euern Entſchluß. Wollt Ihr den Weſthauſen aufgeben, ſo ſagt's, ich übernehm' ihn.

Albert.

Und Ihr habt's an mir bewieſen, wie treflich Ihr Euch auf's Locken verſteht.

Dieterich.

Vielleicht dankt er mir's beſſer, als Ihr.

Albert.

— Ich will ihn behalten.

Dieterich.

Das freut mich. So frei von Ehrgeiz iſt Eure Seele doch nicht, daß Ihr das Verdienſt dieſer Eroberung einem andern abträtet.

Albert.

O fürchterliche Netze, in welche der Orden die Geiſter verwickelt. Ich begreif' es nicht woher dieſer unwiderſtehliche Kützel, ihn zum Mitgenoſſen meines Schickſals zu machen? Was iſt es, das mir bei ihm dieſelbe Sprache einbläſt, die Ihr gegen mich führtet? Wie fand die Schlange, Selbſtbetrug, noch Raum ſich in meinen Buſen zu ſchleichen? Welcher Zauber entzündet den Lügner mit Begeiſterung, dieſer Tochter der Wahrheit?

Dieterich.

Das fragt Ihr noch, und fangt an grau zu werden bei'm heimlichen Gericht? Aber Ihr gefallt mir ſo. Bald hoff' ich Euch wiederzuſehen, Euern Schüler an der Hand. Iſt Eure Friſt um, und nichts geſchehen, ſo bedenkt, daß die Reihe an mich kömmt. Entgehen ſoll er uns nicht. Es wär' ein ewiger Schandfleck für uns, wenn Heinrich von Weſthauſen uns verſchmähte. Lebt wohl, und der Geiſt des Ordens unterſtütze Euer Vorhaben. Seht Euch wohl vor. Sollt' ich hier wieder vor Euch erſcheinen, ſo iſt's ein Beweis, daß die Brüder auf Euch zürnen. Doch — doch könnte dieß vielleicht nicht das *letzte* Geſchäft des heimlichen Gerichts in dieſem Schloſſe ſein.

Albert.

Wie? Was iſt das?

Dieterich.

Lebt wohl. Ich höre kommen. (Er geht ab; Albert bleibt einen Augenblick nachdenkend ſtehen, darauf tritt Heinrich herein.)

Zehnter Auftritt.

Albert von Linne, Heinrich von Weſthauſen.

Heinrich.

Ha Ritter, Ihr haltet mehr als Ihr verſpracht. So zeitig hätt' ich Euch nicht erwartet.

Albert.

Mich verlangte nach Euch, und meiner Geſchäfte waren nicht viel. Seid mir gegrüßt auf Sontheims Schloß, edler Reiſegefährte. Wie ging es Euch, ſeit wir uns verließen?

Heinrich.

Wohl und übel. Ihr habt Unheil angerichtet in meinem Kopfe.

Albert.

Ich bin da es wieder gut zu machen.

Heinrich.

Seid Ihr ſo gewiß, das zu können?

Albert.

So gewiß als ich's Eurer bin. Der Funke hat gefangen, den ich Euch zuwarf.

Heinrich.

Faſt fürcht' ich's auch.

Albert.

Fürchtet? fürchtet Ihr? Er fiel in ein edles Herz. Was fürchtet Ihr?

Heinrich.

Es kreuzt ſich wunderbar in meiner Seele. Zum erſtenmal in meinem Leben fühl' ich die Qualen der Unentſchloſſenheit — Warum? Was hält mich zurück? Wie Blei hängt ſich's an mir, wenn ich weiter will; und verſuch' ich umzukehren, ſo treibt's mich wütend fort. — Ritter, bis an den Rand des Abgrunds habt Ihr mich geführt. Laßt mich nicht länger da ſtehen. Stoßt mich vollends hinein, oder —

Albert.

Oder?

Heinrich.

Oder werft mich wieder hin, wo Ihr mich fandet.

Albert.

Das möcht' ich nicht um vieles.

Heinrich.

Ich auch nicht. Aber dieſen Zuſtand halt' ich nicht aus.

Albert.

So ſprecht deutlicher, wenn ich Euch helfen ſoll.

Heinrich.

Ihr habt Recht. Kommt, hört mir zu. Ich will mich ſammeln, und Ihr ſollt alles wiſſen. —

Albert.

Nun?

Heinrich.

— In meiner Bruſt iſt Etwas, das mich oft zu Thorheiten verführt hat. Ich kann es Euch nicht nennen, ich weiß keinen Namen dafür; doch hat's auch manchen großen Entſchluß ſchneller zur That gereift, und darum ließ mich's unbeſorgt.

Albert.

Weiter, weiter! Ich verſtehe Euch.

Heinrich.

Jetzt aber, jetzt bedarf ich einer ſicheren Bürgſchaft. Es iſt ein wichtiger Schritt, zu dem Ihr mich bereden wollt; ich möchte ihn thun wie ein Mann, oder ihn nicht thun. Dieſe Thorheit, wenn es eine wäre, entſchiede über mein ganzes Leben.

Albert.

Wie?

Heinrich.

Nein, Ihr müßt mich anhören. Als Ihr mich traft, war ich ſehr unmuthig, ſehr niedergeſchlagen. Schwer drückte mich die Ahndung, daß der Freund meiner Seele für mich dahin wäre. Alle meine Entwürfe lagen verdorben hinter mir. Eine traurige Erfahrung hatte die Berechnungen durchſtrichen, die mir ihren Erfolg ſichern ſollten. Das Leben mahlte ſich in meinen Augen düſter und leer, wie der abgelaubte Wald wenn der Winter einbricht. Ein verlaßnes, entbehrliches Weſen ſah' ich mich da ſtehen, auf dieſer weiten Erde. Vergebens ſuchte ich rings umher nach einer guten Sache. Da ſtieß ich auf Euch, Ritter. Ihr verſtandet mich. Eure Geſpräche riſſen mich aus der todten Betäubung. Bald botet Ihr mir noch kräftigeren Troſt. Durch Euch ſah' ich eine neue, große Laufbahn ſich vor mir aufſchließen. Meine ganze Seele ſchwebte auf Euern Lippen, meine Sinne lebten wieder auf. —

Albert.

Nun? Und dieſes alles hat Ein Tag zerſtört? So ſchnell iſt es verloſchen, das ſchöne Feuer?

Heinrich (lebhaft.)

Noch brennt es hier. — Aber — Geſtimmt, wie ich es war, hätte mich ein Bund von böſen Geiſtern verführen können, unter ſie zu treten. Ich bitte Euch, Freund, verdammt mich nicht. O wenn jeder Blutstropfen auf That und Entſchluß deutet, da koſtet's Mühe, die entzückte Seele in ihrem raſchen Flug aufzuhalten, und an den Schneckengang des kalten Nachdenkens zu bannen.

Albert.

Aber ſelten wird dieſe Mühe belohnt. Endlich ſpricht die beſtochene Vernunft Euerm heißen Blute doch das Wort; und jede Minute, um die Ihr ſie ſpäter beſchließt,

ſchließt, nimmt von dem Werth Eurer Handlung. — Warum ſollt' ich Euch läugnen, Weſthauſen, daß ich Auftrag von meinen Brüdern hatte, Euch für unſern Bund anzuwerben? Doch wärt Ihr der nicht geweſen, für den ich Euch hielt, ich hätte mich dieſer Sendung entzogen. Auch hab' ich Euch den Weg nicht gehen laſſen, der unſern Lehrlingen beſtimmt iſt. Ich habe Euch mehr geſagt, als unſere Geſetze Ungeweihten zu ſagen erlauben. Jene Vorſchriften ſind auf kleinere Seelen ausgerechnet. Mein Lockgeſang an Euch war Wahrheit. Ich zerſtreute ſelbſt den finſtern Nebel, hinter welchem meine Brüder ſich ſo gerne bergen. —

Heinrich.

Warum aber, warum dieſer Nebel? Sichtbar jedem menſchlichen Auge flammt die ſegnende Sonne dort am Himmel, entzündet mit Nacheiferung die Seele des Helden?

Albert.

Dort am Himmel iſt ſie ſicher. Uns würden die Menſchen die helle Sonnenſtraße nicht lange gehen laſſen. Wir müſſen ihnen unbegreiflich bleiben; verſtünden ſie uns, ſie würden mit Rieſenkräften an unſerm Gebäude reißen. Nur unerkannt können wir das ſchleichende Ungeheuer Verſchlimmerung bekämpfen. In nächtlichen Krümmungen finden wir ſeine Spuren. Leiſe ſind ſeine verderblichen Tritte; aber wenn kein aufmerkſames Ohr auf ſie lauſcht, hat es bald Jahrhunderte durchſtrichen, und Millionen vergifteter Seelen klagen die Nachläſſigkeit der Vorfahren an. — Ich hab' Euch unſern Bund erklärt; ſein Geiſt, Ihr ſeht es, iſt ewig, wie die Sünde. Mit den Mährchen, die wir unſerm Pöbel aufheften, konnt' ich Euch nicht ſpielen laſſen. Der Name Karls des Großen hätte Euch ſchwerlich berauſcht, und Ihr hättet zeitig eingeſehen, daß kein Fürſt jemals unſer Stifter war. Unſer Ziel iſt das Eurige auch; glaubt Ihr mit uns ſichrer zu gehen als allein, ſo habt Ihr nichts weiter zu bedenken.

Heinrich.

Nichts — nichts, als eben dieſes: ob ich allein beſſer gehe? Durch die Blendwerke, womit Ihr die Menſchen ſchreckt, bemäntelt Ihr Eure Furcht vor den Menſchen. Eure Waffen ſind ſchlimm für Eure gute Sache. Aber dieſe giftigen Pfeile, fürcht' ich, ſtecken die Schützen ſelbſt an. Meuchelmord iſt Eure Loſung. Der Mann bietet eine offene Stirn dem Böſen, wie dem Guten. Niemals flohen meine Thaten das Licht, Und ich habe nicht ſelten glücklich gegen das Laſter gekämpft.

Albert.

Wie? Wo bin ich dann? Spricht jetzt der bittre Menſchenfeind, der geſtern noch im düſtern Unmuth ſich von ſeinem geſunkenen Geſchlechte losriß? Zerſchlagen war dieſe offene Stirn, kraftlos und gelähmt dieſe Hand, die nur erlaubte Waffen geführet hatte. Wie iſt er auf einmal ſo muthig, der verzweifelnde Streiter, der ermattet von vergeblicher Arbeit in der Mitte ſeines Laufs niederſank? So heißt ſein Dank für den Labetrunk, den ich ihm reichte! Jetzt braucht er ihn ja nicht.

Heinrich.

Albert! Albert! wer hat Euch ſo bald gelehrt mit Einem Worte in das Innerſte meiner Seele zu greifen? Lernt man das im heimlichen Gericht?

Albert.

Könnte wohl ſein! — Aber hat ſich die Welt geändert ſeit geſtern? Euer Konrad iſt alſo der er vor Zeiten war? Tugend und redlicher Muth ſind heute im Preis geſtiegen, Eigennutz und kleinliche Feigheit wieder zur Hölle geflohen? — So laßt mich gehen. Ich eile dem Orden dieſe große Nachricht zu bringen. Jeder von uns kann hinfort für ſich wirken und genießen. Wir treten aus einander; denn die Welt braucht unſre Verbindung nicht mehr.

Heinrich.

Spottet nicht. Ich habe längſt geahndet, was ich von Euch nun weiß, längſt die Spuren des heimlichen Gerichts mit ſchaudernder Ehrfurcht betrachtet. Durch dieſen Bund ſah ich den mangelhaften Behelf der menſchlichen Geſetze ergänzt. Bei Euch glaubte ich ſchon jene Welt der Wahrheit zu erblicken, auf die man uns ſonſt ſpäter vermeſſt. Wie das Auge der Gottheit ſchien das heimliche Gericht über dem Volke zu ſchweben, und in die verborgenſten Tiefen der Herzen zu ſchauen. Erhaben über die Furchtſamkeit des plumpen Götzen, den die Menſchen Gerechtigkeit nennen, habt Ihr es gewagt nach Allwiſſenheit zu ſtreben. Strenger, unbeſtechlicher vertretet Ihr die Stelle des Gewiſſens in den Seelen der Menſchen. Eure Gegenwart ſcheut der Frevler überall, denn er ſieht ſie nirgends, und der leiſe Gedanke in ſeiner Bruſt kann ihn an Euch verrathen. Jeder Baum, an dem der Meineidige, der Heuchler vorbei geht, droht ſein Hochgericht zu werden; mit jedem Schritt, den er thut, kann der Himmel über ihm ſich öffnen, und Strafengel herabſenden ihn zu tödten. Ihr wolltet die Meinung der Menſchen feſſeln, Ihr wolltet Götter ſein in ihren Augen. Das war Euer Ziel, und das habt Ihr erreicht.

Albert.

Haben wir? und Ihr bedenkt Euch noch? — Ihr ſeid unſer, Heinrich. Wahrlich, Ihr ſeid unſer; Ihr wart es ſchon, eh' ich Euch ſah.

Heinrich.

Einen Augenblick, Ritter. Nur der fürchterliche unzerſtörbare Zuſammenhang aller Eurer Handlungen hat Euch zu dieſem Ziele geführt. Aber ich fürchte dieſen Zuſammenhang. Den kleinſten Riß in Euerm Gebäude zu verhüten, dürft Ihr nicht anſtehen Menſchen ſchenleben zu opfern. Lieber alles zertreten, als Einen Schritt zurückgethan: ſo gebietet es der Orden. Ich fürchte dieſes, denn mein Herz ſchlägt noch für Menſchen, nicht für Menſchheit allein. Doch — ich könnte mich entſchließen bis an dieſen Augenblick umſonſt gelebt zu haben, ich könnte dieſe Handvoll Tage für eine beſſere Zukunft hingeben; werdet Ihr aber mir alsdann einen Talismann zeigen, der Eure eigne Herzen vor Krankheiten und Seuchen ſchützte, der Euch auf die Stufe der Geiſter ſtellte, deren hohes Geſetz Ihr hienieden verpflanzen wollt? — Ihr ſeufzt? — Habt Ihr den nicht, ſo iſt Euer Bund nur eine frevelnde Nachäffung jener geheimnißvollen Kette in der Hand des ewigen Weltgeiſts. Dieſe ernſten, unerſchütterlichen Sätze dienen zu Larven für gemeine Menſchlichkeit; die gaukelnden Betrügerinnen, Leidenſchaften hüllen ſich in das ehrwürdige Gewand, denn Eurer ſind viele, und Euer Name iſt Menſch. — Furchtbare Sinnbilder der ewigen Gerechtigkeit, ehrwürdige Schatzbewahrer der Wahrheit und der Tugend, ich falle vor Euch nieder, und es iſt mein höchſter Stolz, daß Ihr mich Eurer werth achtet; aber — Eurer ſind viele und Euer Name iſt Menſch, mein Knie kann ſich vor Euch nicht beugen. Menſch! erhabner ſchöner Gedanke der Schöpfung! O dein göttlicher Stempel iſt zu zart, ſo viele Abdrücke auszuhalten.

Albert.

Doch Ritter, wenn es eben das Geheimniß unſers Ordens geweſen wäre, dieſen Stempel herzuſtellen, wo er auf ewig verloren ſchien, den vielen Einheit wieder zu geben? Dann hättet Ihr ja ſo etwas wie Euern Talisman.

Heinrich.

Dann — ja dann braucht Ihr doch mich nicht. Ich würd' in Euerm Ozean mich ſelbſt verlieren. Gönnt immer dem Bach das beſcheidne Vergnügen, ſeinen kleinen unanſehnlichen Kreis zu bilden. Euer Werk iſt vollſtändig ohne mich.

Albert.

Nein, Heinrich, nicht alſo! Wir brauchen Seelen, in deren Heiligthum der reine urſprüngliche Geiſt unſers Bunds aufbewahrt bleibt — Seelen wie die Eurige. Die übrigen werden zu Werkzeugen geformt, bei jenen wohnt ihr Sinn.

Heinrich.

Das iſt viel, ſehr viel! — Meinen Stolz habt Ihr befriedigt, und ſo wäre mir denn nichts übrig, nichts mehr — als eine einzige Frage. Aber ſie entſcheidet alles, und mit dieſer konnt' ich meine Ueberlegung anfangen und beſchließen. Antwortet mir, Ritter. (feierlich.) Richter des heimlichen Gerichts, antwortet mir bei Wahrheit und Treue.

Albert.

Ritter —

Heinrich.

Nein, Ihr könnt und müßt mir antworten. Es iſt weniger als was Ihr mir ſchon verrathen habt. Auch betrifft meine Frage bloß Euch! — Ihr ſelbſt ſeid einer der Auserwählten, die den Sinn des Ordens beſitzen, Ihr ſeid keines der blinden Werkzeuge — habt Ihr alſo, Ihr, alles in Euerm Orden gefunden, was Ihr da ſuchtet, alles gefunden, weshalb Ihr hineintratet — Habt Ihr?

Albert.

— Ja.

Heinrich.

Ihr mußtet Euch beſinnen. Es war ein Winkel in Euerm Herzen, aus welchem dieſes Ja nicht kam, aus dem ein ſchnelleres Nein gekommen wäre, hättet Ihr ihm den Ausgang nicht verweigert. — Wenn ich Euch und meinem raſchen Wunſche nun folge, wenn ich mich heute einweihen laſſe in die Geheimniſſe Euers finſtern Gerichts — ha Ritter, wehe Euch und mir, müßt' ich einſt ein ſolches Ja antworten auf eine ſolche Frage! Ich wäre der verlorenſte unter den Menſchen.

Albert (nach einer Pauſe.)

Nun ſo ſei es! So ungern, ſo ſchwer ich von Euch ſcheide, es ſei! Steht ab, weil es noch Zeit iſt, und vergeßt jedes Wort, das ich Euch ſagte. Was Ihr ſucht, findet Ihr vielleicht nirgends als in Euerm eignen Herzen. Der göttliche Gedanke wird entſtellt, wenn ihn Menſchenhände verkörpern. So rein, als er in dem Geiſte ſeines Schöpfers empfangen wurde, können ihn ſterbliche Werkzeuge ſterblichen Augen nicht darſtellen.

Heinrich (zerſtreut.)

Ihr könnt Recht haben. —

Albert,

(nachdem beide eine Zeitlang geſchwiegen haben.)

Seid Ihr Willens bald weiter zu ziehen? Oder haltet Ihr Euch hier noch auf?

Heinrich.

Ha Ritter, Ihr ſpielt falſch. Oder glaubt Ihr wirklich, unſre Rechnung ſei ſchon abgethan, ich ſo leicht abgewieſen? Kennt Ihr ſelbſt das Gewicht Eurer Verheißungen ſo wenig, daß Ihr mit einigen Worten jede Spur davon aus meiner Seele getilgt zu haben glaubt? — Muß ich es Euch herausſagen? — Ich will widerlegt ſein.

Albert.

Ich verſteh' Euch nicht, Heinrich.

Heinrich.

Kaum verſteh' ich mich ſelbſt!

Albert.

Albert.

Was wollt Ihr von mir? Wahrheit konntet Ihr an mich fordern, die hab' ich Euch gegeben; macht das übrige mit Euch ſelbſt aus, aber erwartet nicht daß ich Eure ſchwankende Seele feſthalte, oder —

Heinrich.

Wahrheit! Wahrheit! Was hilft mir Eure Wahrheit, bis ich weiß was ich daraus machen ſoll?

Albert.

Horch! Welch ein Geräuſch! Wir werden geſtört, Ritter. Laßt uns ſchweigen.

Heinrich.

Was? Eh' ich — Aber was geſchieht? der Lärm nimmt zu — nähert ſich —

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen, Konrad, Truchſeß, einige Knechte.

(Albert und Heinrich treten auf die Seite.)

Konrad

(im Herauskommen zu dem einen Knecht.)

Und wo fandet Ihr den Leichnam?

Knecht.

In dem Walde, der zum Schloß führt.

Konrad.

Ihr kanntet ihn alſo?

Knecht.

Es iſt der Sohn Eures Waffenträgers.

Konrad.

Meines Franz? Armer alter Mann! — Aber man hat von keinen Räubern gehört in der ganzen Gegend. —

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen, Franz, deſſen Frau, mehrere Knechte.

Franz.

Gerechtigkeit! Gerechtigkeit! gnädiger Herr!

Frau.

Mein Junge, mein armer Georg! Ach Gott!

Franz.

Er iſt ermordet, gnädiger Herr! ermordet in Euerm Gebiete!

Frau.

Gerechtigkeit! Er war der beſte Junge von der Welt.

Konrad.

Konrad.

Still, ſtill! Mäßigt eine Weile Euern Schmerz. Habt Ihr keinen Verdacht? Argwöhnt Ihr auf niemanden?

Frau.

Nein! ach nein! Er war ſo friedlich, ſo fromm, that niemanden etwas zu Leide.

Franz.

Niemand kann ſich über ihn beklagen — nein, keiner!

Mehrere Knechte.

Keiner — Keiner!

Franz.

Hört Ihr's, gnädiger Herr? Alle liebten ihn.

Frau.

Ach ein Heiliger iſt er geworden! Er wird im Himmel fürſprechen für ſeiner armen Eltern Sünden.

Ein Knecht.

Ja wir ſagten's alle, der Junge würde ein Heiliger werden.

Frau.

Ach aber ſo früh!

Truchſeß (zu Konrad.

Wer weiß, Herr Ritter, ob hinter dieſer Heiligkeit —

Franz.

Was? Wer ſeid Ihr? (Gemurmel des Mißfallens unter den übrigen.)

Konrad

(beiſeite zum Truchſeß.)

Hütet Euch, Herr Truchſeß. Wie Ihr ſeht, wäre Euer Spiel hier nicht gut.

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen, ein Knecht.

Knecht (zum Konrad.

Gnädiger Herr, gnädiger Herr! dieſen Dolch haben wir bei'm Leichnam gefunden.

Konrad.

Gebt. Vielleicht daß —

Franz.

In der Angſt hat ihn der verruchte Mörder vergeſſen. O zeigt mir ihn!

Konrad

(beſieht den Dolch.)

Was iſt das? In das Eiſen ſind Worte gegraben —

Franz.

Was?

Konrad.

„Im — im Namen des heimlichen Gerichts.“ —

(Er wirft voll Entſetzen den Dolch weg. Alle ſchrecken zuſammen. Eine tiefe Stille.)

Franz

(mit dem Ausdruck des höchſten Schmerzes.)

Gott bewahre uns vor Verbrechen — er war mein Sohn nicht!

Frau.

Und er wird nicht unter heiliger Erde liegen — O tragt ſeine Mutter zu ihm!

Truchſeß

(faßt Konrads Hand.)

Gott bewahre uns vor Verbrechen! — ſo ſprech' ich auch mit dem alten Manne dort.

Konrad (zuſammenfahrend.)

Ha — Gott ſei uns gnädig!

(Alle gehen ab, ſtill, mit geſenkten Häuptern. Albert und Heinrich, welche die Zeit über unbeweglich in einem Winkel geſtanden haben, bleiben allein, und treten vor.)

Vierzehnter Auftritt.

Albert von Linne, Heinrich von Weſthauſen.

Heinrich
(nach einigem Stillſchweigen, indem er ihm die Hand reicht.)

Bruder!

Albert.

Bruder!

Heinrich.

Das iſt zu viel! die verzweifelnde Mutter, der gebeugte Vater — und keiner wagte es ihn unſchuldig zu glauben! — Wenn führt Ihr mich dahin?

Albert.

Heute noch erwartet mich. Ich gehe, die Brüder zu berufen.

Heinrich.

So lebt wohl!

(Beide gehen ab auf verſchiedenen Seiten.)

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Konrad von Sontheim (allein.)

Wo wend' ich mich hin, daß ich mir entfliehe? — Endlich, Endlich doch neigt ſich dieſer Tag zu ſeinem Ende. Aber ihm wird wieder einer folgen, und wieder einer, und ſie drohen mir alle mit neuem Schrecken! — Faſſe dich, Konrad, heute iſt deine Ruhe geſtorben. Die Rache hat mit ihrem ſchwarzen Stab mein Herz berührt, und alle ſeine Schlangen ſind in Aufruhr. —

Zweiter Auftritt.

Konrad und **Mathilde.**

Mathilde

(tritt herein, ohne daß er ſie ſieht. Sie ſteht eine Weile ſtillſchweigend vor ihm und betrachtet ihn.)

— Nun? Kein Blick für Eure Mathilde?

Konrad (aufſpringend)

Ha!

Mathilde.

Was iſt das? Seit wenn erſchreckt dich mein Anblick?

Konrad.

Dein Geſicht gleicht einem menſchlichen, darum erſchreck' ich.

Mathilde.

Konrad —

Konrad.

O Mathilde, Mathilde, mit mir iſt es vorbei. Ich fühle mich. Du haſt keinen Gemahl mehr. Die Blüten des Lebens liegen welk umher — für mich iſt keine Rettung.

Mathilde.

Welche Fantaſieen!

Konrad.

Nicht dieſes Lächeln, nicht dieſe Heiterkeit, Mathilde. Weine über dieſen Tag. Er hat den Wurm ausgebrütet, der mein Leben aufzehren wird. Er hat dich zur Wittwe gemacht.

Mathilde.

Ich begreife dich nicht. Woher dieſe ſeltſame kleinmüthige Laune?

Konrad.

Laune? Nein, du irrſt dich. Laune wird gebohren und ſtirbt im Augenblicke. Was du gehört haſt, iſt der künftige Innhalt meines Lebens. Heute wird Gericht über mich gehalten.

Mathilde.

Mathilde.

Konrad, dich martert ein Fiebertraum. Sieh dich um, beſinne dich. Dein Schloß ſteht, deine Kinder leben, dein Weib —

Konrad

(den Blick ſtarr auf einen Fleck geheftet.)

Weib! Kinder! —

Mathilde.

In die Höhe, ſchau in die Höhe, mein Gemahl. Soll dein Auge am Boden wurzeln?

Konrad (ohne wegzuſehen.)

Siehſt du nicht? Hier! Siehſt du nichts?

Mathilde.

Was? Wo?

Konrad.

Einen blutigen Dolch, hier, hier!

Mathilde.

Träumer! — Ach Gott!

Konrad.

Nun — ſiehſt du endlich auch?

Mathilde.

Hier blinkt in der That etwas —

(Sie hebt den Dolch auf.)

Konrad.

Konrad.

Alſo iſt es doch wahr? Es iſt kein Spiel meines erhitzten Blutes? Ich ſah etwas wirkliches — laß mich ihn faſſen, ob er Körper hat — Ha und ſieh! blutige Flecken daran. —

Mathilde.

Aber wie kam dieſes Schreckbild hieher?

Konrad.

Eben fällt mir's ein. Das Blut, das an dieſem Eiſen klebt, hat in den Adern eines verborgenen Miſſethäters gefloſſen. In den Augen der Menſchen war er ein Heiliger; aber Mord lag auf ſeiner Seele und Ehebruch; und die Rache fand ihn aus.

Mathilde.

O mein Konrad, ſprich, entdecke mir alles. Was iſt geſchehen? Laß mich keine Fehlbitte thun. Du geſtandeſt ja oft, ich allein wiſſe dir Troſt und Stärke einzuhauchen. Noch ſteh' ich aufrecht und will dich halten; aber ich bin nur ein Weib, ſpiegle dich in meinem Muth weil es noch Zeit iſt. Du kannſt ihn leicht niederſchlagen. — Du ſchweigſt? O ich errathe den groſſen Meiſter, der die Popanze deiner Jugend erweckt hat, um dich als Mann zu ſchrecken. Das iſt das Werk dieſer hochgeprieſenen Freundſchaft!

Konrad.

Freundſchaft? — Ich weiß von keiner Freundſchaft.

Weiſhau-

Weſthauſen iſt mir unerträglich. Sein Blick iſt mir unerträglich. Wenn er mich mit dem großen freien Auge anſieht, durchbohrt's wie ein Dolch mein Innerſtes. So rede denn, und rathe! Was wollen wir thun? Wollen wir ihn ſenden zu ſeinem Abgott, Herrmann? Du verſtehſt mich doch? Soll er ſterben von ſeines Bruders, von ſeines Wirthes Hand? — Nicht? Du ſchauderſt? — O das iſt ſchlimm. Du haſt nicht recht an mir gehandelt. Ich hofte, du würdeſt meine Seele lehren, ſich nicht mehr vor Blut zu entſetzen. Dieſe einzige Schuld drückt mich zu Boden. Warum haſt du dein angefangenes Werk liegen laſſen? Ein halber Böſewicht iſt ein trauriges Geſchöpf.

Mathilde.

Ich habe das nicht um dich verdient, ich habe es nicht verdient, und mein Herz klagt mich nicht an wegen einer That, der ich deinen Beſitz verdanke. Aber fahre fort, mich mit Vorwürfen zu foltern; nur bedenke, daß mit jedem Augenblick der Herzog kommen kann, rufe deswegen wenigſtens deine Faſſung zurück —

Konrad.

Was kann es dem Herzog ſchaden, wenn er mich elend ſieht? Er hat ein fürſtliches Gewiſſen; ein Fürſt kann ſeine Verbrechen adeln —

Mathilde.

O Konrad, und kann das die Liebe nicht auch?

Dritter Auftritt.

Die Vorigen, Truchſeß.

Truchſeß.

Verzeiht, wenn ich Euch unterbreche. Von dem Thurme ſieht man einen kleinen Trupp Reuter auf Euer Schloß anſprengen. Vermuthlich iſt es der Herzog.

Mathilde.

Der Herzog?

Konrad.

Eben jetzt?

Truchſeß.

Bleibt ruhig, er wird Euch gern überraſchen — Wißt Ihr auch, Herr Ritter, daß ſich's entdeckt hat mit dem Sohn Euers Franz?

Konrad.

Und was war ſein Verbrechen?

Truchſeß.

Er liebte das Weib ſeines Nachbars, ſeine heuchleriſche Frömmigkeit hatte beider Herzen erobert. Es wurde ihm nicht ſchwer das hölliſche Vorhaben auszuführen; der Ehemann ſtarb, durch ein unmerkliches Gift aus dem Wege geräumt, und der Bube war im Begriff ſich mit der Wittwe zu vermählen —

Konrad (heftig unterbrechend.)

Truchſeß! —

Truchſeß (kalt.)

Was wollt Ihr?

Konrad.

Was ſoll mir Euer Mährchen?

Truchſeß.

Mährchen?

Konrad.

Ja, Ihr habt das erfunden, läugnet es nicht. Warum? Weswegen?

Truchſeß.

Ich begreife Euch nicht. Briefe, die man bei dem Ermordeten gefunden, enthielten das Geheimniß.

Konrad.

Und darum haben ſie ihm dieſen Dolch in das Herz geſtoßen? Hahaha!

Truchſeß.

Ihr habt Recht, es iſt ein närriſches Ding, — ein ſehr närriſches Ding, das heimliche Gericht. Ich habe mich oft gewundert, wie ſie ſo alles erfahren.

Konrad.

Alles? Wirklich alles? — Hahaha!

Truchſeß.

Ihr ſeid ja heute ſehr wilder luſtiger Laune.

Konrad.

Das bin ich, und hab' ich nicht Urſache dazu? Ich erwarte meinen gnädigen Herzog. Die Fürſten ſehen gern heitre Menſchen um ſich. Wie ſie es werden, kümmert ſie nicht; aber ein grämliches Geſicht iſt ihnen ein Majeſtäts-Verbrechen.

Mathilde (beiſeite zu Konrad.)

Wie betragt Ihr Euch?

Konrad.

Gefalle ich dir nicht?

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, der Herzog.

Herzog
(inwendig, zu ſeinem Gefolge.)

Entfernt Euch. — Ach hier finde ich ja Wirth und Wirthinn beiſammen.

Konrad und Mathilde.

Gnädigſter Herr —

Herzog.

Pfui, ſteht auf, wenn Ihr mich nicht zu Euern Füßen ſehen wollt. Die Schönheit darf der Macht nicht huldi-

huldigen. — Mein geliebter Konrad (indem er ihn umarmt) hier iſt Euer Platz.

Konrad.

Gnädiger Herr! —

Herzog.

Und nichts weiter! Bald möcht' ich Euch ſchelten. Wollt Ihr mein Freund nicht ſein?

Konrad.

Ich wüßte nicht —

Mathilde.

Verzeiht ihm wenigſtens, wenn der Freund den Unterthan nicht ganz vergeſſen will.

Herzog.

Ihr thut wohl Euerm Gemahl das Wort zu reden, denn er iſt ſtumm.

Konrad.

Ich fühle mich ſo durchdrungen von dieſer Gnade —

Herzog.

Nein, nein. Ich bemerke einen trüben mißmuthigen Zug auf Euerm Geſicht, aber ich bringe etwas, das dieſe Falte ebnen ſoll.

Konrad.

Wirklich?

Herzog (zu Mathilden.)

Ueberlaßt mir einen Augenblick Euern Kranken; ich flehe für ſeine Geneſung.

Mathilde.

Die Gegenwart eines ſolchen Arztes muß ihm ſchon wohlthun — Kommt, Herr Truchſeß (Im Abgehen beiſeite zu Konrad) Konrad ſei ein Mann! (Sie geht mit dem Truchſeß ab.)

Fünfter Auftritt.

Konrad von Sontheim, der Herzog.

Konrad.

Ihr traut Euch ſehr viel zu, Herzog.

Herzog.

Hört meine Zeitung. Ich habe unlängſt den Kaiſer geſehen. Er iſt außerordentlich mit Euch zufrieden. Seine nächſte Reiſe wird ihn dieſes Wegs führen, und ich ſoll Euch ankündigen, daß er Euer Schloß nicht vorbei gehen wird. Sein Augenmerk ſcheint auf Euch vor allen Rittern Deutſchlands gerichtet. Er hat große Dinge mit Euch vor.

Konrad.

So müßte er erſt machen, daß ich für große Dinge taugte. Und kann er das? Kann er die Todten auferwecken?

erwecken? oder ihr Andenken zernichten? dem überläſtigen Schwätzer hier Stillſchweigen auflegen?

Herzog.

Weiche, unmännliche Seele! Das iſt es, was Euch martert? Fühlt Ihr die mächtigen Triebfedern nicht mehr, Fürſtengnade und Weiberliebe?

Konrad.

Ja recht! Das waren die lächelnden Teufel, die mich verleiteten. Ich folgte und fiel — Jetzt haben ſie kein Lächeln mehr für mich.

Herzog.

Dieſer Anfall wird nicht dauern. Ich vergebs Euch.

Konrad.

Wißt Ihr denn ſchon, ob ich Euch vergebe?

Herzog.

Was iſt das? Welche Sprache?

Konrad.

Die Sprache eines Unglücklichen, der nichts mehr zu verlieren hat. Ihr ſeid nicht beſſer als ich; gegen Euch habe ich Muth.

Herzog.

Muth? Zeigt daß Ihr Muth habt, und ſchüttelt das Uebel ab, das Euch entnervt, das Eure ſchönſten

Kräfte lähmt. Werdet wieder des hohen Schickſals würdig, das Euch erwartet.

Konrad.

O dieſe glänzenden Flittern die mich ſonſt blendeten — jetzt kenn' ich ſie beſſer. Wie gern würfe ich die höchſte Gnade des größten Fürſten hin, um einen Gedanken der Ruhe in dieſem Buſen!

Herzog.

Konrad, Euch waren die Flittern nicht beſtimmt. Ihr ſolltet Macht erlangen und Anſehen, nicht um mehr zu heißen als andere, um mehr zu ſein. Das waren nur die Stufen, worauf Ihr ſteigen ſolltet zum Ruhme, zu erhabner Wirkſamkeit. Wo iſt Euer Ehrgeiz hin?

Konrad.

Begraben mit allen meinen Tugenden. Herzog Wilhelm, Ihr könnt hier nichts mehr gut, und nichts mehr ſchlimm machen — Kommt hieher, ſeht dort hinaus. Da liegt Landsberg — aus dieſem ſchwarzen, ſturzdrohenden Thurme fährt jeden Morgen ein böſer Geiſt heraus, und bemächtigt ſich meiner Seele. Laßt es ſchleifen, laßt bei Lebensſtrafe verbieten daß dieſer Name ausgeſprochen werde — hier wird er ewig leben.

Herzog.

Der Name eines Verräthers!

Konrad.

Verräther an Kaiſer Karln? Was war denn ich an Ludwig? O heiliger Verräther bete für deine Mörder! — Nur eine Gnade erzeigt mir noch, die letzte. Vergeßt mich, laßt, ab von meiner Seele. Meine Qualen ſind nicht für Euch.

Herzog.

Beſinnt Euch, Sontheim, ich habe Mitleid mit Euerm Zuſtand. Ihr dürft Euern Freund nicht verabſchieden.

Konrad.

Freund? Freund und Fürſt? Mein gnädigſter Herr, ich ſah heute die Geſtalt eines Freundes. Weh' mir daß ich ſie vergeſſen hatte! — Ihr könnt nicht Freund ſein.

Herzog.

Gut, daß Ihr mich daran erinnert. Heinrich von Weſthauſen, hör' ich, iſt auf Euerm Schloſſe. Ich kenne den halsſtarrigen Schwärmer. Seid Ihr noch fähig einen redlichen Rath anzunehmen, ſo ſucht ihn zu entfernen. Der Kaiſer wird ihn ungern bei Euch wiſſen.

Konrad.

Ha recht ſo! Du biſt doch der beſſere von meinen beiden Teufeln. Ich hatte ſchon einen ähnlichen Gedanken, aber Mathilde ſchauderte, als ich ihn blicken ließ. — Doch — daß Ihr Euch nicht zu viel einbildet — nicht weil der Kaiſer ihn ungern ſieht; *ich* ſeh' ihn ungern.

Herzog.

Was wollt Ihr? Wie verſteht Ihr mich? Ihr ſollt ſorgen, daß er aus Euerm Schloſſe kömmt und friedlich weiter zieht.

Konrad.

Ja — ſeht Ihr aber Herzog, er wird das nicht thun, er wird nicht im Frieden weiter ziehen. Ihr müßt wiſſen, dieſer Weſthauſen iſt ein Geſchöpf beſonderer Art — er iſt ein *Mann*, ein großer Mann, er *iſt*, was ich *war*! Er iſt — wie mach' ich Euch nun begreiflich was er iſt? Laßt ſehen! womit vergleich' ich das?

Herzog (ſchnell.)

Kommt, kommt! Ich bleibe nicht länger bei Euch allein! (Er geht ab.)

Konrad (ihm folgend.)

Hahaha! (Der Vorhang fällt.)

Sechſter Auftritt.

(Ein finſtrer enger Felſengang. Man ſieht Heinrich und Albert langſam hereintappen)

Heinrich von **Weſthauſen**, **Albert** von **Linne**.

Heinrich.

Sind wir zur Stelle?

Albert.

Sogleich, folgt mir.

Heinrich (bleibt ſtehen.)

In dieſe Räuberhöle muß ſich die Gerechtigkeit verkriechen!

Albert.

Weil Räuber auf den Gerichtsſtühlen ſitzen.

Heinrich.

Ja — es iſt ſonderbar!

(Kurzes Stillſchweigen.)

Heinrich.

Was ſagt Ihr?

Albert.

Ich ſprach kein Wort.

Heinrich.

So hat mich der Wiederhall in dieſen Klüften getäuſcht.

Albert.

Wollt Ihr nicht weiter?

Heinrich.

Wo ſind wir denn jetzt?

Albert.

Dieß iſt der Vorhof des heimlichen Gerichts. Gerade vor uns — Ihr könnt es nicht erkennen — iſt eine eiſerne Pforte, die führt auf einen Stufengang — dann ſind wir am Ziel unſrer Wanderung.

Heinrich.

Es eilt ja nicht ſo ſehr! —

Albert.

Ihr ſcheint unruhig?

Heinrich.

Kehrt Euch daran nicht. Die Luft iſt drückend und ſchwer in dieſem Gewölbe. Sie mattet mich ab. Aber das wird vorüber gehen — oder iſt es Ordensluſt, was mir hier auf die Seele fällt?

Albert.

Was meint Ihr damit?

Heinrich.

Nichts — Noch einmal, kehrt Euch an meine Worte nicht. — (Neues Stillſchweigen.)

Albert.

Ihr macht mir bang, Heinrich, ich geſtehe es Euch. Eure Bruſt hebt ſich, als läge ein Felſen darauf, den Ihr abwerfen wolltet, Eure Blicke ſind düſter und ſcheu —

Heinrich.

Wundert Ihr Euch darüber? — Das iſt nur das letzte Lebewohl von der menſchlichen Geſellſchaft. Ich verlaſſe ja heute ihren Kreis, ich trete in einen engeren Bruderkreis. — Dieſer letzte Zoll iſt doch kein Verbrechen gegen den Orden?

Albert.

Albert.

Ritter, Ritter, ich blicke in Eure Seele.

Heinrich.

Mögt Ihr! Was Ihr auch da ſeht, ich trete hier nicht mehr zurück. Ich habe gewählt, ich habe die Gefahr und den Preis berechnet. Mehr als mein Leben wag' ich nicht — es gab eine Zeit, wo das viel geweſen wäre, aber dieſe Zeit iſt vorbei. Der Strom hat mich gefaßt, ich kann ihm nicht entfliehen. Wohin er mich reißen wird, überlaſſe ich dem Schickſal.

Albert (ſehr gerührt.)

Heinrich — —

Heinrich.

Nun? — Ihr ſchweigt? — Und etwas wichtiges ſcheint auf Eurer Zunge zu liegen?

Albert.

Heinrich! — Hinweg mit den ſchändlichen Ketten. Ich will ſie nicht länger tragen. Höret, höret die Stimme der Freundſchaft.

Heinrich.

Was iſt das? Was muß ich noch hören? — Ich bin ja entſchloſſen.

Albert.

Nein Ihr ſollt nicht, Ihr dürft nicht. Wir ſind allein. Noch iſt es Zeit. Ich wage alles — aber kommt, kommt —

Heinrich.

Wohin?

Albert.

Weg von hier, von dieſer furchtbaren Stätte, dieſem Grabe der Geiſter! — Ich habe Euch hintergangen, ſchändlich hintergangen —

Heinrich.

Ritter! —

Albert.

Kommt! Ich kann von Euch nicht laſſen, darum ſolltet Ihr Sklav werden mit mir — aber nein! das darf nicht ſein. Falle über mich, was will! Wenigſtens ſollen mich die Tirannen in Euern Armen ermorden. Auf meinen Knieen beſchwör' ich Euch, verlaßt dieſen Ort, verbannt auf immer dieſen gefährlichen Entſchluß —

Heinrich.

Albert, ſeid Ihr ein Mann? — Steht auf! ich bitte Euch, ſteht auf! — Wenn Ihr nicht gut an mir thatet, daß Ihr mich hieher brachtet, ſo vergeb' ich Euch ſchon im voraus. Dieſe ſpäte Reue vergeb' ich Euch ſchwerer. Ich wiederhole es Euch, hier kann ich nicht mehr umkehren. Ein Geſpenſt winkt mir, ich kann nicht erkennen, ob es ein guter oder ein böſer Geiſt iſt; aber es tritt nicht von meiner Seele, und ich muß ihm folgen. — Beruhigt Euch. Schwarze Nacht liegt über unſrer Zukunft. Doch — das mindert Eure

Reue

Reue! — mir ſelbſt wird man mich niemals verführen: dieſe Ueberzeugung leuchtet mir in die dunkelſte Zukunft.

Albert.

O wie klein werd' ich vor Euch!

Heinrich.

Nein Albert! Freilich habt Ihr nicht ſorgfältig genug über Eure Freiheit gewacht, Ihr habt das koſtbare Kleinod verloren gehen laſſen. Aber tröſtet Euch. Vielleicht ſchaff' ich's Euch wieder, und lehre es Euch bewahren, daß keine Macht auf Erden es Euch mehr raube. — Still.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen, ein Vermummter.

Vermummter.

Heinrich von Weſthauſen!

Heinrich.

Hier iſt er.

Vermummter.

Unten wartet man Eurer. Seid Ihr noch nicht bereit?

Heinrich.

Geht voraus, wir folgen Euch.

Albert.

Die Brüder ſind alſo verſammelt?

Vermummter (ohne ihn anzuſehen.)

Kommt, Herr Ritter!

Albert (ſtutzend.)

Das iſt ſonderbar! (Sie gehen alle ab.)

Achter Auftritt.

(Ein großes unterirrdiſches Gewölbe, von einer in der Mitte hängenden Lampe matt erleuchtet. In der Mitte ſteht ein runder rothbehangener Tiſch. Eine Gatterthür auf der einen Seite; das Innere ſcheint ſtark beleuchtet; auf der andern ein Stufengang.)

Der Erzbiſchof, der Truchſeß, Dieterich von Arlheim, zwei andere Richter.

(Alle vermummt. Sie ſitzen um den runden Tiſch, drei Sitze leer.)

Truchſeß.

Ihr habt's gehört. Was ſoll ſeine Strafe ſein?

Erzbiſchof.

Strafe? Beweiſet erſt, daß er die verdient.

Truchſeß.

Aber er kann nicht bleiben.

Erzbiſchof.

Das ſoll er auch nicht — wenn ihm das Strafe iſt? Doch — wer unternimmt es, ihn beſſer zu belehren?

Diete-

Dieterich.

Ich nicht, und keiner, der ihn kennt. Sein Herz hat nicht Raum genug für unſre hohe Weisheit.

Truchſeß.

Horcht! Sie kommen.

Neunter Auftritt.

Die **Vorigen**, **Heinrich** von **Weſthauſen**, geführt von dem **Vermummten** den Stufengang herunter, **Albert** von **Linne** hinterdrein.

(Der Vermummte ſetzt ſich zu den übrigen.)

Heinrich.

Was? Kein *menſchliches* Geſicht unter allen dieſen?

Erzbiſchof.

Tretet näher, Heinrich von Weſthauſen.

Truchſeß (unterbrechend.)

Für's erſte iſt mein Antrag, daß Albert von Linne das Gericht verlaſſe.

Albert.

Wie?

Truchſeß.

Brüder, ſtimmt Ihr anders?

Dieterich.

Nein, er ſoll abtreten. (Die übrigen ſchweigen.)

Erzbiſchof.

Albert von Linne, entfernt Euch.

Albert

(bleibt unentſchlüſſig ſtehen.)

Truchſeß.

Laßt das Gericht ſeine Befehle nicht wiederholen. Geht ab, bis Ihr wieder von uns hört.

Dieterich

Und in dieſen Klüften hängen Eure Worte noch, die Eure Sache führen werden.

Albert

(geht langſam ab. Er ſieht ſich noch einmal traurig und beklemmt nach Heinrich um. Endlich ſteigt er mit verhülltem Geſicht den Stufengang hinauf.)

Die Fortſetzung ein andermal.

II.

Der Geiſterſeher.

Fortſetzung.

(S. das vierte Heft der Thalia.)

Jetzt ſahen wir alle auf einmal den vermeintlichen Ruſſen an. Der Prinz erkannte in ihm ohne Mühe die Züge ſeines Armeniers wieder, und das Wort, das er eben hervorſtottern wollte, erſtarb auf ſeinem Munde. Schrecken und Ueberraſchung hatten uns wie verſteinert. Lautlos und unbeweglich ſtarrten wir dieſes geheimnißvolle Weſen an, das uns mit einem Blicke ſtiller Gewalt und Größe durchſchaute. Eine Minute dauerte dieß Schweigen — und wieder eine. Kein Odem war in der ganzen Verſammlung.

Einige kräftige Schläge an die Thüre brachten uns endlich wieder zu uns ſelbſt. Die Thüre fiel zertrümmert in den Saal und herein drangen Gerichtsdiener mit Wache. „Hier finden wir ſie ja beiſammen! rief der Anführer und wandte ſich zu ſeinen Begleitern. Im Nahmen der Regierung! rief er uns zu. Ich verhafte euch.“ Wir hatten nicht ſo viel Zeit uns zu beſinnen; in wenig Augenblicken waren wir umringt. Der ruſſiſche Offizier, den ich jetzt wieder den Armenier nenne, zog den Anführer der Häſcher auf die Seite und, ſo viel mir die Verwirrung zuließ, bemerkte ich, daß er ihm einige Worte heimlich in's Ohr ſagte, und etwas ſchriftliches vorzeigte. Sogleich verließ ihn der Häſcher mit einer ſtummen und ehrerbietigen Verbeugung, wandte ſich darauf zu uns und nahm ſeinen Hut ab. „Vergeben Sie meine Herrn, ſagte er, daß ich Sie mit dieſem Betrüger vermengen konnte. Ich will nicht fragen, wer Sie ſind — aber dieſer Herr verſichert mir, daß ich Männer von Ehre vor mir habe.“ Zugleich winkte er ſeinen Begleitern, von uns abzulaſſen. Den Sicilianer befahl er wohl zu bewachen und zu binden. „Der Burſche da iſt überreif, ſetzte er hinzu. Wir haben ſchon ſieben Monate auf ihn gelauert.“

Dieſer elende Menſch war wirklich ein Gegenſtand des Jammers. Das doppelte Schrecken der zwoten Geiſtererſcheinung und dieſes unerwarteten Ueberfalls hatte ſeine Beſinnungskraft überwältigt. Er ließ ſich binden wie ein Kind; die Augen lagen weit aufgeſperrt und ſtier in einem todtenähnlichen Geſichte, und ſeine Lippen bebten in ſtillen Zuckungen, ohne einen Laut auszuſtoßen. Jeden Augenblick erwarteten wir einen Ausbruch von Convulſionen. Der Prinz fühlte Mitleid mit ſeinem Zuſtand und unternahm es, ſeine Loslaſſung bei dem Gerichtsdiener auszuwirken, dem er ſich zu erkennen gab. „Gnädigſter Herr, ſagte dieſer, wiſſen Sie auch, wer der Menſch iſt, für welchen

Sie

Sie Sich ſo großmüthig verwenden? Der Betrug, den er Ihnen zu ſpielen gedachte, iſt ſein geringſtes Verbrechen. Wir haben ſeine Helfershelfer. Sie ſagen abſcheuliche Dinge von ihm aus. Er mag ſich noch glücklich preiſen, wenn er mit der Galeere davon kommt.“

Unterdeſſen ſahen wir auch den Wirth nebſt ſeinen Hausgenoſſen mit Stricken gebunden über den Hof führen. — „Auch dieſer? rief der Prinz. Was hat denn dieſer verſchuldet?“ — „Er war ſein Mitſchuldiger und Hehler, antwortete der Anführer der Häſcher, der ihm zu ſeinen Taſchenſpielerſtückchen und Diebereien behülflich geweſen, und ſeinen Raub mit ihm getheilt hat. Gleich ſollen Sie überzeugt ſein, gnädigſter Herr (indem er ſich zu ſeinen Begleitern kehrte.) Man durchſuche das ganze Haus und bringe mir ſogleich Nachricht, was man gefunden hat.“

Jetzt ſahe ſich der Prinz nach dem Armenier um — aber er war nicht mehr vorhanden. In der allgemeinen Verwirrung, welche dieſer Ueberfall anrichtete, hatte er Mittel gefunden, unbemerkt zu entkommen. Der Prinz war untröſtlich; gleich wollte er ihm alle ſeine Leute nachſchicken, er ſelbſt wollte ihn aufſuchen und mich mit ſich fortreißen. Ich eilte an's Fenſter; das ganze Haus war von Neugierigen umringt, die das Gerücht dieſer Begebenheit herbeigeführt hatte. Unmöglich war's durch das Gedränge zu kommen. Ich ſtellte dem Prinzen dieſes vor. „Wenn es dieſem Armenier ein

Ernſt iſt, ſich vor uns zu verbergen, ſo weiß er ohnfehlbar die Schliche beſſer als wir, und alle unſre Nachforſchungen werden vergebens ſein. Lieber laſſen Sie uns noch hier bleiben, gnädigſter Prinz. Vielleicht kann uns dieſer Gerichtsdiener etwas näheres von ihm ſagen, dem er ſich, wenn ich anders recht geſehen, entdeckt hat."

Jetzt erinnerten wir uns, daß wir noch ausgekleidet waren. Wir eilten nach unſerm Zimmer, uns in der Geſchwindigkeit in unſre Kleider zu werfen. Als wir zurückkamen, war die Hausſuchung geſchehen.

Nachdem man den Altar weggeräumt und die Dielen des Saals aufgebrochen, entdeckte man ein geräumiges Gewölbe, worinn ein Menſch gemächlich aufrecht ſitzen konnte, mit einer Thüre verſehen, die durch eine ſchmahle Treppe nach dem Keller führte. In dieſem Gewölbe fand man eine Elektriſiermaſchine, eine Uhr und eine kleine ſilberne Glocke, welche letztere ſo wie die Elektriſiermaſchine mit dem Altar und dem darauf beveſtigten Crucifixe Communication hatte. Ein Fenſterladen, der dem Kamine gerade gegenüber ſtand, war durchbrochen und mit einem Schieber verſehen, um, wie wir nachher erfuhren, eine magiſche Laterne in ſeine Oeffnung einzupaſſen, aus welcher die verlangte Geſtalt auf die Wand über dem Kamine gefallen war. Vom Dachboden und aus dem Keller brachte man verſchiedne Trommeln, woran große bleierne Kugeln an Schnuren beveſtigt hingen, wahrſcheinlich um das

Geräuſche des Donners hervorzubringen, das wir gehört hatten.

Als man die Kleider des Sicilianers durchſuchte, fand man in einem Etui verſchiedne Pulver, wie auch lebendigen Merkur, in Phiolen und Büchſen, Phosphorus in einer gläſernen Flaſche, einen Ring, den wir gleich für einen magnetiſchen erkannten, weil er an einem ſtählernen Knopfe hängen blieb, dem er von ohngefähr nahe gebracht worden, in den Rocktaſchen ein Paternoſter, einen Judenbart, Terzerolen und einen Dolch. „Laß doch ſehen, ob ſie geladen ſind,“ ſagte einer von den Häſchern, indem er eines von den Terzerolen nahm und in's Kamin abſchoß. „Jeſus Maria!“ rief eine hohle menſchliche Stimme, eben die, welche wir von der erſten Erſcheinung gehört hatten — und in demſelben Augenblick ſahen wir einen blutenden Körper aus dem Schlot herunter ſtürzen. — „Noch nicht zur Ruhe, armer Geiſt?“ rief der Engländer, während daß wir andern mit Schrecken zurückfuhren. „Gehe heim zu deinem Grabe. Du haſt geſchienen, was du nicht warſt; jetzt wirſt du ſein, was du ſchieneſt.“

„Jeſus Maria! Ich bin verwundet,“ wiederholte der Menſch im Kamine. Die Kugel hatte ihm das rechte Bein zerſchmettert. Sogleich beſorgte man, daß die Wunde verbunden wurde.

„Aber wer biſt du denn, und was für ein böſer Dämon muß dich hieher führen?"

„Ein armer Barfüßer, antwortete der Verwundete, ein fremder Herr hier hat mir eine Zechine geboten, daß ich —"

„Eine Formel herſagen ſollte. Und warum haſt du dich denn nicht gleich wieder davon gemacht?"

„Er wollte mir ein Zeichen geben, wenn ich fortfahren ſollte; aber das Zeichen blieb aus, und wie ich hinausſteigen wollte, war die Leiter weggezogen."

„Und wie heißt denn die Formel, die er dir eingelernt hat?"

— Der Menſch bekam hier eine Ohnmacht, daß nichts weiter aus ihm herauszubringen war. Unterdeſſen hatte ſich der Prinz zu dem Anführer der Häſcher gewendet.

„Sie haben uns, ſagte er ihm, indem er ihm zugleich einige Geldſtücke in die Hand drückte, Sie haben uns aus den Händen eines Betrügers gerettet, und uns, ohne uns noch zu kennen, Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Wollen Sie nun unſre Verbindlichkeit vollkommen machen, und uns entdecken, wer der Unbekannte war, dem es nur ein paar Worte koſtete, uns in Freiheit zu ſetzen?"

„Wen meinen Sie?“ fragte der Anführer der Häſcher mit einer Miene, die deutlich zeigte, wie unnöthig dieſe Frage war.

„Den Herrn in ruſſiſcher Uniform meine ich, der Sie vorhin bei Seite zog, Ihnen etwas ſchriftliches verwies, und einige Worte in's Ohr ſagte, worauf Sie uns ſogleich wieder losgaben.“

„Sie kennen dieſen Herrn alſo nicht? fragte der Häſcher wieder. Er war nicht von Ihrer Geſellſchaft?“

„Nein, ſagte der Prinz — und aus ſehr wichtigen Urſachen wünſchte ich näher mit ihm bekannt zu werden.“

„Näher, antwortete der Häſcher, kenn' ich ihn auch nicht. Sein Name ſelbſt iſt mir unbekannt, und heute habe ich ihn zum erſtenmal in meinem Leben geſehen.“

„Wie? und in ſo kurzer Zeit, durch ein paar Worte konnte er ſo viel über Sie vermögen, daß Sie Ihn ſelbſt und uns alle für unſchuldig erklärten?“

„Allerdings durch ein einziges Wort.“

„Und dieſes war? — Ich geſtehe, daß ich es wiſſen möchte.“

„Dieſer Unbekannte, gnädigſter Herr — indem er die Zechinen in ſeiner Hand wog — Sie ſind zu großmüthig gegen mich geweſen, um Ihnen länger ein Geheimniß daraus zu machen — dieſer Unbekannte war — ein Offizier der Staatsinquiſition.“

„Der Staatsinquiſition! — Dieſer! —“

„Nicht anders, gnädigſter Herr — und davon überzeugte mich das Papier, welches er mir vorzeigte.“

„Dieſer Menſch, ſagten Sie? Es iſt nicht möglich.“

„Ich will Ihnen noch mehr ſagen, gnädigſter Herr. Eben dieſer war es, auf deſſen Denunciation ich hieher geſchickt worden bin, den Geiſterbeſchwörer zu verhaften.“

Wir ſahen uns mit noch größerm Erſtaunen an.

„Da hätten wir es ja heraus, rief endlich der Engländer, warum der arme Teufel von Beſchwörer zuſammenfuhr, als er ihm näher in's Geſicht ſah. Er erkannte ihn für einen Spion und nur darum —“

„Nimmermehr, rief der Prinz. Dieſer Menſch iſt alles was er ſein will, und alles was der Augenblick will, daß er ſein ſoll. Was er wirklich iſt, hat keines Menſchen Sohn erfahren. Sahen Sie den Sicilianer zuſammenſinken, als er ihm die Worte in's Ohr ſchrie: Du wirſt keinen Geiſt mehr rufen? Dahinter iſt mehr. Daß man vor etwas menſchlichen ſo zu erſchrecken pflegt, ſoll mir niemand überreden.“

„Darüber wird uns der Magier ſelbſt wohl am beſten zurechtweiſen können, ſagte der Lord, wenn uns dieſer Herr (ſich zu dem Anführer der Gerichtsdiener wendend) Gelegenheit verſchaffen will, ſeinen Gefangenen zu ſprechen.“

Der Anführer der Häſcher verſprach es uns, und wir redeten mit dem Engländer ab, daß wir ihn gleich den andern Morgen aufſuchen wollten. Jetzt begaben wir uns nach Venedig zurück *).

Mit dem frühesten Morgen war Lord Seymour da, (dieß war der Nahme des Engländers) und bald nach ihm erſchien eine vertraute Perſon, die der Gerichtsdiener abgeſchickt, uns nach dem Gefängniß zu führen. Ich habe vergeſſen zu erzählen, daß der Prinz ſchon ſeit etlichen Tagen einen ſeiner Jäger vermißte, einen Bremer von Geburt, der ihm viele Jahre redlich gedient und ſein ganzes Vertrauen beſeſſen hatte. Ob er verunglückt oder geſtohlen oder auch entlaufen war, wußte niemand. Zu dem letztern war gar kein wahrſcheinlicher Grund vorhanden, weil er jederzeit ein ſtiller und ordentlicher Menſch geweſen und nie ein Ta-

---

*) Der Graf von O***, deſſen Worten ich bis jetzt buchſtäblich gefolgt bin, verbreitet ſich mit vieler Umſtändlichkeit über die verſchiedenen Wirkungen, welche dieſe Begebenheit auf das Gemüth des Prinzen und ſeiner übrigen Reiſegefährten gehabt hat, und die Geiſtererzählungen, wozu ſie die Veranlaſſung geweſen. Ich erlaſſe ſie dem Leſer, dem es vermuthlich gehen wird wie mir, um lieber zur Sache ſelbſt zu eilen, und dieſe Wirkungen aus den Handlungen des Prinzen erkennen zu laſſen; und begnüge mich nur zu ſagen, daß der Prinz in der darauf folgenden Nacht kein Auge ſchloß und dem Tage mit Ungeduld entgegenſah, der dieſes unbegreifliche Geheimniß entwickeln ſollte. S.

del an ihm gefunden war. Alles, worauf ſeine Kameraden ſich beſinnen konnten, war, daß er in der letzten Zeit ſehr ſchwermüthig geweſen, und, wo er nur einen Augenblick erhaſchen konnte, ein gewiſſes Minoritenkloſter in der Giudecca beſucht habe, wo er auch mit einigen Brüdern öfters Umgang gepflegt. Dieß brachte uns auf die Vermuthung, daß er vielleicht in die Hände der Pfaffen gerathen ſein möchte und ſich katholiſch gemacht hätte; und weil der Prinz über dieſen Artikel damals noch ſehr tolerant oder ſehr gleichgültig dachte, ſo ließ er's nach einigen fruchtloſen Nachforſchungen dabei bewenden. Doch ſchmerzte ihn der Verluſt dieſes Menſchen, der ihm auf ſeinen Feldzügen immer zur Seite geweſen, immer treu an ihm gehangen, und in einem fremden Lande ſo leicht nicht wieder zu erſetzen war. Heute nun, als wir eben im Begriff ſtanden auszugehen, ließ ſich der Banquier des Prinzen melden, an den der Auftrag ergangen war, für einen neuen Bedienten zu ſorgen: dieſer ſtellte dem Prinzen einen gutgebildeten und wohl gekleideten Menſchen in mittlern Jahren vor, der lange Zeit in Dienſten eines Prokurators als Sekretär geſtanden, franzöſiſch und auch etwas deutſch ſprach, übrigens mit den beſten Zeugniſſen verſehen war. Seine Phyſionomie gefiel, und da er ſich übrigens erklärte, daß ſein Gehalt von der Zufriedenheit des Prinzen mit ſeinen Dienſten abhängen ſollte, ſo ließ er ihn ohne Verzug eintreten.

Wir fanden den Sicilianer in einem Privatgefängniß, wohin er, dem Prinzen zu Gefallen, wie der Gerichtsdiener ſagte, einſtweilen gebracht worden war, ehe er unter die Bleidächer geſetzt wurde, zu denen kein Zugang mehr offen ſtand. Dieſe Bleidächer ſind das fürchterlichſte Gefängniß in Venedig, unter dem Dach des S. Markus-Palaſtes, worinn die unglücklichen Verbrecher von der dörrenden Sonnenhitze, die ſich auf der Bleifläche ſammelt, oft bis zum Wahnwitze leiden. Der Sicilianer hatte ſich von dem geſtrigen Zufalle wieder erholt und ſtand ehrerbietig auf, als er den Prinzen anſichtig wurde. Ein Bein und eine Hand waren gefeſſelt, ſonſt aber konnte er frei durch das Zimmer gehen. Bei unſerm Eintritt entfernte ſich die Wache vor die Thüre.

„Ich komme, ſagte der Prinz, über zwey Punkte eine Erklärung von Ihnen zu verlangen. Die eine ſind Sie mir ſchuldig, und es wird Ihr Schade nicht ſein, wenn Sie mich über den andern befriedigen."

„Meine Rolle iſt ausgeſpielt, verſetzte der Sicilianer. Mein Schickſal ſteht in Ihren Händen."

„Ihre Aufrichtigkeit allein iſt es, was es erleichtern kann."

„Fragen Sie, gnädigſter Herr. Ich bin bereit zu antworten, denn ich habe nichts mehr zu verlieren."

„Sie haben mich das Geſicht des Armeniers in Ihrem Spiegel ſehen laſſen. Wodurch bewirkten Sie dieſes?“

„Es war kein Spiegel, was Sie geſehen haben. Ein bloßes Paſtellgemählde hinter einem Glas, das einen Mann in armeniſcher Kleidung vorſtellte, hat Sie getäuſcht. Meine Geſchwindigkeit, die Dämmerung, Ihr Erſtaunen, unterſtützten dieſen Betrug. Das Bild ſelbſt wird ſich unter den übrigen Sachen finden, die man in dem Gaſthof in Beſchlag genommen hat.“

„Aber wie konnten Sie meine Gedanken ſo gut wiſſen und gerade auf den Armenier rathen?“

„Dieſes war gar nicht ſchwer, gnädigſter Herr. Ohne Zweifel haben Sie Sich bei Tiſche in Gegenwart Ihrer Bedienten über die Begebenheit öfters herausgelaſſen, die ſich zwiſchen Ihnen und dieſem Armenier ereignet hat. Einer von meinen Leuten machte mit einem Jäger zufälliger Weiſe in der Giudecca Bekanntſchaft, aus welchem er nach und nach ſo viel zu ziehen wußte, als mir zu wiſſen nöthig war. Auf dieſem Wege erhielt ich überhaupt auch die erſte Nachricht von Ihrem Aufenthalt und Ihren Begebenheiten in Venedig, und ſogleich entſchloß ich mich, ſie zu nützen. Sie ſehen, gnädigſter Herr, daß ich aufrichtig bin. Ich wußte von Ihrer vorhabenden Spazierfahrt auf der Brenta; ich hatte mich darauf verſehen, und ein Schlüſſel, der Ihnen von Ohngefähr entfiel, gab mir die erſte Gelegenheit, meine Kunſt an Ihnen zu verſuchen.“

„Wie? So hätte ich mich alſo geirret? Das Stückchen mit dem Schlüſſel war Ihr Werk und nicht des Armeniers? Der Schlüſſel, ſagen Sie, wäre mir entfallen?“

„Als Sie die Börſe zogen — und ich nahm den Augenblick wahr, da mich niemand beobachtete, ihn ſchnell mit dem Fuße zu verdecken. Die Perſon, bei der Sie die Lotterielooſe nahmen, war im Verſtändniß mit mir. Sie ließ Sie aus einem Gefäße ziehen, wo keine Niete zu holen war; und der Schlüſſel lag längſt in der Doſe, ehe ſie von Ihnen gewonnen wurde.“

„Nunmehr begreif' ich's. Und der Barfüßermönch, der ſich mir in den Weg warf, und mich ſo feierlich anredete?“

„War der nehmliche, den man, wie ich höre, verwundet aus dem Kamine gezogen. Es iſt einer von meinen Kameraden, der mir unter dieſer Verhüllung ſchon manche gute Dienſte geleiſtet.“

„Aber zu welchem Ende ſtellten Sie dieſes an?“

„Um Sie nachdenkend zu machen — um einen Gemüthszuſtand in Ihnen vorzubereiten, der Sie für das Wunderbare, das ich mit Ihnen im Sinn hatte, empfänglich machen ſollte.“

„Aber der pantomimiſche Tanz, der eine ſo überraſchende ſeltſame Wendung nahm — dieſer war doch wenigſtens nicht von Ihrer Erfindung?“

„Das Mädchen, welches die Königinn vorſtellte, war von mir unterrichtet, und ihre ganze Rolle mein Werk. Ich vermuthete, daß es Eure Durchlaucht nicht wenig befremden würde, an dieſem Orte gekannt zu ſein, und (verzeihen Sie mir, gnädigſter Herr) das Abentheuer mit dem Armenier ließ mich hoffen, daß Sie bereits ſchon geneigt ſein würden, natürliche Auslegungen zu verſchmähen, und nach höhern Quellen des Außerordentlichen zu ſpüren.“

„In der That, rief der Prinz mit einer Miene zugleich des Verdruſſes und der Verwunderung, indem er mir beſonders einen bedeutenten Blick gab, in der That, rief er aus, das habe ich nicht erwartet.“ *)

„Aber

---

*) Und wahrſcheinlich auch die wenigſten meiner Leſer. Dieſe zu den Füßen des Prinzen ſo unerwartet und ſo feierlich niedergelegte Krone mit der vorhergehenden Prophezeihung des Armeniers zuſammen genommen, ſcheint ſo natürlich und ungezwungen auf einen gewiſſen Zweck zu zielen, daß mir beim erſten Leſen dieſer Memoires ſogleich die verfängliche Anrede der Zauberſchweſtern im Macbeth: Heil dir Than von Glamis, der einſt König ſein wird! dabei eingefallen iſt; und vermuthlich iſt es mehreren ſo ergangen. Wenn eine gewiſſe Vorſtellung auf eine feierliche und ungewöhnliche Art in die

Seele

„Aber, fuhr der Prinz nach einem langen Stillſchweigen wieder fort, wie brachten Sie die Geſtalt hervor, die an der Wand über dem Kamine erſchien?“

„Durch die Zauberlaterne, welche an dem gegenüberſtehenden Fenſterladen angebracht war, wo Sie auch die Oeffnung dazu bemerkt haben werden.“

„Aber wie kam es denn, daß kein einziger unter uns ſie gewahr wurde?“ fragte Lord Seymour.

„Sie erinnern Sich, gnädigſter Herr, daß ein dicker Rauch von Olibanum den ganzen Saal verfinſterte, als Sie zurückgekommen waren. Zugleich hatte ich die Vorſicht gebraucht, die Dielen, welche man weggehoben, neben demjenigen Fenſter anlehnen zu laſſen, wo die Laterna magica eingefügt war; dadurch verhinderte ich, daß Ihnen dieſer Fenſterladen nicht ſogleich

---

Seele gebracht werden, ſo kann es nicht fehlen, daß alle darauf folgende, welche nur der geringſten Beziehung auf ſie fähig ſind, ſich an dieſelbige anſchließen und in einen gewiſſen Rapport mit ihr ſetzen. Der Sicilianer, der, wie es ſcheint, mit der ganzen Sache nicht mehr und nicht weniger gewollt hat, als den Prinzen dadurch zu überraſchen, daß er ihn merken läßt, ſein Stand ſei entdeckt, hat dem Armenier, ohne daran zu denken, in die Hand gearbeitet: aber ſo ſehr die Sache auch an Intereſſe verliert, wenn man den höhern Zweck zurücknimmt, auf welchen ſie anfangs angelegt ſchien, ſo wenig darf ich doch der hiſtoriſchen Wahrheit zu nahe treten, und ich erzähle das Factum, wie ich es gefunden. S.

ſogleich in's Geſicht fiel. Uebrigens blieb die Laterne auch ſo lange durch einen Schieber verdeckt, bis Sie alle Ihre Plätze genommen hatten und keine Unterſuchung im Zimmer mehr von Ihnen zu fürchten war."

„Mir kam vor, fiel ich ein, als hörte ich in der Nähe dieſes Saals eine Leiter anlegen, als ich in dem andern Pavillon aus dem Fenſter ſah? War dem wirklich ſo?"

„Ganz recht. Eben dieſe Leiter, auf welcher mein Gehülfe zu dem bewußten Fenſter emporkletterte, um die Zauberlaterne zu dirigieren."

„Die Geſtalt, fuhr der Prinz fort, ſchien wirklich eine flüchtige Aehnlichkeit mit meinem verſtorbenen Freunde zu haben; beſonders traf es ein, daß ſie ſehr blond war. War dieſes bloßer Zufall oder woher ſchöpften Sie dieſelbe?"

„Eure Durchlaucht erinnern Sich, daß Sie über Tiſche eine Doſe neben ſich hatten liegen gehabt, auf welcher das Portrait eines Offiziers in * * * ſcher Uniform in Emaille war. Ich fragte Sie, ob Sie von Ihrem Freunde nicht irgend ein Andenken bei ſich führten, worauf Sie mit Ja antworteten; daraus ſchloß ich, daß es vielleicht die Doſe ſein möchte. Ich hatte das Bild über Tiſche gut in's Auge gefaßt, und weil ich im Zeichnen ſehr geübt, auch im Treffen

ſehr

ſehr glücklich bin, ſo war es mir ein leichtes, dem Bilde dieſe flüchtige Aehnlichkeit zu geben, die Sie wahrgenommen haben; und um ſo mehr, da die Geſichtszüge des Marquis ſehr in's Auge fallen.“

„Aber die Geſtalt ſchien ſich doch zu bewegen. —“

„So ſchien es — aber es war nicht die Geſtalt, ſondern der Rauch, der von ihrem Scheine beleuchtet war.“

„Und der Menſch, welcher aus dem Schlot herabſtürzte, antwortete alſo für die Erſcheinung?“

„Eben dieſer.“

„Aber er konnte ja die Fragen nicht wohl hören.“

„Dieſes brauchte er auch nicht. Sie beſinnen Sich, gnädigſter Prinz, daß ich Ihnen allen auf das ſtrengſte verbot, ſelbſt eine Frage an das Geſpenſt zu richten. Was ich ihn fragen würde und er mir antworten ſollte, war abgeredet; und damit ja kein Verſehen vorfiele, ließ ich ihm große Pauſen beobachten, die er an den Schlägen einer Uhr abzählen mußte.“

„Sie gaben dem Wirthe Befehl, alle Feuer im Hauſe ſorgfältig mit Waſſer löſchen zu laſſen; dieß geſchah ohne Zweifel —“

„Um meinen Mann im Kamine außer Gefahr des Erſtickens zu ſetzen, weil die Schornſteine im Hauſe in einander laufen, und ich vor Ihrer Suite nicht ſo recht ſicher zu ſein glaubte.“

„Wie kam es aber, fragte Lord Seymour, daß Ihr Geiſt weder früher noch ſpäter da war, als Sie ihn brauchten?“

„Mein Geiſt war ſchon eine gute Weile im Zimmer, ehe ich ihn citirte; aber ſo lange der Spiritus braunte, konnte man dieſen matten Schein nicht ſehen. Als meine Beſchwörungsformel geendigt war, ließ ich das Gefäß, worinn der Spiritus flammte, zuſammenfallen, es wurde Nacht im Saal, und jetzt erſt wurde man die Figur an der Wand gewahr, die ſich ſchon längſt darauf reflektirt hatte.“

„Aber in eben dem Moment, als der Geiſt erſchien, empfanden wir alle einen elektriſchen Schlag. Wie bewirkten Sie dieſen?“

„Die Maſchine unter dem Altar haben Sie entdeckt. Sie ſahen auch, daß ich auf einem ſeidnen Fußteppich ſtand. Ich ließ Sie in einem halben Mond um mich herumſtehen und einander die Hände reichen; als es nahe dabei war, winkte ich einem von Ihnen, mich bei den Haaren zu faßen. Das ſilberne Crucifix war der Conductor, und Sie empfingen den Schlag, als ich es mit der Hand berührte.“

„Sie befahlen uns, dem Grafen von O*** und mir, ſagte Lord Seymour, zwei bloße Degen kreuzweiſe über Ihrem Scheitel zu halten, ſo lange die Beſchwörung dauern würde. Wozu nun dieſes?“

„Zu

„Zu nichts weiter, als um Sie beide, denen ich am wenigſten traute, während des ganzen Actus zu beſchäftigen. Sie erinnern Sich, daß ich Ihnen ausdrücklich einen Zoll hoch beſtimmte; dadurch daß Sie dieſe Entfernung immer in Acht nehmen mußten, waren Sie verhindert, Ihre Blicke dahin zu richten, wo ich ſie nicht gerne haben wollte. Meinen ſchlimmſten Feind hatte ich damals noch gar nicht in's Auge gefaßt.“

„Ich geſtehe, rief Lord Seymour, daß dieß vorſichtig gehandelt heißt — aber warum mußten wir ausgekleidet ſein?“

„Bloß um der Handlung eine Feierlichkeit mehr zu geben und durch das Ungewöhnliche Ihre Einbildungskraft zu ſpannen.“

„Die zwote Erſcheinung ließ Ihren Geiſt nicht zum Wort kommen, ſagte der Prinz. Was hätten wir eigentlich von ihm erfahren ſollen?“

„Beinahe daſſelbe, was Sie nachher gehört haben. Ich fragte Eure Durchlaucht nicht ohne Abſicht, ob Sie mir auch alles geſagt, was Ihnen der Sterbende aufgetragen, und ob Sie keine weitere Nachfragen wegen ihm in ſeinem Vaterlande gethan; dieſes fand ich nöthig, um nicht gegen Thatſachen anzuſtoßen, die der Ausſage meines Geiſtes hätten widerſprechen können. Ich fragte gewiſſer Jugendſünden wegen, ob der Verſtorbene untadelhaft gelebt, und auf die Antwort, welche Sie mir gaben, gründete ich alsdann meine Erfindung."

„Ueber dieſe Sache, fing der Prinz nach einigem Stillſchweigen an, haben Sie mir einen befriedigenden Aufſchluß gegeben. Aber ein Hauptumſtand iſt noch zurück, worüber ich Licht von Ihnen verlange."

„Wenn es in meiner Gewalt ſteht, und —"

„Keine Bedingungen. Die Gerechtigkeit, in deren Händen Sie ſind, dürfte ſo beſcheiden nicht fragen. Wer war dieſer Unbekannte, vor dem wir Sie niederſtürzen ſahen? Was wiſſen Sie von ihm? Woher kennen Sie ihn? Und was hat es für eine Bewandniß mit dieſer zwoten Erſcheinung?"

„Prinz —"

„Als Sie ihm genauer in's Geſicht ſahen, ſtießen Sie einen lauten Schrei aus und ſtürzten nieder. Warum das? Was bedeutete das?"

„Dieſer Unbekannte, Prinz" ——— Er hielt inne, wurde ſichtbarlich unruhiger und ſah uns alle in der Reihe herum mit verlegenen Blicken an. — „Ja bei Gott, Prinz! dieſer Unbekannte iſt ein ſchreckliches Weſen."

„Was wiſſen Sie von ihm? wie ſteht er mit Ihnen in Verbindung? Hoffen Sie nicht, uns die Wahrheit zu verhehlen. —"

„Dafür

„Dafür werd' ich mich wohl hüten — denn wer ſteht mir dafür, daß er nicht in dieſem Augenblicke mitten unter uns ſteht?“

„Wo? Wer? rieſen wir alle zugleich, und ſchauten uns erſchrocken im Zimmer um — Das iſt ja nicht möglich.“

„O! dieſem Menſchen — oder wer er ſein mag — ſind Dinge möglich, die noch weit weniger zu begreifen ſind.“

„Aber wer iſt er denn? Woher ſtammt er? Armenier oder Ruſſe? Was iſt das Wahre an dem, wofür er ſich ausgiebt?“

„Keines von allem, was er ſcheint. Es wird wenige Stände und Nationen geben, davon er nicht ſchon die Maſke getragen. Wer er ſei? Woher er gekommen? Wohin er gehe? weiß niemand. Daß er lang' in Aegypten geweſen, wie viele behaupten, und dort aus einer Katakombe ſeine verborgene Weisheit geholt habe, will ich weder bejahen noch verneinen. Bei uns kennt man ihn nur unter dem Nahmen des Unergründlichen. Wie alt, zum Beiſpiel, ſchätzen Sie ihn?

„Nach dem äuſern Anſchein zu urtheilen, kann er kaum vierzig zurückgelegt haben.“

„Und wie alt denken Sie, daß ich ſei?“

„Nicht weit von funfzig.“

„Ganz recht — und wenn ich Ihnen nun ſage, daß ich noch ein Burſche von ſiebenzehn Jahren war, als mir mein Großvater von dieſem Wundermann erzählte, der ihn ohngefähr in eben dem Alter, worinn er jetzt zu ſein ſcheint, in Famaguſta geſehen hat. —“

„Das iſt lächerlich, unglaublich und übertrieben.“

„Nicht um einen Zug. Hielten mich dieſe Feſſeln nicht ab, ich wollte Ihnen Bürgen ſtellen, deren ehrwürdiges Anſehen Ihnen keinen Zweifel mehr übrig laſſen ſollte. Es giebt glaubwürdige Leute, die ſich erinnern, ihn in verſchiedenen Weltgegenden zu gleicher Zeit geſehen zu haben. Keines Degens Spitze kann ihn durchbohren, kein Gift ihm etwas anhaben, kein Feuer ſengt ihn, kein Schiff geht unter, worauf er ſich befindet. Die Zeit ſelbſt ſcheint an ihm ihre Macht zu verlieren, die Jahre trocknen ſeine Säfte nicht aus und das Alter kann ſeine Haare nicht bleichen. Niemand iſt, der ihn Speiſe nehmen ſah, nie iſt ein Weib von ihm berührt worden, kein Schlaf beſucht ſeine Augen, von allen Stunden des Tages weiß man nur eine einzige, über die er nicht Herr iſt, in welcher niemand ihn geſehen, in welcher er kein irrdiſches Geſchäft verrichtet hat.“

„So? ſagte der Prinz. Und was iſt dieß für eine Stunde?“

„Die Zwölfte in der Nacht. Sobald die Glocke den zwölften Streich thut, gehört er den Lebendigen nicht mehr. Wo er auch ſein mag, er muß fort, welches Geſchäft er auch verrichtet, er muß es abbrechen. Dieſer ſchreckliche Glockenſchlag reißt ihn aus den Armen der Freundſchaft, reißt ihn ſelbſt vom Altar, und würde ihn auch aus dem Todeskampf abrufen. Niemand weiß, wo er dann hingeht, noch was er da verrichtet. Niemand wagt es, ihn darum zu befragen, noch weniger ihm zu folgen, denn ſeine Geſichtszüge ziehen ſich auf einmal, ſobald dieſe gefürchtete Stunde ſchlägt, in einen ſo finſtern und ſchreckhaften Ernſt zuſammen, daß jedem der Muth entfällt, ihm in's Geſicht zu blicken oder ihn anzureden. Eine tiefe Todesſtille endigt dann plötzlich das lebhafteſte Geſpräch, und alle, die um ihn ſind, erwarten mit ehrerbietigem Schaudern ſeine Wiederkunft, ohne es nur zu wagen, ſich von der Stelle zu heben, oder die Thüre zu öfnen, durch die er gegangen iſt.“

„Aber bemerkt man nichts außerordentliches an ihm bei ſeiner Zurückkunft?“

„Nichts als daß er bleich und abgemattet ausſieht, ohngefähr wie ein Menſch, der eine ſchmerzhafte Operation ausgeſtanden, oder eine ſchreckliche Zeitung erhält. Einige wollen Blutstropfen auf ſeinem Hemde geſehen haben; dieſes aber laſſe ich dahin geſtellt ſein.“

„Und hat man es zum wenigſten nie verſucht, ihm dieſe Stunde zu verbergen, oder ihn ſo in Zerſtreuung zu verwickeln, daß er ſie überſehen mußte?“

„Ein einzigesmal, ſagt man, überſchritt er den Termin. Die Geſellſchaft war zahlreich, man verſpätete ſich bis tief in die Nacht, alle Uhren waren mit Fleiß falſch gerichtet, und das Feuer der Unterredung riß ihn dahin. Als die geſetzte Stunde da war, verſtummte er plötzlich, und wurde ſtarr, alle ſeine Gliedmaßen verharrten in derſelben Richtung, worinn dieſer Zufall ſie überraſchte, ſeine Augen ſtanden, ſein Puls ſchlug nicht mehr, alle Mittel, die man anwendete, ihn wieder zu erwecken, waren fruchtlos; und dieſer Zuſtand hielt an, bis die Stunde verſtrichen war. Dann belebte er ſich plötzlich von ſelbſt wieder, ſchlug die Augen auf, und fuhr in der nehmlichen Silbe fort, worinn er war unterbrochen worden. Die allgemeine Beſtürzung verrieth ihm, was geſchehen war, und da erklärte er mit einem fürchterlichen Ernſt, daß man ſich glücklich preiſen dürfte, mit dem bloßen Schrecken davon gekommen zu ſein. Aber die Stadt, worinn ihm dieſes begegnet war, verließ er noch an demſelben Abend auf immer. Der allgemeine Glaube iſt, daß er in dieſer geheimnißvollen Stunde Unterredungen mit ſeinem Genius halte. Einige meinen gar, er ſei ein Verſtorbener, dem es verſtattet ſei, drei und zwanzig Stunden vom Tag unter den Lebenden zu wandeln;

deln; in der letzten aber müſſe ſeine Seele zur Unterwelt heimkehren, um dort ihr Gericht auszuhalten. Viele halten ihn auch für den berühmten Apollonius von Thyana, und andre gar für den Jünger Johannes, von dem es heißt, „daß er bleiben würde bis zum letzten Gericht.“

„Ueber einen ſo außerordentlichen Mann kann es freilich nicht an abentheuerlichen Muthmaßungen fehlen. Alles bisherige aber haben Sie bloß von Hörenſagen; und doch ſchien mir ſein Benehmen gegen Sie und das Ihrige gegen ihn auf eine genauere Bekanntſchaft zu deuten. Liegt hier nicht irgend eine beſondre Geſchichte zum Grunde, bei der Sie ſelbſt mit verwickelt geweſen? Verhehlen Sie uns nichts.“

Der Mann ſchwieg mit einem zweifelhaften Blick.

„Wenn es eine Sache betrift, fuhr der Prinz fort, die Sie nicht gerne laut machen wollen, ſo verſichre ich Sie im Nahmen dieſer beiden Herren der unverbrüchlichſten Verſchwiegenheit. Aber reden Sie aufrichtig und unverhohlen.“

„Wenn ich hoffen kann, fing der Mann endlich an, daß Sie ſolche nicht gegen mich zeugen laſſen wollen, ſo will ich Ihnen eine merkwürdige Begebenheit mit dieſem Armenier erzählen, von der ich Augenzeuge war, und die Ihnen über die verborgene Gewalt dieſes Menſchen keinen Zweifel mehr übrig laſſen wird. Aber es muß mir erlaubt ſein, einige Nahmen dabei zu verſchweigen."

„Kann es nicht auch ohne dieſe Bedingung geſchehen?"

„Nein, gnädigſter Herr. Es iſt eine Familie darein verwickelt, die ich Urſache habe, zu ehren."

„Laſſen Sie uns hören," ſagte der Prinz.

„Es mögen nun fünf Jahre ſein, fing der Sicilianer an, daß ich in Neapel, wo ich mit ziemlichem Glück meine Künſte trieb, mit einem gewiſſen Lorenzo del M**nte, Chevalier des Ordens von S. Stephan, Bekanntſchaft machte, einem jungen und reichen Kavalier aus einem der erſten Häuſer des Königreichs, der mich mit Verbindlichkeiten überhäufte und für meine Geheimniſſe große Achtung zu tragen ſchien. Er entdeckte mir, daß der Marcheſe del M**nte, ſein Vater, ein eifriger Verehrer der Kabbala wäre, und ſich glücklich ſchätzen würde, einen Weltweiſen (wie er mich zu nennen beliebte) unter ſeinem Dache zu wiſſen. Der Greis wohnte auf einem ſeiner Landgüter an der See, ohngefähr ſieben Meilen von Neapel, wo er beinahe in gänzlicher Abgeſchiedenheit von Menſchen das Andenken eines theuern Sohnes beweinte, der ihm durch ein ſchreckliches Schickſal entriſſen ward. Der Chevalier ließ mich merken, daß er und ſeine Familie in einer ſehr ernſthaften Angelegenheit meiner wohl gar einmal bedür-

bedürfen könnten, um von meiner geheimen Wiſſenſchaft vielleicht einen Aufſchluß über etwas zu erhalten, wobei alle natürlichen Mittel fruchtlos erſchöpft worden wären. Er ins beſondere, ſetzte er ſehr bedeutungsvoll hinzu, würde einſt vielleicht Urſache haben mich als den Schöpfer ſeiner Ruhe und ſeines ganzen irrdiſchen Glücks zu betrachten. Die Sache ſelbſt aber verhielt ſich folgender Geſtalt. Dieſer Lorenzo war der jüngere Sohn des Marcheſe, weßwegen er auch zu dem geiſtlichen Stand beſtimmt war; die Güter der Familie ſollten an ſeinen ältern Bruder fallen. Jeronymo, ſo hieß dieſer ältere Bruder, hatte mehrere Jahre auf Reiſen zugebracht, und kam ohngefähr ſieben Jahre vor der Begebenheit, die jetzt erzählt wird, in ſein Vaterland zurück, um eine Heirath mit der einzigen Tochter eines benachbarten gräflichen Hauſes von C***tti zu vollziehen, worüber beide Familien ſchon ſeit der Geburt dieſer Kinder übereingekommen waren, um ihre anſehnlichen Güter dadurch zu vereinigen. Ohngeachtet dieſe Verbindung bloß das Werk der elterlichen Konvenienz war, und die Herzen beider Verlobten bei der Wahl nicht um Rath gefragt wurden, ſo hatten ſie ſie doch ſtillſchweigend ſchon beſchworen. Jeronymo del M**nte und Antonie C***tti waren mit einander auferzogen worden, und der wenige Zwang, den man dem Umgang zweier Kinder auflegte, die man ſchon damals gewohnt war, als ein Paar zu betrachten, hatte frühzeitig ein zärtliches Verſtändniß zwiſchen beiden entſtehen laſſen,

ſen, das durch die Harmonie ihrer Karaktere noch mehr bevestigt ward, und ſich in reifern Jahren leicht zur Liebe erhöhte. Eine vierjährige Entfernung hatte es vielmehr angefeuert als erkältet, und Jeronymo kehrte eben ſo treu und eben ſo feurig in die Arme ſeiner Braut zurück, als wenn er ſich niemals daraus geriſſen hätte.“

„Die Entzückungen des Wiederſehens waren noch nicht vorüber, und die Anſtalten zur Vermählung wurden auf das lebhafteſte betrieben, als der Bräutigam — verſchwand. Er pflegte öfters ganze Abende auf einem Landhauſe zuzubringen, das die Ausſicht auf's Meer hatte, und ſich da zuweilen mit einer Waſſerfahrt zu vergnügen. Nach einem ſolchen Abende geſchah es, daß er ungewöhnlich lang ausblieb. Man ſchickte Boten nach ihm aus, Fahrzeuge ſuchten ihn auf der See, niemand wollte ihn geſehen haben; von ſeinen Bedienten wurde keiner vermißt, daß ihn alſo keiner begleitet haben konnte. Es wurde Nacht, und er erſchien nicht. Es wurde Morgen — es wurde Mittag und Abend, und noch kein Jeronymo. Schon fing man an, den ſchrecklichſten Muthmaßungen Raum zu geben, als die Nachricht einlief, ein algieriſcher Korſar habe vorigen Tages an dieſer Küſte gelandet und verſchiedene von den Einwohnern ſeien gefangen weggeführt worden. Sogleich werden zwei Galeeren bemannt, die eben ſegelfertig liegen; der alte Marcheſe beſteigt ſelbſt die erſte, entſchloſſen, ſeinen Sohn mit Gefahr ſeines eigenen

Lebens zu befreien. Am dritten Morgen erblicken ſie den Korſaren, vor welchem ſie den Vortheil des Windes voraus haben; ſie haben ihn bald erreicht, ſie kommen ihm ſo nahe, daß Lorenzo, der ſich auf der zweiten Galeere befindet, das Zeichen ſeines Bruders auf dem feindlichen Verdeck zu erkennen glaubt, als plötzlich ein Sturm ſie wieder von einander trennt. Mit Mühe ſtehen ihn die beſchädigten Schiffe aus; aber die Priſe iſt verſchwunden und die Noth zwingt ſie, auf Maltha zu landen. Der Schmerz der Familie iſt ohne Grenzen; troſtlos rauft ſich der alte Marcheſe die eisgrauen Haare aus, man fürchtet für das Leben der jungen Gräfinn.“

„Fünf Jahre gehen in fruchtloſen Erkundigungen hin. Nachfragen geſchehen längs der ganzen barbariſchen Küſte; ungeheure Preiſe werden für die Freiheit des jungen Marcheſe geboten, aber niemand meldet ſich, ſie zu verdienen. Endlich bleibt es bei der wahrſcheinlichen Vermuthung, daß jener Sturm, welcher beide Fahrzeuge trennte, das Räuberſchiff zu Grunde gerichtet habe, und daß ſeine ganze Mannſchaft in den Fluthen umgekommen ſei.“

„So ſcheinbar dieſe Vermuthung war, ſo fehlte ihr dennoch noch viel zur Gewißheit und nichts berechtigte, die Hoffnung ganz aufzugeben, daß der Verlorne nicht einmal wieder ſichtbar werden könnte. Aber geſetzt nun, er würde es nicht mehr, ſo erloſch mit

ihm

ihm zugleich die Familie, oder der zweite Bruder mußte dem geiſtlichen Stand entſagen, und in die Rechte des Erſtgebornen eintreten. So wenig dieſes die Gerechtigkeit gegen den letztern zu erlauben ſchien, ſo wenig durfte auf der andern Seite die Familie durch eine zu weit getriebene Gewiſſenhaftigkeit der Gefahr des Ausſterbens ausgeſetzt werden. Gram und Alter näherten den alten Marcheſe dem Grabe; mit jedem neu vereitelten Verſuch ſank die Hoffnung, den Verſchwundenen wieder zu finden; er ſah den Untergang ſeines Hauſes, der durch eine kleine Ungerechtigkeit zu verhüten war, wenn er ſich nehmlich nur entſchließen wollte, den jüngern Bruder auf Unkoſten des ältern zu begünſtigen. Um ſeine Verbindungen mit dem gräflichen Hauſe von C***tti zu erfüllen, brauchte nur ein Nahme geändert zu werden; der Zweck beider Familien war auf gleiche Art erreicht, Gräfinn Antonie mochte nun Lorenzos oder Jeronymos Gattinn heißen. Die ſchwache Möglichkeit einer Wiedererſcheinung des letztern kam gegen das gewiſſe und dringende Uebel, den gänzlichen Untergang der Familie, in keine Betrachtung, und der alte Marcheſe, der die Annäherung des Todes mit jedem Tag ſtärker fühlte, wünſchte mit Ungeduld, von dieſer Unruhe wenigſtens frei zu ſterben."

„Wer dieſen Schritt allein verzögerte und am hartnäckigſten bekämpfte, war derjenige, der das meiſte dabei gewann. — Lorenzo. Ungerührt von dem Reiz uner-

unermeßlicher Güter, unempfindlich ſelbſt gegen den Beſitz des liebenswürdigſten Geſchöpfs, das ſeinen Armen überliefert werden ſollte, weigerte er ſich mit der edelmüthigſten Gewiſſenhaftigkeit, einen Bruder zu berauben, der vielleicht noch am Leben wäre, und ſein Eigenthum zurückfodern könnte. Iſt das Schickſal meines theuern Jeronymo, ſagte er, durch dieſe lange Gefangenſchaft nicht ſchon ſchrecklich genug, daß ich es noch durch einen Diebſtahl verbittern ſollte, der ihn um alles bringt, was ihm das theuerſte war? Mit welchem Herzen würde ich den Himmel um ſeine Wiederkunft anflehen, wenn ſein Weib in meinen Armen liegt? Mit welcher Stirne ihm, wenn endlich ein Wunder ihn uns zurückbringt, entgegen eilen? Und geſetzt, er iſt uns auf ewig entriſſen, wodurch können wir ſein Andenken beſſer ehren, als wenn wir die Lücke ewig unausgefüllt laſſen, die ſein Tod in unſern Zirkel geriſſen hat? als wenn wir alle unſre Hoffnungen auf ſeinem Grabe opfern, und das, was ſein war, gleich einem Heiligthum unberührt laſſen?“

„Aber alle Gründe, welche die brüderliche Delikateſſe ausfand, waren nicht vermögend, den alten Marcheſe mit der Idee auszuſöhnen, einen Stamm erlöſchen zu ſehen, der bereits neun Jahrhunderte geblüht. Alles was Lorenzo ihm abgewann, war noch eine Friſt von zwei Jahren, ehe er die Braut ſeines Bruders zum Altare führte. Während dieſes Zeitraums wurden die

Nachforſchungen auf's eifrigſte fortgeſetzt; Lorenzo ſelbſt that verſchiedene Seereiſen, ſetzte ſeine Perſon manchen Gefahren aus; keine Mühe, keine Koſten wurden geſpart, den Verſchwundenen wieder zu finden. Aber auch dieſe zwei Jahre verſtrichen fruchtlos, wie alle vorigen.“

„Und Gräfinn Antonie? fragte der Prinz. Von ihrem Zuſtande ſagen Sie uns nichts. Sollte ſie ſich ſo gelaſſen in ihr Schickſal ergeben haben? Ich kann es nicht glauben.“

„Antoniens Zuſtand war der ſchrecklichſte Kampf zwiſchen Pflicht und Neigung, Haß und Bewunderung. Die uneigennützige Großmuth der brüderlichen Liebe rührte ſie; ſie fühlte ſich hingeriſſen, den Mann zu verehren, den ſie nimmermehr lieben konnte; zerriſſen von widerſprechenden Gefühlen blutete ihr Herz. Aber ihr Widerwille gegen den Chevalier ſchien in eben dem Grade zu wachſen, wie ſich ſeine Anſprüche auf ihre Achtung vermehrten. Mit tiefem Leiden bemerkte er den ſtillen Gram, der ihre Jugend verzehrte. Ein zärtliches Mitleid trat unvermerkt an die Stelle der Gleichgültigkeit, mit der er ſie bisher betrachtet hatte; aber dieſe verrätheriſche Empfindung hinterging ihn, und eine wüthende Leidenſchaft fing an ihm die Ausübung einer Tugend zu erſchweren, die bis jetzt ohne Beiſpiel geweſen war. Doch ſelbſt noch auf Unkoſten der Liebe gab er den Eingebungen ſeines Edelmuths Gehör: er allein

allein war es, der das unglückliche Opfer gegen die Willkühr der Familie in Schutz nahm. Aber alle ſeine Bemühungen mißlangen; jeder Sieg, den er über ſeine Leidenſchaft davon trug, machte ihn Ihrer nur um ſo würdiger, und die Großmuth, mit der er ſie ausſchlug, diente nur dazu, ihre Widerſetzlichkeit jeder Entſchuldigung zu berauben."

„So ſtanden die Sachen, als der Chevalier mich beredete, ihn auf ſeinem Landgute zu beſuchen. Die warme Empfehlung meines Gönners bereitete mir da einen Empfang, der alle meine Wünſche übertraf. Ich darf nicht vergeſſen hier noch anzuführen, daß es mir durch einige merkwürdige Operationen gelungen war, meinen Nahmen unter den dortigen Logen berühmt zu machen, welches mit dazu beitragen mochte, das Vertrauen des alten Marcheſe zu vermehren und ſeine Erwartungen von mir zu erhöhen. Wie weit ich es mit ihm gebracht, und welche Wege ich dabei gegangen, erlaſſen Sie mir zu erzählen; aus den Geſtändniſſen, die ich Ihnen bereits gethan, können Sie auf alles übrige ſchließen. Da ich mir alle myſtiſche Bücher zu nutze machte, die ſich in der ſehr anſehnlichen Bibliothek des Marcheſe befanden, ſo gelang es mir bald, in ſeiner Sprache mit ihm zu reden und mein Syſtem von der unſichtbaren Welt mit den abentheuerlichſten Erfindungen aufzuſtutzen. In kurzem glaubte er, was ich wollte, und hätte eben ſo zuverſichtlich auf die Begattungen der Philo-

Philoſophen mit Salamandrinnen und Sylphiden, als auf einen Artikel des Kanons geſchworen. Da er überdieß ſehr religiös war und ſeine Anlage zum Glauben in dieſer Schule zu einem hohen Grade ausgebildet hatte, ſo fanden meine Mährchen bei ihm deſto leichter Eingang, und zuletzt hatte ich ihn mit Myſticität ſo umſtrickt und umwunden, daß nichts mehr bei ihm Credit hatte, ſobald es natürlich war. In kurzem war ich der angebetete Apoſtel des Hauſes. Der gewöhnliche Inhalt meiner Vorleſungen war die Exaltation der menſchlichen Natur, und der Umgang mit höhern Weſen; mein Gewährsmann der untrügliche Graf von Gabalis." Die junge Gräfinn, die ſeit dem Verluſt ihres Geliebten ohnehin mehr in der Geiſterwelt als in der wirklichen lebte, und überdieß eine große Miſchung von Melancholie in ihrem Karakter hatte, fing meine hingeworfenen Winke mit ſchauderndem Wohlbehagen auf; ja ſogar die Bedienten des Hauſes ſuchten ſich im Zimmer zu thun zu machen, wenn ich redete, um hie und da eins meiner Worte aufzuhaſchen, welche Bruchſtücke ſie alsdann nach ihrer Art an einander reihten."

„Ohngefähr zwei Monate mochte ich ſo auf dieſem Ritterſitze zugebracht haben, als eines Morgens der Chevalier auf mein Zimmer trat. Tiefer Gram mahlte ſich auf ſeinem Geſichte, alle ſeine Züge waren zerſtört, er warf ſich in einen Stuhl mit allen Geberden der Verzweiflung."

„Kapi-

„Kapitain, ſagte er, mit mir iſt es vorbei. Ich muß fort. Ich kann es länger nicht aushalten.“

„Was iſt Ihnen Chevalier? Was haben Sie?“

„O dieſe fürchterliche Leidenſchaft! (Hier fuhr er mit Heftigkeit von dem Stuhle auf, und warf ſich in meine Arme) — Ich habe ſie bekämpft wie ein Mann. — Jetzt kann ich nicht mehr.“

„Aber an wem liegt es denn, liebſter Freund, als an Ihnen? Steht nicht alles in Ihrer Gewalt? Vater, Familie —“

„Vater! Familie! Was iſt mir das? — Will ich eine erzwungene Hand, oder eine freiwillige Neigung? — Hab' ich nicht einen Nebenbuhler? — Ach! Und welchen! — Einen Nebenbuhler vielleicht unter den Todten! — O laſſen Sie mich! Ging es auch bis an's Ende der Welt. Ich muß meinen Bruder finden.“

„Wie? Nach ſo viel fehlgeſchlagenen Verſuchen können Sie noch Hoffnung —“

„Hoffnung! — In meinem Herzen ſtarb ſie längſt. Aber auch in Jenem? — Was liegt daran, ob ich hoffe? — Bin ich glücklich, ſo lange noch ein Schimmer dieſer Hoffnung in Antoniens Herzen glimmt? — Zwei Worte, Freund, könnten meine Marter enden — Aber umſonſt! Mein Schickſal wird elend bleiben, bis die Ewigkeit ihr langes Schweigen bricht und Gräber für mich zeugen.“

„Iſt es dieſe Gewißheit alſo, die Sie glücklich machen kann?“

„Glücklich? O ich zweifle, ob ich es je wieder ſein kann! — Aber Ungewißheit iſt die ſchrecklichſte Verdammniß! (Nach einigem Stillſchweigen mäßigte er ſich, und fuhr mit Wehmuth fort) Daß er meine Leiden ſähe! — Kann ſie ihn glücklich machen dieſe Treue, die das Elend ſeines Bruders macht? Soll ein Lebendiger eines Todten wegen ſchmachten, der nicht mehr genießen kann? — Wüßte er meine Qual — (hier fing er an, heftig zu weinen, und drückte ſein Geſicht auf meine Bruſt) vielleicht — ja vielleicht würde er ſie ſelbſt in meine Arme führen.“

„Aber ſollte dieſer Wunſch ſo ganz unerfüllbar ſein?“

„Freund! Was ſagen Sie? — Er ſah mich erſchrocken an.“

„Weit geringere Anläſſe, fuhr ich fort, haben die Abgeſchiedenen in das Schickſal der Lebenden verflochten. Sollte das ganze zeitliche Glück eines Menſchen — eines Bruders —“

„Das ganze zeitliche Glück! O das fühl' ich! Wie wahr haben Sie geſagt! Meine ganze Glückſeligkeit!“

„Und

„Und die Ruhe einer trauernden Familie keine würdige Aufforderung ſein? Gewiß! wenn eine irdiſche Angelegenheit dazu berechtigen kann, die Ruhe der Seligen zu ſtören — von einer Gewalt Gebrauch zu machen —“

„Um Gottes willen, Freund! (unterbrach er mich) Nichts mehr davon. Ehmals wohl, ich geſteh' es, hegte ich einen ſolchen Gedanken — mir däucht, ich ſagte Ihnen davon — aber ich hab' ihn längſt als ruchlos und abſcheulich verworfen.“

„Sie ſehen nun ſchon, fuhr der Sicilianer fort, wohin uns dieſes führte. Ich bemühte mich die Bedenklichkeiten des Ritters zu zerſtreuen, welches mir endlich auch gelang. Es ward beſchloſſen, den Geiſt des Verſtorbenen zu zitieren, wobei ich mir nur vierzehn Tage Friſt ausbedingte, um mich, wie ich vorgab, würdig darauf vorzubereiten. Nachdem dieſer Zeitraum verſtrichen und meine Maſchinen gehörig gerichtet waren, benutzte ich einen ſchauerlichen Abend, wo die Familie auf die gewöhnliche Art um mich verſammelt war, ihr die Einwilligung dazu abzulocken, oder ſie vielmehr unvermerkt dahin zu leiten, daß ſie ſelbſt dieſe Bitte an mich that. Den ſchwerſten Stand hatte man bei der jungen Gräfinn, deren Gegenwart doch ſo weſentlich war; aber hier kam uns der ſchwärmeriſche Flug ihrer Leidenſchaft zu Hülfe, und vielleicht mehr noch ein ſchwacher Schimmer von Hoffnung, daß der Todtgeglaubte noch lebe und auf den Ruf nicht erſcheinen würde. Mißtrauen in die Sache ſelbſt war das einzige Hinderniß, welches ich nicht zu bekämpfen hatte.“

„Sobald die Einwilligung der Familie da war, wurde der dritte Tag zu dem Werke angeſetzt. Gebete, die bis in die Mitternacht verlängert werden mußten, Faſten, Wachen, Einſamkeit und myſtiſcher Unterricht waren, verbunden mit dem Gebrauch eines gewiſſen noch unbekannten muſikaliſchen Inſtruments, das ich in ähnlichen Fällen ſehr wirkſam fand *), die Vorbereitungen zu dieſem feierlichen Akt, welche auch ſo ſehr nach Wunſche einſchlugen, daß die fanatiſche Begeiſterung meiner Zuhörer meine eigne Phantaſie erhitzte, und die Illuſion nicht wenig vermehrte, zu der ich mich bei dieſer Gelegenheit anſtrengen mußte. Endlich kam die erwartete Stunde —“

„Ich errathe, rief der Prinz, wen Sie uns jetzt aufführen werden — Aber fahren Sie nur fort — fahren Sie fort —“

„Nein, gnädigſter Herr. Die Beſchwörung ging nach Wunſche vorüber.“

„Aber wie? Wo bleibt denn der Armenier?

„Fürch-

---

*) Vielleicht meint er damit die Harmonika.

„Fürchten Sie nicht, antwortete der Sicilianer, der Armenier wird nur zu zeitig erſcheinen.“

„Ich laſſe mich in keine Beſchreibung des Gaukelſpiels ein, die mich ohnehin auch zu weit führen würde. Genug es erfüllte alle meine Erwartungen. Der alte Marcheſe, die junge Gräfinn nebſt ihrer Mutter, der Chevalier und noch jemand aus der Verwandtſchaft waren zugegen. Sie können leicht denken, daß es mir in der langen Zeit, die ich in dieſem Hauſe zugebracht, nicht an Gelegenheit werde gemangelt haben, von allem, was den Verſtorbenen anbetraf, die genaueſte Erkundigung einzuziehen. Verſchiedne Gemählde, die ich da von ihm vorfand, ſetzten mich in den Stand, der Erſcheinung die täuſchendſte Aehnlichkeit zu geben, und weil ich den Geiſt nur durch Zeichen ſprechen ließ, ſo konnte auch ſeine Stimme keinen Verdacht erwecken. Der Todte ſelbſt erſchien in barbariſchem Sklavenkleid, eine tiefe Wunde am Halſe. (Sie bemerken, ſagte der Sicilianer, daß ich hierinn von der allgemeinen Muthmaßung abging, die ihn in den Wellen umkommen laſſen; weil ich Urſache hatte zu hoffen, daß gerade das Unerwartete dieſer Wendung die Glaubwürdigkeit der Viſion ſelbſt nicht wenig vermehren würde; ſo wie mir im Gegentheil nichts gefährlicher ſchien, als eine zu gewiſſenhafte Annäherung an das Natürliche.“

„Ich glaube, daß dieß ſehr richtig geurtheilt war, ſagte der Prinz. In einer Reihe von außerordentlichen Erſcheinungen müßte, däucht mir, juſt die wahrſcheinlichere ſtören; die Leichtigkeit, die erhaltene Entdeckung zu begreifen, würde hier nur das Mittel, durch welches man dazu gelangt war, herabgewürdigt haben; die Leichtigkeit, ſie zu erfinden, dieſes wohl gar verdächtig gemacht haben; denn wozu einen Geiſt bemühen, wenn man nichts weiteres von ihm erfahren ſoll, als was auch ohne ihn, mit Hülfe der bloß gewöhnlichen Vernunft herauszubringen war? Aber die überraſchende Neuheit und Schwürigkeit der Entdeckung iſt hier gleichſam eine Gewährleiſtung des Wunders, wodurch ſie erhalten wird — denn wer wird nun das Uebernatürliche einer Operation in Zweifel ziehen, wenn das, was ſie leiſtete, durch natürliche Kräfte nicht geleiſtet werden kann? — Ich habe Sie unterbrochen, ſetzte der Prinz hinzu. Fahren Sie fort in Ihrer Erzählung.“

„Ich ließ die Frage an den Geiſt ergehen, ob er nichts mehr ſein nenne auf dieſer Welt, und nichts darauf hinterlaſſen habe, was ihm theuer wäre? Der Geiſt ſchüttelte dreimal das Haupt und ſtreckte eine ſeiner Hände gen Himmel. Ehe er wegging, ſtreifte er noch einen Ring vom Finger, den man nach ſeiner Verſchwindung auf dem Fußboden liegen fand. Als die Gräfin ihn genauer in's Geſicht faßte, war es ihr Trauring.“

„Ihr Trauring! rief der Prinz mit Befremdung. Aber wie gelangten Sie zu dieſem?“

„Ich — — — Es war nicht der rechte, gnädigſter Prinz — — — Ich hatte ihn — — Es war nur ein nachgemachter.“

„Ein nachgemachter! wiederhohlte der Prinz. Zum Nachmachen brauchten Sie ja den rechten, und wie kamen Sie zu dieſem, da ihn der Verſtorbene gewiß nie vom Finger brachte?“

„Das iſt wohl wahr, ſagte der Sicilianer, nicht ohne Zeichen der Verwirrung — aber aus einer Beſchreibung, die man mir von dem wirklichen Trauring gemacht hatte —“

„Die Ihnen wer gemacht hatte?“

„Schon vor langer Zeit, ſagte der Sicilianer. Es war ein ganz einfacher goldner Ring mit dem Nahmen der jungen Gräfinn, glaub' ich, — aber Sie haben mich ganz aus der Ordnung gebracht —“

„Wie erging es weiter? ſagte der Prinz mit ſehr unbefriedigter und zweideutiger Miene.“

„Jetzt hielt man ſich für überzeugt, daß Jeronymo nicht mehr am Leben ſei. Die Familie machte von dieſem Tag an ſeinen Tod öffentlich bekannt und legte förmlich die Trauer an. Der Umſtand mit dem Ringe erlaubte auch Antonien keinen Zweifel mehr und

gab

gab den Bewerbungen des Chevalier einen größern Nachdruck. Aber der heftige Eindruck, den dieſe Erſcheinung auf ſie gemacht, ſtürzte ſie in eine gefährliche Krankheit, welche die Hoffnungen ihres Liebhabers bald auf ewig vereitelt hätte; als ſie wieder geneſen war, beſtand ſie darauf, den Schleier zu nehmen, wovon ſie nur durch die nachdrücklichſten Gegenvorſtellungen ihres Beichtvaters, in den ſie ein unumſchränktes Vertrauen ſetzte, abzubringen war. Endlich gelang es den vereinigten Bemühungen dieſes Mannes und der Familie, ihr das Jawort abzuängſtigen. Der letzte Tag der Trauer ſollte der glückliche Tag ſein, den der alte Marcheſe durch Abtretung aller ſeiner Güter an den rechtmäßigen Erben noch feſtlicher zu machen geſonnen war.“

„Er erſchien dieſer Tag, und Lorenzo empfing ſeine bebende Braut am Altare. Der Tag ging unter, ein prächtiges Mahl erwartete die frohen Gäſte im hellerleuchteten Hochzeitſaal, und eine lermende Muſik begleitete die ausgelaſſene Freude. Der glückliche Greis hatte gewollt, daß alle Welt ſeine Fröhlichkeit theilte; alle Zugänge zum Pallaſte waren geöffnet, und willkommen war jeder, der ihn glücklich pries. Unter dieſem Gedränge nun —“

Der Sicilianer hielt hier inne, und ein Schauer der Erwartung hemmte unſern Odem —

„Unter dieſem Gedränge alſo, fuhr er fort, ließ mich derjenige, welcher zunächſt an mir ſaß, einen Franziskanermönch bemerken, der unbeweglich wie eine Säule ſtand, langer hagrer Statur und aſchbleichen Angeſichts, einen ernſten und traurigen Blick auf das Brautpaar geheftet. Die Freude, welche rings herum auf allen Geſichtern lachte, ſchien an dieſem einzigen vorüber zu gehen, ſeine Miene blieb unwandelbar dieſelbe, wie eine Büſte unter lebenden Figuren. Das außerordentliche dieſes Anblicks, der, weil er mich mitten in der Luſt überraſchte, und gegen alles, was mich in dieſem Augenblick umgab, auf eine ſo grelle Art abſtach, um ſo tiefer auf mich wirkte, ließ einen unauslöſchlichen Eindruck in meiner Seele, daß ich dadurch allein in den Stand geſetzt worden bin, die Geſichtszüge dieſes Mönchs in der Phyſiognomie des Ruſſen (denn Sie begreifen wohl ſchon, daß er mit dieſem und Ihrem Armenier eine Perſon war) wieder zu erkennen, welches ſonſt ſchlechterdings unmöglich würde geweſen ſein. Oft verſucht' ich's, die Augen von dieſer Geſtalt abzuwenden, aber unfreiwillig fielen ſie wieder darauf, und fanden ſie jedesmal unverändert. Ich ſtieß meinen Nachbar an, dieſer den ſeinigen, dieſelbe Neugierde, dieſelbe Befremdung durchlief die ganze Tafel, das Geſpräch ſtockte, eine allgemeine plötzliche Stille, den Mönch ſtörte ſie nicht. Der Mönch ſtand unbeweglich und immer derſelbe, einen ernſten und traurigen Blick auf das Brautpaar geheftet.

tet. Einen jeden entſetzte dieſe Erſcheinung, die junge Gräfinn allein fand ihren eigenen Kummer im Geſicht dieſes Fremdlings wieder und hing mit ſtiller Wolluſt an dem einzigen Gegenſtand in der Verſammlung, der ihren Gram zu verſtehen ſchien. Allgemach verlief ſich das Gedränge, Mitternacht war vorüber, die Muſik fing an ſtiller und verlohrener zu tönen, die Kerzen dunkler und endlich nur einzeln zu brennen, das Geſpräch leiſer und immer leiſer zu flüſtern — und öder ward es, und immer öder im trüberleuchteten Hochzeitſaal; der Mönch ſtand unbeweglich und immer derſelbe, einen ſtillen und traurigen Blick auf das Brautpaar geheftet. Die Tafel wird aufgehoben, die Gäſte zerſtreuen ſich dahin und dorthin, die Familie tritt in einen engeren Kreis zuſammen, der Mönch bleibt ungeladen in dieſem engeren Kreis. Ich weiß nicht, woher es kam, daß niemand ihn anreden wollte; niemand redete ihn an. Schon drängen ſich ihre weibliche Bekannte um die zitternde Braut herum, die einen bittenden Hülfe ſuchenden Blick auf den ehrwürdigen Fremdling richtet; der Fremdling erwiedert ihn nicht. Die Männer ſammeln ſich auf gleiche Art um den Bräutigam — Eine gepreßte erwartungsvolle Stille — „Daß wir untereinander da ſo glücklich ſind“ hub endlich der Greis an, der allein unter uns allen den Unbekannten nicht zu bemerken, oder ſich doch nicht über ihn zu verwundern ſchien. „Daß wir ſo glücklich ſind, ſagte er, und mein Sohn Jeronymo muß fehlen!“

„Daß

„Haſt du ihn denn geladen und er iſt ausgeblieben? fragte der Mönch. Es war das erſtemal, daß er den Mund öffnete. Mit Schrecken ſahen wir ihn an.“

„Ach! er iſt hingegangen, wo man auf ewig ausbleibt, verſetzte der Alte. Ehrwürdiger Herr, ihr verſteht mich unrecht. Mein Sohn Jeronymo iſt todt.“

„Vielleicht fürchtet er ſich auch nur, ſich in ſolcher Geſellſchaft zu zeigen, fuhr der Mönch fort — Wer weiß, wie er ausſehen mag, dein Sohn Jeronymo! — Laß ihn die Stimme hören, die er zum letztenmal hörte! — Bitte deinen Sohn Lorenzo, daß er ihn rufe.“

„Was ſoll das bedeuten? murmelte alles. Lorenzo veränderte die Farbe. Ich läugne nicht, daß mir das Haar anfing zu ſteigen.“

„Der Mönch war unterdeſſen zum Schenktiſch getreten, wo er ein volles Weinglas ergriff, und an die Lippen ſetzte — „Das Andenken unſers theuern Jeronymo!“ rief er. „Wer den Verſtorbenen lieb hatte, thue mir's nach.“

„Woher ihr auch ſein mögt, ehrwürdiger Herr, rief endlich der Marcheſe. Ihr habt einen theuern Nahmen genannt. Seid mir willkommen! — Kommt meine Freunde (indem er ſich gegen uns kehrte und die Gläſer herumgehen ließ) laßt einen Fremdling uns nicht beſchämen! — Dem Andenken meines Sohnes Jeronymo!"

„Nie, glaube ich, ward eine Geſundheit mit ſo ſchlimmen Muthe getrunken."

„Ein Glas ſteht noch voll da — Warum weigert ſich mein Sohn Lorenzo, auf dieſen freundlichen Trunk Beſcheid zu thun?"

„Bebend empfing Lorenzo das Glas aus des Franziskaners Hand — bebend brachte er es an den Mund — „Meinem vielgeliebten Bruder Jeronymo!" ſtammelte er, und ſchauernd ſetzte er's nieder."

„Das iſt meines Mörders Stimme, rief eine fürchterliche Geſtalt, die auf einmal in unſrer Mitte ſtand, mit bluttrieſendem Kleid und entſtellt von gräßlichen Wunden."

„Aber um das weitere frage man mich nicht mehr, ſagte der Sicilianer, alle Zeichen des Entſetzens in ſeinem Angeſicht. Meine Sinne hatten mich von dem Augenblicke an verlaſſen, als ich die Augen auf die Geſtalt warf, ſo wie jeden, der zugegen war. Da wir wieder zu uns ſelber kamen, rang Lorenzo mit dem Tode. Mönch und Erſcheinung waren verſchwunden. Den Ritter brachte man unter ſchrecklichen Zuckungen zu Bette; niemand als der Geiſtliche war um den

Ster-

Sterbenden und der jammervolle Greis, der ihm, wenige Wochen nachher, im Tode folgte. Seine Geſtändniſſe liegen in der Bruſt des Paters verſenkt, der ſeine letzte Beichte hörte, und kein lebendiger Menſch hat ſie erfahren. Nicht lange nach dieſer Begebenheit geſchah es, daß man einen Brunnen auszuräumen hatte, der im Hinterhofe des Landhauſes unter wildem Geſträuche verſteckt und viele Jahre lang verſchüttet war; da man den Schutt durch einander ſtörte, entdeckte man ein Todtengerippe. Das Haus, wo ſich dieſes zutrug, ſteht nicht mehr; die Familie del M**nte iſt erloſchen, und in einem Kloſter, ohnweit Salerno, zeigt man Ihnen Antoniens Grab.“

„Sie ſehen nun, fuhr der Sicilianer fort, als er ſah, daß wir noch alle ſtumm und betreten ſtanden und niemand das Wort nehmen wollte, Sie ſehen nun, worauf ſich meine Bekanntſchaft mit dieſem Ruſſiſchen Offizier, oder dieſem Franziskanermönch, oder dieſem Armenier gründet. Urtheilen Sie jetzt, ob ich Urſache gehabt, vor einem Weſen zu zittern, das ſich mir zweimal auf eine ſo ſchreckliche Art in den Weg warf.“

„Beantworten Sie mir noch eine einzige Frage, ſagte der Prinz und ſtand auf. Sind Sie in Ihrer Erzählung über alles, was den Ritter betraf, immer aufrichtig geweſen?“

„Ich weiß nicht anders, verſetzte der Sicilianer.“

„Sie haben ihn alſo wirklich für einen rechtſchaffenen Mann gehalten?“

„Das hab' ich, bei Gott, das hab' ich,“ antwortete jener.

„Auch da noch, als er Ihnen den bewußten Ring gab?“

„Wie? — Er gab mir keinen Ring — Ich habe ja nicht geſagt, daß er mir den Ring gegeben.“

„Gut, ſagte der Prinz, an der Glocke ziehend und im Begriff wegzugehen. Und den Geiſt des Marquis von Lanoy, (fragte er, indem er noch einmal zurückkam) den dieſer Ruſſe geſtern auf den Ihrigen folgen ließ, halten Sie alſo für einen wahren und wirklichen Geiſt?“

— — — „Ich kann ihn für nichts anders halten.“

„Kommen Sie, ſagte der Prinz zu uns. Der Schließer trat herein. Wir ſind fertig, ſagte er zu dieſem. Sie, mein Herr, ſollen weiter von mir hören.“

Die Frage, gnädigſter Herr, welche Sie zuletzt an den Gaukler gethan haben, möchte ich an Sie ſelbſt thun, ſagte ich zu dem Prinzen, als wir wieder allein waren.

waren. Halten Sie dieſen zweiten Geiſt für den wahren und ächten?

„Ich? Nein, wahrhaftig, das thue ich nicht mehr.“

Nicht mehr? Alſo haben Sie es doch gethan?

„Ich läugne nicht, daß ich mich einen Augenblick habe hinreißen laſſen, dieſes Blendwerk für etwas mehr zu halten.“

Und ich will den ſehen, rief ich aus, der ſich unter dieſen ähnlichen Umſtänden einer ähnlichen Vermuthung erwehren kann. Aber was für Gründe haben Sie nun, dieſe Meinung zurückzunehmen? Nach dem, was man uns eben von dieſem Armenier erzählt hat, ſollte ſich der Glaube an ſeine Wundergewalt eher vermehrt als vermindert haben.

„Was ein Nichtswürdiger uns von ihm erzählt hat? fiel mir der Prinz mit Ernſthaftigkeit in's Wort. Denn hoffentlich zweifeln Sie nun nicht mehr, daß wir mit einem ſolchen zu thun gehabt haben?“

Nein, ſagte ich. Aber ſollte deßwegen ſein Zeugniß —

„Das Zeugniß eines Nichtswürdigen — geſetzt, ich hätte auch weiter keinen Grund, es in Zweifel zu ziehen — kann gegen Wahrheit und geſunde Vernunft

nicht

nicht in Anſchlag kommen. Verdient ein Menſch, der mich mehrmal betrogen, der den Betrug zu ſeinem Handwerk gemacht hat, in einer Sache gehört zu werden, wo die aufrichtigſte Wahrheitsliebe ſelbſt ſich erſt reinigen muß? Verdient ein ſolcher Menſch, der vielleicht nie eine Wahrheit um ihrer ſelbſt willen geſagt hat, da Glauben, wo er als Zeuge gegen Menſchenvernunft und ewige Naturordnung auftritt? Das klingt eben ſo, als wenn ich einen gebrandmarkten Böſewicht bevollmächtigen wollte, gegen die nie befleckte und nie beſcholtene Unſchuld zu klagen."

Aber was für Gründe ſollte er haben, einem Manne, den er ſo viele Urſachen hat zu haſſen, ein ſo glorreiches Zeugniß zu geben?

„Wenn ich dieſe Gründe auch nicht einſehe, ſoll er ſie deßwegen weniger haben? Weiß ich, in weſſen Solde er mich belog? Ich geſtehe, daß ich das ganze Gewebe ſeines Betrugs noch nicht ganz durchſchaue; aber er hat der Sache, für die er ſtreitet, einen ſehr ſchlechten Dienſt gethan, daß er ſich mir als einen Betrüger — und vielleicht als etwas noch ſchlimm'res — entlarvte."

Der Umſtand mit dem Ringe ſcheint mir freilich etwas verdächtig.

„Er iſt mehr als das, ſagte der Prinz, er iſt entſcheidend. Dieſen Ring empfing er von dem Mörder und er mußte in demſelben Augenblicke gewiß ſein, daß es der Mörder war. Wer als der Mörder konnte dem Verſtorbenen einen Ring abgezogen haben, den dieſer gewiß nie vom Finger ließ? Uns ſuchte er die ganze Erzählung hindurch zu überreden, als ob er ſelbſt von dem Ritter getäuſcht worden und als ob er geglaubt hätte ihn zu täuſchen. Wozu dieſen Winkelzug, wenn er nicht ſelbſt bei ſich fühlte, wie viel er verloren gab, wenn er ſein Verſtändniß mit dem Mörder einräumte? Seine ganze Erzählung iſt offenbar nichts als eine Reihe von Erfindungen, um die wenigen Wahrheiten an einander zu hängen, die er uns preis zu geben für gut fand. Und ich ſollte größeres Bedenken tragen, einen Nichtswürdigen, den ich auf zehen Lügen ertappte, lieber auch noch der eilften zu beſchuldigen, als die Grundordnung der Natur unterbrechen zu laſſen, die ich noch auf keinem Mißklang betrat?“

Ich kann Ihnen darauf nichts antworten, ſagte ich. Aber die Erſcheinung, die wir geſtern ſahen, bleibt mir darum nicht weniger unbegreiflich.

„Auch mir, verſetzte der Prinz, ob ich gleich in Verſuchung gerathen bin, einen Schlüſſel dazu ausfündig zu machen.“

Wie? ſagte ich.

„Erinnern Sie Sich nicht, daß die zwote Geſtalt, ſobald ſie herein war, auf den Altar zuging, das Crucifix in die Hand faßte, und auf den Teppich trat?“

So ſchien mir's. Ja.

„Und das Crucifix, ſagt uns der Sicilianer, war ein Conductor. Daraus ſehen Sie alſo, daß ſie eilte, ſich elektriſch zu machen. Der Streich, den Lord Seymour mit dem Degen nach ihr that, konnte alſo nicht anders, als unwirkſam bleiben, weil der elektriſche Schlag ſeinen Arm lähmte.“

Mit dem Degen hätte dieſes ſeine Richtigkeit. Aber die Kugel, die der Sicilianer auf ſie abſchoß und welche wir langſam auf dem Altar rollen hörten?

„Wiſſen Sie auch gewiß, daß es die abgeſchoſſene Kugel war, die wir rollen hörten? — Davon will ich gar nicht einmal reden, daß die Marionette oder der Menſch, der den Geiſt vorſtellte, ſo gut umpanzert ſein konnte, daß er ſchuß- und degenveſt war — Aber denken Sie doch ein wenig nach, wer es war, der die Piſtolen geladen.“

Es iſt wahr, ſagte ich, — und ein plötzliches Licht ging mir auf — Der Ruſſe hatte ſie geladen. Aber dieſes geſchah vor unſern Augen, wie hätte da ein Betrug vorgehen können?

„Und

„Und warum hätte er nicht ſollen vergehen können? Setzten Sie denn ſchon damals ein Mißtrauen in dieſen Menſchen, daß Sie es für nöthig befunden hätten, ihn zu beobachten? Unterſuchten Sie die Kugel, eh' er ſie in den Lauf brachte, die eben ſo gut eine queckſilberne oder auch nur eine bemahlte Thonkugel ſein konnte? Gaben Sie Acht, ob er ſie auch wirklich in den Lauf der Piſtole, oder nicht nebenbei in ſeine Hand fallen ließ? Was überzeugt Sie — geſetzt er hätte ſie auch wirklich ſcharf geladen — daß er gerade die geladenen in den andern Pavillon mit hinübernahm, und nicht vielmehr ein andres Paar unterſchob, welches ſo leicht anging, da es niemand einfiel, ihn zu beobachten und wir überdieß mit dem Auskleiden beſchäftigt waren? Und konnte die Geſtalt nicht in dem Augenblicke, da der Pulverrauch ſie uns entzog, eine andre Kugel, womit ſie auf den Nothfall verſehen war, auf den Altar fallen laſſen? Welcher von allen dieſen Fällen iſt der unmögliche?“

Sie haben Recht. Aber dieſe treffende Aehnlichkeit der Geſtalt mit Ihrem verſtorbenen Freunde — Ich habe ihn ja auch ſehr oft bei Ihnen geſehen, und in dem Geiſte hab' ich ihn auf der Stelle wieder erkannt.

„Auch ich — und ich kann nicht anders ſagen, als daß die Täuſchung auf's höchſte getrieben war. Wenn aber nun dieſer Sicilianer, nach einigen wenigen verſtohlnen Blicken, die er auf meine Tabatiere warf, auch in ſein Gemählde eine Aehnlichkeit zu bringen wußte, die Sie und mich hinterging, warum nicht um ſo viel mehr der Ruſſe, der während der ganzen Tafel den freien Gebrauch meiner Tabatiere hatte, der den Vortheil genoß, immer und durchaus unbeobachtet zu bleiben, und dem ich noch außerdem im Vertrauen entdeckt hatte, wer mit dem Bilde auf der Doſe gemeint ſei? — Setzen Sie hinzu — was auch der Sicilianer anmerkte — daß das Karakteriſtiſche des Marquis in lauter ſolchen Geſichtszügen liegt, die ſich auch im Groben nachahmen laſſen — Wo bleibt dann das Unerklärbare in dieſer ganzen Erſcheinung?“

Aber der Inhalt ſeiner Worte? Der Aufſchluß über Ihren Freund?

„Wie? Sagte uns denn der Sicilianer nicht, daß er aus dem wenigen, was er mir abfragte, eine ähnliche Geſchichte zuſammengeſetzt habe? Beweiſ't dieſes nicht, wie natürlich gerade auf dieſe Erfindung zu fallen war? Ueberdieß klangen die Antworten des Geiſts ſo orakelmäßig dunkel, daß er gar nicht Gefahr laufen konnte, auf einem Widerſpruch betreten zu werden. Setzen Sie, daß die Kreatur des Gauklers, die den Geiſt machte, Scharfſinn und Beſonnenheit beſaß und von den Umſtänden nur ein wenig unterrichtet war — wie weit hätte dieſe Gaukelei nicht noch geführt werden können?“

Aber überlegen Sie, gnädigſter Herr, wie weitläuftig die Anſtalten zu einem ſo zuſammengeſetzten Betrug von Seiten des Armeniers hätten ſein müſſen! Wie viele Zeit dazu gehört haben würde! Wie viele Zeit nur, einen menſchlichen Kopf einem andern ſo getreu nachzumahlen, als hier vorausgeſetzt wird! Wie viele Zeit, dieſen untergeſchobenen Geiſt ſo gut zu unterrichten, daß man vor einem groben Irrthum geſichert war! Wie viele Aufmerkſamkeit die kleinen unnennbaren Nebendinge würden erfodert haben, welche entweder mithelfen, oder denen, weil ſie ſtören konnten, auf irgend eine Art doch begegnet werden mußte! Und nun erwägen Sie, daß der Ruſſe nicht über eine halbe Stunde abweſend war. Konnte wohl in nicht mehr als einer halben Stunde alles angeordnet werden, was hier nur das unentbehrlichſte war? — Wahrlich, gnädigſter Herr, ſelbſt nicht einmal ein dramatiſcher Schriftſteller, der um die unerbittlichen drei Einheiten ſeines Ariſtoteles verlegen war, würde einem Zwiſchenakt ſo viel Handlung aufgelaſtet, noch ſeinem Parterre einen ſo ſtarken Glauben zugemuthet haben.

„Wie, Sie halten es alſo ſchlechterdings für *unmöglich*, daß in dieſer kleinen halben Stunde alle dieſe Anſtalten hätten getroffen werden können?“

In der That, rief ich, für ſo gut als unmöglich.

„Dieſe Redensart verſtehe ich nicht. Widerſpricht es allen Geſetzen der Zeit, des Raums und der phyſiſchen Wirkungen, daß ein ſo gewandter Kopf, wie doch unwiderſprechlich dieſer Armenier iſt, mit Hülfe ſeiner vielleicht eben ſo gewandten Kreaturen, in der Hülle der Nacht, von niemand beobachtet, mit allen Hülfsmitteln ausgerüſtet, von denen ſich ein Mann dieſes Handwerks ohnehin niemals trennen wird, daß ein ſolcher Menſch, von ſolchen Umſtänden begünſtigt, in ſo weniger Zeit ſo viel zu Stand bringen könne? Iſt es geradezu undenkbar und abgeſchmackt zu glauben, daß er mit Hülfe weniger Worte, Befehle oder Winke ſeinen Helfershelfern weitläuftige Aufträge geben, weitläuftige und zuſammengeſetzte Operationen mit wenigem Wortaufwande bezeichnen könne? — Und darf etwas anders als eine hell eingeſehene Unmöglichkeit gegen die ewigen Geſetze der Natur aufgeſtellt werden? Wollen Sie lieber ein Wunder glauben, als eine Unwahrſcheinlichkeit zugeben? Lieber die Kräfte der Natur umſtürzen, als eine künſtliche und weniger gewöhnliche Combination dieſer Kräfte ſich gefallen laſſen?“

Wenn die Sache auch eine ſo kühne Folgerung nicht rechtfertigt, ſo müſſen Sie mir doch eingeſtehn, daß ſie weit über unſre Begriffe geht.

„Beinahe hätte ich Luſt, Ihnen auch dieſes abzuſtreiten, ſagte der Prinz mit ſchalkhafter Munterkeit. Wie, lieber Graf? Wenn es ſich, zum Beiſpiel, ergäbe, daß nicht bloß während und nach dieſer halben Stunde, nicht bloß in der Eile und nebenher, ſondern den ganzen Abend und die ganze Nacht für dieſen Armenier gearbeitet worden? Denken Sie nach, daß der Sicilianer beinahe drei volle Stunden zu ſeinen Zurüſtungen verbrauchte.“

Der Sicilianer, gnädigſter Herr!

„Und womit beweiſen Sie mir denn, daß der Sicilianer an dem zweiten Geſpenſte nicht eben ſo vielen Antheil gehabt habe, als an dem erſten?“

Wie, gnädigſter Herr?

„Daß er nicht der vornehmſte Helfershelfer des Armeniers war — kurz — daß beide nicht mit einander unter einer Decke liegen?“

Das möchte ſchwer zu erweiſen ſein, rief ich mit nicht geringer Verwunderung.

„Nicht ſo ſchwer, lieber Graf, als Sie wohl meinen. Wie? Es wäre Zufall, daß ſich dieſe beiden Menſchen in einem ſo ſeltſamen, ſo verwickelten Anſchlag auf dieſelbe Perſon, zu derſelben Zeit und an demſelben Orte begegneten, daß ſich unter ihren beiderderſeitigen Operationen eine ſo einſtimmige Harmonie, ein ſo durchdachtes Einverſtändniß fände, daß einer dem andern gleichſam in die Hände arbeitete? Setzen Sie, er habe ſich des gröbern Gaukelſpiels bedient, um dem feinern eine Folie unterzulegen. Er ſchuf ſich einen Hektor, um ſein Achilles zu ſein. Setzen Sie, er habe jenes vorausgeſchickt, um den Grad von Glauben aufzufinden, worauf er bei mir zu rechnen hätte; um die Zugänge zu meinem Vertrauen auszuſpähen; um ſich durch dieſen Verſuch, der unbeſchadet ſeines übrigen Planes verunglücken konnte, mit ſeinem Subjekte zu familiariſiren; kurz, um ſein Inſtrument damit anzuſpielen. Setzen Sie, er habe es gethan, um eben dadurch, daß er meine Aufmerkſamkeit auf einer Seite vorſetzlich aufforderte und wach erhielt, ſie auf einer andern, die ihm wichtiger war, einſchlummern zu laſſen. Setzen Sie, er habe einige Erkundigungen einzuziehen gehabt, von denen er wünſchte, daß ſie auf Rechnung des Taſchenſpielers geſchrieben würden, um den Argwohn von der wahren Spur zu entfernen."

Wie meinen Sie das?

„Laſſen Sie uns annehmen, er habe einen meiner Leute beſtochen, um durch ihn gewiſſe geheime Nachrichten und — vielleicht gar Dokumente — zu erhalten,

ten, die zu ſeinem Zwecke dienen. Ich vermiſſe meinen Jäger. Was hindert mich, zu glauben, daß der Armenier bei der Entweichung dieſes Menſchen mit im Spiele ſei? Aber der Zufall kann es fügen, daß ich hinter dieſe Schliche komme; ein Brief kann aufgefangen werden, ein Bedienter plaudern. Sein ganzes Anſehen ſcheitert, wenn ich die Quellen ſeiner Allwiſſenheit entdecke. Er ſchiebt alſo dieſen Taſchenſpieler ein, der dieſen oder jenen Anſchlag auf mich haben muß. Von dem Daſein und den Abſichten dieſes Menſchen unterläßt er nicht, mir frühzeitig einen Wink zu geben. Was ich alſo auch entdecken mag, ſo wird mein Verdacht auf niemand anders als dieſen Gaukler fallen; und zu den Nachforſchungen, welche ihm zu gute kommen, wird der Sicilianer ſeinen Nahmen geben. Dieſes war die Puppe, mit der er mich ſpielen läßt, während daß er ſelbſt, unbeobachtet und unverdächtig, mit unſichtbaren Seilen mich umwindet.“

Sehr gut! Aber wie läßt es ſich mit dieſen Abſichten reimen, daß er ſelbſt dieſe Täuſchung zerſtören hilft und die Geheimniſſe ſeiner Kunſt profanen Augen preis giebt?

„Was ſind es für Geheimniſſe, die er mir preis giebt? Keines von denen zuverläſſig, die er Luſt hat, bei mir in Ausübung zu bringen. Er hat alſo durch

ihre

ihre Profanation nichts verloren — aber wie viel hat er im Gegentheil gewonnen, wenn dieſer vermeintliche Triumph über Betrug und Taſchenſpielerei mich ſicher und zuverſichtlich macht, wenn es ihm dadurch gelang, meine Wachſamkeit nach einer entgegengeſetzten Richtung zu lenken, meinen noch unbeſtimmt umher ſchweifenden Argwohn auf Gegenſtänden zu fixiren, die von dem eigentlichen Ort des Angriffs am weitſten entlegen ſind? — Er konnte erwarten, daß ich, früher oder ſpäter, aus eignem Mißtrauen oder fremdem Antrieb, den Schlüſſel zu ſeinen Wundern in der Taſchenſpielerkunſt aufſuchen würde. — Was konnte er beßres thun, als daß er ſie ſelbſt neben einander ſtellte, daß er mir gleichſam den Maßſtab dazu in die Hand gab, und, indem er der letztern eine künſtliche Grenze ſetzte, meine Begriffe von den erſtern deſto mehr erhöhete oder verwirrte. Wie viele Muthmaßungen hat er durch dieſen Kunſtgriff auf einmal abgeſchnitten! Wie viele Erklärungsarten im voraus widerlegt, auf die ich in der Folge vielleicht hätte fallen mögen!“

So hat er wenigſtens ſehr gegen ſich ſelbſt gehandelt, daß er die Augen derer, die er täuſchen wollte, ſchärfte, und ihren Glauben an Wunderkraft durch Entzifferung eines ſo künſtlichen Betrugs überhaupt ſinken machte. Sie ſelbſt, gnädigſter Herr, ſind die beſte Widerlegung ſeines Plans, wenn er ja einen gehabt hat.

„Er hat ſich in mir vielleicht geirret —— aber er hat darum nicht weniger ſcharfſinnig raiſonniret. Konnte er voraus ſehen, daß mir gerade dasjenige im Gedächtniß bleiben würde, welches der Schlüſſel zu dem Wunder werden könnte? Lag es in ſeinem Plan, daß mir die Kreatur, deren er ſich bediente, ſolche Blößen geben ſollte? Wiſſen wir, ob dieſer Sicilianer ſeine Vollmacht nicht weit überſchritten hat? — Mit dem Ringe gewiß —— und doch iſt es hauptſächlich dieſer einzige Umſtand, der mein Mißtrauen gegen dieſen Menſchen entſchieden hat. Wie leicht kann ein ſo zugeſpitzter feiner Plan durch ein gröberes Organ verunſtaltet werden? Sicherlich war es ſeine Meinung nicht, daß uns der Taſchenſpieler ſeinen Ruhm im Marktſchreiertone vorpoſaunen ſollte — daß er uns jene Mährchen aufſchüſſeln ſollte, die ſich beim leichteſten Nachdenken widerlegen. So, zum Beiſpiel — mit welcher Stirne kann dieſer Charlatan behaupten, daß ſein Wunderthäter auf den Glockenſchlag Zwölfe in der Nacht jeden Umgang mit Menſchen aufheben müſſe? Haben wir ihn nicht ſelbſt um dieſe Zeit in unſrer Mitte geſehen?"

Das iſt wahr, rief ich. Das muß er vergeſſen haben!

„Aber es liegt im Karakter dieſer Art Leute, daß ſie ſolche Aufträge übertreiben, und durch das Zuviel alles verſchlimmern, was ein beſcheidener und mäßiger Betrug vortrefflich gemacht hätte."

Ich kann es dem ohngeachtet noch nicht über mich gewinnen, gnädigſter Herr, dieſe ganze Sache für nichts mehr, als ein angeſtelltes Spiel zu halten. Wie? Der Schrecken des Sicilianers, die Zuckungen, die Ohnmacht, der ganze klägliche Zuſtand dieſes Menſchen, der uns ſelbſt Erbarmen einflößte — alles dieſes wäre nur eine eingelernte Rolle geweſen? Zugegeben, daß ſich das theatraliſche Gaukelſpiel auch noch ſo weit treiben laſſe, ſo kann die Kunſt des Akteurs doch nicht über die Organe ſeines Lebens gebieten.

„Was das anbetrift, Freund — Ich habe Richard den Dritten von Garrick geſehen — Und waren wir in dieſem Augenblicke kalt und müßig genug, um unbefangene Beobachter abzugeben? Konnten wir den Affekt dieſes Menſchen prüfen, da uns der unſrige übermeiſterte? Ueberdieß iſt die entſcheidende Kriſe, auch ſogar eines Betrugs, für den Betrüger ſelbſt eine ſo wichtige Angelegenheit, daß bei ihm die Erwartung gar leicht ſo gewaltſame Symptome erzeugen kann, als die Ueberraſchung bei dem Betrogenen. Rechnen Sie dazu noch die unvermuthete Erſcheinung der Häſcher —"

Eben dieſe, gnädigſter Herr — Gut, daß Sie mich daran erinnern — Würde er es wohl gewagt haben, einen ſo gefährlichen Plan dem Auge der Gerechtigkeit bloß zu ſtellen? Die Treue ſeiner Kreatur auf eine ſo bedenkliche Probe zu bringen? — Und zu welchem Ende?

„Dafür laſſen Sie ihn ſorgen, der ſeine Leute kennen muß. Wiſſen wir, was für geheime Verbrechen ihm für die Verſchwiegenheit dieſes Menſchen haften? — Sie haben gehört, welches Amt er in Venedig bekleidet — Wie viel wird es ihm wohl koſten„ dieſem Kerl durchzuhelfen, der keinen andern Ankläger hat als ihn?“ Und in der That hat der Ausgang den Verdacht des Prinzen in dieſem Stück nur zu ſehr gerechtfertigt. Als wir uns einige Tage darauf nach unſerm Gefangenen erkundigen ließen, erhielten wir zur Antwort, daß er unſichtbar geworden ſey.

„Und zu welchem Ende fragen Sie? Auf welchem andern Weg, als auf dieſem gewaltſamen, konnte er dem Sicilianer eine ſo unwahrſcheinliche und ſchimpfliche Beichte abfodern laſſen, worauf es doch ſo weſentlich ankam? Wer als ein verzweifelter Menſch, der nichts mehr zu verlieren hat, wird ſich entſchließen können, ſo erniedrigende Aufſchlüſſe über ſich ſelbſt zu geben? Unter welchen andern Umſtänden hätten wir ſie ihm geglaubt?“

Alles zugegeben, Prinz, ſagte ich endlich. Beide Erſcheinungen ſollen Gaukelſpiele geweſen ſein, dieſer Sicilianer ſoll uns meinethalben nur ein Mährchen aufgeheftet haben, das ihn ſein Principal einlernen ließ, beide ſollen zu einem Zweck, mit einander einverſtanden, wirken, und aus dieſem Einverſtändniß ſollen alle jenen wunderbaren Zufälle ſich erklären laſſen, die uns im Laufe dieſer Begebenheit in Erſtaunen geſetzt haben. Jene Prophezeihung auf dem Markusplatz, das erſte Wunder, welches alle übrigen eröffnet hat, bleibt nichts deſto weniger unerklärt; und was hilft uns der Schlüſſel zu allen übrigen, wenn wir an der Auflöſung dieſes einzigen verzweifeln?

„Kehren Sie es vielmehr um, lieber Graf, gab mir der Prinz hierauf zur Antwort. Sagen Sie, was beweiſen alle jenen Wunder, wenn ich herausbringe, daß auch nur ein einziges Taſchenſpiel darunter war? Jene Prophezeihung — ich bekenn' es Ihnen — geht über alle meine Faſſungskraft. Stünde ſie einzeln da, hätte der Armenier ſeine Rolle mit ihr beſchloſſen, wie er ſie damit eröffnete — ich geſtehe Ihnen, ich weiß nicht, wie weit ſie mich noch hätte führen können. In dieſer niedrigen Geſellſchaft iſt ſie mir ein klein wenig verdächtig. — Die Zeit wird ſie aufklären, oder auch nicht aufklären — aber glauben Sie mir, Freund,

(indem

(indem er ſeine Hand auf die meinige legte, und eine ſehr ernſthafte Miene annahm) ein Menſch, dem höhere Kräfte zu Gebote ſtehen, wird keines Gaukelſpiels bedürfen, oder er wird es verachten.“

So endigte ſich eine Unterredung, die ich darum ganz hieher geſetzt habe, weil ſie die Schwierigkeiten zeigt, die bei dem Prinzen zu beſiegen waren; und weil ſie, wie ich hoffe, ſein Andenken von dem Vorwurfe reinigen wird, daß er ſich blind und unbeſonnen in die Schlinge geſtürzt habe, die eine unerhörte Teufelei ihm bereitete. Nicht alle — fährt der Graf von O*** fort — die in dem Augenblicke, wo ich dieſes ſchreibe, vielleicht mit Hohngelächter auf ſeine Schwachheit herabſehen und im ſtolzen Dünkel ihrer nie angefochtenen Vernunft ſich für berechtigt halten, den Stab der Verdammung über ihn zu brechen, nicht alle, fürchte ich, würden dieſe erſte Probe ſo männlich beſtanden haben. Wenn man ihn nunmehr auch nach dieſer glücklichen Vorbereitung demohngeachtet fallen ſieht, wenn man den ſchwarzen Anſchlag, vor deſſen entfernteſter Annäherung ihn ſein guter Genius warnte, nichts deſto weniger an ihm in Erfüllung gegangen findet, ſo wird man weniger über ſeine Thorheit ſpotten, als über die Größe des Bubenſtücks erſtaunen, dem eine ſo wohlvertheidigte Vernunft erlag. Weltliche Rückſichten können an meinem Zeugniſſe keinen Antheil haben, denn er, der es mir danken ſoll, iſt nicht mehr. Sein ſchreckliches Schickſal iſt geendigt, längſt hat ſich ſeine Seele am Thron der Wahrheit gereinigt, vor den auch bald die meinige treten wird — aber — man verzeihe mir die Thräne, die dem Andenken meines theuerſten Freunds unfreiwillig fällt — aber zur Steuer der Gerechtigkeit ſchreib' ich es nieder: Er war ein edler Menſch, und gewiß wär' er eine Zierde des Thrones geworden, den er durch ein Verbrechen erſteigen zu wollen, ſich bethören ließ.

Bey
G. J. Göſchen in Leipzig ſind herausgekommen.

Schauſpiele mit Chören von den Brüdern Chriſtian und Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg.

Auf deutſches Schreibepapier	1 Thlr. 16 Gr.
Auf holländiſch Papier	2 Thlr.

Dieſe Schauſpiele ſind in des Herrn Hofrath Wielands Teutſchem Merkur im Monat März 1787. angezeigt.

Der berühmte Nahme der Herren Verfaſſer überhebt uns einer umſtändlichen Aufzählung und Erörterung der vielen Vorzüge, welche dieſen Schauſpielen ihren Platz unter den merkwürdigſten Erſcheinungen auf unſerm Parnaſſe anweiſen. Wer die Stolbergiſchen verſchwiſterten Muſen kennt, — ein Umſtand den wir bey allen Leſern des Merkurs mit Recht vorausſetzen — der erwartet an dieſen neueſten Proben ihrer Fruchtbarkeit was wir an denſelben wirklich gefunden haben, — ächten, angebohrnen, an der Quelle der Natur und der griechiſchen Kunſt genährten Dichtergenius, Reichthum an neuen, durch Gegenſtand, Zeichnung und Kolorit gleich anziehenden Gemählden, an reinen, kühnen und erhabenen Gedanken, an großen und herzerhebenden Geſinnungen, und endlich eine originelle, und beyden Dichtern, bey aller ihrer übrigen Verſchiedenheit, gemeinſchaftliche Diktion voll Energie und Schönheit. Um alſo unſre Leſer in den Stand zu ſetzen, ſich von den gegenwärtigen Schauſpielen einen vorläufigen Begrif zu machen, kömmt es hier mehr auf eine kurze Charakteriſtik ihrer Art und Eigenthümlichkeit, als ihres Poetiſchen Verdienſtes an.

Wenn man bedenkt, wie gern und mit wie vielem Rechte ſich der wahre Genie ſeine eigene Bahn bricht, und wie mancher unbeſtimmte, willkührliche und eingeſchränkte Begrif unſren gewöhnlichen Claſſifikationen der Dichtungsarten zum Grunde liegt; ſo wird man um ſo viel eher unſrer Verſicherung glauben, daß wir nichts weniger als Tadel dabey im Sinne haben, wenn wir geſtehen, daß wir dieſe dramatiſchen Gedichte auf keine der uns bisher bekannten Dich-

tungs-

tungsarten dieſer Gattung zurückführen können. Die Chöre ſind hier noch weit weſentlichere Beſtandtheile, als ſie es bey der alten griechiſchen Tragödie nur immer ſeyn konnten; ſie ſind gewiſſermaßen die Hauptfiguren an dieſen dramatiſch-lyriſchen Gemählden, wobey Handlung und Dialog keine andre Beſtimmung zu haben ſcheinen, als die Situationen vorzubereiten und herbeyzuführen, welche der Dichter zum Stoffe für die ſchönen Oden nöthig hat, die er ſeinen Chorſängern in den Mund legt. Unſtreitig wird durch dieſes Mittel der Ode, dem eigenthümlichſten und edelſten Produkte der lyriſchen Kunſt, ein viel weiteres Feld eröfnet, als ſie bisher eingenommen hat. Der Odendichter, der vordem ſich große und rührende Handlungen, die natürlichſten und reinſten Quellen dichteriſcher Begeiſterung, zum Thema wählte, fand ſich bey dieſer Wahl immer auf Begebenheiten eingeſchränkt, bey denen er vorausſetzen konnte, daß ſie ſeinen Leſern bekannt wären; und auch dieſe mißliche Vorausſetzung, konnte ihn nie ganz von einer gewiſſen Aengſtlichkeit befreyen, in welche ihn die Gefahr unverſtändlich zu werden verſetzte, wenn er ſich dem freyen Schwunge ſeiner Phantaſie überlaſſen wollte. Er mußte wenigſtens die Hauptumſtände der Veranlaſſung, aus welcher ſeine Empfindungen hervorſtrömten, in ein Gedicht aufnehmen, welches nichts als den Strom der Empfindungen ſelbſt enthalten ſollte. Alle dieſe Unbequemlichkeiten fallen bey der erwähnten neuen Dichtungsart von ſelbſt weg. Man kann ein jedes dieſer Schauſpiele für eine Reihe von Oden anſehen, welche aus lauter individuellen Situationen hergeleitet, ſich auf eine einzige Hauptbegebenheit beziehen, und durch die dramatiſche Form in ein ſchönes Ganzes zuſammengewebet ſind. Dieſe Dichtungsart ſelbſt unterſcheidet ſich übrigens von dem bekannten ernſthaften, oder höheren Singſpiele vorzüglich dadurch, daß ſie weder für die muſikaliſche Kompoſition, noch für die Vorſtellung auf dem Theater gemacht iſt; man müßte denn die große Revolution in der Denkart und den Sitten unſrer Zeit für wahrſcheinlich halten, welche nothwendig vorhergehen müßte, wenn die altgriechiſchen Schauſpiele mit ihren Chören und übrigen Individualitäten für unſer Parterre genießbar werden ſollten. Wir halten es

für

für eine leicht zu erklärende Folge des vertrauten Umganges, den die edlen Verfaſſer von Jugend auf mit ihren griechiſchen Geiſtesverwandten gepflogen haben, daß ſie uns in ihren vortreflichen Werken nicht nur die unverwelklichen Schönheiten, ſondern auch manche von denjenigen Eigenthümlichkeiten ihrer Muſter aufſtellen, die in den beſondern und vorübergehenden Umſtänden der Zeit und des Ortes ihren Grund haben, und eben darum in keinem andern Zeitalter und Klima gedeihen; aber freylich durch die Magie der Gewohnheit Reiz genug für Männer erhalten können, die durch ihr Lieblingsſtudium unvermerkt zu Zeitgenoſſen und Landesleuten eines Sophokles geworden ſind. Die Veranlaſſungen zu dieſer Bemerkung haben ſich uns bey Durchleſung der vor uns liegenden Schauſpiele öfter als bey den übrigen Schriften der Herren Grafen angebothen. Allein wegen der Kürze unſres Raumes führen wir nur Beyſpiele von ungewöhnlichen Worten und Ausdrücken an, deren Sonderbarkeit uns vorzüglich auffiel, und die ſich vielleicht mit Beyſpielen aus den Idiotismen der griechiſchen Sprache belegen, aber gewiß durch keine bekannte Analogie aus unſrer Mutterſprache rechtfertigen laſſen. Hieher zählen wir die Hauptwörter: **Schimmerhals, Schreckenhand, Nervenarm, Roſenſchaum, Frevelblut, Flehgebeth, Heilgeſang, Murmelquell, Murmelwellchen, Schaumgetöſe, Glutenofen** u. ſ. w. die Beywörter: **ſternbeblümt, graunbelaſtet, ſchreckenbewafnet, wogenumwölbt** u. ſ. w. und endlich Redensarten; wie **der Apfel des Kinns, das nardige Flechtenhaar; Ihr Weiber meines Bettes! der Lenden Frucht, die Ferſe lecken** u. ſ. w. Der Ausdruck **Veilchenhaar** ſchien dem würdigen Herrn Verfaſſer ſelbſt einer Rechtfertigung, oder wenigſtens Erläuterung, zu bedürfen; er leitet ihn daher in einer beſonderen Note von einem griechiſchen Beyſpiele ab. Allein ſchwerlich wird irgend ein teutſcher Leſer mit dem Worte **Veilchenhaar** den Begrif verbinden, den der Grieche mit dem Worte ιοπλοκαμος verbunden haben mochte, und der ſich in den Ueberbleibſeln ſeiner nunmehr todten Sprache nur errathen läßt. Und ſah ſich nicht der Herr Graf ſelbſt genöthiget, ſich in der gedachten Note das

Veil-

Veilchen im Schatten zu denken, um nur einiger maßen den Contraſt zu mildern, der wirklich das einzige iſt, was einem bey der Vergleichung in die Augen ſpringt, die dieſer Metapher zum Grunde liegt? Eben dieſer (warum ſollen wir es nicht rund heraus ſagen?) zu weit getriebenen Gewiſſenhaftigkeit, womit das edle Brüderpaar beſchäftigt iſt griechiſche Art und Kunſt in ihrer ganzen Individualität wieder aufleben zu machen, ſchreiben wir die Beharrlichkeit bey der zwar bekannten, aber noch immer ſeltſam gebliebenen **Orthographie der griechiſchen Nahmen** zu, welche von ihren eifrigſten Vertheidigern ſelbſt durch nichts als durch die Abſicht, die griechiſche Ausſprache mit möglichſter Treue nachzuahmen, entſchuldiget werden kann. Allein wenn je der Sprachgebrauch ſeine Anſprüche durchgeſetzt hat: ſo wird er ſie im gegenwärtigen Falle durchſetzen, wo er nicht bloß ſeinen Eigenſinn, (dem ſich doch in ſo vielen andern Fällen jeder einzelne Schriftſteller, er mag noch ſo groß ſeyn, fügen muß) ſondern triftige Gründe, und unter andern das Beyſpiel aller europäiſchen Nationen von der Römer Zeiten bis auf die unſrigen herab, für ſich anzuführen hat. Recenſent geſteht übrigens offenherzig, daß er ſeine beſondern Urſachen habe, die vielleicht in einer ihm eigenen Schwäche liegen mögen, warum er den Worten Hümän, Häbä, Härä, Häraklās, Küpris u. ſ. w. ſo herzlichgram iſt; ihr widriger Anblick hat ihn um den reinen ruhigen Genuß mancher der ſchönſten Stellen gebracht! R.

Thalia.

Sechſtes Heft.

I.

Iphigenie in Aulis.

überſetzt aus dem Euripides.

Perſonen:

Agamemnon.

Menelaus.

Achilles.

Clytemneſtra, Agamemnons Gemahlinn.

Iphigenie, Agamemnons Tochter.

Ein alter Sclave Agamemnons.

Ein Bote.

Chor, fremde Frauen aus Chalcis, einer benachbarten Landſchaft, die gekommen ſind, die Kriegs- und Flottenrüſtung der Griechen in Aulis zu ſehen.

Die Scene iſt das griechiſche Lager in Aulis, vor dem Zelt Agamemnons.

Landes-
bibliothek
Weimar

Erſter Akt.

Erſte Scene.

Agamemnon. Der alte Sclave.

Agamemnon ruft in das Zelt.

Hervor aus dieſem Zelte, Greis.

Sclave
(indem er herauskommt)

Hier bin ich.
Was ſinnſt du neues, König Agamemnon?

Agamemnon.

Du wirſt es hören. Komm.

Sclave.

Ich bin bereit.
Mein Alter flieht der Schlummer und noch friſch
ſind meine Augen.

Agamemnon.

Das Geſtirn dorten!
wie heißts?

Sclave.

Du meinſt den Sirius, der nächſt
dem Siebenſterne der Pleiaden rollt?
Noch ſchwebt er mitten in dem Himmel.

Agamemnon.

Auch
läßt noch kein Vogel ſich vernehmen, kein
Geräuſch des Meeres und der Winde. Stumm liegt
alles
um den Euripus her.

Sclave.

Und doch verläßeſt
du dein Gezelt, da überall noch Ruhe
in Aulis herrſcht und auch die Wachen ſich
nicht rühren? König Agamemnon, komm.
Laß uns hineingehn.

Agamemnon.

Ich beneide dich,
und jeden Sterblichen beneid' ich, der
ein unbekanntes unberühmtes Leben
frey von Gefahren lebt. Weit weniger
beneid' ich den, den hohe Würden krönen.

Sclave.

Doch ſind es dieſe, die das Leben zieren.

Agamemnon.

Zweideutge Zier! Verrätheriſche Hoheit!
dem Wunſche ſüß, doch ſchmerzhaft dem Beſitzer!
Jetzt iſt im Dienſt der Götter was verſehn,
das uns das Leben wüſte macht — Jetzt iſts

der Meinungen verhaßtes Mancherley,
die Menge, die es uns verbittert.

Sclave.

Herr
von einem Hochgewaltigen, von dir,
hör' ich das ungern. Hat denn Atreus nur
zu thränenloſen Freuden dich gezeuget?
O Agamemnon! Sterblicher, wie wir,
biſt du mit Luſt und Leiden ausgeſtattet.
Du magſt es anders wollen — *alſo* wollen es
die Himmliſchen. Schon dieſe ganze Nacht
ſeh' ich der Lampe Licht von dir genähret,
den Brief, den du in Händen haſt zu ſchreiben.
Du löſcheſt das Geſchriebne wieder aus,
jezt ſiegelſt du den Brief und gleich darauf
eröfneſt du ihn wieder, wirfſt die Lampe
zu Boden, und aus deinen Augen bricht
ein Thränenſtrom. Wie wenig fehlt, daß dich
nicht Herzensangſt der Sinne gar beraubet!
Was drückt dich Herr? O ſage mirs! Was iſt
ſo außerordentliches dir begegnet?
Komm ſage mirs. Du ſagſt es einem guten
getreuen Mann, den Tyndar deiner Gattinn
im Heurathsgut mit übermachte, den er
der Braut zum ſichern Wächter mitgegeben.

Agamemnon.

Drei Jungfraun hat die Tochter Theſtios
dem Tyndarus gebohren. Phöbe hieß
die Aelteſte, die zweite Clytemneſtra
mein Weib, die jüngſte Helena. Es warben
um Helenas Beſitz mit reichen Schätzen
die Fürſten Griechenlands und blutger Zwiſt
war von dem Heere der verſchmähten Freier
dem Glücklichen gedroht. Lang zauderte,
dieß fürchtend, bang und ungewiß der König,
den Ehgemahl der Tochter zu entſcheiden,
dieß Mittel ſinnt er endlich aus. Es müſſen
die Freier ſich mit hohen Schwüren binden,
Trankopfer gießen auf den flammenden
Altar, und freundlich ſich die Rechte bieten.
Ein fürchterlich Gelübd' entreißt er ihnen,
das Recht des Glücklichen — ſei auch wer wolle
der Glückliche! — einträchtig zu beſchützen,
Krieg und Verheerung in die beſte Stadt
des Griechen oder des Barbaren, der
von Haus und Bette die Gemahlinn ihm
gewaltſam rauben würde, zu verbreiten.
Als nun gegeben war der Schwur, durch ihn
der Freier Sinn mit ſchlauer Kunſt gebunden,
verſtattet Tyndarus der Jungfrau, ſelbſt
den Gatten ſich zu wählen, dem der Liebe
gelinder Hauch das Herz entgegen neigte.

Sie wählt — o hätte nie und nimmermehr
ſie die Verderbliche gewählt! — ſie wählt
den blonden Menelaus zum Gemahle.
Nicht lang, ſo läßt in Lacedämons Mauren,
in reichem Kleiderſtaate blühend, blitzend
von Gold, im ganzen Prunke der Barbaren,
der junge Phrygier ſich ſehen, der,
wie das Gerücht verbreitet, zwiſchen drei
Göttinnen einſt der Schöne Preis entſchieden,
gibt Liebe und empfängt und flüchtet nach
des Ida fernen Triften die Geraubte.
Es ruft der Zorn des Schwerbeleidigten
der Fürſten alte Schwüre jezt heraus.
Zum Streite ſtürzt ganz Griechenland. In Aulis
verſammelt ſich mit Schiffen, Roſſen, Wagen
und Schilden ſchnell ein fürchterlicher Mars.
Mich, des Erzürnten Bruder, wählen ſie
zu ihrem Oberhaupt. Unſelges Zepter,
wärſt du in andre Hände doch gefallen!
Nun liegt das ganze aufgebotne Heer,
weil ihm die Winde widerſtreben, müßig
in Aulis Engen. Unter fürchterlichen
Beängſtigungen bringt der Seher Kalchas
den Götterſpruch hervor, daß, wenn die Winde
ſich drehn und Trojas Thürme fallen ſollen,
auf Artemis Altar der Schützerinn
von Aulis, meine Iphigenia, mein Kind,

als Opfer bluten müſſe; blutete
ſie nicht, dann weder Fahrt, noch Sieg. Sogleich
erhält Thalthybius von mir Befehl
mit lautem Heroldsruf das ganze Heer
der Griechen abzudanken. Nimmermehr
will ich zur Schlachtbank meine Tochter führen.
Durch ſeiner Gründe Kraft und Erd' und Himmel
bewegend reißt der Bruder endlich doch
mich hin, das Gräßliche geſchehn zu laſſen.
Nun ſchreib' ich an die Königinn, gebiet'
ihr, ungeſäumt zur Hochzeit mit Achill
die Tochter mir nach Aulis herzuſenden.
Hoch rühm' ich ihr des Bräutigams Verdienſt,
ſie raſcher anzutreiben, ſetz' ich noch
hinzu, es weigre ſich Achill, mit uns
nach Ilion zu ziehn, bevor er ſie
als Gattinn in ſein Phthia heimgeſendet.
In dieſer fälſchlich vorgegebnen Hochzeit
hab' ich des Kindes Opferung der Mutter
verhüllet. Außer Menelaus, Kalchas
und mir, weiß nur Ulyß um das Geheimniß.
Doch was ich damals ſchlimm gemacht, mach' ich
in dieſem Briefe wieder gut, den du
im Dunkel dieſer Nacht mich öfnen und
verſiegeln haſt geſehen — Nimm! Und gleich
damit nach Argos! — Halt — Der Königinn
und meinem Hauſe, weiß ich, warſt du ſtets

mit Treu und Redlichkeit ergeben. Was
verborgen iſt in dieſes Briefes Falten,
will ich mit Worten dir zu wiſſen thun.
(er lieſt)
„Gebohrene der Leda, meinem erſten
„ſend' ich dieß zweite Schreiben nach" —
(er hält inne)

Sclave.

Lies weiter,
verbirg mir ja nichts Herr, daß meine Worte
mit dem Geſchriebenen gleich lauten.

Agamemnon (fährt fort zu leſen)

„Sende
„die Tochter nicht zum wogenſichern Aulis
„Euböas Buſen. Die Vermählung bleibt
„gelegeneren Tagen aufgehoben."

Sclave.

Und glaubſt du daß der heftige Achill,
den du die Gattinn wieder nimmſt, nicht gegen
die Königinn und dich in wilder Wuth
ergrimmen werde? — Herr, von daher droht
Gefahr — Sag an, was haſt du hier beſchloſſen?

Agamemnon.

Unwiſſend leiht Achill mir ſeinen Nahmen,
verborgen wie der Götterſpruch iſt ihm

die vorgegebne Hochzeit. Ihm alſo
raubt dieſes Opfer ſeine Braut.

Sclave.

O König
ein grauſenvolles Unternehmen iſts,
in das du dich verſtricket haſt. Du lockeſt
die Tochter, als des Göttinnſohnes Braut
ins Lager her, und deine Abſicht war
den Danaern ein Opfer zuzuführen.

Agamemnon.

Ach meine Sinne hatten mich verlaſſen! — Götter!
Verſunken bin ich in des Jammers Tiefen!
Doch eile! lauf! Nur jezt vergiß den Greis.

Sclave.

Herr, fliegen will ich.

Agamemnon.

Laß nicht Müdigkeit
nicht Schlaf an eines Baches Ufer, nicht
im Schatten der Gehölze dich verweilen.

Sclave.

Denk beſſer von mir König.

Agamemnon.

Gib beſonders
wohl Acht, wo ſich die Straßen ſcheiden, ob
nicht etwa ſchon voraus iſt zu den Schiffen

der Wagen der ſie bringen ſoll. Es iſt
gar etwas ſchnelles, wie die Räder laufen.

Sclave.

Sei meiner Wachſamkeit gewiß.

Agamemnon.

Ich halte
dich nun nicht länger. Eil' aus dieſen Grenzen —
und — hörſt du — trift ſichs, daß dir unterwegs
der Wagen aufſtößt, o ſo drehe du,
du ſelbſt die Roſſe rückwärts nach Mycene.

Sclave.

Wie aber — ſprich — wie find' ich Glauben bei
der Jungfrau und der Königinn?

Agamemnon.

Nimm nur
das Siegel wohl in Acht auf dieſem Briefe.
Hinweg. Schon färbt die lichte Morgenröthe
den Himmel weiß und flammenwerfend ſteigen
der Sonne Räder ſchon herauf — Geh, nimm
die Laſt von meiner Seele!

(Sclave geht ab)

Ach, daß keiner
der Sterblichen ſich ſelig nenne, keiner
ſich glücklich bis ans Ende! — Leidenfrey
ward keiner noch gebohren!

(er geht ab.)

Zwiſchen

Zwiſchenhandlung.

Chor tritt auf.

Aus Chalcis, meiner Heimat, bin ich gezogen,
die mit Meeran treibenden Wogen
die ruhmreiche Arethuſa benezt.
Ueber den Euripus hab' ich geſezt,
der Griechen herrliche Schaaren zu ſehen,
und die Schiffe am lebendigen Strand,
die ſo raſch und gelehrig ſich drehen,
unter dieſer Halbgötter Hand.

In der Trojer fernes Land
folgen ſie, wie ich daheim erfahren,
Agamemnons fürſtlichem Haupt,
und dem Bruder mit den blonden Haaren,
heimzuführen, die der Phrygier geraubt,
Helena vom Ufer der Barbaren.
Von des Eurotas ſchilfreichem Strand,
führte ſie Paris in Priamus Land,
Paris, dem am thauenden Bach,
ringend mit der göttlichen Athene
und mit Heren um den Preis der Schöne
Cypria das ſchöne Weib verſprach.

Antiſtrophe.

Antiſtrophe.

Ich bin durch die heiligen Hayne gegangen,
wo ſie Dianen mit Opfern erfreun,
junge Glut auf den ſchaamhaften Wangen
miſcht' ich mich in die kriegriſchen Reyhn,
an des Lagers eiſernen Schätzen
an der Schilde furchtbarer Wehr'
meinen bewundernden Blick zu ergötzen,
an der Roſſe ſtreitbarem Heer.

Erſt ſah ich die tapfern Zeltgenoſſen
der Ajaxe Heldenpaar, vereint
mit Proteſilas dem Freund,
auf den Sitzen friedlich hingegoſſen;
des Oileus Sohn, und dich — die Krone
Salamis — furchtbarer Telamone!
An des Würfels wechſelndem Glück
labte ſich der Helden Blick.

Gleich nach dieſen ſah ich Diomeden,
Ares tapfern Sprößling Merion,
und Poſeidons Enkel Palameden
und Laertes liſtenreichen Sohn,
ſeiner Felſenithaka entſtiegen
Nireus dann, den ſchönſten aus dem Zug,
an des Diſcus mannichfachem Flug
luſtig ſich vergnügen.

Epode.

Auch der Thetis Sohn hab' ich geſehen
den der weiſe Chiron auferzog,
raſchen Laufes, wie der Winde Wehen,
mit Erſtaunen hab' ichs angeſehen,
wie er flüchtig längs dem Ufer flog,
ſchwergeharniſcht mit geſchwinden Solen
eines Wagens Flug zu überhohlen
den die Schnelle von vier Roſſen zog.
Uebergoldet waren ihre Zügel,
Bunte Schenkel, gelbes Mähnenhaar
ſchmückten das Geſpann auf jedem Flügel,
weißgeflecket war das Deichſelpaar.
Mit dem Stachel und mit lautem Rufen
trieb die Renner Pheres König an,
aber immer dicht an ihren Hufen,
gieng des waffenſchweren Läufers Bahn.

Zweite Strophe.

Jezt ſah ich — ein Schauſpiel zum Entzücken!
ihrer Wimpel zahlenloſes Wehn,
Nein, kein Mund vermag es auszudrücken,
was mein weiblich Auge hier geſehn.

Funfzig Schiffe tapfrer Myrmidonen —
Zevs glorreicher Enkel führt ſie an —
zieren rechts der Flotte ſchönen Plan.
Auf erhabenem Verdecke thronen
Zeichen des unſterblichen Peliden,
goldne Nereiden.

Zweite Antiſtrophe.

Funfzig Schiffe zählt' ich, die, regieret
von Capaneus und Meciſteus Sohn,
der Argiver Mars herangeführet.
Sechzig führt zum Streit nach Ilion
Theſeus Sohn von der Athener Küſte,
Pallas mit geflügeltem Geſpann
iſt ihr Zeichen — auf der Waſſerwüſte
eine Helferinn dem Steuermann!

Dritte Strophe.

Der Böoten funfzig Schiffe kamen,
kenntlich an des Stifters Schlangenbild.
König Leitus, aus der Erde Saamen,
bringt ſie aus dem phociſchen Gefild.
Funfzig Schiffe führte der Oilide,
Ajax, aus der Lokrier Gebiete.

Dritte Antiſtrophe.

Von Mycene kam mit hundert Maſten
Agamemnon, Atreus Sohn,
ſeinen Scepter theilend mit Adraſten,
dem Gewaltigen von Sicyon.
Treu und dienſtlich ſeines Freundes Harme
folgt' auch er der Griechen Heldenzug,
heimzuhohlen, die in Räubers Arme
des geflohnen Hymens Freuden trug.
Neſtors Flotte hab ich jezt begrüßet;
Alpheus ſchönen Stromgott ſieht man hier,
der die Heimat nachbarlich umfließet,
Oben Menſch und unten Stier.

Dritte Epode.

Mit zwölf Schiffen ſchließt an die Achäer
Guneus, Fürſt der Enier ſich an.
Elis Herrſcher folgen, die Epeer,
des Eurytus Scepter unterthan.
Von den Echinaden, wo zu wagen
keine Landung, führt der Taphen Macht,
die das Meer mit weißen Rudern ſchlagen,
Meges, Sohn des Phyleus, in die Schlacht.
Beide Flügel bindend, ſchließt der Telamone,
den die ſtolze Salamis gebahr,
mit zwölf Schiffen — dieſes Zuges Krone.
So erfragt' ichs, und ſo nahm ichs wahr.

Dieſes

Dieſes Volk, im Ruderſchlag erfahren,
mit Verwundrung hab' ich's nun erblickt.
Weh' dem kühnen Fahrzeug der Barbaren,
das die Parze ihm entgegenſchickt!
In die Bucht der väterlichen Laren
hoffe keines freudig einzufahren!

Auch das Schlachtgeräthe und der Schiffe Menge,
(vieles wußt' ich ſchon) hab' ich geſehn,
die Erinnerung an dieſe Dinge,
nimmer, nimmer wird ſie mir vergehn.

Zweiter Akt.

Erſter Auftritt.

Menelaus. Der alte Sclave
(kommen in heftigem Wortwechſel.)

Sclave.

Das iſt Gewalt! Gewalt iſt das! du wageſt,
was du nicht wagen ſollſt Atride!

Menelaus.

Geh!
das heißt zu treu an ſeinem Herrn gehandelt.

Sclave.

Ein Vorwurf, der mir Ehre bringt.

Menelaus.

Du ſollſt
mir heulen Alter, thuſt du deine Pflicht
nicht beſſer.

Sclave.

Du haſt keine Briefe zu
erbrechen, die ich trage.

Menelaus.

Du haſt keine
zu tragen, die ganz Griechenland verderben!

Sclave.

Sclave.

Das mache du mit andern aus. Mir gib
den Brief zurücke.

Menelaus.

Nimmermehr.

Sclave.

Ich laſſe
nicht eher ab —

Menelaus.

Nicht weiter, wenn dein Kopf
nicht unter meinem Scepter bluten ſoll.

Sclave.

Mag's! Es iſt ehrenvoll für ſeinen Herrn
zu ſterben.

Menelaus.

Her den Brief! Dem Sclaven ziemen
ſo viele Worte nicht.

(er entreißt ihm den Brief.)

Sclave (rufend.)

O mein Gebieter!
Gewalt, Gewalt geſchieht uns, Agamemnon.
Gewaltſam reißt er deinen Brief mir aus
den Händen. Menelaus will die Stimme
der Billigkeit nicht hören, und entreißt
mir deinen Brief.

Zweiter Auftritt.

Agamemnon zu den Vorigen.

Agamemnon.

Wer lermt ſo vor den Thoren?
Was für ein unanſtändig Schreyn?

Sclave.

Mich Herr,
nicht dieſen mußt du hören *).

Agamemnon (zu Menelaus.)

Nun was ſchiltſt
du dieſen Mann und zerrſt ihn ſo gewaltſam
herum?

Menelaus.

Erſt ſieh' mir in's Geſicht. Antworten
werd ich nachher.

Agamemnon.

Ich — ein Sohn Atreus — ſoll
etwa die Augen vor die niederſchlagen?

Menelaus.

Siehſt du dieß Blatt, das ein verdammliches
Geheimniß birgt?

Agamem-

---

*) Es muß angenommen werden, daß der Sclave ſich hier zurück zieht oder auch ganz entfernt.

Agamemnon.

Gib es zurück, dann ſprich.

Menelaus.

Nicht eher bis das ganze Heer erfahren,
wovon es handelt.

Agamemnon.

Was? Du unterfiengſt dich,
das Siegel zu erbrechen? zu erfahren,
was nicht beſtimmt war dir bekannt zu werden?

Menelaus.

Und, dich noch ſchmerzlicher zu kränken, ſieh',
da deckt' ich Ränke auf, die du im ſtillen
verübteſt.

Agamemnon.

Eine Frechheit ohne Gleichen!
Wo — o ihr Götter! — wo kam dieſer Brief
in deine Hände?

Menelaus.

Wo ich deine Tochter
von Argos endlich kommen ſehen wollte.

Agamemnon.

Wer hat zu meinem Hüter dich beſtellt?
Iſt das nicht frech?

Menelaus.

Ich übernahm es, weil's
mir ſo gefiel, denn deiner Knechte bin
ich keiner *).

Agamemnon.

Unerhörte Dreiſtigkeit!
Bin ich nicht Herr mehr meines Hauſes?

Menelaus.

Höre
Sohn Atreus. Feſten Sinnes biſt du nicht;
heut willſt du dieſes, geſtern war es jen's
und etwas anders iſt es morgen.

Agamemnon.

Scharfklug
das biſt du! Unter vielen ſchlimmen Dingen iſt
das ſchlimmſte eine ſcharfe Zunge.

Menelaus.

Ein ſchlimm'res iſt ein wankelmüth'ger Sinn,
denn der iſt ungerecht und undurchſchaulich
den Freunden. Den Beweis will ich gleich führen.
Laß nicht, weil jezt der Zorn dich übermeiſtert,
die Wahrheit dir zuwider ſeyn. Groß Lob
erwarte nicht. Iſt jene Zeit dir noch
erinnerlich, da du der Griechen Führer
in den Trojanerkrieg zu heiſſen brannteſt?

Sehe

Sehr ernſtlich wünſchteſt du, was du in ſchlauer
Gleichgültigkeit zu bergen dich bemühteſt.
Wie demuthsvoll, wie kleinlaut warſt du da!
Wie wurden alle Hände da gedrücket!
Da hatte, wer es nur verlangte, wer's
auch nicht verlangte, freien Zugang, freies
und ofnes Ohr bei Atreus Sohn! Da ſtanden
geöfnet allen Griechen deine Thore!
So kaufteſt du mit ſchmeichleriſchem Weſen
den hohen Rang, zu dem man dich erhoben.
Was war dein Dank? Des Wunſches kaum gewähret,
ſieht man dich plötzlich dein Betragen ändern.
Der Freunde wird nicht mehr gedacht, ſchwer hält's
nur vor dein Angeſicht zu kommen, ſelten
erblickt man dich vor deines Hauſes Thoren.
Die alte Denkart tauſcht kein Ehrenmann
auf einem höhern Poſten. Mehr als je,
hebt ihn das Glück, denkt ſeiner alten Freunde
der Ehrenmann, denn nun erſt kann er ihnen
vergangne Dienſte kräftiglich vergelten.
Sieh'! Damit fiengſt du's an! das war's, was mich
zuerſt von dir verdroß! Du kommſt nach Aulis,
das Heer der Danaer mit dir. Der Zorn
der Himmliſchen verweigert uns die Winde.
Gleich biſt du weg. Der Streich ſchlägt dich zu
Boden.
Es dringt in dich der Griechen Ungeduld,

der Schiffe müß'ge Laſt zurückgeſandt,
in Aulis länger unnütz nicht zu raſten!
Wie kläglich ſtand es da um deine Feldherrnſchaft!
Was für ein Leiden, keine tauſend Schiffe
mehr zu befehligen, auf Trojas Feldern
nicht mehr der Griechen Schaaren auszubreiten!
Da kam man zu dem Bruder „Was zu thun?
Wo Mittel finden, daß die ſüße Herrſchaft
und die erworbne Herrlichkeit mir bleib'?“
Es kündigt eine günſt'ge Fahrt den Schiffen
der Seher Kalchas aus dem Opfer an,
wenn du dein Kind Dianen ſchlachteteſt.
Wie fiel dir plötzlich da die Laſt vom Herzen! *)
gleich, gleich biſt du's zufrieden, ſie zu geben.
Aus freiem Antrieb, ohne Zwang (daß man
dich zwang, kannſt du nicht ſagen) ſendeſt du
der Königinn Befehl, dir ungeſäumt
zum hochzeitlichen Band mit Peleus Sohn
(ſo gabſt du vor) die Tochter herzuſenden.
Nun haſt du plötzlich eines andern dich
beſonnen, ſendeſt heimlich widerſprechenden
Befehl nach Argos; nun und nimmermehr
willſt du zum Mörder werden an dem Kinde.
Doch iſt die Luft, die jezo dich umgibt,
die nehmliche, die deinen erſten Schwur
vernommen. Doch ſo treiben es die Menſchen!
Zu hohen Würden ſieht man Tauſende

aus freier Wahl ſich drängen, in vermeß'nen
Entwürfen ſchwindelnd ſich verſteigen, doch
bald legt den Wahn des Haufens Flatterſinn,
und ihres Unvermögens ſtiller Wink
bringt ſchimpflich ſie zum Widerruf. Nur um
die Griechen thut mir's leid, voll Hofnung ſchon
vor Troja hohen Heldenruhm zu erndten,
jezt deinetwegen, deiner Tochter wegen,
das Hohngelächter niedriger Barbaren!
Nein! eines Heeres Führung, eines Staates
Verwaltung ſollte Reichthum nie vergeben.
Kopf macht den Herrn. Es ſei der Erſte Beſte
der Einſichtsvolle! Er ſoll König ſeyn!

Chor.

Zu was für ſchrecklichen Gezänken kommt's,
wenn Streit und Zwiſt entbrennet zwiſchen Brüdern!

Agamemnon

Die Reih' iſt nun an mir, dich anzuklagen.
Mit kürzern Worten will ich's thun — ich will's
mit ſanftern Worten thun, als du dem Bruder
zu hören gabſt. Vergeſſen darf ſich nur
der ſchlechte Menſch, der kein Erröthen kennt.
Sag' an, was für ein Dämon ſpricht aus deinem
entflammten Aug'? Was tobeſt du? Wer that
dir wehe? Wornach ſteht dein Sinn? Die Freuden
des Ehebettes wünſcheſt du zurücke?

Bin ich's, der dir ſie geben kann? Iſt's recht,
wenn du die Heimgeführte ſchlecht bewahrteſt,
daß ich Unſchuldiger es büßen ſoll?
Mein Ehrgeiz bringt dich auf? — Wie aber nennſt
du das, Vernunft und Billigkeit verhöhnen,
um eine ſchöne Frau im Arm zu haben?
O wahrlich! Eines ſchlechten Mannes Freuden
ſind Freuden die ihm ähnlich ſehn! Weil ich
ein raſches Wort nach beßrer Ueberlegung
zurücknahm, bin ich darum gleich raſend?
Iſt's einer, wer iſt's mehr als du, der wieder
zu haben die Abſcheuliche, die ihm
ein gnäd'ger Gott genommen, keine Mühe
zu groß und keinen Preis zu theuer achtet?
Um deinetwillen, meinſt du, haben Tyndarn
durch tollen Schwur die Fürſten ſich verpflichtet?
Der Hofnung ſüße Göttinn riß, wie dich,
die Liebestrunkenen dahin. So führe
ſie denn zum Krieg nach Troja dieſe Helfer!
Es kommt ein Tag, ſchon ſeh' ich ihn, wo euch
des nichtigen, gewaltſam ausgepreßten
Gelübdes ſchwer gereuen wird. Ich werde
nicht Mörder ſeyn an meinen eignen Kindern.
Tret' immerhin, wie deine Leidenſchaft es heiſcht,
Gerechtigkeit und Billigkeit mit Füßen,
der Rächer einer Elenden zu ſeyn.
Doch mit verruchten Mörderhänden gegen

mein theures Kind, mein eigen Blut zu raſen —
Abſcheulich! Nein! Das würde Nacht und Tag
in heiſſen Thränenfluten mich verzehren.
Hier meine Meinung, kurz und klar und faßlich.
Wenn du Vernunft nicht hören willſt, ſo werd'
ich meine Rechte wiſſen zu bewahren.

Chor.

Ganz won dem jezigen verſchieden klang,
was Agamemnon ehedem verheiſſen.
Doch welcher Billige verargt es ihm,
möcht' er des eignen Blutes gerne ſchonen?

Menelaus.

So bin ich denn — ich unglückſel'ger Mann!
um alle meine Freunde!

Agamemnon.

Fodre nicht
der Freunde Untergang — ſo werden ſie
bereit ſeyn, dir zu dienen.

Menelaus.

Und woran
erkenn' ich, daß ein Vater uns gezeuget?

Agamemnon.

In allem, was du Weiſes mit mir theileſt,
in deinem Raſereien nicht.

Mene-

Menelaus.

Es macht
der Freund des Freundes Kummer zu dem ſeinen.

Agamemnon.

Dring' in mich, wenn du Liebes mir erweiſeſt,
nicht, wenn du Jammer auf mich häuf'ſt.

Menelaus.

Du könnteſt
doch der Achiver wegen etwas leiden!

Agamemnon.

In den Achivern raſet, wie in dir,
ein ſchwarzer Gott.

Menelaus.

Auf deinen König ſtolz,
verräthſt du Untheilnehmender den Bruder.
Wohlan! So muß ich andre Mittel ſuchen,
und andre Freunde für mich wirken laſſen.

Dritter Auftritt.

Ein Bote zu den Vorigen.

Bote.

Ich bringe ſie — o König aller Griechen!
ich bringe, Hochbeglückter, dir die Tochter,
die Tochter Iphigenia. Es folgt
die Mutter mit dem kleinen Sohn, gleich wirſt du

den langentbehrten lieben Anblick haben.
Jezt haben ſie, vom weiten Weg erſchöpft,
am klaren Bach ausruhend ſich gelagert,
auf naher Wieſe gras't das losgebundene
Geſpann. Ich bin vorausgeſchritten, daß
du zum Empfange dich bereiten möchteſt,
denn ſchon im ganzen Lager iſt's bekannt,
ſie ſei's! — Kann deine Tochter ſtill erſcheinen?
Zu ganzen Schaaren drängt man ſich herbei,
dein Kind zu ſehn — Es ſind der Menſchen Augen
mit Ehrfurcht auf die Glücklichen gerichtet.
Was für ein Hymen, fragt man dort und hier,
was für ein andres Feſt wird hier bereitet?
Rief König Agamemnon, nach der lang'
Abweſenden Umarmungen verlangend,
die Tochter in das Lager? Ganz gewiß,
verſetzt ein Anderer, geſchieht's, der Göttinn
von Aulis die Verlobte vorzuſtellen.
Wer mag der Bräutigam wohl ſeyn? — Doch eilt,
zum Opfer die Gefäße zu bereiten!
bekränzt mit Blumen euer Haupt!

(Zu Menelaus.)

Du ordne
des Feſtes Freuden an. Es halle von
der Saiten Klang und von der Füße Schlag
der ganze Pallaſt wieder. Siehe da
für Iphigenien ein Tag der Freude!

Agamemnon zum Boten.

Laß es genug ſeyn. Geh'. Das übrige
ſei in des Glückes gute Hand gegeben.

Bote geht ab.

Vierter Auftritt.

Agamemnon. Menelaus. Chor.

Agamemnon.

Unglücklichſter was nun? — Wen — wen bejammr' ich
zuerſt? Ach bei mir ſelbſt muß ich beginnen!
In welche Schlingen hat das Schickſal mich
verſtrickt — ein Dämon, liſtiger als ich,
vernichtet alle meine Künſte. Auch
nicht einmal weinen darf ich. Seliges Loos
der Niedrigkeit, die ſich des ſüßen Rechtes
der Thränen freuet, und der lauten Klage!
Ach! das wird unſer einem nie! Uns hat
das Volk zu ſeinen Sclaven groß gemacht.
Es iſt unköniglich zu weinen — Ach
und hier nicht weinen, iſt unväterlich!

Wie vor die Mutter treten? Was ihr ſagen?
Wie ihr in's Auge ſehen? — Mußte ſie,
mein Elend zu vollenden, ungeladen
die Tochter hergeleiten? — Doch wer nimmt's
der Mutter, das geliebte Kind der ſüßen

Ver-

Vermählung zuzuführen? — Nur zu ſehr
Treuloſer! hat ſie dir gedient, da ſie,
was ſie auf Erden theures hat, dir liefert!

Und ſie — die unglückſel'ge Jungfrau —
Jungfrau?
Ach nein, nein! Bald wird Hades ſie umfangen.
Erbarmungswürdige! Da liegt ſie mir
zu Füßen — „Vater! Morden willſt du mich?
Iſt das die Hochzeit, die du mir bereitet?
So gebe Zevs, daß du und alles, was
du theures haſt, nie eine beßre feire!“
Oreſt der Knabe ſteht dabei und jammert
unſchuldig mit, unwiſſend was er weinet,
ach von dem Vater nur zu gut verſtanden!
O Paris! Paris! Paris! Welchen Jammer
hat deine Hochzeit auf mein Haupt geladen!

Chor.

Er jammert mich der unglücksvolle Fürſt.
So ſehr ich Fremdling bin, ſein Leiden geht mir nahe.

Menelaus.

Mein Bruder. Laß mich deine Hand ergreifen.

Agamemnon.

Da haſt du ſie. Du biſt der Hochbeglückte,
ich der Geſchlagene.

Mene-

Menelaus.

Bei Pelops, deinem
und meinem Ahnherrn, Bruder, und bei deinem
und meinem Vater Atreus ſei's geſchworen!
Ich rede wahr und ohne Winkelzug
mit dir, gerad' und offen, wie ich's meine.
Wie dir die Augen ſo von Thränen floſſen,
da Bruder — ſieh' ich will dir's nur geſtehn!
da ward mein inn'res Mark bewegt, da konnt' ich
mich ſelbſt der Thränen länger nicht erwehren.
Ich nehme, was ich vorhin ſprach, zurück.
Ich will nicht grauſam an dir handeln. Nein,
ich denke nunmehr ganz wie du. Ermorde
die Tochter nicht, ich ſelber rath' es dir.
Mein Glück geh' deinem Glück nicht vor. Wär's
billig,
daß mir's nach Wunſche gienge, wenn du leidſt?
Daß deine Kinder ſtärben, wenn die meinen
des Lichts ſich freun? Um was iſt mir's denn auch
zu thun? Laß ſehn! Um eine Ehgenoſſinn?
Und find' ich die nicht aller Orten, wie's
mein Herz gelüſtet? Einen Bruder ſoll ich
verlieren, um Helenen heimzuhohlen?
Das hieße Gutes ja für Böſes tauſchen!
Ein Thor, ein heiſſer Jünglingskopf war ich
vorhin, jezt, da ich's reifer überdenke,
jezt fühl' ich, was das heißt — ſein Kind erwürgen!

Die

Die Tochter meines Bruders am Altar
um meiner Heurat willen hingeſchlachtet,
nein, das erbarmt mich, wenn ich nur dran denke!
Was hat dein Kind mit dieſer Helena
zu ſchaffen? Die Armee der Griechen mag
nach Hauſe gehn! Drum, lieber Bruder, höre
doch auf, in Thränen dich zu baden und
auch mir die Thränen in das Aug' zu treiben.
Will ein Orakel an dein Kind — das hat
mit mir nichts mehr zu ſchaffen. Meinen Antheil
erlaß' ich dir. Es ſiegt die Bruderliebe.
Entſag' ich einem grauſamen Begehren,
was hab' ich mehr als meine Pflicht gethan?
Ein guter Mann wird ſtets das Beßre wählen.

Chor.

Das nenn' ich brav gedacht und ſchön — und wie
man denken ſoll in Tantalus Geſchlechte!
Du zeigſt dich deiner Ahnherrn werth Atride!

Agamemnon.

Jetzt redeſt du, wie einem Bruder ziemt.
Du überraſcheſt mich. Ich muß dich loben.

Menelaus.

Lieb' und Gewinnſucht mögen oft genug
die Eintracht ſtören zwiſchen Brüdern. Mich
hat's jederzeit empört, wenn Blutsverwandte
das Leben wechſelſeitig ſich verbittern.

Agamemnon.

Wahr!
Doch ach! Dieß wendet die entſetzliche
Nothwendigkeit nicht ab. Ich muß, ich muß
die Hände tauchen in ihr Blut.

Menelaus.

Du mußt?
Wer kann dich nöthigen, dein eigen Kind
zu morden?

Agamemnon.

Die verſammelte Armee
der Griechen kann es.

Menelaus.

Nimmermehr, wenn du
nach Argos ſie zurücke ſendeſt.

Agamemnon.

Laß
auch ſeyn, daß mir's von dieſer Seite glückte,
das Heer zu hintergehn — von einer andern —

Menelaus.

Von welcher andern? Allzuſehr muß man
den großen Haufen auch nicht fürchten.

Agamemnon.

Bald
wird er von Kalchas das Orakel hören.

Menelaus.

Laß dein Geheimniß mit dem Prieſter ſterben,
nichts iſt ja leichter.

Agamemnon.

Eine ehrbegier'ge
und ſchlimme Menſchenart ſind dieſe Prieſter.

Menelaus.

Nichts ſind ſie und zu nichts ſind ſie vorhanden.

Agamemnon.

Und — eben fällt mir's ein — was wir am meiſten
zu fürchten haben — davon ſchweigſt du ganz.

Menelaus.

Entdecke mir's, ſo weiß ich's.

Agamemnon.

Da iſt ein
gewiſſer Sohn des Siſyphus — der weiß
ſchon um die Sache.

Menelaus.

Der kann uns nicht ſchaden!

Agamemnon.

Du kennſt ſein liſtig überredend Weſen,
und ſeinen Einfluß auf das Volk.

Menelaus.

Und was
noch mehr iſt, ſeinen Ehrgeiz ohne Grenzen.

Agamemnon.

Nun denke dir Ulyſſen, wie er laut
vor allen Griechen das Orakel offenbart,
das Kalchas uns verkündigt, offenbart,
wie ich der Göttinn meine Tochter erſt
verſprach und jezt mein Wort zurücke nehme.
Durch mächt'ge Rede reißt der Plauderer
das ganze Lager wüthend fort, erſt mich,
dann dich und dann die Jungfrau zu erwürgen.
Laß auch nach Argos mich entkommen, mit
vereinten Schaaren fallen ſie auf mich,
zerſtören feindlich die Cyclopenſtadt
und machen meinem Reiche dort ein Ende.
Du weißt mein Elend — Götter, wozu bringt
ihr mich in dieſem fürchterlichen Drange!

Den einzgen Dienſt noch, lieber Menelaus,
erweiſe mir — geh du durch's Lager, ſuche
ja zu verhüten, daß der Mutter nicht
kund werde, was hier vorgehn ſoll, bevor
der Erebus ſein Opfer hat — So bin ich
doch mit der kleinſten Thränenſumme elend!
(zum Chor.)
Ihr aber, fremde Frau'n — Verſchwiegenheit!
(Agamemnon und Menelaus gehen.)

Zweite Zwiſchenhandlung.

Chor.

Strophe.

Selig ſelig ſei mir geprieſen,
dem an Hymens ſchaamhafter Bruſt
in gemäßigter Luſt
ſanft die Tage verfließen.

Wilde wüthende Triebe
weckt der reizende Gott.
Zweierlei Pfeile der Liebe
führt der goldlockigte Gott!

Jener bringt ſelige Freuden,
dieſer verderbt das Glück.
Reizende Göttinn, den zweiten
wehre vom Herzen zurück.

Sparſame Reize verleih' mir, Dione,
keuſche Umarmungen, heiligen Kuß,
deiner Freuden beſcheidnen Genuß,
Göttinn! mit deinem Wahnſinn verſchone!

Gegenſtrophe.

Verſchieden iſt der Sterblichen Beſtreben
und ihre Sitten mancherlei.
Doch eine That wird ewig leben,
genug, daß ſie vortreflich ſei.
Zucht und Belehrung lenkt der Jugend
bildſame Herzen früh zur Tugend.

Wenn Schaam und Weisheit ſich vereinen,
ſieht man die Grazien erſcheinen,
und Sittlichkeit, die fein entſcheidet,
was ehrbar iſt, und edel kleidet —
Das gibt den hohen Ruhm des Weiſen,
der nimmer altert mit dem Greiſen.

Groß iſt's, der Tugend nachzuſtreben.
Das Weib dient ihr im ſtillen Leben
und in der Liebe ſanftem Schooß.
Doch in des Mannes Thaten mahlen
ſich prangend ihre tauſend Stralen,
da macht ſie Städt' und Länder groß *).

Epode.

O Paris! Paris! Wäreſt du geblieben,
wo du das Licht zuerſt geſehen,
wo du die Heerde ſtill getrieben,
auf Idas triftenreichen Höhn!

Dort ließeſt du auf grünem Raſen
die ſilberweißen Kinder graſen,
und buhlteſt auf dem phryg'ſchen Kiele
mit dem Olymp im Flötenſpiele,
und ſangeſt dein barbariſch Lied.
Dort war's, wo zwiſchen drei Göttinnen,
dein richterlicher Spruch entſchied.
Ach! der nach Hellas dich geführet
und in den glänzenden Pallaſt,
mit prächt'gem Elfenbein gezieret,
den du mit [illegible] entweihet haſt.
Helenens Aug' kam dir da entgegen,
und liebewund zog ſie's zurück.
Helenen kam dein Blick entgegen
und liebetrunken zogſt du ihn zurück.
Da erwachte die Zwietracht, die Zwietracht entbrannte,
und führete der Griechen verſammeltes Heer,
bewaffnet mit dem tödtenden Speer,
in Schiffen heran gegen Priamus Lande.

Dritter Akt.

Erſter Auftritt.

Chor.

(Man ſieht von Weitem Clytemneſtren und ihre Tochter noch im Wagen, nebſt einem Gefolge von Frauen.)

Wie das Glück doch den Mächtigen lachet!
Auf Iphigenien werft euren Blick!
Auf Clytemneſtren, die Königlichgroße,
Tyndars Tochter! — Wie herrlich geboren!
Wie umleuchtet vom lieblichen Glück!
Ha dieſe Reichen — Wie göttliche Weſen
ſtehn ſie vor armer Sterblichen Blick!
Stehet ſtill! Sie ſteigen vom Sitze.
Kommt, ſie mit Ehrfurcht zu grüßen! Zur Stütze
reicht ihnen freundlich die helfende Hand.
Empfanget ſie mit erheiterter Wange,
ſchreckt mit keinem traur'gen Klange
ihren Tritt in dieſes Land.
Keine Furcht, kein unglückbringend Zeichen
ſoll der Fürſtinn Antlitz bleichen,
fremd wie wir an Aulis Strand.

Zweiter Auftritt.

Clytemneſtra mit dem kleinen Oreſtes. Iphigenie.
Gefolge. Chor.

Clytemneſtra.

(noch im Wagen, zum Chor.)

Ein glücklich Zeichen, ſchöne Hofnungen
und eines frohen Hymens Unterpfand,
dem ich die Tochter bringe, nehm' ich mir
aus eurem Gruß und freundlichem Empfange.
So hebet denn die hochzeitlichen Gaben,
die ich der Jungfrau mitgebracht, vom Wagen,
und bringt ſie ſorgſam nach des Königs Zelt.
Du, meine Tochter, ſteige aus. Empfanget
ſie ſanft in euren jugendlichen Armen.
Wer reicht auch mir nur ſeines Armes Hülfe,
daß ich vom Wagenſitz gemächlich ſteige?
(zu ihren Sclavinnen.)
Ihr andern tretet vor das Joch der Pferde,
denn wild und ſchreckhaft iſt der Pferde Blick.
Auch dieſen Kleinen nehmet mit — Es iſt
Oreſtes, Agamemnons Sohn. Dein Alter
kann noch nicht von ſich geben, was es meinet.
Wie! Schläfſt du ſüßes Kind? Der Knabe ſchläft,
des Wagens Schaukeln hat ihn eingeſchläfert.
Wach' auf mein Sohn zum Freudentag der Schweſter!

So groß du ſchon und edel biſt geboren,
ſo höher wird der neue ſchöne Bund
mit Thetis göttergleichem Sohn dich ehren.
Du, meine Tochter, gehe ja nicht weg,
daß dieſe fremden Frauen dort, die dich
an meiner Seite ſehn, mir's bezeugen,
wie glücklich deine Mutter iſt — Sieh' da!
Dein Vater! Auf ihn zu begrüßen!

Dritter Auftritt.

Agamemnon zu den Vorigen.

Iphigenie.

Wirſt
du zürnen, Mutter, wenn ich meine Bruſt
an ſeine Vaterbruſt zu drücken ihm
entgegen eile?

Clytemneſtra.

O mir über alles
verehrter König und Gemahl! — Hier ſind
wir angelangt, wie du gebot'ſt.

Iphigenie.

O laß
mich nach ſo langer Trennung, Bruſt an Bruſt
geſchloſſen, dich umarmen, Vater! laß
mich deines lieben Angeſichts genießen!
Doch zürnen mußt du nicht.

Aga-

Agamemnon.

Genieß' es Tochter.
Ich weiß, wie zärtlich du mich liebſt — du liebſt
mich zärtlicher als meine andern Kinder.

Iphigenie.

Dich nach ſo langer langer Trennung wieder
zu haben — wie entzückt mich das mein Vater!

Agamemnon.

Auch mich — auch mich entzückt es. Was du ſagſt,
gilt von uns beiden.

Iphigenie.

Sei mir tauſendmal
gegrüßt! Was für ein glücklicher Gedanke,
mein Vater, mich nach Aulis zu berufen.

Agamemnon.

Ein glücklicher Gedanke — Ach! das weiß
ich doch nicht —

Iphigenie.

Wehe mir! Was für
ein kalter freudenleerer Blick, wenn du
mich gerne ſiehſt!

Agamemnon.

Mein Kind! Für einen König
und Feldherrn gibt's der Sorgen ſo gar viele!

Iphi-

Iphigenie.

Laß dieſe Sorgen jezt, und ſei bei mir.

Agamemnon.

Bei dir bin ich und warlich nirgends anders!

Iphigenie.

O ſo entfalte deine Stirn'! Laß mich
dein liebes Auge heiter ſehen.

Agamemnon.

Ich
entfalte meine Stirne. Sieh'! So lang'
ich dir ins Antlitz ſchaue bin ich froh.

Iphigenie.

Doch ſeh' ich Thränen deine Augen wäſſern.

Agamemnon.

Weil wir auf lange von einander gehn.

Iphigenie.

Was ſagſt du? — Liebſter Vater, ich verſtehe
dich nicht — ich ſoll es nicht verſtehen!

Agamemnon.

So klug
iſt alles, was ſie ſpricht! — Ach! das erbarmt
mich deſto mehr!

Iphigenie.

So will ich Thorheit reden, wenn das dich heiter machen kann.

Agamemnon.

(vor ſich.)

Ich werde mich noch vergeſſen — — Ja doch meine Tochter — ich lobe dich — ich bin mit dir zufrieden.

Iphigenie.

Bleib' lieber bei uns Vater! Bleib' und ſchenke dich keinen Andern!

Agamemnon.

Daß ich's könnte! Ach! Ich kann es nicht — ich kann nicht, wie ich wünſche — das iſt es eben, was mir Kummer macht.

Iphigenie.

Verwünſcht ſey'n alle Kriege, alle Uebel die Menelaus auf uns lud!

Agamemnon

Dein Vater wird nicht der Letzte ſeyn, den ſie verderben.

Iphigenie.

Wie lang' iſt's nicht ſchon, daß du, fern von uns, in Aulis Buſen müßig liegſt!

Aga

Agamemnon.

Und auch
noch jezt ſezt ſich der Abfahrt meiner Flotte
ein Hinderniß entgegen!

Iphigenie.

Wo, ſagt man,
daß dieſe Phryger wohnen Vater?

Agamemnon.

Wo —
Ach! wo der Sohn des Priamus nie hätte
geboren werden ſollen!

Iphigenie.

Wie? So weit
ſchifſt du von dannen, und verläſſeſt mich?

Agamemnon.

Wie weit es auch ſeyn möge — Du, mein Kind,
wirſt immer mit mir gehen! *)

Iphigenie.

Wäre mir's
anſtändig, lieber Vater, dir zu folgen,
wie glücklich würd' ich ſeyn!

Agamemnon.

Was für ein Wunſch!
Auch dich erwartet eine Fahrt, wo du
an deinen Vater denken wirſt.

Iphigenie.

Reiſ' ich
allein, mein Vater, oder von der Mutter
begleitet?

Agamemnon.

Du allein. Dich wird kein Vater
begleiten, keine Mutter.

Iphigenie.

Alſo willſt
du in ein fremdes Haus mich bringen laſſen?

Agamemnon.

Laß gut ſeyn! Forſche nicht nach Dingen, die
Jungfrauen nicht zu wiſſen ziemt.

Iphigenie.

Komm du
von Troja uns recht bald und ſiegreich wieder!

Agamemnon.

Erſt muß ich noch ein Opfer hier vollenden.

Iphigenie.

Das iſt ein heiliges Geſchäft, worüber
du mit den Prieſtern dich berathen mußt.

Agamemnon.

Du wirſt's mit anſehn, meine Tochter. Gar
nicht weit vom Becken wirſt du ſtehn.

Iphigenie.

So werden
wir einen Reigen um den Altar führen?

Agamemnon.

Die Glückliche in ihrer kummerfreien
Unwiſſenheit! — Geh' jezt in's Vorgemach,
den Jungfraun dich zu zeigen.
(ſie umarmt ihn.)
Eine ſchwere
Umarmung war das und ein bitt'rer Kuß!
Es iſt ein langer Abſchied, den wir nehmen.
O Lippen — Buſen — blondes Haar! Wie
theuer
kommt dieſes Troja mir und dieſe Helena
zu ſtehen! — Doch genug der Worte — Geh'!
Geh'! Unfreiwillig bricht aus meinen Augen
ein Thränenſtrom, da dich mein Arm umſchließet.
Geh' in das Zelt
(Iphigenie entfernt ſich.)

Vierter Auftritt.

Agamemnon. Clytemneſtra. Chor.

Agamemnon.

O Tochter Tyndars, wenn
du allzuweich mich findeſt, ſieh' dem Schmerz
des Vaters nach, der die geliebte Tochter

jezt

jezt zu Achillen ſcheiden ſehen ſoll!
Ich weiß es. Ihrem Glück geht ſie entgegen.
Doch welchen Vater ſchmerzt es nicht, die er
mit Müh und Sorgen auferzog, die Lieben,
an einen Fremden hinzugeben!

Clytemneſtra.

Mich
ſoll man ſo ſchwach nicht finden. Auch der Mutter
— kommt's nun zur Trennung — wird es Thränen
koſten,
und ohne dein Erinnern — doch die Ordnung
und deiner Tochter Jahre heiſchen ſie.
Laß auf den Bräutigam uns kommen. Wer
er iſt, weiß ich bereits. Erzähle mir
von ſeinen Ahnherren jezt und ſeinem Lande.

Agamemnon.

Aegina kenneſt du, Aſopus Tochter.

Clytemneſtra.

Wer freite ſie, ein Sterblicher, ein Gott?

Agamemnon.

Zeus ſelbſt, dem ſie den Aeakus, den Herrſcher
Oenopiens gebar.

Clytemneſtra.

Wer folgte dieſem
auf ſeinem Königsthrone nach?

Agamemnon.

Derſelbe,
der Nereus Tochter freite, Peleus.

Clytemneſtra.

Mit
der Götter Willen freit' er dieſe, oder
geſchah' es wider ihren Rathſchluß?

Agamemnon.

Zeus
verſprach ſie, und der Vater führete ſie ihm zu.

Clytemneſtra.

Wo war die Hochzeit? In des Meeres Wellen?

Agamemnon.

Die Hochzeit war auf dem erhabnen Sitze
des Pelion, dem Aufenthalte Chirons.

Clytemneſtra.

Wo man erzählt, daß die Centauren wohnen?

Agamemnon.

Dort feierten die Götter Peleus Feſt.

Clytemneſtra.

Den jungen Sohn — hat ihn der Vater, oder
die Göttliche erzogen?

Agamemnon.

Sein Erzieher
war Chiron, daß der Böſen Umgang nicht
des Knaben Herz verderbe.

Clytemneſtra.

Ihn erzog
ein weiſer Mann! Und weiſer noch war der,
der einer ſolchen Aufſicht ihn vertraute.

Agamemnon.

Das iſt der Mann, den ich zu deinem Eidam
beſtimme.

Clytemneſtra.

An dem Mann iſt nichts zu tadeln,
Und welche Gegend Griechenlands bewohnt er?

Agamemnon.

Die Gränzen von Phthiotis, die der Strom
Apidanus durchfließt, iſt ſeine Heimat.

Clytemneſtra.

So weit wird er die Tochter von uns führen?

Agamemnon.

Das überlaß' ich ihm. Sie iſt die Seine.

Clytemneſtra.

Das Glück begleite ſie! — Wann aber ſoll
der Tag ſeyn?

Agamemnon.

Wenn der ſegensvolle Kreis
des Mondes wird vollendet ſeyn.

Clytemneſtra.

Haſt du
das hochzeitliche Opfer für die Jungfrau
der Göttinn ſchon gebracht?

Agamemnon.

Ich werd' es bringen.
Das Opfer iſt es, was uns jezt beſchäftigt.

Clytemneſtra.

Ein Hochzeitmahl gibſt du doch auch?

Agamemnon.

Wenn erſt
die Himmliſchen ihr Opfer haben werden.

Clytemneſtra.

Wo aber gibſt du dieſes Mahl den Frauen?

Agamemnon.

Hier bei den Schiffen.

Clytemneſtra.

Wohl. Es läßt ſich anders
nicht thun. Ich ſeh's. Ich muß mich drein ergeben.

Agamemnon.

Jetzt aber höre, was von dir dabei
verlangt wird — Doch, daß du mir ja willfahreſt!

Clytemneſtra.

Sag' an, Du weißt, wie gern' ich dir gehorche.

Agamemnon.

Ich freilich kann mich an dem Orte, wo
der Bräutigam iſt, finden laſſen —

Clytemneſtra.

Was?
Ich will nicht hoffen, daß man ohne mich
vollziehen wird, was nur der Mutter ziemet.

Agamemnon.

Im Angeſicht des ganzen griech'ſchen Lagers
geb' ich dem Sohn des Peleus deine Tochter.

Clytemneſtra.

Und wo ſoll dann die Mutter ſeyn?

Agamemnon.

Nach Argos
zurückekehren ſoll die Mutter — dort
die Aufſicht führen über ihre Kinder.

Clytemneſtra.

Nach Argos? Und die Tochter hier verlaſſen?
Und wer wird dann die Hochzeitfackel tragen?

Agamemnon.

Der Vater wird ſie tragen.

Clytemneſtra.

Nein, das geht nicht!
Du weißt, daß dir die Sitten dieß verbieten.

Agamemnon.

Daß ſie der Frau verbieten, in's Gewühl
von Kriegern ſich zu mengen, weiß ich.

Clytemneſtra.

Es heiſcht die Sitte, daß aus Mutterhänden
die Braut der Bräutigam empfange.

Agamemnon.

Sie heiſche, daß deine andern Töchter in
Mycen der Mutter länger nicht entbehren.

Clytemneſtra.

Wohl aufgehoben und verwahret ſind die
in ihrem Frauenſaal.

Agamemnon.

Ich will Gehorſam.

Clytemneſtra.

Nein!
Bei Argos königlicher Göttinn! Nein!
Du haſt dich weggemacht in's Ausland! Dort
mach' dir zu thun![5] Mich laß im Hauſe walten,
und meine Tochter wie ſich's ziemt vermählen.

(ſie geht ab.)

Agamemnon (allein.)

Ach! zu entfernen hofft' ich ſie! — Ich habe
umſonſt gehofft. Umſonſt bin ich gekommen.
So häuff' ich Trug auf Trug, berücke die,
die auf der Welt das Theuerſte mir ſind,
durch ſchnöde Liſt und alles ſpottet meiner!
Nun will ich gehn und was der Göttinn wohl
gefällt und mir ſo wenig Segen bringet,
und allen Griechen ſo belaſtend iſt,
vom Seher Kalchas näher auskundſchaften.
Wer's aber mit ſich ſelbſt gut meint, der nehme
ja eine Gattinn, die gefällig iſt
und ſanften Herzens — oder lieber keine!

(er geht ab.)

Drite Zwiſchenhandlung.

Chor.

Strophe.

Sie ſehen des Simois ſilberne Strudel,
der griechiſchen Schiffe verſammelte Macht;
mit dem Geräthe zur blutigen Schlacht
betreten ſie Phöbus heilige Erde,
wo Kaſſandra mit wilder Gebärde
die Schläfe mit grünendem Lorbeer umlaubt,
das goldene Haar, wie die Sagen erzählen,
wallen läßt um das begeiſterte Haupt,
wenn die Triebe des Gottes ſie wechſelnd beſeelen.

Gegenſtrophe.

Sie rennen auf die Mauern!
Sie ſteigen auf die Burg!
Sie erblicken mit Schauern,
hoch herunter von Pergamus Burg,
den unſre ſchnellen Schiffe brachten,
den fürchterlichen Gott der Schlachten,
der, in tönendes Erzt eingekleidet,
ſich um den Simois zahllos verbreitet,
Helenen, die Schweſter des himmliſchen Paars
unter den Lanzen und krieg'riſchen Schilden
heimzuführen nach Sparta's Gefilden.

Epode.

Epode.

Einen Wald von eh'rnen Lanzen
ſeh' ich ſie um deine Felſenthürme pflanzen,
Stadt der Phryger, hohe Pergamus!
Deiner Männer Häupter, deiner Frauen
unerbittlich von dem Nacken hauen,
Leichen über Leichen häufen,
deine ſtolze Veſte ſchleifen,
unglücksvolle Pergamus!
Da wird's Thränen koſten deinen Bräuten
und der Gattinn Priamus!

Wie wird nach dem geflohenen Gemahl
die Tochter Jovis jezt zurücke weinen!
Ihr Götter! ſolche Angſt und Quaal,
entfernet ſie von mir und von den Meinen!
Wie wird die reiche Lydierinn
den Buſen jammernd ſchlagen,
und wird's der ſtolzen Phrygerinn
am Webeſtuhle klagen!

Ach! wenn nun die Sagen ſchallen,
daß die hohe Stadt gefallen,
die die Wehre meiner Heimat war!
Wer, wenn es herum erſchollen,
ſchneidet wohl der Thränenvollen
von dem Haupt das ſchön gekämmte Haar?

Helene! die der hochgehalſte Schwan
gezeuget — das haſt du gethan!
Sei's nun, daß in einem Vogel
Leda, wie die Sage gieng,
Zevs verwandelte Geſtalt umfieng,
Sei's, daß eine Fabel aus dem Munde
der Kamönen ſehr zur ſchlimmen Stunde
das Geſchlecht der Menſchen hintergieng!

Die Fortſetzung im nächſten Heft.

II.

Ueber die Freiheit des Dichters bei der Wahl ſeines Stoffs.

Werke der Begeiſterung zu genießen, iſt ſelbſt in unſerm Zeitalter kein gemeines Talent. Bei aller Empfänglichkeit für die feinern Schönheiten der Kunſt fehlt es doch oft an einer gewiſſen Unbefangenheit, ohne die es ohnmöglich iſt, ſich ganz in die Seele des Künſtlers zu denken. Zwar nähert ſich in unſern Tagen die aeſthetiſche Kritik einer größern Vollkommenheit, indem ſie Achtung gegen die Freiheit des Genies mit Strenge gegen ſeine Nachläſſigkeiten vereinigt. Aber in Anſehung des Stoffs haben nicht ſelten gerade die beſſern Menſchen die wenigſte Nachſicht. Sie können oft durch nichts mit einem Kunſtwerke ausgeſöhnt werden, in welchem ſie irgend ein Verſtoß gegen Wahrheit oder Moralität beleidigt hat. Allein während daß ſie ſelbſt dadurch manche ſchätzbare Genüſſe entbehren, erbittern ſie zugleich den Künſtler durch die Strenge ihrer Foderungen. Unwillig über die engen Gränzen, in die ſeine Thätigkeit eingeſchränkt werden ſoll, behauptet er oft ſeine Freiheit bis zur Uebertreibung, und wagt es, einem Theile des Publikums zu trotzen, den er zu gewinnen verzweifelt.

Schon dieß wäre Grund genug zu einer Reviſion der Begriffe, die bei jener wohlmeinenden Aengſtlichkeit zum Grunde liegen, um wo möglich zwo Gattungen von Menſchen, die nur durch Mißverſtand entzweit werden konnten, einander näher zu bringen. Vornehmlich aber kommt hierbei das Intereſſe der Kunſt in Betrachtung, das mit dem Intereſſe der Menſchheit in genauerer Verbindung ſteht, als man gewöhnlich ſich einbildet.

In Anſehung der Mannichfaltigkeit des Stoffs hat unter allen Künſten die Poeſie den weiteſten Umfang, und bei ihr ſcheint es daher am nöthigſten, den Künſtler auf gewiſſe Rückſichten bei der Wahl ſeines Gegenſtands aufmerkſam zu machen. Auch hält man die gewöhnliche Ausartung der Beredſamkeit in Sophiſterei für ein warnendes Beiſpiel, um einen ähnlichen Mißbrauch der dichteriſchen Talente zu verhüten. Und gleichwohl iſt es eben ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen dem Redner und Dichter, der dieſen bei der Wahl ſeines Stoffs zu einer größern Freiheit berechtiget, als jenen.

In ſo fern der Redner zu belehren, zu überzeugen, durch Erweckung von Leidenſchaften eine beſtimmte

ſtimmte Abſicht zu erreichen ſucht, iſt er kein Künſtler. Er gebraucht die Sprache als Mittel zu einem beſondern Zwecke, nicht zu Darſtellung ſeines Ideals. Die Kunſt iſt keinem fremdartigen Zwecke dienſtbar. Sie iſt ſelbſt ihr eigner Zweck.

Die Wahrheit dieſes Satzes kann freilich nicht eher einleuchten, als bis die jezt herrſchenden Begriffe über die Beſtimmung der Kunſt durch edlere verdrängt werden. Noch immer iſt ein großer Theil des Publikums in Verlegenheit, wenn vom Verdienſte des Künſtlers die Frage iſt. Unter den allgemein anerkannten Bedürfniſſen iſt keines, für deſſen Befriedigung er arbeitet, und das Vergnügen, wofür er bezahlt wird, möchte man nicht gern für den Zweck ſeines Daſeyns erklären. Selbſt unter denen, die die höhern Geiſteskräfte des Virtuoſen zu ſchätzen wiſſen, entſteht oft der Zweifel, ob es keine würdigere Anwendung dieſer Kräfte gebe, als den Grillen des Luxus zu fröhnen. Daher die wohlgemeinten Verſuche, das Angenehme mit dem Nützlichen zu vereinigen, und die Würde der Kunſt dadurch zu erhöhen, daß man ſie zur Predigerinn der Wahrheit und Tugend beſtimmte. Aber iſt denn wirklich ihr Werth davon abhängig, daß ihr eine beſchränktere Sphäre angewieſen wird? Iſt es ſo ausgemacht, daß ſie zu ihrer Empfehlung eines entlehnten Verdienſtes bedarf?

Unter die weniger bekannten, aber deſto dringenden Bedürfniſſe der Menſchheit im Ganzen gehört die Erhaltung der Energie bei einem hohen Grade der Verfeinerung. So lange der Trieb zur Thätigkeit bei einer Nation nicht erſchlafft, hat ſie bei ihrer vollkommenſten Ausbildung nichts zu beſorgen. Es iſt Vorurtheil, die Ausartung eines Volks für ein unvermeidliches Schickſal einer alternden Cultur anzuſehen. Die Geſchichte der ältern und neuern Zeiten belehrt uns, daß die erhabenſten Verdienſte neben den wildeſten Ausſchweifungen des Luxus beſtehen konnten, und daß ſelbſt eine ſinkende Nation ſo lange aufrecht erhalten wurde, als der Keim der Begeiſterung bei ihren edleren Bürgern noch nicht völlig erſtickt war. Das untrüglichſte Kennzeichen des Verfalls iſt Trägheit — Mangel an Empfänglichkeit für die Freude, die eine gelingende Anſtrengung durch ſich ſelbſt gewährt. Dieſe Trägheit iſt mit einem gewiſſen Frohndienſte ſehr vereinbar, den die Furcht vor Mangel oder Schande auflegt, und für den man ſich in Stunden der Ruhe durch unthätiges Schwelgen zu entſchädigen ſucht. Der verzärtelte Menſch will ſeinen Genuß auf dem kürzeſten Wege erlangen; er will ärndten, wo er nicht geſäet hat. Höhere Freuden, die nur durch Aufopferung oder Arbeit erkauft werden können, reizen ihn nicht, und dieß iſt der Grund, warum er an innerem

Gehalte

Gehalte nicht in dem Verhältniſſe gewinnt, wie ſich der Reichthum ſeiner Ideen vermehrt. Es fehlt ihm an Kraft, dieſe Nahrung des Geiſtes zu verarbeiten. Der höchſte Grad dieſer Erſchlaffung iſt ein hektiſcher Zuſtand, ein allmähliges Abſterben alles wahren Verdienſtes. Aber nicht immer iſt dieß Uebel unheilbar. Der Menſch iſt oft ſchwach, weil er ſeine Kräfte nicht kennt. Er entbehrt oft die höhern Freuden, weil er ſie niemals gekoſtet hat. Ihn zum Gefühl ſeines Werths zu erheben, und ihm durch würdigere Genüſſe die niedrigen Befriedigungen der Eitelkeit und thieriſchen Sinnlichkeit zu verekeln, iſt das wichtigſte Geſchäft der ächten Ausbildung, ohne welches alle übrige Cultur nur Flitterſtaat iſt. Und hier zeigt ſich das wahre Verdienſt der Kunſt in ſeiner Größe. Sie erſcheint in einer ehrwürdigen Geſellſchaft — an der Seite der Religion und des Patriotismus.

Was dieſe drei mit einander gemein haben, iſt die Beſtimmung, Leidenſchaft zu veredeln, ein Ziel, deſſen ſie ſich nicht ſchämen dürfen. Der Menſch iſt zu abhängig von den Gegenſtänden, die ihn umgeben, um der erhabenen Ruhe fähig zu ſeyn, die nur der Gottheit eigen iſt. Leidenſchaften waren von jeher ein Bedürfniß der Menſchheit, und werden es auch in ihrem vollkommenſten Zuſtande bleiben. Sie haben die ſchlummernden Keime der

edelſten

edelſten Thätigkeit entwickelt, und dieß iſt ein reichlicher Erſatz für alle unglücklichen Folgen ihrer Ausſchweifungen. Sie waren die Stuffe, auf der der ſinnliche Menſch ſich von der Sklaverei der thieriſchen Triebe zu einer höhern Vollkommenheit emporſchwang, und noch jezt rächen ſie oft ihre Verachtung an dem, der ſich reiner Geiſt genug zu ſeyn dünkt, um ihrer entbehren zu können.

Die wohlthätigen Wirkungen des religiöſen und bürgerlichen Enthuſiasmus ſind einleuchtend, und daß beide zuweilen in Schwärmerei ausarten, benimmt ihrem Werthe nichts. Licht und Wärme im glücklichſten Verhältniſſe bleiben immer das Ideal der menſchlichen Vollkommenheit. Weniger gefährlich von dieſer Seite iſt indeſſen der äſthetiſche Enthuſiasmus oder das verfeinerte Kunſtgefühl, weil man ihm gerade das kräftigſte Gegenmittel wider dergleichen Ausſchweifungen, die Bildung des Geſchmacks, zu verdanken hat. Aber zugleich ſind die Wirkungen der Kunſt auch weniger glänzend. Ihr Einfluß äußert ſich oft erſt in den entfernteſten Folgen, und dieß iſt der Grund, warum man ſo oft ihren Werth verkennt, und es beinahe zur Toleranz gegen den Künſtler für nöthig hält, ihn irgend ein anerkannt-nützliches Geſchäft anzuweiſen.

Nicht in der Würde des Stoffs, ſondern in der Art ſeiner Behandlung zeigt ſich das Verdienſt des Künſtlers. Die Begeiſterung, welche in ihm durch ſein Ideal ſich entzündet, verbreitet ihren wohlthätigen Strahl in ſeinem ganzen Wirkungskreiſe. Wer ihn zu genießen verſteht, fühlt ſich emporgehoben über das Proſaiſche des alltäglichen Lebens, in ſchönere Welten verſezt, und auf einer höhern Stufe der Weſen. Und daß dieſer Zuſtand nicht immer bloß ein augenblicklicher Schwung iſt, daß der Nachhall dieſer Empfindungen noch oft in der wirklichen Welt fortdauert, iſt der Grund, warum eine *Veredlung der Menſchheit durch Kunſt* möglich iſt. Was ſie zu leiſten vermag, beſteht nicht bloß in der Gewöhnung an höhern Lebensgenuß. Die ſchönſte Wirkung der Kunſt iſt die edle Schaam, das Gefühl ſeiner Kleinheit, das einen Menſchen von Kopf und Herz bei Betrachtung jedes Meiſterſtücks ſo lange verfolgt, bis es ihm ſelbſt gelungen iſt, in ſeiner Sphäre Schöpfer zu ſeyn.

Begeiſterung iſt die erſte Tugend des Künſtlers und Plattheit ſeine größte Sünde, für die er auch um der beſten Abſichten willen keine Vergebung erwarten darf. Er verfehlt ſeine Beſtimmung, wenn er, um irgend einen beſondern moraliſchen Zweck zu befördern, eine höhere äſthetiſche Vollkommenheit aufopfert. Sein Geſchäft iſt Darſtellung des Großen und Schönen der menſchlichen Natur. Auch wo ſein Stoff von einer andern Gattung zu ſeyn ſcheint, ſind es doch nicht die Gegenſtände ſelbſt, welche er ſchildert, ſondern ihr Eindruck auf einen glücklich organiſirten Kopf, die Art, wie ſie in einer großen oder ſchönen Seele ſich im Momente der Begeiſterung ſpiegeln. Beſonders iſt es das eigenthümliche Verdienſt der Dichtkunſt, die Anſchauung menſchlicher Vortrefflichkeit möglichſt zu vervielfältigen. Es gibt aber intereſſante Seiten der menſchlichen Natur auch außerhalb der Gränzen der Wahrheit und Moralität. Es gibt einen äſthetiſchen Gehalt, der von dem moraliſchen Werthe unabhängig iſt.

Betrachtet man den Menſchen in Verbindung mit der ihn umgebenden Natur, ſeine Begriffe und Meinungen im Verhältniß mit der Beſchaffenheit der Dinge ſelbſt, ſeine Art zu handeln in Beziehung auf andere empfindende Weſen, ſo läßt ſich kein anderer Maßſtab ſeines Werths denken, als Weisheit und Tugend. Aber dieſer Geſichtspunkt iſt nicht der einzige. Die Summe von Ideen, Fertigkeiten, Anlagen und Talenten, die in jedem einzelnen Menſchen vorhanden iſt, hat einen für ſich beſtehenden Werth, auch wenn auf den Gebrauch derſelben gar keine Rückſicht genommen wird. Bei dieſer Schätzung wird der

Menſch

Menſch iſolirt, und ſein innerer Gehalt, wodurch er ſich von andern einzelnen Weſen unterſcheidet, von ſeinem relativen Werthe abgeſondert, auf den er als Glied eines größern oder kleineren Ganzen Anſpruch machen kann. Aus der Verwechſelung dieſer Begriffe entſteht das Unbefriedigende in den gewöhnlichen Theorien vom Verdienſte, und eben ſo wichtig iſt dieſer Unterſchied bei der Frage, in wie fern es dem Künſtler erlaubt iſt, die Gränzen der Wahrheit und Moralität zu überſchreiten.

Irrthum und Laſter ſind an ſich ſelbſt kein Gegenſtand der Kunſt, wohl aber der eigenthümliche Gehalt, der auch durch die Fehler und Ausſchweifungen eines vorzüglichen Menſchen hindurch ſchimmert. Es gibt Thorheiten und Verbrechen, die eine Vereinigung von außerordentlichen und an ſich ſehr ſchätzenswerthen Eigenſchaften des Kopfes und Herzens vorausſetzen. Durch dieſe Miſchung von Licht und Schatten entſteht eine Gattung von Gegenſtänden, die ſich beſonders der tragiſche Künſtler am ungernſten verſagen würde, weil oft ſeine erſchütterndſte Wirkung gerade von einem ſolchen Contraſte abhängt. Auch hat man hierin vorzüglich den dramatiſchen und epiſchen Dichtern mehr Freiheit einräumen müſſen, wenn ſie nicht bloß abſtrakte Begriffe perſonificiren, ſondern lebendige Menſchen mit beſtimmten Umriſſen darſtellen ſollten. Strenger beurtheilt man aber in dieſer Rückſicht gewöhnlich den lyriſchen Dichter, ohngeachtet er ſich vom dramatiſchen eigentlich nur in der äußern Form unterſcheidet, und die Ode nichts anders iſt, als der Monolog eines idealiſchen Menſchen in einer idealiſchen Stimmung. Indeſſen iſt man größtentheils darüber einverſtanden, daß der Dichter ſich aller leidenſchaftlichen Darſtellung enthalten müßte, wenn ihm gar keine Aeußerung erlaubt ſeyn ſollte, die nicht mit den beſten Einſichten der Vernunft und den Geſetzen der Moralität völlig übereinſtimmte. Nur über den Grad dieſer Freiheit iſt unter dem geſchmackvollern Theile des Publikums eigentlich noch die Frage.

Kühnheit in der Auswahl des Stoffs iſt bei Künſtlern von vorzüglichen Talenten ſehr oft die Folge eines gewiſſen republikaniſchen Stolzes. Sich bei dem Publikum durch gefällige Gegenſtände einzuſchmeicheln, halten ſie für den Behelf der Schwäche. Die Wirkung, welche ihr Ziel iſt, wollen ſie ganz ihrer eigenen Kraft zu danken haben. Und wohl der Nation, wo dieß Gefühl von Unabhängigkeit noch unter den Künſtlern möglich iſt, wo ſich die Kunſt nicht bloß mit beſtellter Arbeit beſchäftigt, ſondern auch ihre freien Geſchenke dankbar genoſſen werden. Durch zu viel Nachſicht des Publikums indeſſen artet jene Kühnheit nicht ſelten in Uebermuth aus, und daher die Mißgeburten

geburten einer wilden Phantaſie, die oft auch den toleranteſten Kunſtliebhaber empören. Dieſem Uebel zu ſteuern, ohne die rechtmäßige Freiheit des Künſtlers einzuſchränken, iſt ein Geſchäft der ächten Cultur.

Es gibt nemlich eine Gränzlinie, die der Künſtler eben ſo wohl aus äſthetiſchen, als aus moraliſchen Rückſichten nicht überſchreiten darf. Er handelt wider ſich ſelbſt, wenn er das Intereſſe ſeines Kunſtwerks zerſtört. Und dieß geſchieht, wenn die widrigen Empfindungen, die er erweckt, den Genuß überwiegen, auf dem der Werth ſeines Produkts beruhte. Was an ſich ſelbſt ein unverdorbenes Gefühl für Wahrheit und Moralität beleidigt, darf nur in ſo fern ein Gegenſtand der Kunſt werden, als es einer begeiſternden Idee untergeordnet und zu ihrer lebendigen Darſtellung nothwendig iſt. Zwei Extreme ſind hier zu vermeiden, Barbarei und Verzärtelung; zwiſchen beiden iſt der Geſchmack in ſeiner höchſten Vollkommenheit.

Dichteriſche Wahrheit fordert oft mit Recht eine gewiſſe Aufopferung der philoſophiſchen. Seinem Ideale auch da noch getreu zu bleiben, wo deſſen Darſtellung an Karrikatur gränzt, iſt eine ſchätzbare Kühnheit, ohne die beſonders der Dichter die Wirkung des Erhabenen in leidenſchaftlichen Schilderungen nie zu erreichen vermag. Einſeitigkeit und Uebertreibung im Urtheilen, und Ausſchweifung im Handeln iſt der Charakter der Leidenſchaft. Wo dieſer in wirkliche Karrikatur übergeht, iſt er kein Gegenſtand der Kunſt mehr. Aber dieſen Punkt genau zu unterſcheiden iſt eben der Vorzug des wahren Genies. Der große Mann ſcheint nur zu wagen. Er kennt die Gefahr, aber zugleich ahndet er ſeine Ueberlegenheit.

Eine ſolche Kühnheit der Darſtellung bei dem Dichter und der Toleranz bei dem Publikum iſt mit der feinſten Ausbildung vereinbar, und aus dieſer Verbindung entſteht ein gewiſſer heroiſcher Geſchmack, der einen hohen Grad von Gehalt bei einem Volke vorausſezt. Vergleicht man in dieſem Punkte den Deutſchen und Engländer mit dem Franzoſen, ſo zeigt ſich ein merklicher Unterſchied. Und wohl uns, wenn wir den männlichen Charakter in unſerm Kunſtgefühle behaupten! Der franzöſiſche Künſtler glänzt in der Gattung, wo es auf Feinheit ankommt, aber in allen übrigen verfolgt ihn eine gewiſſe entnervende Aengſtlichkeit, die wir ihm nicht zu beneiden Urſache haben. Dieſe Aengſtlichkeit entſteht zwar eigentlich mehr aus einer Uebertreibung des Gefühls für conventionellen Wohlſtand. Aber es gibt nur eine ähnliche Uebertreibung des moraliſchen Gefühls, die uns hindert, menſchliche Größe und Kraft auch in ihrer Verwilderung zu erkennen, und das Gold aus den Schlacken heraus zu finden.

Indeſſen kann auch diejenige Toleranz, die aus Empfänglichkeit für Begeiſterung entſteht, gemißbraucht werden, wenn ein gewiſſes Streben nach Paradoxie ſich ausbreitet, das eigentlich ein Behelf des kleinen Talents iſt, und wozu ſich der große Künſtler nur aus Bequemlichkeit herabläßt. Er bedarf des Kunſtgriffs nicht, ſeine Wirkung durch prahlende Contraſte zu verſtärken, und auf dieſe Manier ſich einzuſchränken, wäre bei ihm eine Art von Erſchlaffung. Der höchſte Triumph der Kunſt iſt: Größe mit Grazie vereinigt, und wer dieſes Ziel zu erreichen beſtimmt war, verſündigt ſich an ſich ſelbſt, wenn er aus einer Art von Trägheit auf einer niedrigern Stufe ſtehen bleibt.

K.

III. V

Das heimliche Gericht.

Fortſetzung.

(Siehe das fünfte Heft der Thalia.)

Zehnter Auftritt.

Der Erzbiſchof, der Truchſeß, Dieterich von Arlheim, drei vermummte Richter, Heinrich von Weſthauſen.

Erzbiſchof.

Brüder des unterirdiſchen Rechts, warum habt Ihr heute verlaſſen das helle Sonnenlicht, und ſeid herabgeſtiegen in das Reich der Nacht? Habt Ihr einen gefunden, der in dieſer Finſterniß leuchten wolle?

Dieterich und Truchſeß (aufſtehend.)

Wir haben.

Erzbiſchof.

Wie zeugt Ihr für ihn? Hat er ſich losgeriſſen von der allgemeinen Buhlerei und dem Schwarm von Ohnmächtigen, die in ihrem Schooße ſich wiegen?

Dieterich.

Dieterich.

Ja. Er will werden ein Liebling der Nacht, daß ſie ihren königlichen Schatz ihm öffne.

Erzbiſchof.

So werde heute ſein irdiſcher Name zum letztenmale in der Unterwelt genannt, und führt ihn näher an ihren königlichen Schatz.

Dieterich.

Heinrich von Weſthauſen iſt ſein irdiſcher Name; er hat gethan, was einer thun kann, der im Licht der Thoren arbeitet.

Erzbiſchof.

Wohlbekannt ſind ſeine Thaten; er lerne ſie vergeſſen — Und mögen künftig ſeine Stralen hinaufſchlagen, dem Weltauge zum Spott! Tretet hieher und redet. (Er legt die rechte Hand auf den Tiſch.) Wehe, wehe, wehe dem Lügner!

Alle (aufgeſtanden und die rechte Hand auf dem Tiſch.)

Wehe, wehe, wehe dem Lügner! —

Erzbiſchof (ſetzt ſich nieder, die andern folgen ihm. Zu Heinrich, der vor ihm ſteht.)

Was brachte Euch in dieſen Kreis, den die Menſchen haſſen und ſcheuen?

Heinrich.

Die Hoffnung wieder zu finden, was ich verloren hatte. Ich wußte nicht mehr warum ich war. Lehrt Ihr mich's wieder begreifen. Der Gehalt des Lebens iſt mir verloren gegangen.

Erzbiſchof.

Und warum hofft Ihr ihn hier wieder zu finden?

Heinrich.

Weil Ihr Ungeheuer wäret, wenn Euch daſſelbe Band nicht an einander knüpfte, das mich an Euch binden wird.

Erzbiſchof.

Wohl. Aber Ihr müßt Euch bereiten Verbindung anzuerkennen, auch wo Ihr ſie nicht begreift.

Heinrich.

Das kann ich, ſo lange meine Meinung von Euch bleibt.

Erzbiſchof.

Und wovon hängt dieſe ab?

Heinrich.

Von Eurer Verwandtſchaft mit mir.

Erzbiſchof.

Stolz dürft Ihr ſeyn; daß Ihr Euch hier ſehet, berechtigt Euch dazu. Um zu uns zu kommen, mochtet Ihr ſo denken; aber forthin dürſt Ihr Eure eigne Seele nicht mehr zum Maßſtab unſers Bundes machen. Der nächſte Seraph am Thron überſieht das Weltall ſo wenig als der Wurm im Staube. Der die Kette hält, kennt ihren Zuſammenhang allein. — (Nach einer Pauſe, worin er auf Antwort zu warten ſcheint.) Es iſt nicht Befriedigung, was aus Eurer Miene ſpricht? — (Indem er ihn bei der Hand faßt, und bis an's Ende hält.) Schön ſind die Geburten der hellen Augenblicke, wenn der entfeſſelte Geiſt abgeſchüttelt hat, was ſeine himmliſchen Fittige lähmte. Nur überleben ſie den Punkt ihres Werdens nicht. Ihr unkörperlich Gewebe verraucht in der ſchweren Luft des Erdenlebens. Aber es war nicht genug ihr frühes Ende und das wachſende Elend der Menſchheit zu bejammern. Hatte die geizige Natur ihnen auch den Himmelsſtrich verſagt, wo ſie gedeihen konnten, er wurde, ihren widrigen Geſetzen zum Trotz, doch erfunden. Zum zweitenmal, und glücklicher, beſtehlen Menſchen den Himmel; und dieſe Rieſentochter der Begeiſterung nährt und ſäugt jetzt ihre Schweſtern. — (Er läßt ihn ſanft wieder los.) Der Druck Eurer Hand ſagt mir, daß er verſtanden iſt, der hohe Gedanke!

Heinrich (ſehr feurig.)

Bei meinem Herzen ja! Ich verſtehe ihn.

Erz-

Erzbiſchof.

So ſeid denn vorſichtig. Glaube und Hoffnung ſöhnen Euch mit ſcheinbaren Widerſprüchen aus. Es kömmt eine Zeit, da wir ſie ſelbſt löſen, und in dem lezten Heiligthum hebt ſich jeder Zweifel.

Heinrich.

Und Ihr ſagt mir, daß ich in dieſes gelange?

Erzbiſchof.

Mancher iſt gefallen, und nicht wieder aufgeſtanden. Doch kann Einer ſtehen, ſo ſeid Ihr's. Dieſes Auge ward geſchaffen, unverrückt und ſicher auf Ein Ziel loszugehen. Meiner Tage werden nicht viel mehr ſeyn. Dich aber, Sohn, Dich ſehe ich noch als Sieger die große Laufbahn vollenden.

Heinrich.

Mann, den ich nicht zu nennen weiß, meine Seele erkennt Euch durch die Larve. Jede Prüfung, die Ihr mir auferlegt —

Erzbiſchof.

Nein. Wir bedurften Eurer, weil wir Euch kannten. Eure Prüfung ſei Euer Leben unter uns. Beſtündet Ihr ſie nicht, wir wären ſelbſt beſtraft. — Aber vergeßt nicht, daß vielfältige Opfer unſre ſchwere Arbeit begleiten. Ordnung herzuſtellen in den verworrenen Gängen der Menſchen, ſie zu leiten auf Eine Heerſtraße, zu tilgen all die Kreuz- und Nebenwege: ſo heißt unſre ſchwere Arbeit. Zögling der ernſten Weisheit, lernet glauben und opfern. Ein eiſernes Geſetz, — Zuſammenhang iſt ſein Name — zieht uns unabänderlich zu Einem Punkt hinab, und Verbrechen iſt hier die Tugend, die ſeine Satzungen bricht. Weine, Jüngling, weine die lezte Thräne jenen Erholungen, womit Du den faulen ſchleichenden Gang des Daſeyns würzteſt. Droben ſtanden ſie Dir ſchön; hier taugen ſie nicht mehr. Du wirſt Dich ſchwer von ihnen entwöhnen. Aber die großen Plane, denen Du ſie opferſt, werden Deine Seele entzünden. Kein ſterbliches Geſchöpf wird Dir das Wohl ſeines unſterblichen Geſchlechts aufwiegen. Du wirſt die Menſchenliebe begreifen lernen — die Menſchenopfer gebietet.

Heinrich.

Vater, Euch darf ich es ſagen. In Eurer Gegenwart ſchrecken mich dieſe Männer nicht. Ich hoffe, ich werd' es, ich werd' es durch Euch. Sollte ich nicht —!

Erzbiſchof.

Hier, noch an der Schwelle, iſt Euch der tiefe Abſchiedsſeufzer vergönnt. Aber erinnert Euch, wie

wenig

wenig Euer eignes Leben Euch galt, das in der Gemeinſchaft mit Euerm Geſchlecht ſeinen Werth verloren hatte. Verachtet den elenden Stolz der Menſchen, die das beſudelte verfälſchte Konterfei des Lebens geheiligt haben und hochhalten, um endlich auch das Gedächtniß des ächten Kleinods zu vernichten. Sie haben es tauſendfach mit Geſetzen umzäunt. Sie haben die Gerechtigkeit zur Helfershelferinn ihrer Verderbniß gemacht. Jezt aber lernen ſie zittern vor unſichtbaren Verfolgern, die kühn dieſe Verſchanzungen erſteigen. Noch konnten ſie bloß auf ihre Feigheit wirken. Einſt werden ſie auch das ſtrenge Gericht verſtehen, vor dem ſie ſich jezt ſklaviſch beugen — und dann wird es aufhören! Das Blut dieſes Geſchlechts fließt, daß jeder Tropfen des künftigen zehnfach im Preiſe ſteige.

Heinrich (begeiſtert.)

Um dieſen Lohn möge auch das meinige fließen! Ich bin entſchloſſen zu allem, was der Orden mir gebeut.

Erzbiſchof.

So beginne dann die Weihe. Brüder, er iſt reif. Laßt ihn zu den Eiden ſchreiten. — Dieſe Ketten verheißen Freiheit Euch und dem Menſchengeſchlecht.

Dieterich

Dieterich (aufſtehend.)

Der Ihr gekommen ſeid, an Euch zu nehmen die heilige heimliche Acht, horcht aufmerkſam auf die Worte, die Euch geſagt werden. Wäget ihren Sinn und Eure Kraft, denn Ihr müßt geloben und ſchwören zu halten, was Ihr hören werdet. Und haltet Ihr nicht, ſo falle über Euch der Fluch des Gerichts und Schande und Strafe des Meineids.

Heinrich.

Ueber mich falle der Fluch des Gerichts, und Schande und Strafe des übereilten Eides.

Truchſeß (aufſtehend.)

War dieß recht?

Dieterich (feſt.)

Es war recht. — (nachdem ſich der Truchſeß wieder geſezt hat, zu Heinrich mit aufgehobenen Fingern.) Schwöret unverbrüchlichen Gehorſam und Stillſchweigen des Todes.

Heinrich.

Ich ſchwöre unverbrüchlichen Gehorſam, und Stillſchweigen des Todes.

Dieterich (wie oben.)

Schwöret zu verfolgen und auszuſpähen die verborgenen Tücken der Menſchen, und zu ſtrafen, wo Euch Strafe vertraut wird.

Heinrich.

Heinrich.

Ich ſchwöre.

Dieterich.

Schwöret anzugeben jeden Frevel, den Ihr ſehen oder hören oder ahnden werdet, welches Band Euch auch an den Frevler binde; es heiße Verwandtſchaft, Dankbarkeit oder Freundſchaft. —

Heinrich (ſchweigt.)

Truchſeß.

Iſt dieß auch recht? — (Er ſteht auf, und wiederholt langſam.) Welches Band Euch auch an den Frevler binde, es heiße Verwandtſchaft, Dankbarkeit oder Freundſchaft. Schwöret! —

Heinrich.

Ich ſchwöre.

Erzbiſchof (aufſtehend, die andern ihm nach.)

Die Hälfte der Weihe iſt vorbei. Hebet die Decke.

Truchſeß (hebt die rothe Decke von dem Tiſch.)

Erzbiſchof.

Das Zeichen!

(Jeder von den Richtern faßt einen Dolch von dem Tiſch auf.)

Erzbiſchof (indem er Heinrich einen Dolch übergibt.)

Das ſtrenge Recht hat ihn geweiht. Wenn Ihr ihn gebraucht, ſo blicke Euer Auge gen Himmel, und Euer Arm führe ihn in die Wohnung des Frevels. Könnten wir ohne ihn dem Verbrechen beikommen, wir würden es. Traget mannhaft und unabläſſig bei, die Zeiten zu reifen, da wir ſeiner nicht mehr bedürfen werden. Jezt ſei er noch unſer Wahrzeichen. Wer Euch einen ähnlichen zeigt, iſt Euer Bruder, und durch ſeinen Mund ſprechen wir zu Euch. — Hier iſt Euer Siz. (Er läßt ihn neben ſich ſizen.) — — Weg mit dem Todtenſchein! (Die Lampe in der Mitte verſchwindet.) Beſſer finſtere Nacht als mattes Licht.

(Eine Pauſe. Der Erzbiſchof ſteht auf, die andern folgen ihm, er nimmt Heinrich bei der Hand.)

Euch zu führen verlernt dieſe Hand noch ihr Zittern. Faſſet ſie kräftig an. Vertrauter der Nacht, ſie offenbart Euch jezt ihren wahren Namen; ſehet das Licht, das die Sonne verhöhnt!

(Heinrich geht an des Erzbiſchofs Hand durch die Gatterthüre, die dieſer ihm öffnet. Die übrigen folgen; nur Dieterich von Altheim wird im Abgehen von dem Truchſeß zurückgehalten).

Eilfter Auftritt.

Der Truchſeß, Dieterich von Arlheim.

Dieterich.

Warum haltet Ihr mich zurück? Wir müſſen folgen.

Truchſeß.

Ein Wort! Von Euch erwarte ich, daß Ihr mir ein Räthſel löſet. — Hat eine Verblendung die Weiſen alle angeſteckt, oder ſeh' ich allein nicht, was Ihr alle ſehet?

Dieterich.

Beides: ſo löſ' ich Euch das Räthſel. Die Weiſeſten ſind verblendet, aber Ihr ſeht nicht, was ich ſehe.

Truchſeß.

Wie? Was wird er uns taugen, der kecke Uebermüthige? Auch Ihr bewarbt Euch um ihn. Stand er nicht da, als wär' er lange mit unſern Schrecken vertraut? Spielen wird er mit unſern Donnern.

Dieterich.

Deſto mehr Ruhm, den Muthigen zu beugen.

Truchſeß.

Und läßt er ſich nicht beugen?

Dieterich.

Dieterich.

Läßt er ſich nicht — ſo bricht er!

Truchſeß.

Was? Faſſe ich Euch?

Dieterich.

Ich hoffe, und Ihr ſolltet's lange gefaßt haben. Daß er uns noch nicht fürchtet, begreife ich endlich. Aber daß Ihr ihn fürchtet —

Truchſeß.

Nein, bei unſerm Orden! das thu' ich nicht.

Dieterich (tückiſch.)

Ihr ſagt ganz recht; außer Euerm Orden dürftet Ihr's eher. — Alſo wartet ab und kommt. Wird es Euch dieſe Angſt belohnen, wenn ſein Schickſal in Eure Hände fällt?

(Sie gehen durch die Gatterthüre ab. Der Vorhang fällt.)

IV.

Der Geiſterſeher.

Fortſetzung.

(Siehe das fünfte Heft der Thalia.)

Zweites Buch.

Nicht lange nach dieſen leztern Begebenheiten — fährt der Graf von O*** zu erzählen fort — fieng ich an, in dem Gemüth des Prinzen eine wichtige Veränderung zu bemerken, die theils eine unmittelbare Folge des leztern Vorfalles war, theils auch durch den Zuſammenfluß mehrerer zufälliger Umſtände hervorgebracht worden. Bis jezt nehmlich hatte der Prinz jede ſtrengere Prüfung ſeines Glaubens vermieden, und ſich damit begnügt, die rohen und ſinnlichen Religionsbegriffe, in denen er auferzogen worden, durch die beſſern Ideen, die ſich ihm nachher aufdrangen, zu reinigen, oder mit dieſen auszugleichen, ohne die Fundamente ſeines Glaubens zu unterſuchen. Religionsgegenſtände überhaupt, geſtand er mir mehrmals, ſeien ihm jederzeit wie ein bezaubertes Schloß vorgekommen, in das man nicht ohne Grauen ſeinen Fuß ſetze, und man thue nicht beſſer, man gehe mit ehrerbiethiger Reſignation daran vorüber, ohne ſich der Gefahr auszuſetzen, in ſeinen Labyrinthen zu verirren. Eine bigotte, knechtiſche Erziehung war die Quelle dieſer Furcht; dieſe hatte ſeinem zarten Gehirne Schreckbilder eingedrückt, von denen er ſich während ſeines ganzen Lebens nie ganz losmachen konnte. Religiöſe Melancholie war eine Erbkrankheit in ſeiner Familie; die Erziehung, welche man ihm und ſeinen Brüdern geben ließ, war dieſer Diſpoſition angemeſſen, die Menſchen, denen man ſie anvertraute, aus dieſem Geſichtspunkte gewählt, alſo entweder Schwärmer oder Heuchler. Alle Lebhaftigkeit des Knaben in einem dumpfen Geiſteszwange zu erſticken, war das einzige Mittel, ſich der höchſten Zufriedenheit der fürſtlichen Aeltern zu verſichern. Dieſe ſchwarze nächtliche Geſtalt hatte die ganze Jugendzeit unſers Prinzen; ſelbſt aus ſeinen Spielen war die Freude verbannt. Alle ſeine Vorſtellungen von Religion hatten etwas Fürchterliches an ſich, und eben das *Grauenvolle* und *Derbe* war es, was ſich ſeiner lebhaften Einbildungskraft zuerſt bemächtigte, und ſich auch am längſten darin erhielt. Sein Gott war ein Schreckbild, ein ſtrafendes Weſen; ſeine Gottesverehrung knechtiſches Zittern oder blinde, alle Kraft und Kühnheit erſtickende Ergebung. Auf allen ſeinen kindiſchen und jugendlichen Neigungen, denen ein derber Körper und eine blühende Geſundheit um ſo kraftvollere Exploſionen gab, ſtand ihm die Religion im Wege; mit allem, woran ſein jugendliches Herz ſich hing, lag ſie im Streite, er lernte ſie nie als eine Wohlthat, nur als eine Geißel ſeiner Leidenſchaften kennen. So entbrannte allmählig eine ſtille Indignation gegen ſie in ſeinem Herzen, welche mit einem reſpektvollen Glauben und blinder Furcht in ſeinem Kopf und Herzen die bizarreſte Miſchung machte — einen Widerwillen gegen einen Herrn, vor welchem er zitterte.

Kein Wunder, daß er die erſte Gelegenheit ergriff, einem ſo ſtrengen Joche zu entfliehen — aber er entlief ihm wie ein leibeigener Sclave ſeinem harten Herrn, der auch mitten in der Freiheit das Gefühl ſeiner Knechtſchaft herumträgt. Eben darum, weil er den Glauben ſeiner Jugend nicht mit ruhiger Wahl entſagt, weil er nicht abgewartet hatte, bis ſeine reife gereinigte Vernunft ſich gemächlich davon abgelöſ't hatte, weil er ihm als ein Flüchtling entſprungen war, auf den die Eigenthumsrechte ſeines Herrn immer noch fortdauern — ſo mußte er auch nach noch ſo großen Diſtractionen immer wieder zu ihm zurückkehren. Er war mit der Kette entſprungen, und eben darum mußte er der Raub eines jeden Betriegers werden, der ſie entdeckte und zu gebrauchen verſtand.

Die Geſtändniſſe des Sicilianers ließen in ſeinem Gemüth wichtigere Folgen zurück, als dieſer ganze Gegenſtand werth war, und der kleine Sieg, den ſeine Vernunft über dieſe ſchwache Täuſchung davon getragen, hatte die Zuverſicht zu ſeiner Vernunft überhaupt erhöht. Die Leichtigkeit, mit der es ihm gelungen war, dieſen Betrug aufzulöſen, ſchien ihn ſelbſt überraſcht zu haben; in dieſem Kopfe hatten ſich Wahrheit und Irrthum noch nicht ſo genau von einander geſondert, daß es ihm nicht oft begegnet wäre, die Stützen der einen mit den Stützen des andern zu verwechſeln, daher kam es, daß der Schlag, der ſeinen Glauben an Wunder ſtürzte, das ganze Gebäude ſeines Glaubens zugleich zum Wanken brachte. Es ergieng ihm hier, wie einem unerfahrnen Menſchen, der in der Freundſchaft oder Liebe hintergangen worden, weil er ſchlecht gewählt hatte, und der nun ſeinen Glauben an dieſe Empfindungen überhaupt ſinken läßt, weil er bloße Zufälligkeiten für weſentliche Kennzeichen derſelben aufnimmt. Ein entlarvter Betrug machte ihm auch die Wahrheit verdächtig, weil er ſich die Wahrheit unglücklicherweiſe durch gleich ſchlechte Gründe bewieſen hatte

Dieſer vermeintliche Triumph gefiel ihm um ſo mehr, je ſchwerer der Druck geweſen, wovon er ihn zu befreien ſchien. Von dieſem Zeitpunkt an regte ſich eine Zweifelſucht in ihm, die auch das Ehrwürdigſte nicht verſchonte.

Es halfen mehrere Dinge zuſammen, ihn in dieſer Gemüthslage zu erhalten und noch mehr darin zu beveſtigen. Die Zurückgezogenheit, in der er bisher gelebt hatte, hörte jezt auf, und mußte einer zerſtreuungsvollen Lebensart Platz machen. Sein Stand war entdeckt. Aufmerkſamkeiten, die er erwiedern mußte, Etikette, die er ſeinem Rang ſchuldig war, riſſen ihn unvermerkt in den Wirbel der großen Welt. Sein Stand ſowohl als ſeine perſönlichen Eigenſchaften öffneten ihm die geiſtvolleſten Zirkel in Venedig; bald ſah er ſich mit den hellſten Köpfen der Republik, Gelehrten ſowohl als Staatsmännern in Verbindung. Dieß zwang ihn, den einförmigen, engen Kreis zu erweitern, in welchem ſein Geiſt ſich bisher bewegt hatte. Er fieng an, die Armuth und Beſchränktheit ſeiner Begriffe wahrzunehmen, und das Bedürfniß höherer Bildung zu fühlen. Die altmodiſche Form ſeines Geiſtes, von ſo vielen Vorzügen ſie auch begleitet war, ſtand mit den gangbaren Begriffen der Geſellſchaft in einem nachtheiligen Kontraſt, und ſeine Fremdheit in den bekannteſten Dingen ſezte ihn zuweilen dem Lächerlichen aus; nichts fürchtete er ſo ſehr, als das Lächerliche. Das ungünſtige Vorurtheil, das auf ſeinem Geburtslande haftete, ſchien ihm eine Aufforderung zu ſeyn, es in ſeiner Perſon zu widerlegen. Dazu kam noch die Sonderbarkeit in ſeinem Charakter, daß ihn jede Aufmerkſamkeit verdroß, die er ſeinem Stande und nicht ſeinem perſönlichen Werth danken zu müſſen glaubte. Vorzüglich empfand er dieſe Demüthigung in Gegenwart ſolcher Perſonen, die durch ihren Geiſt glänzten, und durch perſönliche Verdienſte gleichſam über ihre Geburt triumphirten. In einer ſolchen Geſellſchaft ſich als Prinz unterſchieden zu ſehen, war jederzeit eine tiefe Beſchämung für ihn, weil er unglücklicherweiſe glaubte, durch dieſen Namen ſchon von jeder Concurrenz ausgeſchloſſen zu ſeyn. Alles dieſes zuſammen genommen überführte ihn von der Nothwendigkeit, ſeinem Geiſt die Bildung zu geben, die er bisher verabſäumt hatte, um das Jahrfünftel der witzigen und der denkenden Welt einzuhohlen, hinter welchem er ſo weit zurückgeblieben war. Er wählte dazu die modernſte Lektüre, der er ſich nun mit allem dem Ernſte hingab, womit er alles, was er vornahm, zu behandeln pflegte. Aber die ſchlimme Hand, die bei der Wahl dieſer Schriften im Spiele war, ließ ihn unglücklicherweiſe immer auf ſolche ſtoßen, bei denen ſeine Vernunft und ſein Herz wenig gebeſſert war. Und auch hier waltete ſein Lieblingshang vor, der ihn immer zu allem, was nicht begriffen werden ſoll, mit unwiderſtehlichem

Reize hingezogen hatte. Nur für dasjenige, was damit in Beziehung ſtand, hatte er Aufmerkſamkeit und Gedächtniß; ſeine Vernunft und ſein Herz blieben leer, während ſich dieſe Fächer ſeines Gehirns mit verworrenen Begriffen anfüllten. Der blendende Stil des Einen riß ſeine Imagination dahin, indem die Spizfindigkeiten des andern ſeine Vernunft verſtrickten. Beiden wurde es leicht, ſich einen Geiſt zu unterjochen, der ein Raub eines jeden war, der ſich ihm mit einer gewiſſen Dreiſtigkeit aufdrang. Eine Lektüre, die länger als ein Jahr mit Leidenſchaft fortgeſezt wurde, hatte ihm beinahe mit gar keinem wohlthätigen Begriff bereichert, wohl aber ſeinen Kopf mit Zweifeln angefüllt, die, wie es bei dieſem Charakter unausbleiblich folgte, bald einen unglücklichen Weg zu ſeinem Herzen fanden. Daß ich es kurz ſage — er hatte ſich in dieſes Labyrinth begeben, als ein glaubenreicher Schwärmer, und er verließ es als Zweifler, und zulezt als ein ausgemachter Freigeiſt.

Unter den Zirkeln, in die man ihn zu ziehen gewußt hatte, war eine gewiſſe geſchloſſene Geſellſchaft, der Bucentauro genannt, die unter dem äußerlichen Schein einer edeln vernünftigen Geiſtesfreiheit die zügelloſeſte Lizenz der Meinungen wie der Sitten begünſtigte. Da ſie unter ihren Mitgliedern viele Geiſt-

Geiſtliche zählte, und ſogar die Namen einiger Kardinäle an ihrer Spitze trug, ſo wurde der Prinz um ſo leichter bewogen, ſich darin einführen zu laſſen. Gewiſſe gefährliche Wahrheiten der Vernunft, meinte er, könnten nirgends beſſer aufgehoben ſeyn, als in den Händen ſolcher Perſonen, die ihr Stand ſchon zur Mäßigung verpflichtete und die den Vortheil hatten, auch die Gegenparthei gehört und geprüft zu haben. Der Prinz vergaß hier, daß Libertinage des Geiſts und der Sitten bei Perſonen dieſes Standes eben darum weiter um ſich greift, weil ſie hier einen Zügel weniger findet. Und dieſes war der Fall bei dem Bucentauro, deſſen mehreſte Mitglieder durch eine verdammliche Philoſophie, und durch Sitten, die einer ſolchen Führerinn würdig waren, nicht ihren Stand allein, ſondern ſelbſt die Menſchheit beſchimpften. Die Geſellſchaft hatte ihre geheimen Grade, und ich will zur Ehre des Prinzen glauben, daß man ihn des innerſten Heiligthums nie gewürdigt habe. Jeder, der in dieſe Geſellſchaft eintrat, mußte, wenigſtens ſo lange er ihr lebte, ſeinen Rang, ſeine Nation, ſeine Religionsparthei, kurz alle conventionelle Unterſcheidungszeichen ablegen, und ſich in einen gewiſſen Stand univerſeller Gleichheit begeben. Die Wahl der Mitglieder war in der That ſtreng, weil nur Vorzüge des Geiſts einen Weg dazu bahnten. Die Geſellſchaft rühmte ſich des feinſten Tons und des aus-

gebil-

gebildetſten Geſchmacks, und in dieſem Rufe ſtand ſie auch wirklich in ganz Venedig.

Dieſes ſowohl als der Schein von Gleichheit, der darin herrſchte, zog den Prinzen unwiderſtehlich an. Ein geiſtvoller durch feinen Witz aufgeheiterter Umgang, unterrichtende Unterhaltungen, das Beſte aus der gelehrten und politiſchen Welt, das hier, wie in ſeinem Mittelpunkte zuſammenfloß, verbargen ihm lange Zeit das Gefährliche dieſer Verbindung. Wie ihm nach und nach der Geiſt des Inſtituts durch die Maſke hindurch ſichtbarer wurde, oder man es auch müde war, länger gegen ihn auf ſeiner Hut zu ſeyn, war der Rückweg gefährlich, und falſche Schaam ſowohl als Sorge für ſeine Sicherheit zwangen ihn, ſein innres Mißfallen zu verbergen. Aber ſchon durch bloße Vertraulichkeit mit dieſer Menſchenklaſſe und ihren Geſinnungen, wenn ſie ihm auch nicht zur Nachahmung hinriſſen, ging die reine, ſchöne Einfalt ſeines Charakters und die Zartheit ſeiner moraliſchen Gefühle verloren. Seine durch ſo wenig gründliche Kenntniſſe unterſtützte Vernunft konnte ohne fremde Beihülfe die feinen Trugſchlüſſe nicht löſen, womit man ſie hier verſtrickt hatte, und unvermerkt hatte dieſer ſchreckliche Corroſiv alles — beinahe alles verzehrt, worauf ſeine Moralität ruhen ſollte. Die natürlichen und nothwendigen Stützen ſeiner

Glückſeligkeit gab er für Sophismen hinweg, die ihn im entſcheidenden Augenblick verließen, und ihn dadurch zwangen, ſich an den erſten beſten willkührlichen zu halten, den man ihm zuwarf.

Vielleicht wäre es der Hand eines Freundes gelungen, ihn noch zu rechter Zeit von dieſem Abgrund zurückzuziehen — aber, außerdem daß ich mit dem Innern des Bucentauro erſt lange nachher bekannt worden bin, als das Uebel ſchon geſchehen war, ſo hatte mich ſchon zu Anfang dieſer Periode ein dringender Vorfall aus Venedig abgerufen. Diejenigen, in deren Händen ich den Prinzen ließ, waren zwar redliche aber unerfahrene Menſchen, denen es ſowohl an der Einſicht in das Uebel; als an Anſehen bei dem Prinzen fehlte. Den andern, die ſich in der Folge ſeines Vertrauens bemächtigten, war es vielmehr darum zu thun, ihn immer tiefer darein zu verſenken. Als ich im folgenden Jahre wieder nach Venedig zurückkam — wie anders fand ich da ſchon alles!

Der Einfluß dieſer neuen Philoſophie zeigte ſich bald in des Prinzen Leben. Je mehr er zuſehends in Venedig Glück machte, und neue Freunde ſich erwarb, deſto mehr fieng er an, bei ſeinen ältern Freunden zu verlieren. Mir gefiel er von Tag zu Tage weniger, auch ſahen wir uns ſeltener, und überhaupt

haupt war er weniger zu haben. Der Strom der großen Welt hatte ihn gefaßt. Nie wurde ſeine Schwelle leer, wenn er zu Hauſe war. Eine Luſtbarkeit drängte die andre, ein Feſt das andre, eine Glückſeligkeit die andre. Er war die Schöne, um welche alles buhlt; der König und der Gott aller Zirkel. So ſchwer er ſich in der vorigen Stille ſeines beſchränkten Lebens den großen Weltlauf gedacht hatte, ſo leicht fand er ihn nunmehr zu ſeinem Erſtaunen. Es kam ihm alles ſo entgegen, alles war trefflich, was von ſeinen Lippen kam, und wenn er ſchwieg, ſo war es ein Raub an der Geſellſchaft. Man verſtand die Kunſt, ihm die Gedanken mit einer angenehmen Leichtigkeit von der Seele gleichſam abzulöſen, und durch eine feine Nachhülfe ihn ſelbſt damit zu überraſchen. Auch machte ihm dieſes ihn überall verfolgende Glück, dieſes allgemeine Gelingen wirklich zu etwas Mehr, als er in der That war, weil es ihm Muth und Zuverſicht zu ſich ſelbſt gab. Die erhöhte Meinung, die er dadurch von ſeinem eignen Werth erlangte, gab ihm Glauben an die übertriebene und beinahe abgöttiſche Verehrung, die man ſeinem Geiſt wiederfahren ließ, die ihm, ohne dieſes vergrößerte und gewiſſermaßen gegründete Selbſtgefühl, nothwendig hätte verdächtig werden müſſen. Jetzt aber war dieſe allgemeine Stimme nur die Bekräftigung deſſen, was ſein ſelbſtzufriedener Stolz ihm im Stillen ſagte — ein

Tribut, der ihm von Rechtswegen gebührte. Unfehlbar würde er dieſer Schlinge entgangen ſeyn, hätte man ihn zu Athem kommen laſſen, hätte man ihm nur ruhige Muße gegönnt, ſeinen eigenen Werth mit dem Bilde zu vergleichen, das ihm in einem ſo lieblichen Spiegel vorgehalten wurde. Aber ſeine Exiſtenz war ein fortdaurender Zuſtand von Trunkenheit, von ſchwebendem Taumel. Je höher man ihn geſtellt hatte, deſto mehr hatte er zu thun, ſich auf dieſer Höhe zu erhalten; dieſe immerwährende Anſpannung verzehrte ihn langſam, ſelbſt aus ſeinem Schlaf war die Ruhe geflohen. Man hätte ſeine Blößen durchſchaut, und die Leidenſchaft gut berechnet, die man in ihm entzündet hatte.

Bald mußten es ſeine redlichen Kavaliers entgelten, daß ihr Herr zum großen Kopf geworden war. Ernſthafte Empfindungen und ehrwürdige Wahrheiten, an denen ſein Herz ſonſt mit aller Wärme gehangen, fiengen nun an Gegenſtände ſeines Spotts zu werden. An den Wahrheiten der Religion rächte er ſich für den Druck, worunter ihn Wahnbegriffe ſo lange gehalten hatten; aber weil eine nicht zu verfälſchende Stimme ſeines Herzens die Taumeleien ſeines Kopfes bekämpfte, ſo war mehr Bitterkeit als fröhlicher Muth in ſeinem Witze. Sein Naturell fieng an, ſich zu ändern, Launen ſtellten ſich ein. Die ſchönſte Zierde ſeines Charakters, ſeine Beſcheidenheit verſchwand; Schmeichler hatten ſein trefliches Herz vergiftet. Die ſchonende Delikateſſe des Umgangs, die es ſeine Kavaliers ſonſt ganz vergeſſen gemacht hatte, daß er ihr Herr war, machte jezt einem gebieteriſchen entſcheidenden Tone Plaz, der um ſo empfindlicher ſchmerzte, weil er nicht auf den äußerlichen Abſtand, worüber man ſich mit leichter Mühe tröſtet, ſondern auf eine beleidigende Vorausſetzung ſeiner perſönlichen Erhabenheit gegründet war. Weil er zu Hauſe doch öfters Betrachtungen Raum gab, die ihn im Taumel der Geſellſchaft nicht hatten angehen dürfen, ſo ſahen ihn ſeine eigenen Leute ſelten anders als finſter, mürriſch und unglücklich, während daß er fremde Zirkel mit einer erzwungenen Fröhlichkeit beſeelte. Mit theilnehmendem Leiden ſahen wir ihn auf dieſer gefährlichen Bahn hinwandeln, aber in dem Tumult, durch den er geworfen wurde, hörte er die ſchwache Stimme der Freundſchaft nicht mehr, und war jezt auch noch zu glücklich, um ſie zu verſtehen.

Schon in den erſten Zeiten dieſer Epoche foderte mich eine wichtige Angelegenheit an den Hof meines Souverains, die ich auch dem feurigſten Intereſſe der Freundſchaft nicht nachſetzen durfte. Eine unſichtbare Hand, die ſich mir erſt lange nachher entdeckte,

deckte, hatte Mittel gefunden, meine Angelegenheiten dort zu verwirren, und Gerüchte von mir auszubreiten, die ich eilen mußte, durch meine perſönliche Gegenwart zu widerlegen. Der Abſchied vom Prinzen ward mir ſchwer, aber ihm war er deſto leichter. Schon ſeit geraumer Zeit waren die Bande gelöſ't, die ihn an mich gekettet hatten. Aber ſein Schickſal hatte meine ganze Theilnehmung erweckt; ich ließ mir deswegen von dem Baron von F*** verſprechen, mich durch ſchriftliche Nachrichten damit in Verbindung zu erhalten, was er auch auf's Gewiſſenhafteſte gehalten hat. Von jezt an bin ich alſo auf lange Zeit kein Augenzeuge dieſer Begebenheiten mehr; man erlaube mir, den Baron v. F*** an meiner ſtatt aufzuführen, und dieſe Lücke durch Auszüge aus ſeinen Briefen zu ergänzen.

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Erſter Brief.

5. Mai. 17 —

Dank Ihnen, ſehr verehrter Freund, daß Sie mir die Erlaubniß ertheilt haben, auch abweſend den vertrauten Umgang mit Ihnen fortzuſetzen, der während Ihres Hierſeyns meine beſte Freude ausmachte. Hier, das wiſſen Sie, iſt niemand, gegen den ich es wagen dürfte, mich über gewiſſe Dinge herauszulaſſen — was Sie mir auch dagegen ſagen mögen, dieſes Volk iſt mir verhaßt. Seitdem der Prinz einer davon geworden iſt, und ſeitdem vollends Sie uns entriſſen ſind, bin ich mitten in dieſer volkreichen Stadt verlaſſen. Z*** nimmt es leichter, und die Schönen in Venedig wiſſen ihm die Kränkungen vergeſſen zu machen, die er zu Hauſe mit mir theilen muß. Und was hätte er ſich auch darüber zu grämen? Er ſieht und verlangt in dem Prinzen nichts, als einen Herrn, den er überall findet — aber ich! Sie wiſſen, wie nahe ich das Wohl und Weh unſers Prinzen an meinem Herzen fühle, und wie ſehr ich Urſache dazu habe. Sechszehn Jahre ſind's, daß ich um ſeine Perſon lebe, daß ich nur für ihn lebe. Als ein neunjähriger Knabe kam ich in ſeine Dienſte, und ſeit dieſer Zeit hat mich kein Schickſal von ihm getrennt. Unter ſeinen

nen Augen bin ich geworden; ein langer Umgang hat mich ihm zugebildet; alle ſeine großen und kleinen Abenteuer hab' ich mit ihm beſtanden. Ich lebe in ſeiner Glückſeligkeit. Bis auf dieſes unglückliche Jahr hab' ich nur meinen Freund, meinen ältern Bruder in ihm geſehen, wie in einem heitern Sonnenſcheine hab' ich in ſeinen Augen gelebt — keine Wolke trübte mein Glück, und alles dieß ſoll mir nun in dieſem unſeligen Venedig zu Trümmern gehen!

Seitdem Sie von uns ſind, hat ſich allerlei bei uns verändert. Der Prinz von **d** iſt vorige Woche mit einer zahlreichen und glänzenden Suite hier angelangt, und hat unſerm Zirkel ein neues tumultuariſches Leben gegeben. Da er und unſer Prinz ſo nahe verwandt ſind und jezt auf einen ziemlich guten Fuß zuſammen ſtehen, ſo werden ſie ſich während ſeines hieſigen Aufenthalts, der, wie ich höre, bis zum Himmelfahrtsfeſt dauren ſoll, wenig von einander trennen. Der Anfang iſt ſchon beſtens gemacht; ſeit zehen Tagen iſt der Prinz kaum zu Athem gekommen. Der Prinz von **d** hat es gleich ſehr hoch angefangen, und das mochte er immer, da er ſich bald wieder entfernt; aber das Schlimme dabei iſt, er hat unſern Prinzen damit angeſteckt, weil der ſich nicht wohl davon ausſchließen konnte, und bei dem beſondern Verhältniß, das zwiſchen beiden Häuſern obwaltet, dem beſtrittenen Range des ſeinigen hier etwas ſchuldig zu ſeyn glaubte. Dazu kommt, daß in wenigen Wochen auch unſer Abſchied von Venedig herannaht; wodurch er ohnehin überhoben wird, dieſen außerordentlichen Aufwand in die Länge fortzuführen.

Der Prinz von **d**, wie man ſagt, iſt in Geſchäften des *** Ordens hier, wobei er ſich einbildet, eine wichtige Rolle zu ſpielen. Daß er von allen Bekanntſchaften unſers Prinzen ſogleich Beſitz genommen haben werde, können Sie Sich leicht einbilden. In den Bucentauro beſonders iſt er mit Pomp eingeführt worden; da es ihm ſeit einiger Zeit beliebt hat, den witzigen Kopf und den ſtarken Geiſt zu ſpielen, wie er ſich denn auch in ſeinen Correſpondenzen, deren er in allen Weltgegenden unterhält, nur den Prince philosophe nennen läßt. Ich weiß nicht, ob Sie je das Glück gehabt haben, ihn zu ſehen. Ein vielverſprechendes Aeußre, beſchäftigte Augen, eine Miene voll Kunſtverſtändigkeit, viel Prunk von Lektüre, viel erworbene Natur, (vergönnen Sie mir dieſes Wort) und eine fürſtliche Herablaſſung zu Menſchengefühlen, dabei eine heroiſche Zuverſicht auf ſich ſelbſt, und eine alles widerſprechende Beredſamkeit. Wer könnte bei ſo glänzenden Eigenſchaften einer K. H. ſeine Huldigung verſagen? Wie indeſſen der ſtille wortarme und gründliche Werth unſers Prinzen neben dieſer ſchreienden Vortrefflichkeit auskommen wird, muß der Ausgang lehren.

In unſrer innern Einrichtung ſind ſeit der Zeit viele und große Veränderungen geſchehen. Wir haben ein neues prächtiges Haus, der neuen Prokuratie gegenüber, bezogen, weil es dem Prinzen im Mohren zu eng wurde. Unſre Suite hat ſich um zwölf Köpfe vermehrt, Pagen, Mohren, Heiducken, u. dgl. m. — Alles geht jezt in's Große. Sie haben während Ihres Hierſeins über Aufwand geklagt — jezt ſollten ſie erſt ſehen!

Unſre Lage iſt noch die alte — außer, daß der Prinz, der durch Ihre Gegenwart nicht mehr in Schranken gehalten wird, wo möglich noch einſilbiger und froſtiger gegen uns geworden iſt, und daß wir ihn jezt außer dem An- und Auskleiden wenig haben. Unter dem Vorwand, daß wir das Franzöſiſche ſchlecht und das Italieniſche gar nicht reden, weiß er uns von ſeinen mehreſten Geſellſchaften auszuſchlieſſen, wodurch er mir für meine Perſon eben keine große Kränkung anthut; aber ich glaube, das Wahre davon einzuſehen: er ſchämt ſich unſrer — und das ſchmerzt mich, das haben wir nicht verdient.

Von unſern Leuten (weil Sie doch alle Kleinigkeiten wiſſen wollen) bedient er ſich jezt faſt ganz allein des Biondello, den er, wie Sie wiſſen, nach Entweichung unſers Jägers, in ſeine Dienſte nahm, und der ihm jezt bei dieſer neuen Lebensart ganz unentbehrlich geworden iſt. Der Menſch kennt alles in Venedig, und alles weiß er zu gebrauchen. Es iſt nicht anders, als wenn er tauſend Augen hätte, tauſend Hände in Bewegung ſetzen könnte. Er bewerkſtellige dieſes mit Hülfe der Gondoliers, ſagt er. Dem Prinzen kommt er dadurch ungemein zu Statten, daß er ihn vorläufig mit allen neuen Geſichtern bekannt macht, die dieſem in ſeinen Geſellſchaften vorkommen, und die geheime Notizen, die er gibt, hat er immer richtig befunden. Dabei ſpricht und ſchreibt er das Italieniſche und das Franzöſiſche vortrefflich, wodurch er ſich auch bereits zum Sekretair des Prinzen aufgeſchwungen hat. Einen Zug von uneigennütziger Treue muß ich Ihnen doch erzählen, der bei einem Menſchen dieſes Standes in der That ſelten iſt. Neulich ließ ein angeſehener Kaufmann aus Rimini bei dem Prinzen um Gehör anſuchen. Der Gegenſtand war eine Beſchwerde über Biondello. Der Prokurator, ſein voriger Herr, der ein wunderlicher Heiliger geweſen ſeyn mochte, hatte mit ſeinen Verwandten in unverſöhnlicher Feindſchaft gelebt, die ihn auch, wo möglich, noch überleben ſollte. Sein ganzes Vertrauen hatte Biondello, bei

bei dem er alle ſeine Geheimniſſe niederzulegen pflegte; dieſer mußte ihm noch am Todbette angeloben, ſie heilig zu bewahren, und zum Vortheil der Verwandten niemals Gebrauch davon zu machen; ein anſehnliches Legat ſollte ihn für dieſe Verſchwiegenheit belohnen. Als man ſein Teſtament eröffnete und ſeine Papiere durchſuchte, fanden ſich große Lücken und Verwirrungen, worüber Biondello allein den Aufſchluß geben konnte. Dieſer läugnete hartnäckig, daß er etwas wiſſe, ließ den Erben das ſehr beträchtliche Legat, und behielt ſeine Geheimniſſe. Große Erbiethungen wurden ihm von Seiten der Verwandten gethan, aber alle vergeblich; endlich um ihrem Zudringen zu entgehen, weil ſie drohten, ihn rechtlich zu belangen, begab er ſich bei dem Prinzen in Dienſte. An dieſen wandte ſich nun der Haupterbe, dieſer Kaufmann, und that noch größre Erbiethungen, als die ſchon geſchehen waren, wenn Biondello ſeinen Sinn ändern wollte. Aber auch die Fürſprache des Prinzen war umſonſt. Dieſem geſtand er zwar, daß ihm wirklich dergleichen Geheimniſſe anvertraut wären, er läugnete auch nicht, daß der Verſtorbene im Haß gegen ſeine Familie vielleicht zu weit gegangen ſei, aber, ſezte er hinzu, er war mein guter Herr und mein Wohlthäter, und im feſten Vertrauen auf meine Redlichkeit ſtarb er hin. Ich war der einzige Freund, den er auf der Welt verließ — um ſo weniger darf ich

ich, ſeine einzige Hoffnung hintergehen. Zugleich ließ er merken, daß dieſe Eröffnungen dem Andenken ſeines verſtorbenen Herrn nicht ſehr zur Ehre gereichen dürften. Iſt das nicht fein gedacht und edel? Auch können Sie leicht denken, daß der Prinz nicht ſehr darauf beharrte, ihn in einer ſo löblichen Geſinnung wankend zu machen. Dieſe ſeltene Treue, die er gegen einen Todten bewies, hat ihm einen Lebenden gewonnen!

Leben Sie glücklich — liebſter Freund. Wie ſehne ich mich nach dem ſtillen Leben zurücke, in welchem Sie uns hier fanden, und wofür Sie uns ſo angenehm entſchädigten! Ich fürchte, meine guten Zeiten in Venedig ſind vorbei, und Gewinn genug, wenn von dem Prinzen nicht das Nehmliche wahr iſt. Das Element, worin er jezt lebt, iſt dasjenige nicht, worin er in die Länge glücklich ſeyn kann, oder eine ſechszehnjährige Erfahrung müßte mich betriegen.

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Zweiter Brief.

18. Mai.

Hätt' ich doch nicht gedacht, daß unſer Aufenthalt in Venedig noch zu irgend etwas gut ſeyn würde! Er hat einem Menſchen das Leben gerettet, ich bin mit ihm ausgeſöhnt.

Der Prinz ließ ſich neulich bei ſpäter Nacht aus dem Bucentauro nach Hauſe tragen, zwei Bediente, unter denen Biondello war, begleiteten ihn. Ich weiß nicht, wie es zugeht, die Sänfte, die man in der Eile aufgerafft hatte, geht entzwei, und der Prinz ſieht ſich genöthigt, den Reſt des Weges zu Fuße zu machen. Biondello geht voran, der Weg führte durch einige dunkle abgelegene Straßen, und da es nicht weit mehr von Tages Anbruch war, ſo brannten die Lampen dunkel, oder waren ſchon ausgegangen. Eine Viertelſtunde mochte man gegangen ſeyn, als Biondello die Entdeckung machte, daß er verirrt ſei. Die Aehnlichkeit der Brücken hatte ihn getäuſcht, und anſtatt in S. Markus überzuſetzen, befand man ſich in Seſtieri von Kaſtello. Es war in einer der abgelegenſten Gaſſen und nichts lebendes weit und breit, man mußte umkehren, um ſich in einer Hauptſtraße zu orienti-

orientiren. Sie ſind nur wenige Schritte gegangen, als nicht weit von ihnen in einer Gaſſe ein Mordgeſchrei erſchallt. Der Prinz, unbewaffnet wie er war, reißt einem Bedienten den Stock aus den Händen, und mit dem entſchloſſenen Muth, den Sie an ihm kennen, nach der Gegend zu, woher dieſe Stimme erſchallte. Drei fürchterliche Kerls ſind eben im Begriff, einen Vierten niederzuſtoßen, der ſich mit ſeinem Begleiter nur noch ſchwach vertheidigt; der Prinz erſcheint noch eben zu rechter Zeit, um den tödlichen Stich zu hindern. Sein und der Bedienten Rufen beſtürzt die Mörder, die ſich an einem ſo abgelegnen Ort auf keine Ueberraſchung verſehen hatten, daß ſie nach einigen leichten Dolchſtichen von ihrem Manne ablaſſen und die Flucht ergreifen. Halb ohnmächtig und vom Ringen erſchöpft, ſinkt der Verwundete in den Arm des Prinzen; ſein Begleiter entdeckt dieſem, daß er den Marcheſe von Civitella, den Neffen des Kardinals A***i, gerettet habe. Da der Marcheſe viel Blut verlor, ſo machte Biondello, ſo gut er konnte, in der Eile den Wundarzt, und der Prinz trug Sorge, daß er nach dem Pallaſt ſeines Oheims geſchafft wurde, der am nächſten gelegen war, und wohin er ihn ſelbſt begleitete. Hier verließ er ihn in der Stille, und ohne ſich zu erkennen gegeben zu haben.

Aber durch einen Bedienten, der Biondello erkannt hatte, ward er verrathen. Gleich den folgenden Morgen erſchien der Kardinal, eine alte Bekanntſchaft aus dem Bucentauro. Der Beſuch dauerte eine Stunde, der Kardinal war in großer Bewegung, als ſie herauskamen, Thränen ſtanden in ſeinen Augen, auch der Prinz war gerührt. Noch denſelben Abend wurde bei dem Kranken ein Beſuch abgeſtattet, von dem der Wundarzt übrigens das Beſte verſichert. Der Mantel, in dem er gehüllt war, hatte die Stöße unſicher gemacht und ihre Stärke gebrochen. Seit dieſem Vorfall verſtrich kein Tag, an welchem der Prinz nicht im Hauſe des Kardinals Beſuche gegeben oder empfangen hätte, und eine ſtarke Freundſchaft fängt an, ſich zwiſchen ihm und dieſem Hauſe zu bilden.

Der Kardinal iſt ein ehrwürdiger Sechziger, majeſtätiſch von Anſehn, voll Heiterkeit und friſcher Geſundheit. Man hält ihn für einen der reichſten Prälaten im ganzen Gebiethe der Republik. Sein unermeßliches Vermögen ſoll er noch ſehr jugendlich verwalten, und bei einer vernünftigen Sparſamkeit keine Weltfreude verſchmähen. Dieſer Neffe iſt ſein einziger Erbe, der aber mit ſeinem Oheim nicht immer im beſten Vernehmen ſtehen ſoll. So wenig der Alte ein Feind des Vergnügens iſt, ſo ſoll doch die Aufführ-

rung

rung des Neffen auch die höchſte Toleranz erſchöpfen. Seine freien Grundſätze und ſeine zügelloſe Lebensart, unglücklicherweiſe durch alles unterſtützt, was Laſter ſchmücken und die Sinnlichkeit hinreißen kann, machen ihn zum Schrecken aller Väter und zum Fluch aller Ehmänner; auch dieſen lezten Angriff ſoll er ſich, wie man laut behauptet, durch eine Intrigue zugezogen haben, die er mit der Gemahlinn des ***ſchen Geſandten angeſponnen hatte. Anderer ſchlimmen Händel nicht zu gedenken, woraus ihn das Anſehen und das Geld des Kardinals nur mit Mühe hat retten können. Dieſes abgerechnet wäre lezterer der beneidetſte Mann in ganz Italien, weil er alles beſizt, was das Leben wünſchenswürdig machen kann. Mit dieſem einzigen Familienleiden nimmt das Glück alle ſeine Gaben zurücke, und vergällt ihm den Genuß ſeines Vermögens durch die immerwährende Furcht, keinen Erben dazu zu finden.

Alle dieſe Nachrichten habe ich von Biondello. In dieſem Menſchen hat der Prinz einen wahren Schatz erhalten. Mit jedem Tage macht er ſich unentbehrlicher, mit jedem Tage entdecken wir ein neues Talent an ihm. Neulich hatte ſich der Prinz erhizt und konnte nicht einſchlafen. Das Nachtlicht war ausgelöſcht, und kein Klingeln konnte den Kammerdiener erwecken, der außer dem Hauſe bei einer Operiſtinn

riſtinn ſchlafen gegangen war. Der Prinz entſchließt ſich alſo, ſelbſt aufzuſtehen und einen ſeiner Leute zu errufen. Er iſt noch nicht weit gegangen, als ihm von ferne eine liebliche Muſik entgegen ſchallt. Er geht wie bezaubert dem Schall nach und findet Biondello auf ſeinem Zimmer auf der Flöte blaſend, ſeine Kameraden um ihn her. Er will ſeinen Augen, ſeinen Ohren nicht trauen, und befiehlt ihm fortzufahren. Mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit extemporiert dieſer nun daſſelbe ſchmelzende Adagio mit den glücklichſten Variationen und allen Feinheiten eines Virtuoſen. Der Prinz, der ein Kenner iſt, wie Sie wiſſen, behauptet, daß er ſich getroſt in der beſten Kapelle hören laſſen dürfe.

„Ich muß dieſen Menſchen entlaſſen,“ ſagte er mir den Morgen darauf, „ich bin unvermögend, ihn nach Verdienſt zu belohnen.“ Biondello, der dieſe Worte aufgefangen hatte, trat herzu. Gnädigſter Herr, ſagte er, wenn Sie das thun, ſo rauben Sie mir meine beſte Belohnung.

„Du biſt zu etwas Beſſerm beſtimmt, als zu dienen,“ ſagte mein Herr. „Ich darf dir nicht vor deinem Glücke ſeyn?

Dringen Sie mir doch kein andres Glück auf, gnädigſter Herr, als das ich mir ſelbſt gewählt habe.

„Und ein ſolches Talent zu vernachläſſigen — Nein! Ich darf es nicht zugeben.“

So erlauben Sie mir, gnädigſter Herr, daß ich es zuweilen in Ihrer Gegenwart übe.

Und dazu wurden auch ſogleich die Anſtalten getroffen. Biondello erhielt ein Zimmer, zunächſt am Schlafgemach ſeines Herrn, wo er ihn mit Muſik in den Schlummer wiegen und mit Muſik daraus erwecken kann. Seinen Gehalt wollte der Prinz verdoppeln, welches er aber verbath, mit der Erklärung: der Prinz möchte ihm erlauben, dieſe zugedachte Gnade als ein Kapital bei ihm zu deponiren, welches er vielleicht in kurzer Zeit nöthig haben würde, zu erheben. Der Prinz erwartet nunmehr, daß er nächſtens kommen werde, um etwas zu bitten; und was es auch ſeyn möge, es iſt ihm zum voraus gewährt.

Leben Sie wohl, liebſter Freund. Ich erwarte mit Ungeduld Nachrichten aus K***n.

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Dritter Brief.

4. Junius.

Der Marcheſe von Civitella, der von ſeinen Wunden nun ganz wieder hergeſtellt iſt, hat ſich vorige Woche durch ſeinen Oncle, den Kardinal, bei dem Prinzen einführen laſſen, und ſeit dieſem Tage folgt er ihm, wie ſein Schatten. Von dieſem Marcheſe hat mir Biondello doch nicht die Wahrheit geſagt, wenigſtens hat er ſie weit übertrieben. Ein ſehr liebenswürdiger Menſch von Anſehn und unwiderſtehlich im Umgang. Es iſt nicht möglich, ihm gram zu ſeyn, der erſte Anblick hat mich erobert. Denken Sie Sich die bezauberndſte Figur, mit Würde und Anmuth getragen, ein Geſicht voll Geiſt und Seele, eine offne einladende Miene, einen einſchmeichelnden Ton der Stimme, die fließendſte Beredſamkeit, die blühendſte Jugend mit allen Grazien der feinſten Erziehung vereinigt. Er hat gar nichts von dem geringſchätzigen Stolz, von der feierlichen Steifheit, die uns an den übrigen Nobili ſo unerträglich fällt. Alles an ihm athmet jugendliche Frohherzigkeit, Wohlwollen, Wärme des Gefühls. Seine Ausſchweifungen muß man mir weit übertrieben haben, nie ſah' ich ein vollkommeneres, ſchöneres Bild der Geſundheit. Wenn

er

er wirklich ſo ſchlimm iſt, als mir Biondello ſagt, ſo iſt es eine Sirene, der kein Menſch widerſtehen kann.

Gegen mich war er gleich ſehr offen. Er geſtand mir mit der angenehmſten Treuherzigkeit, daß er nicht am beſten bei ſeinem Oncle angeſchrieben ſtehe, und es auch wohl verdient haben möge. Er ſei aber ernſtlich entſchloſſen, ſich zu beſſern, und das Verdienſt davon würde ganz dem Prinzen zufallen. Zugleich hoffe er durch dieſen mit ſeinem Oncle wieder ausgeſöhnt zu werden, weil der Prinz alles über den Kardinal vermöge. Es habe ihm bis jezt nur an einem Freunde und Führer gefehlt, und beides hoffe er, ſich in dem Prinzen zu erwerben.

Der Prinz bedient ſich auch aller Rechte eines Führers gegen ihn, und behandelt ihn mit der Wachſamkeit und Strenge eines Mentors. Aber eben dieſes Verhältniß gibt auch ihm gewiſſe Rechte an den Prinzen, die er ſehr gut geltend zu machen weiß. Er kömmt ihm nicht mehr von der Seite, er iſt bei allen Parthieen, an denen der Prinz Theil nimmt, für den Bucentauro iſt er — und das iſt ſein Glück! bis jezt nur zu jung geweſen. Ueberall, wo er ſich mit dem Prinzen einfindet, entführt er dieſen der Geſellſchaft, durch die feine Art, womit er ihn zu beſchäftigen und auf ſich zu ziehen weiß. Niemand, ſagen ſie, habe ihn bändigen können, und der Prinz verdiene eine Legende, wenn ihm dieſes Rieſenwerk aufbehalten ſei. Ich fürchte aber ſehr, das Blatt möchte ſich vielmehr wenden, und der Führer bei ſeinem Zögling in die Schule gehn, wozu ſich auch bereits alle Umſtände anzulaſſen ſcheinen.

Der Prinz von **d** iſt nun abgereiſ't, und zu unſerm allerſeitigen Vergnügen, auch meinen Herrn nicht ausgenommen. Was ich voraus geſagt habe, liebſter O***, iſt auch richtig eingetroffen. Bei ſo entgegengeſezten Charakteren, bei ſo unvermeidlichen Kolliſionen konnte dieſes gute Vernehmen auf die Dauer nicht beſtehen. Der Prinz von **d** war nicht lange in Venedig, ſo entſtand ein bedenkliches Schisma in der ſpirituellen Welt, das unſern Prinzen in Gefahr ſezte, die Hälfte ſeiner bisherigen Bewunderer zu verlieren. Wo er ſich nur ſehen ließ, fand er dieſen Nebenbuhler in ſeinem Wege, der gerade die gehörige Doſis kleiner Liſt und ſelbſtgefälliger Eitelkeit beſaß, um jeden noch ſo kleinen Vortheil geltend zu machen, den ihm der Prinz über ſich gab. Weil ihm zugleich alle kleinlichen Kunſtgriffe zu Gebothe ſtanden, deren Gebrauch dem Prinzen ein edles Selbſtgefühl unterſagte, ſo konnte es nicht fehlen, daß er nicht in kurzer Zeit die Schwachköpfe auf ſeiner Seite hatte, und an der Spitze einer Parthei prangte, die ſeiner würdig war. Das Vernünftigſte wäre freilich wohl gewe-

geweſen, mit einem Gegner dieſer Art ſich in gar keinen Wettkampf einzulaſſen, und einige Monate früher wäre dieß gewiß die Parthei geweſen, welche der Prinz ergriffen hätte. Jezt aber war er ſchon zu weit in den Strom geriſſen, um das Ufer ſo ſchnell wieder erreichen zu können. Dieſe Nichtigkeiten hatten, wenn auch nur durch die Umſtände, einen gewiſſen Werth bei ihm erlangt, und hätte er ſie auch wirklich verachtet, ſo erlaubte ihm ſein Stolz nicht, ihnen in einem Zeitpunkte zu entſagen, wo ſein Nachgeben weniger für einen freiwilligen Entſchluß, als für ein Geſtändniß ſeiner Niederlage würde gegolten haben. Das unſelige Hin- und Wiederbringen vernachläſſigter, ſchneidender Reden von beiden Seiten kam dazu, und der Geiſt von Rivalität, der ſeine Anhänger erhizte, hatte auch ihn mit ergriffen. Um alſo ſeine Eroberungen zu bewahren, und ſich auf dem ſchlüpfrigen Platz zu erhalten, den ihm die Meinung der Welt einmal angewieſen hatte, glaubte er die Gelegenheiten häufen zu müſſen, wo er glänzen und verbinden konnte, und dieß konnte nur durch einen fürſtlichen Aufwand erreicht werden, daher ewige Feſte und Gelage, koſtbare Konzerte, Präſente und hohes Spiel. Und weil ſich dieſe ſeltſame Raſerei bald auch der beiderſeitigen Suite und Dienerſchaft mittheilte, die, wie Sie wiſſen, über den Artikel der Ehre noch weit wachſamer zu halten pflegt als ihre Herrſchaft, ſo

mußte

mußte er dem guten Willen ſeiner Leute durch ſeine Freigebigkeit zu Hülfe kommen. Eine ganze lange Kette von Armſeligkeiten, alles unvermeidliche Folgen einer einzigen ziemlich verzeihlichen Schwachheit, von der ſich der Prinz in einem unglücklichen Augenblick überſchleichen ließ!

Den Nebenbuhler ſind wir zwar nun los, aber was er verdorben hat, iſt nicht ſo leicht wieder gut zu machen. Des Prinzen Schatulle iſt erſchöpft; was er durch eine weiſe Oekonomie ſeit Jahren erſpart hat, iſt dahin, wir müſſen eilen, aus Venedig zu kommen, wenn er ſich nicht in Schulden ſtürzen ſoll, wovor er ſich bis jezt auf das ſorgfältigſte gehütet hat. Die Abreiſe iſt auch feſt beſchloſſen, ſobald nur erſt friſche Wechſel da ſind.

Möchte indeß aller dieſer Aufwand gemacht ſeyn, wenn mein Herr nur eine einzige Freude dabei gewonnen hätte! Aber nie war er weniger glücklich als jezt! Er fühlt, daß er nicht iſt, was er ſonſt war — er ſucht ſich ſelbſt — er iſt unzufrieden mit ſich ſelbſt und ſtürzt ſich in neue Zerſtreuungen, um den Folgen der alten zu entfliehen. Eine neue Bekanntſchaft folgt auf die andre, die ihn immer tiefer hineinreißt. Ich ſehe nicht, wie das noch werden ſoll. Wir müſſen fort — hier iſt keine andre Rettung — wir müſſen fort aus Venedig.

Aber, liebſter Freund, noch immer keine Zeile von Ihnen! Wie muß ich dieſes lange hartnäckige Schweigen mir erklären?

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Vierter Brief.

12. Junius.

Haben Sie Dank, liebſter Freund, für das Zeichen Ihres Andenkens, das mir der junge B***hl von Ihnen überbrachte. Aber was ſprechen Sie darin von Briefen, die ich erhalten haben ſoll? Ich habe keinen Brief von Ihnen erhalten, nicht eine Zeile. Welchen weiten Umweg müſſen die genommen haben! Künftig, liebſter O***, wenn Sie mich mit Briefen beehren, ſenden Sie ſolche über Trient und unter der Adreſſe meines Herrn.

Endlich haben wir den Schritt doch thun müſſen, liebſter Freund, den wir bis jetzt ſo glücklich vermieden haben. — Die Wechſel ſind ausgeblieben, jetzt in dieſem dringenden Bedürfniß zum erſtenmal ausgeblieben, und wir waren in die Nothwendigkeit geſetzt, unſere Zuflucht zu einem Wucherer zu nehmen, weil der Prinz das Geheimniß gern etwas theurer bezahlt. Das

Das Schlimmſte an dieſem unangenehmen Vorfalle iſt, daß er unſre Abreiſe verzögert.

Bei dieſer Gelegenheit kam es zu einigen Erläuterungen zwiſchen mir und dem Prinzen. Das ganze Geſchäft war durch Biondellos Hände gegangen, und der Ebräer war da, eh' ich etwas davon ahndete. Den Prinzen zu dieſer Extremität gebracht zu ſehen, preßte mir das Herz und machte alle Erinnerungen der Vergangenheit, alle Schrecken für die Zukunft in mir lebendig, daß ich freilich etwas grämlich und düſter ausgeſehen haben mochte, als der Wucherer hinaus war. Der Prinz, den der vorhergehende Auftritt ohnehin ſehr reizbar gemacht hatte, ging mit Unmuth im Zimmer auf und nieder, die Rollen lagen noch auf dem Tiſche, ich ſtand am Fenſter und beſchäftigte mich, die Scheiben in der Prokuratie zu zählen, es war eine lange Stille, endlich brach er los.

„F***! fieng er an. Ich kann keine finſtern Geſichter um mich leiden."

Ich ſchwieg.

„Warum antworten Sie mir nicht? — Seh' ich nicht, daß es Ihnen das Herz abdrücken will, Ihren Verdruß auszugießen? und ich will haben, daß Sie reden. Sie dürften ſonſt wunder glauben, was für weiſe Dinge Sie verſchweigen."

Wenn ich finſter bin, gnädigſter Herr, ſagte ich, ſo iſt es nur, weil ich Sie nicht heiter ſehe.

„Ich weiß, fuhr er fort, daß ich Ihnen nicht recht bin — ſchon ſeit geraumer Zeit — daß alle meine Schritte mißbilligt werden — daß — Was ſchreibt der Graf von O***?“

Der Graf von O*** hat mir nichts geſchrieben.

„Nichts? Warum wollen Sie es läugnen? Sie haben Herzensergießungen zuſammen— Sie und der Graf. Ich weiß es recht gut. Aber geſtehen Sie mir's immer. Ich werde mich nicht in Ihre Geheimniſſe eindringen.“

Der Graf von O***, ſagte ich, hat mir von drei Briefen, die ich ihm ſchrieb, noch den erſten zu beantworten.

„Ich habe Unrecht gethan, fuhr er fort. Nicht wahr? (eine Rolle ergreifend.) Ich hätte das nicht thun ſollen?“

Ich ſehe wohl ein, daß dieß nothwendig war.

„Ich hätte mich nicht in die Nothwendigkeit ſetzen ſollen?“

Ich ſchwieg.

„Freilich! Ich hätte mich mit meinen Wünſchen nie über das hinauswagen ſollen, und darüber zum

Greis

Greis werden, wie ich zum Mann geworden bin! Weil ich aus der traurigen Einförmigkeit meines bisherigen Lebens einmal herausgehe und herumſchaue, ob nicht irgend anderswo eine Quelle des Genuſſes für mich ſpringt — weil ich —"

Wenn es ein Verſuch war, gnädigſter Herr, dann hab' ich nichts mehr zu ſagen — dann ſind die Erfahrungen, die er Ihnen verſchaft haben wird, noch mit dreimal ſoviel nicht zu theuer erkauft. Es that mir wehe, ich geſtehe es, daß die Meinung der Welt über eine Frage, die nur für Ihr eigenes Herz gehört, die Frage, wie Sie glücklich ſeyn ſollen, zu entſcheiden haben ſollte.

„Wohl Ihnen, daß Sie verachten können die Meinung der Welt! Ich bin ihr Geſchöpf, ich muß ihr Sklave ſeyn. Was ſind wir anders als Meinung? Alles an uns Fürſten iſt Meinung. Die Meinung iſt unſre Amme und Erzieherinn in der Kindheit, unſre Geſezgeberinn und Geliebte in männlichen Jahren, unſre Krücke im Alter. Nehmen Sie uns, was wir von der Meinung haben, und der Schlechteſte aus den unterſten Klaſſen iſt beſſer daran als wir, denn ſein Schickſal hat ihm doch eine Philoſophie ſeines Schickſals geſchaffen. Ein Fürſt, der die Meinung verlacht, hebt ſich ſelbſt auf, wie der Prieſter, der das Daſeyn eines Gottes läugnet?"

Und dennoch, gnädigſter Prinz —

„Ich weiß, was Sie ſagen wollen. Ich kann den Kreis überſchreiten, den meine Geburt um mich gezogen hat — aber kann ich auch alle Wahnbegriffe aus meinem Gedächtniß herausreiſſen, die Erziehung und frühe Gewohnheit darin gepflanzt, und hundert tauſend Thoren von euch immer feſter und feſter darin gegründet haben? Jeder will doch gerne ganz ſeyn, was er iſt, und unſre Exiſtenz iſt nun einmal, glücklich ſcheinen. Weil wir es nicht ſeyn können auf Eure Weiſe, ſollen wir es darum gar nicht ſeyn? Wenn wir die Freude aus ihrem reinen Quell unmittelbar nicht mehr ſchöpfen dürfen, ſollen wir uns auch nicht mit einem künſtlichen Genuß hintergehen, nicht von eben der Hand, die uns beraubte, eine ſchwache Entſchädigung empfangen dürfen?“

Sonſt fanden Sie dieſe in Ihrem Herzen.

„Wenn ich ſie nun nicht mehr darin finde? — O wie kommen wir darauf? Warum mußten Sie dieſe Erinnerungen in mir aufwecken? — Wenn ich nun eben zu dieſem Sinnentumult meine Zuflucht nahm, um eine innere Stimme zu betäuben, die das Unglück meines Lebens macht — um dieſe grübelnde Vernunft zur Ruhe zu bringen, die wie eine ſchneidende Sichel in meinem Gehirn hin und her fährt, und mit jeder neuen Forſchung einen neuen Zweig meiner Glückſeligkeit zerſchneidet?“

Mein beſter Prinz! — Er war aufgeſtanden, und ging im Zimmer herum; in ungewöhnlicher Bewegung.

„Wenn alles vor mir und hinter mir verſinkt — die Vergangenheit im traurigen Einerlei wie ein Reich der Verſteinerung hinter mir liegt — wenn die Zukunft mir nichts biethet — wenn ich meines Daſeyns ganzen Kreis im ſchmalen Raume der Gegenwart beſchloſſen ſehe — wer verargt es mir, daß ich dieſes magre Geſchenk der Zeit, feurig und unerſättlich wie einen Freund, den ich zum leztenmale ſehe, in meine Arme ſchließe? Wenn ich mit dieſem flüchtigem Gute zu wuchern eile, wie der achtzigjährige Greis mit ſeiner Tiare? — O ich hab' ihn ſchätzen lernen den Augenblick! Der Augenblick iſt unſre Mutter und wie eine Mutter laßt uns ihn lieben!“

Gnädigſter Herr, ſonſt glaubten Sie an ein bleibenderes Gut —

„O machen Sie, daß mir das Wolkenbild halte, und ich will meine glüenden Arme darum ſchlagen. Was für Freude kann es mir geben, Erſcheinungen zu beglücken, die morgen dahin ſeyn werden, wie ich? — Iſt nicht alles Flucht um mich herum? Alles ſtößt ſich und drängt ſeinen Nachbar weg, aus dem Quell des Daſeyns einen Tropfen eilends zu trinken und lechzend davon zu gehn. Jezt in dem Augenblick, wo ich meiner Kraft mich freue, iſt ſchon ein werdendes Leben an meine Verweſung angewieſen. Zeigen Sie mir ein Weſen, das dauert, ſo will ich tugendhaft ſeyn."

Was hat denn die wohlthätigen Empfindungen verdrängt, die einſt der Genuß und die Richtſchnur Ihres Lebens waren? Saaten für die Zukunft zu pflanzen, einer hohen ewigen Ordnung zu dienen —

„Dienen! Dienen gewiß, ſo gewiß als der unbedeutendſte Mauerſtein der Simmetrie des Pallaſtes, die auf ihm ruhet! Aber auch als ein mitbefragtes, mitgenießendes Weſen? Lieblicher gutherziger Wahn des Menſchen!, deine Kräfte willſt du ihr widmen? Kannſt du ſie ihr denn weigern? Was du biſt und was du beſitzeſt, biſt du ja nur, beſitzeſt du nur für ſie. Haſt du gegeben, was du geben kannſt, und was du allein ihr geben konnteſt, ſo biſt du auch nicht mehr, deine Gebrechlichkeit ſpricht dir das Urtheil, und ſie iſt es auch, die es vollziehet. Aber wer iſt denn dieſe Natur, dieſe Ordnung, wider welche ich klage? Immerhin! Möchte ſie, wie der Griechen Saturn, ihre eigenen Kinder verzehren, wäre ſie ſelbſt nur, überlebte ſie auch nur die vergangne Sekunde! — Ein unermeßlicher Baum ſteht ſie da im unermeßlichen Raume. Die Weisheit und die Tugend ganzer Generationen rinnen wie Säfte in ſeinen Röhren,

Röhren, Jahrtauſende und die Nationen, die darin Geräuſch machten, fallen wie welke Blüthen, wie verdorrte Blätter von ſeinen Zweigen, die er mit innerer unvergänglicher Zeugungskraft aus dem Stamme treibt. Kannſt du von ihr verlangen, was ſie ſelbſt nicht beſitzet? Du eine Furche, die der Wind in die Meeresfläche bläſt, deines Daſeyns Spur darin zu ſichern verlangen?“

Dieſe troſtloſe Behauptung widerlegt ſchon die Weltgeſchichte. Die Namen Lykurg, Sokrates, Ariſtides haben ihre Werke überdauert.

„Und der nützliche Mann, der den Pflug zuſammenſetzte — wie hieß der? Trauen Sie einer Belohnerinn, die nicht gerecht iſt? Sie leben in der Geſchichte, wie Mumien in Balſam, um mit ihrer Geſchichte etwas ſpäter zu vergehen.“

Und dieſer Trieb zur ewigen Fortdauer? Kann oder darf ihre Nothwendigkeit verſchwenden? Durfte in der Kraft etwas ſeyn, dem nichts in der Wirkung entſpräche?

„O in dieſer Wirkung eben liegt alles. Verſchwenden? Steigt nicht auch der Waſſerſtrahl in der Caſcade mit einer Kraft in die Höhe, die ihn durch einen unendlichen Raum ſchleudern könnte? Aber ſchon im erſten Moment ſeines Aufſprunges zieht die Schwerkraft an ihm, drücken tauſend Luftſäulen auf ihn,

ihn, die ihn, früher oder ſpäter, in einem höhern oder niedrigern Bogen zur mütterlichen Erde zurücktreiben? Um ſo *ſpät* zu fallen, mußte er mit dieſer üppigen Kraft aufſteigen — gerade eine elaſtiſche Kraft, wie der Trieb zur Unſterblichkeit, gehörte dazu, wenn ſich die Menſchenerſcheinung gegen die herandrückende Nothwendigkeit Raum machen ſollte. Ich gebe mich überwunden, liebſter Freund, wenn Sie mir darthun, daß dieſer Trieb zur Unſterblichkeit im Menſchen nicht eben ſo vollkommen mit dem zeitlichen Zweck ſeines Daſeyns aufgehe, als ſeine ſinnlichſten Triebe. Freilich verführt uns unſer Stolz, Kräfte, die wir nur *für*, nur *durch* die Nothwendigkeit haben, gegen ſie ſelbſt anzuwenden, aber hätten wir wohl dieſen Stolz, wenn ſie nicht auch von *ihm* Vortheile zöge? Wäre ſie ein vernünftiges Weſen, ſie müßte ſich unſrer Philoſophien ohngefähr eben ſo freuen, wie ſich ein weiſer Feldherr an dem Muthwillen ſeiner kriegeriſchen Jugend ergötzet, der ihm Helden im Gefechte verſpricht.“

Der Gedanke diente nur der Bewegung? Das Ganze wäre todt und die Theile lebten? Der Zweck wäre ſo *gemein*, und die Mittel ſo *edel*?

„*Zweck* überhaupt hätten wir nie ſagen ſollen. Um in Ihre Vorſtellungsart einzutreten, entlehne ich dieſen Begriff von der moraliſchen Welt, weil wir hier gewohnt ſind, die Folgen einer Handlung ihren Zweck zu nennen. In der Seele ſelbſt geht zwar der Zweck dem Mittel voran; wenn ihre innern Wirkungen aber in äußre übergehen, ſo kehrt ſich dieſe Ordnung um, und das Mittel verhält ſich zu dem Zwecke wie die Urſache zu ihrer Wirkung. In dieſem lezten Sinne durfte ich mich uneigentlich dieſes Ausdrucks bedienen, der aber auf unſere jezige Unterſuchung keinen ſtörenden Einfluß haben darf. Setzen Sie ſtatt Mittel und Zweck Urſache und Wirkung — wo bleibt der Unterſchied von Gemein und Edel? Was kann an der Urſache edel ſeyn, als daß ſie ihre Wirkung erfüllet? Edel und Gemein bezeichnen nur das Verhältniß, in welchem ein Gegenſtand gegen ein gewiſſes Principium in unſerer Seele ſtehet — es iſt alſo ein Begriff der nur innerhalb unſrer Seele, nicht außerhalb derſelben anzuwenden iſt. Sehen Sie aber, wie Sie ſchon als erwieſen annehmen, was wir erſt durch unſre Schlüſſe herausbringen ſollen? Warum anders nennen Sie den Gedanken im Gegenſatz von der Bewegung edel, als weil Sie das denkende Weſen ſchon als den Mittelpunkt vorausſetzen, dem Sie die Folgenreihe der Dinge unterordnen? Treten Sie in meine Gedankenreihe, ſo wird dieſe Rangordnung verſchwinden, der Gedanke iſt Wirkung und Urſache der Bewegung und ein Glied der Nothwendigkeit, wie der Pulsſchlag der ihn begleitet.

Nimmermehr werden Sie dieſen paradoxen unnatürlichen Satz durchſetzen. Beinahe überall können wir mit unſerm Verſtande den Zweck der phyſiſchen Natur bis in den Menſchen verfolgen. Wo ſehen wir ſie auch nur einmal dieſe Ordnung umkehren, und den Zweck des Menſchen der phyſiſchen Welt unterwerfen? Und wie wollen Sie dieſe auswärtige Beſtimmung mit dem Glückſeligkeitstriebe vereinigen, der alle ſeine Beſtrebungen einwärts gegen ihn ſelbſt richtet?

„Laſſen Sie uns doch verſuchen. Um mich kürzer zu faſſen, muß ich mich wieder Ihrer Sprache bedienen. Setzen wir alſo, daß moraliſche Erſcheinungen nöthig waren, wie Licht und Schall nöthig waren, ſo mußten Weſen vorhanden ſeyn, die dieſem beſondern Geſchäfte zugebildet waren, ſo wie Ether und Luft gerade ſo und nicht anders beſchaffen ſeyn mußten, um derjenigen Anzahl von Schwingungen fähig zu ſeyn, die uns die Vorſtellung von Farbe und Wohlklang geben. Es mußten alſo Weſen exiſtiren, die ſich ſelbſt in Bewegung ſetzen, weil die moraliſche Erſcheinung auf der Freiheit beruhet; was alſo bei Luft und Ether, bei dem Mineral und der Pflanze die urſprüngliche Form leiſtet, mußte hier von einem innern Principium erhalten werden, gegen welches ſich die Beweggründe oder die bewegenden Kräfte dieſes Weſens ohngefehr eben ſo verhielten, als die bewegenden

den Kräfte der Pflanze gegen den beſtändigen Typus ihres Baues. Wie ſie das bloß organiſche Weſen durch eine unveränderliche Mechanik lenkt, ſo mußte ſie das denkendempfindende Weſen durch Schmerz und Vergnügen bewegen.“

Ganz richtig.

„Wir ſehen ſie alſo in der moraliſchen Welt ihre bisherige Ordnung verlaſſen, ja ſogar mit ſich ſelbſt in einen anſcheinenden Streit gerathen. In jedem moraliſchen Weſen legt ſie ein neues Centrum an, einen Staat im Staate, gleichſam als hätte ſie ihren allgemeinen Zweck ganz aus den Augen verloren. Gegen dieſes Centrum müſſen ſich alle Thätigkeiten dieſes Weſens mit einem Zwange neigen, wie ſie ihn in der phyſiſchen Welt durch die Schwerkraft ausübt. Dieſes Weſen iſt auf die Art in ſich ſelbſt gegründet, ein wahres und wirkliches Ganze, durch dieſen Fall zu ſeinem Centrum dazu gebildet, eben ſo wie der Planet der Erde durch die Schwerkraft zur Kugel ward, und als Kugel fortdauret. Bis hieher ſcheint ſie ſich ſelbſt ganz vergeſſen zu haben.“

„Aber wir haben gehört, daß dieſes Weſen nur vorhanden iſt, um die moraliſchen Erſcheinungen hervorzubringen, deren ſie bedurfte; die Freiheit dieſes Weſens, oder ſein Vermögen ſich ſelbſt zu bewegen, mußte alſo dem Zweck unterworfen werden, zu welchem

chem ſie es beſtimmte. Wollte ſie alſo über die Wirkungen Meiſter bleiben, die es leiſtete, ſo mußte ſie ſich des Principiums bemächtigen, wornach ſich das moraliſche Weſen beweget. Was konnte ſie daher anders thun, als ihren Zweck mit dieſem Weſen an das Principium anſchließen, wodurch es regiert wird, oder mit andern Worten, ſeine zweckmäßige Thätigkeit zur nothwendigen Bedingung ſeiner Glückſeligkeit machen?"

Das begreif ich.

„Erfüllt alſo das moraliſche Weſen die Bedingungen ſeiner Glückſeligkeit, ſo tritt es eben dadurch wieder in den Plan der Natur ein, dem es durch dieſen abgeſonderten Plan entzogen zu ſeyn ſchien, eben ſo wie der Erdkörper durch den Fall ſeiner Theile zu ihrem Centrum fähig gemacht wird, die Ekliptick zu beſchreiben. Durch Schmerz und Vergnügen erfährt alſo das moraliſche Weſen jedesmal nur die Verhältniſſe ſeines gegenwärtigen Zuſtandes zu dem Zuſtande ſeiner höchſten Vollkommenheit, welcher einerlei iſt mit dem Zwecke der Natur. Dieſen Weiſer hat und bedarf das organiſche Weſen nicht, weil es ſich durch ſich ſelbſt dem Zuſtand ſeiner Vollkommenheit weder nähern noch von ihm entfernen kann. Jenes alſo hat vor dieſem den Genuß ſeiner Vollkommenheit, d.i. Glückſeligkeit voraus, mit dieſer aber auch die Warnung, wenn es davon abweicht, oder das Leiden. Hätte eine elaſtiſche Kugel das Bewußtſeyn ihres Zuſtandes, ſo würde der Fingerdruck, der ihr eine flache Form aufdringt, ſie ſchmerzen, ſo würde ſie mit einem Gefühle von Wolluſt zu ihrer ſchönſten Ründung zurückkehren.“

Ihre elaſtiſche Kraft dient ihr ſtatt jenes Gefühles.

„Aber eben ſo wenig Aehnlichkeit die ſchnelle Bewegung, die wir Feuer nennen, mit der Empfindung des Brennens, oder die kubiſche Form eines Salzes mit ſeinem bittern Geſchmacke hat, eben ſo wenig Aehnlichkeit hat das Gefühl, das wir Glückſeligkeit nennen, mit dem Zuſtand unſrer innern Vollkommenheit, den es begleitet, oder mit dem Zweck der Natur, dem es dienet. Beide, möchte man ſagen, ſeyen durch eine eben ſo willkührliche Koexiſtenz mit einander verbunden, wie der Lorbeerkranz mit einem Siege, wie ein Brandmal mit einer ehrloſen Handlung.“

So ſcheint es.

„Der Menſch alſo brauchte kein Mitwiſſer des Zwecks zu ſeyn, den die Natur durch ihn ausführt. Möchte er immerhin von keinem andern Principium wiſſen, als dem, wodurch er in ſeiner kleinen Welt ſich regiert, möchte er ſogar im lieblichen, ſelbſtgefälligen Wahn die Verhältniſſe dieſer ſeiner kleinen Welt der großen Natur als Geſetze unterlegen —

dadurch daß er ſeiner Struktur dienet, ſind ihre Zwecke mit ihm geſichert.“

Und kann etwas vortrefflicher ſeyn, als daß alle Theile des großen Ganzen nur dadurch den Zweck der Natur befördern, daß ſie ihrem eignen getreu bleiben, daß ſie nicht zu der Harmonie beitragen wollen dürfen, ſondern daß ſie es müſſen. Dieſe Vorſtellung iſt ſo ſchön, ſo hinreiſſend, daß man ſchon dadurch allein bewogen wird —

„ſie einem Geiſte zu gönnen, wollen Sie ſagen? weil der ſelbſtſüchtige Menſch ſeinem Geſchlechte gern alles Gute und Schöne zutragen möchte, weil er den Schöpfer ſo gern in ſeiner Familie haben möchte. Geben Sie dem Kryſtalle das Vermögen der Vorſtellung, ſein höchſter Weltplan wird Kryſtalliſation, ſeine Gottheit die ſchönſte Form von Kryſtall ſeyn. Und mußte dieß nicht ſo ſeyn? Hielt nicht jede einzelne Waſſerkugel ſo getreu und feſt an ihrem Mittelpunkte, ſo würde ſich nie ein Weltmeer bewegt haben.“

Aber wiſſen Sie auch, gnädigſter Prinz, daß Sie bisher nur gegen Sich Selbſt bewieſen haben? Wenn es wahr iſt, wie Sie ſagen, daß der Menſch nicht aus ſeinem Mittelpunkte weichen kann, woher Ihre eigene Anmaßung den Gang der Natur zu beſtimmen? Wie können Sie es dann unternehmen, die Regel feſtſetzen zu wollen, nach der ſie handelt?

„Nichts weniger. Ich beſtimme nichts, ich nehme ja nur hinweg, was die Menſchen mit ihr verwechſelt haben, was ſie aus ihrer eignen Bruſt genommen, und durch praleriſche Titel aufgeſchmückt haben. Was mir vorherging und was mir folgen wird, ſehe ich als zwei ſchwarze undurchdringliche Decken an, die an beiden Gränzen des menſchlichen Lebens herunterhängen, und welche noch kein Lebender aufgezogen hat. Schon viele hundert Generationen ſtehen mit der Fackel davor, und rathen und rathen, was etwa dahinter ſeyn möchte. Viele ſehen ihren eigenen Schatten, die Geſtalten ihrer Leidenſchaft, vergrößert auf der Decke der Zukunft ſich bewegen, und fahren ſchaudernd vor ihrem eigenen Bilde zuſammen. Dichter, Philoſophen und Staatenſtifter haben ſie mit ihren Träumen bemahlt, lachender oder finſtrer, wie der Himmel über ihnen trüber oder heiterer war; und von weitem täuſchte die Perſpektive. Auch manche Gaukler nuzten dieſe allgemeine Neugier, und ſezten durch ſeltſame Vermummungen die geſpannten Phantaſien in Erſtaunen. Eine tiefe Stille herrſcht hinter dieſer Decke, keiner, der einmal dahinter iſt, antwortet hinter ihr hervor, alles was man hörte, war ein hohler Wiederhall der Frage, als ob man in eine Gruft gerufen hätte. Hinter dieſer Decke müſſen alle, und mit Schaudern faſſen ſie ſie an, ungewiß, wer wohl dahinter ſtehe, und ſie in Empfang nehmen werde; quid ſit id, quod tantum morituri vident. Freilich gab es auch Ungläubige darunter, die behaupteten, daß dieſe Decke die Menſchen nur narre, und daß man nichts beobachtet hätte, weil auch nichts dahinter ſei; aber um ſie zu überweiſen, ſchickte man ſie eilig dahinter."

Ein raſcher Schluß war es immer, wenn ſie keinen beſſern Grund hatten, als weil ſie nichts ſahen.

„Sehen Sie nun, lieber Freund, ich beſcheide mich gern nicht hinter dieſe Decke blicken zu wollen — und das weiſeſte wird doch wohl ſeyn, mich von aller Neugier zu entwöhnen. Aber indem ich dieſen unüberſchreitbaren Kreis um mich ziehe, und mein ganzes Seyn in die Schranken der Gegenwart einſchließe, wird mir dieſer kleine Fleck deſto wichtiger, den ich ſchon über eiteln Eroberungsgedanken zu vernachläſſigen in Gefahr war. Das, was Sie den Zweck meines Daſeyns nennen, geht mich jetzt nichts mehr an. Ich kann mich ihm nicht entziehen, ich kann ihm nichts nachhelfen, ich weiß aber und glaube feſt, daß ich einen ſolchen Zweck erfüllen muß und erfülle. Aber das Mittel, das ihre Natur erwählt hat, um ihren Zweck mit mir zu erfüllen, iſt mir deſto heiliger — es iſt alles, was mein iſt, meine Moralität nehmlich, meine Glückſeligkeit. Alles übrige werde ich niemals erfahren. Ich bin einem Bothen gleich,

der

der einen verſiegelten Brief an den Ort ſeiner Beſtimmung trägt. Was er enthält kann ihm einerlei ſeyn — er hat nichts als ſein Bothenlohn dabei zu verdienen."

O wie arm laſſen Sie mich ſtehn!

„Aber wohin haben wir uns verirret? rief jezt der Prinz aus, indem er lächelnd auf den Tiſch ſah, wo die Rollen lagen. Und doch nicht ſo ſehr verirret! ſezte er hinzu — denn vielleicht werden Sie mich jezt in dieſer neuen Lebensart wieder finden. Auch ich konnte mich nicht ſo ſchnell von dem eingebildeten Reichthum entwöhnen, die Stützen meiner Moralität und meiner Glückſeligkeit nicht ſo ſchnell von dem lieblichen Traume ablöſen, mit welchem alles, was bis jezt in mir gelebt hatte, ſo feſt verſchlungen war. Ich ſehnte mich nach dem Leichtſinne, der das Daſeyn der mehreſten Menſchen um mich her ſo erträglich macht. Alles, was mich mir ſelbſt entführte, war mir willkommen. Soll ich es Ihnen geſtehen? Ich wünſchte zu ſinken, um dieſe Quelle meines Leidens auch mit der Kraft dazu zu zerſtören."

Ich konnte das Geſpräch noch nicht abgebrochen ſehen.

Gnädigſter Prinz, fieng ich von neuem an, hab' ich Sie auch recht verſtanden? Der lezte Zweck des Men-

Menſchen iſt nicht im Menſchen, ſondern außer ihm? Er iſt nur um ſeiner Folgen willen vorhanden.

„Laſſen Sie uns dieſen Ausdruck vermeiden, der uns irre führt.

Sagen Sie, er iſt da, weil die Urſachen ſeines Daſeyns da waren, und weil ſeine Wirkungen exiſtiren, oder, welches eben ſoviel ſagt, weil die Urſachen, die ihm vorhergiengen, eine Wirkung haben mußten, und die Wirkungen, die er hervorbringt, eine Urſache haben müſſen.„

Wenn ich ihm alſo einen Werth beilegen will, ſo kann ich dieſen nur nach der Menge und Wichtigkeit der Wirkungen abwägen, deren Urſache er iſt?

„Nach der Menge ſeiner Wirkungen. Wichtig nennen wir eine Wirkung bloß, weil ſie eine größre Menge von Wirkungen nach ſich ziehet. Der Menſch hat keinen andern Werth als ſeine Wirkungen.“

Derjenige Menſch alſo, in welchem der Grund mehrerer Wirkungen enthalten iſt, wäre der vortrefflichere Menſch?

„Unwiderſprechlich.“

Wie? So iſt zwiſchen dem Guten und Schlimmen kein Unterſchied mehr! So iſt die moraliſche Schönheit verloren!

„Das

„Das fürcht' ich nicht. Wäre das, ſo wollte ich ſogleich gegen Sie verloren geben. Das Gefühl des moraliſchen Unterſchiedes iſt mir eine weit wichtigere Inſtanz als meine Vernunft — und nur alsdann fieng ich an, an die Leztere zu glauben, da ich ſie mit jenem unvertilgbaren Gefühle übereinſtimmend fand. Ihre Moralität bedarf einer Stütze; die meinige ruht auf ihrer eigenen Achſe."

Lehrt uns nicht die Erfahrung, daß oft die wichtigſten Rollen durch die mittelmäßigſten Spieler geſpielt werden, daß die Natur die heilſamſten Revolutionen durch die ſchädlichſten Subjekte vollbringt. Ein Mahomed, ein Attila, ein Aurangzeb ſind ſo wirkſame Diener des Univerſums, als Gewitter, Erdbeben, Vulkane koſtbare Werkzeuge der phyſiſchen Natur. Ein Deſpot auf dem Thron, der jede Stunde ſeiner Regierung mit Blut und Elend bezeichnet, wäre alſo ein weit würdigeres Glied ihrer Schöpfung, als der Feldbauer in ſeinen Ländern, weil er ein wirkſameres iſt — ja was das Traurigſte iſt, er wäre eben durch das vortrefflicher, was ihn zum Gegenſtande unſers Abſcheues macht, durch die größre Summe ſeiner Thaten, die alle fluchwürdig ſind — er hätte in eben dem Grade einen größern Anſpruch auf den Namen eines vortrefflichen Menſchen, als er unter die Menſchheit herabſinkt. Laſter und Tugend —

„Sehen Sie, rief der Prinz mit Verdruſſe, wie Sie Sich von der Oberfläche hintergehen laſſen, und wie leicht Sie mir gewonnen geben! Wie können Sie behaupten, daß ein verwüſtendes Leben ein thätiges Leben ſei? Der Deſpot iſt das unnützlichſte Geſchöpf in ſeinen Staaten, weil er durch Furcht und Sorge die thätigſten Kräfte bindet, und die ſchöpferiſche Freude erſtickt. Sein ganzes Daſeyn iſt eine fürchterliche Negative; und wenn er gar an das edelſte, heiligſte Leben greift und die Freiheit des Denkens zerſtöret — hunderttauſend thätige Menſchen erſetzen in einem Jahrhunderte nicht, was ein Hildebrand, ein Philipp von Spanien in wenig Jahren verwüſteten. Wie können Sie dieſe Geſchöpfe und Schöpfer der Verweſung durch Vergleichung mit jenen wohlthätigen Werkzeugen des Lebens und der Fruchtbarkeit ehren!"

Ich geſtehe die Schwäche meines Einwurfs — aber ſetzen wir anſtatt eines Philipps einen Peter den Großen auf den Thron, ſo können Sie doch nicht läugnen, daß dieſer in ſeiner Monarchie wirkſamer ſei, als der Privatmann bei dem nämlichen Maß von Kräften und aller Thätigkeit, deren er fähig iſt. Das Glück iſt es alſo doch, was nach Ihrem Syſteme die Grade der Vortrefflichkeit beſtimmt, weil es die Gelegenheiten zum Wirken vertheilet!

„Der Thron wäre alſo nach Ihrer Meinung vorzugsweiſe eine ſolche Gelegenheit? Sagen Sie mir doch — wenn der König regieret, was thut der Philoſoph in ſeinen Reichen?“

Er denkt.

„Und was thut der König, wenn er regieret?“

Er denkt.

„Und wenn der wachſame Philoſoph ſchläft, was thut der wachſame König?“

Er ſchläft.

„Nehmen Sie zwei brennende Kerzen, eine davon ſtehe in einer Bauerſtube, die andre ſoll in einem prächtigen Saale einer fröhlichen Geſellſchaft leuchten. Was werden ſie beide?“

Sie werden leuchten. Aber eben das ſpricht für mich — Beide Kerzen, nehmen wir an, brennen gleich lang und gleich helle, und verwechſelte man ihre Beſtimmung, ſo würde niemand einen Unterſchied merken. Warum ſoll die eine darum vortrefflicher ſeyn, weil der Zufall ſie begünſtigte, in einem glänzenden Saal Pracht und Schönheit zu zeigen, warum ſoll die andre ſchlechter ſeyn, weil der Zufall ſie dazu verdammte, in einer Bauernhütte Armuth und Kummer ſichtbar zu machen? Und doch folgte dieß nothwendig aus ihrer Behauptung?

„Beide ſind gleich vortrefflich, aber beide haben auch gleichviel geleiſtet?“

Wie iſt das möglich? Da die in dem weitern Saale ſo viel mehr Licht ausgegoſſen hat, als die andre? Da ſie ſo viel mehr Vergnügen verbreitet hat, als die andre?

„Erwägen Sie nur, daß hier nur von der erſten Wirkung die Rede iſt, nicht von der ganzen Kette. Nur die nächſtfolgende Wirkung gehört der nächſtvorhergegangenen Urſache; nur ſo viele Theile der Lichtmaterie, als ſie unmittelbar berührte, ſetzte die brennende Kerze in Schwung. Und was ſollte nun die eine vor der andern voraus haben? Können Sie aus einem jeden Centralpunkt nicht gleichviel Strahlen ziehen? Eben ſoviel aus Ihrem Augenſterne, als aus dem Mittelpunkt der Erde? Entwöhnen Sie Sich doch, die großen Maſſen, die der Verſtand nur als ſolche Ganze zuſammenfaßt, in der wirklichen Welt auch als ſolche exiſtirende Ganze vorauszuſetzen. Der Feuerfunke, der in ein Pulvermagazin fällt, einen Thurm in die Luft ſprengt und hundert Häuſer verſchüttet, hat darum doch nur ein einziges Körnchen gezündet.“

Sehr gut, aber —

„Wenden wir dieſes auf moraliſche Handlungen an. Wir gehen ſpazieren und zwei Bettler ſollen uns

begegnen.

begegnen. Ich gebe dem Einen ein Stück Geld, Sie dem andern ein gleiches; der Meinige betrinkt ſich von dem Gelde und begeht in dieſem Zuſtande eine Mordthat, der Ihrige kauft einem ſterbenden Vater eine Stärkung und friſtet ihm damit das Leben. Ich hätte alſo durch eben die Handlung, wodurch Sie Leben gaben, Leben geraubet? — Nichts weniger. Die Wirkung meiner That hörte mit ihrer Unmittelbarkeit, ſo wie die Ihrige, auf, meine Wirkung zu ſeyn.“

Wenn aber mein Verſtand dieſe Folgenreihe überſiehet, und nur dieſe Ueberſicht mich zu der That beſtimmt — wenn ich dem Bettler dieſes Geld gab, um einem ſterbenden Vater das Leben damit zu friſten, ſo ſind doch alle dieſe Folgen mein, wenn ſie ſo eintreffen, wie ich ſie mir dachte.

„Nichts weniger. Vergeſſen Sie nur nie, daß Eine Urſache nur Eine Wirkung haben kann. Die ganze Wirkung, die Sie hervorbrachten, war, das Geldſtück aus Ihrer Hand in die Hand des Bettlers zu bringen. Dieß iſt von dieſer ganzen langen Kette von Wirkungen die einzige, die auf Ihre Rechnung kommt. Die Arznei wirkte als Arznei u. ſ. f. — Sie ſcheinen verwundert. Sie glauben, daß ich Paradoxe behaupte, ein einziges Wort könnte uns vielleicht mit einander verſtändigen, aber wir wollen es lieber durch unſre Schlüſſe finden.“

Aus dem Bisherigen, ſehe ich wohl, folgt, daß eine gute That an ihrer ſchlimmen Wirkung nicht Schuld iſt, und eine ſchlimme That nicht an ihrer vortrefflichen. Aber zugleich folgt auch daraus, daß weder die gute an ihrer guten Wirkung, noch die ſchlimme an ihrer ſchlimmen Schuld iſt, und daß alſo beide in ihren Wirkungen ganz gleich ſind. — Sie müßten denn die ſeltenen Fälle ausnehmen wollen, wo die unmittelbare Wirkung zugleich auch die abgezweckte iſt.

„Eine ſolche unmittelbare gibt es gar nicht, denn zwiſchen jede Wirkung, die der Menſch außer ſich hervorbringt, und deren innre Urſache, oder den Willen, wird ſich eine Reihe gleichgültiger einſchieben, wenn es auch nichts als Muſkularbewegung wäre. Sagen Sie alſo dreiſt, daß beide in ihren Wirkungen durchaus moraliſch einerlei, d. i. gleichgültig ſind. — Und wer wird dieſes läugnen wollen? Der Dolchſtich, der das Leben eines Heinrichs IV. und eines Domitians endigt ſind beide ganz die nehmliche Handlung.“

Recht, aber die Motive —

„Die Motive alſo beſtimmen die moraliſche Handlung. Und woraus beſtehen die Motive?“

Aus Vorſtellungen.

„Und was nennen Sie Vorſtellungen?“

Innre

Innre Handlungen oder Thätigkeiten des denkenden Weſens, die äußern Thätigkeiten correſpondiren.

„Eine moraliſche Handlung iſt alſo eine Folge innrer Thätigkeiten, welche äußern Veränderungen correſpondiren?“

Ganz richtig.

„Wenn ich alſo ſage, die Begebenheiten ABC iſt eine moraliſche Handlung, ſo heißt dieß ſo viel, als der Reihe äußrer Veränderungen, welche dieſe Begebenheit ABC ausmachen, iſt eine Reihe innrer Veränderungen abc vorhergegangen?“

So iſt es.

„Die Handlungen abc waren alſo bereits beſchloſſen als die Handlungen ABC anfiengen.“

Nothwendig.

Wenn alſo ABC auch nicht angefangen hätte, ſo wäre abc darum nicht weniger geweſen. War nun die Moralität in abc enthalten, ſo blieb ſie auch, wenn wir ABC ganz vertilgen.“

Ich verſtehe Sie, gnädigſter Herr — und ſo wäre dasjenige, was ich für das erſte Glied in der Kette gehalten, das lezte darin geweſen. Als ich dem Bettler das Geld gab, war meine moraliſche Handlung ſchon ganz vorbei, ſchon ihr ganzer Werth oder Unwerth entſchieden.

„So mein' ich's. Trafen die Folgen ein, wie Sie ſie dachten, d. i. folgte ABC auf abc, ſo war es nichts weiter als eine gelungene gute Handlung. In dieſem äußern Strome hat der Menſch nichts mehr zu ſagen, ihm gehört nichts als ſeine eigene Seele. Sie ſehen daraus auf's neue, daß der Monarch nichts dem Privatmanne voraus hat, denn auch er iſt ſo wenig Herr jenes Stromes als dieſer; auch bei ihm iſt das ganze Gebieth ſeiner Wirkſamkeit bloß innerhalb ſeiner eigenen Seele.“

Aber dadurch wird nichts verändert, gnädigſter Herr; denn auch die böſe Handlung hat ihre Motive wie die Gute, d. i. ihre innern Thätigkeiten, und nur um dieſer Motive willen nennen wir ſie ja böſe. Setzen Sie alſo den Zweck und den Werth des Menſchen in die Summe ſeiner Thätigkeiten, ſo ſehe ich immer noch nicht, wie Sie die Moralität aus ſeinem Zwecke herausbringen, und meine vorigen Einwürfe kehren zurück.

„Laſſen Sie uns hören. Schlimm oder Gut, ſind wir übereingekommen, ſeyen Prädikate, die eine Handlung erſt in der Seele erlange.“

Das iſt erwieſen.

„Laſſen

„Laſſen wir alſo zwiſchen die äußere Welt und das denkende Weſen eine Scheidewand fallen, ſo erſcheint uns die nehmliche Handlung außerhalb derſelben gleichgültig, innerhalb derſelben nennen wir ſie ſchlimm oder gut.“

Richtig.

„Moralität iſt alſo eine Beziehung, die nur innerhalb der Seele, außer ihr nie gedacht werden kann, ſo wie z. B. die Ehre eine Beziehung iſt, die dem Menſchen nur innerhalb der bürgerlichen Geſellſchaft zukommen kann.“

Ganz recht.

„Sobald wir uns eine Handlung als in der Seele vorhanden denken, ſo erſcheint ſie uns als die Bürgerinn einer ganz andern Welt, und nach ganz andern Geſetzen müſſen wir ſie richten. Sie gehört einem eigenen Ganzen zu, das ſeinen Mittelpunkt in ſich ſelbſt hat, aus welchem alles fließt, was es gibt, gegen welchen alles ſtrömt, was es empfänget. Dieſer Mittelpunkt oder dieſes Principium iſt, wie wir vorhin übereingekommen ſind, nichts anders als der inwohnende Trieb alle ſeine Kräfte zum Wirken zu bringen, oder was eben ſoviel ſagt, zur höchſten Kundmachung ſeiner Exiſtenz zu gelangen. In dieſen Zuſtand ſetzen wir die Vollkommenheit des moraliſchen

liſchen Weſens, ſo wie wir eine Uhr vollkommen nennen, wenn alle Theile, woraus der Künſtler ſie zuſammenſetzte, der Wirkung entſprechen, um derentwillen er ſie zuſammenſetzte, wie wir ein muſikaliſches Inſtrument vollkommen nennen, wenn alle Theile deſſelben an ſeiner höchſten Wirkung den höchſten Antheil nehmen, deſſen ſie fähig und um deſſentwillen ſie vereinigt ſind. Das Verhältniß nun, in welchem die Thätigkeiten des moraliſchen Weſens zu dieſem Principium ſtehen, bezeichnen wir mit dem Namen der Moralität; und eine Handlung iſt moraliſch gut oder moraliſch böſe, je nachdem ſie ſich jenem nähert oder von ihm entfernet, es befördert oder hindert. Sind wir darüber einig?"

Vollkommen.

„Da nun jenes Principium kein andres iſt, als die vollſtändigſte Thätigkeit aller Kräfte im Menſchen; ſo iſt eine gute Handlung, wobei mehr Kräfte thätig waren, eine ſchlimme, wobei weniger thätig waren?"

Hier, gnädigſter Herr, laſſen Sie uns inne halten. Dieſem nach käme eine kleine Wohlthat, die ich reiche, in der moraliſchen Rangordnung ſehr tief unter das jahrelange Komplott der Bartholomäusnacht zu ſtehen, oder die Verſchwörung des Cueva gegen Venedig.

„Der

Der Prinz verlor hier die Geduld. „Wann werd' ich Ihnen doch begreiflich machen können, fieng er an, daß die Natur kein Ganzes kenne? Stellen Sie zuſammen, was zuſammen gehört. War jenes Komplott eine Handlung, oder nicht vielmehr eine Kette von hunderttauſenden? — und von hunderttauſend mangelhaften, gegen welche ihre kleine Wohlthat noch immer im Vortheile ſtehet. Der Trieb der Menſchenliebe ſchlief bei allen, der bei der Ihrigen thätig war. Aber wir kommen ab. Wo blieb ich?“

Eine gute Handlung ſei, wobei mehr Kräfte thätig waren, und umgekehrt.

„Und dadurch alſo, daß weniger Kräfte bei ihr thätig waren, wird eine ſchlimme Handlung ſchlimm, und ſo umgekehrt?“

Ganz begreiflich.

„Bei einer ſchlimmen Handlung wird alſo nur verneinet, was bei einer guten bejahet wird?“

So iſt's.

„Ich kann alſo nicht ſagen, es gehörte ein böſes Herz dazu, dieſe That zu begehen, ſo wenig als ich ſagen kann, es gehörte ein Kind und nicht ein Mann dazu, dieſen Stein aufzuheben?“

Sehr wahr. Ich ſollte vielmehr ſagen, es mußte ſo viel gutes Herz fehlen, um dieſe That zu begehen.

„Laſter iſt alſo nur die Abweſenheit von Tugend, Thorheit die Abweſenheit von Verſtand, ein Begriff ohngefähr, wie Schatten oder Stille?“

Ganz richtig.

„So wenig alſo, als man logiſch-richtig ſagen kann, es iſt Leere, Stille, Finſterniß vorhanden, ſo wenig gibt es ein Laſter im Menſchen, und überhaupt alſo in der ganzen moraliſchen Welt?“

Das iſt einleuchtend.

„Wenn es alſo kein Laſter im Menſchen gibt, ſo iſt alles was in ihm thätig iſt, Tugend, d. i. es iſt gut, eben ſo wie alles tönt, was nicht ſtill iſt, alles Licht hat, was nicht im Schatten ſteht?“

Das folgt.

„Jede Handlung alſo, die der Menſch begeht, iſt alſo dadurch, daß es eine Handlung iſt, etwas Gutes?“

Nach allem Vorhergegangenen.

„Und wenn wir eine ſchlimme Handlung von einem Menſchen ſehen, ſo iſt dieſe Handlung gerade

das

das einzige Gute, was wir in dieſem Augenblick an ihm bemerken.“

Das klingt ſonderbar.

„Laſſen Sie uns ein Gleichniß zu Hülfe nehmen. Warum nennen wir einen trüben, neblichten Wintertag einen traurigen Anblick? Iſt es darum, weil wir eine Schneelandſchaft an ſich ſelbſt widrig finden? Nichts weniger, könnte man ſie in den Sommer verpflanzen, ſie würde ſeine Schönheit erheben. Wir nennen ihn traurig, weil dieſer Schnee und dieſer Nebelduft nicht da ſeyn könnten, wenn eine Sonne geſchienen hätte ſie zu zertheilen, weil ſie mit den ungleich größern Reizen des Sommers unvereinbar ſind. Der Winter iſt uns alſo ein Uebel, nicht weil ihm alle Genüſſe mangeln, ſondern weil er größere ausſchließt.“

Vollkommen anſchaulich.

„Eben ſo mit moraliſchen Weſen. Wir verachten einen Menſchen, der aus dem Treffen fliehet und dem Tode dadurch entgeht, nicht, weil uns der wirkſame Trieb der Selbſterhaltung mißfiele, ſondern weil er dieſem Triebe weniger würde nachgegeben haben, wenn er die herrliche Eigenſchaft des Muthes beſeſſen hätte. Ich kann die Herzhaftigkeit, die Liſt des Räubers bewundern, der mich beſtiehlt, aber ihn ſelbſt nenne ich laſterhaft, weil ihm die ungleich ſchönere Eigenſchaft der *Gerechtigkeit* mangelt. So kann mich eine Unternehmung in Erſtaunen ſetzen, die der Ausbruch einer jahrlang verhaltenen thätigen Rachſucht iſt, aber ich nenne ſie verabſcheuungswürdig, weil ſie mir einen Menſchen zeigt, der ganze Jahre leben konnte, ohne ſeinen Mitmenſchen zu lieben. Ich ſchreite mit Unwillen über ein Schlachtfeld hinweg, nicht weil ſo viele Leben hier verweſen — Peſt und Erdbeben hätten noch mehr thun können, ohne mich gegen ſich aufzubringen — auch nicht weil ich die Kraft, die Kunſt, den Heldenmuth nicht vortrefflich fände, die dieſe Krieger zu Boden ſtreckten — ſondern, weil mir dieſer Anblick ſo viele tauſend Menſchen in's Gedächtniß bringt, denen die Menſchlichkeit fehlte."

Vortrefflich.

„Daſſelbe gilt von den *Graden* der Moralität. Eine ſehr künſtliche, ſehr fein erſonnene, mit Beharrlichkeit verfolgte, mit Muth ausgeführte Bosheit hat etwas Glänzendes an ſich, das ſchwache Seelen oft zur Nachahmung reizt, weil man ſo viele große und ſchöne Kräfte in ihrer ganzen Fülle dabei wirkſam findet. Und doch nennen wir dieſe Handlung ſchlimmer als eine ähnliche bei einem geringeren Maß von Geiſt, und ſtrafen ſie ſtrenger, weil

ſie

ſie uns jenen Mangel der Gerechtigkeit in ihrer gröſſern Motivenreihe häufiger erkennen läßt. Wird ſie vollends noch an einem Wohlthäter verübet, ſo empört ſie darum unſer ganzes Gefühl, weil die Gelegenheiten, den Trieb der Liebe in Bewegung zu ſetzen, in dieſem Falle häufiger waren, und wir alſo die Entdeckung, daß dieſer Trieb unwirkſam geblieben, häufiger dabei wiederhohlen.“

Klar und einleuchtend.

„Auf unſre Frage zurück zu kommen. Sie geben mir alſo zu, daß es nicht die Thätigkeiten der Kräfte ſind, die das Laſter zum Laſter machen, ſondern ihre Unthätigkeit.“

Vollkommen.

„Die Motive ſind aber ſolche Thätigkeiten; es iſt alſo unrichtig geredet, eine Handlung ihrer Motive wegen laſterhaft zu nennen. Nichts weniger! Ihre Motive ſind das einzige Gute das ſie hat, ſie iſt nur böſe um derjenigen willen, die ihr mangeln.“

Unwiderſprechlich.

„Aber wir hätten dieſen Beweis noch kürzer führen können. Würde der Laſterhafte aus dieſen Motiven handeln, wenn ſie ihm nicht einen Genuß gewährten? Genuß allein iſt es, was moraliſche

Weſen in Bewegung ſezt; und nur das Gute, wiſſen wir ja, kann Genuß gewähren.“

Ich bin befriedigt. Aus dem bisherigen folgt unwiderſprechlich, daß z. B. ein Menſch von hellem Geiſt und wohlwollendem Herzen nur darum ein beſſerer Menſch iſt als ein andrer von eben ſo viel Geiſt und einem minder wohlthätigem Herzen, weil er ſich dem Maximum innrer Thätigkeit mehr nähert. Aber eine andre Bedenklichkeit ſteigt in mir auf. Geben Sie einem Menſchen die Eigenſchaften des Verſtandes, des Muths, der Tapferkeit u. ſ. f. in einem vorzüglich hohen Grade, und laſſen Sie ihm nur die einzige Eigenſchaft, die wir gutes Herz nennen, mangeln — werden Sie ihn einem andern vorziehen, der jene Eigenſchaften in einem niedrigern Grade, dieß leztere aber in ſeinem größten Umfang beſizet? Unſtreitig iſt jener ein weit thätigerer Menſch als dieſer, und da nach Ihnen die Thätigkeit der Kräfte den moraliſchen Preis beſtimmet, ſo würde alſo Ihr Urtheil für ihn ausfallen, und mit dem gewöhnlichen Urtheil der Menſchen in einem Widerſpruche ſich befinden.

„Es würde ohnfehlbar ſehr übereinſtimmend damit ſeyn. Ein Menſch, deſſen Verſtandeskräfte in einem hohen Grade thätig ſind, wird eben ſo gewiß auch ein vortrefliches Herz beſitzen, als er das, was er an ſich ſelbſt liebet, an einem andern nicht haſſen kann. Wenn die Erfahrung dagegen zu ſtreiten ſcheint, ſo hat man entweder zu freigebig von ſeinem Verſtande, oder von moraliſcher Güte zu eingeſchränkt geurtheilt. Ein großer Geiſt mit einem empfindenden Herzen ſteht in der Ordnung der Weſen eben ſo hoch über dem geiſtreichen Böſewicht, als der Dummkopf mit einem weichen, man ſagt beßer weichlichen, Herzen unter dieſem ſtehet.“

Aber ein Schwärmer und einer von der heftigen Art iſt doch offenbar ein thätigeres Weſen, als ein Alltagsmenſch mit phlegmatiſchem Blut und beſchränkten Sinnen?

„Bei einem noch ſo phlegmatiſchen beſchränkten Alltagsmenſchen kommt doch jede Kraft zum Wirken, weil keine von der andern verdrängt wird. Er iſt ein Menſch in geſundem Schlafe; der Schwärmer iſt einem Phrenetiſchraſenden gleich, der ſich in wüthenden Konvulſionen wirft, wenn die Lebenskraft bereits in den äußerſten Arterien aufhört. — Haben Sie noch eine Einwendung?“

Ich bin mit Ihnen überzeugt, daß die Moralität des Menſchen in dem Mehr oder Weniger ſeiner innern Thätigkeit enthalten iſt.

„Erinnern Sie Sich nun, fuhr der Prinz fort, daß wir dieſe ganze Unterſuchung im geſchloſſenen Bezirk der menſchlichen Seele angeſtellt haben, daß wir ſie von der äußern Reihe der Dinge durch eine Scheidewand getrennt, und innerhalb dieſes nie überſchrittenen Kreiſes den ganzen Bau der Moralität aufgeführt haben. Wir haben zugleich gefunden, daß ſeine Glückſeligkeit vollkommen mit ſeiner moraliſchen Vortrefflichkeit aufgehe, daß ihm alſo für die leztere eben ſo wenig etwas zu fordern bleibe, daß ihm auf eine erſt zu erreichende Vollkommenheit eben ſo wenig ein Genuß voraus zugetheilt werden könne, als daß eine Roſe, die heute blühet, erſt im folgenden Jahre dadurch ſchön ſei, als daß ein Mißgriff auf dem Klavier erſt in das nächſtkommende Spiel ſeinen Mißlaut einmiſchen kann. Es wäre eben ſo denkbar, daß der Glanz der Sonne in den heutigen Mittag und ihre Wärme in den folgenden fiele, als daß die Vortrefflichkeit des Menſchen in dieſe Welt und ſeine Glückſeligkeit in die andre fallen könnte — Iſt Ihnen dieſes erwieſen?“

Ich weiß nichts dagegen zu antworten.

„Das moraliſche Weſen iſt alſo in ſich ſelbſt vollendet und beſchloſſen, wie das, welches wir zum Unterſchied davon das organiſche nennen, beſchloſſen durch ſeine Moralität, wie dieſes durch ſeinen Bau, und dieſe Moralität iſt eine Beziehung, die von dem, was außer ihm vorgeht, durchaus unabhängig iſt.“

Dieß iſt erwieſen.

„Es umgebe mich alſo was da wolle, der moraliſche Unterſchied bleibt.“

Ich ahnde, wo Sie hinauswollen, aber —

„Es ſei alſo ein vernünftiggeordnetes Ganze, eine unendliche Gerechtigkeit und Güte, eine Fortdauer der Perſönlichkeit, ein ewiger Fortſchritt — aus der moraliſchen Welt läßt ſich dieſes wenigſtens nicht mit größerer Bündigkeit erweiſen, als aus der phyſiſchen. Um vollkommen zu ſeyn, um glücklich zu ſeyn, bedarf das moraliſche Weſen keiner neuen Inſtanz mehr — und wenn es eine erwartet, ſo kann ſich dieſe Erwartung wenigſtens nicht mehr auf eine Forderung gründen. Was mit ihm werde, muß ihm für ſeine Vollkommenheit gleichviel ſeyn, ſo wie es der Roſe — um ſchön zu ſeyn — gleichviel ſeyn muß, ob ſie in einer Wüſte oder in fürſtlichen Gärten, ob dem Buſen eines lieblichen Mädchens oder dem verzehrenden Wurm entgegen blühet."

Paßt dieſe Vergleichung?

„Vollkommen; denn ich ſage hier ausdrücklich um ſchön zu ſeyn, dort um glücklich zu ſeyn — nicht um vorhanden zu ſeyn! Dieß letzte gehört für eine neue Unterſuchung, und ich will das Geſpräch nicht verlängern."

Ich kann Sie doch noch nicht ganz losgeben, gnädigſter Prinz. Sie haben — und mir däucht unumſtößlich — bewieſen, daß der Menſch nur moraliſch ſei, inſofern er in ſich ſelbſt thätig ſei — aber Sie behaupteten vorhin, daß er nur Moralität habe, um außer ſich zu wirken.

„Sagen Sie, nur außer ſich wirkſam ſei, weil er Moralität hat. Ihre Damit verwirren uns. Ich kann Ihre Zwecke nicht leiden."

Hier kommt es auf eins. Es hieße alſo, daß er nur in ſo fern den Grund der meiſten Wirkun-

gen

gen außer ſich enthalte, in ſo fern er den höchſten Grad ſeiner Moralität erreiche. Und dieſen Beweis ſind Sie mir noch ſchuldig.

„Können Sie ihn aus dem Bisherigen nicht ſelbſt führen? Der Zuſtand der höchſten innern Wirkſamkeit ſeiner Kräfte, iſt es nicht derſelbe, in welchem er auch die Urſache der meiſten Wirkungen außer ſich ſeyn kann?“

Seyn kann, aber nicht ſeyn muß — denn haben Sie nicht ſelbſt zugeſtanden, daß eine unwirkſam gebliebene gute That ihrem moraliſchen Werth nichts benehme?

„Nicht bloß zugeſtanden, ſondern als höchſtnothwendig feſtgeſezt! — Wie ſchwer ſind Sie doch von einer irrigen Vorſtellung zurückzubringen, die ſich einmal Ihrer bemächtigt hat. Dieſer anſcheinende Widerſpruch, daß die äußern Folgen einer moraliſchen That für ihren Werth höchſt gleichgültig ſeyn, und daß der ganze Zweck ſeines Daſeyns dennoch nur in ſeinen Folgen nach außen liege, verwirrt ſie immer. Nehmen Sie an, ein großer Virtuoſe ſpiele vor einer zahlreichen aber rohen Geſellſchaft, ein

Stümper komme dazwiſchen und entführe ihm ſeinen ganzen Hörſaal — Welchen werden Sie für den Nützlicheren erklären?“

Den Virtuoſen, verſteht ſich, denn derſelbe Künſtler wird ein andermal feinere Ohren ergötzen.

„Und würde er dieſes wohl, wenn er die Kunſt nicht beſäße, die damals verloren gieng, und die er damals übte?“

Schwerlich.

„Und wird ſein Nebenbuhler jemals diejenige Wirkung hervorbringen, die er hervorbrachte?“

Diejenige nicht, aber —

„Aber vielleicht eine größre bei ſeinem größern Haufen wollen Sie ſagen? Können Sie im Ernſte zweifelhaft ſeyn, ob ein Künſtler, der einen Kreis fühlender Menſchen und geiſtreicher Kenner zu bezaubern gewußt hat, mehr gethan habe, als jener Stümper in ſeinem ganzen Leben? Daß eine Empfindung vielleicht, die er erweckte, in einer feinen Seele ſich zu Thaten erhöhte, die nachher für eine Million nützlich wurden? Daß ſie ſich vielleicht als das einzige noch

noch fehlende Glied an eine wichtige Kette anſchloß, und einem herrlichen Vorhaben die Krone aufſetzte? — Auch jener Stümper, das räume ich ein, kann fröhliche Menſchen machen — auch der Menſch, der ſeine moraliſche Krone verlor, wird noch wirken, eben ſo wie eine Frucht, an welcher die Fäulniß nagt, noch ein Mahl für Vögel und Würmer ſeyn kann, aber ſie wird nie mehr gewürdigt, einen reizenden Mund zu berühren.“

Laſſen Sie aber jenen Künſtler in einer Wüſte ſpielen, dort leben und ſterben. Ich darf ſagen, ſeine Kunſt belohnt ihn; auch wo kein Ohr ſeine Töne auffängt, iſt er ſein eigner Hörer, und genießt in den Harmonien, die er hervorbringt, die noch herrlichere Harmonie ſeines Weſens. Dieß dürfen Sie aber nicht ſagen. Ihr Künſtler muß Hörer haben, oder er iſt umſonſt da geweſen.

„Ich verſtehe Sie — aber Ihr gegebener Fall kann nie Statt finden. Kein moraliſches Weſen iſt in einer Wüſte, wo es lebet und webet berührt es ein umgränzendes All. Die Wirkung, die es leiſtet, wär' es auch nur dieſe einzige, wiſſen wir, konnte nur dieſes Weſen und kein anderes leiſten, und es konnte dieſe Wirkung nur vermöge ſeiner ganzen Beſchaffenheit leiſten. Wenn unſer Virtuoſe auch nur einmal zum Spielen gelangte, ſo geſtehen Sie mir doch ein, daß er gerade dieſer Künſtler ſeyn müßte, der er war, daß er, um dieſes zu ſeyn, gerade durch ſo viele Grade der Uebung und Kunſtfertigkeit gegangen ſeyn mußte, als er wirklich durchwandert hatte, und daß alſo ſein ganzes vorhergegangenes Künſtlerleben an dieſem Augenblick des Triumphes Theil nimmt. War jener erſte Brutus zwanzig Jahre unnützlich, weil er zwanzig Jahre den Blödſinnigen ſpielte? Seine erſte That war die Gründung einer Republik, die noch jetzt als die größte Erſcheinung in der Weltgeſchichte daſteht. Und ſo wäre es denkbar, daß meine Nothwendigkeit oder Ihre Vorſehung einen Menſchen ein ganzes Menſchenalter lang ſchweigend einer That zubereitet hätte, die ſie ihm erſt in ſeiner letzten Stunde abforderte."

So ſcheinbar dieſes klingt — mein Herz kann ſich nicht an die Idee gewöhnen, daß alle Kräfte, alle Beſtrebungen des Menſchen nur für ſeinen Einfluß in dieſer Zeitlichkeit arbeiten ſollen. Der große patriotiſche erfahrene Staatsmann, der heute vom Ruder geſtürzt wird, trägt alle ſeine erworbenen Kenntniſſe, ſeine geübten Kräfte, ſeine zeitigenden Plane in ſein vergeßnes Privatleben hinein, worin er ſtirbt. Vielleicht hatte er nur noch den letzten Stein an die Pyramide zu ſetzen, die hinter ihm zuſammen ſtürzt, die ſeine Nachfolger ganz von dem unterſten Steine wieder anfangen müſſen. Mußte er in funfzig Lebensjahren, mußte er während ſeiner anſtrengenden Reichsverwaltung nur für die unthätige Stille ſeines Privatlebens ſammeln? Daß er durch dieſe Verwaltung ſeine Wirkung erfüllt habe, dürfen Sie mir nicht antworten. Wenn der Einfluß in dieſe Welt die ganze Beſtimmung des Menſchen erſchöpft, ſo muß ſein Daſeyn zugleich mit ſeiner Wirkung aufhören.

„Ich verweiſe Sie an das ſprechende Beiſpiel der phyſiſchen Natur, von der Sie mir doch einräumen müſſen, daß ſie nur für die Zeitlichkeit arbeite. Wie viele Keime und Embryonen, die ſie mit ſo viel Kunſt und Sorgfalt zum künftigen Leben zuſammenſetzte, werden wieder in das Elementenreich aufgelöſ't, ohne je zur Entwicklung zu gedeihen. — Warum ſetzte ſie ſie zuſammen? In jedem Menſchenpaare ſchläft, wie in dem erſten, ein ganzes Menſchengeſchlecht, warum ließ ſie aus ſo viel Millionen nur ein einziges werden? So gewiß ſie auch dieſe verderbenden Keime verarbeitet, ſo gewiß werden auch moraliſche Weſen, bei denen ſie einen höhern Zweck zu verlaſſen ſchien, früher oder ſpäter in denſelbigen eintreten. Ergründen zu wollen, wie ſie eine einzelne Wirkung durch die ganze Kette fortpflanzt, würde eine kindiſche Anmaßung verrathen. Oft, ſehen wir, läßt ſie den Faden einer That, einer Begebenheit plötzlich fallen, den ſie drei Jahrtauſende nachher eben ſo plötzlich wieder aufnimmt, verſenkt in Kalabrien die Künſte und Sitten des achtzehnten Jahrhunderts, um ſie vielleicht im dreißigſten dem verwandelten Europa wieder zu zeigen, ernährt viele Menſchenalter lang geſunde Nomadenhorden auf den tartariſchen Steppen, um ſie einſt dem ermattenden Süden als friſches Blut zuzuſenden, wie ſie auf ihrem phyſiſchen Gange das Meer über Hollands und Seelands Küſten wirft, um vielleicht eine Inſel im fernen Amerika zu entblößen! Aber auch im Einzelnen und im Kleinen fehlt es an ſolchen Winken nicht ganz. Wie oft thut die Mäßigkeit eines Vaters, der längſt nicht mehr iſt, an einem genievollen Sohne Wunder, wie oft ward ein ganzes Leben vielleicht nur gelebt,

gelebt, um eine Grabſchrift zu verdienen, die in die Seele eines ſpäten Nachkömmlings einen Feuerſtral werfen ſoll! — Weil vor Jahrhunderten ein verſcheuchter Vogel auf ſeinem Fluge einige Saamenkörner da niederfallen ließ, blüht für ein landendes Volk auf einem wüſten Eiland eine Aerndte — und ein moraliſcher Keim gieng in einem ſo fruchtbaren Erdreich verloren!"

O beſter Prinz! Ihre Beredſamkeit begeiſter mich zum Kampfe gegen Sie ſelber. So viel Vortrefflichkeit können Sie Ihrer fühlloſen Nothwendigkeit gönnen, und wollen nicht lieber einen Gott damit glücklich machen! Sehen Sie in der ganzen Schöpfung umher. Wo irgend nur ein Genuß bereitet liegt, finden Sie ein genießendes Weſen — und dieſer unendliche Genuß, dieſes Mahl von Vollkommenheit, ſollte durch die ganze Ewigkeit leer ſtehen!

„Sonderbar! ſagte der Prinz nach einer tiefen Stille. Worauf Sie und Andere ihre Hofnungen gründen, eben das hat die meinigen umgeſtürzt — eben dieſe geahndete Vollkommenheit der Dinge. Wäre nicht alles ſo in ſich beſchloſſen, ſäh' ich auch nur einen einzigen verunſtaltenden Splitter aus dieſem ſchönen

Kreiſe herausragen, ſo würde mir das die Unſterblichkeit beweiſen. Aber alles, alles was ich ſehe und bemerke, fällt zu dieſem ſichtbaren Mittelpunkt zurück, und unſre edelſte Geiſtigkeit iſt eine ſo ganz unentbehrliche Maſchine, dieſes Rad der Vergänglichkeit zu treiben."

Ich begreife Sie nicht, gnädigſter Prinz. Ihre eigne Philoſophie ſpricht Ihnen das Urtheil, wahrlich, Sie ſind dem reichen Manne gleich, der bei allen ſeinen Schätzen darbet. Sie geſtehen, daß der Menſch alles in ſich ſchließe, um glücklich zu ſeyn, daß er ſeine Glückſeligkeit nur allein durch das erhalten könne, was er beſitzet, und Sie ſelbſt wollen die Quelle ihres Unglücks außer Sich ſuchen. Sind Ihre Schlüſſe wahr, ſo iſt es ja nicht möglich, daß Sie auch nur mit einem Wunſche über dieſen Ring hinausſtreben, in welchem Sie den Menſchen gefangen halten.

„Das eben iſt das Schlimme, daß wir nur moraliſch vollkommen, nur glückſelig ſind, um brauchbar zu ſeyn, daß wir unſern Fleiß, aber nicht unſre Werke genießen. Hunderttauſend arbeitſame Hände trugen die Steine zu den Pyramiden zuſammen —

aber

aber nicht die Pyramide war ihr Lohn. Die Pyramide ergötzte das Auge der Könige, und die fleißigen Sclaven fand man mit dem Lebensunterhalt ab. Was iſt man dem Arbeiter ſchuldig, wenn er nicht mehr arbeiten kann, oder nichts mehr für ihn zu arbeiten ſeyn wird? Was dem Menſchen, wenn er nicht mehr zu brauchen iſt?“

Man wird ihn immer brauchen.

„Auch immer als ein denkendes Weſen?“

Hier unterbrach uns ein Beſuch — und ſpät genug werden Sie denken. Verzeihung, liebſter O*** für dieſen ewig langen Brief. Sie wollten alle Kleinigkeiten des Prinzen erfahren, und darunter kann ich doch wohl auch ſeine Moralphiloſophie rechnen. Ich weiß, der Zuſtand ſeines Geiſts iſt Ihnen wichtig, und ſeine Handlungen, weiß ich, ſind Ihnen nur wegen jenes wichtig. Darum ſchrieb ich alles auch getreulich nieder, was mir aus dieſer Unterredung im Gedächtniß geblieben iſt *). Künftig werde ich Sie von

---

*) Und auch ich bitte meine Leſer um Verzeihung, daß ich dem guten Baron F**d ſo getreulich nachgeſchrieben habe. Wenn mir ſchon die Entſchuldigung, die Letzterer bei ſeinem Freund hatte, bei dem Leſer nicht zu Gute kommt, ſo hab' ich dafür eine andere, die der Baron F*** nicht hatte,

einer Neuigkeit unterhalten, die Sie wohl ſchwerlich auf ein Geſpräch, wie das heutige, führen dürfte. Leben Sie wohl.

(Die Fortſetzung im nächſten Hefte.)

hatte, und die mir bei dem Leſer alles gelten muß. Der Baron F*** konnte nehmlich nicht vorherſehen, was für Einfluß die Philoſophie des Prinzen einmal auf ſein künftiges Schickſal haben könnte, das weiß ich aber; und darum ließ ich auch alles weislich ſo ſtehen, wie ich's fand. Dem Leſer, der Geiſter hier zu ſehen gehoft hat, verſichre ich, daß noch welche kommen; aber er ſieht ſelbſt, daß ſie bei einem ſo ungläubigen Menſchen, als der Prinz von *** dermalen noch iſt, gar nicht angewandt ſeyn würden.

S.

Thalia.

Siebentes Heft.

I.

Iphigenie in Aulis.

Fortſetzung.

Vierter Akt.

Erſter Auftritt.

Achilles. Der Chor.

Achilles.

Wo find' ich hier den Feldherrn der Achiver?
(Zu einigen Sclaven)
Wer von euch ſagt ihm, daß Achill ihn hier
vor dem Gezelt erwarte? — Müßig liegt
an des Euripus Mundung nun das Heer;
ein jeder freilich nimmt's auf ſeine Weiſe.
Der, noch durch Hymens Bande nicht gebunden,
ließ öde Wände nur zurück und weilet

geruhig hier an Aulis Strand. Ein andrer
entwich von Weib und Kindern. So gewaltig
iſt dieſe Kriegesluſt, die zu dem Zug
nach Ilion ganz Hellas aufgebothen,
nicht ohne eines Gottes Hand! — Nun will ich,
was mich angeht, zur Sprache kommen laſſen,
wer ſonſt was vorzubringen hat, verfecht'
es für ſich ſelbſt! — Ich habe Pharſalus
verlaſſen und den Vater — Wie? Etwa,
daß des Euripus ſchwache Winde mich
an dieſem Strand verweilen? Kaum geſchweig'
ich meine Myrmidonen, die mich fort
und fort beſtürmen — „Worauf warten wir
denn noch Achill? Wie lang' wird noch gezaudert,
bis wir nach Troja unter Segel gehn?
Willſt du was thun, ſo thu' es bald, ſonſt führ'
uns lieber wieder heim, anſtatt noch länger
ein Spiel zu ſeyn der zögernden Atriden."

Zweiter Auftritt.

Clytemneſtra zu den Vorigen.

Clytemneſtra.

Glorwürd'ger Sohn der Thetis! Deine Stimme
vernahm ich drinnen im Gezelt, drum komm' ich
heraus und dir entgegen —

L… B…k W…ar

Achilles
(betreffen.)

Heilige
Schamhaftigkeit! — Ein Weib — von dieſem Anſtand —

Clytemneſtra.

Kein Wunder, daß Achill mich nicht erkennet,
der mich vordem noch nie geſehn — Doch Dank ihm,
daß ihn der Scham Geſetze heilig ſind!

Achilles.

Wer biſt du aber? Sprich! Was führte dich
in's griech'ſche Lager, wo man Männer nur
und Waffen ſieht?

Clytemneſtra.

Ich bin der Leda Tochter,
und Clytemneſtra heiß' ich. Mein Gemahl
iſt König Agamemnon.

Achilles.

Viel und genug
mit wenig Worten! Ich entferne mich.
Nicht wohlanſtändig wäre mir's, mit Frauen
Geſpräch zu wechſeln.

Clytemneſtra.

Bleib. Was flieheſt du?
Laß, deine Hand in meine Hand gelegt,
das neue Bündniß glücklich uns beginnen.

Achilles.

Ich dir die Hand? Was ſagſt du Königinn?
Zu ſehr verehr' ich Agamemnons Haupt,
als daß ich wagen ſollte, zu berühren,
was mir nicht ziemt.

Clytemneſtra.

Warum dir nicht geziemen,
da du mit meiner Tochter dich vermähleſt?

Achilles.

Vermählen — Warlich — Ich bin voll Erſtaunen —
Doch nein, du redeſt ſo, weil du dich irreſt.

Clytemneſtra.

Auch dieß Erſtaunen find' ich ſehr begreiflich.
Uns alle pflegt — ich weiß nicht welche — Scheu
bei'm Anblick neuer Freunde anzuwandeln,
wenn ſie von Heurath ſprechen ſonderlich.

Achilles.

Nie, Königinn, hab' ich um deine Tochter
gefreit — und nie iſt zwiſchen den Atriden
und mir ein ſolches unterhandelt worden.

Clytem-

Clytemneſtra.

Was für ein Irrthum muß hier ſeyn? Gewiß,
wenn meine Rede dich beſtürzt, ſo ſezt
die deine mich nicht minder in Erſtaunen.

Achilles.

Denk nach, wie das zuſammenhängt! Dir muß,
wie mir, dran liegen es herauszubringen.
Vielleicht, daß wir nicht beide uns betrügen!

Clytemneſtra.

O der unwürdigen Begegnung! — Eine
Vermählung, fürcht' ich, läßt man mich hier ſtiften,
die nie ſeyn wird und nie hat werden ſollen.
O wie beſchämt mich das!

Achilles.

Ein Scherz vielleicht,
den jemand mit uns beiden treibt? Nimm's nicht
zu Herzen edle Frau. Veracht' es lieber.

Clytemneſtra.

Leb' wohl. In deine Augen kann ich ferner
nicht ſchaun, da ich zur Lügnerinn geworden,
da ich erniedrigt worden bin.

Achilles.

Mich laß
vielmehr ſo reden! — Doch ich geh' hinein,
den König, deinen Gatten, aufzuſuchen.
(wie er auf das Zelt zugeht, wird es geöffnet.)

Dritter Auftritt.

Der alte Sclave zu den Vorigen.

Sclave.
(in der Thüre des Gezelts.)
Halt Aeacide! Göttinnſohn, mit dir
und auch mit dieſer hier hab' ich zu reden.

Achilles.
Wer reißt die Pforten auf und ruft — Er ruft
wie außer ſich.

Sclave.
Ein Knecht. Ein armer Nahme,
der mir den Dünkel wohl vergehen läßt,
mich —

Achilles.
Weſſen Knecht? Er iſt nicht mein, der Menſch.
Ich habe nichts gemein mit Agamemnon.

Sclave
Des Hauſes Knecht, vor dem ich ſtehe. Tyndar,
(auf Clytemneſtra zeigend)
Ihr Vater hat mich drein geſtiftet.

Achilles.

Achilles.

Nun!
Wir ſtehn und warten. Sprich, was dich bewog,
mich aufzuhalten.

Sclave.

Iſt kein Zeuge weiter
vor dieſen Thoren? Seid ihr ganz allein?

Clytemneſtra.

So gut als ganz allein. Sprich dreiſt — erſt aber
verlaß das Königszelt und komm hervor.

Sclave.

(kommt heraus.)

Jetzt, Glück und meine Vorſicht, helft mir die
erretten, die ich gern erretten möchte!

Achilles.

Er ſpricht von etwas, das noch kommen ſoll,
und von Bedeutung ſcheint mir ſeine Rede.

Clytemneſtra.

Verſchieb's nicht länger, ich beſchwöre dich,
mir, was ich wiſſen ſoll, zu offenbaren.

Sclave.

Iſt dir bekannt, was für ein Mann ich bin,
und wie ergeben ich dir ſtets geweſen,
dir und den Deinigen?

Clytemneſtra.

Ich weiß, du biſt
ein alter Diener ſchon von meinem Hauſe.

Sclave.

Daß ich ein Theil des Heurathsgutes war,
das du dem König zugebracht — Iſt dir
das noch erinnerlich?

Clytemneſtra.

Recht gut. Nach Arges
bracht' ich dich mit, wo du mir ſtets gedienet.

Sclave.

So iſt's. Drum war ich dir auch jederzeit
getreuer zugethan als ihm.

Clytemneſtra.

Zur Sache.
Heraus mit dem, was du zu ſagen haſt.

Sclave.

Der Vater will — mit eigner Hand will er —
— das Kind ermorden, das du ihm gebohren.

Clytemneſtra.

Was! Wie? — Entſetzlich! — Menſch! du biſt
von Sinnen.

Sclave.

Sclave.

Den weißen Nacken der Bejammernswerthen
will er mit mörderiſchem Eiſen ſchlagen.

Clytemneſtra.

Ich Unglückſeligſte! — Raſ't mein Gemahl?

Sclave.

Sehr bei ſich ſelbſt iſt er — Nur gegen dich
und gegen deine Tochter mag er raſen.

Clytemneſtra.

Warum? Welch böſer Dämon gibt's ihm ein?

Sclave.

Ein Götterſpruch, der nur um dieſen Preis,
wie Kalchas will, den Griechen freie Fahrt
verſichert.

Clytemneſtra.

Fahrt! Wohin? — Beweinenswerthe Mutter!
Beweinenswürdigeres Kind, das in
dem Vater ſeinen Henker finden ſoll!

Sclave.

Die Fahrt nach Ilion, Helenen heim
zu hehlen.

Clytemneſtra.

Daß Helene wiederkehre
ſtirbt Iphigenie?

Sclave.

Du weißt's. Dianen
will Agamemnon ſie zum Opfer ſchlachten.

Clytemneſtra.

Und dieſe vorgegebene Vermählung,
die mich von Argos rief — Wozu denn die?

Sclave.

Daß du ſo minder ſäumteſt, ſie zu bringen,
im Wahn, ſie ihrer Hochzeit zuzuführen.

Clytemneſtra.

O Kind! Zum Tode kameſt du. Wir kamen
zum Tode!

Sclave.

Ja, bejammernswürdig, ſchrecklich
iſt euer Schickſal. Schreckliches begann
der König.

Clytemneſtra.

Weh mir! Weh! Ich bin verloren.
Ich kann nicht mehr. Ich halte meine Thränen
nicht mehr.

Sclave.

Ein armer, armer Troſt ſind Thränen
für eine Mutter, der die Tochter ſtirbt!

Clytemneſtra.

Sprich aber: Woher weißt du das? Durch wen?

Sclave.

Ein zweiter Brief ward mir an dich gegeben.

Clytemneſtra.

Mich abzumahnen oder anzutreiben,
daß ich die Tochter dem Verderben brächte?

Sclave.

Dir abzurathen, daß du ſie nicht brächteſt.
Der Herr war Vater wiederum geworden.

Clytemneſtra.

Unglücklicher! Warum mir dieſen Brief
nicht überliefern?

Sclave.

Menelaus fieng
ihn auf. Ihm dankſt du alles was du leideſt.
(er geht ab.)

Clytemneſtra
(wendet ſich an Achilles.)

Sohn Peleus! Sohn der Thetis! Hörſt du es?

Achilles.

Bejammernswerthe Mutter! —— Aber mich
hat man nicht ungeſtraft mißbraucht.

Clytenmeſtra.

Mit dir
vermählen ſie mein Kind um es zu würgen!

Achilles.

Ich bin entrüſtet über Agamemnon,
und nicht ſo leicht werd' ich es hingehn laſſen.

Clytenmeſtra
(fällt ihm zu Füßen.)

Und ich erröthe nicht, mich vor dir nieder
zu werfen, ich, die Sterbliche, vor dir,
den eine Himmliſche gebahr. Weg eitler Stolz!
Kann ſich die Mutter für ihr Kind entehren?
O Sohn der Göttinn! Hab' Erbarmen mit
der Mutter, mit der Unglückſeligen Erbarmen
die deiner Gattinn Nahmen ſchon getragen!
Mit Unrecht trug ſie ihn! Doch hab' ich ſie
als deine Braut hieher geführt, dir hab' ich
mit Blumen ſie geſchmücket — Ach! ein Opfer
hab' ich geſchmückt, ein Opfer hergeführt!
O! das wär' ſchändlich, wenn du ſie verließeſt:
War ſie durch Hymens Bande gleich die Deine
noch nicht — Du wardſt als der geliebteſte
Gemahl der Unglückſel'gen ſchon geprieſen!
Bei dieſer Wange, dieſer Rechte, bei
dem Leben deiner Mutter ſei beſchworen!
Verlaß uns nicht! Dein Nahme iſt's, der uns

in's

in's Elend ſtürzt — Drum rette du uns wieder.
Dein Knie, o Sohn der Göttinn! iſt der einz'ge
Altar, zu dem ich Aermſte fliehen kann.
Hier lächelt mir kein Freund. Du haſt gehört,
was Agamemnon gräßliches beſchloſſen.
Da ſteh ich unter rohem Volk — ein Weib,
und unter wilden, meiſterloſen Banden,
zu jedem Bubenſtück bereit — auch brav,
gewiß recht brav und werth, ſobald ſie mögen![6])
Verſichre du uns deines Schutzes, und
gerettet ſind wir! Ohne dich verloren.

Chor.

Gewaltſam iſt der Zwang des Bluts! Mit Quaal
gebiert das Weib, und quält ſich für's Gebohrne!

Achilles.

Mein grosses Herz kam deinem Wunſch entgegen.
Es weiß zu trauern mit dem Gram und ſich
des Glücks zu freuen mit Enthaltſamkeit.

Chor.

Die Klugheit ſich zur Führerinn zu wählen,
das iſt es, was den Weiſen macht!

Achilles.

Es kommen Fälle vor im Menſchenleben,
wo's Weisheit iſt, nicht allzuweiſe ſeyn,
es kommen andre, wo nichts ſchöner kleidet,

als

als Mäßigung. Geraden Sinn ſchöpft' ich
in Chirons Schule, des Vortrefflichen.
Wo ſie gerechtes mir befehlen, finden
gehorſam die Atriden mich, die Stirne
von Erzt, wo ſie unbilliges gebiethen.
Frei kam ich her, frei will ich Troja ſehn,
und den Achiverkrieg, was an mir iſt,
mit meines Armes Heldenthaten zieren.
Du jammerſt mich. Zu viel erleideſt du
von dem Gemahl, von Menſchen deines Blutes.
Was dieſem jungen Arme möglich iſt,
erwart's von mir! — Er ſoll dein Kind nicht ſchlachten.
An eine Jungfrau, die man mein genannt,
ſoll kein Atride Mörderhände legen.
Es ſoll ihm nicht ſo hingehn, meines Nahmens
zu ſeinem Mord mißbraucht zu haben!
Mein Nahme, der kein Eiſen aufgehoben,
mein Nahme wär' der Mörder deiner Tochter,
und Er, der Vater, hätte ſie erſchlagen.
Doch theilen würd' ich ſeines Mordes Fluch,
wenn meine Hochzeit auch den Vorwand nur
gegeben hätte, ſo unwürdig, ſo
unmenſchlich, ungeheuer, unerhört
die unſchuldsvolle Jungfrau zu mißhandeln.
Der Griechen lezter müßt' ich ſeyn, der Menſchen
verächtlichſter, ja haſſenswerther ſelbſt
Als Menelaus müßt' ich ſeyn 7). Mir hätte

nicht

nicht Thetis, der Erinnen eine hätte
das Leben mir gegeben, wenn ich mich
des Königs Mordbegier zum Werkzeug borgte.
Nein bei des Meerbewohners Haupt, bei'm Vater
der Göttlichen, die mich zur Welt gebohren!
Er ſoll ſie nicht berühren — nicht ihr Kleid
mit ſeines Fingers Spitze nur berühren.
Eh' dieß geſchiehet, decke ewige
Vergeſſenheit mein Phthia, mein Geburtsland,
wenn der Atriden Stammplatz, Sipylus,
im Ohr der Nachwelt unvergänglich lebet.
Es mag der Seher Kalchas das Geräthe
zum Opfer nur zurücke tragen — Seher?
Was heißt ein Seher? — Der auf gutes Glück
für eine Wahrheit zehen Lügen ſagt.
Geräth es? Gut. Wo nicht, ihm geht es hin.
Es gibt der Jungfraun Tauſende, die mich
zum Gatten möchten — Davon iſt auch jezt
die Rede nicht! Beſchimpft hat mich der König.
In meinen Willen hätt' er's ſtellen ſollen;
ob mir's gefiele, um ſein Kind zu frein?
Gern' und mit Freuden würde Clytemneſtra
in dieſes Bündniß eingewilligt haben.
Und hätte Griechenland aus meinen Händen
alsdann zum Opfer ſie verlangt, ich würde
ſie meinen Kriegsgenoſſen, würde ſie
dem Wohl der Griechen nicht verweigert haben.

So aber gelt' ich nichts vor den Atriden,
nichts, wo was großes ſoll verhandelt werden.
Doch dürfte, eh' wir Ilion noch ſehn,
dieß Schwerdt von Blut und Menſchenmorde triefen,
wenn man's verſuchte, mir ſie zu entreiſſen.
Sei du getroſt. Ein Gott erſchien ich dir.
Ich bin kein Gott. Dir aber will ich's werden.

Chor.

An dieſer Sprache kennt man dich, Achill,
und die Erhabene, die dich gebohren.

Clytemneſtra.

O Herrlichſter, wie ſtell ich's an, wie muß
ich reden, um zu ſparſam nicht zu ſeyn
in deinem Preis, und deine Gunſt auch nicht
durch mein ausſchweifend Rühmen zu verſcherzen.
Zu vieles Loben, weiß ich wohl, macht dem,
der edel denkt, den Lober nur zuwider.
Doch ſchäm' ich mich mit ew'ger Jammerklage,
mit Leiden, die nur ich empfinde, dich,
den Glücklichen, den Fremdling zu ermüden.
Doch Fremdling oder nicht — wer Leidenden
beiſpringen kann, wird auch mit ihnen trauern.
Drum hab' mit uns Erbarmen. Unſer Schickſal
verdient Erbarmen. Meine Hofnung war
dich Sohn zu nennen — ach ſie war vergebens!
Auch ſchreckt vielleicht dein künftig Ehebette

mein ſterbend Kind mit ſchwarzer Vorbedeutung,
und du wirſt eilen, ſie zu fliehn! *) Doch nein,
was du geſagt, war alles wohl geſprochen,
und willſt du nur, ſo lebt mein Kind. Soll ſie
etwa ſelbſt flehend deine Knie umfaſſen?
So wenig dieß der Jungfrau ziemt, gefällt
es dir, ſo mag ſie kommen, züchtiglich,
das Aug' mit edler Freiheit aufgeſchlagen.
Wo nicht, ſo laß an ihrer Statt mich der
Gewährung ſüßes Wort von dir vernehmen.

Achilles.

Die Jungfrau bleibe, wo ſie iſt. Daß ſie
verſchämt iſt, bringt ihr Ehre.

Clytemneſtra.

Auch verſchämt ſeyn
hat ſein gehörig Maß und ſeine Stunde.

Achilles.

Ich will es nicht. Ich will nicht, daß du ſie
vor meine Augen bringeſt, und wir beide
boshaftem Tadel Preis gegeben werden.
Ein zahlreich Heer, der heimatlichen Sorgen
entſchlagen, trägt ſich gar zu gern, das kenn' ich,
mit häm'ſchen, ehrenrührigen Gerüchten.
Und mög't ihr flehend oder nicht vor mir
erſcheinen, ihr erhaltet weder mehr

noch minder — denn beſchloſſen iſt's bei mir,
koſt's was es wolle, euer Leid zu enden.
Das laß dir gnügen. Glaub', ich rede ernſtlich.
Und ſterben mög' ich, hab' ich deine Hofnung
mit eitler Rede nur getäuſcht. Rett' ich
die Jungfrau — nein, da werd' ich leben.

Clytemneſtra.

Lebe
und rette immer Leidende!

Achilles.

Nun höre,
wie wir's am beſten einzurichten haben.

Clytemneſtra.

Laß hören. Dir gehorch' ich gern.

Achilles.

Zuvor erſt
muß man es mit dem Vater noch verſuchen.

Clytemneſtra.

Ach, der iſt feig und zittert vor der Menge!

Achilles.

Vernünft'ge Gründe können viel.

Clytem-

Clytemneſtra.

Ich hoffe nichts. Doch ſprich, was muß ich thun?

Achilles.

Fall' ihm zu Füßen! Fleh' ihn an, daß er
ſein Kind nicht tödte! Bleibt er unerbittlich,
dann komm zu mir! — Erweichſt du ihn, noch
beſſer.
Dann braucht es meines Armes nicht, die Jungfrau
bleibt leben, ich erhalte mir den Freund,
auch bei dem Heer vermeid' ich Tadel, hab' ich
durch Gründe mehr als durch Gewalt geſtritten.
Und ſo wird alles glücklich abgethan,
zu deinem und der Freunde Wohlgefallen,
und meines Armes braucht es nicht.

Clytemneſtra.

Du räthſt
verſtändig. Es geſchehe, wie du meineſt.
Mißlingt mir's aber — wo ſeh' ich dich wieder?
Wo find' ich Aermſte dieſen Heldenarm,
die letzte Stütze noch in meinen Leiden?

Achilles.

Wo's meiner Gegenwart bedarf, werd' ich
dir nahe ſeyn, und dir's erſparen, vor
dem Heer der Griechen dich und deine Ahnherr'n

durch Jammer zu erniedrigen. So tief
herunter müßte Tyndars Blut nicht ſinken:
— ein großer Nahme in der Griechen Land!

Clytemneſtra.

Wie dir's gefällt. Ich unterwerfe mich.
Und, gibt es Götter, Treflichſter! Dir muß
es wohl ergehn! Gibt's keine — Warum leid' ich?*)

(Achilles und Clytemneſtra gehen ab.)

Vierte Zwiſchenhandlung.

Chor.

Wie lieblich erklang
der Hochzeitgeſang,
den zu der Zitter tanzluſtigen Tönen,
zur Schalmei und zum libyſchen Rohr,
ſang der Kamönen
verſammelter Chor
auf Peleus Hochzeit und Thetis der Schönen!

Wo die Becher des Nektars erklangen
auf des Pelion wolkichten Kranz,
kamen die zierlich gelockten und ſchwangen
goldene Solen im flüchtigen Tanz.
Mit dem melodiſchen Jubel der Lieder
feierten ſie der Verbundenen Glück.
Der Berg der Centauren hallte ſie wieder,
Pelions Wald gab ſie ſchmetternd zurück.

Unter den Freuden des feſtlichen Mahls
ſchöpfte des Nektars himmliſche Gabe
Jovis Liebling, der phrygiſche Knabe
in die Bäuche des goldnen Pokals.
Funfzig Schweſtern der Göttlichen hüpften
luſtig daneben im glänzenden Band,
tanzten den Hochzeitreihen, und knüpften
reizende Ring' mit verſchlungener Hand.

Gegenſtrophe.

Grünen Kronen in dem Haar,
und mit fichtenem Geſchoſſe,
Menſchen oben, unten Roſſe,
kam auch der Centauren Schar,
angelockt von Bromius Pokale
kamen ſie zum Göttermahle.

Heil dir, hohe Nereide!
ſang mit lautem Jubelliede
der Theſſalierinnen Chor,
Heil dir, ſang der Mädchen Chor.
Heil dir! Heil dem ſchönen Sterne,
das aus deinem Schooß erſteht!
Und Apoll, der in die Ferne
der verborgnen Zukunft ſpäht,
und der auf den unbekannten
Stamm der Muſen ſich verſteht,

Chiron der Centaure — nannten
beide ſchon mit Nahmen ihn,
der zu Priams Königſitze
kommen würde an der Spitze
ſeiner Myrmidonenſcharen
in des Speeres Wurf erfahren,
wüthen dort mit Mord und Brand
in des Räubers Vaterland —
auch die Rüſtung, die er würde tragen,
künſtlich von Hephäſtos Hand
aus gediegnem Gold geſchlagen,
ein Geſchenk der Seligen,
die den Seligen empfangen.
So ward von den Himmliſchen
Thetis Hochzeitfeſt begangen!

Epode.

Dir, Agamemnons thränenwerthem Kinde,
nicht bei der Hirten Feldgeſang
erzogen, und der Pfeife Klang,
ſtill aufgeblüht im mütterlichen Schooß,
dem Tapferſten der Inachiden
dereinſt zur ſüßen Braut beſchieden,
dir, Arme, fällt ein ander Loos!
Dir flechten einen Kranz von Blüthen
die Griechen in das ſchöngelockte Haar.

Gleich einem Rinde, das der wilde Berg gebahr,
das, unberührt vom Joch, aus Felſenhöhlen,
unfern dem Meer, geſtiegen war,
wird dich der Opferſtahl entſeelen.
Dann rettet dich nicht deine Jugend,
nicht das Erröthen der verſchämten Tugend,
nicht deine reizende Geſtalt!
Das Laſter herrſcht mit ſiegender Gewalt.
Es ſpricht mit frechem Angeſichte
den heiligen Geſetzen Hohn.
Die Tugend iſt aus dieſer Welt geflohn,
und dem Geſchlecht der Menſchen drohn
nicht ferne mehr die göttlichen Gerichte.

Fünfter Akt.

Erſter Auftritt.

Clytemneſtra kommt. Der Chor.

Clytemneſtra.

Ich komme, meinen Gatten aufzuſuchen,
noch immer bleibt er aus, es iſt ſchon lange,
daß er das Zelt verließ — und drinnen weint
und jammert die Unglückliche, nun ſie
erfuhr, was für ein Schickſal ſie erwartet.
Er nähert ſich, den ich genannt. Der iſt's,
das iſt der Agamemnon, den man bald
verrucht wird handeln ſehn an ſeinen Kindern.

Zweiter Auftritt.

Agamemnon. Vorige.

Agamemnon.

Gut, Clytemneſtra, daß ich außerhalb
des Zelts dich treffe und allein. Ich habe
mich über Dinge mit dir zu beſprechen,
die einer Jungfrau, die bald Braut ſeyn wird,
nicht wohl zu hören ziemt.

Clytemneſtra.

Und was iſt das
wozu die Zeit ſich dir ſo günſtig zeiget?

Agamemnon.

Laß deine Tochter mit mir gehen! — Alles
iſt in Bereitſchaft, das geweihte Waſſer,
das Opfermahl, das heil'ge Feu'r, die Rinder,
die vor der Hochzeit am Altar Dianens,
in ſchwarzem Blute röchelnd, fallen ſollen.

Clytemneſtra.

Gut redeſt du. Daß ich von deinem Thun
ein Gleiches rühmen könnte! — Aber komm'
du ſelbſt heraus mein Kind!

(Sie geht und öffnet die Thür des Gezelts.)

Was dieſer da
mit dir beſchloſſen hat, weißt du ausführlich.
Nimm unter deinem Mantel auch den Bruder
Oreſtes mit dir.

(Zu Agamemnon, indem Iphigenie heraustritt.)

Sieh'. Da iſt ſie, deine
Befehle zu vernehmen. Was noch ſonſt
für ſie und mich zu ſagen übrig bleibt,
werd' ich hinzuzuſetzen wiſſen.

Dritter Auftritt.

Iphigenie mit dem kleinen Oreſtes zu den Vorigen.

Agamemnon.

Was iſt dir Iphigenie? — — — Du weinſt?
Du ſiehſt nicht heiter aus — du ſchlägſt die Augen
zu Boden und verbirgſt dich in den Schleier?

Iphigenie.

Ich Unglückſelige! Wo fang' ich an?
bei welchem unter allen meinen Leiden?
Verzweiflung, wo ich nur beginnen mag,
Verzweiflung, wo ich enden mag [10]).

Agamemnon.

Was iſt das?
Hat alles hier zuſammen ſich verſtanden,
mich zu beſtürzen — Kind und Mutter außer ſich
und Unruh' im Geſichte —

Clytemneſtra.

Mein Gemahl,
antworte mir auf das, was ich dich frage,
aufrichtig aber!

Agamemnon.

Braucht's dazu Ermahnung?
Zur Sache.

Clytemneſtra.

Iſt's an dem — willſt du ſie wirklich ermorden, deine Tochter und die meine?

Agamemnon.

(fährt auf)

Unglückliche! Was für ein Wort haſt du geſprochen! Was argwöhnſt du? — Du ſollſt es nicht!

Clytemneſtra.

Antworte auf meine Frage.

Agamemnon.

Frage was ſich ziemt, ſo kann ich dir antworten, wie ſich's ziemet.

Clytemneſtra.

So frag' ich. Sage du mir nur nichts anders.

Agamemnon.

Furchtbare Göttinnen des Glücks und Schickſals und du mein böſer Genius!

Clytemneſtra.

Und meiner — und dieſer hier! Ihn theilen drei Elende!

Agamemnon.

Worüber klagſt du?

Clytemneſtra.

Dieſes fragſt du noch?
O dieſer Liſt gebricht es an Verſtande.

Agamemnon.

Ich bin verloren. Alles iſt verrathen.

Clytemneſtra.

Ja, alles iſt verrathen. Alles weiß ich
und alles hört' ich, was du uns bereiteſt.
Dieß Schweigen, dieſes Stöhnen iſt Beweiſes
genug. Das Reden magſt du dir erſparen.

Agamemnon.

Ich ſchweige. Reden was nicht wahr iſt, hieße
mein Elend auch durch Frechheit noch erſchweren.

Clytemneſtra.

Gib mir Gehör. Die räthſelhafte Sprache
bei Seit'. Ich will jezt offen mit dir reden.
Erſt drangſt du dich — das ſei mein erſter Vorwurf —
gewaltſam mir zum Gatten auf, entführteſt
mich räuberiſch, nachdem du meinen erſten
Gemahl erſchlagen, Tantalus, — den Säugling
von ſeiner Mutter Bruſt geriſſen, mit
grauſamem Wurf am Boden ihn zerſchmettert.
Als meine Brüder drauf, die Söhne Zeus,

die

die Herrlichen mit Krieg dich überzogen,
entriß dich Tyndar, unſer Vater, den
du knieend flehteſt, ihrem Zorn, und gab
die Rechte meines Gatten dir zurücke.
Seit dieſem Tag — kannſt du es anders ſagen?
fand'ſt du in mir die lenkſamſte der Frauen,
im Hauſe fromm, im Ehebette keuſch,
untadelhaft im Wandel. Sichtbar wuchs
der Segen deines Hauſes — Luſt und Freude,
wenn du hineintratſt! Wenn du öffentlich
erſchienſt, der frohe Zuruf aller Menſchen!
Solch eine Eh'genoſſinn zu erjagen,
iſt wenigen beſcheert. Deſto gemeiner ſind
die ſchlimmen! Ich gebähre dir drei Töchter
und dieſen Sohn — und dieſer Töchter eine
willſt du jezt ſo unmenſchlich mir entreiſſen!
Fragt man, warum ſie ſterben ſoll — was kannſt du
hierauf zur Antwort geben? Sprich! Soll ich's
in deinem Nahmen thun? Daß Menelaus
Helenen wieder habe, ſoll ſie ſterben!
O treflich! Deine Kinder alſo ſind
der Preis für eine Buhlerinn! Und mit
dem Theuerſten, das wir beſitzen, wird
das Haſſenswürdigſte erkauft! — Wenn du
nun fort ſeyn wirſt nach Troja, lange, lange,
ich im Pallaſt indeſſen einſam ſitze,
leer die Gemächer der Geſtorbenen,

und alle jungfräulichen Zimmer öde,
wie glaubſt du, daß mir da zu Muth ſeyn werde?
Wenn ungetrocknet, unverſiegend um
die Todte meine Thränen rinnen, wenn
ich ewig, ewig um ſie jamm're. „Er,
der dir das Leben gab, gab dir den Tod!
Er ſelbſt, kein and'rer, er mit eig'nen Händen!“
Sieh' zu, daß dir von deinen andern Töchtern,
von ihrer Mutter, wenn du wiederkehrſt,
nicht ein Empfang dereinſt bereitet werde,
der ſolcher Thaten würdig iſt. O um
der Götter willen! Zwinge mich nicht, ſchlimm
an dir zu handeln! Handle du nicht ſo
an uns! — Du willſt ſie ſchlachten! Wie? Und
welche
Gebethe willſt du dann zum Himmel richten?
Was willſt du, rauchend von der Tochter Blut,
von ihm erflehen? Fürchterliche Heimkehr
von einem ſchimpflich angetret'nen Zuge!
Werd' ich für dich um Segen flehen dürfen?
Um Segen für den Kindermörder flehn,
das hieße, Göttern die Vernunft abläugnen!
Und ſei's, daß du nach Argos wiederkehrſt,
denkſt du dann, deine Kinder zu umarmen?
O dieſes Recht haſt du verſcherzt! Wie könnten
ſie dem in's Auge ſehn, der Eins von ihnen –
mit kaltem Blut erſchlug? — Darüber ſind

wir einverſtanden. — Mußteſt du als König,
als Feldherr dich betragen — kam es dir
nicht zu, bei den Achivern erſt die Sprache
der Weisheit zu verſuchen? „Ihr verlangt
nach Troja, Griechen? Gut. Das Loos entſcheide,
weß' Tochter ſterben ſoll!" Das hätte einem
gegolten wie dem andern! Aber nicht,
nicht dir von allen Danaern allein
kam's zu, dein Kind zum Opfer anzubiethen!
Da! deinem Menelaus, dem zu Lieb'
ihr ſtreitet, dem hätt' es gebührt, ſein Kind,
Hermione, der Mutter aufzuopfern!
Und ich, der immer keuſch dein Bett' bewahrte
ſoll nun der Tochter mich beraubet ſehn,
wenn jene Laſterhafte, glücklicher
als ich, nach Sparta heimzieht mit der Ihren!
Beſtreit' mich, wenn ich Unrecht habe! Hab'
ich recht — O ſo geh' in dich! — Bring' ſie nicht
um's Leben deine Tochter und die meine.

Chor.

Laß dich erweichen, Agamemnon! Denk',
wie ſchön es iſt, ſich ſeines Bluts erbarmen!
Das wird von allen Menſchen eingeſtanden!

Iphigenie.

Mein Vater, hätt' ich Orpheus Mund, könnt' ich
durch meiner Stimme Zauber Felſen mir

zu folgen zwingen, und durch meine Rede
der Menſchen Herzen, wie ich wollte, ſchmelzen,
jezt würd' ich dieſe Kunſt zu Hülfe rufen.
Doch meine ganze Redekunſt ſind Thränen,
die hab' ich und die will ich geben! Sieh',
ſtatt eines Zweigs der Flehenden leg' ich
mich ſelbſt zu deinen Füßen — Tödte mich
nicht in der Blüthe! — Dieſe Sonne iſt
ſo lieblich! Zwinge mich nicht, vor der Zeit,
zu ſehen, was hierunten iſt! — Ich war's
die dich zum erſtenmale Vater nannte,
die erſte, die du Kind genannt, die erſte,
die auf dem väterlichen Schooße ſpielte,
und Küſſe gab, und Küſſe dir entlockte.
Da ſagteſt du zu mir: „O meine Tochter,
werd' ich dich wohl, wie's deiner Herkunft ziemt,
im Hauſe eines glücklichen Gemahles
einſt glücklich und geſegnet ſehn?" — Und ich,
an dieſe Wangen angedrückt, die flehend
jezt meine Hände nur berühren, ſprach:
„Werd' ich den alten Vater alsdann auch
in meinem Haus mit ſüßem Gaſtrecht ehren,
und meiner Jugend ſorgenloſe Pflege
dem Greis mit ſchöner Dankbarkeit belohnen?"
So ſprachen wir. Ich hab's recht gut behalten.
Du haſt's vergeſſen, du, und willſt mich tödten.
O nein! bei Pelops, deinem Ahnherren! Nein!

bei deinem Vater Atreus und bei dieſer,
die mich mit Schmerzen dir gebahr, und nun
auf's neue dieſe Schmerzen um mich leidet!
Was geht mich Paris Hochzeit an? Kam er
nach Griechenland mich Arme zu erwürgen?
O gönne mir dein Auge! Gönne mir
nur einen Kuß, wenn auch nicht mehr Erhörung,
daß ich Ein Denkmal deiner Liebe doch
mit zu den Todten nehme! Komm, mein Bruder!
Kannſt du auch wenig thun für deine Lieben,
hinknien und weinen kannſt du doch. Er ſoll
die Schweſter nicht um's Leben bringen, ſag' ihm.
Gewiß! Auch Kinder fühlen Jammer nach.
Sieh' Vater! Eine ſtumme Bitte richtet er
an dich — Laß dich erweichen! Laß mich leben!
Bei deinen Wangen flehen wir dich an,
zwei deiner Lieben, der unmündig noch,
ich eben kaum erwachſen! Soll ich dir's
in ein herzrührend Wort zuſammenfaſſen?
Nichts ſüßers gibt es, als der Sonne Licht
zu ſchaun! Niemand verlanget nach da unten.
Der raſt, der den Tod herbeiwünſcht! Beſſer
in Schande leben, als bewundert ſterben!*)

Chor.

Dein Werk iſt dieß, verderbenbringende
Helene! Deine Laſterthat empöret
die Söhne Atreus gegen ihre Kinder!

Agamemnon.

Ich weiß, wo Mitleid gut iſt, und wo nicht.
Liebt' ich mein eigen Blut nicht, raſen müßt' ich.
Entſezlich iſt mir's, ſolches zu beſchließen,
entſezlich mich ihm zu entziehn — Seyn muß es.
Seht dort die Flotte Griechenlandes! Seht!
Wie viele Könige in Erzt gewaffnet!
Von dieſen allen ſieht nicht Einer Troja,
und nimmer fällt die Burg des Priamus,
du ſterbeſt denn, wie es der Seher fordert.
Von wüthendem Verlangen brennt das Heer,
nach Phrygien die Segel auszuſpannen,
und der Achiver Gattinnen auf ewig
von dieſen Räubern zu befrein. Umſonſt,
daß ich dem Götterſpruch mich widerſetze,
ich — du — und du — und unſre Töchter in
Mycene würden Opfer ihres Grimmes.
Mein Kind! Nicht Menelaus Sclave bin ich,
Nicht Menelaus iſt's, der aus mir handelt.
Dein Vaterland will deinen Tod — ihm muß ich,
gern oder ungern, dich zum Opfer geben.
Das Vaterland geht vor! — Die Griechen frei
zu machen, Kind, die Frauen Griechenlandes,
was an uns iſt, vor räubriſchen Barbaren
zu ſchützen — das iſt deine Pflicht und meine!

(er geht ab.)

Vierter Auftritt.

Clytemneſtra. Iphigenie. Der Chor.

Clytemneſtra

Er geht! Er flieht dich! — Tochter — Fremdlinge —
Er flieht! — Ich Unglückſelige! Sie ſtirbt!
Er hat ſein Kind dem Orkus hingegeben!

Iphigenie.

O weh' mir! — Mutter! Mutter! Gleiches Leid
berechtigt mich zu gleicher Jammerklage! 12)
Kein Licht ſoll ich mehr ſchauen! Keine Sonne
mehr ſcheinen ſehn! — O Wälder Phrygiens!
Und du, von dem er einſt den Nahmen trug,
erhab'ner Ida, wo den zarten Sohn,
der Mutter Bruſt entriſſen, Priamus
zu grauſenvollem Tode hingeworfen!
O hätt' er's nimmermehr gethan! den Hirten
der Rinder, dieſen Paris, nimmermehr
am klaren Waſſer hingeworfen, wo
durch grüne, blüthenvolle Wieſen, reich
beblümt mit Roſen, würdig von Göttinnen
gepflückt zu werden, und mit Hyazinthen,
der Nymphen Silberquelle rauſcht — wohin,
mit Hermes, Zevs geflügeltem Geſandten,
zu ihres Streits unſeliger Entſcheidung,

Athene kam, auf ihre Lanze ſtolz,
und ſtolz auf ihre Reitze Cypria
die Schlaue, und Saturnia die Hohe
auf Jovis königliches Bette ſtolz!
O dieſer Streit führt Griechenland zum Ruhme,
Jungfrauen, mich führt er zum Tod!

Chor.

Du fällſt
für Ilion Dianens erſtes Opfer.

Iphigenie.

Und er — o meine Mutter — Er, der mir
das jammervolle Leben gab, er flieht!
Er meidet ſein verrathnes Kind! Weh' mir,
daß meine Augen ſie geſehen haben,
die traurige Verderberinn! Ihr muß
ich ſterben — unnatürlich muß ich ſterben,
durch eines Vaters frevelhaften Stahl!
O Aulis, hätteſt du der Griechen Schiffe
in deinem Hafen nie empfangen! Hätte
ein günſt'ger Wind nach Troja ſie beflügelt,
kein Zevs hier am Euripus ſie verweilt!
Ach! Er verleiht die Winde nach Gefallen,
dem ſchwellt er mit gelindem Wehn die Segel,
dem ſendet er das Leid, die Angſt dem andern,
den läßt er glücklich aus dem Hafen ſteuern,

den führt er leicht durch's hohe Meer dahin,
den hält er in der Mitte ſeines Laufes.
War's nicht ſchon leidenvoll genug, nicht etwa
ſchon thränenwerth genug, des Menſchen Loos,
daß er dem Tod noch rief, es zu erſchweren?

Chor.

Ach! wie viel Unheil, wie viel Elend brachte
die Tochter Tyndars über Griechenland!
Du aber, Aermſte, jammerſt mich am meiſten.
O hätteſt du ſolch Schickſal nie erfahren!

Fünfter Auftritt.

Achilles mit einigen Bewaffneten, erſcheint in der
Ferne. Die Vorigen.

Iphigenie
(erſchrecken.)

O Mutter! Mutter! Eine Schar von Männern
kommt auf uns zu.

Clytemneſtra.

Der Göttinnſohn iſt drunter,
für den ich dich hieher gebracht.

Iphigenie.
(eilt nach der Thür und ruft ihren Jungfrauen.)

Macht auf!
Macht auf die Pforten, daß ich mich verberge.

Clytemneſtra.

Was iſt dir? Vor wem fliehſt du?

Iphigenie.

Vor ihm —
vor dem Peliden — ich erröthe, ihn
zu ſehn —

Clytemneſtra.

Warum erröthen, Kind?

Iphigenie.

Ach! die
beſchämende Entwicklung dieſer —

Clytemneſtra.

Laß
die Glücklichen erröthen! — Dieſe zücht'ge
Bedenklichkeiten jetzt bei Seite, wenn
wir was vermögen ſollen —

Achilles
(tritt näher.)

Arme Mutter!

Clytemneſtra.

Du ſagſt ſehr wahr.

Achilles.

Ein fürchterliches Schreien
hört man im Lager.

Clytemneſtra.
Ueber was? Wem gilt es?

Achilles.
Hier deiner Tochter.

Clytemneſtra.
O das weißagt mir
nichts Gutes.

Achilles.
Alles dringt auf's Opfer.

Clytemneſtra.
Alles?
Und niemand iſt, der ſich dagegen ſetzte?

Achilles.
Ich ſelbſt kam in Gefahr —

Clytemneſtra.
Gefahr —

Achilles.
Geſteinigt
zu werden.

Clytemneſtra.
Weil du meine Tochter
zu retten ſtrebteſt?

Achilles.

Eben darum.

Clytemneſtra.

Was?
Wer durft' es wagen, Hand an dich zu legen?

Achilles.

Die Griechen alle.

Clytemneſtra.

Wie? Wo waren denn
die Scharen deiner Myrmidonen?

Achilles.

Sie
empörten ſich zuerſt.

Clytemneſtra.

Weh' mir! Wir ſind
verloren, Kind!

Achilles.

Die Hochzeit habe mich
bethöret, ſchrie'n ſie.

Clytemneſtra.

Und was ſagteſt du
darauf?

Achilles.

Man ſolle die nicht würgen,
die zur Gemahlinn mir beſtimmt geweſen.

Clytemneſtra.

Da ſagteſt du, was wahr iſt.

Achilles.

Die der Vater
mir zugedacht.

Clytemneſtra.

Und die er von Mycene
ausdrücklich hatte kommen laſſen.

Achilles.

Vergebens! Ich ward überſchrie'n.

Clytemneſtra.

Die rohe
barbar'ſche Menge!

Achilles.

Dennoch rechne du
auf meinen Schutz.

Clytemneſtra.

So vielen willſt du's biethen
ein Einziger?

Achilles.

Siehſt du die Krieger dort?

Clytemneſtra.

O möge dir's bei dieſem Sinn gelingen!

Achilles.

Es wird.

Clytemneſtra.

So wird die Tochter mir nicht ſterben?

Achilles.

So lang' ich Athem habe, nicht!

Clytemneſtra.

Kommt man etwa, ſie mit Gewalt hinweg zu führen?

Achilles.

Ein ganzes Heer. Ulyſſes führt es an.

Clytemneſtra.

Der Sohn des Siſyphus etwa?

Achilles.

Derſelbe.

Clytemneſtra.

Führt eigner Antrieb oder Pflicht ihn her?

Achilles.

Die Wahl des Heers, die ihm willkommen war.

Clytemneſtra.

Ein traurig Amt, mit Blut ſich zu beſudeln!

Achilles.

Achilles.
Ich werd' ihn zu entfernen wiſſen.
Clytemneſtra.
Sollte
er wider Willen ſie von hinnen reiſſen?
Achilles.
Er? — Hier bei dieſem blonden Haar!
Clytemneſtra.
Was aber
muß ich dann thun?
Achilles.
Du hältſt die Tochter.
Clytemneſtra.
Wird
das hindern können, daß man ſie nicht ſchlachtet?
Achilles.
Das wird dieß Schwerdt alsdann entſcheiden! *)
Iphigenie.
Höre
mich an, geliebte Mutter. Hört mich beide.
Was tobſt du gegen den Gemahl? Kein Menſch
muß das Unmögliche erzwingen wollen.
Das größte Lob gebührt dem wohlgemeinten,
dem ſchönen Eifer dieſes Fremden Freundes,

du aber, Mutter, lade nicht vergeblich
der Griechen Zorn auf dich, und ſtürze mir
den großmuthsvollen Mann nicht in's Verderben.
Vernimm jezt, was ein ruhig Ueberlegen
mir in die Seele gab. Ich bin entſchloſſen
zu ſterben — aber ohne Widerwillen
aus eig'ner Wahl, und ehrenvoll zu ſterben!
Hör' meine Gründe an, und richte ſelbſt.
Das ganze große Griechenland hat jezt
die Augen auf mich Einzige gerichtet.
Ich mache ſeine Flotte frei — durch mich
wird Phrygien erobert. Wenn fortan
kein griechiſch Weib mehr zittern darf, gewaltſam
aus Hellas ſel'gem Boden weggeſchleppt
zu werden von Barbaren, die nunmehr
für Paris Frevelthat ſo fürchterlich
bezahlen müſſen — aller Ruhm davon
wird mein ſeyn Mutter. Sterbend ſchüz' ich ſie.
Ich werde Griechenland errettet haben,
und ewig ſelig wird mein Nahme ſtrahlen.
Wozu das Leben auch ſo ängſtlich lieben?
Nicht dir allein — du haſt mich allen Griechen
gemeinſchaftlich gebohren. Sieh' dort! Sieh'
die Tauſende, die ihre Schilde ſchwenken,
dort andre Tauſende, des Ruders kundig,
entbrannt von edelm Eifer kommen ſie,
die Schmach des Vaterlands zu rächen, gegen

den Feind durch tapfre Kriegesthat zu glänzen,
zu ſterben für das Vaterland. Dieß alles
macht' ich zu nichte, ich, ein einzig's Leben?
Wo, Mutter, wäre das gerecht? Was kannſt
du hierauf ſagen? — Und alsdann —
(ſich gegen Achilles wendend.)
Soll der's

mit allen Griechen, eines Weibes wegen
aufnehmen und zu Grunde gehn? Nein doch!
Das darf nicht ſeyn! 14) Der einz'ge Mann verdient
das Leben mehr, als hunderttauſend Weiber.
Und will Diana dieſen Leib, werd' ich,
die Sterbliche, der Göttinn widerſtreben?
Umſonſt! Ich gebe Griechenland mein Blut.
Man ſchlachte mich, man ſchleife Trojas Veſte!
Das ſoll mein Denkmal ſeyn auf ew'ge Tage,
das ſei mir Hochzeit, Kind, Unſterblichkeit!
So will's die Ordnung und ſo ſei's: Es herrſche
der Grieche und es diene der Barbare!
denn der iſt Knecht, und jener frei gebohren!

Chor.

Dein großes Herz zeigſt du — doch grauſam iſt
dein Schickſal, und ein hartes Urtheil ſprach Diana!

Achilles.

Wie glücklich machte mich der Gott, der dich
mir geben wollte, Tochter Agamemnons!

Glückſel'ges Griechenland, ſo ſchön errettet!
Glückſelig du, durch ein ſo großes Opfer
geehrt! Wie edel haſt du da geſprochen!
Wie deines Vaterlandes werth! Der ſtarken
Nothwendigkeit willſt du nicht widerſtreben,
was einmal ſeyn muß, muß vortreflich ſeyn.
Je mehr dieß ſchöne Herz ſich mir entfaltet,
ach deſto feuriger lebt's in mir auf,
dich als Gemahlinn in mein Haus zu führen.
O ſinn' ihm nach. So gern thät' ich dir Liebes,
und führte dich als Braut in meine Wohnung.
Kann ich im Kampfe mit den Griechen dich
nicht retten — o bei'm Leben meiner Mutter!
es wird mir ſchrecklich ſeyn. Erwäg's genau.
Es iſt nichts kleines um das Sterben!

Iphigenie.

Meinen
Entſchluß bringt kein Beweggrund mehr zum Wanken.
Mag Tyndars Tochter, herrlich vor uns allen,
durch ihre Schönheit Männer gegen Männer
im blut'gem Kampf bewaffnen — meinetwegen
ſollſt du nicht ſterben, Fremdling! Meinetwegen
ſoll niemand durch dich ſterben! Ich vermag's
mein Vaterland zu retten. Laß mich's immer.

Achilles.

Erhab'ne Seele — Ja! Iſt dieß dein ernſter
Entſchluß, ich kann dir nichts darauf erwiedern.

Warum, was Wahrheit iſt, nicht eingeſtehn?
Du haſt die Wahl des Edelſten getroffen!
Doch dürfte die gewaltſame Entſchließung
dich noch gereun, drum halt' ich Wort, und werde
mit meinen Waffenbrüdern am Altar
dir nahe ſtehn — kein müß' ich Zeuge deines Todes,
dein Helfer vielmehr und dein Schutz. Wer weiß,
wenn nun der Stahl an deinem Halſe blinkt,
ob dich des Freundes Nähe nicht erfreuet?
Denn nimmer werd' ich's dulden, daß dein Leben
ein allzuraſch gefaßter Vorſatz kürze.
Jezt führ' ich dieſe —
(auf ſeine Bewaffneten zeigend.)
nach der Göttinn Tempel,
dort findeſt du mich, wenn du kommſt.
(er geht ab.)

Sechſter Auftritt.

Iphigenie. Clytemneſtra. Der Chor.

Iphigenie.

Nun Mutter? —
Es netzen ſtille Thränen deine Augen?

Clytemneſtra.

Und hab' ich etwa keinen Grund zu weinen?
O ich Unglückliche!

Iphigenie.

Nicht doch! Erweichen mußt du mich jezt nicht, Mutter. Eine Bitte gewähre mir.

Clytemneſtra.

Entdecke ſie, mein Kind. Die Mutter findeſt du gewiß.

Iphigenie.

Verſprich mir, dein Haar nicht abzuſchneiden, auch kein ſchwarzes Gewand um dich zu ſchlagen —

Clytemneſtra.

Wenn ich dich verloren habe? Kind, was forderſt du?

Iphigenie.

Du haſt mich nicht verloren — Deine Tochter wird leben und mit Glorie dich krönen.

Clytemneſtra.

Ich ſoll mein Kind im Grabe nicht betrauern?

Iphigenie.

Nein Mutter! Für mich gibt's kein Grab.

Clytemneſtra.

Wie das? Führt nicht der Tod zum Grab?

Iphigenie

Der Tochter Zevs
geheiligter Altar dient mir zum Grabe.

Clytemneſtra.

Du haſt mich überzeugt. Ich will dir folgen.

Iphigenie.

Beneide mich als eine Selige,
die Segen brachte über Griechenland.

Clytemneſtra.

Was aber hinterbring' ich deinen Schweſtern?

Iphigenie.

Auch ſie laß keinen Trauerſchleier tragen.

Clytemneſtra.

Darf ich die Schweſtern nicht mit einem Worte
der Liebe noch von dir erfreuen?

Iphigenie.

Mög'
es ihnen wohlergehen! — Dieſen da
(auf Oreſtes zeigend)
erziehe mir zum Mann!

Clytemneſtra.

Küſſ' ihn noch einmal,
zum leztenmale!

Iphigenie.
(ihn umarmend.)

Liebſtes Herz! Was nur
in deinen kleinen Kräften hat geſtanden,
das haſt du redlich heut' an mir gethan!

Clytemneſtra.

Kann ich noch etwas Angenehmes ſonſt
in Argos dir erzeigen?

Iphigenie.

Meinen Vater
und deinen Gatten — haß' ihn nicht!

Clytemneſtra.

O! der
ſoll ſchwer genug an dich erinnert werden!

Iphigenie.

Ungern läßt er für Griechenland mich bluten.

Clytemneſtra.

Sprich, hinterliſtig, niedrig, ehrenlos,
nicht, wie es einem Sohn des Atreus ziemet!

Iphigenie.
(ſich umſchauend.)

Wer führt mich zum Altar? — Denn an den Locken
möcht' ich nicht hin geriſſen ſeyn.

Clytemneſtra.

Ich ſelbſt.

Iphigenie.

Nein! Nimmermehr!

Clytemneſtra.

Ich faſſe deinen Mantel.

Iphigenie.

Sei mir zu Willen, Mutter! Bleib! — Das iſt
anſtändiger für dich und mich! — Hier, von
des Vaters Dienern findet ſich ſchon einer,
der zu Dianens Wieſe mich begleitet,
wo ich geopfert werden ſoll.
(Sie wendet ſich zum Gefolge.)

Clytemneſtra
(folgt ihr mit den Augen.)

Du gehſt,
mein Kind?

Iphigenie.

Um nie zurück zu kehren!

Clytemneſtra.

Verläſſeſt deine Mutter?

Iphigenie.

Und unwürdig
von ihr geriſſen, wie du ſiehſt.

Clytämneſtra.

O bleib!
Verlaß mich nicht!
(will auf ſie zu eilen.)

Iphigenie
(tritt zurück.)

Nein! Keine Thränen mehr!
(ſie redet den Chor an, mit dem ſie gekommen iſt.)
Ihr Jungfraun, ſtimmt der Tochter Jupiters
ein hohes Loblied an aus meinem Leiden,
zum frohen Zeichen für ganz Griechenland!
Das Opfer fange an — Wo ſind die Körbe?
Die Flamme lodre um den Opferkuchen!
Mein Vater faſſe den Altar! Ich gehe,
Heil und Triumph zu bringen den Achivern!
Kommt! Führt mich hin! Der Phrygier und Trojer
fruchtbare Ueberwinderinn! Gebt Kronen,
gebt Blumen, dieſe Locken zu bekränzen!
Erhebt den Tanz um den beſprengten Tempel,
um den Altar der Königinn Diana,
der Göttlichen! der Seligen! Denn, nun
es einmal ſeyn muß, will ich das Orakel
mit meinem Blut und Opfertode tilgen.

Chor.

(wendet ſich gegen Clytemneſtra, die in ſtumme Traurigkeit verſenkt ſteht.)

Bald, bald, ehrwürd'ge Mutter, weinen wir mit dir,
die heil'ge Handlung duldet keine Thränen.

Iphigenie.

Helft mir Dianen preiſen, Jungfrauen,
die, Chalcis nahe Nachbarinn, in Aulis
gebiethet, wo die Flotte Griechenlands
in engen Hafen meinetwegen weilet!
O Argos! Mütterliches Land! Und du,
der frühen Kindheit Pflegerinn, Mycene!

Chor.

Die Stadt des Perſeus rufſt du an, von den
Cyclopen für die Ewigkeit gegründet!

Iphigenie.

Ein ſchöner Stern gieng den Achivern auf
in deinem Schooß — Doch nein. Ich will ja freudig ſterben.

Chor.

Im Ruhm wirſt du unſterblich bei uns leben.

Iphigenie.

O Fackel Jovis! Schöner Strahl des Tages!
Ein ander Leben thut ſich mir jezt auf,
zu einem andern Schickſal ſcheid' ich über.
Geliebte Sonne, fahre wohl [*].

(ſie geht ab.)

---

[*] Hier ſchließt ſich die dramatiſche Handlung. Was noch folgt, iſt die Erzählung von Iphigeniens Betragen bei'm Opfer und ihrer wunderbaren Errettung.

Anmerkungen.

Dieſe Tragödie iſt vielleicht nicht die tadelfreieſte des Euripides, weder im Ganzen noch in ihren Theilen. Agamemnons Charakter iſt nicht feſt gezeichnet, und durch ein zweideutiges Schwanken zwiſchen Unmenſch und Menſch, Ehrenmann und Betrüger, nicht wohl fähig, unſer Mitleiden zu erregen. Auch bei dem Charakter des Achilles bleibt man zweifelhaft, ob man ihn tadeln oder bewundern ſoll. Nicht zwar, weil er neben dem raciniſchen Achilles zu ungalant, zu unempfindſam erſcheint; der franzöſiſche Achilles iſt der Liebhaber Iphigeniens, was jener nicht iſt und nicht ſeyn ſoll; dieſe kleine eigennützige Leidenſchaft würde ſich mit dem hohen Ernſt und dem wichtigen Intereſſe des griechiſchen Stücks nicht vertragen. Hätte ſich Achilles wirklich überzeugt, daß Griechenlands Wohl dieſes Opfer erheiſche, ſo möchte er ſie immer bewundern, beklagen und ſterben laſſen. Er iſt ein Grieche und ſelbſt ein großer Menſch, der dieſes Schickſal eher beneidet als fürchtet; aber Euripides nimmt ihm ſelbſt dieſe Entſchuldigung, indem er ihm Verachtung des Orakels, wenigſtens Zweifel in den Prieſter, der es verkündigt hat, in den Mund legt. Man ſehe die dritte Scene des vierten Akts; und ſelbſt ſein Anerbiethen, Iphigenien mit Gewalt zu erretten, beweiſ't ſeine Geringſchätzung des Orakels, denn wie könnte er ſich gegen das auflehnen, was ihm heilig iſt? Wenn aber das Heilige wegfällt, ſo kann er in ihr nichts mehr ſehen, als ein Opfer der Gewalt und prieſterlichen Künſte, und kann ſich dieſer großmüthige Götterſohn auch alsdann noch ſo ruhig dabei verhalten? Muß er ſie nicht vielmehr, wenn ſie mit thörigtem Fanatismus gleich ſelbſt in den Tod ſtürzen will, mit Gewalt davon zurückhalten, als daß er ihr erlauben könnte, ein Opfer ihrer Verblendung zu werden? Man nehme es alſo wie man will, ſo iſt entweder ſein Verſuch zu retten thöricht, oder ſeine nachfolgende Ergebung unverzeihlich, und inconſequent bleibt in jedem Falle ſein Betragen. Der Chor in dieſem Stücke, wenn ich ſeine erſte Erſcheinung ausnehme, iſt ein ziemlich überflüßiger Theil der Handlung, und wo er ſich in den Dialog miſcht, geſchieht es nicht immer auf eine geiſtvolle Weiſe; das ewige monotoniſche Verwünſchen des Paris und der Helene muß endlich jeden ermüden. Was gegen die, durch ein Wunder bewirkte, Entwickelung des Stücks zu ſagen wäre, übergeh' ich; überhaupt aber iſt zwiſchen der dramatiſchen Fabel dieſes Dichters und ſeiner Moral oder den Geſinnungen ſeiner Perſonen zuweilen ein ſeltſamer Widerſpruch ſichtbar, den man, ſoviel ich weiß, noch nicht gerügt hat. Die abenteuerlichſten Wunder- und Göttermährchen verſchmäht er nicht, aber ſeine Perſonen glauben nur nicht an ihre Götter, wie man häufige Beiſpiele bei ihm findet. Iſt es dem Dichter erlaubt, ſeine eigenen Geſinnungen in Begebenheiten einzuflechten, die ihnen ſo ungleichartig ſind, und handelt er nicht gegen ſich ſelbſt, wenn er den Verſtand ſeiner Zuſchauer in eben dem Augenblicke aufklärt oder ſtutzen macht, wo er ihren Augen einen höhern Grad von Glauben zumuthet! Sollte er nicht vielmehr die ſo leicht zu zerſtörende Illuſion durch die genaueſte Uebereinſtimmung von Geſinnungen und Begebenheiten zuſammen zu halten, und dem Zuſchauer den Glauben, der ihm fehlt, durch die handelnde Perſonen unvermerkt mitzutheilen befliſſen ſeyn?

Was einige hingegen an dem Charakter Iphigeniens tadeln, wäre ich ſehr verſucht, dem Dichter als einen vorzüglich ſchönen Zug anzuſchreiben; dieſe Miſchung von Schwäche und Stärke, von Zaghaftigkeit und Heroismus iſt ein wahres und reitzendes Gemählde der Natur. Der Uebergang von einem zum andern iſt ſanft und zureichend motiviret. Ihre zarte Jungfräulichkeit, die zurückhaltende Würde, womit ſie den Achilles ſelbſt da, wo er alles für ſie gethan hat oder zu thun bereit iſt, in Entfernung hält, die Beſcheidenheit, alle Neugier zu unterdrücken, die das räthſelhafte Betragen ihres Vaters bei ihr rege machen muß, ſelbſt einige hie und da hervorblickende Strahlen von Muthwillen und Luſtigkeit, ihr heller Verſtand, der ihr ſo glücklich zu Hülfe kommt, ihr ſchreckliches Schickſal noch ſelbſt von der lachenden Seite zu ſehen, die ſanft wiederkehrende Anhänglichkeit an Leben und Sonne — der ganze Charakter iſt vortreflich. Clytemneſtra — mag ſie anderswo eine noch ſo laſterhafte Gattinn, eine noch ſo grauſame Mutter ſeyn, darum kümmert ſich der Dichter nicht — hier iſt ſie eine zärtliche Mutter, und nichts als Mutter; mehr wollte und brauchte der Dichter nicht. Die mütterliche Zärtlichkeit iſt's, die er in ihren ſanften Bewegungen, wie in ihren heftigen Ausbrüchen ſchildert. Aus dieſem Grunde finde ich die Stelle im fünften Akt, wo ſie Iphigenien auf die Bitte: ſie möchte ihren Gemahl nicht haſſen: zur Antwort gibt: „O, der ſoll ſchwer genug an dich erinnert werden!" eine Stelle, worin ihre künftige Mordthat vorbereitet zu ſeyn ſcheint, eher zu tadeln, als zu loben — zu tadeln, weil ſie dem Zuſchauer (dem griechiſchen wenigſtens, der in der Geſchichte des Hauſes Atreus ſehr gut bewandert war; und für den doch der Dichter ſchrieb) plözlich die andre Clytemneſtra, die Ehebrecherinn und Mörderinn, in den Sinn bringt, an die er jezt gar nicht denken ſoll, mit der er die Mutter, die zärtliche Mutter gar nicht vermengen ſoll. So glücklich und ſchön der Gedanke iſt, in demjenigen Stücke, worin Clytemneſtra als Mörderinn ihres Gemahls erſcheint, das Bild der beleidigten

digten

digten Mutter und die Begebenheit in Aulis dem Zuſchauer wieder in's Gedächtniß zu bringen, (wie es z. B. im Agamemnon des Aeſchylus geſchieht) ſo ſchön dieſes iſt, und aus eben dem Grunde, warum dieſes ſchön iſt, iſt es fehlerhaft, in dasjenige Stück, das uns die zärtliche, leidende Mutter zeigt, die Ehebrecherinn und Mörderinn aus dem andern herüber zu ziehen; jenes nehmlich diente dazu, den Abſcheu gegen ſie zu vermindern, dieſes kann keine andre Wirkung haben, als unſer Mitleiden zu entkräften. Ich zweifle auch ſehr, ob Euripides bei der oben angeführten Stelle dieſen unlautern Zweck gehabt hat, den ihm viele geneigt ſeyn dürften, als eine Schönheit unterzuſchieben.

Die Geſinnungen in dieſem Stücke ſind groß und edel, die Handlung wichtig und erhaben, die Mittel dazu glücklich gewählt und geordnet. Kann etwas wichtiger und erhabener ſeyn, als die — zuletzt doch freiwillige — Aufopferung einer jungen und blühenden Fürſtentochter für das Glück ſo vieler verſammelten Nationen! Konnte die Größe dieſes Opfers in ein volleres und ſchöneres Licht geſtellt werden, als durch das prächtige Gemählde, das der Dichter durch den Chor (in der Zwiſchenhandlung des erſten Aktes) von der glänzenden Ausrüſtung des Griechiſchen Heeres gleichſam im Hintergrunde entwerfen läßt! Wie groß endlich und

wie

wie einfach mahlt er uns Griechenlands Helden, denen dieſes Opfer gebracht werden ſoll, in ihrem herrlichen Repräſentanten Achilles?

Die gereimte Ueberſetzung der Chöre giebt dem Stücke vielleicht ein zwitterartiges Anſehen, indem ſie lyriſche und dramatiſche Poeſie mit einander vermengt; vielleicht finden einige ſie unter der Würde des Drama. Ich würde mir dieſe Neuerung auch nicht erlaubt haben, wenn ich nicht geglaubt hätte, die in der Ueberſetzung verloren gehende Harmonie der griechiſchen Verſe — ein Verluſt, der hier um ſo mehr gefühlt wird, da in dem Inhalte ſelbſt nicht immer der größte Werth liegt — im Deutſchen durch etwas erſetzen zu müſſen, wovon ich gerne glaube, daß es jener Harmonie nicht nahe kommt, was aber, wär' es auch nur der überwundenen Schwürigkeit wegen, vielleicht einen Reiz für diejenigen Leſer hat, die durch eine ſolche Zugabe für die Chöre des griechiſchen Trauerſpiels erſt gewonnen werden müſſen. Kann mich dieſes bei unſern griechiſchen Zeloten nicht entſchuldigen, ſo ſind ſie hinlänglich durch die Schwürigkeiten gerächt, die ich bei dieſem Verſuche vorgefunden habe. In einigen wenigen Stellen hab' ich mir erlaubt, von der gewöhnlichen Erklärungsart abzugehen, wovon hier meine Gründe.

1) Weil es mir ſo gefiel — denn deiner Knechte bin ich keiner.) Dieſer Sinn ſchien mir den Worten des Textes angemeſſener und überhaupt griechiſcher zu ſeyn, als welchen Brumoy und andre Ueberſetzer dieſer Stelle geben. Ma volonté eſt mon droit. Eſt-ce à vous, à me donner la loi? Nicht doch! So konnte Menelaus nicht auf den Vorwurf antworten, den ihm Agamemnon macht, was er nöthig habe, ſeine (Agamemnons) Angelegenheiten zu beobachten, zu bewachen? (Φυλασσειν). Ich hab' es nicht nöthig, antwortet Menelaus, denn ich bin nicht dein Knecht. Ich hab' es gethan, weil es mir ſo gefiel, quia voluntas me vellicabat. Auch mußte Brumoy in der Frage ſchon dem griechiſchen Texte Gewalt anthun, um ſeine Antwort heraus zu bringen. De quel droit, je vous prie, entrez-vous dans mes ſécrets ſans mon aveu? Im Text heißt es bloß: Was haſt du meine Angelegenheiten zu beobachten? Im Franzöſiſchen iſt die Antwort trotzig, im Griechiſchen iſt ſie naiv.

2) Wie fiel dir plötzlich da die Laſt vom Herzen.) Im Griechiſchen klingt es noch ſtärker: Du freuteſt dich in deinem Herzen. Erleichtert konnte ſich Agamemnon allenfalls fühlen,

daß ihm durch Kalchas ein Weg gezeigt wurde, ſeine Feldherrnwürde zu erhalten, und ſeine ehrgeitzigen Abſichten durchzuſetzen; freuen konnte er ſich aber doch nicht, daß dieſes durch die Hinrichtung ſeiner Tochter geſchehen mußte.

3) Dieſe ganze Antiſtrophe, die zwei erſten Abſätze beſonders, ſind mit einer gewiſſen Dunkelheit behaftet, die Moral, die ſie enthalten, iſt zu allgemein, man vermißt den Zuſammenhang mit dem übrigen. Prêvot hält den Text für verdorben. Dieſe allgemeinen Reflexionen des Chors über ſeine Sitten und Anſtändigkeit, dünkt mir, könnten eben ſo gut durch das unartige Betragen beider Brüder gegen eine der vorhergehenden Scenen, davon der Chor Zeuge geweſen iſt, veranlaßt worden ſeyn, als durch den Frauenraub des Paris. Die Schwürigkeit, den eigentlichen Sinn des Textes herzuſtellen, wird die Freiheit entſchuldigen, die ich mir bei der Ueberſetzung genommen habe.

4) Du wirſt immer mit mir gehen!) Wörtlich müßte überſetzt werden: Meine Tochter, du kommſt eben dahin, wo dein Vater! oder: Es kommt mit dir eben dahin, wo mit deinem Vater. Wenn dieſer Doppelſinn nicht auf den Gemeinplatz hinauslaufen ſoll, daß eines ſterben müſſe, wie das andre, welches Euripides doch ſchwerlich gemeint

haben

haben konnte, ſo ſcheint mir der Sinn, den ich in der Ueberſetzung vorgezogen habe, der angemeſſenere zu ſeyn. Dein Bild wird mich immer begleiten. Die Erklärungsart des franzöſiſchen Ueberſetzers iſt etwas weit hergeholt und gibt einen froſtigen Sinn: Dich erwartet ein ähnliches Schickſal. Auch du wirſt eine weite Seereiſe machen.

5) Du haſt dich weggemacht in's Ausland. Dort mach' dir zu thun.) Ἐλθὼν δὲ, τἄχα πρᾶσσε. In dieſem ἐλθὼν liegt, dünkt mir, ein beſtimmterer und ſchärferer Sinn, als andre Ueberſetzer darein gelegt haben. Clytemneſtra nehmlich macht ihrem Gemahl den verſteckten Vorwurf, daß er die Seinigen verlaſſen habe, um ſich einer auswärtigen Unternehmung zu widmen. Er habe ſich ſeiner Hausrechte dadurch begeben, will ſie ſagen. Er ſei ein Fremder. Du haſt dich hinaus gemacht, ſo bekümmre dich um Dinge, die draußen ſind!

6) Gewiß recht brav, ſobald ſie mögen.) Dieſe Stelle hat Brumoy zwar ſehr gut verſtanden, auch den Sinn, durch eine Umſchreibung freilich, ſehr richtig in's Franzöſiſche über getragen, aber ihre wirkliche Schönheit ſcheint er doch nicht erkannt zu haben, wenn er ſagen kann: je crains, de n'avoir été que trop fidelle à mon original, à ſes dépens et aux miens. Die Stelle iſt voll

Wahrheit und Natur. Clytemneſtra, ganz erfüllt von ihrer gegenwärtigen Bedrängniß, ſchildert dem Achilles ihren verlaſſenen Zuſtand im Lager der Griechen, und in der Hitze ihres Affekts kommt es ihr nicht darauf an, in ihre Schilderung des griechiſchen Heers einige harte Worte mit einfließen zu laſſen, die man ihr als einer Frau, die ſich durch ein außerordentliches Schickſal aus ihrem Gynäceum plözlich in eine ihr ſo fremde Welt verſezt, und der Diſcretion eines trozigen Kriegsheers überlaſſen ſieht, gerne zu gute halten wird. Mitten im Strom ihrer Rede aber fällt es ihr ein, daß ſie vor dem Achilles ſteht, der ſelbſt einer davon iſt; dieſer Gedanke, vielleicht auch ein Stirnrunzeln des Achilles, bringt ſie wieder zu ſich ſelbſt. Sie will einlenken, und je ungeſchickter deſto wahrer! Im Griechiſchen ſind es vier kurze hinein geworfene Worte: χρηστὸν δ', ὅταν θέλωσιν, Woraus im Deutſchen freilich noch einmal ſoviel geworden ſind. Prêvot, deſſen Bemerkungen ſonſt voll Scharfſinn ſind, verbeſſert ſeine Vorgänger hier auf eine ſehr unglückliche Art: Clytemneſtre, ſagt er, veut dire et dit, à ce qu' il me ſemble, auſſi clairement qu'il étoit néceſſaire, qu'Achille peut ſe ſervir de ſon aſcendant ſur l'armée pour prévenir les deſſeins d'Agamemnon. Le P. Brumoy n'eût point trahi ſon auteur en expri-

exprimant cette penſée. Nein! Ein ſo geſuchter Gedanke kann höchſtens einem eiskalten Kommentator, nie aber dem Euripides oder ſeiner Clytemneſtra eingekommen ſeyn!

7) Ja, haſſenswerther ſelbſt als Menelaus müßt' ich ſeyn.) Der griechiſche Achilles drückt ſich beleidigender aus. „Ich wäre gar nichts und Menelaus lief in der Reihe der Männer." Haſſen konnte man den Menelaus als den Urheber dieſes Unglücks, aber Verachtung verdiente er darum nicht.

8) Und, du wirſt eilen ſie zu fliehn!) Ich weiß nicht, ob ich in dieſer Stelle den Sinn meines Autors getroffen habe. Wörtlich heißt ſie: „Erſtlich betrog mich meine Hofnung, dich meinen Eidam zu nennen; alsdann iſt dir meine ſterbende Tochter vielleicht eine böſe Vorbedeutung bei einer künftigen Hochzeit, wovor du dich hüten mußt. Aber du haſt wohl geſprochen am Anfang wie am Ende." Der franzöſiſche Ueberſetzer erlaubt ſich einige Freiheiten, um die Stelle zuſammenhängender zu machen. Mais d'un autre côté, quel funeſte préſage pour votre hymen, que la mort de l'épouſe, qui vous fut deſtinée! le ſecond malheur intéreſſe l'époux auſſi bien que la

mère. Enfin qu'ajouterois-je à vos paroles etc. Hier und nach dem Buchſtaben des Textes iſt es nur eine Warnung; ich nahm es als einen Zweifel, eine Beſorgniß der Clytemneſtra. So ſehr dieſe durch Achilles Verſicherungen beruhigt ſeyn konnte, ſo liegt es doch ganz in dem Charakter der ängſtlichen Mutter, immer Gefahr zu ſehen, immer zu ihrer alten Furcht zurück zu kehren. Auch das, was folgt, wird dadurch in einen natürlichen Zuſammenhang mit dem vorhergehenden gebracht. „Aber alles, was du ſagteſt, war ja wohl geſprochen," d. i. ich will deinen Verſicherungen trauen.

9) **Gibt's keine Götter — warum leid' ich?)** Gewöhnlich überſetzt man dieſe Stelle: εἰ δὲ μὴ, τί δεῖ πονεῖν; als eine allgemeine moraliſche Reflexion: gibt's keine Götter — wozu unſer mühſames Streben nach Tugend? Moraliſche Reflexionen ſind zwar ſehr im Geſchmack des Euripides, dieſe aber ſcheint mir im Mund der Clytemneſtra, die zu ſehr auf ihr gegenwärtiges Leiden geheftet iſt, um ſolchen allgemeinen Betrachtungen Raum geben zu können, nicht ganz ſchicklich zu ſeyn. Der Sinn, in dem ich dieſe Stelle nahm, wird durch ſeine nähere Beziehung auf ihre Lage gerechtfertigt, und der Buchſtabe des Textes ſchließt ihn nicht aus.

„Gibt es keine Götter, warum muß ich leiden, d. h. warum muß meine Iphigenie einer Diana wegen ſterben?"

10) Verzweiflung wo ich nur beginnen mag! Verzweiflung wo ich enden mag!) Joſua Barnes überſetzt: Quodnam malorum meorum ſumam exordium? Omnibus enim licet uti primis, et poſtremis et mediis ubique. Angenommen, daß dieſer Sinn der wahre iſt, ſo liegt ihm vielleicht eine Anſpielung auf irgend eine griechiſche Gewohnheit zum Grunde, dergleichen man im Euripides mehrere findet. Da der Reitz, den eine ſolche Anſpielung für ein griechiſches Publikum haben konnte, bei uns wegfällt, ſo würde man dem Dichter durch eine treue Ueberſetzung einen ſchlechten Dienſt erweiſen.

11) Beſſer in Schande leben, als bewundert ſterben.) Der franzöſiſche Ueberſetzer mildert dieſe Stelle: une vie malheureuſe eſt même plus priſée qu'une glorieuſe mort. Wozu aber dieſe Milderung? Iphigenie darf und ſoll, in dem Zuſtand worin ſie iſt, und in dem Affekt, worin ſie redet, den Werth des Lebens übertreiben.

12) **Gleiches Leid berechtigt mich zu gleicher Jammerklage.)** Wehe mir! ruft die Mutter. Wehe mir! ruft die Tochter, denn das nehmliche Lied ſchickt ſich zu beider Schickſal. Der P. Brumoy nimmt es in der That etwas zu ſcharf, wenn er dem Euripides Schuld gibt, als habe er mit dem Wort μελος die Versart bezeichnen wollen, und bei dieſer Gelegenheit die weiſe Bemerkung macht, daß ein Akteur niemals von ſich ſelbſt ſagen müſſe, er rede in Verſen.

13) **Das wird dieß Schwert alsdann entſcheiden.)** Wörtlich heißt es: Es wird (oder er wird) aber doch dazu kommen! — Nun kann es freilich auch ſo verſtanden werden. „Clytemneſtra. Wird darum mein Kind nicht geopfert werden? Achilles. Darum wird er wenigſtens kommen“ oder es kann heiſſen: Achilles. Du hältſt deine Tochter feſt. Clytemneſtra. Wird das hindern können, daß man ſie nicht opfert? Achilles. Nein, er wird aber dort ſeinen Angriff thun.“ — Die angenommene Erklärungsart ſcheint die natürlichſte zu ſeyn.

14) Dieß iſt eine von den Stellen, die dem Euripides den Nahmen des Weiberfeindes zugezogen hat. Wenn man ſie aber nur auf den Achilles deutet, ſo verliert ſie das Anſtößige; und dieſe Erklärungsart ſchließt auch der Text nicht aus.

II.

Der Geiſterſeher.

Fortſetzung.

(Siehe das ſechſte Heft der Thalia.)

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Fünfter Brief.

1. Julius.

Da unſer Abſchied von Venedig nunmehr mit ſtarken Schritten herannaht, ſo ſollte dieſe Woche noch dazu angewandt werden, alles Sehenswürdige an Gemählden und Gebäuden noch nachzuhohlen, was man bei einem langen Aufenthalte immer verſchiebt. Beſonders hatte man uns mit vieler Bewunderung von der Hochzeit zu Cana des Paul Veroneſe geſprochen, die auf der Inſel S. Georg in einem dortigen Benediktinerkloſter zu ſehen iſt. Erwarten Sie von mir keine Beſchreibung dieſes außerordentlichen Kunſtwerks, das mir im Ganzen zwar einen ſehr überraſchenden aber nicht ſehr genußreichen Anblick gegeben hat.

Wir hätten ſo viele Stunden als Minuten gebraucht, um eine Kompoſition von hundert und zwanzig Figuren zu umfaſſen, die über dreißig Fuß in der Breite hat. Welches menſchliche Auge kann ein ſo zuſammengeſeztes Ganze umreichen, und die ganze Schönheit, die der Künſtler darin verſchwendet hat, in Einem Eindruck genießen! Schade iſt es indeſſen, daß ein Werk von dieſem Gehalte, das an einem öffentlichen Orte glänzen und von Jedermann genoſſen werden ſollte, keine beßre Beſtimmung hat, als eine Anzahl Mönche in ihrem Refektorium zu vergnügen. Auch die Kirche dieſes Kloſters verdient nicht weniger geſehen zu werden. Sie iſt eine der ſchönſten in dieſer Stadt.

Gegen Abend ließen wir uns in die Giudecca überſetzen, um dort in den reitzenden Gärten einen ſchönen Abend zu verleben. Die Geſellſchaft, die nicht ſehr groß war, zerſtreute ſich bald, und mich zog Civitella, der ſchon den ganzen Tag über Gelegenheit geſucht hatte, mich zu ſprechen, mit ſich in eine Boskage. „Sie ſind der Freund des Prinzen, fieng er an, vor dem er keine Geheimniſſe zu haben pflegt, wie ich von ſehr guter Hand weiß. Als ich heute in ſein Hotel trat, kam ein Mann heraus, deſſen Gewerbe mir bekannt iſt — und auf des Prinzen Stirne ſtanden Wolken, als ich zu ihm hereintrat" —

Ich wollte ihn unterbrechen — „Sie können es nicht läugnen, fuhr er fort, ich kannte meinen Mann, ich hab' ihn ſehr gut in's Auge gefaßt — Und wär' es möglich? Der Prinz hätte Freunde in Venedig, Freunde, die ihm mit Blut und Leben verpflichtet ſind, und ſollte dahin gebracht ſeyn, in einem dringenden Falle ſich ſolcher Kreaturen zu bedienen? Seien Sie aufrichtig, Baron! — Iſt der Prinz in Verlegenheit? — Sie bemühen Sich umſonſt, es zu verbergen. Was ich von Ihnen nicht erfahre, iſt mir bei meinem Manne gewiß, dem jedes Geheimniß feil iſt.“

Herr Marcheſe —

„Verzeihen Sie. Ich muß indiſkret ſcheinen, um nicht ein Undankbarer zu werden. Dem Prinzen dank' ich Leben, und was mir weit über das Leben geht, einen vernünftigen Gebrauch des Lebens. Ich ſollte den Prinzen Schritte thun ſehen, die ihm koſten, die unter ſeiner Würde ſind, es ſtünde in meiner Macht ſie ihm zu erſparen, und ich ſollte mich leidend dabei verhalten?“

Der Prinz iſt nicht in Verlegenheit, ſagte ich. Einige Wechſel, die wir über Trient erwarteten, ſind uns unvermuthet ausgeblieben. Zufällig ohne Zweifel — oder weil man, in Ungewißheit wegen ſeiner Abreiſe,

Abreiſe, noch eine nähere Weiſung von ihm erwartete. Dieß iſt nun geſchehen, und bis dahin —

Er ſchüttelte den Kopf. „Verkennen Sie meine Abſicht nicht, ſagte er. Es kann hier nicht davon die Rede ſeyn, meine Verbindlichkeit gegen den Prinzen dadurch zu vermindern — würden alle Reichthümer meines Oncle dazu hinreichen? die Rede iſt davon, ihm einen einzigen unangenehmen Augenblick zu erſparen. Mein Oheim beſizt ein großes Vermögen, worüber ich ſo gut als über mein Eigenthum diſponiren kann. Ein glücklicher Zufall führt mir den einzigen möglichen Fall entgegen, daß dem Prinzen, von allem was in meiner Gewalt ſtehet, etwas nützlich werden kann. Ich weiß, fuhr er fort, was die Delikateſſe dem Prinzen auflegt — aber ſie iſt auch gegenſeitig — und es wäre großmüthig von dem Prinzen gehandelt, mir dieſe kleine Genugthuung zu gönnen, geſchäh' es auch nur zum Scheine — um mir die Laſt von Verbindlichkeit, die mich niederdrückt, weniger fühlbar zu machen."

Er ließ nicht nach, bis ich ihm verſprochen hatte, mein möglichſtes dabei zu thun; ich kannte den Prinzen und hofte darum wenig. Alle Bedingungen wolle er ſich von dem leztern gefallen laſſen, wiewohl er geſtand, daß es ihn empfindlich kränken würde, wenn ihn der Prinz auf den Fuß eines Fremden behandelte.

Wir hatten uns in der Hitze des Geſprächs weit von der übrigen Geſellſchaft verloren, und waren eben auf dem Rückweg, als Z*** uns entgegen kam.

„Ich ſuche den Prinzen bei Ihnen — Iſt er nicht hier?“—

Eben wollen wir zu ihm. Wir vermutheten ihn bei der übrigen Geſellſchaft zu finden —

„Die Geſellſchaft iſt beiſammen, aber Er iſt nirgends anzutreffen. Ich weiß gar nicht, wie er uns aus den Augen gekommen iſt.“

Hier erinnerte ſich Civitella, daß ihm vielleicht eingefallen ſeyn könnte, die anſtoßende ***Kirche zu beſuchen, auf die er ihn kurz vorher ſehr aufmerkſam gemacht hatte. Wir machten uns ſogleich auf den Weg, ihn dort aufzuſuchen. Schon von weitem entdeckten wir Biondello, der am Eingang der Kirche wartete. Als wir näher kamen, trat der Prinz etwas haſtig aus einer Seitenthüre, ſein Geſicht glühte, ſeine Augen ſuchten Biondello, den er herbei rief. Er ſchien ihm etwas ſehr angelegentlich zu befehlen, wobei er immer die Augen auf die Thüre richtete, die offen geblieben war. Biondello eilte ſchnell von ihm in die Kirche — der Prinz, ohne uns gewahr zu werden, drückte ſich, an uns vorbei, durch die Menge, und eilte zur Geſellſchaft zurück, wo er noch vor uns anlangte.

Es wurde beſchloſſen, in einem offenen Pavillon dieſes Gartens das Souper einzunehmen, wozu der Marcheſe ohne unſer Wiſſen ein kleines Konzert veranſtaltet hatte, das ganz auserleſen war. Beſonders ließ ſich eine junge Sängerinn dabei hören, die uns alle durch ihre liebliche Stimme, wie durch ihre reitzende Figur, entzückte. Auf den Prinzen ſchien nichts Eindruck zu machen, er ſprach wenig, und antwortete zerſtreut, ſeine Augen waren unruhig nach der Gegend gekehrt, woher Biondello kommen mußte; eine große Bewegung ſchien in ſeinem Innern vorzugehen. Civitella fragte, wie ihm die Kirche gefallen hätte; er wußte nichts davon zu ſagen. Man ſprach von einigen vorzüglichen Gemählden, die ſie merkwürdig machten; er hatte kein Gemählde geſehen. Wir merkten, daß unſre Fragen ihn beläſtigten und ſchwiegen. Eine Stunde vergieng nach der andern, und Biondello kam noch immer nicht. Des Prinzen Ungeduld ſtieg auf's höchſte; er hob die Tafel frühzeitig auf, und gieng in einer abgelegnen

Allee ganz allein mit ſtarken Schritten auf und nieder.

Niemand begriff, was ihm begegnet ſeyn mochte. Ich wagte es nicht, ihn um die Urſache einer ſo ſeltſamen Veränderung zu befragen; es iſt ſchon lange, daß ich mir die vorige Vertraulichkeiten nicht mehr bei ihm heraus nehme. Mit deſto mehr Ungeduld erwartete ich Biondellos Zurückkunft, der mir dieſes Räthſel aufklären ſollte.

Es war nach zehn Uhr, als der wieder kam. Die Nachrichten, die er dem Prinzen mitbrachte, trugen nichts dazu bei, dieſen geſprächicher zu machen. Mißmuthig trat er zur Geſellſchaft, die Gondel wurde beſtellt, und bald darauf fuhren wir nach Hauſe.

Den ganzen Abend konnte ich keine Gelegenheit finden, Biondello zu ſprechen; ich mußte mich alſo mit meiner unbefriedigten Neugierde ſchlafen legen. Der Prinz hatte uns frühzeitig entlaſſen, aber tauſend Gedanken, die mir durch den Kopf giengen, erhielten mich munter. Lange hört' ich ihn über meinem Schlafzimmer auf und nieder gehen; endlich überwältigte mich der Schlaf. Spät nach Mitternacht erweckte mich eine Stimme — eine Hand fuhr über mein Geſicht; wie ich auffah, war es der Prinz,

der,

der, ein Licht in der Hand, vor meinem Bette ſtand. Er könne nicht einſchlafen, ſagte er; und bath mich, ihm die Nacht verkürzen zu helfen. Ich wollte mich in meine Kleider werfen — er befahl mir zu bleiben, und ſezte ſich zu mir vor das Bette.

„Es iſt mir heute etwas vorgekommen, fieng er an, davon der Eindruck aus meinem Gemüthe nie mehr verlöſchen wird. Ich gieng von Ihnen, wie Sie wiſſen, in die *** Kirche, worauf mich Civitella neugierig gemacht, und die ſchon von ferne meine Augen auf ſich gezogen hatte. Weil weder Sie noch Er mir gleich zur Hand waren, ſo machte ich die wenigen Schritte allein; Biondello ließ ich am Eingange auf mich warten. Die Kirche war ganz leer — eine ſchaurigkühle Dunkelheit umfieng mich, als ich aus dem ſchwülen, blendenden Tageslicht ſo auf einmal hineintrat. Ich ſah mich einſam in dem weiten Gewölbe, worin eine feierliche Grabſtille herrſchte. Ich ſtellte mich in die Mitte des Doms, und überließ mich der ganzen Fülle dieſes Eindrucks; allmählig traten die großen Verhältniſſe dieſes majeſtätiſchen Baues meinen Augen bemerkbarer hervor, ich verlor mich in ernſter ergötzender Betrachtung. Die Abendglocke tönte über mir, ihr Ton verhallte ſanft in dieſem Gewölbe, wie in meiner Seele. Einige Altarſtücke hatten von weitem meine Aufmerkſamkeit erweckt; ich trat näher, ſie zu betrachten; unbemerkt hatte ich dieſe ganze Seite der Kirche bis zum entgegenſtehenden Ende durchwandert. Hier lenkt man um einen Pfeiler einige Treppen hinauf in eine Nebenkapelle, worin mehrere kleinere Altäre und Statuen von Heiligen in Niſchen angebracht ſtehen. Wie ich in die Kapelle zur Rechten hineintrete — höre ich nah' an mir ein zartes Wiſpern, wie wenn jemand leiſe ſpricht — ich wende mich nach dem Tone, und — zwei Schritte von mir fällt mir eine weibliche Geſtalt in die Augen — — Nein! Ich kann ſie nicht nachſchildern, dieſe Geſtalt! — Schrecken war meine erſte Empfindung, die aber bald dem ſüßeſten Hinſtaunen Platz machte."

Und dieſe Geſtalt, gnädigſter Herr — Wiſſen Sie auch gewiß, daß ſie etwas lebendiges war, etwas wirkliches, kein bloßes Gemählde, kein Geſicht Ihrer Phantaſie?

„Hören Sie weiter — Es war eine Dame — Nein! Ich hatte bis auf dieſen Augenblick dieß Geſchlecht nie geſehen! — Alles war düſter ringsherum, nur durch ein einziges Fenſter fiel der untergehende Tag in die Kapelle, die Sonne war nirgends mehr, als auf dieſer Geſtalt. Mit unausſprechlicher Anmuth — halb knieend, halb liegend — war ſie vor einem

einem Altar hingegoſſen — der gewagteſte, lieblichſte, gelungenſte Umriß, einzig und unnachahmlich, die ſchönſte Linie in der Natur. In ſchwarzen Mohr war ſie gekleidet, der ſich ſpannend um den reitzendſten Leib, um die niedlichſten Arme ſchloß, und in weiten Falten, wie eine ſpaniſche Robe, um ſie breitete; ihr langes, lichtblondes Haar, in zwei breite Flechten geſchlungen, die durch ihre Schwere losgegangen und unter dem Schleier hervorgedrungen waren, floß in reitzender Unordnung weit über den Rücken hinab — eine Hand lag an dem Crucifixe, und ſanft hinſinkend ruhte ſie auf der andern. Aber wo finde ich Worte, Ihnen das himmliſchſchöne Angeſicht zu beſchreiben, wo eine Engelſeele, wie auf ihrem Thronenſitz, die ganze Fülle ihrer Reitze ausbreitete? Die Abendſonne ſpielte darauf, und ihr luftiges Gold ſchien es mit einer künſtlichen Glorie zu umgeben. Können Sie Sich die Madonna unſers Florentiners zurückrufen? — Hier war ſie ganz, ganz bis auf die unregelmäßigen Eigenheiten, die ich an jenem Bilde ſo anziehend, ſo unwiderſtehlich fand."

(Mit der Madonna, von der der Prinz hier ſpricht, verhält es ſich ſo. Kurz nachdem Sie abgereiſ't wären, lernte er einen florentiniſchen Mahler hier kennen, der nach Venedig berufen worden war, um für eine Kirche, deren ich mich nicht mehr entſinne, ein Altarblatt zu mahlen. Er hatte drei andre Gemählde mitgebracht, die er für die Gallerie im Kornariſchen Pallaſte beſtimmt hatte. Die Gemählde waren eine Madonna, eine Heloiſe, und eine faſt ganz unbekleidete Venus — alle drei von ausnehmender Schönheit, und bei der höchſten Verſchiedenheit am Werthe einander ſo gleich, daß es beinahe unmöglich war, ſich für eines von den dreien ausſchließend zu entſcheiden. Nur der Prinz blieb nicht einen Augenblick unſchlüſſig; man hatte ſie kaum vor ihm ausgeſtellt, als das Madonnaſtück ſeine ganze Aufmerkſamkeit an ſich zog; in den beiden übrigen wurde das Genie des Künſtlers bewundert, bei dieſem vergaß er den Künſtler und ſeine Kunſt, um ganz im Anſchauen ſeines Werks zu leben. Er war ganz wunderbar davon gerührt; er konnte ſich von dem Stücke kaum losreiſſen. Der Künſtler, dem man wohl anſah, daß er das Urtheil des Prinzen im Herzen bekräftigte, hatte den Eigenſinn, die drei Stücke nicht trennen zu wollen, und forderte 1500 Zecchinen für alle. Die Hälfte both ihm der Prinz für dieſes einzige an — der Künſtler beſtand auf ſeine Bedingung, und wer weiß, was noch geſchehen wäre, wenn ſich nicht ein entſchloſſenerer Käufer gefunden hätte. Zwei Stunden darauf waren alle drei Stücke weg; wir haben ſie nicht mehr geſehen. Dieſes Gemählde kam dem Prinzen jezt in Erinnerung.)

„Ich

„Ich ſtand, fuhr er fort, ich ſtand in ihren Anblick verloren. Sie bemerkte mich nicht, ſie ließ ſich durch meine Dazwiſchenkunft nicht ſtören, ſo ganz war ſie in ihrer Andacht vertieft. Sie bethete zu ihrer Gottheit und ich bethete zu ihr — Ja, ich bethete ſie an — Alle dieſe Bilder der Heiligen, dieſe Altäre, dieſe brennenden Kerzen hatten mich nicht daran erinnert; jezt zum erſtenmal ergriff mich's, als ob ich in einem Heiligthum wäre. Soll ich es Ihnen geſtehen? Ich glaubte in dieſem Augenblicke felſenfeſt an den, den ihre ſchöne Hand umfaßt hielt. Ich las ja ſeine Antwort in ihrem Auge. Dank ihrer reizenden Andacht! Sie machte mir ihn wirklich — ich folgte ihr nach durch alle ſeine Himmel."

„Sie ſtand auf, und jezt erſt kam ich wieder zu mir ſelbſt. Mit ſchüchterner Verwirrung wich ich auf die Seite, das Geräuſch, das ich machte, entdeckte mich ihr. Die unvermuthete Nähe eines Mannes mußte ſie überraſchen, meine Dreiſtigkeit konnte ſie beleidigen; keines von beiden war in dem Blicke, womit ſie mich anſah. Ruhe, unausſprechliche Ruhe war darin, und ein gütiges Lächeln ſpielte um ihre Wangen. Sie kam aus ihrem Himmel — und ich war das erſte glückliche Geſchöpf, das ſich ihrem Wohlwollen anboth. Sie ſchwebte noch auf der lezten Sproſſe des Gebeths — ſie hatte die Erde noch nicht berühret."

„In einer andern Ecke der Kapelle regte es ſich nun auch. Eine ältliche Dame war es, die dicht hinter mir von einem Kirchſtuhle aufſtand. Ich hatte ſie bis jezt nicht wahrgenommen. Sie war nur wenige Schritte von mir, ſie hatte alle meine Bewegungen geſehen. Dieß beſtürzte mich — ich ſchlug die Augen zu Boden, und man rauſchte an mir vorüber.“

„Ich ſehe ſie den langen Kirchgang hinunter gehen. Die ſchöne Geſtalt iſt aufgerichtet — Welche liebliche Majeſtät! Welcher Adel im Gange! Das vorige Weſen iſt es nicht mehr, neue Grazien, eine ganz neue Erſcheinung. Langſam gehen ſie hinab; ich folge von weitem und ſchüchtern, ungewiß, ob ich es wagen ſoll, ſie einzuhohlen? ob ich es nicht ſoll? — Wird ſie mir keinen Blick mehr ſchenken? Schenkte ſie mir einen Blick, da ſie an mir vorüber gieng, und ich die Augen nicht zu ihr aufſchlagen konnte? — O wie beunruhigte mich dieſer Zweifel!“

„Sie ſtehen ſtille, und — ich kann keinen Fuß von der Stelle ſetzen. Die ältliche Dame, ihre Mutter, oder was ſie ihr ſonſt war, bemerkt die Unordnung in den ſchönen Haaren, und iſt geſchäftig, ſie zu verbeſſern, indem ſie ihr den Paraſol zu halten gibt. O wie viel Unordnung wünſcht’ ich dieſen Haaren, und wie viel Ungeſchicklichkeit dieſen Händen!“ —

„Die Toilette iſt gemacht und man nähert ſich der Thüre. Ich beſchleunige meine Schritte — Eine Hälfte der Geſtalt verſchwindet — und wieder eine — nur noch der Schatten ihres zurückfliegenden Kleides — Sie iſt weg — Nein! Sie kommt wieder. Eine Blume fiel aus ihrem Haar. ſie bückt ſich nieder, ſie aufzuheben — ſie ſieht noch einmal zurück und nach mir — wen ſonſt kann ihr Auge in dieſen todten Mauren ſuchen? Alſo war ich ihr kein fremdes Weſen mehr — auch mich hat ſie zurückgelaſſen, wie ihre Blume — Lieber F***, ich ſchäme mich, es Ihnen zu ſagen, wie kindiſch ich dieſen Blick auslegte — der vielleicht nicht einmal mein war!“

Ueber das lezte glaubte ich den Prinzen beruhigen zu können.

„Sonderbar, fuhr der Prinz nach einem tiefen Stillſchweigen fort, kann man etwas nie gekannt, nie vermißt haben, und einige Augenblicke ſpäter nur in dieſem Einzigen leben? Kann ein einziger Moment den Menſchen in zwei ſo ungleichartige Weſen zertrennen? Es wäre mir eben ſo unmöglich, zu den Freuden und Wünſchen des geſtrigen Morgens, als zu den Spielen meiner Kindheit zurückzukehren. Seit ich das ſah, ſeitdem dieſes Bild hier wohnet — dieſes lebendige, mächtige Gefühl in mir: du kannſt nichts mehr lieben, als das, und in dieſer Welt wird nichts anders mehr auf dich wirken!“

Denken Sie nach, gnädigſter Herr, in welcher reizbaren Stimmung Sie waren, als dieſe Erſcheinung Sie überraſchte, und wie vieles zuſammen kam, Ihre Einbildungskraft zu ſpannen. Aus dem hellen blendenden Tageslicht, aus dem Gewühle der Straße plötzlich in dieſe ſtille Dunkelheit verſezt — ganz den Empfindungen hingegeben, die, wie Sie ſelbſt geſtehen, die Stille, die Majeſtät dieſes Orts in Ihnen rege machte — durch Betrachtung ſchöner Kunſtwerke für Schönheit überhaupt empfänglicher gemacht — zugleich allein und einſam Ihrer Meinung nach — und nun auf einmal — in dieſer Nähe — von einer Mädchengeſtalt überraſcht, wo Sie Sich keines Zeugen verſahen — von einer Schönheit, wie ich Ihnen gerne zugebe, die durch eine vortheilhafte Beleuchtung, eine glückliche Stellung, einen Ausdruck begeiſterter Andacht noch mehr erhoben ward — was war natürlicher, als daß Ihre entzündete Phantaſie ſich etwas idealiſches, etwas überirdiſchvollkommenes daraus zuſammenſezte.

„Kann die Phantaſie etwas geben, was ſie nie empfangen hat? — und im ganzen Gebiethe meiner Darſtellung iſt nichts, was ich mit dieſem Bilde zuſammenſammenſtellen könnte. Ganz und unverändert, wie im Augenblicke des Schauens, liegt es in meiner Erinnerung; ich habe nichts als dieſes Bild — aber Sie könnten mir eine Welt dafür biethen!"

Gnädigſter Prinz, das iſt Liebe.

„Muß es denn nothwendig ein Nahme ſeyn, unter welchem ich glücklich bin? Liebe! — Erniedrigen Sie meine Empfindung nicht mit einem Nahmen, den tauſend ſchwache Seelen mißbrauchen! Welcher andre hat gefühlt, was ich fühle? Ein ſolches Weſen war noch nie vorhanden, wie kann der Nahme früher da ſeyn, als die Empfindung? Es iſt ein neues einziges Gefühl, neu entſtanden mit dieſem neuen einzigen Weſen, und für dieſes Weſen nur möglich! — Liebe! Für der Liebe bin ich ſicher!"

Sie verſchickten Biondello — ohne Zweifel, um die Spur Ihrer Unbekannten zu verfolgen, um Erkundigungen von ihr einzuziehen? Was für Nachrichten brachte er Ihnen zurücke?

„Biondello hat nichts entdeckt — ſo viel als gar nichts. Er fand ſie noch an der Kirchthüre. Ein bejahrter, anſtändig gekleideter Mann; der eher einem hieſigen Bürger als einem Bedienten gleich ſah, erſchien, ſie nach der Gondel zu begleiten. Eine Anzahl Armer ſtellte ſich in Reihen, wie ſie vorübergieng, und verließ ſie mit ſehr vergnügter Miene. Bei dieſer Gelegenheit, ſagt Biondello, wurde eine Hand ſichtbar, woran einige koſtbare Steine blizten. Mit ihrer Begleiterinn ſprach ſie einiges, das Biondello nicht verſtand; er behauptet, es ſei griechiſch geweſen. Da ſie eine ziemliche Strecke nach dem Kanal zu gehen hatten, ſo fieng ſchon etwas Volk an, ſich zu ſammeln, das Außerordentliche des Anblicks brachte alle vorübergehenden zum Stehn. Niemand kannte ſie — aber die Schönheit iſt eine gebohrne Königinn, Alles machte ihr ehrerbiethig Platz. Sie ließ einen ſchwarzen Schleier über das Geſicht fallen, der das halbe Gewand bedeckte, und eilte in die Gondel. Längs dem ganzen Kanal der Giudecca behielt Biondello das Fahrzeug im Geſicht, aber es weiter zu verfolgen, unterſagte ihm das Gedränge."

Aber den Gondolier hat er ſich doch gemerkt, um dieſen wenigſtens wieder zu erkennen?

Den Gondolier getraut er ſich ausfindig zu machen; doch iſt es keiner von denen, mit denen er Verkehr hat. Die Armen, die er ausfragte, konnten ihm weiter keinen Beſcheid geben, als daß Signora ſich ſchon ſeit einigen Wochen und immer Sonnabends hier zeige, und noch allemal ein Geldſtück unter ſie

ver-

vertheilſt habe. Es war ein holländiſcher Dukaten, den er eingewechſelt und mir überbracht hat.“

Eine Griechinn alſo, und von Stande, wie es ſcheint, von Vermögen wenigſtens, und wohlthätig. Das wäre für's erſte genug, gnädigſter Herr — genug und faſt zuviel! Aber eine Griechinn und in einer katholiſchen Kirche!

„Warum nicht? Sie kann ihren Glauben verlaſſen haben. Ueberdieß — etwas geheimnißvolles iſt hier immer — Warum die Woche nur einmal? Warum nur Sonnabends in dieſe Kirche, wo dieſe gewöhnlich verlaſſen ſeyn ſoll. wie mir Biondello ſagt? — Späteſtens der kommende Sonnabend muß dieß entſcheiden. Aber bis dahin, lieber Freund, helfen Sie mir dieſe Kluft von Zeit überſpringen! Aber umſonſt! Die Stunden gehen ihren gelaſſenen Schritt, und meine Seele glühet!“

Und wenn dieſer Tag nun erſcheint — was dann, gnädigſter Herr? Was ſoll dann geſchehen?

„Was geſchehen ſoll? — Ich werde ſie ſehen. Ich werde ihren Aufenthalt erforſchen. Ich werde erfahren, wer ſie iſt? — Wer ſie iſt! Was kann mich dieſes bekümmern? Was ich ſah, machte mich glücklich, alſo weiß ich ja ſchon alles, was mich glücklich machen kann!“

Und unſre Abreiſe aus Venedig, die auf den Anfang kommenden Monats feſtgeſetzt iſt?

„Konnte ich im voraus wiſſen, daß Venedig noch einen ſolchen Schatz für mich einſchließe? — Sie fragen mich aus meinem geſtrigen Leben. Ich ſage Ihnen, daß ich nur von heute an bin und ſeyn will.“

Jetzt glaubte ich die Gelegenheit gefunden zu haben, dem Marcheſe Wort zu halten. Ich machte dem Prinzen begreiflich, daß ſein längeres Bleiben in Venedig mit den geſchwächten Zuſtand ſeiner Kaſſe durchaus nicht beſtehen könne, und daß, im Fall er ſeinen Aufenthalt über den zugeſtandnen Termin verlängerte, auch von ſeinem Hofe nicht ſehr auf Unterſtützung würde zu rechnen ſeyn. Bei dieſer Gelegenheit erfuhr ich, was mir bis jetzt ein Geheimniß geweſen, daß ihm von ſeiner Schweſter, der regierenden *** von ***, ausſchließend vor ſeinen übrigen Brüdern und heimlich, anſehnliche Zuſchüſſe bezahlt werden, die ſie gerne bereit ſeyn würde zu verdoppeln, wenn ſein Hof ihn im Stiche ließe. Dieſe Schweſter, eine fromme Schwärmerinn, wie Sie wiſſen, glaubt die großen Erſparniſſe, die ſie bei einem ſehr eingeſchränkten Hofe macht, nirgends beſſer aufgehoben, als bei einem Bruder, deſſen weiſe Wohlthätigkeit ſie kennt, und den ſie enthuſiaſtiſch verehret.

verehret. Ich wußte zwar ſchon längſt, daß zwiſchen beiden ein ſehr genaues Verhältniß Statt findet, auch viele Briefe gewechſelt werden, aber weil ſich der bisherige Aufwand des Prinzen aus den bekannten Quellen hinlänglich beſtreiten ließ, ſo war ich auf dieſe verborgene Hülfsquelle nie gefallen. Es iſt alſo klar, daß der Prinz Ausgaben gehabt hat, die mir ein Geheimniß waren, und es noch jetzt ſind; und wenn ich aus ſeinem übrigen Charakter ſchließen darf, ſo ſind es gewiß keine andre, als die ihm zur Ehre gereichen. Und ich kennte mir einbilden, ihn ergründet zu haben? — Um ſo weniger glaubte ich nach dieſer Entdeckung anſtehen zu dürfen, ihm das Anerbiethen des Marcheſe zu offenbaren — welches zu meiner nicht geringen Verwunderung ohne alle Schwürigkeit angenommen wurde. Er gab mir Vollmacht, dieſe Sache mit dem Marcheſe auf die Art, welche ich vor die beſte hielt, abzuthun, und dann ſogleich mit dem Wucherer aufzuheben. An ſeine Schweſter ſollte unverzüglich geſchrieben werden.

Es war Morgen, als wir aus einander giengen. So unangenehm mir dieſer Vorfall aus mehr als einer Urſache iſt und ſeyn muß, ſo iſt doch das allerverdrüßlichſte daran, daß er unſern Aufenthalt in Venedig zu verlängern droht. Von dieſer anfangenden Leidenſchaft erwarte ich viel mehr gutes als ſchlimmes. Sie iſt vielleicht das kräftigſte Mittel, den Prinzen von ſeinen metaphyſiſchen Träumereien wieder zur ordinären Menſchheit herabzuziehen. Sie wird die gewöhnliche Kriſe haben, und, wie eine künſtliche Krankheit, auch die alte mit ſich hinwegnehmen.

Leben Sie wohl, liebſter Freund. Ich habe Ihnen alles dieß nach friſcher That hingeſchrieben. Die Poſt geht ſogleich; ſie werden dieſen Brief mit dem vorhergehenden an einem Tage erhalten.

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Sechster Brief.

20. Junius.

Dieſer Civitella iſt doch der dienſtfertigſte Menſch von der Welt. Der Prinz hatte mich neulich kaum verlaſſen, als ſchon ein Billet von dem Marcheſe erſchien, worin mir die bewußte Sache auf's dringendſte empfohlen wurde. Ich ſchickte ihm ſogleich eine Verſchreibung in des Prinzen Nahmen auf 6000 Zecchinen; in weniger als einer halben Stunde folgte ſie zurück, nebſt der doppelten Summe, in Wechſeln ſowohl als baarem Gelde. In die Erhöhung der Summe willigte endlich der Prinz; die Verſchreibung aber, die nur auf 6 Wochen geſtellt war, mußte angenommen werden.

Dieſe ganze Woche gieng in Erkundigungen nach der geheimnißvollen Griechinn hin. Biondello ſezte alle ſeine Maſchinen in Bewegung, bis jezt aber war alles vergeblich. Den Gondolier machte er zwar ausfindig, aus dieſem war aber nichts weiter herauszubringen, als daß er beide Damen auf der Inſel Murano ausgeſezt habe, wo zwei Sänften auf ſie gewartet hätten, in die ſie geſtiegen ſeien. Er machte ſie zu Engländerinnen, weil ſie eine fremde Sprache geſprochen und ihn mit Gold bezahlt hätten. Auch ihren Begleiter kenne er nicht, er komme ihm vor wie ein Spiegelfabrikant aus Murano. Nun wußten wir wenigſtens, daß wir ſie nicht in der Giudecca zu ſuchen hätten, und daß ſie aller Wahrſcheinlichkeit nach auf der Inſel Murano zu Hauſe ſei; aber das Unglück war, daß die Beſchreibung, welche der Prinz von ihr machte, ſchlechterdings nicht dazu taugte, ſie einem Dritten kenntlich zu machen. Gerade die leidenſchaftliche Aufmerkſamkeit, womit er ihren Anblick gleichſam verſchlang, hatte ihn gehindert, ſie zu ſehen; für alles das, worauf andre Menſchen ihr Augenmerk zuerſt und vorzüglich würden gerichtet haben, war er ganz und gar blind geweſen; nach ſeiner Schilderung war man eher verſucht, ſie im Petrarch oder Taſſo, als auf einer venetianiſchen Inſel zu ſuchen. Außerdem mußte dieſe Nachfrage ſelbſt mit größter Vorſicht geſchehen, um weder die Dame auszuſetzen, noch ſonſt ein anſtößiges Aufſehen zu erregen. Weil Biondello, außer dem Prinzen, der einzige war, der ſie, durch den Schleier wenigſtens, geſehen hatte, und alſo wieder erkennen konnte, ſo ſuchte er, wo möglich, an allen Orten, wo ſie vermuthet werden konnte, zu gleicher Zeit zu ſeyn, das Leben des armen Menſchen war dieſe ganze Woche über nichts, als ein ewiges Rennen durch alle Straßen von Venedig. In der griechiſchen Kirche beſonders wurde keine Nachforſchung geſpart, aber alles mit gleich ſchlechtem Erfolge; und der Prinz, deſſen Ungeduld mit jeder fehlgeſchlagenen Erwartung ſtieg, mußte ſich endlich doch auf den nächſten Sonnabend vertröſten.

Seine Unruhe war ſchrecklich. Nichts zerſtreute ihn, nichts vermochte ihn zu feſſeln. Sein ganzes Weſen war in fiebriſcher Bewegung, für alle Geſellſchaft war er verloren, und das Uebel wuchs in der Einſamkeit. Nun wurde er nie mehr von Beſuchen belagert, als eben in dieſer Woche. Sein naher Abſchied war angekündigt, alles drängte ſich herbei. Man mußte dieſe Menſchen beſchäftigen, um ihre argwöhniſche Aufmerkſamkeit von ihm ſelbſt abzuziehen; man mußte ihn beſchäftigen, um ſeinen Geiſt zu zerſtreuen. In dieſem Bedrängniß verfiel Civitella auf das Spiel, und um die Menge wenigſtens zu entfernen, ſollte hoch geſpielt werden. Zugleich hoffte er, bei dem Prinzen einen vorübergehenden Geſchmack an dem Spiel zu erwecken, der dieſen romanhaften Schwung ſeiner Leidenſchaft bald erſticken, und den man immer in der Gewalt haben würde, ihm wieder zu benehmen. „Die Karten, ſagte Civitella, haben mich vor mancher Thorheit bewahrt, die ich im Begriff war, zu begehen, und manche wieder gut

gemacht.

gemacht, die ſchon begangen war. Die Ruhe, die Vernunft, um die mich ein paar ſchöne Augen brachten, habe ich oft am Pharotiſch wiedergefunden, und nie hatten die Weiber mehr Gewalt über mich, als wenn mir's an Geld gebrach, um zu ſpielen."

Ich laſſe dahin geſtellt ſeyn, in wie weit Civitella recht hatte — aber das Mittel, worauf wir gefallen waren, fieng bald an, noch gefährlicher zu werden, als das Uebel, dem es abhelfen ſollte. Der Prinz, der dem Spiel nur allein durch hohes Wagen einen flüchtigen Reitz zu geben wußte, fand bald keine Grenzen mehr darin. Er war einmal aus ſeiner Achſe. Alles, was er that, nahm eine leidenſchaftliche Geſtalt an; alles geſchah mit der ungeduldigen Heftigkeit, die jezt in ihm herrſchte. Sie kennen ſeine Gleichgültigkeit gegen das Geld: hier wurde ſie zur gänzlichen Unempfindlichkeit. Goldſtücke zerrannen wie Waſſertropfen in ſeinen Händen. Er verlor faſt ununterbrochen, weil er ganz und gar ohne Aufmerkſamkeit ſpielte. Er verlor ungeheure Summen, weil er wie ein verzweifelter Spieler wagte. — Liebſter O***, mit Herzklopfen ſchreib ich es nieder — in vier Tagen waren die 12000 Zechinen — und noch drüber verloren.

Machen Sie mir keine Vorwürfe. Ich klage mich ſelbſt genug an. Aber konnt' ich es hindern?

Hätte

Hörte mich der Prinz? Konnt' ich etwas anders, als ihm Vorſtellungen thun? Ich that, was in meinem Vermögen ſtand. Ich kann mich nicht ſchuldig finden.

Auch Civitello verlor beträchtlich, ich gewann gegen 600 Zechinen. Das beiſpielloſe Unglück des Prinzen machte Aufſehen; um ſo weniger konnte er jezt das Spiel verlaſſen. Civitella, dem man die Freude anſieht, ihn zu verbinden, ſtreckte ihm ſogleich die nehmliche Summe vor. Die Lücke iſt zugeſtopft, aber der Prinz iſt dem Marcheſe 24000 Zechinen ſchuldig. O wie ſehne ich mich nach dem Spargeld der frommen Schweſter! — Sind alle Fürſten ſo, liebſter Freund? Der Prinz beträgt ſich nicht anders, als wenn er dem Marcheſe noch eine große Ehre erwieſen hätte, und dieſer — ſpielt ſeine Rolle wenigſtens gut.

Civitella ſuchte mich damit zu beruhigen, daß gerade dieſe Uebertreibung, dieſes außerordentliche Unglück das kräftigſte Mittel ſei, den Prinzen wieder zur Vernunft zu bringen. Mit dem Gelde habe es keine Noth. Er ſelbſt fühle dieſe Lücke gar nicht, und ſtehe dem Prinzen jeden Augenblick mit noch dreimal ſoviel zu Dienſten. Auch der Kardinal gab mir die Verſicherung, daß die Geſinnungen ſeines Neffen aufrichtig ſetzen, und daß er ſelbſt bereit ſtehe, für ihn zu gewähren.

Das traurigſte war, daß dieſe ungeheuren Aufopferungen ihre Wirkung nicht einmal erreichten. Man ſollte meinen, der Prinz habe wenigſtens mit Theilnehmung geſpielt? Nichts weniger. Seine Gedanken waren weit weg, und die Leidenſchaft, die wir unterdrücken wollten, ſchien von ſeinem Unglück im Spiele nur mehr Nahrung zu erhalten. Wenn ein entſcheidender Streich geſchehen ſollte, und alles ſich voll Erwartung um ſeinen Spieltiſch herum drängte, ſuchten ſeine Augen Biondello, um ihm die Neuigkeit, die er etwa mitbrächte, von dem Angeſicht zu ſtehlen. Biondello brachte immer nichts — und das Blatt verlor immer.

Das Geld kam übrigens in ſehr bedürftige Hände. Einige Exzellenza, die, wie die böſe Welt ihnen nachſagt, ihr frugales Mittagsmahl in der Senatorsmütze ſelbſt von dem Markte nach Hauſe tragen, traten als Bettler in unſer Haus, und verließen es als wohlhabende Leute. Civitella zeigte ſie mir. „Sehen Sie, ſagte er, wie vielen armen Teufeln es zu gute kommt, daß es einem geſcheuten Kopf einfällt, nicht bei ſich ſelbſt zu ſeyn! Aber das gefällt mir. Das iſt fürſtlich und königlich! Ein großer Menſch muß

muß auch in ſeinen Verirrungen noch Glückliche machen, und wie ein übertretender Strom die benachbarten Felder befruchten!“

Civitella denkt brav und edel — aber der Prinz iſt ihm 24000 Zechinen ſchuldig!

Der ſo ſehnlich erwartete Sonnabend erſchien endlich, und mein Herr ließ ſich nicht abhalten, ſich gleich nach Mittag in der *** Kirche einzufinden. Der Platz wurde in eben der Kapelle genommen, wo er ſeine Unbekannte das erſtemal geſehen hatte, doch ſo, daß er ihr nicht ſogleich in die Augen fallen konnte. Biondello hatte Befehl, an der Kirchthüre Wache zu ſtehn und dort mit dem Begleiter der Dame Bekanntſchaft anzuknüpfen. Ich hatte auf mich genommen, als ein unverdächtiger Vorübergehender bei der Rückfahrt in derſelben Gondel Platz zu nehmen, um die Spur der Unbekannten weiter zu verfolgen, wenn das übrige mißlingen ſollte. An demſelben Orte, wo ſie ſich nach des Gondeliers Ausſage das vorige mal hatte ausſetzen laſſen, wurden zwei Sänften gemiethet; zum Ueberfluß hieß der Prinz noch den Kammerjunker von Z*** in einer beſondern Gondel nachfolgen. Der Prinz ſelbſt wollte ganz ihrem Anblick leben, und wenn es angienge, ſein Glück in der Kirche verſuchen. Civitella blieb ganz weg, weil er bei dem Frauenzimmer in Venedig in zu übeln Rufe ſtand, um durch ſeine Einmiſchung die Dame nicht mißtrauiſch zu machen. Sie ſehen, liebſter Graf, daß es an unſern Anſtalten nicht lag, wenn die ſchöne Unbekannte uns entgieng.

Nie ſind wohl in einer Kirche wärmere Wünſche gethan worden, als in dieſer, und nie wurden ſie grauſamer getäuſcht. Bis nach Sonnenuntergang harrte der Prinz aus, von jedem Geräuſche, das ſeiner Kapelle nahe kam, von jedem Knarren der Kirchthüre in Erwartung geſezt — ſieben volle Stunden — und keine Griechinn. Ich ſage Ihnen nichts von ſeiner Gemüthslage. Sie wiſſen, was eine fehlgeſchlagene Hofnung iſt — und eine Hofnung, von der man ſieben Tage und ſieben Nächte faſt einzig gelebt hat.

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Siebenter Brief.

Auguſt.

Nein, liebſter Freund. Sie thun dem guten Biondello unrecht. Gewiß. Sie hegen einen falſchen Verdacht. Ich gebe Ihnen alle Italiäner Preis, aber dieſer iſt ehrlich.

Sie finden es ſonderbar, daß ein Menſch von ſo glänzenden Talenten und einer ſo exemplariſchen Aufführung ſich zum Dienen herabſetze, wenn er nicht geheime Abſichten dabei habe, und daraus ziehen Sie den Schluß, daß dieſe Abſichten verdächtig ſeien. Wie? Iſt es denn ſo etwas neues, daß ein Menſch von Kopf und Verdienſten ſich einem Fürſten gefällig zu machen ſucht, der es in der Gewalt hat, ſein Glück zu machen? Iſt es etwa entehrend, ihm zu dienen? Läßt Biondello nicht deutlich genug merken, daß ſeine Anhänglichkeit an den Prinzen perſönlich ſei? Er hat ihm ja geſtanden, daß er eine Bitte an ihn auf dem Herzen habe. Dieſe Bitte wird uns ohne Zweifel das ganze Geheimniß aufklären. Geheime Abſichten mag er immer haben, aber können dieſe nicht unſchuldig ſeyn?

Es befremdet Sie, daß dieſer Biondello in den erſten Monaten, und das waren die, in denen Sie uns Ihre Gegenwart noch ſchenkten, alle die großen Talente, die er jezt an den Tag kommen laſſe, verborgen gehalten, und durch gar nichts die Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen habe. Das iſt wahr, aber wo hätte er damals die Gelegenheit gehabt, ſich auszuzeichnen? Der Prinz bedurfte ſeiner ja noch nicht, und ſeine übrigen Talente mußte der Zufall uns entdecken.

Aber er hat uns ganz kürzlich einen Beweis ſeiner Ergebenheit und Redlichkeit gegeben, der alle ihre Zweifel zu Boden ſchlagen wird. Man beobachtet den Prinzen. Man ſucht geheime Erkundigungen von ſeiner Lebensart, von ſeinen Bekanntſchaften und Verhältniſſen einzuziehen. Ich weiß nicht, wer dieſe Neugierde hat. Aber hören Sie an.

Es iſt hier in S. Georg ein öffentliches Haus, wo Biondello öfters aus und eingeht, er mag da etwas liebes haben, ich weiß es nicht. Vor einigen Tagen iſt er auch da, er findet eine Geſellſchaft beiſammen, Advokaten und Offizianten der Regierung, luſtige Brüder und alte Bekannte von ihm. Man verwundert ſich, man iſt erfreut ihn wieder zu ſehen.

ſehen. Die alte Bekanntſchaft wird erneuert; jeder erzählt ſeine Geſchichte bis auf dieſen Augenblick. Biondello ſoll auch die ſeinige zum Beſten geben. Er thut es in wenig Worten. Man wünſcht ihm Glück zu ſeinem neuen Etabliſſement, man hat von der glänzenden Lebensart des Prinzen von *** ſchon erzählen hören, von ſeiner Freigebigkeit gegen Leute beſonders, die ein Geheimniß zu bewahren wiſſen; ſeine Verbindung mit dem Kardinal A***i iſt weltbekannt, er liebt das Spiel, u. ſ. f. Biondello ſtuzt — Man ſcherzt mit ihm, daß er den Geheimnißvollen mache, man wiſſe doch, daß er der Geſchäftsträger des Prinzen von *** ſei. Die beiden Advokaten nehmen ihn in die Mitte; die Flaſche leert ſich fleißig — man nöthigt ihn zu trinken, er entſchuldigt ſich, weil er keinen Wein vertrage, trinkt aber doch, um ſich zum Schein zu betrinken.

„Ja, ſagte endlich der eine Advokat, Biondello verſteht ſein Handwerk, aber ausgelernt hat er es noch nicht. Er iſt nur ein Halber.“

Was fehlt mir noch? fragte Biondello.

„Er verſteht die Kunſt, ſagte der andre, ein Geheimniß bei ſich zu behalten, aber die andre noch nicht, es mit Vortheil wieder los zu werden.

Sollte ſich ein Käufer dazu finden? fragte Biondello.

Die übrigen Gäſte zogen ſich hier aus dem Zimmer, er blieb Tete a Tete mit ſeinen beiden Leuten, die nun mit der Sprache weiter herausgiengen. Daß ich es kurz mache, er ſollte ihnen über den Umgang des Prinzen mit dem Kardinal und ſeinem Neffen Aufſchlüſſe verſchaffen, ihnen die Quellen angeben, woraus der Prinz Geld ſchöpfe, und ihnen die Briefe, die an den Grafen von O*** geſchrieben würden, in die Hände ſpielen. Biondello beſchied ſie auf ein andermal, aber wer ſie angeſtellt habe, konnte er nicht aus ihnen herausbringen. Nach den glänzenden Offerten, die ihm gethan wurden, zu ſchließen, mußte die Nachfrage von einem ſehr reichen Mann herrühren.

Geſtern Abend entdeckte er meinem Herrn den ganzen Vorfall. Dieſer war anfangs Willens, die Unterhändler kurz und gut bei'm Kopf nehmen zu laſſen, aber Biondello machte Einwendungen. Auf freien Fuß würde man ſie doch wieder ſtellen müſſen, und dann habe er ſeinen ganzen Kredit unter dieſer Klaſſe, vielleicht ſein Leben ſelbſt in Gefahr geſezt. Alle dieſes Volk hange unter ſich zuſammen, alle ſtehen für einen, er wolle lieber den hohen Rath in Venedig zum

Feind

Feind haben, als unter ihnen für einen Verräther verſchrien werden. Er würde dem Prinzen auch nicht ſehr nützlich ſeyn können, wenn er das Vertrauen dieſer Volksklaſſe verloren hätte.

Wir haben hin und her gerathen, von wem dieß wohl kommen möchte. Wer iſt in Venedig, dem daran liegen kann, zu wiſſen, was mein Herr einnimmt und ausgibt, was er mit dem Kardinal A***i zu thun hat, und was ich Ihnen ſchreibe? Sollte es gar noch ein Vermächtniß von dem Prinzen von *** d*** ſeyn? oder regt ſich etwa der Armenier wieder?

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Achter Brief.

Auguſt.

Der Prinz ſchwimmt in Wonne und Liebe. Er hat ſeine Griechinn wieder. Hören Sie, wie dieß zugegangen iſt.

Ein Fremder, der über Chiozza gekommen war, und von der ſchönen Lage dieſer Stadt am Golf viel zu erzählen wußte, machte den Prinzen neugierig, ſie zu ſehen. Geſtern wurde dieß ausgeführt, und um allen Zwang und Aufwand zu vermeiden, ſollte niemand ihn begleiten als Z*** und ich, nebſt Biondello, und mein Herr wollte unbekannt bleiben. Wir fanden ein Fahrzeug, das eben dahin abgieng, und mietheten uns darauf ein. Die Geſellſchaft war ſehr gemiſcht aber unbedeutend, und die Hinreiſe hatte nichts merkwürdiges.

Chiozza iſt auf eingerammten Pfählen erbaut, wie Venedig, und ſoll gegen 40,000 Einwohner zählen. Adel findet man wenig, aber bei jedem Tritte ſtößt man auf Fiſcher oder Matroſen. Wer eine Perücke und einen Mantel trägt, heißt ein Reicher; Mütze und Ueberſchlag ſind das Zeichen eines Armen. Die Lage der Stadt iſt ſchön, doch darf man Venedig nicht geſehen haben.

Wir verweilten uns nicht lange. Der Patron, der noch mehr Paſſagiers hatte, mußte zeitig wieder in Venedig ſeyn, und den Prinzen feſſelte nichts in Chiozza. Alles hatte ſeinen Platz ſchon im Schiffe genommen, als wir ankamen. Weil ſich die Geſellſchaft auf der Herfahrt ſo beſchwerlich gemacht hatte, ſo nahmen wir dießmal ein Zimmer für uns allein. Der Prinz erkundigte ſich, wer noch mehr da ſei? Ein Dominikaner war die Antwort, und einige Damen, die retour nach Venedig giengen. Mein Herr war nicht neugierig, ſie zu ſehen, und nahm ſogleich ſein Zimmer ein.

Die Griechinn war der Gegenſtand unſers Geſprächs auf der Herfahrt geweſen, und ſie war es auch auf der Rückfahrt. Der Prinz wiederholte ſich ihre Erſcheinung in der Kirche mit Feuer, Plane wurden gemacht und verworfen, die Zeit verſtrich wie ein Augenblick, ehe wir es uns verſahen, lag Venedig vor uns. Einige von den Paſſagiers ſtiegen aus; der Dominikaner war unter dieſen. Der Patron gieng zu den Damen, die, wie wir jetzt erſt erfuhren, nur durch ein dünnes Bret von uns geſchieden waren, und fragte ſie, wo er anlegen ſollte. Auf der Inſel Murano, war die Antwort, und das Haus wurde genannt. — Inſel Murano! rief der Prinz, und ein Schauer der Ahndung ſchien durch ſeine Seele zu fliegen. Eh' ich ihm antworten konnte, ſtürzte Biondello herein. „Wiſſen Sie auch, in welcher Geſellſchaft wir reiſen?“ — Der Prinz ſprang auf — „Sie iſt hier! Sie ſelbſt fuhr Biondello fort. Ich komme eben von ihrem Begleiter.“

Der Prinz drang hinaus. Das Zimmer ward ihm zu enge, die ganze Welt wär' es ihm in dieſem Augenblick geweſen. Tauſend Empfindungen ſtürmten in ihm, ſeine Knie zitterten, Röthe und Bläſſe wechſelten in ſeinem Geſichte. Ich zitterte erwartungsvoll mit ihm. Ich kann Ihnen dieſen Zuſtand nicht beſchreiben.

In Murano ward angehalten. Der Prinz ſprang an's Ufer. Sie kam. Ich las im Geſicht des Prinzen, daß ſie's war. Ihr Anblick ließ mir keinen Zweifel übrig. Eine ſchönere Geſtalt hab' ich nie geſehen, alle Beſchreibungen des Prinzen waren unter ihr geblieben. Eine glüende Röthe überzog ihr Geſicht, als ſie den Prinzen anſichtig wurde. Sie hatte unſer ganzes Geſpräch hören müſſen, ſie konnte auch nicht zweifeln, daß ſie der Gegenſtand deſſelben geweſen

ſen ſei. Mit einem bedeutenden Blicke ſah ſie ihre Begleiterinn an, als wollte ſie ſagen: das iſt er! und mit Verwirrung ſchlug ſie die Augen nieder. Ein ſchmales Bret ward vom Schiff an das Ufer gelegt, über welches ſie zu gehen hatte. Sie ſchien ängſtlich, es zu betreten — aber weniger, wie mir vorkam, weil ſie auszugleiten fürchtete, als weil ſie es ohne fremde Hülfe nicht konnte, und der Prinz ſchon den Arm ausſtreckte, ihr beizuſtehn. Die Noth ſiegte über ihre Bedenklichkeit. Sie nahm ſeine Hand an, und war am Ufer. Die heftige Gemüthsbewegung, in der der Prinz war, machte ihn unhöflich; die andre Dame, die auf den nehmlichen Dienſt wartete, vergaß er — was hätte er in dieſem Augenblick nicht vergeſſen? Ich erwies ihr endlich dieſen Dienſt, und dieß brachte mich um das Vorſpiel einer Unterredung, die ſich zwiſchen meinem Herrn und der Dame angefangen hatte.

Er hielt noch immer ihre Hand in der ſeinigen — aus Zerſtreuung, denke ich, und ohne daß er es ſelbſt wußte.

„Es iſt nicht das erſtemal, Signora, daß — — daß — — Er konnte es nicht heraus ſagen.

„„Ich ſollte mich erinnern, liſpelte ſie — —

„In der *** Kirche, ſagte er —

„„In der *** Kirche war es, ſagte ſie —

„Und konnte ich mir heute vermuthen — — Ihnen ſo nahe —

Hier zog ſie ihre Hand leiſe aus der ſeinigen — Er verwirrte ſich augenſcheinlich. Biondello, der indeſſen mit den Bedienten geſprochen hatte, kam ihm zu Hülfe.

Signor, fieng er an, die Damen haben Sänften hieher beſtellt, aber wir ſind früher zurückgekommen, als ſie ſich's vermutheten. Es iſt hier ein Garten in der Nähe, wo ſie ſo lange eintreten können, um dem Gedränge auszuweichen.

Der Vorſchlag ward angenommen, und Sie können denken, mit welcher Bereitwilligkeit von Seiten des Prinzen. Man blieb in dem Garten bis es Abend wurde. Es gelang uns, Z*** und mir, die Matrone zu beſchäftigen, daß der Prinz ſich mit der jungen Dame ungeſtört unterhalten konnte. Daß er dieſe Augenblicke gut zu benutzen gewußt habe, können Sie daraus abnehmen, daß er die Erlaubniß empfangen hat, ſie zu beſuchen. Eben jezt, da ich Ihnen ſchreibe, iſt er dort. Wenn er zurückkommt, werde ich mehr erfahren.

Geſtern, als wir nach Hauſe kamen, fanden wir endlich auch die erwarteten Wechſel von unſerm Hofe, aber von einem Briefe begleitet, der meinen Herrn ſehr in Flammen ſezte. Man ruft ihn zurück, und in einem Tone, wie er ihn gar nicht gewohnt iſt. Er hat ſogleich in einem ähnlichen geantwortet, und wird bleiben. Die Wechſel ſind eben hinreichend, um die Zinſen von dem Kapitale zu bezahlen, das er ſchuldig iſt. Einer Antwort von ſeiner Schweſter ſehen wir mit Verlangen entgegen.

(Die Fortſetzung im nächſten Hefte.)

III.

Raphael an Julius.

Fortſetzung der philoſophiſchen Briefe.

(Siehe das dritte Heft der Thalia.)

Das wäre nun freilich ſchlimm, wenn es kein andres Mittel gäbe, Dich zu beruhigen, Julius, als den Glauben an die Erſtlinge Deines Nachdenkens bei Dir wieder herzuſtellen. Ich habe dieſe Ideen, die ich bei Dir aufkeimen ſah, mit innigem Vergnügen in Deinen Papieren wiedergefunden. Sie ſind einer Seele, wie die Deinige, werth, aber hier konnteſt und durfteſt Du nicht ſtehen bleiben. Es gibt Freuden für jedes Alter, und Genüſſe für jede Stufe der Geiſter.

Schwer mußte es Dir wohl werden, Dich von einem Syſteme zu trennen, das ſo ganz für die Bedürfniſſe Deines Herzens geſchaffen war. Kein andres, dreck, ich wette darauf, wird je wieder ſo tiefe Wurzeln bei Dir ſchlagen, und vielleicht dürfteſt Du nur ganz Dir ſelbſt überlaſſen ſeyn, um früher oder ſpäter mit Deinen Lieblingsideen wieder ausgeſöhnt zu werden. Die Schwächen der entgegengeſezten Syſteme würdeſt Du bald bemerken, und alsdann bei gleicher Unerweislichkeit das wünſchenswertheſte vorziehen, oder vielleicht neue Beweisgründe auffinden, um wenigſtens das Weſentliche davon zu retten, wenn Du auch einige gewagtere Behauptungen Preis geben müßteſt.

Aber dieß alles iſt nicht in meinem Plan. Du ſollſt zu einer höhern Freiheit des Geiſtes gelangen, wo Du ſolcher Behelfe nicht mehr bedarfſt. Freilich iſt dieß nicht das Werk eines Augenblicks. Das gewöhnliche Ziel der frühesten Bildung iſt Unterjochung des Geiſtes, und von allen Erziehungskunſtſtücken gelingt dieß faſt immer am erſten. Selbſt Du bei aller Elaſticität Deines Charakters ſchienſt zu einer willigen Unterwerfung unter die Herrſchaft der Meinungen vor tauſend andern beſtimmt, und dieſer Zuſtand der Unmündigkeit konnte bei Dir deſto länger dauren, je weniger Du das Drückende davon

davon fühlteſt. Kopf und Herz ſtehen bei Dir in der engſten Verbindung. Die Lehre wurde Dir werth durch den Lehrer. Bald gelang es Dir, eine intereſſante Seite daran zu entdecken, ſie nach den Bedürfniſſen Deines Herzens zu veredeln, und über die Punkte, die Dir auffallen mußten, Dich durch Reſignation zu beruhigen. Angriffe gegen ſolche Meinungen verachteteſt Du, als bübiſche Rache einer Sklavenſeele an der Ruthe ihres Zuchtmeiſters. Du prangteſt mit Deinen Feſſeln, die Du aus freier Wahl zu tragen glaubteſt.

So fand ich Dich, und es war mir ein trauriger Anblick, wie Du ſo oft mitten im Genuß Deines blühendſten Lebens, und in Aeußerung Deiner edelſten Kräfte durch ängſtliche Rückſichten gehemmt wurdeſt. Die Conſequenz, mit der Du nach Deinen Ueberzeugungen handelteſt, ſind die Stärke der Seele, die Dir jedes Opfer erleichterte, waren doppelte Beſchränkungen Deiner Thätigkeit und Deiner Freuden. Damals beſchloß ich jene ſtümperhaften Bemühungen zu vereiteln, wodurch man einen Geiſt, wie den Deinigen, in die Form alltäglicher Köpfe zu zwingen geſucht hatte. Alles kam darauf an, Dich auf den

Werth des Selbſtdenkens aufmerkſam zu machen, und Dir Zutrauen zu Deinen eignen Kräften einzuflößen. Der Erfolg Deiner erſten Verſuche begünſtigte meine Abſicht. Deine Phantaſie war freilich mehr dabei beſchäftigt, als Dein Scharfſinn. Ihre Ahndungen erſetzten Dir ſchneller den Verluſt Deiner theuerſten Ueberzeugungen, als Du es vom Schneckengange der kaltblütigen Forſchung, die vom Bekannten zum Unbekannten ſtufenweiſe fortſchreitet, erwarten konnteſt. Aber eben dieß begeiſternde Syſtem gab Dir den erſten Genuß in dieſem neuen Felde von Thätigkeit, und ich hütete mich ſehr, einen willkommenen Enthuſiasmus zu ſtören, der die Entwickelung Deiner trefiichſten Anlagen beförderte. Jetzt hat ſich die Scene geändert. Die Rückkehr unter die Vormundſchaft Deiner Kindheit iſt auf immer verſperrt. Dein Weg geht vorwärts, und Du bedarfſt keiner Schonung mehr.

Daß ein Syſtem wie das Deinige die Probe einer ſtrengen Kritik nicht aushalten konnte, darf Dich nicht befremden. Alle Verſuche dieſer Art, die dem Deinigen an Kühnheit und Weite des Umfangs gleichen, hatten kein andres Schickſal. Auch war nichts natürlicher, als daß Deine philoſophiſche Laufbahn bei Dir im Einzelnen eben ſo begann, als bei dem Menſchengeſchlechte im Ganzen. Der erſte Gegenſtand, an dem ſich der menſchliche Forſchungsgeiſt verſuchte, war von jeher — das Univerſum. Hypotheſen über den Urſprung des Weltalls und den Zuſammenhang ſeiner Theile hatten Jahrhunderte lang die größten Denker beſchäftigt, als Sokrates die Philoſophie ſeiner Zeiten vom Himmel zur Erde herabrief. Aber die Gränzen der Lebensweisheit waren für die ſtolze Wißbegierde ſeiner Nachfolger zu enge. Neue Syſteme entſtanden aus den Trümmern der alten. Der Scharfſinn ſpäterer Zeitalter durchſtreifte das unermeßliche Feld möglicher Antworten auf jene immer von neuem ſich aufdringenden Fragen über das geheimnißvolle Innere der Natur, das durch keine menſchliche Erfahrung enthüllt werden konnte. Einigen gelang es ſogar, den Reſultaten ihres Nachdenkens einen Anſtrich von Beſtimmtheit, Vollſtändigkeit und Evidenz zu geben. Es gibt mancherlei Taſchenſpielerkünſte, wodurch die eitle Vernunft der Beſchämung zu entgehen ſucht, in Erweiterung ihrer Kenntniſſe die Gränzen der menſchlichen Natur nicht überſchreiten

ſchreiten zu können. Bald glaubt man neue Wahrheiten entdeckt zu haben, wenn man einen Begriff in die einzelnen Beſtandtheile zerlegt, aus denen er erſt willkührlich zuſammengeſezt war. Bald dient eine unmerkliche Vorausſetzung zur Grundlage einer Kette von Schlüſſen, deren Lücken man ſchlau zu verbergen weiß, und die erſchlichenen Folgerungen werden als hohe Weisheit angeſtaunt. Bald häuft man einſeitige Erfahrungen, um eine Hypotheſe zu begründen, und verſchweigt die entgegengeſezten Phänomene, oder man verwechſelt die Bedeutung der Worte nach den Bedürfniſſen der Schlußfolge. Und dieß ſind nicht etwa bloß Kunſtgriffe für den philoſophiſchen Charlatan, um ſein Publikum zu täuſchen. Auch der redlichſte, unbefangenſte Forſcher gebraucht oft, ohne es ſich bewußt zu ſeyn, ähnliche Mittel, um ſeinen Durſt nach Kenntniſſen zu ſtillen, ſobald er einmal aus der Sphäre heraustritt, in welcher allein ſeine Vernunft ſich mit Recht des Erfolgs ihrer Thätigkeit freuen kann.

Nach dem, was du ehemals von mir gehört haſt, Julius, müſſen Dich dieſe Aeußerungen nicht wenig überraſchen. Und gleichwohl ſind ſie nicht das Produkt burt einer zweifelſüchtigen Laune. Ich kann Dir Rechenſchaft von den Gründen geben, worauf ſie beruhen, aber hierzu müßte ich freilich eine etwas trockne Unterſuchung über die Natur der menſchlichen Erkenntniß vorausſchicken, die ich lieber auf eine Zeit verſpare, da ſie für Dich ein Bedürfniß ſeyn wird. Noch biſt Du nicht in derjenigen Stimmung, wo die demüthigenden Wahrheiten von den Gränzen des menſchlichen Wiſſens Dir intereſſant werden können. Mache zuerſt einen Verſuch an dem Syſteme, welches bei Dir das Deinige verdrängte. Prüfe es mit gleicher Unpartheilichkeit und Strenge. Verfahre eben ſo mit andern Lehrgebäuden, die Dir neuerlich bekannt worden ſind; und wenn keines von allen Deine Forderungen vollkommen befriedigt, dann wird ſich Dir die Frage aufdringen: ob dieſe Forderungen auch wirklich gerecht waren?

„Ein leidiger Troſt, wirſt Du ſagen. Reſignation iſt alſo meine ganze Ausſicht nach ſo viel glänzenden Hofnungen? War es da wohl der Mühe werth, mich zum vollen Gebrauche meiner Vernunft aufzufordern, um ihm gerade da Gränzen zu ſetzen, wo er mir am fruchtbarſten zu werden anfieng? Mußte ich einen

einen höhern Genuß nur deswegen kennen lernen, um das Peinliche meiner Beſchränkung doppelt zu fühlen?“

Und doch iſt es eben dieß niederſchlagende Gefühl, was ich bei Dir ſo gern' unterdrücken möchte. Alles zu entfernen, was Dich im vollen Genuß Deines Daſeins hindert, den Keim jeder höhern Begeiſterung — das Bewußtſein des Adels Deiner Seele — in Dir zu beleben, dieß iſt mein Zweck. Du biſt aus dem Schlummer erwacht, in den Dich die Knechtſchaft unter fremden Meinungen wiegte. Aber das Maaß von Größe, wozu Du beſtimmt biſt, würdeſt Du nie erfüllen, wenn Du im Streben nach einem unerreichbaren Ziele Deine Kräfte verſchwendeteſt. Bis jezt mochte dieß hingehen, und war auch eine natürliche Folge Deiner neuerworbenen Freiheit. Die Ideen, welche Dich vorher am meiſten beſchäftigt hatten, mußten nothwendig der Thätigkeit Deines Geiſtes die erſte Richtung geben. Ob dieß unter allen möglichen die fruchtbarſte ſei, würden Dich Deine eignen Erfahrungen früher oder ſpäter belehrt haben. Mein Geſchäft war bloß, dieſen Zeitpunkt, wo möglich, zu beſchleunigen.

Es iſt ein gewöhnliches Vorurtheil, die Größe des Menſchen nach dem Stoffe zu ſchätzen, womit er ſich beſchäftigt, nicht nach der Art, wie er ihn bearbeitet. Aber ein höheres Weſen ehrt gewiß das Gepräge der Vollendung auch in der kleinſten Sphäre, wenn es dagegen auf die eitlen Verſuche, mit Inſektenblicken das Weltall zu überſchauen, mitleidig herabſieht. Unter allen Ideen, die in Deinem Aufſatze enthalten ſind, kann ich Dir daher am wenigſten den Satz einräumen, daß es die höchſte Beſtimmung des Menſchen ſei, den Geiſt des Weltſchöpfers in ſeinem Kunſtwerke zu ahnden. Zwar weiß auch ich für die Thätigkeit des vollkommenſten Weſens kein erhabeneres Bild als die Kunſt. Aber eine wichtige Verſchiedenheit ſcheinſt Du überſehen zu haben. Das Univerſum iſt kein reiner Abdruck eines Ideals, wie das vollendete Werk eines menſchlichen Künſtlers. Dieſer herrſcht deſpotiſch über den todten Stoff, den er zu Verſinnlichung ſeiner Ideen gebraucht. Aber in dem göttlichen Kunſtwerke iſt der eigenthümliche Werth jedes ſeiner Beſtandtheile geſchont, und dieſer anhaltende Blick, deſſen er jedem Keime von Energie auch in dem kleinſten Geſchöpfe würdigt,

würdigt, verherrlicht den Meiſter eben ſo ſehr, als die Harmonie des unermeßlichen Ganzen. *Leben* und *Freiheit* im größten möglichen Umfange iſt das Gepräge der göttlichen Schöpfung. Sie iſt nie erhabener, als da, wo ihr Ideal am meiſten verfehlt zu ſeyn ſcheint. Aber eben dieſe höhere Vollkommenheit kann in unſrer jetzigen Beſchränkung von uns nicht gefaßt werden. Wir überſehen einen zu kleinen Theil des Weltalls, und die Auflöſung der größern Menge von Mißtönen iſt unſerm Ohre unerreichbar. Jede Stufe, die wir auf der Leiter der Weſen emporſteigen, wird uns für *dieſen* Kunſtgenuß empfänglicher machen, aber auch alsdann hat er gewiß ſeinen Werth nur als *Mittel*, nur inſofern er uns zu ähnlicher Thätigkeit begeiſtert. Träges Anſtaunen fremder Größe kann nie ein höheres Verdienſt ſeyn. Dem edleren Menſchen fehlt es weder an Stoffe zur Wirkſamkeit noch an Kräften, um ſelbſt in ſeiner Sphäre *Schöpfer* zu ſeyn. Und dieſer Beruf iſt auch der Deinige, Julius. Haſt Du ihn einmal erkannt, ſo wird es Dir nie wieder einfallen, über die Schranken zu klagen, die Deine Wißbegierde nicht überſchreiten kann.

Und dieß iſt der Zeitpunkt, den ich erwarte, um Dich vollkommen mit mir ausgeſöhnt zu ſehen. Erſt muß Dir der Umfang Deiner Kräfte völlig bekannt werden, ehe Du den Werth ihrer freieſten Aeußerung ſchätzen kannſt. Bis dahin zürne immer mit mir, nur verzweifle nicht an Dir ſelbſt.

(wird fortgeſetzt.)

R.

IV. Ge-

IV.

Gedichte.

An die Wohlthätigkeit.

1.

Göttinn! der die Wonnezähre
Von der Roſenwange träuſt;
Der des Lohnes goldne Aehre
Kindlich an dem Buſen reiſt:
Sei in deinem Heiligthume,
Das die Seligkeit umfließt,
Engelſchweſter! Himmelsblume!
Hoch und traulich mir gegrüßt.

2.

Du entfliehſt dem Fürſtenthrone,
Wo dein Afterbild ſich bläht:
Reichſt dem Edlern nur die Krone,
Der, wie du, verborgen ſät —
Blühſt in unbekannten Hainen,
Kehrſt in niedre Hütten ein;
Weihſt den Aermern nur zu deinen
Stillen Seligkeiten ein.

3.

Nur durch dich verſöhnt, umarmen
Chriſt und Irokeſe ſich;
Nur durch dich gerührt, erbarmen
Menſchen ihrer Brüder ſich.
Samariterarme trugen
Ihrem Feinde Linderung;
Racherfüllte Buſen ſchlugen
Dir der Liebe Huldigung.

4.

Unter deinem Kuſſe ſchwinden
Thränen, die die Menſchheit weint,
Wenn in dunkeln Labyrinthen
Ihr dein holdes Bild erſcheint —
Wuchernd reicht ihr dankend Lallen
Dir den Zins der Ewigkeit,
Windet dir in goldnen Hallen
Kränze der Unſterblichkeit.

5.

Tauſend Engelfreuden geußeſt
Du in jedes beßre Herz,
Und auf Sonnenbahnen leiteſt
Du die Guten himmelwärts.

Ja,

Ja, im Vollgenuß der Wonne
Mitzutheilen! wohlzuthun!
Werden jauchzend ſie am Throne
Dir am Mutter Buſen ruhn.

6.

Denen Arme ſegnend nickten!
Wer ein Herz im Buſen hat —
Die ihr Thränen der Gedrückten
Nicht vergebens rinnen ſaht —
Wer ſein Scherflein ihren Leiden,
Ihrer Nacktheit Hülle gab,
Fodre Lohn! den Ewigkeiten,
Fodr' ihn dieſer Göttinn ab.

7.

Huldinn, dir! die du erbebend
Einſt an Jeſus Lippe hingſt —
Unter Engeln ihn umſchwebend
Noch den ſterbenden umſingſt —
In der Glorie der Demuth
Mit ihm das Gericht betratſt,
Und im Ausdruck höchſter Wehmuth,
Noch vor ſeine Mörder bathſt.

8.

Sei in deinem Heiligthume,
Wo der Liebe Knoſpe ſprießt,
Engelsſchweſter! Himmelsblume!
Hoch und traulich mir gegrüßt.
Deine Sympathien hauchen
Harmonie und Götterluſt,
Alle gute Menſchen ſaugen
Seligkeit an deiner Bruſt.

Guſtav Schilling.

Ode an Gott.

1.

Ewiger! im Wetterſtrahlenkranze
Deiner Cherubim — bei'm Reihentanze
Deiner Welten ſing' ich dir!
Auf der Phantaſie geweihtem Flügel
Eil' ich zu dem Feuerwolkenhügel
Deines Gottesſitzes hin.

2.

Hingeſunken, an dem Flammenthrone,
Beth' ich dich! du Schöpfer der Aeone,
Und des Staubes Schöpfer an:
Laß' in die Verklärung meiner Saiten
Halleluja! dir — die Ewigkeiten
Sprechen es im Echo nach.

3.

Nimm dann bei dem Klange deiner Sphären
Meines Dankes gluterfüllte Zähren,
Meines Lobſangs Thräne hin —
Schau, vom Donnerchore deiner Größe,
Auf der Menſchheit ſchleierloſe Blöße,
Vater! allerbarmend hin.

4.

Athmen nicht durch dich die Myriaden?
Klimmen an der Allmacht Zauberfaden
Ihrem Stralenlohne zu?
Lacht nicht durch des Todes Trauerflöre
In der Glorie der Sonnenmeere
Frühroth einer lichtern Welt?

5.

Aus des Chaos Schooße losgewunden,
Mit der Jugend Diadem umbunden,
Lächelt ihm ſein Eden an:
Da entriß dem Aether er die Binde,
Wog die Mitternacht der Labyrinthe
Gegen ihre Feuer ab.

6.

Unter deinem Gottesgriffel ſchäumten
Elemente, gute Geiſter keimten
Schöpfer! jauchzend um dich her —
Und bei'm Jubeltone dieſer Weihe
Wallte Sternenklangs, der Sonnenreihe
Lichtmeer, ſeinem Wirbel zu.

7. Wer

7.

Wer befehl den Polen ihrer Tänze
Ew'gen Flügelſchwung? Wer ruſt dem Lenze,
Flur und Blume zu bethaun?
Und wer webte meiner Mutter Erde
Durch das ſchöpferiſche Wort — Es werde!!!
Das azurnene Gewand?

8.

Wer umgürtete mit goldnen Zonen
Der geruſnen Welten Embryonen?
Und wer ruſte meinem Geiſt?
Du! durch deſſen Odem angewehet,
Und für die Unſterblichkeit geſäet,
Ich im Erdenſtaube knie'.

9.

Aus den Silberlocken deiner Blitze,
Die Allgegenwart zum würd'gen Sitze,
Unerreichbarkeit im Blick.
Groß im Seraph, wie im Staube merkbar,
In der Schimmelblume noch erkennbar,
Zeichnet die Natur dein Bild!

10.

Laß dann meines Lobes Dankgeflöte
Dir gefallen, bis die Morgenröthe
Klärender Vollendung winkt —
Allah! deinem Flammenthrone näher,
Jauchzet einſt, ſeraphiſcher und höher,
Gott! mein Alleluja dir!

G. S.

Thalia.

Achtes Heft.

I.

Die Phönizierinnen.

aus dem Euripides überſezt.

Einige Scenen.

Perſonen:

Jokaſte, des Oedipus Gemahlinn und Mutter. Königinn zu Theben.

Antigone, ihre Tochter.

Eteokles

Polynices, ihre und des Oedipus Söhne.

Hofmeiſter der Antigone.

Chor fremde Frauen aus Phönizien.

Die Scene iſt vor dem Pallaſt des Oedipus zu Theben.

Landes-
Bibliothek
Weimar

Erſter Akt.

Erſter Auftritt.

Jokaſte allein
als Vorrednerinn des Stückes.

O der du wandelſt zwiſchen den Geſtirnen
des Himmels, und, auf goldnem Wagen thronend,
mit flüchtigem Geſpanne Flammen von
dir ſtrömſt, erhabner Sonnengott — wie feindlich
ſahſt du auf Thebens Land herab, als Kadmus,
der Tyrer, ſeinen Fuß in dieſe Gegend
geſetzet! — Ihm gebahr der Venus Tochter
Harmonia den Polydor; von dieſem
ſoll Labdakus, des Lajus Vater, ſtammen.
Ich bin Menöceus Tochter; meinen Bruder
nennt Kreon ſich von mütterlicher Seite.
Jokaſte heiß ich — alſo nannte mich
mein Vater — und mein Ehgemahl war Lajus.
Der gieng, als lang' kein Kinderſegen kam,
nach Phöbus Stadt, aus unſerm Ehebette
ſich einen Leibeserben zu erflehn.
Ihm ward die Antwort von dem Gott: „Beherrſcher
der roßekundigen Thebaner, werde
nicht Vater wider Jovis Schluß! denn zeugſt

du einen Sohn, ſo wird dich der Erzeugte tödten,
und wandeln muß dein ganzes Haus durch Blut.
Doch er, von Luſt und Bacchus Wuth beſiegt,
ward Vater — Als ein Knabe nun erſchien,
gab er, der Uebereilung jezt zu ſpät
gewahr und des Orakels eingedenk,
dem Neugebohrnen, dem er durch die Solen
ein ſpitzig Eiſen trieb, den Hirten, ihn
auf Junos Au zu werfen, die den Gipfel
Cithärons ſchmückt. Hier ward er von den Hirten
des Polybus gefunden, heimgetragen,
und vor die Königinn gebracht, die, meines
Gebährens Frucht an ihre Bruſt gelegt,
bei'm Gatten ſich des Kindes Mutter rühmte.
Als er zum Jüngling nun gereiſt, und um
das Kinn das zarte Milchhaar angeflogen,
gieng er — ſei's aus freiwill'ger Regung, ſei's
auf fremden Wink — die Eltern zu erfragen,
nach Phöbus Stadt, wohin zu gleicher Zeit
auch Lajus, mein Gemahl, ſich aufgemacht,
vom weggelegten Sohne Kundſchaft zu erhalten.
Auf einem Scheideweg in Phocis ſtießen
ſie auf einander, und der Wagenführer
des Lajus rief: Mach' Platz dem König, Fremdling!
Doch er kroch ſchweigend ſeines Weges fort
mit hohem Geiſt, bis ihm der Zelter Huf
die Ferſe blutig trat — da — doch wozu

noch über fremdes Unglück mich verbreiten?
Da ſchlug der Sohn den Vater, nahm den Wagen,
und bracht' ihn ſeinem Pfleger Polybus.
Als bald darauf die räuberiſche Sphinx
das Land umher verwüſtete, ließ Kreon
der Schweſter Hand, die jezt verwittwet war;
durch öffentlichen Heroldsruf dem zur
Belohnung biethen, der die Räthſelfrage
der weiſen Jungfrau löſen würde. Das
Verhängniß fügt's, daß Oedipus, mein Sohn,
das Räthſel löſ't, worauf er König ward,
und dieſes Landes Scepter ihn belohnte.
Unwiſſend freit' der Unglückſelige
die Mutter; auch die Mutter wußte nicht,
daß ſie den eignen Sohn umfieng. So gab
ich Kinder meinem Kind, zwei Knaben erſt,
den Eteokles und den herrlichen
Polynices — zwei Töchter dann, die jüngſte
Iſmene von Ihm ſelbſt, die älteſte
vom Mir Antigone genannt. Doch als
der Unglückſelige ſich endlich nun
als ſeiner Mutter Ehgemahl erkannte,
und aller Jammer ſtürmend auf ihn drang,
ſtach der Verzweiflungsvolle mörderiſch
mit goldnem Haken ſich die blutenden
Augapfel aus — Indeſſen bräunte ſich
der Söhne Wange; dieſen Unfall dem

Gerüchte zu verbergen — viele Kunſt
braucht' es, dem Aug' der Welt ihn zu entziehn —
verſchloſſen ſie den Vater im Pallaſte.
Hier lebt er noch, doch wund von der erlitt'nen
Mißhandlung hört man grauenvolle Flüche
ihn auf der Söhne Haupt herunterfluchen,
daß Lajus ganzes königliches Haus
durch ihres Schwertes Schärfe fallen möge.
Und dieſes ſchweren Fluchs Erfüllung nun,
wenn ſie beiſammen wohnen blieben, nicht
herbeizurufen, ſchloſſen unter ſich
die Brüder den Vertrag, daß ſich der Jüng're
freiwillig aus dem Reich verbannen ſollte;
indeß der Aeltere des Throns genöße,
und beide ſo von Jahr zu Jahre wechſelnd.
Doch Eteokles, mächtig nun des Throns,
verſchmäht herabzuſteigen, und verſtößt
Polynicen gewaltſam aus dem Lande.
Der flieht nach Argos, wo Adraſtus ihn
zum Eidam ſich erwählt, und um ihn her
ein mächtig Heer verſammelt. Dieſes führt
er gegen Thebens ſieben Thore nun
heran, des Vaters Reich zurückefordernd,
und ſeinen Antheil an dem Königsthron.
Nun hab' ich, beide Brüder zu verſöhnen,
Polynicen vermocht, auf Treu und Glauben
ſich bei dem Bruder friedlich einzufinden,

eh'

eh' ſie im Treffen feindlich ſich vermengen.
Er werde kommen, meldet mir der Bote.
Sei du nun unſer Retter, Zeus, der über
des Himmels ſtrahlenvollen Kreiſen wohnt,
und ſende meinen Kindern die Verſöhnung.
Wenn du ein weiſes Weſen biſt, nicht immer
kannſt du denſelben Menſchen elend ſehn!

(Sie geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Der Hofmeiſter. Antigone noch nicht gleich ſichtbar.

Hofmeiſter

(ſpricht in's Haus hinein und erſcheint auf dem Giebel.)

Weil dir die Mutter auf dein Bitten denn
vergönnen will, Antigone, aus deinem
Gemach zu gehen, und das Argiverheer
vom Söller des Pallaſtes zu beſchauen,
ſo warte hier, bis ich den Weg erkundet,
damit der Bürger keiner uns begegne,
und nicht verläumderiſcher Tadel mich,
den Knecht, und dich, die Fürſtentochter, treffe.
Hab' ich erſt rings mich umgeſehn, alsdann
erzähl' ich dir, was ich im Lager ſah
und von den Feinden mir erklären laſſen,

als ich den wechſelſeitigen Vertrag
der beiden Brüder hin und wieder trug.
(nachdem er umhergeſehen.)
Es nähert weit und breit ſich niemand. Steig
die alten Zedernſtuffen nur herauf,
und ſchau und ſieh, was für ein Heer von Feinden
in den Gefilden längs dem Quell der Dirce
verbreitet liegt und längs dem Laufe des
Jſmen!

Antigone
(noch hinter der Scene.)
So komm und reiche meiner Jugend
die Manneshand und hilf mir auf die Stuffen.

Hofmeiſter
(ihr den Arm reichend.)
Da Jungfrau! Halte dich nur feſt — Sieh! Eben
zu rechter Zeit biſt du heraufgeſtiegen.
Das Heer kommt in Bewegung und die Haufen
zertrennen ſich.

Antigone.
(zurückſehend.)
Ha! Tochter der Latona!
Ehrwürd'ge Hekate! — Ein Bliz iſt
das ganze eherne Gefilde!

Hofmei-

Hofmeiſter.

Ja, nicht verächtlich rückte gegen Theben
Polynices herauf. Mit Roſſen ohne Zahl
brauſ't er heran, und vielen tauſend Schilden.

Antigone.

Es ſind mit Schlöſſern doch und ehrnen Riegeln
die Pforten und die Werke Amphions,
die Mauren, wohl verwahrt?

Hofmeiſter.

Sei außer Sorgen.
Von innen iſt die Stadt verwahrt — Doch ſieh
den Führer da, wenn du ihn kennen willſt.

Antigone.

Der dort mit blankem Helme vor dem Heer
einherzieht und den ehrnen Schild ſo leicht
im Arme ſchwenkt — Wer iſt's?

Hofmeiſter.

Das iſt ein Führer,
Gebietherinn!

Antigone.

Wer iſt er? Woher ſtammt er?
Wie nennt er ſich? O ſage mir das, Greis.

Hofmeiſter.

Myceniſchen Geſchlechts iſt er und wohnt
an Lernas Teiche, Fürſt Hippomedon.

Antigone.

Wie trotzig — und wie ſchreckhaft anzuſehn!
Den Erdgebohrenen Giganten gleich,
nicht wie ein Sterblicher tritt er einher,
gleich einem Stern in ſeiner Rüſtung leuchtend!

Hofmeiſter.

Siehſt du jezt den, der über das Gewäſſer
der Dirce ſezt?

Antigone.

Ganz andre Waffen ſind
das wieder! Sage mir, wer iſt's?

Hofmeiſter.

Das iſt
der Führer Tydeus, König Oeneus Sohn.
Dem ſchlägt der kalidon'ſche Mars im Buſen.

Antigone.

Iſt's der, der von der Gattinn meines Bruders
die Schweſter ehlichte? Wie fremd von Rüſtung!
Halb Grieche ſcheint er mir und halb Barbar!

Hofmeiſter.

Mein Kind! So ſtarke Schilde führen alle
Etolier, und auf den Lanzenwurf
verſtehen ſie ſich trefflich.

Antigone.

Aber wie
kannſt du dieß alles ſo genau mir ſagen?

Hofmeiſter.

Weil ich der Schilde Zeichen mir gemerkt,
als ich den Stillſtand in das Lager brachte,
ſo kenn' ich die nun, die die Schilde führen.

Antigone.

Wer iſt denn jener Langgelockte dort
an Zethus Grabmal, ſchreckhaft anzuſchauen,
doch noch ein Jüngling an Geſtalt?

Hofmeiſter.

Ein Führer.

Antigone.

Was für ein Haufen von Bewaffneten
ſich um ihn drängt!

Hofmeiſter.

Es iſt Parthenopäus,
der Atalanta Sohn.

Antigone.

Antigone.

Daß ihn Dianens
Geſchoß, die jagend durch Gebirg und Wald
mit ſeiner Mutter ſchweift, verderben möge,
der meine Heimat zu verwüſten kam!

Hofmeiſter.

Das gebe Zevs und alle Himmliſchen!
Doch keine ſchlimme Sache führte die
herauf — drum fürcht' ich ſehr, es werden
die Götter nach Gerechtigkeit verhängen!

Antigone.

Wo aber, wo entdeck' ich den, den das
unſel'ge Schickſal mir zum Bruder gab?
O Liebſter! Zeige mir ihn — zeige mir
Polynicen!

Hofmeiſter.

Der dort nicht weit vom Grabmal
der ſieben Töchter Niobens, zunächſt
an dem Adraſtus, ſteht — erkennſt du ihn?

Antigone.

Ja. Ja. Ich ſehe — doch recht deutlich nicht —
ſo was, das ihm von ferne gleicht — ſo etwa,
wie Er die Bruſt zu tragen pflegt! — o könnt' ich
der ſchnellen Wolke Flug mit dieſen Füßen
zu meinem Bruder durch die Lüfte fliegen,

die

die Arme ſchlingen um den liebſten Hals
des armen Flüchtlings, ach! des lang' entbehrten!
O ſieh doch! Wie die Morgenſonne, blizt
der Herrliche in ſeiner goldnen Rüſtung!

Hofmeiſter.

Und freue dich! Gleich ſteht er ſelbſt vor dir!

Antigone.

Wer iſt denn der, der dort mit eignen Händen
den weißen Wagen lenkt?

Hofmeiſter.

Das iſt der Seher
Amphiaraus, Königinn. Du ſiehſt,
er führt die Opferthiere mit ſich, die
mit ihrem Blut die Erde tränken ſollen.

Antigone.

O Luna! Licht im goldnen Kreiſe! Tochter
der Sonne, die im Sternengürtel glänzt!
Wie ruhig, wie geſchickt er ſeine Zelter
im Zügel hält und herrſchet auf dem Wagen!
Wo aber iſt der Trozige, der gegen
die Stadt ſo kühner Drohung ſich verwogen?
Wo iſt Kapaneus?

Hofmeiſter.

Dort mißt er die Höh'
und Tiefe unſerer Mauren und erſpäht
ſich einen Zugang zu den ſieben Thürmen.

Antigone.

O Nemeſis und ihr hohlbrauſende
Gewitter Jovis und du loher Strahl
des Nachtumgebnen Blitzes! Zähmet ihr
den Trotz, der über Menſchheit ſich verſteiget!
Das iſt der Mann, der Thebens Töchter mit
dem Schwert gefangen nach Mycene führen,
und an dem Quell der Lerna in die Knechtſchaft
herunterſtürzen will — Nein! Tochter Zevs!
Goldlockigte Diana! Heilige!
Knechtſchaft laß nie und nimmer mich erfahren!

Hofmeiſter.

Was du zu ſehn verlangteſt, haſt du nun
geſehn, und deinen Wunſch geſtillt. Komm jezt
in's Haus zurück, mein Kind, in deinem Frauengemach
dich ſtill und ſittſam einzuſchließen.
Der Aufruhr, ſiehſt du, führt dort eine Schar
von Weibern zu der Königsburg heran —
Und Weiber ſchmähen gern'! Je ſeltner ſie
zum Plaudern kommen, deſto emſiger
wird die Gelegenheit benuzt. Es muß,
ich weiß nicht welche Wolluſt für ſie ſeyn,
einander nichts geſundes vorzuſchwatzen.
(ſie gehen ab.)

Zweiter Akt.

Erſter Auftritt.

Polynices kommt.

Hier wär' ich. Durch die Thore haben mich
die Wacher ohne Schwierigkeit gelaſſen.
Dieß könnte mir verdächtig ſeyn — — Nun ſie
in ihrem Netz mich einmal haben, dürfte
wohl ohne Blut kein Rückweg für mich ſeyn.
Ob nicht ein Fallſtrick irgendwo hier laure,
muß ich die Augen aller Orten haben.
Doch dieſes Schwert ſei meine Sicherheit!

(er fährt zuſammen.)

Horch! Wer iſt da? — Wahrhaftig! Ein Geräuſch
ſezt mich in Furcht! Auch dem Beherzteſten
dünkt alles grauenvoll, wenn er den Fuß
in Feindes Land geſezt! — Der Mutter trau' ich
und trau' ihr wieder nicht, die nach beſchwornem
Vertrag hieher zu kommen mich beredet.
Doch in der Nähe hier iſt Schutz. Altäre
der Götter ſtehen da, und auch nicht ganz
verlaſſen ſind die Häuſer. Gut. Ich will
das Schwert der finſtern Scheide wieder geben,
und wer die ſind, die bei der Königsburg
dort ſtehen, mich erkunden.

(er geht auf den Chor zu.)

Zweiter Auftritt.

Polynices. Chor.

Polynices.

Fremde Frauen,
ſagt an, aus welcher Heimat kommet ihr
hieher zu dieſen Wohnungen der Griechen?

Chor.

Phönizien hat mich gezeugt. Mich ſandten,
als ihrer Siege Erſtlinge, dem Phöbus
die Enkel Agenors — und eben wollte
des Oedipus glorreicher Sohn zum hehren
Orakel und zum Heiligthum des Gottes
mich ſenden, da umzingelte der Feind
die Stadt — Laß du nun auch mich hören, wer
Du ſeiſt, und was nach Thebens Veſte dich,
der Siebenthürmenden, geführt?

Polynices.

Mein Vater
iſt Oedipus, des Lajus Sohn. Jokaſte
gebahr mich, des Menöceus edle Tochter,
Polynices nennt mich das Volk zu Theben.

Chor.

O theurer Zweig von Agenors Geſchlechte,
Verwandter meiner Könige, derſelben,

die mich hieher geſendet — o laß mich
nach meines Landes Weiſe knieend dich
begrüßen, Fürſt! So biſt du endlich wieder
gekommen! Nach ſo langer Trennung wieder
gekommen in dein heimiſch' Land!
(er ruft hinein.)
Hervor!
Hervor Gebietherinn! Thu' auf die Thore!
Hörſt du ihn nicht, den du gebahrſt! Was ſäumſt du
die hochgewölbten Zimmer zu durcheilen
und in des Sohnes Arme dich zu werfen?

Dritter Auftritt.

Jokaſte zu den Vorigen.

Jokaſte.

Jungfrauen, eure tyr'ſche Stimme hab'
ich in dem Innern des Pallaſts vernommen,
und wanke nun mit Alterſchwerem Tritt
zu euch heraus.
(Sie erblickt den Polynices.)
Mein Sohn! Mein Sohn! So ſeh'
ich endlich nach ſo vielen tauſend Tagen
dein liebes Auge wieder! O umſchlinge
mit deinem Arm die mütterliche Bruſt!
Laß die geliebten Wangen mich berühren!

Laß, mit der Mutter Silberhaar vermengt,
die braunen Locken dieſen Hals beſchatten!
O Freude! Freude! Nimmer glaubt' ich, nimmer
hoft' ich, in dieſe Arme dich zu ſchließen.
Was ſoll ich alles dir doch ſagen? Wie
das mannichfaltige Entzücken mit
Gebärden, Worten, Händen von mir geben,
jezt, da jezt dort die irren Blicke weidend,
die Luſt vergang'ner Jahre wieder koſten?
O lieber Sohn, wie öde ließeſt du
das väterliche Haus zurück, als dich
des Bruders Troz in's Elend ausgeſtoßen.
Wie haben deine Freunde ſich nach dir
geſehnt! Wie hat ganz Thebe ſich nach dir
geſehnt! Mein Sohn, von dieſem Tag' an ſchnitt'
ich Jammernde die Locken mir vom Haupte,
ſeit dieſem Tage ſchmückt kein weißes Kleid
die Glieder mehr, nur dieſes nächtliche
Gewand, das du hier ſiehſt, hat mich bekleidet.
Mit thränenvoller Sehnſucht ſchmachtete
indeß, des Augenlichts beraubt, der Greis
hier in der Burg nach ſeinen Söhnen, die
von ſeinem Hauſe wilde Zwietracht riß,
ſchon zückt' er gegen ſich das Schwert, den Tod
mit eignen Händen ſich bereitend, knüpfte
ſich zu erwürgen ſchon an hohem Pfoſten
die Seile, gegen dich und deinen Bruder

in heulende Verwünſchungen ergoſſen.
So halten wir den Ewigjammernden
im Dunkel hier verborgen. Du, mein Sohn,
haſt unterdeß im Ausland, wie ſie ſagen,
des Hochzeitbettes Freuden dir bereitet,
haſt — o welch harter Schlag für deine Mutter
und welcher Schimpf für Lajus, deinen Ahnherrn!
haſt Fremde zu den Deinigen gemacht,
und fremden Fluch an unſer Haus gekettet.
Ich hatte dir die Hochzeitfackel ja
nicht angezündet, wie es ſittlich iſt
und recht, und wie's beglückten Müttern ziemet,
und der Iſmen gab dir die Welle nicht
zum hochzeitlichen Bad, kein Freudenton
begrüßte deine Braut in Thebens Thoren!
Verwünſcht ſei'n alle Plagen, die das Haus
des Oedipus, ſei's durch der Söhne Schwert
und Zwietracht, ſei's um ſeiner Sünde willen,
ſei's durch des Schickſals blinden Schluß, beſtürmen.
Auf meinem Haupte ſchlagen ſie zuſammen.

Chor.

Hart ſind die Wehen der Gebährerinn,
drum lieben alle Mütter ſo die Kinder!

Polynices.

Hier bin ich mitten unter Feinden, Mutter.
Hab' ich mir gut gerathen oder ſchlimm?

ich weiß es nicht — Doch hier iſt keine Wahl,
zum Vaterland fühlt jeder ſich gezogen.
Wer anders redet, Mutter, ſpielt mit Worten,
und nach der Heimat ſtehen die Gedanken.
Doch von geheimer Furcht gewarnt, daß nicht
der Bruder hinterliſtig mich erwürge,
hab' ich die Straßen mit entblößtem Schwert,
und ſcharf herumgeworfnem Blick durchzogen.
Eins iſt mein Troſt, der Friedenseid und dein
gegebnes Wort. Voll Zuverſicht auf dieß
vertraut' ich mich den vaterländ'ſchen Mauren.
Nicht ohne Weinen, Mutter, kam ich her,
als ich die alte Königsburg und die
Altäre meiner Götter, und die Schule,
wo meine Jugend ſich im Waffenſpiel
geübt, und Dircens wohlbekannte Waſſer
nach langer, langer Trennung wieder ſah!
Ganz wider Billigkeit und Recht ward ich
aus dieſen Gegenden verbannt, gezwungen
mein Leben in der Fremde zu verweinen.
Nun ſeh' ich auch noch dich, geliebte Mutter,
auch dich voll Kummers, mit beſchornem Haupte,
in dieſem Trau'rgewande — Ach, wie elend
bin ich! Wie unglückbringend, liebe Mutter,
iſt Feindſchaft zwiſchen Brüdern, und wie ſchwer
hält die Verſöhnung! — Aber wie ergeht's
dem alten blinden Vater hier im Hauſe?

Wie meinen beiden Schweſtern? Weinen ſie
um ihren Bruder, der im Elend irret?

Jokaſte.

Ach, irgend ein Unſterblicher iſt gegen
das Haus des Oedipus entbrannt! Erſt ward
ich Mutter, die nicht Mutter werden ſollte,
drauf ehlichte zur unglückſel'gen Stunde
dein Vater Lajus mich und dann wardſt du!
Doch wozu dieſes? — Tragen muß der Menſch,
was ihm die Götter ſenden — Sieh: Ich möchte
gern ein'ge Fragen an dich thun, wenn ich
nicht fürchtete, dich zu betrüben.

Polynices.

Thu'
es immer. Halte nichts vor mir zurück.
Was Du willſt, macht mir allemal Vergnügen.

Jokaſte.

Was ich zuerſt alſo gern' wiſſen möchte —
Sag — iſt's denn wirklich ein ſo großes Uebel,
des Vaterlands beraubet ſeyn?

Polynices.

Das Größte,
und größer in der That, als Worte es
beſchreiben.

Jokaſte.

Und wodurch denn eigentlich?
Was iſt ſo hartes denn an der Verweiſung?

Polynices.

Das Schrecklichſte iſt das: der Flüchtling darf
nicht reden, wie er gerne möchte.

Jokaſte.

Was du mir ſagſt, iſt eines Sklaven Loos;
nicht reden dürfen, wie man's meint!

Polynices.

Er muß
den Aberwitz der Mächtigen ertragen.

Jokaſte.

Ein Thor ſeyn müſſen mit den Thörigten,
auch das fällt hart!

Polynices.

Und dennoch muß er ihnen,
ſo ſehr ſein Inn'res ſich dagegen ſträubt,
um ſeines Vortheils willen ſklaviſch dienen.

Jokaſte.

Doch Hofnung, ſagt man, ſtärke den Verbannten.

Polynices.

Sie lacht ihm freundlich, doch von weitem nur.

Jokaſte.

Jokaſte.

Und lehrt die Zeit nicht, daß ſie eitel war?

Polynices.

Ach, eine holde Venus ſpielt um ſie!

Jokaſte.

Doch wovon lebteſt du, eh' deine Heurath
dir Unterhalt verſchaffte?

Polynices.

Manchmal hatt' ich
auf einen Tag zu leben, manchmal nicht.

Jokaſte.

Nahm denn kein alter Gaſtfreund deines Vaters,
kein andrer Freund ſich deiner an?

Polynices.

Sei glücklich!
Mit Freunden iſt's vorbei in ſchlimmen Tagen.

Jokaſte.

Auch deine Herkunft half dir nicht empor?

Polynices.

Ach Mutter! Mangel iſt ein hartes Loos!
Mein Adel machte mich nicht ſatt.

Jokaſte.

Die Heimat
iſt alſo wohl das Theuerſte, was Menſchen
beſitzen!

Polynices.

O, und theurer als die Zunge
ausſprechen kann!

Jokaſte.

Wie kamſt du denn nach Argos?
Was für ein Vorſatz führte dich dahin?

Polynices.

Adraſten ward von Phöbus das Orakel:
ein Eber und ein Löwe würden ſeine
Eidame werden.

Jokaſte.

Sonderbar! Was heißt das?
Wie konnteſt du mit einem dieſer Nahmen
gemeinet ſeyn?

Polynices.

Das weiß ich ſelbſt nicht, Mutter.
Das Schickſal hatte mir dieß Glück beſchieden.

Jokaſte.

Voll Weisheit ſind des Schickſals Fügungen!
Wie aber brachteſt du's bis zur Vermählung?

Polynices.

Es
war Nacht. Ich kam zur Halle des Adraſt —

Jokaſte.

Flüchtlingen gleich, ein Obdach da zu finden?

Polynices.

Das war mein Vorſatz. Bald nach mir kam noch
ein andrer Flüchtling.

Jokaſte.

Wer war dieſer Andre?
Auch ein Unglücklicher, wie du?

Polynices.

Er nannte
ſich Tydeus, Oeneus Sohn.

Jokaſte.

Wie aber konnte
Adraſt mit wilden Thieren euch vergleichen?

Polynices.

Weil wir um's Lager handgemein geworden.

Jokaſte.

Und darin fand der Sohn des Talaus
den Aufſchluß des Orakels?

Polynices.

Jedem von uns
ward ſeiner Töchter eine zur Gemahlinn.

Jokaſte.

Und dieſe Ehe — ſchlug ſie glücklich aus?

Polynices.

Bis dieſen Tag hab' ich ſie nicht bereuet.

Jokaſte.

Wodurch bewogſt du aber die Argiver,
mit dir herauf zu ziehn?

Polynices.

Adraſtus ſchwor
es mir und dieſem Tydeus zu, der jezt
mein Bruder iſt, jedweden Eidam in
ſein vaterländiſch Reich zurückzuführen,
und mich zuerſt. Es ſind der argiſchen
und griech'ſchen Fürſten viel im Heer, mir dieſen
nothwendigen, doch traur'gen Dienſt zu leiſten;
denn wider meine Heimat führ' ich ſie
herauf. Doch die Unſterblichen ſind Zeugen,
wie ungern' ich die Waffen gegen meine
Geliebteſten ergriff. Dir, Mutter, kommt es
nun zu, den thränenvollen Zwiſt zu heben,
zwei gleich geliebte Brüder zu verſöhnen,

und dir und mir und unſerm Vaterland
viel Drangſal, viele Leiden zu erſparen.
Es iſt ein altes Wort, doch bring' ich's wieder:
Die Ehre wohnt bei'm Reichthum. Reichthum übt
die größte Herrſchaft über Menſchenſeelen.
Ihn zu erlangen, komm' ich an der Spitze
ſo vieler Tauſende. Der Arme, ſei
er noch ſo groß gebohren, gilt für nichts.

Chor.

Sieh! Eben naht ſich Eteokles ſelbſt
zur Friedenshandlung. Königinn, nun iſt's an dir
der Ueberredung kräft'ges Wort zu führen,
das deine Kinder zur Verſöhnung neige.

Vierter Auftritt.

Eteokles zu den Vorigen.

Eteokles.

Da bin ich Mutter. Dir zu lieb' erſchein ich.
Was ſoll ich hier? Man laſſe hören. Eben
hab' ich mein Volk und meine Wagen vor den Mauren
in Schlachtordnung geſtellt — noch hielt ich ſie
zurück, das Wort des Friedens erſt zu hören,
um deſſentwillen dem vergönnet ward,
mit ſicherem Geleit' hier zu erſcheinen.

Jokaſte.

Jokaſte.

Gelaß'ner. Uebereilung thut nicht gut,
Bedachtſamkeit macht alle Dinge beſſer.
Nicht dieſen finſtern Blick! Nicht dieſes Schnauben
verhaltner Wuth! Es iſt kein abgeriſſnes
Meduſenhaupt, was du betrachten ſollſt,
dein Bruder iſt's, der zu dir kam — Auch du,
Polynices, gönn' ihm dein Angeſicht;
weit beſſer ſpricht ſich's, weit eindringender,
wenn deine Blicke ſeinem Blick begegnen,
weit beſſer wirſt du ihn verſtehn. Hört Kinder!
Ich will euch eine kluge Lehre geben.
Wenn Freunde, die einander zürnen, ſich
von Angeſicht zu Angeſicht nun wieder
zuſammen finden, ſeht, ſo müſſen ſie,
uneingedenk jedweder vorigen
Beleidigung, ſich einzig deſſen nur,
weßwegen ſie beiſammen ſind, erinnern!

(Zu Polynices.)

Du haſt das erſte Wort, mein Sohn. Weil dir
Gewalt geſchehen, wie du ſagſt, biſt du
mit dem Argiverheer heraufgezogen.
Und möchte einer der Unſterblichen
nun Schiedsmann ſeyn, und eure Zwietracht tilgen!

Polynices.

Wahrheit liebt Einfalt. Die gerechte Sache
hat künſtlich ſchlauer Wendung nicht vonnöthen.

Sie

Sie ſelbſt iſt ihre Schutzwehr. Nur die ſchlimme,
ſiech in ſich ſelbſt, braucht die Arznei des Witzes.
Weil ich es gut mit ihm und mir und mit
dem Vaterland gemeint, verbannt' ich mich,
den Flüchen zu entgehen, die der Greis
auf uns gewälzt, freiwillig aus dem Reiche,
ließ ihm den Thron, den er nach Jahresfriſt
abwechſelnd mich beſteigen laſſen ſollte,
noch damals weit entfernt, mit Blut und Mord
zurückzukehren, Böſes zuzufügen,
und Böſes zu empfangen. Ihm gefiel
die Auskunft, er beſchwor ſie bei den Göttern,
nun hält er nichts von allem, was er ſchwor,
und fähret fort, den Thron und meinen Theil
am väterlichen Reich ſich zuzueignen.
Doch ſelbſt noch jezt bin ich bereit — gibt man
was mein iſt, mir zurück — der Griechen Heer
aus dieſem Land' in Frieden wegzuführen,
mein Jahr, wie es mir zukommt, zu regieren,
und ihm ein Gleiches wieder zu geſtatten.
So bleibt mein Vaterland von Drangſal frei,
und keine Leiter naht ſich dieſen Thürmen.
Verſchmäht man das — Nun! So entſcheide denn
das Schwert! Doch meine Zeugen ſind die Götter,
wie billig ich es meinte, und wie höchſt
unbillig man der Heimat mich beraubet!
Das iſt es, Mutter, Wort für Wort, was ich

zu ſagen habe, kurz und ungeſchraubt,
doch klar und überzeugend; wie mir däucht,
dem ſchwachen Kopf, wie dem Verſtändigſten!

Chor.

Ich finde dieſe Rede voll Verſtand,
wiewohl mich Griechenland nicht auferzogen.

Eteokles.

Ja wenn, was Einem ſchön und löblich dünkt,
auch jedem andern ſchön und löblich dünkte,
kein Streit noch Zwiſt entzweihte dann die Welt!
So aber ſind's die Nahmen nur, worüber
man ſich verſteht; in Sachen denkt man anders.
Sieh, Mutter! Zu den Sternen dort — ich ſag'
es ohne Scheu — dort, wo der Tag anbricht,
ſtieg ich hinauf, vermöchten's Menſchenkräfte,
und in der Erde Tiefen taucht' ich unter,
die höchſte der Göttinnen, die Gewalt,
mir zu erringen! Mutter, und dieß Gut
ſollt' ich in andern Händen lieber ſehn,
als in den meinigen? Der iſt kein Mann,
der, ſich des Größern entäußernd, an
dem Kleinern ſich genügen läßt — Und wie
erniedrigend für mich, wenn dieſer da
mit Feu'r und Schwert, was er nur will, von mir
ertrotzen könnte! Wie beſchimpfend ſelbſt

für Theben, wenn die Speere der Argiver
das Scepter mir abängſtigten! Nein, Mutter!
Nein! Nicht die Waffen in der Hand, hätt' er,
von Frieden ſprechen ſollen! Was ein Schwert
ausrichten mag, thut auch ein Wort der Güte.
Will er im Lande ſonſt ſich niederlaſſen?
Recht gern! Doch König wird er nicht! So lange
ich es zu hindern habe, nicht! — Ihm dienen,
da ich ſein Herr ſeyn kann? — Nur zu! Er rücke
mit Schwert und Feuer auf mich an, er decke
mit Roſſen und mit Wagen das Gefilde!
Mein König wird er niemals! Nie und nimmer!
Muß Unrecht ſeyn, ſo ſei's um eine Krone,
in allem andern ſei man tugendhaft [1]).

Chor.

Zu ſchlimmer That ſchön reden iſt nicht gut.
Das heißt Gerechtigkeit und Tugend höhnen.

Jokaſte.

Mein Sohn! Mein Eteokles! Alles iſt
nicht ſchlimm am Alter. Die Erfahrung krönt's

---

[1]) Nam ſi violandum eſt jus, regnandi gratia violandum eſt; in aliis rebus pietatem colas. Cic. Offic. L. III. Cap. 21. Capitalis Eteocles, vel potius Euripides, ſetzt er hinzu, qui id unum, quod omnium ſceleratiſſimum fuerat, exceperit. Es iſt immer zu verwundern, daß dieſe ganze ſtarke Rede des Eteokles, wenn gleich der Chor ſie nachher tadelt, auf einem griechiſchen Theater hat geſagt werden dürfen.

mit mancher Weisheit, die der Jugend mangelt.
Warum von der Göttinnen ſchlimmſter, von
der Ehrbegierde dich beherrſchen laſſen?
O meide die Abſcheuliche! In manch
glückſelig Haus, in manch glückſelig Land
ſchlich ſie ſich ein, doch wo man ſie empfieng,
zog ſie nie anders aus, als mit Verderben.
Sieh, und nach dieſer raſeſt du! Wie viel
vortreflicher iſt Gleichheit! Gleichheit knüpft
den Bundsverwandten mit dem Bundsverwandten,
den Freund zuſammen mit dem Freund, und Länder
mit Ländern! Gleichheit iſt das heilige Geſetz
der Menſchheit. Dem Vermögenderen lebt
ein ew'ger Gegner in dem Aermern, ſtets
bereit, ihn zu bekriegen. Gleichheit gab
den Menſchen Maaß, Gewicht und Zahl. Das Licht
der Sonne und die ſtrahlenloſe Nacht
läßt ſie in gleichem Zirkelgange wechſeln —
und, keines neidiſch auf des andern Sieg,
wetteifern beide nur, der Welt zu dienen.
Und dich befriedigt nicht der gleiche Theil
am Throne, du mißgönnſt ihm auch den ſeinen?
Iſt das gerecht, mein Sohn? Was iſt ſo großes
denn an der Macht, der glücklichen Gewaltthat,
daß du ſo übermäßig ſie vergötterſt?
Der Menſchen Augen auf ſich ziehn? Iſt das
das Herrliche? Das iſt ja nichts! Bei vielen

Beſitzungen viel Müh' und Angſt empfinden?
Denn was iſt Ueberfluß? Sprich ſelbſt. Ein Nahme!
Juſt haben, was er braucht, genügt dem Weiſen.
Und Schätze ſind kein Eigenthum des Menſchen,
der Menſch verwaltet nur, was ihm die Götter
verliehn, und, wenn ſie wollen, wieder nehmen.
Ein Tag macht den Begüterten zum Bettler.
Nun laß ich unter Zweien dir die Wahl.
Was willſt du lieber? Deine Vaterſtadt
erhalten oder herrſchen? — Du willſt herrſchen!
Wie aber, wenn der Sieger wird, und ſeiner
Argiver Scharen deine Heere ſchlagen,
willſt du dann Zeuge ſeyn, wie Thebens Stadt
zu Grunde ſtürzet, ſeine Jungfrauen,
ein Raub des Siegers, in die Knechtſchaft wandern?
Ehrgeitziger, das leg' ich dir an's Herz,
ſo theu'r muß Thebe deinen Golddurſt zahlen!
(ſich zu Polynices wendend)
Und du, mein Sohn Polynices — dir hat
Adraſtus einen unverſtänd'gen Dienſt
erzeigt und von dir ſelbſt iſt's unverſtändig,
dein Vaterland mit Krieg zu überziehn!
Geſetzt (wofür die Götter uns bewahren!)
du unterwärfeſt dir die Stadt, was für
Trophäen willſt du deinem Sieg errichten?
Mit welchen Opfern den Unſterblichen
für deines Vaterlandes Umſturz danken?

Mit welcher Aufſchrift die gemachte Beute
am Inachus aufſtellen? „Dieſe Schilde
weiht nach Einäſcherung der Vaterſtadt
Polynices den Göttern?“ — Das verhüte
der Himmel, mein geliebter Sohn, daß je
ein ſolcher Ruhm dich bei den Griechen preiſe!
Wirſt du beſiegt, und krönet den das Glück,
ſag' an, mit welcher Stirne willſt du dich,
nach ſo viel tauſend hier gelaßnen Todten,
in Argos ſehen laſſen, wo man deinem
Adraſt entgegen ſchreien wird: „Verfluchtes
Ehebündniß, das du ſtifteteſt! Um einer
Vermählten willen muß dein Volk verderben!“
So rennſt du in die doppelte Gefahr,
den Preis ſowohl, um den du kämpfen willſt,
als der Argiver Beiſtand zu verlieren.
O zähmet, Kinder, dieß unbänd'ge Feuer!
Kann wohl was ungereimter ſeyn, als zwei
Unſinnige, die um daſſelbe buhlen!

Chor.

O wendet Götter dieſes Unheil ab,
und ſtiftet Frieden unter Oedips Kindern!

Eteokles
(aufbrechend.)

Mit Worten wird hier nichts entſchieden, Mutter,
die Zeit geht ungenützt vorbei und dein
Bemühen,

Bemühen, ſiehſt du, iſt umſonſt — Ich Herr
von dieſem Land', ſonſt kein Gedank' an Frieden!
Verſchone mich mit längerer Ermahnung!

(zu Polynices)

Du, räume Theben oder ſtirb!

Polynices.

Durch wen?
Wer iſt der Unverletzliche, der mich
mit mörderiſchem Stahl anfallen darf,
und nicht von meinen Händen gleiches fürchtet?

Eteokles.

Er ſteht vor deinen Augen. Siehſt du hier?

(er ſtreckt ſeinen Arm aus.)

Polynices.

Ich ſehe — doch der Ueberfluß iſt feig,
und eine böſe Sache liebt das Leben.

Eteokles.

Drum rückteſt du mit ſo viel Tauſenden
herauf? Um eine Memme zu bekriegen!

Polynices.

Weil kluge Vorſicht mehr als toller Muth
den Feldherrn ziert.

Eteokles.

Wie übermüthig! Dank'
es dem Vertrag, der dir das Leben friſtet.

Polynices.

Noch einmal ford're ich mein ererbtes Reich
und meinen Thron von dir zurück.

Eteokles.

Es iſt
hier nichts zurückzufordern. Ich bewohne
mein Haus, und fahre fort es zu bewohnen.

Polynices.

Wie? Mehr als deines Antheils iſt?

Eteokles.

So ſagt' ich.
Und nun brich auf.

Polynices.

O ihr Altäre meiner Heimat!

Eteokles.

Die du zu ſchleifen kamſt.

Polynices.

O höret mich!

Eteokles.

Dich hören, der ſein Vaterland bekrieget!

Polynices.

Ihr Tempel meiner heim'ſchen Götter!

Eteokles.

Eteokles.

Sie verwerfen dich.

Polynices.

Man treibt mich aus der Heimat!

Eteokles.

Weil du gekommen biſt, ſie zu verheeren.

Polynices.

Höchſt ungerecht verſtößt man mich, ihr Götter!

Eteokles.

Hier nicht, in deinem Argos ruf' ſie an!

Polynices.

Ruchloſer!

Eteokles.

Doch kein Feind des Vaterlandes wie du!

Polynices.

Gewaltſam treibſt du mich hinaus!
Gewaltſam raubſt du mir mein Erbe!

Eteokles.

Und auch das Leben hoff' ich dir zu rauben.

Polynices.

O hörſt du, was ich leiden muß, mein Vater?

Eteokles.

Er hört auch wie du handelſt.

Polynices.

Und du, Mutter?

Eteokles.

Du haſt's verſcherzt, der Mutter heilig Haupt
zu nennen.

Polynices.

Vaterſtadt!

Eteokles.

Geh in dein Argos
und bethe zu der Lerna Strom!

Polynices.

Ich gehe.
Sei unbeſorgt — Dir tauſend, tauſend Dank,
geliebte Mutter —

Eteokles.

Geh von hinnen, ſag' ich.

Polynices.

Ich gehe. Meinen Vater nur vergönne
mir noch zu ſehen.

Eteokles.

Eteokles.

Nichts.

Polynices.

Die Schweſtern doch?
Die zarten Schweſtern!

Eteokles.

Nie und nimmermehr!

Polynices.

O meine Schweſtern!

Eteokles.

Du erfrecheſt dich,
ihr ärgſter Feind, bei'm Nahmen ſie zu rufen?

Polynices.

Leb' froh und glücklich Mutter.

Jokaſte.

Froh mein Sohn?
Sind's etwa frohe Dinge, die ich leide?

Polynices.

Dein Sohn? — Ich bin es nicht mehr!

Jokaſte.

O ihr Götter!
Zu ſchwerem Drangſal ſpartet ihr mich auf!

Polynices.

Du haſt gehört, wie grauſam er mich kränkte!

Eteokles.

Du hörſt und ſiehſt, wie reichlich er's vergalt!

Polynices.

Wo wird dein Poſten ſeyn vor dieſen Thürmen?

Eteokles.

Was fragſt du dieſes?

Polynices.

Weil ich im Gefechte
dir gegenüber ſtehen will *).

Eteokles.

Den Wunſch
nahmſt du aus meiner Seele.

Jokaſte.

O ich Arme!
O meine Kinder! meine Kinder! Was
beginnet ihr?

Eteokles.

Die That wird's lehren!

Jokaſte.

---

*) Pour m'y trouver et t'y percer le coeur. Brumoy.

Jokaſte.

Fürchtet
ihr eures Vaters Furien nicht mehr?

Polynices *).

Sei's drum! Des Lajus ganzes Haus verderbe!

---

*) Andre Ausleger geben dieſe Rede dem Eteokles, weil ſie ihnen dem ſanftern Charakter des Polynices zu widerſtreiten ſcheint. Es kann ein Fehler des Abſchreibers ſeyn, aber warum es einer ſeyn muß, ſehe ich nicht ein; und man raubt dem Dichter vielleicht eine Schönheit, um ihn von einem anſcheinenden Widerſpruch zu befreien.

II.

Des Grafen
Lamoral von Egmont
Leben und Tod.

Das Andenken des durch die Schlachten bei St. Quentin und Gravelingen, und durch ſein unglückliches Ende in der niederländiſchen Geſchichte ſo merkwürdigen Grafen von Egmont, des erſten wichtigen Schlachtopfers, welches unter Alba's blutiger Verwaltung für die niederländiſche Freiheit gefallen iſt, iſt durch das Trauerſpiel dieſes Nahmens neuerdings wieder aufgefriſcht worden. Ein hiſtoriſches Detail ſeiner Geſchichte, aus glaubwürdigen Quellen geſchöpft, dürfte manchen Leſer vielleicht intereſſieren, und dieß um ſo mehr, da das öffentliche Leben dieſes Mannes in die Geſchichte ſeines Volks auf's genaueſte eingreift.

Lamoral Graf von Egmont und Prinz von Gavre wurde im Jahr 1523 gebohren. Sein Vater war Johann von Egmont, Kammerherr in Dienſten des Kaiſers, ſeine Mutter Franziska, eine Prinzeſſinn von Luxemburg. Sein Geſchlecht, eins der edelſten in den Niederlanden, ſchrieb ſich von den Herzogen von Geldern her, die ihre Unabhängigkeit lange Zeit hartnäckig gegen das burgundiſche und öſterreichiſche Haus behauptet, endlich aber der Uebermacht Karls V. hatten unterliegen müſſen; ja es leitete ſeinen Urſprung bis zu den alten friſiſchen Königen hinauf. Noch ſehr jung trat Lamoral von Egmont in die Kriegsdienſte des Kaiſers, und bildete ſich in den franzöſiſchen Kriegen dieſes Monarchen zum künftigen Helden. Im Jahr 1544 vermählte er ſich auf dem Reichstage zu Speier und in Beiſeyn des Kaiſers mit Sabina, Pfalzgräfinn von Baiern, einer Schweſter Johanns, Churfürſten von der Pfalz, die ihm drei Prinzen und acht Prinzeſſinnen gebahr. Zwei Jahre darauf wurde er auf einem Kapitel, das der Kaiſer in Utrecht hielt, zum Ritter des goldnen Vließes geſchlagen.

Der franzöſiſche Krieg, welcher im Jahr 1557 unter Philipp II. wieder ausbrach, öfnete dem Grafen von Egmont die Bahn zum Ruhme. Emanuel Philibert, Herzog von Savoyen, der die vereinigte engliſch-ſpaniſche und niederländiſche Armee als Generaliſſimus befehligte, hatte St. Quintin in der Picardie berennet, und der Konnetable von Frankreich rückte mit einem Heer von 30,000 Mann und dem Kern des franzöſiſchen Adels herbei, dieſe Stadt zu ent-

entſetzen. Ein tiefer Moraſt trennte die beiden Heere. Es gelang dem franzöſiſchen Feldherrn, nachdem er das Lager des Herzogs von Savoyen beſchoſſen und dieſen genöthigt hatte ſeine Stellung zu verlaſſen, einige 100 Mann in die Stadt zu werfen. Weil die ſpaniſche Armee aber gegen 60,000 Mann, und alſo noch einmal ſo ſtark war als die ſeinige, ſo begnügte ſich der Konnetable, die Beſatzung in St. Quintin verſtärkt zu haben, in welche ſich auch der Admiral Coligni zur Nachtzeit geworfen, und ſchickte ſich deswegen zum Abzug an. Aber eben dieſes fürchtete man im ſpaniſchen Kriegsrath, der in Egmonts Lager gehalten wurde. Egmont, den ſeine natürliche Herzhaftigkeit hinriß, und die ſchwächere Anzahl des Feindes noch muthiger machte, ſtimmte hitzig dafür, den Feind anzugreifen und eine Schlacht zu wagen.

Dieſe Meinung, obgleich von vielen beſtritten, behielt die Oberhand. Am 10ten Auguſt, als am Tage des St. Laurentius, führte der Herzog die Armee durch einen engen Paß, der von den Feinden nur ſchlecht beſezt war und ſogleich verlaſſen wurde; Egmont mit ſeinen leichten Reitern voran, ihm folgte der Graf von Hoorne mit 1000 ſchweren Reitern, dieſem die deutſche Reiterei zu 2000 Pferden, unter Anführung der Herzoge Erich und Heinrich von Braunſchweig; der Herzog von Savoyen ſelbſt ſchloß mit dem

dem Fußvolk. Die franzöſiſche Armee war ſchon im Abzug begriffen, Egmonts Reiterei folgte ihr aber ſo hitzig, daß ſie ſie 3 Meilen von St. Quintin noch erreichte. Die Niederländer brachen mit ſolchem Ungeſtüm von allen Seiten in den Feind, daß ſie ſeine vorderſten Glieder niederwarfen, die Schlachtordnung trennten, und das ganze Heer in die Flucht ſchlugen. 3000 Franzoſen blieben auf dem Platz, der Herzog von Bourbon wurde erſchoſſen, und außer dem Konnetable, der verwundet vom Pferde geworfen und mit ſeinen zwei Söhnen gefangen wurde, kamen noch mehrere aus dem erſten franzöſiſchen Adel in des Siegers Gewalt. Das ganze Lager wurde erobert, und eine große Anzahl Gefangener gemacht. Um dieſen herrlichen Sieg, dem die Einnahme von St. Quintin auf dem Fuße folgte, hatte Egmont das doppelte Verdienſt, daß er zur Schlacht gerathen, und daß er ſie größtentheils ſelbſt gewonnen hatte.

Bald veränderte die Zurückberufung des Herzogs von Guiſe aus Italien das Kriegsglück, und brachte die Waffen der Franzoſen wieder empor. Kalais wurde durch ihn den Engländern entriſſen, eine franzöſiſche Armee verheerte Luxemburg, Flandern wurde durch den Marſchall von Thermes beunruhigt. Dieſem letztern ſchickte Philipp den Grafen von Egmont an der Spitze von 12,000 Mann Fußvolk und 2000

Pferden entgegen. Der Marſchall wollte ſich, nachdem er Dünkirchen verbrannt hatte, längs der Küſte nach Kalais zurückziehen, als ihn Egmont am 13ten Jul. 1558. eben als er den kleinen Fluß Aa bei Gravelingen paſſiren wollte, überfiel. Die Franzoſen, bei 10,000 Mann zu Fuß und 1500 zu Pferde ſtark, empfiengen ihn in Schlachtordnung mit einem mörderiſchen Feuer, daß gleich bei'm erſten Angriff ſein Pferd unter ihm erſchoſſen wurde. Nichts deſto weniger drang er wüthend ein, und weil die breite ſandigte Ebene den Kampf begünſtigte, erhub ſich ein verzweifeltes Gefecht, wo Hand gegen Hand und Pferd gegen Pferd ſtritt, desgleichen man in neuern Zeiten wenig Beiſpiele erlebte. Eine ziemlich lange Zeit blieb der Sieg zwiſchen dieſen beiden gleich tapfern und verſuchten Heeren zweifelhaft, bis er endlich durch einen glücklichen Zufall für die Niederländer entſchieden wurde.

Der Schall des Geſchützes hatte einige engliſche Schiffe, welche die Königinn Maria an dieſer Küſte kreutzen ließ, um den Paß zwiſchen Dünkirchen und Kalais zu reinigen, herbeigezogen, welche, da es meiſtens kleine Fahrzeuge waren, nahe genug am Lande anlegten, um einen Flügel der Franzoſen mit dem groben Geſchütze noch zu erreichen. So klein der Schade war, den ſie anrichteten, da ihre allzugroße Entfernung die Wirkung ihres Geſchützes beinahe

ganz

ganz unkräftig machte, und dieſes Freund und Feind ohne Unterſchied traf, ſo beſtürzte doch ihre unvermuthete Dazwiſchenkunſt die eine Parthei, und erhob den Muth der andern. Graf Egmont, dem dieſes nicht entgieng, ließ ſeine deutſchen Reiter der franzöſiſchen Cavallerie unverſehends hinter den Sandbergen hervor in die Flanke fallen, und brachte dieſe dadurch in etwas zum Weichen; worauf die burgundiſche Reiterei heftiger eindrang, die Schlachtordnung trennte und unter dem Fußvolk die Unordnung allgemein machte. 1500 blieben auf dem Platze, außer denen, welche ſich durch Schwimmen zu retten ſuchten und von den Engländern untergetaucht wurden. Von Thermes und ſeine beſten Officiers, alle verwundet, mußten ſich ergeben; Fahnen, Geſchütz nebſt der ganzen bisher gemachten Beute kamen in die Hände des Siegers. Ein weit elenderes Schickſal erwartete die, welche dem Treffen entkommen waren, und den flämiſchen Bauern in die Hände fielen. Dieſe, durch Einäſcherung und Ausplünderung ihrer Dörfer gegen die Franzoſen in die äußerſte Wuth gebracht, fielen nun mit mörderiſchem Grimm über die wehrloſen Flüchtlinge her; die Weiber ſelbſt, erzählt Strada, ſtellten ihnen durch das ganze Land bandenweiſe nach, zerfleiſchten ſie mit Nägeln, oder ſchlugen ſie langſam mit Prügeln zu Tode, daß von allen, die Dünkirchen verbrannt hatten, faſt kein einziger entrann. Zweihundert, welche die Engländer lebendig in die Hände bekamen, ſchickten ſie ihrer Königinn nach London, ihren Antheil an dem Siege dadurch außer Zweifel zu ſetzen. Von den Niederländern wurden nicht 400 Todte gezählt. Die ſchleunige Wiedereroberung der verlorenen Städte war die erſte Frucht dieſes glorreichen Sieges, in welchem Egmont das Verdienſt eines Feldherrn mit der Bravour eines gemeinen Soldaten vereinigt hatte.

Die Niederlagen bei St. Quintin und Gravelingen machten Heinrich den Zweiten ſehr zum Frieden geneigt, welcher auch das Jahr darauf 1559 zu Chateau Cambreſis geſchloſſen wurde. Die niederländiſche Reiterei hatte ſich in dieſem Kriege beſonders nahmhaft gemacht, und aller Ruhm häufte ſich auf dem Grafen von Egmont, der ſie angeführt hatte. Die flandriſchen Städte, die ſich vom Ungemach des Kriegs, deſſen Schauplatz ſie geweſen waren, in einem blühenden Frieden wieder erhohlten, fühlten ſich für dieſe Wohlthat dem Grafen von Egmont beſonders verpflichtet, deſſen Tapferkeit ihn dem Feind abgedrungen hatte. Sein Nahme war in jedermanns Munde, und die allgemeine Stimme erklärte ihn zum Helden ſeiner Zeit. Philipp II. ſelbſt vergab ſeinem ſpaniſchen Stolze ſo viel, daß er ſich öffentlich für ſeinen Schuldner bekannte, und ſich dieſer

ſer Verbindlichkeit auf eine würdige Art zu entledigen verſprach.

Bald nach geſchloſſenem Frieden machte der König Anſtalt, die Niederlande zu verlaſſen, und in ſeine, ihm ſo theure, ſpaniſche Staaten zurückzukehren. Eine der wichtigſten Angelegenheiten, die er noch vor ſeiner Abreiſe zu berichtigen fand, war die Einſetzung eines Generalſtatthalters über die ſämmtlichen Niederlande, welches Amt durch die Abreiſe des Herzogs von Savoyen nach Italien jezt erledigt ſtand. Unter den Prätendenten, welche zu dieſem wichtigen Poſten in Vorſchlag kamen, ſtand Graf Egmont mit Wilhelm I., Prinzen von Oranien, oben an, und die Wünſche der Nation blieben zweifelhaft zwiſchen dieſen beiden. Aber Philipp, der es nicht für rathſam hielt, eine ſo große Gewalt in die Hände eines Volksfreunds zu geben, und der überdem, ſo ſehr er den Grafen von Egmont als einen braven Soldaten ſchäzte, die feine Staatskunſt bei ihm vermißte, die zu einem ſolchen Poſten erforderlich war, in die Rechtgläubigkeit und Treue des Prinzen von Oranien aber ein nicht ganz ungegründetes Mißtrauen ſezte, übergieng beide, und rief ſeine natürliche Schweſter, die Herzoginn Margaretha von Parma, aus Italien, die Niederlande während ſeiner Abweſenheit zu verwalten. Den Grafen von Egmont ſuchte er durch die zwei einträglichen Statthalterſchaften über Artois und Flandern, den Prinzen von Oranien durch drei andre über Holland, Seeland und Utrecht zufrieden zu ſtellen. – Aber ſo glänzend dieſe Belohnung war, und ſo ſehr ſie alle diejenigen übertraf, welche dem übrigen hohen Adel zu Theil wurden, ſo konnte ſie doch den Ehrgeiz zweier Männer nicht erſättigen, die ihre Erwartungen auf etwas Höheres gerichtet hatten; und Philipp hatte durch dieſen glänzenden Vorzug nur den Saamen zu künftiger Empörung bei ihnen ausgeſtreut.

Dennoch würde ſich ihre Ehrbegierde über dieſe fehlgeſchlagene Erwartung noch endlich beruhigt haben, da es die Schweſter ihres Königs war, der ſie nachgeſetzt wurden, und eine weibliche Regierung ihnen zu dem wichtigſten Antheil an der Gewalt Hofnung machte. Aber auch dieſe Hofnung wurde ihnen durch Einführung des Biſchofs von Arras, nachherigen Kardinals Granvella, in das Miniſterium, abgeſchnitten, den der König ſeiner Schweſter als geheimen Rath an die Seite gab, und mit einer eben ſo verhaßten als ordnungswidrigen Gewalt bekleidete. Schon ſeine dunkle Geburt, da ſein Großvater ein Eiſenſchmidt geweſen, mußte den auf ſeine Vorzüge äußerſt ſtolzen niederländiſchen Adel wider die Erhebung dieſes Prälaten aufbringen, aber dieſer Unwille
war

war um ſo gerechter und um ſo heftiger, da Granvella kein Eingebohrner war, und die Konſtitution der Niederlande ausdrücklich alle Ausländer von allen Bedienungen ausſchließt. Die Rolle, welche dieſer Mann unter der vorigen Regierung in Deutſchland geſpielt hatte, trug eben nicht dazu bei, ihm das Herz der Niederländer im voraus zu gewinnen. Sein geſezwidriges Verfahren im Staatsrathe zu Brüſſel, die Herrſchſucht, womit er alle Privilegien der Provinzen mit Füßen trat, ſeine Habſucht, ſeine üppige Lebensart, ſein hochfahrendes Weſen, der Druck, worunter er den hohen Adel hielt, und das geringſchäzige Betragen, das er gegen verſchiedene von den Großen affektirete, brachte die Erbitterung gegen ihn auf's höchſte, und reizte den größten Theil unter ihnen an, ſich gegen dieſen gemeinſchaftlichen Feind zu verbinden.

Die Einſetzung von dreizehn neuen Bißthümern, ein Werk dieſes Miniſters, brachte bald die geſammte niederländiſche Nation gegen ihn in Harniſch. Auſſerdem, daß dieſe eigenmächtige Erweiterung der Hierarchie, bei der man die Stände nicht zu Rathe gezogen hatte, den Territorialfreiheiten der Provinzen zuwider lief, drohte ſie zugleich ihrer Verfaſſung den Umſturz, weil voraus zu ſehen war, daß dieſe neuen Stände dem Hofe, dem ſie ihre Exiſtenz danken, ten, auf's eifrigſte anhängen, und die Mehrheit der Stimmen in den Verſammlungen auf die Seite des Königs neigen würden. Alle Aebte und Mönche erhizten ſich gegen die neuen Biſchöfe, weil dieſe an die Einkünfte der Klöſter und Stiftungen, und als Reformatoren des Klerus aufgeſtellt waren. Der gemeine Mann verabſcheute ſie als Werkzeuge des verhaßten Inquiſitionsgerichtes, das man ihnen ſchon auf dem Fuße folgen ſah. Die grauſamen Prozeduren, welche, den ſtrengen Religionsedikten gemäß, gegen die Ketzer ergiengen, die Inſolenz der ſpaniſchen Truppen, welche noch von dem lezten Kriege her, der Konſtitution zuwider, in den Gränzſtädten in Beſatzung lagen, und deren längeres Verweilen man auf's verhaßteſte erklärte; mit den Privatbeſchwerden gegen den Miniſter verbunden — alles dieſes wirkte zuſammen, die Nation mit Beſorgniſſen zu erfüllen, und den Adel wie das Volk gegen das Joch des Miniſters zu empören.

Unter den Mißvergnügten thaten ſich der Prinz von Oranien, Graf Egmont und Graf von Hoorn auf's engſte zuſammen. Alle drei waren Staatsräthe, und hatten von der Herrſchſucht des Kardinals gleiche Kränkungen erfahren. Nachdem ſie vergebens verſucht hatten, ſich unter dem übrigen Adel eine Parthie zu machen, den eine knechtiſche Furcht vor dem Mini-

Miniſter noch von einem kühnern Schritte abſchrekte, führten ſie ihr Vorhaben für ſich allein aus, und ſezten ein gemeinſchaftliches Schreiben an den König auf, worin ſie den Miniſter förmlich als den Feind der Nation, und als die Urſache aller bisherigen Unruhen anklagten. Sie erklärten, daß das allgemeine Mißvergnügen nicht aufhören würde, ſo lange dieſer verhaßte Prälat am Staatsruder ſäße, und daß ſie ſelbſt nicht mehr im Staatsrath erſcheinen könnten, wenn es Sr. Majeſtät nicht gefiele, dieſen Mann zu entfernen. Da auf dieſes Geſuch nichts erfolgte, ſo verließen ſie den Staatsrath wirklich, von welchem der Kardinal nun einen unumſchränkten Beſiz nahm.

Da es ihnen auf dieſem Wege mißlungen war, den Miniſter zu entfernen, ſo ſuchten ſie es durch Verſpottung ſeiner Perſon und ſeiner Verwaltung dahin zu bringen, daß er ſelbſt reſignirte. Ein luſtiger Einfall, den Egmont hatte, der ſämmtlichen Dienerſchaft des Adels eine gemeinſchaftliche Liverei zu geben, worauf eine Narrenkappe geſtickt war, ſezte den Kardinal, auf den dieſe gedeutet wurde, dem allgemeinen Gelächter aus, daß der Hof ſich darein mengen, und dieſe Liverei verbiethen mußte. Die Ausgelaſſenheit des Pöbels gegen den Miniſter gieng ſo weit, daß man ihm Pasquille in die Hand ſchob, wenn er ſich öffentlich zeigte. Er hatte dem Haß der ganzen

Nation Trotz gebothen, aber dieſen Grad öffentlicher Verachtung konnte er nicht ertragen. Er legte ſeine Miniſterſtelle nieder, und verließ die Provinzen.

Nach dem Abzug Granvellens hatte der Graf von Egmont beinahe den erſten Platz in der Gunſt der Regentinn. Da es aber an einer feſten Hand fehlte, den unter ſich ſelbſt entzweihten und von dem verſchiedenſten Privatintereſſe gelenkten Adel zuſammenzuhalten, ſo wurde die Anarchie allgemein, die Juſtiz wurde ſchlecht verwaltet, die Finanzen vernachläſſigt, das Religionsweſen gerieth in Verfall und die Sekten griffen um ſich. Eine geſchärfte Erneurung der Religionsedikte von Spanien aus war die nächſte Folge dieſer Zerrüttung; aber das Volk, durch die bisherige Nachſicht verwöhnt, wollte dieſes Joch nicht mehr tragen. Um eben dieſe Zeit ſollten die Schlüſſe der tridentiniſchen Kirchenverſammlung in den Niederlanden zur Vollſtreckung gebracht werden. Ihr Inhalt ſtritt mit den Gerechtigkeiten der Provinzen, und alle Stände lehnten ſich dagegen auf. Um den König auf andere Gedanken zu bringen, ſchickte die Regentinn den Grafen von Egmont nach Spanien, der ihn durch mündliche Berichte beſſer, als ſich durch Briefe thun ließ, von dem gegenwärtigen Zuſtand der Dinge unterrichten konnte. Egmont reiſ'te im Jenner 1565 aus den Niederlanden ab.

Der Empfang, der ihm in Madrid widerfuhr; war auszeichnend. Der König und alle ſeine kaſtilianiſchen Großen beeiferten ſich in die Wette, ſeiner Eitelkeit zu ſchmeicheln. Alle ſeine Privatgeſuche wurden ihm über alle ſeine Erwartungen gewährt, und dieſe Gewährungen noch bei ſeinem Abſchied mit einem Geſchenke von 50,000 Gulden begleitet. Sanfte Vorwürfe über den Muthwillen gegen Granvella, die ihm der König in einer Privataudienz machte, mußten ſein Vertrauen in deſſen Aufrichtigkeit eher vermehren als vermindern. Von den Geſinnungen des Königs gegen die niederländiſche Nation wurden ihm von dieſem ſelbſt, und von allen ſeinen Räthen die beſten Verſicherungen gegeben. Der König, hieß es, wolle nach den beſſern Belehrungen, die er nunmehr durch den Grafen erhalten, auf das einſtimmige Verlangen der Provinzen Rückſicht nehmen, und den Weg der Güte gewaltſamen Maßregeln vorziehen. Egmont verließ Madrid als ein Glücklicher — er erfüllte die Niederlande mit Lobpreiſung des Monarchen, während daß ſchon neue Mandate hinter ihm hereilten, die ſeine Verſicherungen Lügen ſtraften.

Zu ſpät erwachte er von ſeinem Taumel. Die allgemeine Stimme klagte ihn an, daß er über ſeinen Privatnutzen das allgemeine Beſte hintan geſezt habe. Er ſchrie laut über die ſpaniſche Argliſt, und drohte alle ſeine Bedienungen niederzulegen. Aber es blieb bei der Drohung. — Egmont hatte eilf Kinder, und Schulden drückten ihn. Er konnte den König nicht entbehren.

Die Abkündigung der geſchärften Religionsedikte hatte die Verbindung des niedern Adels zur Folge, die unter dem Nahmen des Geuſenbundes bekannt iſt. An der Konföderation nahm Egmont ſelbſt keinen Antheil, aber viele ſeiner genauen Freunde und Lehnleute traten ihr bei; ſein eigner Sekretair, Johann Käſenbrodt van Beckerzeel, war darunter. Dieſer Umſtand erſchwerte in der Folge ſeine Verſchuldung. Er habe dieſes gewußt, hieß es, und dieſen Menschen dennoch in ſeinen Dienſten behalten — und dadurch ſei er ſelbſt des Hochverraths ſchuldig.

Einsmals, als die verbundenen Edelleute im Kuibemburgischen Hauſe zu Brüſſel von dem Grafen von Brederode traktirt wurden, führte ihn der Zufall mit einigen ſeiner Freunde an dieſem Hauſe vorbei. Eine unſchuldige Neugierde zog ihn hinein. Er wurde genöthigt mit zu trinken. Die Geſundheit der Geuſen kam auf, er that Beſcheid, ohne zu wiſſen, was man damit wollte. Auch darauf wurde nachher eine Anklage wegen Hochverrath gegründet.

Bald nach Errichtung des Geuſenbundes brach die Bilderſtürmerei in den Provinzen aus. Die Statthalter eilten von Brüſſel weg nach ihren Diſtrikten, um die Ruhe wieder herzuſtellen. Hier zeichnete ſich Egmont durch ſeinen Dienſteifer vor allen übrigen aus. Er ließ in Artois und Flandern viele Aufrührer am Leben ſtrafen, und brachte die Proteſtanten zur Ruhe. Aber auch dieſen großen Dienſt rechnete man ihm nachher als Hochverrath an, weil er den Proteſtanten einige geringe Conceſſionen ertheilt hatte, die er ihnen nicht im Stande geweſen wäre, mit Gewalt zu verweigern.

Die Exzeſſe der öffentlichen Predigten und der Bilderſtürmerei gaben den alten unverſöhnlichen Feinden des niederländiſchen Volks, dem Kardinal Granvella, der ſeinen Einfluß auf den König noch immer behalten hatte, dem Herzog von Alba und dem Großinquiſitor Spinoſa die Waffen in die Hand, den Häuptern des niederländiſchen Adels im Gemüthe des Königs eine tödliche Wunde zu verſetzen. Alle dieſe Unordnungen wurden ihnen zur Laſt gelegt. Ihre Lauigkeit im Dienſte des Königs, ihre Nachſicht gegen die einreiſſenden Sekten, ihre heimlichen Intriguen und Aufmunterungen, ihr Beiſpiel in der Widerſezlichkeit, ihre Verbindungen mit den conföderirten Geuſen — alles dieſes mußte nun zuſammengewirkt haben, den Muth der Rebellen zu erheben, und ihre Ausſchweifungen zu begünſtigen. Dazu kam, daß viele dieſer Wahnſinnigen, die man bei'm Bilderſtürmen ergriffen und zum Tode verurtheilt hatte, ſich mit den Nahmen des Prinzen von Oranien, des Grafen von Egmont, von Hoorn und anderer, waffneten, und ihre eigene Schandthaten dadurch zu beſchönigen ſuchen. Freilich würde ohne die lauten Proteſtationen, welche die niederländiſchen Großen gegen die grauſamen Strafbefehle eingelegt hätten, das gemeine Volk nie ſo kühn geworden ſeyn, dieſe Befehle öffentlich zu verhöhnen, und in ſolche Gewaltthätigkeiten auszubrechen; aber mit welchem Rechte konnte man Folgen, an welche jene nie gedacht hatten, auf ihre Rechnung ſetzen? Jene Proteſtationen konnten ſich mit der ſtrengſten Treue gegen den Monarchen vertragen, und das Beſte der Nation, deren Stellvertreter und Sachwalter ſie waren, machte ſie ihnen zu einer heiligen Pflicht — wie konnte man ſie für die unglücklichen Folgen ihrer löblichen Abſichten verantwortlich machen?

Das Konſeil in Segovien urtheilte anders. Man überredete den König, die bisherige Verfahrungsart zu verändern, das Volk als den betrogenen Theil zu ſchonen, und die Großen zu züchtigen. Es iſt nicht zu läugnen, daß der Schein gegen dieſe ſprach, und ein Monarch wie Philipp konnte ihr Betragen nicht

wohl

wohl aus einem andern Geſichtspunkte betrachten. Der niederländiſche Adel machte Anſprüche, die in der ganzen Monarchie ohne Beiſpiel waren. Auf die ſtolzen Titel von ſtändiſcher Freiheit geſtützt, durch die Vorliebe und Schwäche Karls V. für ſein Väterland noch mehr in einem Eigendünkel beſtärket, den er ſchon in ſo reichem Maße beſaß, ließ er ſich in allen ſeinen Handlungen von einem Geiſte der Ungebundenheit leiten, der bis zum Muthwillen gieng, und mit dem Princip eines Monarchen ganz unverträglich war. Was in Brüſſel eine ganz gewöhnliche und erlaubte Freiheit war, mußte nothwendig in Madrid als die geſezwidrigſte Anmaßung in die Augen fallen. Auch die kaſtilianiſche Grandezza war auf ihre Vorzüge ſtolz; aber ein Monarch, der dieſe anerkannte, konnte ſie an ihrem eignen Stolze, wie an einem Gängelbande leiten. Der Geiſt der Unabhängigkeit, der unter den ſpaniſchen Großen noch nicht hatte unterdrückt werden können, vertrug ſich mit der Monarchie, ja ſogar mit dem Deſpotismus, „weil eben dieſe Großen durch den Deſpotismus, den ſie über ihre eigene Unterthanen ausübten, daran gewöhnt waren; da im Gegentheil der niederländiſche Adel ganz verlernt hatte, Deſpotismus zu ertragen, weil er ſelbſt freien Leuten geboth, weil er ſelbſt keinen ausüben durfte.“

Bei dieſem widrigen Vorurtheile des Königs gegen die Häupter des niederländiſchen Adels war es kein Wunder, daß er ſich den gewaltthätigſten Maßregeln gegen ſie überließ. Von jezt an war das Verderben des Prinzen von Oranien, des Grafen von Egmont, von Hoorne und vieler andrer im ſtillen beſchloſſen; um ſie aber in die Schlinge zu locken, die man ihnen bereitete, mußten ſie durch verſtellte Aeußerungen ſeiner Zufriedenheit erſt ſicher gemacht werden. Man ſchrieb ihnen die gnädigſten Briefe, die von Vertrauen und Wohlgewogenheit überfloſſen. Die Anſchuldigungen und Vorwürfe, die man auf eine geſchickte Art einmiſchte, gaben dieſen Verſicherungen einen Schein von Aufrichtigkeit, und ſtürzten ſie in eine gefährliche Ruhe, als wenn dieß alles wäre, was man über ſie zu klagen hätte. Dem Grafen von Egmont ſagte man oft harte Dinge in dieſen Briefen, um ſo weniger fiel es ihm ein, daß noch etwas im Hinterhalt ſeyn könnte.

So leicht Egmont in die Schlinge zu ziehen war, ſo ſchwer hielt es, den Prinzen von Oranien zu täuſchen. Eine glücklichere Kombinationsgabe, mehr Kenntniß der Welt und der Höfe, und die Aufmerkſamkeit ſeiner Feinde bewahrten ihn vor Betrug. Gerade um dieſelbe Zeit, wo der König in Verſicherungen ſeiner Zufriedenheit gegen ihn und ſeine Freunde ſo verſchwenderiſch war, entdeckte ihm ein aufgefangener Brief von einem ſpaniſchen Bothſchafter aus Paris die wahren Geſinnungen des Königs. Bei einer Zuſammenkunft, die er mit den Grafen von Egmont, von Hoorn, von Hoogſtraten und von Naſſau zu Dendermonde in Flandern veranſtaltete, legte er ihnen dieſes Schreiben vor, deſſen Inhalt noch durch ein andres, welches Hoorn um dieſelbe Zeit aus Madrid erhalten, beſtätigt wurde. Man wollte ſich über die Maßregeln vereinigen, die man in dieſer dringenden Gefahr gemeinſchaftlich zu nehmen hätte; man ſprach von gewaltſamer Widerſetzung, wobei beſonders auf Egmonts Anſehen bei den niederländiſchen Truppen ſehr gerechnet wurde. Aber wie erſtaunte man, als dieſer dazwiſchen trat, und ſich auf folgende Art erklärte: „Lieber, ſagte er, mag alles über mich kommen, als daß ich das Glück ſo verwegen verſuchen ſollte. Das Geſchwätz des Spaniers Alava rührt mich wenig — wie ſollte dieſer Menſch dazu kommen, in das verſchloſſene Gemüth ſeines Herrn zu ſchauen, und ſeine Geheimniſſe zu entziffern? Die Nachrichten, welche uns Montigny gibt, beweiſen weiter nichts, als daß der König eine ſehr zweideutige Meinung von unſerm Dienſteifer hegt, und Urſache zu haben glaubt, ein Mißtrauen in unſre Treue zu ſetzen; und dazu, däucht mir, hätten wir ihm durch das Vergangene Anlaß gegeben. Auch iſt es

mein

mein ernſtlicher Vorſatz, durch Verdoppelung meines Eifers ſeine Meinung von mir zu verbeſſern, und durch mein künftiges Verhalten den Verdacht auszulöſchen, den mein bisheriges Betragen auf mich geworfen haben mag. Und wie ſollte ich mich aus den Armen meiner zahlreichen und hülfsbedürftigen Familie reiſſen, um mich an fremden Höfen als einen Landflüchtigen herum zu tragen, eine Laſt für jeden, der mich aufnimmt, jedes Sklave, der ſich herablaſſen will, mir unter die Arme zu greifen, ein Knecht von Ausländern, um einem leidlichen Zwang in meiner Heimat zu entgehen? Nimmermehr kann der Monarch ungütig an einem Diener handeln, der ihm ſonſt lieb und theuer war, und der ſich ein gegründetes Recht auf ſeine Dankbarkeit erworben. Nimmermehr wird man mich überreden, daß er, der für ſein niederländiſches Volk ſo gnädige Geſinnungen gehegt, und ſo nachdrücklich mir betheuert hat, jezt ſo deſpotiſche Anſchläge dagegen ſchmiede. Haben wir nur erſt dem Lande ſeine vorige Ruhe wieder gegeben, die Rebellen gezüchtigt, den katholiſchen Gottesdienſt wieder hergeſtellt, ſo glauben ſie mir, daß man von keinen ſpaniſchen Truppen mehr hören wird; und dieß iſt es, wozu ich ſie alle durch meinen Rath und durch mein Beiſpiel jezt auffordre, und wozu auch bereits die mehreſten unter dem Adel ſich neigen. Ich, meines Theils, fürchte nichts von dem Zorne des Monarchen.

chen. Mein Gewiſſen ſpricht mich frei. Mein Schickſal ſteht bei ſeiner Gerechtigkeit und ſeiner Gnade."

Alle Gegenvorſtellungen des Prinzen von Oranien waren vergebens. Der Ausbruch der Bilderſtürmerei hatte dem Grafen von Egmont die Augen über ſein Betragen geöfnet. Er war ein eifriger Katholik, und dem Könige aus mehr als einem Grunde, und mehr als er ſelbſt wußte, ergeben. Ein fortgeſetzter Briefwechſel mit dem Hof, vertraute Verhältniſſe mit der Regentinn, und mehr als dieß alles, die perſönlichen Verbindlichkeiten, die er dem Könige hatte, hielten ihn auf's engſte an die Krone angeſchloſſen. Wie ſehr mußten ihn alſo die unerhörten Gewaltthätigkeiten empören, welche ſich die Sekten unter dem Titel einer Freiheit herausnahmen, die er bis jezt in den unſchuldigſten Abſichten für ſie verfochten hatte! Von jezt an trennte er ſeine Sache ganz von der ihrigen, und gab ſich zu allen Maßregeln her, welche die Regentinn gegen ſie in Ausübung brachte. Als dieſe von dem geſammten Adel einen neuen Eid der Treue verlangte, war er einer der erſten, die ihn leiſteten.

Um dieſe Zeit wurde in Spanien die Abſendung eines ſpaniſchen Kriegsheers nach den Niederlanden beſchloſſen, welches der Herzog von Alba anführen ſollte.

ſollte. In den Provinzen ſelbſt hatte die Regentinn durch den Weg der Waffen die Ruhe wieder hergeſtellt, und die Proteſtanten beinahe ganz unterdrückt. Da die Unordnungen getilgt, und das Land beruhiget war, ſo konnte dieſe gewaffnete Ankunft des Herzogs keinen andern Zweck haben, als die Beſtrafung des Vergangenen, und Unterdrückung der gefürchteten Großen. Mehr noch, als die Winke, welche man von Spanien aus erhielt, beſtätigte dieß der perſönliche Charakter des Herzogs von Alba.

Der Schrecken dieſes Gerüchtes führte den rebelliſchen Adel zu den Füßen der Regentinn. Die ſich zu hart vergangen hatten, um noch Vergebung hoffen zu können, oder den ſchwankenden Verſicherungen von Gnade nicht trauten, flohen eilfertig aus dem Lande, und ließen lieber alle ihre Güter im Stiche. Der Prinz von Oranien war unter dieſen, aber noch vor ſeinem Abſchied verſuchte er, den Grafen von Egmont zu einem ähnlichen Entſchluß zu vermögen. In Willebroek, einem Dorfe zwiſchen Antwerpen und Brüſſel, geſchah die Zuſammenkunft, welcher auch der Graf von Mannsfeld und ein Geheimſchreiber der Regentinn beiwohnte. Nachdem letztere, in Vereinigung mit dem Grafen von Egmont, umſonſt verſucht hatten, den Entſchluß des Prinzen von Oranien zu erſchüttern, folgte jener dem Prinzen an ein Fenſter. „Es wird dir deine Güter koſten, Oranien, ſagte Egmont, wenn du auf dieſem Vorſatz beſtehſt" — „ „Und dir dein Leben, Egmont, wenn du den deinigen nicht änderſt, antwortete der Prinz. Mir wenigſtens wird es Troſt ſeyn in jedem Schickſal, daß ich Freunde und Vaterland in der Stunde der Noth durch Beiſpiel und Rath unterſtützte; du wirſt Freunde und Vaterland in ein Verderben mit dir hinabziehen." " Noch einmal wandte der Prinz ſeine ganze Beredſamkeit an, ſeinen Freund über die nahe Gefahr aufzuklären, und ihn zu einem heilſamen Entſchluß zu bewegen, aber umſonſt. Egmont war mit tauſend Banden an ſein Vaterland gekettet, eine thörichte Zuverſicht hielt ſeine Augen gebunden, und ſein Verhängniß ſtellte ſich ihm entgegen. „Nimmermehr wirſt du mich bereden, Oranien, ſagte er, die Dinge in dieſem trüben Lichte zu ſehen, worin ſie dir erſcheinen. Hab ich es erſt dahin gebracht, die Rebellen zu Boden zu treten, und den Provinzen ihre ewige Ruhe wieder zu geben, was kann der König mir anhaben? Der König iſt gütig und gerecht, ich habe mir Anſprüche auf ſeine Dankbarkeit erworben. Soll ich durch eine ſchimpfliche Flucht mich ſelbſt ihrer unwerth erklären?" — „ „Wohlan, rief Oranien aus, ſo wage es denn auf dieſe königliche Dankbarkeit. Aber mir ſagt eine traurige Ahndung — und gebe der Himmel, daß ſie mich betrüge! — daß du die Brücke ſeyn werdeſt, Egmont, über welche die Spanier in das Land ſetzen, und die ſie abbrechen werden, wenn ſie darüber ſind." Nach dieſen Worten umarmte er ihn noch einmal, ſeine Augen waren feucht, ſie hatten einander zum leztenmal geſehen.

Egmont war einer der Erſten, die den Herzog von Alba bei ſeinem Eintritt in Luxemburg begrüßten. Als ihn lezterer von ferne kommen ſah, ſagte er zu denen, die neben ihm ſtanden: „Da kommt der große Ketzer." Egmont, der es gehört hatte, ſtand betreten ſtill und verblaßte. Als ihn aber der Herzog mit erheitertem Geſicht bewillkommte, war dieſe Warnung ſogleich vergeſſen. Er machte dem Herzog ein Geſchenk mit zwei ſchönen Pferden, um ſeine Freundſchaft zu gewinnen.

Zwei ſo entgegengeſezte Charaktere, wie Egmont und Alba, konnten nie Freunde ſeyn; aber eine frühe Eiferſucht im Kriegsruhme hatte dem Herzog längſt eine ſtille Feindſchaft gegen Egmont eingeflößt, die durch einige unbedeutende Kleinigkeiten genährt wurde. Egmont hatte ihm einmal bei'm Würfelſpiel mehrere tauſend Goldgulden abgenommen, eine Beleidigung, die der karge Spanier nie verzeihen konnte. Ein andermal wurde er von dem Grafen bei einem

Schei-

Scheibenſchießen in Brüſſel auf den Wettkampf herausgefordert, und überwunden. Ganz Brüſſel bezeugte laut ſeine Freude, und frohlokte, daß der Flamänder über den Spanier Meiſter geworden ſei. Solche Kleinigkeiten vergeſſen ſich unter Menſchen nie, die im Großen gegen einander ſtoßen; und Alba konnte ſo wenig vergeben, als ſein König.

Die erſten Tage ſeiner Anweſenheit in Brüſſel verhielt ſich der Herzog ganz ruhig; er mußte den Adel erſt ſicher machen, um alle diejenigen herbeizulocken, um die es ihm zu thun war. Der Graf von Hoorn hatte es für rathſam gehalten, nicht bei'm Empfange zu ſeyn; aber die Verſicherungen, die ihm Egmont von den guten Geſinnungen des neuen Statthalters gab, machten ihm Muth, daß er in kurzer Zeit auch herbeikam. Der Graf von Hoogſtraten fehlte allein noch, dem unter einem Geſchäftsvorwand befohlen wurde in Brüſſel zu erſcheinen. Ein glücklicher Zufall bewahrte ihn vor ſeinem Verderben.

Zu lange wollte der Herzog indeſſen dieſen wichtigen Schritt nicht verſchieben; das Geheimniß konnte verhauchen, und ſeine Opfer entwiſchten ihm. Der Tag wurde alſo angeſezt, wo man ſich der beiden Grafen von Hoorn und von Egmont verſichern wollte.

Zu gleicher Zeit ſollten ihre Sekretaire verhaftet und ihre Briefſchaften in Verwahrung genommen werden. Der ſpaniſche Gouverneur in Antwerpen, Graf von Lodrona, hatte Befehl, ſich an dem nähmlichen Tag des Bürgermeiſters zu bemächtigen, und, ſobald es geſchehen, dem Herzog durch eine Eſtafette Nachricht davon zu geben.

An dieſem Tage wurden die Grafen von Mannsfeld, von Hoorn, von Egmont, von Barlaimont, von Arſchot u. a. nebſt den Söhnen des Herzogs und den vornehmſten ſpaniſchen Offiziers unter dem Vorwand einer außerordentlichen Berathſchlagung im Kullemburgiſchen Hauſe, wo des Herzogs Quartier war, verſammelt. Der Herzog unterhielt ſich mit ihnen über den Plan einer Citadelle, die er in Antwerpen wollte anlegen laſſen, und ſuchte die Sitzung ſo ſehr als möglich zu verlängern, weil er keinen Schritt thun wollte, ehe er wußte, wie ſein Anſchlag in Antwerpen ausgefallen ſei. Um dieſes mit deſto weniger Verdacht zu thun, ließ er ſich von dem Kriegsbaumeiſter, Paciotto, den er aus Italien mitgebracht, den Riß zu der Veſtung vorlegen und die Ritter ihr Gutachten davon ſagen. Endlich als der Kourier von Antwerpen mit günſtigen Zeitungen eingetroffen, entließ er das Conſeil. Egmont wollte ſich nun mit dem Sohn des Herzogs hinweg begeben, als

ihm

ihm der Hauptmann von der Leibwache des Herzogs, Sancho von Avila, in den Weg trat, und zu gleicher Zeit eine Schar ſpaniſcher Soldaten ſichtbar wurde, die ihm Flucht und Vertheidigung unmöglich machten. Der Offizier forderte ihm den Degen ab, den er ihm mit vieler Faſſung auslieferte. „Dieſer Stahl, ſagte er, hat die Sache des Königs ſchon einigemal nicht ohne Glück vertheidigt.“ In der nehmlichen Stunde wurde auch der Graf von Hoorn in einem anderſt Theil des Pallaſtes gefangen genommen. Hoorn fragte, wie es mit Egmont ſtünde? Man ſagte ihm, daß dieſer in eben dem Augenblick auch in Verhaft genommen würde, worauf er ſich ohne Widerſtand ergab. „Von ihm hab' ich mich leiten laſſen, rief er aus, es iſt billig, daß ich ein Schickſal mit ihm theile.“ Während daß dieſes in dem Kuilemburgiſchen Hauſe vorgieng, ſtand ein ſpaniſches Regiment vor demſelbigen unter dem Gewehre.

Beide Grafen wurden einige Wochen nach ihrer Verhaftung unter einer Eſcorte von 3000 ſpaniſchen Soldaten nach Gent geſchaft, wo ſie länger als 8 Monate in der Citadelle verwahret wurden. Ihr Proceß wurde in aller Form von dem Rath der Zwölfe, den der Herzog zu Unterſuchungen über die vergangenen Unruhen in Brüſſel niedergeſezt hatte, vorgenommen, und der Generalprokurator, Johann du

Vols, mußte die Anklage aufſetzen. Die, welche gegen Egmont gerichtet war, enthielt neunzig verſchiedene Klagpunkte, und 60 die andre, welche den Grafen von Hoorn angieng. Es würde zu weitläuftig ſeyn, ſie hier anzuführen; auch ſind oben ſchon einige Muſter davon gegeben worden. Jede noch ſo unſchuldige Handlung, jede Unterlaſſung wurde aus dem Geſichtspunkt betrachtet, den man gleich im Eingange feſtgeſetzt hatte, „daß beide Grafen, in Verbindung mit dem Prinzen von Oranien, getrachtet haben ſollten, das königliche Anſehen in den Niederlanden über den Haufen zu werfen, und ſich ſelbſt die Regierung des Landes in die Hände zu ſpielen.“ Granvellas Vertreibung, Egmonts Abſendung nach Madrid, die Konföderation der Geuſen, die Bewilligungen, welche ſie in ihren Statthalterſchaften den Proteſtanten ertheilt — alles dieſes mußte nun in Hinſicht auf jenen Plan geſchehen ſeyn, alles Zuſammenhang haben. Die nichtsbedeutendſten Kleinigkeiten wurden dadurch wichtig, und eine vergiftete die andre. Nachdem man zur Vorſorge die meiſten Artikel ſchon einzeln als Verbrechen beleidigter Majeſtät behandelt hatte, ſo konnte man um ſo leichter aus allen zuſammen dieſes Urtheil herausbringen.

Jedem der beiden Gefangenen wurde die Anklage zugeſchickt, mit dem Bedeuten, binnen fünf Tagen

darauf

darauf zu antworten. Nachdem ſie dieſes gethan, erlaubte man ihnen, Defenſoren und Prokuratoren anzunehmen, denen freier Zutritt zu ihnen verſtattet wurde. Da ſie des Verbrechens der beleidigten Majeſtät angeklagt waren, ſo war es keinem ihrer Freunde erlaubt, ſie zu ſehen. Graf Egmont bediente ſich eines Herrn von Landas und einiger geſchickten Rechtsgelehrten aus Brüſſel.

Ihr erſter Schritt war, gegen das Gericht zu proteſtiren, das über ſie ſprechen ſollte, da ſie als Ritter des goldnen Vließes nur von dem König ſelbſt, als dem Großmeiſter dieſes Ordens, gerichtet werden könnten. Aber dieſe Proteſtation wurde verworfen, und darauf gedrungen, daß ſie ihre Zeugen vorbringen ſollten, widrigenfalls man in contumaciam gegen ſie fortfahren würde. Egmont hatte auf 82 Punkte mit den befriedigendſten Gründen geantwortet; auch der Graf von Hoorn beantwortete ſeine Anklage Punkt für Punkt. Klagſchrift und Rechtfertigung ſind noch vorhanden; jedes unbefangne Tribunal würde ſie auf eine ſolche Vertheidigung frei geſprochen haben. Der Fiskal drang auf ihre Zeugniſſe, und Herzog Alba ließ wiederholte Dekrete an ſie ergehen, damit zu eilen. Sie zögerten von einer Woche zur andern, indem ſie ihre Proteſtationen gegen die Unrechtmäßigkeit des Gerichts erneuerten.

Endlich ſezte ihnen der Herzog noch einen Termin von 9 Tagen, ihre Zeugniſſe vorzubringen; nachdem ſie auch dieſe hatten verſtreichen laſſen, wurden ſie für überwieſen und aller Vertheidigung verluſtig erkläret.

Während daß dieſer Prozeß betrieben wurde, verhielten ſich die Verwandte und Freunde der beiden Grafen nicht müſſig. Egmonts Gemahlinn, eine gebohrne Herzoginn von Baiern, wandte ſich mit Bittſchriften an die deutſchen Reichsfürſten, an den Kaiſer, an den König von Spanien; ſo auch die Gräfinn von Hoorn, die Mutter des Gefangenen, die mit den erſten fürſtlichen Familien Deutſchlands in Freundſchaft oder Verwandſchaft ſtand. Alle proteſtirten laut gegen dieſes geſezwidrige Verfahren, und wollten die deutſche Reichsfreiheit, worauf der Graf von Hoorn als Reichsgraf noch beſondern Anſpruch machte, die niederländiſche Freiheit, und die Privilegien des Ordens vom goldnen Vließe dagegen geltend machen. Die Gräfinn von Egmont brachte faſt alle Höfe für ihren Gemahl in Bewegung; der König von Spanien und ſein Statthalter wurden von Interceſſionen belagert, die von einem zum andern gewieſen und von beiden verſpottet wurden. Die Gräfinn von Hoorne ſammelte von allen Rittern des Vließes aus Spanien, Deutſchland, Italien Certifikate zuſammen, die Privilegien des Ordens dadurch zu erweiſen.

Alba wies ſie zurück, indem er erklärte, daß ſie in dem jetzigen Falle keine Kraft hätten. „Die Verbrechen,“ deren man die Grafen beſchuldige, ſeien in Angelegenheiten der niederländiſchen Provinzen begangen, und er, der Herzog, von dem Könige über alle niederländiſche Angelegenheiten zum alleinigen Richter geſezt.

Vier Monate hatte man dem Fiſkal zu ſeiner Klagſchrift eingeräumt, und fünfe wurden den beiden Grafen zu ihrer Vertheidigung gegeben. Aber anſtatt Zeit und Mühe durch Herbeiſchaffung ihrer Zeugniſſe, die ihnen wenig genüzt haben würden, zu verlieren, verloren ſie ſie lieber durch Proteſtationen gegen ihre Richter, die ihnen noch weniger nüzten. Durch jene hätten ſie doch wahrſcheinlich das lezte Urtheil verzögert, und in der Zeit, die ſie dadurch gewannen, hätten die kräftigen Verwendungen ihrer Freunde vielleicht doch noch von Wirkung ſeyn können; durch ihr hartnäckiges Beharren auf Verwerfung des Gerichts gaben ſie dem Herzog die Gelegenheit an die Hand, den Proceß zu verkürzen. Nach Ablauf des lezten äußerſten Termins, am 1ſten Junius 1568, erklärte ſie der Rath der Zwölfe für ſchuldig, und am 4ten dieſes Monats folgte das lezte Urtheil gegen ſie.

Die Hinrichtung von 25 edeln Niederländern, welche binnen drei Tagen auf dem Markte zu Brüſſel enthauptet wurden, war das ſchreckliche Vorſpiel von dem Schickſal, welches beide Grafen erwartete. Johann Käſenbrodt von Beckerzeel, Secretair bei dem Grafen von Egmont war einer dieſer Unglücklichen, welcher für ſeine Treue gegen ſeinen Herrn, die er auch auf der Folter ſtandhaft behauptete, und für ſeinen Eifer im Dienſte des Königs, den er gegen die Bilderſtürmer bewieſen, dieſen Lohn erhielt. Die übrigen waren entweder bei dem geuſiſchen Aufſtand mit den Waffen in der Hand gefangen, oder wegen ihres ehemaligen Antheils an der Bittſchrift des Adels als Hochverräther eingezogen und verurtheilt worden.

Der Herzog hatte Urſache, mit Vollſtreckung der Sentenz zu eilen. Graf Ludwig von Naſſau hatte den Grafen von Aremberg bei dem Kloſter Heiligerlee in Gröningen ein Treffen geliefert, und das Glück gehabt ihn zu überwinden. Gleich nach dem Siege war er vor Gröningen gerückt, welches er belagert hielt. Das Glück ſeiner Waffen hatte den Muth ſeines Anhangs erhoben, und der Prinz von Oranien, ſein Bruder, war mit einem Heere nahe, ihn zu unterſtützen. Alles dieß machte die Gegenwart des Herzogs in dieſen entlegenen Provinzen nothwendig; aber ehe

das

das Schickſal zweier ſo wichtigen Gefangenen entſchieden war, durfte er es nicht wagen, Brüſſel zu verlaſſen. Die ganze Nation war ihnen mit einer enthuſiaſtiſchen Ergebenheit zugethan, die durch ihr unglückliches Schickſal nicht wenig vermehrt ward. Auch der ſtreng katholiſche Theil gönnte dem Herzog den Triumph nicht, zwei ſo wichtige Männer zu unterdrücken. Ein einziger Vortheil, den die Waffen der Rebellen über ihn davon trugen oder auch nur das bloße erdichtete Gerücht davon in Brüſſel war genug, eine Revolution in dieſer Stadt zu bewirken, wodurch beide Grafen in Freiheit geſetzt wurden. Dazu kam, daß der Bittſchriften und Interzeſſionen, die von Seiten der deutſchen Reichsfürſten bei ihm ſowohl als bei dem König in Spanien einliefen, täglich mehr wurden, ja, daß Kaiſer Maximilian II. ſelbſt der Gräfinn von Egmont verſichern ließ: „ſie habe für das Leben ihres Gemahls nichts zu beſorgen“ welche wichtige Verwendungen den König endlich doch zum Vortheil der Gefangenen umſtimmen konnten. Ja, der König konnte vielleicht, im Vertrauen auf die Schnelligkeit ſeines Statthalters den Vorſtellungen ſo vieler Fürſten zum Schein nachgeben, und das Todesurtheil gegen die Gefangenen aufheben, weil er ſich verſichert hielt, daß dieſe Gnade zu ſpät kommen würde. Gründe genug, daß der Herzog mit der Vollſtreckung der Sentenz nicht ſäumte, ſobald ſie gefällt war.

Gleich den andern Tag wurden beide Grafen unter einer Bedeckung von 3000 Spaniern aus der Citadelle von Gent nach Brüſſel gebracht, und im Brodthauſe auf dem großen Markt gefangen geſezt. Am andern Morgen wurde der Rath der Unruhen verſammelt, der Herzog erſchien gegen ſeine Gewohnheit ſelbſt, und die beiden Urtheile, couvertirt und verſiegelt, wurden von dem Sekretair Prantz erbrochen und öffentlich abgeleſen. Beide Grafen waren der beleidigten Majeſtät ſchuldig erkannt, weil ſie die abſcheuliche Verſchwörung des Prinzen von Oranien begünſtigt, und befördert, die konföderirten Edelleute in Schutz genommen, und in ihren Statthalterſchaften und andern Bedienungen dem König und der Kirche ſchlecht gedient hätten. Beide ſollten öffentlich enthauptet, ihre Köpfe auf Spieſe geſteckt, und ohne ausdrücklichen Befehl des Herzogs nicht abgenommen werden. Alle ihre Güter, Lehen und Rechte waren dem königlichen Fiskus zugeſprochen. Das Urtheil war von dem Herzog allein und dem Sekretair Prantz unterzeichnet, ohne daß man ſich um die Beiſtimmung der übrigen Kriminalräthe bemühet hätte.

In der Nacht zwiſchen dem 4ten und 5ten Junius brachte man ihnen die Sentenz in's Gefängniß, nachdem ſie ſchon ſchlafen gegangen waren. Der Herzog hatte ſie dem Biſchof von Ypern, Martin Rithov eingehändigt, den er ausdrücklich darum nach Brüſſel kommen ließ, um die Gefangenen zum Tode zu bereiten. Als der Biſchof dieſen Auftrag erhielt, warf er ſich dem Herzoge zu Füßen und flehte mit Thränen in den Augen, um Gnade — um Aufſchub wenigſtens für die Gefangenen; worauf ihm mit harter zorniger Stimme geantwortet wurde, daß man ihn nicht von Ypern gerufen habe, um ſich dem Urtheile zu widerſetzen, ſondern um es den unglücklichen Grafen durch ſeinen Zuſpruch zu erleichtern.

Dem Grafen von Egmont zeigte er das Todesurtheil zuerſt vor. „Das iſt fürwahr ein ſtrenges Urtheil, rief der Graf bleich und mit entſezter Stimme. So ſchwer glaubte ich Seine Majeſtät nicht beleidigt zu haben, um eine ſolche Behandlung zu verdienen. Muß es aber ſeyn, ſo unterwerfe ich mich dieſem Schickſale mit Ergebung. Möge dieſer Tod meine Sünden tilgen, und weder meiner Gattinn noch meinen Kindern zum Nachtheile gereichen! Dieſes wenigſtens glaube ich für meine vergangenen Dienſte erwarten zu können. Den Tod will ich mit gefaßter Seele erleiden, weil es Gott und dem König ſo gefällt" —

Er

Er drang hierauf in den Biſchof, ihm ernſtlich und aufrichtig zu ſagen, ob keine Gnade zu hoffen ſei? Als ihm mit Nein geantwortet wurde, beichtete er, und empfieng das Sacrament von dem Prieſter, dem er die Meſſe mit ſehr großer Andacht nachſprach. Er fragte ihn, welches Gebeth wohl das beſte und rührendſte ſeyn würde, um ſich Gott in ſeiner lezten Stunde zu empfehlen? Da ihm dieſer antwortete, daß kein eindringenderes Gebeth ſei, als das, welches Chriſtus der Herr ſelbſt gelehret habe, das Vater unſer; ſo ſchickte er ſich ſogleich an, es herzuſagen. Der Gedanke an ſeine Familie unterbrach ihn; er ließ ſich Feder und Dinte geben, und ſchrieb zwei Briefe, einen an ſeine Gemahlinn, den andern an den König nach Spanien, welcher leztere alſo lautete:

Sire,

Dieſen Morgen habe ich das Urtheil angehört, welches Ew. Majeſtät gefallen hat, über mich ausſprechen zu laſſen. So weit ich auch immer davon entfernt geweſen bin, gegen die Perſon oder den Dienſt Ew. Majeſtät, oder gegen die einzig wahre, alte und katholiſche Religion etwas zu unternehmen, ſo unterwerfe ich mich dennoch dem Schickſale mit Geduld, welches Gott gefallen hat, über mich zu verhängen. Habe ich während der vergangenen Unruhen

ruhen etwas zugelaſſen, gerathen oder gethan, was meinen Pflichten zu widerſtreiten ſcheint, ſo iſt es gewiß aus der beſten Meinung geſchehen, und mir durch den Zwang der Umſtände abgedrungen worden. Darum bitte ich Ew. Majeſtät, es mir zu vergeben, und in Rückſicht auf meine vergangenen Dienſte mit meiner unglücklichen Gattinn und meinen armen Kindern und Dienſtleuten Erbarmen zu tragen. In dieſer feſten Hofnung empfehle ich mich der unendlichen Barmherzigkeit Gottes.

Brüſſel, den 5ten Jun. 1568. dem lezten Augenblick nahe.

Ew. Majeſtät

treuſter Vaſall und Diener

Lamoral Graf von Egmont.

Dieſen Brief empfahl er dem Biſchof auf's dringendſte; um ſicherer zu gehen, ſchickte er noch eine eigenhändige Kopie deſſelben an den Staatsrath Viglius, dem billigſten Mann im Senate, und es iſt nicht zu zweifeln, daß er dem König wirklich übergeben worden. Die Familie des Grafen erhielt nachher alle ihre Güter, Lehen und Rechte zurück, die, kraft des Urtheils, dem königlichen Fiskus heimgefallen waren.

Unterdeſſen hatte man auf dem Markte zu Brüſſel vor dem Stadthaus ein Schaffot aufgeſchlagen, auf welchem zwei Stangen mit eiſernen Spitzen befeſtiget wurden, alles mit ſchwarzem Tuche bedeckt. Zwei und zwanzig Fahnen ſpaniſcher Garniſon umgaben das Gerüſte, eine Vorſicht, die nicht überflüßig war. Zwiſchen 10 und 11 Uhr erſchien die ſpaniſche Wache im Zimmer des Grafen, ſie war mit Strängen verſehen, ihm, der Gewohnheit nach, die Hände damit zu binden. Er verbath ſich dieſes und erklärte, daß er willig und bereit ſei, zu ſterben. Von ſeinem Wamms hatte er ſelbſt den Kragen abgeſchnitten, um dem Nachrichter ſein Amt zu erleichtern. Er trug einen Nachtrock von rothem Damaſt, über dieſem einen ſchwarzen ſpaniſchen Mantel mit goldnen Treſſen verbrämt. So erſchien er auf dem Gerüſte. Don Julian Romero, Mâitre de Camp, ein ſpaniſcher Hauptmann, mit Nahmen Salinas, und der Biſchof von Ypern folgten ihm hinauf. Der Grand Prevot des Hofs, einen rothen Stab in der Hand, ſaß zu Pferde am Fuß des Gerüſtes; der Nachrichter war unter demſelben verborgen.

Egmont hatte anfangs Luſt bezeugt, von dem Schaffot eine Anrede an das Volk zu halten. Als ihm aber der Biſchof vorſtellte, daß er entweder nicht gehört werden, oder, wenn dieß auch geſchähe, bei der gegenwärtigen gefährlichen Stimmung des Volks leicht zu Gewaltthätigkeiten Anlaß geben könnte, die ſeine Freunde nur ins Verderben ſtürzen würden, ſo ließ er dieſes Vorhaben fahren. Er ging einige Augenblicke lang mit edelm Anſtand auf dem Gerüſte auf und nieder, und beklagte, daß es ihm nicht vergönnet ſei, für ſeinen König und ſein Vaterland einen rühmlichen Tod zu ſterben. Bis auf den letzten Augenblick hatte er ſich noch nicht recht überreden können, daß es dem Könige mit dieſem ſtrengen Verfahren Ernſt ſei und daß man es weiter als bis zum bloßen Schrecken der Exekution treiben würde. Wie der entſcheidende Augenblick herannahte, wo er das letzte Sakrament empfangen ſollte, wie er harrend herum ſah und noch immer nichts erfolgte, ſo wandte er ſich an Julian Romero, und fragte ihn noch einmal, ob keine Begnadigung für ihn zu hoffen ſei? Julian Romero zog die Schultern, ſah zur Erde und ſchwieg.

Da biß er die Zähne zuſammen, warf ſeinen Mantel und Nachtrock nieder, kniete auf das Kiſſen, und ſchickte ſich zum letzten Gebet an. Der Biſchoff ließ ihn das Crucifix küſſen und gab ihm die letzte Oelung, worauf ihm der Graf ein Zeichen gab, ihn zu verlaſſen. Er zog alsdann eine ſeidene Mütze über die Augen, und erwartete den Streich — Ueber den Leichnam und das fließende Blut wurde ſogleich ein ſchwarzes Tuch geworfen.

Ganz Brüſſel, das ſich um das Schaffot drängte, fühlte den tödlichen Streich mit. Laute Thränen unterbrachen die fürchterlichſte Stille. Der Herzog, der der Hinrichtung aus einem Fenſter zuſah, wiſchte ſich die Augen.

Bald darauf brachte man den Grafen von Hoorn. Dieſer von einer heftigern Gemüthsart als ſein Freund, und durch mehr Gründe zum Haſſe gegen den König gereizt, hätte das Urtheil mit weniger Gelaſſenheit empfangen, ob es gleich gegen ihn in einem geringern Grad unrecht war. Er hatte ſich harte Aeußerungen gegen den König erlaubt, und mit Mühe hatte ihn der Biſchoff dahin vermocht, von ſeinen letzten Augenblicken einen beſſern Gebrauch zu machen, als ſie in Verwünſchungen gegen ſeine Feinde zu verlieren. Endlich ſammelte er ſich doch, und legte dem Biſchoff ſeine Beichte ab, die er ihm anfangs verweigern wollte.

Unter der nehmlichen Begleitung wie ſein Freund beſtieg er das Gerüſte. Im Vorübergehen begrüßte er viele aus ſeiner Bekanntſchaft, er war ungebunden wie Egmont, in ſchwarzem Wamms und Mantel, eine mailändiſche Mütze von eben der Farbe auf dem Kopfe. Als er oben war, warf er die Augen auf den Leichnam, der unter dem Tuche lag, und fragte einen der Umſtehenden, ob es der Körper ſeines Freun-

des

des ſei? Da man ihm dieſes bejahet hatte, ſagte er einige Worte ſpaniſch, warf ſeinen Mantel von ſich, und kniete auf das Kiſſen. — Alles ſchrie laut auf, als er den tödlichen Streich empfing.

Beide Köpfe wurden auf die Stangen geſteckt, die über dem Gerüſte aufgepflanzt waren, wo ſie bis nach 3 Uhr Nachmittags blieben, alsdann herabgenommen und mit den beiden Körpern in bleiernen Särgen beigeſetzt wurden.

Die Gegenwart ſo vieler Auflaurer und Henker, als das Schaffot umgaben, konnte die Bürger von Brüſſel nicht abhalten, ihre Schnupftücher in das herabſtrömende Blut zu tauchen, und dieſe theure Reliquie mit nach Hauſe zu nehmen.

Sch.

III.

Der Abſchied.

Ein Fragment aus dem zweiten Bande des Geiſterſehers.

„Voriges Frühjahr,“ fing Civitella ſeine Erzählung an, „hatte ich das Unglück, den ſpaniſchen Ambaſſadeur gegen mich aufzubringen, der in ſeinem ſiebenzigſten Jahr die Thorheit begangen hatte, eine achtzehnjährige Römerin für ſich allein heurathen zu wollen. Seine Rache verfolgte mich, und meine Freunde riethen mir an, mich durch eine zeitige Flucht den Wirkungen derſelben zu entziehen, bis mich entweder die Hand der Natur oder eine gütliche Beilegung von dieſem gefährlichen Feind befreit haben würden. Weil es mir aber doch zu ſchwer fiel, Venedig ganz zu entſagen, ſo nahm ich meinen Aufenthalt in einem entlegenen Quartier von Murano, wo ich unter einem fremden Namen ein einſames Haus bewohnte, den Tag über mich verborgen hielt, und die Nacht meinen Freunden und dem Vergnügen lebte.“

„Meine Fenſter wieſen auf einen Garten, der von der Abendſeite an die Ringmauer eines Kloſters ſtieß,

gegen

gegen Morgen aber, wie eine kleine Halbinſel in die Laguna hineinlag. Der Garten hatte die reizendſte Anlage, ward aber wenig beſucht. Des Morgens, wenn mich meine Freunde verließen, hatte ich die Gewohnheit, ehe ich mich ſchlafen legte, noch einige Augenblicke am Fenſter zuzubringen, die Sonne über dem Golf aufſteigen zu ſehen, und ihr dann gute Nacht zu ſagen. Wenn Sie Sich dieſe Luſt noch nicht gemacht haben, gnädigſter Prinz, ſo empfehle ich Ihnen dieſen Standort, den ausgeſuchteſten vielleicht in ganz Venedig, dieſe herrliche Erſcheinung zu genießen. Eine purpurne Nacht liegt über der Tiefe, und ein goldener Rauch verkündigt ſie von fern am Saum der Laguna. Erwartungsvoll ruhen Himmel und Meer. Zwei Winke, ſo ſteht ſie da, ganz und vollkommen und alle Wellen brennen — es iſt ein entzückendes Schauſpiel!"

„Eines Morgens, als ich mich nach Gewohnheit der Luſt dieſes Anblicks überlaſſe, entdecke ich auf einmal, daß ich nicht der einzige Zeuge deſſelben bin. Ich glaube Menſchenſtimmen im Garten zu vernehmen, und als ich mich nach dem Schall wende, nehme ich eine Gondel wahr, die an der Waſſerſeite landet. Wenige Augenblicke, ſo ſehe ich Menſchen im Garten hervor kommen, und mit langſamen Schritten, Spaziergehenden gleich, die Allee herauf wan-

wandeln. Ich erkenne, daß es eine Mannsperſon und ein Frauenzimmer iſt, die einen kleinen Neger bei ſich haben. Das Frauenzimmer iſt weiß gekleidet, und ein Brillant ſpielt an ihrem Finger; mehr läßt mich die Dämmerung noch nicht unterſcheiden."

„Meine Neugier wird rege. Ganz gewiß ein Rendezvous und ein liebendes Paar — aber an dieſem Ort und zu einer ſo ganz ungewöhnlichen Stunde! — denn kaum war es drei Uhr und alles lag noch in trübe Dämmerung verſchleiert. Der Einfall ſchien mir neu, und zu einem Roman die Anlage gemacht. Ich wollte das Ende erwarten."

„In den Laubgewölben des Gartens verlier ich ſie bald aus dem Geſicht, und es wird lange, bis ſie wieder erſcheinen. Ein angenehmer Geſang erfüllt unterdeſſen die Gegend. Er kam von dem Gondolier, der ſich auf dieſe Weiſe die Zeit in ſeiner Gondel verkürzte, und dann von einem Kameraden aus der Nachbarſchaft geantwortet wurde. Es waren Stanzen aus dem Taſſo; Zeit und Ort ſtimmten harmoniſch dazu, und die Melodie verklang lieblich in der allgemeinen Stille."

„Mittlerweile war der Tag angebrochen, und die Gegenſtände ließen ſich deutlicher erkennen. Ich ſuche meine Leute. Hand in Hand gehen ſie jetzt eine breite

Allee hinauf und bleiben öfters ſtehen, aber ſie haben den Rücken gegen mich gekehrt, und ihr Weg entfernt ſie von meiner Wohnung. Der Anſtand ihres Ganges läßt mich auf einen vornehmen Stand, und ein edler engelſchöner Wuchs auf eine ungewöhnliche Schönheit ſchließen. Sie ſprachen wenig, wie mir ſchien, die Dame jedoch mehr als ihr Begleiter. An dem Schauſpiel des Sonnenaufgangs, das ſich jezt eben in höchſter Pracht über ihnen verbreitete, ſchienen ſie gar keinen Antheil zu nehmen.“

„Indem ich meinen Tubus herbeihohle und richte, um mir dieſe ſonderbare Erſcheinung ſo nahe zu bringen als möglich, verſchwinden ſie plözlich wieder in einem Seitenweg, und eine lange Zeit vergeht, ehe ich ſie wieder erblicke. Die Sonne iſt nun ganz aufgegangen, ſie kommen dicht unter mir vor und ſehen mir gerade entgegen. — — — Welche himmliſche Geſtalt erblicke ich! — War es das Spiel meiner Einbildung, war es die Magie der Beleuchtung? Ich glaubte ein überirdiſches Weſen zu ſehen, und mein Auge floh zurücke, geſchlagen von dem blendenden Licht. — So viel Anmuth bei ſo viel Majeſtät! So viel Geiſt und Adel bei ſo viel blühender Jugend! — Umſonſt verſuch' ich, es Ihnen zu beſchreiben. Ich kannte keine Schönheit vor dieſem Augenblick.“

„Das Intereſſe des Geſprächs verweilt ſie in meiner Nähe und ich habe volle Muſſe, mich in dem wundervollen Anblick zu verlieren. Kaum aber ſind meine Blicke auf ihren Begleiter gefallen, ſo iſt ſelbſt dieſe Schönheit nicht mehr im Stande, ſie zurück zu rufen. Er ſchien mir ein Mann zu ſeyn in ſeinen beſten Jahren, etwas hager und von großer edler Statur — aber von keiner Menſchenſtirne ſtrahlte mir noch ſo viel Geiſt, ſo viel Hohes, ſo viel Göttliches entgegen. Ich ſelbſt, obgleich vor aller Entdeckung geſichert, vermochte es nicht, dem durchbohrenden Blick Stand zu halten, der unter den finſtern Augenbraunen blitzewerfend hervorſchoß. Um ſeine Augen lag eine ſtille rührende Traurigkeit, und ein Zug des Wohlwollens um die Lippen milderte den trüben Ernſt, der das ganze Geſicht überſchattet. Aber ein gewiſſer Schnitt des Geſichts, der nicht europäiſch war, verbunden, mit einer Kleidung, die aus den verſchiedenſten Trachten, aber mit einem Geſchmacke, den niemand ihm nachahmen wird, kühn und glücklich gewählt war, gaben ihm eine Miene von Sonderbarkeit, die den außerordentlichen Eindruck ſeines ganzen Weſens nicht wenig erhöhte. Etwas irres in ſeinem Blicke konnte einen Schwärmer vermuthen laſſen, aber Gebehrden und äußrer Anſtand verkündigten einen Mann, den die Welt ausgebildet hat.“

Z***, der, wie Sie wiſſen, alles herausſagen muß, was er denkt, konnte hier nicht länger an ſich halten. Unſer Armenier! rief er aus. Unſer ganzer Armenier, niemand anders!

Was für ein Armenier, wenn man fragen darf! ſagte Civitella.

Hat man Ihnen die Farce noch nicht erzählt? ſagte der Prinz. Aber keine Unterbrechung! Ich fange an, mich für Ihren Mann zu intereſſiren. Fahren Sie fort in Ihrer Erzählung.

„Etwas Unbegreifliches war in ſeinem Betragen. Seine Blicke ruhten mit Bedeutung, mit Leidenſchaft auf ihr, wenn ſie wegſah, und ſie fielen zu Boden, wenn ſie auf die ihrigen trafen. Iſt dieſer Menſch von Sinnen? dachte ich. Eine Ewigkeit wollt ich ſtehen, und nichts anders betrachten.“

„Das Gebüſche raubte ſie mir wieder. Ich erwartete lange, lange, ſie wieder hervorkommen zu ſehen, aber vergebens. Aus einem andern Fenſter endlich entdeck' ich ſie aufs neue.“

„Vor einem Baſſin ſtanden ſie, in einer gewiſſen Entfernung von einander, beide in tiefes Schweigen verloren. Sie mochten ſchon ziemlich lange in dieſer Stellung geſtanden haben. Ihr offnes ſeelenvolles Auge ruhte forſchend auf ihm, und ſchien jeden aufkeimenden Gedanken von ſeiner Stirne zu nehmen. Er, als ob er nicht Muth genug in ſich fühlte, es aus der erſten Hand zu empfangen, ſuchte verſtohlen Ihr Bild in der ſpiegelnden Fluth, oder blickte ſtarr auf den Delphin, der das Waſſer in das Becken ſpritzte. Wer weiß, wie lang dieſes ſtumme Spiel noch gedauert haben würde, wenn die Dame es hätte aushalten können? Mit der liebenswürdigſten Holdſeligkeit ging das ſchöne Geſchöpf auf ihn zu, faßte, den Arm um ſeinen Nacken flechtend, eine ſeiner Hände, und führte ſie zum Munde. Gelaſſen ließ der kalte Menſch es geſchehen, und ihre Liebkoſung blieb unerwiedert.“

„Aber es war etwas an dieſem Auftritt, was mich rührte. Der Mann war es, was mich rührte. Ein heftiger Affekt ſchien in ſeiner Bruſt zu arbeiten, eine unwiderſtehliche Gewalt ihn zu ihr hinzuziehen, ein verborgener Arm ihn zurück zu reiſſen. Still aber ſchmerzhaft war dieſer Kampf, und die Gefahr ſo ſchön an ſeiner Seite. Nein, dachte ich, er unternimmt zu viel. Er wird, er muß unterliegen.“

„Auf einen heimlichen Wink von ihm verſchwindet der kleine Neger. Ich erwarte nun einen Auftritt

tritt von empfindſamer Art, eine knieende Abbitte, eine mit tauſend Küſſen beſiegelte Verſöhnung. Nichts von dem allen. Der unbegreifliche Menſch nimmt aus einem Portefeuille ein verſiegeltes Paquet, und gibt es in die Hände der Dame. Trauer überzieht ihr Geſicht, da ſie es anſieht, und eine Thräne ſchimmert in ihrem Auge.“

„Nach einem kurzen Stillſchweigen brechen ſie auf. Aus einer Seitenallee tritt eine bejahrte Dame zu ihnen, die ſich die ganze Zeit über entfernt gehalten hatte, und die ich jezt erſt entdecke. Langſam gehen ſie hinab, beide Frauenzimmer in Geſpräch mit einander, während deſſen er der Gelegenheit wahrnimmt, unvermerkt hinter ihnen zurück zu bleiben. Unſchlüßig und mit ſtarrem Blick nach ihr hingewendet, ſteht er und geht und ſteht wieder. Auf einmal iſt er weg im Gebüſche.“

„Voran ſieht man ſich endlich um. Man ſcheint unruhig, ihn nicht mehr zu finden, und ſteht ſtille, wie es ſcheint, ihn zu erwarten. Er kommt nicht. Die Blicke irren ängſtlich umher, die Schritte verdoppeln ſich. Meine Augen helfen den ganzen Garten durchſuchen. Er bleibt aus. Er iſt nirgends.“

„Auf einmal hör ich am Kanal etwas rauſchen, und eine Gondel ſtößt vom Ufer. Er iſts, und mit

Mühe

Mühe enthalt ich mich, es ihr zuzuſchreyen. Jezt alſo wars am Tage — Es war eine Abſchiedsſcene.“

„Sie ſchien zu ahnden, was ich wußte. Schneller, als die andre ihr folgen kann, eilt ſie nach dem Ufer. Zu ſpät. Pfeilſchnell fliegt die Gondel dahin, und nur ein weißes Tuch flattert noch fern in den Lüften. Bald darauf ſeh ich auch die Frauenzimmer überfahren.“

Als ich von einem kurzen Schlummer erwachte, mußte ich über meine Verblendung lachen. Meine Phantaſie hatte dieſe Begebenheit im Traum fortgeſezt, und nun wurde mir auch die Wahrheit zum Traume. Ein Mädchen, reizend wie eine Houri, die vor Tagesanbruch in einem abgelegenen Garten vor meinem Fenſter mit ihrem Liebhaber luſtwandelt, ein Liebhaber, der von einer ſolchen Stunde keinen beſſern Gebrauch zu machen weiß, dieß ſchien mir eine Compoſition zu ſeyn, welche höchſtens die Phantaſie eines Träumenden wagen und entſchuldigen konnte. Aber der Traum war zu ſchön geweſen, um ihn nicht ſo oft als möglich zu erneuern, und auch der Garten war mir jezt lieber geworden, ſeit dem ihn meine Phantaſie mit ſo reizenden Geſtalten bevölkert hatte. Einige unfreundliche Tage, die auf dieſen Morgen folgten, verſcheuchten mich von dem Fenſter, aber

der

der erſte heitre Abend zog mich unwillkührlich dahin. Urtheilen Sie von meinem Erſtaunen, als mir nach kurzem Suchen das weiſſe Gewand meiner Unbekannten entgegenſchimmerte. Sie war es ſelbſt. Sie war wirklich. Ich hatte nicht bloß geträumt."

„Die vorige Matrone war bei ihr, die einen kleinen Knaben an der Hand führte; ſie ſelbſt aber ging in ſich gekehrt und ſeitwärts. Alle Plätze wurden beſucht, die ihr noch vom vorigenmale her durch ihren Begleiter merkwürdig waren. Beſonders lange verweilte ſie an dem Baſſin, und ihr ſtarr hingeheftetes Auge ſchien das geliebte Bild vergebens zu ſuchen."

„Hatte mich dieſe hohe Schönheit das erſtemal hingeriſſen, ſo wirkte ſie heute mit einer ſanftern Gewalt auf mich, die nicht weniger ſtark war. Ich hatte jezt vollkommene Freiheit, das himmliſche Bild zu betrachten; das Erſtaunen des erſten Anblicks machte unvermerkt einer ſüſſen Empfindung Platz. Die Glorie um ſie verſchwindet, und ich ſehe in ihr nichts mehr, als das ſchönſte aller Weiber, das meine Sinne in Glut ſezt. In dieſem Augenblick iſt es beſchloſſen. Sie muß mein ſeyn."

„Indem ich bei mir ſelbſt überlege, ob ich hinunter gehe und mich ihr nähere, oder, eh' ich dieſes wage, erſt Erkundigungen von ihr einziehe, öfnet ſich eine kleine Pforte an der Kloſtermauer, und ein Karmelitermönch tritt aus derſelben. Auf das Geräuſch, das er macht, verläßt die Dame ihren Platz und ich ſehe ſie mit lebhaften Schritten auf ihn zu gehen. Er zieht ein Papier aus dem Buſen, wornach ſie begierig haſcht, und eine lebhafte Freude ſcheint in ihr Angeſicht zu fliegen.“

„In eben dieſem Augenblick treibt mich mein gewöhnlicher Abendbeſuch von dem Fenſter. Ich vermeide es ſorgfältig, weil ich keinen andern dieſe Eroberung gönne. Eine ganze Stunde muß ich in dieſer peinlichen Ungeduld aushalten, bis es mir endlich gelingt, dieſe Ueberläſtigen zu entfernen. Ich eile an mein Fenſter zurück, aber verſchwunden iſt alles!“

„Der Garten iſt ganz leer als ich hinunter gehe. Kein Fahrzeug mehr im Kanal. Nirgends eine Spur von Menſchen. Ich weiß weder, aus welcher Gegend ſie kam, noch wohin ſie gegangen iſt. Indem ich, die Augen aller Orten herum gewandt, vor mich hinwandle, ſchimmert mir von fern etwas weißes im Sand entgegen. Wie ich hinzutrete, iſt es ein Papier, in Form eines Briefs geſchlagen. Was konnte es anders ſeyn, als der Brief, den der Karmeliter ihr überbracht hatte? Glücklicher Fund, ruf' ich aus. Dieſer Brief wird mir das ganze Geheimniß aufſchließen, er wird mich zum Herrn ihres Schickſals machen!"

„Der Brief war mit einer Sphinx geſiegelt, ohne Ueberſchrift, und in Chiffern verfaßt; dieß ſchreckte mich aber nicht ab, weil ich mich auf das Dechiffrieren verſtehe. Ich kopiere ihn geſchwind, denn es war zu erwarten, daß ſie ihn bald vermiſſen und zurückkommen würde, ihn zu ſuchen. Fand ſie ihn nicht mehr, ſo mußte ihr dieß ein Beweis ſeyn, daß der Garten von mehrern Menſchen beſucht würde, und dieſe Entdeckung konnte ſie leicht auf immer daraus verſcheuchen. Was konnte meiner Hofnung ſchlimmers begegnen?"

„Was ich vermuthet hatte geſchah. Ich war mit meiner Kopie kaum zu Ende, ſo erſchien ſie wieder mit ihrer vorigen Begleiterin, beide ängſtlich ſuchend. Ich beveſtige den Brief an einem Schiefer, den ich vom Dache los mache, und laſſe ihn an einen Ort herabfallen, an dem ſie vorbei muß. Ihre ſchöne Freude, als ſie ihn findet belohnt mich für meine Großmuth. Mit ſcharfem prüfenden Blick, als wollte ſie die unheilige Hand daran ausſpähen, die ihn berührt haben konnte, muſterte ſie ihn von allen Seiten; aber die zufriedene Miene, mit der ſie ihn zu ſich ſteckte, bewies, daß ſie ganz ohne Arges war. Sie ging, und ein zurückfallender Blick ihres Auges nahm einen dankbaren Abſchied von den Schutzgöttern des Gartens, die das Geheimniß ihres Herzens ſo treu gehütet hatten.“

„Jezt eilte ich den Brief zu entziffern. Ich verſuchte es mit mehrern Sprachen; endlich gelang es mir mit der Engliſchen. Sein Inhalt war mir ſo merkwürdig, daß ich ihn auswendig behalten habe.“

Die Fortſetzung nächſtens.

Bey J. G. Göſchen in Leipzig ſind folgende Bücher in der Oſter-Meſſe 1789 herausgekommen und zu haben:

Von der natürlichen Moral. Aus dem Franzöſ. des Herrn M. *,* herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von Herrn Hofrath **Wieland** in Weimar 8. 20 Gr.

„Dieſes Buch, wovon man in Paris allgemein Hrn. Necker als Verfaſſer angegeben hat — — ſagt der Herr Herausgeber, iſt das Geſetzbuch des rechtſchaffnen Mannes mitten unter dem Luxus und den Künſten, des Mannes, welcher von allem Gebrauch zu machen weiß, ohne die Quellen von Glückſeligkeit zu trüben, die wir nach dem Willen der Natur ihr allein zu danken haben ſollten. Das was ich ganz vorzüglich darin ſchätze, iſt, daß es durchaus ein unverfälſchter Abdruck der Seele ſeines Verfaſſers und rein von aller deklamatoriſchen Energie oder empfindſamen Ziererey, eben ſo ſehr ein Werk ſeines Herzens als ſeines Verſtandes zu ſeyn ſcheint, daß er bey aller Freyheit des Geiſtes, die eine natürliche Folge der Aufklärung iſt, ſich nie von der Achtung, die man den Anordnungen der bürgerlichen Geſellſchaft, noch von der zärtlichen Schonung, die man der ſchwachen Seite der menſchlichen Natur ſchuldig iſt, entfernt. Seine Weisheit iſt immer beſcheiden, und ſeine Tugend verhält ſich zu ihr, wie eine ſchöne Tochter zu einer ſchönen Mutter, deren Ebenbild ſie iſt. Die moraliſche Grazie, die in allen ſeinen Geſinnungen athmet, hat ſich auch ſeinem Vortrag mitgetheilt, und ſeiner Schreibart einen keuſchen abſichtloſen Reiz gegeben, der ſeine Schrift auch in dieſer Rückſicht mit den ſchönſten Produkten des goldenen Alters, der franzöſiſchen Litteratur in eine Reihe ſtellt."

Gedanken von der Freyheit über Gegenſtände des Glaubens zu philoſophiren. Von Herrn Hofrath Wieland in Weimar. 8. 12 Gr.

Bey einer Schrift von Wieland über einen ſo wichtigen Gegenſtand braucht man nicht zu ſagen, daß ſie mit Scharfſinn, Feinheit und Grazie geſchrieben iſt. Ein jeder ſetzt das ſchon voraus, und wird ſich nicht getäuſcht finden. Die Rechte der Vernunft werden hier mit einer ſo außerordentlichen Wärme und Gründlichkeit vertheidigt, daß nur wenig Leſer ſeyn werden, welche nicht dadurch zu dem beſten Gebrauch des größten Vorzuges der Menſchheit ermunter und von der Nothwendigkeit deſſelben überzeugt werden.

Wizenmanns, Thomas, Geſchichte Jeſu nach dem Matthäus als Selbſtbeweis ihrer Zuverläſſigkeit betrachtet, nebſt einer Abhandlung über das Verhältniß der Iſraelitiſchen Geſchichte zur Chriſtlichen. Mit einer Vorrede von Joh. Friedr. Kleuker gr. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

Der Verf. iſt aus ſeinen Reſultaten der Jakobiſchen und Mendelſohnſchen Philoſophie, als ein ſcharfſinniger Forſcher und als ein geiſtvoller Schriftſteller bekannt. Er las in den Stunden des Zweifels die Geſchichte Jeſu mit Unpartheylichkeit; er ſah die verſchiednen Abwege, auf denen die Beſten unſerer Zeit ſich vom Ziele wegſtürzten; — wie der Eine Zeichen ſucht; der Andere an der Natur verzweifelt, der Dritte auf Offenbarung Verzicht thut: und nahm ſich vor, zu verſuchen, ob ſich Kennzeichen der Wahrheit

heit in dieſer Geſchichte finden ließen, welche ihn über alle Zweifel wegſetzen mochten. So entſtand dieſe Geſchichte, welche ſich durch den ungemein ſchönen und edlen Vortrag, der ſich unbemerkt des Herzens des Leſers bemeiſtert, und durch den ruhigen Unterſuchungsgeiſt und Scharfſinn Gelehrten und Ungelehrten empfehlen und manchen zur größten Beruhigung führen wird.

Bergbaukunde. Herausgegeben von der Societät der Bergbaukunde mit Kupfern und Charten, gr. 4. Schreibpapier. 4 Rthlr.

Einige der merkwürdigſten Gelehrten in der Bergwerkskunde, welche ſich in Schemnitz in Ungarn, bey Gelegenheit der Erfindung der Amalgamation, verſammelt hatten, ſtifteten eine Societät der Bergbaukunde von Mitgliedern aus allen Weltgegenden. Ihr Zweck iſt alles, was zur Befriedigung des Bergbaues dienet, aufzuſammeln, und allen Mitgliedern mitzutheilen, damit ſie es zum Nutzen der Menſchheit und der Staaten weiter ausbreiten können. In jedem Jahre, anfangs wenigſtens alle zwey Jahre wird ein Band der Schriften dieſer Societät heraus kommen, davon iſt dieſer Band der Anfang. In der Vorrede haben ſich Herr von Born und von Trebra unterſchrieben. Inhalt:

I. Einladungsſchreiben der Societät der Bergbaukunde.

II. Nachtrag dazu über die Einrichtung.

III. Abhandlungen.

1) Mineralgeſchichte der Goldbergwerke in dem Vöröspatacker Gebirge in Siebenbürgen vom Gubernial

rath von Müller zu Salatna. 2) Ueber das ſchillernde Foſſil vom Harze vom Hofrath Gmelin in Göttingen. 3) Ueber die Okern von Berry in Frankreich durch den Herrn Baron von Dietrich. 4) Beſchreibung der Anlage und des gegenwärtigen Zuſtandes der Waſſerleitungen des obern Burgſtädter Zuges ꝛc. vom Herrn Oberbergmeiſter G. A. Stelzner. 5) Beobachtung der Magnetnadel am Harze. 6) Fragment von dem Zuſtande der Bergwerke in Kärnthen im 16 Jahrhunderte, vom Herrn Carl von Plover K. K. Gubernialrath in Inſprugg. 7) Ueber das ehemalige Goldbergwerk zu Steinheide ꝛc. vom Herrn Chr. G. Voigt, Hof- und Regierungsrathe auch geh. Archivarius in Weimar. 8) Ueber die Queckſilbererzeugung und den Zinnoberbergbau zu Horzowitz im Berauner Kreiſe in Böhmen, von Herrn Roſenbaum. 9) Tyroliſcher Silber- und Kupferſchmelzprozeß von Ignatz von Born K. K. wirkl. Hofrathe. 10) Theorie der Amalgamation, von Don Fauſt. D. Elhuyar, Generaldirector des Königl. Spaniſchen Tribunals des Bergwerkcorps in Neuſpanien. 11) Beyträge zu den Fortſchritten in der Amalgamation von F. W. H. von Trebra, Königl. Grosbritt. Vice-Berghauptmann am Harze.

IV. Aufſätze. 12) Von Tauriens natürlicher Lage ꝛc. von des Fürſten Dimitry Gallizin Durchl. im Haag 13) Des Hofraths von Leibnitz mißlungene Verſuche ꝛc. von F. W. H. von Trebra Königl. Grosbritt. Viceberghauptmann.

V. Be

V. Bemerkungen. I. Umgehender Bergbau und wichtigſte Vorgänge dabey. II. Mineraliſche Bemerkungen über die Gebirge bey einer Reiſe von Prag nach Joachimsthal, von Herrn Karl Anton. Rößler K. K. Bergrath in Prag. III. Auszug aus dem Tagebuche über eine Reiſe von Hannover bis in die Gegend des Oberrheins ꝛc. von Herrn O. F. Laſius, Königl. Grosbritt. Ingenieur-Lieutenant. IV. Auszüge aus Briefen.

Die Launen des Vetter Jacobs von J. F. Jünger 3tes
Bändchen, 8. 8 Gr.

Der Inhalt derſelben iſt, 1) Bekenntniß eines groſſen Böſewichts. Das eigene Geſtändniß ſeiner abſcheulichen Laſter beſteht zum Beyſpiel darin, daß er bey hunderttauſend Thaler jährlichen Einkommens ſeine Behaglichkeit liebt. Er denkt niederträchtig genug, Güter, die ihm das Glück geſchenkt hat, zu ſeiner Glückſeligkeit anzuwenden. Er ißt und trinkt gerne gut. Der Johannisberger und Champagner ſchmeckt ihm beſſer, als ſaurer Naumburger und junger Meißner. Er liebt den Umgang mit dem ſchönen Geſchlecht und ſteht in dem irrigen Wahne, daß dieſes Geſchlecht von der Natur ein Privilegium erhalten habe, das Daſeyn zu verſüßen, den Mann zu veredeln und ſeine Talente zu entwickeln. Er hat den unverzeihlichen Fehler begangen ein liebenswürdiges Weib zu nehmen, und hat ſo wenig Welt- und Lebensart ihr getreu zu ſeyn. Man ſagt er ſpiele den ſchönen Geiſt, und er geſteht, daß er die Tollheit habe, viel auf Bücher und Kupferſtiche zu verwenden, weil ſie ihm das reizendſte Vergnügen gewähren; ja er hat ſogar den Ehrgeiz, ſich lieber mit Männern von Kopf und Geiſt zu unterhalten, als mit Pferden und Hunden. Ferner beſchuldigt man ihn der Großmuth und der Prahlerey, und er geſteht, daß er ſehr gutherzig aus Sinnlichkeit iſt. Er iſt aber abgeſchmackt ſinnlich, daß der Gedanke: in dem Augenblick, da du lachſt und gut iſſeſt, hungern oder weinen vielleicht hundert deiner Brüder, ihm manche gute Schüſſel und manche Freude vergällt.

2) Die gute Ehe. Vetter Jakob erzählt mit vieler Laune, und wie man ſieht, aus gutmüthigen Abſichten, die Geſchichte von ein Paar Leuten, welche ſich, wie man zu ſagen pflegt, aus Liebe geheurathet haben, das heißt, aus Drang ſinnlicher Triebe ohne Ueberlegung und ohne Rückſicht auf das wahre und bleibende Glück einer guten Ehe. Der Mann iſt, eine etwas zu große Nachſicht abgerechnet, der beſte Menſch von der Welt. Die Frau fällt durch Unaufmerkſamkeit auf kleine aber höchſt gefährliche und ſehr gewöhnliche Unarten, erſt in Fehler und hernach in Verbrechen, welche ſie verderben.

Friedrich Schulz, kleine Romane 2r Band. 8. 1 Rthlr.

Das Publikum kennt aus dem kleinen Moritz den angenehmen Ton und den ungezwungenen Witz verbunden mit einer gewiſſen Naivität des Herrn Schulz. Dieſer Band ſeiner Romane, enthält außer zwey kleinen Erzählungen das Ideal und den Prinzen Dadedide, die Fortſetzung der Leopoldine; welche um ſo begieriger geleſen werden wird da dieſe hier zum erſtenmal gedruckt und noch nicht durch den Merkur bekannt iſt.

Deutlicher und praktiſcher Unterricht, Wolle, Tücher und
wollene Zeuge zu färben für Fabrikanten und Färber
herausgegeben von Ch. St, 1 Rthlr.

Dieſer

Dieſer Unterricht enthält die Erfahrung eines Vorſtehers einer großen Fabrikanſtalt, welche er als ein Vermächtniß für ſeine Berufsgenoſſen kurz vor ſeinem Ende herausgegeben hat. In der Vorrede verſichert er: ſein Grundſatz ſey immer geweſen, wohlfeil und gut zu färben und ſeine Abſicht in dieſem Buch ſo deutlich als möglich zu ſeyn. Das Werk ſelbſt beſtehet aus folgenden Abſchnitten: Von den rohen Produkten und deren Reinigung. Das Wollklauben, Wollſchlagen und Wollwaſchen. Vom Waſchen der geſponnenen Wolle, der Tücher und tuchartigen Zeuge. Von der Wollfärberey überhaupt und dann von allen Farben inſonderheit, wobey gelehrt wird, durch welche Materialien, Behandlung und Werkzeuge dieſe Farben am wohlfeilſten und ſchönſten hervorgebracht werden. Angehängt iſt ein Regiſter für ungelehrte Färber, worin alle Kunſtwörter, ſo der Verfaſſer gebraucht, hinlänglich erklärt werden.

Kritiſche Ueberſicht der neueſten ſchönen Litteratur 1. B. 1s Stück gr. 8. 10 Gr.

Der Plan derſelben iſt, das Gute und Vortreffliche gründlich zu beurtheilen; das Mittelmäßige nur kurz anzuzeigen, und das Schlechte zuweilen umſtändlich zu zergliedern.

Savary Reiſe nach Griechenland und Bemerkung über die Türken; als eine Fortſetzung der Reiſe nach Egypten. Aus dem Franz. gr. 8. 10 Gr.

Savarys Kenntniſſe und lebhafter Geiſt ſind aus ſeiner Reiſe nach Egypten ſchon bekannt. Alles, was er beſchreibt, iſt entweder durch den Gegenſtand ſelbſt intereſſant oder wird es durch die Eleganz ſeines Styls und den Reiz ſeiner Darſtellung. Dieſe Reiſe durch Griechenland enthält Beſchreibung der ehemaligen Herrlichkeiten und des jetzigen Verfalls dieſes merkwürdigen Landes — das Vaterland des Homers, des Plato, des Socrates, und ſo vieler anderer großen Männer, — unter dem Deſpotismus der Raubſucht und Unterdrückung der jetzigen türkiſchen Oberherrſchaft; viele Erläuterungen der Geſchichte, der Mythologie und der prächtigen Denkmäler der Kunſt ehemaliger Zeiten, Beobachtung ſeines jetzigen Zuſtandes, ſeiner Regierung, Sitten, Bewohner und Verwüſtungen. Man wird hingeriſſen durch die lebhaften Gemälde der Fruchtbarkeit und Schönheit, womit die Natur dieſes Land vor allen Ländern die Erde geſegnet hat, und muß zugleich die Unwiſſenheit, das Elend, die Armuth und die Sklaverey, worin ſeine unglücklichen Einwohner durch das Joch der türkiſchen Staatsverwaltung gehalten werden, bedauern.

Beſchreibung des Religionsweſens in der Reichsſtadt Nürnberg aus einer Reiſebeſchreibung 1789. 8. 8 Gr.

Wie der Engländer Howard Europa durchreiſete, um den wirklichen Zuſtand der Gefängniſſe zu unterſuchen, ſo hatte der Verfaſſer dieſer Schrift bey ſeinen Reiſen zum Hauptzweck, die kirchliche Verfaſſung einzelner Länder und Orte mit einander zu vergleichen und zu beſchreiben. Er wurde dabey von einſichtsvollen Männern unterſtützt und giebt nun die Beſchreibung von Nürnberg und einigen andern Orten erſt heraus. Sie iſt äußerſt wichtig, und kann den Regenten, Obrigkeiten und Lehrern, welche den kirchlichen Zuſtand in Deutſchland zu verbeſſern ſich bemühen,

bemühen, ihre rühmliche Bemühung erleichtern. Des Verfaſſers Darſtellung trägt den Character der Wahrheit und Treue; und die Beſchreibung iſt mit Gedanken, Urtheilen, Vorſchlägen und Wünſchen verwebt, welche einen ſehr denkenden, redlichen und zugleich behutſamen Mann bezeichnen.

Auszüge aus den beſten Franzöſiſchen Schriftſtellern, zum Gebrauch für Schulen und Erziehungsanſtalten. Herausgegeben unter Aufſicht des Herrn Abt Reſewitz von Herrn Carl Heinrich Schmidt, Lehrer in Kloſterbergen 8. 1. Bandes 1. 2. 3te Abtheilung. 40 Bogen 1 Rthlr.

Dieſer erſte Band enthält: Briefe, Erzählungen. Geſchichte.

1) Briefe von Friedrich II. von der Pompadour, Ninon de l'Enclos, Sevigné und der Uabet.

2) Erzählungen aus Rouſſeau und andern Schriftſtellern.

3) Geſchichte. Auszüge aus den Memoires pour ſervir à l'hiſtoire de Brandenbourg und aus der Geſchichte des ſiebenjährigen Kriegs von Friedrich II.; aus Voltaire, Raynal, und Vertot.

Der 2te Band ſoll Moral und Philoſophie enthalten, der 3te Poeſie. Der Wunſch des Herrn Abt Reſewitz und des Herrn Herausgebers iſt, durch dieſe Sammlung der Jugend ein Werk in die Hände zu geben, worin ſie vom leichtern zum ſchwerern fortſchreiten könnte, deſſen Gang ſo viel enthalte, als zur vollſtändigen Anweiſung in dieſer

Sprache erforderlich ſey, worin die verſchiedenen Gattungen des Styls und der Materien geſammelt würden und wodurch alſo die Jugend mit dem Geiſt, der guten franzöſiſchen Schriftſteller bekannt gemacht werden könnte. Jedes Stück macht für ſich ein Ganzes aus. Reinigkeit in Rückſicht der Sprache und des moraliſchen Inhalts, Intereſſe, Mannigfaltigkeit und Ordnung, das ſind die Eigenſchaften dieſes Werks, welche es, ſo wie ſein wohlfeiler Preis und der correcte Druck den Lehrern und Lernenden empfehlen wird.

Göthes Schriften 8r Theil mit einem Titelkupfer und einer Vignette von Angelika Kaufmann. 8. Leipzig.

Der Herr Verfaſſer hat auf Erſuchen des Verlegers dieſen achten Band zuerſt gegeben, um das Publikum, welches noch den 6ten und 7ten Band erwartet, nicht ungeduldig zu machen. Er enthält das moraliſche Puppenſpiel und die übrigen ſcherzhaften kleinen Aufſätze des Verfaſſers; zwey Sammlungen vermiſchter Gedichte, wie ſie der Verfaſſer in verſchiedenen Zeitpunkten ſeines Lebens gedichtet; kleine Dramen und Fragmente eines Gedichtes: die Geheimniſſe.

An dem 6ten Band, welcher den Taſſo, ein Schauſpiel enthält, wird jetzt gedruckt.

Jochen von Bopfingen, oder Liebe eines armen Teufels Frankfurt und Leipzig 1789. 18 Gr.

Jochen wurde in Bopfingen, einer kleinen Stadt in Schwaben, gebohren und gezogen, machte als Knabe viele dumme Streiche und verliebte ſich. Sein Vater ſchickte ihn nach Stuttgard, wo er reiten, fechten, tanzen, und die Muſik lernte. Von da kam er nach Tübingen auf die Univerſität. Hier legte er den Grund zu

ſeinem

ſeinem Glücke, lebte luſtig, wurde ein ſchöner Geiſt, ſchrieb Verſe, Romanzen, Novellen, Dialogen, Skizzen, und lernte nichts. Als er ſo wieder nach Hauſe kam, fand er, daß ſein Vermögen verzehrt war. Nun kam es darauf an, was er ergreifen ſollte, um ſich davon zu erhalten? Alles war ihm zu trocken. Er reiſete nach Wien. Da dachte er Geld und Ehre bey den Buchhändlern und dem Publico zu erwerben, und kam bis auf den Punkt, ſich aus Verzweiflung zu erſäufen. Nach vielen harten Schlägen und komiſchen Neckereyen des Schickſals, wurde er endlich Hauslehrer in Hannover, darauf Regimentstambour bey den Holländiſchen Truppen während der letzten Unruhen, endlich Thorſchreiber in Osnabrück. Dieſes alles beſchreibt der arme Teufel ſelbſt in ſeiner Manier, geißelt ſich und die Thorheiten ſeines Zeitalters mit der luſtigſten Miene von der Welt, giebt uns ſeine Bemerkungen über die Perſonen, womit, und über die Orte, worin er gelebt hat, und ſchließt endlich mit der Betrachtung, daß der arme Teufel aller der Mühſeligkeiten hätte überhoben ſeyn können, wofern er ordentlicher ſtudirt, mehr gelernt, und kein Kraftgenie hätte machen wollen.

Ueberdieß ſind auch zu haben:

Marezolls Andachtsbuch 2 Theile gr. 8.

W. Archenholz neue Litteratur und Völkerkunde. Januar bis Jul. 1789.

Der deutſche Merkur 1789. Januar bis Jul.

Schillers Thalia 6s 7s und 8s St. gr. 8.

Siegmanns Geſchichte und Umfang des Churſächſiſchen Privilegiums wider die Appellationen an die Reichsgerichte. 8.

Neues

Neues deutſches Muſeum. 1789. 8.
Hiſtoriſcher Calender für Damen auf das Jahr 1790.
Von Archenholz und Wieland. 1 Thlr.

Herr Hofrath Wieland hat den Calender mit 3 Aufſätzen beſchenkt: 1) Die Pythagoriſchen Frauen; 2) Aſpaſia; 3) Julia. Eine Schilderung Catharine II. Kaiſerinn von Rußland, verbunden mit einigen Denkmälern der Tapferkeit und des Edelmuths aus dem Kriege, welche dieſe große Monarchinn gegenwärtig, im Bündniſſe mit den Oeſtreichern, gegen die Türken führt, macht den Beſchluß.

Sechs Kupfer, von Chodowiecky gezeichnet, ſtellen die Königinn Eliſabeth in verſchiedenen Handlungen dar, als Regentinn, Patriotinn und Weib.

Sechs andre Kupfer, von vorzüglichen Künſtlern, gehören zu jenen Denkmälern aus dem gegenwärtigen Kriege mit den Türken. 1) Der General Suwarow auf dem Schlachtfelde bey Kinburn. 2) Der Kaiſer Joſeph II. wie er die türkiſchen Kaufleute im Hafen Fiume befreyt. 3) Eine außerordentlich tapfere Handlung von vier Oeſterreichiſchen gemeinen Soldaten. 4) Der Großvezier und der Major von Stein bey dem Abſchiede vor der Veteraniſchen Höhle, bey welchen die Charakteriſtik des Großveziers und das Lokale treulich beobachtet iſt, ebenfalls nach einem Augenzeugen. 5) Prinz de Ligne, Graf Nobili, und Corporal Maſuri werden von Joſeph II für ihre Tapferkeit belohnt. 6) Haddiks Abſchied von ſeiner Familie.

Das Titelkupfer iſt eine Copie des vortreflichen Gemähldes in der Dresdner Gallerie: Der Genius des Ruhms.

XII 2.

Thalia.

Herausgegeben

von

Schiller.

Dritter Band

welcher das IX. bis XII. Heft enthält.

Leipzig,
bei Georg Joachim Göſchen.
1791.

Universitäts-Bibliothek Leipzig

59-3694

D

[3. Ex.]

Dt. Lit. / Schiller / Thalia 268

Inhalt des dritten Bandes.

Neuntes Heft.

1) Das heimliche Gericht. Fortſetzung S. 3
2) Anecdote 41
3) Scenen aus dem Trauerſpiele Mathilde von Gießbach, von F. W. Ziegler 51
4) Die Kunſt und das Zeitalter 91
5) Juliane, ein Luſtſpiel 110

Zehntes Heft.

1) Die Sendung Moſes S. 3
2) Die enthüllte Baſtille, oder Sammlung glaubwürdiger Aufſätze zum Behuf ihrer Geſchichte. Aus dem Franzöſ. 38
3) Verſchwörung des Doge Martin Faline gegen Venedig 58
4) Scenen aus dem Sacontala, oder dem unglücklichen Ring, einem indiſchen 2000 Jahr alten Drama 72
5) Eine neue Hypotheſe zu Auflöſung des Geheimniſſes der eiſernen Maske. Aus den Memoires des H. von Richelieu 89
6) Eine Mehrin. Auch ein Geheimniß aus Ludwigs XIV. Regierung. Aus den Memoires des Herzogs von S. Simon 125
7) Belagerung der Johanniter in Rhodus durch die Türken 128

Eilftes Heft.

1) Etwas über die erſte Menſchengeſellſchaft, nach dem Leitfaden der moſaiſchen Urkunde S. 3
2) Die Geſetzgebung des Lykurgus und Solon 30
3) Ueber die Humanität des Künſtlers 83
4) Im October 1788. 95
5) Aus einem Briefe. Paris den 28. Jun. 1790. 97
6) Der verſöhnte Menſchenfeind. Einige Scenen 100
7) Bey Frankreichs Feyer 141
8) Erklärung des Herausgebers 143

Zwölftes Heft.

1) Probe einer metriſchen Ueberſetzung der Elektra S. 1
2) Ueberſicht einiger vorbereitenden Urſachen der Franzöſ. Staatsveränderung 30
3) Juliane. Fortſetzung. 78
4) Mimer und ſeine jungen Freunde 98
5) Die Zukunft 143

Thalia.

Neuntes Heft.

I.

Das heimliche Gericht.

Fortſetzung.

(Siehe ſechstes Heft.)

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Der Schauplatz iſt auf Sontheims Schloß.

Heinrich von Weſthauſen, Adolf von Eimingen.

Eimingen.

Ihr ſeid es alſo? Ich ſah Euch wohl eher, aber im Schlachtgetümmel; und da ſtandet Ihr nie ſo ſtill, daß ich Eure Züge behalten konnte.

Weſthauſen.

Auch ich erinnere mich der Zeit, da Eure Stirne noch glatt war, wo habt Ihr die Runzeln geholt?

Eimingen.

Leider im Müſſiggang, in ermüdendem frommen Müſſiggang. Sie ſind beſchämende Zeugen meiner Thorheit, Sünden zu büßen durch die ſchwerſte von allen. Sonſt hab' ich aus dem gelobten Lande nichts mitgebracht. Und nun liegt mir ob, meine Büßung abzubüßen. — Sagt mir, wie weit habe ich bis Landsberg?

Weſthauſen.

Ihr könnt es vor Nacht noch erreichen. Was wollt Ihr aber dort? Es iſt ja öde und leer.

Eimingen.

Leer? Wo wäre dann Herrmann?

Weſthauſen.

Ich erſtaune. Ihr wüßtet nicht von ſeinem Tode?

Eimingen.

Todt? Herrmann iſt todt? Seit wann?

Weſthauſen.

Er kam nicht wieder zurück.

Eimingen.

Wie? So zog er noch einmal aus? Und auf mich zu warten hatte er verſprochen.

Weſthauſen.

Ich ſage Euch ja, er kam nicht wieder zurück. Geneſen von einer ſchweren Wunde wallfahrtete er nach Paläſtina, ein Gelübde zu erfüllen. Dort fand er ſein Grab. Er ward von Arabiſchen Räubern umgebracht.

Eimingen.

Ritter, wer hat Euch das geſagt?

Weſthauſen.

Warum? Es iſt weltkundig.

Eimingen.

Wie lange iſt es aber, daß man die Nachricht ſeines Todes hat?

Weſth

Weſthauſen.

Ludwig lebte damals noch, und ich ſah ſein Auge naß, als er das unwürdige Ende des edeln Herrmanns vernahm. Die Helden meiner Zeit fallen, ſagte er, und wo ſind die ſie ablöſen?

Eimingen.

So mochte er wohl ſprechen, den keiner ablöße. Aber Herrmann war damals nicht gefallen. Er ſtand noch, und ſein Muth. Und ich könnte Euch erzählen, was er zu Ludwigs Tod ſagte.

Weſthauſen.

Eimingen, Eimingen, beſinnt Euch beſſer. Euerm Alter und Euerm Ruf ziemt es nicht, mit Mährchen umzugehen.

Eimingen.

(entrüſtet.)

Noch ziemt es Euch, Ritter. —

Weſthauſen.

Vergebt, vergebt meinem Erſtaunen. Es iſt mir unbegreiflich. Ihr wißt nicht allein nicht von Herrmanns Tod; Ihr wißt ſogar, daß er noch lebte, als Ludwig ſtarb?

Eimingen.

Wohl weiß ich. Wir wanderten zuſammen unter den heiligen Stäten. Ein Pilgrim geſellte ſich zu uns;

Ihr habt ihn auch gekannt, es war Adelbert von Gültlingen. Daß Ludwig nicht mehr lebte, erfuhren wir von ihm, und wie es geſtanden hatte, als er Deutſchland verlaſſen. Das Reich braucht nun Männer, ſagte Herrmann, mehr als jemals. Kommt, laßt uns unſre Brüder aufſuchen. Weſthauſen lebt noch, von Sontheims Thaten war ich nie Zeuge, aber der Ruf nennt ihn ſeines Freundes werth. Mit ihnen und uns ſoll der kalte ſteife Karl doch noch zu ſchaffen haben. — Zuſammen traten wir die Reiſe nach unſrer Heimath an. Was wir in Deutſchland erfuhren, ſchlug unſre Hoffnungen vor der Hand nieder. Herrmann beſchloß die Zeit abzuwarten, wo Größe nicht mehr ein Spiel der Thoren wäre, und Liſt der Feigen und Schwachen nicht mehr die Kronen der Helden davon trüge. Auf dieſe beſchied er mich, und dieß waren ſeine letzten Worte, als ich mich unweit ſeines Schloſſes von ihm trennte. Noch ſind es nicht völlig drei Jahre. —

Weſthauſen.

Nicht völlig drei. — Und eben ſo lange iſt es, daß — Aber fahret fort, fahret fort —

Eimingen.

Ich zog damals weiter nach Franken. Jetzt bin ich da mein Wort zu löſen, zu ſehen welche Entſchlüſſe die Zeit bei ihm gereift hat. — Und Ihr ſagt mir, er lebe nicht mehr? Aber Ihr ſagt mir, er ſey nicht wieder heimgekommen? Ihr hört es, und könnt meinem Worte trauen, daß Euch eine falſche Botſchaft getäuſcht hat. Alſo lebt Herrmann doch wohl noch?

Weſthauſen.

Nein, nein, es iſt nur zu gewiß. —

Einingen.

Aber wie Ihr glaubtet, hat er nicht geendigt. Ich gebe Euch mein Ritterwort, daß er wenige Monden nach Ludwigs Tod noch lebte. — Ihr ſchweigt und ſtumm? Wo kann er ſeyn? Und Landsberg, ſagtet Ihr, iſt öde und leer? — Aber Herrmanns Gemahlin, die ſchöne Mathilde, von welcher weit und breit —?

Weſthauſen.

Dieſe iſt — — Ich weiß nicht. Ich weiß nichts, als was ich nun nicht mehr weiß. Dieſer auferſtandne Todte, ich geſteh' es Euch, Ritter, ohne Euer Wort könnte ich kaum — Aber es wird ſich aufklären. Ueberlaßt mir die Sorge. Und wenn meine Bitte bei Euch Gewicht hat, ſchweigt davon, bis ich Euch weiter geſprochen habe. Dieß möchte verdächtig ſcheinen, und iſt es nicht, iſt es gewiß nicht. —

Einingen.

Warum verdächtig? Ihr überzeugt mich noch nicht. Daß Freunde und Verwandte durch falſche Nachrichten aus einem andern Welttheil getäuſcht werden, iſt ja kein Wunder. Er lebt gewiß noch. Er iſt ja wieder nach Landsberg gekommen.

Weſthauſen.

Nein, dahin kam er nicht wieder.

Eimingen.

Was ſagt Ihr? Auf einer Anhöhe ſchieden wir von einander, wo wir ſein Schloß unter unſern Füßen erblickten. Und in dieſes Schloß wäre er nicht wieder gekommen? Das iſt ſehr ſonderbar. Das ſcheint verdächtig, Ihr habt Recht.

Weſthauſen.

Ritter, noch einmal bitte, beſchwöre ich Euch: Laßt mich, und mich allein, dieſer dunkeln Geburt des Zufalls in's Angeſicht leuchten.

Eimingen.

Des Zufalls? Des Zufalls nur, oder —

Weſthauſen.

Um Eurer Hoffnungen willen, haltet ein raſches Wort zurück!

Eimingen.

Ritter, Ritter, ein Bubenſtück glaub' ich zu ſehen, aber den Vater dazu weiß ich nicht zu rathen.

Weſthauſen.

(raſch.)

Für dieſen verbürge ich mich.

Eimingen.

Für wen?

Weſthauſen.

Für wen es auch ſey. Ich ahnde den Zuſammenhang. Laßt mich jetzt. Wenn ich Euch mehr ſagen kann, ſeht Ihr mich wieder. Beruhigt Euch bis dahin, wendet Euch an niemanden. — Laßt mich, ich bitte Euch.

Eimingen.

(ihn feſt in's Auge faſſend.)

Ich laſſe Euch. — Nein! (indem er ihm die Hand drückt.) Ihr ſeyd ein edler Mann!

(Er geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Heinrich v. Weſthauſen. (allein.)

(ihm nachſehend)

Auch Euch kannte ich ſtets dafür. — Es kann nicht anders ſeyn, dieſer Mann hat nicht gelogen. — Und hat er nicht. — Ha was iſt das? Hat er nicht gelogen. — Wofür ſchaudert meine Seele ſo? — Vor der Aufklärung dieſes Räthſels? — O nein, nein, nein! Das iſt nicht möglich. —

Dritter Auftritt.

Konrad v. Sontheim, Heinrich v. Weſthauſen.

Weſthauſen.

Er kömmt — O dieſe Geſtalt tödtet meine Hoffnung! wankend und kraftlos — Schuld ſcheint dieſen Nacken zu beugen!

Sontheim.

Du hier und allein? Wie kömmt es, Heinrich, daß wir uns ſo wenig ſehen? Ich meine, wir müßten uns viel zu ſagen haben.

Weſthauſen.

Ich vermuthete dich beſchäfftigt. Der Herzog iſt ja noch hier.

Sontheim.

Der Freund geht ihm vor. Hab' ich dich etwa beleidigt? Ich war nicht ſo ganz bei mir, da wir uns zuletzt ſahen.

Weſthauſen.

So haben wir die Launen gewechſelt. Du biſt jetzt aufgeräumt und heiter — (Sontheim ſchlägt beklemmt die Augen nieder; Heinrich der ihn betrachtet, ſtockt im Reden; eine kleine Pauſe.) Und ich — vor meinen Blicken ſteigen ſchwarze Geſtalten auf! Eine nach der andern — auch Bilder der ſchönen Vergangenheit, aber von trüben

ſpätern

ſpätern Schatten entſtellt. — Sieh, ſo iſt es! Auch dich ſtecken ſie an, meine Worte locken Thränen aus deinen Augen.

Sontheim.

(den Kopf an ſeine Schulter lehnend)

Du biſt grauſam. Wüßteſt du wie grauſam du biſt — deine ſtrenge Tugend würde Erbarmen fühlen.

Weſthauſen.

(innig gerührt auf ihn herabſehend, und ihn feſter an ſich drückend)

Theurer — Gefallener! Ja es war eine göttliche Zeit, da Liebe zum Schönen uns ſo feſt aneinander band; da Ludwig, die Tugend, und wir eins waren, da wir am Ende jedes Tages immer näher am Ziele der Vortrefflichkeit, und nie ausgelaufen waren; da das mächtige Bewußtſeyn uns belebte, alle Preiſe des Ruhms eher zu erſchöpfen, als den Vorrath von Größe in unſern Herzen, da — o Konrad, Konrad! — da wir ſchuldlos waren!

Sontheim.

Wir! Meine Seele, nenne mir dein Verbrechen, daß ich wieder aufſehen könne zu dir.

Weſthauſen.

Und iſt es denn wahr? — Es iſt? iſt wirklich wahr? — O nur einen ruhigen, feſten Blick wie vormals, nur jetzt, jetzt einen ſolchen Blick! Nicht dieſe ſchreckliche Bekräftigung in dem matten ſcheuen Auge!

Sontheim.

Was wäre wahr? Was wahr iſt, kannſt du nicht denken, ob ich's gleich thun konnte.

Weſthauſen.

(in ſchrecklicher Bewegung.)

Weiter! weiter! Ich muß weiter dringen — Um deiner ſelbſt willen, um der Gefahren willen die über dir ſchweben, wenn — wenn es wahr iſt! — was haſt du — —

Sontheim.

Unglücklicher, du verſtummſt? Es muß eine entſetzliche Frage ſeyn, der ſich deine Stimme verſagt.

Weſthauſen.

(faßt ſeine Hand und hält ſie mit fürchterlicher Spannung in die Höhe, dann läßt er ſie los, mit knirſchender Bitterkeit)

Schande! Sie kriecht ſchon feig zurück, die geprieſene Kraft der Seele, vor der kleinen Unmöglichkeit, daß nicht geſchehen ſey, was geſchehen iſt! Auch du! (aufwärts blickend) biſt hier nicht allmächtig! So falle dann die Entſcheidung — (zitternd, aber ſchnell) was haſt du mit Herrmann gemacht?

Sontheim.

Stürzt mit einem Schrei zuſammen und verhüllt ſein Geſicht.

Weſthau-

Weſthauſen.

ſteht in todter Betäubung eine Weile vor ihm. Endlich drückt er ihm flüchtig die Hand und will gehen.

Sontheim.

(aufſpringend) Wohin? (Er zieht ihn ſtark zurück) Bey Gott, du darfſt mich nicht verlaſſen.

Weſthauſen.

Ich muß. Du warſt mein Freund. Ich gehe, zu ſehen, zu ſinnen, ob es abzuwenden iſt, das Gewitter — Leb wohl.

Sontheim.

Nein. — Weſthauſen, wenn du mich jetzt verläſſeſt, ſo verlaſſe dich dein guter Geiſt auf ewig. Bleib. Sieh, du kannſt dich von mir nicht losreißen. Ich fühl' es, Starker, du kannſt nicht. Meine Sehnen ſind Eiſen geworden. Himmliſches Gefühl! die tödtliche Entkräftung iſt dieſen Augenblick von mir gewichen.

Weſthauſen.

Was willſt du von mir, Raſender?

Sontheim.

Ha Unmenſch! Raſerei wäre dieſe Löwenſtärke, Krampf dieſe zerdrückende Kraft? Mich ſo furchterlich zu wecken! Ich träumte, ich ſey ein Mann. —

Weſthauſen.

(kalt) Was willſt du von mir?

Sontheim.

Ich verſtehe dich. Dieſer Ton, dieſe Miene — ich verſtehe ſie. Du biſt für mich verloren. Aber ehe du alles weißt, ehe mein Herz ſich von der entſetzlichen Laſt befreit hat; ehe ſollſt du nicht gehen.

Weſthauſen.

Du haſt Herrmann gemordet — brauch' ich mehr zu wiſſen?

Sontheim.

(mit einigem Stolz.)

Ha bey dem was ich einſt war! Es darf dir nicht genügen, mich gefallen zu ſehen. Höre wie ich fiel, und lerne zittern für deine Tugend.

Weſthauſen.

Rede.

Sontheim.

— Ich fand Mathilden von Landsberg in dieſer Gegend. Bey den frommen harmloſen Ritterweibern die du kannteſt, dieſen beſſeren Hausgeräthen zu behaglicher, nie verführender Ruhe für ihre Herren, haſt du es nicht faſſen gelernt, daß eine geheime teufliſche Macht in weiblichem Reitz ſich verbirgt, und den ſtarken Geiſt des Mannes unauflöslich an ſich zaubert. Ehre was du nicht kannſt: das fordert dein Freund von dir, den ehemals die Welt neben dir nannte. Das Gift drang in meine innerſte Seele. Ich hörte nicht mehr den Ruf der Ehre. Deine Thaten ſchallten vergebens in meine Ohren; was kümmerte mich Ludwig, und die Fürſten und Ritter?

Weſthauſen.

Ob das kann ein Weib?

Sontheim.

Sie war Wittwe, Augenzeugen hatten hinterbracht, daß ſie Herrmann fallen geſehen in Paläſtina. Die Vorbereitungen zur Hochzeitfeier begannen. In wenigen Tagen ſollte mir Herrmanns Wittwe ihre Hand am Altar geben. Sie hatte ſchon Landsberg geräumt. In dieſem Taumel traf uns die fürchterliche Botſchaft, Herrmann lebe noch, und ſey in Pilgerkleidern, unerkannt zu Landsberg. Ein Knappe, dem er ſich entdeckt, eilte mit dieſer Nachricht zu uns herüber. — Prieſterſegen und Altar konnten unſern Bund nur der Welt offenbaren. Feſt und doppelt geknüpft war er ſchon, die raſche Leidenſchaft hatte nicht auf Prieſterſegen und Altar gewartet. — Mathilde erholte ſich zuerſt. Haſt du Muth, fragte ſie mich, in der Liebe? Magſt du berechnen, was du thun kannſt mich zu beſitzen, zu retten von der unauslöſchlichen Schmach? — Ich ſchauderte, kämpfte, aber von ihr kämpfte ich mich nicht los. Die Liebe ſchuf ſich eine eigne Tugend, und die Tugend der Liebe kannte kein Verbrechen, als preis zu geben der unauslöſchlichen Schmach das Weib das mir alles geopfert hatte. Und bei Gott, Heinrich, noch jetzt, in dieſem ſchrecklichen ernſten

ſten Augenblick — noch jetzt faſſe ich es nicht, daß ich dieß unbegreifliche Kunſtwerk der ſchaffenden Natur den Seelenzerreißenden Klauen der Schande hätte hinwerfen können. — Der Knappe eilte mit dem blutigen Auftrag zurück — und Herrmanns Wittwe gab mir ihre Hand am Altar! —

(Pauſe)

Weſthauſen.

(kalt.)

Und jetzt iſt der Ritter Adolph von Emingen hier auf deinem Schloß, der Herrmann auf ſeiner Rückkehr aus dem gelobten Lande begleitet hat. Du begreifſt welchen Gefahren dich ſeine ängſtlichen Nachfragen ausſetzen. Was beſchließeſt du? Noch hat er niemanden geſprochen, als mich. Ich muß ihn zu beruhigen und zu entfernen ſuchen. Aber ich ſinne vergebens. Sprich, gieb mir Mittel an. — Nun? Du ſchweigſt, du miſſeſt mich mit den Augen. Liegt dir an deiner Sicherheit ſo wenig?

Sontheim.

Heinrich — du ſpotteſt meiner?

Weſthauſen.

Bey meinem Eid, das thu' ich nicht. Ich erwarte deine Vorſchläge, und eile zur Ausführung. Wir ſind Waffenbrüder, du haſt mir das Leben gerettet — kannſt du noch zweifeln, ob ich alles anwenden werde, die unſelige Entdeckung zu verhindern? Du wirſt nichts unedles verlangen.

Sontheim

Alſo, ſo iſt es? Nun verſteh' ich dich. Du liebſt mich nicht mehr, du verachteſt mich. Und du willſt mich retten? — So gewiß ich deiner bedarf — ſo gewiß verwerfe ich deine Hülfe.

Weſthauſen.

Wie? —

Sontheim.

Weſthauſen, vor wenig Augenblicken wünſcht' ich den Tod, den Tod der Verbrecher. Ich ſchmachtete nach Vernichtung, denn des ermordeten Geiſt drückte den meinen nieder. Jezt iſt meine Seele heller. Ein ſchönes Ziel ſcheint noch vor ihr aufzudämmern. Ich fühle mich ſtark genug zu leben, denn Hermanns Geiſt iſt von mir gewichen. Der Edle ſchont meine lezten Kräfte, daß ich mit dieſen ihn verſühnen könne. Heinrich, du weißt es nicht, aber es iſt dein Werk. An den wohlthätigen Stral der Freundſchaft zündet ſich die verlöſchende Flamme von neuem an. Ohne dich ſchwindet ſie wieder dahin. Aber ſo will ich deine Hülfe nicht. Kalte Pflicht wird die zarte Lebensblüthe nicht warten und pflegen; deines Herzens hätte dieſe bedurft. Hab' ich dein Herz verloren, ſo geh. Geh, und laß dich das flüchtige Licht nicht dauern. Es wird bald ausgehen, und todtes Dunkel wird wieder meine Sinnen umhüllen. — Nein, ich ſcheue dein rollendes Auge nicht. Ernſt und wahr ſind meine Worte.

Weſthauſen.

Laut und kräftig hallen ſie hier wieder. Konrad, vergieb mir. Reich mir deine Hand. Deine Seele iſt gerettet. Laß mir dieſe Hand. Wir erneuern den Bund, und ich verlaſſe dich nicht. Verſöhne des Edeln Geiſt, dann ſtirb! die nie gefallnen Helden werden ihre Lorbern zu deinen Füßen legen, und dich um dein Verbrechen beneiden.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, Mathilde.

Weſthauſen.

(zurücktretend, indem er Mathilden erblickt)

Ha verloren dieſes Augenblickes werth!

Sontheim.

Nein! Weſthauſen, haſt du je geglaubt, ich würde dieſe verlaſſen? dann fiele' mein letzter Anſpruch auf Verſöhnung hinweg, und ſie wär' es nicht werth geweſen, was ich für ſie gethan.

Mathilde.

Was iſt geſchehen, ſeit ich dich verließ? Ich leſe Wunder in deinem Auge, Konrad. So ſchön und heiter

heiter ſah ich es nie ſtrahlen. Und ich noch ein Fremdling in deiner Freude?

Weſthauſen.

Konrad, wir ſehen uns wieder.
(Er will gehen.)

Sontheim.

Weſthauſen! Im Nahmen unſers erneuerten Bundes beſchwöre ich dich, bleib. Denn ohne ſie brech' ich ihn wieder.

Mathilde.

So wäre es doch möglich? dieſer eiſerne Mann hätte gethan, woran ich verzweifelte? Ritter, Eure Hand. Die Liebe beugt ſich vor der Freundſchaft. — Er wendet ſich ab. Er will mich nicht hören, nicht ſehen, der Wilde, meinen Dank nicht annehmen!

Weſthauſen.

(ohne Bitterkeit)
Weil ich mir unbewußt bin, ihn zu verdienen. Ich habe die Liebe in dieſem Bund nicht gedacht. Möge ſie dich glücklicher machen, als ſie es that!

Mathilde.

Ritter — ich ſehe, Ihr wißt alles. Und geſtehen will ich es Euch, es ergreift mich heute zum erſtenmal bei Euch beiden eine ſonderbare, verworrne Ahndung von — von Männergröße!

Weſthauſen.

Zum erſtenmal! O Sontheim, ſo tief warſt du geſunken?

Mathilde.

Vergeßt nicht, Unglücklicher, daß Ihr bis dieſe Stunde noch kein weibliches Herz ſahet. Euer Freund war glücklich durch die Liebe. Aber ſie ſtarb dahin, und da erſt trat die Reue an ihre Stelle.

Weſthauſen.

In ſeiner Seele nur, des minder Schuldigen?

Mathilde.

Soll ich mich der blutigen Bilder rühmen, die ſo oft den goldnen Schlaf aus meinen Augen verſcheuchten? dieſer langſam zehrende Wurm hat vor der Zeit Roſen auf meinen Wangen gebleicht. Aber ich war Weib und Mutter. Liebe hieß die ſchöne Kraft, die das traurige Schickſal von mir abwehrte, in der gähnenden Betrachtung des Vergangenen Gegenwart und Zukunft zu Einer ausgebrannten Wüſte umgeſchaffen zu ſehen. Sie ſchuf neue Roſen, die der Wurm der Reue nicht bleichte; und überlebte ſelbſt das Unglück, nicht mehr geliebt zu ſeyn.

Sontheim.

Heinrich, dein ſtaunender Blick ſagt mir's: du denkſt nicht klein mehr von dieſem Geſchöpf.

Mathilde.

Ihr, Ritter, habt Konrads Herz wieder zu den Gefühlen geſtimmt, die im öden Schmerz der Reue verhüllt waren. Euch alſo werd' ich es vielleicht verdanken, wenn mir in ſeinem Herzen — —

Sontheim.

Du verſtummſt? — Mathilde, rede! Die Bewegung in der ich dich ſehe — Schmerz iſt ſie nicht, dieſe Bewegung.

Weſthauſen.

(mit einer Theilnehmung, die ſeit ihren letzten Reden in ſeinen Mienen geſtiegen.)

Nein, Schmerz iſt ſie nicht. Ich ſehe einen Gedanken in dieſer Seele ſich bilden. Redet! redet!

Mathilde.

Wenn du nun meine Seele dir nach zu Eurer hohen Tugend leiten willſt, die ich heute begreifen gelernt habe, dann — (mit Grazie gegen Weſthauſen ſich wendend) dann, Ritter, nehmt Ihr doch auch dafür meinen Dank an?

Weſthauſen.

Unbegreifliches Weſen! Jetzt ſchon macht Ihr mich ſtolz. (Indem er Konrad die Hand drückt.) Vergieb mir, Freund. Ich that dir doch wohl Unrecht.

Sontheim.

Mathilde, Mathilde, freue dich deines Sieges. Herrlicher ſiegte noch kein Mann.

Weſthauſen.

Ich bitte Euch, meßt meine Seele jetzt nicht nach meinen Worten. Ich finde keine Worte für Euch. Und ſoll ichs Euch geſtehen? ich — faſſe Euch noch nicht.

Mathilde.

(lächelnd.)

Weſthauſen, die Weiberſeele entſchlüpft Euch, wenn Ihr ſie faſſen wollt; fühlen lernt Ihr ſie bald! Wenn Ihr mich fühlt, wie es ſcheint — dann freilich hab' ich geſiegt.

Sontheim.

Und durch deinen Sieg bin ich ſeiner ſo gewiſſer. An Eurer Hand — fürcht' ich keine Dornen auf dem Pfade, den ich gehen werde.

(Sie gehen ab.)

Fünfter Auftritt.

Der Truchſeß, Adolf v. Eimingen
im Geſpräch hereintretend.

Truchſeß.

Es iſt äußerſt ſeltſam, was Ihr da erzählt. Ihr kanntet ja den Ritter ſchon vorher in Deutſchland?

Es konnte kein Betrüger ſeyn, mit dem Ihr zu thun hattet?

Einingen.

Wir hatten ſeit der Mühldorfer Schlacht wenig ohne einander gelebt. Der Fall iſt ganz unmöglich.

Truchſeß.

Ich erinnere mich wohl nur flüchtig, ihn geſehen zu haben. — Zwar — Ihr ruft mir etwas zurück. — Gerade in den Tagen, als Konrad von Sontheim ſich mit der Wittwe — der vermeintlichen Wittwe Eures Freundes vermählte. —

Einingen.

Und dieſe Vermählung, die ich von Euch erfahren! der Zeitpunkt dieſer Vermählung! Lauter dunkle Räthſel —

Truchſeß.

Ganz recht. Eben damals war es — ich befand mich, der Feierlichkeiten halber, die der Herzog dem Brautpaar geben wollte, gerade zu Landsberg — eben damals — wie doch Umſtände, die einſt ſo auffielen, bis ſie wieder erweckt werden, in dem Gedächtniß ſchlafen können!

Einingen.

Nun!

Truchſeß.

Wie ich Euch ſage, ich bemerkte damals einen armen Pilger, der in dem Schloſſe bei den Knappen und Knechten mit Erzählung ſeiner ausgeſtandnen Fährlichkeiten, mit fremden Liedern, ſich eine mäßige Nahrung verdiente. Der grauhaarige Burſche machte mich aufmerkſam. Es war etwas bekanntes in ihm, etwas edles, das mit ſeinem Stande und ſeinem Aufzug ſo wenig übereinſtimmte. — Zwei Narben die ſich über ſeinem Auge kreuzten. —

Cimingen.

Ueber ſeinem rechten Auge? Herrmann — es war Herrmann. Ueber ſeinem rechten Auge, nicht wahr? Und ſein linker Arm war gelähmt?

Truchſeß.

Richtig, der linke möcht' es ſeyn. — Ich ſuchte an dieſen Pilger zu kommen, ich wollte ihn dingen, mit Sing und Sang bei meinen Feſten aufzutreten. Seine Antworten waren ſonderbar und räthſelhaft. Eines Wortes erinnre ich mich eben vollkommen, daß er mit tief bekümmerter Miene ſagte: ſein Geſang möchte Rabengeſang ſeyn in die Hochzeitfreuden. — Den Tag darauf fehlte er auf dem Schloſſe, und niemand wußte, wenn, noch welchen Weg er gegangen. Mehrere Bewegungen, Kleinigkeiten, häuften ſich zu der Zeit zuſammen, die mich für den Augenblik nachdenkend machten — aber Mangel an Nahrung entfernte ſeitdem den ſchwankenden Argwohn aus meinem Kopf, jene Ereigniſſe ſind mir zum Theil entfallen, und ich kann es Euch nicht einmal ſo klar mehr mahlen, was mir damals —

Eimingen.

O klarer kann nichts ſeyn unter der Sonne: dieſer Pilger war Herrmann! Er fehlte — fehlte auf dem Schloß? Truchſeß, Ihr wißt gewiß mehr. So ſchwankend iſt Euer Verdacht doch nicht geblieben, ſo rein waren doch alle Menſchen um Euch herum nicht, daß Ihr keinen in Euerm Herzen der That hättet zeihen dürfen.

Truchſeß.

Der That? konnte ich damals eine beſtimmte That ahnden? Freilich, hätt' ich damals gewußt was ich von Euch erfahre, dann wären jene Erſcheinungen heller an mir vorbei gezogen, dann würde ich die verdächtigſten auf ihrer Flucht angehalten haben. — Aber Ihr? Was nehmt Ihr vor? Wie denkt Ihr nun dem Geheimniß auf den Grund zu kommen?

Eimingen.

Werde ich — muß ich das? — Herr Truchſeß, dieſer Handel ſcheint mir nicht ritterlich, ich geſteh' Euch, daß er mich abſchreckt. Die Sache der Freundſchaft wäre es freilich. Aber ich glaube nicht, daß mir beſchieden iſt, das aufzuhellen. Eine innere Stimme räth mir an, mich in dieſes Spiel nicht zu mengen. — Dann habt Ihr hier ja Eure Fehmgerichte.

Für dieſe möchte dieß eher gehören, und den weiſen verborgnen Richtern kann die Unthat nicht entgehen, wenn es anders nicht Lügen ſind, die man von ihnen erzählt.

Truchſeß.

Lügen und Wahrheit unter einander, wie es geht! Allwiſſend ſind ja doch Menſchen nicht. (ſehr wichtig) Und die ächte Beſchaffenheit des Ordens bleibt dem Volk ewig ein Räthſel.

Eimingen.

Sei's wie es ſey! Ich kehre jetzt zurück in meine Heimath. Entdeckt ſich's, ſo dringt der Ruf davon vielleicht bis zu mir. Auch habt Ihr hier einen Mann, der durch mich genug erfahren hat, um der Spur weiter nachzugehen. Und dieſes Mannes ganzes Leben war der Verfolgung des Unrechts geweiht. Wer könnte beſſer, als Heinrich von Weßhauſen. —

Truchſeß.

Weßhauſen iſt's den Ihr meinet? — Ihr habt ganz Recht, und ich verdenk' es Euch nicht, daß Ihr damit nicht zu thun haben wollt. — Er weiß alſo alles?

Eimingen.

Was ich weiß, hab' ich ihm geſagt.

Truchſeß.

Es muß ihm auffallend — ſehr auffallend geweſen ſeyn. Wie nahm er ſich bei der Entdeckung?

Eimin-

Eimingen.

Die Wahrheit zu ſagen, ſonderbar — ſonderbar gelang, um einen Augenblick Zweifel in mir zu erregen. Aber ich habe mich dieſes Augenblicks geſchämt. Bei Gott, Weſthauſen iſt die Krone der deutſchen Ritter. Er wird es ausmachen, ausfechten, wenn es ſeyn muß. — Ich eile daß mich niemand hier ſehe. Ich athme hier ſo ſchwer, als wäre die Luft verpeſtet. O Herr Truchſeß, vor meiner Wallfahrt in's gelobte Land wär' ich dieſem Ungeheuer muthig entgegen gegangen; damals kannte ich das Gefühl nicht, das mich jetzt aus dieſem Schloſſe treibt. — Lebt wohl. Mein Pferd ſteht geſattelt im Hof. Lebt wohl.

(Ab.)

Truchſeß.

So lebt dann wohl, Herr Ritter. (Allein.) Recht — recht ſo! Nun verſeh' ich dich, Arlheim. Der Ruhm des Ordens iſt in meinen Händen, und dieſes Mannes Schickſal!

Sechſter Auftritt.

Der Truchſeß, Heinrich v. Weſthauſen.

(Weſthauſen eilt ſchnell an dem Truchſeß vorbei, dieſer hält ihn auf.)

Truchſeß.

Wohin, Herr Ritter? wohin ſo eilig?

Weſthauſen.

Sieh da, Herr Truchſeß. Ich kannte Euch nicht ſogleich. Verzeiht —

(Er will gehen.)

Truchſeß.

Sucht Ihr den Herrn von Seutheim? Ich vermuthe ihn bei dem Herzog.

Weſthauſen.

Nein, ich verlaſſe ihn eben.

(Wie oben.)

Truchſeß.

Herr Ritter, es kann Unbeſcheidenheit ſeyn, daß ich Euch aufhalte. Aber Ihr müßt's unſer einem vergönnen, es thut uns ſo wohl, Männer Eures gleichen zu ſehen. Und wenn Ihr Euch vollends zu uns herab laßt — Freilich, die Herren Ritter verachten uns, die wir in Hofdienſten grau werden.

Weſthauſen.

Ganz und gar nicht. Aber Ihr ſeht, daß ich eilig bin. Ein andermal wird es mich freuen, Bekanntſchaft mit Euch zu erneuern.

Truchſeß.

Nun, ich will Euch jetzt nicht hindern. Ein andermal alſo, ich halte Euch bei'm Wort. O es iſt nicht lange, da ſprach ich von Euch mit dem Ritter Adolf von Eimingen, der —

Weſthau-

Weſthauſen.

Eimingen, Eimingen? Ihr habt ihn geſprochen? — Ganz recht. Wißt Ihr, wo er iſt? Ihn ſuch' ich eben.

Truchſeß.

Um deſto eher könntet Ihr mir eine Weile Eure Unterhaltung gönnen. Denn Adolf iſt nicht mehr hier.

Weſthauſen.

Nicht mehr hier? Seit wann? Wohin iſt er gegangen?

Truchſeß.

Das weiß ich nicht. Aber fort iſt er. Er nahm kürzlich Abſchied von mir.

Weſthauſen.

Und mich hat er vermieden? Das iſt ſonderbar. Das thut mir leid. Ich hätte ihn gern noch geſprochen.

Truchſeß.

Im Vertrauen, Herr Ritter — und in der Ueberzeugung, daß Ihr mich nicht verrathen werdet. —

Weſthauſen.

(beiſeite.)

Wie? Sollte er — (laut) Was habt Ihr mir zu ſagen?

Truch-

Truchſeß.

Der gute Ritter ſchien mit ſeinem Aufenthalt nicht zufrieden, und darum eilte er früher hinweg.

Weſthauſen.

Woran hat es ihm abgehen können? Mehr edle Gaſtfreiheit darf er auf keinem Ritterſchloſſe ſuchen. Er hat ſich zwar nicht bei Konrad ſelbſt gemeldet.

Truchſeß.

Nein, nein, ſo iſt es nicht. Ganz etwas anders! Mich ſelbſt überfällt ein Grauen, wenn ich an die Dinge denke, die er mir geſagt hat.

Weſthauſen.

Ha! — Und wie lauten dieſe entſetzlichen Dinge?

Truchſeß.

Ihr wollt ſpotten, Herr Ritter — Habt Ihr ihn denn nicht geſprochen?

Weſthauſen.

Ich wohl; aber weiß ich darum, was er Euch geſagt hat? oder worüber Ihr erſchrocken ſeyn mögt?

Truchſeß.

Doch! Es würde mich wundern wenn Ihr es nicht wüßtet. — Ob Ihr freilich es wiſſen wollt, — und daß Ihr, als Rittersmann, nicht ſo leicht erſchrecken dürft als einer meines Schlags. —

Weſthauſen.

(faßt den Truchſeß heftig bei der Hand, und ſchüttelt ihn unſanft.)

Behaltet Eure Schrecken für Euch, Herr Truchſeß. Hört Ihr? ganz für Euch! Und denkt dabei was es Euch einſt in Ludwigs Lager gekoſtet hat, als Ihr mit Eurer Zunge Euch unter Ritterſchwerter wagtet. Habt Ihr die Lehre ſchon vergeſſen, die Euch Konrad damals gab?

Truchſeß.

(beißt wütend die Lippen zuſammen, fährt aber ruhig fort.)

Ihr ſeyd aufgebracht. Vergebt mir. Wir freilich können Dingen dieſer Art nicht mit dem Schwerte beikommen. Jedoch unter uns, Herr Ritter —

Weſthauſen.

Unter uns! Nun dann, unter uns alſo?

Truchſeß.

Ein ruhiger Kopf bringt oft mehr heraus, als der tapferſte Arm. Und es iſt ja auch noch die Frage, ob Ihr euern Arm hier würdet gebrauchen wollen. — Ihr habt es noch nicht ſo erfahren, daß die Menſchen nicht immer ſind, was ſie ſcheinen.

Weſthauſen.

Eine weiſe Bemerkung! auf die Euch alſo jene Wunderdinge geleitet, die Ihr von Eimingen erfahren habt?

Truchſ

Truchſeß.

(ihm feſt und unverrückt in die Augen ſehend, nach einer Pauſe langſam und kalt.)

— — Alſo — glaubt Ihr würklich nicht, daß Konrad von Sontheim der Mörder Herrmanns iſt?

Weſthauſen.

Schändlicher Läſterer! Du ſollſt mir jetzt Rede ſtehen, oder —

Truchſeß.

Was ich für ein Recht habe, Euch zu fragen? — Nun, wie ich Euch ſage, von Euch hoffe ich Licht über die Sache zu erhalten. — Beſtätigung vielmehr, denn klar iſt ſie mir ſchon. — Und dann —

Weſthauſen.

Dann? — Menſch, Teufel, oder was biſt du?

Truchſeß.

Eure Ungeduld iſt natürlich. — Es ſei genug des Scherzes!

Weſthauſen.

Des Scherzes? Elender —

Truchſeß.

Halt, Ritter! — (Er zieht langſam einen Dolch hervor, und hält ihn Heinrich vor die Augen) Erkennt Ihr mein Recht, Euch zu fragen? — (Heinrich bleibt wie vom Donner gerühret, der Truchſeß fährt fort.) Wo habt

Ihr

Ihr den Bruder zu dieſem? — Und Euer Eid? Ihr habt um dieſen Frevel gewußt, Ihr wolltet ihn dem Gericht verheimlichen. Euer Eid, den Ihr ſchwuret vor dem verſammelten Gericht?

Weſthauſen.

(in einer dumpfen Betäubung.)

Ich hatte ihn vergeſſen.

Truchſeß.

Vergeſſen? Nun bei allem was ſeltſam iſt — vergeſſen? Ihr habt's vergeſſen? daß Ihr ſchwuret anzugeben jeden Frevel, den Ihr ſehen oder hören oder ahnden würdet, welches Band Euch auch an den Frevler bände —

Weſthauſen.

(ſchaudernd.)

Ha — dieſe Worte hör' ich zum zweitenmal aus deinem Munde! Du warſt es, der aufſtand —

Truchſeß.

Euer Gedächtniß kehrt zurück. Ja, ich war es dem Ihr ſchwurt auf dieſe Worte. Und ich fordre Euch auf, vor dem Gericht zu bekennen, was Ihr von Herrmanns Ermordung wißt. Zu bekennen, hört Ihr? dieſes Wort enthält Eure Schuld. Verſucht ſie zu tilgen durch Gehorſam und Reue.

Weſthauſen.

Nun wahrlich, mächtig iſt der Bund, der Euch den Muth giebt, ſo mit mir zu ſprechen. Ja, ich will meine Schuld tilgen durch Reue. Bis der Abgrund mich verſchlingt, den ich vor mir ſich öffnen ſehe — werd' ich es bereuen daß ich das Gericht ehrte, deſſen Mitglied Ihr ſeyd. Ihr ſaßet obenan unter den Brüdern — o es iſt klar! die ſicherſten Stützen des Ordens ſind die Unglücklichen, die ohne ihn in ihr Nichts zurückſtürzen würden.

Truchſeß.

Tollkühner! Vor den Brüdern wird es an Euch ſeyn zu antworten. Ihr ſeyd nicht mehr in Ludwigs Lager, Ihr und Konrad nicht mehr.

Weſthauſen.

Truchſeß, Truchſeß, was möchtet Ihr bieten, dies Wort zurükzunehmen? Jetzt ſeh' ich es: wir ſind verloren, Konrad und ich ſind verloren. Der Orden wird deiner feigen Rache dienen. Die Rächer deß Rechts werden rächen deine verdiente Schande. Wäre Konrad damals zum König von Böhmen übergetreten, hätte er deinen ſchimpflichen Auftrag geehrt und Karls Gold angenommen, du würdeſt ihn ruhig von Verbrechen zu Verbrechen ſchreiten laſſen. Weil er der guten Sache treu blieb, weil er deine entehrenden Vorſchläge verſchmähte, weil er den niedrigen Fürſtenknecht beſchimpft ſeinem Herrn zurückſandte — darum, darum allein fodert ihn jetzt das Gericht zur Rechenſchaft.

Truchſeß.

Armer Verblendeter! Ich vergebe Euch, weil Euer blödes Auge dem geraden Gang der Ordensregel noch nicht zu folgen vermag. Wäre Sontheim mein Freund, ich würde ihn dem Gericht opfern. Aber Furcht vor kleinen Mißdeutungen wird ihn eben ſo wenig retten. Zwiſchen Eurer Freundſchaft, und meiner zarten Bedenklichkeit wollt Ihr, daß der Verbrecher entgehe der Rache. Nein! die Satzungen des Gerichts ſind Euern Rückſichten unzugänglich. Ich habe einen Frevel der Ungeſtraftheit entriſſen. — Der ihn verübte, hat ſeine Anſprüche auf meinen Haß wie auf meine Liebe verwürkt; er iſt nur das Werkzeug dieſer That und das nothwendige Opfer des Gerichts: menſchliche Bande können zwiſchen dieſem Weſen und mir keine andre Gemeinſchaft mehr ſtiften. — Ihr lacht?

Weſthauſen.

Eine kleine Seele hinter große Gedanken flüchten zu ſehen. O ſagt mir, ich bitte Euch — es war ein ehrwürdiger Greis unter Euch, ſeine graue Weisheit ſprach meiner ſcheuen Seele Muth und Zuverſicht ein — iſt auch dieſer ein Betrüger, oder iſt er betrogen? Antwortet mir offen. Wozu noch Zurückhaltung? Wißt Ihr denn nicht, daß Ihr mir die innerſten Geheimniſſe Eures Ordens verrathen habt?

Truchſeß.

Halt! Ich bin der Entweihungen müde; ich hab' Euch nichts mehr zu ſagen — bis wir uns wiederſehen.

(Er ſtößt im Abgehen auf Konrad von Sontheim, den er erſt ehrerbietig vorbeiläßt.)

Siebenter Auftritt.

Konrad v. Sontheim, Heinrich v. Weſthauſen.

Sontheim.

Wo bleibſt du, Heinrich? O jeder Augenblick den du mir jetzt abziehſt, iſt ein Raub an meiner Seligkeit. Mit dir kann ich nur der friſchen Lebens Luſt mich freuen. —

Weſthauſen.

Hat ſie ſo feſte Wurzeln in deinem Buſen gefaßt?

Sontheim.

Mein Geiſt ſtreift ſchon in künftigen Thaten umher. Halte du ihn feſt. Wähle für mich! Wir führen zuſammen aus, und beſchämen die Vergangenheit.

Weſthauſen.

Unglücklicher!

Sontheim.

Was iſt das? — Und du ſo verändert?

Weſthauſen.

Unglücklicher! Du haſt einen Mord begangen. Weißt du nicht, daß ein Mord tauſend Zungen hat ſeinen Urheber zu verrathen? Das entbehrlichſte Leben wird tauſendmal vermißt — und du ſchwelgſt in künftigen Thaten?

Sont-

Sontheim.

Das hör' ich von dir? Weſthauſen, von dir? Beſinne dich. Oder iſt es eine Probe, auf welche du meinen Muth ſetzen willſt? Weil frohe Ahndungen mir wieder aus dem Leben winken, glaubſt du darum ich fürchte den Tod? den fürchtet nur der verzweifelnde Sünder.

Weſthauſen.

Sontheim — ja du haſt die Probe beſtanden. Die frohen Ahndungen ſollen dir erfüllt werden. Wenn noch Kraft in dieſer Seele iſt —

Sontheim.

Du willſt mir entſchlüpfen, Heinrich!

Weſthauſen.

Nein. Komm. Sieh, ich hebe deine Hand empor zum Allſehenden, und ſchwöre — O nein, nein, nein!

Sontheim.

Unbegreiflicher Schwärmer! Was beginnſt du?

Weſthauſen.

Gewiß, ich verlaſſe dich nicht, ich halte dich. Aber ſchwören will ich nicht, ſchwören nicht. Ein Eid iſt zu ſchwach — weil ich dich halten will, darf ich nicht ſchwören. Ohne Eid biſt du meiner gewiſſer.

Sontheim.

Und ich ſoll dieſe Räthſel nicht —

Weſthauſen.

Fordre es nicht. Du darfſt in dieſem ſchönen Lauf nicht aufgehalten werden, und du ſollſt nicht. Aber fordre keine Aufſchlüſſe. Laß mich allein handeln. Auch ich habe zu büßen. O eine Thorheit iſt oft ſchwerer zu büßen, als ein Verbrechen!

(Er geht ab.)

Achter Auftritt.

Konrad v. Sontheim, (allein.)

— Wie? Sollte der Fluch der auf mir lag, über ihn gefallen ſeyn? Ich habe dieſe heitre große Seele angeſteckt. Er ſog das Gift aus meiner Wunde — Ha verdammt ſey dann meine Ruhe!

Neunter Auftritt.

Konrad v. Sontheim, Albert v. Linne.

Linne.

Dank ſey endlich dem Schickſal! Ich habe einen Menſchen der von ihm weiß. — Sontheim, ſagt, o ſagt mir, wo iſt Weſthauſen? wo iſt er? Weſthauſen, Euer Freund — wo iſt er?

Sontheim.

Wer ſeyd Ihr, der meine Angſt um ihn zu vermehren könnt?

Linne.

Vormals ein Ritter, wie Ihr. Jetzt der gepeinigte, geplagte Geiſt Alberts von Linne. Antwortet mir — was macht Weßhauſen? Lebt er noch?

Sontheim.

Er lebt — und Ihr habt Grund daran zu zweifeln?

Linne.

Er lebt? Wißt Ihr es ſo gewiß? — Ich ſcheine Euch auch zu leben, nicht wahr? O wenn Ihr Euch nicht beſſer auf das Leben verſteht, dann könnt Ihr den Leichnam Eures Freundes zuletzt in Eure Arme geſchloſſen haben, und wähnen er habe gelebt. Er iſt todt, und ſein Mörder bin ich, und darum treibt's mich raſtlos herum.

Sontheim.

Raſender, deine Räthſel ſind ſchrecklich; aber bei Gott, du mußt mir ſie löſen.

Linne.

Nein. In die Geheimniſſe der Unterwelt dringt kein Sterblicher. Ihr forſcht vergebens. — Antwortet Ihr mir, dem keine Unterwelt die Zunge band. Wenn habt Ihr ihn geſehen?

Sontheim.

Jetzt eben — wild und zerſtört, wie er es niemals war.

Linne.

Es würkt, es würkt! Wild und zerſtört, ſagt Ihr? Mit Einem Stempel gezeichnet er und ich! O führt mich zu ihm! Liefert mich ſeiner Rache aus.

Sontheim.

Sataniſcher Quäler, treibt Euer Spiel nicht weiter mit meiner Ungewißheit. —

Linne.

Peinigt Euch dieſe? Seht mich an. Ungewißheit war die ausgeſuchte Strafe der Teufel, denen ich meine Seele verkauft hatte. Tod geben ſie ihren Lieblingen. Wollt auch Ihr ein Vollführer ihres ſchrecklichen Urtheils ſeyn? Kommt, kommt, führt mich zu ihm. Ich muß ihn ſehen.

(Er reißt ihn mit ſich fort. Der Vorhang fällt.)

H.

II.

Anekdote.

Ich hoffe nicht daß jemand, ohngefähr wie der Geometer nach dem Trauerſpiel, fragen wird; zu was Ende die folgende Geſchichte hier einen Platz einnimmt; und ich geſtehe, daß ich keine Antwort auf dieſe Frage wüßte. Für die Wahrheit der Anekdote ſollen übrigens verſchiedne Einwohner der Hauptſtadt Deutſchlands zeugen können.

Der Baron **, ein begüterter Ungriſcher Edelmann, der in den Kaiſerlichen Heeren diente, war in den letzten Jahren des ſiebenjährigen Kriegs in Preußiſche Gefangenſchaft gerathen. Er lebte gegen ein Jahr zu Magdeburg, und verlegen um Mittel dieſen gezwungenen Aufenthalt zu verſüßen, ſuchte er ſich an den Herzen der feindlichen Schönen für den übeln Ausgang ſeiner kriegeriſchen Projekte zu rächen. Mit dieſen gelang es ihm eben ſo gut, als es ihren Vätern mit ihm gelungen war; und der ſchöne Kriegsgefangne fieng an, ſeine Erlöſung mit ziemlicher Geduld zu erwarten, während daß ſeine junge zärtliche Frau, die er auf ſeinen Gütern in Sklavonien zurückgelaſſen hatte, ſich über ſein trauriges Schickſal härmte. Dieſen letzten Umſtand hatte er überhaupt dem dortigen ſchönen Geſchlecht wohlbedächtig verſchwiegen; aber ihn traf endlich das Verhängniß mancher Helden und Eroberer, weiter zu kommen, als er ſelbſt wollte. Jetzt ſollte Hymen das Unheil wieder gut machen, das die Liebe geſtiftet hatte; das Gewiſſen des Barons ſetzte ſich über eine leichte militairiſche Heirath hinweg, und Fräulein von Z. wurde würklich mit ihm getraut. Kurz darauf geſchah zwiſchen den feindlichen Mächten eine Auswechſelung, bei welcher der Baron ſeiner Gefangenſchaft losgeſprochen wurde. Er und ſeine neue Gemahlin beſchäfftigten ſich nun gemeinſchaftlich mit Vorbereitungen zur weiten Reiſe nach ſeinem Vaterlande; er fand aber für gut heimlich vorauszugehen, und hinterließ ſeiner Frau nur ein zärtliches Abſchieds-Billet, worin er mit vielen höflichen Umſchweifen ſie gewiſſermaßen und ſo weit es thunlich war, von Umſtänden unterrichtete, welche dieſe unglückliche, ewige Trennung veranlaßten, und ihr zugleich freundſchaftliche Verhaltungsregeln gab, wie ſie noch die beſte Miene zu dieſem böſen Spiele zu machen hätte.

So entkam er aus ſeinen beiden Gefangenſchaften und traf glücklich zu Wien ein, wo er ſich mit leichtem Muth den lang entbehrten Zerſtreuungen und Freuden überließ. Eine kleine Störung gab ihm zwar die unvermuthete Ankunft ſeiner erſten Gemahlin, welche mit der Beharrlichkeit der Liebe die kleinen, von ihm ſelbſt gefliſſentlich ihrer Ungeduld in den Weg gelegten Hinderniſſe beſiegte, und dem armen gemißhandel-

ten

ten Krieger ihre treue Pflege anzubieten eilte. Doch feſſelte ihre Zärtlichkeit ſeinen Flatterſinn, und ſein enges leeres Herz fieng würklich an ſich dem ächten Genuß der Liebe zu öffnen. Sie war aus einem der edeln, aber verarmten Geſchlechter, deren es in Ungarn ſo viele giebt, welche durch Zankſucht und Hartnäckigkeit ſich ſelbſt ſo tief herunterbringen, daß ſie den Söhnen ihrer reich gewordenen Geſchäfftsführer und Advokaten fröhnen müſſen. Ihr Herz war dem Manne ganz ergeben, der durch ſein Vermögen über ſie erhaben, ſie von dem harten Schickſal der Dienſtbarkeit gerettet, ihrer Schönheit und ihrer Tugend durch die Gabe ſeiner Hand gehuldigt hatte. In Wien blieb ihre ruhige Seele für alle die Vergnügungen unempfänglich, die bei ihrer einfachen Lebensart und Erziehung ihr bis dahin ganz fremd geweſen waren. Sie lebte eingezogen und unbekannt, der Liebe ihres Gemahls vielleicht um deſto gewiſſer, da er auf dieſe Art in ſeinem Hauſe die Freuden einer glücklichen Ehe in vollem Maaße fand, und auswärts die Ungebundenheit, den ſorgenloſen Sinn des unverheiratheten Standes behaupten konnte.

Indeſſen hatte ſeine andre Frau ſich nicht ſo ruhig in ihr Schickſal zu finden gewußt, als ſein Leichtſinn es erwartet hatte. Sie ſuchte auf die Spur ihres Flüchtlings zu kommen, und als ſie mit Gewißheit herausgebracht hatte, daß er in Wien lebte, trat ſie, mit den gültigſten Beweiſen ihrer Anſprüche auf ihn ausgerüſtet, die Reiſe nach der Kaiſerſtadt an. Dort hielt ſie ſich ſo lange Zeit verborgen als ſie nöthig hatte, um über die innern Hausangelegenheiten des Barons Erkundigung einzuziehen. Sie erfuhr bald daß ihre Stelle ſchon beſetzt war, und ſtand nun nicht länger an, ihre Klage vor der Kaiſerin ſelbſt zu erheben. Der Fall der Bigamie ſchien ziemlich erwieſen, der Baron kam in engen Verhaft, und die Strenge der Kaiſerin gegen Verbrechen dieſer Art ließ vorausſehen, daß die von dem Geſetz auf Vielweiberei erkannte Todesſtrafe an ihm vollzogen werden würde. Bei der Unterſuchung wurden die Anſprüche der zweiten Frau vollkommen rechtskräftig befunden; als man aber zur Prüfung der früheren Rechte der erſten Frau ſchreiten wollte, legte dieſe das Geſtändniß ab, daß ſie dem Baron nie angetraut geweſen wäre, ſondern als ſeine Maitreſſe bei ihm gelebt hätte, und daß er aus Liebe und Furcht vor den Nachſuchungen der Polizei ihr ſeinen Namen zu tragen erlaubt hätte. Dieſem unerwarteten, freiwilligen Geſtändniſſe war nichts entgegen zu ſetzen, der bedenkliche Handel endigte ſich, alles Anſcheins ungeachtet, zum Vortheil des Barons, ſeine Hand wurde der Fremden zuerkannt, und die bisherige Baronin * *, zur exemplariſchen Beſtrafung des unerlaubten Umgangs, auf zehn Jahre zum Zuchthaus verurtheilt.

Fühle die Größe dieſer Handlung wer ſie fühlen kann; meine Feder ſoll ihre erhabne Simplizität nicht entweihen! Nur dahin, wo die mitleidige Ahndung

meiner

meiner Leſer ſie unter Verbrechern aller Art ſchon erblickt, dahin wollen wir der Heldin noch folgen, und Roſen blühen ſehen für ſie aus dem Aufenthalt der Schande.

In dem Zuchthaus ſelbſt fand ſie die ſanfte ſtille Belohnung ihrer ſtillen Größe: ein Herz, ein Auge das dort, und überall ſie von ihrem übrigen Geſchlecht zu unterſcheiden vermochte. Nie hat vielleicht ein Menſch ſeinen Würkungskreis ſo erfüllt, ſo zum Beſten ſeiner Brüder erweitert als der damalige Zuchthaus Verwalter in Wien. Die Erfahrung vieler Jahre hatte ſeine Menſchenkenntniß bis zur Untrüglichkeit geläutert. So ſelten er getäuſcht werden konnte, deſto öfter und richtiger erkannte er die Irrthümer ſeiner Obern, und das unabläßige Beſtreben ſeiner Menſchenliebe war, dieſe wieder gut zu machen. Mit ſtrenger Unparteilichkeit unterſchied er in der Behandlung ſeiner Züchtlinge die verſtockten, gegen Ehre und Schande gleichgültigen Sünder, die ſchamloſen Dirnen von den unglücklichen Opfern einer übelverſtandenen Delikateſſe. Jene lernten auf die Achtung dieſes Mannes, dem ſie die ihrige nicht verſagen konnten, einen Werth legen, lernten vor ſeiner Geringſchätzung ſich entſetzen, und gewöhnten ſich zu Empfindungen, die ihnen vorher unbekannt waren; bei dieſen wußte er, mitten in der Ausübung der infamirenden Strafe, das zarte, durch den grauſamen Leichtſinn der Richter ſo leicht erſtickte Gefühl der Ehre lebendig zu erhalten. Er hatte eine kleine Welt um ſich geſchaffen, deren Mit-

telpunkt

telpunkt nicht mehr die Schande, ſondern er und ſein Urtheil war. Er gab zuweilen ſeinen Kindern — denn ihren Vater nannten ihn die Züchtlinge — kleine Feſte, zu denen er ſeine Freunde einlud; und um dieſe Belohnung der gekränkten oder wiederkehrenden Tugend kämpfte ein edlerer Ehrgeitz, als vielleicht in der ganzen Kaiſerſtadt rege war.

Aus der Schilderung dieſes braven Mannes, dem die Menſchheit eine Ehrenſäule ſchuldig wäre, wird man leicht urtheilen, welchen Eindruck ſein neuer Gaſt auf ihn machen mußte. Die holde, ruhige Miene der Baronin, ihre unſchuldige Heiterkeit verrieth ihm bald das Weſentliche ihrer Geſchichte. Keine reuige Magdalena war dieß nicht, wie er oft in ſeinen Mauern gehabt und gepflegt hatte, er erkannte in ihr ein freywilliges, im edelſten Selbſtbewußtſeyn zufriednes Opfer der ſanfteſten Empfindungen. Soviel konnte ſie ihn nicht hindern in ihren Augen zu leſen, aber eine ſtillſchweigende Uebereinkunft, die ihm verbot in das Geheimniß ihrer Tugend zu dringen, war mit einem ſolchen Manne bald getroffen. Sie lebte ganz als ſeine Tochter bei ihm, wurde ſeine tägliche Tiſchgenoſſin, und die Freundin ſeiner Freunde. Er gieng ſoweit daß er ſie öfters, verkappt, zu öffentlichen Beluſtigungen, Feuerwerken und dergleichen führte; und ihr liebevolles Herz konnte dem gutmüthigen Eifer ihres Freundes in ſolchen Fällen nur ſelten widerſtehen.

In dieſem kleinen, glücklichen Kreis waren, ein Paar Jahre ihres Lebens verfloſſen, als auſſer den Mauern ihres Gefängniſſes eine wichtige Veränderung vorgieng.

Der wahrſcheinlich ſehr freudenleere Eheſtand des Barons dauerte nicht lange. Seine Frau ſtarb, und nun ſchwebte das Bild der Unglücklichen, die im Zuchthaus für ihre Großmuth büßte, mit großer Lebhaftigkeit vor ſeiner ſchwachen Seele. Er ſuchte bei der Kaiſerin einen der Augenblicke zu treffen, wo ſie von ſanfter Frömmigkeit zur höchſten Nachgiebigkeit und Milde hingeriſſen, nichts abzuſchlagen gewohnt war. Er erhielt im voraus Gnade und Verzeihung für das was er ihr zu entdecken hätte; hierauf reinigte er die Baronin von ihrer eignen Anklage, und legte der Kaiſerin die unwiderſprechlichſten Beweiſe vor daß ſie ſeine rechtmäßige Gemahlin geweſen war. Thereſia war gerührt, ſie ließ ſogleich den Zuchthaus Verwalter holen; einige Fragmente der Unterredung zwiſchen der Kaiſerin und dieſem trefflichen Mann, ſind damals bekannt geworden, und ich hoffe durch ihre Mittheilung mir einiges Verdienſt um meine Leſer zu erwerben.

„Unter Seinen Züchtlingen“ redete ihn die Kaiſerin an, „iſt eine Baronin * *?“

Der gute Mann war eben zwey Tage vorher mit der Baronin bei einem Feuerwerk geweſen; die unvermuthete Botſchaft der Kaiſerin und dieſe plötzliche

Frage

Frage brachten ihn für einen Augenblick aus der Faſſung, er glaubte ſich verrathen.

„Ja“ ſagte er, „aber wenn Ew. Majeſtät ſie kennten, es iſt ein ſo braves Weib! — Ich weiß daß ich gefehlt habe, ich ſoll meine Züchtlinge in enger Verwahrung halten. Aber ſie iſt nicht Schuld, ihr iſt wahrhaftig an einem lumpigen Feuerwerk nicht gelegen, ſie hat immer ihre tauſend Bedenklichkeiten, und ich muß ſie dazu zwingen — und ſehen Ew. Majeſtät, darauf können Ew. Majeſtät meinen Kopf hinnehmen, daß ſie unſchuldig iſt. Entlaufen kann ſie mir doch nicht, und würde ſie auch nicht wollen, das ſanfte Lamm! Nun denke ich, an die Luft, unter Menſchen kann man ſie ja führen — “

Die Kaiſerin lächelte über das Mißverſtändniß, welches ihr das gutherzige Vergehen des Mannes verrieth. Sie ließ ihn übrigens hoffen, daß ſie es vor der Hand wohl überſehen könnte, in ſo fern ſie nun ſelbſt von der Unſchuld ſeiner Klientin überzeugt wäre. Deswegen hätte ſie ihn vorzüglich rufen laſſen, ſie freute ſich über das gute Zeugniß, das er der Baronin gäbe, und würde ſie auf der Stelle erlöſen und zu ſich bringen laſſen. —

Hier unterbrach er ſie, glühend vor Freude. „Nein, nein, ſagte er, „ſo müſſen's Ew. Majeſtät nicht machen; das verſteh' ich beſſer. Das arme Weib trifft der Schlag, wenn wir ſie ſo plötzlich damit überfallen.“

There:

Thereſia fragte, auf welche Art er denn meinte, daß ihr die Ueberraſchung am wenigſten ſchaden könnte?

„Laſſen Ew. Majeſtät mich vorausgehen, ſchicken Sie niemanden weiter mit, und — ja! — Setzen Ew. Majeſtät ſich hin, und ſchreiben ihr ein Billet, ſo artig, ſo ſüß Sie's immer können — und wenn Ew. Majeſtät ein bischen um Verzeihung bäten, es könnte nicht ſchaden. Bedenken Ew. Majeſtät! das ſchuldloſe Lamm, auf zehn Jahr zum Zuchthaus! Wenn's denn nun auch geweſen wäre, wenn ſie den Offizier nur lieb gehabt hätte? Aber vollends ſeine Frau! — Nun, wollen Ew. Majeſtät ſich hinſetzen?“

Die Kaiſerin gehorchte. Er las den Brief, und war damit zufrieden; Thereſiens Herz hatte ihn geſchrieben.

„Jetzt geben mir Ew. Majeſtät das Brieſchen mit, ich weiß ſchon, was ich damit anfange. Heute Abend ſpät ſchicken Sie zu mir, und laſſen das Weibchen holen.“

Er flog nach Hauſe. Alles ſollte ſein Entzücken theilen, was das Haus vermochte wurde zu einem Schmauſe aufgeboten, den er an demſelben Abend geben wollte. Er ließ alle ſeine Freunde laden. Die Baronin ließ er bitten ihre beſten Kleider anzuziehen. er würde ſein Geburtsfeſt mit ſeinen Freunden feiern, Die Geſellſchaft war verſammelt. Keiner wußte was er aus dem Manne machen ſollte, ſo unzuſammenhängend waren alle ſeine Reden, ſo ungereimt fröhlich alle ſeine Bewegungen. Er war in einer halben Stunde zehnmal auf dem Zimmer der Baronin, er beſtürmte ſie mit Fragen, auf welche ſie keine Antwort wußte, quälte ſie mit Räthſeln, um deren Erklärung ſie vergebens bat, bereitete ſie indeſſen doch durch alle dieſe Thorheiten auf die Ueberraſchung vor, die ihrer wartete.

Voll unruhiger gemiſchter Ahndungen kam ſie endlich herunter. Sie ſetzte ſich nieder, und fand unter ihrem Couvert den Handbrief der Kaiſerin.

Ich übergehe die Folgen dieſer Scene; ich ſchildre die Huldigungen nicht, die der ſiegenden Tugend in vollem Maaße gezollt wurden; ſelbſt an dem Abſchiede, den die Baronin von ihrem Freunde nahm, will ich meine Darſtellung nicht ſchwelgen laſſen.

Folgende Ergänzungen, die aus einer erfundenen Kompoſition verworfen würden, gehören noch in ein wahres Gemählde aus einer unidealiſchen Welt.

Die Baronin lebte mit ihrem Mann auf ſeinen Gütern, und ſie ſchrieb ihrem Freunde in Wien, daß ſie ſo glücklich nicht mehr wäre, als ſie es bei ihm geweſen war. Er ſelbſt wurde ſpäterhin, wegen ſeiner vielfältigen Dienſtvergehungen, abgeſetzt; und er dankte mit freimüthiger Laune dem Monarchen für die hohe Gnade. 117.

III.

Scenen aus einem Trauerſpiele

Mathilde von Gießbach.

Die Handlung geht in den Zeiten des Fauſtrechts vor. Die Perſonen, die in dieſen Scenen auftreten, ſind:

Graf Sewald von Homburg und zu Gießbach.
Mathilde, ſeine Braut.
Margarethe, ihre Erzieherin.
Konrad,
Siegmund, } freie Männer im Solde des Grafen.

Konrad, der Sohn des ermordeten Grafen von Gießbach, lebt unerkannt in dem Solde und auf dem Schloſſe des Mörders. Die Zeit rückt heran einen Plan auszuführen, den er mit Hülfe Siegmunds, eines alten Knappen ſeines Vaters, entworfen hat, um ſeinen Vater zu rächen und ſich ſeines geraubten Erbtheils wieder zu bemächtigen. Zuvor aber will er ſich ſeiner Schweſter Mathilde entdecken, die im Begriffe ſteht, ſich mit dem Grafen von Homburg zu vermählen, von deſſen Verbrechen ſie eben ſo wenig weiß, als von ihrer wahren Herkunft.

Mathilde, Margarethe.

Margarethe.

Konrad und Siegmund ſind im Vorgemach und fragen, ob ſie dürfen eintreten mit einer Botſchaft von Homburg.

Mathilde.

Von Homburg? Und Konrad kann fragen? Bring ſie ſchnell.

(Margarethe öffnet die Thüre.)

Vorige, Konrad, Siegmund.

Mathilde.

Was bringſt du, guter Konrad?

Konrad.

Unſre Botſchaft iſt an Euch, Mathilde, nur Euerm Ohr hörbar, Homburgs Braut.

Mathilde.

Dein Ernſt — Margarethe, laß uns.

(Margarethe ab.)

Mathilde, Konrad, Siegmund.

Konrad.

Der Graf von Homburg ſendet Euch durch mich ſeinen Liebesgruß, und dieſes, ſein Ebenbild, zur Morgengabe. (Er giebt ihr das Bild, das ſie mit raſcher Zärtlichkeit annimmt) Das Bild von Euerm Vater läßt er ſich erbitten. (Mathilde heftet es ab und giebt es Konrad, das von Homburg ſcheint ſie ganz zu zerſtreuen.)

Konrad.

Konrad.

(ſchmerzlich zu Siegmund.)

Sieh wie die glatte Dirne Liebe, ihre graue ehrwürdige Mutter, Natur, mit Füßen tritt! — Seht doch, Mathilde, dieſen Mann noch einmal an. Es iſt ja Euer Vater! — Dieß wohlwollende Auge glänzt von Vaterliebe; dieſer Mund, der Euch ſo oft als lallendes Kind in ruhigen Schlaf ſang, in den letzten Zuckungen des Todes ſchloß er ſich noch mit Vaterſegen — (wehmüthig) Wollt Ihr Euch von dieſem Bilde trennen?

Mathilde.

(unruhig)

Konrad!

Konrad.

Sein Geiſt wurde Euer Schutzengel, vom Himmel dazu geweiht. Jedes Unglück das Euch drohte, wandte er leiſe von Euch ab. Er ſandte mich zu Eurer Rettung, als Ihr in des Rheines Fluten mit dem Tode kämpftet. Ihm dankt Ihr Euer Daſeyn, Euer Leben — wollt Ihr Euch noch von ihm trennen?

Mathilde.

Du greifſt ſo ſanft, ſo feſt in mein Herz —

Konrad.

(ſteigend)

O ſeht nun dieſen Mann, von Mördern erſchlagen, in ſeinem Blute liegen — ſeht die tiefen Schwertwunden an ſeinem Haupt, wie das ſchwarze Blut in dicken Tropfen an ſeinen Silberlocken herabrinnt —

höret ſein Röcheln im Staube — das Zittern ſeiner Lippen kündigt Euch ſeinen letzten Segensſpruch — Ach das ſchöne Vaterauge bricht ſo ſchwer! Er ringt den Todeskampf, ſeine Lippen berſten, ſeine Glieder dehnen ſich, er ſieht den Himmel nicht, nur ſeine Kinder! So ſchwer ſtirbt kein Mann, der nicht Vater iſt — Wollt Ihr Euch noch von dieſem Bilde trennen?

Mathilde.

Konrad — was willſt du?

Konrad.

Euch einen zärtlichen Bruder geben, wenn Ihr Euern Vater wieder annehmt. Mathilde, Euer Wohl liegt mir am Herzen wie meines. Ich bin Euch mit Bruderliebe, dieſer Greis mit Vaterliebe zugethan. — Als Kind trug er Euch auf ſeinen Armen.

Mathilde.

Er?

Siegmund.

Ja Mathilde, dieſer Arm wiegte Euch oft in den Schlaf. Oft deutete ich den rothen Fleck in Geſtalt eines Dolches, unter Eurer linken Bruſt, zu frohen Dingen aus, wenn Euer Vater ſich angſtvoll härmte.

Mathilde.

(ohne Mißtrauen)

Siegmund!

Siegmund.

Auch Euern Bruder kenn' ich wohl. — Er lebt.

Mathil

Mathilde.

(mit ſchnellem Blick auf Konrad)

Dieſer Bruder?

Konrad.

Bin ich!

Mathilde.

Gott — du

Konrad.

(Er reißt ein Bild von ſeiner Bruſt, von der Größe deſſen das Mathilde hatte, und zeigt ihr beide vor.)

Seht hier noch einmal unſern Vater.

Mathilde.

(an ſeinen Hals)

Mein Bruder!

Konrad.

Schweſter!

Mathilde.

(ihm in's Auge ſehend)

Ja! — ja, du biſt es. Mein Herz ſchlägt zu warm an deinem. O Himmel, nimm meinen Dank! Es iſt zu viel, Bruder und Gemahl an einem Tage — (Plötzliche Beſinnung) Aber warum lebteſt du zwölf Jahre mir unbekannt in dieſen Mauern?

Konrad.

Dich zu retten.

Mathilde.

Bedarf ich Rettung?

Konrad.

Du biſt nicht, wie Homburg log, die Tochter eines armen Ritters, der unter Räuberhänden fiel. Ein rechtlich erzeugtes Kind biſt du des Grafen von Gieſsbach, der vor achtzehn Jahren in dieſen Mauern ermordet wurde.

Mathilde.

Gott! von wem?

Konrad.

Das ſoll Dir Siegmund ſagen. Rede, Alter, ſo Wahrheit, wie einſt vor ſeinem Thron! —

Siegmund.

Der Graf Wulfried von Homburg war ein geerbter Feind Eures Vaters. Oft befehdeten ſie ſich, doch nach Landes- und Ritterſitte, nie ohne dreitägige Verkündigung. — In einer ſchrecklichen Nacht, wo alles ſchlief, nur der Wartenwächter nicht, wurde plötzlich Lärm geblaſen, das Schloſs war überſallen. Euer Vater warf ſich in ſeine Rüſtung, und führte ſeine Knechte muthig an. Die Feinde erſtiegen die erſte Mauer, und Euer Vater ſah nun ſeinen Todfeind auf ihn dringen, und wehrte ſich ritterlich. Seinen Helm ſpaltete eine Streitkolbe, er ſank — Wie ich durch den Haufen drang, mit den beſten Knechten, lag Euer Vater auf dem Boden. Homburgs Bube, nun Graf Sewald von Homburg, war damals achtzehn Jahr, und eben wehrgerecht geworden. Den ſah ich über Euerm Vater ſtehen, der um Schonung bat, um ſeiner Kinder willen — Teufel hätten

ten ihr Knie vor ſeinem ehrwürdigen Haupt gebeugt! — Homburg führte ſeinen erſten Schwertſtreich auf das unbedeckte Haupt Euers Vaters — das Blut —

Mathilde.

(war bei der Erzählung in grauenvoller Erwartung; bei den letzten Worten iſt ſie in Konrads Arme geſunken.)

Konrad.

(gen Himmel blickend.)

Vater! Heute zum erſtenmal habe ich gefühlt, daß es für mich noch Freuden giebt — (Mathilden emporhebend) Sie iſt mir alles! Ihr Leben ſteht in deiner Hand — gieb mir ſie wieder! — Aber ehe ſchleudre ſie in das Reich der Verweſung, lähme auf ewig dieſe jungen Glieder, laß in dieſe Bruſt keinen Lebenshauch kehren, wenn noch beim Erwachen ein liebendes Herz für Homburg drinnen ſchlägt.

Mathilde.

(erwachend)

Ach Homburg!

Konrad.

(läßt ſie fahren, mit einem großen Blick zum Himmel)

Du haſt mein Gebet nicht erhört.

Mathilde.

(flehend und ſchmerzlich)

Ach mein Bruder!

Konrad.

(in ſich gekehrt, wild)

Bruder! —

Mathilde.

Ach ich ſehe alles, alle Schrecken und Greuel die meiner warten, ich ſehe ſie in deinem wilden Auge. Dein Vorhaben ſteht mit brennenden Buchſtaben auf deiner Stirne geſchrieben. (Sie ſtreckt die Hände bittend nach ihm.) Ach Bruder!

Konrad.

Ja ich bin Bruder — aber auch Sohn! Du weißt nun, wer dein geprieſener Homburg iſt.

Mathilde.

Meine Liebe hat nur Gedächtniß für Liebe.

Konrad.

Er machte dich zur Waiſen.

Mathilde.

Er wurde mir Vater!

Konrad.

Zur Rache mußt du dich mit mir verbinden.

Mathilde.

Nur Liebe und Dank hab' ich für ihn. Zur Rache ſchuf mich der Himmel nicht.

Konrad.

Elende!

Mathil-

Mathilde.

(ſanft.)

Zürne nicht, du den ich mit bittern Thränen nun Bruder nenne. Homburg iſt ein Mörd — warum bin ich gebohren? Homburg iſt ein Verbrecher. Vergeben kann meine Liebe dieſe That, doch nicht gut heißen. — Aber haſſen, haſſen kann ich ihn nicht!

Konrad.

Es treffe dich mein Fluch.

Mathilde.

Er iſt erfüllt, eh du ihn ausſprichſt. Sieh mich zertretenen Wurm, mein zerriſſenes Herz, und ſpare deine Flüche. — Ach ſchone den Gemahl der Schweſter!

Konrad.

In der Hölle wird er's, wenn du beharrſt.

Mathilde.

Er iſt es ſchon! — In Gegenwart des Ewigen ſchwur ich ſein zu ſeyn, brechen kann ich dieſen Schwur nicht. An geweihter Stätte, auf das Heiligſte, ſchwur ich nie von ihm zu laſſen — ich kann dieſe Schwüre nicht brechen! Der Knabe ward Verbrecher, der Mann war reuevoll und büßte, machte gut was er konnte — ließ Klöſter bauen, und für des Erſchlagenen Seele fromme Männer beten — will durch mich den Raub an Gießbach nun erſetzen. Mich hat der Himmel ſelbſt ihm geſandt, ich darf mich von ihm nicht trennen! — Doch

— Doch ſchwöre ich dir bei dem Allſehenden: kinderlos will ich ſterben! Schone des Büßenden Leben; nach dem gelobten Lande will ich mit ihm wallfahrten, zu frommen Werken ſeine Seele ſpannen. In Reue und Gebet ſoll er enden — und ich mit ihm, daß auch die Tochter büße!

Konrad.

(dem Sitomund zur Nachgiebigkeit deutet)

Dein Schwur iſt mir genug. (verſetzt.) Die Rache weicht der Bruderliebe. Morgen will ich die Burg verlaſſen. (noch einmal ausbrechend.) Mathilde, könnteſt du den frechen Mörder haſſen!

Mathilde.

Nein! Ein frecher Mörder iſt er nicht.

Konrad.

Könnteſt du ihn haſſen, wenn er das wäre? — Er ſoll mit dem Bilde des Gemordeten prangen, und ſich brüſten, wie fromme Ritter mit dem Kreuz.

Mathilde.

(mit Zuverſicht.)

Das kann Homburg nicht.

Konrad.

Heute noch wirſt du dieſes Bild an ſeinem Halſe ſehen! u. ſ. w.

Graf.

Graf von Homburg, Knappen.

Graf.

Laßt Konrad kommen. — Ich weiß nicht, bin ich ruhig? oder ſchein' ich es nur? — Entfernt Euch. (die Knappen gehen ab.) Es drängen ſich Bilder in meine Seele, die zu verſcheuchen ich nicht fähig bin — Ruhig! In Mathildens Armen werden ſie verſchwinden, die Schreckbilder des Gewiſſens! —

Der Graf, Konrad.

Graf.

Nun, mein Konrad?

Konrad.

Edler Graf, Mathilde dankt Euch ſehr für Eure Liebe und holde Gabe.

Graf.

(freudig.)

Kam es ihr unerwartet?

Konrad.

Wie das Gericht über den Sünder. (einlenkend.) Mit einer Freude, die an Verzückung gränzte, nahm ſie das Bild aus meinen Händen; ſie verglich es mit dem in ihrem Herzen, und der Künſtler beſtand nicht in der Probe. — Es ſchmückt ſchon ihre Bruſt.

Graf.

Die Liebe hieng es hin.

Konrad.

Ja — ſie liebt Euch ſo ſehr, daß die Natur erröthet, und ſich harmvoll vor der Liebe verbirgt. — (ſchmeichelnd) So liebte noch kein Weib, wie Euch Mathilde.

Graf.

Glaube daß ich's fühle, Konrad. O du weißt es nicht, was ich wäre ohne ihre Liebe!

Konrad.

Doch Graf, mit der Bedingung trägt ſie es, daß Ihr (ſchnell ihm das Bild ſeines Vaters vorhaltend) dies Bild auch ewig tragt.

Graf.

(erſchrickt, faßt ſich aber ſogleich)

Sonderbare Forderung von Mathilden!

Konrad.

Sonderbar iſt ſie, doch Ihr könnt ſie leicht erfüllen. — „Nicht in öden Mauern ſoll es hängen, ſondern an ſeiner Bruſt, daß er, bei jedem meiner Küſſe dem Vatermörder Rache ſchwöre.“ So waren ihre Worte.

Graf.

Graf.

(beiſeite.)

Meinen Teufeln will ich mich ergeben, wenn mein Engel mich ſo martert! — — Gieb mir das Bild.

Konrad.

(überreicht es ihm mit Verbeugung.)

Ihr wollt es alſo tragen?

Graf.

Mathildens Willen iſt auch der meine.

(Er hängt es um, mit weggewandtem Geſicht: er geht auf und nieder, ein unwillkührlicher Blick fällt auf das Bild, er deckt es mit dem Mantel zu.)

Konrad.

Verbergt doch das Heiligthum Eurer Liebe nicht. Mathildens Wunſch war es zu ſehen — ſo iſt es ja der Eure auch, wie Ihr ſagt.

Graf.

Schweig! (beiſeite.) Alle die ich liebe, martern mich — (nach Zerſtreuung haſchend) Konrad, dein Geheimniß, das du mir vertrauen wollteſt, erwarte ich. —

Konrad

Hier iſt es, edler Graf. — Mein Vater diente unter dem Grafen Wenneberg als freier Mann. Manchen blutigen Sieg half er erkämpfen, ſeines Grafen

Gnade

Gnade und Huld ward ihm dafür zum Lohn. Aber der Neid tritt immer in des Glückes Fußſtapfen. — Ein ſchönes Haus das er ſich baute, ſein Geld das er ſparſam häufte, reizte einen Fehdgeſellen, ihn Nachts zu überfallen und zu tödten.

Graf.

(unruhig.)

Wo warſt du damals?

Konrad.

Bei einem frommen Abt, der mich im Glauben übte, und meinen Muth zu edlen Thaten ſtärkte — wo blieb ich in der Erzählung? — Ja recht, er mordete ihn, um ſein Geld zu beſitzen.

Graf.

Wie alt warſt du? wann geſchah es? und wo?

Konrad.

Die Jahre hab' ich nicht gewogen, nur die That — im Böhmerlande. Der Bote der mir die Nachricht brachte, beſchrieb mir den Mörder genau. — Ich bin nun Mann, und habe Muth ihn aufzuſuchen, und meine arme Waiſenſchaft und ſeinen Mord und Raub zu rächen. Eure Gnade wird mich lohnen, und gleich forder ziehen laſſen.

Graf.

(langſam.)

Konrad — vergieb dem Mörder.

Konrad.

Konrad.

Ich würde meine Mutter im Grabe ja beſchimpfen?

Graf.

Unerfahrner Thor, was willſt du unternehmen? Und ſelbſt des Thäters Namen iſt dir unbekannt?

Konrad.

So wie der Bote ihn beſchrieb, ſo lebt er noch in meiner Seele. Um einen Mörder zu entdecken, braucht man ſeinen Namen nicht. Da giebt es andre, untrügliche Zeichen: hohle, tiefe Augen, die ſcheu bei der geringſten Bewegung um ſich ſchauen; ſcharfe Falten, von dem nagenden Gewiſſen gegraben; leiſe ſchwankende Töne, die ſich zu verrathen fürchten — — Wenn ich einen ſolchen Mann nun ſehe, edler Graf, ſo ſag' ich ihm die Unthat, ſehe ſcharf in ſeine Augen — horche auf ſeinen Odemzug — Jede Miene —

Graf.

(kann es nicht mehr aushalten.)

Wenn willſt du fort?

Konrad.

(demüthig)

Gleich, wenn Ihr mir's erlaubt.

Graf.

Es ſey. — Doch du haſt ein Recht auf meine Dankbarkeit. Zu deinem Zweck, — der ſo löblich iſt, wähle

wähle dir eine Rüſtung in meiner Kammer. — Dann komm zu mir, und — doch kannſt Du vor Sonnen Untergang die Burg nicht verlaſſen. Deine letzten Dienſte ſind bei der Verlobung zu erſcheinen, und Mathildens Stallmeiſter auf der Jagd zu ſeyn. Der ihr ſchon einmal das Leben rettete, dem muß ich ſie billig anvertrauen.

Konrad.

Nicht Rechnung auf Eure Dankbarkeit warf mich in den tobenden Rhein, ſondern die heiligſte — Menſchenliebe. (nicht ſtolz, aber edel) Herr, vergebt, wenn ich mir Eure Gabe verbitte.

Graf.

Ich will es ſo.

Konrad.

Ich gehorche.

(Er will gehen.)

Graf.

Konrad, vergieb — laß Gott die Rache!

Konrad.

(nicht in drohendem Ton)

Kein Mord kann ungerochen bleiben. Den erſten ſtrafte der Himmel ſelbſt — nun giebt es Menſchen, und auch Schwerter.

(Ab.)

Es geſchehen Vorbereitungen zur Hochzeitsfeier, während deren der Graf Mathilden nicht ſieht. Auch ſchlägt der Graf Konrad zum Ritter. Endlich läßt Mathilde, unruhig über den Erfolg der Probe mit dem Bilde, den Grafen bitten, die gewöhnliche Sitte zu überſchreiten, und vor der Vermählung zu ihr zu kommen.

Der Graf, Mathilde.

Mathilde.

(fährt unmerkbar zuſammen)

Graf.

(eilt auf ſie zu, und will ſie umarmen)

Mathilde!

Mathilde.

(hält ihn ſanft zurück)

Nicht ſo! Darum ließ ich Euch nicht rufen. (Ihre Augen ſuchen das Bild an ſeiner Bruſt) Tragt Ihr das Bild, wie ich Euch bitten ließ?

(da ſie es nicht findet, geht ihr Blick zur Freude über)

Graf.

Vergieb, ich hab' es nicht.

(er ſieht ſcheu zur Erde)

Mathilde.

(in frommer Schwärmerei aufblickend, beiſeite)

Dank dir, Allgütiger, ſeine Seele iſt gerettet! — (mit einer Umarmung) Mein Homburg! — (ſanft und traurig ſich von ihm entfernend) Wie bitter iſt mein Loos! — (mit erzwungner Verſtellung) Warum tragt Ihr es nicht, da ich Euch bat?

Graf.

(der nun erſt aufſieht)

Vergieb, Mathilde. Dieß Bild taugt nicht in unſre frohe Liebe. An heiliger Stätte ſoll es hängen, und dort will ich mit Thränen beten, um Gnade für den Mörder!

Mathilde.

Meine Thränen ſollen ſich mit den deinigen miſchen, *mein* Gebet wird durch die Wolken dringen, und Ruhe wieder in des Armen Seele kehren. — Hemburg, daß ich Euch liebe, mit ganzem Herzen Euch ergeben bin, ſchwur ich ſchon. Feierlicher kann ich nicht mehr ſchwören. In einer Stunde wird aber auch die Welt als Euer Weib mich erkennen. Ich will Eurer Knappen und Knechte Freude nicht ſtören, der Jagd will ich folgen. Doch — (mit feierlichem langſamen Ton) wenn ſie vorbei wäre, ein rothes Kreuz mir auf die Bruſt zu heften, nach dem heiligen Grabe mit Euch zu wandern gelobte ich. Aus keuſchem, noch unbeflecktem Buſen ſoll mein Gebet zum Himmel ſteigen, daß der Schatten meines Vaters ſich zur Ruhe gebe, und nicht, wie dieſe Nacht, mir im Traum erſcheine —

Graf.

(zitternd und langſam)

Euer Vater iſt Euch erſchienen?

Mathilde.

(mit niedergeſchlagnen Augen)

Dieſe Nacht!

Graf.

Graf.

(mit düſterm feierlichen Ton)

Komm zur Verlobung — dann zum heiligen Grabe! —

(Beide ab.)

Nach geſchehener Verlobung, während der Jagd.
Die Scene Wald.

Mathilde, Konrad.

Mathilde.

Sind wir hier ſicher, Bruder?

Konrad.

Unter Gottes Himmel ſind gerechte Thaten am ſicherſten.

Mathilde.

Mein Bruder! — Lebe wohl! Wohin dein irrender Fuß auch treten wird, laß meinen Geiſt deinem Gange folgen. Deiner Güter Herr ſollſt du bald werden. Doch ehe du das letzte Lebewohl noch hörſt, ſchwöre mir — gegen meines Gatten Leben nichts zu unternehmen. Schwöre mirs — ſelbſt bei dem Schatten deſſen der durch ihn fiel! Denk an ſeine frommen Werke, an die Liebe, mit welcher er den geraubten Vater deiner Schweſter erſetzte.

Konrad.

Denke du, Mathilde, — Schweſter, doch an mich! Wer bin — wer war ich? wer könnt' ich ſeyn?

Ich der letzte Zweig aus einem edeln Stamm, mußte in finſtrer Nacht, ein armes halb nacktes Kind, aus meiner eignen Burg entfliehen, ſcheiden von meinem ſterbenden Vater mit einem halben Segen — denn Homburgs Schwertgetümmel übertönte die ſegnenden Worte! So floh ich mit einem Knappen, und wurde eines Knechtes Sohn. Freudenleer und finſter verfloſſen meine jungen Tage. Ich hörte daß Homburg dich aus dem Stifte genommen, über dich zu wachen kam ich auf ſeine Burg. Zwölf Jahre mußt' ich ſklaviſch dem Räuber meines Glückes fröhnen, bis Landesſitte mir ein Recht zur offenen Fehde gab. Auf jener Warte ſtand ich oft in herber Kälte, und bewachte in meiner Burg den Mörder meines Vaters. — Aber die Rechnung iſt nun voll, und ich will ſtrenge Zahlung.

Mathilde.

(erſchrocken)

Unglücklicher! Soll Homburgs Blut —

Konrad.

Sein Blut ſoll mich bezahlen, meine Schmach abwaſchen!

Mathilde.

Wie ſchrecklich iſt der Sturz von Hoffnung zu Verzweiflung! — O Bruder, dein Eiſen würde auch meine Bruſt durchbohren. Mit dem letzten Hauche ſeines Lebens verlöſcht auch das meinige.

Konrad.

Konrad.

Mein Mathilde! Ich will dich, liebliche Blume vom giftigen Boden reißen und in mildere Erde pflanzen. Folge mir. Verbanne ihn aus deinem Herzen, nimm mich auf in ſeine Stelle. Komm, zu deinem Glück will ich dich führen.

Mathilde.

So mußt du mich in Homburgs Arme führen. Nimm deine Güter, die er dir nicht verſagen wird, und reich ihm deine Friedenshand.

Konrad.

Wenn die ſeinige kalt iſt — dann kann ich ſie ihm reichen.

Mathilde.

Bruder! — Konrad, wir lagen unter einem Herzen, aus einem Stoff wurden wir beide erzeugt — wenn du meinen Gemahl ermordeſt, ſo zerreißeſt du das ſchöne Band. Ich kann dich nicht mehr Bruder nennen!

Konrad.

Und ich dich dann erſt Schweſter! Folge mir nach Hochheims Stift. Zum letztenmal bittet der Bruder.

Mathilde.

Ich habe geſchworen ihn nie zu verlaſſen. Meineidig wird Mathilde nicht.

Konrad.

Nein! — So rett' ich deine Seele vom Meineid —

(er will ſie ergreifen)

Mathilde.

(ſich ſträubend)

Was willſt du thun?

Konrad.

Mein Blut retten!

(er faßt ſie um den Leib)

Mathilde.

Laß ab, Grauſamer! Sieh mich hier im Staube liegen, und öffne dein Herz meinem Flehen. Ich ſchwöre dir's noch einmal: Homburg ſoll den ſüßen Namen Vater nie hören. Dieſe Strafe ſendet ihm der Himmel durch mich, ſeinen Schutzengel — laß es ſeine einzige ſeyn. Er wird mit mir zum heiligen Grabe wandern, gieb dazu der Schweſter deinen Segen, und verzeih dem büßenden Gatten. An jener feierlichen Stätte ſoll er hören, daß Mathilde einen Bruder, Gießbach einen Erben hat. Mit vollen Händen wird er dann dein Erbtheil dir zurückgeben. Laß den Sünder auf einem reuigen Lager ſterben, wehe die Höllengeiſter, die ihn zu martern da erſcheinen werden, mit dem ſanften Hauche der Vergebung hinweg, und zeige durch Edelmuth, daß du ein Gießbach biſt.

Konrad.

Und zeige du durch dieſe Schandthaten, daß du den Namen nicht verdienſt. Ich bin eines Grafen Sohn, ich kenne meine Rechte. Ich bin Ritter, und weiß die That zu wägen, die das Schwert von ſeiner Scheide trennt.

Mathilde.

Dürfen Grafen nicht vergeben? und man nennt ſie edel? — Du biſt ein ſchwertgerechter Ritter. Durch wen wardſt du es? Willſt du Homburgs Wohlthat zu einem Dolch umwandeln, der ſeine Bruſt durchbohre?

Konrad.

(knirſchend)

Ha daß du Recht haſt! — Doch wenn ich vor dem tödtlichen Streich ihm noch ein Gebet erlaube, ſo iſt es Dank genug. — Kein Wort mehr! Hinweg mit der Schweſter, die mich wie eine Schlange umwindet! Sie wird mich noch an meinen Feind verrathen, den Bruder in des Mörders Hände liefern.

Mathilde.

Dich verrathen? Verzeih dir Gott den Gedanken! Deine Seele will ich nur vor Mord bewahren.

Konrad.

Und ich die deinige vor der Schande, die die Nachwelt auf dich werfen wird!

(Er ergreift ſie heftiger)

Der Graf mit vielen Knappen, die Vorigen.

Graf.

Ha was ſah' ich? Konrad, was willſt du?

Konrad.

(hält ſeine Schweſter noch, und ſtimmt die ganze Scene nicht aus ſeiner Faſſung. Stolz und kühn)

Homburgs Braut entführen.

Mathilde.

(zittert ſprachlos)

Konrad.

(nach einer Pauſe zum Grafen, der vor Wuth und Erſtaunen vergebens zu ſprechen verſucht hat)

Hörſt du nicht? Homburgs Braut entführen.

Graf.

Reißt ſie aus ſeinen Armen!

(Die Knappen wollen auf Konrad los, er zieht ſein Schwert, ohne ſeine Schweſter zu verlaſſen.)

Konrad.

Der ſich mir nähert, wünſcht den Tod.

Graf.

Ergreift ihn. Reißt ſie von ihm weg! Einige Knappen ſind hinter ihm geſchlichen, und haben ihm ſein Schwert genommen. Er wird von Mathilden getrennt, der Graf ſteht zwiſchen beiden, gemilderter) Undankbarer, für alle meine Wohlthaten willſt du mir mein Einziges rauben? — Du ſchweigſt? Mathilde, rede du.

Mathilde.

Mathilde.

(Im ſchrecklichſten Kampf, will reden und kann nicht.)

Konrad.

(von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, triumphirend)

Sie wird nicht reden, denn die Strafen des Meineids ſchrecken ſie. Meine Zunge und meinen Muth bindet nichts. Wiſſe es, Homburg, ſie iſt meine Geliebte. — — — (Mathilde erſtarrt) Meines Herzens Geſpielin iſt ſie, ich liebe ſie ſo feurig als du. Sieh wie ſie da ſteht, zitternd, ſprachlos — und frage nicht, ob ſie mich wieder liebt.

Graf.

Ha Teufel, fahre wieder zur Hölle die dich zu meiner Qual ſandte! Haut ihn nieder!

Mathilde.

Haltet —

(der Graf bemerkt es nicht.)

Konrad.

So recht, Homburg. Und vergiß ja nicht der Welt bekannt zu machen, daß du einen wehrloſen Ritter durch zwanzig Knappen erlegt haſt.

Graf.

(zu den Knappen)

Haltet! — Mein Werk will ich in dir ſchonen. — Den Verräther, nicht den Ritter, in den Thurm! Fort, bis die Rache kommt!

Konrad.

(stolz)

Sie kömmt sehr bald.

(ab mit Knappen)

Graf.

(ohne Mathilden anzublicken)

Diese feile Dirne führet zurück in das Schloß.

(Ab.)

Mathilde.

Gott nimmt sich ja der Unschuld an. Er wird mich Arme nicht versinken lassen.

(ab.)

Scene auf dem Schloß.

Mathilde,

(die den Grafen erwartet, allein.)

Adle heute deinen Namen, Betrug, daß ich durch dich Gemahl und Bruder rette! Gieb mir solche Lügen in den Mund, daß die Wahrheit sie als traute Schwestern kose! —

Der Graf, Mathilde.

Graf.

Was denkst du wohl von mir, Mathilde, daß ich deine Bitte gewährt habe?

Mathilde.

(edel.)

Daß Ihr mich der schändlichen Untreue nicht fähig halten könnt.

Graf.

Graf.

Der Hochverrath an meiner Liebe ſtand auf deiner Stirne, ich bin überzeugt. — Auch bin ich nicht gekommen, mit dir zu rechten — (religiös) noch weniger über dich Gericht zu halten. Dein Richter will und kann ich nicht ſeyn. — Meine Gattin biſt du nicht mehr, ich verſtoße Dich. Beſtimme dir ſelbſt den Ort und die Art wie du in Zukunft leben willſt. Danke der himmliſchen Macht die meinen Arm lähmt; für dieſe ſanfte Strafe.

Mathilde.

(ſchmerzlich)

So leicht brichſt du den Stab über mein künftiges Wohl und Weh!

Graf.

Auf welchem von meinen Schlöſſern willſt du leben?

Mathilde.

(mit Bedeutung)

Auf dieſem.

Graf.

Ich will es meiden. — Lebe wohl.

Mathilde.

Homburg! — Warum nahmſt du mich aus dem Armenſtift, worin ich glücklich lebte?

Graf.

Um in dir mein Glück zu finden.

Mathilde.

Hatteſt du es gefunden?

Graf.

Graf.

So wähnte ich.

Mathilde.

Und nun?

Graf.

Bin ich ärmer als ich war.

Mathilde.

Daß die Menſchen doch nie wiſſen, wie ſie mit ihrem Schickſal ſtehen! (feurig) Homburg, du warſt nie ſo reich!

Graf.

An Qualen! Der Knauel meiner Hoffnung iſt nun abgewunden, ich finde keinen Faden mehr. — Leb wohl! (Er will gehen, kehrt aber gleich wieder um) Menſchen haben keinen freien Willen, eine höhere Macht leitet ihre Schritte (verſöhnter) darum noch einmal: Lebe wohl! — (Mathilde hält ihn zurück) Was willſt du noch von mir?

Mathilde.

Sind dieß die letzten Augenblicke unſers Sehens?

Graf.

Sie ſind's.

Mathilde.

So verlängre ſie mir. Nie bat ich um etwas unbilliges, darum wurde mir jede Bitte erfüllt. Sollteſt du die letzte verſagen?

Graf.

Was willſt du?

Mathilde.

Mathilde.

Mit dir nach Paläſtina ziehen.

Graf.

Neben dir mag ich nicht wandern. Ich ziehe allein.

Mathilde.

Ohne mich wirſt du den Weg nicht finden. Nimm mich mit.

Graf.

Wenn ich durch des Verräthers, Konrads Schwert nicht falle, zieh' ich allein. (ſchmerzlich) Fall' ich, ſo zieh mit ihm — (den Schmerz unterdrückend) Mit ihm wirſt du weit beſſer fahren.

(Er wendet ſich weg.)

Mathilde.

Homburg, ſieh mich an. — Steht eine Verbrecherin ſo, wenn man ihr die Schuld von der ſchwarzen Tafel lieſt, vor ihrem Richter? — Doch mein Richter kannſt und willſt du ja nicht ſeyn. Ich ſtehe nicht mehr vor *deinem* Stuhl. — So will ich mich vor deinem Throne beugen, Ewiger! dein Strafgericht falle über mich, wenn ich an dieſem Manne nicht that, was einem frommen Weibe ziemt.

Graf.

(umgeſtimmt)

Und Konrads Ausſage?

Mathilde.

War Wuth und Raſerei.

Graf.

Woher entſprang die Wuth und Raſerei?

Mathilde.

Weil ich ihm nicht folgen wollte.

Graf.

Und wie er ſich erkühnte mit deiner Liebe ſich zu brüſten, warum verſchloß ſich dein Mund?

Mathilde.

Schmerzlich iſt es, wenn die Tugend ihre weiße Farbe unbefleckt beweiſen muß. Es ſei — Weißt du was mir Konrad iſt?

Graf.

Warum ſchwiegſt du? — Was Konrad dir iſt, kann nur dein Mund mir ſagen — warum ſchwiegſt du?

Mathilde.

Weil ich nicht reden konnte.

Graf.

Was hemmte deine Worte?

Mathilde.

Heilige Pflicht. Was Konrad mir iſt, ſollſt du nun hören. — Daß er mich liebte, bewies er damals ſchon, als er ſich in den Rhein ſtürzte, mich dem Tode zu entreißen. Mein Leben danke ich ihm, dafür war ich ſchuldig das ſeinige zu retten. Durch mein Stillſchweigen hab ich's ihm wett gemacht.

Graf.

Graf.

(heiterer)

Du wußteſt ſeine Liebe? Seit wann?

Mathilde.

Daß er ſo mich liebte, ſeit heute erſt.

Graf.

Aber wie kamſt du in jenen Theil des Waldes?

Mathilde.

Durch Konrads Liſt. — (Pauſe) Wie ſteh' ich nun vor dir? (ſchmerzlich) Noch wie eine feile Dirne?

Graf.

Nein!

Mathilde.

(mit Grazie)

Liebſt du mich noch?

Graf.

Mathilde — (verwirrt) Aber du ſprachſt kein Wort zu ſeiner frechen Anklage?

Mathilde.

Man will nur den in's Verderben ſtürzen, den man haßt.

Graf.

Muß eine Frau den Mann nicht haſſen, der ihre Ehre anſchwärzt?

Mathilde.

Könnteſt du eine Undankbare lieben? Würdeſt du meiner Liebe trauen, wann mir Undankbarkeit ein leichtes Spiel wäre?

Graf.

Graf.

Weißt du aber, Mathilde, daß zwiſchen mir und Konrad das Schwert entſcheidet?

Mathilde.

Homburg, laß ihn friedlich ziehen. Schone ſeiner, ſchone deiner, um meinetwillen!

Graf.

Meine Ehre iſt durch ihn befleckt.

Mathilde.

Sein Blut würde ſie nicht waſchen. Iſt meine Ehre die deinige nicht auch? Ich bin ihm ein Leben ſchuldig, laß mich meine Schuld bezahlen, laß mich ſie bezahlen von deiner Großmuth. Schenke mir Konrads Leben. Laß ihn, wenn du willſt, in dieſem Thurm, aber ſchone ſeines Lebens. Dieſe Bedingung ſetz' ich auf meine Liebe; ſchwöre mir, daß er leben ſoll.

Graf.

Mathilde — ſehr groß, oder ſehr klein iſt deine Seele. Bitte nicht für ihn, bis du die Krone meines Verdachts abgebrochen haſt, daß er nicht mehr wachſe. Die Dankbarkeit brennt nicht in ſolchen Flammen.

Mathilde.
(gekränkt)

Du hatteſt mich ſeit meiner Kindheit vor Augen. Wardſt du je Tücken und böſe Weiberränke an mir gewahr? Fandeſt du mein Herz nicht immer offen, gut? Sprach meine Zunge je anders als mein Herz? —

Hom=

Homburg, du ſündigſt ſchwer an mir, aber dir war vergeben, eh' du es thateſt.

Graf.

Ich glaube deiner Unſchuld, weil ich glauben will — ich fürchte, weil ich zur Furcht gebohren bin. (düſter) Ich bin kein Mann mehr, ſeit ich einer wurde.

Mathilde.

(mit inniger Liebe)

Komm zurück, Homburg, in meine Arme. Da wirſt du finden, was du bedarfſt.

Graf.

(ſein Haupt an ihre Schulter lehnend)

Mathilde!

Mathilde.

(ſchmeichelnd und zärtlich)

Schenke mir Konrads Leben!

Graf.

(ſie zweideutig anblickend)

Wenn du ihn liebteſt?

Mathilde.

Wenn ich Konrad ſo liebe wie dich — ſo ſoll — (ſchaudernd) nichts iſt ſchrecklicher in der Natur! — ſo ſoll mir in jeder Nacht der Schatten meines Vaters erſcheinen. Er ſoll —

Graf.

(bebend)

Frevle nicht! Ich glaube dir. — Hier, Mathilde, nimm den Schlüſſel vom Thurm zum Pfande, daß ich an deine Tugend glaube. Nur frevle nicht! Er ſoll dein Gefangner ſeyn.

Mathilde.

Willſt du noch allein nach Paläſtina ziehen?

Graf.

Du wirſt meine Schritte dahin leiten. — Nun wieder biſt du mein Engel!

Scene im Thurm.

Konrad, Mathilde.

Mathilde.

(hereintretend mit einer Fackel in der Hand, die ſie hinlegt. Sie ſchließt hinter ſich ab.)

Bruder, du biſt gerettet.

Konrad.

Durch dich?

Mathilde.

Du wirſt durch mich gerettet, wenn du barmherzig gegen andre biſt. Barmherzig, gerecht ſollſt du nur ſeyn. Die Schale deines bittern Grimms haſt du ſchon über ihn ergoſſen. Er litt nicht weniger, als er ertragen konnte. Meine Freuden ſind gemordet — Schone nun unſrer, deine Rache ſey geſättigt. Hier ſind die Schlüſſel des Thurms. Nimm deine Freiheit aus meiner Hand, und verſprich mir nun zu ſchonen. Schwöre, und du biſt frei.

Konrad.

Konrad.

Nach meiner Beſchuldigung ließ Homburg dich frei?

Mathilde.

Finſtrer, liebloſer Mann, lerne daraus die Macht der Liebe kennen.

Konrad.

Gieb die Schlüſſel und folge mir — die Rache meſſe ſich mit der Liebe!

Mathilde.

Ich bin entſchloſſen hier zu ſterben, eh' ich beides thue. Auf dein Verſprechen folgt deine Freiheit. Kenne ich die Pflicht einer Schweſter, ſo kenn' ich auch die eines Weibes. Ich bin Homburgs Gattin.

Konrad.

Du biſt es nicht. Dein guter Engel faßte die heilloſen Schwüre dir von den Lippen weg, Gott hat ſie nicht gehört! (Homburgs Bild an ihrer Bruſt erblickend) Hinweg von deinem Hals mit dem Fluch unſers Stammes! (Er ſteckt's in ſeinen Buſen) Hier biſt du beſſer, hier findeſt du deine Hölle!

Mathilde.

Nimm mir alles, Konrad, nimm mir auch dieſes Bild; den Freuden der Liebe hab' ich ja entſagt — aber ſchwöre mir, Homburgs zu ſchonen!

Konrad.

Wie Homburg des alten Gießbachs ſchonte — (Er reißt ſeines Vaters Bild hervor von ſeiner Bruſt) lerne hier von Homburg ſelbſt, Homburgs zu ſchonen. Alt war er und grau, bat im Staube gebeugt noch um ſein kurzes Leben, um ſeiner Kinder willen, und mußte ſterben! — (Er wirft es auf die Erde) Tanze auf ſeinen Gebeinen in dein Brautbett, laß des Vaters Mörder in deinen Armen ſchwelgen, und hier den Bruder verderben — (Mathilde giebt ihm raſch die Schlüſſel, er eilt hinweg mit den Worten) Siegmund kommt mit funfzig Knechten, dann biſt du frei!

Mathilde.

(allein)

Gott! was hab' ich gethan? was mußte ich hören? — (Pauſe) Es iſt aus. Alles iſt aus — Komm in mein Herz, Verzweiflung! Ich will dich gaſtfrei aufnehmen.

Margarethe, Mathilde.

Margarethe.

(eilig)

Der Graf iſt zurück.

Mathilde.

(mit ſtiller Verzweiflung)

Ich will ihn hier erwarten.

Margarethe.

Was wird er ſagen, wenn er Euch hier findet?

Mathilde.

Was ich hören werde. Ich bin Mathilde!

Die Vorigen, Graf mit Knappen.

Graf.

(erſtaunt)

Mathilde — Mathilde!

Mathilde.

(ruhig)

Mein Homburg!

Graf.

Dein? Dein? — O ich Thor! ich Thor! — Ha Elende, mich ſo zu koſen, ſo an einem Roſenband mich zu meiner Schande zu führen! Was machſt du hier, Elende, hier?

Mathilde.

Rede nicht, denn deine Worte werden dir dein Sterbeküſſen unter deinem Haupte wegziehen.

Graf.

Nein — reden will ich nicht, aber den Sturmwind überheulen. Betrügerin! Schande der Weiber!

Mathilde.

Homburg, rede dich nicht aus meinem Herzen.

Graf.

Aus deinem Herzen! — Du haſt keines! Nur Blut — Ha, und auch das nicht einmal für mich! O ich Blinder — Nach Paläſtina! — Hahaha!

Paläſtina! Konrad dein Pilgrim! — nicht wahr, ſündliches Weib?

Mathilde.

Kränkt mich nicht weiter, Hemburg.

Graf.

Schweig, verbuhlte Dirne.

Mathilde.

Es iſt zu viel! zu viel —

Graf.

Dankbarkeit bringt dich hieher, nicht wahr? — Fliehen ließeſt du ihn, ihn der mich beſchimpfte, deinen Buhlen — Sehet, Knappen, das Bild von einer keuſchen Frau.

Mathilde.

Es iſt zu viel! Dieſer mein Buhler — ſo wiſſe es dann, Grauſamer — er iſt — Vergieb mir meinen Meineid, Himmel! Doch, er iſt ja frei! — er iſt mein Bruder!

Graf.

Nun ſo lacht, Ihr Teufel, über das neue Mährchen — dein Bruder, keuſche Frau? Glauben ſoll ich das, nicht wahr?

Mathilde.

(mit einer Art ruhiger Größe.)

Hebe dieſes Bild doch auf.

Graf.

Graf.

Konnte er's nicht an deinem Halſe ſehen? Haßt er den Betrognen auch noch? (Er hebt es auf, fährt ſchnell nach dem gleichen Bilde das er bei ſich hat, wie er dieſes findet, bleibt er erſtarrt ſtehen) Wie kömmt das Bild daher?

Mathilde.

(ſich das Geſicht verhüllend)

Konrad mein Bruder trug es.

Graf.

(kaum mit hörbarer Stimme)

Was weißt du nun von deinem erſchlagenen Vater?

Mathilde.

Von dem weiß ich nichts.

Graf.

Hieß er nicht Gießbach?

Mathilde.

(ſchweigt, der Graf läßt beide Bilder fallen; nach einer Pauſe)

Nun gehet meinem Bruder, der eben Euch bekriegt, das Schwert in's Herz zu bohren. Da findet Ihr auch mein Blut! —

(Trompetenſtoß, beide fahren zuſammen.)

Graf.

(ſein Schwert ziehend)

Verderben will ich ſuchen!

Mathilde.

Halt, Unmenſch! Erſt tödte mich —

Graf.

(zu den Knappen)

Bei Euerm Leben, haltet ſie.

(Er ſtürzt ab, Mathilde wird von den Knappen zurückgehalten.)

F. W. Ziegler.

IV.

Die Kunſt und das Zeitalter.

Von allen zarten Blüthen, welche den Garten des geſelligen Lebens ſchmücken, von allen die zarteſte, die ſchönſte, die vergänglichſte iſt die Blüthe der Kunſt. Vor dem Entfalten ſcheint ihre Knoſpe nur ein dunkles Chaos, welches ſich muhſam zu formen beginnt. Was auf den Augenblick ihrer Vollkommenheit folgt, iſt nur entſeelte Geſtalt. Vergebens wünſcht man dieſen glänzenden Moment zu verlängern oder feſtzuhalten; nicht einmal ihn wiederzubringen ſteht in menſchlicher Hand. Unter einem glücklichen und in ſeiner Art einzigen Zuſammenfluß von Umſtänden erhoben ſich die Griechen ganz allein zur höchſten Vollkommenheit des Ideals. Was von ihren göttlichen Werken der Zerſtörungswuth der Jahrhunderte entgangen, oder auch nur in Nachahmungen den Spätlingen des Menſchengeſchlechts erſchienen iſt, bewahrt noch die heilige Glut, an welcher der Genius der neueren Kunſt ſeine Fackel zu zünden verſuchte. Allein was bleiben die Kunſtepochen des alten und des neuen Roms, was die ſpäteren Frankreichs und Grosbritanniens, ſobald Griechenland ſeine Modelle zurückfordert, und ihnen nur ihr Eigenthümliches übrig läßt? Jede Abweichung von dem Ebenmaas, welches Polyklet in ſeinem Kanon

non oder Parrhaſius als anerkannter Geſetzgeber der Malerey gebot, jeder ungriechiſche Ausdruck der Köpfe, jede Geſtalt, die nicht ihren Karakter, ihre Harmonie von irgend einer griechiſchen Gottheit entlehnt, ſinkt unverzüglich in die Region der Verunſtaltung hinab. Giebt es nur eine erträgliche Statur neuerer Zeiten, wozu die griechiſche Mythologie nicht den Gedanken, die Formen und Verhältniſſe, griechiſches Koſtume nicht die Gewänder hergegeben hätte? Wo iſt ein Schnirkel unſerer Baukunſt, wenn er das Siegel des Schönen an ſich trägt, deſſen Urbild nicht aus dem Kopf eines Griechen ſtammt? Warum endlich, ſteht Raphael einzig unter den Neuern? Warum hatte Guido, daß ich Mengs für mich reden laſſe, ſoviel Anlage zum groſſen Mahler? Weil jener die hohe Idealiſirungskunſt der Alten beſaß, und dieſer nach ihren ſchönſten Werken kopirte.

Unermeßlich iſt die Entfernung, in welcher die moderne Kunſt hinter der alten zurückbleibt; unermeßlich! denn wer getrauet ſich die Kluft zu meſſen, die das Wahre von dem Falſchen trennt? In dieſer ſchneidenden Bezeichnung ſcheint etwas hartes, vielleicht ſogar unbilliges zu liegen; allein retten wir in der Folge nur den relativen Werth neuer Kunſtwerke, ſo wird man uns eine ſtrenge Wahrheit hingeben laſſen, für welche die Recriminationen des Publikums und der Künſtler ſelbſt uns Bürgſchaft leiſten. Die Norm des Schönen liegt ſchon im Innerſten unſeres Weſens; ſie beſtimmt des Künſtlers Wahl und Aus-

führung

fühlung, wie das Urtheil des Kenners. Dieſes, der menſchlichen Natur angeborene Gefühl zeigt ihnen untrüglich in den Ueberreſten antiker Kunſtgebilde das Schöne des inneren Sinnes, im Schönen der Geſtalt, den erhabenen Einklang, den man im glänzenden Machwerk der Neuern faſt gänzlich vermißt. Was bedeutet anders die allgemeine, die laute Beſchuldigung, daß Gewinnſucht und Stolz den neueren Artiſten beherrſchen, nicht edle Ruhmbegierde und reine Begeiſterung des Schönheitsſinnes? Wohin anders zielt die bittere Gegenklage der Künſtler über Kälte der Zeitgenoſſen, über Verfall des Geſchmacks, über Vervollkommnung mechaniſcher Gewerbe, welche das Werk der höheren Kunſt entbehrlich machen, indem ſie einem Luxus Genüge leiſten, der keines erhabenen Schwunges fähig iſt? Zu welchem andern Endzweck tritt auch die Schiedsrichterin Philoſophie hervor um den Streit des Zeitalters mit den Künſtlern zu ſchlichten? Beſchuldigt ſie nicht den rauheren Himmelsſtrich mit ſeinen verkrüppelten Geſtalten, ſeinen reizloſen Verhüllungen und der ſteifen Ehrbarkeit ſeiner gleiſſenden Sitten? Ja, ſie beſchuldigt auch jene finſtere Schwärmerey, die aus Furcht vor dem Mißbrauch ſich von allen Naturbeſtimmungen losſagen, und aus Menſchenſinn- und ſeelenloſe Maſchinen ſchaffen möchte; ſie beſchuldigt endlich noch jenen weltlichen Deſpotiſmus, wo ein träges Rad alle Räder treibt und wenn dieſes ſtockt, ſie alle ſtocken. Eine Wirkung, wovon man überall die Urſache ſucht, muß wenigſtens vorhanden, und ihre Exiſtenz von allen Seiten anerkannt worden ſeyn.

ſeyn. Nähere Beſtimmung des Begrifs, den wir mit dem Endzweck der Kunſt verbinden, und Winke, von denjenigen, was der heutige Künſtler uns gewährt, werden unſere Behauptung in ein helleres Licht ſetzen.

Das Kunſtwerk im Verhältnis zu ſeinem Urheber iſt die Schöpfung ſeiner individuellen Kräfte in einer ſchon gegebenen Materie; Umwandlung derſelben nach den Bildern, welche ſeine Phantaſie, vom Anſchauen geſchwängert, als ihre geiſtigen Kinder gebahr; empfangener Eindrücke Darſtellung im Aeußern. Dieſer ſittliche Bildungstrieb iſt wie der phyſiſche in jedem einzelnen Menſchen von höchſtverſchiedener Intenſion, und überdies entwickelt er ſich anders in jedem, nach der mannichfaltigen Verſchiedenheit des äuſſeren Verhältniſſes. In manchem Griechen gieng vielleicht ein Lyſander oder Apelles nur darum verloren, weil er nicht als Alexanders Zeitgenoſſe die Hallen und Tempel in Athen durchwandelte; dahingegen auch mitten im Genuße des attiſchen Ideenreichthums ein ſchwacher Kunſttrieb in unfruchtbarer Ruhe dahin ſtarb. Intenſion der wirkenden Kräfte, Zartheit und Schärfe des äuſſern und innern Sinnes und höchſte Perfectibilität des dienenden Mechaniſmus der Gliedmaſſen, mit einem Worte, die ſittliche und phyſiſche Vollkommenheit des Künſtlers, iſt folglich nur das erſte Erfordernis der Kunſt. Er empfinde lebhaft, empfange zahlloſe Eindrücke und ſetze ſie ſchöner zuſammen; ſeine künſtliche Hand gehorche willig dem ſchaffenden Triebe und ihr materielles Gebilde verſinnliche treu und vollkommen das Geſchöpf ſeiner Phantaſie: wenn die Natur, aus welcher er ſchöpfen muß, ihm ihre ſchönſten Formen vorenthält, verloren iſt dann alle ſeine Mühe.

Wir wollen nicht hinabſteigen in die Tiefen der Metaphyſik, um dort zu erfragen, was Schön genannt zu werden verdiene. Das Weſentliche der Empfindung reicht über die Gränze der meſſenden und vergleichenden Vernunft hinaus. Die verſchiedene Brechbarkeit der Lichtſtralen erklärt uns eben ſo wenig, wie die Vorſtellung ihrer verſchiedenen Farben zu uns entſteht, als die logiſche Definition des Schönen jenes untheilbare, ihm immanente Wirken in einen für daſſelbe geſchaffenen Sinn. Mit dem Schönen verbrüdert ſind die Begriffe des Ganzen, Harmoniſchen, Vollkommenen. Dieſe Verhältniſſe beſchäftigen den Verſtand; er findet die Schönheit in ihrer Mitte; aber lange zuvor fand ſie das Herz und ſchmelz zu namenloſem Entzücken. So umſchweben Cytheren die Grazien und Nymphen; doch wehe dem, der nur an ihren Geſpielinnen die Göttin erkennt! Um die Schönheit zu empfinden, müſſen wir ſie anſchauen in der Natur oder im Wercke des Künſtlers; wenn wir hingegen von ihr reden, bezeichnen wir nur die Verhältniſſe der begleitenden Erſcheinungen. Demzufolge iſt die Empfindung des Schönen die reinſte, wenn ihr Gegenſtand ein Ganzes bildet, das durch ſeine inneren und äuſſeren Beziehungen unſerer Vernunſt vor allen anderen richtig iſt. Alſo nicht die ganze, unermeßliche, heilige Natur, denn wir erkennen ſie nur in abgeriſſenen Theilen; nicht die lebloſen Felſenmaſſen des Erdballs, denn auch ihnen fehlt die weſentliche, beſtimmbare Einheit; nicht die gefälligeren Geſtalten des Pflanzenreichs, denn ihre Form hat noch kein ſtrenges Geſetz, aber ſie ſind gefeſſelt an der Erde mütterlichen Schoos; ſelbſt thieriſches Leben nicht, des Daſeyns unbewußt, an inneren Beziehungen arm; ſondern der Menſch, der ſich von allem Coexiſtirenden unterſcheidet und gleichwohl auſſer ſich nur Correlate ſeiner innern Harmonie erblickt, — **der Menſch iſt der höchſte Gegenſtand der ſchönheitbildenden Kunſt.**

Was man auch über den Urſprung der Menſchenſchengattung wähnen mag; es ſey, daß jedes Land ſeine Bewohner als Autochthonen aus eigenem Schlamm hervorgehen ließ, oder daß von Einem gemeinſchaftlichen Stamm, oder von etlichen wenigen Urältern das ganze Heer der Nationen entſproß und ſich allmälich über alle Weltgegenden verbreitete: ſo mußte doch bei der vielfältig verſchiedenen Beſchaffenheit der Länder und ihrem wirkſamen Einfluß auf innere und äuſſere Bildung, die Gegend irgendwo zu finden ſeyn, wo die menſchliche Organiſation mit der Lage, den Erzeugniſſen, dem Himmelsſtrich, vor allen übrigen harmonirte, wo alles zuſammenſtimmte, ſie zur höchſten Vollkommenheit und Schönheit zu bilden.

Es dürfte nicht ſchwer halten, nach den Merkmalen, welche der Vernunft die Gegenwart des Schönen bezeichnen, mit überführender Klarheit darzuthun, daß Griechenland jenes beglückte Ländchen war, wo die *ſchönſten* Formen der Menſchengattung einſt entſtehen mußten. Das milde gemäßigte Klima, die zum Handel und Verkehr mit entfernten Völkern, mithin zur Entwicklung der Kräfte und Vermehrung der Kenntniſſe ſo bequeme Lage, die Freiheit der Verfaſſungen, das daraus entſtehende ſchöne Gleichgewicht der phyſiſchen und ſittlichen Kultur, der Gedankenreichthum bei der höchſten Reitzbarkeit des Gefühls; kurz, alles deutet hin auf dieſes Ziel.

Hier alſo vereinigten ſich jene Bedingniſſe, welche zur Schöpfung eines vollendeten Kunſtwerks unentbehrlich ſind. Der Künſtler, reich an innerer Vollkommenheit und Harmonie, fand um ſich her Geſtalten, die ſeinem Sinne für das Schöne entſprachen, und durch ihre Nachbildung konnte er anſchaulich machen, *wie* er das Schöne empfände. Nun blieb er nicht mehr knechtiſch bei der einzelnen Form; von mühſamer Nachahmung ſchwang er ſich empor zur edlen Freiheit der Wahl; das Schönſte erkohr er unter dem Schönen. So ſtellte Zeuxis die Töchter von Agrigentum in blendender Schönheit vor ſich hin, um aus ihren verſchmelzten Reitzen für den Tempel der Juno Lucinia ſein bewundertes Gemählde zu entwerfen. Denn ohne leiſen Mißton iſt keine, ſelbſt nicht die lieblichſte Form, in der Natur; vielleicht, weil auch das vollendetſte irdiſche Weſen nur ein Akkord iſt jenes großen Zuſammenklangs, in deſſen Rauſchen unſer Geiſt verſinkt!

. . . .

Eine Stufe war noch zu erſteigen übrig, und auch zu dieſer hob ſich die griechiſche Kunſt. Das Gefühl des Künſtlers war bereits vertraut mit jenen feineren Zügen, in denen ſich die Lebenskraft offenbart. Es gnügte ihm nicht länger, nur einen ſchönen Leichnam zu formen; den ſchönen Körper belebte die ſchönere Seele und vor ſeinem Marmorbild ahndete der Zuſchauer zum erſtenmal, wie größere Menſchen empfinden. „Dieſe Stirne birgt hohe Weisheit", rief man einander zu; „jener Blick ergründet die Gedanken und enträthſelt die Zukunft; Ueberredung fleußt „von ſolchen Lippen! Den Schleier der Geſtalten „durchſchimmern hier Leiden und Genuß; aber ſie „ſtören nicht das ſchöne Ebenmaas ihrer Züge, entadeln nicht ihre Stellung: ſo leidet und ſo genießt „der Held und der Weiſe!" Von gehaltener Wirkung iſt jeder Karakter, wenn Schönheit ſeinen Ausdruck begränzt. Die ernſte Jungfräulichkeit ſcheuchet nicht mehr das Auge des Staunenden zurück. Auch die reitzenden Formen der Liebe wecken nicht den Sturm unedler Begierden, ſondern flößen das ſtille Sehnen der Zärtlichkeit in das Herz. Liſt und Trug werden im Sohn der Maja zur anſchmiegenden Grazie der Jugend. Des Rebengottes Trunkenheit iſt nur Frohſinn und Freude. Auf Apollons, des Fernhertreffenden, Lippe verſchwindet im Siegeslächeln der

Zorn. So gelang es den kühnen Künſtlerphantaſien, berauſcht von den Göttergeſängen ihres Homers, eine Schönheit zu dichten, die für Sterbliche zu rein, zu wunderbar, zu göttlich iſt. Entfeſſelt von dem gröberen Körper, allwirkſam ſtand die Lebenskraft vor ihnen da, in ätheriſchen Umriſſen noch ſichtbar, wie ſie im Ichorſtrom die ſchöne Form erfüllt. An der furchtbaren Gränze, wo die Schönheitslinie wieder in Misgeſtalt übergeht, ergriffen ſie die möglichen Geſtalten des Erhabenen, deren Urbilder die Natur nicht in ſich faßt, und ſchufen ahndungsvoll das hohe Ideal!

Schön iſt der Lenz des Lebens, wenn die Empfindung uns beglückt und die freye Phantaſie in roſigen Träumen ſchwärmt. Uns ſelbſt vergeſſend im Anſchauen des gefühlerweckenden Gegenſtands, faſſen wir ſeine ganze Fülle und werden Eins mit ihm. Nicht blos die Liebe ſpricht: gebt alles hin, um alles zu gewinnen! Bey jeder Art des Genuſſes iſt dieſe unbefangene Hingebung der Kaufpreis des vollkommenen Beſitzes. Aber auch nur was ſo innig empfangen, uns ſelbſt ſo innig angeeignet ward, kann wieder eben ſo vollkommen von uns ausſtrömen und als neue Schöpfung hervorgehn. Dieſen Urſprung erkennt man in den Werken, die ächtes Genie gebahr; ſie ſind die Kinder eines edlen, großen, umfaſſenden Sinnes und einer Bildungskraft von unaufhaltſamer Energie. Das reifere Alter iſt ſelten jener Hingebung fähig; die Erkenntniß des Mannichfaltigen, indem ſie das Selbſtbewußtſeyn ſchärfte, hat ihm ſeine Unbefangenheit geraubt. Vergleich und Wahl gehen vor allen ſeinen Handlungen her; Selbſterhaltung iſt ihr Zweck und Selbſtverherrlichung. Der Genuß des eigenen Daſeyns ſchließt jedes Wirken aus, wobey die Individualität verlängert werden muß; die Vernunft uſurpirt die Rechte des Gefühls, und ihre Geſetze beſchränken die Thaten des Herzens.

Weſſen Blick durchdringt die dunkele Ferne verfloſſener und kommender Jahrhunderte, um den Lebenslauf ganzer Nationen ſo zu faſſen und in einem großen Zuſammenhange vor ſich aufgedeckt zu überſchauen? Wer verfolgt den zarten Faden ihrer Schickſale vom Entſtehungspunkt an, von jener erſten Wildheitsepoche der fälſchlich ſogenannten Willkühr, wo ſinnliches Gefühl die einzige unmittelbare Triebfeder ihres Handelns war, zum jugendlichen Erwachen der Mittlerin Vernunft, die mit den Sinnen ſpielte, bald um die Herrſchaft mit ihnen rang und bald mit unumſchränktem Zepter regierte; bis endlich auch ihre Kraft wieder erliſcht, und der Mechanismus ihrer Vorſchriften allein übrig bleibt, in deſſen langgewohnten Banden die geſchwächte Organiſation maſchinenmäßig oſcillirt, gleichſern von eigener Empfindung und eigenem Denken! Wagt es jemand dieſen Analogien mit dem Einzelnen noch weiter nachzuſpüren, und die Dauer der geſammten Menſchengattung, als Einheit betrachtet, mit unſeres individuellen Wachsthums und unſerer Abnahme Stufen zu vergleichen, des Kindes thieriſche Sinnlichkeit, des

Jüng-

Jünglings ideenreiche Blüthe der Gefühle, des Mannes richtenden Ernſt und des Greiſes Gewohnheitsſpiel in jenem großen Zirkel wiederzufinden? Wenigſtens wäre es nicht ungereimt, an endlichen Dingen, die Punkte des Werdens und der Auflöſung beſtimmen, oder mit den Phänomenen der Geſchichte ein hypothetiſches Gerippe bekleiden und zu einem möglichen Ganzen verbinden zu wollen. Doch es iſt mehr als Hypotheſe, dem Forſcher wird es wahr, daß auf jenen edlen Zeitpunkt, da das Feuer der Begeiſterung die Menſchheit ergriff, ihr Sinn ſich aufſchloß dem Schönen, ſich nährte von den Rhapſodien des Dichters und des plaſtiſchen Künſtlers — die größte aller Veränderungen in ihr erfolgte. Die Kunſt ward die Pflegerin der Wiſſenſchaft. Das ſchöne Ebenmaas ihrer Bilder erzeugte jene abgezogenen Begriffe, mit denen der Menſch das Sinnenall umfaßte und bald auch die unabſehbaren Gefilde der intellektuellen Sittenwelt durchdrang. Wo der Künſtler innig gefühlt, kühn geahndet und glücklich dargeſtellt hatte, dort beſtimmte nun der Denker die Regeln des Vollkommenen, der Symmetrie und Uebereinſtimmung, dort abſtrahirte er die ganze Kritik der Kunſt. Jetzt alſo demonſtrirte und begriff man die Tugend, das liebenswürdige Sittlichſchöne, welches man bis dahin in dem Rhythmus des Sängers, in des Bildhauers oder des Malers Zauberwerken empfand. Allein indem der menſchliche Geiſt ſich ſeiner freyeſten Thätigkeit und insbeſondere die Vernunft ſich ihrer höchſten Entwickelung nahte, gieng unvermerkt die äſthetiſche Empfänglichkeit verloren. Der geiſtreichſte Schriftſteller unſeres Jahrhunderts hat irgendwo ſo fein als richtig bemerkt, daß auf ein geniereiches Zeitalter nur ein ſcharfſinniges folgen kann, und modernes Verdienſt nur in der Zergliederung des Verdienſtes der Alten beſteht.

Griechiſche Weisheit hat ſich daher erhalten bis auf uns, indes griechiſche Kunſt, wie der Blüthenſchnee des Frühlings dahin ſchwand. Die Weltbeherrſcherin Rom verbreitete in ihren entfernteſten Provinzen denſelben Geiſt der Geſetze, den ihre Stifter aus Griechenland entlehnten; und die neue Religion, die mit der Schnelle des Wunders vom Morgenland aus die ganze abendliche Welt überzog, verſchmähte nicht den Mantel der griechiſchen Philoſophie. Der Sturz des Reichs, der eine unvermeidliche Folge des erſtickten Schönheits- und Tugendſinnes war, vermochte nicht die Fortſchritte der Vernunft zu hemmen; ſelbſt Gothen und Sarmaten, Araber und Kreutzfahrer mußten zur Aufbewahrung und Fortpflanzung griechiſcher Wiſſenſchaften beytragen, bis die erſchöpfte Fruchtbarkeit des barbarenreichen Norden und die erfundene Buchdruckerkunſt ihnen ewige Dauer verhießen.

Wo nun immer die Staatsverfaſſung die Kräfte des Bürgers in Thätigkeit und Spannung verſetzte, wo nach den Stürmen des Krieges ein Zwiſchenraum der Ruhe und des Wohlſtands eintrat, wo das Glück den Völkern lächelte, dort zeigten ſich zugleich wieder die erſten Keime des künſtleriſchen Triebes. Allein überall hatte die neuere Kunſt das Unglück, daß die Wiſſenſchaft ihr längſt zuvorgeeilt war, und anſtatt daß man ehmals von dem Kunſtwerk Regeln entlehnte, ward jezt der Künſtler verurtheilt, in den Feſſeln der Theorie einherzugehen. Drum war es nicht mehr jene ächte Kunſt der Alten, die jetzt auf den Brandſtätten Latiums grünte und bald im rauhen Norden als eine kranke Treibhauspflanze in Blätter und in blüthenloſe Zweige trieb. Die ſeelenvolle Tochter der Begeiſterung und des Gefühls war verſchwunden; an ihrer Stelle wankte mit unſicherm Tritt eine Truggeſtalt, die Geburt des Bedürfniſſes und der Beſonnenheit.

Wie Aſträens Sendung an die Menſchheit vollendet war, ſobald die blinde Gerechtigkeit mit Wage und Schwert vor dem dürren Wort des Geſetzes im Richtſtuhl ſaß, ſo war auch die erhabene Beſtimmung der Kunſt, die Lehrerin und Bildnerin der Menſchen zu ſeyn, in jenem Augenblick erfüllt, da die Philoſophie dieſes Lehramt übernahm. Wen nimmt es Wunder, daß die Himmliſche ſo frühe der Schweſter nachzog auf den Olymp, daß ſie ſich nicht zum Zeitvertreib des verfeinerten Menſchen herabwürdigen ließ, und ſeiner Ueppigkeit nicht fröhnte? Wenn wir uns in Gedanken jenes frühere Weltalter vorſtellen, welches noch von unſerm Apparat des logiſchen Wiſſens weit entfernt, aus unmittelbarem Anſchauen Belehrung und Weisheit ſchöpfte; wenn wir die Jugendkraft der Menſchheit in jenem Volke betrachten, das mit umfaſſendem Sinn der einwirkenden Natur entgegenkam, mit lieblicher Phantaſie die friſchgeſammelten Bilder verwebte, mit zartem Menſchengefühl und hoher Einfalt des Geiſtes das Gute und Schöne überall empfand, mit ungeſchwächtem Triebe die Empfindung in That ſich äuſſern ließ; endlich, wenn wir dort, eh noch ein Dialektiker die Symbolik der Empfindungen beſtimmte, eh noch die Theorie erſonnen ward, welche Kunſt in Mechanismus verwandelt, dort die zahlloſen Kunſtgebilde erblicken, die jene Kraft, inſtinktähnlich, zu Meiſterwerken ſtempelte; zu Meiſterwerken, denen nicht etwa nur ein ſelbſtſüchtiger Lukull in ſeinen Paläſten huldigen ließ, ſondern die mit dem Enthuſiasmus der Vaterlandsliebe und Vaterlandsehre zum Genuß und zur Erweckung Aller gebildet, das ganze Volk mit Ahndung des Sittlichſchönen, mit edler Ruhmbegierde, mit dem Feuereifer für das Wohl des Staats, mit dem frohen Gemiſch von Ehrfurcht und Vertrauen zu ſeinen menſchenähnlichen Göttern erfüllten: o dann! dann zweifeln wir nicht mehr, daß dieſer reitzende Augenblick im Leben der Menſchengattung wie die Blüthezeit der Roſe vergänglich ſeye, und wie ein holder Morgentraum zerinnen mußte!

Wie floſſen die Erſtlinge griechiſcher Kunſt ſo ſanft aus dem reichen Quell der Empfindung! Die Liebe führte dem korinthiſchen Jüngling die Hand, als er das erſte Schattenbild entwarf. Bewunderung des Helden rührte dem Künſtler das Herz, als er die edle Geſtalt in Metall oder Marmor zuerſt verewigte. Dankbarkeit gegen die „geahndeten, beſſeren Weſen,“ womit die Einbildungskraft den Olymp und das Empyräum bevölkerte, ſchuf die erſte Bildſäule eines Gottes mit den Zügen der verklärten Menſchheit. Jetzt ergrif dieſe edle Schwärmerey das ſtaunende Volk; es belohnte die Tugend ſeiner Feldherren, ſeiner Geſetzgeber, ſeiner Wohlthäter und Retter durch öffentliche Denkmäler und Statuen; es lies den delphiſchen Tempel und das Pöcile vom Polygnot verzieren, und Phidias mußte ihm ſeinen Donnerer und ſeine Minerva von Gold und Elfenbein bilden. Bäder, Gymnaſien und Tempel, die der Stolz der Baukunſt waren, erhoben ſich auf jener bezauberten Erde; der Pinſel und der Meißel bildeten Wunderwerke, die der aſiatiſche Luxus mit lydiſchen Schätzen aufwog; die Künſtler und das Volk überließen ſich der Reizbarkeit des Gefühls und beeiferten ſich in die Wette, das Verdienſt ihrer Mitbürger zu krönen, den Glanz ihrer Religion zu erhöhen; — und fern von ihnen blieb noch jene Seuche des Egoiſmus, der ſich am gemeinſchaftlichen Genuſſe nicht gnügen läßt. Bis in das Zeitalter des Perikles, da das ſtolze Athen an die Verſchönerung der Stadt und an die Pracht der öffentliche Feſte mit jugendlichem Leichtſinn Millionen verſchwendete, blieb der Privatluxus in engen Schranken; die Wohnungen, die Hausgeräthe, die Gewänder, die Mahlzeiten, alles verrieth noch Mäßigkeit und Einfalt der häuslichen Sitten.

Die moderne Kunſt hatte einen andern Urſprung und ein anderes Schickſal. Die Unfeinheit des Zeitalters war nicht mehr jene rohe Natureinfalt, aus welcher alles werden kann; tief in die Wurzel hinein waren bereits die Sitten verderbt, und zwar bey dem gänzlichen Mangel des äſthetiſchen Sinnes, durch feudaliſche Tyranney und immerwährende Kriege, zur thieriſchen Lüſternheit, zur eigennützigſten Selbſtſucht, zu allen niederen Leidenſchaften tief hinabgeſunken. Scholaſtiſches Scheinwiſſen, unheilbarer als Unwiſſenheit, thronte in den Lehrſtülen; gekettet an den todten Buchſtaben, vertiefte man ſich in logiſche Spitzfindigkeiten und metaphyſiſche Grübeleyen und führte unverſöhnlichen Wortſtreit, indeß der Weg der Anſchauung und Erfahrung unbetreten blieb, und die Nacht der Vorurtheile ihren dichten Schleyer um die beſten Köpfe zog. Mit vereinigter Macht wirkten geſchmackloſe Ueppigkeit und kleinliche Selbſtſucht in den Sitten, Thorheit in den Wiſſenſchaften und Wahn im Volksglauben, auf die Phantaſie des modernen Artiſten und lähmten den Fittig, womit er ſich, ſtolz auf beſſere mechaniſche Hülfsmittel und beſeelt vom Anblick attiſcher Trümmer, den Alten nachzuſchwingen erkühnte.

Ein Gefühl iſt es, aus welchem die Kunſt und die Tugend entſpringt; aber der kalte Hauch des Deſpotiſpotiſmus hatte es gewelkt. Vaterlandsliebe konnte den nicht begeiſtern, der kein Vaterland hatte, ſondern einen Herrn. Kein befreytes Athen winkte dem Künſtler, ſeinen Harmodius für die Nachwelt zu bilden, keine Amphiktyonen erwieſen ihm Ehre im Namen des großen Völkerbunds. Im Stahl der Rüſtung, unter den unförmlichen Wolken der nordiſchen Kleidung ſuchte ſein forſchender Blick vergebens den Menſchen; die Helden ſeines Zeitalters bargen vergebens ihre Blöße in dieſen barbariſchen Hüllen; Griechenlands Heroen waren edler und ſchöner in ihre Tugend gekleidet. Selbſt im Heiligthum der Tempel wartete des Kunſtlers kein belebendes Feuer, das ihn höher als der griechiſche Anthropomorphiſmus entzückte. Im Schönſten und Beſten alles Sichtbaren, in der menſchlichen Form, deren erhabenſte Reize die griechiſche Kunſt den Göttern verlieh, in idealiſchen Verhältnißen, die den Glauben an mehr als menſchliche Vollkommenheit verſiegelten, ſah und empfand man den gegenwärtigen Gott; in den unentwickelten Gliedern des Säuglings, in der Quaal des gefolterten Dulders bleibt die Darſtellung des Göttlichen ein unauflösbares Problem. Doch hinweg mit dieſen Spielen der Phantaſie, aus dem Jugendalter der Menſchheit; hinweg mit jedem kindiſchen Verſuch, den reinen Vernunftbegrif in ſinnliche Symbole zu bilden! Seitdem den Völkern der vier Welttheile die hohe Offenbarung: Gott iſt ein Geiſt! gepredigt wird, entweiht ein Bild die heilige Stätte, wo man reingeiſtiges Urweſen verehrt.

So ſtieß die alternde Menſchheit mit ihrer vernünftelnden Kälte die neugeborene Kunſt in die Sphäre der Dienſtbarkeit hinab. Dennoch ſtreben viele hinan den ſteilen Pfad zum Künſtlerruhme. Ihnen winkt das Ziel der überwundenen Schwierigkeit. Nur durch das Thor der Wiſſenſchaft dürfen ſie herannahen zum Tempel der Kunſt. Nach tauſend erlernten Regeln wählen ſie ihren Gegenſtand, ordnen Stellungen und Figuren, karakteriſiren die Affekten, und oft gelingt es ihnen, durch treue Nachahmung der Natur eine Täuſchung zu bewirken, die dem grundgelehrten Kenner einen kalten Lobſpruch abgewinnt. Aber die Palme der Simplicität errangen die Griechen, denen das beneidenswerthe Loos gefallen iſt, im Chaos der unverdorbenen Natur den Keim der Sittlichkeit zu entwickeln, den Denker zur Abſtraktion zu geleiten, und die Ahndungen des Wilden, womit er ſich die Naturnothwendigkeit unter dem rohen Bilde allgewaltiger, menſchenähnlicher Weſen träumte, in die reizende, wohlthätige Hülle der idealiſchen Schönheit zu kleiden.

Die ſchönen Stunden des unbefangenen Genuſſes ſind auf ewig entflohn! Traure, wer ſeiner Jugend nicht froh geworden iſt. Hohnneckend triumphire der finſtre Freudenſtörer, der nie empfand. Tröſte ſich der Weiſe, der im Wechſel der Dinge das Ziel herannahen ſieht. *)

---

*) Die Unvollkommenheiten dieſes flüchtigen Aufſatzes wird man vielleicht eher entſchuldigen, wenn man erwägt, daß er

er nur die erſten Anſichten der Phantaſie über einen Gegenſtand enthält, deſſen vollſtändige und beſtimmte Ausführung metaphiſchen Ernſt erheiſchte. Billige Richter kennen die Verwickelungen, welche den Schriftſteller oft unwillkührlich für dieſe oder jene Art der Compoſition beſtimmen, und wiſſen, daß im Augenblick der Begeiſterung manche Idee nur angedeutet werden kann, daß ein Gefühl des vorübereilenden Augenblicks, womit man Wahrheit zu ahnden glaubt, um der Mittheilung fähig zu werden, nur als ein halbdunkles Bild erſcheinen darf. Allein es ſey ferne, daß dieſe Kleinigkeit auf eine Kritik Anſpruch machte. Als Meditation über eine individuelle Empfindungsart mag ſie bey den Leſern anfragen, ob ſich jemand unter ihnen finde, deſſen Gefühl ſich in ihren Geſichtspunkt verſetzen kann? Der Verfaſſer hat es nur verſucht, ſich ſelbſt das Phänomen ſeiner eigenen Seele zu erklären, warum ihn jedes, ſelbſt das geprieſenſte Kunſtwerk kalt und gleichgültig läßt, ſobald es keine Spuren jener Idealiſirung an ſich trägt, welche der Natur getreu, ihre Züge durch Zuſammenſtellung veredelt, und dem Möglichen Wirklichkeit verleiht. Für Fleiß und Geſchicklichkeit hat er nur raiſonnirte Bewunderung. Wer anders empfindet, wird auch anders urtheilen.

V.

Juliane.

Ein Luſtſpiel.

Perſonen die in dieſem Akt auftreten.

Graf Elbau.
Gräfin Sophie Elbau, ſeine Gemahlin.
Major Stralen, ihr Vater.
Frau von Stralen, ihre Mutter.
Hofrath Waldorf.
Baron Felſer.

Erſter Aufzug.

Scene bei der Gräfin Elbau.

Erſter Auftritt.

Gräfin Sophie Elbau, im Morgenhabit, ſitzt an einem Tiſch und mahlt. Frau v. Stralen tritt angekleidet herein.

Fr. v. Stralen.

Du biſt noch fleißig, mein Kind? Es iſt ſchon ſpät; denkſt du nicht an's Anziehen?

Gräfin.

Gräfin.

Nur ein Paar Striche noch, liebe Mutter, und ich höre auf.

Fr. v. Stralen.

Du mußt ſchon weit gekommen ſeyn; laß mich ſehen.

Gräfin.

Es fehlt wenig, ſo bin ich ganz fertig. Meine Kunſt wenigſtens verläßt mich ſchon; aber er iſt's bei weitem noch nicht.

Fr. v. Stralen.

Zeig nur her: wenn wärſt du mit deinen Arbeiten zufrieden? — Allerliebſt, und ſehr ähnlich — ähnlich zum Verwechſeln. Aber geſchmeichelt, Kind, geſchmeichelt haſt du ihn doch.

Gräfin.

O gewiß nicht, liebe Mutter! Wie? worinn? — Sie thun ihm und mir Unrecht. Sein Geſicht iſt weit edler, ich hab' es zu weibiſch gemahlt. Und der Ausdruck in ſeinen Augen, die Güte, die Liebe — finden Sie das alles wieder?

Fr. v. Stralen.

Liebe? — Haſt du ſie in ſeinen Augen geleſen?

Gräfin.

Doch! — wenn ſie auch nicht für mich geſchrieben war. Aber das iſt's eben, was mir mein Bild ver-

ver-

verleidet. Seine Liebe fehlt, ich konnte nur die meinige unterſchieben.

Fr. v. Stralen.

Wie du ihn hier gemahlt haſt, meine Tochter, ſo wirſt du ihn ſchwerlich jemals ſehen.

Gräfin.

(halb ſcherzhaft, halb betrübt)

Nicht? — und doch ſöhnen Sie mich da mit meinem Bilde aus; mein Gedanke muß mir geglückt ſeyn, denn Sie verſtehen ihn. Ich wollte ihn mahlen, wie er einſt ſeyn wird, wenn unſre Herzen ſich gefunden haben. Und dann ſollte er ſich ſchämen, daß er ſo lange kälter geblieben iſt als ſein Bild; und ich wollte triumphiren, daß ich ihn gekannt habe, eh' er gekannt ſeyn wollte.

Fr. v. Stralen.

Und wenn er das nie wollte?

Gräfin.

(traurig)

Das wäre grauſam! (ſchalkhaft) und die Beſcheidenheit zu weit getrieben — (wieder übergehend) oder mich zu tief herabgeſetzt! — Nein, beides kann er nicht — Und bis dahin, (ſchwärmeriſch gegen das Portrait) ſei du mein Gemahl, mein Freund, mein Geliebter! Gieb du mir alles, alles was dein geiziges Original mir verweigert!

Fr. v. Stralen.

Armes, gutes Weib! Du dauerſt mich.

Bibl. Univers. Lips.

Gräfin.

O Dank, beſte Mutter, tauſend Dank für Ihre ſorgende Zärtlichkeit. Aber zu bedauern bin ich ja nicht. Von der Seite des Eigenſinns haben Sie mich noch nicht ausgelernt. Ich habe meinen Kopf darauf geſetzt, er *ſoll* mich lieben; und er *wird* mich lieben! Mir iſt nicht einen Augenblick bange. Was wäre denn ſchon verdorben? Womit hätt' ichs bis jetzt verdient daß er mich liebte? Vielleicht bin ich ſeiner Liebe werth, aber weiß er das?

Fr. v. Stralen.

Er könnt' es doch wiſſen, wenn —

Gräfin.

(flehend)

Mama, ich *bitte!* — Ihr *wenn* verſteh' ich wohl, aber haben Sie denn hier mehr Gewißheit als ich? — Und daß ich ſeine Frau geworden bin, nicht wahr? Aber *wie* bin ich's geworden? So viel hat er gewußt, daß ich ein Mädchen von zwanzig Jahren, und von zwanzig tauſend Thalern war. Ein leidliches Lärvchen, einen erträglichen Wuchs, geſunde Gliedmaaßen — das konnte er an ſeiner Braut erkennen, das durfte er von ſeinen gebieteriſchen Verwandten fodern. Er hat nichts von mir gekannt, als meine Ahnen und meine Güter — und wahrhaftig, Mutter, hinter dieſen konnte es ihm nicht leicht einfallen, ein *Herz* zu ſuchen. Mir war wohl in meinem Kloſter ſo manches ſchöne, liebenswürdige von dem Grafen erzählt worden, daß ich gern, und doch mit Angſt, ſeinen Nahmen hörte, weil mir ein muthwilliges Mädchen immer vorwarf, ich würde roth, wenn man ihn nennte. Aber wer wäre ſo barmherzig geweſen, dem Grafen von der Fräulein Stralen, aus ihrem Kloſter, etwas löbliches zu erzählen? Um mich mit dem Mann zu verbinden, wurd' ich aus dem Kloſter geholt. O das Herz ſchlug mir, wie ich ihn zuerſt ſah, und als ſeine Braut! Ich weiß es noch als ob's heute wäre; er mußte mich einfältig finden, der gute Graf. Nun hab' ich mich doch eher erholt, und es iſt nun mein Werk, ihn mit dem Zufall zu verſöhnen.

Fr. v. Stralen.

Ja gute Tochter, wenn du weiter nichts zu thun hätteſt, als ihm den Himmel zu zeigen, den der Zufall, wie du ſagſt, ihm zugeführt hat — dann würde ich deine Ruhe loben. Aber dieſer glückliche Zufall, ich fürchte ſehr, daß eine unglückliche Wahl ihn auf immer gegen ſeine Gunſt verblendet hat. — Und was würdeſt du alsdann thun?

Gräfin.

Alsdann — aber warum auch das Schlimmſte ſetzen, Mutter?

Fr. v. Stralen.

Auch nicht, wenn das Schlimmſte das Wahrſcheinlichſte iſt? — Nein, nein, täuſche dich nicht länger. Sehr ungern arbeit' ich gegen deine jetzige Stimmung, aber ich kenne dein Herz. Beſſer du biſt vorbereitet, lernſt beizeiten entbehren was dir nicht beſchieden iſt, als du gehſt plötzlich zur Verzweiflung über. Der Graf liebt, meine Tochter; den edeln vortrefflichen Grafen hält eine unwürdige Kreatur in ihren Feſſeln.

Gräfin.

(mit dem Ton des ſanfteſten Vorwurfs)

Eine Kreatur? Und Sie wiſſen ja noch nicht, wem Sie dieſen Namen geben? — Freilich liebt ſie wo ſie nicht ſollte, aber gute Mutter, ich fühle daß mir der Graf nicht gleichgültig ſeyn könnte, auch wenn's nicht recht wäre, daß ich ihn liebte. Sehen Sie, das iſt der Grund meiner Ruhe. Wenn das auch iſt, wer ſie immer ſeyn mag, ſie hat ſich ſeiner werth gezeigt. Iſt er betrogen, ſo müſſen wir ſie entlarven. Mag ihn die Wunde auch ſchmerzen, ich werde ſie heilen; in meinen Armen ſoll er Ruhe und — wahre Liebe finden. Und wann ſie's verdient, daß ich mich mit ihr meſſe — deſto beſſer! So will ich ihr dieſe ſchöne Beute abjagen. Seine Hand warf mir die Konvenienz unſrer Familien zu, um ſein Herz will, ich gern kämpfen. Die Mühe ſoll mich nicht verdrieſſen, darum ward ich ſeine Frau. Die Frau darf um ihren Mann kämpfen, wo das liebende Mädchen verſchmachten müßte. — Wäre alles unſonſt — nun ſo muß ſie ſich zu einer Theilung entſchließen! Die Hälfte ſeines Herzens kann ſie doch meinen Anſprüchen nicht verſagen. — Wiewohl — warum ſollte ſie weniger geizig ſeyn als ich? Ich möcht' ihn nicht gern theilen! —

Fr. v. Stralen.

(ſieht ſie gerührt an)

Wollte der Himmel, dieß wären deine letzten Thränen!

Gräfin.

(fällt ihr um den Hals, mit dem Ausdruck der innerſten Heiterkeit)

O Mutter, Sie wünſchen nicht gut: womit wollt' ich dann meinen Triumpf feiern? -- Und ſehen Sie, er verkennt mich nicht, er hat Achtung für mich, das merk' ich ihm an. Wir ſind ja kaum einen Monat vermählt, bei unſrer Ehe werden die Flitterwochen nachkommen — und um ſo länger dauern. Auf ſeine Blicke verſteh' ich mich ſchon recht gut, und wiſſen Sie was ich in dieſen gefunden habe? Betretung, ſchien es, Aerger faſt, daß ſich ein reiches Fräulein unterſtand etwas beſſer als Ihresgleichen zu ſeyn. O liebe Mutter, ſie iſt auch nicht ohne Stolz, Ihre Sophie! Aber dieſer Aerger ſoll den Wünſchen meines Herzens wuchern.

Fr. v. Stralen

(wie vorhin)

Deine Fröhlichkeit ſelbſt vermehrt meine Sorgen um dich. Dein Vater hatte wohl Recht, dieſes weiche Gefühl wird dich unglücklich machen. — Sie ſoll nicht werden wie du, ſagte er immer, in der Welt ſoll ſie leben, nicht in dem Eliſium Eurer Poeten. — Und ſiehe, du haſt mich übertroffen.

Gräfin.

Gräfin.

Uebertroffen, Mutter? Quäl' ich mich etwa mehr um meinen Gemahl, als Sie ſich um Ihre Tochter? — Nein, beruhigen Sie ſich, beſte theuerſte Mutter, (ihr das Portrait vorhaltend) die Gemahlin dieſes Mannes kann nicht unglücklich ſeyn. — Hören Sie nicht kommen? (Sie legt das Portrait in eine Schublade vom Tiſch) du biſt noch nicht für fremde Augen.

Fr. v. Stralen.

Ihr habt ja Gäſte dieſen Mittag, und du biſt noch im Negligee?

Gräfin.

Mein Anzug wird mich nicht aufhalten. Sie haben doch die Gute hier zu bleiben? In einem Viertelſtündchen lös' ich Sie ab.

(Sie geht durch eine Nebenthüre)

Zweiter Auftritt.

Major Stralen, Frau v. Stralen.

Major.

Das war ja wohl die Gräfin die in's Kabinet ſchlüpfte? — Aber Sie, wie treffe ich Sie an? Das Schnupftuch noch in der Hand, die Augen naß — darf man nicht erfahren?

Fr. v. Stralen.

... Sie irren ſich, lieber Major. Meine Tochter war ſehr aufgeräumt.

Major.

Und das ſagen Sie in dem kläglichen Ton? Hier haben ſich ſchon wieder Unglücksfälle ereignet, ich wette! Ich wünſche Glück Ihr Weiber ſeyd doch nie zufrieden bis Ihr Stoff zu Leiden habt. Aber wollen Sie Ihren Kummer nicht — warten Sie, wie ſagt man doch? — in meinen Buſen ausſchütten? Was hat's gegeben?

Fr. v. Stralen.

Nichts, Herr Major — wenigſtens nichts, worüber Sie mit uns weinen würden.

Major.

Das glaub' ich gern. Wahrſcheinlich war es das alte Geſpräch. Und die Gräfin iſt alſo noch nicht vernünftiger? — Freilich, wenn ihre Mutter ſelbſt —

Fr. v. Stralen.

Ja, ich geſtehe daß ich die Vernunft nicht habe, gegen das Unglück meiner Tochter gleichgültig zu ſeyn!

Major.

Ich auch nicht, wenn ich nur erſt belehrt wäre, worinn es eigentlich beſteht. Sehen Sie, dann wollt' ich herzlich gern klagen helfen. Vielleicht entſchlöß' ich mich auch, noch mehr zu thun.

Fr. v. Stralen.

Worinn? worinn es beſteht? In jeder Minute ihres jetzigen Lebens! kann ſie glücklich ſeyn, wenn ihr Gemahl ihre Liebe mit Höflichkeit, ihre Zärtlichkeit mit Komplimenten abſpeiſt, wenn er vor ihrem vollen ihm entgegenſpringenden Herzen ſich verlegen zurückzieht, wenn er die Sprache des Gefühls im Weltton beantwortet?

Major.

(nach einer Pauſe)

Sind Sie unglücklich?

Fr. v. Stralen.

Eine ſolche Frage? — und auf welche Sie die Antwort voraus wiſſen? Nun?

Major.

Und hab' ich je dieſe Sprache mit Ihnen geſprochen, die wenn man Euch glauben wollte, das ganze Glück der Ehen macht? — Der Graf ſchätzt meine Tochter, und ſie verdient es; ſie war ein liebes Mädchen, ihrer Mutter werth, und ſoll noch, will's Gott, ein braves Weib werden. Aber iſt es ihres Mannes Schuld, daß ſie ſich in übertriebne, unwahre Begriffe gewiegt hat, eh' ſie ihn kannte? hat ſie am Altar das Recht erhalten ihn nach ſich zu richten? Der Graf iſt ein gemachter Mann, nach ihrem Romanenſchnitt kann ſie den nicht mehr drehen.

Fr. v. Stralen.

Aber, beſter Mann —

Major.

Laß mich ausreden, liebes Weib. Das Glück unſrer Tochter iſt mir nicht weniger angelegen als dir. — Aber die Wünſche, die Bedürfniſſe ihres Herzens! Warum wünſcht, warum bedarf ihr Herz mehr als es ſollte? Damit ſie den ſonderbaren Eigenſinn durchſetze, die einzige zu ſeyn, die ſich an ihrer Stelle unglücklich glaubte! Nein, es iſt nicht recht, daß eine Schwärmerin die ganze Welt meiſtern will. Sie weint weil ſie unter Menſchen lebt, und nicht mehr unter Puppen.

Fr. v. Stralen.

Sie hätten ſehr Recht, mein Gemahl, wenn dieſes kalte, ewig nur artige, nur anſtändige Betragen dem Grafen natürlich wäre. Aber er zwingt ſich dazu, und wie anders mag er vor — Gott weiß wem? erſcheinen!

Major.

Ah nun war's endlich heraus! Eiferſucht alſo? — Aber Kinder, was wollt Ihr auch? Der Graf hat in keinem Karthäuſerkloſter gelebt, eh' er meine Tochter kannte. Aus Leidenſchaft hat er ſie nicht geheirathet. Und gewiſſe Verbindungen brechen ſich ſo geſchwind nicht ab. Er handelt wie ein Mann von Ehre daß er die ſeinige incognito hält, und wie er ſich benimmt, iſt es nicht ſeine Schuld, wenn ſeine Frau das Anſehen einer verlaſſenen Taube bekömmt.

Fr. v. Stralen.

Ich dachte, Sie wollten ernſthaft ſeyn? — Möchten Sie wirklich daß Ihre Tochter es ſo leicht aufnähme? — Es giebt Menſchen, denen dieſe männliche Philoſophie an der Gräfin ſehr willkommen wäre. Zum Beiſpiel —

Major.
(heftig)

Was? war zum Beiſpiel?

Fr. v. Stralen.

Zum Beiſpiel, der Baron Felſer —

Major.
(ſehr ernſthaft)

Madame! — doch ich weiß, daß meine Tochter ſich beſſer auf ihre Tugend, als auf die Tugend ihres Mannes verſteht.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen, Hofrath Waldorf.

Fr. v. Stralen.

Ah der Hofrath! Sie überraſchen uns hier in einem kleinen Ehezwiſt. Uebrigens, Herr Major, kann unſer Freund wohl hören —

Major.

Niemand eher als er! Ich wurde zur Unzeit hitzig, aber den Hofrath hab' ich auf meiner Seite. Was er vom Baron denkt, iſt ja bekannt genug.

Hofrath.

Alſo von meinem Baron war die Rede?

Major.

Wiſſen Sie es auch, daß ſich der Menſch unterſteht, Abſichten auf die Gräfin zu haben?

Hofrath.

Und ſehr ernſthafte, das verſichre ich Ihnen. Aber ich hoffe nicht, daß Sie ihm die Ehre erweiſen ſich darüber zu ereifern. Der Zorn des Vaters gäbe ihm eine Wichtigkeit die er nicht verdient. Und dann bitt' ich mir aus, daß Sie mir nicht in mein Gehege fallen. Den Baron hab' ich zu *meinem* Wilde auserſehen, und ich will ihn jagen nach Herzensluſt. — Ich erwarte ihn dieſen Mittag hier zu ſehen.

Fr. v. Stralen.

Er wird auch kommen; aber was, um des Himmels willen, haben Sie mit dem armen Baron vor? Kein Liebhaber drängt ſich ſo zu ſeinem Mädchen, als Sie ſich zu dieſem Menſchen.

Hofrath.

Die Wahrheit zu ſagen, gnädige Frau, ich habe einen Plan mit ihm. Ueberhaupt ſind mir dieſe ar-

men

men Menſchen, wie die Damen ſie ſo gern nennen, im höchſten Grade zuwider — Verzeihung, gnädige Frau, Sie hat nur der Sprachgebrauch hingeriſſen — Unter dieſem Titel läßt man ſie überall durchſchlüpfen, hält ſie für unſchädliche Geſchöpfe die man allenfalls zu den täglichen Bedürfniſſen braucht — (ſehr heftig) und der Straßenräuber, den man geſtern einbrachte, iſt nicht ſo gefährlich als ein ſolcher Menſch! — daß er lange nicht ſo verächtlich iſt, verſteht ſich von ſelbſt.

Major.

Sie ſind zu ſtreng, Hofrath —

Hofrath.

Soll ich ſagen daß Sie zu nachſichtig ſind, lieber Major, ſobald Sie nur ſich aus dem Spiele gezogen haben? — Bei mir war es das Gegentheil. Ich ließ dieſes Gezücht ſich in meine Familie einſchleichen. Einer von ihnen warf die Augen auf meine Frau. Seine Abſicht gelang ihm nicht, aber die Mittel die er anwandte wirkten nur zu gut. Mißverſtändniß und Verſtimmung waren die Folgen. Ich that ihr oft Unrecht. Sie verlernte die Sprache meines Herzens. Sie ſtarb — und wie viel Antheil der Gram an ihrem Tode haben mochte —

Fr. v. Stralen.

Ein trauriges Schickſal! — Womit hat es aber der Baron verdient, daß Sie es *ihn* entgelten laſſen?

Hofrath.

Um mich, wenn Sie wollen, durch nichts. Ich habe keine Frau mehr, keine Schweſter, keine Tochter. – Aber als ich hieher kam, erkannte ich an dieſem Baron daſſelbe Modell, in das mein Satan gegoſſen war. Er herrſchte deſpotiſch in vielen Häuſern. Da überfiel mich der Don Quichote; ich beſchloß mich an ihn zu hängen, und ihn zu verfolgen, wir ſeyn Schatten. Seitdem findet er mich überall in ſeinem Wege; ich laure auf jeden ſeiner Schritte – Er hat ſchon oft verſucht mich abzuſchütteln; aber einem hartnäckigen Sonderling wie ich, iſt ſeine elende Weltklugheit noch nicht gewachſen. Ich habe ihm ſchon einige ſeiner Lieblings Plane vereitelt, und ich zweifle, daß er's noch lange in dieſer Stadt aushält. — Ob ich ihm nun weiter folge. —

Fr. v. Strolen.

Sonderbarer Menſch! — Er fürchtet Sie auch wie die Peſt. Neulich war er bei uns in der ſchönſten Laune von der Welt, alles lachte über ſeine Einfälle. Auf einmal erſchienen Sie. Da verſtummte er, ſtand da wie verſteinert, und mußte endlich einen plözlichen Anfall von Spleen vorſchützen, um ſich aus der Verlegenheit zu ziehen.

Hofrath.

Das war damals! Jezt ſpannt er ſeine ganze Klugheit an, um mir einen Vortheil abzugewinnen. Seit

Seit ein Paar Tagen — Herr Major, gnädige Frau, wir dürfen ja frei gegen einander ſprechen. —

Major.

Reden Sie, reden Sie. Wozu dieſe Vorbereitung? das Geſpräch über welchem Sie uns antrafen. —

Hofrath.

Er liebt die Gräfin. — wenn ich das Liebe nennen darf, was dieſe Menſchen noch kleiner, noch ſchlechter macht. Die Spannung zwiſchen ihr und ihrem Gemahl iſt ſeinem Falkenblick nicht entgangen. Seit ein Paar Tagen bemerk' ich daß er Unheil brütet. Gegen mich iſt er unausſtehlich freundlich; was ich ihm auch ſagen mag, er windet ſich wie ein Wurm um mich nicht zu verſtehen. — Von Ihrer Tochter kann die Rede nicht ſeyn; nur Sie, Herr Major, bitt' ich daß Sie mir ihn ganz überlaſſen. Bei dieſer Gelegenheit können wir ihn auf immer los werden. Und hier iſt mir auch nicht der Baron bloß wichtig. —

Fr. v. Stralen.

Haben Sie etwa mehr erfahren? Wiſſen Sie etwas vom Grafen?

Major.

Was wird er wiſſen ſollen? Daß der Graf eine Verbindung hat, weiß die ganze Stadt. Was ſoll er mehr wiſſen? Und was könnt' es helfen?

Hofrath.

Nein, Herr Major. Ich kenne den Grafen, es iſt ſicher mehr als was die ganze Stadt weiß. Ich ſeh' ihn kämpfen. Die Gräfin beſtürmt ihn mit der ganzen Macht ihrer Reize, ihre ehrwürdige Koketterin würkt auf ſein Herz, und er widerſteht nur noch halb. Warum er aber widerſteht — über dieſen einzigen Punkt iſt er zurückhaltend gegen mich geblieben. Aber mir ahndet, daß der Baron mit ſeinen Ränken mehr Gutes ſtiften wird, als wir alle bisher konnten. Dieſe ausgeſuchte Strafe bereite ich ihm; verderben Sie mir die Freude nicht — und die Freude nicht, zwei Herzen wie dieſe mit einander zu verbinden!

Fr. v. Stralen.

(drückt ihm die Hand.)

Braver Mann!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, Baron Felſer.

Baron.

Unterthänigen guten Morgen, meine gnädige Frau — guten Morgen, beſter Major — Sieh da, Hofrath! Ich verzweifelte faſt, Sie heute noch zu ſehen.

Hofrath.

Hofrath.

Nun Baron, meinen Eifer ſollten Sie doch endlich beſſer kennen. Ich habe mich ſelbſt bei'm Grafen eingeladen, weil ich hörte daß Sie erwartet würden.

Baron.

(drückt ihm lächelnd die Hand.)

Beſter Freund, Sie errathen meine Wünſche! — (zur Frau v. Stralen.) Und die Gräfin iſt noch nicht erſchienen? Darf man bald hoffen? —

Fr. v. Stralen.

Sie iſt noch an ihrer Toillette. — Haben Sie den Grafen heute geſehen?

Baron.

Ich? mein Gott, nein! Wer ſieht jezt den? Bei Hofe fragte neulich alles nach ihm; indeſſen, ihm erlaubt man von gewiſſen Regeln abzuweichen. Man muß ihm Zeit laſſen, ſein ganzes Glück kennen zu lernen.

Major.

Man iſt ſehr gütig, aber dieſe Bekanntſchaft mag er längſt gemacht haben, denn niemand ſieht ihn ſeltner als ſeine Frau.

Hofrath.

Lieber Major, das weiß ja der Baron beſſer als wir!

Baron.

Baron.

Wie ſo? wie ſo? Ich weiß gar nichts. —

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen, die Gräfin angekleidet.

Gräfin.

Verzeihen Sie, meine Herren — der Graf, wie ich ſehe, iſt auch nicht da — Ach lieber Papa, guten Morgen.

Major.

Nun Sophie, wie iſt's? wie ſteht's? Laß dir ins Auge ſehen. — So! dein Aug iſt ja hell und heiter.

Gräfin.

Warum ſollt' es auch nicht, beſter Vater?

Major.

Das ſprech' ich auch, aber deine Mutter —

Baron.

Ich mache die nämliche Bemerkung. Mit jedem Tag blühen Ihnen neue Roſen auf, und ich befürchtete Sie möchten krank ſeyn.

Gräfin.

Ich krank? warum?

Baron.

Baron.

Es hieß geſtern ſo, weil man Sie nicht auf der Redoute ſah. Jede weibliche Maske mußte mir Rede ſtehen, und Sie waren gewiß nicht da.

Gräfin.

Ein andermal dürfen Sie ſich die Mühe erſparen, Baron. Ich kann mich würklich ſehr wohl befinden, und nicht auf die Redoute gehen.

Baron.

Leider weiß ich das, und die ganze übrige Welt die Ihre Gegenwart ſo oft vermißt. (halblaut.) Aber Gräfin, Sie wiſſen nicht was Sie verſäumt haben. Ich habe eine Entdeckung gemacht. —

Hofrath.

(laut.)

Eine Entdeckung, Baron? O geſchwind, geſchwind theilen Sie uns mit. Man kennt Ihre Entdeckungen auf der Redoute, nichts kann luſtiger ſeyn. Nun? — Sie laſſen ſich bitten?

Baron.

Das iſt meine Art nicht, lieber Hofrath. Aber Sie machen mich in der That verlegen. Es iſt eine Kleinigkeit, würklich die armſeligſte Kleinigkeit. —

Hofrath.

Die Sie der Gräfin allein aufgehoben hätten? Ausflüchte! — Nicht wahr, gnädige Gräfin, Sie ſind großmüthiger?

Gräfin.

Ich will wahrhaftig niemanden ſeines Antheils berauben; und es kann nichts auf der Welt geben, das der Baron nur mir zu entdecken hätte.

Hofrath.

Gnädige Frau, Herr Major, vereinigen Sie ſich mit mir. —

Major.

Nun, Baron, Sie ſehen daß Sie nicht entkommen.

Baron.

Wenn mich die Geſellſchaft dazu zwingt — aber ich bitte daß Sie mir das ſtrengſte Incognito erlauben. Ich nenne durchaus keinen Namen —

Hofrath.

Auch keinen Anfangsbuchſtaben? nichts? — Oh fangen Sie nur an; das Errathen macht uns Ihr gutes Herz doch nicht ſchwer.

Baron.

Geſtern plagt mich die Langeweile. Ich ſchlendre auf den Straßen herum. In einem Fenſter — näher kann ich's nicht beſtimmen — bemerk' ich ein Geſicht, das mir des zweiten Blicks doch allenfalls werth ſchien. Es war ein — ſchönes Geſicht, wenn Sie wollen; aber kalt, nicht beſonders pikant! Indeſſen gemein ſind ſie nicht, dieſe Geſichter. Das Geſchöpf

ſchöpf ſah heraus, und war ſehr lebhaft in's Geſpräch verwickelt, mit jemanden der mir bekannt ſchien. Ich nehme mein Glas zu Hülfe, und erkenne. —

Fr. v. Sualen.

Wen?

Baron.

Tauſendmal Vergebung, gnädige Frau. Das kann ich gerade am wenigſten ſagen. – So viel muß ich aber bekennen, daß mir die Sache im Kopf herum gieng. Es beſtätigte einen Verdacht — ich verglich, und fand es unverzeihlicher als jemals. — Sehen Sie, ich rede dunkel; ich hab' es Ihnen zuvor geſagt. —

Hofrath.

Beruhigen Sie ſich, wir verſtehen doch.

Baron.

Nicht möglich, das behaupt' ich! — Wo war ich geblieben? Ja — abends kam ich ſpät auf den Redouten-Saal. Der Ball war ſehr brillant. Aber mir war alles zuwider, jener Zufall hatte mich zerſtreut — endlich reißt mich eine zweite Entdeckung aus meinem Schlaf. Eine männliche Maske die ſich ſehr verſtellt hatte, vergißt ſich für eine halbe Minute und wird mir kenntlich. Es war derſelbe, den ich im Fenſter geſehen hatte. Ich geh' ihm unbemerkt nach. —

Fr. v. Stralen.

Derſelbe?

Baron.

Eben derſelbe, aber wiſſen Sie darum mehr? — daß er in einer gewiſſen Geſellſchaft nicht da war, davon war ich — leider! ſchon zuvor überzeugt.

Hofrath.

(drohend.)

Baron, die Seitenblicke ſind verboten.

Baron.

Ich ſah ihn endlich auf eine weibliche Maske zugehen, er ſetzte ſich mit ihr nieder, ſie trug nur eine halbe Maske — eine neue reconnoiſsance! Wer war es anders, als das Geſicht von vorhin? Ich ſtellte mich in einen Winkel wo mich niemand ſehen konnte, einen köſtlichen Winkel, den glaub' ich kein Menſch auf dem Redoutenſaal kennt als ich, wo ich ſchon ſo viele Abentheuer erlebt habe! — Kurz, das Geſicht ſprach. — Und Ihre Frau iſt würklich nicht hier, ſagte er. — Nein, antwortete die männliche Maske, ich habe alles durchſtöbert, ſie kann nicht da ſeyn, ſie muß ſich anders beſonnen haben. — Nun ſo hält mich auch nichts weiter hier. Ich bin das Getümmel ſo ſatt, und der mißlungene Verſuch macht mich ſo verdrüßlich! — Wollen wir gehen, meine Juliane? ſprach der — Liebhaber, muß ich glauben.

Gräfin.

(unwillkührlich wiederholend)

Juliane!

Baron.

Alſo ihr Name! — Sie ſtanden auf, und verſchwanden. —

Hofrath.

Nun?

Major.

Nun?

Baron.

Mein Mährchen iſt aus. — Was wollen Sie mehr? Ich habe voraus erklärt, daß es eine Kleinigkeit wäre.

Gräfin.

Vielleicht iſt der Erzähler Schuld, Herr Baron. Warum laſſen Sie auch den Schluß weg?

Baron.

Den Schluß? Ich kann Ihnen auf Ehre verſichern, daß ich nichts weiter gehört, nichts weiter geſehen habe. Mit hinausgehen konnt' ich doch wahrhaftig nicht! Uebrigens — läßt ſich der Schluß ſolcher Geſchichten allenfalls auch errathen.

Gräfin.

Nein! laſſen Sie mich ihn erzählen. — Ich bleibe bei Ihrem Incognito. Ein ſogenannter Freund von der männlichen Maſſe lauerte auf jeden ſeiner Schritte, um ſie einer andern Perſon zu hinterbringen, die er damit zu betrüben hoffte.

Baron.

Gnädige Frau. —

Gräfin.

Hören Sie mich aus. Zum Glück hat ſie ihre Ruhe beſſer aufgehoben, als ſie jeder Ohrenbläſerei der Bosheit oder des Müſſiggangs preiszugeben; alſo mag das hingehen! — Aber nur eins noch muß ich Ihnen ſagen, und wenn auch das ganze Geheimniß darüber auskömmt. Was Sie dem Grafen bei mir zum Vorwurf machen wollen, halten Sie ſelbſt für ſehr unſchuldig — ich auch, Herr Baron, ob unſre Gründe gleich verſchieden ſeyn möchten. Ich liebe dieſe Juliane, weil der Graf ſie zu ſchätzen ſcheint; Ihre Beſchreibung ſelbſt intereſſirt mich für ſie — und am Ende war das vielleicht auch nur Ihre ganze Abſicht, und Sie hätten Dank von mir verdient, den ich Ihnen auch nicht vorenthalten würde?

Mejer.

(umarmt ſie.)

Sophie, Kind! — (zum Baron) Wünſchen Sie ſich Glück, daß die Gräfin die Entwickelung Ihres Mährchens über ſich genommen hat. Wär's an mir geweſen, vielleicht hätte ſie Ihnen noch weniger gefallen.

Baron.

Baron.

Herr Major. —

Hofrath.

St! ſt! Benutzen Sie die Lehre! In Zukunft rath' ich Ihnen, Ihre Geſchichten lieber aus dem Vademecum zu holen, als auf dem Redoutenſaale.

Baron.

(zur Gräfin.)

Sie ſind ſehr glücklich, gnädige Frau. Eben können Sie den Dank für ein ſo verdientes Zutrauen ärnten. —

(auf den Grafen zeigend, der hereintritt.)

Sechſter Auftritt.

Die Vorigen, der Graf.

Graf.

Ah, ich finde ja ſchon alles verſammelt — Warten hab' ich doch nicht auf mich laſſen? (zur Gräfin, indem er ihr die Hand küßt.) Ihre Schnelligkeit beſchämt mich. — Und einen ſo reitzenden Anzug hätte eine andere in einem halben Tag nicht ausſtudiert.

Gräfin.

Nun endlich doch! — Seit vier Wochen ſchon putz' ich mich halb todt, und heute zum erſtenmal hör' ich etwas Schönes von Ihnen über meinen Anzug.

Graf.

Vielleicht, weil ich heute zum erſtenmal über Ihren Putz Sie vergaß.

Gräfin.

(ſich komiſch verneigend)

Ja lieber Graf, uns von unſerm Putz zu unterſcheiden, fällt uns ſchwerer als Sie glauben! — Wiſſen Sie auch, Graf, daß ich nach Ihnen geſchmachtet habe? Wo haben Sie geſchwärmt geſtern Abends?

Graf.

Warum eben geſchwärmt, gnädige Frau? — doch ja, ich ließ mich verſuchen auf die Redoute zu gehen, in der Hoffnung —

Gräfin.

Doch nicht mich zu ſehen? — das hätten Sie näher haben können. Ich lag ja todtkrank zu Hauſe.

Baron.

(mit heimlicher Schadenfreude, präſentirt dem Hofrath, der neben ihm ſteht, ſeine Tabatiere.)

Beliebt Ihnen, Hofrath?

Hofrath.

(beiſeite, ironiſch.)

Sie ſind ein feiner Beobachter, Baron!

Major.

Major.

Apropos, Herr Sohn, ich habe wegen des Pachtes mit Ihnen zu reden.

(Er nimmt den Grafen auf die Seite, und ſpricht leiſe mit ihm.)

Gräfin.

(zu ihrer Mutter, neben der ſie ſteht)

Er iſt mir gut heute, Mutter! — Sehen Sie, ſehen Sie, wie er herüber ſchielt!

Graf.

(zum Major laut, wie aus dem Traum erwachend)

Wie ſagten Sie?

Major.

O nichts, gar nichts. Sie ſcheinen heute nicht zu ökonomiſchen Geſchäften aufgelegt.

Gräfin.

(wie oben)

Hören Sie? — O Mutter, liebe Mutter —

Fr. v. Stralen.

Was willſt du? du biſt ja ausgelaſſen?

Gräfin.

Ach nur einen Augenblick möcht' ich ihn allein haben!

Fr. v. Stralen.

Nun, dazu ſoll ich dir verhelfen? Eine ſonderbare Zumuthung! — (Sie giebt dem Hofrath einen Wink)

Meine Herren, Sie haben das neue Pavillon noch nicht geſehen, ſeitdem es meublirt iſt. Iſt es gefällig —?

Hofrath.

Ja freilich! Man ſoll nichts eleganteres kennen —

Frau v. Stralen nimmt des Barons Arm, der Hofrath und der Major folgen; indem der Graf ſich nach der Gräfin umſieht, winkt ſie ihm zurück.)

Siebenter Auftritt.

Graf, Gräfin.

Gräfin.

Verzeihen Sie, lieber Graf. Ich hab' auch noch von Geſchäfften mit Ihnen zu ſprechen. Aber Ihre vorige Zerſtreuung —

Graf.

(ſcheint verlegen, daß er allein zurückbleiben muß)

Wird für Ihr Geſchäfft gewiß aufhören.

Gräfin.

Und Sie verſprechen mir, daß Sie nicht bös werden wollen?

Graf.

Mein Gott, Gräfin, was könnten Sie mir zu ſagen haben, das — wie können Sie glauben —

Gräfin.

Gräfin.

Doch! Es wird Ihnen auffallen — Sie ſehen eine Bettlerin vor ſich — Sie müſſen mir etwas geben — (Sie ſtellt ſich verlegner, jemehr die Verlegenheit des Grafen zunimmt) Ich kann im Grunde doch nicht dafür, daß   kurz — um was ich Sie bitten muß — was ich brauche — iſt — (lachend) Geld!

Graf.

Geld? (gezwungen lachend) Und darum machten Sie ſo viel Umſtände? Sagen Sie mir ob —

Gräfin.

Sehen Sie? Meine Forderung kömmt Ihnen nicht gelegen — Aber wahrhaftig, lieber Graf, ich habe gut gewirthſchaftet.

Graf.

(immer beſtürzter)

Gräfin — was wollen Sie von mir?

Gräfin.

Wahrhaftig nur Geld! — Sie ſehen mich an? Ihre Verlegenheit hatte mich angeſteckt vorhin. Ahndeten Sie denn, um was ich Sie zu bitten hätte? Oder Sie ahndeten etwas anders? — Gewiß! denn für geizig kann ich Sie doch kaum halten.

Graf.

— Darf ich auch eine Bitte wagen? — Nun — verſchonen Sie mich! Sie haben einen muthwil-

ligen

ligen Hinterhalt. Ich verſtehe Sie nicht, und das thut mir weh.

Gräfin.

(mit innigem Ton)

Thut Ihnen das weh, guter Graf, daß Sie mich nicht verſtehen? — Beides ſollte nicht ſeyn! — und wäre beidem nicht abzuhelfen?

Graf.

(ergreift ihre Hand, und küßt ſie feurig. Er läßt ſie aber ſchnell wieder los, und ſchweigt beſtürzt.)

Gräfin.

— Sie wollten etwas ſagen? Reden Sie — o ich möchte ſo gern von Ihnen verſtanden werden!

Graf.

(mit erzwungener Leichtigkeit und affektirtem Ton)

O Sie nehmen meine Bitte auch zu ernſthaft! Ich habe längſt darauf Verzicht gethan, die Launen, den Muthwillen der Damen zu verſtehen. Das ſind Heiligthümer, die wir anbeten müſſen, ohne ſie zu begreifen.

Gräfin.

(fährt ſich mit der Hand über die Augen, um eine Thräne zu verbergen.)

Still, Herz!

Graf.

Graf.

(ergriffen, umfaßt ſie, mit dem ganzen Ton der Liebe)

Sophie!

Gräfin.

(faſt zugleich)

Ludwig, das erſte Wort der Liebe — das wollt' ich von dir! (der Graf ſcheint erſchrecken; eine Pauſe während deren ſie ihn beobachtet) Wollen wir wieder zur Geſellſchaft? Man wartet auf uns —

Graf.

(heftig)

Kommen Sie — O nein, bleib! Verlängre die ſüße Folter, auf welche du mein Herz — du machſt mich ſündigen!

(Er ſtürzt fort, an der Frau v. Stralen vorbei, die eben hereintritt.)

Achter Auftritt.

Frau v. Stralen, Gräfin.

Fr. v. Stralen.

(ſieht die Gräfin in Nachdenken verſunken ſtehen)

— Das ſind die Folgen Eurer Unterredung?

Gräfin.

(erwachend, faßt ihre Mutter bei'm Arm und reißt ſie mit ſich fort, im Abgehen triumphirend)

Er liebt mich! Mutter, er liebt mich!

Thalia.

Zehntes Heft.

I.

Die Sendung Moſes.

[illegible]
[illegible] Bibliothek
Weimar

I.

Die Sendung Moſes.

Die Gründung des Jüdiſchen Staats durch Moſes iſt eine der denkwürdigſten Begebenheiten, welche die Geſchichte aufbewahrt hat, wichtig durch die Stärke des Verſtandes, wodurch ſie ins Werk gerichtet worden, wichtiger noch durch ihre Folgen auf die Welt, die noch bis auf dieſen Augenblick fortdauern. Zwey Religionen, welche den größten Theil der bewohnten Erde beherrſchen, das Chriſtenthum und der Islamismus, ſtützen ſich beide auf die Religion der Hebräer, und ohne dieſe würde es niemals weder ein Chriſtenthum noch einen Koran gegeben haben.

Ja in einem gewiſſen Sinne iſt es unwiderleglich wahr, daß wir der Moſaiſchen Religion einen großen Theil der Aufklärung danken, deren wir uns heutiges Tags erfreuen. Denn durch ſie wurde eine koſtbare Wahrheit, welche die ſich ſelbſt überlaſſene Vernunft erſt nach einer langſamen Entwicklung würde gefunden haben, die Lehre von dem Einigen Gott, vorläufig unter dem Volke verbreitet, und als ein Gegenſtand des blinden Glaubens ſo lange unter demſelben erhalten, bis ſie endlich in den helleren Köpfen zu einem Vernunftbegriff reifen konnte. Dadurch wurden einem großen Theil des Menſchengeſchlechtes alle die traurigen Irrwege erſpart, worauf der Glaube an Vielgötterey zuletzt führen muß, und die Hebräiſche Verfaſſung erhielt den ausſchließenden Vorzug, daß die Religion der Weiſen mit der Volksreligion nicht in direktem Widerſpruche ſtand, wie es doch bey den aufgeklärten Heyden der Fall war. Aus dieſem Standpunkt betrachtet, muß uns die Nation der Hebräer als ein wichtiges univerſalhiſtoriſches Volk erſcheinen, und alles Böſe, welches man dieſem Volke nachzuſagen gewohnt iſt, alle Bemühungen witziger Köpfe, es zu verkleinern, werden uns nicht hindern, gerecht gegen daſſelbe zu ſeyn. Die Unwürdigkeit und Verworfenheit der Nation kann das erhabene Verdienſt ihres Geſetzgebers nicht vertilgen, und eben ſo wenig den großen Einfluß vernichten, den dieſe Nation mit Recht in der Weltgeſchichte behauptet. Als ein unreines und gemeines Gefäß, worinn aber etwas ſehr koſtbares aufbewahret worden, müſſen wir ſie ſchätzen; wir müſſen in ihr den Canal verehren, den, ſo unrein er auch war, die Vorſicht erwählte, uns das edelſte aller Güter, die Wahrheit zuzuführen; den ſie aber auch zerbrach, ſobald er geleiſtet hatte, was er ſollte. Auf dieſe Art werden wir gleich weit entfernt ſeyn, dem Ebräiſchen Volk einen Werth aufzudringen, den es nie gehabt hat, und ihm ein Verdienſt zu rauben, das ihm nicht ſtreitig gemacht werden kann.

Die Ebräer kamen, wie bekannt iſt, als eine einzige Nomaden Familie, die nicht über 70 Seelen begriff, nach Egypten, und wurden erſt in Egypten zum Volk. Während eines Zeitraums von ohngefähr 400 Jahren, die ſie in dieſem Lande zubrachten, vermehrten ſie ſich beynahe bis zu 2 Millionen, unter welchen 600,000 ſtreitbare Männer gezählt wurden, als ſie aus dieſem Königreich zogen. Während dieſes langen Aufenthalts lebten ſie abgeſondert von den Egyptern, abgeſondert ſowohl durch den eigenen Wohnplatz, den ſie einnahmen, als auch durch ihren nomadiſchen Stand, der ſie allen Eingebohrnen des Landes zum Abſcheu machte, und von allem Antheil an den bürgerlichen Rechten der Egypter ausſchloß. Sie regierten ſich nach nomadiſcher Art fort, der Hausvater die Familie, der Stammfürſt die Stämme, und machten auf dieſe Art einen Staat im Staat aus, der endlich durch ſeine ungeheure Vermehrung die Beſorgniß der Könige erweckte.

Eine ſolche abgeſonderte Menſchenmenge im Herzen des Reichs, durch ihre nomadiſche Lebensart müſſig, die unter ſich ſehr genau zuſammenhielt, mit dem Staat aber gar kein Intereſſe gemein hatte, konnte bey einem feindlichen Einfall gefährlich werden, und leicht in Verſuchung gerathen, die Schwäche des Staats, deren müſſige Zuſchauerin ſie war, zu benutzen. Die Staatsklugheit rieth alſo, ſie ſcharf zu be-

bewachen, zu beſchäfftigen, und auf Verminderung ihrer Anzahl zu denken. Man drückte ſie alſo mit ſchwerer Arbeit, und wie man auf dieſem Wege gelernt hatte, ſie dem Staat ſogar nützlich zu machen, ſo vereinigte ſich nun auch der Eigennutz mit der Politik, um ihre Laſten zu vermehren. Unmenſchlich zwang man ſie zu öffentlichen Frohndienſt, und ſtellte beſondre Vögte an, ſie anzutreiben, und zu mißhandeln. Dieſe barbariſche Behandlung hinderte aber nicht, daß ſie ſich nicht immer ſtärker ausbreiteten. Eine geſunde Politik würde alſo natürlich darauf geführt haben, ſie unter den übrigen Einwohnern zu vertheilen und ihnen gleiche Rechte mit dieſen zu geben; aber dieſes erlaubte der allgemeine Abſcheu nicht, den die Egypter gegen ſie hegten. Dieſer Abſcheu wurde noch durch die Folgen vermehrt, die er nothwendig haben mußte. Als der König der Egypter der Familie Jakobs die Provinz Goſen (an der Oſtſeite des Untern Nils) zum Wohnplatz einräumte, hatte er ſchwerlich auf eine Nachkommenſchaft von 2 Millionen gerechnet, die darinn Platz haben ſollte; die Provinz war alſo wahrſcheinlich nicht von beſonderm Umfang, und das Geſchenk war immer ſchon großmüthig genug, wenn auch nur auf den hunderſten Theil dieſer Nachkommenſchaft dabey Rückſicht genommen worden. Da ſich nun der Wohnplatz der Ebräer nicht in gleichem Verhältniß mit ihrer Bevölkerung erweiterte, ſo mußte ſie mit jeder Generation immer enger und enger wohnen, bis ſie ſich zuletzt, auf eine der Geſundheit höchſt nachtheilige Art, in dem engſten Raume zuſammendrängten.

Was war natürlicher, als daß ſich nun eben die Folgen einſtellten, welche in einem ſolchen Fall unausbleiblich ſind? — die höchſte Unreinlichkeit und anſteckende Seuchen. Hier alſo wurde ſchon der erſte Grund zu dem Uebel gelegt, welches dieſer Nation bis auf die heutigen Zeiten eigen geblieben iſt; aber damals mußte es in einem fürchterlichen Grade wüthen. Die ſchrecklichſte Plage dieſes Himmelsſtrichs, der Ausſatz, riß unter ihnen ein, und erbte ſich durch viele Generationen hinunter. Die Quelle des Lebens und der Zeugung wurden langſam durch ihn vergiftet, und aus einem zufälligen Uebel entſtand endlich eine erbliche Stammesconſtitution. Wie allgemein dieſes Uebel geweſen, erhellt ſchon aus der Menge der Vorkehrungen, die der Geſetzgeber dagegen gemacht hat; und das einſtimmige Zeugniß der Profanſcribenten, des Egyptiers Manetho, des Diodor von Sicilien, des Tacitus, des Lyſimachus, Strabo und vieler andern, welche von der Jüdiſchen Nation faſt gar nichts, als dieſe Volkskrankheit des Ausſatzes kennen, beweißt, wie allgemein und wie tief der Eindruck davon bey den Egyptern geweſen ſey.

Dieſer Ausſatz alſo, eine natürliche Folge ihrer engen Wohnung, ihrer ſchlechten und kärglichen Nahrung, und der Mißhandlung, die man gegen ſie ausübte, wurde wieder zu einer neuen Urſache derſelben. Die man anfangs als Hirten verachtete, und als Fremdlinge mied, wurden jetzt als Verpeſtete geflohen, und verabſcheut. Zu der Furcht und dem Widerwillen alſo, welche man in Egypten von jeher gegen ſie gehegt, geſellte ſich noch Ekel und eine tiefe zurückſtoßende Verachtung. Gegen Menſchen, die der Zorn der Götter auf eine ſo ſchreckliche Art ausgezeichnet, hielt man ſich alles für erlaubt, und man trug kein Bedenken, ihnen die heiligſten Menſchenrechte zu entziehen.

Kein Wunder, daß die Barbarey gegen ſie in eben dem Grade ſtieg, als die Folgen dieſer barbariſchen Behandlung ſichtbarer wurden, und daß man ſie immer härter für das Elend ſtrafte, welches man ihnen doch ſelbſt zugezogen hatte.

Die ſchlechte Politik der Egypter wußte den Fehler, den ſie gemacht hatte, nicht anders als durch einen neuen und gröbern Fehler zu verbeſſern. Da es ihr, alles Drucks ungeachtet, nicht gelang, die Quellen der Bevölkerung zu verſtopfen, ſo verfiel ſie auf einen eben ſo unmenſchlichen als elenden Ausweg, die neugebohrnen Söhne ſogleich durch die Hebammen erwürgen zu laſſen. Aber Dank der beſſern Natur des Menſchen. Despoten ſind nicht immer gut befolgt, wenn ſie Abſcheulichkeiten gebieten; die Hebammen in Egypten wußten dieſes unnatürliche Gebot zu verhöhnen, und die Regierung konnte ihre gewaltthätigen Maaßregeln nicht anders als durch gewaltſame Mittel durchſetzen. Beſtellte Mörder durchſtreiften auf königlichen Befehl die Wohnung der Ebräer, und ermordeten in der Wiege alles, was männlich war. Auf dieſem Wege freylich mußte die egyptiſche Regierung doch zuletzt ihren Zweck durchſetzen, und wenn kein Retter ſich ins Mittel ſchlug, die Nation der Juden in wenigen Generationen gänzlich vertilgt ſehen.

Woher ſollte aber nun den Ebräern dieſer Retter kommen? Schwerlich aus der Mitte der Egypter ſelbſt, denn wie ſollte ſich einer von dieſen für eine Nation verwenden, die ihm fremd war, deren Sprache er nicht einmal verſtand, und ſich gewiß nicht die Mühe nahm zu erlernen, die ihm eines beſſern Schickſals eben ſo unfähig als unwürdig ſcheinen mußte. Aus ihrer eignen Mitte aber noch viel weniger, denn was hat die Unmenſchlichkeit der Egypter im Verlauf einiger Jahrhunderte aus dem Volk der Ebräer endlich gemacht? Das roheſte, das bösartigſte, das verworfenſte Volk der Erde, durch eine 300 jährige Vernachläſſigung verwildert, durch einen ſo langen knechtiſchen Druck verzagt gemacht und erbittert, durch eine erblich auf ihm haftende Infamie vor ſich ſelbſt erniedrigt, entnervt und gelähmt zu allen heroiſchen Entſchlüßen; durch eine ſolange anhaltende Dummheit endlich faſt bis zum Thier heruntergeſtoßen. Wie ſollte aus einer ſo verwahrloßten Menſchenraſſe ein freier Mann, ein erleuchteter Kopf, ein Held oder ein Staatsmann hervorgehen? Wo ſollte ſich ein Mann unter ihnen finden, der einem ſo tief verachteten Sklavenpöbel Anſehen, einem ſo lang gedrückten Volke Gefühl ſeiner ſelbſt, einem ſo unwiſſenden rohen Hirtenhaufen Ueberlegenheit über ſeine verfeinerte Unterdrücker verſchaffte? Unter den damaligen Ebräern konnte eben ſo wenig als unter der verworfenen Kaſte der Parias unter den Hindu, ein kühner und heldenmüthiger Geiſt entſtehen.

Hier muß uns die große Hand der Vorſicht, die den verworrenſten Knoten durch die einfachſten Mittel löſt, zur Bewunderung hinreißen — aber nicht derjenigen Vorſicht, welche ſich auf dem gewaltſamen Wege der Wunder in die Oeconomie der Natur einmengt, ſondern derjenigen, welche der Natur ſelbſt eine ſolche Oeconomie vorgeſchrieben hat, außerordentliche Dinge auf dem ruhigſten Wege zu bewirken. Einem gebohrnen Egypter fehlte es an der nöthigen Aufforderung, an dem Nationalintereſſe für die Ebräer, um ſich zu ihrem Erretter aufzuwerfen. Einem bloßen Ebräer mußte es an Kraft und Geiſt zu dieſer Unternehmung gebrechen. Was für einen Ausweg erwählte alſo das Schickſal? Es nahm einen Ebräer, entriß ihm aber frühzeitig ſeinem rohen Volk und verſchaffte ihm den Genuß egyptiſcher Weißheit; und ſo wurde ein Ebräer, egyptiſch erzogen, das Werkzeug, wodurch dieſe Nation aus der Knechtſchaft entkam.

Eine Ebräiſche Mutter aus dem Levitiſchen Stamme hatte ihren neugebohrnen Sohn drey Monate lang vor den Mördern verborgen, die aller männlichen Leibesfrucht unter ihrem Volke nachſtellten; endlich gab ſie die Hoffnung auf, ihn länger eine Freyſtatt bey ſich zu gewähren. Die Noth gab ihr eine Liſt ein, wodurch ſie ihn vielleicht zu erhalten hoffte. Sie legte ihren

Säug-

Säugling in eine kleine Kiſte von Papyrus, welche ſie durch Pech gegen das Eindringen des Waſſers verwahrt hatte, und wartete die Zeit ab, wo die Tochter des Pharao gewöhnlich zu baden pflegte. Kurz vorher mußte die Schweſter des Kindes die Kiſte, worin es war, in das Schilf legen, an welchem die Königstochter vorbeykam und wo es dieſer alſo in die Augen fallen mußte. Sie ſelbſt aber blieb in der Nähe, um das fernere Schickſal des Kindes abzuwarten. Die Tochter des Pharao wurde es bald gewahr, und da der Knabe ihr gefiel, ſo beſchloß ſie ihn zu retten. Seine Schweſter wagte es nun, ſich zu nähern, und erbot ſich, ihm eine ebräiſche Amme zu bringen, welches ihr von der Prinzeſſin bewilligt wird. Zum zweytenmal erhält alſo die Mutter ihren Sohn, und nun darf ſie ihn ohne Gefahr und öffentlich erziehen. So erlernte er denn die Sprache ſeiner Nation, und wurde bekannt mit ihren Sitten, während daß ſeine Mutter wahrſcheinlich nicht verſäumte, ein recht rührendes Bild des allgemeinen Elends in ſeine zarte Seele zu pflanzen. Als er die Jahre erreicht hatte, wo er der mütterlichen Pflege nicht mehr bedurfte, und wo es nöthig wurde, ihn dem allgemeinen Schickſal ſeines Volks zu entziehen, brachte ihn ſeine Mutter der Königstochter wieder, und überließ ihr nun das fernere Schickſal des Knaben. Die Tochter des Pharao adoptirte ihn, und gab ihm den Nahmen Moſes, weil er aus dem Waſſer gerettet worden. So wurde er denn aus einem Sklavenkinde und einem Schlachtopfer des Todes, der Sohn einer Königstochter, und als ſolcher

aller

aller Vortheile theilhaftig, welche die Kinder der Könige genoſſen. Die Prieſter, zu deren Orden er in eben dem Augenblick gehörte, als er der königlichen Familie einverleibt wurde, übernahmen jetzt ſeine Erziehung und unterrichteten ihn in aller egyptiſchen Weißheit, die das ausſchließende Eigenthum ihres Standes war. Ja es iſt wahrſcheinlich, daß ſie ihm keines ihrer Geheimniſſe vorenthalten haben, da eine Stelle des egyptiſchen Geſchichtsſchreibers Manetho worinn er den Moſes zu einem Apoſtaten der egyptiſchen Religion und einem aus Heliopolis entflohenen Prieſter macht, uns vermuthen läßt, daß er zum prieſterlichen Stande beſtimmt geweſen.

Um alſo zu beſtimmen, was Moſes in dieſer Schule empfangen haben konnte, und welchen Antheil die Erziehung, die er unter den egyptiſchen Prieſtern empfing, an ſeiner nachherigen Geſetzgebung gehabt hat, müſſen wir uns in eine nähere Unterſuchung dieſes Inſtituts einlaſſen, und über das, was darinn gelehrt und getrieben wurde, das Zeugniß alter Schriftſteller hören. Schon der Apoſtel Stephanus läßt ihn in aller Weißheit der Egyptier unterrichtet ſeyn. Der Geſchichtſchreiber Philo ſagt, Moſes ſey von den egyptiſchen Prieſtern in der Philoſophie der Symbolen und Hieroglyphen wie auch in den Geheimniſſen der heiligen Thiere eingeweyht worden. Eben dieſes Zeugniß beſtätigen mehrere, und wenn man erſt einen Blick auf das, was man egyptiſche Myſterien nannte, geworfen hat, ſo wird ſich zwiſchen dieſen Myſterien, und dem, was

Moſes

Moſes nachher gethan und verordnet hat, eine merkwürdige Aehnlichkeit ergeben.

Die Götterverehrung der älteſten Völker ging, wie bekannt iſt, ſehr bald in Vielgötterey und Aberglauben über, und ſelbſt bey denjenigen Geſchlechtern, die uns die Schrift als Verehrer des wahren Gottes nennt, waren die Ideen vom höchſten Weſen weder rein noch edel, und auf nichts weniger als eine helle vernünftige Einſicht gegründet. Sobald aber durch beſſere Einrichtung der bürgerlichen Geſellſchaft und durch Gründung eines ordentlichen Staats die Stände getrennt, und die Sorge für göttliche Dinge das Eigenthum eines beſondern Standes geworden, ſobald der menſchliche Geiſt durch Befreyung von allen zerſtreuenden Sorgen Muße empfing, ſich ganz allein der Betrachtung ſeiner ſelbſt und der Natur hinzugeben, ſobald endlich auch hellere Blicke in die phyſiſchen Oeconomie der Natur gethan worden, mußte die Vernunft endlich über jene groben Irrthümer ſiegen, und die Vorſtellung von dem höchſten Weſen mußte ſich veredeln. Die Idee von einem allgemeinen Zuſammenhang der Dinge, mußte unausbleiblich zum Begriff eines einzigen höchſten Verſtandes führen, und jene Idee, wo eher hätte ſie aufkeimen ſollen, als in dem Kopf eines Prieſters? Da Egypten der erſte kultivirte Staat war, den die Geſchichte kennt, und die älteſten Myſterien ſich urſprünglich aus Egypten herſchreiben, ſo war es auch aller Wahrſcheinlichkeit nach hier, wo die erſte Idee von der Einheit des höchſten Weſens zuerſt in einem menſchlichen Gehirne vorgeſtellt wurde. Der glückliche Finder dieſer ſeelenerhebenden Idee ſuchte ſich nun unter denen, die um ihn waren, fähige Subjekte aus, denen er ſie als einen heiligen Schatz übergab, und ſo erbte ſie ſich von einem Denker zum andern, durch wer weiß wie viele? Generationen fort, bis ſie zuletzt das Eigenthum einer ganzen kleinen Geſellſchaft wurde, die fähig war, ſie zu faſſen und weiter auszubilden.

Da aber ſchon ein gewiſſes Maaß von Kenntniſſen und eine gewiſſe Ausbildung des Verſtandes erfodert wird, die Idee eines Einigen Gottes recht zu faſſen, und anzuwenden, da der Glaube an die göttliche Einheit Verachtung der Vielgötterey, welches doch die herrſchende Religion war, nothwendig mit ſich bringen mußte, ſo begriff man bald, daß es unvorſichtig ja gefährlich ſeyn würde, dieſe Idee öffentlich und allgemein zu verbreiten. Ohne vorher die hergebrachten Götter des Staats zu ſtürzen, und ſie in ihrer lächerlichen Blöße zu zeigen, konnte man dieſer neuen Lehre keinen Eingang verſprechen. Aber man konnte ja weder vorausſehen noch hoffen, daß jeder von denen, welchen man den alten Aberglauben lächerlich machte, auch ſogleich fähig ſeyn würde, ſich zu der reinen und ſchweren Idee des Wahren zu erheben. Ueberdem war ja die ganze bürgerliche Verfaſſung auf jenen Aberglauben gegründet; ſtürzte man dieſen ein, ſo ſtürzte man zugleich alle Säulen, von welchen das ganze Staatsgebäude getragen wurde, und es war noch ſehr ungewiß,

wiß, ob die neue Religion, die man an ſeinen Platz ſtellte, auch ſogleich feſt genug ſtehen würde, um jenes Gebäude zu tragen.

Mißlang hingegen der Verſuch, die alten Götter zu ſtürzen, ſo hatte man den blinden Fanatiſmus gegen ſich bewaffnet, und ſich einer tollen Menge zum Schlachtopfer preiß gegeben. Man fand alſo für beſſer, die neue gefährliche Wahrheit zum ausſchließenden Eigenthum einer kleinen geſchloßenen Geſellſchaft zu machen, diejenigen, welche das gehörige Maaß von Faßungskraft dafür zeigten, aus der Menge hervorzuziehen, und in den Bund einzunehmen, und die Wahrheit ſelbſt, die man unreinen Augen entziehen wollte, mit einem geheimnißvollen Gewand zu umkleiden, das nur derjenige wegziehen könnte, den man ſelbſt dazu fähig gemacht hätte.

Man wählte dazu die Hieroglyphen, eine ſprechende Bilderſchrift, die einen allgemeinen Begriff in einer Zuſammenſtellung ſinnlicher Zeichen verbarg und auf einigen willkührlichen Regeln beruhte, worüber man übereingekommen war. Da es dieſen erleuchteten Männern von dem Götzendienſt her noch bekannt war, wie ſtark auf dem Wege der Einbildungskraft und der Sinne auf jugendliche Herzen zu wirken ſey, ſo trugen ſie kein Bedenken, von dieſem Kunſtgriffe des Betrugs auch zum Vortheil der Wahrheit Gebrauch zu machen. Sie brachten alſo die neuen Begriffe mit einer gewiſſen ſinnlichen Feyerlichkeit in die Seele, und durch allerley Anſtalſtalten, die dieſem Zweck angemeſſen waren, ſetzten ſie das Gemüth ihres Lehrlings vorher in den Zuſtand leidenſchaftlicher Empfindung, der es für die neue Wahrheit empfänglich machen ſollte. Von dieſer Art waren die Reinigungen, die der Einzuweyhende vornehmen mußte, das Waſchen und Beſprengen, das Einhüllen in leinene Kleider, Enthaltung von allen ſinnlichen Genüſſen, Spannung und Erhebung des Gemüths durch Geſang, ein bedeutendes Stillſchweigen, Abwechſelung zwiſchen Finſterniß und Licht u. dergl.

Dieſe Ceremonien, mit jenen geheimnißvollen Bildern und Hieroglyphen verbunden, und die verborgenen Wahrheiten, welche in dieſen Hieroglyphen verſteckt lagen, und durch jene Gebräuche vorbereitet wurden, wurden zuſammengenommen unter den Nahmen der Myſterien begriffen. Sie hatten ihren Sitz in den Tempeln der Iſis und des Serapis und waren das Vorbild, wornach in der Folge die Myſterien in Eleuſis und Samothrazien, und in neuern Zeiten der Orden der Freymaurer ſich gebildet hat.

Es ſcheint auſſer Zweifel geſetzt, daß der Innhalt der alleräiteſten Myſterien in Heliopolis und Memphis, während ihres unverdorbenen Zuſtands, Einheit Gottes und Widerlegung des Paganismus war, und daß die Unſterblichkeit der Seele darinn vorgetragen wurde. Diejenigen, welche dieſer wichtigen Aufſchlüſſe theilhaftig waren, nannten ſich Anſchauer oder Epopten, weil die Erkennung einer vorher verborgenen Wahrheit mit dem

dem Uebertritt aus der Finſterniß zum Lichte zu vergleichen iſt, vielleicht auch darum, weil ſie die neuerkannten Wahrheiten in ſinnlichen Bildern wirklich und eigentlich anſchauten.

Zu dieſer Anſchauung konnten ſie aber nicht auf einmal gelangen, weil der Geiſt erſt von manchen Irrthümern gereinigt, erſt durch mancherley Vorbereitungen gegangen ſeyn mußte, ehe er das volle Licht der Wahrheit ertragen konnte. Es gab alſo Stuffen oder Grade, und erſt im innern Heiligthum fiel die Decke ganz von ihren Augen.

Die Epopten erkannten eine einzige höchſte Urſache aller Dinge, eine Urkraft der Natur, das Weſen aller Weſen, welches einerley war mit dem Demiurgos der griechiſchen Weiſen. Nichts iſt erhabener, als die einfache Größe, mit der ſie von dem Weltſchöpfer ſprachen. Um ihn auf eine recht entſcheidende Art auszuzeichnen, gaben ſie ihm gar keinen Nahmen. Ein Nahme, ſagten ſie, iſt bloß ein Bedürfniß der Unterſcheidung, wer allein iſt, hat keinen Nahmen nöthig, denn es iſt keiner da, mit dem er verwechſelt werden könnte. Unter einer alten Bildſäule der Iſis las man die Worte: „Ich bin, was da iſt" und auf einer Pyramide zu Sais fand man die uralte merkwürdige Innſchrift: „Ich bin alles was iſt, was war, und was ſeyn wird, „kein ſterblicher Menſch hat meinen Schleyer aufgehoben." Keiner durfte den Tempel des Serapis betreten, der nicht den Nahmen Jao — oder J-ha-ho, ein Nahme, der mit dem Ebräiſchen Jehovah faſt gleichlautend, auch vermuthlich von dem nehmlichen Inhalt iſt — an der Bruſt oder Stirn trug; und kein Nahme wurde in Egypten mit mehr Ehrfurcht ausgeſprochen, als dieſer Nahme Jao. In dem Hymnus, den der Hierophant oder Vorſteher des Heiligthums dem Einzuweihenden vorſang, war dieß der erſte Aufſchluß, der über die Natur der Gottheit gegeben wurde. Er iſt einzig und von ihm ſelbſt, und dieſem Einzigen ſind alle Dinge ihr Daſeyn ſchuldig.

Eine vorläufige nothwendige Ceremonie vor jeder Einweyhung war die Beſchneidung, der ſich auch Pythagoras vor ſeiner Aufnahme in die Egyptiſchen Myſterien unterwerfen mußte. Dieſe Unterſcheidung von andern, die nicht beſchnitten waren, ſollte eine engere Brüderſchaft, ein näheres Verhältniß zu der Gottheit anzeigen, wozu auch Moſes ſie bey den Ebräern nachher gebrauchte.

In dem Innern des Tempels ſtellten ſich dem Einzuweyhenden verſchiedene heilige Geräthe dar, die einen geheimen Sinn ausdrückten. Unter dieſen war eine heilige Lade, welche man den Sarg des Serapis nannte, und die ihrem Urſprung nach vielleicht ein Sinnbild verborgner Weißheit ſeyn ſollte, ſpäterhin aber, als das Inſtitut ausartete, der Geheimnißkrämerey und elenden Prieſterkünſten zum Spiele diente. Dieſe Lade herum zu tragen war ein Vorrecht der Prieſter, oder einer eignen Klaſſe von Dienern des Heiligthums,

thums, die man deßhalb auch Kiſtophoren nannte. Keinem, als dem Hierophanten war es erlaubt, dieſen Kaſten aufzudecken, oder ihn auch nur zu berühren. Von einem der die Verwegenheit gehabt hatte, ihn zu eröffnen, wird erzählt, daß er plötzlich wahnſinnig geworden ſey.

In den egyptiſchen Myſterien ſtieß man ferner auf gewiſſe hieroglyphiſche Götterbilder, die aus mehreren Thiergeſtalten zuſammengeſetzt waren. Das bekannte Sphinx iſt von dieſer Art; man wollte dadurch die Eigenſchafften bezeichnen, welche ſich in dem höchſten Weſen vereinigen, oder auch das Mächtigſte aus allen Lebendigen in einen Körper zuſammenwerfen. Man nahm etwas von dem mächtigſten Vogel oder dem Adler, von dem mächtigſten wilden Thier oder dem Löwen, von dem mächtigſten zahmen Thier oder dem Stier, und endlich von dem mächtigſten aller Thiere dem Menſchen. Beſonders wurde das Sinnbild des Stiers oder des Apis als das Emblem der Stärke gebraucht, um die Allmacht des höchſten Weſens zu bezeichnen, der Stier aber heißt in der Urſprache Cherub.

Dieſe myſtiſchen Geſtalten, zu denen niemand als die Epopten den Schlüſſel hatten, gaben den Myſterien ſelbſt eine ſinnliche Außenſeite, die das Volk täuſchte, und ſelbſt mit dem Götzendienſt etwas gemein hatte. Der Aberglaube erhielt alſo durch das äußerliche Gewand der Myſterien eine immerwährende Nahrung, während daß man im Heiligthum ſelbſt ſeiner ſpottete.

Doch iſt es begreiflich, wie dieſer reine Deismus mit dem Götzendienſt verträglich zuſammenleben konnte, denn indem er ihn von innen ſtürzte, beförderte er ihn von auſſen. Dieſer Widerſpruch der Prieſterreligion und der Volksreligion wurde bey den erſten Stiftern der Myſterien durch die Nothwendigkeit entſchuldigt; er ſchien unter zwey Uebeln das geringere zu ſeyn, weil mehr Hoffnung vorhanden war, die übeln Folgen der verhehlten Wahrheit, als die ſchädlichen Wirkungen der zur Unzeit entdeckten Wahrheit zu hemmen. Wie ſich aber nach und nach unwürdige Mitglieder in den Kreis der Eingeweihten drängten, wie das Inſtitut von ſeiner erſten Reinheit verlohr, ſo machte man das, was anfangs nur bloße Nothhilfe geweſen, nehmlich das Geheimniß, zum Zweck des Inſtituts, und anſtatt den Aberglauben allmählig zu reinigen und das Volk zur Aufnahme der Wahrheit geſchickt zu machen, ſuchte man ſeinen Vortheil darin, es immer mehr irre zu führen, und immer tiefer in den Aberglauben zu ſtürzen. Prieſterkünſte traten nun an die Stelle jener unſchuldigen lautern Abſichten, und eben das Inſtitut, welches Erkenntniß des wahren und einigen Gottes erhalten, aufbewahren und mit Behutſamkeit verbreiten ſollte, fing an, das kräftigſte Beförderungsmittel des Gegentheils zu werden, und in eine eigentliche Schule des Götzendienſtes auszuarten. Hierophanten, um die Herrſchaft über die Gemüther nicht zu verliehren, und die Erwartung immer geſpannt zu halten, fanden es für gut, immer länger mit dem letzten Aufſchluß, der alle falſchen Erwartungen auf immer aufheben mußte zurückzuhalten, und die Zugänge zu dem Heiligthum durch allerley Theatraliſche Kunſtgriffe zu erſchweren. Zuletzt verlohr ſich der Schlüſſel zu den Hieroglyphen und geheimen Figuren ganz, und nun wurden dieſe für die Wahrheit ſelbſt genommen, die ſie anfänglich nur umhüllen ſollten.

Es iſt ſchwer zu beſtimmen, ob die Erziehungsjahre des Moſes in die blühenden Zeiten des Inſtituts, oder in den Anfang ſeiner Verderbniß fallen; wahrſcheinlich aber näherte es ſich damals ſchon ſeinem Verfalle, wie uns einige Spielereyen ſchließen laſſen, die ihm der hebräiſche Geſetzgeber abborgte, und einige weniger rühmliche Kunſtgriffe, die er in Ausübung brachte. Aber der Geiſt der erſten Stifter war noch nicht daraus verſchwunden, und die Lehre von der Einheit des Weltſchöpfers belohnte noch die Erwartung der Eingeweyhten.

Dieſe Lehre, welche die entſchiedenſte Verachtung der Vielgötterey zu ihrer unausbleiblichen Folge hatte, verbunden mit der Unſterblichkeitslehre, welche man ſchwerlich davon trennte, war der reiche Schatz den der junge Hebräer aus den Myſterien der Iſis herausbrachte. Zugleich wurde er darin mit den Naturkräften bekannter, die man damals auch zum Gegenſtand geheimer Wiſſenſchafften machte; welche Kenntniſſe ihn nachher in den Stand ſetzten, Wunder zu wirken, und im Beyſeyn des Pharao es mit ſeinen Lehrern ſelbſt oder den Zauberern aufzunehmen, die er in einigen ſogar übertraf. Sein künftiger Lebenslauf beweiſt, daß er ein aufmerkſamer und fähiger Schüler geweſen, und zu dem letzten höchſten Grad der Anſchauung gekommen war.

In eben dieſer Schule ſammelte er auch einen Schatz von Hieroglyphen, myſtiſchen Bildern und Ceremonien, wovon ſein erfinderiſcher Geiſt in der Folge Gebrauch machte. Er hatte das ganze Gebiet egyptiſcher Weisheit durchwandert, das ganze Syſtem der Prieſter durchdacht, ſeine Gebrechen und Vorzüge, ſeine Stärke und Schwäche gegen einander abgewogen, und große wichtige Blicke in die Regierungskunſt dieſes Volks gethan.

Es iſt unbekannt, wie lange er in der Schule der Prieſter verweilte, aber ſein ſpäter politiſcher Auftritt, der erſt gegen ſein achtzigſtes Jahr erfolgte, macht es wahrſcheinlich, daß er vielleicht zwanzig und mehrere Jahre dem Studium der Myſterien und des Staats gewidmet habe. Dieſer Aufenthalt bey den Prieſtern ſcheint ihn aber keineswegs von dem Umgang mit ſeinem Volk ausgeſchloſſen zu haben, und er hatte Gelegenheit genug, ein Zeuge der Unmenſchlichkeit zu ſeyn, worunter es ſeufzen mußte.

Die egyptiſche Erziehung hatte ſein Nationalgefühl nicht verdrängt. Die Mißhandlung ſeines Volks erinnerte ihn, daß auch er ein Hebräer ſey, und ein gerechter Unwille grub ſich, ſo oft er es leiden ſah, tief in ſeinen Buſen. Jemehr er anfing, ſich ſelbſt zu fühten, deſto mehr mußte ihn die unwürdige Behandlung der Seinigen empören.

Einſt ſah er einen Hebräer unter den Streichen eines egyptiſchen Frohnvogts mißhandelt; dieſer Anblick überwältigte ihn, er ermordete den Egypter. Bald wird die That ruchtbar, ſein Leben iſt in Gefahr, er muß Egypten meiden, und flieht nach der arabiſchen Wüſte. Viele ſetzen dieſe Flucht in ſein vierzigſtes Lebensjahr, aber ohne alle Beweiſe. Uns iſt es genug zu wiſſen, daß Moſes nicht ſehr jung mehr ſeyn konnte, als ſie erfolgte.

Mit dieſem Exilium beginnt eine neue Epoche ſeines Lebens, und wenn wir ſeinen künftigen politiſchen Auftritt in Egypten recht beurtheilen wollen, ſo müſſen wir ihn durch ſeine Einſamkeit in Arabien begleiten. Einen blutigen Haß gegen die Unterdrücker ſeiner Nation, und alle Kenntniſſe, die er in den Myſterien geſchöpft hatte, trug er mit ſich in die Arabiſche Wüſte. Sein Geiſt war voll von Ideen und Entwürfen, ſein Herz voll Erbitterung, und nichts zerſtreute ihn in dieſer menſchenleeren Wüſte.

Die Urkunde läßt ihn die Schaafe eines Arabiſchen Beduinen Jethro hüten. — Dieſer tiefe Fall von allen ſeinen Ausſichten und Hoffnungen in Egypten zum Viehhirten in Arabien! vom künftigen Menſchenherrſcher zum Lohnknecht eines Nomaden! Wie ſchwer mußte es ſeine Seele verwunden!

In dem Kleid eines Hirten trägt er einen feurigen Regenten-Geiſt, einen raſtloſen Ehrgeiz mit ſich herum. Hier in dieſer romantiſchen Wüſte, wo ihm die Gegenwart nichts darbietet, ſucht er Hülfe bey der Vergangenheit und Zukunft, und beſpricht ſich mit ſeinen ſtillen Gedanken. Alle Scenen der Unterdrückung, die er ehemals mit angeſehen hatte, gehen jetzt in der Erinnerung an ihm vorüber, und nichts hinderte ſie jetzt, ihren Stachel tief in ſeine Seele zu drücken. Nichts iſt einer großen Seele unerträglicher, als Ungerechtigkeit zu dulden; dazu kommt, daß es ſein eigenes Volk iſt, welches leidet. Ein edler Stolz erwacht in ſeiner Bruſt, und ein heftiger Trieb zu handeln und ſich hervorzuthun geſellt ſich zu dieſem beleidigten Stolz.

Alles was er in langen Jahren geſammelt, alles was er ſchönes und großes gedacht und entworfen hat, ſoll in dieſer Wüſte mit ihm ſterben, ſoll er umſonſt gedacht und entworfen haben? Dieſen Gedanken kann ſeine feurige Seele nicht aushalten. Er erhebt ſich über ſein Schickſal, dieſe Wüſte ſoll nicht die Grenze ſeiner Thätigkeit werden, zu etwas großem hat ihn das hohe Weſen beſtimmt, das er in den Myſterien kennen lernte. Seine Phantaſie, durch Einſamkeit und Stille entzündet, ergreift was ihr am nächſten liegt, die Partey der Unterdrückten. Gleiche Empfindungen ſuchen einander, und der Unglückliche wird ſich am liebſten auf des Unglücklichen Seite ſchlagen. In Egypten wäre er ein Egypter, ein Hierophant, ein Feldherr geworden; in Arabien wird er

zum

zum Ebräer. Groß und herrlich ſteigt ſie auf vor ſeinem Geiſte, die Idee: „Ich will dieſes Volk erlöſen.

Aber welche Möglichkeit dieſen Entwurf auszuführen? unüberſehlich ſind die Hinderniſſe, die ſich ihm dabey aufdringen, und diejenigen, welche er bey ſeinem eigenen Volke ſelbſt zu bekämpfen hat, ſind bey weitem die ſchrecklichſten von allen. Da iſt weder Eintracht noch Zuverſicht, weder Selbſtgefühl noch Muth, weder Gemeingeiſt noch eine kühne Thaten weckende Begeiſterung vorauszuſetzen; eine lange Sklaverey, ein 400jähriges Elend, hat alle dieſe Empfindungen erſtickt. — Das Volk an deſſen Spitze er treten ſoll, iſt dieſes kühnen Wageſtücks, eben ſo wenig fähig als würdig. Von dieſem Volk ſelbſt kann er nichts erwarten, und doch kann er ohne dieſes Volk nichts ausrichten. Was bleibt ihm alſo übrig? Ehe er die Befreyung deſſelben unternimmt, muß er damit anfangen, es dieſer Wohlthat fähig zu machen. Er muß es wieder in die Menſchenrechte einſetzen, die es entäußert hat. Er muß ihm die Eigenſchaften wieder geben, die eine lange Verwilderung in ihm erſtickt hat, das heißt, er muß Hoffnung, Zuverſicht, Heldenmuth, Enthuſiasmus in ihm entzünden.

Aber dieſe Empfindungen können ſich nur auf ein (wahres oder täuſchendes) Gefühl eigener Kräfte ſtützen, und wo ſollen die Sklaven der Egypter dieſes Gefühl hernehmen? Geſetzt daß es ihm auch gelänge, ſie durch ſeine Beredſamkeit auf einen Augenblick fortzureißen —

wird dieſe erkünſtelte Begeiſterung ſie nicht bey der erſten Gefahr im Stich laſſen? Werden ſie nicht muthloſer als jemals, in ihr Knechtsgefühl zurückfallen?

Hier kommt der egyptiſche Prieſter und Staatskundige dem Hebräer zu Hülfe. Aus ſeinen Myſterien, aus ſeiner Prieſterſchule zu Heliopolis erinnert er ſich jetzt des wirkſamen Inſtruments, wodurch ein kleiner Prieſter-Orden Millionen roher Menſchen nach ſeinem Gefallen lenkte. Dieſes Inſtrument iſt kein andres, als das Vertrauen auf überirrdiſchen Schutz, Glaube an übernatürliche Kräfte. Da er alſo in der ſichtbaren Welt, im natürlichen Lauf der Dinge nichts entdeckt, wodurch er ſeiner unterdrückten Nation Muth machen könnte, da er ihr Vertrauen an nichts irrdiſches anknüpfen kann, ſo knüpft er es an den Himmel. Da er die Hoffnung aufgiebt, ihr das Gefühl eigner Kräfte zu geben, ſo hat er nichts zu thun, als ihr einen Gott zuzuführen, der dieſe Kräfte beſitzt. Gelingt es ihm, ihr Vertrauen zu dieſem Gott einzuflößen, ſo hat er ſie ſtark gemacht und kühn, und das Vertrauen auf dieſen höhern Arm iſt die Flamme, an der es ihm gelingen muß, alle andre Tugenden und Kräfte zu entzünden. Kann er ſich ſeinen Mitbrüdern als das Organ und den Geſandten dieſes Gottes legitimiren, ſo ſind ſie ein Ball in ſeinen Händen, er kann ſie leiten, wie er will. Aber nun fragt ſichs: Welchen Gott ſoll er ihnen verkündigen, und wodurch kann er ihm Glauben bey ihnen verſchaffen?

Soll er ihnen den wahren Gott, den Demiurgos, oder den Jao, verkündigen, an den er ſelbſt glaubt, den er in den Myſterien kennen gelernt hat?

Wie könnte er einem unwiſſenden Sklavenpöbel, wie ſeine Nation iſt, auch nur von ferne Sinn für eine Wahrheit zutraun, die das Erbtheil weniger Egyptiſchen Weiſen iſt, und ſchon einen hohen Grad von Erleuchtung vorausſetzt, um begriffen zu werden? Wie könnte er ſich mit der Hoffnung ſchmeicheln daß der Auswurf Egyptens etwas verſtehen würde, was von den Beſten dieſes Landes nur die wenigſtens faßten?

Aber geſetzt es gelänge ihm auch, den Ebräern die Kenntniß des wahren Gottes zu verſchaffen — ſo konnten ſie dieſen Gott in ihrer Lage nicht einmal brauchen, und die Erkenntniß deſſelben würde ſeinen Entwurf vielmehr untergraben, als befördert haben. Der wahre Gott bekümmerte ſich um die Ebräer ja nicht mehr als um irgend ein andres Volk. — Der wahre Gott konnte nicht für ſie kämpfen, ihnen zu Gefallen die Geſetze der Natur nicht umſtürzen. — Er ließ ſie ihre Sache mit den Egyptern ausfechten und mengte ſich durch kein Wunder in ihren Streit, wozu ſollte ihnen alſo dieſer?

Soll er ihnen einen falſchen und fabelhaften Gott verkündigen, gegen welchen ſich doch ſeine Vernunft empört, den ihm die Myſterien verhaßt gemacht haben? Dazu iſt ſein Verſtand zu ſehr erleuchtet, ſein Herz zu aufrichtig und zu edel. Auf eine Lüge will er ſeine wohlthätige Unternehmung nicht gründen. Die Begeiſterung, die ihn jetzt beſeelt, würde ihm ihr wohlthätiges Feuer zu einem Betrug nicht borgen, und zu einer ſo verächtlichen Rolle, die ſeinen innern Ueberzeugungen ſo ſehr widerſpräche, würde es ihm bald an Muth, an Freude, an Beharrlichkeit gebrechen. Er will die Wohlthat vollkommen machen, die er auf dem Wege iſt ſeinem Volk zu erweiſen; er will ſie nicht bloß unabhängig und frey, auch glücklich will er ſie machen und erleuchten. Er will ſein Werk für die Ewigkeit gründen.

Alſo darf es nicht auf Betrug — es muß auf Wahrheit gegründet ſeyn. Wie vereinigt er aber dieſe Widerſprüche? Den wahren Gott kann er den Hebräern nicht verkündigen, weil ſie unfähig ſind ihn zu faſſen; Einen fabelhaften will er ihnen nicht verkündigen, weil er dieſe widrige Rolle verachtet. Es bleibt ihm alſo nichts übrig, als *ihnen ſeinen wahren Gott auf eine fabelhafte Art zu verkündigen.*

Jetzt prüft er alſo ſeine Vernunftreligion, und unterſucht, was er ihr geben und nehmen muß, um ihr eine günſtige Aufnahme bey ſeinen Hebräern zu verſichern. Er ſteigt in ihre Lage, in ihre Beſchränkung, in ihre Seele hinunter, und ſpäht da die verborgenen Fäden aus, an die er ſeine Wahrheit anknüpfen könnte.

Er legt alſo ſeinen Gott diejenigen Eigenſchaften bey, welche die Faſſungskraft der Hebräer und ihr jetziges Bedürfniß eben jetzt von ihm fodern. Er paßt ſeinen Jao dem Volke an, dem er ihn verkündigen will, er paßt ihn den Umſtänden an, unter welchen er ihn verkündiget, und ſo entſteht ſein Jehovah.

In den Gemüthern ſeines Volks findet er zwar Glauben an göttliche Dinge, aber dieſer Glaube iſt in den roheſten Aberglauben ausgeartet. Dieſen Aberglauben muß er ausrotten, aber den Glauben muß er erhalten. Er muß ihn bloß von ſeinem jetzigen unwürdigen Gegenſtand ablöſen, und ſeiner neuen Gottheit zuwenden. Der Aberglaube ſelbſt giebt ihm die Mittel dazu in die Hände. Nach dem allgemeinen Wahn jener Zeiten ſtand jedes Volk unter dem Schutz einer beſondern Nationalgottheit, und es ſchmeichelte dem Nationalſtolz, dieſe Gottheit über die Götter aller andern Völker zu ſetzen. Dieſen letztern wurde aber darum keineswegs die Gottheit abgeſprochen; ſie wurde gleichfalls anerkannt, nur über den Nationalgott durften ſie ſich nicht erheben. An dieſen Irrthum knüpfte Moſes ſeine Wahrheit an. Er machte den Demiurgos in den Myſterien zum Nationalgott der Hebräer, aber er ging noch einen Schritt weiter.

Er begnügte ſich nicht bloß, dieſen Nationalgott zum mächtigſten aller Götter zu machen, ſondern er machte ihn zum Einzigen, und ſtürzte alle Götter um ihn her in ihr Nichts zurück. Er ſchenkte ihn zwar den Hebräern zum Eigenthum, um ſich ihrer Vorſtellungsart zu bequemen, aber zugleich unterwarf er ihm alle andern Völker und alle Kräfte der Natur. So rettete er in dem Bild, worinn er ihn den Hebräern vorſtellte, die zwey wichtigſten Eigenſchaften ſeines wahren Gottes, die Einheit und die Allmacht, und machte ſie wirkſamer in dieſer Menſchlichen Hülle.

Der eitle kindiſche Stolz, die Gottheit ausſchließend beſitzen zu wollen, mußte nun zum Vortheil der Wahrheit geſchäfftig ſeyn, und ſeiner Lehre vom Einigen Gott Eingang verſchaffen. Freilich iſt es nur ein neuer Irrglaube wodurch er den alten ſtürzt, aber dieſer neue Irrglaube iſt der Wahrheit ſchon um vieles näher als derjenige, den er verdrängte; und dieſer kleine Zuſatz von Irrthum iſt es im Grunde allein, wodurch ſeine Wahrheit ihr Glück macht, und alles was er dabey gewinnt, dankt er dieſem vorhergeſehenen Mißverſtändniß ſeiner Lehre. Was hätten ſeine Hebräer mit einem philoſophiſchen Gott machen können? Mit dieſem Nationalgott hingegen muß er Wunderdinge bey ihnen ausrichten. — Man denke ſich einmal in die Lage der Hebräer. Unwiſſend wie ſie ſind, meſſen ſie die Stärke der Götter nach dem Glück der Völker ab, die in ihrem Schutze ſtehen. Verlaſſen und und unterdrückt von Menſchen, glauben ſie ſich auch von allen Göttern vergeſſen; eben das Verhältniß, das ſie ſelbſt gegen die Egypter haben, muß nach ihren Begriffen auch ihr Gott gegen die Götter der Egypter haben; er iſt alſo ein kleines Licht neben dieſen, oder ſie zwei-

feln

ſein gar, ob ſie wirklich einen haben. Auf einmal wird ihnen verkündigt, daß ſie auch einen Beſchützer im Sternenkreis haben, und daß dieſer Beſchützer erwacht ſey aus ſeiner Ruhe, daß er ſich umgürte und aufmache, gegen ihre Feinde große Thaten zu verrichten.

Dieſe Verkündigung Gottes iſt nunmehr dem Ruf eines Feldherrn gleich, ſich unter ſeine ſiegreiche Fahne zu begeben. Giebt nun dieſer Feldherr zugleich auch Proben ſeiner Stärke, oder kennen ſie ihn gar noch aus alten Zeiten her, ſo reißt der Schwindel der Begeiſterung auch den Furchtſamſten dahin; und auch dieſes brachte Moſes in Rechnung bey ſeinem Entwurfe.

Das Geſpräch, welches er mit der Erſcheinung in dem brennenden Dornbuſch hält, legt uns die Zweifel vor, die er ſich ſelbſt aufgeworfen, und die Art und Weiſe wie er ſich ſolche beantwortet hat. Wird meine unglückliche Nation Vertrauen zu einem Gott gewinnen, der ſie ſo lange vernachläſſigt hat, der jetzt auf einmal wie aus den Wolken fällt, deſſen Nahmen ſie nicht einmal nennen hörte — der ſchon Jahrhunderte lang ein müſſiger Zuſchauer der Mißhandlung war, die ſie von ihren Unterdrückern erleiden mußte? Wird ſie nicht vielmehr den Gott ihrer glücklichen Feinde für den Mächtigern halten? Dieß war der nächſte Gedanke, der in dem neuen Propheten jetzt aufſteigen mußte. Wie hebt er aber nun dieſe Bedenklichkeit? Er macht ſeinen Jao zum Gott ihrer Väter, er knüpft ihn alſo an ihre alte Volksſagen an, und verwandelt ihn dadurch in einen einheimiſchen, in einen alten und wohlbekannten Gott. Aber um zu zeigen, daß er den wahren und einzigen Gott darunter meyne, um aller Verwechſlung mit irgend einem Geſchöpf des Aberglaubens vorzubeugen, um gar keinem Mißverſtändniß Raum zu geben, gibt er ihm den heiligen Nahmen, den er wirklich in den Myſterien führt. Ich werde ſeyn, der ich ſeyn werde. Sage zu dem Volk Iſrael, legt er ihm in den Mund, ich werde ſeyn, der hat mich zu euch geſendet.“

In den Myſterien führte die Gottheit wirklich dieſen Nahmen. Dieſer Nahme mußte aber dem dummen Volk der Hebräer durchaus unverſtändlich ſeyn. Sie konnten ſich unmöglich etwas dabey denken, und Moſes hätte alſo mit einem andern Nahmen weit mehr Glück machen können; aber er wollte ſich lieber dieſem Uebelſtand ausſetzen, als einen Gedanken aufgeben, woran ihm alles lag, und dieſer war: Die Hebräer wirklich mit dem Gott, den man in den Myſterien der Iſis lehrte, bekannt zu machen. Da es ziemlich ausgemacht iſt, daß die egyptiſchen Myſterien ſchon lange geblüht haben, ehe Jehovah dem Moſes in dem Dornbuſch erſchien, ſo iſt es wirklich auffallend, daß er ſich gerade denſelben Nahmen giebt, den er vorher in den Myſterien der Iſis führte.

Es war aber noch nicht genug, daß ſich Jehovah den Hebräern als einen bekannten Gott, als den Gott ihrer Väter ankündigte; er mußte ſich auch als einen

mäch-

mächtigen Gott legitimiren, wenn ſie anders Herz zu ihm faſſen ſollten; und dieß war um ſo nöthiger, da ihnen ihr bisheriges Schickſal in Egypten eben keine große Meynung von ihrem Beſchützer geben konnte. Da er ſich ferner bey ihnen nur durch einen dritten einführte, ſo mußte er ſeine Kraft auf dieſen legen, und ihn durch außerordentliche Handlungen in den Stand ſetzen, ſowohl ſeine Sendung ſelbſt, als die Macht und Größe deſſen, der ihn ſandte, darzuthun.

Wollte alſo Moſes ſeine Sendung rechtfertigen, ſo mußte er ſie durch Wunderthaten unterſtützen. Daß er dieſe Thaten wirklich verrichtet habe, iſt wohl kein Zweifel. Wie er ſie verrichtet habe und wie man ſie überhaupt zu verſtehen habe, überläßt man dem Nachdenken eines jeden.

Die Erzählung endlich, in welche Moſes ſeine Sendung kleidet, hat alle Requiſite, die ſie haben mußte, um den Hebräern Glauben daran einzuflößen, und dieß war alles, was ſie ſollte — bey uns braucht ſie dieſe Wirkung nicht mehr zu haben. Wir wiſſen jetzt zum Beyſpiel, daß es dem Schöpfer der Welt, wenn er ſich je entſchließen ſollte, einem Menſchen in Feuer oder in Wind zu erſcheinen gleichgültig ſeyn könnte, ob man baarfuß oder nicht baarfuß vor ihm erſchiene. — Moſes aber legt ſeinem Jehovah den Befehl in den Mund, daß er die Schuhe von den Füßen ziehen ſolle; denn er wußte ſehr gut, daß er dem Begriffe der göttlichen Heiligkeit bey ſeinen Hebräern durch ein ſinnliches Zeichen zu Hülfe kommen müſſe — und ein ſolches Zeichen hatte er aus den Einweyhungs Ceremonien noch behalten.

So bedachte er ohne Zweifel auch, daß z. B. ſeine ſchwere Zunge ihm hinderlich ſeyn könnte — er kam alſo dieſem Uebelſtand zuvor, er legte die Einwürfe, die er zu fürchten hatte, ſchon in ſeine Erzählung und Jehovah ſelbſt mußte ſie heben. Er unterzieht ſich ferner ſeiner Sendung nur nach einem langen Widerſtand — deſto mehr Gewicht mußte alſo in den Befehl Gottes gelegt werden, der ihn dieſe Sendung aufnöthigte. Ueberhaupt wählt er das am ausführlichſten und am individuellſten aus, in ſeiner Erzählung, was den Iſraeliten ſo wie uns, am allerſchwerſten einzehen mußte zu glauben, und es iſt kein Zweifel, daß er ſeine guten Gründe dazu gehabt hatte.

Wenn wir das bisherige kurz zuſammenfaſſen, was war eigentlich der Plan, den Moſes in der arabiſchen Wüſte ausdachte?

Er wollte das iſraelitiſche Volk aus Egypten führen, und ihm zum Beſitz der Unabhängigkeit und einer Staatsverfaſſung in einem eigenen Lande helfen. Weil er aber die Schwierigkeiten recht gut kannte, die ſich ihm bey dieſem Unternehmen entgegen ſetzen würden, weil er wußte, daß auf die eigenen Kräfte dieſes Volks ſolange nicht zu rechnen ſey, bis man ihm Selbſtvertrauen, Muth, Hoffnung und Begeiſterung gegeben, weil er voraus ſah, daß ſeine Beredſamkeit auf den zu Boden gedrückten Sklavenſinn der Hebräer gar nicht würken würde, ſo begreift er daß er ihnen einen höhern einen überirrdiſchen Schutz ankündigen müſſe, daß er ſie gleichſam unter die Fahne eines göttlichen Feldherrn verſammeln müſſe.

Er giebt ihnen alſo einen Gott, um ſie fürs erſte aus Egypten zu befreyen. Weil es aber damit noch nicht gethan iſt, weil er ihnen für das Land das er ihnen nimmt, ein anders geben muß, und weil ſie dieſes andre erſt mit gewaffneter Hand erobern und ſich darin erhalten muſſen, ſo iſt nöthig, daß er ihre vereinigten Kräfte in einem Staatskörper zuſammen halte, ſo muß er ihnen alſo Geſetze und eine Verfaſſung geben.

Als ein Prieſter und Staatsmann aber weiß er, daß die ſtärkſte und unentbehrlichſte Stütze aller Verfaſſung Religion iſt; er muß alſo den Gott, den er ihnen anfänglich nur zur Befreyung aus Egypten, als einen bloßen Feldherrn gegeben hat, auch bey der bevorſtehenden Geſetzgebung brauchen; er muß ihn alſo auch gleich ſo ankündigen, wie er ihn nachher gebrauchen will. Zur Geſetzgebung und zur Grundlage des Staats braucht er aber den wahren Gott, denn er iſt ein großer und edler Menſch, der ein Werk das dauern ſoll, nicht auf eine Lüge gründen kann. Er will die Hebräer durch die Verfaſſung, die er ihnen zugedacht hat, in der That glücklich und daurend glücklich machen, und dieß kann nur dadurch geſchehen, daß er ſeine Geſetzgebung auf Wahrheit gründet. Für dieſe Wahrheit ſind aber ihre Verſtandskräfte noch zu ſtumpf; er kann ſie alſo nicht auf dem reinen Weg der Vernunft in ihre Seele bringen. Da er ſie nicht überzeugen kann, ſo muß er ſie überreden, hinreißen, beſtechen. Er muß alſo dem wahren Gott den er ihnen ankündigt, Eigenſchaften geben, die ihn den ſchwachen Köpfen faßlich und empfehlungswürdig machen; er muß ihm ein heidniſches Gewand umhüllen, und muß zufrieden ſeyn, wenn ſie an ſeinem wahren Gott gerade nur dieſes heidniſche ſchätzen, und auch das Wahre bloß auf eine heidniſche Art aufnehmen. Und dadurch gewinnt er ſchon unendlich, er gewinnt — daß der Grund ſeiner Geſetzgebung wahr iſt, daß alſo ein künftiger Reformator die Grundverfaſſung nicht einzuſtürzen braucht, wenn er die Begriffe verbeſſert, welches bey allen falſchen Religionen die unausbleibliche Folge iſt, ſobald die Fackel der Vernunft ſie beleuchtet.

Alle andre Staaten jener Zeit und auch der folgenden Zeiten ſind auf Betrug oder Irrthum, auf Vielgötterey, gegründet, obgleich, wie wir geſehen haben, in Egypten ein kleiner Zirkel war, der richtige Begriffe von dem höchſten Weſen hegte. Moſes der ſelbſt aus dieſem Zirkel iſt, und nur dieſem Zirkel ſeine beſſere Idee von dem höchſten Weſen zu danken hat, Moſes iſt der Erſte der es wagt, dieſes geheimgehaltene Reſultat der Myſterien nicht nur laut, ſondern ſogar zur Grundlage eines Staats zu machen. Er wird alſo, zum Beſten der Welt und der Nachwelt, ein Verräther der Myſterien, und läßt eine ganze Nation an einer Wahrheit Theil nehmen, die bis jetzt nur das Eigenthum weniger Weiſen war. Freilich konnte er ſeinen Hebräern mit dieſer neuen Religion nicht auch zugleich den Verſtand mitgeben, ſie zu faſſen, und darinn hatten die Egyptiſchen Epopten einen großen Vorzug vor ihnen voraus. Die Epopten erkannten die Wahrheit durch ihre Vernunft, die Hebräer konnten höchſtens nur blind daran glauben. *)

---

*) Ich muß die Leſer dieſes Aufſatzes auf eine Schrift von ähnlichem Innhalt: Ueber die älteſten hebräiſchen Myſterien von Br. Decius: verweiſen, welche einen berühmten und verdienſtvollen Schriftſteller zum Verfaſſer hat, und woraus ich verſchiedene der hier zum Grund gelegten Ideen und Daten genommen habe.

d. V.

II.

Die enthüllte Baſtille,

oder Sammlung glaubwürdiger Aufſätze zum Behuf ihrer Geſchichte.

(aus dem Franzöſiſchen)

Im zweyten Stück dieſer periodiſch erſcheinenden Schrift befindet ſich eine ausführliche Erzählung von der Eroberung der Baſtille, in der die verſchiedenen Berichte, welche man davon hatte, zuſammengeſtellt und berichtigt ſind. Zu dem Ende ließ man diejenigen, welche hievon Wiſſenſchaft hatten, zuſammenkommen, und hörte ihre Zeugniſſe ab. Nachſtehender Bericht iſt die Ausſage des Schweizeroffiziers.

Die Garniſon beſtand aus 32 Soldaten vom Regiment Salis Samade, unter dem Commando des Grenadier Lieutenants M. Louis de Flue, und 82 Invaliden, unter denen zwey Canoniere von der Compagnie de Monſigni waren.

Die genannten Schweizer von Salis Samade verſicherten uns in Gegenwart des Herrn de la Roziere, daß ihr Offizier ſie gefragt, ob ſie entſchloſſen wären, auf die Invaliden Feuer zu geben, wenn nemlich dieſe ſich weigern ſollten, die Befehle des Gouverneurs zu vollſtrecken: worauf ihre Antwort, ja, geweſen. Die Schweizer ſprachen ſchlecht franzöſiſch; und weil doch die Sache von äuſſerſter Wichtigkeit war, ſo bedienten wir uns eines Deutſchen zum Dollmetſcher. Im Ganzen erhellt nach allen Auſſagen, daß jener Offizier, dem man ſonſt, als Soldat betrachtet, Gerechtigkeit wiederfahren läßt, eine Haupturſache alles nachfolgenden Unglücks geweſen ſey. Hätte er nicht dem Gouverneur den treuloſen Rath gegeben, hätte er nicht den Soldaten gedroht, ſo würde der Ort zwey Stunden früher übergegangen ſeyn.

Mr. de Launay hat ſein Schickſal verdient. Der Stab ſeines Regiments ließ ihm mehrere mahle andeuten, keinen Widerſtand zu thun. Die Bürger forderten weiter nichts, als die Uebergabe der Waffen. Er hingegen hielt es für beſſer, den Rath eines Schweizeroffiziers, der unter ſeinen Befehlen ſtand, zu befolgen; und ſo kam es, daß die Letztern, ehe noch ihr Plan gemacht war, ſelbſt ehe ſie es ſich träumen ließen, dasjenige mit ſtürmender Hand eroberten, was ſie von ihm gutwillig nicht erhalten konnten.

Dieſer Offizier ſtellte ihm zu wiederholten mahlen vor, er würde ſich nie bey ſeinem Regiment zeigen können, wenn er eine Feſtung, die ihm der König zur Vertheidigung anvertraut, ohne einen Flintenſchuß übergebe.

Der Schweizeroffizier Louis de Flue, der in der Baſtille die 32 Mann vom Regiment Salis Samade commandirte, ſchickte dem Verleger eben dieſes periodiſchen Werkes (Mercure de France) einen Bericht von dem, was den letzten 14. Julius unter ſeinen Augen in dem Innern der Baſtille vorgefallen war, jedoch mit der hinzugefügten Bitte, ihn nicht eher bekannt zu machen, als bis ſich der Sturm gelegt hatte, und die Gemüther im Stande wären, die Stimme der Vernunft zu hören. Man darf ſich von einer Schrift, die mit einer Freymüthigkeit abgefaßt iſt, an welcher man ganz den Soldaten erkennt, keine geringe Erwartungen machen. Sie kann über Thatſachen, die wir vielleicht nur oberflächlich kennen, und von denen uns vielleicht manche Umſtände, die ihre Zuverläßigkeit mehr begründen, unbekannt geblieben ſind; ein groſes Licht verbreiten. Ich für mein Theil wünſche nichts ſo ſehr als die Bekanntmachung dieſes Memoire.

Bericht von der Eroberung der Baſtille.

Zufolge der Ordre, die ich Tages zuvor vom Hrn. Baron de Besenval erhalten, ſetzte ich mich um 2 Uhr Morgens den ſiebenten Julius mit 32 Mann und einem Unterofficier in Marſch. Ich kam ohne die minbeſte Schwierigkeit durch Paris, bis an die Baſtille, wo ich ohne erkannt zu werden, mit meinem Commando eingelaſſen ward. Meine Leute erhielten ihr Quartier in einem Fechtboden oberhalb den Stuben der Invaliden im erſten Hof. Die erſten Tage nach meiner Ankunft ließ mich der Gouverneur den Platz beſichtigen, und zeigte mir die Stellen, die er für die ſchwächſten hielt, und wo er einen Angriff befürchtete. Zugleich ließ er mich die Vorkehrungen bemerken, durch die er ſich in einen beſſern Vertheidigungsſtand zu ſetzen geſucht hatte. Sie beſtanden darinn, daß er einige Schießſcharten und Oeffnungen, durch die man hineinſchießen konnte, an ſeinem Hauſe ſowohl, als an der Baſtille, hatte verſtopfen, und dagegen andre, die ihm ſehr vortheilhaft zu ſeyn ſchienen, eröffnen laſſen. Ferner hatte er an dem Flügel einer Baſtion die am Garten des Gouverneurs lag, die Mauer ausbeſſern, einige Wagen voll Steine auf die Thürme bringen laſſen, und Brecheiſen angeſchafft um die Schornſteine einzureißen, und den Schutt gegen die Stürmenden zu gebrauchen. Er beklagte ſich häuffig über ſeine geringe Mannſchaft und über die Unmöglichkeit ſich gegen einen Angriff zu vertheidigen. Er erlaubte mir ſogar, ihm meine Gedanken über die von ihm getroffenen Anſtalten zu entdecken. Ich ſtellte ihm ſo wohl als dem Herrn de Puget vor, daß ſeine Furcht ungegründet, der Ort an ſich ſelbſt feſt, und die Garniſon zahlreich genug wäre, um ſich ſo lange, bis Hülfe käme, zu halten, wenn nur jeder Soldat ſeine Pflicht thun wollte.

Am 12ten Abends kam die Nachricht in die Baſtille, daß man Anſtalten mache, das Pulvermagazin im Zeughauſe anzugreifen. Mr. du Puget königlicher Lieutenant in der Baſtille, und zugleich Commendant des Zeughauſes, wollte gerne das Pulver retten, konnte ſich aber von der Compagnie Invaliden, die das Zeughaus beſetzt hielten, keinen groſſen Widerſtand gegen einen Angriff verſprechen. Er that alſo dem Herrn de Launay den Vorſchlag, es in das Innere der Baſtille aufzunehmen, und da er die Erlaubniß dazu erhielt, ſo mußten meine Leute die ganze Nacht vom 12ten bis zum 13ten daran arbeiten, es, aus dem Magazin in den ſehr ſchlecht bedeckten Thurm du Puit hinzuſchaffen. In eben der Nacht gab der Gouverneur Befehl, daß ſich die ganze Garniſon in das Innere des Schloſſes zurückziehen ſolle, ohnerachtet er mit ſeinem Etat Major und den Offizieren der Garniſon Verabredung getroffen hätte, auch die Auſſenwerke zu vertheidigen. Man ſtellte ihm dagegen vor, daß gar keine Lebensmittel vorhanden wären; denn meine Leute hatten nur noch auf zwey Tage Brod, und Fleiſch auf einen: die Invaliden hatten ganz und gar nichts. Er ließ daher zwey Säcke Mehl hineinbringen, und verſahe ſich auch mit Munition, indem er ohngefähr 3000 Patronen und einige hundert Cartetſchen verfertigen ließ.

Am 13ten erblickte man von den Thürmen der Baſtille verſchiedene Feuer rings um die Stadt, (es war an dem Tage, wo man die Barrieres abbrante), die

die für uns, wenn ſie in unſre Nähe kämen, gefährlich werden konnten. Zu dem Ende ſuchte ich eine Stelle, wo das Pulver ſicher verwahrt läge, und fand einen Keller, den ich dem Herrn du Puget und de Launay zeigte, welche ihn ebenfalls für ſchicklich fanden. Den folgenden Tag in den Frühſtunden, mußten meine Leute das Pulver hier in Verwahrung bringen, wofür ſie vom Herrn du Puget eine Vergeltung von zwey Louisdor erhielten.

An eben demſelben Morgen erfuhren wir, daß in der Nähe der Baſtille unter der ganzen Bürgerſchaft eine Gährung herrſche, die dadurch veranlaßt ſey, daß man die Canonen gegen die Stadt gerichtet, und alſo die Bürgerwache, die damals für die öffentliche Sicherheit angeſtellt wär, ihre Dienſte nicht ohne Furcht vor Lebensgefahr thun konnte. Auf dieſe Nachricht gab der Gouverneur Befehl die Canonen anders zu richten, ſie zurückzuziehen, und die Schießlöcher mit Brettern zu vernageln.

Gegen Mittag kömmt ein Detachement Bürger in dem erſten Hof an, und verlangt den Gouverneur zu ſprechen. Dieſer läßt einige zu ſich kommen, und giebt ihnen Audienz, von der ich aber nichts weiß, weil ich die Zeit über mich in dem Innern der Veſtung befand. Nach Verlauf einer halben Stunde kömmt er ſelbſt mit einem Menſchen in die Baſtille hinein. Auf meine Frage wer dieſer Bürger wäre, erhielt ich zur Antwort: er habe ſchon mehrere mahle Erlaubniß gehabt, die Gefangenen in der Baſtille zu ſehen. Ich geſellte mich zu ihnen, und hörte aus ihrer Unterredung, die Bedingungen, welche dieſer Mann im Namen der Stadt verlangte: Man ſolle die Kanonen von den Thürmen wegnehmen: keinen Widerſtand thun, wenn der Ort aufgefordert würde: mit der Nation keinen Krieg führen: nicht unnützer Weiſe Bürgerblut vergießen, da doch der Ort ſich ergeben müſſe, wenn auch noch ſo viele auf dem Platze blieben: endlich ſolle man eine Bürgerwache einnehmen, und ſie mit der Garniſon Dienſte thun laſſen.

Der Gouverneur antwortete: er könne die Veſtung keinem Menſchen übergeben; er ſtehe mit ſeinem Kopfe dafür, und werde ſie ſo lange vertheidigen, als ihm möglich ſey; er habe zur Beruhigung der Bürgerſchaft die Kanonen ſchon zurückgezogen, und gebe ihm ſein Ehrenwort, daß er ſich gegen jedermann friedlich verhalten wolle, ſo lange man die Veſtung in Ruhe laſſe, und weder gegen die Thore noch gegen die Brücken Feindſeligkeiten ausübe. Er führte ihn ſogar oben in den Thürmen umher, damit er die Lage der Kanonen ſelbſt in Augenſchein nehmen, und von der Aufrichtigkeit ſeiner Geſinnungen völlig unterrichtet werden möchte. Nachdem ſie wieder zurückgekommen wären, ſagte uns der Gouverneur, er hoffe die Sache ſey jetzt beygelegt, und es werde zu keinen Thätigkeiten kommen. Indeß gieng der Abgeordnete ſehr mißvergnügt fort. Er war, wie ich nachher erfuhr, der Procureur du Roi de la Ville (Thuriot de la Roziere Parlementsadvocat.)

Um

Um 3 Uhr Nachmittags erſcheint ein Hauſen bewafneter Bürger mit einigen franzöſiſchen Gardiſten untermiſcht. Er kam vom Arſenal durch den Ulmhof in den erſten Hof, wo nur einer und noch dazu unbewaffneter Invalide am Thor Wache hielt, gieng dann auf die Brücke, die zum Gouverneurshofe führte, und damals aufgezogen war, und ſchlug die Kloben, an denen die Ketten hiengen, entzwey, ſo daß die Brücke niederfiel. Dieſe Unternehmung konnte um ſo viel leichter zu Stande kommen, da der Gouverneur Befehl gegeben hatte, auf die Angreifenden nicht zu feuern, bis man ſie aufgeſodert hätte, ſich zurückzuziehn, welches ſich wegen der Entfernung nicht thun ließ. Indeß ſchoſſen dieſe auf die Beſatzung, die oben auf den Thürmen ſtand; und eben daſſelbe hatten ſchon Tags zuvor, verſchiedne Hauſen gethan, die in der Nähe vorbeyzogen.

Nachdem die Brücke gefallen war, ſprengte man das Thor mit einer Axt, und zog in den Hof. Hier wollten ſie mit der Steinbrücke, welche längs den Küchen zu dem Corps de la Place führte, eben ſo als mit der erſtern verfahren. Auf die Frage, was ihr Verlangen ſey, ſchrien ſie alle: Laßt die Brücken nieder. Hierauf wurde ihnen zur Antwort gegeben, ihr Begehren könne nicht erfüllt werden, ſie ſollten ſich zurückziehen, oder man würde Gewalt brauchen. Weil aber ihr Geſchrey: Die Brücken nieder, die Brücken nieder noch immer heftiger ward, ſo erhielten 30 Mann Invaliden, die bey den Schießlöchern zu beyden Seiten des Thors poſtirt waren, Befehl, Feuer zu geben; und mit 30 andern beſtieg der Gouverneur die Thürme. Die Angreifenden zogen ſich in die Küchen zurück, die rechter Hand der Brücke ſtehen, und hinter die Mauern des Gouverneur Gebäudes, von wo ſie durch die Schießlöcher der Mauer und durch die Fenſter der Küche ihr Feuer fortſetzten. Sie wagten einen zweyten Angriff, der aber ebenfalls abgeſchlagen wurde.

Ich befand mich mit meinen Leuten und zehn Invaliden in dem Hof der Baſtille ſelbſt, dem Thor gegenüber, und hatte drey zweypfündige Canonen hinter mir, die von zwölf meiner Leute ſollten bedient werden, falls die Thore berennt würden. — Um das Vorhaben des angreiffenden Theils noch mehr zu erſchweren, ließ ich in die aufgezogene Brücke zwey Löcher machen, vor die ich zwey von meinen Canonen hinſtellen wollte. Da ſie aber dem Schlagbalken der Zugbrücke nicht nahe genug konnten gebracht werden, ſo erſetzte ich ihre Stelle durch Flinten mit Eiſenſtücken geladen, die aber auch nicht viel Dienſte thaten, weil die Belagerer nur in kleinen Haufen erſchienen. Ueberdem hatten ſie auch einen Karren mit angezündeten Stroh vorn an der Brücke vorgeführt, daß man ſie alſo nicht ſehen konnte, und mit dem Stroh hatten ſie Feuer in das Gouvernement geworfen. Ferner beſaßen ſie drey achtpfündige Canonen, und einen Mörſer, die in einer Batterie im Garten des Arſenals ſtanden, und mit denen ſie einige Schüſſe, wiewohl ohne Wirkung thaten.

Aus der Baſtille antwortete man auch mit einigen Canonenſchüſſen. Weil ſie nun ſahen, daß ihre Canonen nichts halfen, ſo fingen ſie wieder ihre alten Verſuche an. Sie zogen die Canonen in den Gouvernementshof, ſtellten ſie auf den Eingang der Brücke, und richteten ſie gegen das Thor. Mr. de Launay ſah ihre Zubereitungen von der Höhe des Thurms an, und ließ nun, ohne alle Urſache, ohne ſeinen Etatmajor oder ſeine Garniſon zu Rathe zu ziehen, durch einen Trommelſchläger, denn er bey ſich hatte, die Trommel rühren, worauf ich mich eiligſt in die Kammern und Schießlöcher begab, um dem Feuern Einhalt zu thun. Itzt drängte ſich das Volk näher herbey, und der Gouverneur verlangte zu capituliren. Allein dieß Geſuch wurde gar nicht angenommen, vielmehr verdoppelte ſich das Geſchrey, und: die Brücken nieder: war die einzige Antwort. Während der Zeit hatte ich meine Mannſchaft von dem Thore zurückgezogen, um ſie nicht dem feindlichen Kanonenfeuer auszuſetzen. Ich ſuchte den Gouverneur, um ſeine eigentliche Geſinnung zu erfahren, und fand ihn in dem Rathsſaal einen Brief an die Belagerer ſchreiben, worin er ihnen andeutete, daß er 20000 Pfund Pulver in Verwahrung habe, mit dem er ſich, und die umliegenden Häuſer in die Luft ſprengen wolle, wenn man ihm keine Capitulation bewillige. Mir gab er den Auftrag, dieſen Brief weiter zu befördern. Bey dieſer Gelegenheit wagte ich es, ihm vorzuſtellen, wie wenig er jetzt ſchon zu dieſem verzweifelten Schritte genöthiget wäre; ich ſagte ihm, daß weder die Beſatzung noch die Werke

irgend

irgend einigen Schaden gelitten, daß die Thore ſich noch im beſten Zuſtand befänden, und uns noch andre Mittel zur Vertheidigung übrig blieben; denn von den Invaliden war nur einer getödtet, und zwey oder drey verwundet. Er ſchien aber auf meine Vorſtellungen nicht zu achten; ich mußte gehorchen, und ließ den Brief durch eins der Löcher, die ich in der Zugbrücke hatte anbringen laſſen, hinausgehen. Ein Officier, einer wenigſtens, der die Officier Uniform vom Infanterieregiment der Königin trug, ließ ſich ein Brett reichen, um an die Thore zu gelangen, und empfieng dieſen Brief, der aber ohne Wirkung blieb. Die ganze Antwort beſtand in dem Geſchrey: Keine Capitulation! die Brücken nieder! Ich kehrte zum Gouverneur zurück, erzählte ihm den Vorgang, und ließ dann meine Mannſchaft, die ich linker Hand des Thores geſtellt hatte, zuſammentreten, voll Erwartung des Augenblicks, wo der Gouverneur ſeine Drohung vollziehen würde. Aber wie beſtürzt ward ich, als vier Invaliden ſich dem Thore nahten, es öffneten und die Brücken niederließen.

Sogleich drang das Volk hinein, entwaffnete uns, und ſtellte bey jedem von uns eine Wache. Alle Zimmer wurden durchſucht und ausgeleert, alle dort vorhandenen Waffen weggenommen, die Papiere des Archivs zu den Fenſtern hinausgeworfen, kurz die Plünderung war allgemein. Die Soldaten, die ihre Felleiſen ſo wenig als ich bey ſich hatten, verlohren all ihr Haab und Gut. Es läßt ſich keine üble Behand-

lung

lung denken, die wir nicht in dieſem Augenblick erdulden mußten. Man drohte uns ſogar den Tod unter allen nur möglichen Martern. Als endlich die Wuth des Volks ein wenig nachgelaſſen hatte, wurde ich, mit einem Theil meiner Mannſchaft, der bisher um mich geblieben war, nach dem Hôtel de Ville geführt. Alle Häuſer und Straßen, durch welche ich zog, waren mit einer unzähligen Menge angefüllt, die mich beſchimpfte und verſpottete. Man ſetzte mir beſtändig Bajonette, Degen, oder Piſtolen auf die Bruſt, und ich mußte mit jedem Augenblick mein Ende erwarten. Die Unbewaffneten hoben Steine gegen mich auf. Weiber fletſchten die Zähne, und drohten mir mit geballter Fauſt. Zwey meiner Soldaten wurden von dieſem wüthenden Pöbel hinter mir ermordet. Ich ſelbſt würde ſchwerlich bis an die Stadt gekommen ſeyn, wenn nicht ein gewiſſer Riccart und ein gewiſſer Favereau, die mich begleiteten, das Volk zur Schonung angehalten hätten.

Endlich kam ich unter einem beſtändigen allgemeinen Geſchrey, daß man mich henken ſolle, bis auf einige hundert Schritte vor das Hôtel de Ville, als man mir einen Kopf auf einer Lanze geſteckt vorzeigte, und dabey ſagte, daß dieß der Kopf des Hrn. de Launay ſey. Unterwegs nach dem Greve Platz kam ich dem Herrn de Loſme Major de Place vorüber, der dort in ſeinem Blut auf der Erde lag. Ich hörte, daß in einiger Entfernung Mr. de Miray, Aide Major, getödet worden; gegen mir über beſchäfftigte man ſich einen Offizier und zwey arme Invaliden aufzuknüpfen, und

un-

unter dieſem Anblick betrat ich das Hôtel de Ville. Man ſtellte mich einem daſelbſt ſitzenden Ausſchuß vor, verklagte mich, daß ich einer von denen geweſen, die in der Baſtille Widerſtand geleiſtet, und alſo an dem vergoſſenen Blute mit Schuld habe.

Ich rechtfertigte mich, ſo gut ich konnte. Ich war, ſprach ich, ſelbſt nur Untergeordneter, und an dem Unglück, das ich verurſacht habe, war nur der Befehl Schuld, den ich vollziehen mußte. Um ſowohl mich als den unglücklichen Reſt meiner Mannſchaft vom Tode zu erretten, ſah ich weiter kein Mittel übrig, als daß ich mich für die Nation erklärte. Ob man nun müde geweſen ſey, mehr zu morden, oder ob meine Gründe ſo einleuchtend geſchienen, kann ich nicht beſtimmen; wenigſtens bezeugte die Verſammlung durch Händeklatſchen, und durch einen allgemeinen Zuruf: bravo! bravo! Schweizer! daß mein Anerbieten mit Dank angenommen würde. Sogleich brachte man uns Wein, und wir mußten auf die Geſundheit der Stadt und der Nation trinken. Von hier wurden wir in das Palais Royal gebracht, wo wir im Garten auf und abgehen mußten, um uns dem Volke zu zeigen, das noch nicht ganz beſänftigt ſchien. Ein günſtiger Zufall aber verſchaffte uns ſeine vollkommenſte Zuneigung.

Man führte nemlich zu derſelben Zeit einen Staatsgefangenen im Garten umher, der aus der Baſtille war befreyt worden, und gerade vor uns her gieng.

Auf das Geſchrey; Ein Gefangener aus der Baſtille: wurden wir gleichfalls wie für befreyte Gefangene gehalten. Nun bezeugten alle gegen uns Mitleid. Einige wollten ſogar an unſern Händen Spuren der eiſernen Bande bemerken, und die Täuſchung gieng ſo weit, daß wir in einen Saal gehen muſten, wo ein Redner ins Fenſter ſtieg, und uns auch hintreten ließ, um uns dem Volke im Garten zu zeigen. In ſeiner Rede ſagte er, wir wären von unſern Offizieren und Obern in der Baſtille deswegen eingeſperret worden, weil wir auf die Bürger kein Feuer hätten geben wollen: wir verdienten alle alſo Hochachtung des Volks, deſſen Wohlwollen er uns hiermit anbefehle.

Den Augenblick gieng einer mit dem Korbe herum, um für uns eine Collecte zu ſammlen. In kurzer Zeit kam er mit zehn Thalern zurück, und bezahlte von der Einnahme das Eſſen, das er uns bald nachher auftragen ließ. So waren wir alſo mit dem Volke wieder ausgeſöhnt. Jetzt that man mir zu wiederholten malen den Antrag, einen Verſuch zu machen, ob nicht mehrere von meinem Regiment zu uns übertreten wollten. Ich muſte ihre Bitten bewilligen, um ihnen meine ganze Ergebenheit zu beweiſen, und ſchrieb auf der Stelle mit Bleyfeder einen Brief an meine Cameraden. Er war an H. Diengt, Capitain des Regiments, gerichtet, der, wie ich wußte, im Stande war mein Verlangen gehörig zu würdigen, und enthielt die Nachricht, daß ich mich in den Dienſt der Stadt begeben, und zugleich die Aufforderung, bey mir im Palais Royal zu erſcheinen. Einer von meinen Gemeinen, Namens Schmid, ein treuer Kerl, bekam den Auftrag, ihn in's Lager zu bringen. Er erhielt eine bürgerliche Kleidung, um nicht erkannt zu werden, und wurde bis auf das Marsfeld begleitet. Weil aber das Lager aufgehoben war, und er ihn nicht einhändigen konnte, ſo konnte er vermittelſt der bürgerliche Kleidung entkommen, und zum Regiment gelangen. Nach dem Abendeſſen erhielten wir Ordre in das Palais royal zu gehen, von wo wir in verſchiedene Quartiere vertheilt wurden. Ich, mein Unteroffizier und ein Gemeiner wurden nach St. Jean le Grève gebracht, wo wir die Nacht in einer Küche zubrachten, die zum Wachhaus diente.

Hier glaubte ich nun in völliger Sicherheit zu ſeyn, und nichts weiter für mein Leben befürchten zu dürfen. Ich warf mich daher auf eine Bank, in Hoffnung einmahl ruhig zu ſchlafen, da ich ſo viele Nächte kein Auge zugethan hatte. Allein eben denſelben Abend waren einige Invaliden, die mit uns die Beſatzung der Baſtille ausgemacht hatten, losgelaſſen worden. Eh' ſie ſich entfernten, befragte man ſie über die Vertheidigung der Baſtille, und über die Aufführung eines jeden insbeſondre. Dieſe bürdeten nun mir alle Schuld auf, und ſagten, daß ich ſie zum Schießen genöthigt, daß ich Schuld an dem geſchehenen Widerſtand geweſen, und daß ohne mich der Platz gewiß ohne Blutvergießen würde übergegangen ſeyn. Dieſe Ausſage thaten ſie in Gegenwart der franzöſiſchen Garden, und vieler anderer Menſchen,

ſchen, und erbitterten die Gemüther ſo ſehr gegen mich, daß das Volk ſich ſogleich bey meinem Quartier verſammelte, mir den Vorfall erzählte, und unter Drohungen und Scheltworten mir ſagte: „Meine Sache ſey noch nicht beendigt, erſt den folgenden Tag ſolle ſie entſchieden werden.“

Andre Invaliden, die man den 15ten des Morgens verhört hatte, gaben mich ebenfalls für die Urſache alles Unglücks an, und ich wäre ſicher noch dieſen Tag gehenkt worden, wenn nicht eine gewiſſe, mir bisher unbekannte Perſon, durch das Anſehn, in welchem ſie ſtand, dem Volke Schweigen auferlegt, und geſagt hätte: es wären ſchon Unglückliche genug: man dürfe nicht mehr Blut vergießen, und überhaupt meine Aufführung nicht weiter unterſuchen.

Den 15ten Mittags kam eben der Mr. Riccart, von der königlichen Musketiercompagnie, der mir ſchon am vorigen Tage ſo große Dienſte geleiſtet, und jetzt Befehl hatte, mich zu jener Compagnie zu führen, nahm mich mit ſich in ſeine Wohnung, und an ſeinen Tiſch. Einige meiner Leute befanden ſich ebenfalls bey dieſer Compagnie, und waren von ihm in einem Gaſthofe einquartiert, wo ſie bisher ihren Unterhalt bekommen hatten.

Den folgenden Tag verſchaffte mir Mr. Riccart eine Cocarde, vermittelſt welcher, und der bürgerlichen Kleidung, die ich auf H. de la Fayette eignes Anrathen anlegte, ich frey in ganz Paris umhergehen konnte. Ich war noch glücklich genug, daß ich dieſem Regimente, ſo wie dem von Diesbach einige kleine Dienſte erweiſen konnte, indem ich durch meine Bemühungen auswirkte, daß ihre Equipagen ihnen herausgegeben wurden. Ich wandte mich zu verſchiedenen mahlen an die Herren de la Fayette, de la Solle und de Landry, um meinen Abſchied zu bewirken. Sie gaben alle vor, die Stadt wäre noch nicht ganz ruhig; und wenn ich auch fortgienge, ſo lief ich doch Gefahr, auf dem Lande und in den Provinzen angehalten zu werden. Ich mußte mich bis zum 30ſten Julius gedulden, bis mir Mr. de Landry, im Namen des Herrn de la Fayette einen Paß ausfertigte, worauf ich mich zum Regiment nach Pontoiſe verfügte. Die ſchmeichelhafte Aufnahme, die ich von meinem Chef und meinen Kameraden genoß, ihre Furcht, die ſie für mich geäuſſert, ihre lebhafte Freude über meine glückliche Errettung, überzeugten mich, daß ich wahrhafte Freunde habe, und ihre Theilnahme an meinem Schickſal war mir in dieſem Augenblick ein reichlicher Erſatz für jede überſtandene Angſt und Gefahr.

Nach dieſem genauen wahrhaften Bericht laſſen ſich die verſchiedenen Erzählungen, die über jene Begebenheit ſchon vorhanden ſind, beurtheilen, ſo wie auch alle die Züge von Muth und Tapferkeit, in denen ſo viele ihren Ruhm ſuchen. Ich will mich hier bloß auf die Beſchuldigung einſchränken, die dem Hrn. de Launay und mehrern andern das Leben koſtete. Heißt das verrätheriſch gegen die Stadt und die Nation handeln, wenn er einen Platz übergiebt, der ſich noch lange hätte halten können, und vor dem viele Tauſende geblieben wären, wenn er ihn gehörig vertheidigt hätte?

Man ſpricht allgemein, er habe die Brücke niedergelaſſen, und, nachdem eine gewiſſe Anzahl hinüber war, wieder Befehl gegeben, ſie aufzuziehen, und auf die Menſchen zu ſchießen. Allein dieß Gerücht widerlegt ſich von ſelbſt. Wer eine Zugbrücke kennt, wird wiſſen, daß es unmöglich ſey, ſie in die Höhe zu ziehen, wenn ſie einmahl niedergelaſſen iſt, und Menſchen ſich über ſie hinwälzen. Hernach konnte auch die Beſatzung nicht auf die Eingedrungenen ſchießen, weil ſie den Augenblick, nachdem die Brücke niederfiel, ſchon entwaffnet war. Auch können diejenigen, welche die Beſatzung im Hofe entwaffnet haben, es bezeugen, daß ſie in dieſem Augenblick nicht ſchußfertig, ſondern mit dem Gewehr zu Fuß angetroffen worden. Selbſt aus den Erzählungen derer, die jene Thatſache als wahr angeben, kann man ihre Falſchheit abnehmen. Einige ſagen, es ſey am Morgen geweſen, als man auf die Deputirten der Stadt geſchoſſen; andre, Nachmittag, nachdem die Capitulation in Vorſchlag gebracht worden. Einige behaupten, der Vorfall ſey auf dem Schloßplatz, andre, er ſey in der Baſtille ſelbſt geſchehen. Dieſe Verſchiedenheit in den Angaben beweiſt hinlänglich die Unſtatthaftigkeit jenes Vorgebens.

So viel aber weiß ich gewiß, daß mehrere vom Volk durch ihre eigenen Cameraden ſind erſchoſſen worden; denn kaum hatten ſie die Baſtille in ihrer Gewalt, ſo drückten alle ihr Gewehr ab, ohne zu bedenken, wohin, oder auf wen, ſie anlegten.

Man erzählt, die Beſatzung habe auf den Thürmen eine weiße Fahne ausgehängt, und nachher noch einmahl Feuer gegeben. Ob dieß wahr ſey oder nicht, will ich dahingeſtellt ſeyn laſſen, da ich vom Hofe nicht bemerken konnte, was auf den Platz-formes vorgieng, allein die Sache bleibt mir doch immer vielen Zweifeln unterworfen. Geſetzt ſie wäre wahr, ſo könnten die Schüſſe von denen hergekommen ſeyn, die ſich in den Zimmern zu beyden Seiten des Thors befanden, und alſo die ausgeſteckte Fahne nicht ſehen konnten; nur darf man, wie ich glaube, deswegen noch nicht den Commendanten der Verrätherey beſchuldigen.

Uebrigens, glaube ich, wird es ſchwer halten, dieſes Vorgeben ſelbſt zu vertheidigen, da ich, und wahrſcheinlich auch kein anderer, nie etwas von einer weißen Fahne gehört habe, die in der Baſtille ſoll geweſen ſeyn.

Selbſt die Art der Erzählung trägt alle Spuren der Unwahrheit an ſich. Einige ſagen, es ſey dieß des Morgens geſchehen; andre, während des Angriffs: einige wollen die Fahne auf dieſem, andre auf jenem Thurm geſehen haben. Wäre die Fahne wirklich auf-

ge-

geſteckt worden, woher käme dann die Verſchiedenheit in den Angaben? Ferner iſt es gewiß, daß erſt nach geſchehenem Trommelſchlage, als das Feuer von beyden Seiten aufgehört hatte, das Volk näher rückte, um auf die Beſatzung Feuer geben zu können.

Ich halte es für meine Pflicht dem Hrn. de Launay dieſe Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. Hat er durch ſein Betragen in der Vertheidigung der Baſtille das Leben verwirkt, ſo darf ihm doch, wie ich glaube, keine Verrätherey zur Laſt gelegt werden, die eigentlich eine bloße Erfindung war, um die Mishandlungen zu beſchönigen, welche man ihn und ſeine Mannſchaft empfinden ließ.

III.

Verſchwörung des Doge Marin Falier gegen Venedig.

Marin Falier ſtammte aus einem der älteſten und reichſten Häuſer der Republik. Schon ſeine Vorfahren erwarben ſich im Dienſte derſelben glänzenden Ruhm, und er ſelbſt hatte noch vor kurzem, als Proveditor auf der Flotte im ſchwarzen Meere, das Andenken an dieſe Verdienſte durch ſeine Tapferkeit und Geiſtesgegenwart erneuert. Mit dem Adel ſeiner Geburt verband er die glänzendſten Vorzüge des Geiſtes, war überhaupt ein feuriger, hellſehender, unternehmender Kopf, welcher der Republik die gewiſſe Hoffnung einflößte, ſie werde, unter dem Schutz ſeiner wirkſamen Anſchläge, den hartnäckigen Krieg mit den Genueſern vortheilhaft endigen können. Dazu berechtigte ſie hauptſächlich ſein hohes Alter und die genaue Kenntniß des Staats, die er ſich in einem langwierigen und oft veränderten Dienſte deſſelben erworben hatte. Die bewunderungswürdige Geſchicklichkeit, mit welcher er Unterhandlungen einzuleiten wußte, hatte den Senat erſt vor kurzem bewogen, ihn, als Geſandten, an den päbſt-

lichen

lichen Hof zu ſchicken, in der Abſicht, Innocentius VI. zu ſeiner Thronerhebung Glück zu wünſchen, und ſich ſeines Beyſtandes gegen die auswärtigen Feinde der Republik zu verſichern. Es fügte ſich alſo, daß er gerade zu der Zeit abweſend war, als ſein Vorfahrer Dandolo zum größten Leidweſen des Staats, den Thron erledigte, und der Senat, von äußern Umſtänden genöthigt, ohne Zeitverluſt zur Wahl eines neuen Doges ſchritt. Deſto größer war ſeine Ueberraſchung, als er auf ſeiner Rückreiſe erfuhr, daß er ſelbſt der Gegenſtand dieſer Wahl ſey.

Der Senat ſchickte ihm ſchleunigſt zwölf Edle mit einem glänzenden Gefolg bis Verona entgegen. Dieſe Stadt wimmelte von Menſchen: alles war in Bewegung; überall herrſchte die lebhafteſte Freude. In Padua erwartete ihn der ganze verſammelte Senat, und empfing ihn mit den ſchmeichelhafteſten Ehrenbezeugungen. Von hier ſetzte er ſeine Reiſe weiter über Chiozza nach St. Klemens fort, wo er den ſogenannten Bucentauro beſtieg, der ihn nach Venedig brachte.

Eben wollte das Schiff in den Hafen laufen, als ſich plötzlich ein wüthender Sturm erhob, der den ganzen Horizont verfinſterte, ſo, daß Falier, der auf dem Bucentauro nicht mehr ſicher war, mit ſeinem Gefolg einen gewöhnlichen Kahn beſteigen mußte, der ihn ſicher und wohlbehalten auf den St. Markusplatz brachte. Hier ſtieg er ans Land; der verſammelte Adel empfing pfieng ihn voll der tiefſten Ehrerbietung, und das Volk ſtrömte ihm aus allen Enden der Stadt mit lautem Frohlocken entgegen.

Das Gewühl war unbeſchreiblich. Zum größten Unglück nahm Falier in der Betäubung, dem Gedräng und der Düſterheit der Luft nicht wahr, daß er zwiſchen den 2 Säulen auf dem ſogenannten kleinen Plaze durchgieng, wo die Miſſethäter pflegen hingerichtet zu werden. Ein Umſtand der dem gemeinen Mann ſehr bedenklich ſchien. Der neue Doge ward ſogleich unter Begleitung des ganzen Adels und einem beſtändigen Gewühl von Menſchen nach der St. Markuskirche, und von da nach dem Herzoglichen Palaſte gebracht, wo er mit den gewöhnlichen Zeremonien die Krönung empfieng. Indeſſen hatte jener Umſtand mit den Säulen und der plözlichen Veränderung der Athmoſphäre auf das Gemüth des Pöbels den widrigſten Eindruck gemacht und jene lärmende Freude gar bald durch mißgünſtige Ahndungen verdrängt.

Leider beſtätigte die Folge nur zu bald dieſe Ahndungen. Der Staat ward von unzähligen Widerwärtigkeiten heimgeſucht. Krieg, Hungersnoth, Seuchen, Erdbeben wetteiferten mit einander, ſeine Kraft zu erſchöpfen. Auf dieſe ganze Reihe von Unglücksfällen folgte endlich der lezte, härteſte Schlag, dem er beynahe erlag.

Falier war mit einer jungen, ſehr reizenden Gemahlin vermählt, die unter dem Adel der Stadt viele Verehrer fand.

Unter andern zeichnete ſich ein gewiſſer Michael Steno aus, deſſen ſtille Leidenſchaft von Seiten der Dogareſſa, wie man ſagt, die ſchmeichelhafteſten Ermunterungen bekam. Dieſer Michael Steno war ein ſchön gebildeter Mann, Mitglied der Quarantie, beſaß einen mächtigen Anhang in der Stadt, und lebte mit dem Hauſe des Dogen auf einem ſehr vertrauten Fuß: um ſo viel mehr wandte er alles an, ſeine Wünſche zu befriedigen. Indeß konnte dieſer Umſtand den ſcharfſichtigern Blicken des Falier nicht lange verborgen bleiben. Die Eiferſucht erwachte bey ihm mit ihrem ganzen Gefolge von Unbeſonnenheit und Uebereilung. Bis jetzt tobte ſie nur im geheim, bey der erſten Gelegenheit brach ſie aber mit dem heftigſten Ungeſtüm aus. Dieſe Gelegenheit brachte der erſte Donnerſtag in der Faſtnacht. An dieſem Tag pflegt der Doge ſich mit ſeinem Gefolge auf einem, dem kleinen Plaz gegenüberſtehenden, Gang einzufinden, um den Ergözungen des Volks beyzuwohnen, welches ſich beeifert, ihn mit mancherley Zeremonien zu beluſtigen. Iſt der Doge verheirathet, ſo nimmt die Dogareſſa ebenfalls an dieſen Feierlichkeiten Theil, und dieß war hier der Fall. — Der Doge erſchien in Begleitung ſeines Hofs und ſeiner Gemahlin, und auch Steno erſchien mit ihm. Dieſer wußte ſeine Stellung ſo vortheilhaft zu nehmen, daß er die ſchöne Dogareßa beſtändig vor Augen hatte.

Falier bemerkte dieſes kaum, als er in den heftigſten Ausdrücken den Befehl gab, man ſolle den Steno vom Gerüſte werfen. Es geſchah. Steno entfernte ſich, aber mit den lebhafteſten Empfindungen des Schmerzens und der Rache über dieſe ſchimpfliche Begegnung. Er eilte geradeswegs nach Haus, maskierte ſich, und erſchien zum zweyten mal auf dem Gerüſte. Bey dem Gedränge, und der geſpannten Aufmerkſamkeit der Umſtehenden gelang es ihm, unbemerkt ein Zettelchen folgendes Inhalts an den Sitz des Dogen zu heften:

> „Falier beſitzt eine ſchöne Gemahlin; was „hilft es ihm aber? — Er unterhält ſie, „andre genieſſen ſie.“

Nach geſchehener That ſchlich er ſich eilends davon. Nur ſeine vertrauteſten Freunde wußten etwas von dieſer Sache. Kaum fiel dieſes Zettelchen den Umſtehenden in die Augen, ſo machten ſie den Falier darauf aufmerkſam. Dieſer ſpie Feuer und Flammen, beſchwor Himmel und Erde, ihm den Thäter in die Hände zu liefern. Die Signorie gab ſich zwar alle erſinnliche Mühe, ihn auszukundſchaften, und die Beleidigung ihres Dogen zu rächen; damit war ihm aber nichts geholfen: er verlangte Genugthuung, und dieſe konnte man ihm nicht eher verſchaffen, bis der Thäter entdeckt war. Steno zögerte nicht. Unverzüglich eilte er in den Senat, bekannte ſich öffentlich für den Urheber, und brachte zu ſeiner Entſchuldigung nichts als die erlittene Beſchimpfung vor. Jedermann gab

ihm

ihm im Stillen Recht und doch mußte der Doge Genugthuung haben. Die Signoria befand ſich in nicht geringer Verlegenheit, wie ſie den Steno beſtrafen ſollte, ohne ihrem Gewiſſen zu nahe zu treten. Endlich brachten es ſeine Anhänger dahin, daß die Entſcheidung dieſer Sache der Quarantie übertragen wurde. Steno war eins von den Oberhäuptern dieſes Tribunals; folglich fiel das Urtheil deſſelben ſehr gelind aus, und erkannte dieß auf eine monatliche Gefangenſchaft. Durch dieſe Beſtrafung aber war Faliers Rache nicht befriedigt. Es ſchmerzte ihn tief, ſich unter die Willkühr der Ariſtokratie ſchmiegen zu müſſen, da er von Jugend auf an die unbegränzteſte Ehrerbietung gewöhnt war. Sein Zorn brach in laute Verwünſchungen über die Ungerechtigkeit des Adels aus. Er fieng an, den Steno und die geſammten Beyſitzer der Quarantie öffentlich zu verfolgen, und ſein Haß verbreitete ſich über alle Vornehmen der Stadt, die ſeinen Abſichten entgegen waren. Bey jeder Gelegenheit gab er die lauteſten Beweiſe davon, daß in kurzem die ganze Stadt aufrühriſch wurde, und man eine allgemeine Gährung befürchtete. Bald darauf ereignete ſich ein Umſtand, der den geheimen Abſichten des Falier auf die vortheilhafteſte Art entſprach.

Ein gewiſſer Dandolo, mit dem Zunahmen Johannes, Aufſeher über die Zurüſtung der Flotten entzweite ſich mit dem verdienſtvollen Admiral Bertuccio Iſrael. In der Hitze des Streits ſchlug Dandolo den Admiral ins Geſicht. Dieſer ſuchte Rache. Von

Stund an war er auf nichts weiter bedacht, als eine Bande zuſammenzurotten, welches ihm um ſo leichter war, da er unter dem Pöbel viele Anhänger hatte. Sobald die Bande zuſammengetrieben war, zog er an ihrer Spitze auf den kleinen Platz hin, marſchierte unter den Fenſtern des fürſtlichen Palaſtes auf und ab, und ſtellte dem Dandolo öffentlich nach dem Leben. Dieſer nahm ſeine Zuflucht zu der Signorie und dem Dogen ſelbſt, beſchwor ſie aufs dringendſte, ihn von dieſer läſtigen Nachſtellung zu befreien.

Unterdeſſen ſchloß er ſich mit aller nöthigen Vorſicht in den Palaſt ein, und erwartete zitternd die Entſcheidung. Bertuccio ward vorgerufen. Der Doge machte ihm die bitterſten Vorwürfe über ſein unbeſonnenes Betragen, ermahnte ihn aufs nachdrücklichſte, nie wieder die Sicherheit des Staats durch ein ſo freches Unternehmen zu ſtöhren, und zwang ihn ſogar, ſich eidlich zu verpflichten, daß er nie wieder etwas nachtheiliges gegen das Leben des Dandolo vornehmen wolle.

Der Admiral gieng murrend davon, und berathſchlagte ſich mit ſeinem Gefolge, was weiter zu thun ſey. Unterdeſſen langte ein Bedienter des Doge bey ihm an, und beſtellte ihn unter dem Siegel der ſtrengſten Verſchwiegenheit auf das Zimmer ſeines Herrn. Bertuccio erſchien zur geſetzten Zeit; aber wie groß war ſein Erſtaunen, da er den Falier aus einem ganz andern Ton reden hörte, als vor wenigen Stunden. Dieſer ſchlaue Kopf hatte ſich jenes Betragens nur als einer Maske bedient, ſeine wahren Geſinnungen darunter zu verbergen. Jetzt überließ er ſich ohne Zurückhaltung dem Ausbruche der heftigſten Rache, die er ſchon ſo lange in ſeiner Bruſt genährt hatte, und wandte alles mögliche an, dieſe nämliche Flamme in dem Buſen des Admirals anzufachen. Was konnte dieſem erwünſchter ſeyn, als die zufällige Zuſammenſtimmung der Abſichten des Dogen mit den ſeinigen? — Es bedurfte keiner lange Ueberredung. — Dandulo war mit Leib und Seele der ſeinige, und in wenig Stunden war der Plan zu einer Verſchwörung geſchmiedet, die nichts geringeres, als den Untergang des ganzen Staats zum Gegenſtand hatte.

Der erſte Schritt zum Ziele war, daß man alles mögliche anwendete, um den Haß des Pöbels gegen den Adel, der ſich durch Stolz und Deſpotismus bey dieſem ſchon äußerſt verhaßt gemacht hatte, zu nähren. Zu dieſer Abſicht taugte niemand beſſer, als Bertuccio ſelbſt, der des Pöbels Abgott war. Er wußte bald einige Matroſen und Schiffleute auf ſeine Seite zu bringen, und ſtellte ſie alle dem Falier vor. In kurzer Zeit hatte er ſchon eine kleine Bande von 20 Perſonen zuſammengezogen, wovon 15 aber nur vieren bekannt war, daß der Doge ſelbſt die Hand mit im Spiel habe. Jeder von dieſen Leuten mußte auf ſeinen Befehl ſich um 60 andre bewerben, welches, wie er vorgab, um ſo leichter ſeyn würde, da es bekannt genug wäre, daß der Staat eine Flotte gegen die Genueſer in See ſtellen müßte, wozu man Leute nöthig hätte. Ueberhaupt ſollten ſie ſich ſo ſtellen, als ob irgend ein großes Unternehmen im Werk wäre.

Unterdeſſen fuhren ſie fort, das Volk aufrühriſch zu machen. Zu dem Ende ſchlichen ſich bey Nachtzeit ganze Haufen Verſchworner unter die Fenſter der Bürger, klopften mit Ungeſtüm an, und begehrten zu ihren Weibern und Töchtern gelaſſen zu werden. Dabei lachten ſie auch und ziſchelten, und riefen einander halb laut bei dem Nahmen dieſes oder jenes Edelmanns zu. Das Mittel ſchlug ein, in kurzem war die ganze Stadt in Gährung. Das ganze Komplott war nun eingeleitet, und bedurfte nur noch der Ausführung. Jetzt berief Falier den Nikolaus Eucholo, einen angeſehenen Kaufmann und ſehr vertrauten Freund zu ſich, ließ auch die übrigen herbeirufen, und eröffnete ihnen den Plan der ganzen Verſchwörung, welcher folgender war. Eilfe von ihnen ſollten an einem feſtgeſetzten Tage in der Stadt ausbreiten, die genueſiſche Flotte nähere ſich den Lagunen. In der Nacht ſollten ſie Lärm machen, auf dem St. Markusthurm die Glocken ſtürmen, und die Stadt zur erdichteten Vertheidigung aufrufen. Dieſes ſollte das Signal zur Empörung ſeyn, auf welches ſich die ſämmtlichen Verſchwornen verſammelten, einige den St. Markusplatz beſetzen, andre ſich der Hauptplätze der Stadt verſichern, die angeſehenſten Edlen ermorden, und den Falier zum Souverän von Venedig ausrufen ſollten. Alles war verabredet und der 15 April zur Ausführung dieſes ſchrecklichen Vorhabens feſtgeſetzt. Unterdeſſen

war

waren dem Rathe der Zehen die heimlichen Zuſammenkünfte des Pöbels nicht entgangen. Er hatte längſt ein wachſames Auge auf alle Bewegungen deſſelben gehabt, nur konnte er noch nichts entſcheidendes herausbringen, bis zufälligerweiſe einer von den Verſchwornen ſelbſt der Verräther dieſes ſchändlichen Vorhabens wurde.

Beltrand — nach andern hieß er Bential — ein Pelzhändler aus Pisa, hatte in dem Rath der Zehen einen vertrauten Freund und Gevatter, deſſen Erhaltung ihm ſehr am Herzen lag.

Freundſchaft und Gewiſſen foderten ihn auf, das Leben dieſes Mannes zu retten, je näher die ſchreckliche Stunde der Entſcheidung heran rückte. Als die Dämmerung hereinbrach, konnte er dieſem heftigen Drange nicht länger widerſtehen. Mit Furcht und Zittern ſchlich er ſich in das Haus des Leoni — dieß war der Name ſeines Freundes — verlangte ihn zu ſprechen, und beſchwor ihn, unter dem Siegel der ſtrengſten Verſchwiegenheit, ſich dieſe Nacht ja nicht aus ſeiner Wohnung zu entfernen, es möchte geſchehen, was da wollte. Leoni, dem die Sache ſo ſehr verdächtig vorkam, drang heftig in ihn, die Urſache dieſer Warnung zu entdecken; unter den heiligſten Verſicherungen ſeines Schutzes gelang es ihm endlich dem Beltrand das furchtbare Geheimniß zu entreißen. Kaum war dieß geſchehen, ſo ſuchte Leoni ihn unter allerlei Vorwand zurückzuhalten, und befahl ſeinen Bedienten aufs nachdrücklichſte, ihn ja nicht entwiſchen zu laſſen, während daß er ſelbſt unverzüglich zu einigen Senatoren eilte, denen er dieſe wichtige Entdeckung mittheilte. Sogleich berief man in aller Stille den Rath der Zehen nach St. Salvatore zuſammen, weil man ſich im Pallaſt des Doge nicht mehr ſicher glaubte. Sobald ſich das Kollegium der Zehen am beſtimmten Ort verſammelt hatte, wurden auch die Häupter der Quarantie berufen. Dieſe letztern erſuchte man die Vorſteher der Seſtiere auch dazu zu ziehen. Sobald dieſes geſchehen war, fügte man ihnen die ſogenannten Arſenaloten bey, die Künſtler nemlich, die Handwerker und Handlanger, die im Zeughaus der Republik arbeiten, lauter rüſtiges, handveſtes Volk, mit deren Beyſtand ſie die Verſchwornen augenblicklich in Verhaft bringen ſollten. Auch trug man Sorge, den S. Markus Thurm in aller Stille beſetzen zu laſſen, um das Sturmläuten zu verhüten.

So geheim dieſe Anſtalten auch betrieben wurden, ſo konnte man doch nicht verhindern, daß nicht einige der Verſchwornen dadurch aufmerkſam wurden. Kaum ſchöpften dieſe Verdacht, ſo ergriff der größte Theil von ihnen die Flucht. Unter dieſen befanden ſich faſt alle Edle, die mit in die Verſchwörung verflochten waren. Sobald ihre Flucht bekannt war, ſetzte der Senat einen Preiß auf ihren Kopf, und verbannte ſie auf ewig aus ihrem Vaterlande. Nur zehen von ihnen hatten das Unglück, von den Häſchern ergriffen, und ins Gefängniß geworfen zu werden. Bertuccio

ſelbſt

ſelbſt war unter dieſen. Auch dem berühmten Bildhauer Skalanderio, oder wie ihn andre nennen, Skalanditto, wiederfuhr dieſes Schickſal.

Hierauf verſammelte ſich der Rath der Zehen in dem fürſtlichen Palaſt, der von einer hinlänglichen Anzahl Bewaffneter beſetzt wurde, damit der Doge ſelbſt nicht entrinnen möchte.

Noch in dieſer nämlichen Nacht wurde das Urtheil über die Gefangnen gefällt, und auch ſogleich an ihnen vollzogen. Einige wurden erdroſſelt, andre mit dem Beil hingerichtet, und noch andre erſäuft. Nur Skalanditto und ſein Sohn wurden verſchont, aus Achtung gegen ihre Kunſt, die viele Häuſer der Edlen und ſelbſt den fürſtlichen Pallaſt mit trefflichen Meiſterſtücken ausgeziert hatte. Der Senat begnügte ſich ſie bloß zu ewiger Gefangenſchaft zu verurtheilen. Die ganze Nacht war unter Blutvergießen verfloſſen, jetzt näherte ſich der Morgen: die ſchrecklichſte Scene ſtand den Vätern der Republik noch bevor: die Beſtrafung ihres Oberhaupts. Lange waren ſie unentſchloſſen, bis endlich die dringende Gefahr des Staats und die politiſche Nothwendigkeit ihre Zweifel beſiegte.

Der Doge ward vorgefodert, und erſchien in nachläſſiger Hauskleidung, ohne das mindeſte Zeichen ſeiner Würde. Man legte ihm die unleugbarſten Beweiſe vor, und entriß ihm mit Gewalt das Geſtändniß ſeines Verbrechens. Nun wurde er entlaſſen, und die Stimmen über ihn geſammelt. Bald darauf begiebt ſich der Rath der Zehen auf ſein Zimmer und kündigte ihm das Urtheil an. Sogleich wurde ihm die fürſtliche Mütze abgenommen, mit dem Bedeuten, ſich zum Tode anzuſchicken. Aus beſonderer Nachſicht erlaubte man ihm noch, ein Teſtament aufzuſetzen, und entweder zu Seelmeſſen oder zu mildthätigen Zwecken eine gewiſſe Summe Geldes, wem er wollte, zu vermachen, mit der Bedingung, daß ſich dieſelbe nicht über 2000 Dukaten erſtreckte. Nach dieſem führte ihn der Rath der Zehen auf die ſogenannte Rieſentreppe, wo der jedesmalige Doge gekrönt wurde. Hier ſtand er voll ſchrecklicher Erwartung, tiefe Stille herrſchte rings umher, und ein Streich trennte den Kopf von dem Rumpfe.

Der Leichnam wurde in einen Sarg gelegt und in ſein Erbbegräbniß gebracht. Unmittelbar nach geſchehener Hinrichtung begab ſich das Oberhaupt des Raths auf die ſogenannte Tribune, die aus dem großen Rath nach dem kleinen Platz führte, und zeigte dem verſammelten Volke das bluttriefende Schwerdt, mit den Worten: „Der Verräther des Vaterlandes iſt gerichtet.“

Der Anzeiger dieſes ſchrecklichen Vorhabens erhielt nicht nur die Freyheit, ſondern man beſtimmte ihm noch einen jährlichen Gehalt von 1000 Dukaten, vermachte ihm das Privathaus des Falier, und erhob ihn in die Klaſſe der Patrizier. Dieſer unverſchämte

Menſch

Menſch aber, der ſich auf eine ſo unerwartete Art ſo reichlich belohnt ſah, glaubte durch Troz noch mehr erpreſſen zu können, und drehte ſeinen Richtern öffentlich, ſie ihrer Kargheit und Unwilligkeit halber nirgends zu verſchonen, vielmehr, wo er könnte, ihren Namen mit Schimpf und Schande zu brandmarken.

Dieſe ſchändliche Undankbarkeit entrüſtete die Richter ſo ſehr, daß ſie im Begriff ſtanden, den Verbrecher dieſe Tollkühnheit mit dem Leben büßen zu laſſen. Aber zu ſeinem Glück bekämpfte das Andenken an jene Wohlthat, die er vor kurzem noch dem Staat erwieſen hatte, ihren Zorn, und ſie begnügten ſich, ihn auf ewig aus der Republik zu verbannen.

Noch jezt iſt das Andenken an dieſe merkwürdige Begebenheit in einem Denkmal zu Venedig vorhanden. In dem Saale, welchen die Bildniſſe der Dogen, nach der Ordnung ihrer Thronfolge ſchmücken, findet man da, wo Falier's Bildniß hingehörte, einen ſchwarzangeſchlagenen Thron, mit der Ueberſchrift:

„Locus Marini Falieri decapitati.“

Sein Grabſtein enthält folgende faſt gleichlautende Worte:

„Dux Venetum jacet hic, patriam qui dei
perdere tentans,
„Sceptra, Decus, Cenſum perdidit atque
Caput.“

Fg.

IV.

Scenen aus dem Sacontala, oder dem unglücklichen Ring, einem indiſchen, 2000 Jahr alten Drama.

Duſchmanta. (der König)
(wird nicht geſehen)

Hier, höchſt beglückt in deiner Gegenwart, ſteht der Mann, von dem du, ſchüchternes Mädchen verworfen zu werden beſorgſt? Hier ſteht der Mann, der dich bis zum Wahnſinn liebt, und du fürchteſt, ſchönes Kind, daß er dich nicht annimmt? Wer dich beſitzen ſoll, wird nach keinem glänzendern Juweel trachten; du bis das Kleinod, nach deſſen Beſitz ich mit Sehnſucht trachte.

Anuſuya,
(eine von Sacontalas Mädchen.)

Du läſterſt, Sacontala, deinen eignen unvergleichlichen Werth. Wäre wohl der Mann bey Sinnen, der das herbſtliche Mondlicht mit einem Schirme auffienge, da es allein die Fieberhitze, die der Mittag erregte, wieder löſchen kann?

Sacontala.

(lächelnd.)

Ich beſinne mich auf etwas. (Sie meditirt.)

Duſchmanta.

So ſchaue ich dann unverwandt die liebliche Dichterin, und ſchließe die Augen nicht, indes ſie die Füße des Silbenmaſſes zählt. Wie reizend wiegt ſie ihre Stirne nach dem Takt! Ihr ganzer Anblick zeugt von reiner Zärtlichkeit.

Sacontala.

Ich habe einen Vers gemacht; allein es fehlt an einem Schreibzeug.

Priyamwada.

(ihr anderes Mädchen.)

Laß uns nur die Worte hören, ich will ſie mit meinem Nagel auf dieſes Lotosblat ritzen, das ſo weich und grün iſt, wie die Bruſt eines jungen Papagayen, und ſich leicht in die Geſtalt eines Briefes ſchneiden läßt. Sag an den Vers.

Sacontala.

„Dein Herz kenne ich freylich nicht; aber Grauſamer!
„meines wärmt die Liebe Tag und Nacht,
„und alle meine Seelenkräfte neigen ſich zu dir.

Duſchmanta.

(kommt ſchnell zum Vorſchein, und ſpricht einen Vers in demſelben Silbenmaas.)

„Dich, ſchlankes Mädchen, wärmt Amor nur;
„mich brennt er aber, wie der Stern des Tages

„nur den Duft der Nachtviole unterdrückt, aber
„den leuchtenden Mond gänzlich auslöſcht.“

Anuſuya.

(blickt ihn freudig an.)

Willkommen, großer König! Meiner Freundin reifen die Früchte ihrer Phantaſie ohne Säumen.

(Sacontala ſcheint aufſtehen zu wollen.)

Duſchmanta.

Bemühe dich nicht. Die zarten Glieder, die auf dem Blumenbett ruhen, die Arme, deren Lotosſpangen ein leichter Druck verrückt, die ganze liebliche Geſtalt, die der heiße Mittag zu beängſtigen ſcheint, dürfen nicht durch Ceremonien ermatten.

Sacontala.

(beiſeite)

O mein Herz! nach allem deinem Leiden kannſt du noch nicht ruhen?

Anuſuya.

Laß unſern Herrſcher Platz nehmen auf dem Felſen, an dem ſie ruht.

(Sacontala macht ihm Platz.)

Duſchmanta.

(ſetzt ſich.)

Priyamwada, hat nicht das Fieber deiner reizenden Freundin ein wenig nachgelaſſen?

Priyamwada.

(lächelnd.)

Eben hat ſie eine heilſame Medicin genommen, und bald wird ſie wieder geſund ſeyn. Allein, mächtiger Fürſt, da ich deine und ihre Gunſt habe, fodert mich meine Freundſchaft für Sacontala auf, einige Augenblicke mit dir zu ſprechen.

Duſchmanta.

Sprich ohne Rückhalt, treffliches Mädchen; verhalte mir nichts.

Priyamwada.

Unſer Herrſcher ſoll hören.

Duſchmanta.

Ich gebe Acht.

Priyamwada.

Indem du unſeren frommen Einſiedlern ihre Beſorgniß nahmſt, haſt du eines großen Monarchen Pflicht erfüllt.

Duſchmanta.

O ſprich lieber ein wenig von etwas anderm.

Priyamwada.

Wohlan! dann muß ich dir nur ſagen, daß unſere geliebte Geſpielin dich lieb gewonnen hat, und daß Amor, der raſtloſe Gott, ihre Erſchöpfung jezt verurſacht. Du allein kannſt ihr unſchätzbares Leben erhalten.

Duſchmanta.

Süße Priyamwada! gegenſeitig iſt unſere Leidenſchaft, aber für mich iſt ſie ehrenvoll.

Sacontala,

(lächelt, mit einem gemiſchten Ausdruck von Zärtlichkeit und Unmuth.)

Warum wollt ihr den tugendhaften Herrſcher zurückhalten, den eine ſo lange Abweſenheit von den geheimen Zimmern ſeines Pallaſts betrüben muß.

Duſchmanta.

Dieſes Herz — o du, die ihm vor allen Dingen auf Erden das Theuerſte biſt — wird auſſer dir kein Ziel haben, auſſer dir nicht, deren Augen ſchwarzer Glanz mich entzückt, wenn du nur ſanfter deine Rede ſtimmteſt. Der Pfeil der Liebe hätte mich bald getödtet; deine Worte vernichten mich.

Anuſuya.

(lacht.)

Fürſten, heißt es, haben viele begünſtigte Gemahlinnen. Verſprich uns alſo, daß unſere geliebte Freundin durch unſere Aufführung nicht in Betrübniß geräth.

Duſchmanta.

Wozu noch viele Worte? Es mögen noch ſo viele Weiber in meinem Pallaſt ſeyn, ich habe nur zwey Gegenſtände, denen ich mich ganz widmen kann; die See umgürtete Erde, die ich beherrſche, und eure ſüße Freundin, die ich liebe.

Beide.

Unſere Beſorgniſſe ſind gehoben.

(Sacontala bemüht ſich vergebens ihre Freude zu verbergen.)

Priyamwada.

(zu Anuſuya beiſeite.)

Sieh nur, wie allmählig unſere holde Freundin ihre Kräfte wieder bekommt; ſo die Pfauhenne, wenn die Sommerhitze ſie drückt; ein ſanftes Säuſeln, ein milder Regen erquicken ſie wieder.

Sacontala.

(Ihren Geſpielinnen.)

Verzeiht, ich bitte euch, meinen Verſtoß, daß ich Worte ohne Bedeutung ſprach: um euch die Zeit zu kürzen ſprach ich ſie, um euch die zärtliche Sorge für mich zu vergelten.

Priyamwada.

Sie veranlaßten doch unſern ernſtlichen Rath. Wer aber verzeihen muß, iſt der König; denn wer ſonſt iſt beleidigt?

Sacontala.

Der große Monarch, hoffe ich, wird das entſchuldigen, was in ſeiner Gegenwart oder Abweſenheit geſprochen ward. (Beiſeite zu den Mädchen.) Ich bitte euch, legt ein Vorwort bey ihm ein.

Duſchmanta.

(lächelnd.)

Gern verzeih ich dir jede Beleidigung, reitzende Sacontala, du, die mein Herz beherrſcht, wenn du mir vollends Platz machen wollteſt, bey dir zu ſitzen, und auf dem Blüthenteppich, den du mit zarten Gliedern drückſt, mich von meiner Ermüdung erholen zu laſſen.

Priyamwada.

Mach ihm Platz: es wird ihn beſänftigen und beglücken.

Sacontala.

(ſtellt ſich böſe; beyſeit zu Priyamwada:)

Stille boshaftes Mädchen; kannſt du der Schwachen ſpotten?

Anuſuya.

(ſieht in die Scene.)

Ach, meine Priyamwada, ſieh! dort läuft deine junge Lieblingsgazelle, und blickt nach allen Seiten wild umher; das arme Thier ſucht gewiß ſeine Mutter, die ſich im weiten Walde verirrt hat. Ich muß nur gehen und ihm ſuchen helfen.

Priyamwada.

Ich kenne ſeine Schnellfüßigkeit. Du allein kannſt es nicht einfangen; ich muß dich begleiten.

(Gehn beide hinaus.)

Sacontala.

Ich kann nicht zugeben, daß ihr euch entfernt; ihr laßt mich ja allein.

Beide

Beide.

(lachend.)

Allein? und der Herr der Welt an deiner Seite!

(Gehn ab.)

Sacontala.

Wie konnten mich beide meine Gefährtinnen verlaſſen?

Duſchmanta.

Holdes Mädchen, das kümmere dich nicht. Bin ich nicht hier, an ihrer Stelle, um deine Gnade zu bitten? — (Beiſeite.) Ich muß meine Leidenſchaft ihr offenbaren. — (Laut) Kann ich nicht, wie ſie, dieſen Fächer von Lotosblättern wiegen, um die kühle Luft dir zuzuwehen, und deine Unruhe zu verſcheuchen? Kann ich nicht, wie ſie, ſanft in meinen Schoos legen die zarten Füße, wie Waſſerlilien roth, und Zauberin! ſie drücken! um deine Schmerzen zu mildern?

Sacontala.

Ich würde mich ſelbſt beleidigen, wenn ich dort Dienſtleiſtungen annähme, wo ich ſelbſt Ehrerbietung ſchuldig bin.

(Sie ſteht auf, geht aber langſam und ſchwach).

Duſchmanta.

Noch, Geliebte, iſt der Mittag nicht vorben, und deine zarten Glieder ſind matt. Wie wenig vermagſt du, mit einem ſo ſchwachen Körper dieſe übermäßige

Hitze zu ertragen, wenn du dich vom Lager erhebſt, wo friſche Blumen deine Bruſt beſchatten?

(Zieht ſie ſanft zurück.)

Sacontala.

Verlaß mich, o verlaß mich. Ich hänge in der That von andern ab, ich kann nicht thun, was ich will, oder - - - jene beiden Mädchen haben allein den Auftrag mich zu bedienen. Was ſoll ich nun anfangen?

Duſchmanta.

(beiſeite)

Die Beſorgniß, zu beleidigen macht mich ſchüchtern.

Sacontala.

(Die es gehört hat)

Der König kann nicht beleidigen. Ich klage nur mein hartes Schickſal an.

Duſchmanta.

Warum thuſt du das? Deine Beſtimmung iſt ja ſo ſchön!

Sacontala.

Sage vielmehr, wie kann ich mich enthalten, dieſes Schickſal zu ſchelten, das mein Herz von liebenswürdigen Eigenſchaften rühren läßt, und mich nicht unabhängig machte?

Duſchmanta.

(beiſeite)

Sollte man nicht glauben, das reitzende Geſchlecht, anſtatt, wie wir, von Liebe gequält zu werden, hielte

Amorn

Amorn ſelbſt in ihrem Herzen gefangen, um ihn durch Zögerung zu quälen?

(Sacontala im Begriff zu gehen.)

Duſchmanta.

(für ſich.)

Wie? ſoll ich mein Glück verſcherzen?

(Folgt ihr und ergreift den Saum ihres Mantels.)

Sacontala,

(ſieht zurück).

Purus Sohn! bewahre deine Vernunft; o bewahre ſie! — Die Einſiedler ſind auf allen Seiten des Hains in der Arbeit.

Duſchmanta.

Geliebteſte! Deine Furcht iſt eitel. Kanna ſelbſt, der tiefgelehrte Kenner des Geſetzes, wird ſich unſerer Vereinigung nicht widerſetzen. Viele Töchter der heiligſten Männer heiratheten nach dem Ceremoniel, das Gandharwa genannt wird, wie es unter Indras Verehrern üblich iſt, und ihre Väter ſelbſt beſtätigten ſie. (Er ſchaut umher) Du ſagſt nichts? Biſt noch unerbittlich? Ach, ſo muß ich gehen.

(Geht einige Schritte und ſieht zurück.)

Sacontala.

(Geht auch einige Schritte, und wendet dann ihr Geſicht nach ihm.)

Ob ich gleich dir verſagte, dich nur einen Augenblick mit mir ſprechen ließ, — dennoch, o Purus Sohn! gänzlich vergiß Sacontala nicht. —

Duſchmanta.

Bezauberndes Mädchen! Würdeſt du hinweggerückt an der Welt Ende, ſo wurzelſt du dennoch in dieſem Herzen, wie der Schatten noch bey dem Baume bleibt, nachdem der Tag verſchwunden iſt.

Sacontala.

(Im Hinausgehen für ſich.)

Seitdem ich ſeine Betheurungen höre, bewegen ſich meine Füße zwar, allein ich komme nicht mehr weiter. Ich will mich hinter dieſem blühenden Geſträuch (Curuvaca) verbergen, und merken wie ſeine Leidenſchaft wirkt.

(Verbirgt ſich hinter das Geſträuch.)

Duſchmanta.

(beyſeite)

Kannſt du mich verlaſſen, geliebte Sacontala? Mich verlaſſen, den Allzärtlichen? Nicht einen Augenblick konnteſt du weilen? Zart iſt deine liebliche Geſtalt, das Kennzeichen einer milden Seele; und iſt dein Herz ſo hart, wie am rauhen Stengel die zarte Sirischa wächſt?

Sacontala.

(für ſich.)

Ich bin wie gefeſſelt an dieſe Stätte.

Duſchmanta.

(für ſich.)

Was ſoll ich beginnen an dieſem verlaſſenen Ruheplatz? — (ſchaut nachſinnend um ſich her) — Ha! welch

ein

ein Glück, daß ich noch nicht weggegangen bin! Hier liegt ihre Armſpange von Blumen; ſie duftet den köſtlichen Geruch der Uſirawurzel, die ihren Buſen durchbalſamte; und indem ſie dem niedlichen Arm entſchlüpfte, ward ſie meinem Herzen eine neue Feſſel.

(Hebt die Armkette ehrerbietig auf.)

Sacontala.

(beiſeite, blickt auf ihre Hand.)

Weh mir! war ich ſo matt, daß die Faſern des Lotosſtengels, die meinen Arm umſchlangen, von mir unbemerkt zur Erde fallen konnten?

Duſchmanta

(für ſich, ſteckt die Spange in ſeinen Buſen.)

O himmliſches Gefühl dieſer Berührung! — Von dieſem Zierrath deines ſchönen Arms, Geliebteſte, leblos und ſinnlos wie es iſt, gewinnt dein unglücklicher Liebhaber neues Vertrauen — Seligkeit, die du ihm weigerteſt!

Sacontala.

(beiſeite.)

Hier bleib' ich nicht länger.' Unter dieſem Vorwand darf ich zurückgehn.

(Sie geht langſam auf ihn zu.)

Duſchmanta.

(entzückt)

Ha! die Fürſtin meiner Seele beglückt dieſe Augen wieder! Gütiger Himmel, du beſtimmteſt mir Freude nach ſo vielem Leiden. Der Vogel Chatak, deſſen

Kehle vor Durſt trocken war, bat um einen Tropfen Waſſers, und plötzlich floß ein kühler Strom in ſeinen Schnabel aus der Milde einer friſchen Wolke.

Sacontala.

Mächtiger König! Als ich auf halbem Wege nach der Hütte war, bemerkte ich daß meine Armſpange von feinen Stengeln mir von der Hand gefallen war, und ich kehre zurück, weil ich in meinem Herzen beinah überzeugt bin, daß du ſie geſehen und aufgehoben haſt. Gieb ſie mir zurück, ich bitte dich, damit du nicht beide dich und mich den Vorwürfen der Einſiedler Preiß gebeſt.

Duſchmanta.

Wohlan! auf eine Bedingung geb' ich ſie dir wieder.

Sacontala.

Welche Bedingung? ſprich —

Duſchmanta.

Daß ich ſie wieder um deinen Arm befeſtigen darf.

Sacontala.

(beiſeite)

Mir bleibt kein anderer Ausweg übrig.

Duſchmanta.

Laß uns beide auf dieſem glatten Felſen ſitzen, daß ich ſie wieder befeſtige.

(Setzen ſich.)

(Er

(Er nimmt ihre Hand.) O unausſprechliche Zartheit! Dieſe Hand hat ihre angeborne Stärke und Schönheit wieder erhalten, wie ein junger Camalataſproſſe; oder vielmehr: — dem Liebesgott ſelbſt iſt ſie ähnlich, da ihn das Feuer von Haras Zorn verzehrt hatte, und ein Nektarregen, herabgeträufelt von den Unſterblichen ihn wieder belebte.

Sacontala.

(drückt ihm die Hand.)

Der Sohn meines Herrn eile die Armſpange anzubinden.

Duſchmanta.

(für ſich mit Entzücken.)

Nun bin ich warlich beglückt. „Der Sohn meines Herrn“?! So ſpricht man nur von einem Gemahl. — (Laut) Das Schloß dieſes Geſchmeides läßt ſich nicht gut löſen, meine Theureſte, du ſollteſt es zurecht machen laſſen, daß es dir beſſer paßte.

Sacontala.

(lächelnd.)

Wie es dir gefällt.

Duſchmanta.

(indem er ihre Hand fahren läßt.)

Sieh, meine Theure! Dieß iſt der Neumond, der das Firmament verläßt, um der höhern Schönheit zu huldigen; er iſt herabgeſtiegen auf deinem bezaubernden Arm, und umſchlingt ihn mit ſeinen Hörnern in Geſtalt eines Armbands.

Sacontala.

Ich ſehe freylich nichts, das dem Monde ähnelt. Vielleicht wehte vom Säuſeln des Windes der Blüthenſtaub aus dem Lotos hinter meinem Ohr, und verdunkelte mein Geſicht.

Duſchmanta.

(lächelnd.)

Erlaubſt du mir, ſo hauche ich den ſüßduftenden Staub von deinem Auge.

Sacontala.

Das wäre gütig; doch ich traue nicht.

Duſchmanta.

O fürchte nichts, fürchte nichts. Ein neuer Knecht übertritt nie die Befehle ſeiner Gebieterin.

Sacontala.

Ein allzudienſtfertiger ſtößt kein Vertrauen ein.

Duſchmanta.

(für ſich.)

Dieſe herrliche Gelegenheit ſoll mir nicht entgehen. (Verſucht es ihren Kopf aufwärts zu heben. Sacontala ſtößt ihn ſanft zurück, bleibt aber ſitzen) — O Mädchen, mit dem Gazellenauge, beſorge keinen Ungehorſam. (Sacontala blickt auf, einen Augenblick, und hängt ihr Haupt gleich wieder. Duſchmanta beiſeite, indem er ihren Kopf wieder hebt.) Dieſe Lippen, deren Zartheit nur noch geahndet, nicht erprobt worden iſt, ſcheinen mit entzückendem Zittern ihre Einwilligung zu geben, daß ich meinen Durſt löſche.

Sacontala.

Der Sohn meines Herrn ſcheint geneigt, ſein Verſprechen zu vergeſſen.

Duſchmanta.

Geliebte! mich täuſchte die Nähe des Lotos zu dieſem Auge, das ihm an hellem Glanze gleicht.

(Er haucht ſanft auf ihr Auge.)

Sacontala.

Ich ſehe einen Fürſten Wort halten, wie es Fürſten ziemte. In der That bin ich beſchämt, daß ich ſo verdienſtlos, des liebevollen Dienſtes von meines Herrn Sohn gewürdigt werde.

Duſchmanta.

Kann ich einen andern Lohn wünſchen, auſſer dem gröſten von allen, den nahen Hauch dieſer reitzenden Lippen?

Sacontala.

Gnügt dir der?

Duſchmanta.

Der Biene gnügt der bloſe Duft der Waſſerlilie.

Sacontala.

Sonſt wüßt ich auch keinen Rath.

Duſchmanta.

Nicht? — Doch dieß — und dieß — und dieß —

(küßt ſie feurig.)

(Hinter den Scenen.)

Horch! die Schakravoca ruft ihren Gatten am Ufer des Malini. Schon breitet die Nacht ihre Schatten.

Sacontala.

(horcht ängſtlich.)

O Sohn meines Herrn! Die Materne Gautami nahet herzu, um nach meinem Befinden zu fragen. Ich bitte dich, verbirg dich hinter jenen Bäumen.

Duſchmanta.

Ich weiche der Nothwendigkeit.

(Verbirgt ſich.)

V.

Eine neue Hypotheſe zu Auflöſung des Geheimniſſes der Eiſernen Maske.

Aus den Memoires des H. von Richelieu. *)

Unter dem verſtorbnen Könige gabs eine Zeit, wo der berüchtigte Mann mit der eiſernen Maske der allgemeine Gegenſtand aller Geſpräche und Nachforſchungen war. Dieſe Neugierde nahm aber merklich ab, ſeitdem Cinq — Mars ihn auf die Baſtille gebracht hatte,

---

*) Memoires du Marechal Duc de Richelieu Pair de France etc. etc. pour ſervir a l'hiſtorie des Cours de Louis XIV. de la régence du Duc d' Orleans, de Louis XV. et celle des 14 premieres années du Regne de Louis XVI. Roi des François et Reſtaurateur de la liberté. Unter den Augen des Marſchalls und nach den Memoires, Porte-Feuilles und Correſpondenzen mehrere gleichzeitigen Miniſter und Offiziere ausgearbeitet, in vier Bänden. Wie es heißt, ſollen auf dieſe vier Bände noch zwölf andre folgen.

hatte, und man vorgab, daß er ſeinen Gefangenen laut erhaltener Ordre umbringen müſſe, wenn er ſich zu erkennen gäbe. Ein gleiches Schickſal drohte er auch demjenigen, der das Unglück haben ſollte, das Geheimniß zu entdecken. Dieſe Drohung, die für beyde Theile gleich gefährlich war, machte einen ſolchen Eindruck, daß man, ſo lange der verſtorbene König lebte, nie frey davon ſprach. Der ungenannte Verfaſſer der Memoiren des Perſiſchen Hofes, die bey Etranger, 15 Jahre nach Ludwig XIV. Tode, herausgekommen ſind, war der erſte, der es wagte, einige Anecdoten von ihm bekannt zu machen.

Seit der Zeit verbreitete ſich der Geiſt der Freyheit ſowohl in Schriften als im gemeinen Leben mit immer größerer Kraft über Frankreich. Das Andenken Ludwigs XIV. verlohr täglich mehr und mehr von ſeinem bisherigen Gewichte, man fieng an, ohne Rückhalt von jenem Gefangnen zu ſprechen, und doch frägt man mich jetzt noch am Ende meiner Tage 70 Jahr nach Ludwigs XIV. Tode, wer wohl jener Mann mit der eiſernen Maske geweſen?

Eben dieſe Frage that ich im Jahr 1719 an die unvergleichliche Prinzeſſin, die der Herzog liebte, ohne wieder geliebt zu werden, weil ſie mich ſchon in den vollen Beſitz ihres Herzens geſetzt hatte, und für den Fürſten nichts als Hochachtung empfand. Indeß war man damals überzeugt, daß der Herzog von dem Namen, den Schickſalen des Gefangenen, und der Urſache,

che, warum er in Verwahrung gehalten ward, genau unterrichtet ſeyn müſſe. Ich entſchloß mich alſo, um meine übergroße Neugierde zu befriedigen, die Prinzeſſin als ein Mittel zu gebrauchen, durch welches ich dem Herzog das Geheimniß ablocken könnte. Sie war bisher dem Herzog von Orleans mit großer Sprödigkeit und Kälte begegnet, jedoch ohne ihn von der heftigen Leidenſchaft, die er für ſie empfand, zurückſchrecken zu können. Vielmehr machte ihn der geringſte Schimmer von Hoffnung zu allen den Dienſten bereitwillig, die ſie von ihm verlangte. Eben deswegen, und weil ſie mit ſeinem Character ſehr gut bekannt war, zog ich meine theure Prinzeſſin mit in meinen Plan, und trug ihr die Rolle auf, dem Fürſten zu verſprechen, daß er alles erreichen würde, was ihn zu einem beglückten Liebhaber machte, wenn er ihr die Memoiren des Mannes mit der eiſernen Maske, die er beſaß, zu leſen geben wollte.

Der Herzog von Orleans hatte nie ein Staatsgeheimniß verrathen. Er beſaß in dieſem Punct eine unerhörte Vorſichtigkeit die er dem Unterrichte ſeines Lehrers Dubois zu verdanken hatte. Beyläuffig will ich hier bemerken, daß Prinzenerzieher, die ſich des Gehorſams ihrer Untergebenen verſichern wollen, die ihre Erwartungen auf den noch ungeſchaffenen Character, auf den Hang nach Vergnügungen, auf den Mangel an Unterweiſung, und auf die leichte Empfänglichkeit derſelben gründen, vorzüglich darauf ſehen müſſen, daß ſie ihnen den Character der Verſchwiegenheit beibrinbringen, der bei einem Prinzen die Grundlage zu demjenigen Gebäude iſt das die Ehrfurcht des Erziehers aufführen will.

Der Herzog von Orleans, der in dem Umgange mit ſeinen Freunden ganz ungezwungen handelte, war doch, wenn es Geheimniſſe galt, gegen ſie nichts weniger als offenherzig, und es war gar nicht wahrſcheinlich, daß er je eine Schrift aushändigen ſollte, die den Stand, und die Herkunft des Gefangenen enthielt. Man weiß ſelbſt, daß in der Folge der junge König Ludwig XV. als er noch minderjährig war, ſich viele Mühe gab, einige Umſtände, die Bezug auf jenen Unglücklichen hätten, von ihm zu erfahren. Seine Neugierde vermehrte ſich, je zurückhaltender der Herzog ward, und dieſer antwortete einſt, daß der Poſten, auf dem er ſtehe, ihm, ſo lange der König noch nicht majorenn ſey, ein tiefes Stillſchweigen zur Pflicht mache. Eben daher konnte ich mir von dem Verſuch der Prinzeſinn nichts weniger als einen glücklichen Ausgang verſprechen. Aber die Liebe, und eine Liebe die ihm ſo dringendes Bedürfniß war — — — — — — —
— — — — — — — —

Zur Vergeltung gab er ihr die Schrift, welche ſie mir den folgenden Tag in einem mit Chiffern geſchriebenen Briefe zuſtellte, den ich hier, wie es die Geſetze der Geſchichte verlangen als einen weſentlichen Beleg meiner Erzählung, für deren Wahrhaftigkeit ich bürge, vollſtändig liefern will. Die Prinzeſſin bediente ſich jedesmahl der Chiffern, wenn ſie mit mir die Sprache der Galanterie führte. Der Brief enthält die gegenſeitigen Bedingungen, unter denen ſie die Memoiren und der Herzog die Erfüllung ſeines ſo ſehr gewünſchten Verlangens erhalten hatte.

Sich zu ſehr in Kleinlichkeiten einzulaſſen, iſt gegen die Geſetze der Geſchichte. Um mich aber der beſcheidenen Sprache der Patriarchen zu bedienen, ſo geſteh ich, daß Jakob, der ſeine geliebte Rahel zweymahl erkaufen mußte, nicht ſo viel erhielt, als der Herzog von ſeiner Prinzeſſin forderte.

Hier iſt der Brief in Chiffern, dem ſogleich die Geſchichte nachfolgen ſoll.

2. 1. 17. 12. 9. 2. 20. 2. 1. 7. 14. 20.
10. 3. 21. 1. 11. 14. 1. 15. 16. 12. 17.
14. 2. 1. 21. 11. 20. 17. 12. 9. 14. 9. 2.
8. 20. 5. 20. 2. 2. 17. 8. 1. 2. 20. 9. 21.
21. 1. 5. 12. 17. 15. 00. 14. 1. 15. 14.
12. 9. 21. 6. 12. 9. 21. 16. 20. 14. 8. 3.

*) Wer dieſen Brief zu entziffern wünſcht, dem erſpart es einige Mühe, wenn er weiß, daß die Nullen gar nichts bedeuten, daß 1 e, 2 l, 17 n auch v, 20 a, 5 ſ, 12 o, 15 t, 21 ſ, bezeichnet.

Bericht

Bericht von der Geburt und der Erziehung des unglücklichen Prinzen, der durch den Cardinal Richelieu und Mazarin der menſchlichen Geſellſchaft entzogen, und auf Befehl Ludwig XIV. eingekerkert ward.

„Der unglückliche Prinz, den ich bis gegen das Ende meines Lebens unter meiner Aufſicht erzogen habe, wurde gebohren den 5 Septbr. 1638 um halb neun Uhr Abends, während der König zu Abend ſpeiſte. Sein itzt regierender Bruder kam um die Mittagszeit zur Welt, da deſſen Vater bey der Tafel ſaß. Allein ſo glänzend und prachtvoll die Geburt des Königs war, ſo traurig und ſorgfältig verheimlicht war die ſeines Bruders. Denn ſo bald der königliche Vater von der Hebamme benachrichtiget ward, daß ſeine Gemahlin noch ein zweytes Kind zur Welt bringen werde, ſo ließ er den Kanzler, die Hebamme, den Großallmoſenier, den Beichtvater der Königin, und mich in ſeinem Zimmer, um Zeugen von dem zu ſeyn, was er nach der Geburt eines zweyten Kindes zu thun beſchloſſen hatte.“

„Schon ſeit langer Zeit war dem König prophezeyht worden, daß ſeine Gemahlin ihm zwey Söhne ſchenken würde. Denn es befanden ſich ſchon ſeit geraumer Zeit Hirten zu Paris, die dieſe ihre Auſſage auf eine göttliche Eingebung ſtützten, und ganz Paris ſah der Geburt zweyer Dauphins als dem Anfang der größten Staatszerrüttungen entgegen. Der Erzbiſchof

von

von Paris ließ die beyden Wahrſager zu St. Lazarus einſperren, weil der Pöbel durch ſie in Bewegung geſezt war – ein Umſtand der dem König viel Sorge und Furcht vor Unruhen im Lande verurſachte.“

„Nun erfolgte das wirklich, was durch die Wahrſager verkündigt war: ſey es, daß ſie die Zukunft aus der Conſtellation erfahren, oder daß die Vorſehung dem Könige das Unglück andeuten wollte, welches dem Lande bevorſtand. Der Cardinal, dem Sr. Majeſtät dieſe Prophezeyung hatte melden laſſen, antwortete, daß man ſich auf die Geburt zweyer Dauphins im voraus vorbereiten, und in dieſem gar nicht unmöglichen Falle das Daſeyn des andern ſorgfältig verhehlen müſſe, weil er dereinſt nach der Krone ſtreben, und ſeinen Bruder bekriegen könne, um eine zweyte Ligue im Staate zu errichten, und den Thron zu erlangen.

Der König ſchwebte in der peinlichſten Ungewißheit, während die Königin ächzte, und uns eine zweyte Niederkunft beſorgen ließ. Wir ſchickten zum König, der zu Boden ſinken wollte, da er merkte, daß er Vater zweyer Dauphins werden würde. Er habe, ſprach er zum Biſchof von Meaux, gebeten, der Königin beyzuſtehen: verlaßt meine Gemahlin nicht bis ſie entbunden iſt; mir iſt unausſprechlich Angſt. Gleich darauf ließ er uns zu ſich kommen, den Biſchoff von Meaux, den Kanzler, Herrn Honorat, Madame Peronète, die Hebamme, und mich und ſagte uns in Gegenwart der Königin, ſo daß ſie es vernehmen konnte, wir ſollten bey unſerm Leben ihm antworten, ob wir die Geburt des zweyten Prinzen ruchbar machen würden: ſein Wille ſey, ſie zu einem Staatsgeheimniß zu machen, um dem Uebel vorzubeugen, das daraus entſtehen könnte, da das Saliſche Geſetz für den Fall, wenn dem Könige zwey ältere Prinzen gebohren werden ſollten, nichts entſcheidet."

„Die Vorausſage traf ein, und die Königin kam während der Abendmahlzeit mit einem Prinzen nieder, der weit holder und ſchöner als ſein älterer Bruder war, und durch ſein unaufhörliches Aechzen und Schreyen gleichſam den Eintritt in ein Leben bereute, wo er künftig ſo viel Leiden zu erwarten hatte."

Der Kanzler ſetzte den Vorgang dieſer wunderbaren in unſrer Geſchichte einzigen Geburt auf. Nachher befand S. Majeſtät das erſte Protokol nicht für gut, verbrannte es in unſrer Gegenwart, und ließ es mehrere mahle verfertigen, bis er es nach ſeinem Sinne fand. Der Almoſenier that zwar Gegenvorſtellungen, indem er behauptete, daß die Geburt eines Prinzen nicht unterdrückt werden könne, der König aber ſchützte politiſche Urſachen vor, die ihn zu dieſem Unternehmen brächten."

„Hierauf mußten wir die Eydesformel unterzeichnen. Der Kanzler that es zuerſt, auf ihn folgte der Almoſenier, der Beichtvater der Königin, und dann ich. Auch der Chirurgus und die Hebamme unter-

ſchrie-

ſchrieben. Der König fügte ſie dem Protocoll bey, und nahm beide in Verwahrung, nach welcher Zeit ich nie etwas davon habe reden gehört. S. Majeſtät unterredeten ſich auch mit dem Hrn. Kanzler über die Endesformel, und ſprachen von dem Kardinal ſehr ungnädig. Das neugebohrne Kind wurde der Hebamme übertragen, deren Verſchwiegenheit man ſo wenig zutraute, daß man ihr bey Verluſt des Lebens anbefahl, kein Wort darüber zu ſprechen. Ja wir ſelbſt, die wir doch bey der Niederkunft zugegen geweſen waren, durften unter uns nie ein Wort von dem Kinde ſprechen.“

„Keiner von uns hat bisher ſeinen Eyd gebrochen. Der König befürchtete nachher nichts, als einen bürgerlichen Krieg, den beyde Brüder gegen einander erregen könnten, und der Kardinal vermehrte ſeine Furcht ſeitdem er ſich die Oberaufſicht über die Erziehung des Kindes anmaßte.“

„Auf königlichen Befehl mußten wir den unglücklichen Prinzen genau beſichtigen. Er hatte eine Warze über dem Ellenbogen, ein gelbliches Mahl an der rechten Seite des Halſes, und eine ſehr kleine Warze auf dem rechten Schenkel. Der König war nemlich aus guten Gründen entſchloſſen, dieſen Prinzen, den er unſrer Aufſicht überließ, als ſeinen Thronfolger zu erkennen, wenn der älteſte mit Tod abgehen ſollte. Deswegen forderte er auch unſre eigenhändige Unterſchrift unter den Acten, auf die er in unſrer Gegenwart ein kleines königliches Siegel drucken ließ, und die wir ſeinem Befehl zufolge unterzeichneten. Von dem fernern Schickſal der beyden Schäfer, die die Geburt des Kindes prophezeyt hatten, habe ich nie etwas ſprechen gehört, mich aber auch nicht weiter darum bekümmert. Der Herr Cardinal, der die Sorge für das Kind übernahm, wird ſchon im Stande geweſen ſeyn, ſie auf die Seite zu ſchaffen.“

„Was die frühere Geſchichte dieſes Prinzen anbetrifft, ſo behandelte Madame Peronette ihn wie ein gewöhnliches Kind, aber doch ſo, daß er für ein uneheliches Kind eines gewiſſen Großen ausgegeben ward; denn die Mühe, die ſie ſich mit ihm gab, und der Aufwand, den ſie für ihn machte, ließen in ihm den geliebten Sohn eines reichen Mannes vermuthen, der ihn noch nicht öffentlich dafür erklären wollte.“

„Als der Prinz ein wenig herangewachſen war, übertrug der Cardinal Mazarin, der für ſeine Erziehung ſorgen ſollte, nachher der Cardinal de Richelieu mir das Geſchäft, ihm, wiewohl nur insgeheim, eine königliche Erziehung zu geben. Madame Peronette bediente ihn bis an ihr Ende mit einem Eifer, den er durch eine noch größere Zärtlichkeit erwiederte. Er erhielt in meinem Hauſe einen Unterricht, ſo wie ihn ein königlicher Prinz, eines Königs Bruder, fordern kann.“

„Ich habe mit der Königin Mutter während der Unruhen in Frankreich häufige Unterredungen gehabt, und Ihre Majeſtät ſchienen zu fürchten, daß die Be-

kannt-

kanntmachung ſeiner Geburt bey Lebzeiten des andern Bruders, des jungen Königs, einigen Mißvergnügten Anlaß zu Empörungen geben möchte. Denn nach der Meynung mehrerer Aerzte wird dasjenige Zwillings-Kind, welches zuerſt empfangen war, zuletzt gebohren; folglich würde jener ſo lange rechtmäßiger König ſeyn, als dieſe Meynung von andern Aerzten noch nicht ausgemacht iſt.“

„Demohnerachtet konnte die Königin ſich doch nicht entſchließen, die ſchriftlichen Beweiſe von ſeiner Geburt zu vertilgen; weil ſie ihn, wenn der junge König ſterben ſollte, in die Rechte ſeines Bruders wollte treten laſſen, obgleich ſie noch ein andres Kind hatte. Sie verwahrte, wie ſie mir öfters geſagt hat, dieſe ſchriftlichen Beweiſe ſorgfältig in ihrem Schranke.“

Ich habe dem unglücklichen Prinzen eine Erziehung gegeben, wie ich ſie mir ſelbſt gewünſcht hätte. Fürſtenſöhne, die von ihrem Vater anerkannt ſind, könnten keine beſſere erhalten. Der einzige Vorwurf den ich mir machen kann, iſt dieſer, daß ich, wiewohl ohne mein Willen, die Urſache ſeines Unglucks ward. Er war nemlich 19 Jahr alt, als er ein ſonderbares Verlangen äußerte, zu wiſſen, wer er wäre. Ich zeigte mich entſchloſſen, ihm dieß Geheimniß zu verbergen und ward immer unbeweglicher, je mehr er mich mit ſeinen Bitten beſtürmte. Endlich entſchloß er ſich ſeine Neugierde zu verſtecken, und that, als ob er ſich für mein eignes, auſſer der Ehe erzeugtes Kind hielt. Ich ſagte ihm öſters, wenn wir allein waren, daß er ſich in dieſem Wahne trüge, ich bekämpfte aber ſeinen Wahn nicht weiter, den er vielleicht nur in der Abſicht annahm, um mich zur Sprache zu bringen. Ich ließ ihn in demſelben, und er beharrte dabey, mittlerweile er Mittel ſuchte, zu erfahren, wer er wäre.“

„So verſtrichen zwey Jahre, als eine Unvorſichtigkeit, die ich unglücklicher Weiſe begieng, und über die ich mir gerechte Vorwürfe mache, ihm ſeinen Stand entdeckte. Er wußte, daß unlängſt königliche Boten bey mir geweſen waren. Zum Unglück vergaß ich das Käſtchen mit den Briefen der Königin und des Kardinals zu verwahren. Er findt es, lieſt einen Theil, ſein guter Kopf läßt ihn den andern errathen, und in der Folge ſagte er mir, daß er den wichtigſten Brief, der über ſeine Geburt den deutlichſten Aufſchluß gebe, weggenommen habe.“

„Ich bemerkte, daß ſeine Freundſchaft, ſeine Achtung gegen mich, in der ich ihn erzogen hatte, durch Trotz und Eigenſinn unterbrochen ward, aber ich konnte noch nicht ſogleich auf die Quelle dieſer Veränderung kommen. Denn daß er meine Briefe ſollte durchſucht haben, fiel mir gar nicht ein. Auch hat er mir nie die Mittel, deren er ſich dazu bedient, geſtehen wollen. Vielleicht hat er dabey einige Arbeiter gebraucht, die er nicht hat verrathen wollen, oder er iſt auf eine andre Weiſe zu ſeinem Zwecke gelangt.“

„Einſt begieng er die Unbedachtſamkeit von mir die Gemählde des verſterbenen Königs Ludwigs XIII. und des izt regierenden Königs zu verlangen. Ich antwortete ihm, diejenigen, welche man habe, wären ſo ſchlecht, daß ich mich ſelbſt gedulden müßte, bis ein Künſtler beſſere Stücke lieferte.“

„Auf dieſe Antwort, die ihn nicht befriedigte, äuſſerte er den Wunſch, nach Dijon zu reiſen. Nachher erfuhr ich die Abſicht, die er dabey gehabt. Er wollte ein Gemälde des Königs ſehen, wollte an den Hof gehen, der ſich damals zu St. Jean de Lus, wegen der Hochzeit mit der Infantin, aufhielt, und ſeinen Bruder ins Auge faſſen, um zu erfahren, ob er Aehnlichkeit mit demſelben habe. Ich hatte ſeinen Entſchluß fortzureiſen entdeckt, und ich ließ ihn nun nicht ferner aus der Acht.

„Der junge Prinz war ſchön, wie die Liebe, und die Liebe verhalf ihm auch zu einem Bilde ſeines Bruders. Seit einigen Monaten hatte er eine von den Kammermädchen ſo ſehr nach ſeinem Geſchmacke gefunden, und ſie im Dienſt der Liebe ſo gut befriedigt, daß ſie ihm ein Gemählde des Königs zuſtellte, ohnerachtet ich allen Bedienten unterſagt hatte, ihm nichts ohne meine Erlaubniß zu geben. Der unglückliche Prinz erkannte ſich in dem Gemälde, und zwar um ſo viel mehr, da Ein Bild dem einen und andern dienen kann. Dieſer Anblick ſetzte ihn in eine ſolche Wuth, daß er zu mir lief, und in die Worte ausbrach: Sehen Sie hier meinen Bruder, und hier, (indem er einen Brief des Kardinal Mazarin, den er mir entwandt hatte, vorzeigte) wer ich bin.“

„Aus Furcht, er möchte mir heimlich entwiſchen, und bey dem Beylager des Königs erſcheinen, ſchickte ich an S. Majeſtät einen Boten mit der Nachricht von dem, was vorgefallen war, und ließ mir zugleich weitere Verhaltungsbefehle ausbitten. Die Befehle des Königs, welche der Cardinal überbrachte, beſtimmten uns beide zum Gefängniß, bis auf weitere Verfügung, und bedeuteten ihm, daß ſeine Anmaßungen die Urſache unſers beiderſeitigen Unglücks wären. Ich habe mit ihm in der Gefangenſchaft bis auf den Augenblick ausgeharrt, wo ich auf den Ausſpruch meines Richters im Himmel bald dieſe Welt zu verlaſſen hoffe. Ich muß zu meiner eigenen und meines Zöglings Beruhigung eine Art von Erklärung von mir geben, die ihm den Grund ſeines gegenwärtigen ſchimpflichen Zuſtandes aufdecken kann, wenn etwan der König ohne Erben ſterben ſollte. Kann ein gezwungener Eyd mich zur Geheimhaltung ſo beiſpielloſer Begebenheiten vermögen, die man doch nothwendig der Nachkommenſchaft überliefern ſollte?

Dieß iſt die Schrift welche der Herzog den Händen der Prinzeſſin anvertraute, und die bey Liebhabern ſonderbarer Vorfälle eine Menge von Unterſuchungen veranlaſſen muß. Man wird nemlich fragen, wer war der Hofmeiſter des Prinzen? War er aus Burgogne? wie weit lag ſein Gut von Dijon? Ganz gewiß war es ein merkwürdiger Mann, weil er ſich am Hofe Ludwigs XIV. aufhielt, und entweder vermittelſt ſeines Poſtens oder als ein Günſtling des Königs, der Königin, und des Cardinals Richelieu des innigſten Zutrauns gewürdiget ward. Kann uns das Adelsbuch von Burgoigne eine Perſon aus dieſer Provinz nennen, die nach Ludwig XIV. Hochzeit mit einem jungen ohngefähr zwanzigjährigen unbekannten Menſchen, überden ſie in ihrem Haus oder Schloſſe die Aufſicht führte, verſchwunden iſt? Warum führt jene Schrift, die beinahe hundert Jahre alt zu ſeyn ſcheint, nicht den Namen ihres Verfaſſers? Hat dieſer ſie vielleicht auf dem Sterbebette dictirt, ohne ſie unterzeichnen zu können?

Wie iſt ſie aus dem Gefängniß gekommen? — alles Unterſuchungen, zu denen ſie uns hinführt. Sie beſtättigt es nicht, daß der junge Prinz und der Mann mit der eiſernen Maſke eine Perſon ſeyn: aber alle jene Thatſachen paſſen dem Letztern, von dem wir einige Anecdoten kennen, ſo ſchön an, daß ſie die große Lücke dieſer Memoires auszufüllen, und uns ihren Anfang zu liefern ſcheinen. Ich will hier noch zur Vollſtändigkeit oder als Fortſetzung ſeiner Geſchichte die authentiſchen Nachrichten liefern, die ſich von der Zeit anheben, da er dem Cinq-Mars ausgeliefert ward; jedoch mit Uebergehung der gelehrten Fehden, die ſich daher entſpannen.

Die Memoiren des perſiſchen Hofes waren kaum ans Licht getreten, als unter den Gelehrten ein Streit über die Deutung dieſer Geheimniſſe entſtand. Voltaire, der Thatſachen anführte, ohne ſie zu erläutern, ohnerachtet er mehr als irgend jemand unterrichtet war, Saintfoix, der Pater Griffet, La Riviere, Linguet, La Grange chancel, der Abbé Papon, Palteau, M. De la Borde, mehrere Mitarbeiter an verſchiedenen Journalen, namentlich dem Journal de Paris, haben manche Anecdoten bekannt gemacht, von denen ich diejenigen, welche die mehreſte hiſtoriſche Gewißheit haben, ausheben, und mit veränderter Schrift ſolche Ausdrücke bezeichnen will, die mir in dieſem Gefangenen eine ſehr hohe Standsperſon, und das, was er wirklich war, anzudeuten ſcheinen.

Der erſte der ſeiner erwähnt, iſt der ungenannte Verfaſſer des perſiſchen Hofes. Er bringt einige zuverläßige Thatſachen vor, die man immer als glaubwürdig aufgenommen hat. Allein er trügt ſich in der Deutung, wenn er glaubt, daß der Mann mit der Maske der Graf de Vermandois geweſen — — —

„Dieſer Gefangene, ſpricht er, wurde dem Befehlshaber der Inſeln St. Margerite zugeſchickt, der ſchon im Voraus Befehl von Ludwig XIV. erhalten

erhalten hatte, ihn keinen Menſchen ſehen zu laſſen. Der Befehlshaber behandelte ſeinen Gefangenen mit der größten Achtung. Er bediente ihn ſelbſt, und nahm in der Thür des Vorzimmers den Köchinnen die Schüſſeln ab, ſo daß ihn keine je zu Geſichte bekam. Einſt grub der Prinz mit einem Meſſer ſeinen Namen auf den Rücken eines Tellers ein. Ein Sklave, dem der Teller in die Hände fiel, trug ihn zum Commendanten, in der Hoffnung ſich dadurch eine Belohnung zu verdienen. Statt deſſen aber wurde er auf der Stelle niedergemacht, um mit ihm ein Geheimniß von der größten Wichtigkeit zu begraben. Der Mann mit der Maſke blieb mehrere Jahre in dem Schloß auf der Inſel St. Margerite, bis der Befehlshaber derſelben zur Belohnung ſeiner treuen Dienſte zum Commendanten der Baſtille ernannt ward. Denn nun erforderte es die Klugheit, den Gefangenen nicht von einem Manne zu trennen, dem man ihn einmal anvertraut hatte. Ein andrer hätte vielleicht weniger treu, weniger pünctlich ſeyn können.

Man brauchte auf der Inſel ſowohl als in der Baſtille die Vorſicht, über den Prinzen eine Maſke zu werfen wenn man ihm, Krankheiten oder anderer Urſachen halber, fremde Menſchen zuführen mußte. Mehrere glaubwürdige Perſonen verſichern, ihn maskirt geſehen zu haben, und erzählen, daß er den Gouverneur geduzt, dieſer ihm hingegen mit aller nur erſinnlichen Hochachtung begegnet habe.

Einige Monate nach dem Tode des Cardinal Mazarin (ſagt Voltaire im Jahrhundert Ludwigs XIV. als dem zweyten Werk, wo er von dem Gefangenen ſpricht) ereignete ſich eine Begebenheit die ganz Beyſpiellos iſt, und durch den Umſtand, daß kein einziger Schriftſteller davon gewußt hat, nicht wenig befremdet. Man ſandte einen unbekannten Gefangenen, auf das Schloß der Inſel St. Margerete in dem Provencer See, und verfuhr dabey auf die Geheimnißvollſte Art."

„Der Marquis de Louvois beſuchte ihn auf der Inſel, ehe er von da weggeführt ward, ſprach mit ihm ſtehend, und äuſſerte eine Aufmerkſamkeit die von Hochachtung zeugte."

„Der Gouverneur ſetzte ſich ſelten in ſeiner Gegenwart."

„Daß er nie ſein Geſicht geſehen habe."

„M. de Chamillard war der letzte Miniſter, der dieß ſonderbare Geheimniß wußte."

„Chamillard antwortete ihm, daß dieß ein Staatsgeheimniß wäre, und daß er einen Eyd gethan, es nie zu entdecken."

„An einem andern Ort, wo von dem Fiſcher die Rede iſt, der dem Gouverneur etwas brachte, das der Gefangene in den Waſſergraben warf.

„Ich kann nicht leſen, antwortete der Fiſcher, ich hab es gefunden; kein Menſch hat es geſehen.“

„Nun geht, ſagte er, ihr ſeid glücklich, daß ihr nicht leſen könnt.“ u. ſ. ſ. „glaubenswürdig; der noch lebt.“

Der Verfaſſer des Jahrhunderts Ludwigs XIV. (ſagt nochmals Voltaire in den Melangen) „weil er von der Geſchichte ſehr gut unterrichtet war“ „wenn man ihn nicht in den Hof der Baſtille gehen, wenn man ihn nicht ohne Maske mit ſeinem Arzt ſprechen ließ, ſo iſt klar, daß man es aus Furcht that, ſeine Geſichtszüge möchten eine gewiſſe ſehr auffallende Aehnlichkeit verrathen.“

„Daß er glaubte 60 Jahr alt zu ſeyn“ „er kann davon weiter nichts ſagen.“

La Grange Macial iſt der dritte Geſchichtsſchreiber, der von dem auf der Inſel St. Margarite eingeſperrten Gefangenen, nachdem dieſer ſchon einige Zeit auf der Baſtille geſeſſen, Nachrichten ertheilt: er war auch im Stande ſich einige Notitzen hierüber zu verſchaffen.

„Mein Aufenthalt auf den Inſeln St. Margarite wo die Gefangenſchaft der eiſernen Maske, als ich dort ankam, nicht mehr ein Staatsgeheimniß war, hat mir gewiſſe beſondre Nachrichten verſchafft, die ein Geſchichtſchreiber, der ſorgfältiger als Voltaire in ſeinen Recherchen erzählt, ſo gut als ich, hätte wiſſen können, wenn er ſich die Mühe gegeben hätte, ſie einzuziehen.

Dieſe

Dieſe auſſerordentliche Begebenheit, die er in das Jahr 1661, einige Monate nach des Cardinals Mazarin Tode, verlegt, fällt erſt in das Jahr 1669. M. de la Mothe-Guerin, den ich als den Befehlshaber der Inſeln antraf, verſicherte mich, daß der Gefangene der Herzog von Beaufort geweſen, der bey der Belagerung von Candien ſollte geblieben ſeyn, deſſen Körper man aber nach allen damaligen Berichten nicht auffinden konnte. Er ſagte mir auch daß M. de S. Mars dem Gefangenen mit ſehr großer Achtung begegnet ſey, ihm immer ſelbſt mit ſilbernem Tiſchgeſchirr bedient, und zum öftern mit ſo koſtbaren Kleidungsſtücken verſehen habe, als er nur zu verlangen ſchien. War er eines Arztes oder Chirurgi benöthigt, ſo durfte er ohne Lebensgefahr zu beſorgen in ihrer Gegenwart nicht anders als mit der eiſernen Maſke erſcheinen.

Zum Zeitvertreib in einſamen Stunden raufte er ſich mit einer ſehr artigen Zange von hellglänzendem Stahle den Bart aus. Ich habe eine dergleichen bey dem Herrn Beaumanoir geſehen, einem Neffen des St. Mars, und Lieutenant einer Freycompagnie die zur Bewachung der Gefangenen diente. Als St. Mars mit ſeinem Gefangenen auf die Baſtille abgieng, ſoll dieſer, wie mich mehrere verſicherten, zu ſeinem Begleiter geſagt haben: „Will mir der König ans Leben kommen? Nein, mein Prinz, verſetzte St. Mars, euer Leben iſt in Sicherheit; ihr dürft weiter nichts als ruhig folgen.“

Ein gewiſſer Dubuiſſon, Kaſſenverwalter des berüchtigten Samuel Bernard, wurde von der Baſtille, wo er einige Jahre geſeſſen hatte, auf die Inſeln St. Margarite gebracht. Er erhielt mit einigen andern Gefangenen ein Zimmer, das gerade über dem ſtand, wo ſich jener Unbekannte aufhielt. Hier konnten ſie ſich vermittelſt der Kaminröhre mit einander unterhalten, und fragten ihn einſt, warum er durchaus ſeinen Namen und ſeine Geſchichte verheimliche „wenn ich ſie entdeckte, erwiederte er, ſo würde es mir, und denen, die das Geheimniß erfahren haben, das Leben koſten.“

Da nun heut zu Tage der Name und der Stand dieſes Opfers der Policey kein Geheimniß mehr iſt, bei dem ſich der Staat intereſſirt; und ich es mir jetzt zum Geſchäffte mache, dem Publiko das, was ich hierüber in Erfahrung gebracht, mitzutheilen; ſo glaub ich nicht unrecht zu thun, wenn ich die Gedanken, die ſich jeder nach ſeinem Kopfe bildet, auf die Treue eines Schriftſtellers richte, der in dem größten Theil ſeiner Schriften, ſelbſt in dem Leben Carls XII. ſich der Kunſt bedient, dem Wunderbaren einen Anſtrich von Klarheit zu geben, und der ſich eben dadurch vielen Ruhm und Bewunderung zugezogen hat.

Auch Abbe Papon, ſpricht ſo von dem Mann mit der eiſernen Maſke, deſſen Gefängniß er beſucht hat.

„Gegen Ende des letzten Jahrhunderts wurde der berühmte Gefangene mit der eiſernen Maske, deſſen

Na-

Namen man vielleicht niemals erfahren wird, auf die Inſel St. Margarete gebracht. Er wurde nur von wenigen Perſonen bedient, die die Freyheit hatten, mit ihm zu reden. Einſt unterhielt ſich Mr. St. Mars mit ihm auſſerhalb dem Zimmer in einer Art von Vorſal, wo er jeden, der da kam, von ferne erblicken konnte. Der Sohn eines ſeiner Freunde kömmt herzu, und nähert ſich dem Orte, wo er die Stimmen hört. Kaum bemerkt ihn der Gouverneur, ſo ſchließt er den Augenblick das Zimmer zu, ſtürzt haſtig auf den jungen Menſchen, und frägt ihn ängſtlich, ob er etwas verſtanden habe. Dieſer verſicherte ihn, daß er kein Wort verſtanden habe, mußte aber doch denſelben Tag wieder abreiſen. Zugleich ſchrieb St. Mars ſeinem Freunde, daß dieſer Umſtand ſeinen Sohn hätte unglücklich machen können, und daß er ihn bloß aus Beſorgniß einer nochmaligen Unvorſichtigkeit zurückſchicke.

Aus Neugierde beſuchte ich den 2ten Febr. 1778 das Zimmer dieſes unglücklichen Gefangenen. Es erhält ſein Licht durch ein einziges Fenſter, das auf der Nordſeite ſteht, durch eine dicke, ſtarke Mauer gebrochen, und mit drey gleich weit von einander ſtehenden Gittern verſehen iſt. Man erhält durch daſſelbe die Ausſicht auf die See. Ich fand in der Citadelle einen 79 jährigen Offizier von der Freykompagnie, der mir ſagte, daß ſein Vater unter eben der Compagnie geſtanden, und ihm mehreremahlen folgende Begebenheit erzählt habe: Ein Frater Barbirgeſelle bemerkte einſt unter dem Fenſter des Gefangenen etwas Weißes über

dem

dem Waſſer flattern. Er nahms und brachte es dem H. St. Mars. Es war ein ſehr feines Hembd, das äußerſt nachläßig zuſammengelegt, und von einem Ende bis zum andern beſchrieben war.

M. de St. Mars ſchlug es aus einander, laß einige Zeilen, und fragte den Ueberbringer mit äußerſter Beſtürzung, ob er nichts von dem geleſen habe. Der Menſch betheuerte mehreremahle, daß er nichts geleſen: jedoch zwey Tage nachher fand man ihn todt im Bette. Dieſen Umſtand hat der Offizier von ſeinem Vater, und dem damahligen Almoſenier des Forts ſo oft erzählen gehört, daß er ihn als ganz unwiderleglich anſah. Nicht minder gewiß ſcheint mir das folgende nach den Zeugniſſen, die ich an Ort und Stelle, und in dem Kloſter de Lerins, wo dieſe Nachricht ſich erhalten, geſammelt habe.

Man ſuchte eine Weibsperſon zur Aufwartung für den Gefangenen. Eine Frau aus dem Dorfe Mongin erbot ſich hiezu, in der Hoffnung, dadurch das Glück ihrer Kinder zu machen. Als man ihr aber ſagte, daß ſie dieſe nie wieder ſehen, und aus aller menſchlichen Geſellſchaft treten würde, ſo nohm ſie ihren Entſchluß wieder zurück. Auch den Umſtand muß ich noch erwähnen, daß man auf beiden äuſſerſten Seiten des Forts nach der See hin zwei Schildwachen ausgeſtellt hatte, die auf jedes Fahrzeug, das in einer gewiſſen Entfernung zu nahe kam, ſchießen mußten.

Die Perſon, welche den Gefangenen bediente, ſtarb auf der Inſel St. Margarite. Der Bruder des Offiziers, deſſen ich vorhin erwähnte, und der in gewiſſen Dingen ſein Vertrauter war, hat ſeinem Sohn öfters erzählt, daß jener um Mitternacht im Gefängniß geſtorben ſey, und er ihn auf den Schultern an die Begräbnißſtelle getragen habe; er ſey damals der Meinung geweſen, der Verſtorbene wäre der Gefangene ſelbſt: allein dieß war, wie ich eben geſagt, die Perſon die ihn bedient hatte, und an deſſen Stelle man jetzt ein Frauenzimmer haben wollte.

Im Jahr 1698, wo St. Mars den Gefangenen auf die Baſtille brachte, kehrte er mit ihm auf ſein Landgut de Palteau ein. Um Voltairen zu widerſprechen, der von dieſem Gefangenen geſchrieben hatte, bat ſich Freron die Anecdoten vom Herrn von Palteau aus, der im folgenden Briefe antwortete, welchen man im Année Litteraire vom Monat Junius 1768 finden kann.

— — — ich habe nie ſagen hören, daß er eine fremde Ausſprache gehabt.

Du Jonca, Lieutenant des Königs, trug in nachfolgenden Ausdrücken die Ankunft des Gefangenen in die Jahrbücher der Baſtille ein. Der Jeſuit Griffet hat zuerſt dieſe beiden ſonderbaren Fragmente bekannt gemacht und ſie aus den Papieren eines Schloſſes gezogen, aus dem noch nie ein Papier gekommen iſt — allein er war Beichtvater in der Baſtille, und die Jeſuiten niten und der Commendant dieſer Feſtung mögen wohl ihre guten Urſachen gehabt haben, warum ſie dieſe Anecdoten ans Licht zogen.

Donnerſtag den 8 Septbr. 1698. der benannte du Jonca.

Um drey Uhr nach Mittag betrat M. de St. Mars zum erſten mahl die Baſtille als Commendant. Er kam von den Inſeln St. Margarete und St. Honorat, und führte in ſeiner Sänfte einen alten Gefangenen, den er zu Pignerol gehabt hatte, deſſen Name aber verſchwiegen bleibt. Dieſer trug beſtändig eine Maſke, und wurde ſogleich in den Thurm de la Batliniere gebracht, aus dem ich ihn um neun Uhr Abends in die dritte Stube des Thurms de la Bertaudiere brachte, die ich ſchon vor ſeiner Ankunft auf Befehl des M. de St. Mars mit allem nöthigen Hausrath verſehen hatte.

Als ich ihn hinbrachte, begleitete mich M. de Jonca du Sieur Roſarges, den M. de St. Mars mit ſich gebracht hatte, um den Gefangenen, den er unterhielt, zu bedienen."

Linguet hat uns die letzten Anecdoten über den Mann mit der eiſernen Maske geliefert. Sein langer Aufenthalt in der Baſtille und ſeine Bekanntſchaft mit den älteſten Officieren oder Bedienten der Veſtung verſchaffte ihm dieſelben. Er gab ſeine Aufſätze dem Herrn de la Borde, der ſie in ein kleines Werk, das er über den Mann mit der Maſke ſchrieb, folgendermaßen einrückte.

1. Der Gefangene trug eine Maſke von Sammet, nicht aber von Eiſen, wenigſtens während ſeines Aufenthaltes in der Baſtille.

2. Der Commendant ſelbſt bediente ihn, und nahm ihm ſeine Wäſche ab.

3. Er hatte die gemeſſenſten Befehle, wenn er zur Meſſe gieng, kein Wort zu reden, oder ſeine Figur zu zeigen; widrigenfals hatten die Invaliden Ordre auf ihn zu ſchießen, zu welchem Endzweck ihre Flinten ſcharf geladen waren. Auch er ſelbſt gab ſich alle Mühe ſtill zu bleiben, und ſich nicht zu verrathen.

4. Nach ſeinem Tode verbrannte man alle Möbels, deren er ſich bedient hatte, man riß den Boden in der Stube auf, nahm die Decke ab, durchſuchte alle Ecken und Winkel, jeden Platz wo Papier oder Leinwand ſich verbergen könnte, kurz man wollte wiſſen, ob er irgend etwas zurückgelaſſen habe, das ſeinen Stand verrathen könnte. Linguet verſicherte mich, daß es in der Baſtille noch Menſchen gebe, die dieß von ihren Vätern gehört, welche alte Bediente in der Baſtille geweſen, und den Mann mit der eiſernen Maſke geſehen hatten.

Dieſer unglückliche Gefangene ſtarb nach einem langen Leiden im Jahr 1703 in der Baſtille, wo er fünf Jahre zwei Monathe geweſen war, und derſelbe der ſeine Ankunft eingezeichnet hatte, zeichnete auch ſei-

nen

nen Tod in das Buch der Geſangenen unter folgenden Ausdrücken ein.

Montag den 19ten Novembr. 1703.

Der unbekannte Geſangene, der immer eine Maſke von ſchwarzem Sammet trug, den M. de St. Mars von der Inſel St. Margarete, wo er lange Befehlshaber geweſen war, mitgebracht hatte, fiel geſtern nach geendigter Meſſe in eine kleine Unpäßlichkeit, und verſchied heute um 6 Uhr Abends, ohne eine ſchwere Krankheit gehabt zu haben: ſie hatte vielmehr gar nichts zu bedeuten. M. Guiraut, unſer Almoſenier, hörte ihm geſtern die Beicht. Der Tod überraſchte ihn, ehe er die Sacramente nehmen konnte. Unſer Almoſenier hat ihm noch kurz vor ſeinem Ende zugeſprochen. Er wurde Dienſtag den 20 November um 4 Uhr Nachmittags, im Kirchhof von St. Paul, unſrer Pfarrkirche, beerdigt. Sein Begräbniß koſtete 40 Livres.

Sein Name und Alter blieb auch den Prieſtern dieſer Kirche ein Geheimniß, und man findet ſeine Beerdigung in dem Kirchenbuch unter folgenden Ausdrücken, die ich ſelbſt ausgezogen habe, angemerkt.

„Im Jahr tauſend ſiebenhundert und drey, den neunzehnten November, ſtarb Marchialy, ohngefehr 45 Jahr alt, in der Baſtille, deſſen Leichnam in dem Kirchhof von St. Paul den 20ſten dieſes beerdigt ward, und zwar in Gegenwart des M. Roſarges, Major, und des Monſieur Reilh, Chirurgien Major der Baſtille, die dieß unterzeichnet haben.

Roſarges, Reilh.

Auch das iſt ausgemacht, daß man nach ſeinem Tode überhaupt alles verbrennen mußte, was zu ſeinem Gebrauch gedient hatte, Wäſche, Kleider, Matratzen, Decken, ſelbſt die Thüren ſeines Gefängniſſes, Bettſtelle, und Stühle. Sein Silbergeräthe wurde umgeſchmolzen; die Wände ſeines Wohnzimmers von neuem ausgeweißet, ja man trieb die Vorſichtigkeit ſo weit, daß man ſogar die Glasſcheiben zerbrach. Ohne Zweifel fürchtete man, er möchte einige Zettel verſteckt, oder Zeichen gemacht haben, die ſeine wahre Geſchichte verriethen.

Alle dieſe hiſtoriſchen Bruchſtücke und Bemerkungen überlaß ich dem Urtheile der Sachverſtändigen. So viel aber wird immer wahr bleiben, daß der Mann eine Perſon von hohem Stande geweſen; daß die äuſſerſte Sorgfalt, mit der man ſeine Perſon vor den Augen der übrigen verbarg, auf eine große Gefahr hindeute, die zu befürchten wäre, wenn er erkannt würde; daß man blos aus ſeinem Geſichte habe ſchließen können, wer er wäre; daß er bey ſich ſelbſt mehr das Verlangen, ſich zu entdecken, als zu entfliehen, genährt; daß um die Zeit, da Mazarin ſtarb, kein Prinz in Frankreich plötzlich verſchwunden ſey, der

Ge

Gefangene alſo zwar eine wichtige aber damals unbekannte Perſon geweſen, und daß dem Miniſter daran ſehr viel habe liegen müſſen, ſeinen Namen nicht bekannt werden zu laſſen, weil er den Befehl ertheilt, auf ihn zu ſchießen ſo bald er ſich zu erkennen geben würde.

Ferner erhellt — und dieſe Bemerkungen ſind ſehr auffallend — daß überall, wo ſich dieſer Unglückliche befand, auf der Inſel, auf der Reiſe, in Paris, ſeine Geſtalt nie geſehen werden durfte.

Sein Geſicht hätte alſo in ganz Frankreich das Geheimniß des Hofes verrathen können. Endlich iſt noch zu bemerken daß der Befehl ſich zu verhüllen, von Mazarins Tode an, bis an ſein eignes Ende fortdauerte, und die Regierung ihre Vorſicht ſo weit trieb, daß ſie ſein Geſicht nach dem Tode entſtellte, oder, wie andre ſagen, ihn ohne Kopf begraben ließ.

Sein Geſicht konnte ihn alſo ein halbes Jahrhundert hindurch und von einer Grenze Frankreichs bis zur andern verrathen. Man hatte alſo, ein halbes Jahrhundert lang, in Frankreich eine merkwürdiges an allen Orten des Landes bekanntes Haupt, das mit dem Gefangenen, ſeinem Zeitgenoſſen eine auffallende Aehnlichkeit beſaß. Und wer anders ſollte jener ſeyn als Ludwig XIV, der Zwillingsbruder des letztern, der eben dadurch, daß er ihm ähnlich ſah, ſo ſehr gefürchtet ward? Das Staatsgeheimniß, oder vielmehr das Verbrechen Ludwigs des XIV. ſcheint demnach offen da zu liegen, und nur noch ein Zweifel bleibt übrig, ob es nemlich wahrſcheinlich ſey, daß man ſelbſt den Befehlshabern der Staatsgefängniſſe die gemeſſene Ordre gegeben habe, einen ſo großen Prinzen mit kaltem Blute zu ermorden, wenn er ſein Geheimniß entdeckte. Dieſe Unmenſchlichkeit läßt ſich nicht mit andern trefflichen Zügen aus dem Character Ludwigs XIV. zuſammenreimen.

— Indeß war doch, nach dem einſtimmigen Zeugniß aller derer, die von dem Gefangenen ſprechen, jener Befehl gegeben.

Ludwig XV. zeigte ſich weit menſchlicher als Ludwig XIV. Er würde ihn gewiß beym Antritt ſeiner Regierung in Freyheit geſetzt haben, wenn er noch um die Zeit gelebt hätte. Er lag dem Herzog von Orleans häufig an, ihm die Geſchichte des Mannes zu entdecken, erhielt aber beſtändig zur Antwort, daß dieß nicht eher geſchehen könne, als bis er aufgehört, unter der Vormundſchaft zu ſtehen. Noch den Tag vorher, ehe er für volljährig erklärt ward, fragte ihn der König, ob es denn ein wirkliches Staatsgeheimniß wäre." Ja Sire, erwiederte dieſer in einer zahlreichen Verſammlung, ich würde meine Pflicht übertreten, wenn ich es Ihnen heute eröffnen ſollte; aber morgen bin ich ſchuldig auf alle Fragen zu antworten, die ſie mir vorlegen."

Den folgenden Tag zog ihn der König in Gegenwart ſeines Hofes bey Seite, um von ihm das Geheimniß zu erfahren. Aller Augen waren auf ihn gerichtet,

richtet, und man merkte deutlich, daß das Geſpräch den jungen Monarchen angriff. Die Hofleute konnten nichts verſtehen, aber beym Weggehen ſagte der König mit lauter Stimme: Wahrhaftig, wenn er noch lebte, ich würde ihm die Freyheit ſchenken. Ludwig XV bewahrte das Geheimniß weit ſorgſältiger auf, als der Herzog von Orleans. Der Jeſuit Griffet und Saint-Foix brachten die Frage über dieſen unbekannten Gefangenen in ihren ſehr geleſenen Schriften wieder in Anregung, und jeder widerlegte des andern Meynung. Der König hatte eben Griffels Schrift in der Hand, als ihm in Gegenwart mehrerer Hofleute dieſe Worte entfuhren: mögen ſie immerhin ſtreiten; bis jetzt hat noch keiner die Wahrheit getroffen.

Der Dauphin, Vater Ludwigs XIV. bat den verſtorbenen König oft um die Geſchichte dieſes berühmten Gefangenen „es iſt gut, antwortete dieſer, daß ihr ſie nicht wißt, ſie würde euch vielen Kummer verurſachen.

Ludwig XV. pflegte ſich mit M. de la Borde, ſeinem erſten Kammerdiener, bisweilen über verſchiedene Gegenſtände aus der Geſchichte, Literatur, und den ſchönen Künſten zu unterhalten. Einſt fiel das Geſpräch auf den Mann mit der eiſernen Maſke. „Ihr wünſchtet wohl, ſagte der König, von mir einigen Aufſchluß. Ihr wißt davon nichts mehr als alle andre. Aber ihr könnt gewiß glauben, daß dieſer Unglückliche keinen Menſchen am Hofe beleidigt, und niemals Weib oder Kind gehabt hat.“

Eben dieſelbe Zurückhaltung bewies Ludwig XV. auch gegen die Pompadour, und ſeine andren Geliebten. Sie quälten ihn vergebens mit der Bitte, ihre Neugierde zu befriedigen: er ſah es ſelbſt ungerne, daß man nur die Frage an ihn that.

Ich ſchließe mit der Bemerkung, daß der Geſchmack des Gefangenen an ſehr feiner Wäſche, mit der ihn die Gemalin des St. Mars verſorgte nothwendig von ſeiner eingezogenen Lebensart herrührte. Mangel an Veränderung der Luft, und an Bewegung, der Zwang im Genuß der Sinnlichkeit, brachten in ſeinen Organen jene auſſerordentliche Empfindlichkeit hervor, die man nur bey Mönchen, jungen weichlich erzogenen Menſchen, und zärtlichen Weibern antrifft. Durch die beſtändige Ruhe des Körpers häuft ſich das Blut in den äußern Theilen deſſelben an. Die Haut welche ihn zu oberſt umgiebt wird dadurch reitzbar, das Gefühl erhöht, die Empfindlichkeit verſtärkt, und der Eindruck äußerer Gegenſtände wirkt durch ein ſo zartes Blut weit fühlbarer. Menſchen hingegen die an Reiſen oder ſtarke Leibesübungen gewohnt ſind, Landleute, und ſolche die ſich mit ſchweren Arbeiten beſchäfftigen, ſind für die Eindrücke äuſſerer Gegenſtände weniger empfänglich. Man darf ſich alſo nicht wundern, daß dieſer Prinz, der von Jugend auf eingeſperrt war, der weder den Gebrauch ſeiner Füße, noch die Wirkungen einer freyen Luft

Luft, oder freye Leibesbewegungen kannte, eine ſo äuſerſt zarte Haut beſaß, die ihm das Tragen der feinen Leinwand zu einem wahren Bedürfniß machte.

Dieß iſt alles, was ich über jene merkwürdige Perſon zuſammentragen konnte. Ich wünſche nur noch, daß man alle möglichen Unterſuchungen anſtelle, um den Namen ihres Erziehers zu erforſchen, und in den Archiven das Protocoll der Geburt Ludwigs XIV. aufzufinden ſich bemühe. Sollte nicht die Rechnungskammer oder die Bibliothek des Königs dieſes Actenſtück enthalten? Wenigſtens verdient der von mir bekannt gemachte Aufſatz alle Aufmerkſamkeit des Critiſchen Forſchers. Sollten neuere Entdeckungen es beſtätigen, daß der Gefangene kein andrer als ein Zwillingsbruder Ludwigs XIV. geweſen, ſo würden ſie zugleich das Andenken dieſes vorzüglichen Mannes, der ſo lange ein Gegenſtand der allgemeinen Neugierde war, allen Einwohnern theurer und werther machen, und die willkührlichen Befehle der Miniſter und Tyrannen mit deſto größerer Schande brandmarken. *)

---

*) Vergleicht man die hier vorgetragene Vermuthung mit dem hiſtoriſchen Charakter der dabey handelnden Perſonen, ſo ſcheint ſie dadurch einen Grad von Wahrſcheinlichkeit mehr zu erhalten. Der ganze Vorgang iſt überhaupt aus zwei Handlungen zuſammengeſetzt, von denen die Eine, wo nicht ganz zu billigen, doch gewiß durch die erheblichſten Gründe zu entſchuldigen iſt, die andre hingegen vor keinem Tribunal gerechtfertigt werden kann. Den Entſchluß, dem Einen der beiden Zwillingsbrüder ſeine Geburt zu ver-

heimlichen, konnte dem Monarchen, der ihn faßte, nur eine aufrichtige Sorgfalt für das Beſte des Staats diktiren, da für ein neugebohrnes und gegen ein ungebohrnes Kind keine Partheilichkeit ſtatt finden kann. Und das Mittel, welches er dazu erwählte, beſtätigt dieß noch mehr, indem es vielleicht das Einzige iſt, bey welchem ſich die Gerechtigkeit gegen den Prinzen, welchen man beraubte, mit der Gerechtigkeit gegen den Staat noch einigermaaßen vereinigen ließ. Denn dem Prinzen geſchah dadurch die wenigſtmögliche Gewalt; er wurde zu einem glücklichen Loos in der Geſellſchaft, ja ſogar für eine königliche Beſtimmung erzogen. Wenn ihm in der Folge der Tod ſeines ältern Bruders den Weg zu dem Thron geöffnet hätte, ſo hätte ihm dieſe Unwiſſenheit ſeines Standes eher genutzt als geſchadet, und er würde in alle ſeine Rechte wieder eingetreten ſeyn, ohne durch den bisherigen Irrthum über ſich ſelbſt das geringſte verloren zu haben, was ihn zu dem ganzen Genuß derſelben fähig machen konnte. Ob die Uebel wirklich zu erwarten waren, denen man durch dieſen ſonderbaren Ausweg vorbeugen wollte, dürfte ſchwerlich einem Streit unterworfen ſeyn; wohl aber, ob das Entſchiedenſte Beſte des Staats zur Rechtfertigung dienen könne, gegen ein einzelnes Glied deſſelben gewaltthätig zu verfahren? Der unwiderſprechliche Nutzen des Staats würde es nicht entſchuldigen, dem geringſten Bürger ein Recht zu entziehen, woran er als Menſch Anſpruch machen kann, und wenn Millionen Beyſpiele das Gegentheil zeigen, ſo handelte in dieſen Fällen der Staat der ſtärkere gegen den ſchwächern, d. i. nach der Gewalt und nicht nach dem Rechte. Aber der Staat ſollte es nie vergeſſen daß er ſelbſt nur ein Mittel zu dem Zwecke ſeiner Glieder iſt (der in dem Genuß ihrer Rechte beſteht) und daß der Zweck nie ſeinem Mittel darf aufgeopfert werden. Eine ſchreyende Gewaltthätigkeit wäre es demnach geweſen, wenn an dieſem Zwillingslingsbruder Ludwigs XIV. die Fähigkeit entzogen hätte ein glücklicher nehmlich ein vortreflicher Menſch zu werden — wenn man ſeinen Geiſt in einer Jeſuiterſchule verſtümmelt, ſeinen Körper durch eine weichliche Erziehung zu Grunde gerichtet hätte, und kein noch ſo groſſer Vortheil des Staats würde eine ſolche Gewaltthätigkeit entſchuldigt haben. Aber — ganz anders iſt es mit einer Krone. Das Recht an dieſe hatte er nur von dem Staat und was allein der Staat geben kann, kann um der Wohlfahrt des Staats willen auch genommen werden. Die Erblichkeit der Kronen ſo wie alle übrigen Würden iſt nicht um des Prinzen willen, der ſie trägt, ſondern um des Staats willen eingeführt — und man müßte annehmen, daß die Unterthanen um ihrer Beherrſcher willen da ſeyn, wenn man von der politiſchen Geſellſchaft verlangen wollte, ihre Wohlfahrt lieber in die unvermeidlichſte Gefahr zu ſetzen, als einem einzelnen Bürger ein Recht zu entziehen, das ſie ihm nur um ihrer eigenen Wohlfarth willen verliehen hat.

Aber weder das natürliche noch irgend ein poſitives Recht und die verabſcheuungswürdige Gewaltthätigkeit rechtfertigen, welche man nach Entdeckung ſeiner Geburt über dieſen unglücklichen Prinzen verhängte. Das erſte Urtheil entzog ihm bloß ein konventionelles und bedingtes Recht, das zweyte beraubte ihn ſeiner heiligſten Menſchenrechte. Von dieſen zwey ganz verſchiedenen Theilen und Epochen dieſer Begebenheit kommt die unſchuldige auf Rechnung Ludwigs XIII. und die abſcheuliche auf Rechnung Ludwig des Großen. Die Erſte liegt ganz im Karakter eines ſcrupuloſen, gewiſſenhaften, beſorglichen Fürſten; die zweyte ganz im Karacter jenes Ehrgeizigen, der die Löcher der Baſtille mit zahlloſen Schlachtopfern ſeiner Herrſchbegierde, ſeines Deſpotismus angefüllt hat. Der hiſtoriſchen Wahrſcheinlichkeit geſchieht alſo von dieſer Seite nicht

nicht die geringſte Gewalt, wenn man die Gründe des Verfaſſers für ſeine Hypotheſe ſonſt für bindig halten will. Es wäre zu wünſchen, daß ein volles Licht über dieſe Muthmaßung verbreitet wäre, um den dionyſiſchen Dolch zu wiſſen, der ſo lange Zeit über dem Haupte Ludwigs XIV. gehangen hätte.

VI.

Eine Mohrin.

auch ein Geheimniß aus Ludwig XIV Regierung.

(aus den Memoires des Herzogs von S. Simon)

In Moret, einer kleinen Stadt, nahe bei Fontainebleau war ein kleines Kloſter, wo eine unbekannte Mohrin eingekleidet wurde, die man niemanden ſehn ließ. Bontemps, Gouverneur von Verſailles, der alle geheimen Hausgeſchäffte des Königs beſorgte, hatte ſie ganz jung dahin gebracht; die Mitgabe, die er bezahlte, war anſehnlich, und er fuhr fort ein ſtarkes Koſtgeld jährlich für ſie zu erlegen. Auch trug er Sorge, daß ihr keine von den Annehmlichkeiten, die ſie wünſchen konnte, abgieng, und von alle dem, was man bey einer Nonne für Ueberfluß halten kann, wurde ihr nichts verweigert. Die Königinn, und nach ihr die Frau von Maintenon, beſuchten das Kloſter ſehr oft, wenn ſie in Fontainebleau waren, und ließen ſich den Wohlſtand deſſelben ſehr angelegen ſeyn. Unmittelbar zwar richtete keine von beiden ihre Sorgfalt auf dieſe Mohrin. Oft ſahen

hen ſie, ſie nicht einmal, wenn ſie das Kloſter beſuchten, aber immer erkundigten ſie ſich mit Neugierde nach ihrer Geſundheit, ihrem Betragen, und nach dem der Aebtiſſinn gegen ſie. Obgleich niemand von bekanntem Nahmen in dieſem Kloſter war, ſo beſuchte es doch Monſeigneur zuweilen, auch ſeine Kinder die Prinzen, und wer dahin kam, ſah die Mohrin oder fragte nach ihr. Sie war in ihrem Kloſter mehr geachtet als die übrigen, und wußte ſich viel mit der Sorgfalt, die man für ſie hatte, und dem Geheimniß das man daraus machte. Sie lebte ſehr fromm, aber man merkte es wohl, daß ſie dieſem Rufe nicht ganz aus freiem Willen gefolgt war. Als ſie einsmal Monſeigneur in dem nahgelegenen Walde jagen hörte, ſo warf ſie ganz nachläßig dieſe Worte hin: „Mein Bruder jagt."

Man giebt vor, daß ſie ſich oft ſehr hochmüthig zu betragen pflegte. Als eines Tages Frau von Maintenon auf eine Anklage der Aebtiſſinn zu ihr gekommen, um ihr Geſinnungen einzuflößen die der geiſtlichen Demuth mehr angemeſſen wären, und ihr unter andern zu verſtehn gegeben, ſie wäre das nicht, was ſie zu ſeyn ſich einbildete" ſo ſoll ſie dieſer zur Antwort gegeben haben „Wäre ich es nicht, ſo würden ſie ſich nicht die Mühe geben, mir es zu ſagen" dieſe Nachrichten haben muthmaßen laſſen, daß ſie eine Tochter des Königs, und der Königinn wäre, daß man ſie ihrer Farbe wegen verborgen gehalten, und die Nachricht ausgebreitet habe, die Königinn habe ein todes Kind gebohren.

Mademoiſelle erzählt, daß Marie Thereſe ſich ganz von einer Spaniſchen Kammerfrau, mit Nahmen Molina habe leiten laſſen; daß ſie nichts gut fand als was dieſe zubereitet hatte: für eine andre Spaniern Philippa, habe ſie viel Zärtlichkeit gehabt, dieſe habe man in dem Pallaſt ihres Vaters als ein Kind gefunden. Auch habe ſie eine Zwergin, die faſt ſo ſchwarz als eine Mohrin war, bey ſich gehabt, die ihr ſehr gefallen habe. Auf dieſen bizarren Geſchmack wurde nachher dieſer Argwohn gegrundet; dieſer eigne Geſchmack eine unförmliche Mohrin, wie Mademoiſelle ſie nennt, immer vor Augen zu haben, läßt wenigſtens muthmaßen, daß Maria Thereſe nicht delikat genug war, ihre Blicke von Gegenſtänden wegzuwenden, die ſich eine Frau verſagen ſollte; daß ſie dieſe Blicke vielleicht zu ſehr auf die Neger gerichtet habe, die die Fortſchritte des Seehandels anfiengen in Frankreich ſehr gewöhnlich zu machen, und daß daher vielleicht die Farbe dieſer Unglücklichen gekommen, die man in einem Kloſter verbergen mußte.*)

---

*) Die gedruckten Memoires von St. Simon erwähnen eines Bilds dieſer Mohrin. Es könnte ſeyn daß es daſſelbe iſt, daß man in dem Cabinet von St. Genevefa in Paris ſieht.

Übers. [illegible] der Nied[illegible]
[illegible] 18. [illegible]

VII. ✓

Belagerung
der Johanniter in Rhodus durch die Türken.

Der Orden war durch den Tod des Großmeiſters ſeines Oberhaupts beraubt. Andreas von Amaral, Kanzler des Ordens und Großprior von Kaſtilien, glaubte ſich dieſe Würde, als ein unbedingtes Recht anmaaßen zu dürfen, und ſuchte ſeine Anſprüche geltend zu machen. Die Art aber mit der er es that, der unerträgliche Stolz und die herabwürdigende Verachtung, mit welcher er ſeinen Nebenbuhlern begegnete, zogen ihm den Haß des ganzen Ordens und den Verluſt einer Würde zu, die er mit Gewalt an ſich reiſen wollte. Philipp v. Villiers, von der Inſel Adam, Armenpfleger und Großprior von Frankreich, war der würdige Mann, den der Orden bei ſeiner Wahl ins Auge faßte. Seine bewundernswürdige Geſchicklichkeit in großen Unternehmungen, ſein biedrer, offener Karakter, der unverkennbar aus allen ſeinen Handlungen hervorleuchtete, hatten ihm die unbe-

grenz-

grenzte Achtung der ſämmtlichen Ritter erworben, und von dieſer geleitet, legten ſie das Heil ihres Ordens in ſeine Hände.

Tief ſchmerzte es Amaral ſich übergangen zu ſehen. — Sein Stolz brütete Rache, und in der erſten Hitze entfuhr ihm ein harter Schwur, dieſes ſolle der **letzte** Großmeiſter ſeyn. Er hatte einen türkiſchen Sklaven, den er im Krieg erbeutet; dieſem entdeckte er ſein Vorhaben. Er wußte wohl daß er in ihm einen verſchmitzten, argliſtigen Kopf fand. Unter dem Vorwand, ſein Löſegeld zu hohlen, fertigte er ihn heimlich mit einem Brief an den Sultan Soliman nach Konſtantinopel ab.

Er feuerte in demſelben den Sultan zur Belagerung der Stadt Rhodus an, und fugte eine umſtändliche Beſchreibung des Zuſtands der Stadt, ihre ſchwächſten Gegenden, die Anzahl der Ritter und ihrer Mannſchaft, endlich auch ihres Vorraths an Lebensmitteln und Munition bei. Solimann, der ſchon längſt Abſichten auf dieſe Stadt hatte, fand dieſen Antrag ſehr ſchmeichelhaft, und ſuchte den Urheber durch die üppigſten Verſprechungen und glänzendſten Schmeicheleien, das unumſchränkteſte Zutrauen einzuflößen.

Indeſſen wußte der neue Großmeiſter nur zu wohl, daß Rhodus eine Belagerung drohte und ertheilte dieſe Nachricht den ganzen Orden mit, durch eine Aufforderung an alle Chriſtliche Staaten. Zu größerer Vorſicht trieb er ſogleich alle Einkünfte des Ordens ein, und wandte ſie zu Kriegsvorrath an. Sein unerſchrockener Geiſt, und ſeine gelaſſene Thätigkeit ſchienen ſich der ganzen Stadt mitzutheilen, man erwartete ruhig die Zukunft, und fürchtete Solimann nicht.

Dieſer junge Fürſt hatte vor kurzem Belgrad erobert, und ahndete einen nicht minder glücklichen Erfolg von der Belagerung von Rhodus. Eine ſo glänzende Eroberung ſchmeichelte ſeinem Stolze und ſeiner Rache. Die unaufhörliche Beſchwerden ſeiner Unterthanen, welche der Handel aus ihrem Vaterland lockte, und die oft eine Beute der Ritter geworden waren, hatten ihn gegen ſie gereizt. Am meiſten wirkten aber die lebhaften Vorſtellungen des Mufti, der ihm dringend anlag, die läſtigen Bedrückungen, welche die heiligen Pilger nach Mekka von den chriſtlichen Heerſchaaren erdulden mußten, nachdrücklich zu ahnden. Religion und Gewiſſen erwachten in ihm, und hießen ihn zu den Waffen greifen, aber die Klugheit rieth ihm, die Sache der Entſcheidung des Divans zu überlaſſen. Einige Baßen beeiferten ſich zwar auf alle erſinnliche Art, dieſes Vorhaben zu vereiteln, indem ſie ihm die Schwierigkeiten dieſer Belagerung und die traurigen Beiſpiele ſeiner Vorfahren, die vergebens ihre Macht und ihre Schätze auf die Unterjochung dieſes Ordens verſchwendet hatten, vorſtellten; aber die ſchmeichelhaften Gegenvorſtellungen ſeines Generals Muſtapha, überwogen die läſtigen Bedenklichkeiten der Baßen, und feuerten ſeine Ruhmbegierde an, dieſe Entwürfe unverzüglich auszuführen. Auf nichts war er eifriger bedacht, als die gegenwärtige Diſpoſition der Inſel und des Großmeiſter zu ergründen, und ſchickte zu dem Ende einen Brief an den leztern, der einen Glückwunſch zu ſeiner glänzenden Beförderung enthielt. Dieſem Briefe hatte der ſchlaue Solimann eine ſo liſtige Wendung gegeben, daß ihm auf den erſten Anblick nichts angelegener zu ſeyn ſchien, als den gegenſeitigen Frieden zwiſchen der Inſel und der Pforte zu erhalten; aber der ſcharfſinnige Villiers erkannte nur zu gut die feine Politik des ſchlauen Staatsmanns in ihm, der mit der Einen Hand den Frieden anbiethet, während er mit der andern durch eine geſchickte Wendung ſeine praleriſche Größe und überlegene Macht, gleichſam zur Warnung, aufdeckt. Dieſem Sendſchreiben folgte von Villiers Seiten ſogleich ein andres, welches dem Sultan nur zu deutlich zu erkennen gab, daß man auch in Rhodus gleichgefaßt wäre, Kriegs- oder Friedensvorſchläge anzunehmen.

Solimann wandte nun alles mögliche an, um Geſandte von Rhodus zu erhalten; in der Abſicht, dieſen, durch die Martern der Tortur, Aufſchlüſſe über den Zuſtand ihres Vaterlands (denn noch traute er den verrätheriſchen Entdeckungen Amarals nicht) zu entreißen. Bis jezt war aber alle ſeine Mühe vergebens. Villiers ſah indeſſen nur zu gut, daß es auf eine Ueberrumpelung abgeſehen ſey, der er durch die ſorgfältigſte Vorſicht zuvorzukommen ſuchte. Er ließ die Stadtgräben ausräumen, die alten Verſchanzungen ausbeſſern und neue hinzufügen. Um den Türken alle Lebensmittel abzuſchneiden, ließ er das Getreide, ohnerachtet es noch nicht reif war, von den Feldern nehmen, die vor der Stadt gelegenen Luſthäuſer und Kirchen ſchleifen, und die Ruinen hineinſchaffen, um zu verhindern, daß ſich die Muſelmänner derſelben nicht zu Batterien für ihr Geſchütz bedienen möchten. Auf der andern Seite lockte er alle Landleute in die Stadt, um Schanzgräber aus ihnen zu machen, ſo wie auch die auf dem Ozean zerſtreuten Abentheurer, die unter dem Panier des Ordens den Kreutzzug wider die Ungläubigen machten und Schutz und Sicherheit in dem Rhodiſer Hafen fanden. Auch für die Subſiſtenz des Volkes mußte ſo gut geſorgt werden, als für den Lebensunterhalt der Ritter und ihrer Truppen. Dieſes war eine der vorzüglichſten Beſchäfftigungen des Villiers. Er ſetzte zu dem Ende drey Kommiſſarien ein, und gab ihnen die Aufſicht über den Mund und Kriegsvorrath der Stadt. Um ihnen größere Autorität zu verſchaffen, wählte er ſie aus der Klaſſe der Großkreutze. Unter dieſen traf das Loos auch den Amaral. Dieſer Verräther, der dem Solimann ſeine Treue verpfändet hatte, ſuchte durch verſtellte Bedachtſamkeit dem Großmeiſter die Gefahr zu verkleinern, und die ganze Zubereitung als koſtſpielich und zwecklos vorzuſtellen. Der Großmeiſter, der ſeine wahren Abſichten nicht kannte, ſchrieb dieſe Vorſtellungen einer unzeitigen Sparſamkeit zu und fuhr ungehindert in ſeinen Anſtalten fort. Er wußte wohl, daß alles was man ſonſt hinreichend nennt, in Kriegszeiten kaum für Nothdurft gelten kann, ohnerachtet die drei Kommiſſarien den gegenwärtigen Vor-

rath

rath für hinlänglich erklärten, eine Ladung Wein aus Kandia hohlen, und zugleich bei dem Gouverneur dieſer Inſel um Erlaubniß bitten, 500 Mann Rekruten ausheben zu dürfen. Das erſtere geſchah ohne Mühe; das letztere mußte durch Liſt bewerkſtelliget, und die Rekruten als verkleidete Kaufleute und Matroſen auf die Schiffe gebracht werden. Indeß gieng das Vorhaben doch glücklich von ſtatten. Bei dieſer Gelegenheit lockte Villiers auch den verdienſtvollen Ingenieur, Gabriel Martinengo, der ſich dem Dienſt der beſagten Inſel verpflichtet hatte, wiewohl mit Lebensgefahr des Letztern, auf ſeine Seite. Und dieſer verdienſtvolle Mann war es auch, der Rhodus nachher in der Belagerung ſo wichtige Dienſte leiſtete.

Das erſte was der Großmeiſter durch ihn bewerkſtelligen ließ, war die Beſichtigung und Verbeſſerung der Feſtungswerke, die in allen Theilen um ein anſehnliches vermehrt und verſtärkt wurden.

Als nun alle nöthigen Verfügungen getroffen waren, fertigte Villiers Geſandte an alle chriſtliche Höfe ab, um ſich ihres Schutzes und ihres Beiſtandes zu verſichern; aber anſtatt thätiger Beweiſe erhielt er leere Freundſchafts-Verſicherungen und kahle Entſchuldigungen. Er mußte alſo ſeine einzige Zuflucht zu Gott und der unverdroßenen Tapferkeit ſeines kleinen Heeres nehmen. Indeſſen unterließ er nichts, was in ſeiner Gewalt ſtand, und wovon er ſich nur einigermaaßen Vortheil, oder doch wenigſtens Verhinderung des kleinſten Nachtheils verſprechen konnte. Er nahm zuvörderſt eine allgemeine Beſichtigung ſeiner Truppen vor, und fand, daß ſich ihre Anzahl Ritter und Mannſchaft zuſammengenommen, ohngefähr auf 5000 Mann belief. Dieſe theilte er in beſondere Corps, und wies jedem ſeine eigne Beſchäfftigung an. Endlich ließ er den Hafen mit einer doppelten Kette verſchließen, die Mauern mit Geſchütz bepflanzen und alle möglichen Vertheidigungsmaſchinen und Kriegsinſtrumente im größten Ueberfluß herbeiſchaffen. Auch beſtimmte er vier Großkreuze dazu, mit ihren Kompagnien denjenigen Oertern zu Hülfe zu kommen, die zu ſehr von dem Feind in die Enge getrieben wurden, um die verwundeten und getödteten zu erſetzen. Der erſte dieſer Kapitains war unglücklicherweiſe der verrätheriſche Amaral, von deſſen feindſeligen Abſichten man damals noch nicht das geringſte ahndete.

Während daß der Großmeiſter dieſe Verfügungen traf, gelang es den Türken, durch die ſchändlichſte Verrätherey einen vornehmen Rhodiſer in ihre Gewalt zu bekommen, und ihm die geheime Diſpoſition ſeines Vaterlandes, bis auf die geringfügigſten Umſtände, durch die Folter zu entreiſſen. Solimann kündigte darauf dem Großmeiſter den Krieg an.

Der Großmeiſter hatte jetzt nichts mehr zu thun, als für den Anwachs ſeiner Mannſchaft zu ſorgen. Da es bei dieſer Belagerung einzig darauf ankam, die Hauptſtadt zu retten, und wenn dieß gelang die übrigen Inſeln des Ordens ſich ohne Mühe behaupten konnten, ſo zog Villiers den gröſten Theil der Einwohner dieſer Inſeln, und vorzüglich der von Nizzaro, in der Hauptſtadt zuſammen, und vertheilte ſie mit einem gehörigen Vorrath von Lebensmitteln, in die Schlöſſer und andre Feſtungen der Inſel. Die muthigſten Ritter übernahmen das Kommando darüber, und erhielten Befehl, im Fall ſie belagert würden, ſich ſo lange als möglich zu halten, um der Hauptſtadt Luft zu machen.

Unterdeſſen war die türkiſche Armee aus 400 Segeln, und 140000 Mann Fußvolk beſtehend, unter Segel gegangen. Sobald der Groſmeiſter ihrer anſichtig ward, poſtirte er ſich bei der St. Marienkirche, um deſto leichter diejenigen Poſten vertheidigen zu können, die von dem Feinde angegriffen wurden.

Die erſten zwey Wochen hindurch verhielten ſich die Türken ganz ruhig, und waren blos damit beſchäfftigt, ihre Truppen nebſt dem groben Geſchütz und allem, was ſie an Mund- und Kriegs-Vorrath mit ſich gebracht hatten, ans Land zu ſchaffen. Sobald dieſes geſchehen war, hielten die Offiziers Kriegsrath, ob man zuerſt die veſten Schlöſſer angreifen, oder lieber gleich die Hauptſtadt beſtürmen ſollte? — Der Großvezier entſchied für das letzte, und Rhodus wurde belagert.

Man öffnete alſo die Laufgräben, und errichtete nahe an der Stadt eine Batterie, die aber bald, ſo wie alles was ſich in der Ebene ſehen ließ, von den Kanonenkugeln der Veſtung niedergeſchmettert wurde. Die Türken öffneten neue Laufgräben, errichteten neue Batterien; aber die Ritter beſtürmten ſie mit einem unaufhörlichen Kanonenfeuer, welches nicht eher ruhte bis auch dieſe Batterien, obgleich mit Schutzwehr, Schanzkörben, Sandſäcken, und ſammt den Kanoniers zerſchmettert waren. Das Schwerdt rieb auf, was die Kanonen verſchont hatten. Täglich und ſtündlich fielen Gefechte vor, und die Ritter thaten keinen einzigen Ausfall, wo nicht der ganze Schwarm Türken, welche die Laufgräben überſchwemmt hatten, bis auf den letzten Mann niedergemacht wurden. Die Türken von jeher gewohnt, aus dem erſten Treffen Vorbedeutungen zu ziehen, unterließen nicht, ſich die ſchlimmſten Folgen für die Zukunft zu verſprechen. Die Janitſcharen und ſelbſt die Offiziers fanden die Tapferkeit der Ritter ſo ſehr über der Beſchreibung, welche man ihnen davon gemacht hatte, daß ſie ſchon öffentlich murrten, gegen ſo furchtbare Krieger ins Treffen geſchleppt worden zu ſeyn. Durch die Vorſicht des Großmeiſters lag die ganze Inſel, wie verödet, von allen ihren Einwohnern verlaſſen, von Lebensmitteln und Fourage entblößt da. Auch konnten ſich die türkiſchen Soldaten, Fouragirens halber, nie von der Armee entfernen, ohne auf feindliche Parteyen zu ſtoßen, die aus den Veſtungen der Inſel hervorſtürzten, oder ſich ſorgfältig im Hinterhalt verſteckt hielten, und alles was ihnen in die Hände fiel, ohne Barmherzigkeit nieder machten. Ein ſo mühſeliger und blutiger Krieg, die

unüber-

unüberwindliche Verſchanzung des Orts, das unaufhörliche Kanonenfeuer der Ritter, der geringe Vorrath von Lebensmitteln, der noch dazu ſorgfältig für die Zukunft verſpart wurde, weil man nirgends anders als übers Meer, friſchen herbeiſchaffen konnte, ſo wenig Hoffnung Beute zu machen, ſo wenig Ausſicht auf Belohnungen in Abweſenheit des Sultans, endlich das wenige Zutrauen zu dem jungen Großvezier, der in den Palläſten des Serails war erzogen worden — alles dieſes erweckte Ueberdruß bey der Armee, woraus zuletzt ein allgemeines und lautes Murren wurde. Wenn eine Attaque befohlen, oder ein Ausfall zurückzutreiben war, geſchah es nie ohne die ſtrafbarſte Widerſetzlichkeit. Der Soldat gebehrdete ſich wie verzweiflungsvoll, als gieng er, anſtatt des Sieges, der unvermeidlichen Sklaverey oder dem Tod entgegen. Die Furcht erſtickte zuletzt ganz den Gehorſam, und machten ihn taub gegen alle Befehle ſeines Feldherrn.

Ein gewiſſer Baſſa, dem Solimann heimlich den Auftrag gegeben hatte, ihm von allem, was bey der Belagerung vorfiel, die pünktlichſte Nachricht zu ertheilen, glaubte endlich verpflichtet zu ſeyn, dem Sultan die Muthloſigkeit ſeiner Armee zu entdecken. Er that es, mit der Verſicherung, daß nur ſeine perſönliche Gegenwart fähig wäre, den Saamen der Rebellion zu zerſtreuen, und den geſunkenen Muth der Soldaten wieder aufzurichten. Solimann beſchloß ohne Zeitverluſt ſich an die Spitze ſeine Truppen zu ſtellen, und machte ſich mit einem Gefolge von 11000 Mann auf den

Weg. Während, daß er ſeine Reiſe fortſetzte, ſchmiedete ein gemeines türkiſches Weib, welches ein Bürger von Rhodus als Sklavin bei ſich im Hauſe hatte, ein Projekt, welches auszuführen, 100,000 Türken nicht im Stande geweſen wären. Da die Ritter täglich mit dem Ungläubigen im Handgemenge waren, beſchloß ſie, die vornehmſten Gegenden der Stadt in Brand zu ſtecken. Weil ſie aber ihr Verhaben nicht allein ausführen konnte, theilte ſie es verſchiedenen andern Sklaven ihres Glaubens mit. Sie fand endlich Mittel, ihre Abſicht auch den türkiſchen Generalen zu entdecken, und mit ihnen in Unterhandlung zu treten. Die Stunde und der Ort, wo das Feuer ſollte angelegt werden, war ſchon verabredet, und die Maasregeln ſo gut getroffen, daß Rhodus ohne Rettung verloren geweſen wäre. Zum größten Glück entwiſchte das Geheimniß einigen Sklaven, die ſogleich in Verhaft gezogen, und auf der Folter zum Geſtändniß gebracht wurden. Nur die Urheberin leugnete ſtandhaft, und ertrug gelaſſen die grauſamſten Martern. Da ihre Mitſchuldigen aber in der Beſtürzung alle Schuld auf ſie allein ſchoben, ward ſie, trotz ihres Leugnens auf der Stelle aufgeknüpft, und ihre Mitverſchwornen wurden geviertheilt.

Solimann langte endlich bei ſeiner Armee an, und betrug ſich gegen die Rebellen mit bewundernswürdiger Klugheit. Schon ſein Anblick machte ſie zittern, aber ſeine Drohungen und öffentliche Beſchimpfungen erfüllten die zaghaften mit der heftigſten Begierde zu kämpfen. Niedergeſtürzt auf ihre Knie flehten ſie den ſtren-

ſtrengen Richter um Schonung ihres Lebens, und verlangten mit betäubenden Geſchrei an die gefahrvollſten Poſten geſtellt zu werden.

Soldaten und Schanzgräber minirten Tag und Nacht, thürmten Batterien auf Batterien, und beſtürmte die Stadt mehrere Tage nach einander mit unaufhörlichem Kanonenfeuer. Schon machten ſie ſich Hoffnung die Veſtungswerke in kurzem zerſtöhren zu können, wie ſehr aber erſtaunten ſie, als ihnen ein Kundſchafter Nachricht gab, daß ihre Kanonen kaum die Schießſcharte der Mauern berührt hätten. Dieſes rühre vermuthlich daher, weil ihre Kanonen entweder eine falſche Richtung, oder ihre Batterien eine ungünſtige Lage hätten. Die Ritter auf dem St. Johannisthurm konnten alles entdecken, was in dem Lager und den umherliegenden Gegenden vorfiele, und wenn ſie nur einige wenige Stücke auf dieſem Thurm aufpflanzen wollten, würde es ihnen ein leichtes ſeyn, dem Sultan, wenn er auf Beſichtigung der Arbeiten ausgienge, mit einer Kugel das Leben zu nehmen. Dieſe Nachricht bewog ſie, ihre Batterien zu ändern, und nebſt andern auch eine gegen den beſagten Johannisthurm aufzurichten.

Es geſchah, aber ſchon die erſten Kugeln ſchmetterte ihn nieder. Da ſie die Stadt Rhodus, unter ihren Veſtungswerken, ſo gut als vergraben fanden, beſchloßen ſie endlich zwei Bollwerke aufzuthürmen, die rieſenmäßig über die Mauern der Stadt empor-

emporragten, und ſolche nebſt der Veſtung beherrſchten. Die Soldaten und Schanzgräber ſchleppten mehrere Tage hindurch Erd' und Steine zuſammen, und thürmten ſie zwiſchen den ſogenannten ſpaniſchen und Auvergniſchen Poſten auf, der italiäniſchen Baſtei grade gegenüber.

Da dieſe beiden Poſten dem Kanonenfeuer der Feſtung ausgeſetzt waren, verlohr eine unglaubliche Menge Soldaten ihr Leben durch die feindlichen Kugeln. Muſtapha, der das Werk gern durchſetzen wollte, machte ſich aber kein Gewiſſen daraus, dieſe Menſchen aufzuopfern: und in kurzem ſtiegen zwei Hügel zehen bis zwölf Fus über die Mauern empor, von welchen aus die ganze Stadt beſchoſſen werden konnte.

Zuerſt wurde der deutſche Poſten angegriffen. Aber der Großmeiſter begab ſich ſelbſt dahin, und ließ ihn von innen durch Erde, Balken und Reiſer unterſtützen. Unterdeſſen wurden die Batterien der Türken, die dem Kanonenfeuer auf dem Pallaſte des Großmeiſters ausgeſetzt waren, muthig beſtürmt: und in kurzem ſtürzten ſie mit ſamt ihren Bruſtwehren, Schanzkörben und Sandſäcken zuſammen. Es wurden zwar ſogleich andre errichtet, aber bloß, um daſſelbe Schickſal zu erfahren.

Die türkiſchen Kanonen thaten nicht die geringſte Wirkung, weil ſie eine unglückliche Richtung hatten, und auf einem erhabenen Ort aufgepflanzt waren; ſo

daß

daß ihre Kugeln in gerader Linie über die Mauern wegflogen und ihr Ziel ganz und gar verfehlten. Die Türken mochten ihre Batterien aufrichten, wo ſie wollten: ihre Kanonen blieben ohne Wirkung, und wurden von den feindlichen unbrauchbar gemacht. Um dieſem Nachtheil zu entgehen, kamen ſie endlich auf den Einfall, ihr Geſchütz nur des Nachts aufzupflanzen, des Morgens aber mit ſammt den Schanzkörben und Sandſäcken in den Sand zu verſcharren. Dieſer Einfall gieng glücklich von ſtatten. Im der nächſten Nacht wurden über 500 Kanonen gegen die Weſtſeite der Mauer loßgebrannt, und das ganze Viertel ſtürzte in den Graben.

Schon triumphirten die Türken, und hofften in kurzem die Feſtung in ihre Gewalt zu bekommen; aber wie ſehr erſchracken ſie als bei einbrechenden Morgen eine andre mit Bruſtwehr verſehene Mauer hinter dieſer erſten hervorſtieg. Dieſer unerwartete Anblick vereitelte auf einmal alle ihre Mühe und benahm ihnen ihren Muth. Solimann gieng ſelbſt hin, ſie zu beſichtigen, und da ihm die Nachricht gebracht wurde, daß dieſes die unüberwindlichſte Gegend der ganzen Feſtung wäre, beſchloß er davon abzuſtehen, und andre Poſten anzugreifen. Es geſchah. Eine unglaubliche Menge von Kanonen beſtürmten die vornehmſten derſelben Tag und Nacht, und richteten großen Schaden an. Dieſes Kanonenfeuer währte einen ganzen Monat lang. Am meiſten hatte der italieniſche Poſten gelitten.

Jetzt ließ der Großmeiſter zweihundert Mann unter der Anführung zweier Offiziers einen Ausfall thun, damit er Zeit gewinnen möchte, Abtheilungen und Zufluchtsörter hinter der Breſche zu machen, bevor der Feind einen Haupt-Sturm wagte. Dieſer Trupp ſtürzte ſich mit bewaffneter Fauſt in die Laufgräben, überraſchte die Türken, hieb in Stücken, was ihm vor die Klinge kam — jagte die übrigen in die Flucht, und verſchüttete einen großen Theil der Laufgräben, ehe er ſich in die Veſtung zurückzog.

Die Türken ſtürzten wüthend herbei, und verſuchten es, die angreifenden zurückzutreiben; da ſie aber durch eine Gegend mußten, die dem Kanonenfeuer ausgeſetzt war, blieb eine große Menge von ihnen auf dem Platze; und die Chriſten erreichten unter dem Schutz eines unaufhörlichen Kugelſturms die Veſtung, ohne beträchtlichen Verluſt.

Die Türken hatten nicht nur das Unglück, eine große Menge Soldaten einzubüßen, ſondern auch alle ihre Maſchinen und Belagerungswerke zerſtöhrt zu ſehen.

Der Großvezier ſuchte ſich zwar dadurch wieder zu rächen, daß er ein anſehnliches Korps aufſtellte, welches aus lautern ſichern Schützen beſtand, und die den Arbeitsleuten in der Veſtung mit Musketenfeuer hart zuſetzen mußten; wobei die Ritter viele ihrer brauchbarſten Leute verlohren; aber auch dieſer Verluſt war von einem nicht minder anſehnlichen von Seiten der Türken begleitet.

Indeſſen ſchmolz die Mannſchaft des Großmeiſters von Tag zu Tag. Die Veſtung durfte keinen ihrer Vertheidiger mehr aufs Spiel ſetzen, ohne ihrem Untergang entgegenzueilen. Das einzige Rettungsmittel war, die Belagerung in die Länge zu ziehen, um Winter und Frühling zu gewinnen, weil die Türken alsdann, allem Anſehen nach, die See nicht länger würden behaupten können.

Auch an Pulver fieng es an der Veſtung zu gebrechen. Dieß war das Werk des verrätheriſchen Amaral, der den Vorrath für hinreichend ausgegeben hatte. Aber auch dieſen Mangel wußte die bewundernswürdige Vorſicht und Geiſtesgegenwart des Großmeiſters zu ergänzen, der einen ziemlichen Vorrath von Salpeter angeſchafft hatte, welches nun zu Pulver verarbeitet wurde. Er verbot zugleich unausgeſetzt zu feuern, damit man dem bevorſtehenden Hauptſturm deſto kraftigern Widerſtand thun könnte.

Solimann hatte unterdeſſen ſeine unzähliche Menge von Schanzgräbern in beſondere Haufen getheilt, wovon einige dazu gebraucht wurden, Schutt und Steine in den Graben zu werfen. Aber auch dieſe Mühe war umſonſt. Was den Tag über hineingeſchafft wurde, ließen die Ritter des Nachts wieder herausräumen. Andre von den Schanzgräbern waren beſchäfftiget, Minen, und zwar an mehrern Stellen zugleich zu graben, wovon jede ihren Lauf nach der entgegengeſetzten Baſtei nahm. Auch dieſe Mühe wurde zum

Theil

Theil vereitelt, indem es dem Martinengo gelang, einige davon zu entdecken. Die Türken hatten dieſe Minen ſo künſtlich angelegt, daß die auseinanderlaufenden Aeſte derſelben ſich alle in einander verflochten und um deſto mehr Wirkung zu thun, alle nach derſelben Gegend zu lieſen. Bald entdeckte Martinengo eine andre dieſer Minen in der Gegend des Provenzergrabens, die von der St. Johanniskirche auslief. Sie wurde augenblicklich aufgehoben, und die Minirer mit Granatenkugeln auseinandergetrieben, und die in dieſer unterirrdiſchen Gegend befindlichen Türken durch hineingeworfene Pulverfäſſer erſtickt oder verbrannt. Indeſſen konnte man, aller angewandten Mühe ohnerachtet, doch nicht verhindern, daß der Feind nicht zwei andre Minen unter die engliſche Baſtion getrieben hätte, die eine ſo gewaltſame Wirkung hervorbrachten, daß mehr als ſechs Toiſen von der Mauer einſtürzten, und den Grabern mit ihren Trümmern ausfüllten. Schon war die Breſche ſo weit, und die Mauer ſo leicht zu erſteigen, daß mehrere Bataillone von Türken, die auf den Erfolg der Minen lauerten, ſich augenblicklich zum Sturm bereit machten, und bewaffnet mit tumultuariſchem Geſchrei Sturm lieſen. Sie erkletterten auch wirklich die Baſtei, pflanzten daſelbſt ihre Fahnen auf, und würden ſich gewiß davon Meiſter gemacht haben. Sobald aber die Ritter ſich von der Betäubung erhohlt hatten, welche der krachende Einſturz der Mauer und die zerplatzende Mine verurſachten, ſtürzten ſie dem Feind ſchaarenweis entgegen, und beſtürmten ihn mit einem Ungewitter von Steinen, Granaten,

und

und Flintenkugeln. Der Großmeiſter ſelbſt ſprang von dem Altar der Kirche, wo er den Himmel auf ſeinen Knieen um Beiſtand flehte, auf, bemächtigte ſich einer Pike, und ſchwang ſich muthig auf die Baſtion, hieb wüthend auf die Türken ein, zerſtreuete und ermordete, was ſich zu widerſetzen wagte — riß die Fahnen hinweg und bemeiſterte ſich wieder der Baſtion. Muſtapha, der aus dem Laufgraben die Flucht der ſeinigen gewahr wurde, ſtürzte mit gezückten Schwerdt auf ſie ein, ſtreckte die erſten Flüchtlinge zu Boden, und zeigte den übrigen daß ſie eben ſo wenig Sicherheit bei ihrem General, als bei den feindlichen Kugeln auf der Breſche zu erwarten hatten. Schäumend vor Wuth ſtürzte er ſelbſt auf den Feind loß — Furcht und Schaam feſſeln die Fliehenden, betäubt fliehen ſie ihm nach, das Gefecht erneuert ſich, Steine, Granaten, Flintenkugeln, Feuertöpfe hageln auf die Köpfe der Türken herab — ſie verlaſſen endlich die Breſche, drehen der Veſtung den Rücken zu, umſonſt verſchwendet Muſtapha Drohworte und Verſprechungen.

Der Feind gießt ein unaufhörliches Kanonenfeuer auf den untern Theil der Breſche herab, alles wird ein Raub der Flammen. — Man behauptet, daß bei dieſer Gelegenheit 3000 Türken ihr Leben einbüßten.

Kein Tag vergieng nun, der ſich nicht durch merkwürdige Angriffe auszeichnete. Die Türken wollten mit Gewalt ihre Unternehmung durchſetzen; und die Ritter, wiewohl ihre Anzahl täglich ſchmelz, thaten ihnen noch immer gleich tapfern Widerſtand. Der Großmeiſter feuerte ſie durch ſeine Entſchloſſenheit und Geiſtesgegenwart ſo nachdrücklich an, daß die Türken bei jeder Gelegenheit eine unglaubliche Menge von Streitern einbüßten.

Natürlicherweiſe mußten dieſe unglücklichen Verſuche auf die Gemüther der Janitſcharen den widrigſten Eindruck machen. Schon hörte man nichts als lautes Gemurre über eine Unternehmung, welche täglich und ſtündlich ihren tapferſten Gefährten das Leben koſtete. Muſtapha, welcher befürchtete, dieſe Beſchwerden möchten das Ohr des Großſultans erreichen, und ihn dazu verleiten, des ſchlechten Erfolgs wegen, an den Großvezier zu halten, beſchloß einen neuen Sturm auf die engliſche Baſtei, um entweder Herr der Veſtung, oder ein Opfer des Todes auf ihren Mauern zu werden. Er theilte dieſen Entſchluß einem andern Offizier mit, und die Baſtei wurde angegriffen. Dießmal ſchien das Glück ſich auf die Seite der Türken neigen zu wollen.

Muſtapha that Wunder, und die Stadt kam ſehr ins Gedränge. Aber es war nur die letzte aufſtrebende Kraft der Verzweiflung, die dieſen kurzen Vortheil bewirkte. Bald wandte ſich das Blatt wieder, und die Türken mußten die Breſche mit eben ſo unglücklichem Erfolg, als das vorigemal, verlaſſen. Auch dieſer unglückliche Verſuch koſtete dem Sultan 3000 Mann, und noch war kein Schritt vorwärts gethan.

Zwiſchen ſtreitenden Entſchlüſſen hin und her geworfen, verſammelte Solimann ſeinen Kriegsrath. Der

Schluſs deſſelben gieng dahin, um die Kräfte der Vertheidiger, die ſich bisher immer glücklich auf einen Ort zuſammengedrängt hatten, zu zerſtreuen, einen Generalſturm zu wagen.

Den 24ſten September ſollte der Angriff geſchehen. Solimann verſprach den Soldaten die Plünderung der Stadt, wenn es ihnen gelingen würde, ſie mit bewaffneter Hand zu erobern.

Der Sturm wurde mit einem unaufhörlichen Kanonenfeuer eröffnet. Die Türken beſchoſſen zwei ganzer Tage lang die engliſche, ſpaniſche, und Provenzer-Baſtei, in der Abſicht, die Breſche zu erweitern. Der Großmeiſter beſchäfftigte ſich indeſſen unabläßig mit Vertheidigungsanſtalten. Die ganze Nacht vor dem 24ſten brachte er mit Beſichtigung ſeiner Truppen zu. Er ermunterte ſie zu gleicher Zeit durch die rührendſten Vermahnungen, ſtandhaft für die Ehre der Religion und das Leben ihrer Mitbürger zu kämpfen, und lieber dem Tod entgegen zu eilen, als ſich unter das Joch der Knechtſchaft zu beugen. Mit thränendem Auge ſtürzten ſich Griechen und Lateiner, Bürger und Ritter in die Arme, und ſchwuren ſich bei dem Kreutze des ewigen Ueberwinders Treue zu bis in den Tod.

Mit anbrechendem Morgen verdoppelten die Türken ihre Batterien, vorzüglich gegen die anzugreifenden Poſten, nicht ſowol, um die Breſche zu erweitern, als um ungeſehen von dem Feind mitten durch den Pulverdampf der Kanonen anrücken zu können. Muthig ſchritten ſie zum Sturm, der von vier verſchiedenen Seiten zugleich eröffnet wurde. Seit dem Anfang der Belagerung hatte man nicht dieſe bewundernswürdige Entſchloſſenheit an ihnen wahrgenommen, durch welche ſich jetzt vorzüglich die Janitſcharen auszeichneten, die im Angeſicht des Sultans ſtritten.

Von allen Seiten fliegen Kugeln und Pfeile umher. Die Ritter zeichnen ſich durch Unerſchrockenheit, die Soldaten durch Muth und Gehorſam aus. Einige gießen ſiedendes Oel und brennendes Pech auf die hinaufkletternden, andre rollen ungeheure Felſenmaſſen auf ſie herab, und durchbohren ſie mit ihren Espontons. Die engliſche Baſtei ſchwamm in Blut: es war die ſchwächſte Gegend, die am heftigſten beſtürmt und am beſten vertheidigt wurde. Der Großmeiſter begab ſich ſelbſt dahin. Von der einen Seite feuerte ſeine Gegenwart die ſtreitenden Chriſten mit neuem Muth an; von der andern flößte die Hoffnung einer glänzenden Beute den feindlichen Kriegern verzweiflungsvolle Kühnheit ein. Nie hatten dieſe letztern ein ſo glänzendes Beiſpiel ihrer Tapferkeit gegeben, als eben jetzt. Mitten durch eine Saat von Kugeln, Pfeilen, Wurfpfeilen und Steinen ſchwingen ſie ſich auf die Mauern ſtürzen blindlings auf den Wall, und werden ein Opfer der feindlichen Rache.

Die Ritter auf der andern Seite dringen muthig auf ſie ein, ſtürzen ſie herab in den Graben, die Sturmleitern

leitern ihnen nach, und richten mit ihren Kanonen ein ſolches entſetzliches Blutbad unter ihnen an, daß die beſtürzten Türken ſchon bereit ſind, den Sturm aufzuheben. Aber einer ihrer vornehmſten Offiziers erneuert das Gefecht, ſchwingt ſich muthig voran auf die Mauern, pflanzt eine Fahne auf, und ſtürzt, von einer feindlichen Kugel fortgeriſſen, hinab in die Tiefe. Mit ſeinem Tod ſcheint ihr Muth wieder zu erwachen. Schäumend werfen ſie ſich den feindlichen Waffen entgegen.

Feſt und unerſchütterlich erwartet ſie der Kämpfer für den Glauben des Erlöſers. Prieſter, Ordensbrüder, Greiſe, Kinder, Weiber, mengen ſich in das Gefecht. Wer kein Schwert in ſeine Gewalt bekommen kann, ſchleudert Steine, wer dieſe nicht tragen kann, ſchüttet glühendes Schwefel-Oel auf den Feind herab.

Die Spaniſche Baſtei war der größten Gefahr ausgeſetzt. Der Janitſcharen-Aga, der auf dieſer Seite das Kommando führte, eröffnete den Sturm an der Spitze ſeiner Soldaten. Die Kanonen ſtreckten eine unglaubliche Menge nieder, noch ehe ſie an den Fuß der Breſche gelangt waren. Diejenigen, welche über den Graben kamen, ſuchten die Mauer zu unterminiren, und ſanken ihr Grab unter den zuſammenſtürzenden Trümmern. Andre legten die Sturmleitern an, andre erkletterten auf den emporgethürmten Leichnamen ihrer erſchlagenen Gefährten die Mauern und drangen unter vergeblichen Widerſtand der Chriſten bis an die innerſte Verſchanzung, wo ſie, dreißig Fahnen aufpflanzten. Unglücklicherweiſe hatten die Vertheidiger dieſer Baſtei aus einem Mißverſtand ihren Poſten verlaſſen. Die Türken wurden dieſes nicht ſobald gewahr, als ſie unbemerkt die Mauer beſteigen, ſie im Beſitz nehmen, die feindlichen Fahnen umſtürzen, die ihrigen aufpflanzen, und mit einen brüllenden Siegsgeſchrei ihre Gefährten herbeirufen.

Der Großmeiſter, dem dieſe Ueberrumpelung hinterbracht wurde, ließ eiligſt das Geſchütz der benachbarten Baſtei dahin ſchaffen und beunruhigte den triumphirenden Feind mit einem unaufhörlichen Kanonenfeuer. Indeſſen eilte ihm einer ſeiner vornehmſten Ritter zu Hülfe. Was die Kugeln verſchonten, fraß das Schwert. Die chriſtlichen Fahnen verdrängten wieder die feindlichen, der Kampf ſchien ſich allmählig zu verliehren. Aber mit neuem Ungeſtüm erwachte er, als der Aga mit verzweiflungsvoller Hartnäckigkeit ſeinen Platz zu behaupten wagte. Wüthend ſtürzte ſich der Großmeiſter, an der Spitze ſeiner Soldaten zum zweiten mal durch die feindlichen Haufen. Das Gefecht dauerte ſechs Stunden.

Endlich fürchtete der Großmeiſter, ſeine Truppen möchten durch den hartnäckigen Widerſtand erſchöpft ſeyn, und von der überlegenen feindlichen Menge überwältigt werden. Dieſem zuvorzukommen, zog er vom St. Nikolausthurme 200 Mann herbei. Dieſe noch rüſtigen Leute gaben dem Gefecht plötzlich eine andre Wendung.

Die Janitſcharen wankten zurück, von dieſer tapfern Mannſchaft in die Enge getrieben, verlaſſen ſie die Breſche und ſuchen ihren Laufgraben wieder zu gewinnen. Sogleich ließ Solimann um dieſer ſchimpflichen Flucht einen andern Anſtrich zu geben, und die Ehre ſeiner Truppen zu retten, zum Rückzug blaſen, nachdem er 15000 Mann, ohne die Offiziers eingebüßt hatte.

Das Unglück dieſes Tages hätte dem Muſtapha den Kopf gekoſtet, wenn nicht ſeine Offiziere dem Sultan zu Füßen gefallen wären, und ihm durch ihre Fürſprache Gnade ausgewirkt hätten. Der Sultan war ſchon Willens, die Belagerung mit dieſem letzten Sturme aufzuheben, ſchon wurde die Bagage zum Einſchiffen an den Strand geſchafft, und den Truppen befohlen, ſich zur Abfahrt bereit zu halten, als ein Brief von Amaral, und die mündliche Nachricht eines Ueberläufers den Sultan benachrichtigten, daß die Feſtung unmöglich einen zweyten Sturm dieſer Art auszuhalten vermöge, indem der gröſte Theil der Mannſchaft aufgerieben und der andre durch ſeine Wunden zum Gefecht unbrauchbar gemacht ſei. Dieſes änderte Solimanns Entſchluß. Die Belagerung wurde mit neuer Hitze fortgeſetzt.

Baßa Achmet, nunmehriger Befehlshaber bediente ſich einer ganzen andern Methode. Zuweilen glückte es ihm, einige Toiſen von der Mauer zu ſprengen; aber nie ohne großen Verluſt an Mannſchaft. Indeſſen vergieng kein Tag, wo nicht die heftigſten Scharmüzel vorfielen. Bei jedem derſelben zeigte ſich Villiers. Er erſetzte ſchnell jeden Abgang, und als einſt der vortreffliche Ingenieur gefährlich verwundet ward, blieb er 30 Tage in der ſpaniſchen Baſtei, ohne von der Stelle zu gehen, ohne die mindeſte Ruh weder Tag noch Nacht zu genießen; indem er ſich bloß einige Augenblicke auf eine Matratze hinwarf, die man ihm an dem Fuß der Breſche hinlegte. Sein Beiſpiel feuerte alle übrigen an, und, ohnerachtet ihrer geringen Anzahl, war doch jeder feſt entſchloſſen, eher ſein Leben zu laſſen als einen Schritt von der Stelle zu weichen.

Ohngefähr um dieſe Zeit entdeckte ſich die Verrätherei Amarals, und er wurde ein trauriges Opfer ſeiner niederträchtigen Bosheit. Durch den Tod dieſes Verräthers ward Rhodus zwar von ſeinem innerlichen Feind befreit, aber der äuſſere fuhr fort, ihm deſto wüthender zuzuſetzen. Solimann machte ſich zu einem Generalſturm bereit, und zum erſtenmal zitterten die Ritter. Bald waren die tapferſten Vertheidiger von Rhodus gefallen, und Tod oder Knechtſchaft war die fürchterliche Ausſicht aller ſeiner Bewohner.

Die Elemente ſelbſt ſchienen ſich wider dieſe Unglücklichen verſchworen zu haben. Zwei Schiffe aus Marſeille, welche auf Veranſtaltung der franzöſiſchen Ritter mit Lebensmitteln beladen waren, und ſich den Hafen der Stadt näherten, ſcheiterten auf dem halben Weg. Die Stadt war aufs äußerſte gebracht, und mehr unter den

Rui-

Ruinen ihrer Feſtungswerke vergraben, als davon beſchützt. In dieſer höchſten Noth behielt der Großmeiſter ſeine bewundernswürdige Standhaftigkeit. In der Hoffnung, die benachbarten, ihm unterworfenen Inſeln einſt mit leichter Müh' wieder gewinnen zu können, wofern nur die Hauptſtadt gerettet würde, faßte er den Entſchluß, alle dort befindliche Mannſchaft nach Rhodus zu ziehen. Es geſchah. Die Ritter ſchifften ſich auf leichte Barken und Briganterien ein, brachten ihre wenige Mannſchaft, nebſt dem, was ſie an Waffen und Lebensmitteln vorräthig hatten, mit, und landeten in dem Hafen der Hauptſtadt. Dieſer armſelige Beiſtand ließ die Rhodiſer mehr ihre Schwäche fühlen, als daß er ihre Kräfte verſtärkt hätte.

Die Türken, denen einige Ueberläufer fälſchlich von einen mächtigen Beiſtand geſagt hatten, den die Ritter nächſtens erwarteten, verdoppelten ihre Kräfte, um dieſem zuvorzukommen. Es gelang ihnen, ſich des beſten Theils von dem italieniſchen Wall zu bemächtigen. Die Ritter in dieſer Baſtei waren in die Enge getrieben, daß ſie ſich zurückziehen mußten. Der Großmeiſter, der dieſes gewahr wurde, ließ ſchleunigſt die St. Pantaleonskirche und die Kapelle der heil. Maria niederreiſſen, um zu verhindern, daß ſich die Türken nicht dahin poſtierten; der Trümmern bediente er ſich zur Errichtung einiger Barrikaden und Retranchements, die dem weiter eindringenden Feind den Weg verſperren ſollten.

Am meiſten beunruhigten die Türken die ſpaniſche Baſtei. Ohnerachtet ſie täglich zurückgeſchlagen wurden, kehrten ſie dennoch von Tag zu Tag mit deſto größerm Eifer zurück. Endlich gelang es ihnen, bis in das innerſte Retranchement einzudringen. Die Stadt war in der größten Gefahr. Die Sturmglocken verkündigten es mit ſchauderndem Getöſe, alles ſtrömte herbei. Martinengo, obgleich noch nicht ganz wieder hergeſtellt, ſtürzte ſelbſt mit einer Schaar von Rittern den Feind entgegen. Jeder brannte vor Begier, der erſte auf dem Kampfplatz zu ſeyn: jeder gehorchte nur ſeinen Muth und ſeiner Verzweiflung. Der Feind zeigte nicht minder Herzhaftigkeit. Das Gefecht war blutig und heftig, lang ſchwankte der Sieg. Zum größten Glück für die Feſtung, fiel plötzlich ein ungewöhnlicher Regen. Das Waſſer ſtürzte in Strömen vom Himmel und ſchwemmte den Erdwall an den feindlichen Laufgräben hinweg, daß das Geſchütz der Chriſten die darunter befindlichen Arbeiter erreichen konnte. Von allen Seiten beſtürmten die Batterien der Feſtung den Feind — alles floh nach dem Lager.

Solimann gerieth bei dieſen Anblick auſſer ſich. Sechs ſtürmiſche Monate waren ſeit dem Anfang der Belagerung verfloſſen, und noch kein einziger Sieg erfochten.

Die Furcht, daß ſich die chriſtlichen Mächte endlich zu einem allgemeinen Krieg gegen ihn verſchwören möchten, wirkten ſo heftig auf ſeine ſtolze Seele, daß

er

er ſich tiefſinnig in ſein Zelt vergrub, und jeden menſchlichen Anblick floh. Nur der alte Baßa, Peri, der Pfleger ſeiner Kindheit, durfte ſich ihm nähern. Durch tröſtende Vorſtellungen, und ſchmeichelhafte Anſchläge, gelang es ihm endlich, ſein Gemüth zu beruhigen. Auf ſein Anrathen ließ der Sultan Briefe in die Veſtung werfen, welche die Bürger im Namen des Großherrn aufforderten, ſich ihm zu unterwerfen, und ihnen und ihren Weibern und Kindern im Falle der Weigerung mit den grauſamſten Martern drohten, wenn die Stadt mit Sturm erobert wurde. Bald erſchienen mehrere Herolde nach einander auf der Mauer und ſuchten die Bürger durch Vorſtellungen des auf ſie wartenden Elends zur Uebergabe zu bringen.

Der Großmeiſter, der einen Aufruhr befürchtete, ließ dem letzten dieſer Herolde andeuten, ſich ſchleunigſt zu entfernen, und die Feſtung bei Lebensgefahr in ſolcher Abſicht nie wieder zu betreten.

Indeß hatten die häufig in die Stadt geworfenen Briefe doch Eindruck auf die leichtſinnigen Griechen gemacht. Sie fiengen ſchon an, geheime Zuſammenkünfte unter ſich anzuſtellen; und die feigherzigſten unter ihnen, ſtellten den übrigen die ſchreckliche Lage vor, worinn ſie ſich befinden würden, wenn die Stadt mit Sturm erobert würde. Dabei erinnerten ſie ſie an den Verluſt ſo vieler braven Mitbürger, Weiber, Männer, Kinder und Verwandten, zuletzt noch an die weit größeren Vortheile, die ihrer erwarteten, wenn ſie,

nach

nach dem Beiſpiel ſo vieler andern Nationen eine Verbindung mit den Türken eingiengen.

Der Zunder fieng Feuer. Schon hatten ſich die vornehmſten Familien der Stadt zuſammengerottet, und waren entſchloſſen, den Groſmeiſter Vorſtellungen zu thun, um ihn zu einer vortheilhaften Kapitulation mit dem Feind zu vermögen.

Villiers fürchtete eine gänzliche Spaltung im Staate, der ſeinen Untergang befördern möchte, und trug die Sache den verſammelten Rittern vor. Unterdeſſen langten drey Deputirte des Volks an, und erneuerten ihre Beſchwerden, wodurch ſie ſich vor Himmel und Erde gerechtfertigt glaubten, ihren einmal gefaßten Entſchluß auszuführen, wenn der Rath in ihr Begehren nicht willigte. Nun ließ der Großmeiſter einige der vornehmſten Ritter aus den verſchiedenen Baſtionen kommen, um ſich genau von der Stärke und dem Zuſtande des Orts zu überzeugen. Unter dieſen befand ſich Martinengo ſelbſt. Sie betheuerten einhellig, daß die Feſtung ſich wirklich nicht mehr halten könnte, und über kurz oder lang ein Raub des Feindes werden würde. Dieſes brachte den Großmeiſter zum Entſchluß. Er verſicherte den Deputierten, daß er die erſte Gelegenheit, welche ihm Solimann zur Kapitulation darbiethen würde, ergreifen wolle, um ihrem Elend ein Ende zu machen.

Soli-

Solimann, den das Gerücht eines nahen Entſatzes der Veſtung, welches die Ritter ſorgfältig ausſtreuen ließen, täglich mehr beunruhigte, ſuchte durch neue Verſuchungen die Standhaftigkeit des Volks zu erſchüttern. Auf ſeinen Befehl pflanzte man zwei Fahnen in verſchiedenen Gegenden der Stadt auf.

Der Großmeiſter ließ ſogleich eine andre bei einem der Stadtthore aufſtecken. Jetzt brachte ihm ein Geſandter einen Brief vom Sultan, der die gewöhnlichen Kapitulationsvorſchläge enthielt. Auf beiden Seiten wurden Geiſel ausgeſtellt. Solimann verlangte ſchnellen Entſchluß. Seine Foderungen waren: die Veſtung ſollte ſich ihm nebſt der ihr angehörigen Inſeln und Häfen freiwillig und gegen gewiſſe Bedingungen unterwerfen. Dieſer Brief ward ſogleich dem Conſeil vorgelegt, und der Großmeiſter ließ durch einige Ritter vom Range den Sultan um einen dreitägigen Waffenſtillſtand bitten, damit er Zeit gewinnen möchte, die Kapitulation abzufaſſen.

Aber Solimann, der noch immer einen nahen Entſatz befurchtete, ſchlug den Großmeiſter dieſes Anſuchen ab, und um ſeinen Entſchluß zu beſchleunigen, ließ er unmittelbar darauf die Feſtung bombardiren.

Jetzt ertönten wieder die Batterien von beiden Seiten; jedoch ſchwächer von Seiten der Chriſten, die ihren nothdurftigen Pulvervorrath auf die nahen Sturme verſparten.

Ohn-

Ohnerachtet die Stadt nur noch einem Schutt- und Steinhaufen glich, und die Feſtung gänzlich zu Grunde gerichtet war, ſo hatten doch die Ritter in der ſpaniſchen Baſtei ihren Platz noch immer behauptet. Der Großmeiſter gieng ſelbſt dahin, um ſie deſto leichter vertheidigen zu können. Es begann ein blutiges, hartnäckiges Treffen, welches mehrere Tage fortdauerte. Beide Theile ſtritten mit gleicher Herzhaftigkeit. Die Ritter ſtürzten ſich verzweiflungsvoll auf den Feind ein, und ſchienen ſich gleichſam dem Tod in die Arme zu werfen, der ſie floh, und ihrer Verzweiflung ſpottete. Endlich neigte ſich das Glück auf ihre Seite. Sie richteten eine fürchterliche Niederlage unter den feindlichen Truppen an und dieſe wandten den Rücken. Aber, von Solimanns Drohungen angeſpornt erneuerten ſie am folgenden Tag den Sturm, und erſchienen in ſo großer Menge auf der Mauer, daß die Ritter gezwungen waren, der Menge den Platz einzuräumen, und ſich in die Stadt zurückzuziehen. Fliehend kämpften ſie noch, und waren feſt entſchloſſen den letzten Blutstropfen zu wagen, und ſich unter die einſtürzenden Trümmern begraben zu laſſen.

Endlich erſchien die ganze Bürgerſchaft, und bath den Großmeiſter flehentlichſt, die Kapitulation einzugehen, und ihnen zu erlauben, daß ſie Deputierten in das feindliche Lager ſenden dürften, um dort ihr Beſtes zu beſorgen.

Nachdem der Großmeiſter alles mögliche umſonſt verſucht, dieſen Schritt zu verzögern, willigte er ein,

und

und ließ auſſer den Deputirten, noch einen Geſandten an den Großſultan abgehen, der die Kapitulation mit ihm ſchließen ſollte. Die Hauptartikel waren: „Die Kirchen und ihre Heiligthümer ſollten nicht entweiht, die Eltern nicht gezwungen werden, ihre Kinder zu Janiſcharen hinzugeben; die chriſtliche Religion nach wie vor, ohne Einſchränkung geduldet werden, und das Volk 5 Jahre lang von allen Auflagen befreiet ſeyn; Jedermann ſollte die Erlaubniß haben, die Inſel zu verlaſſen, dem Großmeiſter und ſeinen Rittern ſolle eine Zeit von 14 Tagen, zur Einſchiffung ihrer Habſeligkeiten eingeräumt, und ihnen verſtattet werden, die Reliquien ihrer Heiligen, die Opfergefäſſe aus der St. Johanniskirche nebſt Zierrathen, Meublen und Dokumenten, wie auch die ganze Artillerie zu Ausrüſtung ihrer Galeeren mitzunehmen. Alle Häfen der Stadt Rhodus nebſt denen der übrigen Inſeln, welche dem Orden zugehörten, ſollten den Türken eingeräumt werden, und damit die Ausübung des Traktats deſto ungehinderter von Statten gehen möchte, die feindliche Armee ſich auf einige Meilen zurückziehen. Während dieſer Entfernung ſollten 4000 Mann Janitſcharen unter dem Kommando eines Aga Beſitz von der Stadt nehmen, und endlich noch der Großmeiſter, zur Sicherheit ſeines gegebenen Worts, dem Sultan 25 Ritter als Geiſſel ausſtellen, worunter 2 Großkreuze nebſt 25 der vornehmſten Bürger der Stadt ſich befanden. Der Kontrakt ward von beiden Theilen unterzeichnet und beſtätigt, die Geiſel ausgeſtellt, und die Stadt in Beſitz genommen. Einige Tage darnach hatte der Großmeiſter auſ-

auſſerhalb der Stadt eine Zuſammenkunft mit dem Sultan, nach welcher ſie ſehr zufrieden auseinander giengen.

Unterdeſſen hatten ſich einige Janitſcharen, trotz dem Kontrakt, unter dem Vorwand, ihre Kameraden zu beſuchen, in die Stadt eingeſchlichen, wo ſie ihrer Grauſamkeit freien Lauf ließen. Sie drangen in die Kirchen, entweihten die Heiligthümer, drangen bis in das Begräbniß der Großmeiſter, wo ihre Habſucht große Schätze erwartete, von da ſtürzten ſie wüthend in das Siechhaus, dieſes erhabenſte Denkmal der ritterlichen Gaſtfreiheit, warfen die Kranken heraus, bemächtigten ſich der Silbergeſchirre, aus welchen dieſe bewirthet wurden, und hätten ihre Grauſamkeit noch weiter getrieben, wenn die Beſchwerden des Großmeiſters ihrer barbariſchen Zügelloſigkeit nicht Einhalt gethan hätten.

In der That war der Sultan ſelbſt zu ſtolz auf ſeinen Ruhm, um dieſe Grauſamkeit zu verſtatten. Er wünſchte vielmehr, daß die Ritter zugleich mit der Nachricht von der Eroberung, den Ruhm ſeiner Großmuth und unverletzlichen Treue in allen chriſtlichen Staaten verbreiten möchten.

In dieſer Abſicht begab er ſich in eigener Perſon zum Großmeiſter, ſuchte ihn über den ſchnellen Wechſel des Glücks zu tröſten, machte ihm verſchiedene ſehr vortheilhafte Anträge, und ſagte bei ſeiner Entfernung dem Großvezier ins Ohr: „Beim Mahomet, es koſtet mir Ueberwindung dieſen alten Mann aus ſeiner Wohnung zu treiben!“

Hiſtoriſcher Calender für Damen 1791
enthält
Die Geſchichte des Dreyßigjähr. Krieges
Von Herrn Hofrath Friedrich Schiller.

Der Beyfall, womit der hiſtoriſche Calender für Damen, von Herrn von Archenholz und Herrn Hofrath Wieland, aufgenommen worden, hat mich ermuntert keine Koſten und keine Mühe zu ſparen, denſelben auch für das Jahr 1791 ſo anziehend als möglich zu machen.

Ich bleibe meiner Idee getreu, einen Calender zu liefern, welcher durch Geſchichte unterrichten und vergnügen und etwas mehr als eine bloße Tändeley ſeyn ſoll. Dem zu Folge habe ich ein Sujet gewählt, welches das merkwürdigſte in der Geſchichte unſers Deutſchen Vaterlandes iſt, welches jede Provinz, jede Stadt intereſſirt, wovon man beynahe in jedem Dorfe ſpricht oder ſprechen hört: die Geſchichte des dreyßigjährigen Krieges, eines Krieges, dem Deutſchland ſeine Ruhe, das Glück und die Sicherheit ſeiner Staaten zu verdanken hat. Da wir noch keine gut geſchriebene Geſchichte dieſes ſo merkwürdigen als reichhaltigen Gegenſtandes haben, und da Herr Hofrath Schiller die Bearbeitung deſſelben übernommen hat, ſo hoff' ich mir einen allgemeinen Beyfall ſchon im voraus verſprechen zu können.

Herr Chodowiecky hat den Text mit zwölf meiſterhaften Zeichnungen geziert — wofür ich ihm hier öffentlich meinen Dank abſtatte — welche Herr Penzel eben ſo fleißig als geiſtreich in Kupfer ſticht.

No. 1. Der Anfang des Krieges. Graf Thurn läßt die kaiſerlichen Commiſſarien von dem Schloſſe in Prag zum Fenſter hinaus werfen.
— 2. Friedrich V. Churfürſt von der Pfalz wird von ſeiner Gemahlin Eliſabeth und ſeinem Beichtvater Scultetus ermahnt, die Böhmiſche Krone anzunehmen.
— 3. Dieſes unglücklichen König Friedrichs und ſeiner Gemahlin Flucht nach der Bataille bey Prag.
— 4. Wallenſtein, Herzog von Friedland im Lager vor Stralſund.
— 5. Kaiſer Ferdinand II. und ſeine beyden Beichtväter die Jeſuiten, bey Ausfertigung des Reſtitutionsedikts zum Nachtheil der Proteſtanten.
— 6. Guſtav Adolph, entſchloſſen Deutſchland zu retten, empfiehlt ſeine Tochter den Schwediſchen Ständen.
— 7. Tilly bey der Eroberung von Magdeburg.

No. 8. Guſtav Adolph danket Gott, nach dem Siege bey Leipzig, auf freyem Felde.

— 9. Dieſer große Held im Sarge, nach dem Siege bey Lützen.

— 10. Herzog Bernhard von Weimar in Paris. Der alte Pater Joſeph zeigt ihm auf einer Landcharte, welche Orte er wegnehmen ſoll: Cardinal Richelieu und Ludwig XIII. lächeln über dieſe Sottiſe.

— 11. Herzog Bernhard begrüßt, nach dem Siege bey Breyſach, die ſämmtliche gefangene kaiſerliche Generalität.

— 12. General Torſtenſohn kommt, nachdem er den Sieg bey Jankowitz und dadurch den Frieden für Deutſchland erfochten, aus der Bataille zurück und findet ſeine Gemahlin wieder.

Außer dieſen zwölf Monatskupfern enthält der Calender noch den Frieden als Titelkupfer, und das Portrait Herzog Bernhards von Weimar, von Herrn Lips in Weimar; Guſtav Adolph nach van Dyck und die Königin Chriſtine, beyde von Herrn Geyſer geſtochen.

Da ich 16 Kupfer von berühmten Meiſtern und eine große Anzahl Bogen Text liefere, ſo wird man folgenden Preis nicht unbillig finden. Ein Calender im gewöhnlichen Bande koſtet Einen Thaler und Vier Groſchen, und ein in Seide gebundener Einen Thaler und Zwölf Groſchen in Louisd'or zu 5 Thaler. Beyde ſind gemalt. Die gemalten Süjets der ſeidnen Bände beziehen ſich auf Freundſchaft, Liebe und Ehe, oder haben einen andern allegoriſchen Sinn. Man kann bey der Beſtellung anmelden, welches von den genannten Süjets man haben will.

Ich verſpreche einem jeden Liebhaber, welcher durch die Buchhandlungen oder Poſtämter ſeines Orts oder unmittelbar bey mir vor Michaelis ſeine Beſtellung macht, lauter gute Abdrücke und ſchnelle Lieferung während der Leipziger Michaelmeſſe. Wenn man lauter gute Abdrücke liefern will, ſo muß man jede Platte mehr als einmal ſtechen laſſen, und wenn man prompte Lieferung verſpricht, ſo muß der Buchbinder eine große Anzahl Bände auf einmal fertig haben. Da hierzu ein gewiſſer Ueberſchlag nöthig iſt, ſo kann ich beydes nur unter der Bedingung einer baldigen Beſtellung verſprechen. Briefe und Gelder muß ich mir poſtfrey erbitten.

Georg Joachim Göſchen,
Buchhändler in Leipzig.

Bekanntmachung.

Mit dieſem 7ten Theil iſt die Sammlung von Schriften des Herrn Geheimen Raths von Goethe in 8 Theilen — der 8te Theil iſt bereits ausgegeben — beendigt. Das Publikum kann nun berechnen, was es darin erhält, und wird mit dieſer Rechnung nicht unzufrieden ſeyn. Die ehemals ſchon erſchienenen Schriften ſind in dieſer Ausgabe theils gänzlich umgearbeitet, theils vermehrt und geändert. Claudina von Villa Bella, Erwin und Elmire könnte man ganz neue Werke nennen. Die Leiden Werthers haben beträchtliche Zuſätze, Götz von Berlichingen, Stella, Clavigo die letzte Reviſion erhalten. In der Ankündigung dieſer Ausgabe konnte der Verleger die neuen, vorher noch nicht erſchienenen Werke des Herrn von Goethe zum Theil nur als Fragmente verſprechen. Der Herr Verfaſſer hat ſich aber geneigt finden laſſen, den größten Theil derſelben zu vollenden. Die Geſtalt, worin die unſterblichen Werke: Iphigenie, der Taſſo und der Egmont gegeben ſind, werden allein den Verzug entſchuldigen, welcher bey der Erſcheinung der einzelnen Theile der Sammlung nothwendig war, wenn der Herr Verfaſſer die letzte Hand an dieſelben legen wollte. Neue Stücke hat das Publikum überhaupt erhalten:

Zueignung an das Deutſche Publikum,
Die Mitſchuldigen,
Iphigenie,
Die Geſchwiſter,
Der Triumph der Empfindſamkeit;
Die Vögel,
Lila,
Jeri und Bätely;
Egmont,
Taſſo,
Fauſt,
Vermiſchte Schriften und Gedichte;
Scherz, Liſt und Rache.

Alle dieſe Schriften können die Beſitzer der alten Ausgabe auch einzeln bekommen. Dem Verleger ſey es erlaubt, nun auch ein Wort von der äußern Geſtalt ſeines Verlagsbuchs zu ſagen. Er dachte einen Lieblingsſchriftſteller führe man gern immer bey ſich, es wird alſo gut ſeyn, wenn man zuerſt eine Ausgabe liefert, welche ſo bequem als möglich iſt. Er fand ein recht ſtarkes feines Schreibpapier dazu am ſchicklichſten,

lichſten, damit ein Band von einem Alphabet eine ſo geringe Dicke erhalten möchte, daß er noch immer, ein ſehr bequemes Taſchenbuch abgeben könnte. Um aber doch auch noch diejenigen eher zu befriedigen, bis die Umſtände eine ſehr elegante und koſtbare Ausgabe für den begüterten Theil der Nation möglich macht, — welche jedoch in Anſehung des Inhaltes vor der jetzigen keinen weſentlichen Vorzug haben wird — hat der Verleger einige Exemplaria der gegenwärtigen Ausgabe auf Holländiſch Papier abdrucken laſſen. Dieſe Exemplaria auf Holländiſch Papier werden aber erſt in einem Jahre ausgegeben, weil die Kupfer von dieſer Taſchenausgabe zu der auf Holländiſchem Papier wieder neu geſtochen werden. Der Preis dieſer Ausgabe mit neu geſtochenen Kupfern iſt 12 Rthlr. Es ſind nur wenige Exemplaria davon abgedruckt und ſie werden nicht ohne Vorausbezahlung verlaſſen. Die jetzt vollendete Ausgabe koſtet, wie man weiß, nunmehro 8 Rthlr. Eigentlich kann ſolches Niemand in Anſehung der hohen Preiſe der Papiere und der Kupfer von den vorzüglichſten Meiſtern nach vortreflichen Zeichnungen zu hoch finden; aber nicht einem jeden Liebhaber der Goethiſchen Schriften iſt es leicht 8 Rthlr. dafür auszugeben. Auch für dieſe hat der Verleger geſorgt und eine ganz wohlfeile Ausgabe auf Druckpapier mit einigen Kupfern in vier Bänden beſorgt. Zwey Bände ſind davon fertig. Die andern zwey folgen bald nach. Alle vier Bände, welche die 8 Bände der beſſern Ausgabe enthalten, koſten 3 Thlr. 16 Gr. Leipziger Oſtermeſſe 1790.

Georg Joachim Göſchen.

Ueber die Ausdünſtung und ihre Wirkungen in die Atmoſphäre, von Michael Hube. In 2 Büchern, gr. 8.

Dieſe Schrift iſt, nach dem Zeugniß des Herrn Verfaſſers — des Herrn Directors und Profeſſors Hube in Warſchau — eine Arbeit von mehreren Jahren und die Folge mühſamer Unterſuchungen, welche theils auf eigene Beobachtungen, theils auf fremde Verſuche und Erfahrungen gegründet ſind. Die letztern hat er allezeit wiederholt und man kann ſich auf deren Richtigkeit verlaſſen. Es iſt, ſagt der Herr Verfaſſer, leichter neue Verſuche zu erdenken, als durch Vergleichung die ſchon vorhandenen neuen Wahrheiten zu entdecken und die Summe unſerer Kenntniſſe zu vermehren. Das erſte Buch handelt über die Ausdünſtung überhaupt; das zweyte enthält die Anwendung der Theorie der Ausdünſtung auf die Lufterſcheinungen.

Aus dem reichen Vorrath von neuen Bemerkungen und gründlichen Unterſuchungen, welche dieſes Werk in 74 Kapiteln enthält, führt der Verleger nur folgende an.

Im erſten Buch:

Von der Auflöſung und Niederſchlagung überhaupt, in ſo fern als man ſie kennen muß, um ſich zu überzeugen, daß die Ausdünſtung des Waſſers eine wahre Auflöſung deſſelben in der Luft iſt. Von Veränderung der Wärme durch die Auflöſung. Weſentlicher Unterſchied zwiſchen der Ausdünſtung des Waſſers; das Waſſer wird auf eine doppelte Art von der Luft aufgelöſt, und dieſe wird bey der einen Art der Auflöſung ſehr ſtark, bey der andern viel weniger, und oft gar nicht merklich, ausgedehnt. Vermehrung der Federkraft der Luft durch die Ausdünſtung von der Wärmematerie. Erklärung merkwürdiger Erſcheinungen, welche von der Ausdünſtung des Waſſers und anderer Flüſſigkeiten herrühren. Verhalten der feſten Körper, welche das Waſſer oder die Feuchtigkeit einſaugen, wenn ſie ſich entweder durch die Näſſe ausdehnen, oder durch die Trocknung zuſammenziehen. Daraus folgen Unterſuchungen über Hygrometer und Haarhygrometer. Es wird nicht nur das Waſſer von der Luft und andern Körpern aufgelöſt, ſondern auch die Luft vom Waſſer, Unterſuchungen über die Niederſchlagung der Luft aus dem Waſſer und des Waſſers aus der Luft.

Im zweyten Buch.

Beſchreibung der atmoſphäriſchen Elektrizität. Wärme der Atmoſphäre; ſie rührt allein von der Erde her und nicht unmittelbar von der Sonne in der Luft. Vom Thau. Wie die Nebel entſtehen und aufhören. Von den Wolken; ihre Schwere, ihre Erzeugung und Vergrößerung. Unter welchen Umſtänden und in welchen Gegenden der Erde die brennbareſten Luftmaſſen zu Wolken Gelegenheit geben. Geſtalt der Wolken; wie ſie ſich in einer ſehr großen Höhe über der Erde bilden, durch electriſche Ausſtrömungen. Urſachen, warum die Wolken durch den Regen oder Schnee nie erſchöpft werden. Von den Winden. Urſache des allgemeinen Oſtwindes heißer Länder. Von den Küſtenwinden heißer Länder. Unterſchied in der Witterung in den heißen und in den kalten Ländern. Oſtwind bey Sonnenaufgang. Allgemeine Urſache der Winde. Von der Veränderung des

Baro-

Barometers. Von den Winden des mittelländiſchen Meeres. Von Winden und Stürmen, welche durch Wolken veranlaßt werden.

Das Buch iſt bereits fertig, und koſtet 1 Thlr. 12 Gr.

Georg Joachim Göſchen,
Buchhändler in Leipzig.

Es iſt bekannt, daß ſich in England eine große Geſellſchaft reicher und einſichtsvoller Männer mit Herrn Banks verbunden hat, Entdeckungsreiſen nach Africa zu veranlaſſen und zu unterſtützen. Dieſe Unternehmung iſt außerordentlich wichtig und zieht die Aufmerkſamkeit der ganzen Welt auf ſich. Durch ſie hat man die Hoffnung, daß eine große Lücke in der Erdkunde und Menſchenkenntniß ausgefüllt, das große Gebiet der Wiſſenſchaften überhaupt bereichert, für Handlung und Betriebſamkeit eine neue Ausſicht gewonnen werden wird. Der Herr Bibliothekar und Rath Cuhn in Caſſel hat ſich entſchloſſen, ſobald etwas von dieſen Reiſen in England durch Druck bekannt gemacht wird, ſolches in einer Deutſchen Ueberſetzung in meinem Verlag herauszugeben. In der Erwartung des Erfolgs jener neuen Entdeckungsreiſen entſteht die Frage: was wiſſen wir ſchon jetzt von Africa? Die Beförderung dieſer Kenntniß ſchien dem Herrn Rath Cuhn eine nützliche Vorbereitung auf den künftigen Zuwachs zu ſeyn. Zu dem Ende wird er in der bevorſtehenden Leipziger Oſtermeſſe dieſes Jahres ebenfalls in meinem Verlag, den erſten Band einer

Sammlung merkwürdiger Reiſen in das Innere von Africa

herausgeben. Sie enthält gedrängte und fruchtbare Auszüge der merkwürdigſten ältern und neuern Reiſen der Engländer, Franzoſen, Italiener und anderer Nationen, welche für Deutſche Leſer Intereſſe haben und zur Belehrung und Unterhaltung etwas beytragen können. Der eigentliche Zweck dieſer Sammlung iſt das Innere von Africa; Reiſen nach der Küſte werden nur dann aufgenommen, wenn ſie ſich durch Vorzüge der Darſtellung und durch neue Bemerkungen auszeichnen.

Der erſte Band wird ungefehr 32 Bogen in groß 8. ſtark und ganz gewiß in der Oſtermeſſe dieſes Jahres ausgegeben.

Georg Joachim Göſchen,
Buchhändler in Leipzig.

Thalia

Eilftes Heft.

I.

Etwas über die erſte Menſchengeſellſchaft nach dem Leitfaden der moſaiſchen Urkunde.

Landes-
Bibliothek
Weimar

Sch 1466^3

I.

Etwas über die erſte Menſchengeſellſchaft nach dem Leitfaden der moſaiſchen Urkunde. *)

Uebergang des Menſchen zur Freiheit und Humanität.

An dem Leitbande des Inſtinkts, woran ſie noch jetzt das vernunftloſe Thier leitet, mußte die Vorſehung den Menſchen in das Leben einführen, und, da ſeine Vernunft noch unentwickelt war, gleich einer wachſamen Amme hinter ihm ſtehen. Durch Hunger und Durſt zeigte ſich ihm das Bedürfniß der Nahrung an; was er zu Befriedigung deſſelben brauchte hatte ſie in reichlichem Vorrath um ihn herum gelegt, und durch Geruch und Geſchmack leitete ſie ihn im Wählen. Durch ein ſanftes Clima hatte ſie ſeine Nacktheit geſchont, und durch einen allgemeinen Frieden um ihn her ſein wehrloſes Leben geſichert. Für die Erhaltung ſeiner Art war durch den Geſchlechtstrieb geſorgt. Als Pflanze und Thier war der Menſch alſo vollendet. Auch ſeine Vernunft hatte ſchon von fern angefangen,

---

*) Es iſt wohl bey den wenigſten Leſern nöthig, zu erinnern, daß dieſe Ideen auf Veranlaſſung eines Kantiſchen Aufſatzes in der Berliner Monatſchrift entſtanden ſind.

A. d. V.

ſich zu entfalten. Weil nehmlich die Natur noch für ihn dachte, ſorgte und handelte, ſo konnten ſich ſeine Kräfte deſto leichter und ungehinderter auf die ruhige Anſchauung richten, ſeine Vernunft noch von keiner Sorge zerſtreut, konnte ungeſtört an ihrem Werkzeuge der Sprache bauen, und das zarte Gedankenſpiel ſtimmen. Mit dem Auge eines Glücklichen ſah er jetzt noch herum in der Schöpfung; ſein frohes Gemüth faßte alle Erſcheinungen uneigennützig und rein auf, und legte ſie rein und lauter in einem regen Gedächtniß nieder. Sanft und lachend war alſo der Anfang der Menſchen, und dieß mußte ſeyn, wenn er ſich zu dem Kampfe ſtärken ſollte, der ihm bevorſtand.

Setzen wir alſo, die Vorſehung wäre auf dieſer Stuffe mit ihm ſtillgeſtanden, ſo wäre aus dem Menſchen das glücklichſte und geiſtreichſte aller Thiere geworden, — aber aus der Vormundſchaft des Naturtriebs wär er niemals getreten, frey und alſo moraliſch wären ſeine Handlungen niemals geworden, über die Gränze der Thierheit wär er niemals geſtiegen. In einer wollüſtigen Ruhe hätte er eine ewige Kindheit verlebt — und der Kreis, in welchem er ſich bewegt hätte, wäre der kleinſtmöglichſte geweſen, von der Begierde zum Genuß, vom Genuß zu der Ruhe, und von der Ruhe wieder zur Begierde.

Aber der Menſch war zu ganz etwas andern beſtimmt, und die Kräfte, die in ihm lagen, riefen ihn zu einer ganz andern Glückſeligkeit. Was die Natur

in

in ſeiner Wiegenzeit für ihn übernommen hatte, ſollte er jetzt ſelbſt für ſich übernehmen, ſobald er mündig war. Er ſelbſt ſollte der Schöpfer ſeiner Glückſeligkeit werden, und nur der Antheil, den er daran hätte ſollte den Grad dieſer Glückſeligkeit beſtimmen. Er ſollte den Stand der Unſchuld, den er jetzt verlohr, wieder aufſuchen lernen durch *ſeine Vernunft*, und als ein freier vernünftiger Geiſt dahin zurück kommen, wovon er als *Pflanze* und als eine Kreatur des Inſtinkts ausgegangen war; aus einem Paradies der Unwiſſenheit und Knechtſchaft ſollte er ſich, wär es auch nach ſpäten Jahrtauſenden zu einem Paradies der Erkenntniß und der Freiheit hinaufarbeiten, einem ſolchen nehmlich, wo er dem moraliſchen Geſetze in ſeiner Bruſt eben ſo unwandelbar gehorchen würde, als er anfangs dem Inſtinkte gedient hatte, als die Pflanze und die Thiere dieſem noch dienen. Was war alſo unvermeidlich? Was mußte geſchehen, wenn er dieſem weitgeſteckten Ziel entgegen rücken ſollte? Sobald ſeine Vernunft ihre erſten Kräfte nur geprüft hatte, verſtieß ihn die Natur aus ihren pflegenden Armen, oder richtiger geſagt, er ſelbſt, von einem Triebe gereitzt, den er ſelbſt noch nicht kannte, und unwiſſend, was er in dieſem Augenblicke großes that, er ſelbſt riß ab von dem leitenden Bande, und mit ſeiner noch ſchwachen Vernunft, von dem Inſtinkte nur von ferne begleitet, warf er ſich in das wilde Spiel des Lebens, machte er ſich auf den gefährlichen Weg zur moraliſchen Freiheit. Wenn wir alſo jene Stimme Gottes in Eden, die ihm den Baum der Erkenntniß verbot, in eine Stimme ſeines Inſtinktes verwandeln, der ihn von dieſem Baume zuruckzog, ſo iſt ſein vermeintlicher Ungehorſam gegen jenes gottliche Gebot nichts anders als — ein Abfall von ſeinem Inſtinkte — alſo, erſte Aeußerung ſeiner Selbſtthätigkeit, erſtes Wageſtuck ſeiner Vernunft, erſter Anfang ſeines moraliſchen Daſeyns. Dieſer Abfall des Menſchen vom Inſtinkte der das moraliſche Uebel zwar in die Schöpfung brachte, aber nur um das moraliſche Gute darinn möglich zu machen, iſt ohne Widerſpruch die glücklichſte und größte Begebenheit in der Menſchengeſchichte, von dieſem Augenblick her ſchreibt ſich ſeine Freiheit, hier wurde zu ſeiner Moralität der erſte entfernte Grundſtein geleget. Der Volkslehrer hat ganz recht, wenn er dieſe Begebenheit als einen **Fall** des erſten Menſchen behandelt, und wo es ſich thun läßt, nützliche moraliſche Lehren daraus zieht, aber der Philoſoph hat nicht weniger Recht, der menſchlichen Natur im Großen zu dieſem wichtigen Schritt zur Vollkommenheit Glück zu wünſchen. Der Erſte hat Recht, es einen Fall zu nennen — denn der Menſch wurde aus einem unſchuldigen Geſchöpf ein ſchuldiges, aus einem vollkommenen Zögling der Natur ein unvollkommenes moraliſches Weſen, aus einem glücklichen Inſtrumente ein unglücklicher Künſtler.

Der Philoſoph hat recht, es einen Rieſenſchritt der Menſchheit zu nennen, denn der Menſch wurde dadurch aus einem Sklaven des Naturtriebes ein freihandelndes Geſchöpf, aus einem Automat ein ſittliches Weſen, und mit dieſem Schritt trat er zuerſt auf die

Lei

leiter, die ihn nach Verlauf von vielen Jahrtauſenden zur Selbſtherrſchaft führen wird. Jetzt wurde der Weg länger, den er zum Genuß nehmen mußte. Anfangs durfte er nur die Hand ausſtrecken, um die Befriedigung ſogleich auf die Begierde folgen zu laſſen; jetzt aber mußte er ſchon Nachdenken, Fleiß und Mühe zwiſchen die Begierde und ihre Befriedigung einſchalten. Der Friede war aufgehoben zwiſchen ihm und den Thieren. Die Noth trieb ſie jetzt gegen ſeine Pflanzungen, ja gegen ihn ſelbſt an, und durch ſeine Vernunft mußte er ſich Sicherheit und eine Ueberlegenheit der Kräfte, die ihm die Natur verſagt hatte, künſtlich über ſie verſchaffen: er mußte Waffen erfinden, und ſeinen Schlaf durch feſte Wohnungen vor dieſem Feinde ſicher ſtellen. Aber hier ſchon erſetzte ihm die Natur an Freuden des Geiſtes, was ſie ihm an Pflanzengenüßen genommen hatte. Das ſelbſt gepflanzte Kraut überraſchte ihn mit einer Schmackhaftigkeit, die er vorher nicht kennen gelernt hatte; der Schlaf beſchlich ihn nach der ermüdenden Arbeit und unter ſelbſtgebautem Dache ſüßer, als in der trägen Ruhe ſeines Paradieſes. Im Kampfe mit dem Tiger, der ihn anfiel, freute er ſich ſeiner entdeckten Gliederkraft und Liſt, und mit jeder überwundnen Gefahr konnte er ſich ſelbſt für das Geſchenk ſeines Lebens danken.

Jetzt war er für das Paradies ſchon zu edel, und er kannte ſich ſelbſt nicht, wenn er im Drange der Noth und unter der Laſt der Sorgen ſich in daſſelbe zurückwünſchte. Ein innrer ungeduldiger Trieb, der erwachte Trieb ſeiner Selbſtthätigkeit hätte ihn bald in ſeiner müßigen Glückſeligkeit verfolgt, und ihm die Freuden vereckelt, die er ſich nicht ſelbſt geſchaffen hatte. Er würde das Paradies in eine Wildniß verwandelt, und dann die Wildniß zum Paradies gemacht haben. Aber glücklich für das Menſchengeſchlecht, wenn es keinen ſchlimmern Feind zu bekämpfen gehabt hätte, als die Trägheit des Ackers, den Grimm wilder Thiere und eine ſtürmiſche Natur! — Die Noth drängte ihn, Leidenſchaften wachten auf, und waffneten ihn bald gegen ſeines Gleichen. Mit dem Menſchen mußte er um ſein Daſeyn kämpfen, einen langen, laſterreichen, noch jetzt nicht geendigten Kampf, aber in dieſem Kampfe allein konnte er ſeine Vernunft und Sittlichkeit ausbilden.

Häusliches Leben.

Die erſten Söhne, welche die Mutter der Menſchen gebahr, hatten vor ihren Eltern einen ſehr wichtigen Vortheil voraus: Sie wurden von Menſchen erzogen. Alle Fortſchritte, welche die letztern durch ſich ſelbſt, und alſo weit langſamer, hatten thun müſſen, kamen ihren Kindern zu gut, und wurden dieſen ſchon in ihrem zärteſten Alter, ſpielend und mit der Herzlichkeit älterlicher Liebe übergeben. Mit dem erſten Sohn alſo, der vom Weibe gebohren war, fängt das große Werkzeug an, wirkſam zu werden — das Werkzeug durch

durch welches das ganze Menſchengeſchlecht ſeine Bildung erhalten hat, und fortfahren wird zu erhalten — nemlich die Traditien, oder die Ueberlieferung der Begriffe.

Die moſaiſche Urkunde verläßt uns hier und überſpringt einen Zeitraum von 15 und mehrern Jahren, um uns die beiden Brüder als ſchon erwachſen aufzuführen. Aber dieſe Zwiſchenzeit iſt für die Menſchengeſchichte wichtig, und wenn die Urkunde uns verläßt, ſo muß die Vernunft die Lücke ergänzen.

Die Geburt eines Sohnes, ſeine Ernährung, Wartung und Erziehung vermehrten die Kenntniſſe, Erfahrungen und Pflichten der Erſten Menſchen mit einem wichtigen Zuwachs, den wir ſorgfältig aufzeichnen müſſen.

Von den Thieren lernte die erſte Mutter ohne Zweifel ihre nothwendigſte Mutterpflicht, ſo wie ſie die Hilfsmittel bei der Geburt wahrſcheinlich von der Noth gelernt hatte. Die Sorgfalt für Kinder machte ſie auf unzählige kleine Bequemlichkeiten aufmerkſam, die ihr bis jetzt unbekannt geweſen; die Anzahl der Dinge, von denen ſie Gebrauch machen lernte, vermehrte ſich, und die Mutterliebe wurde ſinnreich im Erfinden.

Bis jetzt hatten beide nur *ein* geſellſchaftliches Verhältniß, nur *eine* Gattung von Liebe erkannt, weil jedes in dem andern nur einen Gegenſtand vor ſich hatte. Jetzt lernten ſie mit einem neuen Gegenſtand eine neue Gattung von Liebe, ein neues moraliſches Verhältniß kennen — *elterliche* Liebe. Dieſes neue Gefühl von Liebe war von reinerer Art, als das erſte, es war ganz uneigennützig, da jenes erſte bloß auf Vergnügen, auf wechſelſeitiges Bedürfniß des Umgangs gegründet geweſen war.

Sie betraten alſo mit dieſer neuen Erfahrung ſchon eine höhere Stufe der Sittlichkeit — ſie wurden veredelt.

Aber die elterliche Liebe, in welcher ſich beide für ihr Kind vereinigten, bewirkte nun auch eine nicht geringe Veränderung in dem Verhältniß, worinn ſie bisher zu einander ſelbſt geſtanden hatten. Die Sorge, die Freude, die zärtliche Theilnahme, worinn ſie ſich für den gemeinſchaftlichen Gegenſtand ihrer Liebe begegneten, knüpfte unter ihnen ſelbſt neue und ſchönere Bande an. Jedes entdeckte bei dieſer Gelegenheit in dem andern neue ſittlich ſchöne Züge, und eine jede ſolcher Entdeckungen erhöhte und verfeinerte ihr Verhältniß. Der Mann liebte in dem Weibe die Mutter, die Mutter ſeines geliebten Sohns. Das Weib ehrte und liebte in dem Mann den Vater, den Ernährer ihres Kindes. Das bloß ſinnliche Wohlgefallen aneinander erhob ſich zur Hochachtung, aus der eigennützigen Geſchlechtsliebe erwuchs die ſchöne Erſcheinung der ehlichen Liebe.

Bald wurden dieſe moraliſchen Erfahrungen mit neuen bereichert. Die Kinder wuchſen heran, und auch unter ihnen knüpfte ſich allmählig ein zärtliches Band an. Das Kind hielt ſich am liebſten zum Kinde, weil jedes Geſchöpf ſich in ſeines Gleichen nur liebet.

det. An zarten unmerklichen Fäden erwuchs die Geſchwiſterliebe. Eine neue Erfahrung für die erſten Eltern. Sie ſahen nun ein Bild der Geſelligkeit, des Wohlwollens, zum erſtenmal auſſer ihnen, ſie erkannten ihre eigenen Gefühle, nur in einem jugendlichern Spiegel, wieder.

Bis jetzt hatten beide, ſolange ſie allein waren, nur in der Gegenwart und in der Vergangenheit gelebt, aber nun fieng die ferne Zukunft an, ihnen Freuden zu zeigen. So wie ſie ihre Kinder neben ſich aufwachſen ſahen, und jeder Tag eine neue Fähigkeit in dieſen entwickelte, thaten ſich ihnen lachende Ausſichten für die Zukunft auf, wenn dieſe Kinder nun einmal Männer und ihnen gleich werden würden — in ihren Herzen erwachte ein neues Gefühl, die Hoffnung. Welch ein unendliches Gebiet aber wird dem Menſchen durch die Hoffnung geöffnet! Vorher hatten ſie jedes Vergnügen nur einmal, nur in der Gegenwart genoſſen — in der Erwartung wurde jede künftige Freude mit zahlenloſer Wiederhohlung voraus empfunden!

Als die Kinder nun wirklich heranreiften! welche Mannichfaltigkeit kam auf einmal in dieſe erſte Menſchengeſellſchaft! Jeder Begriff, den ſie ihnen mitgetheilt hatten, hatte ſich in jeder Seele anders gebildet, und überraſchte ſie jetzt durch Neuheit. Jetzt wurde der Umlauf der Gedanken lebendig, das moraliſche Gefühl in Uebung geſetzt, und durch Uebung entwickelt, die Sprache wurde ſchon reicher, und mahlte ſchon be-

ſtimm.

ſtimmter, und wagte ſich ſchon an feinere Gefühle; neue Erfahrungen in der Natur um ſie her, neue Anwendungen der ſchon bekannten. Jetzt beſchäfftigte der Menſch ihre Aufmerkſamkeit ſchon ganz. Jetzt war keine Gefahr mehr vorhanden, daß ſie zur Nachahmung der Thiere herabſinken würden!

Verſchiedenheit der Lebensweiſe.

Der Fortſchritt der Kultur äußerte ſich ſchon bei der erſten Generation. Adam baute den Acker; einen ſeiner Söhne ſehen wir ſchon einen neuen Nahrungszweig die Viehzucht ergreifen. Das Menſchengeſchlecht ſchied ſich alſo hier ſchon in zwei verſchiednen Konditionen, in Feldbauer und Hirten.

Bei der Natur gieng der erſte Menſch in die Schule, und ihr hat er alle nützliche Künſte des Lebens abgelernt. Bei einer aufmerkſamen Betrachtung konnte ihm die Ordnung nicht lange verborgen bleiben, nach welcher die Pflanzen ſich wieder erzeugen. Er ſah die Natur ſelbſt ſäen und begießen, ſein Nachahmungstrieb erwachte, und bald ſpornte ihn die Noth, der Natur ſeinen Arm zu leyhen, und ihrer freiwilligen Ergiebigkeit durch Kunſt nachzuhelfen.

Man muß aber nicht glauben, daß der erſte Anbau gleich Getreidebau geweſen, wozu ſchon ſehr große ſe Zurüſtungen nöthig ſind, und es iſt dem Gang der Natur gemäß, ſtets von den einfachern zu dem zuſammengeſetztern fortzuſchreiten. Wahrſcheinlich war der Reis eines der erſten Gewächſe die der Menſch bauete; die Natur lud ihn dazu ein, denn der Reis wächßt in Indien wild, und die älteſten Geſchichtſchreiber ſprechen von dem Reisbau als einer der älteſten Arten des Feldbaues. Der Menſch bemerkte, daß bei einer anhaltenden Dürre die Pflanzen ermatten, nach einem Regen aber ſich ſchnell wieder erhohlten. Er bemerkte ferner, daß da, wo ein übertretender Strom einen Schlamm zurückgelaſſen, die Fruchtbarkeit größer war. Er benutzte dieſe beiden Entdeckungen, er gab ſeinen Pflanzungen einen künſtlichen Regen, und brachte Schlamm auf ſeinen Acker, wenn kein Fluß in der Nähe war, der ihm ſolchen geben konnte. Er lernte düngen und begießen.

Schwerer ſcheint der Schritt zu ſeyn, den er zum Gebrauch der Thiere machte, aber auch hier fieng er, wie überall, bei dem natürlichen und unſchuldigen zu erſt an; und er begnügte ſich vielleicht viele Menſchenalter lang mit der Milch des Thiers, ehe er Hand an ſein Leben legte. Ohne Zweifel war es die Muttermilch, die ihn zu dem Verſuche einlud, ſich der Thiermilch zu bedienen. Nicht ſobald aber hatte er dieſe neue Nahrung kennen lernen, als er ſich ihrer auf immer verſicherte. Um dieſe Speiſe jederzeit bereit und im Vorrath zu haben, durfte es nicht den Zufall überlaſſen werden, ob ihm dieſer gerade wenn er hungerte ein ſolches Thier entgegen führen wollte. Er verfiel alſo darauf, eine gewiſſe Anzahl ſolcher Thiere immer um ſich zu verſammeln, er verſchaffte ſich eine Heerde; dieſe mußte er aber unter denjenigen Thieren ſuchen, die geſellig leben, und er mußte ſie aus dem Stande wilder Freiheit, in den Stand der Dienſtbarkeit und friedlichen Ruhe verſetzen d. i. er mußte ſie zähmen. Ehe er ſich aber an diejenigen wagte, die von wilderer Natur und ihm an natürlichen Waffen und Kräften überlegen waren, verſuchte er es zuerſt mit denjenigen, denen er ſelbſt an Kraft überlegen war, und welche von Natur weniger Wildheit beſaßen. Er hütete alſo früher Schaaſe, als er Schweine, Ochſen und Pferde hütete.

Sobald er ſeinen Thieren ihre Freiheit geraubt hatte, war er in die Nothwendigkeit geſetzt, ſie ſelbſt zu ernähren, und für ſie zu ſorgen. So warde er alſo zum Hirten, und ſo lange die Geſellſchaft noch klein war, konnte die Natur ſeiner kleinen Heerde Nahrung im Ueberfluß darbieten. Er hatte keine andre Mühe, als die Weide aufzuſuchen, und ſie wenn ſie abgeweidet war, mit einer andern zu vertauſchen. Der reichſte Ueberfluß lohnte ihm für dieſe leichte Beſchäftigung, und der Ertrag ſeiner Arbeit war keinem Wechſel weder der Jahrszeit noch der Witterung unterworfen. Ein gleichförmiger Genuß war das Loos des Hirtenſtandes, Freiheit und ein fröhlicher Müſſiggang ſein Karakter.

Ganz anders verhielt es ſich mit dem Feldbauen. Slcaviſch war dieſer an den Boden, den er bepflanzt hatte gebunden, und mit der Lebensart, die er ergriff hatte er jede Freiheit ſeines Aufenthalts aufgegeben. Sorgfältig mußte er ſich nach der zärtlichen Natur des Gewächſes richten, das er zog, und dem Wachsthum deſſelben durch Kunſt und Arbeit zu Hülfe kommen, wenn der andre ſeine Heerde ſelbſt für ſich ſorgen ließ. Mangel an Werkzeugen machte ihm anfänglich jede Arbeit ſchwerer, und doch war er ihr mit zwey Händen kaum gewachſen. Wie mühſam mußte ſeine Lebensart ſeyn, ehe die Pflugſchaar ſie ihm erleichterte, ehe er den gebändigten Stier zwang, die Arbeit mit ihm zu theilen!

Das Aufreißen des Erdreichs, Ausſaat, und Wäſſerung, die Aernte ſelbſt, wie viele Arbeiten erfoderte dieſes alles! und welche Arbeit erſt nach der Aernte, bis die Frucht ſeines Fleißes ſo weit gebracht war von ihm genoſſen zu werden! Wie oft mußte er ſich gegen wilde Thiere die ſie anfielen, für ſeine Pflanzungen wehren, ſie hüten oder verzäumen, oft vielleicht gar mit Gefahr ſeines Lebens dafür kämpfen! Und wie unſicher war ihm dabei noch immer die Frucht ſeines Fleißes, in die Gewalt der Witterung und der Jahrszeit gegeben! Ein übertretender Strom, ein fallender Hagel war genug ſie ihm am Ziele noch zu rauben, und ihm dem Mangel auszuſetzen. Hart alſo, ungleich und zweifelhaft war das Loos des Ackermanns gegen das gemächliche ruhige Loos des Hirten, und ſeine Seele

mußte

mußte in einem durch ſo viele Arbeit gehärteten Körper verwildern.

Fiel es ihm nun ein, dieſes harte Schickſal mit dem glücklichen Leben des Hirten zu vergleichen, ſo mußte ihm dieſe Ungleichheit auffallen, er mußte — nach ſeiner ſinnlichen Vorſtellungsart — jenen für einen vorgezognen Günſtling des Himmels halten.

Der Neid erwachte in ſeinem Buſen, dieſe unglückliche Leidenſchaft mußte bey der erſten Ungleichheit unter Menſchen, erwachen. Mit Scheelſucht blickte er jetzt den Segen des Hirten an, der ihm ruhig gegen über im Schatten weidete, wenn ihn ſelbſt die Sonnenhitze ſtach und die Arbeit ihm den Schweiß aus der Stirne preßte. Die ſorgloſe Fröhlichkeit des Hirten that ihm wehe. Er haßte ihn wegen ſeines Glücks und verachtete ihn ſeines Müſſiggangs wegen. So bewahrte er einen ſtillen Unwillen gegen ihn in ſeinem Herzen, der bey dem nächſten Anlaß in Gewaltthätigkeit ausbrechen mußte. Dieſer Anlaß aber konnte nicht lange ausbleiben. Die Gerechtſame eines jeden hatte zu dieſer Zeit noch keine beſtimmten Grenzen, und keine Geſetze waren noch vorhanden, die das Mein und Dein auseinander geſetzt hätten. Jeder glaubte noch einen gleichen Anſpruch auf die ganze Erde zu haben, denn die Vertheilung in Eigenthum ſollte erſt durch eintretende Colliſionen herbei geführt werden. Geſetzt nun, der Hirte hatte alle Gegenden umher mit ſeiner Heerde abgeweidet, und fühlte doch auch keine Luſt dazu,

ſich

ſich weit von der Familie in fernen Gegenden zu verliehren — was that er alſo? worauf mußte er natürlicherweiſe verfallen? Er trieb ſeine Heerde in die Pflanzungen des Ackermanns, oder ließ es wenigſtens geſchehen, daß ſie ſelbſt dieſen Weg nahm. Hier war reicher Vorrath für ſeine Schaafe, und kein Geſetz war noch da, es ihm zu wehren.

Das natürliche Gefühl für Billigkeit hätte ihn zwar ſchon für ſich allein davon abhalten ſollen — aber auch dieſes Gefühl hatte zu ſeiner Ausbildung in der Bruſt des Menſchen Uebung und Anläſſe nöthig, und ſeine Stimme war für den dringendern Ruf des Bedürfniſſes noch zu leiſe. Alles wornach er greifen konnte war ſein — ſo raiſonnirte die kindiſche Menſchheit.

Jetzt alſo zum erſtenmal kam der Menſch in Colliſion mit dem Menſchen; an die Stelle der wilden Thiere, mit denen es der Ackermann bis jetzt zu thun gehabt hatte, trat nun der Menſch. Dieſer erſchien jetzt gegen ihn als ein feindſeliges Raubthier, das ſeine Pflanzungen verwüſten wollte. Kein Wunder, daß er ihn auf eben die Art empfieng, wie er das Raubthier empfangen hatte, dem der Menſch jetzt nachahmte.

Die Mißgunſt und der Haß, den er ſchon lange Jahre in ſeiner Bruſt herum getragen hatte, wirkten mit, ihn zu erbittern; und ein mörderiſcher Schlag mit der Keule rächte ihn auf einmal an dem langen Glück ſeines beneideten Nachbars.

So traurig endigte die erſte Colliſion der Menſchen. So geſchah der erſte Mord in der Geſellſchaft.

Aufgehobene Standesgleichheit.

Einige Worte der Urkunde laſſen uns ſchließen, daß die Polygamie in jenen frühen Zeiten etwas ſeltnes geweſen, und alſo damals ſchon Herkommen geweſen ſey, ſich in Ehen einzuſchränken, und mit einer Gattinn zu begnügen. Ordentliche Ehen aber ſcheinen ſchon eine gewiſſe Sittlichkeit und Verfeinerung anzuzeigen, die man in jenen frühen Zeiten kaum erwarten ſollte. Meiſtens gelangen die Menſchen nur durch die Folgen der Unordnung zu Einführung der Ordnung, und Geſetzloſigkeit führt gewöhnlich erſt zu Geſetzen.

Dieſe Einführung ordentlicher Ehen ſcheint alſo nicht ſowohl auf Geſetzen, als auf dem Herkommen beruht zu haben. Der erſte Menſch konnte nicht anders als in der Ehe leben, und das Beiſpiel des erſten hatte für den zweyten ſchon einige Kraft des Geſetzes. Mit einem einzigen Paar hatte das Menſchengeſchlecht angefangen. Die Natur hatte alſo ihren Willen in dieſem Beiſpiel gleichſam verkündigt.

Nimmt man alſo an, daß in den allererſten Zeiten das Verhältniß der Anzahl zwiſchen beiden Geſchlechtern

tern gleich geweſen ſey, ſo ordnete ſchon die Natur, was der Menſch nicht geordnet hätte. Jeder nahm nur eine Gattinn, weil nur eine für ihn übrig war.

Wenn ſich nun endlich in der Anzahl beider Geſchlechter auch ein merkliches Mißverhältniß zeigte, und Wahlen ſtatt fanden, ſo war dieſe Ordnung durch Obſervanz einmal befeſtigt, und niemand wagte es ſo leicht, die Weiſe der Väter durch eine Neuerung zu verletzen.

Eben ſo, wie die Ordnung der Ehen, richtete ſich auch ein gewiſſes natürliches Regiment in der Geſellſchaft von ſelbſt ein. Das väterliche Anſehn hatte die Natur gegründet, weil ſie das hülfloſe Kind von dem Vater abhängig machte, und es vom zarten Alter an gewöhnte, ſeinen Willen zu ehren. Dieſe Empfindung mußte der Sohn ſein ganzes Leben hindurch beibehalten. Wurde er nun auch ſelbſt Vater, ſo konnte ſein Sohn denjenigen nicht ohne Ehrfurcht anſehen, dem er von ſeinem Vater ſo ehrerbietig begegnet ſah, und ſtillſchweigend mußte er dem Vater ſeines Vaters ein höheres Anſehn zugeſtehen. Dieſes Anſehn des Stammherrn mußte ſich in gleichem Grade mit jeder Vermehrung der Familie, und mit jeder höhern Stuffe ſeines Alters vermehren, und die größere Erfahrenheit, die Frucht eines ſo langen Lebens, mußte ihm ohnehin über jeden der jünger war, eine natürliche Ueberlegenheit geben. In jeder ſtrittigen Sache war der Stammherr alſo die letzte Inſtanz, und durch die lange Beobachtung dieſes Gebrauches gründete ſich endlich eine natürliche ſanfte Obergewalt, die Patriarchen Regierung, welche aber die allgemeine Gleichheit darum nicht aufhob, ſondern vielmehr befeſtigte.

Aber dieſe Gleichheit konnte nicht immer Beſtand haben. Einige waren weniger arbeitſam, einige weniger von dem Glück und ihrem Erdreich begünſtigt, einige ſchwächlicher gebohren als die andern, es gab alſo Starke und Schwache, Herzhafte und Verzagte, Wohlhabende und Arme. Der Schwache und Arme mußte bitten, der Wohlhabende konnte geben und verſagen. Die Abhängigkeit der Menſchen von Menſchen fieng an.

Die Natur der Dinge hatte es einführen müſſen, daß das hohe Alter von der Arbeit befreite, und der Jüngling für den Greis, der Sohn für den grauen Vater die Geſchäffte übernahm. Bald wurde dieſe Pflicht der Natur von der Kunſt nachgeahmt. Manchem mußte der Wunſch aufſteigen, die bequeme Ruhe des Greiſen mit den Genüßen des Jünglings zu verbinden, und ſich künftig jemand zu verſchaffen, der für ihn die Dienſte eines Sohnes übernähme. Sein Auge fiel auf den Armen oder Schwächern, der ſeinen Schutz aufforderte, oder ſeinen Ueberfluß in Anſpruch nahm. Der Arme und Schwache bedurfte ſeines Beiſtandes, er hingegen brauchte den Fleiß des Armen. Das eine alſo wurde die Bedingung des andern. Der Arme und Schwache diente und empfing, der Starke und Reiche gab und gieng müßig.

Der erſte Unterſchied der Stände. Der Reiche wurde reicher durch des armen Fleiß; ſeinen Reichthum zu vermehren, vermehrte er alſo die Zahl ſeiner Knechte; viele alſo ſah er um ſich, die minder glücklich als er waren, viele hiengen von ihm ab. Der Reiche fühlte ſich und wurde ſtolz. Er fieng an, die Werkzeuge ſeines Glückes mit Werkzeugen ſeines Willens zu verwechſeln. Die Arbeit vieler kam ihm, dem Einzigen, zu gute; alſo ſchloß er, dieſe vielen ſeyen des Einzigen wegen da — Er hatte nur einen kleinen Schritt zum Despoten.

Der Sohn des Reichen fieng an, ſich beſſer zu dünken, als die Söhne von ſeines Vaters Knechten. Der Himmel hatte ihn mehr begünſtigt als dieſe; er war dem Himmel alſo lieber. Er nannte ſich Sohn des Himmels, wie wir Günſtlinge des Glücks, Söhne des Glücks nennen.

Gegen ihn, den Sohn des Himmels, war der Knecht nur ein Menſchenſohn. Daher in der Geneſis der Unterſchied zwiſchen Kinder Elohims und Kindern der Menſchen.

Das Glück führte den Reichen zum Müſſiggang, der Müſſiggang führte ihn zur Lüſternheit und endlich zum Laſter. Sein Leben auszufüllen, mußte er die Zahl ſeiner Gemüſe vermehren, ſchon reichte das gewöhnliche Maas der Natur nicht mehr hin, den Schwelger zu befriedigen, der in ſeiner trägen Ruhe auf Ergötzungen ſann.

Er mußte alles beſſer und alles in reicherm Maaße haben, als der Knecht. Der Knecht begnügte ſich noch mit einer Gattin. Er erlaubte ſich mehrere Weiber.

Immerwährender Genuß ſtumpft aber ab, und ermüdet. Er mußte darauf denken, ihn durch künſtliche Reitze zu erheben. Ein neuer Schritt. Er nahm nicht mehr vorlieb mit dem, was den ſinnlichen Trieb nur befriedigte; er wollte in einen Genuß mehrere und feinere Freuden gelegt haben. Erlaubte Vergnügungen ſättigten ihn nicht mehr; ſeine Begierde verfiel nun auf heimliche.

Das Weib allein reitzte ihn nicht mehr. Er verlangte jetzt ſchon Schönheit von ihr.

Unter den Töchtern ſeiner Knechte entdeckte er ſchöne Weiber. Sein Glück hatte ihn ſtolz gemacht; Stolz und Sicherheit machten ihn trotzig. Er überredete ſich leicht, daß alles ſein ſey, was ſeinen Knechten gehöre. Weil ihm alles hingieng, ſo erlaubte er ſich alles. Die Tochter ſeines Knechts war ihm zur Gattin zu niedrig; aber zur Befriedigung ſeiner Lüſte war ſie doch zu gebrauchen. Ein neuer wichtiger Schritt der Verfeinerung zur Verſchlimmerung.

Sobald aber nun das Beiſpiel einmal gegeben war, ſo mußte die Sittenverderbniß bald allgemein werden. Je weniger Zwangs Geſetze ſie nehmlich vorfand, die ihr hätten Einhalt thun können, je näher die Geſellſchaft, in welcher dieſe Sittenloſigkeit aufkam,

noch

nach dem Stande der Unſchuld war, deſto reißender mußte ſie ſich verbreiten.

Das Recht des Stärkern kam auf, Macht berechtigte zur Unterdrückung, und zum erſtenmal zeigen ſich Tyrannen.

Die Urkunde giebt ſie als Söhne der Freude an, als die unächten Kinder, die in geſetzwidriger Vermiſchung erzeugt wurden. Kann man dieſes für buchſtäblich wahr halten, ſo liegt eine große Feinheit in dieſem Zug, die man meines Wiſſens noch nicht auseinander geſetzt hat. Dieſe Baſtard Söhne erbten den Stolz des Vaters, aber nicht ſeine Güter. Vielleicht liebte ſie der Vater, und zog ſie bei ſeinen Lebzeiten vor, aber von ſeinen rechtmäßigen Erben wurden ſie ausgeſchloſſen und vertrieben, ſobald er todt war. Hinausgeſtoßen aus einer Familie, der ſie durch einen unrechten Weg aufgedrungen worden, ſahen ſie ſich verlaſſen und einſam in der weiten Welt, ſie gehörten niemanden an, und nichts gehörte ihnen; damals aber war keine andre Lebensweiſe in der Welt, als man mußte entweder Herr, oder eines Herren Knecht ſeyn.

Ohne das erſte zu ſeyn, dünkten ſie ſich zu dem letztern zu ſtolz; auch waren ſie zu bequem erzogen, um dienen zu lernen. Was ſollten ſie alſo thun? Der Dünkel auf ihre Geburt und feſte Glieder war alles, was ihnen geblieben war; nur die Erinnerung an ehmahligen Wohlſtand, und ein Herz das auf die Geſellſchaft erbittert war, begleitete ſie ins Elend. Der Hunger machte ſie zu Räubern, und Räuberglück zu Abentheuern, endlich gar zu Helden.

Bald wurden ſie dem friedlichen Feldbauer, dem wehrloſen Hirten fürchterlich, und erpreßten von ihm, was ſie wollten. Ihr Glück und ihre Siegesthaten machten ſie weit umher berüchtigt, und der bequeme Ueberfluß dieſer neuen Lebensweiſe mochte wohl mehrere zu ihrer Bande ſchlagen. So wurden ſie gewaltig, wie die Schrift ſagt, und berühmte Leute.

Dieſe überhandnehmende Unordnung in der erſten Geſellſchaft würde ſich endlich wahrſcheinlich mit Ordnung geendigt, und die einmal aufgehobene Gleichheit unter den Menſchen von dem patriarchaliſchen Regiment zu Monarchien geführt haben — Einen dieſer Abentheurer mächtiger und kühner als die andern würde ſich zu ihrem Herrn aufgeworfen, eine feſte Stadt gebaut, und den erſten Staat gegründet haben — aber dieſe Erſcheinung kam dem Weſen, das das Schickſal der Welt lenkt, noch zu frühe, und eine fürchterliche Naturbegebenheit hemmte plötzlich alle Schritte, welche das Menſchengeſchlecht zu ſeiner Verfeinerung zu thun im Begriff war. . . .

Der erſte König.

Aſien, durch die Ueberſchwemmung von ſeinen menſchlichen Bewohnern verlaſſen, mußte bald wilden Thieren zum Raub werden, die ſich auf einem ſo fruchtbaren Erdreich, als auf die Ueberſchwemmung folgte, ſchnell und in großer Anzahl vermehrten, und ihre Herrſchaft da ausbreiteten, wo der Menſch zu ſchwach war, ihr Einhalt zu thun. Jeder Strich Landes alſo, den das neue Menſchengeſchlecht bebauete, mußte den wilden Thieren erſt abgerungen, und mit Liſt und Gewalt ferner gegen ſie vertheidigt werden. Unſer Europa iſt jetzt von dieſen wilden Bewohnern gereinigt, und kaum können wir uns einen Begriff von dem Elend machen, das jene Zeiten gedrückt hat; aber wie fürchterlich dieſe Plage geweſen ſeyn müſſe, laſſen uns, auſſer mehreren Stellen der Schrift die Gewohnheiten der älteſten Völker und beſonders der Griechen ſchließen, die den Bezwingern wilder Thiere Unſterblichkeit und die Götterwürde zuerkannt haben.

So wurde der Thebaner Oedipus König, weil er die verheerende Sphinx ausgerottet, ſo erwarben ſich Perſeus, Herkules, Theſeus und viele andre ihren Nachruhm und ihre Apotheoſe. Wer alſo an Vertilgung dieſer allgemeinen Feinde arbeitete, war der größte Wohlthäter der Menſchen, und um glücklich darinn zu ſeyn mußte er auch wirklich ſeltene Gaben in ſich vereinigen. Die Jagd gegen dieſe Thiere war, ehe der Krieg unter Menſchen ſelbſt zu wüthen begann, das eigentliche Werk der Helden: Wahrſcheinlich wurde dieſe Jagd in großen Haufen angeſtellt, die immer der tapferſte anführte, derjenige nehmlich, dem ſein Muth und ſein Verſtand eine natürliche Ueberlegenheit über die andern verſchafften. Dieſer gab dann zu den wichtigſten dieſer Kriegesthaten ſeinen Nahmen, und dieſer Nahme lud viele hunderte ein, ſich zu ſeinem Gefolge zu ſchlagen, um unter ihm Thaten der Tapferkeit zu thun. Weil dieſe Jagden nach gewiſſen planmäßigen Diſpoſitionen vorgenommen werden mußten, die der Anführer entwarf und dirigirte, ſo ſetzte er ſich dadurch ſtillſchweigend in den Beſitz, den übrigen ihre Rollen zuzutheilen, und ſeinen Willen zu dem ihrigen zu machen. Man wurde unvermerkt gewohnt, ihm Folge zu leiſten; und ſich ſeinen beſſern Einſichten zu unterwerfen. Hatte er ſich durch Thaten perſonlicher Tapferkeit, durch Kühnheit der Seele und Stärke des Arms hervorgethan, ſo wirkten Furcht und Bewunderung zu ſeinem Vortheil, daß man ſich zuletzt blindlings ſeiner Führung unterwarf. Entſtanden nun Zwiſtigkeiten unter ſeinen Jagdgenoſſen, die unter einem ſo zahlreichen rohen Jägerſchwarm nicht lange ausbleiben konnten, ſo war Er, den alle fürchteten und ehrten, der natürlichſte Richter des Streits, und die Ehrfurcht und Furcht vor ſeiner perſönlichen Tapferkeit war genug ſeinen Ausſprüchen Kraft zu geben. So wurde aus einen Anführer der Jagden ſchon ein Befehlshaber und Richter.

Wurde der Raub nun getheilt, ſo mußte billigerweiſe die größre Portion ihm, dem Anführer, zufallen,

und

und da er ſolche für ſich ſelbſt nicht verbrauchte, ſo hatte er etwas, womit er ſich andre verbinden, und ſich alſo Anhänger und Freunde erwerben konnte. Bald ſammelte ſich eine Anzahl der Tapferſten, die er immer durch neue Wohlthaten zu vermehren ſuchte, um ſeine Perſon, und unvermerkt hatte er ſich eine Art von Leibwache, eine Schaar von Mameluken daraus gebildet, die ſeine Anmaßungen mit wildem Eifer unterſtützte, und jeden, der ſich ihm widerſetzen mochte, durch ihre Anzahl in Schrecken ſetzte.

Da ſeine Jagden allen Gutbeſitzern und Hirten, deren Gränzen er dadurch von verwüſtenden Feinden reinigte, nützlich wurden, ſo mogte ihm anfänglich ein freiwilliges Geſchenk in Früchten des Feldes und der Heerde für dieſe nützliche Mühe gereicht worden ſeyn, das er ſich in der Folge als einen verdienten Tribut fortſetzen ließ und endlich als eine Schuld und als eine pflichtmäßige Abgabe erpreßte. Auch dieſe Erwerbungen vertheilte er unter die Tüchtigſten ſeines Haufens, und vergrößerte dadurch immermehr die Zahl ſeiner Kreaturen. Weil ihn ſeine Jagden öfters durch Flur und Felder führten, die bey dieſen Durchzügen Schaden litten, ſo fanden es viele Gutsbeſitzer für gut, dieſe Laſt durch ein freiwilliges Geſchenk abzukaufen, welches er gleichfalls nachher von allen andern, denen er hätte ſchaden können, einfoderte. Durch ſolche und ähnliche Mittel vermehrte er ſeinen Reichthum, und durch dieſen — ſeinen Anhang, der endlich zu einer kleinen Armee anwuchs, die um ſo fürchterlicher war,

weil

weil ſie ſich im Kampf mit dem Löwen und Tiger, zu jeder Gefahr und Arbeit abgehärtet hatte, und durch ihr rauhes Handwerk verwildert war. Der Schrecken gieng jetzt vor ſeinem Nahmen her, und niemand durfte es mehr wagen, ihm eine Bitte zu verweigern. Fielen zwiſchen einem aus ſeiner Begleitung und einem Fremden Streitigkeiten vor, ſo appellirte der Jäger natürlicherweiſe an ſeinen Anführer und Beſchützer, und ſo lernte dieſer ſeine Gerichtsbarkeit auch über Dinge, die ſeine Jagd nichts angiengen, verbreiten. Nun fehlte ihm zum Könige nichts mehr, als eine feierliche Anerkennung, und konnte man ihm dieſe wohl an der Spitze ſeiner gewaffneten und gebietriſchen Schaaren verſagen? Er war der tüchtigſte zu herrſchen, weil er der mächtigſte war, ſeine Befehle durchzuſetzen. Er war der allgemeine Wohlthäter aller, weil man ihm Ruhe und Sicherheit für den gemeinſchaftlichen Feind verdankte. Er war ſchon im Beſitz der Gewalt, weil ihm die Mächtigſten zu Gebote ſtanden.

Auf eine ähnliche Art wurden die Vorfahren des Alarich, des Attila, des Meroveus, Könige ihrer Völker. Eben ſo iſts mit den Griechiſchen Königen, die uns Homer in der Ilias aufführt. Alle waren zuerſt Anführer eines kriegriſchen Haufens, Ueberwinder von Ungeheuern, Wohlthäter ihrer Nation. Aus kriegriſchen Anführer wurden ſie allmählig Schiedsmänner und Richter; mit dem gemachten Raube erkauften ſie ſich einen Anhang, der ſie mächtig und fürchterlich machte. Durch Gewalt endlich ſtiegen ſie auf den Thron.

Man führt das Beiſpiel des Dejoces in Medien an, dem das Volk die königliche Würde freiwillig übertrug, nachdem er ſich demſelben als Richter nützlich gemacht hatte. Aber man thut Unrecht, dieſes Beiſpiel auf die Entſtehung des Erſten Königs anzuwenden. Als die Meder den Dejoces zu ihrem Könige machten, ſo waren ſie ſchon ein Volk, ſchon eine formirte politiſche Geſellſchaft; in dem vorliegenden Falle hingegen ſollte durch den Erſten König die erſte politiſche Geſellſchaft entſtehen. Die Meder hatten das drückende Joch der Aſſyriſchen Monarchen getragen, der König von dem jetzt die Rede iſt, war der erſte in der Welt, und das Volk, das ſich ihm unterwarf, eine Geſellſchaft freigebohrner Menſchen, die noch keine Gewalt über ſich geſehn hatten. Eine ſchon ehmals geduldete Gewalt läßt ſich ſehr gut auf dieſem ruhigen Weg wieder herſtellen, aber auf dieſem ruhigen Weg läßt ſich eine ganz neue und unbekannte nicht einſetzen.

Es ſcheint alſo dem Gang der Dinge gemäßer, daß der Erſte König ein Uſurpator war, den nicht ein freiwilliger einſtimmiger Ruf der Nation (denn damals war noch keine Nation) ſondern Gewalt und Glück und eine ſchlagfertige Miliz auf den Thron ſetzen.

II.

Die Geſetzgebung des Lykurgus und Solon.

Um den Lykurgiſchen Plan gehörig würdigen zu können, muß man auf die damalige politiſche Lage von Sparta zurückſehen, und die Verfaſſung kennen lernen, worinn er Lacedämon fand, als er ſeinen neuen Entwurf zum Vorſchein brachte. Zwei Könige, beide mit gleicher Gewalt verſehen, ſtanden an der Spitze des Staats; jeder eiferſüchtig auf den andern, jeder geſchäftig, ſich einen Anhang zu machen, und dadurch die Gewalt ſeines Throngehilfen zu beſchränken. Dieſe Eiferſucht hatte ſich von den zwei erſten Königen Prokles und Euryſthen auf ihre beiderſeitigen Linien bis auf Lykurg fortgeerbt, daß Sparta während dieſes langen Zeitraums unaufhörlich von Faktionen beunruhigt wurde. Jeder König ſuchte durch Bewilligung großer Freiheiten das Volk zu beſtechen, und dieſe Bewilligungen führten das Volk zur Frechheit und endlich zum Aufruhr. Zwiſchen Monarchie und Demokratie ſchwankte der Staat hin und wieder, und gieng mit ſchnellem Wechſel von einem Extrem auf das andre über.

über. Zwiſchen den Rechten des Volks und der Gewalt der Könige waren noch keine Grenzen gezeichnet, der Reichthum floß in wenigen Familien zuſammen. Die reichen Bürger tyranniſirten die Armen, und die Verzweiflung der letztern äußerte ſich in Empörung.

Von innerer Zwietracht zerriſſen mußte der ſchwache Staat die Beute ſeiner kriegriſchen Nachbarn werden, oder in mehrere kleinere Tyrannien zerfallen. So fand Lykurgus Sparta; Unbeſtimmte Grenzen der königlichen und Volksgewalt, Ungleiche Austheilung der Glücksgüter unter den Bürgern, Mangel an Gemeingeiſt und Eintracht und eine gänzliche politiſche Entkräftung waren die Uebel, die ſich dem Geſetzgeber am dringendſten darſtellten, auf die er alſo bei ſeiner Geſetzgebung vorzüglich Rückſicht nahm.

Als der Tag erſchien, wo Lykurgus ſeine Geſetze bekannt machen wollte ließ er dreißig der vornehmſten Bürger, die er vorher zum Beſten ſeines Planes gewonnen hatte, bewaffnet auf dem Marktplatz erſcheinen, um denen, die ſich etwa wiederſetzen würden, Furcht einzujagen. Der König Charilaus von dieſen Anſtalten in Schrecken geſetzt, entfloh in den Tempel der Minerva, weil er glaubte, daß die ganze Sache gegen ihn gerichtet ſey. Aber man benahm ihm dieſe Furcht, und brachte ihn ſogar dahin, daß er ſelbſt den Plan des Lykurgus thätig unterſtützte.

Die Erſte Einrichtung betraf die Regierung. Um künftig auf immer zu verhindern, daß die Republik zwiſchen königlicher Tyranney und anarchiſcher Demokratie hin und her geworfen würde, legte Lykurgus eine dritte Macht, als Gegengewicht, in die Mitte; er gründete einen Senat. Die Senatoren, 28 an der Zahl und alſo 30 mit den Königen, ſollten auf die Seite des Volks treten, wenn die Könige ihre Gewalt mißbrauchten, und wenn im Gegentheil die Gewalt des Volks zu groß werden wollte, die Könige gegen daſſelbe in Schutz nehmen. Eine vortreffliche Anordnung, wodurch Sparta auf immer allen den gewaltſamen innern Stürmen entgieng, die es bisher erſchüttert hatten. Dadurch ward es jedem Theile unmöglich gemacht, den andern unter die Füße zu treten; gegen Senat und Volk konnten die Könige nichts ausrichten, und eben ſo wenig konnte das Volk das Uebergewicht erhalten, wenn der Senat mit den Königen gemeine Sache machte.

Aber einem dritten Fall hatte Lykurgus nicht begegnet — wenn nemlich der Senat ſelbſt ſeine Macht mißbrauchte. Der Senat konnte ſich als ein Mittelglied, ohne Gefahr der öffentlichen Ruhe, gleich leicht mit den Königen wie mit dem Volk verbinden, aber ohne große Gefahr des Staats durften ſich die Könige nicht mit dem Volk gegen den Senat vereinigen. Dieſer letzte fieng daher bald an, dieſe vortheilhafte Lage zu benutzen, und einen ausſchweifenden Gebrauch von ſeiner Gewalt zu machen, welches um ſo mehr gelang, da die geringe Anzahl der Senatoren es ihnen

leicht

leicht machte, ſich mit einander einzuverſtehen. Der Nachfolger des Lykurgus ergänzte deswegen dieſe Lücke, und führte die Ephoren ein, welche der Macht des Senats einen Zaum anlegten.

Gefährlicher und kühner war die zweite Anordnung welche Lykurgus machte. Dieſe war: das ganze Land in gleichen Theilen unter den Bürgern zu vertheilen, und den Unterſchied zwiſchen Reichen und Armen auf immerdar aufzuheben. Ganz Lakonien wurde in 30,000 Felder, der Acker um die Stadt Sparta ſelbſt in 9000 Felder getheilt, jedes groß genug, daß eine Familie reichlich damit auskommen konnte. Sparta gab jetzt einen ſchönen reitzenden Anblick, und Lykurgus ſelbſt weidete ſich an dieſen Schauſpiel, als er in der Folge das Land durchreiſte. Ganz Lakonien, rief er aus, gleicht einem Acker, den Brüder brüderlich unter ſich theilten.

Eben ſo gerne, wie die Aecker, hätte Lykurgus auch die beweglichen Güter vertheilt, aber dieſem Vorhaben ſtellten ſich unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Er verſuchte alſo, durch Umwege zu dieſem Ziele zu gelangen, und das, was er nicht durch ein Machtwort aufheben konnte, von ſich ſelbſt fallen zu machen.

Er fieng damit an, alle goldnen und ſilbernen Münzen zu verbieten und an ihrer Statt eiſerne einzuführen. Zugleich gab er einem großen und ſchweren Stück Eiſen einen ſehr geringen Werth, daß man einen großen Raum brauchte um eine kleine Geldſumme auf-

aufzubewahren, und viele Pferde, um ſie fortzuſchaffen. Ja, damit man nicht einmal verſucht werden möchte, dieſes Geld des Eiſens wegen zu ſchätzen und zuſammen zu ſcharren, ſo ließ er das Eiſen, welches dazu genommen wurde, vorher glüend in Eßig löſchen und härten, wodurch es zu jedem andern Gebrauche untüchtig wurde.

Wer ſollte nun ſtehlen oder ſich beſtechen laſſen, oder Reichthümer aufzuhäuffen trachten, da der kleine Gewinn weder verhehlt noch genutzt werden konnte?

Nicht genug, daß Lykurg ſeinen Mitbürgern dadurch die Mittel zur Ueppigkeit entzog — er rückte ihnen auch die Gegenſtände derſelben aus den Augen, die ſie dazu hätten reitzen können. Spartas eiſerne Münze konnte kein fremder Kaufmann brauchen, und eine andre hatten ſie ihm nicht zu geben. Alle Künſtler, die für den Luxus arbeiteten, verſchwanden jetzt aus Lakonien, kein auswärtiges Schiff erſchien mehr in ſeinen Häfen; kein Abentheurer zeigte ſich mehr ſein Glück in dieſem Lande zu ſuchen, kein Kaufmann kam, die Eitelkeit und Wolluſt zu brandſchatzen, denn ſie konnten nichts mit ſich hinweg nehmen als eiſerne Münzen die in allen andern Ländern verachtet wurden. Der Luxus hörte auf, weil niemand da war, der ihn unterhalten hätte.

Lykurg arbeitete noch auf eine andre Art der Ueppigkeit entgegen. Er verordnete, daß alle Bürger an

einem

einem öffentlichen Orte in Gemeinſchaft zuſammen ſpeiſen, und alle dieſelbe vorgeſchriebene Koſt mit einander theilen ſollten. Es war nicht erlaubt zu Hauſe der Weichlichkeit zu dienen, und ſich durch eigne Köche koſtbare Speiſen zurichten zu laſſen. Jeder mußte monatlich eine gewiſſe Summe an Lebensmitteln zu der öffentlichen Mahlzeit geben, und dafür erhielt er die Koſt von dem Staat. Funfzehn ſpeißten gewöhnlich an einem Tiſche zuſammen, und jeder Tiſchgenoſſe mußte alle übrigen Stimmen für ſich haben, um an die Tafel aufgenommen zu werden. Wegbleiben durfte keiner ohne eine gültige Entſchuldigung; dieſes Gebot wurde ſo ſtrenge gehalten, daß ſelbſt Agis einer der folgenden Könige, als er aus einem rühmlich geführten Kriege nach Sparta zurückkam und mit ſeiner Gemahlin allein ſpeiſen wollte, eine abſchlägige Antwort von den Ephoren erhielt. Unter den Speiſen der Spartaner iſt die ſchwarze Suppe berühmt; ein Gericht zu deſſen Lobe geſagt wurde, die Spartaner hätten gut tapfer ſeyn, weil es kein ſo großes Uebel wäre, zu ſterben, als ihre ſchwarze Suppe zu eſſen. Ihre Mahlzeit würzten ſie mit Luſtigkeit und Scherz, denn Lykurg ſelbſt war ſo ſehr ein Freund der geſelligen Freude, daß er dem Gott des Lachens in ſeinem Hauſe einen Altar errichtete.

Durch die Einführung dieſer gemeinſchaftlichen Speiſung gewann Lykurgus für ſeinen Zweck ſehr viel. Aller Luxus an koſtbarem Tafelgeräthe hörte auf, weil man an dem öffentlichen Tiſch keinen Gebrauch davon machen konnte. Der Schwelgerei wurde auf immer

Einhalt gethan, geſunde und ſtarke Körper waren die Folge dieſer Mäßigkeit und Ordnung, und geſunde Väter konnten dem Staate ſtarke Kinder zeugen. Die gemeinſchaftliche Speiſung gewöhnte die Bürger miteinander zu leben, und ſich als Glieder deſſelben Staatskörpers zu betrachten — nicht einmal zu gedenken, daß eine ſo gleiche Lebensweiſe auch auf die gleiche Stimmung der Gemüther Einfluß haben mußte.

Ein ander Geſetz verordnete, daß kein Haus ein andres Dach haben durfte, als welches mit der Axt verfertigt worden, und keine andre Thüre, als die bloß mit Hülfe einer Säge gemacht worden ſey. In ein ſo ſchlechtes Haus konnte ſich niemand einfallen laſſen, koſtbare Meublen zu ſchaffen, alles mußte ſich harmoniſch zu dem Ganzen ſtimmen.

Lykurgus begriff wohl, daß es nicht damit gethan ſey, Geſetze für ſeine Mitbürger zu ſchaffen, er mußte auch Bürger für dieſe Geſetze erſchaffen. In den Gemüthern der Spartaner mußte er ſeiner Verfaſſung die Ewigkeit ſichern, in dieſen mußte er die Empfänglichkeit für fremde Eindrücke ertödten.

Der wichtigſte Theil ſeiner Geſetzgebung war daher die Erziehung, und durch dieſe ſchloß er gleichſam den Kreis, in welchem der Spartaniſche Staat ſich um ſich ſelbſt bewegen ſollte. Die Erziehung war ein wichtiges Werk des Staats, und der Staat ein fortdauerndes Werk dieſer Erziehung.

Seine Sorgfalt für die Kinder erſtreckte ſich bis auf die Quellen der Zeugung. Die Körper der Jungfrauen wurden durch Leibesübungen gehärtet, um ſtarke geſunde Kinder leicht zu gebähren. Sie giengen ſogar unbekleidet, um alle Unfälle der Witterung auszuhalten. Der Bräutigam mußte ſie rauben, und durfte ſie auch nur des Nachts und verſtohlen beſuchen. Dadurch blieben beide in den erſten Jahren der Ehe einander immer noch fremd, und ihre Liebe blieb neu und lebendig.

Aus der Ehe ſelbſt wurde alle Eiferſucht verbannt. Alles, auch die Schaamhaftigkeit, ordnete der Geſetzgeber ſeinem Hauptzweck unter. Er opferte die weibliche Treue auf, um geſunde Kinder für den Staat zu gewinnen.

Sobald das Kind gebohren war gehörte es dem Staat. — Vater und Mutter hatten es verloren. Es wurde von den Aelteſten beſichtigt; wenn es ſtark und wohl gebildet war, übergab man es einer Wärterinn; war es ſchwächlich und mißgeſtaltet, ſo warf man es in einen Abgrund an dem Berge Taygetus.

Die Spartaniſchen Wärterinnen wurden wegen der harten Erziehung, die ſie den Kindern gaben, in ganz Griechenland berühmt und in entfernte Länder berufen. Sobald ein Knabe das ſiebente Jahr erreicht hatte, wurde er ihnen genommen und mit Kindern ſeines Alters gemeinſchaftlich erzogen, ernährt, und unterrichtet. Frühe lehrte man ihn Beſchwerlichkeiten troz bieten, und durch Leibesübungen eine Herrſchaft über ſeine Glieder erlangen. Erreichten ſie die Jünglingsjahre, ſo hatten die Edelſten unter ihnen Hoffnung Freunde unter den Erwachſenen zu erhalten, die durch eine begeiſterte Liebe an ſie gebunden waren. Die Alten waren bei ihren Spielen zugegen, beobachteten das aufkeimende Genie, und ermunterten die Ruhmbegierde durch Lob oder Tadel. Wenn ſie ſich ſatt eſſen wollten, ſo mußten ſie die Lebensmittel dazu ſtehlen, und wer ſich ertappen ließ, hatte eine harte Züchtigung und Schande zu erwarten. Lycurgus wählte dieſes Mittel, um ſie frühe an Liſt und Ränke zu gewöhnen, Eigenſchaften, die er für den kriegriſchen Zweck, zu dem er ſie bildete, eben ſo wichtig glaubte als Leibesſtärke und Muth. Wir haben ſchon oben geſehen, wie wenig gewiſſenhaft Lykurgus im Betreff der Sittlichkeit war, wenn es darauf ankam, ſeinen politiſchen Zweck zu verfolgen. Uebrigens muß man in Betrachtung ziehen, daß weder die Entweihung der Ehen, noch dieſer befohlene Diebſtahl in Sparta den politiſchen Schaden anrichten konnten, den ſie in jedem andern Staate würden zur Folge gehabt haben. Da der Staat die Erziehung der Kinder übernohm, ſo war ſie unabhängig von dem Glück und der Reinigkeit der Ehen; da in Sparta wenig Werth auf dem Eigenthum ruhte, und faſt alle Güter gemeinſchaftlich waren, ſo war die Sicherheit des Eigenthums kein ſo wichtiger Punkt, und ein Angriff darauf — beſonders wenn

der

der Staat ſelbſt ihn lenkte und Abſichten dadurch erreichte — kein bürgerliches Verbrechen.

Den jungen Spartanern war es verboten, ſich zu ſchmücken, ausgenommen wenn ſie in das Treffen oder in ſonſt eine große Gefahr giengen. Dann erlaubte man ihnen, ihre Haare ſchön aufzuputzen, ihre Kleider zu ſchmücken, und Zierrathen an den Waffen zu tragen. Das Haar, ſagte Lykurgus, mache ſchöne Leute ſchöner und häßliche fürchterlich. Es war gewiß ein feiner Kunſtgriff des Geſetzgebers, etwas lachendes und feſtliches mit Gelegenheiten der Gefahr zu verbinden; und ihnen dadurch das ſchreckliche zu benehmen. Er gieng noch weiter. Er ließ im Kriege von der ſtrengen Diſciplin etwas nach, die Lebensart war dann freyer, und Vergehungen wurden weniger hart geahndet. Daher kam es, daß der Krieg den Spartanern allein eine Art von Erhohlung war, und daß ſie ſich darauf wie auf eine fröhliche Gelegenheit freuten. Rückte der Feind an, ſo ließ der ſpartaniſche König das Caſtoriſche Lied anſtimmen, die Soldaten rückten in feſtgeſchloſſenen Reyhen unter Flötengeſang fort, und giengen freudig und unerſchrocken nach dem Klange der Muſik der Gefahr entgegen.

Der Plan des Lykurgus brachte es mit ſich, daß die Anhänglichkeit an das Eigenthum der Anhänglichkeit an das Vaterland durchaus nachſtand, und daß die Gemüther, durch keine Privatſorge zerſtreut, nur dem Staate lebten. Darum fand er für gut und nothwendig, ſeinen Mitbürgern auch die Geſchäfte des gewöhnlichen Lebens zu erſparen, und dieſe durch Fremdlinge verrichten zu laſſen, damit auch nicht einmal die Sorge der Arbeit oder die Freude an häußlichen Geſchäfften ihren Geiſt von dem Intereſſe des Vaterlands abzöge. Die Aecker und das Haus wurden deßwegen von Sclaven beſorgt, die in Sparta dem Vieh gleich geachtet wurden. Man nennt ſie Heloten, weil die erſten Sclaven der Spartaner Einwohner der Stadt Helos in Lakonien geweſen, die ſie bekriegt und zu Gefangenen gemacht hatten. Von dieſen Heloten führten nachher alle ſpartaniſchen Sclaven, die ſie in ihren Kriegen erbeuteten, den Nahmen.

Abſcheulich war der Gebrauch, den man in Sparta von dieſen unglücklichen Menſchen machte. Man betrachtete ſie als ein Geräthe, von dem man zu politiſchen Abſichten, wie man wollte, Gebrauch machen könnte, und die Menſchheit wurde auf eine wirklich empörende Art in ihnen verſpottet. Um der ſpartaniſchen Jugend ein abſchreckendes Bild von der Unmäßigkeit im Trinken zu geben, zwang man dieſe Heloten ſich zu betrinken, und ſtellte ſie dann in dieſem Zuſtand öffentlich zur Schau aus. Man ließ ſie ſchändliche Lieder ſingen, und lächerliche Tänze tanzen; die Tänze der freygebohrnen waren ihnen verboten.

Man gebrauchte ſie zu einer noch weit unmenſchlichere Abſicht. Es war dem Staat darum zu thun, den Muth ſeiner kühnſten Jünglinge auf ſchwere Proben zu ſetzen, und ſie durch blutige Vorſpiele zum Kriege vorzubereiten.

ten. Der Senat ſchickte alſo zu gewiſſen Zeiten eine Anzahl dieſer Jünglinge auf das Land; nichts als ein Dolch und etwas Speiſe wurde ihnen auf die Reiſe mitgegeben. Am Tage war ihnen auferlegt, ſich verborgen zu halten; bey Nachtzeit aber zogen ſie auf die Straßen und ſchlugen die Heloten todt, die ihnen in die Hände fielen. Dieſe Anſtalt nannte man die Cryptia oder den Hinterhalt, aber ob Lykurgus der Stifter derſelben war, iſt noch im Zweifel. Wenigſtens folgt ſie ganz aus ſeinem Prinzip. Wie die Republik Sparta in ihren Kriegern glücklich war, ſo vermehrte ſich auch die Anzahl dieſer Heloten, daß ſie anfiengen der Republik ſelbſt gefährlich zu werden, und auch wirklich durch eine ſo barbariſche Behandlung zur Verzweiflung gebracht, Empörungen entſpannen. Der Senat faßte einen unmenſchlichen Entſchluß, den er durch die Nothwendigkeit entſchuldigt glaubte. Unter dem Vorwand ihnen die Freiheit zu ſchenken wurden einmal während des peloponeſiſchen Kriegs 2000 der tapferſten Heloten verſammelt und, mit Kränzen geſchmückt, in einer feierlichen Prozeſſion in die Tempel begleitet. Hier aber verſchwanden ſie plötzlich, und niemand erfuhr, was mit ihnen geworden war. So viel iſt übrigens gewiß und in Griechenland zum Sprüchwort geworden, daß die Spartaniſchen Sclaven die unglückſeligſten aller andern Sclaven, ſo wie die ſpartaniſchen freien Bürger die freieſten aller Bürger geweſen.

Weil den Letztern alle Arbeiten durch die Heloten abgenommen waren, ſo brachten ſie ihr ganzes Leben müßig zu; die Jugend übte ſich in kriegeriſchen Spielen und Geſchicklichkeiten, und die Alten waren die Zuſchauer und Richter bei dieſen Uebungen. Einem Spartaniſchen Greis gereichte es zur Schande von dem Ort wegzubleiben, wo die Jugend erzogen wurde. Auf dieſe Art kam es, daß jeder Spartaner mit dem Staat lebte, alle Handlungen wurden dadurch *öffentliche* Handlungen. Unter den Augen der Nation reifte die Jugend heran, und verblühte das Alter. Unaufhörlich hatte der Spartaner Sparta vor Augen, und Sparta ihn. Er war Zeuge von allem, und alles war Zeuge ſeines Lebens. Die Ruhmbegierde erhielt einen immerwährenden Sporn, der Nationalgeiſt eine unaufhörliche Nahrung; die *Idee von Vaterland* und *Vaterländiſchem Intereſſe* verwuchs mit dem innerſten Leben aller ſeiner Bürger. Noch andre Gelegenheiten, dieſe Triebe zu entflammen, gaben die öffentlichen Feſte, welche in dem müſſigen Sparta ſehr zahlreich waren. Kriegriſche Volks-Lieder wurden dabey geſungen, welche den Ruhm der fürs Vaterland gefallenen Bürger oder Ermunterungen zur Tapferkeit zum gewöhnlichen Inhalt hatten. Sie erſchienen an dieſen Feſten in drei Chören nach dem Alter eingetheilt. Das Chor der Alten fieng an zu ſingen: *In der Vorzeit waren wir Helden.* Das Chor der Männer antwortete: *Helden ſind wir jetzt! Komme wer will, es zu erproben!* Das dritte Chor der Knaben fiel ein: *Helden werden wir*

wir einſt, und euch durch Thaten verdunkeln.

Werfen wir einen blos flüchtigen Blick auf die Geſetzgebung des Lykurgus, ſo befällt uns wirklich ein angenehmes Erſtaunen. Unter allen ähnlichen Inſtituten des Alterthums iſt ſie unſtreitig die vollendetſte, die moſaiſche Geſetzgebung ausgenommen, der ſie in vielen Stücken, und vorzüglich in dem Prinzipium gleicht, das ihr zum Grund liegt. Sie iſt wirklich in ſich ſelbſt vollendet, alles ſchließt ſich darinn an einander an, eines wird durch alles, und alles durch eins gehalten. Beßere Mittel konnte Lykurgus wohl nicht wählen, den Zweck zu erreichen, den er vor Augen hatte, einen Staat nemlich, der von allen übrigen iſolirt, ſich ſelbſt genug und fähig wäre, durch innern Kreislauf und eigne lebendige Kraft ſich ſelbſt zu erhalten. Kein Geſetzgeber hat je einem Staate dieſe Einheit, dieſes Nationalintereſſe, dieſen Gemeingeiſt gegeben, den Lykurgus dem ſeinigen gab. Und wodurch hat Lykurgus dieſes bewirkt? — Dadurch, daß er die Thätigkeit ſeiner Mitbürger in den Staat zu leiten wußte und ihnen alle andern Wege zuſchloß, die ſie hätten davon abziehen können.

Alles was Menſchenſeelen feſſelt und Leidenſchaften entzündet, alles auſſer dem politiſchen Intereſſe hatte er durch ſeine Geſetzgebung entfernt. Reichthum und Wollüſte, Wiſſenſchaft und Kunſt, hatten keinen Zugang zu den Gemüthern der Spartaner. Durch die

glei-

gleiche gemeinſchaftliche Armuth fiel die Vergleichung der Glücksumſtände weg, die in den meiſten Menſchen die Gewinnſucht entzündet; der Wunſch nach Beſitzthümern fiel mit der Gelegenheit hinweg, ſie zu zeigen und zu nutzen. Durch die tiefe Unwiſſenheit in Kunſt und Wiſſenſchaft, welche alle Köpfe in Sparta auf gleiche Art verfinſterte, verwahrte er es vor Eingriffen, die ein erleuchteter Geiſt in die Verfaſſung gethan haben würde; eben dieſe Unwiſſenheit mit dem rauhen Nationaltrotz verbunden, der jedem Spartaner eigenthümlich war, ſtand ihrer Vermiſchung mit andern griechiſchen Völkern unaufhörlich im Wege. In der Wiege ſchon waren ſie zu Spartanern geſtempelt, und je mehr ſie andern Nationen entgegen ſtießen, deſto feſter mußten ſie an ihrem Mittelpunkt halten. Das Vaterland war das erſte Schauſpiel, das ſich dem ſpartaniſchen Knaben zeigte, wenn er zum denken erwachte. Er erwachte im Schooß des Staats, alles was um ihn lag, war Nation, Staat und Vaterland. Es war der erſte Eindruck in ſeinem Gehirne, und ſein ganzes Leben war eine ewige Erneuerung dieſes Eindrucks.

Zu Hauſe fand der Spartaner nichts, das ihn hätte feſſeln können; alle Reitze hatte der Geſetzgeber ſeinen Augen entzogen. Nur im Schooße des Staats fand er Beſchäfftigung, Ergötzung, Ehre, Belohnung; alle ſeine Triebe und Leidenſchaften waren nach dieſem Mittelpunkt hingeleitet. Der Staat hatte alſo die ganze Energie, die Kraft aller ſeiner einzelnen Bürger, und an dem Gemeingeiſte der alle zuſammen entflammte

muß-

mußte ſich der Nationalgeiſt jedes einzelnen Bürgers entzünden. Daher iſt es kein Wunder, daß die ſpartaniſche Vaterlandstugend einen Grad von Stärke erreichte, der uns unglaublich ſcheinen muß. Daher kam es, daß bei dem Bürger dieſer Republik gar kein Zweifel ſtatt finden konnte, wenn es darauf ankam, zwiſchen Selbſterhaltung und Rettung des Vaterlands eine Wahl zu treffen.

Daher iſt es begreiflich, wie ſich der ſpartaniſche König Leonidas mit ſeinen 300 Helden die Grabſchrift verdienen konnte, die ſchönſte ihrer Art und das erhabenſte Denkmal politiſcher Tugend. „Erzähle Wandrer, wenn du nach Sparta kommſt, daß wir ſeinen Geſetzen gehorſam, hier gefallen ſind.“

Man muß alſo eingeſtehen, daß nichts zweckmäßigers, nichts durchdachter ſeyn kann, als dieſe Staatsverfaßung, daß ſie in ihrer Art, ein vollendetes Kunſtwerk vorſtellt, und in ihrer ganzen Strenge befolgt, nothwendig auf ſich ſelbſt hätte ruhen müſſen. Wäre aber meine Schilderung hier zu Ende, ſo würde ich mich eines ſehr groſen Irrthums ſchuldig gemacht haben. Dieſe bewundrungswürdige Verfaſſung iſt im höchſten Grade verwerflich, und nichts traurigers könnte der Menſchheit begegnen, als wenn alle Staaten nach dieſem Muſter wären gegründet worden. Es wird uns nicht ſchwer fallen, uns von dieſer Behauptung zu überzeugen.

Gegen

Gegen ſeinen eignen Zweck gehalten, iſt die Geſetzgebung des Lykurgus ein Meiſterſtück der Staats- und Menſchenkunde. Er wollte einen mächtigen, in ſich ſelbſt gegründeten unzerſtöhrbaren Staat; politiſche Stärke und Dauerhaftigkeit waren das Ziel, wornach er ſtrebte, und dieſes Ziel hat er ſo weit erreicht, als unter ſeinen Umſtänden möglich war. Aber hält man den Zweck, welchen Lykurgus ſich vorſetzte, gegen den Zweck der Menſchheit, ſo muß eine tiefe Mißbilligung an die Stelle der Bewunderung treten, die uns der erſte flüchtige Blick abgewonnen hat. Alles darf dem Beſten des Staats zum Opfer gebracht werden, nur dasjenige nicht, dem der Staat ſelbſt nur als ein Mittel dient. Der Staat ſelbſt iſt niemals Zweck, er iſt nur wichtig als eine Bedingung unter welcher der Zweck der Menſchheit erfüllt werden kann, und dieſer Zweck der Menſchheit iſt kein andrer, als Ausbildung aller Kräfte des Menſchen, Fortſchreitung. Hindert eine Staatsverfaſſung, daß alle Kräfte die im Menſchen liegen, ſich entwickeln; hindert ſie die Fortſchreitung des Geiſtes, ſo iſt ſie verwerflich und ſchädlich, ſie mag übrigens noch ſo durchdacht, und in ihrer Art noch ſo vollkommen ſeyn. Ihre Dauerhaftigkeit ſelbſt gereicht ihr alsdann vielmehr zum Vorwurf, als zum Ruhme — ſie iſt dann nur ein verlängertes Uebel; je länger ſie Beſtand hat, um ſo ſchädlicher iſt ſie.

Ueberhaupt können wir bei Beurtheilung politiſcher Anſtalten als eine Regel feſtſetzen, daß ſie nur gut und lobenswürdig ſind, in ſo fern ſie alle Kräfte, die im Menſchen liegen, zur Ausbildung bringen, inſofern ſie Fortſchreitung der Cultur befördern, oder wenigſtens nicht hemmen. Dieſes gilt von Religions wie von politiſchen Geſetzen; beide ſind verwerflich, wenn ſie eine Kraft des Menſchlichen Geiſtes feſſeln, wenn ſie ihm in irgend etwas einen Stillſtand auferlegen. Ein Geſetz z. B. wodurch eine Nation verbunden würde, bey dem Glaubensſchema beſtändig zu verharren, das ihr in einer gewiſſen Periode als das vortreflichſte erſchienen, ein ſolches Geſetz wäre ein Attentat gegen die Menſchheit, und keine noch ſo ſcheinbare Abſicht würde es rechtfertigen können. Es wäre unmittelbar gegen das höchſte Gut, gegen den höchſten Zweck der Geſellſchaft gerichtet.

Mit dieſem allgemeinen Maasſtab verſehen, können wir nicht lange zweifelhaft ſeyn, wie wir den Lykurgiſchen Staat beurtheilen ſollen.

Eine einzige Tugend war es, die in Sparta mit Hintanſetzung aller andern geübt wurde, Vaterlandsliebe.

Dieſem künſtlichen Triebe wurden die natürlichſten ſchönſten Gefühle der Menſchheit zum Opfer gebracht.

Auf Unkoſten aller ſittlichen Gefühle wurde das politiſche Verdienſt errungen, und die Fähigkeit dazu ausgebildet. In Sparta gab es keine eheliche Liebe, keine Mutterliebe, keine kindliche Liebe, keine Freundſchaft — es gab nichts als Bürger, nichts als bürgerliche Tugend. Lange Zeit hat man jene ſpartaniſche Mutter bewundert, die ihren aus dem Treffen entkommenen Sohn mit Unwillen von ſich ſtößt, und nach dem Tempel eilt, den Göttern für den gefallenen zu danken. Zu einer ſolchen unnatürlichen Stärke des Geiſtes hätte man der Menſchheit nicht Glück wünſchen ſollen. Eine zärtliche Mutter iſt eine weit ſchönere Erſcheinung in der moraliſchen Welt, als ein heroiſches Zwittergeſchöpf, das die natürliche Empfindung verläugnet, um eine künſtliche Pflicht zu befriedigen.

Welch ſchöneres Schauſpiel giebt der rauhe Krieger Cajus Marius in ſeinem Lager vor Rom, der Rache und Sieg aufopfert, weil er die Thränen der Mutter nicht fließen ſehen kann!

Dadurch daß der Staat der Vater ſeines Kindes wurde, hörte der natürliche Vater deſſelben auf, es zu ſeyn. Das Kind lernte nie ſeine Mutter, ſeinen Vater lieben, weil es ſchon in dem zärteſten Alter von ihnen geriſſen, ſeine Eltern nicht an ihren Wohlthaten, nur von Hörenſagen erfuhr.

Auf eine noch empörendere Art wurde das allgemeine Menſchengefühl in Sparta ertödet, und die Seele aller Pflichten, die Achtung gegen die Gattung, gieng unwiederbringlich verlohren. Ein Staatsgeſetz machte den Spartanern die Unmenſchlichkeit gegen ihre Sklaven zur Pflicht, in dieſen unglücklichen Schlachtopfern wurde die Menſchheit beſchimpft und mißhandelt. In dem ſpartaniſchen Geſetzbuche ſelbſt, wurde der gefährliche Grundſatz gepredigt, Menſchen als Mittel und nicht als Zwecke zu betrachten — dadurch wurden die Grundveſte des Naturrechts und der Sittlichkeit geſetzmäßig eingeriſſen. Die ganze Moralität wurde preiß gegeben, um etwas zu erhalten, das doch nur als ein Mittel zu dieſer Moralität einen Werth haben kann.

Kann etwas widerſprechender ſeyn, und kann ein Widerſpruch ſchrecklichere Folgen haben als dieſe? Nicht genug daß Lykurgus auf den Ruin der Sittlichkeit ſeinen Staat gründete, er arbeitete auf eine andre Art gegen den höchſten Zweck der Menſchheit, indem er durch ſein fein durchdachtes Staatsſyſtem den Geiſt der Spartaner auf derjenigen Stuffe feſt hielt, worauf er ihn fand, und auf ewig alle Fortſchreitung hemmte.

Aller Kunſtfleiß war aus Sparta verbannt, alle Wiſſenſchaften wurden vernachläßigt, aller Handelsverkehr mit fremden Völkern verboten, alles Auswärtige wurde ausgeſchloſſen. Dadurch wurden alle Kanäle geſperrt wodurch ſeiner Nation helle Begriffe zufließen konnten, in einer ewigen Einförmigkeit in einem traurigen Egoismus ſollte ſich der Spartaniſche Staat ewig nur um ſich ſelbſt bewegen.

Das Geſchäfft aller ſeiner vereinigten Bürger war, ſich zu erhalten, was ſie beſaßen, und zu bleiben was ſie waren, nicht neues zu bewerben, nicht auf eine höhere Stuffe zu ſteigen. Unerbittliche Geſetze mußten darüber wachen, daß keine Neuerung in das Uhrwerk des Staates griff, daß ſelbſt der Fortſchritt der Zeit an der Form der Geſetze nichts veränderte. Um dieſe lokale dieſe temporaire Verfaſſung dauerhaft zu machen, mußte man den Geiſt des Volks auf derjenigen Stelle feſt halten, worauf er bei ihrer Gründung geſtanden.

Wir haben aber geſehen, daß Fortſchreitung des Geiſtes das Ziel des Staats ſeyn ſoll. —

Der Staat des Lykurgus konnte nur unter der einzigen Bedingung fortdauern, wenn der Geiſt des Volks ſtille ſtünde, er konnte ſich alſo nur dadurch erhalten, daß er den höchſten und einzigen Zweck eines Staats verfehlte. Was man alſo zum Lobe des Lykurgus angeführt hat, daß Sparta nur ſo lange blühen würde, als es dem Buchſtaben ſeines Geſetzes folgte, iſt das ſchlimmſte, was von ihm geſagt werden konnte. Eben dadurch, daß es die alte Staatsform nicht verlaſſen durfte, die Lykurg ihm gegeben, ohne ſich dem gänzlichen Untergang auszuſetzen, daß es bleiben mußte, was es war, daß es ſtehen mußte wo ein einziger Mann es hingeworfen, eben dadurch war Sparta ein unglücklicher Staat — und kein traurigeres Geſchenk hätte ihm ſein Geſetzgeber machen können, als dieſe gerühmte ewige Dauer einer Verfaſſung, die ſeiner wahren Größe und Glückſeligkeit ſo ſehr im Wege ſtand.

Neh-

Nehmen wir dieß zuſammen, ſo verſchwindet der falſche Glanz wodurch die einzige hervorſtechende Seite des ſpartaniſchen Staats ein unerfahrnes Auge blendet — wir ſehen nichts mehr als einen ſchülerhaften unvollkommnen Verſuch — das erſte Exercitium des jugendlichen Weltalters, dem es noch an Erfahrung und hellen Einſichten fehlte, die wahren Verhältniſſe der Dinge zu erkennen. So fehlerhaft dieſer erſte Verſuch ausgefallen iſt, ſo wird und muß er einem Philoſophiſchen Forſcher der Menſchengeſchichte immer ſehr merkwürdig bleiben. Immer war es ein Rieſenſchritt des menſchlichen Geiſtes, dasjenige als ein Kunſtwerk zu behandeln, was bisjezt dem Zufall und der Leidenſchaft überlaſſen geweſen war. Unvollkommen mußte nothwendig der erſte Verſuch in der ſchwerſten aller Künſte ſeyn, aber ſchätzbar bleibt er immer, weil er in der wichtigſten aller Künſte angeſtellt worden iſt. Die Bildhauer fiengen mit Hermesſäulen an, ehe ſie ſich zu der vollkommnen Form eines Antinous, eines vatikaniſchen Apolls erhuben; die Geſetzgeber werden ſich noch lange in rohen Verſuchen üben, bis ſich ihnen endlich das glückliche Gleichgewicht der geſellſchaftlichen Kräfte von ſelbſt darbietet.

Der Stein leidet geduldig den bildenden Meißel, und die Saiten die der Tonkünſtler anſchlägt, antworten ihm, ohne ſeinem Finger zu widerſtreben.

Der Geſetzgeber allein bearbeitet einen ſelbſtthätigen widerſtrebenden Stoff — die menſchliche Freiheit.

Nur unvollkommen kann er das Ideal in Erfüllung bringen, das er in ſeinem Gehirne noch ſo rein entworfen hat, aber hier iſt der Verſuch allein ſchon alles Lobes werth, wenn er mit uneigennützigem Wohlwollen unternommen, und mit Zweckmäßigkeit vollendet wird.

Solon.

Von der Geſetzgebung des Lykurgus in Sparta war die Geſetzgebung Solons in Athen faſt durchaus das Widerſpiel — und da die beiden Republiken Sparta und Athen die Hauptrollen in der Griechiſchen Geſchichte ſpielen, ſo iſt es ein anziehendes Geſchäfft, ihre verſchiedenen Staatsverfaſſungen neben einander zu ſtellen, und ihre Gebrechen und Vorzüge gegeneinander abzuwägen.

Nach dem Tode des Kodrus wurde die königliche Würde in Athen abgeſchafft, und einer Obrigkeit, die den Nahmen Archon führte, die höchſte Gewalt auf Lebenslang übertragen. In einem Zeitraum von mehr als 300 Jahren herrſchten Dreizehn ſolcher Archonten in Athen und aus dieſem Zeitraum hat uns die Geſchichte nichts merkwürdiges von der neuen Republik aufbehalten. Aber der Geiſt der Democratie, der den Athenienſern ſchon zu Homers Zeiten eigenthümlich war, regte ſich

am

am Schluß dieſer Periode wieder. Eine lebenslängliche Dauer des Archontats war ihnen doch ein allzulebhaftes Bild der königlichen Würde, und vielleicht hatten die vorhergegangenen Archonten ihre große und dauerhafte Macht mißbraucht. Man ſetzte alſo die Dauer der Archonten auf *zehen Jahre*. Ein wichtiger Schritt zur künftigen Freiheit, denn dadurch daß es alle zehen Jahre einen neuen Beherrſcher wählte, erneuerte das Volk den Actus ſeiner Souverainität, es nahm alle zehen Jahre ſeine weggegebene Gewalt zurück, um ſie nach Gutbefinden von neuem wegzugeben. Dadurch blieb ihm immer in friſchem Gedächtniß, was die Unterthanen erblicher Monarchien zuletzt ganz vergeſſen, daß es ſelbſt die Quelle der höchſten Gewalt, daß der Fürſt nur das Geſchöpf der Nation iſt.

300 Jahre hatte das atheniensiſche Volk einen lebenslänglichen Archon über ſich geduldet, aber die zehenjährigen Archonten wurde es ſchon im 70ſten Jahre müde. Dieß war ganz natürlich, denn während dieſer Zeit hatte es 7mal die Archontenwahl erneuert, es war alſo 7mal an ſeine Souverainität erinnert worden. Der Geiſt der *Freiheit* hatte ſich alſo in der zweiten Periode weit lebhafter regen müſſen, weit ſchneller entwickeln müſſen, als in der Erſten.

Der ſiebente der zehenjährigen Archonten war auch der letzte von dieſer Gattung. Das Volk wollte alle Jahre den Genuß ſeiner Obergewalt haben, es hatte die Erfahrung gemacht, daß eine auf 10 Jahre verlie hene Gewalt noch immer lang genug daure, um zum Mißbrauch zu verführen. Künftig alſo war die Archontenwürde auf ein einziges Jahr eingeſchränkt, nach deſſen Verfluß eine neue Wahl vorgenommen wurde. Es that noch einen Schritt weiter. Weil auch eine noch ſo kurzdauernde Gewalt in den Händen eines einzigen der Monarchie ſchon ſehr nahe kommt, ſo ſchwächte es dieſe Gewalt, indem es dieſelbe unter 9 Archonten vertheilte, die zugleich regierten.

Drei dieſer 9 Archonten hatten Vorzüge vor den 6 übrigen. Der Erſte, Archon Eponymos genannt, führte den Vorſitz bey der Verſammlung, ſein Nahme ſtand unter den öffentlichen Akten, nach ihm nannte man das Jahr. Der zweyte Baſilevs oder König genannt hatte über die Religion zu wachen, und den Gottesdienſt zu beſorgen; dieß war aus frühern Zeiten beybehalten, wo die Aufſicht über den Gottesdienſt ein weſentliches Stück der Königswürde geweſen. Der dritte Polemarch war Anführer im Kriege. Die 6 übrigen führten den Nahmen Thesmotheten, weil ſie die Conſtitution zu bewahren, und die Geſetze zu erhalten und auszulegen hatten.

Die Archonten wurden aus den vornehmſten Familien gewählt, und in ſpätern Zeiten erſt drangen ſich auch Perſonen aus dem Volk in dieſe Würde. Die Verfaſſung war daher einer Ariſtokratie weit näher als einer Volksregierung, und das letzte hatte alſo noch nicht ſehr viel dabey gewonnen.

Die Anordnung, daß jedes Jahr neun neue Archonten gewählt wurden, hatte neben ihrer guten Seite: nehmlich Mißbrauch der höchſten Gewalt zu verhüten: auch eine ſehr ſchlimme, und dieſe war: daß ſie Faktionen im Staat hervorbrachte. Denn nun gab es viele Bürger im Staat, welche die höchſte Gewalt bekleidet und wieder abgegeben hatten. Mit Niederlegung ihrer Würde konnten ſie nicht ſo leicht auch den Geſchmack an dieſer Würde, nicht ſo leicht das Vergnügen am Herrſchen ablegen, das ſie zu koſten angefangen hatten. Sie wünſchten alſo wieder zu werden, was ſie waren, ſie machten ſich alſo einen Anhang, ſie erregten innere Stürme in der Republik. Die ſchnellere Abwechſelung und die größere Anzahl der Archonten machten ferner jedem angeſehenen und reichen Athenienſer Hofnung zum Archontat zu gelangen, eine Hofnung die er vorher, als nur Einer dieſe Würde bekleidete, und nicht ſobald wieder darinn abgelößt wurde, wenig oder nicht gekannt hatte. Dieſe Hofnung wurde endlich bei ihnen zur Ungeduld, und dieſe Ungeduld führte ſie zu gefährlichen Anſchlägen. Beide alſo ſowohl die, welche ſchon Archonten geweſen, als die, welche ſich ſehnten, es zu werden, wurden der bürgerlichen Ruhe auf gleiche Art gefährlich.

Das Schlimmſte dabei war, daß die obrigkeitliche Macht, durch Vertheilung unter Mehrere, und durch ihre kurze Dauer mehr als jemals gebrochen war. Es fehlte daher an einer ſtarken Hand, die Faktionen zu bändigen und die aufrühreriſchen Köpfe im Zaum zu hal-

halten. Mächtige und verwegene Bürger ſtürzten den Staat in Verwirrung und ſtrebten nach Unabhängigkeit.

Man warf endlich, um dieſen Unruhen zu ſteuern, die Augen auf einen unbeſcholtenen und allgemein gefürchteten Bürger, dem die Verbeſſerung der Geſetze, die bis jetzt nur in mangelhaften Traditionen beſtanden übertragen ward. Drako hieß dieſer gefürchtete Bürger — ein Mann ohne Menſchengefühl, der der menſchlichen Natur nichts gutes zutraute, alle Handlungen bloß in dem finſtern Spiegel ſeiner eignen trüben Seele ſah, und ganz ohne Schonung war für die Schwächen der Menſchheit; ein ſchlechter Philoſoph und ein noch ſchlechterer Kenner der Menſchen, mit kaltem Herzen, beſchränktem Kopf, und unbiegſam in ſeinen Vorurtheilen. Solch ein Mann war vortrefflich, Geſetze zu vollziehen, aber ſie zu geben konnte man keine ſchlimmere Wahl treffen.

Es iſt uns wenig von den Geſetzen des Drako übrig geblieben, aber dieſes Wenige ſchildert uns den Mann, und den Geiſt ſeiner Geſetzgebung. Alle Verbrechen ſtrafte er ohne Unterſchied mit dem Tode, den Müſſiggang wie den Mord, den Diebſtahl eines Kohls oder eines Schaafs, wie den Hochverrath und die Mordbrennerey. Als man ihn daher fragte, warum er die kleinen Vergehungen eben ſo ſtreng beſtrafe, als die ſchwerſten Verbrechen, ſo war ſeine Antwort: „Die kleinſten Verbrechen ſind des Todes würdig; für die Größern weiß ich keine andre Strafe, als den Tod — darum muß ich beide gleich behandeln.“

Drakos Geſetze ſind der Verſuch eines Anfängers in der Kunſt, Menſchen zu regieren. Schrecken iſt das einzige Inſtrument, wodurch er wirkt. Er ſtraft nur begangenes Uebel, er verhindert es nicht, er bekümmert ſich nicht darum, die Quellen deſſelben zu verſtopfen und die Menſchen zu verbeſſern. Einen Menſchen aus den Lebendigen vertilgen, weil er etwas Böſes begangen hat, heißt eben ſoviel, als, einen Baum umhauen, weil eine ſeiner Früchte faul iſt.

Seine Geſetze ſind doppelt zu tadeln, weil ſie nicht allein die heiligen Gefühle und Rechte der Menſchheit wider ſich haben, ſondern auch weil ſie auf das Volk, dem er ſie gab, nicht berechnet waren. War ein Volk in der Welt ungeſchickt, durch ſolche Geſetze zu gedeyhen, ſo war es das atheniensiſche. Die Sklaven der Pharaonen, oder des Königs der Könige würden ſich endlich vielleicht darein gefunden haben — aber wie konnten Athenienſer unter ein ſolches Joch ſich beugen.

Auch blieben ſie kaum ein halbes Jahrhundert in Kraft, ob er ihnen gleich den unbeſcheidnen Titel, unwandelbarer Geſetze gab.

Drako hatte alſo ſeinen Auftrag ſehr ſchlecht erfüllt, und anſtatt zu nützen, ſchadeten ſeine Geſetze. Weil ſie nehmlich nicht befolgt werden konnten, und doch keine andre ſogleich da waren ihre Stelle zu erſetzen, ſo war es eben ſoviel, als wenn Athen gar kein Geſetz gehabt hätte, und die traurigſte Anarchie riß ein.

Damals war der Zuſtand des athenienſiſchen Volks äußerſt zu beklagen. Eine Klaſſe des Volks beſaß alles, die andre hingegen gar nichts; die Reichen unterdrückten und plünderten aufs unbarmherzigſte die Armen. Es entſtand eine unermeßliche Scheidewand zwiſchen beyden. Die Noth zwang die ärmern Bürgern zu den Reichen ihre Zuflucht zu nehmen, zu eben den Blutigeln, die ſie ausgeſogen hatten; aber ſie fanden nur eine grauſame Hülfe bey dieſen. Für die Summen die ſie aufnahmen, mußten ſie ungeheure Zinſen bezahlen, und wenn ſie nicht Termin hielten, ihre Ländereyen ſelbſt an die Gläubiger abtreten. Nachdem ſie nichts mehr zu geben hatten, und doch leben mußten, waren ſie dahingebracht, ihre eigene Kinder als Sklaven zu verkaufen, und endlich, als auch dieſe Zuflucht erſchöpft war, borgten ſie auf ihren eigenen Leib, und mußten ſich gefallen laſſen, von ihren Kreditoren als Sklaven verkauft zu werden. Gegen dieſen abſcheulichen Menſchenhandel war noch kein Geſetz in Attika gegeben, und nichts hielt die grauſame Habſucht der reichen Bürger in Schranken. So ſchrecklich war der Zuſtand Athens. Wenn der Staat nicht zu Grunde gehen ſollte, ſo mußte man dieſes zerſtörte Gleichgewicht der Güter auf eine gewaltſame Art wieder herſtellen.

Zu dieſem Ende waren unter dem Volk drey Faktionen entſtanden. Die Eine, welcher die armen Bürger beſonders beytraten, foderte eine Demokratie, eine gleiche Vertheilung der Aecker, wie ſie Lykurgus in Sparta eingeführt hatte; die andre, welche die Reichen ausmachten, ſtritt für die Ariſtokratie.

Die dritte wollte beyde Staatsformen miteinander verbunden wiſſen, und ſetzte ſich den beyden andern entgegen, daß keine durchdringen konnte.

Es war keine Hofnung dieſen Streit auf eine ruhige Art beyzulegen, ſo lange man nicht einen Mann fand, dem ſich alle drey Parteyen auf gleiche Weiſe unterwarfen, und ihn zum Schiedsrichter über ſich anerkannten.

Glücklicherweiſe fand ſich ein ſolcher Mann, und ſeine Verdienſte um die Republik, ſein ſanfter billiger Karakter, und der Ruf ſeiner Weisheit hatte längſt ſchon die Augen der Nation auf ihn gezogen. Dieſer Mann, war Solon, von königlicher Abkunft wie Lykurgus, denn er zählte den Kodrus unter ſeinen Ahnherrn. Solons Vater war ein ſehr reicher Mann geweſen, aber durch Wohlthun hatte er ſein Vermögen geſchwächt, und der junge Solon mußte in ſeinen erſten Jahren die Kaufmannſchaft ergreifen. Durch Reiſen, welche ihm dieſe Lebensart nothwendig machte, und durch den Verkehr mit auswärtigen Völkern bereicherte ſich ſein Geiſt, und ſein Genie entwickelte ſich im Umgang mit fremden Weiſen. Frühe ſchon legte er ſich auf die Dichtkunſt, und die Fertigkeit, die er

darinn

halten. Mächtige und verwegene Bürger ſtürzten den Staat in Verwirrung und ſtrebten nach Unabhängigkeit.

Man warf endlich, um dieſen Unruhen zu ſteuern, die Augen auf einen unbeſcholtenen und allgemein gefürchteten Bürger, dem die Verbeſſerung der Geſetze, die bis jetzt nur in mangelhaften Traditionen beſtanden übertragen ward. Drako hieß dieſer gefürchtete Bürger — ein Mann ohne Menſchengefühl, der der menſchlichen Natur nichts gutes zutraute, alle Handlungen bloß in dem finſtern Spiegel ſeiner eignen trüben Seele ſah, und ganz ohne Schonung war für die Schwächen der Menſchheit; ein ſchlechter Philoſoph und ein noch ſchlechterer Kenner der Menſchen, mit kaltem Herzen, beſchränktem Kopf, und unbiegſam in ſeinen Vorurtheilen. Solch ein Mann war vortrefflich, Geſetze zu vollziehen, aber ſie zu geben konnte man keine ſchlimmere Wahl treffen.

Es iſt uns wenig von den Geſetzen des Drako übrig geblieben, aber dieſes Wenige ſchildert uns den Mann, und den Geiſt ſeiner Geſetzgebung. Alle Verbrechen ſtrafte er ohne Unterſchied mit dem Tode, den Müſſiggang wie den Mord, den Diebſtahl eines Kohls oder eines Schaafs, wie den Hochverrath und die Mordbrennerey. Als man ihn daher fragte, warum er die kleinen Vergehungen eben ſo ſtreng beſtrafe, als die ſchwerſten Verbrechen, ſo war ſeine Antwort: „Die kleinſten Verbrechen ſind des Todes würdig; für die Größern weiß ich keine andre Strafe, als den Tod — darum muß ich beide gleich behandeln.“

Drakos Geſetze ſind der Verſuch eines Anfängers in der Kunſt, Menſchen zu regieren. Schrecken iſt das einzige Inſtrument, wodurch er wirkt. Er ſtraft nur begangenes Uebel, er verhindert es nicht, er bekümmert ſich nicht darum, die Quellen deſſelben zu verſtopfen und die Menſchen zu verbeſſern. Einen Menſchen aus den Lebendigen vertilgen, weil er etwas Böſes begangen hat, heißt eben ſoviel, als, einen Baum umhauen, weil eine ſeiner Früchte faul iſt.

Seine Geſetze ſind doppelt zu tadeln, weil ſie nicht allein die heiligen Gefühle und Rechte der Menſchheit wider ſich haben, ſondern auch weil ſie auf das Volk, dem er ſie gab, nicht berechnet waren. War ein Volk in der Welt ungeſchickt, durch ſolche Geſetze zu gedeyhen, ſo war es das athenienſiſche. Die Sklaven der Pharaonen, oder des Königs der Könige würden ſich endlich vielleicht darein gefunden haben — aber wie, konnten Athenienſer unter ein ſolches Joch ſich beugen.

Auch blieben ſie kaum ein halbes Jahrhundert in Kraft, ob er ihnen gleich den unbeſcheidnen Titel, unwandelbarer Geſetze gab.

Drako hatte alſo ſeinen Auftrag ſehr ſchlecht erfüllt, und anſtatt zu nützen, ſchadeten ſeine Geſetze. Weil ſie nehmlich nicht befolgt werden konnten, und doch keine andre ſogleich da waren ihre Stelle zu erſetzen, ſo war es eben ſoviel, als wenn Athen gar kein

kein Geſetz gehabt hätte, und die traurigſte Anarchie riß ein.

Damals war der Zuſtand des athenienſiſchen Volks äußerſt zu beklagen. Eine Klaſſe des Volks beſaß alles, die andre hingegen gar nichts; die Reichen unterdrückten und plünderten aufs unbarmherzigſte die Armen. Es entſtand eine unermeßliche Scheidewand zwiſchen beyden. Die Noth zwang die ärmern Bürgern zu den Reichen ihre Zuflucht zu nehmen, zu eben den Blutigeln, die ſie ausgeſogen hatten; aber ſie fanden nur eine grauſame Hülfe bey dieſen. Für die Summen die ſie aufnahmen, mußten ſie ungeheure Zinſen bezahlen, und wenn ſie nicht Termin hielten, ihre Ländereyen ſelbſt an die Gläubiger abtreten. Nachdem ſie nichts mehr zu geben hatten, und doch leben mußten, waren ſie dahingebracht, ihre eigene Kinder als Sklaven zu verkaufen, und endlich, als auch dieſe Zuflucht erſchöpft war, borgten ſie auf ihren eigenen Leib, und mußten ſich gefallen laſſen, von ihren Kreditoren als Sklaven verkauft zu werden. Gegen dieſen abſcheulichen Menſchenhandel war noch kein Geſetz in Attika gegeben, und nichts hielt die grauſame Habſucht der reichen Bürger in Schranken. So ſchrecklich war der Zuſtand Athens. Wenn der Staat nicht zu Grunde gehen ſollte, ſo mußte man dieſes zerſtörte Gleichgewicht der Güter auf eine gewaltſame Art wieder herſtellen.

Zu dieſem Ende waren unter dem Volk drey Faktionen entſtanden. Die Eine, welcher die armen Bür-

ger

ger beſonders beytraten, foderte eine Demokratie, eine gleiche Vertheilung der Aecker, wie ſie Lykurgus in Sparta eingeführt hatte; die andre, welche die Reichen ausmachten, ſtritt für die Ariſtokratie.

Die dritte wollte beyde Staatsformen miteinander verbunden wiſſen, und ſetzte ſich den beyden andern entgegen, daß keine durchdringen konnte.

Es war keine Hofnung dieſen Streit auf eine ruhige Art beyzulegen, ſo lange man nicht einen Mann fand, dem ſich alle drey Parteyen auf gleiche Weiſe unterwarfen, und ihn zum Schiedsrichter über ſich anerkannten.

Glücklicherweiſe fand ſich ein ſolcher Mann, und ſeine Verdienſte um die Republik, ſein ſanfter billiger Karakter, und der Ruf ſeiner Weisheit hatte längſt ſchon die Augen der Nation auf ihn gezogen. Dieſer Mann, war Solon, von königlicher Abkunft wie Lykurgus, denn er zählte den Kodrus unter ſeinen Ahnherren. Solons Vater war ein ſehr reicher Mann geweſen, aber durch Wohlthun hatte er ſein Vermögen geſchwächt, und der junge Solon mußte in ſeinen erſten Jahren die Kaufmannſchaft ergreifen. Durch Reiſen, welche ihm dieſe Lebensart nothwendig machte, und durch den Verkehr mit auswärtigen Völkern bereicherte ſich ſein Geiſt, und ſein Genie entwickelte ſich im Umgang mit fremden Weiſen. Frühe ſchon legte er ſich auf die Dichtkunſt, und die Fertigkeit, die er darinn erlangte, kam ihm in der Folge ſehr gut zu ſtatten, moraliſche Wahrheiten und politiſche Regeln in dieſes gefällige Gewand zu kleiden. Sein Herz war empfindlich für Freude und Liebe; einige Schwachheiten ſeiner Jugend machten ihn um ſo nachſichtiger gegen die Menſchheit, und gaben ſeinen Geſetzen das Gepräge von Sanftmuth und Milde, das ſie von den Satzungen des Drako und Lykurgus ſo ſchön unterſcheidet. Er war ferner noch ein tapfrer Heerführer geweſen, hatte der Republik den Beſitz der Inſel Salamine erworben, und noch andere wichtige Kriegsdienſte geleiſtet. Damals war das Studium der Weisheit noch nicht wie jetzt von politiſcher und kriegriſcher Wirkſamkeit getrennt; der Weiſe war der beſte Staatsmann, der erfahrenſte Feldherr, der tapferſte Soldat, ſeine Weisheit floß in alle Geſchäffte ſeines bürgerlichen Lebens. Solons Ruf war durch ganz Griechenland erſchollen, und in die allgemeine Angelegenheiten des Peloponnes hatte er einen ſehr großen Einfluß.

Solon war der Mann, der allen Parteyen in Athen gleich lieb war. Die Reichen hatten große Hoffnungen von ihm, weil er ſelbſt ein begüterter Mann war. Die Armen vertrauten ihm, weil er ein rechtſchaffner Mann war. Der verſtändige Theil der Athenienſer wünſchte ſich ihn zum Herrſcher, weil die Monarchie das ſicherſte Mittel ſchien, die Faktionen zu unterdrücken; ſeine Verwandten wünſchten dieſes gleichfalls, aber aus eigennützigen Abſichten, um die Herrſchaft mit ihm zu theilen. Solon verſchmähte dieſen

ſen Rath: „die Monarchie, ſagte er, ſey ein ſchöner Wohnplatz, aber er habe keinen Ausgang.“

Er begnügte ſich, ſich zum Archon und Geſetzgeber ernennen zu laſſen, und übernahm dieſes groſe Amt ungern, und nur aus Achtung für das Wohl der Bürger.

Das erſte, womit er ſein Werk eröffnete war das berühmte Edikt, Seiſachtheia oder Erledigung genannt, wodurch alle Schulden aufgehoben, und zugleich verboten wurde, daß künftig keiner den andern auf ſeinen Leib etwas leyhen durfte. Dieſes Edikt war allerdings ein gewaltſamer Angriff auf das Eigenthum, aber die höchſte Noth des Staats machte einen gewaltſamen Schritt nothwendig. Er war unter zwey Uebeln das kleinere, denn die Klaſſe des Volks welche dadurch litt, war weit geringer, als die, welche dadurch glücklich wurde.

Durch dieſes wohlthätige Edikt wälzte er auf einmal die ſchweren Laſten ab, welche die arme Bürgerklaſſe ſeit Jahrhunderten niedergedrückt hatten; die Reichen aber machte er dadurch nicht elend, denn er ließ ihnen was ſie hatten, er nahm ihnen nur die Mittel, ungerecht zu ſeyn. Nichts deſto weniger ärntete er von den Armen ſo wenig Dank als von den Reichen. Die Armen hatten auf eine völlig gleiche Ländertheilung gerechnet, davon in Sparta das Beyſpiel

ſpiel gegeben war, und murrten deßwegen gegen ihn, daß er ihre Erwartung hintergangen hatte. Sie vergaßen, daß der Geſetzgeber den Reichen eben ſo gut, als den Armen, Gerechtigkeit ſchuldig ſey, und daß die Anordnung des Lykurgus eben darum nicht nachahmungswürdig ſey, weil ſie ſich auf eine Unbilligkeit gründete, die zu vermeiden geweſen wäre.

Der Undank des Volks preßte dem Geſetzgeber eine beſcheidene Klage aus. „Ehmals, ſagte er, rauſchte mir von allen Seiten mein Lob entgegen; jetzt ſchielt alles mit feindlichen Blicken auf mich.“ Bald aber zeigten ſich in Attika die wohlthätigen Folgen ſeiner Verfügung. Das Land, das vorher Sclavendienſte that, war jetzt frey, der Bürger bearbeitete den Acker jetzt als ſein Eigenthum; den er vorher als Tagelöhner für ſeinen Creditor bearbeitet hatte. Viele ins Ausland verkaufte Bürger, die ſchon angefangen hatten, ihre Mutterſprache zu verlernen, ſahen als freye Menſchen ihr Vaterland wieder.

Das Vertrauen in den Geſetzgeber kehrte zurück. Man übertrug ihm die ganze Reformation des Staats, und unumſchränkte Gewalt, über das Eigenthum und die Rechte der Bürger zu verfügen. Der erſte Gebrauch den er davon machte war, daß er alle Geſetze des Drako abſchaffte — diejenigen ausgenommen, welche gegen den Mord und Ehebruch gerichtet waren.

Nun übernahm er das große Werk, der Republik eine neue Conſtitution zu geben.

Alle Atheniensiſchen Bürger mußten ſich einer Schätzung des Vermögens unterwerfen, und nach dieſer Schätzung wurden ſie in vier Klaſſen oder Zünfte getheilt.

Die erſte begriff diejenigen in ſich, welche jährlich 500 Maaß von trocknen und flüſſigen Dingen Einkommen hatten.

Die Zweyte enthielt diejenigen, welche 300 Maaß Einkommen hatten und ein Pferd halten konnten.

Die Dritte diejenige, welche nur die Hälfte davon hätten, und wo alſo immer 2 zuſammentreten mußten, um dieſe Summe herauszubringen. Man nannte ſie deßwegen die Zweygeſpannten.

In der Vierten waren die, welche keine liegenden Gründe beſaßen und bloß von ihrer Handarbeit lebten, Handwerker, Taglöhner und Künſtler.

Die drey erſten Klaſſen konnten öffentliche Aemter bekleiden; die aus der letzten waren davon ausgeſchloſſen, doch hatten ſie bey der Nationalverſammlung eine Stimme wie die übrigen, und dadurch allein genoſſen ſie einen großen Antheil an der Regierung. Vor die Nationalverſammlung Eccleſia genannt, wurden alle große Angelegenheiten gebracht und durch dieſelbe entſchieden; die Wahl der Obrigkeiten, die Beſetzung der Aemter, wichtige Rechtshändel, Finanzangelegenheiten, Krieg und Frieden. Da ferner die Soloniſchen Geſetze mit einer gewiſſen Dunkelheit behaftet waren, ſo mußte in jedem Fall, wo der Richter über ein Geſetz das er auszulegen hatte zweifelhaft war, an die Ecclesia appellirt werden, welche dann in letzter Inſtanz entſchied, wie das Geſetz zu verſtehen ſey. Von allen Tribunalen konnte man an das Volk appelliren. Vor dem dreyßigſten Jahr hatte niemand Zutritt zur Nationalverſammlung; aber ſobald einer das erſoderliche Alter hatte, ſo konnte er ungeſtraft nicht mehr wegbleiben, denn Solon haßte und bekämpfte nichts ſo ſehr, als Lauigkeit gegen das gemeine Weſen.

Athens Verfaſſung war auf dieſe Art in eine vollkommene Demokratie verwandelt; im ſtrengſten Verſtande war das Volk ſouverain, und nicht bloß durch Repräſentanten herrſchte es, ſondern in eigner Perſon und durch ſich ſelbſt.

Bald aber zeigten ſich nachtheilige Folgen dieſer Einrichtung. Das Volk war zu ſchnell mächtig geworden, um ſich dieſes Vorrechts mit Mäßigung zu bedienen, Leidenſchaft miſchte ſich in die öffentliche Verſammlung, und der Tumult, den eine ſo große Volksmenge erregte erlaubte nicht immer reif zu überlegen und weiſe zu entſcheiden. Dieſem Uebel zu begegnen ſchuf Solon einen Senat, zu welchem, aus jeder der 4 Zünfte, 100 Mitglieder genommen wurden. Dieſer Senat mußte ſich vorher über die Punkte berathſchlagen, welche der Ecclesia vorgelegt werden ſollten. Nichts, was nicht vorher vom Senat in Ueberlegung genommen worden, durfte vor das Volk gebracht werden,

den, aber das Volk allein behielt die Entſcheidung. War eine Angelegenheit von dem Senat dem Volk vorgetragen, ſo traten die Redner auf, die Wahl deſſelben zu lenken. Dieſe Menſchenklaſſe hat ſich in Athen ſehr viel Wichtigkeit erworben, und durch den Mißbrauch, den ſie von ihrer Kunſt und dem leichtbeweglichen Sinn der Athenienſer machte, der Republik eben ſoviel geſchadet, als ſie ihr hätte nützen können, wenn ſie, von Privatabſichten rein, das wahre Intereſſe des Staats immer vor Augen gehabt hätte. Alle Kunſtgriffe der Beredtſamkeit bot der Redner auf, dem Volk diejenige Seite einer Sache annehmlich zu machen, wozu er es gerne bringen wollte; und, verſtand er ſeine Kunſt, ſo waren alle Herzen in ſeinen Händen. Durch dieſe Redner wurde dem Volk eine ſanfte und erlaubte Feſſel angelegt. Sie herrſchten durch Ueberredung, und ihre Herrſchaft war darum nicht weniger groß, weil ſie der freyen Wahl etwas übrig ließ. Das Volk behielt völlige Freyheit, zu wählen und zu verwerfen, aber durch die Kunſt, womit man ihm die Dinge vorzulegen wußte, lenkte man dieſe Freyheit. Eine vortreffliche Einrichtung, wenn die Funktion der Redner immer in reinen und treuen Händen geblieben wäre. Bald aber wurden aus dieſen Rednern Sophiſten, die ihren Ruhm darein ſetzten, das Schlimme gut, und das Gute ſchlimm zu machen. Mitten in Athen war ein großer öffentlicher Platz von Bildſäulen der Götter und Helden umgeben, das Prytaneum genannt. Auf dieſem Platz war die Verſammlung des Senats, und die Senatoren erhielten davon den Nahmen der Prytanen. Von einem Prytanen wurde ein untadelhaftes Leben verlangt. Keinem Verſchwender, keinem der ſeinem Vater unehrerbietig begegnet, keinem welcher ſich nur einmal betrunken hatte, durfte es in den Sinn kommen, ſich zu dieſem Amte zu melden.

Als ſich in der Folge die Bevölkerung in Athen vermehrte, und anſtatt der 4 Zünfte, welche Solon eingeführt hatte, 10 Zünfte gemacht wurden, wurde auch die Anzahl der Prytanen von 400 bis 1000 geſetzt. Aber von dieſen 1000 Prytanen waren jährlich nur 500 in Funktion, und auch dieſe 500 nie auf einmal. Funfzig derſelben regierten immer 5 Wochen lang und zwar ſo daß in jeder Woche nur 10 im Amte ſtangen. So war es ganz unmöglich, willkührlich zu verfahren, denn jeder hatte eben ſo viele Zeugen und Hüter ſeiner Handlungen, als er Amtsgenoſſen hatte, und der Nachfolgende konnte immer die Verwaltung ſeines Vorgängers muſtern. Alle 5 Wochen wurden 4 Volksverſammlungen gehalten, die auſſerordentlichen nicht mit gerechnet, eine Einrichtung, wodurch es ganz unmöglich gemacht ward, daß eine Angelegenheit lange unentſchieden blieb, und der Gang der Geſchäffte verzögert wurde.

Auſſer dem Senat der Prytanen, den er neu erſchuf, brachte Solon auch den Areopagus wieder in Anſehen, den Drako erniedrigt hatte, weil er ihm zu menſchlich dachte. Er machte ihn zum oberſten Aufſeher und Schutzgeiſt der Geſetze und befeſtigte, wie Plutarch ſagt an dieſen beyden Gerichten, dem Senat nehmlich und dem Areopagus, wie an zwey Ankern die Republik.

Dieſe zwey Gerichtshöfe waren eingeſetzt, über die Erhaltung des Staats und ſeiner Geſetze zu wachen. Zehen andere Tribunale beſchäfftigten ſich mit Anwendung der Geſetze, mit der Gerechtigkeitspflege. Ueber Mordthaten erkannten 4 Gerichtshöfe das Palladium, das Delphinium, die Phreattys und Heliäa. Die zwey erſtern beſtätigte Solon nur, ſie waren ſchon unter den Königen geſtiftet. Unvorſetzliche Mordthaten wurden vor dem Palladium gerichtet. Vor dem Delphinium ſtellten ſich die, welche ſich zu einem für erlaubt gehaltenen Todtſchlag bekannten. Das Gericht Phreattys wurde eingeſetzt, um über diejenigen zu erkennen, welche eines vorſetzlichen Todtſchlags wegen angeklagt wurden, nachdem ſie bereits eines unvorſetzlichen Mordes wegen auſſer Landes geflüchtet waren. Der Beklagte erſchien auf einem Schiffe, und am Ufer ſtanden ſeine Richter. War er unſchuldig, ſo kehrte er ruhig an ſeinen Verbannungsort zurück, in der fröhlichen Hoffnung einſt wieder heimkehren zu dürfen. Wurde er ſchuldig befunden, ſo kehrte er zwar auch unverſehrt zurück, aber ſein Vaterland hatte er auf ewig verloren.

Das vierte Criminalgericht war die Heliäa, die ihren Nahmen von der Sonne hatte, weil ſie ſich gleich nach Aufgang der Sonne und an einem Orte den die Sonne beſtrahlt, zu verſammeln pflegte. Die Heliäa war eine auſſerordentliche Commiſſion der andern großen Tribunale; ihre Mitglieder waren zugleich Richter und Magiſtrate. Sie hatten nicht bloß Geſetze anzuwenden und zu vollziehen, ſondern auch zu verbeſſern und ihren Sinn zu beſtimmen. Ihre Verſammlung war feyerlich, und ein furchtbarer Eid verband ſie zur Wahrheit.

Sobald ein Todesurtheil gefällt war, und der Beklagte hatte ſich nicht durch eine freiwillige Verbannung demſelben entzogen, ſo überlieferte man ihn den Eilf Männern; dieſen Nahmen führte die Commiſſion, wozu jede der Zehen Zünfte einen Mann hergab; die, mit dem Blutrichter Eilf ausmachten. Dieſe Eilf Männer hatten die Aufſicht über die Gefängniſſe, und vollzogen die Todesurtheile. Der Todesarten, welche man den Verbrechern in Athen zuerkannte, waren dreierlei. Entweder man ſtürzte ihn in einen Schlund, auch in das Meer hinunter, oder man richtete ihn mit dem Schwerd hin, oder gab ihm Schierling zu trinken.

Zunächſt der Todesſtrafe kam die Verweiſung. Dieſe Strafe iſt ſchrecklich in glückſeligen Ländern; es giebt Staaten, aus denen es kein Unglück iſt, verwieſen zu werden. Daß es die Verweiſung zunächſt an die Todesſtrafe, und wenn ſie ewig war, dieſer letztern gleich ſetzte, iſt ein ſchönes Selbſtgefühl des athenienſiſchen Volks. Der Athenienſer, der ſein Vaterland

terland verloren, kennte in der ganzen übrigen Welt kein Athen mehr finden.

Die Verbannung war mit einer Confiſcation aller Güter verbunden, den Oſtracismus allein ausgenommen.

Bürger, welche durch außerordentliche Verdienſte oder Glück zu einem größern Einfluß und Anſehen gelangt waren, als ſich mit der Republikaniſchen Gleichheit vertrug, und die alſo anfiengen der bürgerlichen Freiheit gefährlich zu werden, verbannte man zuweilen — ehe ſie dieſe Verbannung verdienten. Um den Staat zu retten, war man unrecht gegen einen Einzelnen Bürger. Die Idee welche dieſem Gebrauche zum Grund liegt, iſt an ſich zu loben, aber das Mittel, welches man erwählte zeugt von einer kindiſchen Politik. Man nannte dieſe Art der Verbannung den Oſtracismus, weil die Vota auf Scherben geſchrieben wurden. Sechstauſend Stimmen waren nöthig, einen Bürger mit dieſer Strafe zu belegen. Der Oſtracismus mußte ſeiner Natur nach meiſtens den verdienteſten Bürger treffen, er ehrte alſo mehr, als er ſchändete — aber darum war er doch nicht weniger ungerecht und grauſam, denn er nahm dem Würdigſten, was ihm das theuerſte war, die Heimat. Eine vierte Art von Strafen bey Criminalverbrechen war die Strafe der Säule. Die Schuld des Verbrechers wurde auf eine Säule geſchrieben, und dieß machte ihn ehrlos mit ſeinem ganzen Geſchlechte.

Geringere bürgerliche Händel zu entſcheiden, waren 6 Tribunale eingeſetzt, die aber niemals wichtig wurden, weil dem Verurtheilten von allen die Appellation an die höhern Gerichte und an die Eccleſia offen ſtand. Jeder führte ſeine Sache ſelbſt, (Weiber, Kinder und Sklaven ausgenommen. Eine Waſſeruhr beſtimmte die Dauer von ſeiner und ſeines Anklägers Rede. Die wichtigſten bürgerlichen Händel mußten in 24 Stunden entſchieden ſeyn.

Soviel von den bürgerlichen und politiſchen Anordnungen Solons, aber darauf allein ſchränkte ſich dieſer Geſetzgeber nicht ein. Es iſt ein Vorzug, den die alten Geſetzgeber vor den neuern haben, daß ſie ihre Menſchen den Geſetzen zubilden, die ſie ihnen ertheilen; daß ſie auch die Sittlichkeit, den Karakter, den geſellſchaftlichen Umgang mitnehmen, und den Bürger nie von dem Menſchen trennen wie wir. Bey uns ſtehen die Geſetze nicht ſelten in direktem Widerſpruch mit den Sitten. Bei den Alten ſtanden Geſetze und Sitten in einer viel ſchöneren Harmonie. Ihre Staatskörper haben daher auch eine ſo lebendige Wärme, die den unſrigen ganz fehlt; mit unzerſtörbaren Zügen war der Staat in die Seelen der Bürger gegraben.

Indeſſen muß man auch hier in Anpreiſung des Alterthums ſehr behutſam ſeyn. Faſt durchgängig kann man behaupten, daß die Abſichten der alten Geſetzgeber weiſe und lobenswürdig waren, daß ſie aber in den Mitteln fehlten. Dieſe Mittel zeugen oft von

unrich-

unrichtigen Begriffen, und einer einſeitigen Vorſtellungsart. Wo wir zu weit zurückbleiben eilten ſie zu weit vor. Wenn unſre Geſetzgeber unrecht gethan haben, daß ſie moraliſche Pflichten und Sitten ganz vernachläßigten, ſo hatten die Geſetzgeber der Griechen darin Unrecht, daß ſie moraliſche Pflichten mit dem Zwang der Geſetze einſchärften. Zur moraliſchen Schönheit der Handlungen iſt Freiheit des Willens die erſte Bedingung, und dieſe Freiheit iſt dahin, ſobald man moraliſche Tugend durch geſetzliche Strafen erzwingen will. Das edelſte Vorrecht der Menſchlichen Natur iſt, ſich ſelbſt zu beſtimmen, und das Gute um des Guten willen thun. Kein bürgerliches Geſetz darf Treue gegen den Freund, Großmuth gegen den Feind, Dankbarkeit gegen Vater und Mutter zwangsmäßig gebieten, denn ſobald es dieſes thut, wird eine freye moraliſche Empfindung in ein Werk der Furcht, in eine ſklaviſche Regung verwandelt.

Aber wieder auf unſern Solon zurückzukommen.

Ein Soloniſches Geſetz verordnet, daß jeder Bürger, die Beleidigung die einem andern wiederführe, als ſich ſelbſt angethan, betrachten, und nicht ruhen ſolle, bis ſie an den Beleidiger gerochen ſey. Das Geſetz iſt vortreflich wenn man ſeine Abſicht dabey betrachtet. Seine Abſicht war jedem Bürger warmen Antheil an allen übrigen einzuflößen, und alle miteinander daran zu gewöhnen, ſich als Glieder eines zuſammenhängenden Ganzen anzuſehen. Wie angenehm würden wir überraſcht werden, wenn wir in ein Land kämen,

men, wo uns jeder vorübergehende ungerufen gegen einen Beleidiger in Schutz nähme. Aber wie ſehr würde unſer Vergnügen verlieren, wenn uns zugleich dabey geſagt würde, daß er ſo ſchön habe handeln müſſen.

Ein andres Geſetz, welches Solon gab, erklärt denjenigen für ehrlos, der bei einem bürgerlichen Aufruhr neutral bleibe. Auch bei dieſem Geſetz lag eine unverkennbare gute Abſicht zum Grunde. Dem Geſetzgeber war es darum zu thun, ſeinen Bürgern das innigſte Intereſſe an dem Staat einzuflößen. Kälte gegen das Vaterland war ihm das haſſenswürdigſte an einem Bürger. Neutralität kann oft eine Folge dieſer Kälte ſeyn; aber er vergaß, daß oft das feurigſte Intereſſe am Vaterland dieſe Neutralität gebietet — alsdann nehmlich, wenn beide Partеien unrecht haben, und das Vaterland bei beiden gleich viel zu verlieren haben würde.

Ein andres Geſetz des Solon verbietet, von den Todten übel zu reden; ein andres, an öffentlichen Oertern wie vor Gericht, im Tempel oder im Schauſpiel, einem Lebenden böſes nachzuſagen. Einen Baſtard ſpricht er von kindlichen Pflichten los, denn der Vater, ſagt er, habe ſich ſchon durch die genoſſene ſinnliche Luſt bezahlt gemacht; eben ſo ſprach er den Sohn von der Pflicht frey ſeinen Vater zu ernähren, wenn dieſer ihn keine Kunſt hätte lernen laſſen. Er erlaubte Teſtamente zu machen, und ſein Vermögen nach Willkühr

kühr zu verſchenken, denn Freunde die man ſich wählt, ſagte er, ſind mehr werth als bloße Verwandte. Die Ausſteuer ſchaffte er ab, weil er wollte, daß die Liebe und nicht der Eigennutz Ehen ſtiftete. Noch ein ſchöner Zug von Sanftmuth in ſeinem Karakter iſt daß er verhaßten Dingen mildere Nahmen gab. Abgaben hießen Beiträge, Beſatzungen Wächter der Stadt, Gefängniße Gemächer und die Schuldenvernichtung nannte er Erleichterung. Den Aufwand, zu dem der athenienſiſche Geiſt ſich ſo ſehr neigte, mäßigte er durch weiſe Verordnungen; ſtrenge Geſetze wachten über die Sitten des Frauenzimmers, über den Umgang beider Geſchlechter, und die Heiligkeit der Ehen.

Dieſe Geſetze, verordnete er, ſollten nur auf 100 Jahre gültig ſeyn — wieviel weiter ſah er als Lykurgus! Er begriff daß Geſetze nur Dienerinnen der Bildung ſind, daß Nationen in ihrem männlichen Alter eine andere Führung nöthig haben als in ihrer Kindheit. Lykurg verewigte die Geiſtes-Kindheit der Spartaner, um dadurch ſeine Geſetze bei ihnen zu verewigen, aber ſein Staat iſt verſchwunden mit ſeinen Geſetzen. Solon hingegen verſprach den ſeinigen nur eine 100 jährige Dauer, und noch heutiges Tages ſind viele derſelben im römiſchen Geſetzbuche in Kraft. Die Zeit iſt eine gerechte Richterin aller Verdienſte.

Man hat dem Solon zum Vorwurf gemacht, daß er dem Volk zu große Gewalt gegeben habe, und dieſer Vorwurf iſt nicht ungegründet. Indem er eine

Klippe, die Oligarchie, zu ſehr vermied, iſt er einer andern, der Anarchie zu nahe gekommen — aber doch auch nur nahe gekommen, denn der Senat der Prytanen und das Gericht des Areopagus waren ſtarke Zügel der Demokratiſchen Gewalt. Die Uebel, welche von einer Democratie unzertrennlich ſind, tumultuariſche und leidenſchaftliche Entſcheidungen und der Geiſt der Faktion konnten freilich in Athen nicht vermieden werden — aber dieſe Uebel ſind doch weit mehr der Form die er wählte, als dem Weſen der Demokratie zuzuſchreiben. Er fehlte darinn ſehr, daß er das Volk nicht durch Repräſentanten ſondern in Perſon entſcheiden ließ, welches wegen der ſtarken Menſchenmenge nicht ohne Verwirrung und Tumult und wegen der überlegenen Anzahl der unbemittelten Bürger nicht immer ohne Beſtechung abgehen konnte. Der Oſtracismus, wobey 6000 Stimmen zum wenigſten erfodert wurden, läßt uns abnehmen, wie ſtürmiſch es bei dergleichen Volksverſammlung mag zugegangen ſeyn. Wenn man aber auf der andern Seite bedenkt, wie gut auch der gemeinſte Athenienſer mit dem gemeinen Weſen bekannt war, wie mächtig der Nationalgeiſt in ihm wirkte, wie ſehr der Geſetzgeber dafür geſorgt hatte, daß dem Bürger das Vaterland über alles gieng, ſo wird man einen beſſern Begriff von dem politiſchen Verſtand des athenienſiſchen Pöbels bekommen, und ſich wenigſtens hüten von dem gemeinen Volke bey uns voreilig auf jenes zu ſchließen. Alle groſe Verſammlungen haben immer eine gewiſſe Geſetzloſigkeit in ihrem Gefolge, — alle kleinern

nern aber haben Mühe ſich von ariſtokratiſchem Deſpotismus ganz rein zu erhalten. Zwiſchen beyden eine glückliche Mitte zu treffen, iſt das ſchwerſte Problem, das die kommenden Jahrhunderte erſt auflöſen ſollen. Bewundernswerth bleibt mir immer der Geiſt, der den Solon bey ſeiner Geſetzgebung beſeelte, der Geiſt der geſunden und ächten Staatskunſt, die das Grundprinzipium worauf alle Staaten ruhen müſſen, nie aus den Augen verlor: ſich ſelbſt die Geſetze zu geben, denen man gehorchen ſoll, und die Pflichten des Bürgers aus Einſicht und aus Liebe zum Vaterland, nicht aus ſklaviſcher Furcht vor der Strafe, nicht aus blinder und ſchlaffer Ergebung in den Willen eines Obern zu erfüllen.

Schön und trefflich war es von Solon, daß er Achtung hatte für die menſchliche Natur, und nie den Menſchen dem Staat, nie den Zweck dem Mittel aufopferte, ſondern den Staat dem Menſchen dienen ließ. Seine Geſetze waren laxe Bänder, an denen ſich der Geiſt der Bürger frey und leicht nach allen Richtungen bewegte, und nie empfand, daß ſie ihn lenkten; die Geſetze des Lykurgus waren eiſerne Feſſeln, an denen der kühne Muth ſich wund rieb, die durch ihr drückendes Gewicht den Geiſt niederzogen. Alle mögliche Bahnen ſchloß der athenienſiſche Geſetzgeber dem Genie und dem Fleiß ſeiner Bürger auf, der ſpartaniſche Geſetzgeber vermauerte den ſeinigen alle bis auf eine einzige — das politiſche Verdienſt. Lykurg befahl den Müſſiggang durch

Geſetze, Solon ſtrafte ihn ſtrenge. Darum reiften in Athen alle Tugenden, blühten alle Gewerbe und Künſte, regten ſich alle Sehnen des Fleißes, darum wurden alle Felder des Wiſſens dort bearbeitet. Wo findet man in Sparta einen Sokrates, einen Thucydides, einen Sophokles und Plato? Sparta konnte nur Herrſcher und Krieger, — keine Künſtler, keine Dichter, keine Denker, keine Weltbürger erzeugen. Beide, Solon wie Lykurg, waren große Männer, beide waren rechtſchaffne Männer, aber wie verſchieden haben ſie gewirkt, weil ſie von entgegengeſetzten Principien ausgiengen. Um den athenienſiſchen Geſetzgeber ſteht die Freiheit und die Freude, der Fleiß und der Ueberfluß — ſtehen alle Künſte und Tugenden, alle Grazien und Muſen herum, ſehen dankbar zu ihm auf, und nennen ihn ihren Vater und Schöpfer. Um den Lykurgus ſieht man nichts als Tyranney und ihr ſchreckliches Gegentheil, die Knechtſchaft, die ihre Ketten ſchüttelt, und dem Urheber ihres Elends flucht.

Der Charakter eines ganzen Volks iſt der treueſte Abdruck ſeiner Geſetze, und alſo auch der ſicherſte Richter ihres Werths oder Unwerths. Beſchränkt war der Kopf des Spartaners, und unempfindlich ſein Herz. Er war ſtolz und hochfahrend gegen ſeine Bundsgenoſſen, hart gegen ſeine Ueberwundenen unmenſchlich gegen ſeine Sklaven und knechtiſch gegen ſeine Obern; in ſeinen Unterhandlungen war er ungewiſſenhaft und treulos, in ſeinen Entſcheidungen deſpotiſch, und ſeiner Größe, ſeiner Tugend ſelbſt fehlte es

an

an der gefälligen Anmuth, welche allein die Herzen gewinnt. Der Athenienſer hingegen war weichmüthig und ſanft im Umgang, höflich aufgeweckt im Geſpräch, leutſelig gegen den Geringen, gaſtfrey und gefällig gegen den Fremden. Er liebte zwar Weichlichkeit und Putz, aber dieß hinderte nicht, daß er im Treffen nicht wie ein Löwe kämpfte. Gekleidet in Purpur und mit Wohlgerüchen geſalbt, brachte er die Millionen des Xerxes und die rauhen Spartaner auf gleiche Weiſe zum Zittern. Er liebte die Vergnügungen der Tafel und konnte nur ſchwer dem Reiz der Wolluſt widerſtehen; aber Völlerey und ſchaamloſes Betragen machten ehrlos in Athen. Delikateſſe und Wohlanſtändigkeit wurden bey keinem Volke des Alterthums ſo getrieben, als bey dieſem; in einem Kriege, mit dem macedoniſchen Philipp hatten die Athenienſer einige Briefe dieſes Königs aufgefangen, unter denen auch einer an ſeine Gemahlinn war; die übrigen alle wurden geöffnet, dieſen einzigen ſchickten ſie unerbrochen zurück. Der Athenienſer war großmüthig im Glücke, und im Unglücke ſtandhaft; — dann koſtete es ihn nichts für das Vaterland alles zu wagen. Seine Sklaven behandelte er menſchlich und der mißhandelte Knecht durfte ſeinen Tyrannen verklagen. Selbſt die Thiere erfuhren die Großmuth dieſes Volks; nach vollendetem Bau des Tempels Hecatonpedon wurde verordnet, alle Laſtthiere, welche dabey geſchäfftig geweſen, frey zu laſſen, und auf ihr ganzes künftiges Leben auf den beſten Weiden umſonſt zu ernähren. Eins dieſer Thiere kam nachher von freyen Stücken zur

Arbeit,

Arbeit, und lief mechaniſch vor den übrigen her, welche Laſten zogen. Dieſer Anblick rührte die Athenienſer ſo ſehr, daß ſie verordneten dieſes Thier auf Unkoſten des Staats ins künftige beſonders zu unterhalten.

Indeſſen bin ich es der Gerechtigkeit ſchuldig, auch die Fehler der Athenienſer nicht zu verſchweigen, denn die Geſchichte ſoll keine Lobrednerinn ſeyn. Dieſes Volk, das wir ſeiner feinen Sitten, ſeiner Sanftmuth, ſeiner Weisheit wegen bewundert haben, befleckte ſich nicht ſelten mit dem ſchändlichſten Undank gegen ſeine größten Männer, mit Grauſamkeit gegen ſeine überwundenen Feinde. Durch die Schmeicheleyen ſeiner Redner verdorben, trotzig auf ſeine Freyheit, und auf ſo viele glänzende Vorzüge eitel, drückte es ſeine Bundsgenoſſen und Nachbarn oft mit unerträglichem Stolze, und ließ ſich bey öffentlichen Berathſchlagungen, von einem leichtſinnigen Schwindelgeiſt leiten, der oft die Bemühungen ſeiner weiſeſten Staatsmänner zunichte machte, und den Staat an den Rand des Verderbens riß. Jeder einzelne Athenienſer war lenkſam und weichmüthig; aber in öffentlichen Verſammlungen war er der vorige Mann nicht mehr. Daher ſchildert uns Ariſtophanes ſeine Landsleute, als vernünftige Greiſe zu Hauſe, und als Narren in Verſammlungen. Die Liebe zum Ruhme und der Durſt nach Neuheit beherrſchte ſie bis zur Ausſchweifung, an den Ruhm ſetzte der Athenienſer oft ſeine Glücksgüter, ſein Leben und nicht ſelten — ſeine Tugend. Eine Krone von Oelzweigen, eine Inſchrift auf einer Säule, die ſein

er-

Verdienſt verkündigte, war ihm ein feurigerer Sporn zu großen Thaten, als dem Perſer alle Schätze des großen Königs. So ſehr das atheniensiſche Volk ſeinen Undank übertrieb, ſo ausſchweifend war es wieder in ſeiner Dankbarkeit. Von einem ſolchen Volke im Triumph aus der Verſammlung heimbegleitet zu werden, es auch nur Einen Tag zu beſchäfftigen, war ein höherer Genuß für die Ruhmſucht des Athenienſers, und auch ein wahrerer Genuß, als ein Monarch ſeinen geliebteſten Sklaven gewähren kann, denn es iſt ganz etwas anders ein ganzes ſtolzes zartempfindendes Volk zu rühren, als einem Einzigen Menſchen zu gefallen. Der Athenienſer mußte in immerwährender Bewegung ſeyn; unaufhörlich haſchte ſein Sinn nach neuen Eindrücken, neuen Genüſſen. Dieſer Sucht nach Neuheit mußte man täglich neue Nahrung reichen, wenn ſie ſich nicht gegen den Staat ſelbſt kehren ſollte. Darum rettete ein Schauſpiel, das man zu rechter Zeit gab, oft die öffentliche Ruhe, welche der Aufruhr bedröhte — darum hatte oft ein Uſurpator gewonnen Spiel, wenn er nur dieſem Hange des Volks durch eine Reyhe von Luſtbarkeiten opferte. Aber eben darum wehe dem verdienteſten Bürger, wenn er die Kunſt nicht verſtand, täglich neu zu ſeyn, und ſein Verdienſt zu verjüngen.

Der Abend von Solons Leben war nicht ſo heiter, als ſein Leben es verdient hätte. Um den Zudringlichkeiten der Athenienſer zu entgehen, die ihn täglich mit Fragen und Vorſchlägen heimſuchten, machte er, ſobald ſeine Geſetze im Gange waren, eine Reiſe durch

Kleinaſien, nach den Inſeln und nach Egypten, wo er ſich mit den Weiſeſten ſeiner Zeit beſprach, den königlichen Hof des Crōſus in Lydien, und den zu Sais in Egypten beſuchte. Was von ſeiner Zuſammenkunft mit Thales von Milet und mit Crōſus erzählt wird, iſt zu bekannt, um hier noch wiederhohlt zu werden. Bey ſeiner Zurückkunft nach Athen, fand er den Staat von drey Parteyen zerrüttet, welche zwey gefährliche Männer Megacles und Piſiſtratus zu Anführern hatten; Megakles machte ſich mächtig und furchtbar durch ſeinen Reichthum, Piſiſtratus durch ſeine Staatsklugheit und ſein Genie. Dieſer Piſiſtratus, Solons ehemaliger Liebling und der Julius Cäſar von Athen, erſchien einsmals bleich auf ſeinem Wagen ausgeſtreckt vor der Volksverſammlung und beſpritzt mit dem Blut einer Wunde, die er ſich ſelbſt in den Arm geritzt hatte. So, ſagte er, haben mich meine Feinde um euretwillen mißhandelt. Mein Leben iſt in ewiger Gefahr, wenn ihr nicht Anſtälten trefft es zu ſchützen. Alsbald trugen ſeine Freunde, wie er ſie ſelbſt unterrichtet hatte, darauf an, daß ihm eine Leibwache gehalten würde, die ihn begleiten ſollte, ſo oft er öffentlich ausgieng. Solon errieth den betrügeriſchen Sinn dieſes Vorſchlags und ſetzte ſich eifrig, aber fruchtlos dagegen. Der Vorſchlag gieng durch, Piſiſtratus erhielt eine Leibwache, und nicht ſobald ſah er ſich an ihrer Spitze, als er die Citadelle von Athen in Beſitz nahm. Jetzt fiel die Decke von den Augen des Volks; aber zu ſpät. Der Schrecken ergriff Athen; Megakles und ſeine Anhänger entwichen aus der Stadt und überließen ſie dem Uſurpator. Solon, der ſich allein nicht hatte täuſchen laſſen, war jetzt auch der einzige, der den Muth nicht verlor; ſoviel er angewandt hatte, ſeine Mitbürger von ihrer Uebereilung zurück zu halten, als es noch Zeit war, ſoviel wandte er jetzt an, ihren ſinkenden Muth zu beleben. Als er nirgends Eingang fand, gieng er nach Hauſe, legte ſeine Waffen vor ſeine Hausthüre und rief: Nun hab' ich gethan, was ich konnte zum Beſten des Vaterlands. Er dachte auf keine Flucht, ſondern fuhr fort, die Thorheit der Athenienſer und die Gewiſſenloſigkeit des Tyrannen heftig zu tadeln. Als ihn ſeine Freunde fragten, was ihn ſo muthig mache, dem Mächtigen zu trotzen, ſo antwortete er: Mein Alter giebt mir dieſen Muth. Er ſtarb und ſeine letzten Blicke ſahen ſein Vaterland nicht frey.

Aber Athen war in keines Barbaren Hände gefallen, Piſiſtratus war ein edler Menſch und ehrte die Soloniſchen Geſetze. Als er in der Folge zweymal von ſeinen Nebenbuhler vertrieben und zweymal wieder Meiſter von der Stadt wurde, bis er endlich im ruhigen Beſitz ſeiner Herrſchaft blieb, machte er ſeine Uſurpation durch wahre Verdienſte um den Staat und glänzende Tugenden vergeſſen. Niemand bemerkte unter ihm, daß Athen nicht mehr frey war, ſo gelind und ſtill floß ſeine Regierung, und nicht Er, ſondern Solons Geſetze herrſchten. Piſiſtratus eröffnete das goldne Alter von Athen; unter ihm dämmerte der ſchöne Morgen der griechiſchen Künſte auf. Er ſtarb, wie ein Vater bedauert.

Sein angefangenes Werk wurde von ſeinen Söhnen Hipparch und Hippias fortgeſetzt. Beyde Brüder regierten mit Eintracht, und gleiche Liebe zur Wiſſenſchaft beſeelte beyde. Unter ihnen blühten ſchon Simonides und Anakreon und die Akademie wurde geſtiftet. Alles eilte dem herrlichen Zeitalter des Perikles entgegen.

III.

Ueber die Humanität des Künſtlers.

Kölln.

Wir giengen in den Dom, und blieben drinn, bis wir im tiefen Dunkel nichts mehr unterſcheiden konnten. Immer wieder, ſo oft ich dieſen Ort beſuche, gehe ich zu dieſen herrlichen Tempel, damit die Schauer des Erhabenen mich anwehen mögen. Vor der Kühnheit menſchlicher Meiſterwerke ſtürzt der Geiſt zur Erde nieder voll Erſtaunen und Bewunderung, dann hebt er ſich wieder mit ſtolzem Fluge über das Vollbringen weg, das nur eine Idee eines verwandten Geiſtes war. Je rieſenmäßiger die Wirkungen menſchlicher Kräfte uns erſcheinen, deſto höher noch ſchwingt ſich das Bewußtſeyn des wirkenden Weſens in uns über ſie hinaus. Wer iſt der hohe Fremdling in dieſer Hülle, daß er ſo in mannichfaltigen Formen ſich offenbaren, dieſe redenden Denkmale von ſeiner Art, die äuſſern Gegenſtände zu ergreifen, und ſich anzueignen, hinterlaſſen kann? Wir fühlen, Jahrhunderte ſpäter, dem Künſtler nach, und ahnden die Bilder ſeiner Phantaſie, indem wir dieſen Bau durchwandern.

Die Pracht des himmelan ſich wölbenden Chors hat eine majeſtätiſche Einfalt, die alle Vorſtellung übertrifft. In ungeheurer Länge ſtehen die Gruppen ſchlanker Säulen da, wie die Bäume eines uralten Forſts, am höchſten Gipfel nur in eine Krone von Aeſten geſpaltet, die ſich mit ihren Nachbaren in ſpitzen Bogen wölbt, dem Auge, das ihnen folgen will, faſt unerreichbar. Läßt ſich ſchon nicht das Unermeßliche des Weltalls im beſchränkten Raume verſinnlichen, ſo liegt gleichwohl in dieſem kühnen Emporſtreben der Pfeiler und Mauern das Unaufhaltſame, welches die Einbildungskraft ſo leicht ins Gränzenloſe verlängert. Die griechiſche Baukunſt iſt unſtreitig der Inbegriff des Vollendeten, Edeln, Uebereinſtimmenden, Beziehungsvollen, mit einem Worte: des Schönen. Hier indeſſen, an den gothiſchen Säulen, die, einzeln genommen, wie Rohrhalme ſchwanken würden, und nur in großer Anzahl zu einem Schaft vereinigt, Maſſe machen und ihren geraden Wuchs behalten können, unter ihren Bogen, die gleichſam auf nichts ruhen, luſtig ſchweben wie die ſchattenreichen Wipfelgewölbe des Waldes, hier ſchwelgt der Sinn im Uebermuthe des künſtleriſchen Beginnens. Jene griechiſchen Geſtalten ſcheinen ſich an alles anzuſchließen, was da iſt, an alles, was menſchlich iſt; dieſe ſtehen wie Erſcheinungen aus einer andern Welt, wie Feenpaläſte da, um Zeugniß zu geben von der ſchöpferiſchen Kraft im Menſchen die einen iſolirten Gedanken bis aufs äußerſte zu verfolgen, und das Erhabene, ſelbſt auf einem excentriſchen Wege, zu erreichen weiß. Es iſt ſehr zu bedauern, daß ein ſo prächtiges Gebäude unvollendet bleiben muß. Wenn ſchon der Entwurf, in Gedanken ergänzt, ſo mächtig erſchüttern kann, wie hätte nicht die Wirklichkeit uns hingeriſſen.

Ich erzähle dir nichts von den berüchtigten heiligen drei Königen und dem ſo genannten Schatz in ihrer Kapelle, nichts von den Hauteliſſetapeten und der Glasmalerei auf den Fenſtern im Chor, nichts von der unſäglichreichen Kiſte von Gold und Silber, worinn die Gebeine des heiligen Engelberts ruhen, und ihrer wunderſchönen ciſelirten Arbeit, die man heutiges Tages ſchwerlich nachzuahmen im Stande wäre. Meine Aufmerkſamkeit hatte einen wichtigern Gegenſtand, einen Mann von der beweglichſten Phantaſie und dem zarteſten Sinne, der zum erſtenmal in dieſen Kreuzgängen den Eindruck des Großen in der gothiſchen Bauart empfand, und beym Anblick des mehr als hundert Fuß hohen Chors wie verſteinert vor Entzücken war. O! es war köſtlich, in dieſem klaren Anſchauen die Größe des Tempels noch einmal, gleichſam im Wiederſchein, zu erblicken! Gegen das Ende unſers Aufenthalts weckte die Dunkelheit in den leeren, einſamen, von unſern Tritten wiederhallenden Gewölben, zwiſchen den Gräbern der Kurfürſten, Biſchöffe und Ritter, die da in Stein gehauen lagen, manches ſchauerliche Bild der Vorzeit in ſeiner Seele. In allem Ernſte, mit ſeiner Reizbarkeit und dem in neuen Bilderſchöpfungen raſtlosthätigen Geiſte möchte ich die Nacht dort nicht einſam durchwachen. Gewiß entſetzeſt du dich ſchon vor dem bloßen Gedanken, wie ihm ſelbſt dafür graute.

Ich eilte mit ihm hinaus ins freye, und ſobald wir unſern Gaſthof erreicht hatten, erwachte die beneidenswerthe Laune, womit er durchdrungen vom Genuße der lieblichen Natur, ſchon auf der ganzen Fahrt von Koblenz her, die einförmigen Stunden uns gekürzt hatte. Noch kann ich mir den großen Zweifel nicht löſen, ob es befriedigender ſei, Bilder des Wirklichen unmittelbar aus der umgebenden Weite zu ſchöpfen, oder ſie von zahlloſen Anſchauungen bereits überallher geſammelt, erleſen, geordnet, zuſammengeſetzt, zu ſchönen Ganzen vereinigt, aus einer reichen Menſchenſeele unſerm Weſen ſchon mehr angeeignet, in uns übergehen zu laſſen? Beides hat ſeinen eigenthümlichen Werth, und beides haben wir ſeit unſerer Abreiſe ſchon reichlich gekoſtet. Lebendiger wirkt die unmittelbare Gegenwart der beſeelten Natur; tief und ſcharfbeſtimmt und alle Verhältniſſe erſchöpfend graben ſich die Bilder des Daſeyns, das unabhängig vom Menſchen, ohne ſein Zuthun iſt, und war, und ſein wird, ins Gedächtniß ein. Dagegen geſellen ſich, von einer menſchlichen Organiſation aufgefaßt, die mannichfaltigen Formen aus allen Welttheilen zugleich, aus der Vergangenheit, und, darf ichs ſagen, aus der Zukunft zum Gegenwärtigen, und verweben ſich mit ihm zu einem die Wirklichkeit nachahmenden Drama. Wir ſelbſt, ich fühle es wenigſtens, können nicht immer ſo richtig, ſo ins Weſentliche eingreifend empfangen, ſo die unterſcheidenden Merkmale der Dinge uns ſelbſt bewußt werden laſſen, als ſie uns auffallen, wenn ein Anderer ſie vom Auſſerweſentlichen abgeſchieden und in einen Brennpunkt vereinigt hat. Zum Beweiſe brauchte ich nur an das ſchwere Studium des ſo vielfältig und ſo zart nüancirten Menſchencharakters zu erinnern. Je feiner die Schattirungen ſind, deſto ſeltner iſt ſowohl die Gabe der beſtimmten Erkenntniß, als die Kunſt der treuen Ueberlieferung ihres Unterſchieds.

Der Genuß eines jeden durch die Empfindung eines andern gegangnen und von ihm wieder mitgetheilten Eindrucks ſetzt aber eine frühere, wenn gleich unvollkommene Bekanntſchaft mit dem bezeichneten Gegenſtande in uns voraus. Ein Bild, wäre es auch nur Umriß, müſſen wir haben, worin unſre Einbildungskraft die beſonderen Züge aus der neuen Darſtellung übertragen und ausmalen könne. Die beſtimmte Empfänglichkeit des Künſtlers für das Individuelle erheiſcht daher, wenn ſie recht geſchätzt werden ſoll, einen kaum geringern Grad der allgemeinen Empfänglichkeit des Kunſtrichters; und die Seltenheit dieſes Grades iſt ohne Zweifel der Grund, weßhalb die höchſte Stufe der Kunſt in allen ihren Zweigen, ſo leicht verkannt werden, oder auch beynahe gänzlich unerkannt bleiben kann. Was der große Haufe an einem Gemälde, an einem Gedichte, oder an dem Spiel auf der Bühne bewundert, das iſt es wahrlich nicht, worauf die Künſtler ſtolz ſeyn dürfen; denn dieſem Haufen genügt die Täuſchung, die ihm Erdichtetes für Wahres

res unterſchiebt; und wer weiß nicht, wieviel leichter ſich Kinder als Erwachſene, gewöhnliche Menſchen als gebildete täuſchen laſſen? darum kann auch nicht die Illuſion, als ſolche, ſondern es muß die ganze Vollkommenheit der Kunſt der letzte Endzweck des Künſtlers ſeyn, wie ſie allein der Gegenſtand der höchſten Bewunderung des Kenners iſt, der ſich nicht mehr täuſchen läßt, es ſey denn, daß er mit dem feinen Epikurismus der äſthetiſchen Kultur eben geſtimmt wäre, im Beſchauen eines Kunſtwerks nur den Sinn des Schönen zu befriedigen, und mit Willen Verzicht thäte auf das erhöhte, reflectirte Selbſtgefühl, welches aus der Erwägung der im Menſchen wohnenden Schöpferkraft entſpringt.

Was wäre aber die Kunſt, was hätte ſie, hinweggeſehn vom Sinnlichen, erweckendes und anziehendes für unſern denkenden Geiſt, wenn es nicht dieſe dem Naturſtoff, den ſie bearbeitet, eingeprägte Spur der lebendigwirkenden, umformenden Menſchheit iſt? Das Siegel des Herrſchers in der Natur iſt es eben, was wir an jedem Kunſtwerke, wie das Bruſtbild eines Fürſten auf ſeiner Münze, erblicken wollen, und wo wir es vermiſſen, dort ekelt die allzu ſklaviſch nachgeahmte Natur uns an. Daher hat jede Kunſt ihre Regeln, ihre Methodik; eine wahrhafte Geiſtesſchöpfung von abgezognen Begriffen liegt ihr zum Grunde, nach welcher der Künſtler im Materiellen wirken, der Richter ihn beurtheilen muß. Der metaphyſiſche Reichthum, den ſich der Künſtler aus unbefangenen Anſchauungen der Natur erwarb, den er in das Syſtem ſeiner Empfindungen und Gedanken verwebte, den ſtrömt er wieder über alle ſeine Werke aus. So entſtanden der Apoll von Belvedere, die mediceiſche Venus, die Schule von Athen, die Aeneide, der Mahomet; ſo bildeten ſich Demoſthenes und Cicero, und Mole und Garrick. Die Ideale des Meiſels und der Malerei, der Dichtkunſt und der Schauſpielkunſt finden wir ſämmtlich auf dem Punkte, wo das einzeln zerſtreute Vortreffliche der Natur, zu einem Ganzen vereinigt, eine nach den Denkformen unſrer Vernunft mögliche, auch von unſerm Sinne zu faſſende, und ſogar noch ſinnlich mittheilbare, aber in der lebendigen Natur nirgends vorhandne Vollkommenheit darſtellt. Göttlich groß iſt das Künſtlergenie, das den Eindrücken der Natur ſtets offen, tief und innig unterſcheidend empfindet, und nach ſeiner innern Harmonie das Treffendſte vom Bezeichnenden, das Edelſte vom Edeln vom Schönen das Schönſte wählt, um die Kinder ſeiner Phantaſie aus dieſen erleſenen Beſtandtheilen in Zauberformen zu gießen, welche wahr in jedem einzelnen Punkte ihres Weſens, und nur in ſo fern der Menſch ſie einigte, liebliche Träume ſind.

Nur das Gleichartige kann ſich faſſen. Dieſen Geiſt zu erkennen, der über die Materie hinwegſchwebt, ihr gebietet, ſie zuſammenſetzt und ſchöner formt, bedarf es eines ähnlichen prometheiſchen Funkens. Allein wie viele Stufen giebt es nicht zwiſchen der Unwiſſenheit, die an einer Bildſäule nur die Glätte des Marmors begafft, und dem Genie, das mit unnennbaren Entzücken die Phantaſie Polyklets darin ahndet? Zwiſchen jenem Landmanne, der ſich ſcheut, die Herren auf der Bühne zu behorchen, und dem Hochbegabten, der in der Seele des Schauſpielers von einem Augenblicke zum andern den Ausdruck des Empfundenen von der Urtheilskraft regieren ſieht? Wenn auch die allgemeine Bewunderung einem ächten Meiſterwerk huldigt, ſo iſt es darum noch nicht ausgemacht, daß gerade das Eigenthumliche, was nur des Künſtlers Geiſtesgröße ihm geben konnte, den Sinn der Menge hinreißt. Wir ehren im unerreichbaren Shakeſpear den kühnſten Dichterflug und den treffendſten Wahrheitsſinn; was dem Parterre und den Gallerien in London an ſeinen Schauſpielen die höchſte Befriedigung gewährt, dürfte leicht etwas anders ſeyn. Doch ich habe ja wohl eher ſo gar den Kenner geſehen, der über Minervens Helm Minerven ſelbſt vergaß! An einem Gemälde Raphaels, wo ſeine hohe Ahndung des Göttlichen aus den Geſichtszügen ſtrahlte, ſah ich einen großen Kunſtlehrer Proportionen bewundern! Befrage nur die wortgelehrten Commentatoren um die Schönheit römiſcher und griechiſcher Dichter, wenn du erſtaunen willſt, daß ſie in der Wahl kurz- und langſilbiger Wörter, in der Miſchung der Dialekte, in hundert Artigkeiten, wo du ſie nie geſucht hätteſt, beſteht! Laß doch Leute von Geſchmack dirs erklären, daß Göthens Iphigenia dich entzückt, weil Sophokles zuerſt eine ſchrieb. Und wenn ein Hamlet, oder ein Lear, oder ein Makbeth vor dir auftritt, wie der Dichter ſelbſt ſich nie träumen ließ, daß man ſie darſtellen könnte, ſo vernimm von einem Kunſtverſtändigen des Theaters den belohnenden Ausruf ſeiner höchſten Zufriedenheit: „Er hat ſich trefflich einſtudirt!“

Wahrlich! wäre fremde Anerkennung des eigenthümlichen Verdienſtes der einzige Lohn, um welchen der große Künſtler arbeiten möchte, ich zweifle, ob wir dann je ein Meiſterwerk geſehen hätten. Ihn muß vielmehr, nach dem Beyſpiel der Gottheit, der Selbſtgenuß ermuntern und befriedigen, den er ſich in ſeinen eignen Werken bereitet. Es muß ihm gnügen, daß im Erz, im Marmor, auf der Leinwand, oder im Buchſtaben ſeine große Seele zur Schau liegt. Hier faſſe, wer ſie faſſen kann! Iſt das Jahrhundert ihm zu klein, giebt es keinen unter den Zeitgenoſſen, der im Kunſtwerke den Künſtler, im Künſtler den Menſchen, im Menſchen den ſchöpferiſchen Demiurg erblickte; der eins im andern bewunderte, und liebte, und alles, den Gott und den Menſchen, den Künſtler und ſein Bild in den Tiefen ſeines eignen verwandten Weſens hochahndend wiederfände: — ſo führt doch der Strom der Zeiten endlich das überbleibende Werk und die gleichgeſtimmte Seele zuſammen, die dieſer große Einklang füllt, und in die lichte Sphäre der Vollkommenheit entzückt!

Auf dieſen Vortheil, möge er viel oder wenig gelten, muß derjenige Künſtler Verzicht thun, der weder im Materiellen arbeitet, noch durch konventionelle Zeichen ſein Geiſteswerk der Nachwelt überliefern kann, weil *er ſelbſt ſein eignes Kunſtwerk* iſt, weil in ſeiner perſönlichen Gegenwart die Aeuſſerung alles deſſen beſchloſſen liegt, was er mit eigenthümlicher Sinneskraft Individuelles aus der Natur um ihn her auffaſſen, und mit dem lebendigmachenden Siegel ſeines Geiſtes ſtempeln konnte, weil endlich mit ihm ſelbſt ſeine Kunſt und jede beſtimmte Bezeichnung ihres Werthes ſtirbt.

Der Natur den Menſchen nachzubilden, nicht bloß ſeine körperlichen Verhältniſſe, ſondern auch die zarteren Spuren des in ſeiner Organiſation herrſchenden Geiſtes ſo hinzuſtellen, daß ſie Eingang finden in unſerer Phantaſie; dieſes ſchöne Ziel der Kunſt erreicht ſowohl der Dichter als der Bildner, ein jeder auf ſeinem beſonderen Wege. Doch den Bildern eignes Leben einzuhauchen, ihnen eine Seele gleichſam zu leihen, die mit der ganzen Kraft ihrer Verwandtſchaft in uns wirkt, dieß vermag nur der Schauſpieler, indem er ſeine eignen Züge, ſeinen Gang und ſeine Stimme, ſeinen ganzen Körper mit ſeiner Lebenskraft in das Weſen, das er uns mittheilen will, hineinträgt, indem er ſich identificirt mit dieſem Ideale, das er zuvor ſich aus der Natur abzog, und vor unſeren Augen mit dem Charakter auch die Handlungsweiſe, die ganze Aeuſſerungsart, ja ſogar die Geſtalt eines Andern annimmt. Wenn nun die Schöpfungen anderer Künſtler nach Jahr-

Jahrtauſenden noch beſtehen, und eben das wirken, was ſie neu aus der Hand des Meiſters wirkten: ſo iſt hingegen die Empfänglichkeit, die Sonderungsgabe, die bildende Energie des Schauſpielers, die nicht langſam und allmählig an ihrem Werke fortarbeitet, beſſert, ändert, vervollkommnet, ſondern im Augenblicke des Empfangens ſchon vollendete Geburten in ihm ſelbſt offenbart, auf die beſtimmteſte Weiſe nur für das Gegenwärtige berechnet. So glänzend iſt der Anblick dieſes Reichthums in eines Menſchen Seele, ſo hinreiſſend das Talent, ihn auszuſpenden, daß ſeine Vergänglichkeit kaum befremdet. Man erinnert ſich an jene prachtvollen Blumen, deren Fülle und Zärtlichkeit alles übertrifft, die in einer Stunde der Nacht am Stengel der Fackeldiſtel prangen, und noch vor Sonnenaufgang verwelken. Dem ſo zart hingehauchten Leben konnte die Natur keine Dauer geben — und als ob mirs heute in Gleichniſſen glücken ſollte — in unfruchtbare Wildniſſe warf ſie es hin, ſich ſelbſt genügend, unbemerkt zu verblühen, bis etwa ein Menſch, wie ich das Wort verſtehe, das ſeltenſte Weſen in der Schöpfung, es findet und der flüchtigen Erſcheinung genießt.

Vergebens ſtrebt die Freundſchaft, der Humanität des Künſtlers ein Denkmal zu errichten, wenn dieſe Begeiſterung, wozu ſein Anblick erwecken konnte, nicht etwa die Stelle vertritt. Du wirſt ihn ſehen, denn er bringt dir dieſen Brief; du kennſt ihn ſchon, es iſt unſer J —; und du wirſt ihm danken; das iſt des Kommens werth! Lebe wohl. *)

Georg Forſter.

---

*) Meine während einer dreimonatlichen Reiſe geſchriebenen Briefe über allerlei Gegenſtände der Natur und Kunſt, welche unter dem Titel: Anſichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich, im April, Mai und Junius 1790, — herauskommen werden, laſſen ſich zwar durch eine Probe, wie dieſe, nicht charakteriſiren; doch kann ſie dazu dienen, den Ton im allgemeinen bekannt zu machen, der ihnen zum Grunde liegt.

G. Forſter.

IV.

Im October 1788.

Daß du mein Auge weckteſt zu dieſem goldenen Lichte,
daß mich dein Aether umfließt,
daß ich zu deinem Aether hinauf einen Menſchenblick richte,
der ihn edler genießt,
daß du einen unſterblichen Geiſt der dich, Göttliche denket,
und in die ſchlagende Bruſt
Gütige, mir des Schmerzens wohlthätige Warnung geſchenket
und die belohnende Luſt,
Daß du des Geiſtes Gedanken, des Herzens Gefühle zu tönen
mir ein Saitenſpiel gabſt,
Kränze des Ruhms und das buhlende Glück deinen ſtolzeren Söhnen,
mir ein Saitenſpiel gabſt,
Daß dem trunkenen Sinn von hoher Begeiſtrung beflügelt,
ſchöner das Leben ſich mahlt,

Schöner

ſchöner in der Dichtung Cryſtall die Wahrheit ſich ſpiegelt,
heller die Dämmernde ſtrahlt,
Große Göttin, dafür ſoll, bis die Parzen mich fodern,
dieſes Herzens Gefühl
zarter Kindlichkeit voll in dankbarem Strale dir lodern,
Soll aus dem goldenen Spiel
unerſchöpflich dein Preiß, erhabne Bildnerinn, fließen
Soll dieſer denkende Geiſt
an dein mütterlich Herz mit reiner Umarmung ſich ſchließen,
bis der Tod ſie zerreißt.

S.

V.

Aus einem Briefe,

Paris, den 28ſten Jul. 1790.

Ich war vor einigen Tagen in den Caffee du Caveau im Palais Royal. Neben mir wurde heftig geſtritten über Staats-Geſchäffte und Krieg und Frieden. Endlich kamen ſie auf die Abſchaffung der Klöſter, und Mönchs-Orden, auf die Einziehung der geiſtlichen Einkünfte und Güter, und auf das neuere Dekret, das den Adel gänzlich abſchafft. Man ſprach wenig dagegen, weil dieſes ein ſehr Patriotiſcher Caffee iſt, wo das Laternen Recht gilt. Der Franzoſe iſt in dem Caffee Hauſe mit jedermann bekannt, er redet in der Hitze des Streites jeden an, von dem er vermuthen kann, daß er für oder gegen ſeine Meinung iſt. Gegenüber ſaß ein gut gekleideter Mann von ernſthafter Miene, der nur von Zeit Antheil an dem Geſpräch zu nehmen ſchien, aber ſich niemals erklärte. Sein Nachbar, der bisher viel geſprochen hatte, wendete ſich zu ihm und fragte ihn, was er denn davon halte, und ob nicht dieſes Dekret der Triumph der Aſſemblee ſey. — Der ganze Tiſch war begierig zu hören, was der Mann mit der ernſthaften Miene ſagen würde. Meine Herrn, ſagte er, ich komme eben von Reiſen zurück, die ich durch einen großen Theil von Europa und Aſia gemacht habe; davon kann ich ſie unterhalten aber nicht von Staatsgeſchäfften, die mir ganz fremd ſind. Veilleicht unterhält Sie folgendes Bruchſtück aus meinen Journal — Er erzählt. —

In einen der ſchönſten Gegenden Aſiens erhob ſich ein majeſtätiſches kühnes Gebürge, ſeine Oberfläche bedeckte ein prachtvoller Wald, der Kühlung und Erfriſchung und Fruchtbarkeit rings herum verbreitete. Sein Abhang war vortreflich angebaut, und die Aernte belohnte jedes Jahr den Fleiß des Arbeiters. In den Schatten des Waldes verbargen ſich Nachtigallen und Schäfer, und Schäfer und Nachtigallen beſangen da ihre Leiden und ihre Liebe. Zahlreiche Heerden fanden da fette Weiden und der ermüdete Wanderer erquickende Ruhe.

Einſt fiel es einem Alchimiſten ein, denn auch da giebt es ſolche Leute, dieſen Wald für überflüſſig, ja ſogar für ſchädlich zu halten; Er bekam Luſt ſeine Beſtandtheile im Feuer zu zerlegen. Ein Alchimiſt kann ſich freilich eben ſo gut betrügen, als jedes andre Erdenkind — aber was macht das zur Sache? — Er legt Feuer an, und bald liegt der ſchöne Wald da in der Aſche. Der große Grad von Hitze hatte einige Mineralien, die bisher verborgen in der Oberfläche gelegen, geſchmolzen; man fand unter dieſen ungeheuren Haufen Aſche einige Stückchen Eiſen, Bley, Kupfer, ſogar einige Geldkörner. Das iſt es, was ich ſuchte! rief der Schüler des großen Hermes Trismegiſt frohlockend aus. — Aber bald hatten dieſe Goldkörner ein Ende. In Kurzem vertrocknete der Berg und ſeine Säfte ſtockten. Ohne Nutzen durchwühlte jetzt die Pflugſchaar die verbrannte Erde; mit doppeltem Eifer und Fleiß beſäete zwar der Landmann ſein Feld — er ſäte aus um nichts zu ärnten. Der Nachtigall Lied hörte man nicht mehr, in entfernter Gegend ſtimmte ſie es jetzt an; in entferntere Gegenden hatte der Hirte ſeine Heerde geführt. Das Gebürge, noch vor kurzem ſo reich, ſo fruchtbar, verwandelte ſich in einen nackten und öden Felſen, der Raubgeyern und andern Vögeln trauriger Bedeutung zum Auffenthalt jetzt dient, und von dem der vorüber reiſende Wanderer unwillig ſeinen Blick, als vor einen Schandfleck der Natur wegwendet.

— Hier nahm der Mann ſeinen Hut und Stock, bezahlte ſeine Taſſe Caffee, und gieng mit einer leichten Verbeugung zum Caffee hinaus. Man kannte ihn nicht — er hatte indeſſen dieſe Anſpielung ſo glücklich hervorgebracht und mit ſo viel Leichtigkeit im Ausdruck erzählt, daß man ihn für einer der Ariſtocraten hielte, die an den Actes des Apotres, einem beiſſenden Satiriſchen Blate gegen die Aßemblee, arbeiten. Ich ließ mir ſogleich Feder und Tinte geben und ſchrieb dieſe Allegorie, ſo wie ſie mir noch im Gedächtniß war, auf, ob ich gleich geſtehe, daß ſie viel von der Naiveté des Ausdrucks und von denen glücklichen Wendungen, deren er ſich bediente, verloren hat.

VI.

Der verſöhnte Menſchenfeind.

Einige Scenen.

Gegend in einem Park.

Erſte Scene.

Angelika von Hutten. Wilhelmine von Hutten, ihre Tante und Stiftsdame, kommen aus einem Wäldchen; bald darauf **Gärtner Biber.**

Angelika.

Hier wollten wir ihn ja erwarten, liebe Tante. Sie ſetzen ſich ſo lange ins Kabinet und leſen. Ich hohle mir meine Blumen beim Gärtner. Unterdeſſen wirds neun Uhr und er kommt. — Sie ſinds doch zufrieden?

Wilhelmine.

Wie es dir Vergnügen macht, meine Liebe.

(geht nach der Laube.)

Gärtner Biber.

(bringt Blumen.)

Das beſte was ich heute im Vermögen habe, gnädiges Fräulein. Meine Hyazinthen ſind alle.

Angelika.

Recht ſchönen Dank auch für dieſes.

Biber.

Aber eine Roſe ſollen Sie morgen haben, die erſte vom ganzen Frühling, wenn ſie mir verſprechen wollen —

Angelika.

Was wünſchen ſie guter Biber?

Biber.

Sehen ſie gnädiges Fräulein, meine Aurikeln ſind nun auch fort, und mein ſchöner Levkojenflor geht zu Ende, und der gnädige Herr haben mir wieder nicht ein Blatt angeſehen. Da hab ich voriges Jahr den großen Sumpf laſſen austrocknen gegen Mitternacht und einige tauſend Stück Bäume darauf gezogen. Die junge Welt treibt ſich und ſchießt empor — es iſt ein Seelenvergnügen, drunter hinzuwandeln — Ich bin da, wie die Sonne kommt, und freue mich ſchon im voraus der Herrlichkeit, wenn ich den gnädigen Herrn einmal werde herein führen. Es wird Abend — und wieder Abend — und der Herr hat ſie nicht bemerkt. Sehen Sie mein Fräulein, das ſchmerzt mich. Ich kanns nicht läugnen.

Angelika.

Es geſchieht noch, gewiß geſchiehts noch — haben ſie indes Geduld guter Biber.

Biber.

Der Park koſtet ihm, Jahr aus Jahr ein, ſeine baaren Zweitauſend Thaler, und ich werde bezahlt, wie ichs nicht verdiene — wozu nütz ich denn, wenn ich dem Herrn für ſein vieles Geld nicht einmal eine fröhliche Stunde gebe? Nein gnädiges Fräulein. Ich kann nicht länger das Brod ihres Herrn Vaters eſſen, oder er muß mich ihm beweiſen laſſen, daß ich ihn nicht drum beſtehle.

Angelika.

Ruhig, ruhig lieber Mann. Das wiſſen wir alle, daß Sie das, und noch weit mehr, verdienen.

Biber.

Mit ihrer Erlaubniß mein Fräulein. Davon können Sie nicht ſprechen. Daß ich meine zwölf Stunden des Tags ſeinen Garten beſchicke, daß ich ihm nichts veruntreue und Ordnung unter meinen Leuten erhalte, das bezahlt mir der gnädige Herr mit Geld. Aber daß ich es mit Freuden thue, weil ich es ihm thue, daß ich des Nachts davon träume, daß es mich mit der Morgenſonne heraustreibt — das mein Fräulein, muß er mir mit ſeiner Zufriedenheit lohnen. Ein einziger Beſuch in ſeinem Park thut hier mehr als alle ſein Mammon — und ſehen ſie mein gnädiges Fräulein — das eben wars, warum ich ſie jetzt habe. —

Angelika.

Brechen ſie davon ab, ich bitte. Sie ſelbſt wiſſen, wie oft und immer vergeblich — Ach! ſie kennen ja meinen Vater.

Biber.

(ihre Hand faſſend und mit Lebhaftigkeit)

Er iſt noch nicht in ſeiner Baumſchule geweſen. Bitten ſie ihn, daß er mir erlaube, ihn in ſeine Baumſchule zu führen. Es iſt nicht möglich, dieſen Dank einzuſammlen von der unvernünftigen Kreatur, und Menſchen verloren geben. Wer darf ſagen, daß er an der Freude verzweifle, ſo lange noch Arbeiten lohnen, und Hoffnungen einſchlagen? —

Angelika.

Ich verſtehe ſie, redlicher Biber — vielleicht aber waren ſie mit Gewächſen glücklicher, als mein Vater mit Menſchen.

Biber.

(ſchnell und bewegt)

Und er hat eine ſolche Tochter? (er will mehr ſagen, unterdrückt es aber, und ſchweigt einen Augenblick.) Der gnädige Herr mögen viel erfahren haben von Menſchen — der ſchlecht belohnten Erwartungen viel, der geſcheiterten Plane viel — aber (die Hand des Fräuleins mit Lebhaftigkeit ergreifend) eine Hofnung iſt ihm aufgegangen — alles hat er nicht erfahren, was eines Mannes Herz zerreiſſen kann —

(er entfernt ſich).

Zweyte Scene.

Angelika, Wilhelmine.

Wilhelmine

(ſteht auf und folgt ihm mit den Augen)

Ein ſonderbarer Mann! Immer fällts ihm aufs Herz, wenn dieſe Saite berührt wird. Es iſt etwas unbegreifliches in ſeinem Schickſal.

Angelika.

(ſich unruhig umſehend).

Es wird ſehr ſpät. Er hat ſonſt nie ſo lang auf ſich warten laſſen — Roſenberg.

Wilhelmine.

Er wird nicht ausbleiben. Wie ängſtlich wieder und ungeduldig!

Angelika.

Und dießmal nicht ohne Grund, liebe Tante — Wenn es fehlſchlagen ſollte! Ich habe dieſen Tag mit Herzensangſt herannahen ſehen.

Wilhelmine.

Erwarte nicht zuviel von dieſem einzigen Tage.

Angelika.

Wenn er ihm mißfiele? — Wenn ſich ihre Karaktere zurückſtießen? — Wie kann ich hoffen, daß er mit ihm die erſte Ausnahme machen werde? — wenn ſich ihre Karaktere zurückſtießen? — Meines

Vaters

Vaters kränkende Bitterkeit und Roſenbergs leicht zu reizender Stolz! Jenes Trübſinn und Roſenbergs heitre muthwillige Freude! — Unglücklicher konnte die Natur nicht ſpielen — und wer iſt mir Bürge, daß er ihm einen zweyten Beſuch nicht eben darum verweigert, weil er ſchon bei dem Erſten Gefahr lief, ihn hochzuſchätzen?

Wilhelmine.

Leicht möglich meine Liebe — Doch von allem dem ſagte dir noch geſtern dein Herz nichts.

Angelika.

Geſtern! So lang ich nur ihn ſah, nur ihn fühlte, nichts wußte als ihn! Da ſprach noch das leichtſinnige liebende Mädchen. Jezt ergreift mich das Bild meines Vaters und alle meine Hoffnungen verſchwinden. O warum, konnte denn dieſer liebliche Traum nicht fortdauren? Warum mußte die ganze Freude meines Lebens einem einzigen ſchrecklichen Wurf überlaſſen werden?

Wilhelmine.

Deine Furcht macht dich alles vergeſſen, Angelika. Von dem Tage an, da dir Roſenberg ſeine Liebe bekannte, da er deinetwegen alle Bande zerriß, die ihn an ſeinen Hof, an die Vergnügungen der Hauptſtadt gefeſſelt hielten, da er ſich freywillig in die traurige Einöde ſeiner Güter verbannte, um dir näher zu ſeyn — ſeit jenem Tage hat der Gedanke an deinen Vater deine Ruhe vergiftet. Warſt du es nicht ſelbſt, die an der Heimlichkeit dieſes Verſtändniſſes Anſtoß nahm? Die mit unabläſſigen Bitten und Mahnungen ſo lange in ihn ſtürmte, bis er ungern genug, ſein Verſprechen gab ſich, um die Gunſt deines Vaters zu bewerben. Mein Vater ſagteſt du, hängt nur noch durch ein einziges Band an den Menſchen, die Welt hat ihn auf ewig verloren, wenn er die Entdeckung macht, daß auch ſeine Tochter ihn hintergangen hat.

Angelika.

(mit reger Empfindung)

Nie, nie ſoll er das! — Erinnern ſie mich noch oft liebe Tante. Ich fühle mich ſtärker, entſchloßner. Alle Welt hat ihn hintergangen — aber wahr ſoll ſeine Tochter ſeyn. Ich will keinen Hofnungen Raum geben, die ſich vor meinen Vater verbergen müßten. Bin ich es ſeiner Güte nicht ſchuldig? Er gab mir ja alles. Selbſt für die Freuden des Lebens erſtorben, was hat er nicht gethan, um mir ſie zu ſchenken? Mir zur Luſt ſchuf er dieſe Gegend zum Paradies, und ließ alle Künſte wetteifern, das Herz ſeiner Angelika zu entzücken und ihren Geiſt zu veredeln. Ich bin eine Königinn in dieſem Gebiet. An mich trat er das göttliche Amt der Wohlthätigkeit ab, das er mit Blutendem Herzen ſelbſt niederlegte. Mir gab er die ſüße Vollmacht, das verſchämte Elend zu ſuchen, verhehlte Thränen zu troknen, und der flüchtigen Armuth eine Zuflucht in dieſen ſtillen Bergen zu öffnen. — Und für alles dieſes, Wilhelmine, legt er mir nur die leichte Bedingung auf, eine Welt zu entbehren, die ihn von ſich ſtieß.

Wilhelmine.

Und haſt du ſie nie übertreten, dieſe leichte Bedingung?

Angelika.

— Ich bin ihm ungehorſam geworden. Meine Wünſche ſind über dieſe Mauern geflogen — Ich bereue es, aber ich kann nicht wieder umkehren.

Wilhelmine.

Ehe Roſenberg in dieſen Wäldern jagte, warſt du noch ſehr glücklich.

Angelika.

Glücklich, wie eine Himmliſche — aber ich kann nicht wieder umkehren.

Wilhelmine.

So auf einmal hat ſich alles verändert? Auch deine ſonſt ſo traute Geſpielin, dieſe ſchöne Natur, iſt dieſelbe nicht mehr?

Angelika.

Die Natur iſt die nehmliche, aber mein Herz iſt es nicht mehr. Ich habe Leben gekoſtet, kann mich mit der todten Bildſäule nicht mehr zufrieden geben. O wie jetzt alles verwandelt iſt um mich herum. Er hat alle Erſcheinungen um mich her beſtochen. Die aufſteigende Sonne iſt mir jetzt nur ein Stundenweiſer ſeiner Ankunft, die fallende Fontaine murmelt mir ſeinen Namen, meine Blumen hauchen nur ſeinen Athem aus ihren Kelchen. — Sehen ſie mich nicht ſo finſter an, liebe Tante — Iſt es denn meine Schuld, daß der

der erſte Mann, der mir auſſerhalb unſrer Grenzſteine begegnete, gerade Roſenberg war?

Wilhelmine.

(gerührt ſie anſehend)

Liebes unglückliches Mädchen — alſo auch du — ich bin unſchuldig, ich hab es nicht hintertreiben können — Klage mich nicht an, Angelika, wenn du einſt deinem Schickſale nicht entfliehen wirſt.

Angelika.

Immer ſagen ſie mir das vor, liebe Tante. Ich verſtehe ſie nicht.

Wilhelmine.

— Der Park wird geöffnet.

Angelika.

Das Schnauben ſeiner Diana! — Er kommt. Es iſt Roſenberg

(ihm entgegen.)

Schluß der Dritten Scene.

Angelika.

Ach Roſenberg, was haben Sie gethan? Sie haben ſehr übel gethan.

Roſenberg.

Das fürcht ich nicht meine Liebe, Es war ja ihr Wille, daß wir mit einander bekannt werden ſollten, ſie wünſchten, daß ich ihn intereſſiren möchte.

Angelika.

Wie? Und das wollen ſie dadurch erreichen, daß ſie ihn gegen ſich aufbringen?

Roſenberg.

Für jezt durch nichts anders. Sie haben mir ſelbſt erzählt, wie viele Verſuche auf ſeine Gemüthskrankheit ſchon mißlungen ſind. Alle jene unbeſtellten feierlichen Sachwalter der Menſchheit haben ihn nur ſeine Ueberlegenheit fühlen laſſen und ſind ſchlecht genug gegen die verfängliche Beredſamkeit ſeines Kummers beſtanden. Ihm mag es einerley ſeyn, ob wir übrigen an die Gerechtigkeit dieſes Haſſes glauben, aber nie wird er's dulden, daß wir geringſchätzig davon denken. Dieſer Demüthigung fügt ſich ſein Stolz nicht. Uns zu wiederlegen war ihm freilich nicht der Mühe werth, aber in ſeinem Unwillen kann er ſich wohl entſchließen, uns zu beſchämen — Es kommt zum Geſpräch — das iſt alles, was wir fürs erſte wünſchten.

Angelika.

Sie nehmen es zu leicht lieber Roſenberg. — Sie getrauen ſich mit meinem Vater zu ſpielen. Wie ſehr fürchte ich —

Roſenberg.

Fürchten ſie nichts meine Angelika. Ich fechte für Wahrheit und Liebe. Seine Sache iſt ſo ſchlimm, als die meinige gut iſt.

Wil-

Wilhelmine.

(welche dieſe ganze Zeit über wenig Antheil an der Unterredung zu nehmen geſchienen hat.)

Sind ſie deſſen würcklich ſo gewiß, Herr von Roſenberg?

Roſenberg.

(der ſich raſch zu ihr wendet, nach einem kurzen Stillſchweigen, ernſthaft.)

Ich denke, daß ichs bin, mein gnädiges Fräulein.

Wilhelmine.

(ſteht auf)

Dann ſchade um meinen armen Bruder. Es iſt ihm ſo ſchwer gefallen, der unglückliche Mann zu werden, der er iſt, und, wie ich ſehe, iſt es etwas ſo leichtes, ihm das Urtheil zu ſprechen.

Angelika.

Laſſen ſie uns nicht zu voreilig richten, Roſenberg. Wir wiſſen ſo wenig von den Schickſalen meines Vaters.

Roſenberg.

Mein ganzes Mitleid ſoll ihm dafür werden, liebe Angelika — aber nie meine Achtung, wenn ſie ihn wirklich zum Menſchenhaſſer machten. — Es iſt ihm ſchwer gefallen, ſagen ſie (zu der Stiftsdame) dieſer unglückliche Mann zu werden — aber wollten ſie wohl die Rechtfertigung eines Menſchen übernehmen, der dasjenige an ſich vollendet, was ein ſchreckliches Schickſal ihm noch erlaſſen hat? Dem Raſenden wohl das Wort reden, der auch den einzigen Mantel noch von

ſich

ſich wirft, den ihm Räuber gelaſſen haben? — Oder wiſſen ſie mir einen ärmern Mann zwiſchen Himmel und Erde, als den Menſchenfeind?

Wilhelmine.

Wenn er in der Verfinſterung ſeines Jammers nach Giften greift, wo er Linderung ſuchte, was geht das ſie Glücklichen an? Ich möchte den blinden Armen nicht hart anlaſſen, dem ich kein Auge zu ſchenken habe.

Roſenberg.

(mit aufſteigender Röthe, und etwas lebhafter Stimme)

Nein, bei Gott! Nein, — aber meine Seele entbrennt über den Undankbaren, der ſich die Augen muthwillig zudrükt, und dem Geber des Lichtes flucht — Was kann er gelitten haben, das ihm durch den Beſitz dieſer Tochter nicht unendlich erſtattet wird? Darf er einem Geſchlechte fluchen, das er täglich, ſtündlich in dieſem Spiegel ſieht? Menſchenhaß, Menſchenfeind! Er iſt keiner. Ich will es beſchwören, er iſt keiner. Glauben ſie mir Fräulein von Hutten, es giebt keinen Menſchenhaſſer in der Natur, als wer ſich allein anbetet, oder ſich ſelbſt verachtet.

Angelika.

Gehen Sie Roſenberg. Ich beſchwöre ſie, gehen Sie. In dieſer Stimmung dürfen ſie ſich meinem Vater nicht zeigen.

Roſenberg.

Recht gut, daß ſie mich erinnern Angelika. — Wir haben hier ein Geſpräch angefangen, wobey ich im-

immer verſucht bin, allzulebhaft Partey zu nehmen — Verzeihen ſie meine Fräulein. — Auch möcht ich nicht gern Gefahr laufen, vorſchnell zu ſeyn, und ſoll doch erſt heute mit dem Vater meiner Angelika bekannt werden. — Von etwas anderm denn, — Dieſes Geſicht wird ſo ernſthaft und die Wangen der Tochter muß ich erſt heiter ſehen, wenn ich Muth haben ſoll, bey dem Vater für meine Liebe zu kämpfen — das ganze Städtchen war ja geſchmückt, wie an einem Feſttag, als ich vorbey kam. Wozu dieſe Anſtalt?

Angelika.

Meinen Vater zu ſeinem Geburtstage zu begrüßen.

Vierte Scene.

Julchen in Angelikas Dienſten, zu den Vorigen.

Julchen.

Der Herr hat geſchickt gnädiges Fräulein. Er will ſie vor Mittag noch ſprechen. — Sie auch da Herr von Roſenberg? Sie will er auch ſprechen.

Angelika.

Uns beyde! beyde zuſammen — Roſenberg — Uns beyde! Was bedeutet das?

Julchen.

Zuſammen? Nein, davon weiß ich nichts.

Roſenberg.

(im Begriff wegzugehen, zu Angelika)

Ich laſſe Sie vorangehen gnädiges Fräulein. Sanfter werd ich ihn aus ihren Händen empfangen.

Angelika.

(ängſtlich)

Sie verlaſſen mich Roſenberg — Wohin? — Ich muß ſie noch etwas wichtiges fragen.

Roſenberg.

(führt ſie bey Seite. Wilhelmine und Julchen verlieren ſich im Hintergrunde)

Julchen.

Kommen Sie mit gnädiges Fräulein, den feſtlichen Aufzug zu ſehen.

Angelika.

Das iſt ein banger fürchterlicher Morgen für uns, Roſenberg — Es gilt Trennung, ewige Trennung! — Sind ſie auch vorbereitet — gefaßt auf alles, was geſchehen kann? — Wozu ſind ſie entſchloſſen, wenn ſie meinem Vater mißfallen.

Roſenberg.

Ich bin entſchloſſen, ihm nicht zu mißfallen.

Angelika.

Jetzt nicht dieſen leichten Sinn, wenn ich Ihnen jemals theuer war, Roſenberg — Es ſteht nicht bey ihnen, wie die Würfel fallen — Wir müſſen das ſchlimmſte erwarten, wie das erfreulichſte — Ich darf ſie nicht mehr ſehen, wenn ſie unfreundlich von einander ſcheiden — was haben ſie beſchloſſen zu thun, wenn er ihnen Achtung verweigert?

Roſenberg.

Gute Liebe! — ſie ihm abzunöthigen.

Angelika.

O wie wenig kennen ſie den Mann, dem ſie ſo zuverſichtlich entgegen gehen! Sie erwarten einen Menſchen, den Thränen rühren, weil er weinen kann — hoffen, daß die ſanften Töne ihres Herzens wiederhallen werden in dem ſeinigen? — Ach es iſt zerriſſen dieſes Saitenſpiel, und wird ewig keinen Klang mehr geben. Alle ihre Waffen können fehlen, alle Stürme auf ſein Herz mißlingen — Roſenberg! nocheinmal! Was beſchließen ſie, wenn ſie alle mißlingen?

Roſenberg.

(ruhig ihre Hand faßend)

Alle werden's nicht, alle gewiß nicht! Faſſen ſie Herz liebe Furchtſame. Mein Entſchluß iſt gefaßt. Ich habe mir dieſen Menſchen zum Ziele gemacht, habe mir vorgeſetzt, ihn nicht aufzugeben, alſo hab ich ihn ja gewiß.

(ſie gehen ab)

Fünfte Scene.

Ein Saal.

von **Hutten**, aus einem Kabinet.

Abel ſein Haushofmeiſter, folgt ihm mit einem Rechnungsbuch.

Abel.

(lieſt)

Herrſchaftlicher Vorſchuß an die Gemeine nach der großen Waßersnoth vom Jahr 1784. Zweytauſend, neunhundert Gulden —

Hutten.

(hat ſich niedergeſetzt und durchſieht einige Papiere, die auf dem Tiſch liegen)

Der Acker hat ſich erhohlt, der Menſch ſoll nicht länger leiden, als ſeine Felder. Streich' er aus, dieſen Poſten. Ich will nicht mehr daran erinnert ſeyn.

Abel.

(durchſtreicht mit Kopfſchütteln die Rechnung)

Ich muß mir's gefallen laſſen — blieben alſo noch zu berechnen die Intereſſen von ſechsthalb Jahren —

v. Hutten.

Intereſſen! — Menſch?

Abel.

Hilft nichts, Ihr Gnaden. Ordnung muß ſeyn in den Rechnungen eines Verwalters.

(will weiter leſen)

v. Hutten.

Den Reſt ein andermal. Jetzt ruf er den Jäger; ich will meine Doggen füttern.

Abel.

Der Pachter vom Holzhof hätte Luſt zu dem Polaken, mit dem Euer Gnaden neulich verunglückten. Man ſoll ihm die Mähre hingeben, meynt der Reitknecht, eh ein zweytes Unheil geſchehe.

von Hutten.

Soll das edle Thier darum vor dem Pfluge altern, weil es in zehen Jahren *einmal* falſch gegen mich war? So hab ich es mit keinem gehalten, der mir mit Undank lohnte. Ich werde es nie mehr reiten.

Abel.

(nimmt das Rechnungsbuch und will gehen).

von Hutten.

Es fehlten ja neulich wichtige Empfangſcheine in der Kaſſe, ſagt er mir, und der Rentmeiſter ſey ausgeblieben?

Abel.

Ja, das war vorigen Donnerſtag.

von Hutten.

(ſteht auf)

Das freut mich, freut mich — daß er doch endlich noch zum Schelm geworden iſt, dieſer Rentmeiſter. Er hat mir eilf Jahre ohne Tadel gedient — Setz er das nieder, Abel. Erzähl er mir mehr davon.

Abel.

Schade um den Mann, Ihr Gnaden. Er hatte einen unglücklichen Sturz mit dem Pferde gethan, und iſt heute morgen mit einem gebrochenen Arm hereingebracht worden. Die Quittungen fanden ſich unter andern Papieren.

von Hutten.

(mit Heftigkeit)

Und er war alſo kein Betrüger! — Menſch, warum haſt du mir Lügen berichtet?

Abel.

Gnädiger Herr, man muß immer das ſchlimmſte von ſeinem Nächſten denken.

von Hutten.

(nach einem düſtern Stillſchweigen)

Er ſoll aber ein Betrüger ſeyn, und die Quittungen ſoll man ihm zahlen.

Abel.

Das war mein Gedanke auch, Ihr Gnaden. Steckbriefe waren einmal ausgefertigt, und das Nachſetzen hat mir gewaltiges Geld gekoſtet. Es iſt verdrießlich, daß dieß alles nun ſo weg geworfen iſt.

von Hutten.

(ſieht ihn lang verwundernd an)

Theurer Mann! Ein wahres Kleinod biſt du mir — wir dürfen nie von einander.

Abel.

Das wollte Gott nicht — und wenn mir gewiſſe Leute auch noch ſo große Verſprechungen

von Hutten.

Gewiſſe Leute! Was?

Abel.

Ja Ihr Gnaden. Ich weiß auch nicht, warum ich länger damit hinter dem Berge halte. Der alte Graf —

von Hutten.

Regt der ſich auch wieder? Nun?

Abel.

Zweyhundert Piſtolen ließ er mir bieten und doppelten Gehalt auf Zeitlebens, wenn ich ihm ſeine Enkelin Fräulein Angelika, ausliefern wollte.

von Hutten.

(Steht ſchnell auf und macht einen Gang durch das Zimmer. Nachdem er ſich wieder geſetzt hat, zum Verwalter)

Und dieſes Gebot hat er ausgeſchlagen?

Abel.

Bey meiner armen Seele, ja! Das hab ich.

von Hutten.

Zweyhundert Piſtolen Menſch, und doppelten Gehalt auf Zeitlebens! — wo denkt er hin? hat er das wohl erwogen?

Abel.

Reiflich erwogen, Ihr Gnaden, und rundweg ausgeſchlagen. Schelmerey gedeyht nicht, bey Euer Gnaden will ich leben und ſterben.

von Hutten.

(kalt und fremd)

Wir taugen nicht für einander. —

(Man hört von ferne eine muntere ländliche Muſik, mit vielen Menſchenſtimmen untermiſcht. Sie kommt dem Schloß immer näher)

Ich höre da Töne, die mir zuwider ſind. Folg er mir in ein andres Zimmer.

Abel.

(iſt auf den Altan getreten, und kommt eine Weile darauf wieder)

Das ganze Städtchen, Ihr Gnaden, kommt angezogen im Sonntagsſchmuck, und mit klingendem Spiel, und hält unten vor dem Schloß. Der Gnädige Herr, rufen ſie, möchten doch auf den Altan treten, und ſich ihren getreuen Unterthanen zeigen.

Hutten.

Was wollen ſie von mir? Was haben ſie anzubringen?

Abel.

Euer Gnaden vergeſſen —

Hutten.

Was?

Abel.

Sie kommen dießmal nicht ſo leicht los, wie im vorigen Jahre —

Hutten.

(ſteht ſchnell auf)

Weg! Weg! Ich will nichts weiter hören.

Abel.

Das hab ich ihnen ſchon geſagt, Ihr Gnaden — aber ſie kämen aus der Kirche hieß es, und Gott im Himmel habe ſie gehört.

Hutten.

Er hört auch das Bellen des Hundes und den falſchen Schwur in der Kehle des Heuchlers, und muß wiſſen, warum er beides gewollt hat — (indem das Volk hineindringt) O Himmel! Wer hat mir das gethan? (er will in ein Kabinet entweichen, viele halten ihn zurück, und faſſen den Saum ſeines Kleides.)

Sechſte Scene.

Die Vorigen. Die **Vaſallen** und **Beamten** Huttens, **Bürger** und **Landleute** welche Geſchenke tragen, junge **Mädchen** und **Frauen**, die Kinder an der Hand führen oder auf den Armen tragen. Alle einfach aber anſtändig gekleidet.

Vorſteher.

Kommt alle herein, Väter, Mütter und Kinder. Fürchte ſich keines. Er wird Graubärte keine Fehlbitte thun laſſen. Er wird unſre Kleinen nicht von ſich ſtoßen.

Einige Mädchen.
(welche ſich ihm nähern.)

Gnädiger Herr, dieſes wenige bringen Ihnen ihre dankbaren Unterthanen, weil ſie uns alles gaben.

Zwei

Zwei andre Mädchen.

Dieſen Kranz der Freude flechten wir Ihnen, weil Sie das Joch der Leibeigenſchaft zerbrachen.

Ein drittes und viertes Mädchen.

Und dieſe Blumen ſtreuen wir Ihnen, weil Sie unſre Wildniß zum Paradies gemacht haben.

Erſtes und zweites Mädchen.

Warum wenden Sie das Geſicht weg, lieber gnädiger Herr? Sehen Sie uns an. Reden Sie mit uns. Was thaten wir Ihnen, daß Sie unſern Dank ſo zurückſtoßen?

(eine lange Pauſe.)

Hutten.

(ohne ſie anzuſehen, den Blick auf den Boden geſchlagen.)

Werf er Geld unter ſie Verwalter — Geld ſo viel ſie mögen — Schon er meine Kaſſe nicht — Er ſieht ja, die Leute warten auf ihren Lohn.

Ein alter Mann.

(der aus der Menge hervortritt.)

Das haben wir nicht verdient gnädiger Herr. Wir ſind keine Lohnknechte.

Einige Andre.

Wir wollen ein ſanftes Wort und einen gütigen Blick.

Ein Vierter.

Wir haben Gutes von Ihrer Hand empfangen, wir wollen danken dafür, denn wir ſind Menſchen.

Mehrere.

Wir ſind Menſchen und das haben wir nicht verdient.

Hutten.

Werft dieſen Rahmen von euch, und ſeyd mir unter einem ſchlechtern willkommen — Es beleidigt euch, daß ich euch Geld anbiete? Ihr ſeid gekommen, ſagt ihr, mir zu danken? — Wofür anders könnt ihr mir denn danken, als für Geld? Ich wüßte nicht, daß ich einem von euch etwas beßeres gegeben. Wahr iſts, eh ich Beſitz von dieſer Grafſchaft nahm, kämpftet ihr mit dem Mangel und ein Unmenſch häufte alle Laſten der Leibeigenſchaft auf euch. Euer Fleiß war nicht euer, mit ungerührtem Auge ſah't ihr die Saaten grünen, und die Halmen ſich vergolden und der Vater verbot ſich jede Regung der Freude, wenn ihm ein Sohn gebohren war. Ich zerbrach dieſe Feſſeln, ſchenkte dem Vater ſeinen Sohn und dem Sämann ſeine Aernte. Der Seegen ſtieg herab auf eure Fluren, weil die Freiheit und die Hoffnung den Pflug regierten. Jetzt iſt keiner unter euch ſo arm, der des Jahrs nicht ſeinen Ochſen ſchlachtet, ihr legt euch in geräumigen Häuſern ſchlafen, mit der Nothdurft ſeid ihr abgefunden und habt noch übrig für die Freude. (indem er ſich aufrichtet und gegen ſie wendet) Ich ſehe die Geſundheit in euren Augen und den Wohlſtand auf euern Kleidern. Es iſt nichts mehr zu wünſchen übrig. Ich hab euch glücklich gemacht.

Ein alter Mann.

(aus dem Haufen)

Nein gnädiger Herr. Geld und Gut iſt ihre geringſte Wohlthat geweſen. Ihre Vorfahren haben uns dem Vieh auf unſern Feldern gleich gehalten. Sie haben uns zu Menſchen gemacht.

Ein Zweiter.

Sie haben uns eine Kirche gebaut und unſre Jugend erziehen laſſen.

Ein Dritter.

Und haben uns gute Geſetze und gewiſſenhafte Richter gegeben.

Ein Vierter.

Ihnen danken wir, daß wir menſchlich leben, daß wir uns unſers Lebens freuen.

Hutten.

(in Nachdenken vertieft.)

Ja, ja — das Erdreich war gut, und es fehlte nicht an der milden Sonne, wenn ſich der kriechende Buſch nicht zum Baume aufrichtete. — Es iſt meine Schuld nicht, wenn ihr da liegen bliebet, wo ich euch hinwarf. Euer eigen Geſtändniß ſpricht euch das Urtheil. Dieſe Genügſamkeit beweißt mir, daß meine Arbeit an euch verloren iſt. Hättet ihr etwas an eurer Glückſeligkeit vermißt — es hätte euch zum erſtenmal meine Achtung erworben. (indem er ſich abwendet.) Seid, was ihr ſeyn könnt — Ich werde darum nicht weniger meinen Weg verfolgen.

Einer aus der Menge.

Sie gaben uns alles, was uns glücklich machen kann. Schenken Sie uns noch ihre Liebe.

Hutten.

(mit finſterm Ernſt.)

Wehe dir, der du mich erinnerſt, wie oft meine Thorheit dieſes Gut verſchleuderte. Es iſt kein Geſicht in dieſer Verſammlung, das mich zum Rückfall bringen könnte. — Meine Liebe — Wärme dich an den Strahlen der Sonne, preiſe den Zufall, der ſie über deinen Weinſtock dahin führte, aber den ſchwindlichten Wunſch unterſage dir, dich in ihre glüende Quelle zu tauchen. Traurig für dich und ſie, wenn ſie von dir gewußt haben müßte, um dir zu leuchten, wenn ſie, die Eilende, in ihrer himmliſchen Bahn deinem Danke ſtill halten müßte! Ihrer ewigen Regel gehorſam gießt ſie ihren Strahlenſtrom aus — gleich unbekümmert um die Fliege, die ſich darinn ſonnt, und um dich, der ihr himmliſches Licht mit ſeinen Laſtern beſudelt — Was ſollen mir dieſe Gaben? — Von meiner Liebe habt ihr euer Glück nicht empfangen. Mir gebührt nichts von der eurigen.

Der Alte.

O das ſchmerzt uns mein theurer Herr, daß wir alles beſitzen ſollen und nur die Freude des Dankens entbehren.

Hutten.

Weg damit. Ich verabſcheue Dank aus ſo unheiligen Händen. Waſchet erſt die Verläumdung von euren Lippen, den Wucher von euren Fingern, die ſcheelſehende Mißgunſt aus euren Augen. Reinigt euer Herz von Tücke, werft eure gleißneriſchen Larven ab, laſſet die Waage des Richters aus euren ſchuldigen Händen fallen. Wie? Glaubet ihr, daß dieſes Gauckelſpiel von Eintracht mir die neidiſche Zwietracht verberge, die auch an den heiligſten Banden eures Lebens nagt? Kenne ich nicht jeden Einzelnen aus dieſer Verſammlung, die durch ihre Menge mir ehrwürdig ſeyn will? — Ungeſehen folgt euch mein Auge — Die Gerechtigkeit meines Haſſes lebt von euren Laſtern. (zu dem Alten) Du maßeſt dich an, mir Ehrfurcht abzufodern, weil das Alter deine Schläfe bleichte, weil die Laſt eines langen Lebens deinen Nacken beugt? — Deſto gewiſſer weiß ich nun, daß du auch meiner Hoffnung verloren biſt! Mit leeren Händen ſteigſt du von dem Zenith des Lebens herunter, was du bei voller Mannkraft verfehlteſt, wirſt du an der Krücke nicht mehr einhohlen. — War es eure Meynung, daß der Anblick dieſer ſchuldloſen Würmer (auf die Kinder zeigend) zu meinem Herzen ſprechen ſollte? — O ſie alle werden ihren Vätern gleichen, alle dieſe Unſchuldigen werdet ihr nach eurem Bilde verſtümmeln, alle dem Zweck ihres Daſeyns entführen — O warum ſeid ihr hieher gekommen? — Ich kann nicht — Warum mußtet ihr mir dieſes Geſtändniß abnöthigen? — Ich kann nicht ſanft mit euch reden.

(er geht ab.)

Siebende Scene.

Eine abgelegene Gegend des Parks, rings um eingeſchloſſen, von anziehendem etwas ſchwermüthigem Karakter.

Hutten.

(tritt auf, mit ſich ſelbſt redend)

Daß ihr dieſes Nahmens ſo werth wäret, als er mir heilig iſt! — Menſch! Herrliche, hohe Erſcheinung! Schönſter von allen Gedanken des Schöpfers! Wie reich, wie vollendet giengſt du aus ſeinen Händen! Welche Wohllaute ſchlieſen in deiner Bruſt, ehe deine Leidenſchaft das goldene Spiel zerſtörte!

Alles um dich und über dir ſucht und findet das ſchöne Maaß der Vollendung — Du allein ſtehſt unreif und mißgeſtaltet in dem untadelichen Plan. Von keinem Auge ausgeſpäht, von keinem Verſtande bewundert ringt in der ſchweigenden Muſchel die Perle, ringt der Kryſtall in den Tiefen der Berge nach der ſchönſten Geſtalt. Wohin nur dein Auge blickt, der einſtimmige Fleiß aller Weſen, das Geheimniß der Kräfte zur Verkündigung zu bringen. Dankbar tragen alle Kinder der Natur der zufriedenen Mutter die gereiften Früchte entgegen, und wo ſie geſäet hat, findet ſie eine Aernte — Du allein, ihr liebſter, ihr beſchenkteſter Sohn bleibſt aus — nur was ſie dir gab, findet ſie nicht wieder, erkennt ſie in ſeiner entſtellten Schönheit nicht mehr.

Sey vollkommen. Zahlloſe Harmonien ſchlummern in dir, auf dein Geheiß zu erwachen — Rufe ſie heraus durch deine Vortreflichkeit. Fehlte je der ſchöne Lichtſtrahl in deinem Auge, wenn die Freude dein Herz durchglühte, oder die Anmuth auf deinen Wangen, wenn die Milde durch deinen Buſen floß? Kannſt du es dulden, daß das Gemeine, das Vergängliche in dir das Edle, das Unſterbliche beſchäme?

Dich zu beglücken iſt der Kranz, um den alle Weſen buhlen, wornach alle Schönheit ringt — deine wilde Begierde ſtrebt dieſem gütigen Willen entgegen, gewaltſam verkehrſt du die wohlthätigen Zwecke der Natur — Fülle des Lebens hat die Freundliche um dich her gebreitet und Tod nöthigſt du ihr ab. Dein Haß ſchärfte das friedliche Eiſen zum Schwerdte, mit Verbrechen und Flüchen belaſtet deine Habſucht das ſchuldloſe Gold, an deiner unmäſſigen Lippe wird das Leben des Weinſtocks zum Gifte. Unwillig dient das Vollkommene deinen Laſtern, aber deine Laſter ſtecken es nicht an. Rein bewahrt ſich das mißbrauchte Werkzeug in deinen unreinen Dienſte. Seine Beſtimmung kannſt du ihm rauben, aber nie den Gehorſam, womit es ihr dienet. Sey menſchlich oder ſey Barbar — mit gleich kunſtreichem Schlage wird das folgſame Herz deinen Haß und deine Sanftmuth begleiten.

Lehre mich deine Genügſamkeit, deinen ruhigen Gleichmuth Natur — Treu wie du habe ich an der Schönheit gehangen, von dir laß mich lernen die ver-

fehl-

fehlte Luſt des Beglückens verſchmerzen. Aber damit ich den zarten Willen bewahre, damit ich den freudigen Muth nicht verliere — laß mich deine glückliche Blindheit mit dir theilen. Verbirg mir in deinem ſtillen Frieden die Welt, die mein Wirken empfängt. Würde der Mond ſeine ſtrahlende Scheibe füllen, wenn er den Mörder ſähe, deſſen Pfad ſie beleuchten ſoll? — Zu dir flüchte ich dieſes liebende Herz — Tritt zwiſchen meine Menſchlichkeit und den Menſchen. — Hier wo mir ſeine rauhe Hand nicht begegnet, wo die feindſelige Wahrheit meinen entzückenden Traum nicht verſcheucht, abgeſchieden von dem Geſchlechte, laß mich die heilige Pflicht meines Daſeyns in die Hand meiner großen Mutter, an die ewige Schönheit entrichten (ſich umſchauend) Ruhige Pflanzenwelt, in deiner kunſtreichen Stille vernehme ich das Wandeln der Gottheit; deine verdienſtloſe Trefflichkeit trägt meinen forſchenden Geiſt hinauf zu dem höchſten Verſtande, aus deinem ruhigen Spiegel ſtrahlt mir ſein göttliches Bild. Der Menſch wühlt mir Wolken in den ſilberklaren Strom — wo der Menſch wandelt, verſchwindet mir der Schöpfer.

(er will aufſtehen. Angelika ſteht vor ihm.)

Achte Scene.

Hutten. Angelika.

Angelika.

(tritt ſchüchtern zurück)

Es war ihr Befehl, mein Vater — Aber wenn ich ihre Einſamkeit ſtöre. —

Hut-

Hutten.

(der ſie eine Zeit lang ſtillſchweigend mit den Augen mißt, mit ſanftem Vorwurf)

Du haſt nicht gut an mir gehandelt Angelika.

Angelika.

(betroffen)

Mein Vater —

Hutten.

Du wußteſt um dieſen Ueberfall — Geſteh es — du ſelbſt haſt ihn veranlaßt.

Angelika.

Ich darf nicht nein ſagen, mein Vater.

Hutten.

Sie ſind traurig von mir gegangen. Keiner hat mich verſtanden. Sieh, du haſt nicht gut gehandelt.

Angelika.

Meine Abſichten verdienen Verzeyhung.

Hutten

Du haſt um dieſe Menſchen geweint. Läugne es nur nicht. Dein Herz ſchlägt für ſie. Ich durchſchaue dich. Du mißbilligſt meinen Kummer.

Angelika.

Ich verehre ihn, aber mit Thränen.

Hutten.

Dieſe Thränen ſind verdächtig — Angelika — du wankſt zwiſchen der Welt und deinem Vater — Du mußt Partey nehmen, meine Tochter, wo keine Vereinigung zu hoffen iſt — Einem von beiden mußt du ganz entſagen oder ganz gehören — Sey aufrichtig. Du mißbilligſt meinen Kummer?

Angelika.

Ich glaube, daß er gerecht iſt.

Hutten.

Glaubſt du? Glaubſt du wirklich? — Höre Angelika — Ich werde deine Aufrichtigkeit jetzt auf eine entſcheidende Probe ſetzen — Du wankſt und ich habe keine Tochter mehr — Setze dich zu mir.

Angelika.

Dieſer feierliche Ernſt —

Hutten.

Ich habe dich rufen laſſen. Ich wollte eine Bitte an dich thun. Doch ich beſinne mich. Sie kann ein Jahr lang noch ruhen.

Angelika.

Eine Bitte an ihre Tochter, und Sie ſtehen an, ſie zu nennen?

Hutten.

Der heutige Tag hat mir eine ernſtere Stimmung gegeben. Ich bin heute fünfzig Jahr alt. Schwere Schickſale haben mein Leben beſchleunigt, es könnte geſchehen, daß ich eines Morgens unverhofft ausbliebe, und ohne zuvor — (er ſteht auf) Ja, wenn du weinen mußt, ſo haſt du keine Zeit, mich zu hören.

Angelika.

O halten Sie ein mein Vater — Nicht dieſe Sprache. Sie verwundet mein Herz.

Hutten.

Ich möchte nicht, daß es mich überraſchte, ehe wir miteinander in Richtigkeit ſind — Ja, ich fühle es, ich hange noch an der Welt — Der Bettler ſcheidet eben ſo ſchwer von ſeiner Armuth, als der König von ſeiner Herrlichkeit — Du biſt alles was ich zurück laſſe.

(Stillſchweigen)

Kummervoll ruhen meine letzten Blicke auf dir — Ich gehe und laſſe dich zwiſchen zwey Abgründen ſtehen. Du wirſt weinen, meine Tochter, oder du wirſt beweinenswürdig ſeyn — — Biß jetzt gelang mirs, dieſe ſchmerzliche Wahl dir zu verbergen. Mit heiterm Blicke ſiehſt du in das Leben, und die Welt liegt lachend vor dir.

Angelika.

O möchte ſich dieſes Auge erheitern mein Vater — Ja, dieſe Welt iſt ſchön.

Hutten.

Ein Widerſchein deiner eignen ſchönen Seele Angelika — Auch ich bin nicht ganz ohne glückliche Stunden — Dieſen lieblichen Anblick wird ſie fortfahren, dir zu geben, ſo lange du dich hüteſt, den Schleyer aufzuheben, der dir die Wirklichkeit verbirgt, ſo lange du Menſchen entbehren wirſt, und dich mit deinem eigenen Herzen begnügen.

Angelika.

Oder dasjenige finde, mein Vater, das dem meinigen harmoniſch begegnet.

Hutten.

(ſchnell und ernſt)

Du wirſt es nie finden — — — Aber hüte dich vor dem unglücklichen Wahn, es gefunden zu haben (nach einem Stillſchweigen, wobey er in Gedanken verloren ſaß) Unſre Seele Angelika, erſchafft ſich zuweilen große bezaubernde Bilder, Bilder aus ſchöneren Welten, in edlern Formen gegoſſen. In fern nachahmenden Zügen erreicht ſie zuweilen die ſpielende Natur, und es gelingt ihr, das überraſchte Herz mit dem erfüllten Ideale zu täuſchen. — Das war deines Vaters Schickſal Angelika. Oft ſah ich dieſe Lichtgeſtalt meines Gehirnes von einem Menſchenangeſicht mir entgegenſtrahlen, freudetrunken ſtreckt' ich die Arme darnach aus, aber das Dunſtbild zerfloß bey meiner Umhalſung.

Angelika.

Doch mein Vater —

Hutten.

(unterbricht ſie)

Die Welt kann dir nichts darbieten, was ſie von *dir* nicht empfienge. Freue dich deines Bildes in dem ſpiegelnden Waſſer, aber ſtürze dich nicht hinab, es zu umfaſſen; in ſeinen Wellen ergreift dich der Tod. *Liebe* nennen ſie dieſen ſchmeichelnden Wahnſinn. Hüte dich, an dieſes Blendwerk zu glauben, das uns die Dichter ſo lieblich mahlen. Das Geſchöpf, das du anbeteſt, biſt du ſelbſt; was dir antwortet, iſt deine eigene Echo aus einer Todtengruft, und ſchrecklich allein bleibſt du ſtehen.

Angelika.

Ich hoffe, es gibt noch Menſchen, mein Vater, die — von denen — —

Hutten.

(aufmerkſam)

Du hoffeſt es? — Hoffeſt! — (er ſteht auf. Nachdem er einige Schritte auf und nieder gegangen) Ja meine Toch-

Tochter — das erinnert mich, warum ich dich jetzt habe rufen laſſen (indem er vor ihr ſtehen bleibt, und ſie forſchend betrachtet) Du biſt ſchneller geweſen als ich, meine Tochter — Ich verwundere mich — ich erſchrecke über meine ſorgloſe Sicherheit: — So nahe war ich der Gefahr, die ganze Arbeit meines Lebens zu verlieren!

Angelika.

Mein Vater. Ich verſtehe nicht, was ſie meynen.

Hutten.

Das Geſpräch kommt nicht zu frühe — Du biſt neunzehn Jahr alt, du kannſt Rechenſchaft von mir fodern. Ich habe dich herausgeriſſen aus der Welt, der du angehörſt, ich habe in dieſes ſtille Thal dich geflüchtet. Dir ſelbſt ein Geheimniß wuchſeſt du hier auf. Du weißt nicht, welche Beſtimmung dich erwartet. Es iſt Zeit, daß du dich kennen lerneſt. Du mußt Licht über dich haben.

Angelika.

Sie machen mich unruhig, mein Vater. —

Hutten.

Deine Beſtimmung iſt nicht, in dieſem ſtillen Thal zu verblühen — Du wirſt mich hier begraben, und dann gehörſt du der Welt an, für die ich dich ſchmückte.

Angelika.

Mein Vater, in die Welt wollen Sie mich ſtoßen, wo Sie ſo unglücklich waren?

Hutten.

Glücklicher wirſt du ſie betreten (nach einem Stillſchweigen) Auch wenn es anders wäre, meine Tochter — deine

Deine Jugend iſt ihr ſchuldig, was mein frühzeitiges Alter ihr nicht mehr entrichten kann. Meiner Führung bedarfſt du nicht mehr. Mein Amt iſt geendigt. In verſchloſſener Werkſtätte reifte die Bildſäule ſtill unter dem Meiſel des Künſtlers heran; die vollendete muß von einem erhabeneren Geſtelle ſtrahlen.

Angelika.

Nie nie, mein Vater, geben ſie mich aus ihrer bildenden Hand.

Hutten.

Einen einzigen Wunſch behielt ich noch zurücke. Zugleich mit dir wuchs er groß in meinem Herzen, mit jedem neuen Reize, der ſich auf dieſen Wangen verklärte, mit jeder ſchönern Blüthe dieſes Geiſtes, mit jedem höhern Klang dieſes Buſens ſprach er lauter in meinem Herzen — Dieſer Wunſch meine Tochter — reiche mir deine Hand.

Angelika.

Sprechen ſie ihn aus. Meine Seele eilt ihm entgegen.

Hutten.

— Angelika! Du biſt eines vermögenden Mannes Tochter. Dafür hält mich die Welt, aber meinen ganzen Reichthum kennt niemand. Mein Tod wird dir einen Schatz offenbaren, den deine Wohlthätigkeit nicht erſchöpfen kann — — Du kannſt den Unerſättlichſten überraſchen.

Angelika.

So tief, mein Vater, laſſen ſie mich ſinken!

Hutten.

— Du biſt ein ſchönes Mädchen Angelika. Laß deinen Vater dir geſtehen, was du keinem andern

Manne zu danken haben ſollſt. Deine Mutter war die ſchönſte ihres Geſchlechtes — du biſt ihr geſchontes veredeltes Bild. Männer werden dich ſehen, und die Leidenſchaft wird ſie zu deinen Füßen führen. Wer dieſe Hand davon trägt —

Angelika.

Iſt das meines Vaters Stimme? — O ich höre es. Sie haben mich aus ihrem Herzen verſtoßen.

Hutten.

(mit Wohlgefallen bei ihrem Anblick verweilend)

Dieſe ſchöne Geſtalt belebt eine ſchönere Seele — Ich denke mir die Liebe in dieſe friedliche Bruſt — Welche Aernte blüht hier der Liebe — O dem Edelſten iſt hier der ſchönſte Lohn aufgehoben.

Angelika.

(tief bewegt, ſinkt an ihm nieder und verbirgt ihr Geſicht in ſeinen Händen)

Hutten.

Mehr des Glückes kann ein Mann aus eines Weibes Hand nicht empfangen! — Weißt du, daß du mir alles dieß ſchuldig biſt? Ich habe Schätze geſammelt für deine Wohlthätigkeit, deine Schönheit hab ich gehütet, dein Herz hab ich bewacht, deines Geiſtes Blüthe hab ich entfaltet. Eine Bitte gewähre mir für dieß alles — in dieſe einzige Bitte faſſe ich alles zuſammen, was du mir ſchuldig biſt — wirſt du ſie mir verweigern?

Angelika.

O mein Vater! Warum dieſen weiten Weg zum Herzen ihrer Angelika?

Hutten.

Du beſitzeſt alles, was einen Mann glücklich machen kann (er hält hier inne, und mißt ſie ſcharf mit den Augen) Mache nie einen Mann glücklich.

Angelika.

(Verblaßt, ſchlägt, die Augen nieder.)

Hutten.

— Du ſchweigſt? — dieſe Angſt — dieſes Zittern — Angelika!

Angelika.

Ach mein Vater —

Hutten.

(ſanfter)

Deine Hand meine Tochter — Verſprich mir — Gelobe mir — Was iſt das? Warum zittert dieſe Hand? Verſprich mir, nie einem Mann dieſe Hand zu geben.

Angelika.

(in ſichtbarer Verwirrung)

Nie mein Vater — als mit Ihrem Beifall.

Hutten.

Auch wenn ich nicht mehr bin — Schwöre mir, nie einem Mann dieſe Hand zu geben.

Angelika.

(kämpfend, mit bebender Stimme)

Nie — niemals, wenn nicht — wenn Sie nicht ſelbſt dieſes Verſprechens mich entlaſſen.

Hutten.

Alſo niemals (er läßt ihre Hand los. Nach einem langen Stillſchweigen) Sieh dieſen welken Hände! Dieſe Furchen, die der Gram auf meine Wangen grub! Ein Greis ſteht vor dir, der ſich zum Rande des Grabes hinunterneigt, und ich bin noch in den Jahren der

Kraft

Kraft und der Mannheit! — Das thaten die Menſchen — Das ganze Geſchlecht iſt mein Mörder — Angelika — Begleite den Sohn meines Mörders nicht zum Altar. Laß meinen blutigen Gram nicht in ein Gauckelſpiel enden. Dieſe Blume, gewartet von meinem Kummer, mit meinen Thränen bethaut, darf von der Freunde Hand nicht gebrochen werden. Die erſte Thräne, die du der Liebe weinſt, vermiſcht dich wieder mit dieſem niedern Geſchlechte — die Hand, die du einem Mann am Altare reichſt, ſchreibt meinen Nahmen an die Schandſäule der Thoren.

Angelika.

Nicht weiter mein Vater. Jetzt nicht weiter. Vergönne Sie, daß ich

(Sie will gehen, Hutten hält ſie zurück)

Hutten.

Ich bin kein harter Vater gegen dich meine Tochter. Liebt ich dich weniger, ich würde dich einem Mann in die Arme führen. Auch trag ich keinen Haß gegen die Menſchen. Der thut mir Unrecht, der mich einen Menſchenhaſſer nennt. Ich habe Ehrfurcht vor der menſchlichen Natur — nur die Menſchen kann ich nicht mehr lieben. Halte mich nicht für den gemeinen Thoren, der die Edeln entgelten läßt, was die Unedeln gegen ihn verbrachen. Was ich von den Unedeln litt, iſt vergeſſen. Mein Herz blutet von den Wunden, die ihm die Beßten und Edelſten geſchlagen.

Angelika.

Oeffnen Sie es den Beßten und Edelſten — ſie werden heilenden Balſam in dieſe Wunden gießen. Brechen Sie dieſes geheimnißvolle Schweigen.

Hutten

(nach einigem Stillſchweigen)

Könnt' ich dir die Geſchichte meiner Mißhandlungen erzählen, Angelika! — Ich kann es nicht. Ich will es nicht. Ich will dir die fröhliche Sicherheit, das ſüße Vertrauen auf dich ſelbſt nicht entreißen. — Ich will den Haß nicht in dieſen friedlichen Buſen führen. Verwahren möcht ich dich gegen die Menſchen, aber nicht erbittern. Meine treue Erzählung würde das Wohlwollen auslöſchen in deiner Bruſt, und erhalten möchte ich dieſe heilige Flamme. Ehe ſich eine neue und ſchönere Schöpfung von ſelbſt hier gebildet hat, möchte ich die wirkliche Welt nicht von deinem Herzen reiſſen.

(Pauſe. Angelika neigt ſich über ihn mit thränenden Augen.)

Ich gönne dir den lachenden Anblick des Lebens, den ſeligen Glauben an die Menſchen, die dich jetzt noch gleich holden Erſcheinungen umſpielen; er war heilſam, er war nothwendig, den göttlichſten der Triebe in deinem Herzen zu entfalten. Ich bewundre die weiſe Sorgfalt der Natur. Eine gefällige Welt legt ſie um unſern jugendlichen Geiſt, und der aufkeimende Trieb der Liebe findet, was er ergreife. An dieſer hinfälligen Stütze ſpinnt ſich der zarte Schößling hinauf, und umſchlingt die nachbarliche Welt mit tauſend üppigen Zweigen. Aber ſoll er, ein königlicher Stamm, in ſtolzer Schönheit zum Himmel wachſen — o dann müſſen alle dieſe Nebenzweige erſterben, und der lebendige Trieb, zurückgedrängt in ſich ſelbſt, in gerader Richtung über ſich ſtreben. Still und ſanft fängt die erſtarrte Seele jetzt an, den verirrten Trieb von der wirklichen Welt abzurufen, und dem göttlichen Ideale, das ſich in ihrem Innern verklärt, entgegen zu tragen. Dann bedarf unſer ſeliger Geiſt jener Hülfe der Kindheit nicht mehr, und die gereinigte Glut der Begeiſterung lodert fort an einem innern unſterblichen Zunder.

Angelika.

Ach mein Vater! Wie viel fehlt mir zu dem Bilde, das Sie mir vorhalten! — Auf dieſem erhabenen Fluge kann ihre Tochter ſie nicht begleiten. Laſſen Sie mich das liebliche Phantom verfolgen, bis es von ſelbſt von mir Abſchied nimmt. Wie ſoll ich — wie kann ich außer mir haſſen, was Sie mich in mir ſelbſt lieben lehrten! Was ſie ſelbſt in ihrer Angelika lieben?

Hutten.

(mit einiger Empfindlichkeit.)

Die Einſamkeit hat dich mir verdorben, Angelika. — Unter Menſchen muß ich dich führen, damit du ſie zu achten verlerneſt. Du ſollſt ihm nachjagen deinem lieblichen Phantom — du ſollſt dieſes Götterbild deiner Einbildung in der Nähe beſchauen — Wohl mir, daß ich nichts dabey wage — Ich habe dir einen Maaßſtab in dieſer Bruſt mitgegeben, den ſie nicht aushalten werden. (mit ſtillem Entzücken ſie betrachtend) o noch eine ſchöne Freude blüht mir auf und die lange Sehnſucht naht ſich ihrer Erfüllung. — Wie ſie ſtaunen werden, von nie empfundnen Gefühlen entglühen werden, wenn ich den vollendeten Engel in ihre Mitte ſtelle — Ich habe ſie — Ja ich habe ſie gewiß — ihre Beſten und Edelſten will ich in dieſer goldenen Schlinge verſtricken — Angelika! (er naht ſich ihr mit feierlichem Ernſte und läßt ſeine Hand auf ihr Haupt niederſinken) Sey ein höheres Weſen unter dieſem geſunknen Geſchlechte! — Streue Segen um dich, wie

wie eine beglückende Gottheit! — Uebe Thaten aus, die das Licht nie beleuchtet hat! — Spiele mit den Tugenden, die den Heldenmuth des Helden, die die Weißheit des Weiſeſten erſchöpfen. Mit der unwiderſtehlichen Schönheit bewaffnet wiederhohle du vor ihren Augen das Leben, das ich in ihrer Mitte unerkannt lebte, und durch *deine Anmuth* triumphiere meine verurtheilte Tugend. Milder ſtrahle durch deine weibliche Seele ihr verzehrender Glanz, und ihr blödes Auge öffne ſich endlich ihren ſiegenden Strahlen. Bis hieher führe ſie — bis ſie den ganzen Himmel ſehen, der an dieſem Herzen bereitet liegt, bis ſie nach dieſem unausſprechlichen Glück ihre glühenden Wünſche ausbreiten — und *jetzt* fliehe in deine Glorie hinauf — in ſchwindlichter Ferne ſehen ſie über ſich die himmliſche Erſcheinung! ewig unerreichbar ihrem Verlangen, wie der Orion unſerm ſterblichen Arm in des Aethers heiligen Feldern. — Zum Schattenbilde wurden ſie mir, da ich nach Weſen dürſtete, in Schatten zerfließe *du* ihnen wieder. — So ſtelle ich dich hinaus in die Menſchheit — Du weißt, *wer* du biſt — Ich habe dich meiner Rache erzogen. *)

(er entfernt ſich.)

---

*) Die hier eingerückten Scenen ſind Bruchſtücke eines Trauerſpiels, welches ſchon vor mehrern Jahren angefangen wurde, aber aus verſchiednen Urſachen unvollendet bleibt. Vielleicht dürfte die Geſchichte dieſes Menſchenfeindes und dieſes ganze Karaktergemählde dem Publikum einmal in einer andern Form vorgelegt werden, welche dieſem Gegenſtand günſtiger iſt, als die dramatiſche.

d. V.

VII. Bey

VII.

Bey Frankreichs Feier.

den 14ten Junius 1790.

von Demoiſelle ***

Genius der Freiheit! Du der glühend
ſich ins Herz der Nationen taucht,
wo ein Strahl von Menſchenwürde ſchlummert,
ſchnell den Strahl in lohe Flammen haucht,

Wo, an welchem Himmelsfeuer zündeſt
du die Fackel? — Welche Sonne leiht
ihren Strahl dir, daß von ihm erwärmet
jede Zone dir Altäre weiht? —

Mächtig zwar rührt auch der Liebe Zauber
Menſchenſeelen, adelt Herz und Muth,
aber ſelbſt der Flammenhauch der Liebe
wird verſchlungen von der Freiheit Gluth.

Wo dein hoher, kühner Flügel rauſchet
ſtehn entſchloſſen Nationen auf,
fühlen ihre Kräfte, richten muthig
zu des Ruhmes Tempel ihren Lauf.

Wo du fern biſt, ach! da ſinken nieder
zu der Knechtſchaft tödendem Gefühl
alle Tugenden der, Künſte Adel
wird erniedrigt zu des Schwelgers Spiel.

Sals

Gallien, von Dankgefühl durchglühet
bringt dir heut der Huldigungen viel —
Dir o Geiſt der Freiheit, ihrem Schöpfer
rührt die Freude dort ihr goldnes Spiel.

Dort, wo unter dem verhaßten Drucke
weniger Tyrannen, denen nie
Menſchlichkeit im Buſen ſchlug, vergebens
nach Gerechtigkeit die Unſchuld ſchrie.

Dort hebt endlich — ſo bewegt des Meeres
ſtillen Spiegel zürnend der Orkan —
die verſtummte Menſchheit ihre Stimme
hält der Willkühr ſtolzen Zügel an.

Freiheit adelt! und nach ihr zu ringen
iſt der Kräfte jedes Edlen werth, —
iſt auch jedem nicht die Siegespalme
von des Schickſals hoher Hand beſchert.

Sinkt ihr rückwärts vom erſtiegnen Gipfel
in der Knechtſchaft fürchterlichen Schooß,
jeder Edle wird euch Thränen weihen!
— doch auch dann bleibt, was ihr thatet, groß! —

Doch hinweg die ſchwarze Ahndung heute,
wo der Freude ſüße Thräne rinnt,
wo von hohem Selbſtgenuſſe trunken
dreimal glücklich Frankreichs Bürger ſind.

Unbekümmert ob die Sein', der Ganges,
ob der Nil durch ſeine Länder fließt,
nehm ich Theil an jedes Volkes Freude,
das der Freiheit goldnes Glück genießt.

VIII.

Erklärung des Herausgebers.

Den genannten und ungenannten Hrn. Verfaſſern dramatiſcher und lyriſcher Produkte, welche ſeit etlichen Jahren bei mir eingeſandt worden ſind, um einen Platz in der Thalia einzunehmen, bezeige ich meinen Dank für das Vertrauen, das ſie in mich haben ſetzen wollen unter meinem Geleite ſich bei dem Publikum einzuführen.

Unter dieſen eingeſandten Stücken befinden ſich mehrere, welche mir die Erſtlinge ihrer Autoren zu ſeyn ſcheinen, und über deren Werth oder Unwerth ich aufgefodert werde, ein entſcheidendes Urtheil zu fällen. Dieſen alſo erkläre ich hier mit der Aufrichtigkeit, die ihr Vertrauen mir zur Pflicht macht und zum Theil die völlige Unwiſſenheit ihrer Nahmen und Perſonen mir erleichtert, daß die Nichterſcheinung ihrer Aufſätze in meiner Thalia dieſes entſcheidende Urtheil nicht iſt, und daß ſelbſt die Achtung die das Talent ihrer Verfaſſer mir einflößte, mit der Unterdrückung ihrer erſten Verſuche ſehr gut beſtehen kann. So gern ich denſelben durch Aufnahme ihrer Produkte in meine Thalia Gelegenheit zu geben gewünſcht hätte, ein öffentliches Urtheil über ſich zu hören, ſo wenig konnte dieſes mit den Rückſichten beſtehen, die ich den Leſern der

Thalia ſchuldig zu ſeyn glaube. Mein Urtheil, in kurzen Worten und ohne Beweis hingeworfen, würde die Abſicht, wegen welcher es verlangt und geſagt wird, ſehr ſchlecht erfüllen, und zu vielen Worten fehlte mir die Zeit. Von mehrern dieſer HH. Verfaſſer werde ich, wie ich vermuthe, jetzt ſchon losgeſprochen ſeyn. Zwiſchen Einſendung Ihrer Beiträge und dieſer meiner Erklärung iſt bereits mehr als ein Jahr verfloſſen, und während eines Jahres pflegt ſich bekanntlich in einem guten Kopfe gar vieles zu verändern. Sollte mir übrigens begegnet ſeyn, durch meine ſtillſchweigende Verwerfung ein wirkliches Talent beleidigt zu haben, ſo wird ſich dieſes Talent ſicherlich einmal durch vortrefliche Werke an der Ungerechtigkeit meines Urtheils rächen; mir aber vergebe man, wenn ich glaube, daß bey der kritiſchen Wahl, entweder das wahre Genie abzuſchrecken, oder das falſche zu ermuntern, in erſterm Falle am wenigſten gewagt werde. Das wahre Genie richtet ſich zwar zuweilen an fremdem Urtheile auf, aber das entwickelte Gefühl ſeiner Kräfte macht ihm bald dieſe Krücke entbehrlich.

Schiller.

Thalia.

Zwölftes Heft.

I.

Probe einer metriſchen Ueberſetzung der Elektra des Euripides.

Perſonen:

Ein Mykenäiſcher Pflanzer, vermählt mit Elektra.

Elektra, Prinzeſſin von Argos.

Oreſt, Bruder der Elektra.

Pylades, Vertrauter des Oreſt. Stumme Perſonen.

Klytemneſtra, Königin von Argos, Mutter des Oreſt und der Elektra.

Ein Greiß, Erzieher des Agamemnon und ſeines Sohnes Oreſt.

Ein Bote.

Die Dioskuren Caſtor und Pollux.

Das Chor beſtehend aus Mykenäiſchen Weibern.

Die Scene liegt in Argos, in einer ländlichen Gegend vor Elektrens Wohnung.

Landes-Bibliothek Weimar

Erſter

Erſter Akt.

Erſte Scene.

Der Pflanzer.

Du altes Argos, ihr Gewäſſer Inachos,
Wo Mykenäas Held auf tauſend Schiffen einſt
Sein Kriegsheer ſammlend hin vor Troja's Mauern zog,
Da blutet unter ſeinem Schwerde Priamos,
Der Herrſcher Ilions; die hochberühmte Stadt
Des Dardanos zerſtob in Trümmern, aber er
Kehrt triumphierend und von Siegesbeute ſchwer
Auf hohen Schiffen nun zurück. Doch dieß
War ſeines Glückes Ziel. Im eigenen Pallaſt
Sank er durch ſeines Weibes Klytemneſtrens Liſt,
Und durch Aegiſthos Hand, des Sohnes vom Thyeſt.
So ward der Hand des Helden Tantals Herrſcherſtab
Entwunden; dieſes Land beherrſchet nun Aegiſth,
Und Tyndars Tochter iſt izt des Tyrannen Weib.
Zwei Kinder ließ der Held, als er nach Troja zog,
Daheim, Elektra ſeine Tochter, ſeinen Sohn
Oreſtes, dieſem war ſchon von Aegiſthos Hand
Der Tod beſtimmt, doch ſeines Vaters Führer ſtahl
Den jungen Zögling weg, und gab ihn Strophios,
Dem König des Phokäer Landes, zu erziehn,

Elektra aber blieb im väterlichen Haus.
Kaum hatte ihrer Jugend Knoſpe ſich enthüllt,
So warben ſtraks die erſten Freier Griechenlands
Um ſie, doch der Tyrann, aus Furcht, die Leibesfrucht
Elektrens möchte einſt den Anherrn rächen, hielt
Im Hauſe ſie zurück, und wieß die Freier ab.
Allein, da neue Furcht ſein banges Herz zerfleiſcht, --
Verſtohl'ner Liebe Pfänder dürften's lohnen ihm,
So ſchwur er ihr den Tod, der Grauſame, doch ſie
Entrann durch ihrer Mutter Hülf' des Frevlers Hand.
Zwar hatte dieſe einen Vorwand zu dem Mord
Des Gatten ausgedacht, doch hütete ſie ſich,
Nicht neuen Haß zu häufen durch der Kinder Mord.
Nun ſann Aegiſth zugleich auf einen andern Plan:
Wer Agamemnons Sohn, den flüchtigen Oreſt
Erlegen würde, dem verſprach er hohen Lohn,
Mir aber gab Elektren er zum Weibe, daß
Geringe Furcht ihn faßte beim unmächt'gen Bräutigam.
Zwar ſtamm ich her aus Mykenäiſchem Geſchlecht,
Und meine Eltern, ohne Prahlſucht ſei's geſagt,
Sind glänzenden Geblütes, aber arm
An Geld, und ohne Geld was iſt des Adels Glanz!
Hätt' einen Edlen er zum Gatten auserſeh'n,
So wär' erwacht der ſchon vergeßne Königs-Mord,
Und Strafe hätte dann den Mörder eingeholt.
Jedoch, was mich betrift, ich ſchwör's bei Cypria,
Noch iſt Elektra Jungfrau, ungepflückt iſt noch
Die Blume ihrer Keuſchheit, ich von niedriger Geburt,

Ich ſcheute mich die Königstochter zu entweih'n.
Und o! wie klagt mein Herz den leidenden Oreſt;
Ihn, den des Landes Ruf zu meinem Schwager macht,
Käm' er zurück nach Argos nun, und ſäh'
Im Unglücks-Bunde ſie! Wer einen Thoren mich
Zu ſchelten wagt, daß eines Mädchens Jungfrauſchaft
Mir heilig iſt, die nur ihr Unglück mir vermählt,
Der richtet mein Betragen nach verkehrter Art;
Er lern' Enthaltſamkeit, und ſei, was er gelernt.

Zweite Scene.

Elektra.

O ſchwarze Nacht, der gold'nen Sterne Nährerin;
In deine Schatten komm' ich eingehüllt hieher,
Um Waſſer mit dem Eimer auf dem Haupt
Der nahen Quelle zu entſchöpfen. Zwar bin ich
Zur Arbeit nicht gezwungen, dennoch thu ich ſie,
Daß meine Schmach die Götter ſehen, die Aegiſth
Mir zufügt, daß der weite Aether über mir
Die Klagen höre, die ich meinem Vater weih'.
Ach die unſel'ge Tochter Tyndaros, die mich
Gebahr, ſtieß mich dem Buhlen zu Gefallen aus,
Zeugt andre Kinder mit Aegiſth, und alle Lieb'
Für mich und für Oreſt iſt ihrer Bruſt entfleh'n.

Der Pflanzer.

Warum o Arme! übernimmſt du mir zu Lieb
So viele Mühe, da dein Stand zu höh'rem Glück

Elektra aber blieb im väterlichen Haus.
Kaum hatte ihrer Jugend Knoſpe ſich enthüllt,
So warben ſtraks die erſten Freier Griechenlands
Um ſie, doch der Tyrann, aus Furcht, die Leibesfrucht
Elektrens möchte einſt den Anherrn rächen, hielt
Im Hauſe ſie zurück, und wieß die Freier ab.
Allein, da neue Furcht ſein banges Herz zerfleiſcht,
Verſtohl'ner Liebe Pfänder dürften's lohnen ihm,
So ſchwur er ihr den Tod, der Grauſame, doch ſie
Entrann durch ihrer Mutter Hülf' des Frevlers Hand.
Zwar hatte dieſe einen Vorwand zu dem Mord
Des Gatten ausgedacht, doch hütete ſie ſich,
Nicht neuen Haß zu häufen durch der Kinder Mord.
Nun ſann Aegiſth zugleich auf einen andern Plan:
Wer Agamemnons Sohn, den flüchtigen Oreſt
Erlegen würde, dem verſprach er hohen Lohn,
Mir aber gab Elektren er zum Weibe, daß
Geringe Furcht ihn faßte beim unmächt'gen Bräutigam.
Zwar ſtamm ich her aus Mykenäiſchem Geſchlecht,
Und meine Eltern, ohne Prahlſucht ſei's geſagt,
Sind glänzenden Geblütes, aber arm
An Geld, und ohne Geld was iſt des Adels Glanz!
Hätt' einen Edlen er zum Gatten auserſeh'n,
So wär' erwacht der ſchon vergeßne Königs-Mord,
Und Strafe hätte dann den Mörder eingeholt.
Jedoch, was mich betrift, ich ſchwör's bei Cypria,
Noch iſt Elektra Jungfrau, ungepflückt iſt noch
Die Blume ihrer Keuſchheit, ich von niedriger Geburt,

Ich

Ich ſcheute mich die Königstochter zu entweih'n.
Und o! wie klagt mein Herz den leidenden Oreſt;
Ihn, den des Landes Ruf zu meinem Schwager macht,
Käm' er zurück nach Argos nun, und ſäh'
Im Unglücks-Bunde ſie! Wer einen Thoren mich
Zu ſchelten wagt, daß eines Mädchens Jungfrauſchaft
Mir heilig iſt, die nur ihr Unglück mir vermählt,
Der richtet mein Betragen nach verkehrter Art;
Er lern' Enthaltſamkeit, und ſei, was er gelernt.

Zweite Scene.

Elektra.

O ſchwarze Nacht, der gold'nen Sterne Nährerin;
In deine Schatten komm' ich eingehüllt hieher,
Um Waſſer mit dem Eimer auf dem Haupt
Der nahen Quelle zu entſchöpfen. Zwar bin ich
Zur Arbeit nicht gezwungen, dennoch thu ich ſie,
Daß meine Schmach die Götter ſehen, die Aegiſth
Mir zufügt, daß der weite Aether über mir
Die Klagen höre, die ich meinem Vater weih'.
Ach die unſel'ge Tochter Tyndaros, die mich
Gebahr, ſtieß mich dem Buhlen zu Gefallen aus,
Zeugt andre Kinder mit Aegiſth, und alle Lieb'
Für mich und für Oreſt iſt ihrer Bruſt entfleh'n.

Der Pflanzer.

Warum o Arme! übernimmſt du mir zu Lieb
So viele Mühe, da dein Stand zu höh'rem Glück

Dich rief, vermag denn meine Bitte nichts bei
dir?

Elektra.

Die Götter haben dich zum Freunde mir verlieh'n.
Du ſpotteſt meines Unglücks nicht. O welch ein Troſt
Iſt's armen Sterblichen, zu finden einen Arzt,
Der ihre Wunden heilt, wie ich, o Freund! dich fand.
Auch ungeheiſſen fühlt mein Herz die fromme Pflicht,
Dir deine Arbeit zu erleichtern, und die Noth
Mit dir, ſo viel ich kann, zu tragen. Drauſſen iſt
Der Arbeit g'nug, mir ziemt die Ordnung in dem Hauß
Zu unterhalten; lieblich iſts am blanken Heerd
Dem Landmann von des Tages Arbeit auszuruh'n.

Der Pflanzer.

Wofern du willſt, ſo geh: von unſrer Hütte iſt
Der Waſſerquell nicht fern. Ich will, ſo bald der Tag
Erſcheint, hinaus die Stiere treiben, und das Feld
Beſtellen: wer mit trägem Fleh'n die Götter ehrt,
Wird doch den Unterhalt nicht finden ohne Schweiß.
(Sie entfernen ſich.)

Dritte Scene.

Oreſt tritt mit Pylades auf.

Oreſt.

Du meines Herzens Liebling, treuer Pylades,
Freund und Gefährte meines Elends, du allein

Haſt mich im Leidensdrang bewundert, und gefühlt,
Was ich erlitt, als meine Mutter und Aegiſth
Den Vater frevelnd mir erſchlugen. Unerkannt
Betret' ich nun auf eines Gottes Ruf das Land
Der Heimath, um zu rächen meines Vaters Tod
An ſeinen Mördern: ſich in dieſer Nacht
Beſucht' ich meines Vaters Grab, und unbemerkt,
Indem ich dieſes Landes Herrſcher täuſchte, weiht'
Ich Thränen ihm, und ſchnitt mein Haupthaar ab, und ließ
Auf ſeinem Grab ein Schaaf zum Opfer bluten ihm.
Ich ſetze meinen Fuß nicht in die Vaterſtadt,
Und ſich nun an der Gränze dieſes Land's, daß ich
Auf jeden Fall gerüſtet in ein ander Land
Entfliehen könne, wenn man mich erkennt, daß ich
Die Schweſter ſuche, zur Gehülfin meiner That;
(Man ſagt, ſie ſei nicht Jungfrau mehr und einem Mann
Vermählt,) um alles das, was in der Stadt geſchieht,
Von ihr zu hören, und ihr meinen Arm zu leih'n.
Laß izt, o Pylades! ſchon blinkt der Morgenſtern
Vom Himmel, uns ein wenig ſeitwärts geh'n:
Vielleicht, daß uns ein Landmann oder auch ein Weib
Auf dieſem Weg begegnet, die uns ſagen kann,
Ob meine Schweſter nicht in dieſer Gegend wohnt.

(Indem er Elektra in der Ferne, ohne ſie noch zu erkennen, erblickt.)

Doch wie! ſeh' ich nicht eine Sklavin dort ſich nah'n,

Sie trägt auf ihrem Haupt ein Waſſerbecken, komm,
Vielleicht, daß dieſer Zufall uns entdeckt,
Was unſrer Reiſe Zweck begünſtigt, Pylades!
(Sie treten zurück.)

Wechſel-Geſänge.

1.

Elektra.

Beflügelt, Stunden, euren Lauf!
O kommt herbei, im Klageton herbei.
Ach! weh mir, weh!
Agamemnons Kind war ich einſt,
Klytemneſtra gebahr mich ihm,
Tyndareos wüthende Tochter.
Ach! nun nennen mich des Landes Töchter
Die unglückliche Elektra!
O des drückenden Jammers,
Und des verhaßten Lebens, o Vater!
Ach! im Grabe da
Liegſt du von der Gattin gemordet,
Und vom Aegiſthos, o Agamemnon!
Weck, o Vater! meine Klagen,
Laß, des Jammers Druck zu lindern,
Wolluſtreiche Thränen fließen.

2.

Beflügelt, Stunden, euren Lauf!
O kommt herbei, im Klageton herbei.

Ach!

Ach! weh mir, weh!
In welcher Stadt, in welchem Haus
Irrt nun zum Sklavendienſt verdammt
Des armen Pilgers Fuß?
Ach! er verließ die Schweſter
Im väterlichen Haus
Zum Schmerz hinab gebeugt.
O! daß er bald erſchiene
Meiner Leiden Befreier, o Zev';
Des Vater Blutes ſtrenger Rächer;
Daß bald ſein Fuß die Vater Erd' beträte!
Nimm dieß Gefäß von meinem Haupt
O Sklavin, daß die ſtille Nacht
Von meinen Klagen wiederhalle.

3.

Ein lauter Grab-Geſang ertön', o Vater! dir,
Vernimm, Ermordeter! den Gram,
Der täglich mich verzehret.
Sieh' her, mit meinen Nägeln
Zerfleiſch' ich meine Bruſt;
Mit ausgerauftem Haar
Bewein' ich deinen Tod,
Und mit geſenktem Haupt.
Gleich dem trauernden Schwan,
Der am rauſchenden Strom
Den geliebten Vater ruft,
Den ein Todesnetz umſchlang,

So bewein ich dich, Getödteter!
Ach! das lezte Bad, das deinen Körper wuſch,
Ward zum Todeslager dir.
O! weh mir, weh!
O des mörderiſchen Beiles,
Das, o Vater! dich erſchlug,
O des traurigen Geſchickes,
Das von Troja dich zur Heimath rief.
Nicht mit heiligen Binden,
Nicht mit Kränzen empfieng dich die Gattin,
Mit verborgnen Todeswaffen
Schlug ſie, Vater! dich, und häufte
Auf des Buhlers Haupt zugleich Verderben.

Das Chor.

Agamemnons Tochter, ich komme
Zu dir in die ländliche Hütte.
Vernimm die Botſchaft, die mir eben izt
Ein Mykenäer vom Gebirge hergebracht:
Drei Tage lang ſei Härens Feſt zu feiern
Verkündigt, alle Mädchen in der Stadt
Bereiten ſich zu ſchmücken dieſer Göttin Feſt.

Elektra.

Zur Fröhlichkeit, ihr Freundinnen!
Iſt nicht mein Herz geſtimmt;
Ein goldner Halsſchmuck ziemet nicht
Dem Mädchen, welches traurt.

Zum Gram gebeuget führ' ich nicht
Den Mädchen Reigen an.
Und werde nimmermehr den Fuß
Im Kraiſe wirbelnd drehn.

In Thränen ſchwimm ich, Thränen ſind
Mein unglückſelig Loos,
Schaut her auf mein zerrauftes Haar,
Auf mein zerrißnes Kleid,
Das Agamemnons Tochter nun
Des großen Helden deckt,
Des Helden, deſſen Siegesruhm
Aus Trojas Trümmern ſchallt.

Das Chor.

O große Göttin! — aber nimm, Elektra! doch
Aus unſern Händen dieſe Feierkleider an,
Und ſchmücke dich damit zum Feſt der Fröhlichkeit.
Meinſt du durch Thränen, die die Götter nur
Entehren, deine Feinde zu bezwingen? Nein,
O Tochter! Unmuths-Seufzer ehren nicht
Die Götter, nur durch Flehen ehrſt du ſie,
Und ſchaff'ſt der müden Seele Ruh'.

Elektra.

Keiner der Götter achtet der tiefaufſeufzenden Tochter,
Keiner des gräulichen Mords längſt an dem Vater verübt.
Ach! im Grabe liegt er vergeſſen, der lebende Bruder
Wallet vom heimiſchen Land ferne bei niedrigem Heerd.

Er,

Er, der Sprößling des glänzenden Stammes irret nun einſam
Und verlaſſen umher; nagender Kummer verzehrt
Unaufhaltſam mein Herz, vertrieben aus meinem Pallaſte
Schließt ein armſeliges Dach offen dem Winde mich ein,
Und die mördriſche Mutter lacht ihrer Kinder Verbannung,
Wenn ſie mit lüſternem Arm ihren Geliebten umſchlingt.

Zweiter Akt.

Erſte Scene.

Elektra, hernach Oreſt, das Chor.

Das Chor.

Viel Unheil hat die Schweſter deiner Mutter Helena,
Dem ganzen Griechenland und deinem Haus gebracht.

Elektra.

Laßt mich, ihr Freundinnen! ich hab' genug geweint. — —
Doch wie, dort nah'n ſich wie aus einem Hinterhalt
Zween Männer, die vielleicht hier weilten dieſe Nacht.
Kommt, laßt uns flieh'n, daß dieſe Räuber nicht
Uns haſchen, ich ins Haus, ihr auf den Weg.

Oreſt.

(Indem er ſich naht, und Elektra zurückhält.)
Bleib Unglückſelige, bleib hier, und fürchte nichts.

Elektra.

O Phöbos! laß mich leben, Freund! ich bitte dich. —

Oreſt.

O flöße meiner Feinde Blut von dieſer Hand!

Elektra.

Zurück, berühre nicht, was dir nicht ziemt.

Oreſt.

Wer hätte, dieß zu thun, ein größer Recht, als ich.

Elektra.

Wozu dieß Schwerd an deiner Seit' bei meinem Haus?

Oreſt.

Bleib da, und hör' mich an, dann magſt du fragen mich.

Elektra.

Ich bleibe, du biſt ſtark, ich weiche der Gewalt.

Oreſt.

Von deinem Bruder bring ich Botſchaft dir.

Elektra.

O Beſter! lebt er noch? — Vielleicht iſt er ſchon todt.

Oreſt.

Er lebt. Das Gute werde dir zuerſt bekannt.

Elek-

Elektra.

Sei glücklich, Freund! dieß ſei der guten Botſchaft Lohn.

Oreſt.

An deiner Freude nehm' auch ich, Elektra! Theil.

Elektra.

Sprich, welches Land ernährt den flüchtigen Oreſt?

Oreſt.

Er weilet nirgend, irrt als Flüchtling hin und her.

Elektra.

Vielleicht, daß ihm ſogar des Lebens Nothdurft fehlt?

Oreſt.

Des Flüchtlings Unterhalt iſt freilich kümmerlich.

Elektra.

Was bring'ſt du denn für Nachricht mir von ihm?

Oreſt.

Ob du noch lebſt, und wie es dir ergeht,
Dieß iſt's, was er zuerſt zu wiſſen wünſcht.

Elektra.

Du ſieh'ſt ja meinen Leib, wie abgezehrt er iſt.

Oreſt.

Der Gram hat dich verzehrt, ich klage dein Geſchick.

Elektra.

Und mein geſchornes Haupt, mein abgeſchnittnes Haar.

Oreſt.

Oreſt.
Du weinſt den Bruder, und zugleich des Vaters Tod.
Elektra.
O wehe! hatt' ich denn was liebers auf der Welt!
Oreſt.
Nein. Aber ſage mir, was dünkt vom Bruder dich?
Elektra.
Ach! er iſt fern, bringt keine Rettung mir.
Oreſt.
Wohn'ſt du ſchon lange hier fern von der Vaterſtadt?
Elektra.
Ich bin, o Todesbund! an einen Mann vermählt.
Oreſt.
(Wenn dieß dein Bruder hört!) an einen aus der Stadt?
Elektra.
Nicht wie mein Vater mich einſt wollte trau'n.
Oreſt.
Erklär' dich näher mir, zur Nachricht für Oreſt.
Elektra.
Dort iſt das Haus, das meinem Mann gehört.
Oreſt.
Lebt er vom Ackerbau, iſt Viehzucht ſein Geſchäft,
Und kann des Landmanns Stand ſich wohl dem deinen
nah'n?

Elek-

Elektra.

Arm iſt zwar mein Gemahl, doch edel auch und fromm.

Oreſt.

Worinn beſtehet denn des Mannes Edelmuth?

Elektra.

Noch nie hat er's gewagt, mein Lager zu entweih'n.

Oreſt.

Iſt's gottgeweihte Keuſchheit, oder Mißbehagen, ſprich?

Elektra.

Nein! um von meinem Haus zu fernen allen Schimpf.

Oreſt.

So hätte dieſes Bandes er ſich nicht gefreut?

Elektra.

Nein, Fremdling! denn er hielt's für ein erzwungnes Band,
Das der Tyrann Aegiſth ohn' alles Recht geknüpft.

Oreſt.

Ich merk', er fürchtete die Rache vom Oreſt.

Elektra.

Vielleicht, daß Furcht ihn hielt, noch mehr Beſcheidenheit.

Oreſt.

Fürwahr ein edler Mann! drum faſſe guten Muth.

Elek-

Elektra.

O! käme nur Oreſt bald aus der Flucht zurück!

Oreſt.

Und deine Mutter? — ſie gab dieſe Heirath zu?

Elektra.

Das Weib iſt ihrem Mann nicht ihren Kindern hold.

Oreſt.

Warum verdammte dich zu dieſer Schmach Aegiſth?

Elektra.

Daß keine Furcht ihn quälte vor des Armen Kind.

Oreſt.

Ha! daß kein Rächer einſt dem Mutterleib entſtieg'!

Elektra.

Das war des Frevlers Plan, er ſoll ihn büßen mir.

Oreſt.

Sprich! weiß er wohl, daß du noch Jungfrau biſt?

Elektra.

Nein. Dieſes haben wir mit Vorſicht ihm verhehlt.

Oreſt.

(Indem er ſich gegen das Chor hinwendet, zu Elektra.)

Iſt dieſes Weiberchor mit dir vertraut?

Elektra.

O ja! verlaß dich ganz auf ihre Treu.

Oreſt.

Was ſollt' Oreſtes thun, käm' er ins Vaterland?

Elektra.

Du frägſt, als wär's noch Zeit zum Fragen, ſchäme dich!

Oreſt.

Wie ſollt' er tödten itzt die Vatermörder, ſprich!

Elektra.

Mit Feindes Kühnheit, der ſein Vater auch erlag.

Oreſt.

Wie? wollteſt du, käm er zurück, mit ihm
Auch Klytemneſtren deine Mutter tödten?

Elektra.

Ja!
Mit eben dieſem Beil, das unſern Vater ſchlug.

Oreſt.

Iſt's ernſter Vorſatz? Darf ich deinem Bruder ihn
Entdecken?

Elektra.

Gerne ſtürb' ich, ränne nur zuvor
Der Mutter Blut von meiner Hand. —

Oreſt.

O daß Oreſt
Der Helden-Schweſter Vorſatz hörte ſelbſt.

Elektra.

Säh' ich ihn itzt, ich würde kaum erkennen ihn.

Oreſt.

Oreſt.

Kein Wunder! denn du ward'ſt noch jung von ihm getrennt.

Elektra.

Aus meinen Freunden würd' doch einer kennen ihn!

Oreſt.

Ha! der, wie man erzählt, den Tod von ihm gewandt?

Elektra.

Ja, Fremdling! er, der unſern Vater einſt
Erzog.

Oreſt.

Ward deinem Vater auch ein Grab zu Theil?

Elektra.

Ein Grabmal? — Ja, man warf den Leichnam aus dem Haus.

Oreſt.

Was hör ich! welche Grauſamkeit, die auch
Des Fremden Herz zum tiefſten Mitleid reizt!
Jedoch um deines Bruders willen fahre fort
Zu ſchildern allen Jammer, denn die Noth gebeut's.
Der Weiſe ſchließt ſein Ohr dem Unglück niemals, er
Schließt auch ſein Herz ihm auf, und herrlich iſt der Lohn,
Wenn in des Weiſen Buſen tiefe Weisheit wohnt.

Das Chor.

Von gleichen Wünſchen iſt auch unſre Seele voll.
Vom Lerm der Königsſtadt entfernt, ſind ihre Gräu'l
Uns unbekannt; wohlan, erzähle ſie.

Elektra.

Ich rede, weil ich ſoll. Dem Freunde ſäum' ich nicht
Zu ſagen, mein und meines Vaters hartes Loos.
Doch, wenn dich meine Rede rühret, ſo entdeck'
Dem Bruder bald, was mich, und ihn beſchwert.
Sag ihm, ich ſei des Fürſtenſchmucks beraubt;
Ein ſchmutziges Gewand bedecke meinen Leib,
Und meine Wohnung ſei ein dürftiges Gemach.
Um meine Blöße zu bedecken, muß ich itzt
All' meine Kleider weben mir mit eigner Hand,
Selbſt bei der Quelle Waſſer holen, und verbannt
Als Mädchen von dem Reigen und vom feſtlichen Gepräng'
Der Weiber mich verſchließen, und vergebens mich
Nach Caſtor meinem Oheim ſehnen, dem man mich,
Eh' zu den Göttern er verſammelt ward, verſprach.
Umglänzt von Siegeszeichen *) ſitzt indeß
Die Mutter auf dem Thron, und um ſie her
Stehn' ihres Winks gewärtig, fremde Sklavinnen, **)

---

*) Phrygiſchen ſetzt der Text hinzu. Phrygien wird von den griechiſchen Tragikern öfters für Troja geſetzt.

**) Aſiatiſche ſagt das Original

Die Beute meines Vaters, angethan mit Glanz-
Gewändern,*) und mit goldnen Spangen; — aber noch
Klebt an der Wand des Vaters Blut. Und, der ihn schlug,
Beſteigt mit kühnem Trotz den Wagen deß, der mich
Gezeugt, und hält das Zepter, das ganz Griechenland
Verehrte, boshaft in der blutbefleckten Hand.
Und — meines Vaters Grabmal ſteht entweiht,
Von keinem Zweig bekränzt, von keinem Opfertrank
Begoſſen, alles Todten-Schmucks beraubt.
Mit trunknem Wahnſinn höhnt der trefliche Gemahl
Der Mutter ſeinen Grabeshügel, ſtampft,
Und wirft mit Steinen ihn, — und wagt's, zu mir
Mit höhniſch-bitterm Spott zu ſagen, wo iſt nun
Der Knab' Oreſtes, kommt er bald, die Schmach
Des väterlichen Grab's zu rächen? — ſo beſchimpft
Den fernen Bruder mir der Böſewicht.
Ich bitte dich, o Fremdling! ſag ihm alles das;
Im Namen vieler Freunde ruf ich ihn zurück;
Der Geiſt des Hingewürgten, meine Schwülen-Hand,
Mein Mund voll Klagen, mein geſchor'nes Haupt,
Mein Herz voll Jammers, alles ruft ihn her.

---

*) Idäiſche Gewande ſagt der Text. Sie wurden in der Gegend des Berges Ida in Phrygien verfertigt, und waren außerordentlich koſtbar, von weißer feiner Leinwand mit Purpur und allerlei kunſtlichen Figuren von Vögeln, Thieren ꝛc. durchwirkt.

Ja! Schande wär' es, wenn mit Jugend Kraft geſtählt
Der edle Sohn des Vaters, der die Phryger ſchlug,
Nicht wagte zu beſtrafen einen Böſewicht.

Das Chor.

Dort ſeh' ich deinen Mann vom Felde kommen; ſieh,
Wie er mit raſchen Schritten uns entgegen eilt.

Zweyte Scene.

Der Pflanzer. Die Vorigen.

Der Pflanzer.

(Indem er ſich naht, treten die Fremdlinge zurück.)
Was ſeh' ich dort für Fremdlinge bei meiner Thür?
Was mag ſie wohl zu dieſem abgelegnen Haus
Herführen? gilt es etwa mir? dem Weibe ziemt's,
Die Zeit mit Männern zu verplaudern, freilich nicht.

Elektra.

Hinweg mit dieſem ſchimpflichen Verdacht, du ſelbſt
Vernehmen, was ich weiß: Sieh! dieſe Fremdlinge
(Zu den Fremdlingen.)
Sind vom Oreſtes abgeſchickt. Hat dieſes Wort,
Ihr Freunde! euch beleidigt, ſo verzeiht.

Der Pflanzer.

Was bringen ſie für Nachricht. Lebt er noch?

Elek-

Elektra.

So ſagen ſie. Mich dünkt, ſie reden wahr.

Der Pflanzer.

Gedenkt er ſeines Vaters auch, und deiner Noth?

Elektra.

Ich hoff' es, aber ſchwach iſt eines Flüchtlings Kraft.

Der Pflanzer.

Was iſt der Auftrag, den er ihnen gab?

Elektra.

Sie ſind herbeigeſandt, mein Unglück auszuſpäh'n.

Der Pflanzer.

Das ſieht ihr Aug, ihr Ohr vernimmt das Uebrige.

Elektra.

Sie wiſſen alles ſchon, ich habe nichts verhehlt.

Der Pflanzer.

Warum haſt du ſie nicht ſchon längſt hereingeführt?
(Zu den Fremden.)
Herein, ihr Gäſte! ſeht, mein Haus ſteht offen euch!
Empfanget für die gute Bothſchaft, die ihr uns
Gebracht, ein Gaſtgeſchenk, wie es mein Haus vermag.
(Zu ſeinen Knechten.)
Ihr Knechte, traget izt der Fremden Reiſ'geräth'
Hinein: (Zu den Gäſten.)
Bedenkt euch nicht, ihr Freunde! denn ihr ſeyd

Als Bothen des Oreſt mir werth, bin ich ſchon arm,
So ſoll unedler Geiz doch nie mein Herz entweih'n.

Oreſt.

Bei allen Göttern! dieſer Mann, dem heimlich du
Vermählet biſt, iſt werth, Oreſtens Freund zu ſeyn!

Elektra.

Ja, dieſer iſt der traurenden Elektra Mann.

Oreſt.

Gewiß, die Tugend bindet ſich an keinen Stand!
Ein wundervoll Geſchick beherrſcht die Sterblichen.
Dort zeugt ein edler Vater einen Taugenichts,
Hier ſchlimme Eltern gute Kinder, öfters fand
Ich bei des Reichen Hochmuth Niedrigkeit,
Und hohen Sinn im niedrigen Gewand!
Wer mag die Räthſel löſen dieſes Widerſpruchs?
Iſt nur mit Reichthum Glück gepaaret? — Ferne ſei
Der Schmach-Gedanke! — oder mit der Dürftigkeit?
Doch Armuth zeugt Gebrechen, — aber zeugt auch Muth
Und Thatkraft; ſie gab mir die Waffen in die Hand:
Ich ſteh' zum Kampf bereit; jedoch wer iſt ſo klug,
Daß er voraus entſcheide, weſſen Lanze ſiegt!
Doch beſſer iſt's, ich ſteh' von dieſen Fragen ab. — —
So ward auch dieſem, iſt er gleich im Land nicht groß,
Noch aufgebläht von Ahnen-Stolz, im niedern Stand
Und unter Niedrigen ein großes Herz zu Theil.

O ihr, die ihr von eitlem Stolz erfüllt
Nach Schatten greifet, lernt die Sterblichen
Nach ihren Thaten ſchätzen; Thoren! lernt,
Daß Tugend nur den Hochgebohrnen ehrt.
Nur unter ſolchen Männern keimt der Städte Glück,
Der Häuſer Wohlfarth. Jene Bäuche, leer an Geiſt
Sind ſtumme Götzen, die der Pöbel angafft. Oft
Fäll't eines Schwachen Lanze ſtraks den ſtärkeren,
Wenn ſich mit edler Stimmung Helden-Adel miſcht.
Ja, dieſer Pflanzer iſt es werth, daß wir
Auch um Oreſtes willen, der uns hergeſchickt,
Das angebotne Dach annehmen. Laßt uns geh'n
In ſeine Wohnung; denn der Arme nimmt
Den Gaſtfreund immer lieber als der Reiche auf.

(Zu Elektra.)

Ach! daß dein Bruder izt, o eitle Sehnſucht! uns
In's Haus des Glückes führte, ſelbſt vom Glück umſtrahlt!
Doch bald kommt er vielleicht. Apollons Spruch gebeut's,
Der weiſer als ein Menſch der Zukunft Nacht erhellt.

Das Chor.

Nun iſt mein Herz, Elektra! mehr als je
Zur Freud' erwärmt, vielleicht, daß nun das Glück,
Izt leiſen Trittes, bald mit feſter'm Tritt erſcheint.

Elektra.

Warum nimmſt du, o Mann! da unſre Dürftigkeit
Dir kund iſt, Gäſte auf, die größer ſind, als du?

Der Pflanzer.

Sind dieſe Fremde, was ſie ſcheinen, edlen Sinn's,
So nehmen ſie auch ein geringes Obdach an.

Elektra.

Der Fehler iſt gemacht, doch, um zu beſſern ihn,
So geh' zu unſer'm Greis, der meinen Vater groß
Erzog, und nun am Tanos, deſſen Silber-Fluth
Die Gränzen Argos ſcheidet vom Spartaner Land,
Die Heerden weidet, aus der Königsſtadt verjagt.
Erſuch' ihn, herzukommen, und zum frohen Mahl
Für unſre Gäſte etwas mitzubringen. Sieh!
Er wird ſich freuen, ſeinen Dank den Göttern weih'n,
Wenn du ihm ſagſt, daß noch ſein Zögling lebt, den er
Einſt rettete. — Von meiner Mutter würden wir
Doch nichts bekommen. Denke dir einmal die Angſt
Der Mutter, wenn ſie hörte, daß ihr Sohn noch lebt!

Der Pflanzer.

Wohlan, ich geh, und bring' die Bothſchaft ihm von dir,
Du aber eil' in's Haus, bereit' ein gutes Mahl
Für unſre lieben Gäſte: denn ein häuslich Weib
Weiß manches aufzutiſchen, wenn ſie will, auch iſt
In unſrer armen Hütte ſo viel Vorrath noch,
Als zur Bewirthung eines Tags vonnöthen iſt.
Wer ſeinem Freunde geben, und, wenn Krankheit ihn
Auf's Lager hinwirft, ſeines Leibes pflegen kann,
O! der iſt reich genug. Die Nothdurft jeden Tag's

Iſt bald geſtillet; und der Arme wird
(Sagt, ob ich unwahr rede!) wie der Reiche ſatt.
(Sie gehen auf verſchiedenen Seiten ab.)

Wechſel-Geſänge.

Erſte Strophe.

Das Chor.

Ruhmvolle Schiffe, die ihr nach Ilion
Mit unzählbaren Rudern einſt ſeegeltet:
Euch weihten alle Nereiden *)
Reigen-Geſang, und der zahme Delphin
Schlang ſich am blauen Schnabel der Schiff' hinauf;
Und lauſchte, denn ihr truget mit Heeres-Macht
Den Schenkelraſchen Sohn der Thetis,
Und Agamemnon an Xanthos Ufer.

Erſte Gegen-Strophe.

Da brachten von Euboea's Geſtade her
Die Waſſer-Nymphen goldenen Waffen-Schmuck,
Geſchmiedet auf Hephäſtos Ambos;
Und auf den heiligen Wipfeln Oſſa's,
Der hochgethürmet Pelions Haupt umkränzt,
Verſammlet Neugier heimiſcher Mädchen Reih'n,
Des Zuges Wunder anzuſtaunen
Eine jungfräuliche Warte ſuchend.

Auf

---

*) Die Töchter des Meergottes Nereus.

Auf dieſen Höhen zog einſt für Griechenland
Der Pferde-Zähmer Peleus den Götter-Sohn,
Den Sohn der Waſſer Göttin Thetis
Der den Atriden den Sieg erkämpfte.

Zweyte Strophe.

Auf deinem Schilde ſtrahleten rund umher,
O Sohn der Thetis! Phrygiens Schreckniſſe;
Und dieſe Nachricht bracht' uns einer,
Der in den Hafen von Aulis *) einlief.
Am Rand' enteilet Perſes mit ſchnellem Flug **)
Dem Meer, und ſchüttelt furchtbar das Schlangen-Haupt;
Zur Seite ſchwebt Kronions Bothe,
Hermes, der ländliche Sohn der Maja.

Zweyte Gegenſtrophe.

Der Sonne Wagen ſchimmert im Mittagspunkt
Mit Flügelpferden und der ätheriſche
Chor der Pleiaden und Hyaden:
Schrecklicher Anblick für Hektors Augen!

Und

---

*) Eigentlich Nauplia, welches ein Hafen in Euboea war. Man wird es mir jedoch vergeben, daß ich, dem Silbenmaß zu gefallen, die Scene in den Boeotiſchen Hafen von Auby verlegte, aus welchem, wie man weiß, die griechiſche Flotte auslief.

**) Eigentlich mit Flügel-Schuhn der Gorgo, welche Perſes erlegte, indem er ihr den Kopf abhieb.

Und auf dem gelbbeſchlagenen Helm erſcheint
Ein Greif, *) der mit den Klauen den Raub entführt,
Zur Seit' das feuerſchnaubende Unthier **)
Auf das pireniſche Flugpferd ſpringend. ***)

Epode.

Und auf dem Spieſe ſchimmert ein Viergeſpann,
Der Roſſe Huf entſteiget ein Staubgewölk,
Den Feldherrn ſolcher tapfern Krieger
Schlug die unſelige Tochter Tyndars.
Doch bald wird nun der himmliſchen Götter Zorn
Sie ſchrecklich treffen, und zur Vergeltung wird
Des mördriſchen Weibes Nacken
Unter dem Schwerde des Rächers bluten.

Profeſſor Naſt aus S.

---

*) Der thebaniſche Sphinx.

**) Die Chimära.

***) Pegaſus. Auf dieſem Pferd erlegte Bellerophon die Chimära.

II.

Ueberſicht einiger vorbereitenden Urſachen der franzöſiſchen Staats-Veränderung.

Von einem in Bourdeaux ſich aufhaltenden Deutſchen.

Es giebt Erſcheinungen in der Weltgeſchichte, die kein menſchlicher Scharfſinn vorausſehen kann, und die Entwicklungen des Schickſals der Nationen ſind eben ſo wenig dem Kalkul unterworfen, als der Lebenslauf des unbedeutendſten Weltbürgers. Friedrich der Große ſelbſt, deſſen Rieſengeiſt Gegenwart und Zukunft zu beherrſchen ſchien, wenn er in vertrauten Briefen der Freundſchaft ſein Herz öfnete, erkannte die Uebermacht eines unlenkſamen unvorausſehbaren Zufalls, der mit gleichem Eigenſinn die überdachteſten Entwürfe vereitelt, und die kühnſten Entſchlüſſe beglückt. Niemals konnte ſein Blick auch nur den tauſendſten Theil aller Triebfedern umfaſſen, welche das große Rad in Bewegung ſetzen, deſſen Umlauf ihn jezt an den Rand des Untergangs ſchleuderte, jezt auf die höchſte Stufe des Ruhms und des Kriegsglücks erhob. Deſſen ungeachtet halten ſich alle Begebenheiten an einer verborgnen

Kette, und die größten ſind an die kleinſten geknüpft. Allein dieſen geheimen Zuſammenhang bis in ſeine entfernteſten Verſchlingungen zu verfolgen, iſt nicht das Werk menſchlicher Einſicht. Zuweilen wirken die Urſachen, wie der erſte ungefähre Funken einer Feuersbrunſt, im verborgnen und langſam. Zuweilen gränzt an ſie der Erfolg nahe, wie die Flamme an den zündenden Blitz. Der bequemſte Standpunkt für den Beobachter iſt gewöhnlich weder in zu großer Entfernung, ſei's der Zeit oder des Orts, noch in zu großer Nähe: jenes, weil veraltete Urkunden die Merkmale der Aechtheit verlieren, oder weil zu entfernte Gewohnheiten und Denkungsarten ihm fremd werden; dieſes, weil herrſchende Meinungen und Leidenſchaften ihn in ihren Wirbel hineinreiſſen, oder weil den Zeitgenoſſen, ſei's mit den bloßen Erſcheinungen beſchäftigt, ſei's von den handelnden Perſonen getäuſcht, weder Zeit noch Mittel bleibt, die Begebenheiten bis zu ihren wahren Quellen zu verfolgen. Allein unter jeden Umſtänden iſt dem Beobachter erlaubt, aus dieſer Menge in einander geſchlungner Triebfedern nach ſeiner Einſicht die ſichtbarſten und wirkſamſten auszuleſen, und ihrer Verbindung mit dem Gang der Ereigniſſe nachzuſpüren.

Die franzöſiſche Staatsveränderung entwickelte ſich unerwartet und plötzlich. Es gab in den zwey letzten Jahren Zeitpunkte, wo man beinahe ſagen konnte, die Scene hätte nach einer einzigen Umwälzung eine

ganz

ganz andre Nation beleuchtet. Allein unvorbereitet geſchah nichts, und von Zeit zu Zeit war der ſcharfe Blick einiger Staatsmänner und Weiſen durch den dichten Nebel gedrungen, und hatte die nahe große Verändrung vorausgeſagt. Nun ſie erfolgt iſt, iſt es leichter geworden, ihre Urſachen wahrzunehmen, und das Auge des Beobachters verweilt zuweilen mit erſtauntem Nachdenken auf Erſcheinungen, über die ſein Blick ehmals unachtſam hingleitete.

Lange waren die Könige von Frankreich nicht viel mehr, als die Lehnsherrn mächtiger und beinah' unabhängiger Vaſallen geweſen. Der Staat ward nach Geſetzen regiert, welche die verſchiednen Bedürfniſſe, Sitten und Meinungen verſchiedner Nationen verſchieden gebildet hatten. Einige, aus den Zeiten der erſten Gleichheit übrig geblieben, beſonders derjenigen, welche in den germaniſchen Wäldern lange beſtanden war, und durch Gewohnheit und Alterthum geheiligt, ſtanden immer höher, als die königliche Macht: Andre, vom Rechte des Stärkern hergeleitet, oder auf Unwiſſenheit und Aberglauben geſtüzt, beleidigten die edelſten Rechte des Menſchen und des Bürgers. Alle, dunkeln und ungewiſſen Urſprungs, und Bruchſtücke zertrümmerter Verfaſſungen, hatten keinen gültigen Bürgen ihrer Weisheit und ihrer Dauer. Daher ſah der Staat, einer feſten Grundlage beraubt, die Macht des Monarchen bald zu einer ungeheuren Höhe emporſteigen, bald

zu

zu einer ſchimpflichen Tiefe ſich erniedrigen, und die allgemeine Unwiſſenheit, unter der Laſt ihrer Vorurtheile zu Boden gedrückt, griff im Finſtern nach unſichern Verbeſſerungs-Mitteln.

Um den Uebermuth der Vaſallen zu dämpfen, war den Königen äußre Hülfe nöthig, und ſie fanden ſie in den unterdrückten Gemeinen, jener zahlreichen Menſchen-Klaſſe, welche aus den Einwohnern der Dörfer und der Städte beſtand. Denn von ihren feſten Schlöſſern aus herrſchten über ſie die ſtolzen Nachkommen jener wilden Eroberer Galliens, und hielten ſie in den Feſſeln einer harten Leibeigenſchaft. Handwerke, Landbau und Handel, die nützlichſten und unentbehrlichſten Verrichtungen der Geſellſchaft, waren in dieſem rohen Zeitalter zur Schande geworden, und denen, die ſie ausübten, ließ des Lehnsherrn kriegeriſcher Trotz kaum noch das Andenken an die Rechte der Menſchheit. Weil die Könige des Beiſtands der Gemeinen bedurften, ſo boten ſie den Gemeinen den ihrigen. Daher neue Vorrechte für die Städte, nicht ſelten mit Geld erkauft, obgleich ſie nach dem Willen der Natur niemals konnten veräußert werden, und Zulaſſung des Bürgerſtands in die Verſammlungen der Nation. Die Gränz-Provinzen vereinigten ſich nur nach und nach mit der Maſſe des Reichs, und behielten eigne Vorrechte und eine eigne Verwaltung.

So lange die Edlen Deſpoten waren in ihren Gebieten, waren die Könige Wohlthäter des Volks, und jener Demüthigung dieſer beiden gemeinſchaftliches Intereſſe. Daher die alte Liebe der franzöſiſchen Nation für ihren König, und dieſes Namens magiſche Kraft. Im Herzen des Volks eingewurzelte Begriffe erhalten ſich, weil kein Nachdenken ſie an die Reihe der Urſachen und Folgen knüpft, lange, nachdem ihre Wirklichkeit aufgehört hat, und oft hab' ich in der Mitte proteſtantiſcher Länder ſagen hören, der Pabſt ſei der erſte der Potentaten, von Menſchen, denen die päbſtliche Religion ein Gräuel war.

Seit dem **Kardinal von Richelieu**, hörte dieß gemeinſchaftliche Intereſſe des Volks und der Könige auf. Die Großen und Edlen, zu der allgemeinen Unterwerfung herabgewürdigt, waren nicht mehr furchtbar dem Monarchen, aber ſie blieben furchtbar dem Bürgerſtande. Die königliche Uebermacht hatt' ihnen die Vorrechte gelaſſen, welche nicht unmittelbar die Krone berührten, weil eine Verbeſſerung, auf Menſchenrecht und Freiheit gegründet, gefährlich iſt für den, der ſich ſelbſt nicht ihr unterwerfen will. Das Vorurtheil der Geburt ſtellte ſie immer noch hoch über die unadliche Klaſſe, und ſie umringten die Stufen des Throns, nicht, weil ihre Gegenwart ihren Gehorſam zu verbürgen ſchien, während die wollüſtigen Sitten des Hofs ihre trotzige Unbiegſamkeit zähmten, ſondern, weil man glaubte, daß edle Namen nothwendig wären, ſeinen Glanz zu vermehren. So befanden ſie

ſich

ſich ausſchließend an der Quelle der Ehrenſtellen und der Belohnungen: Denn der Monarch kann nicht allein herrſchen: Er wählt die Vollſtrecker ſeines Willens bei denen, die ihm am nächſten ſtehn, in der Sphäre des Hofs, über welche ſein Auge ſelten hinausreicht. Alsdenn bildet ſich eine furchtbare, alles verſchlingende Ariſtocratie, die das einzige Organ des Fürſten wird. Alle Laſter und alle Ungerechtigkeiten ſtürzen auf die Schultern des in der Entfernung ſeufzenden Volks, und der Deſpote, in einem beſtändigen Wahnſinn, hat nichts angelegners, als den Baum umzuhauen, von dem er die Früchte verlangt. *)

Dieß war die Lage Frankreichs während der letzten anderthalb Jahrhunderte. Die privilegirten Klaſſen blieben im Beſitz ihrer Vorrechte, wenn gleich aller Vorwand ihrer Gültigkeit mit den Dienſten aufgehört hatte,

---

*) Zu dem Adel geſellte ſich die Geiſtlichkeit. Gleich einem ungleichartigen Metall, hatte ſie ſeit lange von der Maſſe des Bürgerſtandes ſich losgewickelt, und die Ausleger übernatürlicher Geheimniſſe ſtanden bald nicht nur an der Seite, ſondern an der Spitze des vornehmſten Standes, weil es damals ungereimt ſchien, daß göttliches Anſehen unter dem menſchlichen ſtände, und weil es bei der allgemeinen Unwiſſenheit einem verehrten Schatten von Kenntniſſen leicht ward, zuweilen durch wirkliche Dienſte die Gemüther zu gewinnen, noch häufiger durch die gewaltigen Triebfedern der Hofnung oder der Furcht, ſie zu unterjochen.

hatte, zu welchen ihr Genuß ehmals verpflichtete. Der Staat hatte die Unterhaltung der Armen übernommen, und die Geiſtlichkeit behielt ihre Reichthümer. Der Staat beſoldete mächtige Heere, und der Adel blieb ſteuerfrei. Wären die Edlen nicht zuweilen Opfer des nemlichen Vorurtheils geweſen, das ſie auf eine ſo hohe Stufe emporhob, ſo hätten ſie mit leichter Mühe den Bürgerſtand noch von andern Vortheilen verdrängt, die ihm ausſchließend blieben, weil der Adel ſie unter ſeiner Würde glaubte. Allein während Künſte und Handel für die bemittelte Bürgerklaſſe noch immer reiche Hülfsquellen öfneten, ward der ärmere Landmann der Raub der grauſamſten Unterdrückung. Er zog das Loos für Kriegsdienſte, in welchen er mit dem Adel immer die Gefahr, aber niemals Ehrenſtellen und Belohnungen theilte, und bezahlte mit blutvermiſchtem Schweis den ungeheuern Prachtaufwand müßiger Großen. Man kennt den Bauer, der Rouſſeau auf ſeinen Wanderungen erſt aus Mistrauen verſchimmeltes Brod auftiſchte, und ſeinen Wein und ſeinen Käſe nur dann gaſtfreundlich hervorlangte, da er verſichert war, keinem Diener gieriger Finanzpachter Vorwand zu Erhöhung ſeiner Steuer zu geben. Man kennt den Ausruf eines andern, der ſich einen Nagel in den Fuß trat: Welch Glück, daß ich in dieſem Augenblick keine Schuhe trug! Wenn von ſechs und zwanzig Millionen auch nur Einem das Elend ein ſolches Wort abnöthigt, dann iſt es Zeit, daß die Unterdrückung endige.

Nicht

Nicht alle Glieder der privilegirten Klaſſen genoſſen dergleichen Vortheile. Freiheit von Steuern und von gewiſſen andern öffentlichen Laſten war ihr einziges Vorrecht, während auf diejenigen, welche Zufall oder Gunſt an die Stufen des Throns geſchleudert hatten, Ehre, und was in Ländern, wo Prachtaufwand zum täglichen Bedürfniß wird, noch mehr verlangt wird, als Ehre, Gold in unmäßiger Verſchwendung herunterſtröhmte. Die, welche ſich an der Mündung der Kanäle befanden, leiteten ihre Ausflüſſe zuerſt auf ſich ſelbſt und auf ihre Familien, mit deſto mehr Eifer, je weniger ſie auf ihrer unſichern Höhe Zeit zu verlieren hatten, um vom günſtigen Augenblicke Vortheil zu ziehn. Es iſt wahr, je mehr die Bedürfniſſe ſich vervielfältigten, und je größer die Zahl der Glieder des Adels ward, die vom Staat ihre Befriedigung erwarteten, um ſo ſtrenger hatte man den Bürgerſtand von allen Stellen, die zur Ehre und zu Belohnungen führten, auszuſchließen geſucht. Die höhere Staatsverwaltung war längſt in den Händen des Adels. Zu den großen geiſtlichen Stellen, oder zu jenen reichen Abteyen, die ohne Amt unermeßliche Einkünfte geben, beförderte faſt niemals Verdienſt, und faſt immer Geburt: Gerad' in den neuſten Zeiten hatte die Ariſtocratie die kühnſten Schritte gewagt. Tief unten in der militäriſchen Rangordnung hatte ſie für unadlichen Muth und unadliches Verdienſt eine Gränzlinie gezogen, die ſie nicht überſchreiten konnten, und mit unerhörter Schamloſigkeit hatte ſie angefangen, dem Bürgerſtand den Eintritt in die höhere Gerichtshöfe zu verſagen, die ehmals ganz mit ſeinen Gliedern gefüllt waren. Allein alles dieß reichte bei der immer ſteigenden Sittenverderbniß nicht hin, für die immer mehr ſich ausbreitende Verſchwendung: Summen von unverhältnismäßiger Größe wurden der Raub Einzelner Günſtlinge, und die, welche das ungünſtige Glück von den großen Goldquellen entfernt hielt, zogen vom Glanz ihres Namens nur ſehr unbeträchtliche Vortheile. Der Adel in den Provinzen beſonders, dem lange Kriegsdienſte nicht immer die gehofte Belohnung erwarben, oder deſſen Güter durch Vermehrung der Familien in kleinere Theile zerfielen, ſah ſich oft der Mittel eines hinreichenden Unterhalts beraubt, und dankte ſeiner Geburt nichts als den unfruchtbaren Stolz oder die ungewiſſen Hofnungen einer Zulaſſungs-Fähigkeit, die dem Bürgerſtande verſagt war, ohne die unerſchöpflichen Hülfsmittel, die dieſem offen ſtanden, Handlung und Finanzen. Wo Künſte, Wiſſenſchaften und Gewerbſamkeit herrſchen, wo der Bürger nicht für den Staat, und eben daher mit unedler Selbſtſüchtigkeit nur für ſich ſelbſt lebt, iſt Reichthum immer die weſentlichſte Quelle der Genüſſe. Daher in Frankreich die Herablaſſung ſo mancher Glieder der privilegirten Klaſſe zur unprivilegirten, und die Misheirathen, die, gleich einer Pumpe, das Gold aus den untern Regionen in die höhere emporhoben. Zugleich hatte troz

dem

dem immer vorhandnen Adelſtolz Sittenverfeinerung und eine der franzöſiſchen Nation eigne gefällige Höflichkeit ſich über die höhern, wie über die niederen Stände verbreitet. Eine nothwendige Folge von beydem war, daß die Gränzlinien zwiſchen den verſchiednen Klaſſen weniger merklich wurden, und hin und wieder in einander zerfloſſen.

Allein der bürgerliche Reichthum, ſtolz und anmaßend, wie der Reichthum überall, und der Erfüllung ſeiner Wünſche gewiß, verſchmähte ſeine abgeſonderte Stufe. Er bemühte ſich, jene ehrenvolle Ausnahmen durch Geld zu erhalten, die nicht verdienter durch Geburt erhalten werden. Von Zeit zu Zeit trat ein Theil der reichen Bürger in die Zahl der Adlichen über, und die Summe derer, die zu den Bedürfniſſen des Staats beitrugen, ward auf eine mehr oder minder läſtige Art nach der Verfaſſung der Provinzen, *) aber immer verringert. Alle Staatsbedürfniſſe ſtiegen zu gleicher Zeit zu einer ungeheuern Höhe, und weit über dem Verhältniß des immer ſich vermindernden wah-

---

*) Die Steuer wird in Frankreich auf doppelte Art entrichtet: In einigen Provinzen iſt ſie reell, das heiſt, gewiſſe Güter entrichten ſie, und gewiſſe Güter ſind frei, mag ſie ein Adlicher oder ein Unadlicher beſitzen: In den meiſten iſt ſie perſönlich, das heiſt, die Güter ſind ſteuerfrei oder der Steuer unterworfen, je nachdem ſie von einem Adlichen oder Unadlichen beſeſſen werden.

ren Preiſes von Silber und Geld, weil die perſönlichen Bedürfniſſe derer, die ſie verwalteten, unermeßlich waren, weil der freſſendſte Prachtaufwand nicht auf Dinge verwendet wurde, die wahren Werth und Dauer hatten, wie Gebäude, Gärten und Landgüter, ſondern auf unzählige Kleinigkeiten, die ihren Werth dem Eigenſinn dankten, ihre Dauer von der unbeſtändigen Mode erwarteten, und kaum ſichtbar in der Verzierung eines einzigen Kabinets, Millionen verſchlangen. Die privilegirten Kaſten erhalten nur dann ſich in ihrem vollen Uebergewicht, wenn, wie in Indien, die Vermiſchung mit den tieferſtehenden unmöglich iſt, oder ſo lange das Vorurtheil, von dem ſie ihr Daſeyn erhalten, in ſeiner ganzen Kraft beſteht. In Deutſchland hat die Adelsklaſſe dem Bürgerſtand nicht ganz den Eintritt verwehren können, aber ſie hat zu Erhaltung ihrer Vorrechte den Eindringenden Schranken geſezt, die Ahnenprobe, die den Neugeſchafnen den Weg zu Stiftern und Orden verſchließt. In Frankreich war das Eintreten leichter, ſei's durch Geld, ſei's durch Bedienungen, und das Geſetz machte keinen Unterſchied zwiſchen altem Adel und neuem. Law's Syſtem allein hat aus den unterſten Klaſſen des Volkes vielleicht hunderte zu den glänzendſten Titeln des Adels erhoben, und ſeit lange theilen ſie ungeſtört die Ehre des Rangs und der Bedienungen mit denen, die vom unverfälſchteſten Blut ſeit Jahrhunderten ihren Urſprung herleiten. Es iſt wahr: das Vorurtheil war den Neuadlichen un-

gün-

günſtig von Seiten der Klaſſe, die ſie verließen, und von Seiten derjenigen, in die ſie eintraten. Allein die Verachtung derer, die, wiewohl kaum dem Bürgerſtand entronnen, dennoch bald alle weſentliche Vorrechte der privilegirten Kaſte erhielten, erzeugte nach und nach Nichtachtung der Kaſte ſelbſt, und alsdenn blieb ihr nichts von ihrem ehmaligen Glanz', als der allgemeine Unwillen der unprivilegirten. Allein man hat einen ſolchen Haß Jahrhunderte dauern ſehen, ohne daß er ſich durch einen plötzlichen oder gewaltſamen Ausbruch Luft gemacht hätte. Das folgt klar aus dieſer Darſtellung, daß jene indiſche Dummheit, welche ihre Herabwürdigung natürlichen oder göttlichen Urſprungs wähnt, dem Bürgerſtand in Frankreich nicht mehr vorgeworfen werden konnte, und daß ein großer Theil des Adels ſelbſt, durch die Anmaßungen einer Ariſtokratie, die ihn ausſchloß, mit den bürgerlichen vermengt, einer Staatsveränderung mit Sehnſucht entgegenſah. Von ihr war Schutz gegen die gemeinſchaftliche Unterdrückung zu hoffen, und niemand fürchtete damals den Verluſt alter, mit den Wurzeln des Staats verſchlungner Vorrechte, weil niemand den plötzlichen Sturz der ganzen Verfaſſung vorausſah.

Bei dieſer unnatürlichen Ungleichheit der Rechte lag ſchwer auf allen das gleiche Joch. Nur diejenigen Staatsgeſetze blieben unangefochten, welche der willführlichen Gewalt keinen Zügel anlegten. Diejenigen

Provinzen beſonders, welchen, als urſprünglichen Beſtandtheilen des franzöſiſchen Reichs, kein Vereinigungs-Vertrag mit der Krone eine Schutzwehre gegen den Deſpotiſmus gelaſſen hatte, erlagen unter der unerträglichen Bürde von Auflagen und von Miniſter-Willkühr. Nur wenig dienten ſelbſt den andern Ländern jene Dämme, welche Beſtechung oder offenbare Gewalt immer durchzubrechen vermochten. Denn der Widerſtand einer Einzelnen Provinz in einem weitausgedehnten Reich iſt immer unkräftig, weil dem Monarchen die überwiegenden Kräfte der andern zu Gebot ſtehn, und weil diejenigen ſelbſt, welchen ſolcher Rechte Vertheidigung obliegt, in der Furcht vor einer drückenden Ungnade, oder in der Hofnung auf Belohnung, allzumächtige Reizungen haben, ſie aufzuopfern. Alle Grundſätze der Geſetzgebung, alle Anordnungen der Staatsverwaltung ſchwankten beſtändig in einer unſtäten, ungleichförmigen Bewegung, je nachdem immer wechſelnde Staatsbediente den kraftloſen Willen des Monarchen lenkten. Urtheile ohne Formen, Verhaftungen ohne Prozeß, waren in Frankreich gleich geltend dem türkiſchen Fetfa, und diejenigen, welche von den furchtbaren Waffen der Staatsoberherrſchaft einen kurzen gewaltſamen Gebrauch gemacht hatten, wurden ſelbſt ihr Opfer nach ihrem Fall. Menſchen von jedem Range, gleich ungerecht für Verbrechen, oder für Verdienſte geſtraft, oder für Vergehungen gezüchtigt, die, zuweilen aus weiter Ferne, den Günſtling beleidigten, verſeufzten ungetheilte oder ungekannte Klagen zu Vincennes und in der Baſtille, oder in einer unerträglichen Verweiſung, und die zahlreichſte und nützlichſte Klaſſe, zwar vor Blitzen, die unmittelbar vom Thron ausſtrömten, durch ihre Entfernung ſicher, war es deſto minder vor grauſamen Bedrückungen zügelloſer Unterdeſpoten, und ſchien mehr und mehr fühllos zu werden gegen lange gewohntes Elend, oder ſeine höchſte Stufe zu erwarten, um mit den Kräften der Verzweiflung loszubrechen.

Die Uebermacht, auf Ungerechtigkeiten und Misbräuche geſtüzt, bedarf, um ſich zu erhalten, neuer Misbräuche und neuer Ungerechtigkeiten. Einmal jenſeits der Schranken der Geſetze, wird ſie durch ihre eigne Schnellkraft immer näher an den Abgrund hingeriſſen, in den ſie früher oder ſpäter ſtürzen muß. Die Sitten des Hofs entarteten in eine ſchaamloſe Ausgelaſſenheit, die Ehre war nichts mehr als ein falſcher Begriff, die Verſchwendung war ohne Gränzen, und das Wohl des Staats diente blos zum Vorwand neuer Bedrückungen. Zwar hatte Mangel an Energie bei mildern Sitten jene große Verbrechen, wie die große Tugenden, geächtet, welche das Zeitalter einer Katharine von Medicis auszeichneten: aber alle niedrige, verächtliche Laſter herrſchten um ſo ausgebreiteter, und einige trugen ſogar die Schminke der Liebenswürdigkeit. Von da bis zu ſchwarzen Verbrechen war nur ein Schritt, und dieſer Schritt konnte tief verdorbnen Seelen keine Bedenklichkeit koſten, ſobald das triumphierende Laſter gefährlichen Widerſtand fand. Seine einzige Vorſicht, der Gefahr auszuweichen, war, den tugendhaften Mann von den Geſchäften des Staats zu entfernen, oder, wenn er irgend einmal in dieſe verwirrte Sphären eintrat, durch Schwierigkeiten und durch Verläumdungen ihn muthlos zu machen.

Der franzöſiſche National-Charakter iſt, oder ſollen wir ſagen, war? nicht immer gutmüthiger, aber immer ungeſtümer, und nach dem erſten Ungeſtüm immer erkaltender Leichtſinn. Der Leichtſinn wählt unter den Gegenſtänden ſeiner flüchtigen Aufmerkſamkeit nicht die wichtigſten, ſondern die, welche ſich am erſten ihm darbieten. Seit lange hatte die Regierung das nämliche Schauſpiel gegeben. Die Laſter des Hofs erzeugten Verachtung, aber ſeine Uebermacht erzeugte Furcht. So geſchah's, daß die öffentlichen Angelegenheiten nicht anders betrachtet wurden, als von Seiten des Lächerlichen. Ein Miniſterwechſel und das Erſcheinen eines neuen Schauſpielers waren von gleicher Wichtigkeit. Da keiner bedeutend fürs Vaterland ſeyn konnte, lebte jeder für ſich, und eine furchtbare Selbſtſucht bemächtigte ſich aller Stände. Der gröſſere Theil der Nation, eitel auf ehmalige Siege, und gegen neuere Demüthigungen gleichgültig, war in träger Unkenntniß aller Rechte des Staatsbürger noch ſtolz auf ſeine Feſſeln, und der beſſere Theil tröſtete ſich über die Gebrechen der Staatsverwaltung bei den Denkmalen franzöſiſcher Kunſt und bei den Triumphen der Litteratur. Frivolität und Perſiflage, Dinge, für welche deutſche Sprache keine Ausdrücke kennt, wiewohl deutſche Biederkeit ſeit lange ihr Eindringen auf deutſchem Boden beſeufzt, wurden der Ton der guten Geſellſchaft. Selbſt da ein politiſcher Schwindelgeiſt ſich beinahe der ganzen Nation bemächtigt hatte, widerſtand dieſer Ton hin und wieder dem allgemeinen Wirbel. „Wir wollen bezahlen, wir wollen unſre Mätreſſen heirathen, ſagten die liebenswürdigen jungen Herrn,„ aber man ruf' uns Eſtellens ſchöne Tage zurück. *) Auf der andern Seite, wenn einmal irgend eine unerwartete Begebenheit dieſen Leichtſinn und dieſen Ungeſtüm auf Gegenſtände der Regierung hinzog, wenn die allgewaltige Mode Theilnehmung an Staatsangelegenheiten zum Geſetz machte, ſo war eine Gährung zu fürchten, die leichter oder ſchwerer zu beſänftigen ſeyn mußte, nach der Wendung der Umſtände. Da Ludwig XV im Jahr 1756 ſeine Parlemente bekriegte, wäre vielleicht das allgemeine Misvergnügen der Hauptſtadt in öffentlichen Aufſtand ausgebrochen, ohne den Streit über die italieniſche Muſik. **) Der Verfaſſer des Dorfwahrſagers und des geſellſchaftlichen

Ver-

---

*) Stella, ein Schäferroman vom Ritter von Florian.

**) Siehe die neuen Bekenntniſſe Johann Jakob Rouſſeaus.

Vertrags sollte vielleicht nach dem Rathe des Schickſals in ſeinem Leben das Verdienſt haben, durch das erſte dieſer Werke eine noch unreife Staatsverändrung zu erſticken, um durch das andre ſie nach ſeinem Tod auf unerſchütterliche Säulen zu gründen.

Dieß iſt das Gemählde der Regierung Ludwig XV, und zum Theil der gegenwärtigen. Nichts verkündigte den nahen Sturz der willkührlichen Gewalt. Gerade ſo unerſchütterlich ſchien die päbſtliche Hierarchie nach ehmaligen Kämpfen, im Augenblick, da ein bloßer Mönch aufſtand, das ungeheure Gebäude in ſeinen Grundveſten zu erſchüttern, und ſeine mächtigſte Stützen niederzureiſſen. Ihre Macht, wie die des Despotismus, ſtützte ſich aufs Vorurtheil der größern Zahl, und auf den Eigennutz der geringern. Alexander VI unmenſchliche Laſter hatten das Vorurtheil mit ſich ſelbſt in Widerſpruch geſezt, und die aufflammenden Wiſſenſchaften hatten in ſeine Nacht einen Lichtſtrahl geworfen. Zwiſchen dem Sturz der willkührlichen geiſtlichen und weltlichen Macht eine Parallele zu ziehn, wäre leicht und an lehrreichen Betrachtungen fruchtbar, aber ſie zu vollenden, müßte man noch einige Jahre abwarten.

England war ſeit einem halben Jahrhunderte das Muſter einer freien, glücklichen Staatsverfaſſung, wie es die erſte chriſtliche Kirche für eine beßre Religionseinrichtung geweſen war, und Einzelne unbemerkte Re-

publi-

publiken, wie ehmals zerſtreute Waldenſer-Gemeinden, bewahrten in ihrem friedlichen Schoos die heiligen Rechte der Freiheit. Auch in den alten Denkmalen der griechiſchen und römiſchen Geſchichte fanden ſich große Maximen und große Beiſpiele. Allein kein menſchlicher Geiſt hatte noch die ſchwere Kunſt, Staaten zu gründen und zu erhalten, dem Naturgeſetz und den allgemeinen Rechten der Menſchheit gemäs, oder, um das Licht durch den Schatten zu erhöhn, ſelbſt aus dem Geſichtspunkt einer unrechtmäßigen Gewalt, auf feſte Grundregeln zurückgeführt, nach allgemein anwendbaren Grundſätzen die Urſachen des Steigens und Fallens der Nationen entwickelt, und, was am neuſten und am weſentlichſten war, die verſchiednen Ausflüſſe der National-Oberherrſchaft von einander abgeſondert: Frankreich beſonders ſah mit gleichgültiger Unwiſſenheit oder mit eiferſüchtiger Nichtachtung in Athen nur den Triumph der Wiſſenſchaften und Künſte, in Rom nur den Glanz der Eroberungen, und in Weſtmünſter nur die Kämpfe der Whigs und der Torry's, bis Montesquieu mit ſeinem Geiſt der Geſetze ans Licht trat.

Unter Ludwig XVI hatten ſchöne Wiſſenſchaften und Dichtkunſt einen ſchnellen, kühnen Schwung genommen; wie unter Auguſt eine willkührliche Regierung ihnen günſtig geweſen war, weil ſie einen Schein von Freiheit gewährte, ohne dieſer Freiheit un-

geſtü-

geſtüme Bewegungen, und weil Sittenverfeinerung und der wollüſtige Gebrauch der Reichthümer den Geſchmack bilden, und das Talent entwickeln: ſo brachten ähnliche Umſtände unter dem franzöſiſchen Eroberer ähnliche Wirkung hervor. Sein ungründlicher Ruhm, der in der getäuſchten Nation eine zufriedne Reſignation über die Staatsangelegenheiten hervorbrachte, und ſeine eiferſüchtige Unumſchränktheit, die eine völlige Ergebung erzwang, erlaubten der Litteratur nicht, Geſchichte und Staatsverwaltung ihrem Gebiete beizugeſellen. Niemand hatte noch dran gedacht, die Verfeinerung der Sprache und des Geſchmacks für allgemeine Aufklärung und für Vertheidigung der Rechte der Vernunft und der Menſchheit anzuwenden, bis **Voltäre**, deſſen auſſerordentlicher Geiſt alle Sphären der Litteratur umfaßte, noch mit dieſer ſchönen Eroberung ſie bereicherte.

Die Philoſophie, auf Beobachtung und Erfahrung geſtüzt, fieng an, ihr Licht auf alle Klaſſen und Stände zu werfen. Mit ihrer Hülfe wurden Vorurtheile angegriffen, oder geſchwächt, oder verdrängt, die ſich ſeit Jahrhunderten unverletzlich erhalten hatten. Man ahndete und verdammte Misbräuche jeder Art. Allein noch niemand hatte den Muth gehabt, das Uebel bis zu ſeinen tiefſten Wurzeln zu verfolgen, und die Heilungsmittel aus den erſten Quellen der Natur zu ſchöpfen: Niemand hatte noch, Tugend und Wahrheit, und Einfalt zu verſchönern, oder Irrthum und Laſter, und

ihre

ihre Folgen, menſchliches Elend, bis in ihre verborgenſte Gänge zu verfolgen, allen Reiz und alle Stärke der Sprache, des Witzes und der Empfindung, mit dem Enthuſiasmus einer unwiderſtehlichen Beredſamkeit angewandt, bis Rouſſeau den Beruf, die Menſchheit zu unterrichten, in ſeinem Herzen fand.

Newton war der Geſetzgeber für die phyſiſche Welt geweſen: Montesquieu ward es für die politiſche: Jener entdeckte ſeine Geſetze im ewiggleichen Lauf der Natur: Dieſer erfand die ſeinige im unſtäten Gang menſchlicher Leidenſchaften und Meinungen. Glücklicher, als Ariſtoteles in ſeiner Theorie, weiſer, als beinah alle Nationen in der Ausführung, zeigt' er zuerſt mit Scharfſinn und Klarheit die Abſonderung der Gewalten, und dieſe einzige Idee macht' ihn zum Wohlthäter des Menſchengeſchlechts. Allein auch das Genie, welches mit hoher Kraft eine neue Bahn bricht, bleibt immer eingeſchloſſen in die Gränzen menſchlicher Schwäche: Das Werk der erſten Erfinder trägt immer das Gepräge der Unvollkommenheit, und iſt doch weit erhaben an Verdienſt über vollkommnere Nachahmungen, weil Erfinden das Schwerſte iſt. Oft war Montesquieu bloßer Beobachter deſſen, was geſchieht, ſtatt Geſetzgeber zu ſeyn für das, was geſchehn ſollte. Frankreich iſt ihm das Muſter einer Monarchie, und in dieſem Muſter hat er nur eine gemilderte Art des Deſpotismus dargeſtellt. Ehre iſt ihre Triebfeder, und dieſe Ehre iſt der Tugend entgegengeſetzt! Stände, die tiefer als der Monarch, und höher als das Volk ſtehn, ſind in ihr unentbehrlich: Als ob ihre Glieder zu Unterdrückung der Nation nicht mit dem Monarchen ſich vereinigen könnten! Als ob es leichter wäre, daß von einem alle unterdrückt würden, als von mehrern die meiſten: Als ob im Erſten Fall der Wille aller nicht ſogleich der Unterdrückung ein Ende machte, während im andern der Wille vieler den Sieg mühſamer und ſeltner erhält! Nicht ſelten ſpricht in ſeinem Buche nicht der philoſophiſche Schriftſteller, ſondern der Präſident eines ſouveränen Gerichtshofs: So ſehr iſt es auch großen Männern ſchwer, von den Irrthümern ihrer Zeit und von den Vorurtheilen ihres Standes ſich loszureiſſen, beſonders wenn perſönliches Urtheil die Bande noch feſter geknüpft hat! Allein es iſt rühmlicher, und vielleicht richtiger, zu ſagen, Montesquieu wäre reich genug an Geiſteskraft und Scharfſinn geweſen, um aus ſeinen großen Grundſätzen manche jener kühnen Wahrheiten herzuleiten, die man nachher aus ihnen entwickelt hat: allein, zu weiſe, um Märtirer-Ehre zu buhlen, zog er vor, für ſein Zeitalter unter den Wahrheiten, die ſein Stoff darbot, eine Wahl zu treffen, und nur diejenige auszuwählen, die es vertragen konnte: daher wurden von ihm Vorurtheile unangetaſtet gelaſſen, deren Kundmachung ihn ſelbſt der Verfolgung preisgegeben, und vielleicht die Ruhe des Staats geſtört hätte. In ſeinem Munde gleicht die

Schil-

Schilderung der franzöſiſchen Staatsverfaſſung einer Satire mehr, als einer Anpreiſung, und denen, die in ſeinen Geiſt eindrangen, war es ſchwer, ſich über ſeine wahre Abſicht zu täuſchen: Für ſie war die engliſche Konſtitution das Muſter einer ächten Monarchie; auch war es dieſe Monarchie, die Montesquieu mit Vorliebe darſtellte, und mit Bewunderung anpries. Gewiß iſt, daß Montesquieu für das Studium der Staatsverfaſſungen und für die Entdeckung ihrer Gebrechen der franzöſiſchen Nation und dem ganzen Europa gleichſam einen neuen Sinn ſchuf. Die Engliſche vorzüglich ward ſeitdem mit allgemeiner Theilnehmung bewundert oder getadelt, und in beiden Fällen geprüft. Beſonders in den neuern Zeiten ſtiegen Delolme, Livingſton auf die Schultern ihres großen Vorgängers, und entwickelten einen ſeltnen Scharfſinn, jener, um ihre Vorzüge, dieſer, um ihre Mängel zu zeigen. Man kann ſagen, ohne Montesquieu wäre die franzöſiſche Staatsveränderung niemals zu Stande gekommen, aber blos nach ſeinen Grundſätzen ausgeführt, wäre ſie tiefer unter der Vollkommenheit geblieben, als ſie gegenwärtig zu ſtehn ſcheint. Seine Lehrſätze verdammten die Tilgung des Unterſchieds der Stände; auch hielten ſie dieſes Unterſchieds Vertheidiger ihren Gegnern gleich einer Aegide vor: Mächtigere Waffen zertrümmerten die Aegide, und dieſe Waffen reichte Rouſſeau. Ehe Rouſſeau noch ſeinen geſellſchaftlichen Vertrag gegeben hatte, waren Voltärens Verſuche über die Weltgeſchichte, ſein Jahrhundert Ludwigs XIV und XV, ſeine Henriade, ſeine Trauerſpiele erſchienen. Alle dieſe Werke, voll lichter und freier Grundſätze, mit jener Leichtigkeit gearbeitet, welche die Grazie des Genie's iſt, empfahlen ſich durch ihre Anmuth der Bewunderung der Menge, die Philoſophie verlor unter ſeiner Hand ihren tiefen, abſchreckenden Ernſt, und ſchien ſich mit anziehender Liebenswürdigkeit der Faſſungskraft des größern Haufens zu nähern. Sein unwiderſtehlicher Spott bekriegte mit tödtlichen Waffen alle Arten von Vorurtheilen in den Sitten, in der Litteratur, im Staat, in der Religion, und die Wahrheit ſelbſt, wenn er ſie unglücklicherweiſe mit Vorurtheilen verkettet fand. Sein Umgang mit Großen, und ſelbſt mit Königen, die Erfahrungen eines langen, immer thätigen Lebens erweiterten den Umfang ſeiner Staatskenntniſſe, und von ſeinem ländlichen Aufenthalt aus wirkt' er zuweilen auf die Regierung der Völker. Ein ſolcher Geiſt war gemacht, eine Zukunft, welche die Merkzeichen ſeines Einfluſſes tragen ſollte, vorauszuſehn, und er ſah ſie. *) Nur hät-

te

---

*) Im J. 1764. ſchrieb Voltäre an den Marquis von Chauvelin, damals franzöſiſchen Ambaſſadör im Haag: Alles, was ich ſehe, ſtreut den Saamen einer Revolution, die unausbleiblich erfolgen wird, und von der ich nicht die Freude haben werde, Zeuge zu ſeyn. Die Franzoſen gelangen zu allem etwas ſpät: Die Aufklärung hat ſich nach und nach ſo allgemein verbreitet, daß man bei der erſten Ge-

te vielleicht eine Aufklärung, die aus Voltärens Schriften allein hervorgegangen wäre, niemals eine Staatsveränderung zu Stande gebracht. Die Hand, welche ſich begnügt, Vorurtheile und Laſter von ihrer Höhe zu ſtürzen, und weder Wahrheit noch Tugend an ihre Stelle ſetzt, iſt nur zur Hälfte wohlthätig, und oft gefährlich; noch gefährlicher alsdann, wenn ihre Waffen dienen können, Tugend und Wahrheit ſelber anzugreifen. Von dieſer Art ſind die Waffen des Lächerlichen. Es iſt wahr, Deſpotismus und Aberglauben, von ſeinem immer treffenden Spotte verfolgt, wurden ſchüchterner, und hoben minder trotzig ihre drohende Stirne. Allein für eine wahre Verbeſſerung, wo ſtandhafter Muth und Aufopfrung eigner Vortheile und Genüſſe unentbehrlich werden, gab **Voltäre** weder Eifer noch Kraft. Sein Werk iſt eine unempfindliche Selbſtſucht, für die nichts heilig iſt, als ihr perſönliches Wohl, und die mit falſcher Weisheit der Uebermacht oft ſchmeichelt, und immer nachgiebt. Sie begnügt ſich, wenn ſie den Druck herrſchender Vorurtheile ſich ſelbſt entzogen hat, mit verachtendem Spott, ohne jenen edlen, feurigen Haß, der fürs Wohl der Menſchheit aufglüht,

Gelegenheit losbrechen wird. Es wird ein ſchöner Lärm werden, und Glück zu unſerm jungen Volk: ſie werden Wunderdinge ſehn. Allgem. Korreſp. VII. Band, S. 315. Ausg. von Beaumarchais in 8vo.

ohne jene uneigennützige Thatkraft, die ihre eigne Glückſeligkeit nur in der Glückſeligkeit aller findet.

Ganz anders geſtimmt war die Seele des Bürgers von Genf. In ihr erregten Laſter und Vorurtheil niemals Spott, ſondern Unwillen oder Mitleiden; denn er ſah ſie mit menſchlichem Elend zu nahe verwandt. Er begnügte ſich nicht, ins Gebiete der Sitten und der Staatskunſt Streifzüge zu thun: Er beſuchte jede, noch ſo unwegſame Gegend. Sein Witz ſelber floß aus ſeinem Herzen, und dieſer Witz war bitter und ernſt. Er hatte die Menſchheit von der Wiege bis zum Grab, im häuslichen und im öffentlichen Leben, in Palläſten und unter dem Strohdach, immer in den Feſſeln der Irrthümer und des Elends geſehen: Sein für alle Arten von Leiden allzuempfänglicher Geiſt hatte mit ſo vielen eignen gekämpft, daß er, müde des allgemeinen Schickſals, ſich nach einer beſſern Ordnung der Dinge ſehnte, die ſeine düſtre Einbildungskraft nur im Gegentheil der gegenwärtigen ſah. Was die Genüſſe des Lebens macht, ſchien ihm auch die Laſter hervorzubringen, die es verbittern, und ſelbſt in den Quellen geiſtiger Vergnügungen ſah er nur neue Quellen des Jammers. Allein durch jene Strenge in Aufſuchung der Urſachen des menſchlichen Elends, wenn ſie gleich zuweilen, was unſchuldig oder unſchädlich war, in die Verdammung einſchloß, entgieng wenigſtens keines der wirklichen Uebel ſeinem ſcharfen, uner-

bitt-

bittlichen Blick, und der Ton ſeiner Ueberzeugung, weil er aus dem Herzen kam, drang unwiderſtehlich ans Herz. Daher hat Rouſſeau immer entweder enthuſiaſtiſche Bewundrer oder aufgebrachte Gegner gefunden, nach der verſchiednen Beſchaffenheit der Gemüther, welche die Flamme ſeiner Beredſamkeit entweder erwärmt oder verſengt. Sein Emil hat im häuslichen Leben und in der Erziehung eine Revolution hervorgebracht: Seine Julie hat auf Denkungsart und Sitten des geſellſchaftlichen Lebens mächtigen Einfluß gehabt: Er hat mehr Gutes gewirkt, als er hofte, weil die Menſchen beſſer ſind, als er glaubte: Denn mit heiliger Ehrfurcht für des Menſchen Würde ſah er die Menſchen unwiderbringlich verirrt und verloren im Labyrinth der geſellſchaftlichen Verfaſſung: Allein durch den nemlichen Widerſpruch, Kraft deſſen er die Wiſſenſchaften verdammte, und ihre glänzendſte Zierde war, erklärt er für unnatürlich und unheilbar den Stand der Geſellſchaft, und gab Geſetze für die Staatsverfaſſungen. Aus ſeinem Lieblingszuſtande der ungebundnen Natur trug er über in ſie den großen Lehrſatz der urſprünglichen Gleichheit; keine Schimäre, wenn er recht verſtanden wird, weil er mit der Ungleichheit der Fähigkeiten beſtehn kann, und die Einzige Grundlage guter Verfaſſungen, weil die natürliche Ungleichheit der Mittel, Gleichheit der Rechte um ſo nothwendiger macht. Niemals ahndete Rouſſeau, daß er ſeinen geſellſchaftlichen Vertrag für Frankreich geſchrieben hätte, und daß in einer Nation, die Wiſſenſchaften und Reichthümer liebte, noch Energie genung verborgen läge, um die Oberherrſchaft wieder an ſich zu ziehn, die ſeit ſo lang' ihr entriſſen war. Während er, Zeuge ihres Verfalls, ihren Tod voraus ſagte, hatte ſein hoher Geiſt in ſie neues Leben gehaucht. Nicht gleich anfangs, es iſt wahr, gehörten ſo tief geſuchte und gefundne Wahrheiten, ſo verſchieden von den herrſchenden Irrthümern, für die Faſſungskraft der größern Zahl: Auch geſtehn manche, erſt dann für ſie einen Sinn erhalten zu haben, da die Staatsveränderung ihnen Anſchaulichkeit und gleichſam einen Körper gegeben hatte. Allein es gab der empfänglichern Seelen manche, die in ſeiner Schule unbemerkt, hohe Weisheit und glühende Thatkraft ſammelten, und jene zween edle Jünglinge, *) die ehmals zu ſeiner Hütte wallfahrteten, um gegen ſeinen Umgang und die Uebung ſeiner Lehrſätze ihren Rang und ihre Güter zu vertauſchen, ſind nun unter den Erſten der Weiſen, welche Frankreichs glücklichere Zukunft vorbereiten.

Dieſen drei großen Männern dankte Frankreich die wohlthätige Erleuchtung, ohne welche die Staatsveränderung niemals aus der Nacht hervorgegangen wäre. Monteſquieu hat am unmittelbarſten, Voltäre am allgemeinſten, Rouſſeau am tiefſten gewirkt.

---

*) Die Herzoge von Rochefoucault und Liancourt.

wirkt. Ihnen zur Seite giengen oder in ihre Fußſtapfen traten noch manche Schriftſteller, vom Geiſte der Weltweisheit geleitet, oder von edler Vaterlandsliebe erwärmt. Unter ihnen ſind beſonders der kennenswürdige Raynal, der die Verheerungen des Europäiſchen Laſters in den fremden Welttheilen darſtellte, und, wohin er immer ſeine feurige Blicke trug, dem Fanatismus und der willkührlichen Gewalt ein Brandmal aufdrückte; und Mably, Rouſſeau's Freund, der mit ſtrengem Ernſt Prachtaufwand und unverhältnißmäßigen Reichthum bekriegte, durch das Chaos der entarteten franzöſiſchen Verfaſſung hindurch bis in die frühere Jahrhunderte die Spuren der Freiheit und der verſchwundnen Volksrechte verfolgte, der Nation in der Verſammlung der Generalſtaaten ihre große Hülfsquelle zeigte, und voll prophetiſchen Geiſtes fürchtete, nicht, ſie möchten zu ſchlaff, ſondern, ſie möchten zu thätig ſeyn.

Denn die öffentliche Meinung fieng mehr und mehr an, gegen den Druck der Vorurtheile und der Mißbräuche ſich aufzulehnen, und befeſtigte ſich trotz den Bemühungen des Deſpotismus. Umſonſt ſucht' er die Schriften, aus welchen Aufklärung hervorſtrömte, mit einer Schande zu brandmarken, deren Austheilung nicht in ſeiner Gewalt war: Umſonſt wurden ihre Verfaſſer aus Frankreichs Gränzen verbannt, oder in ſeinen Gränzen verfolgt. Seit alle Staaten Europa's durch die Bande des Handels und der Wiſſenſchaften unzertrennlich verbunden ſind, und ſeit die Buchdruckerkunſt allgemeine Mittheilung aller Meinungen, Entdeckungen und Begebenheiten durch tauſend Wege beſchleunigt, iſt es zwar möglich, den Gang der Aufklärung zu verzögern, aber niemals, ihn ganz zu hemmen. Erſt bemächtigt ſie ſich der Leſezimmer, dann der Geſellſchaften, und endlich des Volks. Zwar der erſte ungewohnte Schimmer, den ſie in die Dunkelheit wirft, wird am leichteſten und am ſchnellſten von ihren Feinden bemerkt, und das Signal eines wüthenden Angriffs, aber minder aus Kenntniß der Gefahr, als aus Gewohnheit einer übermüthigen Herrſchſucht, und weil unerwartete Helle die Augen ſchmerzt: Allein das Lärmgeſchrey, ſelber derjenigen, die ſich der Aufklärung entgegenſetzen, dient, ihr Licht weiter zu verbreiten, deſſen allmähliger Fortſchritt immer entweder unbemerkbarer oder gewohnter wird, und ſie zeigt ſich gewöhnlich erſt dann furchtbar dem ſtumpfen Blick derer, die ſie bedroht, wenn ſie, durch ihre innre Kraft unwiderſtehlich, ihre Feinde ſelbſt, beinah' ohn' es gewahr zu werden, in ihren Wirbel hineinreißt.

Sie hatte ſich zuerſt gegen Fanatismus und Aberglauben vereinigt, und über beide große Siege erfochten. Wie durch ein einziges heiliges Band alle Tugenden und alle Wahrheiten in einander verſchlungen ſind, ſo durch eine Einzige furchtbare Kette alle Laſter und alle Irrthümer. In deſpotiſchen Staaten geht immer Aberglauben zur Seite der willkührlichen Gewalt: der Prieſter und der Fürſt theilen gemeinſchaftlich den Raub ihrer Sklaven, jener oft dieſem furchtbar, aber immer nothwendig. Da, was für göttlich gehalten ward, angefochten wurde, war vor Angriffen minder ſicher, was, wiewohl auf vorgegebne göttliche Rechte geſtützt, menſchlicher ſchien. So bereitete ſich vor dem Richterſtuhl der öffentlichen Meinung für die Regierungsart eine Unterſuchung vor, von welcher ſie wahrſcheinlicherweiſe nicht zu ihrem Vortheil ſich loswickeln konnte. Allein unter den unzähligen Gegenſtänden, über welche die öffentliche Meinung anders zu entſcheiden anfieng, als ehmals, hatte ſie hier noch keinen beſonders ausgewählt, und durch ihre mannigfache und unbeſtimmte Richtung verlor ſie einen großen Theil ihrer Kraft. Noch hatte ſie nicht mit Erfolg über die Abgründe der Staatsverwaltung ihre Fackel geſchwungen: Sie ſchien zurück geſchreckt durch ihre Tiefe, und durch die drohende Eiferſucht ihrer Wächter. Endlich ſtand Necker auf, und ſein „Compte rendu„ ward zum Loſungswort.

Was öffentliche Meinung vermöge, und wie ſie das Palladium der Völker ſei, hat Necker zuerſt erkannt oder gelehrt, und der Gebrauch, den er ſelbſt, und den unter ſeiner Anleitung Frankreich davon zu machen wußte, hat dieſe große Lehre für alle Nation unwider-

leglich

leglich beſtätigt. In allen Zeiten hat man ſich dieſer Waffe bedient, aber nicht in allen hat man ihre Stärke gekannt, und ehmals war ſie nur zu oft in die gefährliche Hände unwürdiger Beſitzer gefallen. Alles wird heilig, was Neckers Hände berühren, und erhält das Gepräge hoher Weisheit und Tugend. *) Es ſchien ihm, daß nichts der Nation verborgen ſeyn müßte, was von der Nation kommt und für die Nation geſchieht. Ludwig XVI hatte zur Verheimlichung keine perſönliche Gründe, und er gewährte die Einwilligung, welche die dringende Beredſamkeit der Tugend ihm abfoderte, daß die Rechnung von den Staatseinkünften, dem Monarchen abgelegt, auch dem Volke kund würde. Nichts iſt ſo gerecht und ſo einfach, als dieſe Foderung. Aber nichts deſto weniger war ſie der kühnſte Schritt deſſen, der ſie that, weil ſie der erſte war, und unter allen Wohlthaten, die Frankreich und Europa ihm danken, um ihrer Folgen willen die größte: Denn falſche Grundſätze über Staatsgeheimniſſe, durch Unwiſſenheit erzeugt, und durch den Eigennutz der Verwalter genährt, hatten überall und während langer Jahrhunderte den Völkern die Kenntniß der Bedürfniſſe und der Hülfsmittel des Staats entzogen, und die willkührliche Macht hatte ſich ihre Schätzung und Vertheilung als ausſchließendes Vorrecht zugeeignet. Alle Freunde des öffentlichen Wohls in und auſſer

Frank-

---

*) Ueber Neckern wird ein eigner Artikel verſprochen.

Frankreich empfiengen mit Jauchzen dieſes große Geſchenk, während alle, die aus Vorurtheil oder Privateigennutz der Verheimlichung günſtig waren, laut über Entweihung ſchrien. Wenige kannten ſogleich den ganzen Werth des erhaltnen Geſchenks: Aber die Weiſere empfanden ihn, und bald ward ihr Beifall die Stimme des Volks. Ganz Frankreich ſtürzte nun los aufs Studium der Staatsverwaltung, wie auf eine neue Eroberung, und der Finanz-Kalkul ward zur Mode, ſelbſt unter dem Weibergeſchlecht. Sogar unwürdige Nachfolger des großen Miniſters, denen ihr Vorgänger weder ſeine Kenntniſſe, noch ſeine Uneigennützigkeit, noch ſeine Ehrfurcht für die Volksrechte gelaſſen hatte, wurden unbehutſame oder unfreiwillige Nachahmer ſeines Beiſpiels, und hielten für rathſamer, unter der leichten Hülle falſcher Beſchönigungen, vor den Augen der Nation ein Denkmal ihrer Irrthümer oder ihrer Untreue bloszuſtellen, als durch Verheimlichung dem öffentlichen Unwillen noch heftiger zu empören.

So erhielt Publizität in den Staatsangelegenheiten ihren erſten Triumph, und die öffentliche Meinung ihre erſte, entſcheidende Richtung. Jene ſtillſchweigende Anerkennung der Rechte der Nation ſchien ſie zur öffentlichen Zurückfoderung deſſen, was ihr ſeit lange gebührte, zu berechtigen, und nichts iſt gefährlicher für die willkührliche Gewalt, als ſelbſt einem geringen Theil ihrer Anmaſſungen freiwillig zu entſagen, in Zei-

ten,

ten, wo die menſchliche Vernunft der Prüfung fähig, und zu kühnen Unterſuchungen geſtimmt iſt. Auch vereinigen ſich die Stimmen der Freunde und der Feinde, zu ſagen, die Revolution datire vom Compte rendu. Publicität iſt der Tod des Deſpotismus: Denn ſie leitet die öffentliche Meinung. Der Marſchall von Richelieu hatte drei Regierungen geſehn: Er war ſieben und zwanzig Jahre lang deſpotiſcher Satrape der größten Provinz von Frankreich, und der Sittenverderber einer der blühendſten Handelsſtädte geweſen, und ſiebenzig Jahre lang ſchlauer, kriechender Höfling. Ludwig XVI wollte ſeine Meinung vernehmen über das dreifache Zeitalter, das der Marſchall geſehn hatte. Sire! ſagte dieſer, unter Ludwig XIV ſprach man kein Wort: Unter Ludwig XV ſprach man leiſe: Unter Ihrer Majeſtät ſpricht man laut.

In dieſer Lage der Dinge führte Frankreich den amerikaniſchen Krieg. Der graue Republikaner Franklin; den der konſequentere König von Schweden zu beſuchen ſich weigerte, weil, ſagt' er, Monarchen nicht erlaubt iſt, Menſchen dieſer Art zu lieben, hatte mit den deſpotiſchen Miniſtern eines deſpotiſchen Königs einen Bund geſchloſſen für die Freiheit der andern Halbkugel. Niemand täuſchte ſich über die Triebfedern dieſer großmüthigen Handlung: Denn der nemliche Monarch, der „das Joch Kolombens Söhnen abnahm, legt' es den armen Genfern auf.„ Allein während

Nach-

Rachſucht gegen Englands noch nicht vergeßne Siege, und die hohe Wahrſcheinlichkeit, ſeine trotzende Uebermacht zu demüthigen, dieſen Krieg erregten, hatte kein Miniſter ſeine entferntere Folgen berechnet. Weiſe Menſchenfreunde berechneten ſie: Denn ihr Blick umfaßt aus einer bequemen Entfernung das Ganze leidenſchaftloſer und ungehinderter, als das Auge des Staatsverwalters, der durch tauſend kleine Bedürfniſſe des Augenblicks zerſtreut, minder bekümmert iſt um das, was jenſeits des nahen Zieles liegt, das er ſich vorgeſteckt hat, und immer ſeinen Standpunkt verändert, weil er mit dem Strome der Begebenheiten fortſchwimmt, den er zu leiten ſtrebt. Seit lange, beſonders in unſerm deutſchen Vaterland, haben ehrwürdige Stimmen verkündigt, in Amerika liege der Keim Europäiſcher Freiheit. Dort bildete ſich La Fayette, der Freiheit Krieger und Redner: Dort ward die große Lehre gerechtfertigt, daß Aufſtand gegen Unterdrückung nicht Aufruhr ſei. Dort ſahn die franzöſiſche Krieger, und theilten die Begeiſterung eines zu neuern Leben erwachten Volks, jenes edle Schauſpiel, das ihr Vaterland nach ſo wenigen Jahren zu erneuern beſtimmt war. Sie waren Zeugen jener feierlichen Anerkennung der unveräuſſerlichen Rechte der Menſchheit, jener neuen Grundſätze einer ächten Staatsverfaſſung, aus Schriften ihrer Mitbürger geſchöpft, und jenſeits des atlantiſchen Ozeans in Anwendung und in Ausübung gebracht, aller jener verwickelten Materien

terien von Geſetzgebung und Geſetzvollziehung aus ihrem Chaos geriſſen, und in glücklicher Ordnung fürs allgemeine Wohl zuſammengereiht. Mit neuen Begriffen mehr noch, als mit Lorbeern geziert, eilten ſie zurück in ihr Vaterland, und es war ſchwer zu glauben, daß ſie hier im Kampf für ungerechte Gewalt das Schwerdt entweihn würden, das ſie auf fernem Boden für Freiheit gezückt hatten. So kam aus Philadelphia die Lehre, daß blinder Gehorſam nicht in allen Fällen uneinſchränkte Pflicht des Kriegers ſei, weil unverbrüchliche Treue zwar immer dem Könige, aber nicht immer dem Deſpoten gebiehrt, und weil der Soldat um ſeiner Uniform willen nicht aufhört, Bürger zu ſeyn.

Noch einen andern Einfluß hatte dieſer Krieg auf die Zukunft durch die Erſchöpfung der Finanzen, die er veranlaßte, und die unheilbar ward, da höfiſche Argliſt Nekern von ihrer Verwaltung entfernt hatte. Die Vorſehung wollte, daß Untreue und Unordnung ihre höchſte Stufe erreichen ſollten, damit gegen das überhandnehmende Uebel keines jener unkräftigen Hülfsmittel mehr angewendet würde, welche zwar für den Augenblick ſeinen Ausbruch verhindern, aber nur um ſo gefährlicher den Stoff der Krankheit in die Eingeweide des Staats zurückdrängen.

Allein noch immer war die willkührliche Gewalt feſt auf den langen Beſitz und die lange Gewohnheit der

Völker gegründet, und wenn ein Angriff auf ihre Anmaßungen gewiß war, ſo war um ſo ungewiſſer der Zeitpunkt, in welchem dieſer Angriff geſchehn ſollte. Ein König, der Feſtigkeit und Talent gehabt hätte, durch ſich ſelbſt zu regieren mit Klugheit und mit Mäſſigung, oder ein Miniſter, der in ſeinem Namen den Willen der unumſchränkten Macht auf Herſtellung der Ordnung und auf Erleichterung der Nation gelenkt hätte, konnten für lange Jahre noch ihr volles Anſehn erhalten. Im Schwindel lorbeervoller Kriege hatte Frankreich ſeinem großen Ludwig den fürchterlichſten Misbrauch des königlichen Anſehns verziehn. Ein ſolches Hülfsmittel wäre freilich minder wirkſam geweſen zu einer Zeit, wo kriegeriſcher Ruhm nicht mehr für den edelſten gilt, und die Gewißheit des Verluſtes an Menſchen, an Gold und an Betriebſamkeit in eben dem Maße zunimmt, in welchem durch aller Europäiſchen Staaten wachſame Eiferſucht die Wahrſcheinlichkeit der Vortheile ſich vermindert, gefährlich vielleicht in einem Augenblick, wo die erſchöpfte Nation neue Auflagen zu tragen eben ſo wenig den Willen als das Vermögen hatte. Auch ſank in den Niederlanden Frankreichs Parthey, ununterſtützt von ihrer Bundsgenoſſin, und ungerochen in Sklaverey, und der Erbſtatthalter trat ungehindert in die engſte Verbindung mit Mächten, welchen damals wenigſtens das franzöſiſche Syſtem geradezu entgegen war.

Allein da das Kabinet zu Verſailles dieſe Demüthigung ertrug, war die Gährung in Frankreich ſchon zum Ausbruch gekommen.

Ludwig XVI regierte ſeit eilf Jahren Frankreich. Er hatte keine Laſter, keinen der Nation gefährlichen Hang: Aber er hatte nicht jenen großen, ſelbſtſtändigen Geiſt, den die Umſtände zu fodern ſchienen. Er zeigte ſich lenkbar der Tugend und der Wahrheit, aber auch lenkbar dem Laſter, wenn es in einer gefälligen Maske erſchien. Antoinette von Oeſterreich ſchien alle Eigenſchaften zu beſitzen, die den Thron verſchönern, aber nicht alle, die ihn veredeln konnten. Sie ward angebetet, ſo lange ſie nicht Königin war: Nachher trug ſie die Strafe der Vergehungen ihrer Lieblinge. Nah am Thron ſahn Paris und die Provinzen mit Unwillen oder mit Spott unmäßige Verſchwendung und unglaubliche Ausgelaſſenheit der Sitten. Der Glanz um den Thron blendet das Vorurtheil: Das Laſter am Thron erſcheint nur ſchwärzer durch den Kontraſt vor den Augen der Philoſophie, und der Tag der Philoſophie war angebrochen.

Eine ſolche Regierung ſah' eine beſtändige Ebb' und Fluth von Miniſtern. Nicht alle waren laſterhaft, denn ein ſolches Unglück konnte keinen guten König treffen: aber alle waren verſchieden in ihren Syſtemen, in der Wahl ihrer Kreaturen, in den Mitteln zu Erreichung ihrer Endzwecke, und in ihren Endzwecken ſelbſt. Auch dem ſchlimmſten war nicht mehr erlaubt, mit der Schaamloſigkeit voriger Zeiten die Stimme des Volks zu verachten, auf die der Monarch ſelber horchte, und die anfieng laut und furchtbar zu werden: Selbſt diejenigen, deren gröſte Angelegenheit war, ſich ſelbſt auf die höchſte Stufe des Anſehns oder des Reichthums zu ſchwingen, fühlten ſich hingeriſſen vom allgemeinen Geiſt des Zeitalters troz ihren unpatriotiſchen Geſinnungen, und mitten im unumſchränkten Gebrauch der höchſten Gewalt. Begierig nach öffentlichen Beifall, und zuweilen Schüler einer aufgeklärten Philoſophie, hätten ſie gerne Misbräuche vernichtet, wenn es ohn' Aufopferung perſönlicher Vortheile oder perſönlicher Bequemlichkeit hätte geſchehn können, oder hätte ſie nicht der Widerſtand mächtiger Menſchen und furchtbarer Innungen, die den Misbräuchen Einkünfte, Ehre und Einfluß dankten, bei den erſten Verſuchen ſchon, ſei's durch offenbare Gewalt, ſei's durch heimliche Ränke, zurückgeſchreckt. Dennoch war in den letzten Staatsverwaltungen ſichtbar ein gewiſſer Hang zu neuen Anſtalten: Freilich oft unwirkſam, und zuweilen gefährlich, wenn er weder Tugend zur Führerin hatte, noch nach ächten Grundſätzen fortſchritt, aber wohlthätig alsdann, wenn aufgeklärter Eifer, oder der allgemeine Ruf ihn auf Gegenſtände leitete, deren Verbeſſerung für die Wohlfarth des Reichs unumgänglich war. So geſchah's, daß Necker in der Verwaltung der Staatseinkünfte

große

große Veränderungen unternahm und ausführte: So geſchahs, daß die Staatsgefängniſſe ſeltnere Schlachtopfer in ihren Mauern verſchloſſen, ſeit Mirabeau den Gräuel der willkührlichen Verhaftsbriefe vor den Augen der Welt aufgedeckt hatte. So geſchahs, daß die ſinnloſe Geſetze gegen die Proteſtanten und ihre grauſame Unterdrückung wenigſtens in ſo fern gemildert wurden, daß die Geſetze durch ihre innere Ungereimtheit nicht mehr mit ſich ſelbſt im Widerſpruch ſtanden. So geſchahs, daß Calonne mit unglaublichem Leichtſinn die Notabeln zuſammenberief, und da er das Gebäude für ihre Zuſammenkünfte zurichten ließ, den Arbeitern aufgab, ihm eine ſolche Erweiterung zu geben, daß es einſt zur Aufnahme der General-Staaten dienen könnte.

Kaum hatte Calonne das Wort Notabeln ausgeſprochen, ſo ſprach die Nation das Wort General-Staaten aus, und von dieſem Augenblick an war die Staatsveränderung unvermeidlich.

Der unbedachtſame Finanz-Miniſter ward das Opfer ſeiner Verwegenheit. Die Notabeln erkannten ſich für unzulänglich, die gedrückte Völker mit neuen Auflagen zu beladen, und die Parlemente folgten ihrem Beiſpiel.

Aber die willkührliche Macht wußte noch nicht, wie nahe ſie am Rande des Untergangs ſchwebte. Noch wagte ſie, durch eigne Kraft den Staat aus ſeiner

Ver-

Verwirrung zu reiſſen, und den Widerſtand der oberſten Gerichtshöfe zu ſtrafen, die ihrem angemaßten Einwilligungsrecht zu den Geſetzen entſagten, ohne Zweifel im thörichten Wahn, daß die Nation durch freiwillige Uebertragung künftig ihnen mehr geſtatten würde, als ſie aufopferten. Ein Jahr lang dauerte dieſer Kampf. Die Sache der Parlemente ſchien damals die Sache der Nation zu ſeyn, und ſo glücklich hatte die Macht, welche die Schickſale der Staaten leitet, die Begebenheiten zuſammenverkettet, daß diejenigen, für deren gewaltiges Anſehn die Staatsveränderung am erſten tödtlich ward, die thätigſten waren, ſie herbeyzurufen.

Denn die Miniſter, durch blinde Rache getrieben, beraubten ſie durch einen plötzlichen Schlag alles Antheils an der geſetzgebenden Gewalt. Aber nicht an diejenigen ſollte dieſe Gewalt zurückfallen, welchen ſie angehörte, durchs unveräuſſerliche Recht der Natur und durch den urſprünglichen Geſellſchaftsvertrag. Die „Courplenière„ des Erzbiſchofs von Sens und des Siegelbewahrers ſchien ganz nach dem Muſter des Divans von Konſtantinopel geformt, und wenn ihren Entwürfen der Sieg gelang, ſo fiel Frankreich verfaſſungsmäßig in noch ſchwerere Feſſeln des Deſpotismus.

Nur konnte der Sieg nicht gelingen, oder wenn je ein Triumph möglich war, ſo war es der Triumph eines Augenblicks: Denn auch Brienne war genöthigt, die Generalſtaaten anzukündigen. Alles näherte ſich dieſem groſſen Ziele: Calonne, weil er mit gefälliger Leichtigkeit ſie zu beherrſchen hofte, wie eine Tänzerin: Der Urheber des neuen Staatstribunals, weil er zu ſchmeichelnden Verſprechungen genöthigt war, um ſeinem ſchwankenden Syſtem, wo möglich, für den Augenblick wenigſtens eine Stütze zu geben: Die oberſten Gerichtshöfe, weil ſie der gegenwärtigen Gefahr zu entgehn ſuchten, und, durch den Geiſt der Innung geblendet, der hinter der allgemeinen Denkungsart immer um ein Jahrhundert zurückbleibt, die künftige nicht vorausſahn: Die Nation, weil ſie, zum Widerſtand gegen die lange Unterdrückung entſchloſſen, ihr Einziges unblutiges Hülfsmittel von einer geſetzlichen Verſammlung ihrer Vertheidiger hofte, welche die willkührliche Gewalt am meiſten zu fürchten ſchien, weil ſie ſeit ſo lange ſie verhindert hatte. Zwar fehlte viel, daß die öffentliche Meinung die Ausdehnung der Rechte dieſer National-Zuſammenkunft ſchon damals beſtimmt hätte. Alle Partheyen ſahn ſie aus einem verſchiednen Geſichtspunkt, und jede aus demjenigen, der für ſie der günſtigſte ſchien: Aber alle waren geneigt, etwas abzutreten, weil alle viel zu gewinnen hoften, und alle vereinigten ſich zu Anerkennung eines der weſentlichſten Rechte, welches die Geſchichte des Reichs und die Beiſpiele voriger Jahrhunderte geheiligt hatten, daß es der Nation zukäme, über Staatseinkünfte und Auflagen zu erkennen. Die verſchiednen Intereſſen, in dieſem Punkte vereinigt, ſahn nicht voraus oder verſchoben die Streitigkeiten, die damals noch zu frühzeitig geweſen wären, und dieſe vorübergehende Eintracht beſchleunigte den Triumph der guten Sache.

Die Kühnheit des Machtſpruchs, welcher das neue Staatstribunal anordnete, und das drohende Aufgebot der militäriſchen Macht konnten nicht lange täuſchen, über die wahre Unmacht der willkührlichen Gewalt. Sie verſprach Belohnungen und Ehre denen, die in die neue gerichtliche Ordnung einträten, und die Nation nannte Verräther am Vaterland alle, die nicht den Gehorſam verweigern würden. Faſt alle gehorchten der Nation, auſſer denen, die tief unter aller Ehre und Schande ſtanden: Denn die öffentliche Meinung theilt Ehre und Schande aus, und nicht die Stimme des Fürſten. So erſchien in lächerlicher Kleinheit die Unfähigkeit der Miniſter, die Plane entworfen hatten, ohne die Mittel zu ihrer Ausführung zu berechnen, und jene Unentſchloſſenheit, mit Stärke vorzurücken oder mit Anſtand zurückzuweichen, bezeichnete den Augenblick, der in Kämpfen der völligen Flucht vorangeht. Seit lange hatte die Regierung ihr wankendes Anſehn nur mühſam erhalten. Noch unter Ludwig XV war ihr Sieg über die Parlemente für ſie nicht minder gefährlich geweſen, als eine Niederlage, weil ſie den Widerſtand lange mit gelindern Waffen bekämpft hatte, als mit unumſchränkten Machtſprüchen. Ludwigs XVI Nachgiebigkeit, da er ſie aus der Verbannung zurückrief, hatt' in ihnen nur das Andenken der Beleidigung, die Begierde ſich zu rächen, und das Gefühl ihrer Kräfte verſtärkt. Noch weit unvortheilhafter war der neue Streit unter dem Erzbiſchoff von Sens, weil durch zwanzigjährige Fortſchritte der Philoſophie die Nation zu Behauptung ihrer Rechte, und der Despotismus zu ſeinem Fall wenigſtens um ein Jahrhundert reifer war. Der heilige Stuhl zu Rom dankt ſeine prekäre Fortdauer bis ins Jahrhundert der Aufklärung nur ſeinem nie verläugneten Grundſatz, keines ſeiner angemaßten Rechte freiwillig zu vergeben, ſelbſt auf die verlorne ſeinen vollen Anſpruch feſt zu halten, und mit tauber Schaamloſigkeit niemals ſeine barbariſche Sprache nach dem Geiſt des Zeitalters abzuändern, und dennoch hat die Aufklärung faſt überall über ſeine Herrſchaft geſiegt. Nicht ſo die franzöſiſche Regierung, die ihre Anmaßungen mit der Sprache der Philoſophie vertheidigen wollte, welche nur gemacht iſt, Anmaßungen zu verdammen, und jetzt nachgab, jetzt widerſtand, jetzt in Unterhandlungen trat, niemals wohlthätig genug, um das Murren zu beſänftigen, und niemals ſtrenge genug, um es zurückzuſchrecken. Sobald das Joch nicht mehr mit unerſchütterlicher Gewalt auf den Nacken liegt, ſo verdoppelt die gefühlte Erleichterung die Schnellkraft der

Un-

Unterdrückten, und ſie ſchütteln es ab mit zuſammengeraſter Stärke vor die Füße ihrer Tyrannen.

Dieſer Fehler der Regierung war unvermeidlich: Denn keine Macht und kein Anſehn widerſteht der herrſchenden Denkungsart, und der Geiſt des Zeitalters hatte ſchon damals ſich über die Armee verbreitet, die furchtbarſte, und wenn Vorurtheile zu herrſchen aufhören, die Einzige Stütze des Deſpotismus. Ein volles Jahr vorher, ehe die franzöſiſche Garden ihre Bayonetten gegen die Truppen des Königs kehrten, und die Regimenter, auf die Mündung ihrer Musketen geſtützt, dem Offizier, der zu feuern gebot, höhniſch ins Angeſicht lachten, leiſteten die ausgeſandten Truppen im Delphinat, in Bretagne, in Paris, nur einen zweideutigen Gehorſam. Der Marquis von Agoult, der den fünften Mai 1788 in der Hauptſtadt den Einbruch in den Pallaſt der Gerechtigkeit auf ſich genommen hatte, erlag unter den Sarkasmen des Volks und ſeiner eignen Mitbrüder, und der Hof unternahm es vergebens, durch Belohnungen und durch Lob ihn von dieſem Schimpfe rein zu machen. Ein Obriſter zu Toulouſe erklärte ſich öffentlich, er würde nie gegen das Parlement oder das Volk ſich an die Spitze ſeiner Truppen ſtellen. Er verlor ſeine Stelle, aber einige Monate nachher wählt ihn der Adel zu ſeinem Stellvertreter in Verſailles.

Nicht die Aufklärung allein, ſondern auch perſönliches Intereſſe begünſtigten zuerſt die Meinung, daß es nicht immer Pflicht des Kriegers ſey, das Schwerdt beim erſten Aufgebot gegen Mitbürger zu ziehn, und es iſt wichtig, zu bemerken, daß dieſer Lehrſatz zuerſt ſich unter den Offizieren verbreitete; weil die große Neuerung, welche das Volk zu ſeinen Rechten zurückrief, dadurch ſich vorbereitete, daß zuerſt die Parlemente und ein großer Theil des durch mannigfaltige Bande mit ihnen verbundnen Adels gegen den Deſpotiſmus ſich gemeinſchaftlich vereinigten. Um ſo bedenklicher ward nachher ihre Lage, da ihr perſönlicher Vortheil durch die ſchnelle Wendung der Angelegenheiten ſie zur Vertheidigung der willkührlichen Macht zurückführte, weil es manchem unrühmlich ſchien, in ſo kurzer Aufeinanderfolge entgegengeſetzte Grundſätze zu bekennen. Die öffentliche Meinung hatt' überdieß in dieſem Zeitraum neue Stärke gewonnen, und hatte ſich bis auf die gemeinen Krieger verbreitet. Das Zauberwort „tiers état,“ bracht' alsdenn unwiderſtehliche Wirkung hervor; und mit dieſem neuen Selbſtgefühl verſtärkt, brach jene Unzufriedenheit los, die ſeit einigen Jahren unter ihnen zum Ausbruch reifte, weil Verordnungen, die für ſie ſchimpflich ſchienen, ſie in ihren eignen Augen erniedrigten. Denn man muß den franzöſiſchen gemeinen Soldaten nicht nach der rohen Unempfindlichkeit beurtheilen, die manchen deutſchen Truppen gewöhnlich iſt: Vielleicht iſt jenes Ehregefühl, das Monteſquieu zur Triebfeder der Monarchien macht, ſo rein und ſo unverfälſcht in keinem Stande zu finden, als in den untern Klaſſen der franzöſiſchen Kriegsheere: Ihre Geſchichte verewigt erhabne Beiſpiele nicht nur eines ächten Heldenmuths und einer republikaniſchen Vaterlandsliebe, ſondern einer Uneigennützigkeit, welche ſich häufig mit der Ehre begnügt, Belohnungen verdient zu haben, und ſie anzunehmen erröthet, weil Belohnung den Werth einer rühmlichen Handlung verringern würde. Manche große Züge dieſer Art bleiben zuweilen begraben in ehrenvoller Dunkelheit, weil wahre Tugend am ſtolzeſten iſt auf innern Beifall, welchen fremdes Zujauchzen vielleicht übertäuben würde. Für ſolche Menſchen waren *Streiche mit der Säbelfläche*, dreifach ſchimpflich in einem Lande, wie Frankreich, wo die Delikateſſe des point d'honneur richtigern Begriffen ſeit Jahrhunderten widerſtanden hat, keine angemeßne Strafe, und eine bittre Empfindlichkeit bereitete die Rolle vor, die ſie als Bürger des Staats ohnehin zu ſpielen berechtigt waren.

Wenn ehmals in einer Nation Unterdrückung jene Stufe erreicht hatte, wo die aufgebrachte Menge im Uebermaaß des Elends ihre Stärke findet, und durch Verzweiflung, zum Widerſtand vereinigt, allen Gefahren trotzt, ſo war des blutigen Schauſpiels letzter Auftritt immer der, daß der Tyrann zu Boden ſtürzte: Oft ſogar war ſein Untergang nicht einmal

der

der Preiß eines gewaltſamen Kampfs: Nero blieb allein, da der Senat ihm ſeine Todesboten ſandte, und es floß kein Blut als das ſeinige. Allein aus Unkenntniß der Mittel, ſich in Zukunft vor dem gleichen Schickſal zu ſchützen, ſanken die Nationen blos aus einer Sklaverey in die andre. Es war Siſyphus Stein, den ſie im Schweiß ihres Angeſichts und mit geſtemmten Schultern aufwärts ſchoben, und der, hoch oben am Gipfel, immer wieder herunterrollte. Nicht ſo, ſeitdem die Grundſätze einer wahren Staatsverfaſſung gekannt waren. Jene Forſcher, die in ihren Nachtwachen über das Weſen und das Verhältniß der Gewalten geſonnen hatten, hatten die Quelle des Uebels entdeckt: Es war vorauszuſehn, daß ſie nicht mit Heilungsmitteln, die blos für den Augenblick Erleichterung ſchaffen, ſich begnügen würden. Aber dieſe Forſcher hatten noch nicht ihre großen Entwürfe durch eine zu frühzeitige Enthüllung den Blicken der Menge preißgegeben, und da der allgemeine Wunſch die Generalſtaaten herbeirief, kannte niemand noch weder ihre Menge, noch ihren Einfluß. Dieſen darzuſtellen, gehört in die Geſchichte der Staatsveränderung ſelbſt. Dieſe Geſchichte muß entwickeln, wie die nemliche Urſachen, welche die Staatsveränderung vorbereiteten, ſie herbei führten; und, verſchlungen mit andern, ihr einen Umfang gaben, welchen voraus zu beſtimmen menſchliche Einſicht unmöglich war.

So iſt die gegenwärtige Umſchaffung Frankreichs, welche von ganz Europa noch immer mit unglaubigem Erſtaunen betrachtet wird, in doppeltem Sinne das Werk der Aufklärung und der Triumph der Philoſophie, und ſeine mächtigſte Triebfeder waren Publizität und die öffentliche Meinung.

III.

III.

Juliane.

Fortſetzung.

(Siehe neuntes Heft.)

Neunter Auftritt.

In Julianens Haus.

Lucie, Julianens Kuſine, und Luiſe, Julianens Tochter, ein Kind von ſieben Jahren, hereinkommend.

Lucie.

Sieh', was du für ein vergeßliches Ding biſt. Da haſt du deine Stickerei blank und offen ſtehen laſſen, mitten in der Stube. Die Mutter hätte nach Hauſe kommen können, während daß wir aus waren — und die Freude wäre uns verdorben geweſen.

Luiſe.

Mutter war aber nicht wieder zu Hauſe. Ihr Stuhl ſteht noch umgekehrt am Mahltiſchchen.

Lucie.

Deſto beſſer. (Sie tritt an den Stickrahmen.) O nun wird ja deine Blume geſtickt ſeyn, eh ſie kömmt.

Mach geſchwind, daß du jezt noch fertig wirſt, dann kannſt du ſie ihr zeigen.

Luiſe.

(Sezt ſich hin und ſtickt; Lucie ſezt ſich ans Fenſter mit einer weiblichen Arbeit.) Ja? das iſt gut, liebes Mühmchen, daß du mir das erlaubſt. Ich denke immer, Mutter wird keine Freude daran haben, weil ichs heimlich gethan habe. Und das Blümchen iſt doch ſo hübſch!

Lucie.

Kind! Die Mutter wird gewiß Freude haben, denn dafür thaten wirs ja. Und wenn das Blümchen nicht ſo hübſch wäre, ſie hat doch Freude, daß ihr Luiſchen ſo fleißig und ſo geſchickt war. Siehſt du, Gutes kann man wohl heimlich thun; man hat dann auch eine heimliche Freude darüber. Die Leute wollen nur immer heimlich Böſes thun, weil ſie ſich ſchämen, daß es andre Leute ſehen; aber Freude haben ſie doch nicht daran, und niemand!

Luiſe.

Es iſt gar zu hübſch — und die natürlichen Farben, wie die Roſen draußen am Fenſter, die ſo ſchön riechen — Mühmchen, den Geruch haben wir doch vergeſſen!

Lucie.

Den kann man auch nicht ſticken, liebes Herz, weil man ihn nicht ſieht.

Luiſe.

Luiſe.

Jezt möchte die Mutter auch kommen. Dann wüßte ſie's, und ich erzählte ihr, warum ich geſtern roth wurde, und warum mir das Herz unter ihrer Hand pochte, wie ſie mich fragte, was ich getrieben hätte, und ich ſagte, ich hätte am Hemdchen genäht, da ich doch geſtickt hatte.

Lucie.

(Steht vom Fenſter auf, und tritt an den Rahmen.) So! Nun biſt du fertig. Nun laß es, und leg' es weg. Geſchwind — ich habe die Kuſine kommen ſehen.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen, Juliane.

Juliane.

(Der Luiſe liebkoſend entgegen hüpft.) Mein Kind — mein ſüßes Kind! War ich dir zu lange aus? Komm, Mädchen, ich bleibe' nun bei dir.

Luiſe.

Heute den ganzen Tag?

Juliane.

Ja, — und auch morgen.

Lucie.

Wir waren ſpatzieren, Luiſe und ich. Du biſt's doch zufrieden, Kuſine?

Juliane.

Bin ich's nicht immer, wenn das Kind bei dir iſt? Liebe, und überall Liebe, wo ſich das Mädchen hinwendet! Und dann wieder deine Liebe, die ſo verſchieden iſt von der meinigen —

Lucie.

Und die ſeinige vergißt du nicht, die auch ganz anders iſt —

Juliane.

Aber iſt's denn auch gut ſo? Ich möchte zuweilen Angſt um ſie haben, ſie unter Fremden wiſſen — (Sie drückt das Kind an ſich.) Ach, was würde das klare Auge ſtaunen, wenn kein freundlicher Blick ihm begegnete, kein Arm ſich ausſtreckte nach ihr!

Lucie.

Grüble nicht, Liebe — das würde ſich auch geben.

Juliane.

Ja — du haſt Recht. Es würde ſich geben — und Liebe bliebe in ihr, und Liebe geht nie verloren, auch wenn ſie zurück ſtrömen muß in das Herz — — Weißt du etwas neues, Lucie? dieſen Morgen in der Meſſe — habe ich die Gräfin geſehen.

Lucie.

Die Gräfin? Welche Gräfin?

Juliane.

Schweigt.

Lucie.

(Mit gutmüthigem Verdruß.) Ach ſo! Die? — Nun?

Juliane.

O Lucie, es iſt ein holdes Geſchöpf! Das große, ſchwarze — ſtille, ſuchende Auge! Ach, das Auge ſprach mit dem Himmel — und ſeine Angelegenheit ſchien ſo *menſchlich* ſchön. Dann fiel es auf mich — und wieder auf mich — und es war, als würde es ſo leicht und ſo viel beſſer *mir* ſagen, was es dem Himmel ſagte — —

Luiſe.

(Die auf ihrer Hand lag, ſieht zu ihr hinauf.) Was ſuchſt du da oben, Mutter?

Juliane.

(Neigt ſich zu ihr, mit lebhafter Rührung.) Dich hier unten, meine gute Tochter — Komm, ſetz dich zu mir. Wir wollen arbeiten. Liegt mein Nähzeug bei dir, Lucie?

Lucie.

Hier. Aber — Liebe — deine Augen —

Juliane.

Gieb nur. (Lachend.) Das hilft ja grade für die Thorheit! — Aber liebe Närrin, was machſt du wieder für ein Geſicht? Es wäre wohl recht gut, um meine Augen zu ſchonen, wenn ich mich hinſetzte, und mir ein ernſtliches Geſchäft aus dem bißchen Weinen machte? Du haſt's Luiſen oft verwieſen, wenn ſie that, was du nun von mir verlangſt —

Lucie.

Ei ſo treib's, wie du willſt! — Du mahlſt ja gar nicht mehr?

Juliane.

Nein.

Lucie.

Wie? *Gar nicht* mehr?

Juliane.

Vor der Hand ſchwerlich.

Lucie.

Aber er wird dir Vorwürfe machen.

Juliane.

Nein, er wird nicht, meine gute Lucie! Er wird nicht dürfen, der arme Graf!

Lucie.

Ja doch — Du haſt dann freilich deine Art.

Juliane.

So meine ich's nicht, Lucie. —

Luiſe.

(Halb laut zu Lucien.)

Nun, Kuſinchen, jezt?

Lucie.

Hm! — Jezt doch lieber nicht, mein Kind.

Luiſe.

Ach, doch! Mutter iſt gut, wenn ſie auch weint — Mutter, ich habe etwas für dich —

Juliane.

Was denn, meine Liebe?

Luiſe.

(Verſchämt.) Etwas — das ich gemacht habe. (Sie holt die fertige Stickerey.) Da!

Juliane.

(Nicht freundlich, und haſtig.)

Wer hat dir das gelehrt, Luiſe?

Luiſe.

(Beſtürzt und ſtockend.)

Ach — hm — die — —

Juliane.

(Hart und auffahrend.)

Schnell, Mädchen! Wie haſt du das gelernt?

Luiſe.

(Tritt halb weinend zu Lucien.)

Nun, Lucie, ich hatte dir's heute wohl geſagt —

Lucie.

(Ebenfalls etwas weinerlich und verdrießlich.) Ach, und ich hatte dir geſagt: jezt nicht! — das Kind hat's von mir gelernt, ganz heimlich, weil ich Wunder glaubte, wie viel Freude dir's machen würde.

Juliane.

(Steht auf, und nimmt Lucien bei der Hand.) Liebe — Gute, vergieb mir. Ich war nicht gut — gar nicht. Als ob ich etwas beſſerte, wenn ich Eure liebende Abſicht nicht annähme! Du vergiebſt mir?

Lucie.

(Fällt ihr um den Hals.)

Ich — vergebe dir, wenn du willſt!

Juliane.

(Sanft.) Luiſe, du mußt gleich antworten, wenn ich dich frage. Die Blume iſt ſehr hübſch.

Luiſe.

(Treuherzig.) Nicht wahr, die Blume iſt recht hübſch? Ich weiß nichts hübſcheres, als eine ſolche Blume. Es iſt eine Roſe — Jezt kann ich's, und jezt mache ich alle Tage Roſen —

Juliane.

Ja — wo haſt du deinen Strumpf?

Luiſe.

Hier. Er iſt bald fertig — der zweite!

Juliane.

Da könnteſt du wohl gleich ſo eine Blume hineinſticken?

Luiſe.

(Läuft ſchnell und voll Freude mit dem Strickzeug an den Rahmen.) Ach ja! (Am Rahmen ſcheint ſie ſich zu beſinnen, und lacht herzlich.) Hi, hi! das ſähe wunderlich aus, die rothe Blume in den weißen Strumpf — und dann am Fuß! Hi, hi! — Ach, den könnte man nicht tragen, Mutter —

Juliane.

Recht wohl nicht — da wirds wohl nicht gehen, meinſt du?

Luiſe.

(Tröſtend.) Nein! Es wird gewiß nicht gehen — So eine Blume iſt denn doch auch garſtig!

Lucie.

Juliane, der Graf kömmt. (Aufſtehend.) Ich will lieber auf meine Stube —

Juliane.

Lucie — liebe, du weißt, was ich dich bat.

Lucie.

Ach ja — Eigenſinn! (Sie ſetzt ſich wieder hin.)

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen, der Graf.

Juliane.

So zeitig, Lieber? Ich komme ſelbſt erſt nach Hauſe.

Graf.

Ich muß auch zeitig wieder fort — zu Altſteins, in die Aſſemblee.

Juliane.

Zu Altſteins? Sind Sie ſchon wieder gut mit der Alten? Das iſt doch die Mutter, die einmal Rechnung auf Sie machte, für eine von ihren drei Töchtern?

Graf.

Dieſelbe. Die älteſte heirathet, und die Frau von Altſtein will mir mit der Herrlichkeit einen Stachel ins Herz ſetzen. Darum hat ſie die erſten Schritte gegen uns gethan.

Juliane.

Alſo macht Fräulein Gundchen eine gute Partie?

Graf.

So weit wohl! Ihre widrige Schönheit hat den reichen Baron Horſtberg gefeſſelt.

Juliane.

Nun — wenn ſolche Menſchen ſich finden, möchte ich immer einer gütigen Vorſehung danken, die einem unſchuldigen Mädchen einen Wüſtling, und einem braven Mann eine Kokette zu bekommen erſpart hat.

Graf.

Juliane, Juliane, ich weiß nicht — Frau von Altſtein wird ihre Abſicht zum Theil an mir erreichen!

Juliane.

Lieber Freund, nimmermehr! Ich bin noch ſtolz darauf, daß ich — Ihre Ehre gerettet habe. Die berüchtigte Prüde durfte ihren Namen nicht tragen.

Graf.

In der Welt, am Hofe — wer fragt darnach?

Juliane.

Sie ſelbſt. Sie blieben ein Mann, in der Welt und am Hofe.

Graf.

(Murmelt düſter in ſich hinein.)

Pah! dieſe Weisheit iſt Inkonſequenz — was iſt denn jezt beſſer?

Juliane.

Luiſe, ſteh auf. (Halblaut.) Geh zu dieſem Mann, und ſag: lieber Ludwig, ſei freundlich.

Luiſe.

Ich weiß nicht, wie Ihr heute alle ſeid! Ich habe ihm genickt, da er kam, und er ſah nicht darauf — Lieber Ludwig, ſei freundlich!

Graf.

Ja doch, ja! Ihr braucht mich nicht mehr zu beſchämen — Luischen, Lucie, laßt uns einen Augenblick allein.

Juliane.

Geht, Kinder.

Zwölfter Auftritt.

Juliane, der Graf.

Stillſchweigen, während deſſen der Graf abwechſelnd tiefſinnig und heftig auf und ab geht, Juliane aber ſitzt, und von ihrer Arbeit zuweilen ruhig trauernd auf ihn blickt.

Graf.

(Bleibt endlich vor Julianen ſtehen, und faßt ſie heftig bei der Hand.)

Juliane!

Juliane.

(Ruhig.)

Mein Freund! —

Graf.

O rede — rede ein Wort, ein einziges kleines Wörtchen!

Juliane.

Mein guter, lieber Freund — Sie haben mir etwas zu ſagen.

Graf.

Und du mir nichts — kalte Seele?

Juliane.

Ludwig — finden Sie mich wirklich kalt?

Graf.

Es iſt nicht gut, es iſt wahrlich nicht gut. Ich verderbe in meinem Innern. Sieh, ich haſſe deine Trefflichkeit, die ich anbete — (Ruhiger.) Ich haſſe dich, weil ich mich deiner unwerth, weil ich mich klein gegen dich fühle — (Wieder heftig.) Ich liebe dich, und —

Juliane.

(Hingeriſſen.) Und wirſt aufwachen aus dieſem ſtürmiſchen Traume, und wirſt ſchaudern vor der Grabesſtille, in der du das ruhig ergebne Herz deiner — — (Heiter.) Du wirſt meine Zärtlichkeit nicht verkennen, wenn du ruhig biſt — auch meine Achtung nicht, weil ich

ich *nicht* ſuche, dir Beſchämung zu erſparen. Ungeſtüm, Ungerechtigkeit iſt eine Krankheit in dieſer ſchönen Seele. — Geneſe, lieber Kranker.

Graf.

Ja, ich will! Mir iſt's, als hätte ich mich nun wieder, wieder aus deiner Hand! — Ach, Juliane — (Mit dem losbrechenden Ton des innigſten Schmerzens.) Meine Frau iſt ein Engel!

Juliane.

(Unwillkührlich vom Lachen ergriffen.) Lieber, lieber! Vergieb! — (Muthwillig.) Nicht ſo ſchmerzenreich ſah ein Mann aus, den ich einmal vier Wochen nach der Hochzeit ſagen hörte: Meine Frau iſt — ein Weib! Und wenn du mir mit dieſen Worten meine Seligkeit raubteſt — mit *dieſem* Ausdruck ſagte wohl noch kein Mann *dieſe* Worte. — O du lächelſt ſelbſt!

Graf.

Warum nicht? Denn ich raube dir deine Seligkeit *nicht* mit dieſen Worten.

Juliane.

(Sehr ernſt.) Nein, gewiß nicht. Ihr werdet glücklich ſeyn. — (Mit leichter, aber gefühlvoller Fröhlichkeit.) Nun, mein Freund, ſoll ich dir nun noch mehr ſagen? Ein guter Mann, der einen Engel findet, erkennt in ihm — faſt ſeines gleichen. Ein guter Mann, der einen Engel findet — *liebt* dieſen Engel.

Graf.

Graf.

(Küßt ihr mit ſchmelzender Zärtlichkeit die Hand.)

Wahrlich, ja!

Juliane.

(Gerührt.)

Still! Einem Mann — und wär' er noch ſo gut — ein Engel!

Graf.

(Raſch.)

Und einem Engel? —

Juliane.

(Mit inniger Ruhe.)

Einem guten Weibe, der Himmel im Herzen; einer Mutter —

Graf.

(Hält ihr die Hand vor den Mund.) Juliane! — Nein. Ich verſtehe dich, du Edelſte! Aber laß mich jezt reden — Ich athme wieder auf; ich fürchtete, vor Schaam zu verſinken, jezt ſiehſt du mich glühen vor Nacheiferung. Höre mich, höre, Schöpferin, den nach deinem Bilde geſchaffenen.

Juliane.

Mein — mein Schwärmer! (Sie ruht mit dem Auge auf ihn.) Nein — nimmermehr! Gott bewahre mich! Das wäre ein ſchreckliches Loos, wie ein bleiernes Gewicht an dem Glück eines Menſchen zu hängen.

Mir lächelt Erinnerung aus deinem glühenden Geſicht! Das ſchöne Weib, mit dem ahndenden Mädchenblick — ſie ſollte verſchmachten nach einem Herzen — nach dieſem Herzen! In dieſem Auge wäre ſie verdammt, ewig dieſen Blick zu ſuchen, und ihn ewig nie zu finden —.

Graf.

Sie fand ihn, Juliane; ſie fand ihn heute! —

Juliane.

Ach! — Jezt biſt du mein, Ludwig, jezt habe ich dich; du folgſt mir —

Graf.

Nein. — Du zwangſt mich, den Wünſchen — den Befehlen meiner Familie nachzugeben. Unſrer Ruhe brachte ich dieſes Opfer, mehr als deiner grosmüthigen Ueberredung, weil gegen dich und dein Kind heimliche Verfolgungen geſchmiedet wurden, vor denen ch ſelbſt dich nicht ſichern konnte. Du forderteſt einen unbeſcholtenen Ruf an meiner Gemahlin — ich ieß es zu, daß für mich um Sophie von Strahlen georben wurde. Ein Fräulein von unbeſcholtnem Ruf, nd weiter nichts — o da war noch nichts an meien Berechnungen geändert! Ich ſah ſie vor der Hocheit ſehr wenig, und ſah nicht mehr an ihr, als ich ſeen wollte. Sonſt — ſonſt wäre ſie nie die Meine ewerden, ich hätte ſie gewarnt, ich hätte ihr alles geagt —

Ju-

Juliane.

(Nach einer kleinen Pauſe, mit ernſter Beſonnenheit.) — Doch! das hätteſt du gethan.

Graf.

Ich *danke* dir. — Aber das iſt vorbei. Sie liebt mich, und iſt — unwiderſtehlich.

Juliane.

Das glaube ich!

Graf.

Und nun — ſteht's unwandelbar in mir. Du, ſie, und ich. Oder — ich lege dich in ihre Hände, und ſie trennt ſich von mir.

Juliane.

(Nach einigem Stillſchweigen.)

Ja, mein Freund. *Dein* Entſchluß muß das ſeyn. — Daß eine gute einfache Seele, die auf dem ebnen ſchmalen Wege des Gewöhnlichen einer ſtillen Glückſeligkeit entgegen gieng, ſich nun in die Labirinthe der Unnatur verirren ſoll, wo ſie zu gut oder nicht groß genug iſt, ſich zu finden. — Das überlegſt du nicht, und — auf *deiner* Wage muß ſie die leichtere ſeyn. Höre mich, Lieber! Verſprich mir, nichts, gar nichts zu thun. Wir ſchwatzen wieder zuſammen, dein Herz iſt nun leichter — und du verſprichſt mir's?

Graf.

— Ja.

Juliane.

Das ſieht meinem Freunde gleich. Du weißt, daß du mirs doch verſprechen müßteſt, und du hältſt mich nicht länger umſonſt auf. Mächtig genug biſt du deiner, ſeit wir uns ſprachen, um dein Verſprechen zu halten. — O ich habe dir noch nicht geſagt, daß ich heute ein Paar ſehr fröhliche Stunden hatte. Du weißt doch Lotten, das reine holde Geſchöpf, das mit ſo vieler Naivetät an mir und meiner Kleinen hängt, und die frommen Einwendungen ihrer Mutter gegen uns ſogar nicht begreifen kann. Ich blieb heute lange bei ihr, weil ſie ganz allein war — Ihre Mutter iſt gut, bei aller ihrer Steifigkeit, und ſie würde mir für die Paar Stunden danken — es iſt doch eine Freude, auf einen ſo lieblichen Boden unſre Blumen zu ſäen!

Graf.

Juliane! — Du biſt ganz Liebe und Wohlthun.

Juliane.

Ah, hilf mir doch wählen. Morgen iſt ihr Namenstag, ich ſchicke ihr einen Roſenſtock; nun ſteh' ich heute ſchon oft zwiſchen dieſen beiden, und weiß mein Lebtag nicht, welchen ich ihr ſchicke. Einen möchte ich behalten —

Graf.

Nun — und natürlicherweiſe behältſt du nicht den Schönſten. Das iſt doch gewiß dieſer.

Ju-

Juliane.

Ja — ich muß blind geweſen ſeyn. Das prangende Roth hier verführte mich — aber wenn übermorgen dieſer Stock in Blüthe ſteht, iſt jener verwelkt. Lotte ſoll den haben! — O, mein Freund! Gieb dieſer Blume Liebe, und wie ſie heute ſich unſrer Freude an ihrer Pracht erfreut, ſo wird ſie morgen welkend ſich ihrer blühenden Nachbarin freuen. — Du willſt etwas ſagen. Ich bin Schuld, aber ſtrafe mich nicht, und denke unſers Vertrags. Ich war ein Weib, ein liebendes Weib, aber Menſchenglück muß anders gewogen werden, als mit Bildern und Blumen. — Jezt geh. Deine Zeit iſt um. Geh geſchwind — und halte Wort.

Graf.

Ich halte Wort, Juliane, um des Wortes willen. Und du hältſt auch Wort; wir ſchwatzen wieder zuſammen, und — du wirſt nichts verändern! (Ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Juliane allein, darauf **Luiſe**, von innen.

Juliane.

(Indem er geht.) Lieber Verführter, ich bin ſichrer als du! — (Sie ſteht eine Weile in trüberem Nachdenken,

ken, darauf tritt ſie an ein Klavier, und hebt den Deckel auf. Wie ſie die Taſten berühren will, ſcheint ſie zu erwachen, zieht die Hände zurück, und ſchüttelt den Kopf. Man hört Luiſen aus einem Nebenzimmer rufen.)

Luiſe.

Mutter, wo biſt du?

Juliane.

Ah! (Sie ſchlägt den Deckel vom Klavier heftig zu, und eilt hinein.)

Vom Verfaſſer des heimlichen Gerichts.

IV.

Mimer und ſeine jungen Freunde.

Eingang.

Man klagt gewöhnlich, daß die neuern Schriftſteller ſo ſehr im Dialog hinter den Alten zurück blieben. Ich glaube, daß man hier nicht allein öfters ungerecht iſt, ſondern daß die meiſten Bewunderer der Alten nach den verkehrten Begriffen, die ſie von einem philoſophiſchen Geſpräch haben, ſie ſelbſt tadeln würden, wenn ſie nicht die Alten, wie ſich Heimdal ausdrückte, deswegen zu erheben für nothwendig fänden, damit ſie an ihnen eine Laſt hätten, die Neuern damit niederzudrücken. Ich würde mich hier gerne etwas weiter über dieſe Materie verbreiten, wenn ich nicht eine Unterredung Mimers mit Heimdal in Händen hätte, die ich nächſtens mittheilen werde, worin die Sache beſſer ausgeführt iſt, als ich es zu thun im Stande wäre, und ob ich ſie gleich ausziehen, und für meine eigne Waare dem Publikum hier liefern könnte, ſo will ich doch lieber allein mit dem Dank für die Mittheilung bey gutem Gewiſſen zufrieden ſeyn, als durch Bevortheilung eines andern gelobet werden. Ich liefere hier nur ſo viel daraus, als zur Apologie dieſer Einleitung nöthig iſt, „alle Geſpräche, die wir von klaſſiſchen Schriftſtellern des Alterthums übrig haben, werden von Perſonen gehalten, deren Charakter damals allgemein bekannt war, und es zum Theil auch noch jezt iſt. Der Leſer kann alſo nicht verlangen, alle Zweifel über eine Sache, und alle Beweiſe dafür, in denſelben anzutreffen. Er kann nur dieſe erwarten, die dem Charakter oder dem philoſophiſchen Syſtem der ſich unterredenden Perſonen angemeſſen ſind. Wer ſich in dieſen getroffen findet, der wird durch das Geſpräch überzeugt werden, und wer ſich nicht darinnen findet, dem bleibt die Freiheit, die Sache auch für ſich zu unterſuchen, ohne daß er deswegen den Schriftſteller tadeln darf, weil er einen Protagoras oder Zeno beſchämt ſeyn läßt, da dieſe Perſonen, wenn man auch gleich ſehr viel von ihnen erwarten dürfte, doch nur einzelne Menſchen ſind, die für ſich ſprechen, und nicht, wie die meiſten Perſonen neuerer Dialogen, als Repräſentanten der ganzen Menſchheit auftreten.„ Dieſen Vortheil würde ich nun auch haben, wenn ich den folgenden Geſprächen ihre wahren Nahmen vorſetzen könnte, da dieſes aber in verſchiedener Rückſicht nicht wohl angehet, ſo muß ich es durch eine kurze Schilderung der vornehmſten Perſonen zu erſetzen ſuchen. Ich will mit Heimdal anfangen, ſo weit ich ihn allein ſchildern kann, ohne Baldern zu Hülfe zu nehmen, deſſen Charakter dem Charakter Heimdals um vieles hervorſtechender macht.

Heimdal iſt keine von denen Perſonen, die bey der erſten Bekanntſchaft ſchon alle die Erwartungen erregen, die ſie nur immer zu erfüllen im Stande ſind. Sein Aeuſſeres hat zwar nichts zurückſtoſſendes oder auffallend häßliches, aber es zeigt die Unbekanntſchaft mit dem, was man Welt nennt, in der er aufgewachſen war; und wenn er es jezt gleich beſſer verſteht, ſo iſt es ihm doch noch nicht wohl möglich, durchgängig dieſer Kenntniß gemäß zu handeln, und er vergißt ſich um ſo mehr, ſobald er mit jemand ſpricht, von dem er eine ſehr hohe Meinung hat. Er ſpricht über alles um ſo entſcheidender, je mehr Kenntniß er der Perſon zutraut, mit der er ſpricht, weil er glaubt, daß dieſe ihn um ſo beſſer belehren könne, je deutlicher er ihr zeigt, was er von der Sache ſchon weiß oder glaubt; und weil er ſich nicht im geringſten ſchämt, eines Beſſern auch öffentlich belehrt zu werden, welches bey vielen andern die Quelle ihres geprieſenen, beſcheidenen Ausdrucks iſt. Daher kommt es aber, daß er oft für einbildiſch gehalten wird, weil er es gerade nicht iſt. Sein Temperament iſt Melancholiſch, aber ſein Charakter iſt es jezt nicht mehr, ſondern die Art von Melancholie, die jezt ihm noch übrig iſt, verbreitet, wie er ſelbſt ſagt, über ſeine Freuden einen ſanften Schatten, der ſie nur noch mehr erhebt, weil er verurſacht, daß ihn ihre Strahlen nicht blenden. Die Aengſtlichkeit über die Folgen jeder Handlung, die dieſem Temperament eigen iſt, machte ihm die Philoſophie mehr zur

Angelegenheit ſeines Herzens als ſeiner Neugierde, und er iſt auch vielleicht noch jezt nicht tolerant genug gegen diejenigen, welche die Philoſophie nur deswegen treiben, um ſich in ihrem Wiſſen eine Stufe über die andern zu erheben. Seine Geiſteskräfte ſind in einer glücklichen Miſchung, und außer Urtheilskraft und Gedächtniß hat er kein hervorſtechendes Talent von der Natur erhalten. Er war bisweilen mißmüthig darüber, aber Mimer ſuchte ihm dadurch zu tröſten, daß dieſe Talente bey einer kultivirten Nation eben die Dienſte thäten, wie Sparſamkeit und Geld, wofür man alles andere einhandeln kann; und wenn man zwar weder durch Geld und Sparſamkeit, Geſundheit und Schönheit, noch durch Urtheilskraft und Gedächtniß, Genie und Anmuth erlangen kann, ſo dient doch beydes dazu, das wenige, was man davon hat, gehörig zu pflegen und es geltend zu machen. Dieſes ſtärkte ſeinen Muth in ſo weit, daß er entſchloſſen war, wenn er auch in vielen zurück bleiben müßte, doch zu ſuchen, ſo weit zu gelangen als ihm möglich wäre. So ſehr er von eitler Einbildung entfernt iſt, ſo ſehr fühlt er aber auch ſeinen Werth, ja er leugnet es nicht einmal, daß er ſtolz iſt. Denn Stolz hält er für diejenige unter allen Leidenſchaften, die ſo weit veredelt werden kann, daß ſie den Ausſprüchen der Vernunft nicht allein nicht entgegen iſt, ſondern ihr auch noch hilft, die andern zu beherrſchen. Die andern Leidenſchaften, pflegt er zu ſagen, ſind die Pferde an dem Wagen, der uns durch das Leben führt, und der veredelte Stolz iſt der Zaum, mit dem die Vernunft ſie lenken kann. Nach ſeiner Art ſich auszudrücken, wird man zwar verſucht, ihm etwas Dichter-Genius zuzutrauen; er hatte ihn aber gar nicht, ſondern das Bilderreiche in ſeiner Sprache entſtand aus dem Zug ſeines Charakters, keine todte Erkenntniß zu haben und auf andere zu ihrem Beſten zu wirken. Er giebt ſich daher Mühe, für jede Wahrheit einen Ausdruck zu ſuchen, den das Gedächtniß leicht behält und der dem andern auffällt, er würde aber damit nicht glücklich ſeyn, wenn er ihn aus ſich ſelbſt ſchöpfen müßte, ſondern ſeine Urtheilskraft hilft ihm nur aus dem gehörten oder geleſenen einen ſchicklichen ausſuchen. Man wird ſchon aus dieſem, was ich von ſeinem Temperament geſagt habe, erwarten, daß er faſt alles von der ernſten und öfters auch von der ſchlimmern Seite anſieht, und daß ſein Spott eher Bitterkeit als Lachluſt zur Quelle hat. Sein Charakter in Liebe und Freundſchaft, wird durch den Gegenſatz mit Balders Charakter, zu dem wir nun übergehen, deutlicher werden, als er allein dargeſtellt werden könnte. Balder iſt Heimdals vertrauter Freund, und er hat nichts in ſeiner Seele, daß er Heimdal verſchwiege, und nichts in ſeinem Vermögen, daß er ihm nicht aufopfern würde, ſobald es nöthig wäre; nur ſeine Liebe iſt hievon ausgenommen. Der Vortheil iſt aber dennoch nicht gleich, den ſie wechſelſeitig aus dieſer Freundſchaft ziehn. Sieht man auf den Nutzen, ſo iſt er auf Balders Seite, ſieht man aber auf die Hingebung, ſo iſt er auf Heimdals Seite. Heimdal hätte zwar mehr gethan, als Balder vielleicht im Stande geweſen wäre, ſobald es Aufopferung gegolten hätte, denn auch Liebe hielt ihn nicht zurück, wenn er für ſeinen Freund wagen mußte, weil er immer das Schöne und Gute an ſich im Ideale mehr als irgend eine Perſon liebt, aber er hätte es gethan, weil er ſich einmal dazu entſchloſſen hatte, und würde es für jeden andern gethan haben, den er deſſen ſo werth als Baldern gefunden hätte. Balder hingegen hätte es thun müſſen, weil er es nur im Rauſch der Liebe ertragen konnte, ohne Heimdal zu leben. Aber dennoch war es Heimdal, der Baldern ſeine Freundſchaft antrug, weil er einen Freund haben wollte und ihn am tüchtigſten dazu fand. Daß er bei ihm auch dennoch beharrte, wie er vortrefflichere und ihm nützlichere Menſchen kennen lernte, that er aus Vorſatz; weil er es für Pflicht hielt, ſich dem nicht zu entziehn, in deſſen Umgang er ſeine heilſamſten Begriffe entwickelt und ſeinen Charakter gebildet hatte. Balder war im Anfang gegen Heimdal mißtrauiſch, er liebte ihn, aber er fürchtete ſeine Härte und ſeinen bittern Spott, der damals noch ungezämt über alles herfiel, was ſich nur dadurch rechtfertigen konnte, daß es empfunden wurde, und auf welches Balders ſtrengſte Beweiſe damals faſt immer hinaus liefen. Aber eben dieſes lettete ihn um ſo mehr an Heimdal, da ſich dieſer ihm näher aufſchloß, und ihm zeigte, daß auch er Enthuſiaſmus und Gefühl beſitze, aber entſchloſſen wäre, jenen nur dann ausbrechen zu laſſen, wenn ihm Vernunft ſein Ziel geſteckt, und dieſem nur dann zu trauen, wenn es mit dem Ausſpruch der Vernunft einſtimmig wäre. Baldern war dieß genug, weil er doch nun gewiß war, daß Heimdal ihn verſtünde, weil er ſich ihm mittheilen konnte, ſo wie er war, dieſer Aufrichtigkeit wegen ſich von ihm geliebt glaubte, und zugleich einen Engel an ihm gefunden hatte, der über ihn wachte. Er liebte Heimdal, wie ein Heiliger ſeinen Gott, und hätte auch ſo für ihn ſterben können. Aber eben dieſes Himmliſche ſeiner Freundſchaft ließ in ſeinem Herzen noch für etwas Irdiſches Raum, und dieſen füllte die Liebe aus. Dieſe Leidenſchaft war für ihn um ſo verführender, weil er allenthalben dazu eingeladen wurde. Sein Aeuſſeres hatte ſo viel Einnehmendes, und ſein Betragen ſo viel Liebevolles, daß man wünſchte, ihn für ein Ideal ſittlicher Grazie halten zu dürfen, und daß man ſich faſt verbot, Fehler an ihm zu bemerken, damit man in dieſer wohlthätigen Illuſion nicht geſtört wurde. Sein Verſtand war helle, und wo man ſeine Einſicht nicht loben konnte, da gefiel doch ſeine Beſcheidenheit. Wenn man hiezu noch eine mehr blühende als ſtarke Phantaſie und ein Herz rechnet, das an allem Antheil nimmt, was irgend jemand begegnet, ſo wird es zu begreifen ſeyn, daß er mehr geliebt wurde als Heimdal, der immer über die Sache die Perſon vergißt. Noch jezt hat er von ſeiner Lie-

Liebenswürdigkeit nichts verlohren, nur daß er nicht mehr ſo weich iſt. Liebe war aber auch öfters beynahe Urſache an der Trennung ihrer Freundſchaft, denn da er meiſtens liebte, ohne daß die Perſon den Werth hatte, den Heimdal von ihr foderte, da er ſeine Liebe blos deswegen ſchenkte, weil er ſich geliebt glaubte, und dieſer alſo ſeine Liebe mißbilligte, ſo ſahe Balder nun in ſeinem Freund einen Tyrannen, gegen den er doch auch einmal ſeine Rechte geltend machen müßte. Heimdal behandelte ihn wie einen Kranken, an deſſen Unwillen er ſich nicht kehren dürfte, wenn er eine Operation an ihm vornehmen müßte, und ſo wurde die Sache immer wieder in das alte Geleiß gebracht. Balders Gefühl für alles Schöne und Gute außer ihm artete oft in Mißtrauen gegen ſich ſelbſt aus, und deswegen war ihm auch faſt alles wichtig, was Heimdal, Mimer, und andre', die er ſeiner Achtung würdig fand, über dieß oder jenes ſprachen, ſchrieb es auf, und dieſem Fleiße danke ich die folgenden Geſpräche. Eben dieſes Mißtrauen war auch eine Urſache mit, daß er immer gerne etwas gut fand, weil er leicht glaubte, der Fehler läge nur an ihm, daß er das Gute nicht einſehe. Sein Sanguiniſches Temperament, und daß er ſich beinahe von jedermann geliebt findet, mag aber die Haupturſache ſeyn, daß er auch jezt noch alles mehr von der ſchönen Seite anſicht.

Dieſe beiden jungen Freunde genießen die Freundſchaft eines würdigen Greißen, deſſen Charakter keiner beſonderen Schilderung bedarf, weil er durch Nachdenken und Erfahrung endlich faſt ſo geworden iſt, wie man den Weiſen faſt überall von guten Schriftſtellern geſchildert findet. Religion, wie mir Balder ſagte, iſt nur der Hauptzug darinnen, die Wege der Vorſehung zu erforſchen ſein Hauptgeſchäfte, und jede Freude, die ihm noch zu Theil wird, genießt er mit frohem Herzen als eine Gabe Gottes, die er, wie das Geſchenk eines Freundes ſchäzt, das uns nicht deswegen werth iſt, weil es uns bereichert, ſondern weil es ein Zeichen der Liebe unſeres Freundes iſt. Dieß wird hinlänglich ſeyn, den Leſer in den gehörigen Standpunkt zu ſetzen, die folgenden Geſpräche mit der gehörigen Erwartung zu leſen. Ich liefere ſie nach Chronologiſcher Ordnung. Heimdals Charakter erſcheint in den erſtern noch in ſeiner Wildheit.

Heimdal, oder unſer Zeitalter.

Erſtes Geſpräch.

Heimdal und Balder.

Balder.

Heimdal, du biſt ſo traurig, hätteſt du etwa einen Kummer, deſſen Urſache du mir verſchwiegſt?

Heimdal.

Kümmerte ich mich denn je über meine Angelegenheiten? Du weißt, ich habe auf Glückſeligkeit reſignirt, und befinde mich nun ruhig; aber ſo mit anzuſehen, wie ſich die Menſchen muthwilliger Weiſe verderben, da kann ich nicht ruhig bleiben.

Balder.

Nun da möchte ich dich erſt geſehen haben, wenn du nicht in unſerm Zeitalter lebteſt, wo Toleranz herrſcht, für die Erziehung geſorgt wird —

Heimdal.

Ja, für die Erziehung geſorgt wird — eben dieſes war die Erſte Quelle meines Unmuths. In dem letzten Meßkathalog finden ſich wohl ein halb Hundert Schriften für Kinder.

Balder.

Ach, das iſt ja ſchön, daß man auch für die lieben Kleinen ſorgt, und ihnen behülflich iſt, früher ſich auf-

zu-

zuklären, ihnen Kenntniſſe beybringt, die ſie ſonſt in reifern Jahren ſich erſt erwerben müßten, und ihnen dadurch, daß man ſich zu ihnen herab läßt, ihre Kindheit erträglicher macht.

Heimdal.

O der vortrefliche Gedanke! Ihnen die Kindheit ſo angenehm zu machen, daß ſie gar keine Männer werden mögen — In jenem Zeitalter, über das du das unſrige erhebſt, da war man wahrlich geſcheiter in dieſem Punkt. Man liebte und ſchätzte die Kinder nur um deswillen, was in ihnen Annäherung zum Mann zeigte, und dieß mußte ſie ihrer Kindheit überdrüßig machen, aber jezt ſind ſie um ſo angenehmer, je mehr ſie Kindsköpfe ſind, und wenn ſie alle Artigkeit eines Schoßhündchens beſitzen, ſo iſt man vollends über ſie entzückt.

Balder.

Nun, wir wollen dieß vorbey laſſen, aber was können denn die Schriften dafür?

Heimdal.

Eben dieſe ſind die Urſachen davon. Da wird der gute Kleine bewundert, wenn er über ſeinen Büchern ſizt, etwas merkt und es wieder herplappert, wenn er zuhören und lernen ſollte, von Leuten, die Erfahrung haben; je unſchicklicher und grotesker er ſein Geſetzchen anbringt, um ſo ſchöner! Denn da nennen ſie das Ding naiv, und wiſſen ſich vor Freude nicht zu faſſen, daß ihr Kind ſo kindiſch iſt. Da der Junge glaubt, alles aus ſeinen Büchern, oder von ſeinem Herrn Hofmeiſter lernen zu können, deſſen Weisheit er deswegen ſchäzt, weil er ſo viele Kinderſchriften lieſt, ſo iſt ihm der Umgang mit klügern Leuten nichts nüze, ja er darf es nur merken, daß zum Beyſpiel ein ſeiner Klugheit und Gerechtigkeit wegen geehrter Mann, noch nichts vom 7ten Planeten weiß, den er ſchon aus ſeiner Kinderaſtronomie kennt, ſo betrachtet er ſich gegen dieſen Mann als einen Gelehrten, der ihn belehren kann. So wächſt er im Eigendünkel auf, wird zur Freundſchaft untüchtig, in der Liebe ein Geck, in der Moralität entweder ein raffinirendes Vieh oder ein überſpannter Narr, in den Geſchäften des Lebens —

Balder.

Nicht weiter; ſchon genug, mir die frohe Ausſicht auf die Bildung der Menſchheit in Nebel zu hüllen! Aber was mein Troſt iſt, der Grund deiner Behauptung trift dich beſonders ſelbſt, und wenn ſie wie du werden, ſo mag ſich ganz gut unter ihnen leben laſſen; haſt denn du nicht deine erſte Bildung faſt ganz aus Büchern?

Heimdal.

Aber nicht aus Kinderſchriften —

Balder.

Um ſo ſchlimmer könnte man ſagen, denn da muß der Eigendünkel um ſo mehr wachſen, wenn der Titel des Buches, aus dem man lernt, nicht einmal demü-

thigt,

thigt, und man alſo glaubt, man wiſſe nun ſchon, was nur Männer wiſſen.

Heimdal.

Hatte ich etwa nicht genug mit dieſer Einbildung zu kämpfen? eben weil ich aus Erfahrung ſprechen kann, ſo bin ich ſtärker von dem Nachtheil überzeugt, als ein anderer.

Balder.

Nun ſo erzähle mir dieſen Nachtheil, den die Bücher für die Menſchen haben ſollen, und dann will ich verſuchen, ob ich nichts zu ihrer Vertheidigung ſagen kann:

Heimdal.

Der läßt ſich kurz angeben; der Menſch braucht den Menſchen nicht mehr, ſondern nur ſein Buch, und deswegen verdankt er auch dem Menſchen nichts mehr, ſondern glaubt, er ſey allein durch ſich ſelbſt, was er iſt.

Balder.

Lieber Freund, ich muß dich ſelbſt hier gegen dich zum Beyſpiel anführen. Wie ſehr wünſchteſt du oft den Mann zu kennen, dem du eine reine Wahrheit, oder ein edler Gefühl verdankteſt, um ihm zu zeigen, wie ſehr du die Wohlthat zu ſchätzen wiſſeſt, die er dir erzeigte.

Heimdal.

Ich kann dieß nicht leugnen, aber bey mir war auch der Fall anders, ich ſuchte Bücher, weil ich keinen

nen andern Unterricht haben konnte, und doch eines Unterrichts bedurfte; ich mußte mir Mühe geben, ſie zu erhalten, und deswegen waren ſie mir werth. Sie waren mir nicht vom Papa und Mama zum Geſchenk gegeben, denn ſonſt hätte ich ſie auch für nichts weiters gehalten, und blos dieſen dafür gedankt, aber ſo war ich froh, daß ſich ein Mann die Mühe gegeben hatte, für mich zu ſorgen. Doch auch, da wünſcht' ich ſeine Bekanntſchaft deswegen, weil ich damalen glaubte, er könne mir noch mehr geben, als in ſeinem Buch ſtände —

Balder.

Und haſt du jezt dieſen Glauben verlohren?

Heimdal.

Beynahe. In ihren Büchern treiben ſie die Weisheit von hunderten ihren Leſern ins Gehege, und ſie ſelbſt ſtehen mit ihrer Klapper erbärmlich da und haben nichts gefangen. Der Ausnahmen giebt es weniger, und ich habe wirklich bisher nur noch ein Paar Schriftſteller kennen lernen, die mir lieber ſind als ihre Bücher. Die beſten unter ihnen preſſen ſich aus, wie ein Schwamm, andern den Durſt zu löſchen, und ſie ſelbſt werden trocken. Es iſt mir noch ein Troſt, daß von allen Uebeln, die die leidige Schriftſtellerey über die Menſchheit bringt, doch die größten davon die Schriftſteller ſelbſt treffen. Bei dem allen aber wird es um nichts beſſer, wahre Herzlichkeit nimmt immer mehr ab, der Autor glaubt, ſeine Pflicht gegen die Menſchen erfüllt zu haben, wenn er ihnen ein Buch drucken läßt, und ſie glauben gegen ihn quitt zu ſeyn, wenn ſie es bezahlt haben. Die Sprache des Umganges wird dadurch fade, weil man, ſo bald man etwas ernſtlich kennen lernen will, nicht mehr andere fragt, ſondern nachlieſt. Der lebendige Geiſt der Unterhaltung iſt dahin, unſer Kopf und Herz getrennt, wenn wir unter Menſchen ſind, ſpielen wir, und was wir für ſie thun oder von ihnen annehmen, geſchieht in der Einſamkeit und nur in der Einbildung. Es iſt nicht mehr unſer Geſchäft, aus den zurückgelaſſenen Schriften der Weiſen zu lernen, ſondern ſie zu kritiſiren, nicht mehr unſere Angelegenheit, ihre Lehren zu erfüllen, ſondern ſie für Kinder verſtändlich zu machen, nicht ſowohl unſer Wunſch, zu handeln als die Handlungen anderer zu leſen; und wie wir handeln, ſo iſt nicht mehr Glück der Menſchen unſer Zweck, ſondern daß wir ihnen doch auch etwas von uns zu leſen geben wollten. Und ſo ſchleppen wir uns hin, haben viel gethan in der Einbildung, viel herrliche Früchte davon geſehen im Traum, und ſterben, ehe wir noch mit der Lektüre fertig ſind, wie wir leben wollen.

Balder.

Nun bin ich froh, daß du dein Herz einmal erleichtert haſt und die Reihe an mich kömmt. Ich will dir gar nicht verheelen, daß ich vieles Wahre in deiner Tirade finde, aber ich glaube, das Wahre darinnen iſt Ausnahme und nicht die Regel. Bücher haben zwar ihren Nachtheil, aber ſie gewähren uns doch viele edle Freuden; daß wir durch ſie mit geringer Mühe die Weisheit und die Kenntniſſe vieler Nationen und vieler Jahrhunderte beyſammen haben, und uns daran ergötzen können, iſt ein von alten Zeiten her an ihnen geprieſener Vortheil. Selbſt dieß aber, daß das Buch ſo oft beſſer iſt, als ſein Autor, hat den Vortheil, daß wir das Vergnügen am Guten, welches er ſagt, rein genießen, ohne daß es uns dadurch verderbt wird, daß er es ſelbſt nicht erfüllt. Erfahren wir auch ſeinen Charakter, ſo hat es nichts zu bedeuten, man vergißt ihn über ſeinem Buch, denn dieß ſchadet ja nichts. Müßten wir aber, um von ihm zu lernen, ſeine perſönliche Bekanntſchaft machen, ſo müßte uns immer ſein Charakter gegenwärtig bleiben, um nicht von ihm betrogen zu werden, und der Glaube an das Gute, was er ſagt, würde dadurch geſtört. Daß wir alſo mehr durch Bücher, als durch mündlichen Unterricht lernen, hat den Vortheil, daß wir auch durch ſchlimme Menſchen gut werden können.

Heimdal.

Aber auch durch Gute ſchlimm, weil es uns überlaſſen iſt, wie wir ſie verſtehen wollen; es mag gegen einander aufgehen.

Balder.

Daß die Schriftſteller häufig ein Opfer ihrer Sorge für anderer Vergnügen ſind, iſt für mich traurig, und ich ehre ſie dafür; ſie gleichen einem Bach, der ſich endlich verliert, weil er das Thal befeuchtete, daß Blumen des Frühlings in ihm ſproſſen konnten. Ausnahme unter den Schriftſtellern geſtehſt du ja ſelbſt ein, und woher kann man wiſſen, daß die andern beſſer geblieben wären, wenn ſie nicht geſchrieben hätten; vielleicht hätten ſie ohnedem die Blüthen des Lebens verlohren, ohne Früchte zurück zu behalten, und ſie verdienen unſern Dank, daß ſie, was ſie doch nicht behalten konnten, lieber noch früh und duftend hingaben, damit wir uns daran ergötzen könnten. Oder glaubſt du, ein Menſch werde ſchon ſchlimmer, allein dadurch, daß er etwas drucken läßt?

Heimdal.

Nothwendig gerade nicht, aber doch höchſt wahrſcheinlich. Sieht ſich der Mann einmal gedruckt, wird vielleicht gar gelobet, ſo glaubt er, die Wahrheit nun entdeckt zu haben, anſtatt zu handeln, ſchreibt er, anſtatt noch mehr zu prüfen und zu lernen, vertheidigt er ſein Buch, und da ihm ſonſt das ganze Reich der möglichen Kenntniſſe und Meinungen offen ſtand, ſich überall umzuſehen, zu wählen, was er für gut hielt, und es ohne Beſchämung wieder hinzulegen, wenn er ſich vergriffen hätte; ſo ſteht er jezt vor ſeiner ausgekramten Waare, wie eine Schildwache, in beſtändiger Bereitſchaft, auf jeden loszudrücken, der ſich daran vergreifen will. So verderben — faſt alle guten Köpfe, die ſich vor ihrer völligen Entwickelung gedruckt ſehen, und haben ſie auch den Muth, ihre Waare preiß zu geben, und etwas beſſeres zu ſuchen, ſo werden ſie doch immer dadurch, daß ſie in einer gewiſſen Art von Kenntniſſen gerne Epoche machen möchten, von der ſchönen Straße durchs Leben, auf der man freye Ausſicht aufs Ganze hat, und von der man leicht einen Spatziergang in die nahen Gefilde oder Gebirge, Höhen oder Höhlen nach Belieben machen kann, in einen beſchränkten Hohlweg verſchlagen, auf den ſie weder rechts noch links etwas erblicken, ſondern in ewiger Einförmigkeit gerade fortwandern müßten, ohne das Ende je zu erreichen. Sage ſelbſt, wie wenige ſind es, die dieſem Falle entgehen?

Balder.

Ich gebe dir gerne zu, daß ein zu frühzeitiges Auftreten immer ſchlimme Folgen habe, und daß mit Bücherſchreiben jezt ein wahrer Unfug getrieben wird, und ich hätte nichts darwider, wenn du nur dieſen züchtigteſt; aber du ſcheinſt mir alles zu verdammen, und das kann ich nicht vertragen. Gehen viele verlohren durch Schriftſtellerey, ſo werden auch viele dadurch gebeſſert. Einem edlen Menſchen iſt es immer wichtig, öffentlich aufzutreten, er fühlt die Pflicht, deutlich zu denken, wenn er andere belehren will, ſich allgemein verſtändlich auszudrücken, wenn er auf viele wirken will, kurz, je mehr er als Schriftſteller gefallen will, je mehr muß er ſich dem allgemeinen Ideal des Menſchen nähern; hat er edle Grundſätze aufgeſtellt, ſo fühlt er ſich um ſo mehr gedrungen, darnach zu handeln. Edler Freund, die elende Brut unſerer Büchermacher, der unnütze Schwarm ihrer Leſer, hat deinen Zorn geweckt, und du willſt nun alles erwürgen, damit die Frevler dir nicht entgehen mögen. Wende doch auch einmal deinen Blick auf die Seite hin, an der ich mich ergötze. Sage, wer kann beſſer, ausgebreiteter, edler wirken, als der vortrefliche Schriftſteller? Wären nicht die Stimmen der Weiſen, die dich bildeten, längſt verhallt, wenn ſie nicht geſchrieben hätten, und hätteſt du wohl ihre Schriften, wenn ſie nicht gedruckt wären? Der edle gute Schriftſteller wächſt gleich einem geſunden Baum, ſelbſt, während daß er Blüthen auf uns ſtreuet, mit ſeinen Früchten kann ſich auch der Ferne erquicken, und der Nahe ruht im Schutze ſeines Schattens. Wie ein Gott läßt er ſeine Sonne aufgehen über Gute und Böſe, daß ſich jeder daran wärmen möge, und daß ſie jedem leuchte auf ſeinem Wege. Die Irrlichter, die die Miethlinge anfachen, erbleichen vor ihr, und werden nicht geſehen, nur wo ſie ihre Stralen nicht hinſenden kann, da leuchten ſie und treiben ihr Spiel, und verführen nur den, der das Licht des Tages flieht. Er verſäumt keine Gelegenheit, denen Menſchen zu nützen, die ihn umgeben, wenn er es allein kann, aber wenn andere dieſes eben ſo gut können, ſo hält er es für nützlicher, tauſenden den Weg zu zeigen, den ſie wandeln müſſen, um zu ihrem Ziele zu gelangen, als mit einem einzigen zu gehen. Heimdal, kennſt du keinen ſolchen Mann?

Heimdal.

Fünf Gerechte forderte Gott von Abraham, wenn er Sodoma und Gomorra ſchonen ſollte.

Balder.

Aber kennſt du alle? Sieben tauſend habe ich mir geſpaart, die ihre Knie nicht gebeugt haben vor den Götzen, ſagte der Herr zu Eliſa, als dieſer glaubte, er ſey der einzige; um dir auch aus der Schrift zu antworten.

Heimdal.

Werden dieſe aber am meiſten geleſen, die deinem Bilde gleichen? Iſt es nicht der Geiſt unſers Zeitalters, ſich an dem Schlechten zu weiden, und mit dem Lobe des Guten nur zu prahlen? Doch davon ein andermal. Wenn nun aber die Schriftſtellerey ſo viel Gutes bewirken kann, zu was nützen die Univerſitäten? Sie ſind ja gerade ſo eingerichtet, als wenn die Buchdruckerkunſt noch zu erſinden wäre. Was ſoll es denn nützen, daß der Hr. Profeſſor ſeine Hefte ſelbſt ablieſt, er darf ſie ja nur drucken laſſen, ſo kann ſie jeder nach ſeiner Bequemlichkeit leſen.

Balder.

Dieß iſt freylich wahr, aber dieß macht die Univerſitäten doch noch nicht unnütze. Wer rechnet die

Zeiten ſeiner akademiſchen Laufbahn nicht zu den glücklichſten ſeines Lebens, wer hat ſo leicht wahre Freunde, wenn er ſie dort nicht fand? Aller Sorgen des bürgerlichen Lebens überhoben, lebt man ganz den Wiſſenſchaften; von allem Zwang der Etiquette frei, freuet man ſich herzlich mit ſeinen Freunden. Hier herrſchen Spuren von dem lebendigen Geiſt der Unterhaltung, den du ſo rühmſt, durch die Collegien, die du verwirfſt; mit vielen zu dem Studium einer Wiſſenſchaft vereinigt, fehlt es nicht an Stoff zur Unterredung. Selbſt das Nachſchreiben der Hefte, wenn es mit Verſtand geſchieht, hat ſeinen Nutzen. Man durchdenkt die Sache noch einmal dabey, und prägt ſich ſolche tief in das Gedächtniß ein. Zwiſchen dieſen Beſchäftigungen und erlaubten Jugendfreuden ſchwindet uns die Zeit dahin, wie ein prophetiſcher Morgentraum, der uns das Schickſal des kommenden Tags enträthſelt, werden wir dann von den Unſrigen daraus geweckt, ſo erwachen wir geſtärkt und vorbereitet zu den Geſchäften des Lebens.

Heimdal.

Ein ſchönes Gemälde von der einen Anſicht; ich will dir ein gleiches von der entgegengeſezten liefern. Wer verwünſcht nicht die Jahre, die er auf Univerſitäten verdorben? In den Jahren, wo alle Leidenſchaften auf ihn einſtürmen, wird er ſich ſelbſt überlaſſen, von den Perſonen, die ihn leiteten, wird er weggenommen, und in eine Rotte Verführer geſteckt, die immer lauern, welchen ſie verderben mögen. In ihren Zirkeln verlernt er alle Wohlanſtändigkeit, und ſeine Freude hat die Ungezogenheit eines Faunen, vor dem jede Grazie entflieht. Vom Catheder aus wird ihm der Weg gezeichnet, den er wandeln ſoll, und jeder andere verſchrieen. Durch ſeine Hrn. Brüder, auch wohl durch übelangebrachten Fleiß, aller Zeit und aller Stimmung zur Selbſtüberlegung beraubt, geht er gerne ſo fort, wie ihm der Hr. Profeſſor den Kopf geſtellt hat, und wenn er recht fleißig iſt, ſo ſchreibt er auch Hefte; ſchreibt, wo er noch ſein Gedächtniß ſtärken, prägt ſeinem Gedächtniß ein, was er erſt noch prüfen ſollte. Iſt noch ein Funke lebendigen Geiſtes des Selbſtdenkens übrig geblieben, der, nachdem der Rauſch des Purſchenlebens ausgeſchlafen iſt, wieder angefacht werden kann, ſo ſieht er die geprieſenen Hefte als das Grab der Kraft ſeines jugendlichen Geiſtes an. Sind einige ſo glücklich, den Verführungen zur Ausſchweifung zu entgehen, und nichts ſchlimmers als Pedanten zu werden, ſo blicke erſt auf den großen Haufen derjenigen, die als ausgekochte Gerippe zurück kehren, die gebrandmarkt mit dem Stempel der Schwelgerey, wie Verworfene da ſtehen, der Welt unnütz, und ſich zur Laſt ihre übrige Lebenszeit hinkränkeln, ſind es nur etwa die Schlechteſten, die dieß traurige Schickſal trift? Blicke auf den ſchändlichen Haufen derjenigen, deren unzerſtörbarer feſter Bau ihren Ausſchweifungen nicht unterlag, die als wahre Krüppel und Ungeheuer von

Geiſte zurückkehren, noch dauerhaft genug der Welt mit ihrer phyſiſchen Exiſtenz lange zur Laſt zu ſeyn, die dann als Aerzte morden, weil ſie ohne Kenntniſſe ſind; als Rechtsgelehrte die Unſchuld verderben, weil ſie ſich nicht erinnern, ſie je beſeſſen zu haben, und als Geiſtliche alle Freuden des Lebens verdammen, weil ſie ſelbige nie genoſſen, ſondern in Schlamm der Schlemmerey erſtickt haben: Balder, ſage, ſind es täuſchende Geſtalten, die ich hier angeführt, oder trafſt du vielleicht ſelbſt auf ſie? und wenn die lezte Hofnung einer Familie bleich und entſeelt an dem Orte da liegt, wo ſie Wahrheit und Kräfte zu dem künftigen großen Geſchäfte des Lebens einſammeln ſollte; was ſagſt du dann?

Balder.

Schrecklich!

Heimdal.

Da die Duelle auf Univerſitäten noch öffentlich erlaubt waren, da waren ſie nur toll und thöricht, jezt, da ſie verboten ſind, aber doch gleichſam noch geduldet werden, ſind ſie ſchändlich und abſcheulich. Toll und thöricht waren ſie, weil der Punkt der Ehre eines Mannes, der ſich dem Lehrſtande widmet, nicht in der Kühnheit beſtehet: Muth, gerecht zu ſeyn, muß jeder haben, aber es kann einer in dieſem Stande, ein für die Menſchheit höchſt wohlthätiger Mann ſeyn, ohne daß er die Verwegenheit hat, wenn ihn nicht unnachläßli-

che

che Pflicht dahin verbindet, einer Degenſpitze entgegen zu gehen, oder einem Piſtolenſchuß zu ſtehen; und kann ein Duell bey vernünftigen Menſchen etwas anders entſcheiden? Schändlich und abſcheulich ſind ſie jezt, weil der Neuangekommene geloben muß, ſich in keinen Duell einzulaſſen, ſeine eingebildete Ehre zu retten, muß er meineidig werden, und dieſe Rettung der Ehre muß nun noch das Tageslicht ſcheuen. So wird die Achtung gegen bürgerliche Geſetze untergraben, ſo lernt man die Achtung edler Menſchen auf das Spiel ſetzen, um ſein Anſehen nicht bey einer Rotte Buben zu verlieren, die einen umgeben. Dich beſonders, Balder, frage ich, ob es auch dem Klügſten und Beſten nicht ſchwer iſt, dieſe Klippe zu vermeiden?

Balder.

Freund, macht es dir Freude, mich zu kränken? ich fühle, daß du größtentheils Recht haſt, aber doch kenne ich Männer, die ihre Univerſitätsjahre ſo verlebten, wie ich ſie ſchilderte.

Heimdal.

Weſſen Charakter edel und gebildet iſt, wer es ſchon verſteht, die Spreu von den Körnern zu ſcheiden, der wird auf der Seite wohnen, die du gezeichnet haſt, aber der verdankt es auch ſich, und nicht der Anſtalt. Wer noch nicht zu dieſer Reife gediehen iſt, und das gilt ja doch von dem großen Haufen, tauſend gegen eines zieht in diejenige ein, die ich geſchildert habe.

Balder.

Aber ich hoffe, von der Aufklärung und unſern guten Fürſten, daß dieſe Seite ganz geſchleift werden ſoll.

Heimdal.

Von den Fürſten! die ſehen ja ihre Univerſitäten entweder als einen Theil der Ländereinkünfte, oder ihres Hofſtaates an, den ſie entweder ſo einträglich, oder ſo glänzend als möglich zu machen ſuchen müſſen. Guter Junge, du gründeſt alſo auch Hoffnungen auf gute Fürſten?

Balder.

Leugneſt du etwan, daß es deren giebt?

Heimdal.

Das nicht, ſondern ich behaupte nur, daß ihrer wenige ſind, und daß dieſe wenigen nichts Gutes ſtiften können, weil ſie das Böſe nicht kennen lernen, dem ſie abhelfen wollen. Ueberhaupt aber kann es nichts nützen, von Fürſten zu reden, man mag ſeine Begriffe von ihren Pflichten, ihren Freuden und Leiden noch ſo ſehr aufklären, was nützt es? Sie hören einen doch nicht an, weil auch die Beſten unter ihnen nur unterhalten, nicht belehrt ſeyn wollen. Und ſcheinen ſie auch manchmal einen Mann zu begünſtigen, der ihnen die Wahrheit kühn ſagt, ſo iſt es mehr pour la rarité du fait, als aus wahrer Achtung. Uebrigens aber bedauere ich ſie, man ſtellt ſich gegen ſie an, als hielte man ſie für Götter, und behandelt ſie dabei wie ver-

zär-

zärtelte Kinder. Wo ſie hinkommen, ſehen ſie ein Theater vor ſich, und hinter die Couliſſen gelangen ſie nie, wenn ſie auch die halbe Welt ausreiſten.

Balder.

Und ich verſprach mir immer ſo viel Gutes von ihren Reiſen, zumal da ſie jezt den Pomp von ſich abwerfen, der ſonſt alles von ihnen entfernte.

Heimdal.

Ach, laſſen wir die Fürſten in ihrem Werth und Unwerth, ſo lange es für uns noch etwas Nützliches zur Unterhaltung giebt. Auf! es iſt gerade noch Zeit, das alte Schloß zu erklimmen, um die Gegend in der Abendſonne zu ſehen.

Balder.

Wie wohl es einem hier oben iſt! Wirklich, ich könnte, ſchönen Gegenden zu Gefallen, allein ſchon weitere Reiſen unternehmen.

Heimdal.

Dieß wäre noch die unſchuldigſte Reiſe, die man unternehmen könnte, und da man nun nicht ſchlechter zurück kömmt, als man ausgieng, welches aber bey unſern Reiſen faſt immer der Fall iſt.

Balder.

Du hältſt alſo auch das Reiſen für nachtheilig?

Heimdal.

Zumal in unſerm Zeitalter, das ſtolz darauf iſt, aus jeder Blume Gift zu ziehen, der auch den erſchlaften Gaumen reizt, und mitleidig über den lächelt, der nur Honig darinne fand, und ſich damit begnügen konnte.

Balder.

Nun, ſo biſt du heute gerade der Mann für daſſelbe.

Heimdal.

Weil ich ſage, was andere thun? Laß dir ſagen, warum mir dieß gerade bey dem Reiſen einfiel. Sonſt reiſt man, um Männer zu ſuchen, von denen man noch mehr lernen könnte, jezt reiſt man, um dieſe Männer ſelbſt auszulernen und ſie zu beurtheilen; ſonſt ſuchte man Kenntniſſe zu erwerben, um ſeinem Vaterlande zu nützen, jezt ſucht man ſie, um ſie herab zu ſetzen, „in Frankreich verſtehen ſie das Ding beſſer,„ iſt die Formel, mit der faſt jeder von ſeinen Reiſen zu erzählen beginnet; ſonſt ſuchte man das zu erkundigen, wovon man in ſeinem Vaterlande Gebrauch machen konnte, jezt ſucht man neugierig zu begucken, wozu im Vaterlande keine Gelegenheit zur Anwendung iſt; ſonſt benuzte man ſeine erworbenen Kenntniſſe im Stillen für ſich und ſeine Mitbürger, jezt läßt man ſie drucken, um vor der Welt zu prahlen, ſonſt —

Balder.

Nun, ich weiß ſchon, daß es dir nie an Antitheſen fehlt, aber dieß ſind lauter zufällige Nachtheile, die

von

von Klugen vermieden werden, und der Vortheil, den man aus Reiſen ziehen kann, iſt demohngeachtet —

Heimdal.

Groß, ich kenne ihn; aber eben deswegen, weil man auf dieſen allein ſieht, bekam ich Luſt, über den Nachtheil nachzudenken, und dich möchte ich vorzüglich darauf aufmerkſam machen, denn wenn du eine ſchöne Ausſicht vor dir haſt, vergiſſeſt du immer, daß du im Schlamme ſtehſt. Aller Nachtheil, den das Reiſen haben kann, wird von dem überwogen, den es für den Charakter hat, und der für unſere Zeiten um ſo wichtiger iſt, da man dieſen dadurch bilden will. Ich will dich nicht damit unterhalten, daß Unerfahrne allen Gefahren des Univerſitäts Leben ausgeſezt ſind, daß es einem auch mittelbar die Uebel der Schriftſtellerey vermehrt, daß Fürſten den Schweiß ihrer Unterthanen in fremden Ländern verpraſſen, daß viele nur deswegen reiſen, um mit geringerem Verluſt der Ehre, der Wolluſt zu fröhnen; ſondern nur damit, daß gerade aus dem Vortheil, den man ſich für die Bildung davon verſpricht, ein unvermeidlicher Nachtheil entſteht. Um ſich auf Reiſen beliebt zu machen, hat man faſt nichts, als ſein äußres Betragen; die Wirkung der Recommendations-Briefe wird immer geringer, man gewöhnt ſich dadurch, ſich ſo zu bezeugen, wie man am ſchnellſten den andern einnimmt, und verlernt, ſich auf ſeinen innern Werth zu verlaſſen. Man ſucht Per-

ſonen,

ſonen, nur für den Augenblick zu gewinnen, und nicht mehr an ſie zu denken, wenn man ſie genuzt hat. Durch den ſchnellen Wechſel der Dinge, immer zur Betrachtung derſelben aufgefordert, verſäumt man, in ſich zu kehren und ſich ſelbſt kennen zu lernen. Der Charakter, der ſich durch die Reiſen bilden ſoll, geht verlohren —

Balder.

Aber der Mann, der weiß, warum er reiſt, deſſen Herz feſt im Guten iſt, der die Bedürfniſſe ſeines Vaterlandes und den in demſelben nicht zu erſetzenden Mangel in ſeinen Kenntniſſen kennet, für den ſind ſie doch etwas ſehr Vortheilhaftes?

Heimdal.

Ja, weſſen Charakter einmal die Feſtigkeit und den innern Werth eines Diamants hat, der wird durch ſie abgeſchliffen, daß er auch glänzt. Aber wie vielen müßte der Weg verrannt werden, wenn nur dieſer reiſen ſollte! Dieß iſt eben der Unſinn unſers Zeitalters, daß es das, was nur den edlen und weiſen Mann angenehm machen kann, als Mittel gebraucht, wodurch es ungebildete und unreife Köpfe edel und weiſe machen will. Daß ich gerade in dieſe verkehrte Welt kommen mußte, wo man den Menſchen bilden will, ehe er Kräfte hat, und dadurch jede Kraft erſtickt, und für die künftige Generation wird's noch ärger!

Balder.

Allerdings, wenn es mit dieſer ſo ſchlimm ſteht, als du glaubſt; aber ich habe Hoffnung, daß es beſſer iſt und beſſer wird. Der Luxus ſelbſt hat ſeinen Vortheil, die ſchönen Künſte blühen wieder auf, man macht von ihnen für die Erziehung Gebrauch. Das Theater iſt nicht mehr bloße Unterhaltung, es wird auch zur Bildung angewendet.

Heimdal.

Doch nicht etwan dadurch, daß man auch Stücke von Kindern aufführen läßt!

Balder.

Vorzüglich dadurch glaube ich.

Heimdal.

Vorzüglich dadurch lernen die Kinder das Erlernte mit der Miene des Selbſtgedachten herſagen, und dadurch als Jünglinge ſich und andere täuſchen; ſich ſelbſt, ſage ich, weil ſie glauben, ſie ſeyn wirklich vollendete Männer, wenn ſie merken, daß man es ihnen nicht gleich in der erſten Unterhaltung anſieht, daß ſie armſelige Köpfe ſind; und andere, weil man die Zeit der zweyten Probe mit ihnen verdirbt, da man ſonſt ohne dieſen Flitterſtaat, gleich bey der erſten gemerkt hätte, wes Geiſtes Kind ſie ſind. Vorzüglich dadurch lernen ſie die Sprache der Gefühle, ehe ſie ſelbige noch beſitzen, glauben ſie zu haben, ſchwatzen papageymäßig von Empfindung, und diejenige ſchöne Zeit der Unſchuld, wo das Herz mehr empfindet, als der Mund noch ſprechen kann, wo man den Enthuſiaſmus des Jünglings fühlt, ohne noch ſich zuzutrauen, daß man ſchon zu dieſer Reife gediehen ſey, geht verlohren — Ich weiß die Einwendungen, die man dagegen machen kann, und ich bitte dich, mir die Mühe zu erſparen, ſie von dir zu hören. Sie laufen alle darauf hinaus, daß die Sache gut ſeyn könnte, wenn ſie nur recht gebraucht würde, aber was hilft das? Die Folgen zeigen ja, daß es nicht geſchieht. Haben unſere Erziehungsanſtalten und unſere Aufklärer noch die Betrüger muthlos, die Schwärmer klüger, oder die Zahl der durch ſie Betrogenen oder Angeſteckten geringer gemacht, als ſie in den vorigen Jahrhunderten war.

Balder.

Ich getraue es mir nicht zu behaupten, aber doch ſind der helldenkenden Köpfe gewiß auch mehr.

Heimdal.

Mit dieſem Helldenkern ſieht es meiſtens ſehr zweydeutig aus. Die meiſten werfen ihre Religion ab, weil ſie den Zaum nicht ertragen konnten, den ſie ihren Lüſten anlegte. Aus Unbändigkeit entſprangen ſie dem Gefängniß der Vorurtheile, um ſich in den Wüſten der Zügelloſigkeit herum zu tummeln. Sind ihre Kräfte nun verzehrt, ſo kehren ſie gerne wieder in das Gefängniß zurück, damit ſie doch gefüttert werden. Männer, die aus Erkenntniß des Beſſern den Aberglauben verließen, ſind ſelten, und es iſt ſchwer, ſie kennen zu lernen, denn ſie wohnen ruhig im Lande der Aufklärung, mit allem verſehen, was ihre Seele bedarf; ſie geben durch ihre groteske Sprünge dem Volke kein Schauſpiel, ſie zeigen ihm das Gute, das ſie errungen haben, und wer es erkennt, der mag ihnen folgen. Finden ſie es nöthig, ſo ſtürzen ſie den Götzen um, daß er zerfällt, ohne ihn ihres Rüttelns werth zu halten, ſo lange er ſtehen muß. Leidigere Mode iſt es bey den Meiſten, daß ſie ſich nicht abergläubiſch zeigen; weht der Hauch der Trübſal ſie an, ſo fliegt ihre Starkgeiſterey wie Puder hinweg. Muthwillige Jungen ſind es, die, während ſich der Präceptor entfernt, die Ruthe zerbrechen, mit der ſie gezüchtigt worden ſind, und kehrt er zurück, ſo wiſſen ſie nichts beſſers zu thun, als zu läugnen. Daher iſt es kein Wunder, wenn die Schwärmerey auf der andern Seite auch wieder ſiegt, weil Menſchen, denen es Ernſt um ihr Heil iſt, bey unſern Helldenkern es nicht finden.

Balder.

Nach dir, ſollte man glauben, daß die Würdigſten zu unſern Zeiten gerade am erſten der Schwärmerey ausgeſezt wären.

Heimdal.

Und ſo iſt es auch, wenn ſie nicht Muth genug haben, auf dem rauhen Wege des Wiſſens bis zum Sitz der Ruhe, des vor der Vernunft gerechtfertigten Glaubens, fortzuwandeln. Aber ich rede hier von edler Schwärmerey, die ſich über das Erkennbare hinaus ſchwingt, weil ſie nicht lernte, ſich damit für jezt zu begnügen und das Uebrige zu erwarten; nicht aber von dem Schwarme derer, welche die Früchte ihres überſinnlichen Unſinnes noch mit ihren dermaligen fünf Sinnen genießen wollen, als Alchymiſten, Schatzgräber, Geiſterbeherrſcher u. ſ. w.; nicht von jenen abgeſchwelgten Schwachköpfen, die nur darum Bekanntſchaft mit einer andern Welt machen wollen, um ſich von der Langenweile in dieſer zu retten, wo ſie für alles Schöne und Gute ſtumpf geworden ſind; nicht von den armſeligen Tröpfen, die Geheimniſſe erlernen wollen, daß ſie nicht denken dürfen. Von dieſen rede ich nicht, die werden durch unſere üppigen Spötter vielleicht noch bisweilen zurück gehalten, weil der, der zu ſchwach iſt, Gründe einzuſehen, ſich doch oft noch vor dem Verlachtwerden fürchtet.

Balder.

Unſere Freydenkerey wäre denn doch nicht ohne Nutzen.

Heimdal.

Wie der Hagel, daß er die Käfer von den Blüthen herabwirft. Unſer Zeitalter iſt wahrlich ein unſeliges Gemiſche von Widerſprüchen. Der freche Spötter darf nur den Mund zum Lachen verziehen, ſo ſchämen ſie ſich des Enthuſiasmus auch für das Beſte, und der myſtiſche Betrüger darf ſie nur mit der Fauſt ins Auge ſchlagen, daß ihnen die Funken davon herum ſprützen, ſo bilden ſie ſich ein, ſie hätten die Herrlichkeit Gottes geſehen. Und wo liegt die Quelle von dieſen unleugbaren Ausſchweifungen?

Balder.

Sage mir ſie, wenn du ſie weißt.

Heimdal.

Die wichtigſte haſt du ſchon genennt, den Luxus.

Balder.

Ja aber, um ihn eher zu vertheidigen, als um ihn zur Quelle alles Unheils zu machen. Der Luxus hat das Gute, daß er zur Induſtrie auffordert, er ſezt die Erfindungskraft in Uebung, er gewährt vielen Unterhalt, er macht die Menſchen einander nothwendiger, und vermehrt die Landeseinkünfte faſt überall, eher als daß er ſie vermindert.

Heimdal.

Von der politiſchen Seite betrachtet, läßt ſich allerdings viel zu ſeinem Vortheil ſagen, und wenn man die Menſchen als eine Heerde Schaafe, und den Fürſten als den Hirten betrachtet, der ſie ſcheert, ſo gehört er ſicher nicht unter die Krankheiten, welche die Wolle vermindern. Aber von der moraliſchen Seite — es ſchauert mich, wenn ich daran denke — laß mich ausreden, ich will dir meine Meinung ganz ſagen, und dann vertheidige ihn, wenn du kannſt. Luxus bringt denjenigen Zuſtand einer Nation hervor, wo der Eine ſo ſehr im Ueberfluß lebt, daß der Andere am Nothwendigen Mangel leidet, wo der Eine ſo ſehr nach Bequemlichkeit trachtet, daß ſeine Kräfte erſtickt, und der Andere ſo ſehr mit Arbeit überhäuft iſt, daß ſie verzehrt werden, ehe ſie reifen konnten; wo der äußere Glanz ſo ſehr zum Bedürfniß wird, daß er, wenn es nicht anders möglich iſt, durch Hunger und Kummer im Innern erkauft werden muß, kurz, er wirkt diejenige verkehrte Stimmung der Gemüther, nach welcher man den wahren Lebensgenuß aufopfert, um den ſcheinbaren damit zu erkaufen. Daß wir in dieſem unglücklichen Hange leben, darüber iſt kein Zweifel. Was ſind nun die Folgen davon? Nicht mehr Tugend, ſondern das Wohlleben des Reichen iſt das Ziel, das der Niedrige ſeinem Beſtreben ſezt; die Macht des Reichen fällt zugleich drückend auf ihn, die ungeheure Menge von Bedürfniſſen, die er als nothwendig anzuſehen gelernt hat, liegt wie ein Haufe Schutt auf ihn, und wenn er wie ein Verzweifelter arbeitet, ſich hindurch zu graben, ſo nennen wir das Induſtrie. Der eine Theil iſt durch ſeine Schwäche, weil er ſeine Kräfte nie brauchte oder verſchwelgte, zu allem bereit, was ihm ohne Kräfte viel auszurichten verſpricht, und der andere, der ſeine Kräfte in unwürdigen Beſchäftigungen verbrauchen mußte, läßt ſich, wie ein matt gejagtes Pferd hinführen, wohin man will, und dieß bereitet jedem Betrüger Triumpf. Der eine Theil kann durch den Glanz des Wohllebens, der ihn umgiebt, das Elend, das außer ſeinem Zirkel liegt, nicht gewahr werden, um ſein ermattetes Herz durch Wohlthun zu ſtärken, kann nicht hindurch blicken, auf den frohen Genuß, den ihm die ſchöne Natur in ihrer Einfalt verſpricht, um ſeine ſinkenden Kräfte in ihr zu erquicken. Der andere Theil ſieht durch den Glanz nicht hinein, auf das langweilige Schmachten, der von ihm als glücklich Geprieſenen, und er fühlt ſich doppelt unglücklich, daß er es nicht auch auf die Art werden kann, als der es iſt, den er beneidet. So verſchwindet alle Zufriedenheit mit ſeinem Stand und ſeiner Lage, und mit ihr alle Tugenden wahrer Geſelligkeit. Scheinen die Stände weniger getrennt; ſind ſie bey Gelegenheit mehr unter einander gemiſcht, ſo iſt es mehr der Hang zu Quodlibets, mehr eine Grimaſſe unſerer Aufklärung, die das bewirkt, als jener glückliche Zuſtand, wo alle Stände in einander fließen, wie die Farben des Regenbogens, deren jede unterſcheidbar iſt, ohne die Harmonie des Ganzen zu ſtören. Der eine aus Langerweile, der andere aus Verzweiflung, ſucht ſein Heil im Rauſche ſchändlicher Wolluſt. Was ſie ihm verbieten will, muß

als

als Gewaltthätigkeit angeſehen werden, weil ſie noch das Einzige iſt, was ihn ſein Unglück vergeſſen läßt, und der Menſch, vom göttlichen Geiſte beſeelt, fühlt ſich nur dann ſelig, wenn er es im viehiſchen Genuſſe vergißt. Alles Heilige wird ihm ein Phantom, womit man nur Kinder ſchrecken kann, und dieß bereitet jedem frechen Spötter Triumpf. Die Meiſten, durch ſchwere Arbeiten erdrückt; durch Schwelgerey erſchöpft, oder aus Mangel aller Uebung kraftlos, fliehen alles, was Anſtrengung erfordert; wahre Wiſſenſchaft wird immer das Eigenthum Wenigerer, und die Tugend verbirgt ſich in die Einſamkeit, weil ſie, da ihr Aeuſſeres nur noch als Maske des Laſters gebraucht wird, keine Hoffnung mehr hat, anerkannt, ſondern ſich fürchten muß, mit dieſer verwechſelt zu werden. Die höhere Menſchheit ſinkt unter, wie dieſe Abendſonne, deren lezte Stralen auch nur noch von wenigen geſehen werden, weil vielen von erniedrigenden Arbeiten die Zeit geraubt wird, und viele nun ſchon im Flimmer der Lichter ſchwelgen.

Balder.

Das Schreckliche deiner Schilderung hat mich ſo gerühret, daß ich dir nun nicht antworten kann, aber den Funken meiner Hoffnung hat es nicht erſtickt. Wir wollen zu Mimer gehen, vielleicht wird der dir ſchon den Morgenſtern zeigen können, der die Morgenröthe und den auf ſie folgenden neuen Tag verkündigt.

Heimdal.

Bleib noch etwas bey mir, ich gehe heute nicht mit, denn ich wäre taub für ſeine Gründe. In der Stimmung, wie ich dich traf, hätte es eher ſeyn können; ich war aufgebracht und unzufrieden, und wäre meines Kummers gerne los geweſen, aber jezt, da mich das ſanfte Licht, in dem alles um mich herum ſich wiegt, ruhiger gemacht hat, gräme ich mich über das, was mich aufbrachte, und bemitleide, was ich haßte; es iſt mir wohl dabey.

Balder.

Und auch das kann dich tröſten; das Zeitalter, aus dem du dich wünſcheſt, hat dir doch einen Freund

gelaſ

gelaſſen, und eine Geliebte wirſt du auch noch finden.

Heimdal.

Dafür hat es mir die übrigen Menſchen geraubt. Es hat mir einige Muſter zurück gelaſſen, damit ich den Verluſt des Ganzen um ſo ſchmerzhafter fühle. Ich kenne auch einige Frauen, die noch zeigen, was das Weib dem Mann ſeyn könnte.

Balder.

Und wenn es deren nicht mehrere giebt, ſo iſt es gewiß unſere Schuld.

Heimdal.

Und unſers Zeitalters. Das Weib, das die Natur beſtimmt zu haben ſcheint, aus Liebe und Güte, für die Gemächlichkeiten des Lebens zu ſorgen, daß der Mann ungehindert ſeinen Gang fortgehen kann, will nun unbeſonnen neben ihm einherſchreiten. Das Weib, deſſen ſchöne Seele aller Bildung fähig iſt, um geliebt zu werden, deſſen ſanfte ſtille Tugend an ſich ketten kann, tritt nun als Schriftſtellerin, als Geſetzgeberin auf, um nichts mehr, als bewundert zu werden. Sie, in deren reinen Herzen wir unſern Werth wie in einer lautern Quelle ſpiegeln ſollen, will uns in Verwegenheit und Kühnheit voran gehen. Die innige aber verſchloßne Kraft edler weiblicher Seelen, die ſich nur zeigt, wenn ſie muß, und uns dann den Adel der Menſchheit offenbaret; jene ſchöne Empfindſamkeit, die unſern Starrſinn beſänftigt; jene willige Auffaſſung auch des Kleinen, das ſie umringt, und die ihnen einen Späherblick gewähret, der oft unſere ſchulgerechte Einſicht beſchämt, wird zur Empfindeley umgeſchaffen, wird zur Intrigue, zu Coquetterie verbraucht, um uns in ihren Ketten als Sklaven zu beherrſchen. Die Reize der Liebe, dieſer einzige Genuß, der das Ganze des Menſchen ausfüllt, der wie ein Lorbeer unſern Scheitel vor Unmuth beſchützen ſollte, wenn uns die Arbeit zum Wohl der Menſchen ſauer wird, werden in Künſte der Buhlerey verwandelt, wodurch das Weib uns in ihre Arme locket, um uns im thieriſchen Genuſſe die Menſchheit vergeſſend zu machen. Ich ſehe keine Hülfe, es wird immer ärger mit uns!

Balder.

Mimer wird dir ſie zeigen, gehſt du nicht mit? Es wird ſonſt zu ſpäte —

Heimdal.

Nein. Ich will hier den Aufgang des Mondes erwarten; ſein mattes Licht iſt der einzige Troſt, für den ich heute empfänglich bin. Ich muß Ruhe haben, ehe ich der Morgenröthe froh entgegen ſehen kann.

Heimdal, oder unſer Zeitalter.

Zweytes Geſpräch.

Mimer.

Warum heute ſo frühe, Heimdal, der Morgen iſt ja ſonſt die Zeit, in der du am liebſten einſam biſt?

Heimdal.

Heute konnte ich ſie nicht ertragen. Hat dir Balder noch nicht unſer Geſpräch erzählt?

Mimer.

Ja, und ich wunderte mich, daß du den traurigen Zuſtand unſers Zeitalters ſo wenig kennſt. Du haſt einige ſchreckbare Symptome der Krankheit geſehen, aber ihr Inneres kennſt du nicht.

Heimdal.

Himmel, ſo iſt es noch ärger, als ich glaubte!

Mimer.

Ja, damit es einmal ohne Rückfall gut werde. Gehe die ganze Geſchichte durch, und du wirſt finden, daß das Gute immer nur als eine Zuflucht vor dem Böſen geſucht wurde, und daher verließ man es wieder, ſobald man ſich gerettet glaubte. Dir nur ein Beyſpiel zu geben, ſobald Rom ſicher war, ſo verdrängte Schwelgerey die alte Römertugend, ſobald man dadurch erſchöpft war, und die unglücklichen Folgen ſich zeigten, ſo ergriff man das Chriſtenthum, das Troſt aus einer andern Welt brachte. Dem Chriſtenthum verdanken wir das Intereſſe am Ueberſinnlichen; dieſes artete in den Hang zum Unbegreiflichen aus,

und

und die Uebel, die es hervor brachte, führten zum Mißtrauen gegen alles, was nicht in die Sinne fällt, und wir würden jezt den Mittelweg erwählen, bis wir das Unglück, das die Ausſchweifung hervor brachte, vergeſſen hätten, wenn nicht für jezt unzerreißbare Bande uns daran hinderten.

Heimdal.

Traurig, wir ſehen alſo das Gute, und können es nicht erreichen.

Mimer.

Weil wir es ganz kennen lernen, uns überzeugen ſollen, daß außer ihm kein Heil für uns iſt. Wie geſagt, wir würden nur Schutz bey ihm ſuchen, ohne die ſichere Erkenntniß, ohne die unerſchütterliche Ueberzeugung, daß es der einzige Ort iſt, wo wir ſicher wohnen können. Und es iſt eine Wohlthat für die Menſchheit, daß ſie bis zu dieſer Ueberzeugung von Ketten feſt gehalten wird, die nur der Strahl der Wahrheit zertrümmern kann.

Heimdal.

Und dieſe Ketten?

Mimer.

Sind: Hierarchie, geheime Geſellſchaften, Cultur und Gleichgewicht von Europa.

Heimdal.

Eine fürchterliche Quelle von Uebeln, die ſich mir dadurch offenbaret!

Mimer.

Sage lieber, ein wohlthätiger Zaum gegen allzu raſche Unternehmungen. Gehe, wir wollen ins Freye, vielleicht gelingt es mir, dir mit dem hereinbrechenden Tag auch eine frohe Ausſicht in künftige Jahrhunderte zu öfnen.

Die Fortſetzung ein andermal.

E...

V.

Die Zukunft.

Unaufhaltſam wie auf Sturmes Flügeln
Schwinden Jahre — Ach, den Flug der Zeit
Hemmt kein Wünſchen, keine Freuden tauchen
Aus den Wellen der Vergangenheit.

Weh dem Armen, dem am Lebenspfade
Ungepflückt das kleinſte Blümchen blüht,
Ungehaſcht der junge May enteilet
Und des Glückes goldne Hora flieht!

Bald entflogen iſt wie Morgenträume
Unſer Leben und der Vorhang ſinkt!
Wir erwachen — Unbekannte Pfade
Warten unſer, wo kein Führer winkt.

Daß ich hinzudringen doch vermöchte,
Dort, wo Nacht die weite Ausſicht deckt,
Wo der Phantaſie vermeßnen Flügel
Die geheimnißvolle Tiefe ſchreckt.

Welche Fluthen müſſen wir durchfahren?
Welche Labyrinthe, wo noch nie
Nie ein Pilger wiederkehrte, müſſen
Wir durchwandern, wer enthüllt mir ſie?

Bin ich? Bin ich nicht mehr? — Zwiſchen beyden
Steht entſezt der fragende Verſtand,
Troſtlos ſtürzt der kühne Wunſch zurücke
Von der Sinne ſchwarzer Kerkerwand.

In der Seele martervollem Kampfe
Faßt er endlich, Ungeheuer, dich
Ewigkeit — O du dem Erdgebohrnen
So entzückend und ſo fürchterlich.

Schaudernd vor dem Dolch, der ihn durchbohret,
Flieht der lebenvolle Geiſt zurück.
Ach, die Wünſche, die in dieſem Buſen
Feurig ſchlagen, ſtillt kein irrdiſch Glück.

Nein, vergebens webte nicht ſein Wille
In mein Weſen dieſe Sehnſucht ein.
Dieſes Herzens nie geſtilltes Sehnen
Muß ein Bürge der Erfüllung ſeyn.

Demoiſelle S— t.

Was heißt
und
zu welchem Ende ſtudiert man

Univerſalgeſchichte?

Eine Akademiſche Antrittsrede
bey
Eröfnung ſeiner Vorleſungen
gehalten

von

Friedrich Schiller,
Profeſſor der Philoſophie in Jena.

Zweite Auflage.

Jena,
in der Akademiſchen Buchhandlung.
1790.

G.H. BIBL. Z. WEIMAR.

Was heißt
und zu welchem Ende ſtudiert man Univerſalgeſchichte?

Eine akademiſche Antrittsrede.

Erfreuend und ehrenvoll iſt mir der Auftrag, meine h. H. H., an Ihrer Seite künftig ein Feld zu durchwandern, das dem denkenden Betrachter ſo viele Gegenſtände des Unterrichtes, dem thätigen Weltmann ſo herrliche Muſter zur Nachahmung, dem Philoſophen ſo wichtige Aufſchlüſſe, und jedem ohne Unterſchied ſo reiche Quellen des edelſten Vergnügens eröfnet, das große weite Feld der allgemeinen Geſchichte. Der Anblick ſo vieler vortrefflichen jungen Männer, die eine edle Wißbegierde um mich her verſammelt, und in deren Mitte ſchon manches wirkſame Genie für das kommende Zeitalter aufblüht, macht mir meine Pflicht zum Vergnügen, läßt mich aber auch die Strenge und Wichtigkeit derſelben in ihrem ganzen Umfang empfinden. Je größer das Geſchenk iſt, das ich Ihnen zu übergeben habe — und was hat der Menſch dem Menſchen größeres zu geben, als Wahrheit? — deſtomehr muß ich Sorge tragen, daß ſich der Werth deſſelben unter meiner Hand nicht verringere. Je lebendiger und reiner ihr Geiſt in dieſer glücklichſten Epoche ſeines Wirkens empfängt, und je raſcher ſich ihre jugendlichen Gefühle entflammen, deſto mehr Aufforderung für mich, zu verhüten, daß ſich dieſer Enthuſiasmus, den die Wahrheit allein das Recht hat zu erwecken, an Betrug und Täuſchung nicht unwürdig verſchwende.

Fruchtbar und weit umfaſſend iſt das Gebiet der Geſchichte; in ihrem Kreiſe liegt die ganze moraliſche Welt. Durch alle Zuſtände, die der Menſch erlebte, durch alle abwechſelnde Geſtalten der Meinung, durch ſeine Thorheit und ſeine Weisheit, ſeine Verſchlimmerung und ſeine Veredlung, begleitet ſie ihn, von allem was er ſich nahm und gab, muß ſie Rechenſchaft ablegen. Es iſt keiner unter Ihnen allen, dem Geſchichte nicht etwas wichtiges zu ſagen hätte; alle noch ſo verſchiedenen Bahnen Ihrer künftigen Beſtimmung verknüpfen ſich irgendwo mit derſelben; aber Eine Beſtimmung theilen Sie alle auf gleiche Weiſe mit einander, diejenige, welche ſie auf die Welt mitbrachten — ſich als Menſchen auszubilden — und zu dem Menſchen eben redet die Geſchichte.

Ehe ich es aber unternehmen kann, meine H. H., Ihre Erwartungen von dieſem Gegenſtande Ihres Fleiſſes genauer zu beſtimmen, und die Verbindung anzugeben, worin derſelbe mit dem eigentlichen Zweck Ihrer ſo verſchiedenen Studien ſteht, wird es nicht überflüßig ſeyn, mich über dieſen Zweck Ihrer Studien ſelbſt vorher mit Ihnen einzuverſtehen. Eine vorläufige Berichtigung dieſer Frage, welche mir paſſend und würdig genug ſcheint, unſre künftige akademiſche Verbindung zu eröfnen, wird mich in den Stand ſetzen, Ihre Aufmerkſamkeit ſo gleich auf die würdigſte Seite der Weltgeſchichte hinzuweiſen.

Anders iſt der Studierplan, den ſich der Brodgelehrte, anders derjenige, den der philoſophiſche Kopf ſich vorzeichnet. Jener, dem es bey ſeinem Fleiß einzig und allein darum zu thun iſt, die Bedingungen zu erfüllen, unter denen er zu einem Amte fähig und der Vortheile deſſelben theilhaftig werden kann, der nur darum die Kräfte ſeines Geiſtes in Bewegung ſetzt, um dadurch ſeinen ſinnlichen Zuſtand zu verbeſſern und eine kleinliche Ruhmſucht zu befriedigen, — ein ſolcher wird beym Eintritt in ſeine akademiſche Laufbahn keine wichtigere Angelegenheit haben, als die Wiſſenſchaften, die er Brodſtudien nennt, von allen übrigen, die den Geiſt nur als Geiſt vergnügen, auf das ſorgfältigſte abzuſondern. Alle Zeit, die er dieſen letztern widmete, würde er ſeinem künftigen Berufe zu entziehen glauben, und ſich dieſen Raub nie vergeben. Seinen ganzen Fleiß wird er nach den Foderungen einrichten, die von dem künftigen Herrn ſeines Schickſals an ihn gemacht werden, und alles gethan zu haben glauben, wenn er ſich fähig gemacht hat, dieſe Inſtanz nicht zu fürchten. Hat er ſeinen Kurſus durchlaufen und das Ziel ſeiner Wünſche erreicht, ſo entläßt er ſeine Führerinnen —

denn wozu noch weiter ſie bemühen? Seine größte Angelegenheit iſt jetzt, die zuſammen gehäuften Gedächtnißſchätze zur Schau zu tragen, und ja zu verhüten, daß ſie in ihrem Werthe nicht ſinken. Jede Erweiterung ſeiner Brodwiſſenſchaft beunruhigt ihn, weil ſie ihm neue Arbeit zuſendet, oder die vergangene unnütz macht; jede wichtige Neuerung ſchreckt ihn auf, denn ſie zerbricht die alte Schulform, die er ſich ſo mühſam zu eigen machte, ſie ſetzt ihn in Gefahr, die ganze Arbeit ſeines vorigen Lebens zu verlieren. Wer hat über Reformatoren mehr geſchrieen, als der Haufe der Brodgelehrten? Wer hält den Fortgang nützlicher Revolutionen im Reich des Wiſſens mehr auf, als eben dieſe? Jedes Licht, das durch ein glückliches Genie, in welcher Wiſſenſchaft es ſey, angezündet wird, macht ihre Dürftigkeit ſichtbar; ſie fechten mit Erbitterung, mit Heimtücke, mit Verzweiflung, weil ſie bey dem Schulſyſtem, das ſie vertheidigen, zugleich für ihr ganzes Daſeyn fechten. Darum kein unverſöhnlicherer Feind, kein neidiſcherer Amtsgehülfe, kein bereitwilligerer Ketzermacher, als der Brodgelehrte. Je weniger ſeine Kenntniſſe **durch** ſich **ſelbſt** ihn belohnen, deſto größere Vergeltung heiſcht er von außen; für das Verdienſt der Handarbeiter und das Verdienſt der Geiſter hat er nur **Einen** Maaßſtab, die **Mühe**. Darum hört man niemand über Undank mehr klagen, als den Brodgelehrten; nicht bey ſeinen Gedankenſchätzen ſucht er ſeinen Lohn, ſeinen Lohn erwartet er von fremder Anerkennung, von Ehrenſtellen, von Verſorgung. Schlägt ihm dieſes fehl, wer iſt unglücklicher als der Brodgelehrte? Er hat umſonſt gelebt, gewacht, gearbeitet; er hat umſonſt nach Wahrheit geforſcht, wenn ſich Wahrheit für ihn nicht in Gold, in Zeitungslob, in Fürſtengunſt verwandelt.

Beklagenswerther Menſch, der mit dem edelſten aller Werkzeuge, mit Wiſſenſchaft und Kunſt, nichts höheres will und ausrichtet, als der Taglöhner mit dem ſchlechteſten! der im Reiche der vollkommenſten Freyheit eine Sclavenſeele mit ſich herum trägt! — Noch beklagenswerther aber iſt der junge Mann von Genie, deſſen natürlich ſchöner Gang durch ſchädliche Lehren und Muſter auf dieſen traurigen Abweg verlenkt wird, der ſich überreden ließ, für ſeinen künftigen Beruf mit dieſer kümmerlichen Genauigkeit zu ſammeln. Bald wird ſeine Berufswiſſenſchaft als ein Stückwerk ihn anekeln; Wünſche werden in ihm aufwachen, die ſie nicht zu befriedigen vermag, ſein Genie wird ſich gegen ſeine Beſtimmung auflehnen. Als Bruchſtück erſcheint ihm jetzt alles was er thut, er ſieht keinen Zweck ſeines Wirkens, und doch kann er Zweckloſigkeit nicht ertragen. Das Mühſelige, das Geringfügige in ſeinen Berufsgeſchäften drückt ihn zu Boden, weil er ihm den frohen Muth nicht entgegen ſetzen kann, der nur die helle Einſicht, nur die geahndete Vollendung begleitet. Er fühlt ſich abgeſchnitten, herausgeriſſen aus dem Zuſammenhang der Dinge, weil er unterlaſſen hat, ſeine Thätigkeit an das große Ganze der Welt anzuſchließen.

Dem Rechtsgelehrten entleidet ſeine Rechtswiſſenſchaft, ſobald der Schimmer beſſerer Kultur ihre Blößen ihm beleuchtet, anſtatt daß er jetzt ſtreben ſollte, ein neuer Schöpfer derſelben zu ſeyn, und den entdeckten Mangel aus innerer Fülle zu verbeſſern. Der Arzt entzweyet ſich mit ſeinem Beruf, ſobald ihm wichtige Fehlſchläge die Unzuverläßigkeit ſeiner Syſteme zeigen; der Theolog verliert die Achtung für den Seinigen, ſobald ſein Glaube an die Unfehlbarkeit ſeines Lehrgebäudes wankt.

Wie ganz anders verhält ſich der philoſophiſche Kopf! — Eben ſo ſorgfältig, als der Brodgelehrte ſeine Wiſſenſchaft von allen übrigen abſondert, beſtrebt ſich jener, ihr Gebiet zu erweitern, und ihren Bund mit den übrigen wieder herzuſtellen — **herzuſtellen**, ſage ich, denn nur der abſtrahirende Verſtand hat jene Grenzen gemacht, hat jene Wiſſenſchaften von einander geſchieden. Wo der Brodgelehrte trennt, vereinigt der philoſophiſche Geiſt. Frühe hat er ſich überzeugt, daß im Gebiete des Verſtandes, wie in der Sinnenwelt, alles in einander greife, und ſein reger Trieb nach Uebereinſtimmung kann ſich mit Bruchſtücken nicht begnügen. Alle ſeine Beſtrebungen ſind auf Vollendung ſeines Wiſſens gerichtet; ſeine edle Ungeduld kann nicht ruhen, bis alle ſeine Begriffe zu einem harmoniſchen Ganzen ſich geordnet haben, bis er im Mittelpunkt ſeiner Kunſt, ſeiner Wiſſenſchaft ſteht, und von hier aus ihr Gebiet mit befriedigtem Blick überſchauet.

ſchauet. Neue Entdeckungen im Kreiſe ſeiner Thätigkeit, die den **Brodgelehrten** niederſchlagen, entzücken den philoſophiſchen Geiſt. Vielleicht füllen ſie eine Lücke, die das werdende Ganze ſeiner Begriffe noch verunſtaltet hatte, oder ſetzen den letzten noch fehlenden Stein an ſein Ideengebäude, der es vollendet. Sollten ſie es aber auch zertrümmern, ſollte eine neue Gedankenreyhe, eine neue Naturerſcheinung, ein neu entdecktes Geſetz in der Körperwelt, den ganzen Bau ſeiner Wiſſenſchaft umſtürzen: ſo hat er **die Wahrheit immer mehr geliebt als ſein Syſtem**, und gerne wird er die alte mangelhafte Form mit einer neuern und ſchönern vertauſchen. Ja, wenn kein Streich von auſſen ſein Ideengebäude erſchüttert, ſo iſt er ſelbſt, von einem ewig wirkſamen Trieb nach Verbeſſerung gezwungen, er ſelbſt iſt der Erſte, der es unbefriedigt aus einander legt, um es vollkommener wieder herzuſtellen. Durch immer neue und immer ſchönere GedankenFormen ſchreitet der philoſophiſche Geiſt zu höherer Vortreflichkeit fort, wenn der Brodgelehrte, in ewigem Geiſtesſtillſtand, das unfruchtbare Einerley ſeiner Schulbegriffe hütet.

Kein gerechter Beurtheiler fremden Verdienſts, als der philoſophiſche Kopf. Scharfſichtig und erfinderiſch genug, um jede Thätigkeit zu nuzen, iſt er auch billig genug, den Urheber auch der kleinſten zu ehren. **Für ihn** arbeiten alle Köpfe — alle Köpfe arbeiten **gegen** den Brodgelehrten. Jener weiß alles was um ihn geſchiehet und gedacht wird, in ſein Eigenthum zu verwandeln — zwiſchen denkenden Köpfen gilt eine innige Gemeinſchaft aller Güter des Geiſtes; was Einer im Reiche der Wahrheit erwirbt, hat er Allen erworben — Der Brodgelehrte verzäunet ſich gegen alle ſeine Nachbarn, denen er neidiſch Licht und Sonne mißgönnt, und bewacht mit Sorge die baufällige Schranke, die ihn nur ſchwach gegen die ſiegende Vernunft vertheidigt. Zu allem was der Brodgelehrte unternimmt, muß er Reiz und Aufmunterung von auſſen her bergen: der philoſophiſche Geiſt findet in ſeinem Gegenſtande, in ſeinem Fleiße ſelbſt, Reiz und Belohnung. Wie viel begeiſterter kann er ſein Werk angreiffen, wieviel lebendiger wird ſein Eifer, wieviel ausdaurender ſein Muth und ſeine Thätigkeit ſeyn, da bey ihm die Arbeit ſich durch die Arbeit veriünget. Das kleine ſelbſt gewinnt Größe unter ſeiner ſchöpferiſchen Hand, da er dabey immer das Groſſe im Auge hat, dem es dienet, wenn der Brodgelehrte in dem Groſſen ſelbſt nur das Kleine ſieht. Nicht was er treibt, ſondern wie er das, was er treibt, behandelt, unterſcheidet den philoſophiſchen Geiſt. Wo er auch ſtehe und wirke, er ſteht immer im Mittelpunkt des Ganzen; und ſo weit ihn auch das Obiekt ſeines Wirkens von ſeinen übrigen Brüdern entferne, er iſt ihnen verwandt und nahe durch einen harmoniſch wirkenden Verſtand, er begegnet ihnen wo alle helle Köpfe einander finden. Soll ich dieſe Schilderung noch weiter fortführen, m. H. H. oder darf ich hoffen, daß es be-

bereits bey ihnen entſchieden ſey, welches von den beyden Gemählden, die ich Ihnen hier vorgehalten habe, Sie Sich zum Muſter nehmen wollen? Von der Wahl, die ſie zwiſchen beyden getroffen haben, hängt es ab, ob Ihnen das Studium der Univerſalgeſchichte empfohlen oder erlaſſen werden kann. Mit dem **Zweyten** allein habe ich es zu thun; denn bey dem Beſtreben, ſich dem **Erſten** nützlich zu machen, möchte ſich die Wiſſenſchaft ſelbſt allzuweit von ihrem höhern Entzweck entfernen, und einen kleinen Gewinn mit einem zu groſſen Opfer erkaufen.

Ueber den Geſichtspunkt mit Ihnen einig, aus welchem der Werth einer Wiſſenſchaft zu beſtimmen iſt, kann ich mich dem Begriff der Univerſalgeſchichte ſelbſt, dem Gegenſtand der heutigen Vorleſung nähern.

Die Entdeckungen, welche unſre europäiſchen Seefahrer in fernen Meeren und auf entlegnen Küſten gemacht haben, geben uns ein eben ſo lehrreiches als unterhaltendes Schauſpiel. Sie zeigen uns Völkerſchaften, die auf den mannichfaltigſten Stuffen der Bildung um uns herum gelagert ſind, wie Kinder verſchiednen Alters um einen Erwachſenen herum ſtehen, und durch ihr Beyſpiel ihm in Erinnerung bringen, was er ſelbſt vormals geweſen, und wovon er ausgegangen iſt. Eine weiſe Hand ſcheint uns dieſe rohen Völkerſtämme bis auf den Zeitpunkt aufgeſpart zu haben, wo wir in unſerer eignen Kultur weit genug würden fortgeſchritten ſeyn, um von dieſer Entdeckung eine nützliche Anwendung auf uns ſelbſt zu machen, und den verlohrnen Anfang unſers Geſchlechts aus dieſem Spiegel wieder herzuſtellen. Wie beſchämend und traurig aber iſt das Bild, das uns dieſe Völker von unſerer Kindheit geben! und doch iſt es nicht einmahl die erſte Stuffe mehr, auf der wir ſie erblicken. Der Menſch fieng noch verächtlicher an. Wir finden jene doch ſchon als Völker, als politiſche Körper: aber der Menſch mußte ſich erſt durch eine auſſerordentliche Anſtrengung zur Geſellſchaft erheben.

Was erzählen uns die Reiſebeſchreiber nun von dieſen Wilden? Manche fanden ſie ohne Bekanntſchaft mit den unentbehrlichſten Künſten, ohne das Eiſen, ohne den Pflug, einige ſogar ohne den Beſitz des Feuers. Manche rangen noch mit wilden Thieren um Speiſe und Wohnung, bey vielen hatte ſich die Sprache noch kaum von thieriſchen Tönen zu verſtändlichen Zeichen erhoben. Hier war nicht einmal das ſo einfache Band der Ehe, dort noch keine Kenntniß des Eigenthums; hier konnte die ſchlaffe Seele noch nicht einmal eine Erfahrung feſt halten, die ſie doch täglich wiederhohlte; ſorglos ſah man den Wilden das Lager hingeben, worauf er heute ſchlief, weil ihm nicht einfiel, daß er morgen wieder ſchlafen würde. Krieg hingegen war bey allen, und das Fleiſch des überwundenen Feindes nicht ſelten der Preis des Sieges. Bey andern, die mit mehrern Gemächlichkeiten des Lebens vertraut, ſchon eine höhere Stuffe der Bildung erſtiegen hatten, zeigten

Knecht-

Knechtſchaft und Deſpotismus ein ſchauderhaftes Bild. Dort ſah man einen Deſpoten Afrikas ſeine Unterthanen für einen Schluck Brandwein verhandeln: — hier wurden ſie auf ſeinem Grab abgeſchlachtet, ihm in der Unterwelt zu dienen. Dort wirft ſich die fromme Einfalt vor einen lächerlichen Fetiſch, und hier vor einem grauſenvollen Scheuſal nieder; in ſeinen Göttern mahlt ſich der Menſch. So tief ihn dort Sclaverey, Dummheit und Aberglauben niederbeugen, ſo elend iſt er hier durch das andre Extrem geſetzloſer Freyheit. Immer zum Angriff und zur Vertheidigung gerüſtet, von iedem Geräuſch aufgeſcheucht, reckt der Wilde ſein ſcheues Ohr in die Wüſte; **Feind** heiſt ihm alles was neu iſt, und wehe dem Fremdling dem das Ungewitter an ſeine Küſte ſchleudert! Kein wirthlicher Heerd wird ihm rauchen, kein ſüſſes Gaſtrecht ihn erfreuen. Aber ſelbſt da, wo ſich der Menſch von einer feindſeligen Einſamkeit zur Geſellſchaft, von der Noth zum Wohlleben, von der Furcht zu der Freude erhebt — wie abenteuerlich und ungeheuer zeugt er ſich unſern Augen! Sein roher Geſchmack ſucht Fröhlichkeit in der Betäubung, Schönheit in der Verzerrung, Ruhm in der Uebertreibung; Entſetzen erweckt uns ſelbſt ſeine Tugend, und das was er ſeine Glückſeligkeit nennt, kann uns nur Ekel oder Mitleid erregen.

So waren **wir**. Nicht viel beſſer fanden uns Cäſar und Tacitus vor achtzehn hundert Jahren.

Was ſind wir iezt? — Laſſen Sie mich einen Augenblick bey dem Zeitalter ſtille ſtehen, worinn wir leben,

ben, bey der gegenwärtigen Geſtalt der Welt, die wir bewohnen.

Der menſchliche Fleiß hat ſie angebaut, und den widerſtrebenden Boden durch ſein Beharren und ſeine Geſchicklichkeit überwunden. Dort hat er dem Meere Land abgewonnen, hier dem dürren Lande Ströme gegeben. Zonen und Jahrszeiten hat der Menſch durch einander gemengt, und die weichlichen Gewächſe des Orients zu ſeinem rauheren Himmel abgehärtet. Wie er Europa nach Weſtindien und dem Südmeere trug, hat er Aſien in Europa auferſtehen laſſen. Ein heitrer Himmel lacht iezt über Germaniens Wäldern, welche die ſtarke Menſchenhand zerriß und dem Sonnenſtral aufthat, und in den Wellen des Rheins ſpiegeln ſich Aſiens Reben. An ſeinen Ufern erheben ſich volkreiche Städte, die Genuß und Arbeit in munterm Leben durchſchwärmen. Hier finden wir den Menſchen, in ſeines Erwerbes friedlichem Beſitz ſicher unter einer Million, ihn, dem ſonſt ein einziger Nachbar den Schlummer raubte. Die Gleichheit, die er durch ſeinen Eintritt in die Geſellſchaft verlohr, hat er wieder gewonnen durch weiſe Geſetze. Von dem blinden Zwange des Zufalls und der Noth hat er ſich unter die ſanftere Herrſchaft der Verträge geflüchtet, und die Freyheit des Raubthiers hingegeben, um die edlere Freyheit des Menſchen zu retten. Wohlthätig haben ſich ſeine Sorgen getrennt, ſeine Thätigkeiten vertheilt. Jezt nöthigt ihn das gebieteriſche Bedürfniß nicht mehr an die Pflugſchaar, jetzt fordert ihn kein Feind mehr von dem Pflug auf das Schlachtfeld, Vaterland und Heerd zu vertheidigen. Mit dem Arme des Landmanns füllt er ſeine Scheunen, mit den Waffen des Kriegers ſchützt er ſein Gebiet. Das Geſetz wacht über ſein Eigenthum — und ihm bleibt das unſchätzbare Recht, ſich ſelbſt ſeine Pflicht auszuleſen.

Wie viele Schöpfungen der Kunſt, wie viele Wunder des Fleiſſes, welches Licht in allen Feldern des Wiſſens, ſeit dem der Menſch in der traurigen Selbſtvertheidigung ſeine Kräfte nicht mehr unnütz verzehrt, ſeitdem es in ſeine Willkühr geſtellt worden, ſich mit der Noth abzufinden, der er nie ganz entfliehen ſoll; ſeitdem er das koſtbare Vorrecht errungen hat, über ſeine Fähigkeit frey zu gebieten, und dem Ruf ſeines Genius zu folgen! Welche rege Thätigkeit überall, ſeitdem die vervielfältigten Begierden dem Erfindungsgeiſt neue Flügel gaben, und dem Fleiß neue Räume aufthaten! — Die Schranken ſind durchbrochen, welche Staaten und Nationen in feindſeligem Egoismus abſonderten. Alle denkenden Köpfe verknüpft jetzt ein weltbürgerliches Band, und alles Licht ſeines Jahrhunderts kann nunmehr den Geiſt eines neuern Galilei und Erasmus beſcheinen.

Seitdem die Geſetze zu der Schwäche des Menſchen herunterſtiegen, kam der Menſch auch den Geſetzen entgegen. Mit ihnen iſt er ſanfter geworden, wie er mit ihnen verwilderte; ihren barbariſchen Strafen folgen die barbariſchen Verbrechen allmählig in die Vergeſſenheit nach. Ein großer Schritt zur Veredlung iſt geſchehen, daß die Geſetze tugendhaft ſind, wenn auch gleich noch nicht die Menſchen. Wo die Zwangspflichten von dem Menſchen ablaſſen, übernehmen ihn die Sitten. Denn keine Strafe ſchreckt und kein Gewiſſen zügelt, halten jetzt die Geſetze des Anſtands und der Ehre in Schranken.

Wahr iſt es, auch in unſer Zeitalter haben ſich noch manche barbariſche Ueberreſte aus den vorigen eingedrungen, Geburten des Zufalls und der Gewalt, die das Zeitalter der Vernunft nicht hätte verewigen ſollen. Aber wieviel Geſtalt hat der Verſtand des Menſchen auch dieſem barbariſchen Nachlaß der ältern und mittlern Jahrhunderte anerſchaffen! Wie unſchädlich, ja wie nützlich hat er oft gemacht, was er umzuſtürzen noch nicht wagen konnte! Auf dem rohen Grunde der Lehen-Anarchie führte Teutſchland das Syſtem ſeiner politiſchen und kirchlichen Freyheit auf. Das Schattenbild des römiſchen Imperators, das ſich diesſeits der Apenninen erhalten, leiſtet der Welt jezt unendlich mehr Gutes, als ſein ſchreckhaftes Urbild im alten Rom — denn es hält ein nützliches Staatsſyſtem durch **Eintracht** zuſammen: jenes drückte die thätigſten Kräfte der Menſchheit in einer ſclaviſchen **Einförmigkeit** darnieder. Selbſt unſre Religion — ſo ſehr entſtellt durch die untreuen Hände, durch welche ſie uns überliefert worden — wer kann in ihr den veredelnden Einfluß der beſſern Philoſophie verkennen? Unſre Leibnitze und Locke machten ſich um das **Dogma** und um die **Moral** des Chriſtenthums eben ſo verdient, als — der Pinſel eines Raphael und Correggio um die heilige Geſchichte.

Endlich unſre Staaten — mit welcher Innigkeit, mit welcher Kunſt ſind ſie einander verſchlungen! wie viel dauerhafter durch den wohlthätigen Zwang der Noth als vormals durch die feyerlichſten Verträge verbrüdert! Den Frieden hütet jezt ein ewig geharniſchter Krieg, und die Selbſtliebe eines Staats ſezt ihn zum Wächter über den Wohlſtand des andern. Die europäiſche Staatengeſellſchaft ſcheint in eine große Familie verwandelt. Die Hausgenoſſen können einander anfeinden, aber nicht mehr zerfleiſchen.

Welche entgegengeſezte Gemählde! Wer ſollte in dem verfeinerten Europäer des achtzehnten Jahrhunderts nur einen fortgeſchrittnen Bruder des neuern Kanadiers, des alten Celten vermuthen? Alle dieſe Fertigkeiten, Kunſttriebe, Erfahrungen, alle dieſe Schöpfungen der Vernunft ſind im Raume von wenigen Jahrtauſenden in dem Menſchen angepflanzt und entwickelt worden; alle dieſe Wunder der Kunſt, dieſe Rieſenwerke des Fleiſſes ſind aus ihm heraus gerufen worden. Was weckte jene zum Leben, was lockte dieſe heraus? Welche Zuſtände durchwanderte der Menſch, bis er von jenem Aeuſſerſten zu dieſem Aeuſſerſten, vom ungeſelligen Höhlenbewohner — zum geiſtreichen Denker,

ker, zum gebildeten Weltmann hinaufſtieg? — Die allgemeine Weltgeſchichte giebt Antwort auf dieſe Frage.

So unermeßlich ungleich zeigt ſich uns das nemliche Volk auf dem nemlichen Landſtriche, wenn wir es in verſchiedenen Zeiträumen anſchauen! Nicht weniger auffallend iſt der Unterſchied, den uns das gleichzeitige Geſchlecht, aber in verſchiedenen Ländern, darbietet. Welche Mannigfaltigkeit in Gebräuchen, Verfaſſungen und Sitten! Welcher raſche Wechſel von Finſterniß und Licht, von Anarchie und Ordnung, von Glückſeligkeit und Elend, wenn wir den Menſchen auch nur in dem kleinen Welttheil Europa aufſuchen! Frey an der Themſe, und für dieſe Freyheit ſein eigener Schuldner; hier unbezwingbar zwiſchen ſeinen Alpen, dort zwiſchen ſeinen Kunſtflüſſen und Sümpfen unüberwunden. An der Weichſel kraftlos und elend durch ſeine Zwietracht; jenſeits der Pyrenäen durch ſeine Ruhe kraftlos und elend. Wohlhabend und geſegnet in Amſterdam ohne Aernte; dürftig und unglücklich an des Ebro unbenutztem Paradieſe. Hier zwey entlegene Völker durch ein Weltmeer getrennt, und zu Nachbarn gemacht durch Bedürfniß, Kunſtfleiß und politiſche Bande; dort die Anwohner Eines Stroms durch eine andere Liturgie unermeßlich geſchieden! Was führte Spaniens Macht über den atlantiſchen Ocean in das Herz von Amerika, und nicht einmal über den Tajo und Guadiana hinüber? Was erhielt in Italien und Teutſchland ſo viele Thronen, und ließ in Frankreich alle, bis auf Einen, verſchwinden? — Die Univerſalgeſchichte löſt dieſe Frage.

Selbſt daß **wir** uns in dieſem Augenblick hier zuſammen fanden, uns mit dieſem Grade von Nationalkultur, mit dieſer Sprache, dieſen Sitten, dieſen bürgerlichen Vortheilen, dieſem Maaß von Gewiſſensfreyheit zuſammen fanden, iſt das Reſultat vielleicht **aller** vorhergegangenen Weltbegebenheiten: die **ganze** Weltgeſchichte würde wenigſtens nöthig ſeyn, dieſes einzige Moment zu erklären. Daß wir uns als Chriſten zuſammen fanden, mußte dieſe Religion, durch unzählige Revolutionen vorbereitet, aus dem Judenthum hervorgehen, mußte ſie den römiſchen Staat genau **ſo** finden, als **ſie** ihn fand, um ſich mit ſchnellem ſiegendem Lauf über die Welt zu verbreiten und den Thron der Cäſarn endlich ſelbſt zu beſteigen. Unſre rauhen Vorfahren in den thüringiſchen Wäldern mußten der Uebermacht der Franken unterliegen, um ihren Glauben anzunehmen. Durch ſeine wachſenden Reichthümer, durch die Unwiſſenheit der Völker und durch die Schwäche ihrer Beherrſcher mußte der Klerus verführt und begünſtigt werden, ſein Anſehen zu mißbrauchen, und ſeine ſtille **Gewiſſensmacht** in ein weltliches Schwerd umzuwandeln. Die Hierachie mußte in einem **Gregor** und **Innozenz** alle ihre Greuel auf das Menſchengeſchlecht ausleeren, damit das überhandnehmende Sittenverderbniß und des geiſtlichen Deſpotismus ſchreyendes Scandal einen unerſchrockenen Auguſtinermönch auffordern konnte, das Zeichen zum Abfall zu geben, und dem römiſchen Hierarchen eine Hälfte Europens zu entreiſſen, — wenn wir uns als proteſtantiſche Chriſten hier verſammeln ſollten. Wenn dieß geſchehen ſollte, ſo mußten die Waffen unſrer Fürſten Karln V. einen Religionsfrieden abnöthigen; ein Guſtav Adolf mußte den Bruch dieſes Friedens rächen, und ein neuer allgemeiner Friede ihn auf ewig begründen. Städte mußten ſich in Italien und Teutſchland erheben, dem Fleiß ihre Thore öffnen, die Ketten der Leibeigenſchaft zerbrechen, unwiſſenden Tyrannen den Richterſtab aus den Händen ringen, und durch eine kriegeriſche Hanſa ſich in Achtung ſetzen, wenn Gewerbe und Handel blühen, und der Ueberfluß den Künſten der Freude rufen, wenn der Staat den nützlichen Landmann ehren, und in dem wohlthätigen **Mittelſtande**, dem Schöpfer unſrer ganzen Kultur, ein dauerhaftes Glück für die Menſchheit heran reifen ſollte. Teutſchlands Kaiſer mußten ſich in Jahrhundertlangen Kämpfen mit dem römiſchen Stuhl, mit ihren Vaſallen, und mit eiferſüchtigen Nachbarn entkräften — Europa ſich ſeines gefährlichen Ueberfluſſes in Aſiens Gräbern entladen; und der trotzige Lehen-Adel in einem mörderiſchen Fauſtrecht, Römerzügen und heiligen Fahrten ſeinen Empörungsgeiſt ausbluten: wenn das verworrene Chaos ſich ſondern, und die ſtreitenden Mächte des Staats in dem geſegneten Gleichgewicht ruhen ſollten, wovon unſre jetzige Muße der Preiß iſt. Wenn ſich unſer Geiſt aus der Unwiſſenheit herausringen ſollte, worin geiſtlicher und weltlicher Zwang ihn gefeſſelt hielt: ſo mußte der lang erſtickte Keim der Gelehrſamkeit unter ihren wüthendſten Verfolgern aufs neue hervorbrechen, und ein **Al Mamun** den Wiſſenſchaften den Raub vergüten, den ein Omar an ihnen verübt hatte. Das unerträgliche Elend der Barbarey mußte unſre Vorfahren von den blutigen **Urtheilen Gottes** zu menſchlichen Richterſtühlen treiben, verheerende Seuchen die verirrte Heilkunſt zur Betrachtung der Natur zurückrufen, der Müßiggang der Mönche mußte für das Böſe, das ihre Werkthätigkeit ſchuf, von ferne einen Erſatz zubereiten, und der profane Fleiß in den Klöſtern die zerrütteten Reſte des Auguſtiſchen Weltalters bis zu den Zeiten der Buchdruckerkunſt hinhalten. An griechiſchen und römiſchen Muſtern mußte der niedergedrückte Geiſt nordiſcher Barbaren ſich aufrichten, und die Gelehrſamkeit einen Bund mit den Muſen und Grazien ſchließen, wenn ſie einen Weg zu dem Herzen finden, und den Nahmen einer Menſchenbilderin ſich verdienen ſollte. — Aber hätte Griechenland wohl einen Thucydides, einen Plato, einen Ariſtoteles, hätte Rom einen Horaz, einen Cicero, einen Virgil und Livius gebohren, wenn dieſe beyden Staaten nicht zu derjenigen Höhe des politiſchen Wohlſtands emporgedrungen wären, welche ſie wirklich erſtiegen haben? Mit einem Wort — wenn nicht ihre ganze Geſchichte vorhergegangen wäre? Wie viele Erfindungen, Entdeckungen, Staats- und Kirchenrevolutionen mußten **zuſammentreffen**, dieſen neuen, noch zarten Keimen von Wiſſenſchaft und Kunſt, Wachsthum und Ausbreitung zu geben! Wie viele Kriege mußten geführt, wie viele Bünd-

Bündniſſe geknüpft, zerriſſen und aufs neue geknüpft werden, um endlich Europa zu dem Friedensgrundſatz zu bringen, welcher allein den Staaten wie den Bürgern vergönnt, ihre Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt zu richten, und ihre Kräfte zu einem verſtändigen Zwecke zu verſammeln!

Selbſt in den alltäglichſten Verrichtungen des bürgerlichen Lebens können wir es nicht vermeiden, die Schuldner vergangener Jahrhunderte zu werden; die ungleichartigſten Perioden der Menſchheit ſteuern zu unſrer Kultur, wie die entlegendſten Welttheile zu unſerm Luxus. Die Kleider, die wir tragen, die Würze an unſern Speiſen und der Preis, um den wir ſie kaufen, viele unſrer kräftigſten Heilmittel, und eben ſo viele neue Werkzeuge unſers Verderbens — ſetzen ſie nicht einen **Columbus** voraus, der Amerika entdeckte, einen **Vaſco de Gama**, der die Spitze von Afrika umſchiffte?

Es zieht ſich alſo eine lange Kette von Begebenheiten von dem gegenwärtigen Augenblicke bis zum Anfange des Menſchengeſchlechts hinauf, die wie Urſache und Wirkung in einander greifen. **Ganz und vollzählig** überſchauen kann ſie nur der unendliche Verſtand; dem Menſchen ſind engere Grenzen geſetzt. I. Unzählig viele dieſer Ereigniſſe haben entweder keinen menſchlichen Zeugen und Beobachter gefunden, oder ſie ſind durch kein Zeichen feſt gehalten worden. Dahin gehören

ren alle, die dem Menſchengeſchlechte ſelbſt und der Erfindung der Zeichen vorhergegangen ſind. Die Quelle aller Geſchichte iſt Tradition, und das Organ der Tradition iſt die Sprache. Die ganze Epoche **vor der Sprache**, ſo folgenreich ſie auch für die **Welt** geweſen, iſt für die **Weltgeſchichte** verloren. II. Nachdem aber auch Sprache erfunden, und durch ſie die Möglichkeit vorhanden war, geſchehene Dinge auszudrücken und weiter mitzutheilen, ſo geſchah dieſe Mittheilung anfangs durch den unſichern und wandelbaren Weg der **Sagen**. Von Munde zu Munde pflanzte ſich eine ſolche Begebenheit durch eine lange Folge von Geſchlechtern fort, und da ſie durch Media gieng, die verändert werden und verändern, ſo mußte ſie dieſe Veränderungen mit erleiden. Die lebendige Tradition oder die mündliche Sage iſt daher eine ſehr unzuverläßige Quelle für die Geſchichte; daher ſind alle Begebenheiten **vor dem Gebrauche der Schrift** für die Weltgeſchichte ſo gut als verloren. III. Die Schrift iſt aber ſelbſt nicht unvergänglich; unzählich viele Denkmäler des Alterthums haben Zeit und Zufälle zerſtört, und nur wenige Trümmer haben ſich aus der Vorwelt in die Zeiten der Buchdruckerkunſt gerettet. Bey weitem der größre Theil iſt mit den Aufſchlüſſen, die er uns geben ſollte, für die Weltgeſchichte verloren. IV. Unter den wenigen endlich, welche die Zeit verſchonte, iſt die größere Anzahl durch die **Leidenſchaft**, durch den **Unverſtand**, und oft ſelbſt durch das **Genie** ihrer Beſchreiber verunſtaltet und unkennbar gemacht. Das Mistrauen erwacht bey dem älteſten hiſtoriſchen Denkmal, und es verläßt uns nicht einmal bey einer Chronik des heutigen Tages. Wenn wir über eine Begebenheit, die ſich heute erſt, und unter Menſchen mit denen wir leben, und in der Stadt die wir bewohnen, ereignet, die Zeugen abhören, und aus ihren widerſprechenden Berichten Mühe haben die Wahrheit zu enträthſeln: welchen Muth können wir zu Nationen und Zeiten mitbringen, die durch Fremdartigkeit der Sitten weiter als durch ihre Jahrtauſende von uns entlegen ſind? — Die kleine Summe von Begebenheiten, die nach allen bisher geſchehenen Abzügen zurückbleibt, iſt der Stoff der Geſchichte in ihrem weiteſten Verſtande. **Was und wieviel von dieſem hiſtoriſchen Stoff gehört nun der Univerſalgeſchichte?**

Aus der ganzen Summe dieſer Begebenheiten hebt der Univerſalhiſtoriker diejenigen heraus, welche auf die heutige Geſtalt der Welt und den Zuſtand der jetzt lebenden Generation einen weſentlichen, unwiderſprechlichen und leicht zu verfolgenden Einfluß gehabt haben. Das Verhältniß eines hiſtoriſchen Datums zu der heutigen Weltverfaſſung iſt es alſo, worauf geſehen werden muß, um Materialien für die Weltgeſchichte zu ſammeln. Die Weltgeſchichte geht alſo von einem Princip aus, das dem Anfang der Welt gerade entgegenſtehet. Die wirkliche Folge der Begebenheiten ſteigt von dem Urſprung der Dinge zu ihrer neueſten Ordnung herab, der Univerſalhiſtoriker rückt von der neueſten Weltlage aufwärts dem Urſprung der Dinge entgegen. Wenn er von dem laufenden Jahr und Jahrhundert zu dem nächſt vorhergegangenen in Gedanken hinaufſteigt, und unter den Begebenheiten, die das Letztere ihm darbietet, diejenigen ſich merkt, welche den Aufſchluß über die nächſtfolgenden enthalten — wenn er dieſen Gang ſchrittweiſe fortgeſetzt hat bis zum Anfang — nicht der Welt, denn dahin führt ihn kein Wegweiſer — bis zum Anfang der Denkmäler, dann ſteht es bey ihm, auf dem gemachten Weg umzukehren, und an dem Leitfaden, dieſer bezeichneten Fakten, ungehindert und leicht, vom Anfang der Denkmäler bis zu dem neueſten Zeitalter herunter zu ſteigen. Dies iſt die Weltgeſchichte, die wir haben, und die Ihnen wird vorgetragen werden.

Weil die Weltgeſchichte von dem Reichthum und der Armuth an Quellen abhängig iſt, ſo müſſen eben ſo viele Lücken in der Weltgeſchichte entſtehen, als es leere Strecken in der Ueberlieferung giebt. So gleichförmig, nothwendig und beſtimmt ſich die Weltveränderungen auseinander entwickeln, ſo unterbrochen und zufällig werden ſie in der Geſchichte in einander gefügt ſeyn. Es iſt daher zwiſchen dem Gange der **Welt** und dem Gange der **Weltgeſchichte** ein merkliches Mißverhältniß ſichtbar. Jenen möchte man mit einem ununterbrochen fortfließenden Strom vergleichen, wovon aber in der Weltgeſchichte nur hie und da eine Stelle beleuchtet wird. Da es ferner leicht geſchehen kann, daß der Zuſammenhang einer entfernten Weltbegebenheit mit dem Zuſtand des laufenden Jahres früher in die Augen fällt, als die Verbindung, worin ſie mit Ereigniſſen ſtehet, die ihr vorhergiengen oder gleichzeitig waren: ſo iſt es ebenfalls unvermeidlich, daß Begebenheiten, die ſich mit dem neueſten Zeitalter aufs genaueſte binden, in dem Zeitalter, dem ſie eigentlich angehören nicht ſelten iſolirt erſcheinen. Ein Faktum dieſer Art wäre z. B. der Urſprung des Chriſtenthums und beſonders der chriſtlichen Sittenlehre. Die chriſtliche Religion hat an der gegenwärtigen Geſtalt der Welt einen ſo vielfältigen Antheil, daß ihre Erſcheinung das wichtigſte Faktum für die Weltgeſchichte wird: aber weder in der Zeit, wo ſie ſich zeigte, noch in dem Volke, bey dem ſie aufkam, liegt (aus Mangel der Quellen) ein befriedigender Erklärungsgrund ihrer Erſcheinung.

So würde denn unſre Weltgeſchichte nie etwas anders als ein Aggregat von Bruchſtücken werden, und nie den Nahmen einer Wiſſenſchaft verdienen. Jezt alſo kommt ihr der philoſophiſche Verſtand zu Hülfe, und, indem er dieſe Bruchſtücke durch künſtliche Bindungsglieder verkettet, erhebt er das Aggregat zum Syſtem, zu einem vernunftmäßig zuſammenhängenden Ganzen. Seine Beglaubigung dazu liegt in der Gleichförmigkeit und unveränderlichen Einheit der Naturge-

ſeze

ſetze und des menſchlichen Gemüths, welche Einheit Urſache iſt, daß die Ereigniſſe des entfernteſten Alterthums, unter dem Zuſammenfluß ähnlicher Umſtände von auſſen, in den neueſten Zeitläuften wiederkehren; daß alſo von den neueſten Erſcheinungen, die im Kreis unſrer Beobachtung liegen, auf diejenigen, welche ſich in geſchichtloſen Zeiten verlieren, rückwärts ein Schluß gezogen und einiges Licht verbreitet werden kann. Die Methode, nach der Analogie zu ſchlieſſen, iſt, wie überall ſo auch in der Geſchichte ein mächtiges Hülfsmittel: aber ſie muß durch einen erheblichen Zweck gerechtfertigt, und mit eben ſoviel Vorſicht als Beurtheilung in Ausübung gebracht werden.

Nicht lange kann ſich der philoſophiſche Geiſt bey dem Stoſſe der Weltgeſchichte verweilen, ſo wird ein neuer Trieb in ihm geſchäftig werden, der nach Uebereinſtimmung ſtrebt — der ihn unwiderſtehlich reizt, alles um ſich herum ſeiner eigenen vernünftigen Natur zu aſſimiliren, und jede ihm vorkommende Erſcheinung zu der höchſten Wirkung, die er erkannt, zum **Gedanken** zu erheben. Je öfter alſo und mit je glücklicherm Erfolge er den Verſuch erneuert, das Vergangene mit dem Gegenwärtigen zu verknüpfen: deſto mehr wird er geneigt, was er als **Urſache** und **Wirkung** in einander greifen ſieht, als **Mittel** und **Abſicht** zu verbinden. Eine Erſcheinuug nach der andern fängt an, ſich dem blinden Ohngefähr, der geſetzloſen Freyheit zu entziehen, und ſich einem übereinſtimmenden Ganzen (das freylich nur in ſeiner Vorſtellung vorhanden iſt) als ein paſſendes Glied anzureyhen. Bald fällt es ihm ſchwer, ſich zu überreden, daß dieſe Folge von Erſcheinungen, die in ſeine Vorſtellung ſo viel Regelmäßigkeit und Abſicht annahm, dieſe Eigenſchaften in der Wirklichkeit verläugne; es fällt ihm ſchwer, wieder unter die blinde Herrſchaft der Nothwendigkeit zu geben, was unter dem geliehenen Lichte des Verſtandes angefangen hatte eine ſo heitre Geſtalt zu gewinnen. Er nimmt alſo dieſe Harmonie aus ſie ſelbſt heraus, und verpflanzt ſie auſſer ſich in die Ordnung der Dinge d. i. er bringt einen vernünftigen Zweck in dem Gang der Welt, und ein teleologiſches Prinzip in die **Weltgeſchichte.** Mit dieſem durchwandert er ſie noch einmal, und hält es prüfend gegen jede Erſcheinung, welche dieſer groſſe Schauplatz ihm darbietet. Er ſieht es durch tauſend beyſtimmende Fakta **beſtätigt**, und durch eben ſoviele andre **widerlegt**; aber ſo lange in der Reyhe der Weltveränderungen noch wichtige Bindungsglieder fehlen, ſo lange das Schickſal über ſo viele Begebenheiten den lezten Aufſchluß noch zurückhält, erklärt er die Frage für **unentſchieden**, und diejenige Meinung ſiegt, welche dem Verſtande die höhere Befriedigung, und dem Herzen die größre Glückſeligkeit anzubieten hat.

Es bedarf wohl keiner Erinnerung, daß eine Weltgeſchichte nach lezterm Plane in den ſpäteſten Zeiten erſt zu erwarten ſteht. Eine vorſchnelle Anwendung dieſes

dieſes großen Maaßes könnte den Geſchichtsforſcher leicht in Verſuchung führen, den Begebenheiten Gewalt anzuthun, und dieſe glückliche Epoche für die Weltgeſchichte immer weiter zu entfernen, indem er ſie beſchleunigen will. Aber nicht zu frühe kann die Aufmerkſamkeit auf dieſe lichtvolle und doch ſo ſehr vernachläßigte Seite der Weltgeſchichte gezogen werden, wodurch ſie ſich an den höchſten Gegenſtand aller menſchlichen Beſtrebungen anſchließt. Schon der ſtille Hinblick auf dieſes, wenn auch nur mögliche, Ziel muß dem Fleiß des Forſchers einen belebenden Sporn und eine ſüſſe Erhohlung geben. Wichtig wird ihm auch die kleinſte Bemühung ſeyn, wenn er ſich auf dem Wege ſieht, oder auch nur einen ſpäten Nachfolger darauf leitet, das Problem der Weltordnung aufzulöſen, und dem höchſten Geiſt in ſeiner ſchönſten Wirkung zu begegnen.

Und auf ſolche Art behandelt, M. H. H. wird Ihnen das Studium der Weltgeſchichte eine eben ſo anziehende als nützliche Beſchäftigung gewähren. Licht wird ſie in Ihrem Verſtande, und eine wohlthätige Begeiſterung in ihrem Herzen entzünden. Sie wird Ihren Geiſt von der gemeinen und kleinlichen Anſicht moraliſcher Dinge entwöhnen, und, indem ſie vor Ihren Augen das große Gemählde der Zeiten und Völker auseinander breitet, wird ſie die verſchnellen Entſcheidungen des Augenblicks, und die beſchränkten Urtheile der Selbſtſucht verbeſſern. Indem ſie den Menſchen ge-

gewöhnt, ſich mit der ganzen Vergangenheit zuſammen zu faſſen, und mit ſeinen Schlüſſen in die ferne Zukunft voraus zu eilen: ſo verbirgt ſie die Grenzen von Geburt und Tod, die das Leben des Menſchen ſo eng und ſo drückend umſchlieſſen, ſo breitet ſie optiſch täuſchend ſein kurzes Daſeyn in einen unendlichen Raum aus, und führt das Individuum unvermerkt in die Gattung hinüber.

Der Menſch verwandelt ſich und flieht von der Bühne; ſeine Meynungen fliehen und verwandeln ſich mit ihm: die Geſchichte allein bleibt unausgeſetzt auf dem Schauplatz, eine unſterbliche Bürgerin aller Nationen und Zeiten. Wie der homeriſche Zevs ſieht ſie mit gleich heitern Blicke auf die blutigen Arbeiten des Kriegs, und auf die friedlichen Völker herab, die ſich von der Milch ihrer Heerden ſchuldlos ernähren. Wie regellos auch die Freyheit des Menſchen mit dem Weltlauf zu ſchalten ſcheine, ruhig ſieht ſie dem verworrenen Spiele zu: denn ihr weitreichender Blick entdeckt ſchon von ferne, wo dieſe regellos ſchweifende Freyheit am Bande der Nothwendigkeit geleitet wird. Was ſie dem ſtrafenden Gewiſſen eines **Gregos** und **Cromwells** geheim hält, eilt ſie der Menſchheit zu offenbaren: „daß der ſelbſtſüchtige Menſch niedrige Zwecke zwar verfolgen kann, aber unbewußt vortrefliche befördert."

Kein falſcher Schimmer wird ſie blenden, kein Vorurtheil der Zeit ſie dahin reiſſen, denn ſie erlebt das letzte Schickſal aller Dinge. **Alles was aufhört**, hat für ſie gleich kurz gedauert: ſie hält den verdienten Olivenkranz friſch, und zerbricht den Obeliſken, den die Eitelkeit thürmte. Indem ſie das feine Getriebe auseinander legt, wodurch die ſtille Hand der Natur ſchon ſeit dem Anfang der Welt die Kräfte des Menſchen planvoll entwickelt, und mit Genauigkeit andeutet, was in jedem Zeitraume für dieſen groſſen Naturplan gewonnen werden iſt: ſo ſtellt ſie den wahren Maasſtab für Glückſeligkeit und Verdienſt wieder her, den der herrſchende Wahn in iedem Jahrhundert anders verfälſchte. Sie heilt uns von der übertriebenen Bewunderung des Alterthums, und von der kindiſchen Sehnſucht nach vergangenen Zeiten; und indem ſie uns auf unſre eigenen Beſitzungen aufmerkſam macht, läßt ſie uns die geprieſenen goldnen Zeiten Alexanders und Auguſts nicht zurückwünſchen.

Unſer **menſchliches** Jahrhundert herbey zu führen haben ſich — ohne es zu wiſſen oder zu erzielen — alle vorhergehenden Zeitalter angeſtrengt. Unſer ſind alle Schätze, welche Fleiß und Genie, Vernunft und Erfahrung im langen Alter der Welt endlich heimgebracht haben. Aus der Geſchichte erſt werden Sie lernen, einen Werth auf die Güter legen, denen Gewohnheit und unangefochtener Beſitz ſo gern unſre Dankbarkeit rauben: koſtbare theure Güter, an denen das Blut der Beſten und Edelſten klebt, die durch die ſchwere Arbeit ſo vieler Generationen haben errungen wergewöhnt, ſich mit der ganzen Vergangenheit zuſammen zu faſſen, und mit ſeinen Schlüſſen in die ferne Zukunft voraus zu eilen: ſo verbirgt ſie die Grenzen von Geburt und Tod, die das Leben des Menſchen ſo eng und ſo drückend umſchlieſſen, ſo breitet ſie optiſch täuſchend ſein kurzes Daſeyn in einen unendlichen Raum aus, und führt das Individuum unvermerkt in die Gattung hinüber.

Der Menſch verwandelt ſich und flieht von der Bühne; ſeine Meynungen fliehen und verwandeln ſich mit ihm: die Geſchichte allein bleibt unausgeſetzt auf dem Schauplatz, eine unſterbliche Bürgerin aller Nationen und Zeiten. Wie der homeriſche Zevs ſieht ſie mit gleich heitern Blicke auf die blutigen Arbeiten des Kriegs, und auf die friedlichen Völker herab, die ſich von der Milch ihrer Heerden ſchuldlos ernähren. Wie regellos auch die Freyheit des Menſchen mit dem Weltlauf zu ſchalten ſcheine, ruhig ſieht ſie dem verworrenen Spiele zu: denn ihr weitreichender Blick entdeckt ſchon von ferne, wo dieſe regellos ſchweifende Freyheit am Bande der Nothwendigkeit geleitet wird. Was ſie dem ſtrafenden Gewiſſen eines **Gregos** und **Cromwells** geheim hält, eilt ſie der Menſchheit zu offenbaren: „daß der ſelbſtſüchtige Menſch niedrige Zwecke zwar verfolgen kann, aber unbewußt vortrefliche befördert.“

Kein falſcher Schimmer wird ſie blenden, kein Vorurtheil der Zeit ſie dahin reiſſen, denn ſie erlebt das letzte Schickſal aller Dinge. **Alles was aufhört**, hat für ſie gleich kurz gedauert: ſie hält den verdienten Olivenkranz friſch, und zerbricht den Obeliſken, den die Eitelkeit thürmte. Indem ſie das feine Getriebe auseinander legt, wodurch die ſtille Hand der Natur ſchon ſeit dem Anfang der Welt die Kräfte des Menſchen planvoll entwickelt, und mit Genauigkeit andeutet, was in jedem Zeitraume für dieſen groſſen Naturplan gewonnen worden iſt: ſo ſtellt ſie den wahren Maasſtab für Glückſeligkeit und Verdienſt wieder her, den der herrſchende Wahn in iedem Jahrhundert anders verfälſchte. Sie heilt uns von der übertriebenen Bewunderung des Alterthums, und von der kindiſchen Sehnſucht nach vergangenen Zeiten; und indem ſie uns auf unſre eigenen Beſitzungen aufmerkſam macht, läßt ſie uns die geprieſenen goldnen Zeiten Alexanders und Auguſts nicht zurückwünſchen.

Unſer **menſchliches** Jahrhundert herbey zu führen haben ſich — ohne es zu wiſſen oder zu erzielen — alle vorhergehenden Zeitalter angeſtrengt. Unſer ſind alle Schätze, welche Fleiß und Genie, Vernunft und Erfahrung im langen Alter der Welt endlich heimgebracht haben. Aus der Geſchichte erſt werden Sie lernen, einen Werth auf die Güter legen, denen Gewohnheit und unangefochtener Beſitz ſo gern unſre Dankbarkeit rauben: koſtbare theure Güter, an denen das Blut der Beſten und Edelſten klebt, die durch die ſchwere Arbeit ſo vieler Generationen haben errungen werden

den müſſen! Und welcher unter Ihnen, bey dem ſich ein heller Geiſt mit einem empfindenden Herzen gattet, könnte dieſer hohen Verpflichtung eingedenk ſeyn, ohne daß ſich ein ſtiller Wunſch in ihm regte, an das kommende Geſchlecht die Schuld zu entrichten, die er dem vergangenen nicht mehr abtragen kann? Ein edles Verlangen muß in uns entglühen, zu dem reichen Vermächtniß von Wahrheit, Sittlichkeit und Freyheit, das wir von der Vorwelt überkamen und reich vermehrt an die Folgewelt wieder abgeben müſſen, auch aus unſern Mitteln einen Beytrag zu legen, und an dieſer unvergänglichen Kette, die durch alle Menſchengeſchlechter ſich windet, unſer fliehendes Daſeyn zu befeſtigen. Wie verſchieden auch die Beſtimmung ſey, die in der bürgerlichen Geſellſchaft Sie erwartet — etwas dazu ſteuern können Sie alle! Jedem Verdienſt iſt eine Bahn zur Unſterblichkeit aufgethan, zu der wahren Unſterblichkeit meyne ich, wo die That lebt und weiter eilt, wenn auch der Nahme ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben ſollte.

XI 3.

NEUE THALIA

herausgegeben

von

SCHILLER.

Erſter Band,

welcher das erſte bis dritte Stück enthält.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göſchen
1792.

Universitäts-Bibliothek · Leipzig ·

59 - 3979

D

[7. Ex.]

M. 9. '59

WK

Dt. Lit. / Schiller / Thalia

268

Innhalt des erſten Bandes.

Erſtes Stück.

I. Die Zerſtörung von Troja. Zweytes Buch der Aeneide, überſetzt vom Herausgeber. Seite 3

II. Ogier, von Hinze. 79

III. Ueber den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden, vom Herausgeber. 92

IV. Erinnerung an die Schweitz, von einem jungen Mahler. 116

Zweytes Stück.

I. Dido, aus dem vierten Buch der Aeneide. 131

II. Der erſte May, von Heydenreich. 173

III. Ueber die tragiſche Kunſt, vom Herausgeber. 176

IV. Guſtav Adolph von Schweden, vor ſeiner Theilnehmung an dem dreiſsigjährigen Krieg, von H. v. F. S. 229
V. Der Rheinfall, von einem jungen Mahler. 276

Drittes Stück.

I. Dido. Fortſetzung und Beſchluſs. 283
II. Guſtav Adolph. Fortſetzung. 307
III. Sonnette, von Werthing. 375
IV. Das Bildniſs, von Dem. S......t. 385
V. An M. S. 388
VI. An meinen Freund H. P. St., von H. v. R. 392
VII. Kaiſer Otto der Dritte, von Woltmann. 393
VIII. Ritter von Bayonne an Emma, von Lackner. 413

Tha-

THALIA.

herausgegeben
von
F. SCHILLER.

Erſtes Stück des Jahrganges 1792.

Leipzig
bey Georg Joachim Göſchen.

I.

Die Zerſtörung von Troja.

im zweyten Buch der Aeneide.

Neu überſetzt.

Einige Freunde des Verfaſſers, die der lateiniſchen Sprache nicht kundig aber fähig ſind, jede Schönheit der alten Klaſsiker zu empfinden, wünſchten durch ihn mit der Aeneis des groſsen römiſchen Dichters etwas bekannt zu werden, von welcher, ſeines Willens, noch keine nur irgend lesbare Ueberſetzung ſich findet. Die hauptſächlichſte Schwürigkeit, die ihm bey Ausführung ſeines Vorhabens aufſtieſs, war die Wahl einer Versart, bey welcher von den weſentlichen Vorzügen des Originals am wenigſten eingebüſst würde, und welche dasjenige, was ſchon allein der Sprachverſchiedenheit wegen unvermeidlich verloren gehen muſste, von einer andern Seite einigermaſsen erſetzen könnte. Der deutſche Hexameter ſchien ihm dieſe Eigenſchaft nicht zu beſitzen, und er hielt ſich für überzeugt, daſs dieſes Sylbenmaaſs ſelbſt nicht unter Klopſtockiſchen und Voſsiſchen Händen diejenige Biegſamkeit, Harmonie und Mannichſaltigkeit erlangen könnte, welche Virgil ſeinem Ueberſetzer zur erſten Pflicht macht. Durch dieſes Medium alſo glaubte er es ſchlechterdings aufgeben müſſen, mit der Schönheit des Virgiliſchen Verſes zu ringen. Er glaubte, die ganz eigene magiſche Gewalt, wodurch der Virgiliſche Vers uns hinreiſst, in der ſeltenen Miſchung von Leichtigkeit und Kraft, Eleganz und Gröſse, Majeſtät und Anmuth zu finden, wobey der römiſche Dichter von Seiner Sprache unſtreitig weit mehr unterſtützt wurde, als der Deutſche von der ſeinigen hoffen kann. Muſste von dieſen beyden ſo verſchiedenen Eigenſchaften des Ausdrucks eine der andern in der Ueberſetzung nachgeſetzt werden, ſo glaubte er bey derjenigen Versart, welche der Kraft, Majeſtät und Würde zwar einigen Abbruch thut, aber dem Ausdruck von Grazie, Gelenkigkeit, Wohlklang deſto günſtiger iſt, am allerwenigſten zu wagen. Stärke, Erhabenheit, Würde ſind weit weniger abhängig von der Form, und bedürfen weit weniger von dem Ausdruck unterſtützt zu werden, als die letztern Eigenſchaften; und wahre Kraft, wahre Erhabenheit, wahres Pathos muſs in jeder Art von Darſtellung die Probe halten, welches bey den andern Eigenſchaften der Fall nicht iſt; denen man alſo durch eine glückliche Wahl der Form zu Hülfe kommen muſs. Es lieſse ſich vielleicht ſogar mit triftigen Gründen behaupten, daſs für einen ernſthaften, gewichtigen, pathetiſchen Inhalt die reizende leichte Form, ſo wie, in einer bekannten Gattung des Komiſchen für den geringfügigen Inhalt die feierliche Form, vorzuziehen ſey. Die harten Schläge, welche der Verfaſſer der Aeneis ſo oft auf das Herz ſeines Leſers führt, der groſsentheils kriegeriſche Inhalt ſeines Gedichts, die ganze Gravität ſeines Ganges werden durch eine gefällige Versart gemildert, und die Harmonie, die Anmuth in der Einkleidung ſöhnt vielleicht nicht ſelten mit der anſtrengenden oft gar empörenden Schilderung aus. Dieſe Rückſicht vorzüglich bewog den Verfaſſer, den achtzeiligen Stanzen den Vorzug zu geben, derjenigen unter allen deutſchen Versarten, wobey unſre Sprache noch zuweilen ihrer angeſtammten Härte vergiſst, und durch ihren männlichen Karakter doch noch hinlänglich verhindert wird, ins Weichliche oder Spielende zu fallen. Der Verfaſſer konnte dieſe Wahl um ſo mehr bey ſich rechtfertigen, da es ſeit Erſcheinung des Idris und Oberon zur ausgemachten Wahrheit geworden iſt, daſs die achtzeiligen Stanzen, beſonders mit einiger Freiheit behandelt, für das Groſse, Erhabene, Pathetiſche und Schrekhafte ſelbſt einen Ausdruck haben — freylich nur unter den

Händen eines Meiſters, aber wer pflegt auch im erſten Feuer eines Entſchluſſes und von Begeiſterung hingeriſſen, eine ſo ſtrenge Abrechnung mit ſeinen Kräften zu halten, um dasjenige, was die Form leiſtet, von dem was er ſelbſt dazu mitbringen muſs, ſorgfältig abzuſondern? Der Leſer wird entſcheiden, ob ſich der Verfaſſer auf das Inſtrument, das er wählte, verſtanden hat; genug, wenn ihm nicht bewieſen werden kann, daſs ſchon in der Wahl der Versart gefehlt worden ſey.

Wer übrigens die Schwürigkeiten kennt, die ſich einem Ueberſetzer der Aeneis, und vollends in einer gereimten Versart, in den Weg ſtellen, wird eher im Fall ſeyn zu wenig, als zuviel, zu erwarten. Nicht die geringſte darunter war, eine glückliche Eintheilung zu treffen, wobey der lateiniſche Dichter ſeinem Ueberſetzer nicht nur nicht vorgearbeitet ſondern ſehr oft entgegen gearbeitet hat. Das lateiniſche Original bewegt ſich in einem ſtetigen Strome fort, und Virgil hat ſich in vollem Maaſse der Freyheit bedient, welche dieſe Form ihm gewährte. Dieſer fortſtrömende Gang des Gedichts muſste nun in der Ueberſetzung durch viele kurze Ruhepunkte unterbrochen, und ein einziges zuſammenhängendes Ganze in mehrere kleine, ſich leicht an einander ſchmiegende, Ganze aufgelöſst werden, wenn anders die Stanzenform ungezwungen ſcheinen, und das ſklaviſche Gepräg einer Ueberſetzung verwiſcht werden ſollte. Hier konnte es freylich nicht fehlen, daſs nicht öfters vier oder fünf lateiniſche Hexameter in eine ganze Stanze ausgeſponnen, oder auch umgekehrt acht und neun Verſe des Originals in den engen Raum von acht Stanzenzeilen gepreſst wurden. Bey einem Dichter, der ſich ſo wenig nehmen läſst, als Virgil, war die letztere Operation unſtreitig die bedenklichſte, doch glaubt der Verfaſſer, die, ſeinem Originale gebührende Achtung ſelten oder nie dabey übertreten zu haben. Es kam ihm zu ſtatten, daſs ſelbſt der gedrängte wortſparende Virgil dem Wohllaut oder der unerbittlichen

Versform zu gefallen nicht ſelten entbehrliche Wiederhohlungen und ſelbſt Flickwörter ſich erlaubte, welche die Schonung des Ueberſetzers weniger verdienten.

Sehr gerne unterwirft er ſich einer jeden kaltblütigen kritiſchen Prüfung, was die Gewiſſenhaftigkeit und Treue ſeiner Ueberſetzung betrift, verbittet ſich aber hiemit aufs feyerlichſte jede Vergleichung ſeiner Arbeit mit der unerreichbaren Diktion des römiſchen Dichters, welche unausbleiblich, und ohne ſeine Schuld, zu ſeinem Nachtheil ausſallen muſs; denn er fodert alle geweſene, gegenwärtige und noch kommende deutſche Dichter auf, in einer ſo ſchwankenden, unbiegſamen, breiten, gothiſchen, rauhklingenden Sprache, als unſre liebe Mutterſprache iſt, mit der feinen Organiſation und dem muſikaliſchen Fluſs der lateiniſchen ohne Nachtheil zu ringen.

Von dem Gedanken weit entfernt, ſich an eine Ueberſetzung der ganzen Aeneis wagen zu wollen, verſpricht er in der Folge noch einige Bruchſtücke aus dem vierten und ſechſten Buch; wäre es auch nur, um den römiſchen Dichter bey unſerm unlateiniſchen Publikum in die ihm gebührende Achtung zu ſetzen, welche er ohne ſeine Schuld ſcheint verſcherzt zu haben, ſeitdem es der Blumaueriſchen Muſe gefallen hat, ihn dem einreiſſenden Geiſt der Frivolität zum Opfer zu bringen.

1.

Der ganze Saal war Ohr, jedweder Mund verſchloſſen,
und Fürſt Aeneas, hingegoſſen
auf hohen Polſterſitz, begann:
Dein Wille, Königinn, macht Wunden wieder bluten,
die keine Sprache ſchildern kann;
wie Trojas Stadt vergieng in Feuerfluten,
den Jammer willſt du wiſſen, die Gefahr,
wovon ich Zeuge, ach und meiſtens Opfer war.

2.

Wer, ſelbſt aus der Dolopen rauhem Schwarme,
gibt thränenlos den traurigen Bericht?
Und uns umſchattet ſchon die Nacht mit feuchtem Arme,
zum Schlummer winkt der Sterne ſinkend Licht.
Doch du haſt Luſt, mein Schickſal zu betrauern,
der Teukrer Noth und Trojas letzten Tag.
Sey's denn! Wie ſehr mir auch vor der Erinnrung ſchauern,
der Geiſt davor zurücke fliehen mag.

3.

Der Griechen Fürſten, aufgerieben
vom langen Krieg, vom Glück zurückgetrieben,
erbauen endlich durch Minervens Kunſt
ein Roſs aus Fichtenholz, zum Berge aufgerichtet,
beglückte Wiederkehr, wie ihre Liſt erdichtet,
dadurch zu flehen von der Götter Gunſt.
Der Kern der tapferſten birgt ſich in dem Gebäude,
und eiſern iſt ſein Eingeweide.

4.

Die Inſel Tenedos iſt aller Welt bekannt,
von Priams Königsſtadt getrennt durch wen'ge Meilen,
an Gütern reich, ſo lange Troja ſtand,
jetzt ein verrätheriſcher Strand,
wo im Vorüberzug die Kaufmannsſchiffe weilen.
Dort birgt der Griechen Heer ſich auf verlaſsnem Sand.
Wir wähnen es auf ewig abgezogen,
und mit des Windes Hauch Mycenen zugeflogen.

5.

Alsbald ſpannt von dem langen Harme
die ganze Stadt der Teukrier ſich los,
heraus ſtürzt alles Volk in frohem Jubelſchwarme,
das Lager zu beſehn, aus dem ſein Leiden floſs.
Dort, heiſst es, wütheten der Myrmidonen Arme,
hier ſchwang Achill das ſchreckliche Geſchoſs,
dort lag der Schiffe zahlenlos Gedränge,
hier donnerte das Handgemenge.

6.

Mit Staunen weilt der überraſchte Blick
beym wunderbaren Bau des ungeheuren Roſſes,
Thimöt, ſeys böſer Wille, ſeys Geſchick,
wünſcht es im innern Raum des Schloſſes.
Doch bang vor dem verſteckten Feind
räth Capys an, und wer es redlich meynt,
den ſchlimmen Fund dem Meer, dem Feuer zu vertrauen,
wo nicht, doch erſt ſein innres zu beſchauen.

7.

Die Stimmen ſchwankten noch in ungewiſſem Streite,
Als ihn der Prieſter des Neptun vernahm,
Laokoon, mit mächtigem Geleite
von Pergams Thurm erhitzt herunter kam,
Raſ't, ihr Dardanier? ruft er voll banger Sorgen,
Unglückliche, ihr glaubt, die Feinde ſeyn geflohn?
Ein griechiſches Geſchenk und kein Betrug verborgen?
So ſchlecht kennt ihr Laertens Sohn?

8.

Wenn in dem Roſſe nicht *verſteckte Feinde* lauren,
ſo droht es ſonſt Verderben unſern Mauren,
ſo iſt es aufgethürmt, die Stadt zu überblicken
ſo ſollen ſich die Mauren bücken
vor ſeinem ſtürzenden Gewicht,
ſo iſts ein anderer von ihren tauſend Ränken,
der hier ſich birgt. Trojaner trauet nicht,
Die Griechen fürchte ich, und doppelt, wenn ſie ſchenken.

9.

Dieſs ſagend, treibt er den gewaltgen Speer,
mit ſtarken Kräften in des Roſſes Hüfte,
es ſchüttert durch und durch, und weit umher
antworten dumpf die vollgeſtopften Grüfte.
Und hätte nicht das Schickſal ihm gewehrt,
nicht eines Gottes Macht umnebelt ſeine Sinne,
jetzt hätte den Betrug ſein Eiſen aufgeſtört,
noch ſtünde Ilium, und Pergams feſte Zinne.

10.

Indeſſen wird durch eine Schaar von Hirten,
die Hände auf dem Rücken zugeſchnürt,
mit lermendem Geſchrey ein Jüngling hergeführt.
Der Jüngling ſpielte den Verirrten,
und bot freywillig ſich den Banden dar,
durch falſche Botſchaft Troja zu verderben.
Mit dreiſter Stirn, gefaſst auf jegliche Gefahr,
und gleich bereit zum Lügen oder Sterben.

11.

Ihn zu betrachten, ſammelt um und um
Die wilde Jugend ſich aus Ilium,
wetteifernd höhnt mit herbem Spotte
den eingebrachten Fang die rachbegierge Rotte,
und wehrlos bloſs geſtellt ſo vieler Feinde Grimm
fliegt er mit ängſtlichſcheuem Blicke
die Reyhen durch. Jetzt Königinn vernimm
aus Einer Frevelthat der Griechen ganze Tücke!

12.

Weh! ruft er aus, wo öfnet ſich ein Port,
wo thut ein Meer ſich auf, mich zu empfangen?
Wo bleibt mir Elenden ein Zufluchtsort?
Dem Schwerdt der Griechen kaum entgangen,
ſeh ich der Trojer Haſs nach meinem Blut verlangen!
Schnell umgeſtimmt von dieſem Wort
legt ſich der wilde Sturm der Schaaren,
und man ermahnt ihn fortzufahren.

13.

Weſs Stamms er ſey? Was ihn hieher gebracht,
ihm Lebenshofnung lieſs, ſelbſt in des Feindes Macht,
ſoll er bekennen. Furcht und Angſt verſchwanden.
Was es auch ſey, ruft er, dir König ſeys geſtanden.
Empfange den Beweis von Sinons Redlichkeit.
Ich läugne nicht, zum Volk der Griechen zu gehören.
Hat mein Verhängniſs gleich dem Elend mich geweiht,
Zur Lüge ſoll es nimmer mich entehren.

14.

Trug das Gerücht vielleicht den Nahmen und die Thaten
des groſsen Palamed zu deinem Ohr,
der, boshaft angeklagt, weil er den Krieg miſsrathen,
ſein Leben durch der Griechen Spruch verlor,
den ſie im Grabe ſchmerzlich jetzt beklagen?
Mit dieſem hat — er iſt mir anverwandt —
ſeit dieſes Krieges erſten Tagen
der dürftge Vater mich nach Aſien geſandt.

15.

So lange Palamed der Herrſchaft ſich erfreute,
und in dem Rath der Könige mit ſaſs,
ſtand ich geehrt und glücklich ihm zur Seite.
Doch das vergieng, als ihn Ulyſſens Haſs,
wer kennt den Schwätzer nicht? dem Orkus übergeben,
da floſs in Trauer hin mein unbemerktes Leben,
und der verhaltnen Rache Schmerz
zernagte ſtill mein wundes Herz.

16.

Weh mir, daſs ich ſie nicht verſchwieg,
zu laut zu ſeinem Racher mich erklärte,
wenn einſt ein Gott aus dieſem Krieg
ſiegreiche Heimkehr mir gewährte!
Mit eitler Rede weckt' ich ſchweren Groll.
Seitdem ermüdete, mir Feinde zu erwecken
Ulyſſes nicht, und wuſste rachevoll
mit immer neuen Ränken mich zu ſchrecken.

17.

Auch ruht er nimmermehr, biſs Kalchas — doch warum
mit widrigem Bericht, fruchtlos die Zeit verlieren?
Verurtheilt alle, die ihn führen,
der Nahme Grieche ſchon in Ilium,
wohlan, ſo würgt mich ohne Schonen!
Das wird dem Ithaker willkommne Botſchaft ſeyn,
das wird die Söhne Atreus hoch erfreun,
und herrlich werden ſies euch lohnen.

18.

Ohn' Ahndung des Betrugs, der aus dem Griechen ſpricht,
ſteigt unſre Neugier, ihm den Aufſchluſs abzufragen,
und er, mit ſchlau verſtelltem Zagen,
vollendet ſo den täuſchenden Bericht:
Oft, ſpricht er, war der Wunſch lebendig bey dem Heere,
der langen Kriegesnoth ſich endlich zu entziehn,
von Troja heimlich zu entfliehn,
o daſs es doch geſchehen wäre!

19.

Stets hinderten die frohe Wiederkehr
der rauhe Süd und das empörte Meer.
Dieſs Roſs von Fichtenholz ſtand längſt ſchon aufgethürmet,
als, vom Orkan gepeitſcht, die finſtre Luft geſtürmet.
Verlegen ſendet man zuletzt Euripylus,
zu fragen an des Schickſals Throne
nach Delphi zu Latonens Sohne;
Der kommt zurück mit dieſem traurgen Schluſs.

20.

Mit Blut erkauftet ihr die Herfahrt von den Winden,
und eine Jungfrau fiel an Deliens Altar.
Mit Blut allein könnt ihr den Rückweg finden,
ein Grieche bringe ſich zum Todesopfer dar.
Eiſskalte Angſt durchlief die zitternden Gebeine,
als in dem Lager dieſe Poſt erklang,
und jedes Auge fragte bang,
wen wohl der Zorn der Gottheit meyne?

21.

Jetzt riſs Ulyſs mit lermendem Geſchrey
den Seher Calchas in des Heeres Mitte,
und dringt in ihn mit ungeſtümer Bitte,
zu ſagen, weſſen Haupt zum Tod bezeichnet ſey.
Schon lieſsen viele mich, mit ahndungsvollem Grauen,
des Schalks verruchten Plan und mein Verderben ſchauen.
Zehn Tage ſchlieſst der Prieſter ſchlau ſich ein
um keinen aus dem Volk dem Untergang zu weihn.

22.

Zuletzt, als könnt er dem beredten Flehn
Ulyſſens nicht mehr widerſtehn,
läſst er geſchickt den Nahmen ſich entreiſſen,
und zeichnet mich dem Mördereiſen.
Man ſtimmt ihm bey, und froh ſieht jeder die Gefahr,
die alle gleich bedroht, auf Einen abgeleitet.
Der Unglückstag iſt da. Die Binde ſchmückt mein Haar.
Man ſtreut das Mehl. Das Opfer iſt bereitet.

23.

Ja, da entriſs ich mich dem Tod, zerbrach die Bande,
und harrete des Nachts in eines Sumpfes Rohr,
biſs die Armee, wenn ſie zum Vaterlande
vielleicht ſich eingeſchifft, vom Ufer ſich verlor.
Ach! Nie werd ich die Heimat mehr begrüſsen,
nie Vater, Kinder mehr in dieſe Arme ſchlieſsen,
und mein Entrinnen rächt vielleicht die Wut
der Danaer an dieſem theuren Blut.

24.

Und nun bey allen himmliſchen Dämonen,
die in des Herzens tiefſte Falten ſehn,
wenn Treu und Glaube noch auf Erden irgend wohnen,
Laſs ſo viel Leiden dir zu Herzen gehn.
Hab du Erbarmen mit dem Unglücksvollen,
der, was er nicht verſchuldete, erfuhr! —
Wir ſehen jammernd ſeine Thränen rollen,
es ſiegt in uns die Stimme der Natur.

25.

Sogleich läſst Priam ſelbſt der Hände Band ihm
löſen,
und ſpricht ihm Troſt mit milden Worten ein.
Du biſt, ſpricht er, ein Danaer geweſen,
wer du auch ſeyſt, hinfort wirſt du der Unſre ſeyn.
Und jetzt laſs Wahrheit mich auf meine Fragen hören.
Warum, wozu das ungeheure Roſs?
Wer gab es an? Warum ſo rieſengroſs?
Zu welchem Kriegsgebrauch? Sprich! Welchem
Gott zu Ehren?

26.

Er ſprachs und jener Böſewicht, gewandt
in jeder Liſt, Pelasger im Betrügen,
hebt himmelan die losgebundne Hand.
Dich, ruft er, ewges Licht, dich Rächer aller
Lügen,
dich Opferheerd, dem ich durch Flucht entrann,
dich frevelhafter Stahl, den Mordgier auf mich
zückte,
dich prieſterliches Band, das meine Schläfe
ſchmückte,
euch ruf ich jetzt zu Zeugen an.

27.

Von jeder Pflicht, die mich an Griechen band,
erklär ich mich auf ewig losgezählet.
Für Sinon gibts hinfort kein Vaterland.
Ich mache laut, was ihre Liſt verhehlet.
Gedenke du nur deines Wortes, Fürſt,
und ſchone, Troja, den, der Rettung dir geſchenket,
iſts anders wahr, was du jetzt hören wirſt,
und werth, daſs man es überdenket.

28.

Von jeher barg im Krieg mit Ilium,
Minervens Schutz der Myrmidonen Schwäche,
doch ſeit Ulyſs der Schalk und Diomed der Freche
der Göttinn Bild aus ihrem Heiligthum
zu reiſsen ſich erkühnt, die Hüter zu durchbohren,
der Jungfrau Stirne ſelbſt mit mordbefleckter Hand
verwegen zu berühren, ſchwand
der Griechen Glück dahin, gieng ihre Kraft verloren.

29.

Auf immer war Athenens Gunſt entwichen,
bald zeigte ſich in fürchterlichen
Erſcheinungen der Göttinn Strafgericht.
Kaum ſteht das Bild im Lager ſtill, ſo blitzen
die ofnen Augen und die Glieder ſchwitzen,
und dreymal ſteigt, entſetzliches Geſicht!
mit Schild und Speer und wüthender Gebärde
die Göttinn ſelbſt aus der zerriſsnen Erde.

30.

Ein Gott gebeut jetzt durch des Sehers Mund,
auf ſchneller Flucht die Heimat zu gewinnen,
denn nimmer fallen durch der Griechen Bund,
ſo ſpricht das Schickſal, Pergams feſte Zinnen,
ſie hätten denn aufs neu der Heimat Strand berührt,
in wiederhohlter Feyr die Götter zu befragen,
zum alten Heiligthum das Bild zurückgetragen,
das ſie auf krummen Schiffen weggeführt.

31.

Jetzt zwar ſind ſie nach Argos heimgefahren,
doch führt ſie Kalchas bald mit neuen Kriegerſchaaren
und Göttern furchtbarer zurück. Dieſs Roſs
ward aufgethürmt, den Zorn der Pallas zu verſöhnen,
und nicht umſonſt ſeht ihrs ſo rieſengroſs.
Es ſollte ſeine Laſt das ſchmahle Thor verhöhnen,
nie ſollt euch der Beſitz des Wunderbilds erfreun,
nie ſollt es eurer Stadt den alten Schutz erneun.

32.

Denn wagtet ihrs, Minervens Heiligthum
mit Frevler Händen zu verſehren,
ſo traf der Göttinn Fluch ganz Ilium,
(möcht ihn ein Gott auf ihre Häupter kehren!)
Doch hattet ihr mit eigner Hand,
dieſs Roſs in eure Stadt gezogen,
ſo wälzte Aſien zu uns des Krieges Wogen
und weh dann über Griechenland!

33.

Von dieſer Lügen ſchlau gewebten Banden
ward unſer redlich Herz umſtrickt,
Der Zweifel wird in jeder Bruſt erſtickt.
Die dem Tydiden männlich widerſtanden,
die der theſsaliſche Achill nicht zwang,
nicht zehenjährge Kriegeslaſten,
nicht das Gewühl von tauſend Maſten,
weint ein Betrüger in den Untergang!

34.

Jetzt aber ſtellt ſich den entſetzten Blicken
ein unerwartet ſchrecklich Schauſpiel dar.
Es ſtand, den Opferfarren zu zerſtücken,
Laokoon am feſtlichen Altar.
Da kam, (mir bebt die Zung' es auszudrücken)
von Tenedos ein gräſslich Schlangenpaar,
den Schweif gerollt in fürchterlichem Bogen
dahergeſchwommen auf den ſtillen Wogen.

35.

Die Brüſte ſteigen aus dem Wellenbade,
hoch aus den Waſſern ſteigt der Kämme blutge Glut,
und nachgeſchleift in ungeheurem Rade
netzt ſich der lange Rücken in der Flut,
lautrauſchend ſchäumt es unter ihrem Pfade,
im blutgen Auge flammt des Hungers Wuth,
gewetzt am Rachen ziſchen ihre Zungen,
ſo kommen ſie ans Land geſprungen.

36.

Der bloſse Anblick bleicht ſchon alle Wangen,
und auseinander flieht die furchtentſeelte Schaar,
der pfeilgerade Schuſs der Schlangen
erwählt ſich nur den Prieſter am Altar.
Der Knaben zitternd Paar ſieht man ſie ſchnell umwinden,
den erſten Hunger ſtillt der Söhne Blut,
der Unglückſeligen Gebeine ſchwinden
dahin von ihres Biſſes Wut.

37.

Zum Beyſtand ſchwingt der Vater ſein Geſchoſs,
doch in dem Augenblick ergreiſen
die Ungeheur ihn ſelbſt, er ſteht bewegungslos,
geklemmt von ihren Wirbelſchweiſen.
Zwey Ringe haben ſie um ſeinen Hals geſtrickt,
zweymal den Schuppenleib geſchnürt um Bruſt und Huften,
und ihres Halſes ſchwanke Säule nickt
hoch über ſeiner Scheitel in den Lüften.

38.

Der Knoten furchtbares Gewinde
gewaltſam zu zerreiſſen, ſtrengt
der Arme Kraft ſich an, des Geifers Schaum beſprengt
und ſchwarzes Gift die prieſterliche Binde.
Des Schmerzens Höllenquaal durchdringt
der Wolken Schoos mit berſtendem Geheule,
ſo brüllt der Stier, wenn er, gefehlt vom Beile
und blutend, dem Altar entſpringt.

39.

Die Drachen bringt ein blitzgeſchwinder Schuſs
zum Heiligthum der furchtbarn Tritonide,
dort legen ſie ſich zu der Göttinn Fuſs,
beſchirmt vom weiten Umkreis der Aegide.
Entſetzen bleibt in jeder Bruſt zurück,
gerechte Büſsung heiſst Laokoons Geſchick,
der frech und kühn das Heilige und Hehre
verletzt mit frevelhaftem Speere.

40.

Zum Tempel, ruft das Volk, mit dem geweihten Bilde!
und flehet an der Göttinn Milde!
Sogleich ſtrengt jeder Arm ſich an,
die Mauer wird zertheilt, die Stadt iſt aufgethan,
und auf der Walze künſtlichen Wogen
rollt es dahin, von Strängen fortgezogen,
Verderbenträchtig, ſchwanger mit dem Blitz
der Waffen, rollts in Priams Königsſitz.

41.

Und hoch beglückt, den Strang berührt zu
haben
der es bewegt, begleiten Jungfrauen und Knaben
mit heilgen Liedern die verehrte Laſt.
O meine Vaterſtadt! So reich an Siegeskronen,
o heilges Land, wo ſo viel Götter thronen!
in deiner Mitte ſteht der fürchterliche Gaſt.
Viermal hat es am Eingang ſtill gehalten,
und viermal klang das Erz in ſeines Bauches
Falten.

42.

Uns warnt es nicht! Von wüthender Begierde
verblendet ſetzen wir die unglückſchwangre
Bürde
beym Tempel ab. Apolls Orakel ſpricht
weiſsagend aus Kaſsandreus Munde,
es ſpricht von Trojas letzter Stunde,
wir glauben ſelbſt der Gottheit nicht.
Von feſtlich grünem Laub muſs jeder Tempel
wehen,
und — morgen iſts um uns geſchehen!

43.

Indeſſen wandelt ſich des Himmels Sphäre,
und Nacht ſtürzt nieder auf die Meere,
mit breitem Schatten hüllt ſie Land und Hayn
und den Betrug der Myrmidonen ein.
An Trojas Mauren fängt es an zu ſchweigen,
Schlaf ſpannt der Wachen müde Glieder los;
da naht, den Mond allein zum ſtillen Zeugen,
der Griechen Flotte ſchweigend von Tenedos.

44.

Geleitet von dem Feuerbrande
der aus dem königlichen Schiffe blitzt,
dringt ſie hinan zum wohlbekannten Strande,
und, von der Götter Grimm beſchützt,
eröfnet Sinon ſtill den Bauch der Fichte.
Gehorſam gibt das aufgethane Roſs
die Krieger von ſich, die ſein Leib verſchloſs,
und hoch erfreut entſpringen ſie zum Lichte.

45.

Herab am Seile gleiten ſchnell die Fürſten
Theſſandrus, Stenelus, Machaon, Acamas,
ihm folgt mit Blicken, die nach Blute dürſten,
Ulyſs, Neoptolem, drauf Thoas, Menelas,
zuletzt Epeus, der das Roſs gegründet.
Sie ſtürzen in die Stadt, die Wein und Schlummer bindet,
die Wachen würgt ihr Stahl, indeſs ſchon die Genoſſen,
durchs Thor eindringend, zu den Fürſten ſtoſsen.

46.

Schon neigte aus der Götter Hand
des erſten Schlummers Wohlthat ſich hernieder,
und ſchloſs mit ſüſsem Zauberband
die kummerſchweren Augenlieder.
Da ſah ich Hektors Geiſterbild
im Traumgeſichte mir erſcheinen,
den Blick in tiefen Gram gehüllt,
der Stimme Ton erſtickt von lautem Weinen.

47.

So wie ihn einſt durch Trojas Kampfgefild
des rauhen Siegers Zweygeſpann geriſſen,
von blutgem Staub geſchwärzt und mit durchbohrten Füſsen,
ihr Götter, welch ein Trauerbild!
Der Hektor nicht mehr, der gleich einem Gotte
in des Peliden Rüſtung heimgekehrt,
den Feuerbrand von der Trojaner Heerd
geſchleudert hatte in der Griechen Flotte.

48.

Den Bart beſleckt, der Locken ſchönes Wallen
gehemmt von blutgem Leime, ſtand er da,
den Leib beſät mit jenen Wunden allen,
die Trojas Mauer ihn empfangen ſah.
Den hohen Schatten zu beſprechen,
gebietet mir des Herzens feurger Drang,
die Wange brennt von heiſsen Thränenbächen,
und von den Lippen flieht der Trauerklang.

49.

O Trojas Hofnung, die uns nie gelogen,
o du, nach dem der heiſse Wunſch geſchmachtet hat!
o ſey willkommen, Licht der Vaterſtadt!
Warum und wo haſt du ſo lang verzogen?
So viele Kämpfe muſsten wir beſtehn,
von ſo viel Noth und Herzensangſt ermatten,
ſo viel geliebte Leichname beſtatten,
eh dich die Freunde wieder ſehn!

50.

O ſprich, und welcher Frevel durft es wagen,
der Augen ſonnenheitern Schein
mit Blut und Staub unwürdig zu entweihn?
Was ſollen dieſe Wundenmähler ſagen?
Doch keinen Laut verlor der Geiſt,
des Fragers eitle Neugier zu vergnügen,
bis unter tief gehohlten Odemzügen
ein ſchweres Ach der Zunge Band durchreiſst.

51.

Fort Göttinnſohn! Fort, fort aus dieſem Brand,
die Mauren ſind in Feindes Hand,
die ſtolze Troja ſtürzt von ihren Höhen,
genug, genug iſt für das Vaterland,
genug für Priams Thron geſchehen!
War Pergamus durch eines Kriegers Eiſen
dem letzten Schickſal zu entreiſſen,
glaub mir, ſo wars durch Hektors Hand!

52.

Die Heiligthümer ſind dir übergeben;"
nimm zu Gefährten ſie auf deiner flüchtgen Bahn!
Für ſie wirſt du ein neues Ilium erheben,
nach langer Irrfahrt auf dem Ozean.
Er ſprichts, und hohlt in ſchneller Eile
mir vom Altar mit eigner Hand
der mächtgen Veſta heilge Säule,
den Prieſterſchmuck, den ewgen Feuerbrand.

53.

Und drauſsen hört man ſchon ein tauſendſtimmig Heulen
mit wachſendem Getön die bangen Lüfte theilen,
es dringt der Waffen eiſernes Gebrauſe
bis zu Anchiſens meines Vaters Hauſe,
das hinter Bäumen einſam ſich verlor,
es donnert aus dem Schlummer mich empor,
den höchſten Standort wähl ich mir im Hauſe,
und ſtehe da mit ofnem Ohr.

54.

So fallen Feuerflammen ins Getreide,
gejagt vom Wind. So ſtürzt der Wetterbach
ſich donnernd nieder von des Berges Heide,
zertreten liegt, ſo weit er Bahn ſich brach,
der Schweiſs der Rinder und des Schnitters Freude,
und umgeriſsne Wälder ſtürzen nach.
Es horcht der Hirt, unwiſſend wo es dröne,
vom fernen Fels verwundert dem Getöne.

55.

Jetzt lag es kund und aufgethan,
wie Danaer auf Treu und Glauben halten,
das Bubenſtück ſieht man jetzt ſchrecklich ſich entfalten!
Schon liegt, beſiegt vom praſſelnden Vulkan,
Deiphobus majeſtätſche Burg im Staube,
ſchon wird Ukalegon's, ihr Nachbar, ihm zum Raube, —
vom flammenrothen Wiederſcheine brennt
des Meeres Spiegel und das Firmament.

56.

Von lautem Kriegsgeſchrey erzittern jetzt die Zinnen,
und ſchrecklich ſchmettert des Achivers Horn.
Sinnlos bewaffn' ich mich. Bewaffnet, was beginnen?
Samml' ich der Freunde Schaar, die Veſte zu gewinnen?
Den zweifelnden Entſchluſs beflügeln Wuth und Zorn.
Will, ruf ich aus, das Schickſal mit uns enden,
ſo ſtirbt's ſich ſchön, die Waffen in den Händen.

57.

Indem ſeh ich, entflohn der Feinde Pfeilen,
den Prieſter des Apoll bey mir vorüber eilen,
die überwundnen Götter in der Hand,
am Arm den kleinen Sohn, flieht er betäubt zum Strand.
O halt, halt an, rief ich, mich zu belehren,
mein Panthus, was beſchlieſst das zürnende Geſchick?
Welch veſtes Schloſs wird uns noch Schutz gewähren?
Da gibt er ſeufzend mir zurück.

58.

Der Tage letzter iſt vorhanden,
unwiderruflich fiel das Todesloos,
einſt gab es Teukrer und ein Troja hat geſtanden,
und ſeines Nahmens Glanz war gros.
Dieſs alles gab der Götter Grimm dem Sieger,
in Trojas Rauch herrſcht des Achivers Schwerdt,
hohnlachend zündet Sinon, der Betrüger,
und Feinde, Feinde ſpeyt das ungeheure Pferd.

59.

Und durch die zweyfach offnen Thore wogen
ſchon Tauſende und wieder Tauſende einher,
als aus dem weiten Argos nie gezogen.
es ſtehen andre mit geſtrecktem Speer
mordluſtig hingepflanzt auf engen Wegen;
des Eiſens Blitz ſtarrt jeder Bruſt entgegen,
kaum thun die erſten Wachen Widerſtand,
und wagen das Gefecht mit ungewiſſer Hand.

60.

Von dieſen Reden feurig aufgefodert,
und fortgezogen von der Götter Macht,
ſtieg ich dahin, was höher, heller lodert,
der Donner ſtürzender Palläſte kracht,
wo vom Geſchrey und vom Geklirr der Eiſen
die Luft erbebt, wohin die Furien mich reiſſen,
der günſtge Mond gibt mir den treflichen Epyt
und Ripheus Stärke zu Begleitern mit.

61.

Auch treten Hypanis und Dymas zu dem Bunde,
auch Mygdons Sohn Chorӧbus folgt dem Zug,
der Unglückſelige, den feurger Liebe Wunde,
Kaſſandrens Werk, zu Trojas Ende trug!
Dem Vater ſeiner Braut bracht er hilfreiche Schaaren,
und glaubte nicht dem warnungsvollen Laut,
nicht den verkündigten Gefahren
im Mund der Gottbeſeelten Braut.

62.

Wohlan, beginn ich zu der kampfbegiergen Jugend,
ihr Herzen, jetzt umſonſt voll Heldentugend,
gewichen ſind, ihr ſehts, aus allen ihren Sitzen
die Götter, welche Troja ſchützen,
treibt euch der Muth, dem kühnen Führer nachzugehn,
kommt, der entflammten Troja beyzuſtehn,
kommt mit mir, kommt und fechtend endigt euer Leben!
Beſiegte rettet nichts, als Rettung aufzugeben.

63.

In Flammen ſetzt dieſs ihres Eifers Glut,
und, Wölfen gleich die durch den Nebel ſpürend
ſchleichen,
herausgeſtachelt von des Hungers Wut,
mit troknem Gaum erwartet von der Brut,
gehts zum gewiſſen Tod durch Schwerdter und
durch Leichen.
Der hohlen Nacht furchtbare Schatten ſtreichen
rings durch die Straſsen. Unſer kühner Muth
verſchmäht, aus Trojas Mitte zu entweichen.

64.

O Nacht des Grauens, welcher Mund
ſpricht deine Schrecken aus, die Todesnoth der
Meinen,
wer macht die Opfer die du würgeſt, kund,
wo nehm' ich Thränen her, ſie zu beweinen?
Sie fällt die hohe Stadt, ſeit grauem Alterthum,
gewohnt zu herrſchen und zu ſiegen.
Auf Straſſen, Schwellen, ſelbſt im Heiligthum
der Götter ſieht man Todtenkörper liegen.

65.

Doch glaube nicht, daſs nur trojaniſch Blut
der Nächte ſchrecklichſte getrunken.
Auch meines Volks erſtorbner Muth
glimmt auf in manchem Heldenfunken,
und dann flieſst auch des Siegers Blut.
Der Angſt, der Qual, des Jammers Stimmen
ſpalten
des Hörers Ohr, wo nur das Auge ruht,
des Todes ſchrecklich wechſelnde Geſtalten!

66.

Von Feinden warf zuerſt mit einer groſsen Schaar
Androgeos ſich uns entgegen.
Sein Irrthum ſtellt in uns der Freunde Heer ihm
dar.
Auf Brüder, eilt! ruft er. Woher ſo ſpät ihr
trägen?
Die andern ſchleppen ſchon das ganze Pergam fort
Ihr habt erſt jetzt den Schiffen euch entriſſen?
Kaum endigt er, ſo ſagt ihm ein verdächtig Wort,
daſs Feindeshaufen ihn umſchlieſsen.

67.

Sein Fuſs erſtarrt, und auf den Lippen ſtirbt die Stimme.
So zittert, wer, in Dornen tief verſteckt,
die Natter unverhofft mit rauhem Fuſstritt weckt.
Ihr blauer Hals ſchwillt an, mit giftgem Grimme
knirrſcht ſie empor, und bleich flieht er zurück.
So wendet bey geſchärftem Blick
Androgeos erſchrocken um. Wir dringen
in ſeine dichte Schaar, es miſchen ſich die Klingen.

68.

In Troja, fremd und halb von Furcht entſeelt, erliegen
ſie unſerm Arm. Den Anfang krönt das Glück.
Auf Freunde, ruft erhitzt von dieſen erſten Siegen
Chorobus, voll von Muth. Es zeigt uns das Geſchick
in dieſem Zufall ſelbſt den Weg zum Leben.
Vertauſcht den Schild! Den Helm der Griechen auf das Haupt!
Liſt oder Kraft — was wäre Feinden nicht erlaubt?
Die Todten werden Waffen geben.

69.

Es ſprichts, und ſchleunig weht auf ſeinem Haupt
des fremden Helmes Buſch Androgeos geraubt,
er eilt des Schildes Zierde zu vertauſchen,
und läſst ein griechiſch Schwerdt von ſeinen Hüften rauſchen.
Ihm folgt die ganze Jugend, und umhängt
ſich ſchnell die friſch gemachte Beute.
So ſtürzen wir, mit Danaern vermengt,
doch ohne unſern Gott! zum Streite.

70.

Begünſtigt von der blinden Nacht,
gelingt uns manche heiſse Schlacht,
und mancher Grieche fällt von unſern Streichen.
Schon fliehn ſie ſchaarenweiſs, dem drohenden Geſchick
am ſichern Bord der Schiffe zu entweichen.
Bis in des Roſſes Bauch ſcheucht ſie die Furcht zurück.
Ach niemand ſchmeichle ſich, im Dunkel groſser Thaten;
der Götter Gnade zu entrathen!

71.

Was zeigt ſich uns! Selbſt an Tritoniens Altar
erkühnt man ſich, Kaſſandra zu ergreifen.
Wir ſehn mit aufgelöſtem Haar
die Tochter Priams aus dem Tempel ſchleifen.
Zum tauben Himmel fleht ihr glühend Angeſicht,
denn, ach! die Feſſel klemmt der Jungfrau zarte
Hände.
Choröbus Wahnſinn trägt es nicht,
er ſucht im Schlachtgewühl ein Heldenende.

72.

Ihm ſtürzt in dichtgeſchloſſenen Gliedern,
die ganze Schaar der Freunde nach.
Doch ach! von unſern eignen Brüdern
kommt hier vom höchſten Tempeldach
ein mördriſch Pfeilgewölk auf uns herabgeflogen.
Des Federbuſches fremde Zier,
der Schilde Zeichen, welche wir
verwechſelt, hatte ſie betrogen.

73.

Die Prieſterinn uns abzuringen,
(verrathen hat uns längſt der Sterbenden Geſchrey)
umſtürmt uns der Dolopen Schaar. Es dringen
mit Ajax die Atriden ſelbſt herbey.
So wenn im Sturme ſich die Winde heulend ſchlagen,
der wilde Süd, des Nordes rauhe Macht,
der muthge Oſt, auf Titans raſchem Wagen,
es rauſcht des Meeres Grund, des Waldes Eiche kracht.

74.

Jetzt ſehn wir noch zu ganzen Heeren,
die unſrer Waffen glücklicher Betrug
vor kurzem noch im finſtern Dunkel ſchlug,
von ihrer Flucht zurückekehren.
Ihr ſchneller Blick erkennt in dunkler Schlacht
des Helmes Liſt, der Schilde falſche Zeichen.
Jetzt muſs der Augen Wahn dem Klang der Stimmen weichen,
jetzt ſiegt des Feindes Uebermacht.

75.

Es fällt zuerſt, von Penelus durchſtochen,
Chorobus an Tritoniens Altar.
Es fällt, der das Geſetz der Tugend nie gebrochen,
Ripheus, der redlichſte, den Ilium gebahr.
Die Götter richteten nicht ſo! Von Freundesſtreichen
ligt Hyp[illegible] ligt Dymas hingeſtreckt,
und [illegible] der Prieſterſchmuck, der dich [illegible] Panthus deckt,
kann ſelbſt dein ſchuldlos Herz die Himmliſchen erweichen?

76.

Zeugt mirs, ihr Helden, die ihr längſt verſchieden,
ihr Todesfakeln meiner Vaterſtadt!
ob dieſe Rechte je den Kampf gemieden,
zu eurer Rettung je gefeiert hat?
Ob ich, trotz dem Geſchick, das Leben mir erſchlichen?
und Schonung mir verdient von des Achivers Speer?
Jetzt riſs der Strom mich fort, mir folgen, obgleich ſchwer
von Alter, Greis Iphyt und Pelias von Stichen.

77.

Zu Priams Burg ruft uns der Stimmen lautſter Hall.
Als raſte nirgends ſonſt der Streitenden Gedränge,
nicht durch ganz Ilium der Waffen wilder Schall,
erblick ich hier ein fürchterlich Gemenge,
des Andrangs Ungeſtüm, ergrimmten Widerſtand.
Den Feind ſeh ich die hohen Dächer ſtürmen
und mit der Schilde dichtgeſchloſsnem Band
ſich furchtbar vor den Eingang thürmen.

78.

Ich ſehe Leitern an die Mauren legen,
entſchloſſen klimmt der trotzge Sieger nach,
die linke hält den Schild der Pfeile Sturm entgegen,
feſt klammert ſich die Rechte an das Dach.
Beſchäftigt iſt mein Volk, die Thürme abzutragen,
und mit den Trümmern wird der Stürmende bedroht,
die letzte Zuflucht ihrer Noth,
wenn alles alles fehlgeſchlagen!

79.

Herabgeſtürzt ſeh ich die übergoldten Zinnen,
Denkmäler alter königlicher Pracht.
Mit bloſsem Schwerd wird jeder Weg nach innen,
von einer dichten Schaar Dardanier bewacht.
Ein friſcher Muth lebt auf in unſern Seelen,
der ſchwerbedrängten Burg des Königs beyzuſtehn,
mit Stärke Stärke zu vermählen,
und der Beſiegten Muth mitſtreitend zu erhöhn.

80.

Noch führten zum Pallaſt, der Menge unbekannt,
geheime abgelegne Thüren,
durch deren nie entdecktes Band
die Zimmer ineinander ſich verlieren.
Oft hatte, frey von des Gefolges Zwang,
Andromache in Trojas ſchönen Tagen
auf dieſem unbemerkten Gang
zum frohen Ahn den Enkel hingetragen.

81.

Mich bracht' er jetzt zum höchſten Dach hinauf,
von wo die Teukrier mit ſegenleeren Händen
verlorne Pfeile niederſenden.
Zum gähen Thurm verfolg ich meinen Lauf,
der übers Dach empor zum Sternenhimmel ſchreitet,
ganz Ilium ligt vor mir ausgebreitet,
der feindlichen Gezelte ganzes Heer,
das ganze Schiffbedeckte Meer.

82.

Von Tod umringt, zerreiſſen wir voll Muth
der Decke ſchon gewichne Fugen,
und ſchleudern ſie auf der Achiver Flut
mit ſamt den Pfeilern, die ſie trugen.
Herunter ſtürzen ſie mit donnerndem Gekrach,
und weh den Stürmenden, die ſich darunter ſtellten!
Doch friſche Krieger dringen nach,
der Streit brennt fort, und alle Waffen gelten.

83.

Als wollt er jeden Feind zermalmen
pflanzt Pyrrhus ſich im Glanz der Rüſtung vor das Thor.
Der Schlange gleich, genährt von böſen Halmen,
die giftgeſchwollen ſchlief im Eisbedeckten Moor,
und jetzt im neuen Lenz den Panzer von ſich ſtreifet,
am friſchen Sonnenſtrahl ſich glänzender verjüngt,
den ſtolzen Nacken hebt, die Spiegelſchuppen ſchleifet,
und einen Blitz in ihrem Munde ſchwingt.

84.

Dicht an ihm ſteht der hohe Periphas,
nächſt dem Automedon, Achilleus Wagenwender,
es drängt ſich Skyros Jugend an den Paſs,
und nach dem Giebel fliegen Feuerbränder.
Vom Angel haut er ſelbſt das erzbeſchlagne Thor,
und alle Bänder ſtürzt des Beiles Schwung zu Grunde,
leicht wird das Holz durchbohrt, das ſeinen Schirm verlor,
und weitgeöfnet klafft des Thores Wunde.

85.

Des innern Hauſes weiter Hof, die Schaar
der Trojer, die den Eingang hüten,
der alten Könige geheimſte Säle bieten
dem überraſchten Blick ſich dar,
und aus den innerſten Gemächern ſtöhnen
der Männer Schmerz, der Weiber heulend Ach,
die ganze Wölbung hallt von Jammerſtimmen nach,
die in den Wolken wiedertönen.

86.

Man ſieht der Mütter Heer die weite Burg durchſchweifen,
zum letzten Lebewohl die Säulen noch umgreifen,
und küſsen den empfindungsloſen Stein.
Ganz mit des Vaters Trotz bricht Pyrrhus ſchon herein.
Ihn hält kein Thor, kein Schwerdt! Die Thüre liegt in Trümmern,
vom Widder eingerannt. Gewalt macht Bahn.
Tod iſt der erſte Gruſs. So fluten ſie heran,
von Waffen rauſcht's in allen Zimmern.

87.

So wüthet nicht der hochgeſchwollne Bach,
der ſchäumend ſeinen Damm durchbrach,
der Felſen Kerkerwand mit wildem Grimm durchhauen.
Er ſtürzt ins Feld mit trüber Wogen Kraft,
der Heerden Schaar auf den ertränkten Auen,
wird mit den Hürden fortgerafft.
Ich ſelbſt ſah, Mord im Blick, den Achilliden
am Eingang ſtehn, und bey ihm die Atriden.

88.

Ich ſah auch Hekuba, ſah ihre hundert Töchter,
ſah Priam ſelbſt an den Altar geſtreckt,
den Vater blühender Geſchlechter,
noch mit dem Blut der Opfer friſch befleckt.
Es tritt der Feind die Saat von fünfzig Ehen,
der Enkel ſchöne Hofnung in den Staub,
die goldne Säule ſtürzt, behangen mit Trophäen
und was dem Brand entgieng, das wird des Würgers Raub.

89.

Dein Mitleid, Fürſtinn, wird mich fragen,
wie König Priam ſeine Tage ſchloſs?
So wiſſe denn. Kaum hört er Trojens Stunde ſchlagen,
und ſah den Feind, der durch die Pforten ſich ergoſs,
ſo eilt' er, ſich den Panzer anzuſchnallen,
der die entwöhnten Glieder niederzog,
umhängt das Schwerdt, das längſt der Scheide nicht entflog,
und ſtürzt zur Schlacht, als Fürſt zu fallen.

90.

Es ſtieg in des Pallaſtes mittlerm Raume
ein hoher Altar in des Aethers Plan.
Ihn fächelte von einem alten Lorbeerbaume
die nachbarliche Kühlung an.
Gleich ſcheuen Tauben, die das donnerſchwüle Wetter
zuſammentrieb, lag dorten Hekuba
mit allen Töchtern knieend da,
und ſchloſs in ihren Arm die unerweichten Götter.

91.

Jetzt ſah ſie den Gemahl, bereit zur Gegenwehr,
im jugendlichen Schmuck der Waffen ſich bewegen.
Unglücklicher wohin? ruft ſie ihm bang entgegen,
was für ein Wahnſinn reichte dir den Speer?
Und wäre ſelbſt mein Hektor noch zugegen,
jetzt helfen Schwerdt und Lanzen uns nicht mehr.
Hieher tritt! Dieſes Heiligthum ſchützt alle,
wo nicht, vermählt uns doch im Falle!

92.

Sie ſprachs, und zog ihn zu ſich hin, und ließ
im Prieſterſtuhl den Greis ſich niederſetzen.
Da kam, von Pyrrhus mörderiſchem Spieß
durchbohrt, ſein Sohn Polit, bluttriefend, voll Entſetzen,
der Feinde Haufen durch, den weiten Bogengang
dahergerannt. Sein Blick ſucht in der öden Leere
der weiten Zimmer Schutz, den ſchon gewiſſen Fang
verfolgt Neoptolem mit mordbegiergem Speere.

93.

Schon haſcht ihn ſein furchtbarer Arm,
und über ihm ſieht ſchon den Stahl der Vater ſchweben,
noch flieht er bis zu Priams Fuſs, und warm
entquillt in Strömen Bluts das junge Leben. –
Nicht länger ſchweigt das Vaterherz,
obgleich verurtheilt von des Mörders Grimme,
erhebt er fürchterlich des Zornes Donnerſtimme,
und heult in dieſe Worte ſeinen Schmerz.

94.

Für dieſe Frevelthat, für dieſen bittern Hohn,
für dieſs verfluchenswürdige Erkühnen,
wenn noch Gerechtigkeit wohnt auf der Götter Thron,
erwarte dich, wie ſolche Thaten ihn verdienen,
dich, Ungeheur, ein grauſenvoller Lohn!
Dich, dich, der mit verruchtem Bubenſtücke,
mit dem erwürgten lieben Sohn
gefoltert hat die väterlichen Blicke!

95.

So wahrlich hielts mit ſeinem Feinde nicht
Achill, den du zum Vater dir gelogen.
Es ehrte mit erröthendem Geſicht
der Held mein Alter, und der Liebe Pflicht,
als ich zu ihm, ein Flehender, gezogen.
Er weigerte mir Hektors Leichnam nicht,
des Todten Feyer würdig zu begehen,
und lieſs mich Troja wieder ſehen.

96.

Mit dieſen Worten ſchleudert er den Schaft,
der ohne Klang der ſchwachen Hand enteilet,
und aufgefangen von des Gegners Kraft,
des Schildes Spitze kaum zertheilet.
Geh, denn, erwiedert Pyrrhus ihm voll Hohn,
ſag dem Achill, wie ſehr ihn meine Thaten ſchänden!
Verklage dort den tiefgeſunknen Sohn,
jetzt aber ſtirb von meinen Händen!

97.

Er reiſst den Zitternden, dieſs ſagend, zum Altare,
der noch vom Blut des Kindes raucht,
faſst mit der linken Hand die ſilbergrauen Haare,
indeſs die Rechte tief ſich in den Buſen taucht.
So endigt' Priamus. Sein Aug' ſah Troja brennen,
die über Aſien den Scepter ausgeſtreckt.
Jetzt ein gigantſcher Rumpf, am Meeresſtrand entdeckt,
es fehlt das Haupt und niemand kann ihn nennen.

98.

Jetzt wird zum erſtenmal von Furcht mein Herz erfüllt.
Des alten Königs letztes Blaſsen
weckt mir des eignen theuren Vaters Bild,
zeigt mir mein Haus im Schutt, Gemahlinn, Kind verlaſſen.
Ich ſpähe rings um, wer mir folgen kann.
Ach, matt vom Streit ſind alle längſt verſchwunden.
Hier hatten ſie vom Thurm den kühnen Sprung gethan,
dort in den Flammen ihren Tod gefunden.

99.

So war ich denn der Einzigübrige von allen,
als meinem Blick, der durch die Gegend fleugt,
des Brandes heller Schein in Veſta's Tempelhallen
die Tochter Tyndars ſprachlos ſitzend zeigt.
Der Griechen Furie, der Phrygier Verderben,
bang, durch des Gatten ſtrenges Strafgericht,
bang, durch der Teukrier gerechte Wuth zu ſterben,
barg ſie im Heiligthum ihr bleiches Angeſicht.

100.

Mein Zorn entbrennt. Es reiſst mich hin, ſie zu durchbohren,
zu rächen mein zerſtörtes Vaterland.
Was? Troja ſetzte ſie in Brand,
und zöge prangend ein in Lacedämons Thoren?
die Teukrer hinter ſich in ſklaviſchem Gewand?
Sie ſähe Gatten, Kinder, Eltern, Vaterland?
Sie dürfte mit das Siegesfeſt begehen?
Nein! das wird nimmermehr geſchehen!

101.

Mags ſeyn, daſs des geſtraften Weibes Blut
des Mannes Schwerdt nicht ehrt, den leichten Sieger ſchändet.
Genug, ich ſättige der Rache heiſse Glut,
der Frevel wird geſtraft, gerächt der Freunde Blut,
und eine Schuldige dem Orkus zugeſendet.
So ſprach aus mir des eiteln Grimmes Wuth,
als plözlich, ſchön, wie ſie ſich nimmer mir gezeiget,
der Mutter Glanzgeſtalt ſich zu mir neiget.

102.

Ganz Göttinn, ganz umfloſſen von dem Lichte,
worinn ſie ſteht vor Jovis Angeſichte,
durchſchimmerte ihr Glanz die Dunkelheit.
Von welcher Wuth, mein Sohn, von welcher Wunde
entbrennt dein Herz? ertönts von ihrem Roſenmunde,
indem ihr Arm zu ſtehen mir gebeut.
Wohin mit dieſen wüthenden Gebärden?
Was ſol' aus deiner Mutter werden?

103.

Du willſt nicht lieber ſehn, ob dein Aſkan noch lebt,
wo du des Vaters graues Haupt verlaſſen,
in welchen Nöthen jetzt dein Weib Kreuſa ſchwebt,
die der Achiver Schwärme rings umfaſſen,
Längſt, ohne mich, ein Raub des Feuers oder Schwerdts?
Nicht die ſpartan'ſche Helena laſs büſsen,
nicht Paris klage an. Da! zürne himmelwärts!
Die Götter ſinds, die Trojas Untergang beſchlieſsen!

104.

Blick auf! Der Nebel ſey zerſtreut,
der noch mit Finſterniſs dein ſterblich Aug' umhüllet.
Doch werde ſtreng von dir erfüllet,
was deine Mutter dir gebeut.
Du ſiehſt, wie Staub und Rauch in ſchwarzen Fluten ſteiget,
ſiehſt Schutt auf Schutt und Stein auf Stein gehäuft.
Das iſt Neptun, der Trojas Veſte ſchleift,
und mit dem Dreyzack ihre Mauren beuget.

105.

Am Scaerthor ſiehſt du Saturnia
die Unbarmherzige in rauhem Eiſen blinken,
ſiehſt von den Schiffen ſie ſtets neue Feinde winken.
Auf Pergams Thurm ſiehſt du Tritonia,
in ihrer Hand der Gorgo Schreckniſs, blitzen,
du ſiehſt — o fliehe fliehe, theurer Sohn,
des Himmels König ſelbſt auf Idas düſterm Thron
den Feinden Kräfte leihn, die Himmliſchen erhitzen.

106.

Gib auf die eitle Gegenwehr.
O ſäume nicht, noch zeitig zu entrinnen,
noch unverletzt wirſt du dein Haus gewinnen,
ich bin mit dir. Sie ſprachs und — Nacht war um mich her.
Und mir erſchienen, mit des Grimmes Falten
der hohen Götter feindliche Geſtalten,
Verwüſtung, Einſturz, Grauſen um und um,
in Aſche ſank vor mir ganz Ilium.

107.

So, wenn der Pflüger Schaar, auf hoher Bergesheide,
der Aexte mörderiſche Schneide
auf den bejahrten Stamm der wilden Eſche zückt.
Sie murrt erzürnt herab, die ſchwanke Krone nickt,
erſchüttert rauſcht der dichtbelaubte Wipfel;
bis von der Wunden Macht beſiegt,
ſie ächzend ſich herunter wiegt,
und ſich zermalmend wälzt von des Gebirges Gipfel.

108.

Jetzt eil ich fort. Durch Flammen, Schwerdt und Leichen
führt unbeſchädigt mich ein Gott, es weichen
die Lanzen vor mir aus, das Feuer macht mir Bahn.
Schon hab ich mich zur Wohnung durchgeſchlagen.
mit dem verehrten Vater fang ich an,
ihn will ich rettend erſt auf das Gebirge tragen,
umſonſt beſtürmt ihn ſeines Sohnes Flehn.
Ihm grauts, verbannt zu ſeyn in ſeinen alten Tagen,
mit Troja will er untergehn.

109.

Ihr andern, ruft er aus, in deren feſten Brüſten
der Jugend üppige Geſundheit glüht,
ſpart euch für beſsre Tage — flieht!
Wars mir von Zevs beſtimmt, des Lebens Reſt zu friſten,
ſo war er Gott genug, den Flammen ſelbſt zum Hohn,
ein Haus mir zu verleyhn. Genug, daſs Einmal ſchon
dieſs graue Haupt den Fall Dardaniens betrauert,
genug, daſs es ihn einmal überdauert!

110.

So will ich es. Jetzt Kinder nehmt
den letzten Abſchied von Anchiſen.
Den Weg zum Tode find ich ſelbſt, es ſchämt
der Feind ſich nicht, mein Blut mitleidig zu vergieſſen.
Er zieht mich aus. Gleichviel, begraben oder nicht!
Die Götter haſſen mich. Wozu noch länger tragen
des ſiechen Lebens laſtendes Gewicht,
an Thaten leer, ſeitdem mich Jovis Blitz geſchlagen?

111.

Er ſprachs und unbeweglich blieb er ſtehn.
Ihn beugt nicht unſer heiſses Dringen,
nicht ſeines Enkels, nicht Kreuſens Händeringen,
nicht unſrer Thränen Bund, die ſtrömend zu ihm
ſlehn,
durch ſolchen Trotz doch nicht den Tod herbey
zu ruſen,
nicht uns, uns alle, mit in ſeinen Fall zu ziehn.
Er bleibt auf ſeinem Nein, und weicht nicht von
den Stufen,
aufs neu muſs ich dem Tod entgegen fliehn.

112.

Denn, Götter, welche Wahl ward mir gegeben!
Dich Vater lieſs ich fliehend hinter mir?
Solch grauſames Begehren kam von dir?
Iſts Jovis Schluſs, ſoll nichts die Heimat überleben,
beharreſt du darauf, daſs uns derſelbe Tod
vereinige. Wohlan, der Wunſch iſt zu erhören.
Schon naht, von Priams Blut und ſeines Sohnes
roth,
Neoptolèm, bereit, der Opfer Zahl zu mehren.

113.

Und darum führteſt du durch Schwerdt und Feuer
erhabne Mutter deinen Sohn? Ich ſoll den Feind
auch hier noch wüthen ſehn, ſoll alles, was mir theuer
und theuer iſt, in Einem Fall vereint,
an ſeinem Speere ſich verbluten ſehen?
O Waffen, Waffen her. Der letzte Tag bricht an.
Laſst uns aufs neu dem Feinde ſtehen,
nicht ungerochen ſtirbt, wer männlich fechten kann!

114.

Sogleich gürt ich das Schwerdt mir um den Leib,
und in des Schildes Griff muſs ſich die Linke fügen.
So gehts zum Thor. Ach, hier ſeh ich mein theures Weib,
den Kleinen zu mir neigend, vor mir liegen.
Zum Tod gehſt du, ruft ſie, ſo nimm auch uns mit fort!
Doch hoffſt du Rettung noch von deinen Heldenarmen,
ſo bleib, und ſchütze dieſen Ort.
Was wird aus uns? Wer wird der deinen ſich erbarmen?

115.

So ruft ſie heulend und erfüllt
das ganze Haus mit ihren Schmerzen,
als unverhofft, da wir den kleinen Julus herzen,
dem überraſchten Blick ein Wunder ſich enthüllt.
Sieh! Von des Knaben Scheitel quillt
hellleuchtend eine Feuerflocke,
ſie wächſt indem ſie niederfällt, und mild
durchkräuſelt ſie die unverſehrte Locke.

116.

Schnell ſchütteln wir ſie weg, und eilen, für Aſkan
beſorgt, die heilge Glut mit Waſſer zu erſticken,
Anchiſes aber ſtreckt die Hände himmelan,
und dankt hinauf mit Freude hellen Blicken
Jetzt endlich, groſſer Zevs! Jetzt, jetzt ſind wir erhört.
O blick, wenn anders Bitten dich bewegen,
mit Huld auf uns herab, und, ſind wirs werth,
verleih uns Schutz, bekräfuge dieſen Seegen.

117.

Er ſpricht es, und zur Linken kracht
ein lauter Donnerſchlag. In ſchönem Strahlenbogen
kommt durch die weit erhellte Nacht
ein funkelndes Geſtirn geflogen.
In unſerm Zenith ſtieg es auf und zog
die Silberfurche hin nach Idas Triften,
den Weg uns zeigend, den es flog,
die ganze Gegend raucht von Schwefeldüften.

118.

Von dieſer Zeichen Macht beſiegt,
rafft ſich Anchiſes auf, und betet zu dem Sterne.
Fort, ruft er, fort. Die Zeit iſt koſtbar. Fliegt.
Führt mich von dannen, ſeys auch noch ſo ferne.
Euch Götter, die dieſs Zeichen uns geſandt,
vertrau ich dieſes Kind, vertrau ich dieſe Beyden,
in eurer Obhut ſteht das Vaterland.
Jetzt komm mein Sohn. Ich folge dir mit Freuden.

119.

Und lauter immer lauter hört man ſchon
des Brandes nahe Feuerflammen krachen.
Auf Vater, ruf ich, auf! Ich trage dich, den
Schwachen,
leicht drückt des Vaters theure Laſt den Sohn.
Was nun auch kommen mag, wir theilen Tod
und Leben,
die Hand will ich dem Kleinen geben,
in einger Ferne folgt Kreuſa ſtill.
Ihr Knechte merkt, was ich jetzt ſagen will.

120.

Gleich vor der Stadt ſteht ihr an einem Felſen-
hange,
den ein verlaſsner Ceres Tempel ſchmückt,
daneben ein Cypreſſenbaum; ſeit lange
mit Andacht von den Vätern angeblickt.
Dort treffen wir uns, in verſchiednen Schaaren!
Du Vater wirſt die Heiligthümer wahren.
Wie dürfte ſie, noch nicht genetzt von friſcher
Flut,
berühren dieſe Hand voll Blut!

121.

Sogleich wird ein Gewand den Schultern umgehangen,
vom Rücken wallt noch eine Löwenhaut,
ich neige mich, die Laſt des Vaters zu empfangen,
der Rechten wird mein Julus anvertraut,
der neben mir mit kürzern Schritten eilet,
und hinter unſerm Rücken weilet,
zu hintergehn den laurenden Verdacht,
Kreuſens Schritt — So fliehn wir durch die Nacht.

122.

Wie oft auch ſonſt im wildeſten Gemenge
der Schlacht mein Buſen unerſchuttert blieb,
wie wenig mir der Feinde furchtbarſtes Gedränge
die Röthe von den Wangen trieb,
jetzt machte jeder Laut mich beben,
mir ſchauerte vor jedes Lüftchens Zug,
beſorgt für des Begleiters Leben,
bang für die Bürde, die ich trug.

123.

Schon ſehn wir uns mit raſchen Schritten
unfern dem Thore, frey von feindlicher Gewalt,
als ein Geräuſch von Menſchentritten
in die erſchrocknen Ohren ſchallt,
und durch der Finſterniſſe Schleyer
ſah meines Vaters Furcht der Schilde blitzend Feuer,
der Helme blanke Sonnen glühn.
Sie ſinds, ruft er, o laſs uns eilends fliehn!

124.

Noch heute weiſs ich nicht, welch feindliches Geſchick
den Muth mir nahm, die Sinne mir verwirrte
in dieſem unglücksvollen Augenblick?
In unwegſame Gegenden verirrte
mein Fuſs, ach hielt ein Gott Kreuſen mir zurük?
Verlor ſie ſich auf unbekannten Pfaden?
Blieb ſie ermattet ſtehn? Ich hab es nie errathen.
Verſchwunden war ſie ewig meinem Blick!

125.

Und erſt, als am bezeichneten Altar
verſammelt waren alle Seelen,
ward ich den ſchrecklichen Verluſt gewahr,
ſah ich von allen ſie allein uns fehlen.
Wen im Olymp ſchalt nicht mein blutend Herz,
wen klagt' mein Grimm nicht an auf Tellus weitem Runde!
Was war mir gegen dieſen Schmerz
des Reiches Fall und Trojas letzte Stunde?

126.

In der Gefährten treuer Hand
verlaſs ich Julus und Anchiſen,
und unſrer Götter heilges Pfand,
im Thal wird ihnen Zuflucht angewieſen.
Ich ſelber wende mit dem blanken Stahl
zur Stadt zurück. Gälts auch, ganz Troja zu durchſpähen,
mein Schluſs ſteht feſt, der Schrecken ganze Zahl
und jegliche Gefahr von neuem zu beſtehen.

127.

Erſt eil ich nach dem Thor, das Rettung uns gewährt,
und meiner Tritte Spur muſs mir den Rückweg zeigen.
Mir graut bey jedem Schritt, es ſchreckt mich ſelbſt das Schweigen.
Vielleicht, daſs ſie zur Wohnung umgekehrt,
drum eil ich hin, was dort mich auch bedrohe.
Hier herrſcht bereits der Feind. Vom Wind gegeiſſelt wehn
Die Flammen ſchon bis an des Giebels Höhn,
zum Himmel ſchlägt die fürchterliche Lohe.

128.

Des Königs Burg wird jetzt aufs neu von mir beſucht.
Hier hüten Phönix und Ulyſs, von allen
Achivern auserwählt, in den geräumgen Hallen,
wo Junos Freyheit iſt, des blutgen Raubes Frucht.
Hier ſeh ich unter Trojas reichen Schätzen,
dem Feuer abgejagt, der Tempel goldne Zier.
In langen Reihn gelagert ſeh ich hier
der Mütter bleiches Heer, die Kinder voll Entſetzen.

129.

Kühn ließs ich durch die todtenſtille Nacht,
verlohrne Müh! der Stimme Klang erſchallen,
ließs durch ganz Ilium den theuren Nahmen hallen,
in eitelm Suchen hab ich Stunden hingebracht,
als ein Geſicht, der ähnlich, die ich miſſe,
gigantſcher nur, als ſie im Leben war,
daher tritt durch die Finſterniſſe,
mir grauſsts, der Athem ſtockt, zu Berge ſteigt
mein Haar.

130.

Warum, ruft es mich an, mit Suchen dich ermüden?
Wozu, geliebteſter Gemahl,
des langen Forſchens undankbare Qual?
Kreuſens Schickſal hat ein Gott entſchieden.
Nie, nie wirſt du auf deinem irren Pfad
von deiner Gattinn dich begleitet ſehen.
Dagegen ſetzt ſich Jovis Rath,
der droben herrſcht in des Olympus Höhen.

131.

Ein Flüchtling wirſt du lang den Wogen dich vertrauen,
bis dein geduldger Muth Heſperien erringt,
durch deſſen ſeegenvolle Auen
der lydſche Tiberſtrom die ſtillen Fluten ſchlingt.
Dir winkt an ſeinen lachenden Geſtaden
ein Thron und einer Königstochter Hand,
drum höre auf, in Thränen dich zu baden
um das zerriſsne Liebesband.

132.

Ich werde nicht der Griechen Städte ſteigen
nicht jubeln ſehn der Stolzen Vaterland,
nicht vor den Griechinnen die Sklavenkniee beugen,
ich Dardans Enkelinn, der Venus anverwandt!
Es hält bey Priams umgeſtürztem Throne
der Götter hohe Mutter mich zurück.
Leb wohl! Dich grüſst mein letzter Blick!
Leb wohl und liebe mich in unſerm theuren Sohne.

133.

Auf meiner Zunge ſchwebt noch manches Wort;
noch manchen Laut will ich von ihren Lippen ſaugen,
In dünne Lüfte war ſie fort,
ihr folgen weinend meine Augen.
Dreymal will ich in ihre Arme fliehn,
dreymal entſchlupft das Bild dem feurigen Berühren,
gleich leichten Nebeln, die am Hügel ziehn,
ein Traum, den Titans Pferde raſch entführen.

134.

Schnell wend' ich jetzt, (der Tag fieng an zu grauen)
zu den Gefährten um. Verwundert fand ich hier
ein neues groſſes Heer von Jünglingen und Frauen,
des Elends Kinder! gleichgeſinnt mit mir,
auf fremdem Strand ſich anzubauen.
Entſchloſſen ſtrömten ſie mit Haab und Gut herbey,
bereit, durch welche Fluten es auch ſey,
ſich meiner Führung zu vertrauen.

135.

Der Stern des Morgens ſtieg empor
auf Idas hoher Wolkenſpitze
und leuchtete der Sonne Wagen vor.
Geſperrt hielt der Achiver jedes Thor,
und nirgends Hofnung mehr die väterlichen Sitze
zu retten von der Feinde Flut.
Ich weiche dem Geſchick. Die Schultern beugen
ſich unter meines Vaters Laſt, mit Muth
raff ich mich auf, den Ida zu beſteigen.

II.

Ogier von Dänemark.

dramatiſches Denkmahl.

Bekannt iſt **Ogiers** Nahme. Seine Thaten ſind es vielleicht weniger. Entfernung ſeiner Zeit, und Entfernung unſers Geſchmacks von ſeiner Zeit haben den ſtaubigen Schleyer des Alters und der Vergeſſenheit darüber hingebreitet.

Ogier verlor ſeinen geliebten **Baldwin**, durch die Hand des Sohns ſeines Kayſers. Es war der ſüſse Erſtling ſeiner Liebe und ſeines Herzens, ſeiner Jugendträume ſeligſtes Erinnern. Nach einem fehlgeſchlagnen Angriff der Rache auf das Leben des Mörders, muſs er, in das Schloſs des Erzbiſchofs Turpin verwieſen, ſeinen Vaterſchmerz in ſich zurückzwingen, und, auf das Bewuſstſeyn gerechter Sache ſich lehnend, allein von der Zeit es abwarten, ob ſie ſeinen Prozeſs noch diſſeits des ewigen Richterſtuhls ſchlichten werde, oder nicht. Der glückliche Ausgang eines entſcheidenden, für ganz Frankreich wichtigen Zweykampfs mit dem Rieſen Bruhier, worin Ogier obſiegt, führt ihm endlich die gewünſchte Gelegenheit herbey, wo er den Damm ſeines Herzens nach Willkühr durchreiſſen darf. Man liefert ihm den Mörder ſeines Baldwin in die Hände; der Vater darf jezt der Richter ſeyn; die Einwilligung Karls, des Groſsen, und die unerſchmeichelte Zuſtimmung einer ganzen Verſammlung ſind auf ſeiner Seite; ſein Schmerz darf jetzt ausbrechen; denn immer war er eher Menſch, als Held. Wer erwartet hier einen andern Ausgang, als den, welchen die Natur der Sache ſelbſt zu begünſtigen ſcheint? Ogiers Schwerdt iſt gezückt; aller Augen haften an ſeiner Schneide; in dieſem Momente muſs der entſcheidende Streich fallen, und —

Ach! unſre Thränen ſanken vorhin auf ſein unſchuldigblutendes Vaterherz; aber jetzt ſtarren wir an ſeiner Gröſse hinauf. Der Sonnenſtrahl ſeiner Hoheit trocknet die

die befeuchtete Wange, und das aufgeregte Mitleid ſchwillt in Bewunderung über.

Kayſerliches Gezelt, am Ufer der Loire.

Karl der Groſse; Karlmann; der Erzbiſchof Turpin; Ogier; Ritter und Edle des Reichs; Eindringendes Volk.

Karl. ſitzend; ihm zur Rechten ſteht ſein Sohn, zur Linken der Erzbiſchof. Er erhebt ſich. Deinem Arme, mein Ogier, verdank' ich dieſen glorreichen Sieg über die Afrikaner, und die Ruhe unſers Reichs. Die Völker der Heiden haben bereits meine Grenzen verlaſſen, und ich ſehe nur glückliche Unterthanen um mich her. Es iſt die Frucht deiner Tapferkeit. Der heutige Tag iſt euch Allen ſo herrlich aufgegangen, noch herrlicher wird er euch unterſinken. Ob er es auch mir wird? — Ach, die Krone drückt hart in mein Haupt; es ruht ſich nicht leicht auf dem Pfühl eines Kayſers.

Die Sorgen des Herrſchers ſind minder ſanft, als die Sorgen des Gehorchers. Aber, wiſst! Es ſind ſüſse Schmerzen gegen die Leiden eines Vaters der ſein köſtlichſtes Kleinod zu verlieren fürchten muſs. Kein Purpur deckt ſeine Quaalen zu; es ſchlägt nur noch fürchterlicher darunter. — Ich habe dir, mein kayſerliches Wort gegeben; Ogier; ach! gieb es dem Vater jetzt zurück, wenn du dem Kayſer vielleicht weniger wohl willſt. Vor den Groſsen meines Reichs legt' ich dieſs Wort in deine Hände; und deine ritterlichen Hände empſingen es; ich darf es nicht wieder zurücknehmen. Aber bluten laſſen darf ich mein Herz, und du magſt ſeine Wunden ſehen. Rede; — was verlangſt du?

Ogier. kalt. Daſs Ihr Euer Wort heilig haltet.

Karl. Und ſonſt nichts, als das? — Deine runzelvolle Stirn und dein düſterrollendes Auge haben früher geſprochen, als deine Zunge. Man ſpricht von dir, du habeſt einſt geliebt. Da war Liebe eine Verirrung der Natur. Dein Herz iſt hart, wie deine Rüſtung. Auch an Eliſenens Bruſt hat es nicht weicher geſchlagen. — Wie oft, wenn du, im wildeſten Getümmel, neben mir ritteſt, und mein Schwerdt ſich über das Haupt des Unbewehrten ſchwingen wollte, haſt du meine Rechte ſanft an dich gehalten, und den Streich verhindert. Dann ſah ich dich, — du lächelteſt. Deſs freut' ich mich faſt im Innern. — Armer Kayſer, das war ein andrer Ogier! Nur ihre Waffen und ihr Nahme war Eins. Jener verehrte die Natur; in dieſem hat ſie ſich ſelbſt geläſtert. Oder beſitzeſt du Muth genug, zu zeigen, daſs ich irrte?

Ogier. Wenn Ihr nicht irrtet, würde man mich eines Irthums zeihen können. Kayſerwort iſt Gotteswort. Rein und heilig; feſt und ewig. An beyden mag ich nicht irre werden. Thut, was Ihr verſpracht, und liefert mir Euren Sohn aus.

Karl. ſchmerzlich. Theuer läſst du mich deinen Sieg bezahlen! daſs ich ihn dir wiedergeben könnte! — Ich habe den Himmel meines Volkes mit einer Hölle für mein Herz erkauft. — O, bey dem Dreyeinigen! der Kauf kann nicht beſtehen. Dieſer Handel hat Euch reich, und mich zum Bettler gemacht. — Ogier! bey dem Schatten deines groſsen Ahnen Doolin, bey deinem Ruhme, bey deinem ritterlichen Nahmen, bey — darf ich dieſes Wort noch ausſprechen? — bey der Liebe zu deinem guten Kayſer, beſchwör' ich dich: zerreiſse nicht mein väterliches Herz. Siehe, dieſer da iſt mein Sohn. . .

Ogier. ernſt. Und meines Sohnes Mörder.

Karl. Seine Jugend hat ihn dazu gemacht.

Ogier. Mich hat ſie kinderlos gemacht.

Karl. mit ſteigendem Affekt. Und darum ſoll ich es auch werden? O über den bedächtigen Mörder! — Was meinem Sohne den Dolch gab, muſs ihn dir aus der Hand winden. Was meinen Sohn entſchuldigt, muſs dich anklagen, was ihn rechtfertigt, dich verdammen. Wie? Hab' ich ihn etwa für deine Blutgier groſs gezogen, oder haſt du darüber mit ſeiner Mutter geſchlichtet? Wie?

Ogier. ohne Intereſſe. Keins von beyden. Aber Ihr habt mir Euer Wort gegeben.

Karl, im höchſten Affekt. Nun, dann rede der Kayſer, wenn du den Vater nicht hören willſt. Barbar, du ſollſt ihn nicht haben. er faſst ans Schwerdt; Ogier geht ihm beherzt einen Schritt entgegen. Dumpfes Murren im Volke. Gehorche, Vaſall!

Erzbiſchof Turpin. Dazwiſchentretend. Friede, im Nahmen Gottes! Haltet, gnädigſter Monarch; zurück, Ogier! — Noch nicht lange haben wir dem Herrn des Lebens und des Todes ein Danklied geſungen für die Ruhe, die er ſeinem Volke, nach Schweiſs und Blutvergieſsen, wiedergab; wollen wir ſeinen Zorn von Neuem reizen?

— Verzeiht, mein gnädigſter Kayſer; ich muſs ſo reden. Euer Wohl gilt mir über Alles. Was iſt äuſſerer Schein von Eintracht, wenn Groll und Zwieſpalt das Innere verwüſten? Ein auſſen fruchtbarer Berg, mit Wäldern und Geſträuchen bewachſen, in deſſen Schooſse eine verzehrende Lava kocht. — O, mein Kayſer, daſs ich alſo zu Euch ſprechen muſs. Aber mein Schweigen wäre Verbrechen. Ich kann Eurer Rede nicht beypflichten; denn Ihr habt geſchworen, und wiſst ſelber, was ein Schwur iſt. Ritterpflicht mag nicht beſtehen, wenn Kayſerwort zu einem Scherze wird; da löſst ſich das Band, das Euer Volk an Euerm Herzen feſthielt, von ſelbſt ab, und Treue heiſst ein Mährchen. — Mächtigſter Kayſer, du, der ſo manchen ſtolzen Feind bekämpfte, bekämpfe einmal dein eigen Herz. Gieb uns ein Beyſpiel, deſſen Gröſſe Jahrhunderten ein Räthſel bleiben, das keine Sage verſchweigen, kein Geſchichtsbuch übergehen wird. Handle ſo: daſs ſich einſt Nachwelten ſtaunend zurufen: „Wir können's nur denken; Karl allein konnt' es thun!" (groſse Pauſe. Mit Nachdruck.) Karl der Groſse!

Karl. Gott! So muſs ich denn — (Schmerz erſtickt ſeine Worte.)

Erzbiſchof. Geſegnet ſey der Augenblick, da mein Kayſer alſo ſprach. Wer verkennt Euch in dieſen Worten noch? —, Und nun (ſich zu Ogier wendend) nur noch weniges an dich.

Ogier. mit abgekehrtem Geſicht. Macht es kurz.

Erzbiſchof. So kurz, als ob ich meinen Todtſeind ſegnen wollte. — Du rechneſt dein Geſchlecht bis in die Zeiten der Tafelrunde hinauf; wohl dir, daſs du das kannſt. Aber weiſst du auch, was dieſe Tafelrunde ſo unſterblich gemacht hat? Ihre Ritter waren nicht bloſs Helden, ſie waren auch edelmüthige Menſchen. Heldenmuth, ohne Menſchlichkeit, iſt ein geſchliffnes Schwerdt in Knabenhand, und Heldenthaten allein verwehen, wie der Staub, den die Hufen deines Roſſes aufwerfen, noch ehe ſie einer zwoten Generation ſich nähern. Edelſinn iſt der Faden, an welchem ſich Heldenmuth fortſpinnt, und wenn Edelſinn den Einſchlag gab, bilden Heldenthaten endlich ein unzerreiſsbares Gewebe. — Groſs war dein väterlicher Schmerz, als du deinen Baldwin verloreſt, das weiſs ich; und gerecht, das fühl' ich. Aber, ſprich ſelbſt; die Wunden, welche dir ſein Tod ins Herz ſchlug, können unmöglich noch bluten, oder — du hätteſt ſchon dein Leben mit ihnen weggeblutet. Sie müſſen längſt verharſcht ſeyn. Und wie, Ritter? Thaten dir denn ihre Wehen ſo ſüſse, daſs du das Bild dieſer Leiden mit ſo vieler Inbrunſt zurückwünſchen kannſt? Oder glaubſt du, daſs Kayſergefühle weniger Menſchengefühle, und Kayſerthränen weniger rührend, als Ritterthränen, ſind? — Ogier, was brächteſt du ganz Frankreich für ein Opfer, wenn du deinen Anſprüchen entſagen, und dem Mörder deines Sohnes mit

Liebe verzeihen wollteſt. (warm) Höchſte Beleidigung und höchſte Verzeihung umarmen ſich in ſchönen Seelen ja ſo gerne! — Leg einmal alle deine Heldenthaten zuſammen, und wäge ſie jetzt gegen das einzige, ärmliche Wörtchen: „Ich verzeihe!" — O! du würdeſt bald ſehen, welche Schale den Ausſchlag gäbe, und dich wundern über dich ſelbſt und dein unedles Zaudern.

Ogier. beleidigt. Biſchof, laſst den Ritter unangetaſtet. Ihr wiſst nicht, was einem Ritter edel, oder unedel iſt.

Erzbiſchof. (zum Kayſer.) Gnädigſter Monarch, mein Geſchäft naht ſich ſeinem Ende, das Eure ſeinem Anfang. Ich weiſs, Ihr ſeyd gefaſst; hintergeht unſer Erwarten nicht.

Karl. halbleiſe. Darf ich anders?

Erzbiſchof. mit wehmüthigem Blick, halb auf den Kayſer und halb auf Ogier. Ogier! —

Ogier. Die Hand an ſein Herz legend. Auch ich darf nicht anders.

Karl. mit anſcheinender Faſſung. Gebt ihm meinen Kar . . . . Thränen erſticken die zwote Sylbe; er wendet das Geſicht ab.

Der Erzbiſchof naht ſich ſchweigend dem zitternden Karlmann, und führt ihn bey der Hand zu Ogier. Mit Geraſſel reiſst dieſer ſein breites Schwerdt heraus; ſeine Linke greift wüthend in Karlmanns Haar. Furchtbarfeyerliche Stille der Verſammlung. Das Schwerdt ſaust in die Höhe. Der Kayſer ſchauert ſichtbar zuſammen. Aengſtlich hervorbrechendes Seufzen der Menge.

Ogier. läſst plözlich den Prinzen fahren, und wirft ſein Schwerdt von ſich. Sein Geſicht verzieht ſich in ein weiches Lächeln, wie wenn man freudig überraſcht wird, oder jemand überraſcht zu haben glaubt. O, mein Kayſer! (ſich niederwerfend.) Sieh mich hier zu deinen Füſsen! Vergieb, ich that dir wehe; aber ich that es, um dir nicht noch weher thun zu müſſen. Blick herab, gnädigſter Kayſer. Hier knie' ich, und hier ſteht dein Sohn, deſſen Leben mir ſo heilig, als dein eignes, iſt; unſer Schuldbrief iſt zerriſſen, ſo wahr der Himmel mir meine Schulden nicht vorbehalten wolle. — Sey getroſt! dein Karlmann lebt; da, nimm ihn aus meinen Armen zurück.

Allgemeines Jauchzen:

„Heil, Heil dem edlen Ogier!"

Zärtliches Umarmen zwiſchen Vater und Sohn.

H. P. F. Hinze *).

---

*) Ich erſuche den Verfaſſer dieſes Aufſatzes, meinem Verleger oder mir, von ſeinem Wohnort Nachricht zu geben, da der Brief, der dieſen Aufſatz begleitete, während meiner Krankheit an mich eingelaufen, von einer fremden Hand erbrochen worden und verloren gegangen iſt.

S.

III.

Ueber den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden.

Wie ſehr auch einige neuere Aeſthetiker ſichs zum Geſchäft machen, die Künſte der Phantaſie und Empfindung gegen den allgemeinen Glauben, daſs ſie auf Vergnügen abzwecken, wie gegen einen herabſetzenden Vorwurf zu vertheidigen, ſo wird dieſer Glaube dennoch, nach wie vor, auf ſeinem feſten Grunde beſtehen, und die ſchönen Künſte werden ihren althergebrachten unabſtreitbaren und wohlthätigen Beruf nicht gern mit einem neuen vertauſchen, zu welchen man ſie groſsmüthig erhöhen will. Unbeſorgt, daſs ihre auf unſer Vergnügen abzielende Beſtimmung ſie erniedrige, werden ſie vielmehr auf den Vorzug ſtolz ſeyn, dasjenige unmittelbar zu leiſten, was alle übrigen Richtungen und Thätigkeiten des menſchlichen Geiſtes nur mittelbar erfüllen. Daſs der Zweck der Natur mit dem Menſchen ſeine Glückſeligkeit ſey, wenn auch der Menſch ſelbſt in ſeinem moraliſchen Handeln von dieſem Zwecke nichts wiſſen ſoll, wird wohl niemand bezweifeln, der überhaupt nur einen Zweck in der Natur annimmt. Mit dieſer alſo, oder vielmehr mit ihrem Urheber haben die ſchönen Künſte ihren Zweck gemein, Vergnügen auszuſpenden und Glückliche zu machen. Spielend verleihen ſie, was ihre ernſtern Schweſtern uns erſt mühſam erringen laſſen; ſie verſchenken, was dort erſt der ſauer erworbene Preiſs vieler Anſtrengungen zu ſeyn pflegt. Mit anſpannendem Fleiſse müſſen wir die Vergnügungen des Verſtandes, mit ſchmerzhaften Opfern die Billigung der Vernunft, die Freuden der Sinne durch harte Entbehrungen erkaufen, oder das Uebermaaſs der letztern durch eine Kette von Leiden büſsen; die Kunſt allein gewährt uns Genüſſe, die nicht erſt abverdient werden dürfen, die keine Opfer koſten, die durch keine Reue erkauft werden. Wer wird aber das Verdienſt, auf dieſe Art zu ergötzen, mit dem armſeligen Verdienſt, zu beluſtigen, in eine Klaſſe ſetzen?

Wer ſich einfallen laſſen, der ſchönen Kunſt bloſs deſswegen jenen Zweck abzuſprechen, weil ſie über dieſen erhaben iſt?

Die wohlgemeinte Abſicht, das Moraliſchgute überall als höchſten Zweck zu verfolgen, die in der Kunſt ſchon ſo manches Mittelmäſsige erzeugte und in Schutz nahm, hat auch in der Theorie einen ähnlichen Schaden angerichtet. Um den Künſten einen recht hohen Rang anzuweiſen, um ihnen die Gunſt des Staats, die Ehrfurcht aller Menſchen zu erwerben, vertreibt man ſie aus ihrem eigenthümlichen Gebieth, um ihnen einen Beruf aufzudringen, der ihnen fremd und ganz unnatürlich iſt. Man glaubt ihnen einen groſsen Dienſt zu erweiſen, indem man ihnen, anſtatt des frivolen Zwecks zu ergötzen, einen moraliſchen unterſchiebt, und ihr ſo ſehr in die Augen fallender Einfluſs auf die Sittlichkeit muſs dieſe Behauptung unterſtützen. Man findet es widerſprechend, daſs dieſelbe Kunſt, die den höchſten Zweck der Menſchheit in ſo groſsem Maaſe befördert, nur beyläufig dieſe Wirkung leiſten und einen ſo gemeinen Zweck, wie man ſich das Vergnügen denkt, zu ihrem letzten Augenmerk haben ſollte. Aber dieſen anſcheinenden Widerſpruch würde, wenn wir ſie hätten, eine bündige Theorie des Vergnügens und eine vollſtändige Philoſophie der Kunſt ſehr leicht zu heben im Stande ſeyn. Aus dieſer würde ſich ergeben, daſs ein freyes Vergnügen, ſo wie die Kunſt es hervorbringt, durchaus auf moraliſchen Bedingungen beruhe, daſs die ganze ſittliche Natur des Menſchen dabey thätig ſey. Aus ihr würde ſich ferner ergeben, daſs die Hervorbringung dieſes Vergnügens ein Zweck ſey, der ſchlechterdings nur durch moraliſche Mittel erreicht werden könne, daſs alſo die Kunſt, um das Vergnügen als ihren wahren Zweck vollkommen zu erreichen, durch die Moralität ihren Weg nehmen müſſe. Für die Würdigung der Kunſt iſt es aber vollkommen einerley, ob ihr Zweck ein moraliſcher ſey, oder ob ſie ihren Zweck nur durch moraliſche Mittel erreichen könne; denn in beyden Fällen hat ſie es mit der Sittlichkeit zu thun und muſs mit dem Sittengeſetz im engſten Einverſtändniſs handeln; aber für die Vollkommenheit der Kunſt iſt es nichts weniger als einerley, welches von beyden ihr Zweck und welches das Mittel iſt. Iſt der Zweck ſelbſt moraliſch, ſo verliert ſie das, wodurch ſie allein mächtig iſt, ihre Freiheit, und das, wodurch ſie ſo allgemein wirkſam iſt, den Reiz des Vergnügens. Das Spiel verwandelt ſich in ein ernſthaftes Geſchäft, und doch iſt es gerade das Spiel, wodurch ſie das Geſchäft am beſten vollführen kann. Nur indem ſie ihre höchſte äſthetiſche Wirkung erfüllt, wird ſie einen wohlthätigen Einfluſs auf die Sittlichkeit haben; aber nur indem ſie ihre völlige Freyheit ausübt, kann ſie ihre höchſte äſthetiſche Wirkung erfüllen.

Es iſt ferner gewiſs, daſs jedes Vergnügen, inſofern es aus ſittlichen Quellen flieſst, den Menſchen ſittlich verbeſſert, und daſs hier die Wirkung wieder zur Urſache werden muſs. Die Luſt am Schönen, am Rührenden, am Erhabenen ſtärkt unſre moraliſche Gefühle, wie das Vergnügen am Wohlthun, an der Liebe u. ſ. f. alle dieſe Neigungen ſtärkt. Eben ſo, wie ein vergnügter Geiſt das gewiſſe Loos eines ſittlich vortreflichen Menſchen iſt, ſo iſt ſittliche Vortreflichkeit gern die Begleiterinn eines vergnügten Gemüths. Die Kunſt wirkt alſo nicht deswegen allein ſittlich, weil ſie durch ſittliche Mittel ergötzt, ſondern auch deswegen, weil das Vergnügen ſelbſt, das die Kunſt gewährt, ein Mittel zur Sittlichkeit wird.

Die Mittel, wodurch die Kunſt ihren Zweck erreicht, ſind ſo vielfach, als es überhaupt Quellen eines freyen Vergnügens giebt. Frey aber nenne ich dasjenige Vergnügen, wobey die Gemüthkräfte nach ihren eigenen Geſetzen affiziert werden, und wo die Empfindung durch eine Vorſtellung erzeugt wird; im Gegenſatz von dem phyſiſchen oder ſinnlichen Vergnügen, wobey die Seele dem Mechanismus unterwürfig, nach fremden Geſetzen bewegt wird, und die Empfindung unmittelbar auf ihre phyſiſche Urſache erfolget. Die ſinnliche Luſt iſt die einzige, die vom Gebiet der ſchönen Kunſt ausgeſchloſſen wird, und eine Geſchicklichkeit, die ſinnliche Luſt zu erweken, kann ſich nie oder alsdann nur zur Kunſt erheben, wenn die ſinnliche Eindrüke nach einem Kunſtplan geordnet, verſtärkt oder gemäſsigt werden, und dieſe Planmäſsigkeit durch die Vorſtellung erkannt wird. Aber auch in dieſem Fall wäre nur dasjenige an ihr Kunſt, was der Gegenſtand eines freyen Vergnügens iſt, nehmlich der Geſchmack in der Anordnung, der unſern Verſtand ergötzt, nicht die phyſiſchen Reize ſelbſt, die nur unſre Sinnlichkeit vergnügen.

Die allgemeine Quelle jedes, auch des ſinnlichen, Vergnügens iſt Zweckmäſsigkeit. Das Vergnügen iſt ſinnlich, wenn die Zweckmäſsigkeit nicht durch die Vorſtellungskräfte erkannt wird, ſondern bloſs durch das Geſetz der Nothwendigkeit die Empfindung des Vergnügens zur phyſiſchen Folge hat. So erzeugt eine zweckmäſsige

Bewegung des Bluts und der Lebensgeiſter in einzelnen Organen oder in der ganzen Maſchine die körperliche Luſt mit allen ihren Arten und Modifikationen; wir fühlen dieſe Zweckmäſsigkeit durch das Medium der angenehmen Empfindung, aber wir gelangen zu keiner, weder klaren noch verworrenen Vorſtellung von ihr.

Das Vergnügen iſt frey, wenn wir uns die Zweckmäſsigkeit vorſtellen, und die angenehme Empfindung die Vorſtellung begleitet; alle Vorſtellungen alſo, wodurch wir Uebereinſtimmung und Zweckmäſsigkeit erfahren, ſind Quellen eines freyen Vergnügens, und in ſo fern fähig von der Kunſt zu dieſer Abſicht gebraucht zu werden. Sie erſchöpfen ſich in folgenden Klaſſen: Gut, Wahr, Vollkommen, Schön, Rührend, Erhaben. Das Gute beſchäftigt unſre Vernunft, das Wahre und Vollkommene den Verſtand; das Schöne den Verſtand mit der Einbildungskraft, das Rührende und Erhabene die Vernunft mit der Einbildungskraft. Zwar ergötzt auch ſchon der **Reiz** oder die zur Thätigkeit aufgefoderte Kraft, aber die Kunſt bedient ſich des Reizes nur, um die höhern Gefühle der Zweckmäſsigkeit zu begleiten; allein betrachtet verliert er ſich unter die **Lebensgefühle**, und die Kunſt verſchmäht ihn wie alle ſinnlichen Lüſte.

Die Verſchiedenheit der Quellen, aus welchen die Kunſt das Vergnügen ſchöpft, das ſie uns gewähret, kann für ſich allein zu keiner Eintheilung der Künſte berechtigen, da in derſelben Kunſtklaſſe mehrere, ja oft alle Arten des Vergnügens zuſammen flieſsen können. Aber in ſo fern eine gewiſſe Art derſelben als Hauptzweck verfolgt wird, kann ſie, wenn gleich nicht eine eigene Klaſſe, doch eine eigne Anſicht der Kunſtwerke gründen. So, z. B. könnte man diejenigen Künſte, welche den **Verſtand** und die Einbildungskraft vorzugsweiſe befriedigen, diejenigen alſo, die das Wahre, das Vollkommene das Schöne zu ihrem Hauptzweck machen, unter dem Nahmen der **ſchönen** Künſte (Künſte des Geſchmacks, Künſte des Verſtandes) begreifen; diejenigen hingegen, die die Einbildungskraft mit der Vernunft vorzugsweiſe beſchäftigen, alſo das Gute, das Rührende und Erhabene zu ihrem Hauptgegenſtand haben, unter dem Nahmen der Rührenden Künſte (Künſte des Gefühls, des Herzens) in eine beſondere Klaſſe vereinigen. Zwar iſt es unmöglich, das Rührende von dem Schönen durchaus zu trennen, aber ſehr gut kann das Schöne ohne das Rührende beſtehen. Wenn alſo gleich dieſe verſchiedene Anſicht zu keiner vollkommenen Eintheilung der freyen Künſte berechtigt, ſo dient ſie wenigſtens dazu, die Principien zu Beurtheilung derſelben näher anzugeben und der Verwirrung vorzubeugen, welche unvermeidlich einreiſſen muſs, wenn man bey einer Geſetzgebung in äſthetiſchen Dingen die ganz verſchiedenen Felder des Rührenden und des Schönen verwechſelt.

Unter der rührenden Gattung behaupten in der Dichtkunſt die Epopee und das Trauerſpiel den vorzüglichſten Rang. In der Erſtern iſt das Rührende dem Erhabnen, in dem letzten das Erhabene dem Rührenden beigeſellt. Wollte man von dieſem Leitfaden weiter Gebrauch machen, ſo könnte man Dichtungsarten aufſtellen, die das Erhabene allein, andre die das Rührende allein behandeln. In noch andern würde ſich das Rührende mit dem Schönen vorzüglich gatten, und zu der zweiten Ordnung der Künſte einen Uebergang bahnen. So könnte man vielleicht dieſen Faden auch durch dieſe, die ſchönen Künſte, fortführen, und an dem höchſt Vollkommenen einen Rückweg zum Erhabenen finden; wodurch der Kreis der Künſte geſchloſſen würde.

Das Rührende und Erhabene kommen darinn überein, daſs ſie Luſt durch Unluſt hervorbringen, daſs ſie uns alſo (da die Luſt aus Zweckmäſsigkeit, der Schmerz aber aus dem Gegentheil entſpringt) eine Zweckmäſsigkeit zu empfinden geben, die eine Zweckwidrigkeit vorausſetzt.

Das Gefühl des Erhabenen beſteht einerſeits aus dem Gefühl unſrer *Ohnmacht* und Begrenzung, einen Gegenſtand zu umfaſſen, anderſeits aber aus dem Gefühl unſrer *Uebermacht*, welche vor keinen Grenzen erſchrickt, und dasjenige ſich *geiſtig* unterwirft, dem unſre ſinnlichen Kräfte unterliegen. Der Gegenſtand des Erhabenen widerſtreitet alſo unſerm ſinnlichen Vermögen, und dieſe Unzweckmäſsigkeit muſs uns nothwendig Unluſt erwecken. Aber ſie wird zugleich eine Veranlaſſung, ein anderes Vermögen in uns zu unſerm Bewuſstſeyn zu bringen, welches demjenigen, woran die Einbildungskraft erliegt, überlegen iſt. Ein erhabener Gegenſtand iſt alſo eben dadurch, daſs er der Sinnlichkeit widerſtreitet, zweckmäſsig für die Vernunft, und ergötzt durch das höhere Vermögen, indem er durch das niedrige ſchmerzet.

Rührung, in ſeiner ſtrengen Bedeutung, bezeichnet die gemiſchte Empfindung des Leidens und der Luſt an dem Leiden.

Rührung kann man alſo nur dann über eigenes Unglück empfinden, wenn der Schmerz über daſſelbe gemäſsigt genug iſt, um der Luſt Raum zu laſſen, die etwa ein mitleidender Zuſchauer dabey empfindet. Der Verluſt eines groſsen Guts ſchlägt uns heute zu Boden, und unſer Schmerz rührt den Zuſchauer; in einem Jahre erinnern wir uns dieſes Leidens ſelbſt mit Rührung. Der Schwache iſt jederzeit ein Raub ſeines Schmerzens, der Held und der Weiſe werden vom höchſten eigenen Unglück nur gerührt.

Rührung enthält eben ſo, wie das Gefühl des Erhabenen, zwey Beſtandtheile, Schmerz und Vergnügen; alſo hier wie dort ligt der Zweckmäſsigkeit eine Zweckwidrigkeit zum Grunde. So ſcheint es eine Zweckwidrigkeit in der Natur zu ſeyn, daſs der Menſch leidet, der doch nicht zum Leiden beſtimmt iſt, und dieſe Zweckwidrigkeit thut uns wehe. Aber dieſes Wehethun der Zweckwidrigkeit iſt zweckmäſsig für unſere vernünftige Natur überhaupt und in ſo fern es uns zur Thätigkeit auffordert, zweckmäſsig für die menſchliche Geſellſchaft. Wir müſſen alſo über die Unluſt ſelbſt, welche das Zweckwidrige in uns erregt, nothwendig Luſt empfinden, weil jene Unluſt zweckmäſsig iſt. Um zu beſtimmen, ob bey einer Rührung die Luſt oder die Unluſt hervorſtechen werde, kommt es darauf an, ob die Vorſtellung der Zweckwidrigkeit oder die der Zweckmäſsigkeit die Oberhand behält. Dieſs kann nun entweder von der Menge der Zwecke, die erreicht oder verletzt werden, oder von ihrem Verhältniſs zu dem letzten Zweck aller Zwecke abhängen.

Das Leiden des Tugendhaften rührt uns ſchmerzhafter, als das Leiden des Laſterhaften, weil dort nicht nur dem allgemeinen Zweck der Menſchen, glücklich zu ſeyn, ſondern auch dem beſondern, daſs die Tugend glücklich mache, hier aber nur dem erſtern widerſprochen wird. Hingegen ſchmerzt uns das Glück des Böſewichts auch weit mehr, als das Unglück des Tugendhaften, weil erſtlich das Laſter ſelbſt und zweytens die Belohnung des Laſters eine Zweckwidrigkeit enthalten.

Auſſerdem iſt die Tugend weit mehr geſchickt, ſich ſelbſt zu belohnen, als das glückliche Laſter, ſich zu beſtrafen; eben deſswegen wird der Rechtſchaffene im Unglück weit eher der Tugend getreu bleiben, als der Laſterhafte im Glück zur Tugend umkehren.

Vorzüglich aber kommt es bey Beſtimmung des Verhältniſſes der Luſt zu der Unluſt in Rührungen darauf an, ob der verletzte Zweck den erreichten oder der erreichte den, der verletzt wird, an Wichtigkeit übertreffen. Keine Zweckmäſsigkeit geht uns ſo nah an, als die moraliſche und nichts geht über die Luſt, die wir über dieſe moraliſche Zweckmäſsigkeit empfinden. Die Naturzweckmäſsigkeit könnte noch immer problematiſch ſeyn, die moraliſche iſt uns erwieſen. Sie allein gründet ſich auf unſre vernünftige Natur und auf innre Nothwendigkeit. Sie iſt uns die nächſte, die wichtigſte, und zugleich die erkennbarſte, weil ſie durch nichts von auſſen ſondern durch ein innres Princip unſrer autonomiſchen Vernunſt beſtimmt wird. Sie iſt das Palladium unſrer Freiheit.

Dieſe moraliſche Zweckmäſsigkeit wird am lebendigſten erkannt, wenn ſie im Widerſpruch mit andern die Oberhand behält; nur dann erweiſst ſich die ganze Macht des Sittengeſetzes, wenn es mit allen übrigen Naturkräften im Streit gezeigt wird und alle neben ihm ihre Gewalt über ein menſchliches Herz verlieren. Unter dieſen Naturkräften iſt alles begriffen, was nicht moraliſch iſt, alles was nicht unter der höchſten Geſetzgebung der Vernunft ſtehet; alſo Empfindungen, Triebe, Affekte, Leidenſchaften ſo gut, als die phyſiſche Nothwendigkeit und das Schickſal. Je furchtbarer die Gegner, deſto glorreicher der Sieg; der Widerſtand allein kann die Kraft ſichtbar machen. Aus dieſem folgt, „daſs „das höchſte Bewuſstſeyn unſrer morali-

„ſchen Natur nur in einem gewaltſamen „Zuſtand, im Kampfe, erhalten werden „kann, und daſs das höchſte moraliſche „Vergnügen jederzeit von Schmerz wird „begleitet ſeyn."

Diejenige Dichtungsart alſo, welche uns die moraliſche Luſt in vorzüglichem Grade gewährt, muſs ſich eben deſswegen der gemiſchten Empfindungen bedienen, und uns durch den Schmerz ergötzen. Dieſs thut vorzugsweiſe die Tragödie, und ihr Gebieth umfaſst alle mögliche Fälle, in denen irgend eine Naturzweckmäſsigkeit einer moraliſchen, oder auch eine moraliſche Zweckmäſsigkeit der andern, die höher iſt, aufgeopfert wird. Es wäre vielleicht nicht unmöglich, nach dem Verhältniſs, in welchem die moraliſche Zweckmäſsigkeit im Widerſpruch mit der andern erkannt und empfunden wird, eine Stuffenleiter des Vergnügens von der unterſten biſs zur höchſten hinaufzuführen, und den Grad der angenehmen oder ſchmerzhaften Rührung a priori aus dem Princip der Zweckmäſsigkeit beſtimmt anzugeben. Ja vielleicht lieſsen ſich aus eben dieſem Princip beſtimmte Ordnungen der Tragödie ableiten, und alle mögliche Klaſſen derſelben a priori in einer vollſtändigen Tafel erſchöpfen; ſo, daſs man im Stande wäre, jeder gegebenen Tragödie ihren Platz anzuweiſen und den Grad ſowohl als die Art der Rührung im voraus zu berechnen, über den ſie ſich, vermöge ihrer Species nicht erheben kann. Aber dieſer Gegenſtand bleibt einer eigenen Erörterung vorbehalten.

Wie ſehr die Vorſtellung der moraliſchen Zweckmäſsigkeit der Naturzweckmäſsigkeit in unſerm Gemüth vorgezogen werde, wird aus einzelnen Beiſpielen einleuchtend zu erkennen ſeyn.

Wenn wir Hüon und Amanda an den Marterpfahl gebunden ſehen, beyde aus freyer Wahl bereit, lieber den fürchterlichen Feuertod zu ſterben als durch Untreue gegen das Geliebte ſich einen Thron zu erwerben — was macht uns wohl dieſen

Auftritt zum Gegenſtand eines ſo himmliſchen Vergnügens? Der Widerſpruch ihres gegenwärtigen Zuſtands mit dem lachenden Schickſal das ſie verſchmähten, die anſcheinende Zweckwidrigkeit der Natur, welche Tugend mit Elend lohnt, die naturwidrige Verläugnung der Selbſtliebe u. ſ. f. ſollten uns, da ſie ſo viele Vorſtellungen von Zweckwidrigkeit in unſre Seele rufen, mit dem empfindlichſten Schmerz erfüllen — aber was kümmert uns die Natur mit allen ihren Zwecken und Geſetzen, wenn ſie durch ihre Zweckwidrigkeit eine Veranlaſſung wird, uns die moraliſche Zweckmäſsigkeit *in* uns in ihrem volleſten Lichte zu zeigen? Die Erfahrung von der ſiegenden Macht des ſittlichen Geſetzes, die wir bey dieſem Anblick machen, iſt ein ſo hohes ſo weſentliches Gut, daſs wir ſogar verſucht werden, uns mit dem Uebel auszuſöhnen, dem wir es zu verdanken haben. Uebereinſtimmung im *Reich der Freyheit* ergötzt uns unendlich mehr, als alle Widerſprüche in der *natürlichen Welt* uns zu betrüben vermögen.

Wenn Koriolan, von der Gatten- und Kindes- und Bürgerpflicht beſiegt, das ſchon ſo gut als eroberte Rom verläſst, ſeine Rache unterdrückt, ſein Heer zurückführt, und ſich dem Haſs eines eiferſüchtigen Nebenbuhlers zum Opfer dahingibt, ſo begeht er offenbar eine ſehr zweckwidrige Handlung; er verliert durch dieſen Schritt nicht nur die Frucht aller bisherigen Siege, ſondern rennt auch vorſätzlich ſeinem Verderben entgegen — aber wie trefflich wie unausſprechlich groſs iſt es auf der andern Seite, den gröbſten Widerſpruch mit der Neigung einem Widerſpruch mit dem ſittlichen Gefühl kühn vorzuziehen, und auf ſolche Art, dem höchſten Intereſſe der Sinnlichkeit entgegen, gegen die Regeln der Klugheit zu verſtoſsen, um nur mit der höhern moraliſchen Pflicht übereinſtimmend zu handeln? Jede Aufopferung des Lebens iſt zweckwidrig, denn das Leben iſt die Bedingung aller Güter; aber Aufopferung des Lebens in moraliſcher Abſicht iſt in hohem Grad zweckmäſsig, denn das Leben iſt nie für ſich ſelbſt, nie als Zweck, nur als Mittel zur

Sittlichkeit wichtig. Tritt alſo ein Fall ein, wo die Hingebung des Lebens ein Mittel zur Sittlichkeit wird, ſo muſs das Leben der Sittlichkeit nachſtehen. „Es iſt nicht nöthig, daſs ich lebe, aber es iſt nöthig daſs ich Rom vor dem Hunger ſchütze," ſagt der groſse Pompejus, da er nach Afrika ſchiffen ſoll, und ſeine Freunde ihn anliegen, ſeine Abfahrt zu verſchieben, biſs der Seeſturm vorüber ſey.

Aber das Leiden eines Verbrechers iſt nicht weniger tragiſch ergötzend, als das Leiden des Tugendhaften und doch erhalten wir hier die Vorſtellung einer moraliſchen Zweckwidrigkeit. Der Widerſpruch ſeiner Handlung mit dem Sittengeſetz ſollte uns mit Unwillen, die moraliſche Unvollkommenheit, die eine ſolche Art zu handeln vorausſetzt, mit Schmerz erfüllen; wenn wir auch das Unglück der Schuldloſen nicht einmal in Anſchlag brächten, die das Opfer davon werden. Hier iſt keine Zufriedenheit mit der Moralität der Perſonen, die uns für den Schmerz zu ent-

Bibl. Univers. Lips.

entſchädigen vermöchte, den wir über ihr Handeln und Leiden empfinden — und doch iſt beydes ein ſehr dankbarer Gegenſtand für die Kunſt, bey dem wir mit hohem Wohlgefallen verweilen. Es wird nicht ſchwer ſeyn, dieſe Erſcheinung mit dem bisher geſagten in Uebereinſtimmung zu zeigen.

Nicht allein der Gehorſam gegen das Sittengeſetz gibt uns die Vorſtellung moraliſcher Zweckmäſsigkeit, auch der Schmerz über Verletzung deſſelben thut es. Die Traurigkeit, welche das Bewuſstſeyn moraliſcher Unvollkommenheit erzeugt, iſt zweckmäſsig, weil ſie der Zufriedenheit gegenüber ſteht, die das moraliſche Rechtthun begleitet. Reue, Selbſtverdammung, ſelbſt in ihrem höchſten Grad, in der Verzweiflung, ſind moraliſch erhaben, weil ſie nimmermehr empfunden werden könnten, wenn nicht tief in der Bruſt des Verbrechers ein unbeſtechliches Gefühl für Recht und Unrecht wachte, und ſeine Ausſprüche ſelbſt gegen das feurigſte Intereſſe der Selbſtliebe geltend machte. Reue über eine That entſpringt aus der Vergleichung derſelben mit dem Sittengeſetz, und iſt Miſsbilligung dieſer That, weil ſie dem Sittengeſetz widerſtreitet. Alſo muſs im Augenblick der Reue das Sittengeſetz die höchſte Inſtanz im Gemüth eines ſolchen Menſchen ſeyn; es muſs ihm wichtiger ſeyn, als ſelbſt der Preiſs des Verbrechens, weil das Bewuſstſeyn des beleidigten Sittengeſetzes ihm den Genuſs dieſes Preiſes vergällt. Der Zuſtand eines Gemüths aber, in welchem das Sittengeſetz für die höchſte Inſtanz erkannt wird, iſt moraliſch zweckmäſsig, alſo eine Quelle moraliſcher Luſt. Und was kann auch erhabener ſeyn, als jene heroiſche Verzweiſlung, die alle Güter des Lebens, die das Leben ſelbſt in den Staub tritt, weil ſie die miſsbilligende Stimme ihres innern Richters nicht ertragen und nicht übertäuben kann? Ob der Tugendhafte ſein Leben freiwillig dahingibt, um dem Sittengeſetz gemäſs zu handeln — oder ob der Verbrecher unter dem Zwange des Gewiſſens ſein Leben mit eigner Hand zerſtört, um die

Uebertretung jenes Geſetzes an ſich zu beſtrafen, ſo ſteigt unſre Achtung für das Sittengeſetz zu einem gleich hohen Grad empor; und, wenn ja noch ein Unterſchied ſtatt fände, ſo würde er vielmehr zum Vortheil des Letztern ausfallen, da das beglückende Bewuſstſeyn des Rechthandelns dem Tugendhaften ſeine Entſchlieſsung doch einigermaſsen konnte erleichtert haben, und das ſittliche Verdienſt an einer Handlung gerade um eben ſo viel abnimmt, als Neigung und Luſt daran Antheil haben. Reue und Verzweiflung über ein begangenes Verbrechen zeigen uns die Macht des Sittengeſetzes nur ſpäter, nicht ſchwächer; es ſind Gemählde der erhabenſten Sittlichkeit, nur in einem gewaltſamen Zuſtand entworfen. Ein Menſch, der wegen einer verletzten moraliſchen Pflicht verzweifelt, tritt eben dadurch zum Gehorſam gegen dieſelbe zurück, und je furchtbarer ſeine Selbſtverdammung ſich äuſert, deſto mächtiger ſehen wir das Sittengeſetz ihm gebieten.

Aber es gibt Fälle, wo das moraliſche Vergnügen nur durch einen moraliſchen

Schmerz erkauft wird, und dieſs geſchieht, wenn eine moraliſche Pflicht übertreten werden muſs, um einer höhern und allgemeinern deſto gemäſser zu handeln. Wäre Koriolan, anſtatt ſeine eigene Vaterſtadt zu belagern, vor Antium oder Korioli mit einem römiſchen Heere geſtanden, wäre ſeine Mutter eine Volſcierin geweſen, und ihre Bitten hätten die nehmliche Wirkung auf ihn gehabt, ſo würde dieſer Sieg der Kindespflicht den entgegengeſetzten Eindruck auf uns machen. Der Ehrerbietung gegen die Mutter ſtünde dann die weit höhere *bürgerliche* Verbindlichkeit entgegen, welche im Colliſionsfall vor jener den Vorzug verdient. Jener Commendant, dem die Wahl gelaſſen wird, entweder die Stadt zu übergeben, oder ſeinen gefangenen Sohn vor ſeinen Augen durchbohrt zu ſehen, wählt ohne Bedenken das Letztere, weil die Pflicht gegen ſein Kind der Pflicht gegen ſein Vaterland billig untergeordnet iſt. Es empört zwar im erſten Augenblick unſer Herz, daſs ein Vater dem Naturtriebe und der Vaterpflicht ſo widerſprechend handelt, aber es reiſst uns bald zu einer ſüſsen Bewunderung hin, daſs ſogar ein moraliſcher Antrieb, und wenn er ſich ſelbſt mit der Neigung gattet, die Vernunft in ihrer Geſetzgebung nicht irre machen kann. Wenn der Korinthier Timoleon einen geliebten aber ehrſüchtigen Bruder Timophanes ermorden läſst, weil ſeine Meinung von patriotiſcher Pflicht ihn zu Vertilgung alles deſſen, was die Republik in Gefahr ſetzt, verbindet, ſo ſehen wir ihn zwar nicht ohne Entſetzen und Abſcheu dieſe naturwidrige, dem moraliſchen Gefühl ſo ſehr widerſtreitende Handlung begehen, aber unſer Abſcheu löſst ſich bald in die höchſte Achtung der heroiſchen Tugend auf, die ihre Ausſprüche gegen jeden fremden Einfluſs der Neigung behauptet, und im ſtürmiſchen Widerſtreit der Gefühle eben ſo frey und eben ſo richtig, als im Zuſtand der höchſten Ruhe entſcheidet. Wir können über republikaniſche Pflicht mit Timoleon ganz verſchieden denken; das ändert an unſerm Wohlgefallen nichts. Vielmehr ſind es gerade ſolche Fälle, wo unſer Verſtand nicht auf der Seite der handelnden Perſon iſt, aus welchen man erkennt, wie ſehr wir Pflichtmäſsigkeit über Zweckmäſsigkeit, Einſtimmung mit der Vernunft über die Einſtimmung mit dem Verſtande erheben.

Ueber keine moraliſche Erſcheinung aber wird das Urtheil der Menſchen ſo verſchieden ausfallen, als gerade über dieſe, und der Grund dieſer Verſchiedenheit darf nicht weit geſucht werden. Der moraliſche Sinn liegt zwar in allen Menſchen, aber nicht bey allen in derjenigen Stärke und Freiheit, wie er bey Beurtheilung dieſer Fälle vorausgeſetzt werden muſs. Für die Meiſten iſt es genug eine Handlung zu billigen, weil ihre Einſtimmung mit dem Sittengeſetz leicht gefaſst wird, und eine andere zu verwerfen, weil ihr Widerſtreit mit dieſem Geſetz in die Augen leuchtet. Aber ein heller Verſtand und eine von jeder Naturkraft alſo auch von moraliſchen Trieben (inſofern ſie inſtinktartig wirken) unabhängige Vernunft wird erfodert, die Verhältniſſe moraliſcher Pflichten zu dem höchſten Princip der Sittlichkeit richtig zu beſtimmen. Daher wird die nehmliche Handlung, in welcher einige wenige die höchſte Zweckmäſsigkeit erkennen dem groſsen Haufen als ein empörender Widerſpruch erſcheinen, ob gleich beide ein moraliſches Urtheil fällen; daher rührt es, daſs die Rührung an ſolchen Handlungen nicht in der Allgemeinheit mitgetheilt werden kann, wie die Einheit der menſchlichen Natur und die Nothwendigkeit des moraliſchen Geſetzes erwarten läſst. Aber auch das wahrſte und höchſte Erhabene iſt, wie man weiſs, Vielen Ueberſpannung und Unſinn, weil das Maaſs der Vernunft, die das Erhabene erkennt, nicht in allen daſſelbe iſt. Eine kleine Seele ſinkt unter der Laſt ſo groſser Vorſtellungen dahin, oder fühlt ſich peinlich über ihren moraliſchen Durchmeſſer auseinander geſpannt. Sieht nicht oft genug der gemeine Haufe da die häſslichſte Verwirrung, wo der denkende Geiſt gerade die höchſte Ordnung bewundert?

So viel über das Gefühl der moraliſchen Zweckmäſsigkeit, in ſo fern es der tragiſchen Rührung und unſrer Luſt an dem Leiden zum Grund liegt. Aber es ſind demohngeachtet Fälle genug vorhanden, wo uns die Naturzweckmäſsigkeit ſelbſt auf Unkoſten der moraliſchen zu ergötzen ſcheint. Die höchſte Conſequenz eines Böſewichts in Anordnung ſeiner Maſchinen ergötzt uns offenbar, obgleich Anſtalten und Zweck unſerm moraliſchen Gefühl widerſtreiten. Ein ſolcher Menſch iſt fähig, unſre lebhafteſte Theilnahme zu erwecken, und wir zittern vor dem Fehlſchlag derſelben Plane, deren Vereitlung wir, wenn es wirklich an dem wäre, daſs wir alles auf die moraliſche Zweckmäſsigkeit beziehen, aufs feurigſte wünſchen ſollten. Aber auch dieſe Erſcheinung hebt dasjenige nicht auf, was bisher über das Gefühl der moraliſchen Zweckmäſsigkeit, und ſeinen Einfluſs auf unſer Vergnügen an tragiſchen Rührungen behauptet wurde.

Zweckmäſsigkeit gewährt uns unter allen Umſtänden Vergnügen, ſie beziehe ſich entweder gar nicht auf das Sittliche, oder ſie widerſtreite demſelben. Wir genieſsen dieſes Vergnügen rein, ſo lange wir uns keines ſittlichen Zwecks erinnern, dem dadurch widerſprochen wird. Eben ſo wie wir uns an dem verſtandähnlichen Inſtinkt der Thiere, an dem Kunſtfleiſs der Bienen u. d. gl. ergötzen, ohne dieſe Naturzweckmäſsigkeit auf einen verſtändigen Willen noch weniger auf einen moraliſchen Zweck zu beziehen, ſo gewährt uns die Zweckmäſsigkeit eines jeden menſchlichen Geſchäfts an ſich ſelbſt Vergnügen, ſobald wir uns weiter nichts dabey denken als das Verhältniſs der Mittel zu ihrem Zweck. Fällt es uns aber ein, dieſen Zweck nebſt ſeinen Mitteln auf ein ſittliches Princip zu beziehen, und entdecken wir alsdann einen Widerſpruch mit dem letztern, kurz, erinnern wir uns, daſs es die Handlung eines moraliſchen Weſens iſt, ſo tritt eine tiefe Indignation an die Stelle jenes erſten Vergnügens, und keine noch ſo groſse Verſtandeszweckmäſsigkeit iſt fähig, uns mit der Vorſtellung einer ſittlichen Zweckwidrigkeit zu verſöhnen. Nie darf es uns lebhaft werden, daſs dieſer Richard III, dieſer Jago, dieſer

Lovelace Menſchen ſind, ſonſt wird ſich unſre Theilnahme unausbleiblich in ihr Gegentheil verwandeln. Daſs wir aber ein Vermögen beſitzen und auch häufig genug ausüben, unſre Aufmerkſamkeit von einer gewiſſen Seite der Dinge freywillig abzulenken und auf eine andre zu richten, daſs das Vergnügen ſelbſt, welches durch dieſe Abſonderung allein für uns möglich iſt, uns dazu einladet und dabey feſthält, wird durch die tägliche Erfahrung beſtätigt.

Nicht ſelten aber gewinnt eine geiſtreiche Bosheit vorzüglich deſswegen unſre Gunſt, weil ſie ein Mittel iſt, uns den Genuſs der moraliſchen Zweckmäſsigkeit zu verſchaffen. Je gefährlicher die Schlingen ſind, welche Lovelace Klariſſens Tugend legt, je härter die Proben ſind, auf welche die erfinderiſche Grauſamkeit eines Deſpoten die Standhaftigkeit ſeines unſchuldigen Opfers ſtellt, in deſto höherem Glanz ſehen wir die moraliſche Zweckmäſsigkeit triumphiren. Wir freuen uns über die Macht des moraliſchen Pflichtgefühls, welches die Erfindungskraft eines Verführers ſo ſehr in

Arbeit ſetzen kann. Hingegen rechnen wir dem conſequenten Böſewicht die Beſiegung des moraliſchen Gefühls, von dem wir wiſſen, daſs es ſich nothwendig in ihm regen muſste, zu einer Art von Verdienſt an, weil es von einer groſsen Zweckmäſsigkeit des Verſtandes zeugt, ſich durch keine moraliſche Regung in ſeinem Handeln irre machen zu laſſen.

Uebrigens iſt es unwiderſprechlich, daſs eine zweckmäſsige Bosheit nur alsdann der Gegenſtand eines vollkommenen Wohlgefallens werden kann, wenn ſie vor der moraliſchen Zweckmäſsigkeit zu Schanden wird. Dann iſt ſie ſogar eine weſentliche Bedingung des höchſten Wohlgefallens, weil ſie allein vermag, die Uebermacht des moraliſchen Gefühls recht einleuchtend zu machen. Es gibt davon keinen überzeugendern Beweis, als den letzten Eindruck, mit dem uns der Verfaſſer der Klariſſa entläſst. Die höchſte Verſtandeszweckmäſsigkeit, die wir in dem Verführungsplane des Lovelace unfreiwillig bewundern muſsten, wird durch die Vernunftzweckmäſsigkeit, welche Klawille dieſem furchtbaren Feind ihrer Unſchuld entgegen ſetzt, glorreich übertroffen, und wir ſehen uns dadurch in den Stand geſetzt, den Genuſs beider in einem hohen Grad zu vereinigen.

In ſo ferne ſich der tragiſche Dichter zum Ziel ſetzt, das Gefühl der moraliſchen Zweckmäſsigkeit zu einem lebendigen Bewuſstſeyn zu bringen, in ſo fern er alſo die Mittel zu dieſem Zwecke verſtändig wählt und anwendet, muſs er den Kenner jederzeit auf eine gedoppelte Art durch die moraliſche und durch die Naturzweckmäſsigkeit ergötzen. Durch jene wird er das Herz, durch dieſe den Verſtand befriedigen. Der groſse Haufe erleidet gleichſam blind die von dem Künſtler auf das Herz beabſichtete Wirkung, ohne die Magie zu durchblicken, vermittelſt welcher die Kunſt dieſe Macht über ihn ausübte. Aber es gibt eine gewiſſe Klaſſe von Kennern, bey denen der Künſtler gerade umgekehrt, die auf das Herz abgezielte Wirkung verliert, deren Geſchmack er aber durch die Zweckmäſsigkeit der dazu angewandten Mittel für ſich gewinnen kann. Gleichgültig gegen den Inhalt werden dieſe bloſs durch die Form befriedigt. Sie vergeben eine Verletzung dieſer ſelbſt der gelungenſten Wirkung nicht, und wollen lieber bey einer zweckmäſsigen Anordnung den Zweck, als bey dem vollkommen erreichten Zweck die Zweckmäſsigkeit der Mittel verlieren. In dieſen ſonderbaren Widerſpruch artet öfters die feinſte Kultur des Geſchmackes aus, beſonders wo die moraliſche Veredlung hinter der Bildung des Kopfs zurückbleibt. Dieſe Art Kenner ſuchen im Rührenden und Erhabenen nur das Schöne; dieſes empfinden und prüfen ſie mit dem richtigſten Gefühl, aber man hüte ſich, an ihr Herz zu appelliren. Alter und Kultur führen uns dieſer Klippe entgegen, und dieſen nachtheiligen Einfluſs von beyden glücklich beſiegen, iſt der höchſte Karakterruhm des gebildeten Mannes. Unter Europens Nationen ſind unſre Nachbarn die Franzoſen dieſem Extrem am nächſten geführt worden, und wir ringen, wie in allem ſo auch hier, dieſem Muſter nach.

IV.

Erinnerung an die Schweitz

von einem jungen Mahler.

Da bin ich nun aus jenem Land,
wo Freundſchaft mich, ſo wie die Liebe
das Kind an ſeine Mutter, band,
da bin ich von der Limmat Strand,
wo gern mein Fuſs gefeſſelt bliebe,
auf immer durch mein Loos verbannt
aus Zürichs friedevollen Mauern.
Nicht wandl' ich mehr an Freundes Hand,
ich ſeh den Mayn an meiner Seite trauren,
und trüb durch öde Fluren hin
dem Rhein zum Raub entgegen fliehn.
Warum muſst ich, geliebter See,
entfliehen deinen Luſtgefilden,
wo Liebe mich beſeligte,
wo Herbſt und Lenz mit Wonne mich erfüllten!
Warum ward nicht dieſs freye Land,
dieſs Land der Telle, Winkelriede,
auf dem errungner goldner Friede,
gleich einem Seraf ruht, mein Vaterland?
Hier wo kein Feind das Land verheeret,
der Traubenhügel ſicher prangt,
des Landes Mark nicht Unterdrücker nähret,

der Menſch nicht Menſchen Gnaden dankt,
wo überal, wohin ich ſehe,
Zufriedenheit ſich Hütten baut,
vom Tſchingal bis zur Gotthards Höhe,
bis wo der ſanfte Jura blaut,
hier, wo von ſchlechtem Dach umgeben,
der Menſch durch Arbeit, Mäſsigkeit
genieſst, was keine Kronen geben,
Geſundheit und Zufriedenheit —
in dieſem Lande möcht ich leben,
o daſs mein Schickſal mirs verbeut!

Auf immer hab ich euch verlaſſen,
ihr Thäler, deren Stille mich umfieng,
indeſs auf euren Felſenmaſſen
des Hirten laute Heerde hieng.
Nie wird mein Ohr euch wieder lauſchen,
ihr Bäche, des Belauſchens werth,
nie tönt in eurem wilden Rauſchen
mir ein erhabenes Concert;
und ſah ich von der Berge Nacken
die Nacht in tiefre Thäler ziehn
und der beeiſten Felſen Zacken
in purpurfarben Mänteln glühn,
wie ſchlug mein Herz! — wenn dann auf kühn erſtiegner Höhe,
dem nie getrübten Himmel nah,
mirs war, als ob die Erd entflöhe,

wenn ich hinab zur Tiefe ſah.
Wie bebt es, wenn der Donner rollte,
und ich, ein kriechendes Inſekt,
in Felſen mich verbergen wollte,
in dichter Dämpfe Nacht verſteckt,
die Felſen um mich her des Donners Nahmen
riefen,
weil ſeine Stimm in ihre Klüfte drang
und furchtbar nun aus Thälern und aus Tiefen
ſein hehrer Nahme wieder klang.
O Land, das nie ein Lied ermeſſen,
kein Pinſel würdig mahlen wird,
wie könnt ich Jüngling dich vergeſſen,
ſeit deine Wunder ich durchirrt,
ſeitdem ich meines Lebens frohſte Stunden
im Schatten deiner Felſen fand,
an die mich Phantaſie und Kunſt gebunden,
wie mich das Herz an deine Bürger band.
O Menſchheit, Menſchheit nie empfand
ich höher, ſtolzer deine Würde ;
als in der Freiheit goldnem Land,
und dich, mein armes Vaterland,
dich drückt noch harter Knechtſchaft, Bürde!
Wird je für dich mit ſtarker Hand,
ein Tell ſich aus der Nacht erheben
zerbrechen deine Kerkerwand,
und dir die Menſchheit wieder geben?

THALIA

herausgegeben
von
F. SCHILLER.

Zweytes Stück des Jahrganges 1792.

Leipzig
bey Georg Joachim Göſchen.

I.

Dido.

Viertes Buch der Aeneide.

1.

Längſt aber krank vom Pfeil des Liebesgottes, nährt
die Königinn ein Feu'r, das heimlich ſie verzehrt,
mit immer wachſender Begier umranken
des theuren Gaſtes Bild die trunkenen Gedanken,
des Volkes Glanz, des Führers Heldenmut.
Sein Anblick, ſeine Worte brannten
tief in ihr Herz, noch nie gefühlte Kämpfe bannten
den ſüſsen Schlaf aus dem empörten Blut.

2.

Kaum zog Aurorens Hand die feuchte Schattenhülle
vom Horizont hinweg, als ihres Buſens Fülle
ins gleichgeſtimmte Herz der Schweſter über-
walle.
Ach! welche Zweifel ſinds, die ſchlaflos mich
durchbohren!
Geliebte! welch ein Gaſt zog ein zu unſern Thoren!
Wie edel! welche männliche Geſtalt!
Wie groſs ſein Muth! Sein Arm wie tapfer im
Gefechte!
Gewiſs ſtammt er aus göttlichem Geſchlechte!

3.

Durch welche Prüfung lieſs das Schickſal ihn
nicht gehn!
Gemeine Seelen wird das feige Herz verklagen.
Du hörteſt, welche Schlachten er geſchlagen!
Ja könnte Liebe je in dieſer Bruſt erſtehn,
ſeit mein Sichäus in das Grab geſtiegen,
und wäre mein Entſchluſs, mein Abſcheu zu be-
ſiegen
vor Hymens Fackel — ſoll ich dirs geſtehn?
Dem einzgen Manne könnt ich unterliegen.

4.

Ja Anna, ohne Rückhalt ſoll vor dir
das Herz der Schweſter ſich entfalten.
Seitdem ein Brudermord Sichäus mir
entriſs, für den des Buſens erſte Seufzer wallten,
ſeit meiner Flucht war dieſs der erſte Mann,
der meinem Herzen Neigung abgewann,
der erſte, ſag ich dir, der mich zum Wanken brachte.
neu iſt die Glut erwacht, die einſt mich ſelig machte.

5.

Doch eher ſchlinge Tellus mich hinab,
mich ſchleudre Jovis Blitz hinunter zu den Schatten,
zu des Avernus bleichen Schatten,
hinunter in das ewig finſtre Grab,
eh daſs ich deine heiligen Geſetze,
Schaamhaftigkeit, und meinen Eid verletze.
Er nahm mein Herz dahin. Ihm wars zuerſt geweiht.
Sein bleibts in alle Ewigkeit.

6.

Sie ſprichts, und ihren Schooſs bethauen milde Zähren.
O! über alles mir geliebte, gibt
die Schweſter ihr zurück. Allein und ungeliebt
willſt du verblühn, den Wurm des Kummers ewig nähren?
Die Wonne, die aus ſüſsen Kindern lacht,
Cytherens Freuden dir verſagen?
Nach ſolchen Opfern, meinſt du, fragen
die Todten in des Abgrunds Nacht?

7.

Und ſeys! hat denn der vielen Freyer einer
dein kummerkrankes Herz zur Liebe je geneigt?
Von allen kriegeriſchen Fürſten keiner,
die Afrika in ſeinem Schooſs gezeugt.
Selbſt der, vor dem die Libyer erbeben,
den Tyrus längſt gehaſst — ſelbſt Jarbas konnt es nicht;
und einer Neigung willſt du widerſtreben,
für die dein Herz ſo mächtig ſpricht?

8.

Vergaſseſt du, wo du dich eingewohnet,
daſs ohne Zaum hier der Numider jagt,
der unbezwungne Getuler hier thronet,
die Syrte dort die Landung dir verſagt;
hier unwirthbare Wüſten dich umgrauſen,
dort der Barzäer wilde Völker hauſen,
der Bruder ſelbſt, deſs Habſucht du entflohn,
und Tyrus Waffen dich von Oſten her bedrohn?

9.

Glaub mir, die Götter, die dich lieben,
Lucina ſelber wars, die an Karthagos Strand
die Schiffe dieſer Fremdlinge getrieben.
Welch eine Stadt ſeh ich durch dieſes Eheband,
welch einen Thron, o Schweſter, ſich erheben!
Zu welchen ſtrahlenvollen Höhn
wird der Karthager Nahme ſchweben,
wenn ſolche Helden uns zur Seite ſtehn!

10.

Verſöhne du nur erſt der Götter Zorngericht
durch friſcher Opfer Blut. Die Fremdlinge zu angeln
laſs an gefälliger Bewirthung nichts ermangeln,
an Gründen, ſie zu feſſeln, fehlt es nicht.
Seht die zerbrochnen Schiff! Seht wie die Nebel rauchen,
die See noch ſtürmt, Orion Regen zieht! —
So wuſste die zur Glut den Funken aufzuhauchen,
die Hofnung tritt herbey und das Erröthen flieht.

11.

Jezt fragt ſie das Geſchick an blutigen Altären.
Dir Phöbus, der das künftige enthüllt,
dir, Städtegründende Demeter, quillt
zweyjähriger Rinder Blut, dir Bromius zu Ehren,
vor allen Juno dir, der Ehen Schützerinn.
Vor dem Altar ſieht man die ſchönſte aller Frauen,
den Becher in der Hand, Karthagos Königinn,
des weiſsen Rindes Haupt mit heilger Fluth bethauen.

12.

Bald geht ſie vor der Götter Angeſicht
an den noch dampfenden Altären auf und nieder,
beſchenkt die ſchon Beſchenkten wieder,
und forſcht, was rauchend noch das Eingeweide ſpricht.
Bethörtes Sehervolk! Befreyen
Gebet und Opfer wohl das ſchwerbefangne Herz?
Am innern Mark zehrt der verhehlte Schmerz
und ſpottet eurer Träumereyen.

13.

Der Flammen unheilbare Pein
treibt ſie, Karthagos Stadt im Wahnſinn zu durcheilen.
So flieht die Hindinn, die in Kretas Hayn
mit zwecklos abgeſchoſſenen Pfeilen
der ferne Jäger traf. In ihrem Fleiſch das Rohr
des Todes, das der Feind verlor,
bethaut ſie die durcheilten Felder
mit ihrem Blut und Diktys finſtre Wälder.

14.

Jetzt führt ſie durch Karthago ihren Gaſt,
zeigt pralend ihm der Mauren ſtolze Laſt
und läſst vor ſeinem Blick die Gröſse Sidons prangen.
Ein flüchtiges Geſpräch wird ſchüchtern angefangen,
ſchnell reiſst die Furcht es wieder ab. Kaum bricht
der Abend ein, ſo winkt das Mahl; ſie fodert
von Trojens Fall aufs neu von ihm Bericht,
und nährt die Glut, die in dem Herzen lodert.

15.

Trennt endlich ſie der ſtrenge Ruf der Nacht,
und winkt der Sterne bleichend Licht zum Schlummer,
ſo nährt ſie einſam ihren Kummer,
und ſein verlaſsnes Polſter wird bewacht.
Abweſend hört ſie ihn, verſchlingt ſie ſeine Züge,
herzt in Askan des theuren Vaters Bild,
ob ſie vielleicht die Leidenſchaft betrüge,
die glühend ihren Buſen füllt.

16.

Der Thürme hochgeführte Laſten
erlahmen bald in ihrem muntern Lauf.
Kein Wall, kein Giebel ſteigt mehr auf,
und tauſend fleiſs'ge Hände raſten.
Der Jugend müſs'ger Arm entwöhnt ſich von dem Speer,
im Hafen tönt kein Hammer mehr,
und unvollendet trauert das Gerüſte,
das pralend ſchon die Wolken küſste.

17.

Als Zevs Gemahlin ſie von Liebesflammen brennen,
und ſelbſt des Rufes Stimme trotzen ſah,
begann ſie ſo zur ſchönen Cypria:
Glorwürdiges — man muſs bekennen!
habt ihr vollbracht, du und dein wackrer Sohn!
mit reichem Raub zieht ihr davon!
Ein wahres Heldenwerk, ein Weib zu überliſten!
Werth, daſs zwey Götter ſich mit ihrer Allmacht rüſten!

18.

So ſcheint es doch, man habe meinen Sitten
und meiner Puner Treu nicht ſonderlich getraut?
Doch wo das Ziel? Wozu in Kämpfen uns erhitzen?
Laſs Friede ſeyn, und Dido werde Braut.
Du haſts erreicht. Sie liebt. Sie raſ't von Liebesflammen.
Seys denn. Sie werde dieſes Phrygers Magd.
Dir ſey der Tyrer Volk zum Mitgift zugeſagt,
Wir beyde ſchützen es zuſammen.

19.

Cytherens Blick durchdrang der Rede liſtgen Sinn,
das Reich Italiens, den Teukriern entriſſen,
in Libyens Grenzen einzuſchlieſsen,
und ſchlau erwiedert ihr der Schönheit Königinn:
Wer wäre Thor genug mit deiner Macht zu ſtreiten,
und dein Erbieten feindlich zu verſchmähn?
Nur müſste, was durch uns geſchähn,
das Glück zum guten Ende leiten.

20.

Zu wenig bin ich ſelbſt mit dem Geſchick vertraut,
doch wird es Jupiter geſtatten,
daſs der Trojaner an den Tyrer baut,
daſs beyde Völker ſich in Eins zuſammen gatten,
in Eine Nation vereint durch ewgen Bund?
Du, ſeine Gattinn, magſt dich bittend an ihn wenden.
Neig ihn durch deinen hochberedten Mund,
Ich will das übrige vollenden.

21.

Darüber laſs Saturnien gewähren,
giebt ihr des Himmels Königinn zurück.
Doch, wie dieſs dringende Geſchäft mit Glück
zu enden ſey, laſs mich vor allem dich belehren.
Sobald der erſte Morgen tagt
und Titans Strahlen kaum die junge Welt beſcheinen,
führt in den nächſtgelegnen Haynen
die Liebestrunkene den Teukrer auf die Jagd.

22.

Wenn das Geſchwader nun auf flügelſchnellen Roſſen
dahinſchwebt, mit dem Garn das Wildgeheg umzäunt,
ſend' ich von oben her, vermengt mit ſchwarzen Schloſſen,
ein Ungewitter ab; der ganze Himmel ſcheint
im Wolkenbruch herabgefloſſen,
durch die zerriſsnen Lüfte kracht
mein Donnerhorn, und undurchſichtge Nacht
trennt von dem Fürſtenpaar die fliehenden Genoſſen.

23.

In Einer Grotte wird alsdann die Königinn
mit dem Trojaner ſich zuſammen finden,
dort werd ich gegenwärtig ſeyn, und, bin
ich deiner nur gewiſs, auf ewig ſie verbinden.
Dort kröne Hymen ihrer Herzen Bund! —
Ihr winkt Cythere zu mit hochzufriednen Blicken,
ein Lächeln ſchimmert um der Göttin Mund,
daſs ihrs geglückt, die Feindinn zu berücken.

24.

Indeſs war Eos leuchtendes Geſpann
aus blauer Woogen Schoos geſtiegen.
Beym erſten Gruſs der Göttinn fliegen
Karthagos Pforten auf, es fluthen Roſs und Mann
in munterm Schwarm laut lermend durch die Felder,
das weite Garn, den Jagdſpieſs in der Hand,
kommt der Maſsylier im Flug daher gerannt,
es ſchnaubt der Doggen Spürkraft durch die Wälder.

25.

Am Eingang des Pallaſtes harrt
der Königinn; die noch am Putztiſch ſäumet,
der Puner Fürſtenſchaar, und an den Stuffen ſcharrt,
in Gold und Purpur prächtig aufgezäumet,
das ſtolze Roſs der edeln Jägerinn,
und knirrſcht voll Ungeduld in die beſchäumten Zügel.
Auf thun ſich endlich des Pallaſtes Flügel,
umringt von Volk, erſcheint Karthagos Königinn.

26.

Ein tyriſch Oberkleid, geſchmückt
mit buntem Saum, umflieſst die ſchönen Glieder,
durch ihre Locken iſt ein goldnes Netz geſtrickt,
vom Rücken ſchwankt der volle Köcher nieder,
von goldnem Haken wird der Purpur aufgeknüpft.
Ihr folgt der Phryger Schaar, mit kindſchem Jubel hüpft
Askan voraus, und alle zu verdunkeln
ſieht man Aeneen ſelbſt im mittlern Reyhen funkeln.

27.

So wenn Apoll zu Delos heimſchem Heerd
von ſeinem Winterſitz am Xanthus wiederkehrt —
da lebt Geſang und Tanz! die feſtlichen Altäre
umjauchzt der Agathyrſen bunte Schaar,
der Kreter, der Dryopen Heere.
Er ſelbſt, den zarten Zweig des Lorbeers in dem Haar,
durch deſſen Wellen ſich ein goldnes Band gezogen,
ſteigt von des Cynthus Höh'n, und ihn umrauſcht der Bogen.

28.

So majeſtätiſch zog Aeneas jetzt heran.
Kaum hatte man der Berge Höhn erſtiegen,
Kaum aufgeſcheucht das Wild auf unwegſamer Bahn,
ſo werfen Gemſen ſich und wilde Ziegen
im Sprung vom ſteilen Fels, und vom Gebirge fliegen
durch der Gefilde weiten Plan
der Hirſche ſcheue Heerden, von den Woogen
des aufgerührten Staubs den Blicken bald entzogen.

29.

Den raſchen Renner tummelt ab und auf
Aſkan im tiefen Thal, mit kindiſchem Vergnügen,
bemüht, in vogelſchnellem Lauf
jetzt dieſen, jenen dann wetteifernd zu beſiegen.
Wie feurig lechzt ſein junger Muth
zu treffen auf des Ebers Wuth,
und einmal doch in dieſem ſcheuen Haufen
auf einen Löwen anzulaufen!

30.

Indeſſen kracht des Himmels ganzer Plan
von fürchterlichen Donnerſchlägen.
Auf ſchwarzen Flügeln bringt ein heulender Orkan
geborſtner Wolken Flut, des Hagels finſtern Regen.
Erſchrocken fliehen auf zerſtreuten Wegen
die Punier, die Teukrer mit Aſkan,
in Klüften ſich, in Höhlen einzuſchlieſsen,
indem von Bergen ſchon ſich Wetterbäche gieſsen.

31.

In Einer Felſenkluft, Eliſa, findeſt du
mit dem Trojaner Fürſten dich zuſammen,
dem Bräutigam führt Juno ſelbſt dich zu,
und Mutter Tellus winkt. Der Horizont in Flammen
bezeigt den unglückſelgen Liebesbund,
ſtatt Hochzeitfackeln leuchten dir die Blitze,
und heulend ſtimmt der Oreaden Mund
dein Brautlied an auf hoher Felſenſpitze.

32.

Der Fürſtinn Glück entfloh mit dieſem Tag.
Nichts kann aus ihrem Taumel ſie erwecken,
nicht das verklagende Gerücht vermag
aus ihrer Trunkenheit die Raſende zu ſchrecken.
Jezt kein Gedanke mehr, in ſcheuer Heimlichkeit,
des Herzens Glut der Neugier zu entrücken,
der Ehe heilger Nahme wird entweiht,
die Schuld der Leidenſchaft zu ſchmücken.

33.

Alsbald macht das Gerücht ſich auf,
die groſse Poſt durch Libyen zu tragen.
Wer kennt ſie nicht? Die Kräfte ſchöpft im Lauf,
der Weſen flüchtigſtes, die ſchnellſte aller Plagen.
Klein zwar für Furcht kriecht ſie aus des Erfinders Schooſs,
ein Wink — und ſie iſt rieſengroſs,
berührt den Staub mit ihrer Sole,
mit ihrem Haupt des Himmels Pole.

34.

Das ungeheure Kind gebahr einſt Tellus Wuth,
zu rächen am Olymp den Untergang der Brüder,
die jüngſte Schweſter der Gigantenbrut,
behend im Lauf, mit flüchtigem Gefieder.
Groſs, ſcheuſslich, fürchterlich! Soviel es Federn trägt,
mit ſoviel Ohren kann es um ſich lauſchen,
durch ſoviel Augen ſiehts, ſo viele Rachen reckt
es auf, mit ſoviel Zungen kann es rauſchen.

35.

Winkt Hekate die laute Welt zur Ruh,
ſo fliegt es brauſend zwiſchen Erd und Himmel,
kein Schlummer ſchlieſst ſein Auge zu.
Am Tage ſuchts der Städte rauſchendes Getümmel,
da pflanzt es horchend ſich auf hoher Thürme Thron,
und ſchreckt die Welt mit ſeinem Donnerton,
ſo eifrig, Läſterung und Lügen feſt zu halten,
als aufgelegt, die Wahrheit zu *entfalten*.

36.

Jetzt brannt' es ſchadenfroh, die mannichfachſten Sagen,
(wahr oder falſch, gleichviel!) durch Libyen zu ſtreun.
Ein trojiſcher Aeneas ſoll gekommen ſeyn,
der ſchönen **Dido** Hand im Raub, davon zu tragen,
zerfließen ſoll in üppigen Gelagen
die lange Winterzeit dem ſchwelgeriſchen Paar,
vergeſſen hier, ſein Reich zu ſchirmen vor Gefahr,
dort, neue Kronen zu erjagen.

37.

Zu Jarbas nimmt das Unthier ſeinen Lauf,
weckt in des Königs Bruſt die alten Liebesflammen,
und thürmt des Zornes Donnerwolken auf.
Es rühmt ſich dieſer Fürſt von Ammon abzuſtammen
dem die entführte Garamantis ihn gebahr;
des Stifters hohe Abkunft zu bezeigen
ſieht man in ſeinem Reich unzählge Tempel ſteigen,
und hundertfach erhebt ſich Zevs Altar.

38.

Des Vaters hoher Gottheit leuchtet
ein ewig waches Feur, von Prieſtern angefacht.
Stets iſt des Gottes Heerd von Opferblut befeuchtet,
indem das Heiligthum von bunten Kränzen lacht.
Hier war's, wo jetzt durchdonnert vom Gerüchte
und überwältigt von des Zornes Laſt,
der Fürſt ſich niederwarf vor Ammons Angeſichte,
und flehend ſo zum Himmel raſt;

39.

Das duldeſt du, ruft er, mit allen deinen Blitzen,
allmächtiger Zevs, den Libyen verehrt?
Dem wir auf prächtgen Polſterſitzen
beim frohen Mahl der Traube Blut verſprützen?
So iſts ein Irrlicht nur, was durch die Wolken fährt?
So zittern wir umſonſt vor deinem Donnerkeule?
So iſts ein leerer Schall, ein nichtiges Geheule,
was unſer bebend Ohr dort oben rauſchen hört?

40.

Ein flüchtig Weib, bedrängt, ein Obdach nur zu finden
erſcheint in meinem Reich. Auf halb geſchenktem Strand
gelingts ihr endlich eine Stadt zu gründen,
die Ufer geb ich ihr zum Ackerland,
ſchenk' ihr groſsmüthig alle Fürſtenrechte,
erröthe nicht, um ihre Hand zu freyn —
Umſonſt! Ein Flüchtling kommt aus trojiſchem Geſchlechte,
den nimmt ſie auf, deſs Sklavinn will ſie ſeyn.

41.

Und dieſer Weiberheld mit ſeiner Knabenſchaar,
herausgeſchmückt mit ſeiner lyd'ſchen Mütze,
unwiderſtehlich durch ſein ſalbentriefend Haar,
genieſst nun ſeines Raubs in ihrem Fürſtenſitze.
Und wir, die mit verſchwenderiſcher Hand
das Fleiſch der Rinder dir geſchlachtet,
gefürchtet über Meer und Land,
wir werden ungeſtraft verachtet!

42.

Erhörung findet er vor Ammons Angeſicht.
Der blickt nach Tyrus Stadt, wo reich durch ihre Herzen
der Schmähſucht Pfeil die Liebenden verſchmerzen,
winkt dann vor ſeinen Thron Cyllenius und ſpricht:
Wohlan mein Sohn! Laſs dich die Winde niederſchwingen
zu dem Dardanier, der in Karthago ſäumt,
und den verheiſsnen Thron im Arm der Luſt verträumt,
und eile, mein Gebot zu ſeinem Ohr zu bringen.

43.

Nicht, wie man jetzt ihn überraſcht, verhieſs
ihn ſeine Mutter mir, die liebliche Cythere,
nicht, daſs er ſchwelgen ſollt' in Tyrus Stadt, entriſs
ſie zweymal ihn der Myrmidonen Speere.
Das kriegeriſche Land, der Reiche künftiges Grab,
Italien ſollt er regieren,
verherrlichen den Stamm, der ihm den Urſprung gab,
und die bezwungne Welt in Sklavenketten führen.

44.

Kann ſolcher Gröſse Glanz ſein Herz nicht mehr beleben,
will er für eignen Ruhm den Arm nicht mehr erheben,
warum miſsgönnt er ſeinem Sohn
unväterlich der Römer Thron?
Was iſt ſein Zweck? was hält in T[illegible] graben,
wo ein verjährter Haſs den Untergang ihm droht?
Er ſegle fort. Er ſegle, will ich haben,
das iſt mein ernſtliches Gebot.

45.

Er ſprichts, und was der groſse Vater ihm befohlen,
läſst jener ſchleunig in Erfüllung gehn.
Erſt knüpft er an den Fuſs die goldnen Flügelſohlen,
die reiſsend mit des Sturmes Wehn
ihn hoch weg führen über Thal und Höhn;
faſst dann den Stab, der einwiegt und erwecket,
der die Verſtorbnen führt zu Lethes ſtillen See'n,
zurückbringt, und das Aug mit Todesnacht bedecket.

46.

Mit dieſem Stab gebeut er dem Orkan,
durchſchwimmt der Wolken Meer und lenkt der Stürme Wagen.
Jetzt langt er bey der Stirn des rauhen Atlas an,
und ſieht im Fluge ſchon die ſchweren Schultern ragen,
die des Olympus Bürde tragen.
In der Gewölke ſchwarzem Küſſen ruht
ſein fichtenſtarres Haupt, jetzt von des Hagels Wuth
gepeitſcht, jetzt von der Winde Grimm geſchlagen.

47.

Die Achſeln deckt ein ewger Schnee. Es ſtarrt
von tauſendjährgem Eis umfangen,
des Greiſen ſchauervoller Bart,
und Wetterbäche waſchen ſeine Wangen.
Hier hält Merkur zuerſt die raſchen Flügel an,
und ruht in ſanftem Fall auf dem beeiſsten Zacken,
wirft dann von des Gebirges Nacken
mit ganzem Leib ſich in den Ocean.

48.

So ſchwebt in tief geſenktem Bogen
um fiſchbewohnter Klippen Rand
die Möwe längs dem Meeresſtrand,
und netzt den niedern Fittig in den Wogen.
So kam jetzt zwiſchen Meer und Land
durch Libyens gethürmten Sand
vom mütterlichen Ahn Merkurius geflogen,
und brach mit ſchnellem Flug der Winde Widerſtand.

49.

Kaum weilt ſein Flügelfuſs in Tyrus nächſten Gauen,
ſo ſtellt Aeneas ſich ihm dar, bemüht,
die Mauren zu erneun und Thürme zu erbauen.
Ein Schwerdt, mit Jaſpis reich bezogen, glüht
an ſeinem Gurt, hell flammt um ſeine Lenden
ein Oberkleid, mit Purpurblut getränkt,
von der Geliebten ihm geſchenkt,
und reich mit Gold durchwirkt von ihren eignen Händen.

50.

Schnell tritt der Gott ihn an. So, ruft er, Weiberknecht!
So überraſcht man dich! Du bauſt Karthagos Veſte,
du gründeſt zierliche Palläſte,
und dein Beruf, dein auf dich hoffendes Geſchlecht,
weg ſind ſie, weg aus deiner Seele?
Merk auf! Ich bringe dir Befehle
vom Herrſcher des Olymps, von jener furchtbarn Macht,
vor der der Himmel bebt, des Erdballs Achſe kracht.

51.

Von welcher Hoffnung Zauberſeilen
läſst ſich dein müſs'ger Fuſs in Libyen verweilen?
Reizt dich des Ruhmes lorbeervolle Bahn
nicht mehr, willſt du, für eignen Glanz nichts wagen,
warum ſoll dein aufblühender Askan
der Gröſse, die ihm winkt, entſagen?
Warum das Scepter ſich entriſſen ſehn,
das ihm beſchieden iſt auf des Janikuls Höhn?

52.

Kaum ſchweigt der Gott, ſo iſt er ſchon den Blicken
der Sterblichen in dünne Luft entrückt.
Mit ſchweigendem Entſetzen blickt
Aeneas nach, ihm ſchauerts durch den Rücken,
die Locken ſtehn bergan, im Munde ſtirbt der Laut.
Durchdonnert von dem göttlichen Befehle
beſchlieſst er ſchnelle Flucht, und mit entſchloſsner Seele
entſagt er ſeiner theuren Braut.

53.

Ach, aber wo der Muth, die Flucht ihr anzukünden?
Wo die Beredſamkeit ein liebeflammend Herz
zu heilen von der Trennung Schmerz?
Wo auch den Eingang nur zu dieſer Botſchaft finden?
Nach allen Mitteln wird geſpäht
und von Entwurfe zu Entwurfe ſchwanken
die ſtürmiſchwogenden Gedanken,
bis endlich der Entſchluſs bey dieſem ſtille ſteht.

54.

Still ſoll Kloanth mit Mneſtheus und Sergeſt die Schaaren
am Strand verſammeln, ſie bewaffnen, flott
die Schiffe machen, doch den Zweck nicht offenbaren.
Indeſs die Glückliche ſelbſt einem Gott
nicht glauben wird, daſs ſolche Bande können reiſsen,
will er, die nahe Flucht ihr zu geſtehn,
der Augenblicke günſtigſten erſpähn! —
Mit Luſt vollſtrecken die, was ſie der Fürſt geheiſſen.

55.

Doch bald errieth — Wer täuſcht der Liebe Seherblick?
ihr ahndungsvoller Geiſt das drohende Geſchick.
Den Schlag, der ſpäter erſt ſie treffen ſoll, beſchleunigt
ihr fürchtend Herz, im Schooſs der Ruhe ſelbſt gepeinigt.
Derſelbe Mund, der ſo geſchäftig war,
das Glück der Liebenden den Völkern zu berichten,
entdeckt ihr, daſs der Trojer Schaar
ſich fertig macht, die Anker ſchnell zu lichten.

56.

So taumelt, wenn der Ruf der Orgyen erſchallt
die Maenas auf, wenn durch ihr glühendes Gehirne
die nahe Gottheit brauſst, und von Cythärons Stirne
das nächtliche Geheul der Schweſtern wiederhallt.
So ſchweifte Dido nun durch Tyrus ganze Weite
im Wahnſinn ihrer Qual, bis ſie erſchöpft im Streite
des Stolzes und der Leidenſchaft
mit dieſen Worten den Trojaner ſtraft:

57.

Verräther! ruft ſie aus. Du hoffſt noch zu verhehlen,
was deine Bruſt doch zu beſchlieſsen fähig war?
Du willſt dich heimlich aus Carthago ſtehlen?
Dich hält die Liebe nicht, Barbar,
Die Treue nicht, die du mir einſt geſchworen?
Die Unſchuld nicht, die ich durch dich verloren?
Dich hält mein Tod — dich hält der Sterbeblick
des Opfers, das du würgeſt, nicht zurück.

58.

Im Winter ſelbſt willſt du die Segel ſpannen,
willſt dem Orkan zum Trotz von dannen?
Und ach! wohin? Nach einem fremden Strand!
zu Völkern, dir noch unbekannt?
Wie? Wäre nun dein Troja nicht gefallen,
wärs noch das Land der väterlichen Hallen,
dem du durchs wilde Meer entgegen ziehſt!
Unmenſch! Und ich bins, die du fliehſt!

59.

Bey dieſer Thränenfluth! Bey deiner Mannes-
hand!
weil ich an dich doch alles ſchon verloren,
bey unſrer Liebe friſch geflochtnem Band,
bey Hymens jungen Freuden ſey beſchworen!
Empfiengſt du Gutes je aus meiner Hand,
hat jemals Wonne dir geblüht in meinen Ar-
men,
Laſs dich erbitten. Bleib. O, hab Erbar-
men
mit meinem Volk, mit dem verlornen Land!

60. Um

60.

Um deinetwillen haſst mich der Numide,
um deinetwillen ſind die Tyrier mir gram,
um deinetwillen floh der Unſchuld ſtolzer Friede
auf ewig mich mit der entweihten Schaam.
Mein Ruf iſt mir geraubt, die ſchönſte meiner Kronen,
der meinen Nahmen ſchon an die Geſtirne ſchrieb.
Mein Gaſt reiſt ab. — mit Tod mich abzulohnen!
Gaſt! das iſts alles, was mir von dem Gatten blieb.

61.

Wozu das traur'ge Leben mir noch friſten?
bis Jarbas mich in ſeine Ketten zwingt?
bis ſich der Bruder zeigt, mein Tyrus zu verwüſten?
Ja! Läge nur, wenn dich die Flucht von dannen bringt,
ein Sohn von dir an meinen Mutterbrüſten!
Säh ich dein Bild, in einem Sohn verjüngt,
in einem theuren Julus mich umſpielen,
getröſtet würd ich ſein, nicht ganz getäuſcht mich fühlen!

62.

Sie ſchweigt und Zevs Gebot getreu, bezwingt
mit weggekehrtem Blick der Teukrier die Qualen,
mit denen ſtill die Heldenſeele ringt.
Nie, rief er jetzt, werd ich mit Undank dir bezahlen,
was dein beredter Mund mir in Erinnrung bringt.
Nie wird Eliſens Bild aus meiner Seele ſchwinden,
ſo lange Lebensglut durch meine Adern dringt,
der Geiſt noch nicht verlernt hat, zu empfinden.

63.

Jetzt wen'ge Worte nur. Nicht heimlich wie ein Dieb,
o glaub das nicht, wollt ich aus deinem Reich mich ſtehlen.
Wann maſst ich je mich an, mit dir mich zu vermählen?
Wars Hymens Fackel, die an deinen Strand mich trieb?
Wär mirs vergönnt, mein Schickſal mir zu wählen,
was von der Heimat mir nur irgend übrig blieb,
mein Troja ſucht ich auf, die Reſte meiner Theuern,
mit friſcher Hand den Thron der Väter zu erneuern.

64.

Jetzt heiſst Apolls Orakel nach dem Strand
des herrlichen Italiens mich eilen.
Dort iſt mein Hymen, dort mein Vaterland!
Kann dich, die Tyrerinn, Karthagos Strand, verweilen,
den du erſt kurz zum Eigenthum gemacht —
warum in aller Welt wirds Teukriern verdacht,
ſich in Auſonien nach Hütten umzuſchauen?
Auch uns ſtehts frey, uns auswärts anzubauen.

65.

Nie breitet um die ſtille Welt
die Nacht ihr thauiges Gewand, nie ſticken
die goldnen Sterne des Olympus Zelt,
daſs nicht Anchiſens Geiſt, Entrüſtung in den Blicken
im Traumgeſicht ſich mahnend vor mich ſtellt.
Mich ſtraft ein jeder Blick, der auf den Knaben fällt,
daſs ich durch Zögern ihn von einem Thron entferne,
der ſein iſt durch die Gunſt der Sterne.

66.

Und jetzt gebeut der Götterbote mir
das nehmliche, vom Herrn des Himmels ſelbſt geſendet.
Bey meinem Leben, Fürſtinn, ſchwör ichs dir,
bey meines Sohnes Haupt! Kein Wahn hat mich geblendet.
Ich ſelbſt ſah ihn — bey hellem Sonnenlicht —
in dieſe Mauren ziehn. Ich hörte ſeine Stimme.
Drum quäl uns beyde nicht mit undankbarem Grimme;
nicht freye Wahl entfernt mich, ſondern Pflicht.

67.

Längſt hatte ſie, indem er ſprach, den Rücken
ihm zugekehrt, und ſchaute wild um ſich,
dann miſst ſie ſchweigend ihn mit groſsen Blicken.
Jezt reiſst der Zorn ſie fort. „Verräther! ruft ſie, dich,
dich hätte Cypria, die Göttinn ſanfter Lüſte,
dich Dardanus gezeugt? — In grauſenvoller Wüſte
ſchuf Caukaſus aus rauhen Felſen dich
und Tigermütter reichten dir die Brüſte.

68.

Denn was verberg ich mirs? Brauchts höheren
Beweis?
Hat Einen Seufzer nur mein Jammer ihm entriſſen?
Mein Schmerz nur Einmal aufgethaut das Eis
in ſeinem Blick? Erſchüttert ſein Gewiſſen?
Floſs Eine Thräne nur, ſein Leid mir zu geſtehn?
O, was empört mich mehr? Sein Undank? Dieſe
Kälte?
Gerechte Götter! Nein, von eurem hohen Zelte
könnt ihr dieſs nicht gelaſſen ſehn!

69.

Trau einer Menſchen! Nakt las ich an meinem
Strande
ihn auf, des Elends Raub, des Todes Beute, wies
ihm einen Wohnplatz an in meinem Lande,
entriſs dem Tode ſein Gefolge, lieſs
der Flotte Trümmer ſammeln — O, mich bringts
von Sinnen!
Nun kommt ein Götterſpruch! Nun ſpricht Apoll!
Nun ſchickt Chronion ſelbſt von des Olympus Zinnen
Befehle nieder, gräſslich, ſchauervoll!

70.

O freilich! das bekümmert die dort oben!
Das ſtört ſie auf in ihrer goldnen Ruh!
Doch ſeys wies ſey! Ich ſchenke dir die Proben.
Geh immer. Steure friſch dem Tiberſtrome zu.
Noch leben Götter, die den Meineid rächen.
Auf ſie vertraut mein Herz. Geh. Ueberlaſſe dich
den Wellen nur. Ich weiſs, du denkſt an mich,
wenn zwiſchen Klippen deine Schiffe brechen.

71.

Abweſend eil ich dir in ſchwarzen Flammen nach,
und ſchrecklich ſoll, wenn dieſes Leibes Bande
des Todes kalte Hand zerbrach,
mein Geiſt dich jagen über Meer und Lande.
Bezahlen ſollſt du mir, entſetzlich, fürchterlich!
Ich hör es noch, wenn man mich längſt begraben,
im Reich der Schatten will ich mich
an dieſer Freudenbotſchaft laben.

72.

Hier bricht ſie ab, entreiſst in ſchneller Flucht,
ſich zürnend des Trojaners Blicken,
der noch verlegen ſäumt, und fruchtlos Worte ſucht,
des Kummers Gröſse auszudrücken.
Beſiegt von ihrem ſchweren Harm
ſinkt ſie in ihrer Dienerinnen Arm,
die auf ein Marmorbett ſie niederlegen
und den erſchöpften Leib auf weichen Küſſen pflegen.

73.

Wie feurig auch der Menſchliche ſich ſehnt,
durch ſanfter Worte Kraft die Leidende zu heilen,
wie mancher Seufzer auch den Heldenbuſen dehnt,
der Wink des Himmels heiſst ihn eilen,
und Amors Stimme weicht dem göttlichen Geheiſs.
Er fliegt zum Strand, wo der geſchäftge Fleiſs
der Seinen brennt, die Schiffe flott zu machen,
ſchon tanzen auf der Fluth die wohlverpichten Nachen.

74.

Noch ungezimmert bringen ſie den Baum,
(ſo ernſtlich gilts) noch grün die Ruder hergetragen,
es lebt von Menſchen, die zum Ufer jagen,
vom Hafen bis zur Stadt der ganze Zwiſchenraum.
So wenn geſchäftiger Ameiſen Schaaren,
dem kargen Winter Nahrung aufzuſparen,
den Waizenberg zu plündern glühn,
und mit dem Raube dann in ihre Löcher fliehn.

75.

Der ſchwarze Trupp durchzieht die Schollen,
bemüht, die Beute fortzurollen,
auf ſchmalem Weg, durch Gras und Kraut,
ſtemmt dort, die ſchwerern Körner zu bewegen,
ſich mit den Schultern kräftiglich entgegen,
dem dritten iſt die Aufſicht anvertraut,
der ſpornt das Heer und ſtraft die Trägen,
lebendig iſts auf allen Wegen.

76.

Wie war bey dieſem Anblick dir zu Muth,
Eliſa? welche Seufzer ſchickteſt
du zum Olymp, als du des Eifers Glut
von deiner hohen Burg am Meeresſtrand erblickteſt?
Vor deinem Angeſicht die ganze Waſſerwelt
erzittern ſahſt von rauhen Schifferkehlen?
Grauſame Leidenſchaft! Auf welche Proben ſtellt
dein Eigenſinn der Menſchen Seelen!

77.

Aufs neue wird der Thränen Macht
erprobt, aufs neu das ſtolze Herz den Siegen
der Leidenſchaft zum Opfer dargebracht.
Wie ſollte ſie, eh alle Mittel trügen,
hinuntereilen in des Grabes Nacht?
Sieh, Anna, ruft ſie aus, wie ſie zum Hafen fliegen!
Wie's wimmelt an den Strand! Sieh! Sieh! die Schiffe ſind
bekränzt! die Segel rufen ſchon den Wind!

78.

Hätt ich zu dieſem Schlage mich verſehen,
ſo hätte, ihn zu überſtehen,
mir auch gewiſs die Faſſung nicht gefehlt.
Drum noch dieſs Einzige. Dir ſchenkt er ſein Vertrauen.
Dir noch allein. Du darfſt in ſeine Seele ſchauen,
nie hat er eine Regung dir verhehlt.
Du weiſst des Herzens weiche Seiten auszuſpähen,
drum geh, den ſtolzen Feind noch einmal anzuflehen.

79.

Sag ihm, nie hab ich mich an Aulis Strand
verſchworen mit dem Feind, ſein Ilium zu ſchleifen,
nie Schiffe mitgeſandt, die Veſte anzugreifen,
des Vaters Aſche nie aus ihrer Gruft entwandt.
Warum ſchlieſst er ſein Ohr hartherzig meiner Bitte?
Er warte doch, bis ein geneigter Wind ihm weht.
Er wage doch die Fahrt nicht in des Winters Mitte.
Dieſs ſey der letzte Dienſt, um den ihn Dido fleht.

80.

Nicht jenes alte Band will ich erneuern,
das er zerriſs, nicht hinderlich ihm ſeyn,
nach ſeinem theuren Latium zu ſteuern.
Um Aufſchub bitt ich ihn allein,
um etwas Friſt, den Sturm des Buſens zu bezähmen,
gelaſsner zu verſchmerzen dieſen Schlag.
Noch dieſen Dienſt laſs in das Grab mich nehmen,
der deiner Liebe Maaſs an mir vollenden mag.

81.

So fleht die Elende. Der Schweſter heiſse Zähren
bringt Anna vor ſein Ohr. Umſonſt, die Götter wehren,
ſein leicht gerührtes Herz verſchlieſst des Schickſals Macht.
So, wenn den hundertjährgen Eichſtamm umzureiſsen,
die Alpenſtürme wüthend ſich befleiſsen,
und brauſend ihn umwehn. Bis an den Wipfel kracht
der Stamm, ſie faſſen heulend ſeine Glieder,
und von den Zweigen rauſcht ein grüner Regen nieder.

82.

Er ſelbſt hängt zwiſchen Klippen feſt, ſo weit
ſein Wipfel aufwärts in den Himmel dräut,
ſo tief dringt ſeine Wurzel in die Hölle.
So ward von fremdem Flehn, noch mehr von eignem Schmerz
zerriſſen jetzt des Helden Herz,
doch der Entſchluſs behauptet ſeine Stelle.
Wie ſehr das weiche Herz von Mitgefühlen glüht,
die Thräne flieſst umſonſt, und kalt bleibt ſein Gemüth.

Die Fortſetzung im nächſten Stück.

II.

Der erſte Mai.

Nach Buchananus.

Willkommen, Erſtgebohrner des ſchönen Mays!
Tag heilger Wonne! Werth daſs der edelſte
Der Weine flieſse und des Liebreiz
Göttinnen ſcherzend im Chortanz ſchweben!

Sey mir willkommen, Liebling und Stolz des Jahrs!
Willkommen, die du wiedererwachend jetzt
Uns lächelſt, holde Lebensblüthe
Unſrer zum Alter ſchon flieh'nden Erde!

Einſt, da des erſten Frühlinges milder Geiſt
Die neugebohrne ſchmeichelnd umſäuſelte,
Und jugendlich im heilgen Strahle
Goldner Jahrhunderte ſie ſich wiegte,

Da ſchwebte dieſer freundliche Frühlingswind
Mit nimmer müden Fittigen um die Flur,
Und ohne Saat und Menſchenpflege
Glänzten die Felder von reichen Früchten.

So ſanft durchwehn die Inſeln der Seeligen
Wohlthät'ge Lüfte, wehn und verwehen nie,
So wallen ewig laue Weſte
In der Unſterblichen heilgen Fluren.

So ſäuſelt's durch den dämmernden ſtillen Hain
Der ſtummen Schatten, lispelt mit Zauberhall
Um der Vergeſſung holde Quelle,
Spielt in der Trauercypreſſen Zweigen,

Und wenn einſt Gott mit heil'ger Flammenglut
Die Erde läutert, und die Jahrhunderte
Des goldnen Friedens und der Unſchuld
Jugendlich prangend ihr wiederkehren,

Dann wallet, ahnd' ich, eben der ſanfte Geiſt
Um die verjüngte, wallt und verwallet nie,
Und unſrer Seelen Aetherhüllen
Laben des ewigen Frühlings Lüfte.

O, ſey gegrüſst mir, Erſter des ſchönen Mays!
Tag hoher Ahndung! Sey mir gegrüſst, du Bild
Des Jugendlebens unſrer Erde
Und der verjüngenden heilgen Zukunft!

Profeſſor Heydenreich.

III.

Ueber die tragiſche Kunſt.

Der Zuſtand des Affekts für ſich ſelbſt, unabhängig von aller Beziehung ſeines Gegenſtandes auf unſre Verbeſſerung oder Verſchlimmerung, hat etwas ergötzendes für uns; wir ſtreben, uns in denſelben zu verſetzen, wenn es auch einige Opfer koſten ſollte. Unſern gewöhnlichſten Vergnügungen liegt dieſer Trieb zum Grunde; ob der Affekt auf Begierde oder Verabſcheuung gerichtet, ob er, ſeiner Natur nach, angenehm oder peinlich ſey, kommt dabei wenig in Betrachtung. Vielmehr lehrt die Erfahrung, daſs der unangenehme Affekt den gröſsern Reiz für uns habe,

habe, und alſo die Luſt am Affekt mit ſeinem Inhalt gerade in umgekehrtem Verhältniſſe ſtehe. Es iſt eine allgemeine Erſcheinung in unſrer Natur, daſs uns das Traurige, das Schreckliche, das Schauderhafte ſelbſt, mit unwiderſtehlichem Zauber an ſich lockt, daſs wir uns von Auftritten des Jammers, des Entſetzens mit gleichen Kräften weggeſtoſsen und wieder angezogen fühlen. Alles drängt ſich voll Erwartung um den Erzähler einer Mordgeſchichte; das abentheuerlichſte Geſpenſtermährchen verſchlingen wir mit Begierde und mit deſto gröſsrer, jemehr uns dabey die Haare zu Berge ſteigen.

Lebhafter äuſſert ſich dieſe Regung bey Gegenſtänden der wirklichen Anſchauung. Ein Meerſturm, der eine ganze Flotte verſenkt, vom Ufer aus geſehen, würde unſre Phantaſie eben ſo ſtark ergötzen, als er unſer fühlendes Herz empört; es dürfte ſchwer ſeyn, mit dem Lucrez zu glauben, daſs dieſe unnatürliche Luſt aus einer Vergleichung unſrer eignen Sicherheit mit der wahrgenommenen Gefahr entſpringe. Wie zahlreich iſt nicht das Gefolge, das einen Verbrecher nach dem Schauplatz ſeiner Qualen begleitet! Weder das Vergnügen befriedigter Gerechtigkeitsliebe noch die unedle Luſt der geſtillten Rachbegierde kann dieſe Erſcheinung erklären. Dieſer Unglückliche kann in dem Herzen der Zuſchauer ſogar entſchuldigt, das aufrichtigſte Mitleid für ſeine Erhaltung geſchäftig ſeyn; dennoch regt ſich, ſtärker oder ſchwächer, ein neugieriges Verlangen bey dem Zuſchauer, Aug und Ohr auf den Ausdruck ſeines Leidens zu richten. Wenn der Menſch von Erziehung und verfeinertem Gefühl hierinn eine Ausnahme macht, ſo rührt dieſs nicht daher, daſs dieſer Trieb gar nicht in ihm vorhanden war, ſondern daher, daſs er von der ſchmerzhaften Stärke des Mitleids überwogen, oder von den Geſetzen des Anſtands in Schranken gehalten wird. Der rohe Sohn der Natur, den kein Gefühl zarter Menſchlichkeit zügelt, überläſst ſich ohne Scheu dieſem mächtigen Zuge. Er muſs alſo in der urſprünglichen Anlage des menſchlichen Gemüths gegründet; und durch ein allgemeines pſychologiſches Geſetz zu erklären ſeyn.

Wenn wir aber auch dieſe rohen Naturgefühle mit der Würde der menſchlichen Natur unverträglich finden, und deswegen Anſtand nehmen, ein Geſetz für die ganze Gattung darauf zu gründen, ſo giebt es noch Erfahrungen genug, die die Wirklichkeit und Allgemeinheit des Vergnügens an ſchmerzhaften Rührungen auſſer Zweifel ſetzen. Der peinliche Kampf entgegengeſetzter Neigungen oder Pflichten, der für denjenigen, der ihn erleidet, eine Quelle des Elends iſt, ergötzt uns in der Betrachtung; wir folgen mit immer ſteigender Luſt den Fortſchritten einer Leidenſchaft bis zu dem Abgrund, in welchen ſie ihr unglückliches Opfer hinabzieht. Das nehmliche zarte Gefühl, das uns von dem Anblick eines phyſiſchen Leidens oder auch von dem phyſiſchen Ausdruck eines moraliſchen zurückſchreckt, läſst uns in der Sympathie mit dem reinen moraliſchen Schmerz eine nur deſto ſüſsere Luſt empfinden. Das

Intereſſe iſt allgemein, mit dem wir bey Schilderungen ſolcher Gegenſtände verweilen.

Natürlicher weiſe gilt dieſs nur von dem mitgetheilten oder nachempfundnen Affekt, denn die nahe Beziehung, in welcher der urſprüngliche zu unſrem Glückſeligkeitstriebe ſteht, beſchäftigt und beſitzt uns gewöhnlich zu ſehr, um der Luſt Raum zu laſſen, die er, frey von jeder eigennützigen Beziehung, für ſich ſelbſt gewährt. So iſt bey demjenigen, der wirklich von einer ſchmerzhaften Leidenſchaft beherrſcht wird, das Gefühl des Schmerzens überwiegend, ſo ſehr die Schilderung ſeiner Gemüthslage den Hörer oder Zuſchauer entzücken kann. Dem ungeachtet iſt ſelbſt der urſprüngliche ſchmerzhafte Affekt für denjenigen, der ihn erleidet, nicht ganz an Vergnügen leer; nur ſind die Grade dieſes Vergnügens nach der Gemüthsbeſchaffenheit der Menſchen verſchieden. Läge nicht auch in der Unruhe, im Zweifel, in der Furcht, ein Genuſs, ſo würden Hazardſpiele ungleich weniger Reiz für uns haben, ſo würde man ſich nie aus tollkühnem Muth in Gefahren ſtürzen, ſo könnte ſelbſt die Sympathie mit fremden Leiden gerade im Moment der höchſten Illuſion und im ſtärkſten Grad der Verwechslung nicht am lebhafteſten ergötzen. Dadurch aber wird nicht geſagt, daſs die unangenehmen Affekte an und für ſich ſelbſt Luſt gewähren, welches zu behaupten wohl niemand ſich einfallen laſſen wird; es iſt genug, wenn dieſe Zuſtände des Gemüths blos die Bedingungen abgeben, unter welchen allein gewiſſe Arten des Vergnügens für uns möglich ſind. Gemüther alſo, welche für *dieſe* Arten des Vergnügens vorzüglich empfänglich und vorzüglich darnach lüſtern ſind, werden ſich leichter mit dieſen unangenehmen Bedingungen verſöhnen, und auch in den heftigſten Stürmen der Leidenſchaft ihre Freyheit nicht ganz verlieren.

Von der Beziehung ſeines Gegenſtandes auf unſer ſinnliches oder ſittliches Vermögen, rührt die Unluſt her, welche wir bey widrigen Affekten empfinden, ſo wie die Luſt bey den angenehmen aus eben dieſen Quellen entſpringt. Nach dem Verhältniſs nun, in welchem die ſittliche Natur eines Menſchen zu ſeiner ſinnlichen ſteht, richtet ſich auch der Grad der Freyheit, der in Affekten behauptet werden kann; und da nun bekanntlich im Moraliſchen keine Wahl für uns ſtatt findet, der ſinnliche Trieb hingegen der Geſetzgebung der Vernunft unterworfen und alſo in unſrer Gewalt iſt, wenigſtens ſeyn ſoll, ſo leuchtet ein, daſs es möglich iſt, in allen denjenigen Affekten, welche mit dem eigennützigen Trieb zu thun haben, eine vollkommene Freyheit zu behalten, und über den Grad Herr zu ſeyn, den ſie erreichen ſollen. Dieſer wird in eben dem Maaſe ſchwächer ſeyn, als der moraliſche Sinn über den Glückſeligkeitstrieb bey einem Menſchen die Obergewalt behauptet, und die eigennützige Anhänglichkeit an ſein individuelles Ich durch den Gehorſam gegen allgemeine Vernunftgeſetze vermindert wird. Ein ſolcher

Menſch wird alſo im Zuſtand des Affekts die Beziehung eines Gegenſtandes auf ſeinen Glückſeligkeitstrieb weit weniger empfinden, und folglich auch weit weniger von der Unluſt erfahren, die nur aus dieſer Beziehung entſpringt; hingegen wird er deſtomehr auf das Verhältniſs merken, in welchem eben dieſer Gegenſtand zu ſeiner Sittlichkeit ſteht, und eben darum auch deſto empfänglicher für die Luſt ſeyn, welche die Beziehung aufs Sittliche nicht ſelten in die peinlichſten Leiden der Sinnlichkeit miſcht. Eine ſolche Verfaſſung des Gemüths iſt am fähigſten, das Vergnügen des Mitleids zu genieſsen, und ſelbſt den urſprünglichen Affekt in den Schranken des mitleidenden zu erhalten. Daher der hohe Werth einer Lebensphiloſophie, welche durch ſtete Hinweiſung auf allgemeine Geſetze das Gefühl für unſre Individualität entkräftet, im Zuſammenhange des groſsen Ganzen unſer kleines Selbſt uns verlieren lehrt, und uns dadurch in den Stand ſetzt, mit uns ſelbſt wie mit Fremdlingen umzugehen. Dieſe erhabene Geiſtesſtimmung iſt das Loos ſtarker und philoſophiſcher Gemüther, die durch fortgeſetzte Arbeit an ſich ſelbſt den eigennützigen Trieb unterjochen gelernt haben. Auch der ſchmerzhafteſte Verluſt führt ſie nicht über eine ruhige Wehmuth hinaus, mit der ſich noch immer ein merklicher Grad des Vergnügens gatten kann. Sie, die allein fähig ſind ſich von ſich ſelbſt zu trennen, genieſsen allein das Vorrecht, an ſich ſelbſt Theil zu nehmen, und eigenes Leiden in dem milden Wiederſchein der Sympathie zu empfinden.

Schon das bisherige enthält Winke genug, die uns auf die Quellen des Vergnügens, das der Affekt an ſich ſelbſt, und vorzüglich der traurige, gewährt, aufmerkſam machen. Es iſt gröſser, wie man geſehen hat, in moraliſchen Gemüthern, und wirkt deſto freyer, jemehr das Gemüth von dem eigennützigen Triebe unabhängig iſt. Es iſt ferner lebhafter und ſtärker in traurigen Affekten, wo die Selbſtliebe gekränkt wird, als in fröhlichen, welche eine Befriedigung derſelben vorausſetzen; alſo wächſt es, wo der eigennützige Trieb beleidigt und nimmt ab, wo dieſem Triebe geſchmeichelt wird. Wir kennen aber nicht mehr als zweyerley Quellen des Vergnügens, die Befriedigung des Glükſeligkeitstriebes und die Erfüllung moraliſcher Geſetze; eine Luſt alſo, von der man bewieſen hat, daſs ſie nicht aus der erſtern Quelle entſprang, muſs nothwendig aus der zweyten ihren Urſprung nehmen. Aus unſerer moraliſchen Natur alſo quillt die Luſt hervor, wodurch uns ſchmerzhafte Affekte in der Mittheilung entzücken, und, auch ſogar urſprünglich empfunden, in gewiſſen Fällen noch angenehm rühren.

Man hat es auf mehrere Art verſucht, das Vergnügen des Mitleids zu erklären; aber die wenigſten Auflöſungen konnten befriedigend ausfallen, weil man den Grund der Erſcheinung lieber in begleitenden Umſtänden, als in der Natur des Affekts ſelbſt aufſuchte. Vielen iſt das Vergnügen des Mitleids nichts anders, als das Vergnügen der Seele an ihrer Empfindſamkeit; andern die Luſt an ſtarkbeſchäftigten Kräften, lebhafter Wirkſamkeit des Begehrungsvermögens, kurz an einer Befriedigung des Thätigkeitstriebes; andre laſſen ſie aus der Entdeckung ſittlich ſchöner Karakterzüge, die der Kampf mit dem Unglük und mit der Leidenſchaft ſichtbar mache, entſpringen. Noch immer aber bleibt unaufgelöst, warum gerade die Pein ſelbſt, das eigentliche Leiden, bey Gegenſtänden des Mitleids uns am mächtigſten anzieht, da nach jenen Erklärungen ein ſchwächerer Grad des Leidens den angeführten Urſachen unſrer Luſt an der Rührung offenbar günſtiger ſeyn müſste. Die Lebhaftigkeit und Stärke der in unſrer Phantaſie erweckten Vorſtellungen, die ſittliche Vortreflichkeit der leidenden Perſonen, der Rückblick des mitleidenden Subjekts auf ſich ſelbſt können die Luſt an Rührungen wohl erhöhen, aber ſie ſind die Urſache nicht, die ſie hervorbringt. Das Leiden einer ſchwachen Seele;

der Schmerz eines Böſewichts gewähren uns dieſen Genuſs freylich nicht, aber deswegen nicht, weil ſie unſer Mitleid nicht in dem Grade wie der leidende Held oder der kämpfende Tugendhafte erregen. Stets alſo kehrt die erſte Frage zurück, warum eben juſt der Grad des Leidens den Grad der ſympathetiſchen Luſt an einer Rührung beſtimme, und ſie kann auf keine andre Art beantwortet werden, als daſs gerade der Angriff auf unſre Sinnlichkeit die Bedingung ſey, diejenige Kraft des Gemüths aufzuregen, deren Thätigkeit jenes Vergnügen an ſympathetiſchem Leiden erzeugt.

Dieſe Kraft nun iſt keine andre, als die Vernunft, und in ſo fern die freye Wirkſamkeit derſelben als abſolute Selbſtthätigkeit, vorzugsweiſe den Nahmen der Thätigkeit verdient, in ſo fern ſich das Gemüth nur in ſeinem ſittlichen Handeln vollkommen unabhängig und frey fühlt, in ſo fern iſt es freylich der befriedigte Trieb der Thätigkeit, von welchem unſer

Vergnügen an traurigen Rührungen ſeinen Urſprung zieht. Aber ſo iſt es auch nicht die Menge, nicht die Lebhaftigkeit der Vorſtellungen, nicht die Wirkſamkeit des Begehrungsvermögens überhaupt, ſondern eine beſtimmte Gattung der erſtern, und eine beſtimmte, durch Vernunft erzeugte Wirkſamkeit des letztern, was dieſem Vergnügen zum Grund liegt.

Der mitgetheilte Affekt überhaupt hat alſo etwas ergötzendes für uns, weil er den Thätigkeitstrieb befriedigt; der traurige Affekt leiſtet jene Wirkung in einem höhern Grade, weil er dieſen Trieb in einem höhern Grade befriedigt. Nur im Zuſtand ſeiner vollkommenen Freyheit, nur im Bewuſstſeyn ſeiner vernünftigen Natur äuſſert das Gemüth ſeine höchſte Thätigkeit, weil es da allein eine Kraft anwendet, die jedem Widerſtand überlegen iſt.

Derjenige Zuſtand des Gemüths alſo, der vorzugsweiſe dieſe Kraft zu ihrer Verkündigung bringt, dieſe höhere Thätigkeit weckt, iſt der zweckmäſsigſte für ein vernünftiges Weſen, und für den Thätigkeitstrieb der befriedigendſte; er muſs alſo mit einem vorzüglichen Grade von Luſt verknüpft ſeyn *). In einen ſolchen Zuſtand verſetzt uns der traurige Affekt, und die Luſt an demſelben muſs die Luſt an fröhlichen Affekten in eben dem Grad übertreffen, als das ſittliche Vermögen in uns über das ſinnliche erhaben iſt.

Was in dem ganzen Syſtem der Zwecke nur ein untergeordnetes Glied iſt, darf die Kunſt aus dieſem Zuſammenhang abſondern, und als Hauptzweck verfolgen. Für die Natur mag das Vergnügen nur ein mittelbarer Zweck ſeyn, für die Kunſt iſt es der höchſte. Es gehört alſo vorzüglich zum Zweck der letztern, das hohe Vergnügen nicht zu vernachläſsigen, das in der traurigen Rührung enthalten iſt. Die-

---

*) Siehe die Abhandlung über den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden im vorigen Stück.

jenige Kunſt aber, welche ſich das Vergnügen des Mitleids ins beſondre zum Zweck ſetzt, heiſst die tragiſche Kunſt im allgemeinſten Verſtande.

Die Kunſt erfüllt ihren Zweck durch Nachahmung der Natur, indem ſie die Bedingungen erfüllt, unter welchen das Vergnügen in der Wirklichkeit möglich wird, und die zerſtreuten Anſtalten der Natur zu dieſem Zwecke nach einem verſtändigen Plan vereinigt, um das, was dieſe bloſs zu ihrem Nebenzweck machte, als letzten Zweck zu erreichen. Die tragiſche Kunſt wird alſo die Natur in denjenigen Handlungen nachahmen, welche den mitleidenden Affekt vorzüglich zu erwecken vermögen.

Um alſo der tragiſchen Kunſt ihr Verfahren im allgemeinen vorzuſchreiben, iſt es vor allem nöthig, die Bedingungen zu wiſſen, unter welchen nach der gewöhnlichen Erfahrung das Vergnügen der Rührung am gewiſſeſten und am ſtärkſten erzeugt zu werden pflegt; zugleich aber auch auf diejenigen Umſtände aufmerkſam zu machen, welche es einſchränken oder gar zerſtören.

Zwey entgegengeſetzte Urſachen giebt die Erfahrung an, welche das Vergnügen an Rührungen hindern: wenn das Mitleid entweder zu ſchwach, oder, wenn es ſo ſtark erregt wird, daſs der mitgetheilte Affekt zu der Lebhaftigkeit eines urſprünglichen übergeht. Jenes kann wieder entweder an der Schwäche des Eindrucks liegen, den wir von dem urſprünglichen Leiden erhalten, in welchem Falle wir ſagen, daſs unſer Herz kalt bleibt, und weder Schmerz noch Vergnügen empfinden; oder es liegt an ſtärkern Empfindungen, welche den empfangenen Eindruck bekämpfen und durch ihr Uebergewicht im Gemüth das Vergnügen des Mitleids ſchwächen oder gänzlich erſticken.

Nach dem, was im vorhergehenden Aufſatz über den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden behauptet wurde, iſt bey jeder tragiſchen Rührung die Vorſtellung einer Zweckwidrigkeit, welche, wenn die Rührung ergötzend ſeyn ſoll, jederzeit auf eine Vorſtellung von höherer Zweckmäſsigkeit leitet. Auf das Verhältniſs dieſer beyden entgegengeſetzten Vorſtellungen unter einander kommt es nun an, ob bey einer Rührung die Luſt oder die Unluſt hervorſtechen ſoll. Iſt die Vorſtellung der Zweckwidrigkeit lebhafter als die des Gegentheils, oder iſt der verletzte Zweck von gröſsrer Wichtigkeit, als der erfüllte, ſo wird jederzeit die Unluſt die Oberhand behalten; es mag dieſes nun objektiv von der menſchlichen Gattung überhaupt, oder blos ſubjektiv von beſondern Individuen gelten.

Wenn die Unluſt über die Urſache eines Unglücks zu ſtark wird, ſo ſchwächt ſie unſer Mitleid mit demjenigen, der es erleidet. Zwey ganz verſchiedne Empfindungen können nicht zu gleicher Zeit in einem hohen Grade in dem Gemüthe vorhanden

handen ſeyn. Der Unwille über den Urheber des Leidens wird zum herrſchenden Affekt, und jedes andere Gefühl muſs ihm weichen. So ſchwächt es jederzeit unſeren Antheil, wenn ſich der Unglückliche, den wir bemitleiden ſollen, aus eigner unverzeihlicher Schuld in ſein Verderben geſtürzt hat, oder ſich auch aus Schwäche des Verſtandes und aus Kleinmuth nicht, da er es doch könnte, aus demſelben zu ziehen weiſs. Unſerm Antheil an dem unglücklichen, von ſeinen undankbaren Töchtern miſshandelten, **Lear** ſchadet es nicht wenig, daſs dieſer kindiſche Alte ſeine Krone ſo leichtſinnig hingab, und ſeine Liebe ſo unverſtändig unter ſeinen Töchtern vertheilte. In dem Kronegkiſchen Trauerſpiel, Olint und Sophronia, kann ſelbſt das fürchterlichſte Leiden, dem wir dieſe beyden Märtyrer ihres Glaubens ausgeſetzt ſehen, unſer Mitleid, und ihr erhabener Heroïsmus unſre Bewunderung nur ſchwach erregen, weil der Wahnſinn allein eine Handlung begehen kann, wie diejenige iſt, wodurch Olynt ſich ſelbſt und ſein ganzes Volk an den Rand des Verderbens führte.

Unſer Mitleid wird nicht weniger geſchwächt, wenn der Urheber eines Unglücks, deſſen ſchuldloſe Opfer wir bemitleiden ſollen, unſre Seele mit Abſcheu erfüllt. Es wird jederzeit der höchſten Vollkommenheit ſeines Werks Abbruch thun, wenn der tragiſche Dichter nicht ohne einen Böſewicht auskommen kann, und wenn er gezwungen iſt, die Gröſse des Leidens von der Gröſse der Bosheit herzuleiten. Shakeſpears Jago und Lady Makbeth, Kleopatra in der Roxelane, Franz Moor in den Räubern, zeugen für dieſe Behauptung. Ein Dichter, der ſich auf ſeinen wahren Vortheil verſteht, wird das Unglück nicht durch einen böſen Willen, der Unglück beabſichtet, noch viel weniger durch einen Mangel des Verſtandes, ſondern durch den Zwang der Umſtände herbeyführen. Entſpringt daſſelbe nicht aus unmoraliſchen Quellen, ſondern von äuſserlichen Dingen, die weder Willen haben, noch einem Willen unterworſen ſind, ſo iſt das Mitleid reiner, und wird zum wenigſten durch keine Vorſtellung moraliſcher Zweckwidrigkeit geſchwächt. Aber dann kann dem theilnehmenden Zuſchauer das unangenehme Gefühl einer Zweckwidrigkeit in der Natur nicht erlaſſen werden, welche in dieſem Fall allein die moraliſche Zweckmäſsigkeit retten kann. Zu einem weit höhern Grad ſteigt das Mitleid, wenn ſowohl derjenige, welcher leidet, als derjenige, welcher Leiden verurſacht, Gegenſtände deſſelben werden. Dieſs kann nur dann geſchehen, wenn der letztere weder unſern Haſs noch unſre Verachtung erregte, ſondern wider ſeine Neigung dahin gebracht wird, Urheber des Unglücks zu werden. So iſt es eine vorzügliche Schönheit in der deutſchen Iphigenia, daſs der Tauriſche König, der einzige, der den Wünſchen Oreſts und ſeiner Schweſter im Wege ſteht, nie unſre Achtung verliert, und uns zuletzt noch Liebe abnöthigt.

Dieſe Gattung des Rührenden wird noch von derjenigen übertroffen, wo die

Urſache des Unglücks nicht allein nicht der Moralität widerſprechend, ſondern ſogar durch Moralität allein möglich iſt, und wo das wechſelſeitige Leiden bloſs von der Vorſtellung herrührt, daſs man Leiden erweckte. Von dieſer Art iſt die Situation Chimenens und Roderichs im Cid des Peter Corneille; ohnſtreitig, was die Verwicklung betrift, dem Meiſterſtück der tragiſchen Bühne. Ehrliebe und Kindespflicht bewafnen Roderichs Hand gegen den Vater ſeiner Geliebten, und Tapferkeit macht ihn zum Ueberwinder deſſelben; Ehrliebe und Kindespflicht erwecken ihm in Chimenen, der Tochter des Erſchlagenen, eine furchtbare Anklägerinn und Verfolgerinn. Beyde handeln ihrer Neigung entgegen, welche vor dem Unglück des verfolgten Gegenſtandes eben ſo ängſtlich zittert, als eifrig ſie die moraliſche Pflicht macht, dieſes Unglück herbey zu rufen. Beyde alſo gewinnen unſre höchſte Achtung, weil ſie auf Koſten der Neigung eine moraliſche Pflicht erfüllen; beyde entflammen unſer Mitleid auſs höchſte, weil ſie freywillig und aus einem Beweggrunde leiden, der ſie in hohem Grade achtungswürdig macht. Hier alſo wird unſer Mitleid ſo wenig durch widrige Gefühle geſtört, daſs es vielmehr in doppelter Flamme auflodert; bloſs die Unmöglichkeit mit der höchſten Würdigkeit zum Glücke die Idee des Unglücks zu vereinbaren, könnte unſre ſympathiſche Luſt noch durch eine Wolke des Schmerzens trüben. Wie viel auch ſchon dadurch gewonnen wird, daſs unſer Unwille über dieſe Zweckwidrigkeit kein moraliſches Weſen trift, ſondern an den unſchädlichſten Ort, auf die Nothwendigkeit abgeleitet wird, ſo iſt eine blinde Unterwürfigkeit unter das Schickſal immer demüthigend und kränkend für freye ſich ſelbſt beſtimmende Weſen. Dieſs iſt es, was uns auch in den vortreflichſten Stücken der Griechiſchen Bühne etwas zu wünſchen übrig läſst, weil in allen dieſen Stücken zuletzt an die Nothwendigkeit appelliert wird, und für unſre Vernunftfodernde Vernunft immer ein unaufgelöſter Knoten zurück bleibt.

Aber auf der höchſten und letzten Stufe welche der moraliſchgebildete Menſch erklimmt; und zu welcher die rührende Kunſt ſich erheben kann, löſst ſich auch dieſer, und jeder Schatten von Unluſt verſchwindet mit ihm. Dieſs geſchieht, wenn ſelbſt dieſe Unzufriedenheit mit dem Schickſal hinwegfällt, und ſich in die Ahndung oder lieber in ein deutliches Bewuſstſeyn einer teleologiſchen Verknüpfung der Dinge, einer erhabenen Ordnung, eines gütigen Willens verliert. Dann geſellt ſich zu unſerm Vergnügen an moraliſcher Uebereinſtimmung die erquickende Vorſtellung der vollkommenſten Zweckmäſsigkeit im groſsen Ganzen der Natur, und die ſcheinbare Verletzung derſelben, welche uns in dem einzelnen Falle Schmerzen erweckte, wird bloſs ein Stachel für unſre Vernunft, in allgemeinen Geſetzen eine Rechtfertigung dieſes beſondern Falls aufzuſuchen und den einzelnen Miſslaut in der groſsen Harmonie aufzulöſen. Zu dieſer reinen Höhe tragiſcher Rührung hat ſich die griechiſche Kunſt nie erhoben, weil weder die Volksreligion noch ſelbſt die Philoſophie der Griechen ihnen ſo weit voranleuchtete. Der neuern Kunſt, welche den Vortheil genieſst, von einer geläuterten Philoſophie einen reinern Stoff zu empfangen, iſt es aufbehalten, auch dieſe höchſte Foderung zu erfüllen, und ſo die ganze moraliſche Würde der Kunſt zu entfalten. Müſsten wir Neuern wirklich darauf Verzicht thun, griechiſche Kunſt je wieder herzuſtellen, wo nicht gar zu übertreffen, ſo dürfte die Tragödie allein eine Ausnahme machen. Ihr allein erſetzt vielleicht unſre wiſſenſchaftliche Kultur den Raub, den ſie an der Kunſt überhaupt verübte.

So, wie die tragiſche Rührung durch Einmiſchung widriger Vorſtellungen und Gefühle geſchwächt, und dadurch die Luſt an derſelben vermindert wird, ſo kann ſie im Gegentheil durch zu groſse Annäherung an den urſprünglichen Affekt zu einem Grade ausſchweifen, der den Schmerz überwiegend macht. Es iſt bemerkt worden, daſs die Unluſt in Affekten von der Beziehung ihres Gegenſtandes auf unſere Sinnlichkeit, ſo wie die Luſt an denſelben von Beziehung des Affekts ſelbſt auf unſre Sittlichkeit ſeinen Urſprung nehme. Es wird alſo zwiſchen Sinnlichkeit und Sittlichkeit ein beſtimmtes Verhältniſs vorausgeſetzt, welches das Verhältniſs der Unluſt zu der Luſt in traurigen Rührungen entſcheidet, und welches nicht verändert oder umgekehrt werden kann, ohne zugleich die Gefühle von Luſt und Unluſt bey Rührungen umzukehren, oder in ihr Gegentheil zu verwandeln. Je lebhafter die Sinnlichkeit erwacht, deſto ſchwächer wird die Sittlichkeit wirken, und umgekehrt, jemehr jene von ihrer Macht verliert, deſto mehr wird dieſe an Stärke gewinnen. Was alſo der Sinnlichkeit in unſerm Gemüthe ein Uebergewicht giebt, muſs nothwendiger Weiſe, weil es die Sittlichkeit einſchränkt, unſer Vergnügen an Rührungen vermindern, das allein aus dieſer Sittlichkeit fliefst; ſo wie alles, was dieſer letztern in unſerm Gemüth einen Schwung giebt, ſogar in urſprünglichen Affekten dem Schmerz ſeinen Stachel nimmt. Unſre Sinnlichkeit erlangt aber dieſes Uebergewicht wirklich, wenn ſich die Vorſtellungen des Leidens zu einem ſolchen Grade der Lebhaftigkeit erheben, der uns keine Möglichkeit übrig läſst, den mitgetheilten Affekt von einem urſprünglichen, unſer eigenes Ich von dem leidenden Subjekt oder Wahrheit von Dichtung zu unterſcheiden. Sie erlangt gleichfalls das Uebergewicht, wenn ihr durch Anhäufung ihrer Gegenſtände, und durch das blendende Licht, das eine aufgeregte Einbildungskraft darüber verbreitet, Nahrung gegeben wird. Nichts hingegen iſt geſchickter, ſie in ihre Schranken zurück zu weiſen, als der Beyſtand überſinnlicher, *ſittlicher Ideen*, an denen ſich die unterdrückte Vernunft, wie an geiſtigen Stützen, aufrichtet, um ſich über den trüben Dunſtkreis der Gefühle in einen heitern Horizont zu erheben. Daher der groſse Reitz, welchen allgemeine Wahrheiten oder Sittenſprüche, an der rechten Stelle in den dramatiſchen Dialog eingeſtreut, für alle gebildete Völker gehabt haben, und der faſt übertriebene Gebrauch, den ſchon die Griechen davon machten. Nichts iſt einem ſittlichen Gemüthe willkommener, als nach einem lang anhaltenden Zuſtand des bloſsen Leidens aus der Dienſtbarkeit der Sinne zur Selbſtthätigkeit geweckt, und in ſeine Freyheit wieder eingeſetzt zu werden.

Soviel von den Urſachen, welche unſer Mitleiden einſchränken und dem Vergnügen an der traurigen Rührung im Wege ſtehen. Jetzt ſind die Bedingungen aufzuzählen, unter welchen das Mitleid befördert, und die Luſt der Rührung am unfehlbarſten und am ſtärkſten erweckt wird.

Alles Mitleid ſetzt Vorſtellungen des Leidens voraus, und nach der Lebhaftigkeit, Wahrheit, Vollſtändigkeit und Dauer der letztern richtet ſich auch der Grad der erſtern.

I. Je lebhafter die Vorſtellungen, deſto mehr wird das Gemüth zur Thätigkeit eingeladen, deſto mehr wird ſeine Sinnlichkeit gereizt, deſto mehr alſo auch ſein ſittliches Vermögen zum Widerſtand aufgefodert. Vorſtellungen des Leidens laſſen ſich aber auf zwey verſchiedenen Wegen erhalten, welche der Lebhaftigkeit des Eindrucks nicht auf gleiche Art günſtig ſind. Ungleich ſtärker affizieren uns Leiden, von denen wir Zeugen ſind, als ſolche, die wir erſt durch Erzählung oder Beſchreibung erfahren. Jene heben das freye Spiel unſrer Einbildungskraft auf, und dringen, da ſie unſre Sinnlichkeit unmittelbar treffen, auf dem kürzeſten Weg zu unſerm Herzen. Bey der Erzählung hingegen wird das Beſondre erſt zum Allgemeinen erhoben, und aus dieſem dann das Beſondre erkannt, alſo ſchon durch dieſe nothwendige Operation des Verſtandes dem Eindruck ſehr viel von ſeiner Stärke entzogen. Ein ſchwacher Eindruck aber wird ſich des Gemüths nicht ungetheilt bemächtigen, und fremdartigen Vorſtellungen Raum geben, ſeine Wirkung zu ſtören und die Aufmerkſamkeit zu zerſtreuen. Sehr oft verſetzt uns auch die erzählende

Darſtellung aus dem Gemüthszuſtand der handelnden Perſonen in den des Erzählers, welches die, zum Mitleid ſo nothwendige, Täuſchung unterbricht. So oft der Erzähler in eigner Perſon ſich vordringt, entſteht ein Stillſtand in der Handlung, und darum unvermeidlich auch in unſerm theilnehmenden Affekt; dieſs ereignet ſich ſelbſt dann, wenn ſich der dramatiſche Dichter im Dialog vergiſst, und der ſprechenden Perſon Betrachtungen in den Mund legt, die nur ein kalter Zuſchauer anſtellen konnte. Von dieſem Fehler dürfte ſchwerlich eine unſrer neuern Tragödien frey ſeyn, doch haben ihn die franzöſiſchen allein zur Regel erhoben. Unmittelbare lebendige Gegenwart und Verſinnlichung ſind alſo nöthig, unſern Vorſtellungen vom Leiden diejenige Stärke zu geben, die zu einem hohen Grade von Rührung erfodert wird.

II. Aber wir können die lebhafteſten Eindrücke von einem Leiden erhalten, ohne doch zu einem merklichen Grad des Mitleids gebracht zu werden, wenn es dieſen Eindrücken an Wahrheit fehlt. Wir müſſen uns einen Begriff von dem Leiden machen, an dem wir Theil nehmen ſollen; dazu gehört eine Uebereinſtimmung deſſelben mit Etwas, was ſchon vorher in uns vorhanden iſt. Die Möglichkeit des Mitleids beruht nehmlich auf der Wahrnehmung oder Vorausſetzung einer Aehnlichkeit zwiſchen uns und dem leidenden Subjekt. Ueberall, wo dieſe Aehnlichkeit ſich erkennen läſst, iſt das Mitleid nothwendig, wo ſie fehlt, unmöglich. Je ſichtbarer und gröſser die Aehnlichkeit, deſto lebhafter unſer Mitleid, je geringer jene, deſto ſchwächer auch dieſes. Es müſſen, wenn wir den Affekt eines andern ihm nachempfinden ſollen, alle innern Bedingungen zu dieſem Affekt in uns ſelbſt vorhanden ſeyn, damit die äuſsre Urſache, die durch ihre Vereinigung mit jenen dem Affekt die Entſtehung gab, auch auf uns eine gleiche Wirkung äuſsern könne. Wir müſſen, ohne uns Zwang anzuthun, die Perſon mit ihm zu wechſeln, unſer eigenes Ich ſeinem Zuſtande augenblicklich unterzuſchieben fähig ſeyn. Wie iſt es aber möglich, den Zuſtand eines Andern in uns zu empfinden, wenn wir nicht Uns zuvor in dieſem Andern gefunden haben?

Dieſe Aehnlichkeit geht auf die ganze Grundlage des Gemüths, in ſo fern dieſe allgemein und nothwendig iſt. Allgemeinheit und Nothwendigkeit aber enthält vorzugsweiſe unſre ſittliche Natur. Das ſinnliche Vermögen kann durch zufällige Urſachen anders beſtimmt werden; ſelbſt unſre Erkenntniſsvermögen ſind von veränderlichen Bedingungen abhängig; unſre Sittlichkeit allein ruht auf ſich ſelbſt, und iſt eben darum am tauglichſten, einen allgemeinen und ſichern Maasſtab dieſer Aehnlichkeit abzugeben. Eine Vorſtellung alſo, welche wir mit unſrer Form zu denken und zu empfinden übereinſtimmend finden, welche mit unſrer eignen Gedankenreihe ſchon in gewiſſer Verwandtſchaft ſteht, welche von unſerm Gemüth mit Leichtigkeit aufgefaſst wird, nennen wir wahr. Betrift die Aehnlichkeit das Eigenthümliche unſers Gemüths, die beſondern Beſtimmungen des allgemeinen Menſchenkarakters in uns, welche ſich unbeſchadet dieſes allgemeinen Karakters hinwegdenken laſſen, ſo hat dieſe Vorſtellung bloſs Wahrheit für uns; betrift ſie die allgemeine und nothwendige Form, welche wir bey der ganzen Gattung vorausſetzen, ſo iſt die Wahrheit der objektiven gleich zu achten. Für den Römer hat der Richterſpruch des erſten Brutus, der Selbſtmord des Cato ſubjektive Wahrheit. Die Vorſtellungen und Gefühle, aus denen die Handlungen dieſer beyden Männer flieſsen, folgen nicht unmittelbar aus der allgemeinen, ſondern mittelbar aus einer beſonders beſtimmten menſchlichen Natur. Um dieſe Gefühle mit ihnen zu theilen, muſs man eine römiſche Geſinnung beſitzen, oder doch zu augenblicklicher Annahme der letztern fähig ſeyn. Hingegen braucht man bloſs Menſch überhaupt zu ſeyn, um durch die heldenmüthige Aufopferung eines Leonidas, durch die ruhige

Ergebung eines Ariſtid, durch den freywilligen Tod eines Sokrates in eine hohe Rührung verſetzt, um durch den ſchrecklichen Glückswechſel eines Darius zu Thränen hingeriſſen zu werden. Solchen Vorſtellungen räumen wir, im Gegenſatz mit jenen, objektive Wahrheit ein, weil ſie mit der Natur aller Subjekte übereinſtimmen, und dadurch eine eben ſo ſtrenge Allgemeinheit und Nothwendigkeit erhalten, als wenn ſie von jeder ſubjektiven Bedingung unabhängig wären.

Uebrigens iſt die ſubjektiv wahre Schilderung, weil ſie auf zufällige Beſtimmungen geht, darum nicht mit willkührlichen zu verwechſeln. Zuletzt flieſst auch das ſubjektiv Wahre aus der allgemeinen Einrichtung des menſchlichen Gemüths, welche bloſs durch beſondre Umſtände beſonders beſtimmt ward, und beyde ſind gleich nothwendige Bedingungen deſſelben. Die Entſchlieſsung des Cato könnte, wenn ſie den allgemeinen Geſetzen der menſchlichen Natur widerſpräche, auch nicht mehr ſub-

ſubjektiv wahr ſeyn. Nur haben Darſtellungen der letztern Art einen engeren Wirkungskreis, weil ſie noch andre Beſtimmungen als jene allgemeinen vorausſetzen. Die tragiſche Kunſt kann ſich ihrer mit groſser intenſiver Wirkung bedienen, wenn ſie der extenſiven entſagen will; doch wird das unbedingt Wahre, das bloſs Menſchliche in menſchlichen Verhältniſſen ſtets ihr ergiebigſter Stoff ſeyn, weil ſie bey dieſem allein, ohne darum auf die Stärke des Eindrucks Verzicht thun zu müſſen, der Allgemeinheit deſſelben verſichert iſt.

III. Zu der Lebhaftigkeit und Wahrheit tragiſcher Schilderungen wird drittens noch Vollſtändigkeit verlangt. Alles, was von auſſen gegeben werden muſs, um das Gemüth in die abgezweckte Bewegung zu ſetzen, muſs in der Vorſtellung erſchöpft ſeyn. Wenn ſich der noch ſo römiſchgeſinnte Zuſchauer den Seelenzuſtand des Cato zu eigen machen, wenn er die letzte Entſchlieſsung dieſes Republikaners zu der ſeinigen machen ſoll, ſo muſs er dieſe Entſchlieſsung nicht bloſs in der Seele des Römers, auch in den Umſtänden gegründet finden, ſo muſs ihm die äuſſere ſowohl als innre Lage deſſelben in ihrem ganzen Zuſammenhang und Umfang vor Augen liegen, ſo darf auch kein einziges Glied aus der Kette von Beſtimmungen fehlen, an welche ſich der letzte Entſchluſs des Römers als nothwendig anſchlieſst. Ueberhaupt iſt ſelbſt die Wahrheit einer Schilderung ohne dieſe Vollſtändigkeit nicht erkennbar, denn nur die Aehnlichkeit der Umſtände, welche wir vollkommen einſehen müſſen, kann unſer Urtheil über die Aehnlichkeit der Empfindungen rechtfertigen, weil nur aus der Vereinigung der äuſſern und innern Bedingungen der Affekt entſpringt. Wenn entſchieden werden ſoll, ob wir wie Cato würden gehandelt haben, ſo müſſen wir uns vor allen Dingen in Catos ganze äuſsre Lage hinein denken, und dann erſt ſind wir befugt, unſre Empfindungen gegen die ſeinigen zu halten, einen Schluſs auf die Aehnlichkeit zu machen, und über die Wahrheit derſelben ein Urtheil zu fällen.

Dieſe Vollſtändigkeit der Schilderung iſt nur durch Verknüpfung mehrerer einzelnen Vorſtellungen und Empfindungen möglich, die ſich gegen einander als Urſache und Wirkung verhalten, und in ihrem Zuſammenhang ein Ganzes für unſre Erkenntniſs ausmachen. Alle dieſe Vorſtellungen müſſen, wenn ſie uns lebhaft rühren ſollen, einen unmittelbaren Eindruck auf unſre Sinnlichkeit machen, und weil die erzählende Form jederzeit dieſen Eindruck ſchwächt, durch eine gegenwärtige Handlung veranlaſst werden. Zur Vollſtändigkeit einer tragiſchen Schilderung gehört alſo eine Reihe einzelner verſinnlichter Handlungen, welche ſich zu der tragiſchen Handlung als zu einem Ganzen verbinden.

IV. Fortdauernd endlich müſſen die Vorſtellungen des Leidens auf uns wirken, wenn ein hoher Grad von Rührung durch ſie erweckt werden ſoll. Der Affekt, in welchen uns fremde Leiden verſetzen, iſt für uns ein Zuſtand des Zwanges, aus welchem wir eilen, uns zu befreyen, und allzuleicht verſchwindet die zum Mitleid ſo unentbehrliche Täuſchung. Das Gemüth muſs alſo an dieſe Vorſtellungen gewaltſam gefeſſelt, und der Freyheit beraubt werden, ſich der Täuſchung zu frühzeitig zu entreiſsen. Die Lebhaftigkeit der Vorſtellungen, und die Stärke der Eindrücke, welche unſre Sinnlichkeit überfallen, iſt dazu allein nicht hinreichend, denn je heftiger das empfangende Vermögen gereizt wird, deſto ſtärker äuſſert ſich die rückwirkende Kraft der Seele, um dieſen Eindruck zu beſiegen. Dieſe ſelbſtthätige Kraft aber darf der Dichter nicht ſchwächen, der uns rühren will; denn eben im Kampfe derſelben mit dem Leiden der Sinnlichkeit liegt der hohe Genuſs, den uns die traurigen Rührungen gewähren. Wenn alſo das Gemüth, ſeiner widerſtrebenden Selbſtthätigkeit ungeachtet, an die Empfindungen des Leidens geheftet bleiben ſoll, ſo müſſen dieſe periodenweiſe geſchickt unterbrochen, ja von entgegengeſetzten Empfindungen abgelöſt werden — um alsdann mit zunehmender Stärke zurück zu kehren, und die Lebhaftigkeit des erſten Eindrucks deſto öfter zu erneuern. Gegen Ermattung, gegen die Wirkungen der Gewohnheit iſt der Wechſel der Empfindungen das kräftigſte Mittel. Dieſer Wechſel friſcht die erſchöpfte Sinnlichkeit wieder an, und die Gradation der Eindrücke weckt das ſelbſtthätige Vermögen zum verhältniſsmäſsigen Widerſtand. Unaufhörlich muſs dieſes geſchäftig ſeyn, gegen den Zwang der Sinnlichkeit ſeine Freyheit zu behaupten, aber nicht früher als am Ende den Sieg erlangen, und noch weit weniger im Kampf unterliegen; ſonſt iſt es im erſten Falle um das Leiden, im zweyten um die Thätigkeit gethan, und nur die Vereinigung von beidem erweckt ja die Rührung. In der geſchickten Führung dieſes Kampfes beruht eben das groſse Geheimniſs der tragiſchen Kunſt; da zeigt ſie ſich in ihrem glänzendſten Lichte.

Auch dazu iſt nun eine Reihe abwechſelnder Vorſtellungen, alſo eine zweckmäſsige Verknüpfung mehrerer, dieſen

Vorſtellungen entſprechender Handlungen nothwendig, an denen ſich die Haupthandlung, und durch ſie der abgezielte tragiſche Eindruck vollſtändig, wie ein Knäuel von der Spindel, abwindet, und das Gemüth zuletzt wie mit einem unzerreiſsbaren Netze umſtrickt. Der Künſtler, wenn mir dieſes Bild hier verſtattet iſt, ſammelt erſt wirthſchaftlich alle einzelnen Strahlen des Gegenſtandes, den er zum Werkzeug ſeines tragiſchen Zweckes macht, und ſie werden unter ſeinen Händen zum Blitz, der alle Herzen entzündet. Wenn der Anfänger den ganzen Donnerſtrahl des Schreckens und der Furcht auf einmal und fruchtlos in die Gemüther ſchleudert, ſo gelangt jener Schritt vor Schritt durch lauter kleine Schläge zum Ziel, und durchdringt eben dadurch die Seele ganz, daſs er ſie nur allmählig und gradweiſe rührte.

Wenn wir nunmehr die Reſultate aus den bisherigen Unterſuchungen ziehen, ſo ſind es folgende Bedingungen, welche der tragiſchen Rührung zum Grund liegen.

Erſtlich muſs der Gegenſtand unſers Mitleids zu unſrer Gattung, im ganzen Sinn dieſes Worts, gehören, und die Handlung, an der wir Theil nehmen ſollen, eine moraliſche, d. i. unter dem Gebiet der Freyheit begriffen ſeyn. Zweytens muſs uns das Leiden, ſeine Quellen und ſeine Grade, in einer Folge verknüpfter Begebenheiten vollſtändig mitgetheilt und zwar drittens ſinnlich vergegenwärtigt, nicht mittelbar durch Beſchreibung, ſondern unmittelbar durch Handlung dargeſtellt werden. Alle dieſe Bedingungen vereinigt und erfüllt die Kunſt in der Tragödie.

Die Tragödie wäre demnach dichteriſche Nachahmung einer zuſammenhängenden Reihe von Begebenheiten (einer vollſtändigen Handlung) welche uns Menſchen in einem Zuſtand des Leidens zeigt, und zur Abſicht hat, unſer Mitleid zu erregen.

Sie iſt erſtlich Nachahmung — einer Handlung. Der Begriff der Nachahmung unterſcheidet ſie von den übrigen Gattungen der Dichtkunſt, welche bloſs erzählen oder beſchreiben. In Tragödien werden die einzelnen Begebenheiten im Augenblick ihres Geſchehens, als gegenwärtig, vor die Einbildungskraft oder vor die Sinne geſtellt; unmittelbar, ohne Einmiſchung eines dritten. Die Epopee, der Roman, die einfache Erzählung rücken die Handlung, ſchon ihrer Form nach, in die Ferne, weil ſie zwiſchen den Leſer und die handelnden Perſonen den Erzähler einſchieben. Das Entfernte, das Vergangene ſchwächt aber, wie bekannt iſt, den Eindruck und den theilnehmenden Affekt; das Gegenwärtige verſtärkt ihn. Alle erzählende Formen machen das Gegenwärtige zum Vergangenen; alle dramatiſche machen das Vergangene gegenwärtig.

Die Tragödie iſt zweytens Nachahmung einer Reihe von Begebenheiten, einer Handlung. Nicht bloſs die Empfindungen und Affekte der tragiſchen Perſonen, ſondern die Begebenheiten, aus den nen ſie entſprangen und auf deren Veranlaſſung ſie ſich äuſſern, ſtellt ſie nachahmend dar; dieſs unterſcheidet ſie von den lyriſchen Dichtungsarten, welche zwar ebenfalls gewiſſe Zuſtände des Gemüths poetiſch nachahmen, aber nicht Handlungen. Eine Elegie, ein Lied, eine Ode können uns die gegenwärtige, durch beſondre Umſtände bedingte Gemüthsbeſchaffenheit des Dichters (ſey es in ſeiner eignen Perſon oder in idealiſcher) nachahmend vor Augen ſtellen, und in ſo ferne ſind ſie zwar unter dem Begriff der Tragödie mit enthalten, aber ſie machen ihn noch nicht aus, weil ſie ſich bloſs auf Darſtellungen von Gefühlen einſchränken. Noch weſentlichere Unterſchiede liegen in dem verſchiedenen Zweck dieſer Dichtungsarten.

Die Tragödie iſt drittens Nachahmung einer *vollſtändigen Handlung.* Ein einzelnes Ereigniſs, wie tragiſch es auch ſeyn mag, giebt noch keine Tragödie. Mehrere als Urſache und Wirkung

In einander gegründete Begebenheiten müſſen ſich mit einander zweckmäſsig zu einem Ganzen verbinden, wenn die Wahrheit, d. i. die Uebereinſtimmung eines vorgeſtellten Affekts, Karakters und dergleichen mit der Natur unſrer Seele, auf welche allein ſich unſre Theilnahme gründet, erkannt werden ſoll. Wenn wir es nicht fühlen, daſs wir ſelbſt bey gleichen Umſtänden eben ſo würden gelitten und eben ſo gehandelt haben, ſo wird unſer Mitleid nie erwachen. Es kommt alſo darauf an, daſs wir die vorgeſtellte Handlung in ihrem ganzen Zuſammenhang verfolgen, daſs wir ſie aus der Seele ihres Urhebers durch eine natürliche Gradation unter Mitwirkung äuſsrer Umſtände hervorflieſsen ſehen. So entſteht und wächſt und vollendet ſich vor unſern Augen die Neugier des Oedipus, die Eiferſucht des Othello. So kann auch allein der groſse Abſtand ausgefüllt werden, der ſich zwiſchen dem Frieden einer ſchuldloſen Seele und den Gewiſſensqualen eines Verbrechers, zwiſchen der ſtolzen Sicherheit eines Glücklichen und ſeinem ſchrecklichen Untergang, kurz, der ſich zwiſchen der ruhigen Gemüthsſtimmung des Leſers am Anfang und der heftigen Aufregung ſeiner Empfindungen am Ende der Handlung findet.

Eine Reihe mehrerer zuſammenhängender Vorfälle wird erfodert, einen Wechſel der Gemüthsbewegungen in uns zu erregen, der die Aufmerkſamkeit ſpannt, der jedes Vermögen unſers Geiſts aufbietet, den ermattenden Thätigkeitstrieb ermuntert, und durch die verzögerte Befriedigung ihn nur deſto heftiger entflammt. Gegen die Leiden der Sinnlichkeit findet das Gemüth nirgends als in der Sittlichkeit Hülfe. Dieſe alſo deſto dringender aufzufodern, muſs der tragiſche Künſtler die Martern der Sinnlichkeit verlängern; aber auch dieſer muſs er Befriedigungen zeigen, um jener den Sieg deſto ſchwerer und rühmlicher zu machen. Beydes iſt nur durch eine Reihe von Handlungen möglich, die mit weiſer Wahl zu dieſer Abſicht verbunden ſind.

Die Tragödie iſt viertens poetiſche Nachahmung einer mitleidswürdigen Handlung, und dadurch wird ſie der hiſtoriſchen entgegengeſetzt. Das letztere würde ſie ſeyn, wenn ſie einen hiſtoriſchen Zweck verfolgte, wenn ſie darauf ausgienge, von geſchehenen Dingen und von der Art ihres Geſchehens zu unterrichten. In dieſem Falle müſste ſie ſich ſtreng an hiſtoriſche Richtigkeit halten, weil ſie einzig nur durch treue Darſtellung des wirklich Geſchehenen ihre Abſicht erreichte. Aber die Tragödie hat einen poetiſchen Zweck, d. i. ſie ſtellt eine Handlung dar, um zu rühren, und durch Rührung zu ergötzen. Behandelt ſie alſo einen gegebenen Stoff nach dieſem ihrem Zwecke, ſo wird ſie eben dadurch in der Nachahmung frey; ſie erhält Macht, ja Verbindlichkeit, die hiſtoriſche Wahrheit den Geſetzen der Dichtkunſt unter zu ordnen, und den gegebenen Stoff nach ihrem Bedürfniſſe zu bearbeiten. Da ſie aber ihren Zweck, die Rührung, nur unter der Bedingung der höchſten Uebereinſtimmung mit den Geſetzen der Natur zu erreichen im Stand iſt, ſo ſteht ſie, ihrer hiſtoriſchen Freyheit unbeſchadet, unter dem ſtrengen Geſetz der Naturwahrheit, welche man im Gegenſatz von der hiſtoriſchen die poetiſche Wahrheit nennt. So läſst ſich begreifen, wie bey ſtrenger Beobachtung der hiſtoriſchen Wahrheit nicht ſelten die poetiſche leiden, und umgekehrt bey grober Verletzung der hiſtoriſchen die poetiſche nur um ſo mehr gewinnen kann. Da der tragiſche Dichter, ſo wie überhaupt jeder Dichter, nur unter dem Geſetz der poetiſchen Wahrheit ſteht, ſo kann die gewiſſenhafteſte Beobachtung der hiſtoriſchen ihn nie von ſeiner Dichterpflicht losſprechen, nie einer Uebertretung der poetiſchen Wahrheit, nie einem Mangel des Intereſſe zur Entſchuldigung gereichen. Es verräth daher ſehr beſchränkte Begriffe von der tragiſchen Kunſt, ja von der Dichtkunſt überhaupt, den Tragödiendichter vor das Tribunal der Geſchichte zu ziehen, und Unterricht von demjenigen zu fodern, der ſich ſchon vermöge ſeines Nahmens bloſs zu Rührung und Ergötzung verbindlich macht. Sogar dann, wenn ſich der Dichter ſelbſt durch eine ängſtliche Unterwürfigkeit gegen hiſtoriſche Wahrheit ſeines Künſtlervorrechts begeben, und der Geſchichte eine Gerichtsbarkeit über ſein Produkt ſtillſchweigend eingeräumt haben ſollte, fodert die Kunſt ihn mit allem Rechte vor ihren Richterſtuhl, und ein Tod Hermanns, eine Minona, ein Fuſt von Stromberg würden, wenn ſie hier die Prüfung nicht aushielten, bey noch ſo pünktlicher Befolgung des Koſtüme, des Volks- und des Zeitkarakters mittelmäſsige Tragödien heiſſen.

Die Tragödie iſt fünftens Nachahmung einer Handlung, welche uns Menſchen im Zuſtand des Leidens zeigt. Der Ausdruck, Menſchen, iſt hier nichts weniger als müſsig, und dient dazu, die Grenzen genau zu bezeichnen, in welche die Tragödie in der Wahl ihrer Gegenſtände eingeſchränkt iſt. Nur das Leiden ſinnlichmoraliſcher Weſen, dergleichen wir ſelbſt ſind, kann unſer Mitleid erwecken. Weſen alſo, die ſich von aller Sittlichkeit losſprechen, wie ſich der Aberglaube des Volks oder die Einbildungskraſt der Dichter die böſen Dämonen mahlt, und Menſchen, welche ihnen gleichen — Weſen ferner, die von dem Zwange der Sinnlichkeit befreyt ſind, wie wir uns die reinen Intelligenzen denken, und Menſchen, die ſich in höherm Grade, als die menſchliche Schwachheit erlaubt, dieſem Zwange entzogen haben, ſind gleich untauglich für die Tragödie. Ueberhaupt beſtimmt ſchon der Begriff des Leidens, und eines Leidens an dem wir Theil nehmen ſollen, daſs nur Menſchen im vollen Sinne dieſes Worts der Gegenſtand deſſelben ſeyn können. Eine reine Intelligenz kann nicht leiden, und ein menſchliches Subjekt, das ſich dieſer reinen Intelligenz in ungewöhnlichem Grade nähert, kann, weil es in ſeiner ſittlichen Natur einen zu ſchnellen Schutz gegen die Leiden einer ſchwachen Sinnlichkeit findet, nie einen groſsen Grad von Pathos erwecken. Ein durchaus ſinnliches Subjekt ohne Sittlichkeit, und ſolche, die ihm nähern, ſind zwar des fürchterlichſten Grades von Leiden fähig, weil ihre Sinnlichkeit in überwiegendem Grade wirkt, aber von keinem ſittlichen Gefühl aufgerichtet, werden ſie dieſem Schmerz zum Raube — und von einem Leiden, von einem durchaus hülfloſen Leiden, von einer abſoluten Unthätigkeit der Vernunft wenden wir uns mit Unwillen und Abſcheu hinweg. Der tragiſche Dichter giebt alſo mit Recht den gemiſchten Karakteren den Vorzug, und das Ideal ſeines Helden liegt in gleicher Entfernung zwiſchen dem ganz verwerflichen und dem vollkommenen.

Die Tragödie endlich vereinigt alle dieſe Eigenſchaften, um den mitleidigen Affekt zu erregen. Mehrere von den Anſtalten, welche der tragiſche Dichter macht, lieſsen ſich ganz füglich zu einem andern Zweck, z. B. einem moraliſchen, einem hiſtoriſchen u. a. benutzen;

daſs

daſs er aber gerade dieſen und keinen andern ſich vorſetzt, befreyt ihn von allen Foderungen, die mit dieſem Zweck nicht zuſammen hängen, verpflichtet ihn aber auch zugleich, bey jeder beſondern Anwendung der bisher aufgeſtellten Regeln ſich nach dieſem letzten Zwecke zu richten.

Der letzte Grund, auf den ſich alle Regeln für eine beſtimmte Dichtungsart beziehen, heiſst der Zweck dieſer Dichtungsart; die Verbindung der Mittel, wodurch eine Dichtungsart ihren Zweck erreicht, heiſst ihre Form. Zweck und Form ſtehen alſo mit einander in dem genaueſten Verhältniſs. Dieſe wird durch jenen beſtimmt, und als nothwendig vorgeſchrieben, und der erfüllte Zweck wird das Reſultat der glücklich beobachteten Form ſeyn.

Da jede Dichtungsart einen ihr eigenthümlichen Zweck verfolgt, ſo wird ſie ſich eben deswegen durch eine eigenthümliche Form von den übrigen unterſcheiden, denn die Form iſt das Mittel, durch welches ſie ihren Zweck erreicht. Eben das, was ſie ausſchlieſsend vor den übrigen leiſtet, muſs ſie vermöge derjenigen Beſchaffenheit leiſten, die ſie vor den übrigen ausſchlieſsend beſitzt. Der Zweck der Tragödie iſt: Rührung, ihre Form: Nachahmung einer zum Leiden führenden Handlung. Mehrere Dichtungsarten können mit der Tragödie einerley Handlung zu ihrem Gegenſtand haben. Mehrere Dichtungsarten können den Zweck der Tragödie, die Rührung, wenn gleich nicht als Hauptzweck, verfolgen. Das Unterſcheidende der Letztern beſteht alſo im Verhältniſs der Form zu dem Zwecke, d. i. in der Art und Weiſe wie ſie ihren Gegenſtand in Rückſicht auf ihren Zweck behandelt, wie ſie ihren Zweck durch ihren Gegenſtand erreicht.

Wenn der Zweck der Tragödie iſt, den mitleidigen Affekt zu erregen, ihre Form aber das Mittel iſt, durch welches ſie dieſen Zweck erreicht, ſo muſs Nachahmung einer rührenden Handlung der Inbegriff aller Bedingungen ſeyn, unter welchen der mitleidige Affekt am ſtärkſten erregt wird. Die Form der Tragödie iſt alſo die günſtigſte, um den mitleidigen Affekt zu erregen.

Das Produkt einer Dichtungsart iſt vollkommen, in welchem die eigenthümliche Form dieſer Dichtungsart zu Erreichung ihres Zweckes am beſten benutzt worden iſt. Eine Tragödie alſo iſt vollkommen, in welcher die tragiſche Form, nehmlich die Nachahmung einer rührenden Handlung am beſten benutzt worden iſt, den mitleidigen Affekt zu erregen. Diejenige Tragödie würde alſo die vollkommenſte ſeyn, in welcher das erregte Mitleid weniger Wirkung des Stoffs als der am beſten benutzten tragiſchen Form iſt. Dieſe mag für das Ideal der Tragödie gelten.

Viele Trauerſpiele, ſonſt voll hoher poetiſcher Schönheit, ſind dramatiſch tadelhaft, weil ſie den Zweck der Tragödie nicht durch die beſte Benutzung der tragiſchen Form zu erreichen ſuchen; andre ſind es, weil ſie durch die tragiſche Form einen andern Zweck als den der Tragödie erreichen. Nicht wenige unſrer beliebteſten Stücke rühren uns einzig des Stoffes wegen, und wir ſind groſsmüthig oder unaufmerkſam genug, dieſe Eigenſchaft der Materie dem ungeſchickten Künſtler als Verdienſt anzurechnen. Bey andern ſcheinen wir uns der Abſicht gar nicht zu erinnern, in welcher uns der Dichter im Schauſpielhauſe verſammelt hat, und, zufrieden durch glänzende Spiele der Einbildungskraft und des Witzes angenehm unterhalten zu ſeyn, bemerken wir nicht einmal, daſs wir ihn mit kaltem Herzen verlaſſen. Soll die ehrwürdige Kunſt, (denn das iſt ſie, die zu dem göttlichen Theil unſers Weſens ſpricht) ihre Sache durch ſolche Kämpfer vor ſolchen Kampfrichtern führen? — Die Genügſamkeit des Publikums iſt nur ermuntend für die Mittelmäſsigkeit, aber beſchimpfend und abſchreckend für das Genie.

Die Fortſetzung im nächſten Stücke.

IV.

Guſtav Adolph von Schweden

vor

ſeiner Theilnehmung

an dem deutſchen Krieg.

Die wichtige Rolle, mit der Guſtav Adolph ſeine glänzende Laufbahn beſchloſs, muſs bey jedem deutſchen Patrioten den Wunſch erregen, ihn auch in ſeinem frühern Leben genauer zu kennen, wo er zum Herrn des Schickſals von halb Europa gebildet wurde. Einige Züge, die den Karakter dieſes vortreflichen Königs, in ſeinen verſchiednen Verhältniſſen, als Sohn, als Jüngling und als Mann ſchildern, werden alſo unſern Leſern hier nicht unwillkommen ſeyn.

Guſtav Adolph wurde den 9 December 1594 zu Stockholm gebohren. Sein Vater, der nachher den Schwediſchen Thron unter dem Namen Karl IX beſtieg, führte damals noch den Titel eines Herzogs von Südermannland, und war Verweſer des Königreichs für ſeinen Neffen Sigismund, der Schweden und Pohlen zugleich beherrſchte. Die erſte dieſer Kronen kam durch eine glückliche Revolution in des Herzogs Hände. Aber nicht ohne einen hartnäckigen Kampf lieſs Sigismund ſich von dem Thron ſeiner Väter verdrängen. An der Spitze ſeiner Pohlen, von einem Theil der Schwediſchen Nation ſelbſt und von allen katholiſchen Mächten Europas unterſtützt oder aufgemuntert, verfolgte er ſeine Anſprüche an das Schwediſche Königreich noch lange nach Karls Tode, bis er endlich durch den überlegnen Genius des jungen Guſtavs gezwungen wurde, ſie aufzugeben.

Karl rechtfertigte durch eine weiſe Regierung die Wahl des Volks, das ihm zu ſeinem König gemacht hatte. In einem faſt unaufhörlichen Krieg mit Pohlen und Dänemark behauptete er ſich glücklich gegen ſeine mächtigern Gegner. Mäſsigung gegen ſeine innern Feinde, die Anhänger Sigismunds, und Schonung des durch lange Kriege gedrückten Volks erwarben ihm die Zuneigung der Nation, gute Einrichtungen und perſönliche Eigenſchaften ihre Liebe.

Aber wenn die Schweden dem Vater zugethan waren, ſo liebten ſie ſeinen Sohn mit wahrem Enthuſiasmus. Schon in der zarteſten Jugend gewann Guſtav Adolph, durch ſein einnehmendes und leutſeliges Betragen, durch Züge, die einen edlen und ofnen Karakter verriethen, und durch Proben von Muth, die für ſein Alter auſſerordentlich waren, die Herzen ſeiner künftigen Unterthanen.

Mit Vergnügen ſahen ſie ihn, da er noch nicht 6 Jahr alt war, den Herzog von Südermannland auf einer Reiſe nach

Finnland und Eſthland begleiten. Seine Mutter, Chriſtine, eine Tochter des Herzogs Adolph von Holſtein Schleſswig, vereinigte mit einer anziehenden Bildung einen aufgeklärten Verſtand, und eine faſt männliche Standhaftigkeit. Die zärtlichſte Mutterliebe hatte bey ihr nichts weichliches, ſie gewöhnte den jungen Guſtav früh zu den Beſchwerden und Unbequemlichkeiten eines rauhen Himmelſtrichs, und ſuchte durch eine ſtrenge phyſiſche Erziehung ihrem Liebling eine dauerhafte Geſundheit und körperliche Stärke zu ſichern. Guſtav muſste in dem folgenden Jahre abermals mit ſeinen Eltern nach Finnland gehen. Es war ſchon ſpät im Herbſt, da ſie dieſe Reiſe unternahmen, und die Jahrszeit ſo rauh, daſs ihr Schiff die Nacht im Hafen einfror. Sie muſsten zu Fuſs über das Eis ans Land gehen, und der junge ſiebenjährige Prinz folgte ihnen an der Hand einer Wärterin, ohne ſich durch die Kälte der Nacht die geringſte Unpäſslichkeit zuzuziehen.

Guſtavs Eltern ſahen mit inniger Freude die Keime des Guten und Edlen in dem Herzen ihres Sohnes; und dieſe ganze Familie giebt ein rührendes Gemählde häuslicher Glückſeligkeit auf einem Gipfel, wo ſie ſo ſelten zu wohnen pflegt. Jede Minute die der Herzog von Südermannland den wichtigen Geſchäften des Kabinets und des Krieges abgewinnen konnte, brachte er im Zirkel ſeiner Familie zu, und beſonders muſste Guſtav in allen ſeinen Erholungsſtunden um ihn ſeyn. Einſt, da er auf den Wieſen bey Nykiöping einen Spaziergang machte, tändelte der Knabe um ihn herum, bald aber wurde dieſem der ernſthafte Schritt ſeines Vaters zu langweilig, und er verlief ſich in den Geſträuchen. Seine Aufſeher wollten ihn durch die Vorſtellung zurück halten, daſs das Gebüſch voll groſser Schlangen wäre. „So gebt mir „einen Stock," rief Guſtav unerſchrocken, „damit ich mich gegen ſie wehren kann." Der Herzog lächelte über den kindiſchen Muth des Knaben. „Ihr denkt, er werde ſich fürchten," ſagte er zu einigen Hofleuten, die ihm gefolgt waren, „aber ich verſichre euch, daſs er davon nichts weiſs.“

Bey einer andern Gelegenheit fragte ihn ein Offizier, welches von den Schiffen, die er ſähe, ihm am beſten gefiele. „Das da,“ antwortete der Knabe, und zeigte auf ein Kriegsſchiff, „weil es die meiſten Kanonen hat.“

Eben ſo zeigte er auch ſchon frühe Züge einer edlen Denkungsart. Ein Oeländiſcher Bauer brachte ihm einſt eines von den kleinen Pferden jener Gegenden zum Geſchenk. Einige Augenblicke überlieſs ſich der Prinz der kindiſchen Freude über das angenehme Spielwerk, aber ſchnell beſann er ſich. „Ihr „ſeyd nicht reich,“ ſagte er zu dem Bauer, „wenn ihr mir das Pferd ſchenktet, wür„det ihr euch Schaden thun. Ich will es „euch bezahlen, ich habe Geld, das ich „nicht brauche, aber ihr könnt es brau„chen.“ Zugleich lief er fort und holte einen kleinen Beutel mit Dukaten, den ihm ſeine Mutter kurz vorher geben hatte,

„Da,“ rief er, indem er den Beutel völlig in die Hand des Bauern ausleerte, „kauft „euch, was ihr nöthig habt, mir macht „das Pferd Freude genug.“

Dieſe Züge mögen an ſich unbedeutend ſeyn, aber ſchon die Sorgfalt, womit man ſie aufbewahrt hat, zeugt von der unbegränzten Liebe der Schweden zu dieſem vortreflichen Fürſten.

Er erhielt auch ſchon in ſeinem zehenten Jahre einen groſsen Beweiſs von der allgemeinen Liebe ſeines Volks. Die Stände ernannten ihn, als ſie ſeinem Vater die Krone aufſetzten, zugleich zu dem Nachfolger deſſelben in der Regierung. Karl IX, für dieſe zwiefache Wohlthat dankbar, beſtrebte ſich nun um ſo mehr, durch eine ſorgfältige Erziehung den Schweden in ſeinem Sohn einen vortreflichen König zu bilden. Er wählte verdienſtvolle Männer zu ſeinen Gehülfen in dieſem wichtigen Geſchäfte. Von Märner, ein Brandenburgiſcher Edelmann, wurde zum Hofmeiſter des Prinzen, und Johann Skytte, ein Gelehrter, der ſich auf ſeinen neunjährigen Reiſen durch den gröſsten Theil von Europa zu dieſem Amte fähig gemacht hatte, zu ſeinem erſten Lehrer ernannt. Unter ihrer Leitung brachte es Guſtav in ſehr kurzer Zeit dahin, daſs er das Lateiniſche und die vornehmſten lebendigen Sprachen mit vieler Fertigkeit reden konnte. Sein glückliches Genie, das er mit einem auſserordentlichen Gedächtniſs und mit unermüdeter Wiſsbegierde verband, erleichterte ihm die Fortſchritte in jeder Wiſſenſchaft, und er verdiente bald die Lobſprüche, die man allgemein ſeinen Talenten und Kenntniſſen machte.

Schwedens Kriege, und ein Waffenſtillſtand zwiſchen Spanien und den Niederlanden hatten eine Menge fremder Offiziere nach Stockholm gezogen. Auch dies hatte einen ſehr weſentlichen Einfluſs auf Guſtavs Bildung. Alle beſtrebten ſich um die Wette dem jungen Prinzen den Hof zu machen, weil dieſes das ſicherſte Mitwar, die Gunſt des Königs zu gewinnen. Gleichgültig gegen ihre Schmeicheleyen und nur auf ihre wahren Vorzüge aufmerkſam, lernte er von ihnen durch ihr Beyſpiel und durch ihre Unterhaltung. Seine Geſpräche mit ihnen handelten faſt immer von den Sitten und Gebräuchen ihrer Länder, von der innern Stärke derſelben und von Gegenſtänden der Kriegskunſt, oder der Schiffahrt. So erwarb ſich Guſtav die nützlichſten Kenntniſſe in den Stunden der geſelligen Erholung. Der König ſah durch die täglich wachſenden Vollkommenheiten ſeines Sohns die groſsen Hoffnungen, die er auf ihn bauete, gerechtfertiget, und er legte gern die Achtung, die er für den Jüngling hatte, bey jeder Gelegenheit an den Tag. Oft, wenn er von ſeinen Entwürfen zur Verbeſſerung von Schweden ſprach, ſetzte er hinzu: ich werde ſie nicht ausführen, aber Guſtav wirds thun. Dieſe Reden wurden ſchnell in der Hauptſtadt und in den entfernten Provinzen bekannt, die feurigen Wünſche des Bürgers ſchloſsen ſich an die kühne

Erwartung des Vaters an, und jeder Patriot blickte mit der frohen Ausſicht auf goldne Zeiten in die Zukunft hinaus.

Ein Anfall vom Schlage, den Karl ſich durch eine heftige Gemüthsbewegung zuzog, brachte ihn in Lebensgefahr; er erholte ſich nur langſam, und nie völlig wieder. Guſtav hatte damals ſein fünfzehntes Jahr vollendet, und war ſchon zum Groſsherzog von Finnland, zum Herzog von Eſthland und Weſtmannland, und zum Herrn der Stadt Weſterähs ernannt worden. Die nahe Ausſicht auf den Beſitz eines Throns rührte ihn nicht, da er ihn ſo theuer erkaufen ſollte. Er war der treue Geſellſchafter ſeines Vaters in der Krankheit, und theilte mit aufrichtigem Herzen die Freude ſeiner Geſchwiſter bey der Geneſung deſſelben.

Guſtav brannte vor Begierde, den Begriff zu rechtfertigen, den man von ſeinen Fähigkeiten ſich machte. Er bat ſeinen Vater um die Erlaubniſs, einer kriegeriſchen Unternehmung gegen Ruſsland beywohnen zu dürfen. Allein der König, der bey ſeiner Kränklichkeit einen plötzlichen Tod fürchtete, hielt es nicht für rathſam, in einem ſo kritiſchen Zeitpunkt den Kronprinzen ſich entfernen zu laſſen. Anderthalb Jahre ſpäter wurden Guſtavs Wünſche erfüllt. Der König von Dänemark kündigte Schweden den Krieg an, und ſtürzte dadurch dies Reich, das ſchon durch einen langwierigen Kampf mit Ruſsland und Pohlen erſchöpft war, in die gröſste Gefahr. Karl erklärte nun auf einer Verſammlung der Stände zu Oerebro ſeinen Sohn, der noch nicht 17 Jahre alt war, für mündig, und ſchickte ihn nach Weſtgothland, um die Truppen, welche in dieſer Provinz zerſtreut waren, zuſammen zu ziehen, und zur Hauptarmee zu führen.

Guſtav richtete dieſen Auftrag mit Ordnung und Genauigkeit aus, und wohnte nachher dem Feldzuge ſeines Vaters bey, der aber für Schweden nicht glücklich war, Chriſtian eroberte die Inſel Oeland und die Stadt Calmar in Smaland, welche man damals für die ſtärſte Veſtung im ganzen Königreich hielt, und führte nun ſeine Flotte nach Dänemark zurück. Karl nützte die Abweſenheit der Feinde, um die däniſchen Beſitzungen in Schonen zu beunruhigen. Guſtav erhielt bey dieſer Gelegenheit das Kommando über ein kleines Korps, mit dem er nach Oeland überſchiffte, und dieſe Inſel nebſt dem Schloſse Borgholm ſeinem Vater wieder eroberte. Auf ſeinem Rückzuge brachte eine ſeiner Patrouillen einen Dänen zu ihm, welcher von dem Kommendanten zu Chriſtianopel an den König von Dänemark geſchikt worden war. Man fand ein Schreiben bey ihm, worin der Kommandant um eine Verſtärkung von fünf hundert Reutern bat, um damit den Streifereyen der Feinde Einhalt thun zu können. Guſtav machte ſogleich einen Plan, dieſen Zufall zu nützen, um ſich der Stadt Chriſtianopel zu bemächtigen. Er wuſste ſich eine Menge däniſcher Feldbinden zu verſchaffen, lieſs eine gleiche Anzahl Schwediſcher Reuter ſich damit bekleiden, und rückte mit ihnen in der Nacht in aller Stille gegen die Stadt an. Alle Maasregeln waren mit äuſserſter Vorſicht genommen, die Truppen ſo gut unterrichtet, und das Geheimniſs ſo ſtrenge bewahrt, daſs die Dänen glücklich hintergangen wurden. Sie öffneten ihre Thore, und die Reuter rückten in die Stadt. Kaum war aber der gröſste Theil hinein gedrungen, ſo überfielen ſie die Thorwacht, hieben die wenigen, die in der Beſtürzung Widerſtand thun wollten, nieder, und waren Meiſter des Orts, ehe noch die erſtaunte Beſatzung, welche ſogleich entwaffnet wurde, ſich zu ihrer Vertheidigung hatte verſammlen können. — Guſtav Adolph betrat alſo ſeine kriegeriſche Laufbahn mit einer Waffenprobe, die dem geübteſten Feldherrn Ehre gemacht haben würde.

Nachrichten von der immer zunehmenden Schwachheit des Königs unterbrachen die kriegeriſchen Unternehmungen Guſtavs.

Auf den erſten Wink von der Gefahr ſeines Vaters flog er nach Nykiöping, und kam noch früh genug, um die letzten Augenblicke deſſelben zu verſüſsen. Er ſtarb am 30. Oktober 1611.

Ungeachtet der groſsen Meinung, die Karl IX von den Talenten ſeines Sohnes hatte, ſchien es ihm doch zu gefährlich, einen noch nicht ſiebzehnjährigen Jüngling allein an der Spitze eines Königreichs zu laſſen, das jetzt mit drey mächtigen Feinden zu kämpfen hatte. Er übertrug alſo der Königinn Mutter, dem Herzog von Oſtgothland und ſechs Reichsräthen die Regentſchaft bis zu Guſtavs vier und zwanzigſtem Jahre, in welchem nach den Reichsgeſetzen ein König von Schweden mündig wird. Guſtav unterwarf ſich dem Willen ſeines Vaters; aber die wichtigen Geſchäfte des Kriegs litten bey der Langſamkeit einer getheilten Verwaltung, und die Stände ſelbſt, die ſich wenige Wochen nach dem Tode des letzten Königs verſammleten, hielten die Fähigkeiten des jungen Guſtavs für reif genug, um in dieſem kritiſchen Zeitpunkt das Ruder der Regierung zu führen.

Die königliche Familie gab hier ein Beyſpiel einer ſeltenen Uneigennützigkeit. Die verwittwete Königinn konnte ſich durch einen Antrag beleidigt finden, der ihr die höchſte Gewalt entriſs, und den ſie als eine Art von Miſstrauen hätte auslegen können. Aber Chriſtine fühlte ſich zu groſs für dieſen Argwohn; die Patriotin erkannte ſelbſt die Mängel der jetzigen Regierungsart, und die zärtliche Mutter war auf nichts ſo ſtolz, als auf ihren Sohn. Ihm und Schwedens Vortheilen zum Beſten entſagte ſie ſogleich der geſetzmäſsigen Gewalt, zufrieden mit der Herrſchaft über das Herz ihres Sohnes. Sie fand in der kindlichen Zärtlichkeit und in der Ehrfurcht, welche ihr Guſtav bis an ihren Tod bezeugte, die ſchönſte Belohnung jeder Aufopferung. Wir werden bald ihre mütterliche Gewalt im glänzendſten Triumph ſehen. Mitten im Feuer der heſtigſten Leidenſchaft war die bloſse Furcht, den Beyfall ſeiner Mutter nicht zu erhalten, hinlänglich, den jungen König vor einem übereilten Schritt zu bewahren.

Auch das Betragen des Herzogs von Oſtgothland verdient hier ein billiges Lob. Er war der Sohn von dem ältern Bruder des verſtorbenen Königs. Sein Vater Johann, und ſein Bruder Sigismund hatten die Schwediſche Krone getragen; und als die Nation den letztern derſelben verluſtig erklärte, war Er nach dem Recht der Erſtgeburt der nächſte, dem ſie gebührt hätte. Die Wahl des Volks übertrug ſie Karl dem neunten, weil der Herzog von Oſtgothland damals noch zu jung war, ſie gegen Sigismund zu behaupten. Jezt aber hätte er ſeine Anſprüche erneuern können, und wenn es ihm auch nicht gelungen wäre, ſich den Schweden zum König aufzudringen, ſo hätte er doch, mit einem Theil der öffentlichen Macht ausgerüſtet und von den Feinden des Reichs unterſtützt, ſeinem Vetter ſehr gefährlich werden können. Allein das Vertrauen des verſtorbenen Königs wurde gerechtfertigt. Sobald der Herzog die Wünſche der Nation erfahren hatte, legte er ohne zu murren die Regentſchaft nieder, und entſagte ſogar freywillig in einer öffentlichen Akte allen Anſprüchen auf die Krone, ſo lange ein Zweig von Guſtav Adolphs künftiger Nachkommenſchaft übrig ſeyn würde. Der junge König belohnte ihn dafür durch die ausgezeichnetſte Achtung. Er erhöhte ſeine Einkünfte durch anſehnliche Güter in Weſtgothland, und gab ihm in der Folge ſeine Schweſter Maria Eliſabeth zur Gemahlin.

Guſtav übernahm nun ſelbſt die Regierung, und dankte den Ständen in einer Rede, die mit allgemeinem Beyfall aufgenommen wurde. Seine Jugend, ſeine Stellung, die natürliche Beredtſamkeit, die er in hohem Grade beſaſs, die richtige Beurtheilungskraft, die überall aus ſeinem Vortrag hervorleuchtete, ein edles Vertrauen auf ſich ſelbſt, das durch eine angenehme Beſcheidenheit gemäſsigt wurde; alles an dem jungen Redner riſs die Herzen der Zuhörer unwiderſtehlich hin. Alle Forderungen des Königs wurden bewilligt, und niemand zweifelte, daſs Schweden unter ſeiner Führung den ungleichen Kampf gegen überlegne Feinde glücklich beſtehen würde. Was auch irgend ein heimlicher Neider des Hauſes Waſa, oder die verſteckten Anhänger Sigismunds denken mochten, ſo wagte es doch Niemand, bey dem allgemeinen Enthuſiasmus der Nation für ihren hoffnungsvollen Monarchen, ſeine Stimme laut werden zu laſſen. Der junge König übertrug die Kanzlerwürde dem Reichsrath Axel Oxenſtierna, der damals erſt ſein dreiſsigſtes Jahr vollendet hatte. Der vorige König hatte ſchon die auſserordentlichen Fähigkeiten dieſes Mannes entdeckt, und wenn es eine Abweichung von der alten Gewohnheit war, daſs Guſtav ihn ſo jung ſchon auf dieſen erhabnen Poſten hob, ſo iſt wohl nie eine glücklichere Ausnahme von einem zur Regel gewordnen Herkommen gemacht worden.

Der Schauplatz, den Guſtav betreten hatte, war der Entwicklung groſser Talente günſtig. Ein an ſich ſelbſt armes, durch langwierige Unruhen erſchöpftes, und im Verhältniſs mit den weitläuftigen Grenzen, die es zu vertheidigen hat, ſchwach bevölkertes Land, bot ihm wenig Hülfsmittel dar, einen dreyſachen Krieg nur mit einiger Gleichheit der Macht fort zu ſetzen. Die Vermittlung Englands und Hollands blieb fruchtlos, und der gefährlichſte Feind der Schweden, Chriſtian von Dänemark, bereitete ſich mit einer mächtigen Flotte die beſten Provinzen anzufallen, während die Truppen, welche ſie hätten ſchützen können, an den entlegnen Grenzen gegen die Ruſſen und Pohlen fochten. Guſtav hatte den Dänen keine Seemacht entgegen zu ſetzen; er konnte daher ihre Landungen nicht hindern. Ein kleines Korps Landtruppen, das er in der Eil zuſammen brachte, hatte das Unglück in einem nächtlichen Ueberfall, wobey der König ſelbſt kaum ſein Leben rettete, geſchlagen zu werden. Die feſten Städte, die das Land beſchützen ſollten, ergaben ſich an die Sieger; und Chriſtian IV war im Begriff, durch eine ſchnelle Unternehmung auf das unbeſchützte Stockholm dem Reiche einen tödtlichen Stoſs zu geben.

Aus dieſer Gefahr wurde Schweden durch die Geſchicklichkeit eines Kaufmanns gerettet. Guſtav hatte durch den Obriſten Monikhaſſer zwölf hundert Mann fremder Truppen in Holland anwerben laſſen. Auf dieſer Verſtärkung beruhte ſeine ganze Hoffnung; er wuſste ſie unterweges, aber die Schwierigkeit war, ſie ans Land zu ſetzen, da die Däniſchen Flotten den Sund und die ganze Küſte von Schweden an der Nordſee beherrſchten. Cabeltiau, ein Holländiſcher Kaufmann, der nach dem Norden handelte, machte den kühnen Plan, die zwölf hundert Mann queer durch Norwegen dem bedrängten Guſtav zu Hülfe zu führen. Er landete glücklich an einer unbewachten Küſte, öffnete ſich einen Weg mitten durch feindliche Provinzen, die von der Seite keine

Schwediſche Truppen erwartet hatten, und brachte ſie durch dieſen groſsen Umweg zu dem König, der mit dem kleinen Reſt ſeiner Soldaten bey Jönköping an der Grenze ſeiner Beſitzungen ſtand, und ſchon hier die Abſichten der Dänen auf dieſen Ort vereitelt hatte. So bald die neue Verſtärkung zu ihm geſtoſsen war, eilte Guſtav an ihrer Spitze nach Stockholm, und legte einen Weg von achtzig Meilen mit ſolcher Schnelligkeit zurück, daſs er den Dänen ſchon den Sieg aus den Händen geriſſen hatte, ehe ſie ihn noch von der Gefahr ſeiner Hauptſtadt benachrichtigt glaubten. Sie waren über ſeine Gegenwart ſo beſtürzt, daſs ſie ſeinen Angriff nicht einmal erwarteten, ſondern in gröſster Geſchwindigkeit wieder nach ihren Schiffen zurück eilten. Chriſtian ſah mit Erſtaunen alle ſeine Plane, die er durch eine überlegne Macht unterſtützte, an der klugen Thätigkeit eines jungen Königs ſcheitern, den ſelbſt ſeine Niederlage nicht hatte muthlos machen können.

Guſtav wurde in Stockholm als der Retter des Vaterlands empfangen, aber der glückliche Erfolg berauſchte ihn nicht. Ueberzeugt, daſs es ihm in der Länge unmöglich ſeyn würde, der Uebermacht ſo zahlreicher Feinde die Spitze zu bieten, zog er einen, nur nicht gar zu nachtheiligen, Frieden mit dem gefährlichſten derſelben, mit Dänemark vor, und verſtand ſich gerne zu einem kleinen Opfer, um die in dem Kriege eroberten Plätze zurück zu erhalten, und ſeine Grenzen von dieſer Seite zu ſichern. Der Friede wurde im Januar des Jahres 1613 geſchloſſen, und die Stände, über die kluge Mäſsigung des jungen Helden entzückt, gaben mit Freuden ihre Beſtätigung.

Guſtav ſtand jezt in der Blüthe des Jünglingsalters; er hatte das achtzehnte Jahr vollendet, und in dieſer frühen Epoche ſeines Lebens ſchon durch den Ruf ſeiner Thaten die Bewunderung der Zeitgenoſſen erregt. Noch hatte ſein Herz nur für die Ehre geſchlagen, aber er fühlte bald, daſs es auch anderer Empfindungen fähig ſey. Die Tochter des Holländers, der Schwedens Erretter durch die Nordiſchen Gebirge ihm zugeführt hatte, war die erſte, welche die ſanften Gefühle bey ihm weckte. Sie begleitete ihren Vater nach Jönköping, und hier lernte der König ſie kennen, da er das Haus des alten Cabelliau verſchiedne Male beſuchte. Er ſetzte den Umgang mit dieſem muntern Mädchen zu Stockholm fort, ſie war nicht unempfindlich gegen die Schmeicheleyen des jungen Kriegers, und ein Sohn, Guſtav Guſtavſon, der nachher den Titel eines Grafen von Waſaburg erhielt, war die Frucht der erſten Liebe des Königs. Aber die Holländerin hatte keinen dauernden Eindruck auf Guſtavs Herz gemacht. Er vergaſs bald eine flüchtige Leidenſchaft unter den wichtigen Geſchäften, die ihm die Vorbereitung zu dem Kriege mit Ruſsland verurſachte.

Dieſes Reich war durch innre Unruhen und durch die Einfälle der Pohlen ein

Schauplatz der fürchterlichſten Zerrüttungen geworden. Der Czaar Baſil Zusky hatte durch Treuloſigkeit die Rache Carls des neunten gereizt, und dieſen aus einem Bundsgenoſſen zu ſeinem Feinde gemacht. Durch die Pohlen und einen Uſurpator des Throns auf das äuſserſte gebracht, boten die Groſsen des Reichs ihre Krone dem Prinzen Carl Philipp, Guſtavs jüngerm Bruder an. Aber Carl trug Bedenken, ſeinen Sohn der Willkühr eines barbariſchen Volks aus zu ſetzen. Er hinterlieſs dieſes Geſchäft, ſo wie den angefangnen Krieg ſeinem Nachfolger.

Guſtav Adolph, der jezt von der Seite Dänemarks ſicher war, nahm ſich vor, nun ſeine Waffen gegen Ruſsland zu richten. Die Boyaren verlangten, daſs der Prinz Karl Philipp allein, und ohne Kriegsmacht zu ihnen kommen ſollte, um die Regierung ihres verwirrten Staats zu übernehmen; aber auf dieſe Bedingung wollte ihn der König nicht von ſich laſſen. Er beſchloſs, ihn in Perſon an der Spitze eines

Armee nach Ruſsland zu begleiten. Die Stände hatten einen anſehnlichen Beytrag zu dieſer Unternehmung bewilligt, und Guſtav rüſtete ſich mit Macht zu dem nahen Feldzuge, als jene verführeriſche Leidenſchaft, von der er nur erſt den Vorſchmack gekoſtet hatte, noch einmal mit ihrer vollen Gewalt in ſeinem Herzen Platz nahm, und auf eine Zeit lang die Stimme des Ruhms darin übertäubte.

Unter den Schönheiten am Hofe der Königin Mutter zeichnete ſich vor allen die junge Gräfin Brahe aus. Regelmäſsig ſchöne Züge; ein hoher ſchlanker Wuchs, und eine reine Geſichtsfarbe, zogen die Augen aller Männer auf ſie. Ihr ruhiger und heitrer Blick traf deſto ſicherer, je weniger er ſeine ſiegende Gewalt zu ahnden ſchien, und indem ſie durch ungekünſtelte Anmuth die Herzen der Männer feſſelte, ſöhnte ſie zugleich durch die anſpruchloſe Beſcheidenheit in ihrem ganzen Weſen ihr eignes Geſchlecht mit ihren Reitzen aus. Sie war der Liebling der

Königin geworden, ſobald ſie am Hofe erſchien; Chriſtine wollte ſie immer um ſich haben, und vergaſs ihrer ſonſt ſo wachſamen Vorſicht, indem ſie ſelbſt das Herz ihres Sohnes der Zaubergewalt dieſer gefährlichen Schönheit ausſetzte. Guſtav fand die Gräfin faſt immer in dem Kabinet ſeiner Mutter, wenn er zu ihr kam, ſich mit ihr über die Angelegenheiten des Staats zu berathſchlagen. Oft, wenn ein Geſchäft die Königin abhielt, ihm ſogleich Gehör zu geben, hatte er Gelegenheit, ſich Stunden lang mit dem liebenswürdigen Mädchen zu unterhalten. Ihr erſter Anblick erregte ſeine Bewunderung, und der Verſtand, den er in ihr entdeckte, vollendete den Sieg ihrer Reitze.

Guſtav hatte nun täglich wichtigere Geſchäfte mit ſeiner Mutter abzuthun. Er konnte nichts mehr unternehmen, ohne ſie auch bey den unbedeutendſten Dingen um Rath zu fragen, und beynahe immer muſste er eine Stunde dazu auswählen, wo die Königin ihm nicht ſogleich Gehör geben konnte, und alſo genöthigt war, ihn erſt einige Augenblicke in der Geſellſchaft der jungen Gräfin verziehen zu laſſen. Der auſserordentliche Werth, den der König auf ihre Rathſchläge ſetzte, ſchmeichelte der guten Mutter, und ihre Freude lieſs es ſie nicht ahnden, daſs eine andre Urſache, als ſeine hohe Idee von ihrer Weisheit ihn zu ihr führen könnte. Aber ſie war nicht die einzige, die ſich über Guſtavs Geſinnungen täuſchte. Er ſelbſt war weit entfernt, ſich Rechenſchaft davon geben zu können. Er räumte ein, daſs ihn der Umgang mit der Gräfin anzöge, daſs er ſtets um ſie zu ſeyn wünſchte, und dieſen Genuſs verſchafte er ſich auch, ſo oft es möglich war; aber er geſtand ſich nicht, daſs er ſie liebte, denn das wuſste er ſelbſt nicht. Er hielt das, was er für die Holländerin gefühlt hatte, für Liebe, und freylich waren ſeine jetzigen Empfindungen von einer ganz andern Art.

Er würde vielleicht noch lange in dieſer Täuſchung fort geſchlummert haben, wenn ihn nicht die nah bevorſtehende Trennung daraus erweckt hätte. Die Heftigkeit ſeines Gefühls bey dieſem Gedanken gab ihm zuerſt den Aufſchluſs über ſein eignes Herz. Aber dieſe Entdeckung hatte nichts fürchterliches für ihn. Guſtav ſtand in dem glücklichen Alter, wo jeder Blick in die Ferne unſern Augen nur noch heitere Gegenſtände zeigt. Er dachte ſich mit Entzücken eine glückliche Zukunft an der Seite des vollkommenſten Geſchöpfs, und wo ſeiner Liebe Gefahren drohten, da lieh ihm die Hofnung den magiſchen Spiegel, in dem alle Hinderniſſe verſchwinden. Es war einem neunzehnjährigen Jüngling und einem König, dem bisher alles gelungen war, zu verzeihen, wenn er ſich leicht ihren ſchmeichelhaften Vorſtellungen überlieſs. Die feurigſten Wünſche traten an die Stelle der ſchüchternen Sehnſucht, und ſein beſcheidner Muth ſah keine Schwierigkeiten zu überwinden, als die ihm die Gleichgültigkeit der jungen Schöne, und ſein eigner geringer Werth in ihren Augen entgegenſetzen könnten. Ihre Geſinnungen

gen zu erforſchen, ſchien ihm das Rieſenwerk, das zu beſtehen ihm oft die Kühnheit gebrach. Er zitterte, da verworfen zu werden, wo ſein Verdienſt ſchon lange für ihn geſiegt hatte. Guſtav bedurfte des Glanzes nicht, den ihm die Krone gab, um einem für wahre Gröſse empfindlichen Herzen gefährlich zu werden. Seine edle Geſtalt, ſein hoher Wuchs und die ofne Geſichtsbildung, welche die Nachwelt aus ſo manchem Gemälde von ihm kennt, entſprachen durch eine glückliche Uebereinſtimmung der Idee, welche die Gräfin, ehe ſie ihn ſah, ſich von dem jungen Helden gemacht hatte, der in einem Alter, wo andre erſt ſich zu künftigen Männern bilden, ſchon durch die rühmliche Endigung eines gefährlichen Kriegs der Retter ſeines Vaterlands geworden war.

Aeuſsere Schönheit iſt kein Verdienſt, aber ſie bleibt immer ein Vorzug, den nur der Neid gering ſchätzen kann, und iſt, wenn innrer Werth und ein edles Betragen ſie unterſtützen, eine angenehme Folie des höheren Verdienſtes. Die Gräfin

Brahe war für keine von den treflichen Eigenſchaften des Königs blind, und die Offenheit die aus ſeinem ganzen Weſen hervorleuchtete, hatten ihr die beſte Idee von ſeinem Charakter gegeben. Es war ſchwer, für einen ſolchen Geſellſchafter nichts zu empfinden; ungerührt bey dem Dringen eines ſolchen Liebhabers zu bleiben, beynahe unmöglich. Aber nur in dem erſten Augenblick wurde ihr Herz überraſcht. Ihr feines Gefühl des Schicklichen lehrte ſie ſchnell, was Anſtand und ihr eignes Verhältniſs von ihr forderten, und ſie hatte Standhaftigkeit genug, die ſchwerſte der Pflichten zu erfüllen. Von der Minute an, wo ihr der König ſeine Liebe erklärt hatte, machte ſie es ihm unmöglich, ſie wieder ohne Zeugen zu ſprechen, und ſie fand ſelbſt Mittel, ihm ihren Anblick in Gegenwart des ganzen Hofes zu entziehen.

Seine Leidenſchaft wurde dadurch auf das äuſserſte geſpannt, aber ſie konnte ihn zu keiner Unternehmung hinreiſsen, die das feine Gefühl ſeiner Geliebten hätte beleidigen können. Sein Zuſtand wurde ihm jezt unerträglich, er war zu jedem Geſchäft, das ſein königliches Amt von ihm heiſchte, beynahe ganz unfähig, und der Wunſch nur noch ein einziges Mal Gehör bey der Gräfin zu erhalten, verſchlang alle andere Empfindungen in ſeiner Seele. Er fieng jezt erſt an, Plane für ſeine Liebe zu machen; im erſten Taumel der Leidenſchaft hatte er nicht Zeit gehabt, daran zu denken. Er durchlief die Geſchichte ſeiner Vorgänger, und ſuchte Beyſpiele auf, wo Könige ſich mit den Töchtern ihrer Unterthanen verbunden hatten. Dieſe wurden ihm nicht ſchwer zu finden, und ſie waren ein neuer Sporn für ſeine Wünſche, weil ſie ſeine Hofnung belebten. Die Gräfin Brahe war aus einem Hauſe, das, wenn es auch durch den Schimmer der Krone nie verherrlicht worden war, doch keinem andern in Schweden an Alterthum und Glanz berühmter Männer nachſtand. Er bedurfte dieſer Entdeckung nicht, ſich in dem einmal gefaſsten Vorſatz zu beſtärken, aber ſie war ihm ſanfter Troſt, denn ſeitdem er unglücklich war, ſah er auch Schwierigkeiten für ſeine Liebe.

Er entſchloſs ſich jetzt, an die Gräfin zu ſchreiben, und ihr ſeine Hand und ſeinen Thron anzubieten, aber er war zu edel, um ihr die Hinderniſſe zu verſchweigen, die ſich der Erfüllung ſeiner ſüſseſten Wünſche entgegen ſezten. Die Einwilligung der Königin Mutter war der groſse Stein des Anſtoſses; Guſtav fühlte, wie ſchwer dieſe zu erlangen ſeyn würde, und ſein gutes Herz bebte bey dem Gedanken zurück, ſie zu ertrotzen. Aber auch hier fand die ſtets gegen unſre Wünſche gefällige Hoffnung einen Ausweg. Sollte die liebende Mutter durchaus unerbittlich ſeyn, wo die ganze Glückſeeligkeit ihres Sohnes auf dem Spiel ſtand? Konnte die groſse Kennerin wahren Verdienſtes ihre Augen allein gegen die Vorzüge eines Mädchens verſchlieſsen, das des erſten Throns der Erde ſo werth war?

Dieſe Gründe legte er, mit der flammenden Beredtſamkeit der Liebe unterſtützt, der Gräfin ſchriftlich vor; und auf den erſten unbeantworteten Brief folgten ſchnell mehrere. Die ſorgfältige Achtung der Schweden für alles, was auf ihren groſsen Guſtav Beziehung hatte, hat verſchiedne von dieſen Denkmalen ſeiner jugendlichen Empfindungen aufbewahrt, alle in der Sprache geſchrieben, die ſo ſicher zum Herzen dringt, weil ſie das Herz allein zu führen im Stand iſt. Welches Mädchen hätte nicht dadurch gerührt werden müſſen! Dennoch verſchloſs die Gräfin ihre Wünſche tief in ihr Herz, und brach nicht eher das ſtrenge Geſetz der Zurückhaltung, als bis ihr Vater ſelbſt die Liebe des Königs gebilligt hatte. Ohne ſeinen Rath wollte ſie in einer ſo bedenklichen Sache keinen Schritt thun; aber ſobald der alte Graf, den vielleicht Ehrgeiz oder väterliche Zärtlichkeit durch die Ausſicht, ſeine Tochter auf einen Thron zu erheben, gewonnen hatten, auf die Seite ihres Herzens trat, war ſie nicht mehr im Stande, den dringenden Liebhaber länger ungewiſs zu laſſen.

Sie geſtand dem König, daſs er ihr nichts weniger als gleichgültig ſey, und daſs allein der Unterſchied ihrer Verhältniſſe ſie abhielte, ſich der angenehmen Hofnung einer feſten Vereinigung zu überlaſſen. Zugleich erlaubte ſie ihm, die Geſinnungen ſeiner Mutter über dieſe Verbindung auszuforſchen. Guſtav hatte nicht den Muth, dies ſchwere Geſchäft ſelber zu übernehmen. Er zitterte vor einer Antwort, die ihm alle Hofnung abſchneiden, und nichts als die traurige Wahl übrig laſſen würde, auf ewig entweder mit der Mutter oder mit der Geliebten zu brechen. Wenigſtens wollte er nicht der erſte Gegenſtand ſeyn, der nach der Ueberraſchung dieſes Antrages ſich der in ihren Planen betrognen Königin darſtellen würde, denn aus manchen Aeuſserungen konnte er ſchlieſsen, daſs ſie ſchon einen Entwurf zu einer andern Verbindung für ihn gemacht hätte. Er kannte die aufbrauſende Hitze, die der einzige Fehler in ſeinem vortreflichen Charakter war, und ſo ſehr er ſich auch ſchon in ſeiner frühen Jugend bemüht hatte, dies heftige Temperament zu mäſsigen, ſo miſstraute er doch ſich ſelbſt in dem Augenblick, da das Schickſal ſeines ganzen Lebens auf der Waagſchale lag, und wo die Heftigkeit der glühendſten Leidenſchaft dies angebohrne Feuer zur wildeſten Flamme anfachen muſste.

Es kam jezt darauf an, ſich zu entſchlieſsen, welchem von ſeinen Hofleuten er durch Uebertragung dieſes wichtigen Geſchäfts den gröſsten Beweis von ſeinem Zutrauen geben wollte. Die Wahl war nicht leicht. Sie muſste einen Mann treffen, der durch ſeine Perſon und den Kredit, worin er bey der Königin ſtand, einen an ſich gefährlichen Auftrag nicht noch verſchlimmerte. Aus dieſem Grunde durfte es keiner von den gewöhnlichen Höflingen ſeyn, die auf die Leidenſchaften und Verirrungen der Monarchen ſo gern ihre eigne Gröſse bauen, und mit begieriger Selbſtſucht nach ähnlichen Aufträgen haſchen. Den Kanzler Oxenſtierna an Chriſtinen zu ſchicken, trug Guſtav Bedenken, weil er von dieſem Mann Einwürfe gegen ſeine

Wünſche befürchtete. Nach einer langen Muſterung blieb er endlich bey dem Herzog von Sachſen Lauenburg ſtehen, der ſich damals zu Stockholm aufhielt. Als ein fremder Fürſt, der mit keiner der Schwediſchen Familien in beſondrer Verbindung ſtand, und mit dem königlichen Hauſe verwandt war, ſchien er durch ſeine wahrſcheinliche Unpartheilichkeit bey der ganzen Sache vor allen andern am geſchickteſten, die Königin Mutter mit den Wünſchen ihres Sohnes bekannt zu machen.

Der Herzog übernahm den Auftrag und richtete ihn auch aus. Es iſt wahrſcheinlich, daſs er der Königin keine ihr völlig unbekannte Sache entdeckte. Die Dienſtfertigkeit der Höflinge, und ihr eiferſüchtiges Spähen auf jede Handlung der Fürſten macht es beynahe unglaublich, daſs Chriſtine von der Neigung ihres Sohnes noch gar keine Ahndung ſollte gehabt haben. Aber ihre Vorſicht hielt es vielleicht bey einer Sache, die durch keine Gewalt zu ändern war, für das Beſte, die groſse Schwierigkeit, die in dieſer Entdeckung lag, nicht durch voreilige Hitze ſelbſt aus dem Wege zu räumen, und ganz gewiſs hatte ſie auch die Leidenſchaft des Königs nicht ſo heftig geglaubt, als der Auftrag des Herzogs ſie ihr ſchilderte. In ſo fern konnte das Erſtaunen, das ſie bey der Anhörung deſſelben zeigte, aufrichtig ſeyn, aber ihre Klugheit verlieſs ſie auch in dieſem kritiſchen Augenblicke nicht.

Ueberzeugt, daſs eine Leidenſchaft wie dieſe, durch Schwierigkeiten zwiefache Stärke erlangt, und daſs vermehrte Hinderniſſe in Seelen wie Guſtav Adolphs nur neue Kräfte entwickeln, erlaubte ſie ſich keine andre Aeuſserung als den ſanften Schmerz fehlgeſchlagner Hoffnung. Auf ihres Sohnes ängſtliche Beſorgniſs, ihr zu miſsfallen, baute ſie ihren ganzen Plan. Ein einziges raſches Wort konnte die zarten Fäden zerreiſsen, die allein ſeiner Leidenſchaft noch einen Zaum anlegten, aber je ſchwächer dieſer Zaum war, deſto beſſer war er im Stande, von einer geſchickten Hand gelenkt, die kühnen Wünſche des Königs zu bändigen.

Die Königin hoffte nichts von offenbarem Widerſtande, von der Zeit und weiſem Nachgeben alles. Aber es war gleich gefährlich, Guſtavs Liebe durch Schwierigkeiten oder durch Hoffnung zu nähren. Chriſtine wuſste klug die ſchmale Mittelbahn zu wandeln, indem ſie ſeine Hoffnung weder aufmunterte noch niederſchlug. Was ſie durch die einmal geſchehene Entdeckung ſeiner Leidenſchaft verloren hatte, gewann ſie auf der andern Seite wieder, indem ſie ſelbſt ſich dieſer Leidenſchaft bemächtigte, und die Führerin derſelben wurde. Die Gräfin Brahe beſaſs Chriſtinens Achtung, und einſt hatte die Königin ihr mehr als Achtung, ſelbſt mütterliche Zuneigung bewieſen, aber wenn ſie auch zu ſehr Königin war, um nicht einen kleinen Widerwillen gegen die Perſon zu faſſen, die es gewagt hatte, ohne ihre Einwilligung das Herz ihres Sohnes zu rühren, und dadurch alle ihre Plane zu vereiteln drohte, ſo hütete ſie ſich doch ſorgfältig, dies Gefühl durch die leiſeſte Aeuſserung merken zu laſſen. Sie war zu klug, um nicht zu wiſſen, daſs Guſtav ihr eher den wüthendſten Ausbruch des Zorns, als den kleinſten Zweifel an der Würdigkeit ſeiner Geliebten verzeihen würde. Alle dieſe Ueberlegungen gaben ihr die Antwort ein, die ſie dem Herzog ertheilte. Ich kann der Wahl des Königs meinen Beyfall nicht verweigern, ſagte ſie, noch ſeine Neigung miſsbilligen. Es war unmöglich, daſs er bey ſo viel Reizen unempfindlich bleiben konnte. Die Gräfin Brahe iſt durch ihre Geburt der Krone nicht unwürdig; ihre Tugenden und ihr perſönliches Verdienſt würden jeden Thron der Erde ſchmücken. Wenn mein Sohn aus einer Schwediſchen Familie eine Gemahlin wählen will, ſo iſt keine, die ſeine Hand ſo ſehr verdient, als die Gräfin. Aber, ſetzte ſie hinzu, ſagen ſie ihm auch, daſs ich ihn als ſeine beſte Freundin, und ohne mich als ſeine Mutter zu betrachten, bitte, ſich überhaupt mit keiner Verbindung jezt zu übereilen. Er gewähre mir nur den Aufſchub weniger Jahre, den jezt die dringenden Angelegenheiten des Reichs ohnedem unumgängſich erfordern, und dann will ich ſelbſt die erſte ſeyn, alle Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, und ihn zum Ziel ſeiner Wünſche zu führen.

Eben dieſes ſagte ſie auch dem König ſelbſt bey ihrer nächſten Zuſammenkunft, und unterſtützte ihre Bitte durch eine Menge wichtiger Gründe, die ſie aus dem gegenwärtigen Zuſtande der öffentlichen Angelegenheiten nahm. Sie legte ihm die Briefe des Generals la Gardie vor, der jetzt in Ruſsland groſse Eroberungen machte. Sie erweckte das Ehrgefühl Guſtavs, und machte es ihm ſchimpflich, nichts als verwelkte Lorbeeren ſeiner Geliebten darbringen zu können. „Die Handlungen der Monarchen, ſagte ſie, ſind mit Recht dem Urtheil der ganzen Welt unterworfen. Die Meinung ihrer eignen Unterthanen und der fremden Nationen entſcheidet oft das ganze Schickſal ihrer Regierung. In einem Augenblick, wo das Reich in zwey ſchwere Kriege verwickelt iſt, wo es darauf ankömmt, einen Bruder auf den Thron eines fremden Volks zu ſetzen, und ſeinen eigenen erſt zu befeſtigen, ziemt es dem König nicht, an ſeine Vermählung zu denken. Dann erſt, wenn er ſeiner Nation den Frieden gegeben, und das Innre des Reichs eingerichtet; wenn er auch die Möglichkeit des Vorwurfs weichlicher Schwachheit durch ſeine Thaten vernichtet hat; dann erſt iſt es ihm erlaubt, auch an ſich ſelbſt zu denken; dann wird auch jede Einwendung von Seiten der Stände, denen allerdings die Perſon ihrer künftigen Königin nicht gleichgültig ſeyn kann, vor dem Glanz ſeines neuen Ruhms von ſelbſt verſchwinden; und dann werde auch ich, als Mutter, ſeiner Wahl, ſie möge nun treffen welche ſie wolle, kein Hinderniſs in den Weg legen.

Die Königin hatte auf dieſe Unterredung ihre ganze Hoffnung gebaut. Sie ſah in dem Laufe derſelben Guſtavs Wangen einige Male mit hohem Roth übergoſſen, und ſie hielt ihre Sache ſchon halb gewonnen, da ſich das Heldengefühl bey dem leiſen Vorwurf der Schwachheit ſo mächtig in ſeiner Bruſt wieder empörte.

Aber ſie kannte auch das menſchliche Herz zu gut, um nicht zu wiſſen, wie begierig es nach dem ſchwächſten Vorwand haſcht, um das, was es wünſcht, ſich als Nothwendigkeit vorzubilden, und wie gern es dann vor dem Richterſtuhl der ſelbſt erſchaffnen Tugend die Erfüllung eingebildeter Pflichten ſich als ein Verdienſt anrechnet. Vor dieſer Verirrung wollte ſie ihren Sohn bewahren, indem ſie ihm zu dem ſchweren Sieg, den er über ſich ſelbſt davon tragen ſollte, alle Mittel mit zuvorkommender Bereitwilligkeit erleichterte. Der wichtigſte Einwurf, den ſie befürchtete, war das Verſprechen, das er ſeiner Geliebten gegeben hatte. Sie ſelbſt übernahm es, die Nothwendigkeit, ſeine Verbindung aufzuſchieben und vor jezt noch geheim zu halten, der Gräfin vorzuſtellen, und ſie um ihre Genehmigung zu bitten.

Auf ſo viel Nachſicht und Herablaſſung war Guſtav nicht gefaſst. Er hatte einen heftigen Sturm befürchtet, und ſo wehe dieſer auch ſeinem Herzen gethan haben würde, ſo hätte er ihn doch gewiſs beſtanden. Aber was blieb ihm übrig, da ſeine Mutter ſo ganz theilnehmende Freundin war, und den Rath, den ſie ihm gab, mit ſo kräftigen Gründen unterſtützte? Er hatte durch ſeine Leidenſchaft ihr einen angenehmen Plan vereitelt, aber, da ſie den Kummer darüber ihn gar nicht ſehen lieſs, konnte er ſie unmöglich ſo tief kränken, daſs er ihren Rath, den er ſonſt in allen Stücken zu befolgen gewohnt war, in dieſer wichtigen Angelegenheit ſtörriſch verworfen hätte. In Chriſtinens Anerbietung, ſelbſt ſeine Geliebte um ihre Einwilligung zu bitten, lag ein geheimer Vorwurf ſeiner Schwäche, aber ſie zeigte auch zugleich ſo viel Schonung, und ſchmeichelte den Stolz auf ſeine Wahl ſo ſehr, daſs er mit tiefgerührtem Herzen ſeiner Mutter dafür dankte, und die Schlinge gar nicht ahndete, die dahinter verborgen lag; denn es blieb der Gräfin nun nichts übrig, als entweder ihr Schickſal ganz in die Hand der Königin zu ſtellen, oder eine Eigennützigkeit zu zeigen, die Guſtavs Herz von ihr entfernen muſste. Ihr Edelmuth lieſs ſie das erſte wählen.

Der König verlieſs das Zimmer ſeiner Mutter in einer Art von Betäubung, und ſuchte die Einſamkeit, um ſeine verwirrten Ideen ordnen und über das Vergangne nachdenken zu können. Er glaubte, nachdem er dem Ziel ſeiner Wünſche um einen ſo groſsen Schritt näher gerückt war, keiner andern, als der frohſten Empfindung fähig zu ſeyn, aber ein gewiſſes dunkles Gefühl, das er ſich ſelber nicht erklären konnte, erſtickte ſeine Heiterkeit. Er fürchtete beynahe noch mehr für ſeine Liebe nach der Unterredung mit ſeiner Mutter, als vorher. Bis dahin hatte er Chriſtinens Einwilligung für die einzige Schwierigkeit gehalten, die er überwinden müſste; jetzt war dieſe gehoben, aber ein ganzes Heer neuer Hinderniſſe drängten ſich nun hervor. Voll von dieſen Gefühlen ſchrieb er an die Gräfin, in der Abſicht, ihr die erſte Nachricht von dem glücklichen Erfolg der Unterhandlung mit der Königin zu geben. Sein Brief, der bis auf unſre Zeit gekommen iſt, giebt ein treues Gemälde von dem Wechſel der Empfindungen in ſeiner Seele. Bald überläſst er ſich der Freude, daſs nun ſeine Leidenſchaft und ſeine Wahl auch die Billigung ſeiner Mutter erhalten hätten. Er bittet die Gräfin, dem Willen der Königin ſich nicht zu widerſetzen, alles, was dieſe ihr ſagen würde, mit Sanftmuth anzuhören, und gewiſs zu ſeyn, daſs ihre Sache in keine beſſern Hände habe gerathen können. Dann verliert er ſich auf einige Augenblicke in ſchwärmeriſchen Ausſichten in die Zukunft, und kömmt ſchnell wieder auf die gegenwärtigen Hinderniſſe zurück. Er nennt dieſe einen Probierſtein der Liebe; ſie könnten ihm beynahe lieb ſeyn, ſagt er, weil ſie blos eine Gelegenheit wären, Beweiſe von ſeiner Standhaftigkeit zu geben. Bald darauf beſchwört er die Gräfin, ihre Geſinnungen gegen ihn nicht zu ändern, und verſichert ſie, daſs keine Unglücksfälle und keine Macht auf Erden im Stande ſeyn ſollen, die ſeinigen wandelbar zu machen. Der Gedanke an Trennung reiſst ihn zu ſchwermüthigen

Gefühlen hin, aus denen er ſich durch die heitre Gottesfurcht, die mit ſeiner ganzen Empfindungsart ſo innig verwebt iſt, wieder empor hebt. Er erinnert ſich dankbar ſo vieler ausgezeichneter Wohlthaten, die er von dem Himmel empfangen habe, und hoſſt mit froher Zuverſicht, daſs Gott, der die Reinigkeit ſeiner Geſinnungen kenne, auch ſeiner Liebe nicht zuwider ſeyn, ſondern ihn gewiſs zum Ziel ſeiner Wünſche führen werde.

In der ganzen Reihe von Briefen, die Guſtav in der Folge an die Gräfin ſchrieb, herrſcht ſtets dieſelbe ungeheuchelte Frömmigkeit, neben der wärmſten Zärtlichkeit für ſeine Geliebte. Sie tragen alle jenes Gepräge von Simplizität und Tugend, das den Charakter dieſes vortreflichen Königs ſo liebenswürdig macht. Von dem tiefen Gefühl ſeiner Regentenpflicht durchdrungen, und von dem edlen Ehrgeitz, ſeinen Namen berühmt zu machen, angeſpornt, hoſſt er noch immer in den Armen der Liebe einſt den ſüſseſten Lohn zu erndten.

Aber man ſieht auch in dieſen Briefen den allmählichen Uebergang der auflodernden Jünglings Leidenſchaft in die ſanſtere Zärtlichkeit des Mannes. Die nähere Bekanntſchaft mit dem Umfang und der Wichtigkeit ſeines groſsen Amtes dämpſte nach und nach die erſten ſtürmiſchen Gefühle der Jugend. Er lernte einſehen, daſs es Wünſche giebt, die ein König ſich verſagen muſs, wenn gleich die ſtille Tugend des Bürgers ſie billigt. Er fühlte endlich, daſs ein Geiſt, wie der ſeinige, der ganzen Welt gehöre, daſs er Verzicht thun müſſe auf die ſanfteren Freuden eines engen Cirkels, die, indem ſie die Kraſt des Schwächeren erwärmen, dem kühnen Streben einer Heldenſeele doch immer nur laſtende Feſſeln werden müſſen.

v. F.

Die Fortſetzung im nächſten Stück.

V.

Der Rheinfall

von einem jungen Mahler.

Wo dich mein Aug zuerſt empfand,
Helvetien — wo aus der Felſenwiege
ein ſtolzer Strom zum Woogenkriege
ſich ſtürzt von hoher Felſen Rand,
wo nie gefühltes Wonnefeuer
die Bruſt durchdrang, die Seele freyer
zu neuen Welten ſich entſchwang,
wo jeder Ton auf ihren Saiten
harmoniſcher zum andern klang,
dahin ſoll mich des Liedes Flug begleiten,
auf Laufens jähen Felſenhang.

Hinweg von dieſer Zauberſtelle
ihr Loutherburge, Hackerte,
ihr Schütze und ihr Rheinhardte *) —
ihr mahlt die Scene nicht. Ihr Könige
hervor aus eurer Marmorzelle,
zu ſchaun die Woogenpracht des Königes der Fälle!

---

*) Vier vortrefliche Landſchaftmahler.

Wie ſich in ſilberlichtes Helle,
vom Glanz des Waſſergotts umſtrahlt,
(verſuchts, wer dieſes Bild euch mahlt!)
von ihrer hohen Felſenſchwelle
herabſtürzt dieſe Waſſerhölle!

Umſonſt! des Künſtlers Hand erbebt,
dem kühnern Dichter ſinkt die Leyer.
Er ſieht ein Heer von Kräften hier belebt,
ſieht Leben und Verderben eng verwebt,
er ſieht aus grauem Nebelſchleyer,
wie wallend Fluth aus Fluth ſich hebt,
wie, tauſendmal im Augenblicke,
ſich bauet eine Waſſerbrücke,
und in den Abgrund ſich begräbt.
Er ſieht ein ſchäumend Ungeheuer,
das ſich zerſprengt und wieder ſchlürft,
und aus dem Schlund im Sternenfeuer
ein Heer von Strahlenlichtern wirft,
wie wenn am Fels ſich Blitze ſplittern.
Er ſieht, wie Maſſe Maſſe ſchnellt,
ſieht einen Silberberg von Furien erſchüttern,
daſs aufgelöſt in eine Tropfenwelt
er aufſpringt und zuſammenfällt.

Welch ein Getös! Welch weit verworrnes Sauſen!
gleich Eichen, die der Sturmwind trillt,

gleich der Orkane wildem Brauſen,
das fern den Wanderer mit Grauſen,
und nah ihn mit Entſetzen füllt.
Lauteilendes Verderben brüllt
aus ſeinem weiten Woogenrachen
des Bernhards eisgebohrner Sohn,
bang flüchten ſich erſchrockne Nachen,
vor ſeines Zornes wildem Drohn.
Die Ufer dröhnen rings davon,
zerriſsne Felſenreſte zittern
vor des Zermalmers Donnerton,
wie wenn auf ſeinem Wolkenthron,
geführt von rollenden Gewittern
der Weltgebiether furchtbar naht,
wie wenn des Zeitenſtromes Rad,
vom Sturz der Jahre umgeſchwungen,
hier wälzte und mit tauſend Zungen
des Lebens Eile predigte.

Ihr Pilger eilt zu heiligen Altären?
Zertrümmert Marmor und Granit!
Sie können ſich nicht neu gebähren,
und ihrer Lampen Oehl verglüht.
Hier, wo ein ewges Feuer ſprüht,
hier lernt den Unbekannten ehren,
hier iſt ein heiliges Gebieth.

Der Abend iſt herab geſunken,
an dieſes Lichtquells hohem Rand,
am Felſen lieg ich feuertrunken,
ſeh Berge knien im Nachtgewand,
und ſeh ſie tiefer hingeſunken,
zu tragen dieſe Silberwand.
Ringsum iſt Ruh der Kräfte, Stille
im ſanftgekrümmten Felſenthal,
das Leben ſchlummert überal
aus ſeiner dunkeln Wolkenhülle
blickt einſam nur der Nächte Strahl.
Doch raſtlos tönet fort des Rheines ſtarke Stimme,
es wälzt ſich immer neu die nie erſchöpfte Fluth.
Ob auch von ſeinem wilden Grimme
des Sturmwinds müder Fittig ruht,
erlahmen nicht der Wellenhydra Flügel.
Ermatten iſt der Kräfte Loos,
nur dieſes Bild, der Gottheit Spiegel,
lebt immer, wirket immer groſs.
Nie brach das ſtolze Waſſerſchloſs,
ob ſchneller auch als Pfeilgeſchoſs
die Zeit mit unverhängtem Zügel
ein Waſſermeer durch dieſe Felſen goſs,
ob in Jahrhunderten, die hier vorüber wallten,
auch tauſend Stimmen durch einander ſchallten,
ward ihrer keine athemlos.

Was für ein Bild ergreift die bange Seele!
Des Grabes aufgeriſsne Höhle,

worinn die Vorwelt ſich verlor,
ſchwebt meinem düſtern Blicke vor.
Erbauen ſeh ich und zerſtören,
Geſchlechter immer neu entſtehn,
einander drängen und vergehn,
und fortgehn ohne Wiederkehren.
Nicht Heldenruhm, nicht Würdenglanz
nicht des Verdienſtes Siegeskranz
entriſs ſie dem gewiſſen Falle,
im Sturz der Zeiten ſanken alle!
Bleibſt du allein in ewig gleichem Gleis,
du weiſsgelockter Wellengreis?
Ob Felſen unter dir zerbrechen,
fühlſt du doch nicht des Alters Schwächen,
und badeſt deine Stirn in Eis.
Es hörten deine Woogenſprache
ſchon Völker, als noch keine Wache
auf Felſen keine Hochwacht ſtand,
und ſpät noch lauſcht vom ſteilen Rand
die Traubenſichel in der Hand,
der Schweitzer deinen Wellenchören,
hört ferner Waffen dumpfen Klang,
wie Rauſchen von Burgunderſpeeren,
und ihn ergreifet Thatendrang.

Jena,
gedruckt mit Göpferdtſchen Schriften

THALIA.

herausgegeben
von
F. SCHILLER.

Drittes Stück des Jahrganges 1792.

Leipzig
bey Georg Joachim Göſchen.

I.

Didos Tod.

Beſchluſs des vierten Buchs der Aeneide.

83.

Verhaſst iſt ihr fortan des Himmels Bogen,
von gräſslichen Erſcheinungen bedroht,
vom Schickſal ſelbſt zum Abgrund hingezogen,
beſchlieſst die Unglückſelige den Tod.
Einſt, als ſie den Altar beſchenkt mit frommen Gaben,
verwandelt jählings ſich des heilgen Weines Flut —
Entſetzliches Geſicht! in Blut,
und dies Geheimniſs ward mit ihr begraben.

84.

Auch ſtand, den Manen des Gemahls geweiht,
im Hauſe eine marmorne Kapelle,
verehrt von ihr mit frommer Zärtlichkeit,
geſchmückt mit manchem Laub und glänzendweiſsem Felle.
Von hier aus hörte ſie, wenn alles ringsum ſchlief,
des Gatten Ton, der ſie mit Nahmen rief,
und einſam wimmerte auf hohem Dach die Eule
ihr todweiſſagendes Geheule.

85.

Auch manch Orakel wird in ihrem Buſen wach,
Aeneens Schatten ſelbſt ſcheucht ſie mit grimmgem Blicke,
eilt der Geängſtigten in Träumen drohend nach,
und einſam ſtets bleibt ſie zurücke.
Ihr däucht, ſie wandle hin auf menſchenleerer Flur,
ſie ganz allein auf einem langen Pfade,
und ſuche ihrer Tyrer Spur
längs dem verlaſſenen Geſtade.

86.

So ſiehet Pentheus Fieberwahn
die Schaar der Furien ihm nahn,
zwey Theben um ſich her, zwey Sonnen aufgegangen.
So ruft der Bühnen Kunſt Oreſtens Bild hervor,
wenn mit der Fackel ihn und fürchterlichen Schlangen
der Mutter Schatten jagt, der Racheſchweſtern Chor,
geſpieen aus dem Schlund der Hölle,
ihn angrauſst an des Tempels Schwelle.

87.

Als jetzt ein Raub der ſchwarzen Eumeniden
Eliſa ſich dem Untergang geweiht,
auch über Zeit und Weiſe ſich entſchieden,
tritt ſie die Schweſter an mit falſcher Heiterkeit,
läſst im verſtellten Aug der Hofnung Strahlen blitzen,
tief ſcheint der lange Sturm des Buſens jetzt zu ruhn:
Geliebte freue dich, ein Mittel weiſs ich nun,
ihn zu vergeſſen oder zu beſitzen.

88.

Am fernen Mohrenland, dort wo des Tages Flamme
ſich in des Weltmeers letzte Fluthen neigt,
wo unterm Himmel ſich der Atlas beugt,
wohnt eine Prieſterinn aus der Maſſyler Stamme.
Ihr iſt der Heſperiden Haus vertraut,
ſie hütete die heilgen Zweige,
beſänftigte mit ſüſsem Honigteige
des Drachen Wuth, und mit dem Schlummerkraut.

89.

Die rühmt ſich, jedes Herz verletzt von Amors Pfeilen,
durch ihres Zaubers Kraft zu heilen,
auf andre drückt ſie ſelbſt den Pfeil des Kummers ab.
Sie zwingt in ihrem Lauf die Ströme ſtill zu ſtehen,
die Sterne kann ſie rückwärts drehen,
und Nachtgeſpenſter ruft ſie aus dem Grab,
zerreiſst der Erde brüllend Eingeweide,
und zieht den Eichbaum von des Berges Haide:

90.

Daſs es bis dahin mit mir kommen muſs!
Bei deinem theuren Haupt! Bei Zevs Olympius!
es fällt mir ſchwer! — Doch jetzt kann Zauber nur mich retten.
Drum, Liebe, richte ſtill mir einen Holzſtoſs auf
im innern Hof des Hauſes. Lege drauf
das Schwerdt, jedweden Reſt des Schändlichen, die Betten,
wo meine Unſchuld ſtarb. Die Prieſterinn gebeut,
zu tilgen jede Spur, die mir ſein Bild erneut.

91.

Sie ſprichts und Todesbläſſe deckt
ihr Angeſicht. Doch daſs in dieſem Schleyer
der Schweſter eigne Leichenfeyer
ſich birgt, bleibt Annens blödem Sinn verſteckt.
In der Verzweiflung Tiefen unerfahren,
beſorgt ſie ſchlimmres nichts, als was Eliſens Gram
beim Tod des erſten Gatten unternahm,
drum ſäumt ſie nicht, der Schweſter zu willfahren.

92.

Bald ſteht durch ihrer Hände Fleiſs
ein groſser Holzſtoſs aufgerichtet,
aus Fackeln und aus dürrem Reis
im innern Hofraum aufgeſchichtet.
Ihn ſchmückt die Königinn, wohl wiſſend was ſie thut,
mit einem Kranz und der Cypreſſe traurgen Aeſten,
und hoch auf ihrem Brautbett ruht
des Trojers Bild und Schwerdt mit allen Ueberreſten.

93.

Auf jeder Seite zeigt ſich ein Altar,
und in der Mitte ſteht mit aufgelöſstem Haar
die Prieſterinn in heilge Wuth verloren.
Ihr fürchterlicher Ruf durchdonnert ſelbſt die Nacht
des Erebus. Des Chaos wilde Macht,
ein ganzes Heer von Göttern wird beſchworen,
Perſephoneiens dreyfache Gewalt,
Dianens dreymal wechſelnde Geſtalt.

94.

Die Fluthen des Avernus vorzuſtellen,
beſprengt ſie den Altar mit heilgen Wellen.
Nach jungen Kräutern wird geſpäht,
die von des Giftes ſchwarzen Tropfen ſchwellen,
beim Mondlicht mit der Sichel abgemäht;
auch forſcht man nach dem Liebesbiſsen
der auf der Fole jungem Haupt ſich bläht,
dem Zahn des Mutterpferds entriſſen.

95.

Sie ſelbſt, das Opferbrod in frommer Hand,
mit bloſsem Fuſs, mit losgebundenem Gewand,
bereit zum Tode, ſteht an des Altares Stufen,
auf ihres Mörders Haupt der Götter Strafgericht,
der Sterne Zorn herabzurufen,
und neigt ein Gott ſein Angeſicht
auf Liebende herab, die ihre Schwüre brechen,
ſo bietet ſie ihn auf, zu ſtrafen und zu rachen.

96.

Gekommen war die Nacht, und alle Weſen ruhten
erſchöpft im ſüſſen Arm des Schlafs. Tief ſchweigt
der Wald, gelegt hat ſich der Zorn der Fluthen,
zur Mitte ihrer Bahn die Sterne ſich geneigt.
Der Vögel bunter Chor verſtummt, die Flur, die Heerden,
was ſich in Sümpfen birgt und in der Wälder Nacht,
vergiſst der Arbeit und Beſchwerden,
gefeſſelt von des Schlummers Macht.

97.

Nur deines Buſens immer wachen Kummer,
unglückliche Eliſa! ſchmilzt kein Schlummer,
nie wird es Nacht auf deinem Augenlied.
Empfindlicher erwachen deine Schmerzen,
aufs neu entbrennt in deinem Herzen
der Kampf, den ach! Verzweiflung nur entſchied.
Jetzt Raub des Grimms, jetzt ihres Kummers Beute,
beginnt ſie ſo in dieſem innern Streite.

98.

Unglückliche, ruft ſie, was ſoll nunmehr geſchehn?
Gehſt du, von neuem dich den Freyern anzutragen,
die du verächtlich ausgeſchlagen,
und der Nomaden Hand fuſsfällig zu erflehn?
Gehſt du, den Teukriern als Magd dich anzubieten?
Du kennſt ja ihre Dankbarkeit,
du ſollteſt wiſſen, wie bereit
ſie ſind, empfangne Opfer zu vergüten;

99.

Und öffnen ſie dir wohl der Schiffe ſtolzen Schooſs,
geſetzt, du könnteſt dieſe Schmach verſchmerzen?
So wenig weiſst du, wie gewiſſenlos
Laomedontier mit Treu und Glauben ſcherzen!
Folgſt du den ſtolzen Ruderern allein?
Hohlſt du mit deinen Tyriern ſie ein?
und kaum aus Sidons Stadt gewaltſam fortgezogen,
vertrauſt du ſie aufs neu dem Spiel von Wind und Wogen?

100.

Nein ſtirb, wie du verdient! Das Schwerdt befreie dich.
Dir Schweſter dank ich meinen Fall. Du gabeſt mich
dem Feinde Preiſs, von meiner Thränen Fluth beſtochen!
Konnt ich nicht ſchuldlos, von Begierden rein,
nicht frey von Hymens Band mich meines Lebens freun?
Mein Wort hab ich Sichäus dir gebrochen,
geſchworen deinem heiligen Gebein.
Erzürnter Geiſt, du wirſt gerochen!

101.

So quälte jene ſich, indeſs auf hohem Schiff,
entſchloſſen und bereit, Karthagos Strand zu räumen,
Aeneas ſchlief. Ihm zeigte ſich in Träumen
daſſelbe Bild, das jüngſt mit Schrecken ihn ergriff,
und bringt denſelben Auftrag wieder,
dem Flügelboten gleich an Stimme, an Geſtalt,
daſſelbe blonde Haar, das Majens Sohn umwallt,
derſelbe ſchlanke Bau der jugendlichen Glieder.

102.

Iſts möglich, ruft er, Göttinnſohn,
an des Verderbens Rand kannſt du des Schlummers pflegen?
Siehſt die Gefahren nicht, die ringsum dich bedrohn,
und hörſt die Winde nicht, die deine Segel regen?
Von wilder Wuth empört, ſinnt jene, dich mit Liſt
mit unentrinnbarem Verderben zu umſchlingen,
du eilſt nicht mit des Windes Schwingen
davon, da dir noch Flucht verſtattet iſt?

103.

Grüſst dich Aurora noch in dieſem Land,
ſo ſiehſt du weit und breit die Wellen
mit Schiffen überdeckt, den ganzen Meeresſtrand
von mordbegiergen Fackeln ſich erhellen.
Flieh ohne Aufſchub! Flieh! Veränderlich
iſt Frauenſinn und nimmer gleicht er ſich.
Er ſprichts und flieſst in Nacht dahin. Voll Schrecken
fährt jener aus dem Schlaf, und eilt ſein Volk zu wecken.

104.

Wacht auf, ruft er. Geſchwind! Ergreift die Ruder! Spannt
die Segel aus! Ein Gott, vom Himmel her geſandt,
treibt mich aufs neu, nicht länger mehr zu weilen,
die Stränge zu zerhaun, die Abfahrt zu beeilen.
Wer du auch ſeyſt, erhabne Gottheit! Ja!
Frohlockend folgen wir dem Wink, den du gegeben.
Verleih uns Schutz! O ſey uns hold und nah!
Laſs über unſerm Haupt geneigte Sterne ſchweben!

105.

Er ſprichts und aus der Scheide blitzt
ſein flammend Schwerdt und trennt des Ankers Seile,
ihm folgt die ganze Schaar, von gleicher Glut erhitzt,
rafft alles fort, und treibt und rennt in voller Eile.
Schnell iſt die ganze Küſte leer,
verſchwunden unter Schiffen das Meer,
es keucht der Ruderknecht und quirlt zu Schaum die Wogen,
zahlloſe Furchen ſind durchs blaue Feld gezogen.

106.

Jetzt eben windet ſich aus Tithons goldnem Schoos
des Morgens junge Göttinn los,
und überſtrömt die Welt mit neugebohrnen Strahlen.
Aus ihren Fenſtern ſieht mit ſilberfarbem Grau
die Königinn den Horizont ſich mahlen,
ſieht durch der Waſſer fernes Blau
die Flotte ſchon mit gleichen Segeln fliegen,
die Küſte leer, den Hafen öde liegen.

107.

Da ſchlägt ſie mit ergrimmter Hand
die ſchöne Bruſt, zerrauft die gelben Locken,
Allmächtger Zevs, ruft ſie erſchrocken,
Er geht! Er flieht von meinem Strand!
Dem Fremdling gieng es hin, mich ſtraflos zu verſpotten?
Bewaffnet nicht ganz Tyrus mein Geheiſs?
Auf, auf! Reiſst aus dem Zeughaus meine Flotten!
Bringt Fackeln! Rudert friſch! Gebt alle Segel preiſs!

108.

Wo bin ich? — Ach, was für ein Wahnſinn reiſst mich fort?
Jetzt hat dein feindlich Schickſal dich ereilet,
Unglückliche! Da galts, da war der rechte Ort,
als du dein Reich mit ihm getheilet.
Das alſo iſt der Held voll Treu, voll Edelmuth,
der ſeines Vaters Laſt auf fromme Schultern lud,
der mit ſich führen ſoll auf allen ſeinen Bahnen
die Heiligthümer ſeiner Ahnen!

109.

Konnt ich in Stücken ihn reiſſen, nicht zerſtreut
im Meer, ihn und ſein Volk? Nicht ſeinen Sohn erwürgen?
Auftiſchen ihm zum Mahl? — Wo aber meine Bürgen,
daſs er nicht ſiegte? Mocht es immer ſeyn!
Was fürchtet, wer entſchloſſen iſt zu ſterben?
Sein Lager ſteckt ich an, mit einer Löwinn Wuth,
vertilgte Vater, Sohn, die ganze Schlangenbrut,
und theilte dann frohlockend ihr Verderben?

110.

O du, vor deſſen Strahlenangeſicht
kein Menſchenwerk ſich birgt, erhabnes Licht!
Du Gattinn Zevs, die meine Leiden kennet,
du Hekate, die man durch Stadt und Land
auf finſtern Scheidewegen heulend nennet,
ihr Furien, ihr Götter, deren Hand
die ſterbende ſich weiht! Vernehmt von euren Höhen
der Rache Aufgebot! Neigt euch zu meinem Flehen!

111.

Muſs der Verworfne doch zum Ufer ſich noch ringen,
iſt dem Verhängniſs nichts mehr abzudingen,
iſts Jovis unabänderliches Wort,
o ſo erduld' er alle Kriegesplagen,
von einem tapfern Volk aus ſeinem Reich geſchlagen,
geriſſen aus des Sohnes Armen,
ſuch' er bey Fremdlingen Erbarmen,
und ſehe ſchaudernd der Gefährten Mord!

112.

Und fügt er ſich entehrenden Verträgen,
ſo mög er nimmer ſich des Throns noch Lebens freun.
Er falle vor der Zeit! Dieſs ſey mein letzter Segen,
mit dieſem Wunſch geh ich dem Acheron entgegen,
im Sande liege unbeerdigt ſein Gebein!
Dann Tyrier verfolgt mit ewgen Kriegeslaſten
den ganzen Saamen des Verhaſsten,
dieſs ſoll mein Todesopfer ſeyn!

113.

Kein Friede noch Vertrag ſoll jemals euch vereinen,
ein Rächer wird aus meinem Staub erſtehn,
in ihren Pflanzungen mit Feur und Schwerdt erſcheinen,
früh oder ſpät, wie ſich die Kräfte tüchtig ſehn.
Feindſelig drohe Küſte gegen Küſte!
rachgierig thürme Fluth ſich gegen Fluth,
Schwerdt blitze gegen Schwerdt, der ſpäten Enkel Brüſte
entflamme unverſöhnte Wuth.

114.

Sie ſprachs und ſann voll Ungeduld, die Bande
des traurgen Lebens zu zerreiſſen, rief
Sichäus Amme (ihre eigne ſchlief
den langen Schlummer ſchon im mütterlichen Lande)
laſs, ſpricht ſie, theure Barce, ſchnell
die Schweſter ſich mit friſchem Quell
benetzen, ſag ihr an, daſs ſie die Thiere
und die bewuſsten Opfer zu mir führe.

115.

Du ſelbſt, geliebte, ſäume nicht,
mit frommer Binde dir die Schläfe zu verhüllen,
ich will des angefangnen Opfers Pflicht
dem unterirrdſchen Zevs erfüllen,
und meinen Gram auf ewig ſtillen.
Sogleich flammt mit dem Böſewicht
der Holzſtoſs in die Luft! — Sie ſprichts und ſonder Weile
wankt jene fort mit ihres Alters Eile.

116.

Sie ſelbſt, zur Furie entſtellt
vom gräſslichen Entſchluſs, der ihren Buſen ſchwellt,
mit bluterhitztem Aug, geſtachelt von Verlangen,
der Farben wechſelnd Spiel auf krampfhaft zuckenden Wangen,
jetzt flammroth, jetzt, vom nahenden Geſchick
durchſchauert, bleich wie eine Büſte,
ſtürzt in den innern Hof, und, Wahnſinn in dem Blick,
beſteigt ſie das entſetzliche Gerüſte.

117.

Reiſst aus der Scheide des Trojaners Schwerdt,
(ach, nicht zu dieſem Endzweck ihr geſchenket!)
doch, als ihr Blick ſich auf Aeneens Kleider ſenket
und auf das wohlbekannte Bette, kehrt
ſie ſchnell in ſich, verweilt bey dieſem theuren Orte,
läſst noch einmal den Thränen freien Lauf,
ſchwingt dann aufs Bette ſich hinauf,
und ſcheidet von der Welt durch dieſe letzten Worte:

118.

Geliebte Reſte! Zeugen meiner Freuden,
ſolang's dem Schickſal und den Himmliſchen gefiel!
Entbindet mich von meinen Leiden,
empfangt mein flieſsend Blut, auf euch will ich verſcheiden.
Ich bin an meines Lebens Ziel.
Vollbracht hab ich den Lauf, den mir das Loos beſchieden,
jetzt fliehet aus des Lebens wildem Spiel
mein groſser Schatten zu des Grabes Frieden.

119.

Gegründet hab ich eine weitberühmte Stadt,
und meine Mauren ſah ich ragen,
beſtraft hab ich des Bruders Miſſethat,
der Rache Schuld dem Gatten abgetragen.
Ach! hätte nie ein Segel ſich
aus der Trojaner fernem Lande
gezeigt an meines Tyrus Strande,
wer war glückſeliger als ich!

120.

Sie ſprichts und drückt ins Küſſen ihr Geſicht:
Und ohne Rache, ruft ſie, ſoll ich fallen?
Doch will ich fallen, doch! Gerochen oder nicht!
So ziemts, ins Schattenreich zu wallen!
Es ſehe der Barbar vom hohen Ozean
mit ſeinen Augen dieſe Flammen ſteigen,
und nehme meines Todes Zeugen
zum Plagedämon mit auf ſeiner Wogenbahn.

121.

Eh dieſe Worte noch verhallen,
ſehn ihre Frauen ſie, durchrannt
vom ſpitzgen Stahl, zuſammenfallen,
das Schwerdt mit Blut beſchäumt, mit Blut die Hand
beſprützt. Ihr Angſtgeſchrey ſchlägt an die hohen Säulen
der Königsburg, ſogleich macht des Gerüchtes Mund
die grauenvolle That mit tauſendſtimmgem Heulen
dem aufgedonnerten Karthago kund.

122.

Da hört man von Geſchrey, von jammervollem Stöhnen,
von weiblichem Geheul die hohlen Dächer drönen,
des Aethers hohe Wölbung heult es nach.
Nicht fürchterlicher konnt es tönen,
wenn in Karthagos Stadt die Flut der Feinde brach,
das alte Tyrus fiel, der Flammen wilde Blitze
ſich freſſend wälzten durch der Menſchen Sitze
und durch der Götter heilges Dach.

123.

Geſchreckt durch den Zuſammenlauf der Menge,
durchſchauert von dem gräſslichen Gerücht,
ſtürzt Anna halb entſeelt ſich durchs Gedränge,
zerfleiſcht mit grimmgen Nägeln das Geſicht,
die Bruſt mit mörderiſchen Schlägen.
Das alſo wars, ruft ſie der Sterbenden entgegen.
Mit Argliſt fiengſt du mich! Dazu der Opferheerd,
dazu das Holz und des Trojaners Schwerdt!

124.

Weh mir verlaſsnen! Wen ſoll ich zuerſt beweinen?
Unzärtliche! Warum verſchmähteſt du im Tod
die Schweſter zur Begleiterinn? Vereinen
ſollt uns derſelbe Stahl, von beider Blute roth!
Und fleht' ich darum Tyrus Götter an, erbaute,
daſs ich allein dich deinem Schmerz vertraute,
dieſs Holzgerüſte? Weh! Mich ziehſt du mit ins Grab,
dein armes Volk, dein Reich, dein Tyrus mit hinab.

125.

Gebt Waſſer, gebt, daſs ich die Wunden waſche,
mit meinen Lippen ihn erhaſche,
wenn noch ein Hauch des Lebens auf ihr ſchwebt.
Sie rufts und ſteht ſchon oben auf den Stuffen,
ſtürzt weinend an der Schweſter Hals, beſtrebt,
an ihrer warmen Bruſt ins Leben ſie zu rufen,
die ſchon der Froſt des Todes überflogen,
zu trocknen mit dem Kleid des Blutes ſchwarze Woogen.

126.

Umſonſt verſucht (aus weitgeſpaltnem Munde
pfeift unter ihrer Bruſt die Wunde,)
umſonſt die ſterbende, den ſchwerbeladnen Blick
dem Strahl des Tages zu entfalten,
faſst dreimal ſich empor, von ihrem Arm gehalten,
und dreimal taumelt ſie zurück,
durchirrt, das ſüſse Licht der Sonne zu erſpähen,
des Aethers weiten Plan, und ſeufzt, da ſies geſehen.

127.

Erweicht von ihrem langen Kampf, gebeut
Saturnia der Iris fortzueilen,
der Glieder zähe Bande zu zertheilen,
zu endigen der Seele ſchweren Streit.
Denn da kein Schickſal, kein Verbrechen,
Verzweiflung nur ſie abrief vor der Zeit,
ſo hatte Hekate den unterirrdſchen Bächen
das abgeſchnittne Haar noch nicht geweiht.

128.

Jetzt alſo kam, in tauſendfarbem Bogen
der Sonne gegenüber, feucht von Thau,
die Goldbeſchwingte durch der Lüfte Grau
herab aufs Haupt der Sterbenden geflogen:
Dieſs weih ich auf Befehl der Gottheit dem Kozyt,
ruft ſie, vom Leibe frei mag ſich dein Geiſt erheben.
Sie ſagts und löſst das Haar ab, ſchnell entflieht
der Wärme Reſt, und in die Lüfte rinnt das Leben.

II.

Guſtav Adolph von Schweden

vor

ſeiner Theilnehmung an dem deutſchen Krieg.

Fortſetzung.

Dieſer ſchwere Sieg, den Guſtav über ſich ſelbſt errang, war nicht das Werk weniger Wochen. Es koſtete ihm Jahre lange Kämpfe, ehe er es über ſich erlangen konnte, den ſüſsen Traum ſeiner Jugend aufzugeben, aber ſeine einfache Sittenlehre, die ihm keine erlaubte Freuden verwehrte, hatte ihn auch Ergebung in den Willen der Vorſehung gelehrt. Sie bot ihm keinen Ablaſs für ſtrafbare Wünſche oder verſäumte Pflichten. In der Erfüllung ſeines groſsen Berufs und in der unermüdetſten

Thätigkeit fand er die mächtigen Hülfsmittel, ſich gegen die verführeriſche Stimme ſeines eignen Herzens zu bewahren. Er widmete die erſten Jahre hauptſächlich der Verbeſſerung ſeines durch innre Unruhen und fremde Einfälle zerrütteten Landes. Städte wuchſen unter ſeinen ſchöpferiſchen Händen auf. Er ſelbſt entwarf den Plan von Gotheborg, er wachte über die Ausführung und verſchafte dadurch zuerſt ſeiner Nation den groſsen Vortheil, einen ſichern Hafen an der Nordſee zu beſitzen. Die Veſtungswerke anderer Plätze wurden unter ſeinen Augen erweitert, und beſonders waren Ausbreitung des Schwediſchen Handels und eine verbeſſerte Gerechtigkeitspflege die beyden groſsen Zwecke, denen er ſeine ganze Aufmerkſamkeit widmete.

Er ſchloſs mit den Holländern und den Hanſeeſtädten vortheilhafte Verträge, und ſchafte durch nützliche Einrichtungen eine Menge Miſsbräuche ab, die ſich bey dem Münzweſen, den Zöllen und der Erhebung der Einkünfte eingeſchlichen hatten. Die

Juſtiz wurde unter ſeiner Regierung auf einen beſſern Fuſs geſetzt, und er ſtiftete ein neues Tribunal zu Stockholm, welches über das Verfahren der untern Gerichtshöfe zu wachen angewieſen war. Durch ſein eignes Beyſpiel, indem er ſich ſelbſt zuerſt den Geſetzen unterwarf und die Richter ehrte, ſuchte er die genauſte Ausübung der Gerechtigkeit zu ſichern. Er war oft bey den Ausſprüchen gegenwärtig, und munterte die Magiſtrate zu der ſtrengſten Gewiſſenhaftigkeit auf. Einſt, da eben ein Prozeſs über ein ſtreitiges Kammerguth zwiſchen ihm und einem Edelmann entſchieden werden ſollte, erſchien er ſelbſt in der Verſammlung um ſein Urtheil zu hören. Die Richter wollten aus Ehrfurcht aufſtehen, aber er erinnerte ſie, daſs ſie an des Königs Stelle ſäſsen, und daſs Er als Partey hier erſchiene. Die Sache wurde unterſucht, und die Entſcheidung fiel zum Vortheil des Edelmanns aus. Guſtav ſagte nichts, er verlangte blos die Akten zu ſehen, und da er ſich von der Billigkeit des Ausſpruchs überzeugt hatte, unterwarf er ſich dem Urtheil und lobte die Unpartheylichkeit der Richter.

Die auswärtigen Angelegenheiten wurden bey dieſen wichtigen Beſchäftigungen des Friedens nicht vernachläſsigt. Der König ſchickte ſeinen Bruder Karl Philipp mit einer anſehnlichen Verſtärkung nach Wiburg, um von dem Thron, den die Ruſsen ihm anboten, Beſitz zu nehmen. Das Volk in Moskau aber hatte, mit den Koſaken verbunden, unterdeſſen den jungen Michael Romanow zum Groſsfürſten erwählt. Ein Theil des Adels und die Provinz Novogrod blieben auf der Seite der Schwediſchen Provinzen, und es waren Feindſeligkeiten vorgefallen, welche den König zwangen, ſich mit den Waffen Genugthuung zu verſchaffen. Dieſes konnte nicht mit Nachdruck geſchehen, ſo lange der Krieg mit Pohlen fortdauerte. Guſtav Adolph wählte daher den Weg einer Unterhandlung, in der der Kanzler Oxenſtierna anfieng, die groſsen Talente in der Staatskunſt zu zeigen, durch die er nachher die

Waffen ſeines Königs ſo glücklich unterſtützte. Durch das verworrne Intereſſe der drey Nationen, weil Pohlen und Schweden zugleich gegen Rufsland, und Rufsland und Pohlen gegen Schweden fochten, wurde dieſe ganze Verhandlung eben ſo ſchwer, als die zweydeutigen Abſichten Dänemarks ſie nothwendig machten. Auf der andern Seite ſchien die gegenwärtige Verfaſſung von Pohlen, das durch innre Unruhen und durch Einfälle der Türken und Tartarn zerrüttet war, eine günſtige Gelegenheit zu gröſsern Eroberungen zu bieten. Guſtav aber zog eine weiſe politiſche Mäſsigung vor, und ſchloſs mit Sigismund einen zweyjährigen Stillſtand, wodurch er freye Hand bekam, jetzt ſeine ganze Macht gegen Rufsland zu wenden.

Er gieng nun nach Finnland über, und drang an der Spitze ſeiner Truppen durch Ingermannland tief in die Ruſsiſchen Provinzen ein. Dieſer Feldzug wurde für ihn die Schule der Kriegskunſt, die er hier an der Seite des erfahrnen Generals la Gardie ſtudirte. Aber wie ſchnell übertraf nicht der Lehrling den Meiſter! Guſtav kannte die Vortheile der ſtrengen Disziplin, und er überzeugte ſich noch mehr davon, indem er gegen zügelloſe Schwärme von Barbaren focht. Er bemühte ſich von dieſer Zeit an, jene vortrefliche Mannszucht in ſeinen Heeren einzuführen, wodurch in der Folge ſeine Schweden alle ihre Zeitgenoſſen ſo weit übertrafen. Indem er nicht nur die Gefahren, ſondern auch alle Beſchwerden des Feldzugs mit ſeinen Soldaten theilte, und durch ſein eignes Beyſpiel ihnen ein trefliches Muſter der Mäſsigung und der Menſchlichkeit gab, ahndete er auch ſtrenge jede Ausſchweifung und Gewaltthätigkeit an den Offizieren ſo gut als an dem geringſten ſeiner Krieger.

Er widmete die Muſse des Winters der Provinz Finnland, wo er ſich mit nützlichen Einrichtungen beſchäftigte, und endigte einen Krieg, zu dem ihn der Trotz eines nicht genug gedemüthigten Feindes gezwungen hatte, durch einen rühmlichen und vortheilhaften Frieden, der ſein Reich durch anſehnliche Provinzen vergröſserte, und die Grenze deſſelben vor den räuberiſchen Anfällen ungezähmter Barbaren ſicherte.

Während Guſtav Adolph auf der Bahn des Ruhms ſich neue Kränze flocht, errang das edelmüthige Mädchen, das noch immer ſeine Zärtlichkeit beſaſs, auf dem dornenvollen Pfade des Entſagens einen minder glänzenden aber eben ſo ſchönen Sieg. In der Einſamkeit ihres väterlichen Landgutes trauerte die Gräfinn Brahe, nicht mehr über die Trennung von ihrem Geliebten, ſondern über ſeinen Verluſt. Der Hoffnung roſenfarbner Schleyer war von ihren Augen weg gezogen, er täuſchte ihre Blicke nicht mehr mit dem ſanften Schimmer, worin er ihr einſt die ferne Zukunft gezeigt hatte. Sie ſah in ihrer Liebe nicht mehr die Quelle unerſchöpflicher Glückſeligkeit für einen zärtlichen Gemahl; ſie ſah in ihr jetzt nur das Hinderniſs, das Guſtavs Seele in ihrem Heldenfluge hemmen würde. Von dem Augenblick an, wo ſie ſich überzeugt hatte, daſs Liebe allein dieſe Seele nicht ausfüllen könnte, war es auch bey ihr entſchieden geweſen, ſich ſelbſt der Gröſse ihres Geliebten zum Opfer zu bringen. Zu edel, durch einen prunkvollen Abſchied ihm ſeinen eignen Sieg erſchweren zu wollen, begnügte ſie ſich, ihn von jeder Verbindlichkeit los zu ſprechen, und zog ſich vom Hofe zurück, um in der Abgeſchiedenheit und dem Bewuſstſeyn ihrer Gröſse, Troſt für ihr krankes Herz zu ſuchen. Die Zeit, die jeden Kummer mildert, gab auch ihr nach und nach die Kraſt wieder, ruhiger auf die zerſtörten Hoffnungen ihrer erſten Jugend zurück zu ſehen, aber die Welt hatte nichts mehr ihr anzubieten, das ſie für ihren groſsen Verluſt hätte entſchädigen können. Guſtavs Entfernung, der, auf ſeiner kriegeriſchen Laufbahn ſchnell wieder ſeinem Vaterlande entriſſen wurde, erſparte ihr ein ſchmerzhaftes Wiederſehn, aber wohin konnte ſie vor dem Andenken des Helden entfliehen, deſſen

Ruhm auf allen Zungen ſchwebte? Welche Wendung auch ihr äuſseres Schickſal in der Folge nahm, ſo läſst es ſich doch nicht denken, daſs ein Herz, in dem der erſte Mann ſeines Jahrhunderts gethront hatte, noch für einen andern zärtlicher Gefühle ſollte fähig geweſen ſeyn.

Guſtav fand die Gräfin nicht wieder, da er nach Stockholm zurück kehrte; und es war ein Glück für ihn, denn bey dem Wiederſehn der Orte, die die Zeugen ſeiner Liebe geweſen waren, fühlte er den beſten Theil ſeiner Stärke dahin ſchwinden. Aber er ermannte ſich ſchnell wieder, und ſuchte in der Erfüllung ſeines groſsen Berufs, der ihn für das Glück von Millionen beſtimmt hatte, Erſatz für Freuden, die nur eine Einzige mit ihm theilen konnte.

Die unausgeſetzten Bemühungen König Sigismunds von Pohlen, Guſtavs Entwürfe während des Waffenſtillſtandes zu hindern, und ſogar in Schweden ſelbſt Empörungen gegen ihn zu erregen, machten es wahrſcheinlich, daſs der Krieg auf dieſer Seite bald wieder ausbrechen würde. Die Verſammlung der Stände billigte die Maasregeln des Königs; ehe er aber zu neuen Unternehmungen ſchritt, beſchloſs er, ſich mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten krönen zu laſſen. Dieſes geſchah auch am 12. Oktober des Jahrs 1617. in Gegenwart aller Reichsſtände, die unter dem freudigen Zuruf eines unzählbaren Volks ihrem drey und zwanzigjährigen Monarchen den Eid der Treue leiſteten. Die Nation äuſserte bey dieſer Gelegenheit den Wunſch, daſs er nun bald darauf denken möchte, durch eine Vermählung ihr die Ausſicht auf eine ununterbrochne Thronfolge und künftige ruhige Zeiten zu ſichern. Guſtav fühlte ſelbſt die Nothwendigkeit dieſes Schrittes, aber noch war das Andenken an ſeine erſte Liebe bey ihm zu neu, als daſs er ſich ſchon jetzt zu einer andern Wahl hätte entſchlieſsen können. Er verſprach den Repräſentanten des Volks, auch in dieſem Fall ſich nach ihren Wünſchen zu fügen, ſobald die Beendigung des bevorſtehenden Krieges mit Pohlen ihm dazu Muſse laſſen würde, und freute ſich in ſeinem Herzen, einen ſo guten Vorwand zu haben, um eine Handlung aufzuſchieben, die ihn auf ewig und unwiederbringlich von der Gräfinn Brahe trennen muſste.

Er richtete jetzt ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf die Vorbereitungen zu dem nahen Feldzuge. Seine Zurüſtungen waren auſserordentlich, und die Nation, deren Enthuſiasmus überall den Befehlen ihres geliebten Monarchen noch zuvor kam, unterſtützte ihn mit der Anſtrengung ihrer äuſserſten Kräfte. Noch nie hatte Schweden ſchönere Truppen, als die, welche der junge König ſelbſt unermüdet in allen Uebungen des Krieges unterrichtete, noch nie eine ſo ſtarke Flotte geſehn, als die, welche er jetzt in den Häfen bauen und ausrüſten lieſs.

Mitten unter dieſen wichtigen Beſchäftigungen vergaſs Guſtav auch die andern

Zwecke ſeiner Regierung nicht. Er fuhr fort, für die Verbeſſerung des Handels und Ackerbaues zu ſorgen, und bemühte ſich zugleich durch thätige Unterſtützung die Wiſſenſchaften in ſeinem Lande aufzumuntern. Er ſtiftete die berühmte Bibliothek zu Upſal, und ſchenkte dieſer Univerſität einen Theil ſeiner Familiengüter, um ſie in den Stand zu ſetzen, mehrere Profeſſoren zu beſolden, und auch armen Studenten, denen es an Mitteln fehlte ihre Neigung zur Gelehrſamkeit zu befriedigen, den nöthigen Unterhalt zu reichen.

Sigismund, der noch immer nicht ſicher vor den Anfällen der Türken war, und zugleich in der Perſon des Fürſten von Siebenbürgen ſich einen neuen Feind zugezogen hatte, ſuchte Schweden durch Verlängerung des Stillſtandes immer in der Unthätigkeit zu erhalten, ohne deswegen ſich zu einem dauerhaften Frieden bequemen zu wollen. Der König von Schweden, der mit ſeinen Zurüſtungen fertig

war,

war, drang daher jetzt, indem er Sigismunden die Wahl zwiſchen Krieg und Frieden lieſs, auf eine entſcheidende Antwort. Er ſicherte zu gleicher Zeit die Grenzen ſeines Reichs, bemächtigte ſich der Veſtung Dunamünde, welche ihm den Weg nach Riga öffnete, und zog den Herzog von Kurland in ſein Intereſſe. Sigismund bemühte ſich, die Eiferſucht Dänemarks zu erregen, und Chriſtian IV ſchien auch nicht ungeneigt, durch einen Einfall in ihr eignes Land, den Fortgang der Schweden in Liefland zu hemmen. Guſtavs Staatskunſt lieſs ſich nie zu den kleinen Mitteln herab, welche das Beyſpiel des Spaniſchen Kabinets in den öffentlichen Verhandlungen der Europäiſchen Mächte eingeführt hatte. Er wuſste ſein politiſches Uebergewicht durch jenes offne Verfahren zu erhalten, welches Zutrauen erweckt, indem es keinen Argwohn zeigt; und durch dieſes Betragen und die Punktlichkeit womit er dem geſchloſsnen Vertrage auch zu einer Zeit nachkam, wo Dänemarks zweydeutige Aeuſserungen ihn von ſeinen Verbindlichkeiten los zu ſprechen ſchienen, erhielt er auch jetzt den Frieden mit Chriſtian IV. Er zahlte den Dänen den Reſt der in dem letzten Vergleich feſtgeſetzten Summen aus, und willigte in eine Verlängerung des Stillſtandes mit Sigismunden, der jetzt nicht in der Verfaſſung war, ſich den Schwediſchen Waffen zu widerſetzen.

Durch dieſe Uneigennützigkeit überzeugte Guſtav den König von Dänemark, daſs nicht bloſse Eroberungsſucht ſeine Schritte leite. Chriſtian hörte nun auf, für ſich etwas von ihm zu befürchten, und fieng an einzuſehen, daſs die Einigkeit beyder Reiche die ſicherſte Schutzwehr des Nordens ſey. In dieſen Geſinnungen nahm er mit Freuden den Vorſchlag einer Zuſammenkunft an, welche auch im Anfang des Jahres 1619 an den Grenzen von Schonen vor ſich gieng. Die beiden Könige, die einander perſönlich ſchätzten, hatten hier verſchiedne geheime Unterredungen mit einander, deren wohlthätige Folge ein langer Frieden zwiſchen Schweden und Dänemark war.

Während deſſelben lieſs er neue Völker in Deutſchland und Holland werben, und ſeine Truppen in der veränderten Taktik üben, welche Guſtav zuerſt in Europa einführte; auch entſchloſs er ſich jetzt endlich die Wünſche ſeiner Unterthanen durch die Wahl einer Gemahlin zu erfüllen. Die Lage des Reichs, die es den Anfällen ehrgeitziger Nachbarn ausſetzte, und die nie aufgegebenen Anſprüche Sigismunds und ſeines Sohns, drohten den Schweden die fürchterlichſten Zerrüttungen, wenn die regierende Linie des königlichen Stammes erlöſchen ſollte; auch zitterten ſie bey den Gefahren des Krieges, denen ſich ihr junger Monarch ausſetzte, ohne einen Erben ſeiner Krone in Stockholm zurück zu laſſen. Die Verbindung mit einem auswärtigen Fürſtenhauſe muſste ſein Anſehn bey den fremden Nationen vermehren. Schon vor mehreren Jahren hatte die Königinn Mutter ſich um die Hand der Tochter Jakobs des erſten von England für ihren Sohn beworben, aber dieſe Prinzeſſinn war damals ſchon an den Churfürſten Friedrich V von der Pfalz verſagt. Guſtav Adolphs Schickſal, das ihn zu groſsen Thaten rief, trennte ihn von einem liebenden Mädchen, welches ſein Herz, auf das die ganze Welt Anſprüche hatte, ungetheilt würde beſeſsen haben. Aber er ſollte der Verfechter der Freiheit werden, und nicht den Erdkreis in Feſseln ſchlagen, deswegen hinderte die Vorſehung eine Verbindung, die vielleicht ſeine Ruhmbegier angeſpornt hätte, die Schranken der Mäſsigung zu verachten. Der Geiſt der ehrgeizigen, männlich kühnen Eliſabeth von England war fähig dem Heldenſchwung Guſtavs zu folgen, aber wohin würde ſie ihn geriſsen haben, wenn er ihren ſtolzen Forderungen Gehör gegeben hätte!

Guſtav hatte ſich aus Gefühl ſeiner Pflicht zu einer Vermählung entſchloſſen; bey der Wahl der künftigen Königinn überlieſs er ſich ganz der Leitung ſeiner Mutter und ſeiner getreuen Räthe. Sein eignes Herz ſchwieg bey dieſem wichtigen Geſchäft; er hatte alle ſeine Anſprüche auf das Glück der Liebe aufgegeben, als er ſich gewaltſam von der Gräſinn Brahe los riſs. Aber wenn er ſelbſt mit Gleichgültigkeit an ſeine künftige Verbindung dachte, ſo war die Königinn Mutter deſto beſorgter, eine Prinzeſsinn für ihn auszuſuchen, die, indem ihre Geburth die politiſchen Abſichten erfüllte, welche der König von Schweden bey ſeiner Vermählung haben muſste, auch zugleich durch ihre perſönlichen Vorzüge würdig wäre, Guſtav Adolphs Thron zu theilen und auf ſeine zärtlichſte Freundſchaft Anſpruch zu machen.

Aus der Lage des öſtlichen Preuſsens und der übrigen Brandenburgiſchen Staaten an der Grenze von Pohlen lieſsen ſich durch eine nähere Verbindung mit dieſem Hauſe manche Vortheile für Schweden erwarten, und die Schönheit und der ſanfte Charakter der zweyten Schweſter des Churfürſten Georg Wilhelms beſtimmte Chriſtinens Wahl. Guſtav ſchien den Bitten ſeiner Mutter Gehör geben zu wollen, dennoch wurde es ihm noch immer ſehr ſchwer, ſich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daſs er jetzt eine unerſteigliche Scheidewand zwiſchen ſich und ſeiner Geliebten aufrichten ſollte. Birkholt, ſein Agent am Berliniſchen Hofe, hatte ihm ein Gemählde von der Prinzeſſinn Marie Eleonore geſchickt, welches die reizende Schilderung, die er von ihr machte, beſtätigen ſollte. Guſtav lieſs der Schönheit dieſes Bildes Gerechtigkeit wiederfahren, aber ſein Herz blieb ungerührt dabey. So lange er ſeine Verbindung noch als entfernt angeſehen hatte, lieſs er ſeiner Mutter freye Hand, für ihn zu wählen; jetzt, da man ihm einen beſtimmten Gegenſtand zeigte, erwachten noch einmal alle die ſchlafenden Rückerinnerungen an ſeine erſte Liebe. Man hat zwey Briefe von ihm an Birkholt, worin er ihm befiehlt, die Angelegenheiten ſeiner Vermählung nicht zu ſchnell zu betreiben, ſondern vielmehr auch ohne dieſe Verbindung an der Errichtung einer aufrichtigen Freundſchaft zwiſchen dem Schwediſchen und dem Brandenburgiſchen Hofe, die ihm wegen ſeines Verhältniſſes mit Pohlen ſehr wichtig wäre, zu arbeiten.

Die Königinn Mutter und der Kanzler Oxenſtierna ließen ſich durch dieſen Rückfall nicht abſchrecken; ſie verdoppelten im Gegentheil ihre Bemühungen, das wankende Gemüth des Königs zu einem feſten Entſchluſs zu bewegen. Es gelang ihnen endlich, ihn ſo weit zu bringen, daſs er verſprach, die Prinzeſſinn von Brandenburg zu ſehen. Er reiſete zu dem Ende im Auguſt 1619 in aller Stille nach Deutſchland, ohne daſs auſſer dem Kanzler und einigen Vertrauten ſonſt irgend Jemand um die Abweſenheit des Königs wuſste. Birkholt ſchaffte ihm zu Berlin Gelegenheit, die Prinzeſſinn unerkannt zu ſehen, und er fand, daſs das Gemählde ihr nicht geſchmeichelt hatte. Zu redlich, um neue Ausflüchte zu ſuchen, da der letzte Einwurf, den er ſeiner Mutter gemacht hatte, nun gehoben war, entſchloſs er ſich endlich, ihre Wünſche zu erfüllen. Aber es ſcheint, daſs er ſeinem eignen Herzen nicht traute, und deswegen durch eine ſchleunige Beendigung des ganzen Geſchäfts ſich ſelbſt die Möglichkeit benehmen wollte, noch zurück zu treten. Er lieſs ſogleich bey der Mutter und dem Bruder ſeiner künftigen Braut um die Hand der Prinzeſſinn anhalten, und ſobald ſie ihre Einwilligung gegeben hatten, eilte er nach Schweden zurück, ohne daſs man zu Berlin von ſeiner Abweſenheit etwas erfuhr. Um alle Hinderniſſe, die der Kaiſerliche Hof, oder der König von Pohlen dieſer Verbindung in den Weg legen könnten, zu vermeiden, ſollte ſie nicht eher bekannt gemacht werden, als bis die Braut von Berlin abreiſen würde, dennoch erfuhr Sigismund den gemachten Vertrag, und ſuchte die Erfüllung auf alle Weiſe zu hintertreiben. Der Churfürſt, der Pohlen eben ſo ſehr fürchtete, als ſeine Nachkommen ſich in dieſem Lande furchtbar gemacht haben, war ſchwach genug, zu läugnen, daſs er um die Verlobung ſeiner Schweſter wiſſe, und ſchob die Schuld einer an ſich ſo rechtmäſsigen Handlung auf ſeine Mutter, die verwittwete Churfürſtinn.

So bald Guſtav ſich einmal entſchloſſen hatte, den Schweden eine Königinn zu geben, ſo ſtrengte er auch ſeine ganze Thätigkeit an, um alle Schwierigkeiten, die ſeinen Vorſatz noch rückgängig machen könnten, aus dem Wege zu räumen. Er machte zu Stockholm und in den Provinzen verſchiedne nöthige Einrichtungen, bereitete alles zu ſeiner nahen Vermählung vor, und trat im April des folgenden Jahres ſeine zweyte Reiſe nach Deutſchland an. Es war an einem Sonntage früh, da er zu Berlin unerkannt und mit weniger Begleitung eintraf. Er gieng ſogleich in die Kirche, wo die Churfürſtliche Familie die Predigt anhörte, und miſchte ſich unter die vornehmſten Hofbedienten. Alle betrachteten ihn mit neugierigen Augen, er gab ſich aber nicht eher als nach geendigtem Gottesdienſt zu erkennen. Man führte ihn nun ſogleich zu der verwittweten Churfürſtinn, die ihn mit groſser Freude empfieng. Sein Aufenthalt zu Berlin, wo er noch immer das Incognito beybehielt, dauerte nur ſo lange, als nöthig war, ihn mit ſeiner Braut bekannt zu machen, und ſobald er mit dem Churfürſten die nöthigen Maaſsregeln wegen ſeiner Vermählung genommen hatte, beurlaubte er ſich von ſeiner Braut, um ſeine Reiſe durch Deutſchland fort zu ſetzen. Er gieng zuerſt nach Heidelberg an den Pfälziſchen Hof, wo man ihn für einen vornehmen Schwediſchen Offizier hielt. Hier machte er Bekanntſchaft mit dem Herrn von Ruſsdorf, dem Miniſter Churfürſt Friedrichs, und beſuchte in ſeiner Geſellſchaft das Lager des Markgrafen von Baden im Elſaſs, welches er zu ſehen wünſchte. Ruſsdorf war ein Mann von Talenten und groſsen politiſchen Kenntniſſen. Der König nutzte auf der Reiſe die Einſichten des Miniſters, der mit ihm, ſo lange er ihn für ſeines Gleichen hielt, weit freymüthiger umgieng, als er mit dem Monarchen von Schweden würde gethan haben. Ihr Weg führte ſie durch die lachenden Gefilde des Rheins. Guſtav fragte ſeinen Begleiter, wem dieſe ſchönen Herrſchaften und Ländereyen gehörten, und als er erfuhr, daſs die meiſten Geiſtliche zu Beſitzern hätten, konnte er ſich nicht enthalten, auszurufen: „Wenn dieſe Herren mit meinem Könige zu thun hätten, ſo würde er ſie ſchon längſt gelehrt haben, daſs Beſcheidenheit, Demuth und Gehorſam den weſentlichen Charakter ihres Standes ausmachen.“

Ihre Unterredungen hatten gewöhnlich Staatswirthſchaft und Politik zum Gegenſtande. Ruſsdorff war begierig, von dem jungen König von Schweden, deſſen Thaten ſchon ganz Europa aufmerkſam gemacht hatten, recht viel zu erfahren. Er forſchte hauptſächlich nach ſeinem Privatleben, ſeinen Neigungen und nach charakteriſtiſchen Zügen, und Guſtav genoſs das Vergnügen, die Meinung der Welt von ihm ohne Schmeicheley und Zurückhaltung zu hören. Sein Reiſegefährte prieſs die groſsen Eigenſchaften des Königs, und legte zugleich dem Geſchmack dieſes kriegeriſchen Fürſten an den ſchönen Wiſſenſchaften ein groſses Lob bey. Dann kam er auf die häuslichen Verhältniſſe deſſelben und äuſserte einige Verwunderung, daſs er noch an keine Vermählung gedacht, und die Reichsſtände noch nicht eifriger darauf gedrungen hätten. Ruſsdorf hatte immer die Vortheile ſeines Herrn vor Augen; er wünſchte daher ſehr, daſs der König von Schweden die Prinzeſſinn Katharine, die Schweſter des Churfürſten wählen möchte.

Guſtav hatte Katharinen zu Heidelberg kennen gelernt, ohne ihr merken zu laſſen, wer er wäre. Als ſie einſt auf einem Spaziergange im Schloſsgarten ſich mit den andern Prinzeſſinnen unterhielt, vergaſs der König die untergeordnete Rolle, die er hier zu ſpielen hatte, und drängte ſich hervor. um zu hören, wovon ſie redeten. Die Prinzeſſinn fand dieſes Betragen des fremden Offiziers zu frey, und ſagte auf franzöſiſch leiſe, doch ſo, daſs er es hören konnte: „man muſs geſtehen, daſs die Schweden ſehr dreiſt und unhöflich ſind." Guſtav nahm ihr dieſe kleine Aeuſserung von Stolz nicht übel, ſondern zog ſich zurück; jetzt, da Ruſsdorf ihn von ſeinen Wünſchen, den König von Schweden mit dieſer Prinzeſſinn zu vermählen, und dadurch eine genaue Verbindung zwiſchen ihm und den Churfürſten von der Pfalz zu knüpfen, vorſagte, antwortete er: der Churfürſt dürfe auch ohne ein ſolches Band an den guten Geſinnungen des Königs nicht zweifeln. Ruſsdorf, der ſeinen Gefährten für einen Mann von Gewicht in Schweden hielt, wollte gern die Geſinnungen deſſelben weiter ausforſchen. Er ſagte ihm, bey der Entfernung Guſtavs und bey dem Geldmangel der Nordiſchen Reiche, würde es ſchwer halten, daſs der König von Schweden den Churfürſten mit Nachdruck in Böhmen unterſtützen könnte. Dieſer Wink verdroſs Guſtaven. „Mein Herr von Ruſsdorf," rief er, indem er ihn unterbrach, „ſie kennen Schwedens innre Stärke nicht. Dies Land hat Bergwerke, die die ergiebigſten und reichſten in ganz Europa ſind, weil ſie ihm das nothwendigſte aller Metalle geben, und es hat auch an andern Produkten einen Ueberfluſs, die mit leichter Mühe gegen Gold umgetauſcht werden können."

Ruſsdorf wollte ſeinen Gefährten nicht beleidigen, er lenkte die Unterredung auf andre Gegenſtände, und kam endlich auf die Materie, die damals in den proteſtantiſchen Ländern der intereſſanteſte. Vorwurf aller Geſpräche, von den Vorzimmern der Fürſten bis auf die Zuſammenkünfte der Bauern war; auf die Religion. Guſtav äuſserte bey dieſer Gelegenheit einen heftigen Widerwillen gegen die Miſsbräuche des Pabſtthums. Er erzählte dem Pfälziſchen Miniſter verſchiedne Anekdoten von der Sittenloſigkeit katholiſcher Geiſtlichen und von ihrer wenigen Achtung gegen die Heiligthümer ihres eignen Glaubens. Unter andern ſagte er ihm, er wäre immer neugierig geweſen, die Gebräuche bey ihrem Gottesdienſt zu ſehn. In Erfurth hätte er einem katholiſchen Prieſter einen Dukaten geboten, um auf der Stelle dafür eine Meſſe zu leſen. „Der Prieſter,“ ſetzte er hinzu, „war auch ohne allen Anſtand bereit, mir für einen ſo geringen Preis die Geheimniſſe ſeiner Religion zu verkaufen. Daraus kann man die Geſinnungen und Sitten dieſer Geiſtlichen beurtheilen.“

Ruſsdorf wurde durch alle dieſe Unterredungen immer neugieriger nach dem wahren Stande ſeines Reiſegefährten. Er ſagte ihm, es wäre nicht unmöglich, daſs ſein Herr der Churfürſt, ihn einmal nach Schweden ſchicken könnte, und dann würde es ihm ſehr angenehm ſeyn, die hier angefangne Bekanntſchaft fort zu ſetzen. Guſtav antwortete: „ich heiſse Gars, und bin Hauptmann unter den Truppen des Königs. Sollte das Schickſal Sie jemals nach Schweden führen, ſo werde ich mir das gröſste Vergnügen daraus machen, ihnen alle die Dienſte zu leiſten, die in meinem geringen Vermögen ſtehn.“ — Dieſen Nahmen Gars, hatte der König gleich Anfangs auf ſeiner Reiſe angenommen. Er war aus den Anfangsbuchſtaben der Worte: Guſtavus Adolphus Rex Sueciae, mit denen er ſich zu unterſchreiben pflegte, zuſammengeſetzt. Wenige Tage nach ſeiner Rückkehr erfuhr der Herr von Ruſsdorf den wahren Stand des Mannes, mit dem er auf der Reiſe ſo vertraut umgegangen war. Er leiſtete in der Folge ſeinem Herrn verſchiedne Dienſte bey dem König von Schweden, der einen beſtändigen Briefwechſel mit ihm unterhielt, und ihm eine jährliche Penſion gab.

Guſtav hielt ſich noch einige Zeit zu Heidelberg auf, und die Prinzeſſinn Katharine, die ſich vorher, vielleicht nur darum ſo zurückhaltend gegen den Herrn von Gars bezeigt hatte, weil ſie ſich bewuſst war, wie ſehr ihr der ſchöne Mann gefiele, fand jetzt nur zu viel Geſchmack an ſeinem Umgange. Sie faſste eine zärtliche Neigung zu ihm, und da ſeine Ver-

Bibl. Univers. Lips.

bindung mit Eleonoren von Brandenburg noch ein Geheimniſs war, ſo überlieſs ſie ſich gern einer ſchmeichelhaften Hoffnung, die ſo ſehr mit den Wünſchen ihrer Familie übereinſtimmte. Ob Guſtav die Leidenſchaft merkte, die er bey ihr erregt hatte, läſst ſich nicht mit Gewiſsheit verſichern, das Tagebuch dieſer Reiſe und ſeine Briefe und Schriften erwähnen nichts von der Liebe der Prinzeſſinn. Der König hielt ſich auch nur noch kurze Zeit in Heidelberg auf, und ſobald er nach Stockholm zurück gekommen war, machte er ſeine Verlobung mit der Prinzeſſinn von Brandenburg bekannt. Er hatte auf ſeiner Reiſe drey Monathe zugebracht, und wenn es zu erweiſen wäre, daſs er jemals nach Italien gekommen ſey, ſo müſste es bey dieſer Gelegenheit geſchehen ſeyn, denn, ſeine Feldzüge ausgenommen, iſt er nie wieder ſo lange aus Schweden abweſend geweſen.

Der Kanzler Oxenſtierna gieng ſogleich nach der Zurückkunft ſeines Herrn nach Berlin, und zugleich lief eine Flotte aus, um die königliche Braut einzuholen. Maria Eleonora trat, von ihrer Mutter begleitet, den 7 Oktober 1620 zu Calmar ans Land, und hielt am 25 November ihren feyerlichen Einzug zu Stockholm. Die Vermählung wurde ſogleich vollzogen, und die neue Königin im Anfang des folgenden Jahres gekrönt. Ihre Ehe war die glücklichſte. Sie liebte ihren Gemahl mit der leidenſchaftlichſten Zärtlichkeit, und wenn ſein Herz, nachdem es der erſten Liebe entſagt hatte, auch nicht mehr fähig war, Glückſeligkeit von einem andern weiblichen Geſchöpfe zu empfangen, ſo war es doch noch reich genug, ſie im vollen Maaſse zu geben.

Guſtav ließs gern an allen öffentlichen Handlungen die Religion Antheil nehmen. Auch jetzt wollte er das Feſt ſeiner Vermählung durch die Feyer der groſsen Revolution, die Schweden von dem Joche Dänemarks und von der Römiſchen Herrſchaft befreyete, ſeinem Volke theuer machen. Das Jubiläum dieſer merkwürdigen

Begebenheit wurde mit der Krönung ſeiner Gemahlin zugleich begangen, und der Enthuſiasmus der Nation für das Haus ihres Königs vereinigte ſich mit der Liebe zu ihrer Religion, denen beyden ein gemeinſchaftlicher mächtiger Feind den Untergang zu bereiten ſuchte.

Sigismund, der noch immer ſeine Anſprüche auf den Schwediſchen Thron zu behaupten hoffte, verwarf hartnäckig alle Vorſchläge zum Frieden, oder auch nur zu einer Verlängerung des Waffenſtillſtandes, deſſen Termin jetzt ſchon beynahe abgelaufen war. Guſtav hielt es daher für nöthig, alle ſeine Kräfte anzuſtrengen, um dieſen unverſöhnlichen Feind von ſeinen Foderungen abſtehen zu machen. Der Zeitpunkt war dazu günſtig, weil Sigismund noch immer mit den Türken zu thun hatte. Die Schwediſche Landarmee war in dem beſten Zuſtande, und die Flotte, welche ſie überfuhren und unterſtützen ſollte, lag ſeegelfertig in den Häfen des Reichs. Ehe ſie auslief, that Guſtav, der ſtets die Gerechtigkeit auf ſeiner Seite zu haben ſtrebte, dem König von Pohlen noch einmal Vorſchläge zum Frieden, und verſammlete zugleich die Stände, um ihnen die Nothwendigkeit des Kriegs vorzuſtellen. Er verachtete die Künſte der Ueberredung, aber nie ſchlug es ihm fehl, ſeine Zuhörer von der Lauterkeit und der Weisheit ſeiner Abſichten zu überführen. Auch jetzt war keiner unter den Beyſitzern des Reichstages, der nicht den Maasregeln ſeines Monarchen den aufrichtigſten Beyfall gegeben hätte, und da Sigismund durchaus in keinen Vertrag oder Stillſtand willigen wollte, ſo wurden die Schwediſchen Truppen eingeſchifft, und der König führte ſie in Perſon nach Liefland.

Die Einwohner dieſes Landes waren im zwölften Jahrhundert Chriſten geworden, und faſt zu gleicher Zeit unter das Joch des deutſchen Ordens gekommen, der ſie drey hundert Jahre lang durch einen Statthalter beherrſchen liefs. Im Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts machten ſich die Ritter in dieſer Provinz von dem Orden unabhängig, und Wilhelm von Plettenberg, ihr Heermeiſter, wurde Reichsfürſt und Souverain von Liefland. Einer ſeiner Nachfolger, Wilhelm von Fürſtenberg, nahm die lutheriſche Religion an, und gab dadurch Gelegenheit zu den Kriegen, die Liefland viele Jahre hindurch unglücklich machten. Sigismund Auguſt, der letzte Jagelloniſche König von Pohlen, ſuchte unter dem Vorwand des Glaubens ſich eine Provinz zu unterwerfen, die ihm ſehr bequem gelegen war, und die Ruſsen verwüſteten ſie durch verheerende Einfälle. Gotthard Kettler, der letzte Groſsmeiſter, muſste ſich endlich in die Arme des Königs von Pohlen werfen, ihm ſein Land abtreten, und mit dem Herzogthum Kurland, welches er als ein Pohlniſches Reichslehn erhielt, ſich begnügen.

Sigismund Auguſt vertrieb nun die Ruſſen aus dem gröſsten Theil von Liefland, aber es war noch eine mächtige Partey in dieſem Lande, die in die Vereinigung mit

Pohlen nicht gewilliget hatte, und die Schweden zu Hülfe rief. Die Stadt Reval begab ſich in den Schutz König Erichs, und nun ſtritten ſich beyde Nationen um den Beſitz von Liefland, welches jetzt, da auch die Ruſſen von neuem auftraten, durch unaufhörliche Unruhen zerrüttet wurde. Bey der Wahl des Schwediſchen Prinzen Sigismund zu ihrem Könige, machten es die Pohlen zur Bedingung, daſs alle die Plätze, welche Schweden in Liefland beſaſs, zurück gegeben werden ſollten, aber weder Sigismunds Vater noch die Reichsſtände wollten in dieſe Abtretung willigen; und ſo blieb Liefland unter den folgenden Regierungen eine ewige Urſache und zugleich der blutige Schauplatz des Kriegs zwiſchen Schweden und Pohlen.

Guſtav Adolph eröffnete hier auch jetzt ſeinen Feldzug. Er kam im Frühling des Jahrs 1621 mit ſeiner Flotte an dem Ausfluſs der Düna an, und bereitete ſich, Riga zu belagern. Bey dem Einlaufen in die Mündung des Strohms überfiel ihn ein fürchterlicher Sturm, der ſein ganzes Geſchwader zerſtreute; und das Geſchutz der Veſtung Dünamünde, welche durch die Verrätherey des Kommandanten Fahrenbach wieder in die Gewalt der Pohlen gekommen war, widerſetzte ſich der Ausſchiffung der Truppen. Dennoch brachte Guſtav ſeine Armee glücklich ans Land. Sie beſtand aus 24000 Mann, gröſstentheils Fuſsvolk, in der neuen Taktik Guſtav Adolphs auf das ſorgfältigſte unterrichtet, und damals unſtreitig das beſte Heer in Europa. Der König in Perſon führte den Oberbefehl, und unter ihm kommandirten der Feldmarſchall la Gardie, Horn, Banner, Wrangel, Ruthven und Oxenſtierna, deſſen groſses Genie eben ſo ſehr an der Spitze eines Heers als im Kabinet glänzte.

Die Eroberung von Dünamünde, womit Guſtav den Anfang machte, war das Werk weniger Tage. Er rückte nun vor die Stadt, welche nach den Regeln der Belagerungskunſt angegriffen wurde. Riga war nach der damaligen Art auſserordentlich gut befeſtiget, mit allen möglichen Vorräthen und mit einer zahlreichen Beſatzung verſehen, welche durch den Enthuſiasmus der Bürger für die katholiſche Religion, die Stephan Bathori hier wieder eingeführt hatte, auf das nachdrücklichſte unterſtützt wurde. Dieſe Belagerung koſtete dem König unglaubliche Mühe. Wenn die Schweden mit kühnem Muth angriffen, ſo vertheidigte ſich die Stadt mit der unerſchrockenſten Herzhaftigkeit. Die Belagerer muſsten unerhörte Beſchwerden ausſtehen, aber ſie übernahmen ſie gern, da ihr König nicht nur die Gefahr, ſondern auch ſogar die Arbeiten mit ihnen theilte. Der tapfre Krieger, der mit Freuden dem Feind im offnen Felde begegnet, wird oft durch die Mühſeligkeiten einer Belagerung abgeſchreckt, wo man ihn das Schwerdt bey Seite legen heiſst, um mit dem Grabſcheid zu arbeiten. Guſtav wollte ſeinem Heere kein Recht zu der Klage geben, daſs Arbeiten, die jeder gern durch Kampf abkaufen würde, nur die niedere

Klaſſe der Krieger treffen, indeſs die höheren nur da ihre Kräfte anſtrengen, wo der Enthuſiasmus des Ruhms alle Beſchwerden vergeſſen macht. Er brachte ganze Nächte in den Laufgräben zu, und ſchlief hier zuweilen nur wenige Stunden auf der bloſsen Erde. Mit dem Anbruch des Tages ſaſs er ſchon wieder zu Pferde, beſuchte die Poſten, machte die nöthigen Anordnungen, und wenn er den Tag über die Pflichten des Feldherrn erfüllt hatte, ſo miſchte er ſich oft noch des Abends mit der Schaufel in der Hand unter die Arbeiter, um ihnen durch ſein Beyſpiel ihre ſaure Mühe zu erleichtern.

Es war keiner in dem ganzen Heer der Belagerer, der für einen ſolchen König nicht mit Freuden ſeine letzten Kräfte verſchwendet hätte, aber nur zu oft gab er ihnen Gelegenheit für ſein Leben zu zittern. Mehr als einmal traf der Tod die nächſten an ſeiner Seite, und das Blut des Obriſten Stackelberg, den eine Kanonenkugel dicht neben ihm zu Boden warf, ſpritzte auf ſeine Kleider. Alle Anführer ſeiner Armee vereinigten ſich, ihm darüber Vorſtellungen zu thun, aber er antwortete lachend: „Die Kugeln ſind nicht für Könige gegoſſen;“ — ein kühner Glaube von dem ſein eignes Beyſpiel eine traurige Widerlegung wurde.

Alle Bemühungen der Schweden wurden durch die Tapferkeit der Belagerten vereitelt, und Guſtav, der die Stadt gern verſchonen wollte, ſah ſich endlich, da keine Drohung ſie ſchrecken konnte, genöthigt, ſie die ganze Wirkung ſeiner Anſtalten empfinden zu laſſen. Aber auch das verdoppelte Feuer ſeines Geſchützes und die Menge der Bomben, die er in die Stadt warf, ſchwächte ihnen Muth nicht. Sie ſchlugen zweymal den Sturm zurück, und beharrten ſtandhaft bey ihrem Vorſatz, ſich bis aufs äuſserſte zu wehren, weil ſie noch immer auf Hülfe vom König Sigismund warteten. Als aber der Entſatz, den ihnen der Unterfeldherr Radzivil zuführte, durch die Wachſamkeit und die meiſter-

meiſterhafte Stellung des Königs es unmöglich fand, einige Truppen in die Stadt zu werfen, und nach manchem vergeblichen Verſuch, ohne etwas ausgerichtet zu haben, ſich zurück zog, ergaben ſie ſich endlich, und erhielten eine ehrenvolle Kapitulation. Guſtav verſicherte der Stadt alle ihre Vorrechte und Freyheiten, und verlangte weiter nichts von ihr, als daſs ſie ihm mit eben der Treue anhängen ſollte, die ſie dem König von Pohlen bewieſen hatte.

Er gieng nun nach Kurland und bemächtigte ſich mit anſcheinender Gewalt der Stadt Mitau, um den Herzog, der ins geheim auf ſeiner Seite war, nicht einer künftigen Ahndung von ſeinem Lehnsherrn auszuſetzen. Zu eben der Zeit, wo er mit ſiegendem Schritt durch die Provinzen ſeines Gegners, zog, bot er ihm noch immer den Frieden an, aber Sigismund, der kaum im Stande war, mit ſeiner ganzen Macht den Türken Widerſtand zu thun, wollte ſich doch nur zu einem neuen Waffenſtillſtand bis zum Ende des folgenden

Jahres bequemen. Guſtav gieng den Vorſchlag ein, räumte Kurland, befeſtigte Riga noch ſtärker und kehrte mit ſeiner Armee nach Schweden zurück.

Kaum war er hier angekommen, ſo erhielt er die Nachricht von dem Tode ſeines einzigen Bruders Karl Philipp, der im Januar 1622 zu Narva geſtorben war. Das ganze Land gerieth über dieſen Todesfall in die gröſste Betrübniſs. Man befürchtete mit Recht, daſs er den Frieden mit Pohlen erſchweren würde, da der König ſelbſt noch keine Erben hatte, und Sigismunds Hoffnung, die Schwediſche Krone wieder an ſeine Linie zu bringen, jetzt mehr Wahrſcheinlichkeit erhielt. Guſtav trauerte lange, und die Geburt Carl Guſtavs, des Sohns ſeiner Schweſter der Pfalzgräfinn von Zweybrücken, konnte ihm, wenn auch die Thronfolge dadurch einigermaaſsen geſichert wurde, doch den Verluſt eines zärtlich geliebten Bruders nicht erſetzen.

Er verwendete jetzt die Zeit der Muſse, die ihm der Waffenſtillſtand gewährte, auf die Verbeſſerung der Finanzen. Die veränderte Kriegskunſt ſeit der Einführung des zahlreichen Geſchützes bey den Heeren, machte die Feldzüge unendlich koſtbarer, und wurde eine von den Urſachen, welche die Bedürfniſſe der Staaten ſeit einigen Jahrhunderten ſo ſehr vermehrt haben. Auch Guſtav fand es nöthig, die Abgaben in Schweden zu erhöhen, und er that es durch eine Akziſe, die auf alle Arten der Lebensmittel gelegt wurde. Die Einführung einer ganz neuen, bisher unerhörten Auflage erregte Anfangs in Schweden ein leiſes Murren; aber ſo groſs war die Liebe der Nation für den König und ihr Vertrauen auf ſeine Einſichten, daſs ein freyes Volk ſich dieſe neue Laſt ohne Widerſtreben gefallen lieſs.

Er verdiente aber auch dieſes Zutrauen ganz. Nie hat ein Fürſt ſich mehr Mühe gegeben, den Frieden zu erhalten, den ſeine Thätigkeit für das Wohl ſeiner Unterthanen ihnen noch wünſchenswerther machte; aber er wuſste auch, daſs nur der

Gefürchtete einer ungeſtörten und vortheilhaften Ruhe genieſsen kann, und deswegen arbeitete er mit ſo groſser und unermüdeter Sorgfalt an der Verbeſſerung ſeines Kriegsweſens. Guſtavs Lage machte ihm dieſe Vorſicht nothwendiger als jedem andern Monarchen. Auf der einen Seite lauerte ein eiferſüchtiger Nebenbuhler auf jede Gelegenheit die Macht eines beneideten Nachbars zu ſchwächen, auf der andern wohnte ein barbariſches Volk, welches nur durch die Furcht abgehalten werden konnte, die nächſten Provinzen durch unaufhörliche Plünderungen zu verwüſten, und gegen ihm über ſtand ein König, der ſeine Krone mit Gewalt an ſich zu reiſsen ſtrebte. In dieſen Verhältniſſen iſt es in der That zu bewundern, wie Guſtav ſo viel für die Geſetzgebung, für die innre Staatswirthſchaft, für den Handel, die Künſte und die Wiſſenſchaften in ſeinem Lande thun konnte; die letzteren waren beſonders ſein Augenmerk, und er unterſtützte ſie nicht nur durch die beſten Einrichtungen, ſondern er munterte auch ſeine Unterthanen durch ſein eignes Beyſpiel dazu auf. Seine Mutter, ſeine Verwandten und verſchiedne Groſse des Reichs bereicherten, ſo wie er, die Univerſität Upſal durch anſehnliche Schenkungen und Vermächtniſſe, und er ſelbſt verbeſſerte die Schule zu Abo und ſtiftete zu Dörpt in Liefland eine neue Univerſität.

In ſeinen Erholungsſtunden waren gute Bücher ſein angenehmſter Zeitvertreib. Grotius Werk von dem Rechte des Kriegs und Friedens ſchätzte er ſehr hoch, ob er gleich geſtand, daſs er manche Schwierigkeit in der Ausübung der darinn enthaltnen Vorſchriften fände. Er beſchäftigte ſich ſelbſt mit der Verfertigung kleiner Aufſätze, die theils politiſche, theils andre Gegenſtände betrafen. Manche davon ſind der Nachwelt aufbewahrt worden, unter andern die Tagebücher ſeiner Reiſen und eine Lobrede auf ſeinen Bruder Carl Philipp, deſſen Andenken er durch dieſen Beweis ſeiner zärtlichen Liebe ehren wollte.

Sigismund hatte kaum den Ablauf des letzten Stillſtandes erwartet, um die Feindſeligkeiten gegen Schweden zu erneuern. Es iſt in der That zu bewundern, daſs dieſer Fürſt, der ſtets dem höhern Genius Guſtav Adolphs unterlag, durch keine Niederlage und keine fehlgeſchlagne Unternehmung von ſeinen fruchtloſen Verſuchen, Schwedens Krone wieder an ſich zu reiſsen, abgeſchreckt werden konnte. Er ſchmeichelte ſich noch immer, daſs eine mächtige Partey in Schweden ſelbſt Muth bekommen würde, ſich für ihn zu erklären, ſobald es ihm gelänge, dieſes Land zum Schauplatz des Krieges zu machen. Seine Rathgeber waren Jeſuiten, die ihm von dem Oeſtreichiſchen Hauſe in Deutſchland mächtige Unterſtützung, und eine Spaniſche Flotte in der Oſtſee verſprachen. Auf dieſe Hoffnungen geſtützt, war er nach Danzig gekommen, und rüſtete eine Seemacht aus, mit der er nach Schweden übergehen wollte, aber Guſtav kam ihm zuvor, eilte ſelbſt nach Preuſsen, und zwang ihn abermals zu einer Verlängerung des Stillſtandes.

— Dieſe wiederholten Beleidigungen reitzten endlich Guſtavs Zorn, und er beſchloſs ſeine äuſserſten Kräfte anzuwenden, um einen ſo hartnäckigen Gegner endlich zu einem dauerhaften Frieden zu zwingen. Er legte den verſammelten Ständen der Nation ſeine Plane zur Errichtung einer beſtändig im Sold erhaltnen Kriegsmacht vor, und alle ſeine Vorſchläge erhielten den allgemeinſten Beyfall. Die Anordnungen Guſtavs dauern bis auf den heutigen Tag in Schweden fort, und ganz Europa ahmte die neue Taktik nach, die er bey ſeiner Armee einführte. Durch ſein militäriſches Geſetzbuch gründete er auch auf die Zukunft eine genau beſtimmte Subordination und die treflichſte Mannszucht bey den Schwediſchen Truppen, und er machte die Kriege menſchlicher, indem er für die Moralität ſeiner Soldaten ſorgte.

Zu gleicher Zeit wurden die Unterhandlungen mit Pohlen fortgeſetzt, und Oxenſtierna ſtand an der Spitze der Bevollmächtigten. Aber Sigismunds Hoffnungen wuchſen mit jedem Jahre, weil Guſtav Adolph noch immer unbeerbt war. Die Königinn hatte eine Prinzeſſinn geboren, welche aber kurz darauf wieder ſtarb, und nachher war ſie von einem Prinzen zu frühzeitig entbunden worden. Endlich kam ſie am 8 December 1626 zum drittenmal nieder. Die Aerzte hatten ſich gewiſſe Rechnung auf einen Prinzen gemacht, und die rauhe Stimme des Kindes täuſchte die Mutter und die Wärterinnen in dem Augenblick der Geburt, ſo, daſs man in der Uebereilung auch Guſtaven die Nachricht brachte, es ſey ihm ein Sohn geboren worden. Alle geriethen bey der Entdeckung ihres Irrthums in die gröſste Verlegenheit, und Niemand wollte es wagen, dem König die Wahrheit bekannt zu machen. Endlich übernahm es die Prinzeſſinn Katharina, ſeine Schweſter. Sie trug die kleine Chriſtine in ein weibliches Gewand gehüllt, zu ihm in ſein Zimmer. Guſtav erfuhr die Veränderung ohne beſtürzt zu werden; er nahm das Kind in ſeine Arme und dankte Gott mit ſo vieler

Freude, als wäre er nicht hintergangen worden. „Ich hoffe,“ ſagte er zu ſeiner Schweſter, „daſs dies Mädchen wohl ſo viel für mich werth ſeyn ſoll, als ein Knabe, und ich bitte Gott, es mir zu erhalten, weil er es mir gegeben hat.“ — „Sie wird ſchlau werden,“ ſetzte er nach einer Weile lachend hinzu, „denn ſie hat uns alle betrogen.“

In der That liebte er auch dieſe Tochter mit der innigſten Zärtlichkeit. Er beſtimmte ſie, von dem Augenblick ihrer Geburt an, zu ſeiner Nachfolgerinn, und lieſs ihr zu dem Ende eine ganz männliche Erziehung geben. Sie wurde in der Mathematik, in den alten und neuen Sprachen, und in allen den Kenntniſſen, welche einem Fürſten zu wiſſen nöthig ſind, unterrichtet. Der Geiſt ihres Vaters hat unſtreitig auf Chriſtinen geruhet, aber in ihrem Charakter blieb etwas unbeſtimmtes und ſchwankendes, welches vielleicht gröſstentheils eine Folge dieſer für ein Mädchen nicht ganz paſſenden Erziehung war. Sie gieng beſtändig in männlicher Kleidung, und unterhielt ſich am liebſten mit Philoſophen und Künſtlern. Alle weibliche Beſchäftigungen waren ihr zuwider, und ſie vernachläſſigte ſelbſt die nothwendige Sorge für ihren Körper. Schon früh in ihrer Jugend überſah ſie ihre Mutter, die ſanftmüthige Eleonore; aber ſie bezahlte die Liebe ihres Vaters mit der zärtlichſten Anhänglichkeit. Wenn er abweſend war, wechſelte das noch nicht ſechsjährige Mädchen in verſchiednen Sprachen Briefe mit ihm, die er mit innigem Vergnügen las, und mitten unter dem Geräuſch der Waffen und den überhäuften Arbeiten des Kabinets nie zu beantworten unterließs. Hätte Guſtav länger gelebt, er würde gewiſs manche ſcharfe Ecke in dem Charakter ſeiner Tochter abgeſchliffen haben, welche durch die frühe Gewohnheit zu befehlen und das Bewuſstſeyn ihrer Ueberlegenheit über alle die ſie umgaben, nur noch ſchneidender werden muſste.

Der Krieg mit Pohlen war ſchon vor der Geburt Chriſtinens wieder angegangen.

Guſtav hatte ganz Liefland erobert, den Feldherrn Sapieha in einer großen Schlacht in Kurland überwunden, und war bis tief in Litthauen gedrungen. Jetzt glaubte er, würde Sigismund endlich den Vorſchlägen Gehör geben, die er als Sieger in dem Herzen des feindlichen Landes auf die vorigen Bedingungen erneuerte, Aber kein Unglücksfall konnte den König von Pohlen von ſeinen chimäriſchen Hoffnungen zurück bringen. Die Geſandten Guſtavs wurden gegen das Völkerrecht und ungeachtet der Pohlniſchen Reiſepäſſe von den Koſaken gefangen genommen, und die ganze Unterhandlung blieb fruchtlos. Guſtav Adolph ſah, daſs nichts als die äuſſerſte Noth ſeinen erbitterten Gegner zur Ruhe bringen könnte. Er legte daher in die eroberten Orte Beſatzungen, trieb in Litthauen ſtarke Contributionen ein, und kehrte nach Schweden zurück, um zur Fortſetzung des Krieges neue Anſtalten zu machen.

In dem folgenden Feldzuge drangen die Schweden durch das Brandenburgiſche

Preuſſen in die weſtlichen Provinzen dieſes Landes, welche Pohlen unmittelbar gehorchten. Sigismund kam mit einem mächtigen Heer und hinderte dadurch die Eroberung von Danzig, aber Guſtav vereitelte alle Bemühungen eines ihm weit überlegnen Feindes, der ihn aus dieſer Provinz zu vertreiben ſuchte. Es fiel keine Hauptſchlacht, aber eine Menge kleiner Gefechte vor; und bey den meiſten war der König ſelbſt gegenwärtig. Er bezahlte überall mit ſeiner Perſon, und in einem Scharmützel wurde er ſogar zweymal gefangen, aber auch beyde male durch ſeine tapfern Soldaten wieder befreyet.

Sigismund wurde durch die Vereitelung aller ſeiner Plane endlich bewogen, Friedensvorſchläge zu thun. Die Geſandten beyder Nationen kamen am 21 Oktober 1626 zuſammen, aber ſchon die erſten Worte, welche bey dem Empfang gewechſelt wurden, gaben keine gute Vorbedeutung für den Erfolg dieſer Unterhandlung. Die Vorſchläge der Pohlen hätten nicht ſtolzer ſeyn können, wenn ſie überall Sieger geweſen wären und der Kongreſs blieb abermals fruchtlos. Guſtav kehrte nach Schweden zurück, und die Stände, um ihrem König ihre Zufriedenheit mit ſeinen Maaſsregeln zu bezeugen, erklärten die junge Chriſtine, die erſt einige Monate alt war, und welche Sigismund von der Nachfolge ihres Vaters ausſchlieſsen wollte, feyerlich zur Erbin der Krone.

Die Feindſeligkeiten giengen im Frühjahr wieder an. Der Pohlniſche Feldherr Koniecpolsky machte ſich die Abweſenheit des Königs von Schweden zu Nutze; er eroberte verſchiedne wichtige Orte, und machte ein ſtarkes Korps neu angeworbner Truppen zu Kriegsgefangnen. Guſtav erhielt dieſe unangenehmen Nachrichten ohne dadurch aus der Faſſung zu kommen. Ein Unglücksfall, der nicht mehr zu ändern war, erregte bey ihm blos den Wunſch, ihn ſo ſchnell als möglich zu verbeſſern, und es kränkte ihn nur, daſs widrige Winde ihn, länger als er gehofft hatte, hinderten, ſelbſt nach Preuſſen überzugehen. Sobald er dort erſchien, veränderte ſich ſchnell die ganze Geſtalt der Sachen, und die Vortheile, die Sigismund durch ſeinen General erfochten hatte, gereichten ihm ſelbſt zum Schaden, weil ſie ſeine Hoffnungen wieder belebten, und ihn kühn machten die Vorſchläge Schwedens, die dringenden Bitten ſeines Senats und die Vorſtellungen mächtiger Vermittler trotzig zu verwerfen.

Guſtav befand ſich ungeachtet des Verluſts, den ſeine Truppen erlitten hatten, bald wieder an der Spitze von fünf und dreyſsig tauſend Mann, mit denen er Danzig zu erobern hoffte, aber ein unglücklicher Zufall, der Europens Befreyer der Welt zu entreiſsen drohte, ehe er noch den groſsen Kampf mit dem Ungeheuer des Deſpotismus begonnen hatte, hinderte in dieſem Feldzuge die Unternehmungen der Schweden. Der König wurde verwundet. Es war auch bey den Feinden bekannt geworden, daſs er ſtets da zu treffen ſey, wo die Gefahr am gröſsten war; und wenn die

Tapferkeit des Königs ſeine Truppen mit dem entſchloſſenſten Muth beſeelte, ſo gab es zuweilen auch Schwärmer unter den Feinden, die durch einen kühnen Streich dem Kriege auf einmal ein Ende zu machen hofften. Die Gefahren, denen Guſtav von ſolchen perſönlichen Anfällen ausgeſetzt wurde, waren in dieſem Feldzuge, da die Pohlen ſein Geſicht kennen lernten, unzählige. In einem Gefecht unter der leichten Beuterey, ſprengte ein Pohlniſcher Huſar von bis an die Mitte der Schwadron, wo der König hielt, und war im Begriff, ihn vom Pferde zu hauen. Guſtav hatte kaum Zeit, mit ſeinem Degen den Säbelhieb aufzufangen, der ſo heftig war, daſs er des Königs Klinge zerbrach. In demſelben Augenblick aber, wo die Schweden die Gefahr ihres Königs und den blinkenden Säbel erblickten, ſtürzte auch der kühne Huſar, von zwanzig Piſtolenkugeln durchbohrt, zur Erde. Dies Schickſal war ihm gewiſs, wenn ihm auch ſeine Abſicht gelungen wäre, aber er war nicht der einzige unter ſeinen rohen Gefährten, der ſo durch eine glänzende Frevelthat ſich eine Märtyrer Krone zu erringen ſtrebte.

Nur wenige Tage nachher hielt Guſtav auf einem kleinen Hügel, um die Gegend und die Stellung des Feindes zu beobachten. Seine Begleiter hatten ſich an der flachen Anhöhe nur wenige Schritte zurück gezogen, damit er von allen Seiten eine freye Ausſicht hätte. Unvermuthet ſah er zwey Verwegne den Hügel heran klettern, die ihm ſchon ſo nahe waren, daſs ſie ihn gewiſs würden getödtet haben, wenn nicht ein Paar Offiziere ihn in demſelben Augenblick von ihnen befreyet hätten. Am Abend dieſes Tages lieſs er ſich auf einem Boot über einen Arm der Weichſel ſetzen, um eine Schanze zu rekognosziren, welche den Danzigern gehörte. Er wurde aber auch hier erkannt, und die Feinde machten ein heftiges Musketenfeuer auf das Boot. Eine Flintenkugel traf den König an der Hüfte, und warf ihn nieder. Er glaubte ſich tödtlich verwundet; doch verlor er die Beſinnung nicht. Er gebot

den

den Anweſenden zu ſchweigen, ihn in aller Stille ans Land zu bringen, und einen Wundarzt und ſeinen Beichtvater zu rufen. Zum Glück hatte die Kugel nicht die Eingeweide verletzt, und er wurde bald wieder hergeſtellt, aber die Beſtürzung in ſeinem Heer, dem dieſer Zufall nicht verborgen bleiben konnte, war ſo groſs, daſs der Pohlniſche Feldherr Zeit gewann, die Belagerung von Danzig zu hindern.

Das Schickſal ſchien Guſtav Adolphen durch dieſe wiederholten Winke eine Warnung geben zu wollen; aber er achtete ſie nicht. Ueberzeugt, daſs ſeine Schweden unüberwindlich wären, ſobald ſie ihren König zuerſt ſich in die Gefahr ſtürzen ſähen, fuhr er fort, ſeine Perſon bey jeder Gelegenheit zu wagen. Vergebens thaten ihm ſeine Generale Vorſtellungen, vergebens bediente ſich Oxenſtierna des Rechts, das er als Freund hatte, ihm oft mit Nachdruck zuzureden. Er antwortete auf die Erinnerung, daſs es einem König nicht gezieme, ſich auszuſetzen, wie ein junger Offizier: Der Tod findet am erſten die, die ihn fliehen. Ich halte es für meine Pflicht, mit denen, die für mich ihr Leben wagen, jede Gefahr zu theilen; ſo haben es Alexander und Cäſar gemacht, und nur ſolchen Helden ſuche ich ähnlich zu werden, nicht den Königen, die Schlachten gewinnen ohne aus ihrem Palaſte zu gehen.

Dennoch hätte Guſtav aus der Beſtürzung, worein ſeine Truppen bey ſeiner Verwundung geriethen, lernen ſollen, daſs es einem Feldherrn auch Pflicht werden kann ſich zu ſchonen. Er erhielt in dieſem Sommer einen neuen Beweis davon. Kaum war er hergeſtellt, als er in einem Gefecht zwiſchen der Reuterey abermals verwundet wurde. Die Kugel drang nahe am Halſe in die Schulter, und riſs ihm den Arm mit ſolcher Gewalt in die Höhe, daſs er im erſten Augenblick glaubte, ihn verlohren zu haben. Man hob ihn ſogleich vom Pferde, und ſuchte ihn auf der Stelle ſo gut als möglich zu verbinden, aber das

Blut floſs unaufhörlich, und man befürchtete, daſs die Pulsader am Halſe zerriſſen, und die Wunde tödtlich ſeyn möchte. Guſtav las dieſe ſchreckliche Vermuthung in der Todtenbläſſe der Umſtehenden, und hörte ſie mit ruhiger Ergebung in den Willen der Vorſehung. Er bereitete ſich mit vieler Faſſung zum Tode.

Weil es nicht möglich war, das Blut zu ſtillen, ſo brachte man den König nach der kleinen Stadt Dirſchau, wo ſein Leibarzt die Wunde unterſuchte. Bey dem Anblick derſelben entſetzte ſich dieſer ſo ſehr, daſs er ſich nicht enthalten konnte, auszurufen: „Das habe ich voraus geſehn, weil Ew. Majeſtät auch gar keine Warnung annehmen wollen.“ Guſtav verzog den Mund zum lächeln, und antwortete blos mit dem lateiniſchen Sprüchwort: „Der Schuſter bleibe beym Leiſten.“ Der Wundarzt fuhr fort, die Wunde zu ſondiren, und erklärte zuletzt, es ſey unmöglich die Kugel heraus zu ziehen, weil ſie zu tief eingedrungen wäre. „So mag ſie denn ſtecken bleiben,“ ſagte Guſtav ganz kalt,

„als ein Denkmal eines nicht unrühmlichen Lebens. Ein Körper, der keine Weichlichkeit gekannt hat, kleidet den hohen Muth eines Königs.“ Oxenſtierna und die vornehmſten Offiziere nahmen dieſe Gelegenheit wahr, ihn noch einmal zu beſchwören, er möchte doch nicht Schwedens Wolfahrt und die Freiheit der proteſtantiſchen Religion ſo oft dem ungewiſſen Flug einer Kugel ausſetzen. Guſtav blieb bey ihrer Bekümmerniſs und den ungeheuchelten Beweiſen ihrer Liebe nicht ungerührt, aber er vertheidigte ſich durch ſeinen alten Grundſatz, es ſey die Pflicht eines Königs, alles für ſeine Unterthanen aufzuopfern; „was könnte mir rühmlichers begegnen,“ ſetzte er hinzu, „als wenn ich in der Vertheidigung der Ehre Gottes und der Wolfahrt meines Landes das Leben verlöhre? Die Vorſehung wird auch nach meinem Tode Schweden nicht verlaſſen. Gefällt es ihr über mich zu gebieten, ſo wirſt ſie meinem Volke gewiſs einen andern Beſchützer zu erwecken wiſſen.“

Die Schweden waren über dieſen Zufall ihres Königs ſo beſtürzt, daſs ſie den fliehenden Feind ruhig ſeinen Weg fortſetzen lieſsen, und die durch die Niederlage ihrer Reuterey völlig unbedekt gebliebenen Fuſsvölker gar nicht angriffen. Der Pohlniſche Feldherr erſtaunte als er auf einmal die Nachſetzenden halten ſah; ein Ueberläufer brachte die Nachricht Guſtav ſey todt, aber die Pohlen wagten es doch nicht, das Gefecht zu erneuern; ſie zogen ſich in ihr Lager zurück und der Graf Thurn führte die Schweden in das ihrige. Todtenſtille herrſchte bey den Marſch der Sieger. Stets gewohnt den König an ihrer Spitze zu ſehen, fragte jeder nach ihm, und es war nicht möglich, ihnen die traurige Nachricht ganz zu verbergen. Ihre Liebe aber machte ſie mistrauiſch gegen die Verſicherung, daſs er nur leicht verwundet ſey; alle ſeufzten: er iſt todt! und jeder glaubte das theuerſte auf der Welt verlohren zu haben.

Guſtav brachte drey Monathe zu, eho er ſein Zimmer verlaſſen konnte, und dieſer Zeitpunct war den Unternehmungen der Schweden nicht günſtig. Der Admiral Stiernſkiöld verlohr eine Schlacht gegen die Danziger, und faſste, da er von den Feinden umringt war, den verzweifelten Entſchluſs, ſich mit ſeinem ganzen Schiffsvolk in die Luft zu ſprengen. Guſtav, der dieſen tapfern Mann bedauerte, äuſserte zugleich ſeinen Abſcheu vor einer That, die ihm unmenſchlich ſchien. Der Verluſt des Seetreffens ſchmerzte den König ſehr, ungeachtet die Feinde wenig Vortheil davon zogen. „Iſt es möglich, rief er, daſs eine handvoll friedfertiger Kaufleute ein Volk hat ſchlagen können, deſſen Beſchäftigung der Krieg iſt!“ Er dachte indeſſen ſeiner Gewohnheit nach nur darauf, dieſen Schaden zu erſetzen, und gieng im December nach Schweden zurück, nachdem er, ſo ſchwach er auch von ſeiner Wunde noch war, den feſten Platz Wormdit in Perſon mit Sturm erobert hatte.

Im folgenden Frühjahr ſchlug er bey ſeiner Rükkehr die Danziger Flotte, zerſtreute ſie völlig, ſtieg ans Land, erfocht einen wichtigen Sieg über den Pohlniſchen Feldherrn, und ſchloſs nun Danzig enger ein. Aber eine Ueberſchwemmung der Weichſel hinderte ihn ſich zum Meiſter dieſer Stadt zu machen, und Koniecpolsky, der durch ſeine zahlreichen leichten Truppen in kleinen Poſtengefechten den Schweden überlegen war, machte endlich den klugen Plan, ſich durchaus auf keine Schlacht mehr einzulaſſen, ſondern blos dadurch, daſs er den Feind unaufhörlich beunruhigte, die Unternehmungen deſſelben zu hindern.

Frankreich und die Mächte Europa's, denen das groſse Uebergewicht des Hauſes Oeſterreich fürchterlich zu werden anfieng, arbeiteten unterdeſſen immer an einem Frieden zwiſchen Sigismunden und dem König von Schweden. Die Geſandten beider Nationen kamen mehr als einmal zuſammen, aber geringfügige Streitigkeiten und oft blos das Ceremoniel vernichteten die Unterhandlungen. Sigismund ſchmeichelte ſich jezt, da der Kaiſer die Proteſtanten in Deutſchland und den König von Dänemark beſiegt hatte, bald nachdrückliche Unterſtützung von ihm zu erhalten, er war daher ſehr gleichgültig bey den fehlgeſchlagenen Bemühungen um den Frieden, die er mehr ſeinem Senat zu gefallen als aus eignem Triebe begünſtigt hatte. Er hatte aus Spanien anſehnliche Geldſummen erhalten, und im Sommer des Jahrs 1629 vereinigte ſich ein ſtarkes Korps kaiſerlicher Hülfstruppen unter dem General Arnheim oder Arnimb, der nachher die Sachſen bey Leipzig kommandirte, bey Neuburg mit der Pohlniſchen Armee.

Guſtav war faſt zu gleicher Zeit in Preuſsen angekommen, und ungeachtet der Uebermacht der vereinigten feindlichen Heere, ſuchte er doch Gelegenheit, das Schickſal des Feldzuges durch eine Schlacht zu entſcheiden. Arnimb hatte von dem Herzog von Friedland Befehl, kein Treſſen auszuſchlagen, und auch der Pohlniſche Feldherr war geneigt dazu. Bey dieſen Geſinnungen konnte es nicht fehlen, daſs beide Armeen bald auf einander ſtoſsen muſsten. Dennoch wurde Guſtav wider ſeinen Willen und unter ungünſtigen Umſtänden zu dem erſten Angriff gezwungen. Der junge Rheingraf Otto Ludwig lieſs ſich durch jugendliche Hitze hinreiſsen, gegen den ausdrücklichen Befehl des Königs, in die Pohlniſche Reuterey einzuhauen. Guſtav muſste ihn unterſtützen, und nur mit der Gefahr ſeines eignen Lebens konnte er die tapfern Schweden befreien, die der Rheingraf ihrem Verderben entgegen geführt hatte. Er ſelbſt gerieth mitten unter die Feinde, und ſchon hielt ihn ein Pohlniſcher Reuter beym Degengehenk. Guſtav ſtreifte ſein Bandelier über den Kopf und lieſs es in den Händen des Pohlen. Er verlohr bey dieſer Gelegenheit ſeinen Huth, den die Feinde als ein Siegeszeichen aufhoben, und den nachher der General Arnheim Wallenſteinen überſchickte. Die Pohlen drangen mit ſonderbarer Erbitterung nur immer auf den König ein, und mehr als einer hat in dieſem Kriege den Tod von den Händen Guſtavs, oder indem er ihm nahe war, empfangen. Auch diesmal faſste ihn wieder ein Huſar beym Arm, ehe er noch einen andern Huth hatte aufſetzen können, und er würde ihn fortgeſchleppt haben, hätte nicht ein Schwediſcher Soldat, Erich Soop, ſeinen König gerettet, indem er den Pohlen vom Pferde ſchoſs.

Die Unvorſichtigkeit des Rheingrafen veranlaſste eine allgemeine Schlacht. Alle Korps der Schwediſchen Armee kamen zum Gefecht, und beide Theile ſchrieben ſich den Sieg zu. Guſtav brach in der Nacht ſein Lager ab, und zog ſich zurück; aber er nahm wenig Tage nachher Rache auf demſelben Schlachtfelde, wo er den Feinden eine groſse Niederlage beybrachte und ſie mit einem Verluſt von vier tauſend Todten zurück trieb. Dieſer Unglücksfall, ob er gleich geringer war, als mancher vorhergehende, beugte doch den Muth Sigismunds, weil jezt durch die Ankunft der Kaiſerlichen Truppen ſeine Hofnung erfüllt war, und er keine neue Ausſicht mehr hatte durch fremde Hülfe ſeinen gegenwärtigen Verluſt zu erſetzen. Der Franzöſiſche Geſandte Charnace nutzte dieſen Zeitpunkt, um endlich ihm über ſeine wahren Vortheile und über die Abſichten des Oeſterreichiſchen Hauſes die Augen zu öffnen. Er zeigte ihm die Unmöglichkeit, bey der allgemeinen Liebe der Schweden für ihren ſiegreichen Monarchen, ſich dieſer Nation zum König aufzudringen, und überführte ihn zugleich von der Nothwendigkeit, Pohlen den Frieden zu geben, und vor allem andern, ſeinem Sohn Uladislaus die Nachfolge auf den Thron dieſes Reichs zu ſichern.

Charnace bemühte ſich mit gleichem Eifer, von dem König von Schweden leidliche Bedingungen für Pohlen zu erhalten, und Sigismunden zu der Annehmung derſelben zu bewegen. Seine Vorſtellungen machten nun deſto größern Eindruck, da ſie durch die wichtigſten Staatsgründe unterſtüzt wurden, und Guſtav ſchon lange beſchloſſen hatte, ſeine Waffen gegen die Unterdrücker der deutſchen Freiheit zu kehren. Die ſo oft fruchtlos gebliebne Unterhandlung wurde erneuert, und die Geſandten kamen unter Zelten bey dem Dorfe Altmark in Preuſsen zuſammen. Oxenſtierna ſtand an der Spitze der Schwediſchen Bevollmächtigten und der Krongroſskanzler Zadzik ſprach für den König von Pohlen. Der Frieden war für Schweden eben ſo rühmlich als vortheilhaft, er wurde erſt nur auf ſechs Jahre geſchloſſen, und dann auf ſechs und zwanzig Jahre verlängert, und Guſtav behielt ſich darin alle ſeine Eroberungen in Liefland, und den Beſitz der Städte Elbingen, Memel, Pillau und Braunsberg in Preuſsen vor. Am 18 September 1629 wurden die Bedingungen unterzeichnet.

Guſtav war nach Schweden zurückgekehrt. Ohne fremde Unterſtützung, blos durch ſeine eignen Kräfte, hatte er die Krone auf ſeinem Haupt befeſtiget, ſein Reich von den Anfällen drey mächtiger Feinde befreiet, und es durch anſehnliche Provinzen vergröſsert. Durch ſeine weiſen Einrichtungen blühte Schwedens innerer Zuſtand, und das trefliche Kriegsheer, das er geſchaffen hatte, machte es allen Nationen furchtbar. Kein Monarch hätte mit gröſserm Recht von ſeinen Thaten ruhen können als Guſtav; aber ſein Schickſal hatte ihn nicht zur Ruhe beſtimmt. Die Augen von ganz Europa waren auf den Helden des Nordens gerichtet, als den einzigen Mann der die Feſſeln zerbrechen konnte, die ein mächtiges Haus ſchon ſeit einem Jahrhundert für die Chriſtenheit ſchmiedete. Deutſchland beugte ſich widerſtrebend unter die Herrſchaft des Oeſterreichiſchen Stammes, Italien war unterjocht, England unter der Regierung eines ſchwachen Königs unthätig, die proteſtantiſche Religion unterdrükt, Dänemarks Macht vernichtet, und Frankreich wurde durch innere Unruhen gehindert, den Fortſchritten des Deſpotismus Schranken zu ſetzen. Die Stimme des verfolgten Glaubens und der niedergetretnen Freikeit flehte um Rettung an Guſtavs Thron, und der menſchenfreundliche Monarch verſagte ihnen ſeine Hülfe nicht.

Aber jezt, in dem intereſſanteſten Zeitpunct ſeines königlichen Lebenslaufs müſſen wir ihn verlaſſen und unſre Mitbürgerinnen auf die Begebenheiten des dreiſsigjährigen Kriegs verweiſen; zufrieden wenn dieſer kurze Abriſs der Jugendgeſchichte Guſtav Adolphs ihn als Menſch ihrem Herzen hat eben ſo werth machen können, als der Held und der Konig ihrer Bewunderung gewiſs iſt.

III.

Sonnette.

I.

Entlaubet euch, ihr ernſten Haine, immer;
fallt, welke Blätter, langſam wirbelnd nieder;
der holde Frühling kehret lächelnd wieder,
und mit ihm neuer zauberiſcher Schimmer!
Dann über des beſiegten Winters Trümmer
ſchwebt er dahin, mit duftendem Gefieder;
ihm ſchallen ſüſser Mädchen frohe Lieder,
und Traurigkeit und Klage flieht auf immer!
Mir Armen aber kehren keine Freuden!
mich wird die holde Roſe nicht entzücken,
mich nicht die Flur im Glanz der Morgenſonne!
Denn die ſich innig liebten, muſsten ſcheiden,
ich fand nur Seeligkeit in ihren Blicken,
ſie nur in meinem Arm des Himmels Wonne!

II.

Geſegnet ſey der Tag, das Jahr, die Stunde,
wo ſie in jenes ſchönen Frühlings Wehen
mein blaues heitres Aug zuerſt geſehen;
wo ach! mein Herz zuerſt die tieſe Wunde
Empfangen, ich zuerſt an ihrem Munde
nach himmliſch ſüſsem, ſeligem Erflehen,
auf dieſen freundlichen beſonnten Höhen
geweihet ward der Liebe ſchönem Bunde!
Geſegnet alle thränenſchweren Klagen,
die ich um ſie, in unbeſuchten Hainen
den aufmerkſamen Nymphen oft geſungen!
Denn, alles würd' ich für die Theure wagen;
wes Augen um ein ſolches Mädchen weinen,
der hat des Erdenglückes Ziel errungen.

Nach Petrarcas 47ſtem Sonnet.

III.

Wenn in das Meer der goldnen Sonnenwagen
hinabſinkt, und die braune Nacht den Schleyer
auf Wald und Fluren deckt, tönt meine Leyer
nur ungehörte, bange, bittre Klagen!

An meinem armen jungen Herzen nagen
dann ſtille Leiden ungeſtörter, freyer;
mich hört ſie nicht; und ihr geliebter Treuer
kann ſeines Kummers Laſten nicht mehr tragen.
Dann iſt der Himmel ihm, die Welt, die Erde,
das ſchöne Thal, und die beblümten Fluren,
wo er ſein liebes Mädchen ſah, zuwider;
Ihn flieht der Schlaf; er ruft dem Morgen:
Werde!
der Morgen kommt, und die geliebten Spuren
ſucht er umſonſt, und weinet Klagelieder.

Nach Petrarcas 187ſten Sonnet.

IV.

Wird je für mich der goldne Morgen blinken,
der mit der Liebe Feſſeln uns umwindet?
der ewig, Mädchen, mich mit dir verbindet?
an dem, entzückt an deine Bruſt zu ſinken,
von deinen Lippen Götterglück zu trinken,
aus Roſenwolken mir ſein Stral verkündet?
hochlodernd Hymens Fackel ſich entzündet,
und gürtelloſe Grazien mir winken?

Das hoffe nicht, mein armes Herz! vergebens
umgaukelt dich mit goldbekränzten Schwingen
die reizendſte der Dichterphantaſieen.
Getäuſchte Hoffnung iſt das Loos des Lebens!
je kühner wir nach unſerm Glücke ringen,
je ſichrer wird es immer vor uns fliehen.

V.

Gedankenvoll, auf unbeſuchten Fluren
ſchweif' ich umher, mit leiſen, trägen Schritten!
mich locken nicht des Landmanns ſtille Hütten,
mich reizen nicht der Schäferinnen Spuren.
Ich haſſe dieſe redenden Figuren!
was hab' ich unter ihnen nicht gelitten!
dies Herz, von bitterm Gram ſo tief durchſchnitten,
dies Herz, ſehnt ſich nach unbeſuchten Fluren.
Ach! nur der Berg, der Hain, und dieſe Flüſſe,
an deren Ufer oft mein Fuſs verweilet,
die wiſſen nur, wie tiefer Gram mich quälet;
Ich träume dann der ſüſsen Liebe Küſſe;
ich horche dann, was ſie, die Herzen heilet,
mit lieblichem Geflüſter mir erzählet,

*Nach Petrarcas 29ſtem Sonnet.

VI.

Der Lenz kehrt wieder; laue Weſte ſchweben
um Blumenfluren, und um Roſenbüſche,
indeſs ſich aus der grünen Schlehdorn Niſche
mit frohen Liedern junge Lerchen heben.
Die Wieſe lacht; ein allgemeines Leben
durchtönt die Luft, und zittert in dem Fiſche,
und alles drängt ſich zu dem groſsen Tiſche,
den Liebe und Natur der Schöpfung geben.
Für mich nur kehren ſchwere Seufzer wieder,
ach! um ein holdes Mädchen, deren Blicke
Idaliens allmächt'gen Blicken gleichen.
Die Blumenflur, der Lerche frohe Lieder,
die ſchöne Roſe, die zerſtreut ich pflücke,
nichts kann den Gram von meiner Stirne ſcheuchen.

Nach Petrarcas 259ſtem Sonnet.

VII.

Habt meinen Dank, ihr holden lieben Träume,
ihr nur erheitert mir mein trübes Leben,
ihr nur habt mir allein Genuſs gegeben,
um den ich Catharinens Thronen räume.

Setzt mich noch einmal unter jene Bäume,
die laubbekränzt ſich in die Luft erheben,
und um ſich her der Liebe Schatten weben;
ach! ſetzt mich hin, ihr lieben, holden Träume!
Hier ſah mein Aug' zum erſtenmal Eliſen;
hier gieng mein heitres Jugendherz verloren,
hier fiel ich, ach! in Amors Roſenſchlingen.
Was kümmern ſonſt mich thaubeperlte Wieſen!
dies Plätzchen hab' ich mir allein erkoren,
und hier will ich das Lied der Hoffnung ſingen.

VIII.

Ob Mara mir, ob Marcheſini ſinge,
ob Giornovich' und Bähr ihr Lied begleiten,
ob es dem Künſtler, aus den todten Saiten
der Freude holden Ton zu ziehn, gelinge;
Ob Hayden ſich zum Pol der Tonkunſt ſchwinge,
ob alle groſsen Meiſter unſrer Zeiten
mit ein Concert zu Händels Lob bereiten,
das ſind mir wenig wünſchenswerthe Dinge.

Hör' ich nur deine liebevolle Stimme
du ſüſses theures Mädchen, ohne gleichen,
ſo lache ich der hohen Kunſt der Sänger!
Du ſprichſt! indeſs ich in Entzückung ſchwimme,
um deine Wangen meine Blicke ſchleichen,
mein Auge naſs wird, und mein Buſen enger.

IX.

Die heitre Luft, die zwiſchen grünen Zweigen
hinſäuſelnd, meine heiſse Stirne kühlet,
mit leiſem Wehn um meine Wangen ſpielet,
vor der ſich Roſen und Jasminen beugen,
und junge Veilchen ſich ſüſsduftend neigen;
ſie kann den Gram der meine Bruſt zerwühlet,
die Qualen, die mein armer Buſen fühlet,
die ſelbſt im Schooſse der Natur nicht ſchweigen.
Das alles kann ihr leiſes Wehn nicht lindern!
in dieſem Herzen brennt ein ewig Feuer
das meines Lebens beſte Kraft verzehret;
Eliſens Kuſs kann meinen Gram nur mindern,
ihr Wort allein, das gleich der mächtigen Leyer
des Mäoniden jedem Kummer wehret.

Nach Petrarcas 163ſtem Sonnet.

X.

Setz mich dahin, wo Nacht die Erde decket;
wo nie der Sonne Morgenſtralen blinken,
zu ſtillen Freuden keine Haine winken,
und keine Nachtigall den Schlummer wecket;
In grauſe Wüſten, deren Blick erſchrecket,
wo keine Schatten lieblich niederſinken,
wo keine Blümchen Thaugewölke trinken,
und nie ein Weſt das ſanfte Veilchen necket!
O, nimm mir alles; nimm mir Ruhm und Ehre;
laſs mich mein Brod vor fremden Thüren ſuchen,
von Gram und Schmerz und Angſt umher getrieben!
Ich fürchte nicht der Sorgen ſchwarze Heere,
und werde meinem Schickſal nimmer fluchen;
iſts doch mein Troſt, Eliſa, dich zu lieben.

Nach Petrarcas 113ten Sonnet.

XI.

Auch dieſer Tag! er iſt für mich verloren!
die Hoffnung ſpielte wohl um meine Stirne,
die Hoffnung, dieſe niedre, feile Dirne,
die mich zu ihrem Puppenſpiel erkoren,

Mich ewig täuſcht, ſich gegen mich verſchworen,
im Bund' mit meinem traurigen Geſtirne
mein Herz ermattet, und mein krank Gehirne
zum Spotte macht für ſchön geputzte Thoren!
Kaum ſtralet an des Laxbergs nackter Scheitel
der erſte Blick der reinen Morgenſonne,
ſo täuſcht ſie mich, ach! mit Eliſens Bildniſs!
Ich wähne, ſie zu ſehn; mein Wahn iſt eitel;
das Bild verſchwindet, mit ihm meine Wonne,
und ich, ich tappe in des Grames Wildniſs.

XII.

Ach! meine Kraft ſinkt ſchon hinab zum Grabe!
wohl mir! es trüben ſich ſchon meine Sinnen,
und gerne eilt mein matter Geiſt von hinnen,
auf daſs er ſich am Quell der Freuden labe.
Mein Loos war Gram; und Kummer meine Habe;
ich ſah des Lebens ſchönes Bild zerrinnen,
ach! meine Thränen muſsten ewig rinnen,
und Schwermuth nur war meines Schickſals Gabe.

O, weine nicht, Eliſa! dort am Throne
der ew'gen Liebe ſehen wir uns wieder,
dort wird dein Werthing an die Bruſt dir ſinken.
Dann! giebt Gott ſelbſt dich mir zum ſchönſten Lohne;
drum ſteig' ich in das Grab frohlächelnd nieder,
weil Lieb' und Hoffnung dort mir herrlich winken.

F. Werthing.

IV.

Das Bildniſs.

Wer hellt mit ſanftem Tagesſchein
des Lebens düſtre Wüſteneyn? —
Wem dank' ichs, daſs nach trüber Nacht
der Freude Blick mir wieder lacht? —

Dir, Götterfunken! dir Genie!
dir beug' ich dankend meine Knie! —
Ein Stral von dir in Wüſteneyn
ſtreut Blumen hin auf Fels und Stein.

Dein kühner Flug ſtrebt himmelauf,
durch Sphären windet ſich dein Lauf:
die Welten ſinken unter dir,
du winkſt — und neue gehn herfür.

Du füllſt mit Gluth des Dichters Herz,
hebſt ſeine Seele ſonnenwärts,
voll Ahndung fliegt der trunkne Geiſt
die Bahnen, die dein Wink ihm weiſt.

Du riefſt aus todtem Holz hervor
den Zauberton, der durch das Ohr
mit Harmonie die Seele füllt,
Entzücken ſchafft, und Wunden ſtillt.

Das, was der vollen Bruſt entflieſst,
dem fernen Freund verſtändlich iſt,
daſs wir, getrennt, doch nah uns ſind,
das lehrteſt du uns, Götterkind.

Mir zauberte, durch dich belebt,
ſo ſchön — des Urbilds Seele ſchwebt
um Auge, Stirne, Mund und Kinn —
der Künſtler dieſes Bildniſs hin.

Das iſt im unwirthbaren Hayn,
dem Wandrer irrend und allein
der erſte Lichtſtral, der erſcheint,
was mir der liebe ſtumme Freund!

Mir ſchaft der Phantaſien Spiel
beym Blick auf ihn der Freuden viel,
in dämmernder Vergangenheit,
glänzt ſanft verblühte Seligkeit.

Es weyht die graue Dämmerung
beym Schimmer der Erinnerung
— ſo ſinkt, beſtralt von Lunas Blick,
von Blumenau'n die Nacht zurück.

So manches trübe, bange Leid,
Einbildung bald, bald Wirklichkeit,
ſchwand, wenn noch oft von Thränen naſs,
mein Blick in dieſen Zügen las.

Verſchwiegen wie im Schattenreich,
ſtets liebevoll, ſich immer gleich,
voll Reitz, der keinem Winter weicht
— wer iſt, der dieſem Freunde gleicht?

Dem. S......t.

V.

An M. S.

Den 14. November 1791.

Ja, ſie iſt es! Dieſe ſchönen Züge,
Dieſer hohen Unſchuld ſprechend Bild,
Wie der Gottheit Fülle ſanft und mild;
Dieſer Flammenaugen hehrer Blick,
Zöge Todte ſelbſt ans Licht zurück!

Dieſe ſtille nie getrübte Milde,
Dieſer reine treue Engelſinn,
Schmücken dich, der Schönheit Königinn,
Nimmer wird von Myriaden Zungen,
Je dein hohes Lob genug geſungen.

Aechte, treue, ungeſchminkte Wahrheit
Thronet hoch auf deinem Angeſicht,
Spiegelt ſich in deiner Augen Licht:
Näher ſah ich an der Gottheit Glänzen
Nie des Weibes höchſte Schönheit gränzen.

Dieſer milde Anflug zarter Röthe,
Junger Pfirſich - Blüthenknoſpe gleich,
O, an jeder Anmuth endlos reich —
Miſcht ſich mit der Schwanenweiſse Pracht,
Die auf deiner Wange lieblich lacht.

Allverlohren ſteh' ich oft, und ſtaune:
Ob du ſterblich ſeyſt? — ob, Göttinn, du
Eilend floheſt des Olympus Ruh,
Um ins Herz der Sterblichen hienieden
Auszuſtrömen deinen ſtolzen Frieden.

Göttinn! deines Zwecks haſt du verfehlet,
Dieſer Glanz, der allumſtralt dein Haupt,
Hat den Sterblichen, die Ruh geraubt;
Nimmer, nimmer wird ſie friedlich kehren,
Wenn du uns enteilſt in höhre Sphären.

Dir, du Himmliſche, dir tönen Lieder
Aus dem Munde höh'rer Weſen ſtets,
O! verachte drum nicht des Gebets
Heiſse Flamme, die dir feurig lodert,
Endlos deinen holden Anblick fodert.

Nimmer kann man dich doch höher ehren,
Als dich deines Sängers Herz verehrt,
Gäbe Abſicht kleiner Gabe Werth
Würdeſt du wohl milde auf ihn blicken,
Durch dein holdes Lächeln ihn entzücken.

Daſs ſich höher ſchwingen ſeine Lieder,
Daſs er über Sternen dich beſingt;
Dir der Ehrfurcht reinſtes Opfer bringt.
Daſs fortan mit nie gefühltem Feuer,
Hohes Lied entſtrömte ſeiner Leyer! —

Sieht die Gottheit doch mit Huld in Blicken
Auch der Staubesſöhne Flehen an,
Streuet Roſen aus auf ihre Bahn;
Möchteſt doch auch du mit Roſenkränzen
Himmliſche! des Dichters Stirne kränzen! —

Dann verachtet er des Lorbeers Kränze,
Neidet nicht der ſpäten Nachwelt Ruhm;
Ja, dein Beyfall läſst Elyſium,
Rund um deinen Dichter her entſtehen,
Mild und kühlig Edens Palm' ihm wehen.

v. R.

VI.

An meinen Freund Herrn P. St.

der mich gefragt hatte

ob ich die braunen Mädchen den blonden vorzöge?

Jüngſt erſt fragteſt du, ob meinem Herzen
Näher läge brauner Locken Glanz?
Ob ich fröhnte blonder Mädchen Scherzen?
Ob ich beyden wände gleichen Kranz?
Schwer iſt hier die Wahl! — Auf Ida's Höhen,
Hat ſchon blind ſich Paris faſt geſehen;
Und ich armer ſpäter Enkel wär ſo dreiſt,
Noch zu richten über ſchöner Formen Geiſt? —

Doch, es ſey! ich will es muthig wagen,
Will dir dreiſt des Herzens Stimme ſagen,
Und dein Beyfall ſey mir hoher Lohn,
Bau' ich deutſcher Wahrheit einen Thron;
Ohne Dichterwerth ſey dieſes Blatt,
Werth der Wahrheit hat es überſatt! —

Wenn die nie getrübte Aetherbläue
Ohne Ausdruck blaues Aug' umſchwimmt,
Blicket man nie ohne lange Reue
In das ſchwarze Aug, das flammend glimmt;

Gleich des Blitzes Stralen brennt es Wunden
Auch in wohlbewahrte Herzen ein;
Und doch ſehnt man ſich nicht zu geſunden,
Wolluſt iſt der Krankheit ſüſse Pein! —

Und, wenn in des braunen Mädchens Blicken,
Ihrer ſchönen Seele Abbild glänzt;
Jede Edelthat mit Hochentzücken
Sie erfüllt, — ſie gern den Edlen kränzt; —
Wenn beym Klange deutſcher hoher Lieder,
Höher ſich ihr deutſcher Buſen hebt;
Wenn das Elend jedes ihrer Bruder
Sie, der Gottheit gleich, zu mildern ſtrebt;
Wenn beſcheidne — müde Roſenröthe,
Von der Unſchuld Lilienglanz umſtralt,
Bey dem Klang der Hirten Abendflöte
ſich auf ihrer Wange lieblich malt;
Wenn beym ſchwachen Ton von Lobgeſängen
Ihr geſungen, Purpurflammen ſich
Mit der lichten Schwanenweiſse mengen,
Welche Wonne iſt, die meiner glich? —

Dann vergeſs ich blauer Augen Glänzen,
Schaue gern in ſchwarzer Augen Nacht! —
Schmücke ſie mit friſchen Roſenkränzen
Vorſchmack ſind ſie mir von Himmelspracht.

v. R.

VII.

Kaiſer Otto der Dritte.

Der Sächſiſche Kaiſerſtamm, welcher mit Heinrich ſo ſchön aufſproſste und beym Antritt der Regierung Otto's des zweiten in der vollſten Blüthe ſtand, vergieng ſchon mit dem Sohne des letztern; denn Heinrich der zweite war ein unfruchtbarer Nebenſpröſsling. Italien war die einzige Urſache davon, ſo wie überhaupt die Verbindung zwiſchen demſelben und Deutſchland unſägliches Unglück über unſer Vaterland brachte. Ueber Italien vergaſs Otto der Groſse, wie er gekonnt hätte, für dieſes zu ſorgen; und ſeine beiden Nachfolger, welche durch ihre groſsen Talente es um zwei Jahrhunderte hätten weiter bringen können, fanden ein frühes Grab durch italiäniſche Ränke; Otto der Dritte vielleicht durch italiäniſches Gift. Eine Empörung verdrängte die andre in Italien: ſeufzend rief es die Deutſchen zur Rettung herbei, aber man hat ganz Recht, es der Hyäne zu vergleichen, welche mit Mitleid erregender Stimme den Schäfer herzulockt, um ihn zu zerreiſsen. Und was gewannen wir durch dieſe Verbindung? Wären wir dadurch nicht vertrauter mit den Schätzen des Alterthums geworden, wahrlich, ſo wäre wenig für deutſchen Geiſt dabei gewonnen; er iſt ſo verſchieden vom italiäniſchen, daſs er ſich eher an dem Genie jeder andern Nation hätte aufrichten können. Hiezu kam in jenen Jahrhunderten noch die Todfeindſchaft, welche politiſche Verhältniſſe zwiſchen beiden Nationen hervorbrachten: ſie glichen zwei Menſchen, welche ſich tödtlich haſſen, aber doch nicht von einander getrennt bleiben können, der eine will ſich an dem andern reiben, der eine dem andern ſeine Uebermacht fühlen laſſen. Deutſcher Sinn aber, deutſche Redlichkeit konnte verdorben werden durch die Gemeinſchaft mit einem

Lande, wovon der ehrliche Ditmar im zehnten Jahrhunderte ſagt: wohl nennen wir jene Gegenden die occidentaliſchen, denn wie die Sonne dort niederſinkt, ſo geht da auch alle Tugend und Redlichkeit unter!

Als Otto der Zweite im Jahr 980 nach Italien gieng, ahndete ihm vielleicht ſein trauriges Schickſal, denn er lieſs ſeinen Sohn vorher zum Könige wählen und übergab ihn den Erzbiſchoff Warin von Kölln zur Erziehung. Was half ihm ſein Muth und ſeine Kraft? So wie er ſich einen Sieg erfocht, ward er ihm vom Schickſal entriſſen, welches Menſchen von groſser emporſtrebender Seele ſich am liebſten zur Verfolgung erwählt, um ihnen zu zeigen, daſs es doch ſtärker ſey, als alle menſchliche Kraft. Als Otto 983 ſtarb, war ſein zum Nachfolger beſtimmter Sohn kaum im vierten Jahre; dennoch ward er ſogleich zu Aachen vom Erzbiſchoff Willigis von Mainz gekrönt, einem Manne von unermüdeter Thätigkeit, welchen nie Privateigennutz und Begierde, ſeine Kirche zu vergrößern, dahinriſs, der mit unverwandtem Blick auf das Ganze ſah und feſthielt bei dem einmal gegebenen Worte. Man freut ſich, auf einen Mann von ſo ächtem Gemeinſinn zu treffen, in einem Lande, wo dieſer eine ſo ſeltene Erſcheinung iſt, zu einer Zeit, wo ein ſolcher Geiſt höchſtes Bedürfniſs war. Wer ſollte während der Minderjährigkeit des jungen Königs die Regierung führen? Groſsmutter und Mutter ſtritten ſich darum. Adelheit von Burgund konnte noch nicht vergeſſen, daſs ſie einen Mann, wie Otto den Groſsen beherrſcht hatte, daſs ſie unter der Regierung ihres Sohns einer jüngern Nebenbuhlerinn, ſeiner Gemahlinn Theophania, einer griechiſchen Prinzeſſinn das Gleichgewicht hielt. Beide waren ſchlau, beide ihren Männern weit an Kultur überlegen, beide ſchön und regierſüchtig in einem Grade, wie es ſelten weibliche Seelen ſind. Durch das Herrſchen ſchienen ſie ſich entſchädigen zu wollen für die Freuden eines üppigen Hofes, welche ſie verlieſsen, um halben Barbaren zu befehlen. Allein, die

Szene veränderte ſich bald, indem ein dritter dazwiſchen kam, Herzog Heinrich von Baiern, eine von den unruhigen Seelen, welche ihr ganzes Leben mit Zänkereien zubringen, um im Alter was zu haben, das ſie pietiſtiſch bereuen können. Wegen ewiger Streitigkeiten war er ſeines Herzogthums entſetzt und hatte zu Utrecht unter der Aufſicht des Biſchoffs Poppo leben müſſen: kaum war er ſeit einiger Zeit wieder frei gelaſſen von Otto dem Zweiten, ſo entſpann er jetzt ein Gewebe, deſſen Fang wahrſcheinlich die Kaiſerkrone ſeyn ſollte. Ein Geiſtlicher half es knüpfen, aber ein Geiſtlicher zerſtörte es auch wieder. Der Erzbiſchoff Warin war treulos genug, ihm den jungen König auszuliefern. Die Nachricht davon war ein ſchrecklicher Schlag für Theophania, denn alle ihre ſchönen Träume vom Regieren waren dahin, Heinrich mochte nun während Otto's Minderjährigkeit als nächſter männlicher Verwandte die Regierung verwalten wollen, oder im Sinn haben, ſich ſelbſt die Königskrone aufzuſetzen. Die Kaiſerinn eilte voll Betrübniſs nach Pavia, wo Adelheid lebte: jetzt keine Nebenbuhlerinnen mehr, geſellten ſie ſich gerne zu einander und ſchöpften deſto mehr Troſt aus ihrem gegenſeitigen Umgange, da ihr Miſsmuth aus einerlei Quelle floſs.

Heinrich ward indeſs zu Quedlinburg von einigen Fürſten zum Könige ausgerufen, andre aber vergaſsen nicht ſobald des Eides, welchen ſie dem Enkel Otto's des Groſsen geſchworen hatten. Sie giengen ſeitwärts nach Heſſeburg und ſchloſſen da einen Bund, ſtandhaft ihren geſchwornen Eid zu erfüllen: Erzbiſchoff Willigis von Mainz, und der tapfere Markgraf Eckhard von Meiſſen, waren die Häupter deſſelben, und ihnen muſs man es zuſchreiben, daſs alle Ueberredungskünſte der andern Parthie vergebens waren. Durch Willigis Betriebſamkeit kam es zu einer Zuſammenkunft zu Mainz, wo er mit einem ſolchen Muth und Feuer ſprach, daſs Heinrich ſelbſt gerührt ward und verſprach, den königlichen Titel wieder abzulegen, und an einem Orte, der Rara hieſs, am dritten Julius den Sohn ſeiner Mutter wieder zu ſchenken. Mit welcher Ungeduld flog dieſe nach Deutſchland! Selbſt Adelheid verlieſs ihr geliebtes Italien, denn vielleicht konnte ja ein Theil der Regierung ihr zufallen.

Willigis verband durch ſeinen edlen Gemeinſinn die deutſchen Fürſten auch gegen Frankreich. Der König Lothar, welcher in Lothringen eingefallen war, um die Kindheit Otto's des Dritten zu benutzen, ward zurück getrieben. Eben ſo glücklich ward gegen die Slaven gefochten, welche noch nicht vergeſſen konnten, daſs es der Groſsvater des jungen Königs war, welcher ihnen ihre Freyheit geraubt hatte. Deutſchland fühlte ſich glücklich unter Theophania's Szepter, welche von Willigis geleitet mit männlichem Muthe und Beſcheidenheit regierte. Ihre ganze mütterliche Sorgfalt wandte ſie auf die Erziehung ihres Sohns, aber ſie dachte nicht daran, daſs ſie durch die gar zu groſse Ausbildung ſeiner Talente den Grundſtein zu ſeinem Unglück lege. Welche Wonne für ſie, wenn ſeine feurige Phantaſie, genährt durch die lateiniſchen Dichter, ihn lehrte, in ſeinen Kinderſpielen Szenen aus den Zeiten des alten Roms zu wiederhohlen! wenn er griechiſch ſprach, wie es an ihrem väterlichen Hofe geſprochen ward, wenn der Knabe mit ſeinem Lehrer Gerbert, welcher ſeiner vielen Kenntniſſe wegen der Magier hieſs, ſo gelehrt ſchwatzte, daſs ſeine Unterthanen ihn ſelbſt für einen Magier halten muſsten! Ein Glück für ſie, daſs ſie bald genug die Welt verlieſs, um die traurigen Früchte ihrer Erziehung nicht zu erleben. Nach ihrem Tode (990) eilte die Groſsmutter wieder herzu und hoffte, durch ihren Enkel zu herrſchen; aber der Knabe war ſchon zu klug geworden, er ſchickte ſie bald wieder hinweg.

Wir wiſſen wenig von Otto's Regierung von Theophania's Tode bis zu ſeinem fünfzehnten Jahre. Er focht ſiegreich gegen die aufrühreriſchen Böhmen und unterjochte ſie von neuem; übrigens war er noch zu jung um dieſe Zeit, als daſs er ſelbſt hätte regieren ſollen. Wahrſcheinlich lieſs er ſich vom Erzbiſchoff Willigis, dem Markgrafen Eckhard und ſeinem Lehrer Gerbert leiten. 996 ward endlich ſein Wunſch erfüllt, nach Rom zu kommen, wohin inn Unruhen riefen, welche von neuem daſelbſt ausgebrochen waren. Seine Phantaſie, welche ihm das Gemälde des alten Rom's vorhielt, täuſchte ihn, daſs er nicht einſah, welches verworfene Geſindel die Nachkommen der Brutus und Scipionen waren. Die abgeſchiedenen Geiſter der alten Römer giengen ſpucken unter ihren Enkeln, um ſie zu Thorheiten zu verleiten, denen die Strafe auf den Fuſs folgte. Ihren Vätern wollten ſie es gleich thun, und ſo geſchah es, daſs ihre Handlungen faſt immer eine Parodie waren auf irgend eine herrliche Szene des alten Roms. Sie wuſsten es, wie dieſes auf die alten Deutſchen, wie auf wilde Thiere verächtlich herabſah, und jetzt ſollten ſie eben dieſen Barbaren gehorchen. Kein Mittel lieſsen ſie unverſucht, kein Laſter ungethan, um ihrer los zu werden; half nichts mehr, ſo half der italiäniſche Dolch. Niemand wuſste dieſen ihren Sinn beſſer zu benutzen, als Creſcentius, ein ſchlauer Böſewicht, aus einer vornehmen römiſchen Familie. Schon unter Otto dem zweiten fieng er öfters Empörungen an; allein, anfänglich hielt ihm die toſcaniſche Familie das Gleichgewicht, und nachher verhinderten Adelheid und Theophania durch ihre häufige Gegenwart in Rom, daſs ſeine Unruhen nie ſehr furchtbar werden konnten. Jetzt aber begann er ſeine Empörungen von neuem. Otto eilte nach Rom und ſtillte ſie durch die Milde und Klugheit ſeines Geiſtes. Einen ſolchen deutſchen König hatten die Römer noch nicht geſehn, der ſchöne Jüngling ſchien ihres Gleichen zu ſeyn. Mit einer Feinheit und Kultur, wie wenige unter ihnen ſie beſaſsen, verband er deutſche Treue und Unſchuld und liebte die Unwürdigen unausſprechlich. Es muſste ihrer Eitelkeit ſchmeicheln, wann ſie ihm ſeinen geheimen Plan abmerkten, Rom künftig zu ſeiner Reſidenz, und Deutſchland zu einer Provinz des italiäniſchen Reichs zu machen. Er nahm daher öfters vornehme Römer mit ſich, um ſie allenthalben in Deutſchland umher zu führen und mit dem Lande bekannt zu machen, welches von Rom aus ſollte regiert werden. Vielleicht aber erbitterte es ſie, daſs er einen Deutſchen, ſeinen Anverwandten Bruno zum Pabſt machte, und ſich von dieſem zum Kaiſer krönen lieſs, denn kaum hatte er Rom verlaſſen, ſo lieſſen ſie ſich durch Creſcentius wieder zur Empörung verleiten. Der deutſche Pabſt muſste ſich aus der Stadt flüchten, und ein Grieche, Biſchoff Johann von Plazenz, der Otto's des Zweiten und Theophania's volle Liebe beſaſs, und von Otto dem Dritten ſelbſt Beweiſe der Achtung empfangen hatte, kam an ſeinen Platz. Creſcentius ſchien ſich darin zu gefallen, daſs er einen Mann, welcher dem Hauſe der Ottonen ſo viel ſchuldig war, gegen daſſelbe aufwiegeln konnte. Sein argliſtiger Plan war, Rom gänzlich der deutſchen Herrſchaft zu entziehn, und wieder den Griechen zu unterwerfen, wie es vor Karl dem Groſsen geweſen war. Schnell wie ein Blitz kam Otto über ſie und ſetzte ſeinen deutſchen Pabſt wieder mit groſser Feyerlichkeit ein, indem ſich der griechiſche durch die Flucht zu retten ſuchte. Allein die elenden Römer, welche ſich jetzt wieder bei dem Kaiſer einſchmeicheln wollten, eilten ihm nach und miſshandelten ihn, welchen ſie kurz vorher als den Nachfolger des Petrus verehrt hatten, auf die ſchrecklichſte Weiſe. Rückwärts auf einen Eſel gebunden, den Schwanz deſſelben in der Hand, muſste er ſich in feyerlicher Prozeſſion durch die ganze Stadt herumführen laſſen, nachdem man ihm die Augen vorher ausgeſtochen und Naſe und Ohren abgeſchnitten hatte. Creſcentius glaubte jetzt nicht mehr auf Otto's Güte rechnen zu können, er flüchtete ſich mit ſeinem Anhange in die Engelsburg, und der Kaiſer muſste eine förmliche Belagerung anfangen, bis endlich die Burg von dem tapfern Eckhard mit Sturm eingenommen ward. Es wurde ein Gericht über den Creſcentius niedergeſetzt und das Urtheil geſprochen, daſs er mit zwölf von den ſeinigen ſolle hingerichtet werden. Ihre Leichname wurden zur Schau aufgehängt.

Otto fuhr noch immer fort, Rom in einem romantiſchen Lichte zu betrachten, ob ihn gleich das Schikſal ſeines Groſsvaters und Vaters, und jetzt ſein eigenes hätten lehren ſollen, wie wenig den Römern zu trauen ſei. Der Markgraf Eckhard war ſein Liebling unter den Deutſchen, deren Umgang ihm ſonſt zuwider war: er ſaſs von ihnen getrennt, an einem höheren Orte und ſpeiſte an einem beſondern Tiſch. Seine liebſte Geſellſchaft war der gelehrte Gerbert, welcher nach Bruno's Tode Pabſt ward unter dem Nahmen Sylveſter der zweite: mit ihm übte er ſich im Leſen der alten Autoren und in den Wiſſenſchaften der damaligen Zeit, vorzüglich in der Dialektick; mit ihm träumte er ſich in die Vorzeit zurück. Aber er hatte noch nicht das zwanzigſte Jahr erreicht, als ihm ſein Leben ſchon zur Laſt ward; er konnte ſich nicht retten vor ſich ſelbſt, auf Wallfahrten ſuchte er die verlohrne Ruhe wieder zu finden, deren ſchlimmſten Feind er in ſeinem Herzen mit ſich immer trug. Schwärmeriſch war ſeine Verehrung gegen die Manen Karls des Groſsen. Er wallfahrtete zu dem Grabe deſſelben nach Aachen und lieſs ſich den Sarg öffnen! Nachdem er lange in Schwärmerey verſunken dabei verweilt hatte, eignete er ſich zum Andenken das goldene Kreuz zu, welches Karl auf ſeinem Buſen trug.

Die Wallfahrten waren geendigt, aber ſeine Seele ward immer trüber; zum Theil Wirkung ſeines Temperaments, denn alle drei Ottonen ſcheinen Hang zur Melancholie gehabt zu haben. Bei Otto dem Groſsen äuſserte ſich dieſer in einer finſtern Verſchloſſenheit, welche bei einem Manne ſeiner Art unerträglich und fürchterlich ſeyn muſste: die Seele ſeines Sohns war eine Zeitlang durch Ehrgeiz geſpannt, und als dieſer nicht befriedigt ward, ſo verfiel er in Schwermuth und ſtarb vor Gram: bei

Otto dem Dritten wurde dieſer Trübſinn zur Schwärmerei, welche bei dem Feuer, mit welchem er alles umfaſste, bei einer für dieſe Zeit ſo wenig paſſenden Ausbildung ſeiner Talente, höchſt verderblich werden muſste.

Jeder Menſch, welchem die Natur Drang gab und Kraſt, ſich zu einem höhern Grade von Kultur empor zu arbeiten, muſs in Einer Periode ſeines Lebens ſich unausſprechlich unglücklich fühlen. Sie fällt gewöhnlich in die Jahre der reizbarſten Empfindlichkeit, wo eine gewiſſe Beſchränktheit des jugendlichen Blicks allmählig aufhört, die Seele aber noch nicht genug erſtarkt iſt, ſich mit männlichem Muthe über das Schickſal zu erheben. Jede vorhergehende Beſchäftigung wird ihnen zuwider, eine ängſtliche Unruhe und Leerheit, verbunden mit einem Stolze, welcher die Freuden der Gegenwart vereckelt, weil man ſich für gröſsere, edlere geſchaffen glaubte, verfolgen ſie überall, und dann kommt es darauf an, ob ihre Kräfte in dieſer Melancholie gänzlich erſchlaffen oder ſich durch alle Stürme zur Ruhe, zu einem glücklichen Gleichgewicht durcharbeiten. Dieſe Ruhe konnte Otto in ſeinem verfinſterten Zeitalter nicht erringen; ſeine Blüthe kam um einige Jahrhunderte zu früh.

Nach der Wallfahrt zu Karls Grabe eilte er wieder zu den Römern, welche ihm bei ſeiner Abreiſe tauſend Lobeserhebungen nachgeſchickt hatten; aber kaum lebte er voll Sorgloſigkeit und Zufriedenheit unter ihnen, ſo entſtand plötzlich ein Tumult; verſchiedene ſeiner Freunde wurden vom Pöbel erſchlagen und er ſelbſt in ſeinem Pallaſte drei Tage belagert. Kein Menſch durfte zu ihm, alle Nahrungsmittel wurden ihm verſagt. Schon bereitete er ſich, mit den Seinigen einen Ausfall zu thun, als er Wege fand, glücklich zu entkommen, denn lieber hätte er ſich in den Tod geſtürzt, als ſich den Römern ergeben.

Kaum war er in Freiheit, ſo beſchwor er alle ſeine Freunde, zu ihm zu eilen, und ihn an den Treuloſen zu rächen. Sein Zorn ſtieg zu dem höchſten Grade; alle Ver-

Verſuche der Römer, ſeine Güte zu beſtechen, waren vergebens, je ſanfter und liebevoller ſeine Seele ſonſt, deſto ſtandhafter jetzt in ihrem Haſſe. Es verſammelte ſich bald ein groſses Heer zu ihm, vorzüglich freuten ſich die Deutſchen, daſs ſie diejenigen züchtigen ſollten, um derentwillen ſie vernachläſsigt waren. Schwer würde Otto's Rache die Römer getroffen haben, wenn nicht die ſchwärzeſte Melancholie alle ſeine Kräfte gelähmt hätte. Vergebens ſuchte er ſich vor ihr zu retten; am Tage erſchien er mit erzwungner Heiterkeit im Geſichte, aber ganze Nächte hindurch ſaſs er ſchlummerlos, mit niederhängendem Haupte, ſtarren Augen, aus denen je und je Thränen hervorquollen. Die Treuloſigkeit der Römer hatte ſeine Heiterkeit auf immer zerſtört.

Vielleicht wirkte auch auf Otto's Seele der Wahn, welcher um dieſe Zeit allgemein war, daſs mit dem Jahr Tauſend das jüngſte Gericht herannahe. Von jeher war ein ſolcher Glaube unter den Menſchen, welche das, was ſie am meiſten fürchten, für das nächſte halten im Laufe des Schickſals. Es iſt ein ſonderbares Schauſpiel, zu welchen thörichten Handlungen und lächerlichen Erſcheinungen ein ſolcher Wahn in dem Mittelalter Anlaſs gab. Hier ſah man eine Gruppe von Säuſern, welche noch alle ihre Habe verzehren wollten vor dem Untergang der Welt; wenn ſie ihre Fäſſer geleert hatten, verkrochen ſie ſich darin vor dem jüngſten Gericht, indeſs dort ein Frömmling langſam mit gebeugtem Haupte daher wandelte, und auf die Verantwortung vor dem Weltrichter ſann. Der Jäger ſtreifte wütend in den Wäldern umher, um ſo viel Wild als möglich vor Zerſtörung ſeiner ſchönen Forſten zu erlegen. Wo man hinkam, ſah man Hauſen von alten Weibern und muthigen Rittern, welche den Himmel beſchauten, ob ſich die Sonne nicht plötzlich verſinſtere, ob die Sterne nicht blutroth würden, oder ein feuriger Drachen herabſtürze. Mit brünſtigem Gebete um Vergebung der Sünden legte man ſich auf das Lager nieder und verwunderte ſich am andern Morgen, daſs die Sonne wieder leuchtete.

Die Welt blieb freilich ſtehn, aber in Otto's Seele ward es immer ſchwärzer: kein Menſch hatte Rath, kein Arzt Mittel gegen ſeine Krankheit. Endlich wuſste ihn Stephania, die Gemahlinn des hingerichteten Creſcentius, mit welcher er nach dem Zeugniſs einiger Schriftſteller der Liebe ſoll genoſſen haben, zu überreden, daſs er ſich ihrer geheimen Heilkunde anvertraute. Er ſoll ihr verſprochen haben, ſie zu heirathen, und dennoch ſchickte er jezt eine Geſandtſchaft an den griechiſchen Kaiſer und lieſs um deſſen Tochter werben. War es dies, oder wollte ſie den Tod ihres Creſcentius rächen, genug, ſie war nach einer allgemeinen Sage in Deutſchland und dem Zeugniſs vieler italiäniſchen Schriftſteller die Urſache vom Tode des Kaiſers. Eines Tages ſchickte ſie alle Wache hinweg, unter dem Vorwande, ſie ſollten ihr ſchnell eine friſche Rehhaut bringen, wodurch ihr Herr bald würde geheilt werden. Unterdeſs träufelte ſie Gift in die Medizin und Salbe. Kaum hatte man ihr die Haut gebracht, ſo entfernte ſie ſich, indem ſie vorgab, ſie müſſe zu einem ihrer

Verwandten, der plötzlich todtkrank geworden ſei. Das Gift äuſserte bald ſeine tödtliche Wirkung, und ſo ſtarb Otto 1002 in der Stadt Paterno in der frühen Blüthe ſeiner Jahre.

Hätte er doch lange genug gelebt, um ſeinen Charakter völlig zu entwickeln! Obgleich der Beinahme des Mildeſten gerecht iſt, welchen ihm die Chroniſten geben, ſo könnte man doch zweifeln, ob er ihn auch bei fortgeſetzten Verfolgungen von den Menſchen verdient haben würde. Sein Sinn war zu tief und traurig, ſein Verſtand zu groſs, als daſs er, wie Kaiſer Heinrich der Vierte, bei allen Beleidigungen der Menſchen, dieſen doch immer mit gutmüthiger Heiterkeit hätte zugethan bleiben können. Gewiſs hätte Otto's Seele bei einem ähnlichen Schickſal viel Bitterkeit bekommen, aber auch Feſtigkeit und Stärke. Aber, er ſtarb früh und ſein kurzes Leben war unglücklich, weil er einige Jahrhunderte zu früh lebte! —

Woltmann.

VIII.

Ritter von Bayonne.

an

Emma.

Emma! denkſt du noch der Roſenzeiten?
Da wir keines Erdenglücks uns freuten,
Als des Glückes treuer Liebenden.
Da wir noch von tauſend wunderſüſſen
Reinen Luſtgefühlen hingeriſſen
Durch das ſtille Hainthal wandelten;
Bis wir uns ermüdet in der Halle,
Oder an dem kleinen Waſſerfalle
Bey der alten Eiche lagerten.
Wo du dann, von meinem Arm umſchlungen,
Mit des wonnevollſten Herzens Drang
Manch hinſchmelzend Lied der Liebe mir geſungen,
Daſs ich von dem Zauberklang
Deiner Silberſtimme ſüſs durchdrungen,
Meiner unbewuſst ans Herz dir ſank,
Und ins Paradies entzücket an der Fülle
Deines Buſens Götterwonne trank,
Und der Mond aus ſeiner Wolkenhülle
Freundlich trat, und ſchien, als horcht' er zu:
Da verklang dein Lied in feyerlicher Stille,
Da entglitten uns der Freudenthränen viele,
Und ſo ſelig waren Ich und Du! —

Aber ach! wie leicht, wie leicht verſchwinden
Die Gebilde ſüſser Phantaſie,
Die mit reitzender Magie
Unſre Sinnen ſanft umwinden;
Und wie bald verwünſchen wir die Welt,
Welcher wir ob ihren Freuden
Noch ſo gut ſind, wenn ein Tropfen herber Leiden
Unſers Lebens Taumeltrank vergällt,
Wenn des frohen Wahnes mürbe Mauer
Durch des Schickſals Wink zerfällt,
Und ein Angſtgefild in Weh und Trauer
Unſern Blicken ſich entgegenſtellt.
Wenn wir hellern Auges ſehen müſſen,
Daſs ſich Mörder in der Freundſchaft Banden
küſſen;
Daſs der gröſsten That Unſterblichkeit,
Nur in langſamrer Vergänglichkeit,
Modert, wie die Helden in den Grüften.
Daſs der Liebe Kelch, den uns ein Mädchen beut,
Deſſen Trank uns reitzt mit zauberiſchen Düften,
Einen Augenblick berauſchet, um die Zeit
Unſers ganzen Lebens zu vergiften.
Daſs die Wohlthat zu der Dankbarkeit
Ungehört um Gegenhülfe ſchreit
Aus des eignen Abgrunds unwirthbaren Klüften:
Daſs es keinen Glücklichen hier geben kann,
Wenn nicht Wahn und Zufall ihm die Augen
ſchlieſsen.

Einſtens wähnt' ich auch viel Freuden zu genieſsen,
O, da war mir noch mein Himmel aufgethan!
Da entfloh die Zeit mit Flügeln an den Füſſen,
Da verträumt' ich hochbeglückter Mann
Noch mein Wonneleben unter deinen Küſſen.
Aber du, — mein Weib — ach Emma Du!
Haſt ermordet meiner Seele Ruh',
Haſt die Binde mir vom Aug geriſſen.
Dreiſsig düſtre Monden trug die Zeit
In das Meer der dunklen Ewigkeit,
Seit dem letzten Tag voll Seligkeit,
Da ich wähnend, Kaiſer müſsten mich beneiden,
Nimmerſatt am Glück der Liebe mich zu weiden,
Himmeln träumend noch in deinen Armen ſchlief,
Als mich Friederich zum Zuge gen die Heiden
Für das heilge Grab in Paläſtina rief,
Und der Ehre Sporn mich zwang von meiner Freuden
Quell, von meinem Himmelreich zu ſcheiden. —
Emma! denkſt du noch der Küſſe von uns beyden?
Noch der Thräne, die von meiner Wange lief?
Unterdrückend das Gefühl des Schmerzens,
Und mich ſchämend meines Weiberherzens,
Schwang ich blindbetäubt mich auf mein Roſs;
Flog beym Augenblick der Ueberwindung
Mit verhülltem Haupt aus meinem Schloſs,
Jagte fort im Sturme der Empfindung,
Bis des Abends Dunkel mich umfloſs.
Dann erſt wurd' ich der Beklemmung wieder los,
Und des Blutes flammender Entzündung.

Lechzend ſank ich an der Save Mündung
Von dem Pferde hin auf feuchtes Moos;
Lieb und Ehre traten in Verbindung,
Und die Ruhe nahm mich auf in ihren Schooſs.
Emma, dacht' ich, wirſt du wieder ſehen,
Eh ſich Erd und Mond um unſre Sonne drehen:
Emma's iſt kein Weichling werth.
Zeuch, du Zager, haſt du nicht ein Schwert,
Soll dein Nam' in Schanden untergehen?
Zeuch, wohin man dein als Rittersmann begehrt,
Emma's iſt kein Weichling werth.
Und, Aurora, ſtieg empor am Himmelsbogen. —
„Auf! zu Pferd! Jeruſalem liegt dort!"
Sprachs: und Erd und Himmel flogen
Unter über mir wie Luftgeſichte fort.
Bald erreicht' ich den beſtimmten Ort,
Wo die Chriſtenheere gleich den Meereswogen,
Kaiſer Friederich und ſeine Ritter zogen.
Ha! wie viele ſahn denn auch das Grab
Unſers Heilands und die Heimath wieder?
Tauſend, wieder tauſend meiner Brüder
Drückte Todesnoth zu Grabe nieder,
Ich nur ſtürzte nicht hinab;
Was das Schwert nicht fraſs, das ſtarb in Hungerswehen;
Dorrte wie des Graſes Halmen ab,
Ich nur konnte nicht mit untergehen:
Gott, wie unbegreiflich dein Gericht! —
Wo vom Blut der Chriſten Bäche floſſen,
Hab auch ich mit ihnen meins vergoſſen,

Sank mit ihnen, ſtarb mit ihnen nicht.
Fiel in Sklavenketten der Barbaren,
Wo man alles mir nur nicht das Leben nahm,
Ward gebeugt, und nicht erwürgt vom Gram;
Brach die Ketten mit des Tods Gefahren
Sollte nicht entkommen, und entkam;
Hatte Flutentod für Sklaventod zu wagen,
Warf mich in den Ozean und ſchwamm
Einen flotten Nachen zu erjagen.
Flog im Sturm ſeit ſieben grauſen Tagen,
Ward gen Nord, Oſt, Süd und Weſt geſchlagen,
Krümmt' und kümmerte mich hin in Todesklägen:
„Sterben! ſterben! ſtöhnt' ich aus erſtorbnem Mund.
Die Natur will mich erlöſen meiner Plagen;
Eine Wooge kömmt im Wirbelſturm daher,
Faſst und dreht mich, um an Klippen im zerriſsnen Meer
Die vom Abgrund mir entgegen ragen,
Meinen Schädel in Splitter zu ſchlagen. —
Aber ſieh des härtern Schickſals Hand
wirft mit mir die Wooge hin ans Land.
Ah, ich kam zurück vom Grabesrand,
Um auf einem Eiland zu verderben;
Doch umſonſt, hier ſollt' ich noch nicht ſterben.
Durch ein Schiff, das ich am Ufer fand,
Das an Bord mich nahm, erreicht' ich Spaniens Küſten;
Froh erblickten wir das erſte Land der Chriſten;
Als Torgoſas Ufer unſre Nachen küſsten,

Sprangen wir ans Ufer, ich verſchwand;
Zog durch Arragoniens dürren Sand,
Trieb mich hungernd durch Navarras Wüſten
Und nach langen jammervollen Friſten
Kam ich ſchmachtend, ſterbend in das Land,
Wo ich Leben ſog an meiner Mutter Brüſten.
Tiefe todte Mitternacht umwand
Meinen Blick mit dicken Finſterniſſen:
Eilend wankt' ich auf den ungewiſſen
Pfaden hin mit vorgeſtreckter Hand;
Rang mich durch von Aſt und Dorn geriſſen,
Bis ich hingewelkt zu Boden ſank,
Und den kalten Nachtthau durſtig trank.
Aechzend lag ich zwiſchen Tod und Leben,
Und noch ſterbend, Emma, dacht' ich dein.
Plötzlich wird es lauter in den Wüſteneyen
Töne vom Geklirr und Hufeſtampfen beben
Mir ins Ohr, die Nacht verſchlingt ein Fackelſchein;
Ich ermanne mich mein Haupt empor zu heben
Moruan, mein Feind, von Reiſigen umgeben,
Steht vor mir. „Was!“ ruft er, „ſoll das ſeyn?
Heinrich du? — Liegt nicht in Syrien dein Gebein
Deine Seele ſcheint am Thor des Tods zu ſchweben.“
Sprachs im Spott, „drum helf ich ihr hinein.“ —
Flüche hatt' ich auf den ſtarren Lippen,
Doch der Bube ſtieſs ſein Schwert mir durch die Rippen.
Dreymal dunkler wards mir um den Sinn,
Und ich ſtarb in Todesohnmacht hin.

Meines Jammers Kelch war noch nicht ausgetrunken,
Ha! drum bin ich zur Verweſung nicht geſunken.
Von des Grabes Schauerſchlaf erwacht' ich, fand
Mich in eines frommen Clauſners Zelle,
Der die Todeswunde mir verband. —
Schwer entrang ich mich der Ewigkeiten Schwelle.
Plötzlich warf von ſich der Greis das Mönchsgewand,
Und mein guter alter Treuhold ſtand
Wie gezaubert an des Clauſners Stelle. —
Weinend drückt' er mir die Hand.
Werde ſtumpf Empfindung! fleuch Verſtand!
Eine Nachricht fuhr aus Treuholds Kehle,
Wie ein Wetterſchlag in meine Seele.
Hitze, Durſt und Hunger warf mich nicht ins Grab,
Tauſend Feindesſchwerter konnten mich nicht tödten,
Brechen ſollt' ich halbverkümmert meine Ketten,
Mich mit Todsgefahr vom Sklaventode retten,
Stürzen in des Meeres Schlund hinab,
Das mich brüllend wieder von ſich gab,
Schmachtend ſollt' ich, reif zur Sterbeſtunde
Meine Heimath, und nach einer Todeswunde
Dieſes Leben wieder ſehn,
Um in Schmerzen der Verzweiflung zu vergehn.
Emma, du biſt Moruans Weib? Den Segen,
Den ein Gottverlaſsner Pfaff verwegen
Ueber dieſes Band am Altar ſprach,

Trift des Himmels Fluch. In Moruans Armen, ach!
Nimmer möglich, daſs dieſs Weib die Treue brach,
Das an Franken Heinrichs Bruſt gelegen.
Aber wenn es möglich — wenn es wirklich iſt,
Moruans Weib! drey Tage haſt du Friſt.
Zwar faſt ſtürz' ich unter meines Schickſals Schlägen,
Doch mein wacher Grimm, der jede Nerv' durchpocht
Und ſo heiſs in meinen Adern kocht
daſs ſich ſtürmiſch meine Pulſe regen,
Flügelt mich empor: In ganz Guyenne tönt
Schon mein Nahme, meiner Rache Fackel lodert,
Wer als Freund mich Heinrich von Bayonne kennt,
Den nicht ſelbſt ein Laſter auf der Seele brennt,
Wem nicht jeder Keim von Ehr' im Buſen modert,
Wird erſcheinen, wenn mein Ruf ihn fodert.
Als Verderber komm' ich dann mit Speer und Wehr,
Euer Todesengel ſchreitet vor mir her,
Dir im Arm, in deinem Brautbett will ich tödten
Deinen Buhlen, dich an ſeinem Leichnam ketten,
Dann hinab mit dir und ihm hinab
In ein ödes nie beſuchtes Grab,
Das verirrte Wandrer nur betreten.
Sterben, ſterben muſs, verworfnes Weib,
Dein geſchändetes Gedächtniſs wie dein Leib. —
Doch für deine Seele will ich beten.

K. von Lackner.

XII.3

NEUE THALIA

herausgegeben

von

SCHILLER.

Zweyter Band,

welcher das vierte bis ſechste Stück enthält.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göſchen
1792.

Universitäts-Bibliothek · Leipzig

54 – 3979

D

[7. Ex.]

11. 9. 59

VK

Bl. Lit. / Schiller / Thalia

268

Su

Inhalt.

Viertes Stück.

I. Gedichte.
  1) An die Liebe. Seite 1
  2) An meine Freunde. 14
  3) An eine ſchöne Schlummernde. 19
  4) Epiſtel an einen miſsmüthigen Freund. 21
  5) An Madame Engſt. 25
  6) Die Seele. 26
  7) Abſchiedsſchreiben. 42
  8) Prometheus in Feſſeln. 52
    Bemerkungen über die erſte Scene des Prometheus. 73
    Ueber die zweyte Scene. 81
II. Der Geiſt Samuels des Propheten. 94

Fünftes Stück.

I. Wie weit darf ſich die Sorgfalt des Staats um das Wohl ſeiner Burger erſtrecken? S. 31
II. Das Gaſtmahl von Plato, oder Geſpräch über die Liebe. 170
III. Der Orlabach. 229
IV. An * * wegen eines Vorwurfs über die Liebe. 235
V. Der leukadiſche Fels, ein Schauſpiel. 241
VI. An Wilhelm O * *. 267
VII. Als ich ſie Abends nach Hauſe geführt hatte. 271

Sechstes Stück.

I. Der leukadiſche Fels, ein Schauſpiel, Fortſetzung 275
II. Die Seefahrt von Troja nach Carthago im dritten Buch der Aeneide. 294
III. Das Gaſtmahl von Plato. Beſchluſs. 324
IV. Die Minnekönigin und die ſchwarzen Schweſtern. Bruchſtücke aus einer abenteuerlichen Geſchichte. 387

THALIA.

herausgegeben
von
F. SCHILLER.

Zweyter Theil.

Viertes Stück des Jahrganges 1792.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göſchen.

I.

Gedichte.

1.

An die Liebe.

Von dir, o Liebe, will ich ſingen!
zwar deinen Reizen, deiner Macht,
ſind ſchon ſo viele Millionen
elender Verſe dargebracht;
es dürfte alſo ſchwerlich lohnen
ſtolze, dir noch ein neues Lied
voll deines Lobes darzubringen,
zumal vor Aerger leicht die Wange glüht,
wenn man ſich ſelbſt ein wenig fühlet,
und ſich ganz leiſ' erinnert, wie
du oft den Dichtern mitgeſpielet.
So mancher hat umſonſt nach dir gerungen,

und heiſer ſich, und arm dabey, geſungen;
denn, Eigenſinnige, mit bitterm Hohn
ſahſt du demüthig ihn, um deinen Thron,
die Roſenlippen ſeines Mädchens ſchleichen,
und immer muſste er zurück
vor einem jungen Gecken weichen!
Kein ſüſses Lächeln, ach! kein Blick
kein Druck der Hand, kein ſeeliges Umarmen
ward ihm von dir gegönnt,
und fern von Mitleid und Erbarmen,
das keine Göttinn deines Schlages kennt,
ſahſt du an ſeinen naſſen Wangen,
an ſeinen Augen voll Verlangen
nur deine Freude; und wenn ja einmal
ein Kuſs des Dichters Mund beglückte,
ſo wars im Schlaf, wenn aller Qual
der gute Mohngott ihn entrükte.
Du treibſt den Spaſs zu weit; es wird
ſich keiner mehr um dich bekümmern,
wenn anders die Vernunft ſich nicht bey ihm verirrt,
und er für ächtes Gold, das leere Schimmer
mit dem du prahlſt, auf Treu und Glauben nimmt.

und ſeiner Meinung nach in Freudenmeeren ſchwimmt,
die unſer einer beſſer kennet,
und ſie geradezu ein Meer von Raſerey,
und ſchwärmender Empfindeley
nach alter deutſcher Sitte, nennet.

Und dennoch will ich von dir ſingen;
ich kümmre mich um deine Schlingen,
um deine Freuden, deine Küſſe,
und deine überirdiſch ſüſſe
Umarmungen nicht einen Pfifferling.
Ein ſolcher Feind iſt dir wohl noch nicht vorgekommen,
der deine Macht für ſo gering,
und alle deine Kunſt für puren Tand genommen!
Ja, liebe Liebe, ſieh', es giebt der Dinge viel,
wovon auch du dir wohl nichts träumen läſſeſt:
und viele, die du gern bey deinem Narrenſpiel
und deinen Tändeleyn vergäſſeſt.

Denn, daſs du Ehre haſt, das glaub' ich immer noch;
du prahlſt zum wenigſten ſo oft mit Ehre;
mich fähſt du gerne iezt beym heiligen St. Roch,
damit er mir das Sprechen nur verwehre:
allein, das hilft dir nichts; die Heiligen im Himmel
bekümmern ſich wohl nicht um deine Kindereyn;
die Sorge haſt du ſelbſt, dich hier aus dem Getümmel,
ſo gut es angeht, zu befreyn.

Indeſſen ſoll's dir doch bey mir ſo ſchwer nicht werden;
ich geb' es zu, das gröſste Glück auf Erden
iſt deiner Freuden himmliſcher Genuſs;
iſt ach! ein ſeelenvoller Kuſs,
ſind jugendliche ſchöne Wangen,
an denen Wolluſtthränen hangen;
iſt der Umarmung lang' erharrter Augenblick,
um den ſelbſt eine Heilige zurück
gern aus dem Paradieſe käme,
und was ihr dort kein heiliger Johann,
kein Franz, kein Anton geben kann,

ſehr gern von unſer einem nähme;
ſind jene ſeligen Minuten,
die gleich des Baches ſtillen Fluten
zu ſchnell enteilen, wo dem Blick
ringsum die weite Schöpfung ſchwindet,
und unſer Herz des Lebens einzig Glück
am Buſen der Geliebten findet. —
Das alles iſt, ich geb' es zu, Frau Liebe,
recht treflich gut, und wunderſchön;
allein, den möchte ich doch ſehn,
der ſo, wie du's verlangſt, mit immer gleichem Triebe
unausgeſezt in einem Taumel bliebe!

Mit Weisheit und Vernunft genieſsen;
zuweilen nur, nicht immer küſſen;
vor keinem ſchönen Buſen fliehn,
und auf der weiten Frühlingsaue
die Blümchen, die im Morgenthaue
ſo reizend, wie die Unſchuld blühn,
in überſüſsen Augenblicken,
im Freudetaumel, und dennoch bedachtſam, pflücken; —

wär dies dein ſchön Gebot, dann ſollte weit und breit
als Mutter weiſer Fröhlichkeit,
auf feſtlichem Altar dein holder Nahme glänzen;
dann ſollten, glaub mirs, ſicherlich
mit ihren ſchönſten Blumen dich
die holden Charitinnen kränzen;
ich ſelber würd' in einem Myrthenhain
dir einen Marmoraltar weihn,
und wenns dir anders ſo gefiele,
dein erſter Opferprieſter ſeyn.
Dann ſollten dir geweihte Spiele
die ſchönſten Mädchen meiner Flur
um deinen Altar ſammeln; Lieder,
ſo ſchön, wie ſie die Sänger der Natur
je ſangen, tönten dann in deinem Haine wieder;
und warlich würd' von deinen Feſten allen,
dir keines, ſo wie dies, gefallen.

Indeſſen hab' ich keine Flur,
geſchmükt mit Florens ſchönſten Zierden,
auf der die Sänger der Natur,
mir zu gefallen ſingen würden;

ich habe keinen Myrthenhain;
um dir in ſeinen dunkeln Schatten
den göttlichen Altar zu weihn,
und dir des Dankes Pflicht als Prieſter abzuſtatten.
Auch hat's damit nicht Noth; du biſt
des Aufwands, der nichts koſten würde,
der Mühe, die des Oberprieſters Bürde
mir doch wohl machen könnte, biſt
des allen noch nicht werth, ſo lange
du deinem gränzenloſen Hange
zur obgedachten Kinderey gehorchſt,
und nur ihn zu befriedgen ſorgſt.

Was kömmt dabey heraus? man wird
am End' verrückt, bey dieſer Art zu lieben;
anſtatt des Nachts zu ſchlafen, irrt
man bas gequält von ungereimten Trieben
im Mondenſchein herum, und ſpricht
von Sturm und Drang, von Wonne, Glut und Beben;
man will im reinen Strom der Himmelswolluſt ſchweben,
und haſst, der Eule gleich, das Licht.

Auch unſre Mädchen, ehmals ſanft und gut,
was ſind ſie jezt? — um ihnen zu gefallen
muſs man aufs Knie geſtüzt, im Mondſchein, Verſe lallen,
und nur von inrer Qual, von Tod und Dolch und Blut
mit ihnen ſprechen, auch zuweilen,
als wollt man würklich in dem nächſten Teich
ſich von den bittern Qualen heilen,
davon mit ſchnellen Schritten eilen.

So ſonderbar regierſt du jezt dein Reich!
was brachte dich zu dieſen närriſchen Caprizen?
warum ſoll ich nicht ungequält genieſsen!
und ſo, wie einſt in jener goldnen Zeit
der Alzibiades und der Timandern
von Scherz und wahrer Frölichkeit
umflattert, nicht durchs Leben wandern?
warum nicht Lydiens Buſen ſchön,
Glycerens Wange reizend finden?
warum mit Thränen nur der Liebe Kuſs erflehn?
und mich auf immerfort in Chloens Armen binden?

Und dennoch nehm' ich die Beſchuldigung zurück,
wenn du im Stande biſt, mir bald ein Weib zu zeigen
vor deren mächtgen Zauberblick
Spott und Verachtung plözlich ſchweigen:
ein Weib, ſo reizend, wie du einſt
dem Meer, der Göttinnen allmächtigſte, entſtiegeſt,
die ſo, wie du in dir Reiz, Schönheit, Macht vereinſt,
die ſo, wie du die Herzen ſchnell beſiegeſt,
die gleich beſiegt, die gleich vollkommen iſt;
der Paris auch den Preis gegeben hätte,
der zu gefallen, ich für meines Lebens Friſt
ſehr gern des ewigen Dienſtes Kette
ertragen würde; die, was Lyden ſchön,
was Chloen reizend macht; wonach die Künſtler ſpähn,
in ſich allein vereiniget; die Lieder,
wie ſie Petrarca ſeiner Laura ſang, verdient;
aus deren Augen, gleich dem Blüthenregen, nieder
Entzückung träufelt; der die Wieſe ſchöner grünt,
der Himmel reiner lacht, die Weſte leiſer ſpielen,

die Nachtigall in ſanftem Tone ſingt;
und alles, was da lebt, und alles, was zu fühlen
im Stande iſt, nur ihr der Schönheit Opfer bringt.
O, zeige mir dies Weib! wo lebt ſie? wo beglücket
die Welt ihr Daſeyn! ach! wo horcht ihr die Natur!
und weilte ſie, dort, wo auf heiſser Flur
den müden Wanderer kein Schattenbaum erquicket,
und ſeinen troknen Mund, kein Tropfen Waſſer nezt;
und wohnte ſie da, wo mit ewgem Eiſe
ein kurzer Frühling kämpft; wo nichts das Aug' ergözt:
Ihr zu gefallen, müſst' aus dem gewohnten Gleiſe
die Sonne treten, und der öde Fichtenwald
in einen Myrthenhain ſich wandeln; ja es würde
Sibirien ſelbſt, noch jezt des Kummers Aufenthalt,
alsdann der Erde ſchönſte Zierde.
Zeigſt du mir dieſes Weib, dann hör' ich auf zu ſchmählen;
und ſtelle mich in deiner Jünger Reihn,

die hoch entzükt es aller Welt erzählen,
daſs ſie im ſtillen Mondenſchein
ſich nahe blind geweint; daſs ſie von Seufzern leben,
und gerne für der Schönen Buſenband,
für einen Druk der ſanften Hand,
den Reichthum eines Cröſus geben.
Ganz kurz, ich werd' ein Narr! — trag ihre Silhouette
auf meiner Doſe, tröſte mich
mit einem Kuſs darauf, und weine in die Wette
mit allen Thoren männiglich.

Doch find' ich nicht dies Weib, dann iſts um dich gethan;
dann ſoll den Streit mit dir, mir keine Phyllis ſchlichten;
ich folge meinem alten Hange,
verlache deine Macht, und fange,
wo ichs gelaſſen, wieder an;
wonach du alſo dich zu richten. —

F. Werthing.

2.

An meine Freunde.

Als Einleitung zu einem kleinen Roman.

Soll ſteter Ernſt des Jünglings Stirne falten,
darf keinen Scherz die Weisheit ihm verzeihn,
wird er verdammt, hängt er an Truggeſtalten
ſein ſtolzes Herz, iſt ihm die Welt zu klein;
muſs in ſich ſelbſt die reinſte Gluth erkalten,
unangefacht vom Hauch der Schwärmerey;
verdorrt der Keim der ſchönſten Geiſtesgaben:
ſo iſt es Fluch, ein fühlend Herz zu haben.

Dann wehe dir, den inniges Gefühl
im Jugendrauſch um Ruh und Troſt betrogen,
mit Ungeſtüm vom nie gewünſchten Ziel
des kalten Glücks der Menſchheit abgezogen,
und täuſchend dort Genuſs dir vorgelogen;
wo doch dein Loos nur zum Entbehren fiel,
dann wehe dir, und deinem Raupenleben,
was du verlohrſt, kann dir kein Gott mehr geben!

Doch wohl uns, wohl! — uns ward ein beſſer Loos,
an ſüſsem Wahn darf unſer Herz ſich letzen.
Die Zähre, die geheimer Sehnſucht floſs,
darf ungeſtraft des Jünglings Wange netzen,
der falſchen Weisheit dräuendes Geſchoſs
vermag es nicht, die Bruſt uns zu verletzen,
ſie kämpft umſonſt, beneidend unſer Glück,
ihr Bogen klirrt, ihr Pfeil ſinkt matt zurück.

Wir dürfen frey des Lebens Blüthenzeiten
dem goldnen Traum erhabner Schwärmerein,
dem Hochgefühl der erſten Liebe weihn;
wir dürfen kühn für Recht und Freyheit ſtreiten,
der Muſe Lied, die Harmonie der Saiten
darf unſer Ohr und unſer Herz erfreun,
und für der Freundſchaft heil'ge Sympathieen
darf in der Bruſt ein ew'ges Feuer glühen.

Ja, frey zu ſeyn, der Menſchheit erſtes Recht,
dies ſey das edle Ziel, nach dem wir ringen,
wer Ketten trägt, wird durch die Ketten ſchlecht,
die Sklaverey lähmt unſers Geiſtes Schwingen,

vielleicht wird einſt ein muthiger Geſchlecht
der Freyheit Glück dem Erdkreis wieder bringen,
dann ſchweigt beſchämt Despotenübermuth,
und wo ein Kerker ſtand, glänzt unſrer Gottheit
Huth.

Und haben wir uns ſiegreich los gewunden,
dann dürfen wir des Lebens ſchönſte Stunden
dem Wonnerauſch geheimer Liebe weihn,
dann darf ihr Kelch, mit Myrthenlaub umwunden,
hochangefüllt mit ſüſsem Götterwein
der Labetrunk des frommen Schwärmers ſeyn,
und im Genuſs des tiefempfundnen Schönen
ſein ſtürmiſch Herz mit dem Geſchick verſöhnen.

Dann können wir in heil'ger Einſamkeit,
das Herz voll Gluth, berauſcht von allen Sinnen,
den edlen Kranz erhabner Pierinnen,
den ihre Hand nur ſchönen Seelen beut,
von Grazien zu Dichtern eingeweiht,
mühlos am Buſen der Natur gewinnen;
denn des gepreſsten Herzens heiſser Drang
wird Harmonie, wird ſchmelzender Geſang.

Und er berührt der Seele feinſte Saiten,
er zittert leiſ' in allen Nerven nach,
ihm rinnt noch ſpät ein milder Thränenbach
bey dem Gedanken längſt entflohner Zeiten,
ſpät ruft er dann der Jugend Seligkeiten
noch in der Bruſt des frohen Greiſes wach,
der ſterbend ſich die Stirn mit Roſen kränzet,
wenn ſchon Elyſium in ſeinem Auge glänzet.

Dann darf, beym ſchäumenden Pokal,
Socratenſcherz die Abendſtunde kürzen,
ein Nymphenkuſs bey reinem Göttermahl
Lyäens Purpurtraube würzen,
und eine Grazie bey Lunens Silberſtrahl
ihr leicht Gewand herauf zum Tanze ſchürzen,
bis über uns der Stern der Liebe blinkt,
und uns die Nacht zu höh'rer Wonne winkt.

So ſind auch uns des Lebens goldne Stunden
im innigſten Gefühl, im ſeligſten Genuſs,
bey Scherz und Spiel, bey Traubenblut und Kuſs,
im Arm der Lieb und Freundſchaft hingeſchwunden,

ſtark! durch den Bund, der ewig uns verbunden,
den wir voll Muth, bey Catos Genius,
am Felsalter, wo Wilhelm Tell geboren,
der neuen Gottheit Galliens geſchworen.

Was aber blieb von dieſem Jugendglück,
von dieſem wehmuthvollen bangen Sehnen,
von dieſem Traum der Phantaſie zurück?
Genug für uns; — ein feiner Sinn des Schönen;
und die Erinnerung entſchwundner Wonneſcenen,
ein froher Muth, ein lichtgewohnter Blick,
ein kühner Geiſt, der frey und edel denket,
bis unſer Genius des Lebens Fackel ſenket.

Karl Müchler.

3.

An eine ſchöne Schlummernde.

Schlummre ſanft! Um dich, du Engel, müſſen
  Himmelspalmen Kühlung wehn;
Blümchen dir im Quell des Lebens ſprieſsen;
  Und dein Schutzgeiſt um dich ſtehn!

Milde Träume lieblich dich umſchweben,
  Ach! und deines Dichters fernes Bild
Dich in nie gewohnter Näh' umſchweben
  In der Dämm'rung Nebel eingehüllt!

Daſs verſchleyernd ſeine tauſend Mängel
  Du, o Himmliſche! ſo hold ihm lachſt!
Und dadurch ihn ſeeliger als Engel,
  Hochbeglükter ihn als Götter machſt! —

Schlummre lange ſo! Doch eitles Hoffen! —
Ja, die hohe Wonne iſt dahin!
O! ſchon ſah ich deine Augen offen
Meinen Himmel! und die Täuſchung flieh'n!

Nun erblikſt du tauſend, tauſend Mängel,
Unwerth bin ich nun, daſs du mir lachſt,
Und dadurch mich ſeliger als Engel
Hochbeglükter mich als Götter machſt! —

v. R.

4.

Epiſtel.

An einen miſsmüthigen Freund.

Den 24ſten November 1791.

Freund, wie macht es dich ſo traurig,
Daſs, ſo oft man dich verkennt? —
Jeden Ausbruch deiner frohen Laune,
Mit der Schmähſucht ſchallenden Poſaune
Vorwitz und Satyre nennt! —

War es nicht das Loos der ſchönſten Seelen
Immer ſich verkannt zu ſehn? —
Ja, es kann, es kann nicht fehlen,
Gute Menſchen müſſen Neider zählen,
Die bey ihrem Licht im Schatten ſtehn.

Biſt du nur ganz mit dir ſelbſt zufrieden,
Lebſt du, wie ein ächter Biedermann,
Achteſt auf des Herzens Stimm' hienieden,
Lebſt mit dem dort oben auch in Frieden,
Laſs ihn nagen dann des Neides Zähn;
Ehe wird er Marmorſäulen nagen,
Eh' er deiner Ruhe ſchaden kann! —

Herzensruhe kauft man nie zu theuer
Um der Thoren bittern Tadel ein.
Hoch im edlen Buſen flammt das Feuer
Reiner Wonne, daſs man nichts gemein
Habe mit der Narren dichten Schaaren.
Ja, daſs ihnen nichts an uns gefällt;
Da, wo Gott und inn'rer Friede Richter waren,
Was gilt da das Urtheil einer Welt?

Aber, wend'ſt du ein, dieſs ew'ge Streiten,
Dieſes Zanken, dieſes wilde Drohn,
Dieſer Zwiſt, mit ſonſt ganz guten Leuten,
Spricht er nicht dem innern Frieden Hohn? — —

Nein, mit nichten! mag es drauſsen ſtürmen,
Inn're Seelenruhe wird den Held
Mit der himmliſchen Aegide ſchirmen,
Unter Trümmern einer halben Welt! —

Laſs die Tadler deine Thaten ſchmähen,
Sie beleben deines Daſeyns Pfad.
Manche Roſe blüht dem ungeſehen,
Deſſen Fuſs noch nie auf Dornen trat.
Kleiner Zwiſt verbreitet auf des Lebens
Wegen einen ſanften Flimmerſchein;
Er beweiſ't uns, daſs wir nicht vergebens
Hier durchwandelten des Daſeyns Reih'n.
Manche hohe Wahrheit läg begraben,
Hätte Luther nicht einſt Muth gefaſst;
Wer den Beyfall einer Welt will haben,
Wird von edlen Seelen oft gehaſst! —

Immer mit dem breiten Strome ſchwimmen,
Iſt das Antheil kleiner Seelen nur.
Hohre Pfade muthig zu erklimmen,
Zu erſpäh'n die Werkſtatt der Natur.

War den Flammenſeelen aufbehalten
Die nicht durch Verſpottung, nicht durch Droh'n,
Ihren Eifer lieſsen je erkalten,
Später Enkel Ehrfurcht iſt ihr Lohn! —

Drum, o Freund! ſo ſchreite muthig weiter,
Auf der Laufbahn, die dein Fuſs betrat,
Sind dir gleich nicht alle Stunden heiter,
Trüben düſtre Wölkchen deinen Pfad:
So gedenk', daſs Düſterheit und Klarheit
Ewig unter'm Monde wechſeln ab,
Daſs das Land der ſchleyerloſen Wahrheit,
Unſer harret über Tod und Grab;
Nimmer müſſe Undank dich bewegen,
Minder thätig, minder gut zu ſeyn;
Jeder Edelthat harrt hoher Seegen,
Wenn nicht hier, gewiſs im beſſern Seyn!

v. R.

5.

An Madame Engſt.

Als ſie die Clara von Hoheneichen geſpielt hatte.

Nimm, o Clara! nimm aus dieſer Menge
Der Bewunderer, in dem Gedränge,
Der Gefühle, meinen Dank auch an;
O! ich fühl es innig, du ſo werthe,
Daſs der höchſte Beyfall hoch dich ehrte,
Daſs ich dir nur danken — danken kann! —

Doch, ſo manche — manche heiſse Thräne,
Die die Wangen einer ſanften Schöne,
Dir nur flieſsend, mild hernieder rann,
O, ſie lohnte dich mit höherm Lohne,
Als dich ſelbſt die ſchönſte Stralenkrone,
Edle Künſtlerinn, belohnen kann! —

v. R.

6.

Die Seele.

Fragment eines gröſseren Gedichts.

Wer reicht mir Gottes Urne, daſs ich trinke
Erhabnen lichten Dichterſinn?
Da ſteh' ich weggeriſſen ſchon und ſinke,
Betrachtung, dir an Buſen hin:
Komm, überſchatte mich mit deinen linden Schwingen,
Und ſey mir du Begeiſterung!
Erfülle mich mit regem ſtillem Schwung,
Was in mir denkt, den Herrn, den Geiſt,
Der wahrnimmt, urtheilt, ſchlieſst,
Die Seele, würdig zu beſingen!
O! mache mich, du, deiner Gottheit voll,
Und führ' den Bebenden an deiner ſichern Rechte,
Entfalte ſelbſt vor mir die dunkeln Mitternächte,
Durch die ich wandeln ſoll.

Wo find' ich dich? Wer miſst die Klüfte aus,
Dran irrend meine Augen hangen?
Wandl' ich, ein Fremdling, in dem eignen Haus?
Hält Ungewiſsheit mich im eignen Erb gefangen?
Der groſse Schauplatz dieſer Welt
Liegt herrlich vor mir aufgeſchloſſen:
Von Wundern hoher Macht und Schönheit rings umfloſſen,
Staun' ich: die Sonne der Vernunft erhellt
Die bunte *Szenen* mir, und deutlicher entfalten
An ihren Strahlen ſich die irrenden Geſtalten.
Der Freude goldne Quellen rinnen
Durch alle Pforten aller Sinnen.

Du Selbſt in mir, Kraft edler fremder Art,
Wer hat zum todten Stoffe dich gepaart?
Wer dieſe Sinnen mir entriegelt?
Du Eines, das die Welt, ſich ſelbſt ſich offenbart,
Wer mit der Geiſterwürde dich verſiegelt?
Du räthſelhaftes Ich,
Was iſt dein Weſen, wo dein Urſprung, ſprich!
Biſt du dem Staub, wie dieſer Leib, verwandt,

Und ſinkeſt wieder an den Staub,
Nach der Veränderung Geſetzen, deinen Raub?
Wie oder Gott befreundt? Iſt, wo in höhern Sphären
Die höhern Endlichen den Ungeſchaffnen ehren,
Sag' an, dein ſchönres Vaterland?
Biſt du ein Saamenkorn der Seele der Natur?
Durch ihre Kraft heraufgereift zum Leben?
Iſt dieſes rege blitzbeſchwingte Streben
Aetheriſch Feu'r in dir! Iſts, gleich dem dünnen Weben
Der Luft, unſichtbarer Hauch? Wie, oder biſt du nur
Verfeinter Erdenſtoff zum möglichen Gedanken
Hinaufgeläutert durch der Gottheit Hand?
Und ſtammen daher deine Schranken?
Wie oder Funke ſelbſt vom ewigen Verſtand,
Der, ſeinem Flammenmeer entfloſſen,
Einſt auf die Erd' herabgegoſſen,
Durch ſeinen Wink dem Gröbern ſich verband?
Find' ich, wie Plato, dich in jungen Myrthenthalen
Des Vorelyſiums, wo, von des Leibes Laſt
Noch nicht gedrükt, in ätherſüſſer Raſt,

Wo über ihr ſich reinre Himmel mahlen,
Und ewig reine Luft die Auen ſchmeichelnd kühlt,
Dort an der Schönheit Quell die junge Pſyche ſpielt?

Welch neues Harmonienleben
Erfüllt die Luft, erfüllt die Haine hier!
Die ſeligſten Gefühle beben
In leiſen Schwingungen in dieſem Luftrevier
Die Seelen an, die niedrige Begier
Schweigt hier und in geheimniſsvollen Quellen,
Gehoben ſanft von linden Silberwellen,
Stärkt Pſyche ſich zu neuer Tugend hier.
Es kreiſen roſiger und leichter hier die Stunden;
Vom Bley des Körpers nicht gebunden,
übt ſich in dieſem unbetretnen Feld,
Das geiſtig Licht wie goldner Thau erhellt,
Von Schön und Wahr und Gut als Glorien umfangen,
Und wo die Bilder dieſer Welt
Im ſchönern Urbild prangen,
Der Seele Fittich ſtets, von innerm Zug geſchwellt.
Hieher hat ſich das Laſter nicht gefunden;
Der Leidenſchaften Gluth

Hat noch mit ihrem Gift die Unſchuld nicht umwunden;
Der Lüſte regelloſe Wuth
Iſt hier verbannt, verbannt ihr buhleriſches Koſen;
Der Neid mit ſeinem Furiengeſicht
Schäumt in dem Ichor dieſer Seelen nicht,
Und keine Schlange lau'rt in dieſes Himmels Roſen.
Der Ruhe Lauben duften hier,
Durchbalſamt von dem feinſten Aetherthaue;
Der Friede ſchwingt ſein goldenes Panier
Am Murmelbach, im bunten Schmelz der Aue;
Der amaranthne Zweig, umwebt von ſüſſem Duft
Weht Harmonie und Harmonie die Luft.
In froher Abgeſchiedenheit,
In ſeliger Beſchaulichkeit
Da ſteigen ſie die Glücklichen ſtets weiter
Und weiter immer auf der Leiter
Der Tugend und Vollkommenheit
Mit langſamweiſer Eile,
Sanft angezogen von dem Seile
Der Weisheit und Beharrlichkeit.

O ſchöne Paradieſeszeit,
Du mehr als May, ach hätte deine Blüthen,
Die in dem reinſten Glanz voll goldner Hoffnung glühten,
Doch nie die wilde Sinnlichkeit
Geſenget mit verderberiſchen Flammen,
Und nie gemordet unſer erſtes Glück!
So konnte nie das ſtrafende Geſchick
In dieſen Kerker, Pſyche, dich verdammen,
Und nie verbannen dich auf dieſe rauhe Flur, —
Vielleicht zu weiſer Büſsung nur —
Um einſt zum Mutterland der beſſern Himmelsſphären,
Hat nun den Schlackenſtoff der gröbern Sinnlichkeit
Von dir hinweggeſtreift die Zeit,
Geläuterter zurück zu kehren.

Doch halt, verwegne Phantaſie!
Du ſchwärmſt einher in dunkeln Labyrinthen,
Du kannſt der Seele Weſen nie
Kaum dieſes Weſens Wirkungen ergründen;
Das Etwas, das in dir das Mancherley der Welt

Verbunden dir in Eins vors innre Auge ſtellt,
Das Unbekannte, wo die Strahlen
des groſsen Ganzen ſich, in Einem Brennpunkt mahlen,
Und, wo Veränderung rings ihre Woge treibt,
Des Weltalls Bau wie deine Hülle reibt,
Beharrlich ſtets und Eines immer bleibt,
Ideen in Ideen ſchlinget,
Und Schlüſſe baut, frey ſich Geſetze ſelber ſchreibt,
In der Erfindung Reich mit Adlerflug ſich ſchwinget,
Und Beute holt, in friſcher Jugend,
Sich göttlich andet in der Tugend,
Sich göttlich andet in vollbrachter Pflicht,
Dies wahrlich, iſt dein Leib, der Erdenſchleyer, nicht.

Als auf des Schöpfers Allmachtsrufen
Die alte Welt dem Unding ſich entwand,
Und ſeinem Blick der Geiſterſtufen
Zahlloſes Herr erſchien, da band
Er ſchon an Erdenſtoff den menſchlichen Verſtand.

In

In tauſend Formen wechſelte die Pracht
Der neuen Schöpfung ſchon, da lag ſie aufgeſchloſſen,
Die Zeugin einer Gottesmacht,
Dem Menſchen ſeinem Hauch entſproſſen:
Wie feſſelt' ihm mit magiſcher Gewalt
Das ſüſſe Staunen nicht die neugebohrne Sinnen!
Allmählich fühlt' er bald
Vor der Erkenntniſs Licht die Truggeſtalt zerrinnen;
Er ſah, ſchied und verglich, und dunklere Begier
Und dunkler Schluſs verrieth das höhre Thier.

Der Heilige in unzugangbar'm Licht,
Von ſeiner Herrlichkeit umgeben,
Sich ſelbſt genügſam, ſchuf die Welt aus Nothdurft nicht;
Aus Liebe ſchuf er ſie, aus Liebe ſenkt' er Leben
Und des Verſtandes Licht zahlloſen Weſen ein;
Sie ſollten Zeugen ſeiner Weisheit ſeyn,
Miterben ſeines Reichs im Mitgenuſs ſich freun,
Dein Reich, o heilige Vollkommenheit,
So alt wie Gott und älter wie die Zeit,

Verbreiten unter fremder Zone;
Drum gab er zur Vernunft die königliche Krone
Der Freyheit dir, o Menſch, drum hat er dich geweiht
Mit dieſem Diadem zum König niedrer Erde,
Daſs auch der Wahrheit Preis auf ihr verherrlicht werde.

Wo, an der engen Scholle Raum
Gebunden, ſeines Tages kurzen Traum
Im freudeleeren Mangelſtande,
An des Inſtinktes loſem Gängelbande
Das Thier verträumt, und wählt, wo es und weil es muſs,
Gab er zum ſinnlichen dir geiſtigen Genuſs,
Und deiner Wahl, o Menſch, die Welt zur Beute;
Er ſchärfte dir den Blick ins Weite;
Es wacht und herrſcht in dir ein hoher Genius;
Die See der Wirklichkeit iſt vor dir ausgegoſſen;
Der Möglichkeiten Reich bleibt ſelbſt dir unverſchloſſen,
Nach Gegenwärtigem und nach Vergangnem miſst

Dein Aug die Zukunft ab, zu Handlungen entſchlieſst
Freythätig ſich dein Geiſt. Nur Wahn kann dir den Glauben
An dich, die Welt und ihren Meiſter rauben.

Erhabnes Loos! Nicht Mittel nur allein,
Bedingt mit deiner Kraft, mit deinem Seyn und Leben
An die Deſpotenhand der Macht dahin gegeben,
Nein ſelber Zweck des groſsen Alls zu ſeyn!
Ich bin: Hier ſtehe ſtill, bewundernder Gedanke!
Zwar zugemeſſen ward mir nur ein Tropfe Zeit.
Eng iſt ſie meines Seyns, wie meines Wiſſens Schranke,
Doch floſs er aus und flieſst in eine Ewigkeit,
und wuchern kann für ſie die thatenreiche Zeit,
Daſs Weſen auſser mir, in tauſendfacher Art,
Verſtandlos hier, dort mit Verſtand gepaart,
Und daſs mit leiſern hier, und dort mit lautern Schlägen
Des Lebens Pulſe weit umher ſich regen,
Daſs eine weite reiche Welt

In ihrem Schoos, ein Gott in ſeiner Hand mich hält,
Und Myriaden von Geſchöpfen ſein
Mit mir am Buſen der Natur ſich freun;
Weiſs ich durch mich, durch mich allein.
Ein Heiliges in mir entreiſst mich der Begierde,
Ein reiner Trieb, der eine Welt umſchlingt,
Und nach der höchſten Geiſterwürde
Nach der Vollendung Siegel ringt.
Ihr hohes Ideal, wie aus kryſtallnem Spiegel,
Geſtrahlt aus der Natur, tief eingeprägt in mir,
Giebt meinem Geiſte Licht, und meinem Herzen Flügel,
Die aus dem Joch der Sinne losgeſpannt,
Mich tragen in der Wahrheit Sonnenland.

Die Tugend, weil ſie Tugend iſt, zu lieben
In ihrem Kampfe ſich mit arbeitvoller Müh',
Auch dann noch, lohnete der Kranz dem Kämpfer nie,
Ein Unterthan der Pflicht, mit Freudigkeit zu üben —
Will auch verrätheriſch durch ſüſſer Lockung Spiel,
Und reizenden Gewinn das niedere Gefühl

Für ihre Herrſchaft mich mit ſüſſem Zwang beſtechen. —
Die Tugend an der Sinnlichkeit zu rächen,
Mit der Vernunft Minervaſchild
Bedekt, des Gegners Rieſenbild
Mit kühnem Muthe zu beſiegen,
Dies iſt das groſse Aufgebot an euch,
Ihr Bürger in dem Sittenreich,
Hoch über Welten flammt in ſonnenhellen Zügen,
Hell, wie es euch in eignem Buſen ſpricht,
Das richtende Geſetz der Pflicht.

Wenn ein Araſpes *) dort zwo Seelen in ſich findet,
Wo mit der ſchlimmern oft die beſsre zweifelnd ringt,
Und, weil den Fittich noch die Leimenruthe zwingt,
Oft unterliegt, und ſelten überwindet:
So wars ein Wahn; doch ohne Wahrheit nicht.
Er ahndete in ſich das doppelte Verlangen,
Den Durſt nach weſentlichem Licht,

---

*) S. Xenophons Cyropädie.

Den Trieb, ohn' Eigennutz die Wahrheit zu umfangen,
An ihrer Bruſt durch eine Ewigkeit
In nimmerſatter Luſt zu hangen;
Dem jener andre Trieb in immer offnem Streit
So oft die keke Stirne beut,
Der Trieb, das Nützliche fürs Gute ſich zu wählen,
Mit erdgeſenktem Angeſicht
Dem *Reizenden* allein ſich zu vermählen,
Geblendet durch ein Irwiſchlicht,
Statt Wahrheit ſich der Wahrheit Schatten
Und einem Trugbild ſich zu gatten.
Doch iſt es nicht des Kampfes Gluth
Was zu den Sternen ſtets den Siegenden gehoben?
Es wächſt an dämmender Gefahr der Muth,
Und Schwierigkeit muſs ihn erproben;
Hier keimen deiner Ehre Lorbeer' auf;
Hier ſproſſen dem Verdienſte ſeine Saaten,
Oft flügelte zu nachruhmswerthern Thaten
Der tapfre Gegenkampf den kühnen Geiſt hinauf,
Die Götter fehlen nicht; ſie können niemals fehlen;
Gezwungen zur Vollkommenheit,
Der Menſch allein, der Sterbliche kann wählen,

Und wird durch Wahl, was ſie durch die Nothwendigkeit.
Hier iſt mit Roſen ihm des Laſters Pfad beſtreut;
Dort irrt der Tugend Steig durch dornigtes Gehäge;
Ein Herkules am Scheidewege
Steht er und — ſtuzt: doch die Vernunft gebeut;
Und in den Staub tritt er der Wolluſt falſche Gaben.
Hoch über jeden Sinnenreiz erhaben,
Vom hohen Ideal des Herrlichſten erfüllt,
Ein Bürger nie geſchauter Sphären,
Und nur der Regel treu, die in den reinen Chören
Der heiligen Naturen gilt,
verſchloſſen ſelbſt der Luſt, die aus der Tugend quillt,
und nie gerührt von der Entſagung Schmerzen;
Tritt er in Kampf mit ſeinem eignen Herzen.

Conz.

Die Fortſetzung folgt.

7.

Abſchiedsſchreiben.

Meinem Freunde von M....

Nimm meinen Kuſs im Geiſt an deinem Rheine,
Und denke bey den Bechern deutſcher Weine
An einen deutſchen Biedermann,
Den an Neuſchottlands weſtlichem Geſtade
Im Labyrinthe menſchenleerer Pfade
Einſt deine Seele lieb gewann.

Erinnre dich, wie bey dem kleinen Male
Wir auf dem Steine lagen, und die Schale
Des Kieſelbaches in der Hand,
Um über Stollbergs Liede Freundſchaft ſchwuren,
Und wie uns Schauer durch die Seele fuhren
Bey Freundſchaft und bey Vaterland.

Erinnre dich, wie Arm in Arm wir giengen,
Und an dem Blick der Abendſonne hiengen,
Die bey Neufundland niederſank,
Und wie wir auf den Adlerbergen ſaſſen,
Und in der Dämmrung Klopſtocks Hermann laſen
Auf einer Felſenbank.

Erinnre dich, wie in der wilden Zone
Uns nach der Jagd ein freundlicher Hurone
Mit Edelmuth entgegen kam,
Und uns in ächter Urbewohner Sitte
Mit Ungeſtüm in die berauchte Hütte
Und brüderlich zu Tiſche nahm.

Hah, kannſt du je das Patriarcheneſſen
Und unſers Wirthes Jubellied vergeſſen,
Der froh wie Gott uns Gutes gab:
So führe mit dem Gängelband der Mode
Der Parze Hand nach einem Stutzertode
Dich rächend in ein Marmorgrab.

Nein, Freund, gewiſs durchirrſt du noch im Bilde
Die Berge, wo der gute wackre Wilde
So oft an unſrer Seite ſtand,
Und, Hohn der Tiber und Minervens Hügel,
Auf ſeiner Stirne wahrer Gröſse Siegel,
So groſs als je ein Mann, empfand.

Erinnre dich, wie in des Nordlichts Gluten
Oft unſre kleine Barke durch die Fluten
Mit zittern an das Ufer ſtieg;
Und wie wir dann, wenn hoch die Wogen drangen,
Ein Lied von Fingal durch die Wogen ſangen
Von Geiſtern, Harfen, Schlacht und Sieg.

Hier ſitz ich, Freund, in meiner Jugend Haine
Und ſchreibe dir auf einem grauen Steine
Vielleicht das letzte, letzte Wort;
Zum zweitenmahle greif ich nach dem Stabe,
Und pilgere mit meiner leichten Habe
Vielleicht auf ewig fort.

Das Vaterland bedarf nicht meiner Kräfte,
Hat Männer gnug für Aemter und Geſchäfte,
Und ſchenkt mir gerne meine Pflicht:
Ich habe von den vielen fetten Gauen
Auch keinen Fuſs, mir meinen Kohl zu bauen
Zu einem ländlichen Gericht.

Obgleich auf keinem Acker eine Aehre
Mit ihres Seegens ſchöner goldner Schwere
Mir dankbar in die Sichel ſinkt;
Obgleich von keinem jungen Zöglingsbaume
Mit ihrem Purpur eine Mohrenpflaume
Mir Durſtigen zum Brechen winkt:

So ſitz ich doch mit ſchaurigem Gefühle
Und ſehe hier in Schwermuth dem Geſpiele
Der Wellen unſrer Elſter zu,
Und werfe langſam meine düſtern Blicke
Noch einmahl auf die Knabenwelt zurücke,
Und ihrer Jahre ſtille Ruh.

Bald gellt vielleicht mit ſchwerem Eiſentone
Bellone von des Nordens rauher Zone
Auch mir noch einen Schlachtgeſang,
Der jüngſt vom Felſenfuſs der Pyrenäen
Bis an des Samogeten Winterſeen
In grellen Noten wiederklang.

Dann, Freund, wenn ich an dem beeiſsten Norden
Vielleicht mit Schaaren unbekannter Horden
In fremde wilde Kriege zieh,
Und wenn ich am kaukaſiſchen Gebürge
Mich auf den Tod mit Ghenkis Enkeln würge,
Vergiſs des Buſenbruders nie.

Und wenn von einem Männerarm geſchwungen
Ein Türkenſtahl mir durch das Hirn gedrungen,
Und du den Todesboten hörſt,
So ſetze dich zu einem Trauermahle,
Und ſinge mir bey unſrer Bundesſchale
Ein Lied, mit dem du Helden ehrſt.

Jetzt lebe wohl, und höre von dem Freunde,
Als ob er ſcheidend dir im Arme weinte,
Ein Wort, das ſeine Seele ſpricht;
Nicht ob ich deiner Seele Werth verkennte,
Doch nimm mein Herz in meinem Teſtamente,
Denn Gold und Silber hab ich nicht.

Sey immer Mann, und groſs durch eigne Kräfte,
Und überlaſs nie andern ein Geſchäfte,
Das du noch ſelbſt zu enden magſt;
Sey Harmonie in Wort und That, und weiche
Kein Haarbreit, ſtark wie eine Königseiche;
Und felſenfeſt ſey, was du ſagſt.

Sey wie ein Gott im Wohlthun auf der Erde,
Und gieb der Armuth froh von deinem Heerde;
Und tröſte warm des Kummers Sohn;
So wird man mit Entzücken dir begegnen,
Und dich, wie Kinder ihren Vater, ſegnen,
Der Menſchheit ſchönſter Lohn.

Sey Freund von allen; aber lange ſichte
Und prüfe ſcharf und faſs in jedem Lichte,
Und blicke tief bis auf den Grund
Dem Manne, dem du in die Arme ſinkeſt;
Denn wiſſe, wenn du Gift ſtatt Heilung trinkeſt,
So bleibt dein Herz auf ewig wund.

Trau nicht den Menſchen; dicker Firnis decket
Die wahre Farbe, welche tief verſtecket
Sich ſelten, in der Leidenſchaft nur zeigt:
Verachte ſtolz den ſtolzen goldnen Thoren,
Doch mehr noch jenen, der mit leiſen Ohren
Sich bis zum Gürtel ſchmeichelnd beugt.

Stets handle feſt nach männlichen Geſetzen,
Die du dir ſchriebſt, und eines zu verletzen
Sey Hochverrath an der Vernunft.
Trägſt du Zufriedenheit in deiner Seele,
So iſt dein Glück für Menſchen groſs, ſo quäle
Dich nicht um Beyfall einer Zunft.

Miſstraue jedem Lobe, jedem Tadel;
Und prüfe ſtrenge jeder Handlung Adel,
Für die man ein Diplom begehrt;
Doch wage nicht mit alten Ketzerflammen
Den Mann, den man verdammet, zu verdammen,
Denn Gott nur kennet ſeinen Werth.

Durchwandle froh mit deinem Freund die Auen,
Doch wag es nicht, auf ihn dein Glück zu bauen;
Wer iſt der Menſch, für den du bürgſt?
Steh ſelbſt, und ſuche die Vernunft zu rächen,
Damit du nicht, wenn fremde Säulen brechen,
Des Lebens Ruh auf immer würgſt.

Flieh vor dem Weibe, Freund; in ihren Netzen
Iſt erſt Berauſchung und ſodann Entſetzen;
Und in der ganzen Schöpfung liegt
Kein Weſen, das mit allen Engelgaben,
An denen ſich die blinden Opfer laben,
Am Ende grauſamer betrügt.

Und wenn ein Weib dir mit verklärten Blicken
Ein hohes paradiſiſches Entzücken
Durch deine trunkne Seele bebt;
Und wenn ſie dich aus deiner Erdenhülle
Mit ihres Zaubers ſüßer Nektarfülle
Zu einem Gott erhebt;

Freund, wehe dir, wenn du im Hochgenuſſe
Der Schönheit blind zu einem Götterkuſſe
Dem Engel in den Arm dich wirfſt,
Und tief, gleich Libers ſchwerberauſchten Zechern,
Der Wolluſt Taumel aus gekrönten Bechern
Zum göttlichen Geheimniſs ſchlürfſt.

Das Feüer, das dein Weſen heute nähret,
Wird morgen Glut und wüthet und verzehret
Die kleine Stütze deines Glücks;
Es quält dich Angſt, und jagt dich auf und nieder;
Du ſiehſt Verrath in jedem deiner Brüder,
Und in der Richtung jedes Blicks.

Du irreſt nicht; des Mädchens Flamme währet,
Bis Lunens Hochlicht zweymahl wiederkehret;
Dann ſucht ſie neuen Zeitvertreib,
Und kann mit deinen heiligſten Gefühlen
Mit deinem Leben, wie mit Würfeln, ſpielen:
Gebrechlichkeit, dein Nahm' iſt Weib!

Verzeih mir, Freund, wenn meine bittre Klagen
Der Schöpfung Meiſterſtück ſo kühn zu richten wagen;
Gieb nie, gieb nie dein ganzes Herz;
Laſs nie dein ganzes Ich in Liebe weben,
Verſuche nie zum Gott empor zu ſchweben,
Und du entgehſt betrogner Hoffnung Schmerz.

Freund, hoffe nichts, und fürchte nichts auf Erden
Mit Leidenſchaft, und du wirſt glücklich werden,
So glücklich, als es Menſchen ſind:
Denn Glück, unwandelbar und ungeſtöhret,
Das ſelbſt der Neid mit ſtummer Achtung ehret,
Blüht für kein Menſchenkind.

Durchblicke kühn die alte graue Decke
Der Vorurtheile; rufe laut und wecke
Den Nebenwandler aus dem Traum;
Doch ſtöhrteſt du ihm ſeine gute Reiſe,
Und rückteſt ihn gewaltſam aus dem Gleiſe,
So gieb der alten Weiſe Raum.

Durchkrieche nicht der Schulen Winkelzüge
Um aufgeblähter Weisheit Federſiege,
Die ſchnell die Skepſe dir verwiſcht:
Erforſche nur, um gut und froh zu leben
Und deinen Muſenſtunden Salz zu geben,
Und lache, wenn der Tadler ziſcht.

Freund, lebe wohl, und ruf in deine Seele
Oft See und Fluſs und Wald und Fels und Höle
Zurück, durch die wir Arm in Arm
Oft zu den guten biedern Wilden ſchlichen;
Und iſt das ſchöne Bild von dir gewichen,
So ſtrafe dich der Thoren Schwarm.

Freund, hoffe, daſs des Weltenhalters
Wage
Uns noch am Abend unſern Reſt der Tage
In einer Hütte wägen wird;
Daſs noch der Schatten eines Baums uns decken,
Noch ein Geſang der Nachtigall wird wecken,
Wenn wir genug umher geirrt.

Nimm meinen Kuſs im Geiſt an deinem
Rheine;
Und denke bey den Bechern deutſcher Weine
An einen deutſchen Biedermann,
Den an Neufundlands weſtlichem Geſtade
Im Labyrinthe menſchenleerer Pfade
Einſt deine Seele lieb gewann.

Seume.

8.

Prometheus in Feſſeln.

Erſte Scene.

Kratos und Bias, (1) Sklaven Jupiters bringen den Prometheus zu einem im europäiſchen Scythien gelegenen, dem Meere angränzenden Felſen. Vulkan (2) mit Hammer und Ketten. Prometheus verhält ſich die ganze Scene durch ſchweigend und leidend.

Kratos.

So ſind wir denn einmal am fernen Eyland,
Am ſcythiſchen Klooſs, in unwegbarer Oede!
Und dir, Vulkan! liegt's ob, genau des Vaters
Befehle zu vollziehen, dieſen da
Den Waghals! an den ſchrofferhabnen Fels,
Mit unzerbrechbar ſtarkem Eiſen anzuſchmieden.
Des Feuers Strahl, den Urquell jeder Kunſt,
Dein eigen Antheil, ſtahl er Göttern, bracht' ihn
Den Sterblichen. Und dafür ſoll er nun
Den Frevel mit der Götterrache büſsen,
Soll wohl Kronidens Herrſchaft ehren lernen,
Vergeſſen, Menſchen Göttern vorzuziehn!

Vulkan.

Wohl angebracht an euch iſt Zevs Befehl,
Kratos und Bias! Nichts hält euch zurück.
Nur ich nicht hart genug, den mir verwandten Gott
Gewaltſam an den wintergrauen Felſen
Zu ketten. Und doch muſs es ſchon gewagt ſeyn.
Denn Zevs Befehl nicht achten, iſt gefährlich.
Dich ſchlauen Sohn der Recht beſchirmenden Themis!
Dich ſoll ich hier mit unzerreiſsbarn Banden
Zuwider dir und mir zuwider feſſeln,
An dieſen menſchenleeren Felſen, wo
Kein Menſchenlaut, nicht einer ihrer Blicke
Dir wird, wo deiner Körperſchönheit Blume
Von Feuerflammender Sonne ausgedörrt,
Wo zwar nach deinem Wunſch das Sterngewand der Nacht
Das Licht verdunkeln, doch bald wiederum
Den Morgenthau die Sonne theilen wird.

Erneuern wird die jetz'ge Quaal ſich immer
In einer andern, nirgends iſt ein Retter.
Das haſt du nun von deiner Menſchenliebe!
Denn da, ein Gott, den Götterzorn du nicht
Geſcheut und Menſchen rechtlos Ehre brachteſt,
So mußt du ſchon den wüſten Felſen da
Geradeſtehend, ſchlaflos, nimmer ruhend,
Vergebens ächzend, Jammer tönend, hüten,
Denn unerbittlich iſt Kronidens Wille,
Und hart ein jeder neue Zepterführer.

Kratos.

Ja, ja — mags ſeyn! Was ſäumſt du und bemitleidſt
Vergebens ihn, den Götterfeind? du haſſeſt
Ihn nicht, der dein Geſchenk den Menſchen brachte?

Vulkan.

Zu enge knüpft uns Freundſchaft und Verwandſchaft.

Kratos.

Mag's ſeyn — Doch nicht befolgen den Befehl
Des Vaters! Kannſt du deſſen dich erkühnen?

Vulkan.

Du biſt auch immer grauſam und voll Härte.

Kratos.

Was kann es helfen hier, ihn zu beweinen?
Laſs nur dein thörigtes unnützes Jammern!

Vulkan.

Wie haſſ' ich doch des Eiſens Hammerkunſt!

Kratos.

Du haſſeſt ſie? Die Kunſt, ſo viel wir wiſſen,
Hat keine Schuld an gegenwärt'ger Quaal.

Vulkan.

Und doch wünſch' ich, es hätte ſie ein andrer,

Kratos.

Die Götter theilen alles, nur die Herrſchaft
Mit Zevs nicht. Er allein vertheilt die Gaben.

Vulkan.

Ja freylich. Und dawider hab' ich nichts.

Kratos.

Doch eilſt du nicht, ihm Feſſeln anzulegen?
Daſs nur dich Zaudernden nicht Zevs gewähre!

Vulkan.

So ſäh' er ja die Ketten in Bereitſchaft.

Kratos.

So nimm ſie! und gewaltig ihm die Hände
Umhammert und dem Felskloſs angeſchlagen!

Vulkan.

Es iſt geſchehn und feſt hält jeder Ring. . .

Kratos.

Nur feſter angezogen! Laſs nicht ab.
Er weiſs ſelbſt unauflösbares zu löſen.

Vulkan.

Mit dieſem Arme dürft' es kaum geſchehn.

Kratos.

Nur dieſen feſtgekettet! Lern's der Klügling:
Er ſey doch ſchwächer noch als Jupiter.

Vulkan.

Auch könnte dieſer nur mit Recht mich tadeln.

Kratos.

Des eiſernen Keiles ſcharfe Spitze nun
Gewaltſam mitten durch die Bruſt geſchlagen!

Vulkan.

Prometheus! ach! wie jammert mich dein Schmerz.

Kratos.

Schon wieder zögerſt du, bejammerſt ihn
Den Götterfeind? Daſs du nur nicht einmal
Dich ſelbſt bejammern muſst!

Vulkan.

Du ſiehſt ja, welch ein unerträglich Schauſpiel!

Kratos.

Ich ſeh' ihn wohl verdientes Unglück tragen
Doch auf! umringe noch mit Ketten ſeine Seiten.

Vulkan.

Das muſs doch ſo geſchehn. Befiehl nur nicht.

Kratos.

Befehlen will ich; ja dazu auch ſchreyn — Nach unten!
Die Schenkel auch mit Ringen feſt umſchlungen!

Vulkan.

Auch das iſt ſchon geſchehn mit wenig Mühe.

Kratos.

Jezt ſchlage noch die Nägel durch die Ketten,
Daſs nichts der ſtrenge Zevs zu tadeln finde.

Vulkan.

Gleich rauh iſt deine Bildung, deine Zunge.

Kratos.

Zerſchmilz nur in Gefühl! Nur meinen feſten Sinn
Und meines Muthes Rauhheit tadle nicht.

Vulkan.

Nun komm. Die Glieder liegen ja in Ketten. (ab.)

Kratos. (zum Prometheus.)

Ha! frevle noch und ſtiehl der Götter Gabe,
Und bring ſie Staubgebornen! Werden wohl
Die Sterblichen von dieſer Quaal dich retten?
Den Schlauen nennen dich die Götter falſch,

Gerade hier bedarfſt du ſelbſt der Schlauheit,
Aus ſolchem Labyrinth den Weg zu finden.

Zweyte Scene.

Prometheus, allein am Felſen.

Weitſchauender Himmel!
Schnellfliegende Winde!
Ihr Ströme den Quellen
Entſtürzend! Der Wellen,
Der ſtürmenden Wellen
Unzählbare Fluten!
Allmutter, o Erde!
O Sonne, die ringsum
Das Weltall erleuchtet!

---

(1) Kratos und Bias, nach mythiſcher Ueberlieferung, Söhne der Styx, und des Pallas. Sie ſind immer um Jupiter, haben ihre Wohnung nicht ferne von ihm. Heſiod. Theog. v. 385 etc.

(2) Vulkan abgeſchreckt durch die Härte des Jupiter, der ihn vom Himmel ſtürzte, mahnt die Juno von ihrer Widerſetzlichkeit ab. Il. α. 592. wird ſein Diener, verfertigt die Waffen und Geräthſchaften des Vaters.

Euch, euch ruf' ich an,
O ſeht, was ich leide
Von Göttern, ein Gott!

O ſchaut, von welchen Quaalen
Ich langſam hingemartert
Der Jahre lange Reihen
Durchkämpfen muſs — o ſehet!
In ſolche Bande ſchlägt mich
Zu meiner Schmach der Neue,
Der Götterfürſt! In ſolche
Schmähliche Bande!

Ach, ach! Das gegenwärtige preſst
Mir Seufzer ab. Und was wird nicht die Zukunft noch! —
Und werden dieſe Quaalen
Wohl je ihr Ziel erreichen?

Doch, o! was red' ich da? ich weiſs ja alles
Genau was kommen wird, und keine Quaal
Iſt unerwartet mir. Das zugeworfne Looſs
Muſs man durch Dulden zu erleichtern wiſſen;

Nicht abzuwälzen iſt des Schickſals Joch.
Und doch vermag ich nicht zu ſchweigen, auch
Nicht auszudrücken dieſes Schickſals Härte.
Den Menſchen bring' ich ein Geſchenk und dafür
Drückt unvermeidlich Elend mich, den Armen!
Der Sonne jag' ich heimlich einen Funken
Des Feuers ab. Ihn birgt ein Zunderrohr.
Fortan wird er die Quelle jeder Kunſt,
Entdeckt den Menſchen nie betretne Bahnen,
Und das iſt mein Vergehen. Dafür büſs' ich
Hier unterm freyen Himmel angekettet!
Ach, ach! ach, weh!

Dritte Scene.

Prometheus. Die Töchter des Ocean (*).

Prometheus.

Ha! welch ein Laut, was für
ein unſichtbarer Duft fliegt zu mir her?
Von Göttern, Menſchen oder Oreaden?

(*) Ocean erzeugte mit der Thetys die Meernymphen, deren gegen dreytauſend ſind. Sie bewohnen die Flüſſe und Seen.

Führt Neugier ſie an dieſen Felſenſtein
Mein Leiden anzuſehn?
Was kann ſie ſonſt hieher geladen haben?
Seht den gefeſſelten Gott!
Seht mich Unglücklichen!
Den Götterfeind, gehaſst von allen Göttern,
So viel derſelben Jovis Haus bewohnen,
Weil er ſo ſehr geliebt die Sterblichen.
Weh mir! was iſts? was hör ich wieder?
Ein näher Vögelgeſchwirr.
Es ſäuſelt wieder die Luft
Vom Schlagen der ſchnellen Gefieder.
Ach! alles was ſich nähert iſt mir ſchrecklich.

Chor der Oceaniden.

O fürchte nichts! Denn dieſe geſellige Schaar
In wechſelſeitig ſchnellem Fluge
Ereilte dieſen Felſenabhang,
Das kaum vom Vater gewähret war,
Getragen von ſchnellbeflügelten Lüften.
Denn das Gehämmer des Eiſens drang
Bis tief hinunter zu unſern Grotten,
Verſcheuchte die jungfräuliche Schaam,

Und ohne Socken eil ich her
Auf einem beflügelten Wagen.

Prometheus.

Ach, ach, ach!
O ihr der fruchtbarn Thetys Töchter!
O Kinder des Vater Ocean!
Der rings das ganze Erdenrund
Umſtrömt mit raſtloſer Meereswoge
O ſchaut und ſeht, von welchen Banden wund
Des Felſenabhangs höchſte Klippe
Ich unbeneidet hüten muſs!

Chor.

Ich ſeh's, Prometheus, und es dränget ſich
Aus meinen Augen eine Thränenwolke
Von Schrecken ausgepreſst. Denn ſie erblicken
In Wunden ſchlagenden Eiſen deinen Leib,
Schier ausgedörrt an dieſen Felſenſtücken.
Denn neue Herrſcher thronen im Olymp.
Durch Neuerung und wider alles Recht
Gebietet Zevs, vergiſst das groſse Urgeſchlecht.

Prometheus.

Ja, hätt' er mich tief in der Erde Schooſs,
Tief zu des Orkus ſchattenvollen Gründen,
Geſchleudert in die gränzenloſe Nacht,
Und dort, wo weder Sterbliche noch Götter,
An meiner Quaal ſich weiden, mich in Bande,
In unlösbare Bande mich geſchlagen!
Nun aber leid' ich Elender! den Feinden,
Dem Aether ſelbſt zum Schauſpiel hingegeben!

Chor.

Wer von den Göttern wäre hart genug,
An deiner Marter ſich zu weiden — Wer
Als Zevs, der unerbittlich ſtets gewüthet?
Noch bändigt er das himmliſche Geſchlecht,
Und raſtet eher nicht, bis ſich ſein Zorn
Geſtillt, bis ihm, was kaum ausführbar iſt,
Ein Mächtiger das Zepter ihm entwendet.

Prometheus.

Fürwahr auch meiner, wenn gleich jedes Glied
In ſtarken Banden ſchmachvoll jezt verſchmachtet,
Wird einſt benöthigt ſeyn der Götterfürſt,

Ihm jene neuen Feinde zu verrathen
Die ihm das Zepter zu entwinden drohn,
Gewiſs. Mich ſoll ſein honigſüſses Schmeicheln
mich ſeines Zornes Drohung nicht berücken,
Ihm dieſes zu enthüllen, bis er mich
Nicht rettet blos aus dieſen rauhen Banden,
Nein auch die Schmach mir noch vergütet hat.

Chor.

Noch biſt du kühn an dieſem grauſen Felſen,
Beugſt deinen Nacken nicht von ſoviel Qual geſchreckt;
Mir graut — Ich fürchte deine künft'gen Leiden,
Wenn wirſt du denn das Ufer dieſer Qual
Des hohen Unglücksmeeres finden!
Wer kann Kronidens Sinn erſpähn?
Wer einen Weg zu ſeinem Herzen finden?

Prometheus.

Ich weiſs. Unbeugſam und voll Eigenſinn
Iſt Kronos Sohn. Doch endlich beugt ihn doch
Erweicht ihn doch das mächtigere Schickſal.
Und hat ſein langer Zorn einſt ausgezürnt,

So wird von ihm ein Bund mit mir geſtiftet,
Und wie ichs wünſche, Liebe mir gezollt.

Chor.

Enthüll' uns alles, nenn' uns jeden Grund,
Für welch Vergehen Zevs ſo ſchwer dich peinigt,
So hart, ſo ſchimpflich dich verſchmachten läſst.
Belehr' uns, wenn dein Schmerz es dir verſtattet.

Prometheus.

Zwar ſchmerzlich iſt's mir, dieſes zu erzählen.
Doch ſchmerzt auch Schweigen. Ringsum iſt nur Elend.
Kaum war der Götterzwiſt entſtanden, kaum
Empörten gegen Götter ſich die Götter,
So wollten einige Saturn vom Throne ſtürzen,
Und herrſchen ſollte Zevs — und wieder andre
Verhinderten Kronidens Thronbeſteigung.
Ich rieth hierauf das Beſte, doch umſonſt!
Nie konnt ich die Titanen überreden.
Sie ſpotteten des mildern Raths, und wähnten
Mit leichter Müh die Herrſchaft zu erzwingen.
Doch mehr als einmal hatte Mutter Themis

Der Zukunft Schleyer mir enthüllt, vorher
Geſagt: Gewalt und Härte könnten nie
Nur Liſt die künftgen Herrſcher überwinden.
Und dieſes legt' ich ihnen deutlich vor.
Doch würdigten ſie keines Blickes mich.
Nach vielem hin und wieder ſinnen ſchien es
Mir und der Mutter Themis doch das Beſte,
Dem Zevs, der's gern ſah, gerne beyzuſtehen,
Wie ich's ihm rieth, verbirgt der ſchwarze Grund
Des tiefen Tartarus den Ahnen Kronos,
Sammt ſeinen Mitgenoſſen. So viel Vortheil
Benutzt der Götterherrſcher erſt von mir
Und denn vergilt er's mir mit ſolcher Marter.
Denn leider iſts einmal der Herrſcher Sitte,
Den Freunden nicht viel Gutes zuzutrauen.
Nun fragt ihr mich, warum er dieſe Schmach
Auf mich gehäuft. Auch dies ſollt ihr erfahren.
Er hatte kaum den väterlichen Thron
Beſtiegen; gleich ertheilt er Göttern Gaben,
Und jedem andere. So wuſst' er ſich
Die Herrſchaft zu verſichern. Nur die Schwächern
Die Menſchen übergeht er, will das ganze
Geſchlecht vertilgen und ein neues ſchaffen.

Und dieſem widerſezte niemand ſich als ich,
Ich kühn genug, beſchützte die Verlaſsnen
Und dafür beugt mich dieſes Elend nieder,
Dem Dulder ſchmerzlich, kläglich ſelbſt dem Anblick.
Ich, der ich Mitleid für die Menſchen fühlte,
Bin ſelbſt nicht mitleidswerth geachtet, bin
So ohne alles Mitgefühl gequält.
Für Jupiter kein ehrebringend Schauſpiel!

Chor.

O marmorhart und eiſern muſs er ſeyn
Der ungerührt, der ohne Mitleid dich
Gemartert ſieht — ach! ich vermags nicht zu ertragen!

Prometheus.

Ja, Freunden bin ich wohl ein Jammeranblick.

Chor.

Und weiter ſchrittſt du nicht in deiner Kühnheit?

Prometheus.

Ich hemmte ihre Blicke in die Zukunſt.

Chor.

Was fandſt du gegen dieſe Sucht für Mittel?

Prometheus.

Ich lieſs die Hoffnung täuſchend ſie umgaukeln.

Chor.

Fürwahr, ein groſs Geſchenk für Sterbliche!

Prometheus.

Und dazu bracht' ich ihnen noch das Feuer.

Chor.

Und ſcheint den Irrdiſchen des Feuers Flamme noch?

Prometheus.

Ja wohl, und wird ſie viele Künſte lehren.

Chor.

Und ſolch Vergehen läſst dich Kronos Sohn
So ſchmählich büſsen, raſtet nie mit Quaalen?
Siehſt du auch nirgends deines Elends Gränze?

Prometheus.

Nur denn, wenn's ihm einmal belieben wird.

Chor.

Und wann? Und welche Hoffnung? Fühlſt du nicht
Daſs du gefehlt? Ach! Dieſes eben ſchmerzt mich
Und ſchmerzen muſs es auch dich ſelbſt — Doch ſtill
Davon! Nur einen Retter ſuche auf!

Prometheus.

Ja, wer den Fuſs von keinem Ungemach
Gefeſſelt fühlt, kann warnen, kann wohl rathen
Dem Elenden. Doch alles dieſes wuſst' ich.
Ich habe gern gefehlt, ich läugn' es nicht.
Ich brachte Menſchen Rettung, und mir Quaalen.
Doch dafür glaubt' ich nicht zermartert, nicht

An ſolch ein unwirthbares Felsgerippe
Verbannt zu werden. Doch bejammert nicht
Mein jetziges Verhängniſs — hört vielmehr
Der Zukunft höhre Quaal, bis zur Vollendung.
O ſenkt euch zu mir nieder, ſchenkt mir Mitleid,
Mir, der ich ſoviel dulde! Denn das Unglück
Schwärmt unſtät bald zum einen, bald zum andern.

Chor.

Uns rufeſt du, als hörten wir es nicht:
Hinunter denn von dem beflügelten Wagen
aus der reinen ätheriſchen Luft
In dieſe fürchterliche Felskluft hinunter
Zu hören deine Quaal und deiner Leiden Menge.

Bemerkungen
über
die erſte Scene des Prometheus.

Die Gröſse des Gegenſtandes, das Wunderbare der Handlung dieſes Stücks erfordert groſse Charakterzüge, kühne Darſtellung. Es ſind Götter, die einen Gott feſſeln, Nymphen, die an ſeinem Leiden Antheil nehmen, Diener Jupiters ſeine Feinde, Zevs ſelbſt vom hohen Olymp wird ſein Verfolger. Das Stück hat den Stoff mit einer epiſchen, den Dialog mit einer dramatiſchen Handlung gemein. Der Plan iſt einfach, der Ort unverändert bis dahin, wo die beflügelte Rache des Vaters ihn hinabſtürzt. Die Beſchlüſſe ſeines Schickſals geſchehen im Olymp, die Folgen und die Ausführung ſehen wir auf einem Felſen im europäiſchen Scythien.

Bias, die Gewalt, eine perſonifizirte Idee und nach der Vorſtellung des Aeſchylus, Jupiters Sklave, ſpielt in der erſten Scene eine ſtumme Rolle und iſt blos ein mechaniſcher Arm des ſtrengen Beherrſchers. Kratos, die Stärke. Rauhheit, Unempfindlichkeit, Hohnſucht und Unterwerfung ſind die Hauptzüge des Charakters dieſer dramatiſchen Perſon. Vulkan, gleichfalls ein Sklave, aber wider ſeinen Willen. Zu ſchwach, ſich dem Befehle zu widerſetzen, zu gut, um an der Marter ſeines Freundes Vergnügen zu finden, darf er nichts als ihn bemitleiden und ſein ihm vom Jupiter aufgetragenes Geſchäft verwünſchen. Dem Unempfindlichen iſt ſelbſt das theilnehmende Mitgefühl des Vulkan zur Laſt. Perſonen von ungleichen Geſinnungen laſſen ſich eher vereinigen als Charaktere mit contraſtirenden Empfindungen. Das Gefühl der Wehmuth und des Mitleids ſucht ſich anzuſchmiegen, die rauhen Empfindungen ſtoſsen von ſich. Eteokles *)

---

*) Eurip. Phoeniſſ. v. 626. ed. Beck.

kann auf den zärtlichen Ausruf ſeiner Mutter: „ich Unglückſeelige! was werdet ihr thun?“ kalt erwiedern: „das wird ſich zeigen.“ Der eigenmächtige Wille des Deſpoten wird auch der Wille des devoten Sklaven. Prometheus, ein Feind Jupiters iſt auch von Kratos gehaſst. An ihm ſobald als möglich ſeine Rache zu üben, ſich an ſeiner Quaal zu weiden, und ihn darob zu verhöhnen, ſehnt ſich ſein gefühlloſes Herz. Die Leidenſchaft der Rache will bald befriedigt ſeyn. Mit der kleinen Luſt der Schadenfreude iſt auch der Hang zum Hohn verbunden. In ſeiner Einbildung iſt es die höchſte Wonne, den Leidenden ſeine Standhaftigkeit verlaſſen zu ſehen, ſein Jammergeſchrey zu hören, und gerade aus dem Ausdruck des Schmerzes Stoff zum Spott zu ziehen. Die Klagen des Polynices geben ſeinem ungerechten Bruder nur Gelegenheit, ihn zu verhöhnen *). Wie Kratos ſeine Erwartung getäuſcht ſieht, wie der groſse Dulder kei-

---

*) Phoeniſſ. Act. 2.

nen Laut von ſich giebt, was war natürlicher, als wenigſtens am Ende ihn perſönlich anzureden und auf eine ſpöttelnde Art durch Miſsdeutung ſeines Nahmens (ein bedeutender Zug einer hohnſüchtigen Gemüthsart!) an ihm die Rache zu kühlen? So ſpinnt Eteocles aus dem Nahmen ſeines Bruders den Faden zum Spott:

Fürwahr. Vorher ſchon ahndend deinen Zankgeiſt
Hieſs dich mit Recht dein Vater Polynices *).

Getäuſchte Erwartung erwekt Unzufriedenheit. Durch das feſte Anziehen der Ketten, durch das Treiben des Keiles mitten durch die Bruſt hofft der Unempfindliche ihm deſto eher ein Stöhnen und Klagen auszupreſſen; und da dies nicht erfolgt, ſo wendet ſich ſein Unwille gegen den Vollzieher der Befehle Jupiters. Verfehlt die unzufriedene Gemüthsart ihren Zweck, ſo muſs auch der Schuldloſe zum

---

*) Ph. v. 640.

Gegenſtande ihrer Laune dienen. Es ſcheint alſo, daſs der Tragiker, auſſerdem, daſs ſich Kratos als einen getreuen und pünktlichen Diener des Zevs charakteriſirt, auch auf noch etwas mehr, auf die ſich entſchädigende Rache der ihren Zweck verfehlenden Begierde habe hindeuten wollen. Die Bitterkeit der letzten Worte ſollte den Leidenden ſeine Ohnmacht um deſto tiefer empfinden laſſen, jemehr er ſonſt auf Schlauheit und Liſt Anſpruch machte.

Wir bemerken hiebey: daſs der Ausdruck des Vulkan kürzer, der des Kratos um eine Strophe länger ſey. Die Pünktlichkeit, mit der letzterer die Befehle Jupiters befolgt haben will, erfordert eine umſtändliche und daher wortreiche Anweiſung des individuellen Geſchäftes. Der Beſchäftigte hingegen und der zugleich tief gerührt iſt, iſt nicht beredt. Die Antwort, die der Freund des Prometheus giebt, iſt ihm mehr von dem rauhen Peiniger abgedrungen. Nur da, wo er dem Sohne der Themis ſeine künftige Beſtimmung zeichnet und ein rührendes Gemählde ſeines ihm bevorſtehenden Unglücks entwirft, ſpricht er viel *). Des Freundes theilnehmende Vorſtellung des zu erwartenden Schickſals bringt das Herz eher zur Sprache, vorzüglich denn, wenn der büſſende ſich ſeine Leiden ſelbſt zugezogen hat und die Zukunft noch etwas Herberes befürchten läſst. Denn mit der theilnehmenden Empfindung des Vulkan vermiſcht er einen gelinden Vorwurf des gar zu kühnen Unternehmens. Es mit dem Gotte der Götter aufzunehmen, einem nur jüngſt zur Herrſchaft gelangten Oberherrn zu trotzen, einem ſchwachen Geſchlechte zu gut ſoviel aufzuopfern! Alles dieſes ſcheint ihm tollkühn vom Prometheus, ob wohl zugleich hart vom Beſtrafer. Er wagt es nicht, ſich dem Auftrage zu entziehen und wird durch die Drohung des Kratos zur Vollziehung gezwungen; — der Charakter eines gutherzigen Sklaven. Aeſchylus hat hier zwey Charaktere con-

---

*) Prom. v. 18. etc.

traſtiren laſſen, und dieſer Contraſt wirft ein lehrreiches Licht auf den Helden der Bühne. Von Kratos lernt der Zuſchauer durch Erfahrung, daſs Prometheus die Götter zu Feinden habe, und von Vulkan, daſs es ihm unter ſeinen Verwandten doch nicht gänzlich an Theilnehmern fehle. Zugleich eine Vorbereitung zum Nachfolgenden.

Prometheus, ſchlau und groſs verachtet die Sklaven Jupiters *), haſst alle Götter **). Die Ungerechtigkeit eines Einzelnen iſt der Leidende geneigt, dem ganzen Geſchlechte zuzuſchreiben. Er iſt kein ſtoiſcher Gigante, er empfindet Schmerzen ***); aber zu ſchlau, um ſich durch Klaggeſchrey dem Hohn auszuſetzen, und zu ſtolz, einem Sklaven etwas zu entgegnen. Wir erblicken an ihm nicht den rohen Helden, der ſeinen Schmerz verbeiſst, weil er ſich deſſen ſchämt, ſondern der die Leidenſchaft veredelt; den zurückgehaltenen Ausdruck des Schmerzes. Die Diener eilen zum Olymp und Jupiter ſoll erſahren, daſs die Strafe ihn nicht niederbeugen könne; der Zuſchauer ſoll einen Vorbegriff von dem Charakter des Gottes erhalten und ſein zukünftiges Benehmen voraus ahnden. Man vergleiche die letzte Scene. Schweigen deutet bey einer groſsen Seele nicht ſelten auf Verachtung. Der griechiſche Held erwiedert entweder den Hohn mit gleichem Hohn, oder, wo er dieſen unter ſeiner Würde hält, iſt Schweigen und Dulden ein Charakterzug der Gröſse. Prometheus iſt ein groſser Menſch mit veredelten Leidenſchaften.

---

*) v. 976-78.

**) v. 983.

***) Sc. 2. und v. 988.

Und nun denke man ſich dieſe Scene auf öffentlichem Schauplatz, unter freyem Himmel, angeſchaut von Griechen! Das hohe Pathos des Dulders, ſeine, Schmerz und Erhabenheit ausdruckende Miene muſste, wenn der Schauſpieler ſich bis zur ſchönen Natur zu erheben vermochte, die reizreitzbare Seele des Griechen mit den gröſsten Vorſtellungen erfüllen; Mitleid und Bewunderung muſsten abwechſelnd Thränen erpreſſen und den Geiſt der eigenen Gröſse und Unabhängigkeit erwecken. Der Grundſatz: Grieche! trage lieber Ketten und dulde Quaalen, ehe du einem eigenmächtigen Herrſcher den Nacken beugſt und vor dem Mächtigern kriecheſt! muſste bey der Vorſtellung lebhaft in ihnen werden. Und der Uebergang zur zweyten Scene, wo der Halbgott gleichſam Athem holt und durch Klagen und Seufzer ſeinem beklemmten Herzen Erleichterung verſchafft, muſste eben ſo die Empſindungen der Zuſchauer verändern und das hohe aber kalte Gefühl der Bewunderung zu dem ſanftern und wärmern des Mitleids herabſtimmen.

Ueber
die zweyte Scene.

Ουκ αν γενοιτο χωρις ἐσθλα και κακα
Αλλ' εςι τις συγκρασις.

Eurip. Aeol. Fragm. VI. ed. Beck.

Seine Peiniger haben den groſsen Leidenden verlaſſen. Jetzt hängt er einſam. Rings um ihn die freye Natur. Sein Herz iſt in Arbeit, die Phantaſie wird geſchäftig, dringt in die Zukunft, und wird nichts als Elend gewahr. Keine Gränze der Quaal. Er vergiſst auf einen Augenblick ſeiner Kräfte, doch bald ruft er ſeine Gröſse zurück, ordnet die ſich aufdringenden Gefühle ſeinem hohern Charakter unter, dem nichts unerwartet kommen kann. Prometheus iſt ein Gott, er kennt die Zukunft; aber er iſt auch ein leidender Menſch. Die Natur fordert den ihr gebührenden Tribut. Das Uebermaaſs der Schmerzen, der verlaſſene Zuſtand, in dem er ſich befindet, das Gefühl des Unrechts dringen ihm Klagen und Seufzer ab. Wir ſehen ihn mit ſich ſelbſt im Kampf, den höhern Theil mit dem niedern, den wechſelſeitigen Sieg beyder; denn er iſt eine tragiſche Perſon, und ſoll unſer Mitleid erwecken. Wir gewinnen ihn lieb, denn er iſt unſer Wohlthäter, leidet für uns. Wir bemitleiden ihn; er leidet ſchuldlos und einſam.

Der einſame Zuſtand hat etwas Schreckliches. Philoctet leidet

Nur von Winden umgeben,
Sonder feſten Tritt,
Ohne einen nachbarlichen Freund,
Der Theil an ſeinem Unglück nimmt,
Mit dem in wechſelſeitigen Klagen
Er ſeiner eiternden Wunde
Kaum erträglich Elend
Beweinen darf *).

Das Herz muſs ſich ergieſsen. Dem Leidenden iſt es Bedürfniſs, ſich bey dem

---

*) Sophocl. Philoct. v. 691 - 95. ed. Brunk.

gänzlichen Mangel der Geſellſchaft an lebloſe Gegenſtände zu wenden. Wald und Flur, Himmel und Erde müſſen Zeugen des Jammers ſeyn. In ſolcher Lage trägt der Kampf der Empfindungen und des Verſtandes das Siegel der Natur. Die Unvermeidlichkeit des Schickſals fordert Geduld, die Gröſse der Schmerzen preſst Seufzer aus. Der Gott entwirft ſich Grundſätze, der Menſch aus Schmerz gedrungen opfert ſie auf; aber keine abgeſonderte Zeichnung des Gottes oder des Menſchen, ſondern immer eine unzutrennende Verbindung der Kräfte beyder, nach griechiſcher Vorſtellung von einem Halbgotte und dem tragiſchen Zweck gemäſs. Prometheus erwähnt der Art ſeines Vergehens und ſeiner Verdienſte um die Menſchen. Das tragiſche Intereſſe des Stücks gewinnt, daſs Aeſchylus den Beſtraften blos als den Beglücker des Menſchengeſchlechts, und nur von dieſer Seite als Verbrecher vorſtellt. In der Heſiodiſchen Fabel *) er-

---

*) Theog. v. 521.

ſcheint Prometheus weniger ſchuldlos, mehr als Betrüger, Jupiter zu ſehr als Betrogener. Er ſoll Mitleid und Theilnahme erwecken, und muſs ſich nicht, der dramatiſchen Abſicht zuwider, von einer verächtlichen Seite zeigen.

Ueber
die dritte Scene.

Die herrſchende Vorſtellung, die ſich durch das ganze Stück verwebt, iſt: Prometheus leidet ſchuldlos. Dies hören wir in ſeinen letzten Worten am Ende der Handlung, dies iſt der Hauptinhalt der gegenwärtigen Scene. Um ſeine Unſchuld noch in ein helleres Licht zu ſtellen, zeigt er ſich auch als einen Wohlthäter Jupiters, und den Vater als einen Undankbaren. Er will die rebelliſchen Titanen zu friedlichern Geſinnungen bringen, tritt auf die Seite des neuen Herrſchers, räth ihm, ſeine Feinde in den Tartarus hinab zu ſtürzen; und och nimmt dieſer bey ſeinem nachmaligen

Erkühnen hierauf gar keine Rückſicht, vergiſst die vorherigen Freundſchaftsdienſte. Hieraus und aus der angethanen Schmach, die er dulden muſs, erklärt ſich der Haſs des Prometheus gegen jenen, die Rache, die er an ihm nehmen will, und die in ſeiner Gewalt ſteht. Ueberhaupt iſt es Charakter des griechiſchen Helden, einem Feinde nicht zu verzeihen und ihm Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Nach der Vorſtellungsart der Alten iſt Zevs dem nothwendigen Schickſal (αναγκη) eben ſo unterworfen wie der Menſch und jeder andere Gott. Prometheus hat vor dem Vater die Vorherſehungskraft jenes ihm noch bevorſtehenden Schickſals voraus. Daher ſein Trotz. Er kennt ſeine Gewalt über den Sohn des Kronos, wirſt eine dunkle Erklärung hin und reitzt dadurch nur noch mehr die Neugierde der Oceaniden. Man ſollte jetzt erwarten, der Chor werde wiſſen wollen, wodurch bewogen Jupiter ihn ſeine Freundſchaft anbieten werde. Allein, ſtatt deſſen verlangt er von dem Vorgange der Strafe und der Urſache ſeines Leidens belehrt zu ſeyn. Mir ſcheint es: dies iſt kein bloſser Dichterbehelf, um den Leidenden deſto bequemer ſeine Geſchichte erzählen zu laſſen. Furcht und Schrecken hatte den Chor übernommen, da ſie den Kühnen in ſolchem Elende noch trotzen ſahen. Dieſe Empfindung erfüllte noch ihre Seele, während Prometheus bey ſeiner Behauptung ſtandhaft beharrt. Sie ſind ſchüchterne Mädchen, die ſich nicht erkühnen, dem mächtigen Oberherrn Trotz zu bieten, ſondern lieber ihr Daſeyn froh genieſsen, und ſeine Freundſchaft durch Opfer und Weihe erhalten wollen *). Die Behauptung des Gottes, ſelbſt Jupiters Eigenſinn zu beugen, muſste ihnen viel zu gewagt ſcheinen. Während daſs ſie alſo die Auflöſung dieſer räthſelhaften Ausſage zu erfahren neugierig ſind, und ſchon das παντ' εκκαλυψον über die Zunge liſpeln, ſo übermannt ſie wieder ein Schauer. Sie denken an den ſtrengen Jupiter, den ſie durch ihre gar zu groſse Neugierde zu beleidigen fürchten, ſie kennen die Unbiegſamkeit des Prome-

---

*) Pr. v. 526 etc.

theus, befahren von ihm einen härtern Verſtoſs gegen Kronion, und finden es überhaupt unausführbar, dem Vater ſeine Herrſchaft zu entreiſſen, lenken alſo lieber ihre Neugierde auf die vorigen Begebenheiten. Iſt dieſe Vermuthung ohne Grund, ſo hat Aeſchylus den Faden abgeriſſen, um ihn ſpäter bey der Erſcheinung der Jo wieder anzuknüpfen *). —

In den beyden erſten Auftritten erſchien Prometheus duldend und einſam, — jetzt kann ſich ſein Herz ausſchütten und er darf Theilnahme hoffen. Aber es iſt dem Leidenden eigen, an Theilnahme zu zweifeln. Bey dem Halbgotte iſt dieſes um ſo natürlicher, da er von Göttern gehaſst, von Menſchen unbemerkt, der Luft und den Elementen ausgeſetzt ſchmachtet. Daher ſein Erſtaunen beym Anblick der Oceaniden, ſein flehend Rufen um Mitgefühl. Dem Chore dünkt dieſes Miſstrauen hart. Sie wollen nicht nur Zuſchauerinnen ſeines Elends ſeyn, ſondern kommen, um mit ihm gemeinſchaftlich zu klagen;

---

*) v. 770 etc.

ihre Thränen ſollen bürgen für ihr gefühlvolles Herz. Die Vorſtellung von der Freude, welche ſeine Feinde bey dem Anblick des Leidens empfinden dürften, haftet noch lange in ihm. Und wie nun ſich der Chor als einen Tadler Jupiters zeigt, ihm Gefühlloſigkeit und unbiegſamen Sinn zuſchreibt, ſich zu der Parthey der Titanen ſchlägt, ſo wird der Held wieder ſichtbar. Hier iſt der Uebergang des ſchmerzlichen Gefühls und der bangen Beſorgniſs zu dem Gefühle eigener Kraſt redend gemahlt, hier Trotz gegen Härte, Beſtand gegen Bedrückung.

Noch auf eine andere Art wird das Herz des Zuſchauers für den Helden eingenommen, und zwar durch den Geſichtspunkt, aus welchem wir, nach der Darſtellung des Dichters, den Jupiter erblicken. Er iſt entſchloſſen, das ganze Menſchengeſchlecht zu vertilgen, ohne daſs irgend ein Grund angegeben wird, der ihn hiezu bewegen kann; er erſcheint alſo als der eigenmächtige Deſpot. Die Gefahr, in die wir unſer eigenes Ich durch dieſen Entſchluſs geſetzt ſehen und die Betrachtung, daſs der bloſse Wille das Geſetz iſt, welches ihn beſtimmt, erhöht unſer Intereſſe für den Beſtraften. Er vereitelt den Plan eines Deſpoten, macht unſer Intereſſe zu dem ſeinigen, unterwirft ſich den traurigſten Folgen, und des Anblicks der Menſchen beraubt, darf er nicht einmal auf Dankbarkeit und Mitleid eines Geſchlechts rechnen, welches er glücklich gemacht hat. Jupiter iſt alſo nicht nur der Undankbare, er iſt auch der Ungerechte. So weiſs Aeſchylus den Helden der Bühne zum Gegenſtand unſers Mitleids zu machen und die Regeln des Stagiriten erhalten auch durch dieſes Stück das Gepräge der Wahrheit und Gültigkeit. Indeſſen kann Zevs als der Oberherr des Olymps auf die Nichtkränkung ſeiner Rechte, die ihm doch ſelbſt von den neuen Göttern verliehen ſind, Anſpruch machen. Seinen Thron zu ſichern ertheilt er den Göttern Geſchenke, und muſs das Unternehmen eines Halbgottes um deſto eher beſtrafen, je mehr gleich Anfangs ſeine Herrſchaft in Gefahr geräth. Dazu kommt noch, daſs die Entwendung des Sonnenfeuers als eine allgemeine Beleidigung aller Götter anzuſehen iſt. Dieſer Vorwurf, der auf Prometheus fällt, wird ihm auch vom Chor und Vulkan gemacht, und hat, ohnerachtet er den Oceaniden unabſichtlich zu entfahren ſcheint, auf ihn den Einfluſs, daſs er ihm ein Geſtändniſs ſeines Vergehens erpreſst, und ſeinen Starrſinn beugt. Aber nur auf einen Augenblick. Der Ocean kömmt zum Felſen und der Kühne wird wieder ſichtbar.

So viel zur Probe über den Charakter. —

Was die Schürzung und Auflöſung des Knotens, die Epiſode der Jo, den Fortgang der Handlung betrift, ſo verräth das Stück die Kindheit der dramatiſchen Poeſie, ob es gleich mehr Plan enthält, als einige andere Trauerſpiele des Aeſchylus. Das Epiſche leuchtet vorzüglich aus der Erzählung der Götterfaktion, der den Menſchen ertheilten Geſchenke, und dem olympiſch Feyerlichen des Beſchluſſes hervor. Wir würden hievon um ſo viel eher urtheilen können, wenn die beyden andern Stücke II. πυρφορος und λυομενος auf uns gekommen wären. Jetzt noch eine Darſtellung des Ganzen.

* * *

Ein Gott, gequält von Göttern, hängt er da
An Himmelanſtarrenden Felſenſtücken!
Ein Freund der Sterblichen. Ungekannt
Von Sterblichen. Ein Held!
Durch Kampf und Blut kein Held.
Ein Feind der Götter und ſelbſt ein Gott!
Verachtend weichliche Gefühle
Und ſelber tief das Elend fühlend.
Beherrſcht vom Vater der Götter
Und er ihn wieder beherrſchend.
Es flieſsen für ihn der Wehmuth Zähren.
Der Meeresgott verläſst ſein Fluthenreich;
Es kömmt ein Gott, dem Gott zu rathen.
Doch er bedarf des Mitleids nur.
Jo von Wahnſinn getrieben
Schwärmet den Felſen hinan;

Und er enthüllt ihr gröſseres Elend.
Hohn und beiſſenden Spott,
Verhauchen Sklaven des Zevs.
Es ſchweigt der Leidende,
Zevs ſchickt ſeinen Boten ab,
Bietet durch ſchlaue Kunſt
Ihm ſeine Rettung an.
Er ſpottet der goldnen Sklavenketten.
Empört droht die ganze Natur
Des Felſen Zuſammenſturz. Stürme
Wälzen ſtaubigte Wolken.
Zevs donnert vom Himmel herab.
Der Felſen erbebet vom Donner.
Hinunter ſtürzt er. Es beugt
Den Nacken nicht Prometheus,
Ein ſchuldloſer Gott!

Achtsnicht.

II.

Der Geiſt Samuels des Propheten.

In den Kindheitsjahren der Zauberkunſt, zu einer Zeit, da ſtatt trüglicher Geſtalten dieſe ausgeartete Tochter der menſchlichen Vorherſehungskraft nur erſt dumpfe Stimmen hervorzubringen gelernt hatte, glaubte einer der alten königlichen Geiſterſeher eine drohende Stimme vom Geiſte Samuels gehört zu haben. Von dieſem Augenblicke an verfolgt ihn Entſetzen und Verzweiflung, bis er ſich in ſein Schwert ſtürzte, und den unverſöhnlichen Manen des Demagogen endlich noch mit ſeinem Blute ein Opfer brachte.

Und wer erſchrickt nicht noch jetzt, wenn Samuels Geiſt in dem Spiegel der Geſchichte ohne blendenden Heiligenſchein ſich vor dem unbefangenen Forſcher zu zeigen vorgefordert wird. Und doch hat dieſer furchtbare Charakter zugleich ſo manche Erhabenheit über ſein Zeitalter, ſo viel feſtes und entſchloſſenes, ſo viele Gewandtheit im Benutzen des Augenblicks, ja ſelbſt eine gewiſſe Gröſse in der planmäſsigen Verkettung ſeines Eigennutzes mit dem Glück und der Erhebung ſeiner Nation, daſs ſeine Erſcheinung mehr als vieles andere der jüdiſchen Volksgeſchichte, mehr als die Schwächen gutmüthiger Schwärmer zu pſychologiſcher Betrachtung anziehend wird.

Wir wollen dieſen Schatten ſo lange feſtzuhalten ſuchen, als zu einer Skitze von einem ſolchen Prophetengeiſt nöthig ſeyn möchte, welchen einige, vorzüglich Morgan in *the moral philoſopher* ohne hinreichende Kenntniſs der Zeitumſtände allzu ſchlimm geſchildert, andere faſt noch ſchlimmer vertheidigt haben. Laſſen wir doch einem Mann von Kraft, auch wenn er ſie oft ſelbſtſüchtig miſsbrauchte, Gerechtigkeit wiederfahren! Als ein aus der Niedrigkeit durch ſich ſelbſt früh emporſtrebender, ungemeiner Menſch iſt er, auch wenn er uns mit Entſetzen füllt, doch weit mehr, als wenn wir ihn in das geduldige Sprachrohr eines unbekannten übermächtigen Weſens verwandelten.

Das erſtemal, da Samuel als Organ des Jehova ſpricht, wirkt er Entſetzen.

Der Oberprieſter der Iſraëliten, damals zugleich die höchſte Gerichtsperſon über dies Volk, hatte Samuel noch als Knabe nach den Bitten und Gelübden ſeiner Mutter in die Zeltwohnung des Jehova unter die Layenbrüder, welche den Prieſtern bey ihrem heiligen Schlachtamt zur Hülfe ſeyn durften, zur Erziehung aufgenommen. An ſeinen eigenen Söhnen erlebte dieſer Oberprieſter, Eli, nicht die Freude, daſs ſie den Verſuchungen zur Volksbedrückung

welche

welche von jeher unter allen Himmelsſtrichen bey jeder Prieſtergewalt ſo groſs geweſen ſind, glücklich widerſtanden hätten. Sie hörten nicht auf, das Volk zu miſshandeln, über das anſehnliche Prieſterkontingent von den Feſtſpeiſen, mit welchen ſich die Leute einen guten Tag machen wollten, das Beſte für ſich und ihr Haus zu erpreſſen und beſonders auch die Tempeldienerinnen erfahren zu laſſen, daſs der Prieſterornat auch in ſo alten Zeiten ſchon ein ſehr unſicherer Panzer gegen die unter ihn ſelbſt ſich verkriechende Lüſternheit ſey. Auch als Obervolksrichter hatte Eli wenige Mittel gegen dieſe Frevel in der Hand, und dieſe entwand ihm das Alter und der Vaterblick auf Söhne, die er durch Warnungen noch zu beſſern hoffte. Gewaltſamere Anſtalten gegen ſie, wenn je ſolche gegen gebohrne Nachfolger des Oberprieſters möglich waren, muſsten wenigſtens das Oberprieſterliche Amt ſelbſt vor dem Volk in Gefahr zu ſetzen ſcheinen. Wie oft iſt nicht ſchon zur Schonung des Standes ein Böſewicht mitunter geduldet worden? Und wie mancher hat nicht durch ſpäte Reue, oder auch nur durch ſpäter erworbene ſchlaue Behutſamkeit eine Schonung zu rechtfertigen geſchienen?

Zum Glück war unter den Althebräern, ſelbſt von der Moſaiſchen Conſtitution geſchützt, eine geheime, oft nützliche, vielleicht aber eben ſo oft ſchädliche Hülfe gegen Prieſtergewalt und Richterunrecht — die Stimme der Propheten. Trat irgend einer vom Volke mit Ermahnungen, Warnungen und Drohungen auf, und wuſste er dieſe für ſeine Zeitgenoſſen einleuchtend und herzerſchütternd zu machen, ſo war er, der begeiſterte Eiferer für „Gottesſache“ auch der Obrigkeit, wenn ſie nicht den Fluch der Tyranney auf ſich laden wollte, unverletzlich, ſo lange er nur von dem erſten Grundgeſetz des Moſaiſch-Iſraelitiſchen Staats: der unſichtbare Beherrſcher des Volks iſt Jehova! nicht abwich. Der Zuſatz: daſs der Prophet auch nicht mehr ſagen müſſe als Jehova ihm befohlen hätte, war dabey ganz natürlich, aber er blieb dabey über alle Prüfung anderer erhaben und ſelbſt wo er von zukünftigen Dingen ſprach, ſezte ihn die kleine Behutſamkeit, blos bedingungsweiſe Gutes oder Böſes zu verkündigen, auſſer aller Verantwortung. 5. B. Moſ. 18, 14 - 22. Ierem. 28, 8. Ueber die Quelle ſeiner Begeiſterung hatte jeder aufgeſtandene Prophet, wenn er nur dies beobachtete, ſich nicht zu rechtſertigen. Nur wenn er von zukünftigen Dingen etwas beſtimmt vorher zu ſagen gewagt hatte, und dieſes zum Unglück nicht eintraf, ſollte Jehovah's Anſehen durch ſeine Unklugheit nicht compromittirt ſeyn. Man ſollte ſich nicht Furcht vor ihm zurückhalten laſſen, ihn zur Strafe zu ziehen. Die ganze Iſraelitiſche Geſchichte aber giebt von einer ſolchen Beſtraſung kein Beyſpiel.

Ein ſolcher conſtitutioneller Schutz wider öffentliche Gewalt, und auf der andern Seite der groſse Reitz, ſich unter dem Volk wichtig zu machen, durch einige Beredſamkeit zu glänzen, oſt wohl auch die gute Meynung, nach dem Maas ſeiner Einſichten, der Nation patriotiſch zu nützen, brachte nach Moſe's Zeit in allen Perioden der althebräiſchen Geſchichte eine Menge Propheten hervor. In den ſpäteren Lebensjahren Samuels finden wir Spuren, daſs manche ſchon in Geſellſchaften zuſammengetreten ſind, und andere, welche Prophetenſchüler genannt werden, von Jugend auf ſich die äuſſerliche Fertigkeiten, wodurch ſie auf das Volk würken konnten, gewiſſe Arten von betäubender Muſik, die Geſchicklichkeit, dieſelbe mit änigmatiſchen Geſängen aus dem Stegreif zu begleiten, vieles den Zuſchauern erſtaunenswürdige Geſticulieren und andere Kunſtſtücke mehr unter Anführung älterer Propheten, wie in einer Schule, zu erlernen. Was ſolche Leute in Geſellſchaften vereint zu würken vermochten, iſt aus der Analogie zu vermuthen. Wir werden aber ſpäter von Samuels Geiſt ſelbſt noch zu hiſtoriſchen Entdeckungen darüber hingeleitet werden. Die kleine Bemerkung kann uns indeſs nicht leicht entgehen, daſs alſo, was zum Propheten gehörte, damalen gelehrt und erlernt werden konnte, und daſs dieſe

Prophetenauſtritte nicht erſt ein Werk Samuels, nicht einmal eine Stiſtung Moſe's waren, ſondern von dieſem ſelbſt ſchon vorausgeſetzt und zum Gegendruck gegen den Deſpotismus von Fürſten oder Prieſtern in ſeinem Verfaſſungsplan genutzt worden.

Da alſo in der Jugendzeit Samuels gegen die Gewaltthaten der jungen Prieſtern und Volksrichter die Stimme des alternden Vaters zu ſchwach, da durch äuſſere Unterdrückungen und durch Mangel an Gemeingeiſt die Stimme eines patriotiſchen Volksvereins unhörbar und verächtlich worden war, da die Prieſtergewalt jetzt von dem Vermögen des armen Volks noch den letzten dürftigen Reſt zu verſchlingen drohte, den die Streifereien der benachbarten Philiſtäiſchen Krieger etwa noch übrig lieſsen, ſo fängt der Prophetengeiſt an, dem allzuharten Druck ſich entgegen zu ſtemmen. Die Propheten waren mehrentheils aus dem Volke ſelbſt; oft würkten ſie, nur auf andere Art, was das Veto der Volkstribunen zu Rom für das Volk leiſtete.

In der Folge ſchadeten ſie auch nicht ſelten beynahe ſo viel als unruhigere Köpfe unter dieſen ſchaden konnten und würklich geſchadet haben.

Ein ungenannter Mann Gottes (Prophet) trat mit der Freymüthigkeit, welche ihm alle die angeführten Umſtände möglich machten, vor den Oberprieſter und Oberrichter, Eli, und bedrohte ihn mit der gewiſſen Erwartung der Nation, daſs ihr unſichtbarer König, Jehova, in ſeinem Volke die höchſten Staatsämter nicht lange in den Händen ſolcher Verwalter, wie ſeine Söhne ſeyen, dem Miſsbrauch überlaſſen würde. Glaubte der Sprecher des Volks an eine göttliche Vorſehung unter jener, den Völkern der alten Welt gewöhnlichen Vorausſetzung, daſs dieſelbe in beſonderem Grade für ſeine Nation ſich intereſſire, ſo iſt nichts begreiflicher, als dieſe Hoffnungen von Rettung der Nation aus den Händen einheimiſcher Unterdrücker. Zur Zeit des Annaliſten aber, welcher uns Samuels Geſchichte aufbehalten hat, waren längſt über Eli und ſeine

Familie ſo viele Unglücksfälle gekommen, daſs es nun dieſem Erzähler nichts anders als nothwendige Deutung deſſen, was der alte Prophet im allgemeinen geſagt haben mochte, zu ſeyn ſchien, wenn er alles, was würklich bis dahin fatales geſchehen war, ſogleich mit allen Umſtänden in dem alten Prophetenſpruch ſelbſt ausdrükte und zum voraus in denſelben mit der beſten Meinung hineinlegte.

Der Mann Gottes und des Volks hatte als Patriot ſeine Pflicht gethan. Aber nun ergreift der Jüngling Samuel eine Rolle, welche gegen den würdigen Prophetencharakter allzu abſtechend auffällt.

Da ihn in einer der folgenden Nächte als Diener die Reihe der heiligen Wache trift, ſo kommt er zum zweyten und drittenmal mitten in der Nacht zum Oberprieſter Eli mit der Anzeige gelaufen, daſs eine unbekannte Stimme im Heiligthum ihn namentlich rufe. Mit ſonderbarem Dienſteifer fragt er das zweytemal wie zuerſt:

ob Eli ihm gerufen habe? Dieſer wuſste nichts davon. Endlich iſt der gutmüthige Oberprieſter ſelbſt auf den Gedanken gebracht: daſs die Stimme eine Aeuſserung des Jehova ſeyn könnte. Der gute Alte giebt Samuel die Weiſung, der Stimme, wenn ſie wieder ſich hören laſſen würde, entgegen zu rufen: daſs er mit der folgſamſten Aufmerkſamkeit den Herrn zu hören bereit ſey. Dies iſt nun für Samuel genug. Eli iſt vorbereitet.

Am folgenden Morgen hat der ſchlaue Jüngling nichts mehr hinzuzuthun, als daſs er dem neugierigen Greiſs auszuweichen und eine beſondere Unterredung mit ihm zu vermeiden den Schein annimmt.

Eli, nachdem er umſonſt auf den in ſeinen Aufwartungen ſonſt ſo emſigen Layenbruder gewartet hatte, läſst endlich Samuel rufen. Schon ſetzt er ſelbſt voraus, daſs die Gottheit mit Samuel geſprochen haben werde. Des Propheten Drohungen ſchallen ihm ſelbſt noch in den

Ohren. Er fürchtet auch hier etwas ſchlimmes zu hören. Aber auch das ſchlimmſte will man doch lieber gewiſs wiſſen als zweifelnd erwarten. Samuel läſst ſich beſchwören, die Wahrheit, es ſey auch was es wolle, zu entdecken. Und während ihn nun der alte gute Vater mit dem zärtlichen Nahmen: Mein Sohn, immer noch Zutrauen und Muth einflöſsen zu müſſen glaubt, ſchüttet Samuel dem Greis das vollſte Maas banger Erwartungen in die Seele, von welchen er ſelbſt voraus ſah, daſs jedem, der ſie hörte, „davon beyde Ohren klingen würden.“ „Jetzt werde ich, (ſo hatte Jehova — nach Samuel — geſprochen) „was ich von Eli's Familie habe ſagen laſſen, ganz über Eli ausbrechen laſſen. Ich will mich auf lange Zeiten hin als Richter gegen ſein Haus zeigen; denn er wuſste, daſs ſeine Söhne, ihm ins Geſicht, ihn für nichts achten. Deswegen“ — ſo drückt Samuel den Dolch völlig in die Bruſt des alten Vaters — „deswegen habe ich gegen Eli's Familie geſchworen, daſs auf lange Zeiten hin weder Schlachtopfer noch Weihegeſchenke ihre Vergehungen verſöhnen ſollen."

Mir iſt es, wie wenn ich hier Franz Moor neben dem Lehnſtuhl ſeines durch Kummer und Alter niedergebeugten Vaters hinterrücks ſtehend ſähe: „Laſst mich, Vater, ich will zu gelegener Zeit zu euch reden. Dieſe Zeitung iſt nicht für einen zerbrechlichen Körper." — Er tritt einen Schritt näher zum zitternden Vater hin: „wir alle würden noch heute die Haare ausraufen über eurem Sarge." — Und nun drückt er dem Niedergeſunkenen alle Pfeile recht langſam, recht an der tödtlichſten Stelle, ins Herz, bis auf den Scorpionenſtich: „Vielleicht könnt ihr noch ſelbſt, ehe ihr zu Grabe geht, eine Wallfahrt zu dem Monumente thun, das euer Sohn, Carl, ſich zwiſchen Himmel und Erden errichtet.

Wäre Eli der verworfenſte Mann unter der Sonne geweſen, hätte er ſeine Söhne nicht nur nie gewarnet, wäre er ſelbſt ihr

Zeuge und Mitſchuldiger, ihr Erzieher zu Unthaten geweſen, ſo würde er alsdann kaum die Quaal verdient haben, gerade aus dem Munde eines kindlich erzogenen Lieblings, eines Jünglings, welcher alles, was er war, ihm zu danken hatte, jene ſchreckenvolle Erwartungen anhören zu müſſen. Denn ſolche Drohungen von zahlloſem Unglück ſind peinigender als all der kommende Jammer ſelbſt. Aber Eli hatte höchſtens durch Nachgiebigkeit gegen ſeine Söhne, ſo lange ſie noch jünger geweſen waren, gefehlt. Jetzt waren nicht einmal Drohungen von auſſen nöthig, um zu bewirken, daſs er ſie zum Beſten des Volks ermahnte, und von ihrem Leichtſinn, vom Miſsbrauch ihrer Richtergewalt, von Entheiligung der Prieſterwürde abmahnte. Er that alles dies, wie die Geſchichte ſagt, von ſelbſt; leider! ohne Erfolg. Und wenn Drohungen je noch etwas wirken ſollten, ſo hatte der prophetiſche Patriot, für welchen dies ſchicklich und Pflicht war, auch dieſe ſchon angewandt. Wozu denn nun die wunderſame Wiederholung derſelben durch Samuel? Gerade den an Sohnesſtatt erzogenen Diener ſollte Jehova dazu aufgerufen haben, den ſchwachen Eli ohne Noth, ohne Nutzen noch weiter zu peinigen. Denn ſelbſt die Möglichkeit der Söhnung, die letzte Rettung durch reuvolle Opfer und Gaben ſchnitt Samuel ab — raubte die letzte Hoffnung dem Prieſter, welcher nach den Begriffen ſeines Amts das äuſſerſte etwa noch von Söhnopfern zu hoffen angewöhnt war. So ſollte eine Gottheit den jungen Samuel dazu gebraucht haben, den jammervollen durch die Sache ſelbſt ſchon ſo hart beſtraften Greis, durch den Mund ſeines Pfleglings noch vor dem Todesſtoß in Verzweiflung zu ſtürzen. Wenn Eli nicht das bitterſte, das unleidlichſte verſchuldet hatte, ſo konnte unmöglich Samuel, gerade Samuel von der Gottheit dazu gerufen ſeyn, ihm dies anzukünden, und an ihm dadurch zum Vatermörder zu werden. Für ſolche Verletzungen der feinſten Pflichtgefühle des menſchlichen Herzens, welche die Römer unter dem eigenthümlichen Nahmen Pietas geheiligt haben, rief die Mythologie der alten Griechen die Furien ſelbſt aus dem Orcus zur Oberwelt herauf. Selbſt wenn, den Mord ſeines Vaters an einer ehebrecheriſchen Mutter zu rächen, der Sohn gegen dieſe die Hand erhebt und mehr nicht an ihr zu thun ſcheint, als ſie wohl verdient hatte, ſo verfolgen ihn, weil er es als Sohn gethan hatte, die Eumeniden bis in die Wälder der fernen Halbinſel Tauriens.

Es zeugt laut genug davon, wie weit die ſittlichen Gefühle der alten Hebräer gegen die verfeinerten Empfindungen der Griechen zurück waren, daſs nur irgend die Zeitgenoſſen Samuels und ſeine ſpätere Biographen ſich überreden laſſen konnten, ihre Gottheit könne ſich unter ſolchen Umſtänden und zu ſolchen Zwecken das erſtemal Samuel geoffenbahrt haben. Unter den Griechen würde es niemand haben wagen dürfen, auf eine ſolche Art ſich das erſtemal als einen Begeiſterten von einer andern Gottheit hervorzudrängen, als von einer, welche an den unerbittlichen Styx ſelbſt in den Volksmythen verbannt war. Nur die Gewohnheit, ſolche Geſchichten von Kindheit an neben den Ammenmährchen von Unholden und Kobolden ſo gehört zu haben, macht es begreiflich, wie ſelbſt bey unſern weit gebildeteren ſittlichen Gefühlen die Unmöglichkeit davon nicht jedermann beym erſten vernünftigen Anhören ins Auge fällt. That nun aber Samuel das alles, was uns bey dem Charakter dieſes Jünglings ſchauern macht, unter einem Volk, wo er den Befehl dazu ſogar der Volksgottheit zuzuſchreiben wagen durfte, ſo iſt dann allerdings Samuel ſelbſt dadurch, daſs er es thun konnte, bey einem Beurtheiler, welchen Menſchenkenntniſs Billigkeit lehrt, bey weitem nicht ſo ſchwarz, als mit eben dieſen Handlungen er als Grieche, oder gar als unſer Zeitgenoſſe uns erſcheinen müſste. Der Grieche würde ihn einer härteren Strafe, als die den Oreſtes verfolgt hat, würdig finden. Nach dem Grad der Sittlichkeit aber, welchen man unter den damaligen Hebräern annehmen darf, kann Samuel gegen Eli die Pflichtgefühle, die er als Menſch gewiſs in ſich bemerkte, ſo weit unterdrückt und mit einem ſolchen Orakel als Prophet zu debütiren gewagt haben, wenn wir ihn blos als einen anſchlägigen, nach Anſehen dürſtenden, und unter ſchlimmen Beyſpielen erzogenen Jüngling betrachten — wenn er gerade das war, was er in ſeiner Lage werden muſste, und nach mehreren Zügen ſeines folgenden Lebens gewiſs geweſen iſt.

Der erſte Theil dieſer Schilderung nöthigt uns, in das frühere Leben Samuels einige Blicke zurück zu werfen, ehe wir die Folgen entwickeln, welche jener erſte Prophetenſchritt für ihn hatte.

Samuels Vater hatte zwey Frauen. Die eine, welche ihn als eine fruchtbare Mutter zum Vater mehrerer Kinder gemacht hatte, bekam dafür keinen andern Lohn, als den bitterſten Neid ihrer Nebenfrau, welche ihr die Liebe des Mannes, auch ſo lange ſie noch kinderlos war, größtentheils zu entziehen wuſste. Endlich fand ſich dieſe ſelbſt, bald nach einem feſtlichen Beſuch in der Gotteswohnung zu Schiloh, wo gerade die Söhne Eli's ihren Unfug trieben, ſchwanger, bekam einen Sohn, und triumphirte nun mit der ſchadenfrohſten Ueberlegenheit über die unglückliche Peninna (Perle) neben ihr. Alles geſchieht jetzt nach der Laune der vorher ſchon geliebteren Channa (die Holde) Ihr Söhngen wird ſogleich dem Tempeldienſte geweiht. Denn dadurch erhält es wenigſtens ſo viel Antheil am Heiligthum und ſeine Vortheile als ein Laye je erhalten konnte; und bekanntlich haben ſo manche chriſtliche Mütter gerade von dieſer nachahmenswürdigen Vorgängerin her die Gewohnheit geborgt, ihre erſten Söhne vor der Geburt ſchon dem ſogenannten Dienſt der Religion zu geloben und dann vom erſten Augenblick ihres Lebens an dieſe Zärtlinge für ihre Beſtimmung ſo untauglich, wie möglich, zu erziehen. Die Hebräerinnen ſtillen ihre Kinder lange. So ſog alſo der zum künftigen Gehülfen

der

Bibl. Univers. Lips.

der Prieſter beſtimmte Junge noch einige Jahre ſeiner Mutter Beyſpiel mit der Muttermilch ein, und wurde darauf mit koſtbaren Opfern der Aufſicht des Oberprieſters Eli übergeben und in die Geſellſchaft ſeiner Söhne gebracht.

Die Gebete, welche der fromme althebräiſche Annaliſte der Mutter Samuels reichlich in den Mund legt, haben gewöhnlich die Leſer der bibliſchen Geſchichte ſo ſehr getäuſcht, daſs ſie an ihr die neidiſche und eigenwillige Gemüthsart völlig überſahen, welche der Erzähler ſelbſt nicht verhehlt, und ſogar in dieſen ihren Gebeten ausgedrückt hat.

Aus ihren Händen erhielt ihn das Heiligthum. Was ihm etwa von ihrem Charakter noch nicht ganz eingepflanzt war, das vollendeten wohl ihre öfteren Beſuche. Sie bringt Samuelchen jedes Jahr aufs Feſt ein beſonderes Oberkleidchen und ſieht ihn im weiſsen Leibrock, glücklicher als die

Kinder der andern Frau, beym Altar wenigſtens halb prieſterartig heranwachſen. Den guten Eli hat ſie auch ganz für ſich und das Söhnchen eingenommen.

Unter Fremden gewöhnt man ſich etwas ſelbſtſtändiger, als zu Haus. So weit war die Entfernung für Samuel gewiſs vortheilhaft. Man lernt Geſchmeidigkeit und Gefälligkeit, man ſtudirt die Gemüthsart derer, von welchen man abhängt. Selbſt Kinder, wenn ſie nur Anlagen haben, entdecken unglaublich bald die Zugänge zum Herzen der Aeltern, finden ihre Schwächen auf, verſuchen dieſe zu nützen, und werden mit jedem glücklichen Verſuch in dieſer Uebung zur Liſt gewandter und auf geheime Befriedigung ihrer beſondern Vortheile mehr erpicht. So Samuel gegen Eli. Er lernt die Miſsbräuche verabſcheuen, gegen welche er den alternden Vater ſeine Söhne ſelbſt warnen ſieht. Aber er bemerkt auch, da er heranwächſt, die Gährung des Volks gegen dieſe um ſo leichter;

weil man gegen ihn als Nichtprieſter offener ſeyn konnte. Er weiſs es, daſs ſchon ſogar ein Prophet im drohendſten Ton mit Eli über ſeiner Söhne Vergehungen geſprochen hatte. Dieſe kennt er als unverbeſſerlich. Der Vater wankt dem Grabe zu. Jetzt iſt der Augenblick, wo er ſich ſelbſt dem Volke wichtig machen, und von der Stelle des Dieners und Wächters im Heiligthum ſich in den Rang eines von der Gottheit aufgerufenen Vertheidigers der Rechte der Nation hinaufſchwingen kann. Eli's Gemüth kennt er gut genug, um ihm ſelbſt dieſen Gottesruf an ſich glaublich zu machen. Und wenn ihn der Oberprieſter als Propheten anerkannte, wie viel mehr muſste das Volk ihn dafür annehmen, da er gerade ganz ſprach, was das Volk ſelbſt zu wünſchen Urſache hatte. So trat er mit jenem erſchütternden Orakelſpruch vor Eli hin. Dieſen ſelbſt zu kränken, war ſehr wahrſcheinlich ſein Zweck nicht. „Sage ich ihm nicht ungefähr eben dies," konnte Samuel denken, „was ihm ſchon der Prophet geſagt hatte? Dies wird, da es einmal ein Prophet ſagte, doch geſchehen, ob ich es noch einmal wiederhole oder nicht. Im Grund iſt es alſo doch Gottes Ausſpruch, was ich ihm vorſagen will.“ Alle noch übrige Bedenklichkeiten verzehrte in der Bruſt des Jünglings die lodernde Flamme der Ehrſucht. Die Verachtung der durch ſich ſelbſt entweihten Söhne Eli's und vielleicht auch die Eile, mit welcher der Augenblick benutzt werden muſste, vollendeten den Entſchluſs, welcher ohne all dieſe Umſtände das boshafteſte Herz bis zum Abſcheu entblöſsen würde. Unfehlbar würden die Kenner der Bibelgeſchichte gerade dieſer pſychologiſchen Enthüllung des erſten Prophetenverſuchs von Samuel blos durch die nakte Erzählung ſeines Annaliſten nahe gebracht worden ſeyn, wenn nicht ein, auch in die deutſche Kirchenüberſetzung übergegangenes, Miſsverſtändniſs eines einzigen Worts ſo viel Abſichtlichkeit bey Samuel unglaublich gemacht hätte, weil er nach dieſer

Miſsdeutung noch als „ein Knabe" betrachtet wurde. So ſchien natürlich die Unſchuld ſeines Alters jeden noch ſo natürlichen Argwohn zu unterdrücken. Aber das Wort, welches durch Knabe überſezt zu werden pflegt, bedeutet bekanntlich dem Hebräer jedes Alter von der Kindheit an bis zum Mann, ſelbſt bis jenſeits des dreyſigſten Jahres. Den lezteren Sinn fordert die übrige Zeitrechnung über die Lebensjahre Samuels.

Er hatte den Zweck, warum er als Prophet gegen Eli ſelbſt und ſeine Familie aufgetreten ſeyn konnte, ſehr gut berechnet, und erreichte ihn völlig. Die ganze Nation hielt ihn von da an für einen Propheten. Er blieb zu Schiloh, wo damals die jährlichen Feſte gefeyert wurden, und alſo immer einen groſsen Theil des Volks in jedem Jahre mehreremal dahin zogen. Sein Anſehen wuchs, man hielt ſeine Ausſprüche für unfehlbar. Nach einer unbeſtimmten Zeit rieth er zu einem Feldzug gegen die Philiſtäer, welcher zwar ſehr unglücklich ablief, aber zugleich die Familie Eli's aufrieb. Ohne Zweifel wurde der Verluſt dieſen Schuldigen zugeſchrieben und gab alſo gegen Samuels Vorherſehungsgabe keinen Verdacht. Vielmehr dachte jezt die Nation blos daran, daſs ſie von ihren geweihten Unterdrückern befreyt worden war, und dies hatte ja Samuel gerade vorausgeſagt. Nach dieſer Zeit ward Samuel von der Nation wirklich zum Volksoberrichter (Suffeten) erwählt, und fand ſie 20 Jahre lang ſehr folgſam. Nur da er alterte, alſo wahrſcheinlich gegen ſein ſechszigſtes Jahr hin, findet er in den Volksgeſinnungen eine gewaltige Aenderung.

Rechnen wir nach dieſer kurzen Ueberſicht der Chronologie ſeines Lebens bis auf die Zeit zurück, da er als Prophet aufgetreten war und bemerken wir den, in der Geſchichte nicht mit beſtimmten Zahlen angegebenen, Zwiſchenraum zwiſchen dem erſten Orakelſpruch und dem Anfang ſeines

Suffetenamts, ſo muſs Samuel zur Zeit, da er ſich durch jenen Orakelſpruch hob, wenigſtens dreyſsig Jahre alt geweſen ſeyn. Nach den Sitten der Hebräer war auch nur vom dreyſsigſten Jahr an die Unmündigkeit geendigt, und früher pflegte nicht leicht jemand als öffentlicher Rathgeber des Volks hervorzutreten oder gehört zu werden, wie dieſes Stufenjahr deswegen ſelbſt aus der Lebensgeſchichte von Jeſus bekannt iſt.

So konnte Samuel damals allerdings Plane auf das Anſehen eines Volksanführers machen. Auch Jugend hinderte ihn nicht, die Früchte davon zu genieſsen. Da durch die beynahe gänzliche Erlöſchung der Familie von Eli, welche theils in der Schlacht gegen die Philiſtäer, theils aber auch zu Haus durch Jammer dahingeraſft wurde, die Nation ohne einen ordentlich beſtimmten Oberrichter war, gerade jetzt am meiſten ein gemeinſchaftliches Haupt bedurfte, und dies in niemand beſſer, als in dem bisherigen Vertheidiger ihrer Rechte finden zu können glaubte: ſo waren nach wenigen Monaten die Stimmen der hebräiſchen Cantone für Samuel als Suffeten (Volksoberrichter) entſchieden.

Nach dieſer Wahl zeigt ſich Samuel in der That als einen Mann, welcher ihre Wahl in vielen Rückſichten rechtfertigte, und ſelbſt da, wo er in der Folge den Vortheil ſeiner Familie zum Zweck hatte, dabey doch den wahren Nutzen der Nation ſelbſt zu begründen ſuchte.

Moſe, da er während der ſauren Arbeit, aus ſeinen unter das Egyptiſche Sklavenjoch gebeugten Landsleuten eine Nation zu ſchaffen und 40 Jahre lang zu erziehen, dieſes Werk ſeines Geiſtes nach und nach mit ganzer Seele lieb gewann und in der Gründung ihres Wohlſtands auch bis über ſeinen Tod hinaus die Belohnung ſeines ſorgenvollen Lebens ſuchte, nützte zu dieſem Zwecke vorzüglich den glücklichen

Umſtand, daſs die Landſchaft, welche für ſie beſtimmt war, durch ihre Lage zur Sicherung jenes Volksglüks von ſelbſt ſehr vieles anbot. Dieſes Land hatte in ſeinem Schoos alles, was ein ſolches Volk bedurfte; es war durch natürliche Gränzen von Gebürgen, Flüſſen und Wüſteneyen vor Auswärtigen, ſobald es von ſeinen jetzigen mit dem hebräiſchen Staat nie vereinbaren Bewohnern ganz gereinigt war, geſchützt, und auf dieſe Art noch weit mehr als das Gebiet von Sparta gleichſam durch die Natur ſelbſt dazu gemacht, die Erziehung eines Volks zu vollenden, deſſen unbiegſamen Charakter ſein Geſetzgeber zur Grundlage einer von andern Nationen unabhängigen Selbſtſtändigkeit zu benutzen und durch Gottesdienſt ſowohl als Sitten noch mehr zu nähren bemüht war.

Zu dieſem Zwecke ſollte ſein Pflegling, die Hebräiſche Nation, in jenem unzugänglichen doch ſehr fruchtbaren Gebürgsland aufwachſen, erſtarken und einſt vielleicht, wenn er das Mannes Alter erreicht haben würde, die Grundſätze Moſe's ſiegreich über andere Nationen ausbreiten.

Nichts fehlte der Ausführung dieſes Entwurfs, welcher zum Theil auch dem Geiſte des Lycurgus wie Moſe vorgeſchwebt zu haben ſcheint, als eine Reihe von Männern, wie der Erfinder des Plans war, für die nächſte Generationen nach ihm. Aber leider! — eine Strecke von vier Jahrhunderten hindurch war die Nation, ich will nicht ſagen, ohne einen ſolchen Kopf, doch zum wenigſten ohne daſs das Zuſammentreffen der unentbehrlichſten Umſtände einem ſolchen Kopf den Weg, an die Spitze des Volks zu treten, geöffnet hätte. Bis nach einer ſo langen Zwiſchenzeit Samuel ſich dieſen Weg bahnte, konnten von Moſe's Entwurf nur noch diejenigen einige Ahnung erhalten haben, welchen als Prieſtern oder Propheten die Ueberlieferungen der alten Geſchichte bekannter ſeyn konnten als dem gemeinen Volke.

Dieſe faſsten von Moſe's Hauptgedanken ſo viel, als jeder vermochte und durch die ganze Geſchichte der hebräiſchen Nation herab iſt, wiewohl unter mancherley Geſtalten, jenes Streben nach einem Zweck, wie wir ihn bey Moſe ſchon entdecken können, ſichtbar.

Zu ſeiner Ausführung war Verbannung fremder Gottheiten und Feſthalten an einem einzigen Nationalgottesdienſt höchſtnothwendig, und man miskennt die denkendere Männer des hebräiſchen Alterthums ganz, wenn man ihnen — dieſem geiſtigeren Theil der ſonſt freilich meiſt ungebildeten Nation — die Caprice zuſchreibt, daſs ſie an dem bloſsen Namen Jehova gehangen und ſich in den Kopf geſetzt haben ſollten, nur unter dieſem Laut dem Schöpfer der Erde und des Himmels angenehme Gebete und Opfer bringen zu können.

Jedes der umherliegenden Völker hatte zur Zeit Moſe's ihre Schutzgötter. Glück und Unglück im Ganzen und Einzelnen leiteten ſie von dieſen ab, für ihre Altäre und Opferheerde gaben ſie ſo gerne als für ihre eigene Hütten, Kinder und Weiber ihr Leben hin. Hier befeuerten die Orakel des Prieſters den Muth des Heers gegen auswärtige Feinde. Geheiligte Volksſänger ſangen die Siegeshülfe ihrer Götter gegen jede andere Gottheit, und begleiteten oft ſelbſt das Volk zur Feldſchlacht, in welcher man von dem Bilde Dagons ſo gut, als die Hebräer von der Gegenwart ihres Gottesthrons (der ſogenannten Bundeslade), Sieg und Uebermacht erwartete. Und kam dann der Feldherr im Triumph, mit Beute zu den Altären ſeiner Nationalgötter zurück, verwandelten ſich nun wieder die Schwerdter in Sicheln und war jetzt die bedachtſame Klugheit des friedfertigen Volksregenten nöthig, ſo inſpirirte ihn die Erfahrung des Prieſters im Namen der Volksgottheit bey all jenen übrigen Nationen eben ſo, wie ſchon der hebräiſche Feldherr Joſua nach Moſe's Verordnung unter dem bedeutenden Rath des Oberprieſters von Jehova ſtund.

Sollten die aus Aegypten entflohene und in den arabiſchen Wüſten geſammelte hebr. Hirtenſtämme ſich nach der Denkart jener Zeit unter Moſe in eine Nation zuſammenfügen, ſo war es nicht genug, daſs ſie alle von ihren Voreltern her ſchon den Gedanken von einem einzigen Schöpfer des Himmels und der Erde (der Geſchichte nach) geerbt hatten. Das Dogma der Einheit Gottes hat erſt im Chriſtenthum, erſt in dem Geiſte des Apoſtels Paulus praktiſche Folgen für die ſpäten Nachkömmlinge dieſer Urväter zu haben angefangen. Schon vor Moſe hofften die Iſraelitiſchen Nomadenſtämme von dem Weltſchöpfer eine beſondere Vorliebe für ſich, und ſo oft es ihnen wohl gieng, glaubten ſie daran. Nichts unterſtützte den Plan Moſe's, die verſchiedene Horden, welche alle ihre Stammfürſten und eigene Verfaſſung behalten wollten, durch ein unverlezliches Band in ein Ganzes vereint zu umſchlingen, ſo mächtig, als jener Volksglaube, welchen die einzelne Truppen unter ſeine Fahne mitbrachten. Leicht, aber ſehr bedeutend, war nun die neue moſaiſche Verſinnlichung, daſs jener von ihnen einzeln ſchon anerkannte Schuzgott ihrer Väter ſich am Fuſs des Donnerberges Sinai als gemeinſchaftlichen König ihnen anbieten, und von ihnen ſich förmlich dazu wählen und annehmen lieſs. Nun waren ſie, ſo bald dieſe Idee herrſchend wurde, Eine Nation, ein Ganzes, ſo heterogen auch die einzelne Theile deſſelben waren und lange noch bleiben muſsten.

Dieſen Volksverein zu nähren, den Glauben, auf welchen er ſich bezog, und welcher nicht mit einem Hauch den verſchiedenartigen Horden eingeblaſen werden konnte, zu befeſtigen, war der Zweck vieler Moſaiſcher Anſtalten, und ſollte das Augenmerk aller ſeiner Nachfolger ſeyn, wenn ſie ſeinen Geiſt gefaſst hatten. So ward der ganze hebräiſche Gottesdienſt ein nothwendiger Theil der Conſtitution, beſonders ſeine Feſte ſollten ſoviel oder mehr zu Erhaltung der Einheit wirken, als die mancherley geweihte Volksverſammlungen der griechiſchen Staaten. Die Propheten hatten alle mögliche patriotiſche Urſachen, alles, alles immer auf Jehovah zurück zu führen.

Ein ſcharfſichtigerer und unternehmenderer Mann war ſeit Moſe nicht an die Spitze der Nation getreten, als Samuel. Sollte das Volk irgend einige Stärke erhalten, ſollte es für ihn ſelbſt der Mühe werth ſeyn, ſich mit der Sorge für die nach allen Seiten von räuberiſchen Völkern umgebene Heerde zu belaſten, ſo muſsten die Volkskräfte endlich einmal wieder in Eines zuſammengezogen werden. Alle Volksſtämme muſsten den Glauben unter ſich erneuern laſſen, daſs ſie nur Einen Schutzgott hätten, welcher ſich ſo ſehr für ſie intereſſire, daſs er ihnen ſtatt aller ſichtbaren Könige ſeyn wolle. Samuel gewann, indem er dies an einem Volkstage feierlich durchſetzte, nicht nur die Vereinbarkeit der Kräfte der Nation gegen auswärtige Feinde. Als anerkannter Sprecher jenes unſichtbaren Königs hatte er allen gemeinſchaftlich deſto mehr zu gebieten. Seine erſte Bedingung alſo, unter welcher er das Suffetenamt übernimmt, iſt erneuerter Gehorſam gegen den gemeinſamen König Jehovah — und was ſchon allein daraus folgte, Verbannung jedes Zeichens, jeder Verehrung eines Schutzgottes, welchen eine andere Nation eigenthümlich zu haben glaubte.

(Die Fortſetzung folgt.)

THALIA.

herausgegeben
von
F. SCHILLER.

Zweyter Theil.

Fünftes Stück des Jahrganges 1792.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göſchen.

I.

Wie weit darf ſich die Sorgfalt des Staats um das Wohl ſeiner Bürger erſtrecken?

Der wahre Zweck des Menſchen, nicht der, welchen die wechſelnde Neigung, ſondern welchen die ewig unveränderliche Vernunft ihm vorſchreibt — iſt die höchſte und proportionirlichſte Bildung ſeiner Kräfte zu einem Ganzen. Zu dieſer Bildung iſt Freiheit die erſte, und unerlaſsliche Bedingung. Allein auſser der Freiheit, erfordert die Entwickelung der menſchlichen Kräfte noch etwas anders, obgleich mit der Freiheit eng verbundenes, Mannigfaltigkeit der Situationen. Auch der freieſte, und unabhängigſte Menſch in einförmige Lagen verſezt, bildet ſich minder aus. Zwar iſt nun eines theils dieſe Mannigfaltigkeit allemal Folge der Freiheit, und anderntheils giebt es auch eine Art der Unterdrückung, die, ſtatt den Menſchen einzuſchränken, den Dingen um ihn her eine beliebige Geſtalt giebt, ſo daſs beide gewiſſermaſsen Eins und daſſelbe ſind. Indeſs iſt es der Klarheit der Ideen dennoch angemeſſener, beide noch von einander zu trennen. Jeder Menſch vermag auf Einmal nur mit Einer Kraft zu wirken, oder vielmehr ſein ganzes Weſen wird auf Einmal nur zu Einer Thätigkeit geſtimmt. Daher ſcheint der Menſch zur Einſeitigkeit beſtimmt, indem er ſeine Energie ſchwächt, ſobald er ſich auf mehrere Gegenſtände verbreitet.. Allein dieſer Einſeitigkeit entgeht er, wenn er die einzelnen, oft einzeln geübten Kräfte zu vereinen, den beinah ſchon verloſchnen wie den erſt Künftig hell aufflammenden Funken in jeder Periode ſeines Lebens zugleich mitwirken zu läſſen, und ſtatt der Gegenſtände, auf die er wirkt, die Kräfte, womit er wirkt, durch Verbindung zu vervielfältigen ſtrebt. Was hier gleichſam die Verknüpfung der Vergangenheit und der Zukunft mit der Gegenwart wirkt, das wirkt in der Geſellſchaft die Verbindung mit andern. Denn auch durch alle Perioden des Lebens erreicht jeder Menſch dennoch nur Eine der Vollkommenheiten, welche gleichſam den Charakter des ganzen Menſchengeſchlechts bilden. Durch Verbindungen alſo, die aus dem Innern der Weſen entſpringen, muſs einer den Reichthum des andern ſich eigen machen. Eine ſolche charakterbildende Verbindung iſt, nach der Erfahrung aller auch ſogar der roheſten Nationen, z. B. die Verbindung der beiden Geſchlechter. Allein wenn hier der Ausdruck, ſowohl der Verſchiedenheit, als der Sehnſucht nach der Vereinigung gewiſſermaſsen ſtärker iſt: ſo iſt beides darum nicht minder ſtark, nur ſchwerer bemerkbar, obgleich eben darum auch mächtiger wirkend, auch ohne alle Rükſicht auf jene Verſchiedenheit, und unter

Perſonen deſſelben Geſchlechts. Dieſe Ideen weiter verfolgt und genauer entwickelt, dürften vielleicht auf eine richtigere Erklärung des Phänomens der Verbindungen führen, welche bei den Alten, vorzüglich den Griechen, ſelbſt die Geſezgeber benuzten, und die man oft zu unedel mit dem Namen der gewöhnlichen Liebe, und immer unrichtig mit dem Namen der bloſsen Freundſchaft belegt hat. Der bildende Nutzen ſolcher Verbindungen beruht immer auf dem Grade, in welchem ſich die Selbſtſtändigkeit der Verbundenen zugleich mit der Innigkeit der Verbindung erhält. Denn wenn ohne dieſe Innigkeit der eine den andern nicht genug aufzufaſſen vermag, ſo iſt die Selbſtſtändigkeit nothwendig, um das Aufgefaſste gleichſam in das eigne Weſen zu verwandeln. Beides aber erfordert Kraft der Individuen, und eine Verſchiedenheit, die, nicht zu groſs, damit einer den andern aufzufaſſen vermöge, auch nicht zu klein iſt, um einige Bewundrung deſſen, was der andre beſizt, und den Wunſch rege zu machen, es auch in ſich überzutragen. Dieſe Kraft nun und dieſe mannigfaltige Verſchiedenheit vereinen ſich in der Originalität, und das alſo, worauf die ganze Gröſse des Menſchen zulezt beruht, wonach der einzelne Menſch ewig ringen muſs, und was der, welcher auf Menſchen wirken will, nie aus den Augen verlieren darf, iſt Eigenthümlichkeit der Kraft und der Bildung. Wie dieſe Eigenthümlichkeit durch Freiheit des Handelns und Mannigfaltigkeit der Handlenden gewirkt wird; ſo bringt ſie beides wiederum hervor. Selbſt die lebloſe Natur, welche nach ewig unveränderlichen Geſetzen einen immer gleichmäſsigen Schritt hält, erſcheint dem eigengebildeten Menſchen eigenthümlicher. Er trägt gleichſam ſich ſelbſt in ſie hinüber, und ſo iſt es im höchſten Verſtande wahr, daſs jeder immer in eben dem Grade Fülle und Schönheit auſser ſich wahrnimmt, in welchem er beide im eignen Buſen bewahrt. Wieviel ähnlicher aber noch muſs die Wirkung der Urſache da ſeyn, wo der Menſch nicht bloſs empfindet und äuſsere

Eindrücke auffaſst, ſondern ſelbſt thätig wird?

Verſucht man es, dieſe Ideen, durch nähere Anwendungen auf den einzelnen Menſchen, noch genauer zu prüfen; ſo reducirt ſich in dieſem alles auf Form und Materie. Die reinſte Form mit der leichteſten Hülle nennen wir Idee, die am wenigſten mit Geſtalt begabte Materie, ſinnliche *Empfindung*. *Aus der Verbindung* der Materie geht die Form hervor. Je gröſser die Fülle und Mannigfaltigkeit der Materie, je erhabener die Form. Ein Götterkind iſt nur die Frucht unſterblicher Eltern. Die Form wird wiederum gleichſam Materie einer noch ſchöneren Form. So wird die Blüthe zur Frucht, und aus dem Saamenkorn der Frucht entſpringt der neue, von neuem blüthenreiche Stamm. Je mehr die Mannigfaltigkeit zugleich mit der Feinheit der Materie zunimmt, deſto höher die Kraft. Denn deſto inniger der Zuſammenhang. Die Form ſcheint gleichſam in die Materie, in die Materie die Form verſchmolzen; oder, um ohne Bild zu reden, je ideenreicher die Gefühle des Menſchen, und je gefühlvoller ſeine Ideen, deſto unerreichbarer ſeine Erhabenheit. Denn auf dieſem ewigen Begatten der Form und der Materie, oder des Mannigfaltigen mit der Einheit beruht die Verſchmelzung der beiden im Menſchen vereinten Naturen, und auf dieſer ſeine Gröſse. Aber die Stärke der Begattung hängt von der Stärke der *Begattenden ab. Der höchſte Moment* des Menſchen iſt dieſer Moment der Blüthe *). Die minder reizende, einfache Geſtalt der Frucht weiſt gleichſam ſelbſt auf die Schönheit der Blüthe hin, die ſich durch ſie entfalten ſoll. Auch eilt nur alles der Blüthe zu. Was zuerſt dem Saamenkorn entſprieſst, iſt noch fern von ihrem Reiz. Der volle dicke Stengel, die breiten, aus einander fallenden Blätter bedürfen noch einer mehr vollendeten Bildung. Stufenweiſe ſteigt dieſe, wie ſich das Auge am Stamme erhebt; zartere Blätter ſehnen ſich gleichſam, ſich zu vereinigen, und ſchlieſsen ſich enger und enger, bis der Kelch das Verlangen zu ſtillen ſcheint *). Indeſs iſt das Geſchlecht der Pflanzen nicht von dem Schickſal geſegnet. Die Blüthe fällt ab, und die Frucht bringt wieder den gleich rohen, und gleich ſich verfeinernden Stamm hervor. Wenn im Menſchen die Blüthe welkt; ſo macht ſie nur jener ſchöneren Plaz, und den Zauber der ſchönſten birgt unſerm Auge erſt die ewig unerforſchbare Unendlichkeit. Was nun der Menſch von auſsen empfängt, iſt nur Saamenkorn. Seine energiſche Thätigkeit muſs es, ſeys auch das ſchönſte, erſt auch zum ſeegenvollſten für ihn machen. Aber wohlthätiger iſt es ihm immer in dem Grade, in welchem es kraftvoll, und eigen in ſich iſt. Das höchſte Ideal des Zuſammenexiſtirens menſchlicher Weſen wäre mir dasjenige, in dem jedes nur aus ſich ſelbſt, und um ſeiner ſelbſt willen ſich entwickelte. Phyſiſche und moraliſche Natur würden dieſe Menſchen ſchon noch an einander führen, und wie die Kämpfe des Kriegs ehrenvoller ſind,

---

*) Blüthe, Reife. Neues deutſches Muſeum, 1791. Junius, 22, 3.

---

*) Göthe, über die Metamorphoſe der Pflanzen.

als die der Arena, wie die Kämpfe erbitterter Bürger höheren Ruhm gewähren, als die getriebener Miethſoldaten; ſo würde auch das Ringen der Kräfte dieſer Menſchen die höchſte Energie zugleich beweiſen und erzeugen.

Iſt es nicht eben das, was uns an die Zeitalter Griechenlands und Roms, und jedes Zeitalter allgemein an ein entfernteres, hingeſchwundenes ſo namenlos feſſelt? Iſt es nicht vorzüglich, daſs dieſe Menſchen härtere Kämpfe mit dem Schickſal, härtere mit Menſchen zu beſtehen hatten? Daſs die gröſsere urſprüngliche Kraft und Eigenthümlichkeit einander begegnete, und neue wunderbare Geſtalten ſchuf. Jedes folgende Zeitalter — und in wieviel ſchnelleren Graden muſs dieſs Verhältniſs von jezt an ſteigen? — muſs den vorigen an Mannigfaltigkeit nachſtehen, an Mannigfaltigkeit der Natur — die ungeheuren Wälder ſind ausgehauen, die Moräſte getrocknet u. ſ. f. — an Mannigfaltigkeit der Menſchen, durch die immer gröſsere Mittheilung und Vereinigung der menſchlichen Werke, durch die beiden vorigen Gründe *). Dies iſt eine der vor-

*) Eben dies bemerkt einmal Rouſſeau im Emil.

züglichſten Urſachen, welche die Idee des Neuen, Ungewöhnlichen, Wunderbaren ſo viel ſeltner, das Staunen, Erſchrecken beinahe zur Schande, und die Erfindung neuer, noch unbekannter Hülfsmittel, ſelbſt nur plötzliche, unvorbereitete und dringende Entſchlüſſe bey weitem ſeltner nothwendig macht. Denn theils iſt das Andringen der äuſſeren Umſtände gegen den Menſchen, welcher mit mehr Werkzeugen, ihnen zu begegnen, verſehen iſt, minder groſs; theils iſt es nicht mehr gleich möglich, ihnen allein durch diejenigen Kräfte Widerſtand zu leiſten, welche die Natur jedem giebt, und die er nur zu benutzen braucht; theils endlich macht das ausgearbeitetere Wiſſen das Erfinden weniger nothwendig, und das Lernen ſtumpft ſelbſt die Kraft dazu ab. Dagegen iſt es unläugbar, daſs, wenn die phyſiſche Mannigfaltigkeit geringer wurde, eine bey weitem reichere und befriedigendere intellektuelle und moraliſche an ihre Stelle trat, und daſsGradationen undVerſchiedenheiten von unſerm mehr verfeinten Geiſte wahrgenommen, und unſerm, wenn gleich nicht eben ſo ſtark gebildeten, doch reizbaren kultivirten Charakter ins praktiſche Leben übergetragen werden, die auch vielleicht den Weiſen des Alterthums, oder doch wenigſtens nur ihnen nicht unbemerkt geblieben wären. Es iſt im ganzen Menſchengeſchlecht, wie im einzelnen Menſchen gegangen. Das Gröbere iſt abgefallen, das Feinere iſt geblieben. Und ſo wäre es ohne allen Zweifel ſeegenvoll, wenn das Menſchengeſchlecht Ein Menſch wäre, oder die Kraft eines Zeitalters ebenſo als ſeine Bücher, oder Erfindungen auf das folgende übergienge. Allein dies iſt bey weitem der Fall nicht. Freylich beſizt nun auch unſere Verfeinerung eine Kraft, und die vielleicht jene gerade um den Grad ihrer Feinheit an Stärke übertrift; aber es fragt ſich, ob nicht die frühere Bildung durch das Gröbere immer vorangehen muſs? Ueberall iſt doch die Sinnlichkeit der erſte Keim, wie der lebendigſte Ausdruck alles Geiſtigen. Und wenn es auch nicht hier der Ort iſt, ſelbſt nur den

Verſuch dieſer Erörterung zu wagen; ſo folgt doch gewiſs ſoviel aus dem Vorigen, daſs man wenigſtens diejenige Eigenthümlichkeit und Kraft, nebſt allen Nahrungsmitteln derſelben, welche wir noch beſitzen, ſorgfältigſt bewachen müſſen.

Bewieſen halte ich demnach durch das vorige, *daſs die wahre Vernunft dem Menſchen keinen andern Zuſtand als einen ſolchen wünſchen kann, in welchem nicht nur jeder Einzelne der ungebundenſten Freyheit genieſst, ſich aus ſich ſelbſt, in ſeiner Eigenthümlichkeit zu entwickeln, ſondern in welchem auch die phyſiſche Natur keine andre Geſtalt von Menſchenhänden empfängt, als ihn jeder Einzelne, nach dem Maaſse ſeines Bedürfniſſes und ſeiner Neigung, nur beſchränkt durch die Gränzen ſeiner Kraft und ſeines Rechts, ſelbſt und willkührlich giebt.* Von dieſem Grundſatz darf, meines Erachtens, die

Vernunft nie mehr nachgeben, als zu ſeiner eignen Erhaltung ſelbſt nothwendig iſt. Er muſste daher auch jeder Politik, und beſonders der Beantwortung der Frage, von der hier die Rede iſt, immer zum Grunde liegen.

In einer völlig allgemeinen Formel ausgedrückt, könnte man den wahren Umfang der Wirkſamkeit des Staats alles dasjenige nennen, was er zum Wohl der Geſellſchaft zu thun vermöchte, ohne jenen oben ausgeführten Grundſatz zu verletzen; und es würde ſich unmittelbar hieraus auch die nähere Beſtimmung ergeben, daſs jedes Bemühen des Staats verwerflich ſey, ſich in die Privatangelegenheiten der Bürger überall da einzumiſchen, wo dieſelbe nicht unmittelbaren Bezug auf die Kränkung der Rechte des einen durch den andern haben. Indeſs iſt es doch, um die vorgelegte Frage ganz zu erſchöpfen, nothwendig, die einzelnen Theile der gewöhnlichen oder möglichen Wirkſamkeit der Staaten genau durchzugehen.

Der Zweck des Staats kann nemlich ein doppelter ſeyn; er kann Glück befördern, oder nur Uebel verhindern wollen, und im lezteren Fall Uebel der Natur oder Uebel der Menſchen. Schränkt er ſich auf das leztere ein, ſo ſucht er nur Sicherheit, und dieſe Sicherheit ſey es mir erlaubt, einmal allen übrigen möglichen Zwecken, unter dem Namen des poſitiven Wohlſtandes vereint entgegen zu ſetzen. Auch die Verſchiedenheit der vom Staat angewendeten Mittel giebt ſeiner Wirkſamkeit eine verſchiedene Ausdehnung. Er ſucht nemlich ſeinen Zweck entweder unmittelbar zu erreichen, ſeys durch Zwang — befehlende und verbietende Geſetze, Strafen — oder durch Ermunterung und Beyſpiel; oder mit allen, indem er entweder die Lage der Bürger eine demſelben günſtige Geſtalt giebt, und ſie gleichſam anders zu handeln hindert, oder endlich, indem er ſogar ihre Neigung mit demſelben übereinſtimmend zu machen, auf ihren Kopf oder ihr Herz zu wirken ſtrebt. Im erſten Falle beſtimmt er zunächſt nur einzelne

zelne Handlungen; im zweyten ſchon mehr die ganze Handlungsweiſe; und im dritten endlich, Charakter und Denkungsart. Auch iſt die Wirkung der Einſchränkung im erſten Falle am kleinſten, im zweyten gröſser, im dritten am gröſseſten, theils weil auf Quellen gewirkt wird, aus welchen mehrere Handlungen entſpringen, theils weil die Möglichkeit der Wirkung ſelbſt mehrere Veranſtaltungen erfordert. So verſchieden indeſs hier gleichſam die Zweige der Wirkſamkeit des Staats ſcheinen, ſo giebt es ſchwerlich eine Staatseinrichtung, welche nicht zu mehreren zugleich gehörte, da z. B. Sicherheit und Wohlſtand ſo ſehr von einander abhängen, und was auch nur einzelne Handlungen beſtimmt, wenn es durch öftere Wiederkehr Gewohnheit hervorbringt, auf den Charakter wirkt. Es iſt daher ſehr ſchwierig, hier eine, dem Gange der Unterſuchung angemeſſene Eintheilung des Ganzen zu finden. Am beſten wird es indeſs ſeyn, zuvörderſt zu prüfen, ob der Staat auch den poſitiven Wohlſtand der Nation oder bloſs ihre Sicherheit abzwecken ſoll, bey allen Einrichtungen nur auf das zu ſehen, was ſie hauptſächlich zum Gegenſtande, oder zur Folge haben, und bey jedem beyder Zwecke zugleich die Mittel zu prüfen, deren der Staat ſich bedienen darf.

Ich rede daher hier von dem ganzen Bemühen des Staats, den poſitiven Wohlſtand der Nation zu erhöhen, von aller Sorgfalt für die Bevölkerung des Landes; den Unterhalt der Einwohner, theils geradezu durch Armenanſtalten, theils mittelbar durch Beförderung des Ackerbaues, der Induſtrie und des Handels, von allen Finanz- und Münzoperationen, Ein- und Ausfuhr Verboten u. ſ. f. (in ſo fern ſie dieſen Zweck haben) endlich allen Veranſtaltungen zur Verhütung oder Herſtellung von Beſchädigungen durch die Natur, kurz von jeder Einrichtung des Staats, welche das phyſiſche Wohl der Nation zu erhalten, oder zu befördern die Abſicht hat. Denn da das Moraliſche nicht leicht um ſeiner ſelbſt willen, ſondern mehr zum Behuf der

Sicherheit befördert wird, ſo komme ich zu dieſem erſt in der Folge.

Alle dieſe Einrichtungen nun, behaupte ich, haben nachtheilige Folgen, und ſind einer wahren, von den höchſten, aber immer menſchlichen Geſichtspunkten ausgehenden Politik unangemeſſen.

1. Der Geiſt der Regierung herrſcht in einer jeden ſolchen Einrichtung, und wie weiſe und heilſam auch dieſer Geiſt ſey, ſo bringt er Einförmigkeit und eine fremde Handlungsweiſe in der Nation hervor. Statt daſs die Menſchen in Geſellſchaft traten, um ihre Kräfte zu ſchärfen, ſollten ſie auch dadurch an ausſchlieſsendem Beſitz und Genuſs verlieren; ſo erlangen ſie Güter auf Koſten ihrer Kräfte. Gerade die aus der Vereinigung Mehrerer entſtehende Mannigfaltigkeit iſt das höchſte Gut, welches die Geſellſchaft giebt, und dieſe Mannigfaltigkeit geht gewiſs immer in dem Grade der Einmiſchung des Staats verloren. Es ſind nicht mehr eigent-

lich die Mitglieder einer Nation, die mit ſich in Gemeinſchaft leben, ſondern einzelne Unterthanen, welche mit dem Staat, d. h. dem Geiſte, welcher in ſeiner Regierung herrſcht, in Verhältniſs kommen, und zwar in ein Verhältniſs, in welchem ſchon die überlegene Macht des Staats das freye Spiel der Kräfte hemmt. Gleichförmige Urſachen haben gleichförmige Wirkungen. Je mehr alſo der Staat mitwirkt, deſto ähnlicher iſt nicht bloſs alles Wirkende, ſondern auch alles Gewirkte. Auch iſt dieſs gerade die Abſicht der Staaten. Sie wollen Wohlſtand und Ruhe. Beyde aber erhält man immer in eben dem Grade leicht, in welchem das Einzelne weniger mit einander ſtreitet. Allein was der Menſch beabſichtet und beabſichten muſs, iſt ganz etwas anders, es iſt Mannigfaltigkeit und Thätigkeit. Nur dieſs giebt vielſeitige und kraftvolle Charaktere, und gewiſs iſt noch kein Menſch tief genug geſunken, um für ſich ſelbſt Wohlſtand und Glück der Gröſse vorzuziehen. Wer aber für andre ſo raiſonniret, den hat man, und nicht mit

Unrecht, in Verdacht, daſs er die Menſchheit miskennt, und aus Menſchen Maſchinen machen will.

2. Das wäre alſo die zweyte ſchädliche Folge, daſs dieſe Einrichtungen des Staats die Kraft der Nation ſchwächen. So wie durch die Form, welche aus der ſelbſtthätigen Materie hervorgeht, die Materie ſelbſt mehr Fülle und Schönheit erhält — denn was iſt ſie anders, als die Verbindung deſſen, was erſt ſtritt? eine Verbindung, zu welcher allemal die Auffindung neuer Vereinigungspunkte, folglich gleichſam eine Menge neuer Entdeckungen nothwendig iſt, die immer in Verhältniſs mit der gröſseren, vorherigen Verſchiedenheit ſteigt — eben ſo wird die Materie vernichtet durch diejenige, die man ihr von auſſen giebt. Denn das Nichts unterdrückt da das Etwas. Alles im Menſchen iſt Organiſation. Was in ihm gedeihen ſoll, muſs in ihm geſäet werden. Alle Kraft ſezt Enthuſiasmus voraus, und nur wenige Dinge nähren dieſen ſo ſehr, als den Gegenſtand deſſelben als ein gegenwärtiges, oder künftiges Eigen-

thum anzuſehen. Nun aber hält der Menſch das nie ſo ſehr für ſein, was er beſitzt, als was er thut, und der Arbeiter, welcher einen Garten *beſtellt*, iſt vielleicht in einem wahreren Sinne *Eigenthümer*, als der müſsige Schwelger, der ihn genieſst. Vielleicht ſcheint dieſs zu allgemeine Raiſonnement keine Anwendung auf die Wirklichkeit zu verſtatten. Vielleicht ſcheint es ſogar, als diente vielmehr die Erweiterung vieler Wiſſenſchaften, welche wir dieſen und ähnlichen Einrichtungen des Staats, welcher allein Verſuche im Groſsen anzuſtellen vermag, vorzüglich danken, zur Erhöhung der intellektuellen Kräfte und dadurch der Kultur und des Charakters überhaupt. Allein nicht jede Bereicherung durch Kenntniſſe iſt unmittelbar auch eine Veredlung, ſelbſt nur der intellektuellen Kraft, und wenn eine ſolche wirklich dadurch veranlaſst wird, ſo iſt dieſs nicht ſowohl bey der ganzen Nation, als nur vorzüglich bey dem Theile, welcher mit zur Regierung gehört. Ueberhaupt wird der Verſtand des Menſchen doch, wie jede andere ſeiner Kräfte, nur durch eigne Thätigkeit, eigne Erfindſamkeit, oder eigne Benutzung fremder Erfindungen gebildet. Anordnungen des Staats aber führen immer, mehr oder minder, Zwang mit ſich, und ſelbſt, wenn dieſs der Fall nicht iſt, ſo gewöhnen ſie den Menſchen zu ſehr, mehr fremde Belehrung, fremde Leitung, fremde Hülfe zu erwarten, als ſelbſt auf Auswege zu denken. Die einzige Art beynah, auf welche der Staat die Bürger belehren kann, beſteht darin, daſs er das, was er für das Beſte erklärt, gleichſam das Reſultat ſeiner Unterſuchungen, aufſtellt, und entweder direkt durch ein Geſetz, oder indirekt durch irgend eine, die Bürger bindende Einrichtung anbefiehlt, oder durch ſein Anſehn und ausgeſetzte Belohnungen, oder andre Ermunterungsmittel dazu anreizt, oder endlich es bloſs durch Gründe empfiehlt; aber welche Methode er von allen dieſen befolgen mag, ſo entfernt er ſich immer ſehr weit von dem beſten Wege des Lehrens. Denn dieſer beſteht unſtreitig darin, gleichſam alle mögliche Auflöſungen des Problems vorzulegen, um den Menſchen nur vorzubereiten, die ſchicklichſte ſelbſt zu wählen, oder noch beſſer, dieſe Auflöſung ſelbſt nur aus der gehörigen Darſtellung aller Hinderniſſe zu erfinden. Dieſe Lehrmethode kann der Staat bey erwachſenen Bürgern nur auf eine negative Weiſe, durch Freyheit, die zugleich Hinderniſſe entſtehen läſst, und zu ihrer Hinwegräumung Stärke und Geſchicklichkeit giebt; auf eine poſitive Weiſe aber nur bey den erſt ſich bildenden durch eine wirkliche Nationalerziehung befolgen. Eben ſo wird in der Folge der Einwurf weitläuftiger geprüft werden, der hier leicht entſtehen kann, daſs es nämlich bey Beſorgung der Geſchäfte, von welchen hier die Rede iſt, mehr darauf ankomme, daſs die Sache geſchehe, als wie der, welcher ſie verrichtet, darüber unterrichtet ſey; mehr, daſs der Acker wohl gebaut werde, als daſs der Ackerbauer gerade der geſchickteſte Landwirth ſey.

Noch mehr aber leidet durch eine zu ausgedehnte Sorgfalt des Staats die Energie des Handlens überhaupt, und der moraliſche Charakter. Dies bedarf kaum einer weiteren Ausführung. Wer oft und viel geleitet wird, kommt leicht dahin, den Ueberreſt ſeiner Selbſtthätigkeit gleichſam freywillig zu opfern. Er glaubt ſich der Sorge überhoben, die er in fremden Händen ſieht, und genug zu thun, wenn er ihre Leitung erwartet und ihr folgt. Damit verrücken ſich ſeine Vorſtellungen von Verdienſt und Schuld. Die Idee des erſteren feuert ihn nicht an, das quälende Gefühl der letzteren ergreift ihn ſeltener und minder wirkſam, da er dieſelbe bey weitem leichter auf ſeine Lage, und auf den ſchiebt, der dieſer die Form gab. Kommt nun noch dazu, daſs er die Abſichten des Staats nicht für völlig rein hält, daſs er nicht ſeinen Vortheil allein, ſondern wenigſtens zugleich einen fremdartigen Nebenzweck beabſichtet glaubt, ſo leidet nicht allein die Kraft, ſondern auch die Güte des moraliſchen Willens. Er glaubt ſich nun nicht bloſs von jeder Pflicht frey, welche der Staat nicht ausdrücklich auflegt, ſondern ſogar jeder Verbeſſerung ſeines eignen Zuſtandes überhoben, die er manchmal ſogar, als eine neue Gelegenheit, welche der Staat benuzen möchte, fürchten kann. Und den Geſetzen des Staats ſelbſt ſucht er, ſoviel er vermag, zu entgehen, und hält jedes Entwiſchen für Gewinn. Wenn man bedenkt, daſs bey einem nicht kleinen Theil der Nation die Geſetze und Einrichtungen des Staats gleichſam den Umfang der Moralität abzeichnen; ſo iſt es ein niederſchlagender Anblick, oft die heiligſten Pflichten und die willkührlichſten Anordnungen von demſelben Munde ausgeſprochen, ihre Verlezung nicht ſelten mit gleicher Strafe belegt zu ſehen. Nicht minder ſichtbar iſt jener nachtheilige Einfluſs in dem Betragen der Bürger gegen einander. Wie jeder ſich ſelbſt auf die ſorgende Hülfe des Staats verläſst, ſo und noch weit mehr übergiebt er ihr das Schickſal ſeines Mitbürgers. Dieſs aber ſchwächt die Theilnahme, und macht zu gegenſeitiger Hülfsleiſtung träger. Wenigſtens muſs die gemeinſchaftliche Hülfe da am thätigſten ſeyn, wo das Gefühl am lebendigſten iſt, daſs auf ihm allein alles beruhe, und die Erfahrung zeigt auch, daſs gedrükte, gleichſam von der Regierung verlaſſene Theile eines Volks immer doppelt feſt unter einander verbunden ſind. Wo aber der Bürger kälter iſt gegen den Bürger, da iſt es auch der Gatte gegen den Gatten, der Hausvater gegen die Familie.

Sich ſelbſt in allem Thun und Treiben überlaſſen, von jeder fremden Hülfe entblöſst, die ſie nicht ſelbſt ſich verſchaften, würden die Menſchen auch oft, mit und ohne ihre Schuld, in Verlegenheit und Unglück gerathen. Aber das Glück, zu welchem der Menſch beſtimmt iſt, iſt auch kein andres, als welches ſeine Kraft ihm verſchaft; und dieſe Lagen gerade ſind es, welche den Verſtand ſchärfen, und den Charakter bilden. Wo der Staat die Selbſtthätigkeit durch zu ſpecielles Einwirken verhindert, da — entſtehen etwa ſolche Uebel nicht? Sie entſtehen auch da, und überlaſſen den einmal auf fremde Kraft ſich zu lehnen gewohnten Menſchen nun einem weit troſtloſeren Schickſal. Denn ſo, wie Ringen und thätige Arbeit das Unglück erleichtern, ſo und in zehnfach höherem Grade erſchwert es hoffnungsloſe, vielleicht getäuſchte Erwartung. Selbſt den beſten Fall angenommen, gleichen die Staaten, von denen ich hier rede, nur zu oft den Aerzten, welche die Krankheit nähren, und den Tod entfernen. Ehe es Aerzte gab, kannte man nur Geſundheit, oder Tod.

5. Alles, womit ſich der Menſch beſchäftigt, wenn es gleich nur beſtimmt iſt, phyſiſche Bedürfniſſe mittelbar oder unmittelbar zu befriedigen, oder überhaupt äuſsere Zwecke zu erreichen, iſt auf das genaueſte mit innern Empfindungen verknüpft. Manchmal iſt auch, neben dem äuſseren Endzweck, noch ein innerer, und manchmal iſt ſogar dieſer der eigentlich beabſichtete, jener nur nothwendig oder zufällig damit verbunden. Je mehr Einheit der Menſch beſizt, deſto freier entſpringt das äuſsere Geſchäft, das er wählt, aus ſeinem

innern Sein; und deſto häufiger und feſter knüpft ſich dieſes an jenes da an, wo daſſelbe nicht frei gewählt wurde. Daher iſt der intereſſante Menſch in allen Lagen und allen Geſchäften intereſſant; daher blüht er zu einer entzückenden Schönheit auf in einer Lebensweiſe, die mit ſeinem Charakter übereinſtimmt.

So lieſsen ſich vielleicht aus allen Bauern und Handwerkern Künſtler bilden, d. h. Menſchen, die ihr Gewerbe um ihres Gewerbes willen liebten, durch eigengelenkte Kraft und eigne Erfindſamkeit verbeſſerten, und dadurch ihre intellektuellen Kräfte kultivirten, ihren Charakter veredelten, ihre Genüſſe erhöhten. So würde die Menſchheit durch eben die Dinge geadelt, die jetzt, wie ſchön ſie auch an ſich ſind, ſo oft dazu dienen, ſie zu entehren. Je mehr der Menſch in Ideen und Empfindungen zu leben gewohnt iſt, je ſtärker und feiner ſeine intellektuelle und moraliſche Kraft iſt; deſto mehr ſucht er allein ſolche äuſsre Lagen zu wählen, welche zugleich dem innern Menſchen mehr Stoff geben, oder denjenigen, in welche ihn das Schickſal wirft, wenigſtens ſolche Seiten abzugewinnen. Der Gewinn, welchen der Menſch an Gröſse und Schönheit einerndtet, wenn er unaufhörlich dahin ſtrebt, daſs ſein inneres Daſeyn immer den erſten Plaz behaupte, daſs es immer der erſte Quell, und das lezte Ziel alles Wirkens, und alles Körperliche und Aeuſsere nur Hülle und Werkzeug deſſelben ſei, iſt unabſehlich.

Wie ſehr zeichnet ſich nicht, um ein Beyſpiel zu wählen, in der Geſchichte der Charakter aus, welchen der ungeſtörte Landbau in einem Volke bildet. Die Arbeit, welche es dem Boden widmet, und die Erndte, womit derſelbe es wieder belohnt, feſſeln es ſüſs an ſeinen Acker und ſeinen Heerd; Theilnahme der ſegenvollen Mühe und gemeinſchaftlicher Genuſs des Gewonnenen ſchlingen ein liebevolles Band um jede Familie, von dem ſelbſt der mitarbeitende Stier nicht ganz ausgeſchloſſen wird. Die Frucht, die geſäet und geerntet werden muſs, aber alljährlich wieder, kehrt, und nur ſelten die Hoffnung täuſcht, macht geduldig, vertrauend und ſparſam; das unmittelbare Empfangen aus der Hand der Natur, das immer ſich aufdringende Gefühl: daſs, wenn gleich die Hand des Menſchen den Saamen ausſtreuen muſs, doch nicht ſie es iſt, von welcher Wachsthum und Gedeihen kommt; die ewige Abhängigkeit von günſtiger und ungünſtiger Witterung, flöſst den Gemüthern bald ſchauderhafte, bald frohe Ahndungen höherer Weſen, wechſelsweis Furcht und Hoffnung ein, und führt zu Gebet und Dank; das lebendige Bild der einfachſten Erhabenheit, der ungeſtörteſten Ordnung, und der mildeſten Güte bildet die Seelen einfach groſs, ſanft, und der Sitte und dem Geſetz froh unterworfen. Immer gewohnt hervorzubringen, nie zu zerſtören, iſt der Ackerbauer friedlich, und von Beleidigung und Rache fern, aber erfüllt von dem Gefühl der Ungerechtigkeit eines ungereizten Angriffs und gegen jeden Störer ſeines Friedens mit unerſchrockenem Muth beſeelt.

Allein, freylich iſt Freyheit die nothwendige Bedingung, ohne welche ſelbſt das ſeelenvollſte Geſchäft keine heilſamen Wirkungen dieſer Art hervor zu bringen vermag. Was nicht von dem Menſchen ſelbſt gewählt, worin er auch nur eingeſchränkt und geleitet wird, das geht nicht in ſein Weſen über, das bleibt ihm ewig fremd, das verrichtet er nicht eigentlich mit menſchlicher Kraft, ſondern mit mechaniſcher Fertigkeit. Die Alten, vorzüglich die Griechen, hielten jede Beſchäftigung, welche zunächſt die körperliche Kraft angeht, oder Erwerbung äuſserer Güter, nicht innere Bildung, zur Abſicht hat, für ſchädlich und entehrend. Ihre menſchenfreundlichſten Philoſophen billigten daher die Sklaverey, gleichſam um durch ein ungerechtes und barbariſches Mittel einem Theile der Menſchheit durch Aufopferung eines andern die höchſte Kraft und Schönheit zu ſichern. Allein den Irrthum, welcher dieſem ganzen Raiſonnement zum Grunde liegt, zeigen Vernunſt und Erfahrung leicht. Jede Beſchäftigung ver-

vermag den Menſchen zu adeln, ihm eine beſtimmte, ſeiner würdige Geſtalt zu geben. Nur auf die Art, wie ſie betrieben wird, kommt es an; und hier läſst ſich wohl als allgemeine Regel annehmen, daſs ſie heilſame Wirkungen äuſsert, ſo lange ſie ſelbſt, und die darauf verwandte Energie vorzüglich die Seele füllt, minder wohlthätige, oft nachtheilige hingegen, wenn man mehr auf das Reſultat ſieht, zu dem ſie führt, und ſie ſelbſt nur als Mittel betrachtet. Denn alles, was in ſich ſelbſt reizend iſt, erweckt Achtung und Liebe, was nur als Mittel Nutzen verſpricht, bloſs Intereſſe; und nun wird der Menſch durch Achtung und Liebe eben ſo ſehr geadelt, als er durch Intereſſe in Gefahr iſt, entehrt zu werden. Wenn nun der Staat eine ſolche poſitive Sorgfalt übt, als die, von der ich hier rede, ſo kann er ſeinen Geſichtspunkt nur auf die Reſultate richten, und nun die Regeln feſtſtellen, deren Befolgung der Vervollkommnung dieſer am zuträglichſten iſt.

Dieſer beſchränkte Geſichtspunkt richtet nirgends gröſseren Schaden an, als wo der wahre Zweck des Menſchen völlig moraliſch, oder intellektuell iſt, oder doch die Sache ſelbſt, nicht ihre Folgen beabſichtet, und dieſe Folgen nur nothwendig oder zufällig damit zuſammenhängen. So iſt es bey wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen, und religiöſen Meinungen, ſo mit allen Verbindungen der Menſchen unter einander, und mit der natürlichſten, die für den einzelnen Menſchen, wie für den Staat, die wichtigſte iſt, mit der Ehe.

Eine Verbindung von Perſonen beyderley Geſchlechts, welche ſich gerade auf die Geſchlechtsverſchiedenheit gründet, wie vielleicht die Ehe am richtigſten definirt werden könnte, läſst ſich auf eben ſo mannigfaltige Weiſe denken, als mannigfaltige Geſtalten die Anſicht jener Verſchiedenheit, und die, aus derſelben entſpringenden Neigungen des Herzens und Zwecke der Vernunft anzunehmen vermögen; und bey jedem Menſchen wird ſein ganzer moraliſcher Charakter, vorzüglich die Stärke, und die Art ſeiner Empfindungskraft darin ſichtbar ſein. Ob der Menſch mehr äuſsere Zwecke verfolgt, oder lieber ſein innres Weſen beſchäftigt? ob ſein Verſtand thätiger iſt oder ſein Gefühl? ob er lebhaft umfaſst und ſchnell verläſst; oder langſam eindringt und treu bewahrt? ob er loſere Bande knüpft, oder ſich enger anſchlieſst? ob er bey der innigſten Verbindung mehr oder minder Selbſtſtändigkeit behält? und eine unendliche Menge andrer Beſtimmungen modifizieren anders und anders ſein Verhältniſs im ehelichen Leben. Wie daſſelbe aber auch immer beſtimmt ſeyn mag; ſo iſt die Wirkung davon auf ſein Weſen und ſeine Glückſeligkeit unverkennbar, und ob der Verſuch die Wirklichkeit nach ſeiner innern Stimmung zu finden oder zu bilden, glücke oder miſslinge? davon hängt gröſstentheils die höhere Vervollkommnung, oder die Erſchlaffung ſeines Weſens ab. Vorzüglich ſtark iſt dieſer Einfluſs bey den intereſſanteſten Menſchen, welche am zarteſten und leichteſten auffaſſen, und am tiefſten bewahren. Zu dieſen kann man mit Recht im Ganzen mehr das weibliche, als das männliche Geſchlecht rechnen, und daher hängt der Charakter des erſteren am meiſten von der Art der Familienverhältniſſe in einer Nation ab. Von ſehr vielen äuſseren Beſchäftigungen gänzlich frey; faſt nur mit ſolchen umgeben, welche das innere Weſen beynah ungeſtört ſich ſelbſt überlaſſen; ſtärker durch das, was ſie zu ſeyn, als was ſie zu thun vermögen; ausdrucksvoller durch die ſtille, als die geäuſserte Empfindung; mit aller Fähigkeit des unmittelbarſten, zeichenloſeſten Ausdrucks, bey dem zarteren Körperbau, dem beweglicheren Auge, der mehr ergreifenden Stimme, reicher verſehen; im Verhältniſs gegen andre mehr beſtimmt zu erwarten und aufzunehmen, als entgegen zu kommen; ſchwächer für ſich, und doch nicht darum, ſondern aus Bewunderung der fremden Gröſse und Stärke inniger anſchlieſsend; in der Verbindung unaufhörlich ſtrebend, mit dem vereinten

Weſen zu empfangen, das Empfangene in ſich zu bilden, und gebildet zurück zu geben; zugleich höher von dem Muthe beſeelt, welchen Sorgfalt der Liebe, und Gefühl der Stärke einflöſst, die nicht dem Widerſtande, aber dem Erliegen im Dulden trozt — ſind die Weiber eigentlich dem Ideale der Menſchheit näher, als der Mann; und wenn es nicht unwahr iſt, daſs ſie es ſeltner erreichen, als er; ſo iſt es vielleicht nur, weil es überall ſchwerer iſt, den unmittelbaren ſteilen Pfad, als den Umweg zu gehen. Wie ſehr aber nun ein Weſen, das ſo reizbar, ſo in ſich Eins iſt, bey dem folglich nichts ohne Wirkung bleibt, und jede Wirkung nicht einen Theil, ſondern das Ganze ergreift, durch äuſsre Miſsverhältniſſe geſtört wird, bedarf nicht ferner erinnert zu werden. Dennoch hängt von der Ausbildung des weiblichen Charakters in der Geſellſchaft ſo unendlich viel ab. Wenn es keine unrichtige Vorſtellung iſt, daſs jede Gattung der Treflichkeit ſich — wenn ich ſo ſagen darf — in einer Art der Weſen darſtellt; ſo bewahrt der weibliche Charakter den ganzen Schatz der Sittlichkeit.

Nach Freyheit ſtrebt der Mann, das Weib
nach Sitte,

und wenn, nach dieſem tief und wahr empfundenen Ausſpruch des Dichters, der Mann ſich bemüht, die äuſseren Schranken zu entfernen, welche dem Wachsthum hinderlich ſind; ſo zieht die ſorgſame Hand der Frauen die wohlthätige innere, in welcher allein die Fülle der Kraft ſich zur Blüthe zu läutern vermag, und zieht ſie um ſo feiner, als die Frauen das innre Daſeyn des Menſchen tiefer empfinden, ſeine mannigfaltigen Verhältniſſe feiner durchſchauen, als ihnen jeder Sinn am willigſten zu Gebote ſteht, und ſie des Vernünftelns überhebet, das ſo oft die Wahrheit verdunkelt.

Sollte es noch nothwendig ſcheinen, ſo würde auch die Geſchichte dieſem Raiſonnement Beſtätigung leihen, und die Sittlichkeit der Nationen mit der Achtung des weiblichen Geſchlechts überall in enger Verbindung zeigen. Es erhellt demnach aus dem Vorigen, daſs die Wirkungen der Ehe eben ſo mannigfaltig ſind, als der Charakter der Individuen; und daſs es alſo die nachtheiligſten Folgen haben muſs, wenn der Staat eine, mit der jedesmaligen Beſchaffenheit der Individuen ſo eng verſchwiſterte Verbindung, durch Geſetze zu beſtimmen, oder durch ſeine Einrichtungen, von andern Dingen, als von der bloſsen Neigung, abhängig zu machen verſucht. Dieſs muſs um ſo mehr der Fall ſeyn, als er bey dieſen Beſtimmungen beynah nur auf die Folgen, auf Bevölkerung, Erziehung der Kinder u. ſ. f. ſehen kann. Zwar läſst ſich gewiſs darthun, daſs eben dieſe Dinge auf dieſelben Reſultate mit der höchſten Sorgfalt für das ſchönſte innere Daſeyn führen. Denn bey ſorgfältig angeſtellten Verſuchen, hat man die ungetrennte, dauernde Verbindung Eines Mannes mit Einer Frau der Bevölkerung am zu träglichſten gefunden, und unläugbar entſpringt gleichfalls keine andre aus der wahren, natürlichen, unverſtimmten Liebe. Eben ſo wenig führt dieſe ferner auf andre, als eben die Verhältniſſe, welche die Sitte und das Geſetz bey uns mit ſich bringen; Kindererzeugung, eigne Erziehung, Gemeinſchaft des Lebens, zum Theil der Güter, Anordnung der äuſsern Geſchäfte durch den Mann, Verwaltung des Hausweſens durch die Frau. Allein, der Fehler ſcheint mir darin zu liegen, daſs das Geſetz befiehlt, da doch ein ſolches Verhältniſs nur aus Neigung, nicht aus äuſsern Anordnungen entſtehn kann, und wo Zwang oder Leitung der Neigung widerſprechen, dieſe noch weniger zum rechten Wege zurückkehrt. Daher, dünkt mich, ſollte der Staat nicht nur die Bande freyer und weiter machen, ſondern — wenn es mir erlaubt iſt, hier, wo ich nicht von der Ehe überhaupt, ſondern einem einzelnen, bey ihr ſehr in die Augen fallenden Nachtheil einſchränkender Staatseinrichtungen rede, allein nach den im

Vorigen gewagten Behauptungen zu entſcheiden — überhaupt von der Ehe ſeine ganze Wirkſamkeit entfernen, und dieſelbe vielmehr der freyen Willkühr der Individuen, und der von ihnen errichteten mannigfaltigen Verträge, ſo wohl überhaupt, als in ihren Modifikationen, gänzlich überlaſſen. Die Beſorgniſs, dadurch alle Familienverhältniſſe zu ſtören, oder vielleicht gar ihre Entſtehung überhaupt zu verhindern — ſo gegründet dieſelbe auch, bey dieſen oder jenen Lokalumſtänden, ſeyn möchte — würde mich, in ſofern ich allein auf die Natur der Menſchen und Staaten im Allgemeinen achte, nicht abſchrecken. Denn nicht ſelten zeigt die Erfahrung, daſs gerade, was das Geſetz löſt, die Sitte bindet; die Idee des äuſsern Zwangs iſt einem, allein auf Neigung und innrer Pflicht beruhenden Verhältniſs, wie die Ehe, völlig fremdartig; und die Folgen zwingender Einrichtungen entſprechen der Abſicht ſchlechterdings nicht.

W. von Humbold.

(Die Fortſetzung folgt.)

II.

Das Gaſtmahl von Plato

oder

Geſpräch über die Liebe.

Apollodor.

Nun dieſsmal, Freunde, wäre ich ja wohl der Mann dazu, eure Neugierde zu befriedigen! Und damit ihr ſeht, daſs ich die Geſchichte noch ganz auswendig weiſs, ſo hört nur! Geſtern gehe ich von Phaleron, wo ich zu Hauſe bin, nach der Stadt. Unterwegs bekömmt mich einer von meinen Bekannten von hintenzu zu ſehen, und ruft mir von ferne in ſpaſshafter Laune nach: „He da, geſtrenger Herr Apollodorus, Bürger und Zünfter von Phaleron *), ſo nehmen Sie doch einen

---

*) Das Spaſshafte liegt eben darin, daſs er ſeine Anrede mit dieſer Formel macht, die nur vor Gericht und in öffentlichen Verſammlungen gebraucht wurde. Vergl. *Ch. Gfr. Schütz*, Lectionum Platonicarum Partic. I.

andern auch mit!" Ich ſtand alſo ſtill, bis er nachkam. — „Wie erwünſcht," ſagt er, „Apollodor, daſs ich dich treffe. Ich habe dich ſchon aufgeſucht, und wollte dich bitten, mir doch die Geſpräche über die Liebe mitzutheilen, die neulich bey Agathons groſsem Schmauſe zwiſchen ihm, dem Sokrates, Alcibiades und andern Gäſten vorgefallen ſind. Es hat mir zwar ſchon ein anderer etwas davon geſagt, der es von Phönix, des Philippus Sohn, gehört hatte, das war mir aber nicht deutlich, und nicht umſtändlich genug. Und du ſollſt ja auch davon wiſſen. Alſo erzähle mir doch. Du haſt gewiſs vor andern Beruf, deines Freundes Reden und Grundſätze weiter zu verbreiten. Aber vor allen Dingen ſage mir doch, warſt du etwa ſelbſt von der Geſellſchaft?„ — Ja nun ſehe ich wohl, daſs dein Erzähler weder deutlich noch umſtändlich geweſen iſt, da du dir einbildeſt, die Zuſammenkunft, von der die Rede iſt, wäre ſo ganz von neulich her, daſs ich ſelbſt hätte dabey ſeyn können. — „Nun ja, das dacht ich doch." — Wie wäre das aber möglich, lieber Glaukon? Weiſst du denn nicht, daſs ſchon ſeit vielen Jahren Agathon nicht mehr hieher gekommen iſt. Und noch iſt es nicht drey Jahre her, daſs ich mit dem Sokrates umgehe, und daſs mich alles, was er ſpricht und thut, ſo ſehr intereſſirt. Vorher war ich dir wirklich ein unſtäter Landſtreicher, und ſo viel ich mir auch auf meine Thätigkeit einbildete, ein recht erbärmlicher Menſch! Nicht um ein Haar beſſer daran, als du alleweile; denn Philoſophie iſt doch auch in deinen Augen das Letzte, was man treiben muſs. — „Nu, den Stich will ich mir verbitten! Aber ſag mir doch, wenn war denn alſo der berühmte Schmauſs?“ — Ach, damals waren wir noch Kinder. Agathon hatte ſeinen erſten Preis im Trauerſpiel gewonnen. Dieſem Sieg zu Ehren gab er ſeinen Schauſpielern ein groſses Feſt, und den Tag darauf hat er auch einige gute Freunde zuſammen. — „Das iſt alſo ſchon eine ſehr alte Geſchichte, wie ich merke! aber, wer hat es denn dir erzählt? Etwa Sokrates ſelbſt?“ — Nein, ich habe mit dem Phönix einerley Referenten. Es war ein gewiſſer Ariſtodemus, ein kleines Männchen, das immer baarfuſs gieng; der war mit bey der Geſellſchaft geweſen. Auch war er, meines Wiſſens, damals einer von Sokrates wärmſten Freunden. Doch hab' ich nachher über verſchiedne Punkte den Sokrates ſelbſt befragt, und er hat mir verſichert, es wäre alles ſo richtig, wie es mir jener erzählt hätte. — „Nun denn, du erzählſt es mir doch auch? Wir können ja auf dem Wege nach der Stadt nichts beſſers thun, als plaudern!“ — — So ſchlenderten wir mit einander fort, und ſprachen von der Geſchichte. Alſo könnt ihr denken, wie ich ſchon geſagt, daſs ich ſie ganz auswendig weiſs. Soll ich ſie etwa euch auch erzählen, ſo muſs ich ja wohl. Ohnedem macht es mir, den Nutzen abgerechnet, allemal ein ausnehmendes Vergnügen, wenn ich über Philoſophie ſprechen oder andre hören kann. Wenn ich aber ſo andere Geſpräche mit anhören muſs, zumal wie ſie in der Geſellſchaft ſolcher reichen Negocianten und Kapitaliſten, wie ihr ſeyd, vorfallen, ſo möchte ich ſterben vor Langerweile, und bedaure euch als meine guten Freunde zugleich, daſs ihr eine ſo nichtswürdige Beſchäftigung für wahre Thätigkeit haltet. Freylich werdet ihr, umgekehrt, mich auch für einen armen Stümper halten, und ich glaube ſelbſt, daſs ihr den wahren Glauben habt; was ich aber von euch denke, das iſt nicht bloſser Glaube, das iſt Wiſſenſchaft.

Ein Freund des Apollodor.

Du bleibſt dir doch immer gleich, Apollodorus; immer der ewige Strafprediger gegen dich ſelbſt und uns andere; und im Ernſte, glaub' ich, auſser dem Sokrates hältſt du alle Menſchen, dich ſelbſt an der Spitze, für erbärmliche Leute. Nun weiſs ich zwar nicht, wie du zu dem Ehrentitel kömmſt, daſs dich die Leute einen Phantaſten nennen; aber in Geſellſchaften, geſtehe ich, biſt du wirklich nichts anders, denn immer ereiferſt du dich gegen dich ſelbſt und die ganze Welt, nur den Sokrates ausgenommen.

Apollodor.

Nun freylich, daraus ſiehſt du ja eben, lieber Freund, da ich ſo von mir und euch denke, daſs ich nichts anders bin als ein Phantaſt und ein verrückter Schwärmer!

Der Freund.

Nun darüber wollen wir nun alleweile nicht mit einander hadern; thu' uns lieber jetzt den Gefallen, und erzähle uns die bewuſste Unterredung.

Apollodor.

Ich kam zu Sokrates, ſagte mir Ariſtodem, und fand ihn gebadet, und, was man ſehr ſelten bey ihm ſieht, mit Schuhen an den Füſsen. „Wohin ſo geputzt, Sokrates?" fragte ich ihn. Zu einem Gaſtmahl bey Agathon. Geſtern da er ſein Siegesfeſt feyerte, war mirs zu laut bey ihm; darum hab ichs ihm auf heute zugeſagt. Und nun ſiehſt du mich aufs beſste herausgeputzt, damit ich dem ſchönen Mann keine Schande mache. Wo werde ich aber dich jetzt hinthun, Ariſtodem? hätteſt du etwa Luſt, als ungebetener Gaſt die Geſellſchaft zu vermehren? —

„Was du mit mir machen willſt, Sokrates.“ — Laſs uns alſo gehen. Wir wollen einmal dem Sprichwort eine kleine Gewalt anthun *) und uns einbilden, als hieſse es:

Bey dem Edeln bittet der Edle ſich ſelber zu Gaſte.

Hat es doch Vater Homer ſogar umgekehrt, da er den weichlichen Menelaus ungeladen zu des tapfern Agamemnons Opfermahl kommen läſst, den Schlechtern zu dem weit Edlern. — „Und mit Homer werd ich es wohl auch halten müſſen, da ich mich als ein Mann von gemeinem Schlage bey einem Philoſophen zu Gaſte bitte. Wie wirſt du es aber verantworten, Sokrates, daſs du mich mitbringſt? denn mache dich immer darauf gefaſst, daſs ich mich auf deine Einladung berufe.“ Dazu wird ſich auf dem Wege ſchon Rath finden. Komm nur.

So giengen wir alſo fort. Sokrates, der ſeinen Gedanken nachhieng, blieb bald zurück, und hieſs mich, da ich auf ihn warten wollte, vorangehen. Es machte ſich aber ſeltſam genug. Die Thüre an Agathons Hauſe fand ich offen und ein Sklave, der mir entgegen kam, führte mich gleich in den Saal, wo die andern ſchon an der Tafel waren und eben zulangen wollten. Du kommſt eben recht, Ariſtodem, rief mir Agathon

---

*) Das Sprichwort hieſs eigentlich:

Bey dem Niedrigen bittet der Edle ſich ſelber zu Gaſte.

entgegen, wenn du unſer Gaſt ſeyn willſt; führt dich aber etwas anders hieher, ſo laſs es immer auf einandermal anſtehen. Ich habe dich geſtern lange geſucht, um dich zu mir zu bitten, aber du warſt nirgends zu finden. Warum bringſt du uns aber den Sokrates nicht mit? — Jetzt erſt ſah ich mich um, und bemerkte, daſs er mir nicht nachgekommen war. „Mit Sokrates komm' ich eben her, ſagte ich, und er iſts, der mich zu dir eingeladen hat.

Das haſt du gut gemacht, Ariſtodem. Aber wo haſt du denn deinen Mann gelaſſen? „Er war eben noch hinter mir, und ich begreife nicht, wo er mag hingekommen ſeyn." Geſchwind ſuch ihn auf, ſagte Agathon zu einem Sklaven und führe ihn herein —. Und du, Ariſtodem, magſt inzwiſchen neben Eryximachus Platz nehmen. Laſs dir von jenem Sklaven die Füſse waſchen, damit du dich alsdenn niederlaſſen kannſt."

Unterdeſſen kam der vorige Sklav mit der Nachricht zurück: „Sokrates ſtehe im Vorhof eines Nachbar-Hauſes; und kein Bitten habe ihn vermögen können, herein zu kommen."

Das iſt ja ein ſonderbarer Einfall von ihm, rief Agathon. Geh noch einmal hin, und ruhe nicht, bis du ihn mitbringſt.

Nicht doch, ſagte ich, laſst ihm immer ſeine Freiheit. Ihr kennt ja ſchon ſeine Weiſe, allein und in ſich ſelbſt verſenkt, bald da bald dort ſtehen zu bleiben. Seid unbeſorgt. Er kommt ganz gewiſs von ſelbſt, wenn ihr ihn jetzt in Ruhe laſſet.

Agathon.

Wie du meinſt Ariſtodem. — Unterdeſſen könnt ihr uns aufwarten, Sklaven! Sezet uns vor, was ihr wollt, heute ſollt ihr einmal keinen Herrn haben. Bildet euch ein, ich ſey auch eurer Gäſte einer, und bewirthet uns ſo, daſs wir euch loben können.

Wir fingen an zu ſpeiſen und Sokrates kam noch immer nicht. Agathon wollte mehrmalen nach ihm ſchicken, wenn ichs zugelaſſen hätte. Endlich kam er, und früher als er es ſonſt in ſolchen Fällen zu halten pflegt; doch hatten wir ſchon zur Hälfte abgeſpeiſet. „Komm *hieher*, Sokrates, ſagte Agathon, der unten an der Tafel allein ſaſs *), „ſetze dich neben mich, vielleicht theilt ſich mir durch die Berührung auch etwas von der

---

*) Eigentlich *lagen* die Gäſte auf einer Art von Kanapee, meiſtentheils drey und drey zuſammen.

Weisheit mit, die dir im Vorhofe erſchienen iſt; denn entdeckt haſt du gewiſs etwas, ſonſt dürften wir dich ſchwerlich ſchon haben.

Sokrates, (indem er ſich niederläſst,)

Ich wäre es ganz wohl zufrieden, wenn es mit der Weisheit wäre wie mit dem Waſſer, das aus dem vollen Krug durch das wollene Tuch in die leeren Becher tröpfelt. Dann würde mir der Platz neben Agathon noch einmal ſo werth ſeyn. Meine Weisheit, die ſich wohl überhaupt noch bezweyfeln lieſse, und die vielleicht nicht viel mehr iſt als ein Traum, würde ſich gar nicht übel in der Nachbarſchaft der deinigen befinden, die dir kürzlich in ſo jungen Jahren vor einer glänzenden Verſammlung von mehr als 30,000 Griechen ſoviel Ehre und Beyfall erworben.

Agathon.

Spotte nur Sokrates! Welcher von uns der gröſste Meiſter in der Weisheit ſey, wollen wir nachher ausmachen. Bacchus ſoll nachher Schiedsmann ſeyn! Inzwiſchen laſs dir jezt nur das Eſſen wol ſchmecken.

Sobald die Mahlzeit geendiget war, wurde die Libation *) verrichtet. Die Gäſte ſangen ein

---

*) Jeder Tiſchgenoſſe goſs etwas Wein aus ſeinem Becher für die Gottheit aus. — Es erräth ſich übrigens von ſelbſt, für welche Klaſſe von Leſern Bemerkungen dieſer Art beygefügt ſind.

Loblied und verrichteten die übrigen Cerimonien; und nun wurden Anſtalten zum Trinkgelage gemacht. — „Ich dächte" fieng jetzt **Pauſanias** an, „es würde nicht übel gethan ſeyn, heute jedem ſeine freye Wahl beym Trinken zu laſſen. Ich wenigſtens darf mir nicht viel zumuthen, mir iſt der Kopf vom geſtrigen Rauſche noch ſchwer, und ich ſollte meinen, euch nicht weniger; ihr habt euch wenigſtens geſtern auch wacker genug gehalten. Es wird euch alſo wohl auch recht ſeyn, wenn wir heute lieber jeden trinken laſſen, ſoviel er will."

Ariſtophanes.

Ein ſehr vernünftiger Einfall von dir, Pauſanias! Ich muſs geſtehen, ich bin auch einer von denen, die ſich geſtern zuviel zugemuthet haben

Eryximachus.

Topp! ich bins auch zufrieden. Aber was wird der groſse Trinker Agathon dazu ſagen?

Agathon.

Meinetwegen könnt ihr beſchlieſsen, was ihr wollt. Der geſtrige Tag könnte übrigens auch einem gröſsern Trinker den Reſt gegeben haben.

Eryximachus.

Das iſt ja ein wahres unverhofftes Glück für mich und für Ariſtodem und für Phädrus, und für die andern, daſs euch Meiſtern vom Stuhle die Luſt zum Zechen heute auch vergangen iſt. Wir andern ſind ohnehin immer ſchwache Helden; den Sokrates ausgenommen, verſteht ſich, denn der iſt immer auf beide Fälle gefaſst! Ihm wird es aber gewiſs auch am gleichgültigſten ſeyn, was beſchloſſen wird. — So viel ich alſo ſehen kann, wird heute hier nicht gezecht werden, und ſo wird mirs alſo die ehrſame Geſellſchaft um ſo weniger übel deuten, wenn ich mir die Freyheit nehme, aus meiner Diätetik zu verſichern, daſs es auch ſehr ſchädlich wäre. Die Entdeckung iſt eben nicht ſehr neu, aber ſie iſt wichtig genug für mich, daſs ich mich in acht nehme; und wer gern einem guten Rath folgt, der wird ſich auch von mir warnen laſſen, zumal wenn er noch von geſtern her einen Hieb hat.

Phädrus.

Was mich betrift, Eryximachus, ich bin bekanntlich immer ſehr folgſam gegen deine Lehren geweſen, und du weiſst, daſs ich beſonders vor deinen medicinifchen Kenntniſſen groſsen Reſpekt habe. Dein Rath ſcheint aber diesmal auch bey den andern ein günſtiges Gehör zu finden.

Die Verſammlung beſchloſs nun für heute mit Einwilligung aller, die dabey Sitz und Stimme hatten, eine allgemeine Trinkfreyheit; keiner ſollte den andern mit Zutrinken inkommodiren, ſondern jeder ſeiner freyen Wahl überlaſſen werden.

Eryximachus.

Dieſes Zwanges wären wir alſo für heute los. Nun möchte ich wohl der Geſellſchaft noch einen zweiten Vorſchlag thun. Ich ſehe eben die Flötenſpielerin kommen. Laſſet uns dieſe auch wegſchicken! Sie mag ſich ſelbſt eins vorblaſen, wenn ſie Luſt hat, oder den Frauenzimmern im Hauſe. Wir wollen uns diesmal bloſs mit Geſprächen unterhalten. Darf ich etwa auch einen Gegenſtand vorſchlagen, über den wir ſprechen wollen?“

Alle waren es zufrieden, und er fuhr alſo fort: „Meinen Vortrag muſs ich anheben, wie Menalippe beym Euripides: *)“

Nicht von mir iſt, was ich euch ſage — dem Phädrus gehört es.

„Iſt es nicht ärgerlich, Eryximachus,“ ſpricht er öfters ganz im Eifer zu mir; „So unzählige „Hymnen und Loblieder haben ſie gemacht, alle „Götter haben ſie beſungen, hundert tauſend Dichter ſind in der Welt, und noch nicht ein einziger „von ihnen hat den vernünftigen Einfall gehabt,

---

*) Solche Parodieen eines bekannten Verſes lieben die Griechen ſehr.

„den Amor zu beſingen. Ich wüßte doch warlich „keinen belohnenderen Gegenſtand für einen Dichter, als dieſe alte und mächtige Gottheit. Und „ſiehſt du, zum gröſsten Aerger haben auch unſre „Proſaiker eben ſo wenig daran gedacht! Sieh nur „die Schriften unſrer Sophiſten an — ja, auf Herkules und dergleichen kannſt du wohl Lobreden „finden; wie z. B. beim Prodikus, der noch einer „der beſten unter ihnen iſt. — Doch das möchte „alles noch hingehen! Aber dieſer Tagen fiel mir „ein Buch in die Hand, worin ein tiefgelehrter „Mann den weiſen Gedanken ausführt, dem Salz „eine lange Lobrede zu halten — Nein, es iſt in „der That nicht auszuhalten! Solche Dinge lobpreiſst man, mit ſolchen Dingen gibt man ſich ſo „viel Mühe, und dem Amor allein will niemand „ein Loblied gönnen?" — Mich dünkt, Phädrus hat nicht ſo ganz Unrecht, und es wäre wohl Zeit, dieſen Fehler gut zu machen. Wie wär es nun, wenn wir das Lob dieſer Gottheit zum Gegenſtand unſrer jetzigen Unterhaltung machten. Dürftig wenigſtens iſt dieſer Stoff nicht, und unwürdig gewiſs noch weniger. Mein Vorſchlag iſt alſo: jeder von uns halt, der Reihe nach, dem Amor eine Lobrede, verſteht ſich, ſo gut ers kann! Phädrus muſs den Anfang machen, weil er oben anſitzt, und die Veranlaſſung zu dieſem Vorſchlag gegeben hat.

Sokrates.

Meine Stimme haſt du, Eryximachus. Liebe iſt es ja ohnehin, worauf all mein Philoſophiren zuletzt hinausläuft. Agathon und Pauſanias werden dir ſchwerlich entgegen ſeyn, und Ariſtophanes der mit Venus und Bacchus ſo vertraut iſt, wird ſich nicht lange bitten laſſen. Ueberhaupt ſehe ichs allen an, daſs ihnen dein Vorſchlag gefällt. Uns die wir hier unten ſitzen, wird es freylich nicht zum beſten ergehen. — Was wird uns nach ſo vielen zierlichen Reden noch übrig bleiben? Doch die ſchönen Reden ſelbſt werden unſer Troſt ſeyn. So mag denn Phädrus in GottesNahmen beginnen!"

Ich werde euch nun freilich dieſe Reden nicht mehr vollſtändig mittheilen können. Sie waren theils dem Gedächtniſs des Ariſtodem ſelbſt nicht mehr ganz gegenwärtig, theils iſt auch mir von ſeiner Erzählung manches wieder entfallen. Aber die merkwürdigſten ſind mir noch deutlich genug geblieben, um ſie euch mittheilen zu können.

„Groſs und wunderbar in vielen Rückſichten, hub Phädrus an, iſt Amor unter Menſchen und Göttern, vorzüglich aber in Rückſicht ſeines Urſprungs. Der älteſten Gottheiten eine zu ſeyn, iſt ein hoher Vorzug; und dieſes ehrwürdige Alter hat Amor, denn er hat keine Eltern. Kein Dichter und kein Proſaiſt nennt ſie uns; und Heſiod ſagt ſogar: „Zuerſt ſey das Chaos erzeugt worden

— — nach ihm, mit breiten Schultern die Erde.
Ein nie wankender ewiger Grund das Ganze
zu tragen;
Nach ihr Amor —“

Er behauptet alſo: Amor und die Erde ſeyen die zwey Weſen, die zunächſt nach dem Chaos ins Daſeyn gekommen. Parmenides aber ſagt von ſeinem Urſprung:

„Unter allen Göttern zuerſt erſchuf er den Amor.“

Auch Akuſilaus ſtimmt mit Heſiod überein. So hört man alſo von allen Seiten nur eine Stimme: Amor iſt einer der älteſten Götter. Dieſer Vorzug iſt aber nicht ſein einziger; er iſt auch die Quelle unſerer gröſseſten Freuden. Ich kenne wenigſtens kein gröſseres Glück für einen noch jungen Menſchen, als einen edlen Liebhaber, und kein gröſseres für dieſen, als einen edeln Geliebten zu finden. Denn zu groſsen und edeln Handlungen führt weder vornehmes Herkommen, noch Ehrenſtellen, noch Reichthum, noch irgend etwas anderes, die Menſchen ſo ſicher, als die Liebe. Sie allein erzeugt ein richtiges Gefühl der Schaam vor dem Schändlichen und ein lebendiges Streben nach dem wahren Schönen — jene göttlichen Eigenſchaften, ohne welche nie weder ein einzelner Menſch noch eine ganze Nation etwas Groſses und Schönes vollbracht hat. Ein Liebender, der etwas ſchändliches begangen, oder aus Feigherzigkeit Miſshandlung geduldet hätte, wird weit weniger vor dem Anblick ſeines Vaters, oder ſeiner Freunde, oder irgend eines anderen Menſchen ſich ſcheuen, als vor dem Anblick ſeines Geliebten. Eben ſo ſchämt ſich vor dem Liebenden der Geliebte, wenn er ſich des Vorwurfs einer ſchändlichen Handlung bewuſst iſt. Könnte je ein Staat oder eine Armee aus lauter Geliebten und Liebenden beſtehen, wie könnten ſie vortreflicher berathen ſeyn, als durch dieſe Menſchen, die vor jeder unedlen Handlung zurück beben, und im Guten mit einander wetteifern. In einer Schlacht würden ſie, wenn ihre Anzahl auch noch ſo klein wäre, durch Vereinigung der Kraft — um mit einem mal alles zu ſagen — alles überwinden. Eher vor den Augen der ganzen Welt, als vor den Augen ſeines Lieblings, würde der Liebende ſein Glied verlaſſen oder ſeinen Schild wegwerfen, lieber würde er einen dreyfachen Tod ſterben; und eher würde er ſeinen Liebling ſelbſt verlaſſen als einem andern in Gefahr nicht beyſtehen. Keiner iſt ſo feig, den nicht Amor zum Helden machen ſollte. Und was Homer von ſeinen Helden ſagt:

„Ihre Bruſt erfüllten mit hohem Muthe die Götter“,

das wirkt bey Liebenden die Kraft der Liebe. Für einander zu ſterben ſind auch nur Liebende fähig. Und nicht Männern allein, auch Weibern ſogar gibt Liebe dieſen Muth. Wer kennt nicht die Heldenthat von Pelius Tochter, Alceſte? Sie allein unter allen Griechen war bereit für ihren Gatten zu ſterben. Er hatte noch Vater und Mutter; aber ſie, ſtärker durch Liebe, übertraf auch die Eltern an Zärtlichkeit ſo ſehr, daſs neben ihr es ſchien, als ob dieſe ihm nur dem Namen nach angehörten. Was ſie gethan, gefiel auch nicht bloſs den Menſchen. Die Götter ſelbſt, die ſonſt nur ſehr wenigen aus der groſsen Zahl der Vortreflichen die Rückkehr aus dem Orkus erlaubten, machten, von dieſer herrlichen That gerührt, mit Alceſten eine Ausnahme So wird Tugend aus Liebe, ſelbſt von den Göttern geehrt. Den Orpheus hingegen, des Oeagrus Sohn, ſchickten ſie unverrichteter Dinge aus dem Hades zurück. Sie zeigten ihm bloſs ein Schattenbild derjenigen, um derentwillen er hinabgeſtiegen war; die Gattin ſelbſt gaben ſie ihm nicht zurück; denn der Weichling hatte nicht gewagt; wie Alceſte, aus Liebe zu ſterben, ſondern war bloſs mit Hülfe ſeiner Cithar lebendig in den Orkus hinabgeſtiegen. Eben deswegen lieſsen ſie ihn auch durch Weiberhände ſterben. Ganz anders ehrten ſie den Achill, der Thetis Sohn. Ihn ſchikten ſie in die Inſeln der Seeligen; aber groſs war auch was er that. Er hatte die Wahl: den Hektor zu tödten und zu ſterben, oder ihn zu verſchonen, und beym väterlichen Heerd ein hohes Alter zu erreichen; und ſein Heldenherz erwählte das Erſtere. Um ſeinen Liebhaber Patroklus zu rächen, wollte er nicht bloſs für ihn ſterben, ſondern, da er ihn nicht mehr retten konnte, als ſein Rächer ihm folgen. Deswegen haben auch die Götter, über eine ſolche Treue gegen den Liebenden entzückt, ihn ſo auszeichnend geehrt. Und in der That iſt auch den Göttern nichts ſo achtungswürdig, als ein ſolcher Heldenmuth in der Liebe. Noch mehr aber trift ihre Bewunderung, ihr Beyfall, ihre Belohnung, die Zärtlichkeit des Geliebten gegen den Liebenden, als die des Liebenden gegen den Geliebten; denn jener hat an ſich ſchon mehr göttliches, weil er begeiſtert iſt. Deswegen haben ſie auch den Achill ganz anders belohnt, als den Orpheus *), und ihn auf die Inſeln der Seeligen

---

*) Dem Text gemäſs müſste es hier heiſſen: „als die Alceſte„. Allein die Alceſte war ja auch, nicht die Liebende (διὰ τὸν ἔρωτα, wie es oben heiſst, giebt wenigſtens keinen Grund dies zu behaupten) ſondern die Geliebte, und inſofern dem Achill ganz gleich. Warum ſollten alſo die Götter, wenn dies der Grund einer gröſsern Belohnungswürdigkeit war, dem Achill mehr Ehre erwieſen haben, als der Alceſte? Offenbar iſt alſo hier von dem Abſchreiber entweder eine Verwechſelung der Namen geſchehen, oder

verſetzt. — So erkläre alſo auch ich den Amor für den älteſten und für den achtungswürdigſten unter den Göttern. Er iſt es, der die Menſchen, ſowohl in dieſem Leben als in der andern Welt, am ſicherſten zur Tugend und Glückſeligkeit leitet.“

Dies ungefähr, ſagte Ariſtodem, war der Inhalt von Phädrus Rede. Nach ihm folgten einige andre, deren Reden er vergeſſen hatte. Er gieng alſo ſogleich über auf die Rede des

Pauſanias.

„Dem Amor eine Lobrede zu halten, ſcheint mir, ſo überhaupt ausgedrükt, eine zu unbeſtimmte Aufgabe. Gäbe es nur Einen Amor, ſo möchte es hingehen; da es aber mehr als Einen giebt,

---

(vergl. Schütz Lect. Plat. P. 1.) τῆς Ἀλκήστιδος, das ein Gloſſator an ſeinen Rand geſchrieben hatte, unverdienter weiſe in den Text aufgenommen worden. Ich glaubte mich, der erſteren Conjektur zu folgen, vorzüglich dadurch berechtiget, weil alsdenn dieſer Schluſs ganz natürlich mit der Wendung übereinſtimmt, mit welcher Phädrus oben den Uebergang von Orpheus auf den Achill gemacht hat: „Ganz anders ehrten ſie den Achill,“ und die Rede alſo (wie wir es in dieſen Geſprächen öfters finden) eben ſo ſchlieſst, wie ſie angefangen hat.

ſo wird es zweckmäſsiger ſeyn, vorher auszumachen, welcher von ihnen der Gegenſtand des Lobes ſeyn ſolle. Ich will alſo verſuchen dies zu verbeſſern; zuerſt denjenigen Gott zu beſtimmen, dem das Lob gelten ſoll, und ihn dann eines Gottes würdig zu loben. Wir alle wiſſen, daſs keine Liebesgöttin ohne Amor iſt. Gäbe es alſo nur Eine, ſo würden wir auch nur Einen Amor haben. Da es aber ihrer zwey gibt, ſo muſs es nothwendig auch zwey Amor geben. Ich ſage: es gibt eine doppelte Venus; eine ältere nämlich, ohne Mutter, des Uranus Tochter, welche eben deswegen auch Urania (die Himmliſche) heiſst; und eine jüngere, Jupiters und der Dione Tochter, welche die Gemeine genannt wird. Wir müſſen alſo allerdings auch den Gehülfen der leztern den Gemeinen, jenen aber den Himmliſchen nennen. Man ſoll zwar alle Götter loben; aber wir wollen jezt nur verſuchen, die beſondern Eigenſchaften von dieſen beiden darzuſtellen. Eine Handlung an und für ſich betrachtet iſt weder ſchön noch häſslich. Zum Beyſpiel, was wir eben jezt thun, Trinken, Singen, Reden; keines dieſer Dinge iſt an und für ſich ſchön, ſondern es wird es durch die Art und Weiſe, wie es geſchieht. Es iſt ſchön, wenn es auf eine ſchöne und anſtändige Art geſchieht; häſslich aber, wenn es nicht auf eine anſtändige Art geſchieht. Eben ſo iſt es auch mit der Liebe und dem Amor. Nicht jeder Amor iſt ſchön und einer Lobrede würdig, ſondern derjenige nur, der uns mit einer edeln Liebe begeiſtert. Der Amor der gemeinen Venus iſt in der That gemein; blindlings handelt er, bey allem was er thut. Ihm huldiget die gemeine Klaſſe von Menſchen. Ihnen dünkt es nicht unedler, ein Weib zu lieben, als einen Jüngling. Erhebt ſich auch ihre Neigung zum erſteren Gegenſtande, ſo iſt es der Körper mehr als die Seele, was ſie lieben, und ihre niedrige Leidenſchaft erlaubt ſich die ſchändlichſten Ausbrüche. *) Auf Genuſs iſt nur ihr Blick gerichtet, unbekümmert ob ſie auf eine edle oder unedle Art ihr Ziel erreichen. Daher kommt es auch, daſs ſie handeln, wie es der Zufall ihnen räth, bald gut bald böſe. Dieſer Amor iſt aber auch der Gehülfe derjenigen Venus, die ihr Daſein ſelbſt einer Vermiſchung beider Geſchlechter zu danken hat, und viel jünger iſt. Der andere hingegen iſt der Gehülfe der himmliſchen, welche erſtlich ihr Daſeyn von dem männlichen Geſchlechte

---

*) Die Konjektur ἀνοητάτως anſtatt ἀνοητάτων zu leſen. (vergl. Schutz. Lect. Plat. P. 1.) ſcheint mir einen ſehr leichten natürlichen und dem Ganzen mehr angemeſſenen Sinn zu geben, als die gewöhnliche Leſart.

allein hat, und zweytens viel älter, folglich frey von aller Ausgelaſſenheit, iſt. Wen dieſer begeiſtert, der liebt daher auch nur das männliche Geſchlecht, als dasjenige, das von Natur mehr Kraft und Geiſt beſizt. Aber nicht alle Liebe zu dieſem Geſchlechte iſt dieſes Gottes Werk. Von ihm begeiſtert iſt nicht, wer Knaben liebt. Wen er beſeelt, der wird nur Jünglinge lieben, denn nur bey dieſen erſt zeigen ſich Spuren des ſich entfaltenden Geiſtes. *) Eine feſte dauernde Verbindung läſst ſich auch nur bey einem Geliebten von reiferem Alter erwarten. Verbindungen mit Geliebten von früheren Jahren können kaum einen andern Zweck haben, als den Geliebten zu hintergehen, im unreiferen Alter ihn anzulocken, um ihn als Jüngling zu verſpotten und zu verlaſſen, und einem andern nachzulaufen. Denn wer kann wiſſen, wie die Anlagen eines noch unerwachſenen Knaben ſich entwickeln werden? ob nicht alle Mühe, die er an ihn wendet, umſonſt vergeudet

---

*) Der Zuſaz: „das iſt ungefähr um die Zeit, wenn der Bart hervorbricht;“ der hier im Original ſteht, gehört gewiſs (vergl. Schütz Lect. Plat. P. 1.) einem Gloſſator, dem wir ſeine ſcharfſinnige Bemerkung gern allein überlaſſen wollen.

ſey? Billig ſollte es alſo durch ein Geſez verboten ſeyn, Minderjährige zu lieben. Edle Liebende ſchreiben zwar ſelbſt ſich dieſes Geſez vor; aber jenen gemeinen Liebhabern einen ſolchen Zaum anzulegen, wäre darum nicht überflüſſig; ſo wie man auch ihren Angriffen auf freygeborne Weiber ſolche heilſame Schranken geſezt hat. Denn dieſe niedrig denkenden Menſchen allein haben die Liebe in einen ſo übeln Ruf gebracht. Ihr liederliches und treuloſes Betragen allein hat die Meinung erzeugt: daſs es ſchändlich ſey, des Liebenden Liebe zu erwiedern; eine Sache, die doch ſo wenig als alles andere, was mit Anſtändigkeit und Sittlichkeit geſchieht, Tadel verdienen kann! In allen Staaten hat die Gewohnheit in Rükſicht der Liebe etwas feſtgeſezt, was als Geſez gilt. In allen andern Staaten, auſſer Sparta und Athen, iſt dieſes Geſez ſehr einfach und kann ohne Kopfbrechen verſtanden werden; bey uns iſt es aber etwas verwickelter. In Elis und Böotien, wo die groſsen Redner bekanntlich nicht zu Hauſe ſind, iſt es ohne Einſchränkung erlaubt, des Liebenden Liebe zu erwiedern; weder Jung noch Alt hat da etwas Arges dran. Es würde aber auch den guten Leuten gar zu ſauer werden, wenn ſie ihren Kindern andre Grundſäze beybringen müſsten; ſo etwas kann doch nicht ohne Reden vor ſich gehen. In Jonien hingegen und bey allen andern Völkern auſſer Griechenland, wird es eben ſo ohne Einſchränkung für unerlaubt gehalten. Es iſt auch leicht begreiflich, wie dies nicht anders kommen kann. Wo der Wille des Deſpoten Geſez iſt, da muſs dies noch weit mehr, als ſelbſt Philoſophie und Gymnaſtik, verboten ſeyn. Denn was iſt dem Intereſſe der Tyrannen gefährlicher als groſse Geſinnungen und enge Freundſchaftsbündniſſe, ihrer Unterthanen? Und was erzeuge ſicherer, als die Liebe, dieſe edeln Früchte? Eine traurige Erfahrung hat dies auch die Tyrannen von Athen gelehrt. Durch Ariſtogitons Liebe und Harmodius treue Gegenliebe allein ward ihre Herrſchaft zertrümmert. — Jenes einfache Geſez in Rükſicht der Liebe ſcheint alſo allerdings verdächtig. Wo das Erwiedern der Liebe ſchlechthin verboten iſt, da darf man immer Verfall der Nation, deſpotiſche Herrſchſucht der Regenten und ſklaviſche Feigheit der Unterthanen; wo es ſchlechthin erlaubt iſt, Stumpfheit des Geiſtes bey dem Volke, das einem ſolchen Geſez unbedingt huldigt, vermuthen. Richtiger denkt man darüber in Athen. Aber unſer Geſetz iſt auch, wie geſagt, nicht ſo leicht zu faſſen. Bey uns hört man ſo oft: es ſey unſchicklich, ſeine Liebe nicht öffentlich zeigen, ſondern heimlich halten zu wollen; es ſey anſtändiger, edle und vornehme Jünglinge zu wählen, und ſich nicht durch Schönheit oder Häſslichkeit in ſeiner Wahl beſtimmen zu laſſen. Bey uns wird der Liebende nicht wie einer, der etwas ſchändliches beginnt, gewarnt, ſondern von allen Seiten vielmehr ermuntert. Bey uns bringt es Ehre, einen Geliebten gewonnen, Schande, ihn nicht gewonnen zu haben. Bey uns hat ein Liebender Beyfall zu erwarten, wenn er zu ſeinem Zwecke ſich Mittel erlaubt, die jedem andern, der ſie zu was immer für einen Zwecke gebrauchen wollte, den Spott der ganzen philoſophiſchen Welt zuziehen würden. Geſezt, es wollte einer, um Geld zu bekommen, oder ein öffentliches Amt zu erlangen, wie ein Liebender vor dem Geliebten, bitten, flehen, beſchwören, ganze Nächte vor der Thüre zubringen, mehr als Sklavendienſte verſehen: als einen niederträchtigen Schmeichler würden ihn ſeine Feinde verachten, ſeine Freunde ſich ſeiner ſchämen. Mit Ehren hingegen kann alles dies der Liebende thun, durch das Geſez ſelbſt vor allem Tadel geſichert; bey ihm wird es wie die lobenswürdigſte Handlung betrachtet. Ja, noch mehr! Bey uns hört man ſogar nicht ſelten: der einzige, dem die Götter ſelbſt einen falſchen Eid verzeihen, ſey der Liebende, denn des Liebenden Eid ſey weniger bindend. So denkt man bey uns in Rükſicht der Liebe; von Göttern und Menſchen iſt hier dem Liebenden volle Freyheit verſtattet. Wer ſollte daher nicht denken, daſs Lieben und Liebe erwiedern ohne Einſchränkung für edel in unſerm Staate gehalten werde? Wenn man aber auf der andern Seite ſieht, wie ängſtlich die Väter nach Hofmeiſtern für die Geliebten ſich umſehen, wie ernſtlich ſie ihnen verbieten mit ihrem Liebhaber zu ſprechen, wie angelegentlich ſie dem Hofmeiſter befehlen, darüber zu wachen; wenn man ſieht, daſs die Geſpielen und andere junge Leute einen Geliebten verſpotten, und daſs kein älterer es ihnen wehrt, keiner es ihnen als ein unverſtändiges Betragen verweiſt: ſollte man denn nicht vielmehr im Gegentheil denken, beydes werde in unſerem Staate durchaus für entehrend gehalten? Doch, es läſst ſich beydes vereinigen! Man kann, wie geſagt, nicht im allgemeinen behaupten, weder daſs es edel, noch daſs es unedel ſey, des Liebenden Liebe zu erwiedern. Es iſt edel, wenn es edel geſchieht; unedel, wenn es unedel geſchieht. Unedel aber iſt es, dem ſtrafbaren Liebenden mit ſtrafbarer Liebe entgegen zu kommen; edel hingegen, reine Liebe mit reiner Gegenliebe belohnen. Der ſtrafbare Liebende aber iſt jener gemeine. Ihm iſt es mehr um den Körper als um die Seele zu thun. Seine Liebe kann eben darum auch gar nicht beſtändig ſeyn, weil der Gegenſtand ſelbſt, den ſie ſucht, ſo vergänglich iſt. Iſt die Blüthe des Körpers, die ihn reizte, dahingewelkt; ſo entflieht er mit verächtlichem Blicke ſeiner ſchönen Worte und ſeiner Verſprechungen ſpottend. Der edlere Liebende hingegen bleibt durch ſein ganzes Leben beſtändig, denn was ihn feſſelt, iſt bleibend. Man kann alſo ſagen, es ſey bey uns Geſetz: Man müſſe die Liebenden erſt aufmerkſam prüfen; dann ſey es erlaubt, den Edeln wieder zu lieben; und Pflicht, den Unedlen ſogleich abzuweiſen. *) Dies ſieht man auch daraus, weil es bey uns einem Geliebten zur Schande gerechnet wird, wenn er entweder den Liebenden zu bald erhört — er ſoll ſich erſt Zeit nehmen, verlangt man, um alles gehörig zu prüfen — z

---

*) „Deswegen erlaubt das Geſetz auch, dem letztern zu folgen und befiehlt, die erſtern zu fliehen, nachdem man durch eine ernſtliche und beachtſame Prüfung ſich überzeugt hat, zu welcher Klaſſe der Liebende und der *Geliebte* gehört." — Eine müßige Wiederholung des vorhergehenden, die weder eine Berichtigung noch eine Erweiterung, und noch überdies eine Ungereimtheit enthält, indem ſie vom Prüfen *des Geliebten* ſpricht, der doch ſelbſt der Prüfende iſt, dem hier eine Vorſchrift, nicht zu ſeiner eignen Prüfung, ſondern zur Prüfung ſeines Liebhabers gegeben wird. Offenbar gehört alſo dieſer Zuſatz (vergl. *Schütz* Lect. Plat. P. I.) einem Gloſſator, und wird mit Grund aus dem Texte verwieſen.

oder, wenn er durch Geld oder äuſseres Anſehen des Liebenden ſich beſtimmen läſst; wenn er entweder aus Furcht vor dem mächtigen Einfluſs eines angeſehenen Mannes nicht Muth genug hat, ihn abzuweiſen, oder aus Eigennutz nicht hohen Sinnes genug, über Vortheile, die er ihm für ſeine häuslichen oder bürgerlichen Angelegenheiten anbietet, ſich zu erheben — denn auſserdem, ſagt man, daſs keines dieſer Dinge ächte Liebe erzeugen kann, läſst ſich auch gar keine Dauer einer ſolchen Verbindung erwarten. Den Liebenden wieder zu lieben, wird alſo bey uns allerdings, aber nur in einem einzigen Falle, für anſtändig gehalten. So wie wir es nämlich weder für ſchmeichleriſch noch für beſchimpfend halten, was immer für eine Unterwürfigkeit unter den Willen des Geliebten der Liebende zeigt; ſo giebt es auch eine Unterwürfigkeit des Geliebten, die wir für tadelloſs erkennen — die, welche Tugend zum Zweck hat. Nach einem bey uns ganz allgemeinen Urtheile iſt es weder ſchändlich noch ſchmeichleriſch, einem andern ſich gefällig zu machen, durch den man an Ausbildung des Geiſtes oder des Herzens zu gewinnen hofft. Trift nun dieſes Geſez der Philoſophie und der Tugend mit jenem Geſez der Liebe zuſammen, ſo kann es allerdings edel ſeyn, Liebe mit Gegenliebe zu erwiedern. Gründen zwey Liebende ihre Verbindung auf das wechſelſeitige Geſez: daſs die Gegenliebe des Geliebten jede erlaubte Gefälligkeit verdiene, und daſs der Eifer des Liebenden, ihn zum weiſen und tugendhaften Mann zu machen, jede tadelloſe Ergebung fordere; und hat der eine das Vermögen, Weisheit und Tugend zu befördern, der andere aber das Bedürfniſs, Geiſteskultur und Lebensweisheit zu erwerben: dann, und ſonſt nie, tritt der Fall ein, daſs es edel iſt, Liebe mit Gegenliebe zu erwiedern. Auch nur in dieſem Falle iſt es nicht ſchimpflich, ſich betrogen zu haben; in allen andern Fällen — man mag ſeinen Zweck erreichen, oder nicht — hat man Schande von einer ſolchen Verbindung. Erwiedert ein Jüngling die Liebe eines Mannes, den er für reich hält, um ſeines Geldes willen, ſo wird er dadurch keineswegs von der Verachtung befreyt, wenn es ſich am Ende zeigt, daſs der Liebhaber arm ſey, und ihm nichts geben könne; er hat ſchon verrathen, daſs er fähig ſey, jedem Menſchen zu jeder Abſicht für Geld die Hand zu bieten, und das iſt nicht edel gedacht. Wird hingegen ein Jüngling von einem Manne geliebt, den er für rechtſchaffen hält, und erwiedert ſeine Liebe, um durch den Umgang mit ihm beſſer zu werden, ſo bringt ihm die Täuſchung durchaus keine Schande, wenn es ſich auch am Ende entdeckt, daſs ſein Liebhaber ein ſchlechter Menſch ſey, und keine Tugend beſitze; er hat doch bewieſen, daſs er um der Tugend und um ſeiner Vervollkommnung willen für jeden alles zu thun entſchloſſen ſey, und dies iſt höchſt edel gedacht. Liebe mit Gegenliebe um der Tugend willen erwiedern iſt alſo allerdings lobenswürdig und edel. Dieſe Liebe allein iſt von der himmliſchen Göttin entſprungen, ſelbſt himmliſch, und würdig der allgemeinen Verehrung des Staats und der einzelnen Bürger, ein mächtiger Antrieb dem Liebenden, ſich ſelbſt und den Geliebten zur Tugend zu bilden. Der gemeinen Venus Zögling iſt jede andere Liebe! Dies, mein Phädrus — ſo ſchloſs er — iſt alles, was ich aus dem Stegreif zum Lobe des Amors zu ſagen weiſs."

Nachdem nun Pauſanias (um mich ſo wizig wie ein Sophiſt auszudrücken) pauſirt hatte, ſo kam die Reihe an den Ariſtophanes. War es Ueberladung des Magens oder was es ſonſt war, genug er hatte den Schlucken und konnte nicht ſprechen. Er wendete ſich alſo an Eryximachus, der zunächſt auf ihn folgte, und ſagte: „Ich kann dir nicht helfen Eryximachus, du muſst mir entweder den Schlucken vertreiben oder an meiner Stelle reden.

Eryximachus.

Oder noch beſſer, ich thue beides! Ich will einſtweilen an deiner ſtatt reden, wenn dich hernach der Schlucken verlaſſen hat, ſo kannſt du ja meine Rolle übernohmen. Gegen den Schlucken aber weiſs ich dir dreyerley zu rathen! Vielleicht kannſt du ihn ſchon loſs werden, wenn du nur eine Zeitlang den Athem anhältſt; hilfts nicht, ſo gurgle dich mit Waſſer; iſt er aber gar zu hartnäckig, ſo kitzle dir nur mit einer Feder oder ſonſt ſo etwas in der Naſe daſs du zum Nieſen kommſt: thuſt du dis zwey bis dreymal, ſo wird er ſich legen, und wenn er noch ſo heftig wäre.

Ariſtophanes.

Gut! das ſollſt du mir nicht zweymal ſagen. Aber jetzt nur gleich zu deiner Rede.

Eryximachus.

„Pauſanias hat ſeine Rede ſchön angefangen, aber nicht befriedigend ausgeführt. Es wird wohl nicht übel ſeyn, wenn ich ihm ein wenig nachhelfe. Die Eintheilung, daſs es zwey Amor gebe, finde ich allerdings gegründet. Aber mich hat meine Wiſſenſchaft weiter geführt. Ich habe beobachtet, daſs ſich nicht bloſs in den Seelen der Menſchen gegen ſchöne Menſchen und gegen ſchöne Sachen Liebe finde, ſondern daſs ſich eben ſowohl in den Körpern der Thiere, in den Pflanzen, und mit einem Wort in allem was iſt, Liebe*) entdecke;

---

*) Unerachtet im Teutſchen das Wort Liebe nicht ſo allgemein gebraucht wird, daſs es den Gat-

und mir iſt eben dadurch die Gröſse dieſer Gottheit, die ihren Einfluſs über alles, über göttliche und über menſchliche Dinge ausbreitet, um ſo bewundernswürdiger erſchienen. Meiner Kunſt zu ehren, will ich nun von den Gegenſtänden der Heilkunde den Anfang machen. Auch in der Beſchaffenheit der Körper zeigt ſich der doppelte Amor. Die geſunden und die kranken Theile eines Körpers ſind offenbar ſehr verſchieden und unähnlich. Nun zeigt aber unſre Wiſſenſchaft, daſs auch zwiſchen den ungeſunden Theilen ſich eine wechſelſeitige Liebe finde; alſo giebt es eine andere Liebe in den geſunden Theilen, eine andre in den kranken. Nun läſst ſich aber auch hier die Regel anwenden, die Pauſanias in Rückſicht auf die Menſchen aufgeſtellt hat: daſs es nämlich ſchön ſey, den Guten; ſchändlich, den Verderbten mit Liebe entgegen zu kommen. Gerade ſo kann ich nun auch in Rückſicht auf die Körper ſagen: es iſt ſchön und nothwendig, und eines Arztes würdig, die guten und geſunden Theile zu pflegen, ſchändlich hingegen, die verdorbenen und kranken Theile zu nähren; dieſen muſs man vielmehr

tungsbegriff von allem was ſich wechſelſeitig anzieht bezeichnete: ſo habe ich doch lieber einen ungewöhnlichen Ausdruck gebrauchen als durch Verwechſelung mit dem eigentlichen die Anſpielung auf die Hauptidee verlöſchen wollen.

auf alle nur mögliche Art entgegenwirken, wenn man nicht ein wahrer Stümper in ſeiner Kunſt ſeyn will. Denn die ganze Heilkunde, wenn ich es mit einem mal ſagen ſoll, iſt nichts anders, als die Wiſſenſchaft, der in dem Körper liegenden Triebe zur Anfüllung und Ausleerung. Wer hier den gemeinen und den himmliſchen Amor am beſten zu unterſcheiden verſteht, der iſt der beſte Arzt, und wer den einen in den andern verwandlen, den beſſern, wo er fehlt, einpflanzen, den ſchlimmern, wo er ſich eingeniſtet hat, austreiben könnte, der wäre erſt der wahre Meiſter ſeiner Kunſt. Dazu wird aber nichts geringeres erfordert, als daſs er die feindſeligſten Dinge in Harmonie und Liebe zu bringen wiſſe. Unter den feindſeligen Dingen verſtehe ich nämlich die entgegengeſezteſten, Warm und kalt, Bitter und ſüſs, Trocken und feucht, und ſo weiter. Dieſe Weisheit verſtand (ſo erzählen es wenigſtens die Dichter, und ich kanns ihnen wohl glauben) unſer Groſsvater Aeskulap, und ward dadurch der Schöpfer unſrer Kunſt. Die ganze Arzneykunſt wird alſo, wie geſagt, durch dieſen Gott regiert. Eben ſo aber auch die Gymnaſtik und der Landbau; und daſs auch die Muſik unter demſelben Einfluſs ſtehe, muſs jeder bemerken, der nur ein wenig nachdenkt. Vermuthlich iſt dies auch der Sinn einer ziemlich dunkeln Stelle des Heraklit, wo er ſagt: das Univerſum iſt in ſich ſelbſt verſchieden und doch mit ſich ſelbſt übereinſtimmend, wie die Spannung eines Bogens oder die Harmonie einer Leyer. Es wäre doch höchſt ungereimt zu ſagen: in der Harmonie ſey Verſchiedenheit, oder ihre Theile fahren fort, verſchieden zu bleiben. Vermuthlich wollte er alſo nur ſagen: die Tonkunſt bringe aus hohen und tiefen Tönen Harmonie hervor, indem ſie dieſe an ſich verſchiedenen Töne in Uebereinſtimmung bringt; denn aus hohen und tiefen Tönen, die nicht zuſammenpaſſen und nicht übereinſtimmen, kann keine Harmonie entſtehen. Eben ſo entſteht auch der Rythmus aus ſchnellen und langſamen Zeitmaſsen — Dingen, die ganz verſchieden an ſich, aber in Uebereinſtimmung gebracht ſind. Dieſe Uebereinſtimmung in Tönen und Zeitmaſsen bewirkt aber die Tonkunſt durch einerley Operation, wie die Heilkunſt, in dem ſie wechſelſeitige Liebe und Eintracht hervorbringt. Und die Tonkunſt iſt auch nichts anders, als die Wiſſenſchaft der Uebereinſtimmungen in Abſicht auf Harmonie und Rythmus. Dieſe wechſelſeitigen Uebereinſtimmungen in einer ſchon angelegten Harmonie und in einem ſchon vorhandenen Rythmus zu entdecken, iſt eben keine ſo ſchwere Aufgabe *). Eine ſchwerere, die mehr

---

*) Der Zuſatz: „hier giebt es auch nicht zweyerley Liebe,“ der hier im Original ſteht, iſt ohne Zweifel (S. Schütz. Lect. Plat. P. I.) wie-

Kunſtſinn und Fertigkeit fordert, iſt es, aus den ſich liebenden Theilen der Harmonie und des Rythmus ein Ganzes, das des Menſchen Herz erfreue, zuſammen zu ſezen oder, wie die Kunſtverſtändigen ſprechen, zu komponiren, oder auch nur ein komponirtes richtig vorzutragen. Hier muſs man wieder nach dem nämlichen Grundſatz verfahren, den Pauſanias aufgeſtellt hat: Nach den geſitteten Menſchen muſs man ſich richten, ihre Liebe muſs man ſuchen zu erwerben, und dann auch die Liebe der noch nicht geſitteten — in der Abſicht ſie zu bekehren. Dieſe Liebe iſt der himmliſchen Göttin Tochter, rein und himmliſch. Polymnia's Tochter iſt die gemeine Liebe. Sie darf man nur mit groſser Behutſamkeit erwecken, denn ſie artet leicht in Leidenſchaft aus, und man iſt in Gefahr, ihr Vergnügen ſehr theuer zu bezahlen. Der Muſiker hat dabey ungefähr daſſelbe Problem, wie der Arzt, der das rechte diätetiſche Ebenmaaſs

---

der ein Gloſſem, wodurch ſich vielleicht der Gloſſator ſelbſt erklären wollte, warum es leicht ſey, in den Verhältniſſen der Harmonie und des des Rhythmus, das ſich liebende zu finden. Denn daſs *Eryximachus* jenen Gedanken — der freylich nach ſeiner eignen Ankündigung der herrſchende in ſeiner Rede iſt — ſo gezwungen hieher gezogen haben ſollte, iſt um ſo unwahrſcheinlicher, da dieſer Theil der Allegorie gleich nachher beſonders ausgeführt wird.

ſucht, der Lüſternheit des Gaumen den möglich freiſten Spielraum zu laſſen, und dabey doch der Geſundheit zu ſchonen. Es kommt alſo ſowohl in der Tonkunſt als in der Heilkunſt, und mit einem Worte überhaupt bey allen göttlichen und menſchlichen Dingen, alles auf die Kenntniſs und richtige Behandlung des doppelten Amors an. Denn dieſer iſt überall. Selbſt in der Beſchaffenheit der Jahreszeiten zeigt er ſich. Herrſcht nämlich der beſſere Gott in der Natur, zwiſchen Wärme und Kälte, zwiſchen Trockenheit und Feuchtigkeit, ſo daſs Harmonie und gemäſsigte Miſchung derſelben entſteht: ſo ſehen wir Fruchtbarkeit und Geſundheit, und allgemeines Gedeihen für Menſchen, Thiere und Pflanzen. Hat aber der andere Amor in den Jahrszeiten die Obergewalt, ſo wird alles zu Grunde gerichtet; es entſtehen Seuchen und allerley bösartige *) Krankheiten für Thiere und Pflanzen. Auch Reif und Hagel und Fruchtbrand entſpringen aus einer un-

---

*) Ich nehme *ανομοια* in dem Sinne, den ihm Eryximachus oben (XII, 3) durch den Gegenſaz ſelbſt gegeben hat, wo es ganz offenbar iſt, daſs er nicht Unähnlichkeiten überhaupt ſondern *ανομοιον τῳ υγιει* verſteht, weil ſonſt das *τ: ανομοιον ανομοιων επιθυμει* das gerade Gegentheil von dem ausdrücken würde, was er damit ſagen will.

mäſsigen und regelloſen Liebe dieſer Dinge *) Aber auch ſogar die ganze Opferkunſt und alles was die Mantik **) zu thun befiehlt, beſteht bloſs in dem Studium einer rechten Behandlung des Amors. Denn aller Mangel an Religion entſpringt daher, wenn jemand nicht dem göttlichen ſondern dem gemeinen Amor ergeben iſt, wenn er in ſeinem Betragen gegen Eltern, gegen Lebende und Verſtorbene, und gegen die Götter ſelbſt, nicht jenem, ſondern dieſem huldigt. Die ganze Weisheit der Mantik ſchränkt ſich alſo bloſs auf die Kenntniſs einer weiſen Leitung des Amors ein, und ſie lehrt die Menſchen, mit den Göttern in Rapport zu kommen, indem ſie die Menſchen rechtmäſsige und unerlaubte Neigungen unterſcheiden lehrt. Amor hat alſo allerdings viele und groſse, und — man kann ſagen — alle Gewalt. Doch die gröſseſte hat derjenige, durch welchen die Menſchen mit Selbſtbeherrſchung und reinem Gefühl für Recht das was bey Göttern und Menſchen gut iſt, vollbringen lernen. Er iſt es, der uns zu der Glükſeligkeit geſchikt macht, die Freuden eines vertrauten Umgangs zu genieſsen und Freunde der über uns erhabnen Götter zu ſeyn." — Somit wäre ich alſo am Ende meiner Lobrede. Es iſt wohl möglich, daſs ich manches überſehen habe. Indeſs mit meinem Willen iſts nicht geſchehen, und Ariſtophanes wird ſchon allenfalls ſo etwas gut zu machen wiſſen. Doch du haſt wohl ſo deine eigne Manier, den Gott zu loben? fang alſo nur gleich an. Dein Schlucken hat doch ſeinen Abzug genommen?

---

*) „Deren Kenntniſs aus dem Lauf der Geſtirne und den verſchiedenen Jahreszeiten Aſtronomie heiſst." Eine ſolche Definition von Aſtronomie hat Plato ſchwerlich dem Eryximachus in den Mund gelegt. Wenn man ſich alſo auch zum Beweis für die Authentie dieſes Zuſatzes darauf berufen wollte, daſs Eryximachus ſeine Reflexion gerne mit einer Definition ſchlieſst: ſo würde man doch mit Grunde behaupten können, daſs der Text hier verdorben ſey. Ich bin alſo den einleuchtenden Gründen (S. Schütz Lect. Plat. P. I.), welche dieſe Definition, als eine Gloſſe, aus dem Text verweiſen, um ſo lieber gefolgt.

**) Mantik iſt eine Art von Theoſophie, die Kunſt ſich mit der Gottheit unmittelbar in Rapport zu ſetzen. Ich glaube alſo um ſo zuverläſsiger, den Zuſatz: „das, was Menſchen mit Göttern in Verbindung bringt," für eine Gloſſe halten zu müſſen, wofür ſie (in den angef. Lect. Plat.) erklärt worden iſt. Es wäre höchſt ungereimt, wenn Plato den Eryximachus eine Definition von Mantik geben lieſſe, die alle Anweſende wenigſtens eben ſo gut wuſsten.

Ariſtophanes.

Ja wohl iſt er abgezogen, doch hat er erſt das Nieſsen abgewartet. Es iſt mir in der That unbegreiſlich, wie das Ordentliche im Körper eine ſo unordentliche Erſchütterung lieben kann, und doch iſt es wirklich wahr, ſobald ich den Schlucken mit dem Nieſsen in Harmonie ſezte, ſo verſchwand das Uebel.

Eryximachus.

Du wagſt viel, Ariſtophanes, dein Spott ſoll dich theuer zu ſtehen kommen! Ich werde deiner Rede recht aufpaſſen, und — die Götter mögen dir gnädig ſeyn, wenn du was lächerliches vorbringſt! Du ſollſt gewiſs nicht ungeſchlagen davon kommen.

Ariſtophanes.

Ich bitte um Pardon, Eryximachus! Ich will ja gerne nichts geſagt haben, wenn du mich nur in Ruhe laſſen willſt. Ich fürchte nur gar zu ſehr, es möchte in meiner Rede nicht etwa bloſs, wie du meinſt, etwas lächerliches — das wäre eben ſo übel nicht, denn ſo was liebt meine Muſe — ſondern gar etwas auslachenswerthes vorkommen.

Eryximachus.

Glaubſt du zu entwiſchen durch dieſe Wendung? So leichten Kaufs ſollſt du nicht davon kommen. Nimm dich nur in Acht, ich werde dich ſchon zur Rechenſchaft ziehen, wenn mirs

nicht

nicht aus beſonderer Gnade beliebt, dir durch die Finger zu ſehen.

Ariſtophanes.

„Ich habe wirklich im Sinn den Gegenſtand aus einem etwas andern Geſichtspunkt zu faſſen, als du und Pauſanias. Die Menſchen ſcheinen in der That die Macht des Amors noch gar nicht zu kennen. Würden ſie ihm ſonſt nicht lange ſchon die prächtigſten Tempel und Altäre errichtet und die glänzendſten Opfer gebracht haben? Man vernachläſſigt aber ganz die Verehrung dieſes Gottes, deren doch keiner würdiger ſeyn kann als er, der menſchenfreundlichſte unter allen Göttern, und der Wohlthäter der Menſchen, die er von ſolchen Uebeln befreit, durch deren Heilung ſchon dem menſchlichen Geſchlechte die gröſseſte Glückſeligkeit geſichert iſt. Ich fühle mich alſo berufen, euch ſeine Allmacht zu verkünden. Möget ihr dann wieder die Lehrer anderer werden! Ich fange da[illegible] an, euch mit der urſprünglichen Beſchaffenheit des Menſchen und ihrer erlittenen Schickſale näher bekannt zu machen. Ehmals war nämlich unſre Natur ganz anders, als jezt. Damals gab es nicht bloſs Männer und Weiber, wie jezt, ſondern noch ein drittes Geſchlecht, das Zwittergeſchlecht, das zwar nicht mehr ſelbſt vorhanden iſt, von dem aber doch der Name noch als ein Spottname exiſtirt. Dieſe Menſchenrace hatte eine völlig runde Form, Nacken und Rippen ringsherum, vier Hände und eben ſoviel Füſse; zwey Geſichter, einander ganz ähnlich, auf dem runden Nacken, die an Einem Kopf in gerade entgegengeſezter Richtung ſtanden; vier Ohren, doppelte Geſchlechtstheile, und ſo weiter alles, wie man es ſich leicht denken kann. Uebrigens giengen ſie aufrecht wie wir, und konnten ſich frey nach allen Seiten hin bewegen. Um recht ſchnell an einen Ort zu kommen, machten ſie es wie die Springer, die ſich auf ihre Hände werfen und mit ihren Füſsen ein Rad über den Kopf ſchlagen; und es gieng um ſo ſchneller bey ihnen, da ſie acht Glieder dazu brauchen konnten. Nun können wir uns das Daſein dieſes dreyfachen Geſchlechtes daher erklären, weil das männliche Geſchlecht aus der Sonne, das weibliche aus der Erde, das Zwittergeſchlecht aus dem Monde, der auch ein Zwitter von jenen beiden iſt, ſeinen Urſprung hatte. Kreisförmig, wie die ihrer Stammeltern, war auch ihre Geſtalt und ihr Gang. Das Gefühl ihrer Stärke und Kraft machte ſie endlich ſo verwegen, daſs ſie die Götter ſelbſt angriffen. Von ihnen gilt, was Homer von Ephialtes und Otus ſagt:

Sie wollten den Himmel erſteigen und ſelbſt die Götter bekriegen.

Nun berathſchlagte ſich Zevs mit den andern Göttern was bey dieſem Handel zu thun wäre. Lange waren ſie ganz unſchlüſsig. Dieſe Menſchen zu tödten, und ihr Geſchlecht wie die Giganten mit dem Blitz zu vernichten — das gieng doch nicht ſo; denn wo wären denn die Opfer und der ganze Gottesdienſt geblieben? Und doch, eine ſolche Ungezogenheit zu dulden, das war ihnen auch wieder nicht anſtändig. Sie beſannen ſich alſo lange hin und her. Endlich fieng Jupiter an: „Ich glaube, mir geht ein Licht auf! Ja, ſo können wirs machen. Ich will ihrem Muthwillen ſchon die Flügel beſchneiden, ohne daſs es nöthig ſeyn ſoll, ſie ganz zu vertilgen. Ich werde ſie von oben herunter in zwey Hälften zerſchneiden. Dadurch machen wir ſie nicht nur zahmer, ſondern erhalten auch noch obendrein den Vortheil, daſs uns ihrer zwey gerade noch einmal ſo viel opfern werden. So können ſie dann noch immer auf zwey Beinen aufrecht herumgehen. Werden ſie aber alsdenn noch nicht Ruhe halten, ſo ſpalte ich ſie noch einmal, dann mögen ſie ſehen, wie ſie auf Einem Beine herumhüpfen.“ Sogleich fieng er nun an die Menſchen nach einander jeden in zwey Hälften zu ſpalten, wie die Köche Arlesbeere zum Einmachen zerſchneiden, oder Eier mit Haaren zertheilen. So oft einer nun auf dieſe Art halbirt war, muſste ihm Apollo das Geſicht und den halbirten Nacken vorne nach dem Schnitt zu drehen, damit ſie fleiſſig an das Zerſchneiden erinnert und dadurch beſcheidener werden möchten. War dies geſchehen, ſo zog Apollo die Haut in der Gegend, die nun der Bauch heiſst, von allen Seiten zuſammen, ungefähr ſo wie man einen Beutel oben zuſammenſchnürt, ſo daſs nur eine einzige Oeffnung blieb, die er in der Mitte des Bauches zuknüpfte, und die jezt der Nabel heiſst. Alsdenn nahm er eine Falzzange, womit die Schuſter das Leder über den Leiſten glatt ziehen, wölbte damit die Bruſt, und glättete die entſtandenen Runzeln aus. Ein paar lieſs er aber doch um Bauch und Nabel ſtehen, damit auch hier ein kleines Andenken von der ehmaligen Züchtigung übrig bliebe. Nachdem nun dieſe Biſection unſers Weſens glücklich vollendet war, fiengen die getrennten Hälften an ſich nach einander zu ſehnen, umſchloſſen ſich mit ihren Armen ſo feſt, und hängten ſich ſo innig an einander, als wollten ſie wieder in Ein Weſen zuſammenflieſſen. Keine wollte ohne die andere etwas verrichten, und ſo ſtarben ſie endlich miteinander aus lauter Hunger und Nichtsthun. Starb aber nur die eine, ſo ſuchte die Verlaſsene wieder eine andere entweder männliche oder weibliche Hälfte (was wir nämlich jezt Weiber nennen), ſchloſs ſich an ſie an, und ſtarb ſo mit ihr umſchlungen. Jupiter lieſs ſichs endlich der armen Sterblichen erbarmen, und ſann auf ein anderes Mittel ihnen zu helfen. Bisher hatten die Menſchen ſich nicht durch wechſelſeitige Begattung, ſondern wie die Cicaden durch Befruchtung der Erde fortgepflanzt, und ihre Geſchlechtstheile ſtanden nach hinten zu. Nun verſezte Zevs dieſe an die Vorderſeite, und traf die Einrichtung zur wechſelſeitigen Begattung, damit durch die Umarmungen des Mannes und des Weibes das Geſchlecht fortgepflanzt, und wenn Mann und Mann ſich umarmen, wenigſtens die Geſchlechtsluſt geſtillt würde, damit dieſe heftige Leidenſchaft ihnen endlich Ruhe lieſſe, auf nützliche Geſchäfte zu denken, und für ihren Unterhalt zu ſorgen. Seitdem iſt die Liebe ein Naturtrieb der Menſchen, ein Drang die urſprüngliche Beſchaffenheit wieder herzuſtellen, zwey Weſen in Eins zu verbinden, und die Verſtümmelung der menſchlichen Natur wieder aufzuheben. Jeder von uns iſt alſo nur ein Fragment von einem Menſchen, aus Einem in Zwey getheilt, wie die Schollen *); und jeder ſucht nun ſeine von ihm getrennte Hälfte

---

*) Ein Geſchlecht von Fiſchen (Pleuronectes im Syſteme), und zwar die einzigen Thiere in der Natur, die ihre beiden Augen, ihre beiden Naſenlöcher etc. auf einer Seite des Kopfes haben.

Nun ſind aber einige, Hälften der eigentlichen Zwitter, die zweyerley Geſchlecht hatten. Der männliche Theil von dieſen liebt die Weiber, und dieſe Klaſſe hat uns die meiſten Buhler geliefert, ſo wie der weibliche Theil von ihnen, der die Männer liebt, die meiſten Buhlerinnen. Die Hälften der ehmaligen Doppelweiber ſind gleichgültig gegen die Männer und lieben nur ihr eignes Geſchlecht; daher die Tribaden. Die Hälften der vormaligen Doppelmänner aber fühlen eine Neigung zum Männergeſchlechte. So lange ihre Jugend dauert, lieben ſie, als Theilchen von einem Manne, nur Männer, und finden Vergnügen in ihrem Umgang und in ihrer Umarmung; und dies ſind die edelſten Knaben und Jünglinge, weil ſie von Natur die männlichſten ſind. Mit Unrecht hat man ſie der Unzüchtigkeit beſchuldiget; denn nicht Unzucht, ſondern inneres Gefühl ihrer männlichen Kraft und männlicher Geiſt iſt der Grund ihrer Neigung zu ihrem Geſchlechte. Dies zeigt ſich offenbar dadurch, daſs nur ſolche Jünglinge im reiferen Alter die politiſche Laufbahn betreten. Zu Männern gereift lieben ſie ſelbſt wieder Jünglinge; heirathen zwar und zeugen Kinder, aber nicht aus Neigung ſondern gezwungen durch das Geſez; zufriedener, wenn ſie unverheirathet im Umgang mit ihres gleichen leben

ſo daſs man ſie beynah für halbirt oder durchſchnitten anſehen könnte. S. Wolfs Ausg. des Symp. zu dieſer Stelle.

könnten. Die Liebe zu Jünglingen und die Gegenliebe von dieſen hat alſo offenbar keinen andern Grund, als weil jeder nach Vereinigung mit ſeiner Hälfte ſtrebt. Hat der eine oder der andre ſeine eigentliche Hälfte gefunden: unausſprechlich iſt dann das Wonnegefühl ihrer Zärtlichkeit, ihrer Vertraulichkeit, ihrer Liebe; und — was kann man mehr ſagen? — auch nicht einen Augenblick ſind ſie zu trennen. Wenn ſie nun aber auch Lebenslang in unzertrennlicher Vereinigung geſtanden haben, ſo wiſſen ſie doch am Ende nicht zu ſagen, was ſie eigentlich von einander wünſchen und verlangen. Befriedigung einer unreinen Luſt kann es nicht ſeyn, was ſie mit ſolcher Innigkeit vereiniget, und ihren Umgang zu einer Quelle ſo unerſchöpflicher Freuden macht; ſondern etwas anders iſt es, wornach beider Seele ſich ſehnt, was ſie aber nicht ſagen, nur ahnen, nur im dunkeln Vorgefühl rathen kann. Träte nun zu ſolchen Menſchen, wenn ſie ſo beiſammen ſind, Vulkan mit ſeinen Werkzeugen und fragte: „Was wollt ihr doch, ihr Menſchen, einer vom andern?“ und keiner wüſste es zu ſagen, und er ſpräche nun: „Wollt ihr vielleicht ſo ganz vereiniget ſeyn, daſs Tag und Nacht keiner vom andern ſich trenne? Wünſchet ihr dies, ſo will ich euch ſo zuſammenfügen und zuſammenſchmelzen, daſs ihr aus zweien Eins werdet, daſs ihr, ſo lange euer Leben dauert, als ein Weſen zuſammen lebet, und bey eurem Tode gemeinſchaftlich in die Unterwelt wanderet, und auch dort nicht zwey ſeid, ſondern Eins! Beſinnet euch, ob dieſe euer Wunſch ſey, ob es euch recht wäre, wenn ihn jemand erfüllen wollte?“ — : keiner, das weiſs ich, würde dann Nein ſagen, keiner einen andern Wunſch äuſſern; jeder nur ſeinen eignen längſt gefühlten Wunſch zu hören glauben: zuſammengeſchmolzen und verbunden mit ſeinem Geliebten aus zweyen Eins zu werden. Die Urſache davon iſt, weil wir jetzt nur Brüche von Menſchen ſind, ehmals aber ganze Menſchen waren. Liebe iſt alſo nichts anders, als das Verlangen und das Streben nach der Ergänzung unſeres Weſens. Denn, wie geſagt, wir waren ehmals ganze Einheiten, aber jene unſeelige Revolution unſrer Ahnen hat den Zevs zu der unglücklichen Theilung veranlaſst, und ſeitdem ſind unſre Hälften dislocirt worden, wie die Arkadier durch die Spartaner. Und wenn wir uns nicht hübſch artig gegen die Götter aufführen, ſo dürften wir leicht noch einmal von Zevs geſpalten werden. Dann würden wir ausſehen wie die Reliefs auf den Grabſteinen, die nur ein Profil vorſtellen, mit halben Naſen ſo dünn wie Spielmarken *). Es ſollte alſo billig jeder Menſch den andern warnen, ſich aller aufrühriſchen Ge-

---

*) Ich ſubſtituire dieſen Ausdruck für das griechiſche λισπαι, was mehrere Gloſſatoren mit Suidas für eine Art von Würfeln, die in der Mitte durchſchnitten waren, erklären.

danken zu entſchlagen und fromm gegen die Götter zu ſein, damit wir nicht nur dies Unglück abwenden, ſondern auch des Glücks theilhaftig werden, wozu Amor uns leitet und hilft, wenn wir ihm nur nicht entgegenhandeln. Ihm entgegen aber handelt, wer ſich die Götter zu Feinden macht; denn, nur wenn wir Freunde der Gottheit ſind, haben wir Hoffnung, unſere wahren Liebchen zu finden — ein Glück, das Wenigen zu Theil wird! — Daſs mir aber nicht Eryximachus Tadelſucht dies auffaſſe, und auf Pauſanias und Agathon deute! denn ſie gehören auch vielleicht zu jenem Geſchlecht, und haben ehmals einen Doppelmann mit einander ausgemacht. Ich ſpreche ganz im Allgemeinen von Männern und Weibern, indem ich behaupte: daſs wir nur dann die höchſte Stufe unſeres Glücks erreichen, wenn uns die wahre Liebe zu Theil wird, wenn jeder ſeine eigentliche geliebte Hälfte wieder findet, und vereinigt mit ihr in ſein urſprüngliches Weſen gleichſam wieder verwandelt wird. Iſt dies der höchſte Grad des Glücks, den wir erreichen können; ſo muſs unter den gegenwärtigen Umſtänden das, was dieſem am nächſten kömmt, der höchſte ſeyn, nämlich einen Liebling zu finden, der unſerem Herzen entſpricht. Wie könnte ich aber den Gott der Liebe würdiger preiſen, als wenn ich von ihm alles dies Glück ableite, wenn ich erkläre, daſs er es iſt, der uns gegenwärtig ſo glücklich macht, indem er uns zu gleichgeſtimmten Lieblingen leitet, und der uns die noch gröſsere Hoffnung für die Zukunft eröffnet, uns, wenn wir nur den Göttern gehorſam ſind, zu dem urſprünglichen Zuſtand unſers Weſens zurückzuführen, und uns jenen höchſten Grad der Glückſeligkeit zu ertheilen! — Dies iſt meine Rede über Amor. Sie iſt freylich etwas anders ausgefallen als die Deinige, Eryximachus. Aber, ich bitte, verſchone mich mit deiner Recenſion, damit wir auch die übrigen, oder ich muſs vielmehr ſagen die beiden — denn es iſt ja nur Agathon und Sokrates noch übrig — noch hören können.

Eryximachus.

Ich will dirs wol diesmal noch ſo hingehen laſſen, weil mir deine Rede wirklich viel Spaſs gemacht hat. Es iſt aber überhaupt ſchon ſoviel lehrreiches und ſchönes über dieſen Gegenſtand geſagt worden, daſs mirs in der That bange für Sokrates und Agathon ſeyn würde, was ſie denn noch anfangen werden; wenn ich nicht wüſste, was ſie für Meiſter in Sachen der Liebe ſind. Allein nun kann ich ganz ruhig ſeyn —

Sokrates.

— Freylich, weil du deinen Kampf glücklich beſtanden haſt! Aber wärſt du an der Stelle, wo ich jezt bin, und noch mehr, wo ich vermuthlich ſeyn werde, wenn erſt Agathon geſprochen hat: ich weiſs gewiſs, das Herz würde dir eben ſo pochen, wie mir.

Agathon.

Willſt du mich beſchreyen *), Sokrates, mit deinem Lobe? du willſt wol nur, daſs die Vorſtellung einer recht groſsen Erwartung, die das Theater von mir habe, mich aus der Faſſung bringen ſoll?

Sokrates.

Habe ich dich etwa nicht ganz neuerlich geſehen, wie du ſo ganz unerſchrocken und freymüthig mit den Schauſpielern die Bühne betrateſt, wie du im Angeſicht einer ſolchen Menge von Zuſchauern, vor welchen eines deiner Stücke geſpielt werden ſollte, ohne die mindeſte Verlegenheit erſchieneſt? glaubſt du denn, daſs ich das ein paar Tage darauf ſchon ſo ganz vergeſſen habe, daſs ich mir einbilden könnte, ſo eine Handvoll Leute werde dich aus der Faſſung bringen?

Agathon.

Warum nicht, Sokrates? So ganz hat mir das Parterre doch den Kopf noch nicht verrükt, daſs

---

*) Es war damals, wie noch jetzt, Volksmeinung, daſs man einen durch übertriebenes Lob behexen könne.

Ich nicht mehr wüſste, daſs einem verſtändigen Künſtler eine kleine Zahl von Kennern weit furchtbarer iſt, als ein ganzer Haufen von unkundigen Gaffern.

Sokrates.

Es wäre auch ſehr unverzeihlich, dir einen ſolchen Stumpfſinn zuzutrauen. Wenn du freylich Leute antriffſt, die du für Kenner halten kannſt, ſo glaube ich dir gerne, daſs du mehr Rückſicht auf ſie als auf den groſsen Haufen nehmen wirſt. Aber das ſind wir ja nicht, wir waren ja auch dort unter dem groſsen Haufen! Geſezt aber, du träfeſt ſolche Kenner an, ſag mir doch, würdeſt du dich wohl vor ihnen ſchämen, wenn du etwas nicht recht gemacht zu haben glaubteſt?

Agathon.

Allerdings.

Sokrates.

Vor dem groſsen Haufen würdeſt du dich aber nicht ſchämen, wenn du auch glaubteſt, etwas nicht recht gemacht zu haben?

Phädrus.

O, ich bitte, lieber Agathon, laſs dich doch mit Sokrates nicht ein. Er wird ſich viel darum bekümmern, was aus unſrer Verabredung wird, wenn er nur jemand hat, mit dem er ſprechen kann; zumal einen ſo ſchönen Mann. Ich höre zwar immer Sokrates Unterredungen mit Vergnügen, aber mir liegen jezt Amors Lobreden gar zu ſehr am Herzen, ich muſs alſo auch euren Beytrag noch eintreiben. Habt ihr beide dem Gott dieſen Tribut bezahlt, dann mögt ihr ſprechen, ſoviel ihr wollt.

Agathon.

Es iſt auch wahr, Phädrus! ich will mich nicht länger abhalten laſſen. Mit Sokrates kann ich ja auch nachher noch lange ſprechen.

Um mich aber recht gründlich über meinen Gegenſtand zu verbreiten, will ich euch vor allen Dingen meinen Plan vorlegen. Soviel ich urtheilen kann, haben meine Vorgänger ſämtlich überſehen, daſs ſie eigentlich nicht den Gott, ſondern nur die Gaben dieſes Gottes und das Glück, das wir durch ihn empfangen, gerühmt, und über den Gaben den Geber ſelbſt im eigentlichſten Sinn vergeſſen haben. Gleichwohl giebt es überall nur Eine Methode, einen Gegenſtand, von welcher Art er auch ſey, richtig zu behandeln. Man muſs über ihn ſelbſt und über ſeine Eigenſchaften erſt im reinen ſeyn, ehe man anfangen kann, von ſeinen Wirkungen zu ſprechen. Meine erſte Pflicht wird es alſo ſeyn, den Gott der Liebe ſelbſt und ſeine Eigenſchaften zu ſchildern, und dann erſt, ſeine Gaben zu preiſen. Unter allen ſeeligen Göttern (ſie mögen mir verzeihen, wenn ich irre!) iſt Amor der ſeeligſte, als der ſchönſte und vollkommenſte unter allen. Der ſchönſte, ſage ich; denn fürs erſte iſt er der jüngſte unter den Göttern. Dies iſt in die Augen ſpringend, wenn man nur ſein Betragen anſieht. Mit Schrecken flieht er das Alter, das leider! nur zu ſchnelle Füſse hat und uns immer zu früh übereilt. Es liegt in ſeiner Natur, es zu haſſen, und ſich ihm auch nicht einmal von ferne zu nähern. Aber junge Leute ſind ſeine Geſellſchaft. Er muſs alſo ſelbſt jung ſeyn; denn ein altes Sprichwort ſagt, daſs

— — Gleiches ſich immer gern zu Gleichem geſelle.

Wenn ich alſo mit Phädrus auch in allen andern Stücken übereinſtimme, ſo kann ich ihm doch das nicht zugeben, daſs Amor älter als Saturn und Japet ſey. Er iſt vielmehr — ich kann das mit Recht behaupten, — der jüngſte unter den Göttern, und immer jung. Die alten Geſchichten von den Göttern, welche Heſiod und Parmenides erzählen, wenn ſie anders wahr ſind, hat gewiſs nicht Amor ſondern das Fatum geleitet. Unter Amors Regiment würden ſie ſich einander gewiſs nicht bald caſtrirt, bald in Ketten und Banden geworfen, und ſonſt auf andre Art gewaltthätig behandelt, ſondern eben ſo ruhig und friedlich zuſammen gewohnt haben, wie jetzt, ſeit Amor ſie wirklich regiert. Es iſt alſo kein Zweifel, daſs Amor ſehr jung iſt. Ueberdies iſt er auch äuſſerſt zart gebildet. Nur ein Dichter, wie Homer, iſt im Stande, dieſe Zartheit zu ſchildern. So ſpricht er von der Zartheit der Ate, die er auch für eine Göttin erklärt, oder wenigſtens von der Zartheit ihrer Füſse, wo er ſagt:

> Ihre Füſse ſind zart, denn nie berührt ſie den Boden,
> Ueber die Köpfe der Menſchen weg eilt ſie mit leichterem Schritte;

und es ſcheint mir, der Dichter hätte die Zartheit durch keinen glücklicheren Zug mahlen können, als daſs er ſie nicht auf hartem Grunde, ſondern auf etwas Weichem gehen läſst. Eben dieſer Beweis für die Zartheit läſst ſich aber auch auf Amor anwenden. Nicht nur die Erde, auch Menſchenköpfe ſogar, die bekanntlich eben nicht immer ſehr weich ſind, ſind ein zu harter Boden für ihn. In dem allerweichſten und zarteſten, was ſich nur denken läſst, wandelt und wohnt er, nämlich in den Herzen und Seelen der Menſchen und Götter. Und ſelbſt in dieſen nicht einmal ohne Ausnahme. Er flieht die Seele, die er in einem rauhen Wohnſitz findet, und bleibt nur, wo ſie eine ſanftere Hütte bewohnt. Da er nun nicht mit den Füſsen bloſs, ſondern mit ſeinem ganzen Körper, immer das weichſte von allem weichen berührt, ſo muſs er auch nothwendig der zarteſte aller Zärtlinge ſeyn. Sonach wäre alſo ſeine Jugend und ſeine Zartheit erwieſen. Ueberdieſs aber muſs er äuſserſt geſchmeidig ſeyn. Wie könnte er ſonſt, falls er ſpröde wäre, ſo allenthalben durchdringen, wie könnte er in alle Seelen einſchleichen, und zwar ſo unvermerkt, daſs er da iſt, ehe man ſichs verſieht, und eben ſo unbemerkt wieder ſeinen Abſchied nimmt? Ein Beweis von Amors regelmäſsiger und geſchmeidiger Geſtalt iſt die Schönheit, die nach dem allgemeinen Urtheile vorzüglich ihm eigen iſt. Häſslichkeit und Liebe ſind auch im ewigen Streite wider einander. Ferner, wie lieblich muſs nicht ſeine Farbe ſeyn, da er beſtändig in Blüthen lebt? denn nie bewohnt er einen Körper, oder eine Seele, oder einen andern Gegenſtand, der entweder noch nicht zur Blühte gereift, oder ſchon verblüht iſt. Ueberall aber, wo Blumen blühen, und Wohlgerüche duften, mag er gern ſitzen, und wohnen bleiben. Ich ſage nichts weiter von Amors Schönheit — ſo reich auch der Stoff noch wäre — um nun von Amors Tugenden zu ſprechen. Eine der erſten iſt unſtreitig ſeine Gerechtigkeit, daſs er keinen Gott und keinen Menſchen beleidigt, aber auch eben ſo wenig von einem derſelben Beleidigung erträgt. Gewaltſamen Zwang übt Amor nicht aus, und duldet auch keinen. Das leztere nicht; denn Zwang und Liebe heben ſich auf. Aber auch nicht das erſtere; denn jeder unterwirft ſich ihm freywillig, und die Regenten des Staats, die

die Geſetze, ſprechen: wer das wollte, was ihm geſchieht, dem geſchieht kein Unrecht. — Auſſer der Gerechtigkeit beſizt Amor auch die höchſte Mäſsigkeit. Unter Mäſsigkeit verſteht man nämlich nichts anders, als Herrſchaft über die Begierden und Leidenſchaften. Nun wird aber Liebe allgemein für die ſtärkſte Leidenſchaft gehalten. Die andern Leidenſchaften, als die ſchwächeren, können alſo von Amor bezwungen werden, und er, der die andern Leidenſchaften bezwingen kann, muſs folglich in vorzüglichem Sinne mäſsig ſeyn. — In Rückſicht der Tapferkeit aber kann ſich Mars ſelbſt nicht mit Amor meſſen. Mars hat nie eine ſolche Gewalt über den Amor ausüben können als Amor über ihn. Wir wiſſen, was die Mythen von ihm und der Venus, erzählen. Nun iſt der bekanntlich ſtärker, der die Gewalt ausübt, als der der ſie leidet; wer aber ſtärker iſt als der tapferſte, der muſs tapfrer als alle ſeyn. — Von der Gerechtigkeit, Mäſsigkeit, und Tapferkeit des Gottes, hoffe ich euch nunmehr überzeugt zu haben. Noch habe ich von ſeiner Geſchicklichkeit nichts geſagt. Dieſs iſt aber gerade eine Seite, die ich am wenigſten unberührt laſſen will. Zuerſt alſo — damit ich meiner Kunſt auch eine Ehre anthue, wie Eryximachus der ſeinigen — Amor iſt ein vortrefflicher Dichter, ſo vorzüglich, daſs er auch andere ſogar dazu umſchaffen kann. Wer auch die Muſen noch gar nicht kennt, den darf nur Amor ergreifen, um ihn ſogleich zum Dichter zu machen. Was brauchen wir mehr, um uns zu überzeugen, daſs Amor ein vorzüglicher Künſtler *) ſey, beſonders in allem, was Werke der ſchönen Künſte betrift; wie könnte er ſonſt andern geben und andere lehren, was er ſelbſt nicht hat und nicht kennt? Wer kennt aber nicht Amor als den Lehrmeiſter einer andern Kunſt, durch welche alles Lebende ſein Daſeyn erhält? Und überdieſs, wiſſen wir nicht ſeinen Einfluſs auf alle Meiſterwerke der Kunſt? Welchem Künſtler, den er begeiſtert, gelingt nicht ein Werk zur Unſterblichkeit? Welcher, den er verlaſſen, erhob ſich über die unterſte Stufe? Apollo iſt zwar der Erfinder der Bogenkunſt, der Medicin und der Mantik; aber hat nicht Liebe und Leidenſchaft ihn zu ſeiner Entdeckung geleitet? Alſo auch er iſt Amors Schüler; wie in der Erfindung der ſchönen Künſte, die Muſen; in der Bearbeitung der Metalle, Vulkan; in der Weberey, Minerva; und Jupiter in der Regierung der Götter und Menſchen. Daher kamen auch die Götter mit ihren Sachen nicht

---

*) Agathon ſpielt hier mit dem Worte **Poet**, das in ſeiner Sprache, zugleich Dichter und Schöpfer oder überhaupt einen der etwas macht, bedeutet. Dieſe Spielerey muſs freylich in der Ueberſetzung zum Theil verlohren gehen, weil wir kein Wort haben, das eben dieſen Doppelſinn ausdrükt.

früher zu Stande, bis Liebe bey ihnen ſich einfand, (verſteht ſich Liebe zum Schönen, denn mit dem Häſslichen hat Amor gar nichts zu ſchaffen). Vorher aber, wie ich ſchon im Anfang geſagt habe, giengen viele Gewaltthätigkeiten unter den Göttern vor. So erzählen es wenigſtens die Mythen. Allein dies war wegen der Herrſchaft des Fatums. Seitdem aber dieſer Gott geboren iſt, kam aus der Liebe zum Schönen *) alles Glück für Götter und Menſchen. — Aus dieſen Gründen, mein Phädrus, halte ich Amor für den ſchönſten und vollkommenſten, und für den Urheber des Schönen und Vollkommenen bey allen anderen Weſen. Und — damit ich doch auch etwas in Verſen ſage, wie michs eben ankommt — er iſt es, der

Friede den Menſchen, und Stille des Meers und
Schweigen der Winde
Schafft, und die Ruhe der Nacht und Kummer-
lindernden Schlaf giebt.

Er iſt es, der unſre Seelen von Ungeſelligkeit reinigt, und uns mit Wohlwollen erfüllt, der Stifter aller jener öffentlichen Zuſammenkünfte, bey denen wir uns näher kommen, der Anführer bey Feſten, beym Reigen, beym Opfer. Er iſt es der das

*) Ich möchte hier lieber das Komma nach [illegible] ſetzen, und das [illegible] zum folgenden ziehen.

Herz dem ſanften Gefühl öffnet, und alle Roheit verbannt; der Urheber aller Gutherzigkeit, und aller Hartherzigkeit feind; gnädig den Guten; geachtet von Weiſen, von den Göttern bewundert; vermiſst, wo er nicht iſt, und theuer denen, die ſeine Gegenwart fühlen; der Urquell des feinern Genuſſes, der Annehmlichkeit, der ſüſſeren Freuden, des höhern Vergnügens, des Schmachtens, der Sehnſucht; für die Guten intereſſirt; gleichgültig gegen die Böſen; in Furcht und in Sehnſucht; in Mühſeligkeit und in Noth, *) der beſte Rathgeber, Führer, Beyſtand und Retter; die Zierde aller Götter und Menſchen; der ſchönſte und beſte Befehlshaber, den alles mit hohem Jubel begleiten muſs, einſtimmend in den ſchönen Geſang, womit er jedes Herz der Götter- und Menſchen bezaubert. — Ich weihe dem Gott dieſe Rede, die Ernſt und ſpielenden Scherz, ſo gut ich beydes vermochte, vereinigt.

---

*) Daſs ich hier der glücklichen Verbeſſerung (S. Schütz, Lect. Plat. p. 1.) μογῳ anſtatt λογῳ zu leſen, gefolgt bin bedarf wohl weiter keiner Rechtfertigung.

(Die Fortſetzung künftig.)

III.

Der Orlabach.

Wohin, mein Geiſt, auf raſcher Sehnſucht Flug?
Zu welches Strom's umdonnertem Geſtade?
Zu welchem Quell, den aus dem Marmorkrug
Die Nymphe gieſst zum keuſchen Götterbade?

Hin, wo des Rheines königliche Flut
Durch Seen wandelt und durch Felſenhallen?
Die Traubenleſerinn am Ufer ruht
Und dir, o Bacchus, Jubelhymnen ſchallen?

Wie? oder eileſt du zur hohen Rom,
Und ruheſt unter ſchattenden Platanen?
Umſchweben dich am alten Tiberſtrom
Der Siebenhügel Stadt glorreiche Ahnen?

Bekränzeſt du, wo Peneus Welle fleuſt
In Tempens Blüthenwelt die Nektarſchale?
Und ſehneſt dich zu Platons hohem Geiſt
Zum Silberborn in ſeinem ſtillen Thale?

Nein! Nicht zu dir, du königlicher Rhein,
Und wenn auch deine Flut durch Eden wallte;
Nicht hin zur hohen Rom, zu Tempens Hain,
Und wenn mir Platons ſuſse Lockung ſchallte.

Zu dir, zu dir, du ſtiller Orlabach!
Zu deinem Quell, zu deinen Blüthenbäumen!
Hier will ich bey der Frühlingsſängrin Schlag
Der Vor- und Mitwelt Wunder gern verträumen.

Sey mir gegrüſst mit trautem Freundesgruſs,
Du Silberfluth, ſey herzlich mir geſegnet,
Wo, mild wie Abenroth, der Genius
Der frohen Vorzeit lächelnd mir begegnet.

An deinen Ufern windet — ewig jung —
Aus ſüßen Blumen mannichfacher Farben
Mit Lächeln ſinnend die Erinnerung
Den Blüthenkranz um meiner Freude Garben.

Hier ruh' ich, wie im Auferſtehungsthal
Der Geiſter meiner längſt geſtorbnen Freuden;
Sie wachen auf! — Ein milder Mondenſtral
Scheint ins Gewand der Sylfen ſie zu kleiden;

Und, „Ida! Ida!“ rauſcht der frohe Bach,
Und „Ida!“ wandelts in der hohen Eiche,
Und „Ida!“ ruft das Echo liebend nach,
Und „Ida!“ ſeufzt der Wind durch Haſelſträuche.

O, gute Götter! Laſst mich ewig hier
In der Erinnrung Roſenlauben wohnen;
Euch ſoll mein ſtilles Abendlied von ihr,
Von ihr mein frohes Morgenlied Euch lohnen.

Hier will ich ruhn, wo ich im Abendſchein
Der Wellen ew'ge Harmonie belauſche:
Da, meine Freudenthräne ſtürze drein,
Damit der Bach noch lauter Ida! rauſche.

Der wache Frühlingshain ſoll nie von ihr,
Von ihr des Felſen Tochter nimmer ſchweigen!
Daſs ſeine alten Tannen ſich zu mir
Entzückt mit ihren Sängern niederbeugen.

Erzählt's, ihr Schatten, wie ihr ſäuſelnd ſie
In goldnen Schlaf der Kindheit eingerauſchet.
Ihr Haine, ſingt's, daſs eurer Melodie
Am Mutterbuſen ſchon ihr Herz gelauſchet.

Hier wand ſie um den leichten Sonnenhut,
Um Bruſt und Haar den Schmuck der Blumenhügel;
Sie ſah gebeugt ſich lächelnd in der Flut
Und zögernd ſtand der Wellen Silberſpiegel.

Von ihr belauſcht ſang hier die Nachtigall
Dem längern Frühling ſanftre Melodieen,
Vor ihrer Milde lernte ſelbſt der Fall
Des Bachs harmoniſch über Kieſel fliehen.

Da ward ihr heilger Tempel die Natur!
Im Morgenroth, in ſtiller Haine Hallen,
Im Sternenglanz, im Wehn der Aerndteflur
Sieht ſie den Unſichtbaren ſichtbar wallen.

Wie, ſanft bewegt auf ſpiegelheller Flut,
Von leichten Wölkchen maleriſch umwanket,
Der Abendhimmel blau und heiter ruht,
Und hie und da ein Stern in Wellen ſchwanket:

So ruht im Wiederſchein der Gottheit Bild
Auf ihrer Seele, nie vom Sturm umdunkelt,
Von Erdenſorgen leiſe nur umhüllt,
Durch die der frohe Stern des Glaubens funkelt.

Ein ſchöner Lenztag, wie Tahitis Flur
Ihn unter ſtillen Palmen feyernd ſegnet,
War Ida's Leben, dem auf jeder Spur
Die leichte Fröhlichkeit umkränzt begegnet. —

Doch ah! den düſtern Schleyer wirft der Schmerz
Auf ihrer Jugend lachende Gebilde!
Der Tag erliſcht! — ihr ſtillverblutend Herz
Steigt mit der Mutter in die Nachtgefilde.

Wer klagt ihr nach, der holden Dulderinn,
Mit Orpheus Tönen aus zerriſsner Seele!
Dir, ſtille Nacht, goſs ſie ihr Leiden hin,
Du ſangſt in ihre Schmerzen Philomele!

Preiſs dir, der du mit Thau die Fluren labſt,
Wenn jeder Halm im matten Sterben ſchmachtet,
Preiſs dir, daſs du der Menſchheit Thränen gabſt,
Wenn Todesdürre ihren Geiſt umnachtet. —

Am trüben Himmel ſchwebt im matten Schein
Die Wehmuth ſanft auf thauendem Gefieder —
Die Welt erwacht! Da ſtieg im Frühlingshain
Die Liebe mit der Tröſtung Liſpeln nieder.

Triumph! mein Lied! Triumph! Nein! ſing' es nicht,
Was ſchauernd mir durch jede Nerve bebet,
Mich unergreifbar, wie der Sonne Licht,
Und unſichtbar, wie Blumenduft, umſchwebet.

Ein ſtummer Prieſter dir, Erinnerung,
Wall' ich in deinem ſtillen Heiligthume!
Da ſuchet ihren Freund Begeiſterung,
An jeder von ihm aufgepflegten Blume.

Sie ſäuſelt mir aus jedem Blüthenzweig,
Sie ſpielt um mich in leichten Epheuranken,
Gebiert in jenem Thal, an Veilchen reich,
Wie Blumen zahllos, wonnige Gedanken.

Von dir ſinkt ſie herab, o Abendſtern,
Der in verſchwiegner Laube uns belauſchte,
An dir, o Bach, weilt ſie vor allen gern,
Der unſrer Seele Wallung ſanfter rauſchte.

Dich hüb' ich gern, von Laurens Geiſt umweht
Wie jüngſt Petrarch, zum Nachruhm von Vauklüſe!
Dann feyerte die Enkelin noch ſpät
Der Liebe Bund in deinem Paradieſe.

Laſs hier, o Schickſal, meinen leichten Kahn
Des Lebens Wellen ſanft hinunter gleiten.
Zufriedenheit ſchwebt leichten Flugs voran,
Und Freundſchaft wird den Nachen glücklich leiten.

In niegeſungnen Melodieen lebt
Ihr hohes Lob in jedem meiner Lieder;
Und wenn mein Geiſt in ihren Himmeln ſchwebt,
Hallt meine Harfe, Ida! Ida! wieder.

Ans Blumenufer winken holde Reihn
Umkränzter Schäferinnen uns zum Mahle;
Die beut, wie Hebe ſchön, uns ſüſsen Wein,
Und jene opfert uns aus goldner Schaale.

Wie Ida's Schweſtern mild, umwinden mir
Drey Grazien mein Spiel mit Roſenſchimmer;
Und leiſe ſingt die Lippe: „Duftet hier!
Der Freundſchaft Kranz welkt ihrem Sänger nimmer!"

Und trunken von Begeiſtrung fordr' ich dann
Mein Harfenſpiel! Die goldnen Saiten beben!
Jetzt wallt mein Lied hoch auf der Sterne Bahn;
Jetzt bleibt es, ſäuſelnd über Blumen ſchweben.

Sanft eingewiegt von leiſ'rer Melodie
Verlier' ich mich! Es ſchwinden alle Sinnen!
Mein Leben ſcheint in Eine Harmonie
Im ſanften Todesſchlummer hinzurinnen.

Da wehet mich ein Götterodem wach!
Emporgelüpft auf leichterem Gefieder —
Elyſium! — find' ich am ſchönern Bach
Unſterblich mich in Ida's Armen wieder!

W. F.

IV.

An * * wegen eines Vorwurſs über Liebe.

Jüngling, willſt du mich verdammen?
Jüngling, haſt du nie geliebt?
Loderte in gleichen Flammen
Nie dein Herz mit der zuſammen
Die des Himmels Vorſchmack giebt?
O ſo ſchweig! Vermag dem Kranken
Aller Freuden Götterwein —
Göſs auch Hebe ſelbſt ihn ein —
Ungekoſtet, die Gedanken
Seines Trübſinns zu zerſtreun? —

Mich verdammen? — Jüngling, weine!
Denn noch lacht kein Morgenroth
Deinem Lenz mit Purpurſcheine,
Da den Kelch von dieſem Weine
Dir noch nie die Göttin bot.
Unter Winternächten ſtarrend,
Schlummert deiner Freude Land
Kaum geahndet! Auf die Hand
Einer mildern Allmacht harrend,
Die des Nebels Nacht verbannt.

Heil! Mir ſind ſie nun entflogen
Nebelhüll und Winternacht!
Seit im goldnen Strahlenbogen
Du am Aether aufgezogen,
Du auf mich herabgelacht.
Wie einſt Orpheus Zauberleier
Leben ſtrömte durch den Hain,
Leben durch den Marmorſtein,
Goſseſt du der Liebe Feuer
Durch dieſs ſchlummernde Gebein.

In der Jugend ſchwachem Kahne
Irrt' ich mit der Sehnſucht Weh
Auf des Lebens Oceane,
Als die hohe Götterfahne
Mir vom Ufer flatterte.
Ha! Willkommen Luſtgefilde!
Muttererde ſey gegrüſst!
Wo die Thräne, die noch flieſst
Mit dem Roſenmund die Milde
Von des Dulders Wange küſst.

Neu durchathmet, neugebohren
Fühl' ich meines Geiſtes Kraft;
Röther ſchimmern mir Auroren,
Freundlicher umtanzen Horen
Meine neue Pilgerſchaft.
Dichter, ſchweſterlicher ketten
Sich der Freude Wonnereihn,
Nachtigallen flöten drein,
Singen mich auf Roſenbetten
Sanft zu ſüſsen Träumen ein.

Schöner, als beym Göttermahle,
Beut die Liebe mir die Frucht,
Süſſer labt der Quell im Thale
Als der Wein der Nektarſchaale,
Denn den Quell hat ſie geſucht!
Werther, daſs ihm Pindar ſänge,
Iſt der Kranz, den ihre Hand
Im beſcheidnen Thale band,
Als die Kron' im Feſtgepränge,
Die dem Sänger Hellas wand.

Jüngling, guter Jüngling, weine!
Deiner Freude Blüthe bricht;
Denn die Himmliſche, die Eine
Pflegt in ihrem Sonnenſcheine
Der verwaiſten Blüthe nicht. —
Seelig, ſeelig, wem die Liebe
Zu des Lebens Troſt und Stab,
Eine holde Freundinn gab;
Nimmer zieht ſein Himmel trübe
Sich um ſeiner Freuden Grab.

Liebe giebt ihm Adlerflügel
Hoch empor zum Sonnenlauf;
Liebe, Gottes reiner Spiegel,
Drükt der Unſchuld heilges Siegel;
Ihrem Schöngebohrnen auf;
Winkt vom Himmel Engel nieder,
Zaubert ewig jung und grün
Ein Arcadien um ihn,
Wo die Freud' und Unſchuld wieder
Traulich durch die Hütten ziehn,

Wenn der Sturm des Lebens ſtürmet,
Tauſend Wetter ihn umdrohn,
Woge ſich auf Woge thürmet,
O! wer faſst, wer hält, wer ſchirmet
Der Verzweiflung Unglücksſohn? —
Liebe mit der ſtarken Rechte
Schirmt des Glükkes Königsſohn!
Sieh! die Wetter ſind entflohn,
Und durch helle Sternennächte
Säuſelt ſanft ihr Silberton:

„Sey gegrüſst! Vom Wogenſchwarme
Sollſt du, matter Dulder, nun
Nach des Lebens Müh' und Harme
In der Liebe ſicherm Arme
Weich auf Roſenbetten ruhn!
In dem erſten keuſchen Kuſſe,
Den dir deine Milde küſst,
Wenn ſich Seel' in Seel' ergieſst,
Sey mit himmliſchem Genuſſe
Jedes Erdenach verſüſst.“

Sieh! wie mir der Engelfriede
Labungsvoll entgegenfliegt.
Nachtigall mit deinem Liede
Wird im ſüſſen Traum der Müde
Nach Elyſium gewiegt.
Still ihr Lüfte. Leiſ' umflügelt
In der Ahndung Silberflor
Mich der Träume ſtilles Chor,
Und ein ſüſſes Sehnen ſpiegelt
Mir ein ſchön'res Eden vor. —

Dufte ſüſser, heil'ge Blume,
Rinne leiſer, Schattenbach!
Saiten, ſchweigt vom Heldenruhme,
Hallt in dieſem Heiligthume
Nur das Kuſsgeflüſter nach!
Ha! dieſs Stammeln! Ha, dieſs Beben!
Dieſer glühe Flammenkuſs,
Dieſer Wonnen Vollgenuſs —
Kündet das ein höhres Leben —
Oder Nacht des Erebus? —

W. Fink.

V.

Der leukadiſche Fels

ein

Schauſpiel.

Perſonen:

Lidia.

Xenokrates, ihr Vater.

Irene, ihre Freundin.

Diagoras.

Heliodorus, Bräutigam der Lidia.

Ein Prieſter des Apoll.

Ein Diener des Tempels.

Die Scene iſt in Athen im erſten Akt; im zweyten in einem Hain des Apoll, unweit des Leukadiſchen Vorgebirges.

Erſte Scene.

Ein groſer Saal, mit einer Statue der Venus geſchmückt. Ein Chor griechiſcher Mädchen, die ſie mit Blumengeflechten umwinden.

Xenokrates, Diagoras, Lidia, Irene, mehrere Freunde des Hauſes.

Chor der Mädchen, die in verſchiednen Gruppen um die Statue ſtehen.

Blick aus deinen goldnen Wolken,
Hohe Himmelskönigin,
Schöpferin der Lieb' und Freude
Aller Weſen Anbeginn!

Mutter ew'ger Harmonien,
Wölbteſt du das weite Rund!
Alle wilden Kräfte klangen
In der Schönheit ew'gen Bund.

Sterne blühten dir im Aether,
Sonn und Mond gieng deine Bahn,
Zu des Lebens reger Flamme
Fachteſt du den Erdkreis an.

Alle Geiſter, alle Herzen
Blühn in deiner heil'gen Gluth —
Du erzeugſt des Weiſen Stärke,
Du des Kriegers Heldenmuth.

O

Deiner Flamm' entſchwingt die Fackel
Reinren Lichts, der Genius —
Hoher Dichtung ew'ge Blumen
Keimen aus der Liebe Kuſs.

Sende deine ſchönſten Gaben
Göttin für ein liebend Paar,
Treuer Freundſchaft heiſse Wünſche
Bringen wir dir flehend dar!

Xenokrates.

Wie reicht ihr guten Götter, mir zulezt
den Kelch der Freuden überſchäumend dar,
eh' noch der Tod die ſtarren Lippen ſchlieſst! —
Durch dich, mein theures Kind, lohn' ich den
[illegible] Freund,
dem ich das Leben, das ich athme, danke,
Du biſt das ſchönſte Wort der Dankbarkeit,
das treuſte Zeichen meines vollen Herzens.
Es winde deine Liebe ſich um ihn,
gleich wie der Epheu den bejahrten Stamm
mit friſchem neuen Leben zart umſchlingt.

Lidia.

Mein Vater, mögt' ich was du wünſcheſt ſeyn!
Allein —

Xenokrates.

Viel giebt dem edlen Mann ein Herz
wo zarter Sinn, und ſanfte Stille wohnt,
wenn unmild ihn des Lebens Sturm gewiegt.
Ihr Freunde theilt mein Glück! O theilt es ganz;
und kennt den Mann, den ich zum Sohn erwählt!
Auf jenem Zug, der ewig unſerm Volk
des Ruhmes Kranz unverwelklich flicht,
wo der Barbaren lezes Heer beſiegt
der Freyheit heilges Ufer endlich floh',
da lag ich ſchwer verwundet im Gewühl
der Schlacht — getrennet von den Meinen fleht'
ich nur um freien Tod die Götter an.

Noch führt der halb erſtarrte Arm das Schwerdt;
doch aus der Bruſt entflieht das Leben, als
mein brechend Auge Heliodor erblikte,
der gleich den Löwen durch die Feinde dringt,
und mit den Sehnen mich umſchlieſst. Es ſchwillt,
gleich Wogen hoch vom Sturm gethürmt, das Heer
der Feinde um die kleine Schaar. Schon drängt
die wilde Menge ſie zurück, als Heliodor
mit hohem Haupt und Feuerblicken auf —

ſie ſchaut', und rief — „was iſt dem freien Mann
ein Leben das er nur der Flucht verdankt,
und das den Freunden keine Rettung bringt?
Für immer laſſet unſern Nahmen heut
dem wilden Volke kund, ehrwürdig werden;
er ſchwebe als ein Schreckenbild um ſie
wenn böſer Rath ſich unter ihnen regt,
der uns Verderben droht — Ein edler Tauſch
für längres Leben iſt, dahin zu ſchwinden
in Spuren die der Nachwelt leuchten!“ Muth
erglimmt in jeder Bruſt, und wüthender
beginnt der Kampf. Wie vor dem Kriegesgott
entweicht der Feind vor Heliodor, der Sieg
iſt ſein. Dem edlen Freund und Retter ſchwur
ich auf Plateens blutigem Gefilde,
der Freundſchaft Treu' und ew'ge Dankbarkeit.

Einer der Freunde

Ein edler Mann und deines Hauſes werth!
wir wünſchen dir zu ſolchem Sohne Glück,
Dir holdes Kind zu ſolchem ſchönen Loos.

Ein Andrer.

Und ihm zur lieblich holden Braut. Fürwahr
ein dreyfach ſchöner Lohn der Tapferkeit!

Noch ein Andrer.

Das Schickſal reicht der ſchönſten Gaben Fülle
da wo ſich Stärk und Lieblichkeit vereint.

Diagoras.

Was euch ein Glück nur ſcheinen mag, umſchwebe
euch unzertrennlich auf des Lebens Pfad.

(Lidia dankt ſchweigend, und miſcht ſich ſchüchtern unter die Mädchen)

Xenokrates.

Leb wohl, mein Kind — wir ſeh'n, ob wir
vielleicht
ein Schiff am fernen Horizont erblicken,
das dir den Bräutgam bald und glücklich bringt,
und kehren dann mit froher Bothſchaft wieder. —

(Das Chor wiederholt die lezte Strophe, während die Männer abgehen, Diagoras geht langſam zulezt, nach einem Blick auf Lidia, welche ihm lang nachſieht, dann ſich ſchnell gegen ihre Freundinnen kehrt).

Ihr Theuren fühlet meinen ſtillen Dank,
den Antheil den ihr liebend an mir nehmt;
ich hoff ihn euch dereinſt zurückzugeben

und daſs ihr ihn mit einem frohen Herzen
empfangt —

Ein Mädchen des Chores.

Nur uns gebührt der Dank, das Glück
geliebter Freunde liebend mit empfinden
iſt unſres Herzens ſüſſeſter Genuſs.

(gehen ab.)

Zweyte Scene.

Irene. Lidia.

Irene.

Du ſtehſt verſchloſſen, und gedankenvoll
ſcheint ſich dein Geiſt die Zukunft aufzulöſen.
Ach es iſt nicht der Liebe ſüſſer Traum
der deine Seel umhüllt? ſie ſieht nur Licht,
kein Zweifel trübet ihren reinen Strahl.
O ſprich Geliebte, ſprich dein Herz mir aus!

Lidia.

Mir ſcheint, zu ſchweigen ſey für beide beſſer.

Irene.

Vergieb mein ungeſtümes Dringen, oft
empfand ichs ſchon, wie es zur Wohlthat wird

dem wunden Herzen ſein Geheimnis zu
entziehn. Ein leichter Kummer zwar verwebt
durch Worte unſerm Sinn ſich feſter, mild
und freundlich löſst der tief're ſich durch ſie.
O ſprich, beſänftige mein zweiflend Herz!

Lidia.

Ja es beſiegt dein edler Gram um mich
der Seele Widerſtreben — Treues Herz!
So dulde dann mit mir! Erleichterung
blüht nicht für mich an dieſes Lebens Ufern —
Aus Lethe's Wellen ſchöpft' ich ſie allein —
und ewig flieh ich die Vergeſſenheit.

Irene.

So liebſt du gute Seele! Liebe nur
giebt unſerm Weſen die Verworrenheit,
daſs wir aus einem Gegenſtande Freud
und Kummer ſchöpfen. O ich faſſe nun
das traurige Geheimnis! Deine Lippen —
die opfern nur in Hymens Tempel, und
dein Herz —

Lidia.

Es findet da den Tod. Mit Recht
wohl nenn ichs ſterben, von der Hofnung ſcheiden.

dem einz'gen Mann zu leben, den mein Herz
mit voller Lieb umſchlieſst. Ein zarter Wahn
täuſcht öfters unſern Schmerz, als nähre ſich
die Lieb' an des Geliebten hohem Bild,
als ſey für Herzen keine Trennung möglich,
doch bald zerrinnt die leichte Luftgeſtalt.
Des Lebens Kreis zieht den entbundnen Geiſt
ſo bald zurück, er ſchmiegt der Sinnenwelt
mit traurig ſüſsem Schauer neu ſich an,
wir fühlen, alles iſt die Gegenwart
für Herzen, die ſich heiſs und innig lieben —

Irene.

Kennt der Geliebte deine Liebe. Beſte,
erträgt ſein Herz, der Trennung hartes Loos?

Lidia.

Er kennt ſie nicht, und ſoll ſie niemals kennen!
O ein geheimes wundervolles Band
verknüpft mein Weſen mit dem theuren Mann.
Kein Flammenblick der Liebe und kein Wort
der Zärtlichkeit hat es gewebt. Er iſt
mir alles — ach was ich ihm bin, das ſchwankt
mir wandlend vor der Seele! Heilig iſt

die Gluth, die ſo mein Weſen zu ihm zieht.
der Grazien Gebilde ſcheint er ganz —
des hohen milden Geiſtes Harmonie
in holden Worten ſeiner Lipp' enttönend —
in ihr zerfloſs ich, gieng in ihm verlohren,
und ach ſein Weſen iſt darum nichts mehr!

Irene.

So truglos biſt Du gute Seele, daſs
du nie Betrug, er ſey auch fromm verſteheſt.
Ja ſeine Kälte war's, ſie konnte ſicher,
aus ſeiner Bruſt nicht kommen. Unbelohnt
blüht Liebe nicht in dieſer üpp'gen Fülle,
des ganzen Weſens Kraft verzehrend auf.
Ihr zarter Saamen brauchet zum Gedeih'n
der Gegenliebe Sonnengluth —

Lidia.

Es gab
der Augenblicke wohl voll ſüſser Träume,
Ein Blick, ein Wort von ihm, lieſs ein ſo weit
Geweb' in meiner Seel' entſtehn — doch bald
entfloh der hochgeſtimmte Sinn, und kalt
empfand ich, was mir Liebedeutend ſchien.

Irene.

Begreifſt du was ein Mann vermag? es iſt
die Lieb' ihm nur ein zartes Lüftchen, das
den Lebensnachen leiſ' umweht — ihn treibt
des Ruhmes Ruder raſch und ewig fort.
Die Flamme, die ſein Weſen ſanft erhellte,
trägt er ins wilde bunte Spiel der Welt,
und ſchnell verlodert ſie — es ſchwärmen dort
in tauſend Gegenſtänden die Gedanken,
verknüpfen, ordnen, ſcheiden; ſelten nur
blikt er in ſich und ſeines Herzens Tiefe,
wo alle Schätze zarter Liebe ruhn.
Erinnrung nur erfriſcht die zarten Blumen,
hält Liebe der Getrennten treu und feſt.
Den engen Zirkel unſres Daſeins füllt,
erwärmet unſres Herzens ſtilles Feuer,
in alles legten wir ſein Bild, und allem
entſtrahlt dies Bild. So ſind wir, und vergebens
hält treuer Sinn die liebliche Geſtalt.
Tönt unſer Geiſt voll Sehnſucht in die Ferne?
Umſonſt der zarten Saite Ton berührt
den ſtarken angeſpannten Sinn nicht mehr.
Wie findet ſich ein weiblich Herz verlohren!

Lidia.

Ja oft, oft ſcheint es ſo, und doch wie macht
In unſrer Armuth die Natur uns reich!
Der Welt gehört der Mann, dem Mann das Weib;
und ſind wir arm, weil wir am meiſten lieben?
Iſt, in ein groſses Weſen überflieſsen
nicht höher, tauſendfält'ges Sein? im Strahl
des edlen Geiſtes neu die eigne Seel' [illegible]
erkennen, in der Kraft der regen Bruſt
des Vielgeliebten, was da iſt, mit Lieb'
umfaſsen! Nein, verlohren ſind wir nicht,
es ſchwanket unſer enges Weſen nur
aus ſeinen Grenzen, flieſset bebend aus
ins unermeſsne Lebensmeer der Liebe.
In ſeinem Ruhm glänzt unſer dunkles Leben,
ſein Nahm' ein Stern, der allen Groſsen leuchtet —
Welch ſanfte Gluth durchwallet unſre Bruſt,
wenn ſie den ſüſsbekannten Laut vernimmt!
Und hat die Welt ein allzu leicht Gewicht
auch nur ein einzig groſses Herz zu wägen,
das ſeine Welt ſtill ſchaffend in ſich trägt,
dünkt ihr der kühn geſponn'ne Lebensfaden
ein fehlerhaft Gewebe — dann die Kraft

des heilgen Herzens Kraft im innerſten
zu ſchaun, durch Glauben, Anbetung zu nähren,
Ihm Spiegel ſeiner Gottheit ſeyn — iſt das
Nicht höhres Sein, nicht ew'ge Lebensfülle?

Irene.

Und können Götter ſolche Liebe trennen?
O laſs mich ihm dein heilig glühend Herz
enthülln — daſs eurer ſtarkvereinter Sinn
Unmöglichkeit beſiege —

Lidia.

O wozu
den Theuren klar und ſchmerzlich fühlen laſſen
daſs ſich ein liebend Herz um ihn verzehrt?
Die Liebe birgt ſich nicht, entſtrömt dem Herzen
in allgewalt'ger Sonnenwärm' und leuchtet
in unſres Lebens leiſeſter Bewegung.
Er fühlet ſich geliebt, und ſchweigt — ſo laſs
mich dieſes Schweigens ſtumme Warnung ehren,
als ſeines innren Herzens Regel, als
Geboth des ernſten Schickſals guter Götter —

Irene.

Es ſchmiegt ſich allzuleicht dem zarten Sinn,
ein ſtilles Dulden, eh der Muth verſuchte.

Lidia.

Des Lebens reinſtes Glück bleibt unerreicht
durch Müh', es reiſst die ſchwache Menſchenhand
den Wolkenſchleier nicht vom Angeſicht
des ew'gen Himmels, um der Sterne Licht
zu ſchaun — ihr funkelnd Auge blikt ſo frey —
wir lenken ſie ſo wenig, als das Glück.

Irene.

Oft wagt der Freundſchaft feſter ſtiller Blick,
die Nebel zu durchſchau'n — es legen ſich
auch Wolken zwiſchen beſsre Seelen oft.
Im engen Kreis des eig'nen Vortheils gehn
Gemeinere einher, ein g'rader Sinn
miſst dieſen leicht für einen jeden zu.
Da wo ſich mannichfache Kräfte regen
verſtrikt die Seele ſich oft wunderbar,
und tauſendfarbig ſpielt die Lieb' ins Leben.
Verknüpfet mit Gedanken ſtrenger Pflicht
erwählt ſie einen edlen Tod, und blüht'
dann aus der Aſche neu und ewig auf.
Dir iſt Diagoras geneigt, es nannte
mein Herz bey deinen erſten Worten ihn.

Vor allen Männern iſt er liebenswürdig;
Es muſst' ihn ſtark dein weiches Herz ergreifen
da er als Freund der deinen oft dich ſah,
im freien Umgang allen Reiz enthüllte,
der um ſein ganzes Weſen lieblich blüht.
Ich ahnd' auch, er umſchlingt dich mit Verlangen,
und ehrt nur die verſprochne Braut. O wie
bered't, war mir ſein Schweigen, als die Freunde
glückwünſchend ſich zum Vater drängten, er
der erſte ſonſt zum Mitempfinden — kalt
und ferne blieb, aus der gepreſsten Bruſt
kein Wort zu athmen wagte! Liebe nur
voll eigenſinn'ger Kinderlaunen löſst
dies Räthſel, alles iſt ihr des Geliebten Glück,
doch nur von ihrer Hand ſoll ers empfangen.
Wie ſeh ich klar, was euch ſo dämmernd ſcheint!
des Vaters ernſt gegeb'nes Wort wird leicht
zurükgenommen, iſt der Bräutigam
ſo edel als der Ruf ihn nennt. Vielleicht
beut Liebe dir, als holder Jugendbaum
der Jahre kaltem Schatten neu entſchwebend,
die ehr'ne Heldenbruſt geöfnet dar,
und deine Bitten dringen zum Gemüth
des Vaters. Leicht bewegt der Kinder Herz

wenn es in aller Fülle des Vertrau'ns
ſich öfnet, edler Eltern Willen — zieht
die Wagſchal' lang geprüfter Klugheit auf.

Lidia.

Du wekſt mir neue Lebensgluth im Herzen
durch deinen treuen Sinn. Doch fürcht' ich, mir
quillt aus der Hofnung reinen Lebensborn
nur neuer läng'rer Schmerz.

Irene.

Verworren iſt
dein Leben, unauflösbar nicht.

Lidia.

Es löſt
ſich alles in der dunklen Wolke, wo
es ſelbſt zerfließt —

Irene.

Sie ſchwebe fern
von deinem Haupte.

Lidia.

O, gönne mir die Ruh,
die aus des Orkus ewg'er Dunkelheit
ſo friedlich winkt! und wallen nicht die Schatten
vereint? — Ja unſer Herz betrügt ſich nicht,
wenn es in jene Fernen ahndend ſchwillt!

Ein Mädchen.

Es naht Diagoras ſich deinen Zimmern.

Lidia.

In dieſer Stunde? — Ew'ge Göttin, du
die ſanft beſcheiden durch die Nächte glänzt,
O heilge Jungfrau, gieb mir ſtille Sitte!
Ihr Grazien, verbergt mein glühend Herz —
umhüllt den Blick — gebietet meinen Worten!

Dritte Scene.

Lidia, Diagoras, Irene.

Lidia.

Sei mir gegrüſst, mein theurer Freund. Du kommſt
im Reiſekleid? für uns ein ſchlimmes Zeichen —

Diagoras. (unruhig und ungleich durch die ganze Scene, bald ernſt und gehalten, bald warm und hingegeben.)

Ja wirklich komm' ich deinen Seegen mir
für eine lange Reiſe zu erbitten.
Der lezte Wunſch von Freundes Lippen ſtreut
der Freude Blumen auf des Wandrer's Pfad.
Es hält ihn ſanft der fernen Lieben Hand.
im Ungemach — Laſs mich zum leztenmal
ein holdes Wort voll treuen Sinns vernehmen
das den Entfernten ewig nah' Dir hält.

Lidia.

Ach Worte faſsten nie ein volles Herz!
wie kann mein ganzes Leben Dir nicht zeigen
wie über alles werth — wie ſehr —
(mit bebender Stimme.

Diagoras. (nach langem Schweigen, wie aus Träumen erwachend.)

Verzeyh!
Nicht Thränen ſollte dieſer Tag Dir bringen —

Wenn unſrer eig'nen Bruſt die Lebenskraft
verſagt, dann iſts oft gut, dem weiten Meer
der Welt ſich hinzugeben — wo die Fluth
uns auswirft ruhig abzuwarten, ob
vom ewig regen Buſen der Natur
der ſtets in neuen Formen wechſelnd ſchwillt,
auch unſer Herz ein neues Glück ergreift.
Und ſo — ſo iſts mit mir. Verlangend ſtrebt
Mein Buſen nach der unbekannten Welt
die träumend mich in hohen Bildern oft
begrüſst. Aus unermeſsnen tiefen Schlünden
von Felſen die ſich drohend neigen, aus
der weiten Meeresfläch', aus dunkler Nacht
verwachſ'ner Haine, ſchwebt der Geiſt verjüngt —

Lidia.

Wie ſchmerzlich ſehnend wird mein Sinn dir folgen
Ach ſelbſt vergebens wird die Fantaſie
mit ihren Zauberſchlingen dich umwinden,
nicht irgendwo vertraulich bey dir weilen —
Die Ferne hüllt ſich mir in tiefe Nacht

in der ſich wilde Ungeheuer zeugen.
Gefahren tauſendfacher Art ſeh' ich
dir dräun —

Diagoras.

Du liebe ſanfte Seele! wie
verdient' ich das? An deinem Herzen ſo
getragen werden —

Lidia.

Theurer Mann, von dir
empfieng ich, was das Leben nur verſchönt!
Du lehrteſt meinen Geiſt die Schwingen regen
nach Blüthen edler Wiſſenſchaft ihn ſtreben,
und auf der Dichtung goldnen Wolken, ſanft
ins höh're rein're Daſeyn überflieſsen.
Mit deinen Scheiden flieht mein beſsres Leben,
doch ewig bleibt mein Herz voll Dank.

Diagoras.

Wie tauſendfach genoſs ich alles, was
ich gab! — Aus deiner Seele reinem Spiegel

empfieng ich alles ſchöner wieder — Laſst
mir die Erinnrung jener goldnen Zeit
ihr Götter, und kein ſchönres Glück umſchwebe
auf euren ſeel'gen lichten Auen mich,
als dieſer holde Traum — Doch andres führt
des Schickſals ew'ger Strohm herbey — es drängen
zur Gegenwart ſich immer neue Wellen,
ergreiſſen unſer widerſtrebend Herz.
Gut daſs doch das Vergangne unſer iſt.
in Luſt und Schmerz die Seele ewig wiegt —
So ſcheid' ich auch — und bleibe Dir vereint —

Lidia.

(naht ſich, faſst ſeine Hand, verbirgt das Geſicht. Diagoras drückt ſie an die Bruſt.)

Leb wohl!

(zur Thüre eilend, Lidia ihm nach.)

Diagoras (einen ſchmerzlichen irren Blick nach ihr werfend.)

Leb wohl! (eilend hinweg.)

Lidia nach einem Seſſel wankend, ganz in ſich verſunken, im Hintergrund des Theaters.

Vierte Scene.

Irene (für ſich.)

Ich folg ihm, ſchweigend harrt' ich lang, um nicht
der einzig zarten Blüthe leiſes Wehen
durch ein unzeitig Wort zu ſtöhren. Voll
und frey ſollt' eines aus des andren Bruſt
den erſten ſüſsen Duft der Liebe athmen.
Izt fühl' ich, daſs nur einer Freundin Hand
den Irrthum löſen kann, der ſie umhüllt,
weil ſie zu zart ſich lieben.

Lidia (ſtarr um ſich ſchauend.)

Weh mir! Ach
ich kenne mich nicht mehr — So iſts denn wahr —
zum leztenmal hat ihn mein Arm umſchlungen,
Hier ſtand er (ſinkt nieder) theurer Ort! — O, möchte ſich
in ſeines Anſchauns leztem Schimmer auch
mein Weſen löſen! hin zum Schatten ſchwinden
der ſeinen Schritten folgte —

Irene.

Theures Kind;
O, könnteſt du der Hoffnung Ton vernehmen
der an mein Ohr aus ſtiller Ferne ſchwebt!

Lidia.

Verlaſs mich, Liebſte — ſchmerzlicher nur dringt
der Gram aus deinem holden Blick mir zu —
Mein Auge ſucht die Himmliſchen — Oft gieſsen
ſie einen Balſamtropfen in das Herz
des Leidenden aus ihrem Lebensmeere.
Nur Göttern bringen Klagen keinen Harm.

Irene.

O, löſsten ſie den Schmerz in deiner Bruſt!
Und ſtill verſuch' ich während dem, ob nicht
dein Schickſal freundlich aufzulöſen iſt.
(für ſich.) Das arme Herz iſt jedem Reize todt —
Ich ſuch' ihn auf, den lieben theuren Mann,
und ſprech ihm frey — noch iſt er nicht entfernt —

Fünfte Scene

Lidia (allein.)

O, Pallas, die des Friedens Künſte liebt,
die ſelbſt mit heil'ger Hand den Oelbaum pflanzte —
die Menſchen bey der Erde Gaben ſtill
und einig wohnen lehrte! Heil'ge, gieb
auch innren Frieden dem Gemüth, daſs hold
der Wahrheit volle Blumen ihm entblüh'n —
Mit welcher Luſt entfaltete mein Geiſt
in keimenden Gedanken ſeine Kraft,
in jenen goldnen Tagen, als zuerſt
die Wiſſenſchaft in einem höh'ren Geiſt
die Tiefe der Natur und Menſchheit mir
enthüllt, — Ach, des Erkennens ſüſse Freude,
wohin iſt ſie geflohn! Nur todte Schrift
ſchwebt um den innren Sinn — der Liebe Hauch
erzeugte meinen Geiſt! Bin ich nicht ganz
ihr Eigenthum, und ewig ihr geweiht?
Wohl ſeyd ihr Schweſtern hohe Himmliſchen
gebohren aus des Vaters Haupt und Herzen,
doch ſelten geht ihr ſonſt vereint — Warum?
Warum ergriffet ihr mein Herz ſo feſt

mit ewig heiliger Gewalt? zu viel
bringt ihr der Seligkeit, und es erliegt
ein ſterblich Weſen, wenn ihr beyde ſcheidet —
Du hoher Phöbus, Gott des goldnen Tag's
der du die Zukunſt wie die Gegenwart
erblickſt — erhell' auch meinen dunklen Geiſt —
dein ewig heitres Auge blikt mich an.

(Ein heller Sonnenſtrahl beleuchtet die Statue der Venus.)

Du trittſt aus dichten Wolken, und es ſenkt
dein goldner Strahl ſich auf mein ſlehend Herz —
Welch Vorgefühl ergreift mich! (ſinnend) ja
bey dir
bringt Opfer, wer ſich in der blauen Fluth
die um Leukade's graue Felſen ſchäumt,
Geneſung von der Liebe Schmerzen ſucht.
Die Wellen, ſagt man, ſpühlen aus der Bruſt
die Flammen hold hinweg, und oft verlöſcht
das Leben mit der Liebe — ja ſo fand
einſt Sapho Rettung, gieng zur Unterwelt
aus Thetis Schooſs — wie gerne folgt' ich ihr!

O, daſs ich wüſste, ob die Sage trügt,
die an mein Herz ſchon in der Kindheit drang? —
Ob ſo des Gottes Wink ich richtig deute?
Die Ahndung meines Buſens ſagt mir: Ja!
Laſs mich, o Himmliſche, nicht irre gehn!

(Die Fortſetzung folgt.)

VI.

An Wilhelm O**.

> Frui paratis, et valido mihi
> Latoe, dones, et, precor, integra
> cum mente, nec turpem ſenectam
> degere, nec cithara carentem.
>
> *Horat.*

Mein Wilhelm, wohl mir, daſs mein Schickſal mich
mit dir verband, daſs ich an deinem Arm
durchs Leben wandern darf, daſs du mir oft,
wenn trübe Schwermuth meine Stirne runzelt,
die ſtille Thräne, die dem Aug' entſchleicht,
mit heiterm Ernſte trokneſt, mir die Laſt
des Kummers ſanft von meinem Herzen nimmſt.
Wenn oft bey ernſteren Geſprächen, von
der ungemeſsnen Welt, dem Geiſte, der
auch in das Moos am Felſen Leben haucht,
von unſers Daſeyns Zweck, von Tod und Grab,
und jenen ſüſsen Hoffnungen, dereinſt
dem fürchterlichen Hauſe der Verweſung

zu ewig jungem Leben, auf den Ruf
des Weltenſchöpfers zu entfliehn! — Mein
Freund!
wann oft bey ſolchen ernſteren Geſprächen
die ſtille Nacht uns ihren Mantel leiht,
daſs nichts den in ſich ſelbſt gekehrten Blick
von ſeinen ernſten Gegenſtänden wende;
dann unſer Geiſt nach Gottes Wahrheit ſpäht,
und oft der Zukunft feyerliches Dunkel,
und oft die ewig feſten Plane, die
der groſse Geiſt zum Glück der Welt entwarf,
mit bangem Zittern zu durchſchauen wähnt; —
wie werth biſt du in ſolchen Augenblicken,
dann meinem Herzen, das vertrauend dir,
und frey ſich öffnen darf! — Mein Wilhelm! wenn
in jenen ſeltnen Stunden, wo der Geiſt
ſo heiter, wie des Mayes Frühlingsluft,
empfänglich jedes ſanften Eindruks iſt; —
wo ſchöne Bilder der Vergangenheit,
gleich linden Weſten um des Veilchens Buſen,
um unſre Stirne ſpielen, und das Herz,
ſo oft, ſo oft getäuſcht, doch gar zu gerne
ſich an der Ausſicht ſchönre Tage labt,
und auf der Hoffnung ſüſse Stimme horchet; —
in dieſen ſeltnen Stunden, Wilhelm, wenn
ich die geheimſten Wünſche dir eröfnen,
mich deiner Tröſtung freuen kann, und wieder
die Welt ringsum ein reizendes Gefilde
zu ſeyn mich dünkt, auf dem des daurendſten
Genuſſes, jeder Freude, jeder Tugend

und jedes Glückes ſchöne Blume blüht! —
in dieſen Stunden, Wilhelm! ach, wie werth
biſt du dann meinem Herzen, das durch dich
erheitert und erwärmt, des Lebens Pulſe
nun doppelt ſchlägt! Du meiner Seele Freund!
Vertrauter meiner Leiden! was hab' ich
vom Himmel, der mir deine Freundſchaft gab
nun ferner noch zu bitten? Warlich nicht
daſs an der Weichſel kornbekränzten Ufern
des Landes goldner Seegen mir gehöre;
nicht daſs am Fuſs der blumenvollen Alpen
im Schooſs der Freyheit und Natur, für mich
der ſtolze Stier voll Muth das Thal durchbrülle,
indeſs von ihren Schätzen reichlich mir
die ſchönſte Heerde zollet; — warlich nicht,
daſs in der Bank von Amſterdam mein Nahme
als Millionär verzeichnet ſtehe, daſs
der karge Batavar mir Renten zahle;
damit Italiens groſse Künſtler mir
in jenem zauberiſchen Tempe, wo
Torquato einſt am Buſen der Natur
ſich bildete, und das Bertola uns
ſo reizend ſchildert, zwar ein Landhaus nur,
und doch der Kunſt, des Reichthums und Geſchmaks
erhabnes Meiſterwerk, erbauen könnten.
Mag immerhin auf goldenen Gefäſsen
der Nabob von Bengalen, frohen Muths
die Seltenheiten Indiens verpraſſen,
indeſs das Schiff, das ſeine Schätze trägt,

vom Sturm verſchont, das wilde Meer durchkreuzt! —
Vergönne mir der Himmel nur, daſs ich
des wenigen, das Fleiſs und Arbeit mir
bey friſchem Blut erwirbt, mit froher Stirn,
mit leidenfreyer Bruſt genieſſen möge! —
du mein Geliebter, ungetrennt von mir
den finſtern Weg der Zukunft wandeln mögeſt!
in meines Lebens Tage, noch das Glük
der einzigen verwebet werde, die,
voll göttergleicher Freundlichkeit und Milde
aus meiner Bruſt den tiefſten Gram verſcheucht,
und jede Thräne in ein Lächeln wandelt.
Wie neidenswerth wird dann mein Alter ſeyn!
wenn Liebe, Freundſchaft, Tugend, himmliſche
Göttinnen, ihr mit Blumen meine Scheitel
bekränzet, und des Greiſses lezter Hauch
ein ſanftes Lied, für euch geſungen, iſt. —

Werthing.

VII.

Als ich ſie Abends nach Hauſe geführt hatte.

Liebe, wie war dir, als durch heimlich Dunkel
Jüngſt mein gürtender Arm dich führte, bebend
Trug die holde Bebende, — ach! die leichte,
Sanfteſte Bürde?

Sauſender blieſs der Wind, und rollte ſchwirrend
Dir das blonde Gelock vom Schwanennacken;
Mit der Liebe Hauchen umwehte mich ſein
Duftend Geringel.

Liebe, wie war dir, als ich leiſe deine
Hand erfaſste und aller Liebe Wonnen
Dir im bangen Seelengefühlten Handdruck
Schüchtern bekannte?

Schüchterner wagteſt du den kaumgewagten
Raſch durchzuckenden flügelſchnellen Handdruck —
Wandteſt — ſelbſt im Dunkel — der glühenden Wange
keuſches Erröthen. —

Heiliger weht' um uns der Nachthauch; freundlich
Sah durch fliegend Gewölk der Stern Orions,
Und, als dächt' er ſeiner Aurora Küſſe,
Lächelt' er weilend.

W. Fink.

THALIA.

herausgegeben
von
F. SCHILLER.

Zweyter Theil.

Sechstes Stück des Jahrganges 1792.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göſchen.

I.

Der leukadiſche Fels

ein

Schauſpiel.

Fortſetzung.

Sechste Scene.

Xenokrates. Lidia.

Xenokrates.

Erhörung walle deinen Bitten mild
entgegen, liebes Kind — es tragen noch
die fernen Wogen deinen Freund — umſonſt
durchſpähten wir die blaue Nebelferne.
Mit Recht erfleh'ſt du fromm der Göttin Huld;
ihr milder Strahl in deine Bruſt geſenkt,
wird um dich her des Lebens Glorie
in goldnem Schimmer ziehn. Ein blühend Haus,

der Ordnung ſtiller Friede ſind dein Werk,
und eines edlen Mannes Glück —

Lidia.

O laſs
mein theurer Vater, laſs vor allem nicht,
der Hoffnung Seegel uns allein vertraun!

Xenokrates.

Es braucht der Menſch die Hoffnung, wie die Sorge.
Die goldnen Seile wirft die erſt' um ihn
wenn er im Meer des Unmuths untergieng,
Den Glücklichen ermahnt zur Mäſsigkeit,
zum ſchöneren Genuſs die zweyte — ja
die Ausſicht guter Zukunft und auch ſchlimmer,
ſie lehrt den irren Sinn, Gerechtigkeit,
aus der nur ein harmoniſch Leben quillt.
Die Jugend ſchifft auf hochgetriebnen Wogen,
und ſtark ergreift, und ſtark verläſst das Herz,
ſieht Glück und Elend in erhöhtem Maaſs;
Das Alter ſieht allein den Unbeſtand
und ſchwebt auf leichten Wellen gleicher fort.

Lidia.

Mein theurer Vater, eh ich dich verlaſſe
möcht' ich noch vieles fragen — eingehüllt

iſt unſer Frauen Leben, und die Welt
erſcheint uns nur in Bildern eurer Seele.

Xenokrates.

So frage, gutes Kind — wie gern vertrau'
ich deinem jungen aber richt'gen Sinn
Erfahrungen, wie ſie die Zeit mir reichte.

Lidia.

O ſage mir von unſrer Götter Tempeln.
Du ſaheſt deren viel! — vor allen ſind
des Sonnengottes heil'ge Stätte mir
geweiht und heilig — höher wallt mein Herz
[illegible] Wunſch, auch nur von fern der hohen Hall'n,
der Lorbeerhaine ſeel'ge Luft zu athmen;
der Zukunft banges Räthſel löſet ſich
dort den verworrnen Sinnen auf, uns lehrt
ein Götterſpruch den beſten Weg zu geh'n,
der unſerm Aug' in Dämm'rung oft entſchwindet.

Xenokrates.

Wohl geht des Menſchen Leben durch die Nacht,
und braucht, daſs höh're Weisheit des Olymps
gleich ewigen Geſtirnen aus dem Blau
des weiten Himmels, ſeine Schritt' umleuchte.

Lidia.

Ihr war't in Delphos? Ach, wie ſelig muſs
die ganze Seel' in jenem Thale ruh'n!
Wie muſs, des Gottes Worte in der Bruſt
uns neue Klarheit, rein'res Leben leuchten —

Xenokrates.

Der Götter Rede ſtärkt und ſtillt das Herz,
ſie ſind uns nahe Freunde in der Noth,
denn Götter und Heroen haben ſtets
ein offnes Aug' und Ohr für Flehende,
da zu des Menſchen engbegrenztem Sinn
des fernen Freundes Ruf vergebens dringt.
Von ſeinem goldnen Wagen ſchaut' Apoll
die weite Erd' und aller Zeiten Bild.
Ulyſſen hielt der Göttin mächt'ger Arm
in jedem Ungemach. Es ſteigen noch
die Zwillingsbrüder aus des Aethers Schooſs
den Freunden ſegenſtrahlend nieder — Ja,
geheime Kraft erblüht der innern Seele,
zum Thun und Dulden, wenn ſie ſich erhebt,
und durch die ewig offnen Thore des
Olymps, in reinen Bitten dringt — ſie faſst
mit Wunderkraft der Rettung mächt'ger Arm —

Lidia.

Wie gut, daſs uns in jedem bangen Schmerz
der ew'gen Himmelskräfte Labung hold
erquikt! — ſo iſt die Sage wohl auch richtig,
die ich ſchon oft vernahm, es heile ſchnell
die Bruſt, von allgewaltigem Verlangen
der Lieb' in wilden Flammen aufgezehrt,
durch einen Sturz vom Felſen Leukade's
hinab, in Thetis blauen Schooſs?

Xenokrates.

Die Sag'
iſt wahr. Nach einem Opfer, dem Apoll
gebracht, umkleiden ſeine Prieſter mit
verſchied'nen Flügeln feſt den Liebekranken,
um ſanfter ihn dem Meere zu vertrau'n;
alſo bewafnet ſtürzt er ſich vom Fels,
der ſeine Scheitel in die Fluthen neigt.
Doch der geheilten Herzen Rettungsdank
ſtieg ſelten zum Olymp — der Orkus faſste
die meiſten auf in grauſe Dunkelheit.

Lidia.

Wer ſagt, ob nicht in jener Schatten Nacht
der Liebe goldne Blumen ſproſſen? — Dank

für deine freundliche Geduld mein Vater —
Leb' wohl — bis wir uns beſſer wieder ſehn —

Xenokrates.

Wenn Hymens Fackel lieblich dich umlodert!

(Geht ab.)

Lidia.

Er ſtürzt die Fackel um, du guter Mann —
und führt mich jenen nimmer leeren Pfad
der ſicher ſich hinab zur Tiefe windet —
Du Armer reichſt mir ſelbſt den Stahl, mit dem
ich deine Bruſt verwunde! Ach, du kennſt
die herben Früchte deiner Worte nicht! —
Wie muſs der zarte Hauch der Lippen dir
ſo bittre Schmerzen bringen! — Ja, ich eile
des Leidens- mit des Lebens-Band zu löſen,
die bang verſchlungen meine Bruſt umziehn.
Die Ahndung eines andern neuen Seins
liegt vor mir als ein duftiges Gefilde
wo Sonnenſtrahlen noch mit Nebeln kämpfen,
und graue Wolken ſich im grünen Schooſs
der Thäler, ſanft und ſchaurig niederlegen.
Der Segenskräfte holde Fülle ſchwebt

in feucht und trüben Schauern zu uns nieder —
Ich folg', o hoher Phöbus, deinem Wink,
in goldnen Strahlen dem Gemüth geſendet.
Auf ſelten nur beſuchten Pfaden eil'
ich jenem Tempel zu, nach Leukade,
ein alter mir ergebner Diener lenkt
die ungeübten Schritte — Lebe wohl,
du väterliches Haus! zum letztenmal
umfaſst mich, lieben Wände — Ach, die Luſt
der frohen Kinderjahre ſchwebt um euch,
der erſten Liebesblüthe ſüſses Ahnden —
die holden lieblichen Geſtalten drängen
beym Scheiden feſter ſich an meine Bruſt —
In ſüſser Wehmuth löſt ſich der Sinn
vom Dufte der Vergangenheit umwebt,
er widerſtrebt der unbekannten Ferne
aus der ihn fremdes Schickſal kalt ergreift —
Doch bald umlodert ihn der Sehnſucht Flamme,
und hofnungslos trennt ſie mit wilder Macht,
des Lebens zarte Fäden auseinander —
Wenn ſich mein Herz dem Vater öffnete,
wie es Irenens treuer Rath mir hieſs —
dem b[illegible]gen Bündniſs dem entgieng ich wohl —
We[illegible]? — mir blüht wohl andre Hoffnung noch?

Das Leben reicht wohl dem verglühten Herzen
noch neue Freuden dar — Er liebt mich nicht —
Der ungetheilten Liebe Schmerzen ſließen
nur mit dem Leben hin — nur Artemis
Geſchoſs vermags, in leichte ſüſse Träume
der Abgeſchiednen, ſanft ſie aufzulöſen. —
Ich gehe — Ach, Irene — guter Vater —
ihr gönnt, wenn ihr ſie liebt, der Müden Ruh! —
Nur im Entſchluſs beſtehet unſer Weſen;
in Unentſchloſſenheit ſind wir uns ſelbſt
verlohren! — Noch ein Wort laſs ich zurück
daſs ihre Seele ſtiller um mich traure —
(ſchreibt.)
der Liebe Hauch wird meinen Schatten ſo
noch zärtlich ihrer Bruſt vereinen. —
(ſieht ſich um, dann ſchnell.)
Fort,
wohin ein Wink der Himmliſchen mich leitet.
(ab.)

Siebente Scene.

Irene. Diagoras.

Diagoras.

Sie iſt nicht hier?

Irene.

Auch beſſer iſts, ich gehe,
der Freude holdem Zauber erſt ihr Herz
zu öffnen, eh du ſelbſt erſcheinſt. Ich eil'
in ihrer Lieblingslaube ſie zu ſuchen,
und du erwarteſt uns.

Diagoras.

O, kehre ſchnell
zurück, du fühleſt, wie mein Buſen brennt,
die höchſte Wonne zu umfaſſen!

Irene.

Nimm
die Ungeduld zum Lohne, daſs dein Herz
miſstrauend ſich verſchloſs.

Diagoras.

O, zürne nicht!

Irene.

Du Stolzer, fühlſt zu ſehr, wie Liebe nur
mit höherm Lohn die Zartheit krönen wird.

(ab.)

Achte Scene.

Diagoras (allein.)

O ſüſser, heil'ger Liebesodem! Du,
ja du biſt einzig unſres Herzens Leben!
Sie liebt mich — und in ſeel'ger Fülle ſchwebt
mein Weſen, gleich den Göttern des Olimp
in allbezwingend ew'ger Kraft einher —
O Liebe, heil'ge Klarheit, Götterſtimme,
in unſrer Bruſt — wo zieheſt du mich hin! —
Zur Schattennacht ſinkt mein vergangnes Seyn,
zum weſenloſen Traum — dem Ungeliebten
glänzt nicht der Sonne reinſter Strahl, ihm wölbt
ſich nicht des reinſten Himmels Blau — So neu,
ſo lebenvoll blühn in dem Zauberhauch
der Zärtlichkeit mir Erd' und Himmel — Hold
umfaſst mich der Geliebten liebliche
Geſtalt, berührt mein Herz zum zärtern Schlag
der Freude! Ach, die Holde litt' um mich,
mit ſüſser Lieb umſchloſs mich ihre Bruſt,
umhüllt vom Schleyer zarter Grazien —
Ich Thor erkannt' es nicht, ſah' Kaltſinn nur,
in holder Schüchternheit — ich werde hier
Verzeihung in den ſüſsen Augen finden,

der Herzen ſeel'gen Einklang hier vernehmen,
wo banger Schmerz oft in dem Buſen rang.
Und wie das Leben nun mir neu beginnt,
die ſüſse Blum' an meiner Bruſt — ſie wird
von mir nicht ſcheiden — aus der Liebe Arm
vermag kein Gott, kein Schickſal ſie zu reiſſen.
Der Liebe weichet alles, iſt ſie ächt.
Wie traulich hold umſchlieſst die Zukunft mich!
Zu allem Groſsen fühl' ich neue Schwingen,
nichts ſcheint mir unerreichbar — alle Kraft
des Herzens ſtrebt harmoniſcher empor,
des Sieg's gewiſs, erhebt die ſichre Hand
ſich nach der Helden — nach der Bürgerkrone.
Kein Zweifel mehr entrückt dem trüben Blick
das Ziel — In ihrem Arm' iſt ſchöner Lohn,
die Liebe nährt durch groſse Thaten ſich
und träge Ruh löſcht ihre Flammen aus.
Es weben ſich des Glückes goldne Bilder
durch des Geliebten Hand — Wie traulich ſchlieſst
mich dieſes Zimmer ein, ein Zauberduft
umhüllt den Sinn, und drängt mein Herz zu ihr

(ſieht ihre Arbeit an.)

O, liebe Hand, die dieſe Blumen ſchuf —
oft träuften Thränen aus dem ſchönen Aug'

auf euch — für mich — und ich, ich wähnte nur
ſie ſeien in der Dichtung magiſches
Geweb' auf Hektors? auf Patroklus Grab? —
Hier ruht der Griffel, den mit zartem Druck
ihr Finger führt. —

(findet Lidias hinterlaſſenen Brief.)

Ein friſch beſchriebnes Blatt!
Irenen zugeſchrieben? —

Neunte Scene.

Irene (im hereintreten.)

Ach vergebens
hab ich ſo lang zur Ungeduld dich hier
verdammt — ich fand ſie nicht — und bin beſorgt,
ich läugn' es nicht, zur ungewohnten Zeit
ſie fern von hier zu ſehn.

Diagoras.

Dies Blatt — lag hier —

Irene (Lieſt mit ſteigender Unruh bis ihr die Stimme verſagt.)

„Leb wohl, Geliebte! tröſte meinen Vater
und denket beyde meiner ohne Schmerz.

Ich eile hin zum Felſen Leukade's
mein Herz von jener Flamme zu befreyn,
die mir ſchon lang die Kraft, zu leben raubt.
Mir gab ein Gott ein gnädig Zeichen."

Diagoras.

Ich eil' ihr nach, ſie aus des Orkus Nacht zu retten! —

(ab.)

Irene (allein.)

So brachte dir mein Zögern nur den Tod!
Welch böſer Dämon waltet über uns!
Du ſüſse, Holde — Ach, ich folge dir!
Dein Schickſal hüllt mein Leben auch in Nacht —
doch deinen Willen ehr' ich — Armer Greis
was mir vom Leben übrig bleibt, iſt dein!

Zweyter Aufzug.

Erſte Scene.

(Hain des Apoll unweit des leukadiſchen Felſen.)

Heliodor (allein.)

Wie find' ich mich in dieſen ſtillen Schatten
ſo neu, ſo anders wieder! Holde Nacht
ſenkt auf den innern lang verblendten Sinn,
ſich nieder von den dicht belaubten Zweigen,
und tauſend ſchöne Jugendblüthen winden
ſich um mein Haupt zum friſchen Lebenskranz.
Unfreundlich hat die Welt ſie abgeſtreift,
hier blüh'n ſie neu in milder Gluth — ſie ſelbſt?
Erſcheinungen und bleiche Traumgeſtalten!
Und waren ſie denn jemals mehr — wie warm
und innig auch das unerfahrne Herz
ihr lieblich täuſchend Flammenbild umfieng?
Wo ſeid ihr hin, ihr Geiſter meiner Jugend,
die oft aus Morgenträumen mich erwekt,
daſs ich dem Lager glühend mich entriſs,
und nach dem Schwert des Vaters griff, vom Gold
der Morgenſonne flammend, dann voll Muth
durch Wald und Flur die Ungeheuer ſuchte,

ein

ein Held aus Theſeus oder Hektors Zeit
mir ſchien? — Wozu umſchlieſst des Menſchen Bruſt
ein allgewaltig Streben, wenn die That
der Wünſche ſtolzen Gipfel nie erklimmt?
Wie ſelten ſind wir alles was wir könnten!
Der Perſer Schatten bey Platea zeugen,
ob ich den Ruhm, ob ich das Leben liebte!
Nun da der Ruhmſucht nie gezähmter Trieb
geläutert von der Liebe heil'gen Flammen,
dem Vaterland ſich opferte — Wozu
der ungeduld'ge Drang, in jede Bruſt
den heil'gen Trieb nach Freyheit zu ergieſsen?
Es folgt berauſcht das Volk dem glatten Wort,
dem ſchlauen Redner, der nur Herrſchaft will;
ob ſie Verderben bringt? ob Wohl und Weh?
das gilt ihm gleich —

Zweyte Scene.

Der Prieſter des Apoll, Heliodor.

Heliodor.

Du kommſt, o werther Mann
das alte Lied von neuem zu vernehmen

das ſchmerzlich meiner Bruſt enttönt. Oft wähnt'
ich es verſtummt an dieſem ſtillen Ort,
in deiner Weisheit rein'ren Harmonie,
doch bald erregt es neu und wild den Sinn.

Der Prieſter.

Ich fühle deinen Schmerz, und tadle nur
ſein Uebermaaſs. Der edle ſtarke Sinn
beginnt mit der Nothwendigkeit den Kampf,
und widerſtrebt noch, wo der Schwäch're weicht.
Des Vaterlandes Glük umfaſsteſt du
als deines Lebens höchſten Zwek — Du meinſt
das Beſte zu erkennen, und muſst ſehn
wie es verirrt das Schlimme wählt.

Heliodor.

Muſs ſeh'n,
wie es ſich einem Willen beugt, der es
geſchikt im Nez der eig'nen Rechte fängt.
Ja täglich wächſt Perikles Herrſchaft mehr
wer ihm begegnen könnte, hält er fern,
Thucidides und Cimon ſind verbannt.
Die Einigkeit der Griechen ſtirbt durch ihn.

Dann wird die Eigenmacht, die Tiranney
ſich zeigen, wenn er jeden Ausweg erſt
mit Kunſt verſtrikt.

Prieſter.

Dann wird des Schikſals Kraft
auch einen Adler zeugen, der das Netz
durchbricht — Es lehrt der ſtäte Gang der Welt,
wie Gutes aus dem tiefſten Uebel keimt,
und wie die Kräfte ewig wechſelnd ringen.
Der Uebel grauenvolles Heer erzeugt
ſich in des Schikſals ehr'nem Schooſs, bezwingt
das kurze Leben aller Sterblichen,
doch gehet auch des Muthes goldne Sonne
in ihren Buſen ſiegend auf.

Heliodor.

Du ſtehſt
am Ufer, und mich drängt der Strohm — Nach Thaten
ſtrebt meines Weſens Kraft, und vor ihm thürmt
das Schikſal Felſenmaſſen auf —

Prieſter.

Die bald
in leichten Nebelduft zerrinnen werden.
Was iſt ſo flüchtig als des Volkes Sinn?
Auf ſeinen Unbeſtand nur baut man ſicher.
Ein edler Muth ergreift die Zügel leicht,
und lenkt die Menge nach den ſchönſten Ziel. —
Doch nur die Klugheit bricht des Sieges Frucht
und weiſs der Meinung Ebb und Fluth zu prüfen.
Mit ſichrer Klugheit lenkt ein edler Mann
der Kleinen Kurzſinn, und der Böſen Tücke.
In hoher Stille wandelt er einher
als eine Wolk' am blauen Horizont,
die Menſchen ſeh'n ſie ſtaunend, zweiflend an,
ob wohl aus ihrem dunkeln Schooſs ein Blitz
ſich ſchlängeln wird, ein Regen ſich ergieſsen?
Doch findet ſelbſt in des Gewitters Strahl
der Weiſ' und Gute Segen, nahet ſich
mit ſtiller Liebe heiligem Vertrauen.
Die Argliſt und der Eigennutz entflieh'n
aus eines Edlen, klugen ſtillem Kreis;
gleich als von höherer Gewalt umſtrikt,
erkennen ſie ſich fremden Zwecken dienend.
Dem Starken naht ſich kein verkehrter Sinn,

denn er entſchlieſst des tiefſten Herzens Falten,
und Gute nur und Edle blühn um ihn,
des Vaterlandes hoffnungsvolle Saat.

Heliodor.

Ich ſeh' in dieſem Spiegel, was mir fehlt,
ich fühle, wie die Mäſsigung nur frommt,
wie allzuraſcher Trieb ſich ſelbſt zerſtört.
Ich ſuchte lang des Kriegers Ungeſtüm
mit jenem vielgewandten Geiſt zu paaren,
der der Nothwendigkeit ſich ſtaatsklug unterwirft,
und ſicherer durch Liſt als Muth dem Schikſal
den Ausgang abgewinnt — doch jeden führt
auf einem Pfade nur ſein Genius.
Weh' dem, der jenen Wink verſchmäht! ihm rinnt
des Lebens ſchöne Kraft im Traum dahin!

Prieſter.

Nicht alle Tugenden faſst ein Gemüth,
wer Andre lenken will, muſs viele üben.
Die edelſten Gemüther lokt der Reiz
zu wirken öfters an der Herrſchaft Klippe,
Doch auf dem Wolkenthron der Anbetung

zu ſtehn, ziemt keinem Erdenſohn, er fühlt
ſich Fremdling in dem leichten Element,
die eigne Kraft verſagt ihm, und es ſtokt
der Liebe und des Lebens ſanfter Puls.
O wohl uns Griechen, daſs des Geiſtes Licht,
des Herzens edler Stolz ſelbſt Tiranney
ihr wahres Antlitz zu verbergen zwingt!
Von Schmeicheley umſchleiert tritt ſie auf,
verirrt des Volkes Sinn, doch beugt ihn nie.
Es wähnet ſtets der Freyheit heilig Bild
nur einzig anzubeten, und bleibt groſs
in dieſem Wahn. Der Wahrheit bleibt ſein Aug'
geöfnet, ſtark ſein Arm den Irrwahn umzuſtürzen.

Heliodor.

Oft ihn fruchtlos nur im Schooſs
des Abgrunds zu erkennen.

Prieſter.

Träume dir
nicht Uebel, wie ein liebekrankes Herz,
und wirke mit entwölkter ſtiller Bruſt.
Von deiner Hand empfängt das Vaterland

vielleicht des Friedens goldnen Zweig, wie du
die Heldenkron' empfiengſt von ſeinen Händen.
Für Andre ſich zu geben gnügt dem Muth,
und trägt den reinſten Lohn in eigner Bruſt;
für Andre handeln darf die Klugheit nur,
ſie glänzet einzig in des Edlen Strahl,
und wo ihr jener Sonnenſchimmer fehlt
ſinkt ſie zur Liſt herab. Es ſteht in ſich
das Edle feſt, iſt unſer tief'res Sein,
der Geiſt, der in das Ewige ſich hebt.
O lernte doch in ihrer ſchönſten Kraft
des reinen Willens deine Seele ruhn,
wenn eiſern dir das Schikſal widerſtrebt!
Es iſt die That ein Zeichen unſres Weſens,
doch iſt dem Schikſal ihre Spur vertraut —
ob ſie in leichte Fluth gezeichnet ward,
ob ſie in Erz gegraben ſteht — gleich viel,
ſie iſt, weil ſie ein edles Herz gedacht,
beglükt die Welt in einer ſchönren Zeit.

Heliodor.

Ihr heil'gen Wünſche, lernt dann endlich ruhn!
Verzehrt nicht mehr die Bruſt die euch gebahr!
Ich nahe mich der Freunde holdem Kreis,

ein blühend Weib wird Kinder auferzieh'n,
die meine Seele zu der Nachwelt bringen.
So nenn' ich eine ferne Zeit noch mein,
und lerne gegenwärt'ge Feſſeln tragen.
O was ein liebend weiſer Menſch vermag,
das fühlt durch dich mein Herz in voller Macht!
Wie oft haſt du die Flamme ſanft gekühlt,
die mich verſchlang! Die wild' verſtimmte Bruſt,
gab keinen Ton der Liebe mehr zurück,
als ich in dieſe ſtillen Haine kam.
Ich wagte nicht den Freunden mich zu nah'n,
die Hymens Altar ſchon für mich geſchmückt.
Mein irrer Sinn ſollt' ihre Harmonie
nicht ſtöhren, nicht das holde Weib von mir
entfernen, das des Freundes Hand mir beut.
Itzt fühl' ich, wie der Ruhe ſanfte Flügel
mir um den Buſen weh'n —

Ein Diener des Tempels. (erſcheint.)

Ein junges Weib,
gebeut die Prieſterin dir zu verkünden,
bringt Opfer in des Gottes Heiligthum
und eilet ſich zum Sturz von Leukade
nach altem Brauche zu bereiten.

Prieſter.

Geh,
und laſs vorerſt die Fremde zu mir führen,
eh' ſie zum Opfer ſchreitet, unterdeſſen
bereitet alles in dem Tempel vor.

(Diener ab.)

Heliodor.

Und deine reine Hand leiht ſich dem Wahn?
Hält nicht die Armen aus des Abgrunds Schooſs
zurük, wo ſie ſtatt der gehoften Heilung
gewiſſer Tod erwartet? Kenn ich dich,
mein Freund? — Iſts Schwachheit oder Trug,
was dich
in dieſe prieſterliche Kleidung ſtekte?
Du ſiehſt mich lächelnd an und ſchweigſt — Nein,
Nein,
unmöglich, hab' ich dich verkannt! —

(Die Fortſetzung künftig.)

II.

Die Seefahrt von Troja
nach
Carthago,
im dritten Buch der Aeneide *).

1.

So war nun Aſiens Gebieterin
von ihrer Herrlichkeit herabgeſunken,
was Troja war, ſlog auf in Rauch und Funken,
und Priams ganzer Stamm fiel ſchuldlos hin.
Die Götter wollten ſo. Zu öden Küſten
des Auslands trieb uns ihre Warnung fort.
Noch lieh Antandrum, dieſe Fahrt zu rüſten,
am Fuſs des Ida uns den Port.

---

*) Die in den vorhergehenden Stücken abgedrukte Ueberſetzung einiger Bücher der Aeneide haben folgende von einer andern Feder veranlaſst, und man glaubt, dem Publikum durch den Abdruk derſelben einen um ſo angenehmeren Dienſt zu erzeigen, da ſie dazu dienen kann, das zweyte und vierte Buch der Aeneide zu verbinden.

der Herausgeb.

2. 7-12

Wir ſammlen uns, und alle wiſſen nimmer
wo nun das Schickſal hin uns reiſst.
Kaum glänzt des Frühlings erſter Schimmer,
als uns auf Glück Anchiſes ſegeln heiſst.
Man ſchifft ſich ein, und Abſchiedszähren flieſsen
dem Boden — Troja ſtand ſonſt hier!
Ich nahm, mit Sohn und Volk ins Meer verwieſen,
des Hauſes alte Götter noch mit mir.

3. 13-18

Weit lag vor uns ein kriegeriſches Land
von Thraciern bewohnt, das, als Lykurg es zähmte,
zu gleichem Götterdienſt, zum Gaſtrechtsband
mit Troja ſich zur Zeit des Glücks bequemte.
Dorthin trug uns zuerſt des Unglücks Lauf;
an ſeinen ſchlängelnden Geſtaden
führt' ich zum neuen Sitz die Mauern auf,
nach mir nennt' ich ſie Aeneaden.

19-23 4.

Für meinen Bau die Götter anzuflehen
weiht' ich ein Opfer Dionäen;
am Ufer muſst' ein weiſſer fetter Stier
dem Himmels Könige den Nacken beugen,
und von dem Hügel, nahe hier
bekränzt mit dichten Myrtenſträuchen,
wollt' ich mir nehmen, was zu decken den Altar
an grünen Zweigen nöthig war.

24-30 5.

Nicht ohn' Entſetzen iſt davon zu ſprechen,
was ich itzt ſah. Ich konnte kaum
den erſten Stamm aus ſeinen Wurzeln brechen,
ſo blutete der ausgeriſsene Baum,
und ſchwarze Tropfen fallen nieder
und blutig feuchten ſie den Boden an.
Mir bebt' ein kalter Schauer durch die Glieder,
indem mein Blut für Furcht gerann.

6. 31-36

Noch einmal faſst' ich Reiſs, was hier ſich ſchlang —
ich wollte dieſs Geheimniſs doch ergründen —
und ziehe einen Stamm heraus — da drang
auch diesmal ſchwarzes Blut durch ſeine Rinden.
Nun wend' ich an die Nymphen dieſer Flur,
an Mars, den Schutzgott, ahndungsvoll mein
Flehen,
ich möge dieſes Wunder nur
nicht als ein Unglückszeichen ſehen.

7. 32-42

Zum drittenmal ſtemmt' ich das Knie mit an
und zog noch ſtärker an den Zweigen;
da ſtieg — ſoll ichs erzählen oder ſchweigen?
ein tiefes Aechzen dumpf zu mir herauf.
Die Worte hört' ich aus des Hügels Boden:
Vergreiſe nicht, Aeneas, dich an mir!
Zerfleiſche nicht den hier begrabnen Todten!
beflecke nicht die reinen Hände dir!

43-47 8.

Aus deinem Troja ſelbſt entſproſſen,
bin ich dir näher wohl verwandt,
und nicht aus Holz iſt jenes Blut gefloſſen.
O, flieh das gierige, grauſame Land!
Denn ich bin Polydor. In tauſend Wunden
durchbohrte eine Saat von Spieſsen mich;
du haſt ſie hier noch itzt gefunden,
denn hierher pflanzten ihre Schäfte ſich.

48-52 9.

Ergriffen zweyfach von Entſetzen
grauſst mir — der Athem ſtockt, zu Berge ſteigt
das Haar!
Ach! der betrogne Priam war
ſo ehrlich, ins geheim mit goldnen Schätzen
einſt ſeinen Polydorus zum Erziehn
dem Fürſten dieſes Landes zu vertrauen.
Er mochte nicht auf Waffenglück mehr bauen,
und die Belagrung ſchreckte ihn.

10.

53-57

Der Thracier ſah kaum entwichen
das Waffenglück, erlöſchen Trojas Glanz,
ſo ſchlug er ſich zum Siegertheil der Griechen,
brach Treue nun und Glauben ganz.
Das Gold war nicht ſo leicht dem Böſewicht
wie Polydors Ermordung zu verſchmerzen —
O, was erzwingſt du von den Herzen
der Sterblichen, verfluchter Golddurſt, nicht!

11.

58-61

Kaum war ich zu mir ſelbſt gekommen,
ſo weiſs Anchiſes bald, was ich geſehn, gehört,
ich ſag' es auch dem Volk, und bald hab' ich vernommen,
was dieſes Wunder für Entſchlüſſe lehrt —
Einhellig ward ſo fort beſchloſſen,
itzt, nach gebrochnem Gaſtrechtsband
zu fliehn das trügeriſche Land,
und mit dem erſten Winde abzuſtoſsen.

62–68 12.

Die Todtenfeyer bleibt doch unvergeſſen,
ein Hügel wird gethürmt, und ein Altar
umfaſst mit ſchwarzer Bind' und traurenden
Cypreſſen,
Trojanerinnen ſtehn mit aufgelöſstem Haar —
Wir gieſsen Milch und Blut aus heil'ger Schale
dem Todten hin, und fordern ſeine Ruh,
und rufen dann zum leztenmale
dem Geiſt mit lauter Stimme zu.

69–72 13.

Als itzt vom Sturm verlaſſen, wogenfrey
der Ocean Vertrauen ſich erregte,
nur ſanfte Luft ſich noch bewegte
lief alles thätig an den Strand herbey.
Das Volk wird von Begier ergriffen
ſich aus dem Hafen weg zu ziehn.
Bald ſahn wir uns im Offnen ſchiffen
das Land, die Städte vor uns fliehn.

14. 73-77

Wir ſahn im Schooſs des Meeres Delos liegen,
dies heilge Eyland dient' einmal
der Nereiden Mutter zum Vergnügen,
mit Gott Neptun, der dankbar ihm befahl,
ſich zwiſchen Gyarus und Mykon hin zu ſetzen;
denn bis dahin ſchwamm Delos frey herum;
nun iſts ein feſtes Heiligthum,
das keine Stürme mehr verletzen.

15. 78-84

Wir landen ruhig hier; auf unſern Wegen
nach Phöbus Sitz kommt Anius entgegen;
er dient dem Gott, wie er das Volk regiert,
die Binde ehrt ſein Haupt, wie es der Lorbeer ziert,
Anchiſes wird vom alten Freund erkannt,
zur Wohnung geh'n die Gäſte Hand in Hand.
Ich ſeh' den Tempel, eine Felſenmaſſe,
wo ich mich flehentlich vernehmen laſſe:

85-89 16.

O, gieb uns Müden eine feſte Stätte,
uns eine Nachwelt, eine Heimath ihr!
erhalt, Apoll, das zweyte Troja! rette
den Reſt, entflohn Achilles Rachbegier!
Wo iſt ein Platz für uns? wer kann es lehren?
wo geht der Weg, beſiehl ihn uns, wohin?
Laſs, Vater, deinen Ausſpruch hören,
Begeiſt're unſern Muth und Sinn.

90-93 17.

Kaum hatt' ich ſo mein Bitten vorgelegt,
als auf einmal des Tempels Grund erzittert,
und ſichtbarlich der Lorbeerhain ſich regt,
und das Gebirg umher erſchüttert.
Des Heiligthumes Inn'res thut ſich auf,
ein Brüllen aus dem Dreyfuſs hallet wieder;
demüthig werfen wir uns nieder,
zu unſerm Ohr dringt dieſe Stimm, herauf!

19. 94 - 98

Dardanier, Geprüfte! euer Glück
wird ſich nur in der Ahnen Urſitz bauen;
dorthin begebet euch zurück,
denn euch erwarten ſeine Auen.
Dies alte Mutterland erforſchet doch;
es wird Aeneas Stamm mit Kronen
der allgemeinen Herrſchung lohnen
in Kindeskindern, ſelbſt in deren Nachwelt noch.

20. 99 - 103

So Phöbus. Ein Geſchrey der Freude füllt die Luft:
Wo liegt die Stadt? man will es hören
wohin der Gott die Irrenden beruft,
wohin ſie ſollen wiederkehren.
Itzt ſann Anchiſes tiefer nach
des Alterthumes Urgeſchichten;
er rief des Volkes Häupter auf und ſprach:
laſst euch von dieſer Ausſicht unterrichten!

104-109 20.

Ihr ſchifft zu Jovis Inſel fort;
dort lieget Ida's Berg, der Stammort eurer Ahnen;
die reichſten Fluren blühen dort
in hundert Städten wohnen Unterthanen.
Selbſt unſerm Ahnherrn, Teucer, irret mich
nicht das Gedächtniſs, lieſsen ſich
Rhöteum's Küſten hier zum erſten finden,
hier wünſchte er ſein Reich zu gründen.

110-115 21.

Hier wohnte man als noch kein Troja war,
in tiefen Thälern nur beyſammen;
hier iſt's, woher uns Cybele ſogar
und ihre Korybanten ſtammen.
Hier Ida's Hain, des Feſts verſchwiegne Feyer,
das zahme Löwenpaar, womit die Göttin fährt —
Wohlan, wenn ihr des Gottes Ausſpruch ehrt,
verſöhnt die Winde! Gnoſſus Reich iſt euer.

22. 116-120

Auch trägt die Fahrt dahin nicht weit;
habt ihr nur ſonſt bey Jupiter noch Gnade,
ſo treffet ihr von Kreta die Geſtade
gewiſs in dreyer Tage Zeit —
Drauf ordnet er, daſs man zum Opfer ſchlachte,
zwey Stiere, die Neptun, Apoll bekam,
indeſs man auch dem Sturm ein ſchwarzes Lamm,
ein weiſſes nur dem ſanften Zephyr brachte.

23. 121-125

Idomeneus ſoll itzt ſein Erbreich fliehn —
das ſagt uns ein Gerücht; die Küſte
von Kreta ſey vom Feind geräumt und wüſte,
man könne leere Wohnungen beziehn —
Wir laufen alſo aus und fliegen mit den Winden.
Das luſt'ge Noxos legen wir zurück,
Olearos, das weiſſe Paros ſchwinden,
das grünende Donys, vor unſerm Blick.*

126-131 24.

Wir ſehn vorüberſeegelnd die Cycladen
zerſtreuet in dem Ocean umher
und ſchiffen hin an mancherley Geſtaden,
und ſehn beengt durch ſie das Meer
Ein Schiffsgeſchrey erfriſchte die Gefährten:
Fort, immer fort, nach unſrer Väter-Land!
Der Wind begann noch günſtiger zu werden,
und endlich traten wir auf Kreta's alten Strand.

132-136 25.

Ich lege nun begierig hier den Grund
zur neuen Stadt, nach der das Volk verlangte;
der Name, Pergamus, mit dem ſie prangte,
macht meinen Wunſch, hier zu verweilen kund,
und eine neue Burg hier zu erhöhen —
Die Schiffe werden ſchnell den Ufer anvertraut,
Man greift zum Pflug der Acker wird bebaut,
die Lieb' erwacht und ſtiftet Ehen.

26. 137-142

Ich theilte Häuſser aus, und gab' im neuen Reiche
Geſetze ſchon — doch plötzlich ſank herab
aus fauler Luft die fürchterlichſte Seuche,
und zehrte Menſchen, Baum' und Saaten ab.
Ein Sterbejahr für manches frohe Leben!
was blieb, trug jener Krankheit Spur,
der Hundsſtern ſengte weit umher die Flur
und Wieſ' und Feld verſagten Frucht zu geben.

37. 143-146

Zu dem Orakel, rieth Anchiſes an,
hin zu Apoll nach Delos umzukehren,
zu meſſen abermals die Flutenbahn,
zu bitten ſühnend, doch uns zu belehren:
was wohl noch ſey der Leiden Ende
für uns Ermüdete! wie nur
zu ahnden unſrer Rettung Spur?
wo man itzt hin das Steuer wende?

147-153 28.

Um Mitternacht, wo alles Erdenleben
der Schlaf umfieng, lag ich noch wachend hier.
Da ſah ich heil'ge Götterbilder mir
wie ich aus Troja's Brand ſie riſs, vor Augen
ſchweben.
Es blieben bey dem Glanz, der ſie umfloſs,
die Schützer Phrygiens mir unverborgen,
zumal umher ſich Mondenlicht ergoſs.
Sie redeten mich an, zur Linderung der Sorgen:

154-158 29.

Was dir, wenn du nach Delos ſchiffſt, nur
immer
Apollo ſagen kann, verkündigen auch wir.
Er ſandt' uns her nach deinem Zimmer;
wir folgten ſelbſt aus Troja's Flammen dir
durch manche Fluth, geſchwellt von Winden —
Noch hebt ſich dein Geſchlecht den Sternen gleich;
denn eine Hauptſtadt ſollſt du gründen
und ein durch ſie beherrſchtes Reich.

30. 159-163

Für Groſse ziemet groſses Unternehmen —
Nicht hier auf Kreta zu beſtehn
winkt dir Apoll, er heiſst dich weiter gehn,
zur längern Walfahrt dich bequemen.
Es giebt ein altes Land, in Waffen unbeſieget,
Hesperien nennt es der Grieche nur;
dort haben einſt die fette Flur
Oenotrier zuerſt gepflüget.

31. 166-171

Italien wird es nach ſeinem Fürſt benannt;
hier wird ſich uns ein feſter Wohnort zeigen.
Er war einſt Dardanus ſchon eigen;
der iſt für unſern Stammherrn anerkannt.
Wohlan, laſs dies Anchiſes wiſſen;
du wirſt Auſonien nun ſuchen müſſen
und Korytus; kein Zweifel ſey gewagt.
Dikte's Gefilde hat dir Jupiter verſagt.

172-177 32.

Betäubt war ich von dem Geſicht
und von dem Götterwort; ein Traum war's nicht.
Ich ſah vor mir die göttlichen Geſtalten,
mit ihren Binden, die das Haupthaar halten.
Ich riſs mich von dem Lager auf,
und fühlte kalten Schweiſs mich übergieſsen.
Die Hände ſtreckt' ich flehend himmelauf,
lieſs ächten Wein dem Opferheerde flieſsen.

178-183 33.

Das Opfer war vollbracht, als ich ſogleich
froh dem Anchiſes, meinen Fall erzählte;
er merkte bald, wie ſehr er im Vergleich
des Neuen mit dem Alterthume fehlte,
ſo wie in unſrer Herkunft Doppelſinn —
O, ſprach er, Sohn, den Troja's Fall belehrte,
Caſſandra war davon, was mich bethörte,
die einzige Wahrſagerin.

34. 184-188

Nun merk' ich wohl, was unſer Stamm,
in ihrem Munde oft zum Theil bekam,
und wie ſie nur Heſperien verſtanden.
Doch, wem fiel' ein, daſs Trojer da noch landen.
Wer mochte damals, was Caſſandra ſprach,
beherzigen! wer die Prophetin hören!
Doch jetzt laſst uns Apollo's Warnung hören;
itzt geht der rechten Deutung nach.

35. 189-198

Mit Jauchzen folgen wir dem Wort,
verlaſſen nun auch dieſen Landungsort;
es bleiben wenige zurück; die Segel ſchwellen,
das hohle Balkenhauſs ſchweift in den Wellen;
man ſieht kein Land, nur Himmel noch und Meer.
Doch ſchnell treibt über uns ein dunkles Wetter her;
und ſchreckhaft werden bald die Wogen
mit Finſterniſſen überzogen.

196-200 36.

Vom Sturm gegeiſſelt runzeln ſich die Wellen,
die ungeheuren Waſser ſchwellen
der Tag zieht vor dem Wetter ſich zurück,
die Regennacht verhüllt den Himmelsblick.
Der Wolken aufgeriſsner Rachen
gieſst Feuerſtröme aus, verſcheucht aus ihrer Bahn
verirren ſich die ungewiſsen Nachen
im grenzenloſen Ocean.

201-207 37.

Selbſt Palinurus glaubt ſich zu verwirren
in Nacht und Tag, weiſs wo er ſteuert nicht,
So müſſen wir drey düſtre Tage irren,
drey Nächte ohne Sternenlicht.
Am vierten ſehn wir Land ſich heben,
ſich uns enthüllen ein Gebirge dort,
und Rauch von weitem in die Höhe ſchweben —
Wir ziehn die Seegel ein, wir rudern emſig fort.

38. 208-211

Das Volk ſchlägt tiefgebükt die blauen Wellen,
man ſieht den Schaum herauf am Ruder ſchwellen.
Da faſſen wir mit Angſt, die uns noch retten muſs,
am Ufer der Strophaden Fuſs —
Im weiten Meere Joniens bekamen
die Inſeln von den Griechen jenen Namen;
die gräſsliche Celäno wohnet hier
und mehrere Harpyjen noch mit ihr.

39. 213-218

Vorher ſchloſs Piereus ſie aus ſeinem Hauſs;
ſie lieſsen nur aus Furcht der Tafeln Vorrath liegen —
Kein Ungeheuer iſt vor ſolchem Grauſs
den Styx im Götterzorn entſtiegen,
und Peſten ziehn dorther ſo giftig nicht —
Von Art ſind's Vögel, Mädchen von Geſicht,
die Hand gekrallt, der Leib von Unflat überzogen,
die Wangen bleich, von Hunger ausgeſogen.

219-224 40.

Als wir hier landen, ſahen wir ganz nah
im Graſs die ſchönſte Opferheerde.
Ein Ziegenvolk liegt ohne Hirten da,
wir ſchlachten ab mit ſtrengem Schwerdte.
Selbſt Zevs, geloben wir, ſoll ſeinen Antheil haben —
und richten uns zu beſsrer Ruh
am Ufer Raſenbänke zu,
um uns am fetten Mahl zu laben.

225-228 41.

Auf einmal ſtürzen ſchauerlich
ſich die Harpyjen vom Gebirg hernieder,
ſie ſchwingen ſauſend ihr Gefieder
und nehmen unſer Mahl vor ſich.
Was ihre ekelhaften Krallen
davon berühren, wird befleckt,
indem, von ihrem Peſthauch angeſteckt
ihr gräſsliches Geheul die Lüfte wiederhallen.

42. 229-234

Wir bringen nun in holem Raum,
einſamer Felſen weit hinweg die Tiſche,
und ſind gedekt von manchem Baum,
von dichtverwachſenem Gebüſche;
ſchon lodert wieder ein Altar —
Doch bald auch rauſchet der Harpyjen Schaar
mit Klauenfüſsen her aus düſtern Ecken,
um unſer Mahl von neuem zu beflecken.

43. 235-239

Itzt ruf' ich auf zu Schild und Schwerdt,
die Ungeheuer zu beſiegen.
Das Volk hält ſich gefaſst, wie ich's begehrt,
die Waffen bleiben ſtill im Graſe liegen.
Kaum hört Miſenus an dem Strand umher
der rauſchenden Harpyjen Schwingen,
ſo läſst er uns, von hoher Warte her,
des holen Erzes Ton erklingen.

240-244 44.

Da fängt ſich eine neue Art zu kämpfen,
mit dieſer ſchlimmen Vogelgattung an.
Das Schwerdt ſoll ihren Anfall dämpfen,
was ſie doch nicht verwunden kann.
Es prallt vom Flügel ab, vom Rücken.
Gen Himmel eilt der Ungeheuer Flug —
ihr Nachlaſs war uns ekelhaft genug
mit ihrer Beute abgenagten Stücken.

245-249 45.

Celäno ſetzt ſich ganz allein
auf einen hohen Fels, preſst in Prophetengrimme
den Buſen, um mit heller Stimme
die Unglücksworte auszuſchreyn:
Was Teukrier? Erſt würgt ihr unſre Heerde,
und jetzt, bethört von dieſem leichten Sieg,
droht ihr uns ſelbſt mit ungerechtem Krieg?
Miſsgönnt uns gar die väterliche Erde?

46. 250 - 254.

Vernehmet denn, und prägt es in die Seele,
was Jupiter dem Phöbus, dieſer mir
entdekte, was ich wieder euch erzähle;
Der Furien Gröſste höret ihr!
Ihr ſucht Italien jetzt auf,
und werdet bey gewognen Winden
auch bald Italien wohl finden;
ſelbſt in den Hafen trägt euch euer Lauf.

47. 258 - 262.

Doch wird die euch verheiſsne Stadt
mit Mauern nicht umzogen werden,
bis ſelbſt die Gier, womit ihr unſre Heerden
erlegtet, ſich an euch gerächet hat.
Erſt ſoll euch heiſser Hunger plagen;
die leeren Tiſche ſelbſt beiſst euer Zahn
aus Mangel nothgedrungen an;
ihr werdet gierig ſie benagen.

260-263 48.

So ſchreyt Celäno. Mit erhobnen Schwingen
eilt ſie zurück in Wald. Erſtarrt iſt unſer Blut,
und hingeſunken aller Muth;
Wir wollen nichts mehr durch die Waffen zwingen,
wir wünſchen bittend, mit Gelübden ſchon
die Schuld des Angrifs auszuſöhnen,
ſey es, daſs ſchlimme Vögel nur uns höhnen;
ſey es, daſs Götter uns bedrohn.

263-268 49.

Anchiſes ſtreckte vom Geſtade
jetzt zu dem Himmel ſeine Händ', empor:
„Entfernt die Drohung, Götter, beuget vor
„dem Unfall, ſchenkt den Frommen Gnade!“
Von Ufer reiſst man nun des Schiffes Seil,
gelöſste Taue werden angezogen,
Die Seegel wölbt der Süd; uns lenkt mit Eil
der Steuermann hin über Schaum der Woogen.

50. 270-273

Schon ſchwimmet vor uns mitten in dem Meer
das waldige Zacynth, und neben
dem felſichten Neritos ſchweben
Dulichium und Same hoch einher.
Wir muſsten nur die Klippen fliehen,
den Kreiſs um Ithaka, Laertes Thron,
beſtimmt den grauſamen Ulyſſes aufzuziehen,
nahm Ithaka hier unſern Fluch zum Lohn.

51. 274-279

Nun blickt Leukate's Wolkengipfel vor
und furchtbar für den Seemann ſteigen
Apollo's Berge aus der Flut empor;
ermüdet ſtreben wir ſie zu erreichen,
und grüſsen bald die kleine Stadt.
Denn als der Anker, ledig ſeiner Bande,
am Vordertheil den Grund erſunken hat
ſteht feſt das Hinterſchiff am Strande.

III.

Das Gaſtmahl

von

Plato.

(Fortſetzung und Beſchluſs.)

Als Agathon geendiget hatte, brach die ganze Geſellſchaft in einen lauten Beifall aus, und alle kamen darin überein, daſs die Lobrede des Agathon ſeiner ſelbſt und der geprieſenen Gottheit würdig ſei. Hierauf ſagte

Sokrates (indem er den Eryximachus anſah).

Nun, mein lieber Freund, meinſt du noch, daſs meine Furcht ſo grundloſs geweſen? Hab' ich nicht einen Wahrſagergeiſt gehabt, indem ich ſagte, daſs Agathon einen bewundernswürdigen Vortrag halten, ich aber in Verlegenheit kommen würde?

Eryximachus.

Zur Hälfte hat dein Wahrſagergeiſt recht gehabt, Sokrates, daſs Agathon einen ſchönen Vortrag halten würde; daſs du dich aber in Verlegenheit befinden ſollteſt, möchte wohl nicht ſo gut eintreffen.

Sokrates.

Ey, mein theuerſter Freund, wie ſollte ich nicht ſo gut, wie jeder andere in meinem Falle, darüber verlegen ſein, nach einer Rede von ſolcher Schönheit und Reichhaltigkeit mich hören zu laſſen? Laſs es ſein, daſs die vorhergehenden Theile der Rede nicht gleiche Vortreflichkeit hatten; wer aber wurde nicht über den prächtigen Strom von Wörtern und Phraſen am Ende ſeiner Rede in Erſtaunen geſezt? Wirklich fand ich mich bei dem Bewuſstſein, daſs ich einer ſolchen Schönheit auch nicht von ferne mich nähern könnte, ſo beſchämt, daſs ich, wäre es nur angegangen, hätte davon laufen mögen. Seine Rede erinnerte mich an den Gorgias; es gieng mir wirklich wie dem Ulyſſes beim Homer —

Bleiches Entſezen ergriff mich, — —

fürchtend, es werde am Ende noch Agathon das Haupt des Gorgias *) des gewaltigen Redners,

---

*) Gorgias war einer der vornehmſten Sophiſten der damaligen Zeit. Sokrates benuzt die Aehn-

meiner Rede entgegenhalten, und mich in einen ſprachloſen Stein verwandeln. Nun merkte ich erſt, was ich für einen dummen Streich gemacht hatte, da ich mich anheiſchig machte, den Gott der Liebe in eurer Geſellſchaft zu loben, da ich mich ſelbſt dafür ausgab, in der Philoſophie der Liebe bewandert zu ſein; und doch nicht einmal noch verſtand, wie man es anfangen müſſe, um überhaupt etwas zu loben. Ich war einfältig genug, um mir einzubilden, daſs man von jedem, den man lobpreiſen wollte, nichts anders, als die Wahrheit ſagen müſſe, daſs man denn aus dem Vorrath dieſer Wahrheiten nur die ſchönſten ausleſen, und ſie ſo ſchiklich als möglich zuſammenſtellen müſſe. So bildete ich mir alſo was rechts auf dieſe Wiſſenſchaft ein, und dachte Wunder, wie gut ich mich auf die wahre Natur einer Lobrede verſtände. Hinterher ſehe ich nun wohl, daſs es darauf bei einer ſchönen Lobpreiſung gar nicht ankommt, ſondern vielmehr nur auf die Kunſt, ſeinen Gegenſtand mit einer Menge der ſchönſten und erhabenſten Prädikate zu überhäu-

lichkeit des Namens zu einer Anſpielung auf den bekannten Mythos von dem Haupt der Gorgo Meduſa, welches die Kraft gehabt haben ſoll, denjenigen, dem es vorgehalten wurde, in einen Stein zu verwandeln. — Die Stelle aus dem Homer, von der hier die Rede iſt, ſteht Odyſſ. Λ, 632 ff.

ſen, ſie mögen nun ihm wirklich zukommen oder nicht. Sind ſie falſch, ſo hat das nichts zu bedeuten. Die Aufgabe ſcheint nämlich hier geweſen zu ſein, daſs jeder von uns den Amor nach Belieben preiſen ſolle, ohne zu verlangen, daſs er damit wirklich geprieſen werde. Daher habt ihr einer nach dem andern eure Beredtſamkeit aufgeboten, und dem Amor dieſe und jene Eigenſchaften und Verdienſte beigelegt, damit er, freilich nur in den Augen der Nichtkenner (denn mit den Kennern iſt's eine ganz andre Sache), in höchſter Schönheit und Vollkommenheit erſcheinen möchte. Und ſo iſt denn ſeine Verherrlichung gar ſchön und ſtattlich zu Stande gekommen. Aber ich verſtand mich nun auf dieſe Methode zu lobpreiſen nicht; und wuſste alſo eigentlich gar nicht was ich verſprach, als ich mich anheiſchig machte, wenn die Reihe mich träfe, auch eine Lobrede zu halten. Alſo hat

die Zunge nur verſprochen,
das Herz weiſs vom Verſprechen nichts.

Hiemit alſo Gott befohlen! Auf dieſe Weiſe zu loben, kann ich unmöglich übernehmen; das iſt meine Sache nicht. Gefällt es euch aber, das, was ſich von Amor Wahres ſagen läſst, von mir zu hören, ſo bin ich ſehr bereit dazu. Nur müſst ihr mir auch erlauben, auf meine Art zu ſprechen.

An die Form eurer Reden kann ich mich nicht binden; ich würde mich gewiſs lächerlich machen. Es kommt alſo darauf an, Phädrus, ob etwa deinem Plan auch eine ſolche Rede entſpricht, die nur Amors wahre Eigenſchaften ſchildert, und ſich bei der Darſtellung derſelben ganz kunſtloſs dem natürlichen Gang der Ideen überläſst?

Phädrus und die ganze Geſellſchaft baten ihn, ſeine Rede ganz allein nach ſeinem Gutdünken einzurichten.

Sokrates.

Vorher, lieber Phädrus, erlaube mir noch einige Fragen an Agathon, um ein und andres mit ihm feſtzuſetzen, worauf ich mich in meiner Rede beziehen kann.

Phädrus.

Meine Erlaubniſs haſt du. Frag ihn nur!

Sokrates.

Der Eingang deiner Rede, lieber Agathon, hat meinen ganzen Beifall. Es war ſehr zweckmäſsig, daſs du die Eigenſchaften des Amors von ſeinen Wirkungen unterſchiedeſt, und jene zuerſt abhandelteſt. Nun ſage mir aber, weil du doch die übrigen Eigenſchaften des Gottes der Liebe ſo ſchön und erhaben geſchildert haſt, noch über einen Punkt deine Meinung. Bezieht ſich nicht der Begriff von Liebe, eben ſo wie der Begriff von Vater und Mutter, immer auf einen Gegenſtand? Ich will ſagen, ſo wie ich Vater und Mutter nicht denken kann, ohne einen Sohn oder eine Tochter zu denken; oder ſo wie ich bei der Vorſtellung eines Bruders genöthigt bin, immer an einen Bruder oder Schweſter dieſes Bruders zu denken: muſs ich mir nicht immer auch bei der Liebe einen geliebten Gegenſtand denken?

Agathon.

Allerdings.

Sokrates.

Nun frag' ich weiter. Muſs nicht bei der Liebe immer auch eine Begierde nach dem geliebten Gegenſtand ſtatt finden?

Agathon.

Sehr wahr.

Sokrates.

Sezt denn nun aber das Streben der Liebe nach dem geliebten Gegenſtande, oder die Begierde nach demſelben, ſchon den Beſitz des begehrten und geliebten Gegenſtandes voraus, oder muſs man annehmen, daſs ſie, ſo lange ſie den Gegenſtand begehrt, ihn noch nicht beſitze?

Agathon.

Wahrſcheinlich das lezte.

Sokrates.

Warum denn nur wahrſcheinlich? Sollte denn nicht ganz nothwendig Begierde den Mangel des begehrten Gegenſtandes vorausſetzen; hingegen der Beſitz deſſen, was man begehrte, die Begierde nothwendig aufheben? Mir ſcheint dies ſchlechterdings nothwendig zu ſein, lieber Agathon. Was meinſt du?

Agathon.

Das iſt auch meine Meinung.

Sokrates.

Kann wohl ein Menſch, der ſchon groſs von Statur iſt, ſich noch wünſchen groſs, oder ein Starker ſtark zu ſein?

Agathon.

Zufolge deſſen, was bereits eingeräumt worden, unmöglich.

Sokrates.

Denn freilich, wer gewiſſe Eigenſchaften ſchon beſizt, leidet ja keinen Abgang daran —

Agathon.

Sehr richtig!

Sokrates.

Und wenn der Starke ſtark, der Geſchwinde geſchwind, der Geſunde geſund zu ſein begehrte, (falls ſich jemand dieſen Fall als möglich vorſtellen könnte) ſo iſt ja doch klar, daſs jeder dasjenige, was er einmal beſizt, er mag es nun begehren oder nicht, *für jezt* nothwendig beſizt. Und wie könnte nun einer ſo etwas begehren? Vielmehr, wenn jemand ſagte: Ich der ich geſund bin, wünſche geſund zu ſein; ich, der ich reich bin, wünſche reich zu ſein, und begehre folglich das, was ich ſchon habe; ſo würden wir ihm ſagen: „Ja, lieber Freund, das heiſst nichts anders als, du wünſcheſt deinen jezigen Reichthum, deine jezige Geſundheit oder Stärke, auch *in Zukunft* zu beſitzen; denn was *die gegenwärtige Zeit* betrift, ſo haſt du alle dieſe Güter ſchon, du magſt ſie wollen oder nicht. Sieh alſo, ob, wenn du ſagſt: ich begehre das, was ich gegenwärtig ſchon habe, dies wohl etwas anders heiſſen könne, als: ich wünſche, daſs dasjenige, was ich jezt beſitze, mir auch in Zukunft bleiben möge. Würde er nun die leztere Bedeutung nicht einräumen müſſen?

Agathon.

Ich ſollte denken.

Sokrates.

Das was man gegenwärtig hat, auf die Zukunft erhalten wünſchen; heiſst dies etwas anders, als: begehren, was einem noch nicht gegeben iſt, was er noch nicht hat?

Agathon.

Mir ſcheint es ſo.

Sokrates.

Jeder alſo, der etwas begehrt, begehrt etwas, was ihm noch nicht gegeben iſt, was nicht gegenwärtig iſt, was er nicht hat; was nicht zu ſeinen Prädikaten gehört, deſſen er bedürftig iſt. Dies ſind alſo die Gegenſtände des Begehrens und der Liebe?

Agathon.

Ohne Zweifel.

Sokrates.

Nun laſs uns ſehen, was wir bisher ausgemacht haben! Nicht wahr, fürs erſte: daſs die Liebe ſich immer auf einen Gegenſtand beziehe; und zweitens: daſs ſie ſich auf Etwas beziehe, was man noch nicht beſizt?

Agathon.

Richtig.

Sokrates.

Nun erinnre dich, von was für einem Gegenſtand der Liebe du in deiner Rede geſprochen haſt. Oder darf ich vielleicht ſelbſt dich daran erinnern? An einer Stelle derſelben ſagteſt du, wenn ich es anders richtig behalten habe: In dem Staate der Götter ſei Ordnung und Eintracht durch die Liebe des Schönen erzeugt worden; und du ſezteſt hinzu: denn eine Liebe des Haſslichen giebt es nicht. Drukteſt du dich nicht ohngefähr ſo aus?

Agathon.

Ja.

Sokrates.

Es iſt auch ſehr richtig, lieber Agathon. Wenn ſich aber dies ſo verhält, ſo iſt alſo nicht Haſslichkeit, ſondern Schönheit der Gegenſtand der Liebe?

Agathon.

Ich geſtehe es zu.

Sokrates

Haben wir aber nicht auch ausgemacht? daſs der Gegenſtand der Liebe immer etwas ſei, was der Liebende noch nicht beſizt?

Agathon.

Ja.

Sokrates.

Die Liebe der Schönheit iſt alſo noch nicht im Beſitz des Schönen?

Agathon.

Eine nothwendige Folge.

Sokrates.

Wie nun? Nennſt du denn dasjenige ſchön, was keine Schönheit beſizt?

Agathon.

O nein.

Sokrates.

Behaupteſt du alſo noch, daſs die Liebe ſchön ſei?

Agathon.

Ich fürchte, Sokrates, daſs ich vorhin ohne Kenntniſs der Sache geſprochen habe.

Sokrates.

Dies Geſtändniſs macht dir Ehre, Agathon. Nun nur noch eine kleine Frage: Scheint dir das Gute nicht auch ſchön zu ſein?

Agathon.

Allerdings!

Bibl. Univers. Lips.

Sokrates.

Wenn alſo der Liebe das Schöne fehlt, das Gute aber auch zum Schönen gehört, ſo fehlt ihr ja wohl auch das Gute?

Agathon.

Ich kann dir unmöglich widerſprechen, Sokrates. Es ſei alſo, wie du ſagſt.

Sokrates.

Nur der Wahrheit, lieber Freund, kannſt du nicht widerſprechen; dem Sokrates — das möchte wohl ſo ſchwer nicht ſeyn.

„Doch, fuhr Sokrates fort, ich höre jezt auf zu fragen, und theile euch ein Geſpräch mit, das ich einſt mit der Prophetinn Diotima über Liebe gehalten habe. Ihr kennet dieſes Weib, die nicht in der Philoſophie der Liebe bloſs, ſondern überhaupt in allen Stücken groſse Einſichten hatte. Sie war es, der die Athenienſer eine Friſt von zehn Jahren zu danken haben, welche ihnen auf ihr Opfer wegen der Peſt gewährt wurde. Sie iſt es, der auch ich meinen Unterricht in der Philoſophie der Liebe danke. Eine meiner Unterredungen mit ihr will ich euch nun mittheilen, wenn mirs anders gelingt, ſie mir wieder ins Gedächtniſs zurückzurufen. Ich werde dabei mich auf die Sätze beziehen, die zwiſchen mir und Agathon eben ausgemacht worden ſind. Ich werde auch, nach deiner Methode lieber Agathon, zuerſt zeigen, wer Amor iſt und welche Eigenſchaften er hat, und dann, was er für Wirkungen hervorbringt. Die Ausländerinn hat ſelbſt bei ihrer Entwickelung des Gegenſtandes dieſen Gang gewählt, ich brauche alſo bloſs ihrer Ordnung zu folgen.

„Diotima hatte ungefähr eben das von mir gehört, was wir alle eben von Agathon gehört haben: Amor ſei eine groſse Gottheit, und das Schöne ſei ihr Gegenſtand; und mit eben den Gründen, die ich jezt gegen Agathon gebraucht habe, hatte ſie mich überwieſen, daſs Amor weder ſchön ſei, wie ich behauptet hatte, noch gut. Nun ſagte ich: Wie, Diotima, Amor iſt alſo häſslich und böſe? — „Ein wenig ehrerbietiger, wenn ich bitten darf! Meinſt du, was nicht ſchön ſei, das müſſe nothwendig häſslich ſein?“ — Mir ſcheints ſo. — „So gäbe es alſo auch zwiſchen wiſſenſchaftlicher Einſicht und Unwiſſenheit kein drittes. Sollte nicht zwiſchen beiden noch etwas in der Mitte liegen?“ — Was denn? — „Weiſst du nicht, daſs richtig Urtheilen ohne Bewuſstſein der Gründe, weder Wiſſenſchaft heiſſen kann, noch Unwiſſenheit? Das erſtere nicht; denn wie kann man Wiſſenſchaft heiſſen, wovon man

keine

keine Gründe kennt? Aber gleichwohl auch nicht das zweite; denn wie kann ein treffendes Urtheil Unwiſſenheit genannt werden? Richtig urtheilen ſteht alſo in der Mitte zwiſchen wiſſenſchaftlicher Erkenntniſs und Unwiſſenheit." — Ich kann nichts dagegen einwenden. — „So muſst du alſo auch nicht ſchlieſsen: was nicht ſchön iſt, das iſt häſslich; oder was nicht gut iſt, das iſt böſe. Und folglich muſst du auch von Amor, ungeachtet du ſelbſt vorhin eingeräumt haſt, daſs er weder gut noch ſchön ſei, doch nicht folgern: er müſſe alſo häſslich und böſe ſein. Es giebt ein Mittel zwiſchen beiden." — Allein, es wird doch von allen Menſchen eingeſtanden, daſs er eine groſse Gottheit ſei. — „Von allen Unwiſſenden, meinſt du wohl; oder rechneſt du doch auch die Erfahrnen mit?" — Von allen zuſammen, meine ich. — „Wie, Sokrates, auch von denen würde Amor für eine groſse Gottheit gehalten, die ihn nicht einmal für eine Gottheit halten?" — Wer wäre dies? — „Du und ich." — Wie kannſt du das ſagen? — „Sehr leicht! Sag mir nur: hältſt du nicht alle Götter für ſeelig und für ſchön? oder würdeſt du es wagen zu behaupten, daſs einer der Götter es nicht ſei?" — Beim Jupiter, Nein! — „Nennſt du denn nicht denjenigen ſeelig, der das Gute und Schöne beſizt?" — Allerdings. — „Haſt du aber nicht zugegeben, daſs Amor nach dem Guten und Schönen ſtrebe, weil ihm beides fehle?" — Das habe ich freilich. — „Kann er alſo eine Gottheit ſein, da ihm das Schöne und Gute fehlt?" — Es ſcheint unmöglich. — „Siehſt du nun wohl, daſs du den Amor ſelbſt nicht für eine Gottheit hältſt?" — Alſo wäre Amor ein ſterbliches Weſen? — „Nichts weniger." — Was denn? — „Wie wir vorhin bemerkt haben; ein Mittelweſen zwiſchen ſterblich und unſterblich." — Was alſo, Diotima? — „Ein groſser Dämon, Sokrates; denn jeder Dämon macht ein Mittelweſen zwiſchen der Gottheit und dem Menſchen aus." — Was iſt aber die Beſtimmung ſolcher Dämonen? — „Sie ſind Dolmetſcher und Unterhändler zwiſchen den Göttern und Menſchen. Jenen überbringen ſie die Bitten und Opfer der leztern; dieſen aber die Befehle von den erſtern und ihre Antworten auf die Opfer. Als Mittelweſen zwiſchen beiden, machen ſie gleichſam das Band, durch welches das Univerſum zuſammenhängt. Durch ihre Hände geht auch die ganze Mantik, und die Wiſſenſchaft der Prieſter in Rükſicht der Opfer, der Einweihungen, der Beſchwörungen, des Wahrſagens und der Zauberei. Eine unmittelbare Mittheilung zwiſchen der Gottheit und einem Sterblichen findet nicht ſtatt; nur durch die Dämonen geſchieht jede Verbindung und jede Offenbarung der Götter an die Menſchen, im Schlaſen und im Wachen. Für einen göttlich erleuchteten Mann gilt deswegen auch nur der, der in dieſen Dingen erfahren iſt. Alles andre Wiſſen, es betreffe nun Künſte oder Handwerke, iſt doch nur Sache eines gewöhnlichen Kopfs. Solcher Dämonen nun giebt es eine groſse Anzahl, und mancherley Arten. Einer derſelben iſt Amor." — Wer ſind ſeine Eltern? — „Es iſt freilich viel verlangt, eine ſo weitläuftige Geſchichte zu erzählen; indeſs, du ſollſt es doch wiſſen! An dem Tage, da Venus geboren ward, hielten die Götter ein Freudenfeſt. Unter ihnen befand ſich auch Porus (der Ueberfluſs) der Sohn der Metis (der Klugheit). Nach der Mahlzeit erſchien Penia (die Dürftigkeit) an den Thüren, in der Hoffnung, unter dem allgemeinen Wohlleben auch etwas für ſich zu erhaſchen. Porus, berauſcht in Nektar, (denn damals gab es noch keinen Wein) gieng in den Garten Jupiters, und fiel in einen tiefen Schlaf. Penia benüzte die Gelegenheit, einen Wunſch zu erfüllen, den ſie ſchon lange bei ſich genährt hatte, einen Sohn von Porus zu haben, um durch dieſen gegen das Darben geſchüzt zu werden. Sie legte ſich neben ihm nieder, und empfieng den Amor. An dem Geburtsfeſt der Venus gezeugt, wurde er nachher zum Dienſt der Venus beſtimmt; und er iſt ein Freund des Schönen, weil ſeine Gebieterinn ſchön iſt. Von ſeinen

Eltern hat er folgende Eigenſchaften geerbt. Als Sohn der Penia, iſt er immer arm; weder ſein gebildet noch ſchön, ſondern rauh und unrein; ohne Schuhe, ohne Haus, ohne Bett; auf dem Boden, vor den Thüren, auf den Straſsen, unter freiem Himmel ſchlafend; ſtets von Mangel begleitet. Der Natur ſeines Vaters zufolge aber, iſt er leidenſchaftlich für alles Gute und Schöne, tapfer, kühn, unternehmend, ein gewaltiger Jäger, ränkeſüchtig, wiſsbegierig, erfinderiſch im Beſiegen einer Schwierigkeit; Philoſoph in allem was er beginnt; ein gefährlicher Schwarzkünſtler, Zauberer und Sophiſt. Vermöge ſeiner Natur gehört er weder zu den Unſterblichen noch zu den Sterblichen. Er ſtirbt oft an eben dem Tage, an dem er den höchſten Gipfel ſeines Glüks erreicht. Aber, als der Sohn dieſes Vaters, lebt er immer von neuem wieder auf. Was er erwirbt, zerrinnt im Augenblick wieder. Daher iſt er niemals ganz arm, aber auch niemals reich. Eben ſo verhält ſichs bei ihm auch in Rükſicht des Wiſſens und der Unwiſſenheit. Die Sache muſs nämlich ſo angeſehen werden. Ein Gott philoſophirt nicht, denn er kann den Zweck nicht haben, ſich Weisheit zu erwerben, weil er ſie ſchon hat. Ein anderer, der ſchon weiſe iſt, philoſophirt auch nicht. Die Unwiſſenden endlich, philoſophiren auch nicht, und verlangen nicht, weiſe zu werden.

Denn gerade in dieſer Rükſicht iſt Unwiſſenheit das ſchlimmſte Uebel, daſs nämlich eine unzeitige Selbſtgenügſamkeit alle Erkenntniſs ſeines Mangels an Rechtſchaffenheit und Verſtand verhindert; denn natürlich hat der, der nicht fühlt, daſs ihm etwas fehlt, auch kein Verlangen, es ſich zu erwerben.“ — Für wen wäre denn aber das Philoſophiren aufbehalten, wenn weder die Weiſen noch die Unwiſſenden es gebrauchen? — „Ich dächte, das könnte ein Kind begreifen! Für diejenigen, die keins von beiden ſind. Und zu dieſen gehört auch Amor. Unter den ſchönen Gegenſtänden iſt Weisheit einer der vorzüglichſten. Amor iſt ein Freund des Schönen; er muſs folglich auch ein Freund der Weisheit ſeyn. Als Freund der Weisheit aber muſs er zwiſchen dem Weiſen und dem Unwiſſenden in der Mitte ſtehen. Auch dies läſst ſich aus ſeinem Urſprunge erklären, weil er nämlich einen weiſen und reichen Vater, aber eine dürftige und geiſtesarme Mutter hatte. Dies iſt alſo die Natur dieſes Dämons. Es iſt übrigens kein Wunder, daſs du dir einen andern Begriff von dem Amor gebildet haſt. Soviel ich aus deinen Aeuſſerungen ſchlieſſen kann, ſo hältſt du das Objekt der Liebe und nicht das Subjekt für den Amor. Daher begreife ich leicht, wie er dir als ein ſo ganz vollkommnes Weſen vorkommen muſste. Das Objekt der Liebe iſt freylich Schönheit, Feinheit, Vollkommenheit und Seeligkeit; aber das Subjekt der Liebe muſs man ſich anders beſchaffen denken, wie ich gezeigt habe." — Es iſt vortreflich, was du ſagſt, Freundin! Aber was nuzt Amor mit dieſen Eigenſchaften den Menſchen? — „Darüber ſollſt du ſogleich Aufſchluſs erhalten. Eigenſchaften und Urſprung des Amors hätten wir alſo jetzt kennen gelernt. Gegenſtand deſſelben wäre, wie du behaupteſt, das Schöne. Geſetzt nun, es fragte uns jemand: inwieferne iſt das Schöne ſein Gegenſtand? Oder, damit ich die Frage deutlicher ausdrücke: Wer das Schöne liebt, was verlangt der?" — Daſs es ihm zu Theil werde; würde ich antworten. — „Dieſe Antwort ſetzt aber noch eine Frage voraus: was erreicht er dadurch, wenn er des Schönen theilhaftig wird? — Auf dieſe Frage weiſs ich vor der Hand nichts zu antworten. — „Verändern wir die Frage und ſetzen anſtatt des Schönen das Gute. Was begehrt eigentlich derjenige, Sokrates, der das Gute begehrt?" — Daſs es ihm zu Theil werde. — „Was erreicht er aber dadurch, wenn er des Guten theilhaftig wird?" — Das iſt leichter zu beantworten! Er wird glücklich. — „Freylich! denn die Glücklichen ſind nur glücklich durch den Beſitz des Guten. Nun iſt es aber nicht nöthig, weiter zu fragen: was der verlange, der glükſelig zu ſeyn verlangt? Wir können dieſe Antwort als den letzten Grund anſehen, bey dem wir uns zufrieden geben können.“ — Das kömmt mir auch ſo vor. — „Glaubſt du wirklich, daſs dieſes Wollen und dieſes Beſtreben eine allgemeine Eigenſchaft der Menſchen ſei, daſs ſie nämlich alle beſtändig im Beſiz des Guten zu ſein wünſchen? Oder wie meinſt du?“ — Nach meinem Urtheil iſt es etwas allgemeines. — „Wie nun, Sokrates, warum ſagen wir nicht von allen, daſs ſie lieben, da doch alle einerlei Gegenſtand lieben, die Glükſeligkeit, und zwar immer? Warum ſagen wir nur von einigen daſs ſie lieben, und von andern nicht?“ — Das kömmt mir ſelbſt wunderbar vor. — „Du darfſt dich darüber eben nicht wundern. Es kommt nur daher, daſs wir von dem Gattungsbegriff Liebe *), eine gewiſſe Art derſelben abſondern, und die Benennung der ganzen Gattung von dieſer Art vorzugsweiſe brauchen, während wir die andern Arten mit andern Namen bezeichnen.“ — Zum Beiſpiel? — „Eben ſo wie das Wort Dichtkunſt. Du weiſst, daſs Dichten **) ſeiner urſprünglichen Bedeutung nach jedes *Machen*, *Hervorbringen*, *Schaffen* bedeutet, und alſo viele Arten unter ſich begreift. Denn, die Urſache ſein, daſs etwas, was noch nicht iſt, zum Daſein komme, heiſst Dichten oder Schaffen. In dieſem Sinne begreift das Wort *Dichtung* auch alle Produkte der Kunſt; und man könnte demnach auch jeden, der ein Kunſtwerk hervorbringt, einen *Dichter* nennen." — Das iſt wahr. — „Gleichwohl werden, wie du weiſst, nicht alle Dichter genannt, die etwas ſchaffen; ſondern man nennt ſie nach den Gegenſtänden die ſie hervorbringen, bald ſo, bald anders. Nur eine einzige Art des Schaffens, nämlich die Darſtellung gewiſſer Bilder der Phantaſie durch Verſifikation und Geſang, hat dieſen Gattungsnamen vorzugsweiſe erhalten. Nur dieſes Hervorbringen heiſst Dichten, und nur die Schöpfer dieſer Klaſſe heiſsen Dichter." — Auch wahr. — „So verhält ſichs nun auch mit dem Wort Liebe. Liebe im allgemeinſten Sinn, diejenige Neigung, welche aller Menſchen Herzen beherrſcht, iſt das Verlangen nach Wohlſein und Glückſeligkeit. Die Gegenſtände dieſer allgemeinen Liebe können aber ſehr verſchieden ſein; bei dem einen iſt es Reichthum, bei dem andern körperliche Geſchiklichkeit, Ausbildung des Geiſtes bei einem dritten. Gleichwohl nennt man das Verlangen nach dieſen Gegenſtänden niemals Liebe, ſo wenig als man diejenigen, die ein ſolches Verlangen haben, Liebhaber nennt. Dieſe Benennung des Gattungsbegriffes, Liebe, Lieben, Liebhaber, wird nur von Einer gewiſſen Art jenes allgemeinen Verlangens nach Glükſeligkeit gebraucht." — Es wird nicht viel fehlen, daſs du recht haſt. — „Es geht zwar eine Sage: Lieben heiſse, ſeine Hälfte ſuchen. Allein, meine Gründe beweiſen, daſs Liebe weder eine Hälfte noch ein Ganzes ſuchen würde, wenn ſie es nicht als etwas Gutes anſähe. Verlangen doch die Menſchen ſogar das Abnehmen ihrer eignen Hände und Füſse, wenn ſie ihnen verdorben ſcheinen: zum offenbaren Beweiſs, daſs die Menſchen nicht einmal das, was zu ihnen ſelbſt gehört, unbedingt lieben; man müſste denn ſchon zum voraus nur das, was Gut iſt, zu dem Eigenthümlichen des Menſchen rechnen, und alles, was er Böſes und Verdorbenes an ſich hat, für fremdartig ausgeben. Die Menſchen lieben alſo nichts anders als das Gute. Kömmt dirs nicht auch ſo vor?" — Nein, beym Jupiter, nicht anders. — „Kann man alſo nicht am kürzeſten überhaupt ſagen: die Menſchen lieben das Gute?" — Ja. — „Muſs man aber nicht hinzuſetzen: ſie lieben den Beſitz des Guten?" — Allerdings. — „Und zwar den immerwährenden Beſitz?" — Auch das. — „Alles zuſammen genommen iſt alſo die Liebe: das Verlangen nach dem immerwährenden Beſitz des Guten.“ — Eine unwiderſprechliche Wahrheit. — „Wenn nun ein ſolches Verlangen alſo die weſentliche Beſchaffenheit der Liebe überhaupt ausmacht: durch was für eine Art des Beſtrebens, durch was für eine Handlung äuſsert ſich die Liebe? im eigentlichen Sinne? Kannſt du mir das ſagen?“ — Würde ich deine Weisheit ſo bewundern, Dictima, würde ich Belehrung darüber bei dir ſuchen, wenn ich das könnte? — „Nun ſo will ich es dir ſagen. Es iſt die Zeugung im Schönen, ſowohl im körperlichen als geiſtigen Sinne.“ — Deine Worte ſind ſo dunkel, daſs ſie eines Orakels bedürften. Ich verſtehe nicht, was du ſagen willſt. — „Ich will mich deutlicher erklären. Alle Menſchen empfinden, ſowohl dem Körper als der Seele nach, einen Zeugungstrieb, wenn ſie in ein gewiſſes Alter kommen. Dieſe Zeugung kann aber durch das Häſsliche nicht geſchehen, ſondern nur durch das Schöne. Eine Art der Zeugung geſchieht durch die Vermiſchung des männlichen und weiblichen Geſchlechts. Dieſe iſt ein göttliches Werk, und Zeugung und Empfängniſs giebt dem ſterblichen Menſchengeſchlecht eine Art von Unſterblichkeit. Zeugung kann aber zwiſchen Weſen nicht vorgehen, die nicht in dieſer Hinſicht mit einander zuſammenſtimmen. Nun ſtimmt aber mit dem Göttlichen nicht das Häſsliche, wohl aber das Schöne zuſammen. Folglich vertritt die Schönheit gleichſam die Stelle der Parze und der Eilethyia bei der Zeugung. Wenn ſich nun ein vom Zeugungstriebe belebtes Weſen mit einem ſchönen Gegenſtande gattet, ſo wird es in Wonne und Entzückung aufgelöſst, und es erfolgt Zeugung und Befruchtung; trift es aber auf einen häſslichen Gegenſtand, ſo kehrt es ſich mit Widerwillen und Miſsmuth weg, zieht ſich in ſich ſelbſt zuſammen, und, anſtatt zu zeugen, behält es den Bildungsſtoff unter ſehr unangenehmer Empfindung zurük. Daher diejenigen, die einen ſehr lebhaften Bildungstrieb empfinden, ſich mit groſsem Eifer um den Beſitz eines ſchönen Gegenſtandes bewerben, weil ſie dadurch von dem ſchmerzhaften Drange der Zeugungstriebe befreit werden. Die Liebe iſt alſo nicht Hang zum Schönen, wie du meinſt, Sokrates?“ — Wornach denn ſonſt? — „Nach dem Zeugen und Empfangen durch das Schöne.“ — Ich will es zugeben. Warum aber dies? — „Weil Zeugen und Empfangen für die ſterblichen Weſen ein unaufhörliches Entſtehn iſt, und ihnen eine Art von Unſterblichkeit giebt. Daſs aber die Liebe, neben dem Verlangen nach dem Guten, auch nach Unſterblichkeit ſtrebe, folgt aus dem obigen, wo wir ausgemacht haben: daſs die Liebe ein Verlangen nach dem immerwährenden Beſitz des Guten ſei. Daraus ergiebt ſich von ſelbſt, daſs die Liebe auch Unſterblichkeit zu ihrem Gegenſtand habe." — — — Alles das lernte ich von Diotima, aus ihren Geſprächen über die Liebe. Ein andermal fragte ſie mich — — —: „Was hältſt du wohl für die Urſache dieſer Liebe, und des heftigen Verlangens, wodurch ſie ſich äuſsert? Du haſt doch wohl auch ſchon bemerkt, in was für einem leidenſchaftlichen Zuſtande alle Thiere ſich befinden, nicht nur wenn ſich der Begattungstrieb in ihnen regt, wo ſie vor Liebe gleichſam krank ſind, ſondern ſelbſt auch bei der Pflege ihrer Jungen. Auch die ſchwächſten ſieht man, um ihre Jungen zu ſchützen, zum Kampf mit den ſtärkſten bereit, entſchloſſen für ſie zu ſterben; keinen Hunger und keine Beſchwerlichkeit ſcheuen ſie, bloſs um jene zu erhalten. Nun könnte man bei den Menſchen zwar ſagen, daſs ſie dies aus vernünftiger Ueberlegung thun. Aber was läſst ſich denn bei den Thieren für eine Urſache dieſer leidenſchaftlichen Liebe angeben?" — Das weiſs ich in der That nicht. — „Kannſt du denn je hoffen, irgend einen bedeutenden Fortſchritt in der Philoſophie der Liebe zu machen, wenn du das nicht einſiehſt?" — Ich weiſs, Diotima, wie nöthig ich einen Lehrmeiſter brauche; deswegen habe ich auch zu deinem Unterrichte meine Zuflucht genommen. Ich bitte dich alſo, mich nicht nur damit bekannt zu machen, ſondern mich überhaupt in die Geheimniſſe deiner tiefen Kenntniſſe einzuweihen. — „Du kannſt hier nichts befremdliches finden, ſobald du nur über die Natur der Liebe, wie wir ſie bisher gemeinſchaftlich beſtimmt haben; mit mir einig biſt. Es iſt auch hier nichts anders, als was wir oben gefunden haben; die ſterbliche Natur ſtrebt, ſo gut ſie kann, nach Fortdauer und Unſterblichkeit. Der einzige ihr mögliche Weg zu dieſem Ziele aber iſt die Zeugung, durch welche immer etwas Neues an die Stelle des Alten tritt. Man ſchreibt nämlich auch dem thieriſchen Weſen Leben und Subſtanzialität als Prädikate zu. So wie man z. B. auch bey einem Menſchen, von ſeiner Kindheit an bis in ſein ſpätſtes Alter, immer ſagt: er iſt der nämliche; obgleich die Beſchaffenheiten deſſelben niemals die nämlichen ſind, indem beſtändig etwas an ihm entſteht, während auf der andern Seite beſtändig etwas vergeht, und zwar nicht nur in Rückſicht ſeines Körpers, der Haare, des Fleiſches, der Knochen, des Bluts u. ſ. w., ſondern ſelbſt auch in Rückſicht ſeiner Seele, der Sitten, Gewohnheiten, Meinungen, Begierden, angenehmer und unangenehmer Leidenſchaften; alles das bleibt bey keinem Menſchen unverändert, ſondern ein Theil entſteht, der andre verliert ſich. Ja was noch weit auffallender iſt, unſer Wiſſen ſelbſt, und zwar nicht bloſs dieſe oder jene zuſammengeſezteren Theile unſeres Wiſſens (denn freilich auch in dieſer Rückſicht finden wir eine immerwährende Veränderung in uns) ſondern jeder einzelne Gedanke iſt eben dieſem Wechſel unterworfen. Wir ſinnen nach, und eben damit zeigen wir, daſs ein Gedanke uns entfallen iſt; denn Vergeſſen heiſst eben nichts anders, als das Entfallenſein eines Gedanken. Das Nachſinnen aber erwekt die erloſchene Wiedererinnerung aufs neue, und erhält dadurch das Bewuſstſein dieſes Gedanken ſo, daſs er der nämliche zu ſein ſcheint, der zuerſt da geweſen war. Auf eben dieſe Art nun iſt es mit der Fortdauer der Sterblichen Weſen beſchaffen. Sie dauern nicht dadurch fort, daſs ſie immer das nämliche bleiben, wie dies bey der göttlichen Natur der Fall iſt, ſondern dadurch, daſs bey einem unaufhörlichen Wechſel des Vergehens und Entſtehens immer etwas Neues von derſelben Art an die Stelle des Alten tritt. Durch dieſen Gang der Natur erhält alles Sterbliche, ſowohl die Körper als andre Dinge, Unſterblichkeit. Ganz anders verhält es ſich freilich mit der unſterblichen Natur. Nun hoffe ich, wirſt du leicht begreifen, warum jedes Weſen ein ſo heftiges Verlangen fühlt, aus ſich ſelbſt etwas zu erzeugen, und das erzeugte zu erhalten. Das Streben nach Unſterblichkeit erklärt alle dieſe Erſcheinungen.“ — — Ganz verwundert über dieſe Argumentation, ſagte ich: das iſt nun wohl recht ſchön philoſophirt, weiſe Diotima; aber, ſag mir doch, verhält es ſich auch ſo in der Wirklichkeit? — Darauf antwortete ſie mir ganz im Geiſte eines Eingeweihten *) — — „Das kannſt du ganz ſicher glauben, Sokrates. Ohne das zu verſtehen, was ich dir eben geſagt habe, müſste dir die Ehrbegierde der Menſchen, als etwas ganz vernunftwidriges, unbegreiflich vorkommen. Bedenke nur, in was für einen leidenſchaftlichen Zuſtand dieſe Begierde, ſich einen Namen zu machen und ſich unſterblichen Ruhm zu erwerben, die Menſchen ſezt. Was ſie ſelbſt für ihre Kinder nie thun würden, ſind ſie im Stande für dieſe bloſse Idee zu wagen. Keine Gefahr, kein Opfer, keine Mühſeligkeit iſt ſo

---

*) Hier tritt wieder mit dem Wort Liebe dieſelbe Schwierigkeit in der Ueberſetzung ein, die ſchon oben (S. 300.) bemerkt worden iſt.

**) Dies teutſche Wort entſpricht wirklich dem Griechiſchen, inwiefern es dieſe weitere Bedeutung in der älteren Sprache hatte.

---

*) Die folgende Rede ſelbſt hat keineswegs das Gepräge, einer ſophiſtiſchen Erklärung, in dem ſchlimmen Sinne des Wortes, den wir damit verbinden; wohl aber das Anſehen einer beſondern Offenbarung aus den Myſterien der Philoſophie der Liebe, worauf auch Diotima ſelbſt anſpielt, und was vielleicht auch hier durch τελειον (vergl. unten 28, 1.) angedeutet iſt. Ich glaubte alſo das Wort Sophiſt hier in der Ueberſetzung nicht brauchen zu müſſen.

groſs, die ſie nicht übernähmen, bereit dem Tode ſelbſt entgegen zu gehen, wenn es darauf ankommt, dieſes Gut zu erreichen. Würde wohl Alceſte für Admet geſtorben, Achill dem Patroklus im Rächertode gefolgt, Kodrus der Herrſchaft ſeiner Söhne durch einen freiwilligen Tod vorangegangen ſein: hätte nicht ſie alle die Hoffnung geleitet, in dem unſterblichen Andenken an ihre groſse That, das ihnen auch nun wirklich gefolgt iſt, ſich ſelbſt zu überleben? Ganz gewiſs nicht. Ich bin vielmehr überhaupt überzeugt, daſs nichts anders als die Unſterblichkeit groſser Handlungen und die Begierde nach dem Ruhm ſie gethan zu haben, die allgemeine Triebfeder iſt, die bei allen alles wirkt: und zwar am ſtärkſten bei den edelſten; denn es iſt edel, nach Unſterblichkeit ringen. Aber dieſes allgemeine Streben nach Unſterblichkeit äuſſert ſich auf verſchiedene Art. Einige Menſchen, bey welchen mehr körperlicher Bildungstrieb herrſcht und die eben darum eine ſtärkere Neigung gegen das weibliche Geſchlecht fühlen, hoffen Unſterblichkeit, Nachruhm und Glückſeligkeit durch Kinderzeugen zu erlangen. Andere, bei welchen ſich mehr geiſtiger als körperlicher Bildungstrieb zeigt, fühlen mehr einen Drang, etwas zu erzeugen, was der Natur des Geiſtes gemäſs iſt, das heiſst, was auf Weisheit und Tugend Beziehung hat. Zu dieſen gehören

nicht

nicht nur alle Dichter, die Schöpfer ihres Stoffes, ſondern auch von den Künſtlern alle die, die Selbſterfinder ſind. Der alleredelſte und ſchönſte Zweig dieſer Philoſophie iſt aber ohne Zweifel die Kunſt Staaten und Familien zu regieren — die Weisheit und Gerechtigkeit, wie ſie deswegen auch vorzugsweiſe genannt wird. Wer nun aus dieſem edleren Theile der Menſchen den Keim zu einem ſolchen Produkt des Geiſtes ſchon von ſeiner Kindheit an in ſich trägt, der hat etwas göttliches in ſeiner Natur. Der Trieb zum Erzeugen erwacht in ihm, ſo bald er zu einiger Reife gedeiht. Auch in ihm entſteht dann ein Streben nach einem ſchönen Gegenſtande (denn ein häſslicher iſt dazu gar nicht tauglich), durch welchen der in ſeiner Seele vorhandne Stoff entbunden werde. Sein Zuſtand bringt es alſo mit ſich, daſs er auch Körper, und zwar die ſchönen mehr als die häſslichen, liebt. Findet er aber einen ſchönen Körper mit einer ſchönen, edeln, fähigen Seele vereint, ſo wird ſeine ganze Zuneigung von dieſem zweifach ſchönen Gegenſtande gefeſſelt. Sein ganzes Herz öffnet ſich ſogleich gegen einen ſolchen Menſchen; er ſucht ihn zu unterrichten, er ſchildert ihm die Eigenſchaften der Tugend, er lehrt ihn, was ein rechtſchaffener Menſch ſein und wie er handeln müſſe. So geſchieht es denn, daſs dasjenige, was zuvor in ſeiner Seele noch unentwickelt im Keime lag, durch dieſe Vereinigung mit einem ſchönen Gegenſtand gleichſam geboren wird, und dieſe neugeborne Ideen durch die beſtändige Erinnerung an den geliebten Gegenſtand von ihnen gleichſam gemeinſchaftlich groſsgezogen werden. Deswegen iſt auch das Band, das zwei ſolche Weſen vereinigt, weit feſter als die Bande zweier Sinnlichliebenden; ihre wechſelſeitige Liebe weit dauerhafter, weil die Geiſteskinder, welche aus ihrer Vereinigung hervorgehen, ſchöne, für die Unſterblichkeit gereifte Früchte ſind. Wer ſollte nun nicht lieber wünſchen, ſolchen Kindern, als ſterblichen Weſen, das Daſein gegeben zu haben. Fordern doch ſo glänzende Beiſpiele zur Nacheiferung auf. Man ſehe nur den Homer, oder Heſiod, oder andre vortrefliche Dichter, deren Geiſteskinder, ſelbſt unſterblich, ihren Urhebern unſterblichen Ruhm bei der ſpäteſten Nachwelt ſichern; oder Lykurg, deſſen Kinder, ſeine Geſetze, die Retter von Sparta, ja man kann ſagen, von ganz Griechenland wurden; oder Solon mit ſeinen Geſetzen, und ſo viele andre in und auſſer Griechenland verehrte Männer, die ſo viele ſchöne Thaten erzeugt, und tugendhafte Handlungen aller Art vollführt haben, denen auch dieſer ihrer Geiſteskinder wegen hie und da Tempel und Altäre errichtet wurden — eine Ehre, die nirgend einem Sterblichen ſeiner ſterblichen Kinder wegen widerfuhr. Dies ungefähr, mein lieder Sokrates, gehört zu den niedern Graden in der Philoſophie der Liebe, in welchen du jezt eingeweiht biſt. Das bisherige, wenn es recht verſtanden wird, führt zu dem oberſten und höchſten Grade. Ob du auch in dieſen ſchon aufgenommen zu werden fähig biſt, das weiſs ich nicht. Inzwiſchen will ich dir doch auch das mittheilen, um es wenigſtens an meinem guten Willen nicht fehlen zu laſſen. Bemühe dich, es zu faſſen, wenn du kannſt. Wer in dieſer Art von Liebe glüklich ſein will, der muſs als Jüngling ſchon an ſchönen Körpern Wohlgefallen finden. Wenn ihn ſein guter Genius recht richtig führt, ſo wird er bei einem einzigen ſchönen Körper den Anfang machen, der bei ihm ſchon allerhand ſchöne Gedanken entwickeln wird. Bald wird er aber bemerken, daſs Schönheit des einen Körpers mit der Schönheit des andern verſchwiſtert ſei (denn wenn man einmal nach Schönheit, der Idee nach, ſtreben will, ſo wäre es widerſinnig, die Schönheit aller einzelnen Körper nicht für weſentlich einerlei zu halten; dann wird er anfangen alle ſchöne Körper zu lieben, und die ausſchlieſſende Neigung für einen einzelnen Körper für zu klein und unbedeutend zu halten. Iſt er einmal dahin gelangt, ſo wird er ſich leicht noch weiter erheben, und die Schönheit der Seele höher ſchätzen lernen als die Schönheit des Körpers. Findet er dann jemand mit Vorzügen der Seele begabt, obgleich nicht gepaart mit groſsen Reizen des Körpers, ſo muſs er gleichwohl eine Freude an ihm haben, ihn lieben, ſich für ihn intereſſiren. Zur Unterhaltung mit einem ſolchen Geliebten hingeriſſen, wird er genöthiget, über Gegenſtände nachzudenken, die zur Bildung junger Seelen vorzüglich geſchikt ſind. Dadurch wird er nun veranlaſst, auf das, was in den Handlungen und in den Geſetzen ſchön iſt, aufmerkſam zu ſein. Er wird alſo bemerken, daſs Schönheit in jeder Art von Gegenſtänden daſſelbige ſei. So lernt er, auf körperliche Schönheit einen minder groſsen Werth legen; ſo wird er hernach, durch einen höhern Schritt, Schönheit in Handlungen, und durch einen neuen Fortſchritt, Schönheit in den Wiſſenſchaften entdecken. Auf dieſe Art wird er einſehen, daſs man Schönheit in verſchiednen Arten von Gegenſtänden und nicht bloſs in einer einzigen aufſuchen müſſe, wie etwa ein gemeiner Liebhaber an ſeinem einzigen Liebling; und daſs es einen ſklaviſch denkenden, beſchränkten Kopf verrathe, ſie nur in einem einzelnen Menſchen, oder in einer einzelnen Handlung finden zu wollen. Er wird das groſse Meer des Schönen durchſchiffen, und im Beſchauen ſo vieler und mannichfaltiger ſchöner Gegenſtände neue Ideen erzeugen, und zu Einer fruchtbaren Philoſophie ſammeln. So geſtärkt und erweitert wird dann ſeinem Geiſte eine wahre Wiſſenſchaft erſcheinen, welche das Schöne ſelbſt zum Gegenſtand hat. Nun bitte ich dich um deine ganze Aufmerkſamkeit! Wer in den Myſterien der Liebe ſo weit gekommen iſt, daſs er eine ſo richtige Philoſophie des Schönen erlangt hat, der iſt der lezten Einweihung nahe. Er ſteht nun an dem Ziele, wohin alle vorhergegangne Bemühungen allein abzweckten; Ihm offenbaret ſich nun mit einemmale der Anblick der ewigen Urſchönheit, jenes auſſerordentlichen Weſens. Ewig iſt dieſe Schönheit, keinem Entſtehen und keinem Vergehen, keinem Zuwachſe und keiner Abnahme unterworfen. Eben darum iſt ſie auch nicht bloſs einem ihrer Theile nach, nicht bloſs in einem gewiſſen Verhältniſs, nicht bloſs zu einer gewiſſen Zeit, nicht bloſs an einem gewiſſen Ort ſchön, einem andern Theil nach, in einem andern Verhältniſs, zu einer andern Zeit, an einem andern Orte hingegen häſslich; folglich auch nicht bloſs für den einen Menſchen ſchön, für den andern häſslich. Sie iſt kein Objekt einer Anſchauung, wie eine Perſon, eine Hand, oder ſonſt ein körperlicher Gegenſtand; kein Begriff, keine Idee. Sie iſt kein Akzidenz irgend eines Subjektes, z. B. eines lebenden Geſchöpfs, weder auf der Erde, noch im Himmel, noch ſonſt irgendwo. Sondern ſie iſt an und für ſich ſelbſt, ohne Wechſel und ohne Beimiſchung eines fremdartigen Stoffes, nur ſich ſelbſt gleich. Alles was ſchön iſt, iſt es nur dadurch, daſs es ein

Theil von ihr iſt; ſie ſelbſt aber leidet weder einen Zuwachs noch eine Abnahme, noch eine andre Veränderung, jene mögen entſtehen oder vergehen. Wer alſo, durch die Liebe für ſeinen Liebling richtig geleitet, ſich von der Neigung von dieſem allmählich zum Anſchauen dieſer ewigen Schönheit erhoben hat, der hat den Grad der Vollendung beinahe erreicht. Seine Liebe richtig leiten, oder von einem andern richtig leiten laſſen, heiſst deswegen auch nichts anders, als ſeine Neigung für ein ſchönes Individuum als den Anfang gebrauchen, von welchem man, bloſs um der Urſchönheit als des Endzweckes willen, ſeine Betrachtung der Schönheit, von einem Gegenſtande zum andern fortſchreitend, erweitert und an dieſen ſchönen Gegenſtänden gleichſam wie auf Stufen, von Einem ſchönen Körper zu mehrern, von mehrern nach und nach zu allen, von den ſchönen Körpern zu ſchönen Handlungen, von den ſchönen Handlungen zu ſchönen Wiſſenſchaften aufſteigt, bis man endlich bei derjenigen Erkenntniſs aufhört, welche nichts als das abſolut Schöne zum Gegenſtand hat, und nun, eingeweiht in den lezten Grad der Geheimniſſe dieſer Weisheit, die Urſchönheit ſelbſt erkennt. Hier, fuhr die Mantineenſerin fort, hier, lieber Sokrates, wo der Menſch zum Anblick der urſprünglichen Schönheit ſelbſt gelangt iſt, wird ſein Leben erſt ein wahres Leben. Dieſe

Schönheit — gelingt dirs einſt, ſie zu ſchauen — wird dir in einem weit herrlicheren Lichte erſcheinen als Gold und Kleider, und Knaben und Jünglinge — Gegenſtände, deren Anblick dich doch ſchon ſo entzückt, daſs du und viele andere, welche dieſe Gegenſtände ihrer Neigung unaufhörlich beſchauen, und, von ihnen unzertrennlich ſind, wenns möglich wäre, ohne zu eſſen und zu trinken, in unaufhörlicher Anſchauung verloren, mit ihnen auf immer unzertrennlich vereinigt zu werden wünſchet. Was muſs es erſt werden, wenn einem das Glück widerfährt, die Urſchönheit ſelbſt, ächt, rein, unvermiſcht, nicht verbunden mit körperlicher Maſſe oder Farben oder andern vergänglichem Tand, ſondern in ihrem göttlichen Glanze, in der ganzen Reinheit ihrer Form zu erblicken? Glaubſt du nicht, daſs ein ſolcher Anblick, wo der Menſch das, was er eigentlich ſoll, gleichſam von Angeſicht zu Angeſicht ſchaut, und ſich innig mit ihm vereint, ſein Leben beneidenswerth machen müſſe? Glaubſt du nicht, daſs er dann, wenn ihm dieſer, einzig auf dieſe Art mögliche, Anblick der Urſchönheit zu Theil geworden iſt, groſse Thaten erzeugen müſſe, die nicht bloſs Schattenbilder von Tugenden ſind, weil ſie ihr Daſein nicht einer Vereinigung mit einer Truggeſtalt zu danken haben, ſondern wahre wirkliche Tugenden, aus der Verbindung mit der wahren Urgeſtalt entſproſſen? Sind aber durch dieſen überirdiſchen Anblick wirkliche Tugenden in einem Menſchen erzeugt und von ihm zur Reife gebracht worden, dann iſt er ein Liebling der Götter; und ein ſolcher — wenns irgend eines Sterblichen Loos iſt — iſt der Unſterblichkeit Erbe.

Dies iſt es, meine Freunde, was Diotima mich lehrte. Ich glaube, was ſie mir ſagte; und ich ſuche nun auch andre davon zu überzeugen, daſs es für die Sterblichen ſchwerlich einen vortreflicheren Führer zu dieſem erhabnen Ziele gebe, als die Liebe. Eben deswegen fordre ich auch von allen Verehrung des Amors. Mir ſelbſt ſind die Myſterien der Liebe heilig, ich übe mich in denſelben mit groſsem Eifer, ich muntere zu gleichem Eifer auch andere auf, und preiſe, ſo gut ich kann, Amors Macht und Herrlichkeit jezt und immerdar. — Dieſe Rede, lieber Phädrus, laſſe mir ſtatt meiner Lobrede auf Amor gelten. Willſt du ſie aber nicht dafür annehmen, ſo nehme ſie wofür du ſonſt willſt.“

Nachdem Sokrates aufgehört hatte zu ſprechen, erſchallten ihm Lobſprüche von allen Seiten. Ariſtophanes, von deſſen Rede Sokrates im Vorbeigehen Erwähnung gethan hatte, wollte etwas ſagen. Er hatte aber kaum angefangen zu ſprechen, als plözlich an der Thüre des Vorhofes gepocht wurde. Man hörte einen groſsen Lerm, der eine Geſellſchaft von Zechbrüdern mit Begleitung einer Flötenſpielerinn anzukündigen ſchien. „Geſchwind, Sklaven!“ ſagte Agathon, „ſehet zu! wenns meiner Bekannten einer iſt, ſo führet ihn herein; wo nicht, ſo ſaget den Herren, es gebe hier nichts zu zechen, es ſei alles ſchon zur Ruhe“ — Nicht lange, ſo hörte man ſchon den Alcibiades im Vorhofe. Im vollen Rauſche ſchrie er, mit angeſtrengter Stimme: „Wo iſt Agathon? Ich will zu ihm!“ Man führte ihn alſo herein; ſeine Begleiter aber ſammt der Flötenſpielerinn wurden zurükgehalten. In der Thüre des Zimmers blieb er ſtehen, einen dichten Kranz von Epheu und Veilchen, mit einer Menge Bänder, auf dem Kopfe. „Gott grüſs euch, ihr Männer! Nehmt einen ſehr betrunknen Mann in eure Trinkgeſellſchaft auf — oder, wir wollen gleich wieder gehen, wir wollen nur den Agathon bekränzen, denn deswegen ſind wir gekommen. Geſtern war mirs nicht möglich; nun komm' ich eben heute mit dieſen Bändern um meine Stirne, um damit das Haupt, ich darf wohl ſagen, des weiſeſten und ſchönſten Mannes zu krönen. Ihr lacht wohl über mich, als wenn ich im Rauſche ſpräche? Lacht ihr nur ſo lang ihr wollt, ich weiſs doch, daſs es wahr iſt, was ich ſpreche. Aber ſagt mir nur gleich, ob ihr meine Bedingung mir akkordiren wollt? Trinkt ihr zuſammen oder nicht?“ — Mit Einer Stimme gab die ganze Geſellſchaft ihren Conſens; man hieſs ihn hereinkommen und ſich niederlaſſen. Agathon bot ihm einen Platz neben ſich an. Er näherte ſich nun dieſem, von einigen Perſonen geführt. Da er zu gleicher Zeit die Bänder ringsum ablöſte, um den Agathon zu bekränzen, den er gerade vor ſich hatte, ſo bemerkte er den Sokrates nicht, ſondern lieſs ſich, da dieſer auf die Seite rükte um ihm Plaz zu machen, zwiſchen ihm und Agathon nieder. Sobald er ſeinen Plaz genommen hatte, umarmte er den Agathon, und ſezte ihm den Kranz auf. — „Nehmt dem Alcibiades die Schuhe ab, Sklaven," ſagte Agathon, „damit er hier auf dieſem dreifachen Sitz ſich lagern könne!" — "Ganz gut!" erwiederte Alcibiades. „Aber wer iſt denn der dritte Trinkbruder da neben uns?" — Zugleich wendete er ſich um, und ſah nun den Sokrates. — „Beim Herkules, rief er, und ſprang plötzlich auf, „was iſt denn das? Du ſtekſt doch überall hinter mir, Sokrates; wo ich dich am allerwenigſten vermuthe, da erſcheinſt du auf einmal wie aus den Wolken. Wie kommſt du denn jetzt hieher? Warum haſt du dich gerade hier gelagert? Warum nicht lieber neben Ariſtophanes oder einem andern, der eine Freude daran hat, den Poſſenreiſſer zu machen oder zu affektiren? Aber du haſt es mit Fleiſs ſo zu karten gewuſst, daſs du neben dem ſchönſten in der Geſellſchaft deinen Plaz bekameſt."

Sokrates.

Nimm mich in deinen Schuz, Agathon! die Liebe dieſes Menſchen kann leicht einen gewaltſamen Ausbruch nehmen. Seit ich ihn liebe, darf ich mit keinem ſchönen Menſchen mehr ſprechen; ich darf nicht einmal einen anſehen ohne zu fürchten, daſs dieſer da aus lauter Eiferſucht und Neid nicht weiſs nicht was anfange, mich ſchelte und beinah Hand an mich lege. Sieh nur zu, daſs er nicht jetzt auch ſo etwas anfange. Söhne mich mit ihm aus, oder beſchütze mich wenigſtens, wenn er Gewalt brauchen will.

Alcibiades.

An eine Ausſöhnung iſt gar nicht zu denken! dafür ſollſt du hernach noch deinen Lohn bekommen! Aber ich bitte mir einige Bänder von dir zurück, Agathon; ich möchte das ehrwürdige Haupt dieſes Mannes auch gerne bekränzen, damit er ſich nicht beklagen könne, daſs ich dich bekränzt habe, während ich ihm, der nicht bloſs geſtern, wie du, ſondern allezeit über alle Menſchen mit ſeinen Reden den Sieg davon trägt, alles deſſen unerachtet doch nie dieſe Ehre erzeigt hätte." — — Mit dieſen Worten nahm er von den Bändern, umwand damit des Sokrates Haupt, und lagerte ſich dann wieder. — — „Nun zu einem andern Punkt! Ihr ſcheint mir ja noch ganz nüchtern, Brüder! das ſchikt ſich gar nicht. Ihr müſst trinken! das gilt bei uns nicht anders. Ich ſehe ſchon, ich werde hier den Meiſter vom Stuhl machen müſſen. Trinken ſollt ihr, bis es genug iſt. Iſt ein tüchtiger Humpen da, Agathon? Laſs ihn herſchaffen. Oder noch beſſer! Sklave, bring das Kühlgefäſs dort her. — — Er ſah, daſs es wohl mehr als acht Kotylen (halbe Nöſsel) faſſe. Dieſes Gefäſs lieſs er füllen, trank es zuerſt aus, und befahl dann, für den Sokrates einzugieſsen. — — „Bei Sokrates iſt freilich nichts auszurichten, er verſteht dies Kunſtſtük gar zu gut; er trinkt, ſo viel man ihn trinken heiſst, und bleibt doch um nichts weniger nüchtern.“ — — Inzwiſchen hatte Sokrates den Becher geleert, wie er ihm von dem Sklaven war gereicht worden.

Eryximachus.

Wollen wir denn nicht bei unſerm Trinken auch etwas treiben, Alcibiades? Beim Becher muſs man etwas ſprechen oder ſingen. Sollen wir denn nur ſo in einem weg trinken, wie wenns bloſs für den Durſt wäre.

Alcibiades.

Du auch hier, Eryximachus, des würdigſten tugendhafteſten Vaters würdigſter Sohn? Sei mir gegrüſst!

Eryximachus.

Du mir auch, Alcibiades! Aber, was wollen wir denn machen?

Alcibiades.

Was du willſt. Dir muſs man folgen, denn

> Mehr muſs immer ein Arzt als zehen andere gelten;

Gieb alſo nur an, was dir gut dünkt.

Eryximachus.

Hör alſo! Ehe du kamſt, da war es unter uns ausgemacht, daſs jeder von uns, der Reihe nach von der Linken zur Rechten, über den Amor eine Rede zu ſeinem Lobe halten müſſe, ſo ſchön er konnte. Nun haben wir alle bereits geſprochen. Da du aber bis jetzt noch nicht geſprochen ſondern bloſs getrunken haſt, ſo iſt nun die Reihe an dir, das Wort zu nehmen. Biſt du dann fertig, ſo darfſt du dem Sokrates etwas aufgeben, dieſer gibt nacher ſeinem Nachbar zur Rechten etwas auf. So mag dann der Kreis nach dieſer Seite zu noch einmal gemacht werden.

Alcibiades.

Dein Vorſchlag mag wohl gut ſein, Eryximachus. Aber ſcheint dir nicht ſelbſt auch die Pardie gar zu ungleich; ein betrunkener Redner neben nüchternen? Fürs zweyte aber, mein Beſter! Haſt du denn das wirklich ſo geradezu wie einen Glaubensartikel angenommen, was Sokrates vorhin ſagte? Oder, weiſst du ſchon, daſs von allem was er vorbrachte, gerade das Gegentheil wahr iſt. Er iſt der, der Hand an mich legen wird, wenn ich es wage, in ſeiner Gegenwart irgend einen andern, er ſei ein Gott oder ein Sterblicher, zu loben als ihn.

Sokrates.

Gott behüte!

Alcibiades.

Beim Neptun, widerſprich mir nicht, ſonſt werde ich gerade hier in deiner Gegenwart einen andern loben.

Eryximachus.

Bleib doch bei deinem Vorſaz, ich bitte dich; lobe den Sokrates.

Alcibiades.

Was meinſt du? Soll ich dieſe Gelegenheit benutzen, um Rache an ihn zu nehmen?

Sokrates.

Du, was haſt du im Sinn? gedenkſt du eine Rede über mich zu halten um mich lächerlich zu machen? oder was wirſt du beginnen?

Alcibiades.

Ich werde ſagen was wahr iſt. Aber, beſinne dich, ob du es erlauben kannſt?

Sokrates.

Nicht erlauben bloſs, ſondern fordern werde ich es, daſs du die Wahrheit ſageſt.

Alcibiades.

Ich werde alſo nur gleich anfangen. Mach es nur ſo; ſo bald ich etwas unwahres vorbringe, falle mir in die Rede; ſag es der Geſellſchaft, daſs das eine Lüge ſei. Mit meinem Willen werde ich wenigſtens nicht lügen. Aber wenn in meiner Erzählung nicht alles in der beſten Ordnung vorkommt, ſo wirſt du dich darüber nicht wundern. Deine Sonderbarkeiten alle deutlich und ordentlich aufzuzählen, iſt keine Aufgabe für einen in meinem Zuſtande. — In Vergleichungen, Freunde, werde ich Sokrates Lob verſuchen. „Um einen Spaſs daraus zu machen“ wird dieſer vielleicht denken? Allein, nicht einen Spaſs, die Wahrheit hat meine Vergleichung zum Ziel! Sokrates, behaupte ich, iſt vollkommen ähnlich jenen Silenen, welche, mit Queerpfeifen oder Flöten im Munde, in den Werkſtätten der Bildſchnitzer zum Verkauf ausgeſtellt ſind. Wenn man ſie mitten von einander thut, ſo enthalten ſie inwendig Bildniſſe von Göttern. Oder ich kann auch Sokrates vergleichen dem Satyr Marſyas. Was das Ausſehen anbetrift, wirſt du es ſelbſt nicht läugnen, Sokrates. Aehnlichkeiten andrer Art wirſt du ſogleich von mir hören. Ein Spötter biſt du; das kannſt du auch nicht läugnen. Wenn du es nicht gutwillig bekennſt, ſo werde ich Zeugen aufſtellen. Aber kein Virtuoſe, meinſt du? O, ein weit bewundernswürdigerer, als Marſyas. Durch ſein Inſtrument hat dieſer die Menſchen gerührt; und noch jezt rührt ſie jeder der ſeine Stücke ſpielt (denn ſeine Stücke nenne ichs immer, wenn ſie auch Olympus*) bläſst, denn von ihm hat ſie dieſer gelernt). Dieſe Stücke mag ein Virtuoſe oder die ſchlechteſte Flötenſpielerinn vortragen, ſie feſſeln doch durch ſich ſelbſt, und man ſieht an dem Eindruk den ſie machen, wem Götter und Religion heilig ſind, weil ſie ſelbſt göttlich ſind. Der Unterſchied zwiſchen dir und Marſyas beſteht bloſs darin, daſs du dieſelbe Wirkung ohne Inſtrument, mit bloſsen Worten hervorbringſt. Wir hören einen,

---

*) Ein Schüler des Marſyas.

einen, vielleicht ſehr vortreflichen, Redner ſeine eignen Gedanken vortragen; es rührt, ich möchte faſt ſagen, keinen von uns. Wir hören dich, oder einen andern, vielleicht ſehr ſchlechten, Redner, ſeine Gedanken vortragen, und die Zuhörer — es ſei Weib, Mann oder Jüngling — ſind hingeriſſen und bezaubert. Ich fürchte nur, ihr möchtet mich für gar zu ſehr berauſcht halten, ſonſt könnte ich euch betheuern, was für einen erſchütternden Eindruk die Reden dieſes Mannes auf mich gemacht haben, und noch jezt machen können. Weit mehr als den Korybanten hüpfe mir das Herz, bis zu Thränen werde ich durch ſeine Reden gerührt; und ich ſehe, daſs es andern Menſchen nicht beſſer bei ihm geht als mir. Höre ich hingegen den Perikles oder einen andern unſrer guten Redner: ſo gefällt mir zwar ſein Vortrag, aber ſo ein Gefühl habe ich nicht; mein Gemüth kommt nicht in Aufruhr, und hat auch noch nie die Demüthigung erfahren, von ſo einem Menſchen wie ein Sklave beherrſcht zu werden. Aber von dieſem Marſyas iſt mirs ſchon oft widerfahren; er hat mich gezwungen zu glauben, daſs man nicht ſo leben muſſe, wie ich lebe. Sag es ſelbſt, Sokrates, ob das nicht wahr iſt! Ich bin mir ſogar bewuſst, daſs ich ſelbſt jezt, ſobald ich ihn anhören wollte, nicht Feſtigkeit genug haben würde, mich nicht eben ſo wieder von ihm hinreiſſen zu laſſen. Jedesmal zwingt er mich, zu geſtehen, daſs ich mich ſelbſt vernachläſsige, indem ich mich in die Angelegenheiten der Athenienſer miſche; und doch für mich ſelbſt noch ſoviel zu thun hätte. Mit Gewalt reiſſe ich mich alſo loſs; als müſste ich vor dem Locken der Sirenen mein Ohr verſchlieſsen, fliehe ich vor ihm, und könnte leicht bis in mein ſpätes Alter neben dem gefährlichen Sprecher ſitzen bleiben. Dieſer einzige Menſch kann mich zwingen — was man kaum bei mir für möglich halten ſollte — mich zu ſchämen. Er iſt aber auch der einzige in der Welt, der dies vermag! Ich bin mir bewuſst, daſs ich nichts gegen ſeine Erinnerungen aufzubringen weiſs; aber, ſobald ich von ihm weg bin, laſſe ich mich von der Gunſt des groſsen Haufens wieder hinreiſſen. Ich meide ihn alſo, ich fliehe vor ihm, wo ich kann; wenn ich ihn ſehe, ſo ſchäme ich mich, daſs ich ihm ſoviel eingeräumt habe, und oft wünſche ich herzlich, daſs er lieber gar nicht mehr auf der Welt wäre; träfe aber mein Wunſch ein, ſo weiſs ich wohl, daſs es mir noch weit empfindlicher als alles andre ſein würde — ſo, daſs ich in der That nicht weiſs, was ich mit dieſem Menſchen machen ſoll. Daran könnt ihr alſo ſehen, was die Kunſtſtücke dieſes Satyrs bei mir und andern für eine groſse Gewalt haben. Aber hört nur, wie ähnlich auch in andern Rükſichten Sokrates den Silenen iſt, mit denen ich ihn verglichen habe, und was für eine wunderbare Macht er ausübt. Ihr müſst wiſſen, daſs ihn noch keiner von euch kennt. Aber ich will ihn jetzt ganz aufdecken, da ich einmal angefangen habe. Ihr ſehet doch, wie leidenſchaftlich Sokrates für ſchöne Menſchen eingenommen iſt; wie er beſtändig ihren Umgang ſucht, wie er von ihnen entzückt wird. Aber er weiſs nichts davon, er bemerkt nicht einmal, wie auffallend Silenenartig er ſich dabei benimmt. In Rückſicht ſeines Aeuſſeren hat er denn ganz das Ausſehen eines Silens; öffnet man aber ſein Inneres — ihr könnt kaum glauben, Brüder, wie voll der reinſten Tugend es iſt. Ihr müſst wiſſen, daſs keiner ſeine Neigung durch Schönheit, wie groſs ſie auch immer ſei, gewinnt; er achtet dieſen Vorzug in einem ſo hohen Grade gering, daſs es kaum jemand glauben ſollte. Eben ſo wenig rührt ihn Reichthum oder ein andrer in den Augen des groſsen Haufens hochgeprieſner Vorzug. Alle dieſe Güter haben in ſeinen Augen keinen Wehrt, und ſogar wir ſelbſt nicht einmal. Alles was er ſagt und thut, drückt Satyre und Spott gegen die Menſchen aus. Ob irgend ein andrer, dem er in engerer Vertraulichkeit ſich aufſchloſs, die Schätze ſeines Innern erblickt hat, das weiſs ich nicht. Aber ich habe wenigſtens einmal dieſes Glück gehabt, und mir ſchienen ſie ſo göttlich, ſo an Wehrt, an Schönheit, an Vortreflichkeit alles zu übertreffen, daſs man keinen Augenblick anſtehen müſste, das zu befolgen, was aus dieſem Innern hervorgebracht wird. Einſt bildete ich mir ein, er ſey durch meine Schönheit gefeſſelt, und that mir ſchon recht viel zu gut auf dieſen Fang; denn ich dachte, wenn ich ihn nur erhören würde, ſo könnte ich ſogleich alles von ihm erfahren, was er wüſste. Meiner Schönheit traute ich ein ſolches Wunder wohl zu. Dieſer Vorausſetzung gemaſs ſchickte ich bey ſeinem nächſten Beſuch meinen Bedienten weg, was ich vorher nie gethan hatte, und blieb mit ihm allein. — Die ganze Geſchichte ſoll nun einmal vor euch an den Tag! Gebt nur Acht; und, wenn ich lüge, Sokrates, ſo weiſe mich nur gleich zurecht! — Ich war alſo jetzt mit ihm allein, und erwartete, daſs er nun ſogleich anfangen werde mit mir zu ſprechen, wie ein Liebhaber unter vier Augen mit ſeinem Geliebten ſpricht, und freute mich ſchon: aber ich hatte mich ganz in meiner Erwartung betrogen. Er ſprach mit mir wie ſonſt, brachte den Tag mit mir zu, und gieng dann weg. Ein andermal foderte ich ihn zu gymnaſtiſchen Uebungen mit mir auf; ich dachte, auf dieſem Wege zum Ziel zu kommen. Wir hielten öfters ſolche Uebungen, er übte ſich oft im Ringen mit mir, und wir waren dabey immer ohne Zeugen. — Allein, mit einem Wort, es half mir nichts;

Da es auch auf dieſem Wege nicht gehen wollte, ſo dachte ich meinen Angriff geradezu zu machen, entſchloſſen, da ich einmal den erſten Schritt gethan hatte, nicht auf halbem Wege ſtehn zu bleiben. Höret alſo jetzt, was ich anfieng. Ich bat ihn zum Abendeſſen, gerade ſo, als wäre ich der Liebhaber, der auf ſeinen Liebling einen Anſchlag hätte. Er ſchlug meine Einladung aus, lieſs ſich aber einige Zeit nachher doch dazu bewegen. Er kam; aber kaum hatte er abgegeſſen, ſo eilte er wieder davon. Die Schaam hielt mich diesmal zurück; ich lieſs ihn gehen. Da ich aber denſelben Anſchlag zum zweytenmal auf ihn gemacht hatte, ſuchte ich das Geſpräch bis in die tiefe Nacht zu verlängern, und nöthigte ihn dann zu bleiben, unter dem Vorwand, daſs es zu ſpät ſey. Er blieb, und legte ſich auf dem nämlichen Kanapée, auf dem er geſpeiſt hatte, dicht neben dem meinigen nieder. Niemand auſſer uns beiden ſchlief in dem Zimmer. — Bis hieher iſt meine Geſchichte ehrbar genug, um mit Anſtändigkeit vor jedem Ohr erzählt zu werden. Die Fortſezung aber würdet ihr ſchwerlich erfahren, wäre nicht, nach einem bekannten Sprichwort,

— — der Wein bey Kindern und Alten
wahrhaftig.

Doch glaube ich, auch der gerechten Sache es ſchuldig zu ſeyn, daſs ich in meiner Lobrede auf

Sokrates eine ſo übermüthige Handlung von ihm nicht verſchwiege. Aber mir gehts jetzt wie einem, den eine Viper gebiſſen hat. Nur mit ſolchen, die auch gebiſſen worden ſind, ſpricht er von ſeinem Zuſtande, weil ſie die einzigen ſind, die aus eigner Erfahrung den Schmerz kennen und es verzeihlich finden, daſs man ſich alle nur erdenkliche Mittel erlaubt, ſich davon zu befreien. Verwundet von einem weit empfindlicheren Stachel am allerempfindlichſten Theile, dem Herzen nämlich oder der Seele, oder wie man ihn ſonſt nennen will; getroffen nämlich und verwundet durch die Wahrheiten der Philoſophie, die weit ſchmerzlicher als eine Viper ſtechen, wenn ſie ein junges noch unerfahrnes Herz treffen, gegen die man kein Mittel unverſucht laſſen kann — vor mir einen Phädrus, einen Agathon, einen Eryximachus, einen Pauſanias, einen Ariſtodem, einen Ariſtophanes und — ſoll ich nicht auch den Sokrates ſelbſt und die übrigen in die Zahl derjenigen mitrechnen dürfen, die den Ausbruch einer ſolchen philoſophiſchen Raſerei aus Erfahrung kennen? — vor euch alſo kann ich meine Geſchichte erzählen, denn euch wird meine damalige Unternehmung und meine jetzige Erzählung gleich verzeihlich ſcheinen. Die Domeſtiken, und wer ſonſt in dieſen Geheimniſſen fremd und uneingeweiht iſt,

der mag die Ohren ſich mit groſsen Thüren
verſchlieſſen!

Alſo ihr Männer! Nachdem das Licht gelöſcht war, und die Bedienten ſich wegbegeben hatten, glaubte ich gegen meinen Gaſt nicht länger zurückhalten zu müſſen, ſondern ohne Verſtellung zu ſprechen, wie mirs ums Herz war. Ich ſtieſs ihn alſo an, und fragte: „Schläfſt du, Sokrates?“ — O nein, gab er mir zur Antwort. — „Erräthſt du, was ich muthmaſse?“ — Was denn? — „Ich glaube, daſs ich an dir einen Liebhaber gefunden habe, und zwar den einzigen, den ich für würdig halte es zu ſeyn; eine gewiſſe Blödigkeit ſcheint nur deine Erklärung zurück zu halten. Allein, ſo wie ich gegen dich geſinnt bin, würde es ſehr ungereimt ſein, dir nicht alles zu überlaſſen, mich ſelbſt, meine Güter, meine Freunde, wenn du willſt. Mir liegt nichts ſo ſehr am Herzen als meine Vervollkommnung, und wer ſollte mich dazu ſicherer leiten können als du? Einem ſolchen Manne mich nicht ganz zu übergeben, müſste mir ſelbſt mehr Schande in den Augen der Verſtändigen bringen, als, mich ihm zu überlaſſen, in den Augen der Unverſtändigen.“ — Freund Alkibiades, erwiederte er mit all dem beiſſenden Spott, der ihm ſo beſonders eigen iſt, du verſtehſt in der That deinen Handel nicht übel, wenn das wahr iſt, was du von mir rühmſt, daſs in mir eine Kraft wohnt, durch welche du vollkommner zu werden hoffeſt. Das wäre alſo eine Schönheit von ganz auſſerordentlicher Art, die du an mir entdeckſt, die von der Schönheit der Geſtalt, die du beſitzeſt, doch wohl ſehr verſchieden ſein müſste. Um dieſer Schönheit willen haſt du alſo deinen Anſchlag auf mich gemacht und du möchteſt gern Schönheit gegen Schönheit tauſchen. Sollte das nicht auf einen kleinen Betrug angelegt ſeyn? Du möchteſt wohl gern mit einem bloſsen Scheingute ein Wirkliches erkaufen? Das hieſſe ungefähr gerade ſoviel als einen ehernen Schild ſtatt eines goldnen geben. Allein, mein Beſter, betrachte mich nur genauer, eine zu groſse Meinung von mir hat dich getäuſcht. Aber freilich das Auge des Geiſtes beginnt nur dann erſt wieder hell zu ſehen, wenn das leibliche aus ſeinem exaltirten Zuſtande zurückkehrt. Das ſcheint aber bei dir noch nicht ſo ſchnell zu kommen! — „Mein Herz hat zu dir geſprochen; ich habe nichts geſagt, was mir nicht wirklich Empfindung eingab. Nun überlege du ſelbſt, was du für dich und mich am beſten hältſt.“ — Das war vernünftig geſprochen. Mit Ueberlegung wollen wir künftig immer handeln, und beide, hier ſowohl als ſonſt, nur das thun, was wir für das beſte halten. — — Nach dieſer Unterredung glaubte ich nichts weiter abwarten zu müſſen, ich hielt ihn für getroffen wie von einem Pfeil. Ich lieſs ihn kein Wort weiter ſprechen, ſondern ſtand auf, ſchlug mein Oberkleid (das nämliche das ihr hier an mir ſehet) um, denn es war eine kalte Winternacht, legte mich da auf ſeinen alten abgetragenen Oberrock, und lag ſo, meine Arme um den überirdiſchen, wahrhaft auſſerordentlichen, Sterblichen geſchlungen, die ganze Nacht. — Auch hier, Sokrates, wirſt du mich keiner Lüge beſchuldigen! — Aller dieſer Schritte von meiner Seite ungeachtet, entwiſchte er doch, verhöhnte und verlachte und verſpottete meine Schönheit, die doch meinem Urtheil nach allerdings nicht ſo weggeworfen zu werden verdient. Oder irre ich, ihr Richter — denn Richter ſollt ihr hier ſein über Sokrates Uebermuth! — Ich muſs euch bey allen Göttern und Göttinnen betheuern, ich ſtand von Sokrates des andern Morgens nicht anders auf, als hätte ich bey meinem Vater oder älteſten Bruder geſchlafen. Denket euch mein Gefühl nach dieſen Auftritten! Wie es mich ſchmerzte, mich ſo verachtet zu ſehn, und wie ich zugleich eine ſolche Gröſse, eine ſolche Tugend, eine ſolche Feſtigkeit anſtaunte, in Verwunderung, einen Menſchen von einer ſolchen Weisheit und Enthaltſamkeit zu ſehen, als ich nie gehofft hätte zu finden. Ich hätte auf ihn zürnen, alle Verbindung mit ihm aufheben ſollen: aber ich konnte es nicht von mir erhalten. Und doch kannte ich auch kein Mittel, ihn an mich zu ziehen. Denn daſs er noch weniger durch Gold als Ajax durch den Stahl verlezbar ſei, das wuſste ich, und wo ich ihn zu fangen allein gehofft hatte, da war er mir entwiſcht. Ich gab alle Hoffnung auf; aber bezaubert von dieſem Menſchen, wie es kaum ein Beiſpiel giebt, gieng ich noch lange nachher herum. — Alles dies war geſchehen, noch ehe wir den Feldzug nach Potidäa machten, während deſſen ich mit Sokrates gemeinſchaftlich ſpeiſte. Auf dieſem Feldzug zeigte er ſich nun fürs erſte viel ausdaurender, als ich und alle andre, in allen Strapazen. Waren wir irgendwo verlaſſen, und litten Mangel an Proviant wie es im Feldzuge bisweilen geſchieht, ſo hielten es alle andern ſchlechter aus, als er. Dagegen war er auch der, dems am beſten ſchmekte, wenns wieder Ueberfluſs gab: und wenn ihn jemand zum Zechen nöthigte, ſelbſt wenn er keine Luſt dazu hatte, trank er doch alle andere zu Boden. Was aber am allermeiſten zu verwundern iſt, nie hat jemand den Sokrates betrunken geſehen; und davon wird er auch gleich hier wieder ein Beiſpiel ablegen. Gegen alle Angriffe des rauhen Winters, der in jenen Gegenden ſo heftig iſt, zeigte er ſich als einen wahren Helden. In der ſtrengſten Kälte, wo ſich jedermann zu Hauſe hielt und, wenn er ja heraus muſste, ſich wenigſtens über und über mit Kleidern bedeckte, und nicht bloſs mit Schuhen ſondern mit Filz und mit Pelzen ſeine Fuſſe verwahrte, ſah man ihn in dem nämlichen Oberkleid, das er auch ſonſt zu tragen pflegte: er gieng mit mehr Leichtigkeit baarfuſs über das Eis, als die andern in ihren Schuhen. Die Soldaten ſahen ihn ganz ſcheel darüber an, als hätte er das ihnen zum Spott gethan. Doch genug davon! Aber es lohnt ſich der Mühe, von dieſem Feldzug noch weiter zu hören.

Sein Ausdauren in Noth und ſeine muthige Thaten!

Nachdenkend über einen Gegenſtand hatte er ſich einſt frühmorgens irgendwo hingeſtellt. Da ſeine Unterſuchung nicht recht von ſtatten gehen wollte, blieb er in Gedanken vertieft auf demſelben Platze ſtehen. Es war ſchon Mittag. Die Leute wurden aufmerkſam darauf; man verwunderte ſich; von einem Mund zum andern giengs: Sokrates ſteht ſchon ſeit heute früh, nachdenkend, auf Einem Flek. Er ſtand Abends noch. Einige Joniſche Soldaten trugen endlich nach dem Abendeſſen ihre Decken heraus, theils um in der Kühle zu ruhen, (es war eine Sommernacht) theils um Acht zu geben, ob er denn auch die Nacht durch ſtehen bleiben würde. Er blieb auch wirklich ſtehen, bis der Morgen anbrach, machte dann der aufgehenden Sonne eine ehrfurchtsvolle Verbeugung und eilte davon. — Aber hättet ihr nicht Luſt, ihn auch im Schlachtfelde ſelbſt noch zu ſehen? Es iſt in der That billig, ihm auch dieſe Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Ihm allein habe ich meine Rettung in dem Treffen zu danken, wegen deſſen mir die militäriſchen Ehrenzeichen von den Heerführern zuerkannt wurden. Er blieb bei mir, da ich verwundet ward, und rettete mir zugleich Rüſtung und Leben. Damals, Sokrates, verlangte ich auch, die Heerführer ſollten dir die Ehrenzeichen ertheilen. — Auch dieſen Umſtand wirſt du eben ſo wenig für eine Lüge auslegen, als mir deshalb etwas zum Vorwurf machen können! — Allein da die Heerführer, in Rükſicht auf die Stelle, die ich bekleidete, die Ehrenbezeugung mir zutheilen wollten, da warſt du ſogar noch mehr als die Generale ſelbſt dafür, daſs ſie mir, und nicht dir, ertheilt werden ſollte. — Merkwürdig, ihr Männer! war es ferner, den Sokrates zu ſehen, da unſre Armee bei Delium weichen muſste. Ich war dabei unter der Reiterei; er hingegen unter dem Fuſsvolk. Er zog ſich mit Laches zurük, da unſre Leute ſchon zerſtreut waren. Von ungefähr traf ich zu ihnen. Sobald ich ſie erblikte, rief ich ihnen zu, ſie ſollten gutes Muths ſein, und verſicherte, ſie beide nicht zu verlaſſen. Ich war zu Pferde, und war eben darum weniger in Furcht. Hier lernte ich aber den Sokrates von einer noch weit vollkommnern Seite kennen, als ſelbſt bei Potidäa. Er hatte nicht nur bei weitem mehr Gegenwart des Geiſtes als Laches, ſondern hier ſah ich ihn eigentlich — wie du von ihm ſagſt, Ariſtophanes,

> — Mit ſtolzer Miene und trozigen Blicken einhergehn.

Auf Freunde und Feinde ſah er mit kalter Ruhe umher; von ferne ſchon verkündigte ſeine Unerſchrockenheit, daſs er wie ein Mann ſich wehren werde, wenn jemand ihn angreiſe. Ruhig lieſs man ihn eben deswegen mit ſeinem Gefährten ziehn; denn ſolche Menſchen werden im Kriege nicht leicht angegriffen; nur reiſſende Flucht fordert zum Verfolgen auf. — Nun könnte ich zwar von Sokrates noch ſehr viel bewundernswürdiges rühmen. Allein, alle ſeine übrigen Vorzüge lieſsen ſich doch auch bei einem andern vielleicht antreffen, und doch iſt ſein höchſter Vorzug nur der, daſs keiner unter den Sterblichen, weder in der jezigen noch in der Vorwelt, ihm gleich kommt. So tapfer auch immer Achill geweſen ſei; Braſidas und andere laſſen ſich ihm an die Seite ſtellen. So weiſe auch Perikles ſein mag; Neſtor und Antenor, und vielleicht noch mehrere ſtehen ihm gleich; und ſo vielleicht bei jedem Menſchen ein andrer auf gleicher Stufe. Aber dieſer da iſt ein ſo ganz einziger und ungewöhnlicher Menſch, ſowohl in Rukſicht ſeiner Perſon als ſeiner Reden, daſs man wohl vergebens die lebende und vergangene

Welt durchſuchen würde, um ein ihm entſprechendes Bild zu finden; man müſste denn, ſo wie ichs gemacht habe, behaupten, daſs er ſammt ſeinen Reden, zwar keinem Menſchen aber vollkommen den Satyrn und Silenen gleiche. Denn auch das hätte ich ſchon im Anfang gleich erinnern ſollen, daſs auch ſeine Reden eben dieſe Aehnlichkeit mit den Silenen haben, die man öffnen kann. Wer Sokrates Reden zum erſtenmal hört, dem müſſen ſie lächerlich vorkommen. Seine Worte und Ausdrücke erſcheinen äuſſerlich, wie mit der Haut eines ſpöttiſchen Satyrs umgeben. Da hört man von Laſteſeln, von ehrſamen Schmieden und Schuſtern und Gerbern ſprechen, und immer glaubt man mit denſelben Worten daſſelbe zu hören; ſo, daſs gewiſs jeder, der ſeine Reden noch nie gehört und noch nicht verſtehen gelernt hat, ſie abgeſchmakt finden muſs. Wer aber den Schlüſſel dazu findet und ins Innere derſelben eindringt, der wird einen tiefern Sinn darin finden, und bald wird er entdecken, daſs ſie wahrhaft göttlich ſeien, und Schäze von Tugend enthalten, und ſich über unzählige und beſonders über alle diejenigen Gegenſtände verbreiten, deren Unterſuchung irgend einem Menſchen wichtig iſt, der ſich gerne zum tugendhaften und edeln Mann bilden möchte. — Dies, ihr Männer, habe ich an Sokrates zu loben. Was ich an ihm zu tadeln habe, habe ich ſo nebenher bemerkt. Ich habe euch erzählt, wie er mich verächtlich behandelt hat. Aber er hat es nicht mir allein ſo gemacht, ſondern auch dem Charmidas und dem Euthydem und noch gar vielen andern. Bey allen hat er das Miſsverſtändniſs zu veranlaſſen gewuſst, als ob er ihr Liebhaber wäre, bis er zulezt, anſtatt Liebhaber zu ſein, der Geliebte ward. Dies leztere ſage ich vorzüglich für dich, Agathon, damit du dich nicht auch von ihm hinters Licht führen laſſeſt, und durch unſer Beyſpiel gewarnt, dich nicht erſt der Gefahr ausſetzeſt, wie das Sprichwort ſagt,

— wie die Thoren mit eignem Schaden zu lernen.

Hier ſchloſs Alcibiades. Es erfolgte ein allgemeines Gelächter über die Naivetät, mit welcher er am Schluſſe verrathen hatte, daſs er noch in den Sokrates verliebt ſei.

Sokrates.

Du ſcheinſt ja ganz nüchtern zu ſein, Alcibiades. Du haſt dein Ziel ſo ſchlau umgangen, und deine Abſicht ſo fein verſtekt; nur ſo hinten hängſt du es an, als ob es gar nicht zur Sache gehörte, und als ob du nicht alles bloſs deswegen geſagt hätteſt, um mich mit Agathon zu entzweien. Ich weiſs wohl, daſs du meinſt, ich ſolle niemand als dich lieben, und Agathon von niemand als von dir geliebt werden. Aber du haſt dich doch nicht verbergen können; man weiſs, was du mit deiner Satyrn- und Silenen-Farçe wollteſt. Allein es ſoll ihm nichts helfen, lieber Agathon; wir wollens ſchon verhüten, daſs uns niemand entzweien ſoll.

Agathon.

Wahrlich, Sokrates, ich glaube du haſt recht. Er hat ſich auch wohl am Ende nur deswegen zwiſchen uns gelagert, um uns von einander zu trennen. Aber es ſoll ihm nichts helfen: ich werde mich jezt gleich zu dir ſetzen.

Sokrates.

Recht ſo, Agathon! Komm hieher an meine Seite.

Alcibiades.

Heiliger Zeus! was ich nicht von dieſem Menſchen alles ausſtehen muſs. Ueberall meint er, er müſſe mich ausſtechen. Aber, lieber, beſter, Vortreflicher, laſs doch den Agathon wenigſtens hier zwiſchen uns ſich ſetzen.

Sokrates.

Das geht ganz und gar nicht an. Du haſt jezt mich gelobt, und nun iſts an mir, meinen Nachbar zur Rechten zu loben. Würde ſich nun Agathon thun zwiſchen uns ſetzen, ſo müſste er ja mich noch einmal loben; es wird alſo viel ſchicklicher ſein, wenn er von mir gelobt wird. Laſs ihn doch, Beſter; miſsgönne dem liebenswürdigen Jüngling das Glück nicht, von mir gelobt zu werden. Mein Herz ſelbſt treibt mich an, ihn zu loben.

Agathon.

Hu, hu, Alcibiades! Nichts kann mich hier länger halten; Ich gienge weiſs nicht wohin, um mich von Sokrates loben zu laſſen.

Alcibiades.

Ja ſo gehts immer! Wo Sokrates iſt, da bleibt Keinem andern von den ſchönen Leuten etwas übrig. Was für einen lockenden Grund hat er nicht auch hier den Augenblick gefunden, um dieſen an ſeine Seite zu ziehen!

In dem Augenblick, da nun Agathon aufſtand um ſich neben Sokrates zu ſetzen, trat eine ganze Menge von Zechbrüdern ins Zimmer, die den Weg offen gefunden hatten, weil ſie eben einem entgegen kamen der hinausgieng. Sie lagerten ſich ſogleich; es entſtand ein gewaltiges Lärmen, und ohne alle weitere Ordnung nöthigte man ſich zum Zechen. Eryximachus und Phädrus und einige andre, – ſchloſs Ariſtodem ſeine Erzählung – eilten nach Haus. Ich ſelbſt wurde vom Schlaf überfallen und ſchlief (es waren damals die langen Nächte), ein ziemlich Stück Zeit. Erſt gegen Tag, da ſchon die Hahnen krähten, wachte ich auf. Um mich her ſah ich mehrere ſchlafend; ein Theil war weggegangen. Agathon, Ariſtophanes und Sokrates allein wachten noch, und tranken aus einer groſsen Schaale, die nach der Rechten zu herumgieng. Sokrates diſputirte mit ihnen. Das ganze Geſpräch weiſs ich zwar nicht, fuhr Ariſtodem fort, denn ich hatte es nicht von Anfang an gehört, weil ich ſchlief; aber der Hauptinhalt davon war, daſs Sokrates ihnen demonſtrirte, einem guten Kopf ſey es gleich möglich ein Luſtſpiel oder ein Trauerſpiel zu verfertigen, und ein Kunſtgenie, das ein gutes Trauerſpiel gemacht habe, könne eben ſo auch ein gutes Luſtſpiel hervorbringen. Während dieſer Demonſtration, die ſie eben nicht mehr ſehr hell aufſaſsten, fingen ſie an einzuſchlummern, Ariſtophanes zuerſt, und dann gegen Anbruch des Tages auch Agathon. Sokrates, der ſie beide zu Ruhe gebracht hatte, ſtand nun auf und gieng weg. Ich ſelbſt, meiner Gewohnheit gemäſs, folgte ihm nach. Er kam ins Lyceum, wuſch ſich wie ſonſt, und blieb da den ganzen Tag. Erſt Abends gieng er nach Hauſe, um auszuruhen.

IV.

Die
Minneköniginn
und
die ſchwarzen Schweſtern.

Bruchſtücke
aus
einer abenteuerlichen Geſchichte.

In einer der angenehmſten Nächte die man nur unter dem ſchönen Himmel von Sicilien genieſsen kann, lag Graf Campobello mit ſeiner reizenden Tochter, im Fenſter einer einſamen Burg am Fuſse romantiſchwilder Gebürge. Er ſchaute auf die weiſſe Heerſtraſse, welche ſich nicht weit davon in einen ungeheuern Wald ſchlängelnd verlor. Der Mond ſtieg eben über die ſchwarzen Felſenmaſſen herauf, alle Gegenſtände waren umfloſſen von ſeinem zauberiſchen Lichte, Nachtigallen ſchlugen in dem dunkeln Gebüſch, ein geheimniſsvolles Wehen flüſterte in den Gipfeln der Bäume.

Fioretta hielt mit kindlicher Zärtlichkeit ihren Vater umſchlungen, die Seelen waren geſtimmt zu hoher, unſchuldiger Freude. Der gute Alte erwartete ſeinen Sohn aus Palermo zurück, wohin er ihn in einer wichtigen Angelegenheit geſchickt hatte, und es war ihm den ganzen Abend über ſo wohl geweſen, als hätte er die beſte, ſchönſte Handlung ſeines Lebens noch einmal glücklich ausgeübt. Don Franceſco hatte geſchrieben, er wolle unfehlbar die Stunde der Mitternacht im Schloſſe ſeines Vaters ſchlagen hören, alles war bereit ihn auf das feierlichſte zu empfangen. Die ſämmtliche Dienerſchaft hatte ſich ſchon auf dem Hofe verſammelt; die Thurmwächter ſtanden mit brennender Lunte, um durch den Donner der Kanonen die ſchlummernde Nachbarſchaft von der erfreulichen Ankunft ihres jungen Gebieters zu benachrichtigen. Ein groſses Feuer brannte in der Mitte des Burgplatzes und alle finſtern Thorgewölbe waren durch hellflammende Pechkränze erleuchtet.

Weil Don Franceſco aber wohl noch eine Stunde ausbleiben konnte, ſo lagerte ſich Dienerſchaft und Beſatzung um einen unbekannten Wanderer, der durch ſein liebliches Harfenſpiel die Erlaubnis gewonnen hatte, auf der Burg ſo lange auszuruhen als es ihm gefallen würde. Eine wunderbare Begeiſterung hatte ihn jezt ergriffen, er ſtürmte gewaltig durch die Saiten ſeiner Harfe, aber ſie erklang ſo traurig und herzerſchütternd, daſs alle bis zu Thränen gerührt wurden. Er ſang die Jammerklage über ein liebliches Mädchen, das in der Blüte der Jahre, ihrem Vater, ihrem Geliebten aus den Armen geriſſen ward, um zu ſchmachten in fürchterlicher Einſamkeit. So oft er nun weinend und ſtammelnd ausſprach: „Wo iſt mein „Kind, mein armes Kind?“ — war es als höre man ein unterirdiſches Poltern in den uralten Gräbern der Sarazenen welche einſt bey der Belagerung dieſer Feſte fielen, und am Fuſse der Thürme begraben lagen. Der Harfner ſtand da in flatterndem Gewande, ehrwürdig durch ſeine edle Miene, und einen langen ſchneeweiſſen Bart, ſeine Augen funkelten, ſein Haar flog im Winde, er blickte wehmüthig in die Hallen des Schloſſes.

Endlich rief er, wie mit dem Tode ringend: „Ach Gott, ſie iſt dahin!“ — und es pochte lauter in den Grabgewölbern, rollte unter dem Boden hin, daſs das Feuer kniſterte, das Gemäuer erbebte, die Zuhörer von ihren Sitzen auffuhren mit blaſſem Geſichte, berganſtehenden Haaren. — Da floſs plötzlich ein ſanftes Minnelied von den Lippen des Harfners und der ſchnelle Uebergang vom Schauerhaften ins Liebliche zerſchmelzte auch das roheſte Herz in ſüſse, ſanfte Gefühle.

Unterdeſſen hatte ſich alles Leben hieher gedrängt, im Innern der Burg herſchten ſchon Stille, und Finſterniſs. Graf Campobello und Fioretta waren allein in dem entfernteſten Flügel, ſie hörten nur das leiſe Summen der Harfe.

Noch nie hatte Fioretta ihren Vater ſo munter geſehen, froher Scherz ſtrömte von ſeinem Munde und ein liebenswürdiger Enthuſiasmus ſchien ſeine durch Alter und Erfahrung abgekühlten Lebensgeiſter, ſelbſt bis zum höchſten lyriſchen Schwunge anzuflammen. Stunden lang ſprach er von den Süſsigkeiten ſeiner erſten und einzigen Minne, manche heiſſe Zähre floſs dem Andenken ſeiner verewigten Franceſca, und das Herz der kleinen Fioretta fühlte ſich durch dieſe Schwärmerey gewaltig in die Enge getrieben. Wohl zehnmal verſuchte ſie ein paar Worte zu lallen, immer ward ihr Mund geſchloſſen von der Macht wunderbarer Gefühle. Endlich brachen ihre Thränen unaufhaltſam hervor und dieſe ſeltſame Scene verſetzte den alten Ritter plötzlich aus ſeiner Traumwelt zurück in die Wirklichkeit. Zärtlich liebkoſend fragte er nach der Urſache des Weinens, ein Feuerkuſs auf ſeine Hand war Fioretta's Antwort. Er bat, er beſchwor ſeinen Liebling, und erhielt endlich von den Lippen des hocherröthenden Mädchens, das unter hellen Thränen hervorgeſtammelte Bekenntnis: „Vater, ich liebe!“

Der alte Graf fühlte noch in ſeinem Herzen den ſanften Wellenſchlag, welchen die entzückenden Bilder der Vorwelt darin erregt hatten, er ward zwar etwas ernſthafter, allein ſeine Seelengüte konnte den ſüſsen, natürlichen Trieb ſeiner Tochter unmöglich tadeln. Er lockte ihr den Namen des Geliebten ab, und gerieth vor Freuden auſser ſich, als er Don Rodrigo nennen hörte.

Fioretta erſchrack, die Thräne welche noch in ihrem Auge zitterte, hatte ihr einen kleinen optiſchen Betrug geſpielt, ſie glaubte, ihr Vater zürne, und wäre ohnmächtig hingeſunken, wenn der gute Mann ſie nicht enthuſiaſtiſch an ſein Herz gedrückt und ausgerufen hätte: „Rodrigo, den Liebling „meiner Seele, den edlen Mannhaften Ritter! „Segne dich der ewige Gott für dieſe Wahl! — „Ach Franceſco, wo bleibſt du? — Nun will ich „gerne ſterben, meine Kinder ſind glücklich!“ — Fioretta dankte ihm nicht mit Worten, ſondern mit einem Blicke vor dem ſich die Himmel hätten öffnen mögen. Campobello verſtand ihn, und drückte das vortrefliche Kind noch inniger an ſeine Bruſt. Eine feierliche Stille folgte, unbeſchreibliche Wonne hatte ſich ihrer Herzen bemächtigt. Endlich löſete ſich das Band der Zunge, und der ehrliche Alte ſprach mit einer ſo hinreiſſenden Beredtſamkeit von ſeinem Glücke und den Freuden der Zukunft, daſs ſelbſt die ſchüchterne Fioretta zuletzt im Dythyrambiſchem Tone mit einſtimmte. — Wer kennt nicht die Zauberinn Phantaſie? wer weiſs nicht, wie allmächtig ſie das Lebloſe und das Lebendige in ihren Kreis hineinzieht, um das Ideal ihres Gemähldes zu vollenden? Jetzt ſchien die ganze wilde Gegend umher zu lächeln, und ſogar die ſchwarzen Ruinen einer in dem nahen Walde liegenden uralten Felſenburg verloren in Fioretta's Augen das Schauerliche, wovor ſie ſonſt ſo oft gezittert hatte.

In dieſer hohen Spannung ſüſser Empfindungen ſchreckte ſie plötzlich das Geräuſch eines ſeidenen Kleides, welches in dem langen Gange der zu ihrem Zimmer führte, an die Wand ſchlug. Fioretta ſchmiegte ſich furchtſam an ihren Vater, und dieſer wendete ſich eben um, das kommende Abenteuer zu beobachten, als die ſchöne Signora Bianca durch die offene Thür, in ſeine Arme flog. Man wünſchte ſich gegenſeitig einen guten Abend und es begann ein trauliches Geſpräch über das bilderreiche Licht des Mondes und über die Feyer einer ſchönen Nacht. Eine Schwärmerey drängte nun die andre und die romantiſche Bianca ging bald über vom Schönen ins Erhabene und Schauerliche. Unvermerkt färbten ſich die Waldruinen ſchwärzer in Fioretta's Augen und das Flüſtern des Abendwindes, der dann und wann über den langen, einſamen Gang hintanzte oder am Schloſsgemäuer hinaufliſpelte, ſchien ihr die Gegenwart eines furchtbaren Geiſtes zu verkünden. Der Graf bemerkte das ängſtliche Herzklopfen ſeines Lieblings, der ſich jetzt immer näher an ihn drängte, und ſcherzte leiſe über den verlornen Muth des liebenden Mädchens. Aber Fioretta riſs ſich loſs, ſeufzte tief, ging im Zimmer umher und lehnte ſich endlich an das Fenſter, welches in den Schloſsgarten ging, wo ſie keine ſchreckliche Ruinen ſah, ſondern lauter ſanfte, lieblich mit Mondlicht verſchmolzene Bilder. Hier überlieſs ſie ſich einem unbeſchreiblichen Gefühle, zuſammengeſetzt aus ſchwärmender Liebe und der Ahndung einer traurigen Zukunft. Graf Campobello und Signora Bianca ſetzten unterdeſſen ihr Geſpräch fort, und blickten nur verſtohlen auf die arme ſchwermüthige Fioretta.

Bianca.

Ach, Signor, es war eine Zeit, wo der Anblik einer Lilie oder Roſe alle Wünſche meines Herzens befriedigte, wo ich mit jedem Blumenkranze den geheimniſsvollen Zirkel meiner unſchuldigen Freuden zuſammenband, und am Buſen meiner Freundinnen ein wahres Elyſium ſchwärmte. Damals lebte ich noch am Fuſse des Aetna, in einer himmliſchen Gegend.

Bianca blikte hier ſchnell um ſich, als hörte ſie jemand kommen. Graf Campobello bemerkte ihre Verlegenheit nicht, weil er ſich eben nach ſeiner Fioretta umſah.

Campobello.

Ha! es freut mich, liebe Signora, daſs Sie von ſelbſt auf Ihre Lebensgeſchichte kommen, bis jezt ſind Sie mir vollkommen räthſelhaft, und ich möchte faſt behaupten, daſs Sie eine kleine Zauberinn ſind, weil Ihnen ſchon auf den erſten Blick alle Herzen wohlwollen.

Bianca.

Wenigſtens ſind meine Zaubermittel ſehr unſchuldig, ſie beſtehen gröſstentheils in einem offenen, liebevollen Herzen; aber was meine Geſchichte anbetrift, lieber Vater —

(Sie blikt nach den Ruinen.)

Campobello.

Nun? darf ich nichts davon wiſſen?

Bianca.

Alles, alles, ſobald es mir erlaubt ſeyn wird. — Sehn Sie doch das Flämmchen welches dort unter den Ruinen herumſchleicht!

Campobello.

Ein Irrlicht, ich ſah es oft, ſelbſt Fioretta fürchtet ſich nicht mehr davor.

Bianca.

Sicilien iſt ein wunderbares Land, es war von den älteſten Zeiten her der Sammelplatz ſeltſamer Dichterſchwärmereien. Ueberall ſieht man Spuren aus jenen romantiſchen Tagen, in welche die Phantaſie ſo gern ſich verliert, und wobey das Herz ſo willig verweilt. Ueberall trauern die Ruinen einer majeſtätiſchen Gröſse, die Wälder liegen voll Säulen und Ueberbleibſel uralter Tempel und Amphitheater. Ernſte Grabmäler und Trümmer einſt ſchöner Villen und Palläſte wechſeln wunderbar mit einander ab, und alles dringt ſo gewaltig auf den Zuſchauer ein, daſs er ſich in wenig Augenblicken, aus der jetzigen kleinen Welt wie herausgeriſſen, unter Feen, Heroen, und ſichtbare Götter verſezt fühlen muſs. O, es wird mir ſonderbar zu Muthe, wenn ich an den Tag gedenke, wo ich verirrt von meinen Geſpielen, nichts als das Brauſen eines endloſen Waldes hörte, wo ich mit Weinen und Wehklagen einen Hügel erſtieg, um vielleicht von ſeiner Höhe herab den verlornen Weg wieder zu entdecken. Noch iſt die Zeit nicht gekommen, wo ich alles ſagen darf, was ich hier ſah und hörte, allein etwas müſſen Sie davon wiſſen, um ſich manches Auffallende in meiner Geſchichte erklären zu können.

Fioretta war unterdeſſen wieder näher gekommen, und ſchloſs ſich jezt noch enger an ihre Freundinn, als vorher an ihren Vater. Das blaſſe Mondlicht hatte auch über die Schönheiten des Gartens ſein myſtiſches Netz ausgeſpannt, die dunkeln Lauben waren zuſehends ſchwärzer geworden und die ſonſt liebliche Abendkühle hatte der Schwärmerinn manchen geheimen Schauer abgejagt. Bianca ſchien ſehr zufrieden, daſs ihre Freundinn auch etwas von ihren Abenteuern hören wollte und, abgerechnet daſs ſie zuweilen etwas ſchüchtern um ſich blickte und immer ſtarrer auf die ſchwarzen Ruinen ſah, fuhr ſie mit heitrer Miene, aber mit ungewöhnlich leiſer Stimme in ihrer Erzählung fort.

Bianca.

Kaum hatte ich die Spitze des Hügels erreicht, als ich die Ebene eines groſsen Thales erblickte, das von fürchterlichen Felſen umſchloſſen, öde und einſam, wie eine wüſte Inſel im ſtürmenden Ocean da lag, und alles Lebendige aus ſich verbannt zu haben ſchien. Nicht immer war es ſo geweſen, denn die Mitte der Ebene leuchtete von den weiſſen Ruinen marmorner Rieſengebäude. Vorzüglich zog eine majeſtätiſche Colonnade, die zu einem wohlerhaltenen, prächtigen Dom führte, meine Aufmerkſamkeit ſo heftig an ſich, daſs ich meinen Kummer vergaſs, den ſteilen Abhang des Hügels hinabkletterte, und ohne Furcht, auf die erhabene Säulenreihe zueilte. Unterwegs ſah ich manches uralte Denkmal voll ſeltſamer Figuren, deren Deutung ich eben ſo wenig als die Inſchriften, verſtehen konnte. Doch glaubte ich auf manchem Marmor das geheiligte Feuer der römiſchen Veſtalinnen zu erblicken, woron mir eine ältere Freundinn zuweilen etwas erzählt hatte. Allein ich flog alles vorbey, und trat endlich in die herrliche Colonnade. Hier war mehr als das Werk gemeiner Menſchheit, eine überirdiſche Gröſse ſtrahlte aus jedem einzelnen Stücke hervor, und das Ganze konnte ich nicht ohne ein ehrfurchtvolles Zittern anſchauen. Lange ſtand ich in ſtumme Bewunderung verſunken, endlich ſtörte ein nahes Geräuſch den hohen Flug meiner Phantaſie. Es war eine Schlange die aus ihrer Höhle hervorkroch, um ſich an den Strahlen der untergehenden Sonne zu wärmen. Wie oft war ich nicht vor dieſem gräſslichen Thiere geflohen, jezt ſchien es mir ſo traulich und gut, weil die ſchauerhafte Stille einer öden Gegend uns jedes lebendige Weſen willkommen macht. Ich hatte ſchon beſchloſſen zurückzugehen, die Gegenwart der Schlange machte mir Muth, durch den Säulengang in den Dom ſelbſt einzutreten.

Bianca ſchwieg und blickte ängſtlich nach den Ruinen. Plözlich rief ſie: „Iſt das Feuer?" — Alle ſahen das ſchwarze Geſtein hell leuchten.

Campobello.

Der Mond ſcheint vielleicht auf das glänzende Thor von Erz, welches da oben ſeyn ſoll.

Bianca.

Ein Thor von Erz, und wohin führt dieſes?

Campobello.

Das weiſs der gerechte Gott!

Er machte hier als ein rechtgläubiger Sicilier das Zeichen des Kreuzes über ſich und Fioretta, die ſich jezt noch näher anſchmiegte. Bianca verfiel in ein tiefes Nachdenken, woraus ſie erſt durch ein wiederholtes Fragen des alten Ritters geweckt werden konnte.

Campobello.

Und der Dom?

Bianca.

Der Dom! Ach, hätte ich ihn doch nie geſehen! — aber vergeben Sie, lieber Vater, warum haben Sie die fatalen Ruinen nicht längſt ſchon dem Boden gleich machen laſſen?

Es rauſchte, Bianca ſah ſich um, eine ſchwarze Geſtalt winkte ihr am Ende des Ganges, ſie erblaſste und ſank ohnmächtig zur Erde. Graf Campobello richtete ſie auf, Todeszüge bedeckten ihr Geſicht, ein ſchauerhaftes Zucken durchfuhr ihren ganzen Körper. Fioretta wollte um Hülfe rufen, aber noch ehe ſie das Seil der Glocke erreichen konnte, erhohlte ſich Bianca, ſeufzte tief, entſchuldigte ſich und erzählte bald weiter, nachdem ſie vorher die Thüre des Zimmers angeſchoben hatte.

Bianca.

Ich trat mit ehrfurchtsvollem Schauern in den feyerlichen Dom, der oben durch eine meiſterhaft angelegte Kuppel ein gewiſſes romantiſches Licht erhielt, welches ich nur hier allein geſehen habe. Die Sonne hatte ſich ſchon gröſstentheils verloren, aber ihre lezten Strahlen ſchoſſen aus einem ſchwarzen Gewitter-Horizont empor, fürchterlich wie eine nächtliche Feuersbrunſt. Vielleicht hatte dieſer Umſtand Einfluſs auf das wunderbare Helldunkel, welches dem ungeheuren Domgewölbe das magiſche Anſehen eines Feenpallaſtes gab. Die Bauart des Innern war über allen Ausdruck erhaben, Säulen von ſchneeweiſſem Marmor mit goldgeſtreiſten Kapitälern ſchmückten die herrlichgeformte Wand, einige ſchwarze Marmortafeln mit groſsen, goldenen Characteren überraſchten mein Auge, und ein myſteriöſes Echo gab meinem Ohre auch das leiſeſte Rauſchen eines Blattes hundertfach zurück, indem es Geiſtern gleich an den Wänden des Doms herumzuſchweben ſchien. Gegen den Haupteingang über lag eine verſchloſſene Thüre, ſchneeweiſs mit ſchwarzer Einfaſſung, oben ſtrahlte eine goldene Krone. Ich konnte mich nicht ſättigen an dem Anblicke, ſolche Gröſse und Schönheit hatte ich nie geſehen, nie vermuthet. Allein ich ward fürchterlich aufgeweckt aus meinen überirdiſchen Träumen, das Gewitter überzog würklich mein einſames Thal, ich ward plözlich in rabenſchwarze Finſterniſs eingehüllt, der Donner rollte tauſendfach verſtärkt in dem Domgewölbe, und jeder Blitz öffnete eine fürchterliche Ausſicht auf die weiſſen Ruinen, welche mir jezt eben ſo viel herumwandelnde Geſtalten zu ſeyn ſchienen. Ich warf mich in wahrer Todesangſt auf die Knie, und erwartete den Feuerſtrahl der mich zerſchmettern ſollte. Das Gewitter kam immer näher, ein raſender Orcan riſs, ſo ſchien es mir, die Säulen

der

der Colonnade nieder, ſie ſtürzten mit unbeſchreiblichen Krachen übereinander, mich durchſchauerte die Todesangſt: nun biſt du lebendig begraben! Aber der Blitz goſs durch die Kuppel eine ſolche Flammenfluth in das Innre des Doms, daſs ich die Augen ſchlieſſen muſste, aus Furcht geblendet zu werden. Endlich verzog ſich das Gewitter, und es ward wieder todſtill um mich her, izt um ſo grauenvoller, da noch immer das tiefſte Dunkel über dem Thale ruhte. Ich fing ſchon an, mich wieder nach dem Gebrüll des Donners und nach dem Heulen der Stürme zu ſehnen, denn die ſchauerliche Einſamkeit machte das Mark in meinen Gebeinen erſtarren. Kaum wagte ich es, mich zu regen, bey jedem leiſen Laute fuhr ich zuſammen, der Wiederhall ſchien mit den fürchterlichen Geſtalten im Bunde zu ſtehen, welche meine Phantaſie mir, bey jeder Bewegung des Auges, rieſenmäſsig vormahlte. Ach, was gelobte ich nicht da in der Angſt meines Herzens! Als Pilgrim wollte ich barfuſs wallen zum heiligen Grabe nach Jeruſalem; als Nönnchen wollte ich alle meine ſüſsen Lebenspläne aufgeben, und allein in enger, trauriger Zelle meine Tage unter Geſang und Gebet dahinſchwinden ſehn. Aber nichts rettete mich izt aus meinem Grauen, vielmehr glühte es immer heftiger in meiner Einbildungskraft. Plözlich höre ich ein Geräuſch und falle zitternd, eiskalt, mit den Zähnen klappernd, aufs Angeſicht zur Erde. — O, du ewiger Gott. was ging mit mir vor in dem wunderbaren Dom? noch iſt mir alles räthſelhaft, noch hat nicht die leiſeſte Ahndung mir das geringſte ſeiner feierlichen Geheimniſſe enthüllt. Mir iſt zu Muthe wie einem, der in ein verwünſchtes Caſtell geräth, und überall mit himmelanſtehenden Haaren, Wirkungen ohne Urſachen ſieht; die Pforten fliegen auf und zu; er gewahrt niemand der ſie bewegte; er flieht, glaubt gerettet zu ſeyn, aber hinter ihm donnern ſiebenfache Schlöſſer und Riegel, und Hu! eine eiskalte Hand fährt ihm über den Rücken. — Ach, Vater, wann und wie wird alles das enden? — (Sie blikt nach den Ruinen.)

Campobello.

Bianca, was iſt das? Sie werden blaſs — es iſt nicht richtig — erzählen Sie ein andermal weiter.

Bianca.

Nein, lieber Vater, ich habe angefangen und will enden. Wer weiſs, wie lange wir noch beyſammen ſind. Nur die Gegenwart iſt unſer, die Zukunft, ach! iſt ungewiſs.

Campobello.

Nur in Gottes des Herren Namen, nur Signora, bitte ich Sie, halten Sie ein, wenn Sie ſich dem ſchreklichen Punkte ihrer Geſchichte nähern, den ich vorausſehe. Ich zittre für Sie, jeder Umſtand hat mich erſchüttert, aber — Himmel! wo iſt Fioretta, wo iſt meine Tochter?

Fioretta's Sitz war leer, man ſah ſie nicht in dem Zimmer, fand ſie nicht auf dem langen Gange, der Graf rief, Bianca rief, die Kleine war verſchwunden. Schon wollte Campobello nach dem Burgplatze gehen, wo itzt alles eingeſchlummert zu ſeyn ſchien, als er beym Scheine des ſterbenden Feuers, ſeine Fioretta allein und todblaſs unter den Säulen der groſsen Halle ſtehen fand. Eine unbekannte Lampe brannte neben ihr, es regte ſich etwas im nächſten Winkel. Campobello eilte mit Freudengeſchrei zu ſeiner Tochter, weinend ſank ſie in ſeine Arme, konnte nicht ſprechen, nur ſtammeln, ihre Augen kündigten einen innerlichen Kampf an, ſie zitterte heftig am ganzen Körper. Man brachte ſie zurück ins Zimmer und Bianca's liebkoſende Hülfe ermunterte ſie bald, aber niemand konnte ſie zum Sprechen bringen, jede Frage beantwortete ſie mit einem Strom von Thränen. Endlich lieſs der alte Graf ſeine Fioretta in Ruhe, und bat Bianca, ihre Geſchichte fortzuſetzen bis die Stunde der Mitternacht ſchlagen würde.

Bianca.

Noch lag ich mit dem Angeſichte auf der Erde, als das Geräuſch um mich her lebhafter ward und endlich gar eine entzückende Muſik von Harfen und Töten mein Ohr umſummte. Ich blikte ſchüchtern auf, und ſiehe da, es war ſonnenhell in dem Dom, die goldenen Inſchriften, ſchienen zu flammen, und zwiſchen zwey der ſchönſten Säulen ſtand ein königlicher Thron, vor welchem auf einem niedlichen Altar, aus goldenen Rauchgefäſsen, ſüſse, blaue Weihrauchswolken empor ſliegen. Ich lag auf den Knien und betete an, gewaltig pochte Herz, aber ihm war ſo wohl, als müſs es einem Erretter aus Feuer und Fluthen, das längſtgewünſchte, innig und tiefgefühlte Dankopfer darbringen. Eine Weile war nun alles ſtill, dann klangen wieder Harfen und Flöten, begleitet von lieblichen ſüſsen Mädchenſtimmen. Endlich rauſcht es hinter der verſchloſſenen Thür, ſie ſpringt auf unter Pauken und Trompetenſchall und zwey Chöre himmliſchſchöner Jünglinge und Jungfrauen hüpfen, Blumenkränze in der Hand, mit Geſang und Muſik in den Dom hinein. Ich ziehe mich ſchnell an die Wand zurück, niemand ſcheint mich zu bemerken, im ganzen groſsen Gewölbe fluthet

Weihrauchdampf, die herrlichen Wohlgerüche ſtimmen das Herz zu groſsen und erhabenen Gefühlen.

Noch einmal ſchmettern die Trompeten, rollen die Pauken, und durch die offene Thür tritt herein — — O! wie ſoll ich dich nennen, Göttliche? Wie ſollen meine armen Worte den Glanz und die Majeſtät darſtellen, womit du von deinem Throne Beſitz nahmſt? Womit ſoll ich den rührenden, erſchütternden Chorgeſang vergleichen, der dir aus der ſchnöſten, lebenvollſten aller Gruppen entgegenhallte? — Verzeihen Sie, lieber Vater, daſs ich meinen Enmpfindungen freien Lauf laſſe, anſtatt zu erzählen, was ich in dem romantiſchen Dom ſah und hörte. — — —

Die Schloſsuhr ſchlug itzt dreyviertel auf zwölfe. Fioretta rief ſeufzend: „Bald, bald kommt mein Bruder!" Bianca ſchien verlegen über den Ton dieſes Ausrufs, Campobello erinnerte ſie mit der Erzählung fortzufahren.

Bianca.

Im himmelblauen Seidengewande, blitzend von Gold und Edelgeſteinen ſaſs die Göttin in höhrer Majeſtät auf dem Throne, und alles um ſie her, ſog Freude und Wonne aus ihren zauberiſchen

Blicken. Dreymal erſcholl der Chorgeſang, dann begann das Opfer. Die ſchönſte der Jungfrauen ging Hand in Hand mit dem edelſten Jungling zum Altar, beyde warfen friſchen Weirauch auf das Feuer und in ſtarken Wogen drängten ſich die Wohlgerüche empor. Leiſe begann nun wieder der liebliche Geſang, er ſtieg, ward ernſt, Kraftvoll, Hymne, Dythyrambe. Die Göttin winkte mit einem Lilienſcepter, welchen ſie in der Hand trug, und immer leiſer tönte der Geſang, bis er endlich ganz verhallte. Noch ein Wink und alles wendete ſich plözlich gegen mich, ich werde eingeſchloſſen in den herrlichen Kreiſs, der ſchönſte Kranz ſtrahlt auf meinem Haupte, Harfen und Flöten umſummen mich, tauſend fröhliche Herzen ſchlagen in meinem Buſen. Lächelnd erhebt ſich nun die Erhabene von ihrem Throne, eilt auf mich zu durch den offnen Kreiſs, umarmt mich und giebt mir die ſüſseſten, liebkoſendſten Worte. Indem ſchallt eine rauhe Stimme aus der Ferne, das Licht im Dom verſchwindet, es verſchwindet, es verſchwinden Altar, Thron, Chöre und Göttin, Finſterniſs kehrt zurück, es wird ſtill um mich her, ich zittere, es rauſcht etwas an der Auſſenſeite des Doms, ich ſinke ohnmächtig zur Erde.

Der Morgen brach an, ich wuſste nicht, wo ich war, die Auftritte der vorigen Nacht hatten mir alle Beſinnung geraubt. Die wärmenden Strahlen der Sonne, welche durch die Thüre hereindrangen, wekten mich endlich, ich trat heraus, und ſah zu meinem gröſsten Erſtaunen, die Colonnade unbeſchädigt, aber rund um ſie her Spuren fürchterlicher Verwüſtung. Mit inniger Wehmuth, mit hellen Thränen im Auge, nahm ich jetzt Abſchied von dem majeſtätiſchen Dom und von ſeinen wunderbaren Bewohnern. Alles was ich je von Sylphen, Gnomen und Salamandern gehört hatte, bemächtigte ſich meiner Einbildungskraft, oft ſtanden mir die Haare zu Berge, wenn ſich im Durchwandern der Ruinen etwas regte, aber das Gefühl welches mich dann durchſchauerte, hatte für mich etwas unbeſchreiblich angenehmes. Meine Adern ſchwellten an von ungewohnter Kraft, ich ſtürmte über Trümmer, Hügel, Felſen, Gebürge hin und ſtand nach einigen Stunden ohne zu wiſſen wie, am Ausgange des Waldes, der gerade auf das Landhaus meiner Mutter zuführte.

Sie empfing mich mit ernſten, forſchenden Blicken, ich muſste ihr alles erzählen, ſie hieſs mich einige Stunden ausruhen, und nachher ihre Befehle erwarten. Ich gehorchte, legte mich auf mein Ruhebett und verſuchte zu ſchlafen. Umſonſt — noch immer umſchwebte mich die liebenswürdige Gruppe des romantiſchen Doms und ich war eben in ſonderbare Träume verſunken, als meine Mutter mir mit einer Donnerſtimme zurief: „Stehe auf und folge mir!“ —

Ich ging ihr nach, am ganzen Leibe zitternd, durchwühlt von ſchreklichen Ahndungen. Wir hatten einen groſsen, dunkeln Garten hinter unſerm Hauſe, und in dieſem lag die etwas verfallene Oefnung eines unterirdiſchen Gewölbes, welches mein armer Bruder gewöhnlich den Todtenkeller nannte, und wovor er ſich erſtaunend fürchtete.

Campobello.

Wie, Signora, Sie hätten einen Bruder?

Bianca.

Ach, ich hatte ihn, er iſt dahin, wehe dem der mir ihn raubte!

Kaum hatte ſie dieſe Worte ausgeſprochen, als alle ein Getöſe hörten, wie wenn man an die Fenſter eines Nebenzimmers Leitern anlegte. Weil aber Campobello und Fioretta an dieſe Sonderbarkeiten ſchon gewöhnt waren, ſo faſste ſich auch die erſchrockene Bianca bald wieder, und fuhr fort in ihrer Geſchichte.

Bianca.

Stellen Sie ſich mein Entſetzen vor, als ich meine Mutter vor dem Todtenkeller ſtill ſtehen ſah, als auf ihren gellenden Ruf eine verdekte Pforte ſich öfnete, als ſie mich die Stufen hinabriſs, und die Flügel der Pforte über mir donnernd zuſammenſchlugen! Ewiger Gott, ich ward kalt wie Eis vor Schauer und Schrecken und doch war alles dieſes noch nichts gegen dasjenige, was ich bald nachher ſah und hörte. Eine ungeheure ſchwarze Hand, wem ſie gehörte, konnte ich nicht erkennen, rauſchte immer vor uns her, ich wankte ſinnlos meiner Mutter nach, aber das blaue Flämmchen welches die ſchwarze Hand trug, leuchtete ſo gräſslich, daſs ich meine Augen ſchlieſſen muſste. Der lange, unterirrdiſche Gang endete ſich an einer ungeheuren, ehernen Pforte, meine Mutter ſtand ſtill, ich wagte es aufzublicken, alles um mich her war ſchrecklich und ſchauervoll. Dumpf erſcholl das Klopfen der ſchwarzen Hand und plözlich flog die Pforte mit einem ſo betäubenden Geraſſel auf, daſs ich ohnmächtig zur Erde niederſtürzte. Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich in einem groſsen Gewölbe, wo in jeder Ecke eine Pechfackel brannte und in deſſen Mitte ein Haufen ſchwarzer Geſtalten hokte, die ſobald ich mich regte, mit Ungeſtüm und Geheul über mich herfiel, mich bey den Haaren ergriff und einen ſo unmenſchlichen Fluch über mich ausſprach, daſs mir noch itzt davon Mark und Gebeine zittern. Meine Mutter — — —

Indem ſchlug die Stunde der Mitternacht, es raſſelten die Ketten des Uhrwerks im Schloſsthurme, die Glocke ſchien zu heulen weil, ein plözlicher Windſtoſs den Schall brach, und noch brummte ſie vom letzten Schlage, als ein ſchmetternder Schuſs am Eingange des Waldes fiel. Bianca fuhr ſchreckvoll zuſammen, Fioretta ſchrie: Gott! Franceſco! Der alte Graf ſprang nach der Thüre, die Glocken brummten in den Thürmen, niemand war oben; die Kanonen donnerten; niemand hatte ſie angerührt; die Dienerſchaft ſtürmte durch einander, das ganze Schloſs gerieth in Aufruhr.

XII.3

NEUE THALIA

herausgegeben

von

SCHILLER.

Dritter Band,

welcher das erſte bis dritte Stück enthält.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göſchen
1793.

Universitäts-Bibliothek · Leipzig ·

59–3979

D

[7. Ex]

M 9.'69

WK

Dt. Lit. / Schiller / Thalia

1268

Inhalt.

Erſtes Stück.

I. Reiſe auf den Montanvert zu dem Eismeer, und zu der Quelle des Arveiron in den Savoyer Alpen. Seite 3

II. Die griechiſche Tonkunſt. 47

III. Mimer und ſeine Freunde. Ein Dialog. Fortſetzung. 51

IV. Der Abſchied des Leonidas. Aus Glovers Leonidas, Buch I. nach der neueſten Londner Ausgabe. 75

V. Arioſts raſender Roland. Neue Ueberſetzung. 84

VI. Die letzte Nacht. 108

VII. Abſchied von Fanny. 113

Zweytes Stück.

I. Der Einſiedler. An die Fürſtinn von Deſſau 1792. Seite 113

II. Ueber Anmuth und Würde. 115

III. Ueber Schönheit. Ein Fragment an Ida. 231

IV. Nachruf an Seume. 234

Drittes Stück.

I. Reiſe auf den Veſuv. 241

II. Der Wilde. 255

III. Schwärmereyen und ernſthafte Launen; aus dem Tagebuch eines einſamen Wanderers. 261

IV. Ueber Gefühl. 284

V. Die Ausſichten des verklärten Kleiſt in die Schöpfung, oder achter und neunter Geſang der Boruſſias. 286

VI. Vom Erhabenen. 310

THALIA.

herausgegeben
von
F. SCHILLER.

Dritter Theil.

Erſtes Stück des Jahrganges 1795.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göſchen.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

I.

Reiſe auf den Montanvert, zu dem Eismeer, und zu der Quelle des Arveiron in den Savoyer Alpen.

Den 26ſten Auguſt 1792.

Es war ein heitrer, ſtiller Morgen, an dem ich Genf verlieſs: Die aufgehende Sonne machte jede Rinne am Jura Berge ſichtbar, in der die Gewäſſer von ſeinem breiten Rücken herabflieſsen; die reine Luſt rückte die weiteſten Gegenden dem Auge näher, und täuſchte das Urtheil über ihre Entfernung, ſie ſtärkte und ermunterte zum vollen Genuſſe der Schönheiten der Natur. Der Weg nach den Savoyer Alpen erhebt ſich allmählig, und führt zwiſchen ſchönen Landgütern und Gärten zum Dorfe Chesne, das halb zum

Gebiete von Genf, halb zu Savoyen gehört; ein kleiner Bach, der es durchflieſst, ſcheidet die Schweiz hier von Italien. Die weite Ebene wird nach und nach enger; zur rechten fängt der felſige Saleveberg an, ſie einzuſchränken, weiter fort zur linken erhebt ſich ſanft der Berg les Voirons, deſſen lange Seite vom Fuſse bis zur Höhe bebaut iſt. Der ſpitzige Mole, auf den man gerade zugeht, ſenkt ſich in eckigen Abſätzen herab, und tritt vor die Kette der hohen Alpen. Nur der höchſte derſelben, der Montblanc, ragt mit ſeinen weiſsen Gipfeln weit hervor, aber je mehr man fortgeht, deſto mehr weicht er hinter die vordern Berge zurück. Die oft ſich ändernden Ausſichten machen die Reiſe in dieſer, ſo wie in jeder Berggegend, angenehm, und verkürzen, beſonders dem Fuſsgänger, die Zeit. Zwey Stunden von Genf krümmt ſich die Straſse um Rebenhügel, und geht an der einen Wand einer Kluft herunter, und über eine ſchöne Brücke an der andern Seite dieſer Kluft wieder herauf. In der Tiefe flieſst ein Bergwaſſer, la Menoge. Das immer engere Thal nähert ſich dem Mole, an deſſen rechtem Abhange die kleine Stadt Bonneville liegt. Hier kamen wir um zwölf Uhr an, und warteten den Abend zur weitern Reiſe ab. Die ſchöne Brücke über die reiſsende Arve neben der Stadt iſt, ſo wie der ganze Weg, ein Beweiſs von der Sorgfalt der Savoyarden um die Bequemlichkeit der Reiſenden. Die Straſse führt nach keiner Reſidenz, oder groſsen Handelsſtadt, und iſt doch ſo ſchön, als nur eine Hauptſtraſse in Deutſchland. Hinter Bonneville läuft der Weg in zwey langen Strecken anderthalb Stunden fort. Die Gebüſche, Wieſen und Felder zu ſeinen Seiten werden von dem lang ſich ausdehnenden Mole, und dem hohen Brezon eingeſchloſſen. Dann trit man in ein groſses Amphitheater. Hohe Gebirge neigen ſich langſam in ein reizendes Thal; an ihrem Rücken hängen Dörfer und einzelne Hütten, Weingärten und Wälder, und ihre Gipfel ſind dürre Felſen. Jenſeits ſchlängelt ſich das ſandige Bette der Arve durch die Fläche des Amphitheaters; dieſſeits durchſchneidet ſie der mit Bäumen bepflanzte Weg am nahen Fuſse der Berge. Die Dämmerung verhüllte ſchon die Schönheiten des Thals, als wir das Städtgen Cluſe am Ende deſſelben erreichten. Dicht vor dem Thore beugt ſich drohend ein Felſen über den Weg her. Die Sehnſucht nach Ruhe kürzte die Abendmahlzeit ab; aber der Lerm naher Gäſte nahm einen Theil der wenigen Zeit, die der frühe Aufbruch am folgenden Morgen zum Schlafe verſtattete. Von ihnen aufgeweckt, hörte ich in der Nacht den Donner eines von den

Gletſchern herabrollenden Schneeklumpens in den Thälern wiederhallen. Aus dem Cluſer Thale, in welches man vorher ganz eingeſchloſſen zu ſeyn glaubte, ſchlüpft der Weg durch eine Felſenenge. Die Sonne röthete ſchon die erhabenen Gipfel der Berge, und muntre Finken ſangen ihr lautes Morgenlied, als wir von Cluſe aufbrachen. Rauſchend ſtrömte uns die Arve entgegen; ſie theilt den ſchmalen Durchgang durch die Kluft ungerecht mit dem Wanderer, und auch das, was ſie ihm übrig läſst, drohen ihre neidiſchen Wellen ihm zu entreiſsen. Die hohen, grau und gelb geſtreiften Felſen von mancherley Formen drängen ſich auf beyden Seiten in den Weg, keine Pflanze haftet an ihren nakten Wänden; manche wölben ſich hoch über der Kluft, und verdunkeln den Tag. Einen ſchauerhaftern, romantiſchern Ort kann die Phantaſie kaum bilden. Er ſcheint ein groſser Kerker zu ſeyn, den die Natur baute. Es kommt dem Reiſenden vor, als wäre er in ungeheure Mauren eingeſperrt; er fühlt anfangs hier eben das Unbehagen, aber in weit gröſserm Maaſse, was jede Einſchränkung in enge Wände verurſacht. Mit Schrecken ſieht er unüberſteigliche Zacken und Platten von Felſen, und eilt unter den überhangenden Gipfeln derſelben hinweg. Aber der Ausgang, ſo wie der Eingang, iſt hinter dem Abhange der ihn umgebenden Berge verſteckt, und ein böſer Dämon ſcheint in der hohen Hohle von Balme den Kerker zu bewachen. Und doch verweilte ich gerne in dieſem ſchrecklichen Aufenthalte! Aber wie angenehm wurde nun die Ausſicht in ein breiteres Thal, nachdem wir ungefähr eine Stunde von Cluſe entfernt waren! welche allmählige Abwechslung fürchterlicher Geſtalten und lieblicher Anblicke überraſchte mich! Die ſpitzigen Felſen wichen zur Seite; an den Hügeln, welche ſie unterſtützten, ſtanden einzelne Häuſer, von Fruchtbäumen umſchloſſen; hier trieb ein Bergwaſſer das träge Rad einer Mühle, dort rieſelte eine ſtarke Quelle aus einer grünen Anhöhe in den Weg. Ein Waſſerfall ſtürzte ſenkrecht von einem jähen Felſen; ein andrer floſs in untergelegten Rinnen auf Mühlenräder. Ueberreſte von verfallenen Kirchen oder eingeſtürzten Wohnungen ſtanden umſchattet von Gebüſchen. In einer ſo ununterbrochenen Folge abwechſelnder Partieen gieng der Weg bis zum Dorfe Maglan fort. Die berüchtigte und gefährliche Höhle von Balme hatten wir vorher entdekt, und mein Reiſegefährte hatte groſse Luſt, in dieſelbe hinauf zu ſteigen. Aber dann hätten wir dieſen Tag nicht nach Chamouni kommen können, wo wir doch übernachten muſsten. Wir ſchoben alſo den Vorſatz, die Höhle zu ſehn, zur Rükreiſe auf. Bey dem genannten Dorfe wird die Natur immer milder. Die Berge links ſind zwar noch ſteil, aber ſie treten nicht ſo kühn als vorher in den Weg, und rechts ſtehn ſie weniger aufrecht. Ueber den ſanftern Abhang der leztern breiteten ſich grüne Wieſen und gelbe Felder, in den zerſtreuten Gruppen von Bäumen verbargen ſich kleine Häuſer, und an die bebauten Gegenden ſchloſſen ſich hohe Tannen, deren finſtres Grün die heitre Farbe der Wieſen hob. Ueber den Tannenwäldern glänzte weiſer Schnee auf den Höhen, der Vorbote der nahen Alpen. Der gerade Weg iſt mit üppigen Wieſen eingefaſst, ihr dichtes kurzes Gras glänzte noch vom Morgenthau, und durch die lichten Wälder zeigte ſich hin und wieder die ſchäumende Arve. Wenn das Geräuſche eines Waſſerfalls hinter uns ſchwächer wurde, ſo kündigte ein andrer vor uns ſeine Nähe an. Die Bergbewohner nennen ein ſolches Bergwaſſer Nant. So viele wir bisher angetroffen hatten, ſo war doch unſer Ohr nicht durch ihr Getöſe, noch unſer Auge durch ihren Anblick ermüdet. Sie unterſchieden ſich entweder durch die Höhe und Art des Falles, oder durch die Stärke des Waſſerſtrahls, oder durch die Oeffnung des Felſen, aus dem ſie hervorbrachen. Eine Stunde weit von Maglan iſt einer, welcher vorzüglich die Aufmerkſamkeit der Reiſenden auf ſich zieht, der Nant d'Arpenaz. Wer ſollte glauben, daſs er 858 Fuſs faſt ſenkrecht herabſtürzt? Als ich vom Wege an dieſer Cascade herauf ſah, muſste ich mich faſt zwingen, dieſe angegebene Höhe nicht zu bezweifeln, da ſie von ſichern Männern gemeſſen worden iſt. Weil das Auge hier an ungewöhnliche Höhen gewohnt iſt, weil ringsumher alle Formen der Berge coloſſaliſch groſs ſind, und keine niedrige Gegenſtände neben ihnen zum Vergleiche ſtehn, ſo erſcheinen die erhabenſten Dinge in verjüngtem Maaſsſtabe. Der Nant d'Arpenaz bricht aus einem ſonderbar geſtreiften hohen Felſen hervor; der dünne, milchweiſe Waſſerſtreif rinnt eine lange Strecke herab, bis eine Höhlung im Felſen ſeine Rinne abſchneidet; in feinen Staub aufgelöſt, erreicht er erſt weiter unten wieder die Wand. Den Morgen, als wir ihn zuerſt ſahn, ſtörte die Stille der Luft ſeinen Lauf nicht; auf der Rükreiſe aber wehte der Wind das Staubwaſſer wie ein weiſses Band auf die Seite, und der Felſen war ringsherum genäſst. Vielleicht iſt es eben dieſe Erſcheinung, welche den Nant d'Arpenaz bemerkungswürdig macht, oder die ungewöhnlichen bogenförmigen Schichten des Felſen. Mir gefiel ein andrer Waſſerfall eine halbe Stunde weit von jenem viel beſſer. Er iſt reicher an Waſſer, und der Felſen, aus dem er entſpringt, mit ſchönem Geſträuche belebt. Es war ſchon 10 Uhr, als die erſten Strahlen der Sonne in die Tiefe des Thals drangen. Beſchattet von den Hecken und Bäumen am Wege näherten wir uns der Stadt Sallenche, und erblikten nicht weit von derſelben den Montblanc wieder. Die Umriſſe ſeiner Gipfel zeigten ſich ſehr deutlich, keine Wolke dekte ſeinen glänzenden Scheitel, und ſeine weiſsen Schultern. Er ſchien aber nicht ſo hoch zu ſeyn, als er wirklich iſt, weil andre Berge vor ihm ſeinen Fuſs bedekten. Sonſt waren die Reiſenden genöthigt, in Sallenche einzukehren, oder zu übernachten, und hier die gewöhnlichen Reiſewagen mit kleinern Fahrzeugen zu vertauſchen. Jezt aber findet man in dem Dorfe St. Martin an der Straſse ein ſchönes, bequemes Wirthshaus, und die hier üblichen chars à banc. Das viele Geld, welches Engländer und andre Fremde ſeit dreiſsig Jahren in dieſe Gegenden bringen, hat die Einwohner des Chamouni-Thals und der Dörfer und Städte am Wege bereichert, und die Wirthe in den Stand geſezt, an die Stelle ihrer engen, niedrigen Wohnungen geräumige Häuſer zu ſetzen, die Zimmer mit Tapeten und ſchönem Hausgeräthe auszuſchmükken, ſo, daſs man in dieſem armen gebirgigen Lande mehr Gemächlichkeit, als in den meiſten teutſchen Landſtädten antrift. In St. Martin ruhten wir in einer niedlichen Stube aus, und erquikten uns mit einem guten Thee. Die blendende Schneerinde des erhabenſten aller Berge leuchtete mir durch das Fenſter, vor dem ich ſaſs, entgegen, ich ſah die kälteſten Regionen, welche der Winter nie verläſst, nah vor mir, und lebte im heiſſeſten Sommer; die friſch belaubten Bäume, die grünen Wieſen und Gärten um mich her, machten den ſeltſamſten Contraſt mit den unergründlichen Eismaſſen hinter ihnen. Weil die Hitze im Thale faſt erſtickend war, ſo ſahn wir uns genöthigt, einen char à banc zu miethen, ſo unbequem auch dieſes Fuhrwerk uns vorkam. Es iſt aber das Einzige, deſſen man ſich in den ſchmalen Wegen hinter Sallenche bedienen kann. Das Brett, auf welchem drey Perſonen ſeitwärts ſitzen, liegt auf der Axe zwiſchen den vier kleinen Rädern. Ein Schirm von Leinwand, über vier Stangen ausgeſpannt, ſchützt die Sitzenden vor Regen und Sonnenſchein, und der ſchmale Tritt, auf dem man einſteigt, ſtützt die faſt auf die Erde herabhangenden Füſse. — Der Weg von St. Martin zu dem nächſten Dorfe läuft durch ein ebenes Thal, in dem die Arve oft groſse Verwüſtungen anrichtet, und deſſen gröſsten Theil ihr ſandiges Bett einnimmt. An manchen Stellen flieſst ſie dicht an der Straſse her, und dieſe ſind bisweilen ſo abhängig, daſs es gefährlich iſt, auf dem Wagen ſitzen zu bleiben. Zur linken Hand gränzen abſchüſſige Hügel, mit Weinſtöcken und Obſtbäumen bepflanzt, an den Weg. Aus der Höhe ſieht das groſse Dorf Paſſy in das Thal herab; rechts lehnen ſich jenſeits der Arve weniger hohe Berge weit zurück, deren abwechſelnde Formen und ſanftere Umriſſe dem Auge gefälliger ſind, als die zackigen Felſen der Gegenſeite, welche über den bewachſnen Hügeln und dem Dorfe Paſſy hervorragen. Die ſo unterhaltende Landſchaft tröſtete mich über den Verluſt, die Höhle des moulins de la Fraſſe bey Sallenche nicht geſehn, und den Berg, an dem dieſe Stadt liegt, nicht beſtiegen zu haben, von deſſen Spitze man die umliegenden Thäler überſchauen kann. Wir legten die zwey kleinen Stunden von St. Martin nach Chede in fünf Viertelſtunden zurück, und lieſsen unſern char à banc von hier wieder zurük fahren, weil wir den Fuſsweg nach Chamouni gehn wollten. Eine kurze Mittagsruhe und eine ſparſame Mahlzeit hatte uns zur weitern Reiſe geſtärkt; ein junger Menſch aus dem Dorfe war unſer Wegweiſer. Neben Chede kamen wir an das Ende des Thals von Sallenche, und an den tiefen Schlund, aus dem die Arve hervorſchieſst. Fern hörten wir ſie fürchterlich toben, die Wellen brachen an den groſsen Felſenſtücken, die ihrem Strome ſich entgegenſetzten, und das ſchäumende Waſſer erſchütterte die hölzerne Brücke, über welche wir gehn muſsten. Sein ſchneller Lauf kühlte die erwärmte Luft ab, und erfriſchte uns, einen ſehr jähen Hügel zu erklimmen, an deſſen hinterm Abhange uns ein ſchattiger Tannenwald empfieng. Mit jedem Schritte hoffte ich eine berüchtigte Brücke zu entdecken, auf welche mich Bourrit in ſeiner Beſchreibung nach den Alpen aufmerkſam gemacht hatte. Allein ich hatte mir die Stelle derſelben nicht deutlich genug gemerkt, und unſer Führer war zu unwiſſend, als daſs er mir hätte ſagen können, was ich auf der Rükreiſe erfuhr, nehmlich, daſs die Arve die Brücke, welche ich ſuchte, längſt weggeriſſen hatte. Sie hieſs die Ziegenbrücke, oder die Brücke für Ziegen (pont aux chevres) weil man ſo leicht und kühn wie dieſes Thier ſeyn muſste, um ſich darüber zu wagen. Denn ſie beſtand nur aus zwey ſchmalen Brettern, die von dem Stoſse des Waſſers ſtets wankten, und von den in die Höh geſprüzten Tropfen ſchlüpfrig wurden. An ihrer Stätte ſteht jezt eine feſtere, nicht ſo gefährliche Brücke. Nicht weit von derſelben zeigt ſich der 80 Fus hohe Waſſerfall der Arve, den Bourrit ſo ſchön beſchrieben hat, daſs ich ſeine Worte hier einrücken will. „Von der Ziegenbrücke an ſteigt man am hohen Ufer der Arve ungefähr 90 Schritte einen Weg herauf, der Vorſicht erfodert, um nicht in den Abgrund hinunter zu rutſchen. Der fürchterliche Lerm des Waſſers, der mit jedem Schritte gröſser wird, kündigt den Ort des Schauſpiels an; man kommt hin; welcher Anblick! man ſieht den ſchäumenden Fluſs ſich in tobenden Wellen 80 Fuſs herabſtürzen, mit dem Getöſe eines fürchterlichen Wetters. Die ungeheuern Felſen, die er durchbricht, und die, zwiſchen denen er fortflieſst, werden davon erſchüttert; die Bäume auf denſelben bewegen, ängſtigen ſich. Stücke von untergrabenen Felſen, erſchüttert durch den ſteten Anſtoſs, fallen zuſammen, und ziehn Steinblöcke mit in ihren Fall, welche zerbrechen, und um ſie herum ſich zerſtreuen. Iſt man gleich 60 Fuſs über dem Toben erhoben, fühlt man ſich doch ſelbſt bewegt, und getroffen von dem Waſſerſtaube, der aus der Tiefe des Abgrunds ſich wirbelnd herauf wirft. Man leidet, man bewundert, man möchte ſich entfernen, ſeine Blicke von dieſer fürchterlichen Scene wegwenden, und ſie werden durch das Groſse, Erhabene, womit ſie begleitet iſt, angezogen.“ Hinter dem Tannenwalde ſchlieſsen Felſen wieder den Weg ein. Der weiche Boden einer ſchmalen Wieſe beſänftigte die von den ſpitzen Steinen bisher gedrükten Fuſsſohlen; eine beſcheidene Quelle floſs, verſteckt unter dichtem Klee, neben unſerm Pfade her, und wir ſtiegen allmählig ihrem Urſprung entgegen. Auf der mäſsigen Anhöhe öffnete ſich dann eine ſchöne Ausſicht in ein fruchtbares Thal neben uns. Wir ſahn das Dorf Servoz zu unſrer linken, durch welches die Straſse geht. Kahle, ſteinige Berge ſtanden hier wieder empor hinter den bebauten Hügeln. Die breite Arve verrükte die ſchwachen Gränzen, die lachende Wieſen und dunkles Gebüſche ihr ſezten. Der Schatten eines Birkenhains hielt unſre Schritte eine Zeitlang auf, und die Stille hier, welche nur durch das leiſe Säuſeln des Windes, und das ferne Geläute der Kühe unterbrochen wurde, bereitete uns zu dem feyerlichen Anblick vor, der am Ende des Wäldchens unſrer wartete. Nirgends machte die erſtaunliche Gröſse des Montblanc den tiefen Eindruck auf mich, wie hier, nirgends füllte mich die Majeſtät, der Glanz, in dem er auf einmahl vor mir ſtand, mit dem Staunen und der Bewunderung, als hier. Alle Berge unſers Landes, auch die höchſten ſind Zwerge gegen dieſen Rieſen. Sein Gipfel iſt 2446 Toiſes oder 14676 franz. Fuſs über die Meeresfläche erhaben, und überſieht eine unermeſsliche Strecke Landes. Bey hellem Wetter ſoll man ihn ſogar zu Langres in Champagne entdecken können. Zwey andre, nicht völlig ſo hohe Berge zu ſeinen Seiten, der Tacul und Dome du Gouté ſind ſeine Brüder, und ſo wie er, die erſtgebohrnen Söhne der Erde, um welche der groſse Haufen der Alpen als Kinder herumſtehn. Auf die kurze Strecke, in welcher wir unſre Blicke von dieſem Coloſſe nicht abwandten, folgte bald eine mäſsige Anhöhe, über die der Fuſsſteig unter den Trümmern eines Schloſſes, St. Michel, herlief. Mein Freund kletterte den Berg hinan, um von den Ruinen in die jenſeitige Gegend zu ſehn. Der Fuſspfad lenkte nun allmählig in den Fahrweg ein, den wir von der Höhe ſchon längſt erblikt hatten. Dieſer zieht ſich am Fuſse des hohen Seitengebirges und neben der Arve her, eben und gerade bis an den pont Peliſſier. Nicht weit davon vereinigen ſich die Wege, und der ſteilſte Aufgang, les Montées genannt, fängt ſich zu erheben an, eine der ſchauerhafteſten Stellen, die ehedem noch fürchterlicher geweſen ſeyn muſs, als die Gefahr zu fallen die Schrecken der Natur vermehrte. Sonſt nehmlich war der Weg ſo ſchmal, daſs die eine Hälfte der Laſt des ihn betretenden Maulthiers über dem tiefſten Abgrunde hieng, während daſs die andre Hälfte den Felſen zur

Seite ſtreifte. Nun aber iſt dieſer durch Pulver zerſprengt, mit ſeinen Trümmern der Weg beſtreut, und ſo breit gemacht worden, daſs ein char à banc drüber fahren kann. Hinter den Montées ragt die beſchneyte Spitze des Montblanc hervor, man glaubt, die Straſse führe zu ihm hin; links ſieht man von ihr ſchwindelnd in den ſchrecklichſten Abgrund hinab, und die hohen Wände deſſelben, an welchen Tannen heraufwachſen, ſind dem wilden Strome der Arve unüberſteigliche Schranken. Begleitet vom dumpfen Schall ihrer brauſenden Wellen ſtiegen wir keichend die ſteile Höhe. Zwiſchen den Steinen ſproſste das immer grüne Rhododendron, eine auf den Alpen nur einheimiſche Pflanze; ihre hellrothen Blumen verbreiteten ſanften Wohlgeruch. Unerwartete Erdbeeren verführten uns zur mühſamen Ausſchweifung vom Wege, aber ihr gewürzreicher Geſchmack lohnte die Mühe, und löſchte unſern heiſſen Durſt. Wer hätte an der Gränze dieſer wilden Gegend die anmuthige Natur gehofft, die uns jetzt entgegen lächelte? Entzückt ſtanden wir vor dem lieblichſten Thal. Unbeſchreiblich ſind ſeine Schönheiten, bezaubernd die mannichfaltigen Reitze neben ſeinen undenkbaren Schrecken. Hier flieht der Winter nicht vor dem Frühling; eine Jahrszeit bietet verträglich der andern die Hand, und alle leben in ſchweſterlicher Eintracht. Hier iſt das Allerheiligſte des Tempels der Natur, hier wohnt ſie, hier wirkt ihre Allgewalt, verbreitet mit einer Hand Seegen und Freude, mit der andern Verderben und Schrecken. Sie breitete den ſchönſten bunten Teppich über das Thal, und hüllte die Spitzen der Berge in die Decke des Winters. Sie formte hier ſtachlichte Felſenreihen, und wölbte die breiten Rücken erhabener Berge. Jene bieten mit ihren ſcharfen Spitzen dem Himmel Trotz, dieſe ſtehn als unerſchütterliche Stützen deſſelben. Tiefe Schneelagen in ihren Spalten gieſsen Waſſerſtröme herab, welche Bäume wie Halme niederreiſsen, und Steinblöcke wie Sandkörner fortrollen. Eishaufen erſtrecken ſich von den hohen Thälern bis in die fruchtbaren Gefilde der Ebene, eingefaſst mit den Trümmern eingeſtürzter Felſen. Ein hohes Eisgewölbe ſteht in der Mitte grüner Bäume, und neben Wieſen; aus ſeinem cryſtallnen Bogen rauſcht der Arveiron hervor, und vereinigt ſich mit der Arve. Aber wie wage ich es, mit Worten zu beſchreiben, was Farben nicht darzuſtellen vermögen! Dies ſind nur die auffallendſten Eigenheiten des Thals, das Herr de Sauſſure in folgender Stelle treuer geſchildert hat. „Aus der wilden Enge trit „man ins Thal von Chamouni, deſſen Anblick „dagegen unendlich angenehm und lachend iſt

„Sein Grund iſt mit Wieſen bedekt, durch wel-
„che der mit kleinen Palliſaden eingefaſste Weg
„hergeht. Man entdekt allmählig die verſchiede-
„nen Gletſcher, die in das Thal herabgehn. So-
„gleich ſieht man den von Taconay, aber bald
„heften ſich die Augen auf den des Buiſſons (oder
„Boſſons), der von der Höhe des nahen Mont-
„blanc herabſteigt; ſein glänzend weiſses Eis
„ſteht geformt in hohe Pyramiden in der Mitte
„von Tannenwäldern. Endlich ſieht man von
„weitem den groſsen Gletſcher des Bois, der im
„Herunterſteigen ſich gegen das Thal von Cha-
„mouni krümmt; man unterſcheidet ſeine Eis-
„mauern unter den ſtachlichten Felſen. Dieſe
„majeſtätiſchen Gletſcher, getrennt durch groſse
„Wälder, gekrönt mit Granitfelſen von erſtaun-
„licher Höhe, welche die Form groſser Obe-
„lisken haben, und mit Eis und Schnee hin
„und wieder bedekt ſind, zeigen eins der gröſs-
„ten und ſeltenſten Schauſpiele, das man ſich
„nur denken kann. Die reine und friſche Luft,
„die man athmet, ſo verſchieden von der er-
„ſtickenden in den Thälern von Sallenche und
„Servoz, der ſchöne Anbau des Thals, die nied-
„lichen Anger, geben an einem ſchönen Tage
„die Idee einer neuen Welt, einer Art von irdi-
„ſchem Paradieſe, das eine wohlthätige Gottheit
„in den Umfang dieſer Berge eingeſchloſſen hat.

„Der Weg, der allenthalben ſchön und bequem „iſt, verſtattet es, ſich angenehmen Träumen, „und ſüſsen, mannichfaltigen und neuen Gedanken zu überlaſſen, die ſich in Menge dem Geiſte „darbieten. Manchmal unterbrechen groſse, „dem Donner gleiche, und ſo wie dieſer, fortrollende Schläge den Traum, und verrathen, „wenn man ihre Urſache kennt, wie groſs die „Eismaſſen ſind, deren Herabfall ein ſolches Getöſe hervorbringt. Die Gröſse der Gegenſtände „macht die Entfernung betrügeriſch. Bey dem „Eintritt in das Thal glaubt man in weniger als „einer halben Stunde an das andre Ende zu kommen, und man braucht zwey Stunden, um „nach Prieuré oder Chamouni zu gehn, das nicht „einmal die Hälfte der Länge des Thals iſt.“ Dieſe richtige Beſchreibung las ich im Thale ſelbſt, wo ſie gewiſs gemacht iſt. Aber wie verſchieden war der Eindruck, den ſie vorher auf meinem Zimmer in Genf auf mich machte, von dem, den die Gegenſtände, gegen welche ich ſie nun verglich, mir einprägten! Diesmal widerfuhr mir, was mir ſelten oder gar nicht in meinem Leben begegnet iſt. Alles, was ſehr angeprieſen wird, entſpricht ſelten der gemachten Erwartung, und die gerühmte Sache bleibt hinter der vorgefaſsten Vorſtellung zurück. Nur hier übertrift die Natur die reichſte Phantaſie —

Leider miſsgönnte uns die einbrechende Dämmerung die helle Ausſicht in die Ferne, und die herannahende Nacht zwang uns, die Schritte zu verdoppeln, um zeitig nach Chamouni zu kommen, und die nöthigen Anſtalten zur Reiſe auf den Montanvert zu machen. Der helle Abend gewährte noch einige ungewöhnliche Erſcheinungen. Die Strahlen der hinter die Berge geſunkenen Sonne waren nicht gelb oder roth, wie ſie ſich in unſerm Lande zeigen, ſondern auſſerordentlich weiſs, und breiteten ſich wie lichte Streifen über den blauen Himmel. Die dünnen einzelnen Wolken ſahen einem feinen durchſichtigen Gewebe ähnlich, durch welches die Sterne mit ungleich gröſserm Glanze als in unſern Gegenden ſchimmerten. Um halb acht kamen wir in Chamouni an. Die Menge von Fremden hatte alle gute Zimmer des Wirthshauſes eingenommen, ſo, daſs wir dieſen Abend mit der ſchlechtern Wohnſtube vorlieb nehmen muſsten. Vom gedeckten Tiſche eilten wir ſogleich zur Ruhe, denn wir hatten den mühſamſten Gang noch vor uns. In der Nacht erweckte mich wieder der Donner einer Lavine oder Avalanche, und gegen Morgen der heftige Sturm des Windes. Unſer Guide oder Wegweiſer, den wir des Abends vorher beſtellt hatten, fand ſich mit Anbruch des Tages ein. Seitdem die Reiſen in die Gletſcher Mode geworden ſind, geben ſich viele Bauern des Thals, beſonders die von Chamouni, mit dem Geſchäfte ab, Fremde auf die Berge zu begleiten. Aber nicht alle ſind der Wege gleich kundig; einige haben ſich durch ihre Kühnheit, Erfahrung und Gefälligkeit einen vorzüglichen Ruf erworben. Munterkeit und Anerbietung ihrer Dienſte iſt allen eigen, aber auch eben ſo ſehr Eigennutz und Geldbegierde. Um nicht an einen unwiſſenden zu gerathen, hatte ich mir die Namen der beſten aufgezeichnet. Schon hinter Cluſe begegnete uns einer, und bot ſich zum Führer an; er trug ein ſilbernes Blech mit dem engliſchen Wappen, welches ihm der Herzog von Glouceſter geſchenkt hatte. Vor Chamouni fragten uns mehrere, ob ſie uns begleiten ſollten, von welchen wir einen, deſſen Namen wir kannten, wählten. Schade, daſs dieſe gutherzigen Menſchen, durch die reichliche Belohnung verdorben, und durch die Engländer beſonders an eine Lebensart gewöhnt werden, die ſie vorher nicht kannten. Ehe wir von Prieuré aufbrachen, aſsen wir ein köſtliches Produkt des Thals, den ſüſseſten Honig, welcher weit und breit berühmt iſt. Der Honig vom Berge Hymettus bey Athen, und von Hybla in Sicilien, den die alten Dichter ſo loben, und mit deſſen Geſchmacke ſie den Kuſs geliebter

Mädchen vergleichen, kann nicht köſtlicher geſchmeckt haben, als der von Chamouni. Unſern Guide lieſsen wir Wein, Brod, Schinken und Braten tragen, zur Mahlzeit für uns auf dem Montanvert, und nun wanderten wir aus. Der Himmel war ganz wolkenrein, der Wind hatte ſich gelegt. Der dicke Morgenthau beugte die Grasſtengel der Wieſe nieder, über welche wir zum Fuſse des Montanvert giengen. Der Weg auf dieſen Berg iſt nicht auſſerordentlich ſteil; er ſteigt allmählig an der Seite deſſelben herauf, und man kann ſogar die Hälfte auf Mauleſeln zurücklegen. Umgewehte Tannen- und Lerchenbäume lagen hin und wieder ausgeſtreckt. Dann unterbrachen Felder, bepflanzt mit Hafer und Kartoffeln, den niedrigen Wald. Man nennt dieſe Stelle an planart; von ihr überſah ich das lange Thal, und alle Krümmungen der Arve, aber die Höhe verkleinerte ſchon die Häuſer zu niedrigen Hütten. Unſer Guide rieth uns, oft Halt zu machen, uns umzudrehn, und Athem zu ſchöpfen. Dies, ſagte er, thut Herr von Sauſſure oft, der alle Jahre die Gletſcher beſucht; und wirklich iſt es nöthig, den Lungen eine kurze Ruhe zu gönnen, welche durch das ununterbrochene Steigen in der ungewohnten reinen Luft ſehr angeſtrengt werden. Die meiſten Wegweiſer ſterben daher an Seitenſtichen und Lungen-

Krankheiten. Hinter dem Planart geht man wieder zwiſchen Tannen fort. Groſse Stücke zertrümmerter Felſen vertreten bisweilen die Stelle der Stufen, aber der weiteſte Schritt reicht kaum an ſie hin. Alsdann bietet der Führer hülfreich die Hand, und der lange, mit Eiſen beſchlagene Stab, den man bey dieſen Bergreiſen mitnimmt, hebt und ſtüzt den Körper. Nicht weniger beſchwerlich machen die entblöſten Baumwurzeln den Weg. Je höher man kommt, deſto jäher wird der Pfad, deſto ſtärker wurde der Wind. In ſein Brauſen hallte das ſtärkere Getäuſche der Gletſcherwaſſer mit ein. Nur die Hoffnung, bald an das Eismeer zu gelangen, erleichterte die ſich mehrenden Beſchwerlichkeiten, und der wiederholte Rückblick in das tiefere Thal machte das Einförmige des Wegs erträglich. Jezt, nachdem wir ungefähr drey Stunden gegangen waren, ſahn wir die erſten lebendigen Geſchöpfe, Ziegen, welche den Berg herankletterten. Hier hatte ich Gelegenheit, die Kühnheit dieſer Thiere zu bewundern, denen kein Ort unwegſam iſt. Ganz unerſchrocken ſtånden ſie auf den glätteſten, abhängigſten Felſenſtücken, manche machten dieſe ſogar muthwillig zu ihrem Kampfplatze. Wir drehten uns nun rechts um den Rücken des Bergs. Die Bäume hörten auf, das Thal ſchwand aus unſerm Geſichte, ein weicher Raſenplatz, welcher eigentlich der Montanvert heiſst, war das Ziel, dem wir uns näherten, wiewohl heftige Windſtöſse die lezten Tritte erſchwerten, und der ſchreckliche Anblick des Dru uns vom Fortgehn abzuhalten ſchien. Der Montanvert iſt 428 Toiſes, 2568 franz. Fuſs über das Thal von Chamouni erhaben; dieſe Höhe hatten wir in 3¼ Stunden erſtiegen. Zuerſt fanden wir eine einſame Hütte, bewohnt von einem Savoyarden. Höher als dieſe, ſteht noch eine an dem Platze, wo die beſte Ueberſicht des Eismeers iſt. Ein Engländer Blair lieſs ſie von rohen, unbeworfenen Steinen bauen zum Schutze für Regen und Wind, und zum Ruhort für ermüdete Wandrer. Wir ſetzten uns darinnen nieder, nachdem wir eine Zeitlang vor derſelben in das Eisthal hinab geſehn hatten. In die Bänke und den Tiſch, ſo wie in die Pfoſten und Balken waren unzählige Nahmen von Menſchen aus allen Nationen eingeſchnitten. Unſer Eſsvorrath wurde nun ausgepackt, und mit dem gröſsten Appetit verzehrt. Eine ſchmakhaftere Mahlzeit hatte ich nie gehalten, und es kam noch ein Deſert wie herbeygezaubert dazu. Wer denkt in dieſer Wildniſs, an dieſer Gränze des ewigen Winters, an Kirſchen? Eben der Savoyard brachte uns einen Teller voll aus ſeiner Hütte. Mag die Gewinnſucht immerhin die Urſache dieſer Ueberraſchung ſeyn, wir vergaſsen gern die eigennützige Abſicht über unſrer Freude; und iſt dieſer Menſch gleich kein Eremit, der ſeine Früchte mit dem Verirrten um den bloſsen Dank theilt, ſo liebten wir ihn doch als einen wohlthätigen Genius dieſer Einöde. Man muſs von Blair's Hütte einen ziemlich jähen Weg herabſteigen, um das Eismeer in der Nähe zu ſehn. Ohne alle Gefahr kann man ſogar an den mit Sand und Kieſeln eingefaſsten Rand deſſelben ſich ſtellen; aber auf die gefrornen Wellen zu treten, erfordert groſse Vorſicht, und der Uebergang zum jenſeitigen Ufer iſt höchſt gefährlich, oft unmöglich. Herr von Sauſſure unternahm es einmal, aber mit Gefahr ſeines Lebens. „Bey meiner erſten Reiſe, ſagt er, „wagte ich es einmal, über das Eismeer zu „gehn; es war beynahe nicht möglich, auf die „dem Montanvert gegenüber liegende Seite zu „kommen; ich ſezte über die Spalten, die nicht „ſehr breit waren, aber es zeigten ſich ſehr tiefe „Eisthäler, in welche ich hinunter ſchurren „muſste, um hernach wieder mit der äuſserſten „Anſtrengung herauf zu klimmen; ein andermal „muſste ich, um über die breiten Schlünde zu „ſetzen, wie ein Seiltänzer auf den ſehr ſchmalen Kanten, einhergehn. Der gute Pierre „Simon, mein erſter Wegweiſer auf den hohen „Alpen, bereute es, daſs er mich dieſen Weg

„hatte unternehmen laſſen, er lief hin und her, „ſuchte die wenigſt gefährlichen Stellen, haute „Tritte in das Eis, reichte mir die Hand, wenn „es möglich war, und gab mir zu gleicher Zeit „die erſten Lehren in der Kunſt, denn es iſt „eine Kunſt, ſeine Füſse gehörig zu ſtellen, dem „Körper die rechte Lage zu geben, und ſich mit „dem Stocke zu helfen. Ich kam hinüber ohne „weitern Schaden, als einige Contuſionen, die „ich bey dem Herunterrutſchen empfangen hatte. „Pierre Simon ſchurrte ſtehend herab, den Körper „zurückgebeugt und geſtüzt auf ſeinen beſchlagenen „Stab. So erreichte er die Tiefe, ohne „ſich im geringſten verletzt zu haben.“ Mein dreiſter Gefährte gieng mit dem Guide auf das Meer, ich blieb auf einem Felſenſtück ſitzen, und prägte mir indeſſen das Bild dieſer Scene unauslöſchlich ein. Welches Zauberſpiel ſteht da vor meinen Augen! Neben mir links trozt eine ſtolze Felſenpyramide, die aiguille de Dru mit ihren zackigen Nachbarn; von ihren ſchroffen Wänden rinnen Schneewaſſer herab. Rechts ſteht der eben ſo hohe ſpitze Charmoz, vor mir eine mit Wolken bedekte Reihe ähnlicher Pyramiden, le tour du Geant, le grand und le petit Joraſſe. Die weiten Spalten zwiſchen denſelben ebnet der Schnee, und umſchloſſen von dieſer Kette liegt in der Tiefe das Eismeer. Seine Oberfläche glänzt von zerrinnendem Schnee, aber zehn Sonnen vermögen nicht, es ganz zu ſchmelzen. Einzig iſt dieſer Anblick, unvergleichbar dem, der ihn ſieht, undenkbar dem, der ihn nicht ſieht. Es iſt, als wenn die Natur hier mit ſich ſelbſt in unaufhörlichem Streite läge, Kräfte gegen Kräfte ſezte, jede wirken und keine die andre beſiegen lieſse. Die Strahlen der Sonne brennen hier ſtärker, weil ſie in dem Thal, wie in einem Brennpunkt zuſammengezogen werden, und doch lacht der undurchdringliche kalte Eishaufe ihrer Hitze. Die von den Felſen herabflieſsenden Waſſer untergraben ihn, und vereinen ſich mit der Sonnenwärme, die dicke Maſſe zu verringern, aber ſie bleibt unauflöslich. Unabſehliche Schlünde öffnen ſich zwiſchen breiten Schneehügeln, und in den kleinern Rinnen der Thäler flieſsen Bäche. Durchſichtige blaue Eispyramiden erheben ſich am Ende des Thals, ſo weit ich es ſehn kann. Denn nur der kleinſte Theil iſt vom Montanvert ſichtbar, doch eine mehr als drey Stunden lange Strecke. Indem ich dies auf der Stelle aufzeichnete, kam mein Freund zurück, und brachte mir ein Stück Eis mit; es war ſo rein, wie der hellſte Cryſtall, und löſchte meinen Durſt. Wie wohlthuend ſind die einzelnen grünen Flecken an den grauen Felſen für die vom Glanze des Schnees geblendeten Augen!

Ich glaube es gern, daſs ein Engländer auf der Reiſe zum Montblanc blind wurde, und ſein Geſicht erſt einige Tage nachher wieder erhielt — Erſtaunlicher aber als jene Eispyramiden ſind die ungeheuern Felſenſpitzen, welche das Eismeer einſchlieſſen. Der Dru und andre ſind zugeſpitzt, wie Nadeln, weswegen ſie auch aiguilles heiſsen. Jener iſt 1800 Toiſes oder 10800 Fuſs hoch, und der Charmoz übertrift ihn noch. — Unſer Rückweg vom Eismeer führte uns wieder bey Blair's Hütte vorbey; wir konnten nicht umhin, ſie noch einmal zu beſuchen, und wir wunderten uns, ſie noch leer zu finden, da doch Fremde genug in Chamouni waren. Ein Engländer war der erſte, der bey dem Herabgehen uns begegnete. Etwas weiter ſtieſsen wir auf zwey andre, welche ſehr ermüdet zu ſeyn ſchienen. Der letzte fragte mich: eh bien, Monſieur, vaut il la peine de monter ſi haut? Der Weg, den wir nun zu nehmen hatten, trennte ſich bald von dem nach Prieuré; wir wollten nämlich zur Quelle des Arveiron. Von Chamouni aus kann man dahin auf ebener Straſse kommen; vom Montanvert aber führt nur ein Fuſsſteig dahin, und dieſer iſt ſehr abſchüſsig, ſteinigt und ganz unbeſchattet. Man nennt ihn la Felia. Der Gletſcher des Bois, welcher eigentlich der Abfluſs des Eismeers ins Thal iſt, lag uns zur Rechten.

Jetzt leiſteten uns die langen Stöcke gute Dienſte; ja anfangs hätte ich ohne den meinigen gar nicht fortkommen können. Ich that keinen Schritt, ohne erſt ſeinen Stachel feſt in den Erdboden vor mir oder neben mir eingeſtoſsen zu haben, und dann lieſs ich mich langſam an ihm herab. Nur ein einzigesmal glitſchte ich im Anfang aus, und rutſchte einige Schritte den Berg herab. Bald aber lernte ich auch ohne die Hülfe des Stabes über die groſsen und kleinen Steine ſchreiten, und meinen Fuſs feſtſtellen, obgleich mit weit gröſserer Anſtrengung als das Heraufſteigen gekoſtet hatte. Die Kniee wurden gelähmt, und gleichſam eingeſchnitten. Den ganzen Tag über hatten wir gewünſcht, einen der groſsen Eis- oder Schneeklumpen fallen zu ſehn, welche hier avalanches, in der deutſchen Schweiz Lavinen heiſsen, und deren Donner ich die Nacht vorher gehört hatte. Beynahe wäre dieſer Wunſch mir gewährt worden. Es fiel eine kleine Lavine nahe bey uns vom Gletſcher des Bois, leider aber entriſsen mir die Tannen an der Seite deſſelben den Anblick deſſelben; ich ſah nur noch den Staub, der hinter ihm aufſtieg. Das Frühjahr iſt die Zeit, wo die gröſsten und meiſten herabrollen; manche vergraben bisweilen ganze Dörfer, die am Fuſse der Gletſcher liegen. — Nun ſtand ich wieder vor einem neuen Wunder der Natur.

Alle Obelisken und Pyramiden, welche unter den Händen von hunderttauſend Menſchen ehmals in Aegypten langſam aufwuchſen, alle Waſſerfälle, welche die Kunſt der Natur mühſam nachäfft, ſind ein Kinderſpiel gegen dieſe Granit Spitzen, gegen dieſe Felſenmauern, gegen dieſe ſchäumenden Catarrhacten. Ehrfurchtsvoll erhebe ich meine Blicke zu deinem erhabenſten Werke, o Natur, das mein Auge nicht umfaſſen kann. Nachdem wir zum Fuſse des Montanvert, unverſehrt zwar aber ganz erſchöpft, herabgekommen waren, muſsten wir erſt einen groſsen Umweg nehmen, um über die Brücke des Arveiron, an dem andern Ufer deſſelben zu ſeiner Quelle zu gelangen. Ein Tannenwäldchen deckte uns eine kleine Weile vor den Strahlen der Mittagsſonne, der wir den ganzen Weg herunter bloſsgeſtellt waren. Ungeheure Granitblöcke liegen vor dem Eisgewölbe, der Quelle des Arveiron, her; ihre Menge iſt ſo groſs, daſs man eine Stadt daraus bauen könnte; es ſind die Trümmer eingeſtürzter Felſen, vom vordringenden Eiſe des Gletſchers des Bois bis hieher getrieben. Wir ſprangen, auf unſre Stöcke geſtützt, von einem zum andern, und ſetzten uns vor der Quelle nieder. Unvergeſslicher Anblick! Hier erhebt ſich der Dru in ſeiner gröſsten Majeſtät zwiſchen dem Montanvert und Bochard empor, 8532 Fuſs erhaben über uns. Breite Felſenwände ſind ſeine Baſe, vor welche die Eisthürme auf dem Rücken des des Bois hervortreten; an der Seite des Bochard ſtreckt ſich das Eis Stundenlang ins Thal herab, und neben dem Montanvert ſtürzen mehrere Waſſerfälle 1000 Fuſs über Steine herunter. Ein andrer Theil des Schneewaſſers lauft tief unter dem Gletſcher her, und bricht am Ende deſſelben ungeſtüm aus einem beynahe regelmäſsigen Eisbogen vor, der hundert Fuſs hoch und eben ſo breit iſt. Dicke Eismaſſen ſtehn umher. Bewundernswürdig iſt das Farbenſpiel ihrer Ecken und in ihren Riſſen. — Wir ſahn hier den Weg am Berge, den wir herabgeſtiegen waren, und freuten uns noch einmal, daſs wir ihn ſo glücklich zurückgelegt hatten, denn von hier ſah er noch gefährlicher und ſteiler als in der Nähe aus. Bourrit erzählt: er habe Fremde am Montanvert getroffen, welche erbittert auf ihre Führer waren, daſs ſie den Weg vor ihren Füſsen nicht eben machen konnten. Andre, welche von den kleinen Wolken, die am Berge herſtreifen, eingehüllt wurden, verlangten, die Guides ſollten ſie von ihnen abnehmen. So lächerlich dergleichen Zumuthungen waren, ſo thöricht war die Tollkühnheit eines Engländers, der ſein Maulthier in das Eisgewölbe mit Gewalt trieb; er wäre beynahe mit dem Thiere um das Leben gekommen. Daſs das Neue und Erhabene den Gegenſtände den Muth erhöht und ungewöhnliche Kühnheit giebt, die durch Klugheit zurückgehalten werden muſs, dies habe ich an mir ſelbſt bemerkt. Auch Damen ſollen hier ihre natürliche Furchtſamkeit abgelegt, ſich auf das Eis gewagt haben, und von Felſen auf Felſen geſprungen ſeyn. Das Eisgewölbe, welches beſonders die Augen auf ſich heftet, iſt weder immer dauernd, noch an Gröſse und Breite ſtets gleich, es ändert auch manchmal ſeinen Platz. Im Winter verſchwindet es oft ganz, der Arveiron iſt alsdann ganz klein, und ſchleicht nur unter dem Eiſe hervor, im Sommer aber ſchwillt er an, bricht ſich einen Weg durch die entſtandenen Eisritzen, und bildet die bogenförmige Oeffnung.

Erquickt durch die kühlende Luft an der Quelle giengen wir nun auf gerader und ebener Straſse nach Chamouni zurück. Der angenehmſte Spaziergang im ſchönen Thale endigte die heutige mühſelige Reiſe; er allein hätte uns hinlänglich für die ertragene Arbeit und Hitze belohnt. Schade war es, daſs jetzt der Montblanc ſeinen Scheitel in den Wolken verbarg. Wir waren nun von halb 6 Uhr Morgens bis gegen 3 in ſteter Bewegung geweſen, die Ruhe war uns daher angelegener, als das Eſſen, wie wir nach Prieure zurückkamen, und wir beſchloſſen, nur eine Mahlzeit an dieſem Tage zu halten: und dann uns recht lange auszuruhn. Während dem wir im groſsen Verſammlungszimmer des Wirthshauſes Thee tranken, kamen zwey Engländerinnen vom Montanvert, die gar nicht ermüdet zu ſeyn ſchienen. — Es war noch dämmericht im Thale als wir den 29ten aus Chamouni auswanderten; bald aber beleuchtete die Sonne die oberſten Bergſpitzen, und ihre Strahlen belebten die todte Farbe des Schnees mit feurigem Morgenglanze. Der Tag zeigte mir neue Schönheiten des Thals, welche auf der Herreiſe die Nacht verdunkelt hatte. Bey Chamouni ſteht man ungefähr in der Mitte zwiſchen den zwey Gletſchern des Bois und Boſſons. Jener iſt breiter und höher als dieſer, in der Ferne aber iſt dieſer Unterſchied nicht ſehr bemerklich. Ihre weiſse Farbe ſticht ſeltſam gegen das dunkle Grün des hohen Berges zwiſchen ihnen ab, und der kahle Felſen la Bletiere über dieſem macht einen neuen Contraſt, einen gröſsern aber dieſer finſtre Anblick mit dem ſaftigen Grün der Wieſen, welche die Farbe des Frühlings tragen, und mit den gelben Saaten, welche den Herbſt verkündigen. In jenen lagen hin und wieder ungeheure Steine, welche nicht von den Felſen herabgeſtürzt, ſondern auf die Oberfläche des Thals hingerollt waren. Denn ihr Gewicht, verſtärkt durch den hohen Fall, würde ſie ſonſt tiefer in den Boden eingedrückt haben. Vielleicht ſind ſie vor Jahrtauſenden vom Meere, als es noch Thäler und Höhen bedeckte, hieher gewälzt. Dieſer Gedanke flöſste mir Ehrfurcht gegen dieſe Reſte der Urwelt ein. Auf einige hatte der Wind nach und nach ſo viele Erde zuſammen getragen, daſs der Landmann Kohl darauf pflanzen konnte; ein andrer Stein, ſah ich, war zur Seitenwand eines Hauſes genutzt. Nicht ohne mühſame Ueberwindung unſrer Neugierde giengen wir jetzt am Gletſcher Boſſons vorbey, der eine halbe Stunde vom Wege unter dem Montblanc liegt. Wir hätten ſogern auch dieſen höchſt merkwürdigen Eishaufen in der Nähe geſehn, aber wir durften keine Stunde verlieren, wenn wir um 3 oder 4 bey der Hohle von Balme eintreffen wollten. „In der Ferne, ſagt Bourrit, „ſtellt der Boſſons die Ruinen einer Stadt vor: „man ſieht da Thürme, Pyramiden, Obelisken, „die einen aufrecht, die andern geſenkt. Wenn „die Sonne ihre Strahlen auf ſie ſchieſst, macht „der blendende Glanz ihre Weiſse und Durchſichtigkeit noch prächtiger. Dann ſcheinen ſie „Thürme vom reinſten Alabaſter zu ſeyn, und das „ſchönſte Porcellan weicht ihrer bläulichen Farbe, die ſich mit dem Glanz der Sonne miſcht. „Und dieſe Gegenſtände ſind nicht klein, dieſe „Thürme, dieſe Obelisken ſind 80 bis 100 Fuſs „hoch. Kaum kann dies die Einbildung faſsen;

„man begreift auf den erſten Blick nicht, wie ſich dieſe Dinge gebildet haben, wie ſie ſich mitten im lachendſten Thal bey Wohnungen und Saatfeldern erhalten. Man ſieht ſie ununterbrochen vom Montblanc herabſteigen, man bemerkt ungeheure Spalten, gleichſeitige Mauern zwiſchen ihnen, unzugängliche Ebenen mit Trümmern beladen; ein Theil hat den Schein von Regelmäſsigkeit, der andre iſt ein unformlicher Haufen von unzähligen Stacheln und Spitzen.“ Das Schneewaſſer dieſes Gletſchers nimmt die Arve auf, es heiſst Nant des Boſſons. Solcher Nants fallen noch 3 in dieſen Fluſs, ehe man das Thal verläſst. Das ſteinige Bett des einen war jetzt trocken, die andern waren kleine Bäche, durch die wir trocknen Fuſses gehen konnten. Aber im Frühjahre ſind ſie Ströme, und ſelbſt im Sommer ſchwellen ſie manchmal von dem Regen in den Bergen ſo plötzlich an, daſs der Durchgang hochſt gefährlich iſt. Fürchterlich groſse Wellen rollen dann über die Steine, und reiſsen groſse Bäume und Felſenſtücke mit ſich fort. Vorzüglich wild iſt der Nant de Grias bey Ouches, in deſſen Höhlungen noch entwurzelte Tannenſtämme lagen. So erſchreckt hier allenthalben die Natur durch Bilder der Verheerung, und ergötzt wieder durch Zeichen ihrer Güte, aber am Ende des Thals ſcheinen die letztern ganz aufzuhören. Die ganze Montées herab, an welche wir jetzt kamen, iſt der eingeſchränkte Blick in den Abgrund der Arve gerichtet, und auf dem pont Peliſſier iſt die Auſſicht in denſelben am fürchterlichſten. Aber nun traten wieder heitere Gegenſtände vor das Auge. Wir folgten von hier der Landſtraſse am Ufer des Fluſses her, der freyen Lauf hier gewonnen hat. Bey dem Eingange in einen Felſen in der Nähe von Servoz machten wir dieſen Morgen den erſten Halt. Die Neugierde trieb meinen Gefährten in das dunkle Gewölbe zu gehn; ich folgte ihm, aber nicht weiter als 50 Schritte; denn die Finſterniſs und das herabtriefende Waſſer trieb mich zurück. Ich hatte ihn gebeten, mir von Zeit zu Zeit zuzurufen, und ſeine Stimme erſchallte mehrmals dumpf in der langen Felſenhalle. Auf einmal hörte ich keinen Laut mehr, ich ſchriee, er antwortete nicht. Was konnte ich anders denken, als daſs er ſich verirrt hätte, oder gar in ein Loch gefallen wäre. Schon wollte ich ins Dorf eilen, Leute und Lichter holen, als ich ihn heranſchreiten hörte. Er lachte über meine voreilige Furcht, und wir ſetzten unſern Weg fort. In dem Dorfe Servoz erfuhren wir, daſs dieſe Höhle nicht natürlich ſey, ſondern, daſs man ſie, um Kupfer zu graben, in den Felſen gemacht habe. Damit wir nicht abermals zwey merkwürdige Plätze zwiſchen Servoz und Chede übergehn möchten, nemlich den lac de Chede und den pont aux chevres, von dem ich noch nicht wuſste, daſs er weggeriſſen wäre, riefen wir einen Knaben in Servoz, uns an den lac zu führen. Er wuſste mehr, als wir hinter ihm ſuchten. Sein Vetter, der Pfarr des Dorfs, ſagte er, lehre ihn lateiniſch, weil er ein Mönch werden wollte. Wir machten mit ihm gleich eine Probe, und lieſsen ihn decliniren. Unter der Schulübung, dergleichen wohl hier noch keine angeſtellt worden war, ſtiegen wir einen ſteilen Hügel hinan. Der Nant noir brach das Examen ab. Er iſt der breiteſte, den ich auf der ganzen Reiſe angetroffen habe, ſein Fall iſt ſehr abſchüſsig und folglich ſehr heftig, ſein Bett voll groſser Steine. Von der Höhe, auf der wir jetzt ſtanden, überſahn wir das ganze Thal von Sallenche. Ein lauteres Getöſe meldete den nahen Waſſerfall der Arve, den ich oben mit Bourrit's Worten beſchrieben habe; kleinere Bergſtröme vermehrten es. Mit Furcht nahten wir uns dem Abgrunde. Am jenſeitigen Ufer hebt ſich ein bewachsner Felſen, und hinter ihm der Montblanc. Ich muſste den Kopf ſenken, um in die Tiefe zu ſehn, und ihn wieder aufwärts richten zum Gipfel dieſes Rieſenbergs. Hinweg von dieſer Schreckenvollen Szene zu einer ſanftern Natur! Wie der Seele die Ruhe nach dem Sturme der Leidenſchaft wohlthätig iſt, ſo erfreulich iſt der Anblick des ſtillen Cheder Sees nach dem Anſtaunen des unruhigen Waſſerſturzes. Nur wenige Schritte bringen vom lermenden Strome zu einer murmelnden Quelle. Ihr helles Waſſer rieſelt über grüne Wieſen, und ſammelt ſich in einem Teiche, deſſen Ufer mit fettem Graſe eingefaſst ſind. Bäume ſtehn einzeln und in kleinen Haufen um ihn her, und ſpiegeln ſich auf ſeiner grünen unbewegten Fläche. Nichts ſtört hier die aufſteigenden Wünſche, nichts die ſüſsen Träume, in welche die Stille an dieſem See verſenkt. Denn die niedrigen Hügel, die ihn umſchlieſsen, machen das Rauſchen der Arve weniger hörbar, an welches das Ohr ohnehin ſchon gewöhnt iſt. Hier war mir unausſprechlich wohl; von keinem Orte ſchied ich ſo ungern, und ich dankte dem Herrn Bourrit, daſs er ihn zuerſt den Reiſenden bekannt machte. „Das Waſſer des Teichs iſt hell, „ſagt er, das glänzende Grün der Ufer mahlt ſich „darinnen mit zarterer Farbe, die Bäume verdoppeln ſich darinnen, und die verſilberten Gipfel des Montblanc zeigen ſich mit unbeſchreiblichen Schönheiten. Dieſer verſchiedene Anblick, das Erfriſchende des Orts, die Stille, „welche nur durch Zephyre unterbrochen wird,

„die die leichten Blätter bewegen, verbreiten „eine Ruhe, Heiterkeit, ein Wohlſeyn in der „Seele, das nicht auszudrücken iſt. Man wünſcht „hier, ſeinen Lauf endigen zu können, hier „zu bleiben, den Ort mit allem was man „hat, was einem am liebſten iſt, zu ver„ſchönern.“ Aus dem lac flieſst ein kleiner Bach neben dem Wege herab, der nun wieder bergab läuft. Vergebens lief ich umher, und ſuchte noch immer die Ziegenbrücke. Die verſchiedenen Seitengänge, die ich gemacht hatte, rückten ſchon den Mittag nah herbey. Es war bald 11 Uhr, als wir nach Chede kamen, und wir hatten noch 4 volle Stunden bis zur Höhle de Balme. Die Hitze drückte auſſerordentlich, nicht der leiſeſte Hauch eines Windes bewegte die Luft; zu Fuſse weiter zu gehn war uns unmöglich. Wir mietheten alſo einen kleinen Wagen der uns in 3 Stunden in die Gegend von Balme brachte. O hätte ich die Höhle doch nicht geſehn, hätte ich doch das bezaubernde Bild des Sees, das ſo lebhaft vor mir ſtand, nicht durch ein grauenvolles verdrängt! Meinen Gefährten aber plagte die Luſt, in die Höhle zu ſteigen. Auf der Landſtraſse ſieht man in den Schichten eines nakten Felſen, deſſen ſich vorbeugende Unterlage mit Geſträuchen bewachſen iſt, zwey dunkle Löcher, das eine hat die Form der Oeffnung eines Backofens, und ſcheint von unten auch nicht viel gröſser zu ſeyn. Und doch könnte bequem ein mäſsiger Heuwagen hinein fahren. In dem andern ſteht ein ziemlich hoher Kirſchbaum, den man im Wege für ein niedriges Geſträuch hält. So ſehr verkleinert die Höhe von 1200 Fuſs beydes. Auch ſcheint von unten gar kein Zugang in die Höhle zu ſeyn. In dem Dorfe Balme findet man die nöthigen Wegweiſer. Wir nahmen diesmal zwey, einen jungen Burſchen und einen Mann. Jener trug Lichter, Stricke, Feuerzeug und unſre Ueberröcke. Erwartungsvoll traten wir die Reiſe in das Feenſchloſs an. Der Weg war zwar gleich Anfangs jäh und ſteinigt, doch ſtiegen wir ihn ohne Anſtoſs. Der alte Guide gieng vor meinem Freunde, der junge vor mir her. So lange wir zwiſchen dem Gebüſche giengen, war der Pfad nicht viel ſchlimmer als auf dem Montanvert, nur daſs er mit lauter kleinen Steinen beſtreut war, auf welchen man leicht ausſchurren konnte. Wir hatten etwa eine halbe Stunde, noch nicht die Hälfte des Wegs, zurükgelegt, als wir an Stellen kamen, wo viel Uebung und groſse Vorſicht nöthig war. Die Büſche, an die man ſich im Nothfall halten konnte, hörten auf, der ſchmälere ſteinigte Pfad wurde abſchüſsiger. „Il va bientôt mieux, ſagte mein Führer, um mir Muth zu machen, j'y ai conduit des dames, qui ne montoient pas ſi bien que vous.“ Aber er log, oder der Weg kam ihm nicht ſo ſchlimm vor, weil er mehr Berge zu ſteigen, als in der Ebene zu gehn, gewohnt war. Schon war eine Stunde verſtrichen, und der Eingang der Höhle war noch fern, der Weg beſſerte ſich nicht. Das lange Thal lag unter uns, wie eine Landkarte ausgebreitet. Die Häuſer des Dorfs ſchienen keine menſchliche Wohnungen zu ſeyn, die Bäume nur Stauden. Dagegen hatte ſich das Loch der Höhle ſo erweitert, daſs ich es nur an der Form wieder erkannte. Der noch übrige Zwiſchenraum war ein Probeſtück für geübte Gemſenjäger. Unſer alter Führer war wirklich einer dieſer kühnen Menſchen, von denen manche ſich die Fuſsſohlen aufritzen, daſs das Blut den Fuſs an den glatten Felſen anklebe. — Ohne die zwey Leitern, welche hier befeſtigt waren, würde der Zutritt zur Höhle den wenigſten Fremden möglich ſeyn. Wie die erſte Leiter erſtiegen war, hatten wir ungefähr noch 20 Schritte zu gehn, auf einem ſo ſchmalen Pfade, daſs man kaum zwey Füſse neben einander ſtellen konnte. Dann kamen wir an die zweyte Leiter, die aber nicht völlig an die Schwelle der Höhle reichte. Das Felſenſtück nämlich, welches gleichſam die Schwelle des Höhlenthors macht, hängt vor, und ragt ſo weit über den Platz, auf dem der Fuſs der Leiter ſteht, herüber, daſs dieſe nicht ſo lang gemacht werden konnte, um bis in die Höhle zu reichen. Mein Guide kletterte von der oberſten Stufe an dem Felſen herauf, und befeſtigte einen Strick an dem Aſte einer kleinen Buche, die vor der Höhle ſteht, und an dieſem Seile zogen wir uns nach einander herauf. Entkräftet ſtanden wir nun in dem Bogengewölbe, zogen unſre Ueberröcke an, und ruhten eine Weile. Dann ſchlug der Guide Feuer und zündete die Lichter an. Ich war aber noch nicht abgekühlt genug, um mit meinem Freunde die dunkle Reiſe anzutreten, und lieſs ihn voraus gehn. Gelagert auf dürren Grashalmen im Vorhof der Höhle, las ich die vielen an die Steine mit Kohlen geſchriebenen Namen, und die weite Ausſicht in das ſchöne Thal von Cluſe war noch meine einzige Entſchädigung für die überſtandne Mühe, mit der ich beynahe zufrieden geweſen wäre, wenn nicht mein Guide mich mit Bitten beſtürmt hätte, wenigſtens eine kleine Strecke ihm zu folgen. Die Lichter ſicherten unſre Tritte vor Gefahren, und erhellten den weiſen Tropfſtein, der den erhaltenen Schein in den finſtern Gang zurükwarf. Ich geſtehe gern, daſs ich nicht ohne Schauer meinem Wegweiſer nachgieng, und ſeine Erzählungen von böſen Geiſtern anhörte; indem aber kamen die andern ſchon zurück, und ich kehrte mit ihnen um, ohne das tiefe Loch in der Mitte der Höhle geſehn zu haben, wo man ehmals Schätze ſuchte. Sauſſure war vermuthlich der erſte Fremde, der dieſe Höhle beſuchte. In ſeinen Reiſen erzählt er, wo und wie er zuerſt von ihr hörte. Ein Schäfer, der ihn auf den Berg Vergy führte, wollte ihm beweiſen, daſs ehmals Feen oder Hexen viel Gewalt über dies Land gehabt hätten, und berief ſich unter andern auf eine Grotte, die ſie ſelbſt in den Felſen gemacht haben ſollten. Er hatte ſie nicht beſucht; Sauſſure erkundigte ſich alſo in Cluſe nach einem Führer dahin, und fand einen alten Mann, der vor langer Zeit mit 11 andern dort einen Schatz hatte heben wollen. Der abenteuerliche Bericht von ſeiner Unternehmung war folgender: Schon vor ſeiner Zeit, ſagte er, hätten ſich Leute an Stricken in das Loch hinabgelaſſen; wenn ſie aber eine Strecke herab gefahren wären, ſey ein ſchwarzer Bock gekommen, und habe ſie in die Beine gebiſſen. Natürlich war das niemand anders, als der Teufel. Um ihn zu verjagen, nahmen die zwölf Helden von Cluſe Reliquien und geweyhte Kerzen mit, legten eine Stange quer über die Oeffnung, und die einen 6 lieſsen die andern 6 an Stricken herab. Durch Hülſe der heiligen Waſſen erreichten ſie glücklich den Grund, fanden aber nichts als Kieſel, Gemſenknochen und zwey kupferne Armbänder. Der Spott ihrer Mitbürger war ihr Lohn. Die Höhle hat mehrere gewölbte Gänge; der längſte iſt bald breit und hoch, bald aber ſo niedrig und ſchmal, daſs man ſich ganz zuſammenkrümmen und kriechen muſs; 650 Schritte vom Eingange an wird er ſo enge, daſs man nicht weiter fortgehn kann. In einen der engen Seitenwege kroch einſt ein Engländer auf Händen und Füſsen, aber er kam nicht ſo leicht heraus, wie er hineingekommen war. Die Steine der Oeffnung giengen ſo ſpitz zu, wie die Drathſpitzen des Lochs einer Mauſefalle. Er zog ſeine Kleider aus, allein das war nicht genug, ein Theil ſeiner Schultern blieb an den Steinen hängen. Wenn mich doch eine gutmüthige Fee den Felſen ſanft herablieſse, dachte ich, als die andern vor mir an den Stricken herunter fuhren! Ich muſste aber ohne den Beyſtand den Rückweg anfangen, und, ſo gefährlich er auch war, ſo erreichten wir doch, ohne einmal auszugleiten, das Dorf, und bald darauf Cluſe. Ein Bett war das erſte, wonach wir uns umſahn. Der feurige Glanz an den Häuſern gegen uns über, und der Lärm auf der Straſse rief uns bald wieder ans Fenſter. Wir ſahn eine Menge Kinder um ein Feuer herumſtehn, und

Hanfſtengel hinein werfen, während daſs Weiber und Mädchen vor den Thüren ſaſsen, und Hanf zupften. Jezt bemerkte ich auch, was mir vorher entgangen war, daſs viele und ſchwere Steine alle Dächer von Cluſe drückten. Wenn dieſe nicht aufgelegt werden, hebt der ſtarke Wind ganze Dächer ab, oder entblöſst ſie von Ziegeln — Von den 9 Stunden, die wir noch zurück zu legen hatten, giengen wir 4 bis Bonneville zu Fuſse, die übrigen lieſsen wir uns fahren, und langten, zufrieden mit dem unverändert ſchönen Wetter, und erfüllt mit den erhabenſten Naturbildern, den 5ſten in Genf an.

II.

Die griechiſche Tonkunſt.

Wer hebt auf des Entzückens Schwingen
So mächtig zum Olympus mich empor?
Hör' ich nicht ferne Harmonien klingen?
Wie wird mir? — Nie gehörte Töne dringen
Von jenen Höhen her in mein erſtauntes Ohr.

Ich ſeh den Aether ſich erhellen;
Die Schöpfung ſchwimmt in neuem Purpurlicht.
Ein Jubel ſteigt, und tauſend Stimmen ſchwellen
Die weite Luft, gedrängt in hohe Wellen:
Wie auf dem Ocean ſich Wog' an Woge bricht.

Schon ziehn herauf der Sänger Heere,
Hoch wirbelnd, wie der volle Strom ſich hebt,
Und immer höher rauſchen ihre Chöre:
Horch! Sie erheben einer Gottheit Ehre —
Wer iſt ſie, die dort hoch am Horizonte ſchwebt?

Sie iſts, die Tonkunſt! — Im Geleite
Des ganzen Hämus prangt ſie königlich.
Sie iſt's — und um ſie her jauchzt Himmelsfreude.
Sie ſchaut voll Huld herab aus ferner Weite;
Von reinem Götterglanz umfloſſen, naht ſie ſich.

Hernieder ſteigt ſie zu der Erde.
Die Lüfte ſchweigen, rings iſt Alles ſtumm.
Mit majeſtätiſch lächelnder Geberde
Steht ſie nun da! Sie ſpricht ein zweytes Werde! —
Und ſieh! Es blühet hier ſchon ein Elyſium.

Sie ruft aus Wäldern Gäa's Söhne *),
Schmelzt ihren rohen Trieb zum Mitgefühl,
Erwärmet ihre Bruſt durch Zaubertöne:
Dem ſtarren Erz, der abgeſtorb'nen Sehne
Entlockt der Göttinn Hand ein ſeelenvolles Spiel.

---

*) Die Kinder der Erde. So nennt die mythiſche Tradition Griechenlands urſprüngliche Einwohner.

Sie winkt! Und Orpheus ſteigt hernieder;
Der Graje ſtaunt, und fühlt zum erſtenmal.
Es tönen ſchon des Mäoniden Lieder:
Und auf des Ruhms weitrauſchendem Gefieder
Schwingt ſich der Heros auf, und glänzt im Götterſaal.

Wer iſt dort hoch empor geſtiegen?
Es ſtrömt ſein Hymnus, gleich der Meeresfluth.
Des Thebers goldne Lyra rauſcht von Siegen:
Sieh, wie von Staub umwölkt die Roſſe fliegen!
Wie Jovis Adler ſanft auf Donnerkeilen ruht *)!

Schon blüh'n gepflanzte Nationen;
Im fernen Oſten wird ihr Ruhm genannt.
Es trieft der Helden Schweiſs auf Lorbeerkronen,
Das Volkslied tönt, Verdienſte zu belohnen:
In jedem Herzen flammt das freye Vaterland.

---

*) Man ſehe Pindar's herrliche Schilderung des einſchlummernden Adlers im Anfang einer ſeiner Olympiſchen Oden, wenn ich nicht irre.

Weh über Perſia's Deſpoten!
Mit Blut rächt Nemeſis den ſtolzen Hohn.
Sie, die dem Hellespont mit Feſſeln drohten,
Im Sklavenkreis mit Herrſchertrotz geboten,
Sie faſst nun blaſſe Furcht im Thale Marathon.

Horch! Wie ſchon alle Tempel ſchallen!
Die weite Luft erbebt vom vollen Chor.
Dort, wo ſie in den hohen Marmorhallen
An den Altären dankend niederfallen,
Wallt Siegeshymnenton im Opferduft empor!

H.

III.

Mimer und ſeine Freunde.

Ein Dialog.

Fortſetzung.

(Siehe zwölftes Stück der Thalia.)

Heimdal. Hier, Mimer, kanſt Du dich auf den Stock der alten Eiche ſetzen, und ich ſetze mich neben dir ins Graſs. Mir ſchadet der Morgenthau nichts.

Mimer. Warum ſoll er Dir nicht ſchaden?

Heimdal. Weil ich mich nicht ſo weichlich gewöhnte, daſs mich jedes rauhe Lüftchen ins Zimmer bannt, und jede kalte Näſſe meine Glieder lähmt.

Mimer. Aber es giebt doch Menſchen, denen dieſe Behutſamkeit nothwendig iſt, und denen Du ſelbſt deine Lebensart nicht rathen würdeſt.

Heimdal. Allerdings; ſie ſind nun einmal verzärtelt und müſſen dafür büſsen, daſs ſie Weichlinge ſind.

Mimer. Sind ſie es aber alle durch ihre Schuld? wurde nicht der Grund zu ihrer Gebrechlichkeit oft ſchon in Jahren gelegt, wo ſie noch nicht ihren Willen erklären konnten?

Heimdal. Dieſe verdienen Mitleid, aber deswegen bleiben ſie doch ſich und andern eine Laſt.

Mimer. Aber die Schuld, dieſe Laſt auferlegt zu haben, trift dann ihre Vorfahren.

Heimdal. Ja! dieſe.

Mimer. Aber dieſe müſſen geglaubt haben ihnen Gutes zu erweiſen, und es trägt alſo ihr Verſtand und nicht ihr Herz die Schuld.

Heimdal. Seinen Verſtand nicht aufklären wollen, iſt ein Verbrechen des Herzens.

Mimer. Wie aber, wenn ſie irre geleitet wurden, wenn dieſe Perſonen, denen ſie ſich vertrauten, deren Alter und deren Geſchäfte ihnen ein Recht gaben, Vertrauen der jüngern und überhaupt aller Perſonen denen die bürgerliche Verfaſſung kein Geſchäft auftrug, das die hieher gehörigen Kenntniſſe vorausſetzte, zu fordern, ſie zu Irrthümern verleiteten?

Heimdal. So tragen dieſe die Schuld!

Mimer. Iſt es ein Verbrechen den Unterricht anderer zu benutzen?

Heimdal. Dann wäre ich ein Verbrecher; aber wozu dieſe Frage?

Mimer. Kann man ununterrichtet beurtheilen, ob ein Unterricht gut oder ſchlimm ſey?

Heimdal. Das wohl nicht: aber warum dieſe Frage?

Mimer. Diejenigen Perſonen, denen Du die Schuld beymiſseſt, können daher von ihren Lehrern eben ſo unſchuldig miſsleitet worden ſeyn, als es die andern von ihnen wurden.

Heimdal. Nun ſo ſind dieſe die Verbrecher, die ſich ohne hinlängliche Kenntniſſe zu Lehrern aufwarfen.

Mimer. Das mag ſeyn, aber ſo hätten wir ſchon die Schuld eines Vorwurfes, der unſer Zeitalter bis auf die dritte Generation zurückgeſchoben, und die gegenwärtige verdiente nicht angeklagt ſondern bedauert zu werden, daſs ſie die Schuld der vorigen tragen muſs. Wenn wir die Vorwürfe, die Du unſerm Zeitalter machſt, auf dieſe Art durchgiengen, ſcheint es dir nicht daſs wir bey den meiſten auf dieſes Reſultat kämen?

Heimdal. Wahrſcheinlich bis zur Erbſünde der Theologen.

Mimer. Und deswegen, willſt Du damit ſagen, tauge dieſe Schluſskette nichts?

Heimdal. Ja, ich verheele es nicht daſs mich dieſe Conſequenz Fehler darinnen vermuthen lieſse, wenn ich ſie auch nicht darinn zu finden wüſste.

Mimer. Du biſt alſo ſicher daſs jene Conſequenz falſch iſt.

Heimdal. Ja!

Mimer. Aus welchen Gründen?

Heimdal. Weil ſie eine Frage beantwortet, die ſich kein Menſch zu machen braucht, nehmlich: woher kommt urſprünglich das Böſe? da es ſich doch erſt ſchickte, ſich mit dieſer Frage zu beſchäftigen, wenn jeder Menſch ſich dieſe folgende beantwortet hätte: wie vermeide **ich** das Böſe?

Mimer. Ich will nun nicht unterſuchen, ob ſich die letzte befriedigend beantworten läſst, ohne die Quellen des Böſen ſo weit hinauf als möglich zu verfolgen, ſondern nur die Folge aus deiner Behauptung ziehen: daſs, wenn es ſich nicht einmal ſchickt, die Frage, welche auf die hypothetiſche Behauptung der Erbſünde führen konnte, aufzuwerfen, es noch unſchicklicher wäre, über die Erbſünde zu ſeufzen und zu klagen.

Heimdal. Dieſe Folge iſt richtig.

Mimer. Vergiſs nicht, daſs Du ſie richtig fandeſt, und ſage mir, weiſst du ſchon alles Böſe, das Du unſerm Zeitalter vorwirfſt, zu vermeiden?

Heimdal. So verwegen bin ich nicht, dieſes zu behaupten.

Mimer. Du haſt alſo die Quellen von dem Verderben unſers Zeitalters noch nicht unterſucht.

denn nach deiner Denkungsart müſsteſt Du mit der erſten Frage über die eigne Vermeidung ganz im reinen ſeyn, ehe du zur zweiten, über die Quellen des Böſen bey andern ſchritteſt?

Heimdal. Nun ja!

Mimer. Verurtheilſt du die Menſchen, nach dem bloſsen Aeuſſern ihrer Handlungen, oder ſuchſt Du die Beweggründe als die Quellen derſelben auf, um ein Urtheil über ſie zu fällen; iſt es Dir genug zu wiſſen, jener hat einen erſchlagen, um ihn einen Mörder zu nennen, ohne zu fragen ob der Erſchlagne nicht ein Straſsenräuber war, der ihn anfiel?

Heimdal. Freylich muſs man nach den Beweggründen urtheilen.

Mimer. Und was gegen einen billig iſt, iſt es auch gegen viele?

Heimdal. Allerdings.

Mimer. Woher haſt Du nun ein Recht, Dein Zeitalter anzuklagen, da Du die Frage wegen ſeiner Schuld nicht einmal noch, deiner Denkart gemäſs, unterſucht haſt?

Heimdal. Dorten ſehe ich Balder kommen und ich dachte wir warteten mit der Fortſetzung unſerer Unterredung bis er herkäme.

Mimer. Wie du willſt. Ich muſs ſo noch über manches, eure geſtrige Unterredung betreffend, fragen; denn Du ſcheinſt mir ſchon unwillig zu ſeyn.

Balder. Guten Morgen! ihr habt euch heute frühe herausgemacht. Aber Heimdal, du ſcheinſt mir noch wenig erheitert zu ſeyn?

Heimdal. Ich wüſste nicht wodurch. Mimer hatte bloſs ſeine Freude daran, mir zu beweiſen, daſs er in dreymal ſoviel Jahren, auch dreymal ſoviel mehr Geſchicklichkeit erlangt hat, nach Sokrates Art mich zu verwirren, als ich, es zu hindern.

Balder. Iſt dies dein Dank für Mimers Unterricht, den er uns ertheilt?

Heimdal. Unterricht erkenne ich immer mit Dank, aber blos herumzufragen, um einen zu beſchämen, mit ewigem Zergliedern alle Begriffe in Nichts aufzulöſen, und ſich daran zu laben, das heiſst doch wohl nicht Unterricht?

Mimer, ich gehe fort! und wenn ich wieder zu dir komme, dann werde ich fragen; dann beantworte mir nur die leichte Frage: muſs der Menſch leben? Ich werde bald kommen, denn du brauchſt wohl ſo wenig Bedenkzeit zu Antworten als zu Fragen? Lebt wohl! *)

Balder. Mimer laſſe ihn nicht in dieſer Laune von Dir, zeige ihm Licht, das ihn durch die Verwirrung und die Finſterniſſe die er überall zu finden glaubt, leite.

Mimer. Er ſoll gehen!

Balder. Biſt Du dann wirklich von ihm beleidigt?

Mimer. Nichts weniger, aber ihm will ich in ſeiner jetzigen Laune den Troſt laſſen, als wäre ich es.

---

*) Der Grund dieſer Hitze Heimdals, und der Frage mit der er Mimern verläſst, wird ſich im nächſten Geſpräche, über den Selbſtmord, hinlänglich, für den jetzt vielleicht dadurch überraſchten Leſer, entdecken.

Balder. Für ſo böſe kannſt Du Heimdal halten, daſs es ihn tröſten könne, Dich beleidigt zu haben!

Mimer. In ſo ferne dieſer Zug bleibend in ſeinem Charakter wäre, freylich nicht; aber als vorübergehend, iſt er auch bey einem ſehr guten Menſchen möglich. Heimdal iſt in dem Zuſtand des Erwachens ſeiner Kräfte, er übte ſie und die erſten Verſuche gelangen. Er fühlt daſs noch viel für ihn zu erringen iſt, und ſtrebt immer nach neuen Eroberungen für ſeinen Geiſt, ohne auf die ſichre Behauptung der bereits gemachten, zu denken, und wer ihm die Ungewiſsheit ſeiner für ausgemacht anerkannten Wahrheiten zu zeigen ſucht, den ſieht er, beynahe unwillkührlich, als einen Verhinderer ſeiner fernern Eroberungen an. Wem ſein Unmuth darüber ganz gleichgültig ſchiene, den hielte er für einen Menſchen, dem an ſeiner Achtung gar nichts gelegen wäre, und könnte ihn daher nie lieben. Es iſt dieſs ein allgemeines Schickſal eines jeden Menſchen, wenn er anfängt ſelbſtſtändig zu werden, nur bey jedem nach ſeinem urſprünglichen Charakter anders modificirt. Am wenigſten bricht dieſer Unwille bey denen aus, welchen die Natur eine blühende Phantaſie gab, wie ſie Dir, Balder, verlieh. Heimdaln treibt jetzt noch etwas herum, er wünſchte lieben zu können, und nichts entſpricht ſeinen einſeitigen Idealen.

Balder. Du verzeihſt ihm alſo ſeine Hitze?

Mimer. Ich liebe ſie an ihm, bis er Mann wird.

Balder. Aber wodurch ward er denn ſo aufgebracht?

Mimer. Weil ich ihm zeigen wollte, daſs er noch gar kein befugter Richter über unſer Zeitalter ſeyn könne; und er dagegen erwartete: ich ſollte ihm Beyfall geben; ihn wegen ſeiner Unzufriedenheit mit der verderbten Welt loben; ihm dann zeigen, wie doch zuletzt aus allen dieſen Uebeln Gutes entſpringt, und ſie nur der Menſchheit zur fernern Ausbildung dienen; und ihn dann verſichern, daſs er auch ein tüchtiger Arbeiter nach dem Plan der Vorſehung werden könne.

Balder. Dieſs erwartete ich auch von Dir zu hören.

Mimer. Ich ſagte Heimdaln einiges dahin gehörige, aber er ſchien nicht dazu vorbereitet, ſondern noch in einſeitiger Laune zu ſeyn, und die Seele muſs zuvor ſelbſt im Gleichgewichte ſeyn, ehe ſie Gründe gegeneinander abzuwägen im Stande iſt.

Balder. Aber es hätte ihn gewiſs ruhig gemacht, wenn Du ihm den Keim zum Guten in den anſcheinenden Uebeln gezeigt hätteſt.

Mimer. Ruhig vielleicht, aber nicht beſſer.

Balder. Wie verſtehſt du das?

Mimer. Guter Balder, nichts ſcheint beym erſten Anblick unſchuldiger und ſchicklicher für den Menſchen, als den verborgenen Wegen der Vorſehung nachzuſpüren, zu ſuchen ob ſich nicht in dem unbeſtimmt ſcheinenden Lauf der Schickſale der Menſchheit dennoch ein gerader Fortſchritt zur Ausbildung finden läſst, und ob die Fortſchritte des ganzen Geſchlechts für dieſes Erdenleben, uns nicht gleichſam Bürgſchaft für den Fortſchritt des ganzen von uns gewünſchten Lebens, wovon dieſes Erdenleben nur ein Theil iſt, abgeben: aber auch dieſe Bemühung kann für uns ſchädlich werden, wenn wir nicht über unſer Herz wachen. Das Licht, das uns oft in glücklichen Stunden hierüber aufgeht, kann uns leicht blenden und ſtolz machen. Dadurch daſs wir den Plan der Vorſehung gleichſam zu überſehen glauben, halten wir uns leicht für ſelbſtgeſchäftige Mitarbeiter derſelben, und ſetzen uns in Gedanken eine Stufe höher als andere Menſchen, die wir für völlig untergeordnet annehmen. Wir vergeſſen auch ſehr leicht, daſs unſere Einſicht in dieſem Falle doch nur problematiſch bleibt, und wer nicht nach unſerer Hypotheſe den Plan der Vorſehung befördert, der iſt uns ein Verruchter, den wir vertilgt wünſchen oder völlig verachten, nachdem unſere Gemüthsart leidenſchaftlicher oder groſsmüthiger iſt. Kurz wir werden übermüthig und aus dem, dem Anſchein nach, edelſten Beſtreben unſers Geiſtes, kann die ſchlimmſte aller Folgen die Verketzerungsſucht in allen ihren Arten folgen. Die Stimmung Heimdals ſchien mir ſich ſehr dahin zu neigen, und deſshalb wollte ich nicht, ehe er demüthiger geſtimmt war, über Gegenſtände ſprechen, die uns auf Religionsbegriffe dürften geleitet haben.

Balder. Ich habe aber öfters über dieſen Punkt mit Heimdal geſprochen, und ich verdanke ihm gröſstentheils meine erweiterte Denkart in der Religion, er ſprach jederzeit wider den Sektengeiſt, und gegen die Verketzerungsſucht,

Mimer. Mit Feuereyfer, nicht wahr?

Balder. Heftig wurde er meiſtens, aber das iſt ſeine Art.

Mimer. Dieſe Entſchuldigung hört man jetzt häufiger als ſonſt, und dieſes iſt eine meiner Klagen gegen unſer Zeitalter, daſs man zu glauben ſcheint, der Menſch müſſe ſo ſeine Art haben, und ſich nicht nach dem Leiſten eines moraliſchen Compendiums richten. Dieſe Nachſicht gegen Eigenheiten, die nicht thätig gegen die jetzige Verfaſſung ſtreiten, bereitet den Menſchen zu, ein Spiel für diejenigen zu werden, die ſich derſelben zu ihrem Vortheil zu bedienen wiſſen. Wenn dieſer Entſchuldigung noch in unſerer Erziehungslehre gehuldigt wird, wie die Eigenheiten, die ſich die Anführer der neuen Pädagogenſekte erlauben, gar nicht zweifeln laſſen,*) ſo fürchte ich, daſs die meiſten unſerer künftigen jungen Leute hinlänglich vorbereitet ſind, um ein Fang für die immer mehr einreiſſenden geheimen Geſellſchaften zu werden.

---

*) Von welchen hier die Rede ſeyn kann, die ſind wohl ſchon todt.

Balder. Anſtatt mir Hoffnung einer beſſern Zukunft zu geben, finde ich auch Dich geneigt, mir die meinige zu rauben.

Mimer. Das will ich nicht, aber eben ſo wenig möchte ich dich den Täuſchungen einer von einem gutmüthigen Herzen beſtochnen Phantaſie überlaſſen. Damit ich aber die Ausſichten, die ſich Dir eröffnen, ganz kenne, und wir ſie dann zuſammen prüfen können, ſo erzähle ſie mir; ich werde ſie ohne Unterbrechung anhören.

Balder. Nun wohlan! Vorher aber muſs ich alles zu vergeſſen ſuchen, wodurch geſtern Heimdal meiner Phantaſie die Flügel beſchwert hat. Dieſs wird nicht beſſer geſchehen, als wenn ich mir, nach Dichterart, die Begeiſterung einer Gottheit erflehe. Zu dir, wohlthätige Menſchenliebe, will ich mich wenden; zu dir! die du den Eigennutz aus der Bruſt des Denkers ſo oft verbannteſt, während er, gefeſſelt mit Ketten falſcher Vernunftſchlüſse, ſeine Allmacht laut verkündigte; Zu dir! die du den Läugner deines heiligen Vaters, des Weltſchöpfers, dennoch durch die Kraft deiner allmächtigen Abkunft zwangeſt, ſich und andern die Beförderung des Glücks des Nächſten zur Pflicht zu machen; Zu dir, die du die Hand des Menſchen, der ſeine Pflich-

Pflichten noch nicht zu denken vermag, zum Wohlthun leiteſt; zu dir, die du den Ueberfluſs des Reichen unter die Dürftigen theileſt. Erhöre meine Bitte und erfülle meine Bruſt! Von dir geſtärkt, wage ich es, dein nahes Reich zu verkündigen, und jetzt die Vorbereitungen zu deiner allgemeinen Huldigung zu zeigen. — Kein Jahrhundert hatte noch beſſere Anſtalten, Wahrheiten, die Einzelne entdekten, unter Viele zu verbreiten; und in keinem war noch der Schauplatz der Ehre und Schande gröſser als in dieſem. Wer kann läugnen, daſs die Maſſe der Kenntniſſe nun gröſser als jemals, und der Menſchen, die ſich um einen Antheil an ihr bewerben, auch mehrere ſind, als je ein Zeitalter aufzuweiſen hatte. Dieſe Beſchäftigung mit Gegenſtänden des Verſtandes vermindert den heftigen Einfluſs der Gegenſtände fürs Herz, und macht uns dadurch weniger leidenſchaftlich. Unſre Sitten ſind ſanfter, und wenn man ſie auch nicht biederer, als die der vorigen Jahrhunderte nennen kann, ſo ſchweifen ſie doch weniger aus. In den ſo gehaſsten barbariſchen Jahrhunderten, zeigte ſich doch ein Vermögen des Menſchen, das vorher noch nie ſo offenbar wurde; nehmlich das: einem überſinnlichen Intereſſe das Zeitliche aufzuopfern. Unſere Zeit findet das Herz des Menſchen ſchon für die hohe

Idee der Vernunft gewonnen; wir ſind nicht bloſs Bürger eines zeitlichen Staates, wir ſind auch Bürger unter der Geſetzgebung eines ewigen heilgen Willens. Laſſen wir die Erzieher der Neigung ihrer Zöglinge zu ſehr ſchmeicheln; viele werden dadurch weniger brauchbar, aber alle dadurch ſelbſtſtändiger werden. Laſſen wir die Menſchen ſich durch geheime Geſellſchaften täuſchen; ſie werden dadurch lernen, daſs Vernunftideen keine Geheimniſſe ſind, ſondern jedem biedern und denkenden Menſchen von ſelbſt offenbar werden, und keinen andern gelehrt werden können: und dieſer Hang zu Geheimniſſen wird ſich dann ſelbſt ausrotten, wenn ſie durch Schaden gelernt haben, daſs das Schlimme ſich in ſeinen Wirkungen dennoch verräth, und ſelbſt das Gute ſich unter der Maske des Geheimniſſes kaum vom Verdacht des Betrugs retten kann. Sollte ſich etwan unſer Zeitalter von dem Vorwurf der Sklaverey und der Unterdrückung nicht retten könne? Wer ſetzt unſerm Zeitalter nicht Griechen und Römer entgegen, als freye und groſse Menſchen? Aber waren dieſe freye Menſchen nicht auch Unterdrücker? Hatten ſie nicht Sklaven? Kann man daher ſagen, ſie ſtritten für ihre Freyheit, oder muſs man ſagen, ſie ſtritten für ihre Herrſchaft? Gewiſs, wir nähern uns der wahren Freyheit mehr. Aus den Jahrhunderten der Un wiſſenheit hat ſich die Leibeigenſchaft noch erhalten, und wir vermindern ſie nun. Wer Leibeigne hat, kann nicht für ſeine Freyheit, ſondern nur für ſeine Herrſchaft kämpfen; dieſe Wahrheit wird nun erkannt, und dieſes giebt uns die Ausſicht, auf die künftige Bildung eines freyern Staates, als bis jetzt ſich noch in der Geſchichte findet. — Kein Vorwurf trift unſer Zeitalter mehr, als der des Luxus. Heimdal ſchilderte geſtern ſeine traurigen Wirkungen ſo lebhaft, daſs er meinen Verſtand durch mein Herz gefangen nahm, und ich ihm recht lieſs, um nicht mehr Kummervolles hören zu müſſen; aber nun ſehe ich auch davon Früchte, die der Begieſsung ſo vieler Thränen, als das Elend, das er uns bringt, koſtet, werth ſind. Läſst er uns oft den wahren Lebensgenuſs gegen Schimmer aufopfern, ſo gewöhnt er uns dafür auch, die Form an den Dingen, die von uns ſind, mehr als den rohen Stoff zu ſchätzen, der nicht in unſrer Gewalt iſt. Er giebt uns auſſer den wirklichen Gütern noch Güter der Einbildungskraft, die wir genieſsen können, ohne uns zu überſättigen. Die glückliche Einrichtung unſers Erdbodens erfodert kaum den zehnten Theil ſeiner Bewohner, um ſie alle mit den nothwendigen Bedürfniſſen zu verſehen, und neun Zehntheil würden müſſig ſeyn, oder alle würden neun Zehntheil ihrer

Zeit dem Müſſiggang widmen müſſen, wären ſie nicht durch die Bedürfniſſe des Luxus beſchäftiget. Alle Nachtheile des Luxus rühren nicht von ihm, ſondern von der Niederträchtigkeit der Menſchen her, die ihn gebrauchen, nicht um ſich und andern erlaubte Freuden der Phantaſie zu verſchaffen; ſondern um ihre Macht über andere zu beweiſen. Die Ungleichheit der Vertheilung der Güter bringt alle dieſe Nachtheile hervor, nicht der Luxus an ſich. Aber der Geſchmack am Schönen wird dadurch allgemeiner, und die gröbern Sinne auch in ihren Vergnügungen feiner und edler werden. Ich halte dieſs für eine Veredlung des Menſchen, wenn er immer mit freyerer Wahl genieſsen lernt. Oder ſollte ein Genuſs dadurch unmoraliſcher werden, daſs der Verſtand mehr Antheil an ihm nimmt?

Am wenigſten werden unſerm Zeitalter die groſsen Siege über den Aberglauben ſtreitig gemacht, wenn man auch nicht behaupten kann, daſs er völlig überwunden ſey, und ich brauche darüber nichts zu ſagen, ſondern hätte es vielmehr gegen den Vorwurf des Unglaubens zu vertheidigen. Wird aber dieſe Vertheidigung ſchwer ſeyn? Man erzähle mir doch einige der Unglücksfälle, die die Freydenkerey hervorgebracht hat, welche nicht mit hunderten, die der Aberglaube wirkte, könnten aufgewogen werden! Offenbarer Unglaube kann der Geſellſchaft nie gefährlich werden, ſondern nur geheuchelter Glaube. Mimer! du kennſt meine Achtung für wahre Religion; und doch könnte ich den Menſchen nicht haſſen, der durch falſche Schlüſſe verleitet, laut ſagte: Menſchen, fürchtet keinen Gott, und trauet auf keine Zukunft, die euch nie werden wird! Ich würde einen ſolchen Menſchen bemitleiden; aber dafür den von ganzem Herzen verabſcheuen, der ſich der, tief in das Herz des Menſchen gegrabnen, Gefühle für Religion zur Erreichung ſeiner ſelbſtſüchtigen Zwecke bediente. Die Wahrheit hat keine Unterſuchung zu ſcheuen; mit Erhabenheit geht ſie dem Spötter entgegen, und ruhig erwartet ſie den irrenden Denker. Die Freyheit der Unterſuchung wird uns ihr noch in die Arme führen. Geiſtesfreyheit iſt das groſse Ziel, dem wir immer näher rücken, ohne Unterſchied des Alters und des Geſchlechts. Der Druck, unter dem die Männer das weibliche Geſchlecht hielten, nähert ſich auch ſeinem Ende, und wir werden endlich aufhören, ſeinen Tugenden bloſs nach unſern, wahren oder eingebildeten, Bedürfniſſen den Rang anzuweiſen; wir werden ſie auch für moraliſche Weſen, nicht bloſs erkennen, ſondern auch in der bürgerlichen Geſellſchaft dafür gelten laſſen.

Sie werden uns denn weniger beherrſchen, wenn ſie die Erlaubniſs haben uns zu rathen. So nähert ſich alles ſeinem groſsen Ziele, der moraliſchen Cultur; und die Verfaſſung des Menſchengeſchlechts wird das Symbol der Vortreflichkeit des Menſchen ſeyn. Dein Reich, allgütige Menſchenliebe, wird eines mit der bürgerlichen Verfaſſung ſeyn, und keiner deiner Lieblinge wird mehr von Landesgeſetzen verfolgt werden!

Mimer. Du haſt die wahre Göttin zu deinem Beyſtand herbeygerufen, und ich getraue mir nicht, dir etwas tröſtlichers zu ſagen; ſelbſt Heimdal, wenn er dich ganz angehört hätte, würde eingeſehen haben, daſs er dir nicht mit beſſerm Grunde widerſprechen könne, als er das Gegentheil behauptet hat. Aber daran zweifle ich, daſs er dich hätte zu Ende kommen laſſen.

Balder. Warum?

Mimer. Weil er entſchloſſen war, ſich nicht tröſten zu laſſen. Wenn er heute Abends zu mir kommt, und er kömmt ſicher, ſo wirſt du dieſs deutlich ſehen. Hätte er unterſuchen wollen, ſo würde er vor allem den Begriff von einem Zeitalter genau mit dir feſtgeſetzt, und ihr würdet dann wohl gefunden haben, daſs ein jeder von euch recht haben könne, nachdem ihr dieſen Begriff beſtimmet. Oder iſt es wirklich geſchehen und du haſt mir es nur nicht geſagt?

Balder. Nein, wir kamen zu bald tief ins Geſpräch, und dann dachte ich ſelbſt, es könne hierüber wohl keine Verſchiedenheit unter uns ſtatt finden. Denn ich, und ich glaube jedermann, denkt ſich unter einem Zeitalter, die Handlungsweiſe der meiſten in einem Zeitraum von 30 bis 50 Jahren lebenden Menſchen, im Verhältniſs zu ſeiner Vorſtellung, wie die Menſchen handeln ſollten.

Mimer. Ganz gut! aber eben in dieſen Verhältniſſen liegt die Verſchiedenheit. Man kann die Menſchen einzeln betrachten, um zu ſehen, ob ſie gut oder ſchlimm ſind, und die Menſchheit im Ganzen, ob ſie ſich eine ſolche Verfaſſung gegeben hat, dadurch die beſſern auch die glücklichern ſind. In erſterer Rückſicht vergleichen wir die Menſchen faſt immer nur mit unſerm Ideal, nach dem wir ſie gebildet haben wollen; in der zweiten betrachten wir uns vorausſetzungsweiſe als ganz tauglich zur Erfüllung ihrer Geſetze und ganz paſſend für ihre Verfaſſung, und prüfen, ob wir dann das Ideal, nach dem wir ſtreben, nicht aufgeben müſſen: wir können daher im erſten Fall die Menſchen ſehr ſchlecht finden, ohne im andern über unſer Zeitalter klagen zu können. Das ſchlimmſte Zeitalter, in erſterer Rückſicht, iſt: wenn die Menſchen nicht gut ſeyn mögen; und im andern: wenn wir es ohne Gefahr nicht ſeyn können. Heimdal hatte den erſten Geſichtspunkt, und du den zweiten gefaſst.

Balder. Dieſer Unterſchied iſt wahr, und er leitet mich noch auf einen Gedanken. Ich hatte zuvor, mehr von einer Art Begeiſterung fortgeriſſen als bedachtſam, geſagt: die Verfaſſung des Menſchengeſchlechts würde das Symbol der Vortreflichkeit des Menſchen werden, und dieſs gäbe nun wohl die richtige Beſtimmung des Werths eines Zeitalters ab, bey welchem man mehr auf das Ganze der Verfaſſung, als auf die Befolgung derſelben durch Einzelne ſehen muſs.

Mimer. Ja, Balder, dieſs iſt meine Meinung von dem Werthe eines Zeitalters. Die Einrichtungen jedes Jahrhunderts zeigen, auf welcher Seite die Macht war; ſie zeigen, welche Menſchen ihre Vorſätze auszuführen im Stande waren, und beſtimmen dadurch den Grad der Cultur, den die Menſchen für dieſes Leben errungen hatten. Der einzelne Menſch hängt nicht von ſeinem Zeitalter ab; aber ob er ſeinen Geiſt durch bleibende Einrichtungen darſtellen kann, und ob andre in dieſen die Symbole ihrer Ideen erkennen, und ſie gelten laſſen wollen, darüber vermag er nichts. Reine Moralität hat ihren Wohnplatz einzig im Innern des Menſchen, aber ob die bloſse Befolgung der Geſetze und der Gebräuche, wenn ſie auch ohne Einſtimmung des Herzens geheuchelt werden, doch die Tugend gleichſam in einer Schriftſprache darſtellen, die bey den Tugendhaften lebendiges Wort wird; dies hangt von dem Siege der Wahrheit, und von der gröſsern Fertigkeit, die Heucheley zu erkennen, ab, wodurch die Verfaſſungen geläutert wurden. Ich überlaſſe mich oft den tröſtenden Gedanken, daſs wir uns dem Punkt nähern, wo die Menſchheit lernen wird, daſs ſie auch hier am glücklichſten lebt, wenn ihre Handlungen das Vorbild einer im Reiche der Wahrheit und Liebe gehofften Zukunft ſind, und wenn ihr die Vernunft ſagt, daſs kein Unterſchied dorten ſeyn kann zwiſchen Herr und Knecht, ſondern jeder als Vernunftweſen Geſetzgeber, und jeder als Geſchöpf Diener dieſes Geſetzes ſeyn wird; daſs ſie auch hier ſich mit dem Namen Bürger in allen ihren Verhältniſſen begnügt, als das ſchönſte Vorbild einer Geſetzgebung, die jeder will, und Antheil an ihr hat, und ihr dann doch gehorchen muſs. Doch davon ein andermal, jetzt rufen mich Geſchäfte zurück. Auf dem Wege werde ich dir erzählen, was ich mit Heimdal ſprach. Du wirſt ihn dann aufſuchen.

(Die Fortſetzung künftig.)

IV.

Der Abſchied des Leonidas.

(Aus Glovers Leonidas, Buch I. nach der neueſten Londner Ausgabe.)

Vorerinnerung.

Eine der ſchönſten Stellen in Glovers Leonidas iſt unſtreitig der Abſchied des Helden von ſeiner Gattin und ſeinen Kindern. Als er, nach dem Spruch des Orakels: daſs Lacedämon ſich gegen die hereinſtrömende Macht des Perſers nur durch den Tod eines ſeiner Könige ſchützen könne; freywillig ſein Leben dem Vaterlande dargeboten hatte, muſste ſein Herz noch einen ſchweren Kampf beſtehn. Er war geliebter Gatte und zärtlicher Vater. Indem ſeine Seele im vollen Gefühl der Erfüllung einer groſsen Pflicht den eignen Beyfall, und die Dankbarkeit der Mitwelt und Nachwelt vorausgenieſst, zieht ihn das Bild ſeiner verlaſſenen Gattin, und ſeiner jammernden, bald verwaiſten Kinder von der hohen Bahn des Ruhms, die ſeine patriotiſche Tugend wandelt, in den ſtillen Kreis der häuslichen Sorge, herab, und nur der Gedanke: Lo! thy country calls, hebt ihn über dieſe überwallenden Empfindungen. In dieſen Betrachtungen findet ihn Agis, der Bruder der Königinn, und mahnt ihn, über der Gröſse der That, die jetzt in Rieſengeſtalt vor ſeiner Seele ſtehe, nicht ſie zu vergeſſen, der dieſs Opfer am meiſten koſte. „Wie könnt ich die Sorgen der vergeſſen," erwiedert Leonidas, „die mehr geliebt iſt, als jeder, obwohl minder theuer, als alle!" — Und nun fährt der Dichter fort:

So ſprach der Held. Von ſanfter Liebe floſs
Die edle Seele über. Raſchen Schritts
Sucht er ſodann die treue Gattinn auf.
In ihrer Kinder thränenvollem Kreiſe
Saſs ſtumm, bewegungslos die Königinn.
Ihr ſchwimmend Auge hieng am Boden feſt;
Den bangen Buſen, den die Thräne netzt,
Hält ſie mit ihren Armen dicht verſchränkt.
Wie, wenn ein Nebel dumpf den Aether hüllt,
Der Mond durch all' den Dunſt das Lichtgewand
Von Silberſtralen über der Natur
Trüb' Antlitz breitet; alſo göttlich ſchien
durch ihren Gram der Reitz der Königinn,
Und gab den Wolken ihres Kummers Glanz.
Es naht der Held. Sobald mit ſanftem Wort

Sein wohlbekannter Ton ihr mattes Herz
Emporhebt, ſchweigt der Gram — auf kurze Zeit!
Sie hebt ihr ſchmachtend Haupt und ſpricht bewegt:

O du, deſs Gegenwart mich einzig labt,
Wenn ſo, Leonidas, dein Blick, dein Wort
Des Kummers tiefſte Nacht mit einmal ſcheucht,
Wie wird mein Elend groſs, wie ewig ſeyn,
Wenn ich, — kaum in der Mitte meiner Bahn —
Ach! nicht mehr höre dieſen Ton der Ruh,
Nicht ſeh' den Blick, vor dem mein Kummer lächelt.

Sie ſprach's; da ſtürmt der Schmerz in ſie zurück.
Verwaiſ't die Kinder, ach! ein theurer Mann,
Bleich, blutend, athemlos im Todesfeld,
Und eine ew'ge Einſamkeit voll Gram —
Das alles ſtieg jetzt ſchreckenvoll gemiſcht
Vor ihren Geiſt. Sie rief in bittrer Qual:

Wohin ach! willſt du gehn aus meinem Arm?
Soll ich dich nimmer ſehen? Ach! nie mehr

In Sieg gekleidet und in Ehrenſtaub
Beutſt du dem Vaterlande deinen Gruſs
Und Freude deiner Wohnung. O zu Kühner!
Was eileſt zu des Todes Schreckenthor
Du — ungerufen? Möcht' ein anderer,
Gleich dir ein Opfer von Alcidens Stamm,
Uns allen minder werth, für Sparta fallen.
Jetzt weint ein jedes Aug' in meinen Schmerz,
Klagt jeder Mund mit dieſen Lallenden
Des Vaters Tod. — Doch — O, des harten Looſes! —
Verſtummen muſs dieſs Seufzen, wenn die Bruſt
In jedem Bürger ſich der Rettung hebt,
Durch unſre Qual erkauft. — Doch ach! du merkſt
Auf unſre Angſt nicht — keinen Augenblick
Verlangſt du, uns zu lehren, wie wir's dulden
Dein ew'ges Scheiden, oder, wie du, ſterben.

Hier ſchloſs des Schmerzes unausſprechliches
Gefühl den Mund. — Drauf ſprach Leonidas:

Ich ſeh', ich theile deine Qual. Mein Herz
Hat nimmer ſo der Liebe Allgewalt,

Des Vaters Liebe nimmer ſo gefühlt.
Ach! es war nie empfindungslos für dich,
Wenn es auch noch ſo heiſs der Ehre ſchlug. —
Wie wär' der Schimmer meines Ruhms erbleicht,
Hätt' ich gezögert! — Wenn ein ſchaamvoll Leben
Unedel mein Gehülfe wählte, blieb
Mir keine Wahl, als was zu ſcheuen Schande,
Zu thun nicht Tugend war. Drum wähne nicht,
Daſs deiner Lieb' unachtend, deiner Thränen,
Ich ungerufen in den Tod mich ſtürze.
Des Schickſals Ruf, die Götter und mein Ruhm,
Mein Vaterland — ſie fordern meinen Tod. — —
O, theure Trauernde! was ſchwellt von neuem
Die Flut des Wehs? — Leonidas muſs fallen.
Ach! laſtenderes Elend hing auf dich
Und dieſe, wenn, erweicht von deinen Thränen,
Ich — o der Schand! ein Leben weigerte,
Das Freyheit, Ruhm, Gerechtigkeit und Zeus
Für Sparta, meine Söhn' und dich erheiſcht.
Denk meiner langen Liebe ohne Wandlung,
Der väterlichen Zärtlichkeit gedenke.
Vergaſs ich je der Liebe heil'ge Sorgen? —
Jetzt zeigt am wärmſten, zeigt am treuſten ſich

Die Sorgfalt dieſer Liebe. Wenn dein Mann
Für Lacedämons Rettung ſtirbt, theilſt du
Mit deinen Kindern reicher Wohlthat Strom.
Von den Unſterblichen bin ich erwählt
Ein Volk zu retten. So mein zagend Herz
Des heil'gen Amts vergäſse, ſtürzt' ich dich
In Schand' und Kummer. Trauern würdeſt du
Mit Lacedämon, würdeſt deine Laſt
Der ſchwerern Unterjochung mit ihm tragen.
Schau deine Söhn' — itzt ihres Namens werth
Und Sparta's werth! Der Jugend Blume würde
Zerknickt, entſtellt verwelken, ihre Bruſt
Nicht mehr beym Ton der hohen Freyheit ſchlagen. —
Auf eignen Thaten, auf des Vaters Ruhm,
Wenn er der Sparter Freyheit ſicherte,
Erheben ſie ſich herrlich vor der Welt
Des Landes Schutz und ihrer Mutter Luſt.

Hier ſchwieg der Held. In frommer Ehrfurcht hört
Der Gram der Tugend Stimme. Keine Klage
Dem heil'gen Schweigen — keine Thräne mehr —
Itzt keine, — um von neuem bald zu ſtrömen.

Sieh!

- Sieh! vor dem Pallaſt ſtehn im Waffenſchmuck
Des Helden tapfre Streitgenoſſen, fordernd
Den Führer. — Da erwacht der Fürſtin Schmerz;
Zu groſs für Worte hemmt er jeden Seufzer;
Auf ſtarrer Zung' erſtirbt ihr jeder Ton.
An ihres Helden Bruſt ſinkt ſie dahin
In ſtummer Angſt. Die Kinder, dicht um ihn
Gedrängt, wie hängen ſie an ſeinen Knieen!
Wie decken ſie mit Küſſen ſeine Hand! —
Nicht länger kämpft, den innern Sturm zu bergen,
Sein groſses Herz. Herab des Helden Wange,
Herab ſtrömt Männerkummer. Groſs im Schmerz
Steht er, von ſeinen Kindern rings umſchloſſen,
Und giebt der Zärtlichkeit und Liebe ſich
In ſüſsen Thränen hin. Dann richtet er
Den Blick zum Himmel: „Ew'ger Herr der Götter
Und Menſchen, ſchaue gnadenvoll herab!
Gieb dieſem treuen Weibe — ihre Tugend
Verdienet deine Huld — des Friedens Stunden.
Und du, erhabner Ahnherr, Sohn des Zeus,
Vergiſs nicht dieſe, — Herkules, dein Blut!

Da mich der Heldengeiſt — von dir geerbt —
Von ihnen weg zum ſichern Schickſal reiſst,
Sei du ihr Schützer; lehre ſie, wie du
Durch hoher Thaten Ruhm ihr Leben krönen,
Und von dem Vater laſs ſie ſterben lernen!

Er ſprachs und riſs ſich loſs. —

W. Fink.

V.

Arioſts raſender Roland.

Neue Ueberſetzung.

Erſter Geſang.

1.

Von Frauen ſing ich euch, von Rittern und von Schlachten,
Von Edelſitte, von der Liebe Glück und Qual,
Von Thaten, die erſtaunen machten,
Zur Zeit, als Mauren ohne Zahl,
Bewaffnet durch die Wuth, die Agramant durchglühte,
Auf Gallien den wilden Sturm gethan,
Zu rächen den erſchlagenen Trojan
An Kaiſer Karls verwüſtetem Gebiete.

2.

Auch will ich euch von Roland Dinge melden,
Die man in Reim und Proſa nie gehört,
Wie Liebe den verſtändigſten der Helden
In einen Raſenden und Thoren umgekehrt —
Wenn die, die mir daſſelbe Schickſal zugetheilet,
Die, unermüdet, Tag vor Tag
An meinem dünnen Witze feilet,
Mir anders ſoviel läſst, daſs ich es enden mag.

3.

Empfange, ſchöne Zierde meiner Zeiten,
Was Ehrfurcht dir und Liebe weihten,
Glorreicher Sproſs des herrlichen Alcid,
Laſs deinen Diener mit Gedichten
Dir, Hippolyt, die groſse Schuld entrichten,
Dein Nahme ziere dieſes Lied,
Verachte nicht die kleine Gabe,
Ich gebe alles, was ich habe.

4.

In jenem heldenvollen Kreis,
Den ich jetzt zu beſingen mich bereite,
Erblikſt du Rogern groſs im Streite,
Einſt deiner Ahnen würd'ges Reiſs.
Von ſeinem weit berühmten Siegen,
Von ſeinen Löwenmuth will ich dir Kunde thun,
Gefällt es dir, von deines Geiſtes hohen Flügen
In meinen Verſen auszuruhn.

5.

Nach tauſend glänzenden Trophäen
Die, für Angelika entbrannt,
In Indien, am Phrat und auf des Kaukas Höhen,
Held Roland ſich erſiegt an ihrer Hand,
Erſchien er jetzt mit ihr am Fuſs der Pyrenäen,
Wo ſtreitend für ſein Vaterland
Die fränkiſchen und deutſchen Schaaren
Im Lager Karls verſammelt waren.

6.

Er kam juſt zu gelegner Zeit,
Den Muth der Chriſten anzufeuern,
Dem Uebermuth des Agramant zu ſteuern,
Der mit Barbaren Frankreich überſchneit,
Und Marſils Wuth, der, es gewiſſer zu zerſtören,
Zu Leons Waffen ſeine Zuflucht nahm.
Nicht günſt'ger konnte Roland wiederkehren,
Doch bald bereut er, daſs er kam.

7.

Denn bald (ſo leicht kann ſich der Menſch betrügen)
Sah er die Schöne ſich entwandt,
Die Schöne, die er ſich mit heldenkühner Hand
Von Oſt bis Weſt bewahrt mit zahlenloſen Siegen,
In Freundes Schoos, im Vaterland,
Und ohne Schwerdtſchlag, ſich entwandt.
Denn um der Zwietracht Flammen zu erſticken
Entrückte ſie der Kaiſer ſeinen Blicken.

8.

Schon hatte ihrer Reitze Macht
Im Buſen ſeines Anverwandten
Daſſelbe Feuer angefacht,
Daſs Roland und Rinald in Eiferſucht entbrannten.
Beſorgt, durch dieſen unglücksvollen Streit
Zwey tapfre Krieger zu verlieren,
Lieſs Karl die Zauberinn, die dieſes Paar entzweit,
Vom Baierfürſt von dannen führen;

9.

Und ſetzte ſie zum Preiſs des Heldenmuths
Für den, der ſie in nächſter Schlacht erkämpfte,
Mit Strömen Sarazenenbluts
Den Uebermuth der Feinde dämpfte.
Doch der Erfolg ſprach der Erwartung Hohn,
Geſchlagen flieht das Chriſtenheer davon,
Der Baier wird gefangen von den Mohren,
Viel Ritter noch mit ihm, und ſein Gezelt verloren.

10.

Verlaſſen blieb indeſs Angelika zurück,
Und wartete, von fern ein ahndungsvoller Zeuge,
Zur Flucht geſchürzt, wohin der Kampf ſich neige;
Und jetzt, da das verrätheriſche Glück
Zum Untergang der Chriſten ſich verſchworen,
Giebt ſie dem ſchnellen Roſs die Sporen.
Durch einen Wald führt ſie ein dichtverwachſner Steg,
Auf einmal tritt ein Ritter ihr in Weg.

11.

Er geht gepanzert, mit dem Helm bedecket,
Umgürtet mit dem Schwerdt, am Arm das Schild.
Kaum fliegt ſo leicht durchs ländliche Gefild
Ein Schäfer nach dem Strauſs, zum Ziel des Laufs geſtecket.
Nie floh die zarte Schäferinn
Erſchrockner fort beym Anblick einer Schlange,
Als jetzt Angelika, mit furchtgebleichter Wange,
Vor dieſem tapfern Paladin.

12.

Es war Rinald, ein edler Sohn
Des Herrn von Montalban; und ſeinen Händen
War jetzt Bojard ſein Roſs — er weiſs nicht wie — entflohn.
Kaum daſs nach ihr ſich ſeine Blicke wenden,
Erkennt er in Angelikens Geſtalt
Der hohen Schönheit Allgewalt,
Den holden Reitz, der ſeine Bruſt entzückte,
Und längſt ihn mit der Liebe Netz umſtrickte.

13.

Die Schöne lenkt ihr Roſs zurück,
Und jaget mit verhängtem Zügel,
Durch wildverwachs'ne Thäler, über Hügel,
Mit athemloſer Bruſt, und angſterfülltem Blick.
Das Roſs durchfliegt die ſelbſtgewählten Pfade;
Nachdem es lang des dichten Waldes Nacht
Und manchen Buſch durchflogen, macht
Es plötzlich Halt an eines Stroms Geſtade.

14.

Vom Kampf erhitzt, von Staub bedeckt, weilt
dort
Der Ritter Ferrau; ſeinen Durſt zu ſtillen
eilt' er nach dieſem kühlen Ort,
Und harrt da wider ſeinen Willen;
Denn als er tief an des Gewäſſers Rand
Gebückt, mit heiſsem Durſt getrunken,
War ihm ſein Helm vom Haupt geſunken,
Den er im tiefen Strom nicht wieder fand.

15.

Von Furcht getrieben flog die Schöne
Dem Ufer zu, mit ängſtlichem Geſchrei,
Und kaum vernimmt der Sarazene
Des ſchönen Buſens Angſtgetöne;
So eilt er aus dem Waſſer ſchnell herbey.
Wie lang auch ſchon der Ruf von ihr geſchwiegen,
Sein erſter Blick entdeckt ihm, wer ſie ſey,
Selbſt in den bebenden, von Angſt entſtellten
Zügen.

16.

Da er dem Dienſt der Schönen ſich geweiht,
Vielleicht von Lieb entbrannt, wie jene beiden,
Stand er zu ihrem Schutz bereit,
Schnell fliegt das Eiſen aus der Scheiden,
Als deck' ein Helm ſein Haupt, eilt er zum Streit.
Rinald, gewohnt kein Treffen zu vermeiden,
(Schon mehrmals trafen ſie in Kämpfen ſich)
Erwartet den, der ihm an Muthe glich.

17.

Furchtbar begann auch jetzt das Handgemenge.
Zu Fuſse kämpften ſie und mit entblöſstem Stahl.
Nicht Helm, nicht Panzer bloſs — ein Ambos ſelbſt zerſpränge
Von ſolcher Hiebe Donnerſtrahl.
Und während nun in ſtets ergrimmterm Streite
Mit krachendem Getös ſich Schwerdt an Schwerdt zerſchlug,
Entführt des ſchnellen Roſſes Flug
Durch Wald und Feld des Kampfes ſchöne Beute.

18.

Vergebens ringt der beiden Gegner Wuth
Mit gleichem Glück, mit gleichem Muth;
Vergebens! Keiner ſiegt, und keiner kann verlieren,
Da beide gleich geſchikt die Waffen führen.
Jetzt aber nimmt der Held von Montalban
Zuerſt das Wort, beſiegt vom ſtärkern Drange
Der Liebe, deren ſüſsem Zwange
Das Herz nicht mehr gebieten kann:

19.

Mich Ferrau, ruft er aus, mich glaubſt du zu verwunden?
Dich ſelbſt befehdeſt du! Sprich, warum ſtreiten wir?
Haſt du die Strahlen jener Sonn empfunden,
Biſt du in Lieb entbrannt gleich mir,
Warum verweileſt du dich hier?
Bezwängeſt du mich auch mit tauſend Wunden,
Die Schöne wird nicht dein! Schon allzuweit
Entfloh ſie während unſerm Streit.

20.

Hör an! liebſt du mit mir in gleichem Maſse,
So folgen wir jetzt ihrer Straſse,
Wir halten ſie im Fliehen ein,
Und iſt ſie unſer, ja, dann mag das Schwerdt
entſcheiden,
Wem ſie gebühret von uns beiden,
Die Tapferkeit ſoll Richter ſeyn.
Was können wir durch längern Kampf erringen?
Nur Schaden kann er beiden bringen.

21.

Der Mohr iſt zum Vergleich bereit,
Es ruht der Streit, und unterdeſſen
Entſpinnt ſich Fried und Einigkeit.
So ganz ſind Haſs und Groll vergeſſen,
Daſs beide Gegner Hand in Hand
Daſſelbe Roſs vertraulich theilen;
So fliehen ſie vom grünen Strand,
Der Spur des Fräuleins nachzueilen.

22.

O, ächte Treu der alten Ritterzeit!
Voll Eiferſucht, im Glauben unterſchieden,
Sieht man nach kaum geſchloſsnem Frieden,
Noch matt und wund vom bittern Streit,
Doch frey von Furcht und Argwohn, durch die Engen
Des dunkeln Walds das Heldenpaar ſich drängen.
Das Roſs von beider Sporn getrieben eilt
Raſch wie ein Pfeil dahin, bis ſich die Straſse theilt.

23.

Unkundig welche ſie erwählet,
Da man auf beiden friſche Spuren zählet,
Beſchlieſsen ſie, dem Zufall zu vertraun,
Und auf gut Glück dahin zu wandern,
Rinald auf einem Pfad, und Ferrau auf dem andern,
Durch des Gehölzes dichte Nacht gehaun.
Er windet ſich hindurch mit tauſend Schlangen
Und ſieht ſich endlich da — von wo er ausgegangen.

24.

Ja, an deſſelben Stroms Geſtad,
In dem ſein Helm verſank, muſs er ſich wieder finden.
Da alle Hoffnungen, den Pfad
Des Fräuleins zu erſpähn, aus ſeinem Buſen ſchwinden,
Steigt er hinab zum feuchten Strand,
Ob er vielleicht den Helm noch rette.
Umſonſt! Der lag tief in des Stromes Bette,
Begraben in dem tiefen Sand.

25.

Er wühlt mit einem groſsen Baume,
Dem er der Zweige Schmuck geraubt,
In des Gewäſſers tiefſtem Raume,
Wo er den Helm verborgen glaubt.
Er wühlt und wühlt, bis die empörten Wellen
Auf einmal hoch ans Ufer ſchwellen.
Ein Ritter ſteigt bis an die Bruſt hervor,
Und hebt ſein drohend Haupt empor.

26.

Ein Panzer dekte ſeine Brüſte,
Das Haupt nur war entblöſst, ein Helm in ſei-
ner Hand,
Der nehmliche, den Ferrau miſste,
Den er geſucht und nirgends ſand.
Verräther ohne Treu und Glauben,
Ruſt die Erſcheinung laut und fürchterlich:
Zum zweytenmal willſt du des Helmes mich,
Der mir ſo lange ſchon gebührt, berauben?

27.

Denk nach, Ungläubiger, als du
Den Bruder von Angeliken erſchlagen,
Was ſagteſt du auf Treu und Wort ihm zu?
Verſprachſt du nicht, nach wenig Tagen
Die Rüſtung ſammt dem Helm dem Strome zu
vertraun?
Ein Zuſall endlich läſst der Wünſche Ziel mich
ſchaun.
Betrübt es dich, daſs er nicht dein geblieben?
Dein treulos Herz allein mag dich betrüben.

28.

Gelüſtet dich, ſolch einen Helm zu tragen,
ſuch ihn mit Ehren zu erjagen.
Es führt Roland, der edle Paladin,
Almontens Helm, der dieſem gleichet,
Und einen andern, dem der noch an Schönheit weichet,
Beſitzt Rinaldo von Mambrin.
Durch Muth erwirb dir einen jener beiden,
Von dieſem hier entſchlieſse dich zu ſcheiden.

29.

Es ſträuben ſich des Sarazenen Locken,
Als ſich der Geiſt aus dem Gewäſſer hebt,
Die Wang' erbleicht, der Buſen bebt,
Die Worte auf den Lippen ſtoken.
Und als er jetzt Argolia erkennt,
Den er erwürgt an dieſen Fluten,
Und der ihn falſch und treulos nennt,
Zerſchmilzt ſein Herz in Schaam und flammt in Zornesgluten.

50.

Er ſchweigt von tiefem Unmuth voll,
Da er des Vorwurfs Wahrheit fühlet;
Von Schmerz und Schaam iſt ſeine Bruſt durchwühlet.
Nie, rief er aus, ich ſchwör es hier, nie ſoll,
Ich ſchwör es bey Lanfuſens meiner Mutter Leben,
Ein andrer Helm die Stirn umgeben,
Als den vom Haupte des Almont
Rolando riſs bey Aſpramont.

51.

Und treuer blieb, als ſeinem erſten Eide
Der Sarazene dieſem Schwur.
Zernagt von Zorn und bitterm Leide,
Verfolgt er Rolands dunkle Spur,
Durch Wald und Höhn, auf allen Straſsen,
Wo irgend Hoffnung iſt den Ritter zu erſpähn.
Indeſſen hat, ſeitdem er ihn verlaſſen,
Rinald ein ſeltnes Abentheur geſehn.

32.

Sein ſtolzes Roſs fand er nach wenig Schritten,
Das wiehernd ſich vor ſeinen Augen bäumt.
Halt an! o mein Bajard, begann er ſanft zu bitten,
Zuviel hab' ich durch deine Flucht erlitten!
Umſonſt, es bleibt der Lockung taub und ſäumt;
Dann flieht es ſchneller nur, und brüſtet ſich und ſchäumt.
Rinald folgt ihm mit Wuth und Fluchen. —
Doch, eilen wir Angeliken zu ſuchen.

33.

Sie fliegt durch dunkler Wälder Nacht,
Auf unwirthbaren Felſenwegen,
Und wenn im Winde ſich der Eichen Blätter regen,
Und wenn im Sturm der Ulme Wipfel kracht,
Flieht ſie betäubt zur Rechten bald zur Linken,
Bey allen Schatten die vom Hügel ſinken,
Bey jedem Dämmerſchein, der durch die Thäler ſtreicht,
Wähnt ſie von Rinalds Armen ſich erreicht.

34.

So bang entflieht den mütterlichen Triften
Ein junges Reh, wenn es durchs Laub erblickt,
Wie dort ein Leopard in ſeiner Mutter Hüften
Die gier'gen Zähne ſchneidend drückt,
In ihre Bruſt die ſcharfen Klauen.
Mit Zittern flieht es fort auf ungewiſſer Bahn,
Ein Strauch der es berührt, erfüllt es ſchon mit Grauen,
Und dünkt ihm ſchon des wilden Thieres Zahn.

35.

So irrt ſie Tag und Nacht, und bis der Abend ſinket,
Auf wildem Pfad, bis ihr ein lieblich Wäldchen winket,
Wo laue Luft in friſchen Zweigen ſpielt,
Um das ſich klare Quellen murmelnd gieſsen,
Und wo das junge Grün der Wieſen
Ein zarter Thau mit ſanftem Hauche kühlt.
Wie ſüſs ertönt der klaren Wellen Rieſeln,
Gebrochen über kleinen Kieſeln!

36.

Hier wähnt ſie ſich in Sicherheit,
Fern von Rinald bey tauſend Meilen.
Von Sonnenglut erſchöpſt, von Müdigkeit,
Entſchlieſst ſie ſich hier zu verweilen;
Sie wandelt fort auf der beblümten Au,
Und läſst den Zelter frey vom Zügel graſen;
Er weidet ſich am duſtig friſchen Raſen
Befeuchtet von der Wellen Silberthau.

37.

Bald tritt ſie in ein duftendes Gebüſche,
Wo, in der Flut geſpiegelt, ein Gemiſche
Von Roſen und Jasmin dem Blick entgegen lacht,
Und aus des Eichbaums grünen Finſterniſſen
Erfriſchte Lüfte ſie umſlieſsen.
Kein Sonnenſtrahl hat jemals dieſe Nacht,
So dicht ſind Zweig' und Blätter hier verſchlungen,
Kein Auge hat ſie je durchdrungen,

38.

Ein weiches Bett, erhöht von zartem Laub und Flieder,
Winkt hier dem Wanderer; ermattet überläſst
Angelika dem Schlaf die ſchönen Glieder,
Umſäuſelt vom gelinden Weſt.
Doch ein Geräuſch, als wie von Roſſes Schlägen,
Zerreiſst des Schlummers kaum geknüpftes Band.
Mit leiſem Schritt ſchleicht ſie dem Schall entgegen,
Und kampfgerüſtet zeigt ein Ritter ſich am Strand.

39.

In Furcht und Hoffnung ſchwankt ihr Sinn,
Kein Seufzer wagt die Lüfte zu durchdringen,
Erſcheint ein Feind um Schaden ihr zu bringen?
Erſcheint ein Freund ihr zum Gewinn?
Er ſinkt ins Gras, das friſchen Thau getrunken
Vom nahen Bach, ſtarr wie ein Marmorbild,
Das Haupt iſt in den Arm gedankenſchwer geſunken,
Indem die Bruſt von bangen Seufzern ſchwillt.

40.

Still ſinnend ſaſs er eine Stunde,
voll tiefen Grams, bis endlich ſeinem Munde
Ein klageſchwerer ſchwacher Laut entquoll —
Ein Laut, ſo ſanft, ſo weich, ſo ſeelenvoll,
Um Tigerherzen Mitleid einzuflöſsen,
Um Felſen ſelbſt in Thränen aufzulöſen;
Aus ſeinem Aug' dringt eine Zährenflut,
Ein kochender Vulkan iſt ſeines Buſens Glut.

41.

Gedanke, rief er aus, der mich zu Eis erſtarret,
Des Schmerzens Dolch in meinen Buſen drückt,
In Flammen mich verzehrt, zu lang hab' ich geharret,
Ein andrer hat die ſchöne Frucht gepflückt,
Ein andrer hat den vollen Reitz empfunden,
Nur Wort und Blick erhielt mein liebend Herz.
Iſt Blüth' und Frucht gewiſs für mich verſchwunden,
Warum verzehr' ich mich in Schmerz?

42.

Die Jungfrau gleicht der jungen Roſe,
Die in des ſtillen Gartens Schooſe,
Aufblüht in ſtill verborgner Zier.
So lang kein Schäfer naht, noch Heerden von der Aue,
Wiegt ſie die linde Luft, im zarten Morgenthaue,
Zum Schmuck dient Erd' und Waſſer ihr.
Und Jünglinge und liebevolle Schönen,
Erwählen ſie, um Bruſt und Stirn zu krönen.

43.

Doch kaum iſt ſie getrennt vom mütterlichen Strauch,
Kaum von dem grünen Stiel gepflücket,
So flieht der Menſchen Gunſt, ſo flieht des Himmels Hauch,
Und alle Grazien, die ſie vordem geſchmücket,
So ſchnell verblüht der Jungfrau Werth,
In Männer Herzen, die einſt für ſie glühten,
wenn ſie der Unſchuld holde Blum entbehrt;
O, wie ihr Auge ſoll ſie ſie behüten!

44.

Nur dem noch werth, an den ſie dieſes Gut verpraſst,
Sieht ſie von jedem andern ſich verachtet.
Ach, während ich in bitterm Schmerz geſchmachtet,
Hat ſchon ein andrer ihren Reitz umfaſst!
Doch könnte je dieſs Herz ſich von ihr kehren,
So könnt' ich auch mein eignes Daſeyn fliehn,
So mag mir heute noch des Lebens Strahl verglühn,
Auf einmal beide Flammen ſich verzehren!

45.

Und kommt ein Wanderer vorbey,
Und fragt, wer ſoviel Thränen hier vergieſset,
So ſag ich ihm, daſs es Zirkaſſiens König ſey,
Der hier in bitterm Gram zerflieſset;
Der liebewunde Sakripant,
Beſtimmt, ſich ewig zu betrüben.
Sein Elend iſt, Angeliken zu lieben,
Ach, einſt war er auch günſtig ihr bekannt!

46.

Er eilt ihr nach, bis wo der Sonne Wagen,
Im Weltmeer ſich verbirgt, aus fernem Orient.
In Indien erſchrekten ihn die Sagen,
Wie ſie Rolanden folgt' im Occident.
In Frankreich iſt der Ruf zu ihm geflogen,
Wie Kaiſer Karl dem Aug' der Freyer ſie entzogen,
Und dem zum Lohn beſtimmt, der aus der Mohrenſchlacht
Die goldnen Lilien als Sieger heimgebracht.

47.

Er eilt' ins Lager, fand die Zeichen
Des Unglücks, das der Chriſten Heer erfuhr,
Umſonſt ſucht er durch Wald und Flur
Die Spur des Fräuleins zu erreichen.
Dieſs iſt des Leidens Grund, das ihm im Buſen brennt,
Der lauten Klagen, die die Lüfte theilen,
Beweglich gnug, am Firmament
Die Sonne ſelbſt voll Mitleid zu verweilen.

48.

Indem der Mund die bittre Klage ſpricht,
Den Buſen bange Seufzer ſchwellen,
Und aus den Augen Thränenbäche quellen,
Scheint ihm des Glückes Sonnenlicht,
Mit ſeltner Gunſt beſchloſs es, ihn zu krönen.
Sein Seufzen dringt zum Ohre ſeiner Schönen.
Kaum in Jahrtauſenden blüht ſolch ein Glück
Den Liebenden, als ihm in dieſem Augenblick.

D.

VI.

Die letzte Nacht.

Sie ſinkt, die Nacht! ſie ſinkt auf Mohn und Flieder,
im Grabgewand', von Leichenduft umwebt,
ein kalter Schauder bebt mir durch die Glieder,
Indeſs der freye Geiſt ſich zu entfeſſeln ſtrebt!

Verhallt, auf ewig! ſind der Hoffnung Lieder,
Verrauſcht der Freude goldnes Saitenſpiel!
Kein Gott facht die verloſch'ne Flamme wieder
Im öden Buſen an — ich bin am Ziel!

Ich hör' im Sturme, der die hohe Eiche
Mit Allmachtsvollem Arm zur Erde beugt,
Im dumpfen Schilfgeflüſter, das am trüben Teiche
Sich traurig hin und her im Winde neigt,

Wie aus gebleichten Schädeln, hohl und düſter,
Der Abgeſchiednen Stimme: folge mir!
Und Schattenbilder wehn mit Grabgeflüſter
Zu mir heran, und hauchen: folge mir!

Ich folg' euch gern! ach, an Unmöglichkeiten
verloſch des Lebens einſt ſo ſchönes Licht! —
Wer zürnt dem Kranken, dem's im Kampf mit ſeinen Leiden,
Zuletzt an Muth und inn'rer Kraft gebricht?

Vernimm du, Weſen! das ich ewig liebe.
Dies Herz erträgt den bittern Kampf nicht mehr!
Vergebens rang es mit Vernunſt und Liebe,
ihr Widerſpruch wird ſeiner Kraft zu ſchwer!

Was ſoll, Geliebte! ohne dich das Leben,
dies bange Traumgebild, was ſoll es mir?
Wo einer lacht, wenn tauſend andre beben;
Was kann ich lieben, wünſchen — auſser dir?

Ich eil' hinaus, ins ſchaudervolle Oede!
Verändrung iſt für mich Verbeſſerung!
Und glüht mir jenſeits keine Morgenröthe,
Der Grabesnacht entblüht Beruhigung!

Ich lechze auf nach hellern Lebensblicken!
Gewiſsheit blüht aus der Verweſung Staub!
Dort will ich mir die Aetherblume pflücken —
Zu lange war ich hier des Wahnes Raub!

Schon ſeh ich Thau aus jener Wolke ſinken
Schon fühl' ich mich vom Morgenhauch umbebt
Wenn dieſes Sternes letzte Stralen blinken,
Dann hat dein treuer Jüngling ausgelebt.

S. S.

VII.

Abſchied von Fanny.

Nicht in Thränen, nicht in ſeigen Klagen
Wimmre länger, mein verhaltner Schmerz!
Länger dich in meiner Bruſt zu tragen,
Wäre Schmach für dies gekränkte Herz.
Daſs ich aus dem Sklavenband mich flechte,
Das ein Jahr mich trügeriſch umſchlang,
Rang ich ſieben ſchlummerloſe Nächte;
Rang ich muthig ſieben Tage lang.

Sieh! ich gab mit argwohnfreyer Seele
Dir mein ganzes, offnes Herz dahin,
Wähnte dich ein Mädchen ohne Fehle,
Hielt Verſtellung für geraden Sinn;
Für Natur, für unbefangne Jugend,
Jene Offenheit, die mich entzückt;
Freute mich der ſeltnen Mädchen Tugend,
War beglückt – in meinem Wahn beglückt.

Freyheit, Freude, alles was das Leben
Süſses hat, hätt' ich um dich gewagt;
Eine Welt hätt' ich um dich gegeben,
Einer Seligkeit für dich entſagt.
Aber dir, vom Leichtſinn fortgeriſſen,
War die Liebe Thorheit und Gedicht;
Scherzend trieb dein ſchlummerndes Gewiſſen
Tändeley mit Treue, Schwur und Pflicht.

Schlaue Kunſt, mit Grazie verbunden,
War, was ich an dir natürlich prieſs,
War das Netz, wovon in jenen Stunden
Sich mein Herz ſo leicht umgarnen lieſs.
Wahrheit ſprach in Mienen und Geberden;
Wahrheit in der Stimme Silberlaut; —
Konnt' ichs ahnden, ſo getäuſcht zu werden!
Selbſt ein Engel hätte dir getraut. —

Wonneahndend, wie vom niedern Staube
Pſyche den entbundnen Fittich hebt,
Und empor zur Amaranthenlaube
Ihrem Liebling in die Arme ſchwebt,
Eil' ich mit der Sehnſucht heiſſem Schmachten,
Langentbehrte! deinen Fluren zu;
Jedes Glück hieſs Liebe mir, verachten;
Denn mein Eines höchſtes Glück warſt du!

Dein Entzücken, das mir Blick und Miene,
Das die innige Umarmung log,
War Grimaſſe, Gaukelſpiel der Bühne,
Das im Rauſch der Wonne mich betrog.
Bleich vom Kummer ſah ich Deine Wangen;
Doch ſie waren nicht um mich gebleicht;
Neuer Liebe folterndes Verlangen
Hatte ihre Roſen fortgeſcheucht.

Wo ſind nun die ſchöngeträumten Plane,
Meiner Phantaſieen Feenland?
Schlöſſer, aufgebaut im Fieberwahne
Auf der Weibestreue Uferſand.
Hingeſchwunden mit des Blitzes Schnelle;
Leicht, wie Träume der Vergangenheit
Weggegaukelt von der Launen Welle;
Weggeweht vom Hauch der Eitelkeit.

Gaukle dann mit deinem leeren Herzen,
Deinem Liebeln, deinem Flatterſinn,
Leicht genug, ein Leben weg zu ſcherzen,
Deiner Jugend kurzen Lenz dahin.
Haſche dir für deinen Siegeswagen
Jeden leichten luſt'gen Schmetterling,
Der, von Zephyrs Flügeln fortgetragen,
Hier und dort an allen Blumen hieng.

Wie ein Rieſe, ſtark und unbezwungen,
Faſste mich die Hyder Leidenſchaft.
Wie ein Mann hab' ich mit ihr gerungen,
Aufgewandt die Summe meiner Kraft;
Achtend nicht des Schmerzes, nicht der Wunden,
Hab' ich ſie im heiſſen Kampf beſiegt,
Daſs die Ruhemörderinn gebunden,
Matt und ſterbend mir zu Füſsen liegt.

Stehe nun, mein edler Stolz, zur Wache,
Daſs ſie nicht aufs neue ſich empört,
Daſs dieſs Herz im Vorwand eitler Rache
Nicht in neuen Reitzen ſich bethört.
Schon zu theuer, ohne Schuld, bezahle
Ich der Liebe kurze Schwärmereyn;
Und ich möchte nicht zum zweyten Mahle
Einer Mädchenlaune Opfer ſeyn.

F — w.

Jena,
gedrukt mit Göpferdtiſchen Schriften.

THALIA.

herausgegeben
von
F. SCHILLER.

Dritter Theil.

Zweytes Stück des Jahrganges 1793.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göſchen.

Bibl.
Univers.
Ups.

I.

Der Einſiedler

an die

Fürſtinn von Deſſau 1792.

Wo der See, mit grüner Welle,
Dumpf der moosbedeckten Zelle
Schroffe Klippenwehr umſchäumt,
Hallt dein Nam', in ſtiller Feyer,
Wann der Berge Silberſchleyer
Sich mit Abendgold beſäumt.

Der Gewährung Stunde ſegnet,
Da ſein Auge dir begegnet,
Hier ein grauer Eremit,
Deſſen Bruſt, im freyen Schooſse
Wilder Felſen, für das Groſse,
Schön' und Gute reiner glüht.

Wann der Alpen Rieſengipfel,
Wann des kleinen Landhofs Wipfel,
Sanft gewiegt im Vollmondſchein,
Und des Seewalds Buchenhallen
Deinem Blick vorüberwallen,
Edle! dann gedenk' auch ſein.

Der Erinn'rung ſoll, im Gärtchen,
Vor der Klauſe Weidenpförtchen,
Ein Altar ſich fromm erhöhn;
Da wird einſt, am Flutenſpiegel
Ueber des entſchlafnen Hügel
Einſam die Zipreſſe wehn.

Selig, ſelig ſey dein Leben!
Selig dein Hinüberſchweben
Zu verwandter Geiſter Chor!
Walle ſpät, im Sternenkranze,
Hoher Geiſt, von Glanz' zu Glanze,
Aus dem Nebelthal empor!

Vevey

Matthiſon.

II.

Ueber Anmuth und Würde.

Die griechiſche Fabel legt der Göttinn der Schönheit einen Gürtel bey, der die Kraft beſitzt, dem, der ihn trägt, Anmuth zu verleyhen, und Liebe zu erwerben. Eben dieſe Gottheit wird von den Huldgöttinnen oder den Grazien begleitet.

Die Griechen unterſchieden alſo die Anmuth und die Grazien noch von der Schönheit, da ſie ſolche durch Attribute ausdrückten, die von der Schönheitsgöttinn zu trennen waren. Alle Anmuth iſt ſchön, denn der Gürtel des Liebreizes iſt ein Eigenthum der Göttinn von Gnidus; aber nicht alles Schöne iſt Anmuth, denn auch ohne dieſen Gürtel bleibt Venus, was ſie iſt.

Nach eben dieſer Allegorie iſt es die Schönheitsgöttinn allein, die den Gürtel des Reizes trägt und verleyht. Juno, die herrliche Königinn des Himmels, muſs jenen Gürtel erſt von der Venus entlehnen, wenn ſie den Jupiter auf dem Ida bezaubern will. Hoheit alſo, ſelbſt wenn ein gewiſſer Grad von Schönheit ſie ſchmückt, (den man der Gattinn Jupiters keineswegs abſpricht) iſt ohne Anmuth nicht ſicher, zu gefallen; denn nicht von ihren eignen Reizen, ſondern von dem Gürtel der Venus erwartet die hohe Götterköniginn den Sieg über Jupiters Herz.

Die Schönheitsgöttinn kann aber doch ihren Gürtel entäuſsern und ſeine Kraft auf das Minder Schöne übertragen. Anmuth iſt alſo kein ausſchlieſsendes Prärogativ des Schönen, ſondern kann auch, obgleich immer nur aus der Hand des Schönen, auf das Minder-Schöne, ja ſelbſt auf das Nicht-Schöne, übergehen.

Die nehmlichen Griechen empfahlen demjenigen, dem bey allen übrigen Geiſtesvorzügen die Anmuth, das Gefällige, fehlte, den Grazien zu opfern. Dieſe Göttinnen wurden alſo von ihnen zwar als Begleiterinnen des ſchönen Geſchlechts vorgeſtellt, aber doch als ſolche, die auch dem Mann gewogen werden können, und die ihm, wenn er gefallen will, unentbehrlich ſind.

Was iſt aber nun die Anmuth, wenn ſie ſich mit dem Schönen zwar am liebſten, aber doch nicht ausſchlieſsend, verbindet? wenn ſie zwar von dem Schönen herſtammt, aber die Wirkungen deſſelben auch an dem Nicht-Schönen offenbart? wenn die Schönheit zwar ohne ſie beſtehen, aber durch ſie allein ein Objekt der Neigung werden kann?

Das zarte Gefühl der Griechen unterſchied frühe ſchon, was die Vernunft noch nicht zu verdeutlichen fähig war, und, nach einem Ausdruck ſtrebend, erborgte es von der Einbildungskraft Bilder, da ihm der Verſtand noch keine Begriffe darbieten konnte. Jener Mythus iſt daher der Achtung des Philoſophen werth, der ſich ohnehin damit begnügen muſs, zu den Anſchauungen, in welchen der reine Naturſinn ſeine Entdeckungen niederlegt, die Begriffe aufzuſuchen, oder mit andern Worten, die Bilderſchrift der Empfindungen zu erklären.

Entkleidet man die Vorſtellung der Griechen von ihrer allegoriſchen Hülſe, ſo ſcheint ſie keinen andern, als folgenden Sinn einzuſchlieſsen.

Anmuth iſt eine bewegliche Schönheit; eine Schönheit nehmlich, die an ihrem Subjekte zufällig entſtehen und eben ſo aufhören kann. Dadurch unterſcheidet ſie ſich von der fixen Schönheit, die mit dem Subjekte ſelbſt nothwendig gegeben iſt. Ihren Gürtel kann Venus abnehmen und der Juno augenblicklich überlaſſen; ihre Schönheit würde ſie nur mit ihrer Perſon weggeben können. Ohne ihren Gürtel iſt ſie nicht mehr die reizende Venus, ohne Schönheit iſt ſie nicht Venus mehr.

Dieſer Gürtel, als das Symbol der beweglichen Schönheit, hat aber das ganz beſondre, daſs er der Perſon, die damit geſchmückt wird, die objektive Eigenſchaft der Anmuth verleyht; und unterſcheidet ſich dadurch von jedem andern Schmuck, der nicht die Perſon ſelbſt, ſondern bloſs den Eindruck derſelben, ſubjektiv, in der Vorſtellung eines Andern, verändert. Es iſt der ausdrückliche Sinn des griechiſchen Mythus, daſs ſich die Anmuth in eine Eigenſchaft der Perſon verwandle, und daſs die Trägerinn des Gürtels wirklich liebenswürdig ſey, nicht bloſs, ſo ſcheine.

Ein Gürtel, der nicht mehr iſt als ein zufälliger äuſserlicher Schmuck, ſcheint allerdings kein ganz paſſendes Bild zu ſeyn, die perſönliche Eigenſchaft der Anmuth zu bezeichnen; aber eine perſönliche Eigenſchaft, die zugleich als zertrennbar von dem Subjekte gedacht wird, konnte nicht wohl anders, als durch eine zufällige Zierde verſinnlicht werden, die ſich unbeſchadet der Perſon von ihr trennen läſst.

Der Gürtel des Reizes wirkt alſo nicht natürlich, weil er in dieſem Fall an der Perſon ſelbſt nichts verändern könnte, ſondern er wirkt magiſch, das iſt, ſeine Kraft wird über alle Naturbedingungen erweitert. Durch dieſe Auskunft (die freylich nicht mehr iſt als ein Behelf) ſollte der Widerſpruch gehoben werden, in den das Darſtellungsvermögen ſich jederzeit unvermeidlich verwickelt, wenn es für das, was auſserhalb der Natur im Reiche der Freyheit liegt, in der Natur einen Ausdruck ſucht.

Wenn nun der Gürtel des Reizes eine objektive Eigenſchaft ausdrückt, die ſich von ihrem Subjekte abſondern läſst, ohne deswegen etwas an der Natur deſſelben zu verändern, ſo kann er nichts anders als Schönheit der Bewegung bezeichnen; denn Bewegung iſt die einzige Veränderung, die mit einem Gegenſtand vorgehen kann, ohne ſeine Identität aufzuheben.

Schönheit der Bewegung iſt ein Begriff, der beyden Foderungen Genüge leiſtet, die in dem angeführten Mythus enthalten ſind. Sie iſt *erſtlich* objektiv und kommt dem Gegenſtande ſelbſt zu, nicht bloſs der Art, wie wir ihn aufnehmen. Sie iſt *zweytens* etwas zufälliges an demſelben, und der Gegenſtand bleibt übrig, auch wenn wir dieſe Eigenſchaft von ihm wegdenken.

Der Gürtel des Reizes verliert auch bey dem Minder-Schönen, und ſelbſt bey dem Nicht-Schönen ſeine magiſche Kraft nicht; das heiſst, auch das Minder-Schöne, auch das Nicht-Schöne kann ſich *ſchön bewegen*.

Die Anmuth, ſagt der Mythus, iſt etwas *zufälliges* an ihrem Subjekt; daher können nur zufällige Bewegungen dieſe Eigenſchaft haben. An einem Ideal der Schönheit *müſſen* alle *nothwendigen* Bewegungen ſchön ſeyn, weil ſie, als nothwendig, zu ſeiner Natur gehören; die Schönheit *dieſer* Bewegungen iſt alſo ſchon mit dem Begriff der Venus *gegeben*, die Schönheit der zufälligen iſt hingegen eine *Erweiterung* dieſes Begriffs. Es giebt eine Anmuth der Stimme, aber keine Anmuth des Athemholens.

Iſt aber jede Schönheit der zufälligen Bewegungen Anmuth?

Daſs der griechiſche Mythus Anmuth und Grazien nur auf die Menſchheit einſchränke, wird kaum einer Erinnerung bedürfen; er geht ſogar noch weiter, und ſchlieſst ſelbſt die Schönheit der Geſtalt in die Grenzen der Menſchengattung ein, unter welcher der Grieche bekanntlich auch ſeine Götter begreift. Iſt aber die Anmuth nur ein Vorrecht der Menſchenbildung, ſo kann keine derjenigen Bewegungen darauf Anſpruch machen, die der Menſch auch mit dem, was bloſs Natur iſt, gemein hat. Könnten alſo die Locken an einem ſchönen Haupte ſich mit Anmuth bewegen, ſo wäre kein Grund mehr vorhanden, warum nicht auch die Aeſte eines Baumes, die Wellen eines Stroms, die Saaten eines Kornfelds, die Gliedmaaſsen der Thiere, ſich mit Anmuth bewegen ſollten. Aber die Göttinn von Gnidus repräſentiert nur die menſchliche Gattung, und da wo der Menſch weiter nichts als ein Naturding und Sinnenweſen iſt, da hört ſie auf, für ihn Bedeutung zu haben.

Willkührlichen Bewegungen allein kann alſo Anmuth zukommen, aber auch unter dieſen nur denjenigen, die ein Ausdruck moraliſcher

Empfindungen ſind. Bewegungen, welche keine andere Quelle als die Sinnlichkeit haben, gehören bey aller Willkührlichkeit doch nur der Natur an, die für ſich allein ſich nie bis zur Anmuth erhebet. Könnte ſich die Begierde mit Anmuth, der Inſtinkt mit Grazie äuſsern, ſo würden Anmuth und Grazie nicht mehr fähig und würdig ſeyn, der Menſchheit zu einem Ausdruck zu dienen.

Und doch iſt es die Menſchheit allein, in die der Grieche alle Schönheit und Vollkommenheit einſchlieſst. Nie darf ſich ihm die Sinnlichkeit ohne Seele zeigen, und ſeinem humanen Gefühle iſt es gleich unmöglich, die rohe Thierheit und die Intelligenz zu vereinzeln. Wie er jeder Idee ſogleich einen Leib anbildet und auch das Geiſtigſte zu verkörpern ſtrebt, ſo fodert er von jeder Handlung des Inſtinkts an dem Menſchen zugleich einem Ausdruck ſeiner ſittlichen Beſtimmung. Dem Griechen iſt die Natur nie bloſs Natur, darum darf er auch nicht erröthen, ſie zu ehren; ihm iſt die Vernunft niemals bloſs Vernunft, darum darf er auch nicht zittern, unter ihren Maſsſtab zu treten. Natur und Sittlichkeit, Materie und Geiſt, Erde und Himmel flieſsen wunderbar ſchön in ſeinen Dichtungen zuſammen. Er führte die Freyheit, die nur im Olympus zu Hauſe iſt, auch in die Geſchäfte der Sinnlichkeit ein, und dafür wird man es ihm hingehen laſsen, daſs er die Sinnlichkeit in den Olympus verſetzte.

Dieſer zärtliche Sinn der Griechen nun, der das Materielle immer nur unter der Begleitung des Geiſtigen duldet, weiſs von keiner willkührlichen Bewegung am Menſchen, die nur der Sinnlichkeit allein angehörte, ohne zugleich ein Ausdruck des moraliſchempfindenden Geiſtes zu ſeyn. Daher iſt ihm auch die Anmuth nichts anders als ein ſolcher ſchöner Ausdruck der Seele in den willkührlichen Bewegungen. Wo alſo Anmuth ſtatt findet, da iſt die Seele das bewegende Princip, und in *ihr* iſt der Grund von der Schönheit der Bewegung enthalten. Und ſo löſst ſich denn jene mythiſche Vorſtellung in folgenden Gedanken auf: Anmuth iſt eine Schönheit, die nicht von der Natur gegeben, ſondern von dem Subjekte ſelbſt hervorgebracht wird.[*]

Ich habe mich bis jetzt darauf eingeſchränkt, den Begriff der Anmuth aus der griechiſchen Fabel exegetiſch herauszuziehen, und, wie ich hoffe, ohne ihr Gewalt anzuthun. Jetzt ſey mir erlaubt zu verſuchen, was ſich auf dem Weg der philoſophiſchen Unterſuchung darüber ausmachen läſst, und ob es auch hier, wie in ſoviel andern Fällen wahr iſt, daſs ſich die philoſophirende Vernunft weniger Entdeckungen rühmen kann, die der Sinn nicht ſchon dunkel geahndet, und die Poeſie nicht geoffenbart hätte.

Venus, ohne ihren Gürtel und ohne die Grazien, repräſentiert uns das Ideal der Schönheit, ſo wie letztere aus den Händen der bloſsen Natur kommen kann, und, ohne die Einwirkung eines empfindenden Geiſtes, durch die plaſtiſchen Kräfte erzeugt wird. Mit Recht ſtellt die Fabel für dieſe Schönheit eine eigene Göttergeſtalt zur Repräſentantin auf, denn ſchon das natürliche Gefühl unterſcheidet ſie auf das ſtrengſte von derjenigen, die dem Einfluſs eines empfindenden Geiſtes ihren Urſprung verdankt.

Es ſey mir erlaubt dieſe von der bloſsen Natur, nach dem Geſetz der Nothwendigkeit gebildete Schönheit, zum Unterſchied von der, welche ſich nach Freyheitsbedingungen richtet, die Schönheit des Baues (architektoniſche Schönheit) zu benennen. Mit dieſem Nahmen will ich alſo denjenigen Theil der menſchlichen Schönheit bezeichnet haben, der nicht bloſs durch Naturkräfte ausgeführt worden (was von jeder Erſcheinung gilt) ſondern der auch nur allein durch Naturkräfte beſtimmt iſt.

Ein glückliches Verhältniſs der Glieder, flieſsende Umriſſe, ein lieblicher Teint, eine zarte Haut, ein feiner und freier Wuchs, eine wohlklingende Stimme u. ſ. f. ſind Vorzüge, die man bloſs der Natur und dem Glück zu verdanken hat; der Natur welche die Anlage dazu hergab und ſelbſt entwickelte; dem Glück — welches das Bildungsgeſchäft der Natur von jeder Einwirkung feindlicher Kräfte beſchützte.

Dieſe Venus ſteigt ſchon ganz vollendet aus dem Schaume des Meers empor: vollendet, denn ſie iſt ein beſchloſſenes, ſtreng abgewogenes Werk der Nothwendigkeit, und als ſolches, keiner Varietät, keiner Erweiterung fähig. Da ſie nehmlich nichts anders iſt, als ein ſchöner Vortrag der Zwecke, welche die Natur mit dem Menſchen beabſichtet, und daher jede ihrer Eigenſchaften durch den Begriff, der ihr zum Grund liegt, vollkommen entſchieden iſt, ſo kann ſie — der Anlage nach — als ganz gegeben beurtheilt werden, obgleich dieſe erſt unter Zeitbedingungen zur Entwicklung kommt.

Die architektoniſche Schönheit der menſchlichen Bildung muſs von der techniſchen Vollkommenheit derſelben wohl unterſchieden werden. Unter der leztern hat man das Syſtem der Zwecke ſelbſt zu verſtehen, ſo wie ſie ſich unter einander zu einem oberſten Endzweck vereinigen; unter der erſtern hingegen bloſs eine Eigenſchaft der Darſtellung dieſer Zwecke, ſo wie ſie ſich dem anſchauenden Vermögen in der Erſcheinung offenbaren. Wenn man alſo von der Schönheit ſpricht, ſo wird weder der materielle Werth dieſer Zwecke noch die formale Kunſtmäſsigkeit ihrer Verbindung dabey in Betrachtung gezogen. Das anſchauende Vermögen hält ſich einzig nur an die Art des Erſcheinens, ohne auf die logiſche Beſchaffenheit ſeines Objekts die geringſte Rückſicht zu nehmen. Ob alſo gleich die architektoniſche Schönheit des menſchlichen Baues durch den Begriff der demſelben zum Grund liegt, und durch die Zwecke bedingt iſt, welche die Natur mit ihm beabſichtet, ſo iſolirt doch das äſthetiſche Urtheil ſie völlig von dieſen Zwecken, und nichts als was der Erſcheinung unmittelbar und eigenthümlich angehört, wird in die Vorſtellung der Schönheit aufgenommen.

Man kann daher auch nicht ſagen, daſs die Würde der Menſchheit die Schönheit des menſchlichen Baues erhöhe. In unſer Urtheil über die letztere kann die Vorſtellung der erſtern zwar einflieſsen, aber alsdann hört es zugleich auf, ein reinäſthetiſches Urtheil zu ſeyn. Die Technik der menſchlichen Geſtalt iſt allerdings ein Ausdruck ſeiner Beſtimmung, und als ein ſolcher darf und ſoll ſie uns mit Achtung erfüllen. Aber dieſe Technik wird nicht dem Sinn ſondern dem Verſtande vorgeſtellt; ſie kann nur gedacht werden, nicht erſcheinen. Die architektoniſche Schönheit hingegen kann wie ein Ausdruck ſeiner Beſtimmung ſeyn, da ſie ſich an ein ganz andres Vermögen wendet, als dasjenige iſt, welches über jene Beſtimmung zu entſcheiden hat.

Wenn daher dem Menſchen, vorzugsweiſe vor allen übrigen techniſchen Bildungen der Natur, Schönheit beygelegt wird, ſo iſt dieſs nur inſofern wahr, als er ſchon in der bloſsen Erſcheinung dieſen Vorzug behauptet, ohne daſs man ſich dabey ſeiner Menſchheit zu erinnern braucht. Denn da dieſes letzte nicht anders als vermittelſt eines Begriffs geſchehen könnte, ſo würde nicht der Sinn, ſondern der Verſtand über die Schönheit Richter ſeyn, welches einen Widerſpruch einſchlieſst. Die Würde ſeiner ſittlichen Beſtimmung kann alſo der Menſch nicht in Anſchlag bringen, ſeinen Vorzug als

Intelligenz kann er nicht geltend machen, wenn er den Preiſs der Schönheit behaupten will; hier iſt er nichts als ein Ding im Raume, nichts als Erſcheinung unter Erſcheinungen. Auf ſeinen Rang in der Ideenwelt wird in der Sinnenwelt nicht geachtet, und wenn er in dieſer die erſte Stelle behaupten ſoll, ſo kann er ſie nur dem, was in ihm Natur iſt, zu verdanken haben.

Aber eben dieſe ſeine Natur iſt, wie wir wiſſen, durch die Idee ſeiner Menſchheit beſtimmt worden, und ſo iſt es denn mittelbar auch ſeine architektoniſche Schönheit. Wenn er ſich alſo vor allen Sinnenweſen um ihn her durch höhere Schönheit unterſcheidet, ſo iſt er dafür unſtreitig ſeiner menſchlichen Beſtimmung verpflichtet, welche den Grund enthält, warum er ſich von den übrigen Sinnenweſen überhaupt nur unterſcheidet. Aber nicht darum iſt die menſchliche Bildung ſchön, weil ſie ein Ausdruck dieſer höheren Beſtimmung iſt, denn wäre dieſes, ſo würde die nehmliche Bildung aufhören ſchön zu ſeyn, ſobald ſie eine niedrigere Beſtimmung ausdrückte, ſo würde auch das Gegentheil dieſer Bildung ſchön ſeyn, ſobald man nur annehmen könnte, daſs es jene höhere Beſtimmung ausdrückte. Geſetzt aber, man könnte bey einer ſchö-

ſchönen Menſchengeſtalt ganz und gar vergeſſen, was ſie ausdrückt, man könnte ihr, ohne ſie in der Erſcheinung zu verändern, den rohen Inſtinkt eines Tigers unterſchieben, ſo würde das Urtheil der Augen vollkommen daſſelbe bleiben, und der Sinn würde den Tiger für das ſchönſte Werk des Schöpfers erklären.

Die Beſtimmung des Menſchen, als einer Intelligenz, hat alſo an der Schönheit ſeines Baues nur in ſo fern einen Antheil, als ihre Darſtellung, d. i. ihr Ausdruck in der Erſcheinung zugleich mit den Bedingungen zuſammentrift, unter welchen das Schöne ſich in der Sinnenwelt erzeugt. Die Schönheit ſelbſt nehmlich muſs jederzeit ein freyer Natureffekt bleiben, und die Vernunftidee, welche die Technik des menſchlichen Baues beſtimmte, kann ihm nie Schönheit ertheilen, ſondern bloſs geſtatten.

Man könnte mir zwar einwenden, daſs überhaupt alles was in der Erſcheinung ſich darſtellt, durch Naturkräfte ausgeführt werde, und daſs dieſes alſo kein ausſchlieſsendes Merkmal des Schönen ſeyn könne. Es iſt wahr, alle techniſche Bildungen ſind hervorgebracht durch Natur, aber durch Natur ſind ſie nicht techniſch; wenigſtens werden ſie nicht ſo beurtheilt. Techniſch ſind ſie nur durch den Verſtand, und ihre techniſche Vollkommenheit hat alſo ſchon Exiſtenz im Verſtande, ehe ſie in die Sinnenwelt hinübertritt, und zur Erſcheinung wird. Schönheit hingegen hat das ganz eigenthümliche, daſs ſie in der Sinnenwelt nicht bloſs dargeſtellt wird, ſondern auch in derſelben zuerſt entſpringt; daſs die Natur ſie nicht bloſs ausdrückt, ſondern auch erſchafft. Sie iſt durchaus nur eine Eigenſchaft des Sinnlichen, und auch der Künſtler, der ſie beabſichtet, kann ſie nur in ſo weit erreichen, als er den Schein unterhält, daſs die Natur gebildet habe.

Die Technik des menſchlichen Baues zu beurtheilen, muſs man die Vorſtellung der Zwecke, denen ſie gemäſs iſt, zu Hülfe nehmen; dieſs hat man gar nicht nöthig, um die Schönheit dieſes Baues zu beurtheilen. Der Sinn allein iſt hier ein völlig kompetenter Richter, und dieſs könnte er nicht ſeyn, wenn nicht die Sinnenwelt (die ſein einziges Objekt iſt) alle Bedingungen der Schönheit enthielte, und alſo zu Erzeugung derſelben vollkommen hinreichend wäre. Mittelbar freylich iſt die Schönheit des Menſchen in dem Begriff ſeiner Menſchheit gegründet, weil ſeine ganze ſinnliche Natur in dieſem Begriffe gegründet iſt, aber der Sinn, weiſs man, hält ſich nur an das Unmittelbare, und für ihn iſt es alſo gerade ſoviel, als wenn ſie ein ganz unabhängiger Natureffekt wäre.

Nach dem bisherigen ſollte es nun ſcheinen, als wenn die Schönheit für die Vernunft durchaus kein Intereſſe haben könnte, da ſie bloſs in der Sinnenwelt entſpringt, und ſich auch nur an das ſinnliche Erkenntniſsvermögen wendet. Denn nachdem wir von dem Begriff derſelben, als fremdartig, abgeſondert haben, was die Vorſtellung der Vollkommenheit in unſer Urtheil über die Schönheit zu miſchen kaum unterlaſſen kann, ſo ſcheint dieſer nichts mehr übrig zu bleiben, wodurch ſie der Gegenſtand eines vernünftigen Wohlgefallens ſeyn könnte. Nichts deſto weniger iſt es eben ſo ausgemacht, daſs das Schöne der Vernunft gefällt; als es entſchieden iſt, daſs es auf keiner ſolchen Eigenſchaft des Objektes beruht, die nur durch Vernunft zu entdecken wäre.

Um dieſen anſcheinenden Widerſpruch aufzulöſen, muſs man ſich erinnern, daſs es zweyerley Arten giebt, wodurch Erſcheinungen Objekte der Vernunft werden, und Ideen ausdrücken können. Es iſt nicht immer nöthig, daſs die Vernunft dieſe Ideen aus den Erſcheinungen herauszieht, ſie kann ſie auch in dieſelben hineinlegen. In beyden Fällen wird die Erſcheinung einem Vernunftbegriff adäquat ſeyn, nur mit dem Unterſchied: daſs in dem erſten Fall die Vernunft ihn ſchon objektiv darinn findet, und ihn gleichſam von dem Gegenſtand nur empfängt, weil der Begriff geſetzt werden muſs, um die Beſchaffenheit und oft ſelbſt um die Möglichkeit des Objekts zu erklären; daſs ſie hingegen in dem zweyten Fall das, was unabhängig von ihrem Begriff in der Erſcheinung gegeben iſt, ſelbſtthätig zu einem Ausdruck deſſelben macht, und alſo etwas bloſs ſinnliches überſinnlich behandelt. Dort iſt alſo die Idee mit dem Gegenſtande objektiv nothwendig, hier hingegen höchſtens ſubjektiv nothwendig verknüpft. Ich brauche nicht zu ſagen, daſs ich jenes von der Vollkommenheit, dieſes von der Schönheit verſtehe.

Da es alſo in dem zweyten Fall, in Anſehung des ſinnlichen Objektes ganz und gar zufällig iſt, ob es eine Vernunft giebt, die mit der Vorſtellung deſſelben eine ihrer Ideen verbindet, folglich die objektive Beſchaffenheit des Gegenſtandes von dieſer Idee als völlig unabhängig muſs betrachtet werden, ſo thut man ganz Recht, das Schöne, objektiv, auf lauter Naturbedingungen einzuſchränken, und es für einen bloſsen Effekt der Sinnenwelt zu erklären. Weil aber doch — auf der andern Seite — die Vernunft von dieſem Effekt der bloſsen Sinnenwelt einen tranſcendenten Gebrauch macht, und ihm dadurch, daſs ſie ihm eine höhere Bedeutung leyht, gleichſam ihren Stempel aufdrückt, ſo hat man ebenfalls Recht, das Schöne ſubjektiv in die intelligible Welt zu verſetzen. Die Schönheit iſt daher als die Bürgerin zwoer Welten anzuſehen, deren einer ſie durch Geburt, der andern durch Adoption angehört; ſie empfängt ihre Exiſtenz in der ſinnlichen Natur, und erlangt in der Vernunftwelt das Bürgerrecht. Hieraus erklärt ſich auch, wie es zugeht, daſs der Geſchmack, als ein Beurtheilungsvermögen des Schönen, zwiſchen Geiſt und Sinnlichkeit in die Mitte tritt, und dieſe beyden, einander verſchmähende Naturen, zu einer glücklichen Eintracht verbindet — wie er dem Materiellen die Achtung der Vernunft, wie er dem Rationalen die Zuneigung der Sinne erwirbt — wie er Anſchauungen zu Ideen adelt, und ſelbſt die Sinnenwelt gewiſsermaſsen in ein Reich der Freyheit verwandelt.

Wie wohl es aber — in Anſehung des Gegenſtandes ſelbſt — zufällig iſt, ob die Vernunft mit der Vorſtellung deſſelben eine ihrer Ideen verbindet, ſo iſt es doch — für das vorſtellende Subjekt — nothwendig, mit einer ſolchen Vorſtellung eine ſolche Idee zu verknüpfen. Dieſe Idee und das ihr korreſpondirende ſinnliche Merkmal an dem Objekte müſſen mit einander in einem ſolchen Verhältniſs ſtehen, daſs die Vernunft durch ihre eignen unveränderlichen Geſetze zu dieſer Handlung genöthigt wird. In der Vernunft ſelbſt muſs alſo der Grund liegen, warum ſie ausſchlieſsend nur mit einer gewiſſen Erſcheinungsart der Dinge eine beſtimmte Idee verknüpft, und in dem Objekte muſs wieder der Grund liegen, warum es ausſchlieſsend nur dieſe Idee und keine andre hervorruft. Was für eine Idee das nun ſey, die die Vernunft in das Schöne hineinträgt, und durch welche objektive Eigenſchaft der ſchöne Gegenſtand fähig ſey, dieſer Idee zum Symbol zu dienen — dieſs iſt eine viel zu wichtige Frage, um hier bloſs im Vorübergehen beantwortet zu werden, und deren Erörterung ich alſo auf eine Analytik des Schönen verſpare.

Die architektoniſche Schönheit des Menſchen iſt alſo, auf die Art, wie ich eben erwähnte, der ſinnliche Ausdruck eines Vernunftbegriffs; aber ſie iſt es in keinem andern Sinne und mit keinem gröſsern Rechte, als überhaupt jede ſchöne Bildung der Natur. Dem Grade nach übertrift ſie zwar alle andere Schönheiten, aber der Art nach ſteht ſie in der nehmlichen Reihe mit denſelben, da auch ſie von ihrem Subjekte nichts, als was ſinnlich iſt, offenbart, und erſt in der Vorſtellung eine überſinnliche Bedeutung empfängt *). Daſs

*) Denn — um es noch einmal zu wiederhohlen — in der bloſsen Anſchauung wird alles, was an der Schönheit objektiv iſt, gegeben. Da aber das, was dem Menſchen den Vorzug vor allen übrigen Sinnenweſen giebt, in der bloſsen Anſchauung nicht vorkommt, ſo kann eine Eigenſchaft, die ſich ſchon in der bloſsen Anſchauung offenbart, dieſen Vorzug nicht ſichtbar machen. Seine höhere Beſtimmung, die allein dieſen Vorzug begründet, wird alſo durch ſeine Schönheit nicht ausgedrückt, und die Vorſtellung von jener kann daher nie ein Ingredienz von dieſer abgeben, nie in das äſthetiſche Urtheil mit aufgenommen werden. Nicht der Gedanke ſelbſt, deſſen Ausdruck die menſchliche Bildung iſt, bloſs die Wirkungen deſſelben in der Erſcheinung offenbaren ſich dem Sinn. Zu dem überſinnlichen Grund dieſer Wirkungen

die Darſtellung der Zwecke am Menſchen ſchöner ausgefallen iſt, als bey andern organiſchen Bildungen, iſt als eine *Gunſt* anzuſehen, welche die Vernunft, als Geſetzgeberinn des menſchlichen Baues, der Natur als Ausrichterinn ihrer Geſetze erzeigte. Die Vernunft verfolgt zwar bey der Technik des Menſchen ihre Zwecke mit ſtrenger Nothwendigkeit, aber glücklicherweiſe treffen ihre Foderungen mit der Nothwendigkeit der Natur *zuſammen*, ſo daſs die letztere den Auftrag der erſtern vollzieht, indem ſie bloſs nach ihrer eigenen Neigung handelt.

Dieſes kann aber nur von der *architektoniſchen* Schönheit des Menſchen gelten, wo die Naturnothwendigkeit durch die Nothwendigkeit des ſie beſtimmenden teleologiſchen Grundes unterſtützt wird. Hier allein konnte die Schönheit gegen die Technik des Baues *berechnet* werden, welches aber nicht mehr ſtatt findet, ſobald die Nothwendigkeit nur einſeitig iſt und die überſinnliche Urſache, welche die Er-

erhebt der *bloſse Sinn* ſich eben ſo wenig, als (wenn man mir dieſs Beyſpiel verſtatten will) als der bloſs ſinnliche Menſch zu der Idee der oberſten Welturſache hinaufſteigt, wenn er ſeine Triebe befriedigt.

ſcheinung beſtimmt, ſich zufällig verändert. Für die architektoniſche Schönheit des Menſchen ſorgt alſo die Natur allein, weil ihr hier, gleich in der erſten Anlage, die Vollziehung alles deſſen, was der Menſch zu Erfüllung ſeiner Zwecke bedarf, einmal für immer von dem ſchaffenden Verſtand übergeben wurde, und ſie alſo in dieſem ihrem organiſchen Geſchäfte keine Neuerung zu befürchten hat.

Der Menſch aber iſt zugleich eine Perſon, ein Weſen alſo, welches ſelbſt Urſache, und zwar abſolut letzte Urſache ſeiner Zuſtände ſeyn, welches ſich nach Gründen, die es aus ſich ſelbſt nimmt, verändern kann. Die Art ſeines Erſcheinens iſt abhängig von der Art ſeines Empfindens und Wollens, alſo von Zuſtänden, die er ſelbſt in ſeiner Freyheit, und nicht die Natur nach ihrer Nothwendigkeit beſtimmt.

Wäre der Menſch bloſs ein Sinnenweſen, ſo würde die Natur zugleich die Geſetze geben und die Fälle der Anwendung beſtimmen; jetzt theilt ſie das Regiment mit der Freyheit, und obgleich ihre Geſetze Beſtand haben, ſo iſt es nunmehr doch der Geiſt, der über die Fälle entſcheidet.

Das Gebiet des Geiſtes erſtreckt ſich ſo weit, als die Natur techniſch iſt, und endigt nicht eher, als wo das organiſche Leben ſich in die formloſe Maſſe verliert, und die animaliſchen Kräfte aufhören. Es iſt bekannt, daſs alle bewegenden Kräfte im Menſchen unter einander zuſammenhängen, und ſo läſst ſich einſehen, wie der Geiſt — auch nur als Princip der willkührlichen Bewegung betrachtet — ſeine Wirkungen durch das ganze Syſtem derſelben fortpflanzen kann. Nicht bloſs die Werkzeuge des Willens, auch diejenigen, über welche der Wille nicht unmittelbar zu gebieten hat, erfahren wenigſtens mittelbar ſeinen Einfluſs. Der Geiſt beſtimmt ſie nicht bloſs abſichtlich, wenn er handelt, ſondern auch unabſichtlich, wenn er empfindet.

Die Natur für ſich allein kann, wie aus dem obigen klar iſt, nur für die Schönheit derjenigen Erſcheinungen ſorgen, die ſie ſelbſt, uneingeſchränkt, nach dem Geſetz der Nothwendigkeit zu beſtimmen hat. Aber mit der Willkühr tritt der Zufall in ihre Schöpfung ein, und ob gleich die Veränderungen, welche ſie unter dem Regiment der Freyheit erleidet, nach keinen andern als ihren eignen Geſetzen erfolgen, ſo erfolgen ſie doch nicht mehr aus dieſen Geſetzen. Da es jetzt auf den Geiſt ankommt welchen Gebrauch er von ſeinen Werkzeugen machen will, ſo kann die Natur über denjenigen Theil der Schönheit, welcher von dieſem Gebrauche abhängt, nichts mehr zu gebieten, und alſo auch nichts mehr zu verantworten haben.

Und ſo würde denn der Menſch in Gefahr ſchweben, gerade da, wo er ſich durch den Gebrauch ſeiner Freyheit zu den reinen Intelligenzen erhebt, als Erſcheinung zu ſinken, und in dem Urtheile des Geſchmacks zu verlieren, was er vor dem Richterſtuhl der Vernunft gewinnt. Die durch ſein Handeln erfüllte Beſtimmung würde ihm einen Vorzug koſten, den die in ſeinem Bau bloſs angekündigte Beſtimmung begünſtigte; und wenngleich dieſer Vorzug nur ſinnlich iſt, ſo haben wir doch gefunden, daſs ihm die Vernunft eine höhere Bedeutung ertheilt. Eines ſo groben Widerſpruchs macht ſich die Uebereinſtimmungliebende Natur nicht ſchuldig, und was in dem Reiche der Vernunft harmoniſch iſt, wird ſich durch keinen Miſsklang in der Sinnenwelt offenbaren.

Indem alſo die Perſon oder das freye Prinzipium im Menſchen es auf ſich nimmt, das Spiel der Erſcheinungen zu beſtimmen, und durch ſeine Dazwiſchenkunft der Natur die Macht entzieht, die Schönheit ihres Werks zu beſchützen, ſo tritt es ſelbſt an die Stelle der Natur, und übernimmt, (wenn mir dieſer Ausdruck erlaubt iſt) mit den Rechten derſelben einen Theil ihrer Verpflichtungen. Indem der Geiſt die ihm untergeordnete Sinnlichkeit in ſein Schickſal verwickelt, und von ſeinen Zuſtänden abhängen läſst, macht er ſich gewiſsermaſsen ſelbſt zur Erſcheinung, und bekennt ſich als einen Unterthan des Geſetzes, welches an alle Erſcheinungen ergehet. Um ſeiner ſelbſt willen macht er ſich verbindlich, die von ihm abhängende Natur auch noch in ſeinem Dienſte Natur bleiben zu laſſen, und ſie ihrer früheren Pflicht nie entgegen zu behandeln. Ich nenne die Schönheit eine Pflicht der Erſcheinungen, weil das ihr entſprechende Bedürfniſs im Subjekte in der Vernunft ſelbſt gegründet, und daher allgemein und nothwendig iſt, Ich nenne ſie eine frühere Pflicht, weil der Sinn ſchon geurtheilt hat, ehe der Verſtand ſein Geſchäft beginnt.

Die Freyheit regiert alſo jetzt die Schönheit. Die Natur gab die Schönheit des Baues, die Seele giebt die Schönheit des Spiels. Und nun wiſſen wir auch, was wir unter Anmuth und Grazie zu verſtehen haben. Anmuth iſt die Schönheit der Geſtalt unter dem Einfluſs der Freyheit; die Schönheit derjenigen Erſcheinungen, die die Perſon beſtimmt. Die architektoniſche Schönheit macht dem Urheber der Natur, Anmuth und Grazie machen ihrem Beſitzer Ehre. Jene iſt ein Talent, dieſe ein perſönliches Verdienſt.

Anmuth kann nur der Bewegung zukommen, denn eine Veränderung im Gemüth kann ſich nur als Bewegung in der Sinnenwelt offenbaren. Dieſs hindert aber nicht, daſs nicht auch feſte und ruhende Züge Anmuth zeigen könnten. Dieſe feſten Züge waren urſprünglich nichts als Bewegungen, die endlich bey oftmaliger Erneurung habituell wurden, und bleibende Spuren eindrückten. *)

---

*) Daher nimmt Home den Begriff der Anmuth viel zu eng an, wenn er (Grundſätze d. Kritik. II. 39. Neueſte Ausgabe) ſagt: „daſs, wenn die anmuthigſte Perſon in Ruhe ſey, und ſich weder bewege noch ſpreche, wir die Eigenſchaft der Anmuth, wie die Farbe im Finſtern, aus den Augen verlieren.“ Nein, wir verlieren ſie nicht aus den Augen, ſolange wir an der ſchlafenden Perſon die Züge wahrnehmen, die ein wohlwollender ſanfter Geiſt gebildet hat; und gerade der ſchätzbarſte Theil der Grazie bleibt übrig, derjeni-

Aber nicht alle Bewegungen am Menſchen ſind der Grazie fähig. Grazie iſt immer nur die Schönheit der durch Freyheit bewegten Ge-

---

ge nehmlich, der ſich aus Gebärden zu Zügen verfeſtete, und alſo die Fertigkeit des Gemüths in ſchönen Empfindungen an den Tag legt. Wenn aber der Herr Berichtiger des Homiſchen Werks ſeinen Autor durch die Bemerkung zurecht zu weiſen glaubte, (Siehe in demſelben Band S. 459.) „daſs ſich die Anmuth nicht bloſs auf willkührliche Bewegungen einſchränke, daſs eine ſchlafende Perſon nicht aufhöre reizend zu ſeyn,“ — und warum? „weil während dieſes Zuſtandes die unwillkührlichen, ſanften und eben deſswegen deſto anmuthigern Bewegungen erſt recht ſichtbar werden, ſo hebt er den Begriff der Grazie ganz auf, den Home bloſs zu ſehr einſchränkte. Unwillkührliche Bewegungen im Schlafe, wenn es nicht mechaniſche Wiederhohlungen von willkührlichen ſind, können nie anmuthig ſeyn, weit entfernt daſs ſie es vorzugsweiſe ſeyn könnten, und wenn eine ſchlafende Perſon reizend iſt, ſo iſt ſie es keinesweges durch die Bewegungen die ſie macht, ſondern durch ihre Züge, die von vorhergegangenen Bewegungen zeugen.

ſtalt, und Bewegungen, die bloſs der Natur angehören, können nie dieſen Nahmen verdienen. Es iſt zwar an dem, daſs ein lebhafter Geiſt ſich zuletzt beynahe aller Bewegungen ſeines Körpers bemächtigt, aber wenn die Kette ſehr lang wird, wodurch ſich ein ſchöner Zug an moraliſche Empfindungen anſchlieſst, ſo wird er eine Eigenſchaft des Baues, und läſst ſich kaum mehr zur Grazie zählen. Endlich bildet ſich der Geiſt ſogar ſeinen Körper, und der Bau ſelbſt muſs dem Spiele folgen, ſo daſs ſich die Anmuth zuletzt nicht ſelten in architektoniſche Schönheit verwandelt.

So, wie ein feindſeliger, mit ſich uneiniger Geiſt ſelbſt die erhabenſte Schönheit des Baues zu Grund richtet, daſs man unter den unwürdigen Händen der Freyheit das herrliche Meiſterſtück der Natur zuletzt nicht mehr erkennen kann, ſo ſieht man auch zuweilen das heitre und in ſich harmoniſche Gemüth der durch Hinderniſſe gefeſſelten Technik zu Hülfe kommen, die Natur in Freyheit ſetzen, und die noch eingewickelte, gedrückte Geſtalt mit göttlicher Glorie auseinander breiten. Die plaſtiſche Natur des Menſchen hat unendlich viele Hülfsmittel in ſich ſelbſt, ihr Verſäumniſs herein zu bringen, und ihre Fehler zu verbeſſern, ſobald nur der ſittliche

Geiſt ſie in ihrem Bildungswerk unterſtützen, oder auch manchmal nur nicht beunruhigen will.

Da auch die *verfeſteten Bewegungen* (in Züge übergegangene Gebärden) von der Anmuth nicht ausgeſchloſſen ſind, ſo könnte es das Anſehen haben, als ob überhaupt auch die Schönheit der *anſcheinenden* oder *nachgeahmten Bewegungen* (die flammigten oder geſchlängelten Linien) gleichfalls mit dazu gerechnet werden müſste, wie Mendelſohn auch wirklich behauptet *). Aber dadurch würde der Begriff der Anmuth zu dem Begriff der Schönheit überhaupt erweitert; denn *alle* Schönheit iſt zuletzt bloſs eine Eigenſchaft der wahren oder anſcheinenden (objektiven oder ſubjektiven) Bewegung, wie ich in einer Zergliederung des Schönen zu beweiſen hoffe. Anmuth aber können nur ſolche Bewegungen zeigen, die zugleich einer Empfindung entſprechen.

Die Perſon — man weiſs, was ich damit andeuten will — ſchreibt dem Körper die Bewegungen entweder durch ihren Willen vor, wenn ſie eine vorgeſtellte Wirkung in der Sinnenwelt realiſiren will, und in dieſem Fall heiſsen die Bewegunwegungen willkührlich oder abgezweckt; oder ſolche erfolgen, ohne den Willen der Perſon, nach einem Geſetz der Nothwendigkeit — aber auf Veranlaſſung einer Empfindung; dieſe nenne ich ſympathetiſche Bewegungen. Ob die letztern gleich unwillkührlich und in einer Empfindung gegründet ſind, ſo darf man ſie doch mit denjenigen nicht verwechſeln, welche das ſinnliche Gefühlvermögen, und der Naturtrieb, beſtimmt; denn der Naturtrieb iſt kein freyes Princip, und was er verrichtet, das iſt keine Handlung der Perſon. Unter den ſympathetiſchen Bewegungen, von denen hier die Rede iſt, will ich alſo nur diejenigen verſtanden haben, welche der moraliſchen Empfindung, oder der moraliſchen Geſinnung zur Begleitung dienen.

---

*) Philoſ. Schriften. I. 90.

Die Frage entſteht nun, welche von dieſen beyden Arten der in der Perſon gegründeten Bewegungen iſt der Anmuth fähig?

Was man beym Philoſophiren nothwendig von einander trennen muſs, iſt darum nicht immer auch in der Wirklichkeit getrennt. So findet man abgezweckte Bewegungen ſelten ohne ſympathetiſche, weil der Wille als die Urſache von jenen ſich nach moraliſchen Empfindungen beſtimmt, aus welchen dieſe entſpringen. Indem eine Perſon ſpricht, ſehen wir zugleich ihre Blicke, ihre Geſichtszüge, ihre Hände, ja oft den ganzen Körper mitſprechen, und der mimiſche Theil der Unterhaltung wird nicht ſelten für den beredtſten geachtet. Aber auch ſelbſt eine abgezweckte Bewegung kann zugleich als eine ſympathetiſche anzuſehen ſeyn, und dieſs geſchieht alsdann, wenn ſich etwas unwillkührliches in das willkührliche derſelben mit einmiſcht.

Die Art und Weiſe nehmlich, wie eine willkührliche Bewegung vollzogen wird, iſt durch ihren Zweck nicht ſo genau beſtimmt, daſs es nicht mehrere Arten geben ſollte, nach denen ſie kann verrichtet werden. Dasjenige nun, was durch den Willen oder den Zweck dabey unbeſtimmt gelaſſen iſt, kann durch den Empfindungszuſtand der Perſon, ſympathetiſch beſtimmt werden, und alſo zu einem Ausdruck deſſelben dienen. Indem ich meinen Arm ausſtrecke, um einen Gegenſtand in Empfang zu nehmen, ſo führe ich einen Zweck aus, und die Bewegung, die ich mache, wird durch die Abſicht, die ich damit erreichen will, vorgeſchrieben. Aber welchen Weg ich meinen Arm zu dem Gegenſtand nehmen und wie weit ich meinen übrigen Körper will nachfolgen laſſen — wie geſchwind oder langſam; und mit wie viel oder wenig Kraftaufwand ich die Bewegung verrichten will, in dieſe genaue Berechnung laſſe ich mich in *dem* Augenblick nicht ein, und der Natur in mir wird alſo hier etwas anheim geſtellt. Auf irgend eine Art und Weiſe muſs aber doch dieſes durch den bloſsen Zweck nicht beſtimmte, entſchieden werden, und hier alſo kann meine Art zu empfinden den Ausſchlag geben, und durch den *Ton*, den ſie angiebt, die Art und Weiſe der Bewegung beſtimmen. Der Antheil nun, den der Empfindungszuſtand der Perſon an einer willkührlichen Bewegung hat, iſt das Unwillkührliche an derſelben, und er iſt auch das, worinn man die Grazie zu ſuchen hat.

Eine *willkührliche* Bewegung, wenn ſie ſich nicht zugleich mit einer ſympathetiſchen verbindet, oder was eben ſoviel ſagt, nicht mit etwas *unwillkührlichem*, das in dem moraliſchen Empfindungszuſtand der Perſon ſeinen Grund hat, vermiſchet, kann *niemals* Grazie zeigen, wozu immer ein Zuſtand im Gemüth, als Urſache erfordert wird. Die willkührliche Bewegung *erfolgt* auf eine Handlung des Gemüths, welche alſo vergangen iſt, wenn die Bewegung geſchieht.

Die ſympathetiſche Bewegung hingegen begleitet die Handlung des Gemüths, und den Empfindungszuſtand deſſelben, durch den es zu dieſer Handlung vermocht wird, und muſs daher mit beyden als gleichlaufend betrachtet werden.

Es erhellt ſchon daraus, daſs die erſte, die nicht von der Geſinnung der Perſon unmittelbar ausflieſst, auch keine Darſtellung derſelben ſeyn kann. Denn zwiſchen die Geſinnung und die Bewegung ſelbſt tritt der Entſchluſs, der für ſich betrachtet etwas ganz gleichgültiges iſt; die Bewegung iſt Wirkung des Entſchluſſes und des Zweckes, nicht aber der Perſon und der Geſinnung.

Die willkührliche Bewegung iſt mit der ihr vorangehenden Geſinnung zufällig, die begleitende hingegen nothwendig damit verbunden. Jene verhält ſich zum Gemüth wie das conventionelle Sprachzeichen zu dem Gedanken, den es ausdrückt; die ſympathetiſche oder begleitende hingegen wie der leidenſchaftliche Laut zu der Leidenſchaft. Jene iſt daher nicht ihrer Natur, ſondern bloſs ihrem Gebrauch nach Darſtellung des Geiſtes. Alſo kann man auch nicht wohl ſagen, daſs der Geiſt in einer willkührlichen Bewegung ſich offenbare, da ſie nur die Materie des Willens (den Zweck) nicht aber die Form des Willens (die Geſinnung) ausdrückt. Von der Letztern kann uns nur die begleitende Bewegung belehren. *)

Daher wird man aus den Reden eines Menſchen zwar abnehmen können, für was er will

---

*) Wenn ſich eine Begebenheit vor einer zahlreichen Geſellſchaft ereignet, ſo kann es ſich treffen, daſs jeder Anweſende von der Geſinnung der Handelnden Perſonen ſeine eigene Meinung hat; ſo zufällig ſind willkührliche Bewegungen mit ihrer moraliſchen Urſache verbunden. Wenn hingegen einem aus dieſer Geſellſchaft ein ſehr geliebter Freund oder ein ſehr verhaſster Feind unerwartet in die Augen fiele, ſo würde der unzweydeutige Ausdruck ſeines Geſichts die Empfindungen ſeines Herzens ſchnell und beſtimmt an den Tag legen, und das Urtheil der ganzen Geſellſchaft über den gegenwärtigen Empfindungszuſtand dieſes Menſchen würde wahrſcheinlich völlig einſtimmig ſeyn: denn der Ausdruck iſt hier mit ſeiner Urſache im Gemüth durch Naturnothwendigkeit verbunden.

gehalten ſeyn, aber das, was er wirklich iſt, muſs man aus dem mimiſchen Vortrag ſeiner Worte und aus ſeinen Gebärden, alſo aus Bewegungen, die er nicht will, zu errathen ſuchen. Erfährt man aber, daſs ein Menſch auch ſeine Geſichtszüge wollen kann, ſo traut man ſeinem Geſicht, von dem Augenblick dieſer Entdeckung an, nicht mehr, und läſst jene auch nicht mehr für einen Ausdruck ſeiner Geſinnungen gelten.

Nun mag zwar ein Menſch durch Kunſt und Studium es zuletzt wirklich dahin bringen, daſs er auch die begleitenden Bewegungen ſeinem Willen unterwirſt, und gleich einem geſchickten Taſchenſpieler, welche Geſtalt er will, auf den mimiſchen Spiegel ſeiner Seele fallen laſſen kann. Aber an einem ſolchen Menſchen iſt dann auch alles Lüge, und alle Natur wird von der Kunſt verſchlungen. Grazie hingegen muſs jederzeit Natur d. i. unwillkührlich ſeyn (wenigſtens ſo ſcheinen) und das Subjekt ſelbſt darf nie ſo ausſehen, als wenn es um ſeine Anmuth wüſste.

Daraus erſieht man auch beyläufig, was man von der nachgeahmten oder gelernten Anmuth (die ich die theatraliſche und die Tanzmeiſtergrazie nennen möchte,) zu halten habe. Sie iſt ein würdiges Gegenſtück zu derjenigen Schönheit, die am Putztiſch aus Karmin und Bleyweiſs, falſchen Locken, *Fauſſes Gorges*, und Wallfiſchrippen hervorgeht, und verhält ſich ohngefähr eben ſo zu der wahren Anmuth, wie die Toiletten-Schönheit ſich zu der architektoniſchen verhält *). Auf einen ungeübten Sinn können beyde völlig denſelben Effekt machen, wie das Original, das ſie nach-

---

*) Ich bin eben ſo weit entfernt, bey dieſer Zuſammenſtellung dem Tanzmeiſter ſein Verdienſt um die wahre Grazie, als dem Schauſpieler ſeinen Anſpruch darauf abzuſtreiten. Der Tanzmeiſter kommt der wahren Anmuth unſtreitig zu Hülfe, indem er dem Willen die Herrſchaft über ſeine Werkzeuge verſchafft, und die Hinderniſſe hinwegräumt, welche die Maſſe und Schwerkraft dem Spiel der lebendigen Kräfte entgegen ſetzen. Er kann dieſs nicht anders als nach Regeln verrichten, welche den Körper in einer heilſamen Zucht erhalten, und, ſo lange die Trägheit widerſtrebt, ſteif, d. i. zwingend ſeyn und auch ſo ausſehen dürfen. Entläſst er aber den Lehrling aus ſeiner Schule, ſo muſs die Regel bey dieſem ihren Dienſt ſchon geleiſtet haben, daſs ſie ihn nicht in die Welt zu begleiten braucht; kurz das Werk der Regel muſs in Natur übergehen.

Die Geringſchätzung mit der ich von der theatraliſchen Grazie rede, gilt nur der nachgeahmten, und dieſe, nehme ich keinen Anſtand, auf der Schaubühne wie im Leben zu verwerfen. Ich bekenne, daſs mir der Schauſpieler nicht gefällt, der ſeine Grazie, geſetzt daſs ihm die Nachahmung auch noch ſo ſehr gelungen ſey, an der Toilette ſtudirt hat. Die Foderungen die wir an den Schauſpieler machen, ſind: 1) Wahrheit der Darſtellung und 2) Schönheit der Darſtellung. Nun behaupte ich, daſs der Schauſpieler, was die Wahrheit der Darſtellung betrift, alles durch Kunſt und nichts durch Natur hervorbringen muſſe, weil er ſonſt gar nicht Künſtler iſt; und ich werde ihn bewundern, wenn ich höre oder ſehe, daſs er, der einen wüthenden Guelfo meiſterhaft ſpielte ein Menſch von ſanftem Karakter iſt; auf der andern Seite hingegen behaupte ich, daſs er, was die Schönheit der Darſtellung betrift der Kunſt gar nichts zu danken haben dürfe, und daſs hier alles an ihm freiwilliges Werk der Natur ſeyn müſſe. Wenn es mir bey der Wahrheit ſeines Spiels beyfällt, daſs ihm dieſer ahmen, und iſt die Kunſt groſs, ſo kann ſie auch zuweilen den Kenner betrügen. Aber aus irgend einem Zuge blickt endlich doch der Zwang und die Abſicht hervor, und dann iſt Gleichgültigkeit, wo nicht gar Verachtung und Ekel, die unvermeidliche Folge. Sobald wir merken, daſs

Karakter nicht natürlich iſt, ſo werde ich ihn nur um ſo höher ſchätzen; wenn es mir bey der Schönheit ſeines Spiels beyfällt, daſs ihm dieſe anmuthigen Bewegungen nicht natürlich ſind, ſo werde ich mich nicht enthalten können, über den Menſchen zu zürnen, der hier den Künſtler zu Hülfe nehmen muſste. Die Urſache iſt, weil das Weſen der Grazie mit ihrer Natürlichkeit verſchwindet, und weil die Grazie doch eine Foderung iſt, die wir uns an den bloſsen Menſchen zu machen berechtigt glauben. Was werde ich aber nun dem mimiſchen Künſtler antworten, der gern wiſſen möchte, wie er, da er ſie nicht erlernen darf, zu der Grazie kommen ſoll? Er ſoll, iſt meine Meinung, zuerſt dafür ſorgen, daſs die Menſchheit in ihm ſelbſt zur Zeitigung komme, und dann ſoll er hingehen und (wenn es ſonſt ſein Beruf iſt) ſie auf der Schaubühne repräſentiren.

die architektoniſche Schönheit gemacht iſt, ſo ſehen wir gerade ſo viel von der Menſchheit (als Erſcheinung) verſchwunden, als aus einem fremden Naturgebiet zu derſelben geſchlagen worden iſt — und wie ſollten wir, die wir nicht einmal Wegwerfung eines zufälligen Vorzugs verzeihen, mit Vergnügen, ja auch nur mit Gleichgültigkeit einen Tauſch betrachten, wobey ein Theil der Menſchheit für gemeine Natur iſt hingegeben worden? Wie ſollten wir, wenn wir auch die Wirkung verzeihen könnten, den Betrug nicht verachten? — Sobald wir merken, daſs die Anmuth erkünſtelt iſt, ſo ſchlieſst ſich plötzlich unſer Herz, und zurücke flieht die ihr entgegenwallende Seele. Aus Geiſt ſehen wir plötzlich Materie geworden, und ein Wolkenbild aus einer himmliſchen Juno.

Ob aber gleich die Anmuth etwas unwillkührliches ſeyn oder ſcheinen muſs, ſo ſuchen wir ſie doch nur bey Bewegungen, die, mehr oder weniger, von dem Willen abhängen. Man legt zwar auch einer gewiſſen Gebärdenſprache Grazie bey, und ſpricht von einem anmuthigen Lächeln und einem reitzenden Erröthen, welches doch beydes ſympathetiſche Bewegungen ſind, worüber nicht der Wille, ſondern die Empfindung entſcheidet. Allein nicht zu rechnen, daſs jenes doch in unſerer Gewalt iſt, und daſs noch gezweifelt werden kann, ob dieſes auch eigentlich zur Anmuth gehöre, ſo ſind doch bey weitem die mehrern Fälle, in welchen ſich die Grazie offenbart, aus dem Gebiet der willkührlichen Bewegungen. Man fodert Anmuth von der Rede und vom Geſang, von dem willkührlichen Spiele der Augen und des Mundes, von den Bewegungen der Hände und der Arme bey jedem freyen Gebrauch derſelben, von dem Gange, von der Haltung des Körpers und der Stellung, von dem ganzen Bezeugen eines Menſchen, inſofern es in ſeiner Gewalt iſt. Von denjenigen Bewegungen am Menſchen, die der Naturtrieb oder ein herrgewordener Affekt auf ſeine eigene Hand ausführet, und die alſo auch ihrem Urſprung nach ſinnlich ſind, verlangen wir etwas ganz anders als Anmuth, wie ſich nachher entdecken wird. Dergleichen Bewegungen gehören der Natur und nicht der Perſon an, aus der doch allein alle Grazie quellen muſs.

Wenn alſo die Anmuth eine Eigenſchaft iſt, die wir von willkührlichen Bewegungen fodern, und wenn auf der andern Seite von der Anmuth ſelbſt doch alles willkührliche verbannt ſeyn muſs, ſo werden wir ſie in demjenigen, was bey abſichtlichen Bewegungen unabſichtlich, zugleich aber einer moraliſchen Urſache im Gemüth entſprechend iſt, aufzuſuchen haben.

Dadurch wird übrigens bloſs die Gattung von Bewegungen bezeichnet, unter welcher man die Grazie zu ſuchen hat; aber eine Bewegung kann alle dieſe Eigenſchaften haben, ohne deſswegen anmuthig zu ſeyn. Sie iſt dadurch bloſs ſprechend (mimiſch).

Sprechend (im weiteſten Sinne) nenne ich jede Erſcheinung am Körper, die einen Gemüthszuſtand begleitet und ausdrückt. In dieſer Bedeutung ſind alſo alle ſympathetiſche Bewegungen ſprechend, ſelbſt diejenigen, welche bloſsen Affektionen der Sinnlichkeit zur Begleitung dienen.

Auch thieriſche Bildungen ſprechen, indem ihr äuſsres das innre offenbart. Hier aber ſpricht bloſs die Natur, nie die Freyheit. In der permanenten Geſtalt und in den feſten architektoniſchen Zügen des Thieres kündigt die Natur ihren Zweck, in den mimiſchen Zügen das erwachte oder geſtillte Bedürfniſs an. Der Ring der Nothwendigkeit geht durch das Thier wie durch die Pflanze, ohne durch eine Perſon unterbrochen zu werden. Die Individualität ſeines Daſeyns iſt nur die beſondre Vorſtellung eines allgemeinen Naturbegriffs; die Eigenthümlichkeit ſeines gegenwärtigen Zuſtandes bloſs Beyſpiel einer Ausführung des Naturzwecks unter beſtimmten Naturbedingungen.

Sprechend im engern Sinn iſt nur die menſchliche Bildung und dieſe auch nur in denjenigen ihrer Erſcheinungen, die ſeinen moraliſche Empfindungszuſtand begleiten, und demſelben zum Ausdruck dienen.

Nur in dieſen Erſcheinungen: denn in allen andern ſteht der Menſch in gleicher Reihe mit den übrigen Sinnenweſen. In ſeiner permanenten Geſtalt und in ſeinen architektoniſchen Zügen legt bloſs die Natur, wie beym Thier und allen organiſchen Weſen, ihre Abſicht vor. Die Abſicht der Natur mit ihm kann zwar viel weiter gehen als bey dieſen, und die Verbindung der Mittel zu Erreichung derſelben kunſtreicher und verwickelter ſeyn; dieſs alles kommt bloſs auf Rechnung der Natur, und kann ihm ſelbſt zu keinem Vorzug gereichen.

Bey dem Thiere und der Pflanze gibt die Natur nicht bloſs die Beſtimmung an, ſondern führt ſie auch allein aus. Dem Menſchen aber giebt ſie bloſs die Beſtimmung, und überläſst ihm ſelbſt die Erfüllung derſelben. Dieſs allein macht ihn zum Menſchen.

Der Menſch allein hat als Perſon unter allen bekannten Weſen das Vorrecht, in den Ring der Nothwendigkeit, der für bloſse Naturweſen unzerreiſsbar iſt, durch ſeinen Willen zu greifen, und eine ganz friſche Reihe von Erſcheinungen in ſich ſelbſt anzufangen. Der Akt, durch den er dieſes wirkt, heiſst vorzugsweiſe eine Handlung, und diejenigen ſeiner Verrichtungen, die aus einer ſolchen Handlung herflieſsen, ausſchlieſsungsweiſe, ſeine Thaten. Er kann alſo, daſs er eine Perſon iſt, bloſs durch ſeine Thaten beweiſen.

Die Bildung des Thiers drückt nicht nur den Begriff ſeiner Beſtimmung, ſondern auch das Verhältniſs ſeines gegenwärtigen Zuſtandes zu dieſer Beſtimmung aus. Da nun bey dem Thiere die Natur die Beſtimmung zugleich giebt und erfüllt, ſo kann die Bildung des Thiers nie etwas anders als das Werk der Natur ausdrücken.

Da die Natur dem Menſchen zwar die Beſtimmung giebt, aber die Erfüllung derſelben in ſeinen Willen ſtellt, ſo kann das gegenwärtige Verhältniſs ſeines Zuſtandes zu ſeiner Beſtimmung nicht Werk der Natur, ſondern muſs ſein eigenes Werk ſeyn. Der Ausdruck dieſes Verhältniſſes in ſeiner Bildung gehört alſo nicht der Natur, ſondern ihm ſelbſt an, das iſt, es iſt ein perſönlicher Ausdruck. Wenn wir alſo aus dem architektoniſchen Theil ſeiner Bildung erfahren, was die Natur mit ihm beabſichtet hat, ſo erfahren wir aus dem mimiſchen Theil derſelben, was er ſelbſt zu Erfüllung dieſer Abſicht gethan hat.

Bey der Geſtalt des Menſchen begnügen wir uns alſo nicht damit, daſs ſie uns bloſs den allgemeinen Begriff der Menſchheit, oder was etwa die Natur zu Erfüllung deſſelben an dieſem Individuum wirkte, vor Augen ſtelle, denn das würde er mit jeder techniſchen Bildung gemein haben. Wir erwarten noch von ſeiner Geſtalt, daſs ſie uns zugleich offenbare, in wie weit er in ſeiner Freyheit dem Naturzweck entgegen kam, d. i. daſs ſie Karakter zeige. In dem erſtern Fall ſieht man wohl, daſs die Natur es mit ihm auf einen Menſchen anlegte, aber nur aus dem zweyten ergiebt ſich, ob er es wirklich geworden iſt.

Die Bildung eines Menſchen iſt alſo nur in ſo weit ſeine Bildung, als ſie mimiſch iſt;

aber auch ſo weit ſie mimiſch iſt, iſt ſie ſein. Denn, wenn gleich der gröſsere Theil dieſer mimiſchen Züge, ja wenn gleich alle bloſser Ausdruck der Sinnlichkeit wären, und ihm alſo ſchon als bloſsem Thiere zukommen könnten, ſo war er beſtimmt und fähig, die Sinnlichkeit durch ſeine Freyheit einzuſchränken. Die Gegenwart ſolcher Züge beweiſst alſo den Nichtgebrauch jener Fähigkeit, und die Nichterfüllung jener Beſtimmung; iſt alſo eben ſo gewiſs moraliſch ſprechend, als die Unterlaſſung einer Handlung, welche die Pflicht gebietet, eine Handlung iſt.

Von den ſprechenden Zügen, die immer ein Ausdruck der Seele ſind, muſs man die ſtummen Züge unterſcheiden, die bloſs die plaſtiſche Natur, inſofern ſie von jedem Einfluſs der Seele unabhängig wirkt, in die menſchliche Bildung zeichnet. Ich nenne dieſe Züge ſtumm, weil ſie als unverſtändliche Chiffern der Natur von dem Karakter ſchweigen. Sie zeigen bloſs die Eigenthümlichkeit der Natur im Vortrag der Gattung, und reichen oft für ſich allein ſchon hin, das Individuum zu unterſcheiden, aber von der Perſon können ſie nie etwas offenbaren. Für den Phyſiognomen ſind dieſe ſtummen Züge keineswegs bedeutungsleer, weil der Phyſiognome nicht bloſs wiſſen will, was der Menſch

ſelbſt

ſelbſt aus ſich gemacht, ſondern auch, was die Natur für und gegen ihn gethan hat.

Es iſt nicht ſo leicht, die Grenzen anzugeben, wo die ſtummen Züge aufhören, und die ſprechenden beginnen. Die gleichförmig wirkende Bildungskraft und der geſetzloſe Affekt ſtreiten unaufhörlich um ihr Gebiet; und was die Natur mit unermüdeter ſtiller Thätigkeit erbaute, wird oft wieder umgeriſſen von der Freyheit, die gleich einem anſchwellenden Strome über ihre Ufer tritt. Ein reger Geiſt verſchaft ſich auf alle körperlichen Bewegungen Einfluſs, und kommt zuletzt mittelbar dahin, auch ſelbſt die feſten Formen der Natur, die dem Willen unerreichbar ſind, durch die Macht des ſympathetiſchen Spiels zu verändern. An einem ſolchen Menſchen wird endlich alles Karakterzug, wie wir an manchen Köpfen finden, die ein langes Leben, auſserordentliche Schickſale und ein thätiger Geiſt völlig durchgearbeitet haben. Der plaſtiſchen Natur gehört an ſolchen Formen nur das Generiſche, die ganze Individualität der Ausführung aber der Perſon an; daher ſagt man ſehr richtig, daſs an einer ſolchen Geſtalt alles Seele ſey.

Dagegen zeigen uns jene zugeſtutzten Zöglinge der Regel, (die zwar die Sinnlichkeit zur

Ruhe bringen, aber die Menſchheit nicht wecken kann) in ihrer flachen und ausdrucksloſen Bildung überal nichts, als den Finger der Natur. Die geſchäftloſe Seele iſt ein beſcheidener Gaſt in ihrem Körper und ein friedlicher ſtiller Nachbar der ſich ſelbſt überlaſſenen Bildungskraft. Kein anſtrengender Gedanke, keine Leidenſchaft greift in den ruhigen Takt des phyſiſchen Lebens; nie wird der Bau durch das Spiel in Gefahr geſetzt, nie die Vegetation durch die Freyheit beunruhigt. Da die tiefe Ruhe des Geiſtes keine beträchtliche Konſumtion der Kräfte verurſacht, ſo wird die Ausgabe nie die Einnahme überſteigen, vielmehr die thieriſche Oekonomie immer Ueberſchuſs haben. Für den ſchmalen Gehalt von Glückſeligkeit, den ſie ihm auswirft, macht der Geiſt den pünktlichen Hausverwalter der Natur, und ſein ganzer Ruhm iſt, ihr Buch in Ordnung zu halten. Geleiſtet wird alſo werden, was die Organiſation immer leiſten kann, und floriren wird das Geſchäft der Ernährung und Zeugung. Ein ſo glückliches Einverſtändniſs zwiſchen der Naturnothwendigkeit und der Freyheit kann der architektoniſchen Schönheit nicht anders als günſtig ſeyn, und hier iſt es auch, wo ſie in ihrer ganzen Reinheit kann beobachtet werden. Aber die allgemeinen Naturkräfte führen, wie man weiſs, einen ewigen Krieg mit den beſondern, oder den organiſchen, und die kunſtreichſte Technik wird endlich von der Kohäſion und Schwerkraft bezwungen. Daher hat auch die Schönheit des Baues, als bloſses Naturprodukt, ihre beſtimmten Perioden der Blüthe, der Reife und des Verfalles, die das Spiel zwar beſchleunigen, aber niemals verzögern kann; und ihr gewöhnliches Ende iſt, daſs die Maſse allmählig über die Form Meiſter wird, und der lebendige Bildungstrieb in dem aufgeſpeicherten Stoff ſich ſein eigenes Grab bereitet. *)

*) Daher man auch mehrentheils finden wird, daſs ſolche Schönheiten des Baues ſich ſchon im mittlern Alter durch Obeſität ſehr merklich vergröbern, daſs, anſtatt jener kaum angedeutteten zarten Lineamente der Haut, ſich Gruben einſenken und wurſtförmige Falten aufwerfen, daſs das Gewicht unvermerkt auf die Form Einfluſs bekömmt, und das reizende mannichfache Spiel ſchöner Linien auf der Oberfläche ſich in einem gleichförmig ſchwellenden Polſter von Fette verliert. Die Natur nimmt wieder, was ſie gegeben hat.

Ich bemerke beyläufig, daſs etwas ähnliches zuweilen mit dem Genie vorgeht, welches überhaupt in

Ob indeſſen gleich kein einzelner ſtummer Zug Ausdruck des Geiſtes iſt, ſo iſt eine ſolche

ſeinem Urſprunge, wie in ſeinen Wirkungen mit der architektoniſchen Schönheit vieles gemein hat. Wie dieſe, ſo iſt auch jenes ein bloſses Naturerzeugniſs, und nach der verkehrten Denkart der Menſchen, die, was nach keiner Vorſchrift nachzuahmen, und durch kein Verdienſt zu erringen iſt, gerade am höchſten ſchätzen, wird die Schönheit mehr als der Reiz, das Genie mehr als erworbene Kraft des Geiſtes bewundert. Beyde Günſtlinge der Natur werden bey allen ihren Unarten (wodurch ſie nicht ſelten ein Gegenſtand verdienter Verachtung ſind) als ein gewiſser Geburtsadel, als eine höhere Kaſte betrachtet, weil ihre Vorzüge von Naturbedingungen abhängig ſind, und daher über alle Wahl hinaus liegen.

Aber wie es der architektoniſchen Schönheit ergeht, wenn ſie nicht zeitig dafür Sorge trägt, ſich an der Grazie eine Stütze und eine Stellvertreterin heranzuziehen, eben ſo ergeht es auch dem Genie, wenn es ſich durch Grundſätze, Geſchmack und Wiſsenſchaft zu ſtärken verabſäumt. War ſeine ganze Ausſtattung eine lebhafte und blühende Einbildungskraft (und die Natur ſtumme Bildung doch im Ganzen karakteriſtiſch; und zwar aus eben dem Grunde, war-

---

kann nicht wohl andre als ſinnliche Vorzüge ertheilen) ſo mag es bey Zeiten darauf denken, ſich dieſes zweydeutigen Geſchenks durch den einzigen Gebrauch zu verſichern, wodurch Naturgaben Beſitzungen des Geiſtes werden können; dadurch, meyne ich, daſs es der Materie Form ertheilt; denn der Geiſt kann nichts, als was Form iſt, ſein eigen nennen. Durch keine verhältniſsmäſsige Kraft der Vernunft beherrſcht, wird die wildaufgeſchoſsene üppige Naturkraft über die Freyheit des Verſtandes hinauswachſen, und ſie eben ſo erſticken, wie bey der architektoniſchen Schönheit die Maſſe endlich die Form unterdrückt.

Die Erfahrung, denke ich, liefert hievon reichlich Belege, beſonders an denjenigen Dichter-Genien, die früher berühmt werden als ſie mündig ſind, und wo, wie bey mancher Schönheit, das ganze Talent oft die Jugend iſt. Iſt aber der kurze Frühling vorbey, und fragt man nach den Früchten, die er hoffen lieſs, ſo ſind es ſchwammigte und oft verkrüppelte Geburten, die ein miſsgeleiteter blinder Bildungstrieb erzeugte. Gerade da, wo man erwarten um eine ſinnlich ſprechende es iſt. Der Geiſt nehmlich ſoll thätig ſeyn und ſoll moraliſch empfinden; und alſo zeugt es von ſeiner Schuld, wenn ſeine Bildung davon keine Spuren aufweiſt. Wenn uns alſo gleich der reine und ſchöne Ausdruck ſeiner Beſtimmung in der Architektur ſeiner Geſtalt mit Wohlgefallen und mit Ehrfurcht gegen die höchſte Vernunft, als ihre Urſache, erfüllt, ſo werden beyde Empfindungen nur ſo lange ungemiſcht bleiben, als er uns bloſse Naturerzeugung iſt. Denken wir ihn uns aber als moraliſche Perſon, ſo ſind wir berechtigt, einen Ausdruck derſelben in ſeiner Geſtalt zu erwarten, und ſchlägt dieſe Erwar-

kann, daſs der Stoff ſich zur Form veredelt und der bildende Geiſt in der Anſchauung Ideen niedergelegt habe, ſind ſie, wie jedes andre Naturprodukt, der Materie anheim gefallen, und die vielverſprechenden Meteore erſcheinen als ganz gewöhnliche Lichter — wo nicht gar als noch etwas weniger. Denn die poetiſirende Einbildungskraft ſinkt zuweilen auch ganz zu dem Stoff zurück, aus dem ſie ſich losgewickelt hatte, und verſchmäht es nicht, der Natur bey einem andern *ſolidern* Bildungswerk zu dienen, wenn es ihr mit der poetiſchen Zeugung nicht recht mehr gelingen will.

tung fehl, ſo wird Verachtung unausbleiblich erfolgen. Bloſs organiſche Weſen ſind uns ehrwürdig als Geſchöpfe, der Menſch aber kann es uns nur als Schöpfer, (d. i. als Selbſturheber ſeines Zuſtandes) ſeyn. Er ſoll nicht bloſs, wie die übrigen Sinnenweſen, die Strahlen fremder Vernunft zurückwerfen, wenn es gleich die Göttliche wäre, ſondern er ſoll, gleich einem Sonnenkörper, von ſeinem eigenen Lichte glänzen.

Eine ſprechende Bildung wird alſo von dem Menſchen gefodert, ſobald man ſich ſeiner ſittlichen Beſtimmung bewuſst wird; aber es muſs zugleich eine Bildung ſeyn, die zu ſeinem Vortheile ſpricht, d. i. die eine, ſeiner Beſtimmung gemäſse Empfindungsart, eine moraliſche Fertigkeit, ausdrückt. Dieſe Anfoderung macht die Vernunft an die Menſchenbildung.

Der Menſch iſt aber als Erſcheinung zugleich Gegenſtand des Sinnes. Wo das moraliſche Gefühl Befriedigung findet, da will das äſthetiſche nicht verkürzt ſeyn, und die Uebereinſtimmung mit einer Idee darf in der Erſcheinung kein Opfer koſten. So ſtreng alſo auch immer die Vernunft einen Ausdruck der Sittlichkeit fodert, ſo unnachlaſslich fodert das Auge

Schönheit. Da dieſe beyden Foderungen an daſſelbe Objekt, obgleich von verſchiedenen Inſtanzen der Beurtheilung, ergehen, ſo muſs auch durch eine und dieſelbe Urſache für beider Befriedigung geſorgt ſeyn. Diejenige Gemüthsverfaſſung des Menſchen, wodurch er am fähigſten wird, ſeine Beſtimmung als moraliſche Perſon zu erfüllen, muſs einen ſolchen Ausdruck geſtatten, der ihm auch, als bloſser Erſcheinung, am vortheilhafteſten iſt." Mit andern Worten: ſeine ſittliche Fertigkeit muſs ſich durch Grazie offenbaren.

Hier iſt es nun, wo die groſse Schwierigkeit eintritt. Schon aus dem Begriff moraliſchſprechender Bewegungen ergiebt ſich, daſs ſie eine moraliſche Urſache haben müſſen, die über die Sinnenwelt hinaus liegt; eben ſo ergiebt ſich aus dem Begriffe der Schönheit, daſs ſie keine andre als ſinnliche Urſache habe, und ein völlig freyer Natureffekt ſeyn oder doch ſo erſcheinen müſſe. Wenn aber der letzte Grund moraliſchſprechender Bewegungen nothwendig auſſerhalb, der letzte Grund der Schönheit eben ſo nothwendig innerhalb der Sinnenwelt liegt, ſo ſcheint die Grazie, welche beydes verbinden ſoll, einen offenbaren Widerſpruch zu enthalten.

Um ihn zu heben, wird man alſo annehmen müſſen, „daſs die moraliſche Urſache im Gemüthe, die der Grazie zum Grunde liegt, in der von ihr abhängenden Sinnlichkeit gerade denjenigen Zuſtand nothwendig hervorbringe, der die *Naturbedingungen* des Schönen in ſich enthält.“ Das Schöne ſetzt nehmlich, wie ſich von allem Sinnlichen verſteht, gewiſſe Bedingungen, und, in ſofern es das Schöne iſt, auch bloſs ſinnliche Bedingungen voraus. Daſs nun der Geiſt, (nach einem Geſetz, das wir nicht ergründen können) durch den Zuſtand, worinn er ſich ſelbſt befindet, der ihn begleitenden Natur den ihrigen vorſchreibt, und daſs der Zuſtand moraliſcher Fertigkeit in ihm gerade derjenige iſt, durch den die ſinnlichen Bedingungen des Schönen in Erfüllung gebracht werden, dadurch macht er das Schöne *möglich*, und das allein iſt *ſeine* Handlung. Daſs aber *wirklich* Schönheit daraus wird, das iſt Folge jener ſinnlichen Bedingungen, alſo freye *Naturwirkung*. Weil aber die Natur bey *willkührlichen* Bewegungen, wo ſie als Mittel behandelt wird, um einen Zweck auszuführen, nicht wirklich frey heiſsen kann, und weil ſie bey den *unwillkührlichen* Bewegungen, die das Moraliſche ausdrücken, wiederum nicht frey heiſsen kann, ſo iſt die Freyheit, mit der ſie ſich in ihrer

Abhängigkeit von dem Willen demungeachtet äuſert, eine Zulaſſung von Seiten des Geiſtes. Man kann alſo ſagen, daſs die Grazie eine Gunſt ſey, die das Sittliche dem Sinnlichen erzeigt, ſo wie die architektoniſche Schönheit als die Einwilligung der Natur zu ihrer techniſchen Form kann betrachtet werden.

Man erlaube mir dieſs durch eine bildliche Vorſtellung zu erläutern. Wenn ein monarchiſcher Staat auf eine ſolche Art verwaltet wird, daſs, obgleich alles nach eines Einzigen Willen geht, der einzelne Bürger ſich doch überreden kann, daſs er nach ſeinem eigenen Sinne lebe, und bloſs ſeiner Neigung gehorche, ſo nennt man dieſs eine liberale Regierung. Man würde aber groſses Bedenken tragen, ihr dieſen Nahmen zu geben, wenn entweder der Regent ſeinen Willen gegen die Neigung des Bürgers, oder der Bürger ſeine Neigung gegen den Willen des Regenten behauptete; denn in dem erſten Fall wäre die Regierung nicht liberal, in dem zweyten wäre ſie gar nicht Regierung.

Es iſt nicht ſchwer, die Anwendung davon auf die menſchliche Bildung unter dem Regiment des Geiſtes zu machen. Wenn ſich der Geiſt in der von ihm abhängenden ſinnlichen Natur auf eine ſolche Art äuſert, daſs ſie ſeinen Willen aufs treueſte ausrichtet und ſeine Empfindungen auf das ſprechendſte ausdrückt, ohne doch gegen die Anfoderungen zu verſtoſsen, welche der Sinn an ſie, als an Erſcheinungen, macht, ſo wird dasjenige entſtehen, was man Anmuth nennt. Man würde aber gleich weit entfernt ſeyn, es Anmuth zu nennen wenn entweder der Geiſt ſich in der Sinnlichkeit durch Zwang offenbarte, oder wenn dem freyen Effekt der Sinnlichkeit der Ausdruck des Geiſtes fehlte. Denn in dem erſten Fall wäre keine Schönheit vorhanden, in dem zweyten wäre es keine Schönheit des Spiels.

Es iſt alſo immer nur der überſinnliche Grund im Gemüthe, der die Grazie ſprechend, und immer nur ein bloſs ſinnlicher Grund in der Natur, der ſie ſchön macht. Es läſst ſich eben ſo wenig ſagen, daſs der Geiſt die Schönheit erzeuge, als man, im angeführten Fall, von dem Herrſcher ſagen kann, daſs er Freyheit hervorbringe; denn Freyheit kann man einem zwar laſſen, aber nicht geben.

So wie aber doch der Grund, warum ein Volk unter dem Zwang eines fremden Willens ſich frey fühlt, gröſstentheils in der Geſinnung des Herrſchers liegt, und eine entgegengeſetzte Denkart des Letztern jener Freyheit nicht ſehr günſtig ſeyn würde, eben ſo müſſen wir auch die Schönheit der freyen Bewegungen in der ſittlichen Beſchaffenheit des ſie diktirenden Geiſtes aufſuchen. Und nun entſteht die Frage, was dieſs wohl für eine *perſönliche Beſchaffenheit* ſeyn mag, die den ſinnlichen Werkzeugen des Willens die gröſsere Freyheit verſtattet, und was für moraliſche Empfindungen ſich am beſten mit der Schönheit im Ausdruck vertragen?

Soviel leuchtet ein, daſs ſich weder der Wille bey der abſichtlichen, noch der Affekt bey der ſympathetiſchen Bewegung, gegen die von ihm abhängende Natur als eine *Gewalt* verhalten dürfe, wenn ſie ihm mit Schönheit gehorchen ſoll. Schon das allgemeine Gefühl der Menſchen macht die *Leichtigkeit* zum Hauptkarakter der Grazie, und was angeſtrengt wird, kann niemals Leichtigkeit zeigen. Eben ſo leuchtet ein, daſs auf der andern Seite, die Natur ſich gegen den Geiſt nicht als Gewalt verhalten dürfe, wenn ein ſchöner moraliſcher Ausdruck ſtatt haben ſoll; denn wo die bloſse Natur *herrſcht*, da muſs die Menſchheit verſchwinden.

Es laſsen ſich in allem dreyerley Verhältniſſe denken, in welchen der Menſch zu ſich ſelbſt d. i. ſein ſinnlicher Theil zu ſeinem vernünftigen, ſtehen kann. Unter dieſen haben wir dasjenige aufzuſuchen, welches ihn in der Erſcheinung am beſsten kleidet, und deſſen Darſtellung Schönheit iſt.

Der Menſch unterdrückt entweder die Foderungen ſeiner ſinnlichen Natur, um ſich den höhern Foderungen ſeiner vernünftigen gemäſs zu verhalten; oder er kehrt es um, und ordnet den vernünftigen Theil ſeines Weſens dem ſinnlichen unter, und folgt alſo bloſs dem Stoſse, womit ihn die Naturnothwendigkeit, gleich den andern Erſcheinungen forttreibt; oder die Triebe des letztern ſetzen ſich mit den Geſetzen des erſtern in Harmonie, und der Menſch iſt einig mit ſich ſelbſt.

Wenn ſich der Menſch ſeiner reinen Selbſtſtändigkeit bewuſst wird, ſo ſtöſst er alles von ſich, was ſinnlich iſt, und nur durch dieſe Abſonderung von dem Stoffe gelangt er zum Gefühl ſeiner rationalen Freyheit. Dazu aber wird, weil die Sinnlichkeit hartnäckig und kraftvoll widerſteht, von ſeiner Seite eine merkliche Gewalt und groſse Anſtrengung erfodert, ohne welche es ihm unmöglich wäre, die Begierde von ſich zu halten, und den nachdrücklich ſprechenden Inſtinkt zum Schweigen zu bringen. Der ſo geſtimmte Geiſt läſst die von ihm abhängende Natur, ſowohl da, wo ſie im Dienſt ſeines Willens handelt, als da, wo ſie ſeinem Willen vorgreifen will, erfahren, daſs er ihr Herr iſt. Unter ſeiner ſtrengen Zucht wird alſo die Sinnlichkeit unterdrückt erſcheinen, und der innere Widerſtand wird ſich von auſſen durch Zwang verrathen. Eine ſolche Verfaſſung des Gemüths kann alſo der Schönheit nicht günſtig ſeyn, welche die Natur nicht anders als in ihrer Freyheit hervorbringt, und es wird daher auch nicht Grazie ſeyn können, wodurch die mit dem Stoffe kämpfende moraliſche Freyheit ſich kenntlich macht.

Wenn hingegen der Menſch, unterjocht vom Bedürfniſs, den Naturtrieb ungebunden über ſich herrſchen läſst, ſo verſchwindet mit ſeiner innern Selbſtſtändigkeit auch jede Spur derſelben in ſeiner Geſtalt. Nur die Thierheit redet aus dem ſchwimmenden erſterbenden Auge, aus dem lüſtern geöfneten Munde, aus der erſtickten bebenden Stimme, aus dem kurzen geſchwinden Athem, aus dem Zittern der Glieder, aus dem ganzen erſchlaffenden Bau. Nachgelaſſen hat aller

Widerſtand der moraliſchen Kraft, und die Natur in ihm iſt in volle Freyheit geſetzt. Aber eben dieſer gänzliche Nachlaſs der Selbſtthätigkeit, der im Moment des ſinnlichen Verlangens und noch mehr im Genuſs zu erfolgen pflegt, ſetzt augenblicklich auch die rohe Materie in Freyheit, die durch das Gleichgewicht der thätigen und leidenden Kräfte bisher gebunden war. Die todten Naturkräfte fangen an, über die lebendigen der Organiſation die Oberhand zu bekommen, die Form von der Maſſe, die Menſchheit von gemeiner Natur unterdrückt zu werden. Das Seeleſtrahlende Auge wird matt, oder quillt auch gläſern und ſtier aus ſeiner Höhlung hervor, der feine Inkarnat der Wangen verdickt ſich zu einer groben und gleichförmigen Tüncherfarbe, der Mund wird zur bloſsen Oefnung, denn ſeine Form iſt nicht mehr Folge der wirkenden ſondern der nachlaſſenden Kräfte, die Stimme und der ſeufzende Athem ſind nichts als Hauche, wodurch die beſchwerte Bruſt ſich erleichtern will, und die nun bloſs ein mechaniſches Bedürfniſs, keine Seele verrathen. Mit einem Worte: bey der Freyheit, welche die Sinnlichkeit ſich ſelbſt nimmt, iſt an keine Schönheit zu denken. Die Freyheit der Formen, die der ſittliche Wille bloſs eingeſchränkt hatte, überwältigt der grobe Stoff, welcher ſtets ſoviel Feld gewinnt, als dem Willen entriſſen wird.

Ein Menſch in dieſem Zuſtand empört nicht bloſs den moraliſchen Sinn, der den Ausdruck der Menſchheit unnachläſslich fodert; auch der äſthetiſche Sinn, der ſich nicht mit dem bloſsen Stoffe befriedigt, ſondern in der Form ein freyes Vergnügen ſucht, wird ſich mit Ekel von einem ſolchen Anblick abwenden, bey welchem nur die Begierde ihre Rechnung finden kann.

Das erſte dieſer Verhältniſſe zwiſchen beiden Naturen im Menſchen erinnert an eine Monarchie, wo die ſtrenge Aufſicht des Herrſchers jede freye Regung im Zaum hält; das zweyte an eine wilde Ochlokratie, wo der Bürger durch Aufkündigung des Gehorſams gegen den rechtmäſsigen Oberherrn ſo wenig frey, als die menſchliche Bildung, durch Unterdrückung der moraliſchen Selbſtthätigkeit, ſchön wird; vielmehr nur dem brutaleren Deſpotismus der unterſten Klaſſen, wie hier die Form der Maſſe, anheimfällt. So wie die Freyheit zwiſchen dem geſetzlichen Druck und der Anarchie mitten inne liegt, ſo werden wir jetzt auch die Schönheit zwiſchen der Würde, als dem Ausdruck des

des herrſchenden Geiſtes, und der Wolluſt, als dem Ausdruck des herrſchenden Triebes, in der Mitte finden.

Wenn nehmlich weder die über die Sinnlichkeit herrſchende Vernunft, noch die über die Vernunft herrſchende Sinnlichkeit ſich mit Schönheit des Ausdrucks vertragen, ſo wird (denn es giebt keinen vierten Fall) ſo wird derjenige Zuſtand des Gemüths, wo Vernunft und Sinnlichkeit — Pflicht und Neigung — zuſammenſtimmen, die Bedingung ſeyn, unter der die Schönheit des Spiels erfolgt.

Um ein Objekt der Neigung werden zu können, muſs der Gehorſam gegen die Vernunft einen Grund des Vergnügens abgeben, denn nur durch Luſt und Schmerz wird der Trieb in Bewegung geſetzt. In der gewöhnlichen Erfahrung iſt es zwar umgekehrt, und das Vergnügen iſt der Grund, warum man vernünftig handelt. Daſs die Moral ſelbſt endlich aufgehört hat, dieſe Sprache zu reden, hat man dem unſterblichen Verfaſſer der Kritik zu verdanken, dem der Ruhm gebührt, die geſunde Vernunft aus der philoſophierenden wieder hergeſtellt zu haben.

Aber ſo wie die Grundſätze dieſes Weltweiſen von ihm ſelbſt, und auch von andern, pflegen vorgeſtellt zu werden, ſo iſt die Neigung eine ſehr zweydeutige Gefährtin des Sittengefühls, und das Vergnügen eine bedenkliche Zugabe zu moraliſchen Beſtimmungen. Wenn der Glückſeligkeitstrieb auch keine blinde Herrſchaft über den Menſchen behauptet, ſo wird er doch bey dem ſittlichen Wahlgeſchäfte gerne mitſprechen wollen, und ſo der Reinheit des Willens ſchaden, der immer nur dem Geſetze und nie dem Triebe folgen ſoll. Um alſo völlig ſicher zu ſeyn, daſs die Neigung nicht mit beſtimmte, ſieht man ſie lieber im Krieg, als im Einverſtändniſs mit dem Vernunftgeſetze, weil es gar zu leicht ſeyn kann, daſs ihre Fürſprache allein ihm ſeine Macht über den Willen verſchaffte. Denn da es beym Sittlichhandeln nicht auf die Geſetzmäſsigkeit der Thaten, ſondern einzig nur auf die Pflichtmäſsigkeit der Geſinnungen ankommt, ſo legt man mit Recht keinen Werth auf die Betrachtung, daſs es für die erſte gewöhnlich vortheilhafter ſey, wenn ſich die Neigung auf Seiten der Pflicht befindet. Soviel ſcheint alſo wohl gewiſs zu ſeyn, daſs der Beyfall der Sinnlichkeit, wenn er die Pflichtmäſsigkeit des Willens auch nicht verdächtig macht, doch wenigſtens nicht im Stand iſt, ſie zu ver-

bürgen. Der ſinnliche Ausdruck dieſes Beyfalls in der Grazie, wird alſo für die Sittlichkeit der Handlung, bey der er angetroffen wird, nie ein hinreichendes und gültiges Zeugniſs ablegen, und aus dem ſchönen Vortrag einer Geſinnung oder Handlung wird man nie ihren moraliſchen Werth erfahren.

Bis hieher glaube ich, mit den *Rigoriſten* der Moral vollkommen einſtimmig zu ſeyn, aber ich hoffe dadurch noch nicht zum *Latitudinarier* zu werden, daſs ich die Anſprüche der Sinnlichkeit, die im Felde der reinen Vernunft, und bey der moraliſchen Geſetzgebung, *völlig* zurückgewieſen ſind, im Feld der Erſcheinung, und bey der wirklichen Ausübung der Sittenpflicht, noch zu behaupten verſuche.

So gewiſs ich nehmlich überzeugt bin — und eben darum, weil ich es bin — daſs der Antheil der Neigung an einer freyen Handlung für die reine Pflichtmäſsigkeit dieſer Handlung nichts beweiſst, ſo glaube ich *eben daraus* folgern zu können, daſs die ſittliche Vollkommenheit des Menſchen gerade nur aus dieſem Antheil ſeiner Neigung an ſeinem moraliſchen Handeln erhellen kann. Der Menſch nehmlich iſt nicht dazu beſtimmt, einzelne ſittliche Handlungen zu verrichten, ſondern ein ſittliches Weſen zu ſeyn. „Nicht *Tugenden* ſondern *die Tugend* iſt ſeine Vorſchrift, und Tugend iſt nichts anders „als eine Neigung zu der Pflicht." Wie ſehr alſo auch Handlungen aus Neigung und Handlungen aus Pflicht in objektivem Sinne einander entgegen ſtehen, ſo iſt dieſs doch in ſubjektivem Sinn nicht alſo, und der Menſch *darf* nicht nur, ſondern *ſoll* Luſt und Pflicht in Verbindung bringen; er ſoll ſeiner Vernunft mit Freuden gehorchen. Nicht um ſie wie eine Laſt wegzuwerfen, oder wie eine grobe Hülle von ſich abzuſtreifen, nein, um ſie aufs innigſte mit ſeinem höhern Selbſt zu vereinbaren, iſt ſeiner reinen Geiſternatur eine ſinnliche beygeſellt. Dadurch ſchon, daſs ſie ihn zum vernünftig ſinnlichen Weſen, d. i. zum Menſchen machte, kündigte ihm die Natur die Verpflichtung an, nicht zu trennen, was ſie verbunden hat, auch in den reinſten Aeuſſerungen ſeines göttlichen Theiles den ſinnlichen nicht hinter ſich zu laſsen, und den Triumph des einen nicht auf Unterdrückung des andern zu gründen. Erſt alsdann, wenn ſie *aus ſeiner geſammten Menſchheit* als die vereinigte Wirkung beider Principien hervorquillt, *wenn ſie ihm zur Natur geworden* iſt, iſt ſeine ſittliche Denkart geborgen, denn ſo lange der ſittliche Geiſt noch

Gewalt anwendet, ſo muſs der Naturtrieb ihm noch Macht entgegen zu ſetzen haben. Der bloſs niedergeworfene Feind kann wieder aufſtehen, aber der verſöhnte iſt wahrhaft überwunden.

In der Kantiſchen Moralphiloſophie iſt die Idee der Pflicht mit einer Härte vorgetragen, die alle Grazien davon zurückſchreckt, und einen ſchwachen Verſtand leicht verſuchen könnte, auf dem Wege einer finſtern und mönchiſchen Aſcetik die moraliſche Vollkommenheit zu ſuchen. Wie ſehr ſich auch der groſse Weltweiſe gegen dieſe Miſsdeutung zu verwahren ſuchte, die ſeinem heitern und freyen Geiſt unter allen gerade die empörendſte ſeyn muſs, ſo hat er, deucht mir, doch ſelbſt durch die ſtrenge und grelle Entgegenſetzung beider auf den Willen des Menſchen wirkenden Prinzipien, einen ſtarken (obgleich bey ſeiner Abſicht vielleicht kaum zu vermeidenden) Anlaſs dazu gegeben. Ueber die Sache ſelbſt kann, nach den von ihm geführten Beweiſen, unter denkenden Köpfen, die überzeugt ſeyn wollen, kein Streit mehr ſeyn, und ich wüſste kaum, wie man nicht lieber ſein ganzes Menſchſeyn aufgeben, als über dieſe Angelegenheit ein anderes Reſultat von der Vernunft erhalten wollte. Aber ſo rein er bey Unterſuchung der Wahrheit zu Werke gieng, und ſo ſehr ſich hier alles aus bloſs objektiven Gründen erklärt, ſo ſcheint ihn doch in Darſtellung der gefundenen Wahrheit eine mehr ſubjektive Maxime geleitet zu haben, die, wie ich glaube, aus den Zeitumſtänden nicht ſchwer zu erklären iſt.

So wie er nehmlich die Moral ſeiner Zeit, im Syſteme und in der Ausübung, vor ſich fand, ſo muſste ihn auf der einen Seite ein grober Materialismus in den moraliſchen Prinzipien empören, den die unwürdige Gefälligkeit der Philoſophen dem ſchlaffen Zeitkarakter zum Kopfküſsen untergelegt hatte. Auf der andern Seite muſste ein nicht weniger bedenklicher Perfektionsgrundſatz, der, um eine abſtrakte Idee von allgemeiner Weltvollkommenheit zu realiſiren, über die Wahl der Mittel nicht ſehr verlegen war, ſeine Aufmerkſamkeit erregen. Er richtete alſo dahin, wo die Gefahr am meiſten erklärt, und die Reform am dringendſten war, die ſtärkſte Kraft ſeiner Gründe, und machte es ſich zum Geſetze, die Sinnlichkeit ſowohl da, wo ſie mit frecher Stirne dem Sittengefühl Hohn ſpricht, als in der impoſanten Hülle moraliſch-löblicher Zwecke, worein beſonders ein gewiſser enthuſiaſtiſcher Ordensgeiſt ſie zu verſtecken weiſs, ohne Nachſicht zu verfolgen. Er hatte nicht die Unwiſſenheit zu belehren, ſondern die Verkehrtheit zurecht zu weiſen. Erſchütterung foderte die Kur, nicht Einſchmeichelung und Ueberredung; und je härter der Abſtich war, den der Grundſatz der Wahrheit mit den herrſchenden Maximen machte, deſto mehr konnte er hoffen, Nachdenken darüber zu erregen. Er ward der Drako ſeiner Zeit, weil ſie ihm eines Solons noch nicht werth und empfänglich ſchien. Aus dem Sanktuarium der reinen Vernunft brachte er das fremde und doch wieder ſo bekannte Moralgeſetz, ſtellte es in ſeiner ganzen Heiligkeit aus vor dem entwürdigten Jahrhundert, und fragte wenig darnach, ob es Augen gibt, die ſeinen Glanz nicht vertragen.

Womit aber hatten es die Kinder des Hauſes verſchuldet, daſs er nur für die Knechte ſorgte? Weil oft ſehr unreine Neigungen den Nahmen der Tugend uſurpiren, muſste darum auch der uneigennützige Affekt in der edelſten Bruſt verdächtig gemacht werden? Weil der moraliſche Weichling dem Geſetz der Vernunft gern eine Laxität geben möchte, die es zu einem Spielwerk ſeiner Konvenienz macht, muſste ihm darum eine Rigidität beygelegt werden, die die kraftvollſte Aeuſſerung moraliſcher Freyheit nur in eine rühmlichere Art von Knechtſchaft verwandelt? Denn hat wohl der wahrhaft ſittliche Menſch eine freyere Wahl zwiſchen Selbſtachtung und Selbſtverwerfung, als der Sinnenſklave zwiſchen Vergnügen und Schmerz? Iſt dort etwa weniger Zwang für den reinen Willen, als hier für den verdorbenen? Muſste ſchon durch die imperatife Form des Moralgeſetzes die Menſchheit angeklagt und erniedriget werden, und das erhabenſte Dokument ihrer Gröſse zugleich die Urkunde ihrer Gebrechlichkeit ſeyn? War es wohl bey dieſer imperatifen Form zu vermeiden, daſs eine Vorſchrift, die ſich der Menſch als Vernunftweſen ſelbſt gibt, die deswegen allein für ihn bindend, und dadurch allein mit ſeinem Freyheitsgefühle verträglich iſt, nicht den Schein eines fremden und poſitiven Geſetzes annahm — einen Schein, der durch ſeinen radikalen Hang, demſelben entgegen zu handeln (wie man ihm Schuld giebt) ſchwerlich vermindert werden dürfte! *)

Es iſt für moraliſche Wahrheiten gewiſs nicht vortheilhaft, Empfindungen gegen ſich zu ha-

---

*) Siehe das Glaubensbekenntniſs des V. d. K. von der menſchlichen Natur in ſeiner neueſten Schrift: Die Offenbarung in den Grenzen der Vernunft. Erſter Abſchnitt.

ben, die der Menſch ohne Erröthen ſich geſtehen darf. Wie ſollen ſich aber die Empfindungen der Schönheit und Freyheit mit dem auſſeren Geiſt eines Geſetzes vertragen, das ihn mehr durch Furcht als durch Zuverſicht leitet, das ihn, den die Natur doch vereinigte, ſtets zu vereinzeln ſtrebt, und nur dadurch, daſs es ihm Mistrauen gegen den einen Theil ſeines Weſens erweckt, ſich der Herrſchaft über den andern verſichert. Die menſchliche Natur iſt ein verbundeneres Ganze in der Wirklichkeit, als es dem Philoſophen, der nur durch Trennen was vermag, erlaubt iſt, ſie erſcheinen zu laſſen. Nimmermehr kann die Vernunft Affekte als ihrer unwerth verwerfen, die das Herz mit Freudigkeit bekennt, und der Menſch da, wo er moraliſch geſunken wäre, nicht wohl in ſeiner eigenen Achtung ſteigen. Wäre die ſinnliche Natur im Sittlichen immer nur die unterdrückte und nie die mitwirkende Parthey, wie könnte ſie das ganze Feuer ihrer Gefühle zu einem Triumph hergeben, der über ſie ſelbſt gefeyert wird? Wie könnte ſie eine ſo lebhafte Theilnehmerin an dem Selbſtbewuſstſeyn des reinen Geiſtes ſeyn, wenn ſie ſich nicht endlich ſo innig an ihn anſchlieſsen könnte, daſs ſelbſt der analytiſche Verſtand ſie nicht ohne Gewaltthätigkeit mehr von ihm trennen kann.

Der Wille hat ohnehin einen unmittelbarern Zuſammenhang mit dem Vermögen der Empfindungen als dem der Erkenntniſs, und es wäre in manchen Fällen ſchlimm, wenn er ſich bey der reinen Vernunft erſt orientiren müſste. Es erweckt mir kein gutes Vorurtheil für einen Menſchen, wenn er der Stimme des Triebes ſo wenig trauen darf, daſs er gezwungen iſt, ihn jedesmal erſt vor dem Grundſatze der Moral abzuhören; vielmehr achtet man ihn hoch, wenn er ſich demſelben, ohne Gefahr, durch ihn miſsgeleitet zu werden, mit einer gewiſſen Sicherheit vertraut. Denn das beweiſst, daſs beide Principien in ihm ſich ſchon in derjenigen Uebereinſtimmung befinden, welche das Siegel der vollendeten Menſchheit, und dasjenige iſt, was man unter einer *ſchönen Seele* verſtehet.

Eine ſchöne Seele nennt man es, wenn ſich das ſittliche Gefühl aller Empfindungen des Menſchen endlich bis zu *dem* Grad verſichert hat, daſs es dem Affekt die Leitung des Willens ohne Scheu überlaſſen darf, und nie Gefahr läuft, mit den Entſcheidungen deſſelben im Widerſpruch zu ſtehen. Daher ſind bey einer ſchönen Seele die einzelnen Handlungen eigentlich nicht ſittlich, ſondern der ganze Charakter iſt es. Man kann ihr auch keine einzige darunter zum Verdienſt anrechnen, weil eine Befriedigung des Triebes nie verdienſtlich heiſsen kann. Die ſchöne Seele hat kein andres Verdienſt, als daſs ſie iſt. Mit einer Leichtigkeit, als wenn bloſs der Inſtinkt aus ihr handelte, übt ſie der Menſchheit peinlichſte Pflichten aus, und das heldenmüthigſte Opfer, das ſie dem Naturtriebe abgewinnt, fällt, wie eine freywillige Wirkung eben dieſes Triebs, in die Augen. Daher weiſs ſie ſelbſt auch niemals um die Schönheit ihres Handelns, und es fällt ihr nicht mehr ein, daſs man anders handeln und empfinden könnte; dagegen ein ſchulgerechter Zögling der Sittenregel, ſo wie das Wort des Meiſters ihn fodert, jeden Augenblick bereit ſeyn wird, vom Verhältniſs ſeiner Handlungen zum Geſetz die ſtrengſte Rechnung abzulegen. Das Leben des Letztern wird einer Zeichnung gleichen, worinn man die Regel durch harte Striche angedeutet ſieht, und an der allenfalls ein Lehrling die Prinzipien der Kunſt lernen könnte. Aber in einem ſchönen Leben ſind, wie in einem Titianiſchen Gemählde, alle jene ſchneidenden Grenzlinien verſchwunden, und doch tritt die ganze Geſtalt nur deſto wahrer, lebendiger, harmoniſcher hervor.

In einer ſchönen Seele iſt es alſo, wo Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung harmo niren, und Grazie iſt ihr Ausdruck in der Erſcheinung. Nur im Dienſt einer ſchönen Seele kann die Natur zugleich Freyheit beſitzen und ihre Form bewahren, da ſie erſtere unter der Herrſchaft eines ſtrengen Gemüths, letztere unter der Anarchie der Sinnlichkeit einbüſst. Eine ſchöne Seele gieſst auch über eine Bildung, der es an architektoniſcher Schönheit mangelt, eine unwiderſtehliche Grazie aus, und oft ſieht man ſie ſelbſt über Gebrechen der Natur triumphiren. Alle Bewegungen, die von ihr ausgehen, werden leicht, ſanft und dennoch belebt ſeyn. Heiter und frey wird das Auge ſtrahlen, und Empfindung wird in demſelben glänzen. Von der Sanftmuth des Herzens wird der Mund eine Grazie erhalten, die keine Verſtellung erkünſteln kann. Keine Spannung wird in den Mienen, kein Zwang in den willkührlichen Bewegungen zu bemerken ſeyn, denn die Seele weiſs von keinem. Muſik wird die Stimme ſeyn, und mit dem reinen Strom ihrer Modulationen das Herz bewegen. Die architektoniſche Schönheit kann Wohlgefallen, kann Bewunderung, kann Erſtaunen erregen, aber nur die Anmuth wird hinreiſſen. Die Schönheit hat Anbeter, Liebhaber hat nur die Grazie; denn wir huldigen dem Schöpfer, und lieben den Menſchen.

Man wird, im Ganzen genommen, die Anmuth mehr bey dem weiblichen Geſchlecht (die Schönheit vielleicht mehr bey dem männlichen,) finden, wovon die Urſache nicht weit zu ſuchen iſt. Zur Anmuth muſs ſowohl der körperliche Bau, als der Charakter beytragen; jener durch ſeine Biegſamkeit Eindrücke anzunehmen und ins Spiel geſetzt zu werden, dieſer durch die ſittliche Harmonie der Gefühle. In beydem war die Natur dem Weibe günſtiger als dem Manne.

Der zärtere weibliche Bau empfängt jeden Eindruck ſchneller und läſst ihn ſchneller wieder verſchwinden. Feſte Conſtitutionen kommen nur durch einen Sturm in Bewegung, und wenn ſtarke Muſkeln angezogen werden, ſo können ſie die Leichtigkeit nicht zeigen, die zur Grazie erfodert wird. Was in einem weiblichen Geſicht noch ſchöne Empfindſamkeit iſt, würde in einem männlichen ſchon Leiden ausdrücken. Die zarte Fiber des Weibes neigt ſich wie dünnes Schilfrohr unter dem leiſeſten Hauch des Affekts. In leichten und lieblichen Wellen gleitet die Seele über das ſprechende Angeſicht, das ſich bald wieder zu einem ruhigen Spiegel ebnet.

Auch der Beytrag, den die Seele zu der Grazie geben muſs, kann bey dem Weibe leichter als bey dem Manne erfüllt werden. Selten wird ſich der weibliche Charakter zu der höchſten Idee ſittlicher Reinheit erheben, und es ſelten weiter als zu *affektionirten* Handlungen bringen. Er wird der Sinnlichkeit oft mit heroiſcher Stärke, aber nur *durch* die Sinnlichkeit widerſtehen. Weil nun die Sittlichkeit des Weibes gewöhnlich auf Seiten der Neigung iſt, ſo wird es ſich in der Erſcheinung eben ſo ausnehmen, als wenn die Neigung auf Seiten der Sittlichkeit wäre. Anmuth wird alſo der Ausdruck der weiblichen Tugend ſeyn, der ſehr oft der männlichen fehlen dürfte.

Würde.

So wie die Anmuth der Ausdruck einer ſchönen Seele iſt, ſo iſt Würde der Ausdruck einer erhabenen Geſinnung.

Es iſt dem Menſchen zwar aufgegeben, eine innige Uebereinſtimmung zwiſchen ſeinen beyden Naturen zu ſtiften, immer ein harmonirendes Ganze zu ſeyn, und mit ſeiner vollſtimmigen ganzen Menſchheit zu handeln. Aber dieſe Charakterſchönheit, die reifſte Frucht ſeiner Humanität, iſt bloſs eine Idee, welcher gemäſs zu werden er mit anhaltender Wachſamkeit ſtreben, aber die er bey aller Anſtrengung nie ganz erreichen kann.

Der Grund, warum er es nicht kann, iſt die unveränderliche Einrichtung ſeiner Natur; es ſind die phyſiſchen Bedingungen ſeines Daſeyns ſelbſt, die ihn daran verhindern.

Um nehmlich ſeine Exiſtenz in der Sinnenwelt, die von Naturbedingungen abhängt, ſicher zu ſtellen, muſste der Menſch, da er, als ein Weſen, das ſich nach Willkühr verändern kann, für ſeine Erhaltung ſelbſt zu ſorgen hat, zu

Handlungen vermocht werden, wodurch jene phyſiſchen Bedingungen ſeines Daſeyns erfüllt, und wenn ſie aufgehoben ſind, wieder hergeſtellt werden können. Obgleich aber die Natur dieſe Sorge, die ſie in ihren vegetabiliſchen Erzeugungen ganz allein über ſich nimmt, ihm ſelbſt übergeben muſste, ſo durfte doch die Befriedigung eines ſo dringenden Bedürfniſſes, wo es ſein und ſeines Geſchlechts ganzes Daſeyn gilt, ſeiner ungewiſſen Einſicht nicht anvertraut werden. Sie zog alſo dieſe Angelegenheit, die *dem Innhalte nach* in ihr Gebiet gehört, auch *der Form nach* in daſſelbe, indem ſie in die Beſtimmungen der Willkühr Nothwendigkeit legte. So entſtand der Naturtrieb, der nichts anders iſt, als eine Naturnothwendigkeit durch das Medium der Empfindung.

Der Naturtrieb beſtürmt das Empfindungsvermögen durch die gedoppelte Macht von Schmerz und Vergnügen; durch Schmerz, wo er Befriedigung fodert, durch Vergnügen, wo er ſie findet.

Da einer Naturnothwendigkeit nichts abzudingen iſt, ſo muſs auch der Menſch, ſeiner Freyheit ungeachtet, empfinden, was die Natur ihn empfinden laſſen will, und je nachdem die

Empfin-

Empfindung Schmerz oder Luſt iſt, ſo muſs bey ihm eben ſo unabänderlich Verabſcheuung oder Begierde erfolgen. In dieſem Punkte ſteht er dem Thiere vollkommen gleich, und der ſtarkmüthigſte Stoiker fühlt den Hunger eben ſo empfindlich und verabſcheut ihn eben ſo lebhaft, als der Wurm zu ſeinen Füſsen.

Jetzt aber fängt der groſse Unterſchied an. Auf die Begierde und Verabſcheuung erfolgt bey dem Thiere eben ſo nothwendig Handlung, als Begierde auf Empfindung, und Empfindung auf den äuſſern Eindruck erfolgte. Es iſt hier eine ſtetig fortlaufende Kette, wo jeder Ring nothwendig in den andern greift. Bey dem Menſchen iſt noch eine Inſtanz mehr, nehmlich der Wille, der als ein überſinnliches Vermögen weder dem Geſetz der Natur, noch dem der Vernunft, ſo unterworfen iſt, daſs ihm nicht vollkommen freye Wahl bliebe, ſich entweder nach dieſem oder nach jenem zu richten. Das Thier muſs ſtreben den Schmerz los zu ſeyn, der Menſch kann ſich entſchlieſsen, ihn zu behalten.

Der Wille des Menſchen iſt ein erhabener Begriff, auch dann, wenn man auf ſeinen moraliſchen Gebrauch nicht achtet. Schon der bloſse

Wille erhebt den Menſchen über die Thierheit; der moraliſche erhebt ihn zur Gottheit. Er muſs aber jene zuvor verlaſſen haben, eh' er ſich dieſer nähern kann; daher iſt es kein geringer Schritt zur moraliſchen Freyheit des Willens, durch Brechung der Naturnothwendigkeit in ſich, auch in gleichgültigen Dingen, den bloſsen Willen zu üben.

Die Geſetzgebung der Natur hat Beſtand bis zum Willen, wo ſie ſich endigt, und die vernünftige anfängt. Der Wille ſteht hier zwiſchen beyden Gerichtsbarkeiten, und es kommt ganz auf ihn ſelbſt an, von welcher er das Geſetz empfangen will; aber er ſteht nicht in gleichem Verhältniſs gegen beyde. Als Naturkraft iſt er gegen die eine, wie gegen die andere, frey; das heiſst, er muſs ſich weder zu dieſer noch zu jener ſchlagen. Er iſt aber nicht frey, als moraliſche Kraft, das heiſst, er ſoll ſich zu der vernünftigen ſchlagen. Gebunden iſt er an keine, aber verbunden iſt er dem Geſetz der Vernunft. Er gebraucht alſo ſeine Freyheit wirklich, wenn er gleich der Vernunft widerſprechend handelt, aber er gebraucht ſie unwürdig, weil er ungeachtet ſeiner Freyheit doch nur innerhalb der Natur ſtehen bleibt, und zu der Operation des bloſsen Triebs gar keine Realität hinzu thut; denn aus *Begierde wollen* heiſst nur umſtändlicher begehren *).

Die Geſetzgebung der Natur durch den Trieb kann mit der Geſetzgebung der Vernunft aus Prinzipien in Streit gerathen, wenn der Trieb zu ſeiner Befriedigung eine Handlung fodert, die dem moraliſchen Grundſatz zuwider läuft. In dieſem Fall iſt es unwandelbare Pflicht für den Willen, die Foderung der Natur dem Ausſpruch der Vernunft nachzuſetzen, da Naturgeſetze nur bedingungsweiſe, Vernunftgeſetze aber ſchlechterdings und unbedingt verbinden.

Aber die Natur behauptet mit Nachdruck ihre Rechte, und da ſie niemals willkührlich fodert, ſo nimmt ſie, unbefriedigt, auch keine Foderung zurück. Weil von der erſten Urſache an, wodurch ſie in Bewegung gebracht wird, bis zu dem Willen, wo ihre Geſetzgebung aufhört, alles in ihr ſtreng nothwendig iſt, ſo kann ſie *rückwärts* nicht nachgeben, ſondern muſs *vorwärts* gegen den Willen drängen, bey

---

*) Man leſe über dieſe Materie die aller Aufmerkſamkeit würdige Theorie des Willens im zweyten Theil der *Reinholdiſchen Briefe*.

dem die Befriedigung ihres Bedürfniſſes ſteht. Zuweilen ſcheint es zwar, als ob ſie ſich ihren Weg verkürzte, und, ohne zuvor ihr Geſuch vor den Willen zu bringen, unmittelbare Kauſalität für die Handlung hätte, durch die ihrem Bedürfniſse abgeholfen wird. In einem ſolchen Falle, wo der Menſch dem Triebe nicht bloſs freyen Lauf lieſse, ſondern wo der Trieb dieſen Lauf ſelbſt nähme, würde der Menſch auch nur Thier ſeyn; aber es iſt ſehr zu zweifeln, ob dieſer jemals ſein Fall ſeyn kann, und wenn er es wirklich wäre, ob dieſe blinde Macht ſeines Triebes nicht ein Verbrechen ſeines Willens iſt.

Das Begehrungsvermögen dringt alſo auf Befriedigung, und der Wille wird aufgefodert, ihm dieſe zu verſchaffen. Aber der Wille ſoll ſeine Beſtimmungsgründe von der Vernunft empfangen, und nur nach demjenigen, was dieſe erlaubt oder vorſchreibt, ſeine Entſchlieſsung faſſen. Wendet ſich nun der Wille wirklich an die Vernunft, ehe er das Verlangen des Triebes genehmigt, ſo handelt er ſittlich; entſcheidet er aber unmittelbar, ſo handelt er ſinnlich *).

---

*) Man darf aber dieſe Anfrage des Willens bey der Vernunft nicht mit derjenigen verwechſeln

So oft alſo die Natur eine Foderung macht, und den Willen durch die blinde Gewalt des Affekts überraſchen will, kommt es dieſem zu, ihr ſo lange Stillſtand zu gebieten, bis die Vernunft geſprochen hat. Ob der Ausſpruch der Vernunft für oder gegen das Intereſſe der Sinnlichkeit ausfallen werde, das iſt, was er jetzt noch nicht wiſſen kann; eben deswegen aber muſs er dieſes Verfahren in jedem Affekt ohne Unterſchied beobachten, und der Natur, in jedem Falle, wo ſie der anfangende Theil iſt, die unmittelbare Kauſalität verſagen. Dadurch allein, daſs er die Gewalt der Begierde bricht, die mit Vorſchnelligkeit ihrer Befriedigung zueilt, und die Inſtanz des Willens lieber ganz vorbey gehen möchte, zeigt der Menſch ſeine Selbſtſtändigkeit, und beweiſst ſich als ein moraliſches Weſen, welches nie bloſs begehren oder bloſs verabſcheuen, ſondern ſeine Verabſcheuung und Begierde jederzeit wollen muſs.

---

wo ſie über die Mittel zu Befriedigung einer Begierde erkennen ſoll. Hier iſt nicht davon die Rede, wie die Befriedigung zu erlangen, ſondern ob ſie zu geſtatten iſt. Nur das letzte gehört ins Gebiet der Moralität; das erſte gehört zur Klugheit.

Aber ſchon die bloſse Anfrage bey der Vernunft iſt eine Beeinträchtigung der Natur, die in ihrer eigenen Sache kompetente Richterinn iſt, und ihre Ausſprüche keiner neuen und auswärtigen Inſtanz unterworfen ſehen will. Jener Willensakt, der die Angelegenheit des Begehrungsvermögens vor das ſittliche Forum bringt, iſt alſo im eigentlichen Sinn naturwidrig, weil er das Nothwendige wieder zufällig macht, und Geſetzen der Vernunft die Entſcheidung in einer Sache anheim ſtellt, wo nur Geſetze der Natur ſprechen können und auch wirklich geſprochen haben. Denn ſo wenig die reine Vernunft in ihrer moraliſchen Geſetzgebung darauf Rückſicht nimmt, wie der Sinn wohl ihre Entſcheidungen aufnehmen möchte, eben ſo wenig richtet ſich die Natur in ihrer Geſetzgebung darnach, wie ſie es einer reinen Vernunft recht machen möchte. In jeder von beyden gilt eine andre Nothwendigkeit, die aber keine ſeyn würde, wenn es der einen erlaubt wäre, willkührliche Veränderungen in der andern zu treffen. Daher kann auch der tapferſte Geiſt bey allem Widerſtande, den er gegen die Sinnlichkeit ausübt, nicht die Empfindung ſelbſt, nicht die Begierde ſelbſt unterdrücken, ſondern ihr bloſs den Einfluſs auf ſeine Willensbeſtimmungen verweigern; entwaffnen kann er den

Trieb durch moraliſche Mittel, aber nur durch natürliche ihn beſänftigen. Er kann durch ſeine ſelbſtſtändige Kraft zwar verhindern, daſs Naturgeſetze für ſeinen Willen nicht zwingend werden, aber an dieſen Geſetzen ſelbſt kann er ſchlechterdings nichts verändern.

In Affekten alſo „wo die Natur (der Trieb) zuerſt handelt und den Willen entweder ganz zu umgehen oder ihn gewaltſam auf ihre Seite zu ziehen ſtrebt, kann ſich die Sittlichkeit des Karakters nicht anders, als durch Widerſtand offenbaren, und daſs der Trieb die Freyheit des Willens nicht einſchränke, nur durch Einſchränkung des Triebes verhindern.“ Uebereinſtimmung mit dem Vernunftgeſetz iſt alſo im Affekte nicht anders möglich, als durch einen Widerſpruch mit den Foderungen der Natur. Und da die Natur ihre Foderungen, aus ſittlichen Gründen, nie zurücknimmt, folglich auf ihrer Seite alles ſich gleich bleibt, wie auch der Wille ſich in Anſehung ihrer verhalten mag, ſo iſt hier keine Zuſammenſtimmung zwiſchen Neigung und Pflicht, zwiſchen Vernunft und Sinnlichkeit möglich, ſo kann der Menſch hier nicht mit ſeiner ganzen harmonirenden Natur, ſondern ausſchlieſsungsweiſe nur mit ſeiner vernünftigen handeln. Er handelt alſo in dieſen Fällen auch nicht *moraliſch ſchön*, weil an der Schönheit der Handlung auch die Neigung nothwendig Theil nehmen muſs, die hier vielmehr widerſtreitet. Er handelt aber *moraliſch groſs*, weil alles das, und das allein groſs iſt, was von einer Ueberlegenheit des höhern Vermögens über das ſinnliche Zeugniſs gibt.

Die *ſchöne* Seele muſs ſich alſo im Affekt in eine *erhabene* verwandeln, und das iſt der untrügliche Probierſtein, wodurch man ſie von dem *guten Herzen* oder der *Temperamentstugend* unterſcheiden kann. Iſt bey einem Menſchen die Neigung nur darum auf Seiten der Gerechtigkeit, weil die Gerechtigkeit ſich glücklicherweiſe auf Seiten der Neigung befindet, ſo wird der Naturtrieb im Affekt eine vollkommene Zwangsgewalt über den Willen ausüben, und, wo ein Opfer nöthig iſt, ſo wird es die Sittlichkeit und nicht die Sinnlichkeit treffen. War es hingegen die Vernunft ſelbſt, die, wie bey einem ſchönen Karakter der Fall iſt, die Neigungen *in Pflicht nahm*, und der Sinnlichkeit das Steuer *nur anvertraute*, ſo wird ſie es in demſelben Moment zurücknehmen, als der Trieb ſeine Vollmacht misbrauchen will. Die Temperamentstugend ſinkt alſo im Affekt zum bloſsen Naturprodukt herab; die ſchöne Seele geht ins heroiſche über, und erhebt ſich zur reinen Intelligenz.

Beherrſchung der Triebe durch die moraliſche Kraft iſt Geiſtesfreyheit, und Würde heiſst ihr Ausdruck in der Erſcheinung.

Streng genommen iſt die moraliſche Kraft im Menſchen keiner Darſtellung fähig, da das Ueberſinnliche nie verſinnlicht werden kann. Aber mittelbar kann ſie durch ſinnliche Zeichen dem Verſtande vorgeſtellt werden, wie bey der Würde der menſchlichen Bildung wirklich der Fall iſt.

Der aufgeregte Naturtrieb wird eben ſo, wie das Herz in ſeinen moraliſchen Rührungen, von Bewegungen im Körper begleitet, die theils dem Willen zuvoreilen, theils, als bloſs ſympathetiſche, ſeiner Herrſchaft gar nicht unterworfen ſind. Denn da weder Empfindung, noch Begierde und Verabſcheuung, in der Willkühr des Menſchen liegen, ſo kann er denjenigen Bewegungen, welche damit unmittelbar zuſammenhängen nicht zu gebieten haben. Aber der Trieb bleibt nicht bey der bloſsen Begierde ſtehen; vorſchnell und dringend ſtrebt er ſein Objekt zu verwirklichen, und wird, wenn ihm von dem ſelbſtſtändigen Geiſte nicht nachdrücklich widerſtanden wird, ſelbſt ſolche Handlungen anticipiren, worüber der Wille allein zu ſagen haben ſoll. Denn der Erhaltungstrieb ringt ohne Unterlaſs nach der geſetzgebenden Gewalt im Gebiete des Willens, und ſein Beſtreben iſt, eben ſo ungebunden über den Menſchen, wie über das Thier, zu ſchalten.

Man findet alſo Bewegungen von zweyerley Art und Urſprung in jedem Affekte, den der Erhaltungstrieb in dem Menſchen entzündet; erſtlich ſolche, welche unmittelbar von der Empfindung ausgehen, und daher ganz unwillkührlich ſind; zweytens ſolche, welche der Art nach willkührlich ſeyn ſollten und könnten, die aber der blinde Naturtrieb der Freyheit abgewinnt. Die erſten beziehen ſich auf den Affekt ſelbſt, und ſind daher nothwendig mit demſelben verbunden; die zweyten entſprechen mehr der Urſache und dem Gegenſtande des Affekts, daher ſie auch zufällig und veränderlich ſind, und nicht für untrügliche Zeichen deſſelben gelten können. Weil aber beide, ſobald das Objekt beſtimmt iſt, dem Naturtriebe gleich nothwendig ſind, ſo gehören auch beyde dazu, um den Ausdruck des Affekts zu einem vollſtändigen und übereinſtimmenden Ganzen zu machen. *)

Wenn nun der Wille Selbſtſtändigkeit genug beſitzt, dem vorgreifenden Naturtriebe Schranken zu ſetzen, und gegen die ungeſtüme Macht deſſelben ſeine Gerechtſame zu behaupten, ſo bleiben zwar alle jene Erſcheinungen in Kraft, die der aufgeregte Naturtrieb in ſeinem eigenen Gebiet bewirkte, aber alle diejenigen werden fehlen, die er in einer fremden Gerichtsbarkeit eigenmächtig hatte an ſich reiſſen wollen. Die Erſcheinungen ſtimmen alſo nicht mehr überein, aber eben in ihrem Widerſpruch liegt der Ausdruck der moraliſchen Kraft.

---

*) Findet man nur die Bewegungen der zweyten Art, ohne die der erſtern, ſo zeigt dieſes an, daſs die Perſon den Affekt will, und die Natur ihn verweigert. Findet man die Bewegungen der erſtern Art ohne die der zweyten, ſo beweiſst dieſs, daſs die Natur in den Affekt wirklich verſetzt iſt, aber die Perſon ihn verbietet. Den erſten Fall ſieht man alle Tage bey affektirten Perſonen und ſchlechten Komödianten; den zweyten Fall deſto ſeltener und nur bey ſtarken Gemüthern.

Geſetzt, wir erblicken an einem Menſchen Zeichen des qualvollſten Affekts aus der Klaſſe jener erſten ganz unwillkührlichen Bewegungen. Aber indem ſeine Adern auflaufen, ſeine Muſkel krampfhaft angeſpannt werden, ſeine Stimme erſtikt, ſeine Bruſt emporgetrieben, ſein Unterleib einwärts gepreſst iſt, ſind ſeine willkührlichen Bewegungen ſanft, ſeine Geſichtszüge frey, und es iſt heiter um Aug und Stirne. Wäre der Menſch bloſs ein Sinnenweſen, ſo würden alle ſeine Züge, da ſie dieſelbe gemeinſchaftliche Quelle hätten, mit einander übereinſtimmend ſeyn, und alſo in dem gegenwärtigen Fall alle ohne Unterſchied Leiden ausdrücken müſſen. Da aber Züge der Ruhe unter die Züge des Schmerzens gemiſcht ſind, einerley Urſache aber nicht entgegengeſetzte Wirkungen haben kann, ſo beweiſst dieſer Widerſpruch der Züge das Daſeyn und den Einfluſs einer Kraft, die von dem Leiden unabhängig, und den Eindrücken überlegen iſt, unter denen wir das Sinnliche erliegen ſehen. Und auf dieſe Art nun wird die Ruhe im Leiden, als worinn die Würde eigentlich beſteht, obgleich nur mittelbar durch einen Vernunftſchluſs, Darſtellung der Intelligenz im Menſchen und Ausdruck ſeiner moraliſchen Freyheit. *)

---

*) In einer Unterſuchung über Pathetiſche Darſtellungen wird im 3ten Stück der Thalia umſtändlicher davon gehandelt werden.

Aber nicht bloſs beim Leiden im engern Sinn, wo dieſes Wort nur ſchmerzhafte Rührungen bedeutet, ſondern überhaupt bey jedem ſtarken Intereſſe des Begehrungsvermögens muſs der Geiſt ſeine Freyheit beweiſen, alſo Würde der Ausdruck ſeyn. Der angenehme Affekt erfodert ſie nicht weniger als der peinliche, weil die Natur in beiden Fällen gern den Meiſter ſpielen möchte, und von dem Willen gezügelt werden ſoll. Die Würde bezieht ſich auf die Form und nicht auf den Inhalt des Affekts, daher es geſchehen kann, daſs oft, dem Inhalt nach, lobenswürdige Affekte, wenn der Menſch ſich ihnen blindlings überläſst, aus Mangel der Würde, ins Gemeine und Niedrige fallen; daſs hingegen nicht ſelten verwerfliche Affekte ſich ſogar dem erhabenen nähern, ſobald ſie nur in ihrer Form Herrſchaft des Geiſtes über ſeine Empfindungen zeigen.

Bey der Würde alſo führt ſich der Geiſt in dem Körper als Herrſcher auf, denn hier hat er ſeine Selbſtſtändigkeit gegen den gebieteriſchen Trieb zu behaupten, der ohne ihn zu Handlungen ſchreitet, und ſich ſeinem Joch gern entziehen möchte. Bey der Anmuth hingegen regiert er mit Liberalität, weil er es hier iſt, der die Natur in Handlung ſetzt, und keinen Widerſtand zu beſiegen ſindet. Nachſicht verdient aber nur der Gehorſam, und Strenge kann nur die *Widerſetzung* rechtfertigen.

Anmuth liegt alſo in der *Freyheit der willkührlichen Bewegungen*; Würde in der *Beherrſchung der unwillkührlichen*. Die Anmuth läſst der Natur da, wo ſie die Befehle des Geiſtes ausrichtet, einen Schein von Freywilligkeit; die Würde hingegen unterwirft ſie da, wo ſie herrſchen will, dem Geiſt. Ueberall, wo der Trieb anfängt zu handeln, und ſich herausnimmt, in das Amt des Willens zu greifen, da darf der Wille keine *Indulgenz*, ſondern muſs durch den nachdrücklichſten Widerſtand ſeine Selbſtſtändigkeit (Autonomie) beweiſen. Wo hingegen der Wille *anfängt*, und die Sinnlichkeit ihm *folgt*, da darf er keine Strenge, ſondern muſs Indulgenz beweiſen. Dieſs iſt mit wenigen Worten das Geſetz für das Verhältniſs beyder Naturen im Menſchen, ſo wie es in der Erſcheinung ſich darſtellet.

Würde wird daher mehr im *Leiden* (παθος); Anmuth mehr im *Betragen* (ηθος) gefodert und gezeigt; denn nur im Leiden kann ſich die Freyheit des Gemüths, und nur im Handeln die Freyheit des Körpers offenbaren.

Da die Würde ein Ausdruck des Widerſtandes iſt, den der ſelbſtſtändige Geiſt dem Naturtriebe leiſtet, dieſer alſo als eine Gewalt muſs angeſehen werden, welche Widerſtand nöthig macht, ſo iſt ſie da, wo keine ſolche Gewalt zu bekämpfen iſt, lächerlich, und wo keine mehr zu bekämpfen ſeyn ſollte, verächtlich. Man lacht über den Komödianten, (weſs Standes und Würden er auch ſey,) der auch bey gleichgültigen Verrichtungen eine gewiſſe Dignität affektiert. Man verachtet die kleine Seele, die ſich für die Ausübung einer gemeinen Pflicht, die oft nur Unterlaſſung einer Niederträchtigkeit iſt, mit Würde bezahlt macht.

Ueberhaupt iſt es nicht eigentlich Würde, ſondern Anmuth, was man von der Tugend fodert. Die Würde giebt ſich bey der Tugend von ſelbſt, die ſchon ihrem Innhalt nach Herrſchaft des Menſchen über ſeine Triebe vorausſetzt. Weit eher wird ſich bey Ausübung ſittlicher Pflichten die Sinnlichkeit in einem Zuſtand des Zwangs und der Unterdrückung befinden, da beſonders, wo ſie ein ſchmerzhaftes Opfer bringt. Da aber das Ideal vollkommener Menſchheit keinen Widerſtreit, ſondern Zuſammenſtimmung zwiſchen dem Sittlichen und Sinnlichen fodert, ſo verträgt es ſich nicht wohl mit der

Würde, die, als ein Ausdruck jenes Widerſtreits zwiſchen beyden, entweder die beſondern Schranken des Subjekts oder die allgemeinen der Menſchheit ſichtbar macht.

Iſt das erſte, und liegt es bloſs an dem Unvermögen des Subjekts, daſs bey einer Handlung Neigung und Pflicht nicht zuſammenſtimmen ſo wird dieſe Handlung jederzeit ſoviel an ſittlicher Schätzung verlieren, als ſich Kampf in ihre Ausübung, alſo Würde in ihren Vortrag miſcht. Denn unſer moraliſches Urtheil bringt jedes Individuum unter den Maaſsſtab der Gattung, und dem Menſchen werden keine andre als die Schranken der Menſchheit vergeben.

Iſt aber das zweyte, und kann eine Handlung der Pflicht mit den Foderungen der Natur nicht in Harmonie gebracht werden, ohne den Begriff der menſchlichen Natur aufzuheben, ſo iſt der Widerſtand der Neigung nothwendig, und es iſt bloſs der Anblick des Kampfes, der uns von der Möglichkeit des Siegs überführen kann. Wir erwarten hier alſo einen Ausdruck des Widerſtreits in der Erſcheinung, und werden uns nie überreden laſſen, da an eine Tugend zu glauben, wo wir nicht einmal Menſchheit ſehen. Wo alſo die ſittliche Pflicht eine Handlung gebietet,

die

die das Sinnliche nothwendig leiden macht, da iſt Ernſt und kein Spiel, da würde uns die Leichtigkeit in der Ausübung vielmehr empören als befriedigen; da kann alſo nicht Anmuth, ſondern Würde der Ausdruck ſeyn. Ueberhaupt gilt hier das Geſetz, daſs der Menſch alles mit Anmuth thun müſſe, was er innerhalb ſeiner Menſchheit verrichten kann, und alles mit Würde, welches zu verrichten er über ſeine Menſchheit hinaus gehen muſs.

So wie wir Anmuth von der Tugend fodern, ſo fodern wir Würde von der Neigung. Der Neigung iſt die Anmuth ſo natürlich, als der Tugend die Würde, da ſie ſchon ihrem Innhalt nach ſinnlich, der Naturfreyheit günſtig, und aller Anſpannung feind iſt. Auch dem rohen Menſchen fehlt es nicht an einem gewiſſen Grade von Anmuth, wenn ihn die Liebe oder ein ähnlicher Affekt beſeelt, und wo findet man mehr Anmuth als bey Kindern, die doch ganz unter ſinnlicher Leitung ſtehen? Weit mehr Gefahr iſt da, daſs die Neigung den Zuſtand des Leidens endlich zum herſchenden mache, die Selbſtthätigkeit des Geiſtes erſticke, und eine allgemeine Erſchlaffung herbeyführe. Um ſich alſo bey einem edeln Gefühl in Achtung zu ſetzen, die ihr nur allein ein *ſittlicher* Urſprung verſchaffen kann, muſs die Neigung ſich jederzeit mit Würde verbinden. Daher fodert der Liebende Würde von dem Gegenſtand ſeiner Leidenſchaft. Würde allein iſt ihm Bürge, daſs nicht das Bedürfniſs zu ihm nöthigte, ſondern daſs die Freyheit ihn wählte — daſs man ihn nicht als Sache begehrt, ſondern als Perſon hochſchätzt.

Man fodert Anmuth von dem, der verpflichtet, und Würde von dem, der verpflichtet wird. Der erſte ſoll, um ſich eines kränkenden Vortheils über den andern zu begeben, die Handlung ſeines unintereſſirten Entſchluſſes durch den Antheil, den er die Neigung daran nehmen läſst, zu einer affektionirten Handlung herunter ſetzen, und ſich dadurch den Schein des gewinnenden Theiles geben. Der andre ſoll, um durch die Abhängigkeit, in die er tritt, die Menſchheit (deren heiliges Palladium Freyheit iſt) nicht in ſeiner Perſon zu entehren, das bloſse Zufahren des Triebs zu einer Handlung ſeines Willens erheben, und auf dieſe Art, indem er eine Gunſt empfängt, eine erzeigen.

Man muſs einen Fehler mit Anmuth rügen, und mit Würde bekennen. Kehrt man es um, ſo wird es das Anſehen haben, als ob der eine

Theil ſeinen Vortheil zu ſehr, der andre ſeinen Nachtheil zu wenig empfände.

Will der Starke geliebt ſeyn, ſo mag er ſeine Ueberlegenheit durch Grazie mildern. Will der Schwache geachtet ſeyn, ſo mag er ſeiner Ohnmacht durch Würde aufhelfen. Man iſt ſonſt der Meynung, daſs auf den Thron Würde gehöre, und bekanntlich lieben die, welche darauf ſitzen, in ihren Räthen, Beichtvätern und Parlamenten — die Anmuth. Aber was in einem politiſchen Reiche gut und löblich ſeyn mag, iſt es nicht immer in einem Reiche des Geſchmacks. In dieſes Reich tritt auch der König — ſobald er von ſeinem Throne herabſteigt, (denn Throne haben ihre Privilegien.) und auch der kriechende Hofling begiebt ſich unter ſeine heilige Freyheit, ſobald er ſich zum Menſchen aufrichtet. Alsdann aber möchte Erſterm zu rathen ſeyn, mit dem Ueberfluſs des Andern ſeinen Mangel zu erſetzen, und ihm ſoviel an Würde abzugeben, als er ſelbſt an Grazie nöthig hat.

Da Würde und Anmuth ihre verſchiedenen Gebiete haben, worinn ſie ſich äuſſern, ſo ſchlieſsen ſie einander in derſelben Perſon, ja in demſelben Zuſtand einer Perſon nicht aus; vielmehr iſt es nur die Anmuth, von der die Würde ihre Beglaubigung, und nur die Würde, von der die Anmuth ihren Werth empfängt.

Würde allein beweiſst zwar überall, wo wir ſie antreffen, eine gewiſſe Einſchränkung der Begierden und Neigungen. Ob es aber nicht vielmehr Stumpfheit des Empfindungsvermögens (Härte) ſey, was wir für Beherrſchung halten, und ob es wirklich moraliſche Selbſtthätigkeit und nicht vielmehr Uebergewicht eines andern Affektes, alſo abſichtliche Anſpannung ſey, was den Ausbruch des gegenwärtigen im Zaume hält, das kann nur die damit verbundene Anmuth auſſer Zweifel ſetzen. Die Anmuth nehmlich zeugt von einem ruhigen, in ſich harmoniſchen Gemüth, und von einem empfindenden Herzen.

Eben ſo beweiſst auch die Anmuth ſchon für ſich allein eine Empfänglichkeit des Gefühlvermögens, und eine Uebereinſtimmung der Empfindungen. Daſs es aber nicht Schlaffheit des Geiſtes ſey, was dem Sinn ſo viel Freyheit läſst, und das Herz jedem Eindruck öffnet, und daſs es das Sittliche ſey, was die Empfindungen in dieſe Uebereinſtimmung brachte, das kann uns wiederum nur die damit verbundne Würde verbürgen. In der Würde nehmlich legitimirt ſich das Subjekt als eine ſelbſtſtändige Kraft; und indem der Wille die Licenz der unwillkührlichen Bewegungen bändigt, giebt er zu erkennen, daſs er die Freyheit der willkührlichen bloſs zuläſst.

Sind Anmuth und Würde, jene noch durch architektoniſche Schönheit, dieſe durch Kraft unterſtützt, in derſelben Perſon vereinigt, ſo iſt der Ausdruck der Menſchheit in ihr vollendet, und ſie ſteht da, gerechtfertigt in der Geiſterwelt, und freygeſprochen in der Erſcheinung. Beyde Geſetzgebungen berühren einander hier ſo nahe, daſs ihre Grenzen zuſammen flieſsen. Mit gemildertem Glanze ſteigt in dem Lächeln des Mundes, in dem ſanftbelebten Blick, in der heitern Stirne die Vernunftfreyheit auf, und mit erhabenem Abſchied geht die Naturnothwendigkeit in der edeln Majeſtät des Angeſichts unter. Nach dieſem Ideal menſchlicher Schönheit ſind die Antiken gebildet, und man erkennt es in der göttlichen Geſtalt einer Niobe, im belvederiſchen Apoll, in dem borgheſiſchen geflügelten Genius, und in der Muſe des Barberiniſchen Pallaſtes *).

---

*) Mit dem feinen und groſsen Sinn, der ihm eigen iſt, hat Winkelmann (Geſchichte der Kunſt. Erſter Theil S. 480 folg. Wiener Ausgabe) dieſe hohe Schön-

Wo ſich Grazie und Würde vereinigen, da werden wir abwechſelnd angezogen und zurück-

heit, welche aus der Verbindung der Grazie mit der Würde hervorgeht, aufgefaſst und beſchrieben. Aber was er vereinigt fand, nahm und gab er auch nur für Eines, und er blieb bey dem ſtehen was der bloſse Sinn ihn lehrte, ohne zu unterſuchen, ob es nicht vielleicht noch zu ſcheiden ſey. Er verwirrt den Begriff der Grazie, da er Züge, die offenbar nur der Würde zukommen, in dieſen Begriff mit aufnimmt. Grazie und Würde ſind aber weſentlich verſchieden, und man thut unrecht, das zu einer Eigenſchaft der Grazie zu machen, was vielmehr eine Einſchränkung derſelben iſt. Was Winkelmann die hohe, himmliſche Grazie nennt, iſt nichts anders, als Schönheit und Grazie mit überwiegender Würde. „Die himmliſche Grazie, ſagt er, ſcheint ſich allgenügſam, und bietet ſich nicht an, ſondern will geſucht werden; ſie iſt zu erhaben, um ſich ſehr ſinnlich zu machen. Sie verſchlieſst in ſich die Bewegungen der Seele, und nähert ſich der ſeligen Stille der göttlichen Natur. — Durch ſie, ſagt er an einem andern Ort, wagte ſich der Künſtler der Niobe in das Reich unkörperlicher Ideen, und erreichte das Geheimgeſtoſsen; angezogen als Geiſter, zurückgeſtoſsen als ſinnliche Naturen.

„niſs, die Todesangſt mit der höchſten Schönheit zu verbinden" (es würde ſchwer ſeyn, hierinn einen Sinn zu finden, wenn es nicht augenſcheinlich wäre, daſs hier nur die Würde gemeynt iſt) „er wurde ein „Schöpfer reiner Geiſter, die keine Begierden der „Sinne erwecken, denn ſie ſcheinen nicht zur „Leidenſchaft gebildet zu ſeyn, ſondern dieſelbe „nur angenommen zu haben." — Anderswo heiſst es „die Seele äuſerte ſich nur unter einer „ſtillen Fläche des Waſsers, und trat niemals mit „Ungeſtüm hervor. In Vorſtellung des Leidens „bleibt die gröſste Pein verſchloſſen, und die „Freude ſchwebet wie eine ſanfte Luft, die kaum „die Blätter rühret, auf dem Geſicht einer Leukothea."

Alle dieſe Züge kommen der Würde und nicht der Grazie zu, denn die Grazie verſchlieſst ſich nicht, ſondern kommt entgegen, die Grazie macht ſich ſinnlich, und iſt auch nicht erhaben ſondern ſchön. Aber die Würde iſt es, was die Natur in ihren Aeuſserungen zurückhält, und den Zügen, auch in der Todesangſt und in dem bitterſten Leiden eines Laokoon, Ruhe gebietet.

In der Würde nehmlich wird uns ein Beyſpiel der Unterordnung des Sinnlichen unter das Sittliche vorgehalten, welchem nachzuahmen für uns Geſetz, zugleich aber für unſer phyſiſches Vermögen überſteigend iſt. Der Widerſtreit zwiſchen dem Bedürfniſs der Natur und der Foderung des Geſetzes, deren Gültigkeit wir doch eingeſtehen, ſpannt die Sinnlichkeit an, und erweckt das Gefühl, welches Achtung genannt wird, und von der Würde unzertrennlich iſt.

In der Anmuth hingegen, wie in der Schönheit überhaupt, ſieht die Vernunft ihre Foderung in der Sinnlichkeit erfüllt, und überraſchend tritt ihr eine ihrer Ideen in der Erſchei-

---

Home verfällt in denſelben Fehler, was aber bey dieſem Schriftſteller weniger zu verwundern iſt. Auch er nimmt Züge der Würde in die Grazie mit auf, ob er gleich Anmuth und Würde ausdrücklich von einander unterſcheidet. Seine Beobachtungen ſind gewöhnlich richtig, und die nächſten Regeln, die er ſich daraus bildet, wahr; aber weiter darf man ihm auch nicht folgen. Grundſätze d. Krit. II Theil. Anmuth und Würde.

nung entgegen. Dieſe unerwartete Zuſammenſtimmung des Zufälligen der Natur mit dem Nothwendigen der Vernunft, erweckt ein Gefühl frohen Beyfalls, (Wohlgefallen) welches auflöſend für den Sinn, für den Geiſt aber belebend und beſchäftigend iſt, und eine Anziehung des ſinnlichen Objekts muſs erfolgen. Dieſe Anziehung nennen wir Wohlwollen — Liebe; ein Gefühl, das von Anmuth und Schönheit unzertrennlich iſt.

Bey dem Reiz (nicht dem Liebreiz, ſondern dem Wolluſtreiz, *ſtimulus*,) wird dem Sinn ein ſinnlicher Stoff vorgehalten, der ihm Entledigung von einem Bedürfniſs, d. i., Luſt verſpricht. Der Sinn iſt alſo beſtrebt, ſich mit dem Sinnlichen zu vereinbaren, und Begierde entſteht; ein Gefühl, das anſpannend für den Sinn, für den Geiſt hingegen erſchlaffend iſt.

Von der Achtung, kann man ſagen, ſie beugt ſich vor ihrem Gegenſtande; von der Liebe, ſie neigt ſich zu dem ihrigen; von der Begierde, ſie ſtürzt auf den ihrigen. Bey der Achtung iſt das Objekt die Vernunft und das Subjekt die ſinnliche Natur *). Bey der

---

*) Man darf die Achtung nicht mit der Hochachtung verwechſeln. Achtung (nach ihrem

Liebe iſt das Objekt ſinnlich, und das Subjekt die moraliſche Natur. Bey der Begierde ſind Objekt und Subjekt ſinnlich.

---

reinen Begriff) geht nur auf das Verhältniſs der ſinnlichen Natur zu den Foderungen reiner praktiſcher Vernunft überhaupt, ohne Rückſicht auf eine wirkliche Erfüllung. „Das Gefühl der Unangemeſſenheit zu Erreichung einer Idee, die für uns Geſetz iſt, heiſst Achtung" (Kants Kr. d. Urtheilskraft). Daher iſt Achtung keine angenehme, eher drückende Empfindung. Sie iſt ein Gefühl des Abſtandes des empiriſchen Willens von dem reinen. — Es kann daher auch nicht befremdlich ſeyn, daſs ich die ſinnliche Natur zum Subjekt der Achtung mache, obgleich dieſe nur auf reine Vernunft geht: denn die Unangemeſſenheit zu Erreichung des Geſetzes kann nur in der Sinnlichkeit liegen.

Hochachtung hingegen geht ſchon auf die wirkliche Erfüllung des Geſetzes, und wird nicht für das Geſetz, ſondern für die Perſon, die demſelben gemäſs handelt, empfunden. Daher hat ſie etwas ergötzendes, weil die Erfüllung des Geſetzes Vernunftweſen erfreuen muſs. Achtung iſt Zwang, Hochachtung ſchon ein freyeres Gefühl. Aber das rührt von

Die Liebe allein iſt alſo eine freye Empfindung, denn ihre reine Quelle ſtrömt hervor aus dem Sitz der Freyheit, aus unſrer göttlichen Natur. Es iſt hier nicht das Kleine und Niedrige, was ſich mit dem Groſsen und Hohen miſst, nicht der Sinn, der an dem Vernunftgeſetz ſchwindelnd hinaufſieht; es iſt das abſolut Groſse ſelbſt, was in der Anmuth und Schönheit ſich nachgeahmt und in der Sittlichkeit ſich befriedigt findet, es iſt der Geſetzgeber ſelbſt, der Gott in uns, der mit ſeinem eigenen Bilde in der Sinnenwelt ſpielt. Daher iſt das Gemüth aufgelöſst in der Liebe, da es angeſpannt iſt in der Achtung; denn hier iſt nichts, das ihm Schranken ſetzte, da das abſolutgroſse nichts über ſich hat, und die Sinnlichkeit, von der hier allein die Einſchränkung kommen könnte, in der Anmuth und Schönheit mit den Ideen des Geiſtes zuſammenſtimmt. Liebe iſt ein Herabſteigen, da die Achtung ein Hinaufklimmen iſt. Daher kann der Schlimme nichts lieben, ob er gleich vieles achten muſs; daher

---

der Liebe her, die ein Ingrediens der Hochachtung ausmacht. Achten muſs auch der Nichtswürdige das Gute, aber um denjenigen hochzuachten, der es gethan hat, muſste er aufhören, ein Nichtswürdiger zu ſeyn.

kann der Gute wenig achten, was er nicht zugleich mit Liebe umfienge. Der reine Geiſt kann nur lieben, nicht achten; der Sinn kann nur achten, aber nicht lieben.

Wenn der ſchuldbewuſste Menſch in ewiger Furcht ſchwebt, dem Geſetzgeber in ihm ſelbſt, in der Sinnenwelt zu begegnen und in allem, was groſs und ſchön und treflich iſt, ſeinen Feind erblickt, ſo kennt die ſchöne Seele kein ſüſseres Glück, als das Heilige in ſich auſser ſich nachgeahmt oder verwirklicht zu ſehen, und in der Sinnenwelt ihren unſterblichen Freund zu umarmen. Liebe iſt zugleich das Groſsmüthigſte und das Selbſtſüchtigſte in der Natur; das erſte: denn ſie empfängt von ihrem Gegenſtande nichts, ſondern giebt ihm alles, da der reine Geiſt nur geben, nicht empfangen kann; das zweyte: denn es iſt immer nur ihr eigenes Selbſt, was ſie in ihrem Gegenſtande ſucht und ſchätzet.

Aber eben darum, weil der Liebende von dem Geliebten nur empfängt, was er ihm ſelber gab, ſo begegnet es ihm öfters, daſs er ihm giebt, was er nicht von ihm empfieng. Der äuſsre Sinn glaubt zu ſehen, was nur der innere anſchaut, der feurige Wunſch wird zum Glauben und der eigne Ueberfluſs des Liebenden verbirgt die Armuth des Geliebten. Daher iſt die Liebe ſo leicht der Täuſchung ausgeſetzt, was der Achtung und Begierde nie begegnet. So lange der innre Sinn den äuſsern exaltirt, ſo lange dauert auch die ſelige Bezauberung der platoniſchen Liebe, der zur Wonne der Unſterblichen, nur die Dauer fehlt. Sobald aber der innere Sinn dem äuſsern ſeine Anſchauungen nicht mehr unterſchiebt, ſo tritt der äuſsre wieder in ſeine Rechte und fodert, was ihm zukommt, Stoff. Das Feuer, welches die himmliſche Venus entzündete, wird von der irrdiſchen benutzt, und der Naturtrieb rächt ſeine lange Vernachläſſigung nicht ſelten durch eine deſto unumſchränktere Herrſchaft. Da der Sinn nie getäuſcht wird, ſo macht er dieſen Vortheil mit grobem Uebermuth gegen ſeinen edleren Nebenbuhler geltend, und iſt kühn genug zu behaupten, daſs er gehalten habe, was die Begeiſterung ſchuldig blieb.

Die Würde hindert, daſs die Liebe nicht zur Begierde wird. Die Anmuth verhütet, daſs die Achtung nicht Furcht wird.

Wahre Schönheit, wahre Anmuth ſoll niemals Begierde erregen. Wo dieſe ſich einmiſcht, da muſs es entweder dem Gegenſtand an Würde, oder dem Betrachter an Sittlichkeit der Empfindungen mangeln.

Wahre Gröſse ſoll niemals Furcht erregen. Wo dieſe eintritt, da kann man gewiſs ſeyn, daſs es entweder dem Gegenſtand an Geſchmack und an Grazie, oder dem Betrachter an einem günſtigen Zeugniſs ſeines Gewiſſens fehlt.

Reiz, Anmuth und Grazie werden zwar gewöhnlich als gleichbedeutend gebraucht; ſie ſind es aber nicht, oder ſollten es doch nicht ſeyn, da der Begriff den ſie ausdrücken, mehrerer Beſtimmungen fähig iſt, die eine verſchiedene Bezeichnung verdienen.

Es giebt eine *belebende* und eine *beruhigende* Grazie. Die erſte grenzt an den Sinnenreiz, und das Wohlgefallen an derſelben kann, wenn es nicht durch Würde zurückgehalten wird, leicht in Verlangen ausarten. Dieſe kann *Reiz* genannt werden. Ein abgeſpannter Menſch kann ſich nicht durch innre Kraft in Bewegung ſetzen, ſondern muſs Stoff von auſsen empfangen, und durch leichte Uebungen der Phantaſie, und ſchnelle Uebergänge vom Empfinden zum Handeln ſeine verlorene Schnellkraft wieder herzuſtellen ſuchen. Dieſes erlangt er im Umgang mit einer reizenden Perſon, die das ſtagnirende Meer ſeiner Einbildungskraft durch Geſpräch und Anblick in Schwung bringt.

Die beruhigende Grazie gränzt näher an die Würde, da ſie ſich durch Mäſsigung unruhiger Bewegungen äuſſert. Zu ihr wendet ſich der angeſpannte Menſch, und der wilde Sturm des Gemüths löſst ſich auf an ihrem friedeathmenden Buſen. Dieſe kann Anmuth genannt werden. Mit dem Reize verbindet ſich gern der lachende Scherz und der Stachel des Spotts; mit der Anmuth das Mitleid und die Liebe. Der entnervte Soliman ſchmachtet zulezt in den Ketten einer Roxelane, wenn ſich der brauſende Geiſt eines Othello an der ſanften Bruſt einer Desdemona zur Ruhe wiegt.

Auch die Würde hat ihre verſchiedene Abſtuffungen, und wird da, wo ſie ſich der Anmuth und Schönheit nähert, zum Edeln, und wo ſie an das Furchtbare gränzt, zur Hoheit.

Der höchſte Grad der Anmuth iſt das Bezaubernde; der höchſte Grad der Würde die Majeſtät. Bey dem Bezaubernden verlieren wir uns gleichſam ſelbſt, und flieſsen hinüber in den Gegenſtand. Der höchſte Genuſs der

Freyheit gränzt an den völligen Verluſt derſelben, und die Trunkenheit des Geiſtes an den Taumel der Sinnenluſt. Die Majeſtät hingegen hält uns ein Geſetz vor, das uns nöthigt, in uns ſelbſt zu ſchauen. Wir ſchlagen die Augen vor dem gegenwärtigen Gott zu Boden, vergeſſen alles auſser uns, und empfinden nichts als die ſchwere Bürde unſers eigenen Daſeyns.

Majeſtät hat nur das Heilige. Kann ein ~~Menſch uns dieſes repräſentiren~~, ſo hat er Majeſtät; und wenn auch unſre Kniee nicht nachfolgen, ſo wird doch unſer Geiſt vor ihm niederfallen. Aber er richtet ſich ſchnell wieder auf, ſobald nur die kleinſte Spur menſchlicher Schuld an dem Gegenſtand ſeiner Anbetung ſichtbar wird; denn nichts, was nur vergleichungsweiſe groſs iſt, darf unſern Muth darniederſchlagen.

Die bloſse Macht, ſey ſie auch noch ſo furchtbar und grenzenlos, kann nie Majeſtät verleihen. Macht imponiert nur dem Sinnenweſen, die Majeſtät muſs dem Geiſt ſeine Freyheit nehmen. Ein Menſch, der mir das Todesurtheil ſchreiben kann, hat darum noch keine Majeſtät für mich, ſobald ich ſelbſt nur bin, was ich ſeyn ſoll. Sein Vortheil über mich iſt aus, ſobald ich will.

Wer mir aber in ſeiner Perſon den reinen Willen darſtellt, vor dem werde ich mich, wenns möglich iſt, auch noch in künftigen Welten beugen.

Anmuth und Würde ſtehen in einem zu hohen Werth, um die Eitelkeit und Thorheit nicht zur Nachahmung zu reizen. Aber es giebt dazu nur Einen Weg, nehmlich Nachahmung der Geſinnungen, deren Ausdruck ſie ſind. Alles andre iſt Nachäffung, und wird ſich als ſolche durch Uebertreibung bald kenntlich machen.

So wie aus der Affektation des Erhabenen Schwulſt, aus der Affektation des Edeln das Koſtbare entſteht, ſo wird aus der affektirten Anmuth Ziererey und aus der affektirten Würde ſteiſe Feierlichkeit und Gravität.

Die ächte Anmuth gibt bloſs nach und kommt entgegen, die falſche hingegen zerflieſst. Die wahre Anmuth ſchont bloſs die Werkzeuge der willkührlichen Bewegung, und will der Freyheit der Natur nicht unnöthigerweiſe zu nahe treten; die falſche Anmuth hat gar nicht das Herz, die Werkzeuge des Willens gehörig zu gebrauchen, und um ja nicht ins

Harte und Schwerfällige zu fallen, opfert ſie lieber etwas von dem Zweck der Bewegung auf, oder ſucht ihn durch Umſchweife zu erreichen. Wenn der unbehülfliche Tänzer bey einer Menuet ſoviel Kraft aufwendet, als ob er ein Mühlrad zu ziehen hätte, und mit Händen und Füſsen ſo ſcharfe Ecken ſchneidet, als wenn es hier um eine geometriſche Genauigkeit zu thun wäre, ſo wird der affektirte Tänzer ſo ſchwach auftreten, als ob er den Fuſsboden ~~fürchtete~~ und mit Händen und Füſsen nichts als Schlangenlinien beſchreiben, wenn er auch darüber nicht von der Stelle kommen ſollte. Das andre Geſchlecht, welches vorzugsweiſe im Beſitze der wahren Anmuth iſt, macht ſich auch der falſchen am meiſten ſchuldig; aber nirgends beleidigt dieſe mehr, als wo ſie der Begierde zum Angel dienet. Aus dem Lächeln der wahren Grazie wird dann die widrigſte Grimaſſe, das ſchöne Spiel der Augen, ſo bezaubernd, wenn wahre Empfindung daraus ſpricht, wird zur Verdrehung, die ſchmelzend modulirende Stimme, ſo unwiderſtehlich in einem wahren Munde, wird zu einem ſtudirten tremulirenden Klang, und die ganze Muſik weiblicher Reizungen zu einer betrüglichen Toilettenkunſt.

Wenn man auf Theatern und Ballſälen Gelegenheit hat, die affektirte Anmuth zu beobachten, ſo kann man oft in den Kabineten der Miniſter, und in den Studierzimmern der Gelehrten (auf hohen Schulen beſonders) die falſche Würde ſtudieren. Wenn die wahre Würde zufrieden iſt, den Affekt an ſeiner Herrſchaft zu hindern, und dem Naturtriebe bloſs da, wo er den Meiſter ſpielen will, in den unwillkührlichen Bewegungen, Schranken ſetzt, ſo regiert die falſche Würde auch die willkührlichen mit einem eiſernen Zepter, unterdrückt die moraliſchen Bewegungen, die der wahren Würde heilig ſind, ſo gut als die ſinnlichen, und löſcht das ganze mimiſche Spiel der Seele in den Geſichtszügen aus. Sie iſt nicht bloſs ſtreng gegen die widerſtrebende, ſondern hart gegen die unterwürfige Natur, und ſucht ihre lächerliche Gröſse in Unterjochung, und wo dieſs nicht angehen will, in Verbergung derſelben. Nicht anders, als wenn ſie allem, was Natur heiſst, einen unverſöhnlichen Haſs gelobt hätte, ſteckt ſie den Leib in lange faltigte Gewänder, die den ganzen Gliederbau des Menſchen verbergen, beſchränkt den Gebrauch der Glieder durch einen läſtigen Apparat unnützer Zierrath und ſchneidet ſogar die Haare ab, um das Geſchenk der Natur durch ein Machwerk der Kunſt zu erſetzen. Wenn die wahre Würde, die ſich nie der Natur, nur der rohen Natur ſchämt, auch da, wo ſie an ſich hält, noch ſtets frey und offen bleibt, wenn in den Augen Empfindung ſtrahlt, und der heitre ſtille Geiſt auf der beredten Stirne ruht, ſo legt die Gravität die ihrige in Falten, wird verſchloſſen und myſteriös, und bewacht ſorgfältig wie ein Komödiant ihre Züge. Alle ihre Geſichtsmuſkeln ſind angeſpannt, aller wahre natürliche Ausdruck verſchwindet, und der ganze Menſch iſt wie ein verſiegelter Brief. Aber die falſche Würde hat nicht immer Unrecht, das mimiſche Spiel ihrer Züge in ſcharfer Zucht zu halten, weil es vielleicht mehr auſſagen konnte, als man laut machen will; eine Vorſicht, welche die wahre Würde freylich nicht nöthig hat. Dieſe wird die Natur nur beherrſchen, nie verbergen; bey der falſchen hingegen herrſcht die Natur nur deſto gewaltthätiger innen, indem ſie auſsen bezwungen iſt *).

Schiller.

---

*) Indeſſen giebt es auch eine Feyerlichkeit im guten Sinn, wovon die Kunſt Gebrauch machen kann. Dieſe entſteht nicht aus der Anmaſſung, ſich wichtig zu machen, ſondern ſie

hat die Abſicht, das Gemüth auf etwas wichtiges *vorzubereiten*. Da wo ein groſser und tiefer Eindruck geſchehen ſoll, und es dem Dichter darum zu thun iſt, daſs nichts davon verloren gehe, ſo ſtimmt er das Gemüth vorher zum Empfang deſſelben, entfernt alle Zerſtreuungen und ſetzt die Einbildungskraft in eine Erwartungsvolle Spannung. Dazu iſt nun das *Feyerliche* ſehr geſchickt, welches in Häufung vieler Anſtalten beſteht, woron man den Zweck nicht abſieht, und in einer abſichtlichen Verzögerung des Fortſchritts, da, wo die Ungeduld Eile fodert. In der Muſik wird das Feierliche durch eine *langſame* gleichförmige Folge ſtarker Töne hervorgebracht; die Stärke erweckt und ſpannt das Gemüth, die Langſamkeit verzögert die Befriedigung, und die Gleichförmigkeit des Takts läſst die Ungeduld gar kein Ende abſehen.

Das *Feierliche* unterſtützt den Eindruck des groſsen und erhabenen nicht wenig, und wird daher bey Religionsgebräuchen und Myſterien mit groſsem Erfolg gebraucht. Die Wirkungen der Glocken, der Choralmuſik, der Orgel ſind bekannt; aber auch für das Auge gibt es ein Feyerliches, nehmlich die Pracht, verbunden mit dem Furchtbaren, wie bey Leichenzeremonien, und bey allen öffentlichen Aufzügen, die eine groſse Stille, und einen langſamen Takt beobachten.

III.

Ueber Schönheit.

Ein Fragment.

An Ida.

Auf! und heb' empor vom Erdenthale,
Meine Ida, heb' empor den Blick!
Laſs den matten Schein vom Schönheitsſtrahle
Hier im Land der Dämmerung zurück.
Siehſt du nicht im ewig jungen Schimmer
Hoch Uranien über Sternenglanz? —
Wahrer Schönheit friſcher Blüthenkranz,
Ida, welkt dem Hauch der Zeiten nimmer.

War's nur dieſer Glanz der vollen Roſen,
Den der May auf deine Wange goſs,
Nur die Bruſt, auf welcher Götter koſen,
Nur das Haar, das wallend niederfloſs;
Nur der Wuchs aus Harmonie gewoben
Und vom Schmuck der Grazien umwallt —
War's nur dieſe holde Lichtgeſtalt
Der mein Herz entgegen ſich gehoben?

Nein, o Ida! — Nicht des Buſens Wallen
Nicht der Wange Purpur war's allein!
Monde wechſeln, und die Roſen fallen,
Winter ſtürmt — entblättert ſteht der Hain! —

Unter Blumen ſchleicht der Krankheit Schlange,
Blumen ſind für keine Ewigkeit!
Unter Küſſen ſelber pflückt die Zeit
Manche Blüthe von der vollen Wange!

Doch — es webet oft der Gottheit Milde
Um die ſchönen Seelen ein Gewand
Rein und herrlich, wie nach ihrem Bilde
Einſt die Erſterſchaffne vor ihr ſtand.
Schweſterlich umarmt der Geiſt die Hülle,
Und die ſchöne Hülle ſelbſt wird Geiſt!
So durchſtrömend, ſo durchlodernd fleußt
In ſie über heil'ger Gottheit Fülle,

In des Auges lebenvollen Blikken
Schwimmt der Seele holder Engelſinn
Bald im Stralenmeere voll Entzükken,
Bald, ein leichtes Abendwölkchen, hin;
Wallet itzt auf reiner Freude Wellen
Sorglos, wie auf ſtiller Flut der Schwan;
Oder legt den Thränenſchleier an,
Wann der Wehmuth Fluten höher ſchwellen.

Auf der Wange lichten Frühlingsauen
Geht die Seel' im Morgenroth herauf;
Demuth, holde Schaam und Liebe thauen
Schweſterlich den reinſten Purpur drauf.
Auf der Stirne hohem Aetherbogen
Thront der Geiſt, wie über ſeiner Welt;
Die Gedanken ſind am Himmelszelt
Zahllos, wie die Sterne, aufgezogen,

Aus des Mundes ſüſsen Melodieen
Tönt die Seele freundlicher hervor,
Auf der Sprache ſanften Harmonieen
Steigt ſie milder zu des Freundes Ohr:
Spricht im leiſen Ach! wie Wehmuthsflöten,
Wenn die Nachtigall am Waldſee klagt:
O! und was der blöde Mund nicht wagt,
Sagt der Liebe Tochter, das Erröthen.

Geiſt und Seele lebt im ſchönen Bilde,
Wie im Spiegel eine Lichtgeſtalt,
Wahrer Abdruck jener innern Milde,
Die in ſchöne Formen überwallt.
Geiſt und Seele ſchwebt auf jeder Regung,
Wie auf Grazien die Anmuth ſchwebt;
Geiſt und Seele wallt und wirkt und lebt
In der Glieder leiſeſter Bewegung.

Ida, meine Ida, Jugendblüthe
Welkt hinweg vom Engelangeſicht;
Aber dieſes Herzens ewge Güte
Schwindet aus dem ſchönen Auge nicht.
Anmuth ſtrömt von eines Neſtors Munde,
Und der Seele holden Abglanz bleicht,
Wenn die Schönheit mit der Jugend weicht,
Keine Zeit und keine Todesſtunde.

W. Fink.

IV.

Nachruf an Seume.

(Siehe das vierte Stück der Thalia.)

Ich ſaſs, umbrauſst vom kriegriſchen Gewühle,
Und ſann, auf meinen Arm geſtüzt, dem Spiele
Des Schickſals und der Menſchen nach;
Da hört' ich fernen Laut bekannter Stimme.
Es tönte, wie mit Todesboten Grimme,
Ein Abſchiedsruf den Träumer wach.

Ich hörte Dich; vernahm nun voll Erſtaunen,
Im Schlachtgeklirr, durchs Donnern der Kartaunen,
Dein Lebewohl; ich fühlte deinen Kuſs.
O, daſs ich noch mit dieſen Trennungsſchmerzen
Dich teutſchen Sänger nur im Geiſte herzen,
Nur noch im Traume ſchauen muſs!

O, Mann! der einſt auf wilden Meereswogen
Vereint mit mir die halbe Welt durchzogen,
Und einen Biſſen Brod getheilt;
Was treibt den Mann von Geiſteskraft und Gaben
Daſs er, gleich einem wilden raſchen Knaben
Zu fremdem Heerde taumelnd eilt?

Wer drängt dich aus der Weisheit ſtillen Klauſe?
Wer jagt dich mit der Unruh Sturmgebrauſe
Wie Kain über Meer und Land?
Sprich: treibt bey dem Geräuſch zerriſsner Fahnen
Von dem Huronenland bis zu den Kamſchatanen
Dich Weisheit oder Gottes Hand?

Ich kenne dich, ſeit längſt verfloſs'nen Jahren,
Da du mit mir die Fingalskluft *) umfahren;
Selbſt deine Lieblingsträumerey,
Von Karavanen und von Pilgerreiſen,
Von fremden Völkern und von Weltumkreiſen
Und was wohl unterm Pole ſey.

Ich kenne dich in deiner Freunde Kreiſe;
Ich kenne dich in deiner ſelt'nen Weiſe
In der du Menſchenprüfer biſt.
Ich kenne den Verwüſter deines Glückes
Und weiſs den Urquell deines finſtern Blickes
Und — was dir Heilungsbalſam iſt.

Ein Amt, der leeren Stunden Raum zu füllen;
Ein Weib, aus Fluren geſsnerſcher Idyllen,
Dazu ein frohes Tuskulum,
Das formte dich von Karmels ewigem Hebräer
Zum beſten freundlichſten Epikuräer,
Zu Wandsbecks heiterm Asmus um.

---

*) Die Fingalsgrotte auf Staffa, einer der Hebridiſchen Inſeln.

Und ſollte denn von allen dieſen Gaben
Mein teutſches Vaterland nicht eine haben,
Daſs du in ſeinen Grenzen bliebſt?
Die Schuld iſt dein; du willſt in unſern Gauen
Dir keinen Kohl zum kleinen Mahle bauen,
Weil du das Sonderbare liebſt.

Beklagenswürdig Freund, ſind die Tymone
Bey jedem Volk und unter jeder Zone;
Bey ihnen wohnt die Freude nie.
Sie ſind vor jedem Menſchenantliz bange;
Sind ew'ger Miſslaut in dem Sphärenklange
Von unſers Schöpfers Harmonie.

Hier wäge: Vater ſeyn von frommen Kindern,
Ein Tröſter, der bedrängten Gram zu lindern;
Ein Freund der ächten Menſchenpflicht:
Und nun, ein Mann von finſteren Geſichtern
Der, gleich den alten grauen Höllenrichtern
Den Menſchen nur ihr Urtheil ſpricht!

Laſs uns mit Ruh und unverbundnen Augen
Nicht Gift, nur Honig aus den Blumen ſaugen
Die unſers Schöpfers Garten zeugt.
Man muſs nicht einer ganzen Flur miſstrauen,
Wenn hier und dort in ſeegensreichen Auen
Durch Blumen eine Schlange ſchleicht.

O Sohn des Unmuths komm in meine Arme!
Dein Buſenfreund giebt Lindrung deinem Harme,
Der dir am wunden Herzen friſst.
O, ſtarre nicht mit ſchaurigem Gefühle
Voll Schwermuth in der Elſter Wellenſpiele,
Wo, wie du wähnſt, kein Glück dich küſst.

Die Ruh iſt Glück und Balſam unſers Lebens;
Der gröſste Weiſe ſuchet ſie vergebens
Bis er ſein Sansſouci bezieht.
Denn ſieh! was ſchuf in jenen Schneegefilden
Die edle Gröſse unſers wackern Wilden?
Die Ruh, die ſeine Stirn verrieth.

Wohlan! wenn du die Forſcherbahn geendet
Und deinen Sarazenenzug vollendet,
Dann kehre heim ins Vaterland,
Und knüpfe, vor Beginn der grauen Haare,
Zu deinem Glück, an Gottes Weihaltare
Ein ſüſses ewigliches Band.

Sey dann mein Nachbar in dem Weſerthale
Und trink mit mir aus einer Muſchelſchale
Und iſs mit mir von einem Brod.
Dann wird der Schatten eines Baums uns decken,
Und ein Geſang der Nachtigall uns wecken,
Im goldgeſtreiften Morgenroth.

Denn ſchleichſt mit Geſsnern du zum Schäferpfürche
Und fährſt mit Goeking in die Harzgebürge,
Mit Klopſtok auf der Sternenbahn;
Mit Schillern töneſt du das Lied der Freude,
Und wallſt in grauer Helden Nebelkleide
Umher mit Vater Oſſian.

Und ziehn wir nun, umhallt vom lauten Hifte
Des Jagdhorns, durch die grauen Felſenklüfte
Mit dem bereiſten Doggenſchwarm;
So werden wir in unſrer ſtillen Klauſe,
Des Abends, bey dem kleinen Wildprettsſchmauſe
Im Kreis der Freundſchaft wieder warm.

Doch, wirſt du einſt, in meiner Väter Gründen,
Dein harrend, deinen Freund nicht wieder finden;
So iſt vollbracht ſein kleiner Lauf:
Dann ſuche deines Buſenfreundes Hügel
Und richte mir, als unſers Bundes Siegel,
Den nächſten Stein zum Denkmal auf.

Münchhauſen.

Berichtigungen.

Seite 122. Zeile 9 von unten, lies einen ſtatt einem.
— 127. — 11 von oben, lies nie ſtatt wie.

THALIA.

herausgegeben
von
F. SCHILLER.

Dritter Theil.

Drittes Stück des Jahrganges 1793.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göſchen.

1.

Reiſe auf den Veſuv.

Neapel, den 15ten Jun. 93.

Ich habe, mein Beſter! einige Exkurſionen gemacht, von denen ich dich unterhalten will. Ein Denkmal meines Aufenthalts in dieſem durch Natur und Kunſt ſo merkwürdigen Lande bin ich dir ſchuldig, und ich eile um ſo mehr, es in deine Hände zu liefern, da ich wahrſcheinlicherweiſe nicht lange mehr hier verweilen werde. Laſs dir denn eine Reiſe auf den Veſuv erzählen, die ich den 7ten dieſes gemacht habe. Mein Reiſegefährte war Reattu, ein franzöſiſcher Maler, der durch die Kataſtrophe des 14ten Jenners aus Rom vertrieben, ſich nun vorläufig in Neapel aufhält. Unſre Abſicht war, mit Anbruch der Nacht auf dem Gipfel zu ſeyn. Wir verlieſsen folglich Neapel erſt nach zwey Uhr Nachmittags, lieſsen unſer Fuhrwerk in Portici, und traten von da um halb vier Uhr unſre Reiſe zu Fuſs an.

Man ſindet auf dem Wege nach dem Veſuv einen Ruhepunkt — eine Einſiedeley, die an der äuſſerſten Gränze der kultivirten Region liegt. Bis dahin geht der Weg nicht ſehr ſteil Berg an. Man ſteigt zwiſchen Weingärten empor. Du kennſt die italiäniſche Art: die Reben ſind an Pappeln hinaufgerankt, und ziehen ſich in der Höhe von ſechs Schuhen von einem Baume zum andern. In der Nähe giebt dieſs einen gefälligen mahleriſchen Anblick, und in der Ferne hat eine ſolche Gegend das Anſehn eines dichten Waldes vom lebhafteſten Grün. So zeigte ſich uns das Thal, das von Neapel aus ſich gegen die nordöſtlichen Berge erſtreckt; aber wir genoſſen hier nicht völlig die Ausſicht, die in jedem neuen Standpunkt neue, immer abwechslende Reize gewährt; denn der Himmel war etwas umwölkt. Aber der Veſuv zeigte, unumnebelt, ſeine kahle Seiten, und dieſs war für unſern gegenwärtigen Zweck die Hauptſache.

Noch ehe man zur Einſiedeley gelangt, geht der Weg über eine Strecke, wo die Lava in die bebauten Fluren eingreift; und die ſchwarze, unfruchtbare Maſſe macht mit der lebendigen Natur, die ſie von allen Seiten einſchlieſst, einen fürchterlichen Kontraſt. Man wird von einer ſonderbaren Empfindung ergriffen, beym erſten Anblick dieſer zerſtörenden Ausflüſſe. Eine graugelbe, unförmliche, ſtarre Maſſe, ſoweit das Auge reicht! Keine Spur von Leben oder Vegetation, kein Vogel, kein Inſekt, keine Pflanze. Sonſt überall zeigt die Natur noch Thätigkeit und Bewegung in ihren Zerſtörungen; hier iſt ſie ganz leblos. Erſchöpft vom Kampfe der gährenden Elemente läſst ſie dieſe ſchreckliche Ruhe folgen, wie den Konvulſionen einer entarteten Freyheit die Todtenſtille des Deſpotismus folgt.

Es war ungefähr ſechs Uhr, da wir die Einſiedeley verlieſsen. Einige Gläſer Wein hatten den Schweiſs erſetzt, der ſchon reichlich gefloſſen war, und ich fühlte mich ſtark genug, mehr als Einen Veſuv zu erſteigen; ich athmete jene erfriſchende ſtärkende Bergluft, die ich auf den Alpen und Pyrenäen gefunden hatte — jene Luft, die die Maſchine zu lebhafterer Bewegung ſpannt, und die Seele zum freiern Denken und innigern Empfinden ſtimmt. Am Ende des Bergrückens, auf dem die Wohnung des Einſiedlers liegt, ſtieſsen wir auf eine Karavane von Engländern, die wir noch tiefer unten langſam den Berg hatten hinaufklimmen ſehen. Es war Lord Grandiſſon, der in Portici wohnt, mit einigen Damen in Tragſeſſeln, die ſo weit gegangen waren, als ohne zu groſse Anſtrengung zu gehn möglich iſt. Indeſs hat man Engländerinnen geſehen, die bis zur Spitze des Kraters geſtiegen ſind. Eine männliche Unternehmung! denn fremde Hülfe nützt hier wenig ohne perſönliche Entſchloſſenheit und eigene Kraft.

Erſt wenn man in die eigentliche Region des Veſuvs gelangt iſt, erhält man einen Begriff von den Schwierigkeiten der Reiſe. Ihr unterer Theil iſt von den Lavaſtrömen gebildet, die ſich in verſchiedenen Epochen ergoſſen haben, und ein ſchmaler Fuſsſteig windet ſich zwiſchen dieſen unförmlichen Maſſen durch. Einige Pomeranzenſchaalen und zurückgebliebene Schuhſohlen bezeichneten ihn. Die zwote Hälfte des Berges iſt regelmäſsig koniſch, und ſteigt beynahe ſenkrecht in die Höhe.

Da wir an dieſem ſteilen Abhang ſtanden, verweilten wir einige Augenblicke, um noch einmal auf die Gegend, die wir hinter uns lieſsen, zurück zu blicken. Die Sonne, in leichte Wolken gehüllt, ſank gegen Weſten hinab. Eine unermeſsliche Gegend lag verſchleiert zu unſern Füſsen. Der Golph, der tiefer unten ein ſo majeſtätiſches Ganzes bildete, war nun nur ein kleiner Theil der unabſehbaren Fläche von

Land und Meer. Gegen Abend ruhte das Aug' auf der Inſel Ponza: Gegen Norden verfolgt' es die italiäniſchen Küſten, bis ſie ſich undeutlich am Horizont mit den Wolken vermiſchten. Die Ausſicht gegen Morgen ſchloſs die Kette der Apenninen, und näher unſerm Standpunkte lagen die kahlen Felſen der Somma. Dieſs ſind Trümmer eines Berges, der ehmals mit dem Veſuv zuſammengehangen, und nur Einen Schlund gebildet hatte. Die plaſtiſche Natur hat ſich nun ihrer bemächtigt, und ſie der Vegetation unterworfen. Der eigentliche Veſuv hebt ſich einige hundert Toiſen, furchtbar und Einzig, höher.

Nun war es Zeit, hinan zu ſteigen. Ich ſah mich nach dem Weg um — nirgends war eine Spur von Weg. Unſer Cicerone ſagte, der Weg führe gerade hinauf. Réaltu, der die Spitze ſchon zweymal erſtiegen hatte, behauptete, es gäb' einen leichteren und weniger ſteilen. Wie dem ſey: wir hatten keine andre Wahl, als gerad' in die Höhe zu ſteigen. Dieſer Theil des Berges iſt ganz mit Aſche, oder kleinen, runden, vulkaniſchen Steinen bedekt. In der Aſche haften die Tritte für einen Augenblick: ſie gleiten ab, ſobald man ſich verweilen will, um Athem zu ſchöpfen. Mit den Steinen iſts noch ſchlimmer. Hunderte macht jeder Fuſstritt in die Tieſe hinabrollen. Kein Stab, ſelbſt die Hände nicht, gewähren eine ſichere Hülſe, weil nirgends feſter Boden für den Einen, nirgends eine hervorragende Maſſe zum Anklammern für die andre iſt. Nur im ſchnellen Emporſteigen iſt Sicherheit, und doch iſts unmöglich, mehr als vier Schritte zu thun, ohne durch einen Athemzug den geſpannten Muskeln für einen Augenblick Ruhe zu geben. Da ich an dieſer Fläche hieng, ſchien mir die Unmöglichkeit, die Spitze zu erklettern, ſo erwieſen, daſs nichts mich abhielt, zurück zu bleiben, als die Schaam vor meinem Begleiter, und der ſtolze Gedanke, vielleicht der Einzige zu ſeyn, der in dieſer Richtung den Berg erſtiegen hätte.

In dieſer Lage verlieſs uns die Sonne. Es war unmöglich, das Schauſpiel ihres Niedergehens zu genieſsen, weniger, weil es abſchreckend war, in die Tiefe und in die Verwüſtung hinabzublicken, die unmittelbar unter unſern Füſſen lag, als weil es unſicher und gefährlich geweſen wäre, einen Augenblick die Stellung zu ändern. Ich ſah nichts als den Fleck, wo ich mit Händen und Füſsen mich anklammerte, auſſer wenn ich die Augen hob, um den Steinen auszuweichen, die unter den Füſsen des Cicerone weg gegen mich herunterſtürzten, oder um die emporſteigende Flamme zu ſehn, wenn der ziſchende Vulkan ein Büſchel glühender Steine auswarf, die wie Feuerkugeln auf ſeinen Seiten herabrollten.

Am Fuſse des ſteilſten Abhangs hatten wir eine Verſtärkung erhalten. Es war ein vertriebener Prieſter aus Marſeille, der ſeinen Cicerone mit einem Pferd' am Ende des Bergrückens, von dem ich oben ſprach, zurückgelaſſen, und uns eingeholt hatte. Wir waren folglich vier, die Unternehmung zu wagen, und ihren Schwierigkeiten zu trozen.

Endlich erreichten wir den Gipfel. Sechs oder acht Schritte noch ſtanden wir von der höchſten Spitze entfernt, als Realtu die Bemerkung machte, daſs dieſe Spitze zur Zeit ſeiner lezten Reiſe nicht vorhanden geweſen wäre. Der Boden, worauf wir ſtanden, war glühend heiſs und locker. Wir bedachten uns einige Augenblicke, ob wirs wagen ſollten, vollends hinauf zu klimmen, um unmittelbar in den tiefſten Schlund hinab zu blicken. Endlich überwog die Betrachtung — nicht der Gefahr, ſondern der Zweckloſigkeit, weil wir das nemliche Schauſpiel weit bequemer einige Schritte weiter unten zur Linken hatten. Furcht war nicht in unſrer Seele, wenigſtens in der meinigen nicht. Alle meine Adern ſchlugen: mein Blut kochte. In der Stimmung, worinn ich war, ſchwand vor meinem Blicke die Möglichkeit, in den furchtbaren Schlund hinab zu ſtürzen, und ich nahte mich ſeinem zugänglichern Theile mehr noch als meinen Begleitern die Klugheit zu erlauben ſchien. Sey's daſs Realtu's Bemerkung richtig war oder nicht: ſo viel iſt gewiſs, daſs wir nachher bemerkten, daſs der Fleck, worauf wir ſtanden, wie ein Gewölb' über dem rauchenden Krater hieng, und jetzt, da ich mit kälterem Blute zurück denke, ſträubt ſich meine Einbildungskraft, auch nur in Gedanken ſich an die nehmliche Stelle zu verſetzen.

Es war Nacht, da wir den Gipfel erreichten. Eine matte Dämmerung warf noch einiges Licht. Ein einziger Stern leuchtete aus den Wolken. Nichts, was das ſchreckliche der Naturſzene, die vor uns lag, hätte mildern können. Alles um uns her war Zerſtörung. Nur wenn ſich durch einen dumpfen Donner in den Eingeweiden des Berges ein Auswurf ankündigte, und der Schein des emporſteigenden Feuers vom gelben, friſchausgeworfenen Schwefel zurückprallte, der die Steine, worauf wir ſtanden, bedeckte — nur dann ward die tiefe Nacht und die todte Stille unterbrochen. Wir hatten aus Nachläſſigkeit einige Dinge vergeſſen, die nöthig waren, um unſre Fackeln anzuzünden; aber wir waren gewiſs, auf dem Berg' eine Stelle zu finden, wo wir dieſe Nachläſſigkeit gut machen konnten.

Der Krater des Veſuvs iſt in zwo Hauptöffnungen getheilt, die ein unzugänglicher Fels von einander ſondert. Eine dritte kleinere liegt auf der nehmlichen Fläche. Zwiſchen dieſer und den beyden andern lauft eine ſchmale Erdzunge hin, von welcher aus das Aug' in zween dieſer Schlünde hinabſehen kann, und den dritten in einer geringen Entfernung vor ſich hat. Hier ſtand ich. Der dichtaufſteigende Rauch würde mich auch bey Tag verhindert haben, mehr zu beobachten. Man ahndet mehr als man ſieht, einen unergründlichen Abgrund. Die Steine, die man hinunterwirft, fallen lang' und mit Getöſe. Nur der entferntere Schlund warf von Zeit zu Zeit Flammen, die ſich ziſchend über die Mündung erhoben. Es iſt unnöthig zu ſagen, daſs wir uns unter den Wind begeben hatten, der den Rauch und die Steine von uns abtrieb. Dennoch fanden wir uns einige Secunden lang in Dampf eingehüllt, und athmeten einen erſtickenden Schwefelgeruch.

Es war ungefähr 9 Uhr, da wir, voll von dieſem grauſen Anblick, uns auf den Rückweg begaben. Das Hinunterſteigen iſt eben ſo beſchwerlich, als das Hinaufſteigen, aber nicht völlig ſo mühſam. Man tritt bis tief über die Knöchel in die Aſche ein, und wird ſo zurückgehalten. Wo ſich Steine finden, iſt man weniger ſeiner Tritte gewiſs.

Die Mündung, aus welcher gegenwärtig die Lava hervorquillt, iſt auf der ſüdweſtlichen Seite des Berges, einige hundert Schritte unter dem Krater. Unſer Führer, der der hohen Verſprechungen ungeachtet, die er uns gethan hatte, nur mit Widerwillen bis zum Krater gefolgt war, wollte ſich wenigſtens die Mühe erſparen, bis dahin den Umweg zu nehmen, und wir bemerkten erſt ſeine Abſicht, als wir ſchon einige hundert Schritte herabgeſtiegen waren. Wir muſsten folglich um eben ſo viel wieder aufwärts klimmen. Der Weg zu dieſer Mündung zieht ſich längs einer alten Lava hin, und iſt weniger ſteil; indeſs war er mühſam genug, um unſre ſchon geſchwächten Kräfte noch mehr zu erſchöpfen. Wir erreichten ſie endlich, und ſahn in der Entfernung von ſechs Schritten die feurige, flüſſige Lava langſam hervorquillen. Der ganze Strom, der in einer Länge von zweyhundert Toiſen den Berg hinunterläuft, war von unſerm Standpunkt aus nicht ſichtbar. Einige, zum Theil noch feurige, von unſrer Seite vor der Mündung aufgethürmte Lavafelſen hinderten uns. Hier war's, wo wir unſre Fackeln anzündeten, indem wir ſie in die brennende Lava ſtieſsen, und hier gewährte mir der Saft einer Orange, den ich auf dieſem Ruheplatz hinabſchlürfte, eine Wolluſt, dergleichen man nur in ähnlichen Lagen empfinden kann. Der Wind war kalt; ich war vom Schweiſs durchnetzt bis auf den Ueberrock. Der Cicerone hatte mir meinen Rock nachgetragen, ich zog ihn an, und er war völlig durchwärmt, weil er einige Minuten auf dem Boden gelegen hatte.

Wir glaubten nun alle Schwierigkeiten und alle Gefahren der Reiſe überwunden zu haben; ihr beſchwerlichſter und gefährlichſter Theil erwartete uns noch: wir verloren den Weg. Auf Einmal befanden wir uns zwiſchen Lavafelſen, die uns von allen Seiten umſchloſſen. Zum zweytenmal aufwärts zu klimmen, bis wir in den Fuſsſteig wieder eintraten, der zum Berg des Eremiten führt, war ein abſchreckender Gedanke; wir waren nicht einmal gewiſs, ob wir ihn beym ſchwachen Schein unſrer Fackeln finden würden. Alſo entſchloſſen wir uns, queer durch die unwegſame Lavawüſte in der Richtung durchzudringen, die uns wieder in den Weg führen muſste. Wir hatten keine Zeit zu verlieren. Zehn Uhr war vorbey, und auf unſre Fackeln konnten wir für nicht viel mehr als zwo Stunden noch rechnen. Dieſe zwo Stunden irrten wir zwiſchen den unförmlichen, harten, ſpitzigen Felſen. Für jeden Schritt muſsten wir mit ängſtlicher Vorſorge die Stelle meſſen, wo wir den Fuſs aufſetzen wollten. Bey jedem Schritt wich ein untreues Felſenſtück unter unſerm Fuſs, oder zerriſs ein zackigter, ſpitziger Stein die Hand, die ſich an ihm halten wollte. Immer einer oder der andere fiel vorwärts oder rücklings oder auf die Seite, und die Klugheit oder Möglichkeit war nicht, den Fall zu verhüten, ſondern ſo zu fallen, daſs kein Arm oder Bein gebrochen wurde. Ich war noch unendlich ſchlimmer dran als die andern. Ich hatte auſſer den Schuhen, die ich trug, zur Vorſicht noch ein Paar mitgenommen, aber unterwegs, weil ich jenen vertraute, beym Eremiten zurück zu laſſen. Bald fiengen die Schuhe an ſich mit Steinchen oder Aſche zu füllen — erweiterten ſich immer mehr, und der obere Theil gieng endlich in Stücken, ſo, daſs ich mit bloſsen Zehen auf die ſpitzigen Felſen trat, und ein doppeltes Gleichgewicht, erſt für mich und dann für die Schuhe, halten muſste. Jeder Schritt war ſchmerzlich, entweder durch die Anſtrengung oder durch das Anſtoſsen meines unvertheidigten Fuſses. Meine Kräfte waren erſchöpft; das geringere Uebel ſchien mir, die Nacht auf der Lava zuzubringen, und ich fieng an, ſehr feſt an dieſem Entſchluſs zu hangen, als uns unvermuthete Hülfe erſchien.

Der Cicerone, den unſer neuer Gefährte mit ſeinem Pferde zurückgelaſſen hatte, ſah aus der Richtung des Scheins unſerer Fackeln, daſs wir uns verirrt hatten, und fieng an, uns zuzurufen. Wir folgten der Richtung, woher die Stimme kam. Er hatte keine Fackel. Eine Stunde beynah' irrten wir noch dem Ruf entgegen. Endlich fanden wir uns wieder auf den Weg. Es war Mitternacht. Wir hatten noch eine halbe Stunde zu gehen bis zur Wohnung des Einſiedlers, der nicht wuſste, was uns ſo lange zurückgehalten hatte, und ein Unglück befürchtet hatte.

Meine Gefährten nahmen, nachdem ſie ſich durch einige Erfriſchungen geſtärkt hatten, den Weg nach Portici; ich blieb in der Einſiedeley über Nacht. Es iſt dieſs eine Art von Pfründe, die immer einem Geiſtlichen gegeben wird, der einige Kenntniſſe in den lebenden Sprachen hat, um den Reiſenden aus den verſchiedenen Gegenden ſich verſtändlich zu machen. Der jetzige Einſiedler iſt ein Mann von ſechzig Jahren, der ihrer mehrere in Paris, Berlin und Petersburg zugebracht hat. Den folgenden Morgen früh, durch einen, wiewohl unruhigen, Schlaf geſtärkt, ſtieg ich in ſeiner Geſellſchaft herunter nach Portici, und von da trug mich eine flüchtige Kaleſche in drey Viertelſtunden nach Neapel.

R.

II.

Der Wilde.

Ein Amerikaner, der Europens
Uebertünchte Höflichkeit nicht kannte,
Und ein Herz, wie Gott es ihm gegeben,
Von Kultur noch frey im Buſen trug,
Brachte einſt, was ſeines Bogens Sehne
Fern in Qvebeks übereiſsten Wäldern
Auf der Jagd erbeutet, zum Verkauſe.
Als er ohne ſchlaue Rednerkünſte
So wie man ihm bot die Felſenvögel
Um ein kleines hingegeben hatte,
Eilt er froh mit dem geringen Lohne
Heim zu ſeiner tiefverdeckten Horde
In die Arme ſeiner braunen Gattin.
Aber ferne noch von ſeiner Hütte

Ueberfiel ihn unter freiem Himmel
Schnell der ſchrecklichſte der Regenſtürme.
Aus dem langen rabenſchwarzen Haare
Trof der Guſs herab auf ſeinen Gürtel,
Und das grobe Haartuch ſeines Kleides
Klebte rund an ſeinem hagern Leibe.
Schaurig zitternd unter kaltem Regen
Eilt der gute brave wackre Wilde
In ein Haus, das er von fern erblickte.
Herr, ach laſst mich, bis der Sturm ſich leget,
Bat er mit der herzlichſten Geberde
Den civiliſirten Eigenthümer,
Hier in euerm Hauſe Obdach finden.
Willſt du, miſsgeſtaltes Ungeheuer,
Schrie ergrimmt der Pflanzer ihm entgegen,
Willſt du Diebsgeſicht mir aus dem Hauſe;
Und ergriff den ſchweren Stock im Winkel.
Traurig ſchritt der ehrliche Hurone
Fort von ſeiner unwirthbaren Schwelle,
Bis durch Sturm und Guſs der ſpäte Abend
Jhn in ſeine friedliche Behauſung
Und zu ſeiner braunen Gattin brachte.
Naſs und müde ſetzt er bey dem Feuer

Sich zu ſeinen nakten Kleinen nieder,
Und erzählte von den bunten Städtern
Und den Kriegern, die den Donner tragen,
Und dem harten Sinn des Europäers.
Und ſie ſchloſſen ſich um ſeine Kniee,
Hiengen aufmerkſam an ſeinem Nacken,
Trockneten die langen ſchwarzen Haare,
Und durchſuchten ſeine Waidmannstaſche,
Bis ſie die verſprochnen Schätze fanden.
Kurze Zeit darauf war unſer Pflanzer
Auf der Jagd im Walde irr' gegangen.
Ueber Stock und Stein durch Thal und Bache
Stieg er ſchwer auf manchen jähen Felſen
Um ſich umzuſehen nach den Pfade,
Der ihn tief in dieſe Wildniſs brachte.
Doch ſein Spähn und Rufen war vergebens;
Nichts vernahm er als das hohle Echo
Längs den hohen ſchwarzen Felſenwänden.
Aengſtlich gieng er bis zur zwölften Stunde,
Wo er an dem Fuſse eines Berges
Noch ein kleines ſchwaches Licht erblickte.
Furcht und Freude ſchlug in ſeinem Herzen;
Er ermannte ſich, und nahte leiſe.

Wer iſt drauſsen? brach mit Schreckentone
Eine Stimme aus der tiefen Höle,
Und ein Mann trat aus der kleinen Wohnung.
Freund, im Walde hab ich mich verirret;
Sprach der feine Europäer ſchmeichelnd,
Gönnet mir die Nacht hier zuzubringen,
Und zeigt morgen früh, ich werd euch danken,
Nach der Stadt mir die gewiſsen Wege.
Kommt herein, verſetzt der Unbekannte,
Wärmt euch, noch iſt Feuer in der Hütte!
Und er führt ihn auf das mooſ'ge Lager,
Schreitet finſter trotzig in den Winkel,
Hohlt den Reſt von ſeinem Abendmahle,
Hummer, Lachs, und friſchen Bärenſchinken,
Um den ſpäten Fremdling zu bewirthen.
Mit dem Hunger eines Waidmanns ſpeiſte
Feſtlich wie bey einem Kloſterſchmauſse
Neben ſeinem Wirth der Europäer.
Feſt und ernſthaft ſchaute der Hurone
Seinem Gaſte ſpähend ins Geſichte,
Der mit tiefem Schnitt den Schinken trennte
Und mit Wolluſt trank vom Honigtranke,
Den in einer groſsen Muſchelſchaale

Er ihm wirthlich bey dem Male reichte.
Eine Bärenhaut auf weichem Mooſe
War des Pflanzers gute Lagerſtätte,
Und er ſchlief bis in die hohe Sonne.
Wie der wilden Zone wildſter Krieger
Schrecklich ſtand mit Köcher, Pfeil und Bogen
Der Hurone jetzt vor ſeinem Gaſte,
Und erweckte ihn; der Europäer
Griff beſtürzt nach ſeinem Jagdgewehre,
Und der Wilde gab ihm eine Schaale,
Angefüllt mit ſüſsem Morgentranke.
Als er lächelnd ſeinen Gaſt gelabet,
Bracht er ihn durch manche lange Windung
Ueber Stock und Stein, durch Thal und Bäche
Durch den Dickicht auf die rechte Straſse.
Höflich dankte ſein der Europäer;
Finſterblickend blieb der Wilde ſtehen,
Sahe ſtarr dem Pflanzer ins Geſichte,
Sprach: Herr, habt ihr mich noch nicht geſehen?
Wie vom Blitz getroffen ſtand der Jäger,
Und erkannte in dem edlen Manne
Jenen Mann, den er vor wenig Wochen
In dem Sturmwind aus dem Hauſe jagte,

Stammelte verwirrt Entſchuldigungen.
Ruhig ernſthaft ſagte der Hurone:
Seht, ihr fremden, klugen, weiſen, Leute,
Seht, wir Wilden ſind doch beſsre Menſchen;
Und er ſchlug ſich ſeitwärts ins Gebüſche.

Seume.

III.

Schwärmereyen
und
ernſthafte Launen
aus dem
Tagbuch eines einſamen Wanderers.

Du erwachteſt, braver Conſtantin, und dein Freund war verſchwunden. Schon lagen Hügel und Gebürge zwiſchen ihm und dir, als die Morgenſonne ihr allbelebendes Feuer über die Erde ausgoſs. Die Qualen der Trennung ſind mir nicht fremd; aber von dir ſcheide ich nicht, du ſchwebſt um mich auf allen meinen Wegen. Was mich freut, erzähle ich dir, was mich grämt, weine ich aus an deinem Buſen.

Weiſst du noch, wie ſehr uns die naive Freude des jungen Potaveri aus Otaheite gefiel, als er in dem botaniſchen Garten zu Paris ſchwermüthig umhergieng, unvermuthet einen vaterländiſchen Baum erblickte, ihn ſchwärmeriſch, mit Freudenthränen umarmte und ausrief: „Ah, das iſt O-Taiti, das iſt O-Taiti!“ — Eben ſo geht es mir jetzt, wo ich nur ein Plätzchen ausſpähe, das mit unſern Lieblingsplätzchen Aehnlichkeit hat — und die ſüſseſte aller Träumereyen umgaukelt meine Sinne.

Wenn du mich ſäheſt, wie ich einherſtürme über die Ebenen, wie ich raſtlos Felſen erklettere, und wie mir wohl iſt unter dem heitern offnen Himmel Gottes. O, mein Einziger, es giebt noch Freuden auf dieſem Erdenrunde, ich war ein Thor, daſs ich mich mit Unmuth quälte. Iſt doch jede Pflanze, jedes Würmchen, geſchweige denn der göttliche Blick ins Univerſum für den geſunden Beobachter eine unerſchöpfliche Quelle reiner unbeneideter Wonne. Geſund müſſen wir freylich ſeyn, geſund an Körper, Verſtand und Herz, ſonſt ſchwimmt die ganze herrliche Welt vor unſern Augen, wie häſsliche, ſchauerhafte Trümmer, voll Schlangen, Nattern, Drachen, oder was noch ärger iſt, voll horaziſcher Ungeheuer; Venusköpfe auf Pferdehälſen, Baſiliskenleiber mit Mädchenbuſen und Fledermausflügeln; nirgends Harmonie, überall Zwietracht und empörender Widerſpruch! —

Es war Mitternacht als ich meine Reiſe antrat. Der Mond ruhte helleuchtend über dem Gebürge, in den Wäldern hörte ich dann und wann ein geheimniſsvolles Säuſeln, alle meine Sinne waren geſpannt, die Einbildungskraft glühte, indem mich von den Gipfeln der Berge die friſche Morgenluft umwehte. Mit Rührung nahm ich Abſchied von der geliebten Gegend wo mir ſo manche reine Freude geblühet hatte, ich riſs mich los von deinem Elyſium, reizendes Jena!

Da winktet ihr mir aus der blauen Ferne, romantiſche Ruinen von Kuniz, noch ſchwimmend in Nebel über den das Haupt eures Thurms hervordrang; und du, ehrwürdiger Jenzig, der du daſtehſt – „den Fuſs in Ungewittern, das Haupt in Sonnenſtrahlen." — Wie oft vergaſs ich in deinem dunkeln Tannenwalde den Gram der an meinem jungen Herzen nagte, wie fröhlich ſchlug dieſes Herz, wenn es auf dir ſtark und lebendig empfand, daſs nichts ſo ſüſs iſt, als Ruhe am Buſen der Natur.

Faſt verzweifle ich, die Freuden wieder zu finden, welche mich auf den Gebürgen um Jena ſo oft entzückten. Manchen Abend ſtand ich, und blickte hinunter auf den ſchwarzen, unüberſehbaren Thüringerwald, wenn ihn die untergehende Sonne zum Schauplaz fantaſtiſcher Bilder einweihte, und ich mich voll Unmuths ſehnte in ihm auf Abentheuer herumzuwandeln, wie Ritter Hüon im Gebürge Libanons. Da dachte ich mir alle die groſsen, wimmelnden Städte, welche mit ihren Thürmen und Schlöſſern hinter ihm liegen, und ahndete, in ihnen zu finden, was mir ſo oft mangelte, warmen deutſchen Händedruck, Zutrauen und Gerechtigkeit. O, es iſt eine unnennbare Quaal, dazuſtehen mit einem Herzen voll Liebe und Traulichkeit, das ſo gerne überflöſſe, ſo gern ſich hingäbe, und ſich verſtoſsen ſehen muſs von mistrauiſcher kalter Sittenrichterey!

Nie, Conſtantin, werde ich die Stunden vergeſſen; wo ich auf der Spitze des Jenzig ſo lange in den ſchönen Ultramarin ſchaute, der unſern Horizont umgürtet, bis ich in dichteriſche Entzückungen verlohren, Palläſte, gothiſche Dome, romantiſche Felſenburgen und die Gärten der Semiramis aus dem lichten Nebel hervorgehen ſah, die mir alle winkten, die mich freundlich einluden, bald in die blaue Ferne zu kommen. Hier las ich im Xenophon die goldenen Worte des groſsen Socrates; hier entzükten mich die feinen Lehren Horazens und Wielands; hier ſtärkte mich zuerſt das Mark aus Müllers Geſchichte der helvetiſchen Freyheit. Oft überraſchte mich hier die Mitternacht in meinem Enthuſiasmus, und die glühende Scheibe des Monds winkte mir zu einem kühnern Blick in das unermeſsliche Sternenheer. Wie ich dann ſo ſtolz ward, wie ich ſo lebendig fühlte, es ſey etwas Groſses und Erhabenes ein wahrer Menſch zu ſeyn, und wie ich auf die Bruſt ſchlug, und ſchwur alles anzuwenden, um es zu werden, wie ich vor Freuden weinte, den Berg herabſtürmte, die majeſtätiſche Reihe zuſammengedrängter herrlicher Natur durchflog, wie mir das Herz hüpfte und pochte von ſeltenen Gefühlen, nie empfundenen Ahnungen!

Gern möchte ich dir noch ein paar Worte ſagen von unſerm lieben traulichen Ranthal, und von dem ſanften Gemurmel womit ſein kleiner Waſſerfall meine ſtürmenden Gefühle einlullte; aber ich muſs mich endlich losreiſsen von meinen Lieblingen.

Ich hatte nie Klöſter geſehen und ſuchte mir alſo in Erfurt dieſen merkwürdigen Gegenſtand recht anſchaulich zu machen. Die Carthäuſer zogen mich zuerſt an ſich; ihr Orden ſchien meiner Melancholie zuzuſagen und ich freute mich recht darauf im dunkeln Kreuzgange ein ſchauerliches Memento mori zu hören. Allein ich ſah niemand als den Pater Pförtner, einen braven jungen Mann der erſt kürzlich von Maynz hieher verſetzt war. Er führte mich in ſeine Zelle, wo ich einen Todtenkopf unter neuern, vernünftigen Erbauungsbüchern aufgeſtellt fand, der dem ſonſt ziemlich engen Raume ein ſonderbares Anſehen gab. Im Nebenzimmer hatte der Fromme eine kleine Schloſſerwerkſtatt, die mich überraſchte und mich noch mehr für den Mann einnahm. Wir ſprachen über verſchiedene Gegenſtände und kamen endlich auf Luther. Nun glänzte auch der denkende und gelehrte Kopf. Er war genau bekannt mit der Geſchichte jener groſsen Kirchenrevolution und hatte Reſpect vor den Männern die ſie bewürkten. Auch gefiel ihm Schmidts Hypotheſe nicht, er glaubte die Welt hätte ſich eben ſo gut verſchlimmern als verbeſſern können, wenn Luther nicht einmal wieder öffentlich Lärm geblaſen hätte. Hier war ich nun ganz ſeiner Meinung. Mich dünkt, die Geſchichte zeigt nur zu deutlich, daſs die Seelenmaſſe des Univerſums, ſo gut als das irdiſche Conglomerat deſſelben, dann und wann gewiſſer gewaltſamer Erſchütterungen bedarf, um die Lebensgeiſter wieder ein wenig aufzufriſchen. Unſre Zeiten wären unſtreitig noch nicht ſo hell, als ſie jedem geſunden Beobachter erſcheinen müſſen, wenn nicht Männer aufgeſtanden wären, die, nach Hallers Ausdruck, dem Donner Bruder ſchufen. Was wären wir ohne Colon und Luther? Nimmermehr würde der Geiſt freyer Unterſuchung ſo ſchnell um ſich gegriffen haben, wenn nicht ihre Wagſtücke die Kräfte ſchlummernder Nationen aufgeweckt hätten. Trägheit iſt dem Menſchen ſo natürlich, und ſteht doch zugleich mit ſeiner Vernunſt, und noch mehr mit ſeiner Einbildungskraſt, ſo ſehr im Widerſpruche, daſs es manchem Schwärmer noch lange ein Problem bleiben wird, ob des Menſchen Glück in arkadiſcher Schäferruhe oder in genialiſchem Ungeſtüm beſtehe. Wir wollen den Mittelweg gehen, wenn wir können, und werden uns gewiſs wohl dabey befinden.

Der gute Carthäuſer ſprach noch vieles was mich ſehr intereſſirte, und was ich in ſeinem Kloſter nicht geſucht hätte. Seltſam war mir die Empfindung, hier gleichſam mit der einen Hand das Jahrhundert des ſtrengen Bruno zu berühren und mit der andern manche ſüſse Frucht unſrer aufgeklärtern Zeiten pflücken zu können.

Nun gieng ich in ein Nonnenkloſter, und hatte bald darauf vor dem Gitter ein Geſpräch mit zwey jungen Nonnen, die von einem alten Argus bewacht wurden. Beyde ſanfte Blondinen, die eine ſchien den groſsen Kampf der Reſignation auf alle Freuden der Welt ſchon gekämpft zu haben, die andre rang noch mit ihm wie Jacob mit dem Erzengel.

Wenn ich mir die Quaal gedenke, worin eine liebende Seele verſinkt, wenn ſie plötzlich aus ihrer lieblichen Traumwelt herausgeriſſen und in ein kaltes, finſtres Kloſter verſetzt wird, wo ſtatt des Geliebten Stimme nur unverſtändliche, lateiniſche Horas klingen und wo um Mittag und Mitternacht ein dumpfes Glockengetöſe die arme Seele fürchterlich an ihren Verluſt und das ewige, öde Einerley der Zukunft erinnert!

„Kannſt du noch dir in die Seele rufen
„Jenen feyerlichen Trauertag,
„Als geſtreckt auf des Altares Stufen
„Jegliches von uns ein Opfer lag?
„Als bey tauſend Thränen hoch und theuer
„Warme Jugend ſich der Welt entſchwur? —
„Dennoch, ach! empfieng der Weiheſchleyer
„Seinen Kuſs von kalter Lippe nur,
„Rund umher erbebte Gottes Tempel;
„Jede Kerze ſank in Dämmerung;

„Staunend ſah der Himmel dies Exempel
„Unbegreiflicher Eroberung.
„Als wir drauf zum Hochaltare giengen,
„O, wie ſchlug das volle Herz in mir!
„Heloiſens Aug' und Seele hiengen
„Nicht am Kreutze, hiengen nur an dir.
„Liebe, ſtatt der Gnade, deine Liebe
„War das Herzgeſchrey der Schwärmerinn.
„Ach! Wenn dieſe nicht ihr übrig bliebe,
„So wär' alles, alles für ſie hin! *)

Mit gerührtem Herzen eilte ich aus dem Kloſter und aus Erfurt; lange noch beſchäftigte ſich meine Phantaſie mit der kleinen Blondine, ich kann ihre groſsen, ſchmachtenden Augen nicht vergeſſen, noch immer höre ich ihre Stimme um mich her, wie die ſchauerliche Milde der erſchütternden Harmonika.

---

*) Pop'es Heloiſe an Abeillard. Ich habe hier meine Ueberſetzung mit derjenigen vertauſcht, welche Bürger uns in ſeinem 93 Muſenalmanach geſchenkt hat. Die Leſer haben gewiſs dabey gewonnen, und der Anachroniſmus iſt zu vergeben.

Eben komme ich von der berühmten Wartburg bey Eiſenach, wo unſer Luther ſo manchen Donnerkeil ſchleuderte gegen den Hof zu Rom und ſeine Creaturen. In einer romantiſchen Wildniſs liegt dieſe Felſenburg, ihr gegenüber trauern Ruinen und unten lebt oder vegetirt die Stadt Eiſenach. Ich lieſs mich herumführen, gab aber wenig Achtung auf die Weisheit meines Cicerone, vielmehr kränkte es mich, den Namen eines groſsen Mannes, von einem der armſeligſten Kerls, die ich je geſehen habe, ſo oft profanirt zu hören. Allein es iſt ja das Loos unſrer deutſchen Unſterblichen, daſs der Pöbel Dintenfäſſer vorzeigt, womit ſie dem Teufel Löcher in den Kopf geworfen haben ſollen, während die Gelehrten ſich herumzanken wie alt die älteſte Muhme der *virorum clarorum* war, anſtatt ſich um den Geiſt ihrer Schriften und um die ewige Würkung ihrer Reden und Thaten zu bekümmern.

Ich ſchwebte über die ſchöne Bergſtraſse daher, ohne zu wiſſen wie, ohne zu fühlen, daſs mein Ich in einem Körper eingehüllt iſt. Endlich hörte ich Glockenklang, und näher kam ein Heerzug betender Landleute, angeführt von Geiſtlichen mit Lichtern, Cimbeln, Kreuzen und Fahnen. Die Wallfahrt gieng nach einer einſamen Kapelle, deren uraltes roth und grün gedecktes Thürmchen ich aus dem Dickigt des Waldes hervorſchimmern ſah. Feyerlich rollte der dumpfe Geſang in das Thal hinab, wo er ſich mit dem Geſumme der Glocken vereinigte. und es ward mir als wandelte ich unter einem Haufen begeiſterter Druiden, die mit herzerſchütternder Poeſie, mit ſtürmendem, Harfenklang den Gott ihrer Väter lobten. Alles Schöne und Erhabene, womit mich Oſſian und die ſkandinariſchen Barden je überraſchten, glühte wieder in meiner heftig gereizten Phantaſie. Aber ach! ein Waldbruder empfieng uns vor der Kapelle,. und der gröſste Theil des Zaubers, der meine Sinne ſo angenehm umſtrikte, ſchwand dahin, denn auf der Stirne dieſes Menſchen ſtand mit unverkennbaren Characteren eingegraben, das ſchreckliche Zeichen des Thiers. Weder die rührende Schönheit der Gegend, noch die freye, unbegränzte Ausſicht in ein herrliches Land, hatten ſeine Wildheit mildern können. Häſsliche Weiber ſchlichen in ſeine Zelle, Blicke der Verachtung folgten ihm, wo er gieng und ſtand. Ich vermochte es nicht auszuhalten, verlieſs Kapelle Waldbruder und Proceſſion, irrte noch einige Zeit im Gebüſche herum, und kletterte endlich das Gebürg hinab, um auf der reizenden Bergſtraſse weiter nach Heidelberg zu kommen. Ein ſtundenlanger Garten führte mich dahin, bald gieng ich durch niedliche Traubengeländer, über Blumengefilde, in ſchattigten Lauben, bald ruhete ich aus unter einem ungeheuren Nuſsbaume, der voll kleiner muntrer Sänger, ſchon für ſich eine ſchöne lebendige Welt ausmachte. An guten Leuten fehlte es auch nicht, die meine Fragen über dieſe Gegend beantworteten und mir gern jene kleinen Gefälligkeiten erwieſen, die dem Geber nichts koſten, und doch dem Empfänger oft unſchätzbar ſind. Einige belehrten mich über die ehmalige Gröſse und Wichtigkeit uralter Burgen, deren Ruinen jetzt, wie ſchauerliche Gerippe von Raubthieren, auf den Bergſpitzen ernſt und trauernd daliegen. So kam ich nach einigen Stunden auf die groſse Brücke vor Heidelberg. Hier rauſcht der Neckar durch ein prächtiges Thal; ein herrlicher Anblick! Die Sonne gieng gerade unter, von ihren letzten Strahlen glühten die Gipfel der Berge, der Abendſturm ſauſste durch die Wälder, und die Nacht begann mit ihren Rabenfittichen Land und Stadt zu verhüllen. Auf der Brücke war ein Gedränge von Menſchen und Thieren, die zur Ruhe eilten, und in der Stadt trug ein ein feyerlicher Glockenklang den Tag zu Grabe. Ich ſuchte Ruhe in einem alten gothiſchen Gebäude, deſſen Beſitzer durch einen mit Drachen kämpfenden Ritter ehrbare Fremde zur Bewirthung einzuladen ſchien. Der gute Mann hatte das Unglück Bürgermeiſter zu ſeyn, und empfieng mich alſo:

„Mit einem ſteifen Amtsgeſichte,
Das in gemeſsnen Falten liegt,
Mit Worten, da nach Rathsgewichte
Ein jedes einen Zentner wiegt.“

Allein ich begrüſste ihn ſo warm, daſs ſein Geſicht ſich aufheiterte und ſein Mund ein recht angenehmes: Willkommen mein Herr! hören lieſs. — Ungern bleibe ich lange in der Wirthsſtube, die groſsen weiſſen Tiſche gefallen mir nicht, und noch weniger die immer durſtigen Herren, welche ſie gewöhnlich belagert halten. Ich bat mir ein Zimmer aus, die Tochter des Wirths, ein blaſſes, ſchmachtendes Mädchen, nahm das Licht und führte mich eine ſteinerne Wendeltreppe hinan. Ich war müde, konnte dem raſchen Gange meiner Schönen kaum folgen, und ſchalt ein wenig über die ausgetretenen Stiegen. Mit einemmahl ſteht das Mädchen ſtille, und fragte mich lächelnd, ob ich je etwas von dem berühmten Götz von Berlichingen gehört hätte. Der Name eines fauſtgerechten Ritters, aus dem Munde eines Mädchens, zur Nachtzeit, auf einer uralten gothiſchen Wendeltreppe, klang ſo ſonderbar und romantiſch in meinen Ohren, daſs ich ſtill ſtand, und meiner Führerin ſcharf und forſchend unter die Augen ſah. „Ja, ſagte ſie, hier „gab der Ritter ſeinem Feinde, dem Biſchof von „Bamberg die Hand, und gelobte ihm Frieden „und Freundſchaft, aber der Pfaff wuſste nicht, „daſs es Götz mit der eiſernen Hand war, und „ärgerte ſich gewaltig, als man es ihm ſagte." — Ich gieng in mein Zimmer, wünſchte den Mädchen eine gute Nacht, und ſchloſs die Thüre ab, um ungeſtört meinen Gedanken nachhängen zu können. Eine Menge ſeltſamer Gedanken drang auf mich ein, meine Einbildungskraft brannte von Götz, Hutten und Sickingen, und ich wünſchte nichts ſehnlicher als dieſe Heroen Deutſchlands nur einmal geſehen zu haben, in dem Glanze und in der Würde ihres wunderbaren Berufs. Alle ihre Lebensbeſchreiber und Anecdotenſammler kommen darin überein, daſs die Männer nur ſo derb und durchgreifend waren, wenn ſie ſich öffentlich zeigten, in ihren Häuſern, unter ihren Freunden Weibern und Kindern ſollen ſie die liebenswürdigſten Geſchöpfe geweſen ſeyn. Hutten, deſſen feuervolle, mit wahrem demoſtheniſchen Geiſte geſchriebene Briefe Reden und Gedichte ich neulich wieder verſchlang, iſt bis zu Thränen rührend, wenn er eheliche Glückſeligkeit ſchildert, wenn er gleichſam girrt nach inniger Vereinigung mit einem weiblichen Engel. Und Freunde müſſen ſie geweſen ſeyn, romantiſche Freunde, wie Oreſt und Pylades. — Denk dir dazu den braven Sickingen wie er in ſeinem Schloſſe einem groſsen Manne nach dem andern Zuflucht und Hülfe ſchaft, wie der ehrwürdige Greiſs Reuchlin bey ihm ſeines Lebens wieder froh wird; wie der Held mit Roſs und Mann in Heilbronn eindringt, und ſeinem Götz Luft macht; wie er, getreu ſeinem herrlichen Wahlſpruche, überall dem Gekrankten wider den Unterdrücker beyſpringt; und wie alles brennt und flammt was Hutten in Sickingens Burg niederſchreibt. — Ach Conſtantin, wenn ich ſehe wie mächtig in dieſem Zeitraume alles nach Thätigkeit rang, wie Luther, Hutten, Erasmus, Melanchton, Pirkheimer und die ganze edle Schaar ſich mit Vorurtheilen herumſchlug, wie Herkules mit der lernäiſchen Hydra, wie die Männer voll Selbſtſtändigkeit mit Feuerzungen redeten und mit Donnerkeilen in der Fauſt handelten; dann möchte ich mich hinſetzen und weinen, daſs wir ſo ſchlaff und entnervt ſind.

Sobald die Sonne aufgieng, eilte ich, die majeſtätiſchen Ruinen des hieſigen Schloſſes zu betrauern. Fürchterlich muſs der Tag geweſen ſeyn, an dem eine Horde galliſcher Barbaren es wagen konnte, ein ſo herrliches Werk zu vernichten, und warlich es ſcheint über dieſem Gebäude ein Unſtern gewaltet zu haben, wie über manchem groſsen Manne, denn was die Mordbrenner verſchont hatten, ward zerſchmettert von Donner und Blitz. Ein ſeltſamer Schauer überlief mich, als ich in den groſsen leeren Hof trat, wo jeder Fuſstritt aus den Ruinen rings umher wiederhallt und alles ruft: Eitelkeit! Vergänglichkeit! — Aber ſolche Maſſen aufzuthürmen, ſolche gigantiſche Plane auszuführen, vermochte doch der ſchwache Menſch; was kann er dafür, daſs es Endzweck der Natur iſt, nichts lange in gleicher Geſtalt zu dulden, ſondern mit Vernichtung und Auferſtehung, mit Tod und Leben unaufhörlich abzuwechſeln! Sonderbar ſchien es mir, als ich unter dieſen Trümmern drey ſchöne Granit-Säulen aus dem uralten Pallaſte Kaiſer Karls des Groſsen zu Ingelheim, antraf. Welche ſeltſame Folge von Revolutionen! Es iſt ein herrlicher Genuſs kein Fremdling zu ſeyn in der Geſchichte ſeltener Männer, und dann auf Stellen zu treten, wo ſie einſt lebten, Dinge zu ſehen, die ihnen nahe ſtanden.

Ich ſchwärmte einige Stunden in dem Gemäuer herum, erſtieg Treppen, erkletterte Thürme und ſchaute hinab in die herrlichſte Landſchaft, welche je ein Salvator Roſa mahlen, ein Wieland dichten kann.

Wenn ich nun eine Zeitlang mein Auge geweidet hatte an dem ewigen Leben der Natur, und es wieder zurückwarf auf das Werk von Menſchenhänden, ach, Conſtantin, ich kann dir unmöglich ſchildern, was ich dann empfand. Tiefe Schwermuth ergriff mich, als ich die Bildſäulen der alten Pfalzgrafen und Churfürſten ſah, womit eine Seite des Mittelgebäudes ausgeſchmückt iſt. Die Vergangenheit lebte vor meinen Augen und es zog vorüber wie der blutende König in Shakeſpears Macbeth. Ich erblickte die vom Sturm zerſchmetterte Statue des unglüklichen Friedrichs und der ſchreckliche dreyſsigjährige Krieg, mit allen Ungeheuern die er ausbrütete, ſtand in vollem Brande vor mir. Während ich nun daſtand und in tiefe Traurigkeit verſunken, das Schickſal menſchlicher Groſse beweinte, erſcholl aus der Schloſskapelle, die noch ganz erhalten iſt, ein feyerlicher Lobgeſang zum Ruhm des Ewigen. Trompeten ſchmetterten, Pauken rollten und Orgeltöne durchzitterten die Ruinen rings umher. Der Uebergang meiner Phantaſie von betäubender Schwermuth in ſüſse religiöſe Schwärmerey war für mich unbeſchreiblich rührend und durchdringend. Es ward mir, als ob ich, einem fürchterlichen Sturme, dem ſichtbaren Tode entriſſen, an einer paradieſiſchen Inſel landete, und hier ſanft ſchlummernd, von einem Chor Nachtigallen, deren Muſik wie lauter reingeſtimmte Silberglocken klang, zu einem neuen herrlichen Leben aufgeweckt würde.

Ich gieng in die Schloſskapelle, freute mich über die Andacht, welche überall in dem niedlichen, hellen Gewölbe zu herrſchen ſchien, und betete das ſchönſte Gebet, deſſen das menſchliche Herz fähig iſt, das heiſst, ich war munter und vergnügt. Als die Leute weggegangen waren, beſah ich das bekannte Gemählde am Hauptaltar, deſſen Colorit mir wegen der auſſerordentlichen Lebhaftigkeit gefiel, ungeachtet ich in der Darſtellung ſelbſt weder ſcharf gezeichnete Charactere noch hohe Würde entdecken konnte. Ueberhaupt muſs ich dir geſtehen, daſs mich bisher nur wenige Gemählde befriediget haben, ſo ſehr manche auch von Kennern gelobt wurden. Erſtaunenden Fleiſs ſah ich oft, aber ſelten jenen ſchöpferiſchen groſsen Geiſt, der allein in den ſchönen Künſten herrſchen ſollte, und ohne welchen alles Zeichnen, Mahlen und Dichten nichts als Zeitverderb und Tändeley zu ſeyn ſcheint. Was kümmerts mich, ob der Meiſter irgend ein Thier oder eine Blume genau nach der Natur copiren kann, wenn ich nicht in jedem ſeiner Pinſelſtriche erkenne, daſs ſein Character edel, ſein Herz groſs und tieffühlend, ſein Verſtand durchdringend, ſein Geſchmack fein, ſeine Phantaſie weltenſchaffend war? Dichter und Mahler dürfen ſchlechterdings nicht mittelmäſsig ſeyn.

Die Würde und Majeſtät welche ich in dem Altargemählde vermiſst hatte, fand ich nun in dem prächtigen Tableau, welches Natur und Kunſt in der Gegend um Heidelberg entwarfen, und wovon man auf dem Altan des Schloſſes äuſſerſt angenehm überraſcht wird. Da ſteigt zur Rechten der vom Blitz zerſchmetterte Haupt-Thurm des Schloſſes empor, zur Linken ruht das Aug auf Rieſenmauern, ſinkt dann hinab in die Tiefe, ſieht eine ſchöne, groſse Stadt voll Leben und Thätigkeit, den Neckarſtrom wie er über ſein Felſenbett dahinſchäumt, und wie ſich eine königliche Brücke über ihn wölbt; erhebt ſich nachher wieder und kann ſich nicht ſättigen an dem Anblick einer Kette ſchöner Weingärten und waldbekränzter Hügel und Gebürge.

Ueber den Strom weg, links, auf der Spitze des höchſten Berges, ragen Ruinen aus dem Dickigt des Waldes hervor, wovon du bald mehr hören wirſt. Jetzt folge mir in den Schloſsgarten; er war einſt berühmt wegen ſeiner Gröſse und Schönheit und gehört nun in die Reihe jener zertrümmerten Monumente, welche St. Pierre in ſeinen ſonſt ziemlich bizarren *Etudes de la nature* ſo bezaubernd und rührend ſchildert. Nicht weit von ſeinem Eingange, liegt links ein ungeheures Mauerſtück, welches wahrſcheinlich durch die Gewalt des Pulvers, von dem Thurme, worunter es ruht, abgeſprengt ward. Schwerlich wird man es ohne Schauer und Bewunderung anſehen können. Rechts perlt der ſogenannte Fürſtenbrunn ſein klares geſundes Waſſer, und gerade vor dir, im Garten, erhebt ſich romantiſch genug, der ſchlanke Stamm einer Ceder Libanons. Ein prächtiges Amphitheater von ächten Kaſtanien Eichen und andern mahleriſchen Bäumen zieht ſich rings umher, und auf einer kahlen Bergſpitze reden die Rudera einer uralten Burg, des ſogenannten Kaiſerſtuhls, die Verſtand und Herzerſchütternde Sprache groſser Revolutionen. In dem Garten ſelbſt erinnert das herabſinkende Gemäuer rundumher an die Vergangenheit und an die Generation welche einſt war und jezt nicht mehr iſt. Halbverſchüttete Grotten, Trümmer von Koloſſaliſchen Bildſäulen zeigen überall Spuren eines Geiſtes der die Schönheiten der Natur zuſammenzudrängen wagte. Das grüne Gebüſch das aus den Mauerritzen hervorwächſt und das lange Gras, das über den Grotten hin und herwogt, bringt Leben in dieſe Scene. Aber nichts erfüllt das Herz ſo ganz mit unausſprechlichen

Gefühlen als die Ausſicht, welche man am Ende des Gartens, vom Rande einer ſteilen Mauer, weit ſchöner und unbegränzter als auf dem Altan des Schloſſes genieſst. Hier vereinigt ſich alles zum wahren Ideal einer anmuthigen Landſchaft, und ſchwerlich wird Wielands Phantaſie eine ſchönere geſchwärmt haben, als er ſeinen Hüon zum erſtenmal in das Paradies des Einſiedlers blicken lieſs.

Ich hätte mich Stundenlang hier ergötzen können, ungeachtet des widrigen Eindrucks, welchen jezt das nahe Carmeliter - Kloſter auf mein Herz machte, das emporſchwoll bey dem Anblick der Thätigkeit, die ſonſt überall in dem ſchönen Thal rauſchte und erklang. Während ich meiner Begeiſterung nachhieng, hatte ich die kleinliche Wirklichkeit ganz vergeſſen, und dachte an nichts als an die immer rege Kraft, wovon das Univerſum fluthet.

Du wirſt dich vielleicht wundern, Conſtantin, wenn ich dir ſage, daſs ich entſchloſsen bin, bis nächſten Sommer hier in Heidelberg zu bleiben. Aber wenn du den Mann kennteſt, welchen ich hier zum Freunde erkohr, du würdeſt mir nachziehen, um die Freuden ſeiner Geſellſchaft genieſsen zu können. Wenige kennen ihn von ſeiner merkwürdigſten Seite, für wenige ſcheint ſein Herz geſchaffen; er blüht wie eine köſtliche Blume in der Einöde; tauſend Wandrer eilen an ihr vorbey, aber wer da ſucht, der findet!

Womit ich mich jetzt beſchäftige, kannſt du dir leicht vorſtellen. Was mich dazu aufmuntert, ſind die Männer des Alterthums, und unter den Teutſchen, Luther und Hutten. Mit ihren Denkmalen ſchlieſse ich mich ein in meine Kammer, oder irre umher auf den Gebürgen, zuweilen kämpfend mit Schwermuth, öftrer verſunken in Ahndungen einer beſſern freudenvollern Zukunft. Neulich fand ich ſüſsen Troſt in einem Briefe, womit ein deutſcher Mann, der ſchon jetzt im Tempel der Unſterblichkeit ſteht, mich beſchenkte. Die Stelle heiſst: „Ihrer Begierde, „ſich auszuzeichnen durch Beſtrebung nach „Groſsem, wünſche ich nur günſtige Umſtände. „Die Vorſehung würde Sie nicht ſo weit ge„führt haben, wenn ſie ſolche Anlagen und ſo „ein Herz nicht zu etwas anzuwenden vorhätte. „Es iſt doch nun die Zeit einer Criſe in vielem: „die Staaten ſind erſchüttert; es kämpft vielfäl„tig Freyheit mit Knechtſchaft; die Religion iſt „in einer ſolchen Lage, daſs, nach dem Willen „des Vaters der Menſchen, entweder ihre Fackel „bald erlöſchen, oder mit neuem reinen

„Feuer entzündet werden muſs und wird; ſo iſt
„Philoſophie und Moral auch in einem Uebergang
„aus veralteter Scholaſtik und Moncherey
„zur wahrhaften Lebens und Bürgerweisheit.
„Viele Palmen ſind aufgeſteckt, deren die darnach
„ringen, wenigere als man erwarten ſollte; ſie
„koſten zu viel Mühe für das Arbeitſcheue Jahrhundert.
„— Daſs Sie ſich über Verkennungen
„erheben, daran thun Sie ſehr wohl; ich habe
„deren viel erfahren, und es wird jeglichem nach
„ſeiner Art auch ſo gehen. Man ſchreite nur
„fort im Gefühl des wahren Guten. Ohne
„ſolchen Lutherglauben giebts keine Gröſse!" —

B.

Die Fortſetzung folgt.

IV.

Ueber Gefühl.

Die kalte Ruhe der Vernunft zu wärmen,
Goſs Gott in uns den Funken Leidenſchaft,
Nicht um in Kummer langſam uns zu härmen;
Nein, zur Empfindung unſrer Menſchenkraft.

Und welches Unheil ſchaft das Himmelsfeuer,
Das die Natur in unſre Seelen goſs!
Es macht aus Engelherzen Ungeheuer
Und bricht der Tugend heil'ges Siegel los;

Der Mann iſt elend, der mit trüben Augen
Durch Gottes gute ſchöne Schöpfung ſchielt;
Nur Blumen bricht, um Gift daraus zu ſaugen,
Und feindlich in der Unglücksweisheit wühlt.

Doch elend iſt auch, deſſen weiche Seele
Ein kleines ſterbendes Inſekt entführt,
Ein Heimchen, aufgeſcheucht aus ſeiner Höle,
Und ein zertretner Wurm zu Thränen rührt.

Dort fliegt im Schwunge ſeiner Hochgefühle,
Von Kraft und Muth die kleinſte Sehne voll,
Der Jüngling nach des Ruhmes Schattenſpiele,
Und erndtet, ſtatt des Beyfalls, Neid und Groll.

Hier ſitzt der Handelsgeiſt bey vollen Kaſten,
Und überzählt den köſtlichen Gewinnſt,
Und überſinnet ohne auszuraſten
Der künft'gen Unternehmung Hirngeſpinnſt;

Dort ſteht er in der ſchwerbetheerten Jacke
Und blickt verzweifelnd nach dem Maſt empor,
Und jammert auf dem neugeborſtnen Wracke,
Auf dem er ſeinen letzten Deut verlor.

Wir trinken Heil und Gift aus Einer Quelle;
Die Wirkung lieget in dem Maas des Zugs;
Gefühl iſt Himmel, und Gefühl iſt Hölle,
Iſt Kraft der Wahrheit und iſt Dunſt des Trugs.

V.

Die Ausſichten des verklärten Kleiſts in die Schöpfung

oder

achter und neunter Geſang der Boruſſias *).

Inhalt des achten Geſanges.

Ankündigung des Thema — Kleiſts Erwachen in's höhere Leben — ihm erſcheint einer der höhern Geiſter — deſſen Erzählung und Aufſchlüſſe.

---

*) Der ſechste, der achte und neunte Geſang, wie auch der eilfte des Gedichts, ſind epiſodiſch, und enthalten, der ſechste eine fanatiſche Verſchwörung, der achte und neunte die Ausſichten des verklärten Kleiſts, der eilfte Peter III. von Holſtein und Friedrichs Geſandtſchaft an ihn. (Das ganze Gedicht enthält XII Geſänge.) In Rückſicht

den

ſchlüſſe von den verſchiedenen Welten, ihren Bewohnern, und deren verſchiedenen Ordnungen. — Schickſal der Guten und Böſen in der andern Welt (Himmel und Hölle).

Inhalt des neunten Geſanges.

Fernere Belehrungen des höhern Geiſtes. Schöpfung der Dinge. Unendlichkeit des Weltalls — Beſtand und Erhaltungsgeſetze deſſelben — Gutes und Böſes nach ſeinem wahren Zuſammenhang. Freyheit und Würde der menſchlichen Natur —

der Epiſode, die ich „die Ausſichten des verklärten Kleiſt" überſchrieben habe, und deren Einfügung in das Ganze am ſonderbarſten ſcheinen möchte, kann ich hier nur erinnern, daſs die Wunder der unermeſslichen Schöpfung, ſo wie ſie uns da eine gereinigte Weltweisheit kennen lehrt, und die der Gegenſtand dieſer Ausſichten ſind, mir das wahre Wunderbare einer Epopee unſers philoſophiſchen Jahrhunderts zu ſeyn geſchienen. Ueber die Einfügung dieſer Epiſode in das Ganze des Werks, wird der Vorurtheil freye Leſer nicht eher, als nach der Erſcheinung der Boruſſias; urtheilen wollen.

Anm. des Verfaſſers.

Gott — Hymne auf Gott — Weiſſagung des Ausganges des Krieges, ſeiner wichtigen Folgen, – und künftiger Begebenheiten, (z. B. der Gründung des Nordamerikaniſchen Freyſtaats, der Gröſse Ruſslands, der Regierung Joſephs II, der Franzöſiſchen Revoluzion etc.) Ausſicht auf ein veredeltes Menſchengeſchlecht. Kleiſt fährt unter dem Geſange einer ſeiner Hymnen mit dem höhern Geiſt in die andere Sphäre.

Anfang des achten Geſanges.

Wenn du, ewiger Geiſt, in Stunden der heiligen Weihe
Dich von der niedrigen Erd' aufſchwingſt, und des kleinlichen Lebens
Kinderblendenden Tand verſchmähend, Unſterblichkeit denkeſt;
Wenn du öfters, entflohn dem Gelärme der thörichten Menſchen,
Tief in dich ſelbſten verſenkt, an den ſtillen grauſenden Ufern
Des unendlichen Ozeanes der ewigen Schöpfung
Wandelſt, wohin dir der Tod die groſse Reiſe bereitet;

Wenn du, himmelentſtammt, nicht deines erhabnen Geburtlands
Ganz vergeſſen, wenn du der Embryoniſchen Seelen
Keine biſt, die, im Schlamm der Erde vergraben, verhüllet
In die täuſchenden Nebel der dunkeln Sinne, mit Maulwurfs-
Blicken nicht über den ſelbſtgegrabenen Hügel hinausſchaun:
Dann entſchüttle dir nun von dem himmelaufſtrebenden Flügel
Jeden anklebenden Staub der Erd', und ſtärke das Aug dir
Aus dem mehr als kaſtaliſchen Quell *) der ewigen Wahrheit;

---

*) „Mehr als kaſtaliſchen Quell:“ ſo heiſst den griechiſchen Dichtern der berühmte Muſenquell. Der Dichter der Ausſichten des verklärten Kleiſt, der nicht Fabeln ſondern Lehren und Entdeckungen der gereinigten Weltweisheit ſchildern will, erkennet nur die ewige Wahrheit als den Quell ſeiner Begeiſterung.

Daſs du mich über das unbegränzte Sternengewölbe
Ueber die Mauern der Welt, *) durch die Höh'n und Tiefen der Schöpfung
Im ſeraphiſchen Flug auftragſt.
O Himmelgebohrne
Tochter der Sterne, Begeiſtrung! du, die mit tönendem Flügel
Jedes Flattergewölk der Nebellüfte zerſtreuet,
Daſs vor dem cherubiniſchen Schwunge, nichtigen Staubes,
Erd und Sonne dahinfliehn! Gieb mir des heiligen Feuers,
Das in erhabenen Seelen nur glüht, eine lodernde Flamme
In den Buſen, daſs ich jenſeits des pieriſchen Berges
Jenſeits der ſieben Hügel **) mich ſchwing', und des Zieles nicht fehle.

---

*) Ultra flammantia moenia mundi. *Manilius.*

**) Jenſeits der ſieben Hügel etc. durch die Erhabenheit, Würde, Umfaſſung, und beſonders durch die Wahrheit der hier dargeſtellten Gegenſtände, will ſich der Dichter jenſeits des pieri-

Ich will ſingen die grabentſtandenen Seelen der Todten.
Und den Lohn und die Strafe der allentſcheidenden Wagſchaal,
Welche vom Throne des Richters der Welt auf die Gräber herabhangt; —
Singen die allerzeugenden Saamen der werdenden Dinge,
Euch hellſtrahlende Welten des unermeſslichen Raumes,
Und der aetheriſchen Wohner unzählige Myriaden,
Aller Wandlung und Fortſchritt durch unendliche Zeiten.
Dich, o groſse Charte der Weltenplane, dich will ich
Vor die Augen der Menſchen hinbreiten, wie dich die Allmacht

ſchen Berges, das heiſst über die Fabelwelt des Homer, und jenſeits der ſieben Hügel, d. h. über die philoſophiſch - mythologiſchen Dichtungen des ſechſten Buchs der Aeneide des Virgil, hinausſchwingen.

Durch die Himmel der Himmel herabhing. —
wie nur geweihte
Hohe Seelen dich ſehn, die, vom Aetherſtrahle
durchglühet,
Ueber die wirbelnden Pol' und Wendezirkel der
Schöpfung,
Weithinſegeln, und dich, o unergründliches
Weltall,
Kühn umſchiffen. Ein neuer Prometheus, ſteig
ich zum Himmel,
Und entzünde mir dort an einer der funkelnden
Sonnen
Einen himmliſchen Strahl, in ſterbliche Buſen zu
werfen,
Daſs ſie von hohem Gefühl des angebohrenen Adels
Und des aetheriſchen Theils, den ein Gott in
ihnen verſchloſſen,
Neues Leben pochen, und höh're Beſtimmungen
ahnden. *)

---

*) Kühne Schilderungen groſser Gegenſtände erweitern und erhöhen den Geiſt ſelbſt zu gröſsern Entwürfen, Wünſchen, Handlungen, beſonders aber überirdiſche Scenen.

Ha! ſchon ſteig' ich: der Flügel ſtrebt! es wehet die Schwinge.
Schon entweichen die Schatten der Erde: nun — ſind ſie verſchwunden;
Wie der wirbelnde Staub am Fuſse des eilenden Wandrers,
Sehet! ſo ſind mir Erden und Sonnen und Weltenſyſteme.

Schon eröffnen ſich mir die Pforten des ewigen Lichtes.
Nacht wird Tag mir: Der Ewigkeit undurchdringlicher Vorhang
Rollet ſich auf: ich ſehe die Sonnenwenden der Schöpfung.
Gräber! Urnen! wo ſeyd ihr? ich ſehe mit Augen des Himmels,
Höre mit Ohren der Engel: nichts ſterbliches tönet die Lippe.
Ambroſialiſcher Duft des Himmels umkühlt mir die Stirne.
Seh't! es leben die Todten! Horchet! es ſprechen die Geiſter!

Als der entbundene Geiſt des weiſen Helden und Dichters
Nun den Körper von Erde verlaſſen, und jenſeits der rauhen
Dornenbeſäeten Pfade des labyrinthiſchen Lebens
Froh entbundene Fittige ſchwang: da etc.

Von dieſen überirdiſchen Scenen des achten und neunten Geſanges geſchieht der Uebergang zu dem gewöhnlichen Inhalt des Gedichts durch folgenden

Anfang des zehnten Geſanges.

Hah! ich ſehe dich wieder, du Lampe der heimiſchen Erde,
Sey mir, o Sonne! gegrüſst.*) Wie der irre gegangene Wandrer,
Der ſich in unermeſslichen Hainen, unendlichen Steppen,

---

*) Es ſollte mir ſchmeicheln, wenn die Leſer an Milton's:

Hail, holy light! etc.

erinnert würden.

Hundert Meilen ſeitab vom Ziel des Weges verlohren,
Endlich das flimmernde Licht des kleinen Hüttchens erblicket,
Das ihm Vaterland iſt: ſo ſchau ich des irdiſchen Tages
Strahlende Urne, die mich der unermeſslichen Irrniſs
Mahnt, wohin mich der Flug des kühnbeſchwingeten Geiſtes
Fern von den ſtaubigten Ufern des Mutterlandes verſchlagen;
Daſs ich die Tiefen und Breiten und Höh'n der Schöpfung ermeſſen,
Daſs die letzte der Sonnen mir hinter'm Fittig erblaſste.

Wie erröthet das Antliz mir von den tauſendmal tauſend
Flammenden Welten, die ich auf dem unbepfadeten Wege
Sah! wie taumelt das Herz von den tauſendmal tauſend Geſtalten,

Von den erhabnen Begriffen und hohen Empfindungen allen,
Welche dem ſtaunenden Blick des Geiſtes vorübergegangen.

Athme dann auf, o du, die mich zum Fluge geſtärket
Muſe! ach ſo gern verweilet der Himmelgebohrne
Geiſt in der vaterländiſchen Heimath jenſeits der Gräber,
Wo nicht Könige hadern und keine Krieger verbluten
Wo kein Dränger plaget und kein Bedrängter erſeufzet,
Wo nicht Schmerz und nicht Tod, und ihr Gräber der Todten! nicht mehr ſeyd,
Wo Elyſium blüht, und paradiſiſche Wonnen
Dich, ſüſsſtaunendes Herz, aus der Lethe des Himmels erquicken.

Aber dem eilenden Blitz gleich, der den umnachteten Aether
Flüchtig durchſtreift, entſchwindet dem erdwärtsſinkenden Geiſte

Jeder himmelahnende Wonnegedanken, und eh' er
Sagen mag: Siehe! — hat ihn die Nacht der Erde verſchlungen.
Kehre dann Muſe zurück von den Höhen des ſtolzen Geſanges,
Wo du mit himmelerhobnem Seraphiſchem Fittig geſchwebet;
Kehre zum Hügel, wo Friederich mit Entſchlüſſen des Todes —
Schläft, um Leben und Ruhm nach wenigen Stunden zu enden.

Fragment

aus dem ſiebenten Geſange der Boruſsias.

Friedrichs beſchloſſener Selbſtmord, nach der unglücklichen Schlacht bey Kunersdorf.

Wie die Eiche, die lang' ein Truz der raſenden Stürme
Hoch von dem Wipfel der Alpe die weite Gegend umſchaute,

Endlich, von allen Winden bekämpft, den prangenden Wipfel
Erdwärts, beugt, und die ſtets verſchmähte Ebne berühret,
Daſs, ſie der Wandrer, nur nicht mehr in der Ferne erblicket,
Und ſich, des luſtigen, Weiſers beraubt, vom Wege verirret:
Alſo, beugt die verlohrene Schlacht die unbezwungne
Seele, Friedrichs: die immerſtröhmende Quelle des Muthes
Scheinet verſiegt; — der erfindriſche Geiſt — durch die ehernen Banden
Unentfliehlichen Schickſals beſtrickt, wie die ſchaffenden Kräfte
Der erhabnen Natur in dem magiſchen Kreiſe des Zaubrers.

Er, der am Mittag *) nur noch, Victoriens ſtrahlende Fahne

---

*) Bis gegen Mittag zu war der Sieg noch ganz auf Friedrichs Seite.

Schwang, und das ſeindliche Heer furchtbar mit Vernichtung bedrohte,
Sammlet nun kaum zweymal dreytauſend Brennen, am Abend
Von der Flucht. Sein theures Boruſſien lieget dem Feinde
Ringsher offen. Eliſabeths und Thereſiens Heere,
Immer bis jetzt von einander entfernt gehalten, ſie werden
Bald nun vereinet auf ihn herſtürzen und ſtürzend erdrücken.
Hah! verblüht iſt ſein Ruhm, verwittert die glänzenden Lorbeere!
Alſo dünkt's ihm! „Und Er; er ſoll gefangen dann, oder
„Friedebittend die ſtolzen ſo oft beſiegeten Feinde,
„Sieger nennen und Herrn? ſoll dich, ſein innigeliebtes
„Volk, unglücklich nur ſehn? nein, … lieber wählt er … Vernichtung.

Aber die Nacht umdeckt mit ſchwarzen Flügeln die Erde,
Und der geſchlagene Held zieht ſeine verwundeten Krieger

Mit carthagiſcher Liſt aus dem Auge des Feindes vom Schlachtfeld
In das Lager, wo ſie ein ſichrer Schlummer erquicket.

Er ſelbſt heiſs't ſich ſein Zelt auf einem Hügel erbauen,
Der, der erhabenſte ſeiner Brüder, die Ebne beherrſchet.
Nacht in der Seele und ſiechende Angſt im blutenden Herzen;
Rings umſchwebt von den Schaaren der Geiſter, welche die Mörder-
Hand des Krieges für ihn ins Reich der Schatten geſendet;
Vor ihm — der Jammer der Väter, der Mütter, der Waiſen, der Wittwen,
Den der unſeelige Fürſtenzwiſt der Unſchuld bereitet,
Neben ihm — du, zerriſſener Lorbeer des glänzenden Ruhmes,
Deſſen jegliches Blatt von ſeinem eignen und ſeiner
Brennen theurem Blute trieſt — des entſetzlichen ſchweren

Tauſendfältigen Jammers, — er, er die einzige Quelle, *) —
Steht er, die Augen jetzo ſtarr auf den Boden geheftet,
Jetzt zum Himmel empor gehoben; nun ſchreitet er ſchnellen
Fliegenden Tritts, nun langſam, vertieft; gebrochene Laute
Stehlen bald leiſer, bald heller, ſich von der Lippen: ein Seufzer
Stöhnt aus dem ängſtlich arbeitenden Buſen herauf, und erſticket
Mitten im Stöhnen. Der blutbeſpritzten Wimper entzittert
Jetzt eine Thräne des Zorns, und jetzt eine Thräne der Wehmuth.

Wie die Blätter des Baums, von ſtreitenden Winden gerüttelt,

---

*) Der Dichter entwickelt hier die geheimſten Gefühle eines erhabenen Geiſtes in der drängendſten Situazion des Lebens. Siehe eine der folgenden Anmerkungen.

Dieſe zur Rechten und jene zur Linken, nach Oſten, nach Weſten,
Stäuben, und ſtäubend ſich kreiſen, und kreiſend den Aether durchmeſſen,
Alſo der Taumel der tauſend Gedanken und tauſend Gefühle
In der zerriſſenen Seele des tiefbekümmerten Helden.
Und nun kann er nicht mehr: er gehet hinaus in die Freye.
Hah!, was erblikt er da mit dem trübhinſchauenden Auge.
Wühlende Fluthen, ſeit geſtern vom Sturm und Regen geſchwellet,
Würbeln, ſchaurigbeglänzt vom halbverſchleierten Vollmond,
Ueber garbenbedeckte Gefild' und blühende Wieſen,
Ueber Garten und Zaun. Ein ſchäumender See iſt die Eber:
Furchtbar rollen und rauſchen die Wellen im Sauſen der Winde,
Furchtbar tönt in das Rauſchen der Jammer der Pflüger und Schnitter.

Hah!

Hah! wie wünſcht er die Wieſe zu ſeyn, die, wenn nun die Winde
Oder die Fluth ihr den blumengeſtickten Buſen zerfleiſchen,
Sinn- und fühllos die Wuth des ſtürmenden Schickſals erduldet.

Hah! wie wünſcht er der Sturm zu ſeyn, der die Wellen zerpeitſchet;
Oder mit euch, ihr Fluthen, dahin zu rauſchen ins Weltmeer
Seinen Jammer, ſein angſtbelaſtetes, quälendes Daſeyn.

Tiefverlohren in ſchrecklichen Kummer, erſeufzet er alſo:
„Menſchenleben! was biſt du? Menſchenleben! „ein Sturwind
„Ueber der Haide! ein Ozean voll tobender „Wellen!
„Deine Herrlichkeit, wirbelnder Sand, — dein „flüchtiges Daſeyn
„Ein hinſtäubender Tropfen, vom kreiſenden „Rade geſchleudert,

„Welcher im Fallen verdampft. Die allerſehn-
„teſten Güter
„Die du dem vielgeſchmeichelten Schößling des
„lachendenGlücks beutſt,
„Sie verdünſten ihm in der Hand, und die dür-
„ſtende Seele
„Lechzet vergebens nach dem entſchlüpften Lab-
„ſal. Die ſchönſten
„Freudenblüthen zerknickt, indem ſie in glühender
„Farbe
„Hochherprangen, ein Sturm, und giebt ſie den
„ſauſenden Lüften.
„Von dem ſtrahlenden Ziel, wornach das verlan-
„gende Herz, ach!
„Heiſsen Schlages geklopft, zu dem du ſelber uns
„endlich
„Endlich mit eigener Hand geführt, o! tückiſches
„Schickſal!
„Stürmſt du uns grauſam zurück, das Ziel mit
„dem Pfade verwehend.

„Hah! wie bin ich herabgeſtürzt von der
„Höhe des Glückes,
„Wo ich am Mittag nur noch, wie dort die Sonn
an dem Himmel,

„Strahlte, die Erde mit Ruhm, wie ſie mit Glanze, beſchimmernd.
„Friedrich, der Stolz des Morgens, iſt der Seufzer des Abends —
„Und der Ruhm des Menſchengeſchlechts, *) — „ſein rührendſtes Mitleid.

„Hah! wie iſt es ſo ſchrecklich anders! dem „grabentſtandnen
„Geiſt gleich, der als ein blühender Fürſt zu den „Schatten geſtiegen,
„Wenn er den ehernen Schlaf ſich aus dem Auge gewiſchet,
„Aſch' und Trümmer und Haidekraut an der Stelle erblicket,
„Wo ſein Pallaſt einſt war; ſo ſchau ich jetzo von dieſem

---

*) Sollte nicht mitten im Sturme der Leidenſchaft dem ehrgeizigen Friedrich ſo etwas entſchlüpfen dürfen? Sagt er nicht ſelbſt von ſich in einem ſeiner Briefe, es habe ihm immer ein groſser Gedanke geſchienen, *de bouleverſer le ſyſteme d'Europe.*

Anm. d. V.

„Hügel hinab auf die Ebne der Schlacht, wo heute Trophäen
„An Trophäen mir glänzten, wo Lorbeer winkte an Lorbeer.
„Die vergangene Herrlichkeit, ſie fährt wie ein Blitzſtral
„Fürchterlich über den Schlund der Vergangenheit und der Zukunft,
„Daſs ich das ſchaurige Dunkel nur klärer ſehe.

„Menſchenleben! was biſt du? Menſchenleben! was haſt du,
„Daſs du edle Geiſter mit ſo viel Banden umwindeſt?
„Was iſt Reichthum? ein Biſſen mehr in den Mund des Verſchwenders,
„Mit aneckelndem Gaum verzehrt, mit Krankheit vergiftet.
„Was Vergnügen? ein Honigtropf um die lechzende Lippe,
„Welcher, noch eh er die Drüſe ganz durchnetzet, vergäll't iſt.
„Und der Ruhm? ein ſummender Laut in den Ohren des Stolzes.

„Heute noch tont er, wie hell! und morgen „ſchon iſt er verhallet,
„So wie das Lüſtchen, das zwiſchen dem Graſe „der Felſen dahinſtirbt.

„Sie, die Tugend, ſie ſelbſt, die Tugend, der „ſtrahlende Fittig
„Groſser Seelen! die Götterkraft im ſterblichen „Buſen;
„Was, was iſt ſie? ein Lufthauch wider den „brauſenden Orkan. —
„Eine Brücke von Stroh, die den fluthenden „Ozean dammet;
„Ein ſiſyphiſcher Kampf mit dem allgewaltigen „Schickſal,
„Welches den Jahre lang raſtlos auf und nieder „gewälzten
„Felſen dem Wälzer zurück auf den Kopf wirft, „und ihn grauſam
„Drunter zerſchmettert, zermalmt.
„Krafte, würdig der Götter, in langen Kämpfen „geübet,
„Mühen, den Schweiſs und das Blut der himmel- „anſtrebenden Seelen, —

„Sie zermalmet ein augenblicklicher Ruck in des Zufalls
„Allvermiſchendem Wirbel, und ſtäubt ſie in ewige Trümmer.

„Menſchenleben! was biſt du? Menſchenleben! und dennoch
„Zögert ihr, Söhne der Erde! zu ſterben? im Hafen
„Anzulanden, nach dem ihr in Wind und Wetter geſeufzet?
„Hinzugieſsen in Schlummer die mattgequäleten Glieder?
„Sich zu erlaben in ewiger Ruh von den Mühen des Lebens?

„Aber ihr wähn't euch das Blut des Himmels, erhabene Kinder
„Des erhabenſten Vaters der Welten — zu groſs für die Erde.
„Jenſeits der Sonnen ſtrebt ihr hinaus: am ſtrahlenden Himmel
„Hängen die Palmen, nach welchen ihr kindiſch haſchet! Ein Gott ſoll

„Eurer Tage jeden bewahren, jede Minute
„Eures Lebens hüten, — er ſoll mit eigenen
„Händen
„Jedes Lüftchen, das euch umfächelt, bilden und
„lenken!
„Soll mit eigenem Blick der Thaten jegliche prüfen,
„Die ihr auf Erden verübt, damit er ſie lohn'
„in dem Himmel!
„Soll die Würmer des Staubs zu unſterblichen
„Göttern verklären! …
„Das, das zögert euch im Leben? Hah! darum
„nur wähn't ihr's
„Tugend, geduldig zu weilen in Mitte des Jammers der Erde?

„Stolze Schwindler! eh' wird die Mücke die
„Sonne erfliegen,
„Eh' der Eymer die Wellen des Meeres im Reifen
„befaſſen:
„Eh' ihr wiſs't das Woher? und Wohin? des
„eignen Geſchlechtes,
„Eh, ihr das Weſen der Weſen erfaſst, und die
„ewigen Plane,

„Doch viel Glück zu Eurer Erfindung! daſs
„ihr die ſchwarze
„Folterkammer des Lebens, mit tauſend
„Martergeräthen
„Quälender Trübſal, und gräſslichen Schrecken,
„und ängſtenden Zweifeln
„Ringsumhänget, von keiner Lampe der Hoffnung
„erhellet,
„Euch ſo lieblich bemahlt ... Stets hat's euch
„der Weiſe beneidet,
„Dem es ſchwer iſt in dieſem Grabeskerker des
„Todes
„Auch eine Spinne nur aufzufinden, mit der er
„die ekle
„Langeweile vertändle, die Angſt des Herzens
„zerſtreue:
„Dem die Fackel, Vernunft, grad ſo viel
„ſchreckliches Licht wirft,
„Daſs er die Nacht des Jammers ringsum, mit
„entſetzlicher Klarheit
„Ohne Täuſchung erkennt, und die ſchöne Tünche
„vernichtet.
„Weil der unſchuldigen Dulder auf eurer Erde
„ſo viele;

„Weil das Laſter ſo oft die Tugend im ſtolzen
„Triumph führt;
„Darum hat euch ein Gott, und nicht der Zufall
„erſchaffen?
„Darum ſoll Euch dereinſt ein ewiglohnender
„Himmel
„Jenſeits der Moder des Grab's aufblühn ...? o!
„Schwindler! o! Schwärmer!
„Sehet ihn an, den ewigen Gang der kreiſenden
„Dinge!
„Wie die Blaſe, die bunte Schöpfung des hauchen-
„den Knaben,
„Aufſchwillt, perlt, und verſchwindt: ſo auch die
„Weſen der Dinge.
„Alles wandelt, nichts bleibt, nichts kehrt ins
„Daſeyn zurücke;
„Schwindet ins Unermesliche hin. Die ſchaffen-
„de Urkraft
„Bleibt die nehmliche ſtets, unerſchöpflich, ewig,
„unendlich;
„Alles geſchaffene ſtirbt. Das einmal geweſene
„Seyn iſt
„Nimmer und ewig nicht mehr, und miſcht ſich,
„wenn es nun ſchwindet,

„Ohne Spur, daſs es war, der unendlichen Maſſe
„des Urſeyns:
„Wie ſich dem Meere die Kielgeſpaltene Welle
„vermiſchet,
„Wie die Figuren des weiſen Archimedes dem
„Sande,
„Als ihn das wilde Schwert des Siegers, den Zeichner
in ſeine
„Eigne Zeichnung hinſtreckte, ſein Blut mit dem
„Sande vermengend.

„Was iſt Eure erhabene Tugend, die euch
„Gott nur
„Droben im Himmel zu lohnen vermag? die Blätter
„des Baumes
„Werden vom Winde geſchüttelt; — die blühenden
„Früchte des Feldes
„Jetzt vom Blitze getroffen, und jetzt vom Hagel
„geknicket; —
„Und der Menſch von mannigfaltiger Trübſal
„geängſtet. —
„Beſſer nur ſproſst der geſchüttelte Baum, und
ſchöner nur wächſet

„Der von dem Blitz getroff'ne Halm; den edleren Menſchen
„Bildet die Trübſal. *) Heil ihm, wenn er nicht drunter erlieget!
„Sein iſt der Lohn, ein gegenwärtiger, ſelbſtgemeſs'ner,
„Selbſterworbener Lohn! was brauchts der Wage des Richters
„Wo die Tugend ſich ſelber belohnt, und das Laſter beſtraſet?

„Dieſe Knospe zernaget der Wurm, und ſie wittert im Staube;
„Jene bleibt auf dem Stamm, und bluht, und bildet zur Frucht ſich; —
„Alſo Glück und Elend der zufallbeherrſcheten Menſchen.

---

*) Trübſal und Widerwärtigkeit ſind zur Bildung des vollkommneren Menſchen eben ſo nothwendig, als Stürme, Regen und Gewitter zur Hervorbringung der Früchte der Erde, und der Menſch muſs alſo auch die gröſsten Leiden, als unerlaſsliche Bedingung ſeiner höhern Bildung anſehen, der Vortheil daraus iſt ſein eigner.

„Rechte die wurmzerfreſſene Knoſpe mit dem, der den Stamm ſchuf,
„Und den Wurm, der ſie zernagt...
„Rechte der Elende mit dem Erhabenen, welcher ihm daſeyn
„Hieſs, und mit ewiger Weisheit die Reihe der Dinge geordnet,
„Daſs ſie ſind, wie ſie ſind...
„Wie dem Schiffer, dem, auf der Ribbe des felſenzerſchellten
„Schiffes, die ſtolzen Palläſte die wolkenanragenden Thürme,
„Berg' und Alpen der Erd', die Erde ſelber verſchwindet;
„Denn nun nimmt ihn die Fluth:
„Alſo ſchwinden mir jetzt vor meinem taumelnden Blicke
„Scepter, und Lorbeer, und Thron und Reich und Tugend und Nachruhm,
„Alle Schimmer des Lebens, dahin, ... ich verſinke ... vergehe ...
„Nein, ich zögre nicht mehr, zu ſterben ... ſterben ...

„Dieſes Fläſchchen … es endet den langen unendlichen Jammer!

„Groſs und einzig iſt doch der Menſch in der Reihe der Dinge.
„Sonnen erlöſchen ſich nur in der Aſche anderer Sonnen!
„Welten ſtürzen ſich nur durch andre Welten in Trümmer!
„Alles zögert und ſchleppt ſein langſamkriechendes Daſeyn
„Bis es ein Zufall zerſtört.
„Er, der Menſch nur vermags, ſein Weſen mit eigenen Händen
„Zu zerſtören, und, wie und wenn es dem Stolzen beliebet,
„Hinzugehen woher er kam, ins ewige Nichts hin.
„Hah! der Erhabne beherrſcht das allbezwingende Schickſal,
„Aendert die ewige Schrift der diamantenen Tafeln
„Und giebt Euch, ihr Götter, die überflüſsigen Tage

„Stolzentbehrend, zurück, die ihr gern ihm zu leben vergönntet. *)

„Ja ich will ſie verlaſſen die Hütte voll dampfenden Rauches,
„Denn ſie trübet mir Aug und Herz. Ich will mich entkleiden
„Dieſer Larve des Fleiſches; — ſie drückt den Träger zu Boden.
„Andern hab' ich gelebt, mir ſelber will ich nun ſterben
„Und freywillig ein aufgezwungenes Daſeyn vernichten.
„Morgen iſt Friedrich nicht mehr. Ihr Thränen der Tauſend und Tauſend
„Flieſset, flieſset nicht mehr. Ihr Mütter, ihr Waiſen, ihr Wittwen,
„Denen ich ihre Kinder und Männer und Väter erſchlagen,

---

*) Sophiſtik der Leidenſchaft, die den Menſchen oft ſogar mit dem Schein des Erhabnen zu täuſchen weiſs.

„Jauchzet, jauchzet hoch auf! dem Mörder, dem
„Räuber von Preuſsen *)
„Löſchet ſich morgen die Sonne . . . du ſollſt ihn
„haben den Frieden,
„Vaterland! er, deines Jammers einzige Quelle,
„Friedrich, iſt morgen nicht mehr! du ſollſt ihn
„haben den Frieden,
„Den er dir lebend nicht geben kann, den läſs't
„er im Tod' dir.
„Dieſes Fläſchchen-voll heilſamen Tranks, zum
„ewigen Schlummer,

---

*) Friedrich empfand, wie wir wiſſen, ſehr menſchlich. Der Gedanke, daſs jener ſein Stolz, *de bouleverſer le ſyſteme d'Europe* (Siehe *Hiſtoire de mon tems*) doch die letzte Urſache alles ſchrecklichen Elends des Krieges war, hat ſeinem Herzen, beſonders zur Zeit des Unglucks, gewiſs manchen blutigen Schmerz abgepreſst. In der Nacktheit, wie dieſer Monolog ſein moraliſches Ich darſtellt, konnte er wohl auch dieſe Seite blos geben, die er in ſeinen Schriften — freylich — faſt durchaus zu verhehlen ſucht.

„Dieſes Fläſchchen — es giebt dir Heil, mir
„ewige Ruhe. *)

Alſo

---

*) Dieſer ganze Monolog ſollte, (wenn man mir den Stolz verzeihen will) ein Gegenſtück zu dem bekannten Monolog des Hammlet ſeyn:

Seyn oder Nichtſeyn etc.

Die ſtärkſten Gründe, die die ſpeculative Vernunft gegen Daſeyn Gottes, Vorſehung und Unſterblichkeit, mitunter auch für den Selbſtmord, ergrübeln kann, ſollten hier, nach der Abſicht des Verfaſſers, zuſammengeſtellt werden. Ein Geiſt — wie Friedrichs — und in dieſen Situazionen, ſchien mir zur Entwickelung dieſer Ideen und Gefühle, nicht unſchicklich gewählt werden zu können. Der Monolog des Epiſchen Gedichts hat überdem weitere Grenzen, als der Monolog des Drama. Die in dem Gedicht gleich folgenden „Ausſichten des verklärten Kleiſt in die Schöpfung" machen das helle Gegenſtück zu dieſem ſchwarzen Nachtgemählde der menſchlichen Angelegenheiten.

Alſo der Held; und mit entſchloſſener Seele, den Gifttrank
Morgen zu ſchlürfen, und dann, wie wenn das ſtockende Blut ihm
Plotzlich die Wege des Lebens gehemmt, in der Mitte der Diener
Hinzuſtürzen, legt er ſich nieder, und ſchlaft wie der groſse
Utiker neben dem Schwert, das mit dem kommenden Morgen
Sein patriotiſches Blut wird trinken und trinkend verſtrömen.

VI.

Vom Erhabenen.

(Zur weitern Ausführung einiger Kantiſchen Ideen.)

Erhaben nennen wir ein Objekt, bey deſſen Vorſtellung unſre ſinnliche Natur ihre Schranken, unſre vernünftige Natur aber ihre Ueberlegenheit, ihre Freyheit von Schranken fühlt; gegen das wir alſo phyſiſch den Kürzern ziehen, über welches wir uns aber moraliſch d. i. durch Ideen erheben.

Nur als Sinnenweſen ſind wir abhängig, als Vernunftweſen ſind wir frey.

Der erhabene Gegenſtand giebt uns erſtlich: als Naturweſen unſre Abhängigkeit zu empfinden, indem er uns zweytens: mit der Unabhängigkeit bekannt macht, die wir als Vernunftweſen über die Natur, ſowohl in uns als auſſer uns behaupten.

Wir ſind abhängig, inſofern etwas auſſer uns den Grund enthält, warum etwas in uns möglich wird.

Solange die Natur auſſer uns den Bedingungen conform iſt, unter welchen in uns etwas möglich wird, ſolange können wir unſre Abhängigkeit nicht fühlen. Sollen wir uns derſelben bewuſst werden, ſo muſs die Natur mit dem was uns Bedürfniſs, und doch nur durch ihre Mitwirkung möglich iſt, als ſtreitend vorgeſtellt werden, oder, was eben ſoviel ſagt, ſie muſs ſich mit unſern Trieben im Widerſpruch befinden.

Nun laſſen ſich alle Triebe, die in uns, als Sinnenweſen, wirkſam ſind, auf zwey Grundtriebe zurück führen. Erſtlich beſitzen wir einen Trieb unſern Zuſtand zu verändern, unſre Exiſtenz zu auſsern, wirkſam zu ſeyn, welches alles darauf hinausläuft, uns Vorſtellungen zu erwerben, alſo Vorſtellungstrieb, Erkenntniſstrieb heiſsen kann. Zweytens beſitzen wir einen Trieb unſern Zuſtand zu erhalten, unſere Exiſtenz fortzuſetzen, welches Trieb der Selbſterhaltung genannt wird.

Der Vorſtellungstrieb geht auf Erkenntniſs, der Selbſterhaltungstrieb auf Gefühle, alſo auf innre Wahrnehmungen der Exiſtenz.

Wir ſtehen alſo durch dieſe zweyerley Triebe in zweyfacher Abhängigkeit von der Natur. Die erſte wird uns fühlbar, wenn es die Natur an den Bedingungen fehlen läſst, unter welchen wir zu Erkenntniſſen gelangen; die zweyte wird uns fühlbar, wenn ſie den Bedingungen widerſpricht, unter welchen es uns möglich iſt, unſre Exiſtenz fortzuſetzen. Eben ſo behaupten wir durch unſere Vernunft eine zweyfache Unabhängigkeit von der Natur: erſtlich: indem wir (im theoretiſchen) über Naturbedingungen hinausgehen, und uns mehr denken können, als wir erkennen; zweytens: indem wir (im praktiſchen) uns über Naturbedingungen hinwegſetzen, und durch unſern Willen unſrer Begierde widerſprechen können. Ein Gegenſtand, bey deſſen Wahrnehmung wir das erſte erfahren, iſt theoretiſch groſs, ein Erhabenes der Erkenntniſs. Ein Gegenſtand, der uns die Unabhängigkeit unſers Willen zu empfinden giebt, iſt praktiſch groſs, ein Erhabenes der Geſinnung.

Bey dem Theoretiſcherhabenen ſteht die Natur als Objekt der Erkenntniſs, im Widerſpruch mit dem Vorſtellungstriebe. Bey dem Praktiſcherhabenen ſteht ſie als Objekt der Empfindung, im Widerſpruch mit dem Erhaltungstrieb. Dort wurde ſie bloſs als ein Gegenſtand betrachtet, der unſre Erkenntniſs erweitern ſollte; hier wird ſie als eine Macht vorgeſtellt, die unſern eigenen Zuſtand beſtimmen kann. Kant nennt daher das Praktiſcherhabene das Erhabene der Macht oder das Dynamiſcherhabene, im Gegenſatz von dem Mathematiſcherhabenen. Weil aber aus den Begriffen dynamiſch und mathematiſch gar nicht erhellen kann, ob die Sphäre des Erhabenen durch dieſe Eintheilung erſchöpft ſey oder nicht, ſo habe ich die Eintheilung in das Theoretiſch- und Praktiſch-Erhabene vorgezogen.

Auf was Art wir in Erkenntniſſen von Naturbedingungen abhängig ſind, und dieſer Abhängigkeit uns bewuſst werden, wird bey Entwicklung des Theoretiſcherhabenen hinreichend ausgeführt werden. Daſs unſre Exiſtenz als Sinnenweſen, von Naturbedingungen auſſer uns abhängig gemacht iſt, wird wohl kaum eines eigenen Beweiſes bedürfen. Sobald die Natur auſſer uns das beſtimmte Verhältniſs zu uns ändert, auf welches unſer phyſiſcher Wohlſtand gegründet iſt, ſo wird auch ſogleich unſre Exiſtenz in der Sinnenwelt, die an dieſem phyſiſchen Wohlſtande haſtet, angefochten und in Gefahr geſetzt. Die Natur hat alſo die Bedingungen in ihrer Gewalt, unter denen wir exiſtiren, und damit wir dieſes, zu unſerm Daſeyn ſo unentbehrliche Naturverhältniſs in Acht nehmen ſollten, ſo iſt unſerm phyſiſchen Leben an dem Selbſterhaltungstriebe ein wachſamer Hüter, dieſen Triebe aber an dem Schmerz ein Warner gegeben worden. Sobald daher unſer phyſiſcher Zuſtand eine Veränderung erleidet, die ihn zu ſeinem Gegentheil zu beſtimmen droht, ſo erinnert der Schmerz an die Gefahr, und der Trieb der Selbſterhaltung wird durch ihn zum Widerſtand aufgefordert.

Iſt die Gefahr von der Art, daſs unſer Widerſtand vergeblich ſeyn würde, ſo muſs Furcht entſtehen. Ein Objekt alſo, deſſen Exiſtenz den Bedingungen der unſrigen widerſtreitet, iſt, wenn wir uns ihm an Macht nicht gewachſen fühlen, ein Gegenſtand der Furcht, furchtbar.

Aber es iſt nur furchtbar für uns, als Sinnenweſen, denn nur als ſolche hängen wir ab von der Natur. Dasjenige in uns, was nicht Natur, was dem Naturgeſetz nicht unterworfen iſt, hat von der Natur auſſer uns, als Macht betrachtet, nichts zu befahren. Die Natur, vorgeſtellt als eine Macht, die zwar unſern phyſiſchen Zuſtand beſtimmen kann, aber auf unſern Willen keine Gewalt hat, iſt dynamiſch oder praktiſch erhaben.

Das Praktiſcherhabene unterſcheidet ſich alſo darinn von dem Theoretiſcherhabenen, daſs es den Bedingungen unſrer Exiſtenz, dieſes nur den Bedingungen der Erkenntniſs widerſtreitet. Theoretiſcherhaben iſt ein Gegenſtand, inſofern er die Vorſtellung der Unendlichkeit mit ſich führet, deren Darſtellung ſich die Einbildungskraft nicht gewachſen fühlt. Praktiſcherhaben iſt ein Gegenſtand, inſofern er die Vorſtellung einer Gefahr mit ſich führt, welche zu beſiegen ſich unſre phyſiſche Kraft nicht vermögend fühlt. Wir erliegen an dem Verſuch, uns von dem erſten eine Vorſtellung zu machen. Wir erliegen an dem Verſuch, uns der Gewalt des zweyten zu widerſetzen. Ein Beyſpiel des erſten iſt der Ocean in Ruhe, der Ocean im Sturm ein Beyſpiel des zweyten. Ein ungeheuer hoher Thurm oder Berg kann ein Erhabenes der Erkenntniſs abgeben. Bückt er ſich zu uns herab, ſo wird er ſich in ein Erhabenes der Geſinnung verwandeln. Beide haben aber wieder das mit einander gemein, daſs ſie gerade durch ihren Widerſpruch mit den Bedingungen unſers Daſeyns und Wirkens, diejenige Kraft in uns aufdecken, die an keine dieſer Bedingungen ſich gebunden fühlt; eine Kraft alſo, die einerſeits ſich mehr denken kann als der Sinn faſst, und die andrer Seits für ihre Unabhängigkeit nichts fürchtet und in ihren Aeuſserungen keine Gewalt erleidet, wenn auch ihr ſinnlicher Gefährte unter der furchtbaren Naturmacht erliegen ſollte.

Ob aber gleich beide Arten des Erhabenen ein gleiches Verhältniſs zu unſerer Vernunftkraft haben, ſo ſtehen ſie doch in einem ganz verſchiednen Verhältniſs zu unſrer Sinnlichkeit, welches einen wichtigen Unterſchied, ſowohl der Stärke als des Intereſſe, zwiſchen ihnen begründet.

Das Theoretiſcherhabene widerſpricht dem Vorſtellungstrieb, das Praktiſcherhabene dem Erhaltungstrieb. Bey dem erſten wird nur eine einzelne Aeuſserung der ſinnlichen Vorſtellungskraft, bey dem zweyten aber wird der letzte Grund aller möglichen Aeuſserungen deſſelben, nehmlich die Exiſtenz, angefochten.

Nun iſt zwar jedes miſslingende Beſtreben nach Erkenntniſs mit Unluſt verbunden, weil einem thätigen Trieb dadurch widerſprochen wird. Aber bis zum Schmerz kann dieſe Unluſt nie ſteigen, ſolange wir unſere Exiſtenz von dem Gelingen oder Miſslingen einer ſolchen Erkenntniſs unabhängig wiſſen, und unſere Selbſtachtung nicht dabey leidet.

Ein Gegenſtand aber, der den Bedingungen unſers Daſeyns widerſtreitet, der in der unmittelbaren Empfindung *Schmerz* erregen würde, erregt in der Vorſtellung *Schrecken*; denn die Natur muſste zu Erhaltung der Kraft ſelbſt ganz andere Anſtalten treffen, als ſie zu Unterhaltung der Thätigkeit nöthig fand. Unſre Sinnlichkeit iſt alſo bey dem *furchtbaren* Gegenſtand ganz anders intereſſirt, als bey dem Unendlichen; denn der Trieb der Selbſterhaltung erhebt eine viel lautere Stimme als der Vorſtellungstrieb. Es iſt ganz etwas anders, ob wir um den Beſitz einer einzelnen Vorſtellung, oder ob wir um den Grund aller möglichen Vorſtellungen, unſre Exiſtenz in der Sinnenwelt, ob wir für das Daſeyn ſelbſt oder für eine einzelne Aeuſserung deſſelben zu fürchten haben.

Eben deſswegen aber, weil der *furchtbare* Gegenſtand unſere ſinnliche Natur gewaltſamer angreift, als der *unendliche*, ſo wird auch der Abſtand zwiſchen dem ſinnlichen und überſinnlichen Vermögen dabey um ſo lebhafter gefühlt, ſo wird die Ueberlegenheit der Vernunft und die innere Freyheit des Gemüths deſto hervorſtechender. Da nun das ganze Weſen des Erhabenen auf dem Bewuſstſeyn dieſer unſrer Vernunftfreyheit beruht, und alle Luſt am Erhabenen gerade nur auf dieſes Bewuſstſeyn ſich gründet, ſo folgt von ſelbſt (was auch die Erfahrung lehrt) daſs das Furchtbare in der aeſthetiſchen Vorſtellung lebhafter und angenehmer rühren müſſe, als das Unendliche, und daſs alſo das Praktiſcherhabene, der Stärke der Empfindung nach, einen ſehr groſsen Vorzug vor dem theoretiſchen voraus habe.

Daſs Theoretiſchgroſse erweitert eigentlich nur unſre Sphäre, das Praktiſchgroſse, das Dynamiſcherhabene unſre Kraft. — Unſre wahre und vollkommene Unabhängigkeit von der Natur erfahren wir eigentlich nur durch das letztere; denn es iſt ganz etwas anders in der bloſsen Handlung des Vorſtellens und in ſeinem ganzen innern Daſeyn ſich von Naturbedingungen unabhängig fühlen, als ſich über das Schickſal, über alle Zufälle, über die ganze Naturnothwendigkeit hinweggeſetzt und erhaben fühlen. Nichts liegt dem Menſchen als Sinnenweſen näher an, als die Sorge für ſeine Exiſtenz und keine Abhängigkeit iſt ihm drückender als dieſe, die Natur als diejenige Macht zu betrachten, die über ſein Daſeyn zu gebieten hat. Und von dieſer Abhängigkeit fühlt er ſich frey bey Betrachtung des Praktiſcherhabenen. „Die unwiderſtehliche Macht der Natur, ſagt Kant, giebt uns, „als Sinnenweſen betrachtet, zwar unſre Ohnmacht zu erkennen, aber entdeckt zugleich in „uns ein Vermögen, uns als von ihr unabhängig „zu beurtheilen, und eine Ueberlegenheit über „die Natur, worauf ſich eine Selbſterhaltung „von ganz andrer Art gründet, als diejenige iſt, „die von der Natur auſſer uns angefochten und „in Gefahr gebracht werden kann — dabey die „Menſchheit in unſerer Perſon unerniedrigt „bleibt obgleich der Menſch jener Gewalt „unterliegen müſste. Auf ſolche Weiſe — fährt „er fort — wird die furchtbare Macht der Natur, „aeſthetiſch von uns als Erhaben beurtheilt, „weil ſie unſre Kraft, die nicht Natur iſt, in „uns aufruft, um alles dasjenige, wofür wir als „Sinnenweſen beſorgt ſind, Güter, Geſundheit „und Leben, als klein anzuſehen, und deswegen auch jene Macht der Natur — der wir „in Anſehung dieſer Güter allerdings unterworfen ſind — für uns und unſre Perſönlichkeit „dennoch als keine Gewalt zu betrachten, unter

„die wir uns zu beugen hätten, wenn es auf „unſre höchſten Grundſätze und deren Behauptung oder Verlaſſung ankäme. Alſo, endigt er, „heiſst die Natur hier erhaben, weil ſie die Einbildungskraft zu Darſtellung derjenigen Fälle erhebt, in denen das Gemüth ſich die eigene Erhabenheit ſeiner Beſtimmung fühlbar machen „kann."

Dieſe Erhabenheit unſerer Vernunftbeſtimmung — dieſe unſre praktiſche Unabhängigkeit von der Natur, muſs von derjenigen Ueberlegenheit wohl unterſchieden werden, die wir entweder durch unſere körperlichen Kräfte oder durch unſern Verſtand über ſie, als Macht, in einzelnen Fällen zu behaupten wiſſen, und welche zwar auch etwas groſses aber gar nichts erhabenes an ſich hat. Ein Menſch z. B. der mit einem wilden Thiere ſtreitet, und es durch die Stärke ſeines Arms oder auch durch Liſt überwindet; ein reiſſender Strom, wie der Nil, deſſen Macht durch Dämme gebrochen wird, und den der menſchliche Verſtand aus einem ſchädlichen Gegenſtand ſogar in einen nützlichen verwandelt, indem er ſeinen Ueberfluſs in Kanälen auffängt, und dürre Felder damit wäſſert; ein Schiff auf dem Meere, das durch ſeine künſtliche Einrichtung im Stand iſt, allem Ungeſtüm des wilden Elements zu trotzen: kurz alle diejenigen Fälle, wo der Menſch durch ſeinen erfinderiſchen Verſtand die Natur auch da, wo ſie ihm als Macht überlegen und zu ſeinem Untergange bewaffnet iſt, gezwungen hat, ihm zu gehorchen und ſeinen Zwecken zu dienen — alle dieſe Fälle, ſage ich, erwecken kein Gefühl des Erhabenen, ob ſie gleich etwas analoges damit haben und deſswegen auch in der aeſthetiſchen Beurtheilung gefallen. Warum ſind ſie aber nicht erhaben, da ſie doch die Ueberlegenheit des Menſchen über die Natur vorſtellig machen?

Wir müſſen hier zum Begriff des Erhabenen zurückgehen, worinn ſich der Grund leicht entdecken laſſen wird. Zufolge dieſes Begriffs iſt nur derjenige Gegenſtand erhaben, gegen den wir als Naturweſen erliegen, von dem wir uns aber als Vernunftweſen, als nicht zur Natur gehörige Weſen, abſolut unabhängig fühlen. Alle natürliche Mittel alſo, die der Menſch anwendet, um der Naturmacht zu widerſtehen, ſind durch dieſen Begriff des Erhabenen ausgeſchloſſen; denn dieſer Begriff verlangt ſchlechterdings, daſs wir dem Gegenſtande als Naturweſen nicht gewachſen ſeyn ſollen, daſs wir uns aber durch das, was in uns nicht Natur iſt, (und dieſs iſt nichts anders als reine Vernunft) als von, ihm unabhängig fühlen ſollen. Nun ſind aber alle jene angeführten Mittel, durch welche der Menſch der Natur überlegen wird, (Geſchicklichkeit, Liſt und phyſiſche Stärke), aus der Natur genommen, kommen ihm alſo als Naturweſen zu; er widerſteht alſo dieſen Gegenſtänden nicht als Intelligenz, ſondern als Sinnenweſen, nicht moraliſch durch ſeine innre Freyheit, ſondern phyſiſch durch Anwendung natürlicher Kräfte. Er unterliegt auch deſswegen dieſen Gegenſtänden nicht, ſondern er iſt ihnen ſchon als Sinnenweſen überlegen. Wo er aber mit ſeinen phyſiſchen Kräften ausreicht, da iſt nichts da, was ihn nöthigen könnte, zu ſeinem intelligenten Selbſt, zu der innern Selbſtſtändigkeit ſeiner Vernunftkraft ſeine Zuflucht zu nehmen.

Zum Gefühl des Erhabenen wird alſo ſchlechterdings erfordert, daſs wir uns von jedem phyſiſchen Widerſtehungsmittel völlig verlaſſen ſehen, und in unſerm nichtphyſiſchen Selbſt dagegen Hülfe ſuchen. Furchtbar muſs alſo ein ſolcher Gegenſtand für unſre Sinnlichkeit ſeyn, und das iſt er nicht mehr, ſobald wir uns ihm durch natürliche Kräfte gewachſen fühlen.

Auch wird dieſes von der Erfahrung beſtätigt. Die mächtigſte Naturkraft iſt in eben dem Grad weniger erhaben, als ſie von dem Menſchen gebändigt erſcheint, und ſie wird wieder ſchnell erhaben, ſobald ſie die Kunſt des Menſchen zu Schanden macht. Ein Pferd, das noch frey und ungebändigt in den Wäldern herumläuft, iſt uns als eine uns überlegene Naturkraſt furchtbar, und kann einen Gegenſtand für eine erhabene Schilderung abgeben. Eben dieſes Pferd, gezähmt, an das Joch oder vor den Wagen geſpannt, verliert ſeine Furchtbarkeit, und mit ihr auch alles Erhabene. Zerreiſst aber dieſes gebändigte Pferd ſeine Zügel, bäumt es ſich entrüſtet unter ſeinem Reiter, giebt es ſich ſeine Freyheit gewaltſam wieder, ſo iſt ſeine Furchtbarkeit wieder da, und es wird aufs neue erhaben.

Die phyſiſche Ueberlegenheit des Menſchen über die Naturkräfte iſt alſo ſo wenig ein Grund des Erhabenen, daſs ſie faſt überall, wo ſie angetroffen wird, die Erhabenheit des Gegenſtandes ſchwächt oder ganz vernichtet. Zwar können wir uns mit merklichem Vergnügen bey der Betrachtung der menſchlichen Geſchicklichkeit verweilen, die ſich die wildeſten Naturkräfte zu unterwerfen gewuſst hat, aber die Quelle dieſes Vergnügens iſt logiſch und nicht aeſthetiſch; es iſt eine Wirkung des Nachdenkens und wird nicht durch die unmittelbare Vorſtellung eingeflöſst.

Praktiſch erhaben iſt alſo die Natur nirgends, als wo ſie furchtbar iſt. Aber nun entſteht die Frage: iſt dieſs auch umgekehrt ſo? Iſt ſie überall, wo ſie furchtbar iſt, auch praktiſch erhaben?

Hier müſſen wir abermals zum Begriff des Erhabenen zurückgehen. So eine weſentliche Erfodernifs es dazu iſt, daſs wir uns als Sinnenweſen von dem Gegenſtand abhängig fühlen, ſo weſentlich gehört auf der andern Seite dazu, daſs wir uns als Vernunftweſen von demſelben unabhängig fühlen. Wo das erſte nicht iſt, wo der Gegenſtand gar nichts furchtbares für unſre Sinnlichkeit hat, da iſt keine Erhabenheit möglich. Wo das zweyte fehlt, wo er bloſs furchtbar iſt, wo wir uns ihm als Vernunftweſen nicht überlegen fühlen, da iſt ſie eben ſo wenig möglich.

Innre Gemüthsfreyheit gehört ſchlechterdings dazu, um das Furchtbare erhaben zu finden, und Wohlgefallen daran zu haben; denn es kann ja bloſs dadurch erhaben ſeyn, daſs es unſre Unabhängigkeit, unſre Gemüthsfreyheit zu empfinden

den giebt. Nun hebt aber die wirkliche und ernſtliche Furcht alle Gemüthsfreyheit auf.

Das erhabene Objekt muſs alſo zwar furchtbar ſeyn, aber wirkliche Furcht darf es nicht erregen. Furcht iſt ein Zuſtand des Leidens und der Gewalt; das Erhabene kann allein in der freyen Betrachtung und durch das Gefühl innrer Thätigkeit gefallen. Entweder darf alſo das furchtbare Objekt ſeine Macht gar nicht gegen uns richten, oder wenn dieſs geſchieht, ſo muſs unſer Geiſt frey bleiben, indem unſere Sinnlichkeit überwältigt wird. Dieſer letztere Fall iſt aber höchſt ſelten und erfodert eine Erhebung der menſchlichen Natur, die kaum in einem Subjekt als möglich gedacht werden kann. Denn da, wo wir uns wirklich in Gefahr befinden, wo wir ſelbſt der Gegenſtand einer feindſeligen Naturmacht ſind, da iſt es um die aeſthetiſche Beurtheilung geſchehen. So erhaben ein Meerſturm, vom Ufer aus betrachtet, ſeyn mag, ſo wenig mögen die, welche ſich auf dem Schiff befinden, das von demſelben zertrümmert wird, aufgelegt ſeyn, dieſes aeſthetiſche Urtheil darüber zu fällen.

Wir haben es alſo bloſs mit dem erſten Fall zu thun, wo das furchtbare Objekt uns zwar ſeine Macht ſehen läſst, aber ſie nicht gegen uns richtet, wo wir uns vor demſelben ſicher wiſſen. Wir verſetzen uns alsdann bloſs in der Einbildung in den Fall, wo dieſe Macht uns ſelbſt treffen könnte und aller Widerſtand vergeblich ſeyn würde. Das Schreckliche iſt alſo bloſs in der Vorſtellung, aber auch ſchon die bloſse Vorſtellung der Gefahr, bringt, wenn ſie einigermaaſsen lebhaft iſt, den Erhaltungstrieb in Bewegung, und es erfolgt etwas dem analoges, was die wirkliche Empfindung hervorbringen würde. Ein Schauer ergreift uns, ein Gefühl von Bangigkeit regt ſich, unſre Sinnlichkeit wird empört. Und ohne dieſen Anfang des wirklichen Leidens, ohne dieſen ernſtlichen Angriff auf unſre Exiſtenz würden wir bloſs mit dem Gegenſtande ſpielen; und es muſs Ernſt ſeyn, wenigſtens in der Empfindung, wenn die Vernunft zur Idee ihrer Freyheit ihre Zuflucht nehmen ſoll. Auch kann das Bewuſstſeyn unſrer innern Freyheit nur inſofern einen Werth haben und etwas gelten, als es damit Ernſt iſt, es kann aber nicht damit Ernſt ſeyn, wenn wir mit der Vorſtellung der Gefahr bloſs ſpielen.

Ich habe geſagt, daſs wir uns in Sicherheit befinden müſſen, wenn das Furchtbare uns gefallen ſoll. Nun giebt es aber Unglücksfälle und

Gefahren, vor denen ſich der Menſch niemals ſicher wiſſen kann, und die in der Vorſtellung doch erhaben ſeyn können und es auch wirklich ſind. Der Begriff der Sicherheit kann alſo nicht darauf eingeſchränkt werden, daſs man ſich der Gefahr phyſiſch entzogen weiſs, wie z. B. wenn man von einem hohen und wohlbefeſtigten Geländer in eine groſse Tiefe, oder von einer Anhöhe auf die ſtürmende See hinab ſieht. Hier freylich gründet ſich die Furchtloſigkeit auf die Ueberzeugung von der Unmöglichkeit, daſs man getroffen werden kann. Aber worauf wollte man ſeine Sicherheit vor dem Schickſal, vor der allgegenwärtigen Macht der Gottheit, vor ſchmerzhaften Krankheiten, vor empfindlichen Verluſten, vor dem Tode gründen. Hier iſt gar kein phyſiſcher Grund der Beruhigung vorhanden; und wenn wir uns das Schickſal in ſeiner Furchtbarkeit denken, ſo müſſen wir uns zugleich ſagen, daſs wir derſelben nichtsweniger als entzogen ſind.

Es gibt alſo einen zweyfachen Grund der Sicherheit. Vor ſolchen Uebeln, denen zu entfliehen in unſerm phyſiſchen Vermögen ſteht, können wir äuſsere phyſiſche Sicherheit haben; vor ſolchen Uebeln aber, denen wir auf natürlichem Weg nicht zu widerſtehen, noch auszuweichen im Stande ſind, können wir bloſs innre oder moraliſche Sicherheit haben. Dieſer Unterſchied iſt, beſonders in Beziehung auf das Erhabene, wichtig.

Die phyſiſche Sicherheit iſt ein unmittelbarer Beruhigungsgrund für unſre Sinnlichkeit ohne alle Beziehung auf unſern innern oder moraliſchen Zuſtand. Es wird daher auch gar nichts dazu erfodert, ein Objekt ohne Furcht zu betrachten, vor welchem man ſich in dieſer phyſiſchen Sicherheit befindet. Daher bemerkt man auch unter den Menſchen eine bey weitem gröſsere Einſtimmigkeit der Urtheile über das Erhabene ſolcher Objekte, deren Anblick mit dieſer phyſiſchen Sicherheit verbunden iſt, als derjenigen, vor denen man nur moraliſche Sicherheit hat. Die Urſache iſt in die Augen fallend. Phyſiſche Sicherheit kommt jedem auf gleiche Art zu gut; moraliſche hingegen ſetzt einen Gemüthszuſtand voraus, der nicht in allen Subjekten ſich findet. Aber weil dieſe phyſiſche Sicherheit bloſs für die Sinnlichkeit gilt, ſo hat ſie für ſich ſelbſt nichts, was der Vernunft gefallen könnte, und ihr Einfluſs iſt bloſs negativ, indem ſie bloſs verhindert, daſs der Selbſterhaltungstrieb nicht aufgeſchreckt und die Gemüthsfreyheit aufgehoben wird.

Ganz anders iſt es mit der innern oder moraliſchen Sicherheit. Dieſe iſt zwar auch ein

Beruhigungsgrund für die *Sinnlichkeit* (ſonſt wäre ſie ſelbſt erhaben) aber ſie iſt es nur mittelbar durch Ideen der Vernunft. Wir ſehen das Furchtbare ohne Furcht an, weil wir uns der Macht deſſelben über uns, als Naturweſen, entweder durch das Bewuſstſeyn unſerer *Unſchuld* oder durch den Gedanken an die *Unzerſtörbarkeit unſers Weſens* entzogen fühlen. Dieſe moraliſche Sicherheit poſtulirt alſo, wie wir ſehen, *Religionsideen*, denn nur die *Religion* nicht aber die *Moral* ſtellt Beruhigungsgründe für unſere Sinnlichkeit auf. Die Moral verfolgt die Vorſchrift der Vernunft unerbittlich und ohne alle Rükſicht auf das Intereſſe unſerer Sinnlichkeit; die Religion aber iſt es, die zwiſchen den Foderungen der Vernunft und dem Anliegen der Sinnlichkeit eine Ausſöhnung eine Uebereinkunft zu ſtiften ſucht. Zur moraliſchen Sicherheit reicht es alſo gar nicht hin, daſs wir eine moraliſche Geſinnung beſitzen, ſondern es wird noch dazu erfodert, daſs wir die *Natur* in Einſtimmung mit dem *Moralgeſetz*, oder was hier einerley iſt, daſs wir ſie uns unter dem Einfluſs eines reinen Vernunftweſens denken. Der Tod z. B. iſt ein ſolcher Gegenſtand, vor dem wir *nur* moraliſche Sicherheit haben. Die lebhafte Vorſtellung aller Schrekniſſe des Todes, verbunden mit der Gewiſsheit, ihm nicht entfliehen zu können, würde es den meiſten Menſchen, weil die meiſten doch weit mehr Sinnenweſen als Vernunftweſen ſind, durchaus unmöglich machen, mit dieſer Vorſtellung ſoviel Ruhe zu verbinden, als zu einem aeſthetiſchen Urtheil erfodert wird — wenn nicht der Vernunftglaube an eine Unſterblichkeit, auch noch ſelbſt für die Sinnlichkeit, eine leidliche Auskunft wüſste.

Aber man muſs dieſs nicht ſo verſtehen, als ob die Vorſtellung des Todes, wenn ſie mit Erhabenheit verbunden iſt, dieſe Erhabenheit durch die Idee der Unſterblichkeit erhielte. — Nichtsweniger! — Die Idee der Unſterblichkeit, ſo wie ich ſie hier annehme, iſt ein Beruhigungsgrund für unſern Trieb nach Fortdauer, alſo für unſere Sinnlichkeit, und ich muſs einmal für allemal bemerken, daſs bey allem, was einen erhabenen Eindruck machen ſoll, die Sinnlichkeit mit ihren Foderungen ſchlechterdings abgewieſen worden ſeyn, und aller Beruhigungsgrund nur in der Vernunft zu ſuchen ſeyn müſſe. Diejenige Idee der Unſterblichkeit alſo, wobey die Sinnlichkeit gewiſſermaſsen noch ihre Rechnung findet (wie ſie in allen poſitiven Religionen aufgeſtellt iſt) kann gar nichts dazu beytragen, die Vorſtellung des Todes zu einem erhabenen Gegenſtand zu machen. Vielmehr muſs dieſe Idee nur gleichſam im Hintergrunde ſtehen, um bloſs der Sinnlichkeit zu Hülfe zu kommen, wenn dieſe ſich allen Schreckniſſen der Zernichtung troſt- und wehrlos bloſs geſtellt fühlte und unter dieſem heftigen Angriff zu erliegen drohte. Wird dieſe Idee der Unſterblichkeit aber die herrſchende im Gemüth, ſo verliert der Tod das Furchtbare, und das Erhabene verſchwindet.

Die Gottheit, vorgeſtellt in ihrer Allwiſſenheit, die alle Krümmungen des menſchlichen Herzens durchleuchtet, in ihrer Heiligkeit, die keine unreine Regung duldet, und in ihrer Macht, die unſer phyſiſches Schickſal in ihrer Gewalt hat, iſt eine furchtbare Vorſtellung, und kann deſswegen zu einer erhabenen Vorſtellung werden. Vor den Wirkungen dieſer Macht können wir keine phyſiſche Sicherheit haben, weil es uns gleich unmöglich iſt, derſelben auszuweichen und Widerſtand zu thun. Alſo bleibt uns nur moraliſche Sicherheit übrig, die wir auf die Gerechtigkeit dieſes Weſens und auf unſre Unſchuld gründen. Wir ſehen die ſchreckhaften Erſcheinungen, durch welche ſie ihre Macht zu erkennen giebt, ohne Schrecken an, weil das Bewuſstſeyn unſerer Schuldloſigkeit uns davor ſicher ſtellt. Dieſe moraliſche Sicherheit macht es uns möglich, bey der Vorſtellung dieſer grenzenloſen, unwiderſtehlichen und allgegenwärtigen Macht unſre Gemüthsfreyheit nicht völlig zu verlieren, denn wo dieſe dahin iſt, da iſt das Gemüth zu keiner aeſthetiſchen Beurtheilung aufgelegt. Sie kann aber die Urſache des Erhabenen nicht ſeyn, weil dieſes Gefühl der Sicherheit, ob es gleich auf moraliſchen Gründen beruht, doch zuletzt nur einen Beruhigungsgrund für die Sinnlichkeit abgiebt, und den Trieb der Selbſterhaltung befriedigt; das Erhabene aber niemals auf Befriedigung unſrer Triebe ſich gründet. Soll die Vorſtellung der Gottheit praktiſch (dynamiſch) erhaben werden, ſo dürfen wir das Gefühl unſerer Sicherheit nicht auf unſer Daſeyn ſondern auf unſre Grundſätze beziehen. Es muſs uns gleichgültig ſeyn, wie wir als Naturweſen dabey fahren, wenn wir uns nur als Intelligenzen von den Wirkungen ihrer Macht unabhängig fühlen. Wir fühlen uns aber als Vernunftweſen ſelbſt von der Allmacht unabhängig, inſofern ſelbſt die Allmacht unſre Autonomie nicht aufheben, unſern Willen nicht gegen unſre Grundſätze beſtimmen kann. Nur inſofern alſo, als wir der Gottheit allen Natureinfluſs auf unſre Willensbeſtimmungen abſprechen, iſt die Vorſtellung ihrer Macht dynamiſcherhaben.

In ſeinen Willensbeſtimmungen ſich von der Gottheit unabhängig fühlen, heiſst aber nichts anders als ſich bewuſst ſeyn, daſs die Gottheit nie als eine Macht auf unſern Willen wirken könne. Weil aber der reine Wille jederzeit mit dem Willen der Gottheit coincidiren muſs, ſo kann der Fall nie eintreten, daſs wir uns aus reiner Vernunft gegen den Willen der Gottheit beſtimmen. Wir ſprechen ihr alſo bloſs in ſofern den Einfluſs auf unſern Willen ab, als wir uns bewuſst ſind, daſs ſie durch nichts anders als durch ihre Einſtimmigkeit mit dem reinen Vernunftgeſetz in uns, alſo nicht durch Autorität, nicht durch Belohnung oder Strafe, nicht durch Hinſicht auf ihre Macht, in unſre Willensbeſtimmungen einflieſſen könne. Unſre Vernunft verehrt in der Gottheit nichts als ihre Heiligkeit, und fürchtet auch nichts von ihr, als ihre Miſsbilligung — und auch dieſe nur in ſo fern, als ſie in der göttlichen Vernunft ihre eigenen Geſetze erkennt. Es ſteht aber nicht in der göttlichen Willkühr, unſre Geſinnungen zu miſsbilligen oder zu billigen, ſondern das wird durch unſer Betragen beſtimmt. In dem einzigen Falle alſo, wo die Gottheit für uns furchtbar werden könnte, nehmlich in ihrer

Miſsbilligung, hängen wir nicht von ihr ab. Die Gottheit alſo, vorgeſtellt als eine Macht, die unſre Exiſtenz zwar aufheben, aber ſolange wir dieſe Exiſtenz noch haben, auf die Handlungen unſrer Vernunft keinen Einfluſs haben kann, iſt dynamiſcherhaben — und auch nur diejenige Religion, welche uns dieſe Vorſtellung von der Gottheit giebt, trägt das Siegel der Erhabenheit in ſich. *)

---

*) Wider dieſe Auflöſung des Begriffs vom Dynamiſcherhabenen, ſagt Kant, ſcheint zu ſtreiten, daſs wir Gott im Ungewitter, Erdbeben u. ſ. f. als eine zürnende Macht und dennoch als erhaben vorzuſtellen pflegen, wobey es von unſrer Seite Thorheit ſowohl als Frevel ſeyn würde, uns eine Ueberlegenheit des Gemüths über die Wirkungen einer ſolchen Macht einzubilden. Hier ſcheint kein Gefühl der Erhabenheit unſrer eignen Natur, ſondern vielmehr Niedergeſchlagenheit und Unterwerfung die Gemüthsſtimmung zu ſeyn, die ſich für die Erſcheinung eines ſolchen Gegenſtandes ſchickt. In der Religion überhaupt ſcheint Niederwerfen, Anbetung mit zerknirſchten angſtvollen Geberden das einzig ſchikliche Benehmen in Gegenwart der Gottheit zu ſeyn, welches daher auch die meiſten Völker an-

Der Gegenſtand des Praktiſcherhabenen muſs für die Sinnlichkeit furchtbar ſeyn; unſerm phyſiſchen Zuſtand muſs ein Uebel drohen, und die Vorſtellung der Gefahr muſs den Selbſterhaltungstrieb in Bewegung ſetzen.

---

genommen haben. Aber, fährt er fort, dieſe Gemüthsſtimmung iſt mit der Idee der Erhabenheit einer Religion bey weitem nicht ſo nothwendig verbunden. Der Menſch, der ſich ſeiner Schuld bewuſst iſt und alſo Urſache hat, ſich zu fürchten, iſt in gar keiner Gemüthsſtimmung, um die göttliche Gröſse zu bewundern — nur alsdann, wenn ſein Gewiſſen rein iſt, dienen jene Wirkungen der göttlichen Macht dazu, ihm eine erhabene Idee von der Gottheit zu geben, ſofern er durch das Gefühl ſeiner eigenen erhabenen Geſinnung über die **Furcht** vor den Wirkungen dieſer Macht erhoben wird. Er hat Ehrfurcht, nicht Furcht, vor der Gottheit, da hingegen die Superſtition bloſse Furcht und Angſt vor der Gottheit fühlt, ohne ſie hochzuſchätzen, woraus nie eine Religion des guten Wandels, bloſs Gunſtbewerbung und Einſchmeichlung entſtehen kann. **Kants Kritik der aeſthetiſchen Urtheilskraft. Analytik des Erhabenen.**

Unſer intelligibles Selbſt, dasjenige in uns, was nicht Natur iſt, muſs ſich bey jener Affektion des Erhaltungstriebs von dem ſinnlichen Theil unſers Weſens unterſcheiden, und ſeiner Selbſtſtändigkeit, ſeiner Unabhängigkeit von allem, was die phyſiſche Natur treffen kann, kurz, ſeiner Freyheit ſich bewuſst werden.

Dieſe Freyheit iſt aber ſchlechterdings nur moraliſch, nicht phyſiſch. Nicht durch unſre natürliche Kräfte, nicht durch unſern Verſtand, nicht als Sinnenweſen, dürfen wir uns dem furchtbaren Gegenſtand überlegen fühlen; denn da würde unſre Sicherheit immer nur durch phyſiſche Urſachen, alſo empiriſch, bedingt ſeyn, und alſo immer noch eine Abhängigkeit von der Natur übrig bleiben. Sondern es muſs uns völlig gleichgültig ſeyn, wie wir als Sinnenweſen dabey fahren, und bloſs darinn muſs unſre Freyheit beſtehen, daſs wir unſern phyſiſchen Zuſtand, der durch die Natur beſtimmt werden kann, gar nicht zu unſerm Selbſt rechnen, ſondern als etwas auswärtiges und fremdes betrachten, was auf unſre moraliſche Perſon keinen Einfluſs hat.

Groſs iſt, wer das Furchtbare überwindet. Erhaben iſt, wer es, auch ſelbſt unterliegend, nicht fürchtet.

Hannibal war theoretiſchgroſs, da er ſich über die unwegſamen Alpen den Durchgang nach Italien bahnte; praktiſchgroſs oder erhaben war er nur im Unglück.

Groſs war Herkules da er ſeine zwölf Arbeiten unternahm und beendigte.

Erhaben war Prometheus, da er am Kaukaſus angeſchmiedet, ſeine That nicht bereute und ſein Unrecht nicht eingeſtand.

Groſs kann man ſich im Glück, erhaben nur im Unglück zeigen.

Praktiſcherhaben iſt alſo jedweder Gegenſtand, der uns zwar unſre Ohnmacht, als Naturweſen, zu bemerken giebt — zugleich aber ein Widerſtehungsvermögen von ganz andrer Art in uns aufdeckt, welches zwar von unſrer phyſiſchen Exiſtenz die Gefahr nicht entfernt, aber (welches unendlich mehr iſt) unſre phyſiſche Exiſtenz ſelbſt von unſrer Perſönlichkeit abſondert. Es iſt alſo keine materiale und bloſs einen einzelnen Fall betreffende, ſondern eine idealiſche und über alle möglichen Fälle ſich erſtreckende Sicherheit, deren wir uns bey Vorſtellung des Erhabenen bewuſst werden. Dieſes gründet ſich alſo ganz und gar nicht auf Ueberwindung oder Aufhebung einer uns drohenden Gefahr, ſondern auf Wegräumung der lezten Bedingung, unter der es allein Gefahr für uns geben kann, indem es uns den ſinnlichen Theil unſers Weſens, der allein der Gefahr unterworfen iſt, als ein auswärtiges Naturding betrachten lehrt, das unſre wahre Perſon, unſer moraliſches Selbſt, gar nichts angeht.

Nach Feſtſetzung des Begriffs vom Praktiſcherhabenen ſind wir im Stande, es nach Verſchiedenheit der Gegenſtände, durch die es erregt wird, und nach Verſchiedenheit der Verhältniſſe, in welchen wir zu dieſen Gegenſtänden ſtehen, unter Klaſſen zu bringen.

In der Vorſtellung des Erhabenen unterſcheiden wir dreyerley. Erſtlich: einen Gegenſtand der Natur, als Macht; Zweytens: eine Beziehung dieſer Macht auf unſer phyſiſches Widerſtehungsvermögen: Drittens: eine Beziehung derſelben auf unſre moraliſche Perſon. Das Erhabene iſt alſo die Wirkung dreyer auf einander folgender Vorſtellungen: 1) einer objektiven phyſiſchen Macht, 2) unſrer ſubjektiven phyſiſchen Ohnmacht 3) unſrer ſubjektiven moraliſchen Uebermacht. Ob aber gleich bey jeder Vorſtellung des Erhabenen dieſe drey Beſtandſtücke weſentlich und nothwendig ſich vereinigen müſſen, ſo iſt es dennoch zufällig, wie wir zu der Vorſtellung derſelben gelangen, und darauf gründet ſich nun ein zweyfacher Hauptunterſchied des Erhabenen der Macht.

1.

Entweder wird bloſs ein Gegenſtand als Macht, die objektive Urſache des Leidens, aber nicht das Leiden ſelbſt in der Anſchauung gegeben, und es iſt das urtheilende Subjekt, welches die Vorſtellung des Leidens in ſich erzeugt, und den gegebenen Gegenſtand, durch Beziehung auf den Erhaltungstrieb, in ein Objekt der Furcht, und, durch Beziehung auf ſeine moraliſche Perſon, in ein Erhabnes verwandelt.

2.

Oder auſſer dem Gegenſtand als Macht wird zugleich ſeine Furchtbarkeit für den Menſchen das Leiden ſelbſt objektiv vorgeſtellt, und dem beurtheilenden Subjekt bleibt nichts übrig, als die Anwendung davon auf ſeinen moraliſchen Zuſtand zu machen, und aus dem Furchtbaren das Erhabene zu erzeugen.

Ein Objekt der erſten Klaſſe iſt kontemplativ- ein Objekt der zweyten pathetiſch-erhaben.

I.

Das Kontemplativerhabene der Macht.

Gegenſtände welche uns weiter nichts als eine Macht der Natur zeigen, die der unſrigen weit überlegen iſt, im übrigen aber es uns ſelbſt anheim ſtellen, ob wir eine Anwendung davon auf unſern phyſiſchen Zuſtand oder auf unſre moraliſche Perſon machen wollen, ſind bloſs kontemplativerhaben. Ich nenne ſie deſswegen ſo, weil ſie das Gemüth nicht ſo gewaltſam ergreifen, daſs es nicht in einem Zuſtand ruhiger Betrachtung dabey verharren könnte. Bey dem Kontemplativerhabenen kommt auf die Selbſtthätigkeit des Gemüths das meiſte an, weil von auſſen nur Eine Bedingung gegeben wird, die zwey andern aber von dem Subjekt ſelbſt erfüllt werden müſſen. Aus dieſem Grund iſt das Kontemplativerhabene weder von ſo intenſivſtarker noch von ſo ausgebreiteter Wirkung als das Pathetiſcherhabene. Nicht von ſo ausgebreiteter: weil nicht alle Menſchen Einbildungskraft genug haben, um eine lebhafte Vorſtellung der Gefahr in ſich hervorzubringen, nicht alle ſelbſtſtändige moraliſche Kraft genug haben, um einer ſolchen Vorſtellung nicht lieber auszuweichen. Nicht von ſo ſtarker Wirkung: weil die Vorſtellung der Gefahr, auch

wenn

wenn ſie noch ſo lebhaft erweckt wird, in dieſem Falle doch immer freywillig iſt, und das Gemüth leichter über eine Vorſtellung Meiſter bleibt, die es ſelbſtthätig erzeugte. Das Kontemplativerhabene verſchafft daher einen geringern, aber auch weniger gemiſchten Genuſs.

Die Natur giebt zum Kontemplativerhabenen nichts her, als einen Gegenſtand als Macht, aus dem etwas furchtbares für die Menſchheit zu machen, der Einbildungskraft überlaſſen bleibt. Je nachdem nun der Antheil groſs oder klein iſt, den die Phantaſie an Hervorbringung dieſes Furchtbaren hat, je nachdem ſie ihr Geſchäft aufrichtiger oder verdeckter verwaltet, muſs auch das Erhabene verſchieden ausfallen.

Ein Abgrund, der ſich zu unſern Füſsen aufthut, ein Gewitter, ein brennender Vulkan, eine Felſenmaſſe, die über uns herabhängt, als wenn ſie eben niederſtürzen wollte, ein Sturm auf dem Meere, ein rauher Winter der Polargegend, ein Sommer der heiſsen Zone, reiſſende oder giftige Thiere, eine Ueberſchwemmung u. d. gl. ſind ſolche Mächte der Natur, gegen welche unſer Widerſtehendes Vermögen für nichts zu rechnen iſt, und die mit unſrer phyſiſchen Exiſtenz doch im Widerſpruche ſtehen. Selbſt gewiſſe idealiſche

Gegenſtände wie z. B. die Zeit, als eine Macht betrachtet, die ſtill aber unerbittlich wirkt, die Nothwendigkeit, deren ſtrengem Geſetze kein Naturweſen ſich entziehen kann, ſelbſt die moraliſche Idee der Pflicht, die ſich nicht ſelten gegen unſre phyſiſche Exiſtenz als eine feindliche Macht verhält, ſind furchtbare Gegenſtände, ſobald die Einbildungskraft ſie auf den Erhaltungstrieb bezieht; und ſie werden erhaben, ſobald die Vernunft ſie auf ihre höchſten Geſetze anwendet. Weil aber in allen dieſen Fällen die Phantaſie erſt das Furchtbare hinzuthut, und es ganz bey uns ſteht eine Idee zu unterdrücken, die unſer eigenes Werk iſt, ſo gehören dieſe Gegenſtände in die Klaſſe des Kontemplativerhabenen.

Aber die Vorſtellung der Gefahr hat hier doch einen realen Grund, und es bedarf blos der einfachen Operation: die Exiſtenz dieſer Dinge mit unſerer phyſiſchen Exiſtenz in eine Vorſtellung zu verknüpfen, ſo iſt das Furchtbare da. Die Phantaſie braucht aus ihrem eigenen Mittel nichts hinein zu legen, ſondern ſie hält ſich nur an das, was ihr gegeben iſt.

Aber nicht ſelten werden an ſich gleichgültige Gegenſtände der Natur, durch Dazwiſchenkunſt der Phantaſie, ſubjektiv in furchtbare Mächte verwandelt, und es iſt die Phantaſie ſelbſt, die das Furchtbare nicht bloſs durch Vergleichung **entdeckt**, **ſondern** es ohne einen hinreichenden objektiven Grund dazu zu haben, eigenmächtig **erſchafft**. Dieſs iſt der Fall beym **Auſſerordentlichen** und beym **Unbeſtimmten**.

Dem Menſchen, im Zuſtand der Kindheit, wo die Einbildungskraft am ungebundenſten wirkt, iſt alles ſchreckhaft was ungewöhnlich iſt. In jeder unerwarteten Erſcheinung der Natur glaubt er einen Feind zu erblicken, der gegen ſein Daſeyn gerüſtet iſt, und der Erhaltungstrieb iſt ſogleich geſchäftig, dem Angriff zu begegnen. Der Erhaltungstrieb iſt in dieſer Periode ſein unumſchränkter Gebieter, und weil dieſer Trieb ängſtlich und feig iſt, ſo iſt die Herrſchaft deſſelben ein Reich des Schreckens und der Furcht. Der Aberglaube, der in dieſer Epoche ſich bildet, iſt daher ſchwarz und fürchterlich, und auch die Sitten tragen dieſen feindſeligen finſtern Karakter. Man findet den Menſchen früher bewaffnet als bekleidet, und ſein erſter Griff iſt an das Schwerdt, wenn er einem Fremdling begegnet. Die Gewohnheit der alten Taurier, jeden Ankömmling, den das Unglück an ihre Küſte führte, der Diana zu opfern, hat ſchwerlich einen andern Urſprung als die Furcht; denn ſo verwildert iſt nur der ſchiefgebildete nicht der ungebildete Menſch, daſs er gegen dasjenige wüthete, was ihm nicht ſchaden kann.

Dieſe Furcht vor allem, was auſſerordentlich iſt, verliert ſich nun zwar im Zuſtand der Kultur, aber nicht ſo ganz, daſs in der aeſthetiſchen Betrachtung der Natur, wo ſich der Menſch dem Spiel der Phantaſie freywillig hingiebt, nicht eine Spur davon übrig bleiben ſollte. Das wiſſen die Dichter ſehr gut, und unterlaſſen daher nicht, das auſſerordentliche wenigſtens als ein Ingredient des Furchtbaren zu gebrauchen. Eine tiefe Stille, eine groſse Leere, eine plötzliche Erhellung der Dunkelheit ſind an ſich ſehr gleichgültige Dinge, die ſich durch nichts als das Auſſerordentliche und Ungewöhnliche auszeichnen. Dennoch erregen ſie ein Gefühl des Schreckens, oder verſtärken wenigſtens den Eindruck deſſelben, und ſind daher tauglich zum Erhabenen.

Wenn uns Virgil mit Grauſen über das Höllenreich erfüllen will, ſo macht er uns vorzüglich auf die Leerheit und Stille deſſelben aufmerkſam. Er nennt es *loca nocte late tacentia* weitſchweigende Gefilde der Nacht, *domos vacuas Ditis et inania regna* leere Behauſungen und hohle Reiche des Pluto.

Bey den Einweihungen in die Myſterien der Alten wurde vorzüglich auf einen furchtbaren feyerlichen Eindruck geſehen, und dazu bediente man ſich beſonders auch des Stillſchweigens. Eine tiefe Stille giebt der Einbildungskraft einen freyen Spielraum, und ſpannt die Erwartung auf etwas Furchtbares, welches kommen ſoll. Bey Uebungen der Andacht iſt das Stillſchweigen einer ganzen verſammelten Gemeine ein ſehr wirkſames Mittel, der Phantaſie einen Schwung zu geben und das Gemüth in eine feyerliche Stimmung zu ſetzen. Selbſt der Volksaberglaube macht bey ſeinen Träumereyen davon Gebrauch, denn bekanntlich muſs eine tiefe Stille beobachtet werden, wenn man einen Schatz zu erheben hat. In den bezauberten Pallästen, die in Feenmährchen vorkommen, herrſcht ein todtes Schweigen, welches Grauen erweckt, und es gehört zur Naturgeſchichte der bezauberten Wälder, daſs nichts lebendiges ſich darinn regt. Auch die Einſamkeit iſt etwas furchtbares, ſobald ſie anhaltend und unfreiwillig iſt, wie z. B. die Verbannung in eine unbewohnte Inſel. Eine weitausgebreitete Wüſte, ein einſamer, viele

Meilen langer Wald, das Herumirren auf der gränzenloſen See, ſind lauter Vorſtellungen, welche Grauen erregen, und in der Dichtkunſt zum Erhabenen zu gebrauchen ſind. Hier aber (bey der Einſamkeit) iſt doch ſchon ein objektiver Grund der Furcht, weil die Idee einer groſsen Einſamkeit auch die Idee der *Hülfloſigkeit* mit ſich führt.

Noch weit geſchäftiger beweiſst ſich die Phantaſie, aus dem *geheimen* unbeſtimmten und *undurchdringlichen* einen Gegenſtand des Schreckens zu machen. Hier iſt ſie eigentlich in ihrem Element, denn da ihr die Wirklichkeit keine Gränzen ſetzt, und ihre Operationen auf keinen beſondern Fall eingeſchränkt werden, ſo ſteht ihr das weite Reich der Möglichkeiten offen. Daſs ſie ſich aber gerade zum *Schrecklichen* hinneigt und von dem unbekannten mehr *fürchtet* als *hofft*, liegt in der Natur des Erhaltungstriebs, der ſie leitet. Die Verabſcheuung wirkt ungleich ſchneller und mächtiger als die Begierde, und daher kommt es, daſs wir hinter dem Unbekannten mehr Schlimmes vermuthen, als Gutes erwarten.

Die *Finſterniſs* iſt ſchrecklich und eben darum zum Erhabenen tauglich. Sie iſt aber nicht an ſich ſelbſt ſchrecklich, ſondern weil ſie uns die Gegenſtände verbirgt, und uns alſo der ganzen Gewalt der Einbildungskraft überliefert. Sobald die Gefahr deutlich iſt, verſchwindet ein groſser Theil der Furcht. Der Sinn des Geſichts, der erſte Wächter unſers Daſeyns, verſagt uns in der Dunkelheit ſeine Dienſte, und wir fühlen uns der verborgenen Gefahr wehrlos bloſs geſtellt. Darum ſetzt der Aberglaube alle Geiſtererſcheinungen in die Mitternachtſtunde, und das Reich des Todes wird vorgeſtellt als ein Reich der ewigen Nacht. In den Dichtungen Homers, wo die Menſchheit noch ihre natürlichſte Sprache redet, wird die Dunkelheit als eins der gröſsten Uebel dargeſtellt.

Allda liegt das Land und die Stadt der cimmeriſchen Männer.
Dieſe tappen beſtändig in Nacht und Nebel, und niemals
Schauet ſtrahlend auf ſie der Gott der leuchtenden Sonne,
Sondern ſchreckliche Nacht umhüllt die elenden Menſchen.

Odyſſee eilfter Geſang.

„Jupiter, ruft der tapfre Ajax im Dunkel der Schlacht aus, befreye die Griechen von dieſer Finſterniſs. Laſs es Tag werden, laſs dieſe Augen ſehen, und dann, wenn du willſt, laſs mich im Lichte fallen.“

Ilias.

Auch das unbeſtimmte iſt ein Ingrediens des Schrecklichen, und aus keinem andern Grunde, als weil es der Einbildungskraft Freyheit giebt, das Bild nach ihrem eigenen Gutdünken auszumahlen. Das beſtimmte hingegen führt zu deutlicher Erkenntniſs, und entzieht den Gegenſtand dem willkührlichen Spiel der Phantaſie, indem es ihn dem Verſtand unterwirft.

Homers Darſtellung der Unterwelt wird eben dadurch, daſs ſie gleichſam in einem Nebel ſchwimmt deſto furchtbarer, und die Geiſtergeſtalten im Oſsian ſind nichts als luſtige Wolkengebilde, denen die Phantaſie nach Willkühr den Umriſs giebt.

Alles was verhüllt iſt, alles Geheimniſsvolle, trägt zum Schrecklichen bey, und iſt deſswegen der Erhabenheit fähig. Von dieſer Art iſt die Aufſchrift, welche man zu Sais in Egypten über dem Tempel der Iſis las. „Ich bin „alles was iſt, was geweſen iſt, und was ſeyn „wird. Kein ſterblicher Menſch hat meinen „Schleyer aufgehoben.“ — Eben dieſes Ungewiſſe und Geheimniſsvolle giebt den Vorſtellungen der Menſchen von der Zukunft nach dem Tode etwas grauenvolles; dieſe Empfindungen ſind in dem bekannten Selbſtgeſpräch Hamlets ſehr glücklich ausgedrückt.

Die Beſchreibung, die uns Tacitus von dem feyerlichen Aufzug der Göttin Hertha macht, wird durch das Dunkel, das er darüber verbreitet, furchtbar erhaben. Der Wagen der Göttinn verſchwindet im Innerſten des Waldes, und keiner von denen, die zu dieſem geheimniſsvollen Dienſt gebraucht werden, kommt lebend zurück. Mit Schauder fragt man ſich, was das wohl ſeyn möge, welches dem der es ſieht, das Leben koſtet, *quod tantum morituri vident.*

Alle Religionen haben ihre Myſterien, welche ein heiliges Grauen unterhalten, und ſo wie die Majeſtät der Gottheit hinter dem Vorhang im Allerheiligſten wohnet, ſo pflegt ſich auch die Majeſtät der Könige mit Geheimniſs zu umgeben, um die Ehrfurcht ihrer Unterthanen durch dieſe künſtliche Unſichtbarkeit in fortdauernder Spannung zu erhalten.

Dieſs ſind die vorzüglichſten Unterarten des Kontemplativerhabenen der Macht, und da ſie in der moraliſchen Beſtimmung des Menſchen gegründet ſind, welche allen Menſchen gemein iſt, ſo iſt man berechtigt, eine Empfänglichkeit dafür bey allen menſchlichen Subjekten vorauszuſetzen, und der Mangel derſelben kann nicht wie bey bloſs ſinnlichen Rührungen durch ein Spiel der Natur entſchuldigt, ſondern darf als eine Unvollkommenheit dem Subjekt zugerechnet werden. Zuweilen findet man das Erhabene der Erkenntniſs mit dem Erhabenen der Macht verbunden, und die Wirkung iſt um ſo gröſser, wenn nicht bloſs das ſinnliche Widerſtehungsvermögen, ſondern auch ſelbſt das Darſtellungsvermögen, an einem Objekt ſeine Schranken findet, und die Sinnlichkeit mit ihrer doppelten Foderung abgewieſen wird.

II.

Das Pathetiſcherhabene.

Wenn uns ein Gegenſtand nicht bloſs als Macht überhaupt, ſondern zugleich als eine dem Menſchen verderbliche Macht objektiv gegeben wird — wenn er alſo ſeine Gewalt nicht bloſs *zeigt*, ſondern ſie wirklich feindlich *äuſsert*, ſo ſteht es der Einbildungskraft nicht mehr frey, ihn auf den Erhaltungstrieb zu beziehen, ſondern ſie muſs, ſie wird objektiv dazu genöthigt. Wirkliches Leiden aber geſtattet kein aeſthetiſches Urtheil, weil es die Freyheit des Geiſtes aufhebt. Alſo darf es nicht das urtheilende Subjekt ſeyn, an welchem der furchtbare Gegenſtand ſeine zerſtörende Macht beweiſst d. i. wir dürfen nicht ſelbſt ſondern bloſs ſympathetiſch leiden. Aber auch das ſympathetiſche Leiden iſt für die Sinnlichkeit ſchon zu angreifend, wenn das Leiden auſſer uns Exiſtenz hat. Der theilnehmende Schmerz überwiegt allen aeſthetiſchen Genuſs. Nur alsdann, wenn das Leiden entweder bloſse Illuſion und Erdichtung iſt, oder (im Fall, daſs es in der Wirklichkeit ſtatt gefunden hätte) wenn es nicht unmittelbar den Sinnen, ſondern der Einbildungskraft vorgeſtellt wird, kann es aeſthetiſch werden, und ein Gefühl des Erhabenen erregen. Die Vorſtellung eines fremden Leidens, verbunden mit Affekt und mit dem Bewuſstſeyn unſrer innern moraliſchen Freyheit, iſt Pathetiſcherhaben.

Die Sympathie oder der theilnehmende (mitgetheilte) Affekt iſt keine freye Aeuſserung unſers Gemüths, die wir erſt ſelbſtthätig in uns hervorbringen müſsten, ſondern eine unwillkührliche, durch das Naturgeſetz beſtimmte, Affektion des Gefühlvermögens. Es kommt gar nicht auf unſern Willen an, ob wir das Leiden eines Geſchöpfs mit empfinden wollen. Sobald wir eine Vorſtellung davon haben, müſſen wir es. Die Natur, nicht unſre Freyheit handelt, und die Gemüthsbewegung eilt dem Entſchluſs zuvor.

Sobald wir alſo objektiv die Vorſtellung eines Leidens erhalten, ſo muſs, vermöge des unveränderlichen Naturgeſetzes der Sympathie, in uns ſelbſt ein Nachgefühl dieſes Leidens erfolgen. Dadurch machen wir es gleichſam zu dem unſrigen. Wir leiden mit. Nicht bloſs die theilnehmende Betrübniſs, das Gerührtſeyn über fremdes Unglück, heiſst Mitleiden, ſondern jeder traurige Affekt ohne Unterſchied, den wir einem andern nachempfinden; alſo giebt es ſo viele Arten des Mitleidens, als es verſchiedene Arten des urſprünglichen Leidens giebt: mitleidende Furcht, mitl. Schrecken, mitl. Angſt, mitl. Entrüſtung, mitl. Verzweiflung.

Wenn aber das Affekt erregende (oder Pathetiſche) einen Grund des Erhabenen abgeben ſoll, ſo darf es nicht bis zum wirklichen Selbſtleiden getrieben werden. Auch mitten im heftigſten Affekt müſſen wir uns von dem ſelbſtleidenden Subjekt unterſcheiden, denn es iſt um die Freyheit des Geiſtes geſchehen, ſobald die Tauſchung ſich in völlige Wahrheit verwandelt.

Wird das Mitleiden zu einer ſolchen Lebhaftigkeit erhöht, daſs wir uns mit dem Leidenden ernſtlich verwechſeln, ſo beherrſchen wir den Affekt nicht mehr, ſondern er beherrſcht uns. Bleibt hingegen die Sympathie in ihren aeſthetiſchen Gränzen, ſo vereinigt ſie zwey Hauptbedingungen des Erhabenen: ſinnlichlebhafte Vorſtellung des Leidens mit dem Gefühl eigner Sicherheit verbunden.

Aber dieſes Gefühl der Sicherheit bey der Vorſtellung fremder Leiden iſt ganz und gar nicht der Grund des Erhabenen, und überhaupt nicht die Quelle des Vergnügens, das wir aus dieſer Vorſtellung ſchöpfen. Erhaben wird das Pathetiſche bloſs allein durch das Bewuſstſeyn unſrer moraliſchen, nicht unſrer phyſiſchen Freyheit. Nicht weil wir uns durch unſer gutes Geſchick dieſem Leiden entzogen ſehen (denn da würden wir noch immer einen ſehr ſchlechten Gewährsmann für unſre Sicherheit haben) ſondern weil wir unſer moraliſches Selbſt der Kauſalität dieſes Leidens, nehmlich ſeinem Einfluſs auf unſre Willensbeſtimmung entzogen fühlen, erhebt es unſer Gemüth und wird pathetiſch erhaben.

Es iſt nicht ſchlechterdings nöthig, daſs man die Seelenſtärke wirklich in ſich fühle, bey ernſtlich eintretender Gefahr ſeine moraliſche Freyheit zu behaupten. Nicht von dem was geſchieht, ſondern von dem was geſchehen ſoll und kann, iſt hier die Rede; von unſrer Beſtimmung nicht von unſerm wirklichen Thun, von der Kraft, nicht von Anwendung derſelben. Indem wir ein ſchwerbeladnes Frachtſchiff im Sturm untergehen ſehen, ſo können wir uns an der Stelle des Kaufmanns, deſſen ganzer Reichthum hier von dem Waſſer verſchlungen wird, recht ſehr unglücklich fühlen. Aber zugleich fühlen wir doch auch, daſs dieſer Verluſt nur zufällige Dinge betrifft und daſs es Pflicht iſt, ſich darüber zu erheben. Es kann aber nichts Pflicht ſeyn, was unerfüllbar iſt, und was geſchehen ſoll, muſs nothwendig geſchehen können. Daſs wir uns aber über einen Verluſt hinwegſetzen können, der uns als Sinnenweſen mit Recht ſo empfindlich iſt, beweiſst ein Vermögen in uns, welches nach ganz andern Geſetzen handelt, als das ſinnliche. und mit dem Naturtrieb nichts gemein hat. Erhaben aber iſt alles, was dieſes Vermögen in uns zum Bewuſstſeyn bringt.

Man kann ſich alſo recht gut ſagen, daſs man den Verluſt dieſer Güter nichts weniger als gelaſſen ertragen werde, dieſes hindert das Gefühl des Erhabenen gar nicht — wenn man nur fühlt, daſs man ſich darüber hinwegſetzen ſollte und daſs es Pflicht iſt, ihnen keinen Einfluſs auf die Selbſtbeſtimmung der Vernunft zu geſtatten. Wer freylich auch nicht einmal dafür Sinn hat; an dem iſt alle äſthetiſche Kraft des Groſsen und Erhabenen verloren.

Es erfodert alſo doch wenigſtens eine Fähigkeit des Gemüths, ſich ſeiner Vernunftbeſtimmung bewuſst zu werden, und eine Empfänglichkeit für die Idee der Pflicht, wenn man auch gleich die Schranken erkennt, welche die ſchwache Menſchheit ihrer Ausübung ſetzen dürfte. Es würde überhaupt um das Wohlgefallen am Guten ſowohl als am Erhabenen miſslich ſtehen, wenn man nur Sinn für das haben könnte, was man ſelber erreicht hat oder zu erreichen ſich zutraut. Aber es iſt ein achtungswerther Karakterzug der Menſchheit, daſs ſie ſich wenigſtens in aeſthetiſchen Urtheilen zu der guten Sache bekennt, auch wenn ſie gegen ſich ſelbſt ſprechen müſste, und daſs ſie den reinen Ideen der Vernunft in der Empfindung wenigſtens huldigt, wenn ſie gleich nicht immer Stärke genug hat, wirklich darnach zu handeln.

Zum Pathetiſcherhabenen werden alſo zwey Hauptbedingungen erfodert. Erſtlich eine lebhafte Vorſtellung des Leidens, um den mitleidenden Affekt in der gehörigen Stärke zu erregen. Zweytens eine Vorſtellung des Widerſtandes gegen das Leiden, um die innre Gemüthsfreyheit ins Bewuſstſeyn zu rufen. Nur durch das erſte wird der Gegenſtand pathetiſch, nur durch das zweyte wird das pathetiſche zugleich erhaben.

Aus dieſem Grundſatz flieſsen die beiden Fundamentalgeſetze aller tragiſchen Kunſt. Dieſe ſind erſtlich: Darſtellung der leidenden Natur; zweytens: Darſtellung der moraliſchen Selbſtſtändigkeit im Leiden.

Darſtellung des Leidens — als bloſsen Leidens — iſt niemals Zweck der Kunſt, aber als Mittel zu ihrem Zweck iſt ſie derſelben äuſſerſt wichtig. Der letzte Zweck der Kunſt iſt die Darſtellung des Ueberſinnlichen und die tragiſche Kunſt insbeſondere bewerkſtelligt dieſes dadurch, daſs ſie uns die moraliſche Independenz von Naturgeſetzen im Zuſtand des Affekts verſinnlicht. Nur der Widerſtand, den es gegen die Gewalt der Gefühle äuſsert, macht das freye Princip in uns kenntlich; der Widerſtand aber kann nur nach der Stärke des Angriffs geſchätzt werden. Soll ſich alſo die Intelligenz im Menſchen als eine, von der Natur unabhängige, Kraft offenbaren, ſo muſs die Natur ihre ganze Macht erſt vor unſern Augen bewieſen haben. Das Sinnenweſen muſs tief und heftig leiden; Pathos muſs da ſeyn, damit das Vernunftweſen ſeine Unabhängigkeit kund thun und ſich handelnd darſtellen könne.

Man kann niemals wiſſen, ob die Faſſung des Gemüths eine Wirkung ſeiner moraliſchen Kraft iſt, wenn man nicht überzeugt worden iſt, daſs ſie keine Wirkung der Unempfindlichkeit iſt. Es iſt keine Kunſt, über Gefühle Meiſter zu werden, die nur die Oberfläche der Seele leicht und flüchtig beſtreichen, aber in einem Sturm, der die ganze ſinnliche Natur aufregt, ſeine Gemüthsfreyheit zu behalten, dazu gehört ein Vermögen des Widerſtandes, das über alle Naturmacht unendlich erhaben iſt. Man gelangt alſo zur Darſtellung der moraliſchen Freyheit nur durch die lebendigſte Darſtellung der leidenden Natur, und der tragiſche Held muſs ſich erſt als empfindendes Weſen bey uns legitimirt haben, ehe wir ihm als Vernunftweſen huldigen, und an ſeine Seelenſtärke glauben.

Pathos iſt alſo die erſte und unnachlaſsliche Foderung an den tragiſchen Künſtler, und es iſt ihm erlaubt, die Darſtellung des Leidens ſo weit zu treiben, als es, ohne Nachtheil für ſeinen letzten Zweck, ohne Unterdrückung der moraliſchen Freyheit, geſchehen kann. Er muſs gleichſam ſeinem Helden oder ſeinem Leſer die ganze volle Ladung des Leidens geben, weil es ſonſt immer problematiſch bleibt, ob ſein Widerſtand gegen daſſelbe eine Gemüthshandlung (etwas poſitives) und nicht vielmehr bloſs etwas negatives und ein Mangel iſt.

Dieſs letztere iſt der Fall bey dem Trauerſpiel der ehemaligen Franzoſen, wo wir höchſt ſelten oder nie die leidende Natur zu Geſicht bekommen, ſondern meiſtens nur den kalten, deklamatoriſchen Poeten oder auch den auf den Stelzen gehenden Komödianten ſehen. Der froſtige Ton der Deklamation erſtickt alle wahre Natur, und den franzöſiſchen Tragikern macht es ihre angebetete Dezenz vollends ganz unmöglich, die Menſchheit in ihrer Wahrheit zu zeichnen. Die Dezenz verfälſcht überall, auch wenn ſie an ihrer rechten Stelle iſt, den Ausdruck der Natur, und doch fodert dieſen die Kunſt unnachlaſslich. Kaum können wir es einem franzöſiſchen Trauerſpielhelden glauben, daſs er leidet, denn er läſst ſich über ſeinen Gemüthszuſtand heraus wie der ruhigſte Menſch, und die unaufhörliche Rückſicht auf den Eindruck, den er auf andere macht, erlaubt ihm nie, der Natur in ſich ihre Freyheit zu laſſen. Die Könige, Prinzeſsinnen und Helden eines Corneille und Voltaire vergeſſen ihren Rang auch im heftigſten Leiden nie, und ziehen weit eher ihre Menſchheit als ihre Würde aus. Sie gleichen den Königen und Kaiſern in den alten Bilderbüchern,* die ſich mit ſamt der Krone zu Bette legen.

Wie ganz anders ſind die Griechen und diejenigen unter den Neuern, die in ihrem Geiſte gedichtet haben. Nie ſchämt ſich der Grieche der Natur, er läſst der Sinnlichkeit ihre vollen Rechte, und iſt dennoch ſicher, daſs er nie von ihr unterjocht werden wird. Sein tiefer und richtiger Verſtand läſst ihn das Zufällige, das der ſchlechte Geſchmack zum Hauptwerke macht, von dem Nothwendigen unterſcheiden; alles aber, was nicht Menſchheit iſt, iſt zufällig an dem Menſchen. Der Griechiſche Künſtler, der einen Laokoon, eine Niobe, einen Philoktet darzuſtellen hat, weiſs von keiner Prinzeſsin, keinem König und keinem Königſohn; er hält ſich nur an den Menſchen. Deſswegen wirft der weiſe Bildhauer die Bekleidung weg, und zeigt uns bloſs nackende Figuren: ob er gleich ſehr gut weiſs, daſs dieſs im wirklichen Leben nicht der Fall war. Kleider ſind ihm etwas zufälliges, dem das nothwendige niemals nachgeſetzt werden darf, und die Geſetze des Anſtands oder des Bedürfniſſes ſind nicht die Geſetze der Kunſt. Der Bildhauer ſoll und will uns den Menſchen zeigen, und Gewänder verbergen denſelben; alſo verwirft er ſie mit Recht.

Eben ſo wie der griechiſche Bildhauer die unnütze und hinderliche Laſt der Gewänder hinwegwirft, um der menſchlichen Natur mehr Platz zu machen, ſo entbindet der griechiſche Dichter ſeine Menſchen von dem eben ſo unnützen und eben ſo hinderlichen Zwang der Konvenienz und von allen froſtigen Anſtandsgeſetzen, die an dem Menſchen nur künſteln und die Natur an ihm verbergen. Die leidende Natur ſpricht wahr, aufrichtig und tiefeindringend zu unſerm Herzen in der homeriſchen Dichtung und in den Tragikern: alle Leidenſchaften haben ein freyes Spiel, und die Regel des Schicklichen hält kein Gefühl zurück. Die Helden ſind für alle Leiden der Menſchheit ſo gut empfindlich als andere, und eben das macht ſie zu Helden, daſs ſie das Leiden ſtark und innig fühlen, und doch nicht davon überwältigt werden. Sie lieben das Leben ſo feurig wie wir andern, aber dieſe Empfindung beherrſcht ſie nicht ſo ſehr, daſs ſie es nicht hingeben können, wenn die Pflichten der Ehre oder der Menſchlichkeit es fodern. Philoktet erfüllt die griechiſche Bühne mit ſeinen Klagen, ſelbſt der wüthende Herkules unterdrückt ſeinen Schmerz nicht. Die zum Opfer beſtimmte Iphigenia geſteht mit rührender Offenheit, daſs ſie von dem Licht der Sonne mit Schmerzen ſcheide. Nirgends ſucht der Grieche in der Abſtumpfung und Gleichgültigkeit gegen das Leiden ſeinen Ruhm, ſondern in Ertragung deſſelben bey allem Gefühl für daſſelbe. Selbſt die Götter der Griechen müſſen der Natur einen Tribut entrichten, ſobald ſie der Dichter der Menſchheit näher bringen will. Der verwundete Mars ſchreyt vor Schmerz ſo laut auf, wie zehentauſend Mann, und die von einer Lanze gerizte Venus ſteigt weinend zum Olymp, und verſchwört alle Gefechte.

Dieſe zarte Empfindlichkeit für das Leiden, dieſe warme, aufrichtige, wahr und offen da liegende Natur, welche uns in den griechiſchen Kunſtwerken ſo tief und lebendig rührt, iſt ein Muſter der Nachahmung für alle Künſtler, und ein Geſetz das der Griechiſche Genius der Kunſt vorgeſchrieben hat. Die erſte Foderung an den Menſchen macht immer und ewig die Natur, welche niemals darf abgewieſen werden; denn der Menſch iſt — ehe er etwas anders iſt — ein empfindendes Weſen. Die zweyte Foderung an ihn macht die Vernunft, denn er iſt ein vernünftig empfindendes Weſen, eine moraliſche Perſon, und für dieſe iſt es Pflicht, die Natur nicht über ſich herrſchen zu laſſen, ſondern ſie zu beherrſchen. Erſt alsdann, wenn erſtlich der Natur ihr Recht iſt angethan worden und wenn zweytens die Vernunft das ihrige behauptet hat, iſt es dem Anstand erlaubt die dritte Foderung an den Menſchen zu machen, und ihm, im Ausdruck, ſowohl ſeiner Empfindungen als ſeiner Geſinnungen, Rückſicht gegen die Geſellſchaft aufzulegen, und ſich — als ein civiliſirtes Weſen zu zeigen.

Das erſte Geſetz der tragiſchen Kunſt war Darſtellung der leidenden Natur. Das zweyte iſt Darſtellung des moraliſchen Widerſtandes gegen das Leiden.

Der Affekt, als Affekt, iſt etwas gleichgültiges, und die Darſtellung deſſelben würde, für ſich allein betrachtet, ohne allen äſthetiſchen Werth ſeyn; denn, um es noch einmal zu wiederhohlen, nichts was bloſs die ſinnliche Natur angeht, iſt der Darſtellung würdig. Daher ſind nicht nur alle bloſs erſchlaffende (ſchmelzende) Affekte, ſondern überhaupt auch alle höchſten Grade von was für Affekten es auch ſey, unter der Würde tragiſcher Kunſt.

Die ſchmelzenden Affekte, die bloſs zärtlichen Rührungen, gehören zum Gebiet des Angenehmen, mit dem die ſchöne Kunſt nichts zu thun hat. Sie ergötzen bloſs den Sinn durch Auflöſung oder Erſchlaffung, und beziehen ſich bloſs auf den äuſsern, nicht auf den innern Zuſtand des Menſchen. Viele unſrer Romane und Trauerſpiele, beſonders der ſogenannten Dramen (Mitteldinge zwiſchen Luſtſpiel und Trauerſpiel) und der beliebten Familiengemählde gehören in dieſe Klaſſe. Sie bewirken bloſs Ausleerungen des Thränenſacks und eine wollüſtige Erleichterung der Gefäſse; aber der Geiſt geht leer aus, und die edlere Kraft im Menſchen wird ganz und gar nicht dadurch geſtärkt. Eben ſo, ſagt Kant, fühlt ſich mancher durch eine Predigt erbaut, wobey doch gar nichts in ihm aufgebaut worden iſt. Auch die Muſik der Neuern ſcheint es vorzüglich nur auf die Sinnlichkeit anzulegen, und ſchmeichelt dadurch dem herrſchenden Geſchmack, der nur angenehm gekitzelt nicht ergriffen, nicht kräftig gerührt nicht erhoben ſeyn will. Alles ſchmelzende wird daher vorgezogen, und wenn noch ſo groſser Lerm in einem Concertſaal iſt, ſo wird plötzlich alles Ohr, wenn eine ſchmelzende Paſſage vorgetragen wird. Ein bis ins thieriſche gehender Ausdruck der Sinnlichkeit erſcheint dann gewöhnlich auf allen Geſichtern, die trunkenen Augen ſchwimmen, der offene Mund iſt ganz Begierde, ein wollüſtiges Zittern ergreift den ganzen Körper, der Athem iſt ſchnell und ſchwach, kurz alle Symptome der Berauſchung ſtellen ſich ein: zum deutlichen Beweiſe, daſs die Sinne ſchwelgen, der Geiſt aber oder das Princip der Freyheit im Menſchen der Gewalt des ſinnlichen Eindrucks zum Raube wird *). Alle dieſe Rührungen ſage ich, ſind

---

*) Ich kann hier nicht unbemerkt laſſen (wie ſehr ich es auch dadurch mit dem Modegeſchmack verderben mag) daſs die beliebten Zeichnungen unſrer Angelika Kaufmann zu der nehmlichen Klaſſe d. i. zum bloſs angenehmen zu rechnen ſind, und ſich ſelten oder nie zum Schönen erheben. Weit mehr hat es die Künſtlerinn auf unſern Sinn als auf unſern Geſchmack angelegt, und ſie verfehlt lieber die Wahrheit, vernachläſsigt lieber die Zeichnung, opfert lieber

durch einen edeln und männlichen Geſchmack von der Kunſt ausgeſchloſſen, weil ſie bloſs allein dem Sinne gefallen, mit dem die Kunſt nichts zu verkehren hat.

Auf der andern Seite ſind aber auch alle diejenigen Grade des Affekts ausgeſchloſſen, die den Sinn bloſs quälen, ohne zugleich den Geiſt dafür zu entſchädigen. Sie unterdrücken die Gemüthsfreyheit durch Schmerz nicht weniger als jene durch Wolluſt und können deſswegen bloſs Verabſcheuung und keine Rührung bewirken, die der Kunſt würdig wäre. Die Kunſt muſs den Geiſt ergötzen und der Freyheit gefallen. Der, welcher einem Schmerz zum Raube wird, iſt bloſs ein gequältes Thier, kein leidender Menſch mehr; denn von dem

die Kraft auf, als daſs ſie dem weichlichen Sinn durch eine etwas harte oder auch nur kühne Andeutung wahrer Natur zu nahe treten ſollte. Eben ſo iſt die Magie des Kolorits und der Schattierung oft bloſs angenehme Kunſt, und man darf ſich daher nicht wundern, wenn der erſte Blick und der groſse Hauſe vorzüglich dadurch gewonnen werden; denn der Sinn urtheilt immer zuerſt, auch bey dem Kenner, und er urtheilt allein bey dem Nichtkenner.

Menſchen wird ſchlechterdings ein moraliſcher Widerſtand gegen das Leiden gefodert, durch den allein ſich das Princip der Freyheit in ihm, die Intelligenz, kenntlich machen kann.

Aus dieſem Grunde verſtehen ſich diejenigen Künſtler und Dichter ſehr ſchlecht auf ihre Kunſt, welche das Pathos, durch die bloſse ſinnliche Kraft des Affekts und die höchſtlebendigſte Schilderung des Leidens, zu erreichen glauben. Sie vergeſſen, daſs das Leiden ſelbſt nie der lezte Zweck der Darſtellung und nie die unmittelbare Quelle des Vergnügens ſeyn kann, das wir am tragiſchen empfinden. Das Pathetiſche iſt nur aeſthetiſch, in ſo fern es erhaben iſt. Wirkungen aber, welche bloſs auf eine ſinnliche Quelle ſchlieſsen laſſen, und bloſs in der Affektion des Gefühlvermögens gegründet ſind, ſind niemals erhaben, wieviel Kraft ſie auch verrathen mögen: denn alles Erhabene ſtammt nur aus der Vernunft.

Eine Darſtellung der bloſsen Paſsion (ſowohl der wollüſtigen als der peinlichen) ohne Darſtellung der überſinnlichen Widerſtehungskraft heiſst gemein, das Gegentheil heiſst edel. Gemein und edel ſind Begriffe, die überall, wo ſie gebraucht werden, eine Beziehung auf den

Antheil oder Nichtantheil der überſinnlichen Natur des Menſchen an einer Handlung oder an einem Werke bezeichnen. Nichts iſt edel als was aus der Vernunft quillt; alles was die Sinnlichkeit für ſich hervorbringt, iſt gemein. Wir ſagen von einem Menſchen, er handle gemein, wenn er bloſs den Eingebungen ſeines ſinnlichen Triebes folgt, er handle anſtändig, wenn er ſeinem Trieb nur mit Rückſicht auf Geſetze folgt, er handle edel, wenn er bloſs der Vernunft, ohne Rückſicht auf ſeine Triebe folgt. Wir nennen eine Geſichtsbildung gemein, wenn ſie die Intelligenz im Menſchen durch gar nichts kenntlich macht, wir nennen ſie ſprechend, wenn der Geiſt die Züge beſtimmte, und edel, wenn ein reiner Geiſt die Züge beſtimmte. Wir nennen ein Werk der Architektur gemein, wenn es uns keine andre als phyſiſche Zwecke zeigt, wir nennen es edel, wenn es, unabhängig von allen phyſiſchen Zwecken, zugleich Darſtellung von Ideen iſt.

Ein guter Geſchmack alſo, ſage ich, geſtattet keine, wenn gleich noch ſo kraftvolle Darſtellung des Affekts, die bloſs phyſiſches Leiden und phyſiſchen Widerſtand ausdrückt, ohne zugleich die höhere Menſchheit, die Gegenwart eines überſinnlichen Vermögens, ſichtbar zu machen — und zwar aus dem ſchon entwickelten Grunde, weil nie das Leiden an ſich, nur der Widerſtand gegen das Leiden pathetiſch und der Darſtellung würdig iſt. Daher ſind alle abſolut höchſten Grade des Affekts dem Künſtler ſowohl als dem Dichter unterſagt; denn alle unterdrücken die innerlich widerſtehende Kraft, oder ſetzen vielmehr die Unterdrückung derſelben ſchon voraus, weil kein Affekt ſeinen abſolut höchſten Grad erreichen kann, ſolange die Intelligenz im Menſchen noch einigen Widerſtand leiſtet.

Jetzt entſteht die Frage: wodurch macht ſich dieſe überſinnliche Widerſtehungskraft in einem Affekte kenntlich? Durch nichts anders, als durch Beherrſchung oder, allgemeiner, durch Bekämpfung des Affekts. Ich ſage des Affekts, denn auch die Sinnlichkeit kann kämpfen, aber das iſt kein Kampf mit dem Affekt, ſondern mit der Urſache, die ihn hervorbringt — kein moraliſcher ſondern ein phyſiſcher Widerſtand, den auch der Wurm äuſsert, wenn man ihn tritt, und der Stier, wenn man ihn verwundet, ohne deſswegen Pathos zu erregen. Daſs der leidende Menſch ſeinen Gefühlen einen Ausdruck zu geben, daſs er ſeinen Feind zu entfernen, daſs er das leidende Glied in Sicherheit zu bringen ſucht, hat er mit jedem Thiere gemein, und ſchon der Inſtinkt übernimmt dieſes, ohne erſt bey ſeinem Willen anzufragen. Das iſt alſo noch kein Aktus ſeiner Humanität, das macht ihn als Intelligenz noch nicht kenntlich. Die Sinnlichkeit wird zwar jederzeit ihren Feind, aber niemals ſich ſelbſt bekämpfen.

Der Kampf mit dem Affekt hingegen iſt ein Kampf mit der Sinnlichkeit, und ſetzt alſo etwas voraus, was von der Sinnlichkeit unterſchieden iſt. Gegen das Objekt, das ihn leiden macht, kann ſich der Menſch mit Hülfe ſeines Verſtandes und ſeiner Muskelkräfte wehren; gegen das Leiden ſelbſt hat er keine andre Waffen als Ideen der Vernunft.

Dieſe müſſen alſo in der Darſtellung vorkommen, oder durch ſie erweckt werden, wo Pathos ſtatt finden ſoll. Nun ſind aber Ideen im eigentlichen Sinn und poſitiv nicht darzuſtellen, weil ihnen nichts in der Anſchauung entſprechen kann. Aber negativ und indirekt ſind ſie allerdings darzuſtellen, wenn in der Anſchauung etwas gegeben wird, wozu wir die Bedingungen in der Natur vergebens aufſuchen. Jede Erſcheinung, deren letzter Grund aus der Sinnenwelt nicht kann abgeleitet werden, iſt eine indirekte Darſtellung des Ueberſinnlichen.

Wie gelangt nun die Kunſt dazu, etwas vorzuſtellen, was über der Natur iſt, ohne ſich übernatürlicher Mittel zu bedienen? Was für eine Erſcheinung muſs das ſeyn, die durch natürliche Kräfte vollbracht wird (denn ſonſt wäre ſie keine Erſcheinung) und dennoch ohne Widerſpruch aus phyſiſchen Urſachen nicht kann hergeleitet werden? Dieſs iſt die Aufgabe; und wie löſst ſie nun der Künſtler?

Wir müſſen uns erinnern, daſs die Erſcheinungen, welche im Zuſtand des Affekts an einem Menſchen können wahrgenommen werden von zweyerley Gattung ſind. Entweder es ſind ſolche, die ihm bloſs als Thier angehören und als ſolche bloſs dem Naturgeſetz folgen, ohne daſs ſein Wille ſie beherrſchen oder überhaupt die ſelbſtſtändige Kraft in ihm unmittelbaren Einfluſs darauf haben könnte. Der Inſtinkt erzeugt ſie unmittelbar und blind gehorchen ſie ſeinen Geſetzen. Dahin gehören z. B. die Werkzeuge des Blutumlaufs, des Athemholens, und die ganze Oberfläche der Haut. Aber auch diejenigen Werkzeuge die dem Willen unterworfen ſind, warten nicht immer die Entſcheidung des Willens ab; ſondern der Inſtinkt ſezt ſie oft unmittelbar in Bewegung, da beſonders, wo dem phyſiſchen Zuſtand Schmerz oder Gefahr droht. So ſteht zwar unſer Arm unter der Herrſchaft des Willens, aber wenn wir unwiſſend etwas heiſſes angreifen, ſo iſt das Zurückziehen der Hand gewiſs keine Willenshandlung, ſondern der Inſtinkt allein vollbringt ſie. Ja noch mehr. Die Sprache iſt gewiſs etwas, was unter der Herrſchaft des Willens ſteht, und doch kann auch der Inſtinkt ſogar über dieſes Werkzeug und Werk des Verſtandes nach ſeinem Gutdünken diſponiren, ohne erſt bey dem Willen anzufragen, ſobald ein groſser Schmerz oder nur ein ſtarker Affekt uns überraſcht. Man laſſe den gefaſsteſten Stoiker auf einmal etwas höchſt wunderbares oder unerwartet ſchreckliches erblicken; man laſſe ihn dabey ſtehen, wenn jemand ausglitſcht und in einen Abgrund fallen will, ſo wird ein lauter Ausruf und zwar kein bloſs unartikulirter Ton, ſondern ein ganz beſtimmtes Wort, ihm unwillkührlich entwiſchen, und die *Natur* in ihm wird früher als der *Wille* gehandelt haben. Dieſs dient alſo zum Beweis, daſs es Erſcheinungen an dem Menſchen giebt, die nicht ſeiner Perſon als Intelligenz ſondern bloſs ſeinem Inſtinkt als einer Naturkraft können zugeſchrieben werden.

Nun giebt es aber auch *zweytens* Erſcheinungen an ihm, die unter dem Einfluſs und unter der Herrſchaft des Willens ſtehen, oder die man wenigſtens als ſolche betrachten kann, die der Wille hätte verhindern können; welche alſo die Perſon und nicht der Inſtinkt zu verantworten hat. Dem Inſtinkt kommt es zu, das Intereſſe der Sinnlichkeit mit blindem Eifer zu beſorgen, aber der Perſon kommt es zu, den Inſtinkt durch Rückſicht auf Geſetze zu beſchränken. Der Inſtinkt achtet an ſich ſelbſt auf kein Geſetz, aber die Perſon hat dafür zu ſorgen, daſs den Vorſchriften der Vernunft durch keine Handlung des Inſtinkts Eintrag geſchehe. Soviel iſt alſo gewiſs, daſs der Inſtinkt allein nicht alle Erſcheinungen am Menſchen im Affekt unbedingter Weiſe zu beſtimmen hat, ſondern daſs ihm durch den Willen des Menſchen eine Grenze geſetzt werden kann. Beſtimmt der Inſtinkt allein alle Erſcheinungen am Menſchen, ſo iſt nichts mehr vorhanden, was an die Perſon erinnern könnte, und es iſt bloſs ein Naturweſen, alſo ein Thier, was wir vor uns haben; denn Thier heiſst jedes Naturweſen unter der Herrſchaft des Inſtinkts. Soll alſo die Perſon dargeſtellt werden, ſo müſſen einige Erſcheinungen am Menſchen vorkommen, die entweder gegen den Inſtinkt, oder doch nicht durch den Inſtinkt beſtimmt worden ſind. Schon daſs ſie nicht durch den Inſtinkt beſtimmt wurden, iſt hinreichend, uns auf eine höhere Quelle zu leiten, ſobald wir nur einſehen, daſs der Inſtinkt ſie ſchlechterdings hätte anders beſtimmen müſſen, wenn ſeine Gewalt nicht wäre gebrochen worden.

Jezt ſind wir im Stande, die Art und Weiſe anzugeben, wie die überſinnliche ſelbſtſtändige Kraft im Menſchen, ſein moraliſches Selbſt, im Affekt zur Darſtellung gebracht werden kann. — Dadurch nehmlich, daſs alle bloſs der Natur gehorchende Theile, über welche der Wille entweder gar niemals oder wenigſtens unter gewiſſen Umſtänden nicht diſponiren kann, die Gegenwart des Leidens verrathen — diejenigen Theile aber, welche der blinden Gewalt des Inſtinkts entzogen ſind, und dem Naturgeſetz nicht nothwendig gehorchen, keine oder nur eine geringe Spur dieſes Leidens zeigen, alſo in einem gewiſſen Grad frey erſcheinen. An dieſer Disharmonie nun zwiſchen denjenigen Zügen, die der animaliſchen Natur nach dem Geſetz der Nothwendigkeit eingeprägt werden, und zwiſchen denen die der ſelbſtthätige Geiſt beſtimmt, erkennt man die Gegenwart eines überſinnlichen Princips im Menſchen, welches den Wirkungen der Natur eine Gränze ſetzen kann, und ſich alſo eben dadurch als von derſelben unterſchieden kenntlich macht. Der bloſs thieriſche Theil des Menſchen folgt dem Naturgeſetz, und darf daher von der Gewalt des Affekts unterdrückt erſcheinen. An dieſem Theil alſo offenbart ſich die ganze Stärke des Leidens, und dient gleichſam zum Maaſs, nach welchem der Widerſtand geſchäzt werden kann; denn man kann die Stärke des Widerſtandes, oder die moraliſche Macht in dem Menſchen, nur nach der Stärke des Angriffs beurtheilen. Je entſcheidender und gewaltſamer nun der Affekt in dem Gebiet der Thierheit ſich äuſsert ohne doch im Gebiet der Menſchheit dieſelbe Macht behaupten zu können, deſto mehr wird dieſe letztere kenntlich, deſto glorreicher offenbart ſich die moraliſche Selbſtſtändigkeit des Menſchen, deſto pathetiſcher iſt die Darſtellung und deſto erhabener das Pathos. *)

*) Unter dem Gebiet der Thierheit begreiſe ich das ganze Syſtem derjenigen Erſcheinungen am Menſchen, die unter der blinden Gewalt des Naturtriebes ſtehen und ohne Vorausſetzung einer Freyheit des Willens vollkommen erklärbar ſind; unter dem Gebiet der Menſchheit aber diejenigen, welche ihre Geſetze von der Freyheit empfangen. Mangelt nun bey einer Darſtellung der Affekt im Gebiet der Thierheit, ſo läſst uns dieſelbe kalt; herrſcht er hingegen

In den Bildſäulen der Alten findet man dieſen äſthetiſchen Grundſatz anſchaulich gemacht, aber es iſt ſchwer, den Eindruck, den der ſinnlich lebendige Anblick macht, unter Begriffe zu bringen, und durch Worte anzugeben. Die Gruppe des Laokoon und ſeiner Kinder iſt ohngefähr ein Maaſs für das, was die bildende Kunſt der Alten im Pathetiſchen zu leiſten vermochte. „Laokoon, ſagt uns Winkelmann in ſeiner Geſchichte der Kunſt (Seite [illegible] der Wiener Quartausgabe), iſt eine Natur im höchſten Schmerze, nach dem Bilde eines Mannes gemacht, der die bewuſste Stärke

---

im Gebiet der Menſchheit, ſo ekelt ſie uns an und empört. Im Gebiet der Thierheit muſs der Affekt jederzeit unaufgelöſt bleiben, ſonſt fehlt das Pathetiſche; erſt im Gebiet der Menſchheit darf ſich die Auflöſung finden. Eine leidende Perſon, klagend und weinend vorgeſtellt, wird daher nur ſchwach rühren, denn Klagen und Thränen löſen den Schmerz ſchon im Gebiet der Thierheit auf. Weit ſtärker ergreift uns der verbiſſene ſtumme Schmerz, wo wir bey der Natur keine Hülfe finden, ſondern zu etwas, das über alle Natur hinausliegt, unſre Zuflucht nehmen müſſen; und eben in dieſer Hinweiſung auf das Ueberſinnliche liegt das Pathos und die tragiſche Kraft.

des Geiſtes gegen denſelben zu ſammeln ſucht; und indem ſein Leiden die Muſkeln aufſchwellet, und die Nerven anziehet, tritt der mit Stärke bewaffnete Geiſt in der aufgetriebenen Stirne hervor, und die Bruſt erhebt ſich durch den beklemmten Odem, und durch Zurückhaltung des Ausdruks der Empfindung, um den Schmerz in ſich zu faſſen und zu verſchlieſsen. Das bange Seufzen, welches er in ſich und den Odem an ſich ziehet, erſchöpft den Unterleib, und macht die Seiten hohl, welches uns gleichſam von der Bewegung ſeiner Eingeweide urtheilen läſst. Sein eigenes Leiden aber ſcheint ihn weniger zu beängſtigen, als die Pein ſeiner Kinder, die ihr Angeſicht zum Vater wenden und um Hülfe ſchreyen; denn das väterliche Herz offenbart ſich in den wehmüthigen Augen, und das Mitleiden ſcheint in einem trüben Duſt auf denſelben zu ſchwimmen. Sein Geſicht iſt klagend aber nicht ſchreyend, ſeine Augen ſind nach der höhern Hülfe gewandt. Der Mund iſt voll von Wehmuth und die geſenkte Unterlippe ſchwer von derſelben; in der überwärts gezogenen Oberlippe aber iſt dieſelbe mit Schmerz vermiſchet, welcher mit einer Regung von Unmuth, wie über ein unverdientes unwürdiges Leiden, in die Naſe hinauftritt, dieſelbe ſchwellen macht, und ſich in den erweiterten und aufwärts gezogenen Nüſsen offenbaret. Unter der Stirn iſt der Streit zwiſchen Schmerz und Widerſtand, wie in einem Punkte vereinigt, mit groſser Wahrheit gebildet; denn indem der Schmerz die Augenbraunen in die Höhe treibt, ſo drücket das Sträuben gegen denſelben das obere Augenfleiſch niederwärts und gegen das obere Augenlied zu, ſo daſs daſſelbe durch das übergetretene Fleiſch beynahe ganz bedeckt wird. Die Natur, welche der Künſtler nicht verſchönern konnte, hat er ausgewickelter, angeſtrengter und mächtiger zu zeigen geſucht; da, wohin der gröſste Schmerz gelegt iſt, zeigt ſich auch die gröſste Schönheit. Die linke Seite, in welche die Schlange mit dem wüthenden Biſſe ihr Gift ausgieſset, iſt diejenige welche durch die nächſte Empfindung zum Herzen am heftigſten zu leiden ſcheint. Seine Beine wollen ſich erheben um ſeinem Uebel zu entrinnen; kein Theil iſt in Ruhe, ja die Meiſselſtriche ſelbſt helfen zur Bedeutung einer erſtarrten Haut."

Wie wahr und fein iſt in dieſer Beſchreibung der Kampf der Intelligenz mit dem Leiden der ſinnlichen Natur entwickelt, und wie treffend die Erſcheinungen angegeben, in denen ſich Thierheit und Menſchheit, Naturzwang und Vernunftfreyheit offenbaren! Virgil ſchilderte bekanntlich denſelben Auftritt in ſeiner Aeneis, aber es lag nicht in dem Plan des epiſchen Dichters, ſich bey dem Gemüthszuſtand des Laokoon, wie der Bildhauer thun muſste, zu verweilen. Bey dem Virgil iſt die ganze Erzählung bloſs Nebenwerk, und die Abſicht, wozu ſie ihm dienen ſoll, wird hinlänglich durch die bloſse Darſtellung des Phyſiſchen erreicht, ohne daſs er nöthig gehabt hätte, uns in die Seele des Leidenden tiefe Blicke thun zu laſſen, da er uns nicht ſowohl zum Mitleid bewegen als mit Schrecken durchdringen will. Die Pflicht des Dichters war alſo in dieſer Hinſicht bloſs negativ, nehmlich die Darſtellung der leidenden Natur nicht ſoweit zu treiben, daſs aller Ausdruck der Menſchheit oder des moraliſchen Widerſtandes dabey verloren gieng, weil ſonſt Unwille und Abſcheu unausbleiblich erfolgen müſsten. Er hielt ſich daher lieber an Darſtellung der *Urſache* des Leidens, und fand für gut, ſich umſtändlicher über die Furchtbarkeit der beiden Schlangen und über die Wuth, mit der ſie ihr Schlachtopfer anfallen, als über die Empfindungen deſſelben zu verbreiten. An dieſen eilt er nur ſchnell vorüber, weil ihm daran liegen muſste, die Vorſtellung eines göttlichen Strafgerichts und den Eindruck des Schreckens ungeſchwächt zu erhalten. Hätte er uns hingegen von Laokoons Perſon ſoviel wiſſen laſſen, als der Bildhauer, ſo würde nicht mehr die ſtrafende Gottheit, ſondern der leidende Menſch der Held in der Handlung geweſen ſeyn und die Epiſode ihre Zweckmäſsigkeit für das Ganze verloren haben.

Man kennt die Virgiliſche Erzählung ſchon aus Leſsings vortreflichem Kommentar. Aber die Abſicht, wozu Leſsing ſie gebrauchte, war bloſs, die Gränzen der poetiſchen und mahleriſchen Darſtellung an dieſem Beyſpiel anſchaulich zu machen, nicht den Begriff des Pathetiſchen daraus zu entwickeln. Zu dem letztern Zweck ſcheint ſie mir aber nicht weniger brauchbar, und man erlaube mir, ſie in dieſer Hinſicht noch einmal zu durchlaufen.

Ecce autem gemini Tenedo tranquilla per alta
(horreſco referens) immenſis orbibus angues
incumbunt pelago, pariterque ad littora tendunt.
Pectora quorum inter fluctus arrecta, jubaeque
ſanguineae exſuperant undas, pars caetera pontum
pone legit, ſinuatque immenſa volumine terga.
Fit ſonitus ſpumante ſalo, jamque arva tenebant,
ardenteis oculos ſuffecti ſanguine et igni,
ſibila lambebant linguis vibrantibus ora.

Die erſte von den drey oben angeführten Bedingungen des Erhabenen der Macht iſt hier gegeben; eine mächtige Naturkraft nehmlich, die zur Zerſtörung bewaffnet iſt, und jedes Widerſtandes ſpottet. Daſs aber dieſes Mächtige zugleich furchtbar, und das Furchtbare erhaben werde, beruht auf zwey verſchiedenen Operationen des Gemüths, d. i. auf zwey Vorſtellungen die wir ſelbſtthätig in uns erzeugen. Indem wir erſtlich dieſe unwiderſtehliche Naturmacht mit dem ſchwachen Widerſtehungsvermögen des phyſiſchen Menſchen zuſammenhalten, erkennen wir ſie als furchtbar, und indem wir ſie zweytens auf unſern Willen beziehen und uns die abſolute Unabhängigkeit deſſelben von jedem Natureinfluſs ins Bewuſstſeyn rufen, wird ſie uns zu einem erhabenen Objekt. Dieſe beiden Beziehungen aber ſtellen wir an; der Dichter gab uns weiter nichts als einen mit ſtarker Macht bewaffneten und nach Aeuſſerung derſelben ſtrebenden Gegenſtand. Wenn wir davor zittern, ſo geſchieht es bloſs, weil wir uns ſelbſt oder ein uns ähnliches Geſchöpf im Kampf mit demſelben denken. Wenn wir uns bey dieſem Zittern erhaben fühlen, ſo iſt es, weil wir uns bewuſst werden, daſs wir, auch ſelbſt als ein Opfer dieſer Macht, für unſer freies Selbſt, für die Autonomie unſerer Willensbeſtimmungen nichts zu fürchten haben würden. Kurz, die Darſtellung iſt bis hieher bloſs kontemplativerhaben.

Diffugimus viſu exſangues, illi agmine certo
Laocoonta petunt.

Jetzt wird das Mächtige, zugleich als furchtbar **gegeben**, und das Kontemplativerhabene geht ins Pathetiſche über. Wir ſehen es wirklich mit der Ohnmacht des Menſchen in Kampf treten. Laokoon oder wir, das wirkt bloſs dem Grad nach verſchieden. Der ſympathetiſche Trieb ſchreckt den Erhaltungstrieb auf, die Ungeheuer ſchieſſen los auf — uns, und alles Entrinnen iſt vergebens.

Jetzt hängt es nicht mehr von uns ab, ob wir dieſe Macht mit der unſrigen meſſen und auf unſre Exiſtenz beziehen wollen. Dieſs geſchieht ohne unſer Zuthun in dem Objekte ſelbſt. Unſre Furcht hat alſo nicht, wie im vorhergehenden Moment, einen bloſs ſubjektiven Grund in unſerm Gemüthe, ſondern einen objektiven Grund in dem Gegenſtand. Denn erkennen wir gleich das Ganze für eine bloſse Fiction der Einbildungskraft, ſo unterſcheiden wir doch auch in dieſer Fiction eine Vorſtellung, die uns von auſſen mitgetheilt wird, von einer andern, die wir ſelbſthätig in uns hervorbringen.

Das Gemüth verliert alſo einen Theil ſeiner Freyheit, weil es von auſſen empfängt, was es vorher durch ſeine Selbſtthätigkeit erzeugte. Die Vorſtellung der Gefahr erhält einen Anſchein objektiver Realität und es wird Ernſt mit dem Affekte.

Wären wir nun nichts als Sinnenweſen, die keinem andern als dem Erhaltungstriebe folgen, ſo würden wir hier ſtille ſtehen, und im Zuſtand des bloſsen Leidens verharren. Aber etwas iſt in uns, was an den Affektionen der ſinnlichen Natur keinen Theil nimmt, und deſſen Thätigkeit ſich nach keinen phyſiſchen Bedingungen richtet. Je nachdem nun dieſes ſelbſtthätige Princip (die moraliſche Anlage) in einem Gemüth ſich entwickelt hat, wird der leidenden Natur mehr oder weniger Raum gelaſſen ſeyn, und mehr oder weniger Selbſtthätigkeit im Affekt übrig bleiben.

In moraliſchen Gemüthern geht das Furchtbare (der Einbildungskraft) ſchnell und leicht ins Erhabene über. So wie die Imagination ihre Freyheit verliert, ſo macht die Vernunft die ihrige geltend; und das Gemüth erweitert ſich nur deſto mehr nach innen, indem es nach auſſen Gränzen findet.

Herausgeſchlagen aus allen Verſchanzungen, die dem Sinnenweſen einen phyſiſchen Schutz verſchaffen können, werfen wir uns in die unbezwingliche Burg unſrer moraliſchen Freyheit, und gewinnen eben dadurch eine abſolute und unendliche Sicherheit, indem wir eine bloſs komparative und prekäre Schutzwehre im Feld der Erſcheinung verloren geben. Aber eben darum, weil es zu dieſem phyſiſchen Bedrängniſs gekommen ſeyn muſs, ehe wir bey unſrer moraliſchen Natur Hülfe ſuchen, ſo können wir dieſes hohe Freyheitsgefühl nicht anders als mit Leiden erkaufen. Die gemeine Seele bleibt bloſs bey dieſem Leiden ſtehen, und fühlt im Erhabenen des Pathos nie mehr als das Furchtbare; ein ſelbſtſtändiges Gemüth hingegen nimmt gerade von dieſem Leiden den Uebergang zum Gefühl ſeiner herrlichſten Kraftwirkung und weiſs aus jedem Furchtbaren ein Erhabenes zu erzeugen.

Laocoonta petunt, ac primum parva duorum corpora gnatorum ſerpens amplexus uterque implicat, ac miſeros morſu depaſcitur artus.

Es thut eine groſse Wirkung, daſs der moraliſche Menſch (der Vater) eher als der phyſiſche angefallen wird. Alle Affekte ſind aeſthetiſcher aus der zweyten Hand und keine Sympathie iſt ſtärker als die wir mit der Sympathie empfinden.

Poſt ipſum, auxilio ſubeuntem ac tela ferentem corripiunt.

Jetzt war der Augenblick da, den Helden als moraliſche Perſon bey uns in Achtung zu ſetzen, und der Dichter ergriff dieſen Augenblick. Wir kennen aus ſeiner Beſchreibung die ganze Macht und Wuth der feindlichen Ungeheuer, und wiſſen, wie vergeblich aller Widerſtand iſt. Wäre nun Laokoon blos ein gemeiner Menſch, ſo würde er ſeinen Vortheil wahrnehmen, und wie die übrigen Trojaner in einer ſchnellen Flucht ſeine Rettung ſuchen. Aber er hat ein Herz in ſeinem Buſen, und die Gefahr ſeiner Kinder hält ihn zu ſeinem eigenen Verderben zurück. Schon dieſer einzige Zug macht ihn unſers ganzen Mitleidens würdig. In was für einem Moment auch die Schlangen ihn ergriffen haben möchten, es würde uns immer bewegt und erſchüttert haben. Daſs es aber gerade in dem Momente geſchieht, wo er als Vater uns achtungswürdig wird, daſs ſein Untergang gleichſam als unmittelbare Folge der erfüllten Vaterpflicht, der zärtlichen Bekümmerniſs für ſeine Kinder vorgeſtellt wird — dieſs entflammt unſre Theilnahme aufs höchſte. Er iſt es jetzt gleichſam ſelbſt, der ſich aus freyer Wahl dem Verderben hingiebt, und ſein Tod wird eine Willenshandlung.

S.

(Die Fortſetzung im nächſten Stück.)

XII, 3

NEUE THALIA

herausgegeben

von

SCHILLER.

Vierter und letzter Band,

welcher das vierte fünfte und ſechſte Stück enthält.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göſchen
1793.

AI.IA

59-3979

D

[7. Ex.]

11.9.'59

WV

Dt. Lit/ Schiller/ Thalia

√

Inhalt des Vierten Stücks.

I.

Seite

Scene aus dem Leben Kaiſer Heinrichs des Vierten, von J. von Kalchberg. 3

II.

Das Schlachtfeld auf Mons. zweyte Rhapſodie. von Falk. 16

III.

Die Seele, ein philoſophiſches Gedicht, von Conz. Fortſetzung. 34

IV.

Fortgeſetzte Entwicklung des Erhabenen, vom Herausgeber. 52

V.

Probe einer neuen Ueberſetzung des Petrarch. 70

VI.

Ideen über Declamation. 101

Des

Inhalt.

Des Fünften Stücks.

I.

Seite
Zerſtreute Betrachtungen über verſchiedene aeſthetiſche Gegenſtände, vom Herausgeber. 116

II.

Fragment von Hyperion, von Hölderlin. 181

III.

Das Schickſal von Hölderlin. 222

Des Sechſten und letzten Stücks.

I.

Das Siebende Buch der Aeneide, überſetzt von Neuffer. 227

II.

Die Wittwe, ein Luſtſpiel. 254

III. und IV.

Gedichte von Hölderlin. 331

Tha-

THALIA.

herausgegeben
von
F. SCHILLER.

Vierter Theil.

Viertes Stück des Jahrganges 1795.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göſchen.

I.

Szene aus dem Leben Kaiſer Heinrichs des Vierten.

(Gegend bey Speier. Man ſieht in der Ferne die Thürme des prächtigen Domes. Heinrich wandlet in elender Geſtalt und Kleidung an der Heerſtraſse von einem Knappen geführt.)

Heinrich. Halt an — halt an, lieber Treuhold! Nimmer vermag ich es, meinen müden Fuſs zu erheben und dieſen kranken Körper weiter zu ſchleppen — Sieh! hier iſt ein Mahlſtein. Hier will ich ausruhen. (ſetzt ſich.) — O, wie thut das ſo wohl! Wie ſitzt ſich's hier ſo gut! — Ach, ein brennender Durſt hat meine Zunge wie Leder zuſammengeſchrumpfet. — Geh, guter Junge! hohle mir einen Trunk kühlendes Waſſer aus der Quelle, die dort im Thale rauſchet.

Treuhold (für ſich.) Unglücklicher Fürſt! (Wiſcht ſich eine Thräne aus dem Aug' und geht ab.)

Heinrich. Der Arme! — Wie traurig er dahin ſchleicht! Eine Thräne des Mitleids glänzte in ſeinem Auge. — O, Dank Dir, allmächtige Gottheit! daſs Du mir noch dieſen Schatz übrig lieſseſt! Du nahmſt mir viel — ſehr viel. Aber noch bin ich nicht ganz elend; weil unter den Millionen, die ich verlor, doch noch ein Freund mir übrig blieb, noch ein Herz für mich fühlet, noch ein Menſchenaug mir des Mitleids edle Thräne weihet — — Aber, nur — nur einer blieb mir übrig, von all den Tauſenden, die in dem Sommer meines Glücks ſich an den Strahlen meiner Kaiſerkrone erwärmten. — Alle, alle übrigen wichen vor dem Ungewitter meines widrigen Schickſals. Die Donnerkeile des dreyfachgekrönten Geiſtestirannen jagten ſie von mir, daſs ſie flohen wie Sperlinge vor den Krallen des Geiers. — O Heinrich, Heinrich! wie tief iſt der Abgrund in den Dich Prieſterbosheit und Kinderundank herabſchleuderten? — O, wer kann den Ocean des Elends ergründen, in den dich zwey gränzenlosboshafte Päbſte und zwey undankbare Söhne verſenkten? — Die Menſchheit ſchaudert zurück. Die Natur empört ſich, und die Teufel in der Hölle ſelbſt erröthen bey der Rieſengröſse dieſer Bubenſtreiche.

Treuhold (kommt zurück.) Da, gnädiger Herr! Labt Euch! Es iſt kühles, reines Waſſer. Ihr müſst ſchon aus meiner Blechhaube trinken. Ich habe kein anderes Gefäſs Euch darzureichen.

Heinrich. Ach, gieb — gieb nur! (trinkt.) Dank dir, lieber Treuhold! — O, wie das mundet! beſſer als der köſtlichſte Wein, den mir einſt mächtige Fürſten in goldenen Bechern reichten — Aber warum, guter Junge! ſchaueſt du ſo traurig auf mich? — Was ſoll dieſer Blick des Mitleids? — dieſe Thranen, die auf deinen Augenwimpern ſchimmern?

Treuhold. Gnädiger Herr! Ich bin im Küraſs zum Mann gewachſen, habe in blutigen Fehden und ſchrecklichen Schlachten gekampfet: habe Vater und Brüder an meiner Seite hinſtürzen und das Blut aus meinen eignen Adern flieſsen geſehen. Aber nie kam eine Thräne in meine Augen — und nun, wenn ich Euch betrachte; wenn ich all die zahlloſen Ungerechtigkeiten überdenke, die man an Euch verübte; ſo muſs ich weinen, wie eine ſchwache Dirne, wie ein Bube unter den Streichen der Ruthe.

Heinrich. Gott wird dir's lohnen, biederer Knappe! daſs du deinem unglücklichen Kaiſer eine Zähre ſchenkeſt. Ach, wie gern wollt' ich deine Treue vergelten! Aber, ich bin ein Bettler! kann dir nichts geben als dieſen brüderlichen Händedruck und dieſen Kuſs des Dankes — Ach, Treuhold! kein Menſchenkind unter den Millionen, die auf dem Strome der Zeit aus der Urne der ſchaffenden Natur hervorrennen, hat ſo viel des Unglücks und der Leiden erduldet, als ich! — Ich habe die Schlangen in meinem Buſen erzogen und ernährt die nun mein Herz mit giftigen Zähnen verwunden. Das Fleiſch von meinem Fleiſch, das Blut von meinem Blut, hat ſich wider mich empört, und die, die ich mit zahlloſen Wohlthaten überhäufte, riſſen die Krone von meiner Scheitel, gaben mir dieſen Stein zum Throne, dieſen Stab zum Szepter, und dieſe Bettlerlumpen für den kaiſerlichen Purpur. — Unſtät, geächtet, verlaſſen von all meinen Kriegern und Höflingen; verfolgt von dem allvermögenden Fluche teufliſcher Prieſter, muſs ich umherirren in meinen eignen Landen wie ein Dieb — wie ein flüchtiger Mörder! — Jeder Gaſſenbube iſt befugt, den Dolch in mein Herz zu ſtoſsen und ſich mit meinem Blut Ablaſs ſeiner Sünden zu erwuchern. Meine eignen Kinder haben mir Krone und Länder geſtohlen, und ſtreben ſogar nach meinem Leben. Selbſt der mütterlichen Erde iſt es verboten, mir eine Grabſtätte zu verleihen, wenn der wohlthätige Tod das Gewebe meines Jammers zerreiſſet. — O Treuhold — Treuhold! Sage, wo iſt ein Menſch in der weiten Natur deſſen Unglück das meinige erreichet? deſſen Elend dem meinigen gleichet? Sag' es — ſag' es, um Gottes willen! daſs ich nicht verzweiſle! —

Treuhold. Wovor Euch Gott behüte. Trauet auf die göttliche Vorſicht, gnädiger Herr! Sie wird Euch nicht verlaſſen; ſie lenket den Gang aller Dinge und nichts bleibt ihr verborgen.

Heinrich. Nichts ſagſt du? Du irrſt! — Auch ich lebte einſt in dieſem ſeligen Wahne. Aber, die Erfahrung zeigte mir den Betrug. — Schau umher in der weiten Natur! Sieh hier die unterdrückte — leidende Tugend! — Sieh dort das ſiegende, triumphirende Laſter! Sieh hier einen tückiſchen Prieſter, der hinter dem Schilde der heiligen Religion, die Geſetze der Natur zu Boden tritt; Kinder gegen Väter, Väter gegen Kinder, Unterthanen gegen ihre Fürſten empört, und jeden nur denkbaren Greuel verübet! — Sieh dort einen undankbaren Sohn, der die diamantenen Bande der Natur zerreiſſet, und dem, der ihm das Leben gab, Habe und Leben raubet. — Sieh das alles! — und ſage mir dann, kann eine gerechte Vorſicht beſtehen und das alles ungeſtraft geſchehen laſſen? Nein! ſie beſtehet nicht; ſonſt hätte ein Hildebrand nie das Licht des Tages erblicket; oder ein Donnerkeil hätte ihn in eben dem Augenblicke zu Boden geſchmettert, als er den Fuſs auf die Stufen des päpſtlichen Thrones ſetzte.

Treuhold. Und doch, dünkt mich's, könne trotz dem allen, eine gerechte Vorſicht beſtehen. Der allmächtige Schöpfer verſchiebt ſeine Strafen nur, die aber früh oder ſpät gewiſs erfolgen. Starb nicht ſelbſt Hildebrand im Elende? — Auch an Euren Söhnen wird der Himmel den Undank rächen, den ſie an Euch verüben.

Heinrich. Wird er das? Glaubſt du es? — — Nein, er ſoll es nicht! Mag ihnen Gott verzeihen; ſo wie ich ihnen vergebe. Zwar herb iſt der Wermuth, den ſie in die Schaale meines Lebens goſſen — — Aber doch ſind ſie mein Blut — *meine* Kinder! — Nie würden ſie *ſo tief* geſunken ſeyn, hätte ſie nicht die Schlange der Prieſterſchaft verführet! *Die* ſpeite Gift in ihre unbefangenen Seelen, machte den Saamen des Böſen in ihrem Herzen aufkeimen, und zerhaute mit dem Schwerte eines lügenhaftverdrehten Glaubens die heiligen Bande der Natur.

Treuhold. O, wie ſeyd Ihr doch ſo gut — ſo edel! — Die beyſpielloſe Bosheit Eurer unmenſchlichen Söhne vermochte noch nicht, die Liebe des Vaters aus Eurem Herzen zu tilgen. Nein, ſo hoch vermag ſich meine Seele nicht zu erheben. — Glühende Wuth rollt durch jede meiner Adern, wenn ich daran denke, wie Euer eigner Sohn Euch mit bübiſcher Liſt gefangen nahm, als Ihr an der Spitze eines mächtigen Heeres ihm mit väterlicher Milde zum gütlichen Vergleich die Hand reichtet, und wie er ſelbſt mit nie erhörter Unverſchämtheit die Kaiſerkrone von Eurem grauen Haupte, und den Reichsapfel aus Euren Händen riſs, —

Heinrich. Laſs uns das vergeſſen, lieber Treuhold! Vielleicht werden ſie einſt ihr Unrecht erkennen und bereuen. Mögen ſie es doch förder glücklich genieſsen, was ſie mir raubten. Ich vergönne es ihnen aus der Fülle meines Herzens: Denn ich ſehne mich nach Ruhe. — Die Gröſse, das Glück der Menſchen iſt ein Schiff mit dem die Wellen des unbeſtändigen Schickſals ſpielen. — Siehſt du dort in der Ferne die prächtigen Thürme, die ihre Häupter majeſtätiſch zum Himmel empor heben?

Treuhold. Wohl ſeh' ich ſie. Es ſind die Thürme des Doms zu Speyer.

Heinrich. Ja, das ſind ſie! — Dieſen Dom hab' ich mit Wohlthaten bereichert, habe dort der heiligen Jungfrau eine groſse Kirche erbauet, habe die Beſitzungen dieſes Stifts bis zu dieſem Mahle erweitert, und dem Biſchoff, meinem Freunde, viele Gnaden bezeiget. — Dorthin will ich mich verfügen, will eine geiſtliche Präbende annehmen, und das Geſchäft meiner lezten Tage ſey: für meine Feinde beten!

Treuhold. Ich folge Euch, gnädiger Herr! Ich hab' ein Gelübde gethan, das ich halten will, ſo gewiſs als ich wünſche, daſs Gott mir in meiner lezten Stunde gnädig ſeyn wolle. Ich habe geſchworen, Euch nie zu verlaſſen, bis der Tod uns ſcheidet.

Heinrich. Gottes Segen über dich, biederer Knappe! — Ja, du ſollſt mich begleiten, ſollſt mein Gefährte ſeyn, bis an die Schwelle des Todes, und ſterb' ich einſt, ſo ſchlieſse du meine Augen, und bringe dem deutſchen Vaterlande den lezten Gruſs von ſeinem unglücklichen Kaiſer. — Vielleicht wird es einſt meine Unſchuld erkennen, wenn meine Aſche längſtens ein Spiel verwehender Winde iſt. — Komm! laſs' uns unſre Wanderſchaft fortſetzen. Bald wird ſie ſich enden.

Treuhold. Der Himmel füge es.

(Sie gehen ab.)

Zweite Szene.

(Kreuzgang im Stifte zu Speyer. Der Biſchoff in ſeinem Ornate, von vielen Domherren umgeben, geht ſtolz einher. Heinrich ſteht mit Treuholden ſchüchtern an der Pforte.)

Biſchof (zu einem Domherrn.) Die heurige Jahreszeit verſpricht eine reichliche Weinleſe. Wenn er gedeiet, ſo laſs' ich Euch die Becher des Veſpertrunks vergröſsern.

Alle Domherren (mit tiefer Verbeugung.) *Deo gratias!*

Biſchof. Bruder Schaffner, ſagt den Kloſterknechten, daſs ſie das Frohngeſinde mit gröſserer Strenge zur Arbeit antreiben. Man muſs dieſe Hunde in der Zucht erhalten. Der Vogt ſoll die Gebühren des Stifts mit mehrerer Genauigkeit eintreiben, ſonſt werd' ich ihn ſeines Dienſtes entſetzen. (Einer von den Domherren verbirgt ſich und geht ab. Der Biſchof erblickt den Heinrich.) Was wollen die Leute dort? Vermuthlich iſt's wieder ein lumpichtes Bettelgeſindel. Man muſs den Thorwächtern gebieten, dergleichen ſchlechtes Gepak von den Pforten wegzupeitſchen.

Heinrich (naht ſich ſchüchtern.) Gott zum Gruſs, Ehrwürdiger Abt!

Biſchof (düſter.) Was verlangt ihr? Fremdlinge!

Heinrich. Eine Gnade, frommer Biſchof! Ich bitt' Euch, nehmet uns auf in Eurem Stifte. Wir wollen Euch dienen! Ich habe einſt den Wiſſenſchaften obgelegen und kann noch im Chore beten und ſingen.

Biſchof. Welch eine vermeſſene Bitte? Wer ſeyd ihr, daſs ihr euch erfrechet, ſo ein kühnes Geſuch zu wagen?

Heinrich. Wie? kennet Ihr mich nicht mehr? — Iſt mein Name auch in Speyer ſchon vergeſſen? — O, fragt die prächtigen Kirchen und Thürme dieſer Stadt! — Fragt ſelbſt dieſe Wände, die Euch umgeben! — Sie werden Euch laut meinen Namen zurufen! Biſchof! Du warſt einſt mein Freund, haſt mir bey Deinem Prieſterthume ewige Treue und Freundſchaft geſchworen. Ich habe Dich und Deine Stadt mit Gütern bereichert — Ach! habe nun auch Erbarmen, mit mir, Deinem Wohlthäter! Nimm mich auf in Deinen Dom und gieb mir nur eine geringe Pflege für mein kränkliches Alter: nur ein Plätzchen, wo ich mein graues Haupt zur Ruhe legen kann! — Sieh! ich habe Reich und Hoffnung verloren. Die Feſſeln meines Sohnes haben meine Arme wund gerieben und dieſen alten Korper ſeiner letzten Kräfte beraubt — Um Gotteswillen! habe Mitleid — erbarme Dich des unglücklichen — verlaſſenen Heinrichs, daſs ſich einſt auch der Himmel Deiner erbarmen möge. Nur eine einzige ſchlechte Zelle. Täglich ein Stückchen Brod und einen Trunk friſches Waſſer, iſt alles, was ich von Dir verlange — Bey den Wunden des gekreuzigten Heilands, deſſen Prieſter Du biſt, bitt' ich Dich, hab' Mitleid! erfülle meine Bitte!! —

Biſchof. Nein, bey der mildthätigen Mutter des Herrn ſchwör ich's, das werd' ich nicht thun! — Wie? ſoll ich den Bannfluch unſres oberſten Seelenhirten auch auf mich laden, der ſo ſchwer auf Euch ruhet! — Ihr ſeyd ausgeſtoſsen aus der Gemeinde der Gläubigen; weil Ihr Euch der höchſten Gewalt unſerer allein ſeligmachenden Kirche widerſetztet, und ihr die rechtmaſsigererbten Güter rauben wolltet. Der Fluch der ganzen Chriſtenheit ſchwebet über Euch! — Kein frommer Gläubiger darf ſich Euter erbarmen. — Verdammt iſt die Luft, die Ihr athmet!

Verdammt die Quelle, die Euch tränket, und verdammt die Speiſe, die Euch nähret! — Fliehet — Fliehet, Unglücklicher! aus dem Gebiete meines Bisthums, oder ich werd' Euch dem Rachſchwerte unſerer heiligen Kirche, und ihrer mächtigen Freunde überliefern! (ab.)

Heinrich (aus einer ſtummen Betäubung erwachend.) Allmächtige, gerechte und unbegreifliche Gottheit! Du ſiehſt dieſen gränzenloſen Frevel? und brauchſt Deiner Donner nicht, dieſe Ungeheuer zu zerſchmettern? — Sind das Deine Prieſter? — Prieſter eines Glaubens, deſſen Grundfeſte Sanftmuth und Liebe ſeyn ſoll? — Nein, nein! das iſt nicht Chriſtuslehre! — Die Teufel in der Hölle haben ſich in ſeine Prieſter verwandlet um ſeine heilige Religion mit unerhörten Schandthaten zu beflecken.

Treuhold. Kommt, gnädiger Herr! Laſst uns fliehen aus dieſem undankbaren Natterneſte. Ich habe einen Vater, der ferne von hier, in einem düſtern Walde eine kleine Hütte bewohnet — Dorthin will ich Euch führen, und die Arbeit meiner Hände ſoll Euch ernähren!

Heinrich (fällt ihm um den Hals.) Ja, ja, guter Treuhold! Ich folge dir! Führe mich bis an das Ende der Welt, laſs Wurzeln und Kräuter meine einzige Speiſe, und Löwen und Tiger meine einzigen Geſellſchafter ſeyn — — Alles — alles ertrag' ich gerne — nur bringe mich in einen Ort, der von keinem Prieſter verpeſtet wird.

(Beyde ab.)

Johann von Kalchberg.

II.

Das Schlachtfeld auf Mons.

Zweyte Rhapſodie.

1.

Ach, wie iſt's nun ſo todtenſtille!
Vergoſſen iſt der Krieger Blut;
Verhallt der Donner laut Gebrülle;
Verſöhnt der Menſchen Tygerwuth;
Das Mitleid kehrt in ihren Blick,
Die Menſchlichkeit ins Herz zurück;
Dem ſtarren Aug' entlokt die Wehmuth heiſſe Thränen
Beym Anblick dieſer grauſen Scenen.

2.

Nun ſucht der Waffenfreund den alten Waffenfreund;
Auf Todten finden ſie ſich wieder,
Und ſchütteln ſich die Hand und jauchzen laut wie Brüder,
Die ſcheiterten, wann ſie ein naher Strand vereint.
Doch viele wandelten ins ſtumme Reich der Schatten.
Von dieſen ſucht der Freund die heil'gen Reſte auf,
Mit frommer Hand ſie zu beſtatten,
Und läſst den Thränen freyen Lauf.

3.

Hier liegt, zerſchmettert vom Geſchütze,
Ein blüh'nder Sohn, des alten Vaters Stütze. —
Ach einſam harrt der blinde Greis daheim,
Am Fenſter ſeiner ſtillen Hütte,
Und lauſcht im Dunkel auf des lieben Sohnes Tritte —
Ach nimmer, nimmer kehrt er heim! — —
Der alte Mann wird ſeinen Tod erfahren,
Und ach! ſein graues Haupt vor Gram zur Grube fahren.

4.

Hier ſank ein Vater. Sein Gebein
Wird ſern von Weib und Kind im fremden Lande modern;
Die Gattin härmt ſich ab im öden Kämmerlein,
Wann Kinder ſehnſuchtsvoll von ihr den Vater fodern.
Und täuſcht, vertröſtend, ſie auf ſeine Wiederkehr.
Sie harren lang. Einſt kehrt im Siegesklang das Heer:
Wo iſt mein Vater? ruſt mit Ungeſtüm der Knabe;
Dann bricht ſie ſchluchzend aus: Ach, liebes Kind, im Grabe!

5.

Hier haucht ein Jüngling, halb zerriſſen,
Sein ſanſtes Leben aus. Dem Arm der Braut
Entwand er ſich und ihren Abſchiedsküſſen,
Und Freyheit war ſein letzter Laut.
Das Mägdlein grämt daheim ſich bleich und hager;
Die ſchwarze Ahndung zeigt ihr oft um Mitternacht
Das Bild des blutenden Geliebten in der Schlacht,
Und ſchreckt ſie wild empor vom naſsgeweinten Lager.

6.

Wer aber iſt der jugendliche Held,
Aus deſſen Bruſt ſo laut des Lebens Quelle ſprudelt,
Und deſſen Antlitz, ſelbſt von Staub und Blut beſudelt,
Durch ſanften Reitz im Tode noch gefällt? —
Hier ſank er im Gewühl von Reiſigen und Roſſen —
Sein gelbgelocktes Haupt, ſein zarter Leib,
Sein blaues Auge halb geſchloſſen —
Täuſcht mich mein Blick? Wie, ſeh ich recht? Ein Weib?

7.

Entflieht, entflieht ihr Töchter ſanfter Freude!
Wer leitet euern Pfad ins ernſte Blutgefild?
Wer hat mit dieſem Kriegsgeſchmeide
Den feinen Gliederbau umhüllt?
Der zarten Weiblichkeit verſchämte Freuden winken
Mit einem ſüſſern Tod. Uns ziemt das blut'ge Recht,
Dem rauhen Manne ziemt's, im heiſſen Kampf zu ſinken.
Entflieht! Vertilgt nicht auch das keimende Geſchlecht!

8.

Du aber, himmliſche Begeiſtrung ſtimme
Herab den kriegeriſchen Klang,
Und lisple lesbiſchen Geſang,
Daſs zärtlich jedes Aug' in Thränen ſchwimme,
Und wenn dein leiſer Laut zur Nachwelt überſchwebt,
Noch oft die Enkelin mit ſanftem Schau'r erbebt;
Sing von dem Heldenmuth Vivonnens, und verkünde
Die Liebe und den Tod der ſchönen Adelinde!

9.

Dort, wo die ſpiegelnde Garonne, rund umpflanzt
Von Weingebirgen, froh umhüpft von Winzerinnen,
Und von der Sichelklang begrüſst, ins Weltmeer tanzt,
Liegt im Gebüſch verſteckt, wie von den Huldgöttinnen
Zum Reihen auserſeh'n, geborgen vor dem Strahl
Der Sonne, ein romantiſch Thal,
In ſanften Krümmungen vom klaren Strom durchſchnitten
Und um und um bekränzt mit grünen Winzerhütten.

10.

Nie unterbrach des Lebens ſüſsen Traum
In dieſer holden Au der ungeſtüme Mangel;
Hier bog der Ueberfluſs den reifen Dattelbaum,
Glüht' in der Traube, zappelt' an der Angel,
Und ſpann im Seidenwurm. In dieſem Himmelsſtrich,
Der keinem Paradies an Anmuth wich,
Erblikten Adelinde und Vivonne
Zuerſt das goldne Licht der Sonne.

11.

Durch nichts als eine Hüttenwand
Getrennt, und ſeit dem Gängelband
Vereint — Was Wunder, wenn im erſten Flügelkleide
Ein zartes Bündniſs ſchon die Liebenden verband,
Daſs Adelinde jede Freude,
War nicht Vivonne da, nur halb empfand,
Daſs man ſie überall im Garten, Feld und Heide
Als Kinder ſchon zuſammen ſpielend fand.

12.

Sobald der Winter wich, und laue Winde
Um Blumen gaukelten, die Lerche wieder ſang
Die Störche klapperten und der Garonne Münde
Von weiſſen Seegeln ſchwoll, von Schiffsgeſang erklang,
Dann trippelte ſogleich die kleine muntre Dirne
Ihr Körbchen unter'm Arm ins Veilchenthal, und wand
Sich einen Veilchenkranz, und band
Ihm ſüſserröthend um Vivonnens Stirne.

13

Auch von Vivonnens Seite ward,
Die kleine Dirne liebzukoſen,
Wie leicht zu denken, nichts geſpart:
Er flocht ihr Lauben, pflanzt' ihr Roſen;
Er bracht' ihr Feigen, Aprikoſen,
Und bunte Schmetterling', und Vöglein aller Art,
Und wenn ſie ſchlief, ſo kam er leiſ' herangeſchritten
Mit Blumen ſie zu überſchütten.

14.

Kein Spröſsling, der im Thale ſich erhub,
Und jungen Schatten warf, Vivonne grub
Alsbald in ſeine zarte Rinde
Den ſüſsen Namen Adelinde.
So ſchlich ſich unter Spiel und Scherz
Der Liebe ſüſses Gift in beyder Herz;
Sie ahneten kein Arg. Einſt aber zog Vivonne
Zu einem Oheim jenſeits der Garonne.

15.

Da wurden ſie zuerſt gewahr,
Wie unentbehrlich Eins dem Andern war.
Nie hatte ſie den Höllenſchmerz empfunden,
Den ſie empfand, als nun im blaſſen Abendroth
Die Flaggen von dem kleinen Boot,
Auf dem ihr Liebling fuhr, dem naſſen Aug' entſchwunden.
Nie war's ihm ſo beklemmt, ſo bang und wehmuthsvoll,
Als da er von ihr ſcheiden ſoll.

16.

Kein Spiel ergötzte mehr die ſchöne Adelinde;
Schwarz war das Morgenroth, öd' ihr Orangenhain,
Verwelkt das friſche Grün von ihrer Lieblingslinde,
Verhaſst war ihr des Mondes Silberſchein;
Vivonne liſpelt's ſanft von allen Zweigen,
Sie glaubt ſein Bildniſs überall zu ſehn,
Sie ſieht's dem grauen Schooſs der Flut entſteigen,
Hört ſeine Stimme ſanft herüberwehn.

17.

Von Thränenſtrömen ward auch ſein Geſicht nicht trocken,
Ihm fehlt' auf ſeiner Fahrt, er wuſste ſelbſt nicht was;
Bald ſchlug das Herz ihm laut, bald fühlt' er's wieder ſtocken;
In Träumerey verſunken ſaſs
Er einen Augenblick, dann fuhr er, halb erſchrocken,
Von ſeinem Sitz empor, und wurde roth und blaſs,
Wann die Gefährten in dem Nachen
Von Adelindens Reizen ſprachen.

18.

Man landet in der kleinen Bay,
An der ſein Oheim eine Siedeley,
Von Wald und Waſſer lieblich eingeſchloſſen,
Bewohnte. Hier fand ſeine Schwärmerey
Zerſtreuung. — Ein'ge Tage floſſen
Mit Jagd, und Vogelfang, und Fiſcherey vorbey;
Am vierten bat er ſchon mit naſſen Blicken
Den Oheim, ihn zurückzuſchicken.

19.

Und Adelinde ſaſs auf ihrer Raſenbank,
In einer Roſenlaub', am Ufer der Garonne;
Ihr trüber Blick begleitete die Sonne,
Die majeſtätiſch jetzt in Weſten niederſank.
O wer beſchreibt die namenloſe Wonne,
Als aus dem ſchattenden Gebüſch Vivonne,
Der eben landete, auf einmal ſprang
Und unter tauſend Küſſen ſie umſchlang.

20.

Tief in die Seeligkeit des Wiederſeh'ns verſunken,
Liegt von der Liebe ſüſſer Macht beſiegt,
Von tauſend Himmelsfreuden trunken,
An ihre Bruſt der Jüngling angeſchmiegt;
Fühlt ihre Lipp' an ſeiner Lippe brennen,
Fühlt wie, von Liebesflammen aufgeregt
Ihr zitternd Herz an ſeinem Herzen ſchlägt,
Und ſchwört, ſich nie von ihr zu trennen.

21.

Schon ſchimmert über's dämmernde Gebüſch
Im Sternengürtel zauberiſch
Die ſtille Nacht empor; einſiedleriſch
Entſteigt der Silbermond dem ſchwarzen Strom und ſpiegelt
Sich in der Waſſerfluth, durchblickt verrätheriſch
Der Laube Grün, wo ſie den Liebesbund verſiegelt:
Da wandeln beyde Hand in Hand
Nach ihrer Hütt', entlang dem monderhellten Strand.

22.

Je mehr und mehr ſah jetzt das ungewarnte Paar
Im labyrinthiſchen Gewinde
Der Liebe ſich verſtrickt, ſelbſt ihre Unſchuld war
In beyder Bruſt der Keim zur ſüſsen Sünde. —
Vorüber rauſcht' ein ganzes Jahr
In dieſem Uebermaaſs von Seligkeiten;
Auf einmal ſcholl's von allen Seiten:
Das Vaterland iſt in Gefahr!

23.

Von Waffen blitzen alle Straſsen,
Ganz Frankreich gürtet ſich, zum blut'gen Kampf bereit:
Der Heerd, der Pflug, die Werkſtatt wird verlaſsen,
Und Greis und Jüngling ſtürzen in den Streit.
Verdün und Longwy ſind in Feindes Hand,
Fayette ſelbſt verläſst das Vaterland,
Und Held Dümourier ſieht mitten
Im ſteinig'ten Gefild Champagnens abgeſchnitten.

24.

Ich war ein Mann, und bin ein Greis geworden,
So rief Vivonnens Vater ingrimmsvoll;
Und dieſen Tag ſoll ich erleben? Soll
Erleben, wie dieſs rauhe Volk aus Norden
In Frankreichs Fluren reiſsend bricht?
Wankt nicht ſchon Thionville? Iſt Longwys
Veſte nicht,
Nicht Verdün ſchon ein Raub der Preuſſen?
Auf, Jüngling, greife nach dem Eiſen!

25.

Die alterſchweren Kniee wanken,
Und unterm Schwert erzittert dieſer Arm,
Doch eh ichs dulde, daſs das edle Volk der
Franken
Erſchrickt vor einem Räuberſchwarm,
Eh ſoll mein graues Haupt von Blut ſich pur-
purn färben.
Dann lerne für ſein Vaterland
Von einem Greis der Jüngling ſterben!
Komm, reiche mir den Stahl von jener Wand.

26.

Mit thränenloſem Aug umgürtet Adelinde
Des Jünglings Hüfte mit dem Schwerdt.
Zeuch hin, ruft ſie, und ſey des Vaterlandes werth,
Der Freiheit heil'ges Feur entzünde
Mit Heldenſinn, mit Kriegesluſt
Und hohen Trieben dieſe Bruſt.
Zeuch hin. Mit narbenvollen Wangen
Werd ich dich ſiegreich einſt empfangen.

27.

Drey Tage zog der Jüngling mit dem Alten
Durch Feld und Hayn, durch Berg und Thal;
Am vierten Abend, da ſie juſt ihr kleines Mahl
Im Schatten eines Baum's gehalten,
Erſchien ein feingebauter Mann,
Geſchmückt mit funkelndem Geſchmeide,
Den Hut ins Aug gedrückt, und da er höflich beyde
Gegrüſst, ſo bot er ſich zum Reiſgefährten an.

28.

Die zarte Hand, der Wangen junge Roſen,
Sein Anſtand, ſein gefäll'ger Gang,
Sein bartlos Kinn, der Stimme Silberklang,
Die Locken die vom weiſsen Nacken floſsen,
Verriethen bald, wer dieſer Fremdling ſey.
Wer kann der Liebe Scharfblick hintergehen?
Vivonnens Aug durchdringt die Mummerey,
Und ſieht ſein Mädchen vor ſich ſtehen.

29.

Umſonſt ermahnt, befiehlt und droht
Der Greis; umſonſt beſchwört mit tauſend Zähren
Der Jüngling ſie, zurückzukehren.
Nichts mehr von Trennung, nichts! Ich folg euch in den Tod,
So rief entſchloſsen Adelinde;
Weit beſser, daſs er mich an eurer Seite trift,
Als daſs ich von verborgnem Gift
Verzehrt, langſam zum Grabe ſchwinde!

50.

Geſpornt von Ungeduld, bald auf des Ruhmes Bahnen
Willkommene Gefahren zu beſtehn,
Erreichen ſie die vaterländ'ſchen Fahnen,
Die vor Gemappe ausgebreitet wehn.
Hier ſah man ſie vereint die ſchwerſten Kämpfe theilen,
Biſs jener Tag erſchien, wo, angeführt vom Sieg,
Der Franken Heer, trotz Klairfaits Donnerkeulen,
Die furchtbarſten Verſchanzungen erſtieg.

51.

Schon wich der Feind von allen Seiten,
Als unbezähmter wilder Kriegesgeiſt,
Den Flügel, wo der Greis und Adelinde ſtreiten,
Tief in der Feinde dichte Haufen reiſst.
Er ſieht von deut'ſchen Reitern ſich umrungen,
Die mörderiſch durch ſeine Glieder mähn,
Durch Menge wird die Tapferkeit bezwungen,
Und niemand kann dem Andrang widerſtehn.

32.

Nicht weit davon empfieng Vivonnens Heldenmuth
Der Feinde hochgeſchwollne Fluth
Mit ſtarkem Arm gleich einer ehrnen Mauer,
Bis Mark und Kraft aus ſeiner Fauſt entwich.
Da blickt er um, und — kalte Schauer
Ergreifen ihn — und ſieht von ſeinen Theuren ſich
Geriſſen, ſieht den Greis erſchöpft zu Boden ſinken,
Und Säbel blitzen über Adelinden.

33.

Nacht wirds vor ſeinem Angeſicht,
In ſeinem Ohr verſtummt das Schlachtgetümmel,
Beſinnungslos ſtarrt er zum Himmel,
Ein fürchterlicher Kampf — dann ſiegt die Kindespflicht,
Und wüthend rennt er fort, dem Vater beyzuſpringen,
Schon hat er ſich durch Feind und Leichen Bahn gemacht,
Entreißt ſein Haupt den ſchon gezückten Klingen,
Und trägt mit ſtarkem Arm ihn aus der Schlacht.

Auf zweyerley Weiſe aber kann ſich die Selbſtſtändigkeit des Geiſtes im Zuſtand des Leidens offenbaren. Entweder negativ: wenn der ethiſche Menſch von dem phyſiſchen das Geſetz nicht empfängt, und dem Zuſtand keine Kauſalität für die Geſinnung geſtattet wird; oder poſitiv: wenn der ethiſche Menſch dem phyſiſchen das Geſetz giebt, und die Geſinnung für den Zuſtand Kauſalität erhält. Aus dem erſten entſpringt das Erhabene der Faſſung, aus dem zweyten das Erhabene der Handlung.

Ein Erhabenes der Faſſung iſt jeder vom Schickſal unabhängige Charakter. „Ein tapfrer „Geiſt, im Kampf mit der Widerwärtigkeit, „ſagt Seneka, iſt ein anziehendes Schauſpiel „ſelbſt für die Götter.“ Einen ſolchen Anblick gibt uns der römiſche Senat nach dem Unglück bey Kannä. Selbſt Miltons Lucifer, wenn er ſich in der Hölle, ſeinem künftigen Wohnort, zum erſtenmal umſieht, durchdringt uns, dieſer Seelenſtärke wegen, mit einem Gefühl von Bewunderung. „Schrecken, ich grüße euch, „ruft er aus, und dich unterirrdiſche Welt und „dich tiefſte Hölle. Nimm auf deinen neuen „Gaſt. Er kommt zu dir mit einem Gemüthe, „das weder Zeit noch Ort umgeſtalten ſoll. In

„ſeinem Gemüthe wohnt er. Das wird ihm in „der Hölle ſelbſt einen Himmel erſchaffen. Hier „endlich ſind wir frey u. ſ. f." Die Antwort der Medea im Trauerſpiel gehört in die nämliche Klaſſe.

Das Erhabene der Faſſung läſst ſich anſchauen, denn es beruht auf der Coexiſtenz; das Erhabene der Handlung hingegen läſst ſich bloſs denken, denn es beruht auf der Succeſſion, und der Verſtand iſt nöthig, um das Leiden von einem freien Entſchluſs abzuleiten. Daher iſt nur das erſte für den bildenden Künſtler, weil dieſer nur das Coexiſtente glücklich darſtellen kann, der Dichter aber kann ſich über beides verbreiten. Selbſt, wenn der bildende Künſtler eine erhabene Handlung darzuſtellen hat, muſs er ſie in eine erhabene Faſſung verwandeln.

Zum Erhabenen der Handlung wird erfodert, daſs das Leiden eines Menſchen auf ſeine moraliſche Beſchaffenheit nicht nur keinen Einfluſs habe, ſondern vielmehr umgekehrt das Werk ſeines moraliſchen Charakters ſey. Dieſs kann auf zweyerley Weiſe ſeyn. Entweder mittelbar und nach dem Geſetz der Freyheit, wenn er aus Achtung für irgend eine Pflicht das Leiden erwählt. Die Vorſtellung der Pflicht beſtimmt ihn in dieſem Falle als Motiv, und ſein Leiden iſt eine Willenshandlung. Oder unmittelbar und nach dem Geſetz der Nothwendigkeit, wenn er eine übertretene Pflicht moraliſch büſst. Die Vorſtellung der Pflicht beſtimmt ihn in dieſem Falle als Macht, und ſein Leiden iſt bloſs eine Wirkung. Ein Beyſpiel des erſten gibt uns Regulus, wenn er um Wort zu halten, ſich der Rachbegier der Karthaginienſer ausliefert; zu einem Beyſpiel des zweyten würde er uns dienen, wenn er ſein Wort gebrochen und das Bewuſstſeyn dieſer Schuld ihn elend gemacht hätte. In beyden Fällen hat das Leiden einen moraliſchen Grund, nur mit dem Unterſchied, daſs er uns in dem erſten Fall ſeinen moraliſchen Charakter, in dem andern bloſs ſeine Beſtimmung dazu zeigt. In dem erſten Fall erſcheint er als eine moraliſch groſse Perſon in dem zweyten bloſs als ein äſthetiſch groſser Gegenſtand.

Dieſer letzte Unterſchied iſt wichtig für die tragiſche Kunſt und verdient daher eine genauere Erörterung.

Ein erhabenes Objekt, bloſs in der äſthetiſchen Schätzung, iſt ſchon derjenige Menſch, der uns die Würde der menſchlichen Beſtimmung durch ſeinen Zuſtand vorſtellig macht, geſetzt auch, daſs wir dieſe Beſtimmung in ſeiner Perſon nicht realiſiert finden ſollten. Erhaben in der moraliſchen Schätzung wird er nur alsdann, wenn er ſich zugleich als Perſon jener Beſtimmung gemäſs verhält, wenn unſre Achtung nicht bloſs ſeinem Vermögen, ſondern dem Gebrauch dieſes Vermögens gilt, wenn nicht bloſs ſeiner Anlage ſondern ſeinem wirklichen Betragen Würde zukommt. Es iſt ganz etwas anders, ob wir bey unſerm Urtheil auf das moraliſche Vermögen überhaupt, und auf die Möglichkeit einer abſoluten Freyheit des Willens, oder ob wir auf den Gebrauch dieſes Vermögens und auf die Wirklichkeit dieſer abſoluten Freyheit des Willens unſer Augenmerk richten.

Es iſt etwas ganz anders, ſage ich, und dieſe Verſchiedenheit liegt nicht etwa nur in den beurtheilten Gegenſtänden, ſondern ſie liegt in der verſchiedenen Beurtheilungsweiſe. Der nämliche Gegenſtand kann uns in der moraliſchen Schätzung miſsfallen, und in der äſthetiſchen ſehr anziehend für uns ſeyn. Aber wenn er uns auch in beyden Inſtanzen der Beurtheilung Genüge leiſtete, ſo thut er dieſe Wirkung bey beyden auf eine ganz verſchiedene Weiſe. Er wird dadurch, daſs er äſthetiſch brauchbar iſt, nicht moraliſch befriedigend, und dadurch, daſs er moraliſch befriedigt, nicht äſthetiſch brauchbar.

Ich denke mir z. B. die Selbſtaufopferung des Leonidas bey Thermopylä. Moraliſch beurtheilt iſt mir dieſe Handlung Darſtellung des, bey allem Widerſpruch der Inſtinkte erfüllten, Sittengeſetzes; äſthetiſch beurtheilt iſt ſie mir Darſtellung des, von allem Zwang der Inſtinkte unabhängigen, ſittlichen Vermögens. Meinen moraliſchen Sinn (die Vernunft) befriedigt dieſe Handlung; meinen äſthetiſchen Sinn (die Einbildungskraft) entzückt ſie.

Von dieſer Verſchiedenheit meiner Empfindungen bey dem nämlichen Gegenſtande gebe ich mir folgenden Grund an.

Wie ſich unſer Weſen in zwey Principien oder Naturen theilt, ſo theilen ſich, dieſen gemäſs, auch unſre Gefühle in zweyerley ganz verſchiedene Geſchlechter. Als Vernunftweſen empfinden wir Beyfall oder Miſsbilligung; als Sinnenweſen empfinden wir Luſt oder Unluſt. Beyde Gefühle, des Beyfalls und der Luſt, gründen ſich auf eine Befriedigung: jenes auf Befriedigung eines Anſpruchs: denn die Vernunft fodert bloſs, aber bedarf nicht; dieſes auf Befriedigung eines Anliegens: denn der Sinn bedarf bloſs, und kann nicht fodern. Beyde, die Foderungen der Vernunft und die Bedürfniſſe des Sinnes, verhalten ſich zu einander wie Nothwendigkeit zu Nothdurft, ſie ſind alſo beyde unter dem Begriff von Neceſſität enthalten; bloſs mit dem Unterſchied, daſs die Neceſſität der Vernunft ohne Bedingung, die Neceſſität der Sinne bloſs unter Bedingungen ſtatt hat. Bey beyden aber iſt die Befriedigung zufällig. Alles Gefühl, der Luſt ſowohl als des Beyfalls, gründet ſich alſo zuletzt auf Uebereinſtimmung des Zufälligen mit dem Nothwendigen. Iſt das Nothwendige ein Imperativ, ſo wird Beyfall, iſt es eine Nothdurft, ſo wird Luſt die Empfindung ſeyn; beyde in deſto ſtärkerem Grade je zufälliger die Befriedigung iſt.

Nun liegt bey aller moraliſchen Beurtheilung eine Foderung der Vernunft zum Grunde, daſs moraliſch gehandelt werde, und es iſt eine unbedingte Neceſſität vorhanden, daſs wir wollen, was recht iſt. Weil aber der Wille frey iſt, ſo iſt es (phyſiſch) zufällig, ob wir es wirklich thun. Thun wir es nun wirklich, ſo erhält dieſe Uebereinſtimmung des Zufalls im Gebrauche der Freyheit mit dem Imperativ der

Vernunft Billigung oder Beyfall, und zwar in deſto höherem Grade, als der Widerſtreit der Neigungen dieſen Gebrauch der Freyheit zufälliger und zweifelhafter machte.

Bey der äſthetiſchen Schätzung hingegen wird der Gegenſtand auf das Bedürfniſs der Einbildungskraft bezogen, welche nicht gebieten, bloſs verlangen kann, daſs das Zufällige mit ihrem Intereſſe übereinſtimmen möge. Das Intereſſe der Einbildungskraft aber iſt: ſich frey von Geſetzen im Spiele zu erhalten. Dieſem Hange zur Ungebundenheit iſt die ſittliche Verbindlichkeit des Willens, durch welche ihm ſein Objekt auf das ſtrengſte beſtimmt wird, nichts weniger als günſtig; und da die ſittliche Verbindlichkeit des Willens der Gegenſtand des moraliſchen Urtheils iſt, ſo ſieht man leicht, daſs bey dieſer Art zu urtheilen die Einbildungskraft ihre Rechnung nicht finden könne. Aber eine ſittliche Verbindlichkeit des Willens läſst ſich nur unter Vorausſetzung einer abſoluten Independenz deſſelben vom Zwang der Naturtriebe denken; die Möglichkeit des Sittlichen poſtuliert alſo Freyheit, und ſtimmt folglich mit dem Intereſſe der Phantaſie hierinn auf das vollkommenſte zuſammen. Weil aber die Phantaſie durch ihr Bedürfniſs nicht ſo vorſchreiben kann, wie die Vernunft durch ihren Imperativ dem Willen der Individuen vorſchreibt, ſo iſt das Vermögen der Freyheit, auf die Phantaſie bezogen, etwas zufälliges, und muſs daher, als Uebereinſtimmung des Zufalls mit dem (bedingungsweiſe) Nothwendigen Luſt erwecken. Beurtheilen wir alſo jene That des Leonidas moraliſch, ſo betrachten wir ſie aus einem Geſichtspunkt, wo uns weniger ihre Zufälligkeit als ihre Nothwendigkeit in die Augen fällt. Beurtheilen wir ſie hingegen äſthetiſch, ſo betrachten wir ſie aus einen Standpunkt, wo ſich uns weniger ihre Nothwendigkeit als ihre Zufälligkeit darſtellt. Es iſt Pflicht für jeden Willen, ſo zu handeln, ſobald er ein freyer Wille iſt; daſs es aber überhaupt eine Freyheit des Willens gibt, welche es möglich macht, ſo zu handeln, dieſs iſt eine Gunſt der Natur in Rückſicht auf dasjenige Vermögen, welchem Freyheit Bedürfniſs iſt. Beurtheilt alſo der moraliſche Sinn — die Vernunft — eine tugendhafte Handlung, ſo iſt Billigung das höchſte, was erfolgen kann; weil die Vernunft nie mehr und ſelten nur ſoviel finden kann, als ſie fodert. Beurtheilt hingegen der äſthetiſche Sinn, die Einbildungskraft, die nämliche Handlung, ſo erfolgt eine poſitive Luſt, weil die Einbildungskraft niemals Einſtimmigkeit mit ihrem Bedürfniſſe fodern kann, und ſich alſo von der wirklichen Befriedigung deſſelben, als von einem glücklichen Zufall, überraſcht finden muſs. Daſs Leonidas die heldenmüthige Entſchlieſsung wirklich faſste, billigen wir; daſs er ſie faſſen konnte, darüber frohlocken wir, und ſind entzückt.

Der Unterſchied zwiſchen beyden Arten der Beurtheilung fällt noch deutlicher in die Augen, wenn man eine Handlung zum Grunde legt, über welche das moraliſche und das äſthetiſche Urtheil verſchieden ausfallen. Man nehme die Selbſtverbrennung des Peregrinus Protheus zu Olympia. Moraliſch beurtheilt kann ich dieſer Handlung nicht Beyfall geben, inſofern ich unreine Triebfedern dabey wirkſam finde, um derentwillen die Pflicht der Selbſterhaltung hintan geſetzt wird. Aeſthetiſch beurtheilt gefällt mir aber dieſe Handlung, und zwar deſswegen gefällt ſie mir, weil ſie von einem Vermögen des Willens zeugt, ſelbſt dem mächtigſten aller Inſtinkte, dem Triebe der Selbſterhaltung zu widerſtehen. Ob es eine rein moraliſche Geſinnung oder ob es bloſs eine mächtigere ſinnliche Reizung war, was den Selbſterhaltungstrieb bey dem Schwärmer Peregrin unterdrückte, darauf achte ich bey der äſthetiſchen Schätzung nicht, wo ich das Individuum verlaſſe, von dem Verhältniſs ſeines Willens zu dem Willensgeſetz abſtrahiere, und mir den menſchlichen Willen überhaupt, als Vermögen der Gattung, im Verhältniſs zu der ganzen Naturgewalt denke. Bey der moraliſchen Schätzung, hat man geſehen, wurde die Selbſterhaltung als eine Pflicht vorgeſtellt, daher beleidigte ihre Verletzung; bey der äſthetiſchen Schätzung hingegen wurde ſie als ein Intereſſe angeſehen, daher gefiel ihre Hintanſetzung. Bey der letztern Art des Beurtheilens wird alſo die Operation gerade umgekehrt, die wir bey der erſtern verrichten. Dort ſtellen wir das ſinnlich beſchränkte Individuum und den pathologiſch-afficierbaren Willen dem abſoluten Willensgeſetz und der unendlichen Geiſterpflicht, hier hingegen ſtellen wir das abſolute Willensvermögen und die unendliche Geiſtergewalt dem Zwange der Natur und den Schranken der Sinnlichkeit gegenüber. Daher läſst uns das äſthetiſche Urtheil frey, und erhebt und begeiſtert uns, weil wir uns ſchon durch das bloſse Vermögen, abſolut zu wollen, ſchon durch die bloſse Anlage zur Moralität, gegen die Sinnlichkeit in augenſcheinlichem Vortheil befinden, weil ſchon durch die bloſse Möglichkeit, uns vom Zwange der Natur loszuſagen, unſerm Freiheitsbedürfniſs geſchmeichelt wird. Daher beſchränkt uns das moraliſche Urtheil, und demüthigt uns, weil wir uns bey jedem beſondern Willensakt gegen das abſolute Willensgeſetz mehr oder weniger im Nachtheil befinden, und durch die Einſchränkung des Willens auf eine einzige Beſtimmungsweiſe, welche die Pflicht ſchlechterdings fodert, dem Freyheitstriebe der Phantaſie widerſprochen wird. Dort ſchwingen wir uns von dem Wirklichen zu dem Möglichen, und von dem Individuum zur Gattung empor; hier hingegen ſteigen wir vom Möglichen zum Wirklichen herunter, und ſchlieſsen die Gattung in die Schranken des Individuums ein; kein Wunder alſo, wenn wir uns bey äſthetiſchen Urtheilen erweitert, bey moraliſchen hingegen eingeengt und gebunden fühlen *).

---

*) Dieſe Auflöſung, erinnere ich beyläufig, erklärt uns auch die Verſchiedenheit des äſthetiſchen Eindrucks, den die Kantiſche Vorſtellung der Pflicht auf ſeine verſchiedenen Beurtheiler zu machen pflegt. Ein nicht zu verachtender Theil des Publikums findet dieſe Vorſtellung der Pflicht ſehr demüthigend; ein andrer findet ſie unendlich erhebend für das Herz. Beyde haben Recht, und der Grund dieſes Wider-

Aus dieſem allen ergiebt ſich denn, daſs die moraliſche und die äſthetiſche Beurtheilung, weit [illegible] entfernt

---

ſpruchs liegt bloſs in der Verſchiedenheit des Standpunkts, aus welchem beyde dieſen Gegenſtand betrachten. Seine bloſse Schuldigkeit thun, hat allerdings nichts groſses, und inſofern das beſte, was wir zu leiſten vermögen, nichts als Erfüllung, und noch mangelhafte Erfüllung, unſerer Pflicht iſt, liegt in der höchſten Tugend nichts begeiſterndes. Aber bey allen Schranken der ſinnlichen Natur dennoch treu und beharrlich ſeine Schuldigkeit thun, und in den Feſſeln der Materie dem heiligen Geiſtergeſetz unwandelbar folgen, dieſs iſt allerdings erhebend und der Bewunderung werth. Gegen die Geiſterwelt gehalten iſt an unſrer Tugend freilich nichts verdienſtliches, und wieviel wir es uns auch koſten laſſen mögen, wir werden immer unnütze Knechte ſeyn; gegen die Sinnenwelt gehalten iſt ſie hingegen ein deſto erhabeneres Objekt. Inſofern wir alſo Handlungen moraliſch beurtheilen, und ſie auf das Sittengeſetz beziehen, werden wir wenig Urſache haben, auf unſere Sittlichkeit ſtolz zu ſeyn; inſofern wir aber auf die Möglichkeit dieſer Handlungen ſehen, und das Vermögen unſers Gemüths, das denſelben zum Grund liegt, auf die Welt der Erſcheinungen beziehen d. h. inſofern wir ſie äſthetiſch beurtheilen, iſt uns ein gewiſſes Selbſtgefühl erlaubt, ja es iſt ſogar nothwendig, weil wir ein Principium in uns aufdecken, entſernt einander zu unterſtützen, einander vielmehr im Wege ſtehen, weil ſie dem Gemüth zwey ganz entgegengeſetzte Richtungen geben; denn die Geſetzmäſsigkeit, welche die Vernunft als moraliſche Richterinn fodert, beſteht nicht mit der Ungebundenheit, welche die Einbildungskraft, als äſthetiſche Richterinn verlangt. Daher wird ein Objekt zu einem äſthetiſchen Gebrauch gerade um ſoviel weniger taugen, als es ſich zu einem moraliſchen qualifiziert; und wenn der Dichter es dennoch erwählen müſste, ſo wird er wohl thun, es ſo zu behandeln, daſs nicht ſowohl unſre Vernunft auf die Regel des Willens, als vielmehr unſre Phantaſie auf das Vermögen des Willens hingewieſen werde. Um ſeiner ſelbſt willen muſs der Dichter dieſen Weg einſchlagen, denn mit unſerer Freyheit iſt ſein Reich zu Ende. Nur ſolange wir auſſer uns anſchauen, ſind wir ſein; er hat uns verloren, ſobald wir in unſern eigenen Buſen greifen. Dieſs erfolgt aber unausbleiblich, ſobald ein Gegenſtand nicht mehr als Erſcheinung von uns betrachtet wird, ſondern als Geſetz über uns richtet.

cken, das über alle Vergleichung groſs und unendlich iſt.

7. Selbſt von den Aeuſſerungen der erhabenſten Tugend kann der Dichter nichts für ſeine Abſichten brauchen, als was an denſelben der Kraft gehört. Um die Richtung der Kraft bekümmert er ſich nichts. Der Dichter, auch wenn er die vollkommenſten ſittlichen Muſter vor unſre Augen ſtellt, hat keinen andern Zweck, und darf keinen andern haben, als uns durch Betrachtung derſelben zu ergötzen. Nun kann uns aber nichts ergötzen, als was unſer Subjekt verbeſſert, und nichts kann uns geiſtig ergötzen, als was unſer geiſtiges Vermögen erhöht. Wie kann aber die Pflichtmäſsigkeit eines Andern unſer Subjekt verbeſſern und unſere geiſtige Kraft vermehren? Daſs er ſeine Pflicht wirklich erfüllt, beruht auf einem zufälligen Gebrauche, den er von ſeiner Freyheit macht, und der eben darum für uns nichts beweiſen kann. Es iſt bloſs das Vermögen zu einer ähnlichen Pflichtmäſsigkeit, was wir mit ihm theilen, und indem wir in ſeinem Vermögen auch das unſrige wahrnehmen, fühlen wir unſere geiſtige Kraft erhöht. Es iſt alſo bloſs die vorgeſtellte Möglichkeit eines abſolut freyen Wollens, wodurch die wirklich Ausübung deſſelben unſerm äſthetiſchen Sinn gefällt.

8. Noch mehr wird man ſich davon überzeugen, wenn man nachdenkt, wie wenig die poe-

tiſche Kraft des Eindrucks, den ſittliche Karaktere oder Handlungen auf uns machen, von ihrer hiſtoriſchen Realität abhängt. Unſer Wohlgefallen an idealiſchen Karakteren verliert nichts durch die Erinnerung, daſs ſie poetiſche Fictionen ſind, denn es iſt die poetiſche, nicht die hiſtoriſche Wahrheit, auf welche alle äſthetiſche Wirkung ſich gründet. Die poetiſche Wahrheit beſteht aber nicht darinn, daſs etwas wirklich geſchehen iſt, ſondern darinn, daſs es geſchehen konnte, alſo in der innern Möglichkeit der Sache. Die äſthetiſche Kraft muſs alſo ſchon in der vorgeſtellten Möglichkeit liegen.

Selbſt an wirklichen Begebenheiten hiſtoriſcher Perſonen iſt nicht die Exiſtenz, ſondern das durch die Exiſtenz kund gewordene Vermögen das poetiſche. Der Umſtand, daſs dieſe Perſonen wirklich lebten und daſs dieſe Begebenheiten wirklich erfolgten, kann zwar ſehr oft unſer Vergnügen vermehren, aber mit einem fremdartigen Zuſatz, der dem poetiſchen Eindruck vielmehr nachtheilig als beförderlich iſt. Man hat lange geglaubt, der Dichtkunſt unſers Vaterlands einen Dienſt zu erweiſen, wenn man den Dichtern Nationalgegenſtände zur Bearbeitung empfahl. Dadurch, hieſs es, wurde die griechiſche Poeſie ſo bemächtigend für das Herz, weil ſie einheimiſche Scenen mahlte, und einheimiſche Thaten verewigte. Es iſt nicht zu läugnen, daſs die Poeſie der Alten, dieſes Umſtandes halber, Wirkungen leiſtete, deren die neuere Poeſie ſich nicht rühmen kann — aber gehörten dieſe Wirkungen der Kunſt und dem Dichter? Wehe dem griechiſchen Kunſtgenie, wenn es vor dem Genius der neuern nichts weiter als dieſen zufälligen Vortheil voraus hätte, und wehe dem griechiſchen Kunſtgeſchmack, wenn er durch dieſe hiſtoriſche Beziehungen in den Werken ſeiner Dichter erſt hätte gewonnen werden müſſen. Nur ein barbariſcher Geſchmack braucht den Stachel des Privatintereſſe, um zu der Schönheit hingelockt zu werden, und nur der Stümper borgt von dem Stoffe eine Kraft, die er in die Form zu legen verzweifelt. Die Poeſie ſoll ihren Weg nicht durch die kalte Region des Gedächtniſſes nehmen, ſoll nie die Gelehrſamkeit zu ihrer Auslegerinn, nie den Eigennutz zu ihrem Fürſprecher machen. Sie ſoll das Herz treffen, weil ſie aus dem Herzen floſs, und nicht auf den Staatsbürger in den Menſchen, ſondern auf den Menſchen in dem Staatsbürger zielen.

Es iſt ein Glück, daſs das wahre Genie auf die Fingerzeige nicht viel achtet, die man ihm, aus beſſerer Meinung als Befugniſs, zu ertheilen ſich ſauer werden läſst; ſonſt würden Sulzer und ſeine Nachfolger der deutſchen Poeſie eine ſehr zweydeutige Geſtalt gegeben haben. Den Menſchen moraliſch auszubilden, und Nationalgefühle in dem Bürger zu entzünden iſt zwar ein ſehr ehrenvoller Auftrag für den Dichter, und die Muſen wiſſen es am beſsten, wie nahe die Künſte des Erhabenen und Schönen damit zuſammenhängen mögen. Aber was die Dichtkunſt mittelbar ganz vortreflich macht, würde ihr, unmittelbar, nur ſehr ſchlecht gelingen. Die Dichtkunſt führt bey dem Menſchen nie ein beſondres Geſchäft aus, und man könnte kein ungeſchickteres Werkzeug erwählen, um einen einzelnen Auftrag, ein Detail, gut beſorgt zu ſehen. Ihr Wirkungskreis iſt das Total der menſchlichen Natur, und bloſs, inſofern ſie auf den Karakter einflieſst, kann ſie auf ſeine einzelnen Wirkungen Einfluſs haben. Die Poeſie kann dem Menſchen werden, was dem Helden die Liebe iſt. Sie kann ihm weder rathen, noch mit ihm ſchlagen, noch ſonſt eine Arbeit für ihn thun; aber zum Helden kann ſie ihn erziehn, zu Thaten kann ſie ihn rufen, und zu allem, was er ſeyn ſoll, ihn mit Stärke ausrüſten.

Die äſthetiſche Kraft, womit uns das Erhabene der Geſinnung und Handlung ergreift, beruht alſo keineswegs auf dem Intereſſe der Vernunft, daſs recht gehandelt werde, ſondern auf dem Intereſſe der Einbildungskraft, daſs recht Handeln möglich ſey, d. h. daſs keine Empfindung, wie mächtig ſie auch ſey, die Freyheit des Gemüths zu unterdrücken vermöge. Dieſe Möglichkeit liegt aber in jeder ſtarken Aeuſſerung von Freyheit und Willenskraft, und wo nur irgend der Dichter dieſe antrift, da hat er einen zweckmäſsigen Gegenſtand für ſeine Darſtellung gefunden. Für ſein Intereſſe iſt es eins, aus welcher Klaſſe von Karakteren, der ſchlimmen oder guten, er ſeine Helden nehmen will, da das nämliche Maaſs von Kraft, welches zum Guten nöthig iſt, ſehr oft zur Conſequenz im Böſen erfodert werden kann. Wie viel mehr wir in äſthetiſchen Urtheilen auf die Kraft als auf die Richtung der Kraft, wie viel mehr auf Freyheit als auf Geſetzmäſsigkeit ſehen, wird ſchon daraus hinlänglich offenbar, daſs wir Kraft und Freyheit lieber auf Koſten der Geſetzmäſsigkeit geäuſsert, als die Geſetzmäſsigkeit auf Koſten der Kraft und Freyheit beobachtet ſehen. Sobald nämlich Fälle eintreten, wo das moraliſche Geſetz ſich mit Antrieben gattet, die den Willen durch ihre Macht fortzureiſſen drohen, ſo gewinnt der Karakter äſthetiſch, wenn er dieſen Antrieben widerſtehen kann. Ein Laſterhafter fängt an, uns zu intereſſieren, ſobald er Glück und Leben wagen muſs, um ſeinen ſchlimmen Willen durchzuſetzen; ein Tugendhafter hingegen verliert in demſelben Verhaltniſs unſre Aufmerkſamkeit, als ſeine Glückſeligkeit ſelbſt ihn zum Wohlverhalten nöthigt. Rache, zum Beyſpiel, iſt unſtreitig ein unedler und ſelbſt niedriger Affekt. Nichts deſto weniger wird ſie äſthetiſch, ſobald ſie dem, der ſie ausübt, ein ſchmerzhaftes Opfer koſtet. Medea, indem ſie ihre Kinder ermordet, zielt bey dieſer Handlung auf Jaſons Herz, aber zugleich führt ſie einen ſchmerzhaften Stich auf ihr eigenes, und ihre Rache wird äſthetiſch erhaben, ſobald wir die zärtliche Mutter ſehen.

Das äſthetiſche Urtheil enthält hierinn mehr wahres, als man gewöhnlich glaubt. Offenbar kündigen Laſter, welche von Willensſtärke zeugen, eine größere Anlage zur wahrhaften moraliſchen Freyheit an, als Tugenden, die eine Stütze von der Neigung entlehnen, weil es dem conſequenten Böſewicht nur einen einzigen Sieg über ſich ſelbſt, eine einzige Umkehrung der Maximen koſtet, um die ganze Conſequenz und Willensfertigkeit, die er an das Böſe verſchwendete, dem Guten zuzuwenden. Woher ſonſt kann es kommen, daſs wir den halbguten Karakter mit Widerwillen von uns ſtoſsen, und dem ganz ſchlimmen oft mit ſchauernder Bewunderung folgen? Daher unſtreitig, weil wir bey jenem auch die Möglichkeit des abſolut freyen Wollens aufgeben, dieſem hingegen es in jeder Aeuſſerung anmerken, daſs er durch einen einzigen Willensakt ſich zur ganzen Würde der Menſchheit aufrichten kann.

In äſthetiſchen Urtheilen ſind wir alſo nicht für die Sittlichkeit an ſich ſelbſt, ſondern bloſs für die Freyheit intereſſiert, und jene kann nur inſofern unſrer Einbildungskraft gefallen, als ſie die letztere ſichtbar macht. Es iſt daher offenbare Verwirrung der Grenzen, wenn man moraliſche Zweckmäſsigkeit in äſthetiſchen Dingen fodert, und um das Reich der Vernunft zu erweitern die Einbildungskraft aus ihrem rechtmäſsigen Gebiete verdrängen will. Entweder wird man ſie ganz unterjochen müſſen, und dann iſt es um alle äſthetiſche Wirkung geſchehen, oder ſie wird mit der Vernunft ihre Herrſchaft theilen, und dann wird für Moralität wohl nicht viel gewonnen ſeyn. Indem man zwey verſchiedene Zwecke verfolgt, wird man Gefahr laufen, beyde zu verfehlen. Man wird die Freyheit der Phantaſie durch moraliſche Geſetzmäſsigkeit feſſeln, und die Nothwendigkeit der Vernunft durch die Willkühr der Einbildungskraft zerſtören.

S.

(Die Fortſetzung künftig.)

IV.

Probe
einer
Erklärung und Ueberſetzung
einiger
vorzüglichen Gedichte
des
Petrarch,

als Anfrage: ob das Publicum die ſämmtlichen italienischen Gedichte deſſelben ſo bearbeitet wünſche? und ob eine ſolche Bearbeitung ſich Beyfall und Unterſtützung verſprechen dürfe?

Rime di Petrarca, P. I. Canzone XVI. al XXIX. Petrarch hat dieſe Ode im Jahr 1328. welches das 2te Jahr ſeiner Liebes-Periode und das 24te ſeines Alters war, in der Stadt Mailand, wohin er ſich von Valcluſa aus begeben hatte, gedichtet. Es ſcheint dieſs eine ſeiner erſten poetiſchen Arbeiten geweſen zu ſeyn, wenigſtens hatte er bis zu dieſer Zeit ſeine Laura noch nicht beſungen.

Die zur Erläuterung nöthigen hiſtoriſchen Umſtande ſind dieſe:

Kaiſer Ludwig der Bayer nahm auf Anrufen des Galeazzo Visconti, damaligen Vicarius im Herzogthum Mailand, ihm gegen die Guelfen zu Hülfe zu kommen, und auch weil er ſich zu Rom wollte krönen laſſen, mit einem beträchtlichen Heer, im Jahr 1327. einen Zug nach Italien vor. Er kam auch wirklich nach Mailand, aber anſtatt dem Galeazzo gegen die Guelfen beyzuſtehen, bedrückte er die Viscontiſche Familie und lieſs die ſämmtlichen Viscontiſchen Brüder ins Gefängniſs werfen, woraus ſie ſich nur durch eine groſse Summe Geldes wieder befreyen konnten. Um dieſe Zeit verfertigte Petrarch dieſes Gedicht; worinn er die italieniſchen Herren wegen ihres Partheygeiſtes und wegen der Uneinigkeit unter ſich ſelbſt tadelt, ſie zur Einigkeit ermuntert und auffordert, die Deutſchen aus Italien zu verjagen und dann ein ruhiges, tugendhaftes und angenehmes Leben zu führen.

Es iſt eines ſeiner vortrefflichſten Gedichte und ſehr zu bedauren, daſs er nicht mehrere dieſer Art geliefert hat. Es herrſcht darinn ein ganz republicaniſcher Geiſt, Stärke der Gedanken und des Ausdrucks.

1ſte Stanze.

Italien! mein Vaterland! wenn gleich meine Worte die tödlichen Wunden, deren ich ſo viele an deinem ſchönen Körper ſehe, nicht heilen können; ſo iſt es mir doch Troſt, daſs meine Seufzer von der Beſchaffenheit ſind, wie ſie die Tyber, der Arno und der Po, an deſſen Ufern ich jetzt ernſt und traurig ſitze, von mir erwarten! Regent des Himmels, dich flehe ich an, wende das Erbarmen, welches dich herab auf dieſe Erde geführet hat, auch auf dein geliebtes, geſeegnetes Land! Siehe! gnädiger Gott, welch grauſamer Krieg, ſo geringer Urſachen willen Oeffne, befreye und erweche, du Vater! die Herzen, welche der ſtolze und wilde Mars verhärtet, verſchlieſst und feſſelt. Verſchaffe du deiner Wahrheit durch meine Stimme (wie gering ſie auch ſeyn mag) Gehör bey ihnen!

Anmerkungen.

V. 1. 2 Italien war damals ſehr durch die innerlichen Kriege mitgenommen und zerrüttet. 6. Er bezeichnet Italien durch die 3 Hauptflüſſe, die er dichteriſch ſtatt der Nation nennet. 6. doglioſo war Petrarch ſo wohl wegen des Unglücks ſeines Vaterlandes, als auch wegen des Schadens und Unglücks, das ſeine Familie durch dieſe innerlichen Kriege erlitten hatte. S. Petrarchs Lebensbeſchreibung. 7. Rettor, darunter verſtehet er Chriſtum. 11. di che aus was für, iſt das pronom. interrogat.

2te Stanze.

Ihr, denen das Glück das Ruder ſo ſchöner Länder, für die ihr aber kein Mitleid zu empfinden ſcheinet, in die Hand gegeben hat, was machen ſo viele fremde Schwerder im Lande? Soll vielleicht der Barbaren Blut unſere grünenden Fluren röthen? Ein eitler Irrthum ſchmeichelt euch! Nur wenig ſehet ihr (und ihr wähnet doch viel zu ſehen) wenn ihr Liebe oder Treue in einem käuflichen Herzen ſuchet. Wer viele ſolche Miethſoldaten hat, den umlauren die meiſten Feinde. O! Fluth, aus welchen fernen Wüſten biſt du hergeleitet worden, unſere lieblichen Gefilde zu überſchwemmen? Widerfährt uns dieſs durch die Hände der Unſrigen, wer ſoll uns dann retten?

V. 3. ſtringere zuſammenziehen, drücken, preſſen — alſo auch rühren. 4. Fan ſtatt fanno. pellegrine d. i. deutſche Soldaten, von den Italienern in das Land gerufen. 16. n'avven ſt. ci avviene, die Dichter ſetzen oft die Partikel ne, ſtatt des pronom. conjunct. ci.

8te Stanze.

Weislich ſorgte die Natur für unſern Staat, als ſie die Alpen zur Bruſtwehr zwiſchen uns und der Deutſchen Wuth errichtete. Aber die blinde Habſucht, gegen ihr eigenes beſtehendes Wohl, hat ſich ſo lange Mühe gegeben, bis ſie dem geſunden Korper den Ausſatz zugezogen hat. Jetzt wohnen die zahmen Heerden, mit den reiſſenden Thieren unter Einem Dach und der Beſſere ſeufzet ohne Aufhören. Und, was unſern Schmerz vermehret! ſo ſind dieſs Abkömmlinge jenes geſetzloſen Volks, dem Marius ſo zugeſetzt hat, daſs das Andenken an ſeine That noch nicht verloſchen iſt: denn durſtig und ermattet, trank er ſo viel Blut als Waſſer aus dem Strom.

V. 8. Wir dürfen dem patriotiſchen Dichter ſeinen Unmuth über die Deutſchen nicht übel nehmen, denn würklich wurde Italien durch die Züge der deutſchen Kaiſer dahin, öfters ſehr hart mitgenommen und wir Deutſchen haben eben ſo wenig Urſache ſie für vortheilhaft für Deutſchland zu erkennen. 7. gabbia Vogelbauer, Stall. 13. Mario. S. das Leben des Marius im Plutarch.

4te Stanze.

Ich ſage nichts von Cäſar, der in jeder Gegend, wohin er unſere Waffen brachte, die Erde mit Blut tränkte. Jetzt ſcheint es, ihr widrigen Geſtirne, ich weiſs nicht warum? daſs uns der Himmel haſſe. Das iſt eure Schuld, denen ſo viel anvertrauet iſt. Eure Uneinigkeit verheeret der Erde ſchönſten Theil. Welche Sündenſchuld, welches Gericht, oder welches Verhängniſs verleitet euch, den dürftigen Nachbar gering zu achten, ſeine geſchwächte und zerſtreuete Macht zu verfolgen und auswärts fremde Völker herein zu rufen und gerne zu ſehen, daſs ſie unſer Blut vergieſsen und ihre Seelen um Lohn verkaufen! Ich rede nur, um die Wahrheit zu ſagen, nicht aus Haſs, noch aus Verachtung gegen andere.

V. 5. haggia poet ſtatt abbia. 8. guaſtan ſtatt guaſtano von guaſtare verderben, verwüſten. 9. qual deſtino, ſuppliere è, da faſtidire. 15. ver ſtatt vero.

6te Stanze.

Und nach ſo vielen Beweiſen, werdet ihr den Betrug des Bayern noch nicht gewahr? Er der mit Eid und Tod Scherz treibt! Noch ſchändlicher iſt die Art eurer Niederlage, als der Schade ſelbſt! Aber euer Blut flieſst häuffiger, denn euch treibt heftigerer Zorn! Denket doch in des Morgens heiteren Stunden über euch ſelbſt nach, und ihr werdet einſehen, wie werth euch der halten kann, der ſich ſelbſt ſo wegwirſt. Edles Blut der Lateiner! entledige dich dieſer verderblichen Laſt: mache einen eitlen Namen nicht ſo ganz ohne Urſache zu deinem Idol! Denn unſer Fehler, nicht natürlicher Lauf der Dinge iſt es, wenn die Wuth ſeines rohen Volks unſere Klugheit beſiegt.

V. 1. Kaiſer Ludwig war nicht nur mit der Viscontiſchen Familie ſehr hart umgegangen, denn Einen der Brüder, Namens Stephan, der an ſeinem Hof war, hatte er vergiften laſſen Die Italiener beſchuldigten ihn auch daſs er nur Geld von ihnen zu ziehen ſucht, die innerlichen Zwiſtigkeiten vielmehr zu unterhalten als beyzulegen geſucht, und öfters ſein Verſprechen nicht gehalten habe. 3. alzando; ich will hier die vielen, ſo verſchiedenen Auslegungen dieſer dunkeln Stelle nicht anführen, ſondern nur die Gründe für meine Auslegung und Ueberſetzung angeben. Die Italiener beſchuldigten den Kaiſer ganz laut der Treuloſigkeit; könnte alſo Petrarch durch alzare il dito nicht haben andeuten wollen

len, *etwas verſichern, eidlich betheuern?* Dieſe Bedeutung iſt dem ganzen Innhalt angemeſſen und weniger gezwungen, als andere über geſuchte und weit her geholte Erklärungen der Ausleger. Meinhard z. B. überſetzt dieſe Stelle ſo: der die Gefahr, die Er für euch zu ſuchen ſcheint, ſpöttiſch fliehet Dieſen Sinn getraue ich mir nicht heraus zu exegiſiren! 4. ſtrazio weil ſie ſich ſelbſt das Unglück dadurch zugezogen haben, daſs ſie deutſche Truppen in das Land rieſen. 5. ich glaube Petrarch will ſagen, der Zorn der Italiener ſey heftiger, als der Deutſchen, und um ſo gröſser ſey ihre Niederlage. 7. dalla mattina etc. d. i. nach der italieniſchen Uhr von 1 bis 3 Uhr, oder nach unſerer Zeit, vom Auſſtehen bis zum Frühſtück. 12. nome vano, einige erklären es ſo: die Kaiſerwürde ſey bloſs Titel und gebe keine Macht und Gewalt. Taſſoni meynt, Petrarch habe das Beywort vano deswegen gebraucht, weil Kaiſer Ludwig, da er noch nicht vom Pabſt gekrönt war, noch nicht als wirklicher Kaiſer anzuſehen geweſen ſey. 14. della ſua gente; dieſe Lesart der kleinen venetianiſchen Ausgabe von dem Jahr 1776. gefällt mir beſſer, als des Muratori und Vellutello Lesart: furor di laſſù gente.

6te Stanze.

Iſt dieſs nicht das Erdreich, das ich zuerſt betrat? Iſt es nicht das Land meiner Geburt, wo ich ſo gütig erzogen wurde? Iſt es nicht mein Vaterland, auf das ich meine Hofnung ſetze? die gütige und liebevolle Mutter, welche meine Eltern in ihrem Schooſs verwahrt? Laſst euch, bey Gott, einmal durch dieſe Betrachtungen rühren! Sehet doch mit Mitleid auf die Thränen des jammernden Volks, das nächſt Gott, von euch ſeine Ruhe hofft! Gebet nur einmal Einen Beweiſs von eurer mitleidigen Liebe! Und die Tugend wird wider die Wuth die Waffen ergreifen und der Streit wird kurz ſeyn; denn der alte Muth iſt in der Italiener Herzen noch nicht erſtorben!

7. mente ſtatt penſieri Gedanken, Vorſtellungen.

7te Stanze.

Fürſten, bedenket, wie die Zeit verfliegt, wie das Leben fliehet und der Tod hinter uns hereilt! Noch ſeyd ihr am Leben! denket an die Reiſe, da die Seele, entkörpert und allein, die zweifelhafte Bahn betreten muſs! Möchtet ihr, auf dem Durchgang durch das Thal des Lebens, Haſs und Rache, die für das heitere Leben ſtürmiſche Winde ſind, ablegen! möchtet ihr die Zeit, ſonſt zu Anderer Quaal verwendet, zu würdigerer That der Hand oder des Geiſtes, zur Erwerbung rühmlichen Lobes oder zu irgend einer tugendhaften Bemühung anwenden! denn nur ſo freuet man ſich dieſes Lebens und öffnet ſich den Weg zum Himmel.

1. Signor, abgekürzt ſtatt Signori, dann braucht man mit Meinhard ſich nicht lange den Kopf zu zerbrechen, wer wohl der Fürſt ſeyn möge, den Petrarch ſo pathetiſch anrede. Er hat ja in den vorhergehenden Stanzen immer die ſämmtlichen Fürſten Italiens angeredet und Einer allein würde auch durch ſeine Sinnesänderung nicht viel bewürket haben.

Schluſs.

Geſang! ich rathe dir, bringe deinen Inhalt angenehm und artig vor! denn unter hochmüthige Leute kommeſt du, deren Wille voll böſer, eingewurzelter Gewohnheiten iſt und ſtets Feind der Wahrheit! Du wirſt dein Glück nur bey wenigen Groſsmüthigen machen, die am Guten Gefallen haben. Sage ihnen, wer giebt mir Sicherheit? Denn laut rufe ich, Friede, Friede, Friede!

v. 9. m'aſſicura etc den wenigſten italieniſchen Fürſten war damals mit dem Frieden gedient; darum läſst Petrarch ſeine Canzone, als Friedensverkündigerin, um Schutz für ſich bitten.

Sonnett XVII. nach andern XVIII. des 2ten Theils.

An Laura. Enthält eine feine Liebeserklärung und Bitte um Gegenliebe.

Tauſendmal, meine liebenswürdige Feindin! habe ich dir mein Herz angeboten, um mit deinen Augen Frieden zu haben; aber deinem hohen Sinn gefällt es nicht, ſo tief herab zu blicken! Schwach und trügeriſch iſt die Hofnung, die etwa eine andere Schöne ſich darauf machen möchte: das meinige kann es, weil ich das haſſe, was dir miſsfällt, nie mehr ſo ſeyn, wie es mir war. Jage ich es aber fort und es findet in ſeiner unglücklichen Verbannung keine Zuflucht bey Dir — und kann auch nicht allein ſeyn, noch dahin gehen, wohin es ein anderer ruft; ſo könnte es in der Irre verunglücken. Welche groſse Schuld hätten dann wir beyde! und um ſo gröſsere Du, je mehr es Dich liebt!

* * *

Dieſs iſt eines von den vorzüglichen Sonnetten des Petrarchs. Die Idee iſt artig und durch das Ganze ſehr gut durchgeführt: jeder einzelne Gedanke hat an und für ſich und auch durch den dichteriſche Ausdruck, ſeine Schönheit: der Schluſsgedanke hat ſeine ganze Vollkommenheit.

1. guerrera ſtatt guerriera. Läſst ſich nicht vollkommen überſetzen! Petrarch ſtellt Laura oft unter dieſem Bild vor und ſagt, Sie bekriege ihn mit ihren Augen. 3. v'aggio poetiſch ſtatt vi ho. · 4. altèra ſtatt altiera. 9. e' ſtatt egli, nämlich il cor. 11. ſa von ſapere, ſtatt può. 12. ſmarrire il natural corſo vom Lebenspfad abweichen, verunglücken, ſterben.

Sonnett LXVIII. nach andern LXIX des 1ten Theils.

Schilderung der Schönheit Laurens.

Es flatterten die goldnen Haare in der Luft, welche ſie in tauſend anmuthige Locken wand: und das liebliche Licht ſtrahlte flammender als gewöhnlich aus den ſchönen Augen, deſſen ſie jetzt faſt beraubet ſind: und ihr Geſicht hatte den Ausdruck des Mitleids, ich weiſs nicht, ob ich richtig oder falſch ſah: Was Wunder? daſs ich, mit dem Liebeszunder im Herzen, plötzlich entbrannte? Ihr Gang, war nicht der Gang einer Sterblichen, ſondern einer Engelsgeſtalt und ihre Worte tönten anders, als eine menſchliche Stimme! Ein himmliſcher Geiſt, eine leuchtende Sonne war das, was ich ſahe: und wenn auch alles dieſs jetzt nicht mehr wäre; ſo heilet doch das Nachlaſſen des Bogens die gemachte Wunde nicht!

* * *

Unſtreitig eines der treflichſten Sonnette, in Rückſicht der Erfindung, der angenehmen Bilder, des poetiſchen Feuers und des vortreflichen Ausdrucks. Es hat wahren Odenſchwung und der Leſer wird gleich mitten in die Empfindung des Dichters verſetzt.

1. capei ſtatt capelli. 2. avvolgea ſtatt avvolgeva. 4. ſcarſi. Das Alter konnte das Feuer der Augen der Laura noch nicht verlöſcht haben, alſo muſs Petrarch auf eine Krankheit oder auf einen groſsen Kummer ſeiner Laura zielen. 5. color ſtatt colori. 6. es habe ihm geſchienen, als ob ihre Mienen ihm Erhörung zuſagten. 7. eſca Zunder. 14. Dieſer Schluſs iſt ächt lyriſch und will in extenſo ausgedruckt ſagen:

ſo wie das Nachlaſſen des Bogens, die Wunde, die er gemacht hat, nicht heilen kann; eben ſo wenig heilet das Verwelken der Schönheit meiner Laura mich von meiner Liebe.

Sonnett LXXVI. nach andern LXXVII. des 1ten Theils.

An den Grafen Orſo von Anguillara. Der ganze Innhalt zeigt, daſs Petrarch den Grafen darüber tröſten will, daſs er nicht bey dem Thurnier erſcheinen konnte. Alle andere Auslegungen ſind falſch: Das Gedicht enthält Winke genug, die darauf deuten.

Orſo, deinem Hengſt kann man wohl den Kappzaum anlegen und ihn mitten im Lauf zur Rückkehr zwingen; aber dein Herz, wer kann das ſo feſſeln, daſs es ſich nicht wieder losmacht, wann es nach Ehre dürſtet, und Schande verabſcheuet? Klage nicht! deinem Herzen kann man ſeinen Werth nicht nehmen, wenn du auch gleich zu erſcheinen verhindert wirſt. Denn, nach dem Zeugniſs der öffentlichen Sage, iſt es ſchon ſo weit, daſs kein anderes es ihm zuvor thun kann! Laſs dir genügen, daſs dein Herz am beſtimmten Tag auf den Kampfplatz fliegt und mit den Waffen ſtreitet, die ihm Jugend, Liebe, Tapferkeit und Adel geben. Es ruft öffentlich aus: ich brenne vor edler Begierde mit meinem Herrn, der mir nicht folgen kann, und ſich härmt und grämt, nicht hier ſeyn zu können!

* * *

Eines der vortreflichſten und vollendeteſten Petrarchiſchen Sonnette!

1. deſtriero poetiſch ſtatt cavallo; iſt ein Thurnierpferd und man hat nicht nöthig, es allegoriſch zu erklären. 3. leghera von legare binden. ſciolga von ſciegliere losmachen. 5. ſoſpirate Petrarch redet den Grafen Orſo nochmals an. à lui d. i. al core di Orſo torre ſtatt togliere. 8. il ſtatt lo d. i. core. 11. tempo ſtatt età, d. i. die Jugend. 12. gridando beziehe ich ebenfalls auf das Herz und nicht, wie einige Ausleger auf Petrarch, als hätte dieſer den Grafen Orſo öffentlich entſchuldiget; denn Petrarch durfte als Unadelicher und Geiſtlicher nicht thurnieren.

Sonnett XCI. des 1ten Theils.

Auf einen gütigen Blick, den Petrarch von Laura erhalten hatte.

Zwiſchen zwey Liebhabern ſah' ich eine ſittſam ſtolze Schöne und bey ihr den Herrn, der die Menſchen und die Götter beherrſcht; zur einen Seite ſtand ihr die Sonne, zur andern ich! In die Sphäre des ſchönern Geliebten ſich eingeſchloſſen fühlend, wandte ſie freundlich den Blick auf meine Augen — möchte Sie doch nie grauſamer gegen mich geweſen ſeyn! Plötzlich wandelte ſich die Eiferſucht, die auf den erſten Blick ein ſo erhabener Nebenbuhler in meinem Herzen erregt hatte, in Freude um! Sein bethräntes, trauriges Geſicht umſchleyerte ein Wölkchen; ſo ſehr kränkte Ihn mein Sieg!

* * *

Ein ſchönes Sonnett, voll Feinheit der Empfindungen und des Ausdrucks, voll der lieblichſten Bilder! Selbſt Taſſoni, der Krittler, läſst ihm volles Recht widerfahren.

Aber nicht leicht iſt es zu verſtehen — man muſs ſich ganz in die Lage des Dichters hineindenken, welche dieſe war: Als ihm einſt Laura begegnete, that die Sonne eben einen hellen Blick; Laura war alſo zwiſchen der Sonne und zwiſchen Petrarch. Dieſs Blicken der Sonne ſtellt ſich Petrarch ſo vor, als hätte die Sonne Vergnügen daran, die Laura anzuſehen. (Wer merkt hier nicht die Anſpielung auf Daphne und Apollo?) Der ſtarke Strahl war Laurens Augen unerträglich und Sie wandte die Augen hinweg und auf den Dichter Nun verwandelte ſich ſeine Eiferſucht in Freude. Ein trübes Wölkchen folgte auf den hellen Sonnenblick und Petrarch legt dieſs ſo aus, als ob die Sonne darüber traurig geworden ſey, daſs Laura ihn angeblickt habe.

1. amanti d. i. die Sonne und der Dichter. 2. Signor d. i. Amor: ſchön geſagt, ſtatt die liebenswürdigſte. 4. iſt Erklärung des erſten Verſes. 5. chiuſa nämlich Laura war von den Sonnenſtrahlen ganz umgeben. 6. amico wie ſchön geſagt, ſtatt ſole! 8. inver ſtatt verſo. 12. a lui d. i. al ſole. 13. ricoverſe ſtatt ricoperſe. 14. li d. i. al ſole.

Sonnett XCII. des 1ten Theils.

Wahrſcheinlich kurz nach ſeiner Abreiſe von Cabrieres, wo er ſeine Laura zurückgelaſſen hatte und ohne ſie nach Val cluſa reiſte, gedichtet. Dieſe hiſtoriſchen Umſtände giebt uns Vellutello und ohne ſie würde dieſs Gedichtchen ganz unverſtändlich ſeyn!

Voll von der unausſprechlichen Anmuth, die meine Augen an jenem Tag aus ihrem ſchönen Antlitz ſogen, an welchem ich ſie gerne auf ewig geſchloſſen hätte, um nie weniger Schönheit zu ſehen; verlieſs ich das, was mein höchſter Wunſch iſt. Mein Geiſt iſt ſo gewohnt nur ſie zu betrachten, daſs er nichts anderes ſiehet und alles, was auſſer ihr iſt, ſeit langer Zeit her, haſſet und verachtet. Mit Amorn allein kam ich nachdenkend und langſam ſchleichend in das rings um eingeſchloſſene Thal, den Erhohlungs-Ort von meinem Seufzen; keine Mädchen, nur Quellen und Steine fand ich da und das Bild von jenem Tage, welchen mir mein Geiſt, wohin ich auch blicke, vorſtellt!

* * *

Eines von den vortreflichen Petrarchiſchen Sonnetten! und wenn man die oben angegebenen hiſtoriſchen Umſtände genau auffaſst, ſo hat das laſſai im 5ten Vers gar keine Dunkelheit, wie Muratori und Taſſoni mit bitterem Tadel rügen.

3. di iſt der glückliche Tag vor ſeiner Abreiſe, an dem er Lauren noch einmal geſehen hatte 5. laſſai deutet ſeine Abreiſe von Cabrieres, dem Wohnort der Laura an. 8. da verlieſs

ich ſie, das Ziel meiner Wünſche. 9. valle iſt Val cluſa, wohin er von Cabrieres aus, reiſste. 12. donne ſcheint eine ſcherzhafte Anſpielung auf Cabrieres zu ſeyn, in welcher Stadt es natürlich mehr Mädchen gab, als zu Val cluſa.

Sonnett XCIX. des 1ten Theils.

Auf ſeiner Reiſe nach Frankreich und Deutſchland verſertiget.

Verſchloſſen iſt mir der Weeg des Heils, eine verzweiflungsvolle Reiſe entfernt mich von den Augen, wo (ich weiſs nicht, durch welches Schickſal?) der Minneſold für alle meine Treue, aufbewahrt lieget: ich nähre mein Herz mit Seufzern und es fordert nichts anderes: von Thränen lebe ich, zum Weinen Geborner! und doch klage ich nicht darüber, denn in einem ſolchen Zuſtand iſt das Weinen ſüſser, als man glauben ſollte. An Ein Bild allein halte ich mich, das nicht Zeuxis oder Praxiteles oder Phidias, nein ein beſſerer, geniereicherer Meiſter, formte! Welches Scythien oder Numidien wird mich ſicher bergen, wann der über mein unverdientes Exilium noch nicht zufrieden geſtellte Neid, mich, auch ſo gut verborgen, noch auffindet?

Ein ſchönes Sonet, voll Affekt!

1. Mercede S Die Freuden der Liebe zu genieſsen. 2. diſperata via eine Reiſe aus Verzweiflung unternommen. 11. miglior maſtro d. i. ſeine verliebte Phantaſie 12. Scizia, Numidia etc. dichteriſch, ſtatt, welche Wüſte? 14. invidia etc. man findet nirgends Auskunft, über was und wen ſich Petrarch eigentlich hier beklagt.

Canzone I. des 2ten Theils.

Eine vortrefliche Elegie und eines von den ausgearbeiteteſten, vollendeteſten Gedichten Petrarchs.

2te Stanze,

Was ſoll ich thun? Was räthſt du mir, Amor? Es iſt hohe Zeit für mich zu ſterben, und wider meinen Willen zögerte ich ſo lange! Madonna iſt geſtorben und hat mein Herz mitgenommen. Will ich ihr folgen, ſo müſſen meine traurigen Lebensjahre unterbrochen werden! Hoffen kann ich nicht, Sie jemals wieder hier zu ſehen und das Warten iſt mir verdrüſslich. Alle Freude meines Lebens iſt durch ihren Tod in Weinen verwandelt, alle Annehmlichkeit meinem Leben benommen!

2te Stanze.

Amor, du fühleſt es und ich klage mit dir, wie groſs und ſchwer der Schade iſt: ich weiſs, daſs mein, ja unſer gemeinſchaſtliches Unglück dich ſchmerzt und drückt, denn an Einem Felſen ſcheiterte unſser Schiff und in Einem Augenblick verſinſterte ſich die Sonne. Welcher menſchliche Geiſt könnte meinen kummervollen Zuſtand in Worten ſchildern? Ach! blinde, undankbare Welt! du haſt groſse Urſache mit mir zu weinen! denn mit ihr haſt du das groſse Gut verlohren, das du beſaſseſt.

9. Orbo. Muratori erklärt es durch cieco und die folgende Stanze macht dieſe Erklärung ſehr wahrſcheinlich.

3te Stanze.

Gefallen iſt dein Ruhm und du ſieheſt es nicht! Nicht werth warſt du, ſo lange Sie auf Erden lebte, ihre Bekanntſchaſt zu machen, noch von ihren heiligen Füſsen berührt zu werden; denn eine ſolche Schönheit müſste den Himmel mit ihrer Gegenwart zieren. Ich Unglücklicher! der ich ohne Sie nicht das ſterbliche Leben, noch mich ſelbſt liebe, rufe Sie weinend zurück! Dadurch erwacht wieder etwas Hofnung in mir und dieſe allein erhalt mich noch hier!

4te Stanze.

Ach! Erde iſt ihr ſchönes Geſicht geworden, das uns ſonſt hierunten für den Himmel und die Seeligkeit bürgte Ihre unſichtbare Geſtalt iſt im Paradieſs (nicht mehr verhüllt durch den Schleyer, welcher der Bluthe Ihrer Jahre Schatten machte) um ſich wieder zu bekleiden, niemals aber mehr zu entkleiden. Dann werden wir ſehen, daſs die Seele um ſo viel ſchöner werden wird, als die ewige Schönheit die ſterbliche übertriſt.

5te Stanze.

Möchte Madonna ſchöner und anmuthsvoller zu mir zurückkehren, wo ihr Anblick am willkommenſten iſt, wie Sie weiſs. Dieſs iſt die Eine Stütze meines Lebens; die andere iſt ihr berühmter Name, deſſen Klang meinem Herzen ſo ſüſs tönt. Aber, wann mir einfällt, daſs meine ſchonſte Hofnung in ihrer Bluthe geſtorben iſt, ſo weiſs Amor was aus mir wird — und ich hoffe, daſs Sie es ſehen wird, die jetzt an der Quelle der Wahrheit ſitzt.

6te Stanze.

Mädchen! die ihr ihre Schönheit und ihr Engelsleben, mit jener himmliſchen Maieſtät ſehet; mich müſſet ihr bedauern! das Mitleid über mich, nicht über Sie, muſs euch beſiegen! Sie, die in hohem Frieden dahin gegangen iſt und mich im Streit zurückgelaſſen hat. Sollte die Natur den Weg, auf welchem ich ihr folge, noch lange verſchlieſsen, ſo hält mich nur das, was Amor mit mir ſpricht, zurück, daſs ich den Knoten nicht zerſchneide. Er aber ſpricht ſo in mir:

7te Stanze.

Zügle den heſtigen Schmerz, der dich dahin reiſst! denn durch ungemäſsigte Leidenſchaften verlieret man den Himmel, wohin du trachteſt und wo Sie lebt, die anderen todt zu ſeyn ſcheinet. Sie lächelt über die abgelegte ſchöne Hülle und beſeufzt nur dich: Sie bittet, daſs ihr Ruhm, der durch deine Zunge noch in vielen Gegenden lebet, nicht verlöſche. Laſs deine Stim-

Stimme hell zum Lobe ihres Namens erſchallen, wenn dir ihre Augen je lieb und werth geweſen ſind.

Schluſs.

Mein Geſang! fliehe die heitere Luft und das Grün; nahe dich nicht, wo Lachen und Geſang, nein, wo Klage iſt! Mache nicht, daſs du, wie eine troſtloſe Wittwe in ſchwarzer Kleidung, in fröhlicher Geſellſchaft ſeyſt.

Sonnett VI. des 2ten Theils.

Laſst mich in Ruhe beſchwerliche Gedanken! iſt es denn nicht genug, daſs Amor, Fortuna und der Tod, ringsum mich beunruhigen und bis an die Thüren verfolgen? Muſs ich auch noch innerliche Feinde haben? Und du mein Herz biſt immer noch, wie du es warſt, gegen mich allein untreu! du nimmſt das wüthende Heer auf und haſt dich mit meinen allezeit fertigen und ſchnellen Feinden verbunden. In dir legt Amor ſeine geheime Bothſchaften nieder, in dir zeigt Fortuna ihren Siegespomp, und in dich legt der Tod das Andenken an jenen tödtlichen Schlag nieder: Mein längeres Leben muſs nun verkürzt werden! in dir bewaffnen ſich die ſehnſuchtsvollen Gedanken mit Irrthum; daher gebe ich dir all mein Unglück allein Schuld.

Eine ſchöne und glücklich durchgeführte Allegorie!

8. Scorte nämlich die beſchwerlichen Gedanken. 9. meſſagi h. i. die von Zeit zu Zeit ſich regende Erinnerung an Laurens Schönheit und Vollkommenheit. 10. Fortuna d. i. die Widerwärtigkeiten des Glücks. 11. colpo d. i. Laurens Todt. 12. l'avanzo d. i. der Reſt ſeiner Lebenszeit!

Sonnett XII. des 2ten Theils.

Beſchreibung eines angenehmen Thals.

Es iſt kein Ort, wo ich das ſo deutlich geſehen habe, was ich zu ſehen wünſchte, ob ich es gleich nicht wirklich ſah; wo ich mich ſo frey fühlte und die Luft mit verliebten Klagen erfüllte! Nie ſah' ich ein Thal, das ſo viele geheime und trauliche Winkel zum Seufzen hatte; und Amor, glaube ich, hatte auf Cypern oder ſonſt wo, kein ſo liebliches Plätzchen. Die Gewäſſer, die Lüfte und Zweige, die Vögel, die Fiſche, die Blumen und Kräuter reden von Liebe, und alle wollen mich bereden, beſtändig zu bleiben. Aber du, von Geburt Erhabene, die mir vom Himmel herab zuruft, bewirkeſt durch das Andenken, an deinen mir ſo bittern Tod, daſs ich die Welt und ihre Koſenſchlingen verachte!

Ein ungemein niedliches, ſchwärmeriſches Gedicht.

2. poich'io nol vidi. Muratori und Taſſoni haben den guten Petrarch hier nicht verſtanden und laſſen ihn nach ihren Erklärungen baaren Unſinn ſagen. Um nicht zu weitläufig zu werden, will ich nur den Beweiſs für meine Erklärung geben, Petrarch lobt die Schönheit und Einſamkeit des Thals, weil er ſich da ſeinen Schwärmereyen und Seufzern ungeſtöhrt überlaſſen konnte. Ich erkläre alſo den 1ten und 2ten Verſs ſo: daſs Petrarch in ſeiner Phantaſie ſich Laurens Bild lebhaft vorſtellte, und um ſo lebhafter als ſonſt, weil ihn hier nichts ſtöhrte, vielmehr alles zu ſüſsen Schwärmereyen einlud; er ſah alſo ſeine Laura im Geiſt, ob er ſie gleich nicht wirklich ſah. Der Ton, der in dem ganzen Sonnett herrſcht, beſtätigt dieſe Erklärung, denn er iſt ganz Phantaſie, und Schwärmerey. 11. ſemper ami d. i. daſs er nach Laurens Tod ſich neuer Liebe ergeben ſoll.

Sonnett XXI. des 2ten Theils.

Meine wohlthätige Flamme, die Schönſte unter den Schönen, die hier des Himmels Freundſchaft und Gunſt hatte, kehrte zu frühzeitig für mich in ihr Land zurück und zu dem Stern, der ihres Gleichen iſt. Jetzt beginne ich zu erwachen und ſehe ein, daſs Sie zu meinem Beſten, ſich meinen Begierden widerſetzte und die jugendliche, feurige Leidenſchaft mit bald ſanfter, bald ernſter Miene mäſsigte. Ihr und ihrem klugen Rath danke ich dafür, daſs Sie mich, von Luſt entbrannten, bald durch ihren ſchönen Blick, bald durch ſanften Unmuth, an mein Wohl zu denken zwang. O! liebenswürdige Künſte und ihrer würdige Wirkungen! Das eine wirkte durch die Zunge, das andere durch Winke: ich bewirkte ihr Ruhm, und Sie wirkte Tugend in mir!

Ein meiſtermäſsiges Sonnett, Gedanken und Ausdruck ſind gleich treflich!

4. Stella iſt eine Platoniſche Idee, daſs Gott eben ſo viel Sterne, als Seelen geſchaffen habe und daſs jede Seele nach der Trennung von dem Körper in einen ihr Homogenen Stern verſetzt werde. 5. 6 Jetzt ſehe Er erſt ein, wie viel es ſeiner Moralität genutzt habe, daſs Laura nicht zu gefällig gegen ihn geweſen ſey.

VI.

Ideen über Deklamation.

Das Vorleſen giebt dem Gedanken Perſönlichkeit. An die Stelle einer allgemeinen Vorſtellung tritt ein einzelnes Weſen, das auf beſtimmte Art denkt und empfindet. Der abſtrakte Begriff erſcheint in menſchlicher Geſtalt. Daher der ſtärkere Eindruck beym Hörer.

Der Stoff muſs rein und vollſtändig gegeben werden — (objektive Vollkommenheit) — das hinzukommende Perſönliche muſs möglichſt idealiſirt ſeyn. (ſubjektive Vollkommenheit).

Vielleicht war Geſang früher als Sprache, ſo wie Poeſie, als Sprachkunſtwerk, früher als Proſa.

Leidenſchaftliche Laute und Melodien ſind ohne Zweifel die früheſten Aeuſserungen der menſchlichen Sprachfähigkeit. Das Bedürfniſs der Ideenmittheilung ſetzt einen Zuſtand der Ruhe und einen Fortſchritt der geiſtigen Ausbildung voraus.

Die Dialekte der weniger cultivirten Provinzen nähren ſich auch im alltäglichſten Geſpräche dem Geſange. Die höhere Verfeinerung fodert einen gedämpften Laut, eine Aufſparung des leidenſchaftlichen Ausdrucks auf das paſsende Moment, einen Total Eindruck von Ruhe. Die Accente erſcheinen gleichſam im verjüngten Maaſsſtabe. Die Sprache nähert ſich mehr oder weniger dem Geſange nach Verhältniſs des Leidenſchaftlichen in dem Stoffe — wird aber nie Geſang, ſo wie die Proſa des Redners der Poeſie ſich nähert, ohne ſich jemals ganz in Verſe zu verwandeln.

Iſt eine Sprache vorhanden, die ſich vom Geſang unterſcheidet, ſo kommt es zuerſt darauf an, die Beſtandtheile der Rede zweckmäſsig zum Behuf der Deutlichkeit *) zu trennen, und zu verbinden. Dieſs geſchieht durch Pauſen.

Ihre Länge und Kürze unterſcheidet die Abſchnitte der Rede, nachdem ſie entweder ein für ſich beſtehendes Ganze ausmachen, oder mit andern Theilen nothwendig zuſammenhängen.

Der vollendete Sinn der Rede giebt eine gewiſſe Befriedigung. Mit dieſer hört die vorhergehende Anſtrengung des Sprechenden auf, und wenn er vorher, um beſſer gehört zu werden,

---

*) Bey dem, was über Deutlichkeit geſagt iſt, liegen gröſstentheils die Bemerkungen des Herrn M. Schochers zum Grunde.

die Stimme erhoben hatte, ſo ſinkt ſie in dieſem Moment der Ruhe um eine Stuffe tiefer. Daher der Schluſsfall beym Ende der Periode.

Vor dieſem Schluſsfall muſs zur Erhöhung oder Vertiefung der Stimme irgend ein beſonderer Grund vorhanden ſeyn, wenn das Sprechen nicht in Singen ausarten ſoll.

So wie die Tiefe des Tons auf Befriedigung deutet, ſo deutet die Höhe auf geſpannte Erwartung. Daher iſt letztere paſſend für die Frage, die Bedingung, und für die Vorderſätze der Perioden überhaupt.

Bey der Frage bemerkt man den Unterſchied, daſs entweder eine Antwort darauf erwartet wird, oder der Fragende ſie ſchon als ausgemacht annimmt. Im erſten Falle ſteigt der Ton gegen das Ende der Frage, im zweyten Falle fängt die Frage mit dem höhern Tone an, und dieſer ſinkt gegen das Ende der Frage, gleichſam, als ob der Fragende in dem Geſicht der Hörenden ſeine Befriedigung ahndete.

Noch dient zur Deutlichkeit eine Verſtärkung des Tons bey dem Hauptworte. Dieſe kann aber durch Misbrauch in Beleidigung für die Faſſungskraft der Hörenden ausarten.

Iſt Deutlichkeit das einzige Ziel des Vorleſers, ſo beſchränkt er ſich auf den niedern, mechaniſchen Theil ſeines Geſchäfts. Zweck und Mittel ſind ihm beſtimmt gegeben, und für die Kunſt iſt kein Spielraum. Das Kunſtmäſsige in der Deklamation — die Verſinnlichung eines Ideals — wobey Zwecke und Mittel ſich ins Unendliche erweitern und vervielfältigen — beginnt mit der Darſtellung des Perſönlichen.

Nicht eine beſtimmte Reihe von Gedanken allein ſoll vor dem Hörenden aufgeführt, auch die Empfindungen, welche dieſe Gedanken begleiteten, ſollen bey ihm erweckt werden.

Dieſe Empfindungen werden theils durch den Charakter der Perſon, theils durch ihren Zuſtand und ihre Verhältniſſe in einem beſondern Zeitpunkte beſtimmt.

Gewiſſe Zuſtände und Verhältniſſe haben etwas Gemeinſames in der Empfindung, die ſie erwecken, als Schmerz, Mitleid, Zorn, Freude u. dergleichen. Aber wehe dem Vorleſer, der bey dieſem Gemeinſamen ſtehen bleibt, der uns einen Leidenden, Fröhlichen, Zornigen überhaupt darſtellt, und das Allgemeine der Leidenſchaft oder Stimmung nicht durch beſondre Eigenheiten der einzelnen Perſon zu bezeichnen weiſs!

Charakter iſt es, was in der Erſcheinung des wirklichen Menſchen Einheit hervorbringt. Ohne dieſen iſt er ein widriger Gegenſtand, ein moraliſches Chaos.

Die Einheit des Charakters kann in Einförmigkeit und Leerheit ausarten, wenn ſie die leidenſchaftlichen Regungen tödtet, anſtatt, ſie zu beherrſchen. Dann iſt ſie kein Gegenſtand der Kunſt.

In der Art wie der Vorleſer ſich den darzuſtellenden Charakter denkt, giebt es entſchiedne Grade der Freyheit.

Am meiſten iſt dieſe Freyheit bey dramatiſchen Produkten eingeſchränkt, wo bekannte hiſtoriſche Perſonen auftreten. Sind es bloſs Ideale, ſo hat der Dichter oft mehr oder weniger Lücken gelaſſen die der Vorleſer, ſo wie der Schauſpieler, durch eigne Phantaſie auszufüllen verbunden iſt. Indeſſen gewinnt auch die Lebhaftigkeit der Darſtellung bey einem vollendeten Charakter, wenn der Künſtler, der gleichſam die Mittelsperſon zwiſchen dem Dichter und einem Theil des Publikums iſt, durch glücklich gewählte Nebenzüge, dem Gemählde mehr Individualität zu geben weiſs. Und hier öfnet ſich ein unermeſsliches Feld für Deklamation und Mimik.

Bey nicht dramatiſchen Produkten wird der Charakter durch den Innhalt beſtimmt. Der Vorleſer idealiſirt ſich das gegebene Werk der Beredſamkeit oder Dichtkunſt zu der Schöpfung eines einzigen Moments und dann denkt er ſich in die Stelle des Verfaſſers während dieſes Moments.

Es iſt Pflicht des Vorleſers, das Couliſſenſpiel der Autorſchaft möglichſt zu verbergen. Was wir von ihm empfangen, muſs als ein freyes Produkt der ſchönen menſchlichen Natur erſcheinen.

Es giebt wenig Schriftſteller die einen gewiſſen Charakter durchaus behaupten, und bey denen man keine Ungleichheiten des Tons bemerkt. Fehler dieſer Art können durch den Vorleſer unmerklicher gemacht werden, wenn er Licht und Schatten klüglich zu vertheilen weiſs.

Der Vorleſer iſt Repräſentant des Autors. Was dieſen von einer nachtheiligen Seite darſtellen könnte, muſs er vermeiden. Dahin gehören Züge der Eitelkeit oder Selbſtgefälligkeit im Moment der Leidenſchaft — Anmaſsung einer geiſtigen Ueberlegenheit über ſein Publikum — unzeitige Kälte, oder geheuchelte und übertriebene Wärme und dergleichen.

Das Bild des Verfaſſers im Augenblicke der Begeiſterung ſoll unſerer Phantaſie durch die Kunſt der Deklamation vorſchweben. In dieſem Bilde muſs ſich Würde, die immer mit wahrer Begeiſterung verbunden iſt, mit Anmuth vereinigen.

Den Charakter ſelbſt kann der Vorleſer nicht unmittelbar darſtellen. Er ſucht zunächſt die Gefühle zu verſinnlichen, welche die Gedankenreihe begleiten, und aus der Einheit dieſer Gefühle entſpringt ſodann die Total-Vorſtellung des Charakters.

Die menſchlichen Gefühle laſſen ſich ihrer Verſchiedenheit ohngeachtet in zwey Hauptklaſſen bringen.

Bey jedem Gefühle liegt die dunkle Vorſtellung von dem Verhältniſſe zum Grunde, in dem unſer Ich, oder das, was wir zu unſerm Ich rechnen, gegen irgend einen Theil der Auſsenwelt ſich befindet.

Der Trieb unſre Exiſtenz zu erhöhen und zu vervielfältigen, von innen, und der Widerſtand gegen die Befriedigung dieſes Triebes von auſsen bringt die Erſcheinung hervor, welche Leben genannt wird — der Kampf des einzelnen Weſens gegen die Theile des Weltalls, die es berührt.

So bald der Menſch ſich bewuſst iſt, ob dieſer Kampf zu ſeinem Vortheil oder Nachtheil in dem gegenwärtigen Momente ſich entſcheidet, ſo fühlt er ſeinen Zuſtand.

Dies Gefühl iſt entweder erhebend — durch den errungenen oder geahndeten Sieg — oder niederdrückend — durch das Uebergewicht der äuſsern beſchränkenden Kräfte.

Liebe und Selbſtſucht beſtimmen bloſs den Umfang deſſen, was jeder als Theile ſeines Ichs — und oft vielmehr als ein beſſeres Ich — von der übrigen Welt abſondert.

Die Zeichen der erhebenden Gefühle ſind: ſteigender Ton — geſchwinderer Takt — ſtärkere Ausſprache — freye Bruſt ohne Aufſparung und Zurückhaltung des Odems.

Die Zeichen der niederdrückenden Gefühle dagegen: ſinkender Ton — langſamerer Takt — ſchwächere Ausſprache — gepreſste Bruſt mit Zurückhaltung des Odems.

Dieſe Zeichen ſind die Muſik des Vorleſers. Aber weil er eben auf dieſe wenigen Mittel eingeſchränkt iſt, ſo iſt deſto gröſsere Sparſamkeit in ihrem Gebrauche nöthig.

Daher das erſte Geſetz der Deklamation: nicht das kleinſte Zeichen einer leidenſchaftlichen Stimmung in den Momenten der Ruhe zu verſchwenden.

Das Moment wenn bey einer gegebenen Gedankenreihe die ruhige Stimmung in eine leidenſchaftliche übergeht, und die Entſcheidung der Frage: ob das leidenſchaftliche Gefühl erhebend oder niederdrückend iſt? wird durch den Charakter beſtimmt.

Jede dieſer Erſcheinungen in der Reihe der Gefühle ſoll aus den beſondern Ideenverbindungen, Meynungen, Trieben, Gewohnheiten, Schickſalen erklärbar ſeyn, die zuſammen genommen die individuelle Form eines menſchlichen Weſens bilden.

Die Minen des Charakters werden durch dieſe einzelnen Züge dargeſtellt, welche die Wirkung des Gedankens auf die Perſon verſinnlichen; für die fortdauernde Phyſiognomie giebt es beſondere Zeichen in den Momenten der Ruhe. Die Höhe oder Tiefe des Tons — der langſamere oder geſchwindere Takt — die ſtärkere oder ſchwächere Ausſprache müſſen für alle Momente, wo der Gedanke in der Perſon keine Veränderung bewirkt, ſo gewählt werden, daſs ſie die herrſchende Stimmung des Charakters bezeichnen.

Dieſs iſt eine der ſchwerſten Aufgaben für den Vorleſer. Hier iſt die Stelle, wo der Geiſt der Antike ſich von dem modernen überladenen Geſchmack unterſcheidet, wo Ruhe ſehr leicht in Leerheit und Lebensfülle in Carricatur ausarten kann.

Nur menſchliche Natur iſt ein Gegenſtand für die Darſtellung der Deklamation. Nachahmung eines Geräuſches iſt hier, wie in der Muſik Entweihung der Kunſt, die bloſs zu Seelengemählden beſtimmt iſt.

Eine Reihe von Beugungen der Stimme, die ſich dem Geſang nähert, ohne je zum wirklichen Geſang zu werden, kann man theils als Mittel der Darſtellung, theils als ein für ſich beſtehendes Ganze, wie ein Produkt der Tonkunſt betrachten.

Zu den Foderungen der Kunſt gehört daher noch eine gewiſſe Schönheit, die von dem Reichthum und der Lebhaftigkeit der Phantaſie in dem Ideale, und von der Wahrheit und Vollſtändigkeit in der Ausführung unabhängig iſt.

Es giebt auch für die Deklamation eine Schönheit der Theile und eine Schönheit des Ganzen.

Jeder einzelne Laut muſs eine veredelte menſchliche Natur ankündigen. Dahin gehört eine wohlklingende Stimme, wo das Geiſtige des Tons gleichſam nur in der feinſten irdiſchen Hülle erſcheint, die von allem unedlen Stoffe gereinigt iſt — Biegſamkeit des Organs, wodurch die Uebergänge verſchmolzen werden — Reinheit und Deutlichkeit der Ausſprache — weder kränkelnde Mattigkeit, noch wilde Kraft in der Stärke des Tons.

Die Schönheit des Ganzen wird bewirkt, durch Anordnung — Haltung — Contraſte.

Ein Werk der Beredſamkeit oder Dichtkunſt von gröſserem Umfange kann als ein Ganzes von der menſchlichen Faſſungskraft nicht überſehen werden, wenn es nicht in gröſsere Theile, wovon jeder für ſich wieder ein kleineres Ganze ausmacht, abgeſondert iſt. Dieſe Abſchnitte werden durch Ruhepunkte bezeichnet. In zu groſser Anzahl würden ſie der Deklamation etwas Abgeriſsnes, Unzuſammenhängendes geben, ſo wie dagegen ihr zu ſeltner Gebrauch den Zuhörer ermüdet.

In den einzelnen Gruppen der Deklamation unterſcheiden ſich wieder beſondere Theile, welche einen gröſsern oder geringern Grad der Aufmerkſamkeit fodern. Was die Mahlerey zu dieſem Behuf durch Licht und Schatten oder durch die Abſtuffungen des Kolorits bewirkt, leiſtet die Deklamation durch höheren oder ſtärkeren Ton, ſchnellere Bewegung, Spannung und Nachlaſſung in den Werkzeugen des Athemholens — kurz durch alles was zur Accentuation gehört.

Jedes zuſammengeſetzte Ganze, das wir mit Wohlgefallen betrachten ſollen, muſs mannigfaltig ſeyn. Einförmigkeit trägt das Gepräge der Armuth an ſchöpferiſcher Kraft. Daher die

Nothwendigkeit der Contraſte in allen Produkten der menſchlichen Kunſt. Auch in einer Reihe von Tönen giebt es eine Art von wellenförmiger Bewegung – gleichſam die Spur der Zartheit und Lebenskraft in dem Künſtler – Natur und Einfachheit ſind aber das höhere Geſetz, dem dieſe ſich unterwerfen müſſen, wenn ſie nicht in das Geſuchte und in gothiſche Verſchnörkelungen ausarten ſollen.

Es giebt dreyerley Accente in der Deklamation, für den Verſtand, für das Herz, und für das Ohr.

– Im Falle der Colliſion muſs das Ohr dem Verſtande und dem Herzen nachſtehen; aber ob das Herz dem Verſtande nachſtehen ſoll, kann nur der Grad der darzuſtellenden Leidenſchaft entſcheiden. Gewiſſe Kühnheiten in der Deklamation ſind oft äuſſerſt charakteriſtiſch, ſo wie in allen Künſten das Erhabene an das Unnatürliche gränzt.

K.

Bibl. Univers. Lips.

THALIA.

herausgegeben
von
F. SCHILLER.

Vierter Theil.

Fünftes Stück des Jahrganges 1793.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göſchen.

I.

Zerſtreute Betrachtungen
über
verſchiedene
äſthetiſche Gegenſtände.

Alle Eigenſchaften der Dinge, wodurch ſie äſthetiſch werden können, laſſen ſich unter viererley Klaſſen bringen, die ſowohl nach ihrer objectiven Verſchiedenheit, als nach ihrer verſchiednen ſubjectiven Beziehung auf unſer leidendes oder thätiges Vermögen ein nicht bloſs der Stärke ſondern auch dem Werth nach verſchiedenes Wohlgefallen wirken, und für den Zweck der ſchönen Künſte auch von ungleicher Brauchbarkeit ſind; nämlich das Angenehme, das Gute, das Erhabeſte und das Schöne. Unter dieſen iſt das Erhabene und Schöne allein der Kunſt eigen. Das Angenehme iſt ihrer nicht würdig, und das Gute iſt wenigſtens nicht ihr Zweck; denn der Zweck der Kunſt iſt zu vergnügen, und das Gute, ſey es theoretiſch oder practiſch, kann und darf der Sinnlichkeit nicht als Mittel dienen.

Das Angenehme vergnügt bloſs die Sinne, und unterſcheidet ſich darinn von dem Guten, welches der bloſsen Vernunſt gefällt. Es gefällt durch ſeine Materie, denn nur der Stoff kann den Sinn afficieren, und alles, was Form iſt, nur der Vernunſt gefallen.

Das Schöne gefällt zwar durch das Medium der Sinne, wodurch es ſich vom Guten unterſcheidet, aber es gefällt durch ſeine Form der Vernunſt, wodurch es ſich vom Angenehmen unterſcheidet. Das Gute, kann man ſagen, gefällt durch die bloſse vernunſtgemäſse Form, das

Schöne durch vernunftähnliche Form, das Angenehme durch gar keine Form. Das Gute wird gedacht, das Schöne betrachtet, das Angenehme bloſs gefühlt. Jenes gefällt im Begriff, das zweyte in der Anſchauung, das dritte in der materiellen Empfindung.

Der Abſtand zwiſchen dem Guten und dem Angenehmen fällt am meiſten in die Augen. Das Gute erweitert unſre Erkenntniſs, weil es einen Begriff von ſeinem Object verſchafft, und vorausſetzt: der Grund unſers Wohlgefallens liegt in dem Gegenſtand, wenn gleich das Wohlgefallen ſelbſt ein Zuſtand iſt, in dem wir uns befinden. Das Angenehme hingegen bringt gar kein Erkenntniſs ſeines Objectes hervor und gründet ſich auch auf keines. Es iſt bloſs dadurch angenehm, daſs es empfunden wird, und ſein Begriff verſchwindet gänzlich, ſobald wir uns die Affectibilität der Sinne hinwegdenken, oder ſie auch nur verändern. Einem Menſchen, der Froſt empfindet, iſt eine warme Luſt angenehm; eben dieſer Menſch aber wird in der Sommerhitze einen kühlenden Schatten ſuchen. In beyden Fällen aber wird man geſtehen, hat er richtig geurtheilt. Das Objective iſt von uns völlig unabhängig, und was uns heute wahr, zweckmäſsig, vernünftig vorkommt, wird uns (vorausgeſetzt, daſs wir heute richtig geurtheilt haben) auch in zwanzig Jahren eben ſo erſcheinen. Unſer Urtheil über das Angenehme ändert ſich ab, ſo wie ſich unſere Lage gegen ſein Object verändert. Es iſt alſo keine Eigenſchaft des Objects, ſondern entſteht erſt aus dem Verhältniſs eines Objects zu unſern Sinnen — denn die Beſchaffenheit des Sinns iſt eine nothwendige Bedingung deſſelben.

Das Gute hingegen iſt ſchon gut, ehe es vorgeſtellt und empfunden wird. Die Eigenſchaft, durch die es gefällt, beſteht vollkommen für ſich ſelbſt, ohne unſer Subject nöthig zu haben, wenn gleich unſer Wohlgefallen an demſelben auf einer Empfänglichkeit unſers Weſens ruht. Das Angenehme, kann man daher ſagen, iſt nur, weil es empfunden wird; das Gute hingegen wird empfunden, weil es iſt.

Der Abſtand des Schönen von dem Angenehmen fällt, ſo groſs er auch übrigens iſt, weniger in die Augen. Es iſt darinn dem Angenehmen gleich, daſs es immer den Sinnen muſs vorgehalten werden, daſs es nur in der Erſcheinung gefällt. Es iſt ihm ferner darinnen gleich, daſs es keine Erkenntniſs von ſeinen Object verſchafft, noch voraus ſetzt. Es unterſcheidet ſich aber wieder ſehr von dem Angenehmen, weil es durch die Form ſeiner Erſcheinung, nicht durch die materielle Empfindung gefällt. Es gefällt zwar dem vernünftigen Subject bloſs inſofern daſſelbe zugleich ſinnlich iſt, aber es gefällt auch dem ſinnlichen nur, inſofern daſſelbe zugleich vernünftig iſt. Es gefällt nicht bloſs dem Individuum, ſondern der Gattung, und ob es gleich nur durch ſeine Beziehung auf ſinnlich-vernünftige Weſen Exiſtenz erhält, ſo iſt es doch von allen empiriſchen Beſtimmungen der Sinnlichkeit unabhängig und es bleibt daſſelbe, auch wenn ſich die Privatbeſchaffenheit der Subjecte verändert. Das Schöne hat alſo eben das mit dem Guten gemein, worinn es von dem Angenehmen abweicht, und geht eben da von dem **Guten** ab, wo es ſich dem Angenehmen nähert.

Unter dem Guten iſt dasjenige zu verſtehen, worinn die Vernunft eine Angemeſſenheit zu ihren, theoretiſchen oder practiſchen Geſetzen erkennt. Es kann aber der nämliche Gegenſtand mit der theoretiſchen Vernunft vollkommen zuſammenſtimmen, und doch der practiſchen im höchſten Grad widerſprechend ſeyn. Wir können den Zweck einer Unternehmung miſsbilligen und doch die Zweckmäſsigkeit in derſelben bewundern. Wir können die Genüſse verachten, die der Wollüſtling zum Ziel ſeines Lebens macht, und doch ſeine Klugheit in der Wahl der Mittel und die Konſequenz ſeiner Grundſätze loben. Was uns bloſs durch ſeine Form gefällt iſt gut, und es iſt abſolut und ohne Bedingung gut, wenn ſeine Form zugleich auch ſein Innhalt iſt. Auch das Gute iſt ein Object der Empfindung, aber keiner unmittelbaren, wie das Angenehme, und auch keiner gemiſchten wie das Schöne. Es erregt nicht Begierde, wie das erſte, und nicht Neigung wie das zweyte. Die reine Vorſtellung des Guten kann nur Achtung einflöſsen.

Nach Feſtſetzung des Unterſchiedes zwiſchen dem Angenehmen, dem Guten und dem Schönen leuchtet ein, daſs ein Gegenſtand häſslich, unvollkommen, ja ſogar moraliſch verwerflich und doch angenehm ſeyn, doch den Sinnen gefallen könne; daſs ein Gegenſtand die Sinne empören und doch gut ſeyn, doch der Vernunft gefallen könne; daſs ein Gegenſtand ſeinem innern Weſen nach das moraliſche Gefühl empören, und doch in der Betrachtung gefallen, doch ſchön ſeyn könne. Die Urſache iſt, weil bey allen dieſen verſchiedenen Vorſtellungen ein anderes Vermögen des Gemüths und auf eine andere Art intereſſiert iſt.

Aber hiermit iſt die Klaſſifikation der äſthetiſchen Prädikate noch nicht erſchöpft; denn es giebt Gegenſtände, die zugleich häſslich, den Sinnen widrig und ſchrecklich, unbefriedigend für den Verſtand und in der moraliſchen Schätzung gleichgültig ſind, und die doch gefallen, ja die in ſo hohem Grad gefallen, daſs wir gerne das Vergnügen der Sinne, und des Verſtandes aufopfern, um uns den Genuſs derſelben zu verſchaffen.

Nichts iſt reizender in der Natur als eine ſchöne Landſchaft in der Abendröthe. Die reiche Mannichfaltigkeit und der milde Umriſs der Geſtalten, das unendlich wechſelnde Spiel des Lichts, der leichte Flor der die fernen Objecte umkleidet, alles wirkt zuſammen, unſere Sinne zu ergötzen. Das ſanfte Geräuſch eines Waſſerfalls, das Schlagen der Nachtigallen, eine angenehme Muſik ſoll dazu kommen, unſer Vergnügen zu vermehren. Wir ſind aufgelöſst in ſüſse Empfindungen von Ruhe, und indem unſere Sinne von der

Harmonie der Farben, der Geſtalten und Töne auf das angenehmſte gerührt werden, ergötzt ſich das Gemüth an einem leichten und geiſtreichen Ideengang, und das Herz an einem Strom von Gefühlen.

Auf einmal erhebt ſich ein Sturm, der den Himmel und die ganze Landſchaft verſinſtert, der alle andere Töne überſtimmt oder ſchweigen macht, und uns alle jene Vergnügungen plötzlich raubt. Pechſchwarze Wolken umziehen den Horizont, betäubende Donnerſchläge fallen nieder, Blitz folgt auf Blitz, und unſer Geſicht wie unſer Gehör wird auf das widrigſte gerührt. Der Blitz leuchtet nur, um uns das Schreckliche der Nacht deſto ſichtbarer zu machen; wir ſehen wie er einſchlägt, ja wir fangen an zu fürchten, daſs er auch uns treffen möchte. Nichts deſtoweniger werden wir glauben, bey dem Tauſch eher gewonnen als verloren zu haben, diejenigen Perſonen ausgenommen, denen die Furcht alle Freyheit des Urtheils raubt. Wir werden von dieſem furchtbaren Schauſpiel, das unſere Sinne zurückſtöſst, von einer Seite mit Macht angezogen, und verweilen uns bey demſelben mit einem Gefühl, das man zwar nicht eigentliche Luſt nennen kann, aber der Luſt oft weit vorzieht. Nun iſt aber dieſes Schauſpiel der Natur eher verderblich als gut (wenigſtens hat man gar nicht nöthig an die Nutzbarkeit eines Gewitters zu denken, um an dieſer Naturerſcheinung Gefallen zu finden) es iſt eher häſslich als ſchön, denn Finſterniſs kann als Beraubung aller Vorſtellungen die das Licht verſchafft, nie gefallen, und die plötzliche Lufterſchütterung durch den Donner, ſo wie die plötzliche Lufterleuchtung durch den Blitz widerſprechen einer nothwendigen Bedingung aller Schönheit, die, nichts abruptes, nichts gewaltſames verträgt. — Ferner iſt dieſe Naturerſcheinung den bloſsen Sinnen eher ſchmerzhaft als annehmlich, weil die Nerven des Geſichts und des Gehörs durch die plötzliche Abwechſelung von Dunkelheit und Licht, von dem Knallen des Donners zur Stille peinlich angeſpannt und dann eben ſo gewaltſam wieder erſchlafft werden. Und trotz allen dieſen Urſachen des Miſsfallens iſt ein Gewitter, für den, der es nicht fürchtet, eine anziehende Erſcheinung.

Ferner. Mitten in einer grünen und lachenden Ebene ſoll ein unbewachſener wilder Hügel hervorragen, der dem Auge einen Theil der Ausſicht entzieht. Jeder wird dieſen Erdhaufen hinweg wünſchen, als etwas, das die Schönheit der ganzen Landſchaft verunſtaltet. Nun laſſe man in Gedanken dieſen Hügel immer höher und höher werden, ohne das geringſte an ſeiner übrigen Form zu verändern, ſo daſs daſſelbe Verhältniſs zwiſchen ſeiner Breite und Höhe auch noch im Groſsen beybehalten wird. Anfangs wird das Miſsvergnügen über ihn zunehmen, weil ihn ſeine zunehmende Gröſse nur bemerkbarer, nur ſtörender macht. Man fahre aber fort ihn bis über die doppelte Höhe eines Thurmes zu vergröſsern, ſo wird das Miſsvergnügen über ihn ſich unmerklich verlieren, und einem ganz andern Gefühle Platz machen. Iſt er endlich ſo hoch hinaufgeſtiegen, daſs es dem Auge beynahe unmöglich wird, ihn in ein einziges Bild zuſammen zu faſsen, ſo iſt er uns mehr werth, als die ganze ſchöne Ebene um ihn her, und wir würden den Eindruck, den er auf uns macht, ungern mit einem andern noch ſo ſchönen vertauſchen. Nun gebe man in Gedanken dieſem Berg eine ſolche Neigung, daſs es ausſieht, als wenn er alle Augenblicke herabſtürzen wollte, ſo wird das vorige Gefühl ſich mit einem andern vermiſchen; Schrecken wird ſich damit verbinden. aber der Gegenſtand ſelbſt wird nur deſto anziehender ſeyn. Geſetzt aber man könnte dieſen ſich neigenden Berg durch einen andern unterſtützen, ſo würde ſich der Schrecken und mit ihm ein groſser Theil unſers Wohlgefallens verlieren. Geſetzt ferner, man ſtellte dicht an dieſen Berg vier bis fünf andere, davon jeder um den vierten oder fünften Theil niedriger wäre als der zunächſt auf ihn folgende, ſo würde das erſte Gefühl, das uns ſeine Gröſse einflöſste merklich geſchwächt werden — etwas ähnliches würde geſchehen, wenn man den Berg ſelbſt in zehn oder zwölf gleichförmige Abſätze theilte; auch wenn man ihn durch künſtliche Anlagen verzierte. Mit dieſem Berge haben wir nun anfangs keine andere Operation vorgenommen, als daſs wir ihn, ganz wie er war, ohne ſeine Form zu verändern, *gröſser* machten, und durch dieſen einzigen Umſtand wurde er aus einem gleichgültigen, ja ſogar widerwärtigen Gegenſtand in einen Gegenſtand des Wohlgefallens verwandelt. Bey der zweyten Operation haben wir dieſen groſsen Gegenſtand zugleich in ein Object des Schreckens verwandelt, und dadurch das Wohlgefallen an ſeinem Anblick vermehrt. Bey den übrigen damit vorgenommenen Operationen haben wir das Schreckenerregende ſeines Anblicks vermindert und dadurch das Vergnügen geſchwächt. Wir haben die Vorſtellung ſeiner Gröſse *ſubjectiv* verringert, theils dadurch, daſs wir die Aufmerkſamkeit des Auges zertheilten, theils dadurch, daſs wir demſelben in den daneben geſtellten kleinern Bergen ein Maaſs verſchafften, womit es die Gröſse des Berges deſto leichter beherrſchen konnte. *Gröſse* und *Schreckbarkeit* können alſo in gewiſſen Fällen für ſich allein eine Quelle von Vergnügen abgeben.

Es giebt in der griechiſchen Fabellehre kein fürchterlicheres und zugleich häſslicheres Bild als die Furien oder Erinnyen, wenn ſie aus dem Orcus hervorſteigen, einen Verbrecher zu verfolgen. Ein ſcheuſslich verzerrtes Geſicht, hagre Figuren, ein Kopf der ſtatt der Haare mit Schlangen bedeckt iſt, empören unſre Sinne eben ſo ſehr, als ſie unſern Geſchmack beleidigen. Wenn aber dieſe Ungeheuer vorgeſtellt werden, wie ſie den Muttermörder Oreſtes verfolgen, wie ſie die Fakel in ihren Händen ſchwingen, und ihn raſtlos von einem Orte zum andern jagen, bis ſie endlich, wenn die zürnende Gerechtigkeit verſöhnt iſt, in den Abgrund der Hölle verſchwinden, ſo verweilen wir mit einem angenehmen Grauſen bey dieſer Vorſtellung. Aber nicht bloſs die Gewiſſensangſt eines Verbrechers, welche durch die Furien verſinnlicht wird, ſelbſt ſeine pflichtwidrige Handlungen, der wirkliche Aktus eines Verbrechens, kann uns in der Darſtellung gefallen. Die Medea des griechiſchen Trauerſpiels, Clytemneſtra die ihren Gemahl ermordet, Oreſt der ſeine Mutter tödet, erfüllen unſer Gemüth mit einer ſchauerlichen Luſt. Selbſt im gemeinen Leben entdecken wir, daſs uns gleichgültige, ja ſelbſt widrige und abſchreckende Gegenſtände zu intereſſieren anfangen, ſobald ſie ſich entweder dem ungeheuren oder dem ſchrecklichen nähern. Ein ganz gemeiner und unbedeutender Menſch fängt an, uns zu gefallen, ſobald eine heftige Leidenſchaft, die ſeinen Werth nicht im geringſten erhöht, ihn zu einem Gegenſtand der Furcht und des Schreckens macht; ſo wie ein gemeiner nichts ſagender Gegenſtand für uns eine Quelle der Luſt wird, ſobald wir ihn ſo vergröſsern, daſs er unſer Faſſungsvermögen zu überſchreiten droht. Ein häſslicher Menſch wird noch häſslicher durch den Zorn, und doch kann er im Ausbruch dieſer Leidenſchaft, ſobald ſie nicht ins Lächerliche, ſondern ins Furchtbare verfällt, gerade noch den meiſten Reiz für uns haben. Selbſt bis zu den Thieren herab gilt dieſe Bemerkung. Ein Stier am Pfluge, ein Pferd am Karren, ein Hund, ſind gemeine Gegenſtände; reizen wir aber den Stier zum Kampfe, ſetzen wir das ruhige Pferd in Wuth, oder ſehen wir einen wüthenden Hund, ſo erheben ſich dieſe Thiere zu äſthetiſchen Gegenſtänden, und wir fangen an, ſie mit einem Gefühle zu betrachten, das an Vergnügen und Achtung grenzt. Der allen Menſchen gemeinſchaftliche Hang zum Leidenſchaftlichen, die Macht der ſympathetiſchen Gefühle, die uns in der Natur zum Anblick des Leidens, des Schreckens, des Entſetzens hintreibt, die in der Kunſt ſoviel Reiz für uns hat, die uns in das Schauſpielhaus lockt, die uns an den Schilderungen groſser Unglücksfälle ſoviel Geſchmack finden läſst, alles dieſs beweiſst für eine vierte Quelle von Luſt, die weder das Angenehme, noch das Gute, noch das Schöne zu erzeugen im Stand ſind.

Alle bisher angeführten Beyſpiele haben etwas objectives in der Empſindung, die ſie bey uns erregen, mit einander gemein. In allen empfangen wir eine Vorſtellung von Etwas „das entweder unſere „ſinnliche Faſſungskraft oder unſere ſinn„liche Widerſtehungskraft überſchrei„tet, oder zu überſchreiten droht, jedoch ohne dieſe Überlegenheit, biſs zur Unterdrückung jener beyden Kräfte zu treiben, und ohne die Beſtrebung zum Erkenntniſs oder zum Widerſtand in uns niederzuſchlagen. Ein Mannichfaltiges wird uns dort gegeben, welches in Einheit zuſammen zu faſſen unſer anſchauendes Vermögen bis an ſeine Grenzen treibt. Eine Kraft wird uns hier vorgeſtellt, gegen welche die unſrige verſchwindet, die wir aber doch damit zu vergleichen genöthigt werden.

Entweder iſt es ein Gegenſtand, der ſich unſerm Anſchauungsvermögen zugleich darbietet und entzieht, und das Beſtreben zur Vorſtellung weckt, ohne es Befriedigung hoffen zu laſſen, oder es iſt ein Gegenſtand, der gegen unſer Daſeyn ſelbſt feindlich aufzuſtehen ſcheint, uns gleichſam zum Kampf herausfodert und für den Ausgang beſorgt macht. Eben ſo iſt in allen angeführten Fällen die nämliche Wirkung auf das Empfindungsvermögen ſichtbar. Alle ſetzen das Gemüth in eine unruhige Bewegung und ſpannen es an. Ein gewiſſer Ernſt, der bis zur Feyerlichkeit ſteigen kann, bemächtigt ſich unſerer Seele, und indem ſich in den ſinnlichen Organen deutliche Spuren von Beängſtigung zeigen, ſinkt der nachdenkende Geiſt in ſich ſelbſt zurück, und ſcheint ſich auf ein erhöhtes Bewuſstſeyn ſeiner ſelbſtſtändigen Kraft und Würde zu ſtützen. Dieſes Bewuſstſeyn muſs ſchlechterdings überwiegend ſeyn, wenn das Groſse oder das Schreckliche einen äſthetiſchen Werth für uns haben ſoll. Weil ſich nun das Gemüth bey ſolchen

Vorſtellungen begeiſtert und über ſich ſelbſt gehoben fühlt, ſo bezeichnet man ſie mit dem Namen des Erhabenen, ob gleich den Gegenſtänden ſelbſt objektiv nichts Erhabenes zukommt, und es alſo wohl ſchicklicher wäre, ſie erhebend zu nennen.

Wenn ein Objekt erhaben heiſsen ſoll, ſo muſs es ſich unſeren ſinnlichen Vermögen entgegenſetzen. Es laſſen ſich aber überhaupt zwey verſchiedene Verhältniſſe denken, in welchen die Dinge zu unſrer Sinnlichkeit ſtehen können, und dieſen gemäſs muſs es auch zwey verſchiedene Arten des Widerſtandes geben. Entweder werden ſie als Objecte betrachtet, von denen wir uns ein Erkenntniſs verſchaffen wollen, oder ſie werden als eine Macht angeſehen, mit der wir die unſrige vergleichen. Nach dieſer Eintheilung giebt es auch zwey Gattungen des Erhabenen das Erhabene der Erkenntniſs und das Erhabene der Kraft (*)

---

*) Man ſehe die Abhandlung im dritten Band, dritten Stück der neuen Thalia.

Nun tragen aber die ſinnlichen Vermögen nichts weiter zur Erkenntniſs bey, als daſs ſie den gegebenen Stoff auffaſſen und das Mannichfaltige deſſelben im Raum und in der Zeit aneinander ſetzen. Dieſes Mannichfaltige zu unterſcheiden, und zu ſortieren iſt das Geſchäft des Verſtandes, nicht der Einbildungskraft. Für den Verſtand allein giebt es ein Verſchiedenes, für die Einbildungskraft (als Sinn) bloſs ein Gleichartiges, und es iſt alſo bloſs die Menge des Gleichartigen (die Quantität nicht die Qualität) was bey der ſinnlichen Auffaſſung der Erſcheinungen einen Unterſchied machen kann. Soll alſo das ſinnliche Vorſtellungsvermögen an einem Gegenſtand erliegen, ſo muſs dieſer Gegenſtand durch ſeine Quantität für die Einbildungskraft überſteigend ſeyn. Das Erhabene der Erkenntniſs beruht demnach auf der Zahl oder der Gröſse, und kann darum auch das mathematiſche heiſſen (*).

---

*) Siehe Kants Kritik der äſthetiſchen Urtheilskraft.

Von der äſthetiſchen Gröſsenſchätzung.

Ich kann mir von der Quantität eines Gegenſtandes vier, von einander ganz verſchiedene, Vorſtellungen machen.

Der Thurm, den ich vor mir ſehe, iſt eine Gröſse.

Er iſt zweyhundert Ellen hoch.

Er iſt hoch.

Er iſt ein hoher (erhabener) Gegenſtand.

Es leuchtet in die Augen, daſs durch jedes dieſer viererley Urtheile, welche ſich doch ſämmtlich auf die Quantität des Thurms beziehen, etwas ganz verſchiedenes ausgeſagt wird. In den beyden erſten Urtheilen wird der Thurm bloſs als ein Quantum (als eine Gröſse) in den zwey übrigen wird er als ein **magnum** (als etwas Groſses) betrachtet.

Alles, was Theile hat, iſt ein Quantum. Jede Anſchauung, jeder Verſtandesbegriff hat eine Gröſse, ſo gewiſs dieſer eine Sphäre und jene einen Innhalt hat. Die Quantität überhaupt kann alſo nicht gemeint ſeyn, wenn man von einem Gröſsenunterſchied unter den Objekten redet. Die Rede iſt hier von einer ſolchen Quantität, die einem Gegenſtande vorzugsweiſe zukommt d. h. die nicht bloſs ein *quantum* ſondern zugleich ein *magnum* iſt.

Bey jeder Gröſse denkt man ſich eine Einheit, zu welcher mehrere gleichartige Theile verbunden ſind. Soll alſo ein Unterſchied zwiſchen Gröſse und Gröſse ſtatt finden, ſo kann er nur darinn liegen, daſs in der Einen mehr, in der andern weniger Theile zur Einheit verbunden ſind, oder, daſs die Eine nur einen Theil in der andern ausmacht. Dasjenige Quantum, welches ein anderes Quantum als Theil in ſich enthält, iſt gegen dieſes Quantum ein *magnum*.

Unterſuchen, wie oft ein beſtimmtes Quantum in einem andern enthalten iſt, heiſst dieſes Quantum meſſen (wenn es ſtetig) oder es zählen (wenn es nicht ſtetig iſt). Auf die zum Maaſs genommene Einheit kommt es alſo jederzeit an, ob wir einen Gegenſtand als ein Magnum betrachten ſollen, d. h. alle Gröſse iſt ein Verhältniſsbegriff.

Gegen ihr Maaſs gehalten iſt jede Gröſse ein Magnum, und noch mehr iſt ſie es gegen das Maaſs ihres Maaſses, mit welchem verglichen dieſes ſelbſt wieder ein Magnum iſt. Aber ſo wie es herabwärts geht, geht es auch aufwärts. Jedes Magnum iſt wieder klein, ſobald wir es uns in einem andern enthalten denken, und wo gibt es hier eine Grenze, da wir jede noch ſo groſse Zahlreyhe mit ſich ſelbſt wieder multiplizieren können?

Auf dem Wege der Meſſung können wir alſo zwar auf die komparative aber nie auf die abſolute Gröſse ſtoſsen, auf diejenige nämlich, welche in keinem andern Quantum mehr enthalten ſeyn kann, ſondern alle andre Gröſsen unter ſich befaſset, Nichts würde uns ja hindern, daſs dieſelbe Verſtandeshandlung, die uns eine ſolche Gröſse lieferte, uns auch das Duplum derſelben lieferte, weil der Verſtand ſucceſſiv verfährt, und von Zahlbegriffen geleitet ſeine Syntheſe ins Unendliche fortſetzen kann. So lange ſich noch beſtimmen läſst, wie groſs ein Gegenſtand ſey, iſt er noch nicht (ſchlechthin) groſs, und kann durch dieſelbe Operation der Vergleichung zu einem ſehr kleinen herabgewürdiget werden. Dieſem nach könnte es in der Natur nur eine einzige Gröſse *per excellentiam* geben, nämlich das unendliche Ganze der Natur ſelbſt, dem aber nie eine Anſchauung entſprechen, und deſſen Syntheſis in keiner Zeit vollendet werden kann. Da ſich das Reich der Zahl nie erſchöpfen läſst, ſo müſste es der Verſtand ſeyn, der ſeine Syntheſis endigt. Er ſelbſt müſste irgend eine Einheit als höchſtes und äuſſerſtes Maaſs aufſtellen, und was darüber hinausragt, ſchlechthin für groſs erklären.

Dieſs geſchieht auch wirklich, wenn ich von dem Thurm der vor mir ſteht, ſage er ſey hoch, ohne ſeine Höhe zu beſtimmen. Ich gebe hier kein Maaſs der Vergleichung, und doch kann ich dem Thurm die abſolute Gröſse nicht zuſchreiben, da mich gar nichts hindert, ihn noch gröſser anzunehmen. Mir muſs alſo ſchon durch den bloſsen Anblick des Thurmes ein äuſſerſtes Maaſs gegeben ſeyn, und ich muſs mir einbilden können, durch meinen Ausdruck: dieſer Thurm iſt hoch, auch jedem andern dieſes äuſſerſte Maaſs vorgeſchrieben zu haben. Dieſes Maaſs liegt alſo ſchon in dem Begriffe eines Thurmes, und es iſt kein andres, als der Begriff ſeiner Gattungsgröſse.

Jedem Dinge iſt ein gewiſſes Maximum der Gröſse entweder durch ſeine Gattung (wenn es ein Werk der Natur iſt) oder (wenn es ein Werk der Freyheit iſt) durch die Schranken der ihm zu Grunde liegenden Urſache und durch ſeinen Zweck vorgeſchrieben. Bey jeder Wahrnehmung von Gegenſtänden wenden wir, mit mehr oder weniger Bewuſstſeyn, dieſes Gröſsenmaaſs an, aber unſre Empfindungen ſind ſehr verſchieden, je nachdem das Maaſs, welches wir zum Grund legen, zufälliger oder nothwendiger iſt. Überſchreitet ein Objekt den Begriff ſeiner Gattungsgröſse, ſo wird es uns gewiſſermaaſen in Verwunderung ſetzen. Wir werden überraſcht, und unſre Erfahrung erweitert ſich, aber in ſofern wir an dem Gegenſtand ſelbſt kein Intereſſe nehmen, bleibt es bloſs bey dieſem Gefühle einer übertroffenen Erwartung. Wir haben jenes Maaſs nur aus einer Reyhe von Erfahrungen abgezogen, und es iſt gar keine Nothwendigkeit vorhanden, daſs es immer zutreffen muſs. Überſchreitet hingegen ein Erzeugniſs der Freyheit den Begriff, den wir uns von den Schranken ſeiner Urſache machten, ſo werden wir ſchon eine gewiſſe Bewunderung empfinden. Es iſt hier nicht bloſs die übertroffene Erwartung, es iſt zugleich eine Entledigung von Schtanken, was uns bey einer ſolchen Erfahrung überraſcht. Dort blieb unſre

Aufmerkſamkeit bloſs bey dem Produkte ſtehen, das an ſich ſelbſt gleichgültig war; hier wird ſie auf die hervorbringende Kraft hingezogen, welche moraliſch oder doch einem moraliſchen Weſen angehörig iſt, und uns alſo nothwendig intereſſieren muſs. Dieſes Intereſſe wird in eben dem Grade ſteigen, als die Kraft, welche das wirkende Principium ausmachte, edler und wichtiger, und die Schranke, welche wir überſchritten finden, ſchwerer zu überwinden iſt. Ein Pferd von ungewöhnlicher Gröſse wird uns angenehm befremden, aber noch mehr der geſchickte und ſtarke Reiter, der es bändigt. Sehen wir ihn nun gar mit dieſem Pferd über einen breiten und tiefen Graben ſetzen, ſo erſtaunen wir, und iſt es eine feindliche Fronte, gegen welche wir ihn losſprengen ſehen, ſo geſellt ſich zu dieſem Erſtaunen Achtung, und es geht in Bewunderung über. In dem letztern Fall behandeln wir ſeine Handlung als eine dynamiſche Gröſse, und wenden unſern Begriff von menſchlicher Tapferkeit als Maaſsſtab darauf an, wo es nun darauf ankommt, wie wir uns ſelbſt fühlen, und was wir als äuſserſte Grenze der Herzhaftigkeit betrachten.

Ganz anders hingegen verhält es ſich, wenn der Gröſsenbegriff des Zwecks überſchritten wird. Hier legen wir keinen empiriſchen und zufälligen, ſondern einen rationalen und alſo nothwendigen Maaſsſtab zum Grunde, der nicht überſchritten werden kann, ohne den Zweck des Gegenſtandes zu vernichten. Die Gröſse eines Wohnhauſes iſt einzig durch ſeinen Zweck beſtimmt, die Gröſse eines Thurms kann bloſs durch die Schranken der Architektur beſtimmt ſeyn. Finde ich daher das Wohnhaus für ſeinen Zweck zu groſs, ſo muſs es mir nothwendig misfallen. Finde ich hingegen den Thurm meine Idee von Thurmeshöhen überſteigend, ſo wird er mich nur deſto mehr ergötzen. Warum? Jenes iſt ein Widerſpruch, dieſes nur eine unerwartete Übereinſtimmung mit dem was ich ſuche. Ich kann es mir ſehr wohl gefallen laſſen, daſs eine Schranke erweitert;

aber nicht, daſs eine Abſicht verfehlt wird.

Wenn ich nun von einem Gegenſtand ſchlechtweg ſage, er ſey groſs, ohne hinzuzuſetzen, wie groſs er ſey, ſo erkläre ich ihn dadurch gar nicht für etwas abſolut groſses, dem kein Maaſsſtab gewachſen iſt; ich verſchweige bloſs das Maaſs, dem ich ihn unterwerfe, in der Vorausſetzung, daſs es in ſeinem bloſsen Begriff ſchon enthalten ſey. Ich beſtimme ſeine Gröſse zwar nicht ganz, nicht gegen alle denkbaren Dinge, aber doch zum Theil, und gegen eine gewiſſe Klaſſe von Dingen, alſo doch immer objektiv und logiſch, weil ich ein Verhältniſs ausſage, und nach einem Begriffe verfahre.

Dieſer Begriff kann aber empiriſch, alſo zufällig ſeyn, und mein Urtheil wird in dieſem Fall nur ſubjektive Gültigkeit haben. Ich mache vielleicht zur Gattungsgröſse, was nur die Gröſse gewiſſer Arten iſt, ich erkenne vielleicht für eine objektive Grenſe, was nur die Grenze meines Subjektes iſt, ich lege vielleicht der Beurtheilung meinen Privatbegriff von dem Gebrauch und dem Zweck eines Dinges unter. Der Materie nach kann alſo meine Gröſsenſchätzung ganz ſubjektiv ſeyn, ob ſie gleich der Form nach objektiv d. i. wirkliche Verhältniſsbeſtimmung iſt. Der Europäer hält den Patagonen für einen Rieſen, und ſein Urtheil hat auch volle Gültigkeit bey demjenigen Völkerſtamm, von dem er ſeinen Begriff menſchlicher Gröſse entlehnte; in Patagonien hingegen wird es Widerſpruch finden. Nirgends wird man den Einfluſs ſubjektiver Gründe auf die Urtheile der Menſchen mehr gewahr, als bey ihrer Gröſsenſchätzung, ſowohl bey körperlichen als bey unkörperlichen Dingen. Jeder Menſch kann man annehmen, hat ein gewiſſes Kraft- und Tugendmaaſs in ſich, wornach er ſich bey der Gröſsenſchätzung moraliſcher Handlungen richtet. Der Geizhals wird das Geſchenk eines Guldens für eine ſehr groſse Anſtrengung ſeiner Freygebigkeit halten, wenn der

der Groſsmüthige mit der dreyfachen Summe noch zu wenig zu geben glaubt. Der Menſch von gemeinem Schlag hält ſchon das Nichtbetrügen für einen groſsen Beweis ſeiner Ehrlichkeit; ein anderer von zartem Gefühl trägt manchmal Bedenken, einen erlaubten Gewinn zu nehmen.

Obgleich in allen dieſen Fällen das Maaſs ſubjektiv iſt: ſo iſt die Meſſung ſelbſt immer objektiv; denn man darf nur das Maaſs allgemein machen, ſo wird die Gröſsenbeſtimmung allgemein eintreffen. So verhält es ſich wirklich mit den objektiven Maaſsen, die im allgemeinen Gebrauche ſind, ob ſie gleich alle einen ſubjektiven Urſprung haben, und von dem menſchlichen Körper hergenommen ſind.

Alle vergleichende Gröſsenſchätzung aber, ſie mag nun idealiſch oder körperlich, ſie mag ganz oder nur zum Theil beſtimmend ſeyn, führt nur zur relativen und niemals zur abſoluten Gröſse; denn wenn ein Gegenſtand auch wirklich das

Maaſs überſteigt, welches wir als ein höchſtes und äuſerſtes annehmen, ſo kann ja immer noch gefragt werden, um wieviel mal er es überſteige. Er iſt zwar ein Groſses gegen ſeine Gattung, aber noch nicht das Gröſstmögliche, und wenn die Schranke einmal überſchritten iſt, ſo kann ſie ins Unendliche fort überſchritten werden. Nun ſuchen wir aber die abſolute Gröſse, weil dieſe allein den Grund eines Vorzugs in ſich enthalten kann; da alle komparativen Gröſsen, als ſolche betrachtet, einander gleich ſind. Weil nichts den Verſtand nöthigen kann, in ſeinem Geſchäft ſtill zu ſtehen, ſo muſs es die Einbildungskraft ſeyn, welche demſelben eine Grenze ſetzt. Mit andern Worten: Die Gröſsenſchätzung muſs aufhören logiſch zu ſeyn, ſie muſs äſthetiſch verrichtet werden. Die ganze Form dieſes Geſchäfts muſs ſich alſo verändern.

4. Wenn ich eine Gröſse logiſch ſchätze, ſo beziehe ich ſie immer auf mein Erkenntniſsvermögen; wenn ich ſie äſthetiſch ſchä-

tze, ſo beziehe ich ſie auf mein Empfindungsvermögen. Dort erfahre ich etwas von dem Gegenſtand, hier hingegen erfahre ich bloſs an mir ſelbſt etwas, auf Veranlaſſung der vorgeſtellten Gröſse des Gegenſtandes. Dort erblicke ich etwas auſſer mir, hier etwas in mir. Ich meſſe alſo auch eigentlich nicht mehr, ich ſchätze keine Gröſse mehr, ſondern ich ſelbſt werde mir augenblicklich zu einer Gröſse, und zwar zu einer unendlichen. Derjenige Gegenſtand, der mich mir ſelbſt zu einer unendlichen Gröſse macht, heiſst erhaben.

Die Einbildungskraft, als Spontanietät des Gemüths, verrichtet bey Vorſtellung der Gröſsen ein doppeltes Geſchäft. Sie faſst erſtlich jedweden Theil des gegebenen Quantums in einem empiriſchen Bewuſstſeyn auf, welches die Apprehenſion iſt; zweytens faſst ſie die nach einander aufgefaſsten Theile in einem reinen Selbſtbewuſstſeyn zuſammen, in welchem letzten Geſchäft, der Comprehenſion, ſie ganz als reiner Verſtand wirkt. Mit jedem Theile des Quantums nämlich verbindet ſich die Vorſtellung meines Ich (empiriſches Bewuſstſeyn); und durch Reflexion über dieſe ſucceſsiv angeſtellten Syntheſen erkenne ich die Identität meines Ich in der ganzen Reyhe derſelben (reines Selbſtbewuſstſeyn): dadurch erſt wird das Quantum ein Gegenſtand für mich. Ich reyhe A an B und B an C u. ſ. f. und indem ich dieſem meinem Geſchäft gleichſam zuſehe, ſage ich mir: ſowohl in A als in B und in C bin Ich das handelnde Subjekt.

Die Auffaſſung geſchieht ſucceſſiv, und ich ergreife eine Theilvorſtellung nach der andern. Da nun nach jedem Zeitmoment ſtets wieder ein anderes folgt, und ſo fort bis ins Unendliche, ſo iſt auf dieſem Weg keine Gefahr, daſs ich nicht auch das zahlreichſte Quantum zu Ende bringen könnte. Man gebe mir bloſs Zeit, ſo ſoll keine Zahl für mich, in der Appreheniſon, überſchwenglich ſeyn. Die Zuſammenfaſſung hingegen geſchieht ſimultan, und durch die Vorſtellung der Identität meines Ichs in allen vorhergegangenen Syntheſen hebe ich die Zeitbedingung wieder auf, unter welcher ſie vor ſich gegangen waren. Alle jene verſchiedenen empiriſchen Vorſtellungen meines Ich verlieren ſich in das einzige reine Selbſtbewuſstſeyn: das Subjekt, welches in A und B und C u. ſ. f. gehandelt hat, bin Ich, das ewig identiſche Selbſt.

Für dieſe zweyte Handlung, nämlich für die Reduktion der verſchiedenen empiriſchen Apperceptionen auf das reine Selbſtbewuſstſeyn iſt es nun ganz und gar nicht gleichgültig, wie viele ſolcher empiriſcher Apperceptionen es ſind, die in das reine Selbſtbewuſstſeyn ſich auflöſen ſollen. Die Erfahrung wenigſtens lehrt: daſs die Einbildungskraft hier eine Grenze hat, wie ſchwer auch der nothwendige Grund derſelben ſich möchte auffinden laſſen. Dieſe Grenze kann in verſchiedenen Subjekten verſchieden, und vielleicht durch Übung und Anſtrengung zu erweitern ſeyn, aber nie wird ſie aufgehoben werden. Wenn das Reflexionsvermögen dieſe Grenze überſchreitet, und Vorſtellungen, welche ſchon darüber hinausliegen, in Ein Selbſtbewuſstſeyn verſammeln will, ſo verliert es eben ſoviel an Klarheit als es an Ausbreitung gewinnt. Zwiſchen dem Umfang des Ganzen einer Vorſtellung und der Deutlichkeit ihrer Theile iſt ein ewig unüberſchreitbares beſtimmtes Verhältniſs, daher wir bey jeder Aufnehmung eines groſsen Quantums in die Einbildungskraft eben ſoviel rückwärts verlieren, als wir vorwärts gewinnen, und, wenn wir nun das Ende erreicht haben, den Anfang verſchwunden ſehen.

Diejenige Anzahl von Vorſtellungen, mit welcher die Deutlichkeit der einzelnen Theile noch vollkommen beſtehen kann, wäre alſo das Maximum des menſchlichen Comprehenſionsvermögens. Es kann, und zwar ſehr beträchtlich, von der Einbildungskraft überſchritten werden, aber jederzeit auf Koſten der Deutlichkeit; und zum Nachtheile des Verſtandes, der ſich ſtreng darinn halten muſs. Weniger als *drey* kann dieſe Zahl nicht wohl ſeyn, weil der urſprüngliche Akt des Entgegenſetzens, auf dem doch alles beſtimmte Denken ruht, dieſe Dreyheit nothwendig macht. Ob es über dieſe Dreyheit hinausgehe, läſst ſich bezweifeln, und die Erfahrung liefert wenigſtens nichts, woraus es bewieſen werden könnte. Und ſo könnte denn allerdings die Zahl *drey* die heilige Zahl genannt werden, weil uns durch ſie unſer ganzer Denkkreis beſtimmt ſeyn würde.

Nach dieſem logiſchen Grundmaaſse richtet ſich nun auch das äſthetiſche, in Schätzung der Gröſsen, welches zwar nicht ganz ſo eng kann angenommen werden. Es iſt ausgemacht, daſs wir wenigſtens mehr als drey Einheiten zugleich überſehen und unterſcheiden können, wenn gleich, je weiter wir die Zuſammenfaſſung treiben, je mehr und mehr die Deutlichkeit abnimmt. Weil aber bey der Gröſsenſchätzung alle Theile als gleichartig angenommen werden, ſo iſt hier die Foderung der Deutlichkeit auch ſchon etwas weniger ſtrenge. Wir werden vielleicht mit einem Blick zwanzig Perſonen überſehen können, aber mehr als drey darunter in Einem Zeitmoment zu erkennen wird ſchwer ſeyn. Überhaupt müſſen wir uns hier in Acht nehmen, daſs wir das nicht für ſimultan halten, was bloſs eine ſchnelle Succeſsion iſt. Die Rapidität, womit der Verſtand aus dreymal drey Neune macht, läſst uns nicht mehr unterſcheiden, ob dieſe Neun Einheiten auf einmal oder in einer Folge von drey Momenten vor unſerer Seele ſchweben. Wir bilden uns oft ein, mit dem Sinn zu faſſen, wo wir bloſs mit dem Verſtande begreifen. Aber wir dürfen nur das Experiment machen, ob das, was wir bey einer geſchickten Anordnung auf einmal überſehen, auch noch dann, wenn es in Unordnung iſt, dieſe Wirkung thut. Eintheilung und Ordnung können nur den Verſtand, aber nie die Einbildungskraft, unterſtützen; was wir alſo nur unter dieſer Bedingung leicht überſehen, das haben wir nicht auf einmal angeſchaut, ſondern gezählt oder gemeſſen.

Dieſes durch die Schranken unſers Subjekts beſtimmte Maximum der Comprehenſion iſt es, was uns bey aller Gröſsenſchätzung, auch der mathematiſchen, als letztes Grundmaaſs leitet. Weil jede Gröſse nur komparativ zu beſtimmen iſt, ſo würde es dem Verſtand ohne ein ſolches äuſerſtes Grundmaaſs an einem feſten Punkte fehlen, auf welchem er zuletzt nothwendig ruhen muſs, um nur irgend eine Gröſse beſtimmen zu können. Nach dieſem ſubjektiven Grundmaaſse nun wird jedes Quantum in der Natur geſchätzt, und die Einerleyheit deſſelben in allen Menſchen iſt auch allein Urſache, daſs in den Urtheilen der Menſchen über Gröſse eine Übereinſtimmung ſtatt finden kann. Würde dieſes Grundmaaſs erweitert, ſo würden alle Gegenſtände, wenigſtens äſthetiſch, in ein anderes Gröſsenverhältniſs zu uns treten, Berechnungen, die jetzt nur diſkurſie nach Begriffen von Statten gehen, würden das Werk eines Blickes ſeyn, und Objekte die uns jetzt durch Erhabenheit rühren, würden ihren ganzen Zauber ablegen, und in der gemeinen Klaſſe verſchwinden.

Man nehme einſtweilen an, daſs dieſes Maximum der ſinnlichen Zuſammenfaſſung zehen ſey. Zehen Einheiten kann alſo die Einbildungskraft in Eine begreifen, ohne daſs eine einzige darunter fehle. Nun ſind aber in einer gegebenen Gröſse tauſend ſolcher Einheiten enthalten, und das ganze tauſend ſoll in das Bewuſstſeyn aufgenommen werden. Das Quantum zu apprehendiren, d. h. jede dieſer tauſend Einheiten ins Bewuſstſeyn einzeln aufzunehmen, hat ganz und gar keine Schwierigkeit, weil dazu nichts als Zeit erfodert wird; aber es zu comprehendieren, d. h. das in allen dieſen tauſend vorgeſtellten Einheiten zerſtreute Bewuſstſeyn als identiſch zu erkennen, tauſend verſchiedene Apperceptionen in einer einzigen zu begreifen, das iſt die ſchwere Aufgabe, die gelöſst werden ſoll. Nun giebt es dazu keinen andern Ausweg, als dieſen, dieſe tauſend Einheiten auf zehen zu reducieren, weil zehen das höchſte iſt, was die Einbildungskraft zuſammen faſſen kann.

Wie können aber tauſend Einheiten durch zehen repräſentiert werden? Nicht anders als durch Begriffe, welche die einzigen und beſtändigen Repräſentanten der Anſchauungen ſind. Die Einbildungskraft legt alſo ihr intuitives Geſchäft nieder, und der Verſtand fängt ſein diſkurſives (hier eigentlich ſymboliſches) an. Die Zahl muſs aushelfen, wo die Anſchauung nicht mehr zureicht, und der Gedanke ſich unterwerfen, worüber der Blick nicht mehr Meiſter werden kann.

Aus jenen zehen Einheiten, welche das Maximum ſinnlicher Zuſammenfaſſung ſind, bildet der Verſtand eine neue logiſche Einheit, den Zahlbegriff 10. Nun kann aber, wie wir annehmen, die Einbildungskraft zehen Einheiten zugleich zuſammenfaſſen; jener Zahlbegriff 10, als Einheit gedacht, kann alſo, zehenmal genommen, in Eine Intuition der Einbildungskraft zuſammenflieſsen. Freilich werden jene logiſchen Einheiten, die der Verſtand bildet, in dieſer zweyten Comprehenſion nicht als Vielheiten ſondern als Einheiten aufgenommen, und die zehen Einheiten, welche jede derſelben in ſich begreift, kommen einzeln nicht mehr in Betrachtung. Bloſs der Begriff als Repräſentant gilt, und das repräſentierte verliert ſich in Dunkelheit oder verſchwindet. Dieſe zehen logiſche Einheiten faſst nun der Verſtand in eine neue Einheit, die Zahl 100 zuſammen, welche, zehenmal wiederhohlt, von der Einbildungskraft abermals zugleich vorgeſtellt werden kann, und die Zahl 1000 giebt, die das gegebene Quantum vollſtändig ausmiſst. Bey dieſem dritten Akt der Comprehenſion müſſen nun jene urſprünglichen Einheiten noch weit mehr erlöſchen, weil ſelbſt ihre unmittelbaren Repräſentanten, die Zahlbegriffe zehen durch andere repräſentirt worden ſind, und ſelbſt in Dunkelheit verſchwinden.

Bey dieſer ganzen Operation hat die Einbildungskraft das Maaſs ihrer Zuſammenfaſſung keineswegs erweitert, und es war immer nur daſſelbe Quantum von zehen Einheiten, welches ihr in Einem Zeitmoment vorſchwebte. Dadurch aber, daſs der Verſtand, in drey ſucceſsiven Operationen, jene ſinnlichen Einheiten mit logiſchen austauſchte, und dieſe immer wieder unter andere und höhere logiſche brachte, unterwarf er der Einbildungskraft das ganze Quantum jener 1000, und verbarg ihr auf dieſe Art ihre äſthetiſche Armuht in einem logiſchen Reichthum.

Um jedoch zu wiſſen, daſs man nicht zehen ſondern tauſend zählt, und daſs jede der letzten zehen Einheiten hundert andere in ſich faſst, muſs das Gemüth ſich mit Schnelligkeit der vorhergegangenen Syntheſen erinnern, durch welche es dieſe Einheiten erzeugt. Wenigſtens eine dunkle

Intuition des Gehaltes, der in dieſen Zahlbegriffen liegt, muſs die fortſchreitende Syntheſis begleiten, wie auch jeder, der ſich beym Rechnen beobachtet, in ſich wahr nehmen kann. Nur kann es nicht fehlen, daſs je mehr die Zahlbegriffe wachſen, das Verfahren des Gemüths immer mehr logiſch werden, und die Anſchaulichkeit abnehmen muſs; daher es auch kommt, daſs uns die höchſten Zahlbegriffe zuletzt weit weniger ſagen, als die niedrigern, weil wir mit dieſen doch noch einen Gehalt verbinden. Um von dem Begriff einer Million Goldſtücke gerührt zu werden, muſs man ſich wenigſtens dunkel erinnern, was für ein groſser Gehalt ſchon in der Zahl tauſend liegt, und wieviele Scheidemünzen ſchon ein einzelnes Goldſtück enthalte.

e) Ein Regiment von 2000 Mann, ſtehe in langer Fronte, drey Mann hoch da, und von der Gröſse deſſelben wollen wir uns ſchnell eine Vorſtellung machen. Ich will zu Erleichterung der Überſicht annehmen, daſs alles nach der Decadik geſtellt ſey. Ein kleiner Abſchnitt a ſoll alſo nach jedem 10, und ein gröſserer aa nach jedem 100 angebracht ſeyn, und unſer Auge ſoll durch die ganze Länge der Fronte tragen. Den erſten Abſchnitt bis a werden wir alſo, der Annahme gemäſs, in Einem ſimultanen Blick überſehen, worinn noch jeder einzelne Mann unterſchieden werden kann. Dieſer Abſchnitt nun iſt zugleich eine Einheit für den reflektirenden Verſtand; und wenn alſo der Blick an zehen ſolchen Abſchnitten hinunter gegleitet iſt, und die Einbildungskraft ihre Comprehenſion zehenmal nach einander verrichtet hat, ſo verſucht der Verſtand abermals, ſich die Identität des Bewuſstſeyns in dieſen zehen Comprehenſionen zu denken, d. h. aus dieſen zehen logiſchen Einheiten eine neue zu machen. Es gelingt ihm auch, aber auf Koſten der erſten Intuition, welche in demſelben Verhältniſs ihre Theile verbirgt, als ſie ſich ſelbſt, in den Theil eines andern Ganzen verwandelt. So wie die ſucceſſiven Zuſammenfaſſungen durch den reflektirenden Verſtand ſimultan gemacht werden, ſo verlieren die ſimultanen Intuitionen der Einbildungskraft ihre Deutlichkeit, und ſchweben nun bloſs noch als Maſſen vor der Seele. Wird nun dieſe Syntheſis noch höher geſteigert, und aus den erzeugten Einheiten wieder neue erzeugt, ſo verſchwindet das einzelne ganz, und die ganze Fronte verliert ſich bloſs in eine ſtetige Länge, worinn ſich nicht einmal mehr ein Abſchnitt, vielweniger ein einzelner Kopf unterſcheiden läſst. Es ergiebt ſich alſo daraus, daſs die Deutlichkeit der Intuition immer nur in eine beſtimmte Zahl eingeſchloſſen bleibt, daſs bey allem diſkurſiven Fortſchritt des Verſtandes die Einbildungskraft ihren realen Reichthum (was die Simultaneität der Anſchauung betrift) niemals erweitert, und daſs, wenn auch die Berechnung in Millionen geht, immer nur eine beſtimmte Zahl darinn die herrſchende ſeyn wird, in welcher die übrigen gleichſam untergehn. Will man nun von einem groſsen Quantum einen äſthetiſchen Eindruck erhalten, ſo muſs man die urſprünglichen Einheiten

aus

aus dem ſie repräſentierenden Begriff ſchnell wieder herzuſtellen ſuchen, welches in dem angeführten Fall z. B. dadurch geſchehen wird, daſs man immer den erſten Abſchnitt in dem Auge zu behalten ſucht, während daſs man an der ganzen Fronte hinter ſiehet.

Eben hier aber, bey dieſem Verſuche der Einbildungskraft, die Sinnlichkeit der Vorſtellung aus der logiſchen Repräſentation durch Zahlbegriffe wieder herzuſtellen, und ſo die Länge mit der Breite, die Simultaneität mit der Succeſſion in Eine Intuition zu begreifen, kommt die Grenze dieſes Vermögens, zugleich aber auch die Stärke eines andern an das Licht, durch welche letztere Entdeckung uns jener Mangel überwiegend erſetzt wird.

Die Vernunft dringt, ihren nothwendigen Geſetzen nach, auf abſolute Totalität der Anſchauung, und ohne ſich durch die nothwendige Begrenzung der Einbildungskraft abweiſen zu laſſen, fordert ſie von für eine vollſtändige Comprehenſion aller Theile des gegebenen Quantums in eine ſimultane Vorſtellung. Die Einbildungskraft wird alſo genöthigt, das ganze Maaſs ihres comprehenſiven Vermögens auszubieten; aber weil ſie mit dieſer Aufgabe dennoch nicht zu Ende kommen, dennoch aller Anſtrengung ungeachtet ihren Kreis nicht erweitern kann, ſinkt ſie erſchöpft in ſich ſelbſt zurück, und der ſinnliche Menſch empfindet mit peinlicher Unruhe ſeine Schranken.

Aber iſt es eine äuſſere Gewalt, die ihm dieſe Erfahrung ſeiner Schranken giebt? Iſt der unmeſsbare Ocean, oder der ſternenbeſäete unendliche Himmel Schuld, daſs ich mir meiner Ohnmacht bey Darſtellung ihrer Gröſse bewuſst werde? Woher weiſs ich denn, daſs ſie für meine Darſtellung überſchwengliche Gröſsen ſind, und daſs ich mir keine Totalität ihres Bildes verſchaffen kann? Weiſs ich es etwa von dieſen Objekten, daſs ſie ein Ganzes der Vorſtellung ausmachen ſollten; ich könnte dies ja nicht anders als durch meine Vorſtellung von ihnen wiſſen, und doch wird vorausgeſetzt, daſs ich mir dieſelbe nicht als ein Ganzes vorſtellen kann? Sie ſind mir alſo nicht gegeben als ein Ganzes, und ich ſelbſt bin es, der den Begriff der Totalität zuerſt in ſie hineinlegt. Ich habe alſo dieſen Begriff ſchon in mir, und ich ſelbſt, das denkende Weſen, bin es, an dem ich, das darſtellende Weſen, erliege. Ich erfahre zwar bey Betrachtung dieſer groſsen Gegenſtände meine Ohnmacht, aber ich erfahre ſie durch meine Kraft. Ich bin nicht durch die Natur, ich bin durch mich ſelbſt überwunden.

Indem ich alle einzelnen Theile eines aufgefaſsten Quantums zumal zuſammenfaſſen will, was will ich eigentlich thun? Ich will die Identität meines Selbſtbewuſstſeyns in allen dieſen Theilvorſtellungen erkennen, ich will in allen mich Selbſt finden. Ich will zu mir ſagen: „Alle dieſe Theile ſind vorgeſtellt worden durch mich, das immer einerley bleibende Subjekt.„

Man muſs ſich wohl erinnern, daſs die Vernunft immer nur Zuſammenfaſſung derjenigen Theile fordert, die ſchon aufgefaſst, alſo ſchon im empiriſchen Bewuſstſeyn vorgeſtellt ſind; denn nur alsdann fängt eine Gröſse an mich zu rühren, wenn ich ſie mit meiner Einbildungskraft durchlaufen, alſo ihre Theile aufgefaſst habe, aber ſie nicht zuſammen faſſen kann.

[illegible]

Ich will alſo Vorſtellungen, die ich ſchon gehabt, in eine einzige auflöſen, und dieſes kann ich nicht, und peinlich empfinde ich, daſs ich es nicht kann. Um aber zu empfinden, daſs ich eine Forderung nicht erfüllen kann, muſs ich zugleich die Vorſtellung dieſer Forderung und die meines Unvermögens haben. Dieſe Forderung aber iſt hier: Allheit der Theile in der Comprehenſion, oder Einheit meines Ichs in einer gewiſſen Reyhe von Veränderungen meines Ichs. Ich muſs mir alſo vorſtellen, daſs ich die Einheit meines Ichs in allen dieſen Veränderungen nicht zur Vorſtellung bringen kann; aber eben dadurch ſtelle ich mir ja dieſelbe vor. Eben dadurch denke ich mir ja ſchon die Totalität der ganzen Reyhe, daſs ich ſie denken *will*, da ich nichts wollen kann, als wovon ich ſchon eine Vorſtellung habe. Ich trage alſo ſchon dieſe Allheit in mir die ich darzuſtellen ſuche, eben weil ich ſie darzuſtellen ſuche. Das Groſse alſo iſt in mir, nicht auſser mir. Es iſt mein ewig identiſches, in jedem Wechſel beſtehendes, in jeder Verwandlung ſich ſelbſt wiederfindendes Subjekt. Ich kann die Auffaſſung ins Unendliche fortſetzen: heiſst alſo nichts anders, als in unendlichen Veränderungen meines Bewuſstſeyns iſt mein Bewuſstſeyn identiſch, die ganze Unendlichkeit liegt in der Einheit meines Ichs.

Dieſe Auflöſung läſst ſich noch in eine andere Formel faſſen. Bey allen Vorſtellungen von Objekten, mithin auch der Gröſse, iſt das Gemüth nie bloſs das, was *beſtimmt wird*, ſondern es iſt immer zugleich das, was *beſtimmt*. Es iſt zwar das Objekt welches mich verändert, aber

Ich, das vorſtellende Subjekt, bin es, der das Objekt zum Objekte macht, und durch ſein Produkt alſo ſich ſelbſt verändert. In allen dieſen Veränderungen aber muſs etwas ſeyn, was ſich nicht verändert, und dieſes ewig unwandelbare Principium iſt eben das reine und identiſche Ich, der Grund der Möglichkeit aller Objekte, in ſofern ſie vorgeſtellt werden. Was alſo nur immer in den Vorſtellungen Groſses liegt, liegt in uns, die wir dieſe Vorſtellungen erzeugen. Welches Geſetz uns auch für unſer Denken oder Handeln gegeben werden mag, es wird uns gegeben durch uns; und auch wenn wir als ſinnlich beſchränkte Weſen es unerfüllt laſſen müſſen wie hier im theoretiſchen das Geſetz der Totalität in der Gröſsendarſtellung, oder wenn wir als freye Weſen mit Willen es brechen, wie das Geſetz der Sitten im praktiſchen, ſo ſind wir es doch immer, die es aufgeſtellt haben. Ich mag alſo in der ſchwindelnden Vorſtellung des allgegenwärtigen Raums, oder der nimmerendenden Zeit mich verlieren, oder ich mag in der Vorſtellung der abſoluten Vollkommenheit meine eigene Nichtigkeit fühlen — *ich* ſelbſt bin es doch nur, der dem Raum ſeine unendliche Weite und der Zeit ihre ewige Länge giebt, ich ſelbſt bin es, der die Idee des Allheiligen in ſich trägt, weil ich ſie aufſtelle, und die Gottheit, die ich mir vorſtelle, iſt meine Schöpfung, ſo gewiſs *mein* Gedanke der meinige iſt.

Das erhabene der Gröſse iſt alſo keine objektive Eigenſchaft des Gegenſtandes, dem es beygelegt wird; es iſt bloſs die Wirkung unſers eigenen Subjekts auf Veranlaſſung jenes Gegenſtandes. Es entſpringt *eines Theils* aus dem vorgeſtellten Unvermögen der Einbildungskraft, die, von der Vernunft als Foderung aufgeſtellte Totalität in Darſtellung der Gröſse zu erreichen, *andern Theils* aus dem vorgeſtellten Vermögen der Vernunft, eine ſolche Foderung aufſtellen zu können. Auf das erſte gründet ſich die *zurückſtoſsende*, auf das zweyte die *anziehende* Kraft des Groſsen und des Sinnlich-unendlichen.

Obgleich aber das Erhabene eine Erſcheinung iſt, welche erſt in unſerm Subjekt erzeugt wird, ſo muſs doch in den Objekten ſelbſt der Grund enthalten ſeyn, warum gerade nur dieſe und keine andern Objekte uns zu dieſem Gebrauch Anlaſs geben. Und weil wir ferner bey unſerm Urtheil das Prädikat des Erhabenen in den Gegenſtand legen; (wodurch wir andeuten, daſs wir dieſe Verbindung nicht bloſs willkührlich vornehmen, ſondern dadurch ein Geſetz für Jedermann aufzuſtellen meynen) ſo muſs in unſerm Subjekt ein nothwendiger Grund enthalten ſeyn, warum wir von einer gewiſſen Klaſſe von Gegenſtänden gerade dieſen und keinen andern Gebrauch machen.

Es giebt demnach innere und giebt äuſſere nothwendige Bedingungen des Mathematiſch-Erhabenen. Zu jenen gehört ein gewiſſes beſtimmtes Verhältniſs zwiſchen Vernunft und Einbildungskraft, zu dieſen ein beſtimmtes Verhältniſs des angeſchauten Gegenſtandes zu unſerm äſthetiſchen Gröſsenmaaſs.

Sowohl die Einbildungskraft als die Vernunft müſſen ſich mit einem gewiſſen Grad von Stärke äuſſern, wenn das Groſse uns rühren ſoll. Von der Einbildungskraft wird verlangt, daſs ſie ihr ganzes Comprehenſionsvermögen zu Darſtellung der Idee des Abſoluten aufbiete, worauf die Vernunft unnachlaſslich dringt. Iſt die Phantaſie unthätig und träge, oder geht die Tendenz des Gemüths mehr auf Begriffe als auf Anſchauungen, ſo bleibt auch der erhabenſte Gegenſtand bloſs ein logiſches Objekt, und wird gar nicht vor das äſthetiſche Forum gezogen. Dieſs iſt der Grund, warum Menſchen von überwiegender Stärke des analytiſchen Verſtandes für das äſthetiſch groſse ſelten viel Empfänglichkeit zeigen. Ihre Einbildungskraft iſt entweder nicht lebhaft genug, ſich auf Darſtellung des Abſoluten der Vernunft auch nur einzulaſſen, oder ihr Verſtand zu geſchäftig, den Gegenſtand ſich zuzueignen, und ihn aus dem Felde der Intuition in ſein diſkurſives Gebiet hinüber zu ſpielen.

Ohne eine gewiſſe Stärke der Phantaſie wird der groſse Gegenſtand gar nicht äſthetiſch, ohne eine gewiſſe Stärke der Vernunft hingegen wird der äſthetiſche nicht erhaben. Die Idee des Abſoluten erfodert ſchon eine mehr als gewöhnliche Entwicklung des höhern Vernunftvermögens, einen gewiſſen Reichthum an Ideen, und eine genauere Bekanntſchaft des Menſchen mit ſeinem edelſten Selbſt. Weſſen Vernunft noch gar keine Ausbildung empfangen hat, der wird von dem Groſsen der Sinne nie einen überſinnlichen Gebrauch zu machen wiſſen. Die Vernunft wird ſich in das Geſchäft gar nicht miſchen, und es wird der Einbildungskraft allein oder dem Verſtand allein überlaſſen bleiben. Die Einbildungskraft für ſich ſelbſt iſt aber weit entfernt, ſich auf eine Zuſammenfaſſung einzulaſſen, die ihr peinlich wird. Sie begnügt ſich alſo mit der bloſsen Auffaſſung und es fällt ihr gar nicht ein ihren Darſtellungen Allheit geben zu wollen. Daher die ſtupide Unempfindlichkeit, mit der der Wilde im Schooſs der erhabenſten Natur und mitten unter den Symbolen des Unendlichen wohnen kann, ohne dadurch aus ſeinem thieriſchen Schlummer geweckt zu werden, ohne auch nur von weitem den groſsen Naturgeiſt zu ahnden, der aus dem Sinnlich Unermeſslichen zu einer fühlenden Seele ſpricht.

Was der rohe Wilde mit dummer Gefühlloſigkeit anſtarrt, das flieht der entnervte Weichling als einen Gegenſtand des Grauens, der ihm nicht ſeine Kraft nur ſeine Ohnmacht zeigt Sein enges Herz fühlt ſich von groſsen Vorſtellungen peinlich auseinander geſpannt. Seine Phantaſie iſt zwar reizbar genug, ſich an der Darſtellung des Sinnlich Unendlichen zu verſuchen, aber ſeine Vernunft nicht ſelbſtſtändig genug, dieſes Unternehmen mit Erfolge zu endigen. Er will es erklimmen, aber auf halbem Wege ſinkt er ermattet hin. Er kämpft mit dem furchtbaren Genius, aber nur mit irdiſchen, nicht mit unſterblichen Waffen. Dieſer Schwäche ſich bewuſst entzieht er ſich lieber einem Anblick, der ihn niederſchlägt, und ſucht Hülfe bey der Tröſterinn aller Schwachen, der Regel. Kann er ſich ſelbſt nicht aufrichten zu dem Groſsen der Natur, ſo muſs die Natur zu ſeiner kleinen Faſſungskraft herunter ſteigen. Ihre kühnen Formen muſs ſie mit künſtlichen vertauſchen, die ihr fremd aber ſeinem verzärtelten Sinne Bedürfniſs ſind. Ihren Willen muſs ſie ſeinem eiſernen Joch unterwerfen, und in die Feſſeln mathematiſcher Regelmäſsigkeit ſich ſchmiegen. So entſteht der ehemalige franzöſiſche Geſchmack in Gärten, der endlich faſt allgemein dem engliſchen gewichen iſt, aber ohne dadurch dem wahren Geſchmack, merklich näher zu kommen. Denn der Charakter der Natur iſt eben ſo wenig bloſse Mannichfaltigkeit als Einförmigkeit. Ihr geſetzter ruhiger Ernſt verträgt ſich eben ſo wenig mit dieſen ſchnellen und leichtſinnigen Übergängen, mit welchen man ſie in dem neuen Gartengeſchmack von einer Dekoration zur andern hinüber hüpfen läſst. Sie legt, indem ſie ſich verwandelt, ihre harmoniſche Einheit nicht ab, in beſcheidener Einfalt verbirgt ſie ihre Fülle, und auch in der üppigſten Freyheit ſehen wir ſie das Geſetz der Stetigkeit ehren *).

Zu den objektiven Bedingungen des Mathematiſch-Erhabenen gehört fürs erſte, daſs der Gegenſtand, den wir dafür erkennen ſollen, ein Ganzes ausmache und alſo Einheit zeige; fürs zweyte, daſs er uns das höchſte ſinnliche Maaſs, womit wir alle Gröſsen zu meſſen pflegen, völlig

---

*) Die Gartenkunſt und die dramatiſche Dichtkunſt haben in neuern Zeiten ziemlich daſſelbe Schickſal und zwar bey denſelben Nationen, gehabt. Dieſelbe Tyranney der Regel in den franzöſiſchen Gärten und in den franzöſiſchen Tragödien; dieſelbe bunte und wilde Regelloſigkeit in den Parks der Engländer und in ihrem Shakeſpear; und ſo wie der deutſche Geſchmack von jeher das Geſetz von den Ausländern empfangen, ſo muſste er auch in dieſem Stück zwiſchen jenen beiden Extremen hin und her ſchwanken.

unbrauchbar mache. Ohne das erſte würde die Einbildungskraſt gar nicht aufgefodert werden, eine Darſtellung ſeiner Totalität zu verſuchen, ohne das zweyte würde ihr dieſer Verſuch nicht verunglücken können.

Der Horizont übertrift jede Gröſse die uns irgend vor Augen kommen kann, denn alle Raumgröſsen müſſen ja in demſelben liegen. Nichts deſtoweniger bemerken wir, daſs oft ein einziger Berg, der ſich darinn erhebt, uns einen weit ſtärkern Eindruck des Erhabenen zu geben im Stand iſt, als der ganze Geſichtskreis, der nicht nur dieſen Berg, ſondern noch tauſend andere Gröſsen in ſich befaſst. Das kommt daher, weil uns der Horizont nicht als ein einziges Objekt erſcheint, und wir alſo nicht eingeladen werden, ihn in ein Ganzes der Darſtellung zuſammen zu faſſen. Entfernt man aber aus dem Horizont alle Gegenſtände, welche den Blick insbeſondere auf ſich ziehen, denkt man ſich auf eine weite und ununterbrochene Ebene oder auf die offenbare See, ſo wird der Horizont ſelbſt zu einem Objekt, und zwar zu dem erhabenſten, was dem Aug je erſcheinen kann. Die Kreisſigur des Horizonts trägt zu dieſem Eindruck beſonders viel bey, weil ſie an ſich ſelbſt ſo leicht zu faſſen iſt, und die Einbildungskraft ſich um ſo weniger erwehren kann, die Vollendung derſelben zu verſuchen.

Der äſthetiſche Eindruck der Gröſse beruht aber darauf, daſs die Einbildungskraft die Totalität der Darſtellung an dem gegebenen Gegenſtande fruchtlos verſucht, und dieſs kann nur dadurch geſchehen, daſs das höchſte Gröſsenmaaſs, welches ſie auf einmal deutlich faſſen kann, ſoviehmal zu ſich ſelbſt addiert, als der Verſtand deutlich zuſammen denken kann, für den Gegenſtand zu klein iſt. Daraus aber ſcheint zu folgen, daſs Gegenſtände von gleicher Gröſse auch einen gleich erhabenen Eindruck machen müſsten, und daſs der mindergroſse dieſen Eindruck weniger werde hervor bringen können, wogegen doch die Erfahrung ſpricht. Denn nach dieſer erſcheint der Theil nicht ſelten erhabener als das Ganze, der Berg oder der Thurm erhabener als der Himmel in dem er hinaufragt, der Fels erhabener als das Meer, deſſen Wellen ihn umſpühlen. Man muſs ſich aber hier der vorhin erwähnten Bedingung erinnern, vermöge welcher der äſthetiſche Eindruck nur dann erfolgt, wenn ſich die Imagination auf Allheit des Gegenſtandes einläſst. Unterläſst ſie dieſes bey dem weit gröſseren Gegenſtand, und beobachtet es hingegen bey dem Mindergroſsen, ſo kann ſie von dem letztern äſthetiſch gerührt, und doch gegen den erſten unempfindlich ſeyn. Denkt ſie ſich aber dieſen als eine Gröſse, ſo denkt ſie ihn zugleich als Einheit, und dann muſs er nothwendig einen verhältniſsmäſsig ſtärkeren Eindruck machen, als er jenen an Gröſse übertrift.

Alle ſinnliche Gröſsen ſind entweder im Raum (ausgedehnte Gröſsen) oder in der Zeit (Zahlgröſsen). Ob nun gleich jede de ausgedehnte Gröſse zugleich eine Zahlgröſse iſt, (weil wir auch das im Raum gegebene in der Zeit auffaſſen müſſen) ſo iſt dennoch die Zahlgröſse ſelbſt nur in ſofern als ich ſie in eine Raumgröſse verwandle, erhaben. Die Entfernung der Erde vom Sirius iſt zwar ein ungeheures Quantum in der Zeit, und wenn ich ſie in Allheit begreifen will, für meine Phantaſie überſchwenglich; aber ich laſſe mich auch nimmermehr darauf ein, dieſe Zeitgröſse anzuſchauen, ſondern helfe mir durch Zahlen, und nur alsdann, wenn ich mich erinnere, daſs die höchſte Raumgröſse, die ich in Einheit zuſammen faſſen kann, z. B. ein Gebirge dennoch ein viel zu kleines und ganz unbrauchbares Maaſs für dieſe Entfernung iſt, erhalte ich den erhabenen Eindruck. Das Maaſs für dieſelbe nehme ich alſo doch von ausgedehnten Gröſsen, und auf das Maaſs kommt es ja eben an, ob ein Objekt uns groſs erſcheinen ſoll.

Das Groſse im Raum zeigt ſich entweder in Längen oder in Höhen, (wozu auch die Tiefen gehören: denn die Tiefe iſt nur eine Höhe unter uns, ſo wie die Höhe eine Tiefe über uns genannt werden kann. Daher die Lateiniſchen Dichter auch keinen Anſtand nehmen, den Ausdruck *profundus* auch von Höhen zu gebrauchen:

> ni faceret, maria ac terras coelumque profundum
> quippe ferant rapidi ſecum. —

Höhen erſcheinen durchaus erhabener, als gleich groſse Längen, wovon der Grund zum Theil darinn liegt, daſs ſich das dynamiſcherhabene mit dem Anblick der erſtern verbindet. Eine bloſse Länge, wie unabſehlich ſie auch ſey, hat gar nichts furchtbares an ſich, wohl aber eine Höhe, weil wir von dieſer herab ſtürzen können. Aus demſelben Grund iſt eine Tiefe noch erhabener als eine Höhe, weil die Idee des Furchtbaren ſie unmittelbarer begleitet. Soll eine groſse Höhe ſchreckhaſt für uns ſeyn, ſo müſſen wir uns erſt hinaufdenken, und ſie alſo in eine Tiefe verwandeln. Man kann dieſe Erfahrung leicht machen, wenn man einen mit blau untermiſchten bewölkten Himmel in einem Brunnen oder ſonſt in einem dunkeln Waſſer betrachtet, wo ſeine unendliche Tiefe einen ungleich ſchauerlicheren Anblick als ſeine Höhe giebt. Daſſelbe geſchieht in noch höherem Grade, wenn man ihn rücklings betrachtet, als wodurch er gleichfalls zu einer Tiefe wird, und, weil er das einzige Objekt iſt, das in das Auge fällt, unſre Einbildungskraft zu Darſtellung ſeiner Totalität unwiderſtehlich nöthigt. Höhen und Tiefen wirken nämlich auch ſchon deſswegen ſtärker auf uns, weil die Schätzung ihrer Gröſse durch keine Vergleichung geſchwächt wird. Eine Länge hat an dem Horizont immer einen Maaſsſtab, unter welchem ſie verliert, denn ſoweit ſich eine Länge erſtreckt, ſoweit erſtreckt ſich auch der Himmel. Zwar iſt auch das höchſte Gebirge gegen die Höhe des Himmels klein, aber das lehrt bloſs der Verſtand nicht das Auge, und es iſt nicht der Himmel, der durch ſeine Höhe die Berge niedrig macht, ſondern die Berge ſind es, die durch ihre Gröſse die Höhe des Himmels zeigen.

Es iſt daher nicht bloſs eine optiſch richtige, ſondern auch eine ſymboliſch wahre Vorſtellung, wenn es heiſst, daſs der Atlas den Himmel ſtütze. So wie nämlich der Himmel ſelbſt auf dem Atlas zu ruhen ſcheint, ſo ruht unſere Vorſtellung von der Höhe des Himmels auf der Höhe des Atlas. Der Berg trägt alſo in figürlichem Sinne, wirklich den Himmel, denn er hält denſelben für unſre ſinnliche Vorſtellung in der Höhe. Ohne den Berg würde der Himmel fallen, d. h. er würde optiſch von ſeiner Höhe ſinken und erniedriget werden.

S.

Die Fortſetzung folgt.

II.

Fragment
von
Hyperion.

Es giebt zwey Ideale unſeres Daſeyns: einen Zuſtand der höchſten Einfalt, wo unſre Bedürfniſſe mit ſich ſelbſt, und mit unſern Kräften, und mit allem, womit wir in Verbindung ſtehen, durch die bloſse Organiſation der Natur, ohne unſer Zuthun, gegenſeitig zuſammenſtimmen, und einen Zuſtand der höchſten Bildung, wo daſſelbe ſtatt finden würde bey unendlich vervielfältigten und verſtärkten Bedürfniſſen und Kräften, durch die Organiſation, die wir uns ſelbſt zu geben im Stande ſind. Die exzentriſche Bahn, die der Menſch, im Allgemeinen und Einzelnen, von einem Punkte (der mehr oder weniger reinen Einfalt) zum andern (der mehr oder weniger vollendeten Bildung) durchläuft, ſcheint ſich, nach ihren weſentlichen Richtungen, immer gleich zu ſeyn.

Einige von dieſen ſollten, nebſt ihrer Zurechtweiſung, in den Briefen, wovon die folgenden ein Bruchſtück ſind, dargeſtellt werden.

Der Menſch möchte gerne in allem und über allem ſeyn, und die Sentenz in der Grabſchrift des Lojola:

non coerceri maximo, contineri tamen a minimo

kann eben ſo die alles begehrende, alles unterjochende gefährliche Seite des Menſchen, als den höchſten und ſchönſten ihm erreichbaren Zuſtand bezeichnen. In welchem Sinne ſie für jeden gelten ſoll, muſs ſein freier Wille entſcheiden.

Zante.

Ich will nun wieder in mein Jonien zurück: umſonſt hab' ich mein Vaterland verlaſſen, und *Wahrheit geſucht*.

Wie konnten auch Worte meiner durſtenden Seele genügen?

Worte fand' ich überall; Wolken, und keine Juno.

Ich haſſe ſie, wie den Tod, alle die armſeeligen Mitteldinge von Etwas und Nichts. Meine ganze Seele ſträubt ſich gegen das Weſenloſe.

Was mir nicht Alles, und ewig Alles iſt, iſt mir Nichts.

Mein Bellarmin! wo finden wir das Eine, das uns Ruhe giebt, Ruhe? Wo tönt ſie uns einmal wieder, die Melodie unſers Herzens in den ſeeligen Tagen der Kindheit?

Ach! einſt ſucht' ich ſie in *Verbrüderung mit Menſchen*. Es war mir, als ſollte die Armuth unſers Weſens Reichthum werden, wenn nur ein Paar ſolcher Armen Ein Herz, Ein unzertrennbares Leben würden, als beſtände der ganze Schmerz unſers Daſeyns nur in der Trennung von dem, was zuſammengehörte.

Mit Freud' und Wehmuth denk' ich daran, wie mein ganzes Weſen dahin trachtete, nur dahin, ein herzlich Lächeln zu erbeuten, wie ich mich hingab für einen Schatten von Liebe, wie ich mich wegwarf. Ach! wie oft glaubt' ich das Unnennbare zu finden, das mein, mein werden ſollte, dafür, daſs ich es wagte, mich ſelbſt an das Geliebte zu verlieren! Wie oft glaubt ich den heiligen Tauſch getroffen zu haben, und forderte nun, forderte, und da ſtand das arme Weſen, verlegen und betroffen, oft auch hämiſch — es wollte ja nur Kurzweil, nichts ſo Ernſtes!

Ich war ein blinder Knabe, lieber Bellarmin! Perlen wollt' ich kaufen von Bettlern, die ärmer waren, als ich, ſo arm, ſo begraben in ihr Elend, daſs ſie nicht wuſsten, wie arm ſie waren, und ſich recht wohl gefielen in den Lumpen, womit ſie ſich behangen hatten.

Aber die mannigfaltige Täuſchung drückte mich unausſprechlich nieder.

Ich glaubte wirklich unterzugehn. Es iſt ein Schmerz ohne gleichen, ein fortdaurendes Gefühl der Zernichtung, wenn das Daſeyn ſo ganz ſeine Bedeutung verloren hat. Eine unbegreifliche Muthloſigkeit drückte mich. Ich wagte das Auge nicht aufzuſchlagen, vor den

Menſchen. Ich fürchtete das Lachen eines Kindes Dabey war ich oft ſehr ſtill und geduldig; hatte oft auch einen recht wunderbaren Aberglauben an die Heilkraft mancher Dinge. Oft konnte ich ingeheim von einem kleinen erkauften Beſitzthum, von einer Kahnfahrt, von einem Thale, das mir ein Berg verbarg, erwarten, was ich ſuchte.

Mit dem Muthe ſchwanden auch ſichtbar meine Kräfte.

Ich hatte Mühe, die Trümmer ehemals gedachter Gedanken zuſammenzuleſen; der rege Geiſt war veraltet; ich fühlte, wie ſein himmliſch Licht, das mir kaum erſt aufgegangen war, ſich allmählig verdunkelte.

Freilich, wenn es einmal, wie mir däuchte, den letzten Reſt meiner verlornen Exiſtenz galt, wenn mein Stolz ſich regte, dann war ich lauter Wirkſamkeit, und die Allmacht eines Verzweifelten war in mir; oder wenn ſie einen Tropfen Freuden eingeſogen hatte, die welke dürftige Natur, dann drang ich mit Gewalt unter die Menſchen, ſprach, wie ein Begeiſterter, und fühlte wohl manchmal auch die Thräne der Seeligen im Auge; oder wenn einmal wieder ein Gedanke, oder das Bild eines Helden in die Nacht meiner Seele ſtrahlte, dann ſtaunt' ich, und freute mich, als kehrte ein Gott ein in dem verarmten Gebiete, dann war mir, als ſollte ſich eine Welt bilden in mir; aber je heftiger ſich die ſchlummernden Kräfte aufgerafft hatten, deſto müder ſanken ſie hin, und die unbefriedigte Natur kehrte zu verdoppeltem Schmerze zurück.

Wohl dem, Bellarmin! wohl dem, der ſie überſtanden hat, dieſe Feuerprobe des Herzens, der es verſtehen gelernt hat, das Seufzen der Kreatur, das Gefühl des verlornen Paradieſes. Je höher ſich die Natur erhebt über das Thieriſche, deſto gröſser die Gefahr, zu verſchmachten im Lande der Vergänglichkeit!

Aber Eines hab' ich dir noch mitzutheilen, brüderliches Herz!

Ich fürchtete mich noch vor gewiſſen Erinnerungen, als wir uns fanden über den Trümmern des alten Roms. Unſer Geiſt gleitet ſo leicht aus ſeiner Bahn; müſſen wir doch oft dem Säuſeln eines Blatts entgehen, um ihn nicht zu ſtören in ſeinem ſtillen Geſchäfte!

Itzt kann ich wohl manchmal ſpielen mit den Geiſtern vergangner Stunden.

Mein alter Freund, der Frühling, hatte mich überraſcht in meiner Finſterniſs. Sonſt hätt' ich ihn noch von ferne gefühlt, wenn die erſtarrten Zweige ſich regten, und ein lindes Wehen meine Wange berührte. Sonſt hätt' ich für jedes Weh Linderung von ihm gehoft. Aber das Hoffen und Ahnden war allmählig aus meiner Seele verſchwunden.

Izt war er da, in aller Glorie der Jugend.

Mir war, als ſollt' ich doch auch wieder fröhlich werden. Ich öfnete meine Fenſter, und kleidete mich, wie zu einem Feſte. Er ſollte auch mich beſuchen, der himmliſche Fremdling.

Ich ſah, wie alles hinausſtrömte ins Freye, auf's freundliche Meer von Smyrna, und ſein Geſtade. Sonderbare Erwartungen regten ſich in mir. Ich gieng auch hinaus.

Da zeigte ſich recht die Allmacht der Natur. Faſt jedes Geſicht war herzlicher; überall wurde offner geſcherzt, und wo man ſich ſonſt recht feyerlich begrüſst hatte, bot man ſich izt die Hände. Alles verjüngte und begeiſterte der herrliche ſüſse Frühling.

Der Hafen wimmelte von jauchzenden Schiffen, wo Blumenkränze wehten, und Chierwein blinkte, die Myrthenlauben tönten von fröhlichen Melodien, und Tanz und Spiel durchrauſchte die Ulmen und Platanen.

Ach! ich ſuchte mehr, als das. Das konnte nicht vom Tode retten. Unwillkührlich, verloren in meinem Gram, kam ich in den Garten des Gorgonda Notara, meines Bekannten. —

Ein Rauſchen aus einem Seitengange ſtörte mich auf. —

Ach! mir — in dieſem ſchmerzlichen Gefühl meiner Einſamkeit, mit dieſem freudeleeren blutenden Herzen — erſchien mir Sie; hold und heilig, wie eine Prieſterin der Liebe ſtand ſie da vor mir; wie aus Licht und Duft gewebt, ſo geiſtig und zart; über dem Lächeln voll Ruh' und himmliſcher Güte thronte mit eines Gottes Majeſtät ihr groſses begeiſtertes Auge, und, wie Wölkchen ums Morgenlicht, wallten im Frühlingswinde die goldnen Locken um ihre Stirne. —

Mein Bellarmin! könnt' ich dir's mittheilen, ganz und lebendig, das Unausſprechliche, das damals vorgieng in mir! — Wo waren nun die Leiden meines Lebens, ſeine Nacht und Armuth? Die ganze dürftige Sterblichkeit?

Gewiſs, es iſt das höchſte und ſeeligſte, was die unerſchöpfliche Natur in ſich faſst, ein ſolcher Augenblick der Befreyung! Er wiegt Aeonen unſers Pflanzenlebens auf! Tod war mein irrdiſches Leben, die Zeit war nicht mehr, und entfeſſelt und auferſtanden fühlte mein Geiſt ſeine Verwandtſchaft und ſeinen Urſprung.

Jahre ſind vorüber; Frühlinge kamen und giengen; manch herrlich Bild der Natur, manche Reliquie deines Italiens, aus himmliſcher Phantaſie hervorgegangen, erfreute mein Auge; aber das meiſte verwiſchte die Zeit; nur Ihr Bild iſt mir geblieben, mit allem, was mit ihm verwandt iſt. Noch ſteht ſie da vor mir, wie in dem heiligen trunknen Momente, da ich ſie fand; ich preſſ' es an mein glühendes Herz das ſüſse Phantom; ich höre ihre Stimme, das Liſpeln ihrer Harfe; wie ein friedlich Arkadien, wo Blüthe und Saat in ewig ſtiller Luft ſich wiegt, wo ohne des Mittags Schwüle die Ernte reift, und die ſüſse Traube gedeiht, wo keine Furcht das ſichere Land umzäunt, wo man von nichts weis, als von dem ewigen Frühling der Erde, und dem wolkenloſen Himmel und ſeiner Sonne, und ſeinen freundlichen Geſtirnen, ſo ſtehet es offen da vor mir, das Heiligthum ihres Herzens und Geiſtes.

Melite! o Melite! himmliſches Weſen!

Ich möchte wohl wiſſen, ob ſie meiner noch zuweilen gedächte. Sie bedauert mich vielleicht. Ich werde ſie wiederfinden, in irgend einer Periode des ewigen Daſeyns. Gewiſs! was ſich verwandt iſt, kann ſich nicht ewig fliehen.

Ach! der Gott in uns iſt immer einſam und arm. Wo findet er alle ſeine Verwandten? Die einſt da waren, und da ſeyn werden? Wenn kömmt das groſse Wiederſehen der Geiſter? Denn einmal waren wir doch, wie ich glaube, alle beyſammen.

Gute Nacht, Bellarmin, gute Nacht! Morgen werd' ich ruhiger erzählen.

Zante.

Der Abend jenes Tages meiner Tage iſt mir mit allem, was ich noch gewahr ward in meiner Trunkenheit, unvergeſslich. Mir war er das Schönſte, was der Frühling der Erde geben kann, und der Himmel und ſein Licht. Wie eine Glorie der Heiligen, umfloſs Sie das Abendroth, und die zarten goldnen Wölkchen im Aether lächelten herunter, wie himmliſche Genien, die ſich freuten über ihre Schweſter auf Erden, wie ſie unter uns einhergieng in aller Herrlichkeit der Geiſter, und doch ſo gut, und freundlich war gegen alles, was um ſie war.

Alles drängte ſich an ſie. Allen ſchien ſich ein Theil ihres Weſens mitzutheilen. Ein neuer zarter Sinn, eine ſüſse Traulichkeit war unter alle gekommen, und ſie wuſsten nicht, wie ihnen geſchah.

Ohne zu fragen, erfuhr ich, ſie komme von den Ufern des Pactols, aus einem einſamen Thale des Imolus, wohin ihr Vater, ein ſonderbarer Mann, aus Verdruſs über die itzige Lage der Griechen ſich ſchon gar lange von Smyrna weg begeben hätte, um dort ſeines finſtern Grams zu pflegen, und ihre Mutter, ehemals die Krone von Jonien, ſey eine Verwandte des Gorgonda Notara.

Notara bat uns, den Abend mit ihm unter ſeinen Bäumen zuzubringen, und, ſo, wie wir itzt geſtimmt waren, dachte keines gerne an ein Auseinandergehen.

Allmählig kam immer mehr Leben und Geiſt unter uns. Wir ſprachen viel von den herrlichen Kindern des alten Joniens, von Sappho und Alcäus, und Anakreon, ſonderlich von Homer, ſeinem Grabe zu Nio, von einer nahen Felſengrotte, am Ufer des Meles, wo der Herrliche manche Stunde der Begeiſterung gefeyert haben ſoll, und manchem andern; wie neben uns die freundlichen Bäume des Gartens, wo vom Hauche des Frühlings gelöſt, die Blüthen auf die Erde regneten, ſo theilten unſre Gemüther ſich mit; jedes nach ſeiner Art, und auch die Aermſten gaben etwas. Melite ſprach manch himmliſches Wort, kunſtlos, ohne alle Abſicht, in lautrer heiliger Einfalt. Oft wenn ich ſie ſprechen hörte, fielen mir die Bilder des Dädalus ein, von denen Pauſanias ſagt, ihr Anblick habe bey all ihrer Einfachheit etwas Göttliches gehabt.

Lange ſaſs ich ſtumm, und verſchlang die himmliſche Schönheit, die, wie Strahlen des Morgenlichts, in mein Inneres drang, und die erſtorbenen Keime meines Weſens ins Leben rief.

Man ſprach endlich auch von ſo manchen Wundern griechiſcher Freundſchaft, von den Dioskuren, von Achill und Patroklus, von der Phalanx der Sparter, von all' den Liebenden und Geliebten, die auf und untergiengen über der Welt; unzertrennlich, wie die ewigen Lichter des Himmels.

Da wacht' ich auf. Wir ſollten davon nicht ſprechen, rief ich.

Solche Herrlichkeit zernichtet uns Arme. Freilich waren es goldne Tage, wo man die Waffen tauſchte, und ſich liebte bis zum Tode, wo man unſterbliche Kinder zeugte in der Begeiſterung der Liebe und Schönheit, Thaten für's Vaterland, und himmliſche Geſänge, und ewige

ewige Worte der Weisheit, ach! wo der Aegyptiſche Prieſter dem Solon noch vorwarf, „ihr Griechen ſeid alle Zeit Jünglinge!„ Wir ſind nun Greiſe geworden, klüger, als alle die Herrlichen, die dahin ſind; nur Schade, daſs ſo manche Kraft verſchmachtet in dieſem fremden Elemente!

Vergiſs das zum wenigſten für heute, Hyperion! rief Notara; und ich gab ihm recht.

Melite's Auge ruhte ſo ernſt und groſs auf mir. Wer hätte nicht alles vergeſſen.

Auf dem Wege nach der Stadt kam ich an ihre Seite. Ich drückte die Arme mit Macht gegen mein ſchauderndes Herz. Ich zwang den verwirrenden Tumult in mir, daſs ich ſprechen konnte.

O mein Bellarmin! Wie ich ſie verſtand, und wie ſie das freute! wie ein zufällig Wörtchen von ihr eine Welt von Gedanken in mir hervorrief! Sie war ein wahrer Triumph der Geiſter über alles Kleine und Schwache, dieſe ſtille Vereinigung unſers Denkens, und Dichtens.

An Notara's Hauſe ſchieden wir. Ich taumelte fort in raſender Freude, ſchalt und lachte über den Kleinmuth meines Herzens in den vergangenen Tagen, und ſah mit namenloſem Stolze auf meine alten Leiden zurück.

Wie ich aber nun nach Hauſe kam, und vor die offnen Fenſter trat, und meine verwilderten, und halb verdorrten Blumen, und hinauſſah zu der verfallnen Burg von Smyrna, die vor mir lag im dämmernden Lichte, wie ſonderbar überfiel mich das alles!

Ach! da war ich ehmals ſo oft geſtanden um Mitternacht, wenn ich den Schlaf nicht finden konnte auf meinem einſamen Lager, und hatte den Trümmern aus beſſrer Zeit, und ihren Geiſtern meinen Jammer geklagt!

Itzt war er wiedergekehrt, der Frühling meines Herzens. Itzt hatt' ich, was ich ſuchte. Ich hatt' es wiedergefunden in der himmliſchen Grazie Melites. Es tagte wieder in mir. Das hohe Weſen hatte meinen Geiſt aus ſeinem Grabe gerufen.

Aber was ich war, war ich durch ſie. Die Gute freute ſich über dem Lichte, das in mir leuchtete, und dachte nicht, daſs es nur der Wiederſchein des ihrigen war. Ich fühlte nur zu bald, daſs ich ärmer wurde, als ein Schatten, wenn ſie nicht in mir, und um mich, und für mich lebte, wenn ſie nicht mein ward; daſs ich zu nichts ward, wenn ſie ſich mir entzog. Es konnte nicht anders kommen, ich muſste mit dieſer Todesangſt jede Miene, und jeden Laut von ihr befragen, ihrem Auge folgen, als wollte mir mein Leben entfliehen, es mochte gen Himmel ſich wenden, oder zur Erde; o Gott! es muſste ja ein Todesbote für mich ſeyn, jedes Lächeln ihres heiligen Friedens, jedes ihrer Himmelsworte, das mir ſagte, wie ihr an ihrem, ihrem Herzen genüge: Sie muſste ja über mich kommen, dieſe Verzweiflung, daſs das Herrliche, was ich liebte, ſo herrlich war, daſs es mein nicht bedurfte. Verzeih' es mir die Heilige! oft flucht' ich der Stunde, wo ich ſie fand, und raste im Geiſte gegen das himmliſche Geſchöpf, daſs es mich nur darum ins Leben geweckt hätte, um mich wieder niederzudrücken mit ſeiner Hoheit. Kann ſo viel Unmenſchliches in eines Menſchen Seele kommen?

Pyrgo in Morea.

Schlummer und Unruhe, und manche andre ſeltſame Erſcheinung, die halb ſich bildete in mir, und verſchwand, lieſsen indeſs nichts, was ich dir mittheilen wollte, zur Sprache kommen. Oft hab' ich ſchöne Tage. Dann laſſ' ich mein Innres walten, wie es will, träumen und ſinnen, lebe meiſt unter freyem Himmel, und die heiligen Höhn und Thale von Morea ſtimmen oft recht freundlich in die reineren Töne meiner Seele.

Alles muſs kommen, wie es kömmt. Alles iſt gut. Ich ſollte das Vergangne ſchlummern laſſen. Wir ſind nicht für's Einzelne, Beſchränkte geſchaffen. Nicht wahr, mein Bellarmin? Mir wuchs ja nur darum kein Arkadien auf, daſs das dürftige, das in mir denkt und lebt, ſich ausbreiten ſollte, und das Unendliche umfaſſen. —

Das möcht' ich auch, o das möcht' ich! Zernichten möcht' ich die Vergänglichkeit, die über uns laſtet, und unſrer heiligen Liebe ſpottet, und wie ein Lebendigbegrabner ſträubt ſich mein Geiſt gegen die Finſterniſs, worinn er gefeſſelt iſt.

Ich wollte erzählen. Ich will es thun. Von auſſen ſtört mich nichts in meinen Erinnerungen. Meer und Erde ſchläft in der Schwüle des Mittags, und ſelbſt die Quelle, die ſonſt hier unter mir rieſelte, iſt vertrocknet. Kein Lüftchen ſäuſelt durch die Zweige. Ein leiſes Aechzen der Erde, wenn der brennende Strahl den Boden ſpaltet, hör' ich zuweilen. Aber das ſtört wohl nicht. Auch giebt die Cypreſſe, die über mir trauert, Schatten genug.

Der Abend, da ich von ihr gieng, hatte mit der Nacht gewechſelt, und die Nacht mit dem Tage; aber für mich nicht. In meinem Leben war kein Schlaf und kein Erwachen mehr. Es war nur Ein Traum von ihr, ein ſeeliger ſchmerzlicher Traum; ein Ringen zwiſchen Angſt und Hoffnung. Endlich gieng ich hin zu ihr.

Ich erſchrak, wie ſie nun vor mir ſtand, ſo ganz anders, als in mir es ausſah, ſo ruhig und ſeelig, in der Allgenügſamkeit einer Himmliſchen. Ich war verwirrt und ſprachlos. Mein Geiſt war mir entflohen.

Ich glaube nicht, daſs ſie es ganz bemerkte, wie ſie überhaupt bey all' ihrer himmliſchen Güte nicht ſehr genau darauf zu achten ſchien, was um ſie vorgieng.

Sie hatte Mühe, mich dahin zurückzubringen, wo wir den Abend zuvor geendet hatten.

Endlich regte ſich doch hie und da ein Gedanke in mir, und ſchloſs ſich fröhlich an die ihrigen an.

Sie wuſste nicht, wie unendlich viel ſie ſagte, und wie ihr Bild zum Ueberſchwenglichen ſich verherrlichte, wenn das Hohe ihrer Gedanken an ihrer Stirne ſich offenbarte, und der königliche Geiſt ſich vereinigte mit der Huld des argloſen allliebenden Herzens. Es war als träte die Sonne hervor im freundlichen Aether, oder als ſtiege ein Gott hernieder zu einem unſchuldigen Volke, wenn das Selbſtſtändige, das Heilige neben ihrer Grazie ſichtbar ward.

So lang ich bey ihr war, und ihr begeiſterndes Weſen mich emporhub über alle Armuth der Menſchen, vergaſs ich oft auch die Sorgen und Wünſche meines dürftigen Herzens. Aber wenn ich weg war, dann verbarg ich's mir umſonſt, dann klagt' es laut auf in mir, ſie liebt dich nicht! Ich zürnte und kämpfte. Aber mein Gram lies nicht ab von mir. Meine Unruhe ſtieg von Tage zu Tage. Je höher und mächtiger ihr Weſen über mir leuchtete, deſto düſtrer und verwilderter ward meine Seele.

Sie ſchien mir endlich auszuweichen. Auch ich beſchloſs, ſie nimmer zu ſehen und hatt' es auch wirklich unter namenloſer Peinigung meinem Herzen abgetrotzt, daſs ich einige Tage wegblieb.

Um dieſe Zeit begegnete mir, da ich eben von der Einöde des Korax zurückkehrte, wohin ich vor Tagesanbruch hinausgegangen war, Notara mit ſeinem Weibe. Er ſagte mir, daſs ſie zu einem benachbarten Verwandten geladen wären, und auf den Abend wieder da zu ſeyn gedenken. Melite, ſetzte er hinzu, ſey zu Hauſe geblieben; die fromme Tochter müſſe Briefe ſchreiben an Vater und Mutter.

Alle meine niedergedrückten Wünſche erwachten wieder. Einen Augenblick darauf ermannt' ich mich zwar, und ſagte dem Sturm in mir, daſs ich heute gerade ſie ſchlechterdings nicht ſehen wolle, gieng aber doch an ihrem Hauſe vorüber, gedankenlos und zitternd, als hätt' ich einen Mord im Sinne. Darauf zwang ich mich nach Hauſe, ſchloſs die Thüre ab, warf die Kleider von mir, ſchlug mir, nachdem meine Wahl ziemlich lange gezögert hatte, den Ajax Maſtigophoros auf, und ſah hinein. Aber nicht eine Sylbe nahm mein Geiſt in ſich auf. Wo ich hinſah, war ihr Bild. Jeder Fuſstritt ſtörte mich auf. Unwillkührlich, ohne Sinn ſagt' ich abgeriſſene Reden vor mich hin, die ich aus ihrem Munde gehört hatte. Oft ſtrekt' ich die Arme nach ihr aus, oft floh ich, wenn ſie mir erſchien.

Endlich ergrimmt ich über meinen Wahnſinn, und ſann mit Ernſt darauf, es von Grund aus zu vertilgen, dieſes tödtende Sehnen. Aber mein Geiſt verſagte mir den Dienſt. Dafür ſchien es, als drängen ſich falſche Dämonen mir auf, und böten mir Zaubertränke dar, mich vollends zu verderben mit ihren hölliſchen Arzneyen.

Ermattet von dem wüthenden Kampfe ſank ich endlich nieder. Mein Auge ſchloſs ſich, meine Bruſt ſchlug ſanfter, und, wie der Bogen des Friedens nach dem Sturme, gieng ihr ganzes himmliſches Weſen wieder auf in mir.

Der heilige Frieden ihres Herzens, den ſie mir oft auf Augenblicke mitgetheilt hatte durch Red' und Miene, daſs mir's ward, als wandelte ich wieder im verlaſſenen Paradieſe der Kindheit, ihre fromme Scheue, nichts zu entweihen durch übermüthigen Scherz oder Ernſt, wenn es nur ferne verwandt war mit Schönem und Gutem, ihre anſpruchloſe Gefälligkeit, ihr Geiſt mit ſeinen königlichen Idealen, woran ihre ſtille Liebe ſo einzig hieng, daſs ſie nichts ſuchte und nichts fürchtete in der Welt — alle die lieben, ſeelenvollen Abende, die ich zugebracht hatte mit ihr, ihre Stimme und ihr Saitenſpiel, jeder Reiz ihrer Bewegung, die, wo ſie ſtand und gieng, nur ſie — ihre Güte und ihre Gröſse bezeichnete; ach! das alles und mehr ward ſo lebendig in mir.

Und dieſem himmliſchen Geſchöpfe zürnt' ich? Und warum zürnt' ich ihr? Weil ſie nicht verarmt war, wie ich, weil ſie den Himmel noch im Herzen trug, und nicht ſich ſelbſt verloren hatte, wie ich, nicht eines andern Weſens, nicht fremden Reichthums bedurfte, um die verödete Stelle auszufüllen, weil ſie nicht unterzugehen fürchten konnte, wie ich, und ſich mit dieſer Todesangſt an ein anderes zu hängen, wie ich; ach! gerade, was das göttlichſte an ihr war, dieſe Ruhe, dieſe himmliſche Genügſamkeit hatt' ich geläſtert mit meinem Unmuth, mit unedlen Groll ſie um ihr Paradies beneidet. Durfte ſie ſich befaſſen mit ſolch' einem zerrütteten Geſchöpfe? Muſste ſie mich nicht fliehen? Gewiſs! ihr Genius hatte ſie gewarnt vor mir.

Das alles gieng mir, wie ein Schwerd, durch die Seele.

Ich wollte anders werden. O! ich wollte werden, wie ſie. Ich hörte ſchon aus ihrem Munde das Himmelswort der Vergebung, und fühlte mit tauſend Wonnen, wie es mich umſchuf.

So eilt' ich zu ihr. Aber mit jedem Schritte ward ich unruhiger. Melite erblaſste, wie ich hereintrat. Dieſs brachte mich vollends aus der Faſſung. Doch war mir das gänzliche Verſtummen von beiden Seiten, ſo kurz es dauerte, zu ſchmerzhaft, als daſs ich es nicht mit aller Macht zu brechen verſucht hätte.

Ich muſste kommen, ſagt ich. Ich war es dir ſchuldig, Melite! Das Gemäſsigte meines Tons ſchien ſie zu beruhigen, doch fragte ſie etwas verwundert, warum ich dann kommen müſste?

Ich habe ſo viel dir abzubitten, Melite! rief ich.

„Du haſt mich ja nicht beleidigt.„

O Melite! wie ſtraft mich dieſe himmliſche Güte! Mein Unmuth iſt dir ſicher aufgefallen; —

„Aber beleidigt hat er mich nicht, du wollteſt ja das nicht, Hyperion! Warum ſollt' ichs dir nicht ſagen? Getrauert hab' ich über dich. Ich hätte dir ſo gerne Frieden gegönnt.

Ich wollte dich oft auch bitten, ruhiger zu ſeyn. du biſt ſo ganz ein andrer, in deinen guten Stunden. Ich geſtehe dir, ich fürchte für dich wenn ich dich ſo düſter und heftig ſehe. Nicht wahr, guter Hyperion! du legſt das ab?„

Ich konnte kein Wort vorbringen. Du fühlſt es wohl auch, Bruder meiner Seele! wie mir ſeyn muſste. Ach! ſo himmliſch der Zauber war, womit ſie diſs ſprach, ſo unausſprechlich war mein Schmerz.

Ich habe manchmal gedacht, fuhr ſie fort, woher es wohl kommen möchte, daſs du ſo ſonderbar biſt. Es iſt ſo ein ſchmerzlich Räthſel, daſs ein Geiſt, wie der deinige von ſolchen Leiden gedrückt werden ſoll. Es war gewiſs eine Zeit, wo er frey war von dieſer Unruhe. Iſt ſie dir nicht mehr gegenwärtig? Könnt ich ſie dir zurückbringen, dieſe ſtille Feyer, dieſe heilige Ruhe, im Innern, wo auch der leiſeſte Laut vernehmbar iſt, der aus der Tiefe des Geiſtes kömmt, und die leiſeſte Berührung von auſſen, vom Himmel her, und aus den Zweigen, und Blumen — ich kann es nicht ausſprechen, wie mir oft ward, wenn ich ſo daſtand vor der göttlichen Natur, und alles Irrdiſche in mir verſtummte — da iſt er uns ſo nahe, der Unſichtbare!

Sie ſchwieg, und ſchien betroffen, als hätte ſie Geheimniſſe verrathen.

Hyperion! Begann ſie wieder, du haſt Gewalt über dich; ich weiſs es. Sage deinem Herzen, daſs man vergebens den Frieden auſſer ſich ſuche, wenn man ihn nicht ſich ſelbſt giebt. Ich habe dieſe Worte immer ſo hoch geachtet. Es ſind Worte meines Vaters, eine Frucht ſeiner Leiden, wie er ſagt. Gieb ihn dir, dieſen Frieden, und ſey fröhlich! Du wirſt es thun. Es iſt meine erſte Bitte. Du wirſt ſie mir nicht verſagen.

Was du willſt, wie du willſt, Engel des Himmels! rief ich, indem ich, ohne zu wiſſen, wie mir geſchah, ihre Hand ergriff, und ſie mit Macht gegen mein jammerndes Herz hinzog.

Sie war, wie aus einem Traume geſchreckt, und wand ſich los, mit möglichſter Schonung, aber die Majeſtät in ihrem Auge drückte mich zu Boden.

Du muſst anders werden, rief ſie etwas heftiger, als gewöhnlich. Ich war in Verzweiflung. Ich fühlte, wie klein ich war, und rang vergebens empor. Ach! daſs es dahin kommen konnte mit mir! Wie die gemeinen Seelen, ſucht ich darinn Troſt für mein Nichts, daſs ich das Groſse verkleinerte, daſs ich das Himmliſche — Bellarmin! es iſt ein Schmerz ohne gleichen, ſo einen ſchändlichen Fleck an ſich zu zeigen. Sie will deiner los ſeyn, dacht' ich, das iſts all! — „Nun ja, ich will anders werden!„ Das ſtieſs ich Elender unter erzwungenem Lächeln heraus, und eilte, um fortzukommen.

Wie von böſen Geiſtern getrieben; lief ich hinaus in den Wald, und irrte herum, bis ich hinſank in's dürre Gras.

Wie eine lange entſetzliche Wüſte lag die Vergangenheit da vor mir, und mit hölliſchen Grimme vertilgt' ich jeden Reſt von dem, was einſt mein Herz gelabt hatte und erhoben.

Dann fuhr ich wieder auf mit wüthendem Hohngelächter über mich und alles, lauſchte mit Luſt dem gräſslichen Wiederhall, und das Geheul der Tſchakale, das durch die Nacht her von allen Seiten gegen mich drang, that meiner zerrütteten Seele wirklich wohl.

Eine dumpfe fürchterliche Stille folgte dieſen zernichtenden Stunden, eine eigentliche Todtenſtille! Ich ſuchte nun keine Rettung mehr. Ich achtete nichts. Ich war, wie ein Thier unter der Hand des Schlächters.

„Auch ſie! auch ſie!„ Das war der erſte Laut der nach langer Zeit mir über die Lippen kam, und Thränen traten mir ins Auge.

„Sie kann ja nicht anders; ſie kann ſich ja nicht geben, was ſie nicht haben kann, deine Armuth und deine Liebe!„ Das ſagt ich mir endlich auch. Ich ward nach und nach ruhig, und fromm, wie ein Kind. Ich wollte nun gewiſs nichts mehr ſuchen, wollte mir forthelfen von einem Tage zum andern, ſo gut ich konnte, ich war mir ſelbſt nichts mehr; forderte auch nicht, daſs ich andern etwas ſeyn ſollte, und es gab Augenblicke, wo es mir möglich ſchien, die Einzige zu ſehn, und nichts zu wünſchen.

So hätt' ich einige Zeit gelebt, als eines Tages Notara zu mir kam mit einem jungen Tinioten; ſich über meine ſonderbare Eingezogenheit beſchwerte, und mich bat, mich den andern Tag Abends bey Homers Grotte einzufinden, er habe Etwas Eignes vor, dem Tinioten zu lieb, der ſo recht mit ganzer Seele am alten Griechenlande hänge, und itzt auf dem Wege ſey, die Aeoliſche Küſte, und das alte Troas zu beſuchen, es wäre mir heilſam, ſetzte er hinzu, wenn ich ſeinen Freund dahin geleitete, er erinnere ſich ohnediſs, daſs ich einmal den Wunſch geäuſſert hätte, dieſen Theil von Kleinaſſen zu ſehn. Der Tiniote bat auch, und ich nahm es an, ſo wie ich alles angenommen hätte, beynahe mit willenloſer Lenkſamkeit.

Der andre Tag vergieng unter Anſtalten zur Abreiſe, und Abends holte Adamas, ſo hieſs der Tiniote, mich ab, zur Grotte hinaus.

Es iſt kein Wunder, (begann ich, um andern Erſcheinungen in mir nicht Raum zu geben, nachdem wir eine Weile am Meles auf und nieder unter den Myrthen und Platanen gegangen waren,) daſs die Städte ſich zankten um die Abkunft Homers. Der Gedanke iſt ſo erheiternd, daſs der holde Knabe da im Sande geſpielt habe, und die erſten Eindrücke empfangen, aus denen ſo ein ſchöner gewaltiger Geiſt ſich mählig entwickelte.

Du haſt recht, erwiederte er, und ihr Smyrner müſst euch den erfreulichen Glauben nicht nehmen laſſen. Mir iſt es heilig dieſes Waſſer und dieſs Geſtade! Wer weis, wie viel das Land hier, nebſt Meer und Himmel, Theil hat an der Unſterblichkeit des Mäoniden! Das unbefangne Auge des Kindes ſammelt ſich Ahndungen und Regungen aus der Beſchauung der Welt, die manches beſchämen, was ſpäter unſer Geiſt auf mühſamen Wege erringt.

In dieſem Tone fuhr er fort, bis Notara mit Melite und einigen andern herankam.

Ich war gefaſst. Ich konnte mich ihr nähern, ohne merkliche Aenderung im Innern. Es war gut, daſs ich unmittelbar zuvor nicht mir ſelbſt überlaſſen war.

Sie litt auch. Man ſah' es. Aber o Gott! wie unendlich gröſser!

In die Regionen des Guten und Wahren hatte ſich ihr Herz geflüchtet. Ein ſtiller Schmerz, wie ich ihn nie bemerkt hatte an ihr, hielt die frohen Bewegungen ihres Angeſichts gefangen; aber ihren Geiſt nicht. In unwandelbarer Ruhe leuchtete dieſer aus dem himmliſchen Auge, und ihre Wehmuth ſchloſs ſich an ihn, wie an einen göttlichen Tröſter.

Adamas fuhr fort, wo er unterbrochen worden war; Melite nahm Theil; ich ſprach auch zuweilen ein Wörtchen.

So kamen wir an die Grotte Homers.

Stille traurende Akkorde empfiengen uns vom Felſen herab, unter den wir traten; die Saitenſpiele ergoſſen ſich über mein Innres, wie über die tode Erde ein warmer Regen im Frühlinge. Innen, im magiſchen Dämmerlichte der Grotte, das durch die verſchiedenen Oefnungen des Felſen, durch Blätter und Zweige herein-

bricht,

bricht, ſtand eine Marmorbüſte des göttlichen Sängers, und lächelte gegen die frommen Enkel.

Wir ſaſsen um ſie herum, wie die Unmündigen um ihren Vater, und laſen uns einzelne Rhapſodien der Ilias, wie ſie jedes nach ſeinem Sinne ſich auswählte; denn alle waren wir vertraut mit ihr.

Eine Nänie, die mein Innerſtes erſchütterte, ſangen wir drauf dem Schatten des lieben blinden Mannes, und ſeinen Zeiten. Alle waren tiefbewegt. Melite ſah faſt unverwandt auf ſeinen Marmor, und ihr Auge glänzte von Thränen der Wehmuth und der Begeiſterung.

Alles war nun ſtille. Wir ſprachen kein Wort, wir berührten uns nicht, wir ſahen uns nicht an, ſo gewiſs von ihrem Einklang ſchienen alle Gemüther in dieſem Augenblicke, ſo über Sprache und Aeuſſerung ſchien das zu gehen, was jezt in ihnen lebte.

Es war Gefühl der Vergangenheit, die Todtenfeyer von allem, was einſt da war.

Erröthend beugte ſich endlich Melite gegen Notara hin, und flüſterte ihm etwas zu.

Notara lächelte, voll Freude über das ſüſſe Geſchöpf, nahm die Scheere, die ſie ihm bot, und ſchnitt ſich eine Locke ab.

Ich verſtand, was das ſollte, und that ſtillſchweigend daſſelbe.

Wem ſonſt, als dir? rief der Tiniote, indem er ſeine Locke gegen den Marmor hielt.

Auch die andern gaben, ergriffen von unſrem Ernſte, ihr Todtenopfer.

Melite ſammelte das andere zu dem ihrigen, band es zuſammen, und legte es an der Büſte nieder, indeſs wir andern wieder die Nänie ſangen.

Das alles diente nur, um mein Weſen aus der Ruhe zu locken, in die es geſunken war. Mein Auge verweilte wieder auf ihr, und meine Liebe und mein Schmerz ergriffen mich gewaltiger, als je [illegible]

Ich ſtrengte mich umſonſt an, auszuhalten. Ich muſste weggehn. Meine Trauer war wirklich gränzenlos. Ich gieng hinab an den Meles, warf mich nieder aufs Geſtade und weinte laut. Oft ſprach ich mir leiſe ihren Namen vor, und mein Schmerz ſchien davon beſänftigt zu werden. Aber er war es nur, um deſto unaufhaltſamer zurückzukehren. Ach! für mich war keine Ruhe zu finden, auf keiner Stelle der Welt! Ihr nahe zu ſeyn, und ferne von ihr, die ich ſo namenlos liebte, und ſo namenlos, ſo unausſprechlich ſchändlich gequält hatte, das war gleich! Beides war Hölle für mich geworden! ich konnte nicht laſſen von ihr, und konnte nicht um ſie bleiben!

Mitten in dieſem Tumulte hört' ich etwas durch die Myrthen rauſchen. Ich raſte mich auf — und o Himmel! es war Melite!

Sie muſste wohl erſchrecken, ſo ein zerſtörtes Geſchöpf vor ſich zu ſehen. Ich ſtürzte hin zu ihr in meiner Verzweiflung und rang die Hände und flehte nur um Ein, Ein Wort ihrer Güte. Sie erblaſste und konnte kaum ſprechen. Mit himmliſchen Thränen bat ſie mich endlich, den edlern ſtärkern Theil meines Weſens kennen zu lernen, wie ſie ihn kenne, auf das Selbſtſtändige, Unbezwingliche, Göttliche, das wie in allen, auch in mir ſei, mein Auge zu richten — was nicht aus dieſer Quelle entſpringe, führe zum Tode — was von ihr komme, und in ſie zurückgehe, ſei ewig — was Mangel und Noth vereinige, höre auf, Eines zu ſeyn, ſo wie die Noth aufhöre; was ſich vereinige in dem und für das, was allein groſs, allein heilig, allein unerſchütterlich ſeye, deſſen Vereinigung müſſe ewig beſtehen, wie das Ewige, wodurch und wofür ſie beſtehe und ſo — Hier muſste ſie enden. Die andern kamen ihr nach. Ich hätte in dieſem Augenblicke tauſend Leben daran gewagt, ſie anzuhören! Ich habe ſie nie ausgehört. Ueber den Sternen hör' ich vielleicht das übrige.

Nahe bey der Grotte, zu der wir wieder zurückkehrten, fieng ſie noch von meiner Reiſe an, und bat mich, die Ufer des Skamanders, und den Ida und das ganze alte Trojer-Land von ihr zu grüſſen. Ich beſchwur ſie, kein Wort mehr zu ſprechen von dieſer verhaſsten Reiſe, und wollte geradezu den Adamas bitten, mich loszuſprechen von meinem gegebnen Worte. Aber mit all' ihrer Grazie flehte Melite, das nicht zu thun; ſie ſey ſo gewiſs, nichts ſeye vermögend, Frieden und Freude zwiſchen ihr und mir zu ſtiften, wie dieſe Reiſe, ihr wäre, als hänge Leben und Tod daran, daſs wir uns auf eine kleine Weile trennten, ſie geſtände mir, es ſey ihr ſelbſt nicht ſo deutlich, warum ſie mich ſo ſehr bitten müſste, aber ſie müſste, und wenn es ihr das Leben koſtete, ſie müſste.

Ich ſah ſie ſtaunend an, und ſchwieg. Mir war, als hätt' ich die Prieſterin zu Dodona gehört. Ich war entſchloſſen zu gehn, und wenn es mir das Leben koſtete. Es war ſchon dunkel geworden, und die Sterne giengen herauf am Himmel.

Die Grotte war erleuchtet. Wolken von Weihrauch fliegen aus dem Innern des Felſen, und mit majeſtätiſchem Jubel brach die Muſik nach kurzen Diſſonanzen hervor.

Wir ſangen heilige Geſänge von dem, was beſteht, was fortlebt unter tauſend veränderten Geſtalten, was war und iſt und ſeyn wird, von der Unzertrennlichkeit der Geiſter, und wie ſie Eines ſeyn von Anbeginn und immerdar, ſo ſehr auch Nacht und Wolke ſie ſcheide und aller Augen giengen über vom Gefühle dieſer Verwandtſchaft und Unſterblichkeit.

Ich war ganz ein andrer geworden. Laſst vergehen, was vergeht, rief ich unter die Begeiſterten, es vergeht um wiederzukehren, es altert, um ſich zu verjüngen, es trennt ſich um ſich inniger zu vereinigen, es ſtirbt, um lebendiger zu leben.

So müſſen, fuhr nach einer kleinen Weile der Tiniote fort, die Ahndungen der Kindheit dahin, um als Wahrheit wieder aufzuſtehen im Geiſte des Mannes. So verblühen die ſchönen jugendlichen Mythen der Vorwelt, die Dichtungen Homers und ſeiner Zeiten, die Prophezeyungen und Offenbarungen, aber der Keim der in ihnen lag, gehet als reife Frucht hervor im Herbſte. Die Einfalt und Unſchuld der erſten Zeit erſtirbt, daſs ſie wiederkehre in der vollendeten Bildung, und der heilige Friede des Paradieſes gehet unter, daſs, was nur Gabe der Natur war, wiederaufblühe, als errungnes Eigenthum der Menſchheit.

Herrlich! herrlich! rief Notara.

Doch wird das Vollkommne erſt im fernen Lande kommen, ſagte Melite, im Lande des Wiederſehens, und der ewigen Jugend. Hier bleibt es doch nur Dämmerung. Aber anderswo wird er gewiſs uns aufgehen der heilige Morgen; ich denke mit Luſt daran; da werden auch wir uns alle wiederfinden, bei der groſsen Vereinigung alles Getrennten.

Melite war ungewöhnlich bewegt. Wir ſprachen ſehr wenig auf unſerem Rückwege. An Notaras Hauſe bot ſie mir noch die Hand; „lebe wohl, guter Hyperion!“ das waren ihre lezten Worte, und ſo entſchwand ſie.

Lebe wohl, Melite, lebe wohl! Ich darf deiner nicht oft gedenken. Ich muſs mich hüten vor den Schmerzen und Freuden der Erinnerung. Ich bin, wie eine kranke Pflanze, die die Sonne nicht ertragen kann. Leb auch du wohl, mein Bellarmin! Biſt du indeſs dem Heiligthum der Wahrheit näher gekommen? Könnt' ich ruhig ſuchen, wie Du! —

Ach! bin ich nur dort einmal angekommen, dann ſoll es anders werden mit mir. Tief unter uns rauſcht dann der Strom der Vergänglichkeit mit den Trümmern, die er wälzt, und wir ſeufzen nicht mehr, als wenn das Jammern derer, die er hinunterſchlingt, in die ſtillen Höhen des Wahren und Ewigen heraufdringt.

Kaſtri am Parnaſs.

Vom Gegenwärtigen ein andermal! Auch von meiner Reiſe mit Adamas vielleicht ein andermal! Unvergeſslich iſt mir beſonders die Nacht vor unſerem Abſchiede, wo wir an den Ufern des alten Ilion unter Grabhügeln, die vielleicht dem Achill und Patroklus, und Antilochus, und Ajax Telamon errichtet wurden, vom vergangnen und künftigen Griechenlande ſprachen, und manchem andern, das aus den Tiefen und in die Tiefen unſers Weſens kam und gieng.

Der herzliche Abſchied Melite's, Adamas Geiſt, die heroiſchen Phantaſien und Gedanken, die, wie Sterne aus der Nacht, uns aufgiengen aus den Gräbern und Trümmern der alten Welt, die geheime Kraft der Natur, die überall ſich an uns äuſsert, wo das Licht und die Erde, und der Himmel und das Meer uns umgiebt, all das hatte mich geſtärkt, daſs jetzt etwas mehr ſich in mir regte, als nur mein dürftiges Herz; Melite wird ſich freuen über dich! ſagt ich mir oft ingeheim mit inniger Luſt, und tauſend güldne Hofnungen ſchloſſen ſich an, an dieſen Gedanken. Dann konnte mich wieder eine ſonderbare Angſt überfallen, ob ich ſie wohl auch noch treffen werde, aber ich hielt es für ein Ueberbleibſel meines finſtern Lebens und ſchlug es mir aus dem Sinne.

Ich hatte am Sigäiſchen Vorgebirge ein Schiff getroffen, der geradezu nach Smyrna ſeegelte, und es war mir ganz lieb, den Rückweg auf dem Meere an Tenedos und Lesbos hin zu machen.

Ruhig ſchifften wir dem Hafen von Smyrna zu. Im ſtillen Frieden der Nacht wandelten über uns die Helden des Sternenhimmels. Kaum kräuſelten ſich die Meereswellen im Mondenlichte. In meiner Seele wars nicht ganz ſo ſtille. Doch fiel ich gegen Morgen in einen leichten Schlaf. Mich weckte das Frohlocken der Schwalben und der erwachende Lärm im Schiffe. Mit allen ſeinen Hofnungen jauchzte mein Herz dem freundlichen Geſtade meiner Heimath zu, und dem Morgenlichte, das über dem Gipfel des dämmernden Pagus, und ſeiner alternden Burg, und über den Spitzen der Moskeen und dunkeln Cypreſſenhaine hereinbrach, und ich lächelte treuherzig gegen die Häuſerchen am Ufer, die mit ihren glühenden Fenſtern wie Zauberſchlöſſer hervorleuchteten hinter den Oliven und Palmen.

Freudig ſäuſelte mir der Jubat in den Locken. Freudig hüpften die kleinen Wellen vor dem Schiffe voran ans Ufer.

Ich ſah, und fühlte das, und lächelte.

Es iſt ſchön, daſs der Knabe nichts ahndet, wenn der Tod ihm ſchon ans Herz gedrungen iſt.

Ich eilte vom Hafen zu Notaras Hauſe. Melite war fort. Sie ſey ſchnell abgeholt worden auf Befehl ihres Vaters, ſagte mir Notara, wohin wiſſe man nicht. Ihr Vater habe die Gegend des Imolus verlaſſen, und er habe weder ſeinen jetzigen Aufenthalt, noch die Urſache ſeiner Entfernung erfahren können. Melite hab' es wahrſcheinlich ſelbſt nicht gewuſst. Sie habe übrigens am Tage des Abſchieds überhaupt beinahe nichts mehr geſprochen. Sie hab' ihm aufgetragen, mich noch zu grüſſen.

Mir war, als würde mir mein Todesurtheil geſprochen. Aber ich war ganz ſtille dazu. Ich gieng nach Hauſe, berichtigte nothwendige Kleinigkeiten, und war ſonſt im Aeuſſern ganz, wie die Andern. Ich vermied alles, was mich an das Vergangne erinnern konnte; ich hielt mich ferne von Notaras Garten, und dem Ufer des Meles. Alles, was irgend mein Gemüth bewegen konnte, floh ich, und das gleichgültige war mir noch gleichgültiger geworden. Abgezogenheit von allem Lebendigen, das war es, was ich ſuchte. Ueber den ehrwürdigen Produkten des altgriechiſchen Tiefſinns brütet' ich Tage und Nächte. Ich flüchtete mich in ihre Abgezogenheit von allem Lebendigen. Allmählig war mir das, was man vor Augen hat, ſo fremde geworden, daſs ich es oft beinahe mit Staunen anſah. Oft, wenn ich Menſchenſtimmen hörte, war mirs, als mahnte ſie mich, aus einem Lande zu fluchten, worein ich nicht gehörte, und ich kam mir vor, wie ein Geiſt, der ſich über die Mitternachtsſtunde verweilt hat, und den Hahnenſchrey hört.

Während dieſer ganzen Zeit war ich nie hinausgekommen. Aber mein Herz ſchlug noch zu jugendlich: ſie war noch nicht in mir geſtorben, die Mutter alles Lebens, die unbegreifliche Liebe.

Ein räthſelhaft Verlangen zog mich fort. Ich gieng hinaus.

Es war ein ſtiller Herbſttag. Wunderbar erfreute mich die ſanfte Luft, wie ſie die welken Blätter ſchonte, daſs ſie noch eine Weile am mütterlichen Stamme blieben.

Ein Kreis von Platanen, wo man über das felſige Geſtade weg ins Meer hinausſah, war mir immer heilig geweſen.

Dort ſaſs ich und gieng umher.

Es war ſchon Abend geworden, und kein Laut regte ſich ringsumher.

Da ward ich, was ich jetzt bin. Aus dem Innern des Hains ſchien es mich zu mahnen, aus den Tiefen der Erde und des Meers mir zuzurufen, warum liebſt du nicht *mich*?

Von nun an konnt' ich nichts mehr denken, was ich zuvor dachte. die Welt war mir heiliger geworden, aber geheimnisvoller. Neue Gedanken, die mein Innerſtes erſchütterten, flammten mir durch die Seele. Es war mir unmöglich, ſie feſtzuhalten, ruhig fortzuſinnen.

Ich verlies mein Vaterland, um jenſeits des Meeres Wahrheit zu finden.

Wie ſchlug mein Herz von groſsen jugendlichen Hofnungen!

Ich fand nichts, als dich. Ich ſage das dir, mein Bellarmin! Du fandeſt ja auch nichts, als mich.

Wir ſind nichts; was wir ſuchen, iſt alles.

Auf dem Cithäron.

Noch ahnd' ich, ohne zu finden.

Ich frage die Sterne und ſie verſtummen, ich frage den Tag, und die Nacht; aber ſie antworten nicht. Aus mir ſelbſt, wenn ich mich frage, tönen myſtiſche Sprüche, Träume ohne Deutung.

Meinem Herzen iſt oft wohl in dieſer Dämmerung. Ich weis nicht, wie mir geſchieht, wenn ich ſie anſehe, dieſe unergründliche Natur; aber es ſind heilige ſeelige Thränen, die ich weine vor der verſchleyerten Geliebten. Mein ganzes Weſen verſtummt und lauſcht, wenn der leiſe geheimnisvolle Hauch des Abends mich anweht. Verloren ins weite Blau, blick' ich oft hinauf an den Aether, und hinein ins heilige Meer, und mir wird, als ſchlöſſe ſich die Pforte des Unſichtbaren mir auf und ich vergienge mit allem, was um mich iſt, bis ein Rauſchen im Geſträuche mich aufweckt aus dem ſeeligen Tode, und mich wider Willen zurückruft auf die Stelle, wovon ich ausgieng.

Meinem Herzen iſt wohl in dieſer Dämmerung. Iſt ſie unſer Element dieſe Dämmerung? Warum kann ich nicht ruhen darinnen?

Da ſah' ich neulich einen Knaben am Wege liegen. Sorgſam hatte die Mutter, die ihn bewachte, eine Decke über ihn gebreitet, daſs er ſanft ſchlummre im Schatten, und ihm die Sonne nicht blende. Aber der Knabe wollte nicht bleiben, und riſs die Decke weg, und ich ſah wie er's verſuchte, das freundliche Licht anzuſehn, und immer wieder verſuchte, bis ihm das Auge ſchmerzte und er weinend ſein Geſicht zur Erde kehrte.

Armer Knabe! dacht ich, andern ergehts nicht beſſer, und hatte mir beinahe vorgenommen, abzulaſſen von dieſer verwegnen Neugier. Aber ich kann nicht! ich ſoll nicht!

Es muſs heraus, das groſse Geheimniſs, das mir das Leben giebt oder den Tod.

Hölderlin.

III.

Das Schickſal.

Προσκυνουντες την ειμαρμενην, σοφοι.
Aeſchylus.

Als von des Friedens heil'gen Thalen,
Wo ſich die Liebe Kränze wand,
Hinüber zu den Göttermahlen
Des goldnen Alters Zauber ſchwand,
Als nun des Schickſals eh'rne Rechte,
Die groſse Meiſterin, die Noth,
Dem übermächtigen Geſchlechte
Den langen, bittern Kampf gebot;
Da ſprang er aus der Mutter Wiege,
Da fand er ſie, die ſchöne Spur
Zu ſeiner Tugend ſchwerem Siege,
Der Sohn der heiligen Natur;
Der hohen Geiſter höchſte Gabe,
Der Tugend Löwenkraft begann
Im Siege, den ein Götterknabe
Den Ungeheuern abgewann.

Es kann die Luſt der goldnen Ernte
Im Sonnenbrande nur gedeih'n;
Und nur in ſeinem Blute lernte
Der Kämpfer, frei und ſtolz zu ſeyn;
Triumph! Die Paradieſe ſchwanden,
Wie Flammen aus der Wolke Schoos,
Wie Sonnen aus dem Chaos, wanden
Aus Stürmen ſich Heroen loſs.

Der Noth iſt jede Luſt entſproſſen,
Und unter Schmerzen nur gedeiht
Das Liebſte, was mein Herz genoſſen,
Der holde Reiz der Menſchlichkeit;
So ſtieg in tiefer Fluth erzogen,
Wohin kein ſterblich Auge ſah,
Stilllächelnd aus den ſchwarzen Wogen
In ſtolzer Blüte Cypria.

Durch Noth vereiniget, beſchwuren
Vom Jugendtraume ſüſs berauſcht.
Den Todesbund die Dioskuren,
Und Schwerd und Lanze ward getauſcht;
In ihres Herzens Jubel eilten
Sie, wie ein Adlerpaar, zum Streit,
Wie Löwen ihre Beute, theilten
Die Liebenden Unſterblichkeit. —

Die Klagen lehrt die Noth verachten,
Beſchämt und ruhmlos läſst ſie nicht
Die Kraft der Jünglinge verſchmachten,
Giebt Muth der Bruſt, dem Geiſte Licht;
Der Greiſe Fauſt verjüngt ſie wieder;
Sie kommt, wie Gottes Blitz, heran,
Und trümmert Felſenberge nieder,
Und wallt auf Rieſen ihre Bahn.

Mit ihrem heil'gen Wetterſchlage,
Mit Unerbittlichkeit vollbringt
Die Noth an Einem groſsen Tage,
Was kaum Jahrhunderten gelingt;
Und wenn in ihren Ungewittern
Selbſt ein Elyſium vergeht,
Und Welten ihrem Donner zittern —
Was groſs und göttlich iſt, beſteht. —

O du, Geſpielin der Koloſſen,
O weiſe, zürnende Natur,
Was je ein Rieſenherz beſchloſſen,
Es keimt' in deiner Schule nur;
Wohl iſt Arkadien entflohen.
Des Lebens beſſre Frucht gedeiht
Durch ſie, die Mutter der Heroen,
Die eherne Nothwendigkeit. —

Für meines Lebens goldnen Morgen
Sei Dank, o Pepromene, dir!
Ein Saitenſpiel und ſüſse Sorgen
Und Träum' und Thränen gabſt du mir;
Die Flammen und die Stürme ſchonten
Mein jugendlich Elyſium,
Und Ruh' und ſtille Liebe thronten
In meines Herzens Heiligthum.

Es reife von des Mittags Flamme,
Es reife nun vom Kampf und Schmerz
Die Blüth' am gränzenloſen Stamme,
Wie Sproſſe Gottes, dieſes Herz!
Beflügelt von dem Sturm, erſchwinge
Mein Geiſt des Lebens höchſte Luſt,
Der Tugend Siegesluſt verjünge
Bei kargem Glücke mir die Bruſt!

Im heiligſten der Stürme falle
Zuſammen meine Kerkerwand,
Und herrlicher und freyer walle,
Mein Geiſt in's unbekannte Land!
Hier blutet oft der Adler Schwinge;
Auch drüben warte Kampf und Schmerz!
Bis an der Sonnen lezte ringe,
Genährt vom Siege, dieſes Herz.

Hölderlin.

THALIA.

herausgegeben
von
F. SCHILLER.

Vierter Theil.

Sechſtes Stück des Jahrganges 1793.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göſchen.

Aeneis.

Siebenter Geſang.

V. 1 — 285.

Unſern Geſtaden gewährteſt auch du, Aeneiſche Amme,
O Kajeta! durch deinen Tod unſterblichen Nachruhm,
Ehre bewacht noch dein Grab, und die Urne verkündet, wenn deſſen
Je ſich die Manen noch freu'n, Heſperien deinen Nahmen.

Als nun Aeneas der Fromme das Feſt der Leiche vollendet,
Und den Hügel erthürmt, weil jetzt die wogenden Meere
Ruhten, erneut er den Weg mit den Segeln, und ſcheidet vom Hafen.
Kräftiglich athmet die Nachtluft, und die ſilberne Luna
Sichert den Lauf: vom Zitterlicht erglänzet die Fläche.
Schon beſtreifen ſie nächſt die Ufer des Landes der Circe,
Wo mit ſtetem Geſang die unbewanderten Haine
Titans reiche Tochter durchtönt, und in ſtolzen Paläſten
Duftendes Zedernholz zum nächtlichen Feuer ſich brennet,
Wenn ſie das feine Gewebe durchläuft mit rauſchendem Schifflein.
Daher höreten ſie die Wuth und die Seufzer der Löwen,

Die den Feſſeln ſich ſtreuben, und ſpät in den Nächten noch brüllen;
Auch der borſtigen Schweine Gegrunz', und die in den Ställen
Tobenden Bären, und das Geheul grosleibiger Wolfe,
Die durch der Kräuter Gewalt aus menſchlichen Bildungen Circe,
Jene tükiſche Göttin, in Körper der Thiere verkehrt hat.
Daſs nun die frommen Trojer nicht auch ſo ſchnöde Verwandlung
Litten, verſchlagen zur Bucht, noch die ſchreklichen Ufer beträten;
Füllte Neptunus die Segel an mit günſtigen Winden,
Lieſs ſie entflieh'n, und führte ſie ab von der ſchäumenden Brandung.
Und ſchon röthete ſich von Strahlen das Meer, und vom hohen
Aether glänzt' auf dem Roſengeſpann die güldne Aurora:

Da entſanken den Winden die Flügel: das Athmen der Lüfte
Legte ſich ſchnell; auf der ſtehenden Fläche kämpfen die Ruder:
Hier erſah von der Höhe des Meers Aeneas den groſsen
Hain, aus dem Tiberinus in ſeinem lieblichen Fluſse
Unter reiſsenden Strudeln, und gelb von dem wallenden Sande
Sich in die Meersfluth ſtürzt. Verſchiedene Vögel in Lüften
Und auf der Flur, an die Ufer gewöhnt und die Mündung des Fluſses,
Mildern den Aether daſelbſt mit Geſang und flattern im Haine.
Hier gebot er zu hemmen den Lauf, und die Schnäbel zum Strande
Hinzulenken, und nahte vergnügt dem ſchattichten Ufer.

Auf jezt, Erato! jezt beſing' ich die Kunden der Vorwelt,

Welche König' und welche Geſtalt einſt Latium hatte,
Als die kommende Schaar an Auſoniens Küſte gelandet,
Jezt entſchleiert mein Lied den Zunder der werdenden Schlachten,
Du, o Göttin! belehre den Dichter. Abſcheuliche Kriege
Sind mein Geſang, Kampfheer' und die Wuth blutlechzender Fürſten,
Und die Tyrrhenerschaar, und das ganze, zu Schlachten gezwung'ne,
Italervolk. Mir enthüllen ſich gröſsere Szenen; im Buſen
Wälz' ich ein groſseres Werk. — Der König Latinus beherſchte
Längſt ſchon, ein Greis, im Frieden das Land und die ruhigen Städte.
Dieſen zeugete mit der Laurentiſchen Nymphe Marika
Faunus, den Faunus Pikus, und der prieſe dich, o Saturnus!

Seinen Vater: du biſt des Stammes älteſter Ahnherr!
Kein Sohn war, nach der Götter Rath, kein männlicher Erbe
Dieſem beſtimmt, in dem erſten Erwachen der Jugend entriſſen.
Eine einzige Tochter beſaſs ſo mächtige Size,
Schon für den Gatten gereift, und mannbar in Fülle der Jahre.
Viele freiten um ſie aus dem ganzen Latium, viele
Aus dem Auſoniſchen Land, um ſie der Schönſte der Schönen
Turnus, ſtolz auf die Väter und Ahnherrn, welchen des Königs
Gattin ſich zum Eidam erlaſs mit liebender Eile.
Aber mit Schrekniſſen waffnen ſich Zeichen der Götter dagegen.

Mitten im Schloſs, in den thürmenden Höfen erhub ſich ein Laurus,

Heiliges Laubs, und beſchüzt durch die Heiligkeit älternder Jahre,
Welchen Vater Latinus fand, als er noch die erſten
Häuſser gründet' und, ſagt man, dem Phöbus ſelber geweiht hat,
Und die verpflanzten Völker nach ihm Laurenter genennet.
Dichte Bienen, mit groſsem Geräuſch in dem flüſsigen Aether
Hergeführt, beſezten, wie wunderbahrlich! den höchſten
Gipfel deſſelben, und wechſelnd die Füſs' in einander geſchlungen,
Hing herunter der plözliche Schwarm an dem laubigen Aſte.
Alsbald ſprach ein Prophet: Hier ſeh'n wir einen vom Ausland
Kommenden Mann, und ein ſtrebendes Heer von dem nehmlichen Welttheil
Zu dem nehmlichen Ort, und den Thron auf dem oberſten Schloſse.

Ferner noch, als er mit feſtlichem Brand die Altäre beflammte,
Und ſie neben dem Vater ſtand, die Laviniſche Jungfrau,
Deuchts ihr, o Wunder, ſie faſſe das Feu'r mit den wallenden Loken,
Und der ſämtliche Schmuk zerlodr' in praſſelnder Flamme,
Und es brenn' ihr königlich Haar, es brenne die Krone,
Glänzend von Edelgeſtein, und in Rauch gehüllt von dem gelben
Lichte, verſtreue ſie Feuer umher in dem ganzen Palaſte.
Diſs war ein Schauergeſicht und wunderbahrlich die Deutung:
Denn berühmt durch den Ruf und das Schikſal, ſangen die Seher,
Würde ſie, doch furchtbaren Krieg weiſſag' es dem Volke.
Nun, von den Zeichen beſtürzt, geht zu des prophetiſchen Vaters,

Faunus Orakel der König, und forſcht in der hohen Albuna
Hainen, die dort die gröſst' in den Wäldern, in heiliger Quelle
Rauſcht, und ſtarken Schwefelgeruch beſchattet enthauchet.
Die Italiſchen Stämm' und das ganz' Oenotriſche Erdreich 85
Hohlen daſelbſt ſich Spruch in der Noth. Wenn der Prieſter das Opfer
Hieher geführt, und ſich hingelegt auf die Häute der Schafe,
Die er ſchlachtet' in ſchweigender Nacht, und Schlummer erfleht hat:
Siehet er viele Gebild' in mancherley Hüll' ihn umflatternd,
Und vernimmt verſchiedene Laut', und genieſſet der Götter 90
Unterredung, und ſpricht mit den Manen im tiefſten Avernus.
Jetzt auch ſchlachtete da nach der Sitte Vater Latinus

Hundert der wollentragenden Schaf', um Sprüche zu hören,
Und lag auf den Rücken der Schaf', und verſpreiteten Vließen
Ausgeſtreckt: da entſcholl die plözliche Stimme dem Haine:
Trachte du nicht, mein Sohn! mit den Lateiniſchen Freiern
Zu vermählen die Tochter, noch trau dem bereiteten Brautbett:
Fremde Eidamme nah'n, die durch ihr Blut zu den Sternen
Unſeren Nahmen erhöh'n, von deren Geſchlechte die Enkel
Alles ſich unter den Füſsen, ſoweit die wandelnde Sonne
Beyde Meere beſchaut, ſich ſchmiegend und wälzend erbliken!
Dieſe Sprüche vom Vater, dem Faunus den Rath in der ſtillen
Nacht ihm ertheilt, verbarg nicht Latinus mit ſchweigender Lippe:

Sondern ſie hatte ſchon lang die weitumflatternde Fama
Durch die Auſoniſchen Städte verpraſst, da Laomedons Jugend 105
An des Ufers graſigen Damm die Flotte gebunden.

Held Aeneas, die oberſten Führer, und Julus der Schöne,
Lagern unter die Aeſte ſich hin an ragendem Baume,
Und bereiten ein Mahl, und legen Kuchen aus Weizen
Unter die Speiſen im Gras, (ſo gabs ſelbſt Zeus in die Herzen), 110
Und erthürmen ländliches Obſt auf den Boden der Ceres.
Als ſie nun eben das andre verzehrt, und der Mangel an Nahrung
Gegen die dürftige Ceres den Zahn zu kehren ſie antrieb,
Und mit der Hand und frevlendem Biſs den die Entſcheidungsvolle,

Rinde ſelbſt zu entweih'n, noch des flachen Tellers zu ſchonen: 115
Da ſprach Julus: ey ſeht, wir eſſen nun ſelber die Tiſche.
Doch nicht ſcherzt' er weiter. Sein Ausſpruch lehrte der Mühen
Ende zuerſt, und zuerſt verſchlang von des Redenden Munde
Ihn der Vater, und fiel ihm drein, durchbebt von der Gottheit:
Plötzlich ſprach er: Sey mir gegrüſst, vom Geſchick mir vergönntes 120
Erdreich, und auch Ihr, getreue Penaten der Trojer!
Hier iſt mein Hauſs, mein heimiſches Land. Denn Vater Anchiſes,
Jezt beſinn' ich mich, hat diſs geheime Geſchik mir geweiſsagt:
Wenn dich, mein Sohn! der Hunger zwingt, an ein unbekanntes
Ufer geführt, den Tiſch nach verzehrtem Mahl zu verſchlingen 125

Dann, Ermüdeter! hoff' erſt Häuſer, und dorten gedenke
Aufzubauen den erſten Siz und Dämme zu thürmen.
Diſs war jener Hunger, uns war diſs Ende beſchieden,
Unſrer Verbannungen Ziel. Wohlauf denn, und laſst mit dem erſten
Strahle der kommenden Sonn' uns freudig die Gegenden ausſpäh'n,
Welche Menſchen da ſind, und wo die Mauren des Volkes,
Und von dem Hafen entlang nach verſchiedenen Richtungen hingeh'n,
Jezo opfert aus Schalen dem Zeus und ruft mit Gebeten
Zu Anchiſes dem Vater, und bringt den Wein auf die Tiſche.
Sprachs und umwand die Schläfe ſich mit dem grünenden Zweige;
Fleht zu dem Genius dann des Orts, und der erſten der Götter

Tellus, dem Nymphenchor, und den Flüſſen, deren er ſeither
Kundig nicht war, zu der Nacht, und der Nachtaufgehenden Zeichen;
Auch den Idäus Zeus, und nach Ordnung die Phrygiſche Mutter
Betet er an, und das Aelternpaar, im Olymp und Avernus.
Dreymal donnerte jezt der allmächtige Vater vom klaren
Himmel herab, und erſchütterte ſelbſt ein Gewölk, von des Blizes
Strahl und von Golde beſäumt, mit der Hand, und zeigt es am Himmel.
Jezt durchlief ein ſchnelles Gerücht die trojaniſche Heerſchaar,
Kommen ſey nun der Tag, daſs man baue die Stadt, die beſtimmte.
Eifernd erneuen ſie wieder das Mahl und erfreut von dem groſsen
Zeichen, ſtellen ſie Becher umher, und bekränzen die Weine.

Als nun des folgenden Tages Beginn die Welt mit der erſten
Leuchte beſchien, erſpäh'n ſie geſondert die Stadt und die Grenzen
Und des Volkes Geſtad: hier fluthet der Quell des Numikus
Dort ſtröhmt Thybris der Fluſs, da wohnen die tapfern Lateiner.
Hierauf ſendet Anchiſes Sohn erleſene Männer
Aus der ſämmtlichen Zahl zu den heiligen Mauren des Königs,
Hundert Herold', alle verhüllt mit Zweigen der Pallas,
Gaben zu bringen dem Mann', und Frieden zu flehen den Teukrern
Ohne Verzug: die Befehlichten eilen und rennen mit raſchen
Schritten. Er ſelber beſchreibt mit niedrigen Gräben die Mauren,
Und befeſtigt den Ort, und die erſten Häuſer am Ufer
Schlieſst er nach Weiſe der Lager, mit Schanzen ein und mit Wallen

Schon, nach vollendetem Weg, erblikten die Jünglinge Thürme
Und der Lateiner ragende Siz', und nahten den Mauren!
Knaben daſelbſt vor der Stadt, und die Jugend im Frühling der Jahre
Üben auf Roſsen ſich, und tummlen die Wagen im Staube,
Spannen den treffenden Bogen auch, und ſchleudern mit Händen
Ruhige Lanzen umher, und ermatten im Lauf und im Kampfe:
Als auf dem Roſſe voraus zu des alten Königes Ohren
Ein Verkündiger flog, in fremden Kleidungen ſeyen
Groſser Männer genaht. Er heiſst ſie in die Gemächer
Rufen, und ſezt auf den Thron der Väter ſich in der Mitte.

Feierlich war ſie und gros, auf hundert Seulen erhaben,

Ganz in der Höhe der Stadt, die Burg des Laurentiſchen Pikus;
Schauervoll durch den Hain und der Väter heilige Andacht.
Hier den Stab zu empfahn, und die Erſtlingsfaſcen zu tragen,
War der Könige Brauch: noch war auch der Tempel ihr Rathſaal;
Hier zu den feſtlichen Mahlen der Ort: hier pflegten die Väter 175
An geſelligem Tiſch nach geſchlachtetem Widder zu ſizen.
Siehe, den Ordnungen nach der alten Väter Geſtalten,
Grauenden Zedern entſchnizt: Italus und der Vater Sabinus
Pflanzer der Reben, — er hält die Sichel unter dem Bruſtbild, —
Und Saturnus der Greis, und der doppeltſtirnige Janus, 180
Standen im Vordergemach, und andere Fürſten der Urzeit,

Und die Helden, mit Wunden geſchmückt im Kampf für die Heimat.
Ferner hiengen der Waffen noch viel an den heiligen Pfoſten,
Auch erbeutete Wagen, und krummgeſichelte Schwerdter,
Auch die Büſche der Helm', und groſse Schlöſſer von Thoren, 185
Lanzen auch und Schild', und von Schiffen geriſſene Schnäbel.
Selbſt mit dem Quiriniſchen Stab und geſchürzt in dem kleinen
Purpurgewand, ſaſs dort, und hielt in der Linken ein Schildlein,
Pikus, der Roſſebezähmer: den wild von begehrender Liebe
Circe mit güldener Ruthe gepeitſcht, durch Gifte verwandelt, 190
Und zum Vogel gemacht, und die Flügel mit Farben beſtreut hat.
Innen in dieſem Tempel der Himmliſchen und auf der Väter

Throne ſizend, berief Latinus herein die Trojaner,
Und ſprach alſo zuerſt, wie ſie kamen, mit freundlichem Munde:

Sagt mir Trojer, denn eure Stadt und eure Abkunft
Kennen wir wohl, und geweiſsagt ſchift ihr zu uns auf dem Meere,
Was begehrt ihr? was führte die Schiff' und weſſen ermangelnd
An' das Auſoniſche Land, durch ſo viele der graulichen Wellen?
Ob ihr durch lange Verirrungen oder von Stürmen verſchlagen,
Welcherley manches im hohen Meer die Schiffer erdulden,
Unſeres Fluſſes Geſtad erſchwamm't und im Hafen nun weilet,
Fleucht nicht den gaſtlichen Bund, und erkennet in den Lateinern
Enkel Saturns; durch Feſſeln nicht noch Sazungen bider,

Halten wir ohne Zwang die Weiſen des Gottes der Vorzeit.
Und ich beſinne mich noch, die Sag' iſt in Jahren verdunkelt, 205
Was die Aurunkiſchen Greiſe geſagt, daſs Dardanus, dieſen
Fluren entſtammt, zu den Phrygiſchen Städten des Ida gewandert,
Und in die Thraziſche Samos, ſo jezt Samothrazia heiſſet.
Dahin gereiſst von des Corythus Tyrrheniſchem Size,
Nahm ihn jezt die güldene Burg des beſternten Olympus 210
Auf den Thron, und geſellt ihn zur Zahl der Götteraltäre.
Sprachs und Ilioneus antwortete diſs auf die Rede:
König! des Faunus trefflicher Sohn! uns hat nicht ein ſchwarzer
Sturm auf den Fluthen erhaſcht und an eure Küſte geworfen,

Noch lokt uns ein Geſtirn von dem Pfad ab oder ein Ufer: 215
Veſten Sinns und mit wollender Seel' erreichten wir dieſe
Stadt, den Reichen entjagt, ſo einſt die kommende Sonne
Von dem fernſten Olymp die gröſsten von allen beſchaute.
Unſer Geſchlecht beginnet bey Zeus, Zeus rühmt ſich, des Anherrn,
Dardanus Volk. Der König ſelbſt, Aeneas der Trojer, 220
Von Zeus höheſtem Stamm, ſandt' uns zu deiner Behauſung.
Welch ein Sturm, von dem wilden Mycenä aus ſich ergieſsend,
Durch die Idäiſchen Fluren geſtürmt, durch welch ein Verhängniſs
Aſia und Europa, die zween Welttheile ſich ſchlugen;
Hörten auch die, ſo das äuſserſte Land mit dazwiſchengeſtröhmten 225

Ocean trennt, und die, ſo die Zone des glühenden Phöbus
In der Mitte der vier erdgürtenden Zonen entfernet.
Jenem Verderben entfloh'n nach ſo groſsen durchſegelten Meeren,
Fleh'n wir den heimiſchen Göttern ein friedlich Geſtad, und ein kleines
Zufluchtsort, und heitere Luft uns allen und Waſſer. 230
Nie ſey durch uns geſchmähet das Reich; [illegible] nicht klein wird ſich euer
Ruhm erhöh'n; noch der Dank ſo groſser Geſchenke verwelken;
Nie wird's, Troia zu hegen im Schooſs, die Auſonier reuen.
Ich beſchwörs bey Aeneas Geſchik und der mächtigen Rechte,
Ob ſie Jemand an Treu ſich erprobt hat oder in Schlachten, 235
Viele Völker und Menſchen, (verſchmähe nicht, was wir da willig

In den Händen dir bringen, die Binden und flehende Worte)
Haben zu ſich uns begehrt, und wollten mit uns ſich verbinden.
Aber der Götter Geſchik trieb uns mit ſtrengen Befehlen,
Euer Land zu erſpäh'n. Von hier ſtammt Dardanus: hieher 240
Ruft uns Apollo zurück und treibt uns mit mächtigen Sprüchen
Zum Tyrrheniſchen Thybris und heiligen Quell des Numikus.
Ferner verehrt er dir kleine Geſchenke, des vorigen Wohlſtands
Dürftige Ueberreſt', aus der brennenden Troja gerettet.
Bey den Altären ergoſs Anchiſes der Vater aus dieſem 245
Golde den Wein; diſs Gewand war des Priamus, wenn er nach Sitte
Recht den berufenen Völkern ſprach: den heiligen Kopfſchmuk,

Und diſs Zepter, und Kleider, das Werk von Iliſchen Frauen.

Als Ilioneus ſchwieg, hielt noch Latinus zum Hinſchau'n
Unverwandt ſein Geſicht, ſah ohne Bewegung zu Boden,
Starrende Blik' umwälzend. Den König rührt der geſtikte
Purpur nicht, ihn rührt nicht ſo ſehr des Priamus Zepter,
Als er am bräutlichen Bett und der Ehe der Tochter verweilet,
Und in dem Herzen bewegt den Spruch des heiligen Faunus.
Dieſer daucht ihm der Mann, aus fremden Ländern gewandert,
Ihm zum Eidam beſtimmt, und ins Reich gerufen zu gleicher
Herrſchaft; deſſen Geſchlecht würd' einſt durch Tapferkeit glänzen,
Und mit ſtürmender Hand die ganze Erde bezwingen.

Endlich redet er freudig: Beglükt mein Beginnen, ihr Götter!
Eure Verheiſsungen ſegnet. Du Trojer empfangſt, was du wünſcheſt,
Auch nicht verſchmäh' ich die Gaben. Es fehl' euch im Schuz des Latinus
Nie an der Füll' ergiebiger Acker und Trojiſchem Reichthum.
Nur Aeneas auch ſelbſt, wenn nach mir ihn ſo ſehnlich verlanget,
Wünſcht er zu knüpfen den gaſtlichen Bund, ein Genoſse zu heiſsen,
Komme zu mir, und ſcheue ſich nicht vor den Mienen des Freundes.
Mir verſiegle den Bund des Herrſchers traulicher Handſchlag.
Ihr hingegen bringt zu dem Könige, was ich euch ſage.
Eine Tochter beſiz ich, die heimiſchen Freiern zu trauen,
Nicht aus des Vaters Hallen die Sprüch' und viele des Himmels

Zeichen geſtatten : die Eidame nah'n aus fremden Gefilden, 270
Diſs ſey Latiums Loos, die durch ihr Blut zu den Sternen
Unſeren Nahmen erhöh'n. Ihn heiſch' in Jenem das Schikſal,
Glaub' ich nicht nur, ich wünſch' es, wenn wahres im Geiſte mir ahndet.
Sprachs, und der Vater erwählete Pferd' aus der ſämmtlichen Anzahl.
Glänzend ſtanden daſelbſt dreyhundert an ragenden Krippen. 275
Plötzlich gebot er der Hufebeflügelten Eines für jeden
Trojer zu hohlen, mit Purpur bedekt und geſtiketem Teppich;
(Güldene Ketten entflieſsen der Bruſt und hängen herunter,
Gold iſt ihr Kleid: es knirſchet ihr Zahn auf röthlichem Golde;)
Dem abweſenden Helden ein Zwillingsgeſpann mit dem Wagen, 280

Von ätheriſchem Saamen, die Feuer den Naſen entſchnoben,
Jenem Gezücht' entſtammt, das geheim die Dadaliſche Circe
Von der beſchlafenen Mutter erhielt, halbgöttliche Zwitter.
Alſo beſchenkt und belehrt von Latinus, kehrten Aeneas
Herold' hoch auf den Roſſen zurük, mit der Kunde des Friedens. 285

Neuffer.

Die Wittwe
in zwey Akten.

Perſonen:

Marie, Wittwe.
Charlotte, ihre Schweſter.
Mariens Kinder.
Moritz, Charlottens beſtimmter Bräutigam.
v. Hohenberg, deſſen Freund.
Wittheim.

Erſter Akt.

Mariens Wohnung. Ein Saal mit verſchiedenen Thüren.

Mariens Kinder auf dem Boden; ſie ſpielen mit Kegeln. Moritz und Hohenberg treten unbemerkt herein.

Minchen. Nun, Fritz! Stelle ſie hin. Jetzt werf' ich.

Fritz. Nein. Mir gefällt's nicht mehr. Wird Mama noch lange auſsen bleiben, Liebchen.

Minchen. Ich denke, nein. Fürchteſt du dich nicht Fritz? Die Tante wird ſchmählen, daſs du unartig warſt.

Fritz. Ach nicht doch, Minchen. Mama iſt gar zu lieb, auch wenn ſie böſe thut.

Minchen. Iſt denn die Tante nicht gut?

Fritz. Wohl iſt ſie's. Aber Mama iſt ſie doch nicht.

Moritz (halb laut zu Hohenberg). Es ſind ihre Kinder. Sie ſind's. Das Mädchen kenn' ich noch.

Fritz. Horch Minchen! Wer iſt das?

Minchen. Es ſind Fremde. Grüſse ſie, Fritz.

Fritz (geht auf Moritz zu und giebt ihm die Hand). Mama iſt zu Beſuch. Sie kommt bald.

Moritz. (indem er ihn aufhebt und küſst). Wird ſie, Kind, wird ſie? Wo iſt denn Lotte?

Minchen. Die Tante? Sie iſt nur in die Küche gegangen.

Moritz. So. — Er ſetzt ſich nieder und nimmt die Kinder zu ſich hin). Kennſt du mich noch, Minchen?

Minchen. Nein, ich kenne Sie nicht.

Moritz (zu Hohenberg). Es iſt ihr Erſtes. Ich habe es wohl hundert Mahl auf den Armen gewiegt. — Mein Freund, mein Bruder! Du haſt die Freuden der Erwartung mit mir getheilt; Du weiſst, wie ich auf einem Wege von zwey hundert Meilen alles Sehenswerthe vermied, wie ich nichts mehr hören, nichts denken noch träumen mochte als Sie: und nun! Ich bin da, ich habe ſie. Meine Freude geht über alles. — — Habt ihr nie von euerm Vetter Moritz gehört, Kinder?

Minchen. Von Lottens Moritz? Wohl haben wir. Bringen Sie uns etwas von ihm?

Moritz. Ihn ſelbſt, mein Schatz. Ich bin Moritz.

Minchen. Ach je! Geſchwind, Fritz! Die Tante ſoll kommen. Es iſt Moritz, ihr Moritz.

Moritz. Nicht Kind; bleibe. Sie ſoll es nicht wiſſen. Sie ſoll uns hier ſelbſt finden.

Hohenberg, (der ſich indeſſen im Saale umgeſehen hat). Ihr Moritz.

Moritz. Nun?

Hohenberg. Ich wollte, mein Freund, es wäre nur Eine, die dich erwartete.

Moritz. Laſs das gut ſeyn.

Hohenberg. Zwar, vielleicht iſt es nur Eine. Denn die Andere —

Moritz. Hohenberg!

Hohenberg. Es iſt ja noch die Frage, ob dich die Andere auch erwartet, die Andere, um deren Willen du doch eigentlich hier biſt.

Moritz. Was haſt du? Ich kenne dich nicht.

Hohenberg. Ich ſag' es nicht, um dein Vergnügen zu ſtören. Aber du ſollteſt dich erhohlen. Wir ſind da. Das iſt Mariens Wohnung. Dieſen Augenblick vielleicht tritt ſie herein, und deine Braut mit ihr.

Moritz. Die Braut! Ich ſage dir, Hohenberg, wenn du willſt, daſs ich Charlotten ohne Widerwillen empfangen ſoll, ſo laſs mir den Beynahmen weg. Die Braut! Ich könnte ſie haſſen, wenn ich nur daran denke.

Hohenberg. Und doch glaubt ſie dir's noch zu ſeyn; und doch glaubt es hier noch jedermann, deine Marie und dieſe Kleinen ſogar nicht ausgenommen.

Moritz. Gut. So müſſen ſie aufhören es zu glauben.

Hohenberg. Im Ernſte, Moritz! dieſer — bald hätte ich geſagt, dieſer Leichtſinn.

Moritz. Nenn' es wie du willſt. Wo ich nichts denken und überlegen kann, mag ich auch nicht darnach ausſehen. (Ein Stillſchweigen, während dem er ſich mit den Kindern beſchäftigt. Hohenberg ſteht in Gedanken).

Moritz. Laſs mich nur. Es wird ſich geben, es muſs. Sie liebt mich: nun ja, wie das geliebt iſt! Glaube nur, es giebt noch vieles in der Welt, das ihr werth iſt, das ſie tröſten wird. Sie iſt lebhaft und eitel, das wuſst' ich lange. Sie kann ihre Augen auch auf andere Männer richten, und ich bin ihr nicht der Einzige, nur der Erſte. Dieſer **Wittheim** zum Beyſpiel —

Hohenberg. Wittheim, der empfindſame Miſanthrop, von dem dir unſer kurzweilige Brook eine ſo langweilige Geſchichte geſchrieben hat?

Moritz. Der ſeit anderthalb Jahren hier aus und eingeht, von dem ich in Lottens Briefen die erſte Zeit immer das eine oder das andere hören muſste, und der wahrſcheinlich die Urſache iſt, warum dieſe Briefe in der letzten Zeit immer ſeltener geworden; eben der.

Hohenberg Vermuthlich eine Bekanntſchaft, wie man ſie alle Tage macht.

Moritz. (ohne darauf zu hören). Und dieſe Briefe ſelbſt! So beredt ſie ſind, ſo finde ich doch, daſs ſie alles eher darinn ausdrückt: den beſondern Geſchmack, das Wohlgefallen an mir und meinen Eigenſchaften, die Eiferſucht, den Stolz, wenn du willſt, auf einen Beſitz, der ſie auszuzeichnen ſcheinet; alles eher, nur nicht das Herz, nur nicht Liebe! — Wie ganz anders iſt's mit Marien! Sie ſchreibt mir wenig, und nie von ihren Empfindungen; und doch athmet alles den reinſten Geiſt der Liebe. Sie hat mir's nie geſagt, daſs ſie mich liebt, und vielleicht vermuthet ſie kaum, daſs ich ſie ohne dieſs verſtehe. Doch iſt's gewiſs. Es entgeht ihr kein Wort, keine Bewegung, nicht die unbedeutendſte, die mir's nicht beſtätigte, daſs ich der Mann ihres Herzens bin.

Hohenberg Du biſt ſehr zuverſichtlich.

Moritz. Und du ſehr befremdend. Seit wann hältſt du mich für einbildiſch?

Hohenberg. Für einbildiſch nicht, wenigſtens nicht für eingebildet; aber du liebſt, Moritz, und du wünſcheſt.

Moritz. Nein, ich täuſche mich nicht. Und endlich, was ſoll ich mit Charlotten? Sie aufopfern, mich, und Marien vielleicht dazu? Und das alles für eine Grille, die — — deren wir uns alle drey jetzt beynahe ſchämen! Was willſt du denn? Hielteſt du's nicht immer ſelbſt für's Beſte, wenn dieſes unnatürliche Verhältniſs aufhörte, und wenn ich mich mit der verbände, die unter allen Weibern allein fähig war, mein Herz zu rühren?

Hohenberg. Gut. Darum biſt du hier, und dabey ſoll's bleiben.

Moritz. Sorge nur nicht. Ich habe wohl eher in harten Anläſſen Stand gehalten. Sie ſollen nichts wiſſen woran ſie ſind, bis alles reif iſt. — Ich bin Charlotten verbindlich; ſie ſoll ſich nicht über mich zu beklagen haben. Wäre Marie nicht Wittwe geworden, ich hätte, ja! ich hätte ſie geheurathet. Wir wären ein Ehepaar geworden, wie es tauſende giebt. Es iſt nun anders und beſſer. Sie ſoll es beſſer haben, Marie, ich; wir alle.

Hohenberg. Lieber Freund —

Moritz. Sie war ein Kind, als ich mich an ſie machte, als mir ſie Marie übergab. Ich werde es nie vergeſſen. Es war kurz vor ihrer Heurath. Wir waren allein. Ich ſah ſie an; mir war wunderbar zu Muthe. — „Moritz, ſagte ſie, es iſt vorbey; verzeihen ſie mir". — Es iſt vorbey! rief ich. Ich habe ſie verloren ganz, auf ewig! Marie, empfinden Sie das? — Das Herz ging mir über, ich konnte meine Thränen nicht zurück halten. Marie glühte und zitterte vor Verlegenheit; ſie wollte aufſtehen und ſich entfernen. Ich ſchlug die Augen nieder, und blieb ſtille. Endlich ſpürte ich ihre Hand auf der meinigen. „Nicht ganz, wenn Sie wollen, Moritz; nicht ganz" — hört' ich ſie ſtottern. Ich hielt ihre Hand, und ſah ihr friedfertig ins Geſicht. „Ich habe eine Schweſter, ſagte ſie, und ein himmliſches Feuer glänzte in ihren ſchönen Augen; „die Tochter meines Herzens. Es iſt Charlotte. Ich bin vor ihr hergegangen; ich habe ihr Mutterſtelle vertreten. Ich habe ſie geführt und gebildet". — —

Hohenberg. Du haſt mir davon erzählt. Es war ein rührender Auftritt.

Moritz. Der Einfall überraſchte mich, und die Thorheit war geſchehen. Mir war — wie ſage ich doch? — mir war, als ob ſich Marie in ein zweyfaches Weſen theilte, wovon das Beſſere bey mir zurück blieb. Marie, ſagte ich, ich werde Sie nie verlaſſen. Ihre Schweſter — Ich heurathe ihre Schweſter. Sie wird glücklich ſeyn, wir werden alle glücklich ſeyn".

Hohenberg. Es iſt doch ſonderbar.

Moritz. Es war — ein Geſicht, ein Traum, eine Narrheit, eine Raſerey, wenn du willſt. Ich erfuhr bald, was das Herz für ein Schalk iſt. Ich fand Marien in ihrer Schweſter nicht, ich konnte ſie nicht finden. Allein ich ſah, daſs ich mit dem Mädchen würde leben können, und lieſs die guten Leute bey der Hoffnung, das übrige werde ſich geben. Aber nun — es iſt alles vorbey und anders. Marie iſt frey, ſie liebt mich; die Comödie muſs ein Ende nehmen.

Hohenberg. Nun, mein Freund! und es wird, hoffe ich.

Moritz (nach einem Stillſchweigen). Wie iſt's, Minchen? Warum biſt du ſo ſtill?

Minchen. Ich ſehe Sie an.

Moritz. Was ſiehſt du an mir?

Minchen. Daſs Sie von der Sonne verbrannt ſind.

Moritz. Das macht, ich ſcheue die Sonne nicht.

Minchen. Und doch ſo freundlich.

Moritz. Gefall' ich dir?

Minchen. Wohl. Bleiben Sie bey uns?

Moritz. Wenn mich Mama behalten will.

Minchen. Ach, ſie iſt Ihnen gar gut und Lotte auch. Wir haben alle auf Sie gewartet.

Fritz. Ja, und die Tante hat uns erzählt, wie ſie den böſen Drachen todt geſtochen haben. (auf den Degen zeigend). War's damit?

Moritz. Es war nur ein wildes Schwein, mein Sohn.

Minchen (aufſpringend). Die Tante, die Tante!

Charlotte tritt herein.

Charlottte (in Erſtaunung). Wer iſt das?

Moritz (auf ſie zugehend). Jemand Bekanntes.

Charlotte. Ach, mein Gott! Moritz.

Moritz. Leibhaftig. — — Ich habe mich verändert, nicht wahr?

Charlotte. Moritz!

Moritz. (Ein Stillſchweigen, während dem er ſie mit Ruhe und Wohlgefallen betrachtet. Char-

Lotte iſt in dem Zuſtande der freudigen Ueberraſchung). Und Sie, Lotte! Sie haben zugenommen an Jahren, Schönheit, Weisheit und Gnade, bey Gott und den Menſchen. Ganz vollkommen! — Ich ſehe, mein Kind, Sie laſſen ſich eben keine grauen Haare um ihre Freunde wachſen.

Charlotte. (tritt etwas zurük, über und über glühend). Er iſt's wahrhaftig.

Moritz (nach einer Pauſe, gleichſam um ihr Zeit zu laſſen). Sie ſind wohl, Sie ſind glücklich. Ich ſehe es, und bin entzückt.

Charlotte. Wie iſt mir denn? Was thue ich, wohin wend' ich mich? Iſt denn niemand da? Will ſich niemand mit mir freuen?

Moritz (lächelnd). Ich, Charlotte; wenn Sie mich in der Freude nicht überſehen wollen.

Charlotte (im Begriff ihm um den Hals zu fallen, ſie nimmt Hohenberg in Acht, und ſtutzt. Hohenberg tritt hinzu).

Moritz (ihn vorſtellend). Mein Freund und Gefährte von Hohenberg.

Charlotte. Wir haben viel Rühmliches von Ihnen gehört, mein Herr.

Hohenberg. Ich bin glücklich, in ſo ſchönem Andenken zu ſeyn.

Charlotte. Und Sie haben alle die ſchönen Länder mit einander durchzogen? Das iſt herrlich! O, ich muſs auch einmahl reiſen, und zu Fuſse. Ueber den St. Gotthard; nicht wahr, Moritz?

Moritz. Ueber den Caucaſus, wenn Sie wollen, mein Kind.

Charlotte. Es muſs gar zu angenehm ſeyn.

Moritz. Vom Hörenſagen, und in der Erinnerung noch mehr, als in der That ſelbſt. Man hat's nicht überall ſo bequem, und am Ende ſieht ſich die Welt allenthalben ſo ähnlich. Wir haben's auch verſchiedentlich gefunden. Manches ſchlimmer wie hier, vieles beſſer; nur Eins nicht.

Charlotte. Das wäre?

Moritz. Die Frauenzimmer. Ich habe ſie vor mir gehabt, wie auf einer Muſterkarte, von allen Farben. Liebenswürdiger habe ich ſie nirgends finden können, und wie ich nun ſehe, auch nicht ſchöner.

Charlotte. Ah, ah! Ungemein koſtbar. Ich merke Sie ſind auf der Reiſe geworden, wie alle.

Moritz. Nehmlich, Charlotte?

Charlotte. Sehr höflich, bis zur Ausſchweifung.

Hohenberg. Man lernt den Werth ſeiner Heimath ſchätzen.

Charlotte. So dürfen wir hoffen, Sie eine Weile bey uns zu behalten?

Moritz. So lange Sie Geſchmack an uns finden.

Charlotte. Doch das verſteht ſich. Wir haben den Winter auf Sie gerechnet. Sie ſollen zu thun haben, dafür ſtehe ich. Machen Sie ſich nur gefaſst.

Moritz. Ich vermiſſe zwey Perſonen, mein Fräulein.

Charlotte. Zwey?

Moritz. Unſere Marie —

Charlotte. Sie wird es beklagen, ihren erſten Eintritt verfehlt zu haben.

Moritz. Und noch jemand, von dem ich hoffe, daſs er mir erlauben wird, ihn auch den Unſrigen zu nennen.

Charlotte. Mein Herr! —

Moritz (aufgeweckt). Obwohl ich nicht weiſs, wie geneigt er iſt, mich unter die Ihrigen zu zählen.

Charlotte. Im Ernſte, mein Herr —

Moritz. Im Ernſte, mein Kind, es ſollte mir gefallen, Sie ein wenig roth zu machen.

Charlotte (ihm nachahmend, etwas gezwungen). Und mir, lieber Freund, Sie ein wenig eiferſüchtig zu ſehen.

Moritz. Nu, nu, Charlotte, wer weiſs! — Vor allem, mein Kind; wir bleiben den Mittag hier.

Charlotte. So muſs ich wohl einen Augenblick nachſehen. Wir haben eine Wirthſchaft, daſs es eine Schande iſt. Ich muſs überall ſelbſt daran ſeyn, wenn etwas geſchehen ſoll. Sie unterhalten ſich indeſſen, meine Herren? — Kommt Kinder!

(Charlotte mit den Kindern ab).

Moritz. Nun, Hohenberg?

Hohenberg. Höre, Moritz, das Kind iſt allerliebſt.

Moritz. Sie iſt in der That viel reitzender geworden.

Hohenberg. Nimm dich in Acht. Du könnteſt leicht noch auf andere Gedanken kommen.

Moritz. Bilde dir das nicht ein.

Hohenberg. Mir wär's unmöglich, ſo einem Figürchen den Korb zu geben.

Moritz. Ah, die Mama iſts doch nicht! haſt du den Kleinen gehört? — Ich bin darauf gefaſst, Marien weniger ſchön zu finden, als ich ſie verlieſs. Sie hat viel gelitten. Was iſt's? Ich hab' es oft gedacht; Sie würde noch alle meine Begierden umfaſſen, und wenn ſie alt und runzelig geworden wäre, wie mein Mütterchen.

Hohenberg. Es iſt eine wunderbare Liebe.

Moritz. Marie! Marie! — Du weiſst noch, wie ich mir in den Kopf ſetzte, böſe auf ſie zu ſeyn, und Dir gar viel davon vorſchwatzte, daſs ſie mir gleichgültiger zu werden anfinge. Ich habe hernach noch oft darüber gelacht. Es iſt mir beynahe ſelbſt unbegreiflich, wie ſie mein ganzes Weſen ſo um und um beſtrickt und gefangen hat. Alles iſt mir intereſſant an ihr, alles iſt mir unerſetzlich. Ich möchte nicht das kleinſte Mahl auf ihrem Arm verlieren; und wenn ihre reine Seele eines Fleckens fähig wäre, ich glaube, ich würde ihn nicht geringer halten als jede ihrer Tugenden.

Hohenberg. Das iſt Abgötterey.

Moritz. Rede nur. Ich bin doch ſonſt kein Phantaſt, und ſchon ziemlich über die Knabenjahre hinaus. Sie wird meinen Kopf in Feuer ſetzen, wenn mein Haar ſchon grau iſt. Ich will nicht klüger ſcheinen als ich bin, am wenigſten hier.

Hohenberg. Wenn du ſie erſt haſt, wird ſich der Ungeſtüm legen.

Moritz. Ich hoff' es. — Es iſt manchmahl eine Stunde, wo ich ruhiger bin, wo ich mich frage und verwundere. Aber ich habe keine Antwort, ich weiſs und verſtehe nichts davon. Wie kann man ſo verſchieden ſeyn, ſo vielſeitig, und doch wieder ſo Eins und ſo ganz? Wie kann ſo viel Wärme bey ſo viel Kaltſinn zuſammen wohnen? Die Zartheit und Innigkeit dieſes Gefühls bey dieſem feſten Sinn? — Du kennſt mich, du haſt mich geprüft. Hatte ich mit den Freuden des Lebens nicht abgerechnet? War ich nicht ſo ausgetrocknet, ſo geſchäftig? Wie ſprach ich von der Liebe, wie dachte ich, wie empfand ich mich! Und jetzt! — Das hat alles verwandelt und umgekehrt, wie der Schlag einer Zauberruthe. Der Streich, der Marien zur Wittwe machte, hat die Jahre der Erfahrung von mir abgeſtreift. Die ganze, friſche Blüthe meines Lebens iſt auf's neue hervorgegangen: ich denke nicht, ich empfinde; ich handle nicht, ich genieſse. — Was für ein ſeltſames, unzuverläſsiges Geſchöpf iſt der Menſch! Ich begreife ihn nicht.

Hohenberg. Es ſind nicht alle Menſchen wie du, lieber Moritz. Du haſt einmahl von dir ſelbſt geſagt; ich bin alles und nichts. Ein wahreres Wort iſt nie aus deinem Munde gekommen. Ich habe oft lachend behauptet, daſs du deine Talente vergräbſt, daſs ein groſser Dichter an dir verloren iſt. Es war ganz richtig, ich hätte nur nicht lachen ſollen. So wie du dich beſchreibſt, denke ich, muſs es dem ſeltenen Geiſte zu Muthe ſeyn, der jeden Charakter mit der Leichtigkeit annimmt, womit man ein Kleid anzieht, ohne daſs man jemahls von einem ſagen könnte, es iſt der ſeinige.

Moritz (zerſtreut). Du magſt wohl recht haben.

Hohenberg (lächelnd). Wie ſagteſt du da?

Moritz. Ich habe einen Einfall. Höre.

Hohenberg. Da kommt die Schweſter zurück. Ich will euch einen Gefallen thun und ein wenig abſeits gehn. (Er geht in ein Nebenzimmer).

Charlotte.

Charlotte, (da ſie ihn allein ſieht, auf zueilend). Endlich, Moritz! Nach vier langen Jahren!

Moritz. Endlich! Wirklich endlich, Charlotte? Und nach vier langen Jahren?

Charlotte. Sie ſind aufgeräumt, lieber Moritz.

Moritz. Nein, meine Gute; es iſt mein Ernſt. Das Leben iſt an ſich ſo ſauer, ſo widerwärtig und langweilig! Ich möchte es meinen Freunden nicht noch widerwärtiger und langweiliger machen. Ich wünſche geliebt zu ſeyn, mit Heiterkeit und Ruhe; ich wünſche, daſs man nach mir verlange, daſs man mich erwarte, mit Vergnügen und Freude; ohne eine verdrieſsliche Ungeduld, ohne Aengſtlichkeit; ich möchte, daſs man mich entbehrte, daſs man es fühlte, aber ich verlange nicht, daſs man meiner nicht entbehren könne.

Charlotte. Sie ſind ſehr beſcheiden in ihren Wünſchen, in der That.

Moritz. Ich bin nur gerecht.

Charlotte. Das heiſst, Sie geſtehen, daſs Sie von den Wünſchen ihrer Freunde eine gleiche Beſcheidenheit erwarten.

Moritz. Wenn Sie es ſo nennen wollen, warum nicht?

Charlotte. Ich fürchte, ich bin ſo genügſam nicht.

Moritz. Nun, Charlötte! Im ſchlimmſten Falle weiſs man ſich zu tröſten.

Charlotte. So?

Moritz. Ohne Scherz! Sie haben eine Bekanntſchaft gemacht. Nach allem, was ich gehört habe, iſt Wittheim ein würdiger Mann. Es freut mich, daſs er ihr Freund geworden, und ich bin weit entfernt, Ihnen darüber Vorwürfe zu machen.

Charlotte. O, dafür iſt mir die Billigkeit ihrer Denkungsart gut.

Moritz. Möchten Sie ſie etwa weniger billig?

Charlotte. Aber in der That, ich weiſs nicht, warum Sie nur immer auf dieſe Bekanntſchaft kommen.

Moritz. Und ich, ich weiſs nicht, warum Sie immer ausweichen, wenn ich darauf komme. — Huſch, Lotte! Ich glaube gar, Sie ſind in Verlegenheit? Kommen Sie einmahl mein Kind, und ſragen Sie, was für Bekanntſchaften ich gemacht habe. Vier Jahre, in der weiten Welt! Geben Sie acht, Sie werden etwas abzurechnen ſinden.

Charlotte (lachend). Faſt ſollte ich Sie beym Worte nehmen.

Moritz. Immer zu. Doch halt! Da hätten Sie ja geſtanden, nicht?

Charlotte. Geſtanden! Was für Ausdrücke das ſind.

Moritz. Ein wenig militäriſch: ſtoſsen Sie ſich nicht daran. Ich habe ein Jahr lang bey meinem Regimente Kriegsrecht gehalten. Da hat's mit den ſchönen Augen der Delinquenten nicht ſo viel auf ſich. Man nimmt ſich etwas heraus.

Charlotte. Sie ſind allerliebſt, mit ihren Delinquenten.

Moritz. Von ſchönen Augen — Was für Augen waren es doch, die unſerm Flink vom Galgen halfen? Ja doch, Signora Bianchi. — Ach, Charlotte! Es war das gefährlichſte Advocatengeſicht, das jemahls einem Richter vorgekommen iſt. Der Kerl hätte hängen ſollen, und wenn es den letzten Strick im Lande koſtete. Signora Bianchi lieſs ſich einfallen, ihn los zu bitten. Widerſtehe da, wer will! Sie hätten ſie ſehen ſollen, Lotte. Eine Figur wie Juno; ein wenig gröſser als Sie: aber ganz das ſchwarze, trotzende, muthwillige Auge. Es war unmöglich, ihr etwas abzuſchlagen.

Charlotte. Nun, Sie kommen ziemlich in ihren Text.

Moritz. Ach, mein Kind! Man fängt mit ſo ſchönen Entſchlieſsungen an. Die Treue iſt eine göttliche Sache; wenn nur der Verſucher nicht wäre.

Charlotte lacht.

Moritz. Soll ich Ihnen erzählen, wie das ſo geht? Es iſt eine erbauliche Geſchichte. — Gleich Anfangs, wenn ſich zwey Leute trennen, möchten ſie vor Verdruſs und Jammer vergehen. Sie ſchonen ſich und andere nicht: ſie können nicht aufhören zu erzählen, zu rühmen, zu preiſen, und ſich zu beklagen. Nach und nach wird man ſtiller, und das iſt gut. Es greift die Lunge an; wer hört auch am Ende zu? Das kaltblütige Volk kriegt es ſatt. Alſo eine andere Periode! — Man ſchweigt, man ſondert ſich ab, man ſucht die Einſamkeit. Die Geſellſchaft iſt einem verhaſst, man mag keine fremden Geſichter leiden, und ſtöſst man von ungefähr auf eines, ſo iſt es ein ſo leeres, ſchaales, nichtsbedeutendes Geſicht. Ach, rufen wir aus: was iſt Sie doch für ein Weib! Was iſt Er doch für ein Mann! Einen ſolchen giebt's nicht mehr." — — —

Charlotte (lachend). Sie haben's. Man ſieht, die Erfahrung ſpricht aus Ihnen.

Moritz. In die Länge kann das auch nicht währen. Man wird miſsmuthig und ſtörrig. Das Sitzen und die Einſamkeit wirken auf die Eingeweide, der Hypochonder meldet ſich. Aus Verdruſs und langer Weile geht man wieder unter Menſchen; und das iſt die dritte Periode. — Man läſst einmahl die Blicke herumſchweifen, wäre es auch nur, um zu ſehen, wie tief alle andere unter ihm ſind; unter ihr, ſollte ich ſagen. Das hilft. Die Satire ſchlägt ſich dazu-

und das iſt gar ein köſtlich Ding. Man beobachtet, man vergleicht; da und dort findet ſich gleichwohl ein Zug, eine Miene, eine Wendung, die uns an jemand erinnert. Wahrhaftig, an ihn ſelbſt! Man verwundert ſich und kommt ein wenig näher, — und das iſt das Letzte. Ein Wort giebt das andere: man ſpricht, man fragt, man unterrichtet ſich, und iſt erſtaunt ſo viel Aehnliches zu finden; ſo viel Aehnliches! Das übrige giebt ſich von ſelbſt. Man wird einander gewohnt und vertrauter, und der Hahn hat gut krähen, bis wir uns an den erinnern, dem unſer neue Freund ſo ähnlich ſehen ſollte.

Charlotte (lachend). Ich geſtehe, Sie ſind ein Meiſter. Sie mahlen nach dem Leben.

Moritz. Manchmahl iſt es wohl auch der Contraſt. Ihr Liebhaber hat ſchwarzes Haar: da fällt Ihnen einer auf, blond wie Gold. Man ſehe nur, blond wie Gold! Moritz ſchwätzt und lacht, wie ein Unbeſonnener; was gilt's, ihr Wittheim iſt ein Melancholicus?

Charlotte. Nun, die Anwendung verbitte ich mir. So war es nicht gemeint.

Moritz. Ich rede Vergleichungsweiſe, und meine nur mich ſelbſt. Liebes Kind! ich habe das wohl hundertmahl erfahren.

Charlotte. Bewahre uns Gott, wohl hundertmahl!

Moritz. Ey doch! hundertmahl, das heiſst, mehr als einmahl. Was Wittheimen betrifft, ſo will ich es an den Fingern herſagen. Er kam; Sie muſsten's leiden, und am Ende litten Sie es ohne groſsen Widerwillen, wie das ganz natürlich und vernünftig iſt. Das iſt alles.

Charlotte. Sie treffen ziemlich nahe.

Moritz. Sagt' ich's nicht.

Charlotte. Sie kennen mich. Warum ſollt' ich es läugnen? Ich bin ihm gut; Sie werden es auch, wenn Sie ihn erſt kennen. Er iſt etwas ſonderbar, aber brav, und hat viel Freundſchaft für uns.

Moritz. Er ſoll leben!

Charlotte (ungemein munter). Sie ſind ein Mann, Moritz, einzig in ihrer Art. Man thut ſich etwas zu gute auf Sie. Sie ſind — ſo vornehm, möchte ich ſagen. Man kann ſich zeigen, man kann Sie ſehen laſſen. Ein armer Grillenfänger, wie Wittheim, kann Ihnen nichts ſchaden. Er iſt für's Haus, man läſst ihn mitlaufen.

Moritz (lacht mit ihr).

Charlotte. Ich habe oft gedacht, wenn du ihn könnteſt wo unterkriechen laſſen. Er verlangt nicht viel, und ſchickt ſich immer, wie man auch iſt. Sie wiſſen, ich bin ein närriſch Mädchen, Moritz. Ich habe tauſend Launen; er erträgt ſie alle, und ich geniere mich nicht viel. Es iſt eine gar gute Seele! Bey Ihnen, ah! das iſt gleich anders. Man nimmt ſich zuſammen, man denkt, man müſſe im Staate ſeyn.

Moritz (für ſich). Die liebe Aufrichtigkeit!

Charlotte. Sie werden über mich lachen. Aber ich bin im Plaudern, und da bleibt nichts zurück. — Manchmahl ſage ich zu mir: da ſind zwey Männer. Den Einen möchte man haben, da meine ich Sie; und den Andern ſollte man nicht laſſen, und da meine ich ihn. Der Eine wird dich auf den Händen tragen, den Andern wirſt du tragen ſollen, wenn du es gut haben willſt. — Habe ich nicht recht?

Moritz. Sie ſind ein gutes, liebes, unvergleichliches Mädchen. Ich bin vergnügt, Charlotte, recht ſehr vergnügt. Wo doch Marie bleibt! Ich möchte —

Wittheim (tritt herein, in einiger Verwirrung, da er Moritzen ſieht).

Moritz. Und das iſt er, nicht?

Charlotte (in beſonders guter Laune). Unſer Moritz, Herr von Wittheim. —

Wittheim (beſtürzt). Ich bin ungemein erfreut, mein Herr.

Moritz (zuvorkommend und ſehr freundlich). Und ich nicht minder, mein Herr, da ich einen Mann perſönlich kennen lerne, der mir ſchon aus der Ferne ſo vortheilhaft bekannt iſt; und dem ich von ganzem Herzen der Aufmerkſamkeit wegen Dank ſage, die er in meiner Abweſenheit für meine Freundinnen bezeigt hat.

Wittheim. Mein Herr —

Moritz. Und die er, hoffe ich, keine Urſache finden wird, in meiner Gegenwart zurück zu nehmen.

Wittheim (für ſich). Unerhört! — Sie ſind allzugütig, mein Herr.

(**Hohenberg** aus dem Cabinet, gleich darauf ein **Bedienter.**)

Hohenberg. Sucht man dich nicht, Moritz?

Der Bediente (zu Moritz). Der Kammerdiener des Miniſters, gnädiger Herr; und hier dieſer Brief.

Moritz. Sehr ungelegen! (er lieſt). Ich muſs nur gleich hin, daſs ich Ruhe habe. — Charlotte, in einer Stunde längſtens bin ich wieder da. (zu Wittheim). Wir werden Gelegenheit finden, mein Herr, uns näher zu treten; ich habe nie etwas mit mehr Ungeduld erwartet.

Charlotte. Erlauben Sie, meine Herren, daſs ich Sie begleite.

Moritz. Mein Fräulein Braut, Sie vergeben ſich von ihrer Würde.

Charlotte. Mein Herr Bräutigam, ich

thue nur meine Schuldigkeit. (Sie gehen unter Lachen und Complimenten ab.)

Wittheim, allein.

Der Bräutigam. Welch ein Auftritt! Ich komme nicht zu mir ſelbſt. — Er kennt mich, er hat von mir gehört; er ſieht es wohl gar gerne und es kitzelt ihn einen Nebenbuhler zu finden, den er mit ſeinem erſten Auftritte niederſchlagen, mit dem er ſeinen Triumph ausſchmücken kann. Ich möchte vor Verdruſs und Scham vergehen. Es iſt nicht voraus zu ſehn! Nein, alles voraus zu ſehen; und zu kommen, zu zaudern, zu hoffen — bis er da iſt, und mich, mit einem Händedruck, aus meinem erbettelten Beſitze wirft. Recht ſo! Ich habe es verdient.

Verdient? Geſchieht auch was man verdient? Muſs ich nicht überall auf einen Glücklichen ſtoſſen, der ſorglos und tändelnd daher ſchlendert, mir lachend den Weg vertritt und den nahen Genuſs ohne Mühe wegnimmt, um den ich mir's ſo ſauer werden lieſs! Der Menſch muſs nicht lieben; der Arbeitſame, der Treue, der Standhafte nicht. Ich will in mich ſelbſt zurück kehten, und mein Glück in meinem eigenen Herzen ſuchen. Mein Glück! Gleichgültigkeit, Kälte, das will ich erwerben, das kann ich erwerben.

Er lachte. Die Grauſame lachte mit. Und ich bin noch hier? Was will ich noch? Ihre Freude ſehen, ihren Übermuth? Seinen Sieg, meine Demüthigung auf ihrem Geſichte leſen, aus ihrem Munde hören? Ich gehe. Und ich ließe ſie, ohne es mit einem Worte zu ahnden? Ohne ihren Leichtſinn, ihre verführeriſchen Künſte mit einem Vorwurfe zu bezahlen? Sie hätte ungeſtraft ihren Muthwillen gehabt? Einen Redlichen mit verſtellter Güte, mit tauſend Gefälligkeiten und falſchen Hoffnungen angezogen, und dann — Nein, Verrätherinn! Ich erwarte dich. Ich will dir einen Stachel in das Gewiſſen ſetzen. Ja, ich will! — — O Wittheim, du willſt, was du nicht kannſt! du ihr Vorwürfe machen, du? daſs ſie iſt, wie alle ſind? Geh, geh! Du gehörſt unter dieſe Menſchen nicht. (Er geht gegen die Thür.)

Charlotte ihm entgegen kommend.

Charlotte. Kommen Sie, Wittheim! Geſchwind. Sind Sie nicht ſchwer, wie Bley! (Sie zieht ihn hinter ſich an's Fenſter. Man hört einen Wagen vorfahren).

Charlotte (am Fenſter). Sehen Sie doch! Ein ſchönes Paar Pferde. Ach! (Sie grüſst durch's Fenſter). Sehen Sie doch! — Weg ſind ſie.

Wittheim (ſteht verlegen da. Er möchte gehen und kann nicht).

Charlotte (in ihrem Vergnügen, ſich gegen ihn wendend). Nun, Wittheim! Wie finden Sie unſern Moritz?

Wittheim iſt ſtille.

Charlotte. Sie antworten nicht?

Wittheim. Ich finde ihn glücklich.

Charlotte. Mehr nicht?

Wittheim. Und wie alle Glücklichen, guten Muths.

Charlotte. Wie?

Wittheim. Uebermuth werden Sie's nicht nennen wollen.

Charlotte. Das iſt ſeltſam. (Auf einmahl niedergeſchlagen. Sie ſucht auf dem Tiſche, und ſetzt ſich dann mit ihrer Arbeit).

Wittheim (nach einer Pauſe). Charlotte. —

Charlotte. Was verlangen Sie?

Wittheim. Mein Fräulein — Erlauben Sie, daſs ich mich Ihnen empfehle.

Charlotte. Warum das?

Wittheim. Ich bin Ihnen läſtig.

Charlotte (ohne aufzuſehen). Gar nicht, mein Freund.

Wittheim. O Charlotte, wenn Sie fähig wären, wenn Sie fühlen könnten, was in mir vorgeht!

Charlotte (ſchweigt)

Wittheim. Sie würden in meiner Gegenwart wenigſtens, dieſe Augenblicke wenigſtens —

Charlotte (zu ihrer Arbeit). Daſs dich!

Wittheim. Sie würden mich geſchont haben, nur geſchont.

Charlotte. (ſieht auf).

Wittheim. Er iſt ja da. Sie haben ihn ja. Es iſt billig, daſs ich zurück trete, ich hätte es lange thun ſollen.

Charlotte. Wiſſen Sie auch was Sie reden, mein Herr?

Wittheim. Ich habe mich geirrt. Ich verſtehe mich nicht auf die Weiber: ich habe Sie unrecht ausgelegt. Sie nahmen keinen Antheil an mir. Wer nimmt Antheil an einem Unglücklichen?

Charlotte (verdrieſslich und auffahrend). Sie ſind auch unerträglich!

Wittheim. Gut, mein Fräulein. — Leben ſie wohl.

Charlotte. Wo wollen Sie hin?

Wittheim. Fort.

Charlotte. Haben Sie beſchloſſen, mir Verdruſs zu machen?

Wittheim (gehend.) Ich erſpare Ihnen einen.

Charlotte. Bleiben Sie.

(**Wittheim** ſteht in einiger Entfernung, halb abgekehrt. **Charlotte** macht einige Schritte, dann geht ſie ans Clavier. Sie ſcheint mehr unwillig als gerührt.

Wittheim. Befehlen ſie etwas?

Charlotte (einen Stuhl rückend.) Setzen Sie ſich.

Wittheim. Fräulein!

Charlotte. Hier, neben mich.

Wittheim (ſteht unentſchloſſen.)

Charlotte. Was zaudern Sie denn?

Wittheim (mit verbiſſenem Unmuth.) Sie ſpielen mit mir; Fräulein.

Charlotte (äuſſerſt aufgebracht). Sie ſind nicht klug. Gehn Sie, wohin Sie wollen.

Wittheim (gemäſsigt, halb für ſich). Was hat ſie nur vor?

Charlotte. Nun! ſo gehn Sie doch. Ich hindere Sie nicht.

Wittheim (bleibt ſtehen).

Charlotte (macht einige raſche Gänge auf dem Clavier. Dann nimmt ſie ein Stück vor, und fängt an es zu ſpielen).

Wittheim (ſich nähernd. Er nimmt die Violin). Befehlen Sie, daſs ich accompagnire?

Charlotte. Wie Sie wollen.

(Sie fangen zuſammen das Stück an).

Charlotte. Ah! Sie fehlen ja.

Wittheim. Ich nicht, Fräulein.

(Sie fahren fort).

Charlotte. Es geht nicht. Sehen Sie doch zu.

Wittheim, (er macht einige Striche).

Charlotte. Unausſtehlich! Wer fehlt nun? — Die Hände zittern Ihnen.

Wittheim (legt die Geige weg). Ja, mein Fräulein, ich zittere.

(Sie ſitzt ſchweigend. Er wendet ſich weg, ſeine Bewegung zu verbergen).

Charlotte. In der That, Wittheim, Sie fangen an mich zu verwirren.

Wittheim. Ich habe Unrecht. Es iſt der Lauf der Welt. Ich geſtehe es, ich bin beſchämt, daſs ich mich auſſer Faſſung bringen laſſe.

Charlotte. Ihre Entſchuldigungen ſind ſchlimmer als ihre Vorwürfe. Sie haben Ausdrücke — Was habe ich gethan? Ich leide das nicht.

Wittheim. Sie haben's nicht Urſache.

Charlotte. Der Mann kommt an, dem

man mich beſtimmt hat. Sie wuſsten zwey Jahre lang, daſs er erwartet wird. Was befremdet Sie dabey?

Wittheim. Der Mann dem man Sie beſtimmt hat; ja, Charlotte.

Charlotte. Ein Mann von bewunderten Eigenſchaften, den alle Welt liebt und ſchätzt, den alle Welt mit zuvorkommender Achtung empfängt.

Wittheim. Sie laſſen ihm Gerechtigkeit widerfahren.

Charlotte. Und den ich nicht anders aufgenommen habe, als es ſich geziemt.

Wittheim. Sie haben vollkommen Recht, mein Fräulein; und ich weiſs nicht, warum Sie ſich die Mühe geben, ſich gegen mich noch zu rechtfertigen.

Charlotte. Ja wohl. Ich weiſs es ſelbſt nicht.

Wittheim. Ich bin nicht ſo verblendet, mein Fräulein, um den Vorzug nicht einzuſehen der dieſem Manne gebührt. Es iſt ein auſserordentlicher Menſch, ich bin ein gewöhnlicher, ein ganz gewöhnlicher. Dieſs allein wäre genug. Es iſt noch mehr, er iſt zugleich ihr Bräutigam.

Charlotte. Das iſt etwas anderes. Das gehört nicht hier her.

Wittheim. Er hat Rechte und Anſprüche. Ich habe mich nie erkühnt einen Anſpruch zu machen; und wenn ihr Betragen, mein Fräulein, mir einigen gegeben hätte —

Charlotte. Mein Betragen, mein Herr?

Wittheim. Die Nachſicht meine ich, die mich durch zwey Jahre geduldet, die Güte, womit Sie mich öfters angehört, die Theilnahme, die ich manchmahl an Ihnen zu bemerken glaubte.

Charlotte. Laſſen Sie mich! Sie peinigen mich und haben ihre Freude daran.

Wittheim. Charlotte! Ich habe mancherley Schickſale gehabt. Das Glück iſt mir günſtig geweſen. Hier ſchien es mich zum erſtenmahl anzulächeln. Ich fing an, mich aufzuheitern; mein gepreſstes Herz belebte und erweiterte ſich: allmählig ward es wieder der

Freundſchaft offen, der Freundſchaft und — der Liebe. Ich wahr fühllos und ſtumpf: Ihr Umgang gab mir die Empfindlichkeit wieder, die nur die Kinder des Glückes haben ſollten. — Ich habe das Reden verlernt, Charlotte; ich weiſs nicht, ob Sie mich genug verſtehen. Ich möchte den Schmerz äuſsern, der in meiner Bruſt wühlt: ich habe die Kraft verlohren, ihn auszuſchütten.

Charlotte. Das iſt eine traurige, niederſchlagende Sprache, mein Freund. Ihr Trübſinn iſt anſteckend, ſpüre ich.

Wittheim. An wem liegt es, daſs es nicht die aufmunternde Sprache, der Zufriedenheit iſt? — Liebſte Charlotte! Sie haben mich glücklich und froh geſehen. Was auch Moritz für Verdienſte hat, in Einem thue ich es ihm zuvor. Er kann das Gefühl nicht für Sie haben, daſs ich habe: Sie können ihm nicht ſoviel, ſo völlig alles ſeyn, wie Sie es mir ſind. Was fragt das Herz nach Gütern und Vergnügen, die es nicht genieſst? Die Liebe ſucht nur Liebe, das Herz will nur das Herz, und ſelten verträgt ſich ein auſserordentlicher Geiſt mit dem einen und dem andern.

Charlotte. Sie ſagten das ſchon oft, und ich glaube empfunden zu haben, daſs es wahr iſt.

Wittheim. Darf ich Sie an das Vergangene erinnern? Wie oft haben Sie über dieſes erzwungene Verhältniſs geſcherzt! „Ich komme mir vor, ſagten Sie lachend, wie eine Kronerbinn, die man an den galanteſten Prinzen ſeiner Zeit verlobt hat.“ — Welche Betrachtungen habe ich Sie über ſeine Briefe machen hören! Briefe, die alle die gewandte Artigkeit, alle den Leichtſinn, alle die gefällige Kälte eines vollendeten Weltmanns athmen, ohne eine Spur von Aufrichtigkeit und Liebe zu zeigen.

Charlotte. Ey Wittheim! Sie ſind ziemlich abſprechend, was das betrifft.

Wittheim. O mein Kind! Ich durchſchaue Sie. Es iſt die Eitelkeit, die mich um ihr Herz betriegt, die Sie ſelbſt darum betriegt. — Ich fühle mich frey und offen, meine Zunge iſt gelöſt: ich habe nie den Muth gehabt, Ihnen alles ſo zu ſagen. — Sie müſſen es hören; Sie ſind es mir ſchuldig. Es ſchmeichelt Ihnen, von dieſem Manne geliebt, von ihm gewählt zu werden Es ſchmeichelt Ihnen dieſen Mann zu beſitzen: einen Mann — ſagten Sie nicht ſo? einen Mann von bewunderten Gaben, den alle Welt liebt und ſchätzt, um den ſich alle Welt bewirbt. Ich rede nicht vom Aeuſseren, von der Geſtalt, und dem Schimmer des Glückes der ihn umgiebt, und der ſeinen Eindruck auf die Weiber nie verfehlet. . .

Charlotte. Was für Gedanken haben Sie da!

Wittheim. Es ſind wahre Gedanken: verhehlen Sie ſich's nicht. — Charlotte, ich habe genug geſagt; mehr als ich ſagen wollte, mehr als ich jemahls ſagen zu können glaubte. Ich habe Ihnen nichts anzubiethen als das Herz eines Redlichen, als mich ſelbſt. Das iſt wenig, und ich verſtehe mich nicht darauf, dieſs wenige geltend zu machen.

Charlotte. Ich bin Ihnen gut, Wittheim. Ich habe Sie immer wie einen Bruder angeſehen, mehr als einen Bruder.

Wittheim. Charlotte! und Sie heurathen ihn?

Charlotte. Ach! Sie fragen ſo viel! Ich denke freylich wohl. Es muſs ja ſeyn. Moritz und Charlotte, das war ſo vom Anfang her. Ich habe mich daran gewöhnt; ich würde den haſſen, der mir ihn nähme. Dann aber — ich weiſs nicht; ich habe auch nie recht darüber nachgedacht. Mir iſt das Heurathen immer als eine ſehr gleichgültige Sache vorgekommen.

Wittheim. Sie iſt es nicht, mein Kind! Sie iſt es nicht. (Er faſst ihre Hand, und betrachtet ſie ſchweigend und mit Zärtlichkeit).

Charlotte. Sie machen mir bange. Was fehlt Ihnen? — Thränen, Wittheim?

Wittheim. Die ganze Freude des Lebens iſt eine Thräne werth.

Charlotte. Wahrhaftig, Sie machen, daſs ich Ihnen gram bin und mir ſelbſt. Sie ſind ſeltſam, recht ſeltſam. Ich habe in meinem Leben nicht ſo viel Luſt gehabt, mich mit jemand zu zanken.

Wittheim. Zürnen ſie nicht, Charlotte. Ich bin ruhig.

Charlotte. Was wollen Sie denn, daſs ich thun ſoll?

Wittheim. Was Ihnen ihr Herz eingiebt. Ich möchte Sie nicht überreden, wenn ich auch könnte, und um der Verſuchung nicht widerſtehen zu müſſen, entferne ich mich. (Er küſst ihre Hand und geht).

Charlotte. Ich weiſs auch gar nicht wie Sie ſind. Ich bin ſo erhitzt. Das Blut brennt mir in den Wangen. — Er geht wirklich. Wittheim!

Wittheim (bleibt einen Augenblick ſtehen, dann geht er ſchnell ab).

Charlotte. Der eigenſinnige Menſch! Wie iſt mir denn? Wunderbar genug. Aber ich liebe ihn nicht; nein, ich liebe ihn nicht. (ab).

Zweyter Act.

Moritz und Charlotte. Die letztere vor dem Spiegel; ſie iſt gekleidet um auszugehen.

Marie. Du biſt muthwillig, Schweſter.

Charlotte. Das Leben iſt, wie man's nimmt, ſagt Moritz. Die Luſtigkeit und der friſche Muth ſind das Beſte daran, und der Muthwille grenzt hart an dieſe köſtlichen Dinge. — Ich ſchicke mich in ihn, wie es einer gehorſamen Frau geziemt.

Marie. Du biſt in ſeinem Ton; ſo wirſt du ihm gefallen.

Charlotte. Meinſt du? O, ich ſinde mich leicht in anderer Leute Ton, wenn es mein eigener iſt. Aber gleichwohl, findeſt du dieſen Herrn Bräutigam nicht ein wenig langſam? Er hält mich eben nicht belagert, er läſst mich zu Athem kommen. Wittheim wäre ſchon anders.

Marie. Du kannſt doch deinen Wittheim nicht weglaſſen.

Charlotte. Daſs ich Dir's nur geſtehe, Schweſterchen! ich habe wunderliche Gelüſte. Sie lacht in ſich).

Marie. Nun, Charlotte?

Charlotte. Mir iſt, ich behalte ſie beyde. Ich fürchte immer ein Mann wird mir zu wenig, und die zwey wären gerade recht. Was dem Einen fehlt, davon hat der Andere deſto mehr. Moritz iſt ohnehin kein Mann für alle Tage.

Marie (lachend). Nun, das iſt nicht übel.

Charlotte. Es iſt doch beſonders. Wenn er da iſt, ſo drückt mich etwas, ich habe die frohe Laune nicht. Sein Witz läſst keinen andern neben ſich aufkommen. Es iſt, als ob er Dir die Rede vom Munde wegnähme, und wenn Du einen Einfall vorbringen willſt, ſo hat er ihn ſchon gehabt.

Marie. Es iſt etwas Wahres an der Bemerkung.

Charlotte. Heut bey Tiſche war ich verſtimmt. Ich beſinne mich auf die Urſache. Warte! Ich denke, es war Eiferſucht.

Marie. Biſt du nicht klug?

Charlotte. Ganz recht! ich habe ihn auf ein Paar Blicken ertappt. Es waren Blicke! Weiſst du auch, wem ſie galten?

Marie. Nein.

Charlotte. Dir, mein Schatz,

Marie. Kind!

Charlotte. Und das ſoll nicht ſeyn, ich verbitte mir's. Was den Punct betrifft, neide und geitze ich ohne Anſehung der Perſon. Ich möchte alles was liebenswürdiges unter den Männern iſt, zu meinen Füſsen verſammelt ſehen. Und wenn ich ihn auch nicht liebte dieſen Herrn Moritz —

Marie. Wenn Du ihn nicht liebteſt?

Charlotte. Wenn ich ihn auch nicht liebte, ſo ſollte er ſich doch nicht gelüſten laſſen, ſeine Augen auf eine andere zu werfen. Denn das geht nicht, und ſchickt ſich nicht, und darf nicht ſeyn.

Ein Mädchen kommt mit Mariens Kindern,

Charlotte. Seyd ihr fertig Kinder? Wir wollen zum Onkel; iſt's recht? — Ich bleibe nicht lange. Dieſen Abend wird er zuſprechen, ſagte er. Ich bin neugierig, wie er ſich hält. Er mag ſich in Acht nehmen: Adieu, Marie.

Sie und die Kinder gehen ab).

Marie (allein, nachdem ſie Charlotten nachgeſehen).

Was iſt das? Sie iſt mir weniger lieb; oft fängt ſie mir an unerträglich zu werden. — Iſt das Neid? Marie, Marie! Wohin geräthſt du? — Er iſt da. Jetzt darf ich mir's geſtehen, da ich allein bin, da mich niemand hört. Seine groſsen Anlagen ſtehen in ihrer Reife; er iſt ein vollkommener Mann geworden. Wenn er mich noch liebte! — Gott im Himmel! Als ich noch ein Mädchen war, als ich das erſtemahl das Geſtändniſs hörte, er liebe mich, und mit Zittern empfand, wie ein fremdes Feuer von ſeinen Worten ausgieng; und ich's nicht zu denken wagte, daſs er das Bild des guten Menſchen in mir verdrängte, dem ich mich in kindlicher Genügſamkeit ergeben hatte — — Moritz! Nein, ich klage ihn nicht an. Selbſt damahls, als er einen Augenblick vergaſs, als er es mich beynahe vergeſſen machte, ich ſey Gattin, wie gleich blieb er ſich! Es iſt ein edler Menſch. Und ich darf nicht, auch jetzt, da dieſe Bande gelöſt ſind ſoll ich's nicht geſtehen, wie ich ihn liebe. O, es iſt eine klägliche Geſchichte! (Sie weint). Nimm ihn hin, Charlotte! Du ahndeſt nicht, gutes Kind, was du mir nimmſt.

(Moritz tritt herein. Sie erſchrickt.)

Moritz. Guten Abend, gnädige Frau.

Marie (nickt mit dem Kopfe, ohne zu ſprechen).

Moritz (ſetzt ſich neben dem Soffa). Sie ſind ſo allein.

Marie. Charlotte hat die Kinder mitgenommen.

Moritz. Iſt ſie ausgegangen?

Marie. Zum Bruder, Sie wiſſen's ja.

Moritz. Es iſt wahr. (Eine Pauſe. Marie hat ihre Arbeit vorgenommen und ſcheint eifrig damit beſchäftigt). Marie, Sie ſind das glücklichſte Geſchöpf unter der Sonne.

Marie (bey ihrer Arbeit, ohne ihn anzuſehen). Wie verſtehen Sie das?

Moritz. Wie Sie es nehmen: das harmloſeſte. Ihre Bildung, ihre Erfahrungen, ihre Leiden ſelbſt, haben den Geiſt der Ruhe und Genügſamkeit nicht verſcheuchen können, der ihre Kindheit begleitete. Auſser den Heiligen im Paradieſe, ſind es nur die Kinder, die einer Seligkeit fähig ſind.

Marie (mit einem leichten Lächeln). Klingt das nicht ungefähr wie eine Unhöflichkeit?

Moritz. Bey einer andern wär' es vielleicht eine.

Marie (nach einem Stillſchweigen). Haben Sie ihren Freund nicht mitgebracht?

Moritz. Ich ſah ihn den Nachmittag nicht

Marie. Er iſt noch fremde in der Stadt?

Moritz. Vor Jahren war er hier. (Ein längeres Stillſchweigen. Moritz ſteht auf und tritt an den Tiſch; er neigt ſich gegen Marien, als wollte er reden. Sie hat ihre Augen auf ihre Arbeit geheftet).

Moritz (der ſich etwas zurückzieht, halb für ſich). Es iſt ein wunderliches Ding um die Verlegenheit.

Marie (getroffen und aufſehend). Wie?

Moritz. Nichts als eine alte Bekanntſchaft, die mir unvermuthet in den Weg kömmt und mich lächeln macht.

Marie. Ich verſtehe Sie nicht.

Moritz. Sehen Sie, Marie. Ich entſchlieſſe mich plötzlich, von dem Fuſse der Alpen hierher zu eilen, um Ihnen etwas zu ſagen. Ich werfe mich in einen Wagen. Meine Wünſche ſcheinen ſeine Räder zu beflügeln, und meine Ungeduld die Adern unſrer dürren Roſſe zu ſchwellen. Die tauſend neuen Gegenſtände ſchwimmen und tanzen vor meinen Augen; ich unterſcheide ſie nicht. Kaum daſs ich den Wechſel des Himmels bemerke, ſo völlig hat eine einzige Empfindung mein ganzes Weſen eingenommen. Ich komme an. Ich fliege hierher. Ich finde, ich ſehe Sie und —

Marie. Und Sie ſind ſtumm? (Sie lacht). An Ihnen iſt ein moderner Tragiker verdorben, Moritz.

Moritz (ihre Hand ergreifend). So wollt' ich Sie (Er macht ſich Platz und ſetzt ſich geſchwind neben ſie). Laſs uns der Gefahr eine heitere Stirn biethen, meine Theure, und dem heranſchleichenden Unmuth mit Lachen begegnen. (Er hebt ihre beyden Hände empor). Möge ewig nur Muth und Freude aus meiner Seele in die Ihrige übergehen, und mein unruhiger Geiſt ſich wonnetrunken in dieſem Himmel von Frieden und Liebe verſenken!

Marie (in ſeiner Art). Und der Strom des Lebens unter den Sorgloſen ſchwellend und brauſend —

Moritz. Und ſie gleiten darüber hin, und wiſſen's nicht. Kind, Kind! Sie ſind es noch, wie ich Sie kennen lernte — Marie —

Marie (offen und theilnehmend). Was, Moritz?

Moritz. Ich heurathe Charlotten nicht.

Marie. (die ihre Hände ſchnell zurück zieht). Wie iſt das?

Moritz. Es iſt heraus. Sie mußten's wiſſen, Sie hätten's lange wiſſen ſollen. Aber ich wollte ſelbſt zur Hand ſeyn, um zu ſehen was zu thun iſt, und gegenwärtig Rath zu ſchaffen. Ich bin hier. Ich habe bedacht, ich habe alles erwogen, es giebt ein Mittel, Marie.

Marie (iſt ſtill).

Moritz. Sie iſt gut, ſie iſt lieb und brav; ich kann nichts gegen Sie aufbringen.

Marie. Moritz!

Moritz. Ich liebe ſie nicht, ich habe ſie nie geliebt. Ich will ſie nicht hintergehen. Sie kann mit einem andern glücklich werden.

Marie. Mit einem andern? Das ſagen Sie, das glauben Sie?

Moritz. Warum nicht? Wie ich ſie kenne, kann ich's glauben. Hören Sie, Marie; ich habe eine Entdeckung gemacht

Marie. Der Schlag kommt ſo unerwartet, ich erhohle mich kaum.

Moritz. Beruhigen Sie ſich. Ich kenne das Kind, ich weiſs, es giebt etwas, das meinen Platz in ihrem Herzen ausfüllen wird.

Marie. Und wenn Sie ſich irren?

Moritz. Nein, nein. Und wenn es wäre, ſoll ich das Glück meines Lebens aufopfern, weil mir ein Mädchen wohl will? Marie — (Sie macht eine Bewegung. Er läſst ſeine Arme ſinken und ſieht auf). Was für eine Geſtalt iſt das, die ſich zwiſchen uns eindrängt? Marie! Machen Sie nicht, daſs ich das Mädchen haſſen muſs.

Marie. Moritz, vor dem ſprachen Sie anders. Und iſt es Charlottens Schuld, wenn Sie ihr nach und nach ſo theuer, ſo unentbehrlich geworden ſind?

Moritz. Marie, Marie! an was erinnern Sie mich? Ich habe mich getäuſcht, mein Herz hinterging mich. Aber Sie? Haben Sie nie zu viel gehofft? Haben Sie nie erfahren, daſs wir das Übermenſchliche zwar begreifen und faſſen, aber nicht tragen können? Ich habe Sie geliebt, Marie; ich hoffte Sie in ihrer Schweſter auf's neue zu lieben. Sie wünſchten es ſelbſt. Es ward nicht. Was iſt zu thun? Wollen wir der Natur und den Neigungen gebiethen, nicht ſich zu legen oder zu unterwerfen, ſondern zu entſtehen und zu gedeihen, wo wir's für gut finden? Willſt du die Leidenſchaften eines Mannes zu deinen Füſsen verſammeln, ſie ſtillen und bereden, und ihnen ihre Spielwerke austheilen, wie du's mit deinen Kiſtlern machſt?

Marie. Wohin verirren Sie ſich?

Moritz. Ich bin nicht aus meinem Gleiſe. Ich will mich nicht entſchuldigen, ich will mich nur begreiflich machen.

Marie. Mir war lange, als ob ich Sie

begriffe. Ihre ganze Geſchichte zeugt von einem Muthwillen, von einer Kälte, die mich ſchaudern macht. — Sie lachen? — Moritz, Sie ſind leichtfertig geworden, und ich fürchte, Sie ſchweifen aus. Ich habe Dinge gehört, die mir nimmermehr gefallen können. Die gute Willau war wohl nicht die erſte, die Sie in Verſuchung führten. Dieſs alles verräth eine Fertigkeit, eine Gewandtheit, die man nicht vom Hörenſagen hat.

Moritz. Sind Sie ſo unterrichtet? Und ſey es. Ich läugne nicht, daſs mich die Galanterie manchmahl unterhält.

Marie. Mir miſsfällt ſie immer. Die Weiber ſollten euch heilig ſeyn. Es iſt keine ſo gut oder ſo ſchlimm, daſs ſie nicht ſchlimmer werden könnte. Nein, Moritz! Ich bin für die Redlichkeit, die Treue, und für die Liebe von ächtem Gehalt.

Moritz. Marie, Sie wiſſen nicht was für Worte Sie reden.

Marie. Es war eine Zeit, wo Sie auch mir mit einer Neigung ſchmeichelten, wäre ich ſicherer vor dieſem Wankelmuth, vor dieſem Muthwillen geweſen? (Abgewandt). Menſch, du ſiehſt einem Böſewicht ziemlich ähnlich.

Moritz. Sie ſehen Geiſter, Marie.

Marie. Sagen Sie mir, was ich von Ihnen denken ſoll.

Moritz. Daſs ich Sie liebte, Sie allein, Marie! Verſtehen Sie ſich ſo wenig auf das Herz des Menſchen, und wiſſen Sie ſogar nicht, was für Gefühle Sie erwecken? -- Entziehen Sie mir ihre Blicke nicht, Marie. Sehen Sie mich an.

Marie. Nun, mein Herr?

Moritz, (abgekehrt und mit dem Fuſse ſtampfend). Die Fühlloſigkeit, der Miſsverſtand! O, es iſt tödtend!

Marie (ihm die Hand biethend). Nun, Moritz?

Moritz (ihre Hand faſſend). Liebſte, Theuerſte!

Marie. Wie wird Ihnen?

Moritz. Marie, denken Sie zurück! An den Abend, da ich auf's neue zu ihren Füſsen lag, da ich Sie in mein Herz ſchauen lieſs, das

Sie für geheilt hielten, da ſich mir das ihrige einen Augenblick aufſchloſs; denken Sie zurück! Ich bin es noch, ich bin der Alte. Es iſt kein Gedanke in mir, der nicht Ihnen gehörte. Ich liebe Sie noch, ich werde Sie ewig lieben.

Marie (iſt ſtill und in ſich gekehrt).

Moritz (vor ihr knieend). Das iſt's, das erklärt alles. Hören Sie mich, Marie. Ich habe die Welt geſehen; ich habe viel Weiber kennen gelernt, ſchön, voll Geiſt, voll Empfindung. Sie hat mir keine erſetzen können. Sie waren die erſte, Sie ſind die einzige. Als ich noch ein ungebildeter, unerfahrner Junge war, unterſchied ich Sie ſchon vor tauſenden. Sie ſchienen Theil an mir zu nehmen. Verſchmähen Sie mich jetzt nicht. Marie, es iſt die innigſte, die treueſte, die reinſte Liebe. Verſtoſsen Sie mich nicht.

Marie (in äuſserſter Verlegenheit). Um Gotteswillen, Moritz, ſtehen Sie auf.

Moritz. Nein. Und es iſt das erſtemahl, daſs ich ganz ausſchütten darf, was ich ſo lang in mir trage. O Marie! Ich bin es, es iſt Moritz; ewig, einzig der Ihrige. Betrog ich mich, als ich dieſen Wunſch, Ihnen ſelber unbewuſst, in dieſen holden Augen las? — Nein! Ich weiſs es, ſollt' ich es nicht wiſſen? Ich weiſs, daſs ich Ihnen nicht gleichgültig bin. Nehmen Sie mich an, verhehlen Sie mir mein Glück nicht länger. — — O du, Geſchöpf der Liebe, die Liebe ſelber! laſs mich den ſüſseſten Trieb in deinen Blicken tagen ſehen, laſs mich dieſen Ton hören, den lieblichſten in der Natur — Marie, Marie! liebſt du mich?

Marie (in Thränen ausbrechend, indem ſie ſich über ihn neigt). O Moritz!

Moritz (ſie umfaſſend). Sie ſind's. Sie ſind's! Jetzt erkenn' ich Sie. Es iſt der unwiderſtehliche Klang ihrer Stimme, der alle meine Nerven erbeben macht. Meine Geliebte! Meine Gattinn! — Keine Thränen, Marie; dieſen Himmel muſs keine Wolke trüben. Acht Jahre erwarte ich ihn, dieſen Einen ſeligen Augenblick. Laſs mich ihn völlig, laſs mich ihn unvergällt genieſsen.

Marie (ohne Sprache, ſie drückt ihn ſanft zurück).

Moritz (der ſie feſt umſchlungen hält). Er iſt gekommen. Ich halte dich in meinen Armen; du biſt mein. — Die Liebe iſt beredt, aber der Genuſs iſt ſtumm. — O Marie —

Marie (ſchluchzend, ſie neigt ſich gegen ihn. Ihre Lippen begegnen ſich. Er iſt wie auſser ſich. Eine lange Stille. Sie ſcheint ſich zu erhohlen, und ſich ſeinen Armen entziehen zu wollen. Er läſst die Hände ſinken, und verbirgt ſein Geſicht in ihrem Schooſs).

Charlotte erſcheint an der Thür.

Marie. Ich bin überraſcht. Schonen Sie mich. Es iſt ſo unerwartet, ſo ſeltſam!.

Moritz. Und Sie hätten mich nicht errathen, Marie? Sie hätten ihren Moritz da nicht vermuthet? vielleicht auch nicht gewünſcht?

Marie (mit Feinheit und Liebe). Gewünſcht, Moritz?

Moritz. Engel, lieber Engel! — Laſs mich Dir's ſagen, mich, den Du kennſt, den Du achten müſsteſt, wenn Du ihn auch nicht liebteſt, der ſeinen Geiſt nie vor einem Menſchen und ſein Knie vor keinem Weibe gebeugt hat;

laſs mich Dir's ewig wiederhohlen, Du biſt das liebenswürdigſte Geſchöpf auf der Erde.

Marie (in einem ſtillen, angenehmen Erſtaunen, und indem ſie ſich ſeinem Anblicke zu überlaſſen ſcheint). Und Sie lieben mich wirklich, Moritz? Sie lieben mich!

Moritz (ſchweigend; er küſst ihre Hand mit tiefer Rührung).

Marie O, die Menſchen ſind ſo glücklich! Indem ſie die Arme um ſeinen Hals wirft). Moritz! Verdienen wir es denn?

Charlotte hat ſich indeſſen genähert, und tritt in der heftigſten Bewegung zwiſchen ſie. Ihre Schritte ſind wankend und ihre Stimme zittert.

Charlotte Nein. Nein. Nein.

Marie (zurückſinkend, ſie fährt mit den Händen vor's Geſicht. Moritz ſpringt auf).

Moritz. Sie kommen zu früh, Charlotte.

Charlotte. Entſetzlicher Menſch! — Nun iſt's klar. Darum, ja darum! — O ich Thörinn, ich zehnfache Thörin! — — Und du —

Moritz. Schonen Sie ihre Schweſter, Charlotte.

Charlotte. Ich habe keine Schweſter. Ich habe keinen Freund. Ich haſſe euch alle. Ihr hattet es abgekartet, es war lange da. — Die Erniedrigung, den Schimpf!

Marie (verſucht es aufzuſtehen; die Kräfte fehlen ihm. Moritz richtet ſie auf und führt ſie an ihr Zimmer).

Charlotte. Wie gefällig er war, wie nachſichtig! Darum alſo? O ſie ſind ſchlau dieſe Menſchen, ungemein ſchlau.

Moritz. Charlotte, hören Sie ein vernünftig Wort.

Charlotte. Ich habe nichts zu hören, mein Herr! Sie haben mir nichts zu ſagen. Ich kenne Sie: ihre ſchönen Künſte täuſchen mich nicht mehr. Verlaſſen Sie mich! Ich verabſcheue Sie.

Moritz. Sie ſind auſser ſich. So habe ich Ihnen nichts zu ſagen. (Er geht).

Charlotte (allein). Gehe nur. — Ob ich ihn nicht dennoch hören ſollte? Er iſt ja ein Redner, alle Redner ſind Betrüger; ich wäre neugierig was er vorzubringen hat.

te. — O, die Männer ſind Elende, und die Weiber — verdienen es nicht beſſer. Die Menſchen ſind alle unerträglich.

Wittheim (eilig).

Wittheim. Was iſt hier vorgefallen, Fräulein?

Charlotte (da ſie ihn erblickt, ſich ſchnell wegwendend). Das iſt auch Einer.

Wittheim. Sie fliehen mich, Fräulein! Ich verfolge Sie nicht.

Charlotte. Gehn Sie mir aus den Augen, ich kann Sie nicht ausſtehen.

Wittheim. Charlotte!

Charlotte. Dort. Gehn Sie ihm nach! Er iſt ihr guter, lieber Freund. Macht es zuſammen aus, was aus mir werden ſoll.

Wittheim. Ich verſtehe kein Wort.

Charlotte. Das dacht' ich wohl. Sie verſtehen nie etwas. (Sie geht. Plötzlich bleibt ſie ſtehen und ſieht ſich um. Nachdem ſie Wittheimen eine Weile angeſehen, mit einem tiefen Athemhohlen). Ah! Mir wird auf einmahl leicht.

Wittheim. Um Gottes Willen, Charlotte! was haben Sie?

Charlotte. Dachte ich doch nie, daſs die Rache ein ſo ſüſses Gefühl iſt!

Wittheim. Rache, mein Fräulein?

Charlotte. Ja, mein Herr, Rache. Sie ſollen mich rächen, Wittheim, Sie.

Wittheim. Beſinnen Sie ſich.

Charlotte. Ah, ich bin beſonnen. — Sie lieben mich, ſagten Sie?

Wittheim. Aber, mein Fräulein.

Charlotte. Sie lieben mich alſo nicht? Nein? Sie auch nicht?

Wittheim. Sie ſpotten meiner Charlotte. — Ich bethe Sie an.

Charlotte. Gut, ſehr gut. Das iſt mir lieb, das freut mich. — Setzen Sie ſich! Sie ſollen es beweiſen.

Wittheim. Ich ſitze, Fräulein.

Charlotte. Hier iſt Dinte und Feder. Schreiben Sie.

Wittheim. An wen, Charlotte?

Charlotte. An ihn.

Wittheim. An ihn? Was an ihn? Ich kenne ihn nicht.

Charlotte. An Moritz, weil Sie doch den Nahmen hören müſſen. Eine Ausforderung. Schreiben Sie!

Wittheim. Liebſte Charlotte!

Charlotte. Schreckt Sie das ſchon? Iſt Ihre Liebe ſchon am Ende?

Wittheim. Erhohlen Sie ſich, mein Kind. Weswegen denn? Was iſt geſchehen? Was hat er gethan? Ich weiſs von nichts.

Charlotte, (ſie bricht in Thränen aus). Er hat mich beleidigt, unmenſchlich beleidigt. Aber darnach fragen Sie nicht, das kümmert Sie nicht, das iſt Ihnen gleichgültig, das iſt aller Welt gleichgültig.

Wittheim. Ich ſchreibe, Charlotte, ich ſchreibe.

Charlotte. Er liebt Sie; hören Sie nicht? Sie liebt ihn auch. Ich bin hintergangen, verſchmäht, verſtoſsen! Er wird ſie heurathen ſeine Marie, ganz gewiſs, er wird.

Wittheim. Sie lieben ihn noch?

Charlotte. Ich haſſe ihn, ich habe ihn nie geliebt.

Wittheim. Und mir tragen Sie ihre Rache auf, Charlotte, mir? ſelbſt dem Verſchmähten, dem Verworfenen?

Charlotte. Ach, es iſt wahr! Auch Sie ſind mein Freund nicht mehr. Ich habe überall keinen Freund mehr.

Wittheim. Sie haben einen, Charlotte; den aufrichtigſten, den treueſten, den unveränderlichſten. Vergeſſen Sie einen Wankelmüthigen, und ſeyen Sie ganz mein. Das Glück begünſtigt mich in einem Augenblicke, wo es von ſeinen Lieblingen zu weichen ſcheint. Vereinigen Sie ſich mit mir, um es beſtändig zu machen. — Vielleicht iſt Moritz weniger ſtrafbar. Sie liebten ſich lange: ihre Schweſter iſt unverſehends Wittwe geworden; ein alter Wunſch kommt oft mit neuer Lebhaftigkeit zurück.

Charlotte. Sie vertheidigen ihn, den Verräther.

Wittheim. Laſſen Sie uns gerecht ſeyn. Wenn er errieth, daſs Sie gleichgültiger geworden, daſs Sie ſich ſeiner wenigſtens entſchlagen könnten; iſt es ihm zu verdenken, daſs er zu der zurück kehrte, die ihm ſo theuer ward, mit der er ſtets ein Herz und ein Sinn geweſen? Ich kann Marien keiner Niedrigkeit fähig halten.

Charlotte. Es ſteht Ihnen ſchön, ihren Nebenbuhler zu loben, wahrhaftig!

Wittheim. Möchte dieſer Nahme von heute an für immer aufhören, möchte ich von heute an nur den Freund, den Bruder in ihm ſehen! Charlotte! Die Zukunft zeigt ſich mir in einer ungewöhnlichen Heiterkeit. Laſſen Sie uns dem Fingerzeig des Schickſals folgen. Oft hat mir der Gedanke geſchmeichelt, daſs es mich einſt noch an ihrer Hand aufrichten werde. Die Zeit iſt gekommen. Machen Sie meine Hoffnungen wahr! Geben Sie mir dieſe Hand, von der ich allein das Glück meines Lebens erwarte.

Charlotte. Ach! Ich mag nun von Liebe und von Heurath nichts mehr wiſſen.

Wittheim. Sie ſind bewegt, das geht vorüber. Es iſt doch kein Vergnügen als in der Liebe, und kein Glück als im häuslichen Leben.

Charlotte. Wollen Sie ihr Herz an eine Verlaſſene hängen? Wollen Sie eine Waare aufleſen, die ein anderer weggeworfen hat?

Wittheim. Sie läſtern, Charlotte! Seyn Sie nicht wunderlich. — Was iſt aus uns geworden? Muſs ich Sie munter machen und ihre frohe Laune beſchwören, ich, der Düſtere, der Trübſinnige, wie Sie mich ſo oft nannten? Quälen Sie ſich nicht länger, liebſtes Mädchen! Willigen Sie ein.

Charlotte. Sie nehmen ihre Zeit ſo gerne unrecht, Wittheim. In dem Zuſtande worin ich bin, was verlangen Sie von mir?

Wittheim. Jetzt iſt die Zeit, oder nie. Sie wollten ſich rächen, Charlotte. Sie können es. Kommen Sie ihnen zuvor. Wählen Sie, ehe er es vermuthen, ehe er eine Anſtalt treffen kann. Beſchämen Sie ihn. — Dieſe Rache iſt Ihrer werth.

Charlotte (aufmerkſam und halb lächelnd). Wie? — — Ich hätte Ihnen die Liſt nicht zugetraut, Wittheim.

Wittheim. Und nun, liebes Kind! Erhohlen Sie ſich. Sie haben es nöthig.

Charlotte. Dieſer unglückliche Beſuch! Hätte ich den Bruder gefunden, ich wäre nicht da, und der verhaſste Auftritt wäre unterblieben. — Folgen Sie mir, Wittheim. Folgen Sie mir nicht! — Ich weiſs nicht was ich thue, noch was ich will. (Sie geht in ihr Zimmer. Wittheim ſteht einen Augenblick und folgt ihr dann.)

Marie tritt aus ihrer Thür und kommt langſam hervor.

Ich hörte Sie reden. Wittheim iſt bey ihr. Sie ſcheint ruhiger. — Wie iſt mir? Habe ich denn ein Verbrechen begangen? Ein Verbrechen! — Ja, Marie; habe den Muth es ſo zu nennen. Du hatteſt ihm auf immer entſagt, du haſt begehrt, was einer andern iſt; deiner Schweſter! — — Unglückliche Gebrechlichkeit! Iſt mein Wille nicht gut? Ich zittere, in mein Herz zu ſchauen. Ein Abgott ſitzt darinn, den keine Segensſprüche daraus vertreiben. (Die Hände über die Bruſt legend). O, ich bin ein Weib! Könmeine Nerven keine gute That aushalten? — Was finde ich hier? (Sie hält eine rothe Schleiſe, die aus ihrem Buſen gefallen iſt). Seine Farbe! Es iſt die Schleiſe, die er mir bey ſeiner Abreiſe gab. (Sie läſst das Band fallen). Fahre hin, ſchöner Traum! Der Traum war Sünde; die Wirklichkeit würde ein Laſter ſeyn. (Sie ſteht ſchweigend).

Moritz, der ſich am Eingange umſieht.

Moritz. Es iſt hier ſtiller geworden.

Marie. Es wird, Moritz.

Moritz. Wie iſt Ihnen, meine Liebe? Sie haben ſich erhohlt.

Marie. Ich habe mich beſonnen, mein Freund. — Dieſen Nahmen ſoll mir niemand ſtreitig machen. Ich bitte um ihre Freundſchaft, um ihre brüderliche Zärtlichkeit. Das übrige ſey abgethan und vergeſſen.

Moritz. Übereilen Sie ſich nicht, Marie.

Marie. Es iſt von keiner Übereilung mehr die Rede. Die Übereilung iſt geſchehen. Ich habe ein Unrecht gethan: wollen Sie, daſs ich darinn beharre und mir gütlich thue?

Moritz. Ich hätte auch ein Unrecht gut zu machen.

Marie. Sie werden es gut machen; gewiſs Sie werden es, oder ich kenne Sie nicht mehr.

Moritz. Sie verwerfen mich. Es iſt Ihnen leicht, der Liebe zu entſagen.

Marie. Fragen Sie mich nicht. — — Moritz! Sie werden die Sprache der Empfindung nicht mehr von mir hören.

Moritz. So entſchieden! — Marie, Sie bringen jemand ein Opfer, den Sie nicht kennen. Charlotte hat der Bund aufgehoben, der zwiſchen uns war. Wittheim liebt ſie; ſie giebt ihm Gehör. Es iſt nicht Liebe, es iſt beleidigter Stolz, was ſie auſser Faſſung bringt.

Marie. Ich frage nicht, ob andere auch fehlen, wenn ich ſelbſt gefehlt habe. Wir ſind nicht zu entſchuldigen.

Moritz. Und bin ich denn nichts? Ich bin nicht verhärtet, Marie. Ich kann mich vergehen, ich habe mich oft vergangen; ein Laſterhaſter bin ich nicht. Meine ſtärkere Seele zittert vor der Sünde, wie die ihrige. Wenn ich auf etwas beſtehe, Marie, ſo muſs es kein Verbrechen ſeyn. Vertrauen Sie ſich mir!

Marie (auf das Herz deutend). Hier ſagt etwas, nein. Ich will ihrem beſſeren Verſtande überall folgen, darinn nicht. Seine Pflicht zu thun, iſt keine groſse Einſicht nöthig: das Gewiſſen leidet keinen Rathgeber.

Moritz. Ich verehre Sie, Marie. Laſſen Sie mich ſchweigen. ——

(Eine Pauſe. Marie ſieht ſtille vor ſich hin, dann wendet ſie ſich ein wenig weg, mit der Hand über die Augen fahrend.

Moritz (der ihre Hand hält). Wiſche ſie nicht weg.

Marie. Mein Freund, Sie haben mich gehört. Wir haben uns nichts mehr zu ſagen. Ich bitte, entfernen Sie ſich.

Moritz, (indem er ſich etwas bückt, erblickt er die Schleife. Er hebt ſie auf). Und dieſe Schleife! O Marie, Sie haben mein Herz fallen laſſen. —

Charlotte kommt von Zeit zu Zeit an die Thür um ſie zu bemerken. Hinter ihr iſt Wittheim.

Moritz. Ich will den Frieden ihrer ſchönen Seele nicht länger ſtören, Marie. Ich will die Gluth nicht auf's neue anfachen, die vielleicht noch in dieſem Herzen glimmt. Seyn Sie ruhig. Ihre Tugend macht alle meine Wünſche verſtummen, ſelbſt indem ſie ihnen ein neues, inneres Leben mittheilt. Von nun an ſeyen Sie in meine Bruſt verſchloſſen. Ich werde Sie ewig lieben, ich habe es Ihnen zum letztenmahle geſagt.

Marie. Leben Sie wohl.

Moritz. Aber erklären muſs ich mich. Sie haben mich zweydeutig geſehen: ich kann nicht leiden, daſs die Edelſte ihres Geſchlechts unrecht von mir denke. Das Urtheil der Welt iſt mir allezeit ſehr gleichgültig geweſen: das ihrige habe ich mich gewöhnt, wie mein eigenes zu betrachten, und darüber muſs ich befriedigt ſeyn.

Marie. Ich verkenne Sie nicht. Erſparen Sie mir eine gefährliche Zergliederung.

Moritz. Nein, Marie! Wir wollen nicht auseinander gehen wie Fremde, die das Ungefähr zuſammen gebracht hat. Ich bin gefaſst genug, meine Verweiſung mit Ruhe zu ertragen. Aber die Achtung derjenigen, deren zarte Denkungsart mich von ſich entfernet, ſoll mich in meine Verbannung begleiten.

Marie. Ich habe ſie Ihnen nie entzogen.

Moritz. Es war eine ſtürmiſche Jugend, in der ich zuerſt ihren Blicken begegnete. Ich habe Ihnen viel Kummer verurſacht; es iſt nicht mehr Zeit, Sie deswegen um Verzeihung zu bitten. Marie war es, in der meiner jungen Seele zuerſt ein Vorbild des Guten und Schönen vorſchwebte. Sie haben meinen ſchlafenden Genius geweckt, und meine Thätigkeit auf die Bahn gebracht, worauf ich manchmahl irrte und fiel, von der ich aber niemahls mehr abgewichen bin. Ich betete Sie an. Ihre Rechtſchaffenheit gab einem Manne den Vorzug, der ältere Anſprüche hatte als ich; ich verlohr Sie, und ich danke es Ihnen. — Die Geſchichte mit Charlotten fällt in dieſe Zeit: es war ein Traum, ich ſchweige davon.

Marie. O mein Freund! Welche Erinnerungen wecken Sie auf!

Moritz. Dem Menſchen müſſen ſeine erſten Plane nicht gelingen. Er muſs entbehren lernen, und ſeine Wünſche der Zucht der Pflichten unterwerfen. Wir ſind nicht zum Genieſsen gebohren, ſondern zur Arbeit. Hätte ich damahls ſchon ihren Beſitz erhalten, ich wäre nie geworden, was ich werden ſollte. — Nach einigen halbverlohrenen Jahren ermannte ich mich. Ein neues Leben ſchien in meinen Adern zu pochen; ich war der alte Menſch nicht mehr. Das Gute, das Nützliche, das Ehrenvolle; die Cultur, die Freyheit, die Würde der Menſchheit, dieſs war es, was meine ganze Seele in Bewegung ſetzte. Ihre ſchöne Geſtalt, Marie, trat vor den erhabenen Schutzgeiſtern meines Geſchlechtes zurück; ich ſing an Sie zu vergeſſen, ja ich hatte Sie vergeſſen. Mit einer Beharrlichkeit, die nur Grundſätze geben können, arbeitete ich in allen Fächern, wozu mich meine Geburt, meine Umſtände, meine Neigungen und Talente auszuzeichnen ſchienen. Ich trat öffentlich auf, und war abwechſelnd Schriftſteller, Staatsmann und Soldat. Ich durchreiſete Europa und Amerika, und zuletzt machte ich noch den Verſuch, einen bedrohten Welttheil gegen das auswandernde Frankreich vertheidigen zu helfen. Nach ſechs Jahren ununterbrochener Beſchäftigung vernahm ich, in einer Art von Abſpannung, den Tod ihres Gemahls.

Maria. Nicht weiter, Moritz.

Moritz. Die Veränderung, die bey dieſer Nachricht mit mir vorging, gehört zu den Dingen, die ich gerne unerklärt laſſe. Ich fühlte mich plötzlich wieder, wie ich mich in den Tagen empfunden habe, da ich, nur an ihren Blicken hangend, kein Glück kannte als Mariens Liebe. Faſt ohne Abſchied zu nehmen, machte ich mich auf den Weg, in der frohen Hoffnung, mich auf ewig mit Ihnen zu verbinden. Des Gewühles der groſsen Welt und der Thorheiten der Fürſten eben ſo wohl, als der Raſereyen unreifer Republikaner überdrüſsig, entſchloſs ich mich, in meinem Vaterlande mir ſelbſt und den Wiſſenſchaften zu leben, die einige auſſerordentliche Köpfe in Deutſchland ihrer höchſten Stufe nahe gebracht haben. Die Nachrichten, die ich von Charlotten eingezogen hatte, lieſsen mich erwarten, daſs ſie meinem Wunſche, der Ihrige zu werden, nicht entgegen ſeyn würde. — — Marie! Ich bin keiner von denen, die mit immer vollen Segeln nach ihrem Glücke jagen; das Vergnügen iſt nicht das erſte, wonach ich trachte; ich habe gelernt mir vieles zu verſagen, und mich mit wenigem zu begnügen. Aber wo ich glaube, daſs der Verſtand und die Rechtſchaffenheit ihr Geſchäft gethan haben, wo ich glaube, daſs ſich ein Glück mit meiner Pflicht verträgt, wo ich es mir für erlaubt halte zu genieſsen: da, ich geſtehe es, da laſſe ich meinem Herzen und meiner Einbildungskraft die Zügel, da will ich nicht gehemmt, nicht gebunden ſeyn, da will ich ganz, da will ich ungeſtört genieſsen. Dieſs war es, Marie, als Sie vorhin einen Mann mit dem Feuer eines Jünglings zu ihren Füſsen aufbrauſen ſahen. Es war ein Mann, der ſeinen ſtrengen Ernſt an ihrer Schwelle abgeworfen hatte.

Marie. Moritz, ich bewundere Sie. Sie ſind ein edler, ein groſser Menſch. Entziehen Sie mir ihre Achtung nicht; ich werde, nie aufhören Sie über alles hochzuſchätzen.

Moritz (nach einem Stillſchweigen). Gute Nacht, Marie. — (Sie hält ſeine Hand). Sie halten mich nun?

Marie. Gute Nacht.

(Er geht. **Charlotte** vertritt ihm den Weg).

Moritz. Sie hier, Fräulein? Was verlangen Sie noch?

Charlotte. Genugthuung.

Moritz. Ich kann Ihnen keine geben, Charlotte. Ihre Ungeduld hat Sie ſelbſt darum gebracht.

Charlotte. So werde ich mir ſie nehmen. Hier! (Sie nimmt ſeine Hand und legt ſie in die Hand ihrer Schweſter. **Wittheim** tritt hinzu und vereinigt ſich mit ihr).

Moritz. Wie iſt das?

Hohenberg mit Mariens Kindern.

Hohenberg. Ich bringe Ihnen ihre Kinder, gnädige Frau. Ich fand ſie unten auf der Straſse. Sie verlangen nach ihrer ſchönen Mutter.

(Die Kinder verſammeln ſich um Marien, die von Moritz abläſst, und ſich über die Kleinen niederbeugt, um ihre Thränen zu verbergen).

Hohenberg. Wie ich ſehe, iſt hier ſchon alles in Ordnung.

Moritz (auf Charlotten zeigend). Weiſs ich denn, was dieſer boshafte Engel mit uns vor hat?..

Charlotte. Sie haben eine ſchöne Rede gehalten, Moritz. Ich vergebe Ihnen. Seyn Sie glücklich.

Moritz. O meine Schweſter! — O, Marie!

(Marie reicht ihm mit abgewandtem Geſichte die eine Hand, indem ſie die andere nach ihrer Schweſter ausſtreckt, die ſie mit der gröſsten Rührung an ihr Herz drückt).

3.

Griechenland.

An St.

Hätt' ich dich im Schatten der Platanen,
Wo durch Blumen der Cephiſſus rann,
Wo die Jünglinge ſich Ruhm erſannen,
Wo die Herzen Sokrates gewann,
Wo Aſpaſia durch Myrthen wallte,
Wo der brüderlichen Freude Ruf
Aus der lärmenden Agora ſchallte,
Wo mein Plato Paradieſe ſchuf,
 Wo den Frühling Feſtgeſänge würzten
Wo die Ströme der Begeiſterung
Von Minervens heil'gem Berge ſtürzten —
Der Beſchützerin zur Huldigung —
Wo in tauſend ſüſsen Dichterſtunden,
Wie ein Göttertraum, das Alter ſchwand,
Hätt' ich da, Geliebter! Dich gefunden,
Wie vor Jahren dieſes Herz dich fand;

Ach! wie anders hätt' ich dich umſchlungen! —
Marathons Heroen ſangſt du mir,
Und die ſchönſte der Begeiſterungen
Lächelte vom trunknen Auge dir,
Deine Bruſt verjüngten Siegsgefühle,
Deinen Geiſt, vom Lorbeerzweig umſpielt,
Drükte nicht des Lebens ſtumpfe Schwüle,
Die ſo karg der Hauch der Freude kühlt.
Iſt der Stern der Liebe dir verſchwunden?
Und der Jugend holdes Roſenlicht?
Ach! umtanzt von Hellas goldnen Stunden
Fühlteſt du die Flucht der Jahre nicht,
Ewig, wie der Veſta Flamme, glühte
Muth und Liebe dort in jeder Bruſt,
Wie die Frucht der Heſperiden, blühte
Ewig dort der Jugend ſtolze Luſt.
Ach! es hätt' in jenen beſſern Tagen
Nicht umſonſt ſo brüderlich und gros
Für das Volk dein liebend Herz geſchlagen,
Dem ſo gern der Freude Zähre floſs! —
Harre nun! ſie kömmt gewiſs die Stunde,
Die das Göttliche vom Kerker trennt —

Stirb! du ſuchſt auf dieſem Erdenrunde,
Edler Geiſt! umſonſt dein Element.
  Attika, die Heldin, iſt gefallen;
Wo die alten Götterſöhne ruhn,
Im Ruin der ſchönen Marmorhallen
Steht der Kranich einſam trauernd nun;
Lächelnd kehrt der holde Frühling wieder,
Doch er findet ſeine Brüder nie
In Iliſſus heilgem Thale wieder —
Unter Schutt und Dornen ſchlummern ſie.
  Mich verlangt ins ferne Land hinüber
Nach Alcäus und Anakreon,
Und ich ſchlief im engen Hauſe lieber,
Bei den Heiligen in Marathon;
Ach! es ſey die letzte meiner Thräne,
Die dem lieben Griechenlande rann,
Laſst, o Parzen, laſst die Scheere tönen,
Denn mein Herz gehört den Todten an!

Hölderlin.

4.

Dem Genius der Kühnheit.

Eine Hymne.

Wer biſt du? wie zur Beute, breitet
Das Unermeſsliche vor dir ſich aus,
Du Herrlicher! mein Saitenſpiel geleitet
Dich auch hinab in Plutons dunkles Haus;
So flogen auf Ortygias Geſtaden,
Indeſs der Lieder Sturm die Wolken brach,
Dem Rebengott die taumelnden Mänaden
In wilder Luſt durch Hain und Klüfte nach.
Einſt war, wie mir, der ſtille Funken
Zu freier heitrer Flamme dir erwacht,
Du brauſteſt ſo, von junger Freude trunken,
Voll Übermuths durch deiner Wälder Nacht,
Als von der Meiſterinn, der Noth, geleitet,
Dein ungewohnter Arm die Keule ſchwang,
Und drohend ſich, vom erſten Feind erbeutet,
Die Löwenhaut um deine Schulter ſchlang. —
Wie nun in jugendlichem Kriege
Heröenkraft mit der Natur ſich maſs.
Ach! wie der Geiſt, vom wunderbaren Siege
Berauſcht, der armen Sterblichkeit vergaſs!
Die ſtolzen Jünglinge! die kühnen!
Sie legten froh dem Tyger Feſſeln an,

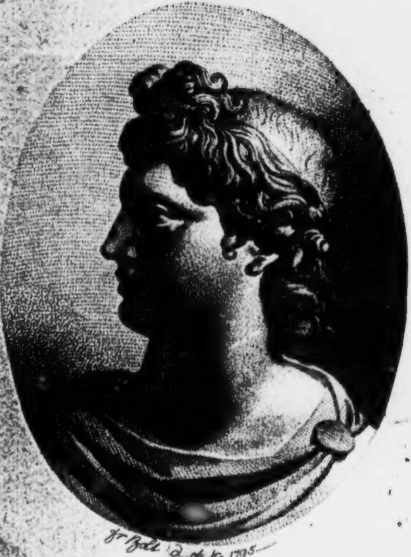
Bibl. Univer lips.

Sie bändigten – von ſtaunenden Delphinen
Umtanzt, den königlichen Ozean.
Oft hör' ich deine Wehre rauſchen,
Du Genius der Kühnen! und die Luſt,
Den Wundern deines Heldenvolks zu lauſchen,
Sie ſtärkt mir oft die lebensmüde Bruſt;
Doch weilſt du freundlicher um ſtille Laren,
Wo eine Welt der Künſtler kühn belebt,
Wo um die Majeſtät des Unſichtbaren
Ein edler Geiſt der Dichtung Schleier webt.
Den Geiſt des Alls, und ſeine Fülle
Begrüſste Mäons Sohn auf heil'ger Spur,
Sie ſtand vor ihm, mit abgelegter Hülle,
Voll Ernſtes da, die ewige Natur;
Er rief ſie kühn vom dunklen Geiſterlande,
Und lächelnd trat, in aller Freuden Chor,
Entzückender im menſchlichen Gewande
Die namenloſe Königin hervor.
Er ſah die dämmernden Gebiete,
Wohin das Herz in banger Luſt begehrt,
Er ſtreuete der Hoffnung ſüſse Blüthe
Ins Labyrinth, wo keiner wiederkehrt,
Dort glänzte nun in mildem Roſenlichte
Der Lieb' und Ruh' ein lächelnd Heiligthum,
Er pflanzte dort der Heſtariden Kräfte,
Dort ſtillt die Sorgen nun Elyſium.
Doch ſchrecklich war, du Gott der Kühnen!

Dein heilig Wort, wenn unter Nacht und Schlaf
Verkündiger des ew'gen Lichts erſchienen,
Und den Betrug der Wahrheit Flamme traf;
Wie ſeinen Blitz aus hohen Wetternächten
Der Donnerer auf bange Thale ſtreut,
So zeigteſt du entarteten Geſchlechten
Der Rieſen Sturz, der Völker Sterblichkeit.
Du wogſt mit ſtrenggerechter Schaale,
Wenn mit der Toge du das Schwerd vertauſcht,
Du ſprachſt, ſie wankten die Sardanapale,
Vom Taumelkelche deines Zorns berauſcht;
Es ſchröckt umſonſt mit ihrem Tygergrimme
Dein Tribunal die alte Finſterniſs,
Du hörteſt ernſt der Unſchuld leiſe Stimme,
Und opferteſt der heil'gen Nemeſis.
Verlaſs mit deinem Götterſchilde,
Verlaſs, o du der Kühnen Genius!
Die Unſchuld nie. Gewinne dir und bilde
Das Herz der Jünglinge mit Siegsgenuſs!
O ſäume nicht! ermahne, ſtrafe, ſiege!
Und ſichre ſtets der Wahrheit Majeſtät,
Bis aus der Zeit geheimniſsvoller Wiege
Des Himmels Kind, der ew'ge Friede geht.

Hölderlin.

Jena,
gedruckt mit Göpferdtſchen Schriften.


Jr Ball d. et fa 1795

Musen-Almanach

für

das Jahr 1796.

Herausgegeben

von

Schiller.

Neustrelitz,
bei dem Hofbuchhändler Michaelis.

Universitäts-Bibliothek · Leipzig ·

59-3700

D

[4. Ex.]

Dt. Lit./ Schiller/ Musikalien

258

Verzeichniſs der Gedichte.

Conz. Abendphantasie nach einem schwülen Sommertage. 25
Der Hain der Eumeniden. 183
D. Madera. 7
Die Gegenwart. Ein Persisches Lied. . . . 29
Lied eines Gefangenen. Eine Spanische Romanze. 59
Nacht und Tag. 68
Das Roſs aus dem Berge. 70
Die Entfernte. Aus dem Spanischen. . . 102
Das Gesetz der Welten im Menschen. . . 122
Die Luft. 148
Die Farbengebung. Ein Gemählde der Angelika Kaufmann. 177
E. Apollo. 4
Die Harmonie der Welt. 24
Amor auf einem Wagen von Schmetterlingen gezogen. 30
Der Schmetterling und die Rose. 35

Das Orakel. 38
Venus, die dem Amor die Flügel nimmt. . . . 53
Das innere Olympia. 69
Psyche schiffend mit Delphinen. 80
Die Flöte. 91
England und Deutschland. 101
Der Schmetterling auf einem Grabmahl. . . . 118
Ein Kind setzt den Schmetterling auf den Altar. 166
F. Uneigennützige Freundschaft. 31
Göthe. Nähe des Geliebten. 5
Der Besuch. 13
Verschiedene Empfindungen an Einem Platze. 40
Meeresstille. — Glückliche Fahrt. 83
Kophtische Lieder. 88
Antwort bei einem gesellschaftlichen Fragespiel. 95
Prolog zu dem Schauspiele: Alte Zeit und neue Zeit, bei der Wiedereröfnung des Weimarischen Theaters 1794. 141
Haug. Minnelied. Nach Kristan von Hamle. . . 22
Laura, nach Petrarch. 78
Kato. 82
Innschrift über eine Felsenquelle. 94
Frömmlinge. 130
Hölderlin. Der Gott der Jugend. 152
Kosegarten. An Ruhheims Fluren. 119
Schön Sidselil und Ritter Ingild. Nach dem Altdänischen. 158
Ellwieens Schwanenlied. Zu singen im Herbste. 167
Die Sterne. 174
Langbein. Der Kirchenbau in Aachen. Eine Legende. 193
Lappe. Die Schmetterlinge. 46
An einen Freund. 163

M. (S. E.) Die flüchtige Freude, nach Sarbievius. . 54
Mereau (Sophie). Frühling. 55
Vergangenheit. 107
Das Lieblingsörtchen. 145
Erinnerung und Phantasie. 149
Meyer. Die Boten. 123
Biondina. 131
Der Weltgeist. 156
Phantasie, nach Shakespeare. 170
Mathilde. 180
Neuffer. Mondscheingemählde 84
P. Parthenope. Ein Seegemählde bei Neapel. . 124
Pfeffel. Die zwei Verdammten. 105
Reinwald. Der Freund. 172
Schiller. Die Macht des Gesanges. 1
Das Kind in der Wiege. 4
Odysseus. 6
Das Unwandelbare. 24
Zevs zu Herkules. 28
Der Tanz. 32
Einer jungen Freundin ins Stammbuch. . . 36
Spruch des Confucius. 39
Würden. 48
Deutschland und seine Fürsten. . . . 53
Pegasus in der Dienstbarkeit. 62
Der spielende Knabe. 79
Die Ritter des Spitals zu Jerusalem. . . . 90
Der Sämann. 97
Die zwei Tugendwege. 110
Die Ideale 135
Der Kaufmann. 144
Ein Wort an die Proselytenmacher. . . 155

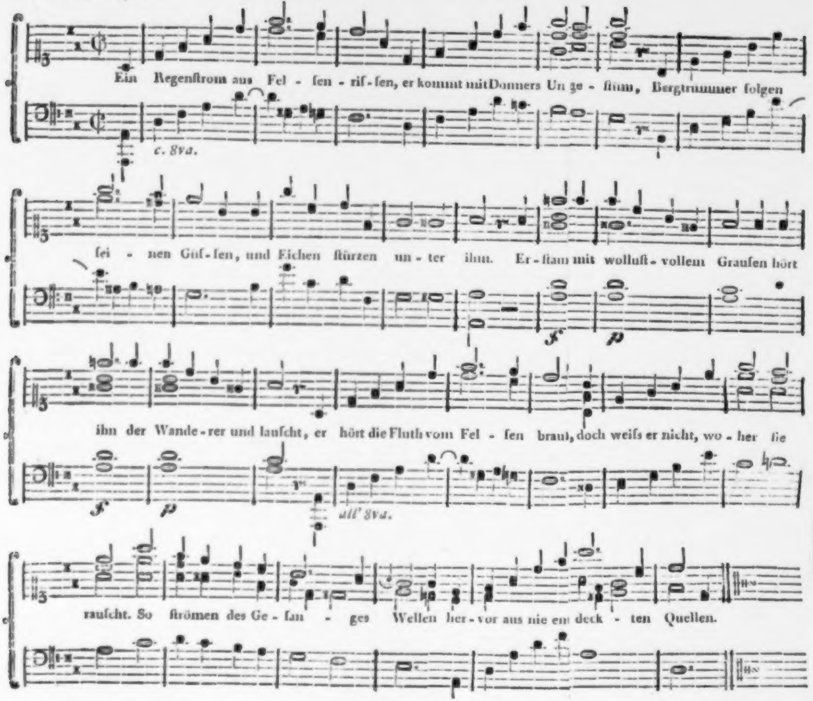
Der beste Staat. 157
Der Abend, nach einem Gemählde. . . 165
Der Metaphysiker. 171
Columbus. 179
Würde der Frauen. 186
Stanzen an den Leſer. 203
Schlegel (A. W.) Aus einem ungedruckten Roman. 111
Woltmann. Rudolf von Erlach. 17
Sylfenlied. 43
Die Kunst. 49
Die Treue. 81
Die Rache der Elfen. 92
Die Verheiſsung. 98
Y. Der Herzenswechsel. 154

Epigramme. 205

B

Die Macht des Geſanges.

Mächtig und ſtark.


Ein Regenſtrom aus Fel - ſen - riſ - ſen, er kommt mit Donners Un ge - ſtüm, Bergtrümmer folgen
c. 8va.
ſei - nen Güſ - ſen, und Eichen ſtürzen un - ter ihm. Er - ſtaunt mit wolluſt - vollem Grauſen hört
f
p
ihn der Wande - rer und lauſcht, er hört die Fluth vom Fel - ſen brauſt, doch weiſs er nicht, wo - her ſie
f
p
all' 8va.
rauſcht. So ſtrömen des Ge - ſan - ges Wellen her - vor aus nie ent deck - ten Quellen.

Die Macht des Gesanges.

Ein Regenstrom aus Felsenrissen.
Er kommt mit Donners Ungestüm,
Bergtrümmer folgen seinen Güssen,
Und Eichen stürzen unter ihm.
Erstaunt mit wollustvollem Grausen
Hört ihn der Wanderer und lauscht,
Er hört die Flut vom Felsen brausen,
Doch weiſs er nicht, woher sie rauscht;
So strömen des Gesanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.

Verbündet mit den furchtbarn Wesen,
Die still des Lebens Faden drehn,
Wer kann des Sängers Zauber lösen,
Wer seinen Tönen widerstehn?

Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrscht er das bewegte Herz,
Er taucht es in das Reich der Todten,
Er hebt es staunend himmelwärts,
Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
Auf schwanker Leiter der Gefühle.

Wie wenn auf einmal in die Kreise
Der Freude, mit Gigantenschritt,
Geheimniſsvoll nach Geisterweise
Ein ungeheures Schicksal tritt.
Da beugt sich jede Erdengröſse
Dem Fremdling aus der andern Welt,
Des Jubels nichtiges Getöse
Verstummt, und jede Larve fällt,
Und vor der Wahrheit mächt'gem Siege
Verschwindet jedes Werk der Lüge.

So raft von jeder eiteln Bürde,
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,

Der Mensch sich auf zur Geisterwürde,
Und tritt in heilige Gewalt;
Den hohen Göttern ist er eigen,
Ihm darf nichts irrdisches sich nahn,
Und jede andre Macht muſs schweigen,
Und kein Verhängniſs fällt ihn an,
Es schwinden jedes Kummers Falten,
So lang des Liedes Zauber walten.

Und wie nach hofnungslosem Sehnen,
Nach langer Trennung bitterm Schmerz,
Ein Kind mit heiſsen Reuethränen
Sich stürzt an seiner Mutter Herz,
So führt zu seiner Jugend Hütten,
Zu seiner Unschuld reinem Glück,
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Gesang zurück,
In der Natur getreuen Armen
Von kalten Regeln zu erwarmen.

Schiller.

Apollo.

Ach! daſs Apollo der Schäfer nicht mehr am lieblichen Peneus
Weidet! daſs er sobald wieder die Erde verlieſs!
Glaub', er verlieſs sie nicht! Er weidet die Heerde der Menschen;
Nur ein barbarisches Ohr hört nicht des Hirten Gesang.

F.

Das Kind in der Wiege.

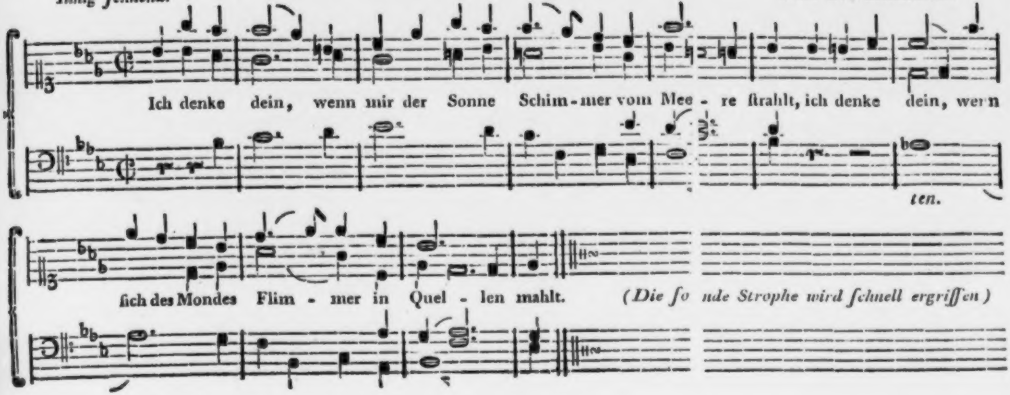
Glücklicher Säugling! Dir ist ein unendlicher Raum noch die Wiege,
Werde Mann, und dir wird eng die unendliche Welt.

SCHILLER.

Nähe des Geliebten.

Innig ſehnend.

Joh. Fr. Reichardt.


Ich denke dein, wenn mir der Sonne Schim - mer vom Mee - re ſtrahlt, ich denke dein, wenn
ten.
ſich des Mondes Flim - mer in Quel - len mahlt.
(Die ſo nde Strophe wird ſchnell ergriffen)

Nähe des Geliebten.

Ich denke dein, wenn mir der Sonne Schimmer
Vom Meere strahlt.
Ich denke dein, wenn sich des Mondes Flimmer
In Quellen mahlt.

Ich sehe dich, wenn auf dem fernen Wege
Der Staub sich hebt,
In tiefer Nacht, wenn auf dem schmalen Stege
Der Wandrer bebt.

Ich höre dich, wenn dort mit dumpfem Rauschen
Die Welle steigt.
Im stillen Haine geh ich oft zu lauschen,
Wenn alles schweigt.

Ich bin bei dir, du seyst auch noch so ferne,
Du bist mir nah.
Die Sonne sinkt, bald leuchten nur die Sterne,
O! wärst du da!

Göthe.

Odysseus.

Alle Gewässer durchkreuzt' Odysseus, die Heimat zu finden,
Durch der Scylla Gebell, durch der Charybde Gefahr,
Durch die Schrecken des feindlichen Meers, durch die Schrecken des Landes,
Selbst in des Aides Reich führt ihn die irrende Fahrt.
Endlich trägt das Geschick ihn schlafend an Ithakas Küste,
Er erwacht, und erkennt jammernd das Vaterland nicht!

Schiller.

Madera.

Und zum Schlusse dieses Festes,
Kosten wir ein Glas Madera.
Süſs nnd traurig: zum Gedächtniſs
Aller unglückselgen Liebe.

Robert Machin, Anna d'Arfet,
Er, ein edler Britten-Jüngling.
Sie, die Tochter stolzer Eltern,
Beide liebten sich, doch traurig.

Hingeworfen ins Gefängniſs
Von des Mädchens stolzen Eltern
Schmachtete der edle Machin;
Doch sein Herz blieb unverändert.

Und des jungen Mannes Freunde
Rüsten ihm ein Schif am Ufer,
Führen Robert aus dem Kerker,
Ihm die Braut in seine Arme.

Willig folget ihm die treue
Anna d'Arfet in die Wellen.
Liebe Wellen, rauschet glücklich!
Fahret wohl, geliebte Beide!

Hin nach Frankreichs holdem Ufer
Steuern sie mit Macht und Kräften;
Doch die Küste schwindet traurig,
Traurig seufzen alle Winde.

Dreizehn lange Tag' und Nächte
Schweben sie auf ofnem Meere;
Ohne Weg' und ohne Rettung,
Rette sie, geliebte Liebe!

Da ging ihnen auf der Freude,
Auf der Hoffnung Morgenröthe;
Sieh, ein nahes schönes Eiland,
Namlos — jetzo heifst's Madera.

Neue Vögel, neue Bäume,
Schöne Thäler, holde Hügel
Locken freundlich sie zur Küste,
Fliegen freundlich um ihr Segel.

»Ach, es ist der Sitz der Liebe,
Spricht das freudetrunkne Mädchen,
Mitten unter wilden Wellen
Uns vom Himmel zubereitet.

Ferne von Europa's Ufer,
Von dem unglückselgen Ufer
Eine der glückselgen Inseln
Aus den alten Fabelzeiten.«

Und sie steigen aus zum Lande,
Grüssend die geliebte Küste.
Die krystallne Wasserwoge
Kömmt, und spielt um ihre Füſse.

Wilde Thiere kommen schmeichelnd,
Huldigend dem Königspaare;
Tausend Nachtigallen singen
Ihnen Lobgesang der Liebe.

Und sie finden ein verborgnes
Schönes Thal, von dichten Bäumen
Rings umschattet, wie ein Tempel,
Wie ein Paradies der Liebe.

»Hier, Geliebter, spricht das Mädchen,
In dem Tempel laſs uns wohnen;
Unter diesem heilgen Baume
Laſs uns liebvereinet sterben!«

Und ein böses Schicksal hörte
Den schuldlosen Wunsch der Schönen;
Wütend kam ein harter Sturmwind,
Und riſs los das Schiff vom Ufer,

Riſs es in die wilden Wellen,
Stieſs es an Marokko's Küste;
(Alle armen Christenseelen
Wurden da der Mohren Sklaven.)

Leidend sah das weiche Mädchen
Ihrer treuen Freunde Schicksal.
Sah allein sich auf der Insel,
Sah den Vielgeliebten traurig —

»Unter diesem heilgen Baume
Will ich ruhn, des Lebens müde!«
Schlang um ihn die festen Arme,
Und verschied am dritten Tage;

Ihr und sich erbaut der müde
Robert nun fortan ein Grabmahl
Unter dem geliebten Baume,
Und verschied am fünften Tage

Eine Tafel auf dem Grabe
Nannte ihrer beider Namen;
Sprach, erzählend die Geschichte.
Sprach mit flehnden Worten also:

»Wenn einst dieses schöne Eiland
Je ein Christenpilgrim findet,
O! so weih' er unserm Grabe
Eine Thrän' und einen Tempel.«

Als darauf nach manchen Jahren
Don Gonsalvo und Morales
Wiederfanden diese Insel,
Und auf ihr das Grab der Liebe,

Weihten sie dem treuen Paare
Ein Gebet und einen Tempel;
Jesustempel heiſst das Grabmahl,
Und der Hafen heiſst Machino.

D.

Der Besuch.

Meine Liebste wollt ich heut beschleichen,
Aber ihre Thüre war verschlossen.
Hab ich doch den Schlüssel in der Tasche!
Oeffn' ich leise die geliebte Thüre!

Auf dem Saale fand ich nicht das Mädchen,
Fand das Mädchen nicht in ihrer Stube,
Endlich da ich leis die Kammer öfne,
Find ich sie, gar zierlich eingeschlafen,
Angekleidet auf dem Bette liegen.

Bei der Arbeit war sie eingeschlafen,
Das Gestrickte mit den Nadeln ruhte
Zwischen den gefaltnen zarten Händen.
Und ich setzte mich an ihre Seite,
Gieng bey mir zu Rath', ob ich sie weckte?

Da betrachtet' ich den schönen Frieden,
Der auf ihren Augenliedern ruhte;
Auf den Lippen war die stille Treue,
Auf den Wangen Lieblichkeit zu Hause,
Und die Unschuld eines guten Herzens
Regte sich im Busen hin und wieder.
Jedes ihrer Glieder lag gefällig,
Aufgelöst von süſsem Götterbalsam.

Freudig saſs ich da, und die Betrachtung
Hielte die Begierde sie zu wecken
Mit geheimen Banden fest und fester.

O du Liebe; dacht ich, kann der Schlummer,
Der Verräther jedes falschen Zuges,
Kann er dir nicht schaden, nichts entdecken,
Was des Freundes zarte Meynung störte?

Deine holden Augen sind geschlossen,
Die mich offen schon allein bezaubern;

Es bewegen deine süſsen Lippen
Weder sich zur Rede noch zum Kusse;
Aufgelöst sind diese Zauberbande
Deiner Arme, die mich sonst umschlingen,
Und die Hand, die reizende Gefährtin
Süſser Schmeicheleien, unbeweglich.
Wärs ein Irrthum, wie ich von dir denke,
Wär' es Selbstbetrug, wie ich dich liebe,
Müſst' ichs itzt entdecken, da sich Amor
Ohne Binde neben mich gestellet.

Lange saſs ich so, und freute herzlich
Ihres Werthes mich und meiner Liebe,
Schlafend hatte sie mir so gefallen,
Daſs ich mich nicht traute sie zu wecken.

Leise leg' ich ihr zwei Pomeranzen
Und zwei Rosen auf das Tischgen nieder,
Sachte, sachte schleich' ich meiner Wege.

Oefnet sie die Augen, meine Gute,
Gleich erblickt sie diese bunte Gabe,
Staunt, wie immer bey verschloſsnen Thüren
Dieses freundliche Geschenk sich ſinde.

Seh ich diese Nacht den Engel wieder.
O! wie freut sie sich, vergilt mir doppelt
Dieses Opfer meiner zarten Liebe.

GÖTHE.

Rudolf von Erlach.

Die Sterne glänzten durch die Fenster
In Erlachs väterlichem Schloſs.
Und flüsternd wankten die Gespenster
Am Graben, der die Burg umfloſs.
Allein mit seinen treuen Hunden,
Beginnt der Greis das Nachtgebet,
Indeſs, vom Erndtekranz umwunden,
Sein Volk ein fernes Fest begeht.

Das Schwert, das er als Held und Sieger
Für Recht der Eidgenossen trug,
Womit er Habsburgs stolze Krieger
Und Nidaus Ritterschaaren schlug,
Beglänzt die Wand, des Alters Freude,
Gekannt von Mufti und Packan;
Die grauen Hunde führten beide
Mit Erlach einst zu Schlachten an.

Da lärmt es auf des Schlosses Stufen!
Er klappte die Postille zu,
Und sah hinaus, und hört' es rufen:
»Holla, ist alles schon in Ruh?«
Der Schwiegersohn von Rudenz stürmte,
Wie Geister blaſs im Fackelschein,
Mit wildem Haar, das hoch sich thürmte,
Zum ofnen Pfortenthor herein.

»Woher noch in der Geisterstunde?
Warum so wild? Woher dein Weg?«
Mit Geistern steh ich wohl im Bunde,
Sie kennen wohl des Abgrunds Steg.
O! wär' ich nimmermehr geboren!
Vom Spiel mit Teufeln komm' ich her;
Mein ganzes Gut hab' ich verloren,
Nun reit' ich nakt die Kreuz und Queer.

»O Sohn, wie oft hab' ich mit Zähren
Vor Spiel und Zechern dich gewarnt!

Du wolltest nie die Warnung hören,
Und bliebst von Bösen stets umgarnt.
Du sahst dein Weib die Hände ringen,
Und hörtest, wie in öder Nacht
Sie weint' um dich, wenn sie durch Singen
Die Kindlein kaum in Schlaf gebracht.»

Was hilft, o Alter, nun dein Strafen?
Gieb Geld, gieb Geld! sonst muſs ich fort,
Und bei der Brut der Schlangen schlafen
In Höhlen am geheimen Ort.
«Ich kann, o Sohn, kein Geld mehr geben;
Du reichst mir noch den Bettelstaab,
Dein Weib wird gleich dem Bettler leben,
Dem schimpfend man den Heller gab.»

Gieb Geld! so ruft der Sohn im Grimme,
Und stampft die Erd' im wilden Schmerz.
Der Vater seufzt mit schwacher Stimme,
«O weh, mir bricht mein altes Herz!

Ach, Erlach, du wirst schrecklich enden!
Wie wird sich bald von deinen Höhn
Der Väter Blick in Nebel wenden,
Wenn jammernd sie vorübergehn.«

Und wilder stampft der Sohn die Erde,
Ergreift des Alten dürre Hand,
Und zerrt mit wütender Geberde
Ihn zu des Söllers weiſser Wand.
Er nimmt das Schwert, und schlägt den Greisen,
Daſs hoch sein Blut die Wand besprützt;
Er steht und bebt! denn Geister kreisen
Im Saale rings, es rauscht, es blitzt.

Er hört die Hunde schrecklich schnaufen,
Die ganze Geisterwelt wird wach,
Er stürzt hinaus, die Hunde laufen
Mit heulendem Gebell ihm nach.
Er sucht umsonst in Waldgesträuchen
Die Stellen heimlich wie ein Grab;

Sie folgen ihm, und Geister streichen
Zur Rach' aus jedem Baum herab.

Dann steht er still bei Felsenklippen;
Mit Muſti heult Packan im Thal;
Er schwört und flucht mit blauen Lippen,
Und stürzt sich in der Rache Stahl.
Die Hunde stehn im Morgenschimmer
Bis sie ein früher Waller sieht,
Und jagen noch um Erlachs Trümmer
Den Mörder, welcher bebend flieht.

Woltmann.

Minnelied.

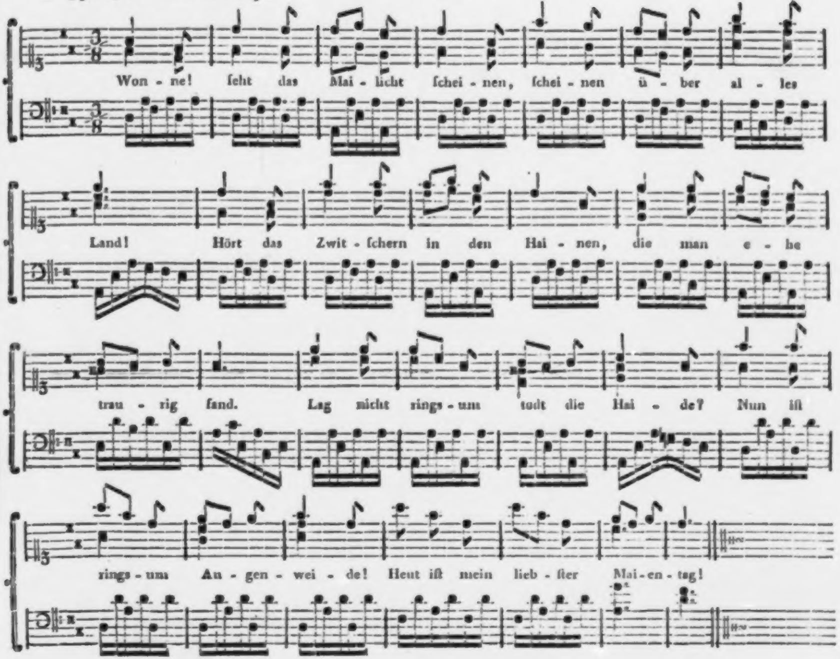
Nach Kristan von Hamle.

Wonne! Seht das Mailicht scheinen,
Scheinen über alles Land!
Hört das Zwitschern in den Hainen,
Die man ehe traurig fand.
Lag nicht ringsum todt die Heide?
Nun ist ringsum Augenweide!
Heut ist mein liebster Maientag.

Heute kommt die Langentbehrte
Zu dem Murmelquell im Thal.
O! die holde Liebenswerthe
Ist wie heitrer Sonnenstrahl.
Der beſlimmert alle Reiche;
Also thät die Engelgleiche:
Mein junges Herz durchstrahlte sie.

Minnelied.

Innig froh, doch nicht zu lebhaft.


Won - ne! ſeht das Mai - licht ſchei - nen, ſchei - nen ü - ber al - les
Land! Hört das Zwit - ſchern in den Hai - nen, die man e - he
trau - rig fand. Lag nicht rings - um todt die Hai - de? Nun iſt
rings - um Au - gen - wei - de! Heut iſt mein lieb - ſter Mai - en - tag!

Wohl ihr! Wohl dem hehren Weibe,
Das so ſrei von Falschheit lebt,
Züchtig, wie des Mondes Scheibe
Unter Sternenchören schwebt.
Diesem wahrlich! gleicht die Reine;
Ewig wandeln im Vereine
Die Tugenden all all mit ihr,

O! Geböte, die ich meyne,
Hundert Sklavendienste mir,
Tausend — ich versagte keine.
Reichen Lohn weiſs ich dafür.
Endlich darf ich von der Guten
Minnelohn und Gnade muthen;
Sie küsse dann den Brautkuſs mir.

Haug.

Das Unwandelbare.

„Unaufhaltsam enteilet die Zeit.“ — Sie sucht das Beständge.
Sey getreu, und du legst ewige Fesseln ihr an.

Schiller.

Die Harmonie der Welt.

Siehet das Auge? Höret das Ohr? Dein innerer Sinn sieht,
Er nur höret und weiſs, was er von auſsen vernahm.
Und du zweifeltest, Freund, am hohen inneren Weltsinn?
Hörst du die Harfe nicht? Willst du auch sehen den Ton?

E.

Abendphantasie

nach einem schwülen Sommertage.

Die Sonn' ist unter; Schwüle des Tages lag
Schwer auf der Erde, machte die Blumen der
Empfindung, machte deine Blumen,
Lächelnder Phantasus, alle welken.

Du kommst mit neuen stärkenden Labungen,
Willkommen sey, ambrosischer Abend, mir!
Von deinen Fittigen gehoben,
Hebet sich neu mir der Seele Fittig.

Und das Beherrschte herrschet in mir, und hat
Sein Recht, und schaut mit nimmer gefangnem Blick
Hin in der Schöpfung Weite, die sich
Dankend und feyernd mit mir emporhebt.

O stille Wege heiliger, reinerer
Natur! Entbundne säuselnde Lüfte, wer
Gab euch verstummten euern Athem,
Erde, dein milderes Licht dir wieder?

So drückt die Leidenschaft den entwürdigten
Umwölkten Geist; die Dämpfe verfliegen, wann
Mit ihrem stillen Mondenschimmer
Weisheit am Arme des Friedens winket.

Du wandelst dort, Selene, in herrlicher,
Bescheidner, stillgenugsamer Glorie,
Und deine Silberleuchtung theilet
Freundlich die Wellen des nahen Stromes.

Der Bäume Wipfel tönen von Melodie;
Halb Trug, halb Wahrheit, schwärmen Gestalten durch,
Ein Bild des Lebens, immer wechselnd
Kommen und gehn sie, wie unsre Freuden

Hat ihres Friedens schöne Geheimnisse,
Der mildern Reize bessere Segnungen
Hier die Natur verbreitet? Sichtbar
Wallt die Unsichtbare durch die Dämmrung.

Hörst du die Geistertritte? der Gang ist Gang
Der Gottheit; ihre Nähe verkündet mir
Der reine Duft; in Duft und Ahndung
Schwebt und in dämmerndem Glanz mein Wesen.

Wo, von der Büsche dämmerndem Wölbungen
Umschirmt, der Strom sich krümmet, da tauch' ich mich
Hinunter jetzt; in deinem Lichte
Theil' ich, Selene, mit dir die Wellen.

Den Reinen ziemt das Reine; vom Quelle soll
Die erste Spende dein, o Selene, seyn;
Die zweite dein, Najade, die mich
Lächelnd umschlingt, und umschlingend kühlet.

O süſse Lust! wie schmeichlerisch über mir
Die Wellen schlagen! Frohe Vergessenheit
Der Tagesmühen schlürf' ich, sauge
Süſser nach drückender Last die Wollust!

Urreine Schönheit! Wann dem entbundenen
Dem fesselfreien Geiste dein Quell sich einst
Entschlieſst, in deinem Schooſs nur werd' ich
Seliger mich und entzückter fühlen.

Conz.

Zevs zu Herkules.

Nicht aus meinem Nektar hast du dir Gottheit getrunken.
Deine Götterkraft wars, die dir den Nektar errang.

Schiller.

Die Gegenwart.

Ein Persisches Lied.

Dunkler Ocean umgürtet
Unsre Erd' und unser Leben.
Fluten rauschen über Fluten,
Auf den Fluten ruhen Wolken,
Dunkler Abgrund ist die Zukunft.
Nur die Gegenwart ist sicher;
Jüngling, auf! genieſse sie.

Siehe, dort auf Kafs Gebürgen
Schwingt sich Anka *) in die Wolken.
Jeder Staub entsank der Schwinge,
Und man sagt, er sey unsterblich.
Wohin schwang er sich? Wo ist er?
Nur die Gegenwart ist sicher;
Jüngling, auf! genieſse sie.

---

*) Anka, ein fabelhafter groſser Vogel der morgenländischen Dichter; das Sinnbild groſser Anstrebungen und der menschlichen Seele selbst. Kaf, das höchste Gebürge Asiens.

Wie der Tag, so glänzt dein Antlitz,
Wie die Nacht ist deine Locke,
Deine Lippen Morgenröthe.
Morgenroth und Tag und Nächte,
Auch die schönsten fliehn vorüber.
Nur die Gegenwart ist sicher;
Jüngling, auf! genieſse sie.

D.

Amor

auf einem Wagen von Schmetterlingen gezogen.

Liebe, dich trägt ein Wagen von Schmetterlingen gezogen,
Und du regierst sie sanft, spielend die Leier dazu!
Gütiger Gott, laſs nie, laſs nie die Fessel sie fühlen;
Unter melodischem Klang fliegen sie willig und froh.

F.

Uneigennützige Freundſchaft.

Der Jüngling. Schmeichelnder West, du liebſt
Jede der Blumen;
Roſen und Lilien ſind dir ein Spiel.

Der Zephyr. Roſen und Lilien
Bring ich Erquickung;
Keine der zarten entweihet mein Hauch.

Der Jüngling. Schmeichelnder Räuber, du
Raubſt der Blume
Süſseſten Athem, bis daſs ſie zerfällt.

Der Zephyr. Huldigend bin ich ihr
Bote der Liebe,
Löſe die Welkende, löſe ſie ſanft

F.

Der Tanz.

Sieh, wie sie durcheinander in kühnen Schlangen sich winden,
Wie mit geflügeltem Schritt schweben auf schlüpfrigem Plan.
Seh' ich flüchtige Schatten von ihren Leibern geschieden?
Ist es Elysiums Hain, der den Erstaunten umfängt?
Wie, vom Zephyr gewiegt, der leichte Rauch durch die Luft schwimmt,
Wie sich leise der Kahn schaukelt auf silberner Flut,
Hüpft der gelehrige Fuſs auf des Takts melodischen Wellen,
Säuselndes Saitengetön hebt den ätherischen Leib.

Keinen drängend, von keinem gedrängt, mit besonnener Eile,
Schlüpft ein liebliches Paar dort durch des Tanzes Gewühl.
Vor ihm her entsteht seine Bahn, die hinter ihm schwindet,
Leis wie durch magische Hand öfnet und schlieſst sich der Weg.
Sieh! jetzt verliert es der suchende Blick. Verwirrt durcheinander
Stürzt der zierliche Bau dieser beweglichen Welt.
Nein, dort schwebt es frohlockend herauf. Der Knoten entwirrt sich,
Nur mit verändertem Reiz stellt sich die Ordnung mir dar.
Ewig zerstört und ewig erzeugt sich die drehende Schöpfung,
Und ein stilles Gesetz lenkt der Verwandlungen Spiel.

Sprich, wie geschiehts, daſs rastlos bewegt die Bildungen schwanken,
Und die Regel doch bleibt, wenn die Gestalten auch fliehn?
Daſs mit Herrscherkühnheit einher der einzelne wandelt,
Keiner ihm sklavisch weicht, keiner entgegen ihm stürmt?
Willst du es wissen? Es ist des Wohllauts mächtige Gottheit,
Die zum geselligen Tanz ordnet den tobenden Sprung,
Die, der Nemesis gleich, an des Rhythmus goldenem Zügel
Lenkt die brausende Lust, und die gesetzlose zähmt.
Und der Wohllaut der groſsen Natur umrauscht dich vergebens?
Dich ergreift nicht der Strom dieser harmonischen Welt?

Nicht der begeisternde Takt, den alle Wesen dir schlagen?
  Nicht der wirbelnde Tanz, der durch den ewigen Raum
Leuchtende Sonnen wälzt in künstlich schlängelnden Bahnen?
  Handelnd fliehst du das Maaſs, das du im Spiele doch ehrst?

Schiller.

Der Schmetterling und die Rose.

Siehe den Schmetterling hier. Er küſst die blühende Rose;
  Bald ist der Schmetterling nicht, bald auch die Rose nicht mehr.

E

Einer jungen Freundin ins Stammbuch.

Ein blühend Kind, von Grazien und Scherzen
Umhüpft, so Freundin spielt um dich die Welt.
Doch so, wie sie sich mahlt in deinem Herzen,
In deiner Seele schönen Spiegel fällt,
So ist sie nicht. Die stillen Huldigungen,
Die deines Herzens Adel dir errungen,
Die Wunder, die du selbst gethan,
Die Reize, die dein Daseyn ihm gegeben,
Die rechnest du für Reize diesem Leben,
Für schöne Menschlichkeit uns an.
Dem holden Zauber nie entweyhter Jugend,
Dem Talismann der Unschuld und der Tugend,
Den will ich sehn, der diesem trotzen kann.

Froh taumelst du im süſsen Ueberzählen
Der Blumen, die um deine Pfade blühn,

Der Glücklichen, die du gemacht, der Seelen,
Die du gewonnen hast, dahin.
Sey glücklich in dem lieblichen Betruge,
Nie stürze von des Traumes stolzem Fluge
Ein trauriges Erwachen dich herab.
Den Blumen gleich, die deine Beete schmücken,
So pflanze sie — nur den entfernten Blicken;
Betrachte sie, doch pflücke sie nicht ab.
Geschaffen, nur die Augen zu vergnügen,
Welk werden sie zu deinen Füſsen liegen.
Je näher dir, je näher ihrem Grab!

SCHILLER.

Das Orakel.

Als Alexander einst zu Ammons Sitze gelangt war,
Und ihn Jupiter selbst nannte den göttlichen Sohn,
Fragt' er den Vater um nichts, als um die Quelle des Nilstroms,
Fühlete Schicksal und Glück ruhen in eigener Hand.
Auch wir wollen die Götter nur um Geheimnisse fragen;
Pflicht und Tugend und Glück schrieben sie uns in das Herz.

E.

Spruch des Confucius.

Dreyfach ist der Schritt der Zeit.
Zögernd kommt die Zukunft hergezogen,
Pfeilschnell ist das Jetzt entflogen,
Ewig still steht die Vergangenheit.

Keine Ungeduld beflügelt
Ihren Schritt, wenn sie verweilt.
Keine Furcht, kein Zweifeln zügelt
Ihren Lauf, wenn sie enteilt.
Keine Reu, kein Zaubersegen
Kann die stehende bewegen.

Möchtest du beglückt und weise
Endigen des Lebens Reise?
Nimm die Zögernde zum Rath,
Nicht zum Werkzeug deiner That.
Wähle nicht die Fliehende zum Freund,
Nicht die Bleibende zum Feind.

Schiller.

Verschiedene Empfindungen an Einem Platze.

Das Mädchen.

Ich hab' ihn gesehen!
Wie ist mir geschehen?
O himmlischer Blick!
Er kommt mir entgegen,
Ich weiche verlegen,
Ich schwanke zurück.
Ich irre, ich träume!
Ihr Felsen, ihr Bäume,
Verbergt meine Freude,
Verberget mein Glück.

Der Jüngling.

Hier muſs ich sie finden,
Ich sah sie verschwinden,

Ihr folgte mein Blick.
Sie kam mir entgegen,
Dann trat sie verlegen
Und schaamroth zurück.
Ists Hoffnung? Sinds Träume?
Ihr Felsen, ihr Bäume,
Entdeckt mir die Liebste
Entdeckt mir mein Glük!

Der Schmachtende.

Hier klág ich verborgen
Dem thauenden Morgen
Mein einsam Geschick.
Verkannt von der Menge,
Wie zieh ich ins Enge
Mich stille zurück.
O zärtliche Seele,
O schweige, verhehle —
Die ewigen Leiden,
Verhehle dein Glück.

Der Jäger.

Es lohnet mir heute
Mit doppelter Beute
Ein gutes Geschick.
Der redliche Diener
Bringt Haasen und Hühner
Beladen zurück.
Hier find' ich gefangen
Auch Vögel noch hangen.
Es lebe der Jäger!
Es lebe sein Glück!

Göthe.

Sylfenlied.

Im Blüthensäuseln
Und Wellenkräuseln,
Im wallenden Duft,
Da schweben wir Geister,
Und spielen den Meister
Im Reiche der Luft.

Wir fangen Mädlein
Im Mettenfädlein
Auf duftender Au;
Wir schlürfen im Schweben
Zum Schmetterlingsleben,
Von Blumen den Thau.

Die Sterne lauschen,
Denn Töne rauschen
Melodisch im Hain;
Wir singen die Lieder
Wir lustigen Brüder,
Wir singen zum Reihn.

Im Waldgesträuche,
Bei Lind' und Eiche,
Bei Pappeln am Bach,
In Blumen, im Schilfe
Wird hurtig der Sylfe
Zum Tanze dann wach.

Oft ruhn wir sinnend,
Ein Werk beginnend;
Der Zephyr nur raubt
Uns oft die Gedanken.
Wie Blüthen umwanken
Sie flüchtig das Haupt.

Doch häufig richten
Auf Menschendichten
Wir traurig den Sinn.
Wie Gnomen im Staube
Den Sorgen zum Raube
Bei kargem Gewinn,

So flieht im Leben
Der Mensch mit Beben
Der Himmlischen Gunst.
O! flög' er zu Hügeln
Voll Blumen auf Flügeln
Der dichtenden Kunst.

Uns glich an Freude
Der Mensch zum Neide
Des Gnomen im Berg,
Und neckte durch Flüstern
Mit Sylfen den düstern,
Gestaltlosen Zwerg.

Woltmann.

Die Schmetterlinge.

Schweb' her von deinem Blumenhügel,
Du flatternde Sylphidenschaar!
Entfalte deine Schimmerflügel,
Enthülle deiner Farben Spiegel,
Und stelle deine Reize dar!

Beginne du den Reihn, Aurore,
Du frühgebohrnes Maienkind,
O du, die schönste von dem Chore,
Das mit der blüthenreichen Hore
Des flücht'gen Daseyns Tanz beginnt!

Folgt all' ihr andern, die mit Düften
Die anmuthsvolle Flora nährt!
Harmloses Volk der Blumentriften,
Einst wird in Edens stillern Lüften
Ein Loos, wie euers uns gewährt.

Einst werden wir die Hülle spalten,
In der wir zur Verwandlung gehn,
Es wird zu schöneren Gestalten
Sich der gepreſste Geist entfalten,
Bey eines mildern Frühlings Wehn.

Wann dehnt sich meiner Seele Flügel?
Wann schlüpf ich aus der Sinnlichkeit?
Sylphiden, meiner Hofnung Siegel,
O! schwebt von eurem Blumenhügel,
Ein Sinnbild der Unsterblichkeit!

Lappe.

Würden.

Wie die Säule des Lichts auf des Baches Welle sich spiegelt,
Hell wie von eigener Glut flammt der vergoldete Saum,
Aber die Welle flieht mit dem Strom, durch die glänzende Straſse
Drängt eine andre sich schon, schnell wie die erste zu fliehn;
So beleuchtet der Würden Glanz den sterblichen Menschen,
Nicht der Mensch, nur der Platz, den er durchwandelte, glänzt.

Schiller.

Die

Die Kunst.

Der Abend strahlt auf Pindus Höhn,
Die Glut der Phantasie umglänzt die Gipfel,
Ihr Athem weht durch diese Lorbeerwipfel,
In deren Hain die Musen gehn.

Von jedem Baum schwebt Melodie!
Bald wird Gesang aus ferner Grotte hallen,
Und durch die Nacht auf jener Quelle wallen,
Der Phöbus Wunderkraft verlieh.

Hier ist der Menscheit Heiligthum!
O! wäre nie im Schatten dieser grünen
Geweihten Gäng' Apollons Chor erschienen,
Uns bliebe kaum des Thieres Ruhm.

Vom Bildner, der sein Ideal
Bei diesen Lorbeern ſand in Rosendüſten,
Erhob der Mensch sich zu den Aetherlüſten
Der Wahrheit, in der Sonne Strahl.

Vom Dichterhauch aus Pindus Hain
Ward unser Geist auf des Gesanges Wogen
Zum Reiche der Begriſſe fortgezogen,
Und maſs der Sterne fernen Schein.

Die Schönheit goſs voll Heiterkeit
Ihr Licht von diesen Höhn auf unsre Erde;
Da rief die Pflicht ihr schöpferisches Werde!
Und vor uns war Unendlichkeit.

Wer nicht der Schönheit Morgenroth
Als Greis noch liebt mit Feuerkraft der Jugend,
Der ist kein Mensch, ein Joch ist seine Tugend,
Und er ein Sklav' und ein Despot.

O! rausche stärker, Lorbeerhain!
In deinem Sturm will ich den Menschen singen,
Wie mit Vernunft die Sinne ewig ringen,
Wenn beide sich der Kunst nicht weihn.

Und strafen will ich jeden Staat,
Der sie verschmäht! er stellt dem Laster Netze,
Zertheilt des Menschen Geist, und giebt Gesetze,
Ein Greuel für den Götter-Rath.

Wie seine Bürger irre gehn!
Er treibt sie zu der Wissenschaften Gipfeln,
Entfernet von der Künste Blüthenwipfeln,
Die auf dem rechten Pfade wehn.

Doch horch, es schweigt der Lorbeerhain!
Ich seh den Mond durch alle Zweige wallen,
Ich höre Lieder aus der Grotte hallen,
Der Musen Lieblingsaufenthalt.

O! schonet mein, zu mächtig weiht
Mich der Gesang! der Hain, die Wiese wanket
Im Mondenlicht, der Sternenhimmel schwanket,
Mein Busen faſst die Ewigkeit.

»Hinan, so rauscht das Lied daher,
Hinan den höchsten Berg! der Erde Kinder,
Hinauf! dort weht der Menscheit Athem linder,
Dort strömt der Wahrheit Strahlenmeer!

Wallt sicher an der Künste Hand;
Sie schenken euch dereinst des Adlers Flügel
Zu immer kühnerm Flug auf ferne Hügel,
Die kaum des Sehers Auge fand.

Hinauf zu ihren Blumenhöhn,
Wo himmelan Apollons Tempel ragen,
Durch deren Hallen in den bessern Tagen,
Die Sinne mit der Freiheit gehn.

Hinauf zum schönsten Morgenroth!
Da sind die Sterblichen der Götter Brüder,
Und wir, wir leiten sichrer sie durch Lieder,
Als sonst der Staaten Machtgebot.«

WOLTMANN.

Deutschland und seine Fürsten.

Groſse Monarchen erzeugtest du, und bist ihrer würdig,
Den Gebietenden macht nur der Gehorchende groſs.
Aber versuch es, o Deutschland, und mach' es deinen Beherrschern
Schwerer, als Könige groſs, leichter, nur Menschen zu seyn!

SCHILLER.

Die flüchtige Freude,

nach Sarbievius.

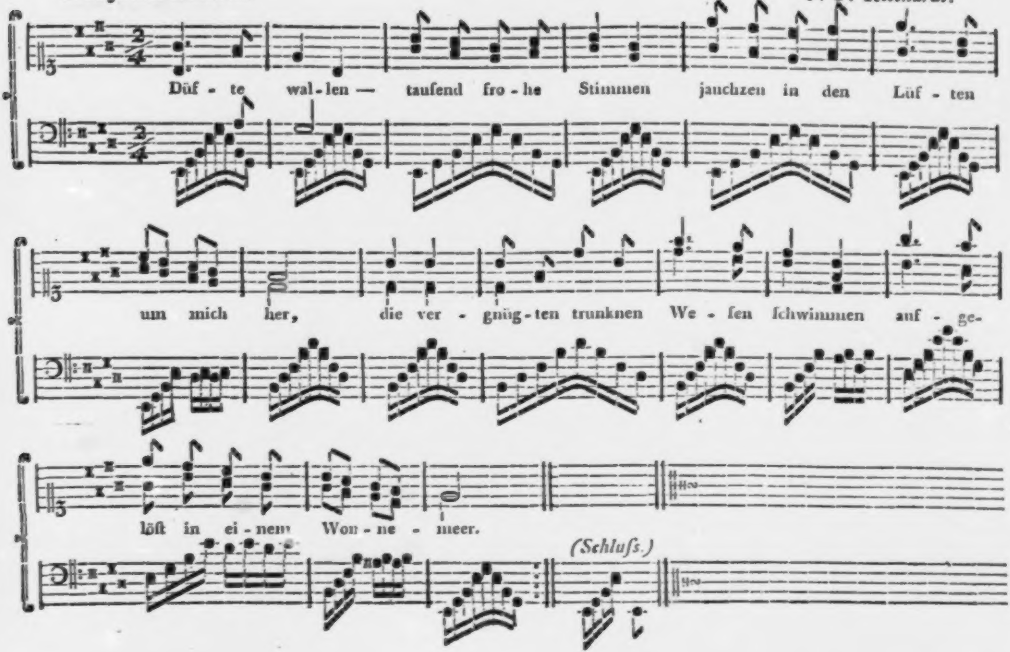
Des Buxus Tochter, hallende Leier, hier
An dieser Pappel hange! Der Himmel lacht,
Ein Lüftchen spielet in der Pappel
Hangenden Zweigen; ein sanfter Lüftchen
Wird dich durchschlüpfen, liebliches Saitenspiel,
Und mir melodisch lispeln, indeſs ich hier
An diesem Hügel in des Baumes
Wehendem Wallen zum Traum entschlummre.
Wo bin ich? Dunkle Wolken umhülleten
Den heitern Himmel; Regen ertönen. Komm,
O meine Leier! Ach, wie jede
Kleinste der Freuden vorüberschlüpfet.

S. B. M.

Frühling.

Lebhaft und wonnevoll.

J. F. Reichardt.


Düf - te wal - len — taufend fro - he Stimmen jauchzen in den Lüf - ten
um mich her, die ver - gnüg - ten trunknen We - fen fchwimmen auf - ge-
löſt in ei - nem Won - ne - meer.
(Schluſs.)

Frühling.

Düfte wallen — Tausend frohe Stimmen
Jauchzen in den Lüften um mich her,
Die verjüngten trunknen Wesen schwimmen
Aufgelöst in einem Wonnemeer.

Welche Klarheit, welches Licht entflieſset
Lebensvoll der glühenden Natur!
Festlich glänzt der Aether, und umschlieſset,
Wie die Braut der Bräutigam, die Flur.

Leben rauscht von allen Blüthenzweigen,
Regt sich einsam unter Sumpf und Moor,
Quillt, so hoch die öden Gipfel steigen,
Emsig zwischen Fels und Sand hervor.

Welch ein zarter, wunderbarer Schimmer
Ueberstrahlt den jungen Blüthenhain!
Und auf Bergen um verfallne Trümmer
Buhlt und lächelt milder Sonnenschein.

Dort auf schlanken, silberweiſsen Füſsen
Weht und wogt der Birken zartes Grün,
Und die leichten, hellen Zweige flieſsen
Freudig durch den lauen Luftstrom hin.

In ein Meer von süſser Lust versenket,
Wallt die Seele staunend auf und ab,
Stürzt von frohen Ahndungen getränket,
Sich im Taumel des Gefühls hinab.

Liebe hat die Wesen neu gestaltet,
Ihre Gottheit überstrahlt auch mich,
Und ein neuer üpp'ger Lenz entfaltet
Ahndungsvoll in meiner Seele sich.

Laſs an deine Mutterbrust mich sinken,
Heil'ge Erde, meine Schöpferin!
Deines Lebens Fülle laſs mich trinken,
Jauchzen, daſs ich dein Erzeugtes bin!

Was sich regt auf diesem groſsen Balle,
Diese Bäume, dieser Schmuck der Flur,
Einer Mutter Kinder sind wir alle,
Kinder einer ewigen Natur.

Sind wir nicht aus Einem Stoff gewoben?
Hat der Geist, der mächtig sie durchdrang,
Nicht auch mir das Herz empor gehoben,
Tönt er nicht in meiner Leier Klang?

Was mich so an ihre Freuden bindet,
Daſs mit wundervoller Harmonie,
Meine Brust ihr Leben mitempfindet,
Ist, ich fühl' es, heil'ge Sympathie!

Schwelge, schwelge, eh ein kalt Besinnen
Diesen schönen Einklang unterbricht,
Ganz in Lust und Liebe zu zerrinnen,
Trunknes Herz, und widerstrebe nicht.

Sophie Mereau.

Venus,

die dem Amor die Flügel nimmt.

Mutter der Liebe, du hast dem Sohn die Flügel geraubet,
Und nun weint er, und fleht um ein phantastisches Glück.
Gieb, o! gieb es ihm wieder. Erzwungen — beständige Liebe
Quält die Geliebte mehr, als sie den Liebenden quält.
Laſs ihn flattern den Eiteln um manche gläuzende Flamme;
Sehnend kehret er doch seiner Getreuen zurück.

E.

Lied eines Gefangenen.

Eine Spanische Romanze.

Wohl ist nun der schöne Maimond,
Da die Lüftchen wehn im Thal,
Da die Lerche lieblich singet,
Lieblich singt die Nachtigall.

Da sich Treugeliebte wieder
Neu dem Dienst der Liebe weihn;
Und ich armer sitz' im Kerker,
Sitze traurig und allein,

Weiſs nicht, wenn es drauſsen taget,
Weiſs nicht, wenn die Nacht bricht an;
Einst noch kam ein Vöglein droben,
Und sang mir den Morgen an.

Aber ach! ein böser Schütze
Schoſs es — lohn' ihm Gott dafür!
Ach, die Haare meines Hauptes
Reichen fast zur Ferse mir.

Und die Haare meines Kinnes
Könnten wohl mein Tischtuch seyn,
Und die Nägel meiner Finger
Mir ein scharfes Messer seyn.

Ist es so des Königs Wille —
Nun er ist mein hoher Herr!
Aber thuts der Kerkermeister,
Ist er ein Abscheulicher.

O! daſs Jemand mir mein Vöglein
Wiedergäbe! Wär's ein Staar,
Der hier mit mir schwatzen könnte,
Oder eine Nachtigall,

Wär's ein Vöglein, das die Damen
Zu bedienen willig wär',
Zu Lenoren, meiner Lieben,
Trüg' es Botschaft hin und her,

Brächte mir von ihr gefüllte
Speisen, nicht mit Salm gefüllt,
Eine Feil und eine Pfrieme
Wäre drinnen wohl verhüllt.

Eine Feile für die Fessel,
Eine Pfrieme für das Schloſs. —
Also sang er in dem Kerker,
Und der König hört' am Kerker,
Und gab den Gefangnen los.

D.

Pegasus in der Dienstbarkeit.

Auf einen Pferdemarkt — vielleicht zu Haymarket,
Wo andre Dinge noch in Waare sich verwandeln,
Bracht' einst ein hungriger Poet
Der Musen Roſs, es zu verhandeln.

Hell wieherte der Hippogryph,
Und bäumte sich in prächtiger Parade,
Erstaunt blieb jeder stehn, und rief:
Das edle, königliche Thier! Nur Schade,
Daſs seinen schlanken Wuchs ein häſslich Flügelpaar
Entstellt! Den schönsten Postzug würd' es zieren.
Die Raçe, sagen sie, sey rar,
Doch wer wird durch die Luft kutschieren?
Und keiner will sein Geld verlieren.
Ein Pachter endlich faſste Muth.
Die Flügel zwar, spricht er, die schaffen keinen Nutzen,

Doch die kann man ja binden oder stutzen,
Dann ist das Pferd zum Ziehen immer gut.
Ein zwanzig Pfund, die will ich wohl dran wagen;
Der Täuscher, hoch vergnügt die Waare loszuschlagen,
Schlägt hurtig ein. »Ein Mann, ein Wort,«
Und Hans trabt frisch mit seiner Beute fort.

Das edle Thier wird eingespannt.
Doch fühlt es kaum die ungewohnte Bürde,
So rennt es fort mit wilder Flugbegierde,
Und wirft, von edelm Grimm entbrannt,
Den Karren um an eines Abgrunds Rand.
Schon gut, denkt Hans. Allein darf ich dem tollen Thiere
Kein Fuhrwerk mehr vertraun. Erfahrung macht schon klug.
Doch morgen fahr ich Paſsagiere,
Da stell' ich es als Vorspann in den Zug.

Die muntre Krabbe soll zwei Pferde mir ersparen,
Der Koller giebt sich mit den Jahren.

Der Anfang gieng ganz gut. Das leicht beschwingte Pferd
Belebt der Klepper Schritt, und pfeilschnell fliegt der Wagen.
Doch was geschieht? Den Blick den Wolken zugekehrt,
Und ungewohnt, den Grund mit festem Huf zu schlagen,
Verläſst es bald der Räder sichre Spur,
Und treu der stärkeren Natur
Durchrennt es Sumpf und Moor, geackert Feld und Hecken,
Der gleiche Taumel faſst das ganze Postgespann,
Kein Rufen hilft, kein Zügel hält es an,
Bis endlich, zu der Wandrer Schrecken,
Der Wagen wohl gerüttelt und zerschellt,
Auf eines Berges steilem Gipfel hält.

Das geht nicht zu mit rechten Dingen,
Spricht Hans mit sehr bedenklichem Gesicht.
So wird es nimmermehr gelingen;
Laſs sehn, ob wir den Tollwurm nicht
Durch magre Kost und Arbeit zwingen.
Die Probe wird gemacht. Bald ist das schöne Thier,
Eh noch drei Tage hingeschwunden,
Zum Schatten abgezehrt. Ich habs, ich habs gefunden,
Ruft Hans. Jetzt frisch, und spannt es mir
Gleich vor den Pflug mit meinem stärksten Stier.

Gesagt, gethan. In lächerlichem Zuge
Erblickt man Ochs und Flügelpferd am Pfluge.
Unwillig steigt der Greif, und strengt die letzte Macht
Der Sehnen an, den alten Flug zu nehmen.
Umsonst, der Nachbar schreitet mit Bedacht,
Und Phöbus stolzes Roſs muſs sich dem Stier bequemen,

Bis nun, vom langen Widerstand verzehrt,
Die Kraft aus allen Gliedern schwindet,
Von Gram gebeugt das edle Götterpferd
Zu Boden stürzt, und sich im Staube windet.

Verwünschtes Thier! bricht endlich Hansens Grimm
Laut scheltend aus, indem die Hiebe flogen.
So bist du denn zum Ackern selbst zu schlimm,
Mich hat ein Schelm mit dir betrogen.

Indem er noch in seines Zornes Wut
Die Peitsche schwingt, kommt flink und wohlgemuth
Ein lustiger Gesell die Straſse hergezogen.
Die Zitter klingt in seiner leichten Hand,
Und durch den blonden Schmuck der Haare
Schlingt zierlich sich ein goldnes Band.
Wohin, Freund, mit dem wunderlichen Paare?
Ruft er den Bau'r von weitem an.

Der Vogel und der Ochs an Einem Seile,
Ich bitte dich, welch ein Gespann!
Willst du auf eine kleine Weile
Dein Pferd zur Probe mir vertraun,
Gieb acht, du sollst dein Wunder schaun!

Der Hippogryph wird ausgespannt,
Und lächelnd schwingt sich ihm der Jüngling auf den Rücken.
Kaum fühlt das Thier des Meisters sichre Hand,
So knirscht es in des Zügels Band,
Und steigt, und Blitze sprühn aus den beseelten Blicken.
Nicht mehr das vor'ge Wesen, königlich,
Ein Geist, ein Gott, erhebt es sich,
Entrollt mit einem mal in majestätschen Wogen
Der Schwingen Pracht, schieſst brausend himmelan,
Und eh der Blick ihm folgen kann,
Verschwindet es am fernen Aetherbogen.

SCHILLER.

Nacht und Tag.

Goldenes, süſses Licht der allerfreuenden Sonne,
Und du friedlicher Mond, und ihr Gestirne der Nacht,
Leitet mich sanft mein Leben hindurch, ihr heiligen Lichter,
Gebt zu Geschäften mir Muth, gebt von Geschäften mir Ruh,
Daſs ich unter dem Glanze des Tags mich munter vergesse,
Aber mich wiederfind' unter dem Schimmer der Nacht.
Nieder am Staube zerstreun sich unsre gaukelnden Wünsche;
Eins wird unser Gemüth droben, ihr Sterne, bei Euch.

D.

Das innere Olympia.

Sind die Gäste versammlet: so läſst die Harfe sich hören.
Sitzt der Richter, so tritt Redner und Sprecher vor ihn.
Griechenland ist beisammen: da singen Dichter; es kämpfen
Kämpfer, der Läufer läuft, blickebeflügelt, zum Ziel.
Aber zur innern Harfe, zum Spruch der richtenden Seele
Und zum Kampfe, zum Lauf nach der Vollkommenheit Kranz
Darf es keiner Versammlung und keiner Blicke. Du bist dir
Hörer und Harf' und Gesang, Läufer und Richter und Ziel.

E.

Das Roſs aus dem Berge.

Eine Böhmische Sage.

Glänzend anzuschauen sind der Erde
Mond und Sonne, schönes Gold und Silber.
Prächtig funkeln sie hervor, und schmücken,
Und sind köstlich alles zu erkaufen,
Nur nicht Leben und Gesundheit. Mächtig
Ziehet an ihr Glanz, daſs nur der Arme
Wagt, sie zu entbehren, und der Reiche
Stets, je mehr er hat, je mehr er lüstet.

Also reich war Böhmenlandes Herzog
Krzesomysl. Sein Land war zwischen Bergen,
Die ihm Bäume, Gold und Silber sproſsten,
Und die Flüsse gossen Goldeskörner,
Die die Armen wuschen und ihm zollten.

Aber Er grub tiefer in der Berge
Bauch, und holt der alten Mutter Erde

Eingeweid' hervor; erbeutet Stücke
Gold und Silber, schwerer als er selbst war,
Und legt Berge seinem Abgott nieder,
Doch je mehr er hat, je mehr ihm fehlet.

Land und Aecker liegen ungebauet;
Alles Volk, verbannt in grause Tiefen,
Wühlt die Erd' auf, seufzet auf zum Fürsten;
Doch wo hört ein Fürst des Volkes Seufzer
Tief im Bauch der Erde?
Und der Himmel
Höret sie; und plötzlich wird der Himmel,
Wie des Fürsten Herz, von Erz und Eisen,
Denn es regnet nicht. Aus dürrem Boden
Steigt hervor der Hunger, blaſs und gräſslich;
Würget Haufen, arme Haufen nieder,
Und begräbt sie tief im Bauch der Erde.

Und es wallen Haufen, arme Haufen,
Hungernder, Verschmachtender zum Fürsten:

»Vater, gieb uns Brot für unsre Kinder,
Und für uns. Wir sterben! — Laſs uns lieber
Unsre Aecker bauen statt der Berge,
Statt der Gruben uns in Hütten wohnen,
Vater, höre Deine Kinder! höre!«

Und es höret sie ein andrer Vater,
Der schon lang' in seinem Berge wohnte,
Und sich oft des Volkes Noth erbarmte —
Hört die Wundersage!
Einst am Abend
Ging ein Edler, der des Landes Jammer
Tief im Herzen fühlte, der zum Fürsten
Oftmals trat, und immer bat vergebens;
Er, der Armen Zuflucht, Er ein heller
Stern im Dunkeln, der sein letztes Brot nun
Unter seine Mitgenossen theilte,
Horymyrz ging traurig in der Wüste,
Und sprach bei sich also: »Wohin soll ich? —
Wiederkehren in mein Haus des Elends,

Jetzt

Jetzt des Hungers und des Todes Wohnung;
Oder — «

Und ein Mann stand plötzlich vor ihm,
Hoch und greis. Er hielt ein Roſs am Zaume,
Rosses Augen funkelten wie Blitze,
Seine Nase sprühte Feuerfunken,
Und das Roſs war weiſs. Der greise Mann sprach:
» Horymyrz, du Guter, nimm das Roſs hier;
Schennik ist sein Name, bei dem Namen
Nenn' es in der Noth; es wird dir helfen.
Aber jetzt geh' und verschütte eilig
Alle Bergesklüfte. Aus den Klüften
Steigt ein Dampf gen Himmel, Pest den Armen. « —

Also sprach der Mann, und ihm vor Augen
Ging er in den Berg; der Berg verschloſs sich.

Und mit hellen Augen stand das Roſs da,
Wieherte und scharrte. Zitternd faſst es
Horymyrz, und streichelt es gar freundlich:

»Schennik, lieber Schennik, bei dem Namen
Nenn' ich dich; du sollt, du wirst mir helfen!«
Schwang sich drauf; das Roſs flog wie der Wind schnell
Hin zum Goldgebirge. Plötzlich wiehert,
Stampft das Roſs, und tausend Berggeister,
Alfen, Zwerge kommen ihm zu Hülfe;
Tief aufheulend fiel die grauſe Klüfte zu.

Mitternacht war's, und der Mond am Himmel
Leuchtet freundlich. Wie der Pfeil im Winde
Flog das Roſs, und trug ihn hin zum Pallast
Krzesomysls. Es dämmert kaum der Morgen;
Horymyrz ist da, und dient dem Fürsten;
Seine Feinde, die die Botschaft bringen,
Kommen eilend erst den zweiten Tag an.

Weh nun, weh dem gräulichen Verwüster,
Der dem Könige sein Herz geraubt hat!
Für ihn bitten seine treuen Freunde:

»Herr, ist er nicht gestern hier gewesen?
Und wer kann im Fluge dort und hier seyn?
Welches Mannes Hand vermag in Einer
Nacht sie zu verschütten, diese Klüfte?«
All' umsonst! »Er sterbe! Morgen sterb' er!«

Morgen kommt, und seines Todes wartend
Steht der Gute; als das Wort des Mannes
Aus dem Berge, wie ein Blitz ihn durchfuhr:
»Schennik ist sein Name. Bei dem Namen
Nenn' es in der Noth; es wird dir helfen.«

»Herzog, spricht er, eh ich sterbe, gönne
Mir noch eine kleine Freud' und Bitte.
Laſs mein Roſs mich, meinen Freund im Leben,
Einmal noch auf diesem Platze tummeln.«
Dessen lacht der Fürst. Verriegelt werden
Alle Pforten. Jetzt, du Bergverwüster,
Wird die Thorenbitte dir gewähret.

Horymyrz geht ängstig zu dem Stalle,
Wo sein Roſs mit hellen Augen traurig
Steht und harret, als ob es ihm spräche:
»Hast du mein vergessen?« Ihn erblickend
Wieherts auf, und beut ihm seinen Rücken:
»Schennik, lieber Schennik, hilf, o hilf mir!«

Kaum hat er das stille Wort gesaget,
Ist es in der Luft, und trägt ihn über
Thor und Riegel, hin zu seinem Schlosse,
Wo ihn tausend Gute froh empfangen,
Folgend ihm, wie Bienen ihrem Weiser.

Aber Schennik stehet traurig, neiget
Matt das Haupt; sein Auge glänzet dunkel,
Und o Wunder! er erhebt die Stimme:
»Sterben muſs ich, muſs ein Raub der Wölfe,
Muſs ein Aas für Hund' und Geier werden,
Wenn du eilig mich zu meinem Berge
Nicht geleitest. Mein Werk ist vollendet.«

Eilig führet ers zu seinem Berge,
Der sich aufthut, und es stand der Mann da;
Freudig wiehert ihm das Roſs mit hellen
Augen, neu-verjüngt. Der Mann sprach freundlich:
»Wohl dir, daſs du thatest, was zu thun war!
Dafür wird es deinen Söhnen wohlgehn,
Und du wirst des Landes Retter heiſsen.
Primislaus ist mein Name, Böhmens
Erster Fürst bin ich und Stammesvater;
Dieses Roſs, es ist das Roſs Libuſsens,
Auf dem oft sie ihre Kinder siehet,
Und aus Noth errettet.« Also sprach er,
Nahm das Roſs, und ging hinein zum Berge.

D.

Laura,

nach Petrarch.

Was sah ich? Himmlische Gebehrden,
Ein Engelbild! Kein Gleiches ward auf Erden.
Erinnerung, die mich entzückt und quält.
Phantome, Träume, Nebel scheinen
Mir alle nun die Freuden dieser Welt.
Ich sah die schönen Zwillingslichter weinen,
Zu tausendfachem Neid des Sonnenlichts erhellt.
Ich horchte klagenden Accenten,
Die selbst Barbaren Huldigung,
Dem Hochgebürge Näherung
Und Strömen Halt gebieten könnten.
Geist, Liebe, Wehmuth, Sympathie
Zerflossen rührend schön in ihrer Klage,
O Welt, seit deinem ersten Tage
Vernahmst du solche Töne nie.
Die Himmel lauschten dieser Harmonie,
Kein reges Blättchen durch Gebüsch und Aeste,
So lagen süſs gefangen alle Weste.

Haug.

Der spielende Knabe.

Spiele, Kind, in der Mutter Schooſs! Auf der heiligen Insel
Findet der trübe Gram, findet die Sorge dich nicht
Liebend halten die Arme der Mutter dich über dem Abgrund,
Und in das flutende Grab lächelst du schuldlos hinab.
Spiele, liebliche Unschuld! Noch ist Arkadien um dich,
Und die freie Natur folgt nur dem fröhlichen Trieb,
Noch erschaft sich die üppige Kraft erdichtete Schranken,
Und dem willigen Muth fehlt noch die Pflicht und der Zweck.

Spiele, bald wird die Arbeit kommen, die hagre, die ernste,
Und der gebietenden Pflicht mangeln die Lust und der Muth.

Schiller.

Psyche

schiffend mit Delphinen

»Wohin ruderst du, Psyche, von zwei Delphinen geführet?«
Ueber des Lebens Strom gleit' ich, o Wanderer, hin.
Glücklich wurden auf ihm mir Musenliebende Führer,
Und zur sicheren Fahrt Ruder und Steuer verliehn.

E.

Die Treue.

Wie jedes Jahr der Schwalben Reise
Zu meinem Fenster mich erfreut!
Sie führen in der Monden Kreise
Zurück die holde Blüthenzeit;
Der Minne süſses Spiel erneuert
Sich froh im wohlbekannten Nest,
Vom jungen Lenz ermuntert, feiert
Die Treue hier ihr Freudenfest.

Und wenn des Winters erste Flocken
Dem gelblichrothen Laube nach
Im Haine fallen, o! dann locken
Die Schwalben alle sich aufs Dach.
Hinweg, so rufen sie, entfliehet!
Bald ist der Hain von Flocken weiſs;
Der Treue Lenz ist nie verblühet,
Sie kennet keines Winters Eis.

Wann eine Schwalb' auf ihrem Zuge
Erhascht durch eines Knaben List,
Sich sehnt nach dem gewohnten Fluge,
Und schmerzlich die Gefährten miſst,
Dann klagt sie, bis die Macht der Klage
Sie in den Schlaf des Todes wiegt,
Und neben ihr an Einem Tage
Des Gatten treuer Geist entfliegt.

Woltmann.

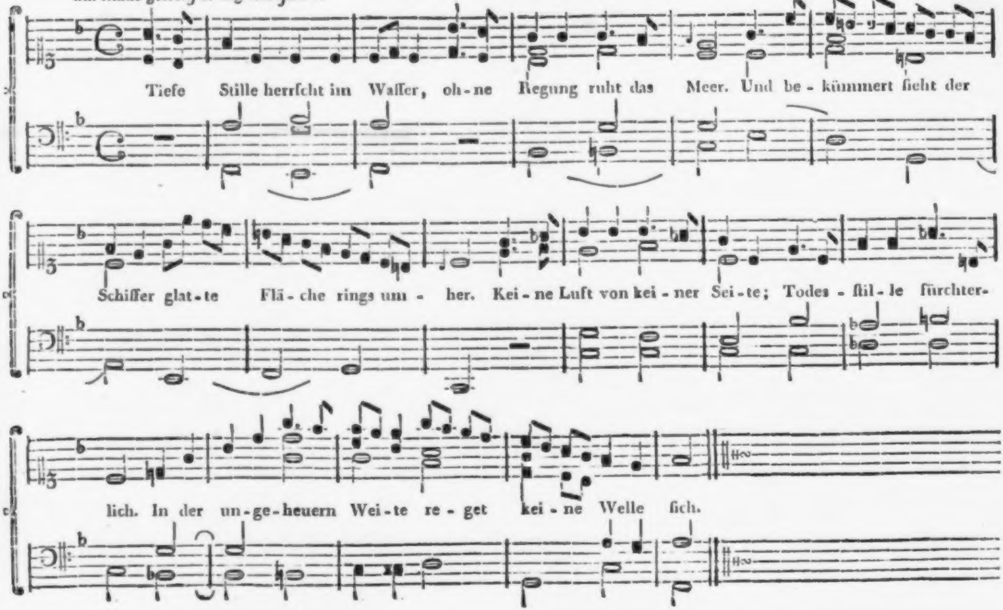
Kato.

Ich bin Kato der Römer, der Cäsars furchtbarster Rache
Ruhig wuſste zu stehn, Cäsars Verzeihung entfloh.

Haug.

Meeresſtille.

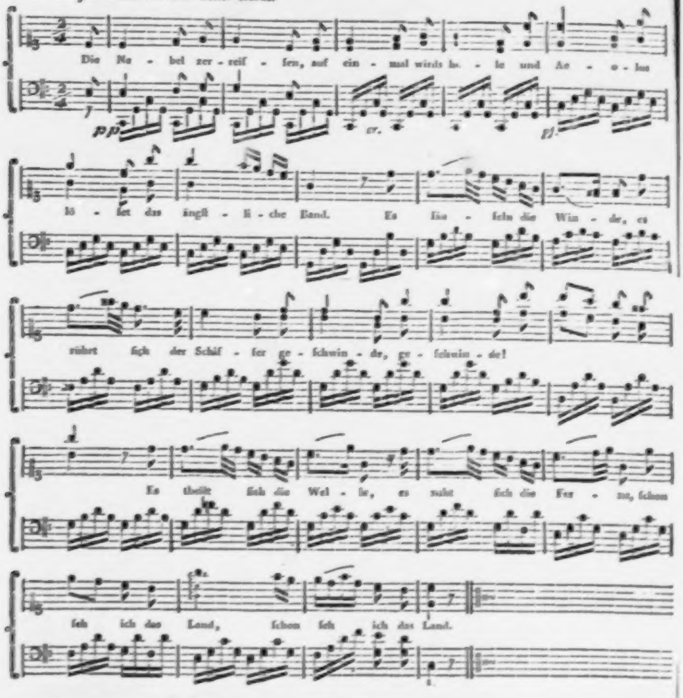
*Langſam ohne alle Erhebung der Stimme,
durchaus gleichförmig halbſtark.*


Tiefe Stille herrſcht im Waſſer, oh - ne Regung ruht das Meer. Und be - kümmert ſieht der
Schiffer glat - te Flä - che rings um - her. Kei - ne Luft von kei - ner Sei - te; Todes - ſtil - le fürchter -
lich. In der un - ge - heuern Wei - te re - get kei - ne Welle ſich.

Gegenſtück.

Glückliche Fahrt.

Etwas lebhaft.
Mit wachſender und am Ende voller Stärke.


Die Ne - bel zer - reiſ - ſen, auf ein - mal wirds hel - le und Ae - o - lus
pp
cr.
ff
lö - ſet das ängſt - li - che Band. Es ſäu - ſeln die Win - de, es
rührt ſich der Schif - fer ge - ſchwin - de, ge - ſchwin - de!
Es theilt ſich die Wel - le, es naht ſich die Fer - ne, ſchon
ſeh ich das Land, ſchon ſeh ich das Land.

Meeresstille.

Tiefe Stille herrscht im Wasser,
Ohne Regung ruht das Meer,
Und bekümmert sieht der Schiffer
Glatte Fläche rings umher.
Keine Luft von keiner Seite,
Todes - Stille fürchterlich.
In der ungeheuern Weite
Reget keine Welle sich.

Glückliche Fahrt.

Die Nebel zerreissen,
Auf einmal wirds helle,
Und Aeolus löset
Das ängstliche Band.
Es säuseln die Winde,
Es rührt sich der Schiffer,
Geschwinde! Geschwinde!
Es theilt sich die Welle,
Es naht sich die Ferne,
Schon seh' ich das Land.

Göthe

Mondscheingemählde.

Des Abends stille Feier,
Die Ruhe der Natur
Umwebt mit düstrem Schleier
Die sanftgekühlte Flur.
Des Waldes Wipfel beben
Im letzten Sonnenstrahl,
Und dunkle Schatten schweben
Stets schwärzer in das Thal.

Der Schiffer strebt erschrocken
Auf leichtem Kahn daher;
Der Dörfer dumpfe Glocken
Verstummen schon umher.
Aus dichten Büschen schimmert
Des Landmanns fernes Licht;
Das weite Feld verflimmert,
Gleich einem Traumgesicht.

In Westen säumt den Aether
Romantischhelle Glut;
Stets feuriger und röther
Entwallt die Strahlenflut.
Jetzt steigt mit Königsmilde
Aus dem umglänzten Thor,
Gleich einem Flammenschilde,
Der volle Mond hervor.

Jetzt überschweift beflügelt
Das ganze Thal sein Blick.
Aus tausend Quellen spiegelt
Sein Antlitz sich zurück.
Wie eine Feuersäule
Ruht er dem Strom entlang.
Der Zauber seiner Pfeile
Dringt durch den Pappelngang.

Gesträuch und Glanz verschmelzen
Sich dort am Felskristall,

Und klar durchblinkt entwälzen
Die Wellen sich zum Fall.
Beperlte Tropfen stäuben
Vom lauten Mühlenrad.
Der Burg bejahrte Scheiben
Schmückt helles Inkarnat.

Ein Silberflor durchwebet
Den ernsten Eichenhain;
Auf seinem Haupte schwebet
Der holde Dämmerschein.
Des Flusses Weiden flimmern
Im lichten Nebelduft,
Und helle Funken schimmern
In der durchglühten Luft.

O Cidli! welche Fülle!
Wie ahndend und wie hehr!
Und welche Sabbathstille
Auf diesem Schönheitsmeer!

Wie sanft die Nachtluft fächelt!
Wie froh mein Herz sich schwellt!
Denn deinem Blick entlächelt
Noch schöner mir die Welt!

Von treuem Arm umschlungen,
Durchwandern wir jetzt stumm,
Und in uns selbst gedrungen
Dieſs lichte Heiligthum;
Wie in Elysens Gängen,
Auf mildbeglänzten Höh'n
Bey heiligen Gesängen
Die frommen Manen gehn.

Neuffer

Kophtische Lieder.

1.

Laſset Gelehrte sich zanken und streiten,
Streng und bedächtig die Lehrer auch seyn!
Alle die Weisesten aller der Zeiten
Lächeln und winken und stimmen mit ein:
Thörigt, auf Beſsrung der Thoren zu harren!
Kinder der Klugheit, o! habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie sichs gebühren.

Merlin der alte, im leuchtenden Grabe,
Wo ich als Jüngling gesprochen ihn habe,
Hat mich mit ähnlicher Antwort belehrt:
Thörigt, auf Beſsrung der Thoren zu harren!
Kinder der Klugheit, o! habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie sichs gehört.

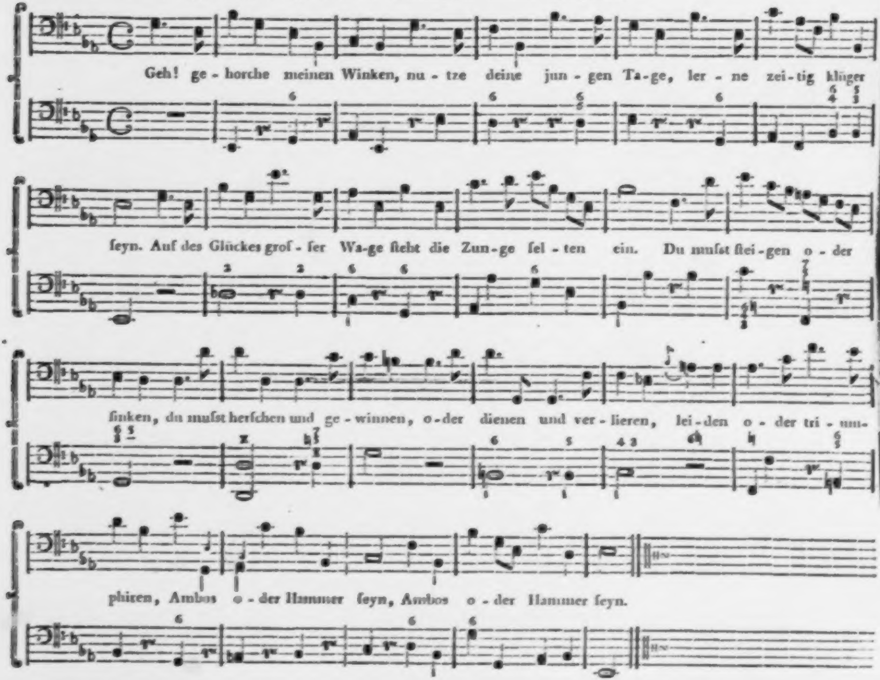
Und auf den Höhen der Indischen Lüfte
Und in den Tiefen Aegyptischer Grüfte

Seite 39.

Kophtiſches Lied.

Nicht zu lebhaft, doch ſtark deklamirt.

Blos vom Generalbaſs begleitet. (Für **Fiſchers** kräftige Baſsſtimme komponirt.)


Geh! ge - horche meinen Winken, nu - tze deine jun - gen Ta - ge, ler - ne zei - tig klüger
ſeyn. Auf des Glückes groſ - ſer Wa - ge ſteht die Zun - ge ſel - ten ein. Du mußt ſtei - gen o - der
ſinken, du mußt herſchen und ge - winnen, o - der dienen und ver - lieren, lei - den o - der tri - um -
phiren, Ambos o - der Hammer ſeyn, Ambos o - der Hammer ſeyn.

Hab ich das heilige Wort nur gehört:
Thörigt, auf Beſsrung der Thoren zu harren!
Kinder der Klugheit, o! habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie sichs gehört.

2.

Geh! gehorche meinen Winken,
Nutze deine jungen Tage,
Lerne zeitig, klüger seyn.
Auf des Glückes groſser Wage
Steht die Zunge selten ein.
Du muſst steigen, oder sinken,
Du muſst herrschen und gewinnen,
Oder dienen und verlieren,
Leiden, oder triumphiren,
Ambos, oder Hammer seyn.

Göthe.

Die Ritter

des Spitals zu Jerusalem.

Herrlich kleidet sie euch, des Kreuzes furchtbare Rüstung,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Akkon und Rhodus beschützt,
Durch die syrische Wüste den bangen Pilgrim geleitet,
Und mit der Cherubim Schwerdt steht vor dem heiligen Grab.
Aber schöner kleidet euch doch die Schurze des Wärters,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Söhne des edelsten Stamms,
Dient an des Kranken Bett', dem Lechzenden Labung bereitet,
Und die ruhmlose Pflicht christlicher Milde vollbringt.

Religion des Kreuzes, nur du verknüpftest, in Einem
Kranze, der Demuth und Kraft doppelte Palme zugleich!

SCHILLER.

Die Flöte.

Nimm der Heerde den Hirten mit seiner lockenden Flöte,
Nimm dem Menschengeschlecht, was ihm die Muse verlieh;
Sieh, es verwildert die Heerde; und statt des Gesanges der Musen
Treibt ein barbarisches Volk auch ein barbarischer Stab.

E.

Die Rache der Elfen.

Die Furcht durchflüstert alle Blätter,
Und jedes Lied verstummt im Hain,
Schon flammt im schwarzen Donnerwetter
Entfernt der Blitze falber Schein.
Der Schäfer zeigt die grüne Höle,
Um welche sich der Epheu rankt,
Der Hirtin, die mit banger Seele
An seinem Arm' im Haine wankt.

Allein mit dem geliebten Hirten
Auf einer Höle Rasensitz,
Wo Liebesgötter sie bewirthen,
Vergiſst die Bängste selbst den Blitz.
Wenn Flammen auch die Höl' umschlangen,
Die Hirtin bebte nicht zurück;
Er küſst die Furcht ihr von den Wangen,
Den Schrecken aus dem süſsen Blick.

Ein frisches Duftgesäusel wallet
Im Haine bei der Sterne Licht,
Und Philomelens Nachtlied hallet;
Die Hirtin ach! vernimmt es nicht.
Man sieht erzürnt die Elfen wallen,
Daſs Lust der Keuschheit Blume bricht,
Man hört im Haine Klagen hallen;
Die Hirtin ach! vernimmt sie nicht.

Doch endlich ward im Mondesschimmer
Sie an des Schäfers Arm gesehn:
Es tönt der Elfen Grabgewimmer,
Wo sie berauscht im Thale gehn.
Ihr Purpurgürtel weht im Winde,
Ihr Auge schwimmt im feuchten Glanz;
Sie seufzt, »o! süſser Hirt, wo finde
Ich nun der Unschuld Lilienkranz?«

Bei Kronen, welche Leichen schmücken,
So wimmert es im Nebelthal;

Sie geht erblaſst mit scheuen Blicken
Den Berg hinan im Mondesstral.
Da rauscht herab von Felsenklippen
Im kalten Wind der Elfen Schwarm;
Die Hirtin sinkt mit blassen Lippen
Erstarrt in ihres Schäfers Arm.

Woltmann.

Innschrift über eine Felsenquelle.

Hier im Felse verborgen erquickt die Nymphe des Heilquells.
Lern, o! Mensch, so geben, und so den Geber verbergen.

Haug.

Antwort bey einem gesellschaftlichen Fragespiel.

Die Dame.

Was ein weiblich Herz erfreue,
In der Klein - und Groſsen - Welt?
Ganz gewiſs ist es das Neue,
Dessen Blüthe stets gefällt;
Doch viel werther ist die Treue,
Die auch in der Früchte Zeit
Noch mit Blüthen uns erfreut.

Der junge Herr.

Paris war in Wald und Hölen
Mit den Nymphen wohl bekannt,
Bis ihm Zeus um ihn zu quälen,
Drei der Himmlischen gesandt,
Und es fühlte wohl im Wählen
In der alt und neuen Zeit,
Niemand mehr Verlegenheit.

Der Erfahrne.

Geh den Weibern zart entgegen,
Du gewinnst sie auf mein Wort;
Und wer rasch ist und verwegen,
Kommt vielleicht noch besser fort.
Doch wem wenig dran gelegen
Scheinet, ob er reizt und rührt,
Der beleidigt, der verführt.

Der Zufriedne.

Vielfach ist der Menschen Streben,
Ihre Unruh, ihr Verdruſs,
Auch ist manches Gut gegeben,
Mancher liebliche Genuſs.
Doch das gröſste Glück im Leben
Und der reichlichste Gewinn
Ist ein guter leichter Sinn.

Der lustige Rath.

Wer der Menschen thörigt Treiben
Täglich sieht, und täglich schilt,

Und wenn andre Narren bleiben,
Selbst für einen Narren gilt,
Der trägt schwerer, als zur Mühle
Irgend ein beladen Thier,
Und wie ich im Busen fühle,
Wahrlich! so ergeht es mir.

Göthe.

Der Sämann.

Sieh! voll Hofnung vertraust du der Erde den goldenen Saamen,
Und erwartest im Lenz fröhlich die keimende Saat.
Nur in die Furche der Zeit bedenkst du dich Thaten zu streuen,
Die, von der Weisheit gesät, still für die Ewigkeit blühn?

Schiller.

Die Verheiſsung.

Dich fand ich oft, wenn längst die Abendröthe
Im Hain entschlief,
Und dich der sanfte Klang von meiner Flöte
Mit Sehnsucht rief.

Hier stand ich, wenn ich dein Gewand erspähte,
Im Göttertraum;
Dort kamst du her! dein weiſser Schleier wehte
Um jenen Baum.

Wie in des Frühlings Hauch die Kirschenblüthe
Durch Gärten spielt,
So kamst du her! wie meine Wange glühte,
Hast du gefühlt.

Und wenn das Morgenroth in grauer Ferne
Zu früh erschien,
Dann sprachst du: »sieh das bleiche Licht der Sterne!
O laſs mich fliehn.

Sieh'! Auferstehung! wenn bei jenen Steinen
Das hohe Gras
Mein Grab umweht, dann will ich dir erscheinen,
Wie Lilien blaſs.

In deinem Kämmerlein, am Blumenraine
Erblickst du mich;
In jedem Duft, in diesem Lieblingshaine
Umschweb' ich dich.

Bei diesen Bäumen wirst du Lieder hören!
Mein Schatten bringt
Sie dir aus Eden, wo mit Engelchören
Er Lieder singt.«

Dort blüht dein Grab, dort glänzt die Marmorsäule
Im Mondenschein;
O komme nun Geliebte! sieh' ich weile
Am Grab' allein.

Ich fühle dich im Duft, im Blüthenregen,
Im kleinsten Laut,
Und dieses Herz, es klopft mit starken Schlägen
Dir angetraut.

Wenn ich dereinst mit Engeln Lieder singe,
Den höchsten Ton
Im Lied auf Gott, der Bilder schönstes bringe
Ich dir zum Lohn;

Woltmann.

England und Deutschland.

Stolzes Brittannien, du! du raubst von Osten und Westen
Köstlich duftendes Reis, das dich in Flammen verzehrt,
Glänzender Phönix! Wir, die deutsche fleiſsige Biene,
Sammlen auf jeglicher Flur Honig, und wissen nicht, wem?

E.

Die Entfernte.

Aus dem Spanischen.

Die silbernen Wellen des heil'gen Ibero,
Sie sahen Auroren, und strahlten ihr Bild.
Die schüchternen Nymphen im dunkeln Gebüsche,
Sie sahen Auroren, und schlüpften hinab.

Am Ufer erquickten sich sprieſsende Blumen
Im Schimmer der Göttin, und fühleten neu.
Die Vögel besangen mit Zungen der Harfe
Die Schönheit der Göttin, und — schwiegen verstummt.

Denn siehe, da wandelt ein Mädchen am Ufer;
Der Mond und die Sterne, sie schieden hinweg;
Die silbernen Wellen des heilgen Ibero
Vergaſsen Auroren und strahlten ihr Bild,

Die räubrischen Augen, die lieblichen Bogen,
Die Lilienfrische, den wimpernden Strahl;
Die lieblichen Räuber, umschleiert mit Sorge,
Im Nebel der Thränen den wimpernden Strahl.

Sie setzte sich nieder ans horchende Ufer;
Aurora verweilte, und hörte Gesang:
»Ihr silbernen Wellen des heilgen Ibero,
Ihr sehet mich weinen, ich weine zu euch.

Ihr rauschet zu Ihm hin, ihr silbernen Wellen,
Um den ich hier weine, der fern mir verweilt.
O! möcht' er verweilen, nur nimmer vergessen
Der Seele, die immer in Träumen ihn sieht.

Geht zu ihm, ihr Wellen, und rauschet ihm frühe,
Und rauschet ihm klagend, was hier ich euch sang.
Erinnr' ihn, Aurora, in warnenden Träumen,
In lieblichen Träumen, und zeig ihm mein Bild.

Ihr schüchternen Nymphen, die Kränze sich winden,
Nehmt hin diese Blumen, und gebt ihm den Kranz,
O! möcht' er verweilen, nur nimmer vergessen
Der Seele, die immer in Träumen ihn sieht.

Die Vögel besingend den lieblichen Morgen,
Sie schwiegen und horchten und lernten das Lied.
Die schüchternen Nymphen im dunkeln Gebüsche,
Sie nahmen die Blumen und schlüpften hinweg.

Aurora mitleidig nahm purpurne Nebel,
Und bildete Träume, und bildet' ihr Bild —
Auf fuhr aus den Träumen der weilende Schäfer
Und eilete zu ihr, und sank ihr ans Herz.

D.

Die zwei Verdammten.

Nach seinem Tode kam ein deutscher Dorfsultan
Der sich zum Krösus stahl, im Reiche Satans an.
Hier sah er manchen Freund, Kollegen und Agnaten,
Ja selber seinen Hofkaplan,
Nach Standsgebühr, am sachten Feuer braten.
Kein Wunder! Doch er sah auch seinen treuen Jost,
Der einst sein Kutscher war, gestreckt auf einen Rost,
Gleich einem Karpfen, in Parade liegen.
Ists möglich? rief er aus, bist du es, oder trügen
Die blöden Augen mich, was hast du denn verübt?
Du biedrer Schwabe? Mir sagt mein Gewissen,
Daſs ich das Geld zu sehr geliebt;
Auch würd' ich hier gefaſst für meine Fehler büſsen,

Wenn nicht mein toller Sohn, für den ich stahl,
Den theuren Schatz, zu Mehrung meiner Qual,
Bis auf die Hälfte schon verprasset hätte.
Was aber brachte dich auf diese Marterstätte?
Du warst ja dumm und fromm. »Ach, gnädiger Patron,
Was mich hieher gebracht, ist — eben dieser Sohn!«

Pfeffel.

Vergangenheit.

Des Dörfchens Weidenkranz verschwimmt im grauen Duft,
Am falben Busche weht der Abendhauch,
Die Vögel taumeln träg durch feuchte Luft,
Und durch die Bäume dringt der Hütten Rauch.

Der Tag, der durch der Dünste weiſsen Flor,
Mit goldnem Aug der öden Flur gelacht,
Berührt der dunkeln Göttinn graues Thor,
Und senkt sich schweigend in den Schooſs der Nacht.

Mit heimlichem und ungewissem Licht
Entglimmt schon hier und da in Dämmerung
Des Dörfners kleines Lämpchen, und verspricht
Dem irren Wanderer Beruhigung.

Wo seid ihr hin, ihr Stunden? wohin trug
So schnell, so rastlos euch der Strom der Zeit?
Ihr weht und woget, und an eurem Flug
Hängt oft des Menschen stille Seligkeit!

Wo ist der Sonnenblick, der durch der Büsche Nacht
Oft goldne Flecken auf dem Rasen wob,
Und meinen Geist mit zauberischer Macht
Zu leichten Himmelsahndungen erhob?

Wo blühn die Blumen, die Gefühl und Lust
Mir hier zum lieblichsten der Kränze wand?
Ich sinke still an der Erinnrung Brust,
Und ach! er liegt verwelkt in ihrer Hand!

Verweht, wie Zephyr, ist die Harmonie,
Die sonst mit heil'gem, himmlischreinem Klang
Aus allen Wesen quoll mit holder Sympathie,
Wenn Freude mir durch alle Pulse drang!

Im Nachtwind, der mit traurigem Gestöhn
Im Schilfe seufzt, das an des Teiches Moor
Noch einsam wachet, klagt ein säuselndes Getön
Mir leise diesen bangen Zuruf vor:

»Was suchst du hier? die Stunden sind verweht,
»Vergangenheit nahm sie in ihren Schooſs.
»Die Blume stirbt — ein neu Gebild entsteht,
»Und keine Stunde reiſst sich wieder los!«

Sophie Mereau

Die zwei Tugendwege.

Zwei ſind der Pfade, auf welchen der Menſch zur Tugend emporſtrebt.
Schlieſst ſich der eine dir zu, thut ſich der andre dir auf.
Handelnd erringt der Glückliche ſie, der Leidende duldend.
Wohl dem, den ſein Geſchick liebend auf beiden geführt!

Schiller.

Aus einem ungedruckten Roman.

I.

Die Jugend flieht, die Hofnung ist zerronnen,
Des Lebens Blüthen fallen welkend ab,
Und unerreichbar fern sind meine Wonnen,
Und stumm und einsam bin ich, wie ein Grab.
Im ganzen weiten Reich der Wesen
Hast du allein die Zaubermacht,
Mich von dem Gram zu lösen,
Der jeden Trost verlacht.

Und ach! ich muſs vor deinem Willen schweigen;
Was er verhängt, wird hoch von mir geehrt.
Was hülf' es auch zu reden? — Ihn zu beugen?
So kühner Wahn hat nimmer mich bethört.
Du kennst das höchste Ziel des Lebens,
Und zeichnest deine Bahn dir vor.
Mein Flehen schlug vergebens
Voll Inbrunst an dein Ohr.

Zwar gingest du nicht taub vor mir vorüber;
Du bist ein Weib, und Weichheit ist dein Stolz.
Mein Busen bebte mir in jeder Fiber,
Als nun um mich dein Blick in Thränen schmolz.
Den süſsen Thau der holden Augen
Verschlang mein Herz, wie dürres Land.
Weh mir! ihn einzusaugen,
Das nährte nur den Brand.

Ich kämpfte mich empor und wollte flüchten;
Ich stieſs die dargebotne Hand zurück.
»O zürne mir, sonst wirst du mich vernichten!
»Mich peinigt dieser göttlich milde Blick.
»War's Frevel, daſs ich so entglühte?
»O! du bist edel! Gieb mich los!
»Laſs ab mit deiner Güte!
»Wo nicht: sei minder groſs!«

So rief ich aus. Was half mein Widerstreben?
Ich fühlte mich von unsichtbarer Kraft,

Bibl. Univers L.

Vom Schicksal selbst in deine Hand gegeben,
Die, was sie will, aus meinem Herzen schafft.
Ich klage nicht; ich will es tragen.
Dank dir! Mich adelt dieses Leid.
Gestählt durch mein Entsagen,
Besteh' ich jeden Streit.

Der Jugend Flur voll heller Gaukelszenen,
Der Träum' und Wünsche lächelndes Revier,
Wohin ich sonst mit hofnungsvollem Sehnen
Mich oft verirrt, liegt öde hinter mir.
Gleichgültig steh' ich im Getümmel,
Das nach Genuſs sich drängt; für mich
Wär' auch der Sel'gen Himmel
Ein Chaos ohne dich.

Das Glück ist arm; ich spotte seiner Gaben.
In mir ist mehr, als es mir bieten kann.
Ich habe das, und werd' es ewig haben,
Was ich von dir durch heiſse Qual gewann.

Dein Bild hab' ich dir abgedrungen,
Und in mein ganzes Selbst verwebt,
Mit Liebeskraft umschlungen,
Durch Liebeshauch belebt.

Mir hallen in der Seele tiefsten Tiefen
Die Melodieen deiner Worte nach;
Da werden tausend Kräfte, welche schliefen,
Bei dem geheimniſsvollen Rufe wach.
Erschaffen wird in mir ein Wille,
Zu hohen Thaten stark und frei,
Und deiner Tugend Fülle
Gebiert mein Inn'res neu.

Ich kann's nicht bergen, nicht mein Herz belügen,
Und träfe mich auch dein gerechter Spott;
Dich zu erreichen, dich zu überfliegen,
In dem Gedanken schwärm' ich mich zum Gott.
Du kannst nicht diesen Trotz verdammen,
Und siegt' ich auch, dein wär der Ruhm!

Ich stahl ja diese Flammen
Aus deinem Heiligthum.

Doch sollt' ich nie es fesseln und umschlingen,
Das überirdisch lockende Phantom;
Wär' ich verdammt, umsonst dir nachzuringen,
Gewirbelt von des Wankelmuthes Strom;
So möcht' ich meinen Geist verhauchen,
Den Hasser dieses Sonnenlichts,
Und mich hinunter tauchen
In's öde, kalte Nichts.

II.

O! ich weiſs, beschränkt und nichtig
Ist des Menschen Seyn und Thun;
Und wir schweiſen in der Irre,
Und wir finden im Gewirre
Keine Stät', um auszuruhn.

Traum nur bist auch du, und Schatten,
Traum vom Schatten, süſses Weib!

Deine Leiden, deine Wonnen,
Wasserblasen gleich zerronnen,
Sind des Schicksals Zeitvertreib.

Aber sprich: sind unsre Herzen
Auch der Zeit, des Zufalls Spott?
Schwillt mein Busen nicht mit Beben
Mir von selbstgeschaffnem Leben?
Bin ich mir nicht selbst ein Gott?

Freilich wär's ein Spiel den Göttern,
Dieſs, was allen Gram mir lohnt,
Was mich trotzen heiſst den Wettern,
Mit dem Herzen zu zerschmettern,
Wo es stolz und muthig wohnt.

Doch so lang' es pocht, soll ringen
Nach dem Höchsten jeder Schlag.
Meinen heil'gen Kranz entblättern,

Meine Göttin mir entgöttern:
Welche Macht, die das vermag?

Sind dieſs Wirbel rascher Flammen?
Taumel wilder Leidenschaft?
Nein, ich fühl' in diesem Streben
Inniges, geheimes Leben,
Seelenwürd' und Licht und Kraft.

Könnte ja die Glut erlöschen,
Die auf deinem Altar flammt;
Göttin! o! so laſs mich sterben,
Laſs mich süſsen Tod erwerben,
Eh das Schicksal mich verdammt,

Mich verdammt zu ödem Leben,
Das dem Tode langsam weicht,
Freudenleer, in dumpfem Kummer,
Während sich des Grabes Schlummer
Kalt durch Mark und Nerven schleicht.

Laſs vom Daseyn mich genesen,
Sanftes Weib! an deiner Brust.
Wuth und Wonne wird mein Wesen
Auf im letzten Kusse lösen.
Ha! willkommen, Todeslust!

A. W. Schlegel.

Der Schmetterling

auf einem Grabmahl.

Trink o Seele, berausche dich sanft mit dem Tranke des Schlummers,
Daſs du verjüngt und neu sehest Elysiums Flur.

E.

An Ruhheims Fluren.

Zerreiſs den Wolkenschleier,
Du herbstliche Natur!
Erschein' in deiner Feier,
Du meine Lieblingsflur!
Verklärt euch, o ihr Felder,
So freundlich, lieb und hold,
Erglänzt, erglänzt ihr Wälder,
Im Abendsonnengold!

Ihr ewiggrünen Matten,
Ihr sanftgewölbten Höh'n,
Ihr düstern Tannenschatten,
Ihr spiegelklaren See'n,
Ihr kalmusreichen Wiesen,
Ihr Haiden, braun und wüst,
O! seyd, seyd mir gepriesen,
Seyd herzlich mir gegrüſst!

Ich seh', ich seh' euch wieder,
Und wie ich euch verlieſs,
So find' ich ganz euch wieder,
So freundlich, lieb und süſs.
Ihr dämmert noch so schaurig,
Ihr jubelt noch so laut,
Ihr lispelt noch so traurig,
Und schattet noch so traut.

Ihr seht, ihr seht mich wieder;
Und wie ihr sonst mich saht,
So seht ihr ganz mich wieder,
An Art und Kraft und That.
Mein Herz ist noch so offen,
So schwärmend und so wild,
Mein Sehnen und mein Hoffen
Noch immer unerfüllt.

Ihr friedenvollen Felder,
Ihr thauberauschten Au'n,

Ihr feierlichen Wälder,
Umhauſst von Nacht und Grau'n,
Umweht, umweht den Müden,
Mit eurer tiefen Ruh,
Und lispelt euren Frieden
Dem heiſsen Schwärmer zu.

O! nehmt in eure Wonne
Den müden Waller auf —
Es endet schon die Sonne
Den hohen Heldenlauf.
Der braune Abend schleiert
Den Forst, die Flur, die Flut,
Die matte Schöpfung feiert,
Und alles Leben ruht.

Kosegarten.

Das Gesetz der Welten im Menschen.

Schönes Sternengefild, ihr weiten unendlichen Auen,
Aus mir selber entzückt, hang ich mit Blicken an euch,
Schaue die goldene Heerde der himmlischen Schaafe da weiden,
Suche den Hirten in ihr, der mit dem Stabe sie führt.
«Suchst du den Hirten der Heerde, die droben sich badet im Äther?
Suchst das hohe Gesetz, welches die Welten bewegt?
Sterblicher, blick in dich selbst, da hast du die höhere Regel,
Die nicht die Welten allein, die auch sich selber regiert.»

D.

Die Boten.

Berget euch im Hauch der Winde,
Meine Seufzer, fächelt linde
Der Geliebten Angesicht.

Eilt das Bächlein anzuschwellen,
Meine Thränen, das die Wellen
An der Spröden Wohnung bricht!

Sagt ihr dann mit leisem Sehnen:
Wir sind Seufzer! Wir sind Thränen!
    Doch daſs sie nicht ab sich wendet,
    Wer euch sendet,
    Wer euch sendet, sagt ihr nicht!

MEYER.

Parthenope.

Ein Seegemählde bei Neapel.

Ermüdet von des Tages schwerem Brande,
Setzt' ich danieder mich ans kühle Meer.
Die Wellen wallten liebend hin zum Strande
Des holden Ufers, das mich rings umher
Umfieng mit seinem zaubrischen Gewande,
Mit seiner gaukelnden Sylphiden Heer;
Der Liebe luftger Schleier, rings umflogen
Von Zephyretten, spielte mit den Wogen.

Und über mir, hoch über mir in Lüften
Des blauen Äthers säuselte der Baum,
Der reingeläutert von der Erde Düften,
Ein himmlisches Gewächs, den runden Saum
Umschreibet mit der Sonne goldnen Schriften,
Und giebt dem Fluge der Begeistrung Raum,
Die schlanke, schöne Königinn der Bäume,
Die Pinje rauschte mich in goldne Träume.

Ich hört'! und aus des Meeres leisen Wogen
Erhob sich einer Stimme Silberton:
» Vernimm mich! Nie hat dich dein Herz betrogen,
Du liebest Wahrheit, und verdienst zum Lohn,
Daſs dir die Hülle werd' emporgezogen,
Die alle Wesen bis zum lichten Thron
Der schaffenden Natur in Schatten hüllet;
Vernimm mich, und dein Herz wird dir gestillet. «

Ich sah; und aus des Meeres zarten Wellen
Hob eine Nymphe göttlich sich empor.
Ihr Antlitz schien die Dämmrung aufzuhellen,
Bis an der Sonne goldnes Abendthor.
Die Wogen küſsten sie mit sanftem Schwellen;
Um ihren Busen wallt' ein reger Flor;
Sie sang; ein Saitenspiel von zarten Saiten
War schüchtern, ihre Stimme zu begleiten.

Sie sang: » Was rings dir deine Blicke zeigen,
Was alldurchwallend die Natur bewegt,

Was droben dort in jenem heilgen Schweigen
Des Äthers, drunten sich im Staube regt,
Und in der Welle spielt, und in den Zweigen
Der Fichte rauscht, und dir im Herzen schlägt,
Und dir im Auge, jetzt von Thränen trübe,
Jetzt freudentrunken himmlisch glänzt, ist — Liebe.

Nur Liebe war die Schöpferinn der Wesen,
Und ward der Liebgebohrnen Lehrerinn.
Willst du den Sinn des grofsen Buches lesen,
Das vor dir liegt; sie ist die Seele drinn.
Und will dein Geist, und soll dein Herz genesen,
So folge treu der hohen Führerinn;
Wer aufser ihr, der Mutter alles Lebens,
Natur und Wahrheit suchet, sucht vergebens.

Sie ist Natur; sie bildete Gestalten,
Naht und verknüpfet und beseligt sie;
Sie läfst den Keim zur Blume sich entfalten,
Dafs in der schönen Blume Liebe blüh'.

Die zarten Bande, die das Weltall halten,
Die ewigjunge rege Sympathie,
Die Himmelsglut, in der die Wesen brennen,
Wie willst du anders sie, als Liebe nennen?

Schau, wie die Welle, nahend dir, am Rande
Des Ufers spielet, und es leise grüſst;
Sie gleitet weg von dem geliebten Strande,
Zerflieſsend, wie ein süſser Wunsch zerflieſst,
Und kehrt zurück zu dem geliebten Lande,
Wie wiederkehrend sich das Herz ergieſst;
So drängen sich mit immer neuem Schwellen
In aller Schöpfung Meer der Liebe Wellen.

Schau, wie umher der ganze Himmel trunken,
Sich spiegelt in des Meeres Angesicht!
In Amphitritens heil'gen Schooſs gesunken,
Wie wallt, wie zittert dort der Sonne Licht!
Und droben glühen schon der Liebe Funken,
Die Sterne. Sieh, auch Luna säumet nicht;

Sie schleicht heran mit zarten Silberfüſsen,
Um ihren Liebling, ihren Freund zu grüſsen.

Dort steht sie; sieht bescheiden sich im Spiegel
Der Wellen an, und weilt und schämet sich,
Und blickt hinan zu jenem Schlummerhügel:
»Endymion, ich lieb', ich liebe dich!«
Und drückt auf ihn der Sehnsucht zartes Siegel:
»Endymion, auch du, du liebest mich!« — —
So sang Parthenope; mit süſsen Schmerzen
Fuhr ihrer Stimme Pfeil zu meinem Herzen.

Ich sah, ich sah, bei ihren Freudenmahlen
Die Götter in der Freuden Ueberfluſs.
Da labet Zevs sich in den süſsen Strahlen
Des schönen Jünglings mit dem ewgen Kuſs.
Sein Auge küſst; es küſst zu tausendmalen,
Und blickt in alle Himmel Wohlgenuſs;
Läſst Göttlichkeit in jede Ader flieſsen,
Und reine Liebe sich durchs Weltall gieſsen.

Ach, sprach ich, und die Menschheit, in der Kette
Der Erdewesen sie der erste Ring,
O! daſs sie noch das Kleinod Unschuld hätte,
Das ihr die Mutter an den Busen hing,
Als liebend mit den Göttern um die Wette
Ihr erster Mutterkuſs sie froh umfing;
» Geh, sprach sie, zartes Kind. Im Erdgetümmel
Wird Lieb' und Unschuld dir allein zum Himmel.

» Versäume nie, zu stolz für diese Freuden,
Die Lieb' und Unschuld auf beblümter Flur.
Verschmähe nie dein Glück, und suche Leiden
Der Unvernunft auf falscher Weisheit Spur! «
Ach, aber ach, getrennt von ihnen beiden,
Von Lieb' und Unschuld, Wahrheit und Natur,
Wie taumelt jetzt der Mensch, und sucht dem Herzen
Ein süſses Gift, für Liebe — Gram und Schmerzen.

So seufzte ich. Die Königinn der Wogen
Erhob noch einmal ihren Silberton:
»Vernimm dein Herz. Nie hat es dich betrogen.
Du liebest Unschuld, und sie wird dein Lohn.
Was unter diesem goldnen Himmelsbogen
Von meinem Meere, bis zu Jovis Thron
Erklingt, das klinget dir im Herzen wieder,
In deinem Herzen.« — Und sie schlüpfte nieder.

P.

Frömmlinge.

Ihr Frömmlinge, verlaſst die Tempelhallen!
Ihr dienet Gott, dem Teufel zu Gefallen.

HAUG.

Biondina.

Noch kannt' ich nicht das Loos des Lebens,
Als eine fremde Gottheit kam,
Und mir, trotz allen Widerstrebens,
Die unbefangne Ruhe nahm.
Da bleichten mir die frischen Wangen,
Da regte sich, ich weiſs nicht was;
Die Liebe that mir dieſs und das,
Lieſs ich mich dennoch wieder fangen?
Ja oder nein? — das fragt mich nicht!
Es räth sich nur, und sagt sich nicht.

Wie Thau, der über Blumen flieſset,
Entstellt die süſse Zähre nie:
Sie wird so leichtlich weggeküsset,
Der sie verschuldet, trocknet sie.
Ihr immer neuen holden Schmerzen,
Soll ich euch suchen, oder fliehn?

Wenn Rosen unter Dornen blühn,
Darf ich wohl noch mit Rosen scherzen?
Ja oder nein? — das fragt mich nicht!
Es räth sich nur, und sagt sich nicht.

Ach! unter unsern Händen gleiten
Des Daseyns schönste Freuden fort!
Ein Schwur verheiſst uns Ewigkeiten,
Ein Schwur verfliegt, wie jedes Wort.
Muſst' ich darum auf keinen hören,
Der unter Schwüren etwas bat,
Und weil ein Knabe Flügel hat,
Ihm auch die kleinste Rast verwehren?
Ja oder nein? — das fragt mich nicht!
Es räth sich nur, und sagt sich nicht.

Das Schicksal führt, nach Herrscherweise,
Die Menschen wunderlich herum,
Sie tappen blind auf ihrer Reise,
Sie reisen, niemand weiſs warum?

Oft bringt ihr Weg ein Paar zusammen,
Oft trennt er, was verbunden war;
Soll die Besorgniſs jedes Paar
Zur Ungeselligkeit verdammen?
Ja oder nein? — das fragt mich nicht!
Es räth sich nur, und sagt sich nicht.

Wie dürft' ich mehr zu reden wagen?
Die Wahrheit fürchtet Luft und Schall;
Ein Lauscher wünscht sie zu verklagen,
Verrathen kann ein Wiederhall.
Wenn aber Neid und Argwohn schliefen,
Hat nie Gelegenheit gewacht,
Und lieh den Mantel stiller Nacht,
Eh Neid und Argwohn sie verriefen?
Ja oder nein? — das fragt mich nicht!
Es räth sich nur, und sagt sich nicht.

Meyer.

Der Herzenswechsel.

Du giebst mir also nicht dein Herz?
So gieb das Meine mir.
Denn, Liebe, hab' ich Deines nicht
Was soll das Meine Dir?

Gieb es mir wieder. Doch, laſs seyn!
Bekäm' ichs auch zurück,
Du stiehlst es mir ja tausendmal
Mit jedem neuen Blick.

Behalt es. Wahr' in deiner Brust
Fortan der Herzen zwei;
Wohl hauchet Eins das Andre an
Mit Lieb und zarter Treu.

Und weg denn, Zweifel! weg, o Schmerz!
Ihr findet keine Statt;
Ich glaub' es fest, ich hab' ihr Herz,
Weil sie das Meine hat.

I.

Die Ideale.

So willst du treulos von mir scheiden
Mit deinen holden Phantasien,
Mit deinen Schmerzen, deinen Freuden,
Mit allen unerbittlich fliehn?
Kann nichts dich, Fliehende! verweilen,
O! meines Lebens goldne Zeit?
Vergebens, deine Wellen eilen
Hinab ins Meer der Ewigkeit.

Erloschen sind die heitern Sonnen,
Die meiner Jugend Pfad erhellt,
Die Ideale sind zerronnen,
Die einst das trunkne Herz geschwellt,
Die schöne Frucht, die kaum zu keimen
Begann, da liegt sie schon erstarrt!
Mich weckt aus meinen frohen Träumen
Mit rauhem Arm die Gegenwart.

Die Wirklichkeit mit ihren Schranken
Umlagert den gebundnen Geist,
Sie stürzt, die Schöpfung der Gedanken,
Der Dichtung schöner Flor zerreiſst.
Er ist dahin, der süſse Glaube
An Wesen, die mein Traum gebahr,
Der feindlichen Vernunft zum Raube,
Was einst so schön, so göttlich war.

Wie einst mit flehendem Verlangen
Den Stein Pygmalion umschloſs,
Bis in des Marmors kalte Wangen
Empfindung glühend sich ergoſs,
So schlangen meiner Liebe Knoten
Sich um die Säule der Natur,
Bis durch das starre Herz der Todten
Der Strahl des Lebens zuckend fuhr.

Bis warm von sympathetschem Triebe,
Sie freundlich mit dem Freund empfand,

Mir wiedergab den Kuſs der Liebe,
Und meines Herzens Klang verstand;
Da lebte mir der Baum, die Rose,
Mir sang der Quellen Silberfall,
Es fühlte selbst das Seelenlose
Von meines Lebens Wiederhall.

Es dehnte mit allmächtgem Streben
Die enge Brust ein kreisend All,
Heraus zu treten in das Leben
In That und Wort, in Bild und Schall.
Wie groſs war diese Welt gestaltet,
So lang die Knospe sie noch barg,
Wie wenig, ach! hat sich entfaltet,
Dieſs wenige, wie klein und karg.

Wie aus des Berges stillen Quellen
Ein Strom die Urne langsam füllt,
Und jetzt mit königlichen Wellen
Die hohen Ufer überschwillt,

Es werfen Steine, Felsenlasten
Und Wälder sich in seine Bahn,
Er aber stürzt mit stolzen Masten
Sich rauschend in den Ozean.

So sprang, von kühnem Muth beflügelt,
Ein reiſsend bergab rollend Rad,
Von keiner Sorge noch gezügelt,
Der Jüngling in des Lebens Pfad.
Bis an des Äthers bleichste Sterne
Erhub ihn der Entwürfe Flug,
Nichts war so hoch, und nichts so ferne,
Wohin ihr Flügel ihn nicht trug.

Wie leicht ward er dahin getragen,
Was war dem Glücklichen zu schwer!
Wie tanzte vor des Lebens Wagen
Die luftige Begleitung her!
Die Liebe mit dem süſsen Lohne,
Das Glück mit seinem goldnen Kranz,

Der Ruhm mit seiner Sternenkrone,
Die Wahrheit in der Sonne Glanz!

Doch ach! schon auf des Weges Mitte
Verloren die Begleiter sich,
Sie wandten treulos ihre Schritte,
Und einer nach dem andern wich.
Leichtfüſsig war das Glück entflogen,
Des Wissens Durst blieb ungestillt,
Des Zweifels finstre Wetter zogen
Sich um der Wahrheit Sonnenbild.

Des Ruhmes Dunstgestalt berührte
Die Weisheit, da verschwand der Trug.
Der Liebe süſsen Traum entführte
Ach! allzuschnell der Hore Flug.
Und immer stiller wards, und immer
Verlaſsner auf dem rauhen Steg,
Kaum warf noch einen bleichen Schimmer
Die Hofnung auf den finstern Weg.

Von all dem rauschenden Geleite,
Wer harrte liebend bei mir aus?
Wer steht mir tröstend noch zur Seite,
Und folgt mir bis zum finstern Haus?
Du, die du alle Wunden heilest,
Der Freundschaft leise zarte Hand,
Des Lebens Bürden liebend theilest,
Du, die ich frühe sucht' und fand,

Und du, die gern sich mit ihr gattet,
Wie sie, der Seele Sturm beschwört,
Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schaft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der groſsen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.

SCHILLER.

Prolog

zu dem Schauspiele:

Alte Zeit und neue Zeit

bei der

Wiedereröfnung des Weimarischen Theaters 1794.

(Madame **Becker**, als **Jakob**, vor einem Tische, auf welchem ein Spiegel steht, und einige Bücher liegen.)

So hätt' ich mich denn wieder angezogen,
Mich abermals verkleidet, und nun soll,
Im vielgeliebten Weimar wieder
Zum erstenmal ein neues Stück gegeben werden,
Das **Alt und neue Zeit** zum Titel hat.

Ja! alt und neue Zeit! das sind fürwahr
Besondre Worte. — Seh ich mich im Spiegel
Als Knabe wieder angezogen, auf dem Zettel
Als Jakob angekündigt; wird mirs wunderlich
Zu Muthe — Jakob soll ich heiſsen?

Ein Knabe seyn? das glaubt kein Mensch.
Wie viele werden nicht mich sehn und kennen,
Besonders die, die mich als kleine Christel
Mit ihrer Freundschaft, ihrer Gunst beglückt.

Was soll das nun? Man zieht sich aus und an,
Der Vorhang hebt sich, da ist alles Licht
Und Lust, und wenn er endlich wieder fällt,
Da gehn die Lampen aus und riechen übel —
Erst ist man klein, wird gröſser, man gefällt,
Man liebt — und endlich ist die Frau,
Die Mutter da, die selbst nicht weiſs,
Was sie zu ihren Kindern sagen soll —
Und wenns nichts weiter wäre, möchte man
So wenig hier agiren, als da drauſsen leben.

(Sie blättert in den Büchern, schlägt sie endlich zu und legt sie hin.)

Jakob — was fällt dir ein?
Man sieht doch recht, daſs du ein Schüler bist.
Ein guter zwar, doch der zuviel allein

In seinen Büchern steckt — Hinweg die Grillen,
Hervor mit dir — Begrüſse diese Stadt,
Die alles Gute pflegt, die alles nützt;
Wo sicher und vergnügt sich das Gewerbe
An Wissenschaft und Künste schlieſst, wo längst
Die stumpfe Dummheit der Geschmack vertrieb,
Wo alles Gute wirkt, wo das Theater
In diesen Kreis des Guten mitgehört.

Ja gönnt uns diesen Trost, daſs wir nicht ganz umsonst
Hier oben uns bemühn. Wenn Herz und Geist
Sich euch erweitern, wenn ihr zu Geschäften
Euch wieder munter fühlt,
Wenn der Geschmack sich allgemeiner zeigt,
Wenn euer Urtheil immer sichrer wird,
So denkt: Auch jener kleine Jakob hat
Dazu was beigetragen, und seyd ihm,
Seyd allen, die hier oben mit ihm wirken,
Zur neuen Zeit, so wie zur alten günstig.

GÖTHE.

Der Kaufmann.

Wohin segelt das Schiff? Es trägt Sidonische
Männer,
Die von dem frierenden Nord bringen den
Bernstein, das Zinn.
Trag' es gnädig, Neptun, und wiegt es schonend,
ihr Winde,
In bewirthender Bucht rausch' ihm ein trinkbarer Quell.
Euch gehört der Kaufmann, ihr Götter. Er
steuert nach Gütern,
Aber, geknüpft an sein Schiff, folget das
Gute ihm nach.

Schiller.

Das Lieblingsörtchen.

Wohl wölbet sich lieblich am kühligen Bach
Manch duftend Gewinde zum blühenden Dach;
Wohl hat sich schon mancher, von Sehnsucht gequält,
Ein heimliches Plätzchen zum Freunde gewählt;

Doch kennt' ich sie alle, die Stellen der Ruh,
Es machte von allen mir keine, wie du,
Du Dörfchen im stillen bescheidenen Grund,
Die freiheitdürstende Seele gesund!

Wie, innigst an liebende Arme gewöhnt,
Nach kurzer Entfernung, das Liebchen sich sehnt,
So wallet, wenn Tage der Trennung vergehn,
Mein liebender Busen, dich wieder zu sehn.

Von Blüthen umduftet, von Lüftchen geküſst,
Von lieblichen Sängern auf Zweigen begrüſst,
Enteilt mir der Stunden geflügelter Zug,
Und nimmer hemmt Unmuth den rosigen Flug.

Im Häuschen so reinlich, so niedlich und klein,
Nist't traulich das friedliche Täubchen sich ein,
Drinn wohnen zwei Menschen, bescheiden und hold,
Wie Blumen der Wiese, und lauter wie Gold.

Vom ländlichen Paar, das im Hüttchen sich lebt,
Dem Unschuld und Ruhe den Lebenstraum webt,
Zum Käfer, der summend die Blüthen durchstrich,
Freut alles der Liebenden Gegenwart sich.

Es zieret, gewartet von sorgsamer Hand,
Des Geisblatts Gewinde die reinliche Wand,
Streckt brünstig die Arme zum Fenster hinauf,
Und sendet mir süſse Gerüche herauf.

Es zieht sich so heimlich vom Hügel ins Thal
Ein Wäldchen, drinn wohnet manch frölicher Schall,
Da winkt mir, umflossen von trüblichem Licht,
Aus einem der Büsche ein Schattengesicht.

Erinnerung wob es aus magischem Duft,
Da steht es nun ewig in schweigender Luft.
Ich setze mich einsam zum fliehenden Bach,
Und sinne dem flüchtigen Schattenbild nach.

Es rauschen die Wellchen bedeutend und schnell,
Und reiſsen manch' Blümchen vom Strand in den Quell,
So drängt auch von dir einst, du lieblicher Ort,
Die Welle des Schicksals mich Liebende fort.

Dann sehnt sich, wenn Tage der Trennung vergehn,
Vergebens mein Busen dich wieder zu sehn,
Fühlt liebende Sehnsucht, und athmet so schwer,
Und findet das Plätzchen der Ruhe nicht mehr!

Sophie Mereau.

Die Luft.

„Trüber Schleier der Luft, der uns den goldenen Tag raubt,
Uns mit Seuchen und Frost, uns auch mit Launen betrübt."
Also zürnete ich. — Da klangen liebliche Töne,
Und in entnebelter Luft sangen mir Genien zu.
„Sterblicher, hast du die Morgen-, die Abendröthe gesehen?
Hast du den lieblichen Ton deiner Geliebten gehört?
Sahst du den Regenbogen, und trankst mit der Blume den Thau auf,
Der in der Rose dir lacht, der in der Traube dir glüht?
Unzufriedner, küsse den Saum des wallenden Schleiers,
Durch den Äther und Licht, Athem und Speise dir ward.

D.

Erinnerung und Phantasie.

Warum ergieſst sich nur der Schwermuth Schauer
Aus deiner Schaale mir, Erinnerung?
Warum bewölkt der Sehnsucht stille Trauer
Der Seele Blick mit trüber Dämmerung?

Sie flattert ängstlich mit gelähmtem Flügel,
Um Blüthen der Vergangenheit, enteilt
Auf ewig, wie bei seinem Grabeshügel
Ein armer unversöhnter Schatten weilt.

Und wie nach Edens seligen Gefilden
Zu späte Reu mit nassem Blicke dringt,
Schaut sie zurück nach luftigen Gebilden,
Die keine Hofnung je ihr wieder bringt.

Ist dieſs dein Glück, o! du im Mondenglanze,
Erinnerung? Dieſs deine Seligkeit?
O! fleuch von mir mit deinem welken Kranze,
Und überlaſs mich der Vergessenheit.

Entführe du auf deinen muntern Schwingen
O! Phantasie, mich diesem finstern Harm!
Schon fühl' ich Kraft durch jeden Nerven dringen,
Und fliehe leichter aus der Schwermuth Arm.

Du Göttliche, du schwelgst im Wesenkranze,
Nicht ängstlich an die Gegenwart gebannt,
Entzückt umher, dir strahlt im Sonnenglanze
Die Unermeſslichkeit, dein Vaterland.

Der armen Nothdurft kärglichem Gebiete
Entschwingst du, Allumfassende, dich kühn,
Und stürzest dich, berauscht vom Sphärenliede,
Ins Flammenmeer der Ideale hin.

Dich ſesselt nicht das irrdsche Maaſs der Zeiten,
Des Raumes nicht; mit Himmlischen verwandt,
Genieſsest du im Reich der Möglichkeiten
Ein Glück, das keine Wirklichkeit umspannt.

Vergebens hüllt ein unauflösbar Siegel
Den Sterblichen die ferne Zukunft ein,
Zurück gestrahlt aus deinem Zauberspiegel,
Geht sie hervor in schönen Dämmerschein.

Als Mitgenossinn theilest du die Schätze,
Die tief im Schooſs der fernen Nachwelt blühn,
Und lösest kuhn der Endlichkeit Gesetze,
Daſs von Unsterblichkeit die Seelen glühn.

Beflügle mich, schon bricht aus schwarzer Hülle
Der Hofnung lichtes Morgenroth hervor,
Die Welt ist schön; und schönre Lebensfulle
Schäumt mir aus deinem Zauberkelch empor.

Sophie Mereau.

Der Gott der Jugend.

Gehn dir im Dämmerlichte,
Wenn in der Sommernacht
Für selige Gesichte
Dein liebend Auge wacht,
Noch oft der Freunde Manen
Und, wie der Sterne Chor,
Die Geister der Titanen
Des Alterthums empor;

Wird, da, wo sich im Schönen
Das Göttliche verhüllt,
Noch oft das tiefe Sehnen
Der Liebe dir gestillt;
Belohnt des Herzens Mühen
Der Ruhe Vorgefühl,
Und tönt von Melodieen
Der Seele Saitenspiel;

So such' im stillsten Thale
Den blüthenreichsten Hain,
Und gieſs' aus goldner Schaale
Den frohen Opferwein!
Noch lächelt unveraltet
Des Herzens Frühling dir,
Der Gott der Jugend waltet
Noch über dir und mir.

Wie unter Tiburs Bäumen,
Wenn da der Dichter saſs,
Und unter Götterträumen
Der Jahre Flucht vergaſs,
Wenn ihn die Ulme kühlte,
Und wenn sie stolz und froh
Um Silberblüthen spielte,
Die Flut des Anio;

Und wie um Platons Hallen,
Wenn durch der Haine Grün,

Begrüſst von Nachtigallen,
Der Stern der Liebe schien,
Wenn alle Lüfte schliefen,
Und, sanft bewegt vom Schwan,
Cephisus durch Oliven
Und Myrtensträuche rann;

So schön ist's noch hienieden!
Auch unser Herz erfuhr
Das Leben und den Frieden
Der freundlichen Natur;
Noch blüht des Himmels Schöne,
Noch mischen brüderlich
In unsers Herzens Töne
Des Frühlings Laute sich.

Drum such' im stillsten Thale
Den düftereichsten Hain,
Und gieſs' aus goldner Schaale
Den frohen Opferwein,

Noch lächelt unveraltet
Das Bild der Erde dir,
Der Gott der Jugend waltet
Noch über dir und mir.

Hölderlin.

Ein Wort an die Proselytenmacher.

Nur Etwas Erde auſserhalb der Erde,
Sprach jener weise Mann, und staunen sollet ihr,
Wie leicht ich sie bewegen werde!
Da eben liegts, ihr Herrn. Vergönnet mir
Nur einen Augenblick aus Mir herauszutreten,
Gleich will ich Euren Gott anbeten!

Schiller.

Der Weltgeist.

Als du vom Himmel kamst, selige Liebe,
Weckten dein leises Wort schlafende Triebe,
Senkte sich Frühlingsluft auf Flur und Hain.
Die ihr im stillen Thal schweigend euch bücket,
Die ihr des Hügels Haupt mit Anmuth schmücket,
Euch, zarte Blumen, schuf die Lieb' allein.

Sie lockt der Lüfte Volk von Zweig zu Zweigen,
Die von dem leichten Tritt schaukelnd sich neigen.
Der weichen Sänger Laut wird Melodie,
Des Waldes Königen voll wildem Grimme
Besänftiget den Zorn die holde Stimme,
Wohin die Göttin winkt, da folgen sie.

Wer trüge Lebenslast und seine Leere,
Wenn nicht der kurze Traum der Liebe wäre?

Vor ihrem Zauberspiel entweicht der Schmerz,
Sie waltet über euch, Himmel und Erde,
Sie rief dem Chaos zu ihr mächtig Werde,
Und wer sie nicht empfand, der hat kein Herz.

Meyer.

Der beste Staat.

„Woran erkenn ich den besten Staat?“ Woran du die beste
Frau kennst; daran mein Freund, daſs man von beiden nicht spricht.

Schiller.

Schön Sidselil und Ritter Ingild.

Nach dem Altdänischen.

Schön Sidselil schnürte sich so knapp und schlank,
Daſs ihr die Milch aus den Brüsten sprang.
»Was seh ich herzliebes Töchterlein!
»Dir sprützt ja die Milch aus den Brüsten dein!«
»Es ist nicht Milch, das den Busen mir näſst,
»Es ist vom Meeth, den ich eben gepreſst.«
»Lehre du mich kennen Milch und Meeth!
»Ist braun denn die Milch und weiſs der Meeth?«
»Ach Mutter vergebt, Herzmutter, verzeiht!
»Ritter Ingild, der Wackre, hat um mich gefreit!«
»Ritter Ingild, der Kecke, thät um dich frein?
»Was gab er dir denn für die Ehre dein?«
»Er gab mir ein roth seidenes Kleid,
»Ach! aber ich trug es mit Jammer und Leid.
»Er gab mir ein Paar silberspangiger Schuh,
»Ach! aber, sie la'n mir nicht Rast noch Ruh.

»Er gab mir eine Harfe von Gold,
»Damit ich meine Sorgen beschwichtigen sollt'.«
»Nun, Tochter, ich schwöre beim heiligen
»Gott,
»Ihr beide müſst sterben den schmählichsten Tod.
»Ritter Ingild muſs hangen hoch oben auf
»Gaal *),
»Und brennen muſst du tief unten im Thal.«
Schön Sidselil nahm ihre Harfe gut,
Zu schwichtigen ihren traurigen Muth.
Sie schlich wohl hin im Mondenschein
Vor Ritter Ingilds Kämmerlein.
Sie schlug die lispelnden Saiten an,
Zu wecken den schlafenden Rittersmann.
Sie schlug die Saiten rauschender an;
Noch säumte der träumende Rittersmann.
Sie flisperte leise zum Schlüsselloch 'nein:
»Wach auf, Ritter Ingild, und laſs mich ein!«

---

*) Gaal, der Richtplatz.

»Ich bin noch so müde. Ich schlief erst ein.
»Ich stehe nicht auf, und lasse nicht ein!«
»Ritter Ingild, steh auf, und laſs mich ein,
»Ich habe geſprochen mit Mutter mein.
»Sie hat mir geschworen beim heiligen Gott:
»Wir müſsten sterben den schmählichsten Tod.
»Du müſstest hangen hoch oben auf Gaal;
»Und brennen müſst' ich tief unten im Thal!«
»Nein Liebchen, du sollst nicht brennen für mich;
»Und ich, ich will nicht hangen für dich.
»Geh eilend, und nimm dein Gold aus dem Schrein,
»Derweile ich sattle den Rappen mein.«
Er warf ihr über den Mantel blau,
Und hub sie auf seinen Rappen grau.
Sie ritten so rasch; sie ritten so lang,
Schön Sidselil ächzte so schwer und bang.
»Schön Sidselil, wird dir der Weg zu lang,
»Oder macht mein Sattel dir weh und bang?«

»Ritter Ingild, der Weg wird mir nicht lang,
»Doch macht dein Sattel mir angst und bang.«
Er hub sie herunter vom dampfenden Roſs,
Und legte sie sanft ins weiche Moos.
»Wie wird mir — hilf Himmel — es würgt
»mich schier,
»Ach! hätt' ich nur eine meiner Frauen bei mir.«
»Deine Frauen sind weit, so weit von hier,
»Ich aber bin bei dir, und helfe dir.«
»Dir ziemt nicht zu schauen der Kreisenden Noth.
»Viel lieber sterb' ich den bittern Tod.«
»Verbinde mir, Traute, die Augen mein,
»Und laſs mich eine deiner Frauen seyn!«
»Wie wird mir — hilf Himmel — verschmacht
ich doch schier!
»Ach hätt' ich nur Einen Trunk Wassers hier!«
Ritter Ingild war ihr so hold und treu;
Er nahm ihren silberspangigen Schuh,
Er rannte weithin zum klaren Born
Durch Sumpf und Busch, durch Distel und Dorn,

Er schöpfte des Wassers. Er rannte daher,
Eine Nachtigall sang ihm traurige Mähr.
»Schön Sidselil liegt todt im seidenen Moos,
»Ihr liegen zween holde Knäblein im Schooſs.
Er achtete nicht auf den traurigen Sang,
Er rannte den sumpfigen Anger entlang,
Und als er kam, wo schön Sidselil lag,
Da ward er gewahr, was die Nachtigall sprach.
Schön Sidselil lag todt im seidenen Moos,
Ihr lagen zween todte Knäblein im Schooſs.
Er grub ein Grab so tief als breit,
Und legte seine drei Lieben hinein,
Und als er stand hoch über dem Grab,
Da däucht' ihn, es weinten die Kindlein im Grab.
Er stemmte sein Schwert wohl gegen den Stein,
Und stieſs es sich tief ins Herz hinein.
Schön Sidselil war ihm so hold und treu;
Nun schlafen beisammen die Liebenden zwei.

KOSEGARTEN.

An einen Freund.

Wehre nicht der Liebe, wenn im Lenze
Deines Lebens sie dein Herz beschleicht,
Wenn sie deiner Locke Blumenkränze,
Süſsen Nektar deiner Lippe reicht!

Nimmer darfst du dich der Regung schämen,
Die den jungen Busen schwellend hebt,
Darfst ihr nicht den raschen Fittig lähmen,
Der in Kühnheit zu den Wolken strebt.

Denn ein Gott wog allen Erdensöhnen
In der Liebe ihres Daseyns Glück,
Und am hohen Zauberreiz des Schönen
Weidet auch ein Engel seinen Blick.

Welche Gottheit, die der Liebe gleichet!
Erd' und Himmel ehren ihr Gebot.
Und so weit das All der Dinge reichet
Ist nur Einer liebeleer, der Tod!

Wehre nicht der Liebe, wenn im Lenze
Deines Lebens sie dein Herz beschleicht,
Wenn sie deiner Locke Blumenkränze,
Süſsen Nektar deiner Lippe reicht.

Lappe.

Der Abend,

nach einem Gemählde.

Senke, strahlender Gott, die Fluren dürsten
Nach erquickendem Thau, der Mensch verschmachtet,
Matter ziehen die Rosse,
Senke den Wagen hinab.

Siehe, wer aus des Meers krystallner Woge
Lieblich lächelnd dir winkt! Erkennt dein Herz sie?
Rascher fliegen die Rosse,
Thetis, die göttliche, winkt.

Schnell vom Wagen herab in ihre Arme
Springt der Führer, den Zaum ergreift Kupido,
Stille halten die Rosse,
Trinken die kühlende Flut.

An dem Himmel herauf mit leisen Schritten
Kommt die duftende Nacht; ihr folgt die süſse Liebe. Ruhet und liebet,
Phöbus, der liebende, ruht.

Schiller.

Ein Kind setzt den Schmetterling auf den Altar.

Warum setzest du, Kind, den Schmetterling auf den Altar?
»Daſs ich die Seele früh reinen Betrachtungen weih'.«

E.

Ellwieens Schwanenlied.

Zu singen im Herbste.

Wie blickst du aus dem Nebelduft,
O Sonne, bleich und freundlich!
Wie weht die dunstbeladne Luft
So rauh und menschenfeindlich!

Es girrt die sterbende Natur
Ihr Schwanenlied so traurig,
Es stehen Busch und Wald und Flur
So herbstlich und so schaurig.

Ihr Rosen, die der rauhe Ost
In ihrem Knospen pflückte;
Ihr Nelken, die der frühe Frost
Halbaufgeschlossen knickte!

Ist euer Loos nicht auch mein Loos?
Seyd ihr nicht, was ich werde?
Entkeimt' ich nicht, wie ihr, dem Schooſs
Der mütterlichen Erde?

Ist nicht mein Halm so jugendlich,
So schlank emporgeschossen?
Hat meiner Blüthen Knospe sich
Nicht drängend aufgeschlossen?

Weckt meiner Augen blaues Licht,
Die Rose meiner Wangen,
Die Frische meiner Lippen nicht
Der Jünglinge Verlangen?

Ach! klagt um eure Schwester, klagt,
Ihr Rosen und ihr Nelken —
Wie bald! — Und hin ist meine Pracht,
Und meine Blüthen welken.

Verstreut ist all mein grünes Laub,
Geknickt mein schlanker Stengel,
Mein Staub gebettet in den Staub,
Mein Geist verklärt zum Engel!

Der Wandrer, der in meiner Zier,
In meiner Schönheit Schimmer
Mich schaute, kommt und forscht nach mir,
Und sieht mich nimmer, nimmer!

Es kommt der Jüngling, den ich mir
Erkohren einzig habe —
Ach! fleuch, Geliebter, fleuch von hier,
Dein Mädchen schläft im Grabe.

Ach! traure, Theurer, traure nicht!
Des Grabes Dunkel schwindet,
Und himmlisch und unsterblich Licht
Glänzt dem, der überwindet.

Triumph! Auf Herbstesdämmerung
Folgt milder Frühlingsschimmer.
Auf Trennung folgt Vereinigung —
Vereinigung auf immer!

KOSEGARTEN.

Phantasie,

nach Shakespeare.

Woher kam die Phantasie?
Aus dem Kopf, dem Herzen? wie?
Wer erzog, wer nährte sie?
Sag', o! sag' es, kennst du sie!
In der Augen Thau erzeugt,
Unter Seufzern aufgesäugt,
Ward die Wiege, die sie trägt,
Schon als Grab ihr beigelegt;
Weinend läut' ich, ach! wie früh!
Todtenglöckchen über sie!

MEYER.

Der Metaphysiker.

„Wie tief liegt unter mir die Welt,
Kaum seh ich noch die Menschlein unten wallen!
Wie trägt mich meine Kunst, die Höchste unter allen,
So nahe an des Himmels Zelt!"
So ruft von seines Thurmes Dache
Der Schieferdecker, so der kleine groſse Mann
Hans Metaphysikus in seinem Schreibgemache.
Sag an, du kleiner groſser Mann,
Der Thurm, von dem dein Blick so vornehm niederschauet,
Wovon ist er — worauf ist er erbauet?
Wie kamst du selbst hinauf, — und seine kahlen Höhn,
Wozu sind sie dir nütz, als in das Thal zu sehn?

Schiller.

Der Freund.

Von wem soll meine Leier schallen?
Wer füllt mit Glut des Dichters mich?
Von allen Tugenden, den Seligkeiten allen
O! Freundschaft, wähl' ich dich.

Heil dem, der innig dich empfindet,
Die nur in wenig Edlen glimmt;
Der unter Tausenden die schöne Seele findet
Zur Deinigen gestimmt!

Er trotzt der Bosheit unterm Schleier,
Und ofnem Frevel, als ein Held;
Er, liebend und geliebt, durchschift mit Mast und Steuer
Den Ozean der Welt.

Bleibt er durchs Leben mein Gefährte,
Der Freund, der mirs zur Wonne macht;
O! dann beneid' ich nicht die Könige der Erde
Um Ueberfluſs und Pracht.

Ein Wort, ein Kuſs von seinen Lippen
Macht mich mit jedem Loos vergnügt;
Mit ihm verschlage mich ein Sturm zu fernen Klippen,
Wohin kein Vogel fliegt!

Reinwald.

Die Sterne.

Wie wohl ist mir im Dunkeln!
Wie weht die laue Nacht!
Die Sterne Gottes funkeln
In feierlicher Pracht.
Komm, Ida, komm ins Freie,
Und laſs in jene Bläue,
Und laſs zu jenen Höhn
Uns staunend aufwärts sehn!

Sieh wie die Leier schimmert
Sieh, wie der Adler glüht!
Sieh, wie die Krone flimmert,
Und Gemma Funken sprüht!
Die hellen Wächter winken,
Die goldnen Wagen blinken,

Und stolz durchschwimmt der Schwan
Den blauen Ozean.

O! Sterne Gottes, Zeugen
Und Boten beſsrer Welt!
Ihr heiſst den Aufruhr schweigen,
Der meinen Busen schwellt.
Ich seh hinauf, ihr Hehren,
Zu euren lichten Sphären,
Und Ahndung ewger Lust
Stillt die empörte Brust.

O Ida, wenn die Schwermuth
Dein sanftes Auge hüllt,
Wenn dir die Welt mit Wermuth
Den Lebensbecher füllt;
So geh hinaus im Dunkeln,
Und sieh die Sterne funkeln,
Und leiser wird dein Schmerz,
Und freier schlägt dein Herz.

O Ida, wenn die Strenge
Des Schicksals einst uns trennt,
Und wenn das Weltgedränge
Nicht Blick noch Kuſs vergönnt;
So schau hinauf ins Freie,
In jene weite Bläue;
In jenen lichten Höh'n,
Dort, dort ist Wiedersehn.

Kosegarten.

Die Farbengebung.

Ein Gemählde der Angelika Kaufmann.

(Mit begeistertem Blick taucht die Mahlerei den Pinsel in die Farben der Iris. Mannichfaltige Blumen blühen ihr zu Füſsen, und ein Chamäleon schleicht zwischen ihnen.)

Nicht vom Chamäleon, so oftermalen
Er auch sein Kleid verändert, wunderschnell;
Nein! um der Gottheit Abglanz uns zu mahlen,
Nahmst du die Farben aus der Farben Quell;
Tauchst in Aurorens, tauchst in Iris Strahlen
Den Pinsel, und dein Blick wird himmlisch hell
Zu sehn, wie aus dem Lichtstrom Bäche flieſsen,
Und Strahlen sich in Farben leise gieſsen.

Wer hob die Hand dir? wer erhob zum Himmel
Den Blick dir, himmlische Begeisterung?
Daſs über Nebel, über Erdgetümmel,
Im sanften Fluge, mit der Taube Schwung

Du aufſteigst, fühlst in dir und trägst den Himmel
In uns mit täuschender Beseligung;
Und lässest, was du dort in lichten Höhen
Der Gottheit sahst, uns hier in Schatten sehen?

Ein Gott wars. Und die Blume dir zu Füſsen
Weiht ihren Brautschmuck deiner Schwester-Hand.
Ein Lüftchen weilt, die Körper zu umflieſsen,
Die du erschafst, und wird ein Brautgewand
Der Seele, die, sich sichtbar zu genieſsen,
In deiner Seele Äther - Hüllen fand.
Du mahlest, was du bist. Auf Edens Auen
Giebst du, in Menschen, Engel uns zu schauen.

D.

Columbus.

Steure muthiger Segler! Es mag der Witz dich verhöhnen,
Und der Schiffer am Steur senken die läſsige Hand.
Immer, immer nach West! Dort muſs die Küste sich zeigen,
Liegt sie doch deutlich und liegt schimmernd vor deinem Verstand.
Traue dem leitenden Gott, und folge dem schweigenden Weltmeer,
Wär' sie noch nicht, sie stieg' jetzt aus den Fluten empor,
Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde,
Was der Eine verspricht, leistet die andre gewiſs.

Schiller.

Mathilde.

Was regt sich leis' im Herzen?
Was macht mich roth und blaſs?
Was quält mit tiefen Schmerzen
Die Seel' ohn' Unterlaſs?
Heischt Liebe diese Thränen?
Schwellt ihr Gebot die Brust?
Und träumt geheimes Sehnen
Von nie gefühlter Lust?

Ach! meine Seufzer tragen
So stolze Wünsche nicht!
Ich lernte früh entsagen,
Und kenne meine Pflicht.
Seit ich den Schwur geschworen,
Der am Altar mich band,
Gieng all mein Glück verloren,
Doch meine Treu bestand.

Dem ich mein Wort gegeben,
Des Eigenthum ich bin,
Dem bring ich auch mein Leben,
Und mich zum Opfer hin.
Ihn weihte Muttersegen
Zu meinem Gatten ein,
Ihm ging ich fromm entgegen,
Und ewig bin ich sein.

Was ihm das Recht erworben,
Verdankt er's dem Geschick?
Bin ich der Welt gestorben
Zu seiner Tage Glück?
Wird irgendwo ein Kummer
Von ihm durch mich verscheucht?
Und findet er den Schlummer
In meinen Armen leicht?

Das regt sich leis' im Herzen,
Das macht mich roth und blaſs,

Das quält mit tiefen Schmerzen
Die Seel' ohn' Unterlaſs.
Der Zweifel giebt mir Thränen,
Er engt mir meine Brust;
Verzeihlich ist das Sehnen
Nach meiner Unschuld Lust.

Einst glaubt' ich schöner Sage,
Im Himmel leb' ein Gott,
Der höre stille Klage;
Den Menschen ists ein Spott.
Die mögen Trost zertreten,
Die mir nicht Brüder sind;
Doch ich will ahndend beten:
Gott segne Mann und Kind!

Meyer.

Der Hain der Eumeniden.

Ein heilig Dunkel füllet den ernsten Hain:
Voll Andacht schweige, wer sich dem Haine naht,
Dem unbetretnen stillverehrten,
Daſs nicht die Jungfraun des Haines zürnen!

Wer sind die schrecklichheiligen Jungfrauen?
Es sind die furchtbarblickenden, gnädigen
Und strengen Eumeniden, sind die
Töchter des Erebus und der Erde.

Sie walten hier, sie walten und schauen hin
Allgegenwärtig; hinter dem Frevler rauscht
Ihr schneller Fittig, Mord und Unthat
Spähn sie, gewafnet zum Strafgerichte.

Sie zürnen nur dem Bösen, ihr Rächerarm
Faſst nur das Laster; wär' es dem Angesicht
Der Welt verborgen, dennoch findet
Auch das Verborgne gewiſs ihr Auge.

Wer reine Hände hebt zu den Heiligen,
Ein reines Herz erhebt zu den Heiligen,
Den Unbefleckten, o! dem lächelt
Gnädig ihr segnendes Antlitz nieder.

Sie folgen ihm ins einsame Schlafgemach;
Sie wecken ihn dem kommenden Morgen auf,
Und rüsten seine Hand zur guten
Freudigen That, so die Pflicht gebietet.

Auch wenden sie vom reuigen Sünder weg
Ihr zürnend Auge; heiſse Gebete, mehr
Die Flucht des Lasters und der beſsre
Wandel versöhnen dich ihnen wieder.

Was scheuet ihr die Hehren, ihr Sterblichen?
Verehret sie, und lernt von den Göttinnen
Die ewge Schrift in eurem Busen
Achtend erkennen und fromm befolgen.

Ein heilig Dunkel füllet den ernsten Hain:
Voll Andacht schweige wer sich dem Haine naht,
Dem unbetretnen stillverehrten,
Daſs nicht die Jungfraun des Haines zürnen!

Conz.

Würde der Frauen.

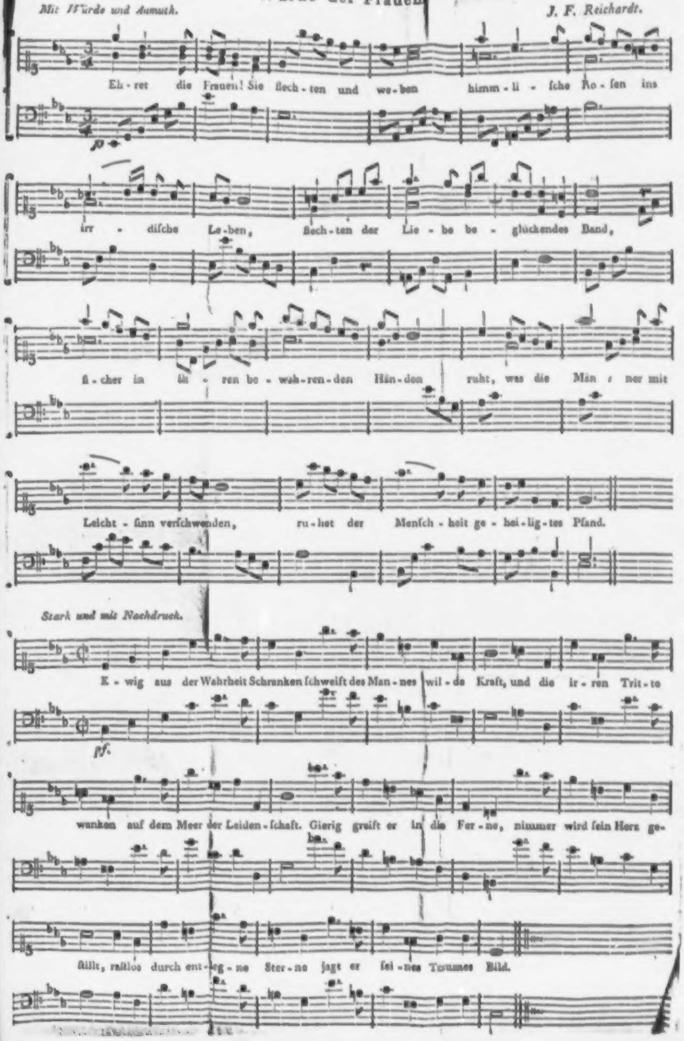
Ehret die Frauen! Sie flechten und weben
Himmlische Rosen ins irdische Leben,
Flechten der Liebe beglückendes Band.
Sicher in ihren bewahrenden Händen
Ruht, was die Männer mit Leichtsinn verschwenden,
Ruhet der Menschheit geheiligtes Pfand.

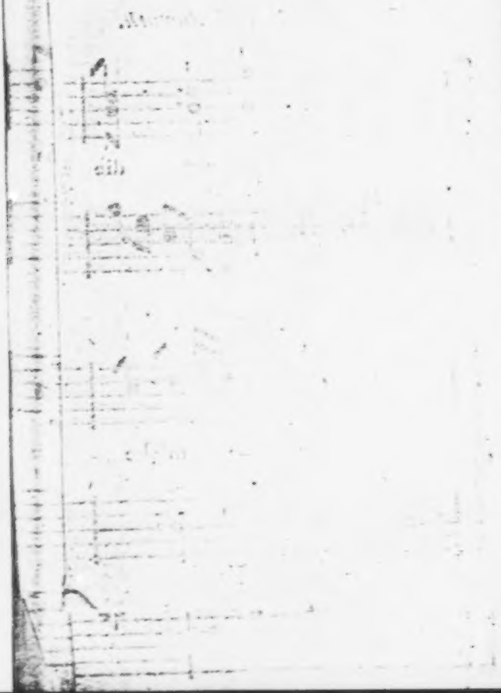
Ewig aus der Wahrheit Schranken
Schweift des Mannes wilde Kraft,
Und die irren Tritte wanken
Auf dem Meer der Leidenschaft.
Gierig greift er in die Ferne,
Nimmer wird sein Herz gestillt,
Rastlos durch entlegne Sterne
Jagt er seines Traumes Bild.

Aber mit zauberisch fesselndem Blicke
Winken die Frauen den Flüchtling zurücke,

Würde der Frauen

J. F. Reichardt.


Mit Würde und Anmuth.
p
Eh-ret die Frauen! Sie ſlech-ten und we-ben himm-li-ſche Ro-ſen ins
irr-diſche Le-ben, ſlech-ten der Lie-be be-glückendes Band,
ſi-cher in ih-ren be-wah-ren-den Hän-den ruht, was die Män-ner mit
Leicht-ſinn verſchwenden, ru-het der Menſch-heit ge-hei-lig-tes Pfand.
Stark und mit Nachdruck.
E-wig aus der Wahrheit Schranken ſchweift des Man-nes wil-de Kraft, und die ir-ren Trit-te
pf.
wanken auf dem Meer der Leiden-ſchaft. Gierig greift er in die Fer-ne, nimmer wird ſein Herz ge-
ſtillt, raſtlos durch ent-leg-ne Ster-ne jagt er ſei-nes Traumes Bild.



Warnend zurück in der Gegenwart Spur.
In der Mutter bescheidener Hütte
Sind sie geblieben mit schamhafter Sitte,
Treue Töchter der frommen Natur.

Feindlich ist des Mannes Streben,
Mit zermalmender Gewalt
Geht der Wilde durch das Leben,
Ohne Rast und Aufenthalt.
Was er schuf, zerstört er wieder,
Nimmer ruht der Wünsche Streit,
Nimmer, wie das Haupt der Hyder
Ewig fällt und sich erneut.

Aber zufrieden mit stillerem Ruhme,
Brechen die Frauen des Augenblicks Blume,
Pflegen sie sorgsam mit liebendem Fleiſs,
Freier in ihrem gebundenen Wirken
Reicher, als er in des Denkens Bezirken,
Und in der Dichtung unendlichem Kreis.

Seines Willens Herrschersiegel
Drückt der Mann auf die Natur,
In der Welt verfälschtem Spiegel
Sieht er Seinen Schatten nur,
Offen liegen ihm die Schätze
Der Vernunft, der Phantasie,
Nur das Bild auf seinem Netze,
Nur das Nahe kennt er nie.

Aber die Bilder, die ungewifs wanken
Dort auf der Flut der bewegten Gedanken.
In des Mannes verdüstertem Blick,
Klar und getreu in dem sanfteren Weibe
Zeigt sie der Seele krystallene Scheibe.
Wirft sie der ruhige Spiegel zurück.

Immer widerstrebend, immer
Schaffend, kennt des Mannes Herz
Des Empfangens Wonne nimmer,
Nicht den süfsgetheilten Schmerz,

Kennet nicht den Tausch der Seelen,
Nicht der Thränen sanfte Lust,
Selbst des Lebens Kämpfe stählen
Fester seine feste Brust.

Aber wie, leise vom Zephyr erschüttert,
Schnell die Aolische Harfe erzittert,
Also die fühlende Seele der Frau.
Zärtlich geängstigt vom Bilde der Qualen,
Wallet der liebende Busen, es strahlen
Perlend die Augen von himmlischen Thau

In der Männer Heerschgebiete
Gilt der Stärke stürmisch Recht,
Mit dem Schwerdt beweist der Scythe,
Und der Perser wird zum Knecht.
Es befehden sich im Grimme
Die Begierden — wild und roh!
Und der Eris rauhe Stimme
Waltet, wo die Charis floh.

Aber mit sanftüberredender Bitte
Führen die Frauen den Zepter der Sitte,
Löschen die Zwietracht, die tobend entglüht,
Lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen,
Sich in der lieblichen Form zu umfassen,
Und vereinen, was ewig sich flieht.

Seiner Menschlichkeit vergessen,
Wagt des Mannes eitler Wahn
Mit Dämonen sich zu messen,
Denen nie Begierden nahn.
Stolz verschmäht er das Geleite
Leise warnender Natur,
Schwingt sich in des Himmels Weite,
Und verliert der Erde Spur.

Aber auf treuerem Pfad der Gefühle
Wandelt die Frau zu dem göttlichen Ziele,
Das sie still, doch gewisser erringt,
Strebt, auf der Schönheit geflügeltem Wagen

Zu den Sternen die Menschheit zu tragen,
Die der Mann nur ertödtend bezwingt.

Auf des Mannes Stirne thronet
Hoch als Königinn die Pflicht,
Doch die Herrschende verschonet
Grausam das Beherrschte nicht.
Des Gedankens Sieg entehret
Der Gefühle Widerstreit,
Nur der ewge Kampf gewähret
Für des Sieges Ewigkeit.

Aber für Ewigkeiten entschieden
Ist in dem Weibe der Leidenschaft Frieden;
Der Nothwendigkeit heilige Macht
Hütet der Züchtigkeit köstliche Blüthe,
Hütet im Busen des Weibes die Güte,
Die der Wille nur treulos bewacht

Aus der Unschuld Schooſs gerissen
Klimmt zum Ideal der Mann

Durch ein ewig streitend Wissen,
Wo sein Herz nicht ruhen kann,
Schwankt mit ungewissem Schritte,
Zwischen Glück und Recht getheilt,
Und verliert die schöne Mitte,
Wo die Menschheit fröhlich weilt.

Aber in kindlich unschuldiger Hülle
Birgt sich der hohe geläuterte Wille
In des Weibes verklärter Gestalt.
Aus der bezaubernden Einfalt der Züge
Leuchtet der Menschheit Vollendung und Wiege,
Herrschet des Kindes, des Engels Gewalt.

Schiller.

Der Kirchenbau in Aachen.

Eine Legende.

In Aachen ward vor grauer Zeit
Ein Kirchenbau voll Eifer angefangen.
Der Hammer und die Axt erklangen
Sechs Monden lang mit seltner Thätigkeit.
Doch leider war der frommen Christenheit,
Die dieses Werk betrieb, das Geld nun ausgegangen.
Es stockte schnell der Baugewerken Lohn:
So schnell auch ihre Lust, zu hämmern und zu hauen.
Die Menschen hatten nicht so viel Religion,
Ein Gotteshaus auf Conto zu erbauen.

Nur halb vollendet stand es da,
Und glich schon sinkenden Ruinen.
In seinen Mauerritzen sah
Man Steinmoos, Gras und Eppich grünen.

Schon suchten hier die Käutzlein einen Platz,
Wo sie sich einquartieren wollten,
Und Buhlerei trieb da der freche Spatz,
Wo Priester längst die Keuschheit lehren sollten.

Die Bauherr'n sannen kreuz und quer,
Und lieſsen hin und lieſsen her.
Umsonst! Es wollte sich kein reicher Mann ent-
'schlieſsen,
Ein rundes Sümmchen vorzuschieſsen.
Bei Sammlungen von Haus zu Haus
Fiel auch die Ärndte dürftig aus.
Statt der gehoften goldnen Füchse,
Fand man nur Kupfer in der Büchse.

Nach drob empfangenem Bericht,
Verzog der Magistrat gar grämlich sein Ge-
sicht,
Und blickte nach der Tempelmauer
Mit tief bekümmertem Gemüth,

Gleich einem Vater, der voll Trauer
Sein Lieblingskind verwelken sieht..

In dieser ängstlichen Minute
Erschien ein fremder, feiner Mann,
Der etwas stolz im Ton und Blick begann:
»Bonsdies! Man sagt, euch sei nicht wohl zu Muthe.
Hum! wenn 's an Geld nur fehlt, so tröstet euch, ihr Herr'n!
Mir zollen Gold- und Silberminen;
Ich kann und will daher euch gern
Mit einer Tonne Goldes dienen.« —

Wie eine Säulenreihe saſs
Der staunende Senat, und maſs
Mit groſsen Augen still den Fremden auf und nieder.
Der Bürgermeister fand zuerst die Sprache wieder.

»Wer seyd ihr, edler Herr, der, uns ganz unbekannt,
Von Tonnen Goldes spricht, als wären 's kahle Bohnen?
Nennt euern Namen, euern Stand!
Wie? Oder seyd ihr gar aus höhern Regionen
Zu unsrer Rettung her gesandt?« —

»Ich habe nicht die Ehre, dort zu wohnen.
Mit Fragen: wer und was ich sei?
Bitt' ich mich überhaupt groſsgünstig zu verschonen.
Genug, ich habe Geld, wie Heu.« —
So prahlend, zog der Fremdling eine Katze
Voll Gold hervor, und sprach dann fort:
»Dieſs Beutelchen erfüllt zum zehnten Theil mein Wort.
Den Rest schaff' ich sogleich zu Platze.
Und all der Bettel ist und bleibt
Euch ganz geschenkt, wenn ihr das Seelchen mir verschreibt,

Das einst zuerst durch's Thor des neuen Tempels schreitet,
Wenn man zu dessen Weihfest läutet.« —

Als wie durch Erderschütterung
Empor geschleudert von den Stühlen,
So fuhren schnell mit einem raschen Sprung
Die Senatoren auf, und rannten, stürzten, fielen
Ins fernste Winkelchen auf einen Klumpen hin,
Und nisteten so eng' darin,
Wie scheue Lämmer, sich zusammen,
Wenn um sie her des Himmels Blitze flammen.
Nur Einer, der noch nicht sich selbst so ganz verlor,
Versammelte den Rest von seinen Sinnen,
Zog aus dem Menschenknaul den Kopf mit Müh' hervor,
Und ächzte: »Hebe dich, du böser Geist, von hinnen!« —

Wer aber sich nicht hob, war Meister Urian.
Er spottete: »Was ihr euch doch geberdet!
Ist denn mein Gelderwerbungsplan
So übel, daſs ihr drob zu schwachen Kindern werdet?
Ich büſse bloſs beim Handel ein, nicht ihr!
Mit Hunderttausenden brauch' ich nicht weit zu laufen,
Um Schocke Seelchen zu erkaufen.
Von euch verlang' ich nur ein einziges dafür.
Was macht ihr nun so lange Federlesens?
Man sieht euch an, daſs ihr sehr kleine Herrscher seyd!
Zum Besten des gemeinen Wesens,
(Das oft auch nur den schönen Namen leiht)
Wär' mancher Fürst wohl stracks bereit,
Ein ganzes Heer zur Schlachtbank hin zu führen;
Und ihr, ihr wollt deshalb nicht Einen Mann verlieren?
Pfui, schämet euch, hochweise Herr'n,

So abgeschmackt, so bürgerlich zu denken!
Und glaubet ihr etwa den Kern
Von euerm Völklein zu verschenken,
Wenn ihr mir ein Persönchen gönnt,
Das auf den ersten Ruf der Glock' ins Bethaus rennt?
O nein, da fehlt ihr stark; denn wahrlich in der Regel
Sind Gleiſsner immerfort die frühsten Kirchenvögel.« —

Indem der Listige so sprach,
Ermannten sich die Rathsherr'n nach und nach,
Und raunten sich ins Ohr: »Was hilft uns unser Sträuben?
Der grimme Löwe fletscht nun einmal seinen Zahn.
Fürwahr, wenn wir nicht unterschreiben,
So packt er wohl uns selber an:
Drum stopfe lieber ihm das Maul ein Unterthan!« —

Kaum war hierauf der Blutkontrakt vollzogen,
Da kam durch Wand und Fenster in dem Saal
Ein Schwarm von Beuteln angeflogen,
Und Urian, der sich diesmahl,
Gesitteter als sonst, ganz ohne Stank empfahl,
Rief an der Thür: »Zählt nach! Ich hab' euch nicht betrogen.« —

Das Gold der Hölle ward getreulich angewandt,
Das Haus des Himmels zu erbauen.
Als es jedoch in voller Schönheit stand,
Befiel die ganze Stadt beim Anblick Furcht und Grauen.
Gelobten damals gleich, da Urian verschwand,
Die Senatoren sich sofort mit Mund und Hand,
Den Vorfall Niemand zu vertrauen,
So klatschten ihn doch Zwei daheim den lieben Frauen,
Und ganz natürlich ward das Ding nun allbekannt.

Man seufzt' und schwor von allen Seiten,
Den Tempel nimmer zu beschreiten.

Der sorgenvolle Rath sprach mit der Klerisei,
Und sie lieſs eben so die Glatzenköpfe hangen.
Auf einmal rief ein Mönch: »Mir fällt ein Ausweg bei!
Die Jäger haben heut den bösen Wolf gefangen,
Der sich unlängst in das Gebiet der Stadt
Verlaufen, und darin herum gewüthet hat.
Hetzt diesen Mörder unsrer Schafe,
Zu seiner wohl verdienten Strafe,
Dem Teufel in den offnen Schlund!
Wird gleich dem argen Höllenhund
Dieſs Frühstück eben nicht belieben,
So ziemt ihm doch, daſs er es willig nimmt.
Ihr habt ein Seelchen ihm verschrieben;
Allein von wem? ist nicht bestimmt.« —

Das Pfaffenplänchen fand Behagen,

Und der Senat beschloſs, den kühnen Streich zu wagen.
Da nun das Fest der Tempelweih' erschien,
Gebot er, stracks den Wolf ans Hauptthor hin zu tragen,
Und als die Glocken jetzt begannen anzuschlagen,
Des Käfichs Fallthür aufzuziehn.
Wild stürzte sich das Opferthier der Hölle
Ins weite Kirchenschiff hinein.
Husch! flog Herr Urian von seiner Lauerstelle
Dumpf rauschend, wie ein Sturm, und pfeilschnell hintendrein,
Und schmetterte voll Wuth, weil man ihn hintergangen,
Das Thor von Erz so zu, daſs seine Flügel sprangen.

Bis heute läſst man diesen Spalt
Von allen Reisenden begaffen,
Und triumphirt, daſs eines Pfaffen

Verschmitztheit mehr, als Teufelspfiffe, galt.
Auch wird, damit es nicht an Ueberzeugung fehle,
Beim Kirchenthor der Wolf in Erz gezeigt,
Nebst seiner ewiglich verlornen armen Seele,
Die einem Tannenzapfen gleicht.

LANGBEIN.

Stanzen

an den Leser.

Die Muse schweigt, mit jungfräulichen Wangen,
Erröthen im verschämten Angesicht,
Tritt sie vor dich, ihr Urtheil zu empfangen,
Sie achtet es, doch fürchtet sie es nicht.
Des Guten Beifall wünscht sie zu erlangen,
Den Wahrheit rührt, den Flimmer nicht besticht.
Nur wem ein Herz, empfänglich für das Schöne,
Im Busen schlägt, ist werth, daſs er sie kröne.

Nicht länger wollen diese Lieder leben,
Als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut,
Mit schönern Phantasieen es umgeben,
Zu höheren Gefühlen es geweiht;
Zur fernen Nachwelt wollen sie nicht schweben,
Sie tönten, sie verhallen in der Zeit.
Des Augenblickes Lust hat sie gebohren,
Sie fliehen fort im leichten Tanz der Horen.

Der Lenz erwacht, auf den erwärmten Triften
Schieſst frohes Leben jugendlich hervor,
Die Staude würzt die Luft mit Nektardüften,
Den Himmel füllt ein muntrer Sängerchor,
Und jung und alt ergeht sich in den Lüften,
Und freuet sich, und schwelgt mit Aug und Ohr.
Der Lenz entflieht! Die Blume schieſst in Saamen,
Und keine bleibt von allen, welche kamen.

Schiller.

Epigramme.

Venedig 1790.

Hominem pagina nostra sapit.

Haec ego mecum
Compressis agito labris, ubi, quid datur oti
Illudo chartis. Hoc est mediocribus illis
Ex vitiis unum.

1.

Sarkophagen und Urnen verzierte der Heide mit Leben,
Faunen tanzen umher, mit der Bachantinnen Chor
Machen sie bunte Reihe, wir sehen lebendig den Marmor;
Flatternde Vögel! wie schmeckt herrlich dem Schnabel die Frucht!
Und so ziere denn auch den Sarkophagen des Dichters
Diese Rolle, die er reichlich mit Leben geschmückt.

2.

Kaum erblickt' ich den blaueren Himmel, die glänzende Sonne,
Reich vom Felsen herab Epheu zu Kränzen geschmückt,

Sah den emsigen Winzer die Rebe der Pappel verbinden,
Ueber die Wiege Virgils kam mir ein laulichter Wind;
Da gesellten sich wieder die Musen zum Freunde, wir pflogen
Abgeriſsnes Gespräch, wie es den Wanderer freut.

5.

Immer halt ich die Liebste begierig im Arme geschlossen,
Immer drängt sich mein Herz fest an den Busen ihr an,
Immer lehnet mein Haupt an ihren Knieen; ich blicke
Nach dem lieblichen Mund, ihr nach den Augen hinauf.

Weichling! schölte mich einer, und so verbringst du die Tage?
Ach, ich verbringe sie schlimm! Höre nur wie mir geschieht!
Allen Freuden des Lebens hab ich den Rücken gekehret,
Schon den zwanzigsten Tag schleppt mich der Wagen umher,
Vetturine trotzen mir nun; es schmeichelt der Kämmrer
Und der Bediente vom Platz sinnet auf Lügen und Trug.
Will ich ihnen entgeln, so faſst mich der Meister der Posten,
Postillone sind Herrn, dann die Dogane dazu!
»Ich verstehe dich nicht! Du widersprichst dir! Du schienest
Paradiesisch zu ruhn, ganz wie Rinaldo beglückt?«

Ach! ich verstehe mich wohl: es ist mein Körper auf Reisen,
Und es ruhet mein Geist stets der Geliebten im Schooſs.

4.

Noch ist Italien, wie ichs verlieſs, noch stäuben die Wege,
Noch ist der Fremde geprellt, stell er sich wie er auch will;
Deutsche Rechtlichkeit suchst du in allen Winkeln vergebens,
Leben und Weben ist hier, aber nicht Ordnung und Zucht;
Jeder sorgt nur für sich, ist eitel, mistrauet dem andern,
Und die Meister des Staats sorgen nur wieder für sich.

Schön ist das Land, doch ach! Faustinen ſind ich nicht wieder,
Das ist Italien nicht mehr, das ich mit Schmerzen verlieſs.

5.

Ruhig saſs ich in meiner Gondel, und fuhr durch die Schiffe,
Die in dem groſsen Kanal viele befrachtete stehn;
Jede Waare ſindest du da, für jedes Bedürfniſs,
Waizen, Wein und Gemüs, Scheitholz und leichtes Gesträuch;
Schnell drang die Gondel vorbei, mich schlug ein verlorener Lorbeer
Derb auf die Wangen, ich rief: Daphne verletzest du mich?

Lohn erwartet ich eher! die Nymphe lispelte lächelnd:
»Dichter sündgen nicht schwer, leicht ist die Strafe, fahr hin.

6.

Seh ich den Pilgrim, ich kann mich der Thränen niemals enthalten;
O! wie beseliget uns Menschen ein falscher Begriff!

7.

Eine Liebe hatt' ich, sie war mir lieber als alles,
Aber ich hab' sie nicht mehr! schweig, und ertrag den Verlust.

8.

Diese Gondel vergleich' ich der Wiege, sie schaukelt gefällig,
Und das Kästchen darauf scheint ein geräumiger Sarg.

Recht so! Zwischen Sarg und Wiege wir schwanken und schweben,
Auf dem groſsen Kanal, sorglos durchs Leben dahin.

9.

Feierlich sehn wir neben dem Doge den Nuncius gehen,
Sie begraben den Herrn, dieser versiegelt den Stein.
Was der Doge sich denkt, ich weiſs es nicht; aber der andre
Lächelt über den Ernst dieses Gepränges gewiſs.

10.

Warum treibt sich das Volk und schreit so? Es will sich ernähren,
Kinder zeugen, und die nähren so gut es vermag.

Merke dir, Reisender, das, und thue zu Hause desgleichen.
Weiter bringt es kein Mensch, stell er sich, wie er auch will.

11.

Wie sie klingeln, die Pfaffen! Wie angelegen sie's machen,
Daſs man komme, daſs man plappre, wie gestern so heut!
Scheltet mir nicht die Pfaffen, sie kennen des Menschen Bedürfniſs;
Denn wie glücklich ist er, plappert er morgen wie heut!

12.

Mache der Schwärmer sich Schüler, wie Sand am Meere, der Sand ist
Sand, die Perle sei mein, du, o vernünftiger Freund.

13.

Süſs den sproſsenden Klee im Frühling mit weichlichen Füſsen,
Und die Wolle des Lamms tasten mit zärtlicher Hand,
Süſs voll Blüthen zu sehn die neu lebendigen Zweige,
Dann das grünende Laub locken mit Sehnsucht im Blick;
Aber süſser, mit Blumen dem Busen der Schäferin schmeicheln,
Und dies vielfache Glück läſst mich entbehren der May.

14.

Diesen Ambos vergleich ich dem Lande, den Hammer dem Fürsten,
Und dem Volke das Blech, das in der Mitte sich krümmt.

Weh dem armen Bleche! wenn nur willkührliche Schläge
  Ungewiſs treffen, und nie fertig der Kessel erscheint.

15.

Warum macht der Schwärmer sich Schüler und rühret die Menge,
  Wenn der vernünftige Mann einzelne Liebende zählt?
Wunderthätige Bilder sind meist nur schlechte Gemählde,
  Werke des Geists und der Kunst sind für den Pöbel nicht da.

16.

Herrscher möge der seyn, der seinen Vortheil verstehet;
  Doch wir wählten uns den, der sich auf unsern versteht.

17.

Noth lernt beten, sagt man; wer beten will lernen, der gehe
Nach Italien: Noth findet der Fremde gewiſs.

18.

Welch ein heftig Gedränge nach diesem Laden, wie emsig
Wägt man, empfängt das Geld, reicht man die Waare dahin.
Schnupftobak wird hier verkauft. Das heiſst, sich selber erkennen!
Nieswurz holt sich das Volk ohne Verordnung und Arzt.

19.

Jeder Edle Venedigs kann Doge werden, das macht ihn
Gleich als Knabe so fein, eigen, bedächtig und stolz.

Darum sind Oblaten so zart im katholischen Welschland,
  Denn aus demselbigen Teig weihet der Priester den Gott.

20.

Vor dem Arsenal stehn zwei altgriechische Löwen,
  Klein wird neben dem Paar Pforte, Thurm und Kanal.
Käme die Mutter der Götter herab, es schmiegten sich beide
  Vor den Wagen, und sie freute sich ihres Gespanns.
Aber nun ruhen sie traurig, denn der geflügelte Kater
  Überall schnurrt er, und ihn nennet Venedig Patron.

21.

Emsig wallet der Pilger, wird er den Heiligen finden?
Hören und sehen den Mann, welcher die Wunder gethan?
Nein, es führte die Zeit ihn hinweg, du findest nur Reste,
Seinen Schädel, ein Paar seiner Gebeine verwahrt.
Wir sind alle Pilger, die wir Italien suchen,
Nur ein zerstreutes Gebein ehren wir gläubig und froh.

22.

Jupiter Pluvius, heute bist du ein freundlicher Dämon,
Denn ein vielfach Geschenk giebst du in Einem Moment,

Giebst Venedig zu trinken, und grünes Wachsthum dem Lande,
Manches kleine Gedicht giebst du dem Büchelchen hier.

23.

Gieſse nur, tränke nur, fort die roth bemäntelten Frösche,
Wäſsre das durstende Land, daſs es uns Brocoli schickt;
Nur durchwäſsre mir nicht dieſs Büchlein, es sei mir ein Fläschchen
Reinen Arraks, und Punsch mache sich jeder nach Lust.

24.

Sankt Johannes im Koth heiſst eine Kirche; Venedig
Nenn ich mit doppeltem Recht heute Sankt Markus im Koth.

25.

Hast du Bajä gesehn, so kennst du das Meer und die Fische,
Hier ist Venedig, du kennst nun auch den Pfuhl und den Frosch.

26.

Schläſst du noch immer? Nur still und laſs mich ruhen; erwach ich,
Nun was soll ich denn hier? Breit ist das Bette, doch leer,
Ueberall ist Sardinien, wo man allein schläſt; und Tibur
Ueberall ist es, Freund, wo dich die Liebliche weckt.

27.

Oft sind alle neune gekommen, ich meyne die Musen;
Doch ich hörte sie nicht, hatte das Mädchen im Schooſs.

Nun verlieſs ich mein Liebchen, mich haben die Musen verlassen,
Und ich schielte, verwirrt, seitwärts nach Messer und Strick.
Aber der Himmel ist voll von Göttern, du kamst mir zu Hülfe
Langeweile! du bist Mutter der Musen gegrüſst.

28.

Welch ein Mädchen ich wünsche zu haben? ihr fragt mich? ich hab sie,
Wie ich sie wünsche, das heiſst, dünkt mich, mit wenigem viel.
An dem Meere ging ich, und suchte mir Muscheln, in einer
Fand ich ein Perlchen, es bleibt nun mir am Herzen verwahrt.

29

Vieles hab ich versucht, gezeichnet, in Kupfer gestochen,
Oel gemahlt, in Thon hab ich auch manches gedruckt,
Aber unbeständig, und nichts gelernt noch geleistet;
Nur der Meisterschaft nah bracht ich ein einzig Talent:
Deutsch zu schreiben, und so verderb ich unglücklicher Dichter,
In dem schlechtesten Stoff, leider nun Leben und Kunst.

30.

Schöne Kinder tragt ihr, und steht mit verdeckten Gesichtern,
Bettelt. Das heiſst mit Macht reden ans männliche Herz;

Jeder wünscht sich ein Knäbchen, wie ihr das Dürftige zeiget,
Und ein Liebchen, wie man's unter dem Schleier sich denkt.

31.

Das ist dein eigenes Kind nicht, worauf du bettelst, und rührst mich;
O! wie rührt mich erst die, die mir mein eigenes bringt!

32.

Warum leckst du dein Mäulchen, indem du mir eilig begegnest?
Wohl, dein Züngelchen sagt mir, wie gesprächig es sei.

33.

Alle Künste lernt und treibt der Deutsche; zu jeder
Zeigt er ein schönes Talent, wenn er sie ernstlich ergreift.

Eine Kunst nur treibt er, und will sie nicht lernen, die Dichtkunst,
Darum pfuscht er auch so, Freunde, wir habens erlebt.

54

Oft erklärtet ihr euch als Freunde des Dichters, ihr Götter,
Gebt ihm auch, was er bedarf, mäſsig ist es, doch viel,
Erstlich freundliche Wohnung, dann leidlich zu essen, zu trinken,
Gut, der Deutsche versteht sich auf den Nektar wie ihr,
Dann geziemende Kleidung, und Freunde, vertraulich zu schwätzen,
Dann ein Liebchen des Nachts, das ihn von Herzen begehrt.

Diese fünf natürlichen Dinge verlang ich vor allem.
Gebet mir ferner dazu Sprachen, die alten und neu'n,
Daſs ich der Völker Gewerb und ihre Geschichten vernehme,
Gebt mir ein reines Gefühl, was sie in Künsten gethan,
Wollt ihr mir Ansehn beim Volke, mir Einfluſs bei Mächtigen geben,
Oder was sonst noch bequem unter den Menschen erscheint;
Gut — schon dank ich euch, Götter, ihr habt den glücklichsten Menschen
Ehstens fertig, denn ihr gabt mir das meiste ja schon.

35.

Eines Menschen Leben ist wenig, doch tausende können
Reden über den Mann, was er und wie ers gethan;

Weniger ist ein Gedicht, doch können es tausend genieſsen,
Tausende tadeln, mein Freund, lebe nur, dichte nur fort.

36.

Müde war ich geworden, nur immer Gemählde zu sehen,
Herrliche Schätze der Kunst, wie sie Venedig bewahrt.
Denn auch dieser Genuſs verlangt Erholung und Muſse;
Nach lebendigem Reiz suchte mein schmachtender Blick.
Gauklerin! da ersah ich in dir das Urbild der Bübchen,
Wie sie Johannes Bellin reizend mit Flügeln gemahlt,

Wie sie Paul Veronese mit Bechern dem Bräutigam sendet,
Dessen Gäste, getäuscht, Wasser genieſsen für Wein.

37.

Wie von der künstlichsten Hand geschnitzt, das liebe Figürchen,
Weich und ohne Gebein, wie die Molluska nur schwimmt;
Alles ist Glied, und alles Gelenk, und alles gefällig,
Alles nach Maaſsen gebaut, alles nach Willkühr bewegt;
Vieles kannt ich, Menschen und Thiere und Vögel und Fische,
Kannte manches Gewürm, Wunder der groſsen Natur;

Und doch staun ich dich an, Bettine, liebliches Wunder,
Denn du bist alles zugleich, und bist ein Engel dazu.

38.

Kehre nicht, o Kind, die Beinchen hinauf zu dem Himmel,
Jupiter sieht dich der Schalk, und Ganymed ist besorgt.

39.

Wende die Füſschen zum Himmel nur ohne Sorge, wir strecken
Arme betend empor; aber nicht schuldlos, wie du.

40.

Seitwärts neigt sich dein Hälschen, ist das ein Wunder? es träget
Oft dich Ganze, du bist leicht, nur dem Hälschen zu schwer.

Mir ist sie gar nicht zuwider die schiefe Stellung des Köpfchens,
Unter schönerer Last beugte kein Nacken sich je.

41.

So verwirret mit seltnen willkührlich verwebten Gestalten,
Höllisch und dunkel gesinnt, Breughel den schwankenden Blick;
So zerrüttet auch Dürer mit apokalyptischen Bildern,
Menschen und Grillen zugleich, unser gesundes Gehirn;
So erreget ein Dichter von Sphinxen, Sirenen, Centauren
Tönend die Neugier mit Macht in dem verwunderten Ohr;

So beweget ein Traum den sorglichen, wenn er zu greifen
Glaubt, und vorwärts zu gehn, alles veränderlich schwebt;
So verwirrt uns Bettine, wenn sie die Glieder verwechselt,
Doch erfreut sie uns gleich, wenn sie die Solen betritt.

42.

Gern überschreit' ich die Gränze, mit breiter Kreide gezogen,
Macht sie Bottegha das Kind, drängt sie mich artig zurück.

43.

»Ach! mit diesen Seelen was macht er! Jesus Maria!
»Bündelchen Wäsche sind das, wie man zum Brunnen sie trägt.

»Wahrlich sie fällt! Ich halt es nicht aus! Komm, gehn wir! wie zierlich!
»Sieh nur wie steht sie! wie leicht! Alles mit Lächeln und Lust!«
Altes Weib, du bewunderst mit Recht Bettinen, du scheinst mir
Jünger zu werden und schön, da dich mein Liebling erfreut.

44.

Alles seh ich gerne von dir, doch seh ich am liebsten,
Wenn der Vater behend über dich selber dich wirft,
Du dich im Schwung überschlägst und, nach dem tödtlichen Sprunge,
Wieder stehest und läufst, eben als wär nichts geschehn.

45.

Schon entrunzeln sich alle Gesichter, die Furchen der Mühe,
Sorg' und Armuth, sie fliehn, Glückliche glaubt man zu sehn.
Dir erweicht sich der Schiffer, und klopft dir die Wangen, die Seckel,
Thun sich kärglich dir zwar, aber sie thun sich doch auf;
Und der Bewohner Venedigs entfaltet den Mantel, und reicht dir,
Eben als flehtest du laut bei den fünf Wunden des Herrn,
Bei dem Herzen der seligsten Jungfrau, beim heiligen Anton,
Bei der feurigen Quaal, welche die Seelen durchfegt.
Jeder kleine Knabe, der Schiffer, der Höker, der Bettler
Drängt sich, und freut sich bei dir, daſs er ein Kind ist wie du.

46.

Dichten ist ein lustiges Handwerk, nur ſind ich es theuer;
Wie dieſs Büchlein mir wächst, gehn die Zecchinen mir fort.

47.

»Welch ein Wahnsinn ergriff dich im Müſsiggang? hältst du nicht inne?
Wird dieſs Mädchen ein Buch? Stimme was klügeres an.«
Wartet, bald will ich die Könige singen, die Groſsen der Erde,
Wenn ich ihr Handwerk und sie besser begreife wie jetzt.
Unterdessen sing ich Bettinen, denn Gaukler und Dichter
Sind gar nahe verwandt, ziehen sich überall an.

48.

Geht zu meiner Linken, ihr Böcke! wird künftig der Richter
Sagen, und Schäfchen, seyd mir ruhig zur Rechten gestellt.
Wohl! Doch eines ist noch von ihm zu hoffen, dann sagt er:
Kommt, Vernünftige, mir grad gegen über zu stehn.

49.

Wiſst ihr, wie ich gewiſs euch Epigramme zu Schaaren
Fertige, führet mich nur weit von der Liebsten hinweg.

50.

Alle Freiheits - Apostel sie waren mir immer zuwider,
Denn es suchte doch nur jeder die Willkühr für sich.

Willst du viele befrein, so wag es vielen zu dienen!
Wie gefährlich das sei, willst du es wissen? versuchs.

51.

Könige wollen das Gute, die Demagogen desgleichen,
Sagt man, doch irren sie sich, Menschen, ach! sind sie, wie wir.
Nie gelingt es der Menge für sich zu wollen, wir wissens,
Doch wer verstehet für uns alle zu wollen? Er zeig's.

52.

Kreuzigen sollte man jeglichen Schwärmer im dreiſsigsten Jahre,
Kennt er nur einmal die Welt; wird der Betrogne der Schelm.

53.

Frankreich hat uns ein Beispiel gegeben, nicht daſs wir es wünschten
Nachzuahmen, allein merkt, und beherzigt es wohl.

54.

Tolle Zeiten hab ich erlebt, und hab nicht ermangelt
Selbst auch thörigt zu seyn, wie es die Zeit mir gebot.

55.

» Sage, thun wir nicht recht? Wir müssen den Pöbel betrügen,
Sieh wie ungeschickt wild, sieh nur, wie dumm er sich zeigt. «
Ungeschickt scheint er und dumm, weil ihr ihn eben betrüget,
Seyd nur redlich, und er, glaubt mir, ist menschlich und klug.

56.

Fürsten prägen so oft, auf kaum versilbertes Kupfer,
Ihr bedeutendes Bild, lange betrügt sich das Volk.
Schwärmer prägen den Stempel des Geistes auf Unsinn und Lügen,
Wer den Probierstein nicht hat, hält sie für redliches Gold.

57.

Jene Menschen sind toll, so sagt ihr von heftigen Sprechern,
Die wir in Frankreich so laut hören auf Straſsen und Markt;
Auch mir scheinen sie toll, doch redet ein Toller in Freiheit
Weise Sprüche, wenn ach! Weisheit im Sklaven verstummt.

58.

Lange haben die Groſsen der Franzen Sprache gesprochen,
Halb nur geachtet den Mann, dem sie vom Munde nicht floſs;
Nun lallt alles Volk entzückt die Sprache der Franken,
Zürnet Mächtige nicht, was ihr verlangtet, geschieht.

59.

»Epigramme seyd nicht so frech!« Warum nicht? Wir sind nur
Ueberschriften, die Welt hat die Kapitel des Buchs.

60.

Wie dem hohen Apostel ein Tuch voll Thiere gezeigt ward,
Rein und unrein, so zeigt, Lieber, das Büchlein sich dir.

61.

Ob ein Epigramm wohl gut sei? wer kann es entscheiden?
Weiſs man doch eben nicht stets, was er sich dachte, der Schalk.

62.

Je gemeiner es ist, je näher dem Neide, der Miſsgunst,
Desto eher begreiſst du das Gedichtchen gewiſs.

63.

Chloe schwöret, sie liebt mich, ich glaubs nicht. Aber sie liebt dich!
Sagt mir ein Kenner. Schon gut, glaubt' ichs, da wär' es vorbei.

64.

Niemand liebst du, und mich liebst du so heftig, Philarchos,
Ist denn kein anderer Weg mich zu bezwingen, als der?

65.

Ist's denn so groſses Geheimniſs, was Gott und der Mensch und die Welt sei?
Nein! Doch niemand mags gern hören, da bleibt es geheim.

66.

Vieles kann ich ertragen! die meisten beschwerlichen Dinge
Duld ich mit ruhigem Muth, wie es ein Gott mir gebeut;
Wenige sind mir jedoch wie Gift und Schlange zuwider,
Viere, Rauch des Tobaks, Wanzen und Knoblauch und †

67.

Lange hätt' ich euch gern von jenen Thierchen gesprochen,
Die so zierlich und schnell fahren dahin und daher.

Schlängelchen scheinen sie gleich, doch vierge-füſset, sie laufen,
Kriechen und schleichen, und leicht schleppen das Schwänzchen sie nach.
Seht hier sind sie! und hier! sie sind verschwunden! wo sind sie?
Welche Ritze, welch Kraut nahm die Entfliehenden auf?
Wollt ihr mir's künftig erlauben; so nenn ich die Thierchen Lacerten,
Denn ich brauche sie noch oft als gefälliges Bild.

68.

Wer Lacerten gesehn hat, der kann sich die zierlichen Mädchen
Denken, die über den Platz fahren dahin und daher.

Schnell und beweglich sind sie, und gleiten, stehen und schwätzen,
Und es rauscht das Gewand hinter der Eilenden drein.
Sieh! hier ist sie! und hier! verlierst du sie einmal, so suchst du
Sie vergebens, so bald kommt sie nicht wieder hervor.
Wenn du aber die Winkel, die Gäſschen und Treppchen nicht scheuest,
Folg' ihr, wie sie dich lockt, in die Spelunke hinein.

69.

Was Spelunke nun sei? verlangt ihr zu wissen, da wird ja
Fast zum Lexicon dies epigrammatische Buch;

Dunkle Häuser sind es in engen Gäſschen, zum Kaffee
Führt dich die Schöne, und sie zeigt sich geschäftig, nicht du.

70.

Zwei der feinsten Lacerten, sie hielten sich immer zusammen,
Eine beinahe zu groſs, eine beinahe zu klein.
Siehst du beide zusammen, so wird die Wahl dir unmöglich,
Jede besonders, sie schien einzig die schönste zu seyn.

71.

Weise Leute, sagt man, sie wollten besonders dem Sünder
Und der Sünderin wohl, geht mirs doch eben auch so.

72.

Wär ich ein häuſsliches Weib, und hätte, was ich bedürfte,
Treu und froh wollt ich seyn, herzen und küssen den Mann.
So sang, unter andern gemeinen Liedern, ein Dirnchen
Mir in Venedig, und nie hört ich ein frömmer Gebet.

73.

Wundern kann es mich nicht, daſs Menschen die Hunde so lieben,
Denn ein erbärmlicher Schuft ist, wie der Mensch, so der Hund.

74.

Frech wohl bin ich geworden, es ist kein Wunder. Ihr Götter
Wiſst, und wiſst nicht allein, daſs ich auch fromm bin und treu.

75.

Hast du nicht gute Gesellschaft gesehn? es zeigt uns dein Büchlein
Fast nur Gaukler und Volk, und was noch niedriger ist.
Gute Gesellschaft hab ich gesehn, man nennt sie die gute,
Wenn sie zum kleinsten Gedicht keine Gelegenheit giebt.

76.

Was mit mir das Schicksal gewollt? es wäre verwegen,
Das zu fragen, denn meist will es mit vielen nicht viel.
Einen Dichter meint es zu bilden; es wär ihm gelungen,
Hätte die Sprache sich nicht unüberwindlich gezeigt.

77.

Mit Botanik giebst du dich ab? Mit Optik? Was thust du?
Ist es nicht schönrer Gewinn, rühren ein zärtliches Herz? «
Ach! die zärtlichen Herzen! ein Pfuscher vermag sie zu rühren,
Sei es mein einziges Glück dich zu berühren, Natur!

78.

Weiſs hat Newton gemacht aus allen Farben. Gar manches
Hat er euch weiſs gemacht, das ihr ein Säkulum glaubt.

79.

» Alles erkläret sich wohl, so sagt mir ein Schüler, aus jenen
Theorieen, die mich weislich der Meister gelehrt. «

Habt ihr einmal das Kreuz von Holze tüchtig gezimmert,
Paſst ein lebendiger Leib freilich zur Strafe daran.

80.

Wenn auf beschwerlichen Reisen ein Jüngling zur Liebsten sich windet,
Hab er dieſs Büchlein, es ist reizend und tröstlich zugleich,
Und erwartet dereinst ein Mädchen den Liebsten, sie halte
Dieses Büchlein, und nur, kommt er, so werfe sies weg.

81.

Wie die Winke des Mädchens, das keine Zeit hat, und eilig
Im Vorbeigehn nur freundlich mir streifet den Arm,

So vergönnt, ihr Musen, dem Reisenden kleine Gedichte,
O! behaltet dem Freund gröſsere Gunst noch bevor.

82.

Wenn in Dunst und Wolken verhüllt, die Sonne nur trübe
Stunden sendet; wie still wandeln die Pfade wir fort!
Dränget der Regen den Wandrer; wie ist uns des ländlichen Daches
Schirm willkommen! wie sanft ruht sichs in stürmischer Nacht!
Aber die Göttin kehret zurück! schnell scheuche die Nebel
Von der Stirne hinweg! gleiche der Mutter Natur.

83.

Willst du die Freuden der Liebe mit reinem Gefühle genieſsen;
O! so laſs Frechheit und Ernst ferne vom Herzen dir seyn;
Jene will Amorn verjagen, und dieser denkt ihn zu fesseln,
Siehe, da lächelt der Gott beiden das Gegentheil zu.

84.

Göttlicher Morpheus, umsonst bewegst du die lieblichen Mohne,
Dieses Auge bleibt wach, drückt mir es Amor nicht zu.

85.

Liebe flöſsest du ein und Begier, ich fühl' es und brenne,
Liebenswürdige, nun flöſse Vertrauen mir ein.

86.

Ha! ich kenne dich, Amor, so gut als einer! Da bringst du
Deine Fackel, und sie leuchtet im Dunkeln uns vor.
Aber du führest uns bald verworrene Pfade, wir brauchten
Deine Fackel erst recht, ach! und die Falsche verlischt.

87.

Eine Einzige Nacht an deinem Herzen! — das andre
Giebt sich. Es trennet uns noch Amor in Nebel und Nacht.
Ja, ich erlebe den Morgen, an dem Aurora die Freunde
Busen an Busen belauscht, Phöbus, der frühe, sie weckt.

88.

Ist es Ernst, so zaudre nicht länger, und mache mich glücklich.
Wolltest du scherzen? es sey, Liebchen, des Scherzes genug.

89.

Daſs ich schweige, verdrieſst dich? Was soll ich reden? Du merkest
Auf der Seufzer, des Blicks leise Beredsamkeit nicht.
Eine Göttin vermag der Lippe Siegel zu lösen,
Nur Aurora, sie weckt einst dir am Busen mich auf;
Ja dann töne mein Hymnus den frühen Göttern entgegen,
Wie das Memnonische Bild lieblich Geheimnisse sang.

90.

Seht, so schein ich mein Herz bald dieser Schönen, bald jener
Zuzuwerfen, doch gleich kehrt es im Fluge zurück.

91.

O! wie achtet' ich sonst auf alle Zeiten des Jahres!
Grüſste den kommenden Lenz, sehnte dem Herbste mich nach;
Aber nun ist kein Sommer, kein Winter, seitdem mich Beglückten
Amors Fittig bedeckt, ewiger Frühling umschwebt.

92.

Sage wie lebst du? Ich lebe! und wären hundert und hundert
Jahre dem Menschen gegönnt, wünscht' ich mir morgen, wie heut.

93.

Götter, wie soll ich euch danken? Ihr habt mir
alles gegeben,
Was der Mensch sich erfleht, nur in der
Regel ſast nichts.

94.

In der Dämmrung des Morgens den höchsten
Gipfel erklimmen,
Frühe den Boten des Tags grüſsen, dich
freundlichen Stern,
Ungeduldig die Blicke der Himmelsfürstin er-
warten,
Wonne des Jünglings! wie oft locktest du
Nachts mich heraus!
Nun erscheint ihr mir Boten des Morgens, ihr
himmlischen Augen
Meiner Geliebten, und stets kommt mir die
Sonne zu früh.

95.

Du erstaunest, und zeigst mir das Meer, es scheinet zu brennen,
Wie bewegt sich die Flut flammend ums nächtliche Schiff.
Mich verwundert es nicht, das Meer gebahr Aphroditen,
Und entsprang nicht aus ihr, uns eine Flamme, der Sohn?

96.

Glänzen sah ich das Meer und blinken die liebliche Welle,
Frisch mit günstigem Wind zogen die Segel dahin.
Keine Sehnsucht fühlte mein Herz, es wendet mein Auge
Nach dem Schnee des Gebirgs, rückwärts, den schmachtenden Blick.

Welche Schätze liegen mir südwärts, doch einer in Norden
Zieht, ein groſser Magnet, unwiderstehlich zurück.

97.

Ach! mein Mädchen verreist! Sie steigt zu Schiffe! — Mein König!
Aolus! mächtiger Fürst! halte die Stürme zurück!
Thörigter! ruſt mir der Gott zu, befürchte nicht wüthende Stürme,
Fürchte das Lüſtchen, wenn sanft Amor die Flügel bewegt.

98.

Arm und kleiderlos war sie, als ich das Mädchen geworben,
Damals gefiel sie mir nackt, wie sie mir jetzt noch gefällt.

99.

Oftmals hab ich geirrt, und habe mich wieder gefunden,
Aber glücklicher nie, nun ist dies Mädchen mein Glück!
Ist auch das ein Irrthum, so schont mich, ihr klügeren Götter,
Und benehmt mir ihn erst drüben am kalten Gestad.

100.

Traurig, Midas, war dein Geschick! in bebenden Händen
Fühltest du, hungriger Greis, schwere verwandelte Kost.
Lustiger geht mirs auf ähnliche Weise, denn was ich berühre
Wird mir unter der Hand gleich ein behendes Gedicht.

Gern ertrag' ich das Schicksal, ihr Musen, nur
daſs ihr mein Liebchen,
Drück' ich sie fest an die Brust, mir nicht
zum Mährchen verkehrt.

101.

Ach! mein Hals ist ein wenig geschwollen! so
sagte mein Liebchen
Aengstlich. — Stille, mein Kind, still und
vernehme das Wort:
Dich hat die Hand der Venus berührt, sie deutet dir leise,
Daſs sie das Körperchen bald, ach! unaufhaltsam verstellt,
Bald verdirbt sie die schlanke Gestalt, die zierlichen Brüstchen,
Alles schwillt nun, es paſst nirgend das neuste
Gewand.

Sei nur ruhig, es deutet die fallende Blüte dem Gärtner,
Daſs die liebliche Frucht schwellend im Herbste gedeiht.

102.

Wonniglich ist's, die Geliebte verlangend im Arme zu halten,
Wenn ihr klopfendes Herz Liebe zuerst dir gesteht.
Wonniglicher, das Pochen des Neulebendigen fühlen,
Das in dem lieblichen Schooſs immer sich nährend bewegt.
Schon versucht es die Sprünge der raschen Jugend, es klopfet
Ungeduldig schon an, sehnt sich nach himmlischem Licht.

Harre noch wenige Tage! Auf allen Pfaden des Lebens
  Führen die Horen dich streng, wie es das Schicksal gebeut.
Widerfahre dir, was dir auch wolle, du wachsender Liebling,
  Liebe bildete dich, werde dir Liebe zu Theil.

103.

Und so tändelt' ich mir, von allen Freuden geschieden,
  In der neptunischen Stadt Tage wie Stunden hinweg.
Alles was ich erfuhr, würzt' ich mit süſser Erinnrung,
  Würzt' ich mit Hoffnung, sie sind lieblichste Würzen der Welt.

Berlin.
Gedruckt bei Johann Friedrich Unger.

Muſen-Almanach

für

das Jahr 1797.

herausgegeben

von

SCHILLER.

Tr.

Tübingen,
in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung.

Universitäts-Bibliothek

59-3701

D

[5. Ex.]

Dt. Lit. / Schlesien / [illegible]

Sv 258

Calender.

Sonn- und Mondfinſterniſſe 1797.

Nach aſtronomiſcher Rechnung ſind in dieſem Jahre zwey Sonn- und zwey Mondfinſterniſſe in nachſtehender Ordnung:

Die erſte, eine bey uns unſichtbare totale Mondfinſterniſs, iſt den 9 Juni in den Mittagsſtunden. Weil ſich aber um dieſe Zeit der Mond tief unter dem Horizonte befindet, ſo iſt dieſe Finſterniſs bey uns nicht, ſondern in Amerika, dem öſtlichen Theile Aſiens, und auf dem ſtillen Weltmeer ſichtbar. Sie fängt ſich an um 10 Uhr 24 Min. und endigt ſich um 2 Uhr 2 Minuten.

Die zweyte, eine bey uns ſichtbare Sonnen- oder Erdfinſterniſs, Nachmittags, welche den 24 Juni im nordlichen Europa, Nordamerika, und um den Nordpol zu ſehen ſeyn wird. Sie fängt ſich an um 5 Uhr 26 Minuten, das Mittel oder gröſste Verfinſterung iſt um 6 Uhr 22 Minuten, und das Ende um 6 Uhr 59 Minuten. Die Gröſse an dem nördlichen Theile der Sonne beträgt 5 Zolle 56 Minuten.

Die dritte, eine bey uns ſichtbare Mondfinſterniſs, in der Nacht vom 3 bis 4 December, welche in ganz Europa, Amerika, und in dem weſtlichen Afrika zu ſehen ſeyn wird. Ihr Anfang iſt frühe um 3 Uhr 21 Minuten, der Anfang der Totalverfinſterung iſt um 4 Uhr 21 Minuten, das Mittel um 5 Uhr 11 Minuten, das Ende der Totalfinſterniſs um 6 Uhr 1 Minute und das Ende um 7 Uhr 1 Minute. Sie iſt 20 Zolle 44 Minuten.

Die vierte, eine bey uns unſichtbare kleine Sonnenfinſterniſs, den 18 December des Morgens. Sie fängt an um 5 Uhr 30 Minuten und das Ende iſt um 8 Uhr 46 Minuten.

JANUAR.

	1. Neujahr.	
1	*Sonntag*	*Chriſtus*
2	Montag	Abel, Seth
3	Dienſtag	Enoch
4	Mittwoch	Loth
5	Donnerſt.	Simeon
6	Freytag	*Heilige 3 Könige*
7	Sonnab.	Iſidorus
	2. 1 Epiphan.	
8	*Sonntag*	Ehrhard
9	Montag	Marcellin
10	Dienſtag	Paul. Einſ.
11	Mittwoch	Higynius
12	Donnerſt.	Reinhold
13	Freitag	Hilarius
14	Sonnab.	Felix
	3. 2 Epiphan.	
15	*Sonntag*	Maurus
16	Montag	Marcellus
17	Dienſtag	Anton
18	Mittwoch	Priſca
19	Donnerſt.	Potentia
20	Freitag	*Fabian Sebaſtian*
21	Sonnab.	Agnes
	4. 3 Epiphan.	
22	*Sonntag*	Vincentius
23	Montag	Emerentia
24	Dienſtag	Timotheus
25	Mittwoch	*Pauli Bekehrung*
26	Donnerſt.	Polycarp.
27	Freitag	Chryſoſt.
28	Sonnab.	Carl
	5. 4 Epiphan.	
29	*Sonntag*	Valerius
30	Montag	Adelgunda
31	Dienſtag	Virgilius

Mondsviertel.

Das erſte Viertel den 6 Jenner vor halb 9 Uhr Vormittags.

Der volle Mond den 13 Jan. um 3 Viert. auf 2 Uhr Vorm.

Das letzte Viertel d. 19 Jan. kurz nach halb 10 Uhr Vorm.

Der neue Mond den 28 nach 1 Viertel auf 3 Uhr.

Tageslänge.

1.	8 St.	0 Min.
8.	8 —	10 —
15.	8 —	22 —
22.	8 —	38 —
29.	8 —	58 —

Sonneneintritt. Den 19 in den Waſſermann.

FEBRUARIUS.

1	Mittwoch	Brigitta
2	Donnerſt.	*Mar. Reinigung*
3	Freytag	Blaſius
4	Sonnab.	Veronica
	6. 5 Epiphan.	
5	*Sonntag*	Agatha
6	Montag	Dorothea
7	Dienſtag	Reinhard
8	Mittwoch	Salomon
9	Donnerſt.	Apollonia
10	Freitag	Scholaſtic.
11	Sonnab.	Euphroſinus
	7. Septuageſima.	
12	*Sonntag*	Benigna
13	Montag	Gebhard
14	Dienſtag	Valentin
15	Mittwoch	Fauſtinus
16	Donnerſt.	Juliana
17	Freitag	Conſtant.
18	Sonnab.	Concordia
	8. Sexageſima.	
19	*Sonntag*	Suſanna
20	Montag	Victoria
21	Dienſtag	Eleonora
22	Mittwoch	*Petri Stuhlfeyer*
23	Donnerſtag	Severus
24	Freitag	*Matthias*
25	Sonnab.	Victoria
	9. Eſto mihi.	
26	*Sonntag*	Neſtorius
27	Montag	Leander
28	Dienſtag	*Faſtnacht*

Mondsviertel.

Das erſte Viertel den 4 Februar nach 3 Viertel auf 9 Uhr Nachmitt.

Der volle Mond den 11 vor 1 Viertel auf 1 Uhr. Nachm.

Das letzte Viertel den 18 um 3 Uhr Nachmitt.

Der neue Mond den 26 um 1 Viertel auf 9 Uhr Nachmitt.,

Tageslänge.

1.	9 St.	6 Min.
8.	9 —	30 — —
15.	9 —	52 — —
22.	10 —	16 — —
28.	10 —	40 — —

Sonneneintritt: Den 18. in die Fiſche.

MARTIVS.

1	Mittwoch	*Aſchermittwoch*
2	Donnerſt.	Simplicius
3	Freitag	Kunigunda
4	Sonnab.	Hadrianus
	10. *Invocavit.*	
5	*Sonntag*	Friedrich
6	Montag	Friedelinus
7	Dienſtag	Perpetua
8	Mittwoch	*Quatember*
9	Donnerſt.	Philemon
10	Freitag	Prudentia
11	Sonnab.	Micheas
	11. *Reminiſcere.*	
12	*Sonntag*	*Gregorius.*
13	Montag	*Ernſt*
14	Dienſtag	Zacharias
15	Mittwoch	Chriſtoph
16	Donnerſt.	Chriſtian
17	Freitag	Gertraut
18	Sonnab.	Conſtantin
	12. *Oculi.*	
19	*Sonntag*	Joſeph
20	Montag	Gordian
21	Dienſtag	Benedict.
22	Mittwoch	Eberhard
23	Donnerſt.	*Mitfaſten*
24	Freitag	Gabriel
25	Sonnab.	*Mar. Verkündig.*
	13. *Lätare.*	
26	*Sonntag*	Caſtulus
27	Montag	Rupertus
28	Dienſtag	Malchus
29	Mittwoch	Euſtachius
30	Donnerſt.	Guido
31	Freitag	Dethlaus

Mondsviertel.

Das erſte Viertel den 6 März halb 7 Uhr. Vormitt.

Der volle Mond den 12 vor 1 Viertel auf 11 Uhr. Vormitt.

Das letzte Viertel den 20 vor 3 Viertel auf 11 Uhr Vormittags.

Der neue Mond den 28 vor 1 Viertel an 12 Uhr Vormitt.

Tageslänge.

1.	10 St.	46 Min.
8.	11 —	12 ——
15.	11 —	38 ——
22.	12 —	4 ——
29.	12 —	31 ——

Sonneneintritt: Den 19. in den Widder
Frühl. Anfang.

APRIL.

1	Sonnab.	Hugo
14. *Judica.*		
2	*Sonntag*	Theodolus
3	Montag	Roſimunda
4	Dienſtag	Ambroſius
5	Mittwoch	Maximin.
6	Donnerſt.	Irenäus
7	Freitag	Egeſippus
8	Sonnab.	Manaſſe
15. *Palmarum*		
9	*Sonntag*	Bogislaus
10	Montag	Ezechiel
11	Dienſtag	Leo
12	Mittwoch	Julius
13	Donnerſt.	*Gründonnerstag*
14	Freitag	*Charfreytag*
15	Sonnabend	Olympius
16. *Oſterfeſt.*		
16	*Sonntag*	Aaron
17	Montag	*Oſtermontag*
18	Dienſtag	*Oſterdienſtag.*
19	Mittwoch	Hermogen
20	Donnerſtag	Sulpitius
21	Freitag	Adolarius
22	Sonnab.	Daniel
17. *Quaſimod.*		
23	*Sonntag*	Georg
24	Montag	Albert
25	Dienſtag	*Marc. Ev.*
26	Mittwoch	Anacletus
27	Donnerſt.	Joel
28	Freitag	Vitalis
29	Sonnab.	Sibilla
18. *Miſ. Dom.*		
30	*Sonntag*	Eutropius

Mondsviertel.

Das erſte Viert. den 4 April um 3 Viert. auf 2 Uhr Nachm.

Der volle Mond den 11 vor halb 11 Uhr Vormittags

Das letzte Viert. den 19 vor halb 7 Uhr Vormittags.

Der neue Mond den 26 nach halb 11 Uhr Nachmittags.

Tageslänge.

1. 12 St. 40 Min.
8. 13 — 6 — —
15. 13 — 32 — —
22. 13 — 56 — —
29. 14 — 20 — —

Sonneneintritt : Den 19 in den Stier.

MAY.

1	Montag	*Phil. Jac.*
2	Dienſtag	Sigism.
3	Mittwoch	✝ *Erfindung*
4	Donnerſt.	Florian
5	Freitag	Gotthard
6	Sonnab.	J. Pfördn.
	19. *Jubilate.*	
7	*Sonntag*	Gottfried
8	Montag	Manaſſe
9	Dienſtag	Hiob
10	Mittwoch	Gordius
11	Donnerſt.	Gangolf
12	Freitag	Charlotta
13	Sonnab.	Servatius
	20. *Cantate.*	
14	*Sonntag*	Chriſtian
15	Montag	Sophia
16	Dienſtag	Sara
17	Mittwoch	Torpetus
18	Donnerſt.	Liberius
19	Freitag	Potentia
20	Sonnab.	Athanaſ.
	21. *Rogate.*	
21	*Sonntag*	Prudent
22	Montag	Helena
23	Dienſtag	Deſidor
24	Mittwoch	Eſther
25	Donnerſt.	*Himmelf. Chriſt.*
26	Freitag	Beda
27	Sonnab.	Lucianus
	22. *Exaudi.*	
28	*Sonntag*	Wilhelm
29	Montag	Maximin
30	Dienſtag	Wigand
31	Mittwoch	Petronella

Mondsviertel.

Das erſte Viertel den 3 May nach halb 8 Uhr Nachmitt.

Der volle Mond den 10. vor 3 Viert. auf 11 Uhr Nachmitt.

Das letzte Viertel den 19 vor halb 1 Uhr Vormit.

Der neue Mond den 26. nach 1 Viertel auf 10 Uhr Vorm.

Tageslänge.

1.	14 St.	28 Min.
8.	14 —	50 ——
15.	15 —	18 ——
22.	15 —	26 ——
29.	15 —	42 ——

Sonneneintritt: Den 20. in die Zwillinge.

JUNIUS.

1	Donnerſt.	Nicodemus
2	Freitag	Marcellin
3	Sonnab.	Eraſmus
	23. Pfingſtfeſt.	
4	*Sonntag*	Carpaſius
5	Montag	*Pfingſtmontag*
6	Dienſtag	*Pfingſtdienſtag.*
7	Mittwoch	*Quatember*
8	Donnerſt.	Medardus
9	Freitag	Renatus
10	Sonnab.	Onophrius
	24. Feſt Trinit.	
11	*Sonntag*	Barnabas
12	Montag	Bogislaus
13	Dienſtag	Tobias
14	Mittwoch	Eliſäus
15	Donnerſt.	*Frohnl. Chr.*
16	Freitag	Juſtina
17	Sonnab.	Volkmar
	25. 1 Trinitatis.	
18	*Sonntag*	Arnolph
19	Montag	Gervaſius
20	Dienſtag	Sulpitius
21	Mittwoch	Achatius
22	Donnerſt.	Albanus
23	Freitag	Baſilides
24	Sonnab.	*Joh. Täuf.*
	26. 2 Trinitatis.	
25	*Sonntag*	Elogius
26	Montag	Jeremias
27	Dienſtag	7 Schläfer
28	Mittwoch	Leo
29	Donnerſt.	*Pet. Paul.*
30	Freitag	Paul. Ged.

Mondsviertel.

Das erſte Viertel den 2Junius um 1 Uhr Nachmittags.

Der volle Mond den 9. nach 12 Uhr Nachmittags.

Das letzte Viert. den 17 um 4 U. Nachm.

Der neue Mond den 24nach 5U. Nachm.

Tageslänge.

1.	15 St.	48 Min.
8.	15 —	56 — —
15.	16 —	2 — —
22.	16 —	4 — —
29.	16 —	2 — —

Sonneneintritt : Den 20. in den Krebs

Sommers - Anfang.

JULIUS.

1	Sonnab.	Theobaldus
	27. 3 Trinitatis.	
2	*Sonntag*	*Mar. Heimſ.*
3	Montag	Cornelius
4	Dienſtag	*Ulrich*
5	Mittwoch	Demetrius
6	Donnerſt.	Joh. Huſs
7	Freitag	Wilibald
8	Sonnab.	Kilian
	28. 4 Trinitatis.	
9	*Sonntag*	Cyrillus
10	Montag	7 Brüder
11	Dienſtag	Pius
12	Mittwoch	Heinrich
13	Donnerſt.	Margaretha
14	Freitag	Bonavent
15	Sonnab.	*Apoſt. Thl.*
	29. 5 Trinitatis.	
16	*Sonntag*	Ruth
17	Montag	Alexius
18	Dienſtag	Roſina
19	Mittwoch	Rufina
20	Donnerſt.	Elias
21	Freitag	Paraxedes
22	Sonnab.	*Mar. Magd.*
	30. 6 Trinitatis	
23	*Sonntag*	Apollinaris
24	Montag	Chriſtiana
25	Dienſtag	*Jacobus*
26	Mittwoch	Anna
27	Donnerſt.	Martha
28	Freitag	Panthal
29	Sonnab.	Beatrix
	31. 7 Trinitatis.	
30	*Sonntag*	Abdon
31	Montag	Germanus

Mondsviertel.

Das erſte Viertel den 1 Julius nach halb 8 Uhr Vormittags.

Der volle Mond den 9 nach 3 Viert. auf 3 Uhr Vormittags.

Das letzte Viert. den 17 kurz vor 5 Uhr Nachmittags.

Der neue Mond den 24. nach 12 Uhr Vormit.

Das erſte Viertel den 30 nach 3 Viertel auf 5 Uhr Nachm.

Tageslänge.

1.	16 St.	0 Min.
8.	15 —	52 — —
15.	15 —	42 — —
22.	15 —	26 — —
29.	15 —	8 — —

Sonneneintr.: Den 22. i. d. Löw. Hundst. Anf.

AUGUST.

1	Dienſtag	Petr. Kettf.
2	Mittwoch	Hannibal
3	Donnerſt.	Auguſt
4	Freitag	Ariſtarch
5	Sonnab.	Oswald
	32. 8 Trinitatis.	
6	*Sonntag*	*Verkl. Chriſt.*
7	Montag	Afra
8	Dienſtag	Cyriacus
9	Mittwoch	Romanus
10	Donnerſt.	Laurent.
11	Freitag	Herrmann.
12	Sonnab.	Clara
	33. 9. Trinitatis.	
13	*Sonntag*	Hypolytus
14	Montag	Bertram
15	Dienſtag	*Mar. Himmelf.*
16	Mittwoch	Rochus
17	Donnerſt.	Verona
18	Freitag	Agapetus
19	Sonnab.	Sebald
	34. 10 Trinitatis.	
20	*Sonntag*	Bernhard
21	Montag	Anaſtaſius
22	Dienſtag	Priamus
23	Mittwoch	Zachäus
24	Donnerſt.	*Bartholomaeus.*
25	Freitag	Ludwig
26	Sonnab.	Caſtor
	35. 11 Trinitatis.	
27	*Sonntag*	Gebhard
28	Montag	Auguſtin
29	Dienſtag	*Joh. Enth.*
30	Mittwoch	Benjamin
31	Donnerſt.	Rebecca

Mondsviertel.

Der volle Mond den 7 Auguſt 1 Viertel auf 7 Uhr Nachm.

Das letzte Viert. den 15. dieſes nach halb 4 Uhr Nachm.

Der neue Mond den 22 nach 1 Viert. auf 8 Uhr Vormittags.

Das erſte Viertel den 29 nach halb 6 Uhr Vormittags

Tageslänge.

1. 14 St. 2 Min.
8. 14 — 40 — —
15. 14 — 18 — —
22. 13 — 56 — —
26. 13 — 32 — —

Sonneneintritt: Den 22. in die Jungfrau.

Ende der Hundstage.

SEPTEMBER.

1	Freitag	*Egidius*
2	Sonnab.	Rahel
	36. 12 Trinitatis.	
3	*Sonntag*	Salomon
4	Montag	Moſes
5	Dienſtag	Nathanael
6	Mittwoch	Magnus
7	Donnerſt.	Regina
8	Freitag	*Mar. Geb.*
9	Sonnab.	Gorgonius
	37. 13 Trinitatis.	
10	*Sonntag*	Soſthenes
11	Montag	Proteus
12	Dienſtag	Syrus
13	Mittwoch	Maternus
14	Donnerſt.	*✝ Erhöhung*
15	Freitag	Nicodemus
16	Sonnab.	Euphemia
	38. 14 Trinitatis.	
17	*Sonntag*	Alexius
18	Montag	Titus
19	Dienſtag	Eſther
20	Mittwoch	*Quatember.*
21	Donnerſt.	*Matthäus*
22	Freitag	Mauritius
23	Sonnab.	Thecla
	39. 15 Trinitatis.	
24	*Sonntag*	*Joh. Empf.*
25	Montag	Cleophas
26	Dienſtag	Cyprianus
27	Mittwoch	Cosmus
28	Donnerſt.	Wenceslaus
29	Freitag	*Michael*
30	Sonnab.	Hieronym.

Mondsviertel.

Der volle Mond den 6 Sept. nach 3 Viert. auf 10 Uhr Vorm.

Das letzte Viert. den 14 nach halb 12 Uhr Vormittag.

Der neue Mond den 20 nach halb 4 Uhr Nachmittag.

Das erſte Viertel den 27. 1 Viertel auf 11 Uhr Nachmitt.

Tageslänge.

1.	13 St.	22 Min.
8.	12 —	56 — —
15.	11 —	30 — —
22.	12 —	4 — —
29.	11 —	38 — —

Sonneneintritt: Den 22. in die Wage.
Herbſt - Anfang.

OCTOBER.

	40. 16 Trinitatis.	
1	*Sonntag*	Remigius
2	Montag	Leodegard.
3	Dienſtag	Maximil.
4	Mittwoch	Franz
5	Donnerſt.	Aurelia
6	Freitag	Fides
7	Sonnab.	Pelagia
	41. 17 Trinitatis.	
8	*Sonntag*	Amalia
9	Montag	Dionyſius
10	Dienſtag	Charitas
11	Mittwoch	Burkhard
12	Donnerſt.	Ehrenfried
13	Freitag	Wendelin
14	Sonnab.	Calixtus
	42. 18 Trinitatis.	
15	*Sonntag*	Hedwig
16	Montag	*Gallus*
17	Dienſtag	Lucianus
18	Mittwoch	*Luc. Evang.*
19	Donnerſtag	Ferdinand
20	Freitag	Thieleman
21	Sonnabr.	Urſula
	43. 19 Trinitatis.	
22	*Sonntag*	Cordula
23	Montag	Severin
24	Dienſtag	Samuel
25	Mittwoch	Criſpin
26	Donnerſt.	Amandus
27	Freitag	Sabina
28	Sonnab.	*Sim. Jud.*
	44. 20 Trinitatis.	
29	*Sonntag*	Narciſſus
30	Montag	Theoneſtus
31	Dienſtag	*Reformations-F.*

Mondsviertel.

Der volle Mond den 6 Oct. nach 1 Uhr Vormittags.

Das letzte Viert. den 13 um 1 Viertel auf 9 Uhr Vormittags.

Der neue Mond den 20. um 2 Uhr Vorm.

Das erſte Viertel den 27. nach 3 Viert. auf 6 Uhr Nachmitt.

Tageslänge.

1. 11 St. 30 Min.
8. 11 — 8 — —
15. 10 — 42 — —
22. 10 — 16 — —
29. 9 — 54 — —

Sonneneintritt: Den 22. in den Scorpion.

NOVEMBER.

1	Mittwoch	*Aller Heil.*
2	Donnerſt.	*Aller Seel.*
3	Freitag	Gottlieb
4	Sonnab.	Otto
	45. 21 Trinitatis.	
5	*Sonntag*	Blandina
6	Montag	Leonhard
7	Dienſtag	Erdmann
8	Mittwoch	Malachias
9	Donnerſtag	Theodor
10	Freitag	*Mart. Luth.*
11	Sonnab.	*Mart. B.*
	46. 22 Trinitatis.	
12	*Sonntag*	Jonas
13	Montag	Briccius
14	Dienſtag	Levius
15	Mittwoch	Leopold
16	Donnerſt.	Ottomar
17	Freitag	Hugo
18	Sonnab.	Heſichius
	47. 23 Trinitatis.	
19	*Sonntag*	Eliſabeth
20	Montag	Amos
21	Dienſtag	*Mar. Opf.*
22	Mittwoch	Cäcilia
23	Donnerſtag	Clemens
24	Freitag	Chryſogen
25	Sonnab.	Catharina
	48. 24 Trinitatis.	
26	*Sonntag.*	Conrad
27	Montag	Buſſo
28	Dienſtag	Gunther
29	Mittwoch	Saturin
30	Donnerſtag	*Andreas*

Mondsviertel.

Der volle Mond den 4 Nov. kurz vor 3 Viertel auf 4 Uhr Nachmitt.

Das letzte Viert. den 11 nach 1 Viert. auf 4 Uhr Nachmitt.

Der neue Mond den 18 nach 1 Viert. auf 4 Uhr Nachmitt.

Das erſte Viertel den 26. nach 3 Viert. auf 3 Uhr Nachm.

Tageslänge.

1.	9 St.	42 Min.
8.	9 —	20 — —
15.	8 —	58 — —
22.	8 —	38 — —
29.	8 —	22 — —

Sonneneintritt : Den 21. in den Schützen.

DECEMBER.

1	Freytag	Longius
2	Sonnab.	Candida
	49. 1. Advent.	
3	*Sonntag*	Caſſianus
4	Montag	Barbara
5	Dienſtag	Iſrael
6	Mittwoch	Nicolaus
7	Donnerſtag	Bruno
8	Freitag	*Mar. Empf.*
9	Sonnab.	Joachim
	50. 2 Advent.	
10	*Sonntag*	Judith
11	Montag	Damaſcus
12	Dienſtag	Epimachus
13	Mittwoch	*Lucia*
14	Donnerſtag	Nicaſius
15	Freitag	Johanna
16	Sonnab.	Ananias
	51. 3 Advent.	
17	*Sonntag*	Ignatius
18	Montag	Lazarus
19	Dienſtag	Micheas
20	Mittwoch	*Quatember*
21	Donnerſtag	*Thomas*
22	Freitag	Iſaac
23	Sonnab.	Ammon
	52. 4 Advent.	
24	*Sonntag*	Adam Eva
25	Montag	*Chriſtfeſt*
26	Dienſtag	*Stephan*
27	Mittwoch	*Joh. Evang.*
28	Donnerſtag	*Unſch. Kind.*
29	Freitag	Jonathan
30	Sonnab.	David
	1. Sonntag n. Weihnachten.	
31	*Sonntag*	*Sylveſter*

Mondsviertel.

Der volle Mond den 4. Dec. kurz vor 1 Viertel auf 6 Uhr Vormittags.

Das letzte Viertel den 10. vor 11 Uhr Nachmittags.

Der neue Mond den 18. kurz vor 1 Viert. auf 7 Uhr Vormittags.

Das erſte Viertel den 26. um 11 Uhr Vormittags.

Tageslänge.

1.	8 St.	18 Min.
8.	8 —	6 — —
15.	7 —	58 — —
22.	7 —	56 — —
29.	7 —	58 — —

Sonneneintr. Den 21. in d. Steinbock. Wint. Anf.

Gedichte.

Alexis und Dora.

Idylle.

Ach! unaufhaltſam ſtrebet das Schiff, mit jedem Momente,
Durch die ſchäumende Fluth, weiter und weiter hinaus!
Lange Furchen hinter ſich ziehend, worinn die Delphine
Springend folgen, als flöh ihnen die Beute davon.
Alles deutet die glücklichſte Fahrt, der ruhige Schiffer
Ruckt am Seegel, gelind, das ſich ſtatt ſeiner bemüht;

Alle Gedanken ſind vorwärts gerichtet, wie Flaggen und Wimpel,
  Nur Ein Trauriger ſteht, rückwärts gewendet, am Maſt,
Sieht die Berge ſchon blau, die ſcheidenden, ſieht in das Meer ſie
  Niederſinken, es ſinkt jegliche Freude vor ihm.
Auch dir iſt es verſchwunden das Schiff, das deinen Alexis,
  Dir, o Dora, den Freund, dir, ach! den Bräutigam raubt.
Auch du blickeſt vergebens nach mir. Noch ſchlagen die Herzen
  Für einander, doch, ach! nun aneinander nicht mehr.
Nur Ein Augenblick war's in dem ich lebte, der wieget
  Alle Tage, die ſonſt kalt mir verſchwindenden, auf.

Nur Ein Augenblick war's, der letzte, da ſtieg mir ein Leben,
    Unvermuthet in dir, wie von den Göttern herab.
Nur umſonſt verklärſt du mit deinem Lichte den Aether,
    Phöbus, mir iſt er verhaſst dieſer alleuchtende Tag.
In mich ſelber kehr ich zurück, da will ich im ſtillen
    Wiederholen die Zeit, als ſie mir täglich erſchien.
War es möglich, die Schönheit zu ſehen und nicht zu empfinden?
    Würkte der himmliſche Reitz nicht auf dein ſtumpfes Gemüth?
Klage dich Armer nicht an! — So legt der Dichter ein Rätzel,
    Künſtlich mit Worten verſchränkt, oft der Verſammlung ins Ohr.

Jeden freut die ſeltne Verknüpfung der zierlichen Bilder,
Aber noch fehlet das Wort, das die Bedeutung verwahrt,
Iſt es endlich gefunden, dann heitert ſich jedes Gemüth auf,
Und erblickt im Gedicht doppelt erfreulichen Sinn.
Ach warum ſo ſpät, o Amor, nahmſt du die Binde,
Die du ums Aug' mir geknüpft, warum zu ſpät mir hinweg?
Lange harrte das Schiff, befrachtet, auf günſtige Lüfte,
Endlich ſtrebte der Wind, glücklich, vom Ufer ins Meer.
Leere Zeiten der Jugend! und leere Träume der Zukunft!
Ihr verſchwindet, es bleibt einzig die Stunde mir nur;

Ja ſie bleibt, es bleibt mir das Glück! ich halte dich Dora!
Und die Hoffnung zeigt, Dora, dein Bild mir allein.
Oefter ſah ich dich gehn zum Tempel, geſchmückt und geſittet,
Und das Mütterchen ging feyerlich neben dir her.
Eilig warſt du und friſch, zu Markte die Früchte zu tragen
Und vom Brunnen, wie kühn, wiegte dein Haupt das Gefäſs.
Da erſchien erſt dein Hals, erſchien dein Nacken vor allen,
Und vor allen erſchien deiner Bewegungen Maaſs.
Oftmals hab' ich geſorgt, es möchte der Krug dir entſtürzen,
Doch er hielte ſich ſtet auf dem geringelten Tuch.

Schöne Nachbarinn! ſo war ich gewohnt dich zu ſehen,
Wie man die Sterne ſieht, wie man den Mond ſich beſchaut,
Sich an ihnen erfreut, und in dem ruhigen Buſen
Nicht der entfernteſte Wunſch ſie zu beſitzen ſich regt.
Jahre! ſo gingt ihr dahin! Nur zwanzig Schritte getrennet
Waren die Häuſer und nie hab' ich die Schwelle berührt.
Und nun trennt uns die gräſsliche Woge! du lügſt nur den Himmel
Welle! dein herrliches Blau iſt mir die Farbe der Nacht.
Alles rührte ſich ſchon, da kam ein Knabe gelaufen,
An mein väterlich Haus, rief mich zum Strande hinab.

Schon erhebt ſich das Segel, ſo ſprach er, es flattert im Winde,
Und gelichtet, mit Kraft, trennt ſich der Anker vom Sand.
Komm, Alexis, o komm! da drückte der wackre Vater,
Segnend, die würdige Hand mir auf das lockige Haupt,
Sorglich reichte die Mutter ein nachbereitetes Bündel.
Glücklich kehre zurück! riefen ſie, glücklich und reich.
Und ſo ſprang ich hinweg, das Bündelchen unter dem Arme,
An der Mauer hinab, fand an der Thüre dich ſtehn
Deines Gartens, du lächelteſt mir und ſagteſt: Alexis!
Sind die lärmenden dort deine Geſellen der Fahrt?

Fremde Gegenden wirſt du beſuchen und köſtliche Waaren
Wiederbringen, und Schmuck reichen Matronen der Stadt.
Aber bringe mir auch ein leichtes Kettchen, ich will es
Dankbar bezahlen, ſchon oft hab' ich die Zierde gewünſcht.
Stehen war ich geblieben und fragte, nach Weiſe des Kaufmanns,
Erſt nach Form und Gewicht deiner Beſtellung genau.
Gar beſcheiden erwogſt du den Preiſs, da blickt ich indeſſen
Nach dem Halſe, des Schmucks unſerer Königin werth.
Immerfort tönte das Rufen der Schiffer, da ſagteſt du freundlich:
Nimm aus dem Garten noch einige Früchte mit dir!

Nimm die reifſten Orangen, die weiſsen Feigen, das Meer bringt
Keine Früchte, ſie bringt jegliches Land nicht hervor.
Und ſo trat ich herein, du brachſt nun die Früchte, geſchäftig,
Und die goldene Laſt zog das geſchürzte Gewand.
Oefters bat ich: es ſey nun genug! und immer noch eine
Schönere Frucht fiel dir leiſe berührt in die Hand.
Endlich warſt du zur Laube gekommen, da fandſt du ein Körbchen
Und die Myrthe bog, blühend, darüber ſich hin.
Schweigend begannſt du nun, geſchickt, die Früchte zu ordnen,
Erſt die Orange, die ſchwer ruht, als ein goldener Ball,

Dann die weichliche Feige, die jeder Druck ſchon entſtellet,
Und mit Myrthe bedeckt ward und geziert das Geſchenk.
Aber ich hob es nicht auf, ich ging nicht, wir ſahen einander
In die Augen und mir ward vor dem Auge ſo trüb.
Deinen Buſen fühlt ich an meinem! den herrlichen Nacken!
Ihn umſchlang nun mein Arm, tauſendmal küſst ich den Hals.
Mir war dein Haupt auf die Schulter geſunken, nun knüpften auch deine
Lieblichen Arme das Band um den Beglückten herum.
Amors Hände fühlt ich, er drückt uns gewaltig zuſammen,
Und aus heiterer Luft donnert es dreymal. Da floſs

Häufig die Thräne vom Aug' mir herab, du weinteſt, ich weinte,
Und für Jammer und Glück ſchien uns die Welt zu vergehn.
Immer heftiger riefen die Schiffer, da wollten die Füſse
Mich nicht tragen, ich rief: Dora! und biſt du nicht mein!
Ewig ſagteſt du leiſe. Da ſchienen unſere Thränen,
Wie durch göttliche Luft, leiſe vom Auge gehaucht.
Stärker rief's in dem Gäſschen, Alexis! da ſah mich der Knabe
Durch die Thüre und kam! Wie er das Körbchen empfing!
Wie er mich trieb! Wie ich dir die Hand noch drückte! zu Schiffe
Wie ich gekommen? Ich weiſs, daſs ich ein Trunkener ſchien!

Und ſo hielten mich auch die Geſellen, ſie ſchonten den Kranken,
Und ſchon deckte der Hauch trüber Entfernung die Stadt.
Ewig! liſpelteſt du, o Dora! mir ſchallt es im Ohre
Mit dem Donner des Zevs! ja! ſie ſtand neben dem Thron
Seine Tochter die Göttinn der Liebe, die Grazien ſtanden
Ihr zur Seiten! Er iſt götterbekräftigt der Bund!
O! ſo eile denn Schiff, mit allen günſtigen Winden!
Strebe mächtiger Kiel, trenne die ſchäumende Fluth!
Bringe dem fremden Hafen mich zu, damit mir der Goldſchmied,
Aus der Werkſtatt, ſogleich, reiche das himmliſche Pfand;

Warlich es ſoll zur Kette werden das Kettchen, o Dora!
Neunmal umgebe ſie dir, locker gewunden, den Hals,
Auſſerdem ſchaff ich noch Schmuck, den mannichfaltigſten, goldne
Spangen ſollen dir reichlich verzieren die Hand,
Da wetteifre Rubin und Smaragd, der liebliche Saphyr
Stelle dem Hiacinth ſich gegenüber, und Gold
Halte die herrlichen Steine, in ſchöner Verbindung, zuſammen.
O! wie den Bräutigam freut einzig zu ſchmücken die Braut!
Seh ich Perlen, ſo denk ich an dich, bey jeglichem Ringe
Kommt mir der länglichen Hand ſchönes Gebild in den Sinn.

Tauſchen will ich und kaufen, du ſollſt das ſchönſte von allem
Wählen, ich widmete gern alle die Ladung nur dir.
Doch nicht Schmuck und Juwelen allein verſchafft dein Geliebter,
Was ein häuſsliches Weib freuet, das bringt er dir auch.
Feine wollene Decken, mit Purpurſäumen, ein Lager
Zu bereiten, das uns traulich und weichlich, empfängt.
Stücke köſtlicher Leinwand. Du ſitzeſt und näheſt und kleideſt
Mich und dich und auch wohl noch ein drittes darein.
Bilder der Hoffnung, o täuſchet mein Herz! o mäſsiget, Götter!
Dieſen gewaltigen Brand, der mir den Buſen durchtobt,

Aber auch ſie verlang ich zurück die ſchmerzliche Freude,
Wenn die Sorge ſich kalt, gräſslich gelaſſen, mir naht.
Nicht der Erinnyen Fackel, das Bellen der hölliſchen Hunde
Schreckt den Verbrecher ſo, in der Verzweiflung Gefild,
Als das gelaſſne Geſpenſt mich, das mir die Schöne von Ferne
Zeiget: die Thüre ſteht wirklich des Gartens noch auf!
Und ein anderer kommt! für ihn auch fallen die Früchte!
Und die Feige gewährt ſtärkenden Honig auch ihm!
Lockt ſie auch ihn nach der Laube? und folgt er? o macht mich, ihr Götter,
Blind, verwiſchet das Bild jeder Erinnerung in mir.

Ja ein Mädchen iſt ſie! und die ſich geſchwinde dem einen
  Giebt, ſie kehret ſich auch ſchnell zu dem andern herum.
Lache nicht diesmal, o Zevs! der frechgebrochenen Schwüre!
  Donnere ſchrecklicher! triff! — halte die Blitze zurück!
Sende die ſchwankenden Wolken mir nach! im nächtlichen Dunkel
  Treffe dein leuchtender Blitz dieſen unglücklichen Maſt.
Streue die Planken umher und gieb der tobenden Welle
  Dieſe Waaren und mich gieb den Delphinen zum Raub.
Nun, ihr Muſen, genug! vergebens ſtrebt ihr zu ſchildern,
  Wie ſich Jammer und Glück wechſeln in liebender Bruſt.

Heilen könnet ihr nicht die Wunden, die Amor geſchlagen
Aber Linderung kommt einzig, ihr Guten, von euch.

Göthe.

Das Mädchen aus der Fremde.

In einem Thal bey armen Hirten
Erſchien mit jedem jungen Jahr,
Sobald die erſten Lerchen ſchwirrten,
Ein Mädchen, ſchön und wunderbar.

Sie war nicht in dem Thal gebohren,
Man wuſste nicht, woher ſie kam,
Und ſchnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abſchied nahm.

Beſeligend war ihre Nähe
Und alle Herzen wurden weit,
Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit.

Sie brachte Blumen mit und Früchte,
Gereift auf einer andern Flur,
In einem andern Sonnenlichte,
In einer glücklichern Natur.

Und theilte jedem eine Gabe,
Dem Früchte, jenem Blumen aus,
Der Jüngling und der Greis am Stabe,
Ein jeder gieng beſchenkt nach Haus.

Willkommen waren alle Gäſte,
Doch nahte ſich ein liebend Paar,
Dem reichte ſie der Gaben beſte,
Der Blumen allerſchönſte dar.

Schiller.

Pompeji und Herkulanum.

Welches Wunder begiebt ſich? Wir flehten um trinkbare Quellen
Erde! dich an und was ſendet dein Schoos uns herauf?
Lebt es im Abgrund auch? Wohnt unter der Lava verborgen
Noch ein neues Geſchlecht? Kehrt das entflohne zurück?
Griechen! Römer! O kommet und ſeht, das alte Pompeji
Findet ſich wieder, aufs neu bauet ſich Herkules Stadt.
Giebel an Giebel richtet ſich auf, der Portikus öfnet
Seine Hallen, o eilt ihn zu beleben herbey!

Aufgethan iſt das weite Theater, es ſtürze durch ſeine
Sieben Mündungen ſich flutend die Menge herein.
Mimen wo bleibt ihr? Hervor! Das bereitete Opfer vollende
Agamemnon; umher ſitze das horchende Volk.
Wohin führet der prächtige Bogen? Erkennt ihr das Forum?
Was für Geſtalten ſind das auf dem curuliſchen Stuhl?
Traget Liktoren die Beile voran! Den Seſſel beſteige
Richtend der Prätor, der Zeug' trete, der Kläger vor ihn.
Reinliche Gaſſen breiten ſich aus, mit erhöhetem Pflaſter
Ziehet der ſchmälere Weg neben den Häuſern ſich hin.

Schützend ſpringen die Dächer hervor, die zierlichen Zimmer
Reyhn um den einſamen Hof heimlich und traulich ſich her.
Oefnet die Läden geſchwind und die lange verſchütteten Thüren,
In die ſchaudrigte Nacht falle der luſtige Tag.
Siehe, wie rings um den Rand die netten Bänke ſich dehnen,
Wie von buntem Geſtein ſchimmernd das Eſtrich ſich hebt!
Heitre Farben beleben die Wand, mit blumigter Kette
Faſſet der muntre Feſton reizende Bildungen ein.
Mit beladenem Korb ſchlüpft hier ein Amor vorüber,
Emſige Genien dort keltern den purpurnen Wein

Hoch auf ſpringt die Bacchantin im Tanz, dort ruhet ſie ſchlummernd,
Und der lauſchende Faun hat ſich nicht ſatt noch geſehn.
Flüchtig tummelt ſie hier den raſchen Centauren, auf Einem
Knie nur ſchwebend, und treibt friſch mit dem Thyrſus ihn an.
Knaben! Was ſäumt ihr? Herbey! Da ſtehn noch die ſchönen Geſchirre,
Friſch ihr Mädchen, und ſchöpft in den etruriſchen Krug.
Steht nicht hier noch der Dreyfuſs auf ſchön geflügelten Sphinxen,
Schüret das Feuer! Geſchwind Sclaven! Beſtellet den Heerd!
Kauſet, hier geb ich euch Münzen vom mächtigen Titus gepräget,
Auch noch die Waage liegt hier, ſehet, es fehlt kein Gewicht.

Stecket das brennende Licht auf den zierlich gebildeten Leuchter,
Und mit glänzendem Oel fülle die Lampe ſich an.
Was verwahret dieſs Käſtchen! O ſeht, was der Bräutigam ſendet
Mädchen! Spangen von Gold, glänzende Paſten zum Schmuck!
Führet die Braut in das duftende Bad, hier ſtehn noch die Salben,
Schminke find ich noch hier in dem gehöhlten Cryſtall.
Aber wo bleiben die Männer, die Alten? Im ernſten Muſeum
Liegt noch ein köſtlicher Schatz ſeltener Rollen gehäufft.
Griffel zum Schreiben findet ihr hier und wächſerne Tafeln,
Nichts iſt verloren, getreu hat es die Erde bewahrt.

Auch die Penaten ſie ſtellen ſich ein, es ſinden ſich alle
Götter wieder, warum bleiben die Prieſter nur aus?
Den Caduceus ſchwingt der zierlich geſchenkelte Hermes
Und die Viktoria fliegt leicht aus der haltenden Hand.
Die Altäre, ſie ſtehen noch da, o kommet, o zündet
(Lang ſchon entbehrte der Gott) zündet die Opfer ihm an!

Schiller.

Das Leichtere und Schwerere.

Gutes üben iſt leicht, und Groſses leiſten noch leichter,
Eines iſt noth und iſt ſchwer: ſtandhaft das Böſe verſchmähn.

Koſegarten.

Die

Die verſchiedene Weiſe der Moral.

Auf offnem Markte mit Gebieterton
Erſchien in Herrſcherpracht der Gott Imperativus.
„Ich bin das Ich, der ächten Weisheit Sohn,
Ein Vocativ der Pflicht, des Rechts Nominativus.
Wer von der Würde wich, erzittre meinem Thron;
Ich bin der kleinſten Schuld Fiſcal-Accuſativus,
Und hinter mir dort ſteht zu Büttelſtraf' und Lohn
Ein dunkler Schluſsſtein noch, der Gott Infinitivus. — —
Doch wer biſt du“?

„Ich bin der armen Menſchheit Sohn,
Ein Flehender, der blöde Optativus,
Doch ſelbſt mein Wunſch, mein Streben wird mir Lohn:
Denn hier iſt mein Genoſs, der helfende Dativus,
Ein guter Mann". —

[illegible] „Ihm werd' ein Bettlerlohn.
Und rufet lauter aus mit Pauken und Trommeten:
Der Menſchheit Würde wird befohlen, nicht erbeten".

Vorüber zog der Lärm; die ſanfte Menſchenliebe
Mit ihren Wünſchen, ihrer Hoffnung blieb,
Und feuert' an des Herzens zarte Triebe:
„Ihr Menſchen, liebet euch und ſeyd einander lieb.

Verzeihet gern: wir müſſen Alle fehlen,
Und hofft das Beſſre ſtets: denn Hoffnung ſtärkt die Seelen.
Erwartet wenig, um ſo reichlicher zu geben;
Aufs Werthſeyn rechnet nicht; der Menſchen ganzes Leben
Statt Haben und Beſitz iſt Streben". —

Entflohen war der Lärm; ſein Trommeln war vorüber,
Die ſanfte Stimme, zart und ſchwach,
Sie tönete in Aller Herzen nach;
Mit Hoffnungen gewann der Menſch das Leben lieber.
Und jeder Wunſch, ſo leiſe man ihn ſprach,
Ging ſtrebend auf die fernſte Nachwelt über.

F.

Väterlichſter Rath.

Willſt du frey ſeyn mein Sohn, ſo lerne was rechtes und halte
Dich genügſam und ſieh niemals nach oben hinauf.

Der Biedermann.

Wer iſt der edlere Mann in jedem Stande? der immer,
Welchen Vortheil er hat, ſtets ſich zum Gleichgewicht neigt.

Würde des Kleinen.

Wiſst ihr, wie auch der Kleine was iſt? Er mache das Kleine
Recht, der Groſse begehrt juſt ſo das Groſse zu thun.

Der Würdigſte.

Wer iſt das würdigſte Glied der Regierung? Ein wackerer Bürger,
Und im deſpotiſchen Land iſt er der Pfeiler des Staats.

Der Erſte.

Wer iſt denn wirklich ein Fürſt? Ich hab es immer geſehen,
Der nur iſt wirklich Fürſt, der es vermochte zu ſeyn.

Ultima ratio.

Fehlt die Einſicht von oben, der gute Wille von unten,
Führt ſogleich die Gewalt oder ſie endet den Streit.

Wer will die Stelle.

Republiken hab ich geſehen und das iſt die beſte,
Die dem regierenden Theil Laſten, nicht Vortheil gewährt.

Zum ewigen Frieden.

Bald, kennt jeder den eigenen Vortheil und gönnet dem andern
Seinen Vortheil, ſo iſt ewiger Friede gemacht.

Zum ewigen Krieg.

Keiner beſcheidet ſich gern mit dem Theile, der ihm gebühret,
Und ſo habt ihr den Stoff immer und ewig zum Krieg.

Unterſchied.

Zweyerley Arten giebt es, die treffende Wahrheit zu ſagen,
Oeffentlich immer dem Volk, immer dem Fürſten geheim.

Urſache.

Wenn du laut den einzelnen ſchiltſt, er wird ſich verſtocken,
Wie ſich die Menge verſtockt, wenn du im Ganzen ſie lobſt.

An den Selbſtherſcher.

Du biſt König und Ritter und kannſt befehlen und ſtreiten,
Aber zu jedem Vertrag rufe den Kanzler herbey.

Der Miniſter

Klug und thätig und feſt, bekannt mit allem, nach oben
Und nach unten gewandt, er ſey Miniſter und bleib's.

Der Hofmann.

Welchen Hofmann ich ehre? den klärſten und feinſten! das andre
Was er noch ſonſt beſitzt, kommt ihm als Menſchen zu gut.

Der Rathsherr.

Ob du der klügſte ſeyſt: daran iſt wenig gelegen;
Aber der biederſte ſey, ſo wie bey Rathe, zu Hauſs.

Der Nachtwächter.

Ob du wachſt, das kümmert uns nicht, wofern du nur ſingeſt,
Singe, wie mehrere thun, ſchlafend wo möglich, dein Lied.

Göthe.

Politiſche Lehre.

Alles ſey recht, was du thuſt, doch dabey laſs es bewenden
Freund und enthalte dich ja, alles was recht iſt, zu thun.
Wahrem Eifer genügt, daſs das Vorhandne vollkommen
Sey, der falſche will ſtets, daſs das Vollkommene ſey.

Die beſte Staatsverfaſſung.

Dieſe nur kann ich dafür erkennen, die jedem erleichtert,
Gut zu denken, doch nie, daſs er ſo denke, bedarf.

An die Geſetzgeber.

Setzet immer voraus, daſs der Menſch im Ganzen, das Rechte
Will, im einzelnen nur rechnet mir niemals darauf.

Würde des Menſchen.

Nichts mehr davon, ich bitt euch. Zu eſſen gebt ihm, zu wohnen,
Habt ihr die Blöſse bedeckt, giebt ſich die Würde von ſelbſt.

Majeſtas populi.

Majeſtät der Menſchennatur! dich ſoll ich beym Haufen
Suchen? bey wenigen nur haſt du von jeher gewohnt,
Einzelne wenige zählen, die übrigen alle ſind blinde
Nummern, ihr leeres Gewühl hüllet die Treffer blos ein.

Das Ehrwürdige.

Ehret ihr immer das Ganze, ich kann nur einzelne achten,
Immer in Einzelnen nur hab ich das Ganze erblickt.

Schiller.

Klage der Ceres.

Iſt der holde Lenz erſchienen ?
Hat die Erde ſich verjüngt ?
Die beſonnten Hügel grünen,
Und des Eiſes Rinde ſpringt.
Aus der Ströme blauem Spiegel
Lacht der unbewölkte Zeus,
Milder wehen Zephyrs Flügel,
Augen treibt das junge Reis.
In dem Hayn erwachen Lieder,
Und die Oreade ſpricht:
Deine Blumen kehren wieder,
Deine Tochter kehret nicht.

Ach! wie lang iſts, daſs ich walle
Suchend durch der Erde Flur,
Titan, deine Strahlen alle
Sandt' ich nach der theuren Spur,

Keiner hat mir noch verkündet
Von dem lieben Angeſicht,
Und der Tag, der alles findet,
Die Verlorne fand er nicht.
Haſt du Zeus! ſie mir entriſſen,
Hat, von ihrem Reiz gerührt,
Zu des Orkus ſchwarzen Flüſsen
Pluto ſie hinabgeführt?

Wer wird nach dem düſtern Strande
Meines Grames Bote ſeyn?
Ewig ſtöſst der Kahn vom Lande,
Doch nur Schatten nimmt er ein.
Jedem ſelgen Aug verſchloſſen
Bleibt das nächtliche Gefild',
Und ſo lang der Styx gefloſſen,
Trug er kein lebendig Bild.
Nieder führen tauſend Steige,
Keiner führt zum Tag zurück

Ihre Thränen bringt kein Zeuge
Vor der bangen Mutter Blick.

Mütter, die aus Pyrrhas Stamme
Sterbliche gebohren ſind,
Dürfen durch des Grabes Flamme
Folgen dem geliebten Kind,
Nur was Jovis Haus bewohnet,
Nahet nicht dem dunkeln Strand,
Nur die Seligen verſchonet
Parzen, eure ſtrenge Hand.
Stürzt mich in die Nacht der Nächte
Aus des Himmels goldnem Saal,
Ehret nicht der Göttinn Rechte,
Ach! ſie ſind der Mutter Qual!

Wo ſie mit dem finſtern Gatten
Freudlos thronet, ſtieg ich hin,
Träte mit den leiſen Schatten
Leiſe vor die Herrſcherinn.

Ach ihr Auge, trüb von Zähren,
Sucht umſonſt das goldne Licht,
Irret nach entfernten Sphären,
Auf die Mutter fällt es nicht,
Bis die Freude ſie entdecket,
Bis ſich Bruſt mit Bruſt vereint,
Und zum Mitgefühl erwecket,
Selbſt der rauhe Orkus weint.

Eitler Wunſch! Verlorne Klagen!
Ruhig in dem gleichen Pfad
Rollt des Tages ſichrer Wagen,
Feſt beſtehet Jovis Rath.
Weg von jenen Finſterniſſen
Wandt' er ſein beglücktes Haupt,
Einmal in die Nacht geriſſen
Bleibt ſie ewig mir geraubt,
Bis des dunkeln Stromes Welle
Von Aurorens Farben glüht,

Iris mitten durch die Hölle
Ihren ſchönen Bogen zieht.

Iſt mir nichts von ihr geblieben,
Nicht ein ſüſs erinnernd Pfand,
Daſs die Fernen ſich noch lieben,
Keine Spur der theuren Hand?
Knüpfet ſich kein Liebesknoten
Zwiſchen Kind und Mutter an?
Zwiſchen Lebenden und Todten
Iſt kein Bündniſs aufgethan?
Nein! Nicht ganz iſt ſie entflohen,
Nein! Wir ſind nicht ganz getrennt!
Haben uns die ewig Hohen
Eine Sprache doch vergönnt!

Wenn des Frühlings Kinder ſterben,
Von des Nordes kaltem Hauch
Blatt und Blume ſich entfärben,
Traurig ſteht der nakte Strauch,

Nehm ich mir das höchſte Leben
Aus Vertumnus reichem Horn,
Opfernd es dem Styx zu geben,
Mir des Saamens goldnes Korn.
Traurend ſenk' ichs in die Erde,
Leg es an des Kindes Herz,
Daſs es eine Sprache werde
Meiner Liebe, meinem Schmerz.

Führt der gleiche Tanz der Horen
Freudig nun den Lenz zurück,
Wird das Todte neu gebohren
Von der Sonne Lebensblick,
Keime, die dem Auge ſtarben
In der Erde kaltem Schoſs,
In das heitre Reich der Farben
Ringen ſie ſich freudig los.
Wenn der Stamm zum Himmel eilet,
Sucht die Wurzel ſcheu die Nacht,

Gleich in ihre Pflege theilet
Sich des Styx, des Aethers Macht.

Halb berühren ſie der Todten
Halb der Lebenden Gebiet,
Ach ſie ſind mir theure Boten
Süſse Stimmen vom Cozyt,
Hält er gleich ſie ſelbſt verſchloſſen
In dem Schauervollen Schlund,
Aus des Frühlings jungen Sproſſen
Redet mir der holde Mund,
Daſs auch fern vom goldnen Tage,
Wo die Schatten traurig ziehn,
Liebend noch der Buſen ſchlage,
Zärtlich noch die Herzen glühn.

O ſo laſst euch froh begrüſſen
Kinder der verjüngten Au,
Euer Kelch ſoll überflieſsen
Von des Nektars reinſtem Thau.

Tauchen will ich euch in Strahlen,
Mit der Iris ſchönſtem Licht,
Will ich eure Blätter mahlen,
Gleich Aurorens Angeſicht.
In des Lenzes heiterm Glanze
Leſe jede zarte Bruſt,
In des Herbſtes welkem Kranze
Meinen Schmerz und meine Luſt.

Schiller.

Das Heilige und Heiligſte.

Was iſt heilig? das iſts, was viele Seelen zuſammen
Bindet, bänd es auch nur leicht, wie die Binſe den Kranz.
Was iſt das Heiligſte? das, was heut und ewig die Geiſter
Tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht.

Göthe.

Die Muſen.

Weinend kamen die Muſen vor Jupiters Thron mit verhüllten
Angeſichtern, und ſtanden und ſchluchzten und konnten nicht reden:
„Kinder, was iſt euch?„ erhub der ewige Vater die Stimme.
Klio, die älteſte, der Euterpe, die jüngſte, ſich anſchloſs,
Trat hervor und begann: Laſs uns bey dir im Olympus!
Vater! die Erde verdient nicht unſre ſegnenden Gaben.
Zwinge, du Guter, uns nicht mehr hinab: Wir wollen bey dir ſeyn!
Ach! es ziehet uns an der ſüſse Boden der Heimath,
Und die mildere Luft, die unſere Jugend umwehte.

Unwerth iſt der Fremde bey Fremden, wir wollen bey dir ſeyn,
Und mit Geſang und Spiel dein ewiges Leben erquicken!
Laſs die Menſchen, verkauft an ihre Bosheit und Lüſte,
Laſs ſie, ſich ſelber zum Raub, ihr Schattenleben in Nebel
Und cimmeriſcher Nacht voll trüber Schwere verhärmen"!
Und die Wolke des Ernſts ſtieg über Jupiters Aug auf:
Sollte das Erdengeſchlecht ſich gegen ſich ſelber empören?
Dies von der Rohheit herauf zu Verſtand und Sitte zu bilden,
Hab ich, unſterblich euch den Sterblichen liebend gegeben.
Habt ihr, treu dem Beruf, des Vaters Willen vollzogen?

Was wir konnten, thaten wir, Vater! wir ſuchten der Rohheit
Sie zu entreiſſen und Kunſt und Sitten den Wilden zu geben:
In der Sterblichen Thal ſind unſre Roſen gepflanzet,
Blumen ſäeten wir auf ihre ſchweigenden Gräber,
Waffnen wollten wir ſie mit unſrer himmliſchen Weisheit
Gegen die Furcht der Natur und gegen die Schrecken des Todes,
Lehren wollten wir ſie den Feind im Buſen bekämpfen,
Und erobern den Weg zu dir, Unendlicher! Viele
Söhne zeugten uns laut und nahmen die goldene Lehre
Dankbar und liebevoll auf in die freudigwillige Seele.

Manche zeugen uns noch; Ja ich bekenn' es, Kronion!
Aber die Läſterung ſperrt den Pfad den wenigen Edlern,
Und der Beſſeren Ruf verhallet vor dem Getöſe
Wilden Pöbelgeſchreys — „Worinn verklagt euch die Läſtrung"?
Uns die Lehrerinnen der ſterblichen Menſchen verſchreyt ſie
Als Erinnyen; Gift ſey unſre Lehre, wir löſen
Sitt' ,und Recht und Glück, und morden den Frieden der Menſchen,
Ja wir vernichten ſogar die Hofnungen über den Urnen;
Alſo ziſchet im Winkel nicht mehr, ſo rauſcht die Verläumdung
Durch die Straſsen am Tag mit ihrer ehernen Zunge.

Was unbändige Luſt und tolle Neigung verſchulden,
Was für Unheil der Menſch dem Menſchen ſelber bereitet,
Aufruhr, Völkerkriege mit Völkerführern, der Bürger
Wechſelmorde, den Sturz der Thronen, der Tempel Entweihung,
Alles wälzet ſie, ſelbſt die Erinnys, mit ſchuldiger Zunge
Uns Unſchuldigen zu; ſie dränget ſich frech an die Groſsen,
Stürmt in ihr furchtſames Ohr, und ruft der Gewaltigen Arme
Gegen uns auf, und Acht und Bann und Feſſeln bedräun uns.
Nein! Wir dulden es länger nicht mehr. Wir haben mit Irrthum,
Mit Unwiſſenheit oft und ihren Prieſtern gekämpfet,

Hier kämpft Bosheit uns an, und wir erliegen ihr endlich,
Wenn die getäuſchte Gewalt der Feigen den herrſchenden Arm leiht".
Klio ſchwieg, es ſchwiegen um ſie die traurenden Schweſtern,
Auch der olympiſche Fürſt ſchwieg Augenblicke; da ſtand er
Auf vom goldenen Thron und die ambroſiſchen Locken
Wehten ſäuſelnd um ihn, dann neigt' er ſein liebendes Antlitz:
„Was ihr, Selige, klagt, war meinem kundigen Auge
Nimmer verborgen; Es herrſcht durch das Vergangne, das Nahe
Und das Künftige! Traget des Schickſals Willen geduldig,
Gleichet dem Vater an Güte, wie ihr in Weisheit ihn nachahmt.

Schmäht Unwiſſenheit euch, ſo ſchmäht ſie ſelber den groſsen
Vater der Weisheit in euch, und wäre ſie Bosheit — verzeiht ihr!
Schmähungen reichen nimmer an meine unſterbliche Scheitel.
Kehret zur Erde zurück, mitleidige Göttinnen, ſühnet
Die Verirrten euch aus durch ſtille duldende Liebe,
Um der Beſſeren Willen, der Treuen, kehret zurücke!
Um der Schlimmeren willen, der Läſterer, kehret zurücke,
Und erhaltet durch Treu, durch ſüſse Liebe die Freunde,
Und gewinnet durch Lieb' und durch Verzeihung die Feinde!
Geht! Mein Segen mit euch! und ſät in die Zeiten der Zukunft

Guten

Guten Saamen, es reift das Gute, das Groſse nur langſam,
Aber es reift gewiſs zur herrlich erquickenden Aernte!

Conz.

Jetzige Generation.

War es ſtets ſo wie jetzt? Ich kann das Geſchlecht nicht begreifen,
Nur das Alter iſt jung, ach! und die Jugend iſt alt!

Falſcher Studiertrieb.

O wie viel neue Feinde der Wahrheit! Mir blutet die Seele,
Seh' ich das Eulengeſchlecht, das zu dem Lichte ſich drängt.

Schiller.

Macht der Liebe.

Nach dem Spaniſchen.

Liebe wechſelt Berg und Thale,
Machet Höhn und Tiefen gleich,
Dieſe Flur zum Götterſaale,
Jenen Hain zu Paphos Reich.
Wer geliebet wird und liebte,
Schäfer oder Schäferinn,
König dünkt ſich der Geliebte,
Die Geliebte Königinn.

Welch ein Ton von zarten Saiten
Singet meinen Tönen nach?
Sind es Geiſter? Sie begleiten
Mich mit ihrem Wunſch und Ach.
„Warum wurden wir betrübet?
Fühleten wir nicht mit Euch?
Liebt, ſo werdet ihr geliebet,
Gleichgefühl iſt Gottes Reich".

Steiget nieder zu dem Thale,
Kalte Höhen, dürr' und reich.
Macht die Flur zum Götterſaale,
Gebet und genieſst zugleich.
Liebe kränzet nur mit Myrthen;
Doch im ſeligſten Gewinn
Wird der König gern zum Hirten,
Die Sultane Schäferinn.

T.

Jugend.

Einer Charis erfreuet ſich jeder im Leben, doch flüchtig,
Hält nicht die Himmliſche ſie, eilet die Irrdiſche fort.

Quelle der Verjüngung.

Glaubt mir, es iſt kein Mährchen, die Quelle der Jugend, ſie rinnet
Wirklich und immer, ihr fragt wo? In der dichtenden Kunſt.

Schiller.

Der Wechſel der Dinge.

Ein Echo. Nach dem Spaniſchen.

Verſchwunden iſt ſie meinem Blick;
Werd ich ſie wiederſehn?
„Verſchwunden iſt ſie dir zum Glück;
Du wirſt ſie wiederſehn.
Freuden und Leiden, wie wechſelt ihr ſo? —
„Es wechſeln die Freuden
Zu mildern die Leiden;
Sei froh! Sei froh".

Oft werd' ich wenden meinen Blick:
Warum iſt ſie nicht hier?
„Dann rufet dir der Hain zurück:
Sie kehret neu zu dir".
Freuden und Leiden, wie wechſelt ihr ſo? —
„Es wechſeln die Leiden
Zu ſchöneren Freuden;
Sei froh! ſei froh!

W.

Die Harmonie der Sphären.

Horch wie orgelt, wie brauſst die Aeolsharfe der Schöpfung!
Droben und drunten und rings tönet ihr bebendes Gold.
Helios Flammengeſchoſs, Selenens ſilberner Bogen,
Heſperus Strahlengeſpann klirren im ſphäriſchen Tanz.
Heilige Lyra, dein Hauch beflügelt den feſtlichen Reigen,
Singend ſteiget, es ſinkt ſingend der himmliſche Schwan,
Melodieen entwehn dem Flügelſchwunge des Adlers,
Auf der olympiſchen Bahn ſchmettern die Wagen daher.

Wie der Harmonika Glocken erklingen die Schalen der Waage,
Katarakten gleich brauſst aus der Urne der Strom.
Donnernder ſtrudelt daher der Orellana des Himmels,
Zürnend erhebt ſich, ergrimmt faſſet Orion den Schild,
Schüttelt den funkelnden, klopft in die tauſendbuklige Wölbung,
Sendet melodiſchen Sturm durch die unendliche Nacht.
Freundliche Erde, du ſchwebſt im Ringelreihen der Welten
Leiſ' und linde, doch nicht tonlos noch ſeellos dahin.
Zunge wurde dem Wald, dem Blättchen Athem gegeben,
Stimme dem ſchwätzenden Quell, Sprache dem rieſelnden Bach,

Liebe wirbelnd begrüſst Bardale den röthlichen Morgen,
  Der ambroſiſchen Nacht klaget Aeodi ihr Leid,
Von der Akkorde Fluthen ergriffen, erbebet des Menſchen
  Zartbeſaytetes Herz hinter der wölbenden Bruſt.
Siehe, die Bebungen ſchwellen zu Lauten, die Laute zur Rede,
  Horch, in ſüſſem Geſang flieſset die Rede dahin.
Welcher Finger berührt die Harmonikaglocken der Schöpfung?
  Welchem beſeelenden Hauch zittern die Saiten des All?
Groſser Harfner, dir tönt der Welten feyrender Hymnus,
  Hauchender Odem, dir ſchwillt heiſser und höher das Herz.

Sey mein Leben ein tönendes Lied! Im Päan der Sphären
Schmelz' es, ein reiner Akkord, ſanft und melodiſch dahin!

Koſegarten.

Der Aufpaſſer.

Strenge wie mein Gewiſſen bemerkſt du, wo ich gefehlet;
Darum hab' ich dich ſtets wie — mein Gewiſſen geliebt.

Schiller.

Der Freund.

Dieſer iſt mir der Freund, der mit mir Strebenden wandelt,
Lädt er zum Sitzen mich ein, ſag ich ihm dieſsmal: Leb wohl!

Göthe.

Andenken.

Athmet von Lüftchen bewegt, die Linde mit ſtillem Geſäuſel,
Wähn'ich, es beb' um mich, leiſe dein zärtlicher Laut.
Seh' ich von fern ein Gewand, an Farbe ähnlich dem deinen,
Zuckt mir ein lieblicher Schreck ſchauernd durch Mark und Gebein.
Zeichnet mit Roſengewölk der Tag die beginnende Laufbahn,
Stralet der Aether ſo blau, denk' ich: es wäre wohl ſchön,
Heut' in der freien Natur, in himmliſch blühenden Lauben
Frölich beiſammen zu ſeyn, ach! mit dem lieblichen Freund!

Dämmert der Abend ſo mild, und wandelt durch duſtige Wolken
Ihren Geliebten zu ſehn, Luna, mit thauigem Blick,
Schimmern die Sterne herab, in ſchweigender, ewiger Klarheit,
Tauch' ich mich, einſam und ſtill, gern in die Kühlung der Nacht,
Denke deiner, bewegt, und ſeufze mit liebender Sehnſucht:
Wehet, ihr Lüfte, o weht ſeine Gedanken mir zu!
Sieh', es umringet mich ſo dein Bild in lieblichen Träumen,
Biſt du dem Auge gleich fern, ewig dem Herzen doch nah.
Seliger Ahnung getreu, liebt dich die Freundinn in Allem,
Wie ſie, in ſchönerer Zeit, Alles einſt liebte in dir.

Sophie Mereau.

Die Geſchlechter.

Sieh in dem zarten Kind zwey liebliche
Blumen vereinigt,
Jungfrau und Jüngling, ſie deckt beyde
die Knoſpe noch zu.
Leiſe löſt ſich das Band, es entzweyen ſich
zart die Naturen,
Und von der holden Schaam trennet
ſich feurig die Kraft.
Gönne dem Knaben zu ſpielen, in wilder
Begierde zu toben,
Nur die geſättigte Kraft kehret zur Anmuth zurück.
Aus der Knoſpe beginnt die doppelte Blume
zu ſtreben,
Köſtlich iſt jede, doch ſtillt keine dein
ſehnendes Herz.

Reizende Fülle ſchwellt der Jungfrau blühende Glieder,
Aber der Stolz bewacht ſtreng wie der Gürtel den Reiz.
Scheu wie das zitternde Reh, das ihr Horn durch die Wälder verfolget,
Flieht ſie im Mann nur den Feind, haſſet noch, weil ſie nicht liebt.
Trotzig ſchauet und kühn aus finſtern Wimpern der Jüngling,
Und gehärtet zum Kampf ſpannet die Sehne ſich an.
Fern in der Speere Gewühl und auf die ſtäubende Rennbahn
Ruft ihn der lockende Ruhm, reiſst ihn der brauſende Muth.
Jetzo Natur beſchütze dein Werk! Auseinander auf immer
Fliehet, wenn Du nicht vereinſt, feindlich, was ewig ſich ſucht.

Aber da biſt du, du mächtige ſchon, aus dem wildeſten Streite
Rufſt du der Harmonie göttlichen Frieden hervor.
Tief verſtummet die lermende Jagd, des rauſchenden Tages
Toſen verhallet und leis ſinken die Sterne herab.
Seufzend flüſtert im Winde das Rohr, ſanft murmeln die Bäche,
Und mit melodiſchem Lied füllt Philomela den Hayn.
Was erreget zu Seufzern der Jungfrau ſteigenden Buſen?
Jüngling, was füllet den Blick ſchwellend mit Thränen dir an?
Ach ſie ſuchet umſonſt, was ſie ſanft anſchmiegend umfaſſe,
Und die ſchwellende Frucht beuget zur Erde die Laſt.

Ruhelos ſtrebend verzehrt ſich in eigenen Flammen der Jüngling,
  Ach, der brennenden Glut wehet kein lindernder Hauch.
Siehe, da finden ſie ſich, es führet ſie Amor zuſammen,
  Und dem geflügelten Gott folgt der geflügelte Sieg.
Göttliche Liebe, du biſts die der Menſchheit Blumen vereinigt,
  Ewig getrennt, ſind ſie doch ewig verbunden durch dich.

Schiller.

Der Naturkreis.

Alles, du ruhige, ſchlieſst ſich in deinem Reiche, ſo kehret
  Auch zum Kinde der Greis, kindiſch und kindlich, zurück.

Schiller.

Königin Kobold.

Bündiſche der Geiſterſtaaten,
Nie geſehn und oft errathen,
Mitternächtlich eingehüllet,
Daſs ihr euren Dienſt erfüllet,
Horchet, über Sumpf und Ried
Ladet euch der Unken Lied.
Reif zum Lohn und reif zu Strafen
Seht des Staubes Töchter ſchlafen:
Eilt darum auf ſichern Wegen
Ernſtem Richteramt entgegen;
Sind doch eurem Talisman
Schloſs und Riegel unterthan.
Trefft ihr ſchmuzig Küch' und Keller,
Schlecht geſcheuert Napf und Teller,
Müſst aus ungebrauchtem Beſen
Schlanke Ruthen ihr erleſen:
Die der Arbeit frech entſagt,
Schmecke bald, wie Zucht behagt.

Aber die ſich nicht geleget
Eh das Haus ſie rein gefeget,
Sollt ihr mit der Laſt verſöhnen,
Und im Kuſs die Wange ſchönen:
    Ihres harten Lagers Raum
    Wandelt um in weichen Flaum!
Zu den kommenden Geſchäften
Stärket ſie mit friſchen Kräften,
Auch verleihet beim Entweichen
Der Begünſtigten ein Zeichen:
    Fährt ihr Fuſs den Schuh hinein,
    Lieg' ein blanker Groſchen drein.
Habt ihr dem Beruf genüget,
Bös' und Gutes rings verfüget,
Soll die goldenſte der Aehren
Für uns alle Brod gewähren,
    Hält ein Halm den Thautrank friſch,
    Und ein Pilz baut unſern Tiſch.
Süſſes Hirn der kleinen Meiſe,
Schneckenmark iſt unſre Speiſe,

Wohlvertheilt auf Bohnenſchalen,
Gargekocht von Irrlichtsſtrahlen:
Dampft das liebliche Gericht,
Neiden wir die Götter nicht.
Sind die Gäſte halb berauſchet,
Wird das Mahl mit Tanz vertauſchet;
Mücke, Flieg' und Grille ſingen,
Weil wir auf und nieder ſchwingen:
Ob der Mond den Schein verlor,
Leuchte Feuerwurm uns vor.
Ungeknikt vom leichten Tritte
Birgt kein Raſen Spur der Schritte,
Doch das Thor von uns durchzogen
Spiegelt ſich im Regenbogen,
Und der Kreis, den wir geweiht,
Bleibt das Jahr von Froſt befreit.

Meyer.

An Auroren.

O zögre noch, holdſeligſte der Schönen,
Aurora, laſs die Thräne dich verſöhnen,
Die Thräne, die dir reine Liebe weiht.
Wenn du in deines grauen Tithons Armen
Zu früh' erwachſt, ſo weile; hab' Erbarmen,
Für uns, für uns iſt es zu frühe Zeit.
Die keuſche Luna blickt von ihrem Throne
Gefällig noch, und gönnt Dionens Sohne
Ihr ſanftes Licht der Herzvertraulichkeit.

„Und komm' ich denn, um euer Glück zu ſtören?
Beneidend komm' ich euer Glück zu mehren,
Und ſag': es iſt nicht geſtern, es iſt heut.
Mit neuer Liebe komm' ich euch zu krönen,
Und gebe Blumen, Jünglingen und Schönen
Erfriſchend ſie, der Morgenröthe Kleid"; —

— O Mahlerinn Aurora, weile, weile!
Den Liebenden zu ihrem ſchönſten Theile
Sei nie ein Geſtern; ſei ein ewig Heut".

O.

Der epiſche Hexameter.

Schwindelnd trägt er dich fort auf raſtlos ſtrömenden Wogen,
Hinter dir ſiehſt du, du ſiehſt vor dir nur Himmel und Meer.

Das Diſtichon.

Im Hexameter ſteigt des Springquells ſilberne Säule,
Im Pentameter drauf fällt ſie melodiſch herab.

Die achtzeilige Stanze.

Stanze, dich ſchuf die Liebe, die zärtlich ſchmachtende. Dreymal
Flieheſt du ſchamhaft und kehrſt dreymal verlangend zurück.

Schiller.

Muſen und Grazien in der Mark.

O wie iſt die Stadt ſo wenig,
Laſst die Maurer künftig ruhn,
Unſre Bürger, unſer König
Könnten wohl was beſſers thun.
Ball und Oper wird uns tödten,
Liebchen! komm auf meine Flur,
Denn beſonders die Poeten
Die verderben die Natur.

O wie freut es mich, mein Liebchen,
Daſs du ſo natürlich biſt;
Unſre Mädchen, unſre Bübchen
Spielen künftig auf dem Miſt!
Und auf unſern Promenaden
Zeigt ſich erſt die Neigung ſtark,
Liebes Mädchen, laſs uns waten,
Waten noch durch dieſen Quark.

Dann im Sand uns zu verliehren,
Der uns keinen Weg verſperrt!
Dich den Anger hin zu führen,
Wo der Dorn das Röckchen zerrt!
Zu dem Dörfchen laſs uns ſchleichen,
Mit dem ſpitzen Thurme hier;
Welch ein Wirthshaus ſonder gleichen!
Trocknes Brot und ſaures Bier!

Sagt mir nichts von gutem Boden,
Nichts vom Magdeburger Land!
Unſre Saamen, unſre Todten,
Ruhen in dem leichten Sand.
Selbſt die Wiſſenſchaft verliehret
Nichts an ihrem raſchen Lauf,
Denn bey uns, was vegetiret,
Alles keimt getrocknet auf.

Geht es nicht in unſerm Hofe
Wie im Paradieſe zu?

Statt der Dame, ſtatt der Zoſe
Macht die Henne Glu! glu! glu!
Uns beſchäftigt nicht der Pfauen,
Nur der Gänſe Lebenslauf;
Meine Mutter zieht die grauen,
Meine Frau die weiſsen auf.

Laſst den Witzling uns beſticheln!
Glücklich! wenn ein deutſcher Mann,
Seinem Freunde, Vetter Micheln,
Guten Abend bieten kann.
Wie iſt der Gedanke labend!
Solch ein Edler bleibt uns nah!
Immer ſagt man: geſtern Abend
War doch Vetter Michel da.

Und in unſern Liedern keimet
Sylb' aus Sylbe, Wort aus Wort,
Ob ſich gleich auf deutſch nichts reimet,
Reimt der Deutſche dennoch fort.

Ob es kräftig oder zierlich,
Geht uns ſo genau nicht an;
Wir ſind bieder und natürlich,
Und das iſt genug gethan.

Göthe.

Das Geſchenk.

Ring und Stab! O ſeid mir auf Rheinweinflaſchen willkommen!
Ja wer die Schaafe ſo tränket, der heiſst mir ein Hirt!
Dreymal geſegneter Trank! Dich gewann mir die Muſe, die Muſe
Schickt dich, die Kirche ſelbſt drückte das Siegel dir auf.

Schiller.

Grabſchrift.

Freuſt du dich deines Lebens, o Wandrer, ſo ſoll es mir lieb ſeyn,
Auch ich lebte, auch ich hab mich des Lebens gefreut.

D.

Die Göttergabe.

Hört, mit welcher holden Gabe
Mich die Liebe jüngſt beglückt.
Wenn ich nie entzückt geſungen habe,
Sing' ich jetzt von ihr entzückt.

Amor, als im ſchönſten Liede
Ich des Gottes Siege ſang,
Trat zu mir und bot mit Gruſs und Friede,
Was er hatte, mir zum Dank.

„Amor, ſprach ich, deine Schwingen,
Und dein Köcher und dein Pfeil
Sollen fürder keinen Sieg mir bringen,
Seit mir Chloe ward zu Theil.

Keine Herzen mehr verwunden
Will ich, bleibet Sie nur mein.
Alle meines Lebens Tag' und Stunden
Will ich ihr Gefangner ſeyn.

Deine Fackel? ach die Liebe
Fliehet ein zu helles Licht.
Wie? wenn Chloe mir nicht Chloe bliebe?
Amor, nein! Die Fackel nicht! —

„Nun, du Sohn der Täuſchereien,
Nimm die Binde dann von mir;
Mehr als Alles wird ſie dich erfreuen,
Vieles ſchenk' ich dir mit ihr.

Süſsen Trug und holdes Wähnen,
Das für mehr als Wahrheit gilt,
Und ein immer wachſend neues Sehnen,
Das die Seele hebt und füllt.

Schill. Muſ. Alm. 1797.

Träume ſind in ihr verborgen,
Freund, du kenneſt ſie noch kaum.
Hoffnungen, mit jedem neuen Morgen
Dir ein neuer Jugendtraum.

Weiſe Blindheit, nicht zu ſehen,
Was du froh nicht ſehen willt:
Nüchternheit, nicht Fehler aufzuſpähen,
Die der Liebreiz dir verhüllt.

Schonung lieget in der Binde,
Ruh und Warten und Geduld —
Nimm ſie, und ſei ſelig gleich dem Kinde,
Oder — es iſt deine Schuld.

Seit mit dieſer Göttergabe
Amor mich zum Gott entzückt,
Iſt ſie wechſelnd mein' und Chloens Habe,
Und wir tragen ſie beglückt.

W.

Arkona *).

Die Sonne neigte ſich. Zu athmen nach der Schwüle
Und nach der Laſt des Tags in friſcher Abendkühle
Entriſs ich lechzend mich der Mauren dumpfem Brand,.
Und wanderte hinab zum ſchöngebognen Strand.
Kein Lüfftchen kräuſelte des Meeres Spiegelglätte,
Der Seehund ſonnte ſich auf dem granitnen Bette
Die Taucher plätſcherten, es ſcherzten Möw' und Schwan
Im lauen Ozean.

---

*) Rügens und des ganzen Deutſchlands äuſſerſtes n. o. Vorgebürge. Jahrhunderte lang die erſte Feſte mehrerer ſlaviſchen Völker und der Hauptſitz des Nationalgottesdienſtes im deutſchen und ſcandinaviſchen Norden.

Und tiefer ſank die Sonn'. Getaucht in Roſengluthen,
Beſpühlt den rauhen Fuſs mit düſtergrünen Fluthen,
Lagſt du, der Väter Stolz, der alten Rugia
Geprieſnes Capitol, Arkona, thürmend da.
Ich nahte mich, erklomm des Burgrings ſchroffe Zacken,
Beſchritt mit kühnem Fuſs des heilgen Hügels Nacken,
Und ſchaute ſchrankenlos fern über Land und See,
Ins Unermeſsliche.

Wie ſchwoll die Bruſt, wie ſchlug in immer raſchern Schlägen
Dem ungemeſsnen Raum das kranke Herz entgegen,
Den lautern Aetherſtrom, ſo labend, friſch und rein,

Wie lüſtern ſchlürften ihn der Lunge Röhren ein!
Der eingepreſsten Bruſt entſtürzten Felſenblöcke,
Dem zugeſchnürten Aug' entrollten Bind' und Decke,
Der Heimath eingedenk, entſchwang das edle Ich
Des Stoffes Banden ſich.

Und tiefer ſank die Sonn, von ihrem letzten Strahle
Erglüheten die grauen Heldenmaale *)
Noch warf die Liebende des Abſchieds milden Blick,
Den Blick des Lebewols auf ihre Welt zurück.
Ein magiſch Licht umſchwamm die ſchimmernde Muſive

---

*) Die Hünen- oder Rieſengräber am Strand.

Der Landſchaft, ſanft verſchmolz in blauer Perſpective
Die Ferne, rings umfloſs Arkonens Hochaltar
Ein heilig Dunkelklar.

Noch ſtand ich aufgelöſst in ahndungstrunknes Staunen,
Da hört' ichs mir ins Ohr, wie Geiſtgeflüſter raunen:
„Knie nieder und bet' an"! Ich ſank ins ſalbe Moos,
Und alſo rang es ſich aus meinem Innern loſs:
„O du — wie nenn ich dich, dem alle Buſen wallen,
Und alle Herzen glühn, und alle Zungen lallen —
Zeus, Tien, Manitou, Allſader, Brama, Foh
Eloah, Allah, O! *)".

---

*) O! iſt der einzige Laut, mit dem die Nodoweſſiren das höchſte Weſen zu begrüſſen wagen.

„Sey, wer du ſeyſt — du biſt! Ja, Weſen, aller Weſen,
Ich glaube, daſs du biſt. Ich glaub', und bin geneſen.
Ruhlechzend lehnt an dir der grübelnsmüde Geiſt,
Den raſtlos der Begriff in ewgem Wirbel reiſst.
Mag gleich dein Wie? und Wo? kein Syllogism erklügeln,
Kein Seherblick erſpähn, kein Vedam uns entſiegeln,
Mag ſchwärmen der Epopt, mag ſpötteln der Sophiſt,
Ich glaube, daſs du biſt".

„Es zeuget, daſs du ſeyſt, der göttliche Gedanke,
Der jeden Zwang verſchmäht, und ſpottet jeder Schranke,

Den Himmel jezt erfliegt, zur Tiefe dann ſich ſenkt,
Das All, ſein eigen Ich, und Dich, du Ewger, denkt.
Die innre Stimme zeugts, die nimmer ſchweigt noch heuchelt,
Die nie dem Triebe frohnt, und nie den Lüſten ſchmeichelt,
O Du, der heilig iſt, o du, der ſelig iſt,
Ich glaube, daſs du biſt"!

So rufend ſchaut' ich auf, und ſieh, des Spatroths Gluthen
Erblaſsten. Schwer und tief hing auf die ſchwarzen Fluthen
Und auf den Dünenſchnee ein Trauerflor herab,
Noch war die Schöpfung ſtill und lautlos wie ein Grab.
Jezt rauſcht es fern, der Sturm erwacht, die Wogen grollen,

Es blizt aus Süd' und Weſt, aus Süd' und Weſten rollen
Die Donner, dumpf erklingt die hohe Uferwand,
Dumpf Jasmunds Rieſenſtrand *).

Und reiſſend wie ein Pfeil, geſchnellt vom eibnen Bogen,
Kam, von Verderben ſchwer, das Wetter angeflogen,
In wildem Aufruhr gohr die Luft, die See, das Land,
Die Brandung geiſſelte den ſchaumbeſprüzten Strand,
Der dicken Nacht entſchoſs ein Knäuel weiſſer Flammen,
Ein friedlich Dörflein ſank in Schutt und Graus zuſammen,

---

*) Die hohen waldigten Ufer der Halbinſel Jasmund, welche Arkona gegenüber liegen.

Der Hagel ſchlug die Saat, und ein entmaſtet Schiff
Zerſchellt' am Felſenriff.

Und durch den lauten Sturm, und durch der Donner Dröhnen
Erſcholl der Schrey der Angſt, des Jammers dumpfes Stöhnen,
Mich wehten Schauder an, mich faſste blizgeſchwind,
Und ſchüttelt' Hünenſtark der Zweifel Wirbelwind.
Geſtemmt auf meinen Grimm ſchaut' ich mit bitterm Hohne
Und frevelm Troz empor zum blizumſchoſsnen Throne
Des Donnerſchleuderers, und rief mit frechem Spott:
„Thor, wo iſt nun dein Gott"?

So wird dem Strom ein Kahn, ſo ward ich dir zum Raube
Erinnys Zweifelſucht! Erſchüttert war mein Glaube,
Geſtaltlos grauſste mich die Schöpfung, ein Tyrann
Der Schöpfer, kalt und ſtarr ein eiſern Fatum an.
Zwo ſchwarze Stunden flohn. Jezt war der Blizze Feuer
Erſchöpft, zerriſſen war des Himmels Wolkenſchleier,
Und über mir erſchien in hehrer ſtiller Pracht
Die vollgeſtirnte Nacht.

Wie ſtrudelte, wie wogt' aus unausdenkbarn Fernen
Der Orellanaſtrom von Sonnen, Monden, Sternen!
Wie äugelte ſo mild aus dem ſaphirnen Guſs
Die weiſſe Azimech, der rothe Regulus!

Es drängte Welt an Welt, es rollte Sonn' an Sonne,
Ein heiliges Gewühl von Leben, Glanz und Wonne,
Es lag das groſse All ſtillfeirend, liebewarm
In ſeines Vaters Arm.

Da ward das Herz mir weich. Es ſchmolz in ſüſſes Sehnen,
Das Auge lezte ſich an wolluſtreichen Thränen.
Zu hoher Freudigkeit erwuchs das kalte Graun;
Der ſcheue Sklavenſinn zu kindlichem Vertraun.
„O Vater, rief ich aus, o du, in deſſen Armen
Der Engel und der Wurm, und Menſch und Milb' erwarmen,
Dir ſinkt dein reuig Kind mit gramgemiſchter Luſt
An die verſöhnte Bruſt.

Neukräftig ſtieg ich nun herab vom Prüfungshügel,
Im Oſten wehten ſchon des Morgens Saffranflügel,
In hochzeitlichem Schmuck lag feyrend die Natur,
Das Meer ein Amethyſt, und ein Smaragd die Flur.
Am trümmervollen Strand, im Schutt verbrannter Hütte,
Trat ich ein Retter auf in der Verarmten Mitte
Ich träufl' in ihren Kelch des Mitleids Honigſeim,
Und ging getröſtet heim.

Koſegarten.

Der Homeruskopf als Siegel.

Treuer alter Homer! dir vertrau ich das zarte Geheimniſs,
Um der Liebenden Glück wiſſe der Sänger allein.

Schiller.

Der Entſchluſs, nicht zu lieben.

Ich liebte ſie; ſie konnte mich vergeſſen;
Und ich, beynahe ſelbſt vergaſs ich ſie.
Soll ichs aufs neue jetzt die Laufbahn meſſen?
Nein, Amor, nein! Ich lieb', ich liebe nie.

„Wie? ſprach der Gott, und wenn ſie wiederkehrte,
Ganz Grazie und Reiz und Harmonie,
Und ihren Trug und deinen dir erklärte"? —
Nein, Amor, nein! Ich lieb', ich liebe nie.

Themire kam. Wie ſoll ich ſie mir nennen?
Dione, Pallas, Svada, Sympathie?
Ich hörte ſie; mein Herz fing an zu brennen —
Unſelig Herz, ich lieb', ich liebe nie.

„So darfſt du ſie doch ehren, ſprach die Liebe,
Komm unter meinen Schutz; du liebeſt nie".—
Ich folgete dem ſchlauen Herzensdiebe,
Und ach! ich lieb, auf ewig lieb' ich ſie.

U.

Die Schwäne.

Glückliche Vögel, euch trägt ein unermüdlicher Fittig
Fern vom gefrierenden Pol in den erlauenden Süd!
Ewig wäreſt du, Pſyche, an dieſes Zemblageſchmiedet?
Pſyche, dein Tinian winkt! Schwinge den Fittich und fleuch!

Koſegarten.

Der Genius mit der umgekehrten Fackel.

Lieblich ſieht er zwar aus mit ſeiner erloſchenen Fackel,
Aber, ihr Herren, der Tod iſt ſo aeſthetiſch doch nicht.

Schiller.

Macht des Weibes.

Mächtig ſeyd ihr, ihr ſeyds durch der Gegenwart ruhigen Zauber,
    Was die ſtille nicht wirkt, wirket die rauſchende nie.
Kraſt erwart' ich vom Mann, des Geſetzes Würde behaupt' er,
    Aber durch Anmuth allein herrſchet und herrſche das Weib.
Manche zwar haben geherrſcht durch des Geiſtes Macht und der Thaten,
    Aber dann haben ſie dich, höchſte der Kronen, entbehrt.
Wahre Königinn iſt nur des Weibes weibliche Schönheit;
    Wo ſie ſich zeige, ſie herrſcht, herrſchet bloſs weil ſie ſich zeigt.

Schiller.

Tugend des Weibes.

Tugenden brauchet der Mann, er ſtürzet ſich wagend ins Leben,
Tritt mit dem ſtärkeren Glück in den bedenklichen Kampf.
Eine Tugend genüget dem Weib, ſie iſt da, ſie erſcheinet,
Lieblich dem Herzen, dem Aug' lieblich erſcheine ſie ſtets.

Weibliches Urtheil.

Männer richten nach Gründen, des Weibes Urtheil iſt ſeine
Liebe; wo es nicht liebt, hat ſchon gerichtet das Weib.

Forum des Weibes.

Frauen richtet mir nie des Mannes einzelne Thaten,
Aber über den Mann ſprechet das richtende Wort.

Das weibliche Ideal.

An Amanda.

Ueberal weichet das Weib dem Manne, nur in dem höchſten;
Weichet dem weiblichſten Weib immer der männlichſte Mann.
Was das höchſte mir ſey ?. Des Sieges ruhige Klarheit,
Wie ſie von deiner Stirn holde Amanda mir ſtrahlt.
Schwimmt auch die Wolke des Grams um die heiter glänzende Scheibe,
Schöner nur mahlt ſich das Bild auf dem vergoldeten Duft.
Dünke der Mann ſich frey! Du biſt es, denn ewig nothwendig
Weiſst du von keiner Wahl, keiner Nothwendigkeit mehr.

Was du auch giebſt, ſtets giebſt du dich ganz, du biſt ewig nur Eines,
Auch dein zärteſter Laut iſt dein harmoniſches Selbſt.
Hier iſt ewige Jugend bey niemals verſiegender Fülle,
Und mit der Blume zugleich brichſt du die goldene Frucht.

Schiller.

Die ſchönſte Erſcheinung.

Saheſt du nie die Schönheit im Augenblicke des Leidens,
Niemals haſt du die Schönheit geſehn.
Sahſt du die Freude nie in einem ſchönen Geſichte,
Niemals haſt du die Freude geſehn!

Schiller.

Der Bund.

Sie an Ihn.

Haſt du's in meinem Auge nicht geleſen
Was ungeſtüm dein Mund ſeit geſtern fragt?
Ich ahnd' in dir das gleichgeſchaffne Weſen
Und meines Daſeyns öde Dämmrung tagt.
In dunkler Wolke webt, mit leiſer Hand,
Die Sympathie geheimniſsvoll ihr Band.

Empfang', Erſehnter, dieſe Freudenzähre
Zum Dank, daſs du den Himmel mir enthüllt!
Der Erd' entführt ins Thal der Schattenchöre
Einſt Pſyche nur allein dein holdes Bild:
So rettete von Tauris wildem Strand
Sein Heiligthum Oreſt ins beſsre Land.

Du, den ich kühn aus tauſenden erwähle,
O Schöpfer hoffnungsvoller Blüthenzeit,

In dieſem Kuſs nimm meine ganze Seele,
In dieſem Ring das Pfand der Ewigkeit!
Am Sternenhimmel flammt das heilge Wort:
Der Geiſter Einklang tönt unendlich fort.

Matthiſon.

Der Bach.

Sicher verdankſt du, o Bach! der Göttin von Paphos den Urſprung,
Seelenlabend und kühl quillſt du an Blumen herauf.
Nicht nur die dürſtenden Lippen erquickſt du mit rieſelndem Waſſer,
Dieſes glühende Herz fühlt ſich gekühlet durch dich.
Zwar erſcheint mir das Bild der Geliebten auf jeglicher Welle,
Aber es gleichet an Huld dir, du beſchatteter Bach.

Woltmann.

Das Exil.

Aus der noch ungedruckten Ueberſetzung des Mönchs
a. d. E.

Leb wohl mein Spanien, ſüſses Vaterland,
Nie werd ich deine Fluren wiederſehen,
Es ahnt wir trübe, fern von dir verbannt.
Wird Carlos in der Sehnſucht Schmerz vergehen.

Die Winde ſchweigen, auf den Fluten ſchwebt
Das leichte Schiff und ſcheinet gern zu weilen;
O weile noch, mein Schiff, zu bald erhebt
Der Sturm ſich wild und ſpornet dich zu eilen.

Noch ſeh' ich ſie! noch dringt die Küſte vor
Und hebt gen Himmel ſich in ſtolzer Schöne;
Ein Lüftchen weht in das entzückte Ohr
Von jenem Berg des Mutterlandes Töne.

Horch! ſchallet dort nicht eines Fiſchers Sang?
Er ſingt und legt die feuchten Netze trocken.
Oft mochte der Ballade Trauerklang
Mir Thränen ſonſt auf heiſse Wangen locken.

Ein beſſer Loos iſt, Guter, dir beſcheert!
Wenn tiefer ſich der Sonne Strahlen ſenken,
Eilſt du mit Luſt zum väterlichen Heerd,
Wo dir ein Mahl die eignen Fluren ſchenken.

Die Freunde drückſt du an die treue Bruſt,
Und kennſt die Marter nicht, dich leer zu
ſehnen;
Nie trübt das „Morgen" dir des Tages Luſt,
Nie brennen dir im wunden Auge Thränen.

Ich fühl' es tief, mich flieht ein ſolches Glück,
Dich ſeligen, wie muſs ich dich beneiden!
Von Spanien fern vertreibt mich mein Geſchick,
Und was ich liebe, muſs ich ewig meiden.

Kein Zephyr wird mir her den Nachhall wehn
Des Liedchens muntrer Hirtinnen im Mayen,
Kein Zephyr mir des Hirten zärtlich Flehn
Und jene Seufzerhauche der Schallmeien.

Nie ſchlingt um mich des Vaters Arm ſich mehr,
Dir, häuslich Glück, dir muſs ich ganz entſagen!
Zu dieſer Wonne keine Wiederkehr,
Da fern und ferner mich die Wellen tragen.

Da, wo der Tiger heult, die Schlange ziſcht,
Wo Indiens Sonne giftge Seuchen brütet,

Kein Arzt dem Fieberdurſte Labung miſcht,
Wo der Orkan auf ſchwarzen Schwingen wüthet,

Da wird die Angſt, in der das Herz verzagt,
Wenn mit dem Tod umſonſt die Jugend ringet,
Da wird das Fieber, das am Innern nagt,
Wenn Raſerei hin bis zur Seele dringet —

Sie werden ihm nicht gleichen, dieſem Schmerz,
Der mich in dieſem Augenblick erdrücket.
Auf ewig, Spanien, ſchlägt für dich mein Herz,
Auf ewig, Spanien, wirſt du ihm entrücket,

Wie werden oft die mächtgen Zauberein
Der Fantaſie mir deine Fluren mahlen!
Wie fürchterlich wird das Erwachen ſeyn,
Ja! das Erwachen zu der Sehnſucht Quaalen!

Der Myrthenhain, von Melodien durchhallt,
Der Schattenquell und die beblümten Felder,
Der alten Burg ehrwürdige Geſtalt
Und Murciens duſtende Orangenwälder.

Ihr ſüſsen Traumgebilde, ach! wie ſchnell
Entflieht ihr dann mit dem verſcheuchten Schlummer!
Die Bruſt, von euren Strahlen erſt ſo hell!
Wie ſchnell umwölkt ſie neu erwacht der Kummer!

Schon färbt den Horizont des Abends Schmelz,
Bald wird der Himmel ſich um uns verdunkeln,
Bald wird mir nicht mehr jener weiſse Fels,
Des Vaterlandes lezte Gränze, funkeln.

Gemach, ihr Winde, bläht die Seegel nicht!
Du, Schiffchen, ruh hier auf der ſtillen Fläche,
Daſs morgen noch mein freudiges Geſicht
Den lezten Blick an Spaniens Küſte breche.

Umſonſt! die lezte Bitte wird verſchmäht,
Friſch weht der Wind, und alle Seegel ſchwellen;
So wehet denn, grauſame Winde, weht,
Und reiſst mich weiter, ihr erzürnten Wellen!

N.

An die Aſtronomen.

Prahlt doch nicht immer ſo mit euren Nebelgeſtirnen,
Iſt der Schöpfer nur groſs, weil er zu zählen euch giebt?
Euer Gegenſtand iſt der erhabenſte freilich im Raume,
Aber Freunde, im Raum wohnt das Erhabene nicht.

Schiller.

Gefälligkeit.

Aſpaſia, ſie ſchenkte meinem Leben
Zwar Einen Tag nur, Einen Tag der Huld;
Doch warum muſste ſie mir Tage geben?
Und litt ich nicht vielleicht aus eigner Schuld?
„Auch andern, ſprach ich, werd' ein ſchönes Leben"!
Und ſah ihr Glück, und ſah es mit Geduld.

Die Andern, eben auch wie ich entlaſſen,
Verfolgten ſie mit heftger Ungeduld.
„Wie? ſprach Aſpaſia, mit Zank und Haſsen
Wollt ihr erzwingen Artigkeit und Huld?
Der Eine droht, der andre will erblaſſen;
Unholde, traget Eurer Sitten Schuld".

„Aſpaſia, ſprach ich, nimm dieſe Roſen,
Und ſei mir hold, ſo lange dirs gefällt.
Unwerth iſt Dein, wer Dich mit Liebekoſen
Und Foderung für ſeine Sklavin hält".
Sie neigte ſich, die Wange voller Roſen:
„Wer zu gefallen weiſs, iſt Herr der Welt".

O.

Die todte Natur.

Wehe dir Armer! Dich haben die Leidenſchaften verwandelt,
Ach und die ganze Natur iſt nun verwandelt vor dir.
Keine Geiſter umſchweben dich mehr im Blüthengeſäuſel,
Keiner Grazien Tanz ſiehſt du im heiligen Hayn.
Ach, daſs alles uns ſtirbt, ſobald wir ſelber uns todt ſind,
Daſs in der Schönheit Reich ewiges Leben nur quillt!

Woltmann.

Die höchſte Weihe.

Wer, als Melpomen' ihn weihte,
Heilig ihr Veredlung ſchwur,
Selbſtgefühl der Götter leite
Den durch Wüſt' und Blumenflur!

Mild und ſegnend, gleich Auroren,
Wann der Lenz der Erde naht,
Wallt, die freundlichſte der Horen
Treu mit ihm des Daſeyns Pfad.

Wo Vernunft und Hochſinn wohnen
Glüht ſein Herz von Sympathie;
Rein erklingt in allen Zonen
Ihm des Weltalls Harmonie.

Ihn entzückt der Meere Spiegel
Und die Silberperl am Kraut,
Die Viol' am Todtenhügel
Und die Roſ' im Kranz der Braut;

Ihm erhebt der Katarakten
Donnerſturz den trunknen Geiſt,
Ihm das Bächlein, ſo vom nakten
Klippenabhang niederſteuſt.

Er vernimmt der Hoffnung Wehen
Hoch vom lichten Sternenraum,
Hebt, wo Blumen auferſtehen,
Ihres Schleiers goldnen Saum;

Trinkt auf hoher Alpenweide
Mit dem Adler Himmelsglanz,
Windet auf beſchneiter Haide
Dunkles Immergrün zum Kranz;

Sieht um Platons Kelch die Roſen
Heitrer Weisheit wieder glühn,
Roms Ruinen ſich entmooſen,
Und Athens Gefilde blühn.

Beſsrer Zukunft Bilder ſchweben
Wo Gewölk ihn trüb' umzieht,
Und harmoniſch, wie ſein Leben,
Tönt im Volk ſein höhres Lied.

Stät, wie Veſtas Flamme, lodert,
Troz der Erdenſtürme Wuth,
Bis die ſchwarze Bark' ihn fodert,
Seines Geiſtes reine Gluth.

Matthiſſon.

Innerer Werth und äuſſere Erſcheinung.

„Gott nur ſiehet das Herz". — Drum eben weil Gott nur das Herz ſieht'
Sorge, daſs wir doch auch etwas erträgliches ſehn.

Freund und Feind.

Theuer iſt mir der Freund, doch auch den Feind kann ich nützen,
Zeigt mir der Freund was ich kann, lehrt mich der Feind was ich ſoll.

Schiller.

Reim, Verſtand und Dichtkunſt.

Verſchwunden war die Dichtkunſt von der Erde,
Verödet lag ihr ſchönes Vaterland.
Da traten auf den Platz mit Ritterthumsgebehrde
Ein Araber, der Reim; ein Normann, der Verſtand.
Sie kämpften lang mit wechſelnder Beſchwerde,
Und wurden dann im Streit vertraulich und galant.

Die Dichtkunſt kam. Wem wird der Preis gebühren?
„Thut eure Kappen ab. Wie heiſſeſt du"? — „Verſtand".
„Und du"? — „Der Reim". — Ihr Herrn, ihr müſst nicht Kriege führen;

Gebt euch, der Reim zuerſt, einander treu die Hand.
Wollt ihr mir dienen; ſo muſs Ich regieren;
Du reite hinten, Reim; du vor mir her, Verſtand".

Sie zogen. Doch der kühne Normann-Reiter
Durchſtrich ſo wild und kreuz und queer das Land"!
Die Dichtkunſt rief. Umſonſt. „Dort folg' ich ihm nicht weiter"
Sprach ſie und neigte ſich anmuthig und verſchwand.
„So bin Ich Dichtkunſt, ſprach der Reimbegleiter,
Und treff' ich ihn, ergreif' ich hurtig den Verſtand.

F.

Froſtblumen.

Sieh im Dufte der Fenſter wie blinket die Blume des Froſtes!
Vater Jennern umarmt neckend der fröhliche May.
So umarme mich einſt Erinnerung ſchönerer Tage,
So umſchmeichle dereinſt koſend den traurenden Greis.

Koſegarten.

Der griechiſche Genius.

an Meyer, in Italien.

Tauſend andern verſtummt, die mit taubem Herzen ihn fragen,
Dir, dem Verwandten und Freund, redet vertraulich der Geiſt.

Schiller.

Sonnenuntergang im Walde.

Nach einem Gewitter.

Der Orkan hat ausgewittert,
Der den Pol mit Nacht umgab,
Von erfriſchten Zweigen zittert
Noch des Regens Thau herab.
Immer leuchtender und röther
Wird der Wolken trüber Flor,
Und der ſchöne blaue Aether
Dringt aus ſeiner Hüll' hervor.

Durch die dichtverwachsnen Aeſte,
Durch der Blätter funkelnd Grün,
Sanſtbewegt vom Hauch der Weſte,
Lacht des Tages Königin.
Jn die ernſten Eichenſchatten
Spielt das Zauberlicht ſo klar;

Die gebroch'nen Gluten gatten
Mit der Nacht ſich wunderbar.

Aber nach und nach verflimmern
In dem Wald die Strahlen ganz;
Nur der Tannen Häupter ſchimmern
Noch in dunklem Purpurglanz.
Jetzt zerreiſst der Wipfel Schleier;
Weiter dringt das Abendlicht,
Und der Sonne ſterbend Feuer
Mahlt uns Glut aufs Angeſicht.

Jetzt verliſcht der Schimmer wieder,
Der uns ſcheidend angelacht,
Und wir ſteigen ſchweigend nieder,
Tiefer in des Waldes Nacht.
Düſtrer Schauer deckt die Pfade,
Schwach von Dämm'rung nur erhellt,
Gleich dem Eintritt am Geſtade
In die ſtille Schattenwelt.

Neuffer.

Der Chineſe in Rom.

Einen Chineſen ſah ich in Rom, die geſammten Gebäude,
Alter und neuerer Zeit, ſchienen ihm läſtig und ſchwer.
Ach! ſo ſeufzt' er, die Armen! ich hoffe, ſie ſollen begreifen
Wie erſt Säulchen von Holz tragen des Daches Gezelt,
Daſs an Latten und Pappen, und Schnitzwerk und bunter Vergoldung
Sich des gebildeten Aug's feinerer Sinn nur erfreut.
Siehe, da glaubt' ich, im Bilde, ſo manchen Schwärmer zu ſchauen,
Der ſein luſtig Geſpinnſt mit der ſoliden Natur

Ewigem Teppich vergleicht, den ächten, reinen Geſunden
Krank nennt, daſs ja nur er heiſse, der Kranke, geſund.

Göthe.

Erwartung und Erfüllung.

In den Ocean ſchifft mit tauſend Maſten der Jüngling,
Still, auf gerettetem Boot treibt in den Hafen der Greis.

Schiller.

Das gemeinſame Schickſal.

Siehe, wir haſſen, wir ſtreiten, es trennet uns Neigung und Meinung,
Aber es bleichet indeſs dir ſich die Locke wie mir.

Schiller.

Diogen und der Bettler.

Der weiſe Diogen (der Tyll
Der Philoſophen) thronte ſtill
Und ſorgenlos in ſeiner Tonne.
Ein krummer Bettler von Athen
Trat höhniſch vor ihn hin: Freund! geh mir aus der Sonne;
Die Welt iſt groſs, ſprach Diogen.
Der Sanskülotte ſchwingt die Krücke:
Meynſt du, ich ſey ein Narr, wie Philipps Sohn?
Verſetzt er, ſchlägt das Faſs in Stücke,
Und zieht dann im Triumph davon.
Der Weiſe regte keinen Finger;
Er ſah halb lachend, halb betrübt
Die Trümmer an und ſprach: Ich ſehe wohl, es giebt
Was ärgers noch als Weltbezwinger.

Pfeffel.

Bibl. Univers. Lips.

Das Kind.

Alles betaſtet die Hand des Kleinen; glaubig und furchtlos
Streckt er den tappenden Arm dahin und dorthin hinaus.
Waſſer und Flamme, Sprödes und Weiches möchte der zarte
Finger verſuchen, ſo wie, Leben, dein Muthwill' ihn treibt.
An den Geſtalten des Seyns übt ſeine lüſternen Kräfte
So der Knab' und in ihm reifet der Glaub' an die Welt.
Seliges Kind! Noch erzieht die Natur dich ſpielend, und ſpielend
Folgſt du, gegängelt von ihr, ihrem gefälligen Zug.

Sicher vertrauſt du dich ihr, o lern' ihr dann auch vertrauen,
Wann ihr lehrendes Wort einſt an dein Inneres ſpricht.
Daſs den Menſchen in dir nicht künftig die Menſchen verderben,
Leite die Treue dich ſtets mit der verborgenen Hand.

Conz.

Menſchliches Wirken.

An dem Eingang der Bahn liegt die Unendlichkeit offen,
Doch mit dem engeſten Kreis höret der Weiſeſte auf.

Schiller.

Der Vater.

Wirke ſo viel du willſt, du ſteheſt doch ewig allein da,
Bis an das All die Natur dich, die Gewaltige, knüpft.

Schiller.

Zauberei der Töne.

Die Mutter.

Thyrſis ſingt dir ſüſse Lieder
Voll von Schmeicheleien vor.
Hüte dich. Der Ton im Ohr
Tönt im Herzen wieder.

Seine ſchärfſten Pfeile ſchieſset
Amor ſingend in das Herz,
Das in bitterſüſsem Schmerz
Wie ein Ton zerflieſset.

Weh dem Herzen, das in Tönen
Wie im Zauber ſich verlohr!
Leicht durchſchlüpfen ſie das Ohr
Zu wie langem Sehnen!

Die Tochter, leiſe.

Immer tönen ſeine Lieder
Liebeſingend mir im Ohr.

Armes Herz, das ich verlohr,
Wo ſind' ich dich wieder?

II.

Lied.

Wir giengen beyde Hand in Hand,
Ihr Auge ſprach, was ich empfand,
Es kämpft' auf ihren Wangen
Verwirrung und Verlangen.
Gott Amor folgte Schritt vor Schritt,
Sie ſeufzte ſtill, ich ſeufzte mit,
Und Nachtigallen ſangen.

Jetzt ſuchte ſie zum Buſenſtrauſs
Vergiſsmeinnicht und Veilchen aus,
Ich bückte mich und drückte
Die Hand, die Blumen pflückte.
Sie zog die Hand beſchämt an ſich
Erröthend fragt' ich: „Liebſt du mich"?
Sie ſchwieg, ward roth und nickte.

von Steigenteſch.

Der Wunſch.

Legende.

Ein Neidhart und ein Geitziger geſellten
Luſtwandelnd einſt zum heil'gen Martin ſich,
Und ſingen an, um ſelbſt für brav zu gelten,
Die ganze Welt zu mäkeln und zu ſchelten.

Der Biſchof ſchwieg bey ihrer ZungenStich.
Sie ſprachen nun auch viel zu ihrem Eigenlobe,
Und jeder rief: Ich bin ein Biedermann!
Der Heil'ge kannte ſie, und ſann
Auf eine ſcharfe Herzensprobe.

Er ſprach: „Ihr Ehrenmänner habt,
Als gute Chriſten, euch erkläret,
Und dadurch wohl verdient, daſs ihr nicht unbegabt
Von mir zurück in eure Hütten kehret.
Wohlan, euch ſey ein Wunſch gewähret! —

Doch Einem nur iſt frey geſtellt,
Was ihn gelüſtet, zu verlangen.
Wer dieſes Wunſches ſich enthält,
Bleibt dennoch auch nicht übergangen.
Er ſoll das Glück, worauf die Wahl des Andern fällt,
Sogar im Doppelmaaſs empfangen".

Kampfrüſtig hoben Geitz und Neid
Ihr Schlangenhaupt ſogleich in beider Männer Herzen,
Und ihrer Biſſe Folterſchmerzen
Entflammten einen langen Streit.
Der Neidhart wollte nicht zum Wunſch die Lippen regen,
Denn der Gedanke war für ihn ſchon Höllenpein,
Durch einen reichern Wunderſegen
Den Sohn des Geitzes zu erfreun;
Und dieſer lieſs ſo wenig, als ein Stein,

Zu einem Ausſpruch ſich bewegen,
Um nicht des Doppelglücks dadurch beraubt zu ſeyn.

So tief verſtrickt in den Gewinden
Des Labyrinths der Selbſtſucht, ſchien
Des Neidiſchen Verſtand zuletzt vor Wuth zu ſchwinden,
Und Wahnſinn bey ihm einzuziehn.
Er ſchrie: „Du, Knauſer, ſollſt durch mich nicht Schätze finden!
Denn horch, es iſt mein Wunſch: Im Nu
Auf Einem Auge zu erblinden". —
Urplötzlich fiel ſein rechtes Auge zu,
Und lächelnd ſah er mit dem Linken
In voller Blindheit Nacht den Geitzigen verſinken.

Langbein.

Der Beſuch.

Nimmer, das glaubt mir,
Erſcheinen die Götter,
Nimmer allein.
Kaum daſs ich Bacchus, den luſtigen, habe
Kommt auch ſchon Amor, der lächelnde Knabe,
Phöbus der Herrliche ſindet ſich ein.
Sie nahen, ſie kommen
Die Himmliſchen alle,
Mit Göttern erfüllt ſich
Die irdiſche Halle.

Sagt, wie bewirth ich,
Der Erdegebohrne,
Himmliſchen Chor?
Leyhet mir euer unſterbliches Leben
Götter! Was kann euch der Sterbliche geben?
Hebet zu eurem Olymp mich empor.

Die

Die Freude, ſie wohnt nur
In Jupiters Saale,
O füllet mit Nektar,
O reicht mir die Schale!

Reich ihm die Schale!
Schenke dem Dichter
Hebe, nur ein.
Netz' ihm die Augen mit himmliſchem Thaue,
Daſs er den Styx, den verhaſsten, nicht ſchaue,
Einer der Unſern ſich dünke zu ſeyn.
Sie rauſchet, ſie perlet,
Die himmliſche Quelle,
Der Buſen wird ruhig,
Das Auge wird helle.

Schiller.

Die Liebe und das Glück.

„Nimm zurück hier deine Pfeile,
Sprach die Liebe zu dem Glück,
Denn ſie machen unglückſelig,
Nimm, o Göttin, ſie zurück".
„Alſo haſt du ſie vertauſchet,
Wie man ſagt, Du und der Tod"?
— „Nein doch, niemand ſah ich ſterben;
Aber alle klagten Noth",
„So haſt du ſie miſsgebrauchet.
Sieh', in Honig oder Gift
Iſt jedweder Pfeil getauchet,
Merke, wie, und wen er trifft",
„Und man ſchilt uns blind und flüchtig,
Dich und mich". — „Geliebtes Kind,
Laſs zu ihrem Wohl uns bleiben,
Blind und flüchtig, wie wir ſind".

T.

Das erträumte Paradies.

Romanze.

Von Vater Adams Lebensart
Was iſt uns überblieben?
Wie uns die Bibel offenbahrt,
Hat Er den Pflug getrieben;
Nur was dem Vater Kräfte gab,
Ward bald den Söhnen Plage;
Fritz Adam ſpannt' am Morgen ab,
Franz Adam am Mittage.

Sie wanderten ins Paradeis
Zurück mit Weib und Kindern;
Da wandelt auf Kryſtall und Eis
Ein Cherub, dies zu hindern.
Sogleich umfloſs ſie Nebelwahn
Vom neuen Weisheitsbaume;
In herrlichen Entwürfen ſahn
Ein Eden ſie — im Traume.

Und naſchten da nach Herzensluſt —
(Was kann den Hunger ſtillen?)
Und kleideten ſich Schaambewuſst
In Feigenblätterhüllen.
Ihr Paradies gerieth zum Staat
Von viel Kategorieen;
Die Diſtel ſollte zum Salat,
Der Schlee zur Roſe blühen.

Auch fanden ſie der Künſte viel,
Vor andern Schwert und Eiſen;
Und prieſen es mit Saitenſpiel,
Es war gar hoch zu preiſen.
Und mordeten freundbrüderlich
Manch' ehrlich frommen Abel,
Und baueten Groſsmeiſterlich
Zum Himmel manches Babel.

Ihr Adamskinder, auf! hinweg
Vom lang' gebüſsten Truge.

Zum Glücke führt ein enger Steg,
Friſch wieder hin zum Pfluge!
Aus Eurer Mutter Lebensſchoos
Kommt neue Kraft euch wieder.
Nur Thätigkeit iſt unſer Loos,
Nur thätig ſind wir Brüder.

V.

Liebe und Begierde.

Recht geſagt Schloſser! Man liebt was man hat, man begehrt, was man nicht hat,
Denn nur das reiche Gemüth liebt, nur das arme begehrt.

Güte und Gröſse.

Nur zwey Tugenden giebts, o wären ſie immer vereinigt,
Immer die Güte auch groſs, immer die Gröſse auch gut!

Schiller.

Pygmalion.

In qual parte del ciel', in quale idea
Era l'eſempio, onde natura tolſe
Quel bel viſo leggiadro, in ch'ella volſe
Moſtrar quaggiù, quanto laſsù potea!

Petrarca.

Feſtlich duften Cypriens Altäre,
Von Geſang ertönet Paphos Hain.
Schön geordnet ziehn geſchmückte Chöre
In den myrtumkränzten Tempel ein.
Roſig blüh'nde Mädchen, zarte Knaben,
Alle bringen ſie Gelübd' und Gaben,
All' erflehn, Verlangen in der Bruſt,
Liebe, Reiz und Jugendluſt.

Wolluſt athmet aus den Roſenlauben,
Wo ſich willig manches Paar verirrt,
Wo ein Paar von buhleriſchen Tauben
Ihrer Ankunſt ſüſs entgegengirrt.

Küſſe hört man flüſtern in den Büſchen,
Wo ſich Licht und Dunkel lieblich miſchen,
Wo der Grund, mit Mooſen überwebt,
Sich zum Lager ſchwellend hebt.

Aber einſam, in ſich ſelbſt verſchloſſen,
Schaut Pygmalion dem Feſte zu;
Das Frohlocken muthiger Genoſſen
Weckt ihn nicht aus ſeiner ernſten Ruh.
Suchteſt du denn von den Schönen allen,
Holder Jüngling, keiner zu gefallen?
Oder hat, für die dein Sinn entbrannt,
Spröde ſich dir abgewandt?

Ach! ihm kam wohl mancher Gruſs entgegen,
Mancher Wink verhieſs ihm Gunſt und Glück,
Und es hob von ſchnellern Herzensſchlägen
Mancher Buſen ſich vor ſeinem Blick.
Doch umſonſt! nie öffnet er die Arme,
Daſs davon umſtrickt ein Herz erwarme;

Dieſer Mund, wo friſch die Jugend blüht,
Wird von Küſſen nie durchglüht.

Höher ſtrebt ſein einziges Begehren,
Hingeſchmiegt an einen zarten Leib
Würde dennoch Sehnſucht ihn verzehren:
Was ihm fehlt, gewährt kein irdiſch Weib.
Nicht um Blumen, gleich dem Schmetterlinge,
Auf zur Sonne mit des Adlers Schwinge
Schwebt ſein Geiſt, und athmet reine Luft,
Unberauſcht von ſüſſem Duft.

Zur Geliebten hat er ſich erleſen,
Die noch nie ein ſterblich Auge ſah;
Nur ein Schatte, doch ein mächtig Weſen,
Iſt ſie fern ihm, und doch ewig nah,
Tief in ſeines Innern heil'ger Stille
Pflegt die Dichtung ſie mit reger Fülle,
Und umarmt das göttlich ſchöne Bild,
Halb von eignem Glanz verhüllt.

In erſtauntes Anſchaun ſo verſunken,
Fühlt er ſich allein, wann er erwacht.
Götter! ſeufzt er dann, nur Einen Funken,
Einen Funken eurer Schöpfermacht!
Bin ich bloſs zu eitlem Wahn gebohren?
Meine Lieb' an einen Traum verlohren,
Der, von ihrem Odem nie beſeelt,
Liebevoll ſich mir vermählt?

Oder thronet, die ich lieb', im Saale
Des Olymp mit ſel'ger Allgewalt?
Trinkt ſie jeden Tag aus goldner Schale
Jugend und ambroſiſche Geſtalt?
Wird ſie zürnend den Vermeſsnen tödten,
Der in Lieb' entbrennt, ſtatt anzubeten?
Oder lächelt ſie voll Gröſs' und Huld
Seiner hoffnungsloſen Schuld?

Göttin, deren neugebohrne Schöne
Einſt das Meer in Pupurglut getaucht!

Du, die in die Bruſt der Menſchenſöhne,
Wie der Götter, linde Wonne haucht!
Sieh mit unausſprechlichem Verlangen
Mich am Schatten deines Bildes hangen:
Dieſe Züge hoher Anmuth lieh
Nur von dir die Phantaſie.

Zwar dich darf kein Sterblicher erblicken,
Wie du biſt, wie dich der Himmel kennt;
Kaum durchblitzen würd' ihn das Entzücken
Einen ſchnell vernichtenden Moment.
Aber laſs, wie Frühlingswehn, dein Lächeln
Eine jungfräuliche Stirn umfächeln,
Wie die Sonn' im Bache ſich beſchaut:
Und ich grüſse ſie als Braut!

Alſo fleht er oft, doch aus den Sphären
Steigt Erhörung niemahls ihm herab.
Nur die Kraft kann ſeinen Wunſch gewähren,
Die zuerſt dem Wunſche Flügel gab.

Hoffſt du Labung auſſer dir? Vergebens!
In dir flieſst die Quelle ſchönes Lebens;
Schöpfe da, und fühle froh geſchwellt
Deine Bruſt, dein Aug' erhellt.

Eine Stimme, tröſtend im Verzagen,
Flüſtert in die Seel' ihm dieſen Rath.
Nein! nicht länger will er ſchmachtend zagen:
Träume reifen zu Entſchluſs und That.
Muthig, was er liebt, ſich zu erſchaffen,
Schärft er ſeines Geiſtes goldne Waffen;
Still verheiſst dem Sinnenden die Kunſt
Hülfe, ſtatt der Götter Gunſt.

Jener Zaubrer wandelnder Geſtalten,
Dädalus, erzog ihn einſt für ſie,
Lehrt' ihn Bildung aus dem Stoff entfalten,
Bis ſie ſchön zum Ebenmaaſs gedieh.
Gern beſiegt von ſeines Meiſſels Schlägen,
Schien der ſtarre Felſen ſich zu regen,

Und er ward auf ſeines Lehrers Spur
Nebenbuhler der Natur.

Wie Prometheus Menſchen, ſeine Brüder,
Bildet' er der Götter ganzes Chor;
Zog zur Erde nur den Himmel nieder,
Nicht die Erde zum Olymp empor.
Edle Weſen, irdiſche Heroen,
Doch nicht groſs wie die unnennbar Hohen,
Schien ihr mildres, nicht umſtrahltes Haupt
Der Unſterblichkeit beraubt.

Und der Künſtler wohnt' in ihrer Mitte,
Frey und fröhlich ihnen zugeſellt,
Sie bewirthend nach der biedern Sitte
Jener erſten, unſchuldvollen Welt,
Wo die Himmliſchen auf ſtillen Fluren
Oft mit Menſchen Freud' und Leid erfuhren;
Wo Apoll, ein unerkannter Hirt,
Singend Tempe's Thal durchirrt.

Aber ſeit ein nahmenloſes Sehnen,
Süſs und quälend, ſeine Bruſt entzweyt,
Seit der Wahn des nie erblickten Schönen
Ihn berauſcht mit Allvergeſſenheit,
Lieſs er ruhn die kunſtbegabten Hände,
Unbeſorgt, ob er ein Werk vollende,
Das nur halb, mit zweifelhaftem Sieg,
Aus dem Stein ins Leben ſtieg.

Nun, da zu der holden Unſichtbaren
Ihn hinan des Muthes Fittig trägt,
Will er ſeinen Augen offenbaren,
Was ſein Buſen heimlich längſt gehegt.
In der Flut begeiſternder Gedanken,
Die entbunden um die Sinne ſchwanken,
Liebeglühend, tritt Pygmalion
In der Werkſtatt Pantheon.

Und, o Wunder! in verklärtem Lichte
Stehen rings die ſtolzen Bilder da;

Es enthüllt dem ſtaunenden Geſichte
Gottheit ſich, wie er ſie nimmer ſah.
Wie von reinem Nektarthau durchfloſſen,
Wonnevoller Ewigkeit Genoſſen,
Schön und furchtbar, ſcheinen ſie erhöht
Zu des Urbilds Majeſtät.

Auf des Donnergottes heitre Brauen
Wallt der Locken hoher Schwung zurück;
Juno thront, die Königin der Frauen;
Pallas ſenkt den züchtig ernſten Blick.
Bacchus bietet hold die ſüſsen Gaben,
Weiche Jugend blüht dem Götterknaben;
Hermes regt den Sinn, behend und ſchlau,
Mit der Glieder leichtem Bau.

Selbſtgenugſam, in entzückter Feyer,
Schwebt Apoll, mit Daphne's Laub bekränzt,
Haucht Geſänge zu der ſtummen Leyer,
Die in ſeinem Arm, ein Kleinod, glänzt.

Und o du! ſüſslächelnde Dione,
Mit der Anmuth zartem Gürtel! ſchone!
Gab er nicht zum Opfer Seel' und Sinn
Ganz, o Himmliſche, dir hin?

Freudig, doch mit ahndungsvollem Schweigen,
Blickt er auf der Himmelsmächte Kreis:
Richter ſind ſie ihm und heil'ge Zeugen,
Wie er ringt nach der Vollendung Preis.
Nicht zu ruhn, noch feige zu ermatten,
Schwört er, bis er den geliebten Schatten,
Einen Fremdling in der niedern Welt,
Seinen Göttern dargeſtellt.

Schöner Stein! in Paros kühlen Grüften
Hat die Oreade dir gelacht;
Ja, du wurdeſt aus den Felſenklüften
In beglückter Stund' hervorgebracht.
Von der Hand Pygmalions erkohren,
Reiner Marmor! wirſt du neugebohren.

Was ſein Stahl dir liebend raubt, vergilt
Tauſendfach das holde Bild.

Wann Aurora kaum noch deine Weiſse
Röthet, eilt der Künſtler ſchon herzu,
Und ihn winkt von immer ſüſsern Fleiſse
Nur die Nacht gebieteriſch zur Ruh.
Wann des Schlafes Arm' ihn leiſ' umfangen,
Spielt um ihn das ſchmeichelnde Verlangen,
Zeichnet ſein gelungnes Werk der Traum
Dämmernd in des Aethers Raum.

Endlich geht die freundlichſte der Sonnen
Ueber ihm, Vollendung bringend, auf.
Endlich, endlich iſt das Ziel gewonnen,
Und die Palme kühlt des Siegers Lauf.
Vor ihm blüht das liebliche Gebilde,
Gleich der Roſe, die der Frühlingsmilde,
Welche webend, athmend um ſie floſs,
Kaum den Purpurkelch erſchloſs.

Hüllenlos, von Unſchuld nur umgeben,
Scheint ſie ſich der Schönheit unbewuſst;
Ihre leicht gebognen Arme ſchweben
Vor dem Schooſs und vor der zarten Bruſt,
Reine Harmonie durchwallt die Glieder,
Deren Umriſs, von der Scheitel nieder
Zu den Sohlen, hingeathmet fliegt,
Wie ſich Well' in Welle ſchmiegt.

Schön begränzt ihr Daſeyn ſtille Gnüge,
Friedlich wohnet es in ſich daheim;
Und es ruht im Spiel der linden Züge
Unentfaltet künſt'ger Liebe Keim.
Gleich als ob ſie nimmer traur' und zürne,
Lacht' ihr heller Blick, die ebne Stirne;
Ihre halbgeſchloſsne Lippe ſchwoll,
Süſser Tön' und Küſse voll.

Selig feſtgezaubert im Betrachten,
Schaut Pygmalion und glüht und ſchaut.

Bald verſtummt er, aufgelöſt in Schmachten,
Bald erſchallt des Herzens Hymne laut.
Einen Gegenſtand der Huldigungen
Hat ſich nun die treue Lieb' errungen,
Die nach dem, was nirgends war zuvor,
In der Oede ſich verlor.

Seine Seele, die Erwiedrung heiſchet,
Leihet der Geliebten, was ſie fühlt,
Gern vom eignen Wiederſchein getäuſchet
Der um jene Jugendfülle ſpielt.
Mit des Steines nachgeahmtem Leben
Strebt er ſich ſo innig zu verweben,
Daſs ſein Herz, von Lieb' und Luſt bewegt,
Wie in Beyder Buſen ſchlägt.

Was erſann er nicht, ihr liebzukoſen?
Welche ſüſse Nahmen nannt' er nicht?
Das Gebüſch verarmt an Myrt' und Roſen,
Die er ſorgſam ihr in Kränze flicht.

Aber ach! wann wird ihr holdes Flüſtern
Seinen Liebesreden ſich verſchwiſtern?
Wann beſiegelt der erwärmte Mund
Wiederküſſend ihren Bund?

Lächelnd einſt, wie mildes Frühlingswetter,
Schaut Urania vom lichten Thron.
Von der Menſchen Vater und der Götter
Fodert ſie der reinſten Treue Lohn:
Sieh! allein von allen Erdenſöhnen
Hat Pygmalion, dem höchſten Schönen
Huldigend, und frey vom Sinnenbrand,
Sich zu meinem Dienſt gewandt.

Nicht aus Trotz, zu eitlem Schöpferruhme,
Folgſam lauſchend nur dem innern Ruf,
Stellt' er im verborgnen Heiligthume
Uns die Gattin dar, die er ſich ſchuf.
Jenen Funken, den Prometheus raubte,
Zum Verderben ſeinem ſtolzen Haupte,

Gieb ihn mir für den beſcheidnen Sinn
Meines Künſtlers zum Gewinn.

So die Göttin, und mit Wohlgefallen
Winkt ihr Zeus und neigt den Herrſcherſtab.
Locken, den Olymp erſchütternd, wallen
Auf die Stirn ambroſiſch ihm herab.
Ein gewohntes Opfer darzubieten
Stand Pygmalion in Duft und Blüthen,
Als es wie ein Blitz ſein Mark durchdrang,
Daſs er zagend niederſank.

Doch ihn locken ferne Melodien
Zauberiſch ins Leben bald zurück.
Roſenfarbne Morgenſchimmer fliehen
Um das Bild, und laben ſeinen Blick.
Wie von eines Aetherbades Wogen
Wird ſie ſanft gewiegt und fortgezogen:
Soll ſie eures Himmels Zierde ſeyn?
Götter! Götter! ſie iſt mein.

Und er fliegt hinzu, und ſchlingt die Arme
Kühn und feſt um das geliebte Weib.
Glühend, ſchauernd fühlt er, ſie erwarme;
Seinem Drucke weicht der Marmorleib.
Und es ſchlägt ihr Herz die erſten Schläge,
Und die Pulſe werden hüpfend rege,
Und das Drängen junger Lebensluſt
Schwellt die ungeduld'ge Bruſt.

Und ihr Auge — Wonne würd' ihn tödten,
Schlöſs' es ſich dem fremden Tage nicht.
Ach! ſie drückt mit ſchüchternem Erröthen
An des Jünglings Buſen ihr Geſicht.
Liebe! Liebe! ſtammeln Beyder Zungen,
Und die Seelen, ganz in eins verſchlungen,
Hemmt ein Kuſs im ſchweſterlichen Flug,
Mit geheimniſsvollem Zug.

Schlegel.

Der Fuchs und der Kranich.

An F. Nicolai.

Den philoſophiſchen Verſtand lud einſt der gemeine zu Tiſche,
Schüſſeln, ſehr breit und flach, ſetzt' er dem hungrigen vor.
Hungrig verlieſs die Tafel der Gaſt, nur dürftige Biſslein
Faſste der Schnabel, der Wirth ſchluckte die Speiſen allein.
Den gemeinen Verſtand lud nun der abſtrakte zu Weine,
Einen enghalſigten Krug ſetzt' er dem durſtigen vor.
„Trink nun Beſter" ! So ſprach und mächtig ſchlurfte der Langhals,
Aber vergebens am Rand ſchnuppert das thieriſche Maul.

Schiller.

Die Eisbahn.

Waſſer iſt Körper und Boden die Welle. Das neuſte Theater
Thut, in der Sonne Glanz, zwiſchen den Ufern ſich auf.

Warlich es ſcheint nur ein Traum! bedeutende Bilder des Lebens
Schweben, lieblich und ernſt, über die Fläche dahin.

Eingefroren ſahen wir ſo Jahrhunderte ſtarren,
Menſchengefühl und Vernunft ſchlich nur tief unten im Grund.

Nur die Fläche beſtimmt die kreiſenden Bahnen des Lebens,
Iſt ſie glatt, ſo vergiſst jeder die nahe Gefahr.

Alle ſtreben und eilen, und ſuchen und fliehen einander;
Aber alle beſchränkt freundlich die glättere Bahn.

Alles gleitet unter einander, die Schüler und Meiſter,
Und das gewöhnliche Volk, das in der Mitte ſich hält.

Jeder zeigt hier, was er vermag; nicht Lob und nicht Tadel
Hielte dieſen zurück, förderte jenen zum Ziel.

Euch Präconen des Pfuſchers, Verkleinerer des Meiſters, euch wünſcht ich,
Blaſs und im Ohnmachtsgefühl ſtumm, hier am Ufer zu ſehn.

Lehr-

Lehrling du ſchwankeſt und zauderſt, und ſcheueſt die glättere Fläche!
Nur gelaſſen! du wirſt einſt noch die Freude der Bahn.

Willſt du ſchon zierlich erſcheinen? und biſt nicht ſicher. Vergebens,
Nur aus vollendeter Kraft blicket die Anmuth hervor.

Fallen iſt der Sterblichen Loos. So fällt hier der Schüler
Wie der Meiſter, doch ſtürzt dieſer gefährlicher hin.

Fällt auf dem Eiſe der rüſtigſte Läufer, ſo lacht man am Ufer,
Wie man bey Bier und Taback ſich über Feldherrn erhebt.

Gleite fröhlich dahin, gieb Rath dem werdenden Schüler,
Freue des Meiſters dich und ſo genieſse des Tags.

Siehe ſchon nahet der Frühling, das ſtrömende Waſſer verzehret
Unten, der ſanftere Blick, oben, der Sonne, das Eis.

Dieſes Geſchlecht iſt hinweg, zerſtreut die bunte Geſellſchaft,
Schiffern und Fiſchern gehört wieder die wallende Fluth.

Schwimme nur hin du mächtige Scholle! und kommſt du als Scholle
Nicht hinunter, du kommſt doch wohl als Tropfen ins Meer.

Göthe.

Die Landſchaft.

Einſam, auf des Berges ödem Gipfel,
Schau ich, über die bewegten Wipfel,
Tief hinunter in das weite Thal,
Wie harmoniſch liebliche Geſtalten
Sich in Jugendfülle rings entfalten,
Freundlich glühen in der Sonne Stral!

Ha! wie wanket hier im Sonnenglanze
Dieſer lichte Grund, wo wie im Tanze
Eingewurzelt, froh die Bäume ſtehn,
Bald in Gruppen vielfach ſich verſchlingen,
Dort gepaart in ſtille Lüfte dringen,
Einzeln hier an kühlen Bächen wehn!

Wie ein Silberband in Blau getauchet
Schlingt der Fluſs, von Kühlung ſanft umhauchet,
Seine Fluthen durch der Wieſe Grün.
Sichtbar jetzt und jetzt in die Gebüſche
Schwindend, krümmt an ſeines Ufers Friſche
Heimlich ſich der ſchmale Fuſsſteig hin.

Fern von ihm, bedeckt mit weiſsem Sande,
Ziehet, bald mit einer Felſenkante
Eingefaſst, in Dörfer hier verſteckt,
Die belebte Straſse ſich in breiter
Träger Krümmung, zögernd, immer weiter,
Bis ſie fern der dunkle Wald bedeckt.

Voll Bedeutung ſchaut aus blauen Lüften
In des Thales froh belebte Triften,
Die Ruine ſchwermuthsvoll herab.
In ſich ſelbſt gedankenvoll verſunken,
Blickt die ſtille Seele ſchauertrunken
In der Zeiten ewig ofnes Grab.

Hinter ihr in langen Streifen dehnen,
Bis ſie ſich an ferne Berge lehnen,
Anmuthsvoll ſich ſtille Saaten hin;
Ihre Farben, die, wie bunte Flammen,
Sich durchkreuzen, ſchmelzen fern zuſammen,
Und entſchweben dem getäuſchten Sinn.

Mir zur Seite, über die Gefilde
Trotzt ein Klippengrund, dem nie die milde
Frühlingsſonne einen Halm entlockt,
Nur des Gieſsbachs wilde Ströme haben
Tiefe Spuren, zürnend, eingegraben,
Wo durch ihn ihr raſcher Lauf geſtockt.

Jetzt erhebt auf dunſtbeladnen Schwingen
Sich der Sturm und ſchnell verſtummt das Singen
Froher Vögel, alles athmet ſchwer.
Horch, der Donner hallt in langen Pauſen,
Und es zieht, voran ein banges Sauſen,
Dort ein drohendes Gewölk einher.

Unabläſſig beugt, ein Spiel der Winde,
An dem Hügel ſich die hohe Linde,
Beben alle Gräschen um mich her.
Während dort, verſteckt in Blüthenzweigen
Tief im Thal noch alle Lüftchen ſchweigen,
Säuſelt hier kein lauer Zephir mehr.

Sieh, dort flieht, vom ſchnellen Sturm ereilet,
Noch ein Sonnenblick, der nirgends weilet,
Schnell verlöſchend durch die weite Flur,
Und ein Schauer fliegt den Ungewittern
Leicht voran, und dringt mit bangem Zittern
Tief in die erſchütterte Natur.

Und mit länger nicht verhaltnem Grimme
Rollet nun des Donners laute Stimme,
Und der Himmel und die Erde ſchwankt,
Dünſte fahren auf in lohe Flammen,
Staubgewölke ballen ſich zuſammen,
Und des Tages matter Schein erkrankt.

Und der Sturm, den keine Kräfte zügeln,
Raſ't umher mit Nachtbedeckten Flügeln,
Droht Verheerung der geſchmückten Flur.
In der groſsen Szene ganz verſchlungen,
Ehr' ich mit beſcheidnen Huldigungen,
Dich in deiner Leidenſchaft, Natur!

Sophie Mereau.

Die Sachmänner.

„Geiſtreich nennt man dieſs Werk? Wir können ja nichts daraus ſchöpfen"
Thoren ihr! Wär es denn Geiſt, fing man in Eimern es auf.
Euch iſt Alles ein Nichts, was man mit Scheffeln nichts miſſet,
Was man in Bündel nicht packt, was man in Speichern nicht häuft.

D.

Tabulae votivae.

Was der Gott mich gelehrt, was mir durchs Leben geholfen,
Häng ich dankbar und fromm hier in dem Heiligthum auf.

Die verſchiedene Beſtimmung.

Millionen ſorgen dafür, daſs die Gattung beſtehe,
Aber durch wenige nur pflanzet die Menſchheit ſich fort.
Tauſend Keime zerſtreuet der Herbſt, doch bringet kaum einer
Früchte, zum Element kehren die meiſten zurück.
Aber entfaltet ſich auch nur Einer, der einzige ſtreuet
Eine lebendige Welt ewiger Bildungen aus.

Das Belebende.

Nur an des Lebens Gipfel, der Blume, zündet ſich neues
In der organiſchen Welt, in der empfindenden an.

Zweyerley Wirkungsarten.

Wirke Gutes, du nährſt der Menſchheit göttliche Pflanze,
Bilde Schönes, du ſtreuſt Keime der göttlichen aus.

Unterſchied der Stände.

Auch in der ſittlichen Welt iſt ein Adel; gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was ſie thun, ſchöne mit dem, was ſie ſind.

Das Werthe und Würdige.

Haſt du etwas, ſo gieb es her und ich zahle was recht iſt,
Biſt du etwas o dann tauſchen die Seelen wir aus.

Der moraliſche und der ſchöne Character.

Repräſentant iſt jener der ganzen Geiſtergemeine,
Aber das ſchöne Gemüth zählt ſchon allein für ſich ſelbſt.

Die moraliſche Kraft.

Kannſt du nicht ſchön empfinden, dir bleibt doch vernünftig zu wollen,
Und, als ein Geiſt zu thun, was du als Menſch nicht vermagſt.

Mittheilung.

Aus der ſchlechteſten Hand kann Wahrheit mächtig noch wirken,
Bey der Schönheit allein macht das Gefäſs den Gehalt.

*An **

Theile mir mit, was du weiſst, ich werd es dankbar empfangen,
Aber du giebſt mir dich ſelbſt, damit verſchone mich, Freund.

An **

Du willſt wahres mich lehren? Bemühe dich nicht, nicht die Sache
Will ich durch dich, ich will dich durch die Sache nur ſehn.

An ***

Dich erwähl ich zum Lehrer, zum Freund. Dein lebendiges Bilden
Lehrt mich, dein lehrendes Wort rühret lebendig mein Herz.

Das blinde Werkzeug.

Wie beklag ich es tief, wenn eine herrliche Seele
Werth, mit zum Zwecke zu gehn, mich nur als Mittel begreift.

Wechſelwirkung.

Kinder werfen den Ball an die Wand und fangen ihn wieder,
Aber ich lobe das Spiel, wirft mir der Freund ihn zurück.

An die Muſe.

Was ich ohne dich wäre, ich weiſs es nicht; aber mir grauet
Seh ich, was ohne dich hundert und tauſende ſind.

Der Philiſter.

Nimmer belohnt ihn des Baumes Frucht; den er mühſam erziehet,
Nur der Geſchmack genieſst, was die Gelehrſamkeit pflanzt.

Das ungleiche Schickſal.

Mit dem Philiſter ſtirbt auch ſein Ruhm; du, himmliſche Muſe,
Trägſt, die dich lieben, die du liebſt, in Mnemoſynens Schooſs.

Pflicht für jeden.

Immer ſtrebe zum Ganzen und kannſt du ſelber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied ſchlieſs' an ein Ganzes dich an.

Der ſchöne Geiſt und der Schöngeiſt.

Nur das leichtere trägt auf leichten Schultern der Schöngeiſt,
Aber der ſchöne Geiſt trägt das gewichtige leicht.

Philiſter und Schöngeiſt.

Jener mag gelten, er dient doch als fleiſsiger Knecht noch der Wahrheit,
Aber dieſer beſtiehlt Wahrheit und Schönheit zugleich.

Die Uebereinſtimmung.

Wahrheit ſuchen wir beyde; du auſſen im Leben, ich innen
In dem Herzen, und ſo findet ſie jeder gewiſs.
Iſt das Auge geſund, ſo begegnet es auſſen dem Schöpfer,
Iſt es das Herz, dann gewiſs ſpiegelt es innen die Welt.

Natur und Vernunft.

Wärt ihr, Schwärmer, im Stande die Ideale zu faſſen,
O ſo verehrtet ihr auch, wie ſich's gebührt, die Natur.
Wärt ihr, Philiſter, im Stand, die Natur im Groſsen zu ſehen,
Sicher führte ſie ſelbſt euch zu Ideen empor.

Der Schlüſſel.

Willſt du dich ſelber erkennen, ſo ſieh wie die andern es treiben,
Willſt du die andern verſtehn, blick in dein eigenes Herz.

Das Subjekt.

Wichtig wohl iſt die Kunſt und ſchwer, ſich ſelbſt zu bewahren,
Aber ſchwüriger iſt dieſe: ſich ſelbſt zu entfliehn.

Glaubwürdigkeit.

Wem zu glauben iſt, redliche Freunde, das kann ich euch ſagen,
Glaubt dem Leben, es lehrt beſſer als Redner und Buch.

Was nutzt.

Schädliche Wahrheit, wie zieh ich ſie vor dem nützlichen Irrthum!
Wahrheit heilet den Schmerz, den ſie vielleicht uns erregt.

Was ſchadet.

Iſt ein Irrthum wohl ſchädlich? Nicht immer, aber das Irren
Immer iſts ſchädlich, wie ſehr, ſieht man am Ende des Wegs.

Zucht.

Wahrheit iſt niemals ſchädlich, ſie ſtraft — und die Strafe der Mutter
Bildet das ſchwankende Kind, wehret der ſchmeichelnden Magd.

Das Schooſskind.

Fremde Kinder lieben wir nie ſo ſehr als die eignen,
Irrthum, das eigene Kind, iſt uns dem Herzen ſo nah.

Troſt.

Nie verläſst uns der Irrthum, doch zieht ein höher Bedürfniſs
Immer den ſtrebenden Geiſt leiſe zur Wahrheit hinan.

Die Zergliederer.

Spaltet immer das Licht! wie öfters ſtrebt ihr zu trennen,
Was euch allen zum Trutz Eins und ein Einziges bleibt.

Metaphyſiker und Phyſiker.

Alles will jetzt den Menſchen von innen, von auſſen ergründen,
Wahrheit, wo retteſt du dich hin vor der grauſamen Jagd?

Die Verſuche.

Dich zu greifen ziehen ſie aus mit Netzen und Stangen,
Aber mit leiſem Tritt ſchreiteſt du mitten hindurch.

Die Quellen.

Trefliche Künſte dankt man der Noth und dankt man dem Zufall,
Nur zur Wiſſenſchaft hat keines von beyden geführt.

Empiriker.

Daſs ihr den ſicherſten Pfad gewählt, wer möchte das läugnen?
Aber ihr tappet nur blind auf dem gebahnteſten Pfad.

Theoretiker.

Ihr verfahrt nach Geſetzen, auch würdet ihrs ſicherlich treffen,
Wäre der Oberſatz nur, wäre der Unterſatz wahr!

Letzte Zuflucht.

Vornehm ſchaut ihr im Glück auf den blinden Empiriker nieder,
Aber, ſeid ihr in Noth, iſt er der delphiſche Gott.

Die Syſteme.

Prächtig habt ihr gebaut. Du lieber Himmel! Wie treibt man,
Nun er ſo königlich erſt wohnet, den Irrthum heraus!

Die Philoſophien.

Welche wohl bleibt von allen den Philoſophieen? Ich weiſs nicht,
Aber die Philoſophie, hoff ich, ſoll immer beſtehn.

Die Vielwiſſer.

Aſtronomen ſeyd ihr und kennet viele Geſtirne,
Aber der Horizont decket manch Sternbild euch zu.

Mein Glaube.

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennſt! „Und warum keine" ? Aus Religion.

Moraliſche Schwätzer.

Wie ſie mit ihrer reinen Moral uns, die ſchmutzigen, quälen!
Freilich, der groben Natur dürfen ſie gar nichts vertraun!
Bis in die Geiſterwelt müſſen ſie fliehn, dem Thier zu entlaufen,
Menſchlich können ſie ſelbſt auch nicht das menſchlichſte thun.
Hätten ſie kein Gewiſſen, und ſpräche die Pflicht nicht ſo heilig,
Warlich, ſie plünderten ſelbſt in der Umarmung die Braut.

Meine Antipathie.

Herzlich iſt mir das Laſter zuwider und doppelt zuwider
Iſt mirs, weil es ſo viel ſchwatzen von Tugend gemacht.
„Wie, du haſſeſt die Tugend? — Ich wollte wir übten ſie alle,
Und ſo ſpräche, wills Gott, ferner kein Menſch mehr davon.

Der Strengling und der Frömmling.

Jener fodert durchaus, daſs dir das Gute misfalle,
Dieſer will gar, daſs du liebſt, was dir von Herzen misfällt.
Muſs ich wählen, ſo ſeys in Gottes Nahmen die Tugend,
Denn ich kann einmal nicht lieben, was abgeſchmackt iſt.

Theophagen.

Dieſen iſt alles Genuſs. Sie eſſen Ideen, und bringen
In das Himmelreich ſelbſt Meſſer und Gabel hinauf.

Fratzen.

Fromme geſunde Natur! Wie ſtellt die Moral dich an Pranger!
Heilge Vernunft! Wie tief ſtürzt dich der Schwärmer herab!

Moral der Pflicht und der Liebe.

Jede, wohin ſie gehört! Erhabene Seelen nur kleidet
Jene, die andere ſteht ſchönen Gemüthern nur an.
Aber widrigers kenn ich auch nichts, als wenn ſich durch Bande
Zarter geiſtiger Lieb' Grobes mit Grobem vermählt.

Und verächtlicher nichts, als die Moral der
Dämonen
In dem Munde des Volks, dem noch die
Menſchlichkeit fehlt.

Der Philoſoph und der Schwärmer.

Jener ſteht auf der Erde, doch ſchauet das
Auge zum Himmel,
Dieſer, die Augen im Koth, recket die
Beine hinauf.

Das irdiſche Bündel.

Himmelan flögen ſie gern, doch hat auch der
Körper ſein Gutes,
Und man packt es geſchickt hinten dem
Seraph noch auf.

Der wahre Grund.

Was ſie im Himmel wohl ſuchen, das,
Freunde, will ich euch ſagen,
Vor der Hand ſuchen ſie nur Schutz vor
der hölliſchen Glut.

Die Triebfedern.

Immer treibe die Furcht den Sclaven mit eiſernem Stabe,
Freude, führe du mich immer an roſigtem Band.

An die Myſtiker.

Das iſt eben das wahre Geheimniſs, das allen vor Augen
Liegt, euch ewig umgiebt, aber von keinem geſehn.

Licht und Farbe.

Wohne du ewiglich Eines dort bey dem ewiglich Einen,
Farbe, du wechſelnde, komm freundlich zum Menſchen herab.

Wahrheit.

Eine nur iſt ſie für alle, doch ſiehet ſie jeder verſchieden,
Daſs es Eines doch bleibt, macht das verſchiedene wahr.

Schönheit.

Schönheit iſt ewig nur Eine, doch mannichfach wechſelt das Schöne,
  Daſs es wechſelt, das macht eben das Eine nur ſchön.

Aufgabe.

Keiner ſey gleich dem andern, doch gleich ſey jeder dem höchſten,
  Wie das zu machen? Es ſey jeder vollendet in ſich.

Bedingung.

Ewig ſtrebſt du umſonſt, dich dem göttlichen ähnlich zu machen,
  Haſt du das göttliche nicht erſt zu dem deinen gemacht.

Das eigne Ideal.

Allen gehört, was du denkſt, dein eigen iſt nur, was du fühleſt,
  Soll er dein Eigenthum ſeyn, fühle den Gott, den du denkſt.

Schöne Individualität.

Einig ſollſt du zwar ſeyn, doch Eines nicht mit dem Ganzen,
Durch die Vernunft biſt du eins, einig mit ihm durch das Herz.
Stimme des Ganzen iſt deine Vernunft, dein Herz biſt du ſelber,
Wohl dir, wenn die Vernunft immer im Herzen dir wohnt.

Der Vorzug.

Ueber das Herz zu ſiegen iſt groſs, ich verehre den Tapfern,
Aber wer durch ſein Herz ſieget, er gilt mir doch mehr.

Die Erzieher.

Bürger erzieht ihr der ſittlichen Welt, wir wollten euch loben,
Streicht ihr ſie nur nicht zugleich aus der empfindenden aus.

Die Mannichfaltigkeit.

Viele ſind gut und verſtändig, doch zählen für Einen nur Alle.
Denn ſie regiert der Begriff ach nicht das liebende Herz.
Traurig herrſcht der Begriff, aus tauſendfach ſpielenden Formen
Bringet er dürftig und leer immer nur Eine hervor.
Aber von Leben rauſcht es und Luſt, wo liebend die Schönheit,
Herrſchet, das ewige Eins wandelt ſie tauſendfach neu.

Das Göttliche.

Wäre ſie unverwelklich die Schönheit, ihr könnte nichts gleichen,
Nichts, wo die Göttliche blüht, weiſs ich der göttlichen gleich.

Ein unendliches ahndet, ein höchſtes erſchafft die Vernunft ſich,
In der ſchönen Geſtalt lebt es dem Herzen, dem Blick.

Verſtand.

Bilden wohl kann der Verſtand, doch der todte kann nicht beſeelen,
Aus dem Lebendigen quillt alles lebendige nur.

Phantaſie.

Schaffen wohl kann ſie den Stoff, doch die wilde kann nicht geſtalten,
Aus dem harmoniſchen quillt alles harmoniſche nur.

Dichtungskraft.

Daſs dein Leben Geſtalt, dein Gedanke Leben gewinne,
Laſs die belebende Kraft ſtets auch die bildende ſeyn.

Der Genius.

Wiederhohlen zwar kann der Verſtand, was da ſchon geweſen,
Was die Natur gebaut, bauet er wählend ihr nach.
Ueber Natur hinaus baut die Vernunft, doch nur in das Leere,
Du nur Genius mehrſt in der Natur die Natur.

Der Nachahmer und der Genius.

Gutes aus Gutem das kann jedweder verſtändige bilden,
Aber der Genius ruft Gutes aus Schlechtem hervor.
An Gebildetem nur darfſt du, Nachahmer, dich üben,
Selbſt das Gebildete iſt Stoff nur dem bildenden Geiſt.

Genialität.

Wodurch giebt ſich der Genius kund? Wodurch ſich der Schöpfer,
Kund giebt in der Natur, in dem unendlichen All.
Klar iſt der Aether und doch von unergründlicher Tiefe,
Offen dem Aug', dem Verſtand bleibt er doch ewig geheim.

Witz und Verſtand.

Der iſt zu furchtſam, jener zu kühn; nur dem Genius ward es
In der Nüchternheit kühn, fromm in der Freyheit zu ſeyn.

Aberwitz und Wahnwitz.

Ueberſpringt ſich der Witz, ſo lachen wir über den Thoren,
Gleitet der Genius aus, iſt er dem Raſenden gleich.

Der Unterſchied.

Lächelnd ſehn wir den Tänzer auf glatter
Ebene ſtraucheln,
Aber auf ernſtlichem Seil, wer mag den
Schwindelnden ſehn?

Die ſchwere Verbindung.

Warum will ſich Geſchmack und Genie ſo
ſelten vereinen?
Jener fürchtet die Kraft, dieſes verachtet den Zaum.

Korrektheit.

Frey von Tadel zu ſeyn, iſt der niedrigſte
Grad und der höchſte,
Denn nur die Ohnmacht führt oder die
Gröſse dazu.

Lehre an den Kunſtjünger.

Daſs du der Fehler ſchlimmſten, die Mittelmäſsigkeit, meideſt,
Jüngling, ſo meide doch ja keinen der
andern zu früh!

Das Mittelmäſsige und das Gute.

Willſt du jenem den Preiſs verſchaffen, zähle die Fehler,
Willſt du dieſes erhöhn, zähle die Tugenden ab.

Das Privilegium.

Blöſsen giebt nur das Reiche dem Tadel, am Werke der Armuth
Iſt nichts Schlechtes, es iſt Gutes daran nichts zu ſehn,

Die Sicherheit.

Nur das feurige Roſs, das muthige, ſtürzt auf der Rennbahn,
Mit bedächtigem Paſs ſchreitet der Eſel daher.

Das Naturgeſetz.

So wars immer mein Freund, und ſo wirds bleiben. Die Ohnmacht
Hat die Regel für ſich, aber die Kraft den Erfolg.

Vergebliches Geſchwätz.

Fortzupflanzen die Welt ſind alle vernünftgen Diſcurſe
Unvermögend, durch ſie kommt auch kein Kunſtwerk hervor.

Genialiſche Kraft.

Alle Schöpfung iſt Werk der Natur. Von Jupiters Throne
Zuckt der allmächtige Strahl, nährt und erſchüttert die Welt.
Pflanzet über die Häuſer die leitenden Spitzen und Ketten,
Ueber die ganze Natur wirkt die allmächtige Kraft.

Delikateſſe im Tadel.

Was heiſst zärtlicher Tadel? Der deine Schwäche verſchonet?
Nein, der deinen Begriff von dem Vollkommenen ſtärkt.

Wahl.

Kannſt du nicht allen gefallen durch deine That und dein Kunſtwerk,
Mach es wenigen recht, vielen gefallen iſt ſchlimm.

Sprache.

Warum kann der lebendige Geiſt dem Geiſt nicht erſcheinen!
Spricht die Seele ſo ſpricht ach! ſchon die Seele nicht mehr.

An den Dichter.

Laſs die Sprache dir ſeyn, was der Körper den Liebenden; er nur
Iſts, der die Weſen trennt und der die Weſen vereint.

Der Meiſter.

Jeden anderen Meiſter erkennt man an dem was er ausſpricht,
Was er weiſe verſchweigt zeigt mir den Meiſter des Stils.

Dilettant.

Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubſt du ſchon Dichter zu ſeyn.

Der berufene Richter.

Wer iſt zum Richter beſtellt? Nur der Beſſere? Nein, wem das Gute
Ueber das Beſte noch gilt, der iſt zum Richter beſtellt.

Der berufene Leſer.

Welchen Leſer ich wünſche? den unbefangenſten, der mich,
Sich und die Welt vergiſst und in dem Buche nur lebt.

An * * * *

Du vereinigeſt jedes Talent, das den Autor vollendet,
O entſchlieſse dich, Freund, nichts als ein Leſer zu ſeyn.

Das Mittel.

Willſt du in Deutſchland wirken als Autor, ſo triff ſie nur tüchtig,
Denn zum Beſchauen des Werks finden ſich wenige nur.

Die Unberufenen.

Tadeln iſt leicht, erſchaffen ſo ſchwer; ihr Tadler des ſchwachen,
Habt ihr das treffliche denn auch zu belohnen ein Herz?

Die Belohnung.

Was belohnet den Meiſter? der zartantwortende Nachklang,
Und der reine Reflex aus der begegnenden Bruſt.

Das gewöhnliche Schickſal.

Haſt du an liebender Bruſt das Kind der Empfindung gepfleget,
Einen Wechſelbalg nur giebt dir der Leſer zurück.

Der Weg zum Ruhme.

Glücklich nenn ich den Autor, der in der Höhe den Beyfall
Findet, der deutſche muſs nieder ſich bücken dazu.

Bedeutung.

„Was bedeutet dein Werk"? ſo fragt ihr den Bildner des Schönen,
Frager, ihr habt nur die Magd, niemals die Göttinn geſehn.

An die Moraliſten.

Lehret! Das ziemet euch wohl, auch wir verehren die Sitte,
Aber die Muſe läſst ſich nicht gebieten von euch.
Nicht von dem Architect erwart ich melodiſche Weiſen,
Und, Moraliſt, von dir nicht zu dem Epos den Plan.

Vielfach ſind die Kräfte des Menſchen, o daſs ſich doch jede
Selbſt beherrſche, ſich ſelbſt bilde zum herrlichſten aus!

An die Muſe.

Nimm dem Prometheus die Fackel o Muſe, belebe die Menſchen,
Nimm ſie dem Amor und raſch quäl' und beglücke, wie er.

Die Kunſtſchwätzer.

Gutes in Künſten verlangt ihr? Seid ihr denn würdig des Guten,
Das nur der ewige Krieg gegen euch ſelber erzeugt?

Deutſche Kunſt.

Gabe von obenher iſt, was wir Schönes in Künſten beſitzen,
Warlich, von unten herauf bringt es der Grund nicht hervor.

Muſs der Künſtler nicht ſelbſt den Schöſsling von auſſen ſich hohlen?
Nicht aus Rom und Athen borgen die Sonne, die Luſt?

Todte Sprachen.

Todte Sprachen nennt ihr die Sprache des Flakkus und Pindar,
Und von beiden nur kommt, was in der unſrigen lebt!

Deutſcher Genius.

Ringe, Deutſcher, nach römiſcher Kraft, nach griechiſcher Schönheit,
Beides gelang dir, doch nie glückte der galliſche Sprung.

Guter Rath.

Freunde, treibet nur alles mit Ernſt und Liebe, die beyden
Stehen dem Deutſchen ſo ſchön, den ach! ſo vieles entſtellt.

G. und S.

Amors Schickſale.

Nach dem Spaniſchen.

1.

Liebe fodert Gegenliebe.
Ohne Kampf und Siege wachſen
Amorn ſeine Schwingen nicht.
Von der Anmuth ſelbſt gebohren,
Und von Grazien erzogen,
Blieb er ohne Streit und Kämpfe,
Flügellos und klein und ſchwach.
Schaff' ihm, ſprach die weiſe Themis,
Mutter, ſchaff' ihm einen Bruder,
Der ihn fodre, der ihn reize:
Denn ſein Vater war der ſüſse
Trieb und ihm im Buſen ſchläget
Mächtig ſeines Vaters Herz.
Dies geſchah. Dem Kinde ſproſsten
Kämpfend mit der Gegenliebe

Schnell die Flügel. Adlerſchwingen
Trugen kühn ihn zum Olymp.

2.

Aber Kampf- und Sieggewohnet
Säet' Amor im Olympus
Bald auch Streit und Zwietracht aus.
Denn unglücklich war ſein Bruder
Drunten ſcheu zurückgeblieben;
Im Olympus, ſprach er, kennet
Man die Gegenliebe nicht.
Da ergriff der Gott Saturnus
Schnell den Knaben an den Flügeln,
Kürzet' ihm die kühnen Schwingen,
Schleudert ihn zur Erd' hinab.
Seitdem flattert er hienieden
Wie die Schwalbe, wie die Taube;
An den Hof der groſsen Götter
Tragen ihn die Schwingen nicht.

3.

Dafür ſammlet er auf Erden
Sich ein Chor erwählter Freunde.
Muſen, Grazien umgeben
Ihren Liebling. Schäferinnen,
Kinder, Jünglinge und Mädchen,
Sind an jedem Feſt der Ceres,
Oder an Jacchus Kelter,
Sind an jedem Frühlingsfeſte
Allenthalben mit ihm gern.
Und die Nachtigallen ſingen
Lieblicher; die Lauben blühen
Mit Je länger und je lieber.
Roſen knoſpen, und die treue
Taube fliegt in ſeinen Schoos.

4.

Aber eingedenk auch ſeines
Schickſals bei den hohen Göttern,
Siehet Amor je auf Erden
Einen, ſpielet er ihm Trug.

Dieſen wandelt er zum Kuckuck,
Jenen gar zum goldnen Regen,
(Den die Schürze ſpottend auffängt),
Den zum Stier. Die Gottgeliebte
Wird zur Jo, wird zur Echo,
Zur betrüglich-leichten Welle,
Oder gar zum Aſchenhäufgen,
Und zum traurig-dürren Baum.

5.

Nur den Menſchen iſt die Liebe
Hold und freundlich. Wo im Herzen
Eros wohnet, blickt dem Bruder
Vom geſenkten Augenliede
Anteros gefällig zu *).

W.

---

*) Eros und Anteros, Liebe und Gegenliebe.

Vielen.

Auf ihr Diſtichen friſch! Ihr muntern lebendigen Knaben,
Reich iſt Garten und Feld! Blumen zum Kranze herbey!

Mannichfaltigkeit.

Reich iſt an Blumen die Flur, doch einige ſind nur dem Auge,
Andre dem Herzen nur ſchön, wähle dir Leſer nun ſelbſt.

L. B.

Roſenknospe, du biſt dem blühenden Mädchen gewidmet,
Die als die herrlichſte ſich, als die beſcheidenſte zeigt.

C. G.

Viele Veilchen binde zuſammen! das Sträuſschen erſcheinet
Erſt als Blume; du biſt, häuſsliches Mädchen, gemeint.

L. D.

Eine kannt' ich, ſie war wie die Lilie ſchlank, und ihr Stolz war
Unſchuld, herrlicher hat Salomo keine geſehn.

H. W.

Schön erhebt ſich der Agley und ſenkt das Köpfchen herunter,
Iſt es Gefühl? Oder iſts Muthwill? Wir wiſſen es nicht.

N. Z. S. O. A. D.

Viele duftende Glocken, o! Hiazinte, bewegſt du,
Aber die Glocken ziehn, wie die Gerüche nicht an.

A. L.

Nachtviole, dich geht man am blendenden Tage vorüber,
Doch bey der Nachtigall Schlag haucheſt du köſtlichen Geiſt.

Tuberroſe.

Unter der Menge ſtrahleſt du vor, du ergötzeſt im Freyen,
Aber bleibe vom Haupt, bleibe vom Herzen mir fern.

Klatſchroſe.

Weit von fern erblick ich dich ſchon, doch komm ich dir näher
Ach! ſo ſeh ich, zu bald, daſs du die Roſe nur lügſt.

A. F. K. N. H. D.

Tulpen! ihr werdet geſcholten von ſentimentaliſchen Kennern,
Aber ein luſtiger Sinn wünſcht auch ein luſtiges Blatt.

W. R. L. K. W. J.

Nelken! wie ſind' ich euch ſchön! Doch alle gleicht ihr einander,
Unterſcheidet euch kaum, und ich entſcheide mich nicht.

Geranium.

Prangt mit den Farben Aurorens, Ranunkeln, Tulpen und Aſters,
Hier iſt ein dunkles Blatt, das euch an Dufte beſchämt.

Ranunkeln.

Keine lockt mich von euch, ich möchte zu keiner mich wenden,
Aber im Beete vermiſcht, ſieht euch das Auge mit Luſt.

M. R.

Sagt! was füllet das Zimmer mit Wohlgerüchen? Reſeda,
Farbloſs, ohne Geſtalt, ſtilles und zierliches Kraut.

Kornblume.

Zierde wärſt du der Gärten, doch wo du erſcheineſt, da ſagſt du:
Ceres ſtreute mich ſelbſt aus, mit der goldenen Saat.

C. F.

Deine liebliche Kleinheit, dein holdes Auge, ſie ſagen
Immer: vergiſs mein nicht! immer: vergiſs nur nicht mein.

L. W.

Schwinden dem inneren Auge die Bilder ſämmtlicher Blumen,
Eleonore, dein Bild brächte das Herz ſich hervor.

Einer.

Grauſam handelt Amor mit mir! o! ſpielet, ihr Muſen,
Mit den Schmerzen, die er, ſpielend, im Buſen erregt,
Manuſcripte beſitz ich wie kein Gelehrter noch König,
Denn mein Liebchen ſie ſchreibt, was ich ihr dichtete, mir.
Wie im Winter die Saat nur langſam keimet, im Frühling
Lebhaft treibet und ſchoſst, ſo war die Neigung zu dir.
Immer war mir das Feld und der Wald, und der Fels und die Gärten
Nur ein Raum, und du machſt ſie, Geliebte, zum Ort.

Raum und Zeit, ich empfind es, ſind bloſse Formen des Denkens,
Da das Eckchen mit dir, Liebchen, unendlich mir ſcheint.
Sorge! ſie ſteiget mit dir zu Pferde, ſie ſteiget zu Schiffe,
Viel zudringlicher noch packet ſich Amor mir auf.
Schwer zu beſiegen iſt ſchon die Neigung, geſellet ſich aber
Gar die Gewohnheit zu ihr, unüberwindlich iſt ſie.
Welche Schrift ich zweymal, ja dreymal hinter einander
Leſe? das herrliche Blatt, das die Geliebte mir ſchreibt.
Wer mich entzückt, vermag mich zu täuſchen. O! Dichter und Sänger,
Mimen! lerntet ihr doch meiner Geliebten was ab.

Alle Freude des Dichters, ein gutes Gedicht zu erſchaffen,
Fühle das liebliche Kind, das ihn begeiſterte, mit.
Ein Epigramm ſey zu kurz, mir etwas herzlichs zu ſagen?
Wie, mein Geliebter, iſt denn nicht noch viel kürzer der Kuſs?
Kennſt du den herrlichen Gift der unbefriedigten Liebe?
Er verſengt und erquickt, zehret am Mark und erneut's.
Kennſt du die herrliche Wirkung der endlich befriedigten Liebe?
Körper verbindet ſie ſchön, wenn ſie die Geiſter befreyt.
Das iſt die wahre Liebe, die immer und immer ſich gleich bleibt,
Wenn man ihr alles gewährt, wenn man ihr alles verſagt.

Alles wünſcht' ich zu haben, um mit ihr alles zu theilen,
Alles gäb ich dahin, wär ſie, die Einzige, mein.

Kränken ein liebendes Herz und ſchweigen müſſen! geſchärfter
Können die Qualen nicht ſeyn, die Rhadamant ſich erſinnt.

Warum bin ich vergänglich? o Zeus! ſo fragte die Schönheit,
Macht dich doch, ſagte der Gott, nur das Vergängliche ſchön.

Und die Liebe, die Blumen, der Thau und die Jugend vernahmens,
Alle gingen ſie weg, weinend, von Jupiters Thron.

Leben muſs man und lieben! Es endet Leben und Liebe!
Schnitteſt du, Parze, doch nur beyde die Fäden zugleich.

G. vhs S.

Hölty's Geiſt.

Haſt du die Kunde vernommen vom fernherwandernden Landmann?
Bei Marienſees Gräbern iſt Hölty geſehn.
Sinnend las der Geiſt im Geflimmer des Mondes die Schriften,
Deren heiliger Ernſt ſchon ſich im Mooſe verbarg.
Kränze hängt' er um jegliches Grab entſchlummerter Bräute,
Und in der Harfe Getön ſang er ein klagendes Lied.
Dann verlor er ſich ſanft am leuchtenden Fenſter der Kirche,
Aber am ſchwarzen Altar flammte noch lange die Schrift:
„Wer ſich der Erd' unſchuldig gefreut, bis er Aſche geworden,
Hat der Seligen Glück ſchon auf der Erde gekannt"!

Woltmann.

Xenien.

Triſte ſupercilium, durique ſevera Catonis
  Frons et aratoris Filia Fabricii
Et perſonati faſtus et regula morum,
  Quidquid et in tenebris non ſumus, ite foras.

Der äſthetiſche Thorſchreiber.

Halt Paſſagiere! Wer ſeyd ihr? Weſs Standes und Characteres?
Niemand paſſieret hier durch, bis er den Paſs mir gezeigt.

Xenien.

Diſtichen ſind wir. Wir geben uns nicht für mehr noch für minder,
Sperre du immer, wir ziehn über den Schlagbaum hinweg.

Viſitator.

Oeffnet die Coffers. Ihr habt doch nichts contrebandes geladen?
Gegen die Kirche? den Staat? Nichts von franzöſiſchem Gut?

Xenien.

Coffers führen wir nicht. Wir führen nicht mehr als zwey Taſchen
Tragen, und die, wie bekannt, ſind bey Poeten nicht ſchwer.

Der Mann mit dem Klingelbeutel.

Meſſieurs! Es iſt der Gebrauch, wer dieſe Straſse bereiſet,
Legt für die Dummen was, für die Gebrechlichen, ein.

Helf Gott.

Das verwünſchte Gebettel! Es haben die vorderen Kutſchen
Reichlich für uns mit bezahlt. Geben nichts. Kutſcher fahr zu.

Der Glückstopf.

Hier iſt Meſſe, geſchwind, packt aus und ſchmücket die Bude,
Kommt Autoren und zieht, jeder verſuche ſein Glück.

Die Kunden.

Wenige Treffer ſind gewöhnlich in ſolchen Boutiquen,
Doch die Hoffnung treibt friſch und die Neugier herbey.

Das Widerwärtige.

Dichter und Liebende ſchenken ſich ſelbſt, doch Speiſe voll Ekel!
Dringt die gemeine Natur ſich zum Genuſſe dir auf!

Das Deſideratum.

Hätteſt du Phantaſie, und Witz und Empfindung und Urtheil,
Warlich, dir fehlte nicht viel, Wieland und Leſſing zu ſeyn!

An einen gewiſſen moraliſchen Dichter.

Ja der Menſch iſt ein ärmlicher Wicht, ich weiſs — doch das wollt ich
Eben vergeſſen, und kam, ach wie gereut mich's, zu dir.

Das Verbindungsmittel.

Wie verfährt die Natur, um hohes und niedres im Menſchen
Zu verbinden? Sie ſtellt Eitelkeit zwiſchen hinein.

Für Töchter edler Herkunft.

Töchtern edler Geburt iſt dieſes Werk zu empfehlen,
Um zu Töchtern der Luſt ſchnell ſich befördert zu ſehn.

Der Kunſtgriff.

Wollt ihr zugleich den Kindern der Welt und den Frommen gefallen?
Mahlet die Wolluſt — nur mahlet den Teufel dazu.

Der Teleolog.

Welche Verehrung verdient der Weltenſchöpfer, der gnädig,
Als er den Korkbaum ſchuf, gleich auch die Stöpſel erfand!

Der Antiquar.

Was ein chriſtliches Auge nur ſieht, erblick ich im Marmor:
Zevs und ſein ganzes Geſchlecht grämt ſich und fürchtet den Tod.

Der Kenner.

Alte Vaſen und Urnen! Das Zeug wohl könnt ich entbehren;
Doch ein Majolica-Topf machte mich glücklich und reich.

Erreurs et Verité.

Irrthum wollteſt du bringen und Wahrheit, o Bote, von Wandsbeck;
Wahrheit, ſie war dir zu ſchwer; Irrthum, den brachteſt du fort!

H. S.

Auf das empfindſame Volk hab ich nie was gehalten; es werden,
Kommt die Gelegenheit nur ſchlechte Geſellen daraus.

Der Prophet.

Schade daſs die Natur nur Einen Menſchen aus dir ſchuf,
Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff.

Das Amalgama.

Alles miſcht die Natur ſo einzig und innig, doch hat ſie
Edel- und Schalkſinn hier, ach! nur zu innig vermiſcht.

Der erhabene Stoff.

Deine Muſe beſingt, wie Gott ſich der Menſchen erbarmte,
Aber iſt das Poeſie, daſs er erbärmlich ſie fand?

Belſatzer ein Drama.

König Belſatzer ſchmauſst in dem erſten Akte, der König
Schmauſst in dem zweyten, es ſchmauſst fort bis zu Ende der Fürſt.

Gewiſse Romanhelden.

Ohne das mindeſte nur dem Pedanten zu nehmen, erſchufſt du,
Künſtler wie keiner mehr iſt, einen vollendeten Geck.

Pfarrer Cyllenius.

Still doch von deinen Paſtoren und ihrem Zoſenfranzöſiſch,
Auch von den Zoſen nichts mehr mit dem Paſtorenlatein.

Jamben.

Jambe nennt man das Thier mit einem kurzen und langen
Fuſs, und ſo nennſt du mit Recht Jamben das hinkende Werk.

Neuſte Schule.

Ehmals hatte man Einen Geſchmack. Nun giebt es Geſchmäcke,
Aber ſagt mir, wo ſitzt dieſer Geſchmäcke Geſchmack?

An deutſche Bauluſtige.

Kamtſchadaliſch lehrt man euch bald die Zimmer verzieren,
Und doch iſt manches bey euch ſchon kamtſchadaliſch genug.

Affiche.

Stille kneteten wir Salpeter, Kohlen und Schwefel,
Bohrten Röhren, gefall' nun auch das Feuerwerk euch.

Zur Abwechslung.

Einige ſteigen als leuchtende Kugeln und andere zünden,
Manche auch werfen wir nur ſpielend das Aug zu erfreun.

Der Zeitpunkt.

Eine groſse Epoche hat das Jahrhundert gebohren,
Aber der groſse Moment findet ein kleines Geſchlecht.

Goldnes Zeitalter.

Ob die Menſchen im Ganzen ſich beſſern? Ich glaub es, denn einzeln
Suche man, wie man auch will, ſieht man doch gar nichts davon.

Manſo von den Grazien.

Hexen laſſen ſich wohl durch ſchlechte Sprüche citiren,
Aber die Grazie kommt nur auf der Grazie Ruf.

Taſſos Jeruſalem von demſelben.

Ein aſphaltiſcher Sumpf bezeichnet hier noch die Stätte,
Wo Jeruſalem ſtand, das uns Torquato beſang.

Die Kunſt zu lieben.

Auch zum Lieben bedarfſt du der Kunſt? Unglücklicher Manſo,
Daſs die Natur auch nichts, gar nichts für dich noch gethan!

Der Schulmeiſter zu Breslau.

In langweiligen Verſen und abgeſchmackten Gedanken
Lehrt ein Präceptor uns hier, wie man gefällt und verführt.

Amor, als Schulcollege.

Was das entſetzlichſte ſey von allen entſetzlichen Dingen?
Ein Pedant, den es jückt, locker und loſe zu ſeyn.

Der zweyte Ovid.

Armer Naſo, hätteſt du doch wie Manſo geſchrieben,
Nimmer, du guter Geſell, hätteſt du Tomi geſehn.

Das Unverzeihliche.

Alles kann mislingen, wir könnens ertragen, vergeben;
Nur nicht, was ſich beſtrebt, reizend und lieblich zu ſeyn.

Proſaiſche Reimer.

Wieland, wie reich iſt dein Geiſt! Das kann man nun erſt empfinden,
Sieht man, wie ſad und wie leer dein Caput mortuum iſt.

Jean Paul Richter.

Hielteſt du deinen Reichthum nur halb ſo zu Rathe, wie jener
Seine Armuth, du wärſt unſrer Bewunderung werth.

An ſeinen Lobredner.

Meynſt du, er werde gröſser, wenn du die Schultern ihm leyheſt?
Er bleibt klein wie zuvor, du haſt den Höcker davon.

Feindlicher Einfall.

Fort ins Land der Philiſter, ihr Füchſe mit brennenden Schwänzen,
Und verderbet der Herrn reife papierene Saat.

Nekrolog.

Unter allen, die von uns berichten, biſt du mir der liebſte,
Wer ſich lieſet in dir, lieſst dich zum Glücke nicht mehr.

Bibliothek ſchöner Wiſſenſchaften.

Jahre lang ſchöpfen wir ſchon in das Sieb und brüten den Stein aus,
Aber der Stein wird nicht warm, aber das Sieb wird nicht voll.

Dieſelbe.

Invaliden Poeten iſt dieſer Spittel geſtiftet,
Gicht und Waſſerſucht wird hier von der Schwindſucht gepflegt.

Die neueſten Geſchmacksrichter.

Dichter, ihr armen, was müſst ihr nicht alles hören, damit nur
Sein Exercitium ſchnell leſe gedruckt der Student!

An Schwätzer und Schmierer.

Treibet das Handwerk nur fort, wir können euch freilich nicht legen,
Aber ruhig, das glaubt, treibt ihr es künftig nicht mehr.

Guerre ouverte.

Lange neckt ihr uns ſchon, doch immer heimlich und tückiſch,
Krieg verlangtet ihr ja, fühlt ihn nun offen, den Krieg.

An gewiſſe Collegen.

Mögt ihr die ſchlechten Regenten mit ſtrengen Worten verfolgen,
Aber ſchmeichelt doch auch ſchlechten Autoren nicht mehr.

An die Herren N. O. P.

Euch bedaur' ich am meiſten, ihr wähltet gerne das Gute,
Aber euch hat die Natur gänzlich das Urtheil verſagt.

Der Commiſſarius des jüngſten Gerichts.

Nach Calabrien reiſ't er, das Arſenal zu beſehen,
Wo man die Artillerie gieſst zu dem jüngſten Gericht.

Kant und ſeine Ausleger.

Wie doch ein einziger Reicher ſo viele Bettler in Nahrung
Setzt! Wenn die Könige baun, haben die Kärrner zu thun.

J — b.

Steil wohl iſt er, der Weg zur Wahrheit, und ſchlüpfrig zu ſteigen,
Aber wir legen ihn doch nicht gern auf Eſeln zurück.

Die Stockblinden.

Blinde, weiſs ich wohl, fühlen und Taube ſehen viel ſchärfer,
Aber mit welchem Organ philoſophiert denn das Volk?

Analytiker.

Iſt denn die Wahrheit ein Zwiebel, von dem man die Häute nur abſchält?
Was ihr hinein nicht gelegt, ziehet ihr nimmer heraus.

Der Geiſt und der Buchſtabe.

Lange kann man mit Marken, mit Rechenpfennigen zahlen,
Endlich, es hilft nichts ihr Herrn, muſs man den Beutel doch ziehn.

Wiſſenſchaftliches Genie.

Wird der Poet nur gebohren? Der Philoſoph wirds nicht minder,
Alle Wahrheit zuletzt wird nur gebildet, geſchaut.

Die bornierten Köpfe.

Etwas nützet ihr doch, die Vernunft vergiſst des Verſtandes
Schranken ſo gern, und die ſtellet ihr redlich uns dar.

Bedientenpflicht.

Rein zuerſt ſey das Haus, in welchem die Königinn einzieht,
Friſch denn, die Stuben gefegt! dafür ihr Herrn, ſeyd ihr da.

Ungebühr.

Aber, erſcheint ſie ſelbſt, hinaus vor die Thüre, Geſinde!
Auf den Seſſel der Frau pflanze die Magd ſich nicht hin.

Wiſſenſchaft.

Einem iſt ſie die hohe, die himmliſche Göttinn, dem andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter verſorgt.

An Kant.

Vornehm nennſt du den Ton der neuen Propheten? Ganz richtig,
Vornehm philoſophiert heiſst wie Rotüre gedacht.

Der kurzweilige Philoſoph.

Eine ſpaſshafte Weisheit dociert hier ein luſtiger Doctor
Bloſs dem Nahmen nach Ernſt, und in dem luſtigſten Saal.

Verfehlter Beruf.

Schade daſs ein Talent hier auf dem Katheder verhallet,
Das auf höherm Gerüſt hätte zu glänzen verdient.

Das philoſophiſche Geſpräch.

Einer, das höret man wohl, ſpricht nach dem andern, doch keiner
Mit dem andern; wer nennt zwey Monologen Geſpräch?

Das Privilegium.

Dichter und Kinder, man giebt ſich mit beyden nur ab, um zu ſpielen,
Nun ſo erboſet euch nicht, wird euch die Jugend zu laut.

Litterariſcher Zodiacus.

Jetzo ihr Diſtichen nehmt euch zuſammen, es thut ſich der Thierkreis
Grauend euch auf; mir nach Kinder! wir müſſen hindurch.

Zeichen des Widders.

Auf den Widder ſtoſst ihr zunächſt, den Führer der Schaafe,
Aus dem Dykiſchen Pferch ſpringet er trotzig hervor.

Zeichen des Stiers.

Neben an gleich empfängt euch ſein Nahmensbruder; mit ſtumpfen
Hörnern, weicht ihr nicht aus, ſtöſst euch der Halliſch Ochs.

Zeichen des Fuhrmanns.

Alſobald knallet in G** des Reiches würdiger Schwager,
Zwar er nimmt euch nicht mit, aber er fährt doch vorbey.

Zeichen der Zwillinge.

Kommt ihr den Zwillingen nah, ſo ſprecht nur: Gelobet ſey J —
C — ! „In Ewigkeit" giebt man zum Gruſs euch zurück.

Zeichen des Bärs.

Nächſt daran ſtrecket der Bär zu K** die bleyernen Tatzen
Gegen euch aus, doch er fängt euch nur die Fliegen vom Kleid.

Zeichen des Krebſes.

Geht mir dem Krebs in B*** aus dem Weg, manch lyriſches Blümchen
Schwellend in üppigem Wuchs kneipte die Scheere zu Tod.

Zeichen des Löwen.

Jetzo nehmt euch in Acht vor dem wackern Entiniſchen Leuen,
Daſs er mit griechiſchem Zahn euch nicht verwunde den Fuſs.

Zeichen der Jungfrau.

Bücket euch, wie ſichs geziemt, vor der zierlichen Jungfrau zu Weimar,
Schmollt ſie auch oft — wer verzeyht Launen der Grazie nicht?

Schill. Muſ. Alm. 1797. K

Zeichen des Raben.

Vor dem Raben nur ſehet euch vor, der hinter ihr krächzet,
Das Nekrologiſche Thier ſetzt auf Kadaver ſich nur.

Locken der Berenice.

Sehet auch, wie ihr in S*** den groben Fäuſten entſchlüpfet,
Die Berenices Haar ſtriegeln mit eiſernem Kamm.

Zeichen der Waage.

Jetzo wäre der Ort, daſs ihr die Waage beträtet,
Aber dieſs Zeichen ward längſt ſchon am Himmel vermiſst.

Zeichen des Scorpions.

Aber nun kommt ein böſes Inſekt, aus G—b—n her,
Schmeichelnd naht es, ihr habt, flieht ihr nicht eilig, den Stich.

Ophiuchus.

Drohend hält euch die Schlang' jetzt Ophiuchus entgegen,
Fürchtet ſie nicht, es iſt nur der getrocknete Balg.

Zeichen des Schützen.

Seid ihr da glücklich vorbei, ſo naht euch dem zielenden Hofrath
Schütz nur getroſt, er liebt und er verſteht auch den Spaſs.

Gans.

Laſst ſodann ruhig die Gans in L***g und G**a gagagen,
Die beiſst keinen, es quält nur ihr Geſchnatter das Ohr.

Zeichen des Steinbocks.

Im Vorbeygehn ſtutzt mir den alten Berliniſchen Steinbock,
Das verdrüſst ihn, ſo giebts etwas zu lachen fürs Volk.

Zeichen des Pegaſus.

Aber ſeht ihr in B**** den Grad ad Parnaſſum, ſo bittet
Höflich ihm ab, daſs ihr euch eigene Wege gewählt.

Zeichen des Waſſermanns.

Uebrigens haltet euch ja von dem Dr***r Waſſermann ferne,
Daſs er nicht über euch her gieſse den Elbeſtrom aus.

Eridanus.

An des Eridanus Ufern umgeht mir die furchtbare Waſchfrau,
Welche die Sprache des Teut ſäubert mit Lauge und Sand.

Fiſche.

Seht ihr in Leipzig die Fiſchlein, die ſich in Sulzers Ciſterne
Regen, ſo fangt euch zur Luſt einige Grundeln heraus.

Der fliegende Fiſch.

Neckt euch in Breslau der fliegende Fiſch, erwartets geduldig
In ſein wäſsrigtes Reich zieht ihn Neptun bald hinab.

Glück auf den Weg.

Manche Gefahren umringen euch noch, ich hab ſie verſchwiegen,
Aber wir werden uns noch aller erinnern — nur zu!

Die Aufgabe.

Wem die Verſe gehören? Ihr werdet es ſchwerlich errathen,
Sondert, wenn ihr nun könnt, o Chorizonten, auch hier!

Wohlfeile Achtung.

Selten erhaben und groſs und ſelten würdig der Liebe
Lebt er doch immer, der Menſch, und wird geehrt und geliebt.

Revolutionen.

Was das Lutherthum war iſt jetzt das Franzthum in dieſen
Letzten Tagen, es drängt ruhige Bildung zurück.

Partheygeiſt.

Wo Partheyen entſtehn, hält jeder ſich hüben und drüben,
Viele Jahre vergehn, eh ſie die Mitte vereint.

Das deutſche Reich.

"Deutſchland? aber wo liegt es? Ich weiſs das Land nicht zu finden,
Wo das gelehrte beginnt, hört das politiſche auf.

Deutſcher Nationalcharacter.

Zur Nation euch zu bilden, ihr hoffet es, Deutſche, vergebens
Bildet, ihr könnt es, dafür freyer zu Menſchen euch aus.

Rhein.

Treu wie dem Schweitzer gebührt, bewach ich Germaniens Grenze,
Aber der Gallier hüpft über den duldenden Strom.

Rhein und Moſel.

Schon ſo lang umarm' ich die lothringiſche Jungfrau,
Aber noch hat kein Sohn unſre Umarmung erfreut!

*Donau in B***

Bacchus der luſtige führt mich und Komus der fette durch reiche
Triſten, aber verſchämt bleibet die Charis zurück.

*Donau in O***

Mich umwohnet mit glänzendem Aug das Volk der Fajaken,
Immer iſts Sonntag, es dreht immer am Heerd ſich der Spieſs.

Mayn.

Meine Burgen zerfallen zwar, doch getröſtet erblick' ich
Seit Jahrhunderten noch immer das alte Geſchlecht.

Saale.

Kurz iſt mein Lauf und begrüſst der Fürſten, der Völker ſo viele,
Aber die Fürſten ſind gut, aber die Völker ſind frey.

Ilm.

Meine Ufer ſind arm, doch höret die leiſere Welle,
Führt der Strom ſie vorbey, manches unſterbliche Lied.

Pleiſſe.

Flach iſt mein Ufer und ſeicht mein Bächlein, es ſchöpften zu durſtig
Meine Poeten mich, meine Proſaiker aus.

Elbe.

All ihr andern, ihr ſprecht nur ein Kauderwelſch. Unter den Flüſſen
Deutſchlands rede nur ich, und auch in Meiſſen nur, Deutſch.

Spree.

Sprache gab mir einſt Ramler und Stoff mein Ceſar, da nahm ich
Meinen Mund etwas voll, aber ich ſchweige ſeitdem.

Weſer.

Leider von mir iſt gar nichts zu ſagen, auch zu dem kleinſten
Epigramme bedenkt! geb ich der Muſe nicht Stoff.

Geſundbrunnen zu ***

Seltſames Land! Hier haben die Flüſſe Geſchmack und die Quellen,
Bey den Bewohnern allein hab ich noch keinen verſpürt.

P** bey N**.

Ganz hypochondriſch bin ich vor langer Weile geworden,
Und ich flieſſe nur fort, weil es ſo hergebracht iſt.

Die **chen Flüſſe.

Unſer einer hats halter gut in **cher Herren
Ländern, ihr Joch iſt ſanft und ihre Laſten ſind leicht.

Salzach.

Aus Juvaviens Bergen ſtröm' ich, das Erzſtift zu ſalzen,
Lenke dann Bayern zu, wo es an Salze gebricht.

Der anonyme Fluſs.

Faſtenſpeiſen dem Tiſch des frommen Biſchoffs zu liefern,
Goſs der Schöpfer mich aus durch das verhungerte Land.

Les fleuves indiſcrets.

Jetzt kein Wort mehr ihr Flüſse. Man ſiehts, ihr wiſst euch ſo wenig
Zu beſcheiden, als einſt Diderots Schätzchen gethan.

An den Leſer.

Lies uns nach Laune nach Luſt, in trüben, in fröhlichen Stunden,
Wie uns der gute Geiſt, wie uns der böſe gezeugt.

Gewiſſen Leſern.

Viele Bücher genieſst ihr, die ungeſalznen, verzeyhet,
Daſs dieſs Büchelchen uns überzuſalzen beliebt.

Dialogen aus dem Griechiſchen.

Zur Erbauung andächtiger Seelen hat F*** S***,
Graf und Poet und Chriſt dieſe Geſpräche verdeutſcht.

Der Erſatz.

Als du die griechiſchen Götter geſchmäht, da warf dich Apollo
Von dem Parnaſſe; dafür gehſt du ins Himmelreich ein.

Der moderne Halbgott.

Chriſtlicher Herkules, du erſtickeſt ſo gerne die Rieſen,
Aber die heidniſche Brut ſteht Herkuliscus! noch feſt.

Charis.

Iſt dieſs die Frau des Künſtlers Vulkan? Sie ſpricht von dem Handwerk,
Wie es des Roturiers adlichen Hälfte geziemt.

Nachbildung der Natur.

Was nur einer vermag, das ſollte nur einer uns ſchildern,
Voſs nur den Pfarrer und nur Iffland den Förſter allein.

Nachäffer.

Aber da meynen die Pfuſcher, ein jeder Schwarzrock und Grünrock
Sey auch an und für ſich, unſrer Beſchauung ſchon werth.

Klingklang.

In der Dichtkunſt hat er mit Worten herzlos geklingelt,
In der Philoſophie treibt er es pfäffiſch ſo fort.

An gewiſſe Umſchöpfer.

Nichts ſoll werden das Etwas, daſs nichts ſich zu Etwas geſtalte,
Laſs das Etwas nur ſeyn! nie wird zu Etwas das Nichts.

Aufmunterung.

Deutſchland fragt nach Gedichten nicht viel; ihr kleinen Geſellen,
Lermt, bis jeglicher ſich wundernd ans Fenſter begiebt.

Das Brüderpaar.

Als Centauren gingen ſie einſt durch poetiſche Wälder,
Aber das wilde Geſchlecht hat ſich geſchwinde bekehrt.

*K * **

Höre den Tadler! Du kannſt, was er noch vermiſst, dir erwerben,
Jenes, was nie ſich erwirbt, freue dich! gab dir Natur.

An die Moraliſten.

Richtet den herrſchenden Stab auf leben und handeln und laſſet
Amorn, dem lieblichen Gott, doch mit der Muſe das Spiel!

Der Leviathan und die Epigramme.

Fürchterlich biſt du im Kampf, nur brauchſt du etwas viel Waſſer,
Aber verſuch es einmal, Fiſch! in den Lüften mit uns.

Louiſe von Voſs.

Warlich, es füllt mit Wonne das Herz, dem Geſange zu horchen,
Ahmt ein Sänger, wie der, Töne des Alterthums nach.

Jupiters Kette.

Hängen auch alle Schmierer und Reimer ſich an dich, ſie ziehen
Dich nicht hinunter, doch du ziehſt ſie auch ſchwerlich hinauf.

Aus einer der neueſten Epiſteln.

Klopſtock, der iſt mein Mann, der in neue Phraſen geſtoſsen,
Was er im hölliſchen Pfuhl Hohes und Groſses vernahm.

*B**s Taſchenbuch.*

Eine Collection von Gedichten? Eine Collecte
Nenn es, der Armuth zu lieb und bey der Armuth gemacht.

Ein deutſches Meiſterſtück.

Alles an dieſem Gedicht iſt vollkommen, Sprache, Gedanke,
Rhythmus, das einzige nur fehlt noch, es iſt kein Gedicht.

Unſchuldige Schwachheit.

Unſre Gedichte nur trift dein Spott? o ſchätzet euch glücklich,
Daſs das ſchlimmſte an euch eure Erdichtungen ſind.

Das neueſte aus Rom.

Raum und Zeit hat man wirklich gemahlt, es ſteht zu erwarten,
Daſs man mit ähnlichem Glück nächſtens die Tugend uns tanzt.

Deutſches Luſtſpiel.

Thoren hätten wir wohl, wir hätten Fratzen die Menge,
Leider helfen ſie nur ſelbſt zur Comödie nichts.

Das Mährchen.

Mehr als zwanzig Perſonen ſind in dem Mährchen geſchäftig,
Nun, und was machen ſie denn alle? Das Mährchen, mein Freund.

Frivole Neugier.

Das verlohnte ſich auch den delphiſchen Gott zu bemühen,
Daſs er dir ſage, mein Freund, wer der Armenier war.

Beyſpielſammlung.

Nicht bloſs Beyſpielſammlung, nein, ſelber ein warnendes Beyſpiel,
Wie man nimmermehr ſoll ſammeln für guten Geſchmack.

Mit Erlaubniſs.

Nimms nicht übel, daſs nun auch deiner gedacht wird! Verlangſt du
Das Vergnügen umſonſt, daſs man den Nachbar vexirt?

Der Sprachforſcher.

Anatomieren magſt du die Sprache, doch nur ihr Cadaver,
Geiſt und Leben entſchlüpft flüchtig dem groben Scalpell.

Geſchichte eines dicken Mannes.

(Man ſehe die Recenſion davon in der N. deutſchen Bibliothek).

Dieſes Werk iſt durchaus nicht in Geſellſchaft zu leſen,
Da es, wie Recenſent rühmet, die Blähungen treibt.

Anecdoten von Fridrich II.

Von dem unſterblichen Friedrich, dem einzigen, handelt in dieſen
Blättern der zehenmalzehn tauſendſte ſterbliche Fritz.

Litteraturbriefe.

Auch Nicolai ſchrieb an dem treflichen Werk? Ich wills glauben,
Mancher Gemeinplatz auch ſteht in dem treflichen Werk.

Gewiſſe Melodien.

Dieſs iſt Muſik fürs Denken! So lang man ſie hört, bleibt man eiskalt,
Vier, fünf Stunden darauf macht ſie erſt rechten Effekt.

Ueberſchriften dazu.

Froſtig und herzlos iſt der Geſang, doch Sänger und Spieler
Werden oben am Rand höflich zu fühlen erſucht.

Der böſe Geſelle.

Dichter bitte die Muſen, vor ihm dein Lied zu bewahren,
Auch dein leichteſtes zieht nieder der ſchwere Geſang.

Karl von Karlsberg.

Was der berühmte Verfaſſer des menſchlichen Elends verdiene?
Sich in der Charité gratis verköſtigt zu ſehn.

Schriften für Damen und Kinder.

„Bibliothek für das andre Geſchlecht, nebſt Fabeln für Kinder"
Alſo für Kinder nicht, nicht für das andre Geſchlecht.

Dieſelbe.

Immer für Weiber und Kinder! Ich dächte man ſchriebe für Männer,
Und überlieſse dem Mann Sorge für Frau und für Kind!

Geſellſchaft von Sprachfreunden.

O wie ſchätz ich euch hoch! Ihr bürſtet ſorglich die Kleider
Unſrer Autoren, und, wem fliegt nicht ein Federgen an?

Der Puriſt.

Sinnreich biſt du, die Sprache von fremden Wörtern zu ſäubern,
Nun ſo ſage doch Freund, wie man Pedant uns verdeutſcht.

Vernünftige Betrachtung.

Warum plagen wir, einer den andern? Das Leben zerrinnet,
Und es verſammelt uns nur einmal wie heute die Zeit.

*An **.*

Gerne plagt ich auch dich, doch es will mir mit dir nicht gelingen,
Du biſt zum Ernſt mir zu leicht, biſt für den Scherz mir zu plump.

*An ***.*

Nein! Du erbitteſt mich nicht, Du hörteſt dich gerne verſpottet,
Hörteſt du dich nur genannt, darum verſchon ich dich, Freund.

Garve.

Hör ich über Geduld dich edler Leidender reden,
O wie wird mir das Volk frömmelnder Schwätzer verhaſst.

Auf gewiſſe Anfragen.

Ob dich der Genius ruft? Ob du dem rufenden folgeſt?
Ja, wenn du mich fragſt — nein! Folge dem rufenden nicht.

Stoſsgebet.

Vor dem Ariſtokraten in Lumpen bewahrt mich, ihr Götter,
Und vor dem Sanscülott auch mit Epauletten und Stern.

Diſtinctionszeichen.

„Unbedeutend ſind doch auch manche von euren Gedichtgen“!
Freilich, zu jeglicher Schrift braucht man auch Comma und Punkt.

Die Addreſſen.

Alles iſt nicht für alle, das wiſſen wir ſelber, doch nichts iſt
Ohne Beſtimmung, es nimmt jeder ſich ſelbſt ſein Paket.

Schöpfung durch Feuer.

Arme baſaltiſche Säulen! Ihr ſolltet dem Feuer gehören,
Und doch ſah euch kein Menſch je aus dem Feuer entſtehn.

Mineralogiſcher Patriotismus.

Jedermann ſchürfte bey ſich auch nach Baſalten und Lava,
Denn es klinget nicht ſchlecht, hier iſt Vulkaniſch Gebürg!

Kurze Freude.

Endlich zog man ſie wieder ins alte Waſſer herunter,
Und es löſcht ſich nun bald dieſer entzündete Streit.

Triumph der Schule.

Welch erhabner Gedanke! Uns lehrt der unſterbliche Meiſter,
Künſtlich zu theilen den Stral, den wir nur einfach gekannt.

Die Möglichkeit.

Liegt der Irrthum nur erſt, wie ein Grundſtein, unten im Boden,
Immer baut man darauf, nimmermehr kömmt er an Tag.

Wiederholung.

Hundertmal werd ichs euch ſagen und tauſendmal: Irrthum iſt Irrthum!
Ob ihn der gröſste Mann, ob ihn der kleinſte beging

Wer glaubts?

Newton hat ſich geirrt? ja doppelt und dreyfach! und wie denn?
Lange ſteht es gedruckt, aber es lieſst kein Menſch.

Der

Der Welt Lauf.

Drucken fördert euch nicht, es unterdrückt euch die Schule;
Aber nicht immer, und dann geben ſie ſchweigend ſich drein.

Hoffnung.

Allen habt ihr die Ehre genommen, die gegen euch zeugten;
Aber dem Märtyrer kehrt ſpäte ſie doppelt zurück.

Exempel.

Schon Ein Irrlicht ſah ich verſchwinden, dich Phlogiſton! Balde,
O, Newtoniſch Geſpenſt! folgſt du dem Brüderchen nach.

Der letzte Märtyrer.

Auch mich bratet ihr noch als Huſs vielleicht, aber wahrhaftig!
Lange bleibet der Schwan, der es vollendet, nicht aus.

Schill. Muſ. Alm. 1797. L.

Menſchlichkeiten.

Leidlich hat Newton geſehen, und falſch geſchloſſen, am Ende
Blieb er, ein Britte, verſtockt, ſchloſs er, bewieſs er ſo fort.

Und abermals Menſchlichkeiten.

Seine Schüler hörten nun auf, zu ſehn und zu ſchlieſsen,
Referirten getroſt, was er auch ſah und bewieſs.

Der Widerſtand.

Ariſtokratiſch geſinnt iſt mancher Gelehrte, denn gleich iſts,
Ob man auf Helm und Schild oder auf Meinungen ruht.

Neueſte Farbentheorie von Wunſch.

Gelbroth und grün macht das Gelbe, grün und violblau das Blaue!
So wird aus Gurkenſalat wirklich der Eſſig erzeugt!

Das Mittel.

Warum ſagſt du uns das in Verſen? Die Verſe ſind wirkſam,
Spricht man in Proſa zu euch, ſtopft ihr die Ohren euch zu.

Moraliſche Zwecke der Poeſie.

„Beſſern, beſſern ſoll uns der Dichter"! So darf denn auf eurem
Rücken des Büttels Stock nicht einen Augenblick ruhn?

Sections Wut.

Lebend noch exenterieren ſie euch und ſeid ihr geſtorben,
Paſſet im Nekrolog noch ein Proſector euch auf.

Kritiſche Studien.

Schneidet, ſchneidet ihr Herrn, durch Schneiden lernet der Schüler,
Aber wehe dem Froſch, der euch den Schenkel muſs leyhn!

Der aſtronomiſche Himmel.

So erhaben, ſo groſs iſt, ſo weit entlegen der Himmel!
Aber der Kleinigkeitsgeiſt fand auch bis dahin den Weg.

Naturforſcher und Transſcendental Philoſophen.

Feindſchaft ſey zwiſchen euch, noch kommt das Bündniſs zu frühe,
Wenn ihr im Suchen euch trennt, wird erſt die Wahrheit erkannt.

An die voreiligen Verbindungsſtifter.

Jeder wandle für ſich, und wiſſe nichts von dem andern,
Wandeln nur beyde gerad, finden ſich beyde gewiſs.

Der treue Spiegel.

Reiner Bach, du entſtellſt nicht den Kieſel, du bringſt ihn dem Auge
Näher, ſo ſeh ich die Welt *** wenn du ſie beſchreibſt.

Nicolai.

Nicolai reiſet noch immer, noch lang wird er reiſen,
Aber ins Land der Vernunft findet er nimmer den Weg.

Der Wichtige.

Seine Meinung ſagt er von ſeinem Jahrhundert, er ſagt ſie,
Nochmals ſagt er ſie laut, hat ſie geſagt und geht ab.

Der Plan des Werks.

Meine Reiſ' iſt ein Faden, an dem ich drey Luſtra die Deutſchen
Nützlich führe, ſo wie formlos die Form mirs gebeut.

Formalphiloſophie.

Allen Formen macht er den Krieg, er weiſs wohl, zeitlebens
Hat er mit Müh und Noth Stoff nur zuſammengeſchleppt.

Der Todfeind.

Willſt du alles vertilgen, was deiner Natur nicht gemäſs iſt,
Nicolai, zuerſt ſchwöre dem Schönen den Tod!

Philoſophiſche Querköpfe.

Querkopf! ſchreiet ergrimmt in unſere Wälder Herr Nickel,
Leerkopf! ſchallt es darauf luſtig zum Walde heraus.

Empiriſcher Querkopf.

Armer empiriſcher Teufel! du kennſt nicht einmal das dumme
In dir ſelber, es iſt ach! a priori ſo dumm.

Der Quellenforſcher.

Nicolai entdeckt die Quellen der Donau! Welch Wunder!
Sieht er gewöhnlich doch ſich nach der Quelle nicht um.

Derſelbe.

Nichts kann er leiden was groſs iſt und mächtig, drum herrliche Donau
Spürt dir der Häſcher ſo lang nach, bis er ſeicht dich ertappt.

N. Reiſen XI. Band. S. 177.

A propos Tübingen! Dort ſind Mädchen, die tragen die Zöpfe
Lang geflochten, auch dort giebt man die Horen heraus.

Der Glückliche.

Sehen möcht ich dich Nickel, wenn du ein Späſschen erhaſcheſt,
Und, von dem Fund entzückt, drauf dich im Spiegel beſiehſt.

Verkehrte Wirkung.

Rührt ſonſt einen der Schlag, ſo ſtockt die Zunge gewöhnlich,
Dieſer, ſo lange gelähmt, ſchwatzt nur geläufiger fort.

Pfahl im Fleiſch.

Nenne Leſſing nur nicht, der Gute hat vieles gelitten
Und in des Märtyrers Kranz warſt du ein ſchrecklicher Dorn.

Die Horen an Nicolai.

Unſere Reyhen ſtörteſt du gern, doch werden wir wandeln,
Und du tappe denn auch, plumper Geſelle! ſo fort.

Fichte und Er.

Freilich tauchet der Mann kühn in die Tiefe des Meeres,
Wenn du, auf leichtem Kahn, ſchwankeſt und Heringe fängſt.

Briefe über äſthetiſche Bildung.

Dunkel ſind ſie zuweilen, vielleicht mit Unrecht, o Nickel!
Aber die Deutlichkeit iſt warlich nicht Tugend an dir.

Modephiloſophie.

Lächerlichſter, du nennſt das Mode, wenn immer von neuem
Sich der menſchliche Geiſt ernſtlich nach Bildung beſtrebt.

Das grobe Organ.

Was du mit Händen nicht greifſt, das ſcheint dir Blinden ein Unding,
Und betaſteſt du was, gleich iſt das Ding auch beſchmutzt.

Der Laſtträger.

Weil du vieles geſchleppt und ſchleppſt und ſchleppen wirſt, meynſt du
Was ſich ſelber bewegt, könne vor dir nicht beſtehn.

Die Waidtaſche.

Reget ſich was, gleich ſchieſst der Jäger, ihm ſcheinet die Schöpfung,
Wie lebendig ſie iſt, nur für den Schnappſack gemacht.

Das Unentbehrliche.

Könnte Menſchenverſtand doch ohne Vernunft nur beſtehen,
Nickel hätte fürwahr menſchlichſten Menſchenverſtand.

Die Xenien.

Was uns ärgert, du giebſt mit langen entſetzlichen Noten
Uns auch wieder heraus unter der Reiſerubrik.

Lucri bonus odor.

Gröblich haben wir dich behandelt, das brauche zum Vortheil
Und im zwölften Band ſchilt uns, da giebt es ein Blatt.

Vorſatz.

Den Philiſter verdrieſse, den Schwärmer necke, den Heuchler
Quäle der fröhliche Vers, der nur das Gute verehrt.

Nur Zeitſchriften.

Frankreich faſst er mit einer, das arme Deutſchland gewaltig
Mit der andern, doch ſind beyde papieren und leicht!

Das Motto.

Wahrheit ſag ich euch, Wahrheit und immer Wahrheit, verſteht ſich:
Meine Wahrheit; denn ſonſt iſt mir auch keine bekannt.

Der Wächter Zions.

Meine Wahrheit beſtehet im Bellen, beſonders wenn irgend
Wohlgekleidet ein Mann ſich auf der Straſse mir zeigt.

Verſchiedene Dreſſuren.

Ariſtokratiſche Hunde, ſie knurren auf Bettler, ein ächter
Demokratiſcher Spitz klafft nach dem ſeidenen Strumpf.

Böſe Geſellſchaft.

Ariſtokraten mögen noch gehn, ihr Stolz iſt doch höflich,
Aber du löbliches Volk biſt ſo voll Hochmuth und grob.

An die Obern.

Immer bellt man auf euch! bleibt ſitzen! es wünſchen die Beller
Jene Plätze, wo man ruhig das Bellen vernimmt.

Baalspfaffen.

Heilige Freiheit! Erhabener Trieb der Menſchen zum Beſſern!
Warlich, du konnteſt dich nicht ſchlechter mit Prieſtern verſehn!

Verfehlter Beruf.

Schreckensmänner wären ſie gerne, doch lacht man in Deutſchland
Ihres Grimmes, der nur mäſsige Schriften zerfleiſcht.

An mehr als Einen.

Erſt habt ihr die Groſsen beſchmauſst, nun wollt ihr ſie ſtürzen;
Hat man Schmarotzer doch nie dankbar dem Wirthe geſehn.

Das Requiſit.

Lange werden wir euch noch ärgern und werden euch ſagen:
Rothe Kappen, euch fehlt nur noch das Glöckchen zum Putz.

Verdienſt.

Haſt du auch wenig genug verdient um die Bildung der Deutſchen
Fritz Nicolai, ſehr viel haſt du dabey doch verdient.

Umwälzung.

Nein das iſt doch zu arg! Da läuft auch ſelbſt noch der Cantor
Von der Orgel, und ach! pfuſcht auf den Klaven des Staats.

Der Laufvogel.

Fliegen möchte der Strauſs, allein er rudert vergeblich,
Ungeſchickt rühret der Fuſs immer den leidigen Sand.

Der letzte Verſuch.

Vieles haſt du geſchrieben, der Deutſche wollt es nicht leſen;
Gehn die Journale nicht ab, dann iſt auch alles vorbey.

Kunſtgriff.

Schreib die Journale nur anonym, ſo kannſt du mit vollen
Backen deine Muſik loben, es merkt es kein Menſch.

Dem Groſsſprecher.

Oefters nahmſt du das Maul ſchon ſo voll und konnteſt nicht wirken,
Auch jetzt wirkeſt du nichts, nimm nur das Maul nicht ſo voll.

Mottos.

Setze nur immer Mottos auf deine Journale, ſie zeigen
Alle die Tugenden an, die man an dir nicht bemerkt.

Sein Handgriff.

Auszuziehen verſteh ich, und zu beſchmutzen die Schriften,
Dadurch mach ich ſie mein, und ihr bezahlet ſie mir.

Die Mitarbeiter.

Wie ſie die Glieder verrenken, die Armen! Aber nach dieſer
Pfeife zu tanzen, es iſt auch beim Apollo! kein Spaſs.

Unmögliche Vergeltung.

Deine Collegen verſchreyſt und plünderſt du! Dich zu verſchreyen
Iſt nicht nöthig, und nichts iſt auch zu plündern an dir.

Das züchtige Herz.

Gern erlaſſen wir dir die moraliſche Delikateſſe,
Wenn du die zehen Gebot' nur ſo nothdürftig befolgſt.

Abſcheu.

Heuchler ferne von mir! Beſonders du widriger Heuchler,
Der du mit Grobheit glaubſt Falſchheit zu decken und Liſt.

Der Hauſirer.

Ja das fehlte nun noch zu der Entwicklung der Sache,
Daſs als Krämer ſich nun Kr**er nach Frankreich begiebt!

Deutſchlands Revanche an Frankreich.

Manchen Lakay ſchon verkauftet ihr uns als Mann von Bedeutung,
Gut! Wir ſpedieren euch hier Kr**** als Mann von Verdienſt.

Der Patriot.

Daſs Verfaſſung ſich überal bilde! Wie ſehr iſts zu wünſchen,
Aber ihr Schwätzer verhelft uns zu Verfaſſungen nicht!

Die drey Stände.

Sagt, wo ſteht in Deutſchland der Sanscülott? In der Mitte,
Unten und oben beſitzt jeglicher was ihm behagt.

Die Hauptſache.

Jedem Beſitzer das ſeine! und jedem Regierer den Rechtſinn,
Das iſt zu wünſchen, doch ihr, beydes verſchafft ihr uns nicht.

Anacharſis der Zweyte.

Anacharſis dem erſten nahmt ihr den Kopf weg, der zweyte
Wandert nun ohne Kopf klüglich, Pariſer, zu euch.

Hiſtoriſche Quellen.

Augen leyht dir der Blinde zu dem, was in Frankreich geſchiehet,
Ohren der Taube, du biſt, Deutſchland, vortreflich bedient.

Der Almanach als Bienenkorb.

Lieblichen Honig geb' er dem Freund, doch nahet ſich täppiſch
Der Philiſter, ums Ohr ſauſ' ihm der ſtechende Schwarm!

Etymologie.

Ominos iſt dein Nahme, er ſpricht dein ganzes Verdienſt aus,
Gerne verſchaffteſt du, gieng es, dem Pöbel den Sieg.

Ausnahme.

Warum tadelſt du manchen nicht öffentlich? Weil er ein Freund iſt,
Wie mein eigenes Herz tadl' ich im ſtillen den Freund.

Die Inſekten.

Warum ſchiltſt du die einen ſo hundertfach? Weil das Geſchmeiſse,
Rührt ſich der Wedel nicht ſtets, immer dich leckt und dich ſticht.

Einladung.

Glaubſt du denn nicht, man könnte die ſchwache Seite dir zeigen?
Thu es mit Laune, mit Geiſt, Freund, und wir lachen zuerſt.

Warnung.

Unſrer liegen noch tauſend im Hinterhalt, daſs ihr nicht etwa
Rückt ihr zu hitzig heran, Schultern und Rücken entblöſst.

An die Philiſter.

Freut euch des Schmetterlings nicht, der Böſewicht zeugt euch die Raupe,
Die euch den herrlichen Kohl, faſt aus der Schüſſel, verzehrt.

Hausrecht.

Keinem Gärtner verdenk ichs, daſs er die Sperlinge ſcheuchet,
Doch nur Gärtner iſt er, jene gebahr die Natur.

Curras virum miratur inanes.

Wie ſie knallen die Peitſchen! Hilf Himmel! Journale! Calender!
Wagen an Wagen! Wieviel Staub und wie wenig Gepäck!

Kalender der Muſen und Grazien.

Muſen und Grazien! oft habt ihr euch ſchrecklich verirret,
Doch dem Pfarrer noch nie ſelbſt die Perücke gebracht.

Taſchenbuch.

Viele Läden und Häuſer ſind offen in ſüdlichen Ländern,
Und man ſieht das Gewerb, aber die Armut zugleich.

Voſſens Almanach.

Immer zu, du redlicher Voſs! Beym neuen Kalender
Nenne der Deutſche dich doch, der dich im Jahre vergiſst.

Schillers Almanach von 1796.

Du erhebeſt uns erſt zu Idealen und ſtürzeſt
Gleich zur Natur uns zurück, glaubſt du, wir danken dir das?

Das Paket.

Mit der Eule geſiegelt? Da kann Minerva nicht weit ſeyn!
Ich erbreche, da fällt von und für Deutſchland heraus.

Das Journal Deutſchland.

Alles beginnt der Deutſche mit Feierlichkeit und ſo zieht auch
Dieſem deutſchen Journal blaſend ein Spielmann voran.

Reichsanzeiger.

Edles Organ, durch welches das deutſche Reich mit ſich ſelbſt ſpricht,
Geiſtreich, wie es hinein ſchallet, ſo ſchallt es heraus.

A. d. Ph.

Woche für Woche zieht der Bettelkarren durch Deutſchland,
Den auf ſchmutzigem Bock Jakob, der Kutſcher, regiert.

A. D. B.

Zehnmal geleſne Gedanken auf zehnmal bedrucktem Papiere,
Auf zerriebenem Bley ſtumpfer und bleyerner Witz.

A. d. Z.

Auf dem Umſchlag ſieht man die Charitinnen, doch leider
Kehrt uns Aglaia den Theil, den ich nicht nennen darf, zu.

Deutſche Monatſchrift.

Deutſch in Künſten gewöhnlich heiſst mittelmäſsig! und biſt du
Deutſcher Monat, vielleicht auch ſo ein deutſches Produkt.

G. d. Z.

Dich, o Dämon! erwart ich und deine herſchenden Launen,
Aber im härenen Sack ſchleppt ſich ein Kobold dahin.

Urania.

Deinen heiligen Nahmen kann nichts entehren, und wenn ihn
Auf ſein Sudelgefäſs Ewald, der frömmelnde, ſchreibt.

Merkur.

Wieland zeigt ſich nur ſelten, doch ſucht man gern die Geſellſchaft,
Wo ſich Wieland auch nur ſelten, der Seltene, zeigt.

Horen. Erſter Jahrgang.

Einige wandeln zu ernſt, die andern ſchreiten verwegen,
Wenige gehen den Schritt, wie ihn das Publicum hält.

Minerva.

Trocken biſt du und ernſt, doch immer die würdige Göttinn,
Und ſo leyheſt du auch gerne den Nahmen dem Heft.

Journal des Luxus und der Moden.

Du beſtrafeſt die Mode, beſtrafeſt den Luxus, und beyde
Weiſst du zu fördern, du biſt ewig des Beyfalls gewiſs.

Dieſer Muſenalmanach.

Nun erwartet denn auch, für ſeine herzlichen Gaben,
Liebe Collegen, von euch unſer Calender den Dank.

Der

Der Wolfſche Homer.

Sieben Städte zankten ſich drum, ihn gebohren zu haben,
Nun da der Wolf ihn zerriſs, nehme ſich jede ihr Stück.

*M***.*

Weil du doch alles beſchriebſt, ſo beſchreib uns zu gutem Beſchluſſe
Auch die Maſchine noch, Freund, die dich ſo fertig bedient.

*Herr Leonhard **.*

Deinen Nahmen leſ' ich auf zwanzig Schriften, und dennoch
Iſt es dein Nahme nur, Freund, den man in allen vermiſst.

Pantheon der Deutſchen I Band.

Deutſchlands gröſste Männer und kleinſte ſind hier verſammelt,
Jene gaben den Stoff, dieſe die Worte des Buchs.

Boruſſias.

Sieben Jahre nur währte der Krieg von welchem du ſingeſt?
Sieben Jahrhunderte, Freund, währt mir dein Heldengedicht.

Guter Rath.

Accipe facundi Culicem, ſtudioſe, Maronis,
Ne, nugis poſitis, arma virumque canas.

Reinecke Fuchs.

Vor Jahrhunderten hätte ein Dichter dieſes geſungen?
Wie iſt das möglich? Der Stoff iſt ja von geſtern und heut.

Menſchenhaſs und Reue.

Menſchenhaſs? Nein davon verſpürt' ich beim heutigen Stücke
Keine Regung, jedoch Reue, die hab ich gefühlt.

Schinks Fauſt.

Fauſt hat ſich leider ſchon oft in Deutſchland dem Teufel ergeben,
Doch ſo proſaiſch noch nie ſchloſs er den ſchrecklichen Bund.

*An Madame B** und ihre Schweſtern.*

Jetzt noch biſt du Sibylle, bald wirſt du Parce, doch fürcht ich,
Hört ihr alle zuletzt gräſslich als Furien auf.

Almanſaris und Amanda.

Warum verzeyht mir Amanda den Scherz und Almanſaris tobet?
Jene iſt tugendhaft, Freund, dieſe beweiſet, ſie ſeys.

*B**.*

Wäre Natur und Genie von allen Menſchen verehret,
Sag, was bliebe, Phantaſt, denn für ein Publikum dir?

Erholungen. Zweytes Stück.

Daſs ihr ſeht, wie genau wir den Titel des Buches erfüllen,
Wird zur Erholung hiemit euch die Vernichtung gereicht.

Moderecenſion.

Preiſe dem Kinde die Puppen, wofür es begierig die Groſchen
Hinwirft, ſo biſt du fürwahr Krämern und Kindern ein Gott.

Dem Zudringlichen.

Ein vor allemal willſt du ein ewiges Leben mir ſchaffen?
Mach im zeitlichen doch mir nicht die Weile ſo lang.

Höchſter Zweck der Kunſt.

Schade fürs ſchöne Talent des herrlichen Künſtlers! O hätt er
Aus dem Marmorblock doch ein Crucifix uns gemacht!

Zum Geburtstag.

Möge dein Lebensfaden ſich ſpinnen, wie in der Proſa
Dein Periode, bey dem leider die Lacheſis ſchläft.

Unter vier Augen.

Viele rühmen, ſie habe Verſtand; ich glaubs, für den einen
Den ſie jedesmal liebt, hat ſie auch wirklich Verſtand.

Charade.

Nichts als dein erſtes fehlt dir, ſo wäre dein zweytes genieſsbar,
Aber dein Ganzes, mein Freund, iſt ohne Salz und Geſchmack.

Frage in den Reichsanzeiger

W. Meiſter betreffend.

Zu was Ende die welſchen Nahmen für deutſche Perſonen?
Raubt es nicht allen Genuſs an dem vortreflichen Werk?

Göſchen an die deutſchen Dichter.

Iſt nur erſt Wieland heraus, ſo kommts an euch übrigen alle,
Und nach der Location! Habt nur einſtweilen Geduld!

*Verleger von P** Schriften.*

Eine Maſchine beſitz ich, die ſelber denkt, was ſie drucket,
Obengenanntes Werk zeig ich zur Probe hier vor.

Joſephs II. Dictum, an die Buchhändler.

Einem Käſehandel verglich er eure Geſchäfte?
Warlich der Kaiſer, man ſiehts, war auf dem Leipziger Markt.

Preisfrage der Academie nutzl. Wiſſenſchaften.

Wie auf dem U. fortan der theure Schnörkel zu ſparen?
Auf die Antwort ſind dreiſsig Dukaten geſetzt.

G. G.

Jeder, ſiehſt du ihn einzeln, iſt leidlich klug und verſtändig,
Sind ſie in Corpore, gleich wird dir ein Dummkopf daraus.

Hörſäle, auf gewiſſen Univerſitäten.

Prinzen und Grafen ſind hier von den übrigen Hörern geſondert,
Wohl! Denn trennte der Stand nirgends, er trennte doch hier!

Der Virtuoſe.

Eine hohe Nobleſſe bedien ich heut mit der Flöte,
Die, wie ganz Wien mir bezeugt, völlig wie Geige ſich hört.

Sachen ſo geſucht werden.

Einen Bedienten wünſcht man zu haben, der leſerlich ſchreibet
Und orthographiſch, jedoch nichts in Bell-Letters gethan.

Franzöſiſche Luſtſpiele von Dyk.

Wir verſichern auf Ehre, daſs wir einſt witzig geweſen,
Sind wir auch hier, wir geſtehns, herzlich geſchmacklos und fad.

Buchhändler Anzeige.

Nichts iſt der Menſchheit ſo wichtig, als ihre Beſtimmung zu kennen;
Um zwölf Groſchen courant wird ſie bey mir jetzt verkauft.

Auction.

Da die Metaphyſik vor kurzem unbeerbt abgieng,
Werden die Dinge an ſich morgen ſub haſta verkauft.

Gottesurtheil.

(*Zwiſchen einem Göttinger und Berliner*).

Oefnet die Schranken! Bringet zwey Särge! Trompeter geblaſen!
Almanachsritter heraus gegen den Ritter vom Sporn!

Sachen ſo geſtohlen worden.

(Immanuel Kant ſpricht).

Zwanzig Begriffe wurden mir neulich diebiſch entwendet,
Leicht ſind ſie kenntlich, es ſteht ſauber mein I. K. darauf.

Antwort auf obigen Avis.

Wenn nicht alles mich trügt, ſo hab ich beſagte Begriffe
In Herrn Jakobs zu Hall Schriften vor kurzem geſehn.

Schauſpielerin.

Furioſe Geliebten ſind meine Forcen im Schauſpiel,
Und in der Comédie glänz ich als Brandteweinfrau.

Profeſſor Hiſtoriarum.

Breiter wird immer die Welt und immer mehr neues geſchiehet,
Ach! die Geſchichte wird ſtets länger und kürzer das Brod!

Recenſion.

Sehet wie artig der Froſch nicht hüpft! Doch find ich die hintern
Füſſe um vieles zu lang, ſo wie die vordern zu kurz.

Litterariſcher Adreſscalender.

Jeder treibe ſein Handwerk, doch immer ſteh es geſchrieben:
Dieſs iſt das Handwerk, und der treibet das Handwerk geſchickt.

Neuſte Kritikproben.

Nicht viel fehlt dir, ein Meiſter nach meinen Begriffen zu heiſſen,
Nehm ich das einzige aus, daſs du verrückt phantaſierſt.

Eine zweyte.

Lieblich und zart ſind deine Gefühle, gebildet dein Ausdruck,
Eins nur tadl' ich, du biſt froſtig von Herzen und matt.

Eine dritte.

Du nur biſt mir der würdige Dichter! es kommt dir auf eine
Platitüde nicht an, nur um natürlich zu ſeyn.

Schillers Würde der Frauen.

Vorn herein lieſst ſich das Lied nicht zum beſten, ich leſ' es von hinten,
Strophe für Strophe, und ſo nimmt es ganz artig ſich aus.

Pegaſus, von eben demſelben.

Meine zarte Natur ſchockiert das grelle Gemählde,
Aber, von Langbein gemahlt, mag ich den Teufel recht gern.

Das ungleiche Verhältniſs.

Unſre Poeten ſind ſeicht, doch das Unglück lieſs ſich vertuſchen,
Hätten die Critiker nicht ach! ſo entſetzlich viel Geiſt.

Neugier.

Etwas wünſcht' ich zu ſehn, ich wünſchte einmal von den Freunden
Die das Schwache ſo ſchnell finden, das Gute zu ſehn!

Jeremiaden aus dem Reichs-Anzeiger.

Alles in Deutſchland hat ſich in Proſa und Verſen verſchlimmert,
Ach und hinter uns liegt weit ſchon die goldene Zeit.

Böſe Zeiten.

Philoſophen verderben die Sprache, Poeten die Logik,
Und mit dem Menſchenverſtand kommt man durchs Leben nicht mehr.

Scandal.

Aus der Aeſthetik, wohin ſie gehört, verjagt man die Tugend,
Jagt ſie, den läſtigen Gaſt, in die Politik hinein.

Das Publicum im Gedränge.

Wohin wenden wir uns? Sind wir natürlich, ſo ſind wir
Platt, und genieren wir uns, nennt man es abgeſchmackt gar.

Das goldne Alter.

Schöne Naivetät der Stubenmädchen zu Leipzig,
Komm doch wieder, o komm, witzige Einfalt zurück!

Comödie.

Komm Comödie wieder, du ehrbare Wochenviſite,
Siegmund du ſüſser Amant, Maſkarill ſpaſshafter Knecht.

Alte deutſche Tragödie.

Trauerſpiele voll Salz, voll epigrammatiſcher Nadeln,
Und du Menuettſchritt unſers geborgten Cothurns.

Roman.

Philoſophiſcher Roman, du Gliedermann, der ſo geduldig
Still hält, wenn die Natur gegen den Schneider ſich wehrt.

Deutliche Proſa.

Alte Proſa komm wieder, die alles ſo ehrlich herausſagt,
Was ſie denkt und gedacht, auch was der Leſer ſich denkt.

Chorus.

Alles in Deutſchland hat ſich in Proſa und Verſen verſchlimmert,
Ach! und hinter uns liegt weit ſchon die goldene Zeit!

Gelehrte Zeitungen.

Wie die Nummern des Lotto, ſo zieht man hier die Autoren,
Wie ſie kommen, nur daſs niemand dabey was gewinnt.

Die zwey Fieber.

Kaum hat das kalte Fieber der Gallomanie uns verlaſſen,
Bricht in der Gräcomanie gar noch ein hitziges aus.

Griechheit.

Griechheit was war ſie? Verſtand und Maaſs und Klarheit! drum dächt' ich,
Etwas Geduld noch ihr Herrn, eh ihr von Griechheit uns ſprecht.

Warnung.

Eine würdige Sache verfechtet ihr, nur mit Verſtande
Bitt' ich! daſs ſie zum Spott und zum Gelächter nicht wird!

Uebertreibung und Einſeitigkeit.

Daſs der Deutſche doch alles zu einem Aeuſſerſten treibet,
Für Natur und Vernunft ſelbſt, für die nüchterne ſchwärmt!

Neueſte Behauptung.

Völlig charakterlos iſt die Poeſie der Modernen,
Denn ſie verſtehen bloſs charakteriſtiſch zu ſeyn.

Griechiſche und moderne Tragödie.

Unſre Tragödie ſpricht zum Verſtand, drum zerreiſst ſie das Herz ſo,
Jene ſetzt in Affekt, darum beruhigt ſie ſo!

Entgegengeſetzte Wirkung.

Wir modernen, wir gehn erſchüttert, gerührt aus dem Schauſpiel,
Mit erleichterter Bruſt hüpfte der Grieche heraus.

Die höchſte Harmonie.

Oedipus reiſst die Augen ſich aus, Jokaſta erhenkt ſich,
Beide ſchuldlos; das Stück hat ſich harmoniſch gelöſst.

Aufgelöſtes Räthſel.

Endlich iſt es heraus, warum uns Hamlet ſo anzieht,
Weil er, merket das wohl, ganz zur Verzweiflung uns bringt.

Gefährliche Nachfolge.

Freunde, bedenket euch wohl, die tiefere kühnere Wahrheit
Laut zu ſagen, ſogleich ſtellt man ſie euch auf den Kopf.

Geſchwindſchreiber.

Was ſie geſtern gelernt, das wollen ſie heute ſchon lehren,
Ach! was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm!

Die Sonntagskinder.

Jahre lang bildet der Meiſter und kann ſich nimmer genug thun,
Dem genialen Geſchlecht wird es im Traume beſcheert!

Xenien.

Muſe, wo führſt du uns hin? Was, gar zu den Manen hinunter?
Haſt du vergeſſen, daſs wir nur Monodiſtichen ſind?

Muſe.

Deſto beſſer! Geflügelt wie ihr, dünnleibig und luſtig,
Seele mehr als Gebein, wiſcht ihr als Schatten hindurch.

Acheronta movebo.

Hölle, jetzt nimm dich in Acht, es kommt ein Reiſebeſchreiber,
Und die Publicität deckt auch den Acheron auf.

Sterilemque tibi Proſerpina vaccam

Hekate! Keuſche! dir ſchlacht ich die Kunſt zu lieben von Manſo,
Jungfer noch iſt ſie, ſie hat nie was von Liebe gewuſst.

Elpänor.

Muſs ich dich hier ſchon treffen Elpänor? Du biſt mir gewaltig
Vorgelaufen! und wie? Gar mit gebrochnem Genick?

Unglückliche Eilfertigkeit.

Ach, wie ſie Freyheit ſchrien und Gleichheit, geſchwind wollt ich folgen,
Und weil die Trepp' mir zu lang däuchte, ſo ſprang ich vom Dach.

Achilles.

Vormals im Leben ehrten wir dich, wie einen der Götter,
Nun du todt biſt, ſo herrſcht über die Geiſter dein Geiſt.

Troſt.

Laſs dich den Tod nicht reuen Achill. Es lebet dein Nahme
In der Bibliothek ſchöner Scientien hoch.

Seine Antwort.

Lieber möcht' ich fürwahr dem Aermſten als Ackerknecht dienen,
Als des Gänſegeſchlechts Führer ſeyn, wie du erzählſt.

Frage.

Du verkündige mir von meinen jungen Nepoten,
Ob in der Litteratur beyde noch walten und wie?

Antwort.

Freylich walten ſie noch und bedrängen hart die Trojaner,
Schieſsen manchmal auch wohl blind in das Blaue hinein.

Frage.

Melde mir auch, ob du Kunde vom alten Peleus vernahmeſt,
Ob er noch weit geehrt in den Kalendern ſich lieſst?

Antwort.

Ach! ihm mangelt leider die ſpannende Kraft und die Schnelle,
Die einſt des G*** herrliche Saiten belebt.

Ajax.

Ajax, Telamons Sohn! So muſsteſt du ſelbſt nach dem Tode
Noch forttragen den Groll wegen der Recenſion?

Tantalus.

Jahre lang ſteh ich ſo hier, zur Hippokrene gebücket,
Lechzend vor Durſt, doch der Quell, will ich ihn koſten, zerrinnt.

Phlegyasque miſerrimus omnes admonet.

O ich Thor! Ich raſender Thor! Und raſend ein jeder
Der, auf des Weibes Rath horchend, den Freyheitsbaum pflanzt!

Die dreyfarbige Kokarde.

Wer iſt der Wüthende da, der durch die Hölle ſo brüllet,
Und mit grimmiger Fauſt ſich die Kokarde zerzauſt?,

Agamemnon.

Bürger Odyſſeus! Wohl dir! Beſcheiden iſt deine Gemahlin,
Strickt dir die Strümpfe, und ſteckt keine drey Farben dir an!

Porphyrogeneta, den Kopf unter dem Arme.

Köpfe ſchaffet euch an, ihr Liebden! Thut es bey Zeiten!
Wer nicht hat, er verliert, auch was er hat, noch dazu!

Siſyphus.

Auch noch hier nicht zur Ruh, du unglückſelger! Noch immer
Rollſt du Bergauf wie einſt, da du regierteſt, den Stein!

Sulzer.

Hüben über den Urnen! Wie anders iſts als wir dachten!
Mein aufrichtiges Herz hat mir Vergebung erlangt.

Haller.

Ach! Wie ſchrumpfen, allhier die dicken Bände zuſammen,
Einige werden belohnt, aber die meiſten verziehn.

Moſes Mendelſohn.

Ja! Du ſiehſt mich unſterblich! „Das haſt du uns ja in dem Phädon
Längſt bewieſen". — Mein Freund, freue dich, daſs du es ſiehſt!

Der junge Werther.

„Worauf lauerſt du hier?" — Ich erwarte den dummen Geſellen,
Der ſich ſo abgeſchmackt über mein Leiden gefreut.

*L***.*

„Edler Schatten, du zürnſt?" — Ja über den liebloſen Bruder,
Der mein modernd Gebein läſſet im Frieden nicht ruhn.

Dioſcuren.

Einen wenigſtens hofft' ich von euch hier unten zu finden,
Aber beyde ſeyd ihr ſterblich, drum lebt ihr zugleich.

Unvermuthete Zuſammenkunft.

Sage Freund, wie find ich denn dich in des Todes Behauſung,
Lieſs ich doch friſch und geſund dich in Berlin noch zurück?

Der Leichnam.

Ach, das iſt nur mein Leib, der in Almanachen noch umgeht;
Aber es ſchiffte ſchon längſt über den Lethe der Geiſt.

Pere-

Peregrinus Proteus.

Sieheſt du Wieland, ſo ſag' ihm: ich laſſe mich ſchönſtens bedanken,
Aber er that mir zuviel Ehr' an, ich war doch ein Lump.

Lucian von Samoſata.

„Nun Freund, biſt du verſöhnt mit den Philoſophen? Du haſt ſie
Oben im Leben, das weiſs Jupiter! tüchtig geneckt".

Geſtändniſs.

Rede leiſer mein Freund. Zwar hab ich die Narren gezüchtigt,
Aber mit vielem Geſchwätz oft auch die Klugen geplagt.

Alcibiades.

Kommſt du aus Deutſchland? Sieh mich doch an, ob ich wirklich ein ſolcher
Haſenfuſs bin, als bey euch man in Gemählden mich zeigt?

Martial.

Xenien nennet ihr euch? Ihr gebt euch für
Küchenpräſente?
Iſst man denn, mit Vergunſt, ſpaniſchen
Pfeffer bey euch?

Xenien.

Nicht doch! Aber es ſchwächten die vielen
wäſsrigten Speiſen
So den Magen, daſs jetzt Pfeffer und
Wermuth nur hilft.

Rapſoden.

Wer von euch iſt der Sänger der Ilias? Weils ihm ſo gut ſchmeckt,
Iſt hier von Heynen ein Pack Göttinger
Würſte für ihn.

Viele Stimmen.

Mir her, ich ſang der Könige Zwiſt! Ich die
Schlacht bey den Schiffen!
Mir die Würſte! ich ſang, was auf dem
Ida geſchah!

Rechnungsfehler.

Friede! Zerreiſst mich nur nicht! die Würſte werden nicht reichen,
Der ſie ſchickte, er hat ſich nur auf Einen verſehn.

Einer aus dem Chor.

(fängt an zu recitiren).

„Warlich, nichts luſtigers weiſs ich, als wenn die Tiſche recht voll ſind,
Von Gebacknem und Fleiſch, und wenn der Schenke nicht ſäumt —

Vorſchlag zur Güte.

Theilt euch wie Brüder! Es ſind der Würſte gerade zwey Dutzend,
Und wer Aſtyanax ſang, nehme noch dieſe von mir.

Philoſophen.

Gut, daſs ich euch, ihr Herren, in pleno beyſammen hier finde,
Denn das Eine, was noth, treibt mich herunter zu euch.

Ariſtoteles.

Gleich zur Sache, mein Freund. Wir halten die Jenaer Zeitung
Hier in der Hölle und ſind längſt ſchon von allem belehrt.

Dringend.

Deſto beſſer! So gebt mir, ich geh euch nicht eher vom Leibe,
Einen allgültigen Satz, und der auch allgemein gilt.

Einer aus dem Haufen.

Cogito ergo ſum. Ich denke und mithin, ſo bin ich,
Iſt das Eine nur wahr, iſt es das andre gewiſs.

Ich.

Denk ich, ſo bin ich! Wohl! Doch wer wird immer auch denken?
Oft ſchon war ich, und hab wirklich an gar nichts gedacht!

Ein zweyter.

Weil es Dinge doch giebt, ſo giebt es ein Ding aller Dinge,
In dem Ding aller Ding ſchwimmen wir, wie wir ſo ſind.

Ein dritter.

Juſt das Gegentheil ſprech ich. Es giebt kein Ding als mich ſelber!
Alles andre, in mir ſteigt es als Blaſe nur auf.

Ein Vierter.

Zweyerley Dinge laſs ich paſſieren, die Welt und die Seele,
Keins weiſs vom andern und doch deuten ſie beyde auf Eins.

Ein Fünfter.

Von dem Ding weiſs ich nichts, und weiſs auch nichts von der Seele,
Beyde erſcheinen mir nur, aber ſie ſind doch kein Schein.

Ein Sechſter.

Ich bin ich, und ſetze mich ſelbſt, und ſetz ich mich ſelber
Als nicht geſetzt, nun gut! ſetz ich ein Nicht Ich dazu.

Ein Siebenter.

Vorſtellung wenigſtens iſt; ein Vorgeſtelltes iſt alſo,
Ein Vorſtellendes auch, macht, mit der Vorſtellung, drey!

Ich.

Damit lock ich, ihr Herrn, noch keinen Hund aus dem Ofen,
Einen erklecklichen Satz will ich, und der auch was ſetzt.

Ein Achter.

Auf theoretiſchem Feld iſt weiter nichts mehr zu finden,
Aber der praktiſche Satz gilt doch: Du kannſt, denn du ſollſt!

Ich.

Dacht' ichs doch! Wiſſen ſie nichts vernünftiges mehr zu erwiedern,
Schieben ſies einem geſchwind in das Gewiſſen hinein.

David Hume.

Rede nicht mit dem Volk, der Kant hat ſie alle verwirret,
Mich frag, ich bin mir ſelbſt auch in der Hölle noch gleich.

Rechtsfrage.

Jahre lang ſchon bedien ich mich meiner Naſe zum Riechen,
Hab ich denn wirklich an ſie auch ein erweisliches Recht?

Puffendorf.

Ein bedenklicher Fall! doch die Erſte Poſſeſſion ſcheint
Für dich zu ſprechen, und ſo brauche ſie immerhin fort.

Gewiſſensſcrupel.

Gerne dien ich den Freunden, doch thu ich es leider mit Neigung,
Und ſo wurmt es mir oft, daſs ich nicht tugendhaft bin.

Deciſum.

Da iſt kein anderer Rath, du muſst ſuchen, ſie zu verachten,
Und mit Abſcheu alsdann thun, wie die Pflicht dir gebeut.

Hercules.

Endlich erblickt' ich auch den gewaltigen Herkules! Seine
Ueberſetzung! Er ſelbſt leider war nicht mehr zu ſehn.

Heracliden.

Rings um ſchrie, wie Vögelgeſchrey, das Geſchrey der Tragöden
Und das Hundegebell der Dramaturgen um ihn.

„Pure Manier".

Schauerlich ſtand das Ungethüm da. Geſpannt war der Bogen,
Und der Pfeil auf der Senn' traf noch beſtändig das Herz.

Er.

Welche noch kühnere That, Unglücklicher, wageſt du jetzo,
Zu den Verſtorbenen ſelbſt niederzuſteigen, ins Grab!

Ich.

Wegen Tireſias muſst' ich herab, den Seher zu fragen,
Wo ich den guten Geſchmack finde, der nicht mehr zu ſehn.

Er.

Glauben ſie nicht der Natur und den alten Griechen, ſo hohlſt du
Eine Dramaturgie ihnen vergeblich herauf.

Ich.

O die Natur, die zeigt auf unſern Bühnen ſich wieder,
Splitternackend, daſs man jegliche Rippe ihr zählt.

Er.

Wie? So iſt wirklich bey euch der alte Kothurnus zu ſehen,
Den zu hohlen ich ſelbſt ſtieg in des Tartarus Nacht?

Ich.

Nichts mehr von dieſem tragiſchen Spuk. Kaum einmal im Jahre
Geht dein geharniſchter Geiſt über die Bretter hinweg.

Er.

Auch gut! Philoſophie hat eure Gefühle geläutert,
Und vor dem heitern Humor fliehet der ſchwarze Affekt.

Ich.

Ja, ein derber und trockener Spaſs, nichts geht uns darüber,
Aber der Jammer auch, wenn er nur naſs iſt, gefällt.

Er.

Alſo ſieht man bey euch den leichten Tanz der Thalia
Neben dem ernſten Gang, welchen Melpomene geht?

Ich.

Keines von beyden! Uns kann nur das chriſtlichmoraliſche rühren,
Und was recht populär, häuslich und bürgerlich iſt.

Er.

Was? Es dürfte kein Ceſar auf euren Bühnen ſich zeigen,
Kein Anton, kein Oreſt, keine Andromacha mehr?

Ich.

Nichts! Man ſiehet bey uns nur Pfarrer, Kommerzienräthe,
Fähndriche, Sekretairs oder Huſarenmajors.

Er.

Aber ich bitte dich Freund, was kann denn dieſer Miſère
Groſses begegnen, was kann groſses denn durch ſie geſchehn?

Ich.

Was? Sie machen Kabale, ſie leyhen auf Pfänder, ſie ſtecken
Silberne Löffel ein, wagen den Pranger und mehr.

Er.

Woher nehmt ihr denn aber das groſse gigantiſche Schickſal,
Welches den Menſchen erhebt, wenn es den Menſchen zermalmt?

Ich.

Das ſind Grillen! Uns ſelbſt und unſre guten Bekannten,
Unſern Jammer und Noth ſuchen und finden wir hier.

Er.

Aber das habt ihr ja alles bequemer und beſſer zu Hauſe,
Warum entfliehet ihr euch, wenn ihr euch ſelber nur ſucht?

Ich.

Nimms nicht übel mein Heros. Das iſt ein verſchiedener Caſus,
Das Geſchick, das iſt blind, und der Poet iſt gerecht.

Er.

Alſo eure Natur, die erbärmliche, trift man auf euren
Bühnen, die groſse nur nicht, nicht die unendliche an?

Er.

Der Poet iſt der Wirth und der letzte Actus
die Zeche,
Wenn ſich das Laſter erbricht, ſetzt ſich
die Tugend zu Tiſch.

Muſe zu den Xenien.

Aber jetzt rath ich euch, geht, ſonſt kommt
noch gar der Gorgona
Fratze, oder ein Band Oden von Haſchka
hervor.

An die Freyer.

Alles war nur ein Spiel! Ihr Freyer lebt ja
noch alle,
Hier iſt der Bogen und hier iſt zu den
Ringen der Platz.

XII. F. X

Muſen-Almanach

für

das Jahr 1798.

herausgegeben

von

Schiller.

Tübingen,
in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung.

Universitäts-Bibliothek Leipzig

59-3679
D
[6. Ex.]
DA. 26.8.'59
NK

Dt. Lit./ Schiller/
Literaturalien, 258

JANUAR.

1. Neujahr.

1	Montag	*Chriſtus*
2	Dienſtag	Abel, Seth
3	Mittwoch	Enoch
4	Donnerſt.	Loth
5	Freytag	Simeon
6	Sonnab.	*Heilige 3 Könige*

2. 1 Epiphan.

7	*Sonntag*	Iſidorus
8	Montag	Erhard
9	Dienſtag	Ehrenfried
10	Mittwoch	Paul. Einſ.
11	Donnerſt.	Higynius
12	Freitag	Reinhold
13	Sonnab.	Hilarius

3. 2 Epiphan.

14	*Sonntag*	Felix
15	Montag	Marcus
16	Dienſtag	Marcellus
17	Mittwoch	Antonius
18	Donnerſt.	Priſca
19	Freitag	Blantina
20	Sonnab.	*Fabian Sebaſtian*

4. 3 Epiphan.

21	*Sonntag*	Agnes
22	Montag	Vincentius
23	Dienſtag	Emerentia
24	Mittwoch	Timotheus
25	Donnerſt.	*Paul. Bekehrung*
26	Freitag	Polycarp.
27	Sonnab.	Chryſoſt.

5. 4 Epiphan.

28	*Sonntag*	Carl
29	Montag	Valerius
30	Dienſtag	Adelgunda
31	Mittwoch	Virgilius

Mondsviertel.

Der volle Mond den 1 Jan. um 5 Uhr 21 Min. Nachm.

Das letzte Viertel d. 9 Jan. um 8 Uhr 13. Min. Vorm.

Der neue Mond den 17 dieſes um 1 Uhr 37 M. Vorm.

Das erſte Viertel den 25 Januar um 6 Uhr 11 Min. Vorm.

Tageslänge.

1.	8 St.	0 Min.
10.	8 -	14 -
20.	8 -	36 -
30.	9 -	2 -

Sonneneintritt. Den 19 in den Waſſermann

FEBRUARIUS.

1	Donnerſt.	Brigitta
2	Freytag	*Mar. Reinigung*
3	Sonnab.	Blaſius
6. Septuageſima.		
4	*Sonntag*	Veronica
5	Montag	Agatha
6	Dienſtag	Dorothea
7	Mittwoch	Reinhard
8	Donnerſt.	Salomon
9	Freitag	Apollonia
10	Sonnab.	Scholaſtic.
7. Sexageſima.		
11	*Sonntag*	Euphroſina
12	Montag	Eulalia
13	Dienſtag	Benigna
14	Mittwoch	Valentin
15	Donnerſt.	Fauſtinus
16	Freitag	Juliana
17	Sonnab.	Conſtant.
8. Eſto mihi.		
18	*Sonntag*	Condordia
19	Montag	Suſanna
20	Dienſtag	*Faſtnacht*
21	Mittwoch	*Aſchermittwoch*
22	Donnerſtag	*Petri Stulfeuer*
23	Freitag	Severus
24	Sonnab.	*Matthias*
9. Invocavit.		
25	*Sonntag*	Leander
26	Montag	Walpra
27	Dienſtag	Fortunat.
28	Mittwoch	*Quatember*

Mondsviertel.

Der volle Mond den 1 Febr. um 4 Uhr. 15 Min. Vorm.

Das letzte Viertel den 7 F. um 8 Uhr 3 Min. Nachmitt.

Der neue Mond den 15 um 8 Uhr 32 Minut. Nachm.

Das erſte Viertel den 23 um 9 Uhr 32 Minut. Nachmitt.

Tageslänge.

1.	9 St.	6 Min.
10.	9 -	36 -
20.	10 -	10 -
28.	10 -	42 -

Sonneneintritt: Den 18. in die Fiſche.

MARTIUS.

1	Donnerſt.	Albinus
2	Freitag	Simplicius
3	Sonnab.	Kunigunda
	10. Reminiſcere.	
4	*Sonntag*	Hadrianus
5	Montag	Friedrich
6	Dienſtag	Friedelinus
7	Mittwoch	Perpetua
8	Donnerſt.	Philemon
9	Freitag	Prudentia
10	Sonnab.	Alexander
	11. Oculi.	
11	*Sonntag*	Roſina
12	Montag	*Gregorius.*
13	Dienſtag	Ernſt
14	Mittwoch	*Mittfaſten*
15	Donnerſt.	Chriſtoph
16	Freitag	Chriſtian
17	Sonnab.	*Gertraut*
	12. Lätare.	
18	*Sonntag*	Patritius
19	Montag	Joſeph
20	Dienſtag	Joachim
21	Mittwoch	Benedict.
22	Donnerſt.	Raphael
23	Freitag	Theodoſius
24	Sonnab.	Gabriel
	13. Judica.	
25	*Sonntag*	*Mar. Verkündig.*
26	Montag	Samuel
27	Dienſtag	Rupertus
28	Mittwoch	Malchus
29	Donnerſt.	Euſtachius
30	Freitag	Guido
31	Sonnab.	Jeremias

Mondsviertel.

Der volle Mond den 2 März um 2 Uhr Min. Nachm.

Das letzte Viertel den 9 um 10 Uhr 37 Min. Vormitt.

Der neue Mond den 17 um 2 Uhr 45 Minut. Nachm.

Das erſte Viertel den 25 um 9 Uhr 4 Minut. Vormitt.

Der volle Mond den 31 um 11 Uhr 27 Min. Nachm.

Tageslänge.

1.	10 St.	46 Min.
10.	11 -	18 -
20.	11 -	58 -
30.	12 -	36 -

Sonneneintritt: Den 20. in den Widder
Frühl. Anfang.

APRIL.

	14. Palmarum.	
1	*Sonntag*	Theodoſius
2	Montag	Roſimunda
3	Dienſtag	Ambroſius
4	Mittwoch	Maximin.
5	Donnerſt.	*Gründonnerstag*
6	Freitag	*Charfreytag*
7	Sonnab.	Irenäus
	15. Oſterfeſt.	
8	*Sonntag*	Tiburtius
9	Montag	*Oſtermontag*
10	Dienſtag	*Oſterdienſtag.*
11	Mittwoch	Manaſſe
12	Donnerſt.	Boguslaus
13	Freitag	Ezechiel
14	Sonnabend	Leo
	16. Quaſimod.	
15	*Sonntag*	Julius
16	Montag	Olympius
17	Dienſtag	Aaron
18	Mittwoch	Hermogen
19	Donnerſtag	Sulpitius
20	Freitag	Adolarius
21	Sonnab.	Daniel
	17. Miſ. Dom.	
22	*Sonntag*	Georg
23	Montag	Albert
24	Dienſtag	Anacletus
25	Mittwoch	*Marc. Ev.*
26	Donnerſt.	Joel
27	Freitag	Vitalis
28	Sonnab.	Anaſtaſius
	18. Jubilate.	
29	*Sonntag*	Sibilla
30	Montag	Eutropius

Mondsviertel.

Das letzte Viert. den 8 April um 3 Uhr 18 Min. Nachm.

Der neue Mond den den 16 um 7 Uhr 10 Min. Vormittags.

Das erſte Viert. den 23 um 4 Uhr 54 Minut. Nachmittags.

Der volle Mond den 30 um 8 Uhr 55 Minut. Vormittags.

Tageslänge.

1.	12 St.	40	Min.
10.	13	- 14	-
20.	13	- 50	-
30.	14	- 24	-

Sonneneintritt : Den 19. in den Stier.

MAY.

1	Dienſtag	*Phil. Jac.*
2	Mittwoch	Sigism.
3	Donnerſt.	✝ *Erfindung*
4	Freitag	Florian
5	Sonnab.	Gotthard
	19. Cantate.	
6	*Sonntag*	Gottfried
7	Montag	Manaſſe
8	Dienſtag	Hiob
9	Mittwoch	Gordius
10	Donnerſt.	Gangolf
11	Freitag	Charlotta
12	Sonnab.	Servatius.
	20. Rogate.	
13	*Sonntag*	Chriſtian
14	Montag	Sophia
15	Dienſtag	Saara
16	Mittwoch	Torpetus
17	Donnerſt.	*Himmelf. Chriſt.*
18	Freitag	Liberius
19	Sonnab.	Potentia
	21. Exaudi.	
20	*Sonntag*	Athanaſ.
21	Montag	Prudent
22	Dienſtag	Helena
23	Mittwoch	Deſidor
24	Donnerſt.	Eſther
25	Freitag	*Urban*
26	Sonnab.	Beda
	22. Pfingſtfeſt.	
27	*Sonntag*	Lucianus
28	Montag	*Pfingſtmontag*
29	Dienſtag	*Pfingſtdienſtag.*
30	Mittwoch	*Quatember*
31	Donnerſt.	Maximin

Mondsviertel.

Das letzte Viertel den 7 May um 8 Uhr 50 Min. Nachmitt.

Der neue Mond den 15 um 8 Uhr 52 Minut. Nachmitt.

Das erſte Viertel den 22 um 10 Uhr 11 Min. Nachm.

Der volle Mond den 29 um 7 Uhr 0 Min. Nachmitt.

Tageslänge.

1.	14 St.	28	Min.	
10.	14	-	56	-
20.	15	-	22	-
30.	15	-	44	-

D. 15 M. Ab. 9 Uhr. Unſichtb. Sonnenfinſtern.

Den 29 May Abends 5 Uhr 10 Minut. ſichtb. Mondfinſt. kann ab. nur zum Theil geſeh. werd. weil der Mond um 7 U. 58 M aufgeht; das Ende iſt um 8 U. 35 Min.

Sonneneintritt: Den 20. in die Zwillinge.

JUNIUS.

1	Freitag	Nicodemus
2	Sonnab.	Marcellin
	23. *Feſt. Trinit.*	
3	*Sonntag*	Wigand
4	Montag	Petronella
5	Dienſtag	J. Pfördn.
6	Mittwoch	Carpaſius
7	Donnerſt.	*Frohnl. Chr.*
8	Freitag	Medardus
9	Sonnab.	Renatus
	24. *1 Trinitatis.*	
10	*Sonntag*	Onophrius
11	Montag	Barnabas
12	Dienſtag	Bogislaus
13	Mittwoch	Tobias
14	Donnerſt.	Eliſäus
15	Freitag	*Vitus*
16	Sonnab.	Juſtina
	25. *2 Trinitatis.*	
17	*Sonntag*	Arnulph
18	Montag	Gervaſius
19	Dienſtag	Sulpicius
20	Mittwoch	Achatius
21	Donnerſt.	Albanus
22	Freitag	Baſilides
23	Sonnab.	Eloeus
	26. *3 Trinitatis.*	
24	*Sonntag*	*Joh. Täuf.*
25	Montag	Jeremias
26	Dienſtag	Maxentius
27	Mittwoch	7 Schläfer
28	Donnerſt.	Leo
29	Freitag	*Pet. Paul.*
30	Sonnab.	Paul. Ged.

Mondsviertel.

Das letzte Viert. den 6 Junius um 2 Uhr 20M. Nachmittags.

Der neue Mond den 14 um 7 Uhr 52 M. Vorm.

Das erſte Viertel den 21 um 2 Uhr. 34 M. Vormittags.

Der volle Mond den 28 um 6 Uhr 22 M. Vormittags.

Tageslänge.

1.	15 St.	48 Min.
10.	15 -	58 -
20.	16 -	4 -
30.	16 -	2 -

Sonneneintritt: Den 20. in den Krebs

Sommers-Anfang.

JULIUS.

	27. 4. Trinitatis.	
1	*Sonntag*	Cornelius
2	Montag	*Mar. Heimſ.*
3	Dienſtag	Demetrius
4	Mittwoch	Ulrich
5	Donnerſt.	Joh. Huſs
6	Freitag	Wilibald
7	Sonnab.	Eſaias
	28. 5 Trinitatis.	
8	*Sonntag*	*Kilian*
9	Montag	Cyrillus
10	Dienſtag	7 Brüder
11	Mittwoch	Pius
12	Donnerſt.	Heinrich
13	Freitag	Margaretha
14	Sonnab.	Bonavent
	29. 6 Trinitatis.	
15	*Sonntag*	*Apoſt. Thl.*
16	Montag	Alexius
17	Dienſtag	Roſina
18	Mittwoch	Rufina
19	Donnerſt.	Elias
20	Freitag	Paraxedes
21	Sonnab.	Apollinaris
	30. 7 Trinitatis	
22	*Sonntag*	*Mar. Magd.*
23	Montag	Chriſtiana
24	Dienſtag	Anna
25	Mittwoch	*Jacobus*
26	Donnerſt.	Martha
27	Freitag	Panthal
28	Sonnab.	Beatrix
	31. 8 Trinitatis.	
29	*Sonntag*	Abdon
30	Montag	Germanus
31	Dienſtag	Theobaldus

Mondsviertel.

Das letzte Viert. den 6 Julius 7 Uhr 22 Min. Vormittags.

Der neue Mond den 13 um 4 Uhr 38 M. Nachmittags.

Das erſte Viertel den 20 um 7 Uhr 36 M. Vormittags.

Der volle Mond den 27 um 7 Uhr 20 M. Nachmittags.

Tageslänge.

1.	16 St.	0 Min.
10.	15 -	50 -
20.	15 -	32 -
30.	15 -	16 -

Sonneneintr.: Den 22. i. d. Löw. Hundst. Anf.

AUGUST.

1	Mittwoch	Petr. Kett.
2	Donnerſt.	Hanibal
3	Freitag	Auguſt
4	Sonnab.	Ariſtarch
	32. 9 Trinitatis.	
5	*Sonntag*	Afra
6	Montag	*Verkl. Chriſt.*
7	Dienſtag	Cyriacus
8	Mittwoch	Romanus
9	Donnerſt.	Laurent.
10	Freitag	Herrmann
11	Sonnab.	Clara
	33. 10 Trinitatis.	
12	*Sonntag*	Hypolytus
13	Montag	Bertram
14	Dienſtag	Rochus
15	Mittwoch	*Mar. Himmelf.*
16	Donnerſt.	Verona
17	Freitag	Agapitus
18	Sonnab.	Sebald
	34. 11 Trinitatis.	
19	*Sonntag*	Bernhard
20	Montag	Anaſtaſius
21	Dienſtag	Primus
22	Mittwoch	Zachäus
23	Donnerſt.	Ludwig
24	Freitag	*Bartholomaeus.*
25	Sonnab.	Caſtor
	35. 12 Trinitatis.	
26	*Sonntag*	Gebhard
27	Montag	Auguſtin
28	Dienſtag	Benjamin
29	Mittwoch	*Joh. Enth.*
30	Donnerſt.	Rebecca
31	Freytag	Paulinus

Mondsviertel.

Das letzte Viert. den 4 Auguſt um 11 Uhr 3 M. Nachmittags.

Der neue Mond den 12 dieſes um 0 Uhr 15 M. Vormittags.

Das erſte Viertel den 18 um 2 Uhr 50 M. Nachmittags.

Der volle Mond den 26 um 10 Uhr 20 M. Vormittags.

Tageslänge.

1.	14 St.	2 Min.
10.	14 -	34 -
20.	14 -	2 -
30.	13 -	28 -

Sonneneintritt: Den 22. in die Jungfrau.

Ende der Hundstage.

SEPTEMBER.

1	Sonnab.	*Aegidius*
	36. 13 Trinitatis.	
2	*Sonntag*	Rahel
3	Montag	Salomon
4	Dienſtag	Moſes
5	Mittwoch	Nathanael
6	Donnerſt.	Magnus
7	Freitag	Regina
8	Sonnab.	*Mar. Geb.*
	37. 14 Trinitatis.	
9	*Sonntag*	Gorgonius
10	Montag	Soſthenes
11	Dienſtag	Proteus
12	Mittwoch	Syrus
13	Donnerſt.	Maternus
14	Freitag	† *Erhöhung*
15	Sonnab.	Nicodemus
	38. 15 Trinitatis.	
16	*Sonntag*	Euphemia
17	Montag	Alexius
18	Dienſtag	Titus
19	Mittwoch	*Quatember.*
20	Donnerſt.	Eſther
21	Freitag	*Matthäus*
22	Sonnab.	Mauritius
	39. 16 Trinitatis.	
23	*Sonntag*	Thecla
24	Montag	*Joh. Empf.*
25	Dienſtag	Cleophas
26	Mittwoch	Cyprianus
27	Donnerſt.	Cosmus
28	Freitag	Wenceslaus
29	Sonnab.	*Michael*
	40. 17 Trinitatis.	
30	*Sonntag*	Hieronym.

Mondsviertel.

Das letzte Viert. den 3 Sept. um 1 Uhr 12 M. Nachmittags.

Der neue Mond den 10 um 7 Uhr 53 M. Vorm.

Das erſte Viertel den 17 um 1 Uhr 35 M. Vorm.

Der volle Mond den 25 um 2 Uhr 53 M. Vorm.

Tageslänge.

1.	13 St.	22 Min.
10.	12 -	48 -
20.	12 -	10 -
30.	11 -	34 -

Sonneneintritt: Den 22. in die Wage.

Herbſt - Anfang.

OCTOBER.

1	Montag	Remigius
2	Dienſtag	Leodegard
3	Mittwoch	Maximil.
4	Donnerſt.	Franz
5	Freitag	Aurelia
6	Sonnab.	Fides
	41. 18 Trinitatis.	
7	*Sonntag*	Amalia
8	Montag	Dionyſius
9	Dienſtag	Charitas
10	Mittwoch	Burkhard
11	Donnerſt.	Ehrenfried
12	Freitag	Wendelin
13	Sonnab.	Calixtus
	42. 19 Trinitatis.	
14	*Sonntag*	Hedwig
15	Montag	Lucianus
16	Dienſtag	*Gallus*
17	Mittwoch	Ferdinand
18	Donnerſtag	*Luc. Evang.*
19	Freitag	Thieleman
20	Sonnab.	Urſula
	43. 20 Trinitatis.	
21	*Sonntag*	Cordula
22	Montag	Severin
23	Dienſtag	Samuel
24	Mittwoch	Criſpin
25	Donnerſt.	Amandus
26	Freitag	Sabina
27	Sonnab.	Narciſſus
	44. 21 Trinitatis.	
28	*Sonntag*	*Sim. Jud.*
29	Montag	Theoneſtus
30	Dienſtag	Pelagia
31	Mitwoch	*Reformations-F.*

Mondsviertel.

Das letzte Viert. den 3 Octobr. um 1 Uhr 18 M. Vormittags.

Der neue Mond den 9 Octobr. um 4 Uhr 23 Min. Nachmitt.

Das erſte Viertel den 16 Octobr. um 4 Uhr 2 M. Nachm.

Der volle Mond den 24 Octobr. um 8 Uhr 2 M. Nachm.

Tageslänge.

1.	11 St.	30 Min.
10.	11 -	— -
20.	10 -	24 -
30.	9 -	50 -

Sonneneintritt: Den 23. in den Scorpion.

NOVEMBER.

1	Donnerſt.	*Aller Heil.*
2	Freitag	*Aller Seel.*
3	Sonnab.	Gottlieb
	45. 22 Trinitatis.	
4	*Sonntag*	Blandina
5	Montag	Leonhard
6	Dienſtag	Erdmann
7	Mittwoch	Malachias
8	Donnerſtag	Theodor
9	Freitag	Jonas
10	Sonnab.	*Mart. Luth.*
	46. 23 Trinitatis.	
11	*Sonntag*	*Mart. B.*
12	Montag	Briccius
13	Dienſtag	Levius
14	Mittwoch	Leopold
15	Donnerſt.	Ottomar
16	Freitag	Hugo
17	Sonnab.	Heſichius
	47. 24 Trinitatis.	
18	*Sonntag*	Amos
19	Montag	Eliſabeth
20	Dienſtag	Cäcilia
21	Mittwoch	*Mar. Opf.*
22	Donnerſtag	Clemens
23	Freitag	Chryſogen
24	Sonnab.	Conrad
	48. 25 Trinitatis.	
25	*Sonntag.*	Catharina
26	Montag	Buſſo
27	Dienſtag	Gunther
28	Mittwoch	Saturin
29	Donnerſtag	Otto
30	Freytag	*Andreas*

Mondsviertel.

Das letzte Viert. den 1 Novembr. um 11 Uhr 23 M. Vorm.

Der neue Mond den 8 Nov. um 1 Uhr 39 M. Vormittags.

Das erſte Viertel den 15. Novemb. um 10 Uhr 14 Min. Vorm.

Der volle Mond den 23 Novembr. um 1 U. 33 M. Nachm.

Das lezte Viert. den 30 Nov. um 7 Uhr 41 M. Nachm.

Tageslänge.

1. 9 St. 42 Min.
10. 9 - 14 -
20. 8 - 41 -
30. 8 - 20 -

Den 8 Nov. unſichtbare Sonnenfinſt.

Den 23 Nov. unſichtbar. Mondfinſtern.

Sonneneintritt : Den 2. in den Schützen.

DECEMBER.

1	Sonnab.	Longinus
	49. 1. Advent.	
2	*Sonntag*	Candidus
3	Montag	Caſſianus
4	Dienſtag	*Barbara*
5	Mittwoch	Nicolaus
6	Donnerſtag	Bruno
7	Freitag	Joachim
8	Sonnab.	*Mar. Empf.*
	50. 2 Advent.	
9	*Sonntag*	Judith
10	Montag	Damaſcus
11	Dienſtag	Epimachus
12	Mittwoch	Nicaſius
13	Donnerſtag	*Lucia*
14	Freitag	Johanna
15	Sonnab.	Ananias
	51. 3 Advent.	
16	*Sonntag*	Ignatius
17	Montag	Lazarus
18	Dienſtag	Micheas
19	Mittwoch	*Quatember*
20	Donnerſtag	Iſaac
21	Freitag	*Thomas*
22	Sonnab.	Ammon
	52. 4 Advent.	
23	*Sonntag*	David
24	Montag	Adam Eva
25	Dienſtag	*Chriſtfeſt*
26	Mittwoch	*Stephan*
27	Donnerſtag	*Joh. Evang.*
28	Freitag	*Unſch. Kind.*
29	Sonnab.	Jonathan
	1. Sonntag n. Weihnachten.	
30	*Sonntag*	David
31	Montag	Sylveſter

Mondsviertel.

Der neue Mond den 7 um 2 Uhr 5 M. Nachmittags.

Das erſte Viertel den 15 dieſes um 7 Uhr.

Der volle Mond den 23 um 5 Uhr 7 M. Vormittags.

Das letzte Viertel den 30 d. um 3 Uhr 27 M. Vormittags.

Tageslänge.

1.	8 St.	18 Min.
10.	8 -	1 -
20.	7 -	56 -
30.	7 -	58 -

Sonneneintr. Den 21. im d. Steinbock. Wint. Anf.

Der neue Pauſias

und

Sein Blumenmädchen.

Pauſias von Sicyon der Mahler, war, als Jüngling, in Glyceren, ſeine Mitbürgerin, verliebt, welche, Blumenkränze zu winden, einen ſehr erfinderiſchen Geiſt hatte; ſie wetteiferten mit einander, und er brachte die Nachahmung der Blumen zur gröſsten Mannigfaltigkeit. Endlich mahlte er ſeine Geliebte, ſitzend, mit einem Kranze beſchäftigt. Dieſes Bild wurde für eines ſeiner beſten gehalten, und die Kranzwinderin oder Kranzhändlerin genannt, weil Glycere ſich auf dieſe Weiſe, als ein armes Mädchen ernährt hatte. Lucius Lucullus kaufte eine Copie in Athen für zwey Talente.

Plinius B. XXXV. C. XI.

Sie.

Schütte die Blumen nur her zu meinen Füſsen und deinen!
Welch ein chaotiſches Bild holder Verwirrung du ſtreuſt!

Er.

Du erſcheineſt als Liebe, die Elemente zu knüpfen,
Wie du ſie bindeſt ſo wird nun erſt ein Leben daraus.

Sie.

Sanft berühre die Roſe, ſie bleibt im Körbchen verborgen,
Wo ich dich finde, mein Freund, öffentlich reich' ich ſie dir.

Er.

Und ich thu' als kennt ich dich nicht und danke dir freundlich:
Aber dem Gegengeſchenk weichet die Geberinn aus.

Sie.

Reiche die Hiacinthe mir zu und reiche die Nelke,
Daſs die frühe zugleich neben der ſpäteren ſey.

Er.

Laſs zu deinen Füſsen mich ſitzen, im blumigen Kreiſe,
Und ich fülle den Schoos dir mit der lieblichen Schaar.

Sie.

Reiche den Faden mir erſt, dann ſollen die Gartenverwandten,
Die ſich von ferne nur ſahn, neben einander ſich freun.

Er.

Was bewund'r ich zuerſt? was zuletzt? die herrlichen Blumen?
Oder der Finger Geſchick? oder der Wählerinn Geiſt?

Sie.

Gieb auch Blätter, damit der Glanz der Blumen nicht blende.
Auch das Leben verlangt ruhige Blätter im Kranz.

Er.

Sage was wählſt du ſo lange bey dieſem Strauſse? gewiſs iſt
Dieſer jemand geweyht den du beſonders bedenkſt.

Sie.

Hundert Sträuſse vertheil ich des Tags und Kränze die Menge;
Aber den ſchönſten doch bring ich am Abend dir zu.

5.

Er.

Ach nur glücklich wäre der Mahler, der dieſe Gewinde
    Mahlte, das blumige Feld, ach! und die Göttin zuerſt.

Sie.

Aber doch mäſsig glücklich iſt der, mich dünkt, der am Boden
    Hier ſitzt, dem ich, den Kuſs reichend, noch glücklicher bin.

Er.

Ach! Geliebte noch Einen! die neidiſchen Lüfte des Morgens
    Nahmen den erſten ſogleich mir von den Lippen hinweg.

Sie.

Wie der Frühling die Blumen mir giebt, ſo geb ich die Küſſe
    Gern dem Geliebten und hier ſey mit dem Kuſſe der Kranz.

Er.

Hätt' ich das hohe Talent des Pauſias glücklich empfangen!
Nachzubilden den Kranz wär ein Geſchäfte des Tags!

Sie.

Schön iſt er wirklich, ſieh ihn nur an, es wechſeln die ſchönſten
Kinder Florens um ihn, bunt und gefällig, den Tanz.

Er.

In die Kelche verſenkt ich mich dann und erſchöpfte den ſüſsen
Zauber, den die Natur über die Kronen ergoſs.

Sie.

Und ſo fänd ich am Abend noch friſch den gebundenen Kranz hier,
Unverwelklich ſpräch er von der Tafel uns an.

Er.

Ach wie fühl ich mich arm und unvermögend! wie wünſcht ich
Feſt zu halten das Glück, das mir die Augen verſengt.

Sie.

Unzufriedener Mann, du biſt ein Dichter und neideſt
Jenes Alten Talent, brauche das deinige doch!

Er.

Ach! erreicht wohl der Dichter den Schmelz der farbigen Blumen?
Neben deiner Geſtalt bleibt nur ein Schatten ſein Wort!

Sie.

Aber vermag der Mahler wohl auszudrücken: ich liebe!
Nur dich lieb ich, mein Freund! lebe für dich nur allein!

Er.

Ach! und der Dichter ſelbſt vermag nicht zu ſagen: ich liebe!
Wie du himmliſches Kind ſüſs mir es ſchmeichelſt ins Ohr.

Sie.

Viel vermögen ſie beyde, doch bleibt die Sprache des Kuſſes,
Mit der Sprache des Blicks nur den Verliebten geſchenkt.

Er.

Du vereinigeſt alles, du dichteſt und mahleſt mit Blumen;
Florens Kinder ſind dir Farben und Worte zugleich.

Sie.

Nur ein vergängliches Werk entwindet der Hand ſich des Mädchens
Jeden Morgen, es welkt früher als Abend die Pracht.

Er.

Auch ſo geben die Götter vergängliche Gaben, damit ſie
Stets erneuend und ſtets ziehen die Herrlichen an.

Sie.

Hat dir doch kein Strauſs, kein Kranz des Tages gefehlet,
Seit dem erſten der dich mir ſo von Herzen verband.

Er.

Ja noch hängt er zu Hauſe der erſte Kranz in der Kammer,
Den du mir, den Schmauſs lieblich umwandelnd, gereicht.

Sie.

Da ich den Becher dir kränzte und eine Blume hineinfiel,
Und du trankſt und riefſt: Mädchen die Blumen ſind Gift.

Er.

Und dagegen du ſagteſt: ſie ſind voll Honig die Blumen;
Aber die Biene nur findet die Süſsigkeit aus.

Sie.

Und der rohe Timanth ergriff mich und ſagte: die Hummeln
Forſchen des herrlichen Kelchs ſüſse Geheimniſſe wohl.

Er.

Und du wandteſt dich weg und wollteſt fliehen, es ſtürzten,
Vor dem täppiſchen Mann, Körbchen und Blumen hinab.

Sie.

Und du riefſt ihm gebietend: das Mädchen laſs nur! die Sträuſse,
So wie das Mädchen ſelbſt, ſind für den feineren Sinn.

Er.

Aber feſter hielt er dich nur, es grinste der Lacher
Und dein Kleid zerriſs oben vom Nacken herab.

Sie.

Und du warfſt in begeiſterter Wuth den Becher hinüber,
Daſs er am Schädel ihm, häſslich vergoſſen, erklang.

Er.

Wein und Zorn verblendeten mich, doch ſah ich den weiſsen
Nacken, die herrliche Bruſt, die du bedeckteſt, im Blick.

Sie.

Welch ein Getümmel ward und ein Aufſtand! purpurn das Blut lief
Mit dem Weine vermiſcht, gräulich dem Gegner vom Haupt.

Er.

Und ich ſahe nur dich am Boden knieend, verdrieſslich,
Mit der einen Hand hieltſt das Gewand du hinauf.

Sie.

Und es flogen die Teller nach dir! ich ſorgte den edlen
Fremdling träfe der Wurf kreiſend geſchwungnen Metalls,

Er.

Und doch ſah ich nur dich, wie mit der anderen Hand du
Körbchen, Blumen und Kranz ſammelteſt unter dem Stuhl.

Sie.

Schüzend trateſt du vor, daſs nicht mich der Zufall verletzte
Oder der zornige Wirth, weil ich das Mahl ihm geſtört.

Er.

Ja ich erinnre mich noch, ich nahm den Teppich, wie einer
Der auf dem linken Arm gegen den Stier ihn bewegt.

Sie.

Ruhe gebot der Wirth und ſinnige Freunde, da ſchlüpft' ich
Sachte hinaus, nach dir wendet' ich immer den Blick.

Er.

Ach du warſt mir verſchwunden! vergebens ſucht ich in allen
Winkeln des Hauſes herum, ſo wie auf Straſsen und Markt.

Sie.

Schamhaft blieb ich verborgen, das unbeſcholtene Mädchen,
Sonſt von den Bürgern geliebt, war nun das Mährchen des Tags.

Er.

Blumen ſah ich genug und Sträuſse,
Kränze die Menge;
Aber du fehlteſt mir, aber du fehlteſt
der Stadt.

Sie.

Stille ſaſs ich zu Hauſe, da blätterte los
ſich vom Zweige
Manche Roſe, ſo auch welkte die
Nelke dahin.

Er.

Mancher Jüngling ſprach auf dem Platz:
da liegen die Blumen!
Aber die liebliche fehlt, die ſie ver-
bände zum Kranz.

Sie.

Kränze band ich indeſſen zu Hauſ' und
lieſs ſie verwelken.
Siehſt du, da hängen ſie noch, neben
dem Heerde, für dich.

Er.

Auch ſo welkte der Kranz, der erſte, ich hatt' im Getümmel
Nicht ihn vergeſſen, ich hängt' neben dem Bett mir ihn auf.

Sie.

Und ich ſah die Kränze des Abends und ſaſs noch und weinte,
Bis in der dunkeln Nacht Farbe nach Farbe verloſch.

Er.

Irrend ging ich umher und fragte nach deiner Behauſung,
Keiner der eitelſten ſelbſt konnte mir geben Beſcheid.

Sie.

Keiner hat je mich beſucht und keiner weiſs die verborgne
Wohnung, die Gröſse der Stadt birget die Aermere leicht.

Er.

Irrend lief ich umher und flehte zur ſpähenden Sonne:
Zeige mir, mächtiger Gott, wo du im Winkel ihr ſcheinſt!

Sie.

Groſse Götter hörten dich nicht, doch Penia hört es,
Endlich trieb die Noth nach dem Gewerbe mich aus.

Er.

Trieb nicht noch dich ein anderer Gott, den Beſchützer zu ſuchen?
Hatte nicht Amor für uns wechſelnde Pfeile getauſcht?

Sie.

Spähend ſucht ich dich auf bey vollem Markt und ich ſah dich.

Er.

Und es hielt das Gedräng keines der Liebenden auf.

Sie.

Ja wir theilten das Volk, wir kamen zuſammen, du ſtandeſt,

Er.

Und du ſtandeſt vor mir, ja! und wir waren allein.

Sie.

Mitten unter den Menſchen! ſie ſchienen nur Sträucher und Bäume,

Er.

Und mir ſchien ihr Getöſ' nur ein Gerieſel des Quells.

Sie.

Immer allein ſind Liebende ſich in der gröſsten Verſammlung;
Aber ſind ſie zu zwey, ſtellt auch der dritte ſich ein.

Er.

Amor ja! er ſchmückt ſich mit dieſen herrlichen Kränzen, Schütte die Blumen nun doch fort aus dem Schooſe den Reſt.

Sie.

Nun ich ſchüttle ſie weg, die ſchönen! in deiner Umarmung,
Lieber, geht mir auch heut wieder die Sonne nur auf.

Goethe.

Der Ehemann.

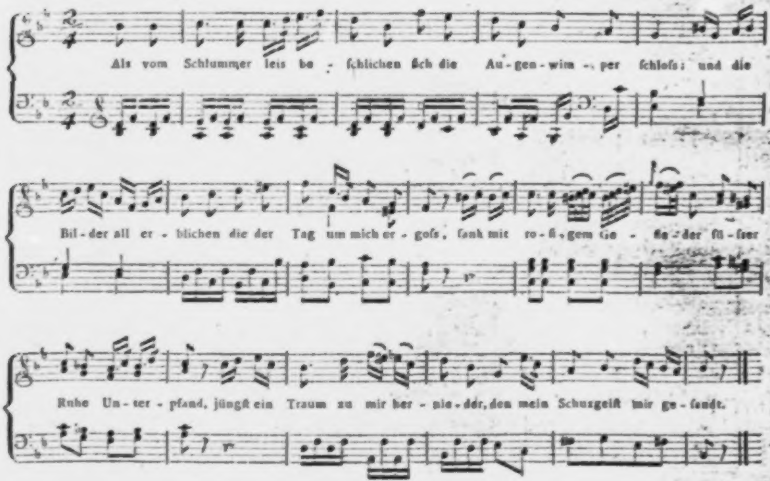
Hat nun der Mann ein Weib gewonnen,
Wie fühlt er ſich ſo froh und reich!
In eigne Fäden eingeſponnen,
Wird er doch bald der Raupe gleich.

Ihr ähnlich, wie er ſonſt gekrochen,
Erſtarrt, ſeit ihn das Nez umfing,
Hat er im Nu es auch durchbrochen,
Und huſcht davon als Schmetterling.

B.

MEIN TRAUM.

In mäſsiger Bewegung. **Zumſteeg.**


Als vom Schlummer leis be - ſchlichen ſich die Au-gen-wim - per ſchloſs; und die
Bil-der all er - blichen die der Tag um mich er - goſs, ſank mit ro-ſi-gem Ge - fie-der ſü-ſser
Ruhe Un-ter - pfand, jüngſt ein Traum zu mir her - nie-der, den mein Schuzgeiſt mir ge - ſandt.

Mein Traum.

Als vom Schlummer leis beſchlichen
Sich die Augenwimper ſchloſs,
Und die Bilder all erblichen
Die der Tag um mich ergoſs,
Sank mit roſigem Gefieder,
Süſſer Ruhe Unterpfand,
Jüngſt ein Traum zu mir hernieder,
Den mein Schutzgeiſt mir geſandt.

Rauher Winterſtürme Brauſen
Hörte mein erſchrocknes Ohr;
Kalter Regengüſſe Sauſen
Schallte aus dem Sturm hervor,
Als am Fenſter meiner Zelle
Wo ich ängſtlich ſtill gelauſcht,
Mir ein Fittich, ſilberhelle
Schnell und ſcheu vorüberrauſcht.

Schwirrend ſtreift es hin und wieder,
Schlägt das kleine Flügelpaar;
Am erſtarrenden Gefieder
Zittern Eiſestropfen gar;
Sieh das arme Vöglein ſpähet
Nach dem Neſtgen, das gewiſs
Dieſer Sturm, dem nichts entgehet,
Von des Hüttchens Obdach riſs.

Voll Erbarmen nehm' ich leiſe
Vom beeiſten Fenſter ihn;
Und es ſinkt der ſilberweiſse
Starre Vogel leblos hin,
Mir in Schooſs; es bebt der Arme
Auf der Hand, die zart und feſt,
Aengſtlich ihn, daſs er erwarme
An den heiſſen Buſen preſst.

Lebe, holder Fremdling, lebe!
Ruf ich ſelbſt mir kaum bewuſst;

Deinem kleinen Herzen gebe,
Neue Wärme dieſe Bruſt!
Sieh, er regt ſich, friſch erhebet
Das geſenkte Köpfgen ſich,
Und mit munterm Fluge ſchwebet
Dankbar flatternd er um mich.

Aber, Wunder ſonder Gleichen!
Meinen Augen trau ich kaum;
Zarte Roſenglieder ſteigen
Aus der Federn ſeidnem Pflaum.
Goldne Ringellocken blinken,
Wo der kleine Schnabel war
Seh ich Purpurlippen winken
Und ein ſchelmiſch Augenpaar.

Kurz, am ſchönſten Knaben zeiget
Sich vom Vogel keine Spur,
Von der weiſsen Schulter ſteiget
Goldbeſäumt die Schwinge nur.

Ha! Du Schelm! gar wohl belehret
Dieſes Goldgefieder mich,
Ich erkenn' auch unbewehret
Loſeſten der Vögel dich.

Süſs und liſpelnd jetzt verſetzet
Er mit lächelndem Geſicht:
Daſs dich mein Geſchoſs verletzet,
Fürchte holdes Mädchen nicht.
In der Bruſt die mich gepfleget,
Ruht ein warmes treues Herz,
Doch das ruhige beweget
Nie der Liebe ſüſser Schmerz.

Liſtig wollt ich dich betrügen;
Mitleid öfnet oft die Thür,
Deine Schweſtern zu beſiegen,
Zu den weichen Herzen mir,
Doch das deine ſey verſchonet;
Dieſe ſtille Bruſt verlieh

Einem Gotte Schutz, er lohnet
Dir mit ſolchem Undank nie.

Meiner Fackel Glut entzünde
Sie mit wilder Flamme nicht,
Und es raube meine Binde
Nie der heitern Blicke Licht;
Schmerzlos ſey dir meiner Pfeile
Meines goldnen Bogens Macht."
Hier entfloh mit loſer Eile
Amor, und ich war erwacht.

A.

Die Verwandlung.

Wie die Geſchichte, zur Dichtung erhöht, im Gemählde bezaubert,
Alſo das Leben, ſobald Liebe zur Fabel es macht.

K.

Der Ring
des Polykrates.
Ballade.

Er ſtand auf ſeines Daches Zinnen,
Er ſchaute mit vergnügten Sinnen,
Auf das beherrſchte Samos hin.
Dieſs alles iſt mir unterthänig,
Begann er zu Egyptens König,
Geſtehe daſs ich glücklich bin.

Du haſt der Götter Gunſt erfahren!
Die vormals deines Gleichen waren,
Sie zwingt jetzt deines Scepters Macht.
Doch einer lebt noch, ſie zu rächen,
Dich kann mein Mund nicht glücklich ſprechen,
So lang des Feindes Auge wacht.

Und eh der König noch geendet,
Da ſtellt ſich, von Milet geſendet,
Ein Bote dem Tirannen dar:
"Laſs, Herr, des Opfers Düfte ſteigen,
Und mit des Lorbeers muntern Zweigen
Bekränze dir dein feſtlich Haar.

Getroffen ſank dein Feind vom Speere,
Mich ſendet mit der frohen Mähre
Dein treuer Feldherr Polydor."
Und nimmt aus einem ſchwarzen Becken
Noch blutig, zu der Beiden Schrecken,
Ein wohlbekanntes Haupt hervor.

Der König tritt zurück mit Grauen:
"Doch warn' ich dich, dem Glück zu trauen,
Verſetzt er mit beſorgtem Blick.
Bedenk, auf ungetreuen Wellen,
Wie leicht kann ſie der Sturm zerſchellen,
Schwimmt deiner Flotte zweifelnd Glück."

Und eh er noch das Wort geſprochen,
Hat ihn der Jubel unterbrochen,
Der von der Rhede jauchzend ſchallt.
Mit fremden Schätzen reich beladen,
Kehrt zu den heimiſchen Geſtaden
Der Schiffe maſtenreicher Wald.

Der königliche Gaſt erſtaunet:
Dein Glück iſt heute gut gelaunet,
Doch fürchte ſeinen Unbeſtand.
Der Sparter nie beſiegte Schaaren
Bedräuen dich mit Kriegsgefahren,
Schon nahe ſind ſie dieſem Strand.

Und eh ihm noch das Wort entfallen,
Da ſieht mans von den Schiffen wallen,
Und tauſend Stimmen rufen: Sieg!
Von Feindesnoth ſind wir befreyet,
Die Sparter hat der Sturm zerſtreuet,
Vorbey, geendet iſt der Krieg.

Das hört der Gaſtfreund mit Entſetzen:
Fürwahr, ich muſs dich glücklich ſchätzen,
Doch, ſpricht er, zittr' ich für dein Heil!
Mir grauet vor der Götter Neide,
Des Lebens ungemiſchte Freude
Ward keinem Irdiſchen zu Theil."

Auch mir iſt alles wohl gerathen,
Bey allen meinen Herrſcherthaten
Begleitet mich des Himmels Huld,
Doch hatt ich einen theuren Erben,
Den nahm mir Gott, ich ſah ihn ſterben,
Dem Glück bezahlt' ich meine Schuld.

Drum, willſt du dich vor Leid bewahren,
So flehe zu den Unſichtbaren,
Daſs ſie zum Glück den Schmerz verleyhn.
Noch keinen ſah ich fröhlich enden,
Auf den mit immer vollen Händen
Die Götter ihre Gaben ſtreun.

Und wenns die Götter nicht gewähren,
So acht' auf eines Freundes Lehren,
Und rufe ſelbſt das Unglück her,
Und was von allen deinen Schätzen
Dein Herz am höchſten mag ergetzen,
Das nimm und wirfs in dieſes Meer.

Und jener ſpricht, von Furcht beweget:
"Von allem, was die Inſel heget,
Iſt dieſer Ring mein höchſtes Gut.
Ihn will ich den Erinnen weihen,
Ob ſie mein Glück mir dann verzeihen"
Und wirft das Kleinod in die Flut.

Und bey des nächſten Morgens Lichte
Da tritt mit fröhlichem Geſichte
Ein Fiſcher vor den Fürſten hin:
Herr, dieſen Fiſch hab ich gefangen,
Wie keiner noch ins Netz gegangen,
Dir zum Geſchenke bring ich ihn.

Und als der Koch den Fiſch zertheilet,
Herbey der Koch erſchrocken eilet,
Und ruft mit hoch erſtauntem Blick:
"Sieh Herr, den Ring, den du getragen,
Ihn fand ich in des Fiſches Magen,
O ohne Grenzen iſt dein Glück!

Hier wendet ſich der Gaſt mit Grauſen:
"So kann ich hier nicht ferner hauſen,
Mein Freund kannſt du nicht weiter ſeyn,
Die Götter wollen dein Verderben,
Fort eil ich, nicht mit dir zu ſterben."
Und ſprachs und ſchiffte ſchnell ſich ein.

SCHILLER.

Sängers Einſamkeit.

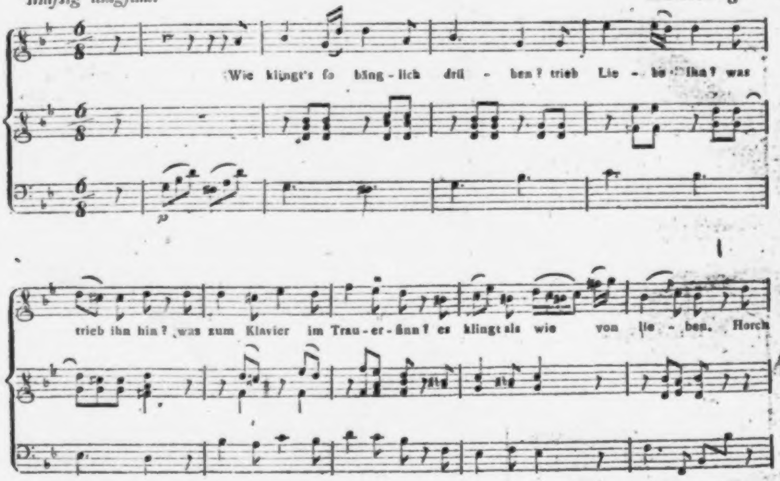
Wie klingt's ſo bänglich drüben!
Trieb Liebe ihn? Was trieb ihn hin,
Was zum Klavier im Trauerſinn?
Es klingt als wie von lieben.
Horch Mädchen, wie der Sänger ſingt!
Wie's in's Gemüth der Liebe dringt,
Was heil'ge Sänger ſingen.

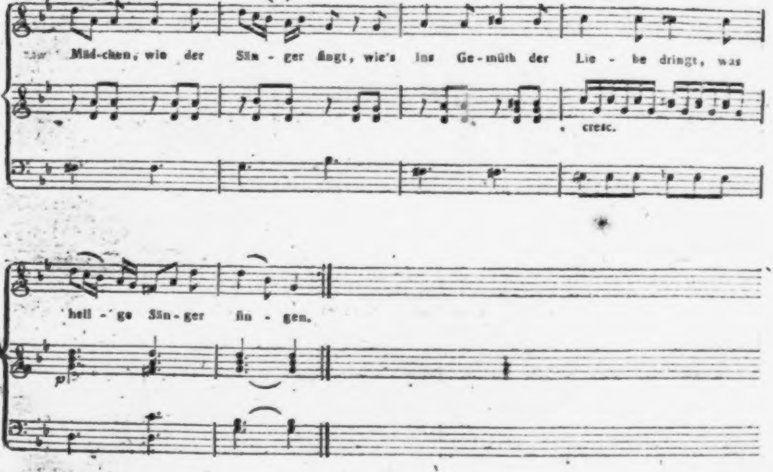
Da ſchlichen ſie und lauſchten
Wohl an des Sängers Fenſterrahm,
Und Zorn ihm von den Lippen kam,
Und zorn'ge Saiten rauſchten.
Es zitterten die Saiten fort:
Da kam das ſanfte Klagewort,
Der Wehmut Stimme wieder.

SÄNGERS EINSAMKEIT.

Mäſsig langſam.

Zumſteeg.


Wie klingt's ſo bäng-lich drü-ben? trieb Lie-be ihn? was
trieb ihn hin? was zum Klavier im Trau-er-ſinn? es klingt als wie von lie-ben. Horch
p


Mäd-chen, wie der Sän - ger ſingt, wie's ins Ge-müth der Lie - be dringt, was
cresc.
heil - 'ge Sän - ger ſin - gen.
p

"Laſs ſie, die ſtumpfen Seelen!
"Ach's iſt doch hart, ſo einſam ſeyn,
"Des Lebens Luſt, des Lebens Pein
"Im eignen Buſen hehlen.
"Der Freund iſt fern, die Freundin fern,
"Der Sänger ſchlägt die Saiten gern,
"Ach, tönten ſie, auch wieder!

"Wo ſeyd ihr mir Verwandte?
"Im Felſen iſt das Echo wach,
"Und tönts in keinem Herzen nach,
"In dieſem fremden Lande?
"Wohl rief ich ihm; wohl rief es mir,
"Aus allen Herzen tön' ich dir,
"Die heil'gen Sang verehren."

Siegfr. Schmidt.

Der Zauberlehrling.

Hat der alte Hexenmeiſter,
Sich doch einmal wegbegeben!
Und nun ſollen ſeine Geiſter
Auch nach meinem Willen leben.
Seine Wort und Werke
Merkt ich, und den Brauch,
Und mit Geiſtesſtärke
Thu ich Wunder auch.
Walle! walle!
Manche Strecke;
Daſs zum Zwecke,
Waſſer flieſse,
Und, mit reichem vollem Schwalle,
Zu dem Bade ſich ergieſse.

Und nun komm du alter Beſen,
Nimm die ſchlechten Lumpenhüllen.

Biſt ſchon lange Knecht geweſen,
Nun erfülle meinen Willen.
Auf zwey Beinen ſtehe,
Oben ſey ein Kopf,
Eile nun und gehe
Mit dem Waſſertopf.
Walle! walle!
Manche Strecke,
Daſs, zum Zwecke,
Waſſer flieſse,
Und, mit reichem vollem Schwalle,
Zu dem Bade ſich ergieſse.
Seht er läuft zum Ufer nieder,
Warlich iſt ſchon an dem Fluſſe,
Und mit Blitzesſchnelle wieder
Iſt er hier mit raſchem Guſſe.
Schon zum zweytenmale!
Wie das Becken ſchwillt!
Wie ſich jede Schaale
Voll mit Waſſer füllt!

Stehe! Stehe!
Denn wir haben
Deiner Gaben
Vollgemeſſen! —
Ach ich merk es, wehe! wehe!
Hab ich doch das Wort vergeſſen!
Ach! das Wort, worauf am Ende
Er das wird was er geweſen.
Ach er läuft und bringt behende.
Wärſt du doch der alte Beſen!
Immer neue Güſſe
Bringt er ſchnell herein,
Ach! und hundert Flüſſe
Stürzen auf mich ein.
Nein nicht länger
Kann ichs laſſen,
Will ihn faſſen.
Das iſt Tücke!
Ach! nun wird mir immer bänger!
Welche Mine! welche Blicke!

O! du Ausgeburt der Hölle!
Soll das ganze Haus erſaufen?
Seh ich über jede Schwelle
Doch ſchon Waſſerſtröme laufen.
Ein verruchter Beſen
Der nicht hören will!
Stock! der du geweſen,
Steh doch wieder ſtill!
Willſts am Ende
Gar nicht laſſen;
Will dich faſſen,
Will dich halten,
Und das alte Holz behende
Mit dem ſcharfen Beile ſpalten.

Seht da kommt er ſchleppend wieder!
Wie ich mich nun auf dich werfe,
Gleich, o Kobold! liegſt du nieder,
Krachend trifft die glatte Schärfe.
Warlich braf getroffen!

Seht er iſt entzwey,
Und nun kann ich hoffen,
Und ich athme frey!
Wehe! wehe!
Beyde Theile
Stehn, in Eile,
Schon als Knechte
Völlig fertig in die Höhe!
Helft mir ach ihr hohen Mächte!

Und ſie laufen! Naſs und näſſer
Wirds im Saal und auf den Stufen,
Welch entſetzliches Gewäſſer!
Herr und Meiſter! hör mich rufen!
Ach! da kommt der Meiſter!
Herr, die Noth iſt groſs,
Die ich rief die Geiſter
Werd ich nun nicht los.
"In die Ecke,
Beſen! Beſen!

Seyds geweſen.
Denn als Geiſter
Ruft euch nur zu ſeinem Zwecke,
Erſt hervor der alte Meiſter."

Goethe.

Liebe.

War ſie der Flamme nicht werth, die feurig Geliebte, vergieb ihr,
Hat nur dein eigenes Herz edel und heilig geglüht.
Auch dem Gefühl, wie dem ächten Genie ſind Dichtung und Liebe
Selbſt ſich gnügender Zweck: minder bedeutet der Stoff.

R.

Feenreigen.

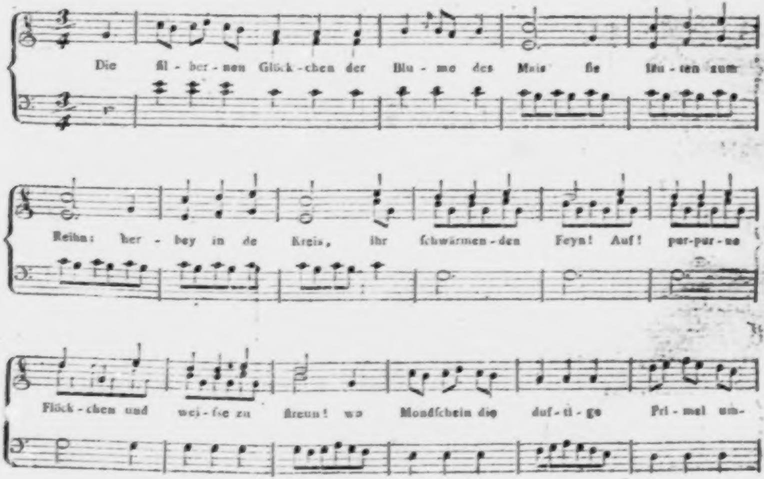
Die ſilbernen Glöckchen
Der Blume des Mais
Sie läuten zum Reihn;
Herbey in den Kreis,
Ihr ſchwärmenden Feyn!
Auf! purpurne Flöckchen
Und weiſse zu ſtreun!
Wo Mondſchein die duftige
Primel umbebt,
Da werde der luſtige
Reigen gewebt.

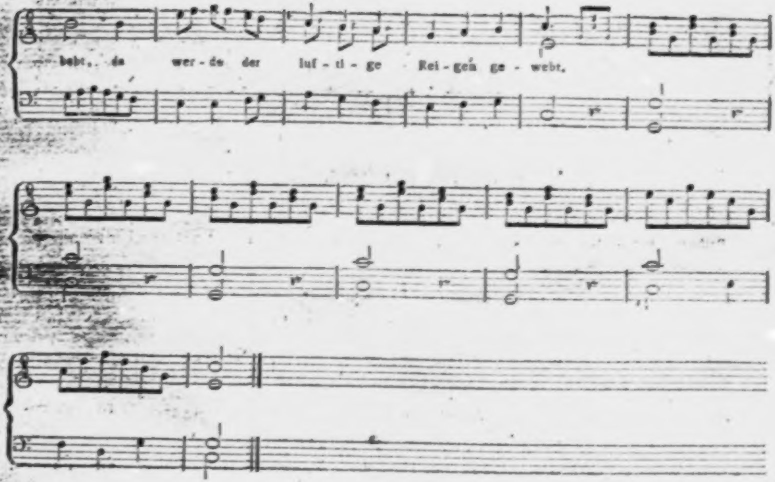
O Luſt ſonder gleichen,
Zum Ringe verſchränkt,
Bis Luna den Hohn
Die Drachen entlenkt,

FEENREIGEN.

Munter und leicht.

Zelter.


Die ſil - ber - nen Glöck - chen der Blu - me des Mais ſie läu - ten zum
Reihn: her - bey in de Kreis, ihr ſchwärmen - den Feyn! Auf! pur - pur - ne
Flöck - chen und wei - ſse zu ſtreun! wo Mondſchein die duf - ti - ge Pri - mel um-


bebt, da wer-de der luf-ti-ge Rei-gen ge-webt,

Sich nach dem Getön
Von Ariels weichen
Akkorden zu drehn!
Sei manches entzückender!
Freundlich und mild
Hat uns ein beglückender
Wahn es verhüllt.

Die Menſchen, gleich Blättern
Verſchwinden ſie früh;
In angſtvoller Haſt
Erbaun ſie mit Müh'
Den Wolkenpallaſt;
Im Räumchen von Brettern
Da finden ſie Raſt.
Wir lachen der grämlichen
Runzeln der Zeit
Und bleiben die nemlichen
Morgen wie heut.

Wir herrſchen in Reichen
Wo nimmer dein Born,
O Jugend, verſiegt,
Die Roſ' ohne Dorn
Am Pfade ſich wiegt,
Und ewig kein Zeichen
Im Sternenbuch trügt.
Wo Mondſchein die duftige
Primel umbebt,
Da werde der luſtige
Reigen gewebt,

Matthisson.

Genie und Talent.

Aechtes Genie veredelt den Menſchen und
ſtärkt die Empfindung,
Aber ein leichtes Talent ſchmückt nur
und ſchwächt den Verſtand.

B.

Der Handſchuh.

Erzählung.

Vor ſeinem Löwengarten,
Das Kampfſpiel zu erwarten,
Saſs König Franz,
Und um ihn die Groſsen der Krone,
Und rings auf hohem Balkone
Die Damen in ſchönem Kranz.

Und wie er winkt mit dem Finger,
Aufthut ſich der weite Zwinger,
Und hinein mit bedächtigem Schritt
Ein Löwe tritt,
Und ſieht ſich ſtumm
Rings um,
Mit langem Gähnen,
Und ſchüttelt die Mähnen,

Und ſtreckt die Glieder,
Und legt ſich nieder.

Und der König winkt wieder,
Da öfnet ſich behend
Ein zweites Thor,
Daraus rennt
Mit wildem Sprunge
Ein Tiger hervor,
Wie der den Löwen erſchaut
Brüllt er laut,
Schlägt mit dem Schweif
Einen furchtbaren Reif,
Und recket die Zunge,
Und im Kreiſe ſcheu
Umgeht er den Leu
Grimmig ſchnurrend,
Drauf ſtreckt er ſich murrend
Zur Seite nieder.

Und der König winkt wieder,
Da ſpeit das doppelt geöfnete Haus
Zwey Leoparden auf einmal aus,
Die ſtürzen mit muthiger Kampfbegier
Auf das Tigerthier,
Das pakt ſie mit ſeinen grimmigen Tatzen,
Und der Leu mit Gebrüll
Richtet ſich auf, da wirds ſtill,
Und herum im Kreis,
Von Mordſucht heiſs,
Lagern ſich die greulichen Katzen.

Da fällt von des Altans Rand
Ein Handſchuh von ſchöner Hand
Zwiſchen den Tiger und den Leu'n
Mitten hinein.

Und zu Ritter Delorges ſpottender Weiſ'
Wendet ſich Fräulein Kunigund:
"Herr Ritter iſt eure Lieb ſo heiſs

Wie ihr mirs ſchwört zu jeder Stund,
Ey ſo hebt mir den Handſchuh auf".

Und der Ritter in ſchnellem Lauf
Steigt hinab in den furchtbarn Zwinger
Mit feſtem Schritte,
Und aus der Ungeheuer Mitte
Nimmt er den Handſchuh mit keckem Finger.

Und mit Erſtaunen und mit Grauen
Sehens die Ritter und Edelfrauen,
Und gelaſſen bringt er den Handſchuh zurück,
Da ſchallt ihm ſein Lob aus jedem Munde,
Aber mit zärtlichem Liebesblick —
Er verheiſst ihm ſein nahes Glück —
Empfängt ihn Fräulein Kunigunde.
Und der Ritter ſich tief verbeugend, ſpricht:
Den Dank, Dame, begehr ich nicht,
Und verläſst ſie zur ſelben Stunde.

SCHILLER.

Sonett.

Wo iſt die Zeit, da leicht und unbefangen
Das freye Herz im jungen Buſen ſchlug,
Da es noch nicht durch ſüſsen Selbſtbetrug
Sich quälte, nicht durch Hoffnung und Verlangen?
Da dieſer Geiſt, mit Einfalt hold umfangen,
Sich fremd noch war, und doch ſich ſelbſt genug;
Und ſtill die Bruſt kein Bild der Sehnſucht trug,
Iſt denn ſo ſchnell die goldne Zeit vergangen?
Der Ruhe Glück und ihre reinen Freuden
Sind mir entflohn auf immer mich zu meiden
Ich ſeh nur Schmerz, ich ahnde nur Gefahr.
Des Grames Hand wird künftig mich geleiten;
Und dennoch, ach! ſind alle dieſe Leiden
Jezt ſüſser mir, als ſonſt die Ruhe war.

F.

Der Schatzgräber.

Arm an Beutel, krank am Herzen
Schleppt ich meine langen Tage,
Armuth iſt die gröſste Plage
Reichthum iſt das höchſte Gut.
Und zu enden meine Schmerzen
Ging ich einen Schatz zu graben,
Meine Seele ſollſt du haben
Schrieb ich hin mit eignem Blut.

Und ſo zog ich Kreis um Kreiſe,
Stellte wunderbare Flammen
Kraut und Knochenwerk zuſammen,
Die Beſchwörung war vollbracht,
Und auf die gelernte Weiſe
Grub ich nach dem alten Schatze
Auf dem angezeigten Platze,
Schwarz und ſtürmiſch war die Nacht.

Und ich ſah ein Licht von weiten,
Und es kam gleich einem Sterne
Hinten aus der fernſten Ferne
Eben als es zwölfe ſchlug,
Und da galt kein Vorbereiten,
Heller wards mit einem male
Von dem Glanz der vollen Schaale
Die ein ſchöner Knabe trug.

Holde Augen ſah ich blinken
Unter einem Blumenkranze,
In des Trankes Himmelglanze
Trat er in den Kreis herein
Und er hieſs mich freundlich trinken,
Und ich dacht, es kann der Knabe
Mit der ſchönen lichten Gabe
Warlich nicht der Böſe ſeyn.

Trinke Muth des reinen Lebens
Dann verſtehſt du die Belehrung

Kommſt mit ängſtlicher Beſchwörung
Nicht zurück an dieſen Ort.
Grabe hier nicht mehr vergebens
Tages Arbeit, Abendgäſte,
Saure Wochen, frohe Feſte
Sey dein künftig Zauberwort.

Goethe.

Die verlohrne Geliebte.

Ob ich ſie liebe wie ſonſt? O vieles
lernt' ich begreifen,
Doch nie, wie man vergiſst, was man
ſo einzig geliebt.
Troſtlos ſchöpft wohl der Geiſt aus Lethes ſtärkender Quelle,
Doch vor dem giftigen Kelch bebt die
Empfindung zurück.

R.

Prometheus.

Ein erhabenes Antliz verlieh er dem Menſchen, und hieſs ihn
Schaun gen Himmel, und frey das Haupt zu den Sternen erheben.
Ovidius.

O goldne Zeit, auf ewig hingeſchwunden!
Wie ſüſs bethört es, deine ferne Spur
In alter Sänger Sprüchen zu erkunden!
Da hauchte ſtets des Frühlings Milde nur,
Und es gedieh (ſo tönt die heil'ge Sage)
Freywillig alle Füll' im Schooſs der Flur.
Noch Krankheit kannten ſie, noch Furcht, noch Klage;
In ſüſser Ruhe, brüderlich geſellt,
Verlebten ſie des gleichen Lebens Tage.
Nie alternd blühte jene frühe Welt,
Sie ſtarben, wie dem Schlummer hingegeben,

So wie die reife Frucht vom Baume fällt.
Wo kein Gebot, war auch kein Widerſtreben:
Des alten Kronos väterlichen Thron
Schien Liebe nur zu gründen und zu heben.
Viel Zeiten waren wechſellos entflohn,
Und ach! ſie zählte niemand: da entflammte
Begier nach Thaten ſeinen kühnen Sohn.
Des Vaters Haupt vom ſtillen Herrſcheramte
Zu bannen rang, unruhig, das Geſchlecht,
Das mit dem Zeus aus Rhea's Schooſse ſtammte.
Doch die Titanen flehn für Kronos Recht.
So trennten ſich die himmliſchen Gewalten,
Und Weltverheerend tobte das Gefecht.
Das Licht erloſch, des Himmels Veſten hallten,
Die Erde wankt', als ob zum Tartarus

Hinab ein jäher Riſs ſie ſollte ſpalten.
Sonſt ruhig in ſich kreiſend, ſchwoll der Fluſs
Okeanos aus ſeines Bettes Tiefen,
Und brach herein mit brauſendem Erguſs.
Unendlich war ihr Kampf; vergebens riefen
Sie der Entſcheidung, Kraft an Kraft gebannt,
So lang, des Donn'rers neue Blitze ſchliefen.
Kaum aber warf aus allgewalt'ger Hand
Zeus' ſeine tauſend Sturmbeſchwingten Wetter,
Gekrach und Dampf und unauslöſchbarn Brand:
So ſtürzten die Titanen ohne Retter,
Betäubt, geblendet, in die öde Nacht,
Und Götter wurden Sieger über Götter.
Hoch thront nun im Olymp Kronions Macht,
Den Raub der Welt vertheilt er ſeinen Treuen,

Des bangen Erdenvolks wird nicht
gedacht.
Da des Verderbens Wolken ſich zerſtreuen,
Und, wer entronnen, aufwacht zum
Gefühl,
Erſtarrt ihr Blick auf grauſen Wüſteneyen,
Wo ſonſt des Lebens fröhliches Gewühl
Entzückend webte, wo, bethaut von
Düften,
Nur Liebe flüſterte, nur Scherz und Spiel:
Da lauert jetzt, in düſtern Felſengrüften
Das Raubthier, einſam ſchallt des Hungers
Schrey
Verloren zwiſchen unwirthbaren Klüften.
Nichts blieb vom Fluche der Zerrüttung
frey;
Das Friedlichſte verwildert, blut'ge Sitte
Führt, ehern, das Geſetz der Noth herbey.
Die Furcht beherrſcht des Menſchen irre
Tritte.

Er ſchmachtet durſtig in des Sommers Glut,
Ihn ſchirmt vor Froſt kein Lager, keine Hütte.
Selbſt die Erinnrung vom entfloh'nen Gut
Erliegt des Elends laſtendem Gewichte,
Kein Hoffen weckt ihm den erſtorbnen Muth.
In ſich verdüſtert, tappt er auch im Lichte
Als ſäh' er nicht; hört, ohne zu verſtehn,
Gedankenlos wie wüſte Traumgeſichte.
Da ſtieg Prometheus von Olympos Höhn,
Schaut' auf den Sohn des Staubes, ſeufzt und ſagte:
Und ſollſt du ſo durch fremde Schuld vergehn?
Ich warnte die Titanen: doch wer fragte
Der Weisheit Rath? wer ſpottete nicht mein,
Als ich das Schickſal zu enthüllen wagte?

Der regen Vorſicht werd' es Macht verleihn,
Denn reifen müſſe die Geburt der Zeiten;
Sie könne nicht in ſtolzer Ruh gedeihn.
So wählt' ich, ungern zwar, für Zeus zu ſtreiten.
Nur meine Mutter rettet' ich und mich,
Und half den Fall des eignen Stamms bereiten.
Dich aber, Menſch! erheb' ich über dich.
Die goldne Kindheit darf nicht wiederkehren,
Die dir im weichen Schooſs der Luſt verſtrich.
Drum lerne handeln, ſchaffen und entbehren!
Ob alles wider dich verſchworen ſcheint,
Soll innre Kraft doch ſiegend dich bewehren.
Allein wer hört? wer faſst mich? Wo erſcheint
Noch die Geſtalt in dieſem blöden Wilde,

Die Erd' und Himmel ſchön in ſich vereint?
Laſst ſehn denn, wie ich ſchaffend neu ſie bilde.
Der Mutterboden beut den Stoff mir ſchon,
Das Leben dann die himmliſchen Gefilde.
So ſpricht in ſich der Themis weiſer Sohn,
Und geht an's Werk mit ſinnender Geberde,
In reiner Flut erweichend reinen Thon.
Er formet ſorgſam, daſs die Bildung werde
Wie der Entwurf ſie fodert; ſchon erhebt
Der neue Menſch ſein Antliz von der Erde,
Voll leichter Kraft, die ſcheinbar ihn belebt,
Die Arme ſchwellt, die breite Bruſt ihm ründet,
Und gleichgewogen durch die Glieder ſtrebt.
Das edle Haupt, die feſte Stirn verkündet
Ein Weſen, wohl gefaſst auf Freud' und Leid,
Kühn, lebensfroh, und in ſich ſelbſt gegründet.

Der Bildner blickt mit ſtiller Gnügſamkeit
Auf dieſs Geſchöpf, aus ſeinem Geiſt entſprungen,
Worin ſein eignes Daſeyn ſich erneut.
Noch prüft er ernſt, ob jeder Theil gelungen,
Dann ſäumt er nicht. Es hatte jetzt die Nacht
Die Sternenhüll' um Land und Meer geſchwungen,
Kein ſterblich noch unſterblich Auge wacht:
Da wandelt ſchweigend auf des Aethers Pfaden
Der Japetid', auf ſchlauen Raub bedacht,
Hin zu des Oſts entlegenſten Geſtaden,
Wo Helios ambroſiſches Geſpann
An goldnen Krippen ſteht, vom Joch entladen.
Prometheus will, was ſeine Kunſt erſann,
Mit heil'gen Kräften paaren: dort nur glühet,

Was würdig ſein Gebild beſeelen kann,
Der Quell, dem alle Lebensfüll' entblühet.
Da ſchöpfet er, und trägt den Funken fort,
Der willig ihm auf ſeine Fackel ſprühet.
Er eilt zurück zu dem verlaſsnen Ort;
Doch als er naht, (kaum dämmerte der Morgen)
Erwartet zürnend ihn der Themis Wort.
Noch künftiges, noch fernes bleibt verborgen
Vor ihrem Sinn: durchſchaut vom Anbeginn
Hat ſie des Sohnes Thun mit wachen Sorgen.
Aus Delphos Grotten tritt ſie zu ihm hin,
Wo ſie der Brüder Fall noch ſtill betrauert;
Wo vor der heiligen Enthüllerin
Des Schickſals einſt das Herz der Menſchen ſchauert,
Bis Phöbos junge Kraft den Python ſchlägt,

Der in der Haine Graun verderbend lauert.
"Dämoniſcher!" ſo ſpricht ſie: "was erregt
Den frevlen Muth dir, dieſe Saat zu ſäen,
Die eine Welt Gefahren in ſich trägt?
Die That iſt nicht mehr dein, wann ſie geſchehen;
Sie ſtrömt die Zeiten durch: die Spindel rollt
Wie ſie der Nacht uralte Töchter drehen."
Wär' auch Mislingen aller Mühen Sold,
Erwiedert er: doch ſoll mich niemals reuen,
Was ich nach tiefem Forſchen feſt gewollt.
Kann Götter die Unſterblichkeit erfreuen,
Die fremd vorbeyſchleicht, die ſie, ewig todt,
Durch Thaten nie zum Eigenthum ſich weihen? —
Drauf Themis: "Sohn! der Zorn des Herrſchers droht

Dem, der mit Hohem Niedres will vermengen.
Du höhnſt der Ordnung trennendes Gebot.
Durch dieſe Glut erhitzt wird aus den Engen
Des kleinen Lebens, das ein Hauch zerſtört,
Dein Zögling, ſtolz zum Götterloos ſich drängen." —
Nur ſelbſt ſich gnügen, wenn kein Gott ihn hört:
(Prometheus ſprachs) wer achtet ſeiner Leiden?
Sie zu bekämpfen werd' ihm nicht verwehrt.
Wie möchte Zeus dies arme Streben neiden?
Er thront allwaltend: ſchreckt ein Weſen ihn,
Das von der Gottheit Tod und Ohnmacht ſcheiden? —

"Wohl! kann der Menſch ſich dieſen nicht entziehn:
"Vom Wunſch geſpornt, doch an den Staub gebunden,
Verzehrt er ſich in ſtreitendem Bemühn.
Des Thieres Angſt iſt mit dem Schmerz verſchwunden;
"Was war und ſeyn wird, drückt den regen Geiſt.
"So haſt du ihm nur neue Qual erfunden." —
Nein! die, der dumpfen Thierheit ihn entreiſst,
Vorausſicht, wird ihm ihre Schweſter ſenden,
Die Hofnung, welche muthig dulden heiſst.
Das Schwerſte wird er, ſo geſtärkt, vollenden;
Wo der Nothwendigkeit ſein Will' erliegt,
Wird er ihn ordnend in ſein Innres wenden. —

"Und wenn er auch ein hohes Ziel erſiegt,
Bald wird er doch ſein bittres Loos verklagen,
Daſs Will' und Kraft mit ihm in nichts verfliegt.
Wie Wellen ſich am Klippenſtrand zerſchlagen,
Muſs auf Geſchlecht Geſchlecht, in ſtetem Kreis,
Die Bahn durchlaufen und dem Preiſ' entſagen." —
Das Gute ſtirbt nicht: der beſcheidne Fleiſs,
Die tapfre That, ſie bringen Frucht und laben;
Den Enkel ſchattet das gepflanzte Reis.
Und immer reicher durch der Vorwelt Gaben
Beut Ein Geſchlecht dem andern froh die Hand,
Und paart im Wettlauf Greiſe, Männer, Knaben.

Die Stärke weicht dem ordnenden Verſtand.
Sich ſelbſt und alles wird der Menſch geſtalten,
Mit Anmuth zierend, was die Noth erfand.
Er heiſst den Grund verborgne Schätz' entfalten;
Er zähmt das Roſs; er weiſs auf offnem Meer
Mit Leinbeflügeltem Geſchirr zu walten.
Die Felshöh ſtarrt nicht unbeweglich mehr:
Leichtſchwebend, wie gelockt von Zauberklange,
Wölbt ſie, und fügt, und reiht ſich um ihn her.
Was unſichtbar in Red' und in Geſange
Dem Ohr vorbey wallt, ſtellt er bleibend dar,
Daſs fernen Zeiten es, ein Denkmahl, prange.
Ich nenne kleines; zahllos blüht die Schaar

Der Künſt' empor; von dieſem Sonnenfunken
Glüht einſt die Erd', ein lichter Weihaltar. —
„O Sohn! du biſt von Schöpferwahntrunken!
Wie wären ſonſt vor eitlem Gaukelſchein
Der Vorſicht-Lehren deinem Geiſt entſunken?
Ja! Flamm' und Brand wird dieſer Funke ſeyn;
Die Sterblichen verderbend wird er wüthen,
Den Aether trüben und die Erd entweihn.
Kein Zügel kann den frechen Willen hüten;
Ihm fröhnt der Witz und jede Kunſt, und ſchafft
Daſs ungeheure Wünſch' im Herzen brüten;
Doch, was er auch weitgreifend an ſich rafft,
Nichts gnüget ihm; er jagt nach neuem Raube,

Weil im Beſitz die ſchnöde Luſt erſchlafft,
Und ſchlauvermeſsne, jedem Rechte taube
Gewalt ſpannt Völker in des Joches Schmach,
Ihr Fuſstritt beugt die Nacken tief zum Staube.
Die Zwietracht geht ihr Ruhewürgend nach,
Und den Verein der Menſchen knüpft die Treue,
Die Eide bricht, ſo oft ſie Eide ſprach.
Dann ſchlieſst zu blut'gem Tanz ſich Reih' an Reihe;
Hellblinkend jauchzt der Erdentriſsne Stahl,
Das er dem Tode Hekatomben weihe.
Doch offnes Morden bringt nur kurze Qual:
Groll, ſchleichender Verrath und gift'ge Tücke
Trieft von den Bechern ſelbſt beym Brudermahl.

An's Licht geſandt vom nächtlichen Geſchicke,
Entſchleyert Nemeſis ihr Angeſicht,
Und miſst die Greu'l mit richtend ernſtem Blicke,
Und ruft zur furchtbarn, namenloſen Pflicht
Die ewig eingedenken Rächerinnen,
Um deren Stirn Gorgonenhaar ſich flicht.
Die Schuld kann nirgends ihrem Netz entrinnen.
Blutathmend, Qualweiſsagend heult ihr Lied,
Durchwühlt die Adern und verwirrt die Sinnen." —
Mich ſchrecket nicht dein ſchauendes Gemüth,
O Mutter! Ob dein Mund nie Lügen redet,
Ich weiſs daſs auch, was du verſchweigſt, geſchieht.
Wenn jedes Frevels ſich der Menſch entblödet,

Bleibt das ihm Vollmacht doch zu höherm Heil,
Womit er oft unſelig ſich befehdet.
Blind eilt zum Ziel, ein abgeſchnellter Pfeil,
Des Thieres Trieb; es irrt nur, wer da wählet:
Sich ſelbſt zu lenken iſt des Freyen Theil.
Erkenntniſs wurzelt ihm, wo er gefehlet;
Steigt feſt und feſter aus der Täuſchung Flut,
Und wird zur Weisheit, durch Entſchluſs geſtählet.
Der Meiſter ſeines Innern läſst die Wuth
Der Lüſte ſich einander blind zerſchellen,
Und Niedriges verſchmäht, wer Groſses thut.
Wenn Maaſs und Heldenkraft ſich ſo geſellen,
Wird die Gewalt entthront, das Recht gebeut,
Nur Liebe macht die freyen Herzen ſchwellen.

Sobald Gefahr dem ſchönen Bunde dräut,
Für alle jeder, und für jeden alle
Sind ſie, den Tod zu ſuchen, froh bereit;
Und unbezwungen bey des Tapfern Falle
Strebt ſeine Tugend ſelbſt bewuſst empor
Und lebt, vergöttert, in der Lieder Halle.
Nach Kämpfen geht der Friede mild hervor:
Zum Oelbaum grünt die Lanze, Schwerter pflügen,
Und ſichre Fülle wohnt bey offnem Thor.
Der Adler kann auch über Meere fliegen.
Iſt aus dem Chaos nicht durch Lieb' und Zwiſt
Die Ordnung aller Ding' emporgeſtiegen?
Vollendung ſtrahlt, die kein Gedank' ermiſst,
Erſt durch des Irrſals Nächte dieſem Weſen,
Das ſich zu ſchaffen nur geſchaffen iſt.
Zeus hat die Welt; dich hab' ich mir erleſen!
Du Werk und Abbild meiner Thatenluſt
Frey ſollſt du ſeyn: was zaudr' ich, dich zu löſe? —

"Noch halt! o halt, Prometheus! Meine Bruſt
Stöhnt ahndend unter den unnennbarn
Plagen,
Womit du bald dein Wohlthun büſsen
muſst.
Ergrimmt, daſs eines Tags Geſchöpfe wagen,
Titanen gleich, nur ſtolz auf ſich zu baun,
Wird dich des Donnrers Wort in Banden
ſchlagen.
Mit Ketten, ehrnen Ringen, und den Bann
Der Keil' und Nägel wird an öde Klippen
Der Erde Strand dich feſtgeſchmiedet
ſchaun.
Da harreſt du, des Felſens ſchroffe Rippen
Dein Lager, aufrecht, unbeweglich, wach;
Dir labt kein Nektar die verdorrten
Lippen.
Nie hörſt du deiner Menſchen kindlich Ach,
Kein Lebenstritt naht ſo verwaiſten
Fernen,

Der Wiederhall nur ächzt dir einſam nach.
Die Sonnen ziehn, es zieht mit ihren Sternen
Die Nacht vorbey; eh deine Kunſt dich löſt,
Mag dir zu rauſchen dort die See verlernen." —
Sinkt dieſer dann, von meiner Gab' entblöſst,
Zum Knecht zurück? wird ſein der Blitz nicht ſchonen,
Wenn vom Olymp mein Bundsgenoſs mich ſtöſst? —
"Zeus kann die Bildnerey dir bitter lohnen,
Doch hemmen darf er nicht, was ſie erzielt,
Denn ſelbſt die Macht muſs dem Verhängniſs frohnen." —
So will ich dulden was die Noth befiehlt.
Ich bin unſterblich, und mein ew'ger Wille
Wird von der Qual, ein Berg vom Sturm, umſpielt. —
"Weh mir, die ich dein Unheil dir enthülle!
Durch Rieſentrotz, Titan', erwirbſt du bloſs,

Daſs Zeus der Rache Maaſs noch höher
fülle.
Er läſst der Blitze Flammenwirbel los,
Das Meer und Aether durch einander
brauſen;
Hohldonnernd ſtürzt die Felskluft in den
Schooſs
Des dumpfen Hades dich: da wirſt du hauſen,
Bis Zeus dem Tageslicht zurück dich
bringt,
Dir ſelbſt zur Schmach, den Himmliſchen
ein Grauſen.
Sein flügger Hund, der gier'ge Geyer, ſpringt
Umſchattend auf die ſtarr gebundnen
Glieder,
Zerfleiſcht die Bruſt dir; was er Tags
verſchlingt
Erwächſt der blut'gen Leber nächtlich
wieder;
Lautſchwirrend kommt der ungerufne
Gaſt,

Schwebt langſam fort mit triefendem
Gefieder." —
Nichts fremdes übt, wer ſeinen Haſſer haſst:
Kronion aber herrſcht, der Ungerechte,
Durch meine Hülf' im himmliſchen Palaſt.
Nun hält der Tartarus die alten Mächte,
Und feig gehorcht der jungen Götter
Schaar.
Wo iſt ein Starker, der mich retten möchte?
Dir legt die Zukunft ihr Geheimniſs dar,
O meiner Mutter heil'ges Haupt! ich flehe
Beym Styx dich an: mach mir ſie offenbar!
Ob nie ein Ringer für das Recht erſtehe
Aus ſterblichem und göttlichem Geſchlecht,
Der Götterkraft zum Heldenthum erhöhe?
Wenn der, vom Mühſal ewig ungeſchwächt,
Gefahren ſucht, und tilget Ungeheuer,
Und Räuber zähmt und Unterdrückte
rächt:

Dann treibt ihn auch des ſreyen Muthes Feuer,
Das ich verlieh, in Wüſten ohne Pfad;
Er kommt, zerreiſst die Bande, würgt den Geyer.
Ja er vollbringts, und zürnte ſeiner That
Der Donnrer auch, und hätt' ihn der gezeuget,
Der mit der Herrſchaft Fuſs mich niedertrat. —
Der Japetide rieſs, doch Themis ſchweiget.
Wie Gram und Zweifel ihr im Buſen ſchwoll,
Hat ſie die Stirn verſchleyert abgeneiget.
Sie weiſs, daſs einſt der Tag erſcheinen ſoll,
Wo ihrem Sohn Herakles heil'ge Stärke
Mit Rettung nahet, gleicher Gottheit voll.
Auf daſs er mehr auf ihre Warnung merke,
Verſchwieg ſie, was ſein weiſer Sinn erſpäht;

Was ſchreckt ihn nun bey dem verwegnen Werke?
Er kehrt zum Bilde ſich, das vor ihm ſteht,
Und ſpricht: Geh! wirke! trage Leid und Wonne!
Der Funke blitzt und Lebensodem weht,
Der freye Menſch blickt zur verwandten Sonne.

A. W. Schlegel.

Der Adler Jupiters.

Nach Martial.

Sage mir, König der Vögel, wen trägt dein Fittig? — den Donnrer.
Warum rüſten nicht heut Blitze die Hand ihm? — Er liebt.
Wer entflammte den Gott? — Ein Knabe — Was blickſt du mit ofnem
Munde ſo freundlich nach Zeus? — Von Ganymed wird gekoſt.

Conz.

Die Liebe auf dem Lande.

Ein wohlgenährter Kandidat
Der nie noch einen Fehltritt that,
Und den verbotnen Liebestrieb
In lauter Predigten verſchrieb,
Kehrt einſt bey einem Pfarrer ein,
Den Sontag ſein Gehülf zu ſeyn.
Der hatt' ein Kind, zwar ſtill und bleich
Von Kummer krank, doch Engeln gleich
Sie hielt im halberloſchnen Blick
Noch Flammen ohne Maaſs zurück,
All itzt in Andacht eingehüllt,
Schön wie ein marmorn Heiligenbild.
War nicht umſonſt ſo ſtill und ſchwach,
Verlaſsne Liebe trug ſie nach.
In ihrer kleinen Kammer hoch
Sie ſtets an der Erinnrung ſog
An ihrem Brotſchrank an der Wand

Er immer, immer vor ihr ſtand,
Und wenn ein Schlaf ſie übernahm
Im Traum er immer wieder kam.
Für ihn ſie noch ihr Härlein ſtutzt,
Sich, wenn ſie ganz allein iſt, putzt.
All ihre Schürzen anprobirt
Und ihre ſchönen Lätzchen ſchnürt,
Und vom dem Spiegel nur allein
Verlangt er ſoll ein Schmeichler ſeyn.
Kam aber etwas Fremds ins Haus
So zog ſie gleich den Schnürleib aus,
That ſich ſo ſchlecht und häuslich an,
Es überſah ſie jedermann.
Zum Unglück unſerm Pfaffen allein
Der Lilie Nachtglanz leuchtet ein,
Obſchon ſie matt am Stengel hieng.
Früh eh er in die Kirche gieng
Er ſehr eräſchert zu ihr trat
Und ſie — um ein Glas Waſſer bat —
Denn laut er auf der Kanzel ſchreit

Man hört ihn auf dem Kirchhof weit
Und macht ſolch einen derben Schluſs
Daſs alt und jung noch weinen muſs,
Und der Gemeinde Sympathie
Ergriff zu allerletzt auch ſie —
's ging jeder wie gegeiſselt fort —
Der Kandidat ward Pfarr am Ort.

Obs nun die Dankbarkeit ihm that,
Ein's Tag's er in ihr Zimmer trat,
Sehr holde Jungfrau, ſagt er ihr,
Ihr ſchickt euch übel nicht zu mir,
Ihr ſeyd voll Tugend und Verſtand,
Ihr habt mein Herz, da nehmt die Hand —
Sie ſehr erſchrocken auf den Tod
Ward endlich einmal wieder roth,
"Ach lieber Herr — — mein Vater — ich —
Ihr findet beſſere als mich
Ich bin zu jung — ich bin zu alt —"
Der Vater kroch hinzu und ſchalt,

Und kündigt Stund und Tag und Mann
Ihr mit gefaltnen Händen an.
Wer mahlet dieſen Calchas mir
Und dieſes Opfers Blumenzier,
Wie's vorm Altar am Hochzeittag
In ſeiner Mutter Brautkleid lag,
Wie's unters Vaters Seegenshand
Mehr litt als es ſich ſelbſt geſtand;
Wie's dumpf, nur ahndend ſeine Pflicht
Entzog den Quaalen ſein Geſicht,
Und tauſend Nattern in der Bruſt
Zum Dienſte ging verhaſster Luſt.

Ach Männer, Männer ſeyd nicht ſtolz
Als wär't nur ihr das grüne Holz,
Der Weiber Güt' und Duldſamkeit
Iſt grenzenlos wie Ewigkeit.
Sie fand an ihrem Manne nun
All ſeinem Reden, ſeinem Thun
An ſeiner plumpen Narrheit gar

Noch was das liebenswürdig war
Sie dreht und rieb ſo lang dran ab,
Bis ſie ihm doch ein Anſehn gab,
Und wenn's ihr unerträglich kam
Nahm ſie's als Zucht — für ihren Gram.

Ihr einzig Gut auf dieſer Welt
Der Engel noch für Sünde hält.
Dem Mann gelind, ſich ſelber ſcharf
Sie — Gott — nicht einmal weinen darf,
Sie kommt und bringt ihr Auge klar
Als ſein geraubtes Gut ihm dar,
Und wenn er ſchilt und brummt und knirrt
Ihr leichter um das Herze wird,
Doch wenn er freundlich herzt und küſst
Für Unruh ſie des Todes iſt.

Denn immer, immer, immer doch
Schwebt ihr das Bild an Wänden noch,
Von einem Menſchen, welcher kam

Und ihr als Kind das Herze nahm.
Faſt ausgelöſcht iſt ſein Geſicht,
Doch ſeiner Worte Kraft noch nicht
Und jener Stunden Seligkeit
Ach jener Träume Würklichkeit
Die, angeboren jedermann,
Kein Menſch ſich würklich machen kann.

Lenz.

Wunſch.

Thränen beneid ich der Jugend; es duften die Blüthen der Liebe
Wie nach dem Regen im May ſüſser und ſchöner durch ſie,
Aber im einſamen Herbſt, an des Lebens kaltem Geſtade,
Wärme der Sonnenſtrahl heiterer Freude mein Herz.

R.

Der verlorne Maitag.

Aus dem Reich der ſchönen Thetis,
Aus der blauen Fluthen Bette
Steigt der goldgelockte Phöbus,
Um an ihrem ſchönſten Feſte
Mild die Erde zu beleuchten.
Stolzer heftet er die Spangen
Seines weiten Strahlenmantels
Auf der hohen Bruſt zuſammen.
Lächelnd ziehen jezt die Nymphen
An des Wagens goldne Deichſel
Jene ſtolzen Sonnenroſſe,
Die den eitlen Sohn des Gottes
In ein frühes Grab geſchleudert,
Aber ohne Sträuben folgen
Sie dem wohlgewohnten Rufe,
Und die Nymphen werfen ſcherzend
Ueber ſie die Purpurzügel.

Leis eröfnet jetzt Aurora
Ihre Kammer, wo ſie einſam
Ueber Titons graue Haare,
Ueber ihren Wunſch getrauert,
Da mit unvorſicht'ger Liebe
Sie des Vielgeliebten Leben
Nur zu ſeiner Qual verlängert,
Ach! des freudeloſen Alters
Muſs er ſich unſterblich grämen!
Sie entfaltet dort im Oſten
Ihren ſaffrangelben Schleyer;
Heſper, den ſie bald verdunkelt,
Leuchtet mit der Silberfackel
Noch durch graue Morgenwolken —
Aber jetzo nahet Phöbus —
Von des Gottes Antlitz ſtrahlet
Ew'ges Licht und ew'ge Klarheit;
Seine Flammenroſſe ſchimmern,
Reine Feuerfunken ſprühen
Aus des goldnen Wagens Rädern;

Es entfliehen Nacht und Schrecken
In den dunkeln Schoos des Orkus.
Von dem lieblichbunten Kreiſe
Junger Horen rings umſcherzet,
Steiget Phöbus in die Lüfte.

Aber plötzlich hüllt Aurorens
Schönen Schleyer grau Gewölke,
Löſcht des kleinen Heſpers Fackel,
Wälzt ſich immer dicht und dichter
Unter Phöbus ſtolze Roſſe,
Die voll Trotz die Flammenhufe
In die feuchten Wolken ſchlagen.
Wie in weiter Landesebne,
Die das Roſs vom Sporn getrieben
Leicht durchfliegt, [der Hufe Spuren
Füllt der gelbe Sand von ſelber;]
Höher als der ſchnelle Reiter,
Staubeswolken aufwärts ſteigen,
Daſs der ferne Wandrer wähnet,

In den langerhobnen Wirbel
Sey ein groſser Troſs gehüllet,
So umwallt die Sonnenroſſe
Graues neblichtes Gewolke;
Von den Flammenmähnen ſchütteln
Sie mit Iris bunten Farben
Tauſend zarte Regentropfen,
Daſs der Horen' ſeidne Flechten,
Daſs die goldnen Ringellocken,
Sonſt ein Spiel der Morgenwinde
Jezt von kaltem Thaue träufelnd
Um die weiſsen Nacken ſinken,
Daſs die flatternden Gewänder
Dichter ſich in feuchten Falten
An die ſchlanken Hüften ſchmiegen,
"Phöbus! ruft der Kreis der Mädchen,
Wende dein Geſpann, es netzet
Dieſer dicke Duft der Erde
Uns die Schläfe, uns die Sohlen. —
Doch mit ſanftem Ernſt verſetzet

Jezt der ſchöne Gott des Tages:
Folget immer, holde Stunden,
Sanft euch faſſend, meinem Wagen;
Denn der Vater will es alſo,
Daſs ich heute ungeſehen
Ueber dieſem Thale ſchwebe,
Die verkehrten Menſchen ſtrafend —
Die auf ſchimmernden Altären
Eiteln thörichten Gebräuchen
Ihre ſchönſten Freuden opfern.
Statt an meinem heitern Strahle
Ihr erkaltet Herz zu wärmen,
An Aurorens ſchönem Schleyer
Sich im Frühlingshayn zu freuen,
Feſſeln ſie mit goldnen Ketten
An des feilen Plutus Wagen
Heute ihre Sclavennacken.
Statt im ſchön gewölbten Tempel
Jenes feyerlichen Haynes
Heut auf grünenden Altären

Freudenopfer darzubringen,
Auf des muntern Waldorcheſters
Feyerhymnen froh zu horchen,
Zählen in geſchmückten Zimmern,
Geldgier in den ſtieren Blicken
Aengſtlich ſie gemahlte Blätter,
Und entzweyen ſich um Pappe!
Unglückſeliges Geſchlecht!
Selbſt in Tempe's Fluren elend,
An Iliſſus Veilgen Ufern,
Würdet ihr nach Karten greifen! —

Doch wer wandelt wohl dort unten,
Stürmen trotzend und dem Regen?
Zwiſchen feuchtem Mooſse pflücket
Er bedächtlich jezt Violen,
Wie die Mädchen ſie den Wieſen
Nur an ſchönen Morgen rauben;
Zart die ſchweren Regentropfen
Aus den kleinen Kelchen ſchüttelnd,

Trillert ruhig er ein Liedchen —
Ha! — Jezt kenn' ich ihn, ein Liebling
Iſt er jener holden Neune,
Der ſich meinem Heiligthume
Oft beſcheiden ſlehend nahte,
Den ich nicht zurück gewieſen. —
Für die Freundin, die er ehret,
Die indeſs das Thal durchwandelt,
Sinnender dies Feſt begehend,
Pflückt er auf der Höh' die Blumen.
Ihm, der die Natur verehret,
Und die Gaben holder Muſen;
Ihm, der ſchon auf meinem Altar
Süſse Erſtlinge geopfert,
Soll der ſteile Pfad des Ruhmes,
Als ein Blumenweg erſcheinen,
Wo er lächelnd Freuden pflücket;
Und am Ziele ſoll der Lorbeer,
Aus der Muſen heilgen Händen
Ihm die heitre Stirne krönen."

F.

Sonett.

Froh und ruhig lebt' ich und Amande,
Unſern Freuden wohnte Amor bey.
Frohſinn knüpfte bald der Eintracht Bande,
Flatterſinn riſs dieſes Band entzwey.

Ich bewies mir ſelbſt, daſs Knechtſchaft Schande
Und die Freyheit groſs und göttlich ſey.
Launigt trotz' ich, lächelnd floh Amande,
Und ich weinte, denn ich wurde frey.

Einſam ging im Schatten junger Flieder
Einſt Amande, wo ich weinend lag,
Und ſie nickte freundlich: Guten Tag!

Ich ſah auf, Sie ſah zur Erde nieder,
Schüchtern naht' ich, liebte, küſste wieder —
Werde frey, wer elend werden mag!

v. STEIGENTESCH.

Die Braut von Corinth,

Romanze.

Nach Corinthus von Athen gezogen
Kam ein Jüngling, dort noch unbekannt,
Einen Bürger hofft er ſich gewogen,
Beyde Väter waren gaſtverwandt,
Hatten frühe ſchon
Töchterchen und Sohn
Braut und Bräutigam, in Ernſt, genannt.

Aber wird er auch willkommen ſcheinen
Wenn er theuer nicht die Gunſt erkauft?
Er iſt noch ein Heide mit den Seinen,
Und ſie ſind ſchon Chriſten und getauft.
Keimt ein Glaube neu,
Wird oft Lieb und Treu
Wie ein böſes Unkraut ausgerauft.

Und ſchon lag das ganze Haus im ſtillen,
Vater, Tochter, nur die Mutter wacht,
Sie empfängt den Gaſt mit beſtem Willen
Gleich ins Prunkgemach wird er gebracht
Wein und Eſſen prangt
Eh er es verlangt,
So verſorgend wünſcht ſie gute Nacht.

Aber bey dem wohlbeſtellten Eſſen
Wird die Luſt der Speiſe nicht erregt,
Müdigkeit läſst Speiſ' und Trank vergeſſen,
Daſs er angekleidet ſich aufs Bette legt,
Und er ſchlummert faſt,
Als ein ſeltner Gaſt
Sich zur offnen Thür hereinbewegt.

Denn er ſieht, bey ſeiner Lampe Schimmer
Tritt mit weiſsem Schleyer und Gewand,
Sittſam ſtill ein Mädchen in das Zimmer
Um die Stirn ein ſchwarz und goldnes Band.

Wie ſie ihn erblickt,
Hebt ſie, die erſchrickt,
Mit Erſtaunen eine weiſse Hand.

Bin ich, rief ſie aus, ſo fremd im Hauſe
Daſs ich von dem Gaſte nicht vernahm?
Ach! ſo hält man mich in meiner Klauſe!
Und nun überfällt mich hier die Schaam.
Ruhe nur ſo fort,
Auf dem Lager dort
Und ich gehe ſchnell ſo wie ich kam.

Bleibe ſchönes Mädchen! ruft der Knabe,
Rafft von ſeinem Lager ſich geſchwind,
Hier iſt Ceres, hier iſt Bacchus Gabe
Und du bringſt den Amor liebes Kind.
Biſt für Schrecken blaſs,
Liebe komm und laſs
Laſs uns ſehn, wie froh die Götter ſind.

Ferne bleib, o Jüngling! bleib: ſtehen,
Ich gehöre nicht den Freuden an
Schon der letzte Schritt iſt, ach! geſchehen,
Durch der guten Mutter kranken Wahn,
Die geneſend ſchwur:
Jugend und Natur
Sey dem Himmel künftig unterthan.

Und der alten Götter bunt Gewimmel
Hat ſogleich das ſtille Haus geleert,
Unſichtbar wird einer nur im Himmel,
Und ein Heiland wird am Kreutz verehrt,
Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menſchenopfer unerhört.

Und er fragt und wäget alle Worte,
Deren keines ſeinem Geiſt entgeht,
Iſt es möglich? daſs am ſtillen Orte
Die geliebte Braut hier vor mir ſteht!

Sey die meine nur!
Unſrer Väter Schwur
Hat vom Himmel Segen uns erfleht.

Mich erhältſt du nicht, du gute Seele,
Meiner zweyten Schweſter gönnt man dich,
Wenn ich mich in ſtiller Klauſe quäle,
Ach! in ihren Armen denk an mich,
Die an dich nur denkt,
Die ſich liebend kränkt,
In die Erde bald verbirgt ſie ſich.

Nein! bey dieſer Flamme ſeys geſchworen,
Gütig zeigt ſie Hymen uns voraus,
Biſt der Freude nicht und mir verlohren,
Kommſt mit mir in meines Vaters Haus.
Liebchen bleibe hier,
Feyre gleich mit mir
Unerwartet unſern Hochzeitſchmaus.

Und ſchon wechſeln ſie der Treue Zeichen,
Golden reicht ſie ihm die Kette dar,
Und er will ihr eine Schale reichen,
Silbern, künſtlich wie nicht eine war.
Die iſt nicht für mich,
Doch ich bitte dich
Eine Locke gieb von deinem Haar.

Eben ſchlug die dumpfe Geiſterſtunde
Und nun ſchien es ihr erſt wohl zu ſeyn.
Gierig ſchlürfte ſie mit blaſſem Munde
Nun den dunkel blutgefärbten Wein,
Doch vom Waizenbrot
Was er freundlich bot,
Nahm ſie nicht den kleinſten Biſſen ein.

Und dem Jüngling reichte ſie die Schale,
Der wie ſie nun haſtig lüſtern trank,
Liebe fordert er beym ſtillen Mahle,
Ach! ſein armes Herz war Liebekrank,

Doch ſie widerſteht,
Wie er immer fleht,
Bis er weinend auf das Bette ſank.

Und ſie kommt und wirft ſich zu ihm nieder:
Ach! wie ungern ſeh ich dich gequält!
Aber ach! berührſt du meine Glieder,
Fühlſt du ſchaudernd was ich dir verhehlt.
Wie der Schnee ſo weiſs,
Aber kalt wie Eis
Iſt das Liebchen, das du dir erwählt.

Heftig faſst er ſie mit ſtarken Armen
Von der Liebe Jugendkraft durchmannt:
Hoffe doch bey mir noch zu erwarmen
Wärſt du ſelbſt mir aus dem Grab geſandt!
Wechſelhauch und Kuſs!
Liebesüberfluſs!
Brennſt du nicht und fühleſt mich entbrannt?

Liebe ſchlieſset feſter ſie zuſammen,
Thränen miſchen ſich in ihre Luſt,
Gierig ſaugt ſie ſeines Mundes Flammen
Eins iſt nur im andern ſich bewuſst;
Seine Liebeswuth
Wärmt ihr ſtarres Blut,
Doch es ſchlägt kein Herz in ihrer Bruſt.

Unterdeſſen ſchleichet auf dem Gange
Häuslich ſpät die Mutter noch vorbey,
Horchet an der Thür und horchet lange,
Welch ein ſonderbarer Ton es ſey?
Klag und Wonne Laut,
Bräutigams und Braut,
Und des Liebeſtammelns Raſerey.

Unbeweglich bleibt ſie an der Thüre
Weil ſie erſt ſich überzeugen muſs,
Und ſie hört die höchſten Liebesſchwüre
Lieb und Schmeichelworte mit Verdruſs —

Still der Hahn erwacht
Aber Morgennacht
Biſt du wieder da? — und Kuſs auf Kuſs.

Länger hält die Mutter nicht das Zürnen
Oefnet das bekannte Schloſs geſchwind —
Giebt es hier im Hauſe ſolche Dirnen
Die dem Fremden gleich zu Willen ſind? —
So zur Thür hinein!
Bey der Lampe Schein
Sieht ſie, Gott! ſie ſieht ihr eigen Kind.

Und der Jüngling will im erſten Schrecken
Mit des Mädchens eignem Schleyerflor,
Mit dem Teppich die Geliebte decken,
Doch ſie windet gleich ſich ſelbſt hervor;
Wie mit Geiſts Gewalt
Hebet die Geſtalt,
Lang und langſam ſich im Bett' empor.

Mutter! Mutter! ſpricht ſie hohle Worte,
So miſsgönnt ihr mir die ſchöne Nacht!
Ihr vertreibt mich von dem warmen Orte,
Bin ich zur Verzweiflung nur erwacht?
Iſts euch nicht genug;
Daſs ins Leichentuch
Daſs ihr früh mich in das Grab gebracht?

Aber aus der ſchwerbedeckten Enge
Treibet mich ein eigenes Gericht,
Eurer Prieſter ſummende Geſänge,
Und ihr Segen haben kein Gewicht;
Salz und Waſſer kühlt
Nicht wo Jugend fühlt,
Ach die Erde kühlt die Liebe nicht.

Dieſer Jüngling war mir erſt verſprochen,
Als noch Venus heitrer Tempel ſtand.

Mutter habt ihr doch das Wort gebrochen
Weil ein fremd, ein falſch Gelübd euch band!
Doch kein Gott erhört,
Wenn die Mutter ſchwört
Zu verſagen ihrer Tochter Hand.

Aus dem Grabe werd ich ausgetrieben,
Noch zu ſuchen das vermiſste Gut,
Noch den ſchon verlohrnen Mann zu lieben,
Und zu ſaugen ſeines Herzens Blut.
Iſts um den geſchehn,
Muſs nach andern gehn
Und das junge Volk erliegt der Wuth.

Schöner Jüngling, kannſt nicht länger leben,
Du verſiecheſt nun an dieſem Ort,
Meine Kette hab ich dir gegeben,
Deine Locke nehm ich mit mir fort.
Sieh ſie an genau,
Morgen biſt du grau,
Und nur braun erſcheinſt du wieder dort.

Höre Mutter nun die letzte Bitte:
Einen Scheiterhaufen ſchichte du,
Oefne meine bange kleine Hütte,
Bring in Flammen Liebende zur Ruh.
Wenn der Funke ſprüht,
Wenn die Aſche glüht,
Eilen wir den alten Göttern zu.

Goethe.

Schlimm und Schlimmer.

Fliehe den Mann, der mit ſchiefem Verſtand der Empfindungen ſpottet,
Mehr noch ein witziges Weib, das mit Empfindungen ſpielt.

R.

Lindor und Mirtha.

Mirtha.

Lindor, es ſinket der Tag, verglimmend in heimlichem Schimmer,
Und dem Verſcheidenden tönt, nirgends ein freundliches Lied,
Sieh' wie ein neblichtes Meer umwallet die fernen Gebirge,
Sieh, wie im traurigen Duft dort die Ruine verſinkt!

Lindor.

Welch' ein liebliches Licht! Komm laſs uns den Gipfel erſteigen,
Wie um das graue Geſtein ſpielet der roſige Duft!
Ha! wie erquickt mich die Luft! Geliebte, es wanken die Berge

Leicht von Nebel umwallt, oben in Feuer getaucht!

Mirtha.

Wie iſt die Reb' entſtellt, der göldnen Trauben entladen,
Wie ihr welkendes Laub traurig den Fuſs mir umrauſcht!
Und das ſtille Gehölz, wie ſäuſeln im Winde die Blätter
Sterbend hernieder, wo oft Amor mit uns ſich verbarg.

Lindor.

Weihte, du Liebe, ſich nicht der Rebe reifende Kinder
Bacchus der freundliche Gott, gab uns den himmliſchen Saft?
Und der gefällige Buſch — es küſſen die ſchmeichelnden Lüftchen
Wie mit dem Kreiſel das Kind ſpielend, das Laub ihm hinweg.

Mirtha.

Sieh, wie weit ſie hinweg den Schmuck des armen entführen,
Scheidend noch ſchmeicheln und dann ewig den traurigen fliehn!
Ach! es wehet die Luft mit ſtiller tiefer Bedeutung,
Wehet und locket ins Herz manches wehmüthige Bild.

Lindon.

Liebchen! es kehret der Lenz, es kehren die ſchmeichelnden Lüfte
Einſt mit ſüſserem Kuſs, zu den Dryaden zurück,
Mich umwallet die Luft mit leichter, ſchmeichelnder Hofnung
Wehet und lockt mir ins Herz manches erfreuliche Bild.

Mirtha.

Ach! daſs Alles vergeht! die Blumen und Jugend und Liebe,
Nur die Sehnſucht der Bruſt nach Unvergänglichem bleibt!
Geiſter auch trennet die Zeit, verwandte Seelen — ſie finden,
Waren ſie einmal getrennt, leicht ſich auf ewig nicht mehr!

Lindor.

Iſt denn der Wechſel nicht ſchön? es finden auch Seelen ſich wieder,
Eint ſie nicht oft ein Moment, welcher den Himmel umſchlieſst?
Ha! wie ſtrahlet die Welt voll heitrer, freundlicher Bilder,
Ueberall winkt uns Genuſs, überall Jugend und Glück!

Mirtha.

Laſs mich, ich neide dich nicht! mit ſüſsen, unendlichen Qualen
Hält mein liebender Sinn ewig das Eine nur feſt!
Hin auf die Bühne der Welt zerſtreue die Seele voll Liebe,
Während mein liebendes Herz innigſt die Welt in ſich zieht.

Sophie Mereau.

Pſyche.

Pſyche! Wer löſt das erhabene Räthſel von deiner Beſtimmung?
Hier und im ganzen Olymp Amor der freundliche nur.

F.

Ritter Toggenburg.

Ballade.

"Ritter, treue Schweſterliebe
"Widmet euch dieſs Herz,
"Fodert keine andre Liebe,
"Denn es macht mir Schmerz.
"Ruhig mag ich euch erſcheinen,
"Ruhig gehen ſehn.
"Eurer Augen ſtilles Weinen
"Kann ich nicht verſtehn."

Und er hörts mit ſtummem Harme,
Reiſst ſich blutend los,
Preſst ſie heftig in die Arme,
Schwingt ſich auf ſein Roſs,
Schickt zu ſeinen Mannen allen
In dem Lande Schweitz,

Nach dem heilgen Grab ſie wallen,
Auf der Bruſt das Kreutz.

Groſse Thaten dort geſchehen
Durch der Helden Arm,
Ihres Helmes Büſche wehen
In der Feinde Schwarm,
Und des Toggenburgers Nahme
Schreckt den Muſelmann,
Doch das Herz von ſeinem Grame
Nicht geneſen kann.

Und ein Jahr hat ers getragen,
Trägts nicht länger mehr,
Ruhe kann er nicht erjagen,
Und verläſst das Heer,
Sieht ein Schiff an Joppe's Strande,
Das die Segel bläht,
Schiffet heim zum theuren Lande,
Wo ihr Athem weht.

Und an ihres Schloſſes Pforte
Klopft der Pilger an,
Ach! und mit dem Donnerworte
Wird ſie aufgethan:
"Die ihr ſuchet, trägt den Schleier,
"Iſt des Himmels Braut,
"Geſtern war des Tages Feyer
"Der ſie Gott getraut."

Da verläſſet er auf immer
Seiner Väter Schloſs,
Seine Waffen ſieht er nimmer,
Noch ſein treues Roſs,
Von der Toggenburg hernieder
Steigt er unbekannt,
Denn es deckt die edeln Glieder
Härenes Gewand.

Und erbaut ſich eine Hütte
Jener Gegend nah

Wo das Kloſter aus der Mitte
Düſtrer Linden ſah;
Harrend von des Morgens Lichte
Bis zu Abends Schein,
Stille Hofnung im Geſichte,
Saſs er da allein.

Blickte nach dem Kloſter drüben
Blickte Stundenlang,
Nach dem Fenſter ſeiner Lieben,
Bis das Fenſter klang,
Bis die Liebliche ſich zeigte,
Bis das theure Bild
Sich ins Thal herunterneigte,
Ruhig, engelmild.

Und dann legt er froh ſich nieder,
Schlief getröſtet ein,
Still ſich freuend, wenn es wieder
Morgen würde ſeyn.

Und ſo ſaſs er viele Tage
Saſs viel Jahre lang,
Harrend ohne Schmerz und Klage
Bis das Fenſter klang,

Bis die Liebliche ſich zeigte,
Bis das theure Bild
Sich ins Thal herunter neigte,
Ruhig, engelmild.
Und ſo ſaſs er, eine Leiche,
Eines Morgens da,
Nach dem Fenſter noch das bleiche
Stille Antlitz ſah.

Schiller.

Die Dioskuren

aus Pindars, zehnter Nemeiſcher Ode.

Wechſelnd in wechſelnder Folge wohnen
einen Tag ſie bey dem geliebten
Vater Zeus; aber den andern
in den Tiefen der Erde, den Klüften
Therapne's,
einerley Schickſal erfüllend. Denn
dieſes Leben, lieber als ganz
ein Gott ſeyn, und den Himmel bewohnen,
wählte einſt Polydeukes, da Kaſtor
geſunken war in der Schlacht.
Ihn hatte Idas, zürnend über die Rinder,
durchbohrt mit der Spitze der ehernen
Lanze.

Vom Taygetos ſchauend, ſah ihn
ſitzen auf dem Stamme der Eiche

Lynkeus: denn ihm war
unter den Irrdiſchen allen das ſchärfſte
Auge. Mit leichten Füſsen ereilten ſie
bald ihn, und vollbrachten raſch da das
groſse Werk.
Aber Furchtbares litten wieder
von Zeus Händen die Apharetiden.
Denn plötzlich kam, ſie verfolgend
der Sohn der Leda. Sie aber ſtanden
ihm entgegen, nahe dem Grabmal des Vaters.

Hier wegreiſsend Aedes
Schmuck, den geglätteten Stein,
warfen ſie ihn auf die Bruſt
Polydeukes; doch ſie zerſchmetterten
nicht ihn, drängten ihn nicht zurück.
Losſtürmend trieb mit dem ſchnellen
Wurfſpieſs
er in Lynkeus Seite das Erz.

Aber gegen Idas ſchleuderte Zeus
den feurigen, dampfenden Donnerkeil.
Einſam verbrannten ſie da zugleich.
Schwer iſt der Zwiſt den Sterblichen
mit dem Stärkeren zu beginnen.

Schnell nun kehrte der Tyndaride
zu der Kraft des Bruders zurück.
Noch nicht geſtorben, aber röchelnd
in des Odems Beraubung fand er ihn.
Seufzend, heiſse Thränen vergieſsend,
rief er laut: "Vater Kronion,
"wo iſt ein Ziel dieſer Trauer?
"Gieb mir zugleich mit dieſem den Tod,
o Herrſcher!
"Denn es ſchwindet des Mannes Ruhm,
wenn er
"der Freunde beraubt iſt. Wenige nur
"der Sterblichen ſind treu in der Gefahr,

Bibl. Univers. Lips.

"mit zu theilen die Arbeit."
Alſo ſprach er; aber Zeus kam ihm entgegen,
und ſagte die Worte: "Du biſt
"mein Sohn. Dieſen pflanzte nachher
"einen ſterblichen Saamen — der Held, deiner Mutter
"als Gatte ſich nahend. Dennoch, wohlan!
"geb' ich dir hievon die Wahl.
"Wenn du, entfliehend dem Tode,
"und dem verhaſsten Alter,
"willſt den Olympos bewohnen, mit mir
"und Athenen und dem ſchwarzgepanzerten Ares,

"ſo iſt dieſs Loos Dir beſchieden.
"Aber willſt du für den Bruder
"ſtreiten; gedenkſt du von allem
"mit ihm nur das Gleiche zu theilen,
"ſo magſt du die Hälfte leben, unter der Erde

"weilend, aber die andre
"in des Himmels goldenen Wohnungen."
Als der Gott alſo geſprochen, da theilte
nicht mehr zwiefacher Rathſchluſs Polydeukes Seele;
eilend löſte er wieder
die Augen, dann die Stimme
des erzbehelmeten Kastors.

Wilh. v. Humboldt.

Das Herz.

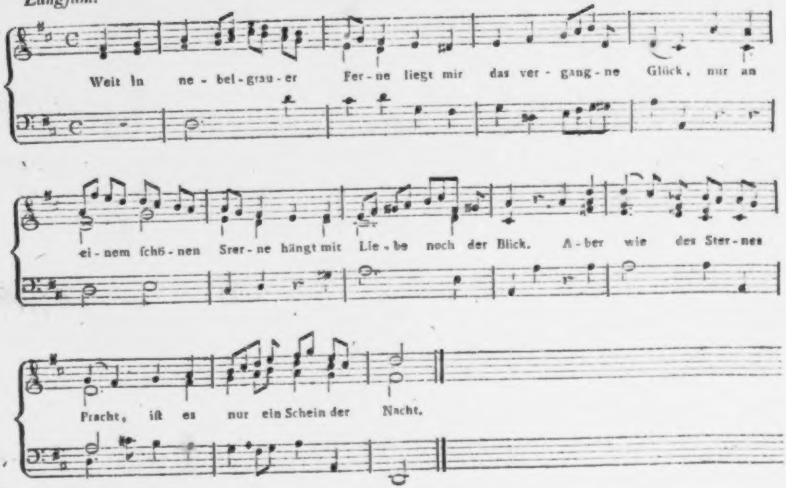
Manches Geheimniſs der groſsen Natur enträthſelt der Weiſe,
Ohne die Liebe jedoch nimmer ſein eigenes Herz.

R.

AN EMMA.

Langſam.

Zelter.


Weit In ne - bel-grau - er Fer - ne liegt mir das ver - gang - ne Glück, nur an
ei - nem ſchö - nen Srer - ne hängt mit Lie - be noch der Blick. A - ber wie des Ster - nes
Pracht, iſt es nur ein Schein der Nacht.

Elegie

an Emma.

Weit in nebelgrauer Ferne
Liegt mir das vergangne Glück,
Nur an Einem ſchönen Sterne
Weilt mit Liebe noch der Blick.
Aber wie des Sternes Pracht
Iſt es nur ein Schein der Nacht.

Deckte dir der lange Schlummer,
Dir der Tod die Augen zu,
Dich beſäſse doch mein Kummer,
Meinem Herzen lebteſt du.
Aber ach! du lebſt im Licht,
Meiner Liebe lebſt du nicht.

Kann der Liebe ſüſs Verlangen
Emma, kanns vergänglich ſeyn?
Was dahin iſt und vergangen,
Emma, kanns die Liebe ſeyn?
Ob der Liebe Luſt auch flieht,
Ihre Pein doch nie verglüht.

S.

Die Leier des Herzens.

Ueber das menſchliche Herz ſind liebliche Saiten gezogen,
Freude beweget ſie leicht, ſanfter ein zärtlicher Gram;
Heilige Lieb' erſchüttert zugleich die ſämtchen Saiten
Aber die zarteſten ſprengt oft auch das ſtürmende Spiel.

B.

Abendphantasie.

Die Phantaſie, des Himmels ſchönſtes Kind,
Kommt auf Gewölk von Roſen hergezogen;
Der Abendſonne Zauberdüfte ſind
Schon vor ihr her den Bergen angeflogen:

Romantiſch liegt vor mir das kleine Thal,
Vom nahen Wall der Hügel ſtill begränzet,
Um die erſterbend ſchon der letzte Strahl
Der Sonn' im Kampfe mit den Schatten
glänzet;

Die fallen jetzt hernieder in das Land;
Das Schauſpiel dort der Ferne tritt zurücke;
Die Welt verengt an dichter Nebelwand
Allmählich ſich des Spähers irrem Blicke.

Ein Schweigen, wie der Ruhe Schweigen,
zieht

Sich rings umher durchs dämmernde Gefilde,
Auf das herab ſchon Heſpers Fackel glüht:
Verſchwunden ſind vor mir des Tags Gebilde.

Die Nebel fliehn; der Sterne Welt geht auf;
Sie blinken Aug an Auge ſchon am Himmel:
Frey wandeln ſie jetzt den gewohnten Lauf,
Den feſtlichen, in ſeligem Gewimmel.

Mein innres Licht wird durch ihr Licht erhellt:
Es tagt in mir; ich wähne, neue Augen
Gehn in mir auf, die Wunder jener Welt
Voll Pracht und hoher Schönheit einzufangen.

Der Gottheit Strahl berühret mich und reißt
Mich hoch empor, weit über niedre Zonen
Hin wo der Quell der ewgen Wahrheit fleußt,
Und die Geſtalten alles Guten thronen.

Conz.

Der Taucher.

Ballade.

Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp,
Zu tauchen in dieſen Schlund?
Einen goldnen Becher werf ich hinab,
Verſchlungen ſchon hat ihn der ſchwarze
Mund.
Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er iſt ſein eigen.

Der König ſprach es, und wirft von der Höh
Der Klippe, die ſchroff und ſteil
Hinaus hängt in die unendliche See,
Den Becher in der Charybde Geheul.
Wer iſt der Beherzte, ich frage wieder,
Zu tauchen in dieſe Tiefe nieder?

Und die Ritter, die Knappen um ihn her,
Vernehmens und ſchweigen ſtill,
Sehen hinab in das wilde Meer,
Und keiner den Becher gewinnen will.
Und der König zum drittenmal wieder fraget:
Iſt keiner, der ſich hinunter waget?

Doch alles noch ſtumm bleibt wie zuvor,
Und ein Edelknecht, ſanft und keck,
Tritt aus der Knappen zagendem Chor,
Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg,
Und alle die Männer umher und Frauen
Auf den herrlichen Jüngling verwundert ſchauen.

Und wie er tritt an des Felſen Hang,
Und blickt in den Schlund hinab,
Die Waſſer, die ſie hinunter ſchlang,
Die Charybde jetzt brüllend wiedergab.

Und wie mit des fernen Donners Getoſe
Entſtürzen ſie ſchäumend dem finſtern Schooſe.

Und es wallet und ſiedet und brauſet und ziſcht,
Wie wenn Waſſer mit Feuer ſich mengt,
Bis zum Himmel ſprützet der dampfende Giſcht,
Und Flut auf Flut ſich ohn Ende drängt,
Und will ſich nimmer erſchöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebähren.

Doch endlich, da legt ſich die wilde Gewalt,
Und ſchwarz aus dem weiſſen Schaum
Klafft hinunter ein gähnender Spalt,
Grundlos als giengs in den Höllenraum,
Und reiſſend ſieht man die brandenden Wogen
Hinab in den ſtrudelnden Trichter gezogen.

Jetzt ſchnell, eh die Brandung zurückekehrt,
Der Jüngling ſich Gott befiehlt,
Und — ein Schrey des Entſetzens wird rings gehört,
Und ſchon hat ihn der Wirbel hinweggeſpült,
Und geheimniſsvoll über dem kühnen Schwimmer
Schlieſst ſich der Rachen, er zeigt ſich nimmer.

Und ſtille wirds über dem Waſſerſchlund,
In der Tiefe nur brauſet es hohl,
Und bebend hört man von Mund zu Mund:
Hochherziger Jüngling, fahre wohl!
Und hohler und hohler hört mans heulen,
Und es harrt noch mit bangem, mit ſchrecklichem Weilen.

Und würfſt du die Krone ſelber hinein,
Und ſprächſt: wer mir bringet die Kron',

Er ſoll ſie tragen und König ſeyn,
Mich gelüſtete nicht nach dem theuren Lohn,
Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
Das erzählt keine lebende glückliche Seele.

Wohl manches Fahrzeug, vom Strudel gefaſst,
Schoſs gäh in die Tiefe hinab,
Doch zerſchmettert nur rangen ſich Kiel und Maſt,
Hervor aus dem alles verſchlingenden Grab.
Und heller und heller wie Sturmes Sauſen
Hört mans näher und immer näher brauſen.

Und es wallet und ſiedet und brauſet und ziſcht,
Wie wenn Waſſer mit Feuer ſich mengt,
Bis zum Himmel ſprützet der dampfende Giſcht,

Und Well' auf Well' ſich ohn Ende drängt,
Und wie mit des fernen Donners Getoſe
Entſtürzt es brüllend dem finſtern Schooſe.

Und ſieh! aus dem finſter flutenden Schooſs
Da hebet ſichs ſchwanenweiſs,
Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloſs
Und es rudert mit Kraft und mit emſigem Fleiſs,
Und er iſts, und hoch in ſeiner Linken
Schwingt er den Becher mit freudigem Winken.

Und athmete lang und athmete tief,
Und begrüſste das himmliſche Licht.
Mit Frohlocken es einer dem andern rief,
Er lebt! Er iſt da! Es behielt ihn nicht.
Aus dem Grab, aus der ſtrudelnden Waſſerhöhle
Hat der Brave gerettet die lebende Seele.

Und er kommt, es umringt ihn die jubelnde Schaar,
Zu des Königs Füſsen er ſinkt,
Den Becher reicht er ihm knieend dar,
Und der König der lieblichen Tochter winkt,
Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande,
Und der Jüngling ſich alſo zum König wandte:

Lang lebe der König! Es freue ſich,
Wer da athmet im roſigten Licht.
Da unten aber iſts fürchterlich,
Und der Menſch verſuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu ſchauen
Was ſie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

Es riſs mich hinunter Blitzesſchnell,
Da ſtürzt' mir aus felſigtem Schacht,
Wildflutend entgegen ein reiſſender Quell,
Mich pakte des Doppelſtroms wüthende Macht,

Und wie einen Kreiſel mit ſchwindelndem Drehen,
Trieb michs um, ich konnte nicht widerſtehen.

Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief,
In der höchſten ſchrecklichen Noth,
Aus der Tiefe ragend ein Felſenrif,
Das erfaſst' ich behend und entrann dem Tod,
Und da hieng auch der Becher an ſpitzen Korallen,
Sonſt wär er ins Bodenloſe gefallen.

Denn unter mir lags noch, Bergetief,
In purpurner Finſterniſs da,
Und obs hier dem Ohre gleich ewig ſchlief,
Das Auge mit Schaudern hinunter ſah,
Wies von Salamandern und Molchen und Drachen
Sich regte in dem furchtbaren Höllenrachen.

Schwarz wimmelten da, in grauſem Gemiſch
Zu ſcheuſslichen Klumpen geballt,
Der ſtachlichte Roche, der Klippenfiſch,
Des Hammers gräuliche Ungeſtalt,
Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
Der entſetzliche Hay, des Meeres Hyäne.

Und da hieng ich und war mirs mit Grauſen
bewuſst,
Von der menſchlichen Hülfe ſo weit.
Unter Larven die einzige fühlende Bruſt,
Allein in der gräſslichen Einſamkeit,
Tief unter dem Schall der menſchlichen Rede
Bey den Ungeheuern der traurigen Oede.

Und ſchaudernd dacht ichs, da krochs heran,
Regte hundert Gelenke zugleich,
Will ſchnappen nach mir, in des Schreckens
Wahn
Laſs ich los der Koralle umklammerten
Zweig.

Gleich faſst mich der Strudel mit raſendem Toben,
Doch es war mir zum Heil, er riſs mich nach oben.

Der König darob ſich verwundert ſchier,
Und ſpricht: Der Becher iſt dein,
Und dieſen Ring noch beſtimm ich dir.
Geſchmückt mit dem köſtlichſten Edelgeſtein,
Verſuchſt dus noch einmal und bringſt mir Kunde,
Was du ſahſt auf des Meers tiefunterſtem Grunde?

Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
Und mit ſchmeichelndem Munde ſie fleht:
Laſst Vater genug ſeyn das grauſame Spiel,
Er hat euch beſtanden, was keiner beſteht,
Und könnt ihr des Herzens Gelüſten nicht zähmen,
So mögen die Ritter den Knappen beſchämen.

Drauf der König greift nach dem Becher ſchnell,
In den Strudel ihn ſchleudert hinein,
Und ſchaffſt du den Becher mir wieder zur Stell,
So ſollſt du der treflichſte Ritter mir ſeyn,
Und ſollſt ſie als Ehgemahl heut noch umarmen,
Die jetzt für dich bittet mit zartem Erbarmen.

Da ergreifts ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er ſiehet erröthen die ſchöne Geſtalt,
Und ſieht ſie erbleichen und ſinken hin,
Da treibts ihn, den köſtlichen Preiſs zu erwerben,
Und ſtürzt hinunter auf Leben und Sterben.

Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt ſie zurück,
Sie verkündigt der donnernde Schall,
Da bückt ſichs hinunter mit liebendem Blick.
Es kommen, es kommen die Waſſer all,
Sie rauſchen herauf, ſie rauſchen nieder,
Den Jüngling bringt keines wieder.

SCHILLER.

Die Wahl.

Fürchte nicht viel und hoffe noch weniger; zähme des Herzens
Kühne Begierden und ſey hoch wie die Götter beglückt.
Alſo räth die Vernunft; doch beſcheidener wählt die Empfindung
Immer nur menſchliches Glück, fürchtet und hoffet und liebt.

R.

An den Aether.

Treu und freundlich, wie du, erzog der Götter und Menſchen
Keiner, o Vater Aether! mich auf; noch ehe die Mutter
In die Arme mich nahm und ihre Brüſte mich tränkten,
Faſsteſt du zärtlich mich an und goſſeſt himmliſchen Trank mir,
Mir den heiligen Odem zuerſt in den keimenden Buſen.

Nicht von irdiſcher Koſt gedeihen einzig die Weſen,
Aber du nährſt ſie all' mit deinem Nektar, o Vater!
Und es drängt ſich und rinnt aus deiner ewigen Fülle

Die beſeelende Luft durch alle Röhren des Lebens.
Darum lieben die Weſen dich auch und ringen und ſtreben
Unaufhörlich hinauf nach dir in freudigem Wachsthum.

Himmliſcher! ſucht nicht dich mit ihren Augen die Pflanze,
Streckt nach dir die ſchüchternen Arme der niedrige Strauch nicht?
Daſs er dich finde, zerbricht der gefangene Saame die Hülſe,
Daſs er belebt von dir in deiner Welle ſich bade,
Schüttelt der Wald den Schnee, wie ein überläſtig Gewand ab.
Auch die Fiſche kommen herauf und hüpfen verlangend
Ueber die glänzende Fläche des Stroms, als begehrten auch dieſe

Aus der Wiege zu dir; auch den edeln Thieren der Erde
Wird zum Fluge der Schritt, wenn oft das gewaltige Sehnen
Die geheime Liebe zu dir ſie ergreift, ſie hinaufzieht.
Stolz verachtet den Boden das Roſs, wie gebogener Stahl ſtrebt
In die Höhe ſein Hals, mit der Hufe berührt es den Sand kaum.
Wie zum Scherze, berührt der Fuſs der Hirſche den Grashalm,
Hüpft, wie ein Zephyr, über den Bach, der reiſsend hinabſchäumt,
Hin und wieder und ſchweift, kaum ſichtbar durch die Gebüſche.
Aber des Aethers Lieblinge, ſie, die glücklichen Vögel
Wohnen und ſpielen vergnügt in der ewigen Halle des Vaters!

Raums genug iſt für alle. Der Pfad iſt keinem bezeichnet,
Und es regen ſich frey im Hauſe die Groſsen und Kleinen.
Ueber dem Haupte frohlocken ſie mir und es ſehnt ſich auch mein Herz
Wunderbar zu ihnen hinauf; wie die freundliche Heimath
Winkt es von oben herab und auf die Gipfel der Alpen
Möcht' ich wandern und rufen von da dem eilenden Adler,
Daſs er, wie einſt, in die Arme des Zeus den ſeeligen Knaben,
Aus der Gefangenſchaft in des Aethers Halle mich trage.
Thöricht treiben wir uns umher; wie die irrende Rebe,
Wenn ihr der Stab gebricht, woran zum Himmel ſie aufwächſt,

Breiten wir über dem Boden uns aus und ſuchen und wandern
Durch die Zonen der Erd', o Vater Aether! vergebens,
Denn es treibt uns die Luſt in deinen Gärten zu wohnen.
In die Meersfluth werfen wir uns, in den freieren Ebnen
Uns zu ſättigen, und es umſpielt die unendliche Woge
Unſern Kiel, es freut ſich das Herz an den Kräften des Meergotts.
Dennoch genügt ihm nicht; denn der tiefere Ozean reitzt uns,
Wo die leichtere Welle ſich regt — o wer dort an jene
Goldnen Küſten das wandernde Schiff zu treiben vermöchte!

Aber indeſs ich hinauf in die dämmernde Ferne mich ſehne,

Wo du fremde Geſtad' umfängſt mit der bläulichen Woge,
Kommſt du ſäuſelnd herab von des Fruchtbaums blühenden Wipfeln,
Vater Aether! und ſänftigeſt ſelbſt das ſtrebende Herz mir,
Und ich lebe nun gern, wie zuvor, mit den Blumen der Erde.

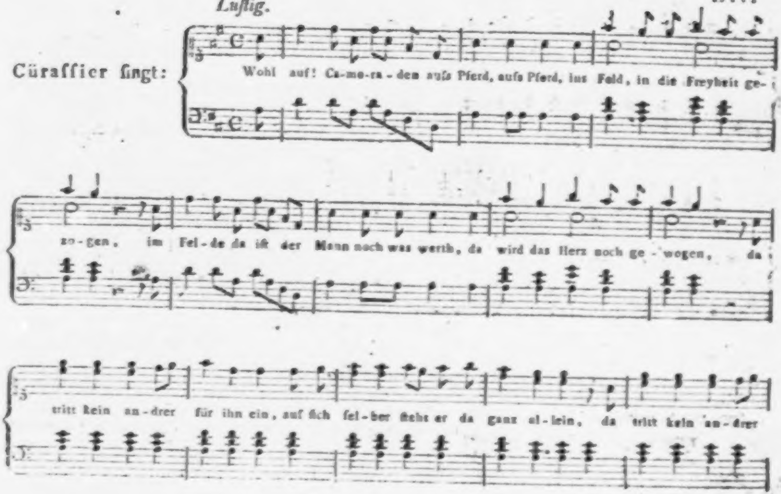
D.

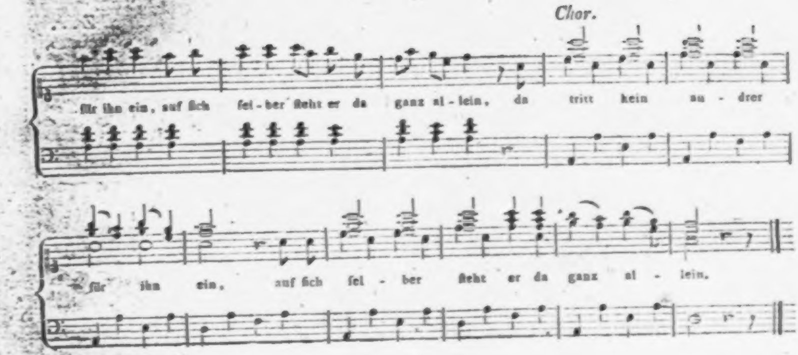
Die Menſchen.

Weil mich die Menſchheit entzückt in dem Zauberſpiegel der Dichtung,
Sind mir die Menſchen verhaſst; denn ſie zerbrechen das Glas.

R.

REITERLIED.


Luſtig.
Cüraſſier ſingt:
Wohl auf! Ca-me-ra-den aufs Pferd, aufs Pferd, ins Feld, in die Freyheit ge-
zo-gen, im Fel-de da iſt der Mann noch was werth, da wird das Herz noch ge-wogen, da
tritt kein an-drer für ihn ein, auf ſich ſel-ber ſteht er da ganz al-lein, da tritt kein an-drer


Chor.
für ihn ein, auf ſich ſel - ber ſteht er da ganz al - lein, da tritt kein an - drer
für ihn ein, auf ſich ſel - ber ſteht er da ganz al - lein.

Anmerkung.

Die Abänderungen, welche die hier und da ungleiche Sylbenzahl in den übrigen Strophen erheiſcht, wird ein guter Sänger leicht durch Verwandlung einer langen Note in zwo halb ſo kurze, oder zwo kurze in eine doppelt ſo lange, machen können.

Reiterlied.

Aus dem Wallenſtein.

Wohlauf Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!
Ins Feld, in die Freiheit gezogen.
Im Felde, da iſt der Mann noch was werth,
Da wird das Herz noch gewogen.
Da tritt kein anderer für ihn ein,
Auf ſich ſelber ſteht er da ganz allein.

Chor.

Da tritt kein anderer für ihn ein,
Auf ſich ſelber ſteht er da ganz allein.

Aus der Welt die Freiheit verſchwunden iſt,
Man ſieht nur Herren und Knechte,
Die Falſchheit herrſchet, die Hinterliſt,
Bey dem feigen Menſchengeſchlechte,
Der dem Tod ins Angeſicht ſchauen kann,
Der Soldat allein iſt der freie Mann.

Chor.

Der dem Tod ins Angeſicht ſchauen kann,
Der Soldat allein iſt der freie Mann.

Des Lebens Aengſten, er wirft ſie weg,
Hat nicht mehr zu fürchten, zu ſorgen,
Er reitet dem Schickſal entgegen keck,
Trifts heute nicht, trift es doch morgen,
Und trift es morgen, ſo laſſet uns heut
Noch ſchlürfen die Neige der köſtlichen Zeit.

Chor.

Und trift es morgen, ſo laſſet uns heut
Noch ſchlürfen die Neige der köſtlichen Zeit.

Von dem Himmel fällt ihm ſein luſtig Loos,
Brauchts nicht mit Müh zu erſtreben,
Der Fröhner, der ſucht in der Erde Schooſs,
Da meint er den Schatz zu erheben,
Er gräbt und ſchaufelt, ſo lang er lebt,
Und gräbt, bis er endlich ſein Grab ſich gräbt.

Chor.

Er gräbt und ſchaufelt, ſo lang er lebt,
Und gräbt, bis er endlich ſein Grab ſich gräbt.

Der Reuter und ſein geſchwindes Roſs,
Sie ſind gefürchtete Gäſte,
Es flimmern die Lampen im Hochzeitſchloſs
Ungeladen kommt er zum Feſte.
Er wirbet nicht lange, er zeiget nicht Gold,
Im Sturm erringt er den Minneſold.

Chor.

Er wirbet nicht lange, er zeiget nicht Gold
Im Sturm erringt er den Minneſold.

Warum weint die Dirn' und zergrämet ſich ſchier?
Laſs fahren dahin, laſs fahren!
Er hat auf Erden kein bleibend Quartier,
Kann treue Lieb' nicht bewahren.

Das raſche Schickſal, es treibt ihn fort,
Seine Ruhe läſst er an keinem Ort.

Chor.

Das raſche Schickſal, es treibt ihn fort,
Seine Ruhe läſst er an keinem Ort.

SCHILLER.

Die Erinnerung.

In die Vergangenheit ſchaue zurück und denkſt du der Thränen,
Denke des Jugendtraums lächelnder Freuden zugleich.
Blüthen der Liebe ſelbſt, von des Schickſals grauſamer Senſe
Früh dir niedergemäht, duften im Welken noch ſüſs.

R.

Das Meer.

Ergötzend iſt und ſchön das Meer,
Wann ſeine Silberwellen,
Ums Schiff in gleichem Takte her
Sich mit Gemurmel ſchwellen.

Erquickend, wann im Sommer kühl
Und friſch die Winde ſäuſeln,
Und Porpuſſe mit ihrem Spiel
Die naſſe Fläche kräuſeln:

Und herrlich wann der Sonne Licht
Sich aus der Tiefe windet
Und vor dem Feuer Angeſicht
Die ſchwarze Nacht verſchwindet;

Und wann in einer Sommer Nacht
Der Mond, die Sterne lachen,
Wem wird des Meeres ſtille Pracht
Das Herz nicht gröſser machen?

Sieh! jede Welle trägt ein Bild,
Und tanzt im Glanz der Sterne,
Und tauſend Monde ſchwimmen mild
Heran aus grauer Ferne!

Doch plötzlich ſteigt von Ferne her
Ein dichter Wolkenſchleyer;
Du ſiehſt des Himmels Blau nicht mehr,
Nicht mehr der Sonne Feuer.

Der Sturmwind raſt und pfeift und heult
Aus ſeinen engen Klüften;
Der Donner rollt, der Blitz zertheilt
Die Wolken in den Lüften.

In Berg und Thal kehrt ſich das Meer,
Die Woge wird zum Thurme,
Und trunken ſchwankt das Schiff einher
Im grauenvollen Sturme.

Es krachen Ruder, Bord und Maſt,
Es knirren Tau und Stricke;
Und was die Wuth des Windes faſst
Zerſtiebt in tauſend Stücke!

Und jeder Schritt iſt ungewiſs,
Du taumelſt an den Wänden,
Und jeder Stoſs und jeder Riſs
Droht deinen Lauf zu enden.

Ihr welche Luſt, Beruf und Stand,
Auf Schiff und Meere zwingen,
Ihr mögt den Pumper in der Hand
Des Meeres Reiz beſingen!

Trotz euerm Lobe finde ich
Am Meere kein Behagen;
Und nicht um Gold ſolls wieder mich
Auf ſeinem Rucken tragen.

Jäger.

Legende.

Als noch, verkannt und ſehr gering,
Unſer Herr auf der Erde ging,
Und viele Jünger ſich zu ihm fanden,
Die ſehr ſelten ſein Wort verſtanden,
Liebt er ſich gar über die Maſen
Seinen Hof zu halten auf der Straſsen,
Weil unter des Himmels Angeſicht
Man immer beſſer und freyer ſpricht;
Er lieſs ſie da die höchſten Lehren
Aus ſeinem heilgen Munde hören;
Beſonders durch Gleichniſs und Exempel
Macht er einen jeden Markt zum Tempel.

So ſchlendert' er, in Geiſtes Ruh,
Mit ihnen einſt einem Städtchen zu,
Sah etwas blinken auf der Straſs,
Das ein zerbrochen Hufeiſen was.

Er ſagte zu St. Peter drauf:
Heb doch einmal das Eiſen auf!
Sanct Peter war nicht aufgeräumt,
Er hatte ſo eben im Gehen geträumt,
So was vom Regiment der Welt,
Was einem jeden wohlgefällt,
Denn im Kopf hat das keine Schranken,
Das waren ſeine liebſten Gedanken.
Nun war der Fund ihm viel zu klein,
Hätte müſſen Kron und Zepter ſeyn,
Aber wie ſollt er ſeinen Rücken
Nach einem halben Hufeiſen bücken?
Er alſo ſich zur Seite kehrt
Und thut als hätt' ers nicht gehört.

Der Herr, nach ſeiner Langmuth, drauf
Hebt ſelber das Hufeiſen auf
Und thut auch weiter nicht dergleichen.
Als ſie nun bald die Stadt erreichen,
Geht er vor eines Schmiedes Thür,

Nimmt von dem Mann drey Pfennig dafür.
Und als ſie über den Markt nun gehen
Sieht er daſelbſt ſchöne Kirſchen ſtehen,
Kauft ihrer, ſo wenig oder ſo viel,
Als man für einen Dreyer geben will,
Die er ſodann nach ſeiner Art,
Ruhig im Ermel aufbewahrt.

Nun gings zum andern Thor hinaus,
Durch Wieſ' und Felder ohne Haus,
Auch war der Weg von Bäumen blos,
Die Sonne ſchien, die Hitz war groſs,
So daſs man viel an ſolcher Stätt',
Für einen Trunk Waſſer gegeben hätt'.
Der Herr geht immer voraus vor allen,
Läſst unverſehens eine Kirſche fallen,
Sanct Peter war gleich dahinter her,
Als wenn es ein goldner Apfel wär,
Das Beerlein ſchmeckte ſeinem Gaum.
Der Herr, nach einem kleinen Raum,

Ein ander Kirſchlein zur Erde ſchickt,
Wornach Sanct Peter ſchnell ſich bückt,
So läſst der Herr ihn ſeinen Rücken
Gar vielmal nach den Kirſchen bücken.
Das dauert eine ganze Zeit.
Dann ſprach der Herr mit Heiterkeit:
Thätſt du zur rechten Zeit dich regen,
So hättſt du's bequemer haben mögen.
Wer geringe Ding wenig acht't
Sich um geringere Mühe macht.

Goethe.

Die Urne und das Skelet.

In das Grab hinein pflanzte der menſchliche Grieche noch Leben,
Und du thöricht Geſchlecht ſtellſt in das Leben den Tod.

E.

Die Hunde.

Vor Zeiten da die Hunde noch
Entfremdet von des Menſchen Joch
Nomadiſch in den Wäldern hauſsten,
Fiel manchem ſeine Nahrung ſchwer,
Weil ihnen Wolf und Fuchs und Bär
Aus Miſsgunſt oft das Fell zerzauſsten.
Allein ſie waren frey: der Krieg
Gab ihnen Kraft, und Ruh der Sieg,
Und wenn die grauen Helden ſtarben,
So küſsten Enkel ihre Narben,
Und ſchwuren brav wie ſie zu ſeyn.
Zuletzt, durch ſtete Balgereyen
Ermüdet giengen die Partheyen
Den Theilungsplan des Bären ein,
Der ſich, dem Wolf und Fuchs die Wälder,
Der Hundezunft die flachen Felder,
Zur Wildbahn vorſchlug. Anfangs war

Der kriegserfahrnen Hundeſchaar
Die Jagd ergiebig; Feld und Wieſen
Gewährten ihnen reiche Priſen
An Haaſen und an kleinerm Wild,
Das ſie mit Siegsgeſchrey verzehrten.
Allein je ſtärker ſie ſich mehrten,
Je leerer wurde das Gefild;
Bald gab es gar nichts mehr zu jagen
Und nun trat bittrer Mangel ein;
Die muthigſten (ein leerer Magen
Gehorchet keinem Grenzverein)
Beſtürmten einen nahen Hain
Und wurden, ungeübt im Streite,
Weil, wenn der Hund mit Haaſen kriegt,
Sein Haupttalent im Laufen liegt,
Der Bären und der Wölfe Beute.
Nun wollte zwar die Colonie,
Aus Hunger Obſt und Wurzeln kauen,
Allein die Armen lernten ſie
So wenig als das Gras verdauen.

Jetzt ſchlich ein abgezehrter Greis,
Ein Pudel war's, in ihren Kreis
Und ſprach: was wollen wir uns plagen,
Mit Müh und Fahr in Wald und Flur,
Um jeden Biſſen uns zu ſchlagen?
Wagt ihr's dem König der Natur
Euch zu Gehülfen anzutragen,
So habt ihr Obdach, Schutz und Brod.
Er ſchwieg. Der Schlauſte der Sophiſten
Der alles übertäubt, die Noth,
Half ihm die Brüder überliſten.
Die Motion ward dekretirt,
Und Vater Pudel deputiert,
Die Unterhandlung anzufangen.
Geſcheute Köpfe krönt das Glück;
Der Menſch gewährte ſein Verlangen
Und keine Woche war vergangen
So kam ſchon der Legat zurück.
Mit vollem Wanſt und glatten Backen
Trug er zum Pfand der Allianz

Ein goldnes Halsband um den Nacken
Und bunte Schleifen auf dem Schwanz.
Das war ein Jubel! Die Verwandten
Empfiengen ihren Abgeſandten
Mit Feldmuſik und Ringeltanz.
Nun traten die verſchiednen Caſten,
Bey Hirten, Bauern und Dynaſten
In ihre neuen Aemter ein.

Der erſte Tag glich einem Feſte:
Die Wirthe gaben froh die Reſte
Der Mahlzeit preis, um ihre Gäſte
Zu Bundsgenoſſen einzuweihn.
Entzückt pries jeder ſeinen Retter
Und ſein Geſchick, ward täglich fetter
Und heimiſcher. Doch dieſer Schein
Des Glücks beſtand nur wenig Wochen;
Der Freund ward nach und nach ein Knecht,
Die Hauskoſt wurde ſchmal und ſchlecht,
Bald war's ein abgeſchälter Knochen,

Bald Spühlicht oder hartes Brod;
Und fand zu ſeines Zwingherrn Freude
Durch ihn ein Haas, ein Hirſch den Tod,
Da war ſein Lohn das Eingeweide.
Mit jedem Jahre wuchs das Maas
Des Grames, der den armen Thieren,
Dem Krebſe gleich, am Herzen fraſs;
Und wollte jemand proteſtieren,
So hieſs es: ſchweig du Rabenaas!
Mit einem Worte: Knut und Bande
Und Kerker waren meiſt ihr Loos:
Stieg einer in des Glückes Schooſs,
So that er's auf dem Weg der Schande;
Er kaufte ſich der Schönen Gunſt
Durch Schmiegen und durch Speichellecken
Und durch der Gaukler ſchnöde Kunſt
Erwarb er ſich die Huld der Gecken.
Noch mehr; er durfte kaum noch ſchreyn,
Lieſs dieſer, um ihn aufzuputzen,
Die Ohren und den Schwanz ihm ſtutzen;

Und trat zuletzt das Alter ein,
So machten oft dem Hofbeſchützer,
So wie dem faulen Stubenſitzer,
Ein an den Hals gehenkter Stein,
Ein Schuſs, ja ſelbſt des Henkers Hände
Durch einen Keulenſchlag, ein Ende.
Auch ſahen viele nie das Licht,
Die man bey der Geburt erſäufte,
Damit ſich ihre Zahl nicht häufte,
Und ihre Mütter wagtens nicht
Die ſeufzende Natur zu rächen.
Doch endlich weckten Harm und Wuth
Des armen Völkleins trägen Muth;
Man fieng von Freyheit an zu ſprechen.
In einem heimlichen Senat
Gab einſt ein Pommer laut den Rath
Das Joch der Sklaverey zu brechen.
Krieg! rief der helle Haufen, Krieg!
Nur ein bejahrter Dogge ſchwieg
Und als der ganze Rudel wollte

Daſs er ſein Urtheil ſagen ſollte,
Sprach er: ihr wollt die Knechtſchaft fliehn,
Wollt frey ſeyn? gut, ihr könnt es werden.
Doch wollt ihr dann auch den Beſchwerden
Des ſchönen Kampfs euch unterziehn?
Wollt ihr, wie zu der Väter Zeiten,
Euch in den unwirthbaren Wald
Um euern kargen Unterhalt
Mit Wölfen und mit Bären ſtreiten?
Ihr kennt des Menſchen Allgewalt;
Wollt ihr, verfolgt euch ſeine Rache,
Dem Tode für die gute Sache
Mit kaltem Trotz entgegen gehn?
Wollt ihr . . . hier ſchwieg der Demoſthen.
Warum? Ei weil die Freyheitshelden
Geſchreckt in ihre Kerker flohn.
Dieſs war doch ohne Ruhm zu melden,
Dein Werk, Civiliſation!

PFEFFEL.

Frühlingsſpatziergang.

Drängt nicht alle ſo mächtig auf einmal, gewaltige Götter,
Aus der verjüngten Natur, auf das verjüngte Gemüth!
Wohl bewohnen der Göttlichen viele die ſilbernen Hüttchen
Blühender Bäume; ſie ſind's, zittert durch's Silber das Grün;
Und Philomelens Geſang iſt Klage der zärtlichen Göttin;
Lerchen begeiſtert der Gott; hebet der Meiſe die Bruſt.
Schwebet nur immer Sylphiden, mich zieht noch ein Andrer nach euch hin;
Und aus des Cyanus Kron winkt mir ein anderer Gott.

Faſste den Menſchen ſo frohes Erzittern im Leben des Frühlings,
 Wär' es nicht höhere Macht, was in dem Frühling ihm lebt?
Aber ſie drängen zu mächtig die ſtarken, gewaltigen Götter;
 Wirken ſie alle zumal aus der verjüngten Natur.
Gäb' es dem Menſchen auch ſonſt Apollon, daſs er der Lyra
 Saiten rühr', und Geſang; ſtumm doch erbebt' er alsdann.

Siegfr. Schmidt.

Das Regiment.

Das Geſetz ſey der Mann in des Staats geordnetem Haushalt,
 Aber mit weiblicher Huld herrſche die Sitte darin

E.

Geſang und Kuſs.

Sonett.

Wenn fremde Blicke wachſam uns umgeben,
Und unſre tiefe Sehnſucht, ungeſtillt,
Sich in der Heiterkeit Gebährde hüllt,
Und leiſe kaum den Buſen wagt zu heben;
Dann iſt nur Eins, o mein geliebtes Leben!
Was mein Gemüth mit Wonn' und Ahndung füllt:
Die Melodie, ſo deinem Mund entquillt,
Der ſeelenvollen Töne ſanftes Schweben.
Wie Liebesodem fühl' ich den Geſang
Auf dieſen Lippen die vergebens glühen;
Zum Kuſſe wird mir jeder zarte Klang.
Und nenne dieſs nicht eitle Fantaſien:
Vernehm' ich nicht im ſchweigenden Umfang
Auch deines Herzens ſchöne Harmonien?

A. W. Schlegel.

Troſt des Edlen.

Wild loderte, gleich Aetnas Glut,
Der Todesgötter Zorn;
Zerſchmettert, ach! verſank in Blut
Des Überfluſſes Horn.
Verwüſtung donnerte die Schlacht,
Wo jüngſt von Luſtgeſang
Noch Saatfeld, Anger, Strom und Schacht
Und freudig vom Gewühl der Jagd
Gebirg und Forſt erklang.

Ein Chaos von Ruinen thürmt
Sich längs der Felſenwand,
Wo, ſtill vom Nuſsbaumhain umſchirmt,
Der Väter Wohnung ſtand.
Die Thräne, die hier brennend fällt,
Sie muſs die lezte ſeyn!
Wem Selbſtgefühl den Buſen ſchwellt,
Der trägt im Innern eine Welt
Wo nimmer Stürme dräun.

Ihm flammt der Unſchuld Göttermuth,
Den kein Verhängniſs raubt;
Des Miſsgeſchicks Tyrannenwuth
Beugt nie des Edlen Haupt;
Er weiſs, daſs der Befreyung Plan
Durch Irrgewinde führt,
Und herrlich ſich, am Ziel der Bahn
In Glanz das Dunkel, der Orkan
In Frühlingswehn verliert.

Drum kann im weiten Schöpfungsraum
Er, ein Verlaſsner, ſtehn,
Und doch des Lebens öden Traum
Mit Lächeln dauren ſehn;
Wenn ſelbſt bis an des Grabes Rand'
Ihn ſchwarze Nacht umflieſst,
Kein Herz an ihn ſich liebend band,
Und eine kalte Miethlingshand
Sein brechend Auge ſchlieſst.

MATTHISSON.

Phaethon.

An des Heiligthums geweihter Schwelle
Flehend zu des Allbelebers Thron
Lag, umfloſſen von Aurorens Helle,
Phaethon, Apollons edler Sohn.
Seine Seufzer drangen durch die Lüfte,
Seine Thränen fielen auf den Stein,
Und der frühen Opfer ſüſse Düfte
Wall'ten durch den Lorbeerhain.

Schöner wand auf Hellas weiten Fluren
Von der Mutter Schooſs ein Sohn ſich nicht.
Seiner Götterabkunft hohe Spuren
Strahlten von des Jünglings Angeſicht.
Lockend flog entgegen ihm und ſchmachtend
Jedes Mädchens ſehnſuchtsvoller Blick;
Doch, der Liebe holdes Glück verachtend,
Gab er keinen je zurück.

Schon dem Knaben waren Knabenſpiele,
Jünglingsluſt dem Jünglinge verhaſst;
Höher ſchimmern ſeiner Wünſche Ziele,
Und der Erde Schranken ſind ihm Laſt.
Eingedenk daſs er vom Himmel ſtammet,
Flieht zu ihm ſein Auge ſehnend hin,
Und des Staubes niedre Luſt entflammet
Nimmer ſeinen hohen Sinn.

Jeden Morgen, kaum daſs noch Aurore
Sich von ihres Gatten Seite ſchlich,
Rafft, gewecket von der frühſten Hore,
Phaethon vom harten Lager ſich.
Schwach nur ſchimmert noch die Morgenröthe,
Heller ſeiner Opfer Flamme ſchon,
Und des Jünglings brünſtige Gebete
Fliehn empor zu Phöbos Thron.

"Du, dem oft ſchon meine Wünſche nahten,
Den mein ſchwaches Auge nicht begreift,

Der voll Huld des Landbebauers Saaten
Und der Hesperiden Aepfel reift,
Der in der Gebirge tiefen Schachten
Labung kocht für die erſtorbne Flur —
Gütig Allen, die nach Hülfe ſchmachten
Zürneſt du dem Sohne nur?"

"Wirſt du nimmer dieſes Flehn erhören,
Das ſich heiſs aus meiner Seele ringt?
Nimmer, nimmer mir den Wunſch gewähren,
Der ſich aufwärts aus der Seele ſchwingt?
Höher ſtrebt's in meiner Bruſt und höher,
Und der Erde Freuden ſind mir Spott.
Bring', o bringe mich dem Urquell näher,
Allbeleber! Vater! Gott!"

"Hat vergebens bieten Erdentöchter
Mir Cytherens oft erſehnten Kranz;
Ihrer niedern Flammen ein Verächter
Blick' ich auf zu Phöbos reinem Glanz.

Freundſchaft ſelbſt, die jeden Schmerz zu lindern
Sonſt vermag, mir iſt ~~ſie nicht~~ gewährt;
Freundſchaft mit Prometheus ſchwachen Kindern
Iſt des Götterſohns nicht werth."

"Einſam irr' ich auf den Felſenhöhen,
Einſam in dem mondbeglänzten Thal,
In der Nacht des Haines, an der Seen
Lichtem Ufer, ohne Raſt der Qual.
Ach! vergebens ſuch ich in den Armen
Der Natur ein lang' erſehntes Glück;
Meine Klagen giebt mir ohn' Erbarmen
Echo höhnend nur zurück."

"Winken nicht in zauberiſchem Lichte
Dort an jenes Hügels grüner Wand
Mir der Heſperiden goldne Früchte?
Sie entſchlüpfen der betrognen Hand.

Durſtend ſchmacht' ich und mein Gaumen
glühet,
Tantalu gleich, ſchon nahe dem Genuſs;
Ach! vor meinen dürren Lippen fliehet
Spottend ein Eridanus."

"Immer ſehnend, ſtrebend — ausgeſtoſsen
Aus den kalten Armen der Natur,
Flieht mein Geiſt dahin, wo er entſproſſen,
Sucht am Firmament der Heimath Spur.
Ja, ich fühl's, ein Gott hat mich gezeuget!
Doch wer hat mich dem Olymp entwandt?
Hat zur Erde nieder mich gebeuget?
Sie iſt nicht mein Vaterland!"

"Wie iſt dieſe Wirklichkeit ſo enge,
Die von allen Seiten mich umgiebt,
Die mit rauhen Armen das Gedränge
Meiner ſchönen Träume oft zerſtiebt!
Aber ſoll ich ewig denn nur träumen?

Seh ich dieſes Sehnen nie erfüllt,
Nie den oft geſtreuten Samen keimen;
Nie die Blüthen unverhüllt?"

"O wozu, wozu dies heiſse Streben,
Das mein ganzes Innerſtes durchglüht?
Soll ich ewig an der Erde kleben,
Wo des Strebens Blume nimmer blüht?
Nein! nicht länger will ich müſsig gaffen
Nach des Himmels unbekannten Höhn.
Ich will ſelber eine Welt mir ſchaffen,
Sollt' ich ſchaffend auch vergehn!"

"Strömt denn glühend nicht durch meine Adern
Der Olympier unſterblich Blut?
Oder muſs ich mit dem Zeuger hadern
Um des innern Feuers wilde Glut?
Laſs mich endlich doch den Vater ſehen!
Ach! noch ſtets verbarg der Gott ihn mir.

Steig' herab von des Olympos Höhen,
Oder zeuch mich auf zu dir!"

"Ha der Schande! Phaethon, entſproſſen
Aus Kronions göttlichem Geblüt,
Lebt verbannt, bei ſterblichen Genoſſen,
Er, in dem Apollons Feuer glüht!
Wie ſie ſpotten! daſs ſie Zeus verderbe,
Dieſes Staubes haſsenswerthe Brut!
""Baſtard! wo dein väterliches Erbe?
Was bezeugt dein Götterblut?" "

"Send', o Vater, ſende denn ein Zeichen,
Daſs ich Helios Erzeugter ſey!
Laſs beſchämt die feigen Frevler weichen,
Laſs verſtummen ihre Spötterey!
Stamm' auch ich aus göttlichem Geſchlechte?
Bin auch ich wie du ein Götterſohn?
O! wo ſind denn meiner Ahnen Rechte,
Wo der Götterabkunft Lohn?"

"Einmal nur — o höre mein Begehren;
Schämſt du dich der Mutter Liebe nicht,
Darf ich ſcheulos dich als Vater ehren,
Und iſt Sohnesliebe meine Pflicht —
Einmal nur laſs mich der Sonnenpferde
Muthiges Geſpann durch jene Bahn
Aufwärts lenken von der niedern Erde,
Götterodem zu empfahn!"

"Nur wo flammend dort in ew'ger Klarheit,
Helios, dein göttlich Auge wacht,
Wohnt, umſtrahlt von Himmelsglanz, die Wahrheit,
Steiget nie zu dieſes Thales Nacht.
Hier herrſcht Trug und Schatten und Verweſung,
Hier des ſchwarzen Todes dunkelnd Graun.
Sende du von oben mir Erlöſung,
Vater, laſs mich Wahrheit ſchaun!"

So der Jüngling — und die feuchte Wange
Senkt er ſtill auf das gebogne Knie.
Schauerliche Stille herrſchte lange,
Leiſe Seufzer nur durchbrachen ſie.
Jetzt, erregt von unſichtbaren Mächten,
Dringt ein feyerlicher Schall hervor.
Dreimal donnert's zu des Jünglings Rechten,
Und ſo ſchallts zu ſeinem Ohr:

"Thörichter! was wagſt du zu begehren?
Was verlangt dein frevler Uebermuth?
Konnte ſo der Hochmuth dich bethören,
So dich blenden eitler Wünſche Glut?
Gab dir nicht des Vaters weiſes Schweigen
Seiner Liebe vollſte Sicherheit?
Konnt' es nicht des Flehns Gefahr dir zeigen,
Die dich nun dem Orkus weiht?"

"Ja, dem Orkus! Nur durch's Reich der Schatten
Windet ſich zu dem Olymp die Bahn.

Kann ſich Gottheit auch und Menſchheit gatten?
Kann der Staub auch Hebe's Kuſs empfahn?
Selbſt Herakles, des Nemäſchen Leuen
Hoher Sieger, er, Kronions Sohn, —
Muſste ſich dem Flammentode weihen,
Eh' ihm Gottheit ward zum Lohn.

"Nimmer hätte deines Wahnſinns Grille
Dir des Vaters weiſ'rer Blick genährt;
Doch des hohen Schickſals ew'ger Wille
Wird von Göttern ſchweigend ſelbſt verehrt.
Ja, zur Warnung hat es dich erkohren.
Beugt nicht dies den Sinn dir niederwärts;
Warnung allen, die ein Weib gebohren,
Sey dann — und des Vaters Schmerz."

"Eile dann — dies iſt die einz'ge Lehre,
Die des Schickſals Strenge dir vergönnt —
Ehe Morgen von dem dunkeln Meere

Sich das Land von Licht und Schatten trennt;
Deiner harrt, wenn Eos Roſenfinger
Aufgethan des Himmels goldnes Thor,
Mein Geſpann; dann ſey der That Vollbringer,
Fliege zum Olymp empor!"

Jetzo ſchwieg's. Frohlockend der Erhörung
Seines Flehns, ſpringt Phaethon empor.
Nicht des Gottes Dräun, nur die Gewährung
Seiner heiſsen Sehnſucht ſchwebt ihm vor.
Froh verläſst er nun die heil'gen Hallen,
Die voll bangen Kummers er betrat,
Und des Dankes ſüſse Opfer wallen
Zu der Götter hohem Rath.

Und ſchon ſenkt mit thauigem Gefieder
Von den Felſenhöhen ſich die Nacht
Duftend auf das milde Thal hernieder;
Alles ſchlummert, nur der Jüngling wacht,
Vor dem Aug' des kühnen Heliaden

Fliehet ſchüchtern die vertriebne Ruh;
Und kaum ſieht im Meer er Lunen baden,
Eilt er flugs dem Strande zu.

Schon von ferne ſchimmert ihm entgegen
Phöbos-Wagen, Phöbos Viergeſpann,
Muthig ſieht er ſich die Roſſe regen,
Und ſchon fliegt im Geiſt' er Himmel an.
Ungeduldig heben ſie die Flügel,
Tellus zittert unter ihrem Huf.
Kühn ergreift jetzt Phaëthon die Zügel,
Und ſie folgen ſeinem Ruf.

Majeſtätiſch, wie auf Meereswogen
Schwebt einher der königliche Schwan,
Hebet ſich zum hohen Himmelsbogen
Jetzt der Wagen durch die ſteile Bahn,
Langſam hebt der Zug ſich, Phöbos Lenkung
So wie geſtern wartend; doch er ſpührt

Leichtlich an der Zügel niedrer Senkung,
Daſs kein Gott die Zügel führt.

Aber Phaethon, jetzt nah dem Ziele,
Schwimmt in einem Wonnemeer von Luſt;
Ihn durchſchauern himmliſche Gefühle,
Reinern Aether trinkt die volle Bruſt.
Nun entkerkert aus der Erde Schranken
Fleugt er auf zu ſeines Ahnherrn Thron,
Naht ſich kühnen Schwungs und ſonder
[illegible] Wanken,
Fühlt ſich ganz Apollons Sohn.

4

Schon entſchwindet ſeinem Blick die Erde,
Ihn erreicht ihr trüber Dunſt nicht mehr;
Raſcher treibt er jetzt die Sonnenpferde,
Ungeduldig ſchweift ſein Aug' umher.
Götterodem glaubt er ſchon ihm wehen,
Duftend von Ambroſia ſein Haar,
Achtet nur der langerſehnten Höhen,
Nicht der drohenden Gefahr.

Doch die Roſſe fühlen kaum den Wagen
Leichter, merken den unkund'gen Muth,
So beginnen ſie erzürnt zu jagen,
Unaufhaltſam treibt ſie ihre Wuth;
Drohet bald der Götter hohe Sitze
Zu zerſtören, aber bald auch droht
Des verirrten Wagens nahe Hitze
Tellus Untergang und Tod.

Da erſchrickt der Jüngling, und die Zügel
Sinken aus des Todumringten Hand.
Und die Roſſe ſchwingen hoch die Flügel
Suchend ihr Olympiſch Vaterland.
Doch bald kehrt des Jünglings Kühnheit wieder,
Und ſelbſt in des Todes Angeſicht
Beuget nichts den hohen Geiſt danieder,
Selbſt der Zorn der Götter nicht.

"Vater, rief er, ja, mir wird zum Lohne
Was du ſprachſt mit hoher Wiſſenſchaft.

Doch warum gabſt du dem Götterſohne
Göttermuth und nicht auch Götterkraft?
Aber auch der Tod in dieſen Höhen
Iſt mir mehr als Tellus ſchönſter Lohn,
Ha Triumph! Erhöret iſt mein Flehen —
Und ſo ſterbe Phaethon!"

Sprach's. Da öfnet ſich mit lautem Krachen
Des Olympos lichtumſtrahltes Thor.
Götterglanz, nicht anzuſchaun dem
[illegible] Schwachen
Bricht von Jovis goldnem Thron hervor.
Schnaubend ſtürzen da die Sonnenpferde
Abwärts, Donner rollt, ein Feuerguſs
Trift den Jüngling, ſchleudert ihn zur
Erde
Tief in den Eridanus.

Gries.

Zueignung
des
Trauerſpiels Romeo und Julia.

Nimm dieſs Gedicht, gewebt aus Lieb' und Leiden,
Und drück' es ſanft an deine zarte Bruſt.
Was dich erſchüttert, regt ſich in uns beyden,
Was du nicht ſagſt, es iſt mir doch bewuſst.
Unglücklich Paar! und dennoch zu beneiden;
Sie kannten ja des Daſeyns höchſte Luſt.
Laſs ſüſs und bitter denn uns Thränen miſchen,
Und mit dem Thau der Treuen Grab erfriſchen.

Den Sterblichen ward nur ein flüchtig Leben:
Dieſs flücht'ge Leben, welch ein matter Traum!

Sie tappen, auch bey ihrem kühnſten Streben,
Im Dunkel hin, und kennen ſelbſt ſich kaum.
Das Schickſal mag ſie drücken oder heben:
Wo findet ein unendlich Sehnen Raum?
Nur Liebe kann den Erdenſtaub beflügeln,
Nur ſie allein der Himmel Thor entſiegeln.

Und ach! ſie ſelbſt, die Königin der Seelen,
Wie oft erfährt ſie des Geſchickes Neid!
Manch liebend Paar zu trennen und zu quälen
Iſt Haſs und Stolz verſchworen und bereit.
Sie müſſen ſchlau die Augenblicke ſtehlen,
Und wachſam lauſchen in der Trunkenheit,
Und, wie auf wilder Well' in Ungewittern,
Vor Todesangſt und Götterwonne zittern.

Doch der Gefahr kann Zagheit nur erliegen,
Der Liebe Muth erſchwillt, je mehr ſie droht.
Sich innig feſt an den Geliebten ſchmiegen,
Sonſt kennt ſie keine Zuflucht in der Noth.

Entſchloſſen ſterben oder glücklich ſiegen,
Iſt ihr das erſte, heiligſte Gebot.
Sie fühlt, vereint, noch frey ſich in den Ketten,
Und ſchaudert nicht, bey Todten ſich zu betten.

Ach! ſchlimmer drohn ihr lächelnde Gefahren,
Wenn ſie des Zufalls Tücken überwand.
Vergänglichkeit muſs jede Blüth' erfahren:
Hat aller Blüthen Blüthe mehr Beſtand?
Die wie durch Zauber feſt geſchlungen waren,
Löſt Glück und Ruh und Zeit mit leiſer Hand,
Und, jedem fremden Widerſtand entronnen,
Ertränkt ſich Lieb' im Becher eigner Wonnen.

Viel ſeliger, wenn ſeine ſchönſte Habe
Das Herz mit ſich ins Land der Schatten reiſst,

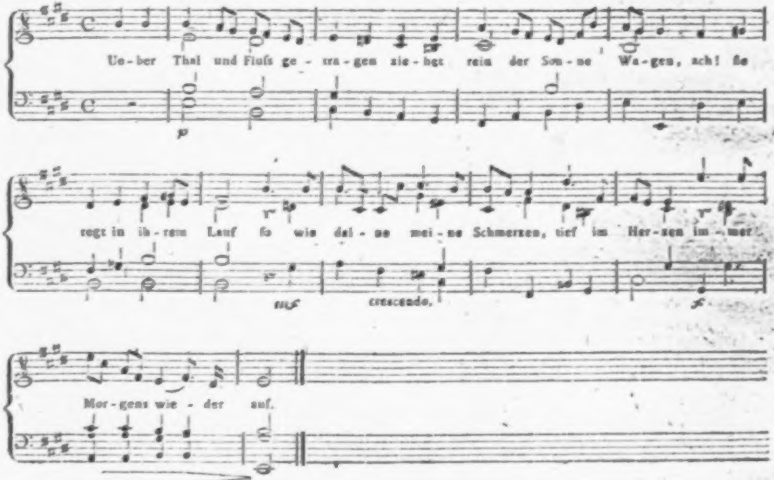
Wenn dem Befreyer Tod, zur Opfergabe,
Der ſüſse Kelch noch kaum gekoſtet fleuſst.
Ein Tempel wird aus der Geliebten Grabe,
Der ſchirmend ihren heil'gen Bund umſchleuſst.
Sie ſterben: doch im letzten Athemzuge
Entſchwingt die Liebe ſich zu höherm Fluge.

Dieſs mildert dir die gern erregte Trauer,
Die Dichtung führt uns in uns ſelbſt zurück.
Wir fühlen beyd' in freudig ſtillem Schauer;
Wir ſagen es mit ſchnell begriffnem Blick:
Wie unſers Werths iſt unſers Bundes Dauer,
Ein ſchön Geheimniſs ſichert unſer Glück.
Was auch die ferne Zukunft mag verſchleyern,
Wir werden ſtets der Liebe Jugend feyern.

A. W. Schlegel.

AN MIGNON.

Mit verhaltnem Ausdruck. **Zelter.**


Ue-ber Thal und Fluſs ge-tra-gen zie-het rein der Son-ne Wa-gen, ach! ſie
p
regt in ih-rem Lauf ſo wie dei-ne mei-ne Schmerzen, tief im Her-zen im-mer
mf
crescendo.
f
Mor-gens wie-der auf.

An Mignon.

Ueber Thal und Fluſs getragen
Ziehet rein der Sonne Wagen,
Ach! ſie regt in ihrem Lauf,
So wie deine, meine Schmerzen,
Tief im Herzen,
Immer morgens wieder auf.

Kaum will mir die Nacht noch frommen,
Denn die Träume ſelber kommen
Nun in trauriger Geſtalt,
Und ich fühle dieſer Schmerzen,
Still im Herzen,
Heimlich bildenſte Gewalt.

Schon ſeit manchen ſchönen Jahren
Seh ich unten Schiffe fahren,
Jedes kommt an ſeinen Ort,
Aber ach! die ſteten Schmerzen,
Feſt im Herzen,
Schwimmen nicht im Strohme fort.

Schön in Kleidern muſs ich kommen,
Aus dem Schrank ſind ſie genommen,
Weil es heute Feſttag iſt;
Niemand ahndet daſs von Schmerzen,
Herz im Herzen,
Grimmig mir zerriſſen iſt.

Heimlich muſs ich immer weinen,
Aber freundlich kann ich ſcheinen
Und ſogar geſund und roth;
Wären tödlich dieſe Schmerzen
Meinem Herzen,
Ach ſchon lange wär ich todt.

GOETHE.

Lied auf dem Rigiberg *)
geſungen.

O ſüſse Ruh im Tannenwalde
Fern ob dem See,
An Rigiberges grüner Halde
Auf luſt'ger Höh!

O weiſse Berg' in Aetherbläue!
Du dunkle Fluth,
Wo tief der Häupter hohe Reihe
Im Abbild ruht!

In ſchimmernd grünen Alpenwieſen
Ein Sorgenfrey —
Liegt hier im Schirm des Felſenrieſen
Die Sennerey.

---

*) Ein Alpenberg zwiſchen Zug, Lucern und Schweiz, ſo vortheilhaft hingeſtellt, daſs man von ſeinem Gipfel eine der umfaſſendſten Ausſichten Helvetiens überblickt. Drey Seen die von Lucern und Zug, und der von Lowerz, beſpühlen ſeinen Fuſs.

Der Rinder Glocke tönt von Weiten
Im Wieſenplan —
Es ſchallt des Kirchleins Feyerläuten
Den Berg hinan.

Die bunte Ziegenheerde klettert
Im Felsgeklüft;
Des rauhen Hifthorns Ton durchſchmettert
Das Ferngedüft.

Es ſpielt des Felsborns muntres Rieſeln
Am Hüttchen hin,
Es wölbt ſich über Moos und Kieſeln
Ein Baldachin.

O kühle Stäte, Schattendüfte
Im Fichtengrün!
Wo friſche, rege Sommerlüfte
Den Hain durchziehn!

Hier flieſst mein Blut in ſanftern Wellen
Dem Herzen zu!
Hier ſtrömt aus tauſend offnen Quellen
Mir Seelenruh!

Hier wo des Schreckhorns*) kalte Stirne
Die Ros' umſchwebt!
Und um des Glärniſch**) hohe Firne
Ein Goldduſt bebt!

Wo hoch in blauen Finſterniſſen
Von Nacht umgraut,
Tief in zerborſtner Felſen Riſſen
Der Adler baut!

In jenes Berggeländes Falte
Der Nebel weilt,
Bis des Geklippes ſcharfe Spalte
Den Dunſt zertheilt!

---

*) Bekantlich eines der höchſten unter den Urgebirgen des Kantons Bern.

**) Das höchſte Gebirge von Glarus

Wo ſtolz in eigner Felſen Schatten
Pilatus *) ſtarrt,
Der nur mit blaſſer Alpen Matten
Gegürtet ward!

Wo hinter ſeinen Klippenzinken
So kühn als frey,
Des Entlibuchers **) Schwerdter blinken
Dem Bunde treu!

Horch wie des Bergſtroms wildes Toſen
Zum Liſpel wird!
Wie ſanft er dort mit leiſem Koſen
Die Trift durchirrt!

---

*) Mons Pileatus, im Kanton Lucern.

**) Eine in der Schweitzer-Geſchichte durch Tapferkeit und Treue berühmte Völkerſchaft Helvetiens.

Hier fern von aller Welt geſchieden
Mein ſelbſt bewuſst,
Athm' ich Geſundheit, Kraft und Frieden
Aus freyer Bruſt!

Hier ſchwebt mein Geiſt im Aetherlichte
Des Späthroths hin.
O, das erzählt Euch kein Gedichte,
Wie froh ich bin!

Friederike Brun.

Guidos Aurora.

Die Sonne ſteigt in Oſten licht empor;
Von goldnem ſchimmernden Gedüft umfloſſen,
Schwebt Eos ihrem Wagen lächelnd vor;
Der Himmel glüht mit Purpur übergoſſen.
Die ſtolzen Schaumbedeckten Roſſe fliehn
Hoch über Wolken mit verhängtem Zügel,
In Eos mildem lieblichen Karmin
Verklären ſich die dunkeln Blumenhügel.
Fern bricht ſich auf des Meeres düſterm Blau
Nur dämmernd noch ihr ſanfter Purpurſchimmer,
Aus ihren Locken träufelt friſcher Thau,
Die Sterne fliehn mit ſterbendem Geflimmer.
Sie ſieht zurück, der Sonne goldnen Glanz
Strahlt heller noch ihr ſchönes Antlitz wieder,

Die jungen Horen ſtreun im leichten Tanz
Bethaute Blumen auf die Gegend nieder.
O Guido, welche Götterkraft iſt dein!
Welch eine Glut! wie lächeln die Gefilde!
Die Göttin ſelbſt entzückt vom Wiederſchein
Der eignen Gottheit weilte vor dem Bilde.
So hat noch nie mit zauberiſcher Macht
Des Pinſels Glut zum Himmel uns erhoben,
So ſanft aufs dämmernde Gewand der Nacht
Des Morgens lichte Roſen nie gewoben.
Für den Geliebten bat an Jovis Thron
Die Göttin einſt ein ewig neues Leben;
O Guido, dir hat, eh ſie flehte, ſchon
Aurorens Bild Unſterblichkeit gegeben.

Louise***

Der Gott und die Bajadere

Indiſche Legende.

Mahadöh, der Herr der Erde,
Kommt herab zum ſechstenmal,
Daſs er unſers gleichen werde,
Mit zu fühlen Freud und Quaal.
Er bequemt ſich hier zu wohnen,
Läſst ſich alles ſelbſt geſchehn,
Soll er ſtrafen oder ſchonen,
Muſs er Menſchen menſchlich ſehn.
Und hat er die Stadt ſich als Wandrer betrachtet,
Die Groſsen belauert, auf Kleine geachtet,
Verläſst er ſie Abends um weiter zu gehn.

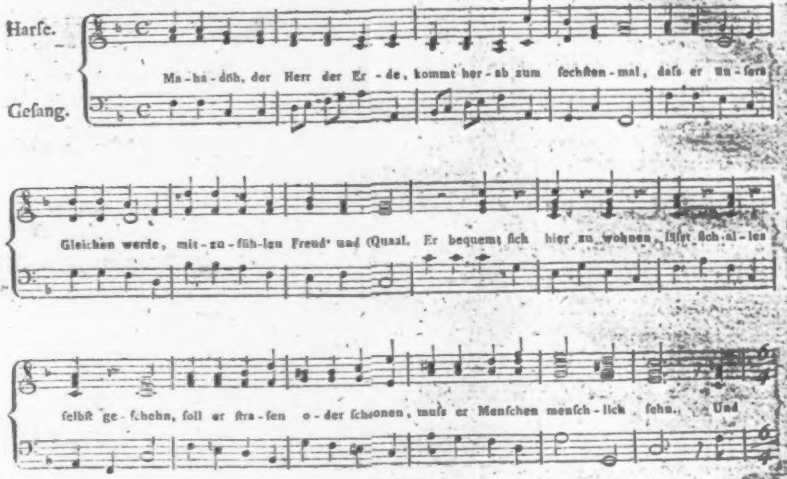
Als er nun hinausgegangen
Wo die letzten Häuſer ſind,
Sieht er, mit gemahlten Wangen,
Ein verlohrnes ſchönes Kind:
Grüſs dich Jungfrau! — dank der Ehre,

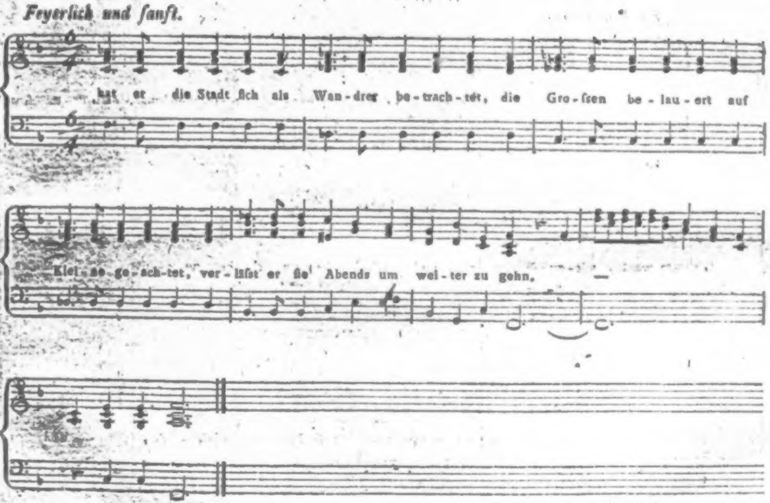
DER GOTT UND DIE BAJADERE.

Indiſche Legende.

Im Romanzenton.

Zelter.


Harſe.
Geſang.
Ma-ha-döh, der Herr der Er-de, kommt her-ab zum ſechſten-mal, daſs er un-ſers
Gleichen werde, mit-zu-füh-len Freud' und Quaal. Er bequemt ſich hier zu wohnen, läſst ſich al-les
ſelbſt ge-ſchehn, ſoll er ſtra-fen o-der ſchonen, muſs er Menſchen menſch-lich ſehn. Und


Feyerlich und ſanft.
hat er die Stadt ſich als Wan-drer be-trach-tet, die Gro-ſsen be-lau-ert auf
Klei-ne ge-ach-tet, ver-läſst er ſie Abends um wei-ter zu gehn. —

Wart, ich komme gleich hinaus —
Und wer biſt du? — Bajadere!
Und dies iſt der Liebe Haus.
Sie rührt ſich die Cymbeln zum Tanze zu ſchlagen,
Sie weiſs ſich ſo lieblich im Kreiſe zu tragen,
Sie neigt ſich und biegt ſich und reicht ihm den Strauſs.

Schmeichelnd zieht ſie ihn zur Schwelle,
Lebhaft ihn ins Haus hinein.
Schöner Fremdling, lampenhelle
Soll ſogleich die Hütte ſeyn,
Biſt du müd', ich will dich laben,
Lindern deiner Füſse Schmerz;
Was du willſt das ſollſt du haben,
Ruhe, Freuden oder Scherz.
Sie lindert geſchäftig geheuchelte Leiden,
Der Göttliche lächelt, er ſiehet, mit Freuden,
Durch tiefes Verderben ein menſchliches Herz.

Und er fordert Sclavendienſte
Immer heitrer wird ſie nur,
Und des Mädchens frühe Künſte
Werden nach und nach Natur.
Und ſo ſtellet nach der Blüthe
Bald und bald die Frucht ſich ein,
Iſt Gehorſam im Gemüthe
Wird nicht fern die Liebe ſeyn.
Aber ſie ſchärfer und ſcharfer zu prüfen
Wählet der Kenner der Höhen und Tiefen
Luſt und Entſetzen und grimmige Pein.

Und er küſst die bunten Wangen
Und ſie fühlt der Liebe Quaal,
Und das Mädchen ſteht gefangen,
Und ſie weint zum erſtenmal,
Sinkt zu ſeinen Füſsen nieder
Nicht um Wolluſt noch Gewinnſt,
Ach und die gelenken Glieder
Sie verſagen allen Dienſt.

Und ſo zu des Lagers vergnüglicher Feyer,
Bereiten den dunklen behaglichen Schleyer
Die nächtlichen Stunden das ſchönſte Geſpinnſt.

Spat entſchlummert unter Scherzen,
Früh erwacht nach kurzer Raſt,
Findet ſie an ihrem Herzen
Todt den vielgeliebten Gaſt,
Schreyend ſtürzt ſie auf ihn nieder,
Aber nicht erweckt ſie ihn,
Und man trägt die ſtarren Glieder
Bald zur Flammengrube hin.

Sie höret die Prieſter, die Todtengeſänge
Sie raſet und rennet und theilet die Menge.
Wer biſt du? was drängſt du zur Grube dich hin?

Bey der Bare ſtürzt ſie nieder,
Ihr Geſchrey durchdringt die Luft:

Meinen Gatten will ich wieder!
Und ich ſuch ihn in der Gruft.
Soll zu Aſche mir zerfallen
Dieſer Glieder Götterpracht?
Mein! er war es, mein vor allen!
Ach! nur eine ſüſse Nacht!
Es ſingen die Prieſter: wir tragen die Alten,
Nach langem Ermatten und ſpätem Erkalten,
Wir tragen die Jugend noch eh ſies gedacht.

Höre deiner Prieſter Lehre:
Dieſer war dein Gatte nicht,
Lebſt du doch als Bajadere,
Und ſo haſt du keine Pflicht.
Nur dem Körper folgt der Schatten
In das ſtille Todenreich
Nur die Gattin folgt dem Gatten
Das iſt Pflicht und Ruhm zugleich.
Ertöne Trommete zu heiliger Klage

O!

O! nehmet ihr Götter die Zierde der Tage,
O! nehmet den Jüngling in Flammen zu euch.

So das Chor, das ohn Erbarmen
Mehret ihres Herzens Noth,
Und mit ausgeſtreckten Armen
Springt ſie in den heiſsen Tod,
Doch der Götter-Jüngling hebet
Aus der Flamme ſich empor,
Und in ſeinen Armen ſchwebet
Die Geliebte mit hervor,
Es freut ſich die Gottheit der reuigen Sünder,
Unſterbliche heben verlohrene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor.

Goethe.

Die Mode.

Ueber die ſterblichen Menſchen, von einem Pole zum andern,
Waltet die Mode, und weit dehnt ſich ihr mächtiges Reich.
Oefters ſchwinget die Hand deſpotiſch den ehernen Scepter,
Oft auch neiget ſie ſanft roſenumwunden den Stab.
Nur wie es wohl ihr gefällt und wie's zur Stund' ihr gelüſtet,
Schlingt ſie bald grazienhaft, bald auch als Kette das Band
Um die gehorchende Welt; denn ſeit Aſtraea den Erdball
Floh, beherrſcht [illegible] die Mod' an der Unſterblichen Statt.
Wechſelnd und ohne Beſtand ſind ihrer Willkühr Geſetze,

Welche nach Laune doch oſt, auch was veraltet, erneut;
Hier zum milderen Süd den rauhen Norden verwandelt,
Dort in dem ſüdlichen Land Nordens Gebräuche gebeut.
Lange beherrſchte ſie ſtreng mein Vaterland, traurige Bande
Feſſelten es, ſie beſtritt feindlich die ſchöne Natur.
Sie verhüllte die Locken der Jungfrau mit läſtigem Zierrath,
Zwang mit entſtellender Kunſt aufwärts das Haar ſich zu drehn.
Barg in dem weiten Gerüſt' der Hüften liebliche Schlankheit,
Hemmte den Grazien-Gang und den geflügelten Schritt.
Dicht gefaltet und eng, in neidiſch bergender Fülle,

Rauſchte das ſchwere Gewand zierliche Rücken hinab,
Dennoch beugte die Schönheit mit folgſam geſchmeidigem Nacken
(Beſſeres kannte ſie nicht) ſich dem tyranniſchen Joch.
Aber wie ſchnell hat ſich rings um alles gewandelt! — Die Göttin
Bildet' in attiſche Frau'n jetzt ihre Dienenden um.
Freundlich reichet ſie ihnen die zarten weiſſen Gewänder,
Reicht das goldene Band wallenden Locken zum Schmuck.
"Nehmet blühende Mädchen, ſo ſpricht ſie, die ſchöneren Gaben
"Aus der Gebieterin Hand, welche die Treue belohnt;
"Schauet die reizende Tracht!" Sie zierte Griechenlands Jungfraun

"Die euch auf meinem Altar liebliche
Opfer geſtreut.
"Lange prüft' ich euch ſchon, ihr folgtet
mit blindem Gehorſam
"Selbſt dem verkehrten Befehl, was es Ge-
bot nur von mir,
"Aber hinfort ſoll euch nicht die blinde
Laune gebieten,
"Friedlich herrſch' ich zugleich nun mit
der holden Natur,
"Schöner erſcheine durch mich dem Lie-
benden jetzt die Geliebte
"Sittſam in einfachem Reiz, in dem be-
ſcheidnen Gewand,
"Wie vor der Jünglinge Blick in Hellas
blühenden Thälern
"Himmliſcher Grazie voll jegliche Jung-
frau erſchien,
"Lieb' und freudiges Staunen im Buſen er-
regend." Die Mode

Sprach es und eilend ergriff jede das ſchöne Geſchenk.
Aber — war's ein Verſehn der ſorglos tändelnden Göttin,
Welche mit flüchtigem Fuſs raſtlos den Erdball umſchweift,
War es ſträflicher Muthwill der Gauklerin, daſs ſie beim Geben
Nur der griechiſchen Frau'n züchtigen Schleyer vergaſs?

F.

Die entführten Götter.

O Römerinnen, Römer nicht!
Wo iſt die Heldenkraft der Ahnen?
Vergeſſen habt ihr Nahmen, Ruhm und Pflicht,
Und tief erröthen jene groſsen Manen.

Mit blödem Wahn von euch verehrt,
Verräth ein Prieſter eure Götter?
Für uns zu ſterben macht euch unſer werth:
Der Feig' allein erkennt uns nicht als Retter.

Da, ewig nun zu eigner Schmach!
Leb wohl, o Stadt der ſieben Hügel!
Bald ſtürzt dein ödes Pantheon uns nach,
Uns aber leiht der Sieg die leichten Flügel.

Vom Himmel lockten uns herab
Die freundlich bildenden Hellenen;

Von uns empfangend, was ihr Sinn uns gab,
Vermählten ſie das Göttliche dem Schönen.

Als Freyheit mit der Tugend ſtarb
Erloſchen Hellas Roſenſchimmer,
Und Stärke, die ein grauſes Recht erwarb,
Stieſs den Altar der holden Kunſt in Trümmer.

Doch ſahn wir, im Vernichten groſs,
Mit Luſt, der Wölfin Pflegeſöhne:
Wir theilten gern der hohen Roma Loos,
Daſs ſie uns Herrſcher über Herrſcher kröne.

In der Triumphe Prachtgewühl
Empfing Quirinus ſeine Brüder;
Das Kapitol ward ein Olymp: da fiel
Vor ſeinem Raub der Sieger betend nieder.

Zeus Adler flog dem Heer voran,
Er thronte, der Geſetze Wächter. —

Senat und Volk ward Einem unterthan,
Und ſchnell entartet ſanken die Geſchlechter.

Wild ſchwärmten an der Tiber Strand
Des Nordens Rieſen, ſie zu ſtrafen.
Von Knechten und Barbaren abgewandt
Schien ein Jahrtauſend unſre Macht zu
ſchlafen,

Bis mit dem jungen Morgenroth
Entwohnte Hymnen uns umwallen.
Es war die Kunſt, die Huldigung uns bot,
Und neue Feſte, neue Tempelhallen.

Auf! feſsle jetzt uns noch, o Rom,
Durch groſse Thaten, ſchöne Werke!
Verſank auf ewig in der Zeiten Strom
Der Bildner Geiſt, ſo wie der Helden Stärke?

In dumpfer Trägheit Nebelduft
Prahlſt du mit gähnenden Ruinen:

Du biſt der Vorwelt eingeſunkne Gruft,
Aus der noch Roſen blühn, noch Lorbern
grünen.

Ihr aber, die ihr, ſiegberauſcht,
Auſoniens myrtumkränzte Fluren
Gleich eurem Rhodan wogend überrauſcht,
Und einem Brennus folgt auf Brennus
Spuren!

Ruft uns mit reiner Opfer Glut,
So ſoll euch unſre Huld belohnen.
Allein ihr trotzet in der Freyheit Hut,
Und wollt uns zwingen, unter euch zu
wohnen?

Habt ihr für uns ein Heiligthum?
Und läſst ſich Hellas Reiz erfechten?
Sind Götter auch ein menſchlich Eigenthum?
Ihr geizt umſonſt nach des Olympus
Mächten!

Wer würdig uns zu ehren weiſs,
Trägt uns in ſeiner Bruſt, ſein eigen.
Doch trittſt du ungeweiht in unſern Kreis,
So deckt uns Nacht und die Orakel ſchweigen.

A. W. SCHLEGEL.

Liebe und Hofnung.

In der Liebe Wunden träufelt
Hofnung ihren Balſam oft,
Aber wo Vernunft verzweifelt,
Ach da ſeufzet Lieb' und hofft.

B.

Elegien.

Erſte.

Süſs iſt Amors verbotene Frucht, und ſüſs iſt das Mädchen,
Das verſtohlen mich küſst, froh mich und ſeeliger macht!
Wenn ihr Oheim bedächtig die häusliche Rechnung durchſiehet
Grollend findet, daſs ſie allzuviel ſpende im Haus,
Dreht ſie, rückwärts ſehend, das ſchwarze ſchalkhafte Auge,
Winkend nach mir, und ich kenne den ſchelmiſchen Wink,
Nahe mich ernſthaft dem ehrbaren Manne mit wichtiger Miene
Spreche von Frieden und Krieg, von dem verſchlagenen Volk,

Von der Höfe Betrug, von weiſen Miniſtern und Fürſten,
    Von Buonaparte's Kampf, Mantua's nahem Entſatz,
Neben mir ſtehet das Mädchen, die Augen lieblich geſenket,
    Beiſst ſich lachend den Mund, ſchielt von der Seite mich an.
Jetzt geräth der Oheim in Eifer, er ſchmähet die Fürſten
    Tadelt heftig das Volk, ſchilts ein verrätheriſches Pack,
Sagt ſein kluges Bedünken, woran es fehlet, was jetzo
    In der kritiſchen Zeit ungeſäumt wäre zu thun.
Das hat er lang ſchon geſagt, vorhergeſehen ſchon lange,
    Thut man nicht, was er weiſs, ja ſo iſt alles dahin!

Nun ergreift er den Hut, wir ſehen mit ſtockendem Odem
Aengſtlich harrend ihm nach, ob er wohl kehre zurück,
Und nun faſst er die Pfoſte, er öffnet die Thüre, er ſchlieſst ſie
Ausgebreitet den Arm, wend' ich behend mich herum,
Und mit frohem Entzücken fliegt Nina mir in die Arme,
Ihre pochende Bruſt ſtrebt an der meinen empor.
Ach, wir liebten uns lange, und durften's lang nicht geſtehen,
Doch der Herzen Begier ſprach der beredtere Blick,
Siehe' da laſen wir einſt im Buche des göttlichen Dante,
Wie die Liebe ſo leicht zweier Herzen ereilt.

Laſen, die Seufzer Franceſca's, und ihre Thränen im Orkus,
Und wir weinten mit ihr, fühlten Paolo's Qual,
Als wir dahin geleſen, wo ſittſam das Mädchen erzählet,
Wie ſie Amor verrieth, Paolo zitternd ſie küſst,
Da umwand ich das Mädchen, und wagte was Paolo gewaget,
Drückte den feurigſten Kuſs ihr auf den ſeufzenden Mund,
Von dem ſchönſten Gefühl, von meinem Feuer ergriffen
Sank ihr holdes Geſicht ſtill auf das meinige hin,
Ihre Seele ſchien ſeufzend der ſchönen Bruſt zu entfliehen,
Und im durſtigen Kuſs ſaugt' ich den Flüchtling in mich.

Seufzend rief ich: o Nina! — da ſtarb im Drang der Empfindung
Jeder ſtammelnde Laut mir auf den Lippen dahin.
Halte die rollenden Räder Saturnus, Führer der Stunden
Hemme den eilenden Lauf, ſtürzend entfliehende Zeit,
Aber neidend den Anblick dreht ſchneller Saturnus die Räder'
Wohnt der häſsliche Neid auch in göttlicher Bruſt?

Zweite Elegie.

Freund, du ſchiltſt vergebens: "O ſpare die köſtlichen Stunden
"Keine Reue bringt, ach, die entflohnen zurück!
"Kurz iſt das Leben und lange die Kunſt, ſo ſagten die Alten,

"Darum wacker mein Freund! laſſe den kindiſchen Tand!
"Wähle die ernſte Minerva, ſtatt Venus tändelndem Buben,
"Der mit gebundenem Aug' dich nur auf Abwege führt."
Halt! ich fühle die Wahrheit, den Werth der wandelnden Horen,
Ich bezeichne ſie gern, eh ſie mir ſchlüpfend entfliehn.
Jeder flecht' ich gern zum Angedenken ein Kränzchen,
Sehe mit ſeliger Luſt auf die Bekränzten zurück.
Die bekränz' ich nicht, die keuchend langſam entſchleichen,
Deren laſtender Gang Schweiſs von der Stirne nur lockt,
Bin ich zur Arbeit geſchaffen? und ſoll ich nicht auch genieſsen?

Wenn nach mühvollen Tag winket die fröhliche Nacht,
Wenn ſie traulich des Abends in meinem Arme ſich wieget,
Vor uns ein kniſterndes Licht flammt mit verglimmendem Docht,
Wie das Girren der Taube, ſo lockt ſie mit zierlichem Finger
Aus der dumpfen Mandol einzelne Töne der Luſt.
Und ich höre ſie immer, ich wiege mit bebenden Armen,
Stets auf dem Lichte den Blick, zärtlich die ſüſseſte Laſt.
Ach nun will es erlöſchen, noch einmal leuchtet die Flamme
Und ein plötzlicher Blitz läſst uns im Dunkel zurück.
Ha! jetzt faſs' ich das Mädchen, jetzt leuchtet die liebliche Fackel
Amors Fackel mir vor, Dank dir freundliches Kind!

Dritte Elegie.

Mädchen, komm in die Vigne, am ſchönſten Tag des October.
Laſs jetzt Nadel und Rahm, Mädchen, uns rufet die Luſt.
Laura wird uns begleiten. ihr Bräutgam der wackre Philippo
Bringt den Wagen mit ſich, flügelſchnell rollen wir hin.
Luſtig Nina! Meſſera iſt fern und niemand beſchwert uns,
Und wir kürzen den Tag unter Geſängen und Spiel,
Abends fahren wir dann bey Fackelſcheine nach Hauſe,
Daſs die nächtliche Straſs' tönt von dem bacchiſchen Feſt,
Winzer und Winzerin jubelt, es ſchallet die klappernde Trommel,
Und der muntere Tanz ladet uns ſelber auch ein,

Und wir miſchen uns unter das luſtige Völkchen, wir theilen
Ihren ländlichen Scherz, hören der Freude Geſchrey,
Laut ertönt der Geſang des Winzers, er ſchwinget die Fackel,
Funken ſprühen umher, glänzend erſcheinet die Nacht.
Emſig ſchüttelt die klingenden Eiſen das luſtige Mädchen,
Und in luſtigem Sprung wirbelt der Tänzer um ſie,
Evoe! tönts durch die Büſche, die Jubelſtimme der Freude
Füllen Reben und Hain laut mit Menadiſchem Lärm.
Nimm die Zither, mein Mädchen, ſchon kömmt Philippo gefahren,
Eile, gieb mir die Hand, munter, mein Liebchen, voran.

Amor und Bacchus, ihr lieblichen Knaben, ihr Geber der Freude,
Nehmet mein Mädchen und mich wirthlich unter euch auf.

Vierte Elegie.

Nackt ſind die Reben und ſchon vorbey die Leſe, wir kehren
Früchtebeladen zurück in das erbrauſende Rom;
Süſse Büſche, lebt wohl und ihr verſchwiegene Schatten,
Du Blanduſias Quell, Anio's murmelnder Strom,
Dunkle Lauben lebt wohl, wo oft in ſüſſer Umarmung
Luna und Heſper uns fand, wo uns Aurora geweckt,
Reizende Hügel lebt wohl und Dank dir Amor und Bacchus,

Freundliche Demeter dir, bleibet uns gnädig und hold.
Dieſen kleinen Altar hab ich mit Nina errichtet,
Und wir weihten ihn Euch, Freudebringende Drey!
Dieſen Kuchen, ihn hat mit zierlichen Händen mein Mädchen
Selbſt geknetet, und dieſs Bildchen, wir opfern es euch.
Dieſes Bildchen, ich hab es mit fleiſsigen Händen aus Wachſe
Künſtlich geformt; o nehmt, Himmliſche, gütig es an.
Amor! es iſt dein Bild, du trägſt im weichlichen Händchen
Von der goldenen Frucht voll ein gewundenes Horn.
Aehren der Ceres, und Trauben des Bacchus, das Horn Amalthea's
Aller Früchte, die ihr Liebenden liebend geſchenkt.

Nina, es ſtirbt die Natur, entlaubt ſind Wälder und Büſche,
Im verödeten Feld jeglicher Jubel verſtummt,
Schon entkleidet der rauhe Nord die laubigten Grotten
Wo in zweifelndem Licht Amor ſich gerne verſteckt,
Traurig raſchelts im kniſternden Laub und ſchauerlich ſtreichen
Ueber Stoppeln und Moor dumpfige Nebel dahin.
Ach es welkt die Natur, um lange Monden zu ſchlummern,
Bis ſie Amor aufs neu Blumenbekränzet erweckt,
Amor verläſst das Gefilde, wir nehmen den lieblichen Knaben
Freundlich mit in die Stadt, und er wird wohnen bey uns.

K.

Der Garten zu Wörlitz.

Was für ein Zauber weilt auf dieſer Stelle?
Welch holder Wahn ſchleicht in die Bruſt ſich ein?
Sanft weht das Laub, harmoniſch rauſcht die Welle,
Und ſüſse Bilder wanken durch den Hain.

Wie wallt das Thal, bewegt von leichten Schatten,
Von klarer Flut und Sonnenſchein geküſst,
Wie lieblich hier ſich Luſt und Ruhe gatten!
Wie ſelbſt der Herbſt die Fluren milder grüſst!

Schon ſchmilzt, wo dort des Tempels Säulen glänzen,
Der Weide Grün zu leichtem gelbem Flor,
Hier hebt ſich noch mit friſchen Farbenkränzen
Der Eiche Laub in Jugendkraft hervor.

Am fernen Hügel, wo der See ſich kräuſelt,
Glüht mancher Buſch, von Purpur übermahlt,
Indeſs in blauer Luft die Pappel ſäuſelt,
Das ſchöne Haupt von Silberglanz umſtrahlt.

Wie iſt auf dieſem zart bewegten Spiegel,
Wo Phöbus mild in jeder Welle lacht,
Die Fahrt ſo ſchön! wir landen froh am Hügel,
Und uns umfängt des Haines ſanfte Nacht.

Platanen wölben am umſchirmten Teiche
Ein Schattendach für heiſser Sonne Glut,
Sie neigen tief herab die ſchönen Zweige,
Und küſſen ſanft die ſtill verklärte Flut.

Welch' Jubeln tönt von jenem Ufer wieder?
Ein buntes Völkchen legt mit heiterm Sinn
Im hellen See die grauen Netze nieder,
Und ſchwebt auf leichten Kähnen her und hin.

Was ſind ſie hier, wo Luſt und Freiheit wohnen,
Wo ſüßer Friede unſre Stirn umkränzt,
Die Freuden, die in Königsſtädten thronen,
Die ſtolze Pracht, die in Palläſten glänzt?

Ein heitrer Geiſt beſeelet hier und hebet
Den todten Stoff zur Harmonie empor,
Und aus dem ſtillen Zwang der Regel ſtrebet
Natur mit freier ſchöner Kraft hervor.

Auch hier wohnt Kunſt: oft keimt aus öden Steinen
Ein kleiner Garten wie durch Zaubermacht,
Und, ungeſehen dort dich auszuweinen,
Winkt dir der Grotte heimlich ſtille Nacht.

Am ſchwankem Seil ſpringt über feuchte Gründe
Der Brücke Bogen leicht mit dir hinweg,

Und unvermerkt durch lockendes Gewinde
Führt heimlich dich ein unwirthbarer Steg.

Und immer tiefer ſenkt in ſtille Grüfte,
Wohin ein dürftig Licht nur ſparſam fällt,
Der Pfad ſich ein, und drängt ſich durch die Klüfte,
Die nur ein lockres Band zuſammenhält.

Bis, wo die Felſen ſich in Büſchen enden,
Ein Gärtchen dich umfängt, wo ſich das Licht,
Umſchirmt von ſteilen, moosbedeckten Wänden,
In milder Dämmerung ſchwermüthig bricht.

Hier faſſet dich mit leiſem Geiſterwehen
Ein ſtilles Grauen, dem getäuſchten Sinn
Scheint alles todt, du wirfſt dich ungeſehen
Und traurig auf bemooſte Steine hin.

O fliehe nicht der ſanften Trauer Stunden.
Verſchmähe nicht der Wehmuth ernſte Luſt!
Die Einſamkeit thaut Balſam auf die Wunden,
Und jedes Herz ſchlägt ſanfter in der Bruſt.

Oft bricht ſich durch der Schwermuth düſtern Schleier
Ein heil'ger Stral, der Hoffnung göttlich Kind,
Der Muth erwacht, die Herzen ſchlagen freier,
Die doch im Ahnden nur hienieden glücklich ſind.

Sophie Mereau.

Die Worte des Glaubens.

Drey Worte nenn ich euch, innhaltſchwer,
Sie gehen von Munde zu Munde,
Doch ſtammen ſie nicht von auſſen her,
Das Herz nur giebt davon Kunde.
Dem Menſchen iſt aller Werth geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drey Worte glaubt.

Der Menſch iſt frey geſchaffen, iſt frey,
Und würd er in Ketten gebohren,
Laſst euch nicht irren des Pöbels Geſchrey,
Nicht den Misbrauch raſender Thoren,
Vor dem Sclaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freyen Menſchen erzittert nicht.

Und die Tugend, ſie iſt kein leerer Schall,
Der Menſch kann ſie üben im Leben,
Und ſollt er auch ſtraucheln überall,
Er kann nach der göttlichen ſtreben,

Und was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Und ein Gott iſt, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menſchliche wanke,
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchſte Gedanke,
Und ob alles in ewigem Wechſel kreiſst
Es beharret im Wechſel ein ruhiger Geiſt.

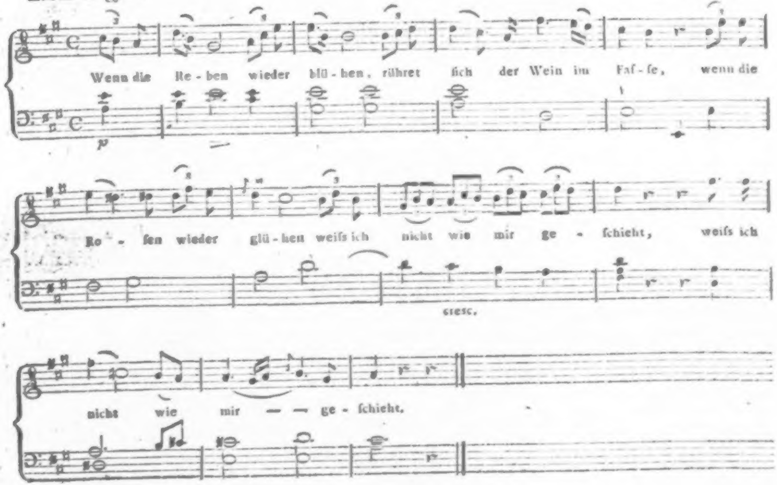
Die drey Worte bewahret euch, inhaltſchwer,
Sie pflanzet von Munde zu Munde,
Und ſtammen ſie gleich nicht von auſſen her,
Euer Innres giebt davon Kunde,
Dem Menſchen iſt aller Werth geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drey Worte glaubt.

SCHILLER.

ERINNERUNG.

Etwas langſam.

Zumſteeg.


Wenn die Re - ben wieder blü - hen, rühret ſich der Wein im Faſ - ſe, wenn die
p
Ro - ſen wieder glü - hen weiſs ich nicht wie mir ge - ſchieht, weiſs ich
creſc.
nicht wie mir — — ge - ſchieht.

Erinnerung.

Wenn die Reben wieder blühen
Rühret ſich der Wein im Faſse,
Wenn die Roſen wieder glühen,
Weiſs ich nicht wie mir geſchieht.

Thränen rinnen von den Wangen,
Was ich thue was ich laſſe,
Nur ein unbeſtimmt Verlangen
Fühl ich, das die Bruſt durchglüht.

Und zuletzt muſs ich mir ſagen,
Wenn ich mich bedenk und faſſe,
Daſs in ſolchen ſchönen Tagen
Doris einſt für mich geglüht.

GOETHE.

Tantalus.

Ein Dramolet, auf dem Olymp.

Apoll und Merkur kommen heraus.

Merkur.

War das nicht eine herrliche Jagd,
Apoll, das muſst du doch geſtehen,
Der Sterbliche hat uns Spaſs gemacht!

Apoll.

Er ſchnitt doch der Juno gegenüber,
Eine Figur, als hätt ers Fieber.
Zevs, den kützelt' es innerlich —
Aber ſag mir, entzaubere mich.
Wo führt' ihn das böſe Wetter
Zu uns herauf an die Tafel der Götter?

Merkur.

Still, der Einfall kommt von mir.
Wollten Juno ein wenig pikiren,

Und Vater Jupitern desennuyiren,
War ja alles ſo traurig hier.

Apoll.

Ha ha ha! wie er da ſaſs beklommen
Ganz in Nektar und Lieb verſchwommen.
In ihrer Blicke Wiederſchein
Meynt' er Jupiter ſelber zu ſeyn.

Merkur.

Nein, aber darüber ging doch nichts,
Der Meiſterſtreich, den er ausgehen lieſs,
Du haſt es ja geſehn — der Schnitt des Geſichts,
Als er mit Zevs die Geſundheit ſtieſs.

Apoll.

Die Geſundheit mit Zevs — wie iſt das zu verſtehn?

Merkur.

Ey ſo haſt du ja nichts geſehn!
Vater Zevs, Vulkanen zu ſcheeren,
Stieſs mit Mars die Geſundheit an:

Der ſchönſten Frau vom frömmſten Mann!
Meiſter Tantalus ſtieſs mit an.
Der Donnerer durfte ſein Glas nicht leeren,
Der ganze Olymp ſchien beſtürzt voll
Verdruſs,
Nur nicht Meiſter Tantalus.

Apoll.

Was ſagte Juno?

Merkur.

Was ſollte ſie ſagen?
O das iſt noch nicht genug.
Haſt du denn nichts gehört, man ſchlug
Beym Nachtiſch einen Spatziergang vor,
Mein Tantalus über und über Ohr
Als Juno ſagte, ſie wollte im Garten
Die andern Göttinnen um zehne erwarten,
Sie ſetzte ſpöttiſch hinzu: es iſt warm,
Herr Tantalus giebt euch vielleicht den Arm.
Mein Tantalus nahm's in Ernſt und bückte
Bis unter den Tiſch ſich, rükte und rückte

Den Stuhl — daſs alles für Lachen erſtickte.
Bis ihn Juno zurechte wies,
Es ſey ihr Ernſt nicht — und er's lieſs.

Apoll.

O ſtill, nun weiſs ich, warum mit dem Alten
Cupido vorhin Kriegsrath gehalten.
Sie wollten eine Wolke ſtaffieren,
Ihn, wenn er heimgieng, zu intriguiren.
Still, da kommt er ſelber ja wohl,
Wenn ich nicht irre —

Merkur.

Er iſts Apoll.

Tantalus (tritt auf)

(Merkur und Apoll halten ſich ſeitwärts ihm zuzuhorchen.)

In dieſer freundlichen Sommernacht
Wo auſſer Feuerwürmchen und Heimchen
Kein Geſchöpf mehr neben mir wacht,
Niemand mich hört, als Myrthenbäumchen
Und die ſtillen Schauer der Nacht:

Hier wird es doch erlaubt ſeyn, das endloſe Grauen
Die entzückende Beklemmung meines Herzens
Den ganzen Himmel meines Schmerzens
Nur mit einem Blick zu überſchauen,
Und dir Allmutter Natur, zu vertrauen.
Ich liebe — darf ich mir ſelber es ſagen?
Wohin die verirrteſte Phantaſey,
Wohin der Titanen Waghälſerey
Nie kühn genug war, ſich hinzuwagen,
Wagt mein verrätheriſch Herz ſich hin,
Ich liebe der Götter Königinn.
Es iſt geſagt, ihr hörtet es Götter!
Auf denn, führt die rächenden Wetter
Ueber mein ſchuldiges ſterbliches Haupt,
Euch iſt die grauſame Luſt erlaubt.
Ihr ſelbſt fachtet ſie an dieſe Flammen,
Ihr die ihr darinn Troſt ſuchen müſst,
Das an andern zu verdammen,

Was euer Lieblingsverbrechen iſt.
Da ſpart euren Witz in Erfindung der Strafen
Was euch unerträglich däucht,
Iſt gegen die Qualen, die hier noch ſchlafen,
Die ihr nicht ahnden könnt, Federleicht.
Empfandt ihr je verzweifelnde Triebe
Reicht eure Phantaſey dahin?
Ich bin ein Sterblicher und ich liebe
Liebe der Götter Königinn.

Indem er ſich umwendet, wird er eine Wolke gewahr, in Junos Bildung.

Sie iſts — ſie iſt es ſelbſt — o Himmel und Erde!
Sie hat es gehört das verwegne Geſtändniſs,
Ihr Blick wird mich tödten, ſie hat es gehört.
Sie ſieht mich nicht. Im hohen Selbſtgenuſſe
Luſtwandelnd unterm Schleyer der Nacht
Froh wie es ſcheint, daſs unter ihrem Fuſse
Die Erde ſchläft und kein Geſchöpf mehr wacht!

Das ſich zu ihrem Dienſt bemühte.
Hier wacht noch eins, unendliche Güte,
In ſeliger Qualentrunkenheit —
Sie wendet ſich — O hat Mnemoſyne
Endimions Schickſal nicht geweiht?
O alle Strafen die ich verdiene
Gegen eine mitleidige Miene
Gegen einen Blick, der mir verzeyht —
Sie nähert ſich — Kam ſie wohl, weil die Nacht
Alle Verhältniſſe ähnlicher macht?
(er will ſich, ihr zu Füſsen werſen.)
Himmliſche Güte! verzeyhe, verzeyhe,
Jetzt oder nie, der Bewunderung
Des Entzückens verwegenſtem Schwung.
(das Bild verſchwindet)
Ha du fliehſt mich — Ungetreue!
Götter was ſprach ich? — Läſterung!
Meine Freundinn — die ſchlafende Erde
Ha ich fühls, bebt auf unter mir,

Macht ſich geflügelt auf, ich werde
Bald auf ewig verſchlungen von ihr.
Ach auf ewig entfernt von dir
In des Orkus Abgründe ſinken,
Zur Vollendung meiner Pein
Lethens kalte Fluthen trinken,
Und ohne Mitleid elend ſeyn. —
Wars nur ein Bild meiner Phantaſey?
Es iſt verſchwunden. Nimmer, nimmer!
Meine Thränen, mein Geſchrey
Meine Verzweiflung zieht ſie herbey.

(Das Bild erſcheint wieder. Er zieht eine Tafel heraus und fängt an, es abzuzeichnen.)

Leitet meine Züge, leitet,
Ihr von uns gefeyerten Spötter
Unſrer Leiden, die ihr bereitet,
Meine Züge, ſelige Götter!
Laſst durch keine Künſteleyn
Eure Zierde mich entweyhn.

(indem er zeichnet, verſchwindet das Bild.)

O muſs ich elend denn vor ſoviel Reitzen
ſtehn,
Und, haſch' ich nach, ſie ſpottend fliehen
ſehn?
Iſts möglich, elend in dem Grade!
Im Angeſicht ſo vieler Seligkeit
Erzürnte Götter! Gnade, Gnade!
Nur einen Augenblick, bis ich ſie konterfeyt!

(Das Bild erſcheint wieder; er zeichnet es
[illegible] nach.)

Laſſet euren Zorn erweichen,
Groſse Götter, hört mein Flehn,
Laſst mich dieſes Bild erreichen
Wenn ich werth war, es zu ſehn.
Ach ich ſolls euch wiedergeben
All mein Glück wird mir entwandt.
Strenge Götter! nehmt mein Leben,
Oder führet mir die Hand.
Nein, ihr hört mich nicht, Tyrannen

Ihr beneidt dies Bildniſs mir
Weil es milder iſt als ihr,
Weil ihm meine Thränen rannen,
Weil es meinen Geiſt erhebt,
Daſs es euch zu nahe ſchwebt.
Laſſet euren Zorn erweichen,
Groſse Götter, hört mein Flehn,
Laſst mich dieſes Bild erreichen,
Wenn ich werth war, es zu ſehn.

(Das Bild verſchwindet abermals. Er iſt auſser ſich.)

Götter — (ſich an die Stirne ſchlagend)

Amor (erſcheint)

Ey, wie ſo fleiſsig Herr Tantalus?
Weiſen Sie doch her, was giebts da wieder?
Ich hörte, ſie riefen um Hülfe, drum flieg ich
Aus meiner Mutter Schooſs hernieder,
Ich dachte, was Ihnen begegnet ſeyn muſs!
Fehlt Ihnen was?

Tantalus.

Ich bin verloren

Ich bin zum Unglück beſtimmt, geboren —

Amor.

Haben Sie was —

Tantalus.

Zu Qual und Leid —

Amor.

Haben Sie was abkonterfeyt?

Tantalus.

Bin ich geboren, bin ich erkohren.

Amor.

Haben Sie etwa was verloren?
Vielleicht im Monde? — Ich helf' Ihnen ſuchen.
Hören Sie, weil Sie ſo artig fluchen —
Mein Vater iſt ganz bezaubert davon,
Sie wiſſen, Zevs iſt ein Mann vom Ton —
Läſst er ſie ganz ergebenſt erſuchen,
Sie möchten ihm künftig die Ehre erweiſen,

Alle Tage mit ihm zu ſpeiſen,
Mit ihm und Juno —

Tantalus.

Unſterblicher Retter!
Ewig ſey dir, ſchönſter der Götter,
Meiner Entzückungen Dank gebracht.

Amor.

Aber nehmen Sie ja ſich in Acht,
Nichts anzurühren, was Ihr nicht gehöret,
Nichts anzuſehn, was Ihre Ruhe ſtöhret,
Sonſt lieber Schatz! verſchwindet es ſogleich.
Ey warum macht ſie denn das ſo bleich?

Tantalus.

Nichts hören noch ſehen? —

Amor.

Nichts hören noch ſehen,
Wiewohl das Hören zuzugeſtehen
Jupiter kein Bedenken ſich macht,
Doch nur dann, wenn man ihrer lacht.
Sie ſollen überdem alle Nacht

Mit Junos Schatten ſpatzieren gehen,
Aber ſobald ſie auch nur nach ihm ſehen —

Tantalus.

Was ſoll ich denn? Nicht ſehen, nicht hören,
Nicht eſſen, nicht trinken —

Amor.

Wer ſagt denn vom Hören?
Und ein ächter Liebhaber muſs
Eigentlich nichts thun, Herr Tantalus,
Als den Göttern zur Farce dienen.
Leben Sie wohl; ich empfehl mich Ihnen.

Lenz.

Nadoweſsiſche Todtenklage *).

Seht! da ſitzt er auf der Matte
Aufrecht ſitzt er da,
Mit dem Anſtand den er hatte,
Als er's Licht noch ſah.

Doch wo iſt die Kraft der Fäuſte,
Wo des Athems Hauch,
Der noch jüngſt zum groſsen Geiſte
Blies der Pfeife Rauch?

Wo die Augen, Falkenhelle,
Die des Rennthiers Spur
Zählten auf des Graſes Welle,
Auf dem Thau der Flur.

Dieſe Schenkel, die behender
Flohen durch den Schnee,
Als der Hirſch, der Zwanzigender
Als des Berges Reh.

---

*) Nadoweſsier, ein Völkerſtamm in Nordamerika.

Dieſe Arme, die den Bogen
Spannten ſtreng und ſtraff!
Seht, das Leben iſt entflogen,
Seht, ſie hängen ſchlaff!

Wohl ihm! Er iſt hingegangen,
Wo kein Schnee mehr iſt,
Wo mit Mays die Felder prangen
Der von ſelber ſprieſst.

Wo mit Vögeln alle Sträuche,
Wo der Wald mit Wild,
Wo mit Fiſchen alle Teiche
Luſtig ſind gefüllt.

Mit den Geiſtern ſpeiſet er droben,
Lieſs uns hier allein,
Daſs wir ſeine Thaten loben,
Und ihn ſcharren ein.

Bringet her die letzten Gaben,
Stimmt die Todtenklag'!
Alles ſey mit ihm begraben,
Was ihn freuen mag.

Legt ihm unters Haupt die Beile
Die er tapfer ſchwang,
Auch des Bären fette Keule,
Denn der Weg iſt lang.

Auch das Meſſer ſcharf geſchliffen,
Das vom Feindeskopf
Raſch mit drey geſchickten Griffen
Schälte Haut und Schopf.

Farben auch, den Leib zu mahlen
Steckt ihm in die Hand,
Daſs er röthlich möge ſtrahlen
In der Seelen Land.

SCHILLER.

Der Obelisk.

Aufgerichtet hat mich auf hohem Geſtelle der Meiſter,
Stehe, ſprach er, und ich ſteh ihm mit Kraft und mit Luſt.

Der Triumphbogen.

Fürchte nicht, ſagte der Meiſter, des Himmels Bogen, ich ſtelle
Dich unendlich wie ihn in die Unendlichkeit hin.

Die ſchöne Brücke.

Unter mir, über mir rennen die Wellen, die Wagen, und gütig
Gönnte der Meiſter mir ſelbſt auch mit hinüber zu gehn.

Das Thor.

Schmeichelnd locke das Thor den Wilden herein zum Geſetze,
Froh in die freye Natur führ es den Bürger heraus.

Schiller.

Abſchied.

Zu lieblich iſts, ein Wort zu brechen,
Zu ſchwer die wohlerkannte Pflicht,
Und leider kann man nichts verſprechen
Was unſerm Herzen widerſpricht.
Du übſt die alten Zauberlieder,
Du lockſt ihn, der kaum ruhig war,
Zum Schaukelkahn der ſüſsen Thorheit wieder
Erneuſt, verdoppelſt die Gefahr.
Was ſuchſt du mir dich zu verſtecken
Sey offen, flieh nicht meinen Blick!
Früh oder ſpät muſst ichs entdecken,
Und hier haſt du dein Wort zurück.
Was ich geſollt, hab ich vollendet,
Durch mich ſey dir von nun an nichts verwehrt,
Allein verzeih dem Freund der ſich nun von dir wendet,
Und ſtill in ſich zurücke kehrt.

GOETHE.

Schill. Muſ. Alm. 1798. L.

Die Jungfrau des Schloſſes.

Romanze.

Vor grauen Jahrhunderten ſtand
Auf Tannenumgürteten Höhen
(Noch ſind ihre Mauern zu ſehen)
Eine Burg im ſächſiſchen Land.
Dort hauſte Graf Erich, ein Mann
Von grauſamen Sitten, es wehte
Gar oft ſchon in blutiger Fehde
Sein drohendes Banner voran.

Jetzt hatt' ihn das Alter erreicht,
Schon glänzten, vom Reife der Jahre
Bedecket, die bräunlichen Haare
Des Ritters zu Silber gebleicht.
Doch blieb er ſtets trotzig und wild,
Ein harter Gebieter, es bebten
Vor ihm ſeine Diener und lebten
Mit furchtſamen Grauen erfüllt.

Nur Jutta erzitterte nie,
Wenn rauh ſie der Vater bedräute,
Nie zittert die Unſchuld, auch ſcheute
Der Nimmerbezähmte nur ſie;
Oft hielt ſie mit bittendem Blick
Das Schwerdt das der wüthende ſchwenkte
Die Diener zu würgen und ſenkte
Es ſanft in die Scheide zurück.

Kaum ſah ſie zum funfzehnten mal
Die Wipfel der Tannen beſchneiet,
Und wieder ergrünt und erneuet
Die ſchwankenden Erlen im Thal,
Doch pflegte mit holder Geduld
Des mürriſchen Vaters ſie ſtille,
Ihr höchſtes Geſetz war ſein Wille,
Ihr einziger Wunſch ſeine Huld.

Einſt da ſie dem Vater beim Strahl
Des Morgens, in dämmernder Frühe

Mit liebend-geſchäftiger Mühe
Gefüllt den gewohnten Pokal,
Da lockt der erwachende Chor
Des Hayns, die erröthende Bläue
Des heiteren Himmels die Scheue
Zum niedrigen Pförtchen am Thor.

Sie athmet in trunkener Luſt
Des Morgens balſamiſche Düfte,
Sanft heben ihr ſchmeichelnde Lüfte
Die Locken von Stirne und Bruſt.
Und wie ſie noch weilet, erſchrickt
Sie ſanft, als in nahen Geſträuchen,
Die ſchützend ſich über ihn beugen,
Ihr Aug einen Jüngling erblickt.

Still ſchmiegt ſich ein ſchmeichlender Hund
Dem ruhenden Jäger im Schooſe,
Ihm lieget zur Seit' in dem Mooſe
Die Armbruſt auf thauigtem Grund.

Sie bleibt mit gefeſſeltem Blick
Mit zweifelnden Tritten noch ſtehen;
Schnell heiſst ſie die Schüchternheit gehen
Und feſt hält ſie Neugier zurück.

Sie nahet dem Jüngling und ſpricht:
"So früh ſchon Herr Ritter vergnüget
"Die Jagd Euch? — denn ſicher, es trüget
"Dies ſtattliche Anſehn mich nicht;
"Wohl habt ihr als Gaſt ſchon, geehrt,
"Im hohen gewölbeten Saale
"Des Vaters, beim feſtlichen Mahle,
"Die glänzenden Becher geleert.

"Nur mir ſeyd Ihr noch nicht bekannt;
"Es hält aus der fröhlichen Mitte
"Der Männer die ſtrengere Sitte
"Uns ſchüchterne Frauen verbannt;
"Doch nehmt dieſen Frühtrunk, fürwahr
"Ihr habt der Erquickung vonnöthen"! —

Hier beut ſie mit keuſchem Erröthen
Den ſchwankenden Becher ihm dar.

Und ach mit dem Weine durchdringt
Der Liebe verzehrendes Feuer
Den Jüngling; wie zahlt er ſo theuer
Ein Labſal das Mitleid ihm bringt! —
O Mädchen! — du wähnſt, es ſey Wein
Der labend den Müden getränket?
Ruft feurig der Jüngling, ihm ſenket
In Buſen ſich glühende Pein.

Ich ſchlürft aus dem Becher nur Schmerz,
Der dumpf mir die Sinne umwindet,
Gekühlt iſt der Gaum; doch entzündet
Mit ewiger Flamme mein Herz! —
Doch weh mir! — es zürnet dein Blick
Du fliehest? — O Jungfrau verzeihe,
Schon folgt dem Vergehen die Reue,
Doch nehm' ich es nimmer zurück.

Mein Nam' iſt von Wart, und es lag
In Schwaben die Burg meiner Väter
Doch ach! es befleckt' ein Verräther
Den rühmlichen Namen mit Schmach;
Er iſt der Verfolgungen Ziel,
Seit ehrlos ihn Rudolph getragen;
Und Albert der Kaiſer, erſchlagen
Durch bübiſchen Meuchelmord, ſiel.

Auch uns traf die Rache; wir flohn.
Es birgt in der dichteſten Mitte
Des Waldes die niedere Hütte
Seit Monden die Irrenden ſchon.
Dort tönet ſo einſam und bang
Des Vaters verzehrende Klage,
Indeſs ich die Forſten durchjage
Dem dämmernden Morgen entlang.

Wohl fühl' ich's, daſs arm und verbannt,
Geächtet, ein Flüchtling ich ſchleiche,

Schon eil' ich von hinnen, doch reiche
Verzeihend mir liebreich die Hand.
Nie ſoll mehr dein zürnender Blick
O Schönſte, dem Allzuverwegnen
Auf ſchattiger Höhe begegnen,
Doch denke an ihn noch zurück.

Und Bläſſe des Todes umſchwebt
Jetzt plötzlich des Scheidenden Wange,
Indeſs noch mit ſchmerzlichem Drange
Der Buſen des Mädchens ſich hebt.
Sie iſt ſich nichts weiter bewuſst,
Beſiegt von dem mächtigſten Triebe,
Umfangen vom Zauber der Liebe,
Sinkt glühend ſie ihm an die Bruſt.

Er iſt der Verbannte nicht mehr;
Von zärtlichen Armen umſtricket,
Am Buſen der Liebe, erblicket
Verwandelt er rings um ſich her

Zur freundlichen Heimath die Flur,
Wo jüngſt er ein Fremdling ſich glaubte,
Es giebt, was das Schickſal ihm raubte,
Jetzt ſchöner ihm Lieb' und Natur.

Und jeglicher Morgen erneut
Mit ſüſsem Geheimniſs die Wonne
Der Liebenden, eh noch die Sonne
Die hüllenden Nebel zerſtreut,
Eh zitternd am dunkleren Blau
Der Schimmer der Sterne verglimmet,
Und zweifelndes Dämmerlicht ſchwimmet,
Rings über der ſchlummernden Au.

Es hört nicht der Stürme Geheul,
Es fühlt nicht den ſtürzenden Regen
Der Jüngling, den Fluthen entgegen
Erglimmet mit-liebender Eil'
Er Sommer und Winter die Höh'
Und bahnt auf der fährlichen Reiſe

Sich Pfade auf trüglichem Eiſe
Und Wege durch bahnloſen Schnee.

Stets harret die Liebende ſein,
Sie läſst ihn mit holdem Erbarmen
Am klopfenden Buſen erwarmen,
Sie reicht ihm den purpurnen Wein.
Im Schutze des nämlichen Baum's
Wo beide zuerſt ſich gefunden
Verträumen ſie ſeelig die Stunden
Des kurzen beglückenden Traums.

Doch einſt da zur Pforte ſie ſchleicht,
Naht plötzlich gerüſtet zum Jagen
Der Vater, es ſieht ihn mit Zagen
Die Tochter, ſie wankt und erbleicht.
Streng fragt er: "Wie trägſt du den Wein
"Zur Pforte"? — "Er war einem Müden
Entgegnet ſie ſtammelnd" beſchieden
"Vom Söller gewahrte ich ſein."

Schnell öfnet er zweiflend das Thor,
Da eilt' von den nahenden Tritten
Getäuſcht, mit geflügelten Schritten
Der harrende Jüngling hervor.
Und ſtolz ruft Graf Erich ihn an:
"Wer biſt du, um frevlend zu wagen,
"Dies fremde Geheg zu durchjagen
"Wer zeigte dem Knaben die Bahn?

Doch als ſich mit zürnendem Muth
Der trotzige Ritter genennet,
(Unſelige Kekheit) entbrennet
Gewaltig des Grauſamen Wuth.
Wie, ſchnaubt er, entfloh dieſer Brut
Noch einer der himmliſchen Rache?
So führe mein Schwerd ihre Sache,
Ihr flieſse zum Opfer dein Blut.

Ha! rufet von Unwill entglüht
Der andre: "die fremden Verbrechen

"Am ſchuldloſen Flüchtling zu rächen
"Biſt grauſam du jetzt noch bemüht? —
So ſpricht er, indeſs er mit Fleiſs
Die ſtürmenden Streiche noch wehret;
Sanft ſchont er des Wütrich's und ehret
In ihm noch den Vater und Greis.

Und plötzlich mit flehendem Blick
Stürzt Jutta ſich zwiſchen die Streiter
Bang faſst ſie den Vater, —"Nicht weiter! —
O haltet die Streiche zurück.
Vergönnt mir, daſs, eh noch der Stahl
In ſchuldloſem Blute ſich färbe,
Durch ihn die Verbrecherin ſterbe! —
Der Jüngling — Er iſt mein Gemahl!

Und ſchäumend und ſchrecklicher ſchwingt
Der Alte ſein Schwerdt; das Erbarmen
Entflieht, da mit bebenden Armen
Die Tochter den Jüngling umſchlingt —.

Doch ach! den Geliebten beſchützt
Vergebens mit männlichem Muthe
Die Treue, ſie ſinket vom Blute
Des ſterbenden Jünglings beſprützt.

Und als ſie zum Leben erwacht,
(Schon trug man den Gatten von hinnen)
Da hüllt die zerrütteten Sinnen
Der Wahnſinn in tröſtende Nacht.
Sie wandelt im wachenden Traum
Noch täglich bei dämmernder Helle
Hinaus zu der blutigen Stelle
Und ruht an dem ſchützenden Baum.

Stets bringt den Pokal ſie hierher,
Und harret des Wiederſehns Stunde,
Dann flüſtert mit lächelndem Munde
Die Arme: "Er durſtet nicht mehr"! —
Starr blickt ſie ins grünende Moos
Mit zögernden Händen, vergieſset

Den Wein zur Erde, da flieſset
Die lindernde Zähr' in den Schooſs.

Und nimmer mit ſtärkender Macht
Erquickt ſie der tröſtende Schlummer,
Wild ſcheuchet der raſtloſe Kummer
Den holden Gefährten der Nacht.
Sie wendet das bleiche Geſicht
Wenn Mitleid die Nahrung ihr bietet,
Und ſtirbt wie von Stürmen umwüthet
Die glänzende Lilie bricht.

Noch ſchweifet ihr Geiſt in dem Schein
Der Dämmrung, man ſieht unter Ranken
Des düſternden Epheus ſie wanken
Am grauen bemooſten Geſtein.
Wild flattert ihr weiſses Gewand
Beim erſten verkündenden Strahle
Des Morgens, ſie wird in dem Thale
Die Jungfrau des Schloſſes genannt.

Sie ruht auf verſunkenem Maal,
Wenn ſcheidend die Sterne erblaſſen;
Die geiſtigen Hände umfaſſen
Noch immer den goldnen Pokal,
Und hat den gefürchteten Hayn
Der irrende Jäger erreichet,
Entſchwebt ſie den Mauern und reichet
Dem Starren erquickenden Wein.

F.

Die Peterskirche.

Suchſt du das Unermeſsliche hier? du haſt dich geirret.
Meine Gröſse iſt die, gröſser zu machen dich ſelbſt.

E.

Götterhilfe.

Rufet nicht die Götter, Menſchen,
Daſs ſie euch Geſänge lehren,
Sie erhören euch nicht!
Auch wer liſtig Götter bände,
Von dem Hypnos überraſchte
Säng erzwungnen Geſang.
Aber werth des Umgangs ſuchen
Selbſt ſie reine Menſchenherzen,
Schenken herrlichen Sinn:
Gieſsen unerfleht dem Menſchen
Heil'gen Schauer durch die Nerven,
Und dann ſingt er ein Lied.
Wann des Dionyſos Nektar
Ihn zu Hämos Gipfel aufhebt;
Dann begeiſtern ſie ihn.
Wann der Liebe himmliſch Feuer
Ihn durchflammt, die Bruſt ihm weitet,
Dann begeiſtern ſie ihn.

Wann er ihnen gleich, auf neue
Schöpfung ſinnt, Natur belauſchend;
Dann verleihn ſie ihm Kraft.

SIEGFR. SCHMIDT.

Thränen der Liebe.

Weinen ſah ich ſie ſonſt, die Geliebte, da wollt ich die Thränen,
Trocknen, Thor der ich war! wollte ſie fröhlich nur ſehn.
O nun kenn ich das weibliche Herz; ſeitdem ſie mir lächelt
Weinet der Liebende mehr ach! und er weinet umſonſt!

R.

Licht und Wärme.

Der beſsre Menſch tritt in die Welt
Mit fröhlichem Vertrauen,
Er glaubt, was ihm die Seele ſchwellt,
Auch auſser ſich zu ſchauen,
Und weiht, von edlem Eiſer warm,
Der Wahrheit ſeinen treuen Arm.
Doch alles iſt ſo klein, ſo eng,
Hat er es erſt erfahren,
Da ſucht er in dem Weltgedräng
Sich ſelbſt nur zu bewahren,
Das Herz, in kalter ſtolzer Ruh,
Schlieſst endlich ſich der Liebe zu.
Sie geben ach! nicht immer Glut,
Der Wahrheit helle Strahlen.
Wohl denen, die des Wiſſens Gut
Nicht mit dem Herzen zahlen!
Drum paart, zu euerm ſchönſten Glück,
Mit Schwärmers Ernſt des Weltmanns Blick.

SCHILLER.

An Julius.

Grünen die Birken an des ſanften Hügels
Leis ſich neigendem Abhang, wo im Thale
Ueber Moosgeſtein der erzürnten Sprea
Wogen ſich ſtürzen?
Hauchet das Veilchen auf dem weichen Raſen
Schon den würzigen Duft, wo ſanft umſchimmert
Von der Blättchen bebendem Gold der Erlen
Kronen ſich neigen?
Höreſt du ſchon wie in des Haynes Tempel
Sanft und liebend Aeodi's Lied erſchallet,
Und den ſeelenſchmelzenden Ton die milde
Echo erwiedert?
In dem ſmaragdnen Grün des jungen Saaten
In dem dunkleren Blau des klaren Himmels
Aus dem Spiegel ſtiller Gewäſſer lächelt
freundlich die Liebe.

Aber du ſitzeſt ernſt im ſtillen Zimmer,
Wägſt auf tönender Waage ſchwere Thaten,
Thaten, die dein liebendes Herz in ewge
Dunkelheit hüllte;
Oder du ſteigeſt mit des Tiefſinns Fackel
An der leitenden Hand erfahrner Weiſen
Nicht geſchreckt von Furchtſamen in des
Herzens
ſchaurigen Abgrund,
Lauſcheſt der Stimme, die im eignen Buſen
Dir des Rechtes verkannte Sprüche deutet,
Und es ſchätzt dein kräftiges Wort der
Freiheit
heilige Regel.
Aber auch hier verlaſſen ihren Liebling
Nicht die Töchter Chronions, ſtreuen lächelnd
Auf die ernſte Rede der holden Dichtkunſt
goldene Blumen.
Blicke durchs Fenſter! ſchau die Roſengluten
Dort am Saume der grünen Erd' erblaſſen

Schon zu falbem Schimmer, es athmet Kühlung friedlich der Abend!
Auf und verlaſs des Codex ſchwere Bände
Tauche unter den Geiſt ins junge Leben
Das dich rings ein wogendes Meer umflutet ſchaffender Kräfte,
Wohnet nicht hier des Herzens ſtille Ruhe,
Wo das weiſe Geſetz der Ordnung waltet,
In der Schönheit freyer Geſtalt, ein Sinnbild menſchlichen Adels?
Siehe wie dort im Blüthenſchatten Amor
Mit den lieblichen Kindern Florens ſcherzet.
Ernſter Jüngling! fürchte des kleinen Gottes glänzenden Bogen.
Flieheſt du unmuthsvoll die loſen Freuden
Und das kältende Eis der Etikette,
Nehme dich die groſse Natur an ihren wärmenden Buſen!

Denke dann meiner, wenn voll ſtiller Andacht
Sich dein fühlendes Herz zu ihm erhebet,
Der den Frühling ſchenket der Erd und Liebe edleren Geiſtern!

K. L. M. Müller.

Kindheit und Jugend.

Als mich die dämmernden Thäler der holden Kindheit umfingen
War mein Erwachen noch ſtill, ruhig im Schlummer mein Traum,
Du erſchienſt mir, o Göttin, mit deinem unendlichen Streben,
Und in der Glut des Gefühls floh mir die ſelige Ruh.
Aber das Schickſal gebeut; einſt flieheſt du, lächelnde Hebe,
Und die verlohrene Ruh kehrt mir doch nimmer zurück

Louise ***

Breite und Tiefe.

Es glänzen viele in der Welt,
Sie wiſſen von allem zu ſagen,
Und wo was reizet, und wo was gefällt;
Man kann es bey ihnen erfragen,
Man dächte, hört man ſie reden laut,
Sie hätten wirklich erobert die Braut.
Doch gehn ſie aus der Welt ganz ſtill,
Ihr Leben war verloren,
Wer etwas Trefliches leiſten will,
Hätt' gerne was Groſses gebohren,
Der ſammle ſtill, und unerſchlafft
Im kleinſten Punkte die höchſte Kraft.
Der Stamm erhebt ſich in die Luft
Mit üppig prangenden Zweigen,
Die Blätter glänzen und hauchen Duft,
Doch können ſie Früchte nicht zeugen,
Der Kern allein im ſchmalen Raum,
Verbirgt den Stolz des Waldes, den Baum.

Schiller.

An Alexander v. H.

bey Ueberſendung eines Lukrez.

Du, deſſen Genius ſo früh
des Himmels Strahlenfackel raubte,
als die Natur ihm Flügel lieh,
damit er dankbar einſt an Sie
und keine fremde Gottheit glaubte;
der mit entfeſſeltem Genie
und kühner Schnellkraft der Gedanken
das Räderwerk der Weltenuhr
umſpannt, die myſtiſche Natur
enthüllt, und ihre Zauberſchranken
verfolgt auf ahndungsreicher Spur,
die dunkeln Räthſel aufzuhellen,
um welche noch ein Schauer ſchwebt,
vor dem der Denker ſelbſt erbebt,
bis er, berauſcht aus Lethes Quellen,
die Täuſchung der Theoſophie
auf ihres Heiligthumes Schwellen

des Weltalls ewige Magie
als Wahrheits-Göttin aufzuſtellen; —

Du, deſſen nie erſchöpfter Geiſt
die feinſte Blume des Genuſſes
der Kentniſs Felſenhöh'n entreiſst,
und dann am Strand des Lebensfluſſes
mit friſchem Reitz ſie blühen heiſst;
für deſſen Blick in allen Räumen
der unermeſslichen Natur
kaum leichte Wölkchen den Azur
des freien Horizonts umſäumen,
indeſs mit Ahndungen und Träumen
kein Dämon je ſein Herz beſchwur;
der am beſtürmten Ozeane
der grenzenloſen Ewigkeit
nicht glüht und ſtampft im trunknen Wahne,
nicht auf der Hofnung morſchem Kahne
den eitlen Trotz zu ſpät bereut;
der mit dem zarten Nervenſpiele

vertraut, wie mit dem Schwung der Welt,
der Menſchheit kränkelnde Gefühle
für keine Götterfunken hält;
der in der Blüte Nahrungsſäften
das nähmliche Geſetz entdeckt,
das mit verborgnen Zauberkräften
in Neutons Stirn Ideen weckt —

O Freund! ſeitdem ſo mancher Schleier
des Aberglaubens niederſank;
ſo mancher Weiſe, von dem Feuer
der Sehnſucht hingeriſſen, freier
am Quell der Wahrheit, Wolluſt trank,
komm, lehre Du, in hellern Zeiten
des Wahns, ein beſsrer Epikur,
mich würdig auf Lukrezens Saiten
der nimmer alternden Natur
ein heilig Loblied zu bereiten.

R.

Die Kraniche des Ibycus.

Ballade.

Zum Kampf der Wagen und Geſänge,
Der auf Corinthus Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint,
Zog Ibycus, der Götterfreund.
Ihm ſchenkte des Geſanges Gabe,
Der Lieder ſüſsen Mund Apöll,
So wandert er, an leichtem Stabe,
Aus Rhegium, des Gottes voll.

Schon winkt auf hohem Bergesrücken
Acrocorinth des Wandrers Blicken,
Und in Poſeidons Fichtenhayn
Tritt er mit frommem Schauder ein.
Nichts regt ſich um ihn her, nur Schwärme
Von Kranichen begleiten ihn,
Die fernhin nach des Südens Wärme
In graulichtem Geſchwader ziehn.

Seid mir gegrüſst, befreundte Schaaren!
Die mir zur See Begleiter waren.
Zum guten Zeichen nehm ich euch,
Mein Loos, es iſt dem euren gleich.
Von fernher kommen wir gezogen,
Und flehen um ein wirthlich Dach.
Sei uns der Gaſtliche gewogen,
Der von dem Fremdling wehrt die Schmach!

Und munter fördert er die Schritte,
Und ſieht ſich in des Waldes Mitte,
Da ſperren, auf gedrangem Steg,
Zwey Mörder plötzlich ſeinen Weg.
Zum Kampfe muſs er ſich bereiten,
Doch bald ermattet ſinkt die Hand,
Sie hat der Leyer zarte Saiten,
Doch nie des Bogens Kraft geſpannt.

Er ruft die Menſchen an, die Götter,
Sein Flehen dringt zu keinem Retter,

Wie weit er auch die Stimme ſchickt,
Nichts lebendes wird hier erblickt.
"So muſs ich hier verlaſſen ſterben,
Auf fremdem Boden, unbeweint,
Durch böſer Buben Hand verderben,
Wo auch kein Rächer mir erſcheint!"

Und ſchwer getroffen ſinkt er nieder,
Da rauſcht der Kraniche Gefieder,
Er hört, ſchon kann er nicht mehr ſehn,
Die nahen Stimmen furchtbar krähn.
"Von euch, ihr Kraniche dort oben!
Wenn keine andre Stimme ſpricht,
Sey meines Mordes Klag erhoben!"
Er ruft es, und ſein Auge bricht.

Der nakte Leichnam wird gefunden,
Und bald, obgleich entſtellt von Wunden,
Erkennt der Gaſtfreund in Corinth,
Die Züge, die ihm theuer ſind.

"Und muſs ich ſo dich wiederfinden,
Und hoffte mit der Fichte Kranz
Des Sängers Schläfe zu umwinden,
Beſtrahlt von ſeines Ruhmes Glanz!"

Und jammernd hörens alle Gäſte,
Verſammelt bey Neptunus Feſte,
Ganz Griechenland ergreift der Schmerz,
Verloren hat ihn jedes Herz,
Und ſtürmend drängt ſich zum Prytanen
Das Volk, es fodert ſeine Wut
Zu rächen des Erſchlagnen Manen,
Zu ſühnen mit des Mörders Blut.

Doch wo die Spur, die aus der Menge,
Der Völker flutendem Gedränge,
Gelocket von der Spiele Pracht,
Den ſchwarzen Thäter kenntlich macht?
Sinds Räuber, die ihn feig erſchlagen?
Thats neidiſch ein verborgner Feind?

Nur Helios vermags zu ſagen,
Der alles Irdiſche beſcheint.

Er geht vielleicht, mit frechem Schritte
Jetzt eben durch der Griechen Mitte,
Und während ihn die Rache ſucht,
Genieſst er ſeines Frevels Frucht.
Auf ihres eignen Tempels Schwelle
Trotzt er vielleicht den Göttern, mengt
Sich dreiſt in jene Menſchenwelle,
Die dort ſich zum Theater drängt.

Denn Bank an Bank gedränget ſitzen,
Es brechen faſt der Bühne Stützen,
Herbeygeſtrömt von Fern und Nah,
Der Griechen Völker wartend da,
Dumpfbrauſend wie des Meeres Wogen,
Von Menſchen wimmelnd wächſt der Bau,
In weiter ſtets geſchweiftem Bogen
Hinauf bis in des Himmels Blau.

Wer zählt die Völker, nennt die Nahmen,
Die gaſtlich hier zuſammen kamen?
Von Theſeus Stadt, von Aulis Strand,
Von Phocis, vom Spartanerland,
Von Aſiens entlegner Küſte,
Von allen Inſeln kamen ſie,
Und horchen von dem Schaugerüſte
Des Chores grauſer Melodie —

Der ſtreng und ernſt, nach alter Sitte,
Mit langſam abgemeſsnem Schritte,
Hervortritt aus dem Hintergrund,
Umwandelnd des Theaters Rund.
So ſchreiten keine irrdſchen Weiber,
Die zeugete kein ſterblich Haus!
Es ſteigt das Rieſenmaaſs der Leiber
Hoch über menſchliches hinaus.

Ein ſchwarzer Mantel ſchlägt die Lenden,
Sie ſchwingen in entfleiſchten Händen

Der Fackel düſterrothe Glut,
In ihren Wangen flieſst kein Blut.
Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menſchenſtirnen freundlich wehn,
Da ſieht man Schlangen hier und Nattern
Die giftgeſchwollnen Bäuche blähn.

Und ſchauerlich gedreht im Kreiſe,
Beginnen ſie des Hymnus Weiſe,
Der durch das Herz zerreiſſend dringt,
Die Bande um den Sünder ſchlingt.
Beſinnungraubend, Herzbethörend
Schallt der Erinnyen Geſang,
Er ſchallt, des Hörers Mark verzehrend,
Und duldet nicht der Leier Klang.

Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nahn,
Er wandelt frei des Lebens Bahn.

Doch wehe wehe, wer verſtohlen
Des Mordes ſchwere That vollbracht,
Wir heften uns an ſeine Sohlen,
Das furchtbare Geſchlecht der Nacht!

Und glaubt er fliehend zu entſpringen,
Geflügelt ſind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flüchtgen Fuſs,
Daſs er zu Boden fallen muſs.
So jagen wir ihn, ohn Ermatten,
Verſöhnen kann uns keine Reu,
Ihn fort und fort bis zu den Schatten,
Und geben ihn auch dort nicht frei. „

So ſingend tanzen ſie den Reigen,
Und Stille wie des Todes Schweigen
Liegt überm ganzen Hauſe ſchwer,
Als ob die Gottheit nahe wär'.
Und feierlich, nach alter Sitte
Umwandelnd des Theaters Rund,

Mit langſam abgemeſsnem Schritte,
Verſchwinden ſie im Hintergrund.

Und zwiſchen Trug und Wahrheit ſchwebet
Noch zweifelnd jede Bruſt und bebet,
Und huldiget der furchtbarn Macht,
Die richtend im Verborgnen wacht,
Die unerforſchlich, unergründet,
Des Schickſals dunkeln Knäuel flicht,
Dem tiefen Herzen ſich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht.

Da hört man auf den höchſten Stufen
Auf einmal eine Stimme rufen:
"Sieh da! Sieh da, Timotheus,
Die Kraniche des Ibycus!" —
Und finſter plötzlich wird der Himmel,
Und über dem Theater hin,

Sieht man, in ſchwärzlichtem Gewimmel,
Ein Kranichheer vorüberziehn.

"Des Ibycus!" Der theure Nahme
Rührt jede Bruſt mit neuem Grame,
Und, wie im Meere Well auf Well,
So läufts von Mund zu Munde ſchnell.
"Des Ibycus, den wir beweinen,
Den eine Mörderhand erſchlug!
Was iſts mit dem? Was kann er meinen?
Was iſts mit dieſem Kranichzug?" —

Und lauter immer wird die Frage,
Und ahnend fliegts, mit Blitzesſchlage,
Durch alle Herzen "Gebet acht!
Das iſt der Eumeniden Macht!
Der fromme Dichter wird gerochen,
Der Mörder bietet ſelbſt ſich dar.
Ergreift ihn, der das Wort geſprochen,
Und ihn, an den's gerichtet war."

Doch dem war kaum das Wort entfahren,
Möcht' ers im Buſen gern bewahren;
Umſonſt, der ſchreckenbleiche Mund
Macht ſchnell die Schuldbewuſsten kund.
Man reiſst und ſchleppt ſie vor den Richter,
Die Scene wird zum Tribunal,
Und es geſtehn die Böſewichter,
Getroffen von der Rache Strahl.

SCHILLER.

Arion.

Romanze.

Arion war der Töne Meiſter,
Die Cither lebt' in ſeiner Hand;
Damit ergötzt' er alle Geiſter,
Und gern empfing ihn jedes Land.
Er ſchiffte Goldbeladen
Jetzt von Tarents Geſtaden,
Zum ſchönen Hellas heimgewandt.

Zum Freunde zieht ihn ſein Verlangen,
Ihn liebt der Herrſcher von Korinth.
Eh' in die Fremd' er ausgegangen,
Bat der ihn, brüderlich geſinnt:
Laſs dirs in meinen Hallen
Doch ruhig wohlgefallen!
Viel kann verlieren, wer gewinnt.

Arion ſprach: ein wandernd Leben
Gefällt der freyen Dichterbruſt.

Die Kunſt, die mir ein Gott gegeben,
Sie ſey auch vieler Tauſend Luſt.
An wohlerworbnen Gaben
Wie werd' ich einſt mich laben,
Des weiten Ruhmes froh bewuſst! —

Er ſteht im Schiff am zweyten Morgen,
Die Lüfte wehen lind und warm.
"O Periander, eitle Sorgen!
Vergiſs ſie nun in meinem Arm.
Wir wollen mit Geſchenken
Die Götter reich bedenken,
Und jubeln in der Gäſte Schwarm.

Es bleiben Wind und See gewogen,
Auch nicht ein fernes Wölkchen graut.
Er hat nicht allzuviel den Wogen,
Den Menſchen allzuviel vertraut.
Er hört die Schiffer flüſtern,
Nach ſeinen Schätzen lüſtern,
Doch bald umringen ſie ihn laut.

"Du darfſt, Arion, nicht mehr leben
Begehrſt du auf dem Land' ein Grab,
So muſst du hier den Tod dir geben;
Sonſt wirf dich in das Meer hinab."
So wollt ihr mich verderben?
Ihr mögt mein Gold erwerben,
Ich kaufe gern mein Blut euch ab. —

"Nein, nein! wir laſſen dich nicht wandern,
Du wärſt ein zu gefährlich Haupt.
Wo blieben wir vor Periandern,
Verriethſt du, daſs wir dich beraubt?
Uns kann dein Gold nicht frommen,
Wenn wieder heim zu kommen
Uns nimmermehr die Furcht erlaubt."

Gewährt mir denn noch Eine Bitte,
Gilt, mich zu retten, kein Vertrag;
Daſs ich nach Citherſpieler-Sitte,
Wie ich gelebet, ſterben mag.

Wann ich mein Lied geſungen,
Die Saiten ausgeklungen,
Dann fahre hin des Lebens Tag. —

Die Bitte kann ſie nicht beſchämen.
Sie denken nur an den Gewinn.
Doch ſolchen Sänger zu vernehmen,
Das reizet ihren wilden Sinn.
"Und wollt ihr ruhig lauſchen,
Laſst mich die Kleider tauſchen,
Im Schmuck nur reiſst Apoll mich hin."

Der Jüngling hüllt die ſchönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Cither ruht in ſeiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein.
Er ſcheint erquickt die Luft zu trinken,
Er ſtrahlt im Morgenſonnenſchein.
Es ſtaunt der Schiffer Bande,
Er ſchreitet vorn zum Rande,
Und ſieht ins blaue Meer hinein.

Er ſang: Gefährtin meiner Stimme!
Komm, folge mir ins Schattenreich.
Ob auch der Höllenhund ergrimme,
Die Macht der Töne zähmt ihn gleich.
Elyſiums Heroën,
Dem dunkeln Strohm entflohen!
Ihr Friedlichen, ſchon grüſs' ich euch!

Doch könnt ihr mich des Grams entbinden?
Ich laſſe meinen Freund zurück.
Du gingſt, Eurydicen zu finden;
Der Hades barg dein ſüſses Glück.

Da wie ein Traum zerronnen,
Was dir dein Lied gewonnen,
Verfluchteſt du der Sonne Blick.

Ich muſs hinab, ich will nicht zagen!
Die Götter ſchauen aus der Höh.
Die ihr mich wehrlos habt erſchlagen,
Erblaſſet, wenn ich untergeh'!
Den Gaſt, zu euch gebettet,
Ihr Nereiden, rettet! —
So ſprang er in die tiefe See.

Ihn decken alſobald die Wogen,
Die ſichern Schiffer ſegeln fort.
Delphine waren nachgezogen,
Als lockte ſie ein Zauberwort:
Eh Fluthen ihn erſticken,
Beut einer ihm den Rücken
Und trägt ihn ſorgſam hin zum Port,

"Leb' wohl, und könnt ich dich belohnen
Du treuer, freundlicher Delphin!
Du kannſt nur hier, ich dort nur wohnen
Gemeinſchaft iſt uns nicht verliehn.
Dich wird auf feuchten Spiegeln
Noch Galatea zügeln,
Du wirſt ſie ſtolz und heilig ziehn."

Arion eilt nun leicht von hinnen,
Wie einſt er in die Fremde fuhr;
Schon glänzen ihm Korinthus Zinnen,
Er wandelt ſingend durch die Flur.
Mit Lieb' und Luſt gebohren,
Vergiſst er, was verlohren,
Bleibt ihm der Freund, die Cither nur.

Er tritt hinein: "Vom Wanderleben
Nun ruh, ich, Freund, an deiner Bruſt.
Die Kunſt, die mir ein Gott gegeben,
Sie wurde vieler Tauſend Luſt.

Zwar falſche Räuber haben
Die wohlerworbnen Gaben,
Doch bin ich mir des Ruhms bewuſst.

Dann ſpricht er von den Wunderdingen
Daſs Periander ſtaunend horcht.
"Soll jenen ſolch ein Raub gelingen?
Ich hätt' umſonſt die Macht geborgt.
Die Thäter zu entdecken
Muſst du dich hier verſtecken,
So nahn ſie wohl ſich unbeſorgt."

Und als im Hafen Schiffer kommen
Beſcheidet er ſie zu ſich her.
"Habt vom Arion ihr vernommen?
Mich kümmert ſeine Wiederkehr." —
Wir lieſsen, recht im Glücke,
Ihn zu Tarent zurücke. —
Da, ſiehe! tritt Arion her.

Gehüllt ſind ſeine ſchönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar.

Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Cither ruht in ſeiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein.
Sie müſſen ihm zu Füſsen ſinken,
Es trifft ſie wie des Blitzes Schein.
Ihn wollten wir ermorden;
Er iſt zum Gotte worden:
O ſchling' uns nur die Erd hinein!" —

Er lebet noch, der Töne Meiſter;
Der Sänger ſteht in heil'ger Hut.
Ich rufe nicht der Rache Geiſter,
Arion will nicht euer Blut.
Fern mögt ihr zu Barbaren,
Des Geizes Knechte, fahren;
Nie labe Schönes euern Muth!

A. W. Schlegel.

Der neue Amor.

Amor, nicht das Kind, der Jüngling der Pſychen verführte,
Sah im Olympus ſich um, frech und der Siege gewohnt;
Eine Göttinn erblickt er, vor allen die herrlichſte Schöne,
Venus Urania wars, und er entbrannte für ſie.
Ach! die Heilige ſelbſt, ſie widerſtand nicht dem Werben,
Und der Verwegene hielt feſt ſie im Arme beſtrickt.
Da entſtand aus ihnen ein neuer, lieblicher Amor,
Der dem Vater den Sinn, Sitte der Mutter verdankt.
Immer findeſt du ihn in holder Muſen Geſellſchaft,
Und ſein reizender Pfeil ſtiftet die Liebe der Kunſt.

Goethe.

An Daphne.

Als noch das Flügelkleid dich liebliche Daphne umwallte,
Damals zogſt du ein Heer williger Sclaven dir auf,
Wenn in der kindiſchen Hand, die Amor mit Grübgen beſäte,
Futter tragend und Trank, du das Gegitter betratſt,
Eilte der Zöglinge Schaar mit frohem Flug dir entgegen,
Raubte die ſüſſere Koſt aus alabaſterner Hand,
Jubelnd begrüſsten ſie dich mit ihrem ſchmetternden Liede,
Und es erhoben ſich dir brütende Weibchen vom Neſt.

Alle

Alle vergaſsen, daſs du den Kerker ihnen bereitet,
Wenn dein zierlicher Fuſs über die Schwelle nun glitt.
Und du wähneſt ſie frey, die gelbgefiederten Kleinen
Seit dich dem heimiſchen Heerd Amor und Hymen entführt?
Reizende Daphne, du irrſt, was je zu Sclaven du wählteſt,
Löſet die Feſſel ſich nie, die es dir eigen gemacht.
Aber es wandelt' ein Gott, dem alle Götter gehorchen,
Zu Amorinen ſie um, ewig zum Dienſt dir geweiht.
Hunderte ringeln dein Haar, in deinen glänzenden Locken
Birgt ſich mancher und hüpft auf der gehobenen Bruſt;

Andre umſpielen die Hand, die Falten des leichten Gewandes
Schlingt um die Wette die Schaar dir um die ſchlanke Geſtalt.
Flatternd, doch ſtets dir getreu, um immer bey dir zu verweilen,
Haben die Flügelchen ſie ſelber ſich willig gekürzt.
Gauckelnd umſchweben ſie dich im magiſchen Kreis und es weichet
Nimmer Geliebte von dir fürder die dienende Schaar,
Dir als heilige Wächter! die glänzenden Fittiche wehren
Jedem entweihenden Hauch, der ſich dir frevlend genaht;
Hier dem entſtellenden Gram, mit bleicher und bebender Lippe,
Der mit der zuckenden Hand, grauſam die Sterblichen faſst,

Dort der Menadiſchen Luſt, ſie ſchwingt berauſchet den Tyrſus,
Reiſset im ſchwindelnden Kreis, wen ſie ergreifet, dahin.
Dich nur bewahren ſorgſam vor beyden die kleinen Getreuen,
Halten zum ſchönen Geleit ſtets dir die Grazien feſt.

F.

Erziehung.

Immer erzieht am Spallier wie den Fruchtbaum, ſo den Geſchäftsmann,
Frei wie die Eiche des Walds laſst nur den Sohn des Genies.

R.

Begeiſterung.

Langſam bildet der Fleiſs ein ſterbliches Werk dem Bedürfniſs,
Schneller und ewig blüht, was die Begeiſterung ſchuf.

R.

Licht und Schatten.

Wenn ſich der Aether erhebt, in hoher heiliger Klarheit,
Wenn ſich ein flieſsendes Gold über die Erde ergieſst,
Und vor dem ſtralenden Gott die Schatten leiſe zerrinnen,
Freut dich der blendende Glanz und das allmächtige Licht.
Aber bezaubernder, Freund, erſcheint dir die liebliche Gegend,
Dich erfreut der Contraſt und das gebrochene Licht —
Wenn die Wolke ſich hebt, und wechſelnd auf Thäler und Dörfchen,
Tannenwälder und Seen dunkle Schattirungen ſtreut,
Oder der ſilberne Mond am Berge freundlich hervorſteigt,
Und der Schatten des Bergs tief in die Thäler ſich ſenkt.

O! wie die Höhen ſich dann in heiligem Schimmer verklären,
Wie das erfreuliche Licht heller der Schatten beſäumt!
— Und doch klagteſt du jüngſt, dein trauriges Schickſal beweinend,
Wie des Lebens Gefild oft ach! ſo dunkel dir ſey,
Wie auf der Stellen geliebteſter dämmernd ein Schatten ſich lagre,
Oft nach dem lieblichſten Tag ſchwarz dich umgebe die Nacht
Wechſel vergnügt dein Gemüth; es freuet der Wechſel uns alle,
Freue dich, Glücklicher doch, daſs du nicht glücklicher biſt,

SOPHIE MEREAU.

Terracina *)

an Louiſe Fürſtin von Dessau und Matthiſſon.

Sey mir nach langem Entbehren gegrüſst o heilige Meerfluth
Sey mir im zitternden Strahl bläulichen Aethers gegrüſst!
Freyer athm' ich empor in des Meers unendlicher Fülle,
Hier wo am Klippengeſtad', hoch auf brandet die Fluth!
Freundlich umwallet ihr mich Okeanus liebliche Töchter,
Jede mit eigenem Reitz! Jede mit eigenem Ton!
Tanzend gleitet der Nachen dahin auf roſigen Wellen
Sinnend wieget mein Geiſt, ſich im azurenen Bett!

---

*) Terracina. — Anxur der Volsker. Terracina nach der phantaſtiſchen Geſtalt ſeines Klippengeſtades von den Griechen ſchon benannt; und um der Genealogie in aufſteigender Linie zu folgen, nach der Meinung verſchiedner Schriftſteller die Telepylos Homers.

Ach! wie gluh'n die Geſtade von ſinkender Sonne beſchimmert,
Dort wo der Hallen Ruin ſäuſelnd durchſpielet der Weſt!
Fern am Meerhorizont entſteigt dem purpurnen Dufte,
Leicht an einander gereiht, lieblicher Eilande Kranz!
Rings mit Wolken gegürtet, den Fuſs vom Meere gebadet
Starrt im finſteren Ernſt, dort der Circäiſche Fels!
Weit umſchlingt ſich im Süden der Berge zirkelnder Reihen,
Wo die Cajetiſche Bucht Formiäs Hügel beſchirmt!
Meer und Himmel vereinen ſich hier zu lächelnder Anmuth,
Und das umſchimmerte Land, ruht im vertraulichen Band!

Hinter der Circe Gebirg' iſt ſchon die Sonne geſunken,
 Flammender Wiederſchein weilt, tief in umwaldeter Kluft.
Luna's ſilbernes Horn ſchwebt hoch im goldenen Aether,
 Heſperus Fackel entglimmt leiſ' in der Wolke voll Thau!
Wonn' und Wehmuth umfangen mein Herz, und ſüſses Verlangen
 Hebet die ſehnende Bruſt, hüllet in Thränen den Blick!
Ferne getrennet von Euch, denkt Euer in heiliger Stunde,
 Im Pommeranzengedüft, nahe beim Wogengeſang,
Unter des Felſenthurms Telepylos drohender Veſte
 Die des verſchwiſternden Bunds ewige Treue beſchwur.

Friderike Brun.

Macht der Sinne.

Hätt' ich nimmer Sie geſehn,
Ihres Auges ſanftes Flehn,
Ihre Wangen roth und ſchön,
Hätt' ich nimmer ſie geſehn!

Hätt' ich nimmer ihn gehört,
Ihn den Ton, der unbewehrt,
Meines Herzens Frieden ſtöhrt,
Hätt' ich nimmer ihn gehört!

Hätt' er nimmer mich umweht,
Der ſo ſüſs vom Munde geht,
Wie der Duft vom Nelkenbeet,
Hätt' der Hauch mich nie umweht!

Hätt' ich nimmer ihn geſchmeckt!
Ihn den Kuſs, der Sehnſucht weckt,
Alle Ruh' von hinnen ſchreckt,
Hätt' ich nimmer ihn geſchmeckt!

Hätt' ich nimmer ihn geſühlt,
Ihn den Druck, der glüht und kühlt,
Durch des Herzens Tieſen wühlt,
Hätt' ich nimmer ihn geſühlt!

CORDES.

Halbe Thorheit.

In einem Winkelchen, ganz eigen
Dazu erleſen, ohne Zeugen,
Hab' ich mehr als die halbe Nacht
Mit zweien Schönen zugebracht.
Hienieden iſt kein Glück vollkommen!
Wir haben viel geſcherzt, gelacht,
Der Thorheit Fälle vorgebracht,
Und, ach! nicht Eine vorgenommen.

B.

Das Geheimniſs.

Sie konnte mir kein Wörtchen ſagen,
Zu viele Lauſcher waren wach,
Den Blick nur durft ich ſchüchtern fragen,
Und wohl verſtand ich was er ſprach.
Leis ſchleich ich her in deine Stille,
Du ſchön belaubtes Buchenzelt,
Verbirg in deiner grünen Hülle
Die Liebenden dem Aug der Welt.

Von ferne mit verworrnem Sauſen
Arbeitet der geſchäftge Tag,
Und durch der Stimmen hohles Brauſen
Erkenn ich ſchwerer Hämmer Schlag.
So ſauer ringt die kargen Looſe
Der Menſch dem harten Himmel ab,
Doch leicht erworben, aus dem Schooſe
Der Götter fällt das Glück herab.

Daſs ja die Menſchen nie es hören,
Wie treue Lieb' uns ſtill beglückt!
Sie können nur die Freude ſtöhren,
Weil Freude nie ſie ſelbſt entzückt.
Die Welt wird nie das Glück erlauben,
Als Beute wird es nur gehaſcht,
Entwenden muſst du's oder rauben,
Eh dich die Miſsgunſt überraſcht.

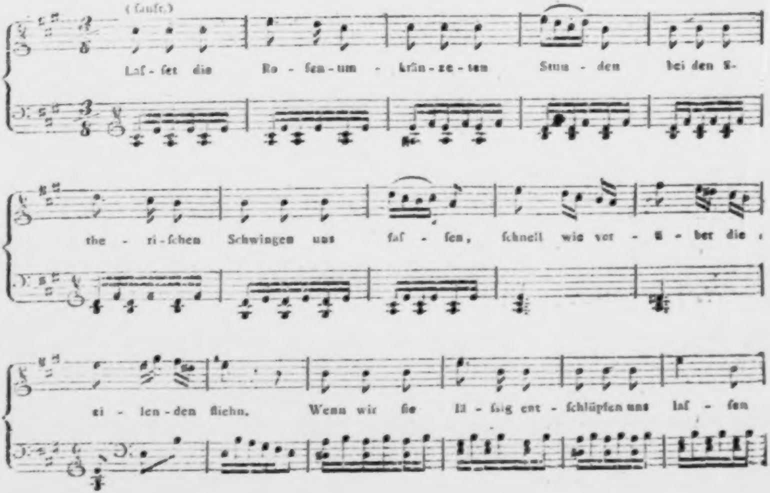
Leis auf den Zähen kommts geſchlichen
Die Stille liebt es und die Nacht,
Mit ſchnellen Füſsen iſts entwichen,
Wo des Verräthers Auge wacht.
O ſchlinge dich, du ſanfte Quelle,
Ein breiter Strom um uns herum,
Und drohend mit empörter Welle
Vertheidige dieſs Heiligthum.

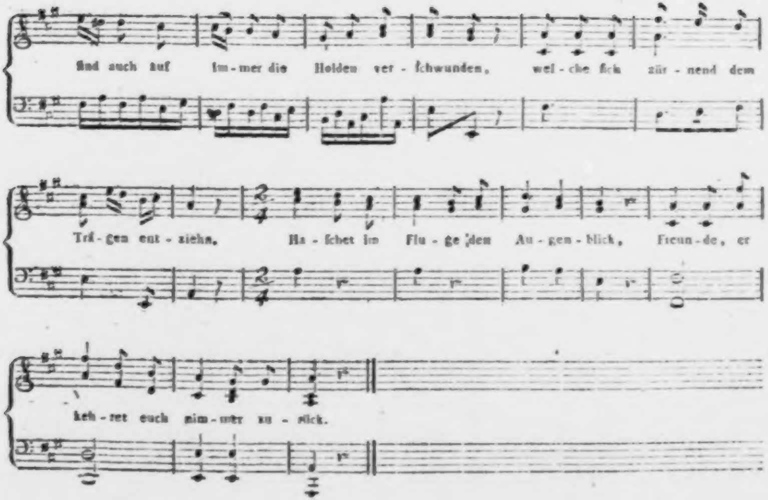
SCHILLER.

DIE FREUDEN DER GEGENWART.

Mäſsig geſchwind.

Zumſteeg.


(ſanft.)
Laſ - ſet die Ro - ſen - um - krän - ze - ten Stun - den bei den ä-
the - ri - ſchen Schwingen uns faſ - ſen, ſchnell wie ver - ü - ber die
ei - len - den fliehn, Wenn wir ſie läſ - ſig ent - ſchlüpfen uns laſ - ſen


ſind auch auf im-mer die Holden ver-ſchwunden, wel-che ſich zür-nend dem
Trü-gen ent-ziehn, Ha-ſchet im Flu-ge den Au-gen-blick, Freun-de, er
keh-ret euch nim-mer zu-rück.

Die Freuden der Gegenwart.

Laſſet die Roſenumkränzeten Stunden
Bei den ätheriſchen Schwingen uns faſſen,
Schnell wie vorüber die Eilenden fliehn.
Wenn wir ſie läſsig entſchlüpfen uns laſſen,
Sind auch auf immer die Holden verſchwunden,
Welche ſich zürnend dem Trägen entziehn.
Haſchet im Fluge den Augenblick,
Freunde, er kehret euch nimmer zurück.

Laſst in die jugendlich flatternden Haare
Blühende Zweige der Myrthe uns ſchlingen,
Feſſelt die Locken mit ſanfter Gewalt,
Eh von der Scheitel mit ſparſamen Ringen
Endlich gebleichet vom Hauche der Jahre
Silbernes Haar in dem Nacken uns wallt.
Haſchet im Fluge den Augenblick,
Freunde, er kehret euch nimmer zurück

Laſſet, vergönnet uns Phöbus die Leier,
Heiter ſie immer und fröhlich ertönen,
Freuden der Gegenwart ſinge ſie nur,
Dieſe nur kann mit dem Schickſal verſöhnen,
Denn um das künftige wallet ein Schleier,
Und es verweht der Vergangenheit Spur.
Haſchet im Fluge den Augenblick,
Freunde, er kehret euch nimmer zurück.

Laſſet den Leidenden tröſtend ſich ſagen:
"Zukunft, die ferne, nur krönet mein Hoffen,
"Heitere Hofnung betrüget den Schmerz —"
Jedem Geſchenke der Gegenwart offen,
Jeglicher Freude mit zitterndem Schlagen
Bebe das leiſe bewegliche Herz.
Haſchet im Fluge den Augenblick,
Freunde, er kehret euch nimmer zurück.

Aber, o laſst uns den Becher der Freuden
Immer mit mäſsiger Lippe berühren,

Wenn ihn die Hore, die Freundliche, reicht;
Nie im Genuſſe ſich ſelbſt zu verlieren,
Und in den Armen des Glückes beſcheiden,
Weiſe zu bleiben iſt weniger leicht.
Bringe den fliehenden Augenblick
Nimmer die quälende Reue zurück.

F.

Lebewohl.

Lebe wohl, vergiſs mein nicht.
Schenke mir dein Angedenken,
Liebe darfſt du mir nicht ſchenken,
Ach! das Schickſal will es nicht!
Lebe wohl, vergiſs mein nicht,
Ewig theuer meinem Herzen
Denk ich dein mit ſüſsen Schmerzen,
Bis das Aug im Tode bricht.
Lebe wohl, vergiſs mein nicht,
Wenn wir endlich ausgeweinet,
Ausgelitten, dann erſcheinet
Glück uns dort in höherm Licht!

CORDES.

Täuſchung.

Wohl! hier wird mir doch kühler, mich lagernd am flüchtigen Bächlein.
Iſt mir im Innern ſo ſchwül! Iſt doch ſo drückend die Luft!
Wohl! dort glänzen mir ſchon die Boten der nahen Erquickung,
Blitze, dem blauen Gebirg küſſend die Laſt von der Stirn.
Blitzet ihr mir auch hinweg den Druck von dem glühenden Herzen,
Das in Gebilden verglüht, ſchauend das Wirkliche nie.
Iſt es ein feindlicher Gott, der goſs das heilige Feuer
Mir in das fühlende Herz, daſs es ſich einſam verglüh'?

Denn die Geliebte birgt er mir böslich, die er doch immer
Zeigt im Gebild' in der Nacht, zeigt im Gebild' an dem Tag.
Dreymal führt er mir ſchon mit täuſchendem Schimmer das Mädchen
An das erſehnende Herz; dreymal gelang ihm die Liſt.
Wirſt du immer mich täuſchen? Soll nie die Freundinn ich finden,
Die ſich in Träumen der Nacht, ſpiegelt in Bildern des Tags?

Siegfr. Schmidt.

Der Gang nach dem Eiſenhammer.

Ballade.

Ein frommer Knecht war Fridolin,
Und in der Furcht des Herrn
Ergeben der Gebieterin
Der Gräfin von Saverne.
Sie war ſo ſanft, ſie war ſo gut,
Doch auch der Launen Uebermuth
Hätt er geeifert zu erfüllen,
Mit Freudigkeit, um Gotteswillen.

Früh von des Tages erſtem Schein
Bis ſpät die Veſper ſchlug,
Lebt er nur ihrem Dienſt allein,
That nimmer ſich genug.
Und ſprach die Dame: mach dirs leicht!
Da wurd ihm gleich das Auge feucht,
Und meinte, ſeiner Pflicht zu fehlen,
Durft er ſich nicht im Dienſte quälen,

Drum vor dem ganzen Dienertroſs
Die Gräfin ihn erhob,
Aus ihrem ſchönen Munde floſs
Sein unerſchöpftes Lob.
Sie hielt ihn nicht als ihren Knecht,
Es gab ſein Herz ihm Kindesrecht,
Ihr klares Auge mit Vergnügen
Hing an den anmuthsvollen Zügen.

Darob entbrennt in Roberts Bruſt,
Des Jägers, giftger Groll,
Ihm längſt von böſer Schadenluſt
Die ſchwarze Seele ſchwoll.
Und trat zum Grafen, raſch zur That,
Und offen des Verführers Rath,
Als einſt vom Jagen heim ſie kamen,
Streut ihm ins Herz des Argwohns Saamen.

"Wie ſeid ihr glücklich, edler Graf,
Hub er voll Argliſt an.

Euch raubet nicht den goldnen Schlaf
Des Zweifels giftger Zahn.
Denn ihr beſitzt ein edles Weib,
Es gürtet Schaam den keuſchen Leib,
Die fromme Treue zu berücken
Wird nimmer dem Verſucher glücken"

Da rollt der Graf die finſtern Brau'n:
Was redſt du mir Geſell?
Werd ich auf Weibestugend baun,
Beweglich wie die Well?.
Leicht locket ſie des Schmeichlers Mund,
Mein Glaube ſteht auf feſterm Grund,
Vom Weib des Grafen von Saverne
Bleibt, hoff ich, der Verſucher ferne.

Der andre ſpricht "So denkt ihr recht.
Nur euren Spott verdient
Der Thor, der, ein gebohrner Knecht,
Ein ſolches ſich erkühnt,

Und

n der Frau, die ihm gebeut
der Wünſche Lüſternheit" —
fällt ihm jener ein und bebet,
lu von einem, der da lebet?

doch, was aller Mund erfüllt,
rg ſich meinem Herrn!
weil ihrs denn mit Fleiſs verhüllt,
rdrück ichs gern" —
des Todes, Bube, ſprich!
ner ſtreng und fürchterlich.
bt das Aug zu Kunigonden?
, ich ſpreche von dem Blonden"

iſt nicht häſslich von Geſtalt,
mit Argliſt fort,
den Grafen heiſs und kalt
eſelt bey dem Wort.
glich Herr? Ihr ſaht es nie,
nur Augen hat für ſie?
l eurer ſelbſt nicht achtet,
Stuhl gefeſſelt ſchmachtet?"

nſ. Alm. 1798. O

"Seht da die Verſe, die er ſchrieb,
Und ſeine Glut geſteht"
Geſteht! — "Und ſie um Gegenlieb,
Der freche Bube! fleht.
Die gnädge Gräfin, ſanft und weich,
Aus Mitleid wohl verbarg ſies euch,
Mich reuet jetzt, daſs mirs entfahren,
Denn Herr, was habt ihr zu befahren?"

Da ritt in ſeines Zornes Wut
Der Graf ins nahe Holz,
Wo ihm in hoher Oefen Glut
Die Eiſenſtufe ſchmolz.
Hier nährten früh und ſpat den Brand
Die Knechte mit geſchäftger Hand,
Der Funke ſprüht, die Bälge blaſen,
Als gält es, Felſen zu verglaſen.

Des Waſſers und des Feuers Kraft
Verbündet ſieht man hier,
Das Mühlrad von der Flut geraſt,
Umwälzt ſich für und für.
Die Werke klappern Nacht und Tag,

Im Takte pocht der Hämmer Schlag,
Und bildſam von den mächtgen Streichen
Muſs ſelbſt das Eiſen ſich erweichen.

Und zwoen Knechten winket er,
Bedeutet ſie und ſagt:
Den erſten, den ich ſende her,
Und der euch alſo fragt:
"Habt ihr befolgt des Herren Wort?"
Den werft mir in die Hölle dort,
Daſs er zu Aſche gleich vergehe,
Und ihn mein Aug nicht weiter ſehe.

Des freut ſich das entmenſchte Paar
Mit roher Henkersluſt.
Denn fühllos wie das Eiſen war
Das Herz in ihrer Bruſt.
Und friſcher mit der Bälge Hauch
Erhitzen ſie des Ofens Bauch,
Und ſchicken ſich mit Mordverlangen
Das Todesopfer zu empfangen.

Drauf Robert zum Geſellen ſpricht
Mit falſchem Heuchelſchein:
Friſch auf Geſell und ſäume nicht,
Der Herr begehret dein.
Der Herr, der ſpricht zu Fridolin:
Muſt gleich zum Eiſenhammer hin,
Und frage mir die Knechte dorten,
Ob ſie gethan nach meinen Worten?

Und jener ſpricht: es ſoll geſchehn,
Und macht ſich flugs bereit.
Doch ſinnend bleibt er plötzlich ſtehn:
"Ob Sie mir nichts gebeut?"
Und vor die Gräfin ſtellt er ſich:
Hinaus zum Hammer ſchickt man mich,
So ſag, was kann ich dir verrichten?
Denn dir gehören meine Pflichten.

Darauf die Dame von Saverne
Verſetzt mit ſanftem Ton:
Die heilge Meſſe hört ich gern,
Doch liegt mir krank der Sohn.

So gehe denn mein Kind und ſprich
In Andacht ein Gebet für mich,
Und denkſt du reuig deiner Sünden,
So laſs auch mich die Gnade finden.

Und froh der vielwillkommnen Pflicht,
Macht er im Flug ſich auf,
Hat noch des Dorfes Ende nicht
Erreicht in ſchnellem Lauf,
Da tönt ihm von dem Glockenſtrang
Hellſchlagend des Geläutes Klang,
Das alle Sünder, hochbegnadet,
Zum Sakramente feſtlich ladet.

"Dem lieben Gotte weich nicht aus,
Findſt du ihn auf dem Weg! — "
Er ſprichts und tritt ins Gotteshaus,
Kein Laut iſt hier noch reg'.
Denn um die Aerndte wars, und heiſs
Im Felde glüht' der Schnitter Fleiſs,
Kein Chorgehilfe war erſchienen,
Die Meſſe kundig zu bedienen.

Entſchloſſen iſt er alſobald,
Und macht den Sacriſtan.
Das, ſpricht er, iſt kein Aufenthalt,
Was fördert himmelan.
Die Stola und das Cingulum
Hängt er dem Prieſter dienend um,
Bereitet hurtig die Gefäſse,
Geheiliget zum Dienſt der Meſſe.

Und als er dieſs mit Fleiſs gethan,
Tritt er als Miniſtrant
Dem Prieſter zum Altar voran,
Das Meſsbuch in der Hand,
Und knieet rechts und knieet links,
Und iſt gewärtig jedes Winks,
Und als des Sanctus Worte kamen
Da ſchellt er dreimal bei dem Nahmen.

Drauf als der Prieſter fromm ſich neigt
Und, zum Altar gewandt,
Den Gott, den gegenwärtgen, zeigt,
In hocherhabner Hand,
Da kündet es der Sacriſtan

Mit hellem Glöcklein klingend an,
Und alles kniet und ſchlägt die Brüſte,
Sich fromm bekreuzend vor dem Chriſte.

So übt er jedes pünktlich aus,
Mit ſchnell gewandtem Sinn,
Was Brauch iſt in dem Gotteshaus,
Er hat es alles inn,
Und wird nicht müde bis zum Schluſs,
Bis beim Vobiscum Dominus
Der Prieſter zur Gemein' ſich wendet,
Die heilge Handlung ſegnend endet.

Da ſtellt er jedes wiederum
In Ordnung ſäuberlich,
Erſt reinigt er das Heiligthum,
Und dann entfernt er ſich,
Und eilt in des Gewiſſens Ruh
Den Eiſenhütten heiter zu,
Spricht unterwegs, die Zahl zu füllen,
Zwölf Paternoſter noch im Stillen.

Und als er rauchen ſieht den Schlot,
Und ſieht die Knechte ſtehn,
Da ruft er: Was der Graf gebot,
Ihr Knechte, iſts geſchehn?
Und grinzend zerren ſie den Mund,
Und deuten in des Ofens Schlund:
"Der iſt beſorgt und aufgehoben,
Der Graf wird ſeine Diener loben"

Die Antwort bringt er ſeinem Herrn
In ſchnellem Lauf zurück.
Als der ihn kommen ſieht von fern,
Kaum traut er ſeinem Blick.
Unglücklicher! wo kommſt du her?
"Vom Eiſenhammer" — Nimmermehr!
So haſt du dich im Lauf verſpätet?
"Herr, nur ſo lang, bis ich gebetet"

"Denn als von eurem Angeſicht
Ich heute ging, verzeiht,
Da fragt ich erſt, nach meiner Pflicht,
Bei der, die mir gebeut.
Die Meſſe, Herr, befahl ſie mir

Zu hören, gern gehorcht' ich ihr,
Und ſprach der Roſenkränze viere
Für euer Heil und für das ihre.

In tiefes Staunen ſinket hier
Der Graf, entſetzet ſich.
Und welche Antwort wurde dir
Am Eiſenhammer? Sprich!
"Herr, dunkel war der Rede Sinn,
Zum Ofen wies man lachend hin:
Der iſt beſorgt und aufgehoben,
Der Graf wird ſeine Diener loben"

Und Robert? fällt der Graf ihm ein,
Wird glühend und wird blaſs.
Sollt er dir nicht begegnet ſeyn,
Ich ſandt ihn doch die Straſs'!
"Herr, nicht im Wald, nicht in der Flur
Fand ich von Robert eine Spur —"
Nun, ruft der Graf und ſteht vernichtet,
Gott ſelbſt im Himmel hat gerichtet!

Und gütig, wie er nie gepflegt,
Nimmt er des Dieners Hand,
Bringt ihn der Gattin, tiefbewegt,
Die nichts davon verſtand.
Dieſs Kind, kein Engel iſt ſo rein,
Laſsts eurer Huld empfohlen ſeyn,
Wie ſchlimm wir auch berathen waren,
Mit dem iſt Gott und ſeine Schaaren.

SCHILLER.

Verzeichniſs der Gedichte.

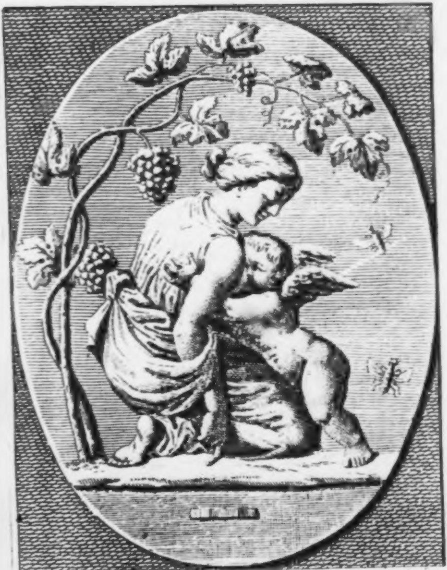
A. Mein Traum - - - - 19
B. Der Ehmann - - - - 18
Liebe und Hoſnung - - - 203
Halbe Thorheit - - - - 300
Brun. (Friedericke, gebohrne Münter) Lied auf dem Rigiberg geſungen 181
Terracina - - - - - 294
Conz. Der Adler Jupiters - - - 73
Abendphantaſie - - - - 217
Cordes. Macht der Sinne - - - 299
Lebewohl - - - - - 303
D. An den Aether - - - - 131
E. Die Urne und das Skelet - - 147
Das Regiment - - - - 256
Die Peterskirche - - - -
F. Sonett - - - - - - 45
Der verlohrne Maitag - - [illegible]
Die Mode - - - - - 194
Die Jungfrau des Schloſses. Romanze 242
An Daphne - - - - - 288
Freuden der Gegenwart - - 301

Göthe. Der neue Pauſias und ſein Blumenmädchen - - - - - 1
Der Zauberlehrling. Romanze - 32
Der Schatzgräber - - - 46
Die Braut von Corinth. Romanze 88
Legende - - - - - 144
An Mignon - - - - - 179
Der Gott und die Bajadere. Ind. Legende 188
Erinnerung - - - - - 223
Abſchied - - - - - 241
Der neue Amor - - - - 287
Gries. Phaëthon - - - - - - 160
W. v. Humboldt. Die Dioskuren. Aus Pindar 110
Jägle. Das Meer - - - - 212
K. Elegien - - - - - 224
Lenz. Die Liebe auf dem Lande 74
Tantalus. Dramolet - - - 224
Louiſe * * * Guidos Aurora - - 186
Kindheit und Jugend - - - 262
Matthiſon. Feenreigen - - - 38
Troſt des Edeln - - - - 158
Mereau. (Sophie) Lindor und Mirtha 100
Der Garten zu Würlitz - - 216
Licht und Schatten - - - 252
Müller. (K. L. M.) An Julius - - 259
Pfeffel. Die Hunde - - - - 248

K. Die Verwandlung - - - 23
Liebe - - - - - - 37
Genie und Talent - - - - 40
Die verlohrne Geliebte - - - 48
Wunſch - - - - - - 79
Schlimm und Schlimmer - - - 99
Pſyche - - - - - - 104
Das Herz - - - - - - 114
Die Leier des Herzens - - - 116
Die Wahl - - - - - 130
Die Menſchen - - - - 136
Die Erinnerung - - - - 143
Thränen der Liebe - - - 257
An Alexander von H*** - - 264
Begeiſterung - - - - - 291
Erziehung - - - - - 291
S. Elegie an Emma - - - - 115
Schiller. Der Ring des Polykrates. Ballade 24
Der Handſchuh. Erzählung 48
Ritter Toggenburg. Ballade 105
Der Taucher. Ballade - - 119
Reiterlied aus dem Wallenſtein - 137
Die Worte des Glaubens - - 221
Nadoweſſiſche Todtenklage - 237
Der Obeliſk u. ſ. w. - - - 240
Licht und Wärme - - - 258
Breite und Tiefe - - - - 263

Die Kraniche des Ibycus. Ballade 267
Das Geheimniſs - - - - 299
Der Gang nach dem Eiſenhammer Ballade - - - - 306
Schlegel. (A. W.) Prometheus - - 49
Geſang und Kuſs. Sonett - - 157
Zueignung des T. Romeo und Julie 175
Die entführten Götter - - - 199
Arion. Romanze - - - 278
Schmidt. (Siegfried) Sängers Einſamkeit 30
Frühlings Spatziergang - - 155
Götterhülfe - - - - - 256
Täuſchung - - - - - 304
v. Steigenteſch. Sonett - - - 82

Jena,
gedruckt bey Joh. Chriſt. Gottfr. Göpferdt.



V. Meyerel [illegible]

Muſen-Almanach

für

das Jahr 1799.

herausgegeben

von

SCHILLER.

Tübingen,
in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung.

HB 340

Univerſitäts-Bibliothek · Leipzig ·

59-3676

D

[6. Ex.]

Tit. 26.8.'59

WK

Dt. Lit. / Schiller /.

Musenalmanach

258

Sv

Calender.

JANUAR.

1	Dienſtag	*Neujahr.*
2	Mittwoch	Abel, Seth
3	Donnerſtag	Enoch
4	Freytag	Loth
5	Sonnabend	Simeon
	1. Erſch. Chriſti.	
6	*Sonntag*	*Heilige 3 Könige*
7	Montag	Iſidorus
8	Dienſtag	Erhard
9	Mittwoch	Ehrenfried
10	Donnerſtag	Paul. Einſ.
11	Freytag	Higynius
12	Sonnabend	Reinhold
	2. 1 Epiphan.	
13	*Sonntag*	Hilarius
14	Montag	Felix
15	Dienſtag	Marcus
16	Mittwoch	Marcellus
17	Donnerſtag	Antonius
18	Freytag	Priſca
19	Sonnabend	Blandina
	3. Septuageſima.	
20	*Sonntag*	*Fabian Sebaſtian*
21	Montag	Agnes
22	Dienſtag	Vincentius
23	Mittwoch	Emerentia
24	Donnerſtag	Timotheus
25	Freytag	*Paul. Bekehrung*
26	Sonnabend	Polycarp
	4. Sexageſima.	
27	*Sonntag*	Chryſoſt.
28	Montag	Carl
29	Dienſtag	Valerius
30	Mittwoch	Adelgunda
31	Donnerſtag	Virgilius

Mondsviertel.

Der Neumond den 6. Januar um 5 Uhr 1 Min. Vorm.

Das erſte Viertel den 14. dieſes um 4 Uhr 43 Min. Vorm.

Der Vollmond den 21. dieſes um 6 Uhr 22 Min. Nachm.

Das letzte Viertel d. 28. dieſ. um 11 Uhr 35 Min. Vormitt.

Tageslänge.

1.	8 St.	0 Min.	
10.	8 -	14	-
20.	8 -	34	-
30.	9 -	2	-

Sonneneintritt. Den 19. in den Waſſermann.

FEBRUARIUS.

1	Freytag	Brigitta
2	Sonnabend	*Mar. Reinigung*
	5. *Eſto mihi.*	
3	*Sonntag*	Blaſius
4	Montag	Veronica
5	Dienſtag	*Faſtnacht*
6	Mittwoch	*Aſchermittwoch*
7	Donnerſtag	Richard
8	Freytag	Salomon
9	Sonnabend	Apollonia
	6. *Invocavit.*	
10	*Sonntag*	Scholaſtic.
11	Montag	Euphroſina
12	Dienſtag	Eulalia
13	Mittwoch	*Quatember*
14	Donnerſtag	Valentin
15	Freytag	Fauſtinus
16	Sonnabend	Juliana
	7. *Reminiſcere.*	
17	*Sonntag*	Conſtant.
18	Montag	Concordia
19	Dienſtag	Suſanna
20	Mittwoch	Eucharius
21	Donnerſtag	Eleonora
22	Freytag	*Petri Stulfeier*
23	Sonnabend	Severus
	8. *Oculi.*	
24	*Sonntag*	*Matthias*
25	Montag	Leander
26	Dienſtag	Walpra
27	Mittwoch	*Mitfaſten*
28	Donnerſtag	Renata

Mondsviertel.

Der Neumond den 4 Febr. um 8 Uhr 57 Min. Nachm.

Das erſte Viertel den 13. um 1 Uhr 27 M. Vorm.

Der Vollmond den 20. um 5 Uhr 48 M. Vorm.

Das letzte Viertel d. 26. um 9 Uhr 5 M. Nachm.

Tageslänge.

1.	9 St.	6 Min.
10.	9 -	36 -
20.	10 -	10 -
28.	10 -	42 -

Sonneneintritt: Den 18. in die Fiſche.

MARTIUS.

1	Freytag	Albinus
2	Sonnabend	Simplicius
	9. *Lätare.*	
3	*Sonntag*	Kunigunda
4	Montag	Hadrianus
5	Dienſtag	Friedrich
6	Mittwoch	Friedelinus
7	Donnerſtag	Perpetua
8	Freytag	Philemon
9	Sonnabend	Prudentia
	10. *Judica.*	
10	*Sonntag*	Alexander
11	Montag	Roſina
12	Dienſtag	***Gregorius.***
13	Mittwoch	Ernſt
14	Donnerſtag	Zacharias
15	Freytag	Chriſtoph
16	Sonnabend	Chriſtian
	11. *Palmarum.*	
17	*Sonntag*	Gertraud
18	Montag	Patricius
19	Dienſtag	Joſeph
20	Mittwoch	Joachim
21	Donnerſtag	*Gründonnerstag*
22	Freytag	*Charfreytag*
23	Sonnabend	Eberhard
	12. *Oſterfeſt.*	
24	*Sonntag*	Gabriel
25	*Oſtermont.*	*Mar. Verkündig.*
26	Dienſtag	*Oſterdienſtag.*
27	Mittwoch	Rupertus
28	Donnerſtag	Malchus
29	Freytag	Euſtachius
30	Sonnabend	Guido
	13. *Quaſimod.*	
31	*Sonntag*	Jeremias

Mondsviertel.

Der Neumond den 6. März um 2 Uhr 16 Min. Nachm.

Das erſte Viertel den 14. um 7 Uhr 5 M. Nachm.

Der Vollmond den 21. um 3 Uhr 34 M. Nachm.

Das letzte Viertel d. 28. um 8 Uhr 20 M. Vorm.

Tageslänge.

1.	10 St.	46 Min.
10.	11 -	13 -
20.	11 -	58 -
30.	12 -	36 -

Sonneneintritt: Den 20. in den Widder Frühl. Anfang.

APRIL.

1	Montag	Theodora
2	Dienſtag	Theodoſius
3	Mittwoch	Roſimunda
4	Donnerſtag	Ambroſius
5	Freytag	Maximin.
6	Sonnabend	Irenäus
	14. *Miſ. Dom.*	
7	*Sonntag*	Egeſippus
8	Montag	Liborius
9	Dienſtag	Bogislaus
10	Mittwoch	Daniel
11	Donnerſtag	Manaſſe
12	Freytag	Euſtorgius
13	Sonnabend	Ezechiel
	15. *Jubilate.*	
14	*Sonntag*	Julius
15	Montag	Olympius
16	Dienſtag	Aaron
17	Mittwoch	Rudolph
18	Donnerſtag	Valerian.
19	Freytag	Hermogen
20	Sonnabend	Sulpitius
	16. *Cantate.*	
21	*Sonntag*	Adolarius
22	Montag	Sother
23	Dienſtag	Georg
24	Mittwoch	Albert
25	Donnerſtag	*Marc. Ev.*
26	Freytag	Anacletus
27	Sonnabend	Anaſtaſius
	17. *Rogate.*	
28	*Sonntag*	Vitalis
29	Montag	Sibilla
30	Dienſtag	Eutropius

Mondsviertel.

Der Neumond den 5. April um 8 Uhr 5 Min. Vormitt.

Das erſte Viertel den 13. um 8 Uhr 32 M. Vormitt.

Der Vollmond d. 20. um 12 Uhr 23 Min. Vormitt..

Das letzte Viertel d. 26. um 9 Uhr 11 M. Nachmitt.

Tageslänge.

1. 12 St. 40 Min.
10. 13 - 14 -
20. 13 - 50 -
30. 14 - 24 -

Sonneneintritt : Den 19. in den Stier.

MAY.

1	Mittwoch	*Phil. Jac.*
2	Donnerſtag	*Himmelf. Chriſt.*
3	Freytag	*† Erfindung*
4	Sonnabend	Florian
	18. *Exaudi.*	
5	*Sonntag*	Gotthard
6	Montag	Dietrich
7	Dienſtag	Gottfried
8	Mittwoch	Hiob
9	Donnerſtag	Gordius
10	Freytag	Gangolf
11	Sonnabend	Charlotta
	19. *Pfingſtfeſt.*	
12	*Sonntag*	Pancratius
13	Montag	*Pfingſtmontag*
14	Dienſtag	*Pfingſtdienſtag.*
15	Mittwoch	*Quatember*
16	Donnerſtag	Peregrinus
17	Freytag	Eibert
18	Sonnabend	Liborius
	20. *Feſt Trinit.*	
19	*Sonntag*	Potentia
20	Montag	Athanaſ.
21	Dienſtag	Prudens
22	Mittwoch	Helena
23	Donnerſtag	Deſidor
24	Freytag	Eſther
25	Sonnabend	*Urban*
	21. *1 Trinitatis.*	
26	*Sonntag*	Beda
27	Montag	Lucianus
28	Dienſtag	Wilhelm
29	Mittwoch	Chriſtiana
30	Donnerſtag	Wiegand
31	Freytag	Petronella

Mondsviertel.

Der Neumond den 5. May um 12 Uhr 57 Min. Vormitt.

Das erſte Viertel d. 12. um 5 Uhr 51 M. Nachmittag.

Der Vollmond d. 19. um 8 Uhr 40 Min. Vormitt.

Das letzte Viertel d. 26. um 11 Uhr 55 M. Vorm.

Tageslänge.

1. 14 St. 28 Min.
10. 14 - 56 -
20. 15 - 22 -
30. 15 - 44 -

Den 5. May unſichtbare Sonnenfinſt.

Sonneneintritt: Den 20. in die Zwillinge.

JUNIUS.

1	Sonnabend	Nicodemus
	22. *2 Trinitatis.*	
2	*Sonntag*	Marcellin
3	Montag	Erasmus
4	Dienſtag	Petronella
5	Mittwoch	J. Pfördn.
6	Donnerſtag	Carpaſius
7	Freytag	*Frohnl. Chr.*
8	Sonnabend	Medardus
	23. *3 Trinitatis.*	
9	*Sonntag*	Renatus
10	Montag	Onophrius
11	Dienſtag	Barnabas
12	Mittwoch	Baſilides
13	Donnerſtag	Tobias
14	Freytag	Eliſäus
15	Sonnabend	*Vitus*
	24. *4. Trinitatis.*	
16	*Sonntag*	Juſtina
17	Montag	Volkmar
18	Dienſtag	Arnolphus
19	Mittwoch	Gervaſius
20	Donnerſtag	Elogus
21	Freytag	Albanus
22	Sonnabend	Achatius
	25. *5 Trinitatis.*	
23	*Sonntag*	Baſilius
24	Montag	*Joh. Täuf.*
25	Dienſtag	Maxentius
26	Mittwoch	Jeremias
27	Donnerſtag	7 Schläfer
28	Freytag	Leo
29	Sonnabend	*Pet. Paul.*
	26. *6 Trinitatis.*	
30	*Sonntag*	Paul G.

Mondsviertel.

Der Neumond den 3. um 3 Uhr 49 Min. Nachmitt.

Das erſte Viertel den 11. um 12 Uhr 9 M. Vormitt.

Der Vollmond den 17. um 4 Uhr 47 M. Nachmitt.

Das letzte Viertel d. 25. um 3 Uhr 59 M. Vormitt.

Tageslänge.

1.	15 St.	48 Min.		
10.	15	-	58	-
20.	16	-	4	-
30.	16	-	2	-

Sonneneintritt: Den 20. in den Krebs Sommers-Anfang.

JULIUS.

1	Montag	Theobald
2	Dienſtag	*Mar. Heimſ.*
3	Mittwoch	Cornelius
4	Donnerſtag	Ulrich
5	Freytag	Joh. Huſs
6	Sonnabend	Eſaias
27.	*7 Trinitatis.*	
7	*Sonntag*	Wilibald
8	Montag	*Kilian*
9	Dienſtag	Cyrillus
10	Mittwoch	7 Brüder
11	Donnerſtag	Pius
12	Freytag	Heinrich
13	Sonnabend	Margaretha
28.	*8 Trinitatis.*	
14	*Sonntag*	Bonavent
15	Montag	*Apoſt. Thl.*
16	Dienſtag	Alexius
17	Mittwoch	Roſina
18	Donnerſtag	Ruſina
19	Freytag	Elias
20	Sonnabend	Paraxedes
29.	*9 Trinitatis.*	
21	*Sonntag*	Maternus
22	Montag	*Mar. Magd.*
23	Dienſtag	Apollinaris
24	Mittwoch	Chriſtina
25	Donnerſtag	*Jacobus*
26	Freytag	Anna
27	Sonnabend	Martha
30.	*10 Trinitatis.*	
28	*Sonntag*	Panthal
29	Montag	Beatrix
30	Dienſtag	Abdon
31	Mittwoch	Traſibulus

Mondsviertel.

Der Neumond den 3. Julius um 4 Uhr 11 Min. Vorm.

Das erſte Viert. den 10. um 4 Uhr 55 Min. Vorm.

Der Vollmond den 17. um 2 Uhr 1 M. Vorm.

Das letzte Viertel d. 24. um 9 Uhr 19 M. Nachm.

Tageslänge.

1.	16 St.	0 Min.
10.	15 -	50 -
20.	15 -	32 -
30.	15 -	16 -

Sonneneintritt: Den 22. i. d. Löw. Hundst. Anf.

AUGUST.

1	Donnerſtag	Petr. Kettf.
2	Freytag	Hanibal
3	Sonnabend	Auguſt
31.	*11 Trinitatis.*	
4	*Sonntag*	Domin.
5	Montag	Afra
6	Dienſtag	*Verkl. Chriſt.*
7	Mittwoch	Cyriacus
8	Donnerſtag	Romanus
9	Freytag	Laurent.
10	Sonnabend	Clara
32.	*12 Trinitatis.*	
11	*Sonntag*	Herrmann
12	Montag	Bertram
13	Dienſtag	Hypolitus
14	Mittwoch	Rochus
15	Donnerſtag	*Mar. Himmelf.*
16	Freytag	Verona
17	Sonnabend	Auguſta
33.	*13 Trinitatis.*	
18	*Sonntag*	Agapitus
19	Montag	Sebald
20	Dienſtag	Bernhard
21	Mittwoch	Hartwig
22	Donnerſtag	Priamus
23	Freytag	Zachäus
24	Sonnabend	*Bartholomaeus.*
34.	*14 Trinitatis.*	
25	*Sonntag*	Caſtor
26	Montag	Gebhard
27	Dienſtag	Auguſtin
28	Mittwoch	Benjamin
29	Donnerſtag	*Joh. Enth.*
30	Freytag	Rebecca
31	Sonnabend	Paulinus

Mondsviertel.

Der Neumond den 1. Auguſt um 2 Uhr 26 Min. Nachm.

Das erſte Viertel den 8. um 9 Uhr 29 M. Vormitt.

Der Vollmond d. 15. um 1 Uhr 9 Min. Nachmitt.

Das letzte Viertel d. 23. um 3 Uhr 5 M. Nachmitt.

Der Neumond d. 30. um 11 Uhr 43 Min. Nachts.

Tageslänge.

1.	14 St.	2 Min.
14.	14 -	34 -
20.	14 -	2 -
30.	13 -	28 -

Sonneneintritt: Den 22. in die Jungfrau
Ende der Hundstage.

SEPTEMBER.

	35. *15 Trinitatis*	
1	*Sonntag*	*Egidius*
2	Montag	Rahel
3	Dienſtag	Salomon
4	Mittwoch	Moſes
5	Donnerſtag	Nathanael
6	Freytag	Magnus
7	Sonnabend	Regina
	36. *16 Trinitatis.*	
8	*Sonntag*	*Mar. Geb.*
9	Montag	Gorgonius
10	Dienſtag	Soſthenes
11	Mittwoch	Proteus
12	Donnerſtag	Syrus
13	Freytag	Maternus
14	Sonnabend	† *Erhöhung*
	37. *17 Trinitatis.*	
15	*Sonntag*	Nicodemus
16	Montag	Euphemia
17	Dienſtag	Alexius
18	Mittwoch	*Quatember.*
19	Donnerſtag	Micleta
20	Freytag	Eſther
21	Sonnabend	*Matthäus*
	38. *18 Trinitatis.*	
22	*Sonntag*	Mauritius
23	Montag	Thecla
24	Dienſtag	Gerhard
25	Mittwoch	Cleophas
26	Donnerſtag	Cyprianus
27	Freytag	Cosmus
28	Sonnabend	Wenceslaus
	39. *19 Trinitatis.*	
29	*Sonntag*	*Michael*
30	Montag	Hieronym.

Mondsviertel.

Das erſte Viertel d. 6. Sept. um 3 Uhr 40 Min. Nachm.

Der Vollmond d. 14. um 3 Uhr 16 Min. Vormitt.

Das letzte Viertel d. 22. um 8 Uhr 9 M. Vormitt.

Der Neumond d. 29. um 8 Uhr 47 Min. Vormitt.

Tageslänge.

1.	13 St.	22 Min.
10.	12 -	48 -
20.	12 -	10 -
30.	11 -	34 -

Sonneneintritt: Den 22. in die Wage.
Herbſt - Anfang.

OCTOBER.

1	Dienſtag	Remigius
2	Mittwoch	Leodegard
3	Donnerſtag	Maximil.
4	Freytag	Franz
5	Sonnabend	Aurelia
40.	*20 Trinitatis.*	
6	*Sonntag*	Fides
7	Montag	Amalia
8	Dienſtag	Dionyſius
9	Mittwoch	Charitas
10	Donnerſtag	Burkhard
11	Freytag	Ehrenfried
12	Sonnabend	Wendelin
41.	*21 Trinitatis.*	
13	*Sonntag*	Hedwig
14	Montag	Calixtus
15	Dienſtag	Lucianus
16	Mittwoch	*Gallus*
17	Donnerſtag	Thieleman
18	Freytag	*Luc. Evang.*
19	Sonnabend	Ferdinand
42.	*22 Trinitatis.*	
20	*Sonntag*	Wend
21	Montag	Urſula
22	Dienſtag	Cordula
23	Mittwoch	Severin
24	Donnerſtag	Samuel
25	Freytag	Criſpin
26	Sonnabend	Amandus
43.	*23 Trinitatis.*	
27	*Sonntag*	Sabina
28	Montag	*Sim. Jud.*
29	Dienſtag	Narciſſus
30	Mittwoch	Pelagia
31	Donnerſtag	*Reformations-F.*

Mondsviertel.

Das erſte Viertel d. 6. October um 12 Uhr 17 Min. nach Mittern.

Der Vollmond d. 13. um 8 Uhr 8 Min. Nachm.

Das letzte Viertel d. 21. um 11 Uhr 27 Min. Nachm.

Der Neumond d. 28. um 6 Uhr 19 Min. Nachm.

Tageslänge.

1.	11	St.	30	Min.
10.	11	-	—	-
20.	10	-	24	-
30.	9	-	50	-

Den 28. Oct. unſichtbare Sonnenfinſt.

Sonneneintritt: Den 23. in den Scorpion.

NOVEMBER.

1	Freytag	*Aller Heil.*
2	Sonnabend	*Aller Seel.*
	44. 24 *Trinitatis.*	
3	*Sonntag*	Gottlieb
4	Montag	Malachias
5	Dienſtag	Blandina
6	Mittwoch	Leonhard
7	Donnerſtag	Erdmann
8	Freytag	Emericus
9	Sonnabend	Theodor
	45. 25 *Trinitatis.*	
10	*Sonntag*	*Mart. Luth.*
11	Montag	*Mart.* B.
12	Dienſtag	Jonas
13	Mittwoch	Briccius
14	Donnerſtag	Levius
15	Freytag	Leopold
16	Sonnabend	Ottomar.
	46. 26 *Trinitatis.*	
17	*Sonntag*	Hugo
18	Montag	Amos
19	Dienſtag	Eliſabeth
20	Mittwoch	Aemilia
21	Donnerſtag	*Mar. Opf.*
22	Freytag	Cäcilia
23	Sonnabend	Clemens
	47. 27 *Trinitatis.*	
24	*Sonntag*	Chryſogen
25	Montag	Catharina
26	Dienſtag	Conrad
27	Mittwoch	Buſſo
28	Donnerſtag	Günther
29	Freytag	Otto
30	Sonnabend	*Andreas*

Mondsviertel.

Das erſte Viertel den 4. Nov. um 12 Uhr 15 Min. Nachm.

Der Vollmond d. 12. um 2 Uhr 52 Min. Nachm.

Das letzte Viertel d. 20. um 12 Uhr 33 Min. Nachm.

Der Neumond d. 27. um 4 Uhr 34 Min. Vormitt.

Tageslänge.

1.	9	St.	42	Min.
20.	9	-	14	-
10.	8	-	41	-
30.	8	-	20	-

Sonneneintritt: Den [illegible]. in den Schützen.

DECEMBER.

48.	*1. Advent.*	
1	*Sonntag*	Longinus
2	Montag	Aurelia
3	Dienſtag	Caſſianus
4	Mittwoch	*Barbara*
5	Donnerſtag	Abigail
6	Freytag	Nicolaus
7	Sonnabend	Agathon
49.	*2 Advent.*	
8	*Sonntag*	*Mar. Empf.*
9	Montag	Joachim
10	Dienſtag	Judith
11	Mittwoch	Damaſus
12	Donnerſtag	Epimachus
13	Freytag	*Lucia*
14	Sonnabend	Nicaſius
50.	*3. Advent.*	
15	*Sonntag*	Ignatius
16	Montag	Ananias
17	Dienſtag	Lazarus
18	Mittwoch	*Quatember*
19	Donnerſtag	Iſaac
20	Freytag	Ammon
21	Sonnabend	*Thomas*
51.	*4 Advent.*	
22	*Sonntag*	Beata
23	Montag	Dagobert
24	Dienſtag	Adam, Eva
25	Mittwoch	*Chriſtfeſt.*
26	Donnerſtag	*Stephan*
27	Freytag	*Joh. Evang.*
28	Sonnabend	*Unſch. Kind.*
52.	*Sonntag n. Weihnachten.*	
29	*Sonntag*	Jonathan
30	Montag	David
31	Dienſtag	Sylveſter

Mondsviertel.

Das erſte Viertel d. 4. Dec. um 4 Uhr 12 Min. Vormitt.

Der Vollmond den 12. um 9 Uhr 40 M. Vormitt.

Das letzte Viertel d. 19. um 11 Uhr 25 Min. Nachmitt.

Der Neumond den 26. um 3 Uhr 35 M. Nachmitt.

Tageslänge.

1.	8	St.	18	Min.
10.	8	-	3	-
20.	7	-	55	-
30.	7	-	38	-

Sonneneintr. Den 21. in d. Steinbock. Wint. Anf.

Euphroſyne.

Elegie.

Auch von des höchſten Gebirgs beeiſten zackigen Gipfeln
　Schwindet Purpur und Glanz ſcheidender Sonne hinweg,
Lange decket Nacht ſchon das Thal und die Pfade des Wandrers,
　Der am toſenden Strom, auf zu der Hütte ſich ſehnt,
Zu dem Ziele des Tags, der ſtillen hirtlichen Wohnung,
　Und der göttliche Schlaf eilet gefällig voraus,
Dieſer holde Geſelle des Reiſenden. Daſs er auch heute,
　Segnend, kränze das Haupt mir mit dem heiligen Mohn!
Aber was leuchtet mir dort vom Felſen glänzend herüber?
　Und erhellet den Duft ſchäumender Ströme ſo hold?

Strahlt die Sonne vielleicht durch heimliche Spalten und Klüfte?
Denn kein irrdiſcher Glanz iſt es der wandelnde dort.
Näher wälzt ſich die Wolke! ſie glühet. Ich ſtaune dem Wunder!
Wird der roſige Strahl nicht ein bewegtes Gebild?
Welche Göttin nahet ſich mir? und welche der Muſen
Suchet den treuen Freund, ſelbſt in dem grauſen Geklüft?
Schöne Göttin! enthülle dich mir, und täuſche, verſchwindend,
Nicht den begeiſterten Sinn, nicht das gerührte Gemüth.
Nenne, wenn du es darfſt, vor einem Sterblichen, deinen
Göttlichen Nahmen, wo nicht, rege bedeutend mich auf,
Daſs ich fühle welche du ſeyſt von den ewigen Töchtern
Zeus, und der Dichter ſogleich preiſe dich würdig im Lied.

„Kennſt du mich Guter nicht mehr? und käme dieſe Geſtalt dir,
Die du doch ſonſt geliebt, ſchon als ein fremdes Gebild?
Zwar der Erde gehör ich nicht mehr und trauernd entſchwang ſich
Schon der ſchaudernde Geiſt jugendlich frohem Genuſs,
Aber ich hoffte mein Bild noch feſt in des Freundes Erinnrung
Eingeſchrieben, und noch ſchön durch die Liebe verklärt.
Ja ſchon ſagt mir gerührt dein Blick, mir ſagt es die Thräne,
Euphroſyne ſie iſt noch von dem Freunde gekannt.
Sieh! die Scheidende zieht durch Wälder und graue Gebirge,
Sucht den wandernden Mann, ach! in der Ferne, noch auf.
Sucht den Lehrer, den Freund, den Vater, und blicket noch einmal
Nach dem leichten Gerüſt irrdiſcher Freuden zurück.

Laſs mich der Tage gedenken, da du das Kind mich dem Spiele
  Jener täuſchenden Kunſt reizender Muſen geweiht.
Laſs mich der Stunde gedenken und jedes kleineren Umſtands.
  Ach! wer ruft nicht ſo gern unwiderbringliches an!
Jenes ſüſse Gedränge der leichteſten irdiſchen Tage,
  Ach! wer ſchätzt ihn genug dieſen vereilenden Werth.
Klein erſcheinet es nun, doch ach! nicht kleinlich dem Herzen;
  Macht die Liebe, die Kunſt jegliches Kleine doch groſs.
Denkſt du der Stunde noch wohl, wie auf dem Brettergerüſte,
  Du mich der höheren Kunſt ernſtere Stufen geführt?
Knabe ſchien ich, ein rührendes Kind, du nannteſt mich Arthur,
  Und belebteſt in mir britiſches Dichtergebild,

Drohteſt mit grimmiger Gluth den armen Augen, und wandteſt
Selbſt den thränenden Blick, innig getäuſchet hinweg,
Ach! da warſt du ſo hold und ſchützteſt ein trauriges Leben,
Das die verwegene Flucht endlich dem Knaben entriſs.
Freundlich faſsteſt du mich den geſtürzten, und trugſt mich von dannen
Und ich heuchelte lang, dir an dem Buſen, den Tod,
Endlich ſchlug ich das Aug auf und ſah dich, Geliebter, in ernſte,
Stille Betrachtung verſenkt, über den Liebling geneigt.
Kindlich ſtrebt ich empor, und küſste dir dankbar die Hände,
Reichte, zum reinen Kuſs, dir den gefälligen Mund.
Fragte: warum ſo ernſt mein Vater? und hab ich gefehlet,
O! ſo zeige mir an, wie mir das beſsre gelingt.

Keine Mühe verdrieſst mich bey dir, und alles und jedes
Wiederhol' ich ſo gern, wenn du mich leiteſt und lehrſt.
Aber du faſsteſt mich ernſt und drückteſt mich feſter im Arme,
Und es ſchauderte mir tief in dem Buſen das Herz.
Nein mein liebliches Kind, ſo riefſt du, alles und jedes
Wie du es heute gezeigt, zeig es auch morgen der Stadt.
Rühre ſie alle wie du mich rührſt, und es flieſsen zum Beyfall
Dir von dem trockenſten Aug' herrliche Thränen herab.
Aber am tiefſten traſſt du mich doch, den Freund, der im Arm dich
Hält, den ſelber der Schein früherer Leiche geſchreckt.
Ach! Natur wie ſicher und groſs in allem erſcheinſt du,
Himmel und Erde befolgt ewiges, feſtes Geſetz,

Jahre folgen auf Jahre, dem Frühling reichet der Sommer
Und dem reichlichen Herbſt, traulich, der Winter die Hand.
Felſen ſtehen gegründet, es ſtürzt das ewige Waſſer
Sich aus bewölkter Kluft, ſchäumend und brauſend hinab,
Grünet die Fichte doch fort und ſelbſt die entlaubten Gebüſche
Hegen, im Winter ſchon, heimlich, die Knoſpen am Zweig
Alles entſteht und vergeht geſetzlich, doch über des Menſchen
Leben, den köſtlichen Schatz, herrſchet ein ſchwankendes Loos.
Nicht dem blühenden nickt der willig ſcheidende Vater,
Seinem trefflichen Sohn, freundlich vom Rande der Gruft;
Nicht der jüngere ſchließt dem älteren immer das Auge,
Das ſich willig geſenkt, kräftig dem ſchwächeren zu.

Oefter ach! verkehrt das Geſchick die Ordnung der Tage
  Hülflos klaget ein Greis Kinder und Enkel umſonſt,
Steht, ein beſchädigter Stamm, dem rings zerſchmetterte Zweige
  Um die Seiten umher ſtrömende Schloſſen geſtreckt.
Und ſo, liebliches Kind, durchdrang mich die tiefe Betrachtung,
  Als du zur Leiche verſtellt über die Arme mir hingſt;
Aber freudig ſeh ich dich nun, in dem Glanze der Jugend,
  Vielgeliebtes Geſchöpf, wieder am Herzen belebt.
Springe fröhlich dahin, verſtellter Knabe, das Mädchen
  Wächſt zur Freude der Welt, mir zum Entzücken heran.
Immer ſtrebe ſo fort, und deine natürlichen Gaben
  Bilde bey jeglichem Schritt ſteigenden Lebens, die Kunſt.

Sey mir lange zur Luſt und eh' mein Auge ſich ſchlieſset,
Wünſch ich dein ſchönes Talent glücklich vollendet zu ſehn.
Alſo ſprachſt du, und nie vergaſs ich der wichtigen Stunde,
Deutend entwickelt ich mich an dem erhabenen Wort.
O! wie ſprach ich ſo gerne zum Volke die rührenden Reden,
Die du, voller Gehalt, kindlichen Lippen vertraut,
O wie! bildet ich mich an deinen Augen und ſuchte
Dich im tiefen Gedräng ſtaunender Hörer heraus.
Doch dort wirſt du nun ſeyn und ſitzen, und nimmer bewegt ſich
Euphroſyne hervor, dir zu erheitern den Blick,
Du vernimmſt ſie nicht mehr die Töne des wachſenden Zöglings,
Die du zu liebendem Schmerz frühe, ſo frühe! geſtimmt,

Andere kommen und gehn, es werden dir andre gefallen,
Selbſt dem groſsen Talent, drängt ſich ein gröſseres nach.
Aber du vergeſſe mich nicht! wenn eine dir jemals
Sich im verworrnen Geſchäft heiter entgegen bewegt,
Deinem Winke ſich fügt, an deinem Lächeln ſich freuet,
Und am Platze ſich nur, den du beſtimmteſt, gefällt,
Wenn ſie Fleiſs nicht ſpart noch Mühe, wenn ſie die Kräfte,
Selbſt bis zur Pforte des Grabs, freudiges Opfer dir bringt,
Dann gedenkeſt du mein, du guter, und rufeſt, auch ſpät noch:
Euphroſyne, ſie iſt wieder erſtanden vor mir!
Vieles ſagt ich noch gern, doch ach! die Scheidende weilt nicht
Wie ſie wollte, mich führt, ſtreng, ein gebietender Gott.

Lebe wohl ſchon zieht michs dahin in ſchwankendem Eilen,
Einen Wunſch nur vernimm, freundlich gewähre mir ihn:
Laſs nicht ungerühmt mich zu den Schatten hinabgehn!
Nur die Muſe gewährt einiges Leben dem Tod.
Denn geſtaltlos ſchweben umher in Perſefoneias
Reiche, maſſenweiſs, Schatten vom Nahmen getrennt.
Wen der Dichter aber gerühmt der wandelt, geſtaltet,
Einzeln, geſellet dem Chor aller Heroen ſich zu.
Freudig tret ich einher, von deinem Liede verkündet,
Und der Göttin Blick weilet gefällig auf mir.
Mild empfängt ſie mich dann und nennt mich, es winken die hohen
Göttlichen Frauen mich an, immer die nächſten am Thron.

Penelopeia redet zu mir, die treuſte der Weiber,
Auch Evadne, gelehnt auf den geliebten Gemahl.
Jüngere nahen ſich dann, zu früh herunter geſandte,
Und beklagen mit mir unſer gemeines Geſchick.
Wenn Antigone kommt, die ſchweſterlichſte der Seelen,
Und Polyxena trüb noch von dem bräutlichen Tod;
Seh ich als Schweſtern ſie an, und trete würdig zu ihnen,
Denn der tragiſchen Kunſt holde Geſchöpfe ſind ſie.
Bildete doch ein Dichter auch mich! und ſeine Geſänge,
Ja ſie vollenden an mir, was mir das Leben verſagt.
Alſo ſprach ſie und noch bewegte der liebliche Mund ſich
Weiter zu reden, allein ſchwirrend verſagte der Ton.

Denn aus dem Purpurgewölk, dem ſchwebenden, immer bewegten,
    Trat der herrliche Gott Hermes gelaſſen hervor,
Mild erhob er den Stab und deutete, wallend verſchlangen
    Wachſende Wolken, im Zug, beyde Geſtalten vor mir.
Tiefer liegt die Nacht um mich her, die ſtürzenden Waſſer
    Brauſen gewaltiger nun, neben dem ſchlüpfrigen Pfad,
Unbezwingliche Trauer befällt mich, entkräftender Jammer,
    Und ein mooſiger Fels ſtützet den ſinkenden nur.
Wehmuth reiſst durch die Saiten der Bruſt, die nächtlichen Thränen
    Flieſsen, und über dem Wald kündet der Morgen ſich an.

GOETHE.

Die Muſageten.

Oft in tiefen Winternächten
Rief ich an die holden Muſen:
Keine Morgenröthe leuchtet
Und es will kein Tag erſcheinen,
Aber bringt zur rechten Stunde
Mir der Lampe fromm Geleuchte,
Daſs es, ſtatt Auror und Phöbus,
Meinen ſtillen Fleiſs belebe.
Doch ſie lieſsen mich im Schlafe,
Dumpf und unerquiklich, liegen,
Und nach jedem ſpäten Morgen
Folgten ungenutzte Tage.

Da ſich nun der Frühling regte
Sagt ich zu den Nachtigallen:
Liebe Nachtigallen ſchlaget
Früh, o früh! vor meinem Fenſter,
Weckt mich aus dem vollen Schlafe,
Der den Jüngling mächtig feſſelt.
Doch die lieberfüllten Sänger
Dehnten Nachts vor meinem Fenſter

Ihre ſüſsen Melodien,
Hielten wach die liebe Seele,
Regten zartes neues Sehnen
Aus dem neugerührten Buſen,
Und ſo ging die Nacht vorüber
Und Aurora fand mich ſchlafen,
Ja mich weckte kaum die Sonne.

Endlich iſt es Sommer worden
Und beym erſten Morgenſchimmer
Reizt mich aus dem holden Schlummer
Die geſchäftig frohe Fliege
Unbarmherzig kehrt ſie wieder
Wenn auch oft der halberwachte
Ungeduldig ſie verſcheuchet,
Lockt die unverſchämten Schweſtern
Und von meinen Augenliedern
Muſs der holde Schlaf entweichen.
Rüſtig ſpring ich von dem Lager
Suche die geliebten Muſen,
Finde ſie im Buchenhaine
Mich gefällig zu empfangen.
Und den leidigen Inſecten
Dank ich manche goldne Stunde,

Seyd mir doch, ihr unbequemen,
Von dem Dichter hochgeprieſen,
Als die wahren Muſageten.

JUSTUS AMMAN.

An die Nymfen.

Schüzt allgütig, ihr Nymfen, die Stäte des heiligſten Bundes,
Nimmer bekränze der Faun hier der Mänade den Kelch;
Nur den Grazien ſpendet beim Reigen die duftenden Glöckchen,
Welche die Schläfe des Mais, ſchimmernd wie Silber, umblühn.

MATTHISSON.

Die Metamorphoſe der Pflanzen.

Dich verwirret Geliebte die tauſendfältige Miſchung
Dieſes Blumengewühls über dem Garten umher,
Viele Nahmen höreſt du an und immer verdränget,
Mit barbariſchem Klang, einer den andern im Ohr,
Alle Geſtalten ſind ähnlich und keine gleichet der andern
Und ſo deutet das Chor auf ein geheimes Geſetz,
Auf ein heiliges Räthſel. O! könnt ich dir, liebliche Freundin,
Ueberliefern ſogleich glücklich das löſende Wort.
Werdend betrachte ſie nun, wie, nach und nach ſich die Pflanze,
Stufenweiſe geführt, bilde zu Blüthen und Frucht.

Aus dem Saamen entwickelt ſie ſich, ſobald ihn der Erde
Stille befeuchtender Schoos hold in das Leben entläſst,
Und dem Reize des Lichts, des heiligen, ewig bewegten,
Gleich den zarteſten Bau keimender Blätter empſiehlt.
Einfach ſchlief in dem Saamen die Kraft, ein beginnendes Vorbild
Lag verſchloſſen in ſich unter die Hülle gebeugt:
Blatt und Wurzel und Keim, nur halb geformet und farblos,
Trocken erhält ſo der Kern ruhiges Leben bewahrt,
Quillet ſtrebend empor, ſich milder Feuchte vertrauend
Und erhebt ſich ſogleich aus der umgebenden Nacht.
Aber einfach bleibt die Geſtalt der erſten Erſcheinung,
Und ſo bezeichnet ſich auch unter den Pflanzen das Kind.

Gleich darauf ein folgender Trieb, ſich erhebend, erneuet
Knoten auf Knoten gethürmt, immer das erſte Gebild,
Zwar nicht immer das gleiche, denn mannigfaltig erzeugt ſich
Ausgebildet, du ſiehſts, immer das folgende Blatt,
Ausgedehnter, gekerbter, getrennter in Spitzen und Theile
Die verwachſen vorher ruhten im untern Organ.
Und ſo erreicht es zuerſt die höchſt beſtimmte Vollendung,
Die bey manchem Geſchlecht dich zum Erſtaunen bewegt.
Viel gerippt und gezackt, auf maſtig ſtrotzender Fläche
Scheinet die Fülle des Triebs frey und unendlich zu ſeyn.
Doch hier hält die Natur, mit mächtigen Händen, die Bildung
An, und lenket ſie ſanft in das Vollkommnere hin.

Mäſsiger leitet ſie nun den Saft, verengt die Gefäſse
Und gleich zeigt die Geſtalt zärtere Wirkungen an.
Stille zieht ſich der Trieb der ſtrebenden Ränder zurücke,
Und die Ribbe des Stiels bildet ſich völliger aus.
Blattlos aber und ſchnell erhebt ſich der zärtere Stengel
Und ein Wundergebild zieht den Betrachtenden an.
Rings im Kreiſe ſtellet ſich nun, gezählet und ohne
Zahl, das kleinere Blatt neben dem ähnlichen hin.
Um die Achſe bildet ſich ſo der bergende Kelch aus,
Der zur höchſten Geſtalt farbige Kronen entläſst.
Alſo prangt die Natur in hoher, voller Erſcheinung
Und ſie zeiget, gerecht, Glieder an Glieder geſtuft,

Immer erſtaunſt du aufs neue ſobald ſich am Stengel die Blume,
Ueber dem ſchlanken Gerüſt wechſelnder Blätter bewegt.
Aber die Herrlichkeit wird des neuen Schaffens Verkündung.
Ja, das farbige Blatt fühlet die göttliche Hand,
Und zuſammen zieht es ſich ſchnell, die zärteſten Formen
Wickeln ſich zwiefach hervor, ſich zu vereinen beſtimmt.
Traulich ſtehen ſie nun, die holden Paare, beyſammen,
Zahlreich reihen ſie ſich um den geweihten Altar,
Hymen ſchwebet herbey und herrliche Düfte, gewaltig,
Strömen ſüſsen Geruch alles belebend umher.
Nun vereinzelt ſchwellen ſogleich unzählige Keime,
Hold in den Mutterſchoos ſchwellender Früchte gehüllt,

Und hier ſchließt die Natur den Ring der ewigen Kräfte,
Doch ein neuer ſogleich faſſet den vorigen an;
Daſs die Kette ſich fort durch alle Zeiten verlänge,
Und das Ganze belebt ſo wie das Einzelne ſey.
Nun Geliebte wende den Blick zum bunten Gewimmel,
Das verwirrend nicht mehr ſich vor dem Geiſte bewegt.
Jede Pflanze winket dir nun die ewgen Geſetze,
Jede Blume ſie ſpricht lauter und lauter mit dir.
Aber entzifferſt du hier der Göttin heilige Lettern,
Ueberall ſiehſt du ſie dann, auch in verändertem Zug.
Kriechend zaudre die Raupe, der Schmetterling eile geſchäftig,
Bildſam ändre der Menſch ſelbſt die beſtimmte Geſtalt.

O! gedenke denn auch wie, aus dem Keim der Bekanntſchaft,
Nach und nach in uns holde Gewohnheit erſproſs,
Freundſchaft ſich mit Macht aus unſerm innern enthüllte,
Und wie Amor zuletzt Blüthen und Früchte gezeugt.
Denke wie mannigfach bald dieſe bald jene Geſtalten,
Still entfaltend, Natur unſern Gefühlen geliehn,
Freue dich auch des heutigen Tags! die heilige Liebe
Strebt zu der höchſten Frucht gleicher Geſinnungen auf,
Gleicher Anſicht der Dinge, damit in harmoniſchem Anſchaun
Sich verbinde das Paar ſinde die höhere Welt.

GOETHE.

Liebeszuruf.

Der freche Tag iſt hingegangen,
Verſchämt der Abend niederſinkt,
Wo, ſtille Küſſe zu empfangen,
Mir die verſchämte Liebe winkt.
Gemach! — Bald webt die Dämmrung dichter
Sich über Flur und Straſse hin —
Daſs nicht die gaffenden Geſichter
In ihrer Neugier Netz uns ziehn!
Wie viel der Himmel gutes ſpendet;
Das Schönſte doch iſt, was in Nacht
Verhüllet, ſeine Huld uns ſendet,
Wenn uns beglückte Liebe lacht.
Zur duftenden Holunderſtätte
Im Gärtchen winkt die kleine Thür',
Und meine liebe blonde Nette
Huſcht ſchon hervor und ſpäht nach mir.
Mein Abendſtern iſt angebrochen:
Was kümmert der dort oben mich?
Wohlauf mein Herz mit frohem Pochen!
Die Liebe ſelber leitet dich.

Conz.

Tibur.

Am letzten Abend des Jahres 1795.

Gleich Elyſiums Lenzen, lacht der Winter
In den Gärten der Heſperiden, herrlich
Prangt ihr Apfel im Grün der Haine, Zefyr
Wiegt ſich auf Blumen.

Sieh! wir Fremdlinge weihn, auf Tiburs Hügel,
Dir, venuſiſcher Schwan, der keuſchen Dafne
Dunkel glänzendes Haar, und ſprengen opfernd
Milden Albaner.

Schauernd flüſtern die Wipfel und melodiſch
Hallt's wie Silbergetön: Die Jahr' entſtürmen!
Morgen Schatten und Aſche, kränzt mit Mirten
Heute den Becher!

MATTHISSON.

Herbſtlied.

Feldeinwärts flog ein Vögelein
Und ſang im muntern Sonnenſchein
Mit ſüſsen wunderbaren Ton:
Ade! ich fliege nun davon,
Weit, weit,
Reis' ich noch heut.

Ich horchte auf den Feldgeſang,
Mir ward ſo wohl und doch ſo bang,
Mit frohem Schmerz, mit trüber Luſt
Stieg wechſelnd bald und ſank die Bruſt,
Herz, Herz,
Brichſt du vor Wonn' oder Schmerz?

Doch als ich Blätter fallen ſah,
Da ſagt' ich: ach! der Herbſt iſt da,
Der Sommergaſt, die Schwalbe zieht,
Vielleicht ſo Lieb' und Sehnſucht flieht
Weit, weit,
Raſch mit der Zeit.

Doch rückwärts kam der Sonnenſchein,
Dicht zu mir drauf das Vögelein,
Es ſah mein thränend Angeſicht
Und ſang: die Liebe wintert nicht,
Nein! nein!
Iſt und bleibt Frühlingsſchein!

LUDWIG TIECK.

Stummes Dulden.

Feige Sterbliche nur und aberwitzige Schwärmer
Schrein von den Dächern ihr Weh', Mitleid erbettelnd vom Volk.
Klage geziemt nicht dem Starken; im Kampf mit dem eiſernen Schickſal
Singt nur die rüſtige That; Worte ſind Beute des Sturms.
Schlägt ihm ein ähnliches Herz: ſo geb' er ſich ganz und auf ewig;
Bleibt ihm dies Kleinod verſagt: werd' er ſich ſelber die Welt.

MATTHISSON.

Die Ueberraſchung.

Auf dem Lande, bey der trauten Freundin,
War, ach! eine ewig lange Woche
Schon mein Liebchen. Alle, alle Tage
Ging ich vor das Stadtthor, nach der Gegend
Dort am Fuſs des ſüdlichen Gebirges,
Sehnſuchtsvoll zu ſchaun; — ſelbſt hin zu eilen
Wehrten mir die leidigen Geſchäfte.
Aerger als ein junger Dichter ſchalt ich
Auf die Stadt, und pries des Landes Vorzug.

Heute konnt' ich mit der Abenddämmrung
Meine Lieblingsausſicht erſt beſuchen.
Bey der Windmühl' auf dem Hügel ſtand ich
Eingewurzelt, wie ein Meilenzeiger,
Ausgeſtreckt den Arm, den Zeigefinger
Ganz genau nach meines Herzens Pole
Hingerichtet. — „Flügel! hätt' ich Flügel!“
Und mich trugen Phantaſie und Liebe
Schwebend fort; mein innres Aug erblickte
Schon das Landhaus, das Portal von Linden

Das den Eingang ſchatticht überwölbet;
Offen ſtand der Gartenmauer Pförtchen,
Offen auch die Hinterthür des Hauſes.
Leiſe hatt' ich mich hineingeſchlichen,
Wollte nun die Treppe ſchnell erſteigen,
Als ein Baum, an den ich unſanft ſtreiſe,
Mich aus meinem wachen Traum erweckte. —

Still und einſam lag die Abendlandſchaft;
Sternchen blinkten hin und her am Himmel,
Lichter da und dorten durch die Fenſter. —
Jetzt — wie ſchlug das Herz mir! — kam ein Wagen
Auf dem Fahrdamm angerollt; im dunkeln
Ward mir nur die ſchaukelnde Bewegung
Sichtbar; ſchon verdoppelt' ich die Schritte,
Ihn am nahen Stadtthor zu erreichen,
Als ein morſches Rad mit dumpfem Praſſeln
Brach. Ich fliege hin. Zwey wohlbekannte
Stimmen unterſcheid' ich. — Hülfe! Hülfe!
Ruft die Zofe; — „Ruhig, ſpricht die Dame,
Iſt uns doch kein Leides wiederfahren.“
Und ſie fliegen aus. Auf meinen Lippen
Schwebte ſchon die zärtlichſte Begrüſsung;
Ausgebreitet hielt ich ſchon die Arme,

Die Willkommne an mein Herz zu drücken.
Doch im Nu gab mir, ich weiſs nicht welcher
Dämon ein, des Wiederſehens Freude
Noch durch Ueberraſchung zu erhöhen. —
Tief drück' ich den Hut mir in die Augen,
Decke mit des Ueberrockes Klappen
Kinn und Mund; mit ſchnarrender, verſtellter
Stimme redend, glückt mirs, ſie zu täuſchen.

Mein Geleit ward dankbar angenommen. —
Meinen Armen eilte ſie an meinem
Arm entgegen; hell vor ihrer Seele
Stand das Bild der frohſten Ueberraſchung;
Ich empfand in ihres Schrittes Eile
Ach! der Liebe ſüſsen Drang. Wir ſchlüpften
Schweigend durch die dunklen Gaſſen. Dasmahl
Segnet' ich die ſonſt ſo oft verwünſchte
Kargheit der Erleuchtung. Vor der Wohnung, —
Meiner Wohnung — hielt das Karavanchen.
Abſchied, zärtlich Abſchied nahm der Führer,
Doch ſein Händedruck blieb unerwiedert. —
Und die Thür ging auf, der Leuchte Schimmer
Fiel auf mein Geſicht, mit ihm der Neugier
Seitenblick; — Ein lauter Schrey der Freude! —

Brünſtig erſt umarmt, dann ausgeſcholten
Stand ich, lachend, vor ihr. Des Entzückens
Sprachverwirrung lieſs auf ihre Fragen
Mich nicht Worte zur Erzählung ordnen.

Welch ein Abend! Am gedeckten Tiſchchen
Welch ein trautes Gegenüber! Endlich
Im getheilten Bett welch ſüſser Schlummer!

BUERDE.

Hexenfund.

Endlich, alte Wundergerte,
Ueber ein Jahrtauſend
Nur in Gräbern hauſend,
Hobſt du dich ans Licht hervor:
Furchtbar krachte das geſperrte
Geiſterthor.

Wahrlich, als wir Hexenjünger,
Dich auf Alraunbeeten
Ahndungsvoll erſpähten,
Waltete mit unſrer Schaar
Salomos erhabner Finger
Unſichtbar.

In des Erdballs Mittelpunkte,
In des Mondes Grüften,
In der Sterne Klüften,
Herrſcht allmächtig auf und ab
Der in Drachenblut getunkte
Zauberſtab.

Ziehn wir, nach der hohen Weiſe
Aechter Spukvollſtrecker,
Nun um Todtenäcker,
Bey des Abgrunds Melodey,
Der geheimniſsſchwangern Kreiſe
Dreimal drei.

Treu dem Saz der Meiſtergilde,
Laſst, aus Memfis Tiefen,
Dunkle Hieroglyfen
Eng' uns um die Zirkel reihn,
Und zum Weihaltare bilde
Sich Gebein.

Wann die Leichenſteine beben,
An des Kirchhofs Eiben
Sich die Blätter ſträuben,
Und aus morſcher Särge Nacht
Sieben Flämmchen bläulich ſchweben,
Iſt's vollbracht.

Matthisson.

Erinnerung.

An Lyda.

Im Ulmenhaine, wo mich ernſt und düſter
Die Wehmuth oft in deinem Arm beſchlich,
Wandl' ich allein. Im leiſen Blattgeflüſter
Ahnt meine Seele dich.

Den Hain, in dem ſich Tag und Dunkel gatten,
Durchrauſcht ein Quell, von Geisblatt überwebt
Dein Bild umſchwebt den Quell, ſanft wie ein Schatten
An Lethes Ufern ſchwebt

Des Lebens oft empörte Stürme ſchweigen,
Sanft, wie der Mond, verhüllt ſie hier die Nacht,
Wenn Filomele in den ſtillen Zweigen
Des dunklen Hains erwacht.

Verblühte Bilder früher Tage keimen
Im zarten Grau der Dämmerung empor
Die Hoffnung hält mir, unter Feenträumen,
Der Zukunft Blüthen vor.

Dann träum' ich mich zum fernen Seegeſtade
Im Dämmerlicht an deine Seite hin.
Die Täuſchung flieht, der Spiegel der Najade
Sagt daſs ich einſam bin.

Und einſam ſtreu' ich Blumen auf die Quelle
Zum Todtenopfer dir Vergangenheit!
Und weinend wird der Wehmuth dieſe Stelle
Zum Tempel eingeweiht.

von STEIGENTESCH.

Kunſt und Liebe.

Wandeln nicht viele Geiſter ſchon im Orkus,
Weil der Körper noch träge hier ſich quälet,
Sonn' und Mond ſie wechſeln und gehn vorüber,
Sieh, er bemerkt's nicht.

Wunderlich ſtehn ſie da im Frühlingslichte,
Umgetrieben von toſenden Weltgeſchäften;
Keinen Ton der ſingenden Schöpfung in ihr
Enges Gefängniſs!

Gütige Gottheit! höre, was ich bitte,
Noch thun rauſchende Wälder, bunte Blumen,
Nachtigallen, Lerchen, das Frühlingsleben
Mit mir befreundet;

Thränen bezahl' ich noch den groſsen Meiſtern,
Ihre Schöpfung entrückt mir weltlich Treiben,
Daſs ich gleich dem Trunkenen frölich taumle
Sonnengeblendet,

Ach! und in ſchönerm Wahnſinn fliegt mir ſelber
Kunſt mit allen den Meiſtern traumgleich abwärts
Und im einſam glänzenden Aether bleibt nur
Ich und die Liebe,

Gönne mir noch dies ſchöne Jugendleben;
Laſs zum nüchternen Hohn mich nie erwachen,
Daſs ich ernſt und weiſe dann auf mich ſelber
Lächle voll Mitleid.

Wird die Natur mir fremd und denk' ich nicht mehr
Zitternd, Rafael, klingt ihr ſüſser Nahme
Nicht im Herzen, ſchnell o ihr gütgen Parzen
Beiſset den Faden!

Ludwig Tieck.

Weiſſagung.

Traurender Wandrer,
Blick' in der Hoffnung
Magiſchen Spiegel!
Schau deiner Zukunft
Liebliche Landſchaft:
Lorber und Pinje!
Mirth' und Zypreſſe!
Glänzender Aether!
Blumen im Winter
Hoch auf den grauen
Reſten der Vorwelt!
Dort ein umbüſchtes
Freundliches Landhaus,
Hoch an der Tiber
Heiligen Ufern!
Da wird, beim Reigen
Scherzender Horen,
Lacheſis Händen
Golden des Daſeyns
Faden entgleiten;

Bis dich der hehren
Gruft-Pyramide
Todtenfeld aufnimmt.

Harre nur muthvoll!
Dulde mit Hochſinn!
Sicher, ſo ahnd' ich,
Wirſt du des Cirkus
Stäubende Laufbahn
Durch das Triumfthor
Siegend verlaſſen.

Matthisson.

Wiegenlied.

Schlummre ſanft! des Lebens Morgenröthe,
Des Genuſſes Augenblick iſt dein.
In des Morgenſchlummers ſtille Lethe
Taucht die Kindheit ihre Sorgen ein.

Schlummre ſanft! Noch iſt dein Lächeln heiter,
Da dein Herz noch keine Sorge denkt,
Und der Engel-Unſchuld, dein Begleiter
Deiner Kindheit-Blumentritte lenkt.

Schlummre ſanft! Der Täuſchung Blüthenträume
Finden in der Wirklichkeit ihr Grab.
Deiner Hofnung aufgeblühte Keime
Streift vielleicht der Sturm des Zufalls ab.

Schlummre ſanft, wenn dieſe Blumen ſchwinden,
Unter Dornen ſcheiden Traum und Wahn,
Und die ſturmeſchwarzen Wolken künden
Unſres Lebens ſchwülen Mittag an.

Roſen welken, die am Morgen glühten,
Und des Wemuths trübe Quelle rauſcht,
Wo die Schlange Miſsgunſt unter Blüthen
Und der Gram auf weichem Purpur lauſcht.

Aber Kind, dann lächle dem Geſchicke,
Dein Bewuſstſeyn lächle rein wie du,
Und dein ruheſuchend Auge drücke
Einſt die Hand geprüfter Liebe zu.

von Steigentesch.

Auf der Reiſe.

Auf Wieſen in Wäldern,
An Strömen, auf Feldern
Quillt glühendes Leben,
Die Bäume ſie ſtreben
Zum Himmel hinan.
Es fliehen mit Eilen
Die Quellen von ſteilen
Gebirgen und ſuchen ſich ebene Bahn,
Durch Dornengeſträuche,
Vorüber der Eiche,
Dem Wurzelgeflecht;
Und rund um die Quelle
Beſieht ſich in jeder fortſchleichenden Welle
Der kindiſchen Blumen neugierig Geſchlecht.
In Steinklüften ſuchen
Die glänzenden Buchen
Genügſamen Raum,
Sie zittern und nicken
Und rauſchen und ſchmücken
Den felſigen Saum.

So findet die Quelle
Der Baum ſeine Stelle
Und treibet ſich's recht:
So dauert, geneſet,
Und ſtirbt und verweſet
Zufrieden ſo manches gebohrne Geſchlecht. –
Nur der Menſch geht in der Irre,
Will heut hier ſeyn, morgen dort,
Alle Sinnen im Gewirre
Sucht er ſtets den fernen Ort.
Will nicht in der Heimath dauern
Weithin dehnt er ſeinen Blick,
Wandert unter Regenſchauern
Und ſieht dann mit bangem Trauern
Nach dem erſt verſchmähten Glück.
Wie in monderhellten Hainen
Wolken durch den Himmel fliehn,
Bald die Bäume glänzend ſcheinen,
Schatten wieder abwärts ziehn:
Alſo auch des Menſchen Seele,
Daſs er durch ſein ganzes Leben
Raſtlos auf und ab ſich quäle
Ward die Sehnſucht ihm gegeben. –

Doch wohl mir, ich fühle
Zerreiſsen das Band!
Ich nahe dem Ziele
Das fern und ferner ſeit lange mir ſchwand.
Das bängliche Schwanken
Das nüchterne Kranken,
– Vorüber an mir! –
Wie ſoll ich dir danken?
O Liebſte! o ſprich, wie vergelt ich es dir?

Ludwig Tieck.

An mein Reitpferd.

O Thier, das ſchnell wie Wolkenflug
Mich oft zu Linas Küſſen trug,
Dir Dank und Lohn zu geben
Soll dich mein Lied erheben.

Oft eilteſt du bei Sturm und Nacht
Von ihr gewünſcht, von ihr gedacht,
Auf dir bekannten Wegen
Der Wartenden entgegen.

Du ſchliefſt im Gras, wenn leiſe ſich
Mein Schritt am Haus vorüberſchlich,
Um zwiſchen den Geſträuchen
Im Garten hinzuſchleichen.

Wie ſchnell mich dort ihr Arm umfing,
Wie glühend Lipp' an Lippe hing,
Um ewig unſre Seelen
Im Küſſe zu vermählen!

Da floh die Nacht minutenſchnell!
Ein Blick von ihr ſo ſanft, ſo hell,
Ein Hauch aus ihrem Munde
Beflügelte die Stunde.

„Horch! dreimal brummt der Glocke Ton
„Sieh! Nacht und Sterne ſchwinden ſchon,
„Der Vollmond wiegt ſich bläſſer
„Im ſchlafenden Gewäſſer.

„Fort, fort! eh' Argwohn und Verdacht
„Am Fenſter lauſcht, im Haus' erwacht.
„Die Morgenlüfte wehen,
„Man darf dich hier nicht ſehen.“

Ich wand mich los, ich kam zurück,
Mich hielt ihr Kuſs, mich hielt ihr Blick,
Ihr Arm, um mich gewunden,
An dieſen Ort gebunden.

Dann fort zu dir, und Peitſch' und Sporn
Trieb dich durch Moor und Sumpf und Korn,
Mit Phöbus erſten Pfeilen
Dem Argwohn zu enteilen.

Dein Sommer ſchwand, dein Feuer wich,
Doch ſollſt du ruhig hier, wenn dich
Des Winters Flocken färben,
An meiner Krippe ſterben.

von STEIGENTESCH.

Sokrates und Alcibiades.

„Warum huldigeſt du, heiliger Sokrates,
„Dieſem Junglinge ſtets? kenneſt du Gröſſers nicht,
„Warum ſiehet mit Liebe,
„Wie auf Götter, dein Aug' auf ihn?

Wer das tiefſte gedacht, liebt das lebendigſte,
Hohe Tugend verſteht, wer in die Welt geblickt
Und es neigen die Weiſen
Oft am Ende zu Schönen ſich.

HOELDERLIN.

Der neue Frühling.

Käme doch der Frühling! ſeufzt' ich oftmals,
Daſs der ſüſse Blumenduft, das Flüſtern
Holder Birken und das Lied der Lerchen
Meine heiſsen Thränen trocknen möchten! —
Und in jedem Jahre kam der Frühling,
Und in jedem Frühling weint' ich Thränen:
Töne, Blumen, holdes Baumgeflüſter,
Alles ging wie ſcheu mir aus dem Wege,
Nichts, das meinen heiſsen Buſen kühlte:
Endlich acht' ich nicht mehr um den Frühling.
Kläglich kam er, kaum daſs ich's bemerkte,
Düſter blickt' ich in ſein grün Gewebe,
Dachte: biſt nicht beſſer als die andern! —

Hinter mir hört' ich ein leiſes Rieſeln,
Wie wenn Bächlein über Kieſel jauchzen,
Hinter mir lief Wind durch das Gebüſche,
Seitwärts nickten alle Blumen freundlich,
Und in ſanften röthern Strahlen ſpielte
Sonnenſchein zum grünen Boden nieder.

Sin-

Sinnend ſtand ich jetzt, ein Weilchen zweifelnd
Was die holde Täuſchung um mich zaubre.

Als ich wieder auf vom Boden blickte
Stand ein holder Knabe mir zur Seiten,
Goldne Locken hingen um die Schläfe,
Um die Lippen ſpielte ſchalkiſch Lächeln,
Sah mich an mit keckem blauen Auge;

„Träumer du! zertritt nicht alle Freuden,
Die ſo zart in deinem Wege liegen“ —
Rief es, hob den Zeigefinger drohend. —
Sieh, wie ſich auf mein Gebot die Waldung
Neu begrünt, wie Glanz und ſüſses Leben
Sich auf jedem Zweige ſchaukelt; Blumen,
Nachtigallen, Düfte, alles ruft dich
An mit wunderbar holdſeelgen Tönen.
Gehſt du nicht in deinem eignen Schatten?
Biſt du, Thor, nicht ſelber dir im Wege?

Stracks voll Miſsmuth ward mein banger Buſen:
Kinder, ſagt' ich, ſollten nicht ſo ſprechen,
Thöricht ſind ſie, haben nichts erfahren,

Leben ohne Sorge, unbefangen
Wiſſen über Spielgeräth zu urtheln,
Müſſen aber über Kummer ſchweigen.

Alſo ſagt' ich ernſthaftlich vermahnend,
Meinte, daſs er ſich wohl ſchämen dürfte,
Aber laut auf lachte nun der Bube
Und die Faſſung wär' mir faſt entgangen.

Aber als ich herzlich zürnen wollte,
War Beſinnung ſo wie Zorn entſchwunden,
Und wie von dem heiligſten Entzücken
Stand ich überwältigt und gefangen
Mitten in dem allerſchönſten Frühling
Den mein Herz ſo lange hergeſehnet.
Meine Wangen fühlt' ich roth erglühen
Kühnes Blicks ſah ich umher, als wären
Alle Blumen, alle Freuden meine.
Mir entgegen ſtreckten ſich Gewinde
Ach! aus Myrthen, zauberiſchen Roſen,
Kein Cypreſſenblatt im ganzen Kranze,
Und die ſchönſte Hand ſtreckt' ihn entgegen.

Kind! bin ich zum Kinde wieder worden?
Rief ich, wollte blöde nach dem Kranze

Nicht die Hände zitternd reichen. — Wach' ich?
Oder feſſelt Schlaf die trüben Sinne,
Daſs, um mich zu laben, goldne Träume
Wunderbar auf mich herniederſpielen?

Lächelnd ſprach der Knabe: Nein, du wacheſt,
Haſt bisher im ſchweren Traum gelegen,
So wie jetzt wird's immer um dich bleiben,
Darum weckt' ich dich aus deinen Träumen.

So viel Wonne konnt' ich nicht ertragen,
Wagt' es nicht, dem Kleinen zu vertrauen,
Sank in meine Knie, die Blumenkränze
Rührten kühlend meine heiſse Schläfe. — —

Du nur kannſt mir ſagen (o und ſag' es)
Darf ich wohl dem Wort des Knaben trauen?

Ludwig Tieck.

Widerſpruch der Liebe.

Sonnett.

Die Sonne ſank, und Filomelens Lieder
Verhallten ſanft im jungen Blüthenhain,
Amande ſtimmt' in ihre Lieder ein,
Und Echo ſang ſie an der Quelle wieder.

„Dein Lied ſpricht Schwermuth „rief ich“ dieſe Hyder
„Beſiegt ein Kuſs, — o lerne glücklich ſeyn.“
Sie ſah beſchämt auf ihren Buſen nieder,
Sie ſang nicht mehr und ſchüchtern ſprach ſie „Nein.“

Der Vollmond war am Hügel aufgegangen,
Im Nebel lag die ſtille Schöpfung da,
Mein Herz ſchlug laut und ihrem Herzen nah.

„Soll Treue“ ſeufzt' ich „keinen Lohn empfangen?“
Ihr Blick war ſanft und röther meine Wangen,
Ich küſste ſie — und zitternd ſprach ſie „Ja.“

von Steigentesch.

Sappho.

Unter ſeine ſchönſten Jungfraun zählte
Mytilene eine Dichterinn:
Sappho hieſs ſie: holden Reiz vermählte
Sie mit hohem Göttergleichen Sinn.
Männer buhlten rings um ihre Blicke,
Alle wies durch Kaltſinn ſie zurücke,
Nur der Eine, den ſie ſich erkohr,
Schloſs für ihre Seufzer Herz und Ohr.

Ach! Umſonſt ergoſs ſie ihre Klagen
In die Laute, die ſie ſelbſt erfand,
Schuf umſonſt Geſänge, ihm zu ſagen,
Was ſo heiſs ihr Herz für ihn empfand.
Phaon lachte ihrer ſchönen Triebe;
Nimmer ſprach ſein Blick ihr Gegenliebe,
Amors Flammen zogen ſeinen Sinn
Schon zu einem andern Mädchen hin.

Roſen, die von keinem Thau erfriſchet
In der Mittagsſonne welken, gleicht

Sappho: Ihres Auges Glut erliſcht,
Ihrer Wangen Purpurſchimmer bleicht.
Ungeſtillte Sehnſucht beugt ſie nieder,
Schwermuth hallt aus jedem ihrer Lieder,
Und der unbelohnten Liebe Schmerz
Füllet mit Verzweiflungs-Quaal ihr Herz.

Wie ſie wankt, das Auge Thränumnachtet!
Wie die Locken wild ihr Haupt umwehn!
„Soll ich ſtets von Phaon mich verachtet,
„Mir Beglücktre vorgezogen ſehn?
„Nein! zu Phöbus heilgen Tempelhallen,
„Nach Leukates Felſen will ich wallen.
„Ewig ſenk' ich in der Fluthen Grab
„Mich und meine Liebe dort hinab.“

Seht! Schon naht ſie ſich Apolls Altare,
Angethan mit bräutlichem Gewand,
Eine Myrtenkrone in dem Haare
Die vertraute Leyer in der Hand.
Auf der Sängerinn gebleichten Wangen,
Malt ſich noch ein ſchmachtendes Verlangen,
Und es tönet, zu der Laute Klang,
So zu Phöbus auf ihr Schwanenſang:

„Göttlicher! der ins Verborgne blicket,
„Deſſen Auge jede Nacht durchſchaut —
„Ja! du kennſt das Leiden, das mich drücket,
„Biſt mit meines Herzens Gram vertraut.
„Dieſe Sehnſucht — ach! umſonſt genähret,
„Dieſe Flamme, die mich wild verzehret,
„Die die Ruh aus meinem Buſen bannt,
„Iſt, Latonens Sprößling, dir bekannt!

„Du auch fühlteſt einſt der Liebe Schmerzen,
„Als du Peneus ſchöne Tochter fandſt,
„Und, gerührt von ihrem Reitz, im Herzen
„Amors mörderiſchen Pfeil empfandſt.
„Als umſonſt du deine Glut geſtandeſt,
„Dich umſonſt den Sieger Pythons nannteſt,
„Unerweichet floh die Spröde dich
„Und dein Arm ſchlang nur um Lorbeer ſich.

„Mag, was ſterblich iſt, dem Pfeil entgehen,
„Welcher ſelbſt Unſterbliche beſiegt?
„Kann des Menſchen Kraft da widerſtehen,
„Wo der Götter Allmacht ſelbſt erliegt?
„Nein, in des Olympos ſtolzem Bogen,
„Auf der Erde, in des Meeres Wogen,

„Selbſt im Orkus nie erhellter Nacht,
„Huldigt jedes Weſen Amors Macht!

„Ach! umſonſt bekämpft ich dieſe Schmerzen!
„Dieſe Flamme, die mich wild verzehrt,
„Lodert heller nur in meinem Herzen,
„Wird durch jeden Widerſtand vermehrt.
„Meiner Wangen Roſenglanz verglühte,
„Hingewelkt iſt meiner Schönheit Blüthe,
„Bleich und Schattenähnlich wanke ich,
„Die an Schönheit keiner Jungfrau wich. —

„Nur Ein Pfad bleibt Sterblichen noch offen,
„Den ſelbſt Göttern das Geſchick verſchließt,
„Troſt darf dort der arme Dulder hoffen,
„Wo des Schattenſtromes Welle fließt.
„Jedes Leiden, das uns hier beſchweret,
„Jeden Gram, den unſer Herz genähret,
„Selbſt der Liebe allgewalt'ge Glut,
„Tilgt ein Trunk aus Lethes heilger Fluth.

„Ja Vergeſſenheit will ich erringen!
„Meine Bruſt beſeelet hoher Muth,

„In der Schatten dunkles Thal zu dringen
„Durch des Oceanos ſtille Fluth.
„Phöbos! (Ach! An deinem ſüſsen Strale
„Weidet ſich mein Blick zum letztenmale)
„Blicke gnädig! Furchtlos weihe ich
„Göttlicher! dem Rettertode mich!

„Die mir einſtens deine Huld vergönnte,
„Dieſe Laute, deren ſüſser Klang
„Klagend oft in Mitternächten tönte,
„Wenn ich meiner Liebe Quaalen ſang;
„Dieſen Kranz, gewebt aus Myrtenzweigen,
„Sonſt – ach! – nur beglückter Bräute Zeichen,
„Weiht ein Denkmal ihres Dankes hier
„Pythons groſser Sieger! Sappho dir!“

Alſo ſang ſie. In dem Götterſitze
Hängt ſie Myrtenkranz und Laute auf,
Eilt dann zu des Felſen höchſter Spitze,
Wie beflügelt, im Triumph, hinauf,
Ha! Sie ſinkt! doch welch ein göttlich Wunder!
In die Fluthen ſtürzt ſie nicht hinunter,
Nein! Verwandelt in Apollos Schwan,
Hebt die Sängerin ſich Wolkenan.

KÖLLER.

Die Elementargeiſter.

Sylfen.

Die Sylfen entwallen
Des Morgenroths Hallen,
Wie lieblich, wie mild
Ihr Purpurgebild
Aus Aether gehaucht
In Aether ſich taucht!
Ein Roſenblatt würde
Den Schwingen zur Bürde!
Ihr Sinn iſt ſo hell,
Ihr Schweben ſo ſchnell
Wie Stralen der Sonne!
Sie locken zur Wonne
Mit Nachtigalltönen,
Und bieten galant
Bezauberten Schönen
Die löſende Hand.

Ondinen.

Im Schloſs der Ondinen,
Das, glänzend auf grünen

Gewölben der Fluth,
Im Ozean ruht,
Regiert das Gefühl
Im heiligen Stil.
Man läutert die Sinne
Zu geiſtiger Minne,
Iſt weicher wie Wachs
Und blonder wie Flachs.
Als Zofen umknixen
Blaulockige Nixen
Die hehren Veſtalen,
Und wann bei den Qualen
Petrarkas man Zähren
Des Mitgefühls weint,
Naht auch wohl in Ehren
Ein Triton als Freund.

Salamander.

Des Flammenreichs Meiſter
Sind raſtloſe Geiſter!
Bald ſchlängelt ihr Lauf
Sich mondwärts hinauf,
Bald flackern ſie ſix
Hernieder zum Styx.

Ihr tummelndes Wirken
In Amors Bezirken
Zu Frevel und Brand
Iſt leider bekannt!
Auch droht ihre Gabe
Zum Irrlichtertrabe,
Bei nächtlichen Reiſen
Nach Hymens Altar,
Selbſt bärtigen Weiſen
Oft groſse Gefahr.

Die Gnomen.

Gleich ſchwarzen Fantomen
Entklettern die Gnomen,
In wolkiger Nacht,
Dem dunſtigen Schacht.
Ein träges Geſchlecht!
Nicht Herr und nicht Knecht
Spürt's immer nach Nebel,
Hat Beine wie Säbel,
Es watſchelt, es tappt,
Poſſirlich verkappt,
Bald äffiſch und drollig,
Bald bärenhaft knollig,

Trägt Pelze von Ratten
Und ſpottet des Lichts
Beim Scheine des platten
Karfunkelgeſichts.

MATTHISSON.

Am 1. October 1797.

War doch geſtern dein Haupt noch ſo braun wie die Locke der Lieben
Deren holdes Gebild ſtill aus der Ferne mir winkt;
Silbergrau bezeichnet dir früh der Schnee nun die Gipfel,
Der ſich in ſtürmender Nacht dir um den Scheitel ergoſs.
Jugend, ach! iſt dem Alter ſo nah; durchs Leben verbunden,
Wie ein beweglicher Traum geſtern und heute verband.

GOETHE.

Das Glück.

Selig, welchen die Götter, die gnädigen, vor der Geburt ſchon
Liebten, welchen als Kind Venus im Arme gewiegt,
Welchem Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöſet,
Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt!
Ein erhabenes Loos, ein göttliches, iſt ihm gefallen,
Schon vor des Kampfes Beginn ſind ihm die Schläfe bekränzt.
Eh er es lebte, iſt ihm das volle Leben gerechnet,
Eh er die Mühe beſtand, hat er die Charis erlangt.
Groſs zwar nenn ich den Mann, der ſein eigner Bildner und Schöpfer
Durch der Tugend Gewalt ſelber die Parce bezwingt,

Aber nicht erzwingt er das Glück und was ihm die Charis
Neidiſch geweigert, erringt nimmer der ſtrebende Muth.
Vor unwürdigem kann dich der Wille, der ernſte, bewahren,
Alles Höchſte, es kommt frei von den Göttern herab.
Wie die Geliebte dich liebt, ſo kommen die himmliſchen Gaben,
Oben in Jupiters Reich herrſcht wie in Amors die Gunſt.
Neigungen haben die Götter, ſie lieben der grünenden Jugend
Lockigte Scheitel, es zieht Freude die Fröhlichen an.
Nicht der Sehende wird von ihrer Erſcheinung beſeligt,
Ihrer Herrlichkeit Glanz hat nur der Blinde geſchaut,
Gern erwählen ſie ſich der Einfalt kindliche Seele,
In das beſcheidne Gefäſs ſchlieſsen ſie göttliches ein.

Ungehofft ſind ſie da, und täuſchen die ſtolze Erwartung,
Keines Bannes Gewalt zwinget die Freyen herab.
Wem er geneigt, dem ſendet der Vater der Menſchen und Götter
ſeinen Adler herab, trägt ihn zu ſeinem Olimp,
Unter die Menge greift er mit Eigenwillen und welches
Haupt ihm gefället, um das flicht er mit liebender Hand
Jetzt den Lorbeer und jetzt die Herrſchaftgebende Binde,
Krönte doch ſelber den Gott nur das gewogene Glück.
Vor dem glücklichen her tritt Phöbus der pythiſche Sieger
Und der die Herzen bezwingt, Amor, der lächelnde Gott.
Vor ihm ebnet Poſeidon das Meer, ſanft gleitet des Schiffes
Kiel, das den Cäſar führt und ſein allmächtiges Glück,

Ihm gehorchen die wilden Gewäſſer, das brauſende Delphin
Steigt aus den Tiefen und fromm beut es den Rücken ihm an.
Ein gebohrener Herrſcher iſt alles Schöne und ſieget
Durch ſein ruhiges Nahn wie ein unſterblicher Gott.
Zürne dem Glücklichen nicht daſs den leichten Sieg ihm die Götter
Schenken, daſs aus der Schlacht Venus den Liebling entrückt,
Ihn, den die lächelnde rettet, den Göttergeliebten beneid ich,
Jenen nicht, dem ſie mit Nacht deckt den verdunkelten Blick.
War er weniger herrlich Achilles, weil ihm Hephäſtos
Selbſt geſchmiedet den Schild und das verderbliche Schwerdt,
Weil um den ſterblichen Mann der groſse Olimp ſich beweget?
Das verherrlichet ihn, daſs ihn die Götter geliebt,

Daſs ſie ſein Zürnen geehrt, und Ruhm dem Liebling zu geben,
Hellas beſtes Geſchlecht ſtürzten zum Orkus hinab.
Um den heiligen Heerd ſtritt Hektor, aber der Fromme
Sank dem Beglückten, denn ihm waren die Götter nicht hold.
Zürne der Schönheit nicht, daſs ſie ſchön iſt, daſs ſie verdienſtlos
Wie der Lilie Kelch prangt durch der Venus Geſchenk,
Laſs ſie die glückliche ſeyn, du ſchauſt ſie, du biſt der Beglückte
Wie ſie ohne Verdienſt glänzt, ſo entzücket ſie dich.
Freue dich, daſs die Gabe des Lieds vom Himmel herabkommt,
Daſs der Sänger dir ſingt, was ihn die Muſe gelehrt,
Weil der Gott ihn beſeelt, ſo wird er dem Hörer zum Gotte,
Weil er der glückliche iſt, kannſt du der ſelige ſeyn.

Auf dem geſchäftigen Markt da führe Themis die Wage,
  Und es meſſe der Lohn ſtreng an der Mühe ſich ab,
Aber die Freude ruft nur ein Gott auf ſterbliche Wangen,
  Wo kein Wunder geſchieht, iſt kein Beglückter zu ſehn.
Alles menſchliche muſs erſt werden und wachſen und reifen
  Und von Geſtalt zu Geſtalt führt es die bildende Zeit,
Aber das glückliche ſieheſt du nicht, das Schöne nicht werden,
  Fertig von Ewigkeit her ſteht es vollendet vor dir.
Jede irrdiſche Venus ſteigt wie die erſte des Himmels
  Eine dunkle Geburt aus dem unendlichen Meer,
Wie die erſte Minerva ſo tritt mit der Aegis gerüſtet
  Aus des Donnerers Haupt jeder Gedanke des Lichts,

Aber, du nennſt es Glück, und deiner eigenen Blindheit
Zeihſt du verwegen den Gott, den dein Begriff nicht begreift.

Schiller.

Tag und Nacht.

Wenn des Geliebten Blick dem liebenden Auge verſchwindet,
Sinkt in die ödeſte Nacht ſchnell der umleuchtete Tag!
Steigſt du, o lieblicher Glanz, empor aus trennender Ferne,
Wiche dem ſchaffenden Stral, ſelbſt die averniſche Nacht!

Friederike Brun.

Das Blümlein Wunderſchön.

Lied des gefangenen Grafen.

Graf.

Ich kenn ein Blümlein Wunderſchön
Und trage darnach Verlangen,
Ich möcht es gerne zu ſuchen gehn,
Allein ich bin gefangen,
Die Schmerzen ſind mir nicht gering,
Denn als ich in der Freyheit ging
Da hatt' ich es in der Nähe.

Von dieſem ringsumſteilen Schloſs
Laſs ich die Augen ſchweifen,
Und kanns vom hohen Thurmgeſchoſs
Mit Blicken nicht ergreifen,
Und wer mirs vor die Augen brächt,
Er wäre Ritter oder Knecht,
Der ſollte mein Trauter bleiben.

Roſe.

Ich blühe ſchön und höre dies,
Hier unter deinem Gitter,
Du meineſt mich, die Roſe, gewiſs,
Du edler armer Ritter.
Du haſt gar einen hohen Sinn,
Es herrſcht die Blumenköniginn
Gewiſs auch in deinem Herzen.

Graf.

Dein Purpur iſt aller Ehren werth,
Im grünen Ueberkleide,
Darob das Mädchen dein begehrt,
Wie Gold und edel Geſchmeide.
Dein Kranz erhöht das ſchönſte Geſicht,
Allein du biſt das Blümchen nicht
Das ich im ſtillen verehre.

Lilie.

Das Röslein hat gar ſtolzen Brauch
Und ſtrebet immer nach oben,
Doch wird ein liebes Liebchen auch
Der Lilie Zierde loben.
Wenns Herze ſchlägt in treuer Bruſt,
Und iſt ſich rein, wie ich, bewuſst,
Der hält mich wohl am höchſten.

Graf.

Ich nenne mich zwar keuſch und rein
Und rein von böſen Fehlen,
Doch muſs ich hier gefangen ſeyn
Und muſs mich einſam quälen.
Du biſt mir zwar ein ſchönes Bild
Von mancher Jungfrau rein und mild,
Doch weiſs ich noch was liebers.

Nelke.

Das mag wohl ich die Nelke ſeyn,
Hier in des Wächters Garten,
Wie würde ſonſt der Alte mein
Mit ſo viel Sorge warten?
Im ſchönen Kreis der Blätter Drang,
Und Wohlgeruch das Leben lang,
Und alle tauſend Farben.

Graf.

Die Nelke ſoll man nicht verſchmähn,
Sie iſt des Gärtners Wonne,
Bald muſs ſie in dem Lichte ſtehn,
Bald ſchützt er ſie vor der Sonne,
Doch was den Grafen glücklich macht
Es iſt nicht ausgeſuchte Pracht,
Es iſt ein ſtilles Blümchen.

Veilchen.

Ich ſteh verborgen und gebückt,
Und mag nicht gerne ſprechen,
Doch will ich weil ſichs eben ſchickt
Mein tiefes Schweigen brechen,
Wenn ich es bin du guter Mann,
Wie ſchmerzt michs daſs ich hinauf nicht kann,
Dir alle Gerüche ſenden.

Graf.

Das gute Veilchen ſchätz ich ſehr,
Es iſt ſo gar beſcheiden,
Und duftet ſo ſchön, doch brauch ich mehr
In meinen herben Leiden,
Ich will es euch nur eingeſtehn
Auf dieſen dürren Felſenhöhn
Iſts Liebchen nicht zu finden.

Doch wandelt unten an dem Bach
Das treuſte Weib der Erde,
Und ſeufzet leiſe manches Ach,
Bis ich erlöſet werde.
Wenn ſie ein blaues Blümchen bricht
Und immer ſagt: vergiſs mein nicht!
So fühl ichs in der Ferne.

Ja in der Ferne fühlt ſich die Macht
Wenn zwey ſich redlich lieben,
Drum bin ich in des Kerkers Nacht
Auch noch lebendig geblieben,
Und wenn mir faſt das Herze bricht,
So ruf ich nur: vergiſs mein nicht!
Da komm ich wieder ins Leben.

GÖTHE.

An Friederike Unzelmann.

als Nina.

Von des Grames Träumereyen,
Von verlohrnen Schwärmereyen,
Nina, wurdeſt du geheilt.
Doch du haſt die zarten Schmerzen
Und den Wahn bethörter Herzen
Allen Hörern mitgetheilt.

A. W. SCHLEGEL.

Lebensgenuſs.

Sonnett.

Nur Ein Mahl, Freund! nur Ein Mahl leben wir;
Nur Ein Mahl blüht der Lenz der Jugend dir.
Senkt einſt der Tod auch dir die Fackel nieder,
Dann weckt dich nie die goldne Frühe wieder.

Genieſse froh! ſo mahnen dich die Lieder
Des jungen Hains und dieſe Roſen hier.
Heut kühlt dich noch das Schattendach von Flieder,
Heut küſs' ich dich, heut trinkſt du noch mit mir.

Siehſt du die Quelle dort im Thale flieſsen?
Sie flieht und eilt und kehrt nicht mehr zurück!
Dein Leben auch; es iſt ein Augenblick:

Und du verſäumſt es weiſe zu genieſsen?
O, ſpare nichts auf jenes dunkle Land;
Die Küſte, Freund, iſt fern und unbekannt.

K. M. Hirth.

Die Locken der Mägdlein.

Ein Opfer der Mutter an Hebe.

Siehe die glänzenden Löckchen, o roſenduftende Hebe,
Weich wie der Pappelbaum blüht, golden wie reifende Saat!
Zierlich umherzt vom Gefäſs und von thauigen Blumen umduftet,
Stell' ich ſie hoffendes Sinns leis' am Altare dir hin!
Nimm das Opfer der Kindheit, o himmliſchlächelnde Göttin,
Knoſpen-Enthüllerin, nimm freundlich die Gabe des Mais!
Lächelnd folgen die Mägdlein; doch thaut auf das Lächeln die Thräne,
Weil ſie des wallenden Haars ſchmeichelnd die Mutter beraubt.

Freudig vertrauen ſie dir, du Spenderin lieblicher Gaben,
Die du im hohen Olymp ewiges Lächeln verſtreuſt!
Bräune die keimenden Locken und röthe die knoſpenden Wangen
Unſchuld ſchirme die Bruſt mit diamantenem Schild!
Stolz entleuchte dem Blick und Lieb' entathme der Lippe,
Zärtlichkeit hebe das Herz, Edelmuth glänz' auf der Stirn!
Willſt du den zarten Schweſtern, o Göttin, alles gewähren:
Miſch' in der Locken Schnee, ſpät noch die Blüthe der Huld.

Friederike Brun.

Die Rettung.

Idylle.

Leukothoe.

Mutter, o ſei mir gegrüſst, du ſüſse Mutter! für diesmal
Siehſt du mich wieder, doch bald war ich verlohren für dich.
Emſig ſucht ich nach Kräutern zu deiner Geneſung am Felſen,
Weiſst du? wo über das Meer furchtbar die Klippe ſich neigt.
Dort erblickt ich die Kräuter, die lang geſuchten, und eilte
Ohne bedächtliche Furcht auf den gefährlichen Rand,
Und, noch denk' ich mit Schaudern daran, wie ſchnell mir die Füſse
Glitten, und wie ich hinabſtürzt' in die toſende Flut.

Hülflos ſtrebt' ich empor und ſchrie nach Hülfe, doch hörte
Niemand, es trieb mich der Strom weiter und weiter hinaus.
Endlich erblickt ich nahend ein Schiff, ein glänzender Jüngling
Riſs ſich hervor und ſprang ſchnell wie ein Blitz in die Flut,
Holte mich ein, und erhob mich mit übergewaltiger Stärke
An den entferneten Strand trug er der Schwimmende nach.
Himmel und Erde verging mir, doch ſah ich noch deutlich die hohe
Göttergeſtalt, denn es war ſicher kein ſterblicher Mann,
Wie er vor mir knieete mit zärtlicher Sorgfalt! dann kamen
Seine Gefährten, er ging zögernd zum Schiffe zurück.
Lang noch blickt er nach mir, auch ich, bis das weiſslichte Seegel
Fern mir im Nebel verſchwand ſah ich dem Scheidenden nach.

Und dann floh ich zu dir, noch pocht mir von Schrecken der Buſen!
Meine Mutter, bei dir ſuch' ich Erhohlung und Ruh.

Theano.

Komm an mein Herz, du Geliebte, und laſs den Göttern uns danken,
Die dich mit ſegnender Huld alſo vom Tode befreit!
Wohl mir daſs ich nun wieder an dieſen Buſen dich drücke!
Daſs nicht den einzigen Troſt grauſam der Fluſs mir verſchlang!

Leukothoe.

Ach ich ſollte der Rettung mich freun, und es ſtürzen mir Thränen
Ueber die Wangen? warum glühen die Wangen mir ſo?
Beſte Mutter, warum? es ſind wohl Thränen der Freude?
Aber welch heimlicher Schmerz wohnt mir im Herzen zugleich?

Theano.

Thränen der Freude mein Kind? nein Thränen der ſehnenden Liebe
Sind es! du weineſt daſs ſo früh dir dein Retter verſchwand.
Aber weine nur nicht, komm ſchildre mir lieber die ſchöne
Bildung, es ſei nun ein Gott oder ein ſterblicher Mann.

Leukothoe.

Warlich du forderſt zu viel! wie ſollt' ich mit Worten ihn ſchildern
Hätteſt du ſelbſt ihn geſehn, wie er vom Tode mich riſs,
Wie er dann vor mir kniete! noch ſeh ich die wallenden Locken,
Sehe den rührenden Blick den er im Scheiden mir gab.
Aber es war ja ein Gott, wie könnt' ich, wie dürft' ich ihn lieben?
Ach und ich werde ja ſo nimmer im Leben ihn ſehn!

Theano.

Welche Qualen du ſelber, dir ſchaffſt! ſo ſchafft ſich die Liebe
Immer vergebliche Pein, kämpfend mit Hoffnung und Furcht.
Sage, vermochte denn nur der Götter dich einer zu retten?
Iſt es nicht möglicher noch, daſs es ein Sterblicher war?
Und warum zweifelſt du denn auf Erden ihn wieder zu finden?
Oft was entfernet uns ſchien, bringt uns ein Augenblick nah.
Nichts zwar wollt ich dir ſagen, wofern nicht Erfahrung mich lehrte,
Wie ſich im Leben ſo leicht zweifelnde Liebe betrügt;
Aber es traf ja auch mich mit deinem Vater ein gleiches
Sonderbares Geſchick, Rettung und Trennung zugleich.

Leukothoe.

Laſs, ſo bitt' ich, mich doch die wundervolle Geſchichte

Hören! die Rede ja flieſst ſüſs dir vom Munde hinweg,
Und du ſprichſt mir ſo tröſtlich, o liebe Mutter! wie glücklich,
Daſs dich Erfahrene mir freundlich der Himmel geſchenkt!

Theano.

Höre denn an! wie ſollt ich der Bitte Gewährung verſagen?
Gern ja ruft man das Bild ſchönerer Zeiten zurück.
Jungfrau war ich wie du; und blühend im Beſitze der Jugend
Als ich die Heerde des weidet' im einſamen Thal.
Einsmals hatt' ich mich kühl am Rauſchen der Quelle gelagert,
Da durchbrach das Gebüſch plötzlich ein grimmiger Bär.
Denke mein Grauſen dir ſelbſt! ich war verlaſſen im öden
Unbewohnten Gebürg, nirgend ein menſchlicher Tritt,

Und nun auf einmal die Schreckengeſtalt, ich wollt ihm entfliehen
Aber vergebens, er kam ſchneller der Fliehenden nach.
Damals glaubt ich mein Leben dahin, als ein Jüngling vom Felſen
Eilt' und dem nahenden Bär muthig entgegen ſich warf.
Lange währte der Kampf, da ſtürzte mein Retter zur Erde
Und den entſetzlichen Blick hielt ich nicht länger mehr aus.
Alles ward finſter um mich, und ohne Gefühl und Beſinnung
Sank ich zu Boden und lag mehrere Stunden hindurch.
Als ich erwachte da war der ſchöne Kämpfer verſchwunden.
Häufig mit Blute befleckt, lag der getödtete Bär.
Neben ihm flattert ein Stück vom Obergewande des Jünglings,
Und in der Seite des Thiers ſteckte ſein glänzendes Schwert.

Dies nur war alles was übrig mir blieb von der holden Erſcheinung
Aber er ſelbſt wär' hinab, glaubt ich, zum Orkus geſandt.
Schmerzvoll irrt ich umher, und ſtrebte den Leichnam zu finden,
Aber ich fand im Gebürg, fand in der Waldung ihn nicht.
Nun verlieſs ich die Gegend und kehrte nach Hauſe, doch ward ich
Nirgends ruhig, ſein Bild ſchwebte beſtändig mir vor.
Alſo vergingen drei Monde, da kam ein Fremder zum Hauſe
Meines Vaters und ward freundlich empfangen von ihm.
Wir erkannten einander ſogleich, er ſah mich erröthen
Und bekannte, wie nur Liebe hieher ihn geführt.
Drauf erzählt er, daſs da, als ich ihn verwundet zu Boden
Sinken ſah, auch das Thier tödtlich getroffen erlag;

Daſs ein Jäger ihn fand, zur Hütt' ihn trug und die Wunden
Pflegt' und als er genaſs eilte mich wiederzuſehn. —
Sieh, wie ſo wunderbar oft das Schickſal die Herzen verbindet,
Ehe zwei Tag uns entflohn war er mein treuer Gemahl.
Alſo das Leben der Menſchen, es zeigt ſich beſtändig in neuen
Wechſelgeſtalten, und ſtets folget dem Jammer das Glück.
Darum beruhige dich und traue den himmliſchen Göttern!
Immer ja haben ſie ſich liebender Treue gefreut.
Sie die in Todesgefahr dir hülfreich den muthigen Retter
Sandten, die führen gewiſs auch den Geliebten dir zu.

Louise.

Kampaspe.

Schönheit iſt dem Muth beſchieden,
Lieb' erobert ſich der Held;
Nach den Kämpfen ward Alciden
Hebe's Blüthe zugeſellt.
Raſch beſiegt von Alexandern
Bot die Welt ihm Wahl und Luſt:
Eine doch, vor allen andern,
War das Kleinod ſeiner Bruſt.
Von der Perlen Vaterlande
Als die köſtlichſte bewahrt,
Sproſste ſie an Indus Strande,
Eine Blume, ſchlank und zart.
Nun aus mütterlichem Schatten
Weit verpflanzt in fremde Luft,
Athmet willig ſie dem Gatten
Leiſe Kühlung, ſüſsen Duft.
Ihre Jugend darzuſtellen,
Eh die Zeit ſie angehaucht,
Ruft Philippus Sohn Apellen,
Der in Reiz den Pinſel taucht.

„Was ſie ſchönes hat und holdes,
Laſs es mir unſterblich ſeyn,
Und des Ruhmes und des Goldes
Sey, ſo viel du wünſcheſt, dein.“
Die ein Sohn des Zeus erkohren,
Spricht der Mahler froh entzückt,
Iſt, zum Götterloos gebohren,
Schon der Sterblichkeit entrückt.
Ja du ſollſt die Göttin ſchauen,
Wie ſie halb noch knieend ſchwebt,
Wie die Locken um ſie thauen,
Da ſie aus dem Schaum ſich hebt.
Still geſenkt die Augenlieder
Folgt Kampaspe dem Geheiſs,
Hinzuleihn die zarten Glieder
In des Künſtlers Zauberkreis.
Sie enthüllt ſich, und erröthend
Flieht ſie in ſich ſelbſt zurück;
Sterbend und in Glut ertödtend
Schwimmt ihr ſüſsverwirrter Blick.
Und ſie neigt ſich, an Geberden,
Wie an Haupt und Leib und Bruſt,
Aphrodite ganz zu werden,
Ohne Zwang und unbewuſst.

Stammelt ſie in Hellas Tönen,
Faſst ſie doch den Künſtler ſchnell;
Von der Anmuth und dem Schönen
Spricht ſein Auge glänzend hell.
Es verklärt ſich mit den Zügen
Die ſein Pinſel ſcheu entwirft;
Kein Betrachten kann ihm gnügen,
Wie er auch den Nektar ſchlürft.
Göttin nannt' er ſie der Liebe:
Ach, er fühlet ihr Geſetz,
Und befangen alle Triebe
In der eignen Dichtung Netz.
Ruh und Sinn iſt ihm entflohen,
Daſs er träumend alles thut.
Nicht den zürnenden Heroen
Fürchtet ſein entflammter Muth.
Aber ſein Vertraun beſchämen?
Raub am theuren Pfand begehn?
Nein, er will ſich ſtreng bezähmen,
Und die Wünſche nicht geſtehn.
Forſchend nach der Schönen Bilde
Tritt der junge Held herein:
Prangend hoch in Helm und Schilde
Kommt er aus der Krieger Reihn.

Er iſt Ares, ſie Cythere;
Beyde knüpft die ſchönſte Wahl,
Und ſein Werk, des Meiſters Ehre,
Wird ein Denkmal ſeiner Qual.
    Ob er lächelnd ſie verhehle,
Ihn durchſchaut des Königs Blick
Er beherrſcht die groſse Seele,
Und beſchlieſst des Freundes Glück.
„Magſt du nur mich treulos ſchelten!
Wunderbar gelang dein Fleiſs,
Doch ich will ihn nicht vergelten:
Fodre von ihr ſelbſt den Preis!
    Du biſt ihrer Schönheit Spiegel,
Und ſie wäre dir nicht hold?
Hier nimm meine Hand, zum Siegel
Daſs ich euren Bund gewollt.
Kannſt du ihren Reitz entwenden,
So erwirb auch ihre Gunſt,
Und die Liebe laſs vollenden,
Was begonnen deine Kunſt.“

A. W. SCHLEGEL.

Einladung.

Sonnett.

Komm o mein Freund! weil noch die Roſen glühn,
Komm, daſs ich, bei des Weinſtocks goldner Thräne,
Die heitre Stirn mit Rebenlaub dir kröne,
Noch eh der May und ſeine Wonne fliehn.
Bald welkt der Hain, bald wird die Flur verblühn;
Die Nachtigall verlernt die ſüſsen Töne
Und mit dem Lenz ſehn wir die zarten Schwäne
Nach milderen Gewäſſern Tempe's ziehn!
Uns aber hält das Schickſal hier gebunden;
Wir müſſen treu bei unſrer Hütte ſtehn
Und folgen nicht des Jahres ſchönern Stunden,
Die lächelnd uns im Tanz vorüber gehn,
O, laſs uns froh in ihren Chören hüpfen,
Und ungeküſst nicht Eine dir entſchlüpfen.

K. M. Hirth.

Sängerwürde.

Unter dieſen
Lorbeerbüſchen,
Auf den Wieſen,
An den friſchen
Waſſerfällen,
Meines Lebens zu genieſsen,
Gab Apoll dem heitern Knaben;
Und ſo haben
Mich, im Stillen,
Nach des Gottes hohem Willen,
Hehre Muſen auferzogen,
Aus den hellen
Silberquellen
Des Parnaſſus mich erquicket,
Und das keuſche reine Siegel
Auf die Lippen mir gedrucket,

Und die Nachtigal umkreiſset
Mich mit dem beſcheidnen Flügel;
Hier in Büſchen, dort auf Bäumen,
Ruft ſie die verwandte Menge,

Und die himmliſchen Geſänge
Lehren mich von Liebe träumen.

Und im Herzen wächſt die Fülle
Der geſellig edlen Triebe,
Nährt ſich Freundſchaft, keimet Liebe,
Und Apoll belebt die Stille
Seiner Thäler ſeiner Höhen.
Süſse laue Lüfte wehen.
Alle denen er gewogen
Werden mächtig angezogen
Und ein Edler folgt dem andern.

Dieſer kommt mit munterm Weſen
Und mit offnem heitern Blicke;
Dieſen ſeh ich ernſter wandeln;
Und ein andrer, kaum geneſen,
Ruft die alte Kraft zurücke,
Denn ihm drang durch Mark und Leben
Die verderblich holde Flamme,
Und was Amor ihm entwendet
Kann Apoll nur wieder geben,
Ruh und Luſt und Harmonien
Und ein kräftig rein Beſtreben.

Auf ihr Brüder,
Ehrt die Lieder!
Sie ſind gleich den guten Thaten,
Wer kann beſſer als der Sänger
Dem verirrten Freunde rathen?
Wirke gut, ſo wirkſt du länger
Als es Menſchen ſonſt vermögen.

Ja! ich höre ſie von weiten,
Ja! ſie greifen in die Saiten,
Mit gewalt'gen Götterſchlägen
Rufen ſie zu Recht und Pflichten
Und bewegen,
Wie ſie ſingen wie ſie dichten,
Zum erhabenſten Geſchäfte,
Zu der Bildung aller Kräfte.

Auch die holden Phantaſien
Blühen
Rings umher auf allen Zweigen
Die ſich balde,
Wie im holden Zauberwalde
Voller goldnen Früchte beugen.

Was wir fühlen, was wir ſchauen
In dem Land der höchſten Wonne,
Dieſer Boden, dieſe Sonne,
Locket auch die beſten Frauen;
Und der Hauch der lieben Muſen
Weckt des Mädchens zarten Buſen,
Stimmt die Kehle zum Geſange,
Und mit ſchöngefärbter Wange
Singet ſie ſchon würd'ge Lieder.
Setzt ſich zu den Schweſtern nieder
Und es ſingt die ſchöne Kette,
Zart und zärter, um die Wette.

Doch die eine
Geht alleine,
Bey den Buchen,
Unter Linden,
Dort zu ſuchen,
Dort zu finden.
Was im ſtillen Myrthenhaine
Amor ſchalkiſch ihr entwendet,
Ihres Herzens holde Stille,
Ihres Buſens erſte Fülle,
Und ſie träget in die grünen

Schattenwälder,
Was die Männer nicht verdienen,
Ihre lieblichen Geſühle,
Scheuet nicht des Tages Schwüle,
Achtet nicht des Abends Kühle
Und verliehrt ſich in die Felder,
Stöhrt ſie nicht auf ihren Wegen,
Muſe geh ihr ſtill entgegen.

Doch was hör ich! welch ein Schall
Ueberbraus't den Waſſerfall?
Sauſet heftig durch den Hain?
Welch ein Lärmen, welches Schreyn?
Iſt es möglich! ſeh ich recht!
Ein verwegenes Geſchlecht
Dringt ins Heiligthum herein,

Hier hervor
Ströhmt ein Chor
Liebeswuth,
Weinesgluth,
Raſt im Blick,
Sträubt das Haar!
Und die Schaar

Mann und Weib –
Tigerfell
Schlägt umher –
Ohne Scheu,
Zeigt den Leib,
Und Metall
Rauher Schall
Grellt ins Ohr,
Wer ſie hört
Wird geſtöhrt,
Hier hervor
Drängt das Chor,
Alles flieht
Wer ſie ſieht.

Ach die Büſche ſind geknickt!
Ach die Blumen ſind erſtickt!
Von den Sohlen dieſer Brut,
Wer begegnet ihrer Wuth?

Brüder laſst uns alles wagen,
Eure reine Wange glüht.
Phöbus hilft ſie uns verjagen,
Wenn er unſre Schmerzen ſieht.

Und uns Waffen
Zu verſchaffen,
Schüttert er des Berges Wipfel,
Und vom Gipfel
Praſſeln Steine,
Durch die Haine.
Brüder faſst ſie mächtig auf!
Schloſsenregen
Ströme dieſer Brut entgegen!
Und vertreib aus unſern milden,
Himmelreinen Luftgefilden
Dieſe Fremden, dieſe Wilden.

Doch was ſeh ich!
Iſt es möglich?
Unerträglich
Fährt es mir durch alle Glieder,
Und die Hand
Sinket von dem Schwunge nieder.
Iſt es möglich!
Keine Fremden!
Unſere Brüder
Zeigen ihnen ſelbſt die Wege!
O! die Frechen,

Wie ſie, mit den Klapperblechen,
Selbſt voraus im Tacte ziehn!
Gute Brüder laſst uns fliehn.

Doch ein Wort zu den verwegnen
Ja, ein Wort ſoll euch begegnen
Kräftig wie ein Donnerſchlag.
Worte ſind des Dichters Waffen,
Will der Gott ſich Recht verſchaffen,
Folgen ſeine Pfeile nach.

Wär es möglich eure hohe
Götterwürde
Zu vergeſſen!
Iſt der rohe
Schwere Tyrſus keine Bürde,
Für die Hand, auf zarten Saiten
Nur gewöhnet hinzugleiten?
Aus den klaren Waſſerfällen,
Aus den zarten Rieſelwellen
Tränket ihr
Gar Silenens häſslich Thier.
Es entweihet Aganippen
Mit den rohen breiten Lippen,

Stampft mit ungeſchickten Fuſsen,
Bis die Wellen trube flieſsen.

O! wie möcht ich gern mich täuſchen;
Aber Schmerzen fühlt das Ohr,
Aus den keuſchen,
Heiligen Schatten
Dringt verhaſster Ton hervor.
Wild Gelachter,
Statt der Liebe ſuſsem Wahn'
Weiber Haſſer und Verachter
Stimmen ein Triumphlied an.
Nachtigal und Turtel fliehen
Das ſo keuſch erwärmte Neſt,
Und in wuthenden Orgien
Hält der Faun die Nimphe feſt.
Hier wird ein Gewand zerriſſen,
Dem Genuſſe folgt der Spott,
Und zu ihren frechen Kuſſen
Leuchtet mit Verdruſs der Gott.

Ja ich ſehe ſchon von weiten
Wolkenzug und Dunſt und Rauch.
Nicht die Leyer uns hat Saiten

Saiten hat der Bogen auch.
Selbſt den Buſen des Verehrers
Schüttert das gewaltge Nahn,
Denn die Flamme des Verheerers
Kündet ihn von weitem an
O! vernehmt noch meine Stimme
Meiner Liebe Bruderwort!
Fliehet vor des Gottes Grimme,
Eilt aus unſrer Grenze fort!
Daſs ſie wieder heilig werde
Lenkt hinweg den wilden Zug.
Vielen Boden hat die Erde
Und unheiligen genug.
Uns umleuchten reine Sterne,
Hier nur hat das edle Werth.

Doch wenn ihr aus rauher Ferne
Wieder einſt zu uns begehrt,
Wenn euch nichts ſo ſehr beglücket,
Als was ihr bey uns erprobt,
Euch nicht mehr ein Spiel entzücket,
Das die Schranken übertobt;
Kommt als gute Pilger wieder,
Steiget froh den Berg heran,

Tief gefühlte Reuelieder
Kunden uns die Brüder an,
Und ein neuer Kranz umwindet
Eure Schläfe feyerlich.
Wenn ſich der Verirrte ſindet
Freuen alle Götter ſich.
Schneller noch als Lethes Fluthen
Um der Todten ſtilles Haus,
Löſcht der Liebe Kelch den Guten
Jedes Fehls Erinnrung aus.
Alles eilet euch entgegen
Und ihr kommt verklärt heran,
Und man fleht um euren Segen.
Ihr gehört uns doppelt an!

Justus Amman.

Der Edelknabe und die Müllerinn.

Altengliſch.

Edelknabe.
Wohin? wohin?
Schöne Müllerinn!
Wie heiſst du?

Müllerinn.
Liſe.

Edelknabe.
Wohin denn wohin?
Mit dem Rechen in der Hand?

Müllerinn.
Auf des Vaters Land
Auf des Vaters Wieſe!

Edelknabe.
Und gehſt ſo allein?

Müllerinn.

Das Heu ſoll herein,
Das bedeutet der Rechen.
Und im Garten daran
Fangen die Birn zu reifen an,
Die will ich brechen.

Edelknabe.

Iſt nicht eine ſtille Laube dabey?

Müllerinn.

Sogar ihrer zwey
An beyden Ecken.

Edelknabe.

Ich komme dir nach,
Und am heiſſen Mittag,
Wollen wir uns drein verſtecken.
Nicht wahr im grünen vertraulichen Haus —

Müllerinn.

Das gäbe Geſchichten.

Edelknabe.

Ruhſt du in meinen Armen aus?

Müllerinn.

Mit nichten!
Denn wer die artige Müllerinn küſst,
Auf der Stelle verrathen iſt.
Euer ſchönes dunkles Kleid
Thät mir leid
So weiſs zu färben.
Gleich und gleich! ſo allein iſts recht!
Ich liebe mir den Müllerknecht;
An dem iſt nichts zu verderben.

Goethe.

Der neue Pygmalion
1790.

Ich grub, da ſchon der Purpurſaum
Der Abendwolke blich,
Ein Bild in den erwählten Baum
Das deinem Bilde glich.

Doch wars wohl nur ein Zauberſpiel
Der goldnen Fantaſie
Das dem verzeichneten Profil
Des Urbilds Züge lieh.

Ich ahnte, wie Pygmalion,
Des Blickes Feuergeiſt
Und eines Göttermundes Ton
Der Steine wandeln heiſst.

Da ſäuſelte des Raſens Grün,
Wie wenn, bebend und leicht,
Im Tanz die Elfenkönigin
Die zarten Halme beugt.

Ich fühlt' es lind, wie Geiſterkuſs,
Die Wangen mir umwehn,
Auch hab' ich an des Baumes Fuſs
Ein Flämmchen wanken ſehn.

Das glitt am dunklen Stamm hinan,
Auf Oberons Geheiſs,
Und ward um deinem Bilde dann
Ein ſilberheller Kreis;

Sanft, wie der Schein um Rafaels
Madonnenbildern ſtralt,
Und im Kriſtall des Wieſenquells
Der ſtille Mond ſich malt.

MATTHISSON.

Der Junggeſell
und
der Mühlbach.

Altdeutſch.

Geſell.

Wo willſt du klares Bächlein hin,
So munter?
Du eilſt, mit frohem leichten Sinn,
Hinunter.
Was ſuchſt du eilig in dem Thal?
So höre doch und ſprich einmal!

Bach.

Ich war ein Bächlein, Junggeſell,
Sie haben
Mich ſo gefaſst damit ich ſchnell,
Im Graben,
Zur Mühle dort hinunter ſoll,
Und immer bin ich raſch und voll.

Geſell.

Du eileſt mit gelaſsnem Muth,
Zur Mühle,
Und weiſst nicht was ich junges Blut
Hier fühle.
Es blickt die ſchöne Müllerinn
Wohl freundlich manchmal nach dir hin?

Bach.

Sie öffnet früh, beym Morgenlicht,
Den Laden,
Und kommt ihr liebes Angeſicht
Zu baden,
Ihr Buſen iſt ſo voll und weiſs,
Es wird mir gleich zum Dampfen heiſs.

Geſell.

Kann ſie im Waſſer Liebesglut
Entzünden;
Wie ſoll man Ruh mit Fleiſch und Blut
Wohl finden?
Wenn man ſie einmal nur geſehn,
Ach immer muſs man nach ihr gehn.

Bach.

Dann ſtürz ich auf die Räder mich,
Mit Brauſen
Und alle Schaufeln drehen ſich
Im Sauſen.
Seitdem das ſchöne Mädchen ſchafft,
Hat auch das Waſſer beſsre Kraft.

Geſell.

Du Armer fühlſt du nicht den Schmerz
Wie andre?
Sie lacht dich an und ſagt im Scherz:
Nun wandre!
Sie hielte dich wohl ſelbſt zurück,
Mit einem ſüſsen Liebesblick?

Bach.

Mir wird ſo ſchwer, ſo ſchwer, vom Ort
Zu flieſsen,
Ich krümme mich nur ſachte fort,
Durch Wieſen,
Und käm' es erſt auf mich nur an,
Der Weg wär' bald zurück gethan.

Geſell.

Geſelle meiner Liebesqual
Ich ſcheide
Du murmelſt mir vielleicht einmal
Zur Freude.
Geh ſag ihr gleich und ſag ihr oft
Was ſtill der Knabe wünſcht und hofft.

Goethe.

Lebensmelodien.

Der Schwan.

Auf den Waſſern wohnt mein ſtilles Leben,
Zieht nur gleiche Kreiſe, die verſchweben,
Und mir ſchwindet nie im feuchten Spiegel
Der gebogne Hals und die Geſtalt.

Der Adler.

Ich haus' in den felſigen Klüften,
Ich braus' in den ſtürmenden Lüften,
Vertrauend dem ſchlagenden Flügel
Bey Jagd und Kampf und Gewalt.

Der Schwan.

Mich erquickt das Blau der heitern Lüfte,
Mich berauſchen ſüſs des Kalmus Düfte,
Wenn ich in dem Glanz der Abendröthe
Weichbefiedert wiege meine Bruſt.

Der Adler.

Ich jauchze daher in Gewittern,
Wenn unten den Wald ſie zerſplittern,

Ich frage den Blitz, ob er tödte,
Mit fröhlich vernichtender Luſt.

Der Schwan.

Von Apollo's Winken eingeladen,
Darf ich mich in Wohllautſtrömen baden,
Ihm geſchmiegt zu Füſsen, wenn die Lieder
Tönend wehn in Tempe's May hinab.

Der Adler.

Ich throne bey Jupiters Sitze;
Er winkt, und ich hol' ihm die Blitze,
Dann ſenk' ich im Schlaf das Gefieder
Auf ſeinen gebietenden Stab.

Der Schwan.

Von der ſel'gen Götterkraft durchdrungen,
Hab' ich mich um Leda's Schooſs geſchlungen;
Schmeichelnd drückten mich die zarten Hände
Als ihr Sinn in Wonne ſich verlor.

Der Adler.

Ich kam aus den Wolken geſchoſſen,
Entriſs ihn den blöden Genoſſen:

Bibl. Univers. Lips.

Ich trug in den Klauen behende
Zum Olymp Ganymeden empor.

Der Schwan.

So gebahr ſie freundliche Naturen,
Helena und euch, ihr Dioskuren,
Milde Sterne, deren Brudertugend
Wechſelnd Schattenwelt und Himmel theilt.

Der Adler.

Nun tränkt aus nektariſchem Becher
Der Jungling die ewigen Zecher;
Nie bräunt ſich die Wange der Jugend,
Wie endlos die Zeit auch enteilt.

Der Schwan.

Ahndevoll betracht' ich oft die Sterne,
In der Flut die tiefgewölbte Ferne,
Und mich zieht ein innig ruhrend Sehnen
Aus der Heimat in ein himmliſch Land.

Der Adler.

Ich wandte die Fluge mit Wonne,
Schon fruh zur unſterblichen Sonne.

Kann nie an den Staub mich gewöhnen,
Ich bin mit den Göttern verwandt.

Der Schwan.

Willig weicht dem Tod' ein ſanftes Leben;
Wenn ſich meiner Glieder Band' entweben,
Löſt die Zunge ſich: melodiſch feyert
Jeder Hauch den heil'gen Augenblick.

Der Adler.

Die Fackel der Todten verjünget:
Ein blühender Phönix, entſchwinget
Die Seele ſich frey und entſchleyert,
Und grüſset ihr göttliches Glück.

Die Tauben.

In der Myrten Schatten,
Gatte treu dem Gatten,
Flattern wir, und tauſchen
Manchen langen Kuſs.
    Suchen und irren,
    Finden und girren,
    Schmachten und lauſchen,
    Wunſch und Genuſs!

Venus Wagen ziehen
Schnäbelnd wir im Fliehen,
Unſre blauen Schwingen
Säumt der Sonne Gold.
O wie es fächelt
Wenn ſie uns lächelt!
Leichtes Gelingen!
Lieblicher Sold!

Wende denn die Stürme,
Schöne Göttinn! ſchirme
Bey beſcheidner Freude
Deiner Tauben Paar!
Laſs uns beyſammen!
Oder in Flammen
Opfre uns beyde
Deinem Altar.

A. W. Schlegel.

Der Müllerinn Verrath.

Woher der Freund ſo früh und ſchnelle
Da kaum der Tag im Oſten graut?
Hat er ſich in der Waldkapelle,
So kalt und friſch es iſt, erbaut?
Es ſtarret ihm der Bach entgegen,
Mag er mit Willen barfuſs gehn?
Was ſucht er ſeinen Morgenſegen
Durch die beſchneyten wilden Höhn?

Ach! wohl, er kommt vom warmen Bette,
Wo er ſich andern Spas verſprach,
Und wenn er nicht den Mantel hätte,
Wie ſchrecklich wäre ſeine Schmach.
Es hat ihn jener Schalk betrogen
Und ihm das Bündel abgepackt,
Der arme Freund iſt ausgezogen
Und faſt wie Adam blos und nackt.

Warum auch ſchlich er dieſe Wege
Nach einem friſchen Aepfel Paar,

Das freylich ſchön im Mühlgehege
So wie im Paradieſe war,
Er wird den Scherz nicht leicht erneuen,
Er druckte ſchnell ſich aus dem Haus,
Und bricht auf einmal nun, im freyen,
In bittre laute Klagen aus.

Ich las in ihren Feuerblicken
Nicht eine Silbe von Verrath,
Sie ſchien mit mir ſich zu entzucken,
Und ſann auf ſolche ſchwarze That!
Konnt ich in ihren Armen träumen
Wie meuchleriſch der Buſen ſchlug?
Sie hieſs den holden Amor ſäumen
Und gunſtig war er uns genug.

Sich meiner Liebe zu erfreuen!
Der Nacht die nie ein Ende nahm!
Und erſt die Mutter anzuſchreyen
Nun eben als der Morgen kam!
Da drang ein Dutzend Anverwandten
Herein, ein wahrer Menſchenſtrom,
Da kamen Vettern, kuckten Tanten,
Da kam ein Bruder und ein Ohm.

Das war ein Toben, war ein Wüthen!
Ein Jeder ſchien ein andres Thier.
Sie forderten des Mädchens Blüthen,
Mit ſchrecklichem Geſchrey von mir. —
Was dringt ihr alle, wie von Sinnen,
Auf den unſchuld'gen Jüngling ein?
Denn ſolche Schätze zu gewinnen,
Da muſs man viel behender ſeyn.

Weiſs Amor ſeinem ſchönen Spiele
Doch immer zeitig nachzugehn!
Er läſst fürwahr nicht in der Mühle
Die Blumen ſechzehn Jahre ſtehn. —
Sie raubten nun das Kleiderbündel
Und wollten auch den Mantel noch.
Wie nur ſo viel verflucht Geſindel
Im engen Hauſe ſich verkroch!

Nun ſprang ich auf und tobt und fluchte,
Gewiſs durch alle durchzugehn,
Ich ſah noch einmal die Verruchte
Und ach! ſie war noch immer ſchön,
Sie alle wichen meinem Grimme,
Da flog noch manches wilde Wort,

Da macht' ich mich, mit Donnerſtimme,
Noch endlich aus der Höhle fort.

Man ſoll euch Mädchen auf dem Lande
Wie Mädchen aus den Städten fliehn,
So laſſet doch den Fraun von Stande
Die Luſt die Diener auszuziehn!
Doch ſeyd ihr auch von den Geübten,
Und kennt ihr keine zarte Pflicht,
So ändert immer die Geliebten,
Doch ſie verrathen müſst ihr nicht.

So ſingt er in der Winterſtunde
Wo nicht ein armes Hälmchen grünt.
Ich lache ſeiner tiefen Wunde,
Denn wirklich iſt ſie wohlverdient.
So geh es jedem der am Tage
Sein edles Liebchen frech betrügt,
Und Nachts, mit allzukühner Wage,
Zu Amors falſcher Mühle kriecht.

Goethe.

Sehnſucht nach Rom.

Alme Sol, curru nitido diem qui
Promis et celas, aliusque et idem
Nasceris: poſſis nihil urbe Roma
Viſere majus.
Hor.

Wie Filoktets umwölkten Blicken
Der Vatererde lachend Grün,
Auf Lemnos unwirthbarem Rücken,
In jedem Halm zu weben ſchien:

So mahnt mich, wo der Wildniſs Ranken
Hier, um des Kloſters grauem Dom,
Im goldnen Morgenſtrale wanken,
Selbſt jedes Moos an dich, o Rom!

Es brauſen, Königin der Tiber,
Nur deines Namens Feierhall
Der Alpen Stürme mir herüber,
Ihn donnert mir der Ströme Fall!

Wenn

Wann Eos früh die Wipfel röthet,
Grüſs' ich Borgheſes Paradies,
Wann Filomel' ihr Nachtlied flötet,
Den Lorberwald von Medizis;

Wann ſich die Frühlingsblum' entfaltet,
Pamfilis Anemonenflur:
Doch, ach! bis dieſe Bruſt erkaltet,
Aus öder Fernung Nebel nur.

Daſs, eh' des Daſeyns Fackel ſänke,
Ich einmal noch den Himmelsduft
Der Heſperidengärten tränke
Und ihres Aethers Zauberluft!

Daſs mir der Hohen Schluſs vergönnte,
Im Abendlicht' Anthuſas Höhn
Und ihre Göttermonumente
Mit Einem Blick nur noch zu ſehn!

Euch, Siegesbogen, Baſiliken,
Dich, ſäulerhabnes Pantheon,
Und, Obelisken euch! Antiken
Am Nil der Vorwelt Pilgern ſchon;

Und, Koliſeum, dich! ſo brauſend
Sich auch des Zeitſtroms Woge bricht,
Du trozeſt mächtig dem Jahrtauſend,
Nur dem gekrönten Frevler nicht;

Ach! hätten dich Barbarenhände,
Du Rieſendenkmal, nicht entweiht,
Gleich einem Urgebirge ſtände
Dein ganzer Wunderbau noch heut;

Dich, Forum, wo der Strom der Wahrheit
Sich von den Lippen Ciceros
So oft, mit Arethuſas Klarheit
Und mit des Rheinfalls Kraft, ergoſs;

Wo er, der glücklichſte der Streiter
Für Freiheit, Recht und Vaterland,
Der ernſten Nemeſis Geweihter,
Ein Fels im Wogenaufruhr, ſtand;

Und würdiger der Siegespalme
Als wen Bellonens Wagen trug,
Wie Hagelſturz der Ceres Halme,
Der Mordwuth Rotte niederſchlug.

Von Romas Wundern ſeyd vor allen,
Des Bildners Wunder, mir gegrüſst!
Ihr Göttlichen! in deren Hallen
Der Schönheit Urquel ſich ergieſst.

Wie Bienen zum Hymettus, kehrte,
Selbſt vom erhabnen Meiſterſtück
Wo Rafael den Herrn verklärte,
Zu euch, doch nur zu euch mein Blick

Vom Nachglanz der geſunknen Sonne,
Die einſt den Praxitelen ſchien,
Sieht euch mein Geiſt, mit Schmerz und Wonne,
Noch ſtets im Traum der Sehnſucht glühn!

Dich, deſſen Qual die Seele tiefer
Als Ugolinos Qual bewegt,
O Dulder! dem des Unthiers Kiefer
Sich grausvoll in die Seite ſchlägt,

Euch, quirinaliſche Koloſſe,
Die ihr den Hall des Ruhms vernehmt,
Indeſs der Arm die Flammenroſſe
Jach, wie Neptun die Fluthen, zähmt;

Dich, Torſo, weit geprieſ'ne Trümmer
Des Sohns der langen Wundernacht,
Dem, an der Thaten Ziel, der Schimmer
Von Hebes Nektarſchale lacht;

Dich, Sonnengott im Belvedere!
Doch Mnemoſynens Jammerton
Füllt deines Tempels dumpfe Leere
Und Echo ſeufzt: Er iſt entflohn!

Du ſtehſt nun unter den Gebilden
Des Ungeſchmacks voll Trauer da,
Wie einſt im Kreiſe roher Wilden
Auf Tauris Ifigenia.

Wann winkt die ernſte Pyramide,
Die ſich am Scherbenberg' erhebt,
Zum Thal mich hin, wo Lethes Friede
Um ſtille Fremdlingsgräber ſchwebt?

Werd' ich an Veſtas Tempelrunde,
Ach! unter Götterſchwärmerein,
Den Grazien, in heilger Stunde,
Nie mehr den erſten Becher weihn?

Wie oft, bis zu der Sterne Schwinden,
Hab' ich dem Katarakt gelauſcht,
Der wild in Tiburs Felſenſchlunden
Und ſtolz in Flakkus Hymnen rauſcht!

Wann werd' ich wieder dich erklimmen,
Albanos Berg! auf deſſen Höhn,
Im Mondlicht, oft Heroenſtimmen
Des Donnrers Tempelhain' entwehn?

Hoch ſey der hehre Tag gefeiert,
Als hier, von Rom bis Oſtia,
Mein Blick, vom Zeitgewölk entſchleiert,
Der Thatenbühnen gröſste ſah.

Verweht, gleich einem Nachtfantome,
War plözlich der Verödung Graun,
Des Tempes Haine, rings am Strome,
Durchſchwärmten Oread' und Faun.

Froh ſtaunte da die Morgenhore
Der goldnen Zeiten Wiederkehr;
Die Bann- und Fluchſtadt der Gregore
Und Alexander war nicht mehr!

Wie jauchzten des Olymps Päane,
Als, um den alten Palatin,
Die Roma der Vespaſiane
In ſtolzer Herrlichkeit erſchien!

Als aus dem Grauſe der Vernichtung
Der Tempel Majeſtät ſich hob,
Und ihren Roſenflor die Dichtung
Mild um die Schöpfung wieder wob!

Wie ſcholl, an lodernden Altären,
Dem Gotte der zum Indus drang,
Der blonden Spenderin der Aehren
Und ihm, dem Heerdenſchützer, Dank!

Wie ſchwebte, bis die Berge weſtlich
In Grau ſich tauchten, dir zum Preis
Der Hekatomben Wolke feſtlich
Um deine Burg, Befreier Zeus!

Wie ſorglich waltete, vom Scheine
Der heil'gen Opferglut verklärt,
In göttlich hoher Seelenreine,
Der Jungfraun Chor um Veſtas Heerd!

Wie glänzten vom Tyrrhenermeere
Der Flotten Purpurſegel her!
Wie drängten Heere ſich an Heere,
Von ferner Zonen Beute ſchwer!

Wie wälzte die entzückte Menge
Sich brauſend, längs der Tiber Bord,
Beim Donnerhall der Siegsgeſänge,
Mit des Triumfzugs Pompe fort!

Am Kapitol, dem Felſenſitze
Des Adlers, der, mit ſtolzem Flug',
Im Thatenſturm, Kronions Blitze
Voran den Weltbezwingern trug:

Soll da nicht einmal meine Seele
Noch dem Tyrannenmörder glühn?
Und vor dem hohen Mark-Aurele,
Dem Genius der Menſchheit, knien?

Dort iſt's, wo, im verklärten Lichte
Des Abendſterns in ſtillen Seen,
Der Vorwelt göttliche Geſichte
Lebendig vor uns auferſtehn;

Wo Rom, in ernſter Heldenſchöne,
Indeſs der Weltkreis ahnend ſchwieg,
Im Waffenſchimmer, wie Athene,
Verhängniſsvoll der Nacht entſtieg;

Und, mit Alcidens Kraft, ſchon muthig
Der Drachen viel als Kind bezwang,
Eh' ſie, von tauſend Kämpfen blutig,
Des Erdballs Diadem errang.

Wie lauſchte, ſchwebten ſtill der Manen
Geweihte Chöre dort empor,
Den Scipionen, den Trajanen
Und, Kato, dir, mein trunknes Ohr!

Dort, wo der fernſten Nachwelt Söhne,
Dem Himmelsglut im Buſen wallt,
Ein jeder Stein, mit Heroldstone,
Ins Herz noch dieſe Namen hallt!

MATTHISSON.

Reue.

Altſpaniſch.

Jüngling.

Nur fort, du braune Hexe, fort!
Aus meinem gereinigten Hauſe,
Daſs ich dich, nach dem ernſten Wort,
Nicht zauſe.
Was ſingſt du hier für Heucheley,
Von Lieb' und ſtiller Mädchentreu?
Wer mag das Mährchen hören!

Zigeunerinn.

Ich ſinge von des Mädchens Reu,
Und langem heiſsem Sehnen,
Denn Leichtſinn wandelte ſich in Treu
Und Thränen.
Sie fürchtet der Mutter Drohen nicht mehr,
Sie fürchtet des Bruders Fauſt nicht ſo ſehr,
Als den Haſs des herzlich Geliebten.

Jüngling.

Von Eigennutz ſing' und von Verrath,
Von Mord und diebiſchem Rauben,
Man wird dir jede falſche That
Wohl glauben.
Wenn ſie Beute vertheilt, Gewand und Gut,
Schlimmer als je ihr Zigeuner thut,
Das ſind gewohnte Geſchichten.

Zigeunerinn.

„Ach weh! ach weh! was hab' ich gethan!
Was hilft mich nun das Lauſchen
Ich hör' an meine Kammer heran,
Ihn rauſchen.
Da klopfte mir hoch das Herz, ich dacht:
O hätteſt du doch die Liebesnacht
Der Mutter nicht verrathen.“

Jüngling.

Ach leider! trat ich auch einſt hinein,
Und ging verführt im ſtillen:
Ach Suſchen laſs mich zu dir ein,
Mit Willen.
Doch gleich entſtand ein Lärm und Geſchrey,
Es rannten die tollen Verwandten herbey,
Noch ſiedet das Blut mir im Leibe.

Zigeunerinn.

„Kommt nun dieſelbige Stunde zurück,
Wie ſtill michs kränket und ſchmerzet!
Ich habe das nahe, das einzige Glück
Verſcherzet.
Ich armes Mädchen ich war zu jung,
Es war mein Bruder verrucht genung
So ſchlecht an dem Liebſten zu handeln."

Der Dichter.

So ging das ſchwarze Weib in das Haus,
In den Hof zur ſpringenden Quelle,
Sie wuſch ſich heftig die Augen aus,
Und helle
Ward Aug' und Geſicht, und, weiſs und klar,
Stellt ſich die ſchöne Müllerinn dar,
Dem erſtaunt, erzürnten Knaben.

Müllerinn.

Ich fürchte fürwahr dein erzürnt Geſicht,
Du Süſser, Schöner und Trauter!
Und Schläg' und Meſſerſtiche nicht,
Nur lauter
Sag ich von Schmerz und Liebe dir,
Und will zu deinen Füſsen hier,
Nun leben oder auch ſterben.

Jüngling.

O Neigung ſage wie haſt ſo tief
Im Herzen dich verſtecket?
Wer hat dich, die verborgen ſchlief,
Gewecket?
Ach Liebe du wohl unſterblich biſt!
Nicht kann Verrath und hämiſche Liſt
Dein göttlich Leben tödten.

Müllerinn.

Liebſt du mich noch ſo hoch und ſehr,
Wie du mir ſonſt geſchworen,
So iſt uns beyden auch nichts mehr
Verlohren.
Nimm hin das vielgeliebte Weib!
Den jungen, unberührten Leib,
Es iſt nun alles dein eigen!

Jüngling.

Nun Sonne gehe hinab und hinauf,
Ihr Sterne leuchtet und dunkelt!
Es geht ein Liebesgeſtirn mir auf
Und funkelt.
So lange die Quelle ſpringt und rinnt,
So lange bleiben wir gleichgeſinnt,
Eins an des andern Herzen.

Göthe.

Lied der Nixen.

Ihr Knaben, roſig wie der Mai,
Der Tag iſt ſchwül, herbei! herbei!
Flink tummelt euch zum Bade!
Kennt ihr der Nixen muntre Schaar,
Von Auge ſchwarz und grün von Haar?
Sie lauſcht am Schilfgeſtade.

Wer uns die Händchen herzhaft reicht,
Und wann die Fluth ans Kinn ihm ſteigt
Nicht bang' um Hülfe wimmert:
Den führen wir, zu Spiel und Schmaus,
Wohl in des Waſſergottes Haus,
Ganz von Demant gezimmert.

Da ſpendet ſtets ein Weihnachtsbaum,
Die Zweige blank von Silberſchaum,
Bald Feigen bald Roſinen.
Ihr ſchüttelt ihn, wann's euch behagt,
Rumort und lärmt, ſo lang' es tagt,
Und reitet auf Delfinen.

Was ihr begehrt wird ſtracks vollbracht!
Dukaten kann euch Nacht vor Nacht
Ein ſchwarzer Kobold münzen.
Dann heiſst's nicht mehr: Man ſoll und muſs!
Ihr ſauſt und brauſt im Ueberfluſs
Und ſchimmert wie die Prinzen.

Drum tummle wer ſich tummeln kann!
Kreiſch' immerhin der Schultyrann
Nach euch die Bruſt ſich heiſer:
Ihr taucht hinab, ihr ſchwebt uns zu,
Und endet wohlgemuth im Nu
Die Schmach der Birkenreiſer.

Matthisson.

An die Muſe.

Die ekle Welt, der Mode Thorenſpiel
Und Tüncherey zum Spotte hingegeben,
Hat längſt verlernt das kindliche Gefühl
Der Urnatur und ihr beſcheidnes Leben.

Sie achtet wenig auf den ſtillen Geiſt
In Wort und That; mit Rednermeteoren,
Mit allem, was nur ſchäumt und prunkt und gleiſst,
Füllſt du ihr leicht die Augen und die Ohren.

O Muſe, drängt dir ein empfundnes Lied,
Ein herzliches die jungfräuliche Seele,
Sing' es in Thaten, wo kein Aug dich ſieht;
Nur daſs dein Mund es vor der Welt verhehle!

Ein kalter Kritler möcht' es dir entweihn!
Laſs eher es am Bach der Nachtigallen
Vor Echo's Nymphengrott' im Birkenhain
Ins Lied der himmliſchen Natur verhallen.

Conz.

Hymnen, aus dem Griechiſchen.

An die Muſen und Apollon.

Muſen, euch ſing' ich zuerſt, und Apollon dich, und Kronion:
Denn, von den Muſen geſandt und dem Fernhintreffer Apollon,
Kommen zu uns des Geſangs und der Leier kundige Männer;
Aber die Herrſcher vom Zeus. O ſelig, welcher der Muſen
Liebe gewann! ſüſs ſtrömet ihm ſtets von den Lippen die Stimme!
Heil euch, Kinder des Zeus! ſeyd hold auch meinem Geſange!
Doch ich werde noch eurer und anderes Liedes gedenken.

An Aphrodite.

Kypris, die herrliche Göttin, die goldbekränzte, ſchöne,
Sing' ich anjezt, die rings der meerumfloſſenen Kypros

Höhen beſizt; denn es trug dorthin ſie mit feuchtendem Hauche
Zephyros Macht auf der Woge des lauthinbrauſenden Meeres,
In weichhüllendem Schaum. Doch die goldenſpangigen Horen,
Freundlich empfangend, bekleideten ſie mit köſtlichen Kleidern,
Schmückten das heilige Haupt ihr dann mit kunſtlichgeſchaffnem
Schönem und goldenem Kranz, und der Ohren durchbohrete Läppchen
Mit meſſingenen Blumen und hochgeprieſenem Golde.
Doch um den zartgebildeten Hals und den glänzenden Buſen
Legten ſie goldene Ketten zum Schmuck, mit welchen die Horen
Selber ſich ſtets ausſchmucken, die goldenſpangigen, wann ſie
Gehn in den lieblichen Tanz der Unſterblichen, und zu dem Vater.
Als nun mit jeglichem Schmuck Kytherea prangete, ward ſie

Hin zu den Göttern geführt, und umarmend empfingen ſie jene,
Reichten die Händ' ihr zum Gruſs, und es wünſchte jeder im Herzen
Dieſer als blühenden Braut ſich geſellt, und heim ſie zu führen,
Froh die Geſtalt anſtaunend der Veilchenbekränzeten Kypris.
Heil, ſchwarzbraunige, dir, ſanftlächelnde! Sey mir, o Göttin,
Hülfreich immer und hold, und ſchmücke du meinen Geſang aus!
Doch ich werde noch deiner und anderes Liedes gedenken.

An Dionyſos.

Vom Dionyſos ſing' ich, dem Brauſenden, Epheubekränzten,
Semelens herrlichem Sohn, der geprieſenen, und des Kroniden;
Welchen die lockigten Nymphen ernähreten, da ſie vom Vater
Ihn aufnahmen im Schoos; und ſie pflegeten ſeiner mit Sorgfalt

Im Nyſſäiſchen Thal: doch er wuchs nach dem Willen des Vaters
In ſchönduftender Grott', und ward der Unſterblichen einer.
Aber nachdem ihn die Nymphen, den vielbeſungnen, ernährten,
Siehe, da wandelt' er hin zu den waldbewachſenen Berghöhn,
Herrlich mit Lorber geſchmückt und mit Epheu: aber die Nymphen
Folgten, geführet von ihm, und es brauſste die mächtige Waldung.
Heil dir, o Dyonyſos, du Bringer reichlicher Trauben!
Gieb uns, daſs wir mit Freude die kehrenden Stunden begrüſsend,
Auch von den Stunden wieder zu vielen Jahren gelangen.

An Artemis.

Artemis ſing' ich, die hohe, die Jungfrau goldener Spindel,
Sie, die Freundin der Pfeile, die jagende Schüzin der Hirſche,

Die, mit Apollon, dem Führer des goldenen Schwerdtes, gebohren,
Auf den beſchatteten Bergen umher und den windigen Höhen
Fröhlich der Jagd aufſpannt den goldenglänzenden Bogen
Und hinſendet den ſchwirrenden Pfeil: es erbeben die Häupter
Hoher Gebirge ſodann, und es ſchallt die dunkele Waldung
Schrecklich umher von den Tönen des Wilds, es ſchauert die Erde
Rings, und die Fluten des Meers. Doch ſie ſelbſt, kraftvoller Geſinnung
Jegliche Strecke durchwandelnd, vertilgt die Geſchlechte des Wildes.
Aber nachdem ſich beluſtigt die ſpähende Freundin der Pfeile,
Und ihr Herz ſich gefreut, dann löſend den krummenden Bogen
Wandelt zur herrlichen Wohnung ſie hin, wo ihr liebender Bruder
Phöbos Apollon wohnt, zum geſegneten Lande von Delphos,

Dort zu bereiten den Muſen und Chariten liebliche Tänze.
Hier aufhängend die Pfeil' und den abgeſpannten Bogen,
Geht ſie voran, die Geſtalt mit lieblichem Schmucke bekleidet,
Führend den Tanz: doch jene, mit göttlicher Stimme beginnend,
Singen, o Leto, dein Lob, ſchönfüſsige, weil du gebahreſt,
Welche durch That und Klugheit die trefflichſten ſind von den Göttern.
Seyd mir gegrüſst, ihr Kinder des Zeus und der lockigten Leto!
Doch ich werde noch eurer und anderes Liedes gedenken:

An die Mutter Aller.

Gäa, die Mutter von Allen, die ſchönbegründete, ſing' ich
Jezo, die hochgeprieſne, die jegliches nährt auf der Erde.
Was auf der Erde nur wohnet, der heiligen, was in dem Meere,

Was durch die Luft hinfliegt, dies ſegneſt du, alles ernährend.
Du giebſt unſeren Kindern und Früchten ſchönes Gedeihen,
Herrliche: dein iſt die Macht, zu verleihn den ſterblichen Menſchen
Und zu entführen das Leben. O ſelig, welchen du ehrend
Gütiges Herzens bedenkſt! dem wird in allem ein Reichthum.
Voll ſteht ſolchen das Feld, das ernährende, und auf den Aeckern
Haben ſie Menge des Vieh's, und im Haus' iſt Fülle der Güter.
Aber nach weiſem Geſez in der Stadt ſchönblühender Weiber
Herrſchen ſie, und es begleitet ſie vieler Segen und Reichthum.
Stolz auch wandeln die Söhn' in der Freude der blühenden Jugend,
Und in den feſtlichen Tänzen erfreuet ſich, heiteres Herzens,
Spielend der Jungfraun Schaar auf dem ſanfterblühenden Graſe;

Wenn du, Göttin ſie ehrſt, du heilige, Segenerfüllte.
Heil dir, Mutter der Götter, du Gattin des herrlichgeſtirnten
Uranos! lohne mein Lied mit erfreuendem Leben mir gütig!
Doch ich werde noch deiner und anderes Liedes gedenken.

ESCHEN.

Die Schatten.

Freunde, deren Grüfte ſich ſchon bemoosten!
Wann der Vollmond über dem Walde dämmert,
Schweben eure Schatten empor vom ſtillen
Ufer der Lethe.
Seid mir, Unvergeſsliche, froh geſegnet!
Du vor allen, welcher im Buch der Menſchheit
Mir der Hieroglyfen ſo viel gedeutet,
Redlicher Bonnet!
Längſt verſchlurft im Strudel der Brandung wäre
Wohl mein Fahrzeug oder am Riff zerſchmettert,
Hättet ihr nicht, Genien gleich, im Sturme
Schirmend gewaltet.

MATTHISSON.

Der neue Pygmalion

An Iffland.

Sonnett.

Sinds Träume, die dem Sinn vorüberwallten,
Und die ein Morgenlüftchen mit ſich rafft?
Und ſeh' ich wirklich: welch ein Zauber ſchafft,
Daſs Hellas Wunder neu ſich mir entfalten?

Er iſts, der Bildner redender Geſtalten:
Sein Feuerblick, ſein Gang, der Arme Kraft,
Die Denkerſtirn, die tiefe Leidenſchaft,
Die mächtig ringt das Höchſte feſtzuhalten.

Was zürnſt du noch dem Werke deiner Hand,
Dem Spiegel deiner ſchöpferiſchen Seele,
Als ob ihm Leben zur Vollendung fehle?

Die hohe Kunſt, der ſich dein Geiſt verband,
Schon fühlſt du ſie von deiner Glut erwarmen;
Sie ſteigt herab und ruht in deinen Armen.

A. W. SCHLEGEL.

Amyn-

Amyntas.

Elegie.

Nikias, trefflicher Mann, du Arzt des Leib's und der Seele!
Krank! ich bin es fürwahr; aber dein Mittel iſt hart.
Ach! die Kraft ſchon ſchwand mir dahin dem Rathe zu folgen,
Ja, und es ſcheinet der Freund ſchon mir ein Gegner zu ſeyn.
Widerlegen kann ich dich nicht, ich ſage mir alles,
Sage das härtere Wort, das du verſchweigeſt, mir auch.
Aber ach! das Waſſer entſtürzt der Steile des Felſen
Raſch, und die Welle des Bachs halten Geſänge nicht auf.
Raſt nicht unaufhaltſam der Sturm? und wälzet die Sonne
Sich von dem Gipfel des Tags, nicht in die Wellen hinab?

Und ſo ſpricht mir rings die Natur: auch du biſt, Amyntas,
Unter das ſtrenge Geſetz ehrner Gewalten gebeugt.
Runzle die Stirne nicht tiefer, mein Freund! und höre, gefällig,
Was mich geſtern ein Baum, dort an dem Bache gelehrt.
Wenig Aepfel trägt er mir nur, der ſonſt ſo beladne,
Sieh der Epheu iſt ſchuld, der ihn gewaltig umgiebt.
Und ich faſste das Meſſer, das krumgebogene, ſcharfe,
Trennte ſchneidend und riſs Ranke nach Ranken herab;
Aber ich ſchauderte gleich, als, tief erſeufzend und kläglich,
Aus den Wipfeln, zu mir, liſpelnde Klage ſich goſs.
O! verletze mich nicht! den treuen Gartengenoſſen,
Dem du, als Knabe, ſo früh, manche Genüſſe verdankt.

O! verletze mich nicht! du reiſseſt mit dieſem Geflechte,
Das du gewaltig zerſtöhrſt, grauſam das Leben mir aus.
Hab ich nicht ſelbſt ſie genährt und ſanft ſie herauf mir erzogen?
Iſt wie mein eigenes Laub, mir nicht das ihre verwandt?
Soll ich nicht lieben die Pflanze, die, meiner einzig bedürftig,
Still, mit begieriger Kraft, mir um die Seite ſich ſchlingt?
Tauſend Ranken wurzelten an, mit tauſend und tauſend
Faſern, ſenket ſie, feſt, mir in das Leben ſich ein.
Nahrung nimmt ſie von mir; was ich bedürfte genieſst ſie,
Und ſo ſaugt ſie das Mark, ſauget die Seele mir aus.
Nur vergebens nähr ich mich noch, die gewaltige Wurzel
Sendet lebendigen Saft, ach! nur zur Hälfte hinauf.

Denn der gefährliche Gaſt, der Geliebte, maſset behende,
Unterweges die Kraft herbſtlicher Früchte ſich an.
Nichts gelangt zur Krone hinauf, die äuſserſten Wipfel
Dorren, es dorret der Aſt über dem Bache ſchon hin.
Ja, die Verrätherinn iſt's! ſie ſchmeichelt mir Leben und Güter,
Schmeichelt die ſtrebende Kraft, ſchmeichelt die Hoffnung mir ab.
Sie nur fühl ich, nur ſie, die umſchlingende, freue der Feſſeln,
Freue des tödtenden Schmucks, fremder Umlaubung mich nur.
Halte das Meſſer zurück! o Nikias! ſchone den Armen,
Der ſich in liebender Luſt willig gezwungen, verzehrt.
Süſs iſt jede Verſchwendung! o! laſs mich der ſchönſten genieſsen!
Wer ſich der Liebe vertraut hält er ſein Leben zu Rath?

GOETHE.

Armuth der Sprache.

Liebe, wer kann ſie beſchreiben, wer kann die Göttliche ſchildern?
Sprache hier biſt du zu arm, Worte hier ſeyd ihr zu kalt.
Aber, wenn kühn ein hartes Geſchick die Liebenden trennet,
Wenn ſich ein furchtbares Meer zwiſchen die Liebenden ſtellt,
Wenn ſie des Neides Gewalt aus ſüſsen Umarmungen reiſset,
Wenn ſie der feindliche Raum weiter und weiter entfernt,
Wie verſtehn ſie ſich beid' in öder, weiter Entfernung,
Wer lehrt beide getreu auch in der Ferne Verein?
Sprache, du biſt's allein, du arme, verachtete Sprache,
Die den Liebenden Troſt in der Entfernung gewährt.

Worte, ihr nur allein, ihr tröpfelt lindernden Balſam,
Wenn getrennete Lieb' ſchmerzende Wunden uns ſchlägt.
Gerne vertraut euch jeder, ihr holden Vertrauten der Liebe,
Gerne gieſst er ſein Leid euch in den lieblichen Schoos.
Freundlich kleidet die Armuth dich, du ſanftere Sprache,
Wenn ihr nichts mehr ſagt, Worte nie ſaget ihr mehr

VERMEHREN.

Fantaſie und Gefühl.

Ihr vom Olympos geſandt, ihr Himmliſchen, Milden! durchs Leben
Führt ihr an tröſtender Hand freundlich die Sterblichen hin.
Zauberin Fantaſie, du ſchaffſt uns die Erde zum Himmel,
Du, o reines Gefühl, ziehſt uns die Götter herab.

LOUISE.

Der Kampf mit dem Drachen.

Romanze.

Was rennt das Volk, was wälzt ſich dort
Die langen Gaſſen brauſend fort?
Stürzt Rhodus unter Feuers Flammen?
Es rottet ſich im Sturm zuſammen,
Und einen Ritter, hoch zu Roſs,
Gewahr' ich aus dem Menſchentroſs,
Und hinter ihm, welch Abentheuer!
Bringt man geſchleppt ein Ungeheuer,
Ein Drache ſcheint es von Geſtalt,
Mit weitem Krokodilesrachen,
Und alles blickt verwundert bald
Den Ritter an und bald den Drachen.

Und tauſend Stimmen werden laut,
Das iſt der Lindwurm, kommt und ſchaut!
Der Hirt und Heerden uns verſchlungen,
Das iſt der Held, der ihn bezwungen!
Viel andre zogen vor ihm aus
Zu wagen den gewaltgen Strauſs,

Doch keinen ſah man wiederkehren,
Den kühnen Ritter ſoll man ehren!
Und zum Pallaſte geht der Zug,
Wo Sankt Johanns des Täufers Orden,
Die Ritter des Spitals im Flug
Zu Rathe ſind verſammelt worden.

Und vor den edeln Meiſter tritt
Der Groſskreuz mit beſcheidnem Schritt,
Nachdrängt das Volk, mit wildem Rufen.
Erfüllend des Geländers Stuffen,
Und jener nimmt das Wort und ſpricht:
Ich hab' erfüllt die Ritterpflicht,
Der Drache der das Land verödet,
Er liegt von meiner Hand getödtet,
Frei iſt dem Wanderer der Weg,
Der Hirte treibe ins Gefilde,
Froh walle auf dem Felſenſteg
Der Pilgrim zu dem Gnadenbilde.

Doch ſtrenge blickt der Fürſt ihn an
Und ſpricht: Du haſt als Held gethan,
Der Muth iſts, der den Ritter ehret,
Du haſt den kühnen Geiſt bewähret.

Doch ſprich! Was iſt die erſte Pflicht
Des Ritters, der für Chriſtum ficht,
Sich ſchmucket mit des Kreutzes Zeichen?
Und alle rings herum erbleichen.
Doch er, mit edelm Anſtand, ſpricht,
Indem er ſich erröthend neiget.
Gehorſam iſt die erſte Pflicht,
Die ihn des Schmuckes würdig zeiget.

Und dieſe Pflicht, mein Sohn, verſetzt
Der Meiſter, haſt du frech verletzt,
Den Kampf, den das Geſetz verſaget,
Haſt du mit frevlem Muth gewaget! —
Herr, richte wenn du alles weiſst,
Spricht jener mit geſetztem Geiſt,
Denn des Geſetzes Sinn und Willen
Vermeint ich treulich zu erfüllen,
Nicht unbedachtſam zog ich hin,
Das Ungeheuer zu bekriegen,
Durch Liſt und kluggewandten Sinn
Verſucht ich's, in dem Kampf zu ſiegen.

Fünf unſers Ordens waren ſchon,
Die Zierden der Religion,

Des kühnen Muthes Opfer worden,
Da wehrteſt du den Kampf dem Orden.
Doch an dem Herzen nagte mir
Der Unmuth und die Streitbegier,
Ja ſelbſt im Traum der ſtillen Nächte
Fand ich mich keuchend im Gefechte,
Und wenn der Morgen dämmernd kam,
Und Kunde gab von neuen Plagen,
Da faſste mich ein wilder Gram
Und ich beſchloſs, es friſch zu wagen.

Und zu mir ſelber ſprach ich dann:
Was ſchmückt den Jüngling, ehrt den Mann,
Was leiſteten die tapfern Helden
Von denen uns die Lieder melden?
Die zu der Götter Glanz und Ruhm
Erhub das blinde Heidenthum?
Sie reinigten von Ungeheuern
Die Welt in kühnen Abentheuern,
Begegneten im Kampf dem Leu'n
Und rangen mit dem Minotauren,
Die armen Opfer zu befrein,
Und lieſsen ſich das Blut nicht dauren.

Iſt nur der Saracen es werth,
Daſs ihn bekämpft des Chriſten Schwerdt?
Bekriegt er nur die falſchen Götter?
Geſandt iſt er der Welt zum Retter,
Von jeder Noth und jedem Harm
Befreien muſs ſein ſtarker Arm,
Doch ſeinen Muth muſs Weiſsheit leiten
Und Liſt muſs mit der Stärke ſtreiten.
So ſprach ich oft und zog allein,
Des Raubthiers Fährte zu erkunden,
Da flöſste mir der Geiſt es ein,
Froh rief ich aus, ich hab's gefunden.

Und trat zu dir und ſprach dieſs Wort:
„Mich zieht es nach der Heimat fort."
Du Herr willfahrteſt meinen Bitten
Und glücklich war das Meer durchſchnitten.
Kaum ſtieg ich aus am heimſchen Strand,
Gleich lieſs ich durch des Künſtlers Hand
Getreu den wohlbemerkten Zügen
Ein Drachenbild zuſammenfügen.
Auf kurzen Füſsen wird die Laſt
Des langen Leibes aufgethürmet,

Ein ſchuppicht Panzerhemd umfaſst
Den Rucken, den es furchtbar ſchirmet.

Lang ſtrecket ſich der Hals hervor,
Und gräſslich wie ein Höllenthor
Als ſchnappt es gierig nach der Beute,
Eröfnet ſich des Rachens Weite,
Und aus dem ſchwarzen Schlunde dräun
Der Zähne ſtachelichte Reihn,
Die Zunge gleicht des Schwerdtes Spitze
Die kleinen Augen ſprühen Blitze,
In einer Schlange endigt ſich
Des Rückens ungeheure Länge
Rollt um ſich ſelber fürchterlich,
Daſs es um Mann und Roſs ſich ſchlänge.

Und alles bild ich nach, genau,
Und kleid es in ein ſcheuſslich Grau,
Halb Wurm erſchiens, halb Molch und Drache,
Gezeuget in der giftgen Lache,
Und als das Bild vollendet war,
Erwähl' ich mir ein Dockenpaar,
Gewaltig, ſchnell, von flinken Läufen,
Gewohnt den wilden Uhr zu greifen,

Die hetz ich auf den Lindwurm an,
Erhitze ſie zu wildem Grimme,
Zu faſſen ihn mit ſcharfem Zahn,
Und lenke ſie mit meiner Stimme.

Und wo des Bauches weiches Vlieſs
Den ſcharfen Biſſen Bloſse lieſs,
Da reiz ich ſie den Wurm zu packen,
Die ſpitzen Zähne einzuhacken.
Ich ſelbſt, bewaffnet mit Geſchoſs
Beſteige mein arabiſch Roſs,
Von adelicher Zucht entſtammet,
Und als ich ſeinen Zorn entflammet,
Raſch auf den Drachen ſpreng ich's los,
Und ſtachl' es mit den ſcharfen Sporen,
Und werfe zielend mein Geſchoſs,
Als wollt' ich die Geſtalt durchbohren.

Ob auch das Roſs ſich grauend bäumt
Und knirrſcht und in den Zügel ſchäumt,
Und meine Docken ängſtlich ſtöhnen,
Nicht raſt ich, bis ſie ſich gewöhnen.
So üb ichs aus mit Emſigkeit,
Bis dreimal ſich der Mond erneut,

Und als ſie jedes recht begriffen,
Führ ich ſie her auf ſchnellen Schiffen.
Der dritte Morgen iſt es nun,
Daſs mirs gelungen hier zu landen,
Den Gliedern gönnt ich kaum zu ruhn,
Bis ich das groſse Werk beſtanden.

Denn heiſs erregte mir das Herz
Des Landes friſch erneuter Schmerz,
Zerriſſen fand man jüngſt die Hirten,
Die nach dem Sumpfe ſich verirrten,
Und ich beſchlieſse raſch die That,
Nur von dem Herzen nehm ich Rath,
Flugs unterricht ich meine Knappen,
Beſteige den verſuchten Rappen,
Und von dem edeln Dockenpaar
Begleitet, auf geheimen Wegen,
Wo meiner That kein Zeuge war,
Reit ich dem Feinde friſch entgegen.

Das Kirchlein kennſt du Herr, das hoch
Auf eines Felſenberges Joch
Der weit die Inſel überſchauet,
Des Meiſters kühner Geiſt erbauet.

Verächtlich ſcheint es, arm und klein,
Doch ein Mirakel ſchlieſst es ein,
Die Mutter mit dem Jeſusknaben,
Den die drey Könige begaben.
Auf dreimal dreiſsig Stuffen ſteigt
Der Pilgrim nach der ſteilen Höhe,
Doch hat er ſchwindelnd ſie erreicht,
Erquickt ihn ſeines Heilands Nähe.

Tief in den Fels, auf dem es hängt,
Iſt eine Grotte eingeſprengt,
Vom Thau des nahen Moors befeuchtet,
Wohin des Himmels Strahl nicht leuchtet,
Hier hauſete der Wurm und lag
Den Raub erſpähend Nacht und Tag,
So hielt er wie der Höllendrache
Am Fuſs des Gotteshauſes Wache,
Und kam der Pilgrim hergewallt,
Und lenkte in die Unglücksſtraſse,
Hervorbrach aus dem Hinterhalt
Der Feind und trug ihn fort zum Fraſse.

Den Felſen ſtieg ich jezt hinan,
Eh ich den ſchweren Strauſs begann,

Hin kniet' ich vor dem Chriſtuskinde,
Und reinigte mein Herz von Sünde,
Drauf gürt' ich mir im Heiligthum
Den blanken Schmuck der Waffen um,
Bewehre mit dem Spieſs die Rechte,
Und nieder ſteig ich zum Gefechte.
Zurücke bleibt der Knappen Troſs,
Ich gebe ſcheidend die Befehle,
Und ſchwinge mich behend aufs Roſs
Und Gott empfehl ich meine Seele.

Kaum ſeh ich mich im ebnen Plan,
Flugs ſchlagen meine Docken an,
Und bang beginnt das Roſs zu keuchen,
Und bäumet ſich und will nicht weichen,
Denn nahe liegt, zum Knäul geballt,
Des Feindes ſcheuſsliche Geſtalt,
Und ſonnet ſich auf warmem Grunde,
Auf jagen ihn die flinken Hunde,
Doch wenden ſie ſich pfeilgeſchwind
Als es den Rachen gähnend theilet,
Und von ſich haucht den gift'gen Wind,
Und winſelnd wie der Schakal heulet.

Doch ſchnell erfriſch ich ihren Muth,
Sie faſſen ihren Feind mit Wuth,
Indem ich nach des Thieres Lende
Aus ſtarker Fauſt den Speer verſende,
Doch machtlos wie ein dünner Stab
Prallt er vom Schuppenpanzer ab,
Und eh ich meinen Wurf erneuet,
Da bäumet ſich mein Roſs und ſcheuet
An ſeinem Baſiliskenblick
Und ſeines Athems giftgem Wehen,
Und mit Entſetzen ſpringts zurück,
Und jetzo wars um mich geſchehen —

Da ſchwing ich mich behend vom Roſs,
Schnell iſt des Schwerdtes Schneide bloſs,
Doch alle Streiche ſind verloren,
Den Felſenharniſch zu durchbohren,
Und wüthend mit des Schweifes Kraft
Hat es zur Erde mich gerafft,
Schon ſeh ich ſeinen Rachen gähnen,
Es haut nach mir mit grimmen Zähnen,
Als meine Hunde wuthentbrannt
An ſeinen Bauch mit grimmigen Biſſen

Sich warfen, daſs es heulend ſtand,
Von ungeheurem Schmerz zerriſſen.

Und eh es ihren Biſſen ſich
Entwindet, raſch erheb ich mich,
Erſpähe mir des Feindes Blöſse,
Und ſtoſse tief ihm ins Gekröſe
Nachbohrend bis ans Heft den Stahl,
Schwarzquellend ſpringt des Blutes Strahl,
Hin ſinkt es und begräbt im Falle
Mich mit des Leibes Rieſenballe,
Daſs ſchnell die Sinne mir vergehn,
Und als ich neugeſtärkt erwache,
Seh ich die Knappen um mich ſtehn,
Und todt im Blute liegt der Drache." —

Des Beifalls lang gehemmte Luſt
Befreit jezt aller Hörer Bruſt,
So wie der Ritter dieſs geſprochen,
Und zehnfach am Gewölb gebrochen
Wälzt der vermiſchten Stimmen Schall
Sich brauſend fort im Wiederhall,
Laut fodern ſelbſt des Ordens Söhne,
Daſs man die Heldenſtirne kröne,

Und dankbar im Triumphgepräng
Will ihn das Volk dem Volke zeigen,
Da faltet ſeine Stirne ſtreng
Der Meiſter und gebietet Schweigen.

Und ſpricht: Den Drachen, der dieſs Land
Verheert, ſchlugſt du mit tapfrer Hand,
Ein Gott biſt du dem Volke worden,
Ein Feind kommſt du zurück dem Orden,
Und einen ſchlimmern Wurm gebahr
Dein Herz, als dieſer Drache war.
Die Schlange, die das Herz vergiftet,
Die Zwietracht und Verderben ſtiftet,
Das iſt der widerſpenſtge Geiſt,
Der gegen Zucht ſich frech empöret,
Der Ordnung heilig Band zerreiſst,
Denn der iſts, der die Welt zerſtöret.

Muth zeiget auch der Mameluk,
Gehorſam iſt des Chriſten Schmuck;
Denn wo der Herr in ſeiner Gröſse
Gewandelt hat in Knechtes Blöſse,
Da ſtifteten, auf heilgem Grund,
Die Väter dieſes Ordens Bund,

Der Pflichten ſchwerſte zu erfüllen,
Zu bändigen den eignen Willen!
Dich hat der eitle Ruhm bewegt,
Drum wende dich aus meinen Blicken,
Denn wer des Herren Joch nicht trägt,
Darf ſich mit ſeinem Kreuz nicht ſchmücken.

Da bricht die Menge tobend aus,
Gewaltger Sturm bewegt das Haus,
Um Gnade flehen alle Brüder,
Doch ſchweigend blickt der Jüngling nieder,
Still legt er von ſich das Gewand
Und küſst des Meiſters ſtrenge Hand
Und geht. Der folgt ihm mit dem Blicke,
Dann ruft er liebend ihn zurücke
Und ſpricht: Umarme mich mein Sohn!
Dir iſt der härtre Kampf gelungen.
Nimm dieſes Kreuz, es iſt der Lohn
Der Demuth, die ſich ſelbſt bezwungen.

SCHILLER.

Die Geiſter des Sees.

Dumpf rauſchts vom hohen Wogenſtrand
Ans ſteile Felſengeſtade,
Und grau wie der Geiſter wehend Gewand
Webt dichter Nebel ſich übers Land,
Und hüllt die dämmernden Pfade.
Die herbſtlichen Lüfte ſäuſeln,
Es ſteigt in leiſen Kräuſeln
Die blaue Welle des Sees,
Aus Wolken die Sterne blinken,
Und langſam wogen und ſinken
Die Silberflocken des Schnees.

Und in der Nacht die ſtill und kalt
Um Ullins Hügel ſich breitet,
Am Ufer, das dunkel die Flut umwallt,
Da wankt und irrt eine holde Geſtalt
Von banger Liebe geleitet.
Die ſeidnen Locken wehen,
Sie eilt mit ängſtlichem Spähen
Scheu zu dem nächtlichen Hayn,
Laut ruft ſie mit wildem Blicke,

Dumpf kehrt die Stimm' ihr zurücke,
Die Winde nur ächzen drein.

Was irrt Allona ſo ſpät im Reif
Von Ullins einſamen Auen?
Ihr leuchtet nur ferne der Purpurſtreif
Des hellen Nordlichts mit breitem Schweif,
Es ſtrahlet ahnendes Grauen.
Sie ſucht im röthlichen Scheine
Cathullin den Jäger der Hayne,
Den Sohn der ſchattigen Höhn,
Zwey Nächte ſah ſie vom Stamme
Bemooſter Eichen die Flamme
In einſamer Halle verwehn.

Und an der jähen Felſenwand,
Wo ſeufzende Wellen ſich ſchlagen,
Da faſst es ihr flatternd weiſses Gewand,
Da ſchmiegts ſich ſchmeichelnd an ihre Hand
Mit leiſe winſelnden Klagen.
„Biſt du es Luath, der Treue?
„Jagt nicht Chatullin das ſcheue
„Dem Pfeil entfliehende Reh?
„Verlies er des Waldes Pfade

„Umirrend die Felsgeſtade
„Vom Nebelzeugenden See?

„Ach, nimmer jagt er's ſcheue Reh
„Kehrt nimmer zum heimiſchen Heerde,
„Es rauſcht mir ſo traurig der dunkle See
„Und jede Welle, ſie ſeufzet Weh.
„Laut winſelt der Jagden Gefährte,
„Stets blieb mit treuem Geleite
„Er ſeinem Gebieter zur Seite
„Jezt liegt er am Ufer allein!
„Verkündet's nächtliche Lüfte
„Umfangen die feuchten Grüfte,
„Des Jünglings ſtarres Gebein?“

Da rauſcht die Luft, ein Sturm erhebt
Der See die ſchäumenden Wogen,
Und bleich aus dem Dufte der Nacht gewebt
Schwankt leis ein Dunſtbild empor und ſchwebt
Vom Sturm ans Ufer gezogen.
Die hohe Geſtalt erreichet
Die Nebelwolken, es zeiget
Geſenkt und ungeſpannt,
Blaſs wie aus neblichter Ferne

Der ſilberne Glanz der Sterne,
Den Bogen des Geiſtes Hand.

Still iſt und ernſt ſein Angeſicht,
Er neiget es liebend nieder,
Und leis wie der Lüfte Säuſeln er ſpricht:
„Mit Beute der Jagden kehr' ich nicht
„Zur Flamme des Heerdes wieder.
„Mich lockt' aus dem ſchützenden Hayne
„Hervor im Nebelſcheine
„Das eilend flüchtige Reh,
„Ein Duft barg Ufer und Wogen,
„Da ſank ich vom Schimmer betrogen
„Hinab in den ſchweigenden See.“

Mit Liebes Arm Allona ſtrebt
Die theure Geſtalt zu faſſen,
Die bleich vom Schleier der Nacht umwebt,
Sich ſcheidend höher und höher hebt,
Sie ſieht ſie im Duft erblaſſen.
Dann faſst ſie nächtliches Grauſen,
Es rauſcht mit dumpfem Brauſen
Um ſie des Sturmwinds Wuth,
Ihr ſchwinden die matten Sinnen,

Da reiſst ſie's wirbelnd von hinnen
Hinab in die tiefe Flut.

Und wenn es rauſcht vom Wogenſtrand
Ans ſteile Felſengeſtade,
Und grauer Nebel, wie Geiſts Gewand,
Sich dichter webt ums weite Land,
Verhüllend die öden Pfade,
Dann ſieht man die Wellen ſich kräuſeln,
Es ſchweben mit leiſem Säuſeln
Herab wie Flocken des Schnees
Zwey Geiſter mit ſchwachem Blinken,
Sie wanken, wogen und ſinken
Vereint in den Schoos des Sees.

F***

Das Plätzchen im Walde.

Du ſtiller Ort, wo oft mit lieblichem Erröthen
Die Muſe mir den Schleier fallen lieſs,
Und hier, wo dichte Schatten uns umwehten,
Sich unverhüllt dem Sänger wieſs —

Die Nais horchte ſtill dem Echo der Geſänge
Und hemmte gern des Waldſtroms wilden Lauf —
Ich grüſse dich, du ſüſser Ort, und hänge
Hier dankbar meine Leier auf. —

Und wenn nun ſchüchtern bald im lauten Weltgetümmel
Mir ihre Gunſt die ſanfte Mus' entzieht,
Dann ſehn' ich mich umſonſt nach deinem Himmel,
Und weine laut, daſs ſie mich flieht.

Gries.

Die Schiffende.

Sie ſchwebt daher! Am kleinen Kahne ſteigen
Die Wellen ſanft empor;
Am Ufer rings in blühenden Geſträuchen
Erwacht der Vögel Chor.

Du Blüthenbaum, geuſs deine ſüſsen Düfte
Durch deiner Wipfel Grün,
Und traget ſie, ihr lauen Abendlüfte,
Zu meiner Lieblingin.

Führt ſanft ſie hin auf euren blauen Pfaden
Und küſst, mit leiſem Laut
Den kleinen Kiel, ihr lieblichen Najaden,
Dem ſie ſich anvertraut.

Nicht ſchöner fuhr, auf goldnem Muſchelwagen
Die Liebesköniginn
Von Meeresgöttern feyernd fort getragen,
Nach ihrem Paphos hin.

Sie ſchwebt heran! In blühenden Geſträuchen
Reicht ſie die Schwanenhand
Mir dar: ich kühl ihr ſanft mit Blütenzweigen
Der heiſsen Wangen Brand.

NÖLLER.

Die Gelegenheit.

Nach dem Ital. des Nic. Macchiavelli.

Wer biſt du, deren Stirn des Himmels Siegel
Mit mehr als Erdenreiz und Anmuth ziert?
Du ruheſt nie? Wozu am Fuſs die Flügel?
„Gelegenheit werd' ich genannt, verſpürt
Von Wenigen; und dieſes ſtete Wanken
Kommt von dem Rade, das mein Fuſs berührt.
Mein Flug iſt ſchnell, wie Schweben der Gedanken,
Und meiner Füſse doppelt Flügelpaar
Verwirrt den Blick durch nimmer ruhend Schwanken.
Nur auf der Stirne wächſt mein Lockenhaar,
Und dient mir, Bruſt und Antlitz zu verdecken,
Daſs Keiner meines Kommens nehme wahr.
Kahl iſt mein Hinterhaupt; daher mit Schrecken,
Wer mich entſchlüpfen lieſs, kein Mittel ſieht,
Mich je zu unterwerfen ſeinen Zwecken."

Wer iſt denn jene, die dort mit dir zieht?
„Das iſt die Reu; ſie läſst ſich mit mir ſehen,
Und bleibt zurück, wenn ſchnell mein Fuſs entflieht.
Und du, der ſeine Zeit mit eitelm Spähen
Verbringet und quälet ohne Frucht den Sinn,
Du merkſt es nicht und kannſt es nicht verſtehen,
Daſs längſt ich deiner Hand entſchlüpfet bin.“

Gries.

Der Werth

nach Pope.

Ohne Natur was ſind der Sterblichen ſchwache Verdienſte?
Darum ehre dich ſelbſt, Freund, und verachte dich ſelbſt.

Albrecht Kochen.

An die Horen.

Schöne himmliſche Schweſtern, leichte Horen,
Die ihr auf Aetherflügeln Schmerz und Freude
Zu den Sterblichen bringt, und Nacht und Morgen
Wechſelnd heraufführt;
Hört, o Töchter Kronions, mich! ſo lang noch
Locken der Jugend meine Stirn umkränzen,
Schwebt in ernſter Geſtalt vor meiner heitern
Seele vorüber!
Führt mich in der Betrachtung ſtillen Tempel,
Mildert der Jugend raſche Glut mit ernſten
Bildern, daſs ich nicht untergeh' im Meere
Heiſſer Gefühle.
Aber dekt mich des Alters Schnee dann ſchwebt mir
Lächelnd in ſanftem Morgenglanz vorüber.
Dann, o Göttinnen hellt den matten Blick mit
Roſigen Bildern.

LOUISE.

Der Bach.

Lieblicher fleuſst, o Bach, die ſtille Lethe
Durch Elyſiens Fluren nicht; es ſprudelt
Heller nicht Blanduſiens hochgeprieſ'ne
Silberne Quelle.

Banges Entſetzen faſst auch ſel'ge Schatten
Dem Letheiſchen Strom ſich nahend; ach! er
Beut der Qual des Lebens, doch auch der ſchönen
Tage Vergeſſen.

Aber, o Bach, du holder rauſcheſt, leiſe
Murmelnd, lieblich herab des Leids Vergeſſen;
Doch der ſüſsen Freuden Erinn'rung liſpelt
Jegliche Welle.

GRIES.

Die Bürgſchaft.

Zu Dionys dem Tirannen ſchlich
Möros, den Dolch im Gewande,
Ihn ſchlugen die Häſcher in Bande.
Was wollteſt du mit dem Dolche, ſprich!
Entgegnet ihm finſter der Wütherich.
„Die Stadt vom Tyrannen befreien!“
Das ſollſt du am Kreutze bereuen.

Ich bin, ſpricht jener, zu ſterben bereit,
Und bitte nicht um mein Leben,
Doch willſt du Gnade mir geben,
Ich flehe dich um drey Tage Zeit,
Bis ich die Schweſter dem Gatten gefreit,
Ich laſſe den Freund dir als Bürgen,
Ihn magſt du, entrinn ich, erwürgen.

Da lächelt der König mit arger Liſt,
Und ſpricht nach kurzem Bedenken:
Drey Tage will ich dir ſchenken.
Doch wiſſe! Wenn ſie verſtrichen die Friſt,
Eh du zurück mir gegeben biſt,
So muſs er ſtatt deiner erblaſſen,
Doch dir iſt die Strafe erlaſſen.

Und er kommt zum Freunde: „der König gebeut,
Daſs ich am Kreutz mit dem Leben
Bezahle das frevelnde Streben,
Doch will er mir gönnen drey Tage Zeit,
Bis ich die Schweſter dem Gatten gefreit,
So bleib du dem König zum Pfande,
Bis ich komme, zu löſen die Bande.

Und ſchweigend umarmt ihn der treue Freund,
Und liefert ſich aus dem Tyrannen,
Der andere ziehet von dannen.
Und ehe das dritte Morgenroth ſcheint,
Hat er ſchnell mit dem Gatten die Schweſter
vereint,
Eilt heim mit ſorgender Seele,
Damit er die Friſt nicht verfehle.

Da gieſst unendlicher Regen herab,
Von den Bergen ſtürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme ſchwellen.
Und er kommt an's Ufer mit wanderndem Stab,
Da reiſſet die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd ſprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen.

Und troſtlos irrt er an Ufers Rand,
Wie weit er auch ſpähet und blicket
Und die Stimme, die rufende, ſchicket;
Da ſtöſset kein Nachen vom ſichern Strand,
Der ihn ſetze an das gewünſchte Land,
Kein Schiffer lenket die Fähre,
Und der wilde Strom wird zum Meere.

Da ſinkt er ans Ufer und weint und fleht,
Die Hände zum Zeus erhoben:
O hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden, im Mittag ſteht
Die Sonne und wenn ſie niedergeht,
Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
So muſs der Freund mir erbleichen.

Doch wachſend erneut ſich des Stromes Wuth,
Und Welle auf Welle zerrinnet,
Und Stunde an Stunde entrinnet,
Da treibet die Angſt ihn, da faſst er ſich Muth
Und wirft ſich hinein in die brauſende Flut,
Und theilt mit gewaltigen Armen
Den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.

Und gewinnt das Ufer und eilet fort,
Und danket dem rettenden Gotte,
Da ſtürzet die raubende Rotte
Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
Den Pfad ihm ſperrend, und ſchnaubet Mord
Und hemmet des Wanderers Eile
Mit drohend geſchwungener Keule.

Was wollt ihr? ruft er für Schrecken bleich,
Ich habe nichts als mein Leben,
Das muſs ich dem Könige geben!
Und entreiſst die Keule dem nächſten gleich:
Um des Freundes Willen erbarmet euch!
Und drey, mit gewaltigen Streichen,
Erlegt er, die andern entweichen.

Und die Sonne verſendet glühenden Brand
Und von der unendlichen Mühe
Ermattet ſinken die Knie:
O haſt du mich gnädig aus Räubershand,
Aus dem Strom mich gerettet ans heilige Land,
Und ſoll hier verſchmachtend verderben,
Und der Freund mir, der liebende, ſterben!

Und horch! da ſprudelt es ſilberhell
Ganz nahe, wie rieſelndes Rauſchen,
Und ſtille hält er zu lauſchen,
Und ſieh, aus dem Felſen, geſchwätzig, ſchnell,
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell,
Und freudig bückt er ſich nieder,
Und erfriſchet die brennenden Glieder.

Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün,
Und mahlt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantiſche Schatten,
Und zwey Wanderer ſieht er die Straſse ziehn,
Will eilenden Laufes vorüber fliehn,
Da hört er die Worte ſie ſagen:
Jetzt wird er ans Kreutz geſchlagen.

Und die Angſt beflügelt den eilenden Fuſs,
Ihn jagen der Sorge Qualen,
Da ſchimmern in Abendroths Strahlen
Von ferne die Zinnen von Syrakus,
Und entgegen kommt ihm Philoſtratus,
Des Hauſes redlicher Hüter,
Der erkennet entſetzt den Gebieter:

Zurück! du retteſt den Freund nicht mehr,
So rette das eigene Leben!
Den Tod erleidet er eben.
Von Stunde zu Stunde gewartet' er
Mit hoffender Seele der Wiederkehr,
Ihm konnte den muthigen Glauben
Der Hohn des Tirannen nicht rauben.

Und iſt es zu ſpät, und kann ich ihm nicht
Ein Retter willkommen erſcheinen,
So ſoll mich der Tod ihm vereinen.
Deſs rühme der blutge Tirann ſich nicht,
Daſs der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht,
Er ſchlachte der Opfer zweye,
Und glaube an Liebe und Treue.

Und die Sonne geht unter, da ſteht er am Thor
Und ſieht das Kreutz ſchon erhöhet,
Das die Menge gaffend umſtehet,
An dem Seile ſchon zieht man den Freund empor,
Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor:
„Mich Henker! ruft er, erwürget,
Da bin ich, für den er gebürget!“

Und Erſtaunen ergreifet das Volk umher,
In den Armen liegen ſich beide,
Und weinen für Schmerzen und Freude.
Da ſieht man kein Auge thränenleer,
Und zum Könige bringt man die Wundermähr,
Der fühlt ein menſchliches Rühren,
Läßt ſchnell vor den Thron ſie führen.

Und blicket ſie lange verwundert an,
Drauf ſpricht er: Es iſt euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen,
Und die Treue, ſie iſt doch kein leerer Wahn,
So nehmet auch mich zum Genoſſen an,
Ich ſey, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der dritte.

Schiller.

Der Arzt.

Von der Krankheit Glut verzehret
Lag des Königs einz'ger Sohn.
Alles, was die Kunſt gewähret,
Ward zur Rettung ſeines Lebens
Angewandt, doch nur vergebens;
Allem ſprach das Uebel Hohn.
Und der Vater ſaſs am Bette,
Sah des Sohnes Leben fliehn:
O wer iſt, der mir ihn rette?
Alle Schätze, alle Gaben,
Was er fordert ſoll er haben,
Nur erhalten ſoll er ihn!
Aber auf dem ſtillen Zimmer
Härmt die junge Mutter ſich
Einſt im vollen Jugendſchimmer
Lieſs um ſie der Jüngling werben,
Und ſie ſieht den Liebling ſterben,
Deſſen Bild ihr nie erblich.

Und die letzten Kräfte ſchwanden,
Und des Todes Stunde naht;
Da erſcheint aus fernen Landen
Noch ein Mann in weiſsen Haaren,
Der des Fürſten Noth erfahren,
Reich an Kunſt und weiſem Rath.
Alles wird von ihm erwogen,
Und es ſieht der kluge Mann,
Wenn nicht alle Zeichen trogen,
Steckt des Uebels Grund im Herzen,
Liebe machte dieſe Schmerzen,
Sie nur iſt's, die helfen kann.
Tiefer ſucht er nun zu ſpüren;
Unter ſchlau erdachtem Grund
Läſst er zu dem Prinzen führen,
Reich an Reizen, alle Schönen,
Die den Hof des Fürſten krönen;
Doch es giebt ſich nichts ihm kund.
Nur wenn in des Sohnes Zimmer
Sich die Königinn begiebt,
Sieht er einen hellen Schimmer
In des Jünglings Augen glühen,
Seine bleichen Wangen blühen:
Wär' es dieſe, die er liebt?

Heimlich lauſcht er oft verborgen,
Ob er auch die Wahrheit fand.
Ach! wohl trafen's ſeine Sorgen;
An des Jünglings Herzen nagen
Hoffnungsloſer Liebe Plagen,
Die er nimmer noch geſtand.

Doch wie einſt in heiſsen Thränen
Sich ihr Schmerz Erleichtrung ſchafft,
Da ergreifet ihn ein Sehnen,
Seine Liebe zu ergieſsen,
Und er ſinkt zu ihren Fuſsen,
Sammelnd ſeine letzte Kraft:

O vergieb, daſs ich es wage,
Zu entweihn der Pflicht Gebot!
Doch am Ziele meiner Tage
Sprengt die Liebe dieſe Ketten;
Nicht mein Leben kannſt du retten,
So verſüſse meinen Tod!

Ha! warſt du nicht mir verſprochen?
Weſſen Arm zerriſs das Band?
Deine Feſſeln ſind gebrochen;
Liebe hat dich mir geweihet,
Sey denn unſer Bund erneuet,
Dieſer Ring ſey Hymens Pfand!

Nicht mehr Mutter; nein, Geliebte!
Jetzt hat uns ein Gott getraut.
Was das Leben mir verübte,
Soll des Todes Hand erſetzen;
Liebe ſoll mich ſterbend letzen,
Sterbend ſey du meine Braut!
Sieh! ſchon öffnen ſich die Thore,
Und der dunkle Hades winkt
Hörſt du nicht in leiſem Chore
Unſern Brautgeſang erſchallen?
Auf! ich will voran dir wallen,
Folge bald — er ſpricht's und ſinkt.
Doch von Liebe hingeriſſen
Stürzet ſie dem Jüngling nach;
Und als ſie mit heiſſen Küſſen
Ihn von Hades ſinſtern Stufen
Sucht zurück an's Licht zu rufen,
Oeffnet ſchnell ſich das Gemach.
Und der Fürſt, vom Arzt begleitet,
Sieht die Gattinn, ſieht den Sohn.
Tief in ſeinem Buſen ſtreitet
Ein Gewühl von wilder Regung;
Doch die edlere Bewegung
Trägt des Sieges Ruhm davon.

Und er wirft ſich bei ihm nieder:
Höre deines Vaters Schwur!
Kehr', o kehr' in's Leben wieder,
Und erhält nur dies dein Leben,
Sey die Gattinn dir gegeben;
Aber leb', o lebe nur!
Und ſchon an des Orkus Schwellen,
Kehrt des Jünglings Geiſt zurück
Zu des Lebens heitern Quellen;
Er begrüſst das Licht der Sonne,
Nun nicht mehr der Schmerz, die Wonne
Schlieſst den kaum erwachten Blick.
Doch bald ſtrömt ein neues Leben
In die ſchnell geneſs'ne Bruſt,
Und er fühlt mit ſüſsem Leben
Sein erſtarrtes Herz erwarmen
In der Vielgeliebten Armen,
Fühlt des jungen Lebens Luſt.
Und zu ſeines Vaters Füſsen
Sinkt er mit gerührtem Blick,
Will des Danks Gefühl ergieſsen:
Doch der König ſpricht: Zu preiſen
Haſt du einzig dieſen Weiſen;
Leben dankſt du ihm und Glück.

„Herr, du haſt es nicht zu danken
Mir und meiner Wiſſenſchaft;
Unſre Kunſt hat enge Schranken;
Amor iſt's, der dich verwundet,
Er, durch den du jetzt geſundet:
Preiſe ſeine Wunderkraft.“

Gries.

Am 30. Marz 1798.

Es kehret des Winters trübe Gramgeſtalt
Auf Fluren, denen der Lenz ſchon lächelte;
Und Beete, wo manch Keimchen die Erde hob,
Frieren nun unter des Schnees Decke.
Wollüſtig berührte zarter Frühlingshauch
Der Pflanze ſchwellende Knosp' und Thier und Menſch:
Da ſtürmte kalter Oſt in den Frühlingstag,
Drängend zurück das genahte Leben.
Wann Geniuskraft des Jünglings Adern ſchwellt,
Und ihm für Freiheit und Recht den Laut beſeelt;
Dann haucht ſein Gift der Herrſchenden Todesfroſt
Ueber des Genius Glutgedanken.

A Gn.

Bürgerlied.

Windet zum Kranze die goldenen Aehren
Flechtet auch blaue Cyanen hinein,
Freude ſoll jedes Auge verklären,
Denn die Königin ziehet ein,
Die Bezähmerin wilder Sitten,
Die den Menſchen zum Menſchen geſellt,
Und in friedliche feſte Hütten
Wandelte das bewegliche Zelt.

Scheu in des Gebürges Klüften
Barg der Troglodyte ſich,
Der Nomade lieſs die Triften
Wüſte liegen wo er ſtrich,
Mit dem Wurfſpieſs, mit dem Bogen
Schritt der Jäger durch das Land.
Weh dem Fremdling den die Wogen
Warfen an den Unglücksſtrand!

Und auf ihrem Pfad begrüſste
Irrend nach des Kindes Spur,
Ceres die verlaſsne Küſte,
Ach, da grünte keine Flur!
Daſs ſie hier vertraulich weile,
Iſt kein Obdach ihr gewährt,
Keines Tempels heitre Säule
Zeuget, daſs man Götter ehrt.

Keine Frucht der ſüſsen Aehren
Lädt zum reinen Mahl ſie ein,
Nur auf gräſslichen Altären
Dorret menſchliches Gebein.
Ja, ſo weit ſie wandernd kreiſte,
Fand ſie Elend überall,
Und in ihrem groſsen Geiſte
Jammert ſie des Menſchen Fall.

Find ich ſo den Menſchen wieder,
Dem wir unſer Bild geliehn,
Deſſen ſchöngeſtalte Glieder
Droben im Olympus blühn?

Gaben wir ihm zum Beſitze
Nicht der Erde Götterſchooſs,
Und auf ſeinem Königſitze
Schweift er elend, heimatlos?

Fühlt kein Gott mit ihm Erbarmen,
Keiner aus der Selgen Chor
Hebet ihn mit Wunderarmen
Aus der tiefen Schmach empor?
In des Himmels ſelgen Höhen
Rühret ſie nicht fremder Schmerz,
Doch der Menſchheit Angſt und Wehen
Fühlet mein gequältes Herz.

Daſs der Menſch zum Menſchen werde,
Stift er einen ewgen Bund
Gläubig mit der frommen Erde,
Seinem mütterlichen Grund,
Ehre das Geſetz der Zeiten
Und der Monde heilgen Gang,
Welche ſtill gemeſſen ſchreiten
Im melodiſchen Geſang.

Und den Nebel theilt ſie leiſe
Der den Blicken ſie verhüllt,
Plötzlich in der Wilden Kreiſe
Steht ſie da, ein Götterbild.
Schwelgend bei dem Siegeſmahle
Findet ſie die rohe Schaar,
Und die Blutgefüllte Schaale
Bringt man ihr zum Opfer dar.

Aber ſchaudernd, mit Entſetzen,
Wendet ſie ſich weg und ſpricht:
Blut'ge Tigermahle netzen
Eines Gottes Lippen nicht.
Reine Opfer will er haben,
Früchte, die der Herbſt beſcheert,
Mit des Feldes frommen Gaben
Wird der Heilige verehrt.

Und ſie nimmt die Wucht des Speeres
Aus des Jägers rauher Hand,
Mit dem Schaft des Mordgewehres
Furchet ſie den leichten Sand,

Nimmt von ihres Kranzes Spitze
Einen Kern, mit Kraft gefüllt,
Senkt ihn in die zarte Ritze,
Und der Trieb des Keimes ſchwillt –

Und mit grünen Halmen ſchmücket
Sich der Boden alſobald,
Und ſo weit das Auge blicket
Wogt es wie ein goldner Wald.
Lächelnd ſegnet ſie die Erde,
Flicht der erſten Garbe Bund,
Wählt den Feldſtein ſich zum Heerde,
Und ſo ſpricht der Göttinn Mund:

Vater Zeus, der über alle
Götter herrſcht in Aethers Höhn!
Daſs dieſs Opfer dir gefalle,
Laſs ein Zeichen jetzt geſchehn!
Und dem unglückſelgen Volke,
Das dich Hoher! noch nicht nennt,
Nimm hinweg des Auges Wolke,
Daſs es ſeinen Gott erkennt!

Und es hört der Schweſter Flehen
Zeus auf ſeinem hohen Sitz,
Donnernd aus den blauen Höhen
Wirft er den gezackten Blitz.
Praſſelnd fängt es an zu lohen,
Hebt ſich wirbelnd vom Altar,
Und darüber ſchwebt in hohen
Kreiſen ſein geſchwinder Aar.

Und gerührt zu der Herrſcherin Füſsen
Stürzt ſich der Menge freudig Gewühl,
Und die rohen Seelen zerflieſsen
In der Menſchlichkeit erſtem Gefühl,
Werfen von ſich die blutige Wehre,
Oeffnen den düſtergebundenen Sinn,
Und empfangen die göttliche Lehre
Aus dem Munde der Königin.

Und von ihren Thronen ſteigen
Alle Himmliſchen herab,
Themis ſelber führt den Reigen,
Und mit dem gerechten Stab

Miſst ſie jedem ſeine Rechte,
Setzet ſelbſt der Grenze Stein,
Und des Styx verborgne Mächte
Ladet ſie zu Zeugen ein.

Und es kommt der Gott der Eſſe,
Zeus erfindungsreicher Sohn,
Bildner künſtlicher Gefäſse,
Hochgelehrt in Erzt und Thon.
Und er lehrt die Kunſt der Zange
Und der Blaſebälge Zug,
Unter ſeines Hammers Zwange
Bildet ſich zuerſt der Pflug.

Und Minerva, hoch vor allen
Ragend mit gewichtgem Speer,
Läſst die Stimme mächtig ſchallen
Und gebeut dem Götterheer.
Feſte Mauren will ſie gründen,
Jedem Schutz und Schirm zu ſeyn,
Die zerſtreute Welt zu binden
In vertraulichem Verein.

Und ſie lenkt die Herrſcherſchritte
Durch des Feldes weiten Plan,
Und an ihres Fuſses Tritte
Heftet ſich der Grenzgott an,
Meſſend führet ſie die Kette
Um des Hügels grünen Saum,
Auch des wilden Stromes Bette
Schlieſst ſie in den heilgen Raum.

Alle Nymphen, Oreaden,
Die der ſchnellen Artemis
Folgen auf des Berges Pfaden,
Schwingend ihren Jägerſpieſs,
Alle kommen, alle legen
Hände an, der Jubel ſchallt,
Und von ihrer Aexte Schlägen
Krachend ſtürzt der Fichtenwald.

Auch aus ſeiner grünen Welle
Steigt der Schilfbekränzte Gott,
Wälzt den ſchweren Floſs zur Stelle
Auf der Göttinn Machtgebot,

Und die leichtgeſchürzten Stunden
Fliegen ans Geſchäft, gewandt,
Und die rauhen Stämme runden
Zierlich ſich in ihrer Hand.

Auch den Meergott ſieht man eilen,
Raſch mit des Tridentes Stoſs,
Bricht er die granitnen Säulen
Aus dem Erdgerippe los,
Schwingt ſie in gewaltgen Händen
Hoch wie einen leichten Ball,
Und mit Hermes dem behenden
Thürmet er der Mauren Wall.

Aber aus den goldnen Saiten
Lockt Apoll die Harmonie,
Und das holde Maaſs der Zeiten
Und die Macht der Melodie.
Mit neunſtimmigem Geſange
Fallen die Kamönen ein,
Leiſe nach des Liedes Klange
Füget ſich der Stein zum Stein.

Und der Thore weite Flügel
Setzet mit erfahrner Hand
Cybele und fügt die Riegel
Und der Schlöſſer feſtes Band,
Schnell durch raſche Götterhände
Iſt der Wunderbau vollbracht,
Und der Tempel heitre Wände
Glänzen ſchon in Feſtes Pracht.

Und mit einem Kranz von Myrten
Naht die Götterkönigin,
Und ſie führt den ſchönſten Hirten
Zu der ſchönſten Hirtin hin.
Venus mit dem holden Knaben
Schmücket ſelbſt das erſte Paar,
Alle Götter bringen Gaben,
Reiche, den Vermählten dar.

Und die neuen Bürger ziehen,
Von der Götter ſelgem Chor
Eingeführt, mit Harmonieen
In das gaſtlich ofne Thor.

Und das Prieſteramt verwaltet
Ceres am Altar des Zeus,
Segnend ihre Hand gefaltet
Spricht ſie zu des Volkes Kreis.

Freiheit liebt das Thier der Wüſte
Frei im Aether herrſcht der Gott,
Ihrer Bruſt gewaltge Lüſte
Zähmet das Naturgebot,
Doch der Menſch, in ihrer Mitte,
Soll ſich an den Menſchen reihn,
Und allein durch ſeine Sitte
Kann er frei und mächtig ſeyn.

Windet zum Kranze die goldenen Aehren,
Flechtet auch blaue Cyanen hinein,
Freude ſoll jedes Auge verklären,
Denn die Königin ziehet ein,
Die uns die ſüſse Heimat gegeben,
Die den Menſchen zum Menſchen geſellt,
Unſer Geſang ſoll ſie feſtlich erheben,
Die beglückende Mutter der Welt.

SCHILLER.

Die weiblichen Erſcheinungen.

Hebt nicht das Herz ſich höher der entgegen
Aus deren Blick die holde Jugend lacht,
Die Charis ſchmückt! Wie folget ihren Wegen
Des Jubels Ruf, wer fühlt nicht ihre Macht?
Stolz fühlet ſie der hohen Göttinn Segen,
Und tritt einher mit königlicher Pracht.
Des Siegs gewohnet ſchaut ſie ins Gedränge,
Das dort ſich häuft; ihr weicht die frohe Menge.

Doch wagend nicht die Augen zu erheben,
Folgt ſtill die Jungfrau der zu früh entwich
Der frohen Jugend friſch bekränztes Leben,
Zu früh der Wangen Roſenroth verblich.
Den Buſen hebt ein unerfülltes Streben,
Sie naht verſchämt der lauten Menge ſich.
Doch keiner hört den Wohllaut ihrer Worte
Und weichet nicht von dem gewählten Orte.

Wer nahet ſich mit Anmuth in den Zügen
Nicht achtend ob auf ſie die Menge blickt?
In ihrem Arm ſieht man den Knaben liegen,
In ihm nur ſcheint das frohe Herz beglückt.

Ihr kann des Beifalls Stimme nicht mehr gnügen
Dem leeren Tand der Welt iſt ſchon entrückt
Der reine Sinn; ſie fühlt ein höhres Streben,
Als in dem Lob der Menge nur zu leben.

Mit Milde ſchlieſst ſich an, an die Geſtalten
Die Mutter mit dem ſchönen Töchterpaar,
Man ſieht in ihnen ſich den Reiz entfalten
Der einſt die Zierde ihrer Jugend war,
Vereint mit Sanftmuth ſieht man Sitte walten,
Und wird des ſtrengen Ernſtes nicht gewahr.
So bildet ſie nach ihrer Jugend Weiſe
Die Töchter zu des Hauſes ſtillem Kreiſe.

Doch langſam ſchlieſst ſich an den bunten Reyhen
Das Alter an, mit trauerndem Gemüth,
Erblickt voll Ernſt des Lebens Tändeleyen,
Der Jugend heitre Farben ſind verglüht;
Kaum kann die Gegenwart das Aug erfreuen,
Das nicht in neues Leben hoffend ſieht.
Da ſtrebt das Herz ſich höhere Geſtalten
Im reifen Geiſt lebendig feſt zu halten.

D.

Poeſie des Lebens.

An * * *

„Wer möchte ſich an Schattenbildern weiden,
Die mit erborgtem Schein das Weſen überkleiden,
Mit trügriſchem Beſitz die Hofnung hintergehn?
Entblöſst muſs ich die Wahrheit ſehn.
Soll gleich mit meinem Wahn mein ganzer Himmel ſchwinden,
Soll gleich den freien Geiſt, den der erhabne Flug
Ins grenzenloſe Reich der Möglichkeiten trug,
Die Gegenwart mit ſtrengen Feſſeln binden,
Er lernt ſich ſelber überwinden,
Ihn wird das heilige Gebot
Der Pflicht, das furchtbare der Noth
Nur deſto unterwürfiger finden.
Wer ſchon der Wahrheit milde Herrſchaft ſcheut,
Wie trägt er die Nothwendigkeit?“

So rufſt du aus und blickſt, mein ſtrenger Freund,
Aus der Erfahrung ſicherm Porte

Verwerfend hin auf alles, was nur ſcheint.
Erſchreckt von deinem ernſten Worte
Entflieht der Liebesgötter Schaar,
Der Muſen Spiel verſtummt, es ruhn der Horen Tänze,
Still trauernd nehmen ihre Kränze
Die Schweſter Göttinnen vom ſchön gelockten Haar,
Apoll zerbricht die goldne Leyer,
Und Hermes ſeinen Wunderſtab,
Des Traumes roſenfarbner Schleyer
Fällt von des Lebens bleichem Antlitz ab.
Die Welt ſcheint was ſie iſt, ein Grab.
Von ſeinen Augen nimmt die zauberiſche Binde
Cytherens Sohn, die Liebe ſieht,
Sie ſieht in ihrem Götterkinde
Den Sterblichen, erſchrickt und flieht,
Der Schönheit Jugendbild veraltet,
Auf deinen Lippen ſelbſt erkaltet
Der Liebe Kuſs und in der Freude Schwung
Ergreift dich die Verſteinerung.

SCHILLER.

Stanzen.

Der lang. erſehnte Friede nahet wieder
Und alles ſcheint umkränzet und umlaubt,
Hier legt die Wuth die ſcharfen Waffen nieder,
Dem Sieger iſt ſogar der Helm geraubt,
Das nahe Glück erreget frohe Lieder
Und Scherz und laute Freuden ſind erlaubt,
Und wir, als ein Gebild aus höhern Sphären,
Erſcheinen heute deinen Tag zu ehren.

Die Palmen legen wir zu deinen Füſsen
Und Blumen ſtreuen wir vor deinem Schritt.
Die Eintracht darf ſich wieder feſt umſchlieſsen,
An ihrer Seite kommt die Hoffnung mit;
In Sicherheit und Ruhe zu genieſsen
Und zu vergeſſen alles was es litt,
Dies iſt der Wunſch, der jedes Herz belebet,
Das wieder friſch ins neue Leben ſtrebet.

Und Ceres wird verſöhnet und verehret,
Die wieder froh die goldnen Aehren regt,
Wenn dann die Fülle prächtig wiederkehret,
Die aller Freuden reiche Kränze trägt;

Wird auch der Kunſt der ſchönſte Wunſch gewähret,
Daſs ihr ein fühlend Herz, entgegen ſchlägt,
Und in der Ferne ſehen wir, aufs neue,
Der edlen Schweſtern eine lange Reihe!

Doch jeder blickt behende nach den Seinen
Und theilt mit Freunden freudiges Gefühl,
Man eilet ſich harmoniſch zu vereinen,
Und wir ſind hier an der Erſcheinung Ziel;
Du zählſt, mit Heiterkeit, uns zu den Deinen,
Verzeiheſt, mild, das bunte Maskenſpiel.
O! ſey beglückt! So wie du uns entzückeſt
Im Kreiſe den du ſchaffſt und beglückeſt.

Goethe.

Das Grab.

Lüfte wehen, Wolken fliehen
An dem Himmel über mir,
Grauenvolle Nebel ziehen
Schauerlich im Thale hier,
Leicht verhüllte Sterne blinken
Aus der dunkeln Höh herab,
Und verwelkte Blätter ſinken
Von der Linde auf das Grab.

Hüllet meine müden Glieder
In den weiſsen Schleier ein;
Senkt die eingewiegten nieder
Leiſ' in dieſe Todtenreihn.
Meines Herzens banges Sehnen
Wiegt ſich ſchon in Schlummer ein,
Und die ſtillgeweinten Thränen
Werden bald getrocknet ſeyn.

Dann verlöſchen meine Flammen
Ungeſtillter Sehnſucht Raub,
Sinken in ſich ſelbſt zuſammen
Wie mein Herz, zu Aſchenſtaub.

Blumen nur, und keine Vaſen
Stehn auf dem bedeckten Sarg
Den ein friedlich grüner Raſen
Tief in ſeinem Schoos verbarg.

Tropfen fallen, Flocken fliegen,
Schloſſen ſtöbern kalt herab,
Sanftbewegte Winde wiegen
Sich auf dem bemooſten Grab.
Dünne Nebelwolken eilen
Ueber mir am Himmel fort,
Freundlich will die Sonne weilen:
Fühl' ich's nicht an meinem Ort.

L. Thilo.

Des Mädchens Klage.

Der Eichwald brauſet,
Die Wolken ziehn,
Das Mägdlein ſitzet
An Ufers Grün,
Es bricht ſich die Welle mit Macht, mit Macht,
Und ſie ſeufzt hinaus in die finſtre Nacht,
Das Auge von Weinen getrübet.
„Das Herz iſt geſtorben,
Die Welt iſt leer,
Und weiter giebt ſie
Dem Wunſche nichts mehr.
Du Heilige rufe dein Kind zurück,
Ich habe genoſſen das irdiſche Glück,
Ich habe gelebt und geliebet!“
Es rinnet der Thränen
Vergeblicher Lauf,
Die Klage ſie wecket
Die Todten nicht auf,
Doch nenne, was tröſtet und heilet die Bruſt
Nach der ſüſsen Liebe verſchwundener Luſt,
Ich, die himmliſche, wills nicht verſagen.

„Laſs rinnen der Thränen
Vergeblichen Lauf,
Es wecke die Klage
Den Todten nicht auf,
Daſs ſüſseſte Glück für die traurende Bruſt,
Nach der ſchönen Liebe verſchwundener Luſt,
Sind der Liebe Schmerzen und Klagen.

SCHILLER.

An unſre Dichter.

Des Ganges Ufer hörten des Freudengotts
Triumph, als allerobernd vom Indus her
Der junge Bacchus kam, mit heilgem
Weine vom Schlafe die Völker weckend.

O weckt, ihr Dichter! weckt ſie vom Schlummer auch,
Die jetzt noch ſchlafen, gebt die Geſetze, gebt
Uns Leben, ſiegt, Heroen! ihr nur
Habt der Eroberung Recht, wie Bacchus.

HOELDERLIN.

Die Lehre der Beſcheidenheit.

Idylle.

Nie doch, ihr Männer, entſagt der Beſcheidenheit, glaubet es nimmer,
Daſs euch alles und jedes, ſobald ihr begehrt, zu Gebot ſey,
Und leicht alles gelinge! So redete, warnend, Aline
Neulich zu mir, und ich ſtand und wagte nicht, wie ſie es ſagte,
Ihr in die Augen zu ſehn und den Blick von der Erde zu heben.
Denn wohl hatte ſie Recht, und ſie freute ſich meiner Beſchämung,
Die ich verdient. Denn jüngſt in traulicher Stille des Abends
Saſsen wir, fröhlich im Herzen, und plauderten, manches bedenkend,
Wie es geſchieht, wenn der Jüngling ſitzt beym erkohrenen Mädchen;
Und, wie das Mädchen da ſaſs und mit zarten Fingern die Arbeit

Fertigte, die ſie begonnen am weichen ſeidenen Strumpfe,
Schnell mit den blinkenden Stäben die zierlichen Maſchen vollendend
Sprach ich die rühmenden Worte mit unbedachtſamem Geiſte;
Wahrlich ich ſchaue bewundernd, wie flüchtig, holde Geliebte,
Mit den gewechſelten Fingern den ſeidenen Band du umeileſt!
Alſo geziemt es den Mädchen, die einſt ſorgfältig die Mutter
Lehrete, daſs ſie mit Kunſt und Fertigkeit üben die Arbeit,
Bald mit der ſpitzigen Nadel das Halstuch zierlich zu ſäumen,
Bald auf dem Borde des weiſsen Gewands nachahmend zu bilden
Blumen des Feldes und Moos und, mit goldenen Beeren, des Epheus
Dunkelgrünende Ranken, daſs jeglicher fröhlich es anſtaunt,
Wenn er mit ſolchem Gewande geſchmückt, am feſtlichen Tage,

Sieht hinwandeln ein Mädchen von ſchöngebildetem Anſehn.
Fertigkeit zwar erfordert und Sorgfalt ſolcherlei Arbeit,
Daſs ſie gelinge nach Wunſch, wie dir, holdblühendes Mädchen!
Doch, ſo denk' ich, es möchte dem Manne wohl, wenn er begehrte
Mädchengeſchäft mit den Händen zu fertigen, bald auch gelingen.
Spotte nicht, ſchelmiſches Mädchen, mit ſpitzigem, lächelndem Munde
Ueber die Worte mir jetzt, die ich im Ernſte geſprochen!
Denn was wäre dem Manne, der eignes Vertraun in der Bruſt hegt,
Wohl zu vollenden verſagt mit des Geiſtes Kraft und Gewandheit!
Was euch ſchwieriger ſcheint, muthwillige, flatternde Mädchen,
Leichter gelinget es ihm mit feſtausharrendem Geiſte.
Lächelnd erwiedert' Aline darauf, die lockige Jungfrau:

Wahrlich ein kühnes Wort verkündeſt du, – leicht zu verkünden,
Doch nicht leicht zu erfüllen: das Wort iſt geflügelt und eilet
Schnell von den Lippen herab, wie des Felſens rieſelnde Bäche,
Wo nach der Welle die Welle mit hüpfendem Spiele verſchwindet.
Aber wohlan, ich hadere nicht; nur magſt du verſuchen,
Was du vermögend ſeyſt mit des Geiſtes Kraft und Gewandheit.
Nimm dies ſeidene Tuch und löſe mir, ohne Verletzung,
Rings von dem Rande die Spitzen, die künſtlich gewebt, ihn umlaufen:
Wahrlich von allen Geſchäften das leichteſte, welches wir üben!
Welches das Kind ſchon verſteht, wenn es kaum die Worte der Mutter
Still aufhorchend begreift und mit ſchwankenden Tritten noch wandelt!
Alſo ſprach ſie mit Lächeln und ſpottete, reichte das ſchwarze

Seidene Tuch mir dann mit künſtlichgewebeten Spitzen,
Und ich verhieſs ihr, beydes getrennt am morgenden Tage
Frühe zu bringen: denn leicht, ſo redet' ich, wäre die Arbeit,
Daſs auch ein Kind wohl verſtände, mit achtſamem Sinn ſie zu üben.
Freundlich boten wir dann uns des Abſchieds Worte, denn ſpät ſchon
War es, und Hesperus winkte mit glänzendem Lichte vom Himmel
Lange bereits und, wiewohl noch fern' uns beyden der Schlaf war,
Bat mich das Mädchen zu gehn und ermahnete, daſs nicht die Nachbarn,
Wie es in Städtchen geſchieht, von dem ſpätbeſuchenden ſprächen.
Doch als entſchwunden die Nacht und des Morgens goldene Röthe
Strahlete, die uns im Oſten die leuchtende Sonne verkündet,
Gieng ich muthig zum Werk, und es glückte mir, bis ich dem Ende

Nahe ſchon war. Da dacht' ich des holden Mädchens Beſchämung,
Wenn ich ihr brächte das Tuch und die künſtlichgewebeten Spitzen:
Siehe nun fehlte die Hand, es trennte ſich plötzlich der Maſchen
Jegliche, bis an das End', und ein Schrecken ergriff mir die Seele,
Wie ich das frohe Vertrauen ſo ungehoft mir getäuſcht ſah.
Manches erſann ich im Geiſt zu entſchuldigen, was ich gefehlet,
Als ich Alinen mich nahte, der Fertigkeit Zeugnis zu bringen,
Doch nichts ſchien mir bewährt zur Vertheidigung; voll der Beſchämung
Stand ich und hörte die Worte des ernſtlichwarnenden Mädchens,
Welche ſie ſprach von dem Ruhm der Beſcheidenheit, und von dem Stolze,
Den in der Bruſt ſtets trüge der Mann, daſs jegliches Werk ihm,
Das er ergreift, leicht ſcheine mit klugem Geiſte zu fördern,

Bis er es einſtens verſucht und des Stolzes ſelber gewahr wird.
Aber ſie redete dann von dem ſtillen beſcheidenen Sinne,
Welchen das Weib ſich erwählt, und der dem rauheren Mann ſelbſt
Bringt das zarte Gefühl der nie verblühenden Liebe,
Die er dem Mädchen geſteht. Dann lobte ſie, freudiges Herzens,
Jede der weiblichen Künſte, die einſt, wie die Weiſen der Vorzeit
Dichteten, jeglicher Ding' Urſprung und Würde beachtend,
Selber der Weisheit Göttin gebracht von den Höhen des Himmels,
Und die ſie ſelber geübt, die unſterbliche, heilige, Göttin.
Solches und anderes ſprach ſie mit ſanfterhobener Stimme,
Blickte ſodann mich an und lächelte, daſs ſie im Herzen
Fröhlichen Muth mir erneut', und ich redete, alſo erwiedernd:

Zür-

Zürne nicht, holde Geliebte, denn wohl erkenn' ich den Irrthum,
Dem ich gefolgt, und ich achte der Warnung, welche du redeſt
Lobend des Weibes Sinn und die Gaben der himmliſchen Göttin.
Aber o höre mich jetzt, blauäugige! gerne vielleicht dann
Möchteſt du, wenn ich gefehlt, mich entſchuldigen, wie ich begehre:
Achte der Worte genau, denn wahr iſt, was ſie verkünden.
Als noch heute der Stern des ergrauenden Morgens am Himmel
Leuchtete, und noch der Mond aus dem ſchwebenden Silbergewolke
Blickte zur Erde hinab, mit ſtillem Glanz ſie erhellend;
Siehe, da nahte mir Amor und weckte mich, ſolches mir redend:
Schlummre nicht mehr, bald nahet der Tag mit der Röthe des Morgens
Ueber die ruhende Flur! drum hebe dich, daſs du vollendeſt,

Schill. Muſ. Alm. 1799. K.

Was dir am geſtrigen Abend das holde Mädchen geboten:
Säume nicht! ſäumenden ſtets entfliehn die geflügelten Götter!
Gerne gehorcht' ich dem Knaben, der ſtets mich am Tage begleitet,
Stets mich beſchützt in der Stille der Nacht; denn er folget der Liebe.
Schleunig umhüllt' ich die Schultern und winkte dem lockigen Knaben,
Welcher, dem Winke bereit, hineilete, daſs er mir brächte
Raſch das gebotene Werk, und ich ſetzte mich, wie er es brachte,
Auf den gepolſterten Sitz, und es hielt mit der Linken die Fackel
Amor, daſs lieblich ſtrahlte das ſchwarze Tuch in dem Glanze;
Aber er half mit der andern Hand das Werk mir befördern,
Und mit gewechſelten Händen beſchleunigend, zogen wir achtſam
Fädchen nach Fädchen heraus, und wir lachten des ſchleunigen Wechſels.

Leicht nur erſchien uns das Werk und es nahete, fröhlich begonnen,
Bald ſich dem Ende: da lachte mit ſchalkhaft-blickenden Augen
Amor (denn nimmer entflieht aus dem feurigen Buſen der Schalk ihm)
Und er begann: So half ich dem tapferen Herkules ehmals,
Als mit bezaubernden Reizen die blühende lydiſche Jungfrau,
Omphale, raubte ſein Herz. Denn nie ſonſt hätte die Hand ihm,
Nur an die Keule gewohnt, dem Geſpinnſt ſich gefügt und die Spindel
Rollend gedreht: doch ich half und da rollt' er ſie, fertiges Schwunges,
So wie mit zauberndem Spruch die Theſſalerin, welche der Jüngling
Flatterndes Sinnes verlieſs, ſchnell dreht des umſponnenen Rades
Wirbelnden Kreis, um zu bannen den nie vergeſsnen Geliebten.
Aber ein anderer Herkules nun, ſo ſcheinſt du mir, über

Seiner erkohrenen Omphale hier die Geſchäfte des Mädchens:
Und wohl hätt' es auch dir nicht geglückt, wenn nicht mit der Fackel
Ich dir geleuchtet und dann hülfreich die Rechte geboten.
Alſo ſprach er und rühmte ſich laut; da vergaſs ich der Regeln,
Dachte, Geliebte, nur dein, des ſtillen beſcheidenen Mädchens,
Dachte der dunkelen Bläue, die dir aus den Augen hervorblickt,
Und des geringelten Haars von beſcheidenen Blumen durchflochten.
Ach! nun irrte die Hand, und es trennte ſich Maſche von Maſche,
Und mir entſank, wie erſchrocken ich war, die blinkende Nadel.
Strafen wollt' ich den Amor ſofort, denn, wie er gewohnt iſt,
Hatt' er mit ſchlauem Bedachte mir wiſſentlich ſolches erſonnen:
Doch er entſchlüpfte mir ſtets und lachte nur, wie ich ihm zürnte,

Redete dann liebkoſend: O zürne nicht! denn zu dem Mädchen
Eil' ich ſofort und erfülle mit liebender Milde das Herz ihr,
Daſs ſie dir leicht und gerne verzeiht und des Fehlers nicht denket:
Traue mir, wie du es pflegſt, und achte du meiner Verheiſsung!
Sprachs, und enteilte ſodann, und der That froh, die er verubte,
Schwang er die Fackel, daſs rings wie im goldenen Glanze ſein Haupthaar
Leuchtete: und ich erkannte des Gottes herrliche Gröſse.
Volles Vertraun nun fühlt' ich, und freute mich, weil er verheiſsen,
Daſs du mit liebender Milde mir leicht und gerne verzeiheſt.
  Alſo ſprach ich: da gab Aline mir, wie ich begehrte,
Gern die Verzeihung und ſprach mit freudigblickenden Augen:
  Traue dem Gotte der Liebe nur ſtets, wie ich ihm vertraue!

Denn nie täuſchet er den, der mit reinem Herzen ihm dienet:
Und ſo hat er auch deiner gedacht und leicht mich beredet,
Wie mich mein eigenes Herz beredete, daſs ich es thäte.
Alſo ſprach ſie und reichte die Hand mir, und wir gelobten
Immer dem Gott zu vertraun, und der Gott vernahm das Gelübde:
Und nun denken wir immer mit fröhlichem Herzen des Tages,
Wo ſie mir reichte das weibliche Werk, das ich fehlend verlezte.
Auch der Ermahnungen denk' ich, die mir die Geliebte gegeben,
Und nie glaub' ich es mehr, daſs jedes dem Mann zu Gebot ſey
Und ihm alles gelinge, wenn nicht das ſanftere Weib ihn
Gerne begleitet und hilft. So lehrete ſtets mich Aline.

Eschen.

Genuſs des Vergangnen.

Gekrümmter ſchleicht ihr ſchon am Wanderſtabe,
Und klagt des Lebens ſinkenden Ruin:
Ha, ſtatt zu klagen, nutzt die gute Gabe,
Die uns zum Troſt des Himmels Gunſt verliehn; —
Den Talisman, durch den, mit ſchnellern Flügeln
Als Schall und Licht, die Seele rückwärts eilt,
Und auf der Jugend reichbeblümten Hügeln
Im milden Strahl der Morgenſonne weilt! —

O Phantaſie! du biſt's, die, trotz der Schwere
Des trägen Körpers, Geiſterſchnell uns macht;
Ach, ohne dich wär' in des Daſeyns Sphäre
Ein Lichtpunct nur, und rings um tiefe Nacht.
Von dir beleuchtet glänzt in ſanfter Helle
Vergangenheit, wie die bethaute Flur
Im Mondſchein, wie auf dunkler Meereswelle
Weit hinterm Schiff die langgefurchte Spur.

Wem dieſs Geſchenk ein guter Gott beſchieden,
Der leidet nie der langen Weile Pein;
Mag ihn ſein Loos in enge Feſſeln ſchmieden,
Er fühlt ſich frey und reich — die Welt iſt ſein!
Er weiſs in ſich den Harfenton zu wecken,
Der ſchnell des Unmuths böſen Geiſt verjagt,
Und in der Täuſchung ſüſsem Traum zu ſchmecken,
Was Wirklichkeit dem Wachenden verſagt.

Nichts kann die Zeit, nichts ihm der Tod entziehen;
Er ſchwingt mit mächt'ger Hand den Zauberſtab,
Und längſt verwelkte Paradieſe blühen
Ihm ſchöner auf; ihm öffnet ſich das Grab,
Er ſteigt hinab ins ſtille Land der Schatten,
Und ſieh, es kehrt, errungen vom Geſchick,
Eurydice, am Arm des treuen Gatten,
Von Lethens Strand ans goldne Licht zurück.

Bürde.

Schwärmerei der Liebe.

Wo über Gräber die Zipreſſe trauert,
Weilt oft von traur'ger Beruhigung,
Und unbekannten Ahnungen durchſchauert
Mit naſſem Auge die Erinnerung.

Und auf der Hoffnung ſanft verklärten Wegen
Wallt der Verlaſsne in den Aetherhain
Der beſſern Welt dem fernen Freund entgegen
Und findet ihn in heil'gem Dämmerſchein.

Wie glücklich der, dem jenes Auferſtehens
Geweihte Hoffnung durch die Seele dringt,
Wie glücklich! wenn der Traum des Wiederſehens
Um ihn den lichten Seraphsfittig ſchwingt!

Uns wird es nicht, jetzt da wir bebend ſcheiden
Geliebter, dieſer ſchönen Hoffnung Glück.
Uns zwang Vernunft den holden Wahn zu meiden,
Und ſchüchtern floh er ihren Strahlenblick.

Wenn um das hohe, ſtarkgefühlte Leben,
Das Göttliche, das uns im Innern glüht,
Sich einſt auch neue, ſchön're Formen weben,
Ein andres Seyn aus dieſen Trümmern blüht;

Was iſt dem Geiſt zu neuem Sein gebohren,
Dann, was hienieden ihn zum Gott entzückt?
Mit jedem Sinn gieng eine Welt verlohren,
Und ſeine ſchönſten Blüthen ſind zerknickt.

Zertrümmert iſt in ſeinen feinſten Tiefen
Das holde Saitenſpiel in unſrer Bruſt,
Wo aller Lebensfreuden Keime ſchliefen,
Wir bleiben keiner, keiner uns bewuſst!

In welches Labyrinth bin ich verſchlungen?
Hat eine traurige Nothwendigkeit
Mir dieſes Leben furchtbar aufgedrungen?
O! Liebe! löſe du den langen Streit!

Ja, ich empfand, als ich mit ſüſsem Beben
Der Liebe Glut aus deinen Blicken ſog,
Und heiliges, noch nie empfundnes Leben,
Mit Götterkraft durch meine Seele flog,

Als ſich zuerſt mit ſchwindelndem Entzücken
Mein trunkner Geiſt um deine Seele ſchlang,
Daſs — namenlos durch dich mich zu beglücken,
Der Liebe Allmacht mich ins Leben zwang.

Getrennt von dir — was kann die Welt mir geben,
Das meiner Seele heiſses Sehnen ſtillt?
Was ſoll mir jetzt das liebeleere Leben,
Wo nirgends Ruh für meine Sehnſucht quillt?

Wo unentfaltet der Empfindung Blüthe,
Von Harmonie nicht mehr gewekt, verdirbt,
Und was mit Aetherglut den Geiſt durchglühte,
Von deinem Geiſt verlaſſen, fruchtlos ſtirbt,

Wo ſich der Freude zarte Roſen bleichen
Der Baum der Hoffnung keine Blüthen treibt,
Die Phantaſien traurig von mir weichen,
Und ach! entſeelt die Wirklichkeit mir bleibt.

Und doch — das Lüftchen, das mich kühlet, küſste
Vielleicht den Seufzer von der Lippe dir,
Und jenen Stern, der ſtill mir winkt, begrüſste,
Vielleicht ein liebefeuchter Blick von dir.

Ich flöh' die Welt, verlernte dich zu lieben,
Dein ſüſses Bild entwich auf ewig mir?
Und ſo entſagt ich meinen beſſern Trieben
Und würde treulos meiner Glut und dir?

Nein! böt' ein Gott mit freundlichem Erbarmen
Aus Lethens Fluthen eine Schaale mir,
Ich nähm' die Schaale nicht aus ſeinen Armen
Und lebte ewig meinem Schmerz und dir!

Ach! wirſt auch du, wenn mit dem letzten Sterne,
Der Nähe ſüſse Nahrung uns verſiegt,
Und dann aus tiefer, hoffnungsloſer Ferne,
Im öden Raum der trunk'ne Blick verſiegt,

Wenn nun die Zeit, von Hoffnung nicht erheitert
Der Freundin Bild mit Nebelflor behängt,
Und jeder Augenblick die Kluft erweitert,
Die grauſend zwiſchen Geiſt und Geiſt ſich drängt,

Wirſt du auch dann die ſüſsen Qualen theilen,
Von zarten Phantaſieen eingewiegt,
In ſtillen Träumen liebend zu mir eilen,
Wenn zwiſchen uns, ach! Raum und Zeit nun liegt?

Wird dann das Glück von unſern ſchönern Tagen
Dein höchſtes Ideal auf ewig ſeyn? –
Ich ahne, Selmar, deine ſanften Klagen,
Durch eignen Schmerz begreif ich deine Pein.

Nein klage nicht! — wenn neue Freuden winken,
Wenn dir die Hoffnung friſche Kränze flicht,
So laſs mein Bild in ſtillen Schlummer ſinken
— Auch ſolche Opfer ſcheut die Liebe nicht!

Ich will — der Liebe Götterhoheit ſieget —
Dein Herz von fremden Trieben glühen ſehn,
Und wie ein Stral, der in der Luft verflieget,
In deiner Seele ewig untergehn.

Doch Selmar, nein! — kann Liebe untergehen,
Ward die Natur ſich ſelbſt je ungetreu,
Kann Harmonie wie Frühlingshauch verwehen,
Und wird dein Ideal dir wieder neu?

Die Lieb' iſt ewig! ihren Harmonieen
Folgt treu die ganze bildende Natur,
Und werd' auch ich in neuen Formen glühen,
So folg' ich ewig ihrer Roſenſpur.

Nie wird der hohe Einklang untergehen,
Der uns vereint. — Ich will, an dich gebannt,
Mich als Planet um deine Sonne drehen,
Den Lichtſtral ſaugen, von dir hergeſandt,

Im Wetterſtral mich dir entgegen ſtürzen,
Als Blume dir die Gattenblume ſeyn,
Im Blüthenduft mit dir die Lüfte würzen,
Und gaukelnd mich mit dir als Vogel freun.

Im Schöpfungskreis ſtets von dir angezogen,
Vermählt uns ewig heilge Sympathie!
In Sternentanz und im Geſang der Wogen
Weht nur Ein Geiſt, der Liebe Harmonie!

Sophie Mereau.

An meine Lieder.

Verflieſset, vielgeliebte Lieder,
Zum Meere der Vergeſſenheit!
Kein Mädchen ſing euch lieblich wieder,
Kein Jüngling in der Blüthenzeit.

Ihr ſanget nur zu meiner Lieben,
Nun ſpricht ſie meiner Treue Hohn.
Ihr war't in's Waſſer eingeſchrieben,
So flieſst denn auch mit ihm davon.

Justus Amman.

Der Abſchied.

Den 20ten Juny 93.

Dicht wob der Linde ſäuſelnd Dach
Den Schatten um mich her,
Es ſchäumte ſilberklar der Bach
Vom ſchilfumrankten Wehr,
Mit dunklem Purpurlicht umgoſs
Das Abendroth den Hayn,
Und roſig in der Quelle floſs
Der zarte Widerſchein.

Und wie die Welle ſank und ſchwoll
So hob mir unbewuſst
Sich ſchmerzlich jetzt und ahnungsvoll
Die tiefbewegte Bruſt.
Vom lieblich duftenden Geſträuch
Vom buntbeblümten Moos
Pflückt ich die Blüthe, brach den Zweig
Sie ſammelnd mir im Schoos.

Und we
Ein
Es ſchie
Und
So gieng
Der
Das grü
Ich

Den zar
Mit
Die näch
Im A
Ihr Ni
Wie
Und wie
Im D

Wenn ih
Um d
So gönnt
Mein

il ich träumte ſchlang die Hand
blühendes Gewind',
n der Freude lächelnd Pfand
war der Wehmuth Kind,
ich ſchweigend durch den Gang
ſtill und einſam war,
nende Gewinde ſchlang
um den Felsaltar.

en Weſen war der Kranz
frommem Dank geweiht
ntlich hier der luſt'ge Tanz
bendthau erfreut.
pfen, die ihr dieſen Quell
Frühlingsfluthen leicht
des Mondes ſtrahlen hell
ämmerlicht entſteigt,

r gehüllt in ſüſsen Duft
ſe Pappeln ſchwebt,
mir daſs die laue Luft
Name leis durchbebt.

So ſprach ich und die Welle ſchwoll
Am Ufer hoch empor,
Es ſtieg aus ihr ſo anmuthsvoll
Die Nimpfe mir hervor.

Der Zephyr küſst ihr goldnes Haar
Ihr bläuliches Gewand,
Sie ſchwebte leicht zu dem Altar
An dem ich bebend ſtand.
Sanft ſtrahlt ihr glänzend Angeſicht,
Ihr feuchtes Auge winkt
Gewährung, doch ſie redet nicht
Sie ſeufzet und — verſinkt.

F***.

An Mignon.

Im Herbſt, in heitrer Abendſtille,
Da trugen ſie zur Gruft hinab
Die theuren Reſte deiner Hülle
Und ſenkten ſie ins dumpfe Grab.
Und deine Mitgeſpielen ſangen
Im Mädchen und im Jünglings-Chor;
Dann kehrten ſie mit naſſen Wangen
Still wieder in das Leben vor.
Du ſelbſt erwacheſt bald vom Schlummer,
Dann öfnet ſich der friſche Blick,
Und der verſchmähten Liebe Kummer
Verſinkt in's öde Grab zurück.
Du retteſt froh die heil'gen Gluthen
Die dein verkanntes Herz durchwallt,
Aus dieſen kalten Lebensfluthen
In die verklärte Lichtgeſtalt.
Auch meinen Leib hat bald der Kummer,
Wie einſt den deinigen zernagt,
Ich ſchlafe ſüß den Todesſchlummer,
Bis mir das beſsre Leben tagt.

Dann ſind' ich dort an deinem Herzen
Des wärmſten Mitgefühles Glück,
In Wehmuth löſen meine Schmerzen
In Thränen ſich der Sehnſucht Blick.

L. Thilo.

Die Spinnen.

Lernet von ihnen die Kunſt, wie man auf rauhere Tage
Kürzer und feſter zugleich ordne das ſich're Geweb.
Seyd ihr des Frühlings gewiſs, des milderen, wohl euch, ſo ſchwebe
In dem beweglichen Bau weicher der Faden dahin.
Sehet! die Spinn' allein webt ſorgenvoll und bedächtig,
Sorglos haſchet der Menſch oft nach dem zarteſten Knaul,
Bis ein flatternder Zefyr die feingeſponnenen Fädchen
Löſet mit ſpielendem Hauch, wie es die Luſt ihm gebeut.

Albrecht Kochen.

An Louiſe.

Mit einem Gedichte von Oſſian.

Nimm dieſes Lied das in vergangnen Zeiten
Des Alterthums der weiſe Barde ſang,
Nie hat ein Lied auf eines Sängers Saiten
Dahingerauſcht, das dieſem gleich erklang: —
„Malvina, komm, du muſst den Vater leiten
„Zum Hügel dort, das ſtille Thal entlang!“
So ſprach der Greis, und gern vernahm die Worte
Das gute Kind, und leitet' ihn zum Orte.
Die Barden folgten dem verehrten Greiſe
Die Ebne hin, die ſich zum Hügel wand;
Malvina trug nach der gewohnten Weiſe
Des Sängers Saitenſpiel in ihrer Hand,
Und gab's ihm hin, wo an den Hügel leiſe
Die Eiche rauſchte, die dort einſam ſtand.
Sein Lied begann, es floſſen ſeine Töne,
Und ſchweigend horchten des Geſanges Söhne.
Er ſang die Zeit, wo noch ſein Vater lebte
Und ihn als Kind in ſeinem Arme trug,
Der Helden Zeit, die ach! zu ſchnell entſchwebte
Für Oſſian mit ungehemmtem Flug;

Malvina weinte, denn die Klage bebte
Auf jedem Ton, den ſeine rechte ſchlug,
Und wehmuthsvoll umſchlang ſie mit den Händen
Des Vaters Knie, bis ſeine Klagen enden.
    Sein Lied verſtummt, da küſst er Stirn' und Wangen
Malvinens, die ihr weinend Angeſicht
An ihm verbirgt, er hält ſie feſt umfangen
Mit Innigkeit und tröſtet ſie und ſpricht:
Komm, holdes Kind, laſs mich zur Ruh' gelangen
Und leite mich, du meines Alters Licht,
Zur ſtillen Wohnung, daſs ein ſanfter Schlummer
Mir Frieden bring' und ſtille meinen Kummer.
    Das Mädchen faſst des Greiſes Hand und leitet
Mit treuer Sorgfalt von dem Hügel ihn
In's Thal hinab, wo ſtill ein Bächlein gleitet,
Um deſſen Rand die bunten Blumen blühn;
Die Fluth iſt hell und kühl und gern bereitet
Erquickung ſie, wenn heiſs die Tage glühn:
Gieb mir den Becher, ſpricht mit holden Blicken
Malvina jetzt, ich will dein Herz erquiken.
    Es dankt der Greis, der Sänger ſchöner Lieder,
Wie keiner iſt und keiner jemals war:
Das Mädchen eilt zum Bache ſchnell hernieder
Mit leichtem Schritt, daſs ihr gelocktes Haar

Im Winde fliegt: bald kehrt ſie fröhlich wieder
Und reicht den Becher ihrem Sänger dar;
Er nimmt ihn ſegnend, und die Augen glänzen
Ihm freudig, weil den Becher Blumen kränzen.
Er labt den Durſt und fühlt ein neues Leben
Und Freude kehrt in ſeine Bruſt zurück:
Malvina, ſpricht er, was die Götter geben
Iſt alles gut! nur mögen wir das Glück
Nicht ſtets erkennen, und die Blicke ſtreben
Stets höher auf, als weiſe das Geſchick
Es uns vergönnt: nie muſs der Muth uns wanken
Und, was geſchieht, laſs uns den Göttern danken.
Der Abend kommt, und an dem Himmel ſinket
Die Sonne ſchon mit goldnem Abendſchein,
Die Felder ruhn, und jedes Blümchen trinket
Den hellen Thau, ſein Leben zu erneun;
Da tritt der Greis, wo ihm die Ruhe winket,
Mit ſeiner Tochter in die Wohnung ein,
Er dankt den Göttern, und die Götter geben,
Daſs Schlummer bald und Frieden ihn umſchweben.
Die Zeit iſt hin, und keine Harfe klinget
Vom Hügel her, wo Olvan gewohnt,
Die Stille herrſcht, und ach! Malvina ſinget
Ihr Lied nicht mehr am Abend, wann der Mond

Am Himmel ſchwebend rings den Frieden bringet
Der beyde jetzt im ſtillen Grabe lohnt:
Am Hügel ſtehn zwey mooſbewachſne Steine,
Der Wandrer weilt und ſegnet die Gebeine.
O Heil dem Sänger, der mit ſolchen Tönen
Der Liebe ſingt, was er im Buſen hegt,
Mit Zauberkraft fährt er zur Welt des Schönen,
Wo alles ewig ſeine Blüthen trägt;
Die ſpätſten Enkel ſingen ihren Söhnen
Des Sängers Lied, der tief das Herz bewegt,
Und danken froh, wenn freyer ſich ihr Buſen
Zur Freud' erhebt, dem Liebling holder Muſen.
So wirſt auch du, was ich dir freudig biete,
Des Barden Lied mit frohem Sinn empfahn,
Louiſe, du, die in der holden Blüthe
Der frühen Jugend ihren Oſſian
So einzig liebt, weil er die ſanfte Güte
Zum Schönen fügt auf ſeiner hohen Bahn:
Ein ſolches Lied iſt wenigen gelungen
Und gerne hat's der Sänger dir geſungen.

ESCHEN.

Prolog

zu Wallenſteins Lager.

Geſprochen bei Wiedereröffnung der Schaubühne in Weimar im October 1798.

Der ſcherzenden, der ernſten Maske Spiel
Dem ihr ſo oft ein willig Ohr und Auge
Geliehn, die weiche Seele hingegeben,
Vereinigt uns aufs neu in dieſem Saal –
Und ſieh! er hat ſich neu verjüngt, ihn hat
Die Kunſt zum heitern Tempel ausgeſchmückt
Und ein harmoniſch hoher Geiſt ſpricht uns
Aus dieſer edeln Säulenordnung an,
Und regt den Sinn zu feſtlichen Gefühlen.
Und doch iſt dieſs der alte Schauplatz noch,
Die Wiege mancher jugendlichen Kräfte,
Die Laufbahn manches wachſenden Talents.
Wir ſind die Alten noch, die ſich vor euch,
Mit warmen Trieb und Eifer ausgebildet.
Ein edler Meiſter ſtand auf dieſem Platz,
Euch in die heitern Höhen ſeiner Kunſt
Durch ſeinen Schöpfergenius entzückend.

O! möge dieſes Raumes neue Würde
Die Würdigſten in unſre Mitte ziehn,
Und eine Hoffnung, die wir lang gehegt,
Sich uns in glänzender Erfüllung zeigen.
Ein groſses Muſter weckt Nacheiferung
Und giebt dem Urtheil höhere Geſetze.
So ſehe dieſer Kreis die neue Bühne
Als Zeugen des vollendeten Talents.
Wo möcht es auch die Kräfte lieber prüfen,
Den alten Ruhm erfriſchen und verjüngen,
Als hier vor einem auserleſ'nen Kreis,
Der rührbar jedem Zauberſchlag der Kunſt
Mit leisbeweglichem Gefühl den Geiſt
In ſeiner flüchtigſten Erſcheinung haſcht?

Denn ſchnell und ſpurlos geht des Mimen Kunſt
Die wunderbare, an dem Sinn vorüber,
Wenn das Gebild des Meiſsels, der Geſang
Des Dichters nach Jahrtauſenden noch leben.
Hier ſtirbt der Zauber mit dem Künſtler ab,
Und wie der Klang verhallet in dem Ohr,
Verrauſcht des Augenblicks geſchwinde Schöpfung,
Und ihren Ruhm bewahrt kein daurend Werk.

Schwer iſt die Kunſt, vergänglich iſt ihr Preiſs,
Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze,
Drum muſs er geitzen mit der Gegenwart,
Den Augenblick, der ſein iſt, ganz erfüllen,
Muſs ſeiner Mitwelt mächtig ſich verſichern.
Und im Gefühl der würdigſten und beſten
Ein lebend Denkmal ſich erbaun — So nimmt er
Sich ſeines Nahmens Ewigkeit voraus,
Denn wer den Beſten ſeiner Zeit genug
Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.

Die neue Aera, die der Kunſt Thaliens
Auf dieſer Bühne heut beginnt, macht auch
Den Dichter kühn, die alte Bahn verlaſſend,
Euch aus des Bürgerlebens engem Kreis,
Auf einen höhern Schauplatz zu verſetzen,
Nicht unwerth des erhabenen Moments
Der Zeit, in dem wir ſtrebend uns bewegen.
Denn nur der groſse Gegenſtand vermag
Den tiefen Grund der Menſchheit aufzuregen,
Im engen Kreis verengert ſich der Sinn,
Es wächſt der Menſch mit ſeinen gröſsern Zwecken.

Und jetzt an des Jahrhunderts ernſtem Ende
Wo ſelbſt die Wirklichkeit zur Dichtung wird,
Wo wir den Kampf gewaltiger Naturen
Um ein bedeutend Ziel vor Augen ſehn,
Und um der Menſchheit groſse Gegenſtände
Um Herrſchaft und um Freiheit wird gerungen,
Jetzt darf die Kunſt auf ihrer Schattenbühne
Auch höhern Flug verſuchen, ja ſie muſs,
Soll nicht des Lebens Bühne ſie beſchämen.

Zerfallen ſehen wir in dieſen Tagen
Die alte feſte Form, die einſt vor hundert
Und funfzig Jahren ein willkommner Friede
Europens Reichen gab, die theure Frucht
Von dreiſsig jammervollen Kriegesjahren.
Noch einmal laſst des Dichters Phantaſie
Die düſtre Zeit an euch vorüberfahren,
Und blicket froher in die Gegenwart
Und in der Zukunft hofnungsreiche Ferne.

In jenes Krieges Mitte ſtellt euch jetzt
Der Dichter. Sechzehn Jahre der Verwüſtung,
Des Raubs, des Elends ſind dahingeflohn,

In trüben Maſſen gähret noch die Welt,
Und keine Friedenshofnung ſtrahlt von fern.
Ein Tummelplatz von Waffen iſt das Reich
Verödet ſind die Städte, Magdeburg
Iſt Schutt, Gewerb und Kunſtfleiſs liegen nieder,
Der Bürger gilt nichts mehr, der Krieger alles,
Strafloſe Frechheit ſpricht den Sitten Hohn,
Und rohe Horden lagern ſich, verwildert
Im langen Krieg, auf dem verheerten Boden.
Auf dieſem finſtern Zeitgrund mahlet ſich
Ein Unternehmen kühnen Uebermuths
Und ein verwegener Charakter ab.
Ihr kennet ihn — den Schöpfer kühner Heere,
Des Lagers Abgott, und der Länder Geiſſel,
Die Stütze und den Schrecken ſeines Kaiſers,
Des Glückes abentheuerlichen Sohn,
Der von der Zeiten Gunſt emporgetragen,
Der Ehre höchſte Staffeln raſch erſtieg,
Und ungeſättigt immer weiter ſtrebend,
Der unbezähmten Ehrſucht Opfer fiel.
Von der Partheyen Gunſt und Haſs verwirrt
Schwankt ſein Charakterbild in der Geſchichte
Doch euren Augen ſoll ihn jetzt die Kunſt,
Auch eurem Herzen, menſchlich näher bringen.

Denn jedes Aeuſserſte führt ſie, die alles
Begrenzt und bindet, zur Natur zurück,
Sie ſieht den Menſchen in des Lebens Drang
Und wälzt die gröſsre Hälfte ſeiner Schuld
Den unglückſeligen Geſtirnen zu.
Nicht Er iſts, der auf dieſer Bühne heut
Erſcheinen wird. Doch in den kühnen Schaaren,
Die ſein Befehl gewaltig lenkt, ſein Geiſt
Beſeelt, wird euch ſein Schattenbild begegnen,
Bis ihn die ſcheue Muſe ſelbſt vor euch
Zu ſtellen wagt in lebender Geſtalt,
Denn ſeine Macht iſt's, die ſein Herz verführt,
Sein Lager nur erkläret ſein Verbrechen.
Darum verzeiht dem Dichter, wenn er euch
Nicht raſchen Schritts mit Einem mal ans Ziel
Der Handlung reiſst, den groſsen Gegenſtand
In einer Reihe von Gemählden nur
Vor euren Augen abzurollen wagt.
Das heutge Spiel gewinne euer Ohr
Und euer Herz den ungewohnten Tönen,
In jenen Zeitraum führ es euch zurück,
Auf jene fremde kriegeriſche Bühne,
Die unſer Held mit ſeinen Thaten bald
Erfüllen wird.

Und wenn die Muſe heut
Des Tanzes freie Göttinn und Geſangs
Ihr altes deutſches Recht, des Reimes Spiel,
Beſcheiden wieder fodert — tadelts nicht!
Ja danket ihr's, daſs ſie das düſtre Bild
Der Wahrheit in das heitre Reich der Kunſt
Hinüberſpielt, die Täuſchung, die ſie ſchafft
Aufrichtig ſelbſt zerſtört und ihren Schein
Der Wahrheit nicht betrüglich unterſchiebt,
Ernſt iſt das Leben, heiter iſt die Kunſt.

SCHILLER.

Anzeige.

In der Verlagshandlung dieſes Muſenalmanachs erſcheint auf Oſtern 1799

Wallenſtein von Schiller

beſtehend aus drey zuſammengehörenden dramatiſchen Stücken.

1) Wallenſteins Lager, in einem Akt.
2) Piccolomini, in fünf Akten.
3) Wallenſteins Abfall und Tod, in fünf Akten.

Das Exemplar auf Poſtpapier koſtet 2 Rthlr. Sächſ. oder 3 Gulden 36 Kr.

Auf Velinpapier und broſchiert 2 rthlr. 16 gr. oder 4 Gulden 40 Kr.

Bei 5 Exemplaren liefert man das ſechſte gratis.

Die Liebhaber werden erſucht, ihre Beſtellungen noch vor Ende Novembers bei mir zu machen.

Tübingen.

Joh. Georg Cotta.

Bei Hrn. Cruſius in Leipzig erſcheint auf Michaelis 1799 eine Sammlung meiner Gedichte von mir ſelbſt ausgewählt, verbeſſert und mit neuen vermehrt.

Schiller.

Inhaltsverzeichniſs.

Amman. (Juſtus) Die Muſageten. Seite 11
Sängerwürde. - - - - - 91
An meine Lieder. - - - - 231
Brun. (Friederike, gebohrne Munter)
Tag und Nacht. - - - - - 63
Die Locken der Mägdlein. - - - 75
Bürde. Die Ueberraſchung. - - - 28
Genuſs des Vergangnen. - - - 233
Conz. Liebeszuruf. - - - - - 24
An die Muſe. - - - - - 135
D. Die weiblichen Erſcheinungen. - 200
Eſchen. Hymnen aus dem Griechiſchen. - 136
Die Lehre der Beſcheidenheit - - 210
An Louiſe. - - - - - - 237
F. Die Geiſter des Sees. - - - - 165
Der Abſchied. - - - - - 233

Göthe. Euphroſyne. Elegie Seite 1
(Zum Andenken einer jungen, talentvollen, für das Theater zu früh verſtorbenen, Schauſpielerin in Weimar, Madame Becker, gebohrne Neumann)
Die Metamorphoſe der Pflanzen. - 17
Das Blümlein Wunderſchön. - - 59
Am 1. October 97. - - - - - 61
Der Edelknabe und die Müllerin. Altengliſch. - - - - - 102
Der Junggeſell und der Mühlbach. Altdeutſch. - - - - - - 107
Der Müllerin Verrath. Altfranzöſiſch. 116
Die Reue. Altſpaniſch. - - - 129
Amyntas. Elegie. - - - - 145
Stanzen. - - - - - - 204
Gries. Die Gelegenheit, nach Machiav. - 172
Das Plätzchen im Wald. - - - 170
Der Bach. - - - - - - 175
Der Arzt. - - - - - - - 153
Gr. (A) Am 30. März 98. - - - 150
Hirth. (K. M) Lebensgenuſs. Sonett. - 74
Einladung. Sonett. - - - - 50

Hölderlin. Sokrates und Alcibiades. Seite 47
An unſre Dichter. - - - - 209
Kochen. (Albrecht) Der Werth, nach Pope 173
Die Spinnen. - - - - - 246
Louiſe * * Die Rettung. Idylle. - - 77
Phantaſie und Gefühl. - - - - 150
An die Horen. - - - - - 174
Matthiſſon. An die Nymphen. - - - 16
Tiber. - - - - - - - 25
Hexenfund. - - - - - - 32
Weiſſagung. - - - - - - 38
Stummes Dulden. - - - - 37
Die Elementargeiſter. - - - - 55
Der neue Pygmalion. - - - - 105
Sehnſucht nach Rom. - - - - 122
Die Schatten. - - - - - 143
Lied der Nixen. - - - - - 133
Mereau. (Sophie) Schwärmerey der Liebe. 225
Nöller. Sappho. - - - - - 53
Die Schiffende. - - - - - 171
Schiller. Das Glück. - - - - - 52
Der Kampf mit dem Drachen. Romanze. 157
Die Bürgſchaft. Romanze. - - - 176
Bergglied. - - - - - - 189

Des Mädchens Klage Seite 208
Poeſie des Lebens. - - - - 202
Prolog zu Wallenſteins Lager. - - 241
Schlegel. (A. W) An Frid. Unzelmann. 73
Kampaſpe. - - - - - - 86
Lebens-Melodien. - - - - 111
Der neue Pygmalion, an Iſland. - 144
v. Steigenteſch. An mein Reitpferd. - 45
Wiegenlied. - - - - - - 40
Erinnerung an Lyda. - - - - 34
Widerſpruch der Liebe. - - - 52
Thilo. (Ludwig) Das Grab. - - - 206
An Mignon. - - - - - - 235
Tiek. (Ludwig) Herbſtlied - - - 26
Kunſt und Liebe - - - - 36
Auf der Reiſe. - - - - - 42
Neuer Frühling. - - - - - 48
Vermehren. Armuth der Sprache - - 149

Jena,
gedruckt bei Joh. Chriſt. Gottfr. Göpferdt.

XV. 13.

Musen-Almanach

für

das Jahr 1800.

herausgegeben

von

SCHILLER.

Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Universitäts-Bibliothek Leipzig

59 - 3699
D

[2. Ex.]

Dt. Lit. / Schwan / Heimann, 258

JANUAR.

1. *Beſchneid. Chriſti.*

1	Mittw.	Neujahr.
2	Donn.	Melchior
3	Freytag	Caſpar
4	Sonnab.	Balthaſar

2. *Sonnt. nach Neujahr.*

5	Sonntag	Simeon
6	Montag	Heil. 3 König.
7	Dienſt.	Juliana
8	Mittw.	Erhard
9	Donn.	Ehrenfried
10	Freytag	Zacharias
11	Sonnab.	Aloyſia

3. *1 nach Epiphania.*

12	Sonntag	Reinhold
13	Montag	Hilarius
14	Dienſt.	Felix
15	Mittw.	Traugott
16	Donn.	Erdmuthe
17	Freytag	Antonius
18	Sonnab.	Felicitas

4. *2 nach Epiphania.*

19	Sonntag	Prisca
20	Montag	Fabian Sebaſtian
21	Dienſt.	Agnes
22	Mittw.	Vincentius
23	Donn.	Charitas
24	Freytag	Timothens
25	Sonnab.	Pauli Bekehrung

5. *3 nach Epiphania.*

26	Sonntag	Polycarpus
27	Montag	Chryſoſtomus
28	Dienſt.	Carolina
29	Mittw.	Theobald
30	Donn.	Adelgundis
31	Freytag	Virgilius

Mondsviertel.

Das erſte Viert. den 2 Jan. um 11 Uhr 41 Min. Nachts.

Der Vollmond den 11 Jan. um 2 Uhr 58 Min. fruh.

Das letzte Viert. d. 13 Jan. um 8 Uhr 51 Min. Morgens.

Der Neumond den 25. Jan. um 4 Uhr 0 Min. fruh.

Tageslänge.

1.	7 St.	52 Min.
8.	8 —	0 — —
16.	8 —	18 — —
24.	8 —	40 — —

Sonneneintritt.

Den 20 in den Wassermann.

FEBRUAR.

1	Sonnab.	Brigitta

6. 4 nach *Epiphania.*

2	Sonntag	Mar. Reinig.
3	Montag	Blaſius
4	Dienſt.	Veronica
5	Mittw.	Agatha
6	Donn.	Dorothea
7	Freytag	Richard
8	Sonnab.	Honoratus

7. *Septuageſimä.*

9	Sonntag	Apollonia
10	Montag	Scholaſtica
11	Dienſt.	Euphroſina
12	Mittw.	Jordanus
13	Donn.	Eulalia
14	Freytag	Valentin
15	Sonnab.	Fauſtin

8. *Sexageſimä.*

16	Sonntag	Oneſimus
17	Montag	Conſtantia
18	Dienſt.	Concordia
19	Mittw.	Suſanna
20	Donn.	Lebrecht
21	Freytag	Eleonora
22	Sonnab.	Petri Stuhlfeyer

9. *Eſtomihi.*

23	Sonntag	Lazarus
24	Montag	Matthias
25	Dienſt.	Faſtnacht
26	Mittw.	Aſchermittw
27	Donn.	Vollprecht
28	Freytag	Macarius

Mondsviertel.

Das erſte Viert. den 1 Febr. um 9 Uhr 14 Min. Abends.

Der Vollmond den 9 Febr. um 5 Uhr 5 Min. Abends.

Das letzte Viert. d. 16 Feb. um 4 Uhr 24 Min. Abends.

Der Neumond den 23 Febr. um 5 Uhr 44 Min. Abends.

Tageslänge.

1.	9 St.	6 Min.
8.	9 —	31 — —
16.	10 —	1 — —
24.	10 —	33 — —

Sonneneintritt.

D. 18 in die Fiſche.

M Ä R Z.

1	Sonnab.	Albinus

10. *Invocavit.*

2	Sonntag	Amalia
3	Montag	Kunigunda
4	Dienſt.	Hadrian
5	Mittw.	Quat. Friedrich
6	Donn.	Friedelinus
7	Freytag	Perpetua
8	Sonnab.	Philemon

11. *Reminiſcere.*

9	Sonntag	Rebecca
10	Montag	Alexander
11	Dienſt.	Roſina
12	Mittw.	Gregorius
13	Donn.	Salomon
14	Freytag	Abigail
15	Sonnab.	Chriſtoph

12. *Oculi.*

16	Sonntag	Henriette
17	Montag	Gertrud
18	Dienſt.	Anſelm
19	Mittw.	Joſephus
20	Donn.	Joachim
21	Freytag	Benedict
22	Sonnab.	Caſimir

13. *Lätare.*

23	Sonntag	Eberhard
24	Montag	Gabriel
25	Dienſt.	Mar. Verkün.
26	Mittw.	Caſtulus
27	Donn.	Rupert
28	Freytag	Angelica
29	Sonnab.	Euſtachius

14. *Judica.*

30	Sonntag	Guido
31	Montag	Detlaus

Mondviertel.

Das erſte Viert. den 3 März um 6 Uhr 55 Min. Abends.

Der Vollmond den 11. März um 6 U. 59 Min. Morgens.

Das letzte Viert. d. 17 März um 11 U. 57 Min. Nachts.

Der Neumond den 25 März um 9 U. 5 Min. Vormitt.

Tageslänge.

1.	10 St.	55 Min.
8.	11 —	23 — —
16.	11 —	55 — —
24.	12 —	25 — —

Sonneneintritt.

Den 20 in den Widder.

Fruhlingsanfang.

APRIL.

1	Dienſt.	Theodora
2	Mittw.	Roſimunda
3	Donn.	Tugendreich
4	Freytag	Ambroſius
5	Sonnab.	Maximus

15. *Palmarum.*

6	Sonntag	Irenäus
7	Montag	Louiſe
8	Dienſt.	Cöleſtinus
9	Mittw.	Theophilus
10	Donn.	Gr. Donnerſt.
11	Freytag	Charfreytag
12	Sonnab.	Euſtorgius

16. *Oſterfeſt.*

13	Sonntag	H. Oſtertag
14	Montag	Oſtermontag
15	Dienſt.	Oſterdienſtag
16	Mittw.	Aaron
17	Donn.	Rudolph
18	Freytag	Chryſoſtomus
19	Sonnab.	Hermogenes

17. *Quaſimod.*

20	Sonntag	Sulpitius
21	Montag	Adolarius
22	Dienſt.	Soter
23	Mittw.	Georgius
24	Donn.	Albertus
25	Freytag	Marcus
26	Sonnab.	Cletus

18. *Miſericord.*

27	Sonntag	Tertullian
28	Montag	Vitalis
29	Dienſt.	Sibilla
30	Mittw.	Eutropius

Mondsviertel.

Das erſte Viert. den 2 April um 1 Uhr 34 Min. Nachm.

Der Vollmond den 9 April um 5 Uhr 6 Min. Abends.

Das letzte Viert. d. 16 Apr. um 7 Uhr 58 Min. Morgens.

Der Neumond den 24. Apr. um 1 Uhr 22 Min. früh.

Tageslänge.

1.	12 St.	55 Min.
8.	13 —	21 — —
16.	13 —	53 — —
24.	14 —	25 — —

Sonneneintritt.

Den 20 in den Stier.

Den 9 Apr. Abends vor Aufgang des Mondes eine unſichtbare partiale Mondſinſterniſs.

In der Nacht vom 23 auf den 24 Apr. eine unſichtbare ringförmige Sonnenſinſterniſs.

M A Y.

1	Donn.	**Philipp Jac.**
2	Freytag	Sigismund
3	Sonnab.	Kreuz Erfindung

19. *Jubilate.*

4	Sonntag	Florian
5	Montag	Gotthard
6	Dienſt.	Joh. v. Pfort.
7	Mittw.	Gottfried
8	Donn.	Dietericus
9	Freytag	Benigna
10	Sonnab.	Victoria

20. *Cantate.*

11	Sonntag	Adolph
12	Montag	Pancratius
13	Dienſt.	Servatius
14	Mittw.	Chriſtian
15	Donn.	Sophia
16	Freytag	Sara
17	Sonnab.	Jodocus

21. *Rogate.*

18	Sonntag	Venantius
19	Montag	Potentiana
20	Dienſt.	Thereſia
21	Mittw.	Prudentius
22	Donn.	**Himmelf. Ch.**
23	Freytag	Deſiderius
24	Sonnab.	Johanna

22. *Exaudi.*

25	Sonntag	Urban
26	Montag	Beda
27	Dienſt.	Florens
28	Mittw.	Wilhelm
29	Donn.	Manilius
30	Freytag	Wigand
31	Sonnab.	Petronilla

Mondsviertel.

Das erſte Viert. den 2 May um 4 Uhr 57 Min. fruh.

Der Vollmond den 9 May um 1 Uhr 38 Min. fruh.

Das letzte Viert. d. 15 May um 5 Uhr 22 Min. Nachmit.

Der Neumond den 23 May um 5 Uhr 55 Min. Nachmit.

Das erſte Viert. den 31 May um 4 Uhr 56 Min. Nachmit.

Tageslänge.

1.	14 St.	49 Min.
8.	15 —	11 — —
16.	15 —	37 — —
24.	15 —	55 — —

Sonneneintritt.

Den 21. in die Zwillinge.

JUNIUS.

23. *Heil. Pfingſtfeſt.*

1	Sonntag	H. Pfingſttag
2	Montag	Pfingſtmont.
3	Dienſt.	Pfingſtdienſt
4	Mittw.	Quatember
5	Donn.	Bonifacius
6	Freytag	Benignus
7	Sonnab.	Lucretia

24. *Feſt Trinitat.*

8	Sonntag	Medardus
9	Montag	Primus
10	Dienſt.	Onophrius
11	Mittw.	Barnabas
12	Donn.	Baſilides
13	Freytag	Tobias
14	Sonnab.	Eliſäus

25. 1 *Trinitatis.*

15	Sonntag	Vitus
16	Montag	Engelbert
17	Dienſt.	Laura
18	Mittw.	Arnolph
19	Donn.	Gervaſius
20	Freytag	Sylverius
21	Sonnab.	Philippina

26. 2 *Trinitatis.*

22	Sonntag	Gotthelf
23	Montag	Baſilius
24	Dienſt.	Joh. Täufer
25	Mittw.	Elogius
26	Donn.	Jeremias
27	Freytag	Sieben Schläfer
28	Sonnab.	Leo

27. 3 *Trinitatis.*

29	Sonntag	Peter Paul
30	Montag	Pauli Gedächtn.

Mondsviertel.

Der Vollmond den 7 Jun. um 8 Uhr 50 Min. Morgens.

Das letzte Viert. d. 14 Jun. um 4 Uhr 51 Min. fruh.

Der Neumond den 22 Jun. um 8 Uhr 42 Min. Morgens.

Das erſte Viert. den 30 Jun. um 1 Uhr 5 Min. fruh.

Tageslänge.

1.	16 St.	13 Min.
8.	16 —	22 — —
16.	16 —	30 — —
24.	16 —	30 — —

Sonneneintritt.

Den 21 in den Krebs

Sommersanfang.

JULIUS.

1	Dienſt.	Theodoricus
2	Mittw.	Mar. Heimſ.
3	Donn.	Cornelius
4	Freytag	Ulricus
5	Sonnab.	Charlotte
	28. 4 *Trinitatis.*	
6	Sonntag	Eſaias
7	Montag	Wilibald
8	Dienſt.	Kilian
9	Mittw.	Cyrillus
10	Donn.	Gottlob
11	Freytag	Pius
12	Sonnab.	Heinrich
	29. 5 *Trinitatis.*	
13	Sonntag	Margaretha
14	Montag	Bonaventura
15	Dienſt.	Apoſt. Theil.
16	Mittw.	Raphael
17	Donn.	Alexius
18	Freytag	Eugenius
19	Sonnab.	Ruffus
	30. 6 *Trinitatis.*	
20	Sonntag	Elias
21	Montag	Praxedes
22	Dienſt.	Mar. Magdalena
23	Mittw.	Apollinaris
24	Donn.	Chriſtina
25	Freytag	Jacobus
26	Sonnab.	Anna
	31. 7 *Trinitatis.*	
27	Sonntag	Martha
28	Montag	Pantaleon
29	Dienſt.	Beatrix
30	Mittw.	Ruth
31	Donn.	Florentina

Mondviertel.

Der Vollmond den 6. Jul. um 3 Uhr 59 Min. Nachmit.

Das letzte Viert. d. 13 Jul. um 6 Uhr 56 Min. Abends.

Der Neumond den 21 Jul. um 10 U. 28 Min. Nachts.

Das erſte Viert. den 29 Jul. um 7 Uhr 23 Min. Morgens.

Tageslänge.

1.	16 St.	26 Min.
8.	16 —	15 — —
16.	15 —	59 — —
24.	15 —	59 — —

Sonneneintriit.

Den 23 in den Löwen.

Anfang der Hundstage.

AUGUST.

1	Freytag	Petri Kettenf.
2	Sonnab.	Guſtav

32. 8 *Trinitatis.*

3	Sonntag	Auguſtus
4	Montag	Dominicus
5	Dienſt.	Oswald
6	Mittw.	Ulrica
7	Donn.	Donatus
8	Freytag	Severus
9	Sonnab.	Ericus

33. 9 *Trinitatis.*

10	Sonntag	Laurentius
11	Montag	Hermann
12	Dienſt.	Clara
13	Mittw.	Aurora
14	Donn.	Euſebius
15	Freytag	Mar. Himmelf.
16	Sonnab.	Rochus

34. 10 *Trinitatis.*

17	Sonntag	Liberatus
18	Montag	Auguſtina
19	Dienſt.	Sebald
20	Mittw.	Bernhard
21	Donn.	Ananaſius
22	Freytag	Alphonſus
23	Sonnab.	Zachäus

35. 11 *Trinitatis.*

24	Sonntag	**Bartholom.**
25	Montag	Ludwig
26	Dienſt.	Samuel
27	Mittw.	Gebhard
28	Donn.	Pelagius
29	Freytag	Joh. Enthaupt.
30	Sonnab.	Erneſtus

36. 12 *Trinitatis.*

31	Sonntag	Joſua

Mondsviertel.

Der Vollmond den 4 Aug. um 11 Uhr 28 Min. Nachts.

Das letzte Viert. d. 12 Aug. um 11 U. 52 Min. Nachts.

Der Neumond den 20 Aug. um 11 U. 5 Min. Vormit.

Das erſte Viert. den 27 Aug. um 0 Uhr 50 Min. Nachmit.

Tageslänge.

1.	15 St.	15 Min.
8.	14 —	53 — —
16.	14 —	25 — —
24.	13 —	55 — —

Sonneneintritt.

Den 23. in die Jungfrau.

Ende der Hundstage.

SEPTEMBER.

1	Montag	Egidius
2	Dienſt.	Abſolom
3	Mittw.	Manſuetus
4	Donn.	Moſes
5	Freytag	Nathanael
6	Sonnab.	Magnus

37. 13 *Trinitatis.*

7	Sonntag	Regina
8	Montag	Maria Geburt
9	Dienſt.	Sidonia
10	Mittw.	Pulcheria
11	Donn.	Abraham
12	Freytag	Gottlieb
13	Sonnab.	Amatus

38. 14 *Trinitatis.*

14	Sonntag	Kreuz Erhöhung
15	Montag	Friderica
16	Dienſt.	Euphemia
17	Mittw.	Quatember
18	Donn.	Titus
19	Freytag	Renatus
20	Sonnab.	Calixtus

39. 15 *Trinitatis.*

21	Sonntag	Matthäus
22	Montag	Moritz
23	Dienſt.	Thecla
24	Mittw.	Joh. Empfängn.
25	Donn.	Cleophas
26	Freytag	Cyprian
27	Sonnab.	Cosm. Dam.

40. 16 *Trinitatis.*

28	Sonntag	Wenceslaus
29	Montag	Michael
30	Dienſt.	Hieronymus

Mondsviertel.

Der Vollmond den 3 Sept. um 9 Uhr 30 Min. Vormitt.

Das letzte Viert. d. 11 Sept. um 5 Uhr 56 Min. Morgens.

Der Neumond den 18 Sept. um 10 U. 52 Min. Nachts.

Das erſte Viert. den 25 Sept. um 6 Uhr 27 Min. Abends.

Tageslänge.

1.	13 St.	25 Min.
8.	12 —	57 — —
16.	12 —	27 — —
24.	11 —	55 — —

Sonneneintritt.

Den 23 in die Wage

Herbſtanfang.

OCTOBER.

1	Mittw.	Remigius
2	Donn.	Rahel
3	Freytag	Maximian
4	Sonnab.	Franciscus

41. 17 *Trinitatis.*

5	Sonntag	Placidus
6	Montag	Fides
7	Dienſt.	Eſther
8	Mittw.	Ephraim
9	Donn.	Dionyſius
10	Freytag	Athanaſius
11	Sonnab.	Gereon

42. 18 *Trinitatis.*

12	Sonntag	Maximilian
13	Montag	Colomannus
14	Dienſt.	Burkhard
15	Mittw.	Hedwig
16	Donn.	Gallus
17	Freytag	Innocentius
18	Sonnab.	Lucas Evang.

43. 19 *Trinitatis.*

19	Sonntag	Ferdinand
20	Montag	Wendelin
21	Dienſt.	Urſula
22	Mittw.	Cordula
23	Donn.	Severin
24	Freytag	Salome
25	Sonnab.	Wilhelmina

44. 20 *Trinitatis.*

26	Sonntag	Job
27	Montag	Sabina
28	Dienſt.	Simon Judas
29	Mittw.	Narciſſus
30	Donn.	Claudius
31	Freytag	Reform. Feſt

Mondsviertel.

Der Vollmond den 2 Oct. um 10 Uhr 36 Min. Nachts.

Das letzte Viert. d. 11 Oct. um 1 Uhr 0 Min. früh.

Der Neumond den 18 Oct. um 10 Uhr 0 Min. Vormitt.

Das erſte Viert. den 25 Oct. um 1 Uhr 57 Min. früh.

Tageslänge.

1.	11 St.	31 Min.
8.	11 —	5 — —
16.	10 —	35 — —
24.	10 —	1 — —

Sonneneintritt.

D. 23 in d. Scorpion

D. 2 Oct. eine kleine partiale Mondfinſterniſs. Anfang um 9 Uhr 50 Min. Abends; Mittel um 10 U. 45 Min. und das Ende um 11 U. 51 M. Nachts; die ganze Dauer alſo 1 St. 51 Min.

Den 18 Oct. in den Vormittagsſtund. eine unſichtbare totale Sonnenfinſterniſs.

NOVEMBER.

1	Sonnab.	Aller Heiligen
	45. 21 *Trinitatis.*	
2	Sonntag	Aller Seelen
3	Montag	Hubertus
4	Dienſt.	Carolus
5	Mittw.	Blandina
6	Donn.	Leonhard
7	Freytag	Erdmann
8	Sonnab.	Emericus
	46. 22 *Trinitatis.*	
9	Sonntag	Theodor
10	Montag	Martin Luther
11	Dienſt.	Martin Biſchof
12	Mittw.	Modeſtus
13	Donn.	Arcadius
14	Freytag	Levinus
15	Sonnab.	Leopold
	47. 23 *Trinitatis.*	
16	Sonntag	Edmund
17	Montag	Hugo
18	Dienſt.	Heſychius
19	Mittw.	Eliſabeth
20	Donn.	Aemilia
21	Freytag	Maria Opferung
22	Sonnab.	Cäcilia
	48. 24 *Trinitatis.*	
23	Sonntag	Clemens
24	Montag	Chryſogen
25	Dienſt.	Catharina
26	Mittw.	Conrad
27	Donn.	Gunther
28	Freytag	Ruffus
29	Sonnab.	Walther
	49. 1 *Advent.*	
30	Sonntag	Andreas

Mondsviertel.

Der Vollmond den 1 Nov. um 2 Uhr 47 Min. Nachmit.

Das letzte Viert. d. 9 Nov. um 7 Uhr 27 Min. Abends.

Der Neumond den 16. Nov. um 8 Uhr 39 Min. Abends.

Das erſte Viert. den 23 Nov. um 11 U. 56 Min. Vormitt.

Tageslänge.

1.	9 St.	33 Min.
8.	9 —	9 — —
16.	8 —	41 — —
24.	8 —	19 — —

Sonneneintritt.

Den 22 in den Schützen.

DECEMBER.

1	Montag	Longinus
2	Dienſt.	Aurelia
3	Mittw.	Franz Xaver
4	Donn.	Barbara
5	Freytag	Amos
6	Sonnab.	Nicolaus

50. 2 *Advent.*

7	Sonntag	Marquard
8	Montag	Mar. Empfängn.
9	Dienſt.	Agrippina
10	Mittw.	Judith,
11	Donn.	Damaſus
12	Freytag	Epimachus
13	Sonnab.	Lucia

51. 3 *Advent.*

14	Sonntag	Iſidorus
15	Montag	Ignatius
16	Dienſt.	Ananias
17	Mittw.	Quatember
18	Donn.	Wunibald
19	Freytag	Reinhard
20	Sonnab.	Ammon

52. 4 *Advent.*

21	Sonntag	Thomas
22	Montag	Beata
23	Dienſt.	Dagobert
24	Mittw.	Adam und Eva
25	Donn.	Heil. Chriſt.
26	Freytag	Stephanus
27	Sonnab.	Joh. Evang.

Sonnt. n. d. Chriſttage.

28	Sonntag	Unſch. Kindl.
29	Montag	Jonathan
30	Dienſt.	David
31	Mittw.	Silveſter

Mondsviertel.

Der Vollmond den 1 Dec. um 9 Uhr 13 Min. Vormitt.

Das letzte Viert. d. 9 Dec. um 0 Uhr 2 Min. Nachmitt.

Der Neumond den 16 Dec. um 6 Uhr 56 Min. Morgens.

Das erſte Viert. den 23 Dec. um 1 Uhr 7 Min. früh.

Der Vollmond den 31 Dec. um 4 Uhr 26 Min. früh.

Tageslänge.

1.	8 St.	4 Min.
8.	7 —	54 — —
16.	7 —	46 — —
24.	7 —	44 — —

Sonneneintritt.

Den 21 in den Steinbock.

Wintersanfang.

Verzeichniſs der Gedichte.

Die Schweſtern von Lesbos. In sechs Geſängen, von *A. v. I.* . . . . . . S. 1

Vermiſchte Gedichte.

D. Herz und Zunge . . . . . S. 193
Geheimniſſe . . . . — 202
Das Leben ein Traum . . . . — 203
Mittel gegen den Neid. . . . . — 210
Honig . . . . — 210
Hoffnung . . . . — 216
Wohlthat . . . . — 218
Das Mitgefühl . . . . . . — 223
Ein arabiſcher Fluch . . . . — 225
An den Kunſtproſector . . . . — 230
E. Die ſieben Wünſche. Ein Rundgeſang — 199
Das Menſchenherz . . . . . — 224
Die Erſcheinung . . . . . . — 231
Unter der Roſe. Ein Sympoſion . — 257

F. Amor, der den Bogen spannt. . . S. 217
Vereinigung des Schönen . . — 222
Amor und Psyche. . . . . . — 242
Gries. Rückkehr nach Schwarzburg — 233
v. K. Die Stunden . . . . . . — 203
Kosegarten. Alexanders Fest . . — 185
Matthisson. Die neuen Argonauten . — 211
Schiller. Spruch des Konfucius. . — 209
Die Erwartung . . . . . . — 226
Das Lied von der Glocke . . — 243
v. Steigentesch. Die Menschenalter . — 319

Weimar,
gedruckt bey den Gebrüdern Gädicke.

Lafontaine's
Damenkalender
auf 1800.

Je günstiger die Aufnahme der beyden vorhergehenden Jahrgänge dieses Damenkalenders war, desto mehr muſsten wir uns bemühen, diesem neuen Nachkömmling auch neue Vorzüge zu geben.

Was **Huber**, **Lafontaine** und **Pfeffel** in den vorhergehenden leisteten, das haben sie auch in diesem, nur in reichlicherem Maaſse, geleistet. Ersterm verdanken wir den niedlichen Commentar zu den Kupfern, so wie „die Frau von vierzig Jahren," eine Lebensbeschreibung voll der unterhaltendsten und belehrendsten Scenen für das schöne Geschlecht. Die schöne

Darstellungsgabe, der richtige und feine Beobachtungsgeist, die die Produkte dieses berühmten Schriftstellers auszeichnen, wird man auch hier bewundern.

Lafontaine schildert uns in einer hinreissenden Erzählung die Folgen eines so gewöhnlichen, aber nichts destoweniger selten hinlänglich erwogenen Lasters — des Hochmuths.

Der ehrwürdige Pfeffel erfreute uns mit einer beträchtlichen Anzahl Gedichte, die alle das Gepräge des unnachahmlichen Dichters an sich tragen. Es war schwer, diesem schätzbaren Kleeblatt gleiche Verdienste beyzugesellen. Wir waren aber glücklicher, als wir hoffen konnten, indem die verehrungswürdige Hand, der wir Agnes von Lilien verdanken, unser Taschenbuch mit einem ähnlichen Produkt, Robert und Nanny, zierte, das viele jenem Meisterstück noch vorziehen, alle aber gewiſs ihm an die Seite setzen werden. Man findet sich, wenn man diesen Roman, so wie die oben angeführten von Huber und Lafontaine, liest, ins wirkliche Leben versetzt; alles ist Natur, alles reiſst uns unwiderstehlich ins Interesse der handelnden Personen; man lebt nur in diesen, und je treffender die Bemerkungen sind, auf die man hier stöſst, desto gröſser muſs bey einer solchen Darstellung ihr Eindruck seyn, und desto stärker die Wirkung auf das zarte weibliche Herz, dem dieses Taschenbuch geweihet ist. Und je strenger die Auswahl der aufgenommenen Beyträge war, je mehr diese einzig und allein nur nach dem Zwecke dieses Almanachs — auf dem Wege der Unterhaltung zum Ziel der Vervollkommnung aller weiblichen Tugenden fortzuschreiten — beurtheilt wurden, desto gewisser wird nach dem Angeführten ein so edler Zweck erreicht werden. Vater Pfeffels Gedichte werden auch hiezu das Ihrige beytragen, und die übrigen poëtischen Blumen, die wir einer zweyten Sappho, die sich mit A. unterzeichnete, Conz, Haug, Wilhelmine Maisch und Matthisson verdanken, gereichen ebenfalls zur Zierde dieses Taschenbuchs.

Einen solchen innern Werth suchten wir durch das Aeuſserliche zu erhöhen. Wir wählten daher die Kupfer im nämlichen Geist, wie die vorigenmale. Das Titelkupfer stellt die Cornelia, Mutter der Gracchen, dar, wie sie einer Dame, die ihre Juwelen vor ihr auskramte, ihre Kinder zeigte und sagte: dies sind meine Schätze!

Die sechs darauf folgenden Kupfer stellen die Hauptepochen des weiblichen Lebens in Kontrasten zwischen frivoler und lobenswerther Erziehung und Bildung vor.

Wenn in dem einen das Kind sich selbst überlassen ist, und die sorglose Mutter genug gethan zu haben glaubt, daſs sie es elegant gekleidet, modisch aufgeputzt und mit einer Menge Spielsachen versehen hat: so finden wir in dem andern die zärtliche Mutter, der die Befolgung ihrer höchsten Pflicht, für das physische und moralische Wohl ihrer Kinder zu sorgen, die gröſste Freude gewährt.

Im gleichen Konstraste ist das zwölfjährige Mädchen dargestellt. Hier ist das eine noch ganz mit Kinderspielen beschäftigt, ihrer jugendlichen Thätigkeit kein andrer Spielraum gegeben, als dieser; und dort hingegen unterrichtet die sorgliche Mutter ihre heranwachsende Tochter selbst, und giebt ihr in gutem Beyspiel die beste Lehre.

Das mannbare Mädchen giebt noch auffallendere Konstraste. Bey dem einen hat die Erziehung nichts als die Eitelkeit erweckt, die Gefallsucht genährt, ohne die Mittel zu geben, wodurch das schöne Geschlecht immer und ewig gefallen muſs. In ihrer Kleidung vermiſst man den ſeinen Wohlstand, ihr Zimmer zeugt von der Bewohnerin desselben. Das andere hingegen ist zweckmäſsig beschäftigt, ihre Kleidung erhebt ihre körperliche Schönheit, ohne ihrer weiblichen Würde etwas zu vergeben, ihr Zimmer ist das Bild der Reinlichkeit und Ordnung. Auf diese folgen:

Kindliche Pflege im Alter.

Kindliche Liebe nach dem Tode guter Eltern. Wer möchte nicht zu beyden das schöne Beyspiel gegeben haben und geben!

Die zwey letzten Kupfer stellen Familienscenen vor. In der einen der weibliche Theil einer Familie durch Fleiſs, Liebe und Liebesdienste verbunden, in der andern theilt der Mann mit den Seinigen weise Lehren und geistigen Genuſs am Wochenbette seiner Gattin. „Mit einer Mutter," sagt der Commentar zu diesem

Kupfer, „kommen wir durch alle Zeiten und alle Himmelsstriche und alle Sitten fort. Auf Deutschlands und Englands Bühnen hallt es wieder: Der Name Mutter ist ein Freypaſs, von der Natur unterzeichnet — und auf allen Bühnen Deutschlands und zu Drury Lane, in Albions gold- und verderbenreicher Weltstadt, flieſst aus hunderttausend Augen Eine und dieselbe Thräne bey diesen Worten. Eine römische Mutter zeigtest du mir zuerst, eine deutsche zuletzt, und beydemal ſiel mir in den Sinn die Stelle des Dichters:

> Und die Sonne Homers, siehe, sie lächelt auch uns."

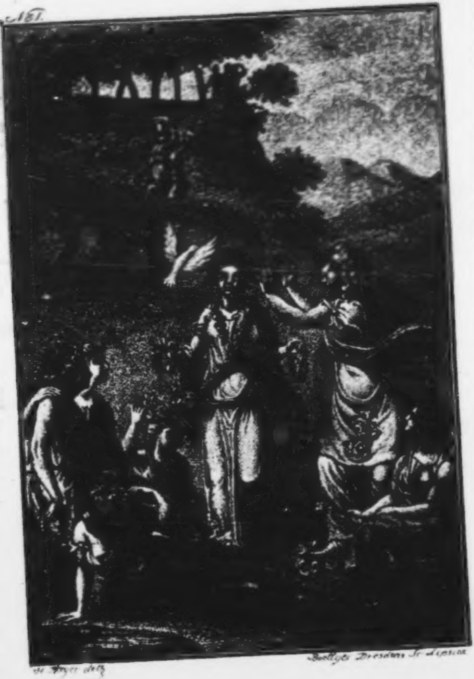
Diese Kupfer sind von zween der vorzüglichsten Meister gezeichnet, und werden jeden Liebhaber und Kunstfreund erfreuen. Sie sind eben so schön von dem berühmten Heſs in Düsseldorf gestochen, und für die Freunde der punktirten Manier von Karcher und D'Argent wiederholt.

Ein [illegible]chmackvolles Aeuſsere ziert dieses Taschenbuch, das in dem Laufe dieses Monats in allen Buchhandlungen und Kalender-Bureaus für 2 Fl. 24 Kr. zu haben ist. Wer sich bis Ende dieses Monats unmittelbar an uns wendet, erhält gegen Vorausbezahlung das Exemplar für 2 Fl., und wer 6 Exemplare auf einmal nimmt, zahlt nur 11 Fl. Wir erbitten uns aber die Bestellungen so frühzeitig als möglich, indem bey den beyden vorhergehenden die Liebhaber nicht alle befriedigt werden konnten.

Tübingen
den 7. Sept. 1799.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

161.



[illegible] Geyser del.

Boettger Dresdae Sc. Lipsiae

Die
Schwestern von Lesbos.

Erster Gesang.

Erster Gesang.

Schau Likoris! es neigt im Purpurschimmer die Sonne
Schon sich näher dem Schooſse des Meers, und glänzender kräuseln
Steigende Wellen sich dort am Felsengestade des Eilands!
Laſs nicht länger darum uns säumen die Krüg' an des Thales
Strömenden Brunnen zu füllen; vielleicht schon harren der Kindheit
Traute Gespielinnen dort, im dämmernden Schatten versammelt,

Zum gewohnten Gespräch, die gern es mit
Frag' und Erzählung
Oft verlängern, ich meyne sie halten auch
heute zurück uns,
Bis die schweigende Nacht auf thauigten
Flügeln herabsinkt.
Also sprach, holdlächelnd, zur Schwester
die schöne Simaitha,
Sie, die Erstgebohrne, der Liebling des
alternden Vaters;
Denn ein jugendlich Bild der frühbe-
trauerten Gattin,
Welche der Tod ihm entriſs, war jetzt die
treffliche Jungfrau,
Ernst wie die Mutter und sanft, gleich
ihr die Stütze des Hauses.
Dieser bereitete Hymen auf morgen das
fröhliche Fest schon,

Sie zu verbinden dem Jüngling, dem blühenden, welcher sie jüngst erst
Sah und liebend erkohr, dem gelbgelockten Diokles.
Und leichtschwebenden Fuſses der Schwell' enteilend, erwiedert'
Ihr Likoris darauf, das rosenwangige Mägdlein:
Schwester, ich folge dir gern, wie stets ist dein Wille der beste!
Dort in der Laube, die rings das lieblich duftende Geisblatt
Hochaufrankend umblüht, und mit schattendem Laube der Weinstock,
Stehn die gehenkelten Krüge; da traf mich am Morgen Diokles.
Blumen hatt' ich begossen und viele brechend gesammelt,

Dir zu flechten den Kranz, noch schmückt er heiter die Stirn dir,
Ordnend wählt er mit Fleiſs, er ſaſs mir zur Seite, die schönsten
Aus dem Körbchen für dich, und dort vergaſs ich die Krüge.
Also Likoris! und still durchwandelten neben einander
Beide Schwestern den Pfad, den sanftgekrümmten; doch bald schon
Unterbrach das Schweigen die Jüngere, sagte zur Schwester:
Traun! du ahndest mit Recht daſs heute dir, wo du zuletzt noch
Unserm Kreise gehörst, verzögert werde die Rückkehr.
Doch nicht Fragen allein, auch rührende Worte der Freundschaft

Halten schmeichelnd dich fest, denn nicht gewöhnliche Neigung
Fesselt die Mädchen an dich. Nie reizte zum Neid sie die Schönheit
Welche vor allen dich schmückt; des Geistes reifere Bildung
Ehren sie gern in dir; ja, aller Vertrauen gewannst du,
Als dein eigenes stets bewahrend jeder Geheimniſs,
Dir geschwätzig enthüllt. Schon manche, dies weiſs ich, erfreute
Deines sinnigen Rathes sich dankbar, die ihn befolgte.
Auch herrscht lieblicher Friede durch dich im Kreise der Jungfraun.
Denn, den störenden Streit abwendend, nahest du jeder

Die zuweilen gekränkt sich wähnt im muntern Gespräche,
Und besänftigest leicht ihr rasches Zürnen; den andern
Wehrest du liebreich dann, mit ernstem Worte; sie senken
Still beschämt den Blick, vermeiden dein leuchtendes Auge.
So auch scheu ich es selbst! des Vaters heftiges Schelten
Trifft nicht inniger mich, als deine sanftere Warnung.
  Doch liebkosend zu ihr geneiget versetzte Simaitha:
Süſse Worte, Likoris, wie froh willkommene, sprachst du!
Denn so theuer und werth die Liebe holder Gespielen

Meinem Herzen auch ist, so bleibt die Neigung der Schwester
Mir vor allen doch werth, einst von der sterbenden Mutter
Meiner Sorge vertraut. Ach! damals wuſstest du kaum noch
Schwach, mit kindischer Hand, die entfliehende Spule zu drehen.
Liebend zog sie uns hin auſs traurige Lager, um beide
Schlang sie den zitternden Arm, ich hob in den meinen empor dich,
Daſs sie dir küſste die Stirn und heiſse Thränen benetzten
Die hochklopfende Brust, der Töchter Wangen entströmend.
Leis vermochte sie da, mit schwankender Stimme, die Worte

Nur zu sprechen, es grub der Schmerz sie tief in die Brust mir:
„O Simaitha! du weiſst's, zur Magd bestimmt die Gewohnheit
Dir dies verwaisete Kind, doch laſs es dir Schwester auch bleiben!"
Ja du hast sie erfüllt, die sorgende Bitte der Guten!
Rief mit thränendem Blick, geschmiegt an den Busen der Schwester,
Nun Likoris bewegt: Noch war dem kindischen Sinne
Unverständlich ein Wort, das jetzt bedeutend und heilig
Meinem Geiste sich zeigt. So waltet ein himmlischer Rathſchluſs,
Unsern Blicken verhüllt, im stillen über das Leben.

Ja du erschienest als Mutter der Frühverwaisten, als Freundin!
Liebe lehrte mich nur und Güte den heitern Gehorsam,
Und vor vielen bey uns bin ich allein die Beglückte.
Denn wie grausam übt die ältere Schwester ihr Vorrecht
An der Jüngeren hier! Mit stolzerem Sinne, nach Willkühr
Sind zu handeln gewohnt die erstgebohrnen Jungfraun,
Nicht durch die Sitten verwandt, den übrigen Töchtern der Griechen.
Wie unwissend bis jetzt, verglich ich dem heimischen Eiland
Auch die übrige Welt! die vielverschiedene wähnt' ich,

Dumpf, in kindischem Sinn, von jenem Gesetze beherrschet,
Welches auf Lesbos allein der älteren Tochter das Erbe
Gönnt, zur dienenden ihr die jüng're bestimmt, die niemals
Hymens Fackel erblickt, von liebender Mutter entzündet.
Auch dem Bruder versagt Besitzthum diese Gewohnheit,
Der dem Meere dann oft, dem falschen, kühn sich vertrauet,
Aufzusuchen das Glück im handeltreibenden Ausland,
Mildere Sitte regieret, so rühmt' es jüngst uns ein Fremdling,
Ueberall und vertheilt des Lebens heitere Güter

Gleich, wie sie mütterlich auch Natur auf die Kinder verbreitet,
Sag! was verwandelte hier allein nur der lächelnden Kindheit
Erstes, liebliches Band in Fesseln trauriger Knechtschaft?
Jenes frühesten Glücks des holdgeselligen Daseyns,
Welches die Jugend verschönt, auf immer viele beraubend?
Und zu der Eifernden drauf, mit ernsten Worten Simaitha:
Nimmer geziemt es dir, heftig zu tadeln die alte Gewohnheit!
Denn nicht hier allein; so weit die Erde bewohnt ist
Waltet sie, alle beherrschend, in nur verschiedner Gestaltung.

Streng ist jedes Gesetz; doch giebt auch jedes der Milde,
Der beglückenden, Raum, und selbst die trefflichste Ordnung
Wird von dem rohen Gemüth verkehrt zu schädlichem Misbrauch.
Nicht unbillig schelte daher die Sitte der Heimath,
Die dich niemals gedrückt, und wiss'! uns ehret ihr Ursprung.
Denn nicht immer erfreute sich Mitylene des Schutzes,
Den jetzt friedlich Athen gewährt der blühenden Pflanzstadt!
Unruhstiftend, zertheilt durch heimlich gährende Zwietracht,
Waren die Lesbier oft, geneigt zu verderblichem Aufruhr.

Schrecklich reizten sie einst den Zorn der mächt'gen Beschützer,
Da sie der heiligen Treu uneingedenk sträflichen Frevel
Wagten, und feindlicher Macht sich gesellten, dem kriegrischen Volke
Welches Sparta bewohnt, und damals bewaffnet die Fluthen
Mit vielrudrigen Schiffen durchkreuzte; die Häfen der Insel
Wurden eröffnet für sie, obschon der Klügere warnend
Abrieth. Also verirrt in eitel thörichter Ruhmsucht,
Freute unsicheren Siegs mit der trotzigen Sparta, die Menge
Sich, den frühern Bund den sie gebrochen verhöhnend.

Doch bald wehten siegend die Wimpel, zu rächen den Abfall,
Im umzingelten Port, zertrümmert sanken die Mauern
Die den Erbauern getrotzt. Die spatbereute Verschuldung
Büſsten vom rächenden Stahle getroffen, viele der Männer,
Nicht mehr Bürger der Stadt, die nun ein rauchender Schutt war.
Treu nur hatten dem Freunde sich stets, in der traurigen Gährung,
Thätig die Frauen bewahrt, die gern unsicheres Wagniſs
Meiden, stilleren Sinns und zugethan der Gewohnheit.
Diesen vertheilte der Sieger, die blühenden Güter des Eilands,

Dankbar zum steten Besitz, und schloſs die Männer vom Erbtheil
Aus. Nun reizet nicht mehr den Jüngling üppiger Reichthum
Zu verwegnem Beginnen, das frevelnden Aufruhr begünstigt.
Warnung bleibet ihm jetzt dies Angedenken der Vorzeit,
Wie von der Treue der Frau'n ein rühmlich dauerndes Denkmal.
Also im Wechselgespräch hinwandelnd, hatten die Schwestern
Nun den Brunnen erreicht, den oftbesuchten, wo grünend
Rings ein Rasen sich zog, von Wegen durchschnitten und ostwärts
Lieblich vom Hügel begränzt, der sanft und beschattet empor stieg.

Zwischen Cypressen schwankte die schlankaufſtrebende Pinie,
Dort, aus dunklerem Grün erhob sie heiter die Krone;
Und so schmückte der Hayn die Höhe mit wechselndem Kranze,
Senkte sich leichter hinab, im Kreise die Wiesen umfassend.
Hier entschäumte dem Felsen, den rings mit üppigen Ranken
Dunkler Epheu umschlang, die klare reichliche Quelle,
Füllte mit leisem Geräusch das Marmorbecken und eilte
Rieselnd des blühenden Thals zartduftende Blumen zu tränken,
Die in lieblicher Füll', es lockte der wärmenden Sonne

Freundlicher Strahl sie hervor und der milde Odem des Lenzes,
Hier am Fuſs entsproſsten der hohen Cypressen; in Büschen,
Welche den Fels umwoben, ertönte der munteren Vögel
Fröhlich wechselnder Chor, leissummend schwärmten die Bienen
Rings umher, in die Kelche der Hyazinthen sich senkend.
 Hier wo beschattet die Bank zum halben Runde sich bildet
Weilte der Wandernde gern, ergötzt durch die lachende Aussicht.
Weithin schweifet der Blick in heiterer Ebne, von herrlich
Wallender Saat bedeckt, von des Fruchtbaums Blüthen umschimmert

Endlich im Dufte der Fern' erhob die trozzenden Mauern
Mitylene, stolz sich längs dem Gestade verbreitend.
Wie ein silbernes Band den Busen umschlieſset der Jungfrau,
Schlang den blaulichen Streif das Meer um die steigenden Ufer.
Aber den lieblichen Born beschützte die Kette der Hügel,
Feigen tragend und Wein, gekrönt mit blassen Oliven,
Gegen den stürmenden Nord; hier sammelten täglich des Thales
Mädchen sich, und es mischte sich dann in der Quelle Gemurmel
Still vertrautes Gespräch und der Scherze frohes Gelächter.

Rings schon standen manche, die Krüge füllend und riefen
Laut den nahenden Schwestern ein froh Willkommen entgegen.
Anmuth schmückten und Reize der Jugend sie, denn vor allen
Wogenumrauschten Inseln berühmt sich die felsige Lesbos
Lieblich blühender Weiber. Es eilten die fröhlichen Jungfraun
Jetzt den Gespielinnen zu, die rings im drängenden Kreise
Sich gesammelt um sie; die junge Dämo, Chariklo,
Welche die muntere hieſs, auch Kalithoa, nicht fehlte
Thestülis, welcher zugleich die nährende Brust mit Simaitha

Einst die Trakerin bot, sie nannten beide sich Schwestern.
Alle sodann mit heiterem Wort, unschuldigen Scherzes,
Eine der andern die Red' entreiſsend, neckten die Freundin,
Die zu ihnen geneigt mit liebreich freundlichem Lächeln
Schweigend die Munteren hört; denn ernster stimmte sie heilig
Stiller Liebe Gefühl. Da nahte der trefflichen Jungfrau
Dämo geschwätzig, und sagte die fragenden Worte mit Vorwitz:
Sprich! wie scheinest du doch so ruhig immer und kalt mir?
Seltsam doch daſs du nie im muntern Gespräche des Jünglings

Auch nur einmal gedenkst, den morgen auf immer dir Hymens
Lächelnde Feyer vereint. Von jenen, welche, bekränzet,
Stets bey Festen der Götter im Tempel sich sammeln, erschien uns
Schön wohl mancher und würdig dein froher Gatte zu heiſsen;
Aber noch wüſsten wir nicht ob dieser schön, ob er häſslich?
Ja, uns quälte noch heute die unbefriedigte Neugier,
Käme gefälliger nicht allein an den Brunnen Likoris,
Gern den stürmenden Fragen mit williger Antwort entgegnend.
Wunder doch nimmt es uns nicht wenn tief im ruhigen Busen

Dir die Liebe geweckt, der herrliche Mann. Ein Halbgott
Scheint er uns allen, obgleich uns durch Erzählung bekannt nur.
Manches Stündchen, nicht achtend der Mutter Schelten, verweilten
Sprachlos lauschend wir hier; und wie dem Felsen die Quelle
Immer reichlich entströmt, so flieſst das unendliche Lob auch
Von Likoris Lippen. Der Sterblichen keiner ist schöner,
Edler an Sitten wie er, und werther der Lieb' als Diokles!
Also endet sie stets, ja sollt' ich jetzo es wahrhaft
Sagen, welche die Braut, die liebende, mir von euch beiden

Scheinet, rieth ich nur sie, der dort die
brennende Wange
Freundlich die Myrthe beschirmt, in den
Schooſs die Blüthen ihr streuend.
Sorglos schien sie bis jetzt die Silberblätter
zu zählen,
Bis aus dem Traume sie schnell der holde
Name geweckt hat.
Und Simaitha kehrte den Blick zur
Schwester, die glühend
Da saſs. Also färbt im goldnen Schimmer
Aurorens
Höherer Purpur die Rose, ihr glich die
junge Likoris.
Denn im Innersten nun enthüllend ihr
tiefstes Geheimniſs,
Hatte das scherzende Wort sie getroffen
mit schmerzlicher Wahrheit.

Unaufhaltsam strömten die Thränen, das liebliche Antlitz
Und die rosigen Finger der hüllenden Hand ihr benetzend,
Wie der perlende Thau von Aeos Fingern herabfleuſst.
Aber Simaitha trat der Weinenden näher und schloſs sie
Zärtlich schonend ans Herz, sie redete liebreich die Worte:
Schwester! warum wird so des traulichen holden Gespräches
Heiterer Lauf getrübt, durch Zähren meiner Likoris,
Die unerwartet mir schnell die Freude verkehren in Unmuth?
Ach! wir erfahren so oft daſs der Götter waltender Rathschluſs

Sorge gattet mit Lust und Furcht mit der lieblichen Hoffnung;
Müssen thöricht wir selbst willkührlich Uebel erdichten!
Lebhaft fühlet das Herz, das unerfahrne, und wähnt sich
Oft verwundet, wenn leicht des Scherzes Pfeil es berührt hat;
Aber dir, die im Schooſs erwuchs der zärtlichen Liebe,
Bleibe fremd der Verdacht, ein froh Vertrauen geziemt dir!
Offen lächle dein Auge, nicht senke schüchtern die Wimper,
Meide nicht den Blick der nie dich zweifelnd verkannte,
Reuen möge dich's nimmer was hier du geredet voll Unschuld.

Denn so freuet sich jetzt dein kindlich Herz auch des Glückes
Welches freundlich mir naht, als sey's das Deine, ich weiſs es.
Also Simaitha zu ihr; und gegen Dämo nun wandte
Streng den verweisenden Blick sie und sprach mit ernster Bedeutung:
Unbedachtsame Worte, o Mädchen, sind dir entflohen!
Deiner Jugend allein verzeihlich, denn sie verrathen
Nur den kindischen Sinn. Es hätte keine der andern
Unbesonnen wie du, die Mitgespielin beleidigt.
Eh muthwillig der Scherz den lächelnden Lippen entgleitet

Sehe jedes doch zu auf wen es richte die Pfeile.
Immerhin necke getrost der muntre Spötter den Gleichen,
Welcher die beiſsenden Worte gewandt und schnell ihm zurückgiebt;
Aber kränkender ist und schmerzlich jenem des Witzes
Leichtverwundender Scherz, der unerfahren und schüchtern
Nicht den fröhlichen Spott beherzt zu erwiedern geübt ist.
Und so nanntest du auch mich kalt, o Dämo, mit Unrecht;
Denn verschieden gebildet ist jedes Gemüth und es wechselt
Mannichfaltig der Sinn der Menschen, jener erfreut sich

Laut des gelungenen Wunsches im frohen Rausch; es bewahret,
Still, in verschlossener Brust, der andre die gleichen Gefühle.
Besser auch ziemt es dem Menschen, den stets das dunkle Verhängniſs,
Schnell beschwinget, ereilt, daſs still, mit bescheidener Freude,
Er begrüſse das Glück, die Gabe freundlicher Götter,
Gleich gefaſst auch das Uebel, das immer nahe, zu dulden.
Laute Freude sie ist der Kindheit flüchtiges Erbtheil,
Welche die Gegenwart, die schnell verrauschte, genieſset;
Doch bald reiſet das Kind zum Menschen, da faſst ihn der Kummer.

Ach! wer des ersten Verlusts unendliche Leiden empfunden,
Heiter geht er dem Schmerz entgegen, ernster der Freude.
Und die Herrliche schwieg; die Seele bewegt' ihr Erinnrung,
Süſs und bitter gemischt, mit langverhaltenen Thränen
Füllend ihr glänzendes Aug', es windet ſanft aus den Armen
Der Gespielinnen sich mit schmerzlichem Lächeln die Jungfrau.
Doch jetzt sprach sie gefaſst: lang weilten wir plaudernd und mancher
Harret mit spähendem Blick, an der Schwelle, die Mutter vielleicht schon.
Mög't ihr eingedenk aber der Bitte seyn, so geleitet

Noch die Schwester mir heim, dünkt nicht zu groſs euch der Umweg.
Hier noch weil' ich indeſs in dämmernder Stille des Abends,
Bald erhebt sich der Mond und leuchtet schön mir zur Rückkehr.

Grüſsend schied nun und freundlich die Schaar der Mädchen, zurückblieb
Thestülis nur, die am Fels mit traurigem Schweigen gelehnt stand.
Doch als die leichten weiſsen Gewänder der wandelnden Mädchen
Fern schon wehten im Thal, bewegt von dem Hauche des Abends,
Schlang sie heftig den Arm und feſt um den Nacken der Freundin,
Also sprechend zu ihr, in bitter klagendem Unmuth:

Ach! daſs allzu spät kurzsichtigen Menschen die Zukunft
Sich, die nahende, zeigt, wenn, bang, von Trauer begleitet,
Unvermeidlich sie schon mit eilenden Füſsen herantritt.
Doch nicht fesselt die Scheu dein zartes Herz zu verwunden
Länger die Zunge mir an, enthüllt sey nun das Geheimniſs!
Längst schon ahndet' ich still, verborgen nähret Likoris
Sträfliche Flammen im Busen. Für deinen Verlobten entbrennt sie.
Darum trafen so tief des Mädchens kindische Worte
Sie, die Schuldbewuſste, verrathen hat sie sich selbst nun.

Ach! daſs er nur getreu sich dir bewahre, die Neigung
Niemals ahnde der Schwester. Denn schwankend oft ist der Männer
Eitler Sinn, und es reizt die Wankelmüthigen manchmal
Mehr die flüchtige Gunst als treue heilige Liebe.
Wie! genüget es nicht dem unversöhnlichen Schicksal
Daſs die schäumende Fluth dir raubte den frühen Geliebten!
Sollte den Bräutigam auch, die Schwester, welche du selber
Liebend gebildet, dir jetzt entführen mit tückischem Undank?
Also sprach Thestülis laut, mit vielberedten Gebehrden;

Doch ihr entgegnete drauf, mit ernster Fassung, die Freundin:
Sprich! wie redest du so in übereilter Hitze,
Seltsame Worte, im Busen mir quälenden Argwohn erweckend?
Immer fand ich bedeutend und wahr was du sagtest, doch scheint mir's
Jetzt als trübe betrüglich die klaren Sinnen ein Traumbild.
Zögre länger nicht mehr vom bangen schmerzlichen Zweifel
Schnell zu befreyen die Brust, das verworrene Räthsel mir lösend.
So die Jungfrau. Da rief die andre: Wunderbar fügen
Waltende Götter es nun, daſs dir, die immer nur spottet,

Wenn wir andern, besorgt, uns deuten nächt'ge Gesichte,
Daſs dir selber ein Traum verkünde das drohende Schicksal.
Nicht dem eigenen Blick, dem treuen Auge der Freundschaft
Zeigte der Warnende sich, den du verschmähet; sie legt ihn
Dir an's Herz, als den Wink empfang' ihn freundlicher Mächte.
Wisse denn! als heute dem Tag die goldenen Pforten
Aeos geöffnet, entschlief ich auſs neu, und nimmer geschieht dies,
Stets erweckt mich die Lerche, die frühe, zur munteren Arbeit.
Festlich, dünkt es mich, waren, geschmückt, wir alle versammelt,

Kränze flechtend im Thal, zur heitern Feyer des Lenzes;
Wolkenlos strahlte der Aether, es wehten säuselnde Lüfte.
Als es im herrlichen Blau die silbernen Schwingen bewegend
Immer tiefer herab zu uns sich senkte. Die Mädchen
Schrieen froh dir zu, den Lieblingsvogel erkennend,
Deine Taube, Simaitha, die jüngst du schmerzlich vermiſstest!
Und du hüpftest empor mit frohem Schreck, es entfielen
Dir vom Schooſse die Blumen, die du gesammelt; die schönen
Lagen auf thauigtem Grund, dir rings um die Füſse zerstreuet.

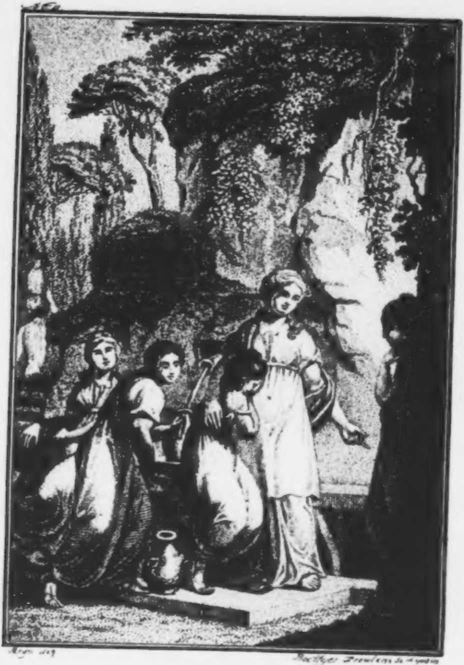
Schmeichelnde Namen entgegen der Wiederkehrenden rieſst du,
Strecktest die Arm' empor die zarten Schwingen zu fassen:
Siehe, da wandte betrüglichen Flug der Vogel Citherens,
Dreymal umkreist' er das Haupt der braungelockten Likoris,
Wiegte ruhend sich dann am Busen ihr, auf des Strauſses
Duſtenden Blumen, und schlug, liebkosend, mit glänzendem Fittig,
Buhlerisch, bald ihr die Schulter und bald den blendenden Nacken.
Ach! und du locktest zurück, mit süſser Stimm' ihn vergebens.
Sprich Simaitha! erscheint der Träume klärster der Deutung

Wohl bedürftig dir noch? und eitel die Sorge der Freundin?
Doch es nahet das Uebel nicht unerwartet und plötzlich
Ueberraschend sich jetzt, du hast, dies sey dir gestanden,
Längst es selber dir schon bereitet, durch schädliche Nachsicht.
Gnügte dir, da du kühn die alte Sitte verschmähtest,
Mild die Schwester zu lösen von angebohrener Knechtschaft?
Zogst du nicht sie empor, wie allzu zärtlich die Mutter
Sorgsam des Lieblings pflegt, den seltne Güter erwarten;
Nicht erwägend ob auch der Menschen strenger Erzieher

Ihn zum Liebling wähle, das unbestechliche Schicksal.
Darum wähnet sich jetzt, mit gleichem Rechte, Likoris
Froher Liebe bestimmt und den lieblichen Banden des Hymens,
Darum lodert ihr längst die sträfliche Flamm' in dem Busen
Von der Hoffnung genährt! —
O! schweige, rufet Simaitha,
Häufe zu Schmerzen mir nicht den seelerschütternden Vorwurf!
Was du als Fehler mir schiltst soll nie mich reuen! Die Knechtschaft
Tödtet nimmer in uns die allbesiegenden Triebe,
Welche die ewige Mutter so tief in den Busen gesenkt hat.

Laſs mich es denken denn, das niegedachte, daſs heimlich
Liebe das Mädchen genährt, und Gegenliebe der Jüngling;
Opfert ich freudiger nicht der Schwester dann und der Freundin
Selbst das süſseste Glück, als würd' es mir schlau von der Sclavin
Kalt und tückisch geraubt? Doch geb jetzt Thestülis, einsam
Laſs und schweigend die Brust, die bangbewegte, mich stillen.
Fremde Leiden bestürmen sie heut' und neue Gefahren
Drohen der heiligen Ruh, es droht dem liebenden Herzen
Kalter schmerzlicher Haſs. O! weht ihr säuselnden Lüfte,

Wehet Frieden mir zu! In deinem freundlichen Schooſse
Gütige Mutter Natur, verstummt, wie der weinende Säugling
Schläſt an der nährenden Brust, der Leidenschaſt regeste Stimme.



[illegible] del.

[illegible] sc. [illegible]

Zweyter Gesang.

Zweyter Gesang.

Abend senkte sich nun und still vertrauliche Dämmrung
Auf die Fluren herab, es streiften leiser die Winde
Ueber der schlummernden Trifft, mit Kühlung wehendem Fittig.
Fern in Westen entglimmt', am Purpursaum des Gewölkes,
Schon der liebliche Stern, der Führer glänzender Schaaren,
Welche die schweigende Nacht erhellen, mit freundlichem Schimmer.

Säuselnd wiegten die Zweige der blühenden Myrthe des Tages
Fröhliche Sänger in Schlaf, es kehrten emsige Bienen
Noch mit süſser Beute beladen, summend zurücke.
Schon gesenket standen die schlummernden Blumen und schlossen
Leis' den farbigen Kelch, der zarten Düfte Bewahrer.
Und an den Felsen gelehnt, saſs unbeweglich die Jungfrau,
Senkt' in die stützende Hand ihr Haupt mit sinnendem Schweigen.
Ersten Blickes vielleicht, ging hier ein Wandrer vorüber,
Hätt' es diesem gedünkt, sie ruhe nach fröhlicher Arbeit.

Eingewiegt von des Quells leisflüsternd sanftem Gemurmel,
Theile sorglos sie auch der Götter freundlichste Gabe
Mit der ganzen Natur, den holderquikkenden Schlummer.
Aber die liebliche Ruhe verscheuchte die schmerzliche Sorg' ihr,
Welche die Freundin erregt mit ängstlich dringender Warnung,
Und so sprach sie zu sich, im Stillen manches erwägend:
  Ja! wie kann ich es selber mir bergen! stand doch Likoris
Erst mit Erröthen vor mir, in stumm beschämter Verwirrung,
Und das unendliche Lob, wie scherzend es nannten die Mädchen,

Zeigt es die Schuldige nicht, die frevelnde Liebe beschönigt?
Oder trübte vielleicht ein kränklich nichtiger Argwohn
Thestülis spähenden Blick und schuf ein täuschendes Schreckbild?
Ist auch strafbar darum Likoris weil sie die Neugier
Der Gespielinnen stillt, mit munterm Plaudern, des Jünglings
Schönheit preisend, verbunden der Sitten Adel und Einfalt?
Hebt mir doch froh der Gedanke den Busen, daſs ich sein eigen
Bald auf immer nun bin, und wenn ich der lieblichen Hoffnung
Jetzt mich stiller erfreue, gereift durch das erstere Schicksal,

Zürne gerecht ich darum, ihr, die in reizender Unschuld
Zwischen dem Kinde noch schwankt und der zartentblühenden Jungfrau,
Daſs sie offen ihr Herz uns zeiget sicher und arglos?
Also redend erhob mit heitrer Ruhe Simaitha
Schon den entwölkten Blick, doch plötzlich umschwebt' ihr die Stirne,
Dunkler Ahndung voll, des warnenden Traumes Erinnrung.
Schon erfüllet wähnte sie ganz die traurige Deutung,
Sah den Bräutigam, los aus ihren Armen sich reiſsend,
An dem Busen der Schwester und barg in die Hände das Antlitz.

Doch ein kurzes Besinnen gab schnell die Fassung zurück ihr,
Und so sprach sie bewegt:
Kann denn ein nichtiges Dunstbild
Mich mit Sorgen erfüllen, die stets der Täuschungen lachte?
Ja, ich fühl' es, den Geist bewahret vor schädlichem Irrthum
Mehr die Zufriedenheit, als je die Vernunft und die Wahrheit.
Kühn verschmähet und stolz der Beglückte den Wahn, er vertrauet
Freundlichen Göttern, es bürgt die Gegenwart für die Zukunft;
Doch wenn nun der Verlust ihm droht des theuersten Glückes,
Weicht auch die stützende Hand der Himmlischen, trostlos und einsam

Bebt der Sichere jetzt und faſst, in grauſender Dämmrung,
Dann der Ahndung schwankendes Band; sie knüpſt an die Hoffnung
Leis' ihn wieder auſs neu, indem sie der Furcht ihn verbindet.
Also strebte Simaitha, mit ruhig ernster Betrachtung,
Sanſt die Sorge zu täuschen des heimlich quälenden Argwohns;
Als, die bethaueten Wiesen durchwandelnd, jetzo Diokles
Ihren Blicken sich zeigte, es hatte dieser der Jungfrau,
Wenn der Tag sich geneigt, an den Brunnen zu kommen verheiſsen.
Darum weilte sie noch allein und harrte des Jünglings,

Den am schirmenden Felsen des Pfades Krümme nun herführt.
So wenn, das Dunkel besiegend, in herrlich strahlender Klarheit,
Neu verjünget der Tag aus blauen Fluthen emporsteigt,
Düstres Gewölk verscheucht, der Nächte Schatten, mit Rosen
Aeos bestreuet die Bahn des Herrlichen, dem sie voranleucht;
Also färbte frohes Erröthen die Wange der Jungfrau,
Und der Unmuth entfloh, es floh der quälende Zweifel,
Vor des Geliebten Nähe. Sie trat, in heitrer Erwartung,
Aus der Bäume Kreis, der noch sie, in dichter Umschattung,

Seinem Blicke verbarg und nannte den Namen des Jünglings.
Aber als ihm, der sinnend, im wachen Traume, die Blicke
Starr zur Erde gesenkt und, unbekümmert des Pfades,
Unbewuſst ihm gefolgt, die sanfte Stimme Simaitha's
Tönte, die hohe Gestalt entstieg den Schatten der Dämmrung,
Hob er das lockige Haupt mit Staunen, und hemmte den Fuſstritt,
Bis mit fragenden Worten die Jungfrau also ihm zurief:
Sprich! was fesselt so starr am Boden den wandelnden Fuſs dir,
Daſs nicht eilend, wie sonst, und gern dein Schritt mir begegnet?

Schreckte die Stimme dich der Geliebten?
O wie verschieden
Ist vom muthigen Mann das Weib, das
schüchterne nennt ihr's!
Furchtlos würde ich stets die deine hören,
und stieg mir
Auch entgegen der Ruf aus dem Schooſse
des nächtlichen Orkus;
Nur ein Nachhall noch der Stimme liebli-
cher Sehnsucht
Würde nimmer fremd sie mir ertönen
noch schreckbar.
Doch, mit fliegenden Worten, darauf
der schöne Diokles:
Traun, du Treffliche zürnst mir billig,
selber doch dünkt mich
Jetzt befremdend, wie dir, mein furchtsam
zögerndes Staunen.

Aber als du hervor am Felsen schwebtest, umwallte
Lichterer Glanz die herrliche Bildung, ähnlich den reinen
Heiligen Nymphen des Quells, wenn leis' sie im Dufte des Abends,
Silbernen Fluthen entsteigend, zum Reihen sich sammeln, erschienst du,
Eine der Himmlischen mir, umwebt von dem Schimmer der Gottheit.

Also Diokles beschämt, und ihm erwiedert Simaitha:
Nicht was ich eben dir schien, ein Wesen höherer Abkunft,
Nein, der sterblichen Frauen geliebteste, mögt' ich dir heiſsen.
Denn die Göttin verehret der Mann, ihn fesselt das Weib nur.

Scheinet doch dies Wort, so sprach der
blühende Jüngling,
Aus den Tiefen der Brust geraubt mir! In
schöner Bedeutung
Sprichst du klärer nur aus, was dunkel
längst mich Empfindung
Lehrte! Fremd bleibt immer dem kleinen
Menschen die Gottheit.
Kaum erreichet der Dampf des Dankaltars
die Gewölbe
Ueber denen sie thront, und froh vertrauend
nur neiget
Sich zum Menschen der Mensch, um Freud'
und Gebrechen zu theilen,
Und die Schwäche nur knüpft die unauflöslichen Knoten.
Aber mit heiterem Ernst entgegnete diesem die Jungfrau:

Wenn im hohen Olymp die Götter thronen, so sind sie
Nicht uns ferner darum, und stiege zu ihnen des Dankes
Stimme nimmer empor, so strömte doch nieder die Wohlthat.
Heiter umwallet uns stets des Tages freundliche Klarheit,
Mild uns die friedliche Nacht, mit allen ewigen Sternen.
Ueber beide ja waltet ein hohes himmlisches Antlitz!
Phöbus der strahlende schenkt den Tagen Freude; der Schwester
Immer wechselndes Licht erhellet die zögernden Nächte.
Schau, dort steigt sie hervor, am waldumkröneten Hügel;

Kein Gesang erschallt aus dem Busch, mit ruhendem Fittig
Schlummern die Zephyre hier, gewiegt auf thauigten Blumen.
Doch was lehnst du Geliebter dich schweigend an die Cypresse
Hin? Du scheinest versenkt in traurig-ernste Betrachtung?
Also fragte sie; tief erseufzend versetzte der Jüngling:
Ja was berg ich es dir, mir weckt im Busen nur Wehmuth,
Rings die nächtliche Ruh, der weiten lebenden Schöpfung.
Muſs im dämmernden Reich des süſsen Schlummers, allein denn
Stets die menschliche Brust beweget bleiben und rastlos?

Aber ihm nahte gelassen, mit ernsten Worten Simaitha:
Zürnst du den Göttern, mein Freund, den gütigen, daſs sie das Herz dir
Zart und fühlend gebildet, der Freud' und dem Kummer empfänglich?
Doch von auſsen dringt und oberflächlich der Schmerz nur,
An die ruhige Brust, wo tief im Innern das Glück quillt.
Aber sage warum doch jetzt, so nahe der Stunde
Die uns auf immer vereinet, du fern dich zeigest und fremd mir?
Trübes Schweigen nur ists und scheu verschlossener Kleinmuth
Welche dem offenen Blick, der heitern Rede begegnen.

Bist auch du es Diokles, und war es wirklich die theure
Stimme, die ich vernahm? So wie vom ferneren Felsen
Dumpf des Freundes Ruf herüber schallt, es verwehet
Jedes schmeichlende Wort der Liebe ein neidischer Lufthauch,
Also hör' ich auch nun den Ton der das Herz mir beweget;
Aber des froherwünscheten Sinnes lausch ich vergebens.
Laſs von hinnen uns gehn! Es weben zürnende Nymphen,
Wie der Epheu den Felsen umstricket, hier um die Seele
Sorg' und Zweifel mir nur; die kalte Hand des Verdachtes

Löst von dem liebenden Busen die schönsten heiligsten Bande.
Also sprach sie und wandte sich abwärts, doch es ereilte
Bald der Jüngling sie und rief voll tiefer Bewegung:
Nicht verkenne mich so! Fürwahr der Argwohn ergreifet
Jetzt nicht schmerzlicher dich, als mich die Scheu dich zu kränken;
Aber den Doppelsinn hass' ich der schmeichelnden Worte. Noch immer
Zeigt' ich offen mich dir, und rein sey unser Verhältniſs!
Ja, ich bekenn' es dir frey: mit still gehegter Besorgniſs
Seh' ich nahe den Tag der langerhofften Verbindung.

Fühle mich ängstlich nun dir fremder; doch richte du selbst mich.
Zweymal füllte sich kaum die wechselnde Scheibe des Mondes,
Seit ich zuerst in dem Tempel dich sah, die schönste der Jungfraun,
Liebe durchglühte die Brust mir, du kamst dem schüchternen Jüngling
Sanft entgegen, und so entlockte schmeichelnde Hoffnung
Das Bekenntniſs mir gleich der neuen süſsen Gefühle.
Nur das reizende Weib entzückte mich; heiter, um Liebe,
Liebe zu tauschen, dies wähnt' ich eure höchste Bestimmung;
Doch als, näher ich dir, erstaunt die besonnene Klarheit

Sah des seltenen Geist's, und deines tiefen Gemüthes
Heilige Still' und Huld, wie schien ich selber so klein mir!
In dem Innern des Hauses erschienst du, ähnlich dem Schutzgeist,
Freundlich waltend vor mir, die kleinsten Geschäfte veredelnd;
Stets um alles besorgt, zugleich mit heiterer Ruhe
Ganz gesammelt in dir. Da schien des eigenen Wirkens
Engbeschränkter Kreis, mir jetzt so nichtig und zwecklos.
Sprich! was könnt' ich dir seyn, das du nicht alles dir selbst bist?
Was dem liebenden Weibe im frohen Bunde gewöhnlich

Wird der reifere Mann, ein Freund der, reich an Erfahrung,
Die verschlungenen Pfade des Lebens sie führet, der freundlich
Mild die Schwächen der Gattin erträgt, sie lehrend zurecht weist,
Nimmer werd' ich es dir! O sprich, welch seltenes Schicksal
Hat, auf die zarteste Form des Weibes, höherer Weisheit
Ernstes Gepräge gedrückt, und was gesellte der Blüthe
Rosiger Jugend zugleich des Greisen ruhige Klugheit?
Aber Simaitha sprach, die schöne, traurig erwiedernd:
Eine Welt von Erfahrung und Leiden trag' ich im Busen!

Zürnt denn aber so streng ein unversöhnliches Schicksal,
Daſs die höhere Ruh und Fassung, welche das Unglück
Bot mit tröstender Hand, als mit der andern es alles
Mir entriſs, anjetzt mir den Geliebten entfremdet,
Und durch den schönsten Besitz, mir raubet die lieblichste Hoffnung?
Doch, wohl fühl ich's, bedarf der Augenblick eines Wortes
Das ich im Busen verschloſs. Ja, hätte, theurer Diokles,
Ernst und Schweigen von mir dich entfernt und die Bande gelöset;
O! so knüpf' uns auſs neue zusammen Vertraun und Empfindung!
Seltsam schein' es dir nicht, wenn ich geschwiegen, denn zögernd

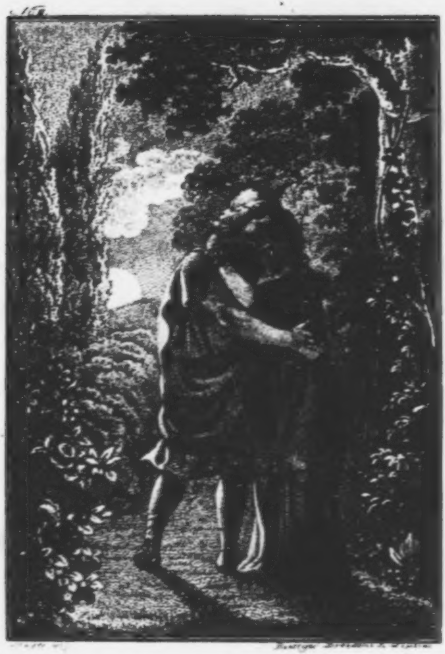
Löst ein langeverschlossener Schmerz sich nur von des Busens
Schweigendem Heiligthum, wo er einst ein Gott uns geworden,
Dem wir die herrlichsten Opfer, die theuersten, Freude und Hoffnung
Lange geweihet! und stürzt die Zeit auch den traurigen Altar;
Ehrt das geheilete Herz noch still was einst ihm geheiligt.
Einen Freund beſaſs ich, als kaum mir der lächelnden Kindheit
Rosiger Nebel zerfloſs. Die Zeit, wo das tändelnde Mädchen
Zwischen Blumen noch spielt, gewann die schönste Bedeutung
Für das junge Gemüth, und, wie auf grünenden Höhen,
Hold gewecket vom Strahl des goldnen Tages, die Blume

Früher den 'farbigen Kelch entschlieſst, wenn im Dufte der Dämmrung
Schlummern die Kinder des Thals, auch so entfaltete schnell und
Heiter, im Sonnenscheine der heiligsten Liebe, mein Geist sich.
Aber der herrliche Mann, der stolze, verschmähte den Vortheil
Den die Sitte gewährt, nach welcher dem ärmeren Jüngling
Gern das begüterte Mädchen die Hand reicht, im Handel des Auslands
Wollt' er Schätze für mich erwerben. Unselige Groſsmuth!
In den Wogen fand er sein Grab; um den lodernden Holzstoſs
Tönte kein trauriges Schluchzen der Braut, nicht ruhn die Gebeine
Unter beschattetem Maal, verschlungen hat ihn der Abgrund.

Aber die ganze Natur war nun bedeutend und heilig
Mir geworden, ein Kranz, der schön die ewigen Blüthen
Schlang um das herrliche Haupt, des lichtumstrahlten Geliebten.
Jene blauliche Fluth, die fern im Schimmer des Abends
Dort uns glänzet, durchschnitt vordem das eilende Fahrzeug,
Das von hinnen ihn trug; an diesem felsigen Ufer
Stand ich weinend vor ihm, als männlich fest er des Abschieds
Schmerzen trug. Wie oft verweilt' ich hier am Gestade,
Duftende Kränze flechtend, ich weihte sie glaubig den Nymphen,
Daſs sie mir schützten den Freund und zähmten die brausende Meersfluth.

Auch zum Himmel empor, wo still die
Söhne der Leda
Neben einander die Bahn durchlaufen, in
seliger Eintracht,
Hob ich freudig den Blick. Sie, die mit
strahlendem Fittig
Tröstend erscheinen dem Schiffer, ein
frohes Zeichen der Rettung,
Wähnt' ich mir nah und verwandt, sie
theilten die Sorgen der Liebe.
So wand Erd' und Himmel, im ernstern
heiligen Kreise,
Sich bedeutend um mich, und als die
lächelnde Hoffnung
Mir verschwunden aus ihm, erhellte sanft
ihn Erinnrung.
Aber mein Herz bedarf des deinen, daſs
ihm die Jugend
Ach, die goldne, zurück noch kehre! Liebe
nur knüpfet

Freundlich dann es aufs neu fest an die verödete Zukunft.
Und sie neigte die Stirn, die reine blühende Jungfrau,
An des Jünglings Brust, der leis', voll inniger Rührung
Sie umfassend, rief: Vergieb des Schüchternen Blödsinn!
Wie ein sterblicher Mann, den unerwartet [illegible] nder Göttin:
Himmlische Liebe beglückt; fühl auch ich Herrliche selig
Mich in deinem Besitz! O lehre das Glück mich ertragen!
Diesen höhern Glanz, der dich umstrahlet! und dankbar
Weih' ich ein Leben dir ganz, das deine Liebe geheiligt.



Dritter Gesang.

Freundlich zeigte sich schon die heitere ländliche Wohnung
Nah dem wandelnden Paar, umpflanzt mit schwankenden Pappeln,
Deren silbernes Laub sich mischte mit dunklerem Ahorn.
Zwischen den weiſslichen Säulen, die schön geordnet den Eingang
Ziereten, saſs im Glanze des Monds auf der steinernen Bank, schon
Lange Filemos, still die liebliche Tochter erwartend,

Die er, heiteren Blicks, empfing mit scherzenden Worten:
Ey! wie kehret so spat mein Töchterchen heute zurück doch?
Nicht des harrenden Vaters eingedenk, schweift sie im Mondschein!
Eros höhere Macht, fürwahr sie zeiget an dir sich!
Denn am schattigen Born, wo gerne die Mädchen verweilen,
Säumtest du nie, und warst zuerst bedacht auf die Rückkehr,
Bis sich der kindische Gott auf grünendem Pfad dir gesellt hat.
Aber es nahte dem Greis mit schmeichelnden Worten die Jungfrau:
Zürne der liebenden Tochter doch nicht, obschon sie vor diesem

Früher kehrte zu dir; mit freudig wärmerem Herzen
Eilte die Glückliche heut' entgegen deiner Umarmung.
Nimmer schadet der ernsteren Pflicht die freundliche Liebe;
Denn zur Thätigkeit ermuntert schöner den Geist sie,
Da zum belohnenden Fest sie jede Beschäftigung zaubert.
Ja, sie lehret allein des flüchtigen Augenblicks Werth uns.
Eilend bring' ich den Wein, den stärkenden, ordne das Mahl dir,
Wenn es Likoris nicht schon, so wie ich geboten, bereitet.
Und mit Lächeln versetzte, die Tochter umfassend, Filemos:

Mag doch die Schaale gefüllt und unberüh-
ret mir bleiben,
Bietet, wie er's gewohnt, sie nicht dem
Vater der Liebling!
Deinen freundlichen Blick erwartet' ich,
welcher den meinen
Gern begegnet und kaum bewuſste Wün-
sche mir ablauscht.
Doch schon senkt sich die Nacht, und
schädlich ist's zu verweilen.
Also der muntere Greis, ihm folgte die
treffliche Tochter,
An Diokles Hand zur geräumigen Halle,
wo freundlich
Sie Likoris empfing, beym ländlichen Mahle
beschäftigt.
Hier bot kühlende Milch, gleich Silber
schimmernd, Erquickung.

Hochgelb glänzte das Gold des süſsen duftenden Honigs,
Und, von schwellenden Rosen umkränzt, die zierlichen Schaalen,
Schon gefüllt mit dem Saft des selbstgepflegeten Weinbergs.

Wo der gepolsterte Sitz auf erhobener Stufe bereit war,
Lagerte nun sich der Greis und hob mit heiterem Antlitz,
Hoch empor die Schaale von schön getriebener Arbeit.
Kinder laſst uns vor allen der Götter gedenken! so sprach er,
Denn sie geben Gedeihen den Erdgebohrnen, doch streng auch
Zürnen des Lässigen sie, der schuldiges Opfer verabsäumt.

Ihnen vergieſs ich darum den Wein hier, eh er die trockne,
Durstige Lippe mir noch erquickend netzte, das Gleiche
Ziemt auch dir mein Sohn. Des Dankes heilige Andacht
Ist dem Glücklichen süſs und leicht. Den Unsterblichen näher
Bringet Freude das Herz und hebt zu ihnen empor uns.
Freudig seh ich mich jetzt am Ziel! und wähne begonnen
Neu die Laufbahn mir, die fast vollendet zurückliegt.
Meine geliebteste Tochter verbunden dem trefflichen Jüngling
Seh ich, wie es mein Wunsch! Nun lohnet der züchtigen Jungfrau

Hymens heitres Glück, im Schooſs der Lieb' und der Unschuld.
Ha! schon seh ich die Zeit, wenn zwischen blühenden Enkeln,
Statt des Stabes gestützt auf die zarten Schultern der Kleinen,
Leicht und rüstiger ich ersteige den steileren Weinberg!
Froher brech' ich dann die purpur-schwellenden Trauben
Für die muntere Schaar, die ungeduldig erwartend
Mich umhüpft. So eilen, durch Lieb' und Eintracht erhellt, mir
Schneller die zögernden Stunden des dunklen Alters vorüber.

Ihm erwiederte drauf der biederherzige Jüngling:

Einfach, reizend zeigest du mir, o Vater, die Zukunft;
Doch verarge mir nicht, wann trüb', mit stiller Besorgniſs,
Ich der liebenden Mutter gedenke, welche des Sohnes
Nun auf immer beraubt sich siehet. Gern auch erfreute
Sie der Tochter sich, der würdigen; aber gefesselt
Hält die zögernde Krankheit daheim die Theure gefangen.
Leer steht nun das geräumige Haus und öd' ist die Halle,
Wo die muntern Genossen der Jagd sich lärmend versammelt,
Wenn das frohe Geräusch erscholl der festlichen Mahlzeit.

Traurig sitzet die Mutter mit ihren Frauen, der Rückkehr
Harrt sie des Sohnes, umsonst, gequält von schmerzlicher Sehnsucht.
Wär' es von dir mir vergönnt, daſs stets des rollenden Jahres
Hälfte künftig zu ihr mir folgte die liebende Gattin!
Daſs du willig mich doch begleiten möchtest Simaitha!
Mancher neue Genuſs erwartet dich! Ja, schon bereitet,
Also ordnet' es selbst die Mutter, steht der Gemächer
Schönstes für dich; dort gewähren dir hohe Fenster die Aussicht
Ueber den Hafen, und zeigen ein stets ergötzendes Schauspiel.

Fröhlich tanzen die Schiffe vom fernen Saume des Himmels
Auf den Wellen heran, die Aeos herrlich vergoldet.
Stolzer schwellen die Segel im Morgenhauche, und schäumend
Rauscht, von den Rudern bewegt, in gemessenen Tönen die Fluth auf.
Dort am Ufer das frohe Gewühl! Erscheinet ein Fahrzeug,
Forschet jeder bewegt, ob das erwartete komme?
So erharret das liebende Weib den Gatten, dem Sohne
Schleicht entgegen der Greis, und Freude krönt die Erwartung.
Peitschet Sturm das dunkele Meer, dann liegen die Schiffe

Ruhig im schützenden Port. Es rauschen friedlich die Wipfel
Hoher Ulmen herab, auf die gesicherten Maste.
Aber strahlet, entwölkt, am heitern Himmel des Tages
Freundlich waltendes Licht, schnell rüstet sich jedes zur Abfahrt.
Lüſte blähen das Segel, die Anker werden gelichtet,
Kränze umflattern den Mast, aus Opferschaalen vergieſset
Wein der Schiffer ins Meer, er fleht den starken Poseidon
Erst um glückliche Fahrt und dann zu den Seinen um Rückkehr.
Ja, vor allen Pallästen, mit welchen längs am Gestade

Mitylene prangt, erfreute die eigene
Wohnung
Mich, vom frohen Gewühl geschäftigen
Lebens erheitert.
Und entging im bunten Gedräng', so
fragte Simaitha,
Deinem betrachtenden Blick der Unruh
schwankender Fuſstritt?
Dort auf befurcheten Wangen die Blässe
nagenden Grames,
Hier die quälende Angst, der starre Blick
der Verzweiflung?
Siehst du am Halse des Mann's nicht oft
die scheidende Gattin,
Die ihr lallendes Kind schon jetzt als Waise
beweinet?
Siehst du nicht den Greis, der tief gebeugt
in die Fluthen

Hinstarrt, welche die Stütz' ihm des einsamen Alters verschlangen?
Wo sich in dichteren Massen die Menschen drängen, vervielfacht
Schmerz und Kummer sich auch; im selbstgebildeten Kreise
Wirken freudiger sie und sichrer. Nur in des Glückes
Anschau'n welches wir selbst verbreitet, schwindet des fremden
Elends quälendes Bild, das Gefühl der eigenen Ohnmacht.
Also sprach sie, und ihr entgegnete freundlich der Jüngling:
Willst du, gesammelt in dir, der Stadt bewegliches Schauspiel
Mit dem stilleren gern vertauschen; in freundlicher Fülle

Bietet auch dort, wie hier, die Natur den heitren Genuſs dir.
Nah' dem kleinen Hafen, der, minder besuchet und südwärts
Liegt, erheben sich Hügel, die rings der geschäftige Städter
Mannichfaltig bepflanzt, in lieblich wechselnder Mischung;
Rauh ist und felsig der Grund, wo ihn der Fleiſs nicht, betriebsam,
Urbar machte; so grünt mit schwellenden Trauben ein Weinberg
Ueber dunklem Gestrüpp, das wildernd zwischen der Felskluft
Nickt. Der rauschenden Fluth entsteigen, trotzend und steiler,
Rings die Klippenufer, ein abgerissenes Felsstück,

Aus der Titanen gewaltiger Hand zum Abgrund geschleudert
Scheint es und strecket hinaus, von tönenden Wogen umspület,
Weit den Rücken ins Meer. Hier sitzen singende Fischer,
Emsig betrügliche Netze bereitend, wo von des Oelbaums
Schwankenden Schatten beschützt, sich bilden die sicheren Buchten.
Dichte verbreiten sich hier am Ufer die strebenden Aeste,
Geben liebliche Kühlung und tiefen Schatten dem Mittag.
Oft verweilt' ich dort, wo gern sich in freundlichen Träumen
Meine Seele verliert. Es rauscht ein heilig Entzücken

Aus den Wipfeln auf mich herab, und süſsere Ahndung
Weht mir schmeichelnd um's Haupt.
Hier rief, die Rede des Jünglings
Unterbrechend, Filemos: Wie glücklich scheinet die Blindheit
Mir, das schönere Loos der unbefangenen Jugend!
Unbewuſst, auf Trümmern des Glücks, auf der Asche der Vorwelt
Wandelt ein neues Geschlecht, genieſst und hoffet; der Schauplatz
Bleibt derselbe; ob Schmerz, ob einst ihn die Freude bezeichnet,
Nicht bekümmerts den Lebenden! längst schon verklungen
Ist der Vergangenheit Stimme, die keine Spur ihm zurückruſt.

Wie du sie schilderst, erkenn' ich genau die Gegend, es zeigt mir
Dort ein trauriges Bild der fernen Jahre Geschichte.
Wehmuth würde mich nur und Schauer fassen, beträt' ich
Je dies Ufer, o Sohn! wo frohe Ruh dir gelacht hat.
Wohl entsinn' ich mich noch, obschon die purpurnen Früchte
Bald zum dreyſsigsten mal gereifet am schattenden Oelbaum.
Denn, ein Jüngling noch, bewohnt' ich die fröhliche Stadt auch,
Spät, mit der Gattin erst, erwählt' ich die stillere Wohnung.
An dies Ufer zog die heftig drängende Menge

Eines Morgens mich einst, auch mir die Neugier erweckend.
Als dem forschenden Auge sich bald ein rührendes Schauspiel
Zeigte, den Wogen kaum entraſſt ein Mädchen, das leblos
Lag. Ihr hatte des Todes erstarrende Hand das Gepräge
Schon auf die lieblichen Züge gedrückt, ihr sanken die Stirne
Schwere Locken herab, genetzt mit bitterer Meerfluth.
Rings umfloſs sie das Haar, das lange; in wilder Verwirrung
Waren die seidenen Flechten gelöst, die Zierde der Jungfraun.
Und aufschaudernd rief Likoris: weh! mit Entsetzen

Füllt mir die Seele dies Bild! O sprich! wie wurden der Armen
Doch zum traurigen Grab die tosenden Wellen? Unglaublich
Scheinet immer es mir, daſs, von dem freundlichen Daseyn
Willig scheidend, ein Mensch die Tage selber sich abkürzt.
Denn so lange das Leben nur währt, auch währet die Hoffnung;
Doch der Orkus verdeckt uns alle Freuden auf ewig.
  Näher drängte sich nun und tief beweget das Mägdlein
An des Vaters Seite, der also gesprächig erwiedert:
Daſs die Unselige selbst hinab sich stürzte, dies hatten

Fischer, die eben dort beschäftigt verweilten, bestätigt.
Steil ist das Ufer, es jagt an den Felsen die heftige Brandung
Schäumende Wellen hinan, sie wälzten entgegen den Leichnam
Schon dem eilenden Kahn, der spät die säumenden Retter
Ihr vom Hafen gebracht, und nur die Entseelte zurücktrug.
Lykos zweyte Tochter, des reichsten Bürgers war Daphne,
Aber das erste Mädchen an Reiz und bezaubernder Anmuth.
Um die ältere warb ein Jüngling; schimmernder Reichthum
Lockte zu dieser, es zog zu jener fesselnde Schönheit

Bald den schwankenden Sinn, so zwischen beiden, Liebe
Heuchelnd und fühlend zugleich, stand bald er schwach und bald treulos.
Nicht der Sitte gedenk, der langverjährten, die niemals
Hymens Freuden auch der Jüngern gönnet, ernährte
Still, in verschlossener Brust, das Mädchen die täuschende Hoffnung,
Seiner Treue gewiſs; ihr war der schmeichelnden Männer
Lockende Sprache noch fremd, ihr trüglicher Zauber gewann das
Unerfahrne Herz, im ungleich wechselnden Tausche
Gab sie glühende Liebe für eitle sträfliche Selbstsucht.

Ganz dem Geliebten vertrauend, erblickte sie wachsame Vorsicht
Noch im kalten Verrath. So täuschet sich Leidenschaft immer,
Schlieſst freywillig das Auge am Rande des gähnenden Abgrunds!
Doch er wählte nicht lang'! Besiegt durch die mächtige Goldgier
Reicht er der Schwester die Hand. Am Tage, welcher dies Bündniſs
Festlich auf immer zu knüpfen bestimmt war, riſs auch die Arme
Zu den trauernden Schatten hinab ihr dunkles Verhängniſs.

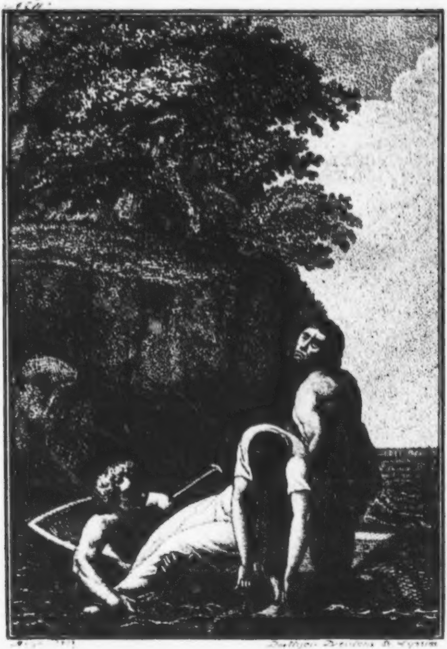
Also erzählte Filemos, als heftig schluchzend, Likoris
Seiner Seit' enteilte, das thränengebadete Antlitz

Mit dem weiten Gewand umhüllend, lehnt' an den Marmor
Sie die brennende Stirn und achtet nicht auf des Vaters
Rasches Zürnen, der heftig verweisende Worte ihr zurief.
Weibliche Schwäche nur sah der Greis in dem Schmerze des Mädchens,
Der, vergebens bekämpft, nun leidenschaftlich hervorbrach.
Doch die Weinende nicht miſsdeutend blickte der Jüngling,
Aengstlich stumm, nach ihr. Was leis' ein dunkles Gefühl ihm
Zugeflüstert, dies sagt ihm lauter nun die Gewiſsheit.
Zartes Erbarmen zog und sanft verführendes Mitleid
Zu der Liebenden ihn, er fühlte beschämt in der Brust sich

Leises Verlangen erweckt und mied, im stillen Bewuſstseyn,
Scheu Simaitha's Blick, der ernst und prüfend ihn faſste.
Denn enthüllet erschien auch dieser das trübe Geheimniſs,
Keinen Zweifel vergönnend. Zu quälenden Schmerzen gesellte
Noch die Sorge sich ihr, sie dachte den heftigen Vater
Schonend zu täuschen, und sprach in stiller himmlischer Anmuth
Also geneiget zu ihm, gelassene Ruhe erheuchelnd:
Vater! wenn im Schimmer der Abendröthe du mit uns
Unter den Säulen verweilst, und purpurn dann ein Gewölke
Aus der Ferne sich hebt, von scheidenden Strahlen umsäumet,

Pflegst du warnend oft zu sprechen: Kinder! der Morgen
Dämmert freundlich heiter wie heut' uns nicht, denn es dräuen
Dort Gewitter und Sturm. So scheinet nun in der Wehmuth
Trüber Wolke mir auch der ruhige Abend verdunkelt,
Welcher den festlichen Tag uns bringt auf dämmerndem Fittig?
Unglück rauschet er mir und Schmerz, ich bekämpfe der Ahndung
Dunkel wirkende Macht vergebens. Laſs mich, o Vater!
Jetzt im stillen Gemach die Götter bitten vom Haupt mir
Mild zu wenden den Sturm. Doch ist es des höheren Schicksals
Ernster Schluſs so verleihen der Flehenden freundliche Mächte,

Zu dem prüfenden Schmerz, vielleicht zugleich die Ergebung.
Aber Diokles hörte voll tiefer schmerzlicher Rührung,
Was Simaitha sprach, und rasch zu den Füſsen ihr sinkend
Barg er sprachlos, verwirrt, im Schooſse der herrlichen Jungfrau
Der Beschämung Röthe zugleich mit der Zähre des Unmuths.
Doch mit sanfter Gewalt hob still das Haupt sie ihm aufwärts.
Rings an den glänzenden Schläfen die goldnen Locken vertheilend,
Drückt auf des Jünglings Stirn sie leis' die keuschen Lippen
Und entwand sich dem Arm, der noch das Knie ihr umfaſst hielt.



[illegible] [illegible]

Vierter Gesang.

Vierter Gesang.

In der Kammer, die nun des Mondes dämmernder Strahl nur
Schwach erhellete, sank betäubt Simaitha auf's Lager;
Nicht das ruhige mehr, zu dem des heiteren Tages
Lächelndes Bild ihr gefolgt, im leisen Schlummer erlöschend.
Weich umfing vordem der mohnumkränzete Gott sie
Hier mit schmeichelndem Arm, und keins der bunten Gebilde,

Welche die schweigende Nacht mit täuschenden Farben erzeuget,
Schwebte sonst um das Haupt der sorglos schlummernden Jungfrau;
Doch jetzt floh der gefällige Schlaf; sie umwankten des Tages
Trübe Erscheinungen noch, die wohlbekannten Gestalten
Schwebten traurig und fremd an ihren Blicken vorüber.
Aber noch einmal faſste die immer freundliche Hoffnung
Sanft der Jungfrau Hand, mit liebreich tröstendem Zuspruch:
Fremd vielleicht noch war der Schwester sträfliche Neigung
Deinem Geliebten bis jetzt, ihm hatte zuerst sie der Zufall

Unwillkommen enthüllt, nur Ueberraschung
und Mitleid
Sprach sein staunender Blick; so flüsterte
schmeichelnde Hoffnung.
Aber die Leucht' in der Hand, betrat
nun Likoris die Kammer,
Noch der älteren Schwester zum Dienst,
so wie sie gewohnt war.
Und sie täuschte der Schein, da abgewendet Simaitha
Lag, mit verhülltem Gesicht, sie schien
in Schlummer versenket.
Denn die Treffliche mied, bewegt und traurig, des Mädchens
Anblick, welcher so kurz noch willkommen ihr immer und süſs war.
Aber Likoris trat mit zögernden Schritten
nur vorwärts;

Also bebte Psyche, die Gattin des lächelnden Amors,
Da mit verbotenem Licht sie das duſtende Lager erhellte,
Und den himmlischen Reiz erblickte des ewigen Jünglings.
Still nun faltete sie die Gewande, eilte sodann auch
Nahrung der Lampe zu geben, der nächtlichen, zierliche Kettlein
Hielten sie schwebend empor, und über das Bette verbreitet
Drauf sie den Teppich, der weich aus bunter Wolle gewebt war.
Lange heſtet sie so, in finster stummer Betrachtung,
Starr auf die Schwester den Blick, doch heſtig ergriff sie die Wehmuth

Und der gewaltige Schmerz, sie rief die klagenden Worte:
Hochbeglückte! verträumst du die Stunden süſser Erwartung?
Tückisch fürwahr ist der Schlaf, und immer feindlich den Menschen,
Gern betrügt er den Günstling des Glücks um des heitern Genusses
Schnellbeflügelte Stunden, die bald auf immer dahinfliehn.
Nur wo mit Zähren der Gram das traurige Lager benetzet
Nahet nimmer der Schlaf; mit allbesiegendem Zauber,
Täuschet er selten den quälenden Schmerz in kurzem Vergessen.
Was doch ordnet' ich hier gedankenlos diese Gewande?

Nicht ziemt häusliche Tracht so festlichem Tage, du prangest
Morgen im bräutlichem Putz; bewundernd schauet Diokles
Wohlgefällig vielleicht, sie, die für ihn so geschmückt ist.
Und ich sollte dies Haar mit heiteren Blumen durchflechten,
Freude-heuchelnd mich mischen ins Chor der fröhlichen Jungfraun,
Welche mit festlichem Tanz begleiten die Hymnen der Hochzeit?
Ha! schon stockt mir im Busen der fliehende Laut und es wanket,
Weil ich's denke nur, den Dienst versagend, das Knie mir.
Nein, der die Liebe mich lehrte, er lehrte nicht der Verstellung

Oft willkommene Kunst das junge Herz, das sich schuldlos
Keines Wunsches bewuſst, der holden Neigung dahingab.
Ihn zu sehen ja schien genug mir, ach! ihn zu lieben!
Lange täuscht' ich mich so; wie plötzlich ist es mir anders
Nun geworden! und fremd erschreckt mich die eigne Gesinnung.
Also entzündet geheim ein Funke, welcher der Lampe
Unbeachtet entfiel, den Purpur weicher Gespinnste,
Welche die Weberin sammelt; es steigt die zischende Flamme
Schnell empor und verzehrt der Jahre zögernde Mühe;

Wie im Busen mir jetzt Verlangen und liebende Sehnsucht
Lang verhalten auch verzehrend lodert; nicht länger
Berg' ich die siegende Glut. O! hätte nimmer sein Blick doch
In den meinen gelacht, der Stimme lieblicher Wohllaut
Nie mir die Seele durchtönt; mit Worten holder Bedeutung
Schmeichelnd heimlichem Wunsche. Doch nein, nicht trauriges Mitleid
Gab er der Liebenden nur, der Gegenliebe Gewiſsheit
Strahlt mir heilig und hold; er theilt der schmerzlichen Sehnsucht
Qualen, schöner ja hat es sich heut' und fest mir bestätigt.

O des entzückenden Trosts! Doch halt, Unselige! wagst du's
Noch dich trauriger Schmerzen zu freun des geliebtesten Jünglings?
Nicht mehr duld' ich das Leiden; der Herrliche, welcher der Seele
Krankheit erregte, nun schaff' er die Mittel auch der Genesung.
Schlafe du Schwester indeſs; es wache der nagende Jammer
Nur in Likoris Brust, mit braunen Fittichen weile
Nun nicht länger die Nacht und meerwärts lenk', o Selänä!
Still dein leuchtend Gespann; ihr Sterne sinkt daſs ich einmal
Weil ich lebe noch, das Haupt umfasse des Lieblings.

Also das klagende Mädchen; und rasch verlieſs das Gemach sie,
Ahndete nicht daſs im Busen der Schwester beschwichtigten Argwohn,
Neu und stärker, das Wort verirrter Leidenschaft aufrief.
Schmerzlich büſste Simaitha der niegeübten Verstellung
Unwillkührliche Schuld, die stets die heimlichen Waffen
Treulos gegen ihn selbst, der sie gebrauchet, zurückkehrt.
Alle Bande zerrissen des blutenden Herzens, von dem sich
Minder Liebe zugleich auch löste die tröstende Hoffnung.
—Weh! so seufzete bang, nach langem Schweigen, die Jungfrau,

Bibl. Univers. Lips.

Scheu das düstre Gemach mit zweifelnden Blicken durchirrend:
Webt, mich zu schrecken, der Schlaf entsetzlich täuschende Träume
Noch um das schwindelnde Haupt? O! daſs sein ernsterer Bruder,
Sanft mich fassend, zugleich mir hätte gegönnet die Täuschung,
Welche mir ewig entflieht. Bewegte sich wirklich Likoris
Meinem Blicke vorbey? Ihr Kranz, den Locken entrissen,
Liegt entblättert noch hier; der Freude heiteres Sinnbild
Wird ein trauriger Zeuge mir nun verhaſstester Wahrheit.
Ja, das schwarze Bekenntniſs entfloh den Lippen, die sonst nur

Zärtliche Worte des Dankes mir sprachen und fühlender Freundschaft;
Und das Verhältniſs erscheint mir nun in schrecklicher Klarheit.
Allzu lang nur umwölkte Vertraun den befangenen Blick mir;
Denn in schuldloser Brust wiegt blind und sicher sich Eros
Stets, ein heiteres Kind, noch unbekannt mit dem Argwohn.
Nur dem sträflichen Sinn erwacht die Furcht mit der Neigung;
Diesem wird der Verrath ein hellersehender Amor.
Wohl erklär' ich den thätigern Fleiſs nun, welcher die Schwester
Nur seit kurzem belebt; ich pries vertrauend und arglos

Froh als Tugend an ihr, die Frucht des
tückischen Undanks.
Aemsig sah ich sie immer bemüht zu dienen dem Jüngling;
Lachte, Verdacht war mir fremd, der achtsam kindischen Sorgfalt.
Schöner erfüllt in dem seinen sah stets ich
den eigenen Wunsch mir;
Und so traf sie mein Herz, um das sie
schmeichelnd ihr Netz schlang.
Hatte der Lenze doch keiner, so schien
mir's, je noch der Blumen
Gleiche Menge geweckt, frisch wanden an
jeglichem Morgen
Tausendfarbige Kränze sich rings um die
Säulen des Eingangs
Aus Diokles Hand, er saſs im Schatten des
Ahorns

So beschäftigt mit ihr, ich pflegt' indessen des Haushalts.
Doch wenn am Abend sich nun die duftenden Kelche gesenket,
Löste Likoris das volle Geflecht, aufs eigene Lager
Streute die welkenden sie; oft scherzt' ich daſs sie, was mein sey,
So mir raube, dann log die Falsche heitere Unschuld.
Ja, sie schlummerte süſs auf weichen Blumen der Liebe,
Von Diokles Hand für sie gereihet, ein Spott nur
War ich beiden, ich fühl's, und schaamroth glühet die Wange,
Die unwillig sich jetzt von schimpflichen Zähren benetzt fühlt.

O! der Thörin, die schon des Kummers volleste Schaale
Ganz geleeret wähnte; ihr blieb des bitteren Trankes
Tödtende Hefe zurück. Beglückt ist, welchem das Schicksal
Früh, mit schonender Hand entnimmt das Liebste, der Achtung,
Ach! und der Thränen noch werth, des gern ernähreten Trauerns
Süſsen Zoll! Nicht drängt im Busen schmerzlicher Unmuth
Steigende Seufzer zurück; noch ringt, geschärftere Qualen
Bringt kein Streit dem Herzen, mit Liebe dann die Verachtung.
Doch was sag' ich? mit Huld noch schauen himmlische Mächte

Mich, die jegliches Schmerzes Vertraute, fremd noch der Schuld blieb.
Denn mit zerstörender Macht ergreift sie rastlos des Armen
Busen, der einmal sie nur, die vielgestaltete, aufnahm.
So entlehnte sie schlau der Liebe lockenden Liebreiz,
Freundlicher Hoffnung Stimm' und stahl sich leicht in Likoris
Unbewahrtes Gemüth, das jedem Eindruck sich hingiebt.
Ach! auf immer vielleicht verscheucht sie den Frieden der Unschuld
Aus der entweiheten Brust, vordem ein heiliger Wohnplatz.
Streitende Leidenschaft regt, empört ihr die Tiefen der Seele,

Raubt, vermählet der Angst, dem furchtsam lauschenden Mistraun,
Ihren Nächten die Ruh und jede Freude dem Tage.
In der Freundschaft Blick liest still sie den mahnenden Vorwurf,
Fühlet selten und verwirrt im Arm der Liebe sich strafbar.
Nein, zu strenge doch rächst, o Nemesis! du der Vergeltung
Ernste Gottin, die Schuld, und ach! in dem traurigen Herzen,
Dem sie alles geraubt, erweckt die Glückliche Mitleid.
Wie? und büſset auch er des Wankelsinnes Verschuldung
Mit verborgenem Schmerz? senkt trüb' ein qualend Bewuſstseyn

Nun Diokles Stirn, die jüngst so heiter und frey mir
Glänzte? Elend, er ists, ihr Götter! denn er ist treulos!
Möchte der Liebenden doch auf immer verlohren sein Herz seyn,
Hätt' er der Tugend es nur, der Wahrheit treu noch bewahret!
Doch, gönnt rein ihr es nicht, tilgt ganz aus der Seele sein Bild mir.
Nein! führt sie die ich liebte, verklärt, im Glanze der Unschuld
An die verwundete Brust zurück, den Verirreten reicht' ich
Gern, versöhnet die Hand. Ich dank' euch, himmlische Mächte!
Tröstend senket ihr schon im Vorgefühle die Wonne

Des Verzeihens mir in das Herz; mit gewaltigen Armen
Hebt ihr empor die Schwache zu euern höheren Freuden.
Doch du strebest umsonst, Unselige, länger ein Glück dir
Festzuhalten, das streng ein gebietendes Schicksal dahinreiſst.
Also bemüht am Gestade sich noch der Arme, der Güter
Strandende Trümmer zu sammeln, von abwärts rollenden Wogen
Weiter schon ihm entführt, er steht verarmt an dem Ufer
Wo ihm der Hoffnung Ziel aus blauer Ferne gestrahlt hat.
Also sprach voll Schmerz Simaitha, streitenden Entschluſs

In unruhiger Brust bewegend, heftete jetzt sie
Starr den düstern Blick hinaus auf die nächtliche Landschaft.
Wehend graues Gewölk umzog die Sterne; nur Blitze
Gossen, mit schwebendem Schein am fernen Saume des Himmels
Zuckend, ein flüchtiges Licht umher; doch schnell wie es aufstrahlt,
Schnell auch verschlang es die Nacht. So hellt der freundlichen Hoffnung
Lichter Funke vergebens den finstern Geist, die Erscheinung
Eines Augenblicks nur, besiegt von der düsteren Trauer.

Aber langsam erhob ihr strahlendes Auge die Jungfrau

Dann, und der trockenen Wimper entstürzte, lindernd, der Zähren
Reichlich flieſsender Strom, entlockt von sanfterer Wehmuth.
Die ihr in schweigender Luft mit grünenden Armen emporstrebt,
Also rief sie bewegt: ihr dachumkränzende Pappeln;
Traurend sah ich euch oft, wenn rauh, durch die schwankenden Aeste,
Herbstlich sauste der Sturm, die falben Blätter entschüttelnd,
Hoch im Wirbelwind mit wildem Spiele sie umtrieb,
Und der schlankere Wipfel sich neigte, seufzend und schmucklos.
Mitleid bebte mir dann im Busen, des Lebens Empfindung

Lieh ich dem traurenden Baum; und sollt' ich es irrigen Wahn jetzt
Nennen! Neigen sich nicht in einsam schweigender Nacht mir,
Da der zerrüttende Sturm den eigenen Busen durchwühlet,
Sanft die Wipfel herab? Sie säuseln freundliche Tröstung
Traurig flüsternd mir zu, und leisen zarteren Antheil.

Fünfter Gesang.

Fünfter Gesang.

Grausam übst du die Macht, die über Götter und Menschen
Dir verliehen ist, aus, o! schmerzerregender Eros!
Kein Gesetz ist dir heilig, du überspringest mit Willkühr
Kühn die Schranken der Pflicht, die ernst den Menschen gebietet.
Frevelnd versendest den Pfeil du, den leichtbeschwingten, vom goldnen
Bogen, wie dir's gelüstet. Der sittlichen alten Gewohnheit

Achtest du nicht und zerreiſsest geprüſte Bande der Freundschaft.
In des Jünglings Brust, in den reinen Busen der Jungfrau
Gieſsest du lodernde Gluten, der Liebe schmerzliche Sorgen
Und die bittere Qual des Vorwurfs beiden bereitend.
Keines entgehet dir je, und oft noch wähnet sich sicher
Einer, dem sich der Pfeil schon tief in den Busen gesenket.
Scheutest doch du dich nicht, dem Donnerschleuderer, Liebe
In der göttlichen Brust erweckend, ihn vom Olympos
Schmeichelnd oft herab zu ziehn in der Sterblichen Wohnung.

Ja in wildumgreifendem Frevel schonest
du selbst nicht
Auch der eigenen Mutter, der lächelulie-
benden Küpris.
Aber allein geschützt vor dir und deinem
Geschosse
Sind Mnemosynens Töchter, die lieblich
redenden Musen,
Sie, die kundig des Lieds und kundig der
tönenden Leyer,
Thaten der Menschen singen, so wie der
unsterblichen Götter,
Welche die Liebe bethört; doch sie be-
schützt des Gesanges
Zauber, den Busen bewegt allein der lieb-
liche Wohllaut.
Waltet huldreich denn, ihr hohen heili-
gen Jungfraun,

Jetzt auch über mein Lied! Ich singe des schönen Diokles
Heimlich lodernde Lieb' und die Liebe der jungen Likoris.

Ach! die Arme, sie hatte das sinneverwirrende Gift schon
Aus dem ersten Blick des Jünglings gesogen, der ähnlich
War den Göttern an Wuchs und edler blühender Bildung.
Doch ihm selber verstrickte mit falschen Netzen den Busen
Eros und Himeros, schlau ihn den ersten Wegen entlockend.
Denn Simaitha besaſs sein Herz! Die höhere Schönheit
Ehrt' er fühlend in ihr, der Krone herrlicher Jungfraun;

Doch zu nah erschien ihm der Unschuld rührender Liebreiz,
Welcher die Schwester schmückte; der Liebe früheste Regung
Sah gerührt er durch sich im zarten Busen gewecket,
Und so wandte sein Herz zum holdaufblühenden Mädchen
Leis' sich hin; denn schwer ists widerstehen der Neigung,
Die, nicht Erwiederung fordernd, uns unbegränzet sich hingiebt.
Dankbar wähnte Diokles sich so und schon war er untreu.
Höher hob sich stets und unerreichbar Simaitha
Seinen Blicken empor, es schmiegte der jungen Likoris

Liebelächelndes Bild sich enger dem Busen des Jünglings
Und vertraulicher an, zu spät erwacht das Bewuſstseyn,
Da der Leidenschaft Sturm schon allgewaltig ihn fortreiſst.
Also ermuntert vergebens sich einer, der an des Nachens
Steuer entschlief, wenn entfesselt die Wuth der Orkane daherbraust.
Nacht umhüllt ihm den Blick, die leitenden Sterne verschleyert
Trüglicher Nebel, indeſs, verirrt, das schwankende Fahrzeug
Nun des Okeanos Pfade, die wogenumthürmten, durchschneidet,
Uferlos und fern vom heitern Gestade der Heimath.

Auch Diokles Aug' ſchloſs nicht sich heute zum Schlummer,
Sorgen hielten ihn wach! So schien, im bangen Gefühl, ihm
Länger die säumende Nacht, und kaum erröthet, in Osten,
Heiter das graue Gewölk und kündet den nahenden Tag an,
Als er, den Morgen zu grüſsen, aus seines Gemaches Umdämmrung
Eilt, auf bethauetem Pfad, den dichtangränzenden Weinberg
Aufwärts wandelnd, er stand umblickend still, wo der Fuſssteig
Führte zum ebenen Rund, der Höhe Gipfel, hier dehnte,
Nur mit Bänken umfaſst, sich frey der geräumige Platz aus;

Unbegränzet rings eröffnete weit sich die Aussicht
In die heiteren Thäler des reichen blühenden Eilands,
Das die felsigen Ufer aus grünlichen Fluten emporhebt.
Und schon glühte das Meer, von des weitwallenden Schleyers
Purpur herrlich gefärbt, der um der rosigen Aeos
Antlitz flatternd weht, der Fluten heiteren Spiegel
Kräuselt aus Osten der Wind, der jedem Blatte Bewegung
Giebt, mit schmeichelndem Hauch die zarten Knospen umsäuselnd,
Daſs sie zu Blüthen entfaltet, im Glanz erröthender Unschuld,

Prangten, und lieblichem Duft, mit Perlen des Thaues umschimmert,
Der vom flüsternden Laub ein sanfter Regen herabträuft.
Aber schmerzlich kehrte die sinnenden Blicke der Jüngling
Zu dem bescheidenen Dach, in dessen stiller Umschirmung
Stets der Friede gewohnt und bey der Freude die Eintracht.
Fliehen sah er im Geist die alten Götter der Ruhe,
Die beschützend vordem gewaltet am häuslichen Altar,
Grausam nun verscheucht durch Eros verderbliche Willkühr.
Ja, ihm schien auf immer in trüb verschleyerter Zukunft

Jeder Ausweg verhüllt, und ängstlich sann er vergebens
Rettende Mittel und schalt des Herzens traurige Schwachheit.
Als er den Blick erhebend, nicht fern die junge Likoris
Unten vor sich sah, die rasch die Steile hinanstieg.
Zu Diokles wandte sie schon die Blicke mit Sehnsucht,
Der auf der Höhe sich zeigt und jetzt erschrocken zurückschwankt.
Gleich dem träumenden Mann, der das sichere Lager, bewuſstlos,
Blind hinwandelnd, verläſst; auf Nachtumhülletem Pfade
Schreitet er ahndungslos, umringt mit dunklen Gefahren.

Wenn sein Name nun plötzlich ins Ohr ihm tönt, er erwachend,
Scheu, mit starrem Entsetzen das Auge wendet vom Abgrund,
Welcher zur Seit' ihm droht, er steht mit zweifelndem Entſchluſs,
Ob er den strauchelnden Fuſs zurücke, ob er ihn vorwärts
Setze, noch hält ihn die Furcht des nahen Sturzes gefesselt,
Wo er in schwindelnder Angst nun unvermeidlich ihm vorschwebt.
Also Diokles, er spähte bestürzt die Wege zur Flucht noch,
Als, den schwebenden Tritt beflügelnd zunächst ihm das Mädchen
Schon, das eilende, stand, die hochgeröthete Wange

An die Schulter ihm lehnte. Des Busens schnelleres Klopfen
Hemmte noch ihr die Rede; sie schaute tief athmend und sprachlos,
Still zu ihm empor; doch abgewendet das Antlitz,
Mühsam Kälte heuchelnd, berief sie also der Jüngling:
Unbesonnen doch eilst und wählst du den steileren Fuſssteig,
Da der bequemere Gang sich sanft an dem Hügel hinanzieht!
Sieh' dir glühet die Wang' und schädliche Kühlung umwehet
Hier dir die brennende Stirn, doch lohnt das herrliche Schauspiel
Wohl den beschwerlichen Gang! Du kommst noch eben den Aufgang

Hier der Sonne zu sehn, die heut, in blendender Klarheit,
Aus dem wogenden Bad des weiten Meeres heraufsteigt.
Schau wie, das lichte Gewölk durchbrechend, blitzende Strahlen
Aufwärts schieſsen. So wirkt in den zart durchsichtigen Schleyer,
Klug vertheilend, geschickt, die Weberin schimmerndes Gold ein.
Hell auch glänzen die Zinnen der Stadt und die heiteren Söller!
Aber, heftig bewegt, entgegnet ihm eilig die Jungfrau:
Schweig! o schweige hievon! Du zeigest wozu mir das Auge,
Ach! wozu mir auch jetzt der unbefangene Sinn fehlt.

Wohl gedenk ich der frühern Zeit noch, da ich den Hügel
Still aufwandelnd erstieg, der Morgenröthe begegnend;
Doch nicht also heut; des Herzens heftige Regung
Sie verschlingt, wie des Meers empörte Wellen des Mondes
Heitern Abglanz, mir der Natur erfreuliches Schauspiel.
Dich nur sucht' ich anjetzt, ich sehe dich nur allein hier.
Siehe! mit Bitten steh ich vor dir, ach! aber bestrafe
Nicht den vielleicht befremdenden Wunsch, mit versagendem Unmuth.
Thöricht scheinet wohl oft und unbesonnen der Entschluſs,

Den ein Gott in die Brust, unsichtbar tröstend, uns senkte;
Also erfüllet auch mir ein Wunsch die Seele, von dir nur,
Rühret mein Flehen dich jetzt, erwart ich froh die Gewährung.
Denn als gestern du so fromm der kränkelnden Mutter
Dachtest, welche nach dir sich sehnet in einsamer Wohnung,
Sieh! da ergriff mich lebendig der Wunsch, die Theure zu pflegen,
Tröstlich vielleicht ihr zu seyn. Die willigste Sklavin erwartet
Um zu gehorchen doch erst Befehle der Frau, und der Kranken
Stets abwechselnde Wünsche belauscht die sorgende Tochter.

Mutter werde sie mir, die Würdige, da
sie mich aufnimmt.
Staunend trittst du zurück! Du weiſst es
selber, verschieden
War von diesem noch kurz, und ſest, so
schien es, mein Vorsatz,
Stets bey der Schwester zu weilen, bey ihr
die der dunkleren Kindheit
Treue Pflegerin war, und dann dem wachsenden Mädchen
Traute Gespielin erschien und freundlich
belehrendes Beyspiel.
Glücklich wähnt' ich mich schon, wenn ich
beglückt nur die Schwester,
Die geliebteste, säh, vereinet mit ihrem
Erwählten;
Doch jetzt fühl ich's! es stört doch nur die
lästige Zeugin

Euch im heitern Genuſs, auch zieht das ähnliche Schicksal
Nun die Einsame hin, zu ihr, die verlassen wie sie ist.
O gewähre die Bitte! Geleite selbst mich zur Mutter,
Und als Geschenke des Sohns, des theuren, grüſst sie vielleicht dann,
Sanft, willkommen mich auch, mich Unerfahrne belehrt sie.
Wenn mit der Spindel bey ihr ich sitze, wenn an dem Webstuhl
Hin und wieder die Hand bewegt das glänzende Schifflein;
Dann erneuet sich ihr mit Wehmuth süſs die Erinnrung
Jener früheren Zeit, wo stets im Kreise der Knaben

Du der schönste gewandelt, bey jeder munteren Uebung
Auch der erste der Schaar, wie bald du zum männlichen Jüngling
Reiftest, ihr zur Lust, und für das Alter die Hoffnung.
Aber es weinen die Fraun, die dienenden, wenn sie die Thränen
Der Gebieterin sehn, die nun den Entfernten betrauert,
Und in den Schooſs entsinkt aus fleiſsigen Händen die Arbeit.
Wohl befraget jede mich dann: ob auch die Beglückte
Seiner würdig sey, sie die er sich wählte zur Gattin?
Und nicht zaudernd kalt, nein schnell, mit freudiger Neigung,

Sprech ich herzlich es aus das Lob der trefflichsten Jungfrau,
Die vor allen allein die deine zu heiſsen nur werth war.

Doch wenn das Tagewerk nun vollendet ist, stillere Nacht herrscht,
Schleich ich, vom Schleyer umhüllt, an jenes Ufer, von dem uns
Gestern der Vater erzählt', mich leitet die treue Beschreibung
Sicher zum Felsen hinan, den wild umschäumet die Brandung.
Ringsum schweifet der Blick und miſst mit Schaudern des Abgrunds
Tiefen. Wie! du erbleichst? O zittre nicht! Um wie jene
Tief in tobender Fluth den brennenden Schmerz zu versenken

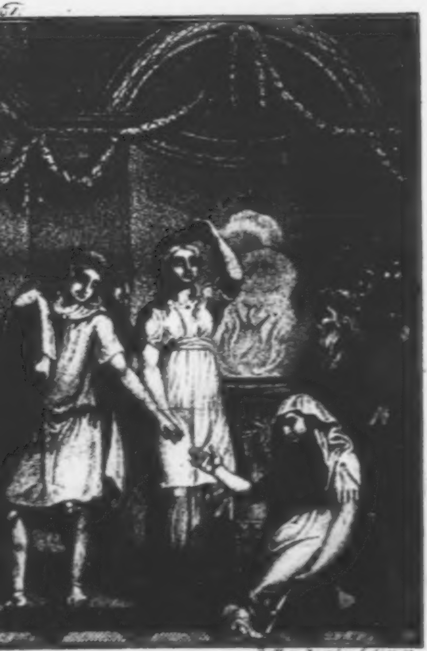
Dazu ach! versagte den hohen Muth die Natur mir.
Und du täuschtest mich nicht, nie hast du mir Liebe geheuchelt!
Also Likoris, es löst ihr rasches Wort das Geheimniſs
Von der geängsteten Brust, und länger bezähmte Diokles
Nicht des eignen Gefühls allmächtig stürmende Regung,
Die er schweigend bekämpft und die jetzt siegend ihn hinriſs,
Daſs sein kräftiger Arm sie umschlang und sie fest an der Brust hielt.
Aber ihm am Busen verbarg die glühende Wange
Schamhaft scheu das Mädchen, indeſs sie bebend ihn fest hielt.

Lauter klopften vereint und gleichen Schlages die Herzen,
Die sich sehnend so lang entgegen wallten, und höher
Hob sich der Glücklichen Brust in stummer süſser Berauschung.
Aber plötzlich entwand dem Arm des geliebtesten Jünglings
Wild die Liebende sich; Aufschreyend barg sie das Antlitz
Tief in den moosichten Sitz, mit ängstlich gefalteten Händen,
Wies den Nahenden weg, ihn mit stummen Zeichen entfernend.
Doch gesammelter stand Diokles, Mitleid und Rührung
Hüllte sein liebend Gemüth, und, zart mit Sorge sich neigend,

Sprach er also zu ihr: Faſst denn die Reue
so grausam
Quälend die reine Brust dir jetzo, daſs ein
Geständniſs
Diesen Lippen entfloh, die niemals noch
der Verstellung
Sprache kannten, dies Herz kennt nur die
Lieb und die Wahrheit.
Sprich! was Entzücken mir gab erregts dir
so bittere Schmerzen?
Nimmer wird doch, so lange das Leben
währet, ein Ton mir
Mehr das Ohr erfreun mit schmeichelnd
süſserem Wohllaut.
„Aber wie ich mit dir der Liebe kurzes Entzücken
Theilte, also auch theil' ich den ernsten,
edleren Entschluſs;

Meinem Worte vertrau. O! weigre nicht, mir dein Anschaun!
Fliehen doch Feinde sich nur mit scheu gehässigem Miſstraun!
Bald auf immer ja trennt das Schicksal uns, und es sondert
Diese Stunde, die schöne, sich ab von den jüngeren Schwestern,
Wie der hellere Stern allein am Abend heraufstrahlt.
Einmal gönne mir denn, zum letzten male, den Blick noch,
Der dein Herz mir enthüllend, so tief das meine bewegt hat.
Da erhob sie das Haupt und sank mit Schluchzen dem Jüngling
In den Arm, der die Zähren von schattender Wimper ihr aufküſst.

Als liebkosend er nun sie sanft getröstet, enteilt er
Festen Schrittes und schnell. Es breitete weinend Likoris
Sehnende Arme nach ihm, vergebens hoffend, so lange
Sichtbar dem liebenden Blick der Wandelnde, ob er das Haupt noch
Rückwärts wende, das schöne, in dessen Locken der West spielt.



Roger sculp

[illegible]

Sechster Geſang.

Sechster Gesang.

Ungesäumet betrat und still entschlossen der Jüngling
Nun das innre Gemach, doch schüchtern sich der Verlobten
Nahend; ihn quälte die Furcht, der Seele tiefstes Geheimniſs
Uebereilt ihr vielleicht, mit raschem Wort, zu verrathen;
Und noch schwieg er beschämt, da, gegenüber der Jungfrau,
Er den forschenden Blick des klaren Auges begegnet;

Doch, gesammelter bald, sprach also, mit Fassung, Diokles:
Sey mir du Treffliche heut gegrüſset, aber verzeihe
Wenn ich am festlichen Tag, der unserm Bunde geweiht ist,
Mit dem liebenden Gruſs die fremde Bitte zugleich dir
Auch entgegen bringe; doch wohlbekannt ist mein Herz ja
Schon, das offene, dir, das den unsträflichen Wunsch nicht
Lang' in sich verschlieſst und ängstlich zweifelnd geheim hält.
Höre liebreich denn, mit hold begegnender Nachsicht,
Was schon längst vielleicht, im Stillen, mit heimlicher Unruh

Auch, und störender Sorge das ernste Gemüth dir bewegt hat.
Innig verbanden bis jetzt des Dankes heitere Pflichten
Dir die jüngere Schwester, für welche du Freundin und Mutter
Warest, und die du vom eisernen Druck verjährter Gewohnheit,
Die sie zur Magd dir bestimmt, befreytest mit seltener Groſsmuth;
Aber es ändert sich bald, so fürcht ich, das schöne Verhältniſs.
Einsam wird sie sich sehn, wenn nun der Gattin und Mutter
Süſse Sorgen von ihr dich abziehn, traurige Zeugin
Eines Glückes, das sie nicht theilt und mit schweigendem Neid nur

Ansicht. Tadle sie nicht, ihr ward ja die gleiche Bestimmung!
Kannte je sie vorher getrennte Freuden? Genossin
War sie dir unschuldiger Lust, wie heiterer Arbeit.
Doch ein Ausweg bleibt; ich selbst geleite, wofern du
Dieses billigst, alsbald zu meiner Mutter das Mägdlein,
Die, so kenn' ich sie, gern als Tochter die Liebliche aufnimmt.
Auch, daſs dir nicht darum entgeh die gewohnte Bedingung,
Sorg' ich. Die mich gebahr erzieht seit Jahren mit Sorgfalt,
Sich zum eigenen Dienst, zwey Mädchen, welche den Haushalt

Klug zu führen verstehn, in zierlichen Künsten der Pallas
Durch die Erfahrene selbst belehret. Schöner die weiche
Wolle zu färben besaſs Arachne nicht das Geheimniſs,
Noch ein zarter Gespinnst zu drehn, auch entwallte dem Webstuhl
Manches Schimmergewand von ihren Händen gefertigt.
Dieser eine nun giebt dir gern zum Ersatze die Mutter,
Rüstiger fördert sie dir und besser, meyn' ich, die Arbeit,
Statt der jungen Likoris, die kaum entwachsen der Kindheit.
Und, sie ganz zu beglücken, erwähl ich selber, bedachtig,

Unter den Jugendgenossen, für sie den würdigsten Jüngling.
Welcher sie liebend begehrt und dem sie freudig sich hingiebt.
Aber, daſs sie nicht arm beschämt sich fühle, bereit' ich,
Dies verstatte du noch, für das Mädchen die schickliche Mitgift.
Keine Schwester, du weiſst's, entzieht mir des reichlichen Erbtheils
Vollen Besitz für mich, von liebenden Eltern gesammelt.
Ja aufs neue besiege die unnatürliche Sitte,
Welche der Jüngeren hier, zugleich mit der lieblichen Freyheit,
Auch die heiteren Bande beglückender Ehe versaget;

Und du erfreust dich des Bundes dann, den du selber geknüpft hast.
Also Diokles; und jetzt, indeſs er der zögernden Antwort
Still noch harret, bewegt der Wünsche peinlicher Zwiespalt
Ihm das tiefste Gemüth, denn mit der zweifelnden Sorge
Ob die Bitte ihm wohl, die fromme, weigre Simaitha?
Stritt, so wollt' es Eros, die bängere Furcht vor Gewährung.
Doch ihr selber entnahm die ernste Bitte des Jünglings
Jenen stillen Verdacht, und scheuchte die Wolke des Trübsinns,
Welche der Jungfrau Stirn mit dunkler Trauer umhüllte.

Also verdunkelt erscheint des Sees heitere Fläche,
Wenn ein dräuend Gewölk auf die Berge sich senkt und es rauschen
Trüb die Wellen empor, die beweglichen; nächtliche Schatten
Schwanken die Ufer hinan, bis schnell ein günstiger Lufthauch,
Siegend, die Dünste zerstreut und schön, auſs neue, gespiegelt
Dann von der ruhigen Fluth der Himmel glänzend zurückstrahlt;
Also, befreyet auch jetzt vom dunkel schwankenden Argwohn,
Oeffnet das reine Gemüth sich gern der tröstenden Wahrheit.
Klar durchschaut sie nun mit stillem Sinn das Verhältniſs,

Und zu dem Jüngling gewandt erwiedert' also die Jungfrau:
Recht ist was du begehrst, und hold begegnet Erfüllung
Deinem Wunsche schon, der auch den früheren Entschluſs
Tief im Busen mir stählt; zu theuer kaufet der Ruhe
Hohes Kleinod sich nie, und nun erring ich es leichter,
Da dein Sinn mir bekannt. So sey uns nimmer Likoris
Zeugin künftigen Glücks! Der kränkelnden Mutter vergönn' ich
Gern zur Pflegerin sie, und dann vereinet dem Jüngling,
Der sie vor allen erwählte, dem froh sie und liebend sich hingiebt.

Ja so wird mir vielleicht der Schmerz des herben Verlustes
Durch ein schöneres Glück, das ich begründe, gemildert.
Aber gehe mein Freund! den Vater rufe! das Opfer
Wünscht' ich früher vollbracht, das segenerflehende, bald sonst
Kommt der Gespielinnen lärmende Schaar! doch der stillere Sinn nur
Nahet mit frohem Gebet allein sich würdig der Gottheit.
Dieses sprach sie, und tief erschüttert eilte der Jüngling.
Aber die Stufen hinan durchflog die Halle des Eingangs
Thestülis festlich geschmückt, ihr rief beweget Simaitha

Frohen Willkommen entgegen und Dank in
der Freundin Umarmung.
Leise lächelnd entfaltet die Kommende dann
vor der Jungfrau
Schnell ein zartes Geweb von seltnen Farben und Schönheit.
Also prangen, gepflegt von fleiſsiger Hand,
Anemonen,
Purpurschimmernd, vom Blut der schönen
Küpris geröthet.
Und mit innigen Worten der Liebe redet
sie also:
Nimm dies Brautgeschenk, Simaitha,
trefflichste Jungfrau!
Die du, den scherzenden Kreis der Jugendgespielen verlassend,
Heute dem Gatten dich giebst! Der Neuvermählten umwallet

Dieser Schleyer das Haupt, auch flocht ich selber der Myrthe
Blühend Gewinde dir hier! schön schmücke heut die Beglückte
Hymens lieblicher Kranz, den die Hand der Jugendgespielin
Jetzt in des goldenen Haars verschlungene Flechten befestigt.
Doch nicht seh ich wie sonst sie rings, mit zierlicher Ordnung,
Dir um die Scheitel gelegt! in tiefen Schwingungen sinken
Sie zur Schulter herab! Den losen Geflechten entschlüpfet
Lang die wallende Locke, da sonst nur zartes Gekräusel
Um den Nacken dir spielt; so seh ich dich heute, mit Staunen,

Zwar nicht minder schön, doch ungemäſs der Gewohnheit.
Wo denn säumet Likoris? und übt am festlichen Tag sie
Also läſsig den Dienst? Doch halt! Es flammt wie ein Blitzstrahl
Ein Gedanke mir auf, den, ach! dein Schweigen bestätigt.
Trog mein Auge mich nicht? die Freundschaft schärſt es, und ehrst du
Nun im warnenden Traum den heiligen Boten der Götter?
Was entdecktest du? sprich! ist noch unkundig Diokles
Ihrer Neigung? belehrte nur dich vielleicht ein Geständniſs,
Oder theilet er selbst der sträflichen Liebe Geheimniſs?

Unmuth aber im Blick und schweigend kehrte Simaitha
Von der Fragenden jetzt mit ernstem Zürnen das Antlitz.
Welch unseliger Gabe, so sprach sie heftig, berühmst du,
Selbstgefällig, dich doch, entschleyert stets nur die Zukunft
Dann, die verhüllte, zu sehn, wenn Schmerz ihr und Trauer gesellt ist!
Nein! du achtest fürwahr den Jammer nicht der Gespielin,
Wenn sich der Traum nur bewährt, der unheilbringende; dennoch
Löset noch diese Stunde den Knoten, wie es die Ahndung
Nie dir sagte, dann steht vielleicht erstaunt die Prophetin.

So die Jungfrau: doch schnell, durchdrungen von inniger Wehmuth,
Rief sie mit Heftigkeit aus: Vergieb! es wühlet, zerstöhrend,
Tief im Busen der Schmerz, vertilgend reiſst er, gewaltsam,
Jenes sanftere Band der Lieb' aus blutender Brust mir.
Auch der Freundschaft Hand berührt die verwundete schmerzlich.
Alles schwanket um mich, je näher mir der Entscheidung
Banger Augenblick schwebt, und fest nur steht der Entschluſs mir.
Also sprach sie bewegt, ihr schluchzt an dem Busen die Freundin,
Und still weinend hielten sich lang' umschlungen die Jungfraun.

Aber sie trennten sich nun, da im Feyergewande Diokles,
Von dem festlichen Zug umgeben, langsam herannaht.
Heiter schreitet Filemos voran, um die silbernen Locken
Prangt ihm ein farbiger Kranz, er hebt die flammende Fackel
Wohlgefällig empor, ihn freut das Gepränge der Hochzeit.
Mit gesenketem Blick geht neben den Vater Likoris.
Aber als er um sich die Kinder im Kreise gesammelt,
Reicht er, feyerlich ernst, dem bleichen bebenden Mädchen
Hymens heilige Fackel, die heiter lodernd den Zug fuhrt.

Tief gerühret gedenkt er zugleich der verlohrenen Gattin,
Welcher dies Amt gebührt, und ruſt mit herzlicher Trauer:
Nimmer hoffe der Mensch daſs, je vollkommenen Glückes
Sich zu erfreun, ihm vergönnt sey, denn es gesellt sich
Stets der süſseren Freude zugleich der herbere Schmerz bey.
Also mahnet die Feyer der froherwünschten Verbindung
Doppelt schmerzlich auſs neu an den vielbeweinten Verlust mich.
Hätten der liebenden Mutter die Götter des späteren Alters
Ruhige Tage vergönnt, wie froh verwaltete heute

Nun die Theure dies Amt, womit ich dich, o Likoris!
Als die liebende Schwester vor allen zu ehren gesinnt bin.
  Also redet Filemos; er wähnte sie hoch zu erfreuen,
Da er unwissend ihr noch geschärftere Qualen bereitet.
Weiter schreitet der Zug, der festliche, welchen Likoris
Ach! gezwungen nun selbst, mit zögernden Schritten nur anführt.
Langsam wankte sie so der Halle zu, wo ein Altar
Lodernd harrte, indeſs ringsher die heil'gen Geräthe
Dienende Knaben bereitet, es dampfte die Wolke des Weihrauchs.

Doch als mit zitterndem Fuſs sie nun die Schwelle berührte,
Jetzt im Kreis um sich die Zeichen sah der Vermählung,
Sank aus zuckender Hand die lodernde Fackel, es sanken
Fackel und Mädchen zugleich, und wie, ersterbend, die Flamme
Auslöscht, also mit ihr das Auge in tödtlicher Ohnmacht.

Schnell drang alles herbey! Doch sich und alle vergessend,
Die mit staunendem Blick ihm weichen, warf an der Pforte
Auch Diokles sich hin, er faſste, mit mächtigen Armen,
Sie, so hielt er sie fest, nicht mehr die heimlich Geliebte.

Aengstliche Liebe verrieth das schreckentstellete Antlitz,
Und der Odem stockt' im beklommenen Busen des Jünglings,
Da, mit unsicherer Hand, er des Lebens zögernde Pulse
Noch vergebens suchte, und so erstarret und leblos
Sah die zarte Gestalt, die hingestreckt auf den Marmor
Selbst ein Marmorbild erschien. So lieget am Altar
Still verblutend das Opfer, indeſs aus dunkeler Wunde
Purpurnes Leben verströmt, das warme; in starrer Ermattung
Ruhen die Glieder, es schlieſst, erlöschend, das Auge sich langsam;

Nur der schnellere Schlag des Herzens, er
strebet noch krampfhaft
Das entfliehende Blut zurückzuziehn, doch
vergebens,
Zeigt mit dem Leben zugleich des Todes
nahende Schreckniſs.
Also lag Likoris, vom Arm umfangen
des Jünglings,
Der bewuſstlos noch dem lauten Schmerze
sich hingab,
Als Simaitha bewegt zu ihr sich neigte,
das Auge
Still erhob und sprach: Erweckt sie! ver-
schmähet das Opfer,
Götter, das freudige, nicht, das euch be-
stimmet, des Hades
Dunkle Gewalten laſst sie nicht unwillig
hinabziehn.

Da, beym Klange der Stimme, der wohlbekannten, ermannt er
Schnell sich, aber zugleich kehrt des Vergangnen Bewuſstseyn,
Ihn beschämend, zurück, er ruft mit gesenketem Blicke:
Herrlich stehest du, Hohe! als ruhig waltende Gottheit
Zwischen Sterblichen hier, die blinde Leidenschaft hinreiſst!
So auch neige dein Ohr der Stimme, welche vielleicht nicht
Mehr zum Herzen dir dringt, doch schuldbewuſst zu verstummen
Heiſst das meine mich nicht; ich darf es kühn dir enthüllen.
Strafbar steh ich vor dir, doch nicht der heiligen Treue

Frecher Verräther, es wiegte die Sinne gefälliger Irrthum,
Schmeichelnd, in täuschende Ruh, ja dir entdeckt dies Bekenntniſs
Kein bekanntes Gefühl, dem lange der edlere Vorsatz
Streitend begegnet, wie dir gesteh ich unwillig mir's selber
Jetzt zum erstenmal, mit schmerzlich tiefer Empfindung.
Ja, ich wähnte bis jetzt die schnell aufkeimende Neigung
Muthig bald zu besiegen und glaubte, deiner nicht unwerth,
Hier dir zur Seite zu gehn, die festen Bande zu knüpfen.
Doch ich fühl es, mir wand ein feindlich waltendes Schicksal

Längst um die Seele das Band, das neue, schon, und vergebens
Strebt' ich entgegen der Macht, die, unnatürlich, zur Qual, mir
Liebe im Herzen belebt, wo nie sie genähret die Hoffnung.
Alles weiſst du nun, du Treffliche, die ich beleidigt,
Wie ich selbst mich betrog. Dich kränke nicht länger mein Anblick;
Nun verlaſs ich auf immer die nicht mehr freundliche Heimath.
Lebe denn wohl! Es stützt zu sicher die Erde den Fuſs mir,
Und das Meer gesellt, das wildbewegte, sich besser
Dem stets schwankenden Sinn, der wie die Woge den Winden

Jedem Drange sich neigt, verirrt auf empöreter Meerſluth.
Halt und endige nicht! rief sie, der er scheidend die Hand bot,
Mit gebietendem Ernst sie fassend: ach! es verschlangen
Trauriger Opfer genug die gierigen Fluten, bewahre
Du für die Liebende dich, die neu dir ins Leben zurückkehrt.
Sie verhieſs ich dir schon, da heute die ernstliche Bitte
Mir mit schönem Vertraun enthüllte deine Gesinnung,
So den Entschluſs mir bestimmte, der schon in dem Busen mir aufstieg.
Ja, ich löse die Fessel und gönne willig der Schwester

Daſs sie des Gatten sich freue, der doch sie vor allen erwählet,
Dem sie liebend sich gab, du bist es selber, o Jüngling!
Und ich freue mich so des Bundes, den ich geknüpfet.

Und zu dem Vater der stumm, ihm hielt Erstaunen und Unmuth
Noch die Zunge gefesselt, trat still gerühret Simaitha
Und umfaſste mit Bitten das silberlockige Haupt ihm.
Laſs, o Vater! doch jetzt, durch ruhige Worte, beſänftigt,
Das Befremdende nicht zum Zorn dich reizen, noch stöhre,
Streng miſsbilligend, nun der Liebe neueres Bündniſs.

Zorn ergreiſe dir nicht den Busen, hier wo der Weihrauch
Gütigen Göttern dampft, die frohe Opfer herabziehn!
Fromm ja ehrst du sie stets; auch dies ist der Himmlischen Fügung.
Freundlich bilden hienieden sie eins für's andre, sie führen
Die Verwandten sich zu, daſs froh gesellet den Pfad wir,
Den unebenen, wandeln des Lebens, in der Vereinung
Süſsem Genuſs, doch zerreiſst allmächtig das waltende Schicksal
Jenen ersten Bund, strebt umsonst das Verwaiste von neuem
Festzuhalten ein Herz, das, unbewuſst, durch den Rathschluſs

Höherer Mächte schon der andern Liebe beſtimmt war.
Und mit dem bräutlichen Schleyer, der nur so kurz ihr die Stirne
Rosig umwallet, bedeckte die Jungfrau schweigend der Schwester
Haupt, die kniend noch lag, und, bleich gelehnt an den Jüngling,
Stumm, mit flehendem Blick, die zarten Arm' ihr empor hob,
Dann mit ſesterer Hand die verglimmende Fackel erhebend,
Sprach, zu den Liebenden sanft gewendet, also Simaitha:
Traurig bedeutend erlosch, in der Leidenschaft Hand, Hymenaios
Heitres Licht mir, euch Beiden entzünd' es schöner die Freundschaft.

Jetzund theilte sie mächtig den Kreis,
der sich drängend gesammelt,
Und umschlang den Altar, in dessen lodernde Flammen
Sie die Myrthe versenkte, den Schmuck
der Locken. Verkläret
Strahlt, in der Ruhe milderndem Glanz
nun der Herrlichen Antlitz,
Da mit aufſtrebendem Blick sie rief: O!
Estia, hore!
Dir, des reinen Feuers Bewahrerin, heilige
Göttin,
Weih' ich freudig dies Haupt, das zweymal freundlich der Liebe
Blüthen umflochten, und jetzt, des Schmukkes mit Willen beraubet,
Ganz dein eigen wird! Schon steigt aus
dem bräutlichen Kranze

Höher empor die Flamme zu dir, so tilge mir huldreich
Auch die Erinnrung des Leids und ich umwinde, voll Dankes,'
Mir die erheiterte Stirn mit der Priesterin heiliger Binde.

Vermischte Gedichte.

Alexanders Fest.

Persia war besiegt. Den stolzen Triumph zu feyern,
Gab Philipps Sohn ein königliches Mahl.
Hoch ſaſs auf güldnem Thron
In hehrer Majestät
Der göttergleiche Held.
Rings um ihn prangten seine Braven alle,
Mit Myrthen die Stirne bekränzt, die Scheitel umschattet mit Rosen,
(Also geziemt es den Kriegern nach blutiger Müh)
Neben ihm lehnt', in der Blume der Jugend,
Im Schimmer der Schönheit die freundliche Thais,

Mit des Aufgangs köstlichsten Steinen geschmückt —
„Preiset die Herrlichen, Göttersöhne!
„Küpris und Ares umarmen sich hier.
„Tapfrer, nur dir,
„Tapfrer, nur dir,
„Tapfrer, dir nur gebühret das Schöne."

Chor.

Preiset die Herrlichen, Göttersöhne!
Küpris und Ares umarmen sich hier.
Tapfrer, nur dir,
Tapfrer, nur dir,
Tapfrer, dir nur gebühret das Schöne.

Timotheus, der vielberühmte Meister,
Stand hoch auf klingender Bühne,
Regte mit irrendem Finger die Lyra.
Himmelan schwellten die schwellenden Laute
Der Hörer trunkene Seelen.
Er sang, wie Vater Zeus

Die sel'gen Sitze verlieſs;
(Dir, mächtige Lieb', erliegend)
Ein schillernder Drach schoſs er herab,
Auf schlängelndem Blitze fuhr er daher
Zu Philipps schöner Gattin,
Zur jungen Olympia,
Umschnäbelnd ihre Schneebrust,
Den Marmorleib umringelnd,
Vertraut' er sein Ebenbild ihr, des Erdballs künftigen Herrn.
Er sang's. Dem hohen Liede
Lauschten die Zecher verwundernd —
Heil dem erscheinenden Gott! erscholl's aus dem Kreise der Zecher,
Heil dem erscheinenden Gott! scholl's wieder vom dröhnenden Dome.
Entzückten Ohrs
Vernahm's der Held,
Und wähnte sich Gott,
Und nickt' ein Gott,
Und meinte zu erschüttern die Sphären.

Chor.

Sieh! Sieh! Entzückt
Vernimmt's der Held,
Und wähnt sich Gott,
Und nickt ein Gott,
Und meint zu erschüttern die Sphären.

Nun sang der hohe Sänger Bacchus Preise,
Des Ewigjungen und des Ewigschönen:
„Er kömmt, er kömmt der fröhliche Gott!
„Dem Ernst ein Spott, dem Gram ein Tod.
„Schmettere, muntre Drommete!
„Er kömmt und purpurne Röthe
„Verklärt sein blühend Gesicht,
„Die Augen unsterbliches Licht.
„Lasset das lustige Hifthorn hallen!
„Wirbeln die Pauke, Schallmeyen erschallen.
„Er kömmt holdselig und froh.
„Jo! Jo! Jo!
„Bacchus, jung und schön und froh,

„Preſste Trauben, mischte Wein,
„Führte des Zechens Freuden ein.
„Bacchus spendet ſüſse Weide.
„Zechen ist des Kriegers Freude.
„Süſs die Weide!
„Reich die Freude!
„Süſs ist Freude nach der Pein."

Chor.

Bacchus spendet ſüſse Weide.
Zechen ist des Kriegers Freude.
Süſse Weide!
Reiche Freude!
Müden mundet baſs der Wein!

Des Lobes froh erschwillt des Königs Herz.
Noch einmal ſicht er alle seine Schlachten über.
Dreymal noch schlägt er den Feind, dreymal noch ſallen die Schaaren.
Des steigenden Wahnsinns gewahret der Meister,

Gewahrt der flammenden Wangen,
Gewahrt der funkelnden Augen,
Sieht Fehdo ihn der Erd' und selbst dem Himmel bieten,
Er wandelt schnell die Weise
Und hemmt des Jünglings Trotz.
Er schmelzt mit Trauerlauten
In süſses Leid das Herz.
„Darius," singt er, „groſs und gut,
„Verfolgt von Heimarmenens Wuth. –
„Darius ist gefallen!
„Gefallen! gefallen! gefallen!
„Vom Zenith alles Erdenglücks
„Ist er im Hui des Augenblicks
„In Schmach und Noth gefallen.
„Es liegt der König, groſs und gut,
„Und wälzet sich in seinem Blut,
„Verlassen ach von allen!
„Verrathen selbst vom treusten Freund,
„Den er am redlichsten gemeint,
„Liegt er am Boden baar und bloſs!

„Ist keiner, der auf liebem Schooſs
„Das Haupt ihm stützet, keiner?
„Ist keiner, der das Aug' ihm schlieſst,
„Ein' arme Thrän' um ihn vergieſst —
„Ach! keiner auch nicht einer?"
Gesenkten Hauptes saſs der freudelose Sieger.
Den schnell bewölkten Geist durchkreuzten Ernstgedanken,
Er sah das Rad des Schicksals
Sich nimmerrastend drehn.
Ein tiefes Ach! entfuhr ihm
Und eine Thräne quoll!

Chor.

Wohl mag die Thräne quillen,
Dein Geist sich wölken, Held.
Denn nimmerrastend rollet
Des Schicksals kraisend Rad.

Der mächtige Meister lächelte.
Die Liebe, sah er, traf zunächst die Reihe,

Den nächst-verwandten Ton nur durft' er
rühren;
Denn Mitleid stimmt das Herz zur Liebe.
Lockend, flöthend, girrend,
Wie der Nachtigall Schmettern,
Scholl das lydische Lied:
„Krieg ist Unsinn, Kämpfen Rasen,
„Ehr' und Ruhm sind Wasserblasen.
„Ewig endend, nie beginnend,
„Stets zerstöhrend, nie gewinnend,
„Dünkt die Welt dich werth des Krieges?
„Werth des Kampfes? werth des Sieges?
„O! vergiſs nicht des Genusses,
„Nicht des Bechers, nicht des Kusses.
„Thais lächelt dir zur Seiten.
„Geneuſs, was dir die Götter bereiten."
Lautes Beyfallgeschrey scholl rings im
Kraise der Zecher.
Nicht länger mächtig seiner Qualen blickte
Der Heros die Heroin an.
Die süſse Feindin seiner Ruhe,

Er blickt' und seufzt' und seufzt' und blickte,
Und blickt' und seufzt' und blickte wieder.
Ueberwältigt zuletzt vom Wein und von sehnender Liebe
Sank der besiegte Sieger ihr an die schwellende Brust.

Chor.

Sieh, sieh! er seufzt und blickt und seufzt,
Und nickt und seufzt und blicket wieder.
Ueberwältiget schau! von Wein und Sehnsucht und Liebe
Sinkt der besiegte Sieger ihr an das schlagende Herz!

„Mächtiger greift in der Lyra Gold!
„Horch, wie es braust! wie es zürnt! wie es grollt!
„Weckt mir ihn auf wie mit Schlachtgerassel.

„Rüttelt mir ihn auf wie mit Donnergeprassel —
„Erwache Schläfer, erwache! —
„Schau, schau! es gellt ihm in's Ohr!
„Er hebet das Haupt empor!
„Wie aus dem Grab' erwacht,
„Starrt er hinein in die Nacht —
„Rache, König, Rache!
„Siehst du im bläulichten Licht
„Die grinzenden Furien nicht?
„Hörst du die Schlangen nicht zischen,
„Die gelblichten Blitze nicht gischen,
„Die ihren Augen entsprühn? —
„Auf! König, stark und kühn!
„Rette der Schuldlosen Sache!
„Rache, König, Rache!
„Siehst du die furchtbare Schaar
„Mit lodernden Fackeln in Händen?
„Sie rauffen das straubigte Haar,
„Sie ringen die Hände. Sie wenden
„Sich seitwärts. Siehe, sie weinen!

„Es sind die Geister der Deinen!
„Es sind der Griechen Schatten,
„Sie fielen auf Mediens Matten,
„Sie liegen unbegraben,
„Ihr Fleisch verspeisen Raben,
„Der Wind bleicht ihre Knochen,
„Noch liegen sie ungerochen.
„Rette der Tapfern Sache!
„Rache, König, Rache!
„Siehe, sie schwingen die Fackeln, die Rächer,
„Zielen auf der Könige strahlende Dächer,
„Dräuen den Tempeln der feindlichen Götter,
„Sie treffe der Rache versöhnendes Wetter!"
Wüthendes Beyfallgeschrey durchtobte die gährenden Lüfte,
Zerstöhrung lüsternd sprang der König auf.
Er griff zur knisternden Fackel,

Zur Fackel die Trunkenen alle.
Thais stürmte voran,
Hochlodernder Fackel voran!
Der zweyten Helena sank die zweyte Troja
in Asche.

Chor.

Wohin, Wuthtrunkner! wohin?
Sieh, sieh, er greift zur Fackel!
Die Rasenden greifen zur Fackel,
Thais stürmet voran,
Hochlodernder Fackel voran!
Der zweyten Helena sinkt die zweyte
Troja in Asche!

So wuſste schon in grauer Vorwelt Tagen,
Als luftgeschwellte Schläuche noch nicht
hauchten,
Und noch der Orgel Kehlen alle schliefen,
Der saitenmächtige Timotheus
Die Seele kräftig zu beherrschen;
In süſse Wehmuth itzt sie einzugirren,

Mit leiser Flöten ſanftem Klageton,
Zur Raserey sie itzt emporzustürmen
Durch jeden Dämon, den die Lyra bannt.

Itzt kam die göttliche Caecilia,
Erfand den Pallast heil'ger Harmonieen,
Erweiterte mit angeschaffner Weisheit
Und hoher Kunst des Tonreichs enge Gränzen,
Verlängerte die vollen Feyertöne,
Lieſs einzeln itzt des Prachtbaus Zungen schlagen,
Lieſs tausendstimmig dann den heil'gen Päan brausen —
Reiche Timotheus dann der göttlichen Jungfrau die Palme,
Oder ihr Kämpfenden theilt beide den ehrenden Kranz.
Einen Sterblichen hob des Griechen Lyra gen Himmel.
Aber Caecilia rief selige Geister herab.

Chor.

Reiche Timotheus nun der heiligen Jungfrau die Palme,
Oder ihr Kämpfenden theilt beide den ehrenden Kranz.
Einen Sterblichen hob des Griechen Lyra gen Himmel,
Aber Caecilia ruſt selige Geister herab.

KOSEGARTEN.

Herz und Zunge.

Auf der Lippe dein Herz? Und dessen rühmest du, Freund, dich?
Meine Zunge bewahr' ich mir im Herzen, o Freund!

D.

Die sieben Wünsche.

(Nach einem alten deutschen Liede.)

Ein Rundgesang.

Hätt' ich sieben Wünsch' in meiner Gewalt,
Was wünscht' ich?
Nicht Glück und Ehren mannichfalt,
Den schönsten, liebsten Aufenthalt,
Den wünscht' ich.

Chor.

Der Wunsch ist in des Mann's Gewalt;
Nicht Glück und Ehren mannichfalt,
Lieb' ist der schönste Aufenthalt.

Der zweyte Wunsch in meiner Gewalt?
Was wünsch' ich?
Nie sey des Freundes Herz mir kalt,

Nie sey mir Lieb' und Leben alt!
Das wünsch' ich.

Chor.

Der Wunsch ist in des Mann's Gewalt;
Nie sey dein Herz dem Freunde kalt,
Nie sey uns Lieb' und Leben alt.

Der dritte Wunsch, und er ist mein;
Was wünsch' ich?
An andrer Glück mich zu erfreun,
Mit meinem Glück vergnügt zu seyn,
Das wünsch' ich.

Chor.

Der Wunsch ist unser insgemein;
Mit unserm Glück zufrieden seyn,
Macht uns an andrer Glück uns freun.

Der vierte ist in meiner Gewalt;
Was wünsch' ich?
Ein frisches Herz, so lang' es wallt,
Bey Jugendkraft und Wohlgestalt,
Das wünsch' ich.

Chor.

Der Wunsch ist in des Mann's Gewalt;
Ein frisches Herz, so lang' es wallt,
Schafft Jugendkraft und Wohlgestalt.

Der Wunsch ist jetzt in meiner Hand:
Was wünsch' ich?
Verachtend Vorurtheil und Tand
Zu leben für mein Vaterland,
Das wünsch' ich.

Chor.

Der Wunsch ist in des Mannes Hand;
Verachtend Vorurtheil und Tand
Ist Menschheit unser Vaterland.

Der sechste Wunsch in meiner Gewalt;
Was wünsch' ich?
Den süſsen Ruhm, der nie verhallt,
Der aus dem Herzen wiederschallt,
Den wünsch' ich.

Chor.

Der Wunsch ist in des Mann's Gewalt:

Der süſse Ruhm, der nie verhallt
Ist, der aus Herzen wiederschallt.

Der letzte Wunsch in meiner Gewalt;
Was wünsch' ich?
Ist der, den kaum die Lippe lallt,
Ein stiller Wunsch — komm' er mir bald!

Chor.

Des Herzens mächtigste Gewalt
Ist das, was kaum die Lippe lallt,
Ein stiller Wunsch — komm' er uns bald!

E.

Geheimnisse.

Dein Geheimniſs, so lange du schweigst, ist Dir ein Gefangner;
Sag'. es heraus, so bist Du ein Gefangener Ihm.

D.

Die Stunden.

Stunden hat der Tag nicht allein: den Morgen, den Abend,
Und den heiſsen Mittag, und die verschwiegene Nacht.
Stunden hat auch das Jahr; das Leben selber hat Stunden,
Und mit der Stunde des Tags eilt es auf Flügeln davon.
Als Aurora, die goldne, von ewigen Flammen entzündet,
Sie, die unsterbliche, sich ihrem Gemahle verlobt,
Bat sie die Götter, auch ihm unsterbliches Leben zu schenken;
Und sie gewährten den Wunsch, ewiges Leben für ihn,

Aber nicht ewiges Glück: denn dies vergaſs sie zu bitten.
Memnons Erzeuger, im Arm rosiger Liebe gepflegt,
Wird ein alternder Gott: was nützt die Dauer der Jahre
Ohne der Jahre Genuſs? ewig verzehrt er sich selbst.
Aehnlich ist unser Loos; der Zeit verheerende Sichel,
Was sie an Jahren läſst, mäht sie an Freuden uns ab.
Träume vergangner Zeit, wohin doch seyd ihr entflohen?
Die ihr den dürren Sand oft mir mit Blumen bestreut!
Oft, in Wolken gemalt, mit süſsen Bildern mich täuschtet,
Wann ich, vergnügt mit dem Tag, ſroher den kommenden sah!

Ist es der Dinge wahre Gestalt, wenn nackt und entblättert,
Nur ein trauriger Dorn unserem Auge sich zeigt?
Nichts bleibt ewig bestehn; auch dies, was Leben wir nennen,
Ist ein wechselndes Rad immer erneuter Gestalt.
Unreif noch zur Geburt liegt tief im Schooſse der Mutter
Eingeschlossen das Kind, fast einem Wurme noch gleich.
Dränget es dann sich hervor zum glänzenden Lichte des Tages,
Schmachtet und dämmert es auf unter Gewimmer und Schlaf.
Fröhlicher hüpft der Knab' und führt sein gaukelndes Leben,
Von dem Momente beglückt, von dem Momente betrübt.

Aber der rasche Jüngling vertauscht sein eigenes Daseyn
Gegen fremdes Geschick, wann ihn die Liebe bethört.
Ist nun das Alter des Manns zur hohen Reiſe gestiegen,
Drücket des Geistes Spur tieſer den Dingen er ein;
Ehre täuscht ihn und Namen, ein immerwachsend Verlangen
Treibet ihn hin nach dem Ziel, welches er nimmer erreicht.
Nach und nach entblättert sich dann der Stamm, und die Zweige
Sinken; matt und entstellt endet der zitternde Greis.
Auch mir eilet die Stunde mit schnellerem Fittig vorüber;
Meinen Schläſen entſproſst Blüthe des Alters bereits.

Mit den Locken des Haupts entfallen Freuden und Freunde;
Nur dem schattigen Baum eilet der Wanderer zu,
Geht an dem kahlen Stamm der hohen Fichte vorüber,
Die in dem goldnen Strahl einsam den Wipfel bewegt.
Sey's mir indessen vergönnt, am steilen Hange des Felsen,
Fernhin horchend des Pan göttlichbezauberndem Lied,
Meine Seele zu weiden; wann ringsum schweigen die Hügel,
Und mithorchend der Hain leise die Aeste nur regt.
Auch sey mir es vergönnt, zu besuchen die lieblichen Gründe,
Wo der harmonische Klang weidender Rinder mich lockt;

Dort, am Falle des Stroms, der unter Blumen herabstürzt,
Schöpf' ich das Leben aus ihm, wie er sich lebend ergeuſst.
Jmmer verjüngt wie er, vom Abendschimmer vergoldet,
Flieſse mein Leben noch hin, unter der Büsche Gesang.

v. K.

Das Leben ein Traum.

„Schlaf ist das Leben und Traum." So, Träumender, sey im Umhergehn,
Kannst du, ein segnender Geist, mindstens ein friedlich Gespenst.

D.

Spruch des Konfucius.

Dreyfach ist des Raumes Maaſs.
Rastlos, fort ohn Unterlaſs
Strebt die Länge, fort ins Weite
Endlos gieſset sich die Breite,
Grundlos senkt die Tiefe sich.
Dir ein Bild sind sie gegeben.
Rastlos vorwärts muſst du streben,
Nie ermüdet stille stehn,
Willst du die Vollendung sehn,
Muſst ins Weite dich entfalten,
Mit allfassendem Gefühl,
Soll sich dir die Welt gestalten,
In die Tiefe muſst du steigen,
Soll sich dir das Wesen zeigen. —
Nur Beharrung führt zum Ziel,

Nur die Fülle führt zur Klarheit,
Und im Abgrund wohnt die Wahrheit.

SCHILLER.

Mittel gegen den Neid.

Willst du den Neid ertödten? Nur Eine Waffe, Geduld ists,
Die ihn tödtet; sie nimmt glimmenden Gluten die Luft.

D.

Honig.

„Honig ist seine Rede!" — Geliebter, koste sie mäſsig!
Mehr als gekostet wird Honig dem Innern ein Gift.

D.

Die neuen Argonauten.

Sic nos diva potens Cypri,
Sic fratres Helenae, lucida sidera,
Ventorumque regat pater.

Hor.

Spannt die Segel jauchzend auf,
Rüstige Gefährten!
Trotz der Braven, die vom Lauf
Nie zur Heimath kehrten.

Zevs, den Schirmer in Gefahr,
Auf! ihn hoch zu preisen!
Dreymal sahn wir seinen Aar
Um den Wimpel kreisen.

Wo sich Muth und Jugendlust
In der Seele regen,
Ehern stemmt sich da die Brust
Der Gefahr entgegen.

Muthig, Brüder, wann sie dräut!
  Nur im Kraftgefühle
Männlicher Beharrlichkeit
  Kämpft man sich zum Ziele.

Hört ihr, wie der Fahrwind saust?
  Taumelnd fliehn die Küsten;
Der umschäumte Kiel durchbraust
  Rasch die Wasserwüsten.

Seht! von unsern Melodien
  Mächtig angezogen,
Gaukelt fröhlich der Delphin
  Im Krystall der Wogen.

Laſst, beym letzten Abendstrahl,
  An der Heimath Gränzen,
Syrakuser im Pokal
  Noch zum Abschied glänzen.

Heil! den Lieben, dreymal hoch!
  Bis zum Wiedersehen,
Deren weiſse Schleyer noch
  Am Gestade wehen!

Dem Gedächtniſs eures Hains,
Wo wir opfernd schieden,
Sprengen wir des Götterweins
Fromm, ihr Tyndariden!

Blickt voll Huld auf unser Schiff,
Wann Gewitter lohen
Und, bey Nacht, am Felsenriff
Wirbelströme drohen!

Auch den Schlummernden, die hier
Schnell wie Schaum verschwanden,
Eh' des Lorbeers Heldenzier
Um die Stirn sie wanden;

Sey der Kelch, umhaucht vom Duft
Junger Blüthensprossen,
Auf die ungeheure Gruft
Festlich ausgegossen.

Mit Syrenensang entrief
Hoffnung sie dem Hafen,
Die, viel hundert Klafter tief,
Unter uns nun schlafen.

Im gebrochnen Dämmerschein
Von Poseidons Hallen
Schmiegen sich um ihr Gebein
Zackige Korallen.

Froh gewagt ist halb gethan!
Mag der Abgrund stürmen
Und bis an des Mondes Bahn
Sich die Woge thürmen!

Mag (der Wechselwinde Spiel
In der Brandung Rachen)
Morsch des Fahrzeugs Bau vom Kiel
Bis zum Wimpel krachen:

Kühnheit, dem Olymp entsandt
Von den groſsen Göttern,
Waltet noch mit starker Hand
Auf zerschellten Brettern;

Scheucht, wenn Leichen Erd' und Meer
Graunvoll schon bedecken,
Tief zum Tartarus das Heer
Blasser Todesschrecken.

Auf! im höchsten Feyerton,
Unter Jubelchören,
Ihr, bis an den Acheron,
Huldigung zu schwören!

Die Trophäen ihrer Macht
Strahlen, gleich den Sternen
Der entwolkten Sommernacht,
Aus der Vorwelt Fernen.

Jasons Kampfgenossen hieſs,
Zwischen Ungeheuern,
Sie dem goldnen Wundervlieſs
Stät entgegen steuern.

Sie beflügelte den Speer
In Achilleus Händen,
Tausendfach dem Troerheer
Tod und Schmach zu senden;

Stählte des Odysseus Kraft,
Dem verruchten Thoren
Lodernd den Olivenschaft
In die Stirn zu bohren;

Stürzte sich bey Marathon
Unter die Barbaren;
Führte durch den Rubikon
Cäsars Heldenschaaren.

Alles weicht, wo sie gebeut!
Ihre Streitkohorten
Sprengten der Unmöglichkeit
Diamantne Pforten!

Auf! im höchsten Feyerton,
Unter Jubelchören,
Ihr, bis an den Acheron,
Huldigung zu schwören!

MATTHISSON.

Hoffnung.

Wer auf dem Wagen der Hoffnung fährt,
hat Eine Gefährtin
Sicher zur Seite. „Das Glück?" — Selten!
Die Armuth, o Freund!

D.

Amor, der den Bogen spannt.

(Eine berühmte Statüe.)

Auf wen, o Knabe, rüstest du den Bogen?
Dem Mächtigen! Entrüstet prüfst du ihn.
Wer hat zum Kampfe dich herausgezogen?
Dich, den die Tapfersten vorsichtig fliehn.
Der Thörichte! ihn hat sein Herz betrogen;
Das schwächste Herz ist oft am meisten kühn.
Bald wird er, seinen sichern Stolz zu büſsen,
Den zweyten Pfeil von dir erflehen müssen.

Wohlan, o Knabe, zeuch hinaus zum Siege!
Den schlausten Heuchlenden besiege Du;

Dann wähl', ich bitte, statt der losen Kriege,
Ein ander Spiel, und gönn' uns unsre Ruh,
Damit die Lieb' in holde Träum' uns wiege,
Bind' du der Psyche Augen liebreich zu,
Daſs wir, vergessend uns, wie du, erblinden,
Und schöner uns in andern wiederſinden.

F.

Wohlthat.

Himmlisches Manna ist dem Bedürfenden freundliche Wohlthat;
Rückst du die Wohlthat auf, wird sie ihm Aloë, Freund.

D.

Die Menschenalter.

An unsrer Wiege grüſsen uns die Horen,
Den Säugling küſst des Morgens Rosenlicht,
Und weinend grüſst sein erster Blick Auroren,
Er fühlt des Daseyns schöne Stunden nicht.

Der Knabe jagt, gleich losgelaſsnen Winden,
Dem Schmetterling wie einst dem Glücke nach.
Das Mitleid lehrt ihn trösten und empfinden.
Sein Herz ist, wie sein Wille, weich und schwach.

Dies weiche Herz, für jeden Eindruck offen,
Wird von des Jünglings Thränen angeklagt;

Er lernt den Troſt zu weinen und zu hoffen,
Doch fühlt er schon wie viel das Glück versagt.

Die Hoffnung ging mit ihm aus seiner Wiege
Und malt' ihm seiner Zukunft Feenland,
Bis dieser Traum, des Glückes schöne Lüge,
Im kalten Arm der Wirklichkeit verschwand.

Im Sturme, wie der Kahn im Oceane,
Wankt er am Arm des Zufalls ungewiſs,
Im Hauch der Zeit entflattern seine Plane,
Der kalt und rauh die Täuschung ihm entriſs.

Der Mann tritt in des Lebens heiſse Zone,
Hier welkt der Blüthenkranz der Phantasie.
Er sucht und bricht der Weisheit Lorbeerkrone,
Und hascht das Schattenbild der Wahrheit nie.

Er bindet der Erkenntniſs volle Garben,
Des kurzen Tages dürftigen Gewinn.
Doch streut der Abend seine blassen Farben
Schon auf des Sammlers goldne Aerndte hin.

Gleich Bienen, die am weichen Halm sich wiegen,
Wankt hier der Greis, vom Hauch der Nacht berührt.
Ihn führt der Tod, wo Frühgefallne liegen,
Wie Blumen, die der Abendwind entführt.

Und spielt am hohen Gras, im nächsten Lenze,
Um der Geschiednen Grab der Abendwind,
O! so verweht er ihre Todtenkränze,
Und niemand weiſs, wo sie begraben sind.

von Steigentesch.

Vereinigung des Schönen.

Musik und Malerey und Tanz und Dichtkunst stritten
Um ihrer Künste höchsten Werth.
Apollo sprach: Bey uns sehr wohl gelitten,
Seyd drunten ihr geliebet und verehrt.
Vereinet euch. — „Ich," sprach die Liebe,
„Besänftige den alten Zwist.
Ich bild' ein Herz, das Jede lieb' und übe,
Und sich bey Allen selbst vergiſst."

Aspasia erschien; und drey- und vierfach strahlet
In Ihr ein reines Ideal.
Ob sich ihr Herz in Wort und Tönen malet,
Im Tanz und in der Farben goldnem Strahl;

Die Kunstgöttinnen All' in Allen
Vergessen gern den alten Zwist,
Und lieben sich in Ihr mit Wohlgefallen,
Die sich bey allem Reiz — vergiſst.

F.

Das Mitgefühl.

Wer ist ein Bruder dem Andern? Der Eines Stammes sich fühlet.
Wuchsest du denn vom Baum, daſs du es Andern nicht bist?

D.

Des Menschen Herz.

In Ein Gewebe wanden
Die Götter Freud' und Schmerz;
Sie webten und erfanden
Daraus ein Menschenherz.
Du armes Herz, gewebet
Aus Lust und Traurigkeit,
Weiſst du, was dich belebet?
Ists Freude? ist es Leid?

Die Göttin selbst der Liebe
Sah es bedaurend an:
„O zweifelhafte Triebe,
Die dieses Herz gewann!
Im Wünschen nur und Sehnen
Wohnt seine Seligkeit;
Und selbst der Freude Thränen
Verkündigen ihr Leid."

Mitleidig trat ihr Knabe
Hinzu mit seinem Pfeil:
„Auf! meine beste Gabe,
Sie werde dir zu Theil.
Dein unbezwinglich Streben
Sey Liebe dir, o Herz!
Sey deiner Freude Leben,
Und Süſsigkeit dem Schmerz."

E.

Ein Arabischer Fluch.

„Gott verwirre die Haar' am Kinne des Feindes!" Geruhig!
Lieber! dem zornigen Mann wirrt er den inneren Sinn.

D.

Die Erwartung.

Hör' ich das Pförtchen nicht gehen?
Hat nicht der Riegel geklirrt?
Nein, es war des Windes Wehen,
Der durch diese Pappeln schwirrt.

O schmücke dich, du grün belaubtes Dach,
Du sollst die Anmuthstrahlende empfangen,
Ihr Zweige, baut ein schattendes Gemach,
Mit holder Nacht sie heimlich zu umfangen,
Und all ihr Schmeichellüfte werdet wach
Und scherzt und spielt um ihre Rosenwangen,
Wenn seine schöne Bürde, leicht bewegt,
Der zarte Fuſs zum Sitz der Liebe trägt.

Stille, was schlüpft durch die Hecken
Raschelnd mit eilendem Lauf?

Nein, es scheuchte nur der Schrecken
Aus dem Busch den Vogel auf.

O! lösche deine Fackel, Tag! hervor,
Du geist'ge Nacht, mit deinem holden Schweigen,
Breit' um uns her den purpurrothen Flor,
Umspinn uns mit geheimniſsvollen Zweigen,
Der Liebe Wonne flieht des Lauschers Ohr,
Sie flieht des Strahles unbescheidnen Zeugen!
Nur Hesper, der verschwiegene, allein
Darf still herblickend ihr Vertrauter seyn.

Rief es von ferne nicht leise,
Flüsternden Stimmen gleich?
Nein, der Schwan ists, der die Kreise
Ziehet durch den Silberteich.

Mein Ohr umtönt ein Harmonieenfluſs,
Der Springquell fällt mit angenehmem Rauschen,

Die Blume neigt sich bey des Westes Kuſs,
Und alle Wesen seh ich Wonne tauschen;
Die Traube winkt, die Pfirsche zum Genuſs,
Die üppig schwellend hinter Blättern lauschen;
Die Luft, getaucht in der Gewürze Flut,
Trinkt von der heiſsen Wange mir die Glut.

Hör' ich nicht Tritte erschallen?
Rauscht's nicht den Laubgang daher?
Nein, die Frucht ist dort gefallen,
Von der eignen Fülle schwer.

Des Tages Flammenauge selber bricht
In süſsem Tod und seine Farben blassen,
Kühn öffnen sich im holden Dämmerlicht
Die Kelche schon, die seine Gluten hassen,
Still hebt der Mond sein strahlend Angesicht,
Die Welt zerschmilzt in ruhig groſse Massen,
Der Gürtel ist von jedem Reiz gelöst,
Und alles Schöne zeigt sich mir entblöſst.

Seh' ich nichts weiſses dort schimmern?
Glänzt's nicht wie seidnes Gewand?
Nein, es ist der Säule Flimmern
An der dunkeln Taxuswand.

O! sehnend Herz, ergötze dich nicht mehr
Mit süſsen Bildern wesenlos zu spielen,
Der Arm, der sie umfassen will, ist leer,
Kein Schattenglück kann diesen Busen kühlen;
O! führe mir die Lebende daher,
Laſs ihre Hand, die zärtliche, mich fühlen,
Den Schatten nur von ihres Mantels Saum,
Und in das Leben tritt der hohle Traum.

Und leis', wie aus himmlischen Höhen
Die Stunde des Glückes erscheint,
So war sie genaht ungesehen
Und weckte mit Küssen den Freund.

Schiller.

An den Kunstprosector.

Laſs die Rose mir blühn. Warum zerknicket dein Finger
Mit Apothekerkunst dieses ambrosische Kind?
Laſs die Lilie blühn. In ihrem Strahlengewande
Webet Gerüche sie mir athmend in himmlischem Thau.
Lebend wirken die Holden mit Sonn' und dem Aether ihr Werk aus:
Todt von dir gedrückt geben sie Zwiebelgeruch.

D.

Die Erscheinung.

Im Mondenschein
Rührt' sie die Saiten und sang darein;
Die Lüfte des Himmels umflossen sie,
Des Himmels Schimmer umstrahlten sie,

Umflossen sie,
Des Himmels Schimmer umstrahlten sie.
Sie sang mich hinüber in welch ein Thal!
Voll Ruh im seligen Mondesstrahl,

In welch ein Thal!
Voll Ruh im seligen Mondesstrahl.
Elysische Lauben umblühten mich,
Der Edeln Geister umfingen mich,

Umblühten mich,
Der Edeln Geister umfingen mich.

Und all ihr Leben ein süſser Glanz,
Der Unschuld Thränen ein Perlenkranz,

Ein süſser Glanz!
Der Unschuld Thränen ein Perlenkranz.
Die Sphären sangen mir Harmonie;
Der Stimmen süſseste, Sympathie —

Mir Harmonie,
Der Stimmen süſseste, Sympathie. —
Die Töne schwanden. Und himmelwärts
Zog sanft ihr nach mein stilles Herz.

Und himmelwärts
Zog sanft ihr nach mein stilles Herz.
O kämst du, Himmlische, wieder mir!
Die Stimme lispelt: „Ich bin bey dir."

E.

Rückkehr nach Schwarzburg.

Im Herbst 1799.

Wo bin ich? Welche magische Gewalt
Zieht mich zurück in die geweihten Kreise?
In deinen Schooſs, du stiller Aufenthalt,
Führt mich auſs neu die rasche Lebensreise.

Ich grüſse dich mit froh erstauntem Blick,
Wie einen Freund nach langer Jahre Trennen,
Und rufe mir dein altes Bild zurück,
Und freue mich, noch ganz dich zu erkennen.

Noch hebt so kühn der Fels sein Haupt empor,
Noch schweigt so ernst der Tannen düstrer Schatten,

Noch drängt so wild der Waldstrom sich hervor
Und schlingt sich rauschend um die grünen Matten.

Komm, Freund, tritt mit mir in das Hüttchen ein,
Laſs uns des kurzen Augenblicks genieſsen;
Geuſs auf die Schwelle diesen heil'gen Wein:
Der Freundschaft soll das erste Opfer flieſsen!

Minuten schweben zwischen Wieg' und Grab,
Zwey Augenblicke nur sind unser eigen;
Komm, muthig wirf die bangen Sorgen ab,
Und hier laſs jeden Lebenszweifel schweigen.

Hier naht sich feindlich störend kein Geschick,
Es lieſs uns frey an der geweihten Schwelle;
Der Jugend heitrer Friede kehrt zurück,
Ein Lethe rauscht des Baches muntre Welle.

Der frommen Götter stilles Heiligthum
Wagt der Erinnen keine zu betreten;
Froh, wie die Sel'gen in Elysium,
Durchwandeln wir die alten Weihestäten.

Wohl uns! Noch konnte nicht den raschen Muth
Des ernsten Lebens enge Fessel lähmen.
Ich fühle neue heil'ge Lebensglut
Mit leichtem Schlag durch alle Pulse strömen.

Die Zukunft sieht mein Aug' in Heiterkeit;
Hinab denn in die Fluten ohne Zagen!
Noch fühl' ich Kraft, wie es ein Gott gebeut,
Des Lebens Schmerz, des Lebens Lust zu tragen.

Ach! wie so manche Lust, so mancher Schmerz
Ist wunderbar durch diese Brust gezogen!

Unendlich wechselnd schlägt ein Menschenherz,
Uns heben, stürzen bald des Schicksals Wogen.

Nur du, du bleibest wie du bist, Natur!
Siehst wandellos der Menschen wandelnd Treiben;
Und Dauer giebt uns auch dies eine nur:
In all dem Wechsel dir getreu zu bleiben.

Gries.

Unter der Rose.

Ein Symposion.

(Der König des Festes.)

Unter der Rose sprechen wir aus, der Rose Geheimniſs;
Sagt, ihr Freunde, warum Freunde die Rose vereint?

1.

Ist sie die Blume nicht der tausendblättrigen Eintracht?
Wie Ein Kelch sie umfaſst, wie sie die Knospe verbirgt,
Gold in ihrer Mitte. Sie kränzt die Tafel der Freundschaft,
Ihren geselligen Scherz, ihren belehrenden Rath.

2.

Ist sie die Blume nicht der frühaufwachenden Anmuth?
Aus der Aurora Kranz sank sie vom Himmel herab;
Und noch freut sich in ihr die leuchtende Göttin. Sie schenkt ihr
Perlen zu ihrem Schmuck, hellen ambrosischen Thau.

3.

Ist sie die Blume nicht der holderröthenden Unschuld?
Lilie war sie einst; Liebe verwandelte sie.
Noch blüht auf der Wange das süſse Wunder, in dem sich
Zweifel und Zuversicht, Weigern und Sehnen vereint.

4.

Ist sie die Blume nicht — Verbirg dich, stilles Geheimniſs! —
Paphia gab sie dem Sohn; dieser dem schweigenden Gott;

Und Harpokrates drückt' an die rosige Lippe der Jungfrau
Ihre Knospe; da schwebt, siehe! der heilige Kuſs.

5.

Dornen umwachen sie; wo blüht die schüchterne Liebe
Ohne Dornen? und bald welket die zarte dahin.
Doch sie begleitet uns auch gen Elysium. Hänget nicht dort auch
Ueber der Freunde Fest ein amaranthener Kranz?

6.

Und sie bleibet nach uns. Im Gemüth der freundlichen Nachwelt
Sproſst die Rose des Danks ohne zerreissenden Dorn.
Gutthat bleibet. Wohlan! es umkränze den Becher des Lebens
Milde Gefälligkeit. Grazie weihe den Kranz!

Der König des Festes.

Stimmet den Hymnus an. Seht! es beweget der Kranz sich.
Gastlich steigen zu uns freundliche Götter herab:

Rose, Königin der Blumen,
Du, der Götter und der Menschen
Liebling, Kunstbild alles Schönen,
Und der Weisheit und der Anmuth,
Und der Unschuld, Lieb' und Eintracht
Holde Blume, sey gegrüſst!

Und bewillkommt und gepriesen
Seyd ihr alle, die sie liebten,
Paphia, du Vielbenamte,
Hygiea und Aurora,
Tellus und die Charitinnen,
Sammt dem Chor der Aoniden,
Zephyretten und ihr Nymphen,
Die der Blätter Teppich weben,
Die den Kelch der Blume füllen
Mit ätherischsüſsem Thau.

Und der Rose Gott, die Biene,
Bacchus auch und alle Götter,
Die Symposien und Tänze,
Kurzweil lieben und Gesänge,
Wahret eure Freudenfeste,
Eurer Blume Heiligthum.

Und wenn hie und da der Unmuth,
Wenn die fehlgeschlagne Hoffnung
Wölkend eine Stirn umhüllet;
Reicht dem Blöden, dem Verzagten,
Reicht dem Zweifelnden die Rose.

Oder will die wilde Zwietracht,
Groll und Neid und alte Feindschaft,
Will der lauschende Verräther
Sich in unsre Kränze mischen;
Scheucht die Widrigen, die Feinde,
Mit der Rose Duft hinweg.

E.

Amor und Psyche.

(Eine berühmte Gruppe.)

Die Hand, die dieses holde Haupt berührt,
Und still hinab es zum Geliebten führt;
Der leise Hauch, der um die Lippe schwebt
Und sanft den Arm und sanft den Busen hebt;
Der Blick, der nicht zur Sprache werden kann:
Denn Seelen schau'n sich in einander an;
Indeſs sich Herz zum Herzen schüchtern drängt
Und Geist an Geist, an Lippe Lippe hängt;
Der nur verlangend-süſseste Genuſs
Des Wiederfindens — seht, ist dieser Kuſs.
Es schwebt in ihm des Himmels reinstes Glück;
Anschauend tretet, tretet still zurück.

F.

Das Lied von der Glocke.[*]

Vivos voco. Mortuos plango. Fulgura frango.

Feſt gemauert in der Erden
Steht die Form, aus Lehm gebrannt.
Heute muſs die Glocke werden,
Frisch, Gesellen! seyd zur Hand.
Von der Stirne heiſs
Rinnen muſs der Schweiſs,
Soll das Werk den Meister loben,
Doch der Segen kommt von oben.

Zum Werke, das wir ernst bereiten,
Geziemt sich wohl ein ernstes Wort;
Wenn gute Reden sie begleiten,
Dann flieſst die Arbeit munter fort.
So laſst uns jetzt mit Fleiſs betrachten,
Was durch die schwache Kraft entspringt,

Den schlechten Mann muſs man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt.
Das ist's ja, was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Daſs er im innern Herzen spüret,
Was er erschafft mit seiner Hand.

Nehmet Holz vom Fichtenstamme,
Doch recht trocken laſst es seyn,
Daſs die eingepreſste Flamme
Schlage zu dem Schwalch hinein,
Kocht des Kupfers Brey,
Schnell das Zinn herbey,
Daſs die zähe Glockenspeise
Flieſse nach der rechten Weise.

Was in des Dammes tiefer Grube
Die Hand mit Feuers Hilfe baut,
Hoch auf des Thurmes Glockenstube
Da wird es von uns zeugen laut.
Noch dauern wird's in späten Tagen
Und rühren vieler Menschen Ohr,

Und wird mit dem Betrübten klagen,
Und stimmen zu der Andacht Chor.
Was unten tief dem Erdensohne
Das wechselnde Verhängniſs bringt,
Das schlägt an die metallne Krone,
Die es erbaulich weiter klingt.

Weiſse Blasen seh' ich springen,
Wohl! die Massen sind im Fluſs.
Laſst's mit Aschensalz durchdringen,
Das befördert schnell den Guſs.
Auch von Schaume rein
Muſs die Mischung seyn,
Daſs vom reinlichen Metalle
Rein und voll die Stimme schalle.

Denn mit der Freude Feyerklange
Begrüſst sie das geliebte Kind
Auf seines Lebens erstem Gange,
Den es in Schlafes Arm beginnt;
Ihm ruhen noch im Zeitenschooſse
Die schwarzen und die heitern Loose,

Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen seinen goldnen Morgen —
Die Jahre fliehen pfeilgeschwind.
Vom Mädchen reiſst sich stolz der Knabe,
Er stürmt ins Leben wild hinaus,
Durchmiſst die Welt am Wanderstabe,
Fremd kehrt er heim in's Vaterhaus,
Und herrlich, in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmels Höh'n,
Mit züchtigen, verschämten Wangen
Sieht er die Jungfrau vor sich stehn.
Da faſst ein namenloses Sehnen
Des Jünglings Herz, er irrt allein,
Aus seinen Augen brechen Thränen,
Er flieht der Brüder wilden Reihn.
Erröthend folgt er Ihren Spuren,
Und ist von ihrem Gruſs beglückt;
Das Schönste sucht er auf den Fluren,
Womit er seine Liebe schmückt.
O! zarte Sehnsucht, süſses Hoffen,
Der ersten Liebe goldne Zeit,

Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit,
O! daſs sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe!

Wie sich schon die Pfeifen bräunen!
Dieses Stäbchen tauch' ich ein,
Sehn wir's überglast erscheinen
Wird's zum Gusse zeitig seyn.
Jetzt, Gesellen, frisch!
Prüſt mir das Gemisch,
Ob das Spröde mit dem Weichen
Sich vereint zum guten Zeichen.

Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da giebt es einen guten Klang.
Drum prüſe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet!
Der Wahn ist kurz, die Reu ist lang.
Lieblich in der Bräute Locken
Spielt der jungfräuliche Kranz,

Wenn die hellen Kirchenglocken
Laden zu des Festes Glanz.
Ach! des Lebens schönste Feyer
Endigt auch den Lebens-May,
Mit dem Gürtel, mit dem Schleyer
Reiſst der schöne Wahn entzwey.
Die Leidenschaft flieht,
Die Liebe muſs bleiben,
Die Blume verblüht,
Die Frucht muſs treiben.
Der Mann muſs hinaus
In's feindliche Leben,
Muſs wirken und streben
Und pflanzen und schaffen,
Erlisten, erraffen,
Muſs wetten und wagen
Das Glück zu erjagen.
Da strömet herbey die unendliche Gabe,
Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Haabe,
Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus.

Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen
Und wehret den Knaben,
Und reget ohn' Ende
Die fleiſsigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn,
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden,
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeigten Lein,
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer,
Und ruhet nimmer.
Und der Vater mit frohem Blick
Von des Hauses weitschauendem Giebel

Ueberzählet sein blühend Glück,
Siehet der Pfosten ragende Bäume,
Und der Scheunen gefüllte Räume
Und die Speicher, vom Segen gebogen,
Und des Kornes bewegte Wogen,
Rühmt sich mit stolzem Mund:
Fest wie der Erde Grund
Gegen des Unglücks Macht
Steht mir des Hauses Pracht!
Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.

Wohl! Nun kann der Guſs beginnen,
Schön gezacket ist der Bruch.
Doch, bevor wir's lassen rinnen,
Betet einen frommen Spruch!
  Stoſst den Zapfen aus!
  Gott bewahr' das Haus.
Rauchend in des Henkels Bogen
Schieſst's mit feuerbraunen Wogen.

Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft;
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einhertritt auf der eignen Spur
Die freye Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie losgelassen
Wachsend ohne Widerstand
Durch die volkbelebten Gassen
Wälzt den ungeheuren Brand!
Denn die Elemente hassen
Das Gebild der Menschenhand.
Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen,
Aus der Wolke, ohne Wahl,
Zuckt der Strahl!
Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm!
Das ist Sturm!

Roth wie Blut
Ist der Himmel.
Das ist nicht des Tages Glut!
Welch Getümmel
Straſsen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd steigt die Feuersäule,
Durch der Straſse lange Zeile
Wächst es fort mit Windeseile,
Kochend wie aus Ofens Rachen
Glühn die Lüfte, Balken krachen,
Pfosten stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Thiere wimmern
Unter Trümmern,
Alles rennet, rettet, flüchtet,
Taghell ist die Nacht gelichtet,
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegt der Eimer, hoch im Bogen
Sprützen Quellen, Wasserwogen.

Heulend kommt der Sturm geflogen,
Der die Flamme brausend sucht,
Prasselnd in die dürre Frucht
Fällt sie, in des Speichers Räume,
In der Sparren dürre Bäume,
Und als wollte sie im Wehen
Mit sich fort der Erde Wucht
Reissen, in gewalt'ger Flucht,
Wächst sie in des Himmels Höhen
Riesengroſs!
Hoffnungslos
Weicht der Mensch der Götterstärke,
Muſsig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergehen.
Leergebrannt
Ist die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette,
In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.

Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Haabe
Sendet noch der Mensch zurück —
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe.
Was Feuers Wuth ihm auch geraubt,
Ein süſser Trost ist ihm geblieben,
Er zählt die Häupter seiner Lieben
Und sieh! ihm fehlt kein theures Haupt.

In die Erd' ist's aufgenommen,
Glücklich ist die Form gefüllt,
Wird's auch schön zu Tage kommen,
Daſs es Fleiſs und Kunst vergilt?
Wenn der Guſs miſslang?
Wenn die Form zersprang?
Ach! vielleicht indem wir hoffen
Hat uns Unheil schon getroffen.

Dem dunkeln Schooſs der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Sämann seine Saat

Und hofft, daſs sie entkeimen werde
Zum Segen, nach des Himmels Rath.
Noch köstlicheren Saamen bergen
Wir traurend in der Erde Schooſs,
Und hoffen, daſs er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönerm Loos.
Von dem Dome
Schwer und bang
Tönt die Glocke
Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wandrer auf dem letzten Wege.
Ach! die Gattin ist's, die theure,
Ach! es ist die treue Mutter,
Die der schwarze Fürst der Schatten
Wegführt aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinder Schaar,
Die sie blühend ihm gebahr,
Die sie an der treuen Brust
Wachsen sah mit Mutterlust —
Ach! des Hauses zarte Bande

Sind gelöst auf immerdar,
Denn sie wohnt im Schattenlande,
Die des Hauses Mutter war,
Denn es fehlt ihr treues Walten,
Ihre Sorge wacht nicht mehr,
An verwaister Stätte schalten
Wird die Fremde, liebeleer.

Bis die Glocke sich verkühlet
Laſst die strenge Arbeit ruhn,
Wie im Laub der Vogel spielet
Mag sich jeder gütlich thun.
Winkt der Sterne Licht,
Ledig aller Pflicht
Hört der Pursch die Vesper schlagen,
Meister muſs sich immer plagen.

Munter fördert,
Seine Schritte
Fern im wilden Forst der Wandrer
Nach der lieben Heimathhütte.
Blöckend ziehen

Heim die Schaafe,
Und der Rinder
Breitgestirnte
Glatte Schaaren kommen brüllend,
Die gewohnten Ställe füllend.
Schwer herein
Schwankt der Wagen,
Kornbeladen,
Bunt von Farben
Auf den Garben
Liegt der Kranz,
Und das junge
Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz.
Markt und Straſse
Werden stiller,
Um des Lichts gesell'ge Flamme
Sammeln sich die Hausbewohner,
Und das Stadtthor
Schlieſst sich knarrend.
Schwarz bedecket

Sich die Erde,
Doch den sichern Bürger schrecket
Nicht die Nacht,
Die den Bösen gräſslich wecket,
Denn das Auge des Gesetzes wacht.
Heil'ge Ordnung, segenreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frey und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungesell'gen Wilden,
Eintrat in der Menschen Hütten,
Sie gewöhnt zu sanften Sitten
Und das theuerste der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande!
Tausend fleiſsge Hände regen,
Helfen sich in munterm Bund
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund.
Meister rührt sich und Geselle
In der Freyheit heil'gem Schutz,

Jeder freut sich seiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz,
Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis,
Ehrt den König, seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiſs.
  Holder Friede,
Süſse Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieser Stadt!
Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieses stille Thal durchtoben,
Wo der Himmel,
Den des Abends ſanfte Röthe
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich strahlt!

Nun zerbrecht mir das Gebäude,
Seine Absicht hat's erfüllt,

Daſs sich Herz und Auge weide
An dem wohlgelungnen Bild.
Schwingt den Hammer, schwingt,
Bis der Mantel springt,
Wenn die Glock' soll auferstehen
Muſs die Form in Stücken gehen.

Der Meister kann die Form zerbrechen
Mit weiser Hand, zur rechten Zeit,
Doch wehe, wenn in Flammenbächen
Das glühnde Erz sich selbst befreyt!
Blind wüthend mit des Donners Krachen
Zersprengt es das geborstne Haus,
Und wie aus offnem Höllenrachen
Speyt es Verderben zündend aus;
Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten,
Wenn sich die Völker selbst befreyn,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.
Weh, wenn sich in dem Schooſs der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft,

Das Volk, zerreissend seine Kette,
Zur Eigenhilfe schrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daſs sie heulend schallt,
Und nur geweiht zu Friedensklängen
Die Losung anstimmt zur Gewalt.
Freyheit und Gleichheit! hört man schallen,
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr,
Die Straſsen füllen sich, die Hallen,
Und Würgerbanden ziehn umher,
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz,
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreissen sie des Feindes Herz.
Nichts heiliges ist mehr, es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu,
Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frey.
Gefährlich ist's den Leu zu wecken,
Und grimmig ist des Tigers Zahn,

Jedoch der schrecklichste der Schrecken
Das ist der Mensch in seinem Wahn.
Weh denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leihn!
Sie leuchtet nicht, sie kann nur zünden
Und äschert Städt' und Länder ein.

Freude hat mir Gott gegeben!
Sehet! wie ein goldner Stern
Aus der Hülse, blank und eben,
Schält sich der metallne Kern.
Von dem Helm zum Kranz
Spielt's wie Sonnenglanz,
Auch des Wappens nette Schilder
Loben den erfahrnen Bilder.

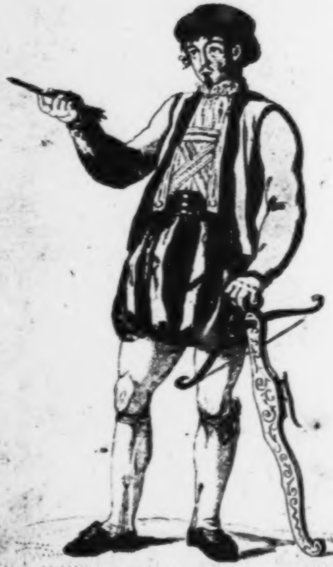
Herein! herein!
Gesellen alle, schlieſst den Reihen
Daſs wir die Glocke taufend weihen,
Concordia soll ihr Name seyn,
Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
Versammle sie die liebende Gemeine.

Und dies sey fortan ihr Beruf,
Wozu der Meister sie erschuf:
Hoch überm niedern Erdenleben
Soll sie in blauem Himmelszelt
Die Nachbarin des Donners schweben
Und gränzen an die Sternenwelt,
Soll eine Stimme seyn von oben,
Wie der Gestirne helle Schaar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
Und führen das bekränzte Jahr.
Nur ewigen und ernsten Dingen
Sey ihr metallner Mund geweiht,
Und stündlich mit den schnellen Schwingen
Berühr' im Fluge sie die Zeit,
Dem Schicksal leihe sie die Zunge,
Selbst herzlos, ohne Mitgefühl,
Begleite sie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechselvolles Spiel.
Und wie der Klang im Ohr vergehet,
Der mächtig tönend ihr entschallt,

So lehre sie, daſs nichts bestehet,
Daſs alles Irdische verhallt.

Jetzo mit der Kraft des Stranges
Wiegt die Glock' mir aus der Gruft,
Daſs sie in das Reich des Klanges
Steige, in die Himmelsluft.
Ziehet, ziehet, hebt!
Sie bewegt sich, schwebt.
Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sey ihr erst Geläute.

SCHILLER.



Emilie [illegible]

Wilhelm Tell

Schauſpiel

von

Schiller.

Zum Neujahrsgeſchenk
auf 1805.

Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1804.

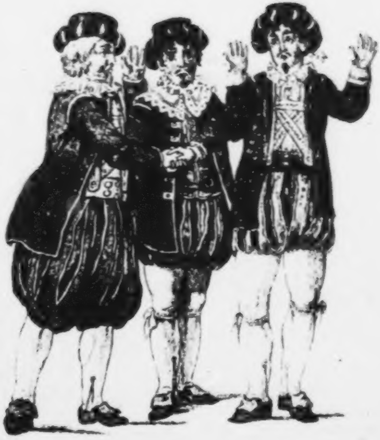
1a
3703

Goethe-Schiller-Archiv
Weimar

Perſonen

Herrmann Geßler, Reichsvogt in Schwyz und Uri
Werner, Freiherr von Attinghauſen, Bannerherr
Ulrich von Rudenz, ſein Neffe
Werner Stauffacher
Konrad Hunn
Itel Reding
Hans auf der Mauer — Landleute aus Schwyz
Jörg im Hofe
Ulrich der Schmidt
Joſt von Weiler
Walther Fürſt
Wilhelm Tell
Röſſelman der Pfarrer
Petermann der Sigriſt — aus Uri
Kuoni der Hirte
Werni der Jäger
Ruodi der Fiſcher
Arnold vom Melchthal
Konrad Baumgarten
Meyer von Sarnen
Struth von Winkelried — aus Unterwalden
Klaus von der Flüe
Burkhard am Bühel
Arnold von Sewa
Pfeifer von Lucern
Kunz von Gerſau
Jenny Fiſcherknabe
Seppi Hirtenknabe

Gertrud Stauffachers Gattinn
Hedwig Tells Gattinn, Fürſts Tochter
Bertha von Brunek eine reiche Erbin
Armgart
Mechthild
Elſbeth } Bäuerinnen
Hildegard
Walther
Wilhelm } Tells Knaben
Frieſshardt
Leuthold } Söldner
Rudolph der Harras Geßlers Stallmeiſter
Johannes Parricida Herzog von Schwaben
Stüßi der Flurſchütz
Der Stier von Uri
Ein Reichsbote
Frohnvogt
Meiſter Steinmetz, Geſellen und Handlanger
Oeffentliche Ausrufer
Geßleriſche und Landenbergiſche Reiter
Viele Landleute, Männer und Weiber aus den Waldſtätten.



Erſter Aufzug

Erſte Scene

Hohes Felſenufer des Vierwaldſtätterſees, Schwytz gegenüber. Der See macht eine Bucht ins Land, eine Hütte iſt unweit dem Ufer, Fiſcherknabe fährt ſich in einem Kahn. Ueber den See hinweg ſieht man die grünen Matten, Dörfer und Höfe von Schwytz im hellen Sonnenſchein liegen. Zur linken des Zuſchauers zeigen ſich die Spitzen des Haken, mit Wolken umgeben; zur rechten im fernen Hintergrund ſieht man die Eisgebirge. Noch ehe der Vorhang aufgeht, hört man den Kuhreihen und das harmoniſche Geläut der Heerdenglocken, welches ſich auch bei eröfneter Scene noch eine Zeitlang fortſetzt.

Fiſcherknabe ſingt im Kahn

(Melodie des Kuhreihens)

Es lächelt der See, er ladet zum Bade,
Der Knabe ſchlief ein am grünen Geſtade,
Da hört er ein Klingen,
Wie Flöten ſo ſüß,
Wie Stimmen der Engel
Im Paradieß.

Und wie er erwachet in ſeliger Luſt,
Da ſpühlen die Waſſer ihm um die Bruſt,
Und es ruft aus den Tiefen:
Lieb Knabe, biſt mein!
Ich locke den Schläfer,
Ich zieh ihn herein.

Hirte (auf dem Berge)
(Variation des Kuhreihens)

Ihr Matten lebt wohl,
Ihr ſonnigen Weiden!
Der Senne muß ſcheiden,
Der Sommer iſt hin.

Wir fahren zu Berg, wir kommen wieder,
Wenn der Kukuk ruft, wenn erwachen die Lieder,
Wenn mit Blumen die Erde ſich kleidet neu,
Wenn die Brünnlein fließen im lieblichen May.

Ihr Matten lebt wohl,
Ihr ſonnigen Weiden!
Der Senne muß ſcheiden,
Der Sommer iſt hin.

Alpenjäger

(erſcheint gegenüber auf der Höhe des Felſen)

(Zweite Variation)

Es donnern die Höhen, es zittert der Steg,
Nicht grauet dem Schützen auf ſchwindlichtem Weg,
Er ſchreitet verwegen
Auf Feldern von Eis,
Da pranget kein Frühling,
Da grünet kein Reis;
Und unter den Füſſen ein neblichtes Meer,
Erkennt er die Städte der Menſchen nicht mehr,
Durch den Riß nur der Wolken
Erblickt er die Welt,
Tief unter den Waſſern
Das grünende Feld.

(Die Landſchaft verändert ſich, man hört ein dumpfes Krachen von den Bergen, Schatten von Wolken laufen über die Gegend)

Ruodi der Fiſcher kommt aus der Hütte, **Werni der Jäger** ſteigt vom Felſen, **Kuoni der Hirte** kommt, mit dem Melknapf auf der Schulter. **Seppi** ſein Handbube, folgt ihm)

Ruodi

Mach hurtig Jenny. Zieh die Naue ein.
Der graue Thalvogt kommt, dumpf brüllt der Firn,
Der Mytenſtein zieht ſeine Haube an,
Und kalt her bläßt es aus dem Wetterloch,
Der Sturm, ich meyn', wird da ſeyn, eh' wirs denken.

Kuoni

's kommt Regen, Fährmann. Meine Schaafe freſſen
Mit Begierde Gras, und Wächter ſcharrt die Erde.

Werni

Die Fiſche ſpringen, und das Waſſerhuhn
Taucht unter. Ein Gewitter iſt im Anzug.

Kuoni (zum Buben)

Lug' Seppi, ob das Vieh ſich nicht verlaufen.

Seppi

Die braune Liſel kenn ich am Geläut.

Kuoni

So fehlt uns keine mehr, die geht am weitſten.

Ruodi

Ihr habt ein ſchön Geläute, Meiſter Hirt.

Werni

Und ſchmuckes Vieh — Iſt's euer eignes, Landsmann?

Kuoni

Bin nit ſo reich — 's iſt meines gnäd'gen Herrn,
Des Attinghäuſers, und mir zugezählt.

Ruodi

Wie ſchön der Kuh das Band zu Halſe ſteht!

Kuoni

Das weiß ſie auch, daß ſie den Reihen führt,
Und nähm ich ihr's, ſie hörte auf zu freſſen.

Ruodi

Ihr ſeid nicht klug! Ein unvernünft'ges Vieh —

Werni

Iſt bald geſagt. Das Thier hat auch Vernunft,
Das wiſſen *wir*, die wir die Gemſen jagen,
Die ſtellen klug, wo ſie zur Weide gehn,
'ne Vorhut aus, die ſpizt das Ohr und warnet
Mit heller Pfeife, wenn der Jäger naht.

Ruodi (zum Hirten)

Treibt ihr jezt heim?

Kuoni

Die Alp iſt abgeweidet.

Werni

Glückſel'ge Heimkehr, Senn!

Kuoni

Die wünſch ich Euch,
Von eurer Fahrt kehrt ſich's nicht immer wieder.

Ruodi

Dort kommt ein Mann in voller Haſt gelaufen.

Werni

Ich kenn' ihn, 's iſt der Baumgart von Alzellen.

Konrad Baumgarten (athemlos hereinſtürzend)

Baumgarten

Um Gottes willen, Fährmann, euren Kahn!

Ruodi

Nun, nun, was giebts ſo eilig?

Baumgarten

Bindet los!
Ihr rettet mich vom Tode! Sezt mich über!

Kuoni

Landsmann, was habt ihr?

Werni

Wer verfolgt euch denn?

Baumgarten (zum Fiſcher)

Eilt, eilt, ſie ſind mir dicht ſchon an den Ferſen!
Des Landvogts Reiter kommen hinter mir,
Ich bin ein Mann des Tods, wenn ſie mich greifen.

Ruodi

Warum verfolgen euch die Reiſigen?

Baumgarten

Erſt rettet mich, und dann ſteh ich euch Rede.

Werni

Ihr ſeid mit Blut befleckt, was hat's gegeben?

Baumgarten

Des Kaiſers Burgvogt, der auf Roßberg ſaß —

Kuoni

Der Wolfenſchießen! Läßt euch der verfolgen?

Baumgarten

Der ſchadet nicht mehr, ich hab' ihn erſchlagen.

Alle (fahren zurück)

Gott ſey euch gnädig! Was habt ihr gethan?

Baumgarten
Was jeder freie Mann an meinem Platz!
Mein gutes Hausrecht hab' ich ausgeübt
Am Schänder meiner Ehr' und meines Weibes.
Kuoni
Hat euch der Burgvogt an der Ehr' geſchädigt?
Baumgarten
Daß er ſein bös Gelüſten nicht vollbracht,
Hat Gott und meine gute Axt verhütet.
Werni
Ihr habt ihm mit der Axt den Kopf zerſpalten?
Kuoni
O laßt uns alles hören, ihr habt Zeit,
Bis er den Kahn vom Ufer los gebunden.
Baumgarten
Ich hatte Holz gefällt im Wald, da kommt
Mein Weib gelaufen in der Angſt des Todes.
„Der Burgvogt lieg' in meinem Haus, er hab'
Ihr anbefohlen, ihm ein Bad zu rüſten.
Drauf hab' er Ungebührliches von ihr
Verlangt, ſie ſey entſprungen mich zu ſuchen.“

Da lief ich friſch hinzu, ſo wie ich war,
Und mit der Axt hab' ich ihm 's Bad geſegnet.

Werni

Ihr thatet wohl, kein Menſch kann euch drum ſchelten.

Kuoni

Der Wütherich! Der hat nun ſeinen Lohn!
Hat's lang verdient ums Volk von Unterwalden.

Baumgarten

Die That ward ruchtbar, mir wird nachgeſezt —
Indem wir ſprechen — Gott — verrinnt die Zeit —
(es fangt an zu donnern)

Kuoni

Friſch Fährmann — Schaff den Biedermann hinüber.

Ruodi

Geht nicht. Ein ſchweres Ungewitter iſt
Im Anzug. Ihr müßt warten.

Baumgarten

Heilger Gott!
Ich kann nicht warten. Jeder Aufſchub tödet —

Kuoni (zum Fiſcher)
Greif an mit Gott, dem Nächſten muß man helfen,
Es kann uns allen Gleiches ja begegnen.
(Brauſen und Donnern)

Ruodi
Der Föhn iſt los, ihr ſeht' wie hoch der See geht,
Ich kann nicht ſteuern gegen Sturm und Wellen.

Baumgarten (umfaßt ſeine Knie)
So helf euch Gott, wie ihr euch mein erbarmet —

Werni
Es geht ums Leben, ſei barmherzig, Fährmann.

Kuoni
's iſt ein Hausvater, und hat Weib und Kinder!
(wiederholte Donnerſchläge)

Ruodi
Was? Ich hab' auch ein Leben zu verlieren,
Hab' Weib und Kind daheim, wie er — Seht hin
Wie's brandet, wie es wogt und Wirbel zieht,
Und alle Waſſer aufrührt in der Tiefe.
— Ich wollte gern den Biedermann erretten,
Doch es iſt rein unmöglich, ihr ſeht ſelbſt.

Baumgarten (noch auf den Knien)

So muß ich fallen in des Feindes Hand,
Das nahe Rettungsufer im Geſichte!
— Dort liegt's! Ich kann's erreichen mit den Augen,
Hinüberdringen kann der Stimme Schall,
Da iſt der Kahn, der mich hinübertrüge,
Und muß hier liegen, hülſlos, und verzagen!

Kuoni

Seht wer da kommt!

Werni

Es iſt der Tell aus Bürglen.

Tell mit der Armbruſt.

Tell

Wer iſt der Mann, der hier um Hülfe fleht?

Kuoni

's iſt ein Alzeller Mann, er hat ſein' Ehr
Vertheidigt, und den Wolfenſchieß erſchlagen,
Des Königs Burgvogt, der auf Roßberg ſaß —
Des Landvogts Reiter ſind ihm auf den Ferſen,
Er fleht den Schiffer um die Ueberfahrt,
Der fürcht't ſich vor dem Sturm und will nicht fahren.

Ruodi

Da iſt der Tell, er führt das Ruder auch,
Der ſoll mirs zeugen, ob die Fahrt zu wagen.
(heftige Donnerſchläge, der See rauſcht auf)

Ruodi

Ich ſoll mich in den Höllenrachen ſtürzen?
Das thäte keiner, der bei Sinnen iſt.

Tell

Der brave Mann denkt an ſich ſelbſt zulezt,
Vertrau auf Gott und rette den Bedrängten.

Ruodi

Vom ſichern Port läßt ſich's gemächlich rathen,
Da iſt der Kahn und dort der See! Verſuchts!

Tell

Der See kann ſich, der Landvogt nicht erbarmen,
Verſuch es Fährmann!

Hirten und Jäger

Rett ihn! Rett ihn! Rett ihn!

Ruodi

Und wär's mein Bruder und mein leiblich Kind,

Es kann nicht ſeyn, 's iſt heut Simons und Judä,
Da raſ't der See und will ſein Opfer haben.

Tell

Mit eitler Rede wird hier nichts geſchafft,
Die Stunde dringt, dem Mann muß Hülfe werden.
Sprich, Fährmann, willſt du fahren?

Ruodi

Nein, nicht ich!

Tell

In Gottes Nahmen denn! Gieb her den Kahn,
Ich wills mit meiner ſchwachen Kraft verſuchen.

Kuoni

Ha wackrer Tell!

Werni

Das gleicht dem Waldgeſellen!

Baumgarten

Mein Retter ſeid ihr und mein Engel, Tell!

Tell

Wohl aus des Vogts Gewalt errett ich euch,
Aus Sturmes Nöthen muß ein Andrer helfen.

Doch beſſer iſt's, ihr fallt in Gottes Hand,
Als in der Menſchen!
(zu dem Hirten)
Landsmann, tröſtet ihr
Mein Weib, wenn mir was menſchliches begegnet,
Ich hab' gethan, was ich nicht laſſen konnte.
(er ſpringt in den Kahn)

Kuoni (zum Hirten)

Ihr ſeid ein Meiſter Steuermann. Was ſich
Der Tell getraut, das konntet ihr nicht wagen?

Ruodi

Wohl beßre Männer thuns dem Tell nicht nach,
Es giebt nicht zwey, wie der iſt, im Gebirge.

Werni (iſt auf den Fels geſtiegen)

Er ſtößt ſchon ab. Gott helf dir, braver Schwimmer
Sieh, wie das Schifflein auf den Wellen ſchwankt!

Kuoni (am Ufer)

Die Flut geht drüber weg — Ich ſeh's nicht mehr.
Doch halt, da iſt es wieder! Kräftiglich
Arbeitet ſich der Wackre durch die Brandung.

Seppi

Des Landvogts Reiter kommen angeſprengt.

Kuoni

Weiß Gott, ſie ſinds! das war Hülf in der Noth

Ein Trupp Landenbergiſcher Reiter.

Erſter Reiter

Den Mörder gebt heraus, den ihr verborgen.

Zweiter

Des Wegs kam er, umſonſt verhehlt ihr ihn.

Kuoni und Ruodi

Wen meint ihr, Reiter?

Erſter Reiter (entdeckt den Nachen)

Ha, was ſeh ich! Teufel!

Werni (oben)

Iſt's der im Nachen, den ihr ſucht? — Reit zu!
Wenn ihr friſch beilegt, hohlt ihr ihn noch ein.

Zweiter

Verwünſcht! Er iſt entwiſcht.

Erſter (zum Hirten und Fiſcher)

Ihr habt ihm fortgeholfen,

Ihr ſollt uns büßen — Fallt in ihre Heerde!
Die Hütte reißet ein, brennt und ſchlagt nieder!

(eilen fort.)

Seppi (ſtürzt nach)

O meine Lämmer!

Kuoni (folgt)

Weh mir! Meine Heerde!

Werni

Die Wüthriche!

Ruodi (ringt die Hände)

Gerechtigkeit des Himmels,
Wann wird der Retter kommen dieſem Lande?

(folgt ihnen)

Zweite Scene

Zu Steinen in Schwytz. Eine Linde vor des Stauffachers Hauſe an der Landſtraße, nächſt der Brücke.

Werner Stauffacher. Pfeiffer von Luzern kommen im Geſpräch.

Pfeiffer

Ja, ja Herr Stauffacher, wie ich euch ſagte.

Schwört nicht zu Oeſtreich, wenn ihrs könnt vermeiden.
Haltet feſt am Reich und wacker wie bisher,
Gott ſchirme euch bei eurer alten Freiheit!
(drückt ihm herzlich die Hand und will gehen)

Stauffacher

Bleibt doch, bis meine Wirthin kommt — Ihr ſeid
Mein Gaſt zu Schwytz, ich in Lucern der Eure.

Pfeiffer

Viel Dank! Muß heute Gerſau noch erreichen.
— Was ihr auch ſchweres mögt zu leiden haben
Von eurer Vögte Geiz und Uebermuth,
Tragt's in Geduld! Es kann ſich ändern, ſchnell,
Ein andrer Kaiſer kann an's Reich gelangen.
Seid ihr erſt Oeſterreichs, ſeid ihrs auf immer.
(er geht ab. Stauffacher ſetzt ſich kummervoll auf eine Bank unter der Linde. So findet ihn Gertrud, ſeine Frau, die ſich neben ihn ſtellt, und ihn eine Zeitlang ſchweigend betrachtet)

Gertrud

So ernſt, mein Freund? Ich kenne dich nicht mehr.
Schon viele Tage ſeh' ich's ſchweigend an,

Wie finſtrer Trübſinn deine Stirne furch't.
Auf deinem Herzen drückt ein ſtill Gebreſten,
Vertrau es mir, ich bin dein treues Weib,
Und meine Hälfte fodr' ich deines Grams.
(Stauffacher reicht ihr die Hand und ſchweigt)
Was kann dein Herz beklemmen, ſag es mir.
Geſegnet iſt dein Fleiß, dein Glücksſtand blüht,
Voll ſind die Scheunen, und der Rinder Schaaren,
Der glatten Pferde wohl genährte Zucht
Iſt von den Bergen glücklich heimgebracht
Zur Winterung in den bequemen Ställen.
— Da ſteht dein Haus, reich, wie ein Edelſitz,
Von ſchönem Stammholz iſt es neu gezimmert
Und nach dem Richtmaaß ordentlich gefügt,
Von vielen Fenſtern glänzt es wohnlich, hell;
Mit bunten Wappenſchildern iſt's bemahlt,
Und weiſen Sprüchen, die der Wandersmann
Verweilend lieſt und ihren Sinn bewundert.

Stauffacher

Wohl ſteht das Haus gezimmert und gefügt,
Doch ach — es wankt der Grund, auf den wir bauten.

Gertrud
Mein Werner ſage, wie verſtehſt du das?

Stauffacher
Vor dieſer Linde ſaß ich jüngſt wie heut,
Das ſchön vollbrachte freudig überdenkend,
Da kam daher von Küßnacht, ſeiner Burg,
Der Vogt mit ſeinen Reiſigen geritten.
Vor dieſem Hauſe hielt er wundernd an,
Doch ich erhub mich ſchnell, und unterwürfig
Wie ſich's gebührt, trat ich dem Herrn entgegen,
Der uns des Kaiſers richterliche Macht
Vorſtellt im Lande. Weſſen iſt dieß Haus?
Fragt' er bösmeinend, denn er wußt es wohl.
Doch ſchnell beſonnen ich entgegn' ihm ſo:
Dieß Haus, Herr Vogt, iſt meines Herrn des Kaiſers,
Und Eures und mein Lehen — da verſezt er:
„Ich bin Regent im Land an Kaiſers Statt,
Und will nicht, daß der Bauer Häuſer baue
Auf ſeine eigne Hand, und alſo frey
Hinleb', als ob er Herr wär in dem Lande,
Ich werd' mich unterſtehn, euch das zu wehren."

Dieß ſagend ritt er trutziglich von dannen,
Ich aber blieb mit kummervoller Seele,
Das Wort bedenkend, das der Böſe ſprach.

Gertrud

Mein lieber Herr und Ehewirth! Magſt du
Ein redlich Wort von deinem Weib vernehmen?
Des edeln Ibergs Tochter rühm ich mich,
Des viel erfahrnen Mann's. Wir Schweſtern ſaßen,
Die Wolle ſpinnend, in den langen Nächten,
Wenn bei dem Vater ſich des Volkes Häupter
Verſammelten, die Pergamente laſen
Der alten Kaiſer, und des Landes Wohl
Bedachten in vernünftigem Geſpräch.
Aufmerkend hört' ich da manch kluges Wort,
Was der Verſtändge denkt, der Gute wünſcht,
Und ſtill im Herzen hab ich mirs bewahrt.
So höre denn und acht' auf meine Rede,
Denn was dich preßte, ſieh das wußt ich längſt.
— Dir grollt der Landvogt, möchte gern dir ſchaden,
Denn du biſt ihm ein Hinderniß, daß ſich

Der Schwytzer nicht dem neuen Fürſtenhaus
Will unterwerfen, ſondern treu und feſt
Beim Reich beharren, wie die würdigen
Altvordern es gehalten und gethan. —
Iſts nicht ſo Werner? Sag es, wenn ich lüge!

Stauffacher

So iſt's, das iſt des Geßlers Groll auf mich.

Gertrud

Er iſt dir neidiſch, weil du glücklich wohnſt,
Ein freier Mann auf deinem eignen Erb
— Denn Er hat keins. Vom Kaiſer ſelbſt und Reich
Trägſt du dieß Haus zu Lehn, du darfſt es zeigen,
So gut der Reichsfürſt ſeine Länder zeigt,
Denn über dir erkennſt du keinen Herrn
Als nur den Höchſten in der Chriſtenheit —
Er iſt ein jüngrer Sohn nur ſeines Hauſes,
Nichts nennt er ſein als ſeinen Rittermantel,
Drum ſieht er jedes Biedermannes Glück
Mit ſcheelen Augen gift'ger Mißgunſt an,
Dir hat er längſt den Untergang geſchworen —
Noch ſtehſt du unverſehrt — Willſt du erwarten,

Bis er die böſe Luſt an dir gebüßt?
Der kluge Mann baut vor.

Stauffacher

Was iſt zu thun!

Gertrud (tritt näher)

So höre meinen Rath! Du weißt, wie hier
Zu Schwytz ſich alle Redlichen beklagen
Ob dieſes Landvogts Geiz und Wütherei.
So zweifle nicht, daß ſie dort drüben auch
In Unterwalden und im Urner Land
Des Dranges müd ſind und des harten Jochs —
Denn wie der Geßler hier, ſo ſchafft es frech
Der Landenberger drüben überm See —
Es kommt kein Fiſcherkahn zu uns herüber,
Der nicht ein neues Unheil und Gewalt-
Beginnen von den Vögten uns verkündet.
Drum thät es gut, daß eurer etliche,
Die's redlich meinen, ſtill zu Rathe giengen,
Wie man des Drucks ſich möcht' erledigen,
So acht ich wohl, Gott würd' euch nicht verlaſſen,
Und der gerechten Sache gnädig ſeyn —

Haſt du in Uri keinen Gaſtfreund, ſprich,
Dem du dein Herz magſt redlich offenbaren?

Stauffacher

Der wackern Männer kenn' ich viele dort,
Und angeſehen große Herrenleute,
Die mir geheim ſind und gar wohl vertraut.
(er ſteht auf)
Frau, welchen Sturm gefährlicher Gedanken
Weckſt du mir in der ſtillen Bruſt! Mein Innerſtes
Kehrſt du an's Licht des Tages mir entgegen,
Und was ich mir zu denken ſtill verbot,
Du ſprichſt's mit leichter Zunge kecklich aus.
— Haſt du auch wohl bedacht, was du mir räthſt?
Die wilde Zwietracht und den Klang der Waffen
Rufſt du in dieſes friedgewohnte Thal —
Wir wagten es, ein ſchwaches Volk der Hirten,
In Kampf zu gehen mit dem Herrn der Welt?
Der gute Schein nur iſt's, worauf ſie warten,
Um loszulaſſen auf dieß arme Land
Die wilden Herden ihrer Kriegesmacht,
Darinn zu ſchalten mit des Siegers Rechten,

Und unter'm Schein gerechter Züchtigung
Die alten Freiheitsbriefe zu vertilgen.

Gertrud

Ihr ſeid auch Männer, wiſſet eure Axt
Zu führen, und dem Muthigen hilft Gott!

Stauffacher

O Weib! Ein furchtbar wüthend Schreckniß iſt
Der Krieg, die Heerde ſchlägt er und den Hirten.

Gertrud

Ertragen muß man, was der Himmel ſendet,
Unbilliges erträgt kein edles Herz.

Stauffacher

Dieß Haus erfreut dich, das wir neu erbauten.
Der Krieg, der ungeheure, brennt es nieder.

Gertrud

Wüßt' ich mein Herz an zeitlich Gut gefeſſelt,
Den Brand wärf ich hinein mit eigner Hand.

Stauffacher

Du glaubſt an Menſchlichkeit! Es ſchont der Krieg
Auch nicht das zarte Kindlein in der Wiege.

Gertrud

Die Unſchuld hat im Himmel einen Freund!
— Sieh vorwärts, Werner, und nicht hinter dich.

Stauffacher

Wir Männer können tapfer fechtend ſterben,
Welch Schickſal aber wird das Eure ſeyn?

Gertrud

Die lezte Wahl ſteht auch dem Schwächſten offen,
Ein Sprung von dieſer Brücke macht mich frei.

Stauffacher (ſtürzt in ihre Arme)

Wer ſolch ein Herz an ſeinen Buſen drückt,
Der kann für Heerd und Hof mit Freuden fechten,
Und keines Königs Heermacht fürchtet er —
Nach Uri fahr' ich ſtehnden Fußes gleich,
Dort lebt ein Gaſtfreund mir, Herr Walther Fürſt,
Der über dieſe Zeiten denkt wie ich.
Auch find' ich dort den edeln Bannerherrn
Von Attinghaus — obgleich von hohem Stamm
Liebt er das Volk und ehrt die alten Sitten.
Mit ihnen beiden pfleg' ich Raths, wie man
Der Landesfeinde muthig ſich erwehrt —

Leb wohl — und weil ich fern bin, führe du
Mit klugem Sinn das Regiment des Hauſes —
Dem Pilger, der zum Gotteshauſe wallt,
Dem frommen Mönch, der für ſein Kloſter ſammelt,
Gieb reichlich und entlaß ihn wohl gepflegt.
Stauffachers Haus verbirgt ſich nicht. Zu äuſerſt
Am ofnen Heerweg ſteht's, ein wirthlich Dach
Für alle Wandrer, die des Weges fahren.

(indem ſie nach dem Hintergrund abgehen, tritt Wilhelm Tell mit Baumgarten vorn auf die Scene)

Tell (zu Baumgarten)

Ihr habt jezt Meiner weiter nicht vonnöthen,
Zu jenem Hauſe gehet ein, dort wohnt
Der Stauffacher, ein Vater der Bedrängten.
— Doch ſieh, da iſt er ſelber — Folgt mir, kommt!

(gehen auf ihn zu, die Scene verwandelt ſich)

Dritte Scene.

Oeffentlicher Platz bei Altdorf. Auf einer Anhöhe im Hintergrund ſieht man eine Veſte bauen, welche ſchon ſo weit gediehen, daß ſich die Form des Ganzen darſtellt. Die hintere Seite iſt fertig, an der vordern wird eben gebaut, das Gerüſte ſteht noch, an welchem die Werkleute auf und nieder ſteigen, auf dem höchſten Dach hängt der Schieferdecker — Alles iſt in Bewegung und Arbeit.

Frohnvogt. Meiſter Steinmetz. Geſellen und Handlanger.

Frohnvogt

(mit dem Stabe, treibt die Arbeiter)

Nicht lang gefeiert, friſch! Die Mauerſteine
Herbei, den Kalk, den Mörtel zugefahren!
Wenn der Herr Landvogt kommt, daß er das Werk
Gewachſen ſieht — Das ſchlendert wie die Schnecken.

(zu zwey Handlangern, welche tragen)

Heißt das geladen? Gleich das Doppelte!
Wie die Tagdiebe ihre Pflicht beſtehlen!

Erſter Geſell

Das iſt doch hart, daß wir die Steine ſelbſt
Zu unſerm Twing und Kerker ſollen fahren!

Frohnvogt

Was murret ihr? Das iſt ein ſchlechtes Volk,
Zu nichts anſtellig als das Vieh zu melken,
Und faul herum zu ſchlendern auf den Bergen.

Alter Mann (ruht aus)

Ich kann nicht mehr.

Frohnvogt (ſchüttelt ihn)

Friſch Alter an die Arbeit!

Erſter Geſell

Habt ihr denn gar kein Eingeweid', daß ihr
Den Greis, der kaum ſich ſelber ſchleppen kann,
Zum harten Frohndienſt treibt?

Meiſter Steinmetz und Geſellen

's iſt himmelſchreiend!

Frohnvogt

Sorgt ihr für euch, ich thu' was meines Amts.

Zweiter Geſell

Frohnvogt, wie wird die Veſte denn ſich nennen,
Die wir da bau'n?

Frohnvogt

Zwing Uri ſoll ſie heißen,
Denn unter dieſes Joch wird man euch beugen.

Geſellen

Zwing Uri!

Frohnvogt

Nun was gibt's dabei zu lachen?

Zweiter Geſell

Mit dieſem Häuslein wollt ihr Uri zwingen?

Erſter Geſell

Laß ſeh'n, wie viel man ſolcher Maulwurfshaufen
Muß über 'nander ſetzen, bis ein Berg
Draus wird, wie der geringſte nur in Uri!

(Frohnvogt geht nach dem Hintergrund)

Meiſter Steinmetz

Den Hammer werf' ich in den tiefſten See,
Der mir gedient bei dieſem Fluchgebäude!

Tell und Stauffacher kommen

Stauffacher

O hätt' ich nie gelebt, um das zu ſchauen!

Tell

Hier iſt nicht gut ſeyn. Laßt uns weiter geh'n.

Stauffacher

Bin ich zu Uri in der Freiheit Land?

Meiſter Steinmetz

O Herr, wenn ihr die Keller erſt geſeh'n
Unter den Thürmen! Ja wer die bewohnt
Der wird den Hahn nicht fürder krähen hören!

Stauffacher

O Gott!

Steinmetz

Seht dieſe Flanken, dieſe Strebepfeiler,
Die ſteh'n, wie für die Ewigkeit gebaut!

Tell

Was Händ bauten, können Hände ſtürzen.
(nach den Bergen zeigend)
Das Haus der Freiheit hat uns Gott gegründet.

(Man hört eine Trommel, es kommen Leute, die einen Hut auf einer Stange tragen, ein Ausrufer folgt ihnen, Weiber und Kinder dringen tumultuariſch nach)

Erſter Geſell

Was will die Trommel? Gebet acht!

Meiſter Steinmetz

Was für
Ein Faßnachtsaufzug und was ſoll der Hut?

Ausrufer

In des Kaiſers Nahmen! Höret!

Geſellen

Still doch! Höret!

Ausrufer

Ihr ſehet dieſen Hut, Männer von Uri!
Aufrichten wird man ihn auf hoher Säule,
Mitten in Altdorf, an dem höchſten Ort,
Und dieſes iſt des Landvogts Will und Meinung:
Dem Hut ſoll gleiche Ehre wie ihm ſelbſt geſchehn,
Man ſoll ihn mit gebognem Knie und mit
Entblößtem Haupt verehren — Daran will
Der König die Gehorſamen erkennen.
Verfallen iſt mit ſeinem Leib und Gut
Dem Könige, wer das Gebot verachtet.

(das Volk lacht laut auf, die Trommel wird gerührt, ſie gehen vorüber)

Erſter Geſell

Welch' neues unerhörtes hat der Vogt
Sich ausgeſonnen! Wir 'nen Hut verehren!
Sagt! Hat man je vernommen von dergleichen?

Meiſter Steinmetz

Wir unſre Kniee beugen einem Hut!
Treibt er ſein Spiel mit ernſthaft würd'gen Leuten?

Erſter Geſell

Wär's noch die kaiſerliche Kron'! So iſt's
Der Hut von Oeſterreich, ich ſah ihn hangen
Ueber dem Thron, wo man die Lehen giebt!

Meiſter Steinmetz

Der Hut von Oeſterreich! Gebt acht, es iſt
Ein Fallſtrick, uns an Oeſtreich zu verrathen!

Geſellen

Kein Ehrenmann wird ſich der Schmach bequemen.

Meiſter Steinmetz

Kommt, laßt uns mit den andern Abred' nehmen.

(ſie gehen nach der Tiefe)

Tell (zum Stauffacher)

Ihr wiſſet nun Beſcheid. Lebt wohl, Herr Werner!

Stauffacher

Wo wollt ihr hin? O eilt nicht ſo von dannen.

Tell

Mein Haus entbehrt des Vaters. Lebet wohl.

Stauffacher

Mir iſt das Herz ſo voll, mit euch zu reden.

Tell

Das ſchwere Herz wird nicht durch Worte leicht.

Stauffacher

Doch könnten Worte uns zu Thaten führen.

Tell

Die einz'ge That iſt jezt Geduld und Schweigen.

Stauffacher

Soll man ertragen, was unleidlich iſt?

Tell

Die ſchnellen Herrſcher ſind's, die kurz regieren.
— Wenn ſich der Föhn erhebt aus ſeinen Schlünden,
Löſcht man die Feuer aus, die Schiffe ſuchen
Eilends den Hafen, und der mächt'ge Geiſt
Geht ohne Schaden, ſpurlos, über die Erde.
Ein jeder lebe ſtill bei ſich daheim,
Dem Friedlichen gewährt man gern den Frieden.

Stauffacher

Meint ihr?

Tell

Die Schlange ſticht nicht ungereizt.
Sie werden endlich doch von ſelbſt ermüden,
Wenn ſie die Lande ruhig bleiben ſeh'n.

Stauffacher

Wir könnten viel, wenn wir zuſammen ſtünden.

Tell

Beim Schiffbruch hilft der Einzelne ſich leichter.

Stauffacher

So kalt verlaßt ihr die gemeine Sache?

Tell

Ein jeder zählt nur ſicher auf ſich ſelbſt.

Stauffacher

Verbunden werden auch die Schwachen mächtig.

Tell

Der Starke iſt am mächtigſten allein.

Stauffacher

So kann das Vaterland auf euch nicht zählen,
Wenn es verzweiflungsvoll zur Nothwehr greift?

Tell (giebt ihm die Hand)

Der Tell holt ein verlornes Lamm vom Abgrund,

Und ſollte ſeinen Freunden ſich entziehen?
Doch was ihr thut, laßt mich aus eurem Rath,
Ich kann nicht lange prüfen oder wählen,
Bedürft' ihr meiner zu beſtimmter That,
Dann ruft den Tell, es ſoll an mir nicht fehlen.

(gehen ab zu verſchiedenen Seiten. Ein plötzlicher Auflauf entſteht um das Gerüſte.)

Meiſter Steinmetz (eilt hin)

Was giebt's?

Erſter Geſell (kommt vor, rufend)

Der Schieferdecker iſt vom Dach geſtürzt.

Bertha mit Gefolge

Bertha (ſtürzt herein)

Iſt er zerſchmettert? Rennet, rettet, helft —
Wenn Hilfe möglich, rettet, hier iſt Gold —

(wirft ihr Geſchmeide unter das Volk)

Meiſter

Mit eurem Golde — Alles iſt euch feil
Um Gold, wenn ihr den Vater von den Kindern
Geriſſen und den Mann von ſeinem Weibe,
Und Jammer habt gebracht über die Welt,

Denkt ihr's mit Gelde zu vergüten — Geht!
Wir waren frohe Menſchen eh' ihr kamt,
Mit euch iſt die Verzweiflung eingezogen.

Bertha

(zu dem Frohnvogt, der zurückkommt)

Lebt er?

(Frohnvogt giebt ein Zeichen des Gegentheils)

O unglückſel'ges Schloß, mit Flüchen
Erbaut, und Flüche werden dich bewohnen!

(geht ab)

Vierte Scene

(Walther Fürſts Wohnung)

Walther Fürſt und **Arnold von Melchthal** treten zugleich ein, von verſchiedenen Seiten.

Melchthal

Herr Walther Fürſt —

Walther Fürſt

Wenn man uns überraſchte!
Bleibt, wo ihr ſeyd. Wir ſind umringt von Spähern.

Melchthal

Bringt ihr mir nichts von Unterwalden? Nichts

Von meinem Vater? Nicht ertrag ich's länger,
Als ein Gefang'ner müßig hier zu liegen.
Was hab' ich denn ſo Sträfliches gethan,
Um mich gleich einem Mörder zu verbergen?
Dem frechen Buben, der die Ochſen mir,
Das trefflichſte Geſpann, vor meinen Augen
Weg wollte treiben auf des Vogts Geheiß,
Hab' ich den Finger mit dem Stab gebrochen.

Walther Fürſt

Ihr ſeid zu raſch. Der Bube war des Vogts,
Von eurer Obrigkeit war er geſendet,
Ihr wart in Straf' gefallen, mußtet euch,
Wie ſchwer ſie war, der Buße ſchweigend fügen.

Melchthal

Ertragen ſollt' ich die leichtfert'ge Rede
Des Unverſchämten: „Wenn der Bauer Brod
„Wollt' eſſen, mög' er ſelbſt am Pfluge zieh'n!"
In die Seele ſchnitt mir's, als der Bub die Ochſen,
Die ſchönen Thiere, von dem Pfluge ſpannte,
Dumpf brüllten ſie, als hätten ſie Gefühl
Der Ungebühr, und ſtießen mit den Hörnern,

Da übernahm mich der gerechte Zorn,
Und meiner ſelbſt nicht Herr, ſchlug ich den Boten.

Walther Fürſt

O kaum bezwingen wir das eig'ne Herz,
Wie ſoll die raſche Jugend ſich bezähmen!

Melchthal

Mich jammert nur der Vater — Er bedarf
So ſehr der Pflege, und ſein Sohn iſt fern.
Der Vogt iſt ihm gehäſſig, weil er ſtets
Für Recht und Freiheit redlich hat geſtritten.
Drum werden ſie den alten Mann bedrängen,
Und niemand iſt, der ihn vor Unglimpf ſchütze.
— Werde mit mir was will, ich muß hinüber.

Walther Fürſt

Erwartet nur und faßt euch in Geduld,
Bis Nachricht uns herüber kommt vom Walde.
— Ich höre klopfen, geht — Vielleicht ein Bote
Vom Landvogt — Geht hinein — Ihr ſeid in Uri
Nicht ſicher vor des Landenbergers Arm,
Denn die Tyrannen reichen ſich die Hände.

Melchthal

Sie lehren uns, was *wir* thun ſollten.

Walther Fürſt

Geht!
Ich ruf' euch wieder, wenn's hier ſicher iſt.

(Melchthal geht hinein)

Der Unglückſelige, ich darf ihm nicht
Geſtehen, was mir Böſes ſchwant — Wer klopft?
So oft die Thüre rauſcht, erwart' ich Unglück.
Verrath und Argwohn lauſcht in allen Ecken,
Bis in das Innerſte der Häuſer dringen
Die Boten der Gewalt, bald thät' es Noth,
Wir hätten Schloß und Riegel an den Thüren.

(er öffnet und tritt erſtaunt zurück, da Werner Stauffacher hereintritt)

Was ſeh' ich? Ihr, Herr Werner! Nun bei Gott!
Ein werther, theurer Gaſt — Kein beſſ'rer Mann
Iſt über dieſe Schwelle noch gegangen.
Seid doch willkommen unter meinem Dach!
Was führt euch her? Was ſucht ihr hier in Uri?

Stauffacher (ihm die Hand reichend)
Die alten Zeiten und die alte Schweiz.

Walther Fürſt
Die bringt ihr mit euch — Sieh, mir wird ſo wohl,
Warm geht das Herz mir auf bei eurem Anblick.
— Sezt euch, Herr Werner — Wie verließet ihr
Frau Gertrud, eure angenehme Wirthin,
Des weiſen Ibergs hochverſtänd'ge Tochter?
Von allen Wandrern aus dem deutſchen Land,
Die über Meinrads Zell nach Welſchland fahren,
Rühmt jeder euer gaſtlich Haus — Doch ſagt,
Kommt ihr ſo eben friſch von Flüelen her,
Und habt euch nirgend ſonſt noch umgeſeh'n,
Eh' ihr den Fuß geſezt auf dieſe Schwelle?

Stauffacher (ſezt ſich)
Wohl ein erſtaunlich neues Werk hab' ich
Bereiten ſehen, das mich nicht erfreute.

Walther Fürſt
O Freund, da habt ihr's gleich mit Einem Blicke!

Stauffacher
Ein ſolches iſt in Uri nie geweſen —

Seit Menſchendenken war kein Twinghof hier,
Und feſt war keine Wohnung als das Grab.

Walther Fürſt

Ein Grab der Freiheit iſt's. Ihr nennt's mit Nahmen.

Stauffacher

Herr Walther Fürſt, ich will euch nicht verhalten,
Nicht eine müß'ge Neugier führt mich her,
Mich drücken ſchwere Sorgen -- Drangſal hab' ich
Zu Haus verlaſſen, Drangſal find' ich hier.
Denn ganz unleidlich iſt's, was wir erdulden,
Und dieſes Dranges iſt kein Ziel zu ſeh'n.
Frei war der Schweitzer von Uralters her,
Wir ſind's gewohnt, daß man uns gut begegnet,
Ein ſolches war im Lande nie erlebt,
Solang ein Hirte trieb auf dieſen Bergen.

Walther Fürſt

Ja, es iſt ohne Beiſpiel wie ſie's treiben!
Auch unſer edler Herr von Attinghauſen,
Der noch die alten Zeiten hat geſeh'n,
Meint ſelber, es ſey nicht mehr zu ertragen.

Stauffacher

Auch drüken unter'm Wald geht ſchweres vor,
Und blutig wird's gebüßt — der Wolfenſchießen,
Des Kaiſers Vogt, der auf dem Roßberg haußte,
Gelüſten trug er nach verbot'ner Frucht,
Baumgartens Weib, der haushält zu Alzellen,
Wollt' er zu frecher Ungebühr misbrauchen,
Und mit der Axt hat ihn der Mann erſchlagen.

Walther Fürſt

O die Gerichte Gottes ſind gerecht!
— Baumgarten ſagt ihr? Ein beſcheid'ner Mann
Er iſt gerettet doch und wohl geborgen?

Stauffacher

Euer Eidam hat ihn über'n See geflüchtet,
Bei mir zu Steinen halt' ich ihn verborgen —
— Noch greulichers hat mir derſelbe Mann
Berichtet, was zu Sarnen iſt geſcheh'n,
Das Herz muß jedem Biedermanne bluten.

Walther Fürſt (aufmerkſam)

Sagt an, was iſt's?

Stauffacher

Im *Melchthal*, da wo man
Eintritt bey *Kerns*, wohnt ein gerechter Mann,
Sie nennen ihn den *Heinrich* von der *Halden*,
Und ſeine Stimm' gilt was in der Gemeinde.

Walther Fürſt

Wer kennt ihn nicht! Was iſt's mit ihm? Vollendet.

Stauffacher

Der Landenberger büßte ſeinen Sohn
Um kleinen Fehlers willen, ließ die Ochſen,
Das beſte Paar, ihm aus dem Pfluge ſpannen,
Da ſchlug der Knab den Knecht und wurde flüchtig.

Walther Fürſt (in höchſter Spannung)

Der Vater aber — Sagt, wie ſteht's um den?

Stauffacher

Den Vater läßt der Landenberger fodern,
Zur Stelle ſchaffen ſoll er ihm den Sohn,
Und da der alte Mann mit Wahrheit ſchwört,
Er habe von dem Flüchtling keine Kunde,
Da läßt der Vogt die Folterknechte kommen —

Walther Fürſt

(ſpringt auf und will ihn auf die andre Seite führen)

O ſtill, nichts mehr!

Stauffacher (mit ſteigendem Ton)

„Iſt mir der Sohn entgangen,
„So hab' ich dich“ — Läßt ihn zu Boden werfen,
Den ſpitz'gen Stahl ihm in die Augen bohren —

Walther Fürſt

Barmherz'ger Himmel!

Melchthal (ſtürzt heraus)

In die Augen, ſagt ihr?

Stauffacher

(erſtaunt zum Walther Fürſt)

Wer iſt der Jüngling?

Melchthal

(faßt ihn mit krampfhafter Heftigkeit)

In die Augen? Redet.

Walther Fürſt

O der bejammernswürdige!

Stauffacher

Wer iſt's?

(da Walther Fürſt ihm ein Zeichen giebt.)

Der Sohn iſt's? Allgerechter Gott!

Melchthal

Und ich
Muß ferne ſeyn! — In ſeine beiden Augen?

Walther Fürſt

Bezwinget euch, ertragt es wie ein Mann!

Melchthal

Um *meiner* Schuld, um *meines* Frevels willen!
— Blind alſo? Wirklich *blind*, und *ganz* geblendet?

Stauffacher

Ich ſagt's. Der Quell des Seh'ns iſt ausgefloſſen,
Das Licht der Sonne ſchaut er niemals wieder.

Walther Fürſt

Schont ſeines Schmerzens!

Melchthal

Niemals! Niemals wieder!

(er drückt die Hand vor die Augen, und ſchweigt einige Momente, dann wendet er ſich von dem einen zu dem andern, und ſpricht mit ſanfter, von Thränen erſtickter Stimme)

O eine edle Himmelsgabe iſt
Das Licht des Auges — Alle Weſen leben
Vom Lichte, jedes glückliche Geſchöpf —
Die Pflanze ſelbſt kehrt freudig ſich zum Lichte.
Und er muß ſitzen, fühlend, in der Nacht,
Im ewig finſtern — ihn erquickt nicht mehr
Der Matten warmes Grün, der Blumen Schmelz,
Die rothen Firnen kann er nicht mehr ſchauen —
Sterben iſt nichts — doch leben und nicht ſehen,
Das iſt ein Unglück — Warum ſeht ihr mich
So jammernd an? Ich hab' zwey friſche Augen,
Und kann dem blinden Vater keines geben,
Nicht einen Schimmer von dem Meer des Lichts,
Das glanzvoll, blendend, mir ins Auge dringt.

Stauffacher

Ach, ich muß euren Jammer noch vergrößern,
Statt ihn zu heilen — Er bedarf noch mehr!
Denn alles hat der Landvogt ihm geraubt,
Nichts hat er ihm gelaſſen als den Stab,
Um nakt und blind von Thür zu Thür zu wandern.

Melchthal

Nichts als den Stab dem augenloſen Greis!
Alles geraubt, und auch das Licht der Sonne,
Des Aermſten allgemeines Gut — Jezt rede
Mir keiner mehr von Bleiben, von Verbergen!
Was für ein feiger Elender bin ich,
Daß ich auf *meine* Sicherheit gedacht,
Und nicht auf Deine — dein geliebtes Haupt
Als Pfand gelaſſen in des Wüthrichs Händen!
Feigherz'ge Vorſicht fahre hin — Auf nichts
Als blutige Vergeltung will ich denken,
Hinüber will ich — Keiner ſoll mich halten —
Des Vaters Auge von dem Landvogt fodern —
Aus allen ſeinen Reiſigen heraus
Will ich ihn finden — Nichts liegt mir am Leben,
Wenn ich den heißen ungeheuren Schmerz
In ſeinem Lebensblute kühle.

(er will gehen)

Walther Fürſt

Bleibt!

Was könnt ihr gegen ihn? Er ſizt zu Sarnen
Auf ſeiner hohen Herrenburg und ſpottet
Ohnmächt'gen Zorns in ſeiner ſichern Veſte.

Melchthal

Und wohnt' er droben auf dem Eispallaſt
Des Schreckhorns oder höher, wo die Jungfrau
Seit Ewigkeit verſchleiert ſizt — Ich mache
Mir Bahn zu ihm, mit zwanzig Jünglingen
Geſinnt wie ich, zerbrech' ich ſeine Veſte.
Und wenn mir niemand folgt, und wenn ihr alle
Für eure Hütten bang und eure Heerden,
Euch dem Tyrannenjoche beugt — die Hirten
Will ich zuſammen rufen im Gebirg,
Dort unter'm freien Himmelsdache, wo
Der Sinn noch friſch iſt und das Herz geſund,
Das ungeheuer Gräßliche erzählen.

Stauffacher (zu Walther Fürſt)

Es iſt auf ſeinem Gipfel — wollen wir
Erwarten, bis das Aeuſerſte —

Melchthal

Welch' Aeuſerſtes

Iſt noch zu fürchten, wenn der Stern des Auges
In ſeiner Höhle nicht mehr ſicher iſt?
— Sind wir denn wehrlos? Wozu lernten wir
Die Armbruſt ſpannen und die ſchwere Wucht
Der Streitaxt ſchwingen? Jedem Weſen ward
Ein Nothgewehr in der Verzweiflungsangſt,
Es ſtellt ſich der erſchöpfte Hirſch und zeigt
Der Meute ſein gefürchtetes Geweih,
Die Gemſe reißt den Jäger in den Abgrund —
Der Pflugſtier ſelbſt, der ſanfte Hausgenoß
Des Menſchen, der die ungeheure Kraft
Des Halſes duldſam unters Joch gebogen,
Springt auf, gereizt, wezt ſein gewaltig Horn,
Und ſchleudert ſeinen Feind den Wolken zu.

Walther Fürſt

Wenn die drey Lande dächten wie wir drey,
So möchten wir vielleicht etwas vermögen.

Stauffacher

Wenn Uri ruft, wenn Unterwalden hilft,
Der Schwytzer wird die alten Bünde ehren.

Melchthal

Groß iſt in Unterwalden meine Freundſchaft,
Und jeder wagt mit Freuden Leib und Blut,
Wenn er am andern einen Rücken hat
Und Schirm — O fromme Väter dieſes Landes!
Ich ſtehe nur ein Jüngling zwiſchen euch,
Den Vielerfahrnen — meine Stimme muß
Beſcheiden ſchweigen in der Landsgemeinde.
Nicht weil ich jung bin und nicht viel erlebte,
Verachtet meinen Rath und meine Rede,
Nicht lüſtern jugendliches Blut, mich treibt
Des höchſten Jammers ſchmerzliche Gewalt,
Was auch den Stein des Felſen muß erbarmen.
Ihr ſelbſt ſeid Väter, Häupter eines Hauſes,
Und wünſcht euch einen tugendhaften Sohn,
Der eures Hauptes heilge Locken ehre,
Und euch den Stern des Auges fromm bewache.
O weil ihr ſelbſt an eurem Leib und Gut
Noch nichts erlitten, eure Augen ſich
Noch friſch und hell in ihren Kreiſen regen,
So ſei euch darum unſre Noth nicht fremd.

Auch über euch hängt das Tyrannenſchwert,
Ihr habt das Land von Oeſtreich abgewendet,
Kein anderes war meines Vaters Unrecht,
Ihr ſeid in gleicher Mitſchuld und Verdammniß.

Stauffacher (zu Walther Fürſt)

Beſchließet ihr, ich bin bereit zu folgen.

Walther Fürſt

Wir wollen hören, was die edeln Herrn
Von Sillinen, von Attinghauſen rathen —
Ihr Nahme, denk' ich, wird uns Freunde werben.

Melchthal

Wo iſt ein Nahme in dem Waldgebirg'
Ehrwürdiger als Eurer und der Eure?
An ſolcher Nahmen ächte Währung glaubt
Das Volk, ſie haben guten Klang im Lande.
Ihr habt ein reiches Erb von Vätertugend,
Und habt es ſelber reich vermehrt — Was braucht's
Des Edelmanns? Laßts uns allein vollenden.
Wären wir doch allein im Land! Ich meine,
Wir wollten uns ſchon ſelbſt zu ſchirmen wiſſen.

Stauffacher

Die Edeln drängt nicht gleiche Noth mit uns,
Der Strom, der in den Niederungen wüthet,
Bis jetzt hat er die Höh'n noch nicht erreicht —
Doch ihre Hülfe wird uns nicht entſteh'n,
Wenn ſie das Land in Waffen erſt erblicken.

Walther Fürſt

Wäre ein Obmann zwiſchen uns und Oeſtreich,
So möchte Recht entſcheiden und Geſetz,
Doch der uns unterdrückt, iſt unſer Kaiſer
Und höchſter Richter — ſo muß Gott uns helfen
Durch unſern Arm — erforſchet ihr die Männer
Von Schwytz, ich will in Uri Freunde werben.
Wen aber ſenden wir nach Unterwalden —

Melchthal

Mich ſendet hin — wem läg' es näher an —

Walther Fürſt

Ich geb's nicht zu, ihr ſeid mein Gaſt, ich muß
Für eure Sicherheit gewähren!

Melchthal

Laßt mich!

Die Schliche kenn' ich und die Felſenſteige,
Auch Freunde find' ich gnug, die mich dem Feind
Verhehlen und ein Obdach gern gewähren.

Stauffacher

Laßt ihn mit Gott hinüber geh'n. Dort drüben
Iſt kein Verräther — ſo verabſcheut iſt
Die Tyrannei, daß ſie kein Werkzeug findet.
Auch der Alzeller ſoll uns nid dem Wald
Genoſſen werben und das Land erregen.

Melchthal

Wie bringen wir uns ſich're Kunde zu,
Daß wir den Argwohn der Tyrannen täuſchen?

Stauffacher

Wir könnten uns zu Brunnen oder Treib
Verſammeln, wo die Kaufmannsſchiffe landen.

Walther Fürſt

So offen dürfen wir das Werk nicht treiben.
— Hört meine Meinung. Links am See, wenn man
Nach Brunnen fährt, dem Mytenſtein grad über,
Liegt eine Matte heimlich im Gehölz,

Das Rütli heißt ſie bei dem Volk der Hirten,
Weil dort die Waldung ausgereutet ward.
Dort iſt's wo unſ're Landmark und die eure

(zu Melchthal)

Zuſammengrenzen, und in kurzer Fahrt

(zu Stauffacher)

Trägt Euch der leichte Kahn von Schwyz herüber.
Auf öden Pfaden können wir dahin
Bei Nachtzeit wandern und uns ſtill berathen.
Dahin mag jeder zehn vertraute Männer
Mitbringen, die herzeinig ſind mit uns,
So können wir gemeinſam das Gemeine
Beſprechen und mit Gott es friſch beſchließen.

Stauffacher

So ſey's. Jezt reicht mir eure biedre Rechte,
Reicht ihr die Eure her, und ſo wie wir
Drey Männer jetzo, unter uns, die Hände
Zuſammen flechten, redlich, ohne Falſch,
So wollen wir Drey Länder auch, zu Schutz
Und Trutz, zuſammen ſtehn auf Tod und Leben.

Walther Fürſt und Melchthal

Auf Tod und Leben!

(Sie halten die Hände noch einige Pauſen lang zuſammen geflochten und ſchweigen)

Melchthal

Blinder alter Vater!
Du kannſt den Tag der Freiheit nicht mehr ſchauen,
Du ſollſt ihn hören — Wenn von Alp zu Alp
Die Feuerzeichen flammend ſich erheben,
Die feſten Schlöſſer der Tyrannen fallen,
In deine Hütte ſoll der Schweizer wallen,
Zu deinem Ohr die Freudenkunde tragen,
Und hell in deiner Nacht ſoll es dir tagen.

(Sie gehen auseinander)

Zweiter Aufzug

Erſte Scene

Edelhof des Freiherrn von Attinghauſen

Ein gothiſcher Saal mit Wappenſchildern und Helmen verziert. Der **Freiherr** ein Greis von fünf und achtzig Jahren, von hoher edler Statur, an einem Stabe worauf ein Gemſenhorn, und in ein Pelzwams gekleidet. **Kuoni** und noch ſechs **Knechte** ſtehen um ihn her mit Rechen und Senſen — **Ulrich von Rudenz** tritt ein in Ritterkleidung.

Rudenz

Hier bin ich Oheim — Was iſt euer Wille?

Attinghauſen

Erlaubt, daß ich nach altem Hausgebrauch
Den Frühtrunk erſt mit meinen Knechten theile.
(Er trinkt aus einem Becher, der dann in der Reihe herumgeht)
Sonſt war ich ſelber mit in Feld und Wald,
Mit meinem Auge ihren Fleiß regierend,
Wie ſie mein Banner führte in der Schlacht,
Jetzt kann ich nichts mehr als den Schaffner machen,

Und kommt die warme Sonne nicht zu mir,
Ich kann ſie nicht mehr ſuchen auf den Bergen.
Und ſo in enger ſtets und enger'm Kreis,
Beweg' ich mich dem engſten und letzten,
Wo alles Leben ſtill ſteht, langſam zu,
Mein Schatte bin ich nur, bald nur mein Nahme.

Kueni

(zu Rudenz mit dem Becher)

Ich bring's euch, Junker.

(Da Rudenz zaudert den Becher zu nehmen)

Trinket friſch! Es geht
Aus Einem Becher und aus Einem Herzen.

Attinghauſen

Geht Kinder, und wenn's Feierabend iſt,
Dann reden wir auch von des Land's Geſchäften.

(Knechte gehen ab)

Attinghauſen und Rudenz

Attinghauſen

Ich ſehe dich gegürtet und gerüſtet,
Du willſt nach Altorf in die Herrenburg?

Rudenz

Ja Oheim, und ich darf nicht länger ſäumen —

Attinghauſen (ſetzt ſich)

Haſt du's ſo eilig? Wie? Iſt deiner Jugend
Die Zeit ſo karg gemeſſen, daß du ſie
An deinem alten Oheim mußt erſparen?

Rudenz

Ich ſehe, daß ihr meiner nicht bedürft,
Ich bin ein Fremdling nur in dieſem Hauſe.

Attinghauſen

(hat ihn lange mit den Augen gemuſtert)

Ja leider biſt du's. Leider iſt die Heimat
Zur Fremde dir geworden! — Uly! Uly!
Ich kenne dich nicht mehr. In Seide prangſt du,
Die Pfauenfeder trägſt du ſtolz zur Schau,
Und ſchlägſt den Purpurmantel um die Schultern,
Den Landmann blickſt du mit Verachtung an,
Und ſchämſt dich ſeiner traulichen Begrüßung.

Rudenz

Die Ehr', die ihm gebührt, geb' ich ihm gern,
Das Recht, das er ſich nimmt, verweigr' ich ihm.

Attinghauſen

Das ganze Land liegt unter'm ſchweren Zorn
Des Königs — Jedes Biedermannes Herz
Iſt kummervoll ob der tyranniſchen Gewalt
Die wir erdulden — Dich allein rührt nicht
Der allgemeine Schmerz — Dich ſiehet man
Abtrünnig von den Deinen auf der Seite
Des Landesfeindes ſtehen, unſrer Noth
Hohnſprechend nach der leichten Freude jagen,
Und buhlen um die Fürſtengunſt, indeß
Dein Vaterland von ſchwerer Geiſſel blutet.

Rudenz

Das Land iſt ſchwer bedrängt — Warum mein Oheim?
Wer iſt's, der es geſtürzt in dieſe Noth?
Es koſtete ein einzig leichtes Wort,
Um augenblicks des Dranges los zu ſeyn,
Und einen gnäd'gen Kaiſer zu gewinnen.
Weh ihnen, die dem Volk die Augen halten,
Daß es dem wahren Beſten widerſtrebt.
Um eignen Vortheils willen hindern ſie,
Daß die Waldſtätte nicht zu Oeſtreich ſchwören,

Wie ringsum alle Lande doch gethan.
Wohl thut es ihnen, auf der Herrenbank
Zu ſitzen mit dem Edelmann — den Kaiſer
Will man zum Herrn, um keinen Herrn zu haben.

Attinghauſen

Muß ich das hören und aus deinem Munde!

Rudenz

Ihr habt mich aufgefodert, laßt mich enden.
— Welche Perſon iſt's, Oheim, die ihr ſelbſt
Hier ſpielt? Habt ihr nicht höhern Stolz, als hier
Landammann oder Bannerherr zu ſeyn
Und neben dieſen Hirten zu regieren?
Wie? Iſt's nicht eine rühmlichere Wahl,
Zu huldigen dem königlichen Herrn,
Sich an ſein glänzend Lager anzuſchließen,
Als eurer eig'nen Knechte Pair zu ſeyn,
Und zu Gericht zu ſitzen mit dem Bauer?

Attinghauſen

Ach Uly! Uly! Ich erkenne ſie
Die Stimme der Verführung! Sie ergriff
Dein offnes Ohr, ſie hat dein Herz vergiftet.

Rudenz

Ja ich verberg' es nicht — in tiefer Seele
Schmerzt mich der Spott der Fremdlinge, die uns
Den Bauernadel ſchelten — Nicht ertrag' ich's,
Indeß die edle Jugend rings umher
Sich Ehre ſammelt unter Habsburgs Fahnen,
Auf meinem Erb' hier müſſig ſtill zu liegen,
Und bei gemeinem Tagewerk den Lenz
Des Lebens zu verlieren — Anderswo
Geſchehen Thaten, eine Welt des Ruhms
Bewegt ſich glänzend jenſeits dieſer Berge —
Mir roſten in der Halle Helm und Schild,
Der Kriegstrommete muthiges Getön,
Der Heroldsruf, der zum Turniere ladet,
Er dringt in dieſe Thäler nicht herein,
Nichts als den Kuhreih'n und der Heerdeglocken
Einförmiges Geläut vernehm' ich hier.

Attinghauſen

Verblendeter, vom eiteln Glanz verführt!
Verachte dein Geburtsland! Schäme dich
Der uralt frommen Sitte deiner Väter!

Mit heißen Thränen wirſt du dich dereinſt
Heim ſehnen nach den väterlichen Bergen,
Und dieſes Heerdenreihens Melodie,
Die du in ſtolzem Ueberdruß verſchmähſt,
Mit Schmerzensſehnſucht wird ſie dich ergreifen,
Wenn ſie dir anklingt auf der fremden Erde.
O mächtig iſt der Trieb des Vaterlands!
Die fremde falſche Welt iſt nicht für dich,
Dort an dem ſtolzen Kaiſerhof bleibſt du
Dir ewig fremd mit deinem treuen Herzen!
Die Welt, ſie fodert andre Tugenden,
Als du in dieſen Thälern dir erworben.
— Geh' hin, verkaufe deine freie Seele,
Nimm Land zu Lehen, werd' ein Fürſtenknecht,
Da du ein Selbſtherr ſeyn kannſt und ein Fürſt
Auf deinem eignen Erb' und freien Boden.
Ach Uly! Uly! Bleibe bei den Deinen!
Geh' nicht nach Altdorf — O verlaß ſie nicht
Die heilge Sache deines Vaterland's!
— Ich bin der lezte meines Stamms. Mein Nahme
Endet mit mir. Da hängen Helm und Schild,

Die werden ſie mir in das Grab mitgeben.
Und muß ich denken bei dem letzten Hauch,
Daß du mein brechend Auge nur erwarteſt,
Um hinzugeh'n vor dieſen neuen Lehenhof,
Und meine edeln Güter, die ich frei
Von Gott empfieng, von Oeſtreich zu empfangen!

Rudenz

Vergebens widerſtreben wir dem König,
Die Welt gehört ihm, wollen wir allein
Uns eigenſinnig ſteifen und verſtocken,
Die Länderkette ihm zu unterbrechen,
Die er gewaltig rings um uns gezogen?
Sein ſind die Märkte, die Gerichte, ſein
Die Kaufmannsſtraßen, und das Saumroß ſelbſt,
Das auf dem Gotthardt ziehet, muß ihm zollen.
Von ſeinen Ländern wie mit einem Netz
Sind wir umgarnet rings und eingeſchloſſen.
— Wird uns das Reich beſchützen? Kann es ſelbſt
Sich ſchützen gegen Oeſtreich's wachſende Gewalt?
Hilft Gott uns nicht, kein Kaiſer kann uns helfen.
Was iſt zu geben auf der Kaiſer Wort,

Wenn ſie in Geld- und Krieges-Noth die Städte,
Die unter'n Schirm des Adlers ſich geflüchtet,
Verpfänden dürfen und dem Reich veräußern?
— Nein Oheim! Wohlthat iſt's und weiſe Vorſicht,
In dieſen ſchweren Zeiten der Partheiung,
Sich anzuſchließen an ein mächtig Haupt.
Die Kaiſerkrone geht von Stamm zu Stamm,
Die hat für treue Dienſte kein Gedächtniß,
Doch um den mächt'gen Erbherrn wohl verdienen,
Heißt Saaten in die Zukunft ſtreu'n.

Attinghauſen

Biſt du ſo weiſe?
Willſt heller ſeh'n als deine edeln Väter,
Die um der Freiheit koſtbar'n Edelſtein
Mit Gut und Blut und Heldenkraft geſtritten?
— Schiff nach Lucern hinunter, frage dort,
Wie Oeſtreich's Herrſchaft laſtet auf den Ländern!
Sie werden kommen, unſre Schaaf' und Rinder
Zu zählen, unſre Alpen abzumeſſen,
Den Hochflug und das Hochgewilde bannen

In unſern freien Wäldern, ihren Schlagbaum
An unſre Brücken, unſre Thore ſetzen,
Mit unſrer Armuth ihre Länderkäufe,
Mit unſerm Blute ihre Kriege zahlen —
— Nein, wenn wir unſer Blut dran ſetzen ſollen,
So ſey's für uns — wohlfeiler kaufen wir
Die Freiheit als die Knechtſchaft ein!

Rudenz

Was können wir,
Ein Volk der Hirten gegen Albrechts Heere!

Attinghauſen

Lern' dieſes Volk der Hirten kennen, Knabe!
Ich kenn's, ich hab' es angeführt in Schlachten,
Ich hab' es fechten ſehen bei Favenz.
Sie ſollen kommen, uns ein Joch aufzwingen,
Das wir entſchloſſen ſind, nicht zu ertragen!
— O lerne fühlen, welches Stamm's du biſt!
Wirf nicht für eiteln Glanz und Flitterſchein
Die ächte Perle deines Werthes hin —
Das Haupt zu heißen eines freien Volks,
Das dir aus Liebe nur ſich herzlich weiht,

Das treulich zu dir ſteht in Kampf und Tod —
Das ſei dein Stolz, des Adels rühme dich —
Die angebohr'nen Bande knüpfe feſt,
An's Vaterland, an's theure, ſchließ dich an,
Das halte feſt mit deinem ganzen Herzen.
Hier ſind die ſtarken Wurzeln deiner Kraft,
Dort in der fremden Welt ſtehſt du allein,
Ein ſchwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.
O komm, du haſt uns lang' nicht mehr geſehn,
Verſuch's mit uns nur Einen Tag — nur heute
Geh' nicht nach Altorf — Hörſt du? Heute nicht,
Den Einen Tag nur ſchenke dich den Deinen!
(er faßt ſeine Hand)

Rudenz

Ich gab mein Wort — Laßt mich — Ich bin gebunden.

Attinghauſen

(läßt ſeine Hand los, mit Ernſt)

Du biſt gebunden — Ja Unglücklicher!
Du biſt's, doch nicht durch Wort und Schwur,
Gebunden biſt du durch der Liebe Seile!
(Rudenz wendet ſich weg)

— Verbirg' dich wie du willſt. Das Fräulein iſt's,
Bertha von Bruneck, die zur Herrenburg
Dich zieht, dich feſſelt an des Kaiſers Dienſt.
Das Ritterfräulein willſt du dir erwerben
Mit deinem Abfall von dem Land — Betrüg' dich nicht!
Dich anzulocken zeigt man dir die Braut,
Doch deiner Unſchuld iſt ſie nicht beſchieden.

Rudenz

Genug hab' ich gehört. Gehabt euch wohl.
(er geht ab)

Attinghauſen

Wahnſinn'ger Jüngling bleib'! — Er geht dahin!
Ich kann ihn nicht erhalten, nicht erretten —
So iſt der Wolfenſchießen abgefallen
Von ſeinem Land — ſo werden andre folgen,
Der fremde Zauber reißt die Jugend fort,
Gewaltſam ſtrebend über unſre Berge.
— O unglückſel'ge Stunde, da das Fremde
In dieſe ſtill beglückten Thäler kam,
Der Sitten fromme Unſchuld zu zerſtören!
Das Neue dringt herein mit Macht, das Alte

Das Würd'ge ſcheidet, andre Zeiten kommen,
Es lebt ein andersdenkendes Geſchlecht!
Was thu' ich hier? Sie ſind begraben alle,
Mit denen ich gewaltet und gelebt.
Unter der Erde ſchon liegt Meine Zeit,
Wohl dem, der mit der Neuen nicht mehr braucht zu leben!

(geht ab)

Zweyte Scene

Eine Wieſe von hohen Felſen und Wald umgeben. Auf den Felſen ſind Steige, mit Geländern, auch Leitern, von denen man nachher die Landleute herabſteigen ſieht. Im Hintergrunde zeigt ſich der See, über welchem anfangs ein Mondregenbogen zu ſehen iſt. Den Proſpekt ſchließen hohe Berge, hinter welchen noch höhere Eisgebirge ragen. Es iſt völlig Nacht auf der Scene, nur der See und die weißen Gletſcher leuchten im Mondenlicht.

Melchthal, Baumgarten, Winkelried, Meier von Sarnen, Burkhardt am Bühel, Arnold von Sewa, Klaus von der Flüe und noch vier andere Landleute, alle bewaffnet

Melchthal (noch hinter der Scene)

Der Bergweg öffnet ſich, nur friſch *mir* nach,

Den Fels erkenn' ich und das Kreuzlein drauf,
Wir ſind am Ziel, hier iſt das Rütli.

(treten auf mit Windlichtern)

Winkelried

Horch!

Sewa

Ganz leer.

Meier

's iſt noch kein Landmann da. Wir ſind
Die erſten auf dem Platz, wir Unterwaldner.

Melchthal

Wie weit iſt's in der Nacht?

Baumgarten

Der Feuerwächter
Vom Selisberg hat eben zwey gerufen.

(man hört in der Ferne läuten)

Meier

Still! Horch!

Am Bühel

Das Mettenglöcklein in der Waldkapelle
Klingt hell herüber aus dem Schwytzerland.

Von der Flüe

Die Luft iſt rein und trägt den Schall ſo weit.

Melchthal

Geh'n einige und zünden Reisholz an,
Daß es loh brenne, wenn die Männer kommen.

(zwey Landleute gehen)

Sewa

's eine ſchöne Mondennacht. Der See
Liegt ruhig da als wie ein ebner Spiegel.

Am Bühel

Sie haben eine leichte Fahrt.

Winkelried (zeigt nach dem See)

Ha ſeht!
Seht dorthin! Seht ihr nichts?

Meier

Was denn? — Ja warlich!
Ein Regenbogen mitten in der Nacht!

Melchthal

Es iſt das Licht des Mondes das ihn bildet.

Von der Flüe

Das iſt ein ſeltſam wunderbares Zeichen!
Es leben viele, die das nicht geſehn.

Sewa

Er iſt doppelt, ſeht, ein bläſſerer ſteht drüber.

Baumgarten

Ein Nachen fährt ſo eben drunter weg.

Melchthal

Das iſt der Stauffacher mit ſeinem Kahn,
Der Biedermann läßt ſich nicht lang erwarten.
(geht mit Baumgarten nach dem Ufer)

Meier

Die Urner ſind es, die am längſten ſäumen.

Am Bühel

Sie müſſen weit umgehen durch's Gebirg,
Daß ſie des Landvogts Kundſchaft hintergehen.
(Unterdeſſen haben die zwey Landleute in der Mitte des Platzes ein Feuer angezündet)

Melchthal (am Ufer)

Wer iſt da? Gebt das Wort!

Stauffacher (von unten)

Freunde des Landes.

(Alle gehen nach der Tiefe, den Kommenden entgegen. Aus dem Kahn ſteigen **Stauffacher**, **Itel Reding**, **Hans auf der Mauer**, **Jörg im Hofe**, **Konrad Hunn**, **Ulrich der Schmidt**, **Joſt von Weiler**, und noch drey andre Landleute, gleichfalls bewaffnet)

Alle rufen

Willkommen!

(indem die übrigen in der Tiefe verweilen und ſich begrüßen, kommt **Melchthal** mit **Stauffacher** vorwärts)

Melchthal

O Herr Stauffacher! Ich hab' ihn
Geſehn, der mich nicht wiederſehen konnte!
Die Hand hab' ich gelegt auf ſeine Augen,
Und glühend Rachgefühl hab' ich geſogen
Aus der erloſchnen Sonne ſeines Blicks.

Stauffacher

Sprecht nicht von Rache. Nicht geſchehnes rächen,
Gedrohtem Uebel wollen wir begegnen.

— Jezt

— Jezt ſagt, was ihr im Unterwaldner Land
Geſchaff't und für gemeine Sach' geworben,
Wie die Landleute denken, wie ihr ſelbſt
Den Stricken des Verraths entgangen ſeid.

Melchthal

Durch der Surennen furchtbares Gebirg,
Auf weit verbreitet öden Eiſesfeldern,
Wo nur der heiſ're Lämmergeier krächzt,
Gelangt' ich zu der Alpentrift, wo ſich
Aus Uri und vom Engelberg die Hirten
Anrufend grüßen und gemeinſam weiden,
Den Durſt mir ſtillend mit der Gletſcher Milch,
Die in den Runſen ſchäumend niederquillt.
In den einſamen Sennhütten kehrt' ich ein,
Mein eigner Wirth und Gaſt, bis daß ich kam
Zu Wohnungen geſellig lebender Menſchen.
— Erſchollen war in dieſen Thälern ſchon
Der Ruf des neuen Greuels der geſchehn,
Und fromme Ehrfurcht ſchaffte mir mein Unglück
Vor jeder Pforte, wo ich wandernd klopfte.
Entrüſtet fand ich dieſe graden Seelen

Ob dem gewaltſam neuen Regiment,
Denn ſo wie ihre Alpen fort und fort
Dieſelben Kräuter nähren, ihre Brunnen
Gleichförmig fließen, Wolken ſelbſt und Winde
Den gleichen Strich unwandelbar befolgen,
So hat die alte Sitte hier vom Ahn
Zum Enkel unverändert fort beſtanden,
Nicht tragen ſie verwegne Neuerung
Im altgewohnten gleichen Gang des Lebens.
— Die harten Hände reichten ſie mir dar,
Von den Wänden langten ſie die roſtgen Schwerter,
Und aus den Augen blizte freudiges
Gefühl des Muths, als ich die Nahmen nannte,
Die im Gebirg dem Landmann heilig ſind,
Den eurigen und Walther Fürſts — Was euch
Recht würde dünken, ſchwuren ſie zu thun,
Euch ſchwuren ſie bis in den Tod zu folgen.
— So eilt ich ſicher unterm heilgen Schirm
Des Gaſtrechts von Gehöfte zu Gehöfte —
Und als ich kam in's heimatliche Thal,
Wo mir die Vettern viel verbreitet wohnen —

Als ich den Vater fand, beraubt und blind,
Auf fremdem Stroh, von der Barmherzigkeit
Mildthätger Menſchen lebend —

Stauffacher

Herr im Himmel!

Melchthal

Da weint' ich nicht! Nicht in ohnmächtgen Thränen
Goß ich die Kraft des heißen Schmerzens aus,
In tiefer Bruſt wie einen theuern Schatz
Verſchloß ich ihn und dachte nur auf Thaten.
Ich kroch durch alle Krümmen des Gebirgs,
Kein Thal war ſo verſteckt, ich ſpäht' es aus,
Bis an der Gletſcher eisbedeckten Fuß
Erwartet' ich und fand bewohnte Hütten,
Und überall, wohin mein Fuß mich trug,
Fand ich den gleichen Haß der Tyrannei,
Denn bis an dieſe lezte Grenze ſelbſt
Belebter Schöpfung, wo der ſtarre Boden
Aufhört zu geben, raubt der Vögte Geiz —
Die Herzen alle dieſes biedern Volks

Erregt' ich mit dem Stachel meiner Worte,
Und unſer ſind ſie all mit Herz und Mund.

Stauffacher

Groſes habt ihr in kurzer Friſt geleiſtet.

Melchthal

Ich that noch mehr. Die beiden Veſten ſind's,
Roßberg und Sarnen, die der Landmann fürchtet,
Denn hinter ihren Felſenwällen ſchirmt
Der Feind ſich leicht und ſchädiget das Land.
Mit eignen Augen wollt' ich es erkunden,
Ich war zu Sarnen und beſah die Burg.

Stauffacher

Ihr wagtet euch bis in des Tigers Höhle?

Melchthal

Ich war verkleidet dort in Pilgerstracht,
Ich ſah den Landvogt an der Tafel ſchwelgen —
Urtheilt, ob ich mein Herz bezwingen kann,
Ich ſah den Feind und ich erſchlug ihn nicht.

Stauffacher

Fürwahr das Glück war eurer Kühnheit hold.

(Unterdeſſen ſind die andern Landleute vorwärts gekommen, und nähern ſich den beiden)

Doch jeßo ſagt mir, wer die Freunde ſind,
Und die gerechten Männer, die euch folgten?
Macht mich bekannt mit ihnen, daß wir uns
Zutraulich nahen und die Herzen öffnen.

Meier

Wer kennte Euch nicht, Herr, in den drey Landen?
Ich bin der Mei'r von Sarnen, dieß hier iſt
Mein Schweſterſohn, der Struth von Winkelried.

Stauffacher

Ihr nennt mir keinen unbekannten Nahmen.
Ein Winkelried war's, der den Drachen ſchlug
Im Sumpf bei Weiler und ſein Leben ließ
In dieſem Strauß.

Winkelried.

Das war mein Ahn, Herr Werner.

Melchthal (zeigt auf zwey Landleute)

Die wohnen hinter'm Wald, ſind Kloſterleute
Vom Engelberg — Ihr werdet ſie drum nicht
Verachten, weil ſie eigne Leute ſind,
Und nicht wie wir frei ſitzen auf dem Erbe —
Sie lieben's Land, ſind ſonſt auch wohl berufen.

Stauffacher (zu den beiden)

Gebt mir die Hand. Es preiſe ſich, wer keinem
Mit ſeinem Leibe pflichtig iſt auf Erden,
Doch Redlichkeit gedeiht in jedem Stande.

Konrad Hunn

Das iſt Herr Reding, unſer Altlandammann.

Meier

Ich kenn' ihn wohl. Er iſt mein Widerpart,
Der um ein altes Erbſtück mit mir rechtet.
— Herr Reding, wir ſind Feinde vor Gericht,
Hier ſind wir einig.

(ſchüttelt ihm die Hand)

Stauffacher

Das iſt brav geſprochen.

Winkelried

Hört ihr? Sie kommen. Hört das Horn von Uri!

(Rechts und links ſieht man bewaffnete Männer mit Windlichtern die Felſen herabſteigen)

Auf der Mauer

Seht! Steigt nicht ſelbſt der fromme Diener Gottes,

Der würdge Pfarrer mit herab? Nicht ſcheut er
Des Weges Mühen und das Grau'n der Nacht,
Ein treuer Hirte für das Volk zu ſorgen.

Baumgarten

Der Sigriſt folgt ihm und Herr Walther Fürſt,
Doch nicht den Tell erblick' ich in der Menge.

Walther Fürſt, Röſſelmann der Pfarrer, Petermann der Sigriſt, Kuoni der Hirt, Werni der Jäger, Ruodi der Fiſcher und noch fünf andere Landleute, alle zuſammen, drey und dreißig an der Zahl, treten vorwärts und ſtellen ſich um das Feuer.

Walther Fürſt

So müſſen wir auf unſerm eignen Erb'
Und väterlichen Boden uns verſtohlen
Zuſammen ſchleichen wie die Mörder thun,
Und bei der Nacht, die ihren ſchwarzen Mantel
Nur dem Verbrechen und der ſonnenſcheuen
Verſchwörung leihet, unſer gutes Recht
Uns holen, das doch lauter iſt und klar,
Gleichwie der glanzvoll offne Schooß des Tages.

Melchthal

Laßt's gut ſeyn. Was die dunkle Nacht geſponnen,
Soll frey und fröhlich an das Licht der Sonnen.

Röſſelmann

Hört was mir Gott in's Herz giebt Eidgenoſſen!
Wir ſtehen hier ſtatt einer Landsgemeinde,
Und können gelten für ein ganzes Volk,
So laßt uns tagen nach den alten Bräuchen
Des Lands, wie wir's in ruhigen Zeiten pflegen,
Was ungeſetzlich iſt in der Verſammlung,
Entſchuldige die Noth der Zeit. Doch Gott
Iſt überall, wo man das Recht verwaltet,
Und unter ſeinem Himmel ſtehen wir.

Stauffacher

Wohl, laßt uns tagen nach der alten Sitte,
Iſt es gleich Nacht, ſo leuchtet unſer Recht.

Melchthal

Iſt gleich die Zahl nicht voll, das Herz iſt hier
Des ganzen Volks, die *Beſten* ſind zugegen.

Konrad Hunn
Sind auch die alten Bücher nicht zur Hand,
Sie ſind in unſre Herzen eingeſchrieben.

Röſſelmann
Wohlan, ſo ſei der Ring ſogleich gebildet,
Man pflanze auf die Schwerter der Gewalt.

Auf der Mauer
Der Landesammann nehme ſeinen Platz,
Und ſeine Weibel ſtehen ihm zur Seite!

Sigriſt
Es ſind der Völker dreye. Welchem nun
Gebührt's, das Haupt zu geben der Gemeinde?

Meier
Um dieſe Ehr' mag Schwyz mit Uri ſtreiten,
Wir Unterwaldner ſtehen frei zurück.

Melchthal
Wir ſteh'n zurück, wir ſind die Flehenden,
Die Hülfe heiſchen von den mächtgen Freunden.

Stauffacher
So nehme Uri denn das Schwert, ſein Banner
Zieht bei den Römerzügen uns voran.

Walther Fürſt

Des Schwertes Ehre werde Schwytz zu Theil,
Denn ſeines Stammes rühmen wir uns alle.

Röſſelmann

Den edeln Wettſtreit laßt mich freundlich ſchlichten,
Schwytz ſoll im Rath, Uri im Felde führen.

Walther Fürſt

(reicht dem Stauffacher die Schwerter)

So nehmt!

Stauffacher

Nicht mir, dem Alter ſei die Ehre.

Im Hofe

Die meiſten Jahre zählt Ulrich der Schmidt.

Auf der Mauer

Der Mann iſt wacker, doch nicht freien Stands,
Kein eigner Mann kann Richter ſeyn in Schwytz.

Stauffacher

Steht nicht Herr Reding hier der Altlandammann?
Was ſuchen wir noch einen würdigern?

Walther Fürſt

Er ſei der Ammann und des Tages Haupt!
Wer dazu ſtimmt erhebe ſeine Hände.

(Alle heben die rechte Hand auf)

Reding (tritt in die Mitte)

Ich kann die Hand nicht auf die Bücher legen,
So ſchwör' ich droben bei den ew'gen Sternen,
Daß ich mich nimmer will vom Recht entfernen.

(Man richtet die zwey Schwerter vor ihm auf, der Ring bildet ſich um ihn her, Schwytz hält die Mitte, rechts ſtellt ſich Uri und links Unterwalden. Er ſteht auf ſein Schlachtſchwert geſtützt)

Was iſt's, das die drei Völker des Gebirgs
Hier an des See's unwirthlichem Geſtade
Zuſammenführte in der Geiſterſtunde?
Was ſoll der Innhalt ſeyn des neuen Bunds,
Den wir hier unterm Sternenhimmel ſtiften?

Stauffacher (tritt in den Ring)

Wir ſtiften keinen neuen Bund, es iſt
Ein uralt Bündniß nur von Väter Zeit,
Das wir erneuern! Wiſſet Eidgenoſſen!

Ob uns der See, ob uns die Berge ſcheiden,
Und jedes Volk ſich für ſich ſelbſt regiert,
So ſind wir Eines Stammes doch und Bluts,
Und Eine Heimat iſt's, aus der wir zogen.

Winkelried

So iſt es wahr, wie's in den Liedern lautet,
Daß wir von fern her in das Land gewallt?
O theilt's uns mit, was euch davon bekannt,
Daß ſich der neue Bund am alten ſtärke.

Stauffacher

Hört, was die alten Hirten ſich erzählen.
— Es war ein großes Volk, hinten im Lande
Nach Mitternacht, das litt von ſchwerer Theurung.
In dieſer Noth beſchloß die Landsgemeinde,
Daß je der zehnte Bürger nach dem Loos
Der Väter Land verlaſſe — das geſchah!
Und zogen aus, wehklagend, Männer und Weiber,
Ein großer Heerzug, nach der Mittagſonne,
Mit dem Schwert ſich ſchlagend durch das deutſche Land,
Bis an das Hochland dieſer Waldgebirge.
Und eher nicht ermüdete der Zug,

Bis daß ſie kamen in das wilde Thal,
Wo jezt die Muotta zwiſchen Wieſen rinnt —
Nicht Menſchenſpuren waren hier zu ſehen,
Nur eine Hütte ſtand am Ufer einſam,
Da ſaß ein Mann, und wartete der Fähre —
Doch heftig wogete der See und war
Nicht fahrbar; da beſahen ſie das Land
Sich näher und gewahrten ſchöne Fülle
Des Holzes und entdeckten gute Brunnen,
Und meinten, ſich im lieben Vaterland
Zu finden — Da beſchloſſen ſie zu bleiben,
Erbauten den alten Flecken Schwytz,
Und hatten manchen ſauren Tag, den Wald
Mit weitverſchlungnen Wurzeln auszuroden —
Drauf als der Boden nicht mehr Gnügen that
Der Zahl des Volks, da zogen ſie hinüber
Zum ſchwarzen Berg, ja bis an's Weißland hin,
Wo hinter ewgem Eiſeswall verborgen,
Ein andres Volk in andern Zungen ſpricht.
Den Flecken Stanz erbauten ſie am Kernwald,
Den Flecken Altorf in dem Thal der Reuß —

Doch blieben ſie des Urſprungs ſtets gedenk,
Aus all den fremden Stämmen, die ſeitdem
In Mitte ihres Lands ſich angeſiedelt,
Finden die Schwytzer Männer ſich heraus,
Es giebt das Herz, das Blut ſich zu erkennen.
(reicht rechts und links die Hand hin)

Auf der Mauer

Ja wir ſind eines Herzens, eines Bluts!

Alle (ſich die Hände reichend)

Wir ſind Ein Volk, und einig wollen wir handeln.

Stauffacher

Die andern Völker tragen fremdes Joch,
Sie haben ſich dem Sieger unterworfen.
Es leben ſelbſt in unſern Landesmarken
Der Saſſen viel, die fremde Pflichten tragen,
Und ihre Knechtſchaft erbt auf ihre Kinder.
Doch *wir*, der alten Schweitzer ächter Stamm,
Wir haben ſtets die Freiheit uns bewahrt.
Nicht unter Fürſten bogen wir das Knie,
Freiwillig wählten wir den Schirm der Kaiſer.

Röſſelmann

Frei wählten wir des Reiches Schutz und Schirm,
So ſteht's bemerkt in Kaiſer Friedrichs Brief.

Stauffacher

Denn herrenlos iſt auch der Freiſte nicht.
Ein Oberhaupt muß ſeyn, ein höchſter Richter,
Wo man das Recht mag ſchöpfen in dem Streit.
Drum haben unſre Väter für den Boden,
Den ſie der alten Wildniß abgewonnen,
Die Ehr' gegönnt dem Kaiſer, der den Herrn
Sich nennt der deutſchen und der welſchen Erde,
Und wie die andern Freien ſeines Reichs
Sich ihm zu edelm Waffendienſt gelobt,
Denn dieſes iſt der Freien einzge Pflicht,
Das Reich zu ſchirmen, das ſie ſelbſt beſchirmt.

Melchthal

Was drüber iſt, iſt Merkmal eines Knechts.

Stauffacher

Sie folgten, wenn der Heribann ergieng,
Dem Reichspanier und ſchlugen ſeine Schlachten.
Nach Welſchland zogen ſie gewappnet mit,

Die Römerkron' ihm auf das Haupt zu ſetzen.
Daheim regierten ſie ſich fröhlich ſelbſt
Nach altem Brauch und eigenem Geſetz,
Der höchſte Blutbann war allein des Kaiſers.
Und dazu ward beſtellt ein großer Graf,
Der hatte ſeinen Sitz nicht in dem Lande,
Wenn Blutſchuld kam, ſo rief man ihn herein,
Und unter offnem Himmel, ſchlicht und klar,
Sprach er das Recht und ohne Furcht der Menſchen.
Wo ſind hier Spuren, daß wir Knechte ſind?
Iſt einer, der es anders weiß, der rede!

Im Hofe

Nein, ſo verhält ſich alles wie ihr ſprecht,
Gewaltherrſchaft ward nie bei uns geduldet.

Stauffacher

Dem Kaiſer ſelbſt verſagten wir Gehorſam,
Da er das Recht zu Gunſt der Pfaffen bog.
Denn als die Leute von dem Gotteshaus
Einſiedeln uns die Alp in Anſpruch nahmen,
Die wir beweidet ſeit der Väter Zeit,
Der Abt herfürzog einen alten Brief,

Der ihm die herrenloſe Wüſte ſchenkte —
Denn unſer Daſeyn hatte man verhehlt —
Da ſprachen wir: „Erſchlichen iſt der Brief,
Kein Kaiſer kann was unſer iſt verſchenken.
Und wird uns Recht verſagt vom Reich, wir können
In unſern Bergen auch des Reichs entbehren.“
— So ſprachen unſre Väter! Sollen wir
Des neuen Joches Schändlichkeit erdulden,
Erleiden von dem fremden Knecht, was uns
In ſeiner Macht kein Kaiſer durfte bieten?
— Wir haben dieſen Boden uns erſchaffen
Durch unſrer Hände Fleiß, den alten Wald,
Der ſonſt der Bären wilde Wohnung war,
Zu einem Sitz für Menſchen umgewandelt,
Die Brut des Drachen haben wir getödet,
Der aus den Sümpfen giftgeſchwollen ſtieg,
Die Nebeldecke haben wir zerriſſen,
Die ewig grau um dieſe Wildniß hieng,
Den harten Fels geſprengt, über den Abgrund
Dem Wandersmann den ſichern Steg geleitet,
Unſer iſt durch tauſendjährigen Beſitz

Der Boden — und der fremde Herrenknecht
Soll kommen dürfen und uns Ketten ſchmieden,
Und Schmach anthun auf unſrer eignen Erde?
Iſt keine Hülfe gegen ſolchen Drang?
(eine große Bewegung unter den Landleuten)
Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht,
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Laſt — greift er
Hinauf getroſten Muthes in den Himmel,
Und holt herunter ſeine ewgen Rechte,
Die droben hangen unveräuſerlich
Und unzerbrechlich wie die Sterne ſelbſt —
Der alte Urſtand der Natur kehrt wieder,
Wo Menſch dem Menſchen gegenüber ſteht —
Zum lezten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, iſt ihm das Schwert gegeben —
Der Güter höchſtes dürfen wir vertheid'gen
Gegen Gewalt — Wir ſtehn vor unſer Land,
Wir ſtehn vor unſre Weiber, unſre Kinder!

Alle
(an ihre Schwerter ſchlagend)
Wir ſtehn vor unſre Weiber, unſre Kinder!

Röſſelmann (tritt in den Ring)
Eh' ihr zum Schwerte greift, bedenkt es wohl.
Ihr könnt es friedlich mit dem Kaiſer ſchlichten.
Es koſtet euch ein Wort und die Tyrannen,
Die euch jezt ſchwer bedrängen, ſchmeicheln euch.
— Ergreift, was man euch oft geboten hat,
Trennt euch vom Reich, erkennet Oeſtreichs Hoheit —

Auf der Mauer
Was ſagt der Pfarrer? Wir zu Oeſtreich ſchwören!

Am Bühel
Hört ihn nicht an!

Winkelried
Das räth uns ein Verräther,
Ein Feind des Landes!

Reding
Ruhig Eidgenoſſen!

Sewa
Wir Oeſtreich huldigen, nach ſolcher Schmach!

Von der Flüe
Wir uns abtrotzen laſſen durch Gewalt,
Was wir der Güte weigerten!

Meier

Dann wären
Wir Sklaven und verdienten es zu ſeyn!

Auf der Mauer

Der ſei geſtoſſen aus dem Recht der Schweitzer,
Wer von Ergebung ſpricht an Oeſterreich!
— Landammann, ich beſtehe drauf, dieß ſey
Das erſte Landesgeſetz, das wir hier geben.

Melchthal

So ſei's. Wer von Ergebung ſpricht an Oeſtreich,
Soll rechtlos ſeyn und aller Ehren baar,
Kein Landmann nehm' ihn auf an ſeinem Feuer.

Alle

(heben die rechte Hand auf)

Wir wollen es, das ſey Geſetz!

Reding (nach einer Pauſe)

Es iſt's.

Röſſelmann

Jezt ſeid ihr frei, ihr ſeid's durch dieß Geſetz,
Nicht durch Gewalt ſoll Oeſterreich ertrotzen
Was es durch freundlich Werben nicht erhielt —

Joſt von Weiler

Zur Tagesordnung, weiter.

Reding

Eidgenoſſen!

Sind alle ſanften Mittel auch verſucht?
Vielleicht weiß es der König nicht, es iſt
Wohl gar ſein Wille nicht, was wir erdulden,
Auch dieſes lezte ſollten wir verſuchen,
Erſt unſre Klage bringen vor ſein Ohr,
Eh' wir zum Schwerte greifen. Schrecklich immer
Auch in gerechter Sache iſt Gewalt,
Gott hilft nur dann, wenn Menſchen nicht mehr helfen.

Stauffacher (zu Konrad Hunn)

Nun iſt's an euch, Bericht zu geben. Redet.

Konrad Hunn

Ich war zu Rheinfeld an des Kaiſers Pfalz,
Wider der Vögte harten Druck zu klagen,
Den Brief zu hohlen unſrer alten Freiheit,
Den jeder neue König ſonſt beſtätigt.
Die Boten vieler Städte fand ich dort,

Vom ſchwäbſchen Lande und vom Lauf des Rheins,
Die all' erhielten ihre Pergamente,
Und kehrten freudig wieder in ihr Land.
Mich, Euren Boten, wies man an die Räthe,
Und die entlieſſen mich mit leerem Troſt:
„Der Kaiſer habe dießmal keine Zeit,
„Er würde ſonſt einmal wohl an uns denken."
— Und als ich traurig durch die Säle gieng
Der Königsburg, da ſah ich Herzog Hanſen
In einem Erker weinend ſtehn, um ihn
Die edeln Herrn von Wart und Tägerfeld.
Die riefen mir und ſagten: „Helft euch ſelbſt,
„Gerechtigkeit erwartet nicht vom König.
„Beraubt er nicht des eignen Bruders Kind,
„Und hinterhält ihm ſein gerechtes Erbe?
„Der Herzog fleht' ihn um ſein Mütterliches,
„Er habe ſeine Jahre voll, es wäre
„Nun Zeit, auch Land und Leute zu regieren.
„Was ward ihm zum Beſcheid? Ein Kränzlein ſezt ihm
„Der Kaiſer auf: das ſei die Zier der Jugend."

Auf der Mauer

Ihr habt's gehört. Recht und Gerechtigkeit
Erwartet nicht vom Kaiſer! Helft euch ſelbſt!

Reding

Nichts andres bleibt uns übrig. Nun gebt Rath,
Wie wir es klug zum frohen Ende leiten.

Walther Fürſt (tritt in den Ring)

Abtreiben wollen wir verhaßten Zwang,
Die alten Rechte, wie wir ſie ererbt
Von unſern Vätern, wollen wir bewahren,
Nicht ungezügelt nach dem Neuen greifen.
Dem Kaiſer bleibe, was des Kaiſers iſt,
Wer einen Herrn hat, dien' ihm pflichtgemäß.

Meier

Ich trage Gut von Oeſterreich zu Lehen.

Walther Fürſt

Ihr fahret fort, Oeſtreich die Pflicht zu leiſten.

Joſt von Weiler

Ich ſteure an die Herrn von Rappersweil.

Walther Fürſt

Ihr fahret fort, zu zinſen und zu ſteuern.

Röſſelmann

Der großen Frau zu Zürch bin ich vereidet.

Walther Fürſt

Ihr gebt dem Kloſter was des Kloſters iſt.

Stauffacher

Ich trage keine Lehen als des Reichs.

Walther Fürſt

Was ſeyn muß, das geſchehe, doch nicht drüber.
Die Vögte wollen wir mit ihren Knechten
Verjagen und die feſten Schlöſſer brechen,
Doch wenn es ſeyn mag, ohne Blut. Es ſehe
Der Kaiſer, daß wir nothgedrungen nur
Der Ehrfurcht fromme Pflichten abgeworfen.
Und ſieht er uns in unſern Schranken bleiben,
Vielleicht beſiegt er ſtaatsklug ſeinen Zorn,
Denn billge Furcht erwecket ſich ein Volk,
Das mit dem Schwerte in der Fauſt ſich *mäßigt*.

Reding

Doch laſſet hören! *Wie* vollenden wir's?
Es hat der Feind die Waffen in der Hand,
Und nicht fürwahr in Frieden wird er weichen.

Stauf-

Stauffacher

Er wirds, wenn er in Waffen uns erblickt,
Wir überraſchen ihn, eh er ſich rüſtet.

Meier

Iſt bald geſprochen, aber ſchwer gethan.
Uns ragen in dem Land zwei feſte Schlöſſer,
Die geben Schirm dem Feind und werden furchtbar,
Wenn uns der König in das Land ſollt' fallen.
Roßberg und Sarnen muß bezwungen ſeyn,
Eh man ein Schwert erhebt in den drey Landen.

Stauffacher

Säumt man ſo lang, ſo wird der Feind gewarnt.
Zu viele ſinds, die das Geheimniß theilen.

Meier

In den Waldſtätten findt ſich kein Verräther.

Röſſelmann

Der Eifer auch, der gute, kann verrathen.

Walther Fürſt

Schiebt man es auf, ſo wird der Twing vollendet
In Altorf und der Vogt befeſtigt ſich.

Meier

Ihr denkt an euch.

Sigriſt

Und ihr ſeid ungerecht.

Meier (auffahrend)

Wir ungerecht! Das darf uns Uri bieten!

Reding

Bei eurem Eide! Ruh!

Meier

Ja, wenn ſich Schwytz
Verſteht mit Uri, müſſen wir wohl ſchweigen.

Reding

Ich muß euch weiſen vor der Landsgemeinde,
Daß ihr mit heftgem Sinn den Frieden ſtört!
Stehn wir nicht alle für dieſelbe Sache?

Winkelried

Wenn wirs verſchieben bis zum Feſt des Herrn
Dann bringts die Sitte mit, daß alle Saſſen
Dem Vogt Geſchenke bringen auf das Schloß,
So können zehen Männer oder zwölf
Sich unverdächtig in der Burg verſammeln,

Die führen heimlich ſpitze Eiſen mit,
Die man geſchwind kann an die Stäbe ſtecken,
Denn niemand kommt mit Waffen in die Burg.
Zunächſt im Wald hält dann der große Haufe,
Und wenn die andern glücklich ſich des Thors
Ermächtiget, ſo wird ein Horn geblaſen,
Und jene brechen aus dem Hinterhalt,
So wird das Schloß mit leichter Arbeit unſer.

Melchthal

Den Roßberg übernehm ich zu erſteigen,
Denn eine Dirn' des Schloſſes iſt mir hold,
Und leicht bethör ich ſie, zum nächtlichen
Beſuch die ſchwanke Leiter mir zu reichen,
Bin ich droben erſt, zieh ich die Freunde nach.

Reding

Iſt's aller Wille, daß verſchoben werde?
(Die Mehrheit erhebt die Hand)

Stauffacher (zählt die Stimmen)

Es iſt ein Mehr von zwanzig gegen zwölf!

Walther Fürſt

Wenn am beſtimmten Tag die Burgen fallen,

So geben wir von einem Berg zum andern
Das Zeichen mit dem Rauch, der Landſturm wird
Aufgeboten, ſchnell, im Hauptort jedes Landes,
Wenn dann die Vögte ſehn der Waffen Ernſt,
Glaubt mir, ſie werden ſich des Streits begeben,
Und gern ergreifen friedliches Geleit,
Aus unſern Landesmarken zu entweichen.

Stauffacher.

Nur mit dem Geßler fürcht ich ſchweren Stand,
Furchtbar iſt er mit Reiſigen umgeben,
Nicht ohne Blut räumt er das Feld, ja ſelbſt
Vertrieben bleibt er furchtbar noch dem Land,
Schwer iſts und faſt gefährlich, ihn zu ſchonen.

Baumgarten

Wo's halsgefährlich iſt, da ſtellt mich hin,
Dem Tell verdank ich mein gerettet Leben,
Gern ſchlag ichs in die Schanze für das Land,
Mein' Ehr hab ich beſchüzt, mein Herz befriedigt.

Reding

Die Zeit bringt Rath. Erwartets in Geduld.

Man muß dem Augenblick auch was vertrauen.
— Doch ſeht, indeß wir nächtlich hier noch tagen,
Stellt auf den höchſten Bergen ſchon der Morgen
Die glüh'nde Hochwacht aus — Kommt, laßt uns ſcheiden,
Eh uns des Tages Leuchten überraſcht.

Walther Fürſt

Sorgt nicht, die Nacht weicht langſam aus den Thälern.
(Alle haben unwillkührlich die Hüte abgenommen und betrachten mit ſtiller Sammlung die Morgenröthe)

Röſſelmann

Bei dieſem Licht, das uns zuerſt begrüßt
Von allen Völkern, die tief unter uns
Schwerathmend wohnen in dem Qualm der Städte,
Laßt uns den Eid des neuen Bundes ſchwören.
— Wir wollen ſeyn ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Noth uns trennen und Gefahr.
(Alle ſprechen es nach mit erhobenen drei Fingern)
— Wir wollen frey ſeyn wie die Väter waren,
Eher den Tod, als in der Knechtſchaft leben.
(wie oben)

— Wir wollen trauen auf den höchſten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menſchen.

(wie oben. Die Landleute umarmen einander)

Stauffacher

Jetzt gehe jeder ſeines Weges ſtill
Zu ſeiner Freundſchaft und Genoſſame,
Wer Hirt iſt, wintre ruhig ſeine Heerde,
Und werb' im Stillen Freunde für den Bund,
— Was noch bis dahin muß erduldet werden,
Erduldets! Laßt die Rechnung der Tyrannen
Anwachſen, bis Ein Tag die allgemeine
Und die beſondre Schuld auf einmal zahlt.
Bezähme jeder die gerechte Wut,
Und ſpare für das Ganze ſeine Rache,
Denn Raub begeht am allgemeinen Gut,
Wer ſelbſt ſich hilft in ſeiner eignen Sache.

(Indem ſie zu drei verſchiednen Seiten in größter Ruhe abgehen, fällt das Orcheſter mit einem prachtvollen Schwung ein, die leere Scene bleibt noch eine Zeitlang offen und zeigt das Schauſpiel der aufgehenden Sonne über den Eisgebirgen.

Dritter Aufzug

Erſte Scene

Hof vor Tells Hauſe. Er iſt mit der Zimmeraxt, Hedwig mit einer häuslichen Arbeit beſchäftigt. Walther und Wilhelm in der Tiefe ſpielen mit einer kleinen Armbruſt.

Walther (ſingt).

Mit dem Pfeil, dem Bogen,
Durch Gebirg und Thal
Kommt der Schütz gezogen
Früh am Morgenſtrahl.

Wie im Reich der Lüfte
König iſt der Weih, —
Durch Gebirg und Klüfte
Herrſcht der Schütze frei.

Ihm gehört das Weite
Was ſein Pfeil erreicht,
Das iſt ſeine Beute,
Was da kreucht und fleugt.

(kommt geſprungen)

Der Strang iſt mir entzwey. Mach mir ihn Vater.

Tell

Ich nicht. Ein rechter Schütze hilft ſich ſelbſt.

(Knaben entfernen ſich)

Hedwig

Die Knaben fangen zeitig an zu ſchießen.

Tell

Früh übt ſich, was ein Meiſter werden will.

Hedwig

Ach wollte Gott, ſie lerntens nie

Tell

Sie ſollen alles lernen. Wer durchs Leben
Sich friſch will ſchlagen, muß zu Schutz und Trutz
Gerüſtet ſeyn.

Hedwig

Ach, es wird keiner ſeine Ruh
Zu Hauſe finden.

Tell

Mutter, ich kanns auch nicht,
Zum Hirten hat Natur mich nicht gebildet,

Raſtlos muß ich ein flüchtig Ziel verfolgen,
Dann erſt genieß ich meines Lebens recht,
Wenn ich mirs jeden Tag aufs neu erbeute.

Hedwig

Und an die Angſt der Hausfrau denkſt du nicht,
Die ſich indeſſen, deiner wartend, härmt,
Denn mich erfüllts mit Grauen, was die Knechte
Von euren Wagefahrten ſich erzählen.
Bei jedem Abſchied zittert mir das Herz,
Daß du mir nimmer werdeſt wiederkehren.
Ich ſehe dich im wilden Eisgebirg,
Verirrt, von einer Klippe zu der andern
Den Fehlſprung thun, ſeh wie die Gemſe dich
Rückſpringend mit ſich in den Abgrund reißt,
Wie eine Windlawine dich verſchüttet,
Wie unter dir der trügeriſche Firn
Einbricht und du hinabſinkſt, ein lebendig
Begrabner, in die ſchauerliche Gruft —
Ach, den verwegnen Alpenjäger haſcht
Der Tod in hundert wechſelnden Geſtalten,

Das iſt ein unglückſeliges Gewerb',
Das halsgefährlich führt am Abgrund hin!

Tell

Wer friſch umher ſpäht mit geſunden Sinnen,
Auf Gott vertraut und die gelenke Kraft,
Der ringt ſich leicht aus jeder Fahr und Noth,
Den ſchreckt der Berg nicht, der darauf gebohren.
(er hat ſeine Arbeit vollendet, legt das Geräth hinweg)
Jetzt, mein ich, hält das Thor auf Jahr und Tag.
Die Axt im Haus erſpart den Zimmermann.
(nimmt den Hut)

Hedwig

Wo gehſt du hin?

Tell

Nach Altorf, zu dem Vater.

Hedwig

Sinnſt du auch nichts gefährliches? Geſteh mirs.

Tell

Wie kommſt du darauf Frau?

Hedwig

Es ſpinnt ſich etwas

Gegen die Vögte — Auf dem Rütli ward
Getagt, ich weiß, und du biſt auch im Bunde.

Tell

Ich war nicht mit dabei — doch werd ich mich
Dem Lande nicht entziehen, wenn es ruft.

Hedwig

Sie werden dich hinſtellen, wo Gefahr iſt,
Das Schwerſte wird dein Antheil ſeyn, wie immer.

Tell

Ein jeder wird beſteuert nach Vermögen.

Hedwig

Den Unterwaldner haſt du auch im Sturme
Ueber den See geſchafft — Ein Wunder wars,
Daß ihr entkommen — Dachteſt du denn gar nicht
An Kind und Weib?

Tell

Lieb Weib, ich dacht' an euch,
Drum rettet' ich den Vater ſeinen Kindern.

Hedwig

Zu ſchiffen in dem wüthgen See! Das heißt
Nicht Gott vertrauen! Das heißt Gott verſuchen.

Tell

Wer gar zu viel bedenkt, wird wenig leiſten.

Hedwig

Ja du biſt gut und hilfreich, dieneſt allen,
Und wenn du ſelbſt in Noth kommſt, hilft dir keiner.

Tell

Verhüt es Gott, daß ich nicht Hülfe brauche.
(er nimmt die Armbruſt und Pfeile)

Hedwig

Was willſt du mit der Armbruſt? Laß ſie hier.

Tell

Mir fehlt der Arm, wenn mir die Waffe fehlt.
(die Knaben kommen zurück)

Walther

Vater, wo gehſt du hin?

Tell

Nach Altorf, Knabe,
Zum Ehni — Willſt du mit?

Walther

Ja freilich will ich.

Hedwig

Der Landvogt iſt jezt dort. Bleib weg von Altorf.

Tell

Er geht, noch heute.

Hedwig

Drum laß ihn erſt fort ſeyn.
Gemahn' ihn nicht an dich, du weißt, er grollt uns.

Tell

Mir ſoll ſein böſer Wille nicht viel ſchaden,
Ich thue recht und ſcheue keinen Feind.

Hedwig

Die recht thun, eben die haßt er am meiſten.

Tell

Weil er nicht an ſie kommen kann — Mich wird
Der Ritter wohl in Frieden laſſen, mein ich.

Hedwig

So, weißt du das?

Tell

Es iſt nicht lange her,
Da gieng ich jagen durch die wilden Gründe
Des Schächenthals auf menſchenleerer Spur,
Und da ich einſam einen Felſenſteig

Verfolgte, wo nicht auszuweichen war,
Denn über mir hieng ſchroff die Felswand her,
Und unten rauſchte fürchterlich der Schächen,
(die Knaben drängen ſich rechts und links an ihn und ſehen mit geſpannter Neugier an ihm hinauf)
Da kam der Landvogt gegen mich daher,
Er ganz allein mit mir, der auch allein war,
Bloß Menſch zu Menſch und neben uns der Abgrund.
Und als der Herre mein anſichtig ward,
Und mich erkannte, den er kurz zuvor
Um kleiner Urſach' willen ſchwer gebüßt,
Und ſah mich mit dem ſtattlichen Gewehr
Daher geſchritten kommen, da verblaßt' er,
Die Knie verſagten ihm, ich ſah es kommen,
Daß er jezt an die Felswand würde ſinken.
— Da jammerte mich ſein, ich trat zu ihm
Beſcheidentlich und ſprach: Ich bin's, Herr Landvogt.
Er aber konnte keinen armen Laut
Aus ſeinem Munde geben — Mit der Hand nur
Winkt' er mir ſchweigend, meines Wegs zu gehn,
Da gieng ich fort, und ſandt' ihm ſein Gefolge.

Hedwig

Er hat vor dir gezittert — Wehe dir!
Daß du ihn ſchwach geſehn, vergiebt er nie.

Tell

Drum meid ich ihn, und er wird mich nicht ſuchen.

Hedwig

Bleib heute nur dort weg. Geh lieber jagen.

Tell

Was fällt dir ein?

Hedwig

Mich ängſtigts. Bleibe weg.

Tell

Wie kannſt du dich ſo ohne Urſach' quälen?

Hedwig

Weils keine Urſach' hat — Tell, bleibe hier.

Tell

Ich habs verſprochen, liebes Weib, zu kommen.

Hedwig

Mußt du, ſo geh — Nur laſſe mir den Knaben!

Walther

Nein, Mütterchen. Ich gehe mit dem Vater.

Hedwig

Walty, verlaſſen willſt du deine Mutter?

Walther

Ich bring dir auch was hübſches mit vom Ehni.

(geht mit dem Vater)

Wilhelm

Mutter, ich bleibe bei dir!

Hedwig (umarmt ihn)

Ja, du biſt
Mein liebes Kind, du bleibſt mir noch allein!

(Sie geht an das Hofthor, und folgt den Abgehenden lange mit den Augen)

Zweite Scene

Eine eingeſchloſſene wilde Waldgegend, Staubbäche ſtürzen von den Felſen.

Bertha im Jagdkleid. Gleich darauf **Rudenz**

Bertha

Er folgt mir. Endlich kann ich mich erklären.

Rudenz (tritt raſch ein)

Fräulein, jetzt endlich find ich euch allein,
Abgründe ſchließen rings umher uns ein,

In dieſer Wildniß fürcht' ich keinen Zeugen,
Vom Herzen wälz' ich dieſes lange Schweigen —

Bertha

Seid ihr gewiß, daß uns die Jagd nicht folgt?

Rudenz

Die Jagd iſt dorthin aus — Jezt oder nie!
Ich muß den theuren Augenblick ergreifen —
Entſchieden ſehen muß ich mein Geſchick,
Und ſollt es mich auf ewig von euch ſcheiden.
— O waffnet eure gütgen Blicke nicht
Mit dieſer finſtern Strenge — Wer bin ich,
Daß ich den kühnen Wunſch zu euch erhebe?
Mich hat der Ruhm noch nicht genannt, ich darf
Mich in die Reih' nicht ſtellen mit den Rittern,
Die ſiegberühmt und glänzend euch umwerben.
Nichts hab ich als mein Herz voll Treu und Liebe —

Bertha (ernſt und ſtreng)

Dürft Ihr von Liebe reden und von Treue,
Der treulos wird an ſeinen nächſten Pflichten?
(Rudenz tritt zurück.)

Der Sklave-Oeſterreichs, der ſich dem Fremdling
Verkauft, dem Unterdrücker ſeines Volks?

Rudenz

Von euch, mein Fräulein, hör' ich dieſen Vorwurf?
Wen ſuch' ich denn, als Euch auf jener Seite?

Bertha

Mich denkt ihr auf der Seite des Verraths
Zu finden? Eher wollt' ich meine Hand
Dem Geßler ſelbſt, dem Unterdrücker ſchenken,
Als dem Naturvergeßnen Sohn der Schweiz,
Der ſich zu ſeinem Werkzeug machen kann!

Rudenz

O Gott, was muß ich hören!

Bertha

Wie? Was liegt
Dem guten Menſchen näher als die Seinen?
Giebts ſchönre Pflichten für ein edles Herz,
Als ein Vertheidiger der Unſchuld ſeyn,
Das Recht des Unterdrückten zu beſchirmen?
— Die Seele blutet mir um euer Volk,
Ich leide mit ihm, denn ich muß es lieben,

Das ſo beſcheiden iſt und doch voll Kraft,
Es zieht mein ganzes Herz mich zu ihm hin,
Mit jedem Tage lern ich's mehr verehren.
— Ihr aber, den Natur und Ritterpflicht
Ihm zum gebohrenen Beſchützer gaben,
Und der's verläßt, der treulos übertritt
Zum Feind, und Ketten ſchmiedet ſeinem Land,
Ihr ſeids, der mich verlezt und kränkt, ich muß
Mein Herz bezwingen, daß ich euch nicht haſſe.

Rudenz

Will ich denn nicht das Beſte meines Volks?
Ihm unter Oeſtreichs mächtigem Zepter nicht
Den Frieden —

Bertha

Knechtſchaft wollt ihr ihm bereiten!
Die Freiheit wollt ihr aus dem lezten Schloß,
Das ihr noch auf der Erde blieb, verjagen.
Das Volk verſteht ſich beſſer auf ſein Glück,
Kein Schein verführt ſein ſicheres Gefühl,
Euch haben ſie das Netz ums Haupt geworfen —

Rudenz

Bertha! Ihr haßt mich, ihr verachtet mich!

Bertha

Thät ichs, mir wäre beſſer — Aber den
Verachtet *ſehen* und verachtungswerth,
Den man gern lieben möchte —

Rudenz

Bertha! Bertha!
Ihr zeiget mir das höchſte Himmelsglück,
Und ſtürzt mich tief in Einem Augenblick.

Bertha

Nein, nein, das Edle iſt nicht ganz erſtickt
In euch! Es ſchlummert nur, ich will es wecken,
Ihr müßt Gewalt ausüben an euch ſelbſt,
Die angeſtammte Tugend zu ertödten,
Doch wohl euch, ſie iſt mächtiger als ihr,
Und trotz euch ſelber ſeid ihr gut und edel!

Rudenz

Ihr glaubt an mich! O Bertha, alles läßt
Mich eure Liebe ſeyn und werden!

Bertha

Seid

Wozu die herrliche Natur euch machte!
Erfüllt den Platz, wohin ſie euch geſtellt,
Zu eurem Volke ſteht und eurem Lande,
Und kämpft für euer heilig Recht.

Rudenz

Weh mir!

Wie kann ich euch erringen, euch beſitzen,
Wenn ich der Macht des Kaiſers widerſtrebe?
Iſt's der Verwandten mächt'ger Wille nicht,
Der über eure Hand tyranniſch waltet?

Bertha

In den Waldſtätten liegen meine Güter,
Und iſt der Schweizer frei, ſo bin auch ich's.

Rudenz

Bertha! welch einen Blick thut ihr mir auf!

Bertha

Hofft nicht durch Oeſtreichs Gunſt mich zu erringen,
Nach meinem Erbe ſtrecken ſie die Hand,
Das will man mit dem großen Erb vereinen.

Dieſelbe Ländergier, die Eure Freiheit
Verſchlingen will, ſie drohet auch der meinen!
— O Freund, zum Opfer bin ich auserſehn,
Vielleicht um einen Günſtling zu belohnen —
Dort wo die Falſchheit und die Ränke wohnen,
Hin an den Kaiſerhof will man mich ziehn,
Dort harren mein verhaßter Ehe Ketten,
Die Liebe nur — die Eure kann mich retten!

Rudenz

Ihr könntet euch entſchließen, hier zu leben,
In meinem Vaterlande mein zu ſeyn?
O Bertha, all mein Sehnen in das Weite,
Was war es, als ein Streben nur nach Euch?
Euch ſucht' ich einzig auf dem Weg des Ruhms,
Und all mein Ehrgeiz war nur meine Liebe.
Könnt ihr mit mir euch in dieß ſtille Thal
Einſchließen und der Erde Glanz entſagen —
O dann iſt meines Strebens Ziel gefunden,
Dann mag der Strom der wildbewegten Welt
Ans ſichre Ufer dieſer Berge ſchlagen —
Kein flüchtiges Verlangen hab ich mehr

Hinaus zu ſenden in des Lebens Weiten —
Dann mögen dieſe Felſen um uns her
Die undurchdringlich feſte Mauer breiten,
Und dieß verſchloßne ſel'ge Thal allein
Zum Himmel offen und gelichtet ſeyn!

Bertha

Jetzt biſt du ganz, wie dich mein ahnend Herz
Geträumt, mich hat mein Glaube nicht betrogen!

Rudenz

Fahr' hin, du eitler Wahn, der mich bethört!
Ich ſoll das Glück in meiner Heimat finden.
Hier wo der Knabe fröhlich aufgeblüht,
Wo tauſend Freudeſpuren mich umgeben,
Wo alle Quellen mir und Bäume leben,
Im Vaterland willſt du die Meine werden!
Ach, wohl hab' ich es ſtets geliebt! Ich fühls,
Es fehlte mir zu jedem Glück der Erden.

Bertha

Wo wär die ſel'ge Inſel aufzufinden,
Wenn ſie nicht hier iſt in der Unſchuld Land?
Hier, wo die alte Treue heimiſch wohnt,

Wo ſich die Falſchheit noch nicht hingefunden,
Da trübt kein Neid die Quelle unſers Glücks,
Und ewig hell entfliehen uns die Stunden.
— Da ſeh ich Dich im ächten Männerwerth,
Den Erſten von den Freien und den Gleichen,
Mit reiner freier Huldigung verehrt,
Groß wie ein König wirkt in ſeinen Reichen.

Rudenz

Da ſeh ich dich, die Krone aller Frauen,
In weiblich reizender Geſchäftigkeit,
In meinem Haus den Himmel mir erbauen,
Und, wie der Frühling ſeine Blumen ſtreut,
Mit ſchöner Anmuth mir das Leben ſchmücken,
Und alles rings beleben und beglücken!

Bertha

Sieh, theurer Freund, warum ich trauerte,
Als ich dieß höchſte Lebensglück dich ſelbſt
Zerſtören ſah — Weh-mir! Wie ſtünds um mich,
Wenn ich dem ſtolzen Ritter müßte folgen,
Dem Landbedrücker auf ſein finſtres Schloß!

— Hier iſt kein Schloß. Mich ſcheiden keine Mauern
Von einem Volk, das ich beglücken kann!

Rudenz

Doch wie mich retten — wie die Schlinge löſen,
Die ich mir thöricht ſelbſt um's Haupt gelegt?

Bertha

Zerreiße ſie mit männlichem Entſchluß!
Was auch draus werde — Steh zu deinem Volk,
Es iſt dein angebohrner Platz.

(Jagdhörner in der Ferne)

Die Jagd
Kommt näher — Fort, wir müſſen ſcheiden — Kämpfe
Für's Vaterland, du kämpfſt für deine Liebe!
Es iſt Ein Feind, vor dem wir alle zittern,
Und Eine Freiheit macht uns alle frei!

(gehen ab.)

Dritte Scene

Wieſe bei Altorf. Im Vordergrund Bäume, in der Tiefe der Hut auf einer Stange. Der Proſpekt wird begrenzt durch den Bannberg, über welchem ein Schneegebirg emporragt.

Frießhardt und **Leuthold** halten Wache

Frießhardt

Wir paſſen auf umſonſt. Es will ſich niemand
Heran begeben und dem Hut ſein' Reverenz
Erzeigen. 's war doch ſonſt wie Jahrmarkt hier,
Jetzt iſt der ganze Anger wie verödet,
Seitdem der Popanz auf der Stange hängt.

Leuthold

Nur ſchlecht Geſindel läßt ſich ſehn und ſchwingt
Uns zum Verdrieße die zerlumpten Mützen.
Was rechte Leute ſind, die machen lieber
Den langen Umweg um den halben Flecken,
Eh ſie den Rücken beugten vor dem Hut.

Frießhardt

Sie müſſen über dieſen Platz, wenn ſie
Vom Rathhaus kommen um die Mittagſtunde.

Da meint' ich ſchon, 'nen guten Fang zu thun,
Denn keiner dachte dran, den Hut zu grüßen.
Da ſieht's der Pfaff, der Röſſelmann — kam juſt
Von einem Kranken her — und ſtellt ſich hin
Mit dem Hochwürdigen, grad vor die Stange —
Der Sigriſt mußte mit dem Glöcklein ſchellen,
Da fielen all aufs Knie, ich ſelber mit,
Und grüßten die Monſtranz, doch nicht den Hut. —

Leuthold

Höre Geſell, es fängt mir an zu däuchten,
Wir ſtehen hier am Pranger vor dem Hut,
'S iſt doch ein Schimpf für einen Reitersmann,
Schildwach zu ſtehn vor einem leeren Hut —
Und jeder rechte Kerl muß uns verachten.
— Die Reverenz zu machen einem Hut,
Es iſt doch traun! ein närriſcher Befehl!

Frießhardt

Warum nicht einem leeren hohlen Hut?
Bückſt du dich vor manchem hohlen Schädel.

(Hildegard, Mechthild und Elsbeth treten auf mit Kindern und ſtellen ſich um die Stange.)

Leuthold

Und du biſt auch ſo ein dienſtfertiger Schurke,
Und brächteſt wackre Leute gern ins Unglück.
Mag, wer da will, am Hut vorübergehn,
Ich drück die Augen zu und ſeh nicht hin.

Mechthild

Da hängt der Landvogt — Habt Reſpekt, ihr Buben.

Elsbeth

Wollts Gott, er gieng, und ließ uns ſeinen Hut,
Es ſollte drum nicht ſchlechter ſtehn ums Land!

Frießhardt (verſcheucht ſie)

Wollt ihr vom Platz? Verwünſchtes Volk der Weiber!
Wer fragt nach euch? Schickt eure Männer her,
Wenn ſie der Muth ſticht, dem Befehl zu trotzen.
(Weiber gehen)

Tell mit der Armbruſt tritt auf, den Knaben an der Hand führend. Sie gehen an dem Hut vorbei gegen die vordere Scene, ohne darauf zu achten.

Walther (zeigt nach dem Bannberg)

Vater iſts wahr, daß auf dem Berge dort
Die Bäume bluten, wenn man einen Streich
Drauf führte mit der Axt?

Tell

Wer ſagt das Knabe?

Walther

Der Meiſter Hirt erzählts — Die Bäume ſeien
Gebannt, ſagt er, und wer ſie ſchädige,
Dem wachſe ſeine Hand heraus zum Grabe.

Tell

Die Bäume ſind gebannt, das iſt die Wahrheit.
— Siehſt du die Firnen dort, die weißen Hörner,
Die hoch bis in den Himmel ſich verlieren?

Walther

Das ſind die Gletſcher, die des Nachts ſo donnern,
Und uns die Schlaglaw'nen niederſenden.

Tell

So iſts, und die Lawinen hätten längſt
Den Flecken Altorf unter ihrer Laſt
Verſchüttet, wenn der Wald dort oben nicht
Als eine Landwehr ſich dagegen ſtellte.

Walther (nach einigem Beſinnen)

Giebts Länder, Vater, wo nicht Berge ſind?

Tell

Wenn man hinunter ſteigt von unſern Höhen,
Und immer tiefer ſteigt, den Strömen nach,
Gelangt man in ein großes ebnes Land,
Wo die Waldwaſſer nicht mehr brauſend ſchäumen,
Die Flüſſe ruhig und gemächlich ziehn,
Da ſieht man frei nach allen Himmelsräumen,
Das Korn wächſt dort in langen ſchönen Auen,
Und wie ein Garten iſt das Land zu ſchauen.

Walther

Ey Vater, warum ſteigen wir denn nicht
Geſchwind hinab in dieſes ſchöne Land,
Statt daß wir uns hier ängſtigen und plagen?

Tell

Das Land iſt ſchön und gütig wie der Himmel,
Doch die's bebauen, ſie genießen nicht
Den Segen, den ſie pflanzen.

Walther

Wohnen ſie
Nicht frei wie du auf ihrem eignen Erbe?

Tell
Das Feld gehört dem Biſchoff und dem König.
Walther
So dürfen ſie doch frei in Wäldern jagen?
Tell
Dem Herrn gehört das Wild und das Gefieder.
Walther
Sie dürfen doch frei fiſchen in dem Strom?
Tell
Der Strom, das Meer, das Salz gehört dem König.
Walther
Wer iſt der König denn, den alle fürchten?
Tell
Es iſt der Eine, der ſie ſchützt und nährt.
Walther
Sie können ſich nicht muthig ſelbſt beſchützen?
Tell
Dort darf der Nachbar nicht dem Nachbar trauen.
Walther
Vater, es wird mir eng im weiten Land,
Da wohn' ich lieber unter den Lawinen.

Tell

Ja wohl iſts beſſer, Kind, die Gletſcherberge
Im Rücken haben, als die böſen Menſchen.
(ſie wollen vorübergehen)

Walther

Ey Vater, ſieh den Hut dort auf der Stange.

Tell

Was kümmert uns der Hut? Komm, laß uns gehen.
(indem er abgehen will, tritt ihm Frießhardt mit vorgehaltner Pike entgegen)

Frießhardt

In des Kaiſers Nahmen! Haltet an und ſteht!

Tell (greift in die Pike)

Was wollt ihr? Warum haltet ihr mich auf?

Frießhardt

Ihr habt's Mandat verlezt, ihr müßt uns folgen.

Leuthold

Ihr habt dem Hut nicht Reverenz bewieſen.

Tell

Freund, laß mich gehen.

Frießhardt

Fort, fort ins Gefängniß!

Walther

Den Vater ins Gefängniß! Hülfe! Hülfe!

(in die Scene rufend)

Herbei, ihr Männer, gute Leute helft,
Gewalt, Gewalt, ſie führen ihn gefangen.

(Röſſelmann der Pfarrer und Petermann der Sigriſt, kommen herbey, mit drei andern Männern)

Sigriſt

Was giebts?

Röſſelmann

Was legſt du Hand an dieſen Mann?

Frießhardt

Er iſt ein Feind des Kaiſers, ein Verräther!

Tell (faßt ihn heftig)

Ein Verräther, ich!

Röſſelmann

Du irrſt dich Freund, das iſt
Der Tell, ein Ehrenmann und guter Bürger.

Walther

(erblickt Walther Fürſten und eilt ihm entgegen)

Großvater hilf, Gewalt geſchieht dem Vater.

Frießhardt

Ins Gefängniß, fort!

Walther Fürſt (herbeieilend)

Ich leiſte Bürgſchaft, haltet!
— Um Gotteswillen, Tell, was iſt geſchehen?

(Melchthal und Stauffacher kommen)

Frießhardt

Des Landvogts oberherrliche Gewalt
Verachtet er, und will ſie nicht erkennen.

Stauffacher

Das hätt' der Tell gethan?

Melchthal

Das lügſt du Bube!

Leuthold

Er hat dem Hut nicht Reverenz bewieſen.

Walther Fürſt

Und darum ſoll er ins Gefängniß? Freund,
Nimm meine Bürgſchaft an und laß ihn ledig.

Frießhardt

Bürg du für dich und deinen eignen Leib!
Wir thun, was unſers Amtes — Fort mit ihm!

Melchthal (zu den Landleuten)

Nein, das iſt ſchreiende Gewalt! Ertragen wirs,
Daß man ihn fort führt, frech, vor unſern Augen?

Sigriſt

Wir ſind die ſtärkern. Freunde, duldets nicht,
Wir haben einen Rücken an den andern!

Frießhardt

Wer widerſezt ſich dem Befehl des Vogts?

Noch drei Landleute (herbeieilend)

Wir helfen euch. Was giebts? Schlagt ſie zu Boden.

(Hildegard, Mechthild und Elsbeth kommen zurück)

Tell

Ich helfe mir ſchon ſelbſt. Geht, gute Leute,
Meint ihr, wenn ich die Kraft gebrauchen wollte,
Ich würde mich vor ihren Spieſen fürchten?

Melchthal (zu Frießhardt)

Wags, ihn aus unſrer Mitte wegzuführen!

Walther Fürſt und **Stauffacher**

Gelaſſen! Ruhig!

Frieſshardt (ſchreit)

Aufruhr und Empörung!

(Man hört Jagdhörner)

Weiber

Da kommt der Landvogt!

Frieſshardt (erhebt die Stimme)

Meuterei! Empörung!

Stauffacher

Schrei, bis du berſteſt, Schurke!

Röſſelmann und **Melchthal**

Willſt du ſchweigen?

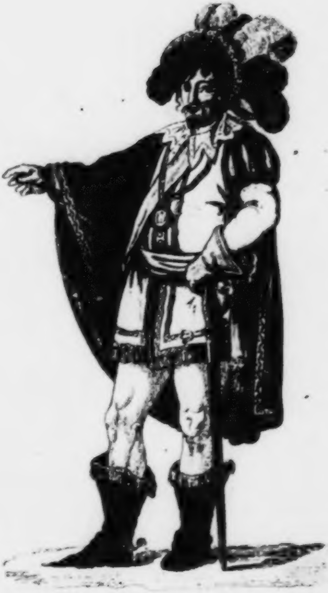
Frieſshardt (ruft noch lauter)

Zu Hülf, zu Hülf den Dienern des Geſetzes.

Walther Fürſt

Da iſt der Vogt! Weh uns, was wird das werden!

Geßler zu Pferd, den Falken auf der Fauſt, **Rudolph der Harras**, **Bertha** und **Rudenz**, ein großes Gefolge von bewafneten Knechten, welche einen Kreis von Piken um die ganze Scene ſchließen.



Rudolph der Harras

Platz, Platz dem Landvogt!

Geßler

Treibt ſie auseinander!
Was läuft das Volk zuſammen? Wer ruft Hilfe?
(allgemeine Stille)
Wer wars? Ich will es wiſſen.
(zu Frießhardt)
Du tritt vor!
Wer biſt du und was hältſt du dieſen Mann?
(er giebt den Falken einem Diener)

Frießhardt

Geſtrenger Herr, ich bin dein Waffenknecht
Und wohl beſtellter Wächter bei dem Hut.
Dieſen Mann ergriff ich über friſcher That,
Wie er dem Hut den Ehrengruß verſagte.
Verhaften wollt' ich ihn, wie du befahlſt,
Und mit Gewalt will ihn das Volk entreißen.

Geßler (nach einer Pauſe)

Verachteſt du ſo deinen Kaiſer, Tell,
Und Mich, der hier an ſeiner Statt gebietet,

Daß du die Ehr' verſagſt dem Hut, den ich
Zur Prüfung des Gehorſams aufgehangen?
Dein böſes Trachten haſt du mir verrathen.

Tell

Verzeiht mir lieber Herr! Aus Unbedacht,
Nicht aus Verachtung Eurer iſts geſchehn,
Wär ich beſonnen, hieß ich nicht der Tell,
Ich bitt um Gnad', es ſoll nicht mehr begegnen.

Geßler (nach einigem Stillſchweigen)

Du biſt ein Meiſter auf der Armbruſt, Tell,
Man ſagt, du nehmſt es auf mit jedem Schützen?

Walther Tell

Und das muß wahr ſeyn, Herr — 'nen Apfel ſchießt
Der Vater dir vom Baum auf hundert Schritte.

Geßler

Iſt das dein Knabe, Tell?

Tell

Ja, lieber Herr.

Geßler

Haſt du der Kinder mehr?

Tell

Zwey Knaben, Herr.

Geßler

Und welcher iſts, den du am meiſten liebſt?

Tell

Herr, beide ſind ſie mir gleich liebe Kinder.

Geßler

Nun Tell! Weil du den Apfel triffſt vom Baume
Auf hundert Schritte, ſo wirſt du deine Kunſt
Vor mir bewähren müßen — Nimm die Armbruſt —
Du haſt ſie gleich zur Hand — und mach dich fertig,
Einen Apfel von des Knaben Kopf zu ſchießen —
Doch will ich rathen, ziele gut, daß du
Den Apfel treffeſt auf den erſten Schuß,
Denn fehlſt du ihn, ſo iſt dein Kopf verloren.

(Alle geben Zeichen des Schreckens)

Tell

Herr — Welches Ungeheure ſinnet ihr
Mir an — Ich ſoll vom Haupte meines Kindes —
— Nein, nein doch, lieber Herr, das kömmt euch nicht

Zu Sinn — Verhüts der gnädge Gott — das könnt ihr
Im Ernſt von einem Vater nicht begehren!

Geßler

Du wirſt den Apfel ſchießen von dem Kopf
Des Knaben — Ich begehrs und wills.

Tell

Ich ſoll
Mit meiner Armbruſt auf das liebe Haupt
Des eignen Kindes zielen — Eher ſterb ich!

Geßler

Du ſchießeſt oder ſtirbſt mit deinem Knaben.

Tell

Ich ſoll der Mörder werden meines Kinds!
Herr, ihr habt keine Kinder — wiſſet nicht,
Was ſich bewegt in eines Vaters Herzen.

Geßler

Ey Tell, du biſt ja plötzlich ſo beſonnen!
Man ſagte mir, daß du ein Träumer ſeyſt,
Und dich entfernſt von andrer Menſchen Weiſe.
Du liebſt das Seltſame — Drum hab' ich jezt

Ein eigen Wagſtück für dich ausgeſucht.
Ein andrer wohl bedächte ſich — Du drückſt
Die Augen zu, und greifſt es herzhaft an.

Bertha

Scherzt nicht, o Herr! mit dieſen armen Leuten!
Ihr ſeht ſie bleich und zitternd ſtehn — So wenig
Sind ſie Kurzweils gewohnt aus eurem Munde.

Geßler

Wer ſagt euch, daß ich ſcherze?
(greift nach einem Baumzweige, der über ihn herhängt)
Hier iſt der Apfel.
Man mache Raum — Er nehme ſeine Weite,
Wies Brauch iſt — Achzig Schritte geb ich ihm —
Nicht weniger, noch mehr — Er rühmte ſich,
Auf ihrer hundert ſeinen Mann zu treffen —
Jezt Schütze triff, und fehle nicht das Ziel!

Rudolph der Harras

Gott, das wird ernſthaft — Falle nieder Knabe,
Es gilt, und fleh den Landvogt um dein Leben.

Walther Fürſt

(bei Seite zu Melchthal, der kaum ſeine Ungeduld bezwingt)
Haltet an euch, ich fleh euch drum, bleibt ruhig.

Bertha (zum Landvogt)

Laßt es genug ſeyn Herr! Unmenſchlich iſts,
Mit eines Vaters Angſt alſo zu ſpielen.
Wenn dieſer arme Mann auch Leib und Leben
Verwirkt durch ſeine leichte Schuld, bei Gott!
Er hätte jezt zehnfachen Tod empfunden.
Entlaßt ihn ungekränkt in ſeine Hütte,
Er hat euch kennen lernen, dieſer Stunde
Wird er und ſeine Kindeskinder denken.

Geßler

Oefnet die Gaſſe — Friſch! Was zauderſt du?
Dein Leben iſt verwirkt, ich kann dich tödten,
Und ſieh, ich lege gnädig dein Geſchick
In deine eigne kunſtgeübte Hand.
Der kann nicht klagen über harten Spruch,
Den man zum Meiſter ſeines Schickſals macht.
Du rühmſt dich deines ſichern Blicks! Wohlan!
Hier gilt es, Schütze, deine Kunſt zu zeigen
Das Ziel iſt würdig und der Preiß iſt groß!
Das Schwarze treffen in der Scheibe, das
Kann auch ein andrer, der iſt mir der Meiſter,

Der ſeiner Kunſt gewiß iſt überal,
Dems Herz nicht in die Hand tritt noch ins Auge.

Walther Fürſt
(wirft ſich vor ihm nieder)

Herr Landvogt, wir erkennen eure Hoheit,
Doch laſſet Gnad' vor Recht ergehen, nehmt
Die Hälfte meiner Habe, nehmt ſie ganz,
Nur dieſes Gräßliche erlaſſet einem Vater!

Walther Tell

Großvater, knie nicht vor dem falſchen Mann!
Sagt, wo ich hinſtehn ſoll, ich fürcht mich nicht,
Der Vater trift den Vogel ja im Flug,
Er wird nicht fehlen auf das Herz des Kindes.

Stauffacher

Herr Landvogt, rührt euch nicht des Kindes Unſchuld?

Röſſelmann

O denket, daß ein Gott im Himmel iſt,
Dem ihr müßt Rede ſtehn für eure Thaten.

Geßler (zeigt auf den Knaben)

Man bind ihn an die Linde dort!

Walther Tell
Mich binden!
Nein, ich will nicht gebunden ſeyn. Ich will
Still halten, wie ein Lamm und auch nicht athmen.
Wenn ihr mich bindet, nein, ſo kann ichs nicht,
So werd' ich toben gegen meine Bande.

Rudolph der Harras
Die Augen nur laß dir verbinden, Knabe.

Walther Tell
Warum die Augen? Denket ihr, ich fürchte
Den Pfeil von Vaters Hand? Ich will ihn feſt
Erwarten, und nicht zucken mit den Wimpern.
— Friſch Vater, zeigs, daß du ein Schütze biſt,
Er glaubt dirs nicht, er denkt uns zu verderben —
Dem Wüthrich zum Verdruße, ſchieß und triff.
(er geht an die Linde, man legt ihm den Apfel auf)

Melchthal (zu den Landleuten)
Was? Soll der Frevel ſich vor unſern Augen
Vollenden? Wozu haben wir geſchworen?

Stauffacher
Es iſt umſonſt. Wir haben keine Waffen,
Ihr ſeht den Wald von Lanzen um uns her.

Melchthal

O hätten wirs mit friſcher That vollendet,
Verzeihs Gott denen, die zum Aufſchub riethen!

Geßler (zum Tell)

Ans Werk! Man führt die Waffen nicht vergebens.
Gefährlich iſts, ein Mordgewehr zu tragen,
Und auf den Schützen ſpringt der Pfeil zurück.
Dieß ſtolze Recht, das ſich der Bauer nimmt,
Beleidiget den höchſten Herrn des Landes.
Gewaffnet ſei Niemand, als wer gebietet.
Freuts euch, den Pfeil zu führen und den Bogen,
Wohl, ſo will ich das Ziel euch dazu geben.

Tell

(ſpannt die Armbruſt und legt den Pfeil auf)
Oefnet die Gaſſe! Platz!

Stauffacher

Was Tell? Ihr wolltet — Nimmermehr — Ihr zittert,
Die Hand erbebt euch, eure Kniee wanken —

Tell (läßt die Armbruſt ſinken)

Mir ſchwimmt es vor den Augen!

Weiber

Gott im Himmel!

Tell (zum Landvogt)

Erlaſſet mir den Schuß. Hier iſt mein Herz!

(er reißt die Bruſt auf)

Ruft eure Reiſigen und ſtoßt mich nieder.

Geßler

Ich will dein Leben nicht, ich will den Schuß.
— Du kannſt ja alles, Tell, an nichts verzagſt du,
Das Steuerruder führſt du wie den Bogen,
Dich ſchreckt kein Sturm, wenn es zu retten gilt,
Jezt Retter hilf dir ſelbſt — du retteſt alle!

(**Tell** ſteht in fürchterlichem Kampf, mit den Händen zuckend, und die rollenden Augen bald auf den Landvogt, bald zum Himmel gerichtet — Plötzlich greift er in ſeinen Köcher, nimmt einen zweiten Pfeil heraus und ſteckt ihn in ſeinen Goller. Der Landvogt bemerkt alle dieſe Bewegungen)

Walther Tell (unter der Linde)

Vater ſchieß zu, ich fürcht' mich nicht.

Tell

Es muß!

(er rafft ſich zuſammen und legt an)

Rudenz

(der die ganze Zeit über in der heftigſten Spannung geſtanden und mit Gewalt an ſich gehalten, tritt hervor)

Herr Landvogt, weiter werdet ihrs nicht treiben,
Ihr werdet nicht — Es war nur eine Prüfung —
Den Zweck habt ihr erreicht — Zu weit getrieben
Verfehlt die Strenge ihres weiſen Zwecks,
Und allzuſtraff geſpannt zerſpringt der Bogen.

Geßler

Ihr ſchweigt, bis man euch aufruft.

Rudenz

Ich will reden,
Ich darfs, des Königs Ehre iſt mir heilig,
Doch ſolches Regiment muß Haß erwerben.
Das iſt des Königs Wille nicht — Ich darfs
Behaupten — Solche Grauſamkeit verdient
Mein Volk nicht, dazu habt ihr keine Vollmacht.

Geßler

Ha, ihr erkühnt euch!

Rudenz

Ich hab' ſtill geſchwiegen

Zu allen ſchweren Thaten, die ich ſah,
Mein ſehend Auge hab ich zugeſchloſſen,
Mein überſchwellend und empörtes Herz
Hab ich hinabgedrückt in meinen Buſen.
Doch länger ſchweigen wär Verrath zugleich
An meinem Vaterland und an dem Kaiſer.

Bertha

(wirft ſich zwiſchen ihn und den Landvogt)

O Gott, ihr reizt den wüthenden noch mehr.

Rudenz

Mein Volk verließ ich, meinen Blutsverwandten
Entſagt' ich, alle Bande der Natur
Zerriß ich, um an euch mich anzuſchließen —
Das Beſte aller glaubt' ich zu befördern,
Da ich des Kaiſers Macht befeſtigte —
Die Binde fällt von meinen Augen — Schaudernd
Seh' ich an einen Abgrund mich geführt —
Mein freies Urtheil habt ihr irr geleitet,
Mein redlich Herz verführt — Ich war daran,
Mein Volk in beſter Meinung zu verderben.

Geßler

Verwegner, dieſe Sprache deinem Herrn?

Rudenz

Der Kaiſer iſt mein Herr, nicht ihr — Frei bin ich
Wie ihr gebohren, und ich meſſe mich
Mit euch in jeder ritterlichen Tugend.
Und ſtündet ihr nicht hier in Kaiſers Nahmen,
Den ich verehre, ſelbſt wo man ihn ſchändet,
Den Handſchuh würf ich vor euch hin, ihr ſolltet
Nach ritterlichem Brauch mir Antwort geben.
— Ja winkt nur euren Reiſigen — Ich ſtehe
Nicht wehrlos da, wie die —

(auf das Volk zeigend)

Ich hab ein Schwert,
Und wer mir naht —

Stauffacher (ruft)

Der Apfel iſt gefallen!

(Indem ſich alle nach dieſer Seite gewendet und Bertha zwiſchen Rudenz und den Landvogt ſich geworfen, hat Tell den Pfeil abgedrückt)

Röſſelmann

Der Knabe lebt!

Viele Stimmen

Der Apfel iſt getroffen!

(Walther Fürſt ſchwankt und droht zu ſinken, Bertha hält ihn)

Geßler (erſtaunt)

Er hat geſchoſſen? Wie? der Raſende!

Bertha

Der Knabe lebt! kommt zu euch, guter Vater!

Walther Tell (kommt mit dem Apfel geſprungen)

Vater, hier iſt der Apfel — Wußt' ichs ja,
Du würdeſt deinen Knaben nicht verletzen.

Tell

(ſtand mit vorgebognem Leib, als wollt' er dem Pfeil folgen — die Armbruſt entſinkt ſeiner Hand — wie er den Knaben kommen ſieht, eilt er ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen, und hebt ihn mit heftiger Inbrunſt zu ſeinem Herzen hinauf, in dieſer Stellung ſinkt er kraftlos zuſammen. Alle ſtehen gerührt)

Bertha

O gütger Himmel!

Walther Fürſt (zu Vater und Sohn)

Kinder! meine Kinder!

Stauffacher

Gott ſei gelobt!

Leuthold

Das war ein Schuß! Davon
Wird man noch reden in den ſpätſten Zeiten.

Rudolph der Harras

Erzählen wird man von dem Schützen Tell,
Solang die Berge ſtehn auf ihrem Grunde.

(Reicht dem Landvogt den Apfel)

Geßler

Bei Gott! der Apfel mitten durch geſchoſſen!
Es war ein Meiſterſchuß, ich muß ihn loben.

Röſſelmann

Der Schuß war gut, doch wehe dem, der ihn
Dazu getrieben, daß er Gott verſuchte.

Stauffacher

Kommt zu euch, Tell, ſteht auf, ihr habt euch männlich
Gelöſt, und frei könnt ihr nach Hauſe gehen.

Röſſelmann

Kommt, kommt und bringt der Mutter ihren Sohn.

(Sie wollen ihn wegführen)

Geßler

Tell, höre!

Tell (kommt zurück)

Was befehlt ihr, Herr?

Geßler

Du ſteckteſt
Noch einen zweiten Pfeil zu dir — Ja, ja,
Ich ſah es wohl! — Was meinteſt du damit?

Tell (verlegen)

Herr, das iſt alſo bräuchlich bei den Schützen.

Geßler

Nein Tell, die Antwort laß ich dir nicht gelten,
Es wird was anders wohl bedeutet haben.
Sag mir die Wahrheit friſch und frölich, Tell,
Was es auch ſei, dein Leben ſichr' ich dir.
Wozu der zweite Pfeil?

Tell

Wohlan, o Herr,
Weil ihr mich meines Lebens habt geſichert,
So will ich euch die Wahrheit gründlich ſagen.

(er zieht den Pfeil aus dem Goller und ſieht den Landvogt mit einem furchtbaren Blick an)

Mit dieſem zweiten Pfeil durchſchoß ich — Euch,

Wenn ich mein liebes Kind getroffen hätte,
Und Euer — wahrlich! hätt' ich nicht gefehlt.

Geßler

Wohl, Tell! Des Lebens hab ich dich geſichert,
Ich gab mein Ritterwort, das will ich halten —
Doch weil ich deinen böſen Sinn erkannt,
Will ich dich führen laſſen und verwahren,
Wo weder Mond noch Sonne dich beſcheint,
Damit ich ſicher ſei vor deinen Pfeilen.
Ergreift ihn, Knechte! Bindet ihn!

(Tell wird gebunden)

Stauffacher

Wie, Herr?
So könntet ihr an einem Manne handeln,
An dem ſich Gottes Hand ſichtbar verkündigt?

Geßler

Laß ſehn, ob ſie ihn zweymal retten wird.
— Man bring ihn auf mein Schiff, ich folge nach
Sogleich, ich ſelbſt will ihn nach Küßnacht führen.

Röſſelmann

Das dürft ihr nicht, das darf der Kaiſer nicht,
Das widerſtreitet unſern Freiheitsbriefen!

Geßler

Wo ſind ſie? Hat der Kaiſer ſie beſtätigt?
Er hat ſie nicht beſtätigt — Dieſe Gunſt
Muß erſt erworben werden durch Gehorſam.
Rebellen ſeid ihr alle gegen Kaiſers
Gericht und nährt verwegene Empörung.
Ich kenn euch alle — ich durchſchau euch ganz —
Den nehm ich jetzt heraus aus eurer Mitte,
Doch alle ſeid ihr theilhaft ſeiner Schuld,
Wer klug iſt, lerne ſchweigen und gehorchen.
(er entfernt ſich, Bertha, Rudenz, Harras und Knechte folgen,
Frießhardt und Leuthold bleiben zurück)

Walther Fürſt (in heftigem Schmerz)

Es iſt vorbei, er hats beſchloſſen, mich
Mit meinem ganzen Hauſe zu verderben!

Stauffacher (zum Tell)

O warum mußtet ihr den Wüthrich reizen!

Tell

Bezwinge ſich, wer meinen Schmerz gefühlt!

Stauffacher

O nun iſt alles, alles hin! Mit euch
Sind wir gefeſſelt alle und gebunden!

Landleute (umringen den Tell)

Mit euch geht unſer lezter Troſt dahin!

Leuthold (nähert ſich)

Tell, es erbarmt mich — doch ich muß gehorchen.

Tell

Lebt wohl!

Walther Tell

(ſich mit heftigem Schmerz an ihn ſchmiegend)

O Vater! Vater! Lieber Vater!

Tell

(hebt die Arme zum Himmel)

Dort droben iſt dein Vater! den ruf an!

Stauffacher

Tell, ſag ich eurem Weibe nichts von euch?

Tell

(hebt den Knaben mit Inbrunſt an ſeine Bruſt)

Der Knab' iſt unverlezt, mir wird Gott helfen.

(reißt ſich ſchnell los und folgt den Waffenknechten)

Vierter Aufzug

Erſte Scene

Oeſtliches Ufer des Vierwaldſtättenſees, die ſeltſam geſtalteten ſchroffen Felſen im Weſten ſchließen den Proſpekt. Der See iſt bewegt, heftiges Rauſchen und Toſen, dazwiſchen Blitze und Donnerſchläge.

Kunz von Gerſau. Fiſcher und Fiſcherknabe

Kunz

Ich ſahs mit Augen an, ihr könnt mirs glauben,
's iſt alles ſo geſchehn, wie ich euch ſagte.

Fiſcher

Der Tell gefangen abgeführt nach Küßnacht,
Der beſte Mann im Land, der bravſte Arm,
Wenns einmal gelten ſollte für die Freiheit.

Kunz

Der Landvogt führt ihn ſelbſt den See herauf,
Sie waren eben dran ſich einzuſchiffen,
Als ich von Flüelen abfuhr, doch der Sturm,
Der eben jetzt im Anzug iſt, und der

Auch mich gezwungen, eilends hier zu landen,
Mag ihre Abfahrt wohl verhindert haben.

Fiſcher

Der Tell in Feſſeln, in des Vogts Gewalt!
O glaubt, er wird ihn tief genug vergraben,
Daß er des Tages Licht nicht wieder ſieht!
Denn fürchten muß er die gerechte Rache
Des freien Mannes, den er ſchwer gereizt!

Kunz

Der Altlandammann auch, der edle Herr
Von Attinghauſen, ſagt man, lieg' am Tode.

Fiſcher

So bricht der letzte Anker unſrer Hofnung!
Der war es noch allein, der ſeine Stimme
Erheben durfte für des Volkes Rechte!

Kunz

Der Sturm nimmt überhand. Gehabt euch wohl,
Ich nehme Herberg in dem Dorf, denn heut
Iſt doch an keine Abfahrt mehr zu denken.

(geht ab)

Fiſcher

Der Tell gefangen und der Freiherr todt!
Erheb die freche Stirne, Tyrannei,
Wirf alle Scham hinweg, der Mund der Wahrheit
Iſt ſtumm, das ſeh'nde Auge iſt geblendet,
Der Arm, der retten ſollte, iſt gefeſſelt!

Knabe

Es hagelt ſchwer, komm in die Hütte, Vater,
Es iſt nicht kommlich, hier im Freien hauſen.

Fiſcher

Raſet ihr Winde, flammt herab ihr Blitze,
Ihr Wolken berſtet, gieſt herunter, Ströme
Des Himmels und erſäuft das Land! Zerſtört
Im Keim die ungebohrenen Geſchlechter!
Ihr wilden Elemente werdet Herr,
Ihr Bären kommt, ihr alten Wölfe wieder
Der groſen Wüſte, euch gehört das Land,
Wer wird hier leben wollen ohne Freiheit!

Knabe

Hört, wie der Abgrund toſt, der Wirbel brüllt,
So hats noch nie geraſt in dieſem Schlunde!

Fiſcher

Zu zielen auf des eignen Kindes Haupt,
Solches ward keinem Vater noch geboten!
Und die Natur ſoll nicht in wildem Grimm
Sich drob empören — O mich ſolls nicht wundern,
Wenn ſich die Felſen bücken in den See,
Wenn jene Zacken, jene Eiſesthürme,
Die nie aufthauten ſeit dem Schöpfungstag,
Von ihren hohen Kulmen niederſchmelzen,
Wenn die Berge brechen, wenn die alten Klüfte
Einſtürzen, eine zweite Sündfluth alle
Wohnſtätten der Lebendigen verſchlingt!
(man hört läuten)

Knabe

Hört ihr, ſie läuten droben auf dem Berg,
Gewiß hat man ein Schiff in Noth geſehn,
Und zieht die Glocke, daß gebetet werde.
(ſteigt auf eine Anhöhe)

Fiſcher

Wehe dem Fahrzeug, das jezt unterwegs,
In dieſer furchtbarn Wiege wird gewiegt!

Hier iſt das Steuer unnütz und der Steurer,
Der Sturm iſt Meiſter, Wind und Welle ſpielen
Ball mit dem Menſchen — Da iſt nah' und fern
Kein Buſen, der ihm freundlich Schutz gewährte!
Handlos und ſchroff anſteigend ſtarren ihm
Die Felſen, die unwirthlichen, entgegen,
Und weiſen ihm nur ihre ſteinern ſchroffe Bruſt.

Knabe (deutet links)

Vater, ein Schiff, es kommt von Flüelen her.

Fiſcher

Gott helf den armen Leuten! Wenn der Sturm
In dieſer Waſſerkluft ſich erſt verfangen,
Dann raſt er um ſich mit des Raubthiers Angſt,
Das an des Gitters Eiſenſtäbe ſchlägt,
Die Pforte ſucht er heulend ſich vergebens,
Denn ringsum ſchränken ihn die Felſen ein,
Die himmelhoch den engen Paß vermauren.

(er ſteigt auf die Anhöhe)

Knabe

Es iſt das Herrenſchiff von Uri, Vater.
Ich kenns am rothen Dach und an der Fahne.

Fiſcher

Gerichte Gottes! Ja, er iſt es ſelbſt,
Der Landvogt, der da fährt — Dort ſchifft er hin,
Und führt im Schiffe ſein Verbrechen mit!
Schnell hat der Arm des Rächers ihn gefunden,
Jetzt kennt er über ſich den ſtärkern Herrn,
Dieſe Wellen geben nicht auf ſeine Stimme,
Dieſe Felſen bücken ihre Häupter nicht
Vor ſeinem Hute — Knabe, bete nicht,
Greif nicht dem Richter in den Arm!

Knabe

Ich bete für den Landvogt nicht — Ich bete
Für den Tell, der auf dem Schiff ſich mit befindet.

Fiſcher

O Unvernunft des blinden Elements!
Mußt du, um Einen Schuldigen zu treffen,
Das Schiff mit ſammt dem Steuermann verderben!

Knabe

Sieh, ſieh, ſie waren glücklich ſchon vorbei
Am Buggisgrat, doch die Gewalt des Sturms,

Der von dem Teufelsmünſter wiederprallt,
Wirft ſie zum groſſen Axenberg zurück.
— Ich ſeh ſie nicht mehr.

Fiſcher

Dort iſt das Hakmeſſer,
Wo ſchon der Schiffe mehrere gebrochen.
Wenn ſie nicht weislich dort vorüberlenken,
So wird das Schiff zerſchmettert an der Fluh,
Die ſich gähſtotzig abſenkt in die Tiefe.
— Sie haben einen guten Steuermann
Am Bord, könnt' Einer retten, wärs der Tell,
Doch dem ſind Arm und Hände ja gefeſſelt.

Wilhelm Tell mit der Armbruſt.

(Er kommt mit raſchen Schritten, blickt erſtaunt umher, und zeigt die heftigſte Bewegung. Wenn er mitten auf der Scene iſt, wirft er ſich nieder, die Hände zu der Erde und dann zum Himmel ausbreitend)

Knabe (bemerkt ihn)

Sieh, Vater, wer der Mann iſt, der dort kniet?

Fiſcher

Er faßt die Erde an mit ſeinen Händen,
Und ſcheint wie auſſer ſich zu ſeyn.

Knabe (kommt vorwärts)
Was ſeh ich! Vater! Vater, kommt und ſeht!

Fiſcher (nähert ſich)
Wer iſt es? — Gott im Himmel! Was! der Tell?
Wie kommt ihr hieher? Redet!

Knabe
Wart ihr nicht
Dort auf dem Schiff gefangen und gebunden?

Fiſcher
Ihr wurdet nicht nach Küßnacht abgeführt?

Tell (ſteht auf)
Ich bin befreit.

Fiſcher und Knabe
Befreit! O Wunder Gottes!

Knabe
Wo kommt ihr her?

Tell
Dort aus dem Schiffe.

Fiſcher
Was?

Knabe (zugleich)

Wo iſt der Landvogt?

Tell

Auf den Wellen treibt er.

Fiſcher

Iſts möglich? Aber Ihr? Wie ſeid ihr hier?
Seid euren Banden und dem Sturm entkommen

Tell

Durch Gottes gnädge Fürſehung — Hört an!

Fiſcher und Knabe

O redet, redet!

Tell

Was in Altorf ſich
Begeben, wißt ihrs?

Fiſcher

Alles weiß ich, redet!

Tell

Daß mich der Landvogt fahen ließ und binden,
Nach ſeiner Burg zu Küßnacht wollte führen.

Fiſcher

Und ſich mit euch zu Flüelen eingeſchifft!
Wir wiſſen alles, ſprecht, wie ihr entkommen?

Tell

Ich lag im Schiff, mit Stricken feſt gebunden,
Wehrlos, ein aufgegebner Mann — nicht hofft' ich,
Das frohe Licht der Sonne mehr zu ſehn,
Der Gattin und der Kinder liebes Antlitz,
Und troſtlos blickt' ich in die Waſſerwüſte —

Fiſcher

O armer Mann!

Tell

So fuhren wir dahin,
Der Vogt, Rudolph der Harras und die Knechte.
Mein Köcher aber mit der Armbruſt lag
Am hintern Granſen bei dem Steuerruder.
Und als wir an die Ecke jetzt gelangt
Beim kleinen Axen, da verhängt' es Gott,
Daß ſolch ein grauſam mördriſch Ungewitter
Gählings herfürbrach aus des Gotthardts Schlünden,
Daß allen Ruderern das Herz entſank,

Und meinten alle, elend zu ertrinken.
Da hört' ichs, wie der Diener einer ſich
Zum Landvogt wendet' und die Worte ſprach:
Ihr ſehet Eure Noth und unſre, Herr,
Und daß wir all am Rand des Todes ſchweben —
Die Steuerleute aber wiſſen ſich
Für großer Furcht nicht Rath und ſind des Fahrens
Nicht wohl berichtet — Nun aber iſt der Tell
Ein ſtarker Mann und weiß ein Schiff zu ſteuern,
Wie, wenn wir ſein jezt brauchten in der Noth?
Da ſprach der Vogt zu mir: Tell, wenn du dirs
Getrauteſt, uns zu helfen aus dem Sturm,
So möcht' ich dich der Bande wohl entledgen.
Ich aber ſprach: Ja, Herr, mit Gottes Hülfe
Getrau ich mirs, und helf uns wohl hiedannen.
So ward ich meiner Bande los und ſtand
Am Steuerruder und fuhr redlich hin.
Doch ſchielt' ich ſeitwärts, wo mein Schießzeug lag,
Und an dem Ufer merkt' ich ſcharf umher,
Wo ſich ein Vortheil aufthät zum Entſpringen.

Und wie ich eines Felſenriffs gewahre,
Das abgeplattet vorſprang in den See —

Fiſcher

Ich kenn's, es iſt am Fuß des großen Axen,
Doch nicht für möglich acht ichs — ſo gar ſteil
Gehts an — vom Schiff es ſpringend abzureichen —

Tell

Schrie ich den Knechten, handlich zuzugehn,
Bis daß wir vor die Felſenplatte kämen,
Dort, rief ich, ſei das Aergſte überſtanden —
Und als wir ſie friſchrudernd bald erreicht,
Fleh ich die Gnade Gottes an, und drücke,
Mit allen Leibeskräften angeſtemmt,
Den hintern Granſen an die Felswand hin —
Jezt ſchnell mein Schießzeug faſſend, ſchwing ich ſelbſt
Hochſpringend auf die Platte mich hinauf,
Und mit gewaltgem Fußſtoß hinter mich
Schleudr' ich das Schifflein in den Schlund der Waſſer —
Dort mags, wie Gott will, auf den Wellen treiben!
So bin ich hier, gerettet aus des Sturms
Gewalt und aus der ſchlimmeren der Menſchen

Fiſcher

Tell, Tell, ein ſichtbar Wunder hat der Herr
An euch gethan, kaum glaub ichs meinen Sinnen —
Doch ſaget! Wo gedenket ihr jetzt hin,
Denn Sicherheit iſt nicht für euch, wofern
Der Landvogt lebend dieſem Sturm entkommt.

Tell

Ich hört' ihn ſagen, da ich noch im Schiff
Gebunden lag, er woll' bei Brunnen landen,
Und über Schwytz nach ſeiner Burg mich führen.

Fiſcher

Will er den Weg dahin zu Lande nehmen?

Tell

Er denkts.

Fiſcher

O ſo verbergt euch ohne Säumen,
Nicht zweymal hilft euch Gott aus ſeiner Hand.

Tell

Nennt mir den nächſten Weg nach Arth und Küßnacht.

Fiſcher

Die offne Straße zieht ſich über Steinen,

Doch einen kürzern Weg und heimlichern
Kann euch mein Knabe über Lowerz führen.

Tell (giebt ihm die Hand)

Gott lohn euch eure Gutthat. Lebet wohl.
(geht und kehrt wieder um)
— Habt ihr nicht auch im Rütli mit geſchworen?
Mir däucht, man nannt euch mir —

Fiſcher

Ich war dabei,
Und hab den Eid des Bundes mit beſchworen.

Tell

So eilt nach Bürglen, thut die Lieb' mir an,
Mein Weib verzagt um mich, verkündet ihr,
Daß ich gerettet ſey und wohl geborgen.

Fiſcher

Doch wohin ſag ich ihr, daß ihr geflohn?

Tell

Ihr werdet meinen Schwäher bei ihr finden
Und andre, die im Rütli mit geſchworen —
Sie ſollen wacker ſeyn und gutes Muths,

Der Tell ſey frei und ſeines Armes mächtig,
Bald werden ſie ein weitres von mir hören.

Fiſcher

Was habt ihr im Gemüth? Entdeckt mirs frei.

Tell

Iſt es gethan, wirds auch zur Rede kommen.
(geht ab)

Fiſcher

Zeig ihm den Weg, Jenny — Gott ſteh ihm bey!
Er führts zum Ziel, was er auch unternommen.
(geht ab)

Zweyte Scene

Edelhof zu Attinghauſen

Der **Freiherr**, in einem Armſeſſel, ſterbend. **Walther Fürſt**, **Stauffacher**, **Melchthal** und **Baumgarten** um ihn beſchäftigt. **Walther Tell** knieend vor dem Sterbenden.

Walther Fürſt

Es iſt vorbei mit ihm, er iſt hinüber.

Stauffacher

Er liegt nicht wie ein Todter — Seht, die Feder

Auf ſeinen Lippen regt ſich! Ruhig iſt
Sein Schlaf und friedlich lächeln ſeine Züge.
(Baumgarten geht an die Thüre und ſpricht mit jemand)

Walther Fürſt (zu Baumgarten)

Wer iſts?

Baumgarten (kommt zurück)

Es iſt Frau Hedwig, eure Tochter,
Sie will euch ſprechen, will den Knaben ſehn.
(Walther Tell richtet ſich auf)

Walther Fürſt

Kann ich ſie tröſten? Hab ich ſelber Troſt?
Häuft alles Leiden ſich auf meinem Haupt?

Hedwig (hereindringend)

Wo iſt mein Kind? Laßt mich, ich muß es ſehn —

Stauffacher

Faßt euch, bedenkt, daß ihr im Haus des Todes —

Hedwig (ſtürzt auf den Knaben)

Mein Wälty! O er lebt mir.

Walther Tell (hängt an ihr)

Arme Mutter!

Hedwig

Iſts auch gewiß? Biſt du mir unverlezt?
(betrachtet ihn mit ängſtlicher Sorgfalt)
Und iſt es möglich? Konnt' er auf dich zielen?
Wie konnt' ers? O er hat kein Herz — Er konnte
Den Pfeil abdrücken auf ſein eignes Kind!

Walther Fürſt

Er thats mit Angſt, mit ſchmerzzerriſſner Seele,
Gezwungen that ers, denn es galt das Leben.

Hedwig

O hätt er eines Vaters Herz, eh er's
Gethan, er wäre tauſendmal geſtorben!

Stauffacher

Ihr ſolltet Gottes gnädge Schickung preiſen,
Die es ſo gut gelenkt —

Hedwig

Kann ich vergeſſen,
Wie's hätte kommen *können* — Gott des Himmels!
Und lebt' ich achtzig Jahr — Ich ſeh den Knaben ewig
Gebunden ſtehn, den Vater auf ihn zielen,
Und ewig fliegt der Pfeil mir in das Herz.

Melchthal

Frau, wüßtet ihr, wie ihn der Vogt gereizt!

Hedwig

O rohes Herz der Männer! Wenn ihr Stolz
Beleidigt wird, dann achten ſie nichts mehr,
Sie ſetzen in der blinden Wuth des Spiels
Das Haupt des Kindes und das Herz der Mutter!

Baumgarten

Iſt eures Mannes Loos nicht hart genug,
Daß ihr mit ſchwerem Tadel ihn noch kränkt?
Für *ſeine* Leiden habt ihr kein Gefühl?

Hedwig

(kehrt ſich nach ihm um und ſieht ihn mit einem großen Blick an)

Haſt Du nur Thränen für des Freundes Unglück?
— Wo waret ihr, da man den Trefflichen
In Bande ſchlug? Wo war *da* eure Hülfe?
Ihr ſahet zu, ihr ließt das Gräßliche geſchehn,
Geduldig littet ihr's, daß man den Freund
Aus eurer Mitte führte — Hat der Tell
Auch ſo an Euch gehandelt? Stand er auch

Bedaurend da, als hinter dir die Reiter
Des Landvogts drangen, als der wüthge See
Vor dir erbraußte? Nicht mit müßgen Thränen
Beklagt' er dich, in den Nachen ſprang er, Weib
Und Kind vergaß er und befreite dich —

Walther Fürſt

Was konnten wir zu ſeiner Rettung wagen,
Die kleine Zahl, die unbewaffnet war!

Hedwig (wirft ſich an ſeine Bruſt)

O Vater! Und auch du haſt ihn verloren!
Das Land, wir alle haben ihn verloren!
Uns allen fehlt er, ach! wir fehlen ihm!
Gott rette ſeine Seele vor Verzweiflung.
Zu ihm hinab ins öde Burgverließ
Dringt keines Freundes Troſt — Wenn er erkrankte!
Ach, in des Kerkers feuchter Finſterniß
Muß er erkranken — Wie die Alpenroſe
Bleicht und verkümmert in der Sumpfesluft,
So iſt für Ihn kein Leben als im Licht
Der Sonne, in dem Balſamſtrom der Lüfte.
Gefangen! Er! Sein Athem iſt die Freiheit,

Er kann nicht leben in dem Hauch der Grüfte.

Stauffacher

Beruhigt euch. Wir alle wollen handeln,
Um ſeinen Kerker aufzuthun.

Hedwig

Was könnt ihr ſchaffen ohne ihn? — Solang
Der Tell noch frei war, ja da war noch Hofnung,
Da hatte noch die Unſchuld einen Freund,
Da hatte einen Helfer der Verfolgte,
Euch alle rettete der Tell — Ihr alle
Zuſammen könnt nicht ſeine Feſſeln löſen!

(der Freiherr erwacht)

Baumgarten

Er regt ſich, ſtill!

Attinghauſen (ſich aufrichtend)

Wo iſt er?

Stauffacher

Wer?

Attinghauſen

Er fehlt mir,
Verläßt mich in dem lezten Augenblick!

Stauffacher

Er meint den Junker — Schickte man nach ihm?

Walther Fürſt

Es iſt nach ihm geſendet — Tröſtet euch!
Er hat ſein Herz gefunden, er iſt unſer.

Attinghauſen

Hat er geſprochen für ſein Vaterland?

Stauffacher

Mit Heldenkühnheit.

Attinghauſen

Warum kommt er nicht,
Um meinen lezten Segen zu empfangen?
Ich fühle, daß es ſchleunig mit mir endet.

Stauffacher

Nicht alſo, edler Herr! Der kurze Schlaf
Hat euch erquickt, und hell iſt euer Blick.

Attinghauſen

Der Schmerz iſt Leben, er verließ mich auch,
Das Leiden iſt, ſo wie die Hofnung, aus.
(er bemerkt den Knaben)
Wer iſt der Knabe?

Walther Fürſt

Segnet ihn o Herr!
Er iſt mein Enkel und iſt vaterlos.

(Hedwig ſinkt mit dem Knaben vor dem Sterbenden nieder)

Attinghauſen

Und vaterlos laß ich euch alle, alle
Zurück — Weh mir, daß meine lezten Blicke
Den Untergang des Vaterlands geſehn!
Mußt' ich des Lebens höchſtes Maaß erreichen,
Um ganz mit allen Hofnungen zu ſterben!

Stauffacher (zu Walther Fürſt)

Soll er in dieſem finſtern Kummer ſcheiden?
Erhellen wir ihm nicht die lezte Stunde
Mit ſchönem Strahl der Hofnung? — Edler Freiherr!
Erhebet euren Geiſt! Wir ſind nicht ganz
Verlaſſen, ſind nicht rettungslos verloren.

Attinghauſen

Wer ſoll euch retten?

Walther Fürſt

Wir uns ſelbſt. Vernehmt!
Es haben die drey Lande ſich das Wort

Gegeben, die Tyrannen zu verjagen.
Geſchloſſen iſt der Bund, ein heilger Schwur
Verbindet uns. Es wird gehandelt werden,
Eh noch das Jahr den neuen Kreis beginnt,
Euer Staub wird ruhn in einem freien Lande.

Attinghauſen

O ſaget mir! Geſchloſſen iſt der Bund?

Melchthal

Am gleichen Tage werden alle drey
Waldſtätte ſich erheben. Alles iſt
Bereit, und das Geheimniß wohlbewahrt
Bis jezt, obgleich viel hunderte es theilen.
Hohl iſt der Boden unter den Tyrannen,
Die Tage ihrer Herrſchaft ſind gezählt,
Und bald iſt ihre Spur nicht mehr zu finden.

Attinghauſen

Die feſten Burgen aber in den Landen?

Melchthal

Sie fallen alle an dem gleichen Tag.

Attinghauſen

Und ſind die Edeln dieſes Bundes theilhaftig?

Stauffacher

Wir harren ihres Beiſtands, wenn es gilt,
Jezt aber hat der Landmann nur geſchworen.

Attinghauſen

(richtet ſich langſam in die Höhe, mit großem Erſtaunen)

Hat ſich der Landmann ſolcher That verwegen,
Aus eignem Mittel, ohne Hülf der Edeln,
Hat er der eignen Kraft ſoviel vertraut —
Ja, dann bedarf es unſerer nicht mehr,
Getröſtet können wir zu Grabe ſteigen,
Es lebt nach uns — durch andre Kräfte will
Das Herrliche der Menſchheit ſich erhalten.

(er legt ſeine Hand auf das Haupt des Kindes, das vor ihm auf den Knieen liegt)

Aus dieſem Haupte, wo der Apfel lag,
Wird euch die neue beßre Freiheit grünen,
Das Alte ſtürzt, es ändert ſich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.

Stauffacher (zu Walther Fürſt)

Seht, welcher Glanz ſich um ſein Aug ergießt!
Das iſt nicht das Erlöſchen der Natur,
Das iſt der Stral ſchon eines neuen Lebens.

Attinghauſen

Der Adel ſteigt von ſeinen alten Burgen,
Und ſchwört den Städten ſeinen Bürgereid,
Im Uechtland ſchon, im Thurgau hats begonnen,
Die edle Bern erhebt ihr herrſchend Haupt,
Freiburg iſt eine ſichre Burg der Freien,
Die rege Zürich waſſnet ihre Zünfte
Zum kriegeriſchen Heer — Es bricht die Macht
Der Könige ſich an ihren ewgen Wällen —

(er ſpricht das folgende mit dem Ton eines Sehers — ſeine Rede ſteigt bis zur Begeiſterung)

Die Fürſten ſeh ich und die edeln Herrn
In Harniſchen heran gezogen kommen,
Ein harmlos Volk von Hirten zu bekriegen.
Auf Tod und Leben wird gekämpft und herrlich
Wird mancher Paß durch blutige Entſcheidung.
Der Landmann ſtürzt ſich mit der nakten Bruſt,
Ein freies Opfer, in die Schaar der Lanzen,
Er bricht ſie, und des Adels Blüthe fällt,
Es hebt die Freiheit ſiegend ihre Fahne.

(Walther Fürſts und Stauffachers Hände faſſend)

Drum haltet feſt zuſammen — feſt und ewig —
Kein Ort der Freiheit ſei dem andern fremd —
Hochwachten ſtellet aus auf euren Bergen,
Daß ſich der Bund zum Bunde raſch verſammle —
Seid einig — einig — einig —

(er fällt in das Kiſſen zurück — ſeine Hände halten entſeelt noch die andern gefaßt. Fürſt und Stauffacher betrachten ihn noch eine Zeitlang ſchweigend, dann treten ſie hinweg, jeder ſeinem Schmerz überlaſſen. Unterdeſſen ſind die Knechte ſtill herein gedrungen, ſie nähern ſich mit Zeichen eines ſtillern oder heſtigern Schmerzens, einige knieen bei ihm nieder und weinen auf ſeine Hand, während dieſer ſtummen Scene wird die Burgglocke geläutet)

Rudenz zu den Vorigen

Rudenz (raſch eintretend)

Lebt er? O ſaget, kann er mich noch hören?

Walther Fürſt

(deutet hin mit weggewandtem Geſicht)

Ihr ſeid jezt unſer Lebensherr und Schirmer,
Und dieſes Schloß hat einen andern Nahmen.

Rudenz

(erblickt den Leichnam und ſteht von heftigem Schmerz ergriffen)

O gütger Gott — Kommt meine Reu zu ſpät?
Konnt' er nicht wenge Pulſe länger leben,
Um mein geändert Herz zu ſehn?
Verachtet hab ich ſeine treue Stimme,
Da er noch wandelte im Licht — Er iſt
Dahin, iſt fort auf immerdar, und läßt mir
Die ſchwere unbezahlte Schuld! — O ſaget!
Schied er dahin im Unmuth gegen mich?

Stauffacher

Er hörte ſterbend noch was ihr gethan,
Und ſegnete den Muth, mit dem ihr ſpracht!

Rudenz (kniet an dem Todten nieder)

Ja heilge Reſte eines theuren Mannes!
Entſeelter Leichnam! Hier gelob ich dirs
In deine kalte Todtenhand — Zerriſſen
Hab ich auf ewig alle fremden Bande,
Zurückgegeben bin ich meinem Volk,
Ein Schweitzer bin ich und ich will es ſeyn
Von ganzer Seele — —

(aufſtehend)

Trauert um den Freund,

Den Vater aller, doch verzaget nicht!
Nicht bloß ſein Erbe iſt mir zugefallen,
Es ſteigt ſein Herz, ſein Geiſt auf mich herab,
Und leiſten ſoll euch meine friſche Jugend,
Was euch ſein greiſes Alter ſchuldig blieb.
— Ehrwürdger Vater, gebt mir eure Hand!
Gebt mir die Eurige! Melchthal auch ihr!
Bedenkt euch nicht! O wendet euch nicht weg!
Empfanget meinen Schwur und mein Gelübde.

Walther Fürſt

Gebt ihm die Hand. Sein wiederkehrend Herz
Verdient Vertraun.

Melchthal

Ihr habt den Landmann nichts geachtet.
Sprecht, weſſen ſoll man ſich zu euch verſehn?

Rudenz

O denket nicht des Irrthums meiner Jugend!

Stauffacher (zu Melchthal)

Seid einig! war das lezte Wort des Vaters,
Gedenket deſſen!

Melchthal

Hier iſt meine Hand!
Des Bauern Handſchlag, edler Herr, iſt auch
Ein Manneswort! Was iſt der Ritter ohne uns?
Und unſer Stand iſt älter als der eure.

Rudenz

Ich ehr' ihn, und mein Schwert ſoll ihn beſchützen.

Melchthal

Der Arm, Herr Freiherr, der die harte Erde
Sich unterwirft und ihren Schooß befruchtet,
Kann auch des Mannes Bruſt beſchützen.

Rudenz

Ihr
Sollt meine Bruſt, ich will die eure ſchützen,
So ſind wir einer durch den andern ſtark.
— Doch wozu reden, da das Vaterland
Ein Raub noch iſt der fremden Tyrannei?
Wenn erſt der Boden rein iſt von dem Feind,
Dann wollen wirs in Frieden ſchon vergleichen.
(nachdem er einen Augenblick inne gehalten)
Ihr ſchweigt? Ihr habt mir nichts zu ſagen? Wie!

Verdien' ichs noch nicht, daß ihr mir vertraut?
So muß ich wider euren Willen mich
In das Geheimniß eures Bundes drängen.
— Ihr habt getagt — geſchworen auf dem Rütli —
Ich weiß — weiß alles, was ihr dort verhandelt,
Und was mir nicht von euch vertrauet ward,
Ich habs bewahrt gleich wie ein heilig Pfand.
Nie war ich meines Landes Feind, glaubt mir,
Und niemals hatt' ich gegen euch gehandelt.
— Doch übel thatet ihr, es zu verſchieben,
Die Stunde dringt und raſcher That bedarfs —
Der Tell ward ſchon das Opfer eures Säumens —

Stauffacher

Das Chriſtfeſt abzuwarten ſchwuren wir.

Rudenz

Ich war nicht dort, ich hab nicht mit geſchworen.
Wartet ihr ab, ich handle.

Melchthal

Was? Ihr wolltet —

Rudenz

Des Landes Vätern zähl' ich mich jezt bei,
Und meine erſte Pflicht iſt, euch zu ſchüzen.

Walther Fürſt

Der Erde dieſen theuren Staub zu geben,
Iſt eure nächſte Pflicht und heiligſte.

Rudenz

Wenn wir das Land befreit, dann legen wir
Den friſchen Kranz des Siegs ihm auf die Bahre.
— O Freunde! Eure Sache nicht allein,
Ich habe meine eigne auszufechten
Mit dem Tyrannen — Hört und wißt! Verſchwunden
Iſt meine Bertha, heimlich weggeraubt,
Mit kecker Frevelthat aus unſrer Mitte!

Stauffacher

Solcher Gewaltthat hätte der Tyrann
Wider die freie Edle ſich verwegen?

Rudenz

O meine Freunde! Euch verſprach ich Hülfe,
Und ich zuerſt muß ſie von euch erflehn.
Geraubt, entriſſen iſt mir die Geliebte,

Wer weiß, wo ſie der Wüthende verbirgt,
Welcher Gewalt ſie frevelnd ſich erkühnen,
Ihr Herz zu zwingen zum verhaßten Band!
Verlaßt mich nicht, o helft mir ſie erretten —
Sie liebt euch, o ſie hats verdient ums Land,
Daß alle Arme ſich für ſie bewaffnen —

Walther Fürſt

Was wollt ihr unternehmen?

Rudenz

Weiß ichs? Ach!
In dieſer Nacht, die ihr Geſchick umhüllt,
In dieſes Zweifels ungeheurer Angſt,
Wo ich nichts feſtes zu erfaſſen weiß,
Iſt mir nur dieſes in der Seele klar:
Unter den Trümmern der Tyrannenmacht
Allein kann ſie hervor gegraben werden,
Die Veſten alle müſſen wir bezwingen,
Ob wir vielleicht in ihren Kerker dringen.

Melchthal

Kommt, führt uns an. Wir folgen euch. Warum
Bis Morgen ſparen, was wir heut vermögen?

Frei war der Tell, als wir im Rütli ſchwuren,
Das Ungeheure war noch nicht geſchehen.
Es bringt die Zeit ein anderes Geſetz,
Wer iſt ſo feig, der jezt noch könnte zagen!

Rudenz
(zu Stauſſacher und Walther Fürſt)

Indeß bewaffnet und zum Werk bereit
Erwartet ihr der Berge Feuerzeichen,
Denn ſchneller als ein Botenſegel fliegt,
Soll euch die Botſchaft unſers Siegs erreichen,
Und ſeht ihr leuchten die willkommnen Flammen,
Dann auf die Feinde ſtürzt, wie Wetters Strahl,
Und brecht den Bau der Tyranney zuſammen.

(gehen ab)

Dritte Scene

Die hohle Gaſſe bei Küßnacht. Man ſteigt von hinten zwiſchen Felſen herunter und die Wanderer werden, ehe ſie auf der Scene erſcheinen, ſchon von der Höhe geſehen. Felſen umſchlieſſen die ganze Scene, auf einem der vorderſten iſt ein Vorſprung mit Geſträuch bewachſen.

Tell (tritt auf mit der Armbruſt)

Durch dieſe hohle Gaſſe muß er kommen,

Es führt kein andrer Weg nach Küßnacht — Hier
Vollend ichs — Die Gelegenheit iſt günſtig.
Dort der Hellunderſtrauch verbirgt mich ihm,
Von dort herab kann ihn mein Pfeil erlangen,
Des Weges Enge wehret den Verfolgern.
Mach deine Rechnung mit dem Himmel Vogt,
Fort mußt du, deine Uhr iſt abgelaufen.

Ich lebte ſtill und harmlos — Das Geſchoß
War auf des Waldes Thiere nur gerichtet,
Meine Gedanken waren rein von Mord —
Du haſt aus meinem Frieden mich heraus
Geſchreckt, in gährend Drachengiſt haſt du
Die Milch der frommen Denkart mir verwandelt,
Zum Ungeheuren haſt du mich gewöhnt —
Wer ſich des Kindes Haupt zum Ziele ſezte,
Der kann auch treffen in das Herz des Feinds.

Die armen Kindlein, die unſchuldigen,
Das treue Weib muß ich vor deiner Wuth
Beſchützen, Landvogt — Da, als ich den Bogenſtrang
Anzog — als mir die Hand erzitterte —

Als du mit grauſam teufeliſcher Luſt
Mich zwangſt, aufs Haupt des Kindes anzulegen —
Als ich ohnmächtig flehend rang vor dir,
Damals gelobt' ich mir in meinem Innern
Mit furchtbarm Eidſchwur, den nur Gott gehört,
Daß meines nächſten Schuſſes erſtes Ziel
Dein Herz ſeyn ſollte — Was ich mir gelobt
In jenes Augenblickes Höllenqualen,
Iſt eine heilge Schuld, ich will ſie zahlen.

Du biſt mein Herr und meines Kaiſers Vogt,
Doch nicht der Kaiſer hätte ſich erlaubt
Was du — Er ſandte dich in dieſe Lande,
Um Recht zu ſprechen — ſtrenges, denn er zürnet —
Doch nicht um mit der mörderiſchen Luſt
Dich jedes Greuels ſtraflos zu erfrechen,
Es lebt ein Gott zu ſtrafen und zu rächen.

Komm du hervor, du Bringer bittrer Schmerzen,
Mein theures Kleinod jezt, mein höchſter Schatz —
Ein Ziel will ich dir geben, das bis jezt
Der frommen Bitte undurchdringlich war —

Doch dir ſoll es nicht widerſtehn — Und du
Vertraute Bogenſehne, die ſo oft
Mir treu gedient hat in der Freude Spielen,
Verlaß mich nicht im fürchterlichen Ernſt.
Nur jezt noch halte feſt du treuer Strang,
Der mir ſo oft den herben Pfeil beflügelt —
Entränn er jetzo kraftlos meinen Händen,
Ich habe keinen zweiten zu verſenden.

(Wanderer gehen über die Scene)

Auf dieſer Bank von Stein will ich mich ſetzen,
Dem Wanderer zur kurzen Ruh bereitet —
Denn hier iſt keine Heimat — Jeder treibt
Sich an dem andern raſch und fremd vorüber,
Und fraget nicht nach ſeinem Schmerz — Hier geht
Der ſorgenvolle Kaufmann und der leicht
Geſchürzte Pilger — der andächt'ge Mönch,
Der düſtre Räuber und der heitre Spielmann,
Der Säumer mit dem ſchwer beladnen Roß,
Der ferne her kommt von der Menſchen Ländern,
Denn jede Straße führt ans End der Welt.

Sie alle ziehen ihres Weges fort
An ihr Geſchäft — und Meines iſt der Mord!
(ſezt ſich)

Sonſt wenn der Vater auszog, liebe Kinder,
Da war ein Freuen, wenn er wieder kam,
Denn niemals kehrt' er heim, er bracht' euch etwas,
Wars eine ſchöne Alpenblume, wars
Ein ſeltner Vogel oder Ammonshorn,
Wie es der Wandrer findet auf den Bergen —
Jezt geht er einem andern Waidwerk nach,
Am wilden Weg ſizt er mit Mordgedanken,
Des Feindes Leben iſts, worauf er lauert.
— Und doch an euch nur denkt er, lieben Kinder,
Auch jezt — Euch zu vertheidgen, eure holde Unſchuld
Zu ſchützen vor der Rache des Tyrannen
Will er zum Morde jezt den Bogen ſpannen!
(ſteht auf)
Ich laure auf ein edles Wild — Läßt ſichs
Der Jäger nicht verdrieſen, Tage lang
Umher zu ſtreifen in des Winters Strenge,
Von Fels zu Fels den Wageſprung zu thun,

Hinan zu klimmen an den glatten Wänden,
Wo er ſich anleimt mit dem eignen Blut,
— Um ein armſelig Gratthier zu erjagen.
Hier gilt es einen köſtlicheren Preiß,
Das Herz des Todfeinds, der mich will verderben.
(Man hört von ferne eine heitre Muſik, welche ſich nähert)
Mein ganzes Lebenlang hab ich den Bogen
Gehandhabt, mich geübt nach Schützenregel,
Ich habe oft geſchoſſen in das Schwarze,
Und manchen ſchönen Preiß mir heimgebracht
Vom Freudenſchießen — Aber heute will ich
Den Meiſterſchuß thun und das Beſte mir
Im ganzen Umkreis des Gebirgs gewinnen.
(Eine Hochzeit zieht über die Scene und durch den Hohlweg hinauf. Tell betrachtet ſie, auf ſeinen Bogen gelehnt, **Stüſſi der Flurſchütz** geſellt ſich zu ihm.)

Stüſſi

Das iſt der Kloſtermey'r von Mörliſchachen,
Der hier den Brautlauf hält — Ein reicher Mann,
Er hat wohl zehen Senten auf den Alpen.
Die Braut hohlt er jezt ab zu Imiſee,

Und dieſe Nacht wird doch geſchwelgt zu Küßnacht.
Kommt mit! 's iſt jeder Biedermann geladen.

Tell

Ein ernſter Gaſt ſtimmt nicht zum Hochzeithaus.

Stüſſi

Drückt euch ein Kummer, werft ihn friſch vom Herzen.
Nehmt mit was kommt, die Zeiten ſind jezt ſchwer.
Drum muß der Menſch die Freude leicht ergreifen.
Hier wird gefreit und anderswo begraben.

Tell

Und oft kommt gar das eine zu dem andern.

Stüſſi

So geht die Welt nun. Es giebt allerwegen
Unglücks genug — Ein Ruſſi iſt gegangen
Im Glarner Land und eine ganze Seite
Vom Glärniſch eingeſunken.

Tell

Wanken auch
Die Berge ſelbſt? Es ſteht nichts feſt auf Erden.

Stüſſi

Auch anderswo vernimmt man Wunderdinge.

Da ſprach ich einen, der von Baden kam.
Ein Ritter wollte zu dem König reiten,
Und unterwegs begegnet ihm ein Schwarm
Von Horniſſen, die fallen auf ſein Roß,
Daß es für Marter todt zu Boden ſinkt,
Und er zu Fuße ankommt bei dem König.

Tell

Dem Schwachen iſt ſein Stachel auch gegeben.

(Armgart kommt mit mehreren Kindern und ſtellt ſich an den Eingang des Hohlwegs.)

Stüſſi

Man deutets auf ein großes Landesunglück,
Auf ſchwere Thaten wider die Natur.

Tell

Dergleichen Thaten bringet jeder Tag,
Kein Wunderzeichen braucht ſie zu verkünden.

Stüſſi

Ja, wohl dem, der ſein Feld beſtellt in Ruh,
Und ungekränkt daheim ſizt bei den Seinen.

Tell

Es kann der Frömmſte nicht im Frieden bleiben,
Wenn es dem böſen Nachbar nicht gefällt.

(Tell ſieht oft mit unruhiger Erwartung nach der Höhe des Weges)

Stüſſi

Gehabt euch wohl — Ihr wartet hier auf Jemand?

Tell

Das thu ich.

Stüſſi

Frohe Heimkehr zu den euren!
— Ihr ſeid aus Uri? Unſer gnädger Herr
Der Landvogt wird noch heut von dort erwartet.

Wanderer (kommt)

Den Vogt erwartet heut nicht mehr. Die Waſſer
Sind ausgetreten von dem großen Regen,
Und alle Brücken hat der Strom zerriſſen.

Tell (ſteht auf)

Armgart (kommt vorwärts)

Der Landvogt kommt nicht!

Stüſſi

Sucht ihr was an ihn?

Armgart

Ach freilich!

Stüſſi

Warum ſtellet ihr euch denn
In dieſer hohlen Gaß' ihm in den Weg?

Armgart

Hier weicht er mir nicht aus, er muß mich hören.

Frießhardt

(kommt eilfertig den Hohlweg herab, und ruft in die Scene)

Man fahre aus dem Weg — Mein gnädger Herr
Der Landvogt kommt dicht hinter mir geritten.

(**Tell** geht ab)

Armgart (lebhaft)

Der Landvogt kommt!

(Sie geht mit ihren Kindern nach der vordern Scene. **Geßler** und **Rudolph der Harras** zeigen ſich zu Pferd auf der Höhe des Wegs)

Stüſſi (zum Frießhardt)

Wie kamt ihr durch das Waſſer,
Da doch der Strom die Brücken fortgeführt?

Frießhardt

Wir haben mit dem See gefochten, Freund,
Und fürchten uns vor keinem Alpenwaſſer.

Stüſſi

Ihr wart zu Schiff in dem gewaltgen Sturm?

Frießhardt

Das waren wir. Mein Lebtag denk ich dran —

Stüſſi

O bleibt, erzählt!

Frießhardt

Laßt mich, ich muß voraus,
Den Landvogt muß ich in der Burg verkünden.
(ab)

Stüſſi

Wär'n gute Leute auf dem Schiff geweſen,
In Grund geſunken wärs mit Mann und Maus,
Dem Volk kann weder Waſſer bei noch Feuer.
(er ſieht ſich um)
Wo kam der Waidmann hin, mit dem ich ſprach?
(geht ab)

Geßler und Rudolph der Harras zu Pferd

Geßler

Sagt was ihr wollt, ich bin des Kaiſers Diener
Und muß drauf denken, wie ich ihm gefalle.
Er hat mich nicht ins Land geſchickt, dem Volk
Zu ſchmeicheln und ihm ſanft zu thun — Gehorſam
Erwartet er, der Streit iſt, ob der Bauer
Soll Herr ſeyn in dem Lande oder der Kaiſer.

Armgart

Jezt iſt der Augenblick! Jezt bring ichs an!
(nähert ſich furchtſam)

Geßler

Ich hab' den Hut nicht aufgeſteckt zu Altorf
Des Scherzes wegen, oder um die Herzen
Des Volks zu prüfen, dieſe kenn ich längſt.
Ich hab ihn aufgeſteckt, daß ſie den Nacken
Mir lernen beugen, den ſie aufrecht tragen —
Das *Unbequeme* hab ich hingepflanzt
Auf ihren Weg, wo ſie vorbeigehn müſſen,
Daß ſie drauf ſtoßen mit dem Aug, und ſich
Erinnern ihres Herrn, den ſie vergeſſen.

Rudolph

Das Volk hat aber doch gewiſſe Rechte —

Geßler

Die abzuwägen iſt jezt keine Zeit!
— Weitſchichtige Dinge ſind im Werk und Werden,
Das Kaiſerhaus will wachſen, was der Vater
Glorreich begonnen, will der Sohn vollenden.
Dieß kleine Volk iſt uns ein Stein im Weg —
So oder ſo — Es muß ſich unterwerfen.

(ſie wollen vorüber. Die Frau wirft ſich vor dem Landvogt nieder)

Armgart

Barmherzigkeit Herr Landvogt! Gnade! Gnade!

Geßler

Was dringt ihr euch auf offner Straſe mir
In Weg — Zurück!

Armgart

Mein Mann liegt im Gefängniß,
Die armen Waiſen ſchreyn nach Brod — Habt Mitleid
Geſtrenger Herr, mit unſerm groſen Elend.

Rudolph

Wer ſeid ihr? Wer iſt euer Mann?

Armgart

Ein armer
Wildheuer, guter Herr, vom Rigiberge,
Der überm Abgrund weg das freie Gras
Abmähet von den ſchroffen Felſenwänden,
Wohin das Vieh ſich nicht getraut zu ſteigen —

Rudolph (zum Landvogt)

Bei Gott, ein elend und erbärmlich Leben!
Ich bitt euch, gebt ihn los den armen Mann,
Was er auch ſchweres mag verſchuldet haben,
Strafe genug iſt ſein entſetzlich Handwerk.
(zu der Frau)
Euch ſoll Recht werden — Drinnen auf der Burg
Nennt eure Bitte — Hier iſt nicht der Ort.

Armgart

Nein, nein, ich weiche nicht von dieſem Platz,
Bis mir der Vogt den Mann zurückgegeben!
Schon in den ſechsten Mond liegt er im Thurm,
Und harret auf den Richterſpruch vergebens.

Geßler

Weib, wollt ihr mir Gewalt anthun, hinweg.

Armgart

Gerechtigkeit, Landvogt! Du biſt der Richter
Im Lande an des Kaiſers Statt und Gottes.
Thu deine Pflicht! So du Gerechtigkeit
Vom Himmel hoffeſt, ſo erzeig ſie uns.

Geßler

Fort, ſchafft das freche Volk mir aus den Augen.

Armgart

(greift in die Zügel des Pferdes)

Nein, nein, ich habe nichts mehr zu verlieren.
— Du kommſt nicht von der Stelle Vogt, bis du
Mir Recht geſprochen — Falte deine Stirne,
Rolle die Augen wie du willſt — Wir ſind
So grenzenlos unglücklich, daß wir nichts
Nach deinem Zorn mehr fragen —

Geßler

Weib, mach Platz,
Oder mein Roß geht über dich hinweg.

Armgart

Laß es über mich dahin gehn — da —

(ſie reißt ihre Kinder zu Boden und wirft ſich mit ihnen ihm in den Weg)

Hier lieg ich
Mit meinen Kindern — Laß die armen Waiſen
Von deines Pferdes Huf zertreten werden,
Es iſt das Aergſte nicht, was du gethan —

Rudolph

Weib, ſeid ihr raſend?

Armgart (heftiger fortfahrend)

Trateſt du doch längſt
Das Land des Kaiſers unter deine Füße!
— O ich bin nur ein Weib! Wär ich ein Mann,
Ich wüßte wohl was beſſeres, als hier
Im Staub zu liegen —

(Man hört die vorige Muſik wieder auf der Höhe des Wegs, aber gedämpft)

Geßler

Wo ſind meine Knechte?
Man reiſſe ſie von hinnen oder ich
Vergeſſe mich und thue was mich reut.

Rudolph

Die Knechte können nicht hindurch, o Herr,
Der Hohlweg iſt geſperrt durch eine Hochzeit.

Geßler

Ein allzumilder Herrſcher bin ich noch
Gegen dieß Volk — die Zungen ſind noch frei,
Es iſt noch nicht ganz wie es ſoll gebändigt —
Doch es ſoll anders werden, ich gelob es,
Ich will ihn brechen dieſen ſtarren Sinn,
Den kecken Geiſt der Freiheit will ich beugen.
Ein neu Geſetz will ich in dieſen Landen
Verkündigen — Ich will —

(ein Pfeil durchbohrt ihn, er fährt mit der Hand ans Herz und will ſinken. Mit matter Stimme)

Gott ſei mir gnädig!

Rudolph

Herr Landvogt — Gott was iſt das? Woher kam das?

Armgart (auffahrend)

Mord! Mord! Er taumelt, ſinkt! Er iſt getroffen!

Rudolph

(ſpringt vom Pferde)

Welch gräßliches Ereigniß — Gott — Herr Ritter —

Ruft die Erbarmung Gottes an — Ihr ſeid
Ein Mann des Todes! —

Geßler

Das iſt Tells Geſchoß.

(iſt vom Pferd herab dem Rudolph Harras in den Arm gegleitet und wird auf der Bank niedergelaſſen)

Tell

(erſcheint oben auf der Höhe des Felſen)

Du kennſt den Schützen, ſuche keinen andern!
Frei ſind die Hütten, ſicher iſt die Unſchuld
Vor dir, du wirſt dem Lande nicht mehr ſchaden.

(verſchwindet von der Höhe. Volk ſtürzt herein)

Stüſſi (voran)

Was giebt es hier? Was hat ſich zugetragen?

Armgart

Der Landvogt iſt von einem Pfeil durchſchoſſen.

Volk (im Hereinſtürzen)

Wer iſt erſchoſſen?

(indem die vorderſten von dem Brautzug auf die Scene kommen ſind die hinterſten noch auf der Höhe, und die Muſik geht fort)

Rudolph der Harras

Er verblutet ſich.

Fort, ſchaffet Hilfe! Sezt dem Mörder nach!
— Verlorner Mann, ſo muß es mit dir enden,
Doch meine Warnung wollteſt du nicht hören!

Stüſſi

Bei Gott! da liegt er bleich und ohne Leben!

Viele Stimmen

Wer hat die That gethan?

Rudolph der Harras

Raſt dieſes Volk,
Daß es dem Mord Muſik macht? Laßt ſie ſchweigen.

(Muſik bricht plötzlich ab, es kommt noch mehr Volk nach)

Herr Landvogt, redet, wenn ihr könnt — Habt ihr
Mir nichts mehr zu vertraun?

(Geßler giebt Zeichen mit der Hand, die er mit Heftigkeit wiederholt, da ſie nicht gleich verſtanden werden)

Wo ſoll ich hin?
— Nach Küßnacht? — Ich verſteh euch nicht — O werdet
Nicht ungeduldig — Laßt das Irdiſche,
Denkt jezt, euch mit dem Himmel zu verſöhnen.

(Die ganze Hochzeitgeſellſchaft umſteht den Sterbenden mit einem fühlloſen Grauſen)

Stüſſi

Sieh wie er bleich wird — Jetzt, jezt tritt der Tod
Ihm an das Herz — die Augen ſind gebrochen.

Armgart

(hebt ein Kind empor)

Seht Kinder, wie ein Wütherich verſcheidet!

Rudolph der Harras

Wahnſinnge Weiber, habt ihr kein Gefühl,
Daß ihr den Blick an dieſem Schreckniß weidet?
— Helft — Leget Hand an — Steht mir niemand bei,
Den Schmerzenspfeil ihm aus der Bruſt zu ziehn?

Weiber (treten zurück)

Wir ihn berühren, welchen Gott geſchlagen!

Rudolph der Harras

Fluch treff euch und Verdammniß!

(zieht das Schwert)

Stüſſi (fällt ihm in den Arm)

Wagt es Herr!
Eu'r Walten hat ein Ende. Der Tyrann
Des Landes iſt gefallen. Wir erdulden
Keine Gewalt mehr. Wir ſind freie Menſchen.

Alle (tumultuariſch)

Das Land iſt frei.

Rudolph der Harras

Iſt es dahin gekommen?
Endet die Furcht ſo ſchnell und der Gehorſam?
(zu den Waffenknechten, die hereindringen)
Ihr ſeht die grauſenvolle That des Mords
Die hier geſchehen — Hülfe iſt umſonſt —
Vergeblich iſts, dem Mörder nachzuſetzen.
Uns drängen andre Sorgen — Auf, nach Küßnacht,
Daß wir dem Kaiſer ſeine Veſte retten!
Denn aufgelößt in dieſem Augenblick
Sind aller Ordnung, aller Pflichten Bande,
Und keines Mannes Treu iſt zu vertrauen.
(indem er mit den Waffenknechten abgeht, erſcheinen ſechs barmherzige Brüder)

Armgart

Platz! Platz! da kommen die barmherzgen Brüder.

Stüſſi

Das Opfer liegt — Die Raben ſteigen nieder.

Barmherzige Brüder.

(ſchließen einen Halbkreis um den Todten und ſingen in tiefem Ton)

Raſch tritt der Tod den Menſchen an,
  Es iſt ihm keine Friſt gegeben,
Es ſtürzt ihn mitten in der Bahn,
  Es reißt ihn fort vom vollen Leben,
Bereitet oder nicht, zu gehen,
Er muß vor ſeinen Richter ſtehen!

(indem die lezten Zeilen wiederhohlt werden fällt der Vorhang)

Fünfter Aufzug

Erſte Scene

Oeffentlicher Platz bei Altorf. Im Hintergrunde rechts die Veſte Zwing Uri mit dem noch ſtehenden Baugerüſte, wie in der dritten Scene des erſten Aufzugs; links eine Ausſicht in viele Berge hinein, auf welchen allen Signalfeuer brennen. Es iſt eben Tagesanbruch, Glocken ertönen aus verſchiedenen Fernen.

Ruodi, Kuoni, Werni, Meiſter Steinmetz und viele andre Landleute, auch Weiber und Kinder.

Ruodi

Seht ihr die Feuerſignale auf den Bergen?

Steinmetz

Hört ihr die Glocken drüben überm Wald?

Ruodi

Die Feinde ſind verjagt.

Steinmetz

Die Burgen ſind erobert.

Ruodi

Und wir im Lande Uri dulden noch
Auf unſerm Boden das Tyrannenſchloß?
Sind wir die lezten, die ſich frei erklären?

Steinmetz

Das Joch ſoll ſtehen, das uns zwingen wollte?
Auf, reißt es nieder!

Alle

Nieder! Nieder! Nieder!

Ruodi

Wo iſt der Stier von Uri?

Stier von Uri

Hier. Was ſoll ich?

Ruodi

Steigt auf die Hochwacht, blaßt in euer Horn,
Daß es weitſchmetternd in die Berge ſchalle,
Und jedes Echo in den Felſenklüften
Aufweckend, ſchnell die Männer des Gebirgs
Zuſammenrufe.

(Stier von Uri geht ab. Walther Fürſt kommt)

Walther Fürſt

Haltet Freunde! Haltet!
Noch fehlt uns Kunde was in Unterwalden
Und Schwytz geſchehen. Laßt uns Boten erſt
Erwarten.

Ruodi

Was erwarten? Der Tyrann
Iſt todt, der Tag der Freiheit iſt erſchienen.

Steinmetz

Iſts nicht genug an dieſen flammenden Boten,
Die rings herum auf allen Bergen leuchten?

Ruodi

Kommt alle, kommt, legt Hand an, Männer und Weiber!
Brecht das Gerüſte! Sprengt die Bogen! Reißt
Die Mauern ein! Kein Stein bleib auf dem andern.

Steinmetz

Geſellen kommt! Wir habens aufgebaut,
Wir wiſſens zu zerſtören.

Alle

Kommt! Reißt nieder.

(Sie ſtürzen ſich von allen Seiten auf den Bau)

Walther Fürſt

Es iſt im Lauf. Ich kann ſie nicht mehr halten.

Melchthal und **Baumgarten** kommen

Melchthal

Was? Steht die Burg noch und Schloß Sarnen liegt
In Aſche und der Roßberg iſt gebrochen?

Walther Fürſt

Seid ihr es Melchthal? Bringt ihr uns die Freiheit?
Sagt! Sind die Lande alle rein vom Feind?

Melchthal (umarmt ihn)

Rein iſt der Boden. Freut euch, alter Vater!
In dieſem Augenblicke, da wir reden,
Iſt kein Tyrann mehr in der Schweizer Land.

Walther Fürſt

O ſprecht, wie wurdet ihr der Burgen mächt'g?

Melchthal

Der Rudenz war es, der das Sarner Schloß
Mit mannlich kühner Wagethat gewann,
Den Roßberg hatt' ich Nachts zuvor erſtiegen.
— Doch höret, was geſchah. Als wir das Schloß
Vom Feind geleert, nun freudig angezündet,
Die Flamme praſſelnd ſchon zum Himmel ſchlug,
Da ſtürzt der Diethelm, Geßlers Bub, hervor,
Und ruft, daß die Bruneckerinn verbrenne.

Walther Fürſt

Gerechter Gott!

(Man hört die Balken des Gerüſtes ſtürzen)

Melchthal

Sie war es ſelbſt, war heimlich
Hier eingeſchloſſen auf des Vogts Geheiß.
Raſend erhub ſich Rudenz — denn wir hörten
Die Balken ſchon, die feſten Pfoſten ſtürzen,
Und aus dem Rauch hervor den Jammerruf
— Der Unglückſeligen.

Walther Fürſt

Sie iſt gerettet?

Melchthal

Da galt Geſchwindſeyn und Entſchloſſenheit!
— Wär er nur unſer Edelmann geweſen,
Wir hätten unſer Leben wohl geliebt,
Doch er war unſer Eidgenoß und Bertha
Ehrte das Volk — So ſetzten wir getroſt
Das Leben dran, und ſtürzten in das Feuer.

Walther Fürſt

Sie iſt gerettet?

Melchthal

Sie iſts. Rudenz und ich,
Wir trugen ſie ſelbander aus den Flammen,

Und hinter uns fiel krachend das Gebälk.
— Und jezt, als ſie gerettet ſich erkannte
Die Augen aufſchlug zu dem Himmelslicht,
Jezt ſtürzte mir der Freiherr an das Herz,
Und ſchweigend ward ein Bündniß jezt beſchworen,
Das feſt gehärtet in des Feuers Glut
Beſtehen wird in allen Schickſalsproben —

Walther Fürſt

Wo iſt der Landenberg?

Melchthal

Ueber den Brünig. —
Nicht lags an mir, daß er das Licht der Augen
Davon trug, der den Vater mir geblendet.
Nach jagt' ich ihm, erreicht ihn auf der Flucht,
Und riß ihn zu den Füſſen meines Vaters.
Geſchwungen über ihm war ſchon das Schwerdt,
Von der Barmherzigkeit des blinden Greiſes
Erhielt er flehend das Geſchenk des Lebens.
Urphede ſchwur er, nie zurück zu kehren,
Er wird ſie halten, unſern Arm hat er
Gefühlt.

Walther Fürſt

Wohl euch, daß ihr den reinen Sieg
Mit Blute nicht geſchändet!

Kinder

(eilen mit Trümmern des Gerüſtes über die Scene)

Freiheit! Freiheit!

(das Horn von Uri wird mit Macht geblaſen)

Walther Fürſt

Seht, welch ein Feſt! Des Tages werden ſich
Die Kinder ſpät als Greiſe noch erinnern.

(Mädchen bringen den Hut auf einer Stange getragen, die ganze Scene füllt ſich mit Volk an)

Ruodi

Hier iſt der Hut, dem wir uns beugen mußten.

Baumgarten

Gebt uns Beſcheid, was damit werden ſoll.

Walther Fürſt.

Gott! Unter dieſem Hute ſtand mein Enkel!

Mehrere Stimmen

Zerſtört das Denkmal der Tyrannenmacht!
Ins Feuer mit ihm!

Walther Fürſt

Nein, laßt ihn aufbewahren!
Der Tyrannei mußt' er zum Werkzeug dienen,
Er ſoll der Freiheit ewig Zeichen ſeyn!

(Die Landleute, Männer, Weiber und Kinder ſtehen und ſitzen auf den Balken des zerbrochenen Gerüſtes mahleriſch gruppiert in einem großen Halbkreis umher;

Melchthal

So ſtehen wir nun fröhlich auf den Trümmern
Der Tyrannei, und herrlich iſt's erfüllt,
Was wir im Rütli ſchwuren, Eidgenoſſen.

Walther Fürſt

Das Werk iſt angefangen, nicht vollendet.
Jezt iſt uns Muth und feſte Eintracht noth,
Denn ſeid gewiß, nicht ſäumen wird der König,
Den Tod zu rächen ſeines Vogts, und den
Vertriebnen mit Gewalt zurück zu führen.

Melchthal.

Er zieh' heran mit ſeiner Heeresmacht,
Iſt aus dem Innern doch der Feind verjagt,
Dem Feind von auſſen wollen wir begegnen.

Ruodi

Nur wenge Päſſe öffnen ihm das Land,
Die wollen wir mit unſern Leibern decken.

Baumgarten

Wir ſind vereinigt durch ein ewig Band,
Und ſeine Heere ſollen uns nicht ſchrecken!

Röſſelmann und **Stauffacher** kommen.

Röſſelmann (im Eintreten.)

Das ſind des Himmels furchtbare Gerichte.

Landleute

Was giebts?

Röſſelmann

In welchen Zeiten leben wir!

Walther Fürſt

Sagt an, was iſt es? — Ha, ſeid ihrs Herr Werner?
Was bringt ihr uns?

Landleute

Was giebts?

Röſſelmann

Hört und erſtaunet!

Stauffacher

Von einer großen Furcht ſind wir befreit —

Röſſelmann

Der Kaiſer iſt ermordet.

Walther Fürſt

Gnädger Gott!

(Landleute machen einen Aufſtand und umdrängen den Stauffacher)

Alle

Ermordet! Was! Der Kaiſer! Hört! Der Kaiſer!

Melchthal

Nicht möglich! Woher kam euch dieſe Kunde?

Stauffacher

Es iſt gewiß. Bei Bruck fiel König Albrecht
Durch Mörders Hand — ein glaubenwerther Mann,
Johannes Müller bracht' es von Schafhauſen.

Walther Fürſt

Wer wagte ſolche grauenvolle That?

Stauffacher

Sie wird noch grauenvoller durch den Thäter.

Es war ſein Neffe, ſeines Bruders Kind,
Herzog Johann von Schwaben, ders vollbrachte.

Melchthal

Was trieb ihn zu der That des Vatermords?

Stauffacher

Der Kaiſer hielt das väterliche Erbe
Dem ungeduldig mahnenden zurück,
Es hieß, er denk ihn ganz darum zu kürzen,
Mit einem Biſchoffshut ihn abzufinden.
Wie dem auch ſey — der Jüngling öfnete
Der Waffenfreunde böſem Rath ſein Ohr,
Und mit den edeln Herrn von Eſchenbach,
Von Tegerfelden, von der Wart und Palm,
Beſchloß er, da er Recht nicht konnte finden,
Sich Rach' zu hohlen mit der eignen Hand.

Walther Fürſt

O ſprecht, wie ward das Gräßliche vollendet?

Stauffacher

Der König ritt herab vom Stein zu Baden,
Gen Rheinfeld, wo die Hofſtatt war, zu ziehn,
Mit ihm die Fürſten, Hans und Leopold,

Und ein Gefolge hochgebohrner Herren.
Und als ſie kamen an die Reuß, wo man
Auf einer Fähre ſich läßt überſetzen,
Da drängten ſich die Mörder in das Schiff,
Daß ſie den Kaiſer vom Gefolge trennten.
Drauf als der Fürſt durch ein geackert Feld
Hinreitet — eine alte große Stadt
Soll drunter liegen aus der Heiden Zeit —
Die alte Veſte Habsburg im Geſicht,
Wo ſeines Stammes Hoheit ausgegangen —
Stößt Herzog Hans den Dolch ihm in die Kehle,
Rudolph von Palm durchrennt ihn mit dem Speer,
Und Eſchenbach zerſpaltet ihm das Haupt,
Daß er herunter ſinkt in ſeinem Blut,
Gemordet von den Seinen, auf dem Seinen.
Am andern Ufer ſahen ſie die That,
Doch durch den Strom geſchieden, konnten ſie
Nur ein ohnmächtig Wehgeſchrey erheben;
Am Wege aber ſaß ein armes Weib,
In ihrem Schooß verblutete der Kaiſer.

Melchthal

So hat er nur ſein frühes Grab gegraben,
Der unerſättlich alles wollte haben!

Stauffacher

Ein ungeheurer Schrecken iſt im Land umher,
Geſperrt ſind alle Päſſe des Gebirgs,
Jedweder Stand verwahret ſeine Grenzen,
Die alte Zürich ſelbſt ſchloß ihre Thore,
Die dreißig Jahr lang offen ſtanden, zu,
Die Mörder fürchtend und noch mehr — die Rächer.
Denn mit des Bannes Fluch bewaffnet kommt
Der Ungarn Königinn, die ſtrenge Agnes,
Die nicht die Milde kennet ihres zarten
Geſchlechts, des Vaters königliches Blut
Zu rächen an der Mörder ganzem Stamm,
An ihren Knechten, Kindern, Kindeskindern,
Ja an den Steinen ihrer Schlöſſer ſelbſt.
Geſchworen hat ſie, ganze Zeugungen
Hinabzuſenden in des Vaters Grab,
In Blut ſich wie in Mayenthau zu baden.

Melchthal

Weiß man, wo ſich die Mörder hingeflüchtet?

Stauffacher

Sie flohen alsbald nach vollbrachter That
Auf fünf verſchiednen Straßen auseinander,
Und trennten ſich, um nie ſich mehr zu ſehn —
Herzog Johann ſoll irren im Gebirge.

Walther Fürſt

So trägt die Unthat ihnen keine Frucht!
Rache trägt keine Frucht! Sich ſelbſt iſt ſie
Die fürchterliche Nahrung, ihr Genuß
Iſt Mord, und ihre Sättigung das Grauſen.

Stauffacher

Den Mördern bringt die Unthat nicht Gewinn,
Wir aber brechen mit der reinen Hand
Des blutgen Frevels ſegenvolle Frucht.
Denn einer großen Furcht ſind wir entledigt,
Gefallen iſt der Freiheit größter Feind,
Und, wie verlautet, wird das Scepter gehn
Aus Habsburgs Haus zu einem andern Stamm,
Das Reich will ſeine Wahlfreiheit behaupten.

Walther Fürſt und mehrere

Vernahmt ihr was?

Stauffacher

Der Graf von Luxemburg
Iſt von den mehrſten Stimmen ſchon bezeichnet.

Walther Fürſt

Wohl uns, daß wir beim Reiche treu gehalten,
Jezt iſt zu hoffen auf Gerechtigkeit!

Stauffacher

Dem neuen Herrn thun tapfre Freunde noth,
Er wird uns ſchirmen gegen Oeſtreichs Rache.

(die Landleute umarmen einander)

Sigriſt mit einem **Reichsboten**

Sigriſt

Hier ſind des Landes würdge Oberhäupter.

Röſſelmann und mehrere

Sigriſt, was giebts?

Sigriſt

Ein Reichsbot bringt dieß Schreiben.

Alle (zu Walther Fürſt)

Erbrecht und leſet.

Walther Fürſt (lieſt)
„Den beſcheidnen Männern
„Von Uri, Schwyz und Unterwalden bietet
„Die Königin Elsbeth Gnad und alles Gutes"

Viele Stimmen
Was will die Königin? Ihr Reich iſt aus.

Walther Fürſt (lieſt)
„In ihrem großen Schmerz und Wittwenleid
„Worein der blutge Hinſcheid ihres Herrn
„Die Königin verſezt, gedenkt ſie noch
„Der alten Treu und Lieb' der Schwyzerlande."

Melchthal
In ihrem Glück hat ſie das nie gethan.

Röſſelmann
Still! Laſſet hören!

Walther Fürſt (lieſt)
„Und ſie verſieht ſich zu dem treuen Volk,
„Daß es gerechten Abſcheu werde tragen
„Vor den verfluchten Thätern dieſer That.
„Darum erwartet ſie von den drey Landen,
„Daß ſie den Mördern nimmer Vorſchub thun,

„Vielmehr getreulich dazu helfen werden,
„Sie auszuliefern in des Rächers Hand,
„Der Lieb gedenkend und der alten Gunſt,
„Die ſie von Rudolphs Fürſtenhaus empfangen."
(Zeichen des Unwillens unter den Landleuten)

Viele Stimmen

Der Lieb und Gunſt!

Stauffacher

Wir haben Gunſt empfangen von dem Vater,
Doch weſſen rühmen wir uns von dem Sohn?
Hat er den Brief der Freiheit uns beſtätigt,
Wie vor ihm alle Kaiſer doch gethan?
Hat er gerichtet nach gerechtem Spruch,
Und der bedrängten Unſchuld Schutz verliehn?
Hat er auch nur die Boten wollen hören,
Die wir in unſrer Angſt zu ihm geſendet?
Nicht eins von dieſem allen hat der König
An uns gethan und hätten wir nicht ſelbſt
Uns Recht verſchafft mit eigner muthger Hand,
Ihn rührte unſre Noth nicht an — Ihm Dank?
Nicht Dank hat er geſät in dieſen Thälern.

Er ſtand auf einem hohen Platz, er konnte
Ein Vater ſeiner Völker ſeyn, doch ihm
Gefiel es, nur zu ſorgen für die Seinen,
Die er gemehrt hat, mögen um ihn weinen!

Walther Fürſt

Wir wollen nicht frohlocken ſeines Falls,
Nicht des empfangnen Böſen jezt gedenken.
Fern ſei's von uns! Doch, daß wir rächen ſollten
Des Königs Tod, der nie uns Gutes that,
Und die verfolgen, die uns nie betrübten,
Das ziemt uns nicht und will uns nicht gebühren.
Die Liebe will ein freies Opfer ſeyn,
Der Tod entbindet von erzwungnen Pflichten,
— Ihm haben wir nichts weiter zu entrichten.

Melchthal

Und weint die Königin in ihrer Kammer,
Und klagt ihr wilder Schmerz den Himmel an,
So ſeht ihr hier ein angſtbefreites Volk
Zu eben dieſem Himmel dankend flehen —
Wer Thränen ärnten will, muß Liebe ſäen.

(Reichsbote geht ab)

Stauffacher (zu dem Volk)

Wo iſt der Tell? Soll Er allein uns fehlen,
Der unſrer Freiheit Stifter iſt? Das Größte
Hat er gethan, das Härteſte erduldet,
Kommt alle, kommt, nach ſeinem Haus zu wallen,
Und rufet Heil dem Retter von uns allen.

(Alle gehen ab)

Zweite Scene

Tells Hausflur. Ein Feuer brennt auf dem Heerd. Die offenſtehende Thüre zeigt ins Freie.

Hedwig. Walther und Wilhelm.

Hedwig

Heut kommt der Vater. Kinder, liebe Kinder!
Er lebt, iſt frei, und wir ſind frei und alles!
Und euer Vater iſts, der's Land gerettet.

Walther

Und ich bin auch dabei geweſen, Mutter!
Mich muß man auch mit nennen. Vaters Pfeil
Gieng mir am Leben hart vorbei und ich
Hab' nicht gezittert.

Hedwig (umarmt ihn)

Ja du biſt mir wieder
Gegeben! Zweimal hab ich dich gebohren!
Zweimal litt ich den Mutterſchmerz um dich!
Es iſt vorbei — Ich hab euch beide, beide!
Und heute kommt der liebe Vater wieder!

(Ein Mönch erſcheint an der Hausthüre)

Wilhelm

Sieh Mutter ſieh — dort ſteht ein frommer Bruder,
Gewiß wird er um eine Gabe flehn.

Hedwig

Führ ihn herein, damit wir ihn erquicken,
Er fühls, daß er ins Freundeshaus gekommen.

(geht hinein und kommt bald mit einem Becher wieder)

Wilhelm (zum Mönch)

Kommt, guter Mann. Die Mutter will euch laben.

Walther

Kommt, ruht euch aus und geht geſtärkt von dannen.

Mönch

(ſcheu umherblickend, mit zerſtörten Zügen)

Wo bin ich? Saget an, in welchem Lande?

Walther

Seid ihr verirret, daß ihr das nicht wißt?
Ihr ſeid zu Bürglen, Herr, im Lande Uri,
Wo man hineingeht in das Schächenthal.

Mönch

(zur Hedwig, welche zurückkommt)

Seid ihr allein? Iſt euer Herr zu Hauſe?

Hedwig

Ich erwart ihn eben — doch was iſt euch, Mann?
Ihr ſeht nicht aus, als ob ihr Gutes brächtet.
— Wer ihr auch ſeid, ihr ſeid bedürftig, nehmt!

(reicht ihm den Becher)

Mönch

Wie auch mein lechzend Herz nach Labung ſchmachtet,
Nichts rühr ich an, bis ihr mir zugeſagt —

Hedwig

Berührt mein Kleid nicht, tretet mir nicht nah,
Bleibt ferne ſtehn, wenn ich euch hören ſoll.

Mönch

Bei dieſem Feuer, das hier gaſtlich lodert,

Bei eurer Kinder theurem Haupt, das ich
Umfaſſe —

(ergreift die Knaben)

Hedwig

Mann, was ſinnet ihr? Zurück
Von meinen Kindern! — Ihr ſeid kein Mönch! Ihr ſeid
Es nicht! Der Friede wohnt in dieſem Kleide,
In euren Zügen wohnt der Friede nicht.

Mönch

Ich bin der unglückſeligſte der Menſchen.

Hedwig

Das Unglück ſpricht gewaltig zu dem Herzen,
Doch euer Blick ſchnürt mir das Innre zu.

Walther (aufſpringend)

Mutter, der Vater!

(eilt hinaus)

Hedwig

O mein Gott!

(will nach, zittert und hält ſich an)

Wilhelm (eilt nach)

Der Vater!

Walther (draußen)

Da biſt du wieder!

Wilhelm (draußen)

Vater, lieber Vater!

Tell (draußen)

Da bin ich wieder — Wo iſt eure Mutter?

(treten herein)

Walther

Da ſteht ſie an der Thür und kann nicht weiter,
So zittert ſie für Schrecken und für Freude.

Tell

O Hedwig, Hedwig! Mutter meiner Kinder!
Gott hat geholfen — Uns trennt kein Tyrann mehr.

Hedwig (an ſeinem Halſe)

O Tell! Tell! Welche Angſt litt ich um dich!

(Mönch wird aufmerkſam)

Tell

Vergiß ſie jezt und lebe nur der Freude!
Da bin ich wieder! Das iſt meine Hütte!
Ich ſtehe wieder auf dem Meinigen!

Wilhelm

Wo aber haſt du deine Armbruſt Vater?
Ich ſeh ſie nicht.

Tell

Du wirſt ſie nie mehr ſehn.
An heilger Stätte iſt ſie aufbewahrt,
Sie wird hinfort zu keiner Jagd mehr dienen.

Hedwig

O Tell! Tell!

(tritt zurück, läßt ſeine Hand los.)

Tell

Was erſchreckt dich, liebes Weib?

Hedwig

Wie — wie kommſt du mir wieder? — Dieſe Hand
— Darf ich ſie faſſen? — Dieſe Hand — O Gott!

Tell (herzlich und muthig)

Hat euch vertheidigt und das Land gerettet,
Ich darf ſie frei hinauf zum Himmel heben.

(Mönch macht eine raſche Bewegung, er erblickt ihn)

Wer iſt der Bruder hier?

Hedwig

Ach ich vergaß ihn!
Sprich du mit ihm, mir graut in ſeiner Nähe.

Mönch (tritt näher)

Seid ihr der Tell, durch den der Landvogt fiel?

Tell

Der bin ich, ich verberg es keinem Menſchen.

Mönch

Ihr ſeid der Tell! Ach es iſt Gottes Hand,
Die unter euer Dach mich hat geführt.

Tell (mißt ihn mit den Augen)

Ihr ſeid kein Mönch! Wer ſeid ihr?

Mönch

Ihr erſchlugt
Den Landvogt, der euch Böſes that — Auch ich
Hab einen Feind erſchlagen, der mir Recht
Verſagte — Er war euer Feind wie meiner —
Ich hab das Land von ihm befreit.

Tell (zurückfahrend)

Ihr ſeid —
Entſetzen! — Kinder! Kinder geht hinein.

Geh liebes Weib! Geh! Geh! — Unglücklicher,
Ihr wäret —

Hedwig

Gott, wer iſt es?

Tell

Frage nicht!
Fort! Fort! Die Kinder dürfen es nicht hören.
Geh aus dem Hauſe — Weit hinweg — Du darfſt
Nicht unter Einem Dach mit dieſem wohnen.

Hedwig

Weh mir, was iſt das? Kommt!

(geht mit den Kindern)

Tell (zu dem Mönch)

Ihr ſeid der Herzog
Von Oeſterreich — Ihr ſeids! Ihr habt den Kaiſer
Erſchlagen, euern Oh'm und Herrn.

Johannes Parricida.

Er war
Der Räuber meines Erbes.

Tell

Euern Ohm

Erſchlagen, euern Kaiſer! Und euch trägt
Die Erde noch! Euch leuchtet noch die Sonne!

Parricida

Tell, hört mich, eh ihr —

Tell

Von dem Blute triefend
Des Vatermordes und des Kaiſermords,
Wagſt du zu treten in mein reines Haus,
Du wagſts, dein Antlitz einem guten Menſchen
Zu zeigen und das Gaſtrecht zu begehren?

Parricida

Bei euch hofft' ich Barmherzigkeit zu finden,
Auch ihr nahmt Rach' an euerm Feind.

Tell

Unglücklicher!
Darfſt du der Ehrſucht blutge Schuld vermengen
Mit der gerechten Nothwehr eines Vaters?
Haſt du der Kinder liebes Haupt vertheidigt?
Des Heerdes Heiligthum beſchützt? das Schrecklichſte,
Das Lezte von den deinen abgewehrt?
— Zum Himmel heb' ich meine reinen Hände,

Verfluche dich und deine That — Gerächt
Hab ich die heilige Natur, die du
Geſchändet — Nichts theil' ich mit dir — Gemordet
Haſt du, ich hab mein theuerſtes vertheidigt.

Parricida

Ihr ſtoßt mich von euch, troſtlos, in Verzweiflung?

Tell

Mich faßt ein Grauſen, da ich mit dir rede.
Fort! Wandle deine fürchterliche Straße,
Laß rein die Hütte, wo die Unſchuld wohnt.

Parricida (wendet ſich zu gehen)

So kann ich, und ſo will ich nicht mehr leben!

Tell

Und doch erbarmt mich deiner — Gott des Himmels!
So jung, von ſolchem adelichen Stamm,
Der Enkel Rudolphs, meines Herrn und Kaiſers,
Als Mörder flüchtig, hier an meiner Schwelle,
Des armen Mannes, flehend und verzweifelnd —
(verhüllt ſich das Geſicht)

Parricida

O wenn ihr weinen könnt, laßt mein Geſchick

Euch jammern, es iſt fürchterlich — Ich bin
Ein Fürſt — ich wars — ich konnte glücklich werden,
Wenn ich der Wünſche Ungeduld bezwang.
Der Neid zernagte mir das Herz — Ich ſah
Die Jugend meines Vetters Leopold
Gekrönt mit Ehre und mit Land belohnt,
Und mich, der gleiches Alters mit ihm war,
In ſclaviſcher Unmündigkeit gehalten —

Tell

Unglücklicher, wohl kannte dich dein Ohm,
Da er dir Land und Leute weigerte!
Du ſelbſt mit raſcher wilder Wahnſinnsthat
Rechtfertigſt furchtbar ſeinen weiſen Schluß.
— Wo ſind die blutgen Helfer deines Mords?

Parricida

Wohin die Rachegeiſter ſie geführt,
Ich ſah ſie ſeit der Unglücksthat nicht wieder.

Tell

Weißt du, daß dich die Acht verfolgt, daß du
Dem Freund verboten und dem Feind erlaubt?

Parricida

Darum vermeid ich alle offne Straſſen,
An keine Hütte wag ich anzupochen —
Der Wüſte kehr' ich meine Schritte zu,
Mein eignes Schreckniß irr ich durch die Berge,
Und fahre ſchaudernd vor mir ſelbſt zurück,
Zeigt mir ein Bach mein unglückſelig Bild.
O wenn ihr Mitleid fühlt und Menſchlichkeit —

(fällt vor ihm nieder)

Tell (abgewendet)

Steht auf! Steht auf!

Parricida

Nicht bis ihr mir die Hand gereicht zur Hülfe.

Tell

Kann ich euch helfen? Kanns ein Menſch der Sünde?
Doch ſtehet auf — Was ihr auch gräßliches
Verübt — Ihr ſeid ein Menſch — Ich bin es auch —
Vom Tell ſoll keiner ungetröſtet ſcheiden —
Was ich vermag, das will ich thun.

Parricida

(aufſpringend und ſeine Hand mit Heftigkeit ergreifend)

O Tell!

Ihr rettet meine Seele von Verzweiflung.

Tell

Laßt meine Hand los — Ihr müßt fort. Hier könnt
Ihr unentdeckt nicht bleiben, könnt entdeckt
Auf Schutz nicht rechnen — Wo gedenkt ihr hin?
Wo hofft ihr Ruh zu finden?

Parricida

Weiß ichs? Ach!

Tell

Hört was mir Gott ins Herz giebt — Ihr müßt fort
Ins Land Italien, nach Sankt Peters Stadt,
Dort werft ihr euch dem Papſt zu Füſſen, beichtet
Ihm eure Schuld und löſet eure Seele.

Parricida

Wird er mich nicht dem Rächer überliefern?

Tell

Was er euch thut, das nehmet an von Gott.

Parricida

Wie komm' ich in das unbekannte Land?
Ich bin des Wegs nicht kundig, wage nicht
Zu Wanderern die Schritte zu geſellen.

Tell

Den Weg will ich euch nennen, merket wohl!
Ihr ſteigt hinauf, dem Strom der Reuß entgegen,
Die wildes Laufes von dem Berge ſtürzt —

Parricida (erſchrickt)

Seh ich die Reuß? Sie floß bei meiner That.

Tell

Am Abgrund geht der Weg und viele Kreutze
Bezeichnen ihn, errichtet zum Gedächtniß
Der Wanderer, die die Lawine begraben.

Parricida

Ich fürchte nicht die Schrecken der Natur,
Wenn ich des Herzens wilde Qualen zähme.

Tell

Vor jedem Kreutze fallet hin und büßet

Mit heiſſen Reuethränen eure Schuld —
Und ſeid ihr glücklich durch die Schreckensſtraße,
Sendet der Berg nicht ſeine Windeswehen
Auf euch herab von dem beeißten Joch,
So kommt ihr auf die Brücke, welche ſtäubet.
Wenn ſie nicht einbricht unter eurer Schuld,
Wenn ihr ſie glücklich hinter euch gelaſſen,
So reißt ein ſchwarzes Felſenthor ſich auf,
Kein Tag hats noch erhellt — da geht ihr durch,
Es führt euch in ein heitres Thal der Freude —
Doch ſchnellen Schritts müßt ihr vorüber eilen,
Ihr dürſt nicht weilen, wo die Ruhe wohnt.

Parricida

O Rudolph! Rudolph! Königlicher Ahn!
So zieht dein Enkel ein auf deines Reiches Boden!

Tell

So immer ſteigend kommt ihr auf die Höhen
Des Gotthardts, wo die ewgen Seen ſind,
Die von des Himmels Strömen ſelbſt ſich füllen.
Dort nehmt ihr Abſchied von der deutſchen Erde,

Und muntern Laufs führt euch ein andrer Strom
Ins Land Italien hinab, euch das gelobte —
(Man hört den Kuhreihen von vielen Alphörnern geblaſen)
Ich höre Stimmen. Fort.

Hedwig (eilt herein)

Wo biſt du Tell?
Der Vater kommt! Es nahn in frohem Zug
Die Eidgenoſſen alle —

Parricida (verhüllt ſich)

Wehe mir!
Ich darf nicht weilen bei den Glücklichen.

Tell

Geh liebes Weib. Erfriſche dieſen Mann,
Belad' ihn reich mit Gaben, denn ſein Weg
Iſt weit und keine Herberg' findet er.
Eile! Sie nahn.

Hedwig

Wer iſt es?

Tell

Forſche nicht!

Und wenn er geht, ſo wende deine Augen,
Daß ſie nicht ſehen, welchen Weg er wandelt!

(Parricida geht auf den Tell zu mit einer raſchen Bewegung, dieſer aber bedeutet ihn mit der Hand und geht. Wenn beide zu verſchiedenen Seiten abgegangen, verändert ſich der Schauplatz, und man ſieht in der

Letzten Scene

den ganzen Thalgrund vor Tells Wohnung, nebſt den Anhöhen, welche ihn einſchließen, mit Landleuten beſetzt, welche ſich zu einem Ganzen gruppiren. Andre kommen über einen hohen Steg, der über den Schächen führt, gezogen. **Walther Fürſt** mit den beiden Knaben, **Melchthal** und **Stauffacher** kommen vorwärts, andre drängen nach; wie **Tell** heraustritt, empfangen ihn alle mit lautem Frohlocken)

Alle

Es lebe Tell! der Schütz und der Erretter!

(indem ſich die vorderſten um den Tell drängen und ihn umarmen, erſcheinen noch **Rudenz** und **Bertha**, jener die Landleute, dieſe die Hedwig umarmend. Die Muſik vom Berge begleitet dieſe ſtumme Scene. Wenn ſie geendigt, tritt Bertha in die Mitte des Volks)

Bertha

Landleute! Eidgenoſſen! Nehmt mich auf
In euern Bund, die erſte Glückliche,
Die Schutz gefunden in der Freiheit Land.
In eure tapfre Hand leg ich mein Recht,
Wollt ihr als eure Bürgerin mich ſchützen?

Landleute

Das wollen wir mit Gut und Blut.

Bertha

Wohlan!
So reich ich dieſem Jüngling meine Rechte,
Die freie Schweizerin dem freien Mann!

Rudenz

Und frei erklär' ich alle meine Knechte.
(Indem die Muſik von neuem raſch einfällt, fällt der Vorhang.)

In der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Tübingen iſt erſchienen:

Taſchenbuch für Damen auf 1805. Mit Kupfern herausgegeben von Huber, Lafontaine, Pfeffel, Schiller und andern.

Inhalt

Erklärung der Kupfer. Der Jüngling am Bach von Schiller. Abendwehmuth von Matthiſſon. An Haug und ſeine Louiſe von ebendemſ. Der Centaur von Pfeffel. Die Zauberin von ebendemſ. Die gelbe Roſe von ebendemſ. Das Steckenpferd von ebendemſ. Der Wolf und das Lamm von ebendemſ. Vergeltung, eine Erzählung von L. F. Huber. Berglied von Schiller. An den Frieden von Matthiſſon. Frage von Haug. Der Doge und der Bettler von Pfeffel. Die Beſcheidenheit von ebend. Der Schmerz von ebend. Die Ameiſe und die Grille von ebendemſ. Der Cherub von ebend. Die Schwalbe von ebendemſ. Die Erbſchaft von Lafontaine. An die Nachwelt von Pfeffel.

Staatsgeſchichte Europa's vom Tractat von Amiens bis zum Wiederausbruch des Kriegs zwiſchen Frankreich und England von D. E. L. Poſſelt als Taſchenbuch f. 1805. mit 6 Karten und 6 Kupfern. broch. 2 Rthlr. 3 fl. 36 kr.

Inhalt

Staats-Geſchichte Europa's vom Tractat von Amiens bis zum Wiederausbruche des Kriegs zwiſchen Frankreich und England. Erſter Abſchnitt. Kurze Ueberſicht der politiſchen Verhandlungen ſeit Bonaparte's Zurückkunft aus Aegypten bis zum allgemeinen Frieden. Zweiter Abſchnitt. Bonaparte, der im Innern Frankreichs einige der ſchwerſten Wunden der Revolution zu heilen bemühet iſt, und lebenslängliche Gewalt erhält. Beilagen. Frankreich, wie es war, wie es iſt, und wie es allmählig das wurde, was es iſt. (Mit zwei Karten.) Italien, nach ſeinem neueſten Zuſtande, mit Rückſicht auf den vorherigen. (Mit einer Karte auf welcher zugleich die Feldzüge von 1796 bis 1800 abgebildet ſind.) Teutſchland, nach dem Hauptſchluß der auſſerordentlichen Reichsdeputation vom 25 Febr. 1803. (Mit einer Karte.) Statiſtiſche Bilanz über Verluſt und Gewinn jedes einzelnen Reichsſtandes, in Folge vorſtehenden Deputationsrezeſſes. Europa in den Jahren 1789 und 1804. (Mit zwei ſtatiſtiſchen Karten.) Lebensbeſchreibungen: Mit 6 Portraits.) Alexander. Bonaparte. Carl, Erzherzog. Moreau. Nelſon. Pitt.

Zur Empfehlung dieſes Almanachs genügt die Anzeige, daß es die lezte Arbeit Poſſelts iſt, und daß dasjenige, was noch beigefügt werden mußte, von einem würdigen Nachfolger deſſelben verfaßt iſt.

Für das Aeußerliche iſt das möglichſte geſchehen. Die 6 Portraits ſtellen die Originalien ſprechend dar, und die 6 Karten ſind eben ſo nüzliche als gut ausgeführte Belege zur neueſten Zeitgeſchichte. Die großen Koſten, welche dieſes Taſchenbuch erforderte, kann nur ein beträchtlicher Abſaz erſezen, und dieſen darf man ſich gewiß von einem Werk verſprechen, bei dem ſich alles vereinigt, was es dem gebildeten Publikum angenehm machen kann.

Krates und Hipparchia von C. M. Wieland, als Taſchenbuch auf 1805. geb. mit Kpfrn. 1 Rthlr. 8 gr. 2 fl. 24 kr.

Wir dürfen dem Publikum nur anzeigen, daß dieſes neue Produkt des berühmten Verfaſſers ein würdiges Seitenſtück zu „Menander und Glycerion" ſeye, um alles, was zu ſeiner Empfehlung dient, zu erſchöpfen.

Liederſpiele v. Joh. Friedr. Reichart. 1 Rthlr. 16 gr. 3 fl.

Es war ein glücklicher Gedanke des berühmten Hrn. Capellmeiſter Reicharts, mehrere der angenehmſten Lieder unſrer vorzüglichſten Dichter in eine theatraliſche Vorſtellung zu verbinden, und ſie mit Melodien von ſeiner Compoſition zu begleiten.

Lieb und Treue, Juchhei, und Kunſt und Liebe ſind in dieſer Sammlung enthalten, und dörfen auf den ungetheilteſten Beifall Anſpruch machen.

Die Muſik iſt aus der vortreflichen neuen Notendruckerei der Hrn. Reinhardt und Compagnie in Straßburg, und übertrift jede Erwartung.

–411–

Schillers Andenken

eine

Kantate.

Verfaßt von

Wilhelmine Müller, geb. Maiſch

und in Muſik geſetzt

durch

Herrn Muſikdirektor Brandl.

Gefeyert

on ſeinen Verehrern in Karlsruhe

den 25. März 1806.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Karlsruhe 1806.

in der Müllerſchen Hofbuchdruckerey.

Erklärung

der Titel-Vignette.

Eine Vaſe, deren Ecken mit geflügelten weiblichen Figuren — Viktorien — geziert ſind, welche den Triumph der teutſchen Nation über den Beſitz Schillers klaſſiſcher Werke verkünden, die dem — ſich zwiſchen erſtern auf einigen Stufen und einem Sockel befindlichen Steine eingegraben, und auf den Seiten von Kandelabern beleuchtet ſind.

Über dieſen iſt ein mit Larven und Leiern verziertes Deckelgeſimſe, als Sinnbild der Poeſie angebracht, unter welchem ein Lorbeerkranz von zwey Schwänen ſchwebend gehalten wird, als Anſpielung auf ſeine lyriſchen Gedichte, durch die er ſich einen unſterblichen Lorbeerkranz ſelbſt aufſetzte.

Auf dieſem Geſimſe erhebt ſich gleichſam in Form eines Daches das Untere einer halben Weltkugel, zum Zeichen, daß eine halbe Welt um ihn, den Unſterblichen — trauert, deren Thränen ſich in Dünſte auflöſen, die in Geſtalt einer Wolke aufwärts ſteigen, auf welcher Pegaſus — als wäre er von den Muſen abgeſchickt, ihren Lieblingsſohn der Erde zu entwinden — mit dem vergötterten Schüler zum Olympe emporſchwebt.

Introdukzion,

in welche der Chor einfällt.

Chor.

f Warum trägt dieſe Halle
Der Wehmuth Nachtgewand?
Ha! unter welchem Falle
Erſeufzt das Vaterland?
Wen klagt der Muſe Lied??

Rezitativ.

Ihr, denen Gott für's Große und für's Schöne
Empfindung in die Seele goß —
Naht euch gerührt — hört reine, ernſte Töne,
Der heut'gen Feyer Zweck iſt groß!
Der Tonkunſt Chor ſoll feyerlicher jetzt ſchallen,
Als je ihr tiefes Moll erklang!
Die Menſchheit klage: **Schiller iſt gefallen!**
Er, der uns **hohe Hymnen** ſang.

Arie.

Aus dem Quell des Ewigſchönen
Trank ſein kühner Feuergeiſt —
Wie die Kraft aus ſeinen Tönen
Seelen mächtig an ſich reißt!!
Schöner ward den Pieriden
Keine Blume noch verlieh'n —
Als die Kränze, als die Blüthen,
Die in Schillers Garten blühn.
Er rief uns in das Reich der Ideale,
Rief ſeine Welt zum hellern Licht!
Er gab Genuß!! So bietet ihn die Schale,
Die Hebe Göttern reichet, nicht —
Er hob die Poeſie zu neuer Ehre,
Er hat ihr Glorie verlieh'n!
Da ſtrahlt uns Hellas Geiſt, da ſind Homere,
Wo ſeiner Worte Flammen glühn.

Ariette.

Von dem Marktplatz dieſes Lebens
Wo die Thorheit Bude hält —
Und der Zweck des höchſten Strebens
Meiſt in Kleinigkeit zerfällt —

Ruft uns oft die ernſte Wahrheit:
„Menſchen, klein iſt euer Loos!“ —

Chor.

Doch es ſtrahlt uns Schillers Klarheit
Und wir ſeh'n: der Menſch iſt groß!

Rezitativ.

Nur laßt uns nicht durch kindiſch-weiche Klage
Das Grab des Herrlichen entweih'n —
Nein! Keime laßt uns um die Sarkophage
Erhab'ner Muſenſöhne ſtreu'n —
Ha, Keime! die ſich auf zu Bäumen ſchwingen
Zum Schatten für die Enkelſchaar,
Auf deren Zweigen Nachtigallen ſingen,
Die ihr geweihter Staub gebahr.

Arie.

Mänaden Fäuſte ſtießen
Einſt Orpheus in die Nacht,
Aus deren Finſterniſſen
Kein ſterblich' Aug' erwacht.
Doch, Nachtigallen ſtiegen
Aus ſeinem Staub ins Licht:

Wo Sänger-Reſte liegen
Da hauſt Verweſung nicht. —

Ariette.

Was ſollen doch auch Seufzer, Klagen, Thränen
(Sie ſind ja jeder Urne Zoll)
Dem Schöpfer des Erhabenen und Schönen,
Dem Mann, dem Götterkraft entquell!

Chor.

Hoch im Olympos thront der Gott der Lieder!
Hell ſtrahlt er in Kronions Blick;
Was Er dem Sohn der Erde lieh, kehrt wieder
Zu ſeinem Element zurück.

Arie.

In höhern Regionen
Iſt Geiſter Element!
Wo Licht und Wahrheit thronen,
Wo nichts die Edeln trennt —

Chor.

Des Irrthums Nebelſchleyer
Trübt auch den hellſten Blick —

Zwey Stimmen.

Dort fühlt der Geiſt ſich freyer,
Dort reift Er erſt zum Glück.

Arie.

Die Sonne ſpendet Wärme, Licht und Leben,
So lang' uns Lenz und Sommer blühn,
Sie reift die Frucht, lockt ſüßen Wein aus Reben,
Pflanzt lichtes Gelb auf dunkles Grün —
Blickt auf! Sie eilt in ſchönere Gefilde
Wenn ſich der rauhe Winter naht!

Terzett.

Canon.

Ihr Wirken ſehn wir jetzt nur noch im Bilde
Sie hellt nur, was der Neid zertrat.

Rezitativ.

Und ließ uns Schillers Geiſt die hehre Sonne
Nicht auch ihr mildes Licht zurück!
Iſt Er nicht noch des geiſt'gen Leſers Wonne
Der beſſern Bühnen Stolz und Glück?

Chor.

Sieh, ewig flammt ihr reines heil'ges Feuer,
Verwehte es doch kein Sturm der Zeit —

Horch! ewig tönt der Nachhall ſeiner Leyer,
Ihr Name heißt: Unſterblichkeit.

Arie

mit abwechſelndem Chor.

Trocknet die Thränen — Ermannt Euch zur Wonne!
Fühlet des Teutſchen erhabenen Werth!
Teutſchland erzeugte die heilige Sonne
Die auch das Ausland bewundert und ehrt.

Rezitativ.

Schlägt ſeiner Glocke herrliches Geläute
Doch noch zur Luſt an unſer Ohr!
Sein Hymnus an die Freude rauſcht noch heute
Durch ihrer Söhne lauten Chor!
Noch ſtärkt aus ſeinen heil'gen Glaubens-Worten
Der Müde ſich zu neuem Lauf —
Noch ſchließt durch Ihn Melpomene die Pforten
Zu geiſtigen Genüſſen auf.

Und was Er einſt von Frauenwerth geſungen,
Hat jenes Liedes Zaubermacht
Nicht Männerherzen ſtark und ſüß durchdrungen,
Und Zartgefühle angefacht? — —

Beſungne! bringt wie Moguntinas Frauen
Ein Opfer unſerm Frauenlob!!
Dankt Ihm, der einſt zu Muth und Selbſtvertrauen,
Zu hoher Würde euch erhob!

Chor der Frauen.

Preis dem Erhabenen, der die Chimäre:
Frauen-Verachtung, mit Stärke bezwang!
Dank Ihm dem Edeln, der weibliche Ehre
So in ſein himmliſches Saitenſpiel ſang:

(Würde der Frauen:)

Chor der Frauen.

„Ehret die Frauen! Sie flechten und weben
Himmliſche Roſen ins irdiſche Leben,
Flechten der Liebe beglückendes Band,
Und in der Grazie züchtigem Schleier
Nähren ſie wachſam das ewige Feuer
Schöner Gefühle mit heiliger Hand.

Eine Frau.

Ewig aus der Wahrheit Schranken
Schweift des Mannes wilde Kraft,
Unſtät treiben die Gedanken
Auf dem Meer der Leidenſchaft.

Gierig greift er in die Ferne,
Nimmer wird ſein Herz geſtillt,
Raſtlos durch entleg'ne Sterne
Jagt er ſeines Traumes Bild.

Chor der Frauen.

Aber mit zauberiſch feſſelndem Blicke
Winken die Frauen den Flüchtling zurücke,
Warnend zurück in der Gegenwart Spur.
In der Mutter beſcheidener Hütte
Sind ſie geblieben mit ſchamhafter Sitte,
Treue Töchter der frommen Natur.

Eine Frau.

Feindlich iſt des Mannes Streben,
Mit zermalmender Gewalt
Geht der Wilde durch das Leben,
Ohne Raſt und Aufenthalt.
Was er ſchuf, zerſtört er wieder,
Nimmer ruht der Wünſche Streit,
Nimmer, wie das Haupt der Hyder
Ewig fällt und ſich erneut.

Chor der Frauen.

Aber, zufrieden mit ſtillerem Ruhme,
Brechen die Frauen des Augenblicks Blume,
Nähren ſie ſorgſam mit liebendem Fleiß,
Freier in ihrem gebundenen Wirken,
Reicher als in des Wiſſens Bezirken
Und in der Dichtung unendlichem Kreis.

Eine Frau.

Streng und ſtolz ſich ſelbſt genügend,
Kennt des Mannes kalte Bruſt,
Herzlich an ein Herz ſich ſchmiegend,
Nicht der Liebe Götterluſt,
Kennet nicht den Tauſch der Seelen,
Nicht in Thränen ſchmilzt er hin,
Selbſt des Lebens Kämpfe ſtählen
Härter ſeinen harten Sinn.

Chor der Frauen.

Aber, wie leiſe vom Zephyr erſchüttert,
Schnell die äoliſche Harfe erzittert,
Alſo die fühlende Seele der Frau.

Zärtlich geängſtigt vom Bilde der Qualen
Wallet der liebende Buſen, es ſtrahlen
Perlend die Augen vom himmliſchen Thau.

Eine Frau.

In der Männer Herrſchgebiete
Gilt der Stärke trotzig Recht,
Mit dem Schwert beweiſt der Scythe
Und der Perſer wird zum Knechte.
Es befehden ſich im Grimme
Die Begierden wild und roh,
Und der Eris rauhe Stimme
Waltet, wo die Charis floh.

Chor der Frauen.

Aber mit ſanft überredender Bitte
Führen die Frauen den Scepter der Sitte,
Löſchen die Zwietracht, die tobend entglüht,
Lehren die Kräfte, die feindlich ſich haſſen,
Sich in der lieblichen Form zu umfaſſen,
Und vereinen was ewig ſich flieht.“

Rezitativ.

Das hat Er uns mit hoher Kraft verkündet,
Und ewig ſteht ſein theures Wort!
Das Hohe bleibt! Nur das Gemeine ſchwindet,
Der Strom der Zeiten reißt es fort —
Er ſtröme hin — Er walle auf und nieder
Und ſtürze Obeliske um!
Das Hohe bleibt! ſtets dauern Seine Lieder!
Die Ewigkeit nennt Schillers Ruhm!

Schluß-Chor.

Laßt Lorbeern uns in die Cypreſſe winden,
Die bald ſein Monument umhüllt —

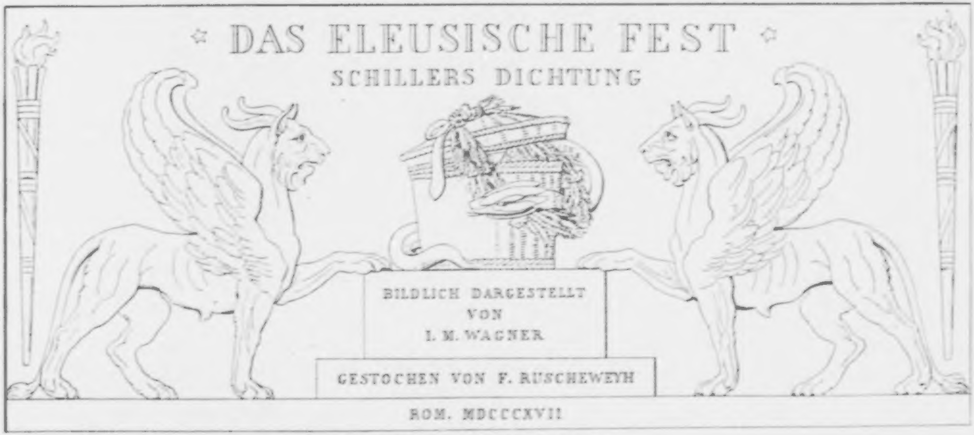
Zwei Stimmen.

Dies Denkmal ſoll dem Ausland es verkünden,
Was Teutſchland Geiſtesgröße gilt! —

Chor.

Zu Königen bringt ihren Staub der Britte
Der Franke ihn in's Pantheon;
Sieh Fremder! auch in unſers Landes Mitte
Wird dem Talente Ruhm und Lohn!

1816 · 932



DAS ELEUSISCHE FEST

SCHILLERS DICHTUNG

BILDLICH DARGESTELLT
VON
I. M. WAGNER

GESTOCHEN VON F. RUSCHEWEYH

ROM. MDCCCXVII

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cottaschen Buchhandlung

Sch. Lu 11.

(Die Vorrede der erſten Ausgabe von 1817.)

Wir glauben den Freunden der Kunſt keine angenehmere Beilage zu Herrn Wagners bildlicher Darſtellung des Eleuſiniſchen Feſtes geben zu können, als wenn wir ihnen dasjenige mitteilen, was Goethe in dem „erſten Hefte des II. Bandes über Kunſt und Altertum“ darüber ſagt. —

Den vollſtändigen Text dabei zu finden, möchte manchem ebenfalls angenehm ſein, daher wir ihn auch abdrucken ließen.

Ein Künſtler, der überhaupt ſchöne Formen zeichnet, gründliche Kenntniſſe des menſchlichen Körpers und ſeiner Verhältniſſe beſitzt, ſeine Figuren mit ausnehmend zierlichen Draperien umgibt; dem ferner noch geiſtreiche Motive und wohl angeordnete Gruppen nicht abzuſtreiten ſind, hat ohne Zweifel ein gegründetes Recht auf unſer Lob, unſern Beifall, ſollte auch, aus einem hohen die Kunſt unbedingt überſchauenden Standpunkt betrachtet, ſein Werk nicht ganz alle Wünſche befriedigen; denn auf ſolchen Standpunkt mag man ſich zwar lehrend erheben, aber was der Künſtler ſchafft, geſchieht allemal unter dem hindernden oder fördernden Einfluß ſeiner Zeit und der Zuſtand der Kunſt im allgemeinen ſetzt der ſeinigen Schranken.

Die oben aufgezählten verdienſtlichen Eigenſchaften, welche Herr Wagner ſeinem Werk mitteilte, ſichern ihm einen ehrenvollen Platz zu, nicht bloß unter den Künſtlern unſerer Nation, ſondern unter den geſamten Künſtlern unſeres Zeitalters. Vielleicht begünſtigt Schillers auf dem Titel genanntes Gedicht ein bildliches Darſtellen nicht ſehr und möchte wohl gar da und dort auch den Herrn Wagner gehindert haben, ſich in ſeinen Kompoſitionen mit völliger dem Künſtler ſo notwendigen Freiheit zu bewegen. Doch das Bedürfnis und die Schwierigkeit, neue noch nicht verbrauchte Gegenſtände für die Darſtellung aufzuſuchen und der eigentümliche Reiz des erwähnten Schillerſchen Gedichtes können ihn darüber entſchuldigen.

Das Titelblatt von ſchöner Anordnung, zeigt den myſtiſchen Deckelkorb, welchen eine Schlange umwindet, mit dem Aehrenkranz überhängt; auf beiden Seiten deſſelben ſtehen Kreiſe und hinter dieſen brennende Fackeln. — Wahrſcheinlich iſt hierdurch auf die Verſe angeſpielt:

Windet zum Kranze die goldenen Aehren,
Flechtet auch blaue Cyanen hinein!

Auch die übrigen Blätter dürften am ſchicklichſten mit denjenigen Verſen zu bezeichnen ſein, welche Veranlaſſung dazu gegeben haben.

1.

Verfolgung und Mord darſtellend.

Mit dem Wurfspiess, mit dem Bogen
Schritt der Jäger durch das Land.
Weh dem Fremdling, den die Wogen
Warfen an den Unglücksstrand!

2.

Zwiſchen Centauren die Ceres auf ihrem Drachenwagen, mit Gebärden des Abſcheus nach einem Altar ſehend, worauf Reſte von Menſchenopfern liegen.

Nur auf grässlichen Altären
Dorret menschliches Gebein. —
Aber schaudernd, mit Entsetzen,
Wendet sie sich weg und spricht —

3.

Und sie (die Göttin) nimmt die Wucht des Speeres
Aus des Jägers rauher Hand,
Mit dem Schaft des Mordgewehres
Furchet sie den leichten Sand
Und mit grünen Halmen schmücket
Sich der Boden alsobald.

4.

Das Opfer der Ceres an den Jupiter, mit einer Gruppe Anbetender.

Und gerührt zu der Herrscherin Füssen
Stürzt sich der Menge freudig Gewühl,
Und die rohen Seelen zerfliessen
In der Menschlichkeit erstem Gefühl.

5.

Chor der Götter, ſchwebend.

Und von ihren Thronen steigen
Alle Himmlischen herab,
Themis selber führt den Reigen,

6.

Und mit dem gerechten Stab
Misst sie jedem seine Rechte,
Setzet selbst der Grenze Stein,
Und des Styx verborgne Mächte
Ladet sie zu Zeugen ein.

7.

Und er lehrt (Vulcanus) die Kunst der Zange
Und der Blasebälge Zug;
Unter seines Hammers Zwange
Bildet sich der erste Pflug.

8.

Und Minerva, hoch vor allen
Ragend mit gewicht'gem Speer,

Feste Mauern will sie gründen,
Jedem Schutz und Schirm zu sein,
Die zerstreute Welt zu binden
In vertraulichem Verein.
Und sie lenkt die Herrscherschritte
Durch des Feldes weiten Plan,
Und an ihres Fusses Tritte
Heftet sich der Grenzgott an.
Messend führet sie die Kette
Um des Hügels grünen Saum,
Auch des wilden Stromes Bette
Schliesst sie in den heil'gen Raum.

9

Alle Nymphen, Oreaden,
Alle kommen, alle legen
Hände an, der Jubel schallt,
Und von ihrer Aexte Schlägen
Krachend stürzt der Fichtenwald.

10 und 11

Auch aus seiner grünen Welle
Steigt der schilfbekränzte Gott,
Wälzt den schweren Floss zur Stelle
Auf der Göttin Machtgebot;
Und die leicht geschürzten Stunden
Fliegen ans Geschäft gewandt,
Und die rauhen Stämme runden
Zierlich sich in ihrer Hand.

12

Auch den Meergott sieht man eilen
Rasch mit des Tridentes Stoss
Bricht er die granitnen Säulen
Aus dem Erdgerippe los,
Und mit Hermes dem Behenden
Türmet er der Mauern Wall.

13.

Aber aus den goldnen Saiten
Lockt Apoll die Harmonie,
Mit neunstimmigem Gesange
Fallen die Kamönen ein.

14.

Und der Thore weite Flügel
Setzet mit erfahrner Hand
Cybele und fügt die Riegel
Und der Schlösser festes Band.

Und der Tempel heitre Wände
Glänzen schon in Festespracht.

15.

Und mit einem Kranz von Myrten
Naht die Götterkönigin,
Und sie führt den schönsten Hirten
Zu der schönsten Hirtin hin.
Venus mit dem holden Knaben
Schmücket selbst das holde Paar.

Die letzten fünf aufeinander folgenden Blätter 16—20 ſind Darſtellung folgender Strophe:

Und die neuen Bürger ziehen,
Von der Götter sel'gem Chor
Eingeführt, mit Harmonieen
In das gastlich offne Thor;
Und das Priesteramt verwaltet
Ceres am Altar des Zeus,
Segnend ihre Hand gefaltet,
Spricht sie zu des Volkes Kreis

Das Ele

Windet zum Kranze die goldenen Aehren,
Flechtet auch blaue Cyanen hinein!
Freude ſoll jedes Auge verklären,
Denn die Königin ziehet ein;
Die Bezähmerin wilder Sitten,
Die den Menſchen zum Menſchen geſellt,
Und in friedliche, feſte Hütten
Wandelte das bewegliche Zelt.

Scheu in des Gebirges Klüften
Barg der Troglodyte ſich;
Der Nomade ließ die Triften
Wüſte liegen, wo er ſtrich.
Mit dem Wurfſpieß, mit dem Bogen
Schritt der Jäger durch das Land.
Weh dem Fremdling, den die Wogen
Warfen an den Unglücksſtrand!

euſiſche Feſt.

Und auf ihrem Pfad begrüßte,
Irrend nach des Kindes Spur,
Ceres die verlaßne Küſte,
Ach, da grünte keine Flur!
Daß ſie hier vertraulich weile,
Iſt kein Obdach ihr gewährt;
Keines Tempels heitre Säule
Zeuget, daß man Götter ehrt.

Keine Frucht der ſüßen Aehren
Lädt zum reinen Mahl ſie ein;
Nur auf gräßlichen Altären
Dorret menſchliches Gebein.
Ja, ſoweit ſie wandernd kreiſte,
Fand ſie Elend überall,
Und in ihrem großen Geiſte
Jammert ſie des Menſchen Fall.

Find' ich ſo den Menſchen wieder,
Dem wir unſer Bild geliehn,
Deſſen ſchöngeſtalte Glieder
Droben im Olympus blühn?
Gaben wir ihm zum Beſitze
Nicht der Erde Götterſchoß,
Und auf ſeinem Königſitze
Schweift er elend, heimatlos?

Fühlt kein Gott mit ihm Erbarmen?
Keiner aus der Sel'gen Chor
Hebet ihn mit Wunderarmen
Aus der tiefen Schmach empor?
In des Himmels ſel'gen Höhen
Rühret ſie nicht fremder Schmerz;
Doch der Menſchheit Angſt und Wehen
Fühlet mein gequältes Herz.

Daß der Menſch zum Menſchen werde,
Stift' er einen ew'gen Bund
Gläubig mit der frommen Erde,
Seinem mütterlichen Grund,
Ehre das Geſetz der Zeiten
Und der Monde heil'gen Gang,
Welche ſtill gemeſſen ſchreiten
Im melodiſchen Geſang.

Und den Nebel teilt ſie leiſe,
Der den Blicken ſie verhüllt,
Plötzlich in der Wilden Kreiſe
Steht ſie da ein Götterbild.

Schweigend bei dem Siegesmahle
Findet ſie die rohe Schar,
Und die blutgefüllte Schale
Bringt man ihr zum Opfer dar.

Aber ſchaudernd, mit Entſetzen,
Wendet ſie ſich weg und ſpricht:
Blut'ge Tigermahle netzen
Eines Gottes Lippen nicht.
Reine Opfer will er haben,
Früchte, die der Herbſt beſchert;
Mit des Feldes frommen Gaben
Wird der Heilige verehrt.

Und ſie nimmt die Wucht des Speeres
Aus des Jägers rauher Hand;
Mit dem Schaft des Mordgewehres
Furchet ſie den leichten Sand,
Nimmt von ihres Kranzes Spitze
Einen Kern, mit Kraft gefüllt,
Senkt ihn in die zarte Ritze,
Und der Trieb des Keimes ſchwillt.

Und mit grünen Halmen ſchmücket
Sich der Boden alſobald,
Und ſoweit das Auge blicket,
Wogt es wie ein goldner Wald.
Lächelnd ſegnet ſie die Erde,
Flicht der erſten Garbe Bund,
Wählt den Feldſtein ſich zum Herde,
Und es ſpricht der Göttin Mund:

Vater Zeus, der über alle
Götter herrſcht in Aethers Höhn,
Daß dies Opfer dir gefalle,
Laß ein Zeichen jetzt geſchehn!
Und dem unglückſel'gen Volke,
Das dich, Hoher, noch nicht nennt,
Nimm hinweg des Auges Wolke,
Daß es ſeinen Gott erkennt!

Und es hört der Schweſter Flehen
Zeus auf ſeinem hohen Sitz;
Donnernd aus den blauen Höhen
Wirft er den gezackten Blitz.
Praſſelnd fängt es an zu lohen,
Hebt ſich wirbelnd vom Altar,
Und darüber ſchwebt in hohen
Kreiſen ſein geſchwinder Aar.

Und gerührt zu der Herrſcherin Füßen
Stürzt ſich der Menge freudig Gewühl,
Und die rohen Seelen zerfließen
In der Menſchlichkeit erſtem Gefühl,
Werfen von ſich die blutige Wehre,
Oeffnen den düſtergebundenen Sinn
Und empfangen die göttliche Lehre
Aus dem Munde der Königin.

Und von ihren Thronen ſteigen
Alle Himmliſchen herab,
Themis ſelber führt den Reigen,
Und mit dem gerechten Stab

Mißt ſie jedem ſeine Rechte,
Setzet ſelbſt der Grenze Stein,
Und des Styx verborgne Mächte
Ladet ſie zu Zeugen ein.

Und es kommt der Gott der Eſſe,
Zeus' erfindungsreicher Sohn,
Bildner künſtlicher Gefäße,
Hochgelehrt in Erz und Thon.
Und er lehrt die Kunſt der Zange
Und der Blaſebälge Zug;
Unter ſeines Hammers Zwange
Bildet ſich zuerſt der Pflug.

Und Minerva, hoch vor allen
Ragend mit gewicht'gem Speer,
Läßt die Stimme mächtig ſchallen
Und gebeut dem Götterheer.
Feſte Mauern will ſie gründen,
Jedem Schutz und Schirm zu ſein,
Die zerſtreute Welt zu binden
In vertraulichem Verein.

Und ſie lenkt die Herrſcherſchritte
Durch des Feldes weiten Plan,
Und an ihres Fußes Tritte
Heftet ſich der Grenzgott an.
Meſſend führet ſie die Kette
Um des Hügels grünen Saum;
Auch des wilden Stromes Bette
Schließt ſie in den heil'gen Raum.

Alle Nymphen, Oreaden,
Die der ſchnellen Artemis
Folgen auf des Berges Pfaden,
Schwingend ihren Jägerſpieß,
Alle kommen, alle legen
Hände an, der Jubel ſchallt,
Und von ihrer Aexte Schlägen
Krachend ſtürzt der Fichtenwald.

Auch aus ſeiner grünen Welle
Steigt der ſchilfbekränzte Gott,
Wälzt den ſchweren Floß zur Stelle
Auf der Göttin Machtgebot;
Und die leicht geſchürzten Stunden
Fliegen ans Geſchäft gewandt,
Und die rauhen Stämme runden
Zierlich ſich in ihrer Hand.

Auch den Meergott ſieht man eilen;
Raſch mit des Tridentes Stoß
Bricht er die granitnen Säulen
Aus dem Erdgerippe los,
Schwingt ſie in gewalt'gen Händen
Hoch, wie einen leichten Ball,
Und mit Hermes, dem behenden,
Türmet er der Mauern Wall.

Aber aus den goldnen Saiten
Lockt Apoll die Harmonie
Und das holde Maß der Zeiten
Und die Macht der Melodie

Mit neunſtimmigem Geſange
Fallen die Kamönen ein;
Leiſe nach des Liedes Klange
Füget ſich der Stein zum Stein.

Und der Thore weite Flügel
Setzet mit erfahrner Hand
Cybele und fügt die Riegel
Und der Schlöſſer feſtes Band.
Schnell durch raſche Götterhände
Iſt der Wunderbau vollbracht,
Und der Tempel heitre Wände
Glänzen ſchon in Feſtespracht.

Und mit einem Kranz von Myrten
Naht die Götterkönigin,
Und ſie führt den ſchönſten Hirten
Zu der ſchönſten Hirtin hin.
Venus mit dem holden Knaben
Schmücket ſelbſt das erſte Paar.
Alle Götter bringen Gaben
Segnend den Vermählten dar.

Und die neuen Bürger ziehen,
Von der Götter ſel'gem Chor
Eingeführt, mit Harmonieen
In das gaſtlich offne Thor;
Und das Prieſteramt verwaltet
Ceres am Altar des Zeus,
Segnend ihre Hand gefaltet,
Spricht ſie zu des Volkes Kreis:

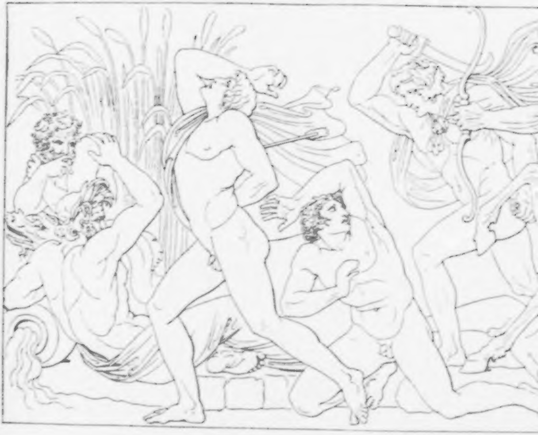
Freiheit liebt das Tier der Wüſte,
Frei im Aether herrſcht der Gott,
Ihrer Bruſt gewalt'ge Lüſte
Zähmet das Naturgebot;
Doch der Menſch in ihrer Mitte
Soll ſich an den Menſchen reihn,
Und allein durch ſeine Sitte
Kann er frei und mächtig ſein.

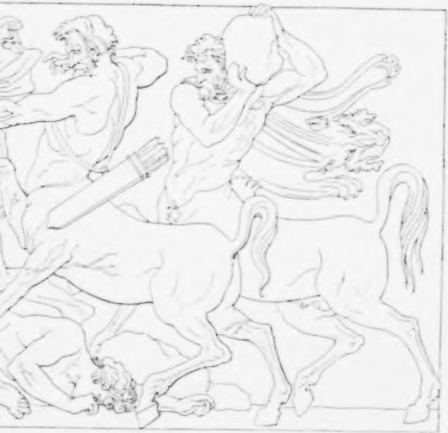
* * *

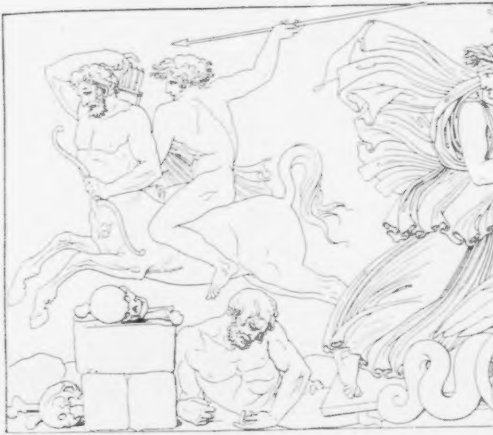
Druck von Gebr

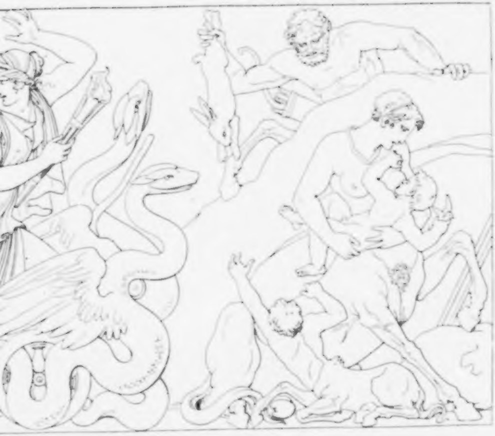
Windet zum Kranze die goldenen Aehren,
Flechtet auch blaue Cyanen hinein!
Freude ſoll jedes Auge verklären,
Denn die Königin ziehet ein,
Die uns die ſüße Heimat gegeben,
Die den Menſchen zum Menſchen geſellt.
Unſer Geſang ſoll ſie feſtlich erheben,
Die beglückende Mutter der Welt!

brüder Kröner in Stuttgart.

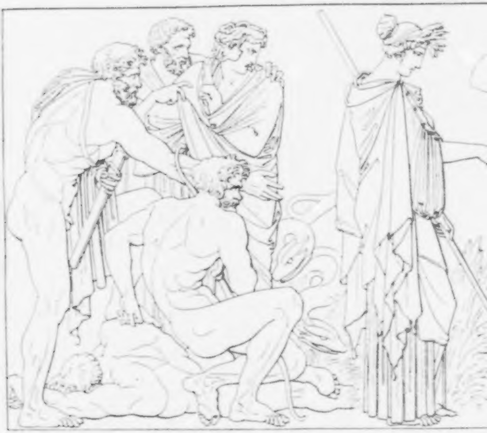


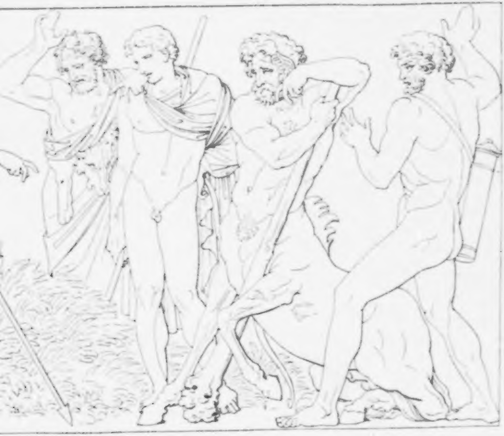




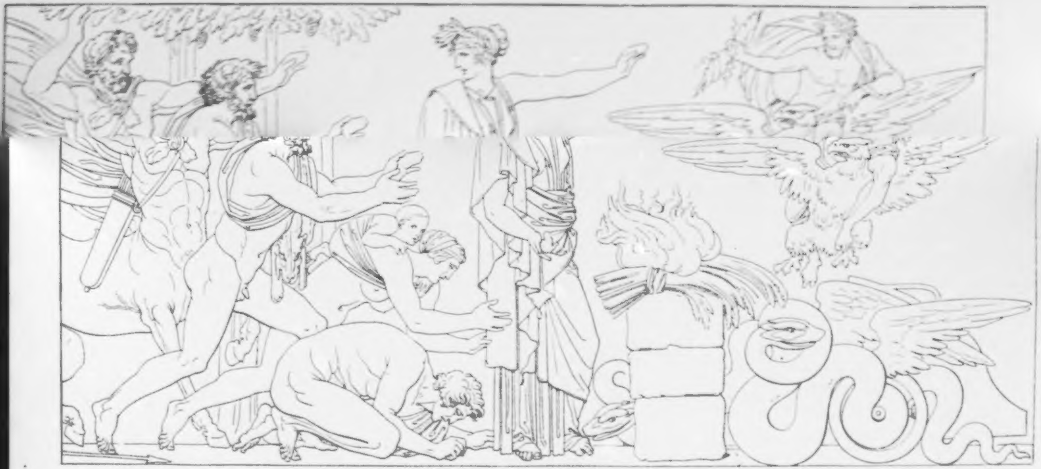


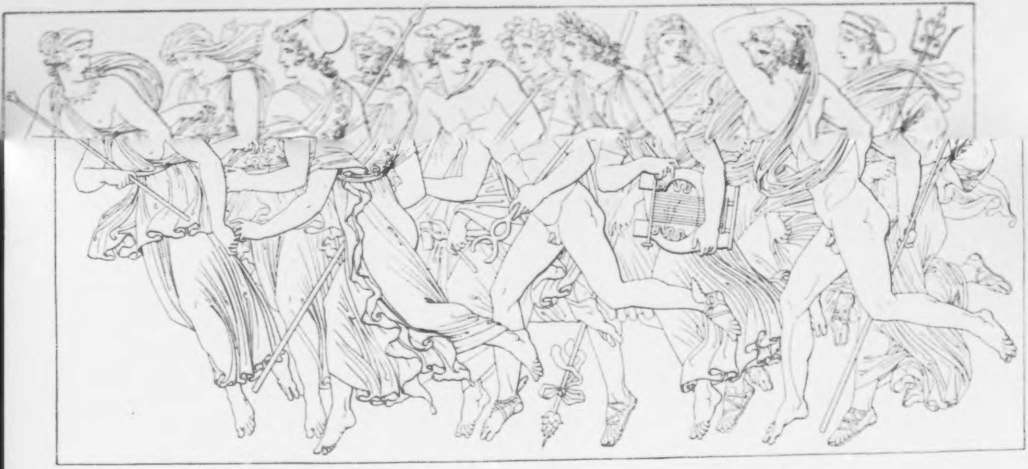
2.



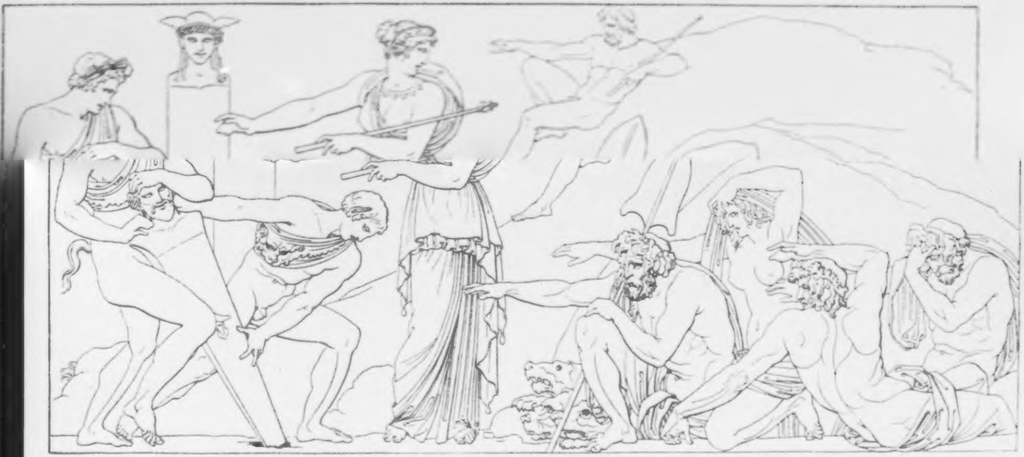


3

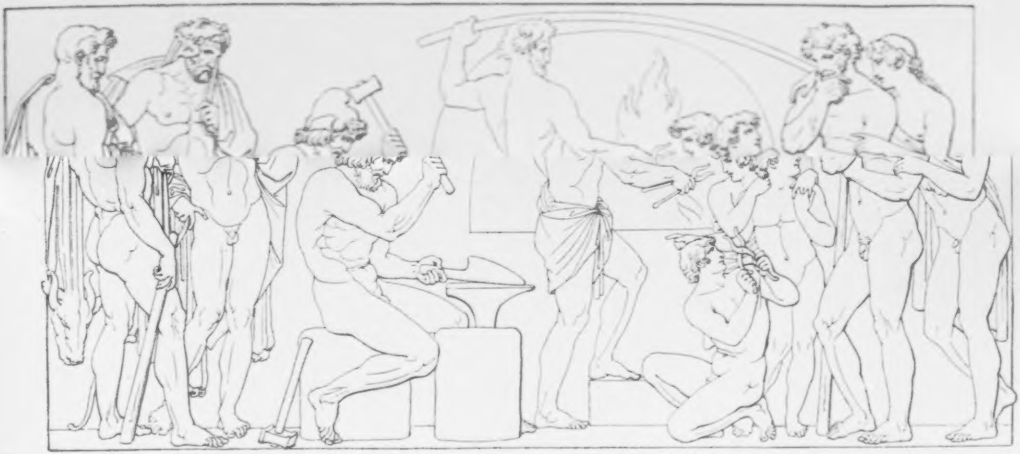




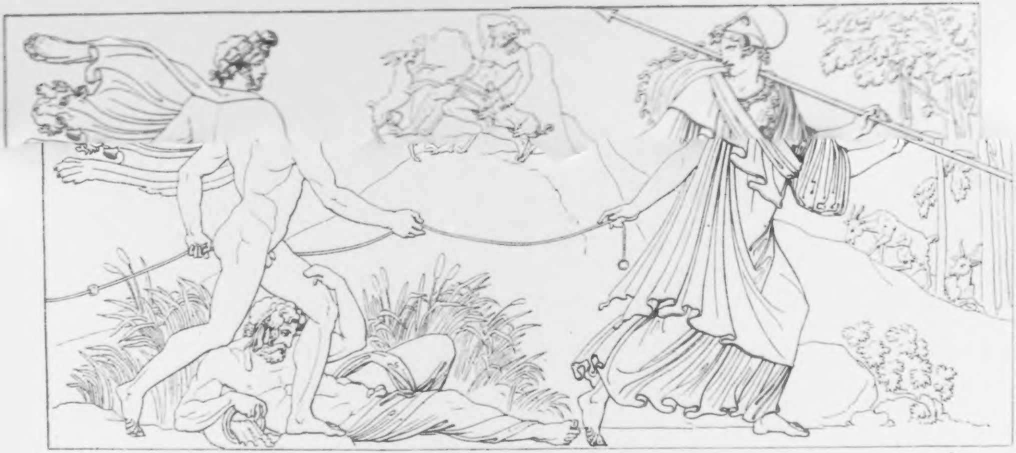
5



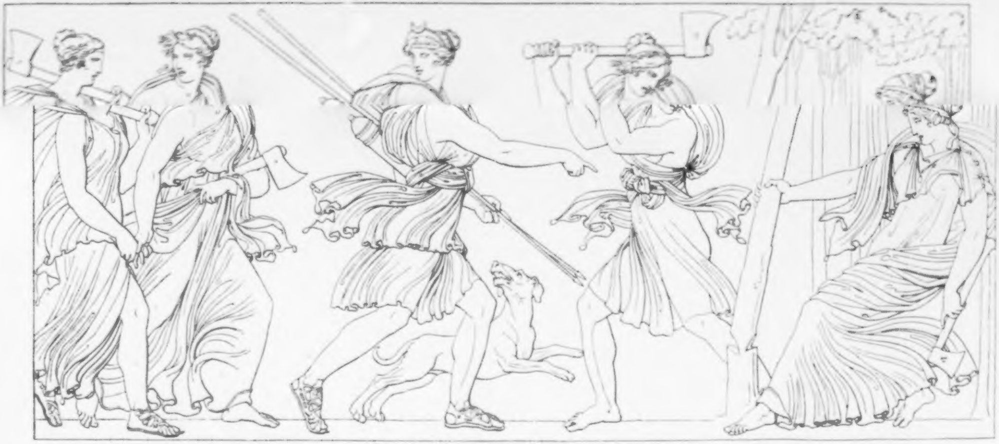
6



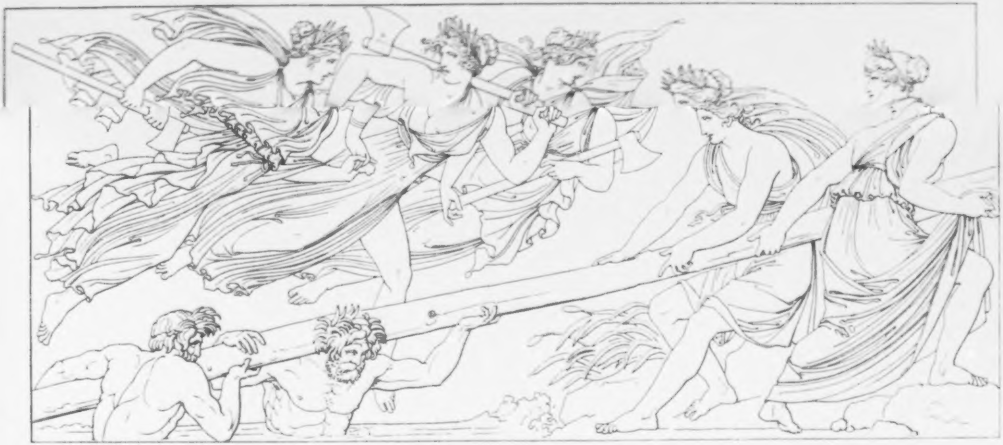
7.



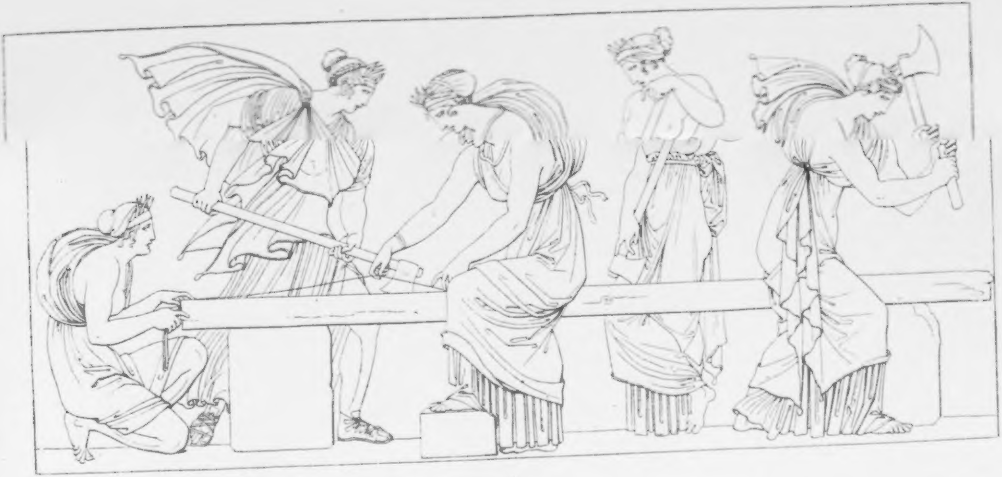
8.



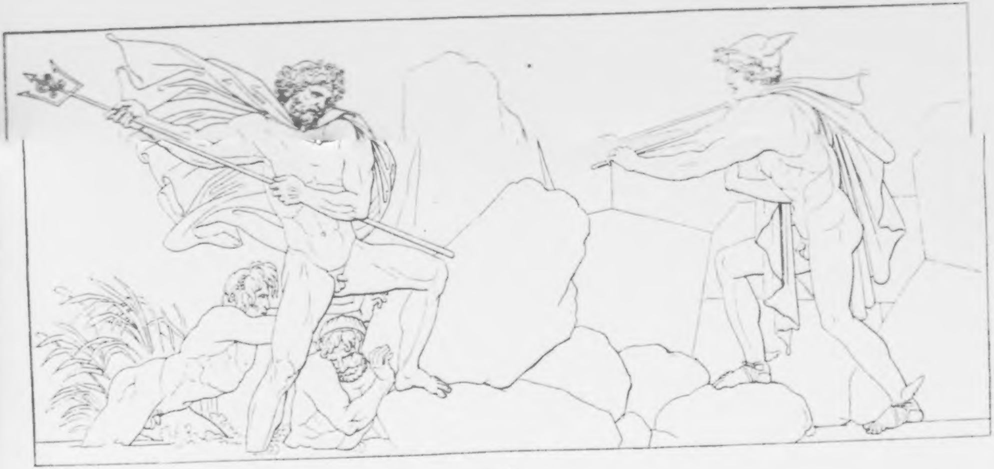
9



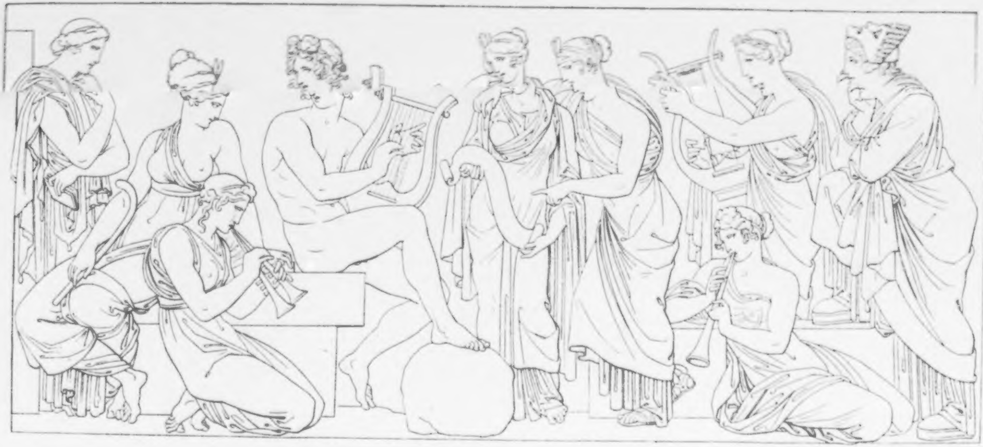
10



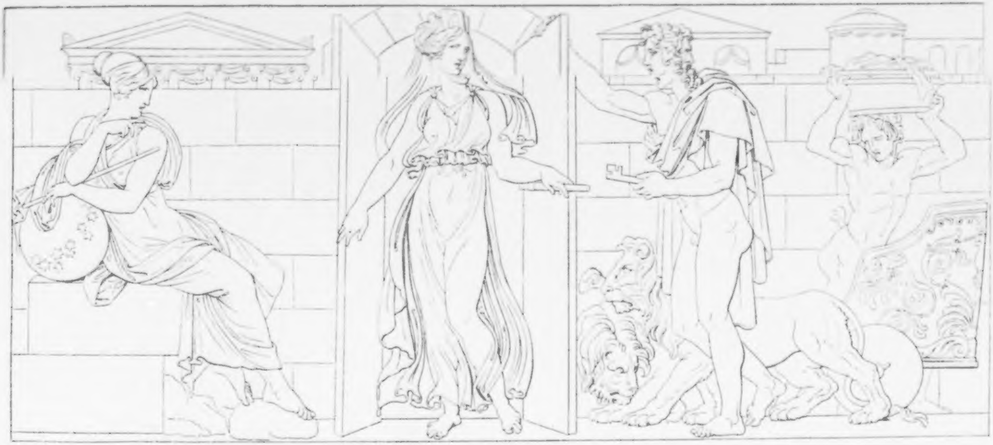
11.



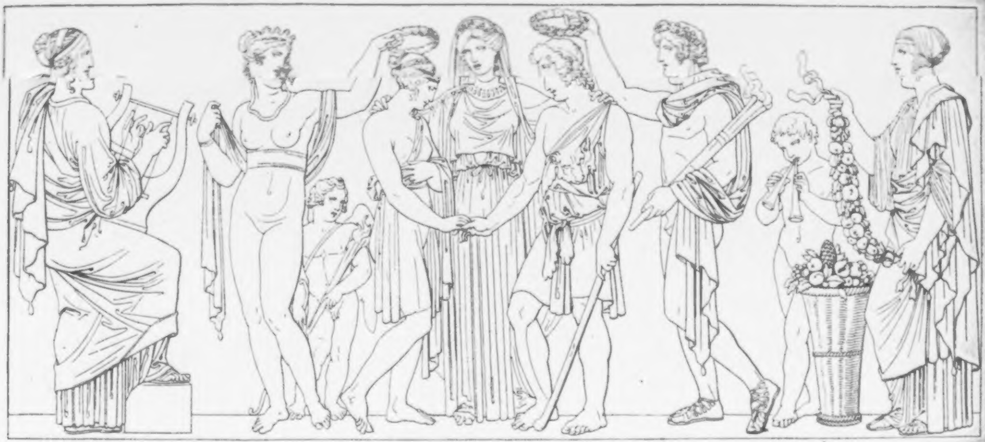
12



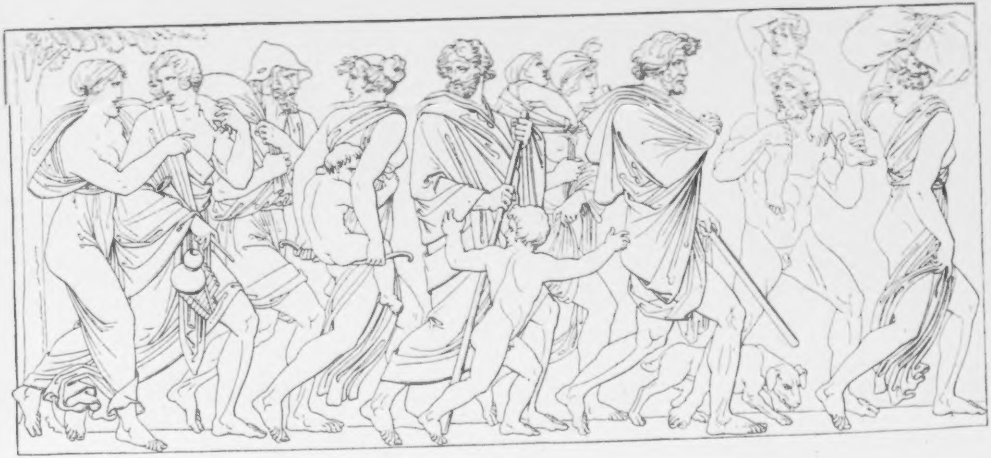
13.



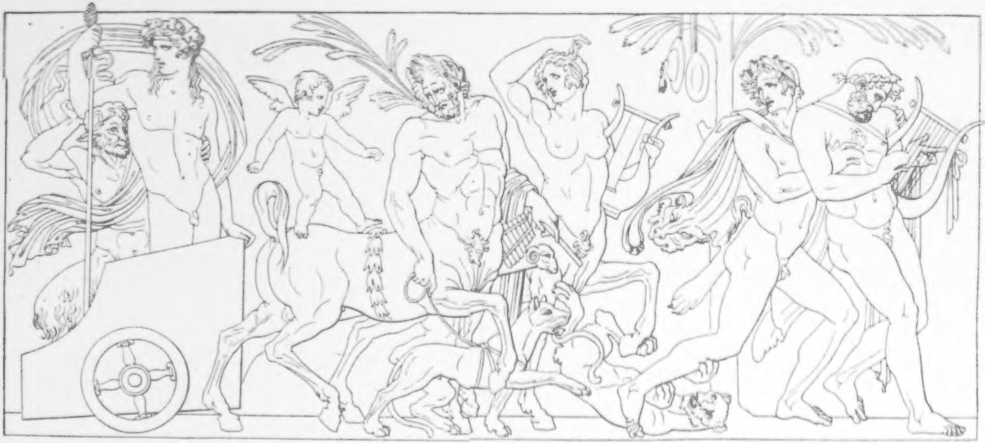
14.



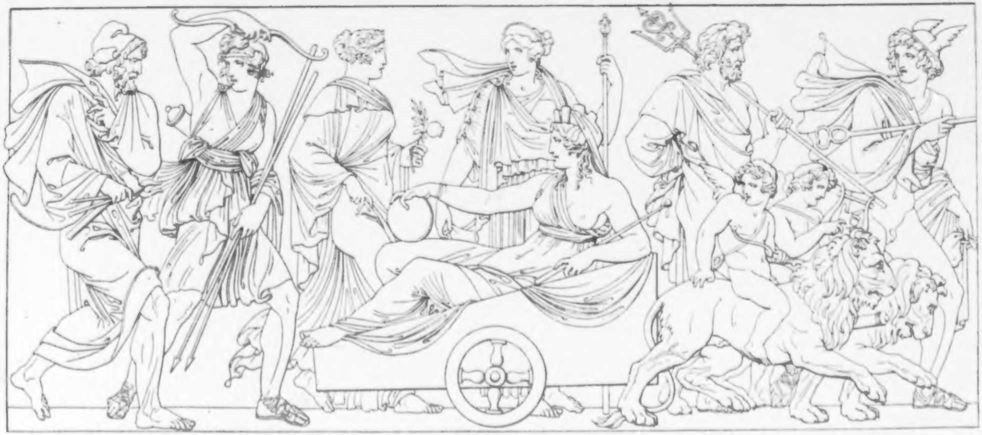
15.



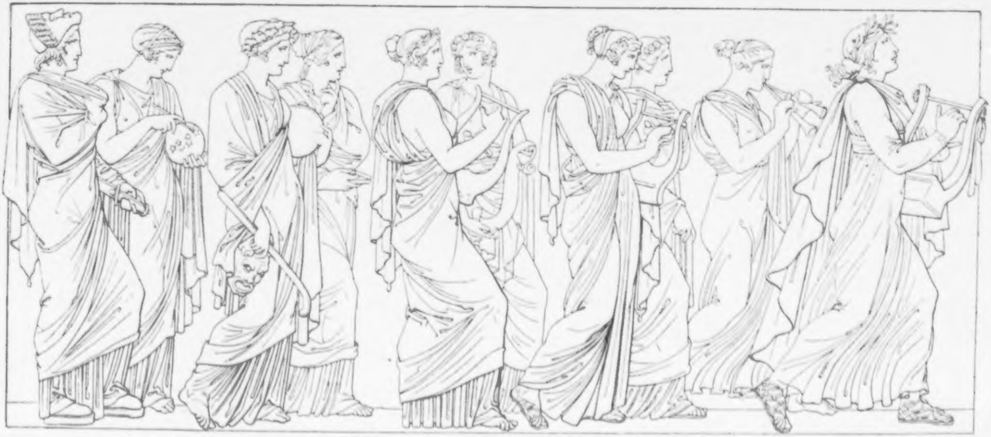
16.



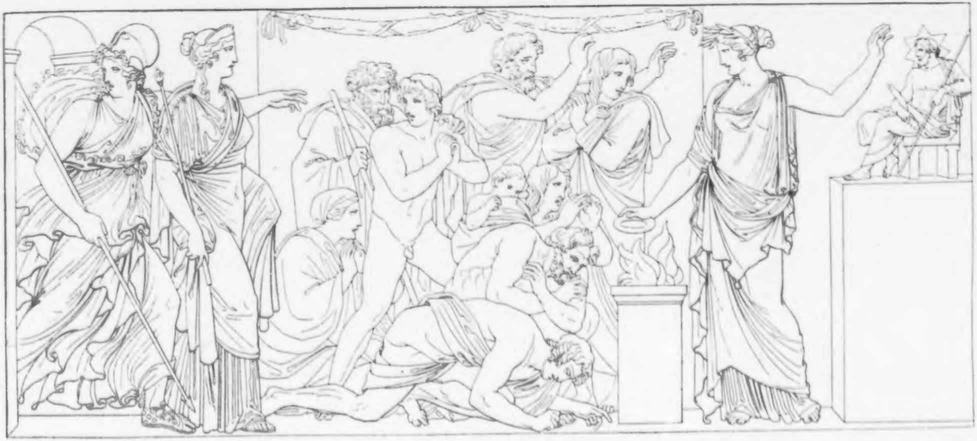
17.



18



19.



20.

Abh. 100.^ue

ber die Originalhs. in München vgl. M. Bernays
er Allg. Zeitung 1887, No. 11

Sch 215

Friedrich Schillers
Briefe
an den
Freiherrn Heribert von Dalberg
in
den Jahren 1781 bis 1785.

Ein Beitrag
zu
Schillers Lebens- und Bildungs-Geſchichte.

Nebſt einem Fac ſimile von Schillers Handſchrift.

Mit Großherzoglich Badiſchem Gnädigſtem Privilegio.

Carlsruhe und Baden,
in der D. R. Marxſchen Buchhandlung
1819.

Jung iſt er noch, doch was ich von ihm ahne, will ich ſagen. — Was iſt dieſes wohl? — Er ſcheint mir edleren Stoffes zu ſein, als daß er mit einem Andern verglichen werden dürfte, und ſeine ſittliche Anlage von beſſerer Art. So daß nicht zu verwundern wäre, wenn er mit ſteigendem Lebensalter in dieſer Gattung der Rede, in welcher er ſich jetzt verſucht, alle die jemals ſich mit Reden beſchäftigt, wie Knaben hinter ſich ließe, oder wenn ſolches ihm nicht genügte, zu Größerem ihn eine göttlichere Begeiſterung führte. Denn in dieſes Mannes Seele hat die Natur einen Drang nach hoher Erkenntniß eingepflanzt.

Platon im Phädros.

G.H. BIBL. Z. WEIMAR.

Privilegium
für
den Buchhändler D. R. Marx dahier.

Wir Ludwig von Gottes Gnaden,
Großherzog zu Baden, Herzog zu Zähringen, Landgraf zu Nellenburg, Graf
zu Hanau ꝛc. ꝛc.

haben Uns auf das unterthänigſte Geſuch des Buchhändlers D. R. Marx in Carlsruhe bewogen gefunden, demſelben ein Privilegium gegen den Nachdruck und Verkauf des Nachdrucks in Unſern Landen des in ſeinem Verlag erſcheinenden Buchs, betitelt:

„Friedrich Schillers Briefe an den
„Freiherrn Heribert von Dalberg in
„den Jahren 1781. bis 1785., ein Bei-
„trag zu ſeiner Lebens- und Bildungs-Ge-
„ſchichte;"

zu ertheilen.

Allen und jeden Unterthanen, beſonders aber allen Buchdruckern und Buchhändlern, wird daher alles Ernſtes verboten, dieſes Werk, ſo wie jede weitere Auflage oder jeder einzelnen unter beſondern Titeln erſcheinenden Abtheilung deſſelben nachzudrucken, oder einen auswärtigen Nachdruck in Unſern Landen zu verdebitiren, widrigenfalls derjenige, welcher dagegen handeln würde, nicht nur mit einer GeldStrafe von Fünf Mark löthigen Goldes belegt, ſondern auch die Confiscation aller Exemplare des unbefugten Nachdrucks zum Vortheil des Verlegers und Erſtattung des Ladenpreiſes der VerlagsAusgabe an denſelben, für die bereits abgegebene Anzahl Exemplare erkannt werden ſoll.

Deſſen zu Urkund iſt gegenwärtiges Privilegium mit dem größern Inſiegel Unſers Miniſteriums des Innern und mit der gewöhnlichen

Unterſchrift verſehen werden. Signatur Carlsruhe, den 18. December 1818.

Auf Befehl
Seiner Königlichen Hoheit.
Frhr. von Sensburg.

Vdt. Moßdorff.

Vorwort.

Die Freunde des unſterblichen Schillers haben die Erhaltung der nachfolgenden Briefe einzig den Bemühungen des Herrn Hofraths Hecker und des Herrn Secretairs Walther zu danken. Von dieſen ſind ſie als ein unbeachteter Theil des Nachlaſſes des Hrn. von Dalbergs dem Untergang, der ſie bedrohete, entriſſen, zuſammengeſtellt, und dem hieſigen Lyceum zur Bekanntmachung geſchenkt worden.

Der Verleger, welcher die Herausgabe übernommen, beeifert ſich um ſo mehr, dieſes Denkmal des verehrten Dichters dem geſammten Teutſchland vorzulegen, als er darinnen nicht nur merkwürdige Belege zur Entwicklungsgeſchichte des dramatiſchen Lebens und Strebens Schillers, ſondern auch Andeutungen zum tiefern Verſtändniß und zur künſtleriſchen Darſtellung ſeiner Werke erkannte. Von der andern Seite wird die Erinnerung an einen edlen teutſchen Mann, den Hrn. von Dalberg, an ſeine Unterſtützung des vaterländiſchen

Verdienſtes durch Aufmerkſamkeit, Handbietung und leitendes Kunſturtheil, bei Veranlaſſung dieſer Briefe lebhaft geweckt und geehrt werden. *)

---

*) Converſ. Lex. Theil 3. p. 12. „Wolfgang Heribert, Reichsfreiherr von Dalberg, (vom Kaiſer Leopold bei der Krönung zu Frankfurt zum erſten Reichsritter geſchlagen), geſt. zu Mannheim am 27. Dec. 1806. in ſeinem 85ſten Jahre, ein warmer Freund und Beſchützer der Wiſſenſchaften und Künſte. So lange die teutſche Geſellſchaft in Mannheim noch blühte, war er ihr erſter Präſident, und das Theater dieſer Stadt, die Pflanzſchule der erſten Schauſpieler Teutſchlands, eines Iffland, Beck, Beil und vieler

Ueber das Leben Schillers ſind zwar manche ſchätzbare Beiträge ſchon mitgetheilt, aber zu einer befriedigenden Schilderung noch nicht hinreichend verbunden. Am wenigſten iſt bisher über die Periode, die für ihn entſcheidend wurde, über ſeinen Austritt aus ſeinem kleinern Vaterland in das größere, und über ſein erſtes öffentliches Hervortreten bekannt geworden. Wie

---

anderer, deſſen Intendant er bis zum Jahre 1803 war, verdankt ihm ſeine Stiftung und Erhaltung. Er iſt als Schriftſteller und Dichter nicht minder vortheilhaft bekannt. Wir erinnern nur an ſeine Cora, ein Drama mit Geſängen, und an den Mönch von Carmel.“

belehrend aber genauere Nachrichten über dieſe Zeit eines jeden berühmt gewordenen Mannes ſind, und welche tiefe Blicke ſie in das ganze Getriebe von Ideen und Entſchlüſſen öffnen, aus welchen ſpäter herrliche Werke erwuchſen, zeigen unter andern die Briefe Joh. Müllers an Bonſtetten, und die Geſtändniſſe, womit Göthe in der Erzählung ſeines Jugendlebens ſeine Zeitgenoſſen erfreut. Möchte der Himmel auch Schillern vergönnt haben, auf der Mittagshöhe oder in dem reichen, ſtillern Abend des Lebens uns die Fügungen zu enthüllen, die ihm ſein Genius durch Sternennacht und Sturmsnacht, durch Tageshelle und Tageshitze geführt hat! Dann würde auch deutlich werden, aus welchen einzelnen Funken und Strahlen die Flamme ſich erhub, welche Anfangs wild und rauſchend, doch immer himmelwärts gerichtet, dann reiner und freier aufloderte, und endlich in heiliger Klarheit jegliches Gemüth erquickte. Einigen Erſatz hiefür gewähren dieſe Briefe, welche in der Epoche, in der ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn ſich entſchied, und an den geſchrieben ſind, welcher ihr Richtung und Haltung gab. Aus ihnen wird erſtlich die Entſtehung oder Umbildung ſeiner erſten Schauſpiele: der Räuber, Kabale und Liebe, Fiesko, Dom Carlos und der Zeitſchrift Thalia klar; wobei manche, auch jetzt noch beherzigungswerthe Urtheile über theatraliſche Aufführung, beſonders der beiden erſten Stücke, vorkommen. Sodann über den heimlichen Austritt Schillers aus den Dienſten des Herzogs von Würtemberg, wodurch ſeine Schickſale einen ganz andern und glücklichen Schwung erhielten, und worüber bisher wenig bekannt war, und über ſeine nächſtfolgenden Lebens-Verhältniſſe findet man hier befriedigenden Aufſchluß. Zum beſſern Verſtändniß des Briefes, in welchem er dem Hrn. v. D. ſeine Flucht anzeigt (S. 71. dieſer Sammlung) erlauben wir uns einiges aus dem Taſchenbuche Minerva. (Jahrgang 1816. Leipzig bei Gerh. Fleiſcher d. j.) anzuführen, in welchem der geiſtvolle und gelehrte Erklärer der Schauſtellungen zu Schillers Gedichten faſt alles, was die hiſtoriſche Einſicht der einzelnen Schauſpiele erfodert, zuſammen, getragen hat. P. XXXIII.: „Das Stück brachte bekanntlich dem Verf. zuerſt mancherlei Unluſt und Verdruß. Des 14tägigen Arreſts nicht zu gedenken, den das ſeltſame Geſchöpf ſeinem Schöpfer zuzog, als er zur erſten Aufführung derſelben nach Mannheim heimlich entſchlüpft war, ſo brachte der muthwillige Ausfall, den Schiller ſeinem Spiegelberg in den Mund legt, das Wort, daß Graubünden das Athen der Gauner ſei, ein heftiges Donnerwetter auf des Dichters Haupt. Die Graubündner forderten förmlich Genugthuung beim Herzog Carl. (Man ſehe die von Armbruſter bekannt gemachten Aktenſtücke in der Berliner Monatſchrift Oktober 1805.")*)

---

*) Dieſe Bemerkung iſt nicht ganz richtig. Fr. Nicolai iſt es, der in der neuen Berliner Monatſchrift S. 286. ff. über die heimliche Entweichung Schillers mehrere Erläuterungen zuſammengeſtellt hat. Erſt eine Stelle von Schiller ſelbſt aus dem deutſchen Muſeum 1784. B. 2. S. 556.: „Die Räuber koſte-

Jeder Unbefangene wird auch in dieſen Brieſen die fortſchreitende Bildung und

---

ten mir Familie und Vaterland — … Mitten im Genuß des erſten verführeriſchen Lobes, das ungehofft und unverdient aus entlegenen Provinzen mir entgegen kam, unterſagte man mir in meinem Geburtsort, bei Straſe der Feſtung, zu ſchreiben. Mein Entſchluß iſt bekannt — ich verſchweige das Uebrige.“ Sodann eine Angabe der Urſachen einer ſolchen Behandlung. Nicht die Graubündner beſchwerten ſich bei dem Herzog Carl Eugen. Sondern von Bünden aus ward nur eine Apologie in den Hamburgiſchen Correſpondenten eingerückt, und davon nahm ein niedrigdenkender Landsmann Schillers, ein gewiſſer Garteninſpektor Wal-

Veredlung des ſchillerſchen Stils, die zunehmende Klarheit und Beſtimmtheit der

---

ter zu Ludwigsburg Anlaß, den Dichter beim Herzoge anzugeben. Dieſer That rühmt er ſich in Briefen an den Bündner Correſpondenten, welche in Armbruſters Schwäbiſchem Muſeum Bd. 1. S. 225. abgedruckt ſind, in deren einem er ſich auf folgende Art äußert: „Ich hatte nicht ſobald Ihre Apologie vor Bünden geleſen, ſo machte ich ſogleich Anſtalt, daß es auch mein Souverän bekam. Dieſer verabſcheute das Betragen ſehr, ließ ſolchen vor ſich ruffen, weſchte ſolchen über die Maßen, bedeutete ihm bei der größten Ungnad, niemals weder Comedien noch ſonſt was zu ſchreiben! ſondern allein bei ſeiner Medicin zu bleiben.“ Und an einer andern

Gedanken, den wachſenden Muth und das ſteigende Selbſtgefühl wahrnehmen, das ihn zu immer größern Werken begeiſterte. Deswegen ſind auch Eigenheiten der Sprache und der Schreibart beim Abdruck ſorgfältig beibehalten worden, wo ſie wirklich als Ei-

---

Stelle: „der Verfaſſer der Räuber — — iſt deſertirt und hat damit jedermänniglich gezeigt wer er iſt.“ Der Verrather hoffte durch ſeine Angeberei ſich das Bürgerrecht in Bünden zu gewinnen, aber in einem ebendaſelbſt abgedruckten, in ſonderbarem Teutſch abgefaßten Beſchluß wird ihm blos zu einem künftigen „höflichen Dankſagungsſchreiben von Löblich großer Congreſſualverſammlung“ Hoffnung gemacht.

genheiten und nicht als bloße Nachläßigkeit der eilenden Feder zu erkennen waren. Dieſe Gewiſſenhaftigkeit, die bei den alten Autoren als eine heilige Pflicht angeſehen wird, möchte vielleicht Manchem überflüſſig oder gar unangemeſſen vorkommen, weil Schiller ſelbſt dieſe Briefe ganz anders ſtyliſirt würde herausgegeben haben; uns jedoch ſchien ſie unerläßlich, um dieſes Denkmal ſeiner reifenden Jünglingsjahre unberührt und ungeändert mitzutheilen. Hie und da mag ein Name unrichtig gedruckt ſein, weil er in der Handſchrift undeutlich zu leſen war. Hingegen S. 104. ff. iſt der Name deſſen, den Schiller wegen des ihm entwendeten Manuſcripts in Verdacht hatte, abſichtlich weggelaſſen worden, weil ſich der Verdacht doch ſpäter als ungegründet erwies, und weil auch ſchon ein ſolcher Verdacht laſtend iſt für den Verkannten. Das beigefügte Fac simile von Schillers Handſchrift iſt aus p. 128 genommen.

Carlsruhe, im Januar 1819.

Dr. M. Marx.

Reichsfrey Hochwohlgeborner,

inſonders Hochzuvenerirender

Herr Geheime Rath.

Euer Excellenz haben die Beſcheidenheit eines Schriftſtellers durch die ſtolzen Prädikate, die Hochdieſelbe mir in der ſchmeichelhafteſten Zuſchrift beizulegen beliebten, auf die ſchlüpfrigſte Spitze geſtellt, indem ſolche durch das Anſehen des Kenners, von dem ſie ſtammen, beinahe das Gepräg der Unfehlbarkeit haben müßten, wenn ich ſolche für etwas anders als dieſe Aufmunterung meiner Muſe anſehen könnte. Mehr läßt mich die tiefſte Ueberzeugung meiner Schwäche nicht denken, gewiß aber, wenn meine Kräfte jemals an ein Meiſterſtück hinaufklettern können, ſo dank ich es Euer Exzellenz wärmſten Beyfall allein, ſo dankt es Hochdenenſelben auch die Welt. Ich habe ſchon ſeit mehreren Jahren das Glück gehabt, Euer Exzellenz aus öffentlichen Blättern zu kennen, und ſchon damals zog der Glanz des Mannheimer Theaters meine ganze Aufmerkſamkeit an. Auch, geſtehe ich, war es, ſeitdem ich einen dramatiſchen Genius näher in mir fühle, ein Lieblingsgedanke, mich dereinſt zu Mannheim, dem Paradies dieſer Muſe, zu etabliren, welches aber durch meine nähere Verbindung mit Wirtemberg erſchwert werden dürfte.

Der gütigſte Vorſchlag Euer Exzellenz in Rückſicht auf meine Räuber und die noch in Zukunft zu verfertigenden Stücke iſt mir unendlich wichtig und dürfte zu ſeiner Zeitigung wohl eine genauere Kenntniß der Particularöconomie von Euer Exzellenz Theater, wie der Herren Schauſpieler und dem non plus ultra der Theatermechanik, mit einem Wort einen lebendigen Augenſchein erfordern, den ich aus dem Stutgardter Stadttheater niemalen werde abſtrahiren können, das noch im Stand der Minderjährigkeit iſt. Leider ſetzen mich öconomiſche Verfaſſungen auſſer Stand, viele Reiſen zu machen, die ich jetzt um ſo freudiger und gewiſſer unternehmen würde, da ich noch einige fruchtbare Ideen für das Mannheimiſche Theater Euer Exzellenz zu communiziren die Ehre haben möchte. Uebrigens verharre ich zeitlebens

Euer Exzellenz

ganz unterthänigſter Diener
und wahrer Verehrer

D. Schiller,
Regiments - Medicus.

Stutgardt, den 17. Auguſt 1781.

Reichsfrey Hochwolgeborener
inſonders Hochzuvenerirender
Herr Geheimer Rath.

Nunmehr bin ich in den Stand geſetzt, ernſtlich und mit Muße über die Theatraliſirung meiner Räuber zu denken, und hoffe die ganze veränderte Auflage innerhalb 14 Tagen zu Stand zu bringen.

Weil mir ſchon vorher, ehe noch Euer Excellenz mich einer gütigſten Zuſchrift gewürdigt haben, von Hrn. HofkammerRath Schwan gewiſſe Propoſitionen in Abſicht auf dieſes Schauſpiel gemacht worden ſind, ſo konnte ich nicht umhin, demſelben die neuen Anträge Euer Excellenz zu wiſſen zu thun, und ihn, weil ich mich ſchon anfänglich etwas mit ihm eingelaſſen, deshalb um Rath zu fragen. Ich bin ſo frei geweſen, Euer Excellenz in Beilagen ſeine Antwort zuzuſchicken, woraus Hochdieſelbe meine Verhältniſſe mit ihm, und ſeine Meinung über den Punkt zur Genüge abnehmen können. Ich befolge auch in ſo fern den freundſchaftlichen Rath dieſes Mannes, und erſuche Euer Excellenz unterthänig, mich mit einer näheren Erklärung über dieſes und die zukünftig zu edirenden Schauſpiele, wie Hochdieſelbe es damit gehalten zu haben wünſchen, gütigſt zu beehren, damit ich in den Stand geſetzt werde, dem Hofkammerrath eine entſcheidende Antwort zu geben. Zwei Fragen unterſtehe ich mich beſonders zu bemerken:

1) Ob ich mit Euer Excellenz ſelbſt zu traktiren die Ehre haben werde, und

2) Ob ſich auch alle meine in Zukunft zu verfertigenden Schriften, ſie ſeien dramatiſch oder nicht, unter gleichen Bedingungen darunter befinden?

Noch bin ich frei und ungebunden, und werde es für ein ausnehmendes Glück ſchätzen, mich Euer Excellenz wärmſter Literatur-Liebe mit allem was ich bin zu eigen zu machen.

Mehreres wünſche ich Hochdenenſelben perſönlich ſagen zu dürfen, auf welchen Augenblick ich mir auch das Vergnügen verbehalte, mit der feurigſten Verehrung zu verſichern, daß ich ſtolz bin zu ſeyn meines

Reichsfrey Hochwohlgeborenen
Hochzuvenerirenden Hrn. Geheimde Raths

unterthänig ergebenſter
Schiller.

(Beilage)

Mannheim, den 11. Auguſt 1781.

Mein wertheſter Freund.

Bei meiner Freundſchaft denke ich nie an den Kaufmann. Ich liebe und ehre den Mann und die Sache um des Mannes und der Sache willen, ohne die mindeſte Abſicht auf Intereſſe. Dies iſt nun auch der Fall zwiſchen uns beiden. Hören Sie deshalb, was ich Ihnen als Freund rathe. Ohne ſich gleich anfangs die Hände zu binden, laſſen Sie ſich einmal Vorſchläge von dem Herrn von Dalberg thun. Sie können ihm dabei nicht undeutlich zu verſtehen geben, wie

Sie gegen mich geſinnt ſind. Vielleicht macht man Ihnen Vortheile, die ich Ihnen nicht machen könnte, und dann würde ich Ihnen ſelbſt rathen, dort zu entriren. Nur laſſen Sie ſich mit niemand anders, wer es auch ſei, ein, als unmittelbar mit dem Herrn von Dalberg ſelbſt. Er iſt ein rechtſchaffener braver Herr, um den es mir leid thut, daß er ſich mit gewiſſen Leuten eingelaſſen hat, von denen, wenn aus zweien Uebeln eins gewählt werden muß, ich lieber wünſche, daß ſie meine Feinde, als daß ſie meine Freunde ſeien. Wenigſtens hätte ich von den letztern weniger Ehre. Ich war der erſte, der den Hrn. von Dalberg mit den Räubern bekannt machte. Voller Enthuſiasmus lief ich gleich zu ihm, als ich von Ihnen die erſten ſieben Bogen erhielt, und las ſie ihm brühwarm vor, und es reut mich nicht, Sie mit dieſem Manne bekannt gemacht zu haben, der eben ſo viel durch ſeine eigene Verdienſte, als durch ſeinen Stand der pfalziſchen Literatur Ehre macht, und den ich eben ſo ſehr ſchätze, als er mich, von übeln Rathgebern geleitet, ſeit einiger Zeit verkennt. Ohne ihn würde unſer hieſiges Theater ſchon längſt nicht mehr ſein, was es iſt, und da er reich genug iſt, um aus Liebe zum Guten einigen Verluſt von ſeinen eigenen Mitteln nicht zu achten, ſo wird er auch den Schaden, den er am Ende bei dem ihn zum Nutzen der Theaterkaſſe von dem Herrn Profeſſor Klein vorgeſchlagenen eigenen Verlag der für die hieſige Bühne bearbeiteten Schauſpiele ſicher leiden muß, leicht verſchmerzen. Doch das geht Sie, mein Freund, nichts an; wenn Sie gut und richtig bezahlt werden, woran Sie, ſobald Sie mit Hrn.

von Dalberg ſelbſt zu thun haben, nicht zweifeln dürfen, ſo bekümmert Sie das Uebrige wenig. Daß Ihre Arbeiten nicht bekannt werden ſollten, weil Sie keinen Buchhändler zum Verleger haben, daran zweifeln Sie nicht. Es wird gleich aller Orten Nachdrücke genug geben; denn ſo ſehr auch ſolide Handlungen gegen den unerlaubten Nachdruck eifern, ſo iſt es doch einmal bei der Buchhandlung als ein Grundſatz angenommen, daß man Recht und Befugniß habe, alles nachzudrucken, was nicht von Buchhändlern ſelbſt verlegt worden iſt. Freilich wird das nun dem Hrn. von Dalberg oder vielmehr ſeinem Verleger nicht ſchmecken; aber das iſt nun nicht anders; jeder bleibe bei ſeinem Beruf. Ich für mein Theil werde mich freilich nie damit abgeben; aber es gibt andere genug, die das thun. Iſt mir doch die Agnes Bernauerin, wovon ich die ganze Auflage an mich gekauft, an drei Orten nachgedruckt werden, und ich mußte bei jedem die Entſchuldigung gelten laſſen, daß kein Name eines Buchhändlers als Verleger auf dem Titel ſtehe, und es alſo res nullius ſei. Doch was unterhalte ich Sie mit allen den Sachen, verzeihen Sie dem Buchhändler dieſe Ausſchweifung. Das Ihnen durch den Poſtwagen überſandte durchſchoſſene Exemplar der Räuber, nebſt meinen Anmerkungen, werden Sie erhalten haben. Ich bitte Sie nochmals, es für nichts als Anmerkungen anzuſehen. Geſtern erhielt ich einen Brief vom Direkter der Regensburger Schaubühne: der hat auch ſchon angefangen, das Stück fürs Regensburger Theater zu bearbeiten.

„Ich werde aber, ſchreibt er, damit warten,

„bis Sie mir die veränderte Ausgabe, wozu, wie „Sie mir ſchreiben, der Verfaſſer ſelbſt Hoffnung „macht, ſchicken, um zu ſehen, wie weit ich von „der Meinung des Verfaſſers abgewichen, oder „entfernt bin.“ —

Ich hielt mich im vorigen Monate 10 Tage bei meinem alten Freunde, dem Reichshofrathe von Berberich auf ſeinem Landhauſe in Dizburg auf. Dieſer Herr iſt Intendant von der Regensburger Schaubühne. Auch da las ich die Räuber vor, und die ganze Geſellſchaft wünſchte dies Stück aufgeführt zu ſehen. Daher der Einfall des Direkter Schopf es zu bearbeiten. Er wird aber nun damit zurückhalten.

Leben Sie wohl und bleiben Sie mein Freund, ſo wie ich aufrichtig bin der Ihrige

C. F. Schwan.

Stuttgardt, den 6. Oktober 1781.

Hier erſcheint endlich der verlorene Sohn, oder die umgeſchmolzenen Räuber. Freilich habe ich nicht auf den Termin, den ich ſelbſt feſtſetzte, Wort gehalten, aber es bedarf nur eines flüchtigen Blicks über die Menge und Wichtigkeit der getroffenen Veränderungen, mich gänzlich zu entſchuldigen. Dazu kommt noch, daß eine Ruhrepidemie in meinem Regiments-Lazareth mich von meinen otiis poëticis ſehr oft abrief. Nach vollendeter Arbeit darf ich Sie verſichern, daß ich mit weniger Anſtrengung des Geiſts und gewiß mit noch weit mehr Vergnügen ein neues Stück, ja ſelbſt ein Meiſterſtück ſchaffen wollte, als mich der nun gethanen Arbeit nochmals unterziehen. — Hier mußte ich Fehlern abhelfen, die in der Grundlage des Stücks ſchon nothwendig wurzeln, hier mußte ich an ſich gute Züge den Gränzen der Bühne, dem Eigenſinn des Parterre, dem Unverſtand der Gallerie, oder ſonſt leidigen Convenzionen aufopfern, und einem ſo durchdringenden Kenner, wie ich in Ihnen zu verehren weiß, wird es nicht unbekannt ſein können, daß es, wie in der Natur, ſo auf der Bühne, für Eine Idee, Eine Empfindung, auch nur Einen Ausdruck, Ein Kolorit gibt. Eine Veränderung, die ich in einem Charakterzug vornehme, gibt oft dem ganzen Charakter, und folglich auch ſeinen Handlungen und der auf dieſen Handlungen ruhenden

Mechanik des Stücks eine andere Wendung. Alſo Herrmann. Wiederum ſtehen die Räuber im Original unter ſich in lebhaftem Contraſt, und gewiß wird ein jeder Mühe haben, vier oder fünf Räuber contraſtiren zu laſſen, ohne in einem von ihnen gegen die Delikateſſe des Schauplatzes anzurennen. Als ich es anfangs dachte, und den Plan davon bei mir entwarf, dacht ich mir die theatraliſche Darſtellung hinweg. Daher kams, daß Franz als ein räſonnirender Böſewicht angelegt worden; eine Anlage, die, ſo gewiß ſie den denkenden Leſer befriedigen wird, ſo gewiß den Zuſchauer, der vor ſich nicht philoſophirt, ſondern gehandelt haben will, ermüden und verdrießen muß. In der veränderten Auflage konnte ich dieſen Grundriß nicht übern Haufen werfen, ohne dadurch der ganzen Oekonomie des Stücks einen Stoß zu geben; ich ſehe alſo mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit voraus, daß Franz, wenn er nun auf der Bühne erſcheinen wird, die Rolle nicht ſpielen werde, die er beim Leſen geſpielt hat. Dazu kommt noch, daß der hinreißende Strom der Handlung den Zuſchauer an den feinen Nuancen vorüberreißt, und ihn alſo um wenigſtens den dritten Theil des ganzen Charakters bringt. Der Räuber Moor, wenn er, wie ich zum voraus verſicherte, ſeinen Mann unter den H. H. Schauſpielern findet, dürfte auf dem Schauplatz Epoche machen; einige wenige Speculationen, die aber auch als unentbehrliche Farben in dem ganzen Gemälde ſpielen, weggerechnet, iſt er ganz Handlung, ganz anſchauliches Leben.

Spiegelberg, Schweizer, Herrmann ꝛc. ſind im eigentlichen Verſtande Menſchen für den Schauplatz, weniger Amalia und der Vater.

Ich habe ſchriftliche, mündliche und gedruckte Recenſionen zu benutzen geſucht. Man hat mehr von mir gefordert, als ich leiſten konnte, denn nur dem Verfaſſer eines Stücks, zumal wenn er ſelbſt noch Verbeſſerer wird, zeigt ſich das non plus ultra vollkommen. Die Verbeſſerungen ſind wichtig, verſchiedene Scenen ganz neu, und, meiner Meinung nach, das ganze Stück werth.

Darunter gehören: Herrmanns Gegenintriguen, die Franzens Plan untergraben, ſeine Scene mit dieſem, die in der erſten Ausarbeitung (nach dem vollkommnen Sinn meiner Erfurter Recenſenten) gänzlich und ſehr unglücklich vergeſſen worden. Doch hat mein Recenſent den Ausgang dieſer Unterhandlung anders erwartet, aber ich bin überzeugt, mit weniger Gründen, als ich ihn, ſo wie er jetzt iſt, für Recht hielt. Seine Scene mit Amalien im Garten iſt um einen Akt zurückgeſetzt werden, und meine guten Freunde ſagen, daß ich im ganzen Stück keinen beſſern Akt dazu hätte wählen können, als dieſen, keine beſſere Zeit, als einige Augenblicke vor Meers Scene mit Amalien. Franz iſt der Menſchheit etwas näher gebracht, aber der Weg dazu iſt etwas ſeltſam. Eine Scene, wie ſeine Verurtheilung im fünften Akt, iſt meines Wiſſens auf keinem Schauplatz erlebt, eben ſo wenig als Amaliens Aufopferung durch ihren Geliebten. Die Kataſtrophe des Stücks däucht mich nun die Krone deſſelben zu ſeyn. Meer ſpielt ſeine Rolle ganz aus, und ich wette, daß man ihn nicht in dem Augenblick vergeſſen wird, als der Verhang der Bühne gefallen iſt. Wenn das Stück zu groß ſein ſollte, ſo ſteht es in der Willkühr des Theaters, Räſonnements abzukürzen oder hie und da etwas unbeſchadet des ganzen Eindrucks hinweg zu thun. Aber dawider proteſtire ich höflich, daß beim Drucken etwas hinweggelaſſen wird; denn ich hatte meine guten Gründe zu allem, was ich ſtehen ließ, und ſo weit geht meine Nachgiebigkeit gegen die Bühne nicht, daß ich Lücken laſſe und Charaktere der Menſchheit für die Bequemlichkeit der Spieler verſtümmele. — In Abſicht auf die Wahl der Kleidung erlauben Sie mir nur die unmaßgebliche Bemerkung: ſie iſt in der Natur eine Kleinigkeit, niemals auf der Bühne. Meines Räubers Moors Geſchmack darin wird nicht ſchwer zu treffen ſeyn, doch bin ich auch auf dieſe Kleinigkeit äußerſt begierig, wenn ich ſo glücklich bin Zeuge der Vorſtellung zu ſeyn.

Einen Buſch trägt er auf dem Hut, denn

dieſes kommt namentlich im Stück vor, zu der Zeit, da er ſein Amt niederlegt. Ich gäbe ihm auch einen Stock zu. Seine Kleidung müßte immer edel ohne Zierung, nachläßig ohne leichtſinnig ſeyn.

Ein vortrefflicher junger Componiſt arbeitet wirklich an einer Simfonie für meinen verlornen Sohn; ich weiß, daß ſie meiſterlich wird. Sobald ſie fertig iſt, bin ich ſo frei, ſie Ihnen zu offeriren.

Nun entſchuldigen Sie auch die ungleiche Handſchrift, das unkorrekte der Schreibart. Ich eilte, Ihnen das Stück zu ſchicken, und darum zweierlei Hand, und darum nahm ich mir auch nicht Zeit, daſſelbe zu korrigiren. Mein Kopiſt hat, nach Gewohnheit aller beſſer wiſſenwollender Schreiber, die Orthographie oft erbärmlich mißhandelt.

Schließlich empfehle ich mich und meine Arbeit der Nachſicht eines verehrungswürdigen

Kenners

Dr. Schiller,

R. Medicus.

Stuttgardt, den 3ten November 1781.

Die mit höchſter Begierde erwartete Antwort und Kritik meines verlornen Sohns habe ich richtig erhalten, und bedaure nur, daß die Verzögerung derſelben ihren Grund in einer Krankheit gehabt hat, wovon ich E. E. von Herzen befreit wünſche. Das, was Ihnen darin tadelswerth geſchienen, konnte ich freilich ſelbſten nicht ſo leicht finden, weil mir ſowohl gewiſſe Theaterbeziehungen unbekannt ſind, als auch das Stück ſelbſt in einer allzugroßen Nähe ſteht, daß der kritiſche Verſtand, der ſein Objekt nothwendig in perſpectiviſcher Entfernung geſtellt haben muß, über viele Nüancen hinweggleitet. Dieß einzige kam mir befremdlich für, daß E. Exc. die poetiſche Seite des Stücks in der Umarbeitung ungern vermiſſen, welche meinem Bedünken nach jederzeit mit Vortheil von einem Theaterſtück wegbleiben kann.

Das günſtige Urtheil über die Verdammung Franzens iſt mir um ſo angenehmer, da ich es weniger bei dieſem Falle, als etwa bei der Ermordung Amaliens und ihrer Situation mit dem Räuber im 4ten Akt erwartet hätte. Theatraliſch mag es immerhin von der auffallendſten Wirkung ſein. Daß E. E. die Amalia lieber erſchießen als erſtechen laſſen wollen, gefällt mir ungemein, und ich willige mit Vergnügen in dieſe Veränderung. Der Effekt muß erſtaunlich ſeyn, und kömmt mir auch räubermäßiger vor. Was ſonſtige Abänderungen betrifft, ſo ſtelle ich es dem Gutbefinden E. E. anheim damit zu ſchalten und zu walten, wie Sie wollen. Freilich wünſchte ich zuweilen auch ein Wort zur Beleuchtung gewiſſer Stellen ſprechen zu dürfen.

Wenn ich Ihnen auf die Frage: ob das Stück nicht mit Vortheil in ſpätere Zeiten zurückgeſchoben werden könnte, meine unmaßgebliche Meinung ſagen darf, ſo geſtehe ich, ich wünſchte dieſe Veränderung nicht. Alle Charaktere ſind zu aufgeklärt, zu modern angelegt, daß das ganze Stück untergehen würde, wenn die Zeit, worin es geführt wird, verändert würde. Doch meine Meinung iſt vielleicht zu einſeitig, und ſoll auch nicht binden. Sonſt wüßte ich nichts zur Legitimation meiner Umarbeitung hinzu zu ſetzen, wenigſtens nichts, was ſich leicht in die Gränzen eines Briefs einſchränken ließ. Lebendiger und anſchauender wäre vielleicht öfters meine Rechtfertigung bei einzelnen Paſſagen ſelbſt, denn ich erinnere mich noch wohl, daß es mich hie und da eine kleine Anſtrengung gekoſtet hat, ſo und nicht anders zu handeln. Uebrigens unterwerfe ich meine Arbeit gänzlich dem Urtheil der Kenner, und habe alſo zu der Kritik des Vornehmſten unter dieſen kein Wort hinzu zu ſetzen.

E. E.

ganz unterthänigſter

Dr. Schiller.

Stuttgardt, den 12. December 1781.

Mit der von E. Exzellenz in Rückſicht auf den Verlag meines Schauſpiels getroffene Veränderung bin ich vollkommen zufrieden, beſonders da ich ſehe, daß durch dieſelbe zwei von ſich ſehr verſchieden geweſene Intereſſen vereinigt worden ſind, ohne jedoch, wie ich hoffe, die Folgen und den Succeß meines Schauſpiels zu unterdrücken. E. E. berühren einige ſehr wichtige Veränderungen, die meine Arbeit von Ihren Händen erlitten hat, und ich finde dieſe Sache in Anſehung meiner wichtig genug etwas weitläufig dabei zu ſeyn. Gleich anfangs geſtehe ich Ihnen aufrichtig, daß ich die Zurückſetzung der Geſchichte meines Stücks in die Epoche des geſtifteten Landfriedens und unterdrückten Fauſtrechts — die ganze dadurch wohlerrungene neue Anlage des Schauſpiels für unendlich beſſer als die Meinige halte, und halten muß, wenn ich vielleicht dadurch mein ganzes Schauſpiel verlieren ſollte. Allerdings iſt der Einwurf, daß ſchwerlich in unſerm hellen Jahrhundert, bei unſerer abgeſchliffenen Polizei und Beſtimmtheit der Geſetze eine ſolche meiſterloſe Rotte gleichſam im Schooß der Geſetze entſtehen, noch viel weniger einwurzeln und einige Jahre aufrecht ſtehen konnte, allerdings iſt dieſer Vorwurf gegründet, und ich wüßte nichts dagegen zu ſagen, als die Freiheit der Dichtkunſt, die Wahrſcheinlichkeiten der wirklichen Welt in den Rang der Wahrheit, und die Möglichkeit derſelben in den Rang der Wahrſcheinlichkeit erheben zu dörfen. Dieſe Entſchuldigung befriedigt allerdings die Größe des Gegentheils nicht. Wenn ich aber E. E. dieſes zugebe, (und ich gebe es mit Wahrheit und ungeheuchelter Ueberzeugung zu) was wird folgen? — Gewiß nichts anders, als daß mein Schauſpiel einen großen Fehler bei der Geburt bekommen, einen eigentlichen angeborenen Fehler, den die Hand der feinſten Chirurgie ewig nicht ausmerzen wird — einen Fehler, den es, wenn ich ſo ſagen darf, ins Grab mitnehmen muß, weil er in ſein Grundweſen verflochten iſt, und nicht ohne Deſtruktion des Ganzen aufgehoben werden kann. Ich will mich E. E. näher zu erklären wagen.

I. Sprechen alle meine Perſonen zu modern, zu aufgeklärt für die damalige Zeit. Der Dialog iſt gar nicht derſelbe. Die Simplizität, die uns der Verfaſſer des Götz von Berlichingen ſo lebhaft gezeichnet hat, fehlt ganz. Viele Tiraden, kleine und große Züge, Charaktere ſogar ſind aus dem Schooß unſerer gegenwärtigen Welt herausgehoben, und taugten nichts in dem Maximilianiſchen Alter. Mit einem Wort, es ging dem Stück wie einem Holzſtich, den ich in einer Ausgabe des Virgils gefunden. Die Trojaner hatten ſchöne Huſarenſtiefel, und der König Agamemnon führte ein paar Piſtolen in ſeinem Halfter. Ich beging ein Verbrechen gegen die Zeiten Maximilians, um einem Fehler gegen die Zeiten Friedrichs des Zweiten auszuweichen.

11. Meine ganze Epiſode mit Amaliens Liebe ſpielte gegen die einfache Ritterliebe der damaligen Zeit einen abſcheulichen Contraſt. Ama-

lia müßte ſchlechterdings in ein Ritterfräulein umgeſchmelzen werden, und Sie ſehen von ſelbſten, dieſer Charakter, dieſe Gattung Liebe, die in meiner Arbeit herrſcht, iſt in das ganze Gemälde des Räuber Moors, ja in das ganze Stück ſo tief und allgemein hinein colorirt, daß man das Ganze-Gemäld übermalen muß um es auszulöſchen. So verhält es ſich auch mit dem ganzen Charakter Franzens, dieſem ſpeculativiſchen Böſewicht, dieſem metaphyſiſch-ſpizfindiſchen Schurken. Ich glaube mit einem Wort ſagen zu können, dieſe Verſetzung meines Stücks, welche ihm vor der Ausarbeitung den größeſten Glanz und die höchſte Vollkommenheit würde gegeben haben, macht es nunmehr, da es ſchon angelegt und vollendet iſt, zu einem fehlervollen und anſtößigen Quodlibet, zu einer Krähe mit Pfauenfedern. Verzeihen E. E.

dem Vater dieſe eifrige Fürſprache für ſein Kind. Es ſind nur Worte, und allerdings kann jedwedes Theater mit den Schauſpielen anfangen was es will, der Autor muß ſichs gefallen laſſen, und ein Glück iſt es für den Verfaſſer der Räuber, daß er in die beſten Hände gefallen iſt. Dieſes einige werd ich mir von Herrn Schwan ausbedingen, daß er es wenigſtens nach der erſten Anlage druckt. Auf dem Theater prätendire ich keine Stimme.

Die Zwote Hauptveränderung mit der Ermordung Amaliens intereſſirte mich faſt noch mehr. Glauben mir E. E., es war dieſes derjenige Theil meines Schauſpiels, der mich am meiſten Anſtrengung und Ueberlegung gekoſtet hat, davon das Reſultat kein anderes war, als dieſes, daß Moor ſeine Amalie ermorden muß, und daß dieſes eine poſitive Schönheit ſeines Charakters iſt, der einerſeits den feurigſten Liebhaber, andernſeits den Banditen-Führer mit dem lebhafteſten Kolorit auszeichnet. Doch ich würde die Rechtfertigung dieſer Rolle in keinem Briefe erſchöpfen. Uebrigens ſind die wenigen Worte, darin E. E.. in Ihrem Briefe Meldung gethan, fürtrefflich, und der ganzen Situation werth. Ich würde ſtolz darauf ſeyn, ſie gemacht zu haben. Da mir Hr. Schwan auch ſchreibt, das Stück würde mit der Muſik und den unentbehrlichſten Pauſen gegen fünf Stunden ſpielen, eine zu lange Zeit für ein Stück! ſo wird eine zweite Beſchneidung an demſelben vorgenommen werden müſſen. Ich wünſchte nicht, daß jemand anders, als ich, ſich dieſer Arbeit unterzöge, und ich ſelbſt kann es nicht ohne die Anſchauung einer Probe, oder der erſten Vorſtellung ſelbſt.

Wenn es möglich wäre, daß E. E. die Generalprobe des Stücks wenigſtens zwiſchen dem 20 — 30 dieſes Monats zu Stande brächten, und mir die wichtigſten Unkoſten einer Reiſe zu Ihnen vergüteten, ſo hoffte ich in etlichen Tagen das Intereſſe des Theaters und das meinige vereinigen, und dem Stück die theatraliſche Rundung geben zu können, die ſich nicht ohne wirkliche Gegenwart bei der Aufführung geben läßt. Ueber dieſes bät ich mir dieſer Tage einen gütigſten Aufſchluß aus, ſo würde ich mich auf den Fall vorzuſehen wiſſen. Herr Schwan ſchreibt mir, daß ein Baron von Gemmingen ſich die Mühe genommen, und meinem Stück die Ehre gegeben hätte, es vorzuleſen. Ich höre auch, daß dieſer Herr von Gemmingen Verfaſſer des teutſchen Hausvaters ſei. Ich wünſchte die Ehre zu haben, dieſen Mann zu verſichern, daß ich eben dieſen Hausvater ungemein gut gefunden, und einen vortrefflichen Mann und ſehr ſchönen Geiſt darin bewundert habe. Doch was liegt dem Verfaſſer des teutſchen Hausvaters an dem Geſchwäz eines jungen Kandidaten? — Uebrigens, wenn ich je das Glück habe, einem von Dalberg zu Mannheim meine Wärme und Verehrung zu bezeugen, ſo will ich mich auch in die Arme jenes drängen, und ihm ſagen, wie lieb mir ſolche Seelen ſind, wie Dalberg und Gemmingen.

Den Gedanken mit dem kleinen Avertiſſement vor Aufführung des Stücks finde ich fürtrefflich, und ſende daher E. E. in Beilage einen Verſuch.

Uebrigens habe ich die Ehre mit vollkommener Achtung zu erſterben

Euer Exzellenz

ganz unterthäniger

Schiller.

(Beilage.)

Die Räuber,

ein Schauſpiel.

Das Gemälde einer verirrten großen Seele — ausgerüſtet mit allen Gaben zum Fürtrefflichen, und mit allen Gaben verloren. Zügelloſes Feuer und ſchlechte Kameradſchaft verdarben ſein Herz — riſſen ihn von Laſter zu Laſter — bis er zuletzt an der Spitze einer Mordbrennerbande ſtand, Greul auf Greul häufte, von Abgrund zu Abgrund ſtürzte, in alle Tiefen der Verzweiflung. — Groß und majeſtätiſch im Unglück, und durch Unglück gebeſſert, rückgeführt zum Fürtrefflichen. Einen ſolchen Mann wird man im Räuber Moor beweinen und haſſen, verabſcheuen und lieben. — Einen heuchleriſchen, heimtückiſchen Schleicher wird man entlarvt erblicken, und geſprengt ſehen in ſeinen eigenen Minen. Einen allzuſchwachen nachgiebigen Verzärtler und Vater. — Die Schmerzen ſchwärmeriſcher Liebe, und die Folter herrſchender Leidenſchaft. Hier wird man auch nicht ohne Entſetzen in die innere Wirthſchaft des Laſters Blicke werfen, und aus der Bühne unterrichtet werden, wie alle Vergoldungen des Glücks den innern Wurm nicht tödten, und Schrecken, Angſt, Reue, Verzweiflung hart hinter ſeinen Ferſen ſind. Der Zuſchauer weine heute vor unſerer Bühne — und ſchaudere — und lerne ſeine Leidenſchaften unter die Geſetze der Religion und des Verſtandes beugen, der Jüngling ſehe mit Schrecken dem

Ende der zügelloſen Ausſchweifungen nach, und auch der Mann gehe nicht ohne den Unterricht aus dem Schauſpiel, daß die unſichtbare Hand der Vorſicht auch dem Böſewicht zu Werkzeugen ihrer Abſichten und Gerichte brauche, und den verworrenſten Knoten des Geſchicks zum Erſtaunen auflöſen könne.

Stuttgardt, den 25. December 1781.

Ew. Excellenz haben mich in Ihrem letzten Brief ſcharfſinnig genug nach Haus geſchickt, daß ich ſchweigen und abwarten muß. Scheinbar wenigſtens ſind Ihre ausgedachten Gründe im höchſten Grade, beſonders die ariſtoteliſche Philoſophie und der ſophiſtiſche Geiſt des damaligen Jahrhunderts in Abſicht auf meinen Franz, daß ich ſelbſt bald Ihrer Meinung bin. Doch müßte man dem Leſer und Zuſchauer in Abſicht auf dieſes einen kurzen Aufſchluß in Dialogen ſelbſten geben. Was die Amalia betrifft, ſo glaube ich, kommt ſehr viel darauf an, wie ſolche geſpielt wird, das unſchuldige einfache des Betragens amalgamirt ſich dann mit dem Text, und bildet daraus einen Haupteindruck, der nicht anders als vortheilhaft ſein muß. — Auf meinen R. Moor bin ich im höchſten Grade begierig, und von Hrn. Bök, der ihn ja vorſtellen ſoll, höre ich nichts, als Gutes. Ich freue mich wirklich darauf wie ein Kind.

Ich glaube meine ganze dramatiſche Welt wird dabei aufwachen, und im Ganzen einen größeren Schwung geben, denn es iſt das erſtemal in meinem Leben, daß ich etwas mehr als Mittelmäßiges hören werde.

Für das gütigſte Anerbieten einer Reiſeunkoſtenvergütung dank ich gehorſamſt, und es ſoll mir dazu dienen und mich antreiben, irgend ein Verdienſt um die Mannheimer Schaubühne zu erwerben.

Daß E. E. mit meinem Avertiſſement zufrieden ſind, freut mich ungemein, und ich hoffe, daß auch dieſes etwas zur beſſeren Aufnahme beitragen wird.

In Hoffnung einer baldigen Gelegenheit E. E. dasjenige mündlich ſagen zu können, was ich Ihnen ſchuldig zu ſein fühle, habe ich die Ehre mit vollkommenſter Hochachtung zu verharren

Ew. Excellenz

unterthäniger Diener
Dr. Schiller.

(Beilage.)

Stuttgardt, den 30. December 1781.

Theuerſter Freund.

Eine verdrießliche Sache ſcheint zwiſchen meine Hoffnung, die Räuber aufführen zu ſehen, zu treten. Hr. von Dalberg ſchreibt, daß ſolche den 10ten oder 12ten, und Sie, daß ſie den 8ten ſchon können gegeben werden. Nun iſt den 10ten Januar das Geburtsfeſt der Gräfin von Hohenheim, von welchem niemand, der vom Militärſtand iſt, oder ſonſtige Verhältniſſe gegen den Herzog hat, wegbleiben darf, da es in aller Solennität vollzogen werden ſoll. Sollte mein Stück alſo vor dem 10ten oder am 10ten ſelbſt vorgeſtellt werden, ſo geht es für mich verloren. Geſchieht es aber den 12ten oder noch ſpäter, ſo habe ich die beſte Hoffnung. Dieſes wollte ich Ihnen nur zu wiſſen thun, damit Sie die Freundſchaft gegen mich hatten, mich bei Zeit beſtimmter zu avertiren, ſonſt aber in Mannheim ſelbſt ſo viel als möglich von meiner Dahinreiſe zu ſchweigen, und auch den Herrn von Dalberg und ſonſtige dieſer Sache kundige Perſonen um das nemliche zu bitten, weil ich vielleicht genöthiget ſein könnte, von dieſem Stillſchweigen Gebrauch zu machen.

Wäre es nicht möglich — doch dieſe Forderung iſt für mich zu eitel — die Vorſtellung des Stücks zwei bis drei Tage zu verzögern, da im Ganzen eben derſelbe Effekt herauskommt?

In Hoffnung einer baldigen Befriedigung meiner Bitte empfehle ich mich Ihrer Liebe und Freundſchaft

Ihr aufrichtiger

F. Schiller.

S. T. Herrn

Hofkammerrath Schwan

zu

Mannheim.

Franco.

Stuttgardt, den 17. Januar 1782.

Ich wiederhole hier ſchriftlich die wärmſten Dankſagungen für die von E. E. empfangene Höflichkeit und Gnade für die Aufmerkſamkeit auf meine geringfügige Arbeit, für die Ehre und den Pomp, deſſen Sie mein Stück gewürdigt, und für alles, wodurch E. E. die kleine Vollkommenheiten deſſelben erhoben, und ſeine Schwäche mit dem größten Aufwand der theatraliſchen Kunſt zu bedecken gewußt haben. Mein kurzer Aufenthalt in Mannheim verſtattete mir nicht, ins Detail meines

Stücks und ſeiner Vorſtellung zu gehen, und weil ich nicht alles ſagen konnte, weil mir die Zeit zu ſparſam dazu abgewogen, und mein Incognito zu ſtreng war, ſo hielte ich es für beſſer, noch gar nichts zu ſagen. Beobachtet habe ich ſehr vieles, ſehr vieles gelernt, und ich glaube, wenn Teutſchland einſt einen dramatiſchen Dichter in mir findet, ſo muß ich die Epoche von der vorigen Woche zählen.

E. Exc. werden mir erlauben, wenn ich die Vorſtellung der Räuber zu Mannheim nach meinen dabei angeſtellten Beobachtungen weitläuftig zergliedere und in einer Abhandlung über das Schauſpiel öffentlich der Welt bekannt mache. Ich werde hier die drei trefflichen Spieler, Hrn. Iffland, Hrn. Bök und Hrn. Beil vorzüglich zu charakteriſiren ſuchen, nemlich in ſo weit ich aus den Rollen die ſie ſpielten auf ſie ſchließen darf. Ich werde mir die Freiheit nehmen über die Granzen des Dichters und Spielers zu reden, und in einige Situationen mehreres Licht auf meinen eigenen Text werfen, wo ich glaube daß er auf eine andere Art als ich mir dachte begriffen worden. Auf dieſe Abhandlung alſo, die nächſtens fertig werden, und E. E. zugeſchickt werden ſoll berufe ich mich und breche ab, mit der einzigen Vorerklärung, daß ich als Verfaſſer des Stücks ohnſtreitig ein partheiiſcher und vielleicht allzuſtrenger Richter bin. Dieſes einige geſtehe ich E. E., daß die Rolle Franzens, die ich für die ſchwerſte erkenne, als ſolche über meine Erwartung (welche nicht gering war), in den wichtigſten Punkten vortrefflich gelang. Auch die Rolle der Amalia gewann durch die Vorſtellung mehr, als im Leſen. Bis dahin empfehle ich meine geringe Perſon in die Nachſicht E. E., und habe die Gnade mit der vollkommenen Verehrung zu verharren

Euer Excellenz

gänz unterthäniger Diener

Schiller.

Stuttgardt, den 1. April 1782.

Die Aufmunterung womit E. E. meine dramatiſche Muſe zu erwecken ſuchen iſt im höchſten Grade ſchmeichelhaft für mich, und iſt mir einigermaßen ein ſicherer Bürge, daß die erſte Probe die ich Ihnen gegeben, Ihren unſchäzbaren Beifall hat. Ich würde die Unwahrheit reden, wenn ich meine immer wachſende Neigung zum Drama verläugnete, die einen großen Theil meiner Glückſeligkeit auf dieſer Welt ausmachen ſoll, und doch habe ich vor Verfluß eines halben Jahrs wenig

Hoffnung ſie befriedigen zu können. Meine gegenwärtige Lage nöthiget mich den Gradum eines Doktors der Medicin in der hieſigen Karlsuniverſität anzunehmen, und zu dieſem Ende muß ich eine mediciniſche Diſſertation ſchreiben, und das Gebiet meiner Handwerkswiſſenſchaft noch einmal zurückſtreifen. Freilich werde ich von dem milden Himmelsſtrich des Pindus einen verdrießlichen Sprung in den Norden einer trocknen terminologiſchen Kunſt machen müſſen; allein was ſeyn muß, zieht nicht erſt die Laune und die Lieblingsneigung zu Rath. Vielleicht umarme ich dann meine Muſe um ſo feuriger, je länger ich von ihr geſchieden war, vielleicht finde ich dann im Schooß der ſchönen Kunſt eine ſüße Indemniſation für den fakultiſtiſchen Schweiß. Ich zweifle nicht, daß ich zu Ende dieſes Jahrs die Verſchwörung zu Genua vollendet ſehe, woran ich ſchon einen großen Theil vorausgearbeitet habe. Darf ich bei dieſer Gelegenheit ſo kühn ſein, E. E. an das ehemalige Verſprechen zu erinnern, mir ein intereſſantes teutſches Thema zu einem Nationalſchauſpiel zu verſchaffen?

An den Götz von Berlichingen habe ich mich noch nicht gewagt, weil ich beſorgte, der Verfaſſer möchte ſich dadurch beleidigt finden. Wenn E. E. durch Ihr Anſehen, und perſönliche Bekanntſchaft mit Göthen mir vollkommene Freiheit hierin verſchaffen könnten, ſo würde ich, während meiner mediciniſchen Beſchäftigungen, in der Umarbeitung dieſes Stücks die angenehmſte Erholung finden.

Die verſprochene Kritik über die Vorſtellung meiner Räuber erſpare ich auf diejenige Zeit, wenn ich mehrere Piecen aufführen geſehen habe, welches, wie ich hoffe dieſes Jahr noch geſchehen ſoll. Unterdeſſen habe ich irgendwo in einem vaterländiſchen Journal einige Worte davon geſagt. Ich empfehle mich in E. E. fernere Gnade und Gewogenheit, und habe die Ehre mit vollkommenſter Hochachtung zu verharren

Euer Excellenz

ganz unterthäniger Diener

Schiller.

Stuttgardt, den 24. Mai 1782.

Ich bin ſo dreiſt, E. E. um die Erfüllung meines Wunſches zu erſuchen, welche zu den großen und vielen Verbindlichkeiten, die ich Ihnen jetzt ſchon ſchuldig bin, eine neue hinzufügen wird. Das ungeduldige Verlangen mein Schauſpiel zum zweitenmal aufführen zu ſehen, und die dazu kommende Abweſenheit meines Herrn veranlaßten mich und einige Freunde und Dames, die eben ſo voll Begierde, wie ich, ſind, die Räuber auf Dalbergs Bühne zu ſehen, eine Reiſe nach Mannheim zu unternehmen, welche morgen ſchon vor ſich gehen wird. Da das nun der Hauptzweck unſerer Reiſe iſt, und mir überhaupt an einem vollkommeneren Genuſſe meines Schauſpiels unendlich viel liegt, ich auch mit deſto größerem Vortheil bei meinem wirklich unter Handen habendem Stück zu Werk gehen würde, ſo wäre meine ſehnlichſte Bitte an E. E., mir bis Dienſtag den 28. d. M. zu dieſer Freude zu verhelfen. Da ein Wink von Ihnen das ganze Rad treibt, und ich übrigens von der Gefälligkeit der Hn. Schauſpieler dieſe Freundſchaft für mich erwarten kann, und verſichert bin, daß ſie mir gern dieſes Vergnügen machen, ſo ſchmeichle ich mir, nicht umſonſt zu reiſen, denn ich reiſe doch nur deswegen. Izt erſt würde ich mit ganzer Seele mich in die Vorſtellung verlieren, und mit vollen Zügen an dieſem Anblick mich weiden können! —

Wenn es nur irgend möglich iſt, daß die Vorſtellung bewerkſtelligt werden kann, ſo fodere ich die Gnädige Geſinnungen Euer Excellenz gegen mich zur Ausführung dieſes Vorhabens auf. Ich kann mich nicht länger als bis Dienſtag Nachts zu Mannheim verweilen, werde alſo im Ganzen zweien Schauſpielen beiwohnen können. Wie glücklich wäre ich, wenn meine Räuber eins davon ſein könnten! — Ich muß geſtehen daß ich mich auf die erſte Vorſtellung nicht mehr gefreut habe, als froh ich jetzt die zweite erwarte.

Wegen dieſer zudringlichen Bitte bäte ich E. E. um Verzeihung, und das Vergnügen der Ausſicht, wodurch ich begeiſtert war möge für dieſsmal meine Entſchuldigung ſein, der ich die Gnade mit aller Hochachtung mich zu nennen

E. Excellenz

unterthänigen Diener
F. Schiller.

Stuttgardt, den 4. Juni 1782.

Ich habe das Vergnügen das ich zu Mannheim in vollen Zügen genoß ſeit meiner Hieherkunft durch die epidemiſche Krankheit gebüßt, welche mich zu meinem unausſprechlichen Verdruß bis heute gänzlich unfähig gemacht hat E. E. für ſo viele Achtung und Höflichkeit meine wärmſte Dankſagung zu bezeigen. Und noch bereue ich beinahe die glücklichſte Reiſe meines Lebens, die mich, durch einen höchſtwidrigen Contraſt meines Vaterlands mit Mannheim; ſchon ſo weit verleidet hat, daß mir Stuttgardt und alle ſchwäbiſche Scenen unerträglich und ekelhaft werden. Unglücklicher kann bald niemand ſein, als ich. Ich habe Gefühl genug für meine traurige Situation, vielleicht auch ſelbſt Gefühl genug für das Verdienſt eines beſſern Schickſals, und für beides nur — eine Ausſicht.

Darf ich mich Ihnen in die Arme werfen, vortrefflicher Mann? Ich weiß wie ſchnell ſich Ihr edelmüthiges Herz entzündet, wenn Mitleid und Menſchenliebe es auffordern; ich weiß wie ſtark Ihr Muth iſt eine ſchöne That zu unternehmen, und wie warm Ihr Eifer, ſie zu vollenden. Meine neuen Freunde in Mannheim, von denen Sie angebetet werden, haben es mir mit Enthuſiasmus vorhergeſagt, aber es war dieſer Verſicherung nicht nöthig; ich habe ſelbſt da ich das

Glück hatte, eine Ihrer Stunden für mich zu nutzen, in Ihrem offenen Anblick weit mehr geleſen. Dieſes macht mich nun auch ſo dreiſt mich Ihnen ganz zu geben, mein ganzes Schickſal in Ihre Hände zu liefern, und von Ihnen das Glück meines Lebens zu erwarten. Noch bin ich wenig oder nichts. In dieſem Norden des Geſchmacks werde ich ewig niemals gedeihen, wenn mich ſonſt glücklichere Sterne und ein griechiſches Klima zum waren Dichter erwärmen würden.

Brauch ich mehr zu ſagen als dieſes, und von Dalberg alle Unterſtützung zu erwarten? —

E. Exz. haben mir alle Hoffnung dazu gemacht, und ich werde den Händedruck der Ihren Verſpruch verſiegelte, ewig fühlen; wenn Euer Excellenz dieſe drei Ideen goutiren und in einem Schreiben an den Herzog Gebrauch davon machen ſo ſtehe ich ziemlich für den Erfolg.

Und nun wiederhole ich mit brennendem Herzen die Bitte, die Seele dieſes ganzen Briefs. Könnten E. E. in das Innere meines Gemüths ſehen, welche Empfindungen es durchwühlen, könnte ich Ihnen mit Farben ſchildern wie ſehr mein Geiſt unter dem Verdrießlichen meiner Lage ſich ſträubt — Sie würden — ja, ich weiß gewiß — Sie würden eine Hülfe nicht verzögern, die durch einen oder zwei Briefe an den Herzog geſchehen kann.

Nochmals werfe ich mich in Ihre Arme, und wünſche nichts anders, als bald, ſehr bald, Ihnen mit einem anhaltenden Eifer und mit einer perſönlichen Dienſtleiſtung die Verehrung bekräftigen zu können, mit welcher ich mich und alles was ich bin für Sie aufzuopfern wünſche.

E. E.

unterthäniger
Schiller.

(Beilage.)

Sie ſchienen weniger Schwierigkeit in der Art mich zu employren, als in dem Mittel mich von hier weg zu bekommen zu finden. Jenes ſteht ohnehin ganz bei Ihnen allein — zu dieſem könnten Ihnen vielleicht folgende Ideen dienen.

1) Da im Ganzen genommen das Fach der Mediciner bei uns ſo ſehr überſetzt iſt, daß man froh iſt, wenn durch Erledigung einer Stelle Platz für einen andern gemacht wird, ſo kommt es mehr darauf an, wie man dem Herzog, der ſich nicht trotzen laſſen will, mit guter Art den Schein gibt, als geſchehe es ganz durch ſeine willkührliche Gewalt, als

wär es ſein eigenes Werk, und gereiche ihm zur Ehre. Daher würden E. E. ihn von der Seite ungemein kitzeln, wenn Sie in den Brief, den Sie ihm wegen mir ſchreiben, einfließen ließen, daß — Sie mich für eine Geburt von ihm, für einen durch ihn Gebildeten und in ſeiner Akademie Erzogenen halten, und daß alſo durch dieſe Vocation ſeiner Erziehungsanſtalt quasi das Hauptcompliment gemacht würde, als würden ihre Produkte von entſchiedenen Kennern geſchätzt und geſucht. Dieſes iſt der Passe par tout beim Herzog.

2) Wünſchte ich (und auch meinetwegen) ſehr, daß Sie meinen Aufenthalt beim National-Theater zu Mannheim auf einen gewiſſen beliebigen Termin feſtſetzen, (der dann nach Ihrem Befehl verlängert werden kann,) nach

deſſen Verfluß ich wieder meinem Herzog gehörte. So ſieht es mehr einer Reiſe, als einer völligen Entſchwäbung (wenn ich das Wort brauchen darf,) gleich, und fällt auch ſo hart nicht auf. Wenn ich nur einmal hinweg bin, man wird frey ſein, wenn ich ſelbſt nicht mehr anmahne.

3) Würde es höchſt nothwendig ſein zu berühren, daß mir Mittel gemacht werden ſollten, zu Mannheim zu prakticiren und meine mediciniſche Uebungen da fortzuſetzen. Dieſer Artikel iſt vorzüglich nöthig, damit man mich nicht, unter dem Vorwand für mein Wohl zu ſorgen cujonire, und weniger fortlaſſe.

Stuttgardt, den 15ten Juli 1782.]

Mein langes Stillſchweigen wird mir bei E. E. beinahe den Vorwurf der Indiscretion zugezogen haben, weil ich es nicht nur anſtehen ließ, Hochdero letzten gnädigen Brief zu beantworten, ſondern auch die zwei bewußte Bücher ſo lang zurückbehielt. Beides wurde durch eine verdrießliche Geſchichte, die ich hier hatte, verzögert. E. E. werden ohne Zweifel nicht wenig Verwunderung bezeigen, wenn ich Ihnen ſage, daß ich wegen meiner letzten Hinreiſe zu Ihnen 14 Tage in Arreſt geſperrt wurde. Alles wurde meinem Landesherrn haarklein berichtet. Ich habe deswegen eine perſönliche Unterredung mit Ihm gehabt.

Wenn E. E. glauben, daß ſich meine Ausſichten, zu Ihnen zu kommen, möglich machen laſſen, ſo wäre meine einzige Bitte, ſolche zu beſchleunigen. Warum ich dieſes jetzt doppelt wünſche, hat eine Urſach, die ich keinem Brief anvertrauen darf. Dieſes einzige kann ich Ihnen für ganz gewiß ſagen, daß in etlichen Monaten, wenn ich in dieſer Zeit nicht das Glück habe, zu Ihnen zu kommen, keine Ausſicht mehr da iſt, daß ich jemals bei Ihnen leben kann. Ich werde alsdann gezwungen ſeyn, einen Schritt zu thun, der mir unmöglich machen würde, zu Mannheim zu bleiben. Mein Trauerſpiel, die Verſchwörung des Fiesko zu Genua wird bis in die

Mitte des Auguſts fertig, und fähig ſein E. E. zur Prüfung vorgelegt zu werden.

Die Geſchichte des Spaniers Dom Carlos verdient allerdings den Pinſel eines Dramatikers, und iſt vielleicht eines von den nächſten Sujets, das ich bearbeiten werde.

Wagners Kindsmörderin hat rührende Situationen und intereſſante Züge. Doch erhebt ſie ſich über den Grad der Mittelmäßigkeit nicht. Sie wirkt nicht ſehr auf meine Empfindung, und hat zu viel Waſſer. Um den Makbeth hat er gar nicht das geringſte Verdienſt.

Beide Bücher ſende ich E. E. hier mit dem unterthänigſten Dank zurück. Ich würde den Namen Dalbergs niemalen an die Spitze einer ſolchen Arbeit zu ſetzen wagen.

Ich ſchließe mit der Erklärung meiner vollkommenſten Dankbarkeit für den Antheil, den E. E. bisher an meinem Schickſal genommen, und werde nie aufhören mit der größten Veneration mich zu nennen

Ew. Excellenz

ganz unterthänigen Diener
und wahren Verehrer

Schiller,
Medicus.

An Seine Excellenz
Herrn Baron von Dalberg,
Geheimerath Oberſilberkämmerling und
Vicekammerpräſidenten Seiner Kur-
fürſtl. Durchl. zu Pfalz u. Baiern ꝛc. ꝛc.
zu Mannheim.

Euer Excellenz werden von meinen Freunden zu Mannheim meine Lage bis zu Ihrer Ankunft, die ich leider nicht mehr abwarten konnte, erfahren haben. Sobald ich Ihnen ſage, ich bin auf der Flucht, ſobald hab ich mein ganzes Schickſal geſchildert. Aber noch kommt das Schlimmſte hinzu. Ich habe die nöthigen Hülfsmittel nicht, die mich in den Stand ſetzten, meinem Mißgeſchick Trotz zu bieten. Ich habe mich von Stuttgardt, meiner Sicherheit wegen, ſchnell, und zur Zeit des Großfürſten losreißen müſſen. Dadurch habe ich meine bisherigen ökonomiſchen

Verhältniſſe plötzlich durchriſſen, und nicht alle Schulden berichtigen können. Meine Hoffnung war auf meinen Aufenthalt zu Mannheim geſetzt; dort hoffte ich von E. E. unterſtützt, durch mein Schauſpiel, mich nicht nur ſchuldenfrei, ſondern auch überhaupt in beſſere Umſtände zu ſetzen. Dies ward durch meinen nothwendigen plötzlichen Aufbruch hintertrieben. Ich ging leer hinweg, leer in Börſe und Hoffnung. Es könnte mich ſchaamroth machen, daß ich Ihnen ſolche Geſtändniſſe thun muß, aber ich weiß, es erniedrigt mich nicht. Traurig genug, daß ich auch an mir die gehäſſige Wahrheit beſtätigt ſehen muß, die jedem freien Schwaben Wachsthum und Vollendung abſpricht.

Wenn meine bisherige Handlungsart, wenn alles das woraus E. E. meinen Charakter erkennen, Ihnen ein Zutrauen gegen meine Ehrliebe einflößen kann, ſo erlauben Sie mir, Sie freimüthig um Unterſtützung zu bitten. So höchſt nothwendig ich izt des Ertrags bedarf, den ich von meinem Fieſko erwartete, ſo wenig kann ich ihn vor 3 Wochen theaterfertig liefern, weil mein Herz ſo lange beklemmt war, weil das Gefühl meines Zuſtandes mich gänzlich von dichteriſchen Träumen zurückriß. Wenn ich ihn aber bis auf beſagte Zeit nicht nur fertig, ſondern, wie ich auch hoffen kann, würdig verſpreche, ſo nehme ich mir daraus den Muth, Euer Excellenz um gütigſten Vorſchuß des mir dadurch zufallenden Preiſes gehorſamſt zu bitten, weil ich izt villeicht mehr als ſonſt durch mein ganzes Leben, deſſen benöthiget bin. Ich hätte ungefähr noch 200 fl. nach Stuttgardt zu bezahlen. Ich darf es Ihnen geſtehen, daß mir das mehr Sorgen macht, als wie ich mich ſelbſt durch die Welt ſchleppen ſoll. Ich habe ſo lange keine Ruhe, bis ich mich von der Seite gereinigt habe.

Dann wird mein Reiſemagazin in 8 Tagen erſchöpft ſein. Noch iſt es mir gänzlich unmöglich, mit dem Geiſte zu arbeiten. Ich habe alſo gegenwärtig auch in meinem Kopf keine Ressourcen. Wenn E. E. (da ich doch einmal alles geſagt habe) mir auch hiezu 100 fl. vorſtrecken würden, ſo wäre mir gänzlich geholfen. Entweder würden Sie dann die Gnade haben, mir den Gewinnſt der erſten Vorſtellung meines Fieskos mit aufgehobenem Abonnement zu verſprechen, oder mit mir über einen Preiß übereinkommen, den der Werth meines Schauſpiels beſtimmen würde.

In beiden Fällen würde es mir ein leichtes ſein (wenn meine izige Bitte die alsdann erwachſende Summe überſtiege) beim nächſten Stück, das ich ſchreibe, die ganze Rechnung zu ablanieren. Ich lege dieſe Meinung, die nichts als inſtändige Bitte ſein darf, dem Gutbefinden E. E. alſo vor, wie ich es meinen Kräften zutrauen kann, ſie zu erfüllen.

Da mein gegenwärtiger Zuſtand aus dem bisherigen hell genug wird, ſo finde ich es für überflüſſig, E. E. mit einer drängenden Vermahlung meiner Noth zu quälen.

Schnelle Hülfe iſt alles, was ich izt noch denken und wünſchen kann. Herr Meyer iſt von mir gebeten mir den Entſchluß E. E. unter allen Umſtänden mitzutheilen, und Sie ſelbſt des Geſchäfts mir zu ſchreiben zu überheben.

Mit entſchiedener Achtung nenne ich mich

Euer Excellenz

wahrſten Verehrer

Frid. Schiller.

Oggersheim, den 16ten Nov. 1782.

Ich lebe gegenwärtig in der größeſten Erwartung, wie Euer Excellenz meinen Fiesko befunden, und wie ſich überhaupt meine Vorausſetzungen von dem Stück beſtätigt oder nicht beſtätigt haben. Da E. E. acht Tage, ohne eine Erklärung darüber, verweilen, vermuthe ich eines Theils, daß die Durcheinanderarbeitung des Stoffes dem kritiſchen Leſer, wie dem Verfaſſer, einige Anſtrengung abfordern muß. Es ſollte ein ganzes, großes Gemälde des wirkenden und geſtürzten Ehrgeizes werden. Wenn es das wirklich iſt, ſo zweifle ich keineswegs, daß es der Theaterdirektion, dem Schauſpieler und Zuſchauer ein ziemliches Zumuthen wird. Sobald ich aber freie Macht bekäme, das Stück noch außerdem nach meinem Sinn herauszugeben, wo ich den Theaterzweck ganz außer Augen ſetzen dürfte, ſobald ich dazu befugt würde, ſollte das Stück durch Herausnahme einer einzigen Epiſode in ein ſimpleres Theaterſtück ſchmelzen. Wenn E. E. auch jetzt noch keine Entſcheidung über die Theaterfähigkeit deſſelben geben können, ſo bitte ich mir indeß nur das Urtheil des Dramaturgiſten überhaupt aus, welches mir äußerſt willkommen ſein wird.

Ich logiere hier im Viehof, unter dem Namen Schmidt, wenn E. E. mich mit einer Antwert beehren wollen, der ich die Gnade habe, mit vorzüglichem Reſpeckt mich zu nennen.

E. E.

ganz gehorſamſter
Schiller.

S. Meinungen, den 3ten April 1783.

Euer Excellenz verzeihen, daß Sie meine Antwort auf Ihre gnädige Zuſchrift erſt ſo ſpät erhalten. Ich war ſchon mit Weigand zu Leipzig in einem Handel begriffen, den ich nothwendig abwarten mußte, eh ich Ihnen etwas Entſcheidendes ſchreiben konnte. Nun ſcheint es aber, daß wir über den Preis des Stücks nicht akkord werden können, und ich gebe ihm dieſes Schauſpiel nicht.

Daß Euer Excellenz mich auch in der Entfernung noch in gnädigem Andenken tragen, kann mir nicht anders als ſchmeichelhaft ſein. Sie wünſchten zu hören, wie ich lebe? —

Wenn Verbannung der Sorgen, Befriedigung der Lieblingsneigung, und einige Freunde von Geſchmack einen Menſchen glücklich machen können, ſo kann ich mich rühmen, es zu ſein.

E. E. ſcheinen, ungeachtet meines kürzlich mißlungenen Verſuchs, noch einiges Zutrauen zu meiner dramatiſchen Feder zu haben. Ich wünſchte nichts, als ſolches zu verdienen, weil ich mich aber der Gefahr, Ihre Erwartung zu hintergehen, nicht neuerdings auszuſetzen möchte, ſo nehme ich mir die Freiheit, Ihnen Einiges von dem Stücke vorauszuſagen.

Außer der Vielfältigkeit der Charaktere und der Verwicklung der Handlung, der vielleicht allzufreien Satyre, und Verſpottung einer vornehmen Narren- und Schurkenart, hat dieſes Trauerſpiel auch dieſen Mangel, daß Komiſches mit Tragiſchem, Laune mit Schrecken wechſelt, und, obſchon die Entwicklung tragiſch genug iſt, doch einige luſtige Charaktere und Situationen hervorragen. Wenn dieſe Fehler, die ich E. E. mit Abſicht verherſage, für die Bühne nichts Anſtößiges haben, ſo glaube ich, daß Sie mit dem Uebrigen zufrieden ſein werden. Fallen ſie aber bei der Verſtellung zu ſehr auf, ſo wird alles Uebrige, wenn es auch noch ſo vortrefflich wäre, für Ihren Entzweck unbrauchbar ſein, und ich werde es beſſer zurückbehalten. Dieſes überlaſſe ich nun dem Urtheil E. E. Meine Kritik würde zuviel von meiner Laune und Eigenliebe partizipieren. Gegenwärtig arbeite ich an einem Don Karlos. Ein Sujet, das mir ſehr fruchtbar ſcheint, und das ich E. E. zu verdanken habe. Dazwiſchen will ich an einem Trauerſpiel von Prinz Konradin arbeiten.

Ich erwarte den Entſchluß E. E. mit Begierde, und habe die Gnade, mit vollkommenſtem Reſpekt zu verharren

Euer Excellenz

unterthänigſt ergebenſter
Dr. Schiller,

Mannheim, den 29. Septbr. 178[illegible]9.

Die gnädige Zuſchrift Euer Excellenz, die mir doppelt ſchmeichelhaft ſein muß, da die Reize des Landlebens alle Erinnerungen an Litteratur und an Schriftſteller beinahe verdrängen könnten, hat mich aus einer Art von Schlafſucht emporgeriſſen. Spuren von Krankheit, die mich nur ſehr langſam verlaſſen wollen, und vorzüglich auf meinen Kopf wirken, die Unwiſſenheit, woran ich nunmehr die Feder ſetzen ſoll, und zugleich die Entfernung Euer Excellenz, die mir Mannheim zu einem verwaisten Schauplatz macht, haben mich bis heute von allen Arbeiten des Geiſtes zurückgezogen. So groß neulich mein Verlangen war, Sie wieder zu ſehen, und mich in Ihrer Gegenwart zu großen Unternehmungen zu entzünden, ſo wehe thut mir die Nachricht, daß Euer Excellenz uns verlaſſen hätten. Ich hoffe und wünſche für dieſen Verluſt bald und vollkommen wieder getröſtet zu werden. Was meine theatraliſchen Arbeiten anbetrifft, ſo erwarte ich ganz allein den Rath Euer Excellenz, ob ich zuerſt den Fiesko, oder die Louiſe Millerin endigen ſoll. Beides zuſammengenommen iſt ein Geſchäft für 4 Wochen, und da der Fiesko ohne Zweifel für die CarnevalZeiten beſtimmt werden dürfte, meine Louiſe Millerin aber ein kleineres einfacheres Stück iſt, ſo vermuthe ich, daß die Wahl E. E. auf die leztere fallen werde.

Die Anmerkungen über meinen Fiesko finde ich im Ganzen ſehr wahr, vorzüglich ſtimme ich dem Tadel meiner Frauenzimmercharaktere bei. Ich muß bekennen, daß ich an den 2 erſten Szenen des IIten Akts mit einer Art von Widerwillen gearbeitet, der nunmehr dem feinern Leſer nur zu ſichtbar geworden iſt. Zu gutem Glück fallen dieſe 2 Szenen, ohnbeſchadet des Stücks, in der Umarbeitung ganz weg. Die blühende Sprache iſt auf der Bühne mehr als auffallend — ſie iſt lächerlich, und ſolche lange Monologen ermüden. Der Vte Akt wird eine Hauptveränderung leiden, und überhaupt hoffe ich, das Stück in einer ſolchen Geſtalt aufzuſtellen, daß Euer Excellenz und Mannheim damit zufrieden ſind.

Mein Urtheil über den Schlenzheim iſt ganz nur die Folge der erſten Vorſtellung, und wenn ich meine Empfindungen dabei ganz einfach herausſagen ſoll, ſo wird meine Kritik nicht ſehr zum Vortheil des Stücks ausfallen.

Was es kräftiges und wahrhaftes für das Herz und das Aug hat, meine ich in dem (übrigens elenden) Grafen Walltron und Merſier's Deſerteur ſchon erfahren zu haben. Die beiden erſten Aufzüge möchten gelten, aber die Entwicklung in den lezten iſt fürchterlich ſchlecht. Vielleicht behaupten aber dergleichen Stücke dennoch ihren Plaz auf dem Schauplaz, weil ihr Gegenſtand handgreiflicher zu Geſichte liegt, als die Hofintriguen in einer Emilia.

Meine Kritik über Sikingen wollte ich bisher nicht gern aus einem kranken Gehirne herauszimmern; ſie wird alſo ſpäter, aber deſto gewiſſenhafter und vollſtändiger erſcheinen. Immer deucht es mich eine Freiheit zu ſein, wenn ein jugendlicher Kopf die Arbeiten des reifern Mannes — auch ſogar bei gleichen Fähigkeiten — richten ſoll.

Die Bearbeitung der theatraliſchen Fragen wird eine ſehr angenehme und fruchtbare Uebung für meine freie Augenblicke werden, und dann muß die Gegeneinanderhaltung vieler Aufſätze über ebendenſelben Gegenſtand höchſt unterrichtend für den dramatiſchen Schriftſteller ſein.

Ueber das Nähere meiner Contractspunkte kann ich Euer Excellenz nicht anders als mündlich unterhalten, welches Vergnügen ſich auf das ſehnlichſte wünſcht

Euer Exzellenz

unterthänig ergebenſter Diener

F. Schiller.

S. T.

Ein leidiges kaltes Fieber, das mich ſchon 8 Tage tyranniſirt, hat meine Hoffnung vernichtet, E. E. ſelbſt aufzuwarten, und meine ausnehmende Zufriedenheit über die lezte Vorſtellung der Räuber noch glühend bei Ihnen auszuſchütten. Sehnlich erwarte ich Beſſerung, und das um ſo mehr, je unerträglicher es mir wird, Ihren Wunſch in Abſicht auf Sikingen ſo lang unbefriedigt zu laſſen. — Bis jezt aber war ich für alles ſolide Denken verloren, und wenn auch mein Fieber weicht, ſo bleibt doch immer eine beſchwerliche Beſatzung in meinem Kopfe zurück.

Ich bin ſo frei geweſen, den Contrakt, den E. E. aufſezten, und mir neulich mitzugeben die Gnade hatten, nach unſerm mündlichen Uebereinkommen abzuändern, und ſchicke Ihnen hier Original und Copie. Wenn E. E. ſolche, wie ich gewiß hoffe, genehm halten, ſo bitte ich unterthänig ſie zu unterſchreiben, und mir zurückzuſchicken. Da ich nun auch wegen meiner neu einzurichtenden Oekonomie und Equipage in ſtarke Ausgabe verwickelt werde, ſo nehme ich mir die Freiheit, E. E. an das, mir vorigen Sonntag gegebene, Wort zu erinnern, und mir wegen der 200 fl., welche ich nach Ihrem gethanen Verſprechen ſogleich, und auf einmal erheben darf, eine Anweiſung an Hrn. Sartory in ein paar Zeilen aufzubitten.

Ich wünſche nichts dringender, als auf das baldigſte in den Stand geſezt zu ſein, dem Theater meinen Eifer und meine Dienſte in dem Maaſe zu zeigen, in welchem ich mich zu ſeinem Liebhaber bekenne.

Mit dem vollkommenſten Reſpekt

F. Schiller.

P. P.

Ich beſinne mich, daß E. E. die berüchtigten Plümickiſchen Räuber noch nicht geleſen haben, und ſchicke ſie hier gelegenheitlich mit.

Dasjenige, was Euer Excellenz mir geſtern durch Hrn. Hofrath Mai haben ſagen laſſen; erfüllt mich aufs neue mit der wärmſten und innigſten Achtung gegen den vortrefflichen Mann, der ſo großmüthigen Antheil an meinem Schickſal nimmt. Wenn es auch nicht ſchon längſt der einzige Wunſch meines Herzens geweſen wäre, zu meinem Hauptfach zurückzukehren, ſo müßte mir allein ſchon dieſer ſchöne Zug Ihrer edeln Seele einen blinden Gehorſam abnöthigen. Aber lange ſchon zog mich mein eigenes Herz dahin; lange ſchon habe ich, nicht ohne Urſach, befürchtet, daß früher oder ſpäter, mein Feuer für die Dichtkunſt erlöſchen würde, wenn ſie meine Brodwiſſenſchaft bliebe, und daß ſie im Gegentheil neuen Reiz für mich haben müßte, ſobald ich ſie nur als Erholung gebrauchte, und nur meine reinſten Augenblicke ihr widmete. Dann nur kann ich mit ganzer Kraft, und immer regem Enthuſiasmus Dichter ſein — dann nur hoffen, daß meine Leidenſchaft und Fähigkeit für die Kunſt durch mein ganzes Leben fortdauern würde. Urtheilen Sie alſo, wie willkommen der Wink mir geweſen ſein mußte, der mir Erlaubniß gab, Ihnen mein ganzes Herz vorzulegen. Aber darf ich jetzt mehr ſagen? darf ich mich jetzt auf die vielen erkannten Beweiſe Ihrer Theilnahme ſtützen, und Ihnen, der Sie ſchon ſo vieles für mich gethan haben, darf ich Ihnen zumuthen, auch noch das Beſte — Alles für mich zu thun! — nur ein Jahr habe ich nöthig, das Verſäumniß in meinem Fach nachzuholen und mich öffentlich mit Ehre zu zeigen. In dieſem Jahr kann ich alſo für die hieſige Bühne nicht ſo thätig ſein, als ſonſt, und dennoch brauche ich eben ſo viel Unterſtützung. Dieſes einzige Jahr entſcheidet für meine ganze Zukunft. Kann ich meinen Plan mit der Medizin durchſetzen, ſo bin ich auf immer geſichert und mein Etabliſſement zu Mannheim iſt gegründet. Wollen Euer Excellenz mir hierin die Hand bieten? Können Dienſte, die ich der hieſigen Bühne erſt nach Verfluß dieſes Jahres leiſten kann, mir für ſchon geleiſtete gelten? — Bin ich dann endlich auf dem Punkt, worauf ich arbeite, ſo wird es mir nimmermehr ſchwer fallen, dieſe Schuld nachzuholen, und meine Produkte bleiben Ihnen dann eigen. Da ich ohnehin ſo ſchnell nicht auf das Drama Verzicht thun kann, ſo kann ich immer für ein großes Stück gewähren, und mein Entwurf wegen der Dramaturgie ſoll ganz nach Ihren Wünſchen zu Stande kommen. Hab ich zu viel geſagt, ſo vergeben es Euer Excellenz meinem vollen Herzen. Ich ſtehe auf dem Scheideweg, Alles, mein ganzes Schickſal vielleicht hängt jezt von Ihnen ab. Kann es Ihnen ſchmeicheln, das Glük eines jungen Mannes zu gründen, und die Epoche ſeines Lebens zu machen — die Wünſche ſeines Herzens, ſeiner Familie, ſeiner Freunde — ja Ihre eigene mit eins zu erfüllen, kann dieſes Bewußtſein Ihnen ſüße ſein, ſo erwarte ich alles von Ihrer Entſchließung, und wenn ich es je dahin bringe, der Welt wichtig zu werden, ſo weiß ich auch gewiß, daß ich denjenigen nicht vergeſſe, dem ich alles, alles ſchuldig bin. Kann ich hoffen, die Entſchließung E. E. mündlich oder ſchriftlich zu hören? Ich erwarte ſie mit Sehnſucht und Ungedult.

F. Schiller.

Sr. Excellenz
Herrn Baron von Dahlberg.

Frankfurt a. M., den 1. Mai 1784.

Noch voll und warm von der Geſchichte des geſtrigen Abends eile ich, E. E. von dem Triumph zu benachrichtigen, den die Mannheimer Schauſpielkunſt feierlich in Frankfurt erhielt. Geſtern, Freitags, wurde Hn. Iſſlands Stück bei vollem Haus und ungewöhnlicher Stille mit auſſerordentlichem Beifall gegeben. Hr. Iſſland als Verfaſſer und Schauſpieler und Hr. Beil wurden mit lärmendem Händeklatſchen herausgerufen, und Alles bewies die äuſſerſte Achtung gegen die fürtrefflichen Abgeſandte des Mannheimer Theaters. Es iſt zu weitläuftig für einen Brief, meine Meinung über Großmanns Geſellſchaft auszukramen, das aber iſt zuverläſſig wahr, daß Iffland und Beil unter den beſten hieſigen Schauſpielern, wie der Jupiter des Phidias unter Tüncherarbeiten hervorragten. Nie habe ich lebendiger gefühlt, wie ſehr jedes andere Theater gegen das Unſrige zurückſtehen müſſe, als hier, und Großmann wird Mühe haben, nach der Abreiſe unſerer Schauſpieler, zu Frankfurt in ſeinem Werth zu bleiben. Es ſoll einer meiner angenehmſten Augenblicke ſeyn, Euer Excellenz ausführlich zu ſagen, wie ſehr gegründet dieſe Erklärung iſt, wenn ich die Gnade habe, mündlich mit Ihnen darüber zu ſprechen.

Wo wir hinkommen, beweiſt man dem Mannheimiſchen Theater die entſchiedenſte Achtung; Ifflands und Beils Spiel haben eine Reputation unter dem Frankfurter Publikum veranlaßt. Man iſt warm für die Bühne geworden. Jedermann ſagt auch, daß Großmanns Schauſpieler noch nie ſo warm als geſtern geſpielt haben; ein Beiſpiel, wie groß Muſter und Mitſchauſpieler zu wirken im Stande ſind. Heute iſt die väterliche Rache und Montag Kabale und Liebe; ich geſtehe, daß mir bei den ſchrecklichen Ausſichten auf meine Lady und dergl. bange iſt, konvulſiviſche Bewegungen auszuſtehen, wie ein Verurtheilter, und daß ich gerne auf die Ehre Verzicht thäte, eins meiner Stücke hier vorgeſtellt zu ſehen, wenn ich Großmanns mit guter Art davon zurück bringen könnte; indeſſen hoffe ich, daß meine Gegenwart, verbunden mit Ifflands und Beils Spiel, mehr bewirken ſoll, als Frankfurt von Großmanns Geſellſchaft erwartet. Iffland wird den Kammerdiener ſpielen, den ich, mit Weglaſſung aller amerikaniſchen Beziehungen, wieder ins Stück hineingeſchoben habe. Ich brenne vor Begierde, Euer Excellenz weitläufig alle Bemerkungen mitzutheilen, die ich hier machte, und noch machen werde, und ich weiß zuverläſſig, daß, wenn es möglich wäre, meine Achtung für das Mannheimer Theater zu vergrößern, nichts in der Welt dieſes mehr bewirken könnte, als mein hieſiger Aufenthalt.

Hr. Miller, der die Gnade hat, Euer Excellenz dieſen Brief zu übergeben, hat aus Nothwendigkeit und Eifer für die Mannheimer Bühne, alle angenehme Verbindungen abgebrochen, die ihn in unſere Geſellſchaft hier hielten.

um bei Zemire und Azor gegenwärtig zu ſein, und wird Euer Excellenz von dem Weitern benachrichtigen.

Ich bin mit der tiefſten Verehrung

Sr. Excellenz

unterthäniger

Schiller.

Herrn Baron von Dalberg

zu Mannheim.

(Beilage.)

Frankfurt a. M. den 1ten May 1784.

Nur mit wenig Worten, liebſter Freund! will ich Sie von dem guten Erfolg benachrichtigen, den Iffland und Beils Spiel hier gehabt haben. Bei einem vollgeſtopften Schauſpielhaus, und einer ſeit Kaiſerkrönung noch nie erhörten Stille iſt geſtern Hn. Ifflands Stück hier gegeben worden, und beide, Iffland und Beil, wurden mit ungeſtümem Applaudiſſement herausgerufen. Alles iſt für die Mannheimiſchen Schauſpieler enthuſiasmirt, und Großmanns Geſellſchaft, die geſtern ſich ſelbſt übertreffen haben ſoll, verſchwindet neben der unſrigen. Wir werden von Freſſerei zu Freſſerei herumgeriſſen, und kaum, daß ich einen nüchternen Augenblick erwiſche, wo ich Ihnen, mein Beſter! ein paar Zeilen ſchreiben kann. — Von Großmann viele Empfehlungen, das weitere aber kann ich Ihnen nur mündlich ſagen. Heute iſt die väterliche Rache, und Montag, mir zu Ehren, Cabale und Liebe, welche ich gern hintertreiben möchte, um meine Ohren nicht mißhandeln zu laſſen. Mir iſt Angſt für die hieſige Lady. Ihre Frau hat mich genug verwöhnt. Den Ausgang ſollen Sie mündlich erfahren. Bis dahin bin ich Ihr aufrichtigſter Freund

Schiller.

Küſſen Sie mir Ihre liebe Frau.

Hr. Rennſchub
Regiſſeur der Mannheimer Bühne.

Mannheim, den 4. Juni 1784.

Ich kann nicht läugnen, daß mir der Verfall mit meinem Manuſcript äußerſt unangenehm iſt, und daß, wenn ich nicht gezwungen ſein ſoll, durch eine ſtrenge Behauptung meiner darin geäußerten Grundſätze und Meinungen die ganze Geſellſchaft gegen mich zu erhitzen, eine ſchleunige Entſchließung von E. E. dazu nöthig iſt, mich und gewiſſermaßen Sie Selbſt aus der Verlegenheit zu reißen. Ich weiß kein anderes Mittel, als dieſes: Euer Excellenz ſchreiben noch

Klein

heute Abend an Hn. ....n, unter welchem Vorwand als Sie fur wichtig genug halten, daß er alle ihm zugeſchickten Papiere auf der Stelle durch Hn. Rennſchub an Sie verabfolgen laſſen ſoll. Geſchähe dieſes nicht, ſo wäre ....n inſolent genug, mein Mſcpt. in der morgenden Sizzung zu referiren, und ich könnte mich nicht anders als durch eine größere Sottiſe aus der Sache ziehen. Schreiben ihm aber E. E. um ſchleunige Auslieferung der Manuſcripte allenfalls unter dem Vorwand, daß Sie ſolche zu einem eigenen Aufſatze nöthig hätten, und ſchreiben Sie zugleich Rennſchub, daß er ſolche bei ....n abholen und Ihnen durch einen Expreſſen ſchicken ſoll, ſo kann vielleicht die Sache noch hintertrieben werden. Rennſchub fodert ſolche ....n ab, und dieſer hat nicht Zeit, einen ſchlimmen Gebrauch mehr davon zu machen. Dieß iſt der einzig mögliche Ausweg, den E. Exc. übrig haben, mir eine Verwirrung zu erſparen, worin ich, wenigſtens durch meine Schuld nicht, gerathen bin. Dieſe beide Briefe erwarte ich mit der größeſten Ungeduld durch den Expreſſen, der dieſen Brief überliefert, und bin mit vollkommenſter Achtung

Euer Excellenz

unterthäniger

Schiller.

P. P.

Julius von Tarent iſt vortrefflich, beinahe beſſer als das erſtemal, ausgefallen. Auch der verdächtige Freund ging ſehr gut, und das

Publikum hat Urſache mit beiden Stücken recht ſehr zufrieden zu ſein.

Es ſind einige Fremde hier, unter andern ein Baron von Straubelnsdorf aus Berlin, der ſich eben bei mir anſagen laſſen.

Madame Gruſike iſt gewiß für uns eine ſehr brauchbare Actrice, und keine andere, die mit ihr zu vergleichen wäre, würde unter den Bedingungen bleiben, die ſie aus Enthuſiasmus für unſere Bühne annehmen will. Das Publikum glaubt nicht anders, als daß ſie bleiben wird.

Mannheim, den 7. Juni 1784.

Der bedenkliche Umſtand mit meinem Mſcpt. iſt ganz zu meiner Beruhigung abgelaufen, ich hab es wieder in Händen, und K. dachte auch gar nicht mit einem Gedanken daran, daß ein Mißbrauch davon gemacht werden könnte. Ich war in der letzten Sitzung der G., und kann E. Excellenz ohngefähr ſo viel ſagen, daß man nur auf Ihre endliche Propoſition wartet, um über die beiden Vorſchläge das Letzte zu beſchlieſſen. Wenn Sie alſo noch Luſt, und für den Antheil der Geſellſchaft noch Achtung genug hätten, ſo glaube ich, daß wenigſtens ein Theil des vorgelegten Plans könnte durchgeſetzt werden. Meiner Meinung nach müßte vorzüglich und ausdrücklich dahin entſchieden werden, daß aus der Geſellſchaft ein engerer Ausſchuß von allenfalls 6 der Sache kundigen Mitgliedern zu Beurtheilung der Stücke und ihrer Vorſtellung auf der Bühne, errichtet würde, welcher pflichtmäßig gehalten wäre, ſchriftlich ſeine Meinung zu ſagen. In dieſem Ausſchuß müßten Euer Excellenz nothwendig Selbſt, und auch ich ſein, weil ſich doch natürlich vermuthen läßt, daß ſonſten ſchiefe und unſerm Theater inkonvenirende Kritiken die gute Sache überwägen könnten. — Schwan, Keibel, Profeſſor Günther, Reichert, Klein und Sambuga glaube ich, würden dem Fache am meiſten gewachſen ſein, und es auch mit dem größeſten Eifer betreiben. Doch werden E. E. der Geſellſchaft wahrſcheinlich darin nachgeben, daß ein jeder die Freiheit hat, über alle Geſichtspunkte eines Stücks und ſeines Spiels zu entſcheiden, — nicht aber die verſchiedenen Punkte getrennt, und einem Einzelnen anvertraut würden. Wenn dieß zu Stande kommt, ſo würde ich Euer Excellenz dann erſuchen, mich, gleichſam als wechſelſeitigen Secretär, die Schlüſſe der Geſellſchaft dem Theaterausſchuß, und die Antworten oder Anfragen des letztern der Geſellſchaft referiren zu laſſen. Auf dieſe Art würden beide Collegien durch mich in Zuſammenhang gebracht, und auf eine ſolenne Art mit einander verbunden.

Ueber das Werk der Geſellſchaft werden Euer Excellenz nunmehr Schwans ſchriftliche Meinung haben. Er hat mir ſeinen Brief an Sie mitgetheilt, und ich habe weiter nichts daran auszuſetzen, als daß unſre Bühne noch einmal ſo viel gewinnen würde, wenn die Dramaturgie ein eigentliches, periodiſch fortlaufendes Werk, und nicht ein bloßer Beitrag zu einem gemeinſchaftlichen, vielleicht mit den trockenſten Aufſätzen beſchwerten, und alle Jahr nur einmal erſcheinenden Buche wäre.

Ich weiß wohl, daß das Journal der Geſellſchaft aufhören wird, intereſſant zu ſein, wenn ich mit dem dramatiſchen Theil deſſelben zurücktrete, — ich wollte auch beinah darauf wetten, daß Schwan den Verlag aufgeben wird, wenn dieſer Artikel davon ausgeſchloſſen würde, aber eben darum hätte ich für die Aufnahme unſerer Bühne ſo ſehr gewünſcht, daß ich in den Stand geſetzt worden wäre, die Dramaturgie vor mich allein in die Welt zu ſchicken. Da E. E. verſichern, daß das Theater keinen Schritt für mich thun könne, und da ich von Buchhändlern keine hinlängliche Belehnung für meine Mühe in dieſer Sache erwarten kann, ſo fürchte ich alles für meinen ſchönen Entwurf, und ich höre auf, zu hoffen, daß er zu Stand kommen würde. Ich bekenne aufrichtig, daß es mir, wie den beſten hieſigen Schauſpielern leid thut, daß eine Anſtalt, die der hieſigen Bühne ſo glänzende Ausſichten öffnete, durch ein ſo geringes Hinderniß ſcheitern ſoll, und doppelt wehe thut es mir, weil ich fühle, was und wie viel ich zum Ruhm unſerer Bühne würde gethan haben.

Vor einigen Tagen iſt mir eine ſehr ſchmeichelhafte und angenehme Ueberraſchung widerfahren, die ich Euer Excellenz, da Sie doch gewiß daran Theil nehmen, ohnmöglich verſchweigen kann.

Mir wurden aus Leipzig von 4 unbekannten Perſonen Paquete und Briefe geſchickt, die voll Enthuſiasmus für mich geſchrieben waren, und von Dichteranbetung überfloſſen. Sie wurden mit 4 kleinen Portraiten begleitet, worunter 2 ſehr ſchöne Frauenzimmer ſind, und einer Brieftaſche, die mit dem beſten Geſchmack geſtickt iſt. Ein ſolches Geſchenk von fremden Menſchen, die dabei kein anderes Intereſſe haben, als mich wiſſen zu laſſen, daß ſie mir gut ſind, und mir für einige frohe Stunden danken, war mir äuſſerſt werth, und der lauteſte Zuſammenruf der Welt hätte mir kaum ſo angenehm geſchmeichelt. Wenn Euer Excellenz wieder hieher kommen, ſo werde ich das Vergnügen haben, Ihnen die artigen Kleinigkeiten zu zeigen.

Geſtern iſt endlich die lang im Werk geweſene Dido gegeben werden, ich zweifle aber beinahe, ob ſie den Beifall des Publikums haben wird. Meinen, ich geſtehe es, hat ſie nicht, Poeſie und Muſik rührten mich gleich wenig, und ich glaube, daß mein Urtheil ſo ziemlich das allgemeine iſt. Doch bin ich ſchlechterdings kein Kenner, und auch als Liebhaber maaſe ich mich nicht an, darüber zu ſprechen. Die Vorſtellung ging gut. Mlle. Baumann und Mme. Beck befinden ſich nicht wohl, und das dürfte vielleicht einige kleine Verwirrungen im Repertorium anrichten. Mme Genſike habe ich ſeit der Erklärung E. Excellenz, daß Sie ihr ſelbſt ſchreiben würden, nicht mehr geſprochen. Das Publikum iſt ſehr für ſie eingenommen, und ihre Nachfolgerin muß mehr als nur Gut ſein, um dem Theater keine Vorwürfe zuzuziehen.

Ich hätte gewünſcht, daß ich Euer Excellenz etwas Neues aus der Leipziger Meſſe zum Deſert hatte ſchicken, oder anzeigen können, aber morgen früh kommt erſt der Wagen mit den Büchern zu Schwan. — Meine Cabale und Liebe iſt in der Gothaer Zeitung ſo obenhin rezenſiret, gut gemeint, aber ohne alle Befriedigung für den nach der Sache begierigen Leſer. Ich bin jezt mehr als jemals über mein neues Schauſpiel verlegen. Woher ich nur Briefe bekomme, dringt man darauf, ich möchte ein großes hiſtoriſches Stück, vorzüglich meinen Karlos zur Hand nehmen, davon Gotter den Plan zu Geſicht bekommen, und groß befunden hat. Freilich iſt ein gewöhnliches bürgerliches Sujet, wenn es auch noch ſo herrlich ausgeführt wird, in den Augen der Großen, nach außerordentlichen Gemälden verlangenden Welt niemalen von der Bedeutung, wie ein kühneres Tableau, und ein Stück, wie dieſes, erwirbt dem Dichter, und auch dem Theater, dem er angehört, ſchnellern und größern Ruhm, als drei Stücke wie jenes. Von Euer Excellenz erwarte ich einen ernſthaften Rath zu meiner letzten Entſchließung, welches Sujet ich wählen ſoll? Carlos würde nichts weniger ſein, als ein politiſches Stück — ſondern eigentlich ein Familiengemälde in einem fürſtlichen Hauſe, und die ſchreckliche Situazion eines Vaters, der mit ſeinem eigenen Sohn ſo unglücklich eifert, die ſchrecklichere Situation eines Sohns, der bei allen Anſprüchen auf das größte Königreich der

Welt ohne Hoffnung liebt, und endlich aufgeopfert wird, müßten, denke ich, höchſt intereſſant ausfallen. Alles, was die Empfindung empört, würde ich ohnehin mit größter Sorgfalt vermeiden.

Ich ſchließe mit dem Wunſch, der zugleich Wunſch der ganzen Geſellſchaft iſt, Euer Excellenz bald hier zu ſehen, und verharre mit vollkommenſtem Reſpekt

Euer Excellenz

unterthäniger

F. Schiller.

Mannheim, den 2ten July 1784.

Ich befolge den Befehl Euer Excellenz, und ſchicke Ihnen den kurzen ſchriftlichen Aufſatz über mein Unternehmen einer Mannheimer Dramaturgie. Wenn die Sache wirklich, wie ich ganz gewiß glaube, Epoche für unſere Bühne macht, und die lezte Hand an das große Werk legt, unſer Theater in Teutſchland herrſchend zu machen, und ſeinen Ruhm zu befeſtigen, ſo fürchte ich keineswegs, daß meine Bedingniſſe, welche mir Nothwendigkeit und Billigkeit eingeben, davon abſchrecken werden.

Sonſt bin ich ſchlechterdings auſſer Stand, auch nur einen einzigen Schritt in der Sache zu thun, und der angenehme Traum kann nie in Erfüllung gehn. Ich erwarte von E. E. eine beſchleunigte Antwort, und werde, im Fall ſie meinen Wünſchen gemäß iſt, auf der Stelle meine Maaßregeln nehmen, und Briefe, die ſchon bereit liegen, der Poſt übergeben.

Mit vollkommenſter Achtung

E. E.

unterthäniger

F. Schiller.

Friedrich Schiller erbietet ſich gegen eine jährliche Gratifikation von [illegible] Dukaten eine Dramaturgie des Mannheimer Nationaltheaters im Druck zu liefern, und der Kurfürſtl. Theatral-Intendance eine beſtimmte Anzahl Exemplarien davon verabfolgen zu laſſen.

P. N.

Lebhaft überzeugt von dem ausgebreiteten Nutzen, den die Nationalbühne zu Mannheim von einer Dramaturgiſchen Monatſchrift haben wird, die ihren ganzen Gang, und ihre innere Beſchaffenheit dem ganzen teutſchen Publikum vorlegt, entſchloß ich mich, dieſes Werk anzugreifen, und mich ihm ganz zu widmen.

Meine Idee von dieſem Journal wäre ohngefähr folgende:

1) Voran ginge eine Geſchichte des hieſigen Theaters von ſeinem erſten Anfang bis auf die jetzige Zeit, mit ſeinen Hauptrevolutionen, und dem Verdienſt ſeiner Unternehmer.

2) Dann folgte eine General-Ueberſicht von Direktion, Oekonomie, Polizey, und dem gegenwärtigen herrſchenden Geſchmack auf derſelbigen.

3) Das Perſonale der Schauſpieler und Schauſpielerinnen, ihre Geſchichte, Rollenfach, Debits, und die individuelle Kritik über einen jeden beſonders.

4) Ein Verzeichniß der vorzüglichſten, auf die-

ſer Bühne bisher gegebenen Stücke, mit kurzen Bemerkungen über das jedesmalige Spiel und die Aufnahme vom Publikum.

5) Das fortlaufende Repertorium jedes Monats und die Beſchließungen des Ausſchuſſes, oder Theaterſenats.

6) Aufſätze über die dramatiſche Kunſt, theils von Schauſpielern, theils von dem Herausgeber des Journals, welche, meinem Plane nach, in wenigen Jahren das ganze Syſtem dieſer Kunſt enthalten würden.

7) Preisaufgaben von der Intendanz und deren Entſcheidung.

8) Für Anekdoten, Gedichte, Auszüge und andere unbeſtimmte Punkte bliebe ein eigener Artikel, unter dem Namen Beilage oder Miszellaneen ausgeſetzt.

Den Herausgeber dieſes Werks in die Verfaſſung zu ſetzen, daß er es mit dem ganzen Maaß ſeiner Kräfte und freiem unbefangenem Kunſtgefühl vollenden könne, wird erfordert, daß er durch eine anſtändige Vergütung von Seiten des Theaters unterſtützt, nicht nöthig habe, von dem Eigennutz eines Verlegers und den Zufällen des Buchhändlers abzuhängen. Wenn alſo die Intendanz des Theaters die vielen Vortheile, ſo Ihr aus Vollendung dieſes Werks zufließen, mit einem Aufwand von fünfzig Dukaten nicht zu theuer erkauft fürchtet, ſo iſt der Plan ſeiner Ausführung nahe, und ich unterziehe mich feierlich der möglichſt-vollkommenen Ausarbeitung dieſer Schrift; verſpreche, ſolche mit Anfang des Auguſts 1784 zu eröffnen, alle Sorgen des Verlags und des übrigen der Intendanz abzunehmen, und ihr jeden Monat eine beſtimmte Anzahl Exemplare frei auszuliefern. Kurfürſtl. hohe Theatralintendanz hat alſo bei dem ganzen Unternehmen nichts zu thun, nichts zu tragen, als durch Unterzeichnung dieſes Entwurfes den Herausgeber zur Ausführung deſſelbigen zu beſtimmen.

Gegeben Mannheim am 2ten Julius 1784.

Fridrich Schiller.

Mannheim, den 24ſten Auguſt 1784.

Ich ſchreibe Euer Excellenz dißmal auf gut Glück, denn ich habe vergeſſen, mir den Ort Ihres gegenwärtigen Aufenthalts beſtimmen zu laſſen, und bin alſo ungewiß, ob dieſer Brief bis zu Ihnen gelangen wird. Aber ich fühle ein Bedürfniß, endlich einmal wieder über Kunſt und Litteratur zu reden, und mit wem kann ich das beſſer, als mit Ihnen?

Ihre Abweſenheit von Mannheim hat meinem Genius längſt einen leidigen Zwang auferlegt, und ich verwünſche den Sommer, der Sie aus meiner Sphäre gezogen hat. Auch der feurigſten Phantaſie und der thätigſten Schöpfungskraft iſt eine elaſtiſche Feder nöthig, die ſie in Schwung bringen und erhalten muß, und die Maſchiene wird noch erwartet, die ſich ewig ſelbſt forttreibt, ohne aufgezogen zu werden. Mit Vergnügen ſehe ich die Blätter fallen, und die Vorboten des Herbſtes allmählich erſcheinen — denn das giebt mir Hoffnung, daß Sie bald wieder hier bleiben werden.

Ich habe gegenwärtig meine Zeit zwiſchen eigenen Arbeiten, und franzöſiſcher Lektüre getheilt. Warum ich das Leztere thue, werden E. E. gewiß billigen. Fürs Erſte erweitert es überhaupt meine dramatiſche Kenntniß, und bereichert meine Phantaſie, fürs andere hoffe ich dadurch zwiſchen zwei Extremen, Engliſchem und Franzöſiſchem Geſchmack in ein heilſames Gleichgewicht zu kommen. Auch nähre ich insgemein eine kleine Hoffnung, der teutſchen Bühne mit der Zeit durch Verſetzung der klaſſiſchen Stücke Corneilles, Racines, Chrebillons und Voltaires auf unſerm Boden eine wichtige Eroberung zu verſchaffen.

Carlos iſt ein herrliches Sujet, vorzüglich für mich. Vier große Karaktere, beinah von gleichem Umfang, Carlos, Philipp, die Königin und Alba öffnen mir ein unendliches Feld. Ich kann mir es jezt nicht verbergen, daß ich ſo eigenſinnig, vielleicht ſo eitel war, um in einer entgegengeſezten Sphäre zu glänzen, meine Phantaſie in die Schranken des bürgerlichen Kothurns einzäumen zu wollen, da die hohe Tragödie ein ſo fruchtbares Feld, und für mich, möcht ich ſagen, da iſt; da ich in dieſem Fache gröſſer und glanzender erſcheinen, und mehr Dank und Erſtaunen wirken kann, als in keinem andern, da ich hier vielleicht nicht erreicht, in andern übertreffen werden könnte, froh bin ich, daß ich nunmehr ſo ziemlich Meiſter über den Jamben bin: Es kann nicht fehlen, daß der Vers meinem Carlos ſehr viel Würde und Glanz geben wird.

Auf dieſen Winter freue ich mich. Ich bin ganz wieder in Thätigkeit, und glaube gewiß, daß ich in dieſer Zeit hier einbringen werde, was mich meine, beinahe jahrlange Unpäßlichkeit, die meinen ganzen Kopf verwüſtete, hat verſäumen machen. Durch mich allein wird und muß unſer Theater einen Zuwachs an vielen vortrefflichen neuen Stücken bekommen, worunter Makbeth und Timon, und einige franzöſiſche ſind. Nach

Carlos ist ein herrliches Sujet, vorzüglich für mich,
Umfang, Carlos, Philipp, die Königin und Al
es jezt nicht vergeben, daß ich so eigensinnig, vielleicht
Besten zu glauben, meine Phantasie in die Schranke
ten, da die Hof Tragödie ein so fruchtbares Fe
dessen Farbe größer und glänzender erscheinen, und
keinen andern, da ich hier vielleicht nicht anreich

pag 128.

ier große Karaktere beinahe von gleichem
lba schienen mir ein unendliches Feld. Ich kann mir
lt auch sonstig war, um die meinen entgegengesetzten
en Das bürgerliche [illegible] in Zaumen zu [illegible]
d, und für mich möchte ich sagen, daß ich jede ich ein
d mehr Staat und Geschauen wirken kann, als in
ll, im andern übertroffen werden könnte.

Friedrich Schiller.

dem Karlos gehe ich an den 2ten Theil der Räuber, welcher eine völlige Apologie des Verfaſſers über den erſten Theil ſein ſollen, und worinn alle Immoralität in die erhabenſte Moral ſich auflöſen muß. Auch dieſes iſt unermeßliches Feld für mich.

Euer Excellenz haben ganz recht gehabt, wenn Sie in meine Planſchmiederei ein Mißtrauen zu ſetzen anfiengen, aber wenn Sie abrechnen, wie oft und viel Kränklichkeit und üble Laune gegen meinen beſten Willen geſtritten haben, ſo werden Sie mir wenigſtens zugeben, daß dergleichen leere Entwürfe nicht aus dem Weſentlichen meines Charakters fließen.

Ueber meinen Entſchluß, Mediciner zu werden, und meinen dahin einſchlagenden Plan muß ich mündlich mit Ew. Excellenz reden, denn in einem Brief kann ich das nicht erſchöpfen. So viel kann ich Ew. Excellenz indeſſen verſichern, daß der Entſchluß feſt iſt, und daß ich ſchon zu dem Ende gehandelt habe.

Frau von Kalb, die nunmehr hier wohnt, wünſcht nichts mehr, als Ihre und der Frau v. Dalberg Bekanntſchaft zu machen. Ich bin überzeugt, daß Sie eine vortreffliche Perſon in ihr finden werden, die, ohne aus Ihrem Geſchlecht zu treten, ſich glänzend davon auszeichnet. Ifflands Lear bewundert ſie feurig, und eben das ſprechen auch die Beſten der Stadt.

Horazens Briefe von Wieland habe ich ganz und mit wahrem Vergnügen geleſen. Welche helle und reine Philoſophie, in die feinſte Sprache und die witzigſte, delikateſte Satyre gekleidet! Die Ueberſetzung iſt ganz vortrefflich, und, was nicht wenig iſt, teutſch, wie eine nationelle Schrift. Ich freue mich auf die übrigen Bände.

Von den Vorſtellungen dieſer Woche wüßte ich wenig zu ſagen. Zwiſchen zwei Vorſtellungen des Lears kann man mit Hausmannskoſt verlieb nehmen.

Mit gröſter Ungedult erwarte ich E. E. auf den verſprochenen Sonntag, und nenne mich mit vollkommenſter Hochachtung

Ihren

unterthänigen
F. Schiller.

Sr. Excellenz
dem Freiherrn von Dalberg
Hofkammer-Vicepräſidenten
Sr. Kurfürſtlichen Durchlaucht in der Pfalz u. ſ. ſ.
zu Hernsheim.
mit Gelegenheit.

Von Haus, den 19ten Jenner 1785.

Es iſt das erſtemal, daß ich über die theatraliſche Vorſtellung meines Stücks eigentlich meine Meinung ſage, und auch jezt würde ich es aus tauſend Urſachen nicht thun, wenn meine wahre Hochachtung für E. E. mir es nicht zur Pflicht machte, eh ich einen Schritt öffentlich thue, wenigſtens mich offenherzig gegen Sie zu erklären.

Ich weiß nicht, welchem politiſchen Raffinnement ich es eigentlich zuſchreiben ſoll, daß unſere Herrn Schauſpieler — doch meine ich nicht alle —

die Konvenienz bei ſich getroffen haben, ſchlechten Dialog durch gutes Spiel zu erheben, und guten durch ſchlechtes zu verderben. Es iſt das kleinſte Merkmal der Achtung, das der Schauſpieler dem Dichter geben kann, wenn er ſeinen Text memoriert. Auch dieſe kleine Zumuthung iſt mir nicht erfüllt werden. Es kann mir Stunden koſten, bis ich einem Perioden die beſtmöglichſte Rundung gebe, und wenn das geſchehen iſt, ſo bin ich dem Verdruſſe ausgeſezt, daß der Schauſpieler meinen mühſam vollendeten Dialog nicht einmal in gutes Deutſch verwandelt. Seit wie lang iſt es Mode, daß Schauſpieler den Dichter ſchulmeiſtern?

Geſtern hab ich das mehr als ſonſten gefühlt. Kabale und Liebe war durch das nachläßige Einſtudiren der mehreſten ganz in Lumpen zerriſſen.

Ich habe ſtatt meines Texts nicht ſelten Unſinn anhören müſſen. Wenn unſere Herrn Schauſpieler einmal die Sprache in der Gewalt haben werden, dann iſt es allenfalls auch Zeit, daß ſie ihrer Bequemlichkeit mit Extemporiren zu Hilfe kommen. Es thut mir leid, daß ich dieſe Anmerkung machen muß, noch mehr aber verdrüßt es mich, daß ich dieſe unangenehme Erſcheinung nur auf Rechnung ihres guten Willens und nicht ihrer Kunſt ſchreiben kann, daß eben dieſe Schauſpieler, die in den mittelmäßigſten Stücken vortrefflich — ja groß geweſen ſind, in dem meinigen gewöhnlich unter ſich ſelbſt ſinken. Wie erkläre ich das? Die Frauenzimmerrollen und H. Beck ausgenommen, dem ich es gerne vergebe, daß ihm die Rolle etwas fremder geworden iſt, und der die Lücken ſeines Spiels durch einige meiſterhafte Pinſelſtriche wieder gut machte, ſind die mehreſten andere Rollen unerhört vernachläßigt werden. Mir ſelbſt kann zwar an dieſem Umſtand wenig liegen, denn ich glaube behaupten zu dürfen, daß bis jezt das Theater mehr durch meine Stücke gewonnen hat, als meine Stücke durch das Theater. Niemals werde ich mich in den Fall ſetzen, den Werth meiner Arbeit von dieſem abhängig zu machen. Aber weil ich doch einmal von der hieſigen Bühne öffentlich ſprechen ſoll,* ſo konnte mir die Sache nicht gleichgültig bleiben.

Es ſteht bei Ew. Exc., welchen Gebrauch Sie von meiner gegenwärtigen Erklärung machen wollen. Welchen Sie aber auch machen mögen, ſo bin ich entſchloſſen, in der Rheiniſchen Thalia weitläufiger über dieſen Punkt mich herauszulaſſen. Ich glaube und hoffe, daß ein Dichter, der 3 Stucke auf die Schaubuhne brachte, worunter die Räuber ſind, einiges Recht hat, Mangel an Achtung zu rügen.

R. Schiller.

Von Haus, den 19ten Lenzmonat 1785.

Man erzählt mir, daß die Erſcheinung der rheiniſchen Thalia unter einigen Mitgliedern des hieſigen Theaters Bewegungen hervorgebracht habe, die mir auf einem kurfürſtlichen Theater faſt unerwartet ſind. Wenn ich bei Beurtheilung des Herrn Rennſchübs, und in etlichen Rollen auch ſeiner Frau, meinem beſſern Gefühl, und der vereinigten Stimme des beſſern Publikums hätte folgen wollen, ſo wären Mord und Todſchlag zu befürchten geweſen. Aber einer Frau ohne Erziehung vergebe ich jede Aufwallung der

Eitelkeit ſehr gerne, wenn ſie auch nur in die Wochenſtube gehörte. Wie ſehr bewundere ich bei dieſer Gelegenheit Ew. Excell., daß Sie 5 Jahre fähig waren, einer ſo reizbaren Menſchenklaſſe vorzuſtehen, ohne die Liebe eines einzigen Individuums zu verlieren. Was ich aber kaum verſchlucken kann, und was ich feſt entſchloſſen bin, zu rügen, iſt das Betragen des H. Böks. Herrn Bök habe ich mit einer Achtung beurtheilt, die er nicht verdient, und dieſer Mann erröthet dennoch nicht, auf öffentlicher Bühne mit Gebrüll und Schimpfwörtern und Händen und Füßen gegen mich auszuſchlagen, und auf die pöbelhafteſte Art von mir zu reden. Alles dieß habe ich haarklein erfahren. Nun beurtheilen Ew. Excellenz mein Urtheil über ihn im Repertorium, und ſein Betragen. Ich merke indeßen die Urſache ſeiner Erbitterung. Herr Böck hat Vergötterung erwartet, und keine gefunden. Auch iſt er durch meine Achtung für Beil, Beck, und Ifland beleidigt, und es verdrüßt ihn, daß ich ihn im Repertorium nicht auf den Thron geſezt habe. Wie tief ſteht er unter ſeinen 3 Rivalen! Aber er verdient, wenn einmal ausführlicher von hieſiger Bühne geſprochen wird, daß man ihn zu einer heilſamen Beſcheidenheit zuruckführe, und die Komödianten-ſalbe von ihm abwiſche.

Wenn Ew. Excell. heute Nachmitag eine halbe Stunde für mich übrig haben, ſo haben Sie die Gnade, mir ſolche zu beſtimmen

Schiller.

Sr. Excellenz
dem Hrn. Baron v. Dalberg.

Umrisse

zu

Schiller's Wilhelm Tell.

Erfunden und auf Stein gezeichnet

von

D. Carl Oesterley.

Goettingen,

1831.

Gedruckt bey Chr. Kleinmüller.

[illegible] Göttingen u. Berlin.

im Verlag bey den Gebr. [illegible]

Um bei der Betrachtung der vorliegenden Umrisse, den Gesichtspunkt zu bezeichnen, von dem ich bei dem Entwerfen derselben ausging, dürften einige Andeutungen, über die Auffassung und Darstellung derselben, vorauszuschicken seyn.

Es scheint, als könne man einen solchen Cyclus von Compositionen am passendsten mit einer Oper vergleichen. Wie hier in einer fortlaufenden Zeit die Musik, die verschiedenen Handlungen und zugleich Stimmungen des Gemüthes, durch die Begleitung und die Uebergänge vereinigt, so soll dieser innere Zusammenhang der bildlichen Darstellungen, durch die Wahl der Handlungen, und durch angemessene Darstellung derselben erreicht werden.

Eben so, wie nun bei der Oper die Ouvertüre, eine Einleitung zu dem ganzen Werke ist, welche uns einen Totaleindruck des Ganzen verschaffen, und uns in die Stimmung versetzen soll, um das Nachfolgende gehörig auffassen zu können, so soll das Titelblatt, im höhern Sinne genommen, denselben Zweck haben.

Besteht die Ouvertüre nicht etwa nur aus Bruchstücken der vorzüglichsten Arien der Oper, oder ist das Titelblatt nicht etwa nur eine Zusammensetzung einzelner Scenen aus den Haupthandlungen, wodurch nie ein Totaleindruck erreicht wird; so wird man, bei einer schärfern Vergleichung der Ouvertüre mit dem Titelblatte bald finden, welche Schwierigkeiten der bildende Künstler, im Verhältnisse zu dem musischen, zu überwinden hat.

Wenn der Musiker seine Gedanken in der Ouvertüre durch Uebergänge aus einem Akkorde zum andern, zu einem in sich abgeschlossenen Ganzen vereinigen kann, so bleibt dem Maler, um dasselbe zu erreichen, nur die Darstellung der symmetrischen Form des Ganzen, in welcher er sich, nach gewissen räumlichen Gesetzen, frei bewegen soll; was dort die fortgehende Zeit ist, ist hier der Raum.

Zum Erregen allgemeiner Vorstellungen, ist wohl keine Kunst geeigneter als die Musik; schwerer wird es ihr dagegen, ganz bestimmte Vorstellungen von Handlungen zu schaffen; dies ist das Reich der bildenden Kunst. — Will diese aber nun allgemeine Stimmungen der Seele hervorbringen, wie dies hier der Zweck des Titelblatt's, dort der Ouvertüre seyn soll, so kann es nicht vermieden werden, zu Allegorien die Zuflucht zu nehmen, und eben hierin besteht die grosse Schwierigkeit, und der Nachtheil des Malers, im Verhältnisse zum Musiker.

Allegorien beschäftigen den Verstand, nicht aber das Gefühl, und doch soll dies bei einem Kunstwerke hauptsächlich erregt werden. Der einzige Ausweg scheint hier der zu seyn, dass die allegorischen Figuren dergestalt in Handlungen dargestellt werden, dass sie zugleich, abgesehen von der nur dem Verstande erklärlichen Bedeutung, auch unser Gefühl anregen.

Diesen Bemerkungen darf ich einige Andeutungen, in Ansehung der einzelnen Darstellungen selbst, hinzufügen.

Je lebhafter ich es fühle, wie weit ich noch hinter dem mir gesteckten Ziele zurückgeblieben bin, desto mehr darf ich auf eine nachsichtige Beurtheilung dieser ersten Arbeit der Art von mir hoffen.

Das Titelblatt soll den Sieg der Freiheit, über die Tyrannei darstellen.

Da nun ohne göttliche Einwirkung nichts in der Welt vorgeht, so ist hier der göttliche Wille, in dem Engel der Rache personificirt. Der göttliche Wille äussert sich am schönsten in dem geistigen und materiellen Lichte; als solches erleuchtet die Sonne im Aufgehen von neuem die frei gewordene Schweiz. Das Unreine, Sündhafte, Materielle, muss vor der Macht des Lichtes weichen, und in den Schooss der Nacht, aus dem es hervorging, zurücksinken. Solche Wesen der Finsterniss, sind: die drei Landvoigte; Wolfenschiessen, welcher von Baumgarten m Bade erschlagen wurde; Gesler als der Haupttyrann, von Tell, dem Helden des Ganzen, erschossen, und der Landenberger, welcher, aus der Schweiz vertrieben, von dem Engel in den Abgrund gestürzt wird. Zu ihnen gesellt sich der Drache, das Symbol der Zwietracht, welcher im Sumpfe bei Weiler von Winkelried erstochen wurde. Albrecht I. aus dem Abgrunde emporsteigend, erscheint als mahnendes Bild, als Gewissensqual, dem Parricida, der den ihm von Tell bezeichneten Pfad zur Busse, an der Reus betreten hat.

Wolken, entstanden durch den Wasserstaub der niederbrausenden Reus und den Dampf des Abgrundes, lassen, zurückweichend vor den Strahlen des Lichts, einen Blick in das Innere der Schweiz zu. Eine Brücke über die Reus, welche die reine Regenbogenform, als Symbol der Versöhnung zwischen dem Leichten und dem Schweren, dem Guten und Bösen hat, bildet die Pforte des Paradieses der Schweiz, welches der Engel mit dem Flammberge schirmend bewacht.

Auf dieser Brücke ruht Tell, nach der Arbeit der Vermittlung zwischen dem Guten und Bösen, in der Umarmung seiner Frau und Kinder aus. Gessler's Hut, früher das Symbol der Tyrannei, ist jetzt das der Freiheit geworden. In den übrigen Figuren ist die letzte Scene in Schiller's Schauspiel dargestellt, wie die freien Schweizer heranziehen um Tell, dem Retter ihrer Freiheit, zu danken. Die drei Hauptmotive des Aufstandes der Schweizer, sind die Liebe zu der Geliebten, bei Rudenz, zu dem Vater, bei Melchthal, und zu der Gattin und den Kindern, bei Tell.

Rudenz neben der Bertha sagt die Schlussworte des Schauspiels:

„Und frey erklär' ich alle meine Knechte"

Attinghausen segnet ihn für diesen edlen Entschluss, und Kuoni reicht ihm zur Versöhnung den Becher, welchen er früher aus Stolz zurückwies. Unter ihm ist Armgart mit den Kindern.

Melchthal, auf der andern Seite, in die Schweiz hineinzeigend, verkündet dem blinden Vater die wiedergekehrte Freiheit. Unter ihnen zeigt Baumgarten seiner Frau den Retter Tell. Walther Fürst und Stauffacher erneuen das Band der Freundschaft, welche sie stark machte in der Zeit der Noth. Hinter allen diesen, ertheilt Rösselmann mit der Monstrans, der Feier der Freiheit die christliche Weihe.

Im Hintergrunde werden die drei Hauptbeschäftigungen der Schweizer, das Jäger-, Hirten- und Fischerleben, die nun wieder, nach überstandener Tyrannei, im Schutze der Freiheit, froh gedeihen, angedeutet. Es schien am passendsten, auf dem Titelblatte den Inhalt der drei, die Einleitung des Schillerschen Schauspiels, bildenden Lieder, als Schlussscene, als Folge des Vorangegangenen, anzudeuten. Jetzt, nach wieder erlangter Freiheit, wird der Fischerknabe das Lied beginnen:

Es lächelt der See u. s. w.

Kaum bedürfen die nachfolgenden zwölf Umrisse einer Erklärung, da durch die beschreibenden Worte, welche sich unter jeder Composition befinden, und die Angabe der Scene und des Aktes in Schillers Schauspiel, der Moment der Handlung angedeutet ist.

Tell's Character dürfte am besten bezeichnet werden, wenn er als schlichter Landmann dargestellt wird, welcher, so lange es irgend möglich ist, ruhig seine Bahn fortgeht, und nur durch das Unerhörte der Tyrannei bis zum Aeussersten getrieben wurde, welcher fest und kühn seine Entschlüsse ausführte, nachdem er stets vorher den Weg der Güte und des Rechts versucht hatte. So rettet er den Baumgarten Nro. 1. nachdem alles Zureden an den Steuermann vergeblich war. In Nro. 2. stellt er seine Betrachtungen über den Ausruf wegen des Huts ruhig an, fasst aber, während Stauffacher heftig darüber seinen Unwillen äussert, seinen Entschluss für die Folge. Nro. 6. schien mir in doppelter Beziehung, ein wichtiger Moment, einmal der Worte Hedwig's wegen:

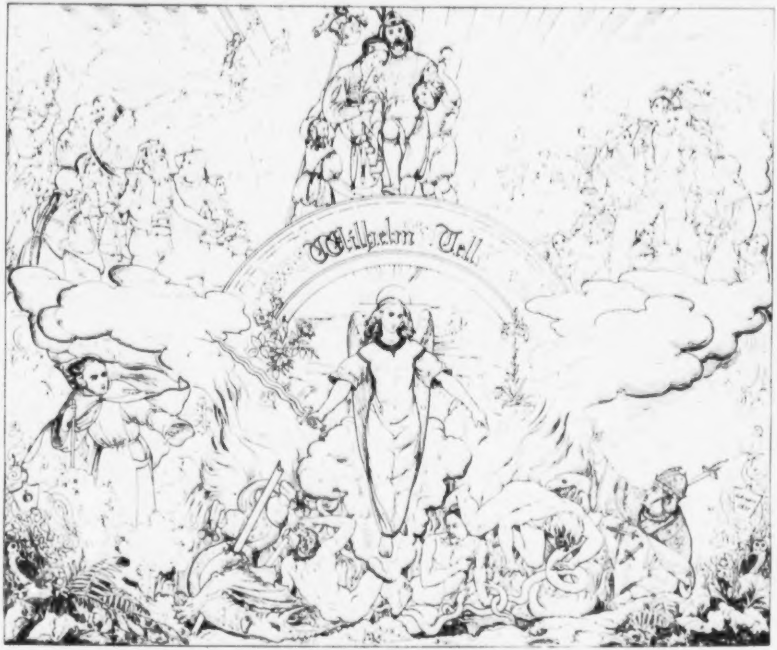
„Er hat vor dir gezittert — Wehe dir!
Dass du ihn schwach gesehn, vergibt er nie",

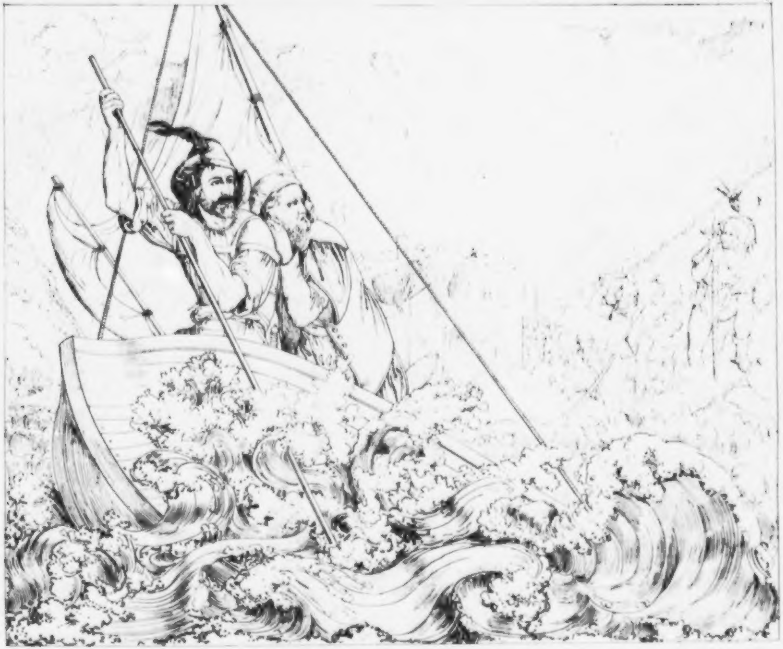
aus welchen die Ursache des Hasses des feigen Tyrannen gegen ihn hervorgeht, und dann schildert Schiller ihn hier am passendsten als den schlichten Alpenjäger, welcher sich seines Vortheils hier über den Landvoigt nicht bediente. Der Moment der Handlung in Nro. 8. schien deshalb in dieser Scene am passendsten zu seyn, weil er das Vorangegangene und Nachfolgende am klarsten errathen lässt, und so, als der Wendepunkt, zugleich den Uebergang zu den beiden ausserordentlichen Handlungen in Nro. 9 und 11 bildet. Im Contrast zum Parricida ist er Nro. 12. geschildert; er ist kein Mörder, sondern nur der Beschützer und Vertheidiger seiner Familie.

Schliesslich bemerke ich noch, dass die Unterschriften unter die Umrisse deshalb auch in englischer Sprache hinzugesetzt worden, weil sie eine metrische Uebersetzung des Schillerschen Wilhelm Tell's in das Englische vom Herrn Professor Thomas Collins Banfield, zu begleiten mit bestimmt sind.

Göttingen 1831.

D. CARL OESTERLEY.

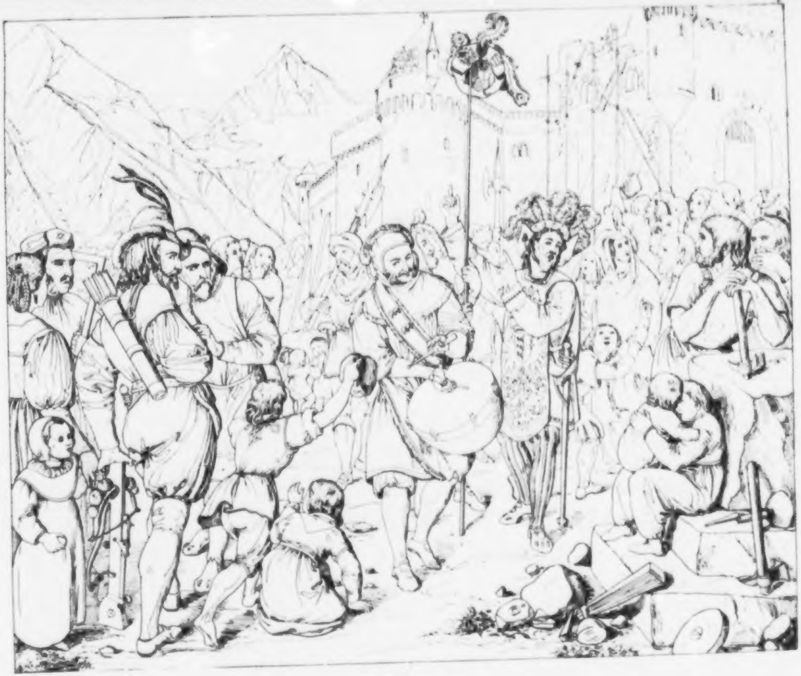

Wilhelm Tell



Kuoni (zum Ruodi) | Act I / Scene 1 | Kuoni to Ruodi

Ihr seid ein Meister Steuermann. Was sich
Der Tell getraute, das könntet Ihr nicht wagen?

You are a master helmsman, [illegible]
For all when Tell is not afraid to venture?



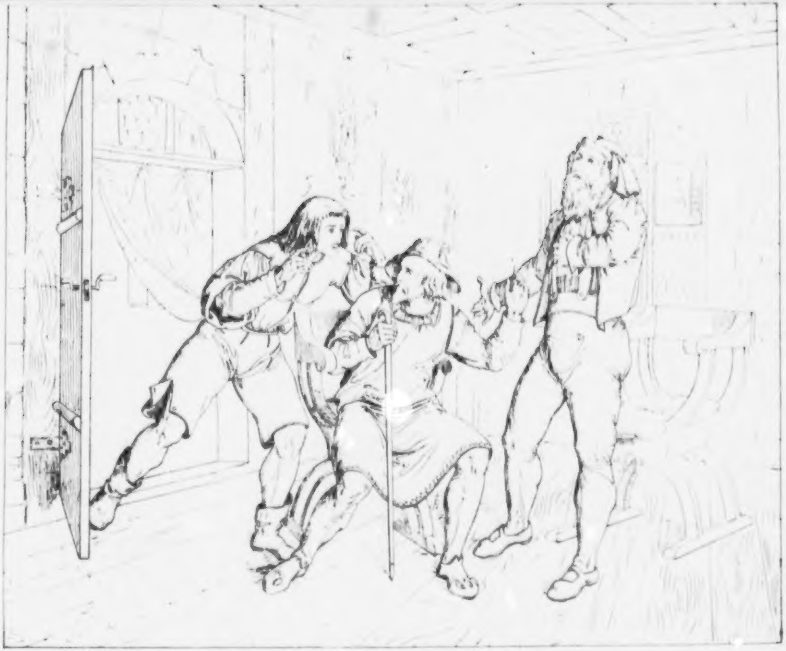
Ausrufer

Verfallen ist mit seinem Leib und Gut
Dem Könige wer das Gebot verachtet

Act 1
Scene 3

Crier

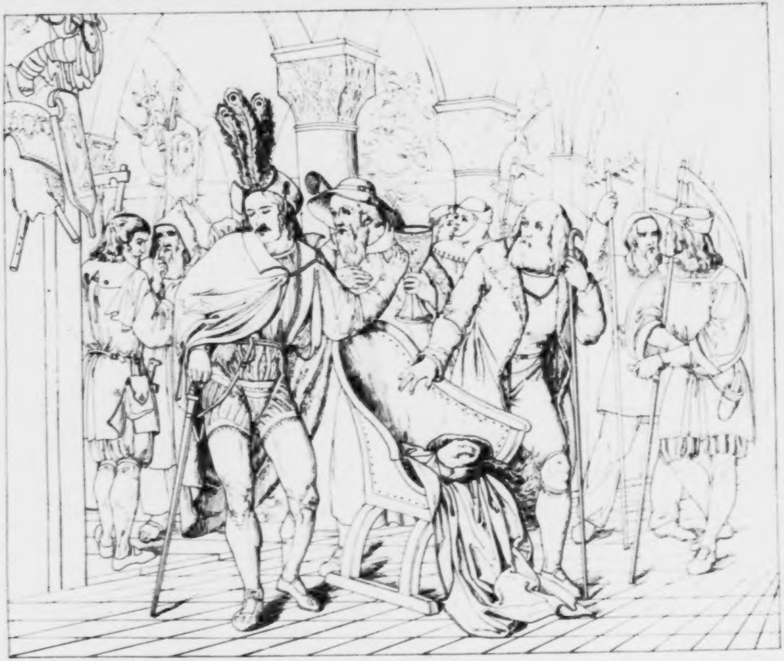
And he who disobeys this high command
Shall forfeit to the Emperor life and land



Act 1
Scene 4

Melchthal
In die Augen, sagt Ihr?
Stauffacher
Wer ist der Jüngling?

Melchthal
His eyes! you say, his eyes?
Stauffacher
Who is this youth?



[illegible]

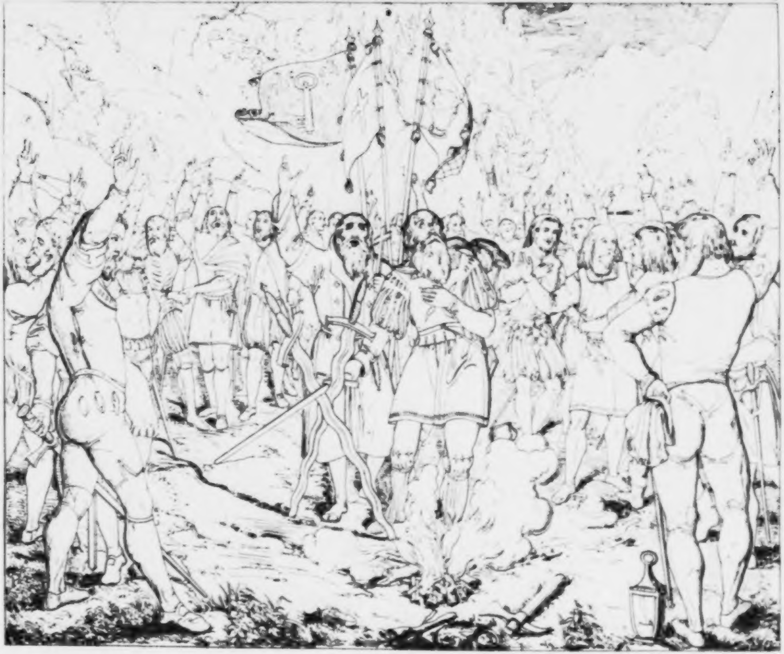
[illegible]

[illegible]

[illegible] einem Becher und aus einem [illegible]

[illegible]

[illegible] drink and with [illegible]



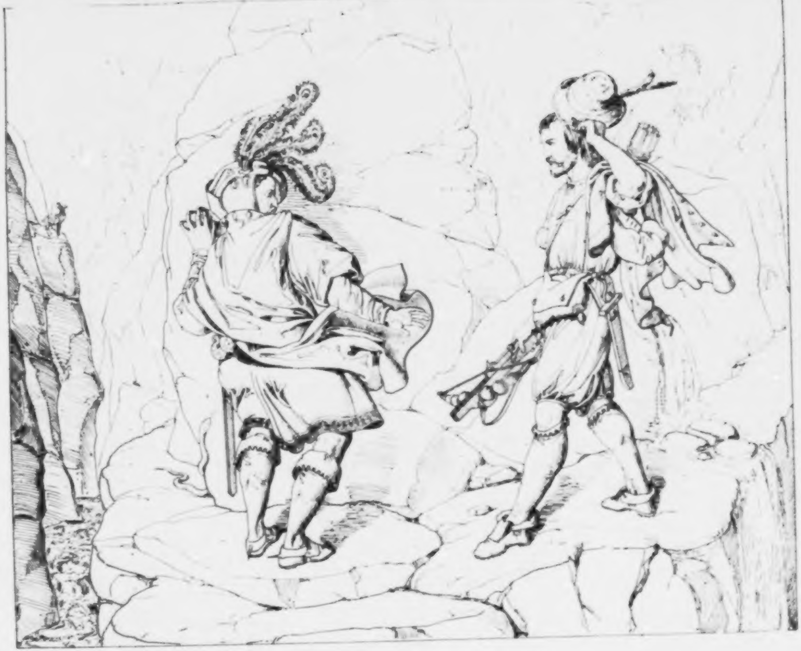
Rösselmann

Act 2
Scene 2

Rösselmann.

—Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.

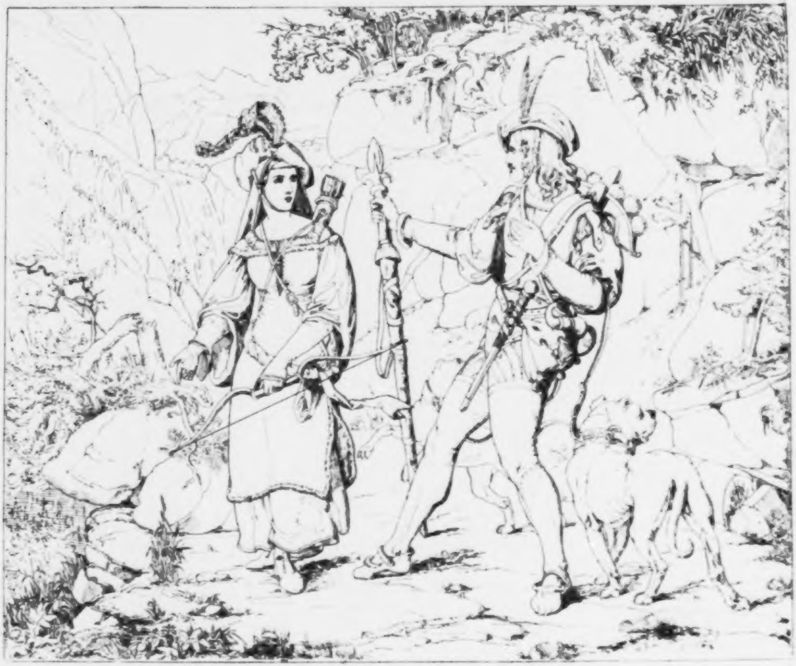
In the Almighty God we put our trust,
We will not fear what man can work against us!



Gessl. Act 3 Tell
Scene 1

Die Knie versagten ihm, ich sah es kommen
Dass er jetzt an die Felswand würde sinken
— Da jammerte mich sein, ich trat zu ihm
Bescheidentlich und sprach: Ich bin's, Herr Landvogt

His knees bent under him, I saw it coming,
And knew that he must sink against the rock
— My soul felt pity for him, I advanced
Humbly and spoke: „Lord Viceroy, it is I."



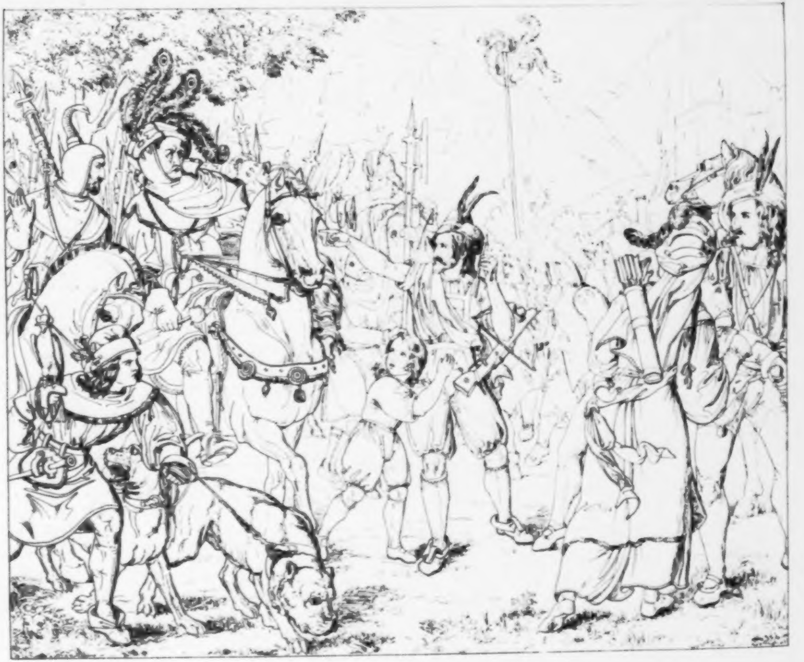
Bertha

Act 3
Scene 2

Dürft Ihr von Liebe reden und von Treue,
Der treulos wird an seinen nächsten Pflichten?

Bertha

And darest thou speak to me of truth and love,
That faithless art to thy most sacred ties?



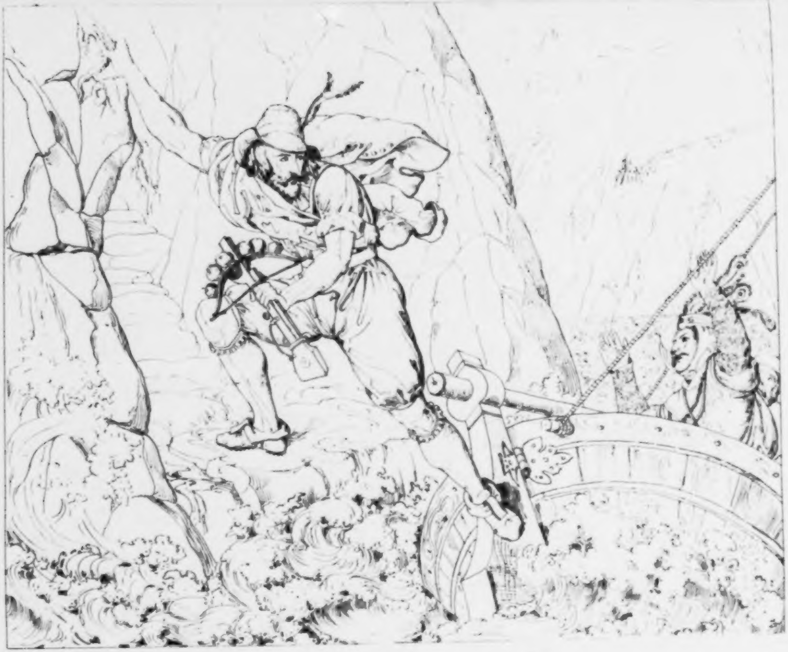
Tell.

Act 3
Scene 3

Tell.

Mit diesem zweiten Pfeil durchschoss ich Euch
Wenn ich mein liebes Kind getroffen hätte
Und Eurer — wahrlich, hätt' ich nicht gefehlt!

This second arrow should have pierced your heart,
If with my first I'd slain my darling child;
Your heart, believe me, I should not have missed!



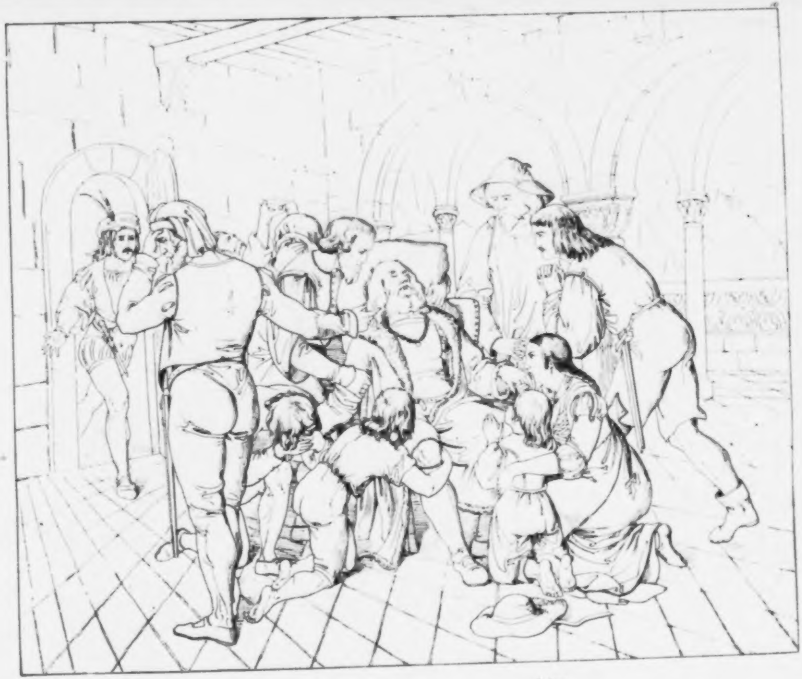
Tell

Und mit gewalt'gem Fusstoss hinter mich
Schleudr'ich das Schifflein in den Schlund
der Wasser

Act. 4
Scene 1

Tell

With powerful foot stroke as I sprang, I hurled
The vessel back into the [illegible]
surge



Rudenz.

Lebt er? O saget, kann er mich noch hören?

W. Fürst.

Ihr seid jetzt unser Lehensherr und Schirmer
Und dieses Schloss hat einen andern Namen.

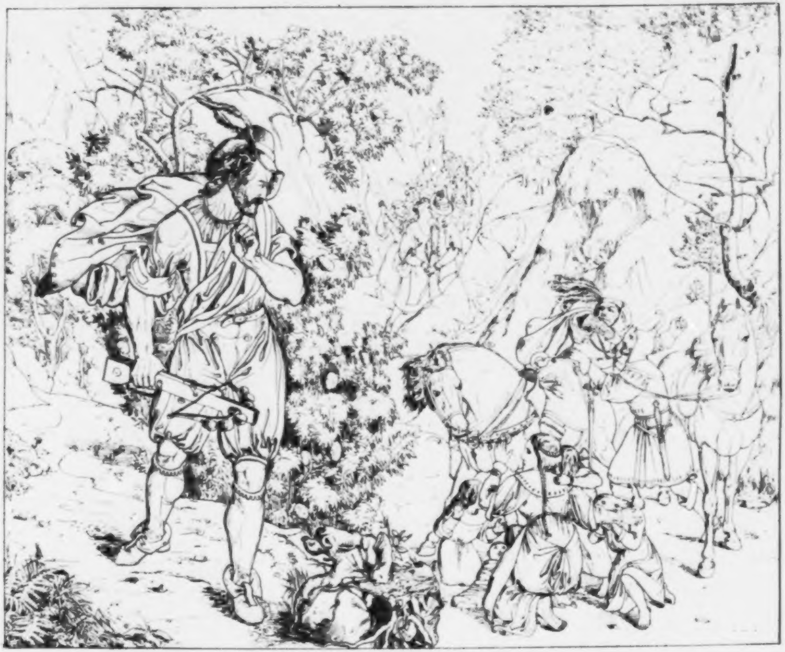
Act IV.
Scene 2.

Rudenz.

O tell me, does he live? Can he still hear me?

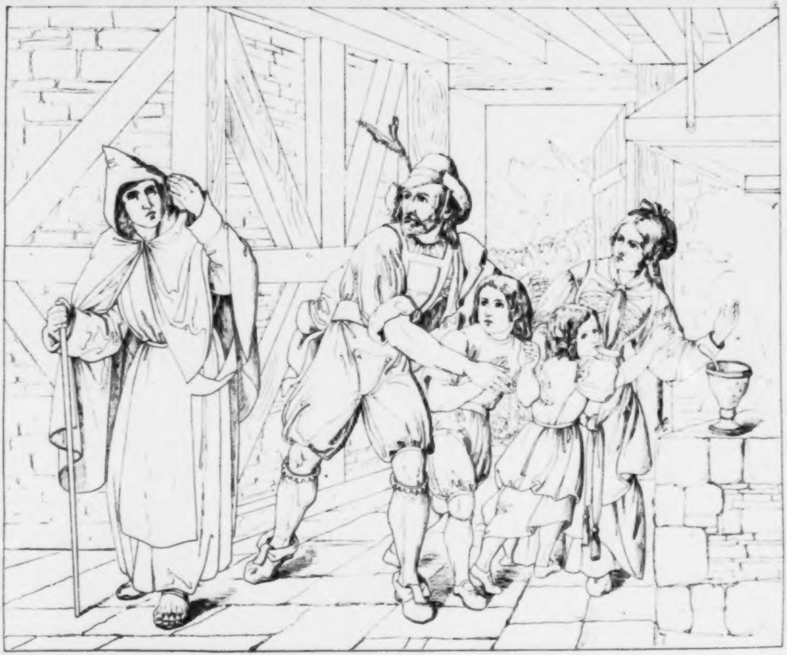
W. Fürst.

You are our lord, and our Protector now;
Henceforth the castle bears another name.



Gessler — Act 4 Scene 3 — Gessler.

Das ist Tell's Geschoss! — That was Tell's arrow!



Act 5.
Scene 2

Tell.

Frage nicht!
Fort, fort ! Die Kinder dürfen es nicht hören
Geh aus dem Hause ___ weit hinweg ! ... Du darfst
Nicht unter einem Dach mit diesem wohnen.

Tell.

Do not ask !
Away ! away ! The children must not hear.
Go, leave the house, far, far from here ! You dare not
Abide with him under one roof !

Friedrich von Schiller's

auserleſene

Briefe

in den Jahren

1781 — 1805.

Herausgegeben

von

Dr. Heinrich Doering.

Zeitz.
Bei Immanuel Webel.

1834.

Vorwort.

Den zahlreichen Freunden und Verehrern des unvergeßlichen Schiller wird die vorliegende Sammlung ſeiner Briefe in ſo fern eine willkommene Erſcheinung ſeyn, als dieſelben, chronologiſch geordnet, neben ſeinen wechſelnden Schickſalen, zugleich den Gang ſeiner Bildung und die Richtung bezeichnen, die ſein raſtlos ſtrebender Geiſt in den verſchiedenen Perioden ſeines Lebens nahm. Abſichtlich iſt in dieſe, aus mehr als vierhundert Briefen beſtehende, Sammlung nur dasjenige aufgenommen worden, was auf Schiller's äußeres und inneres Leben, auf ſeinen Charakter als Menſch und Dichter — in letzterer Hinſicht beſonders auf die Entſtehung ſeiner Werke und auf die Beurtheilung der Schriften Anderer — ein entſchiedenes Licht wirft. Es ſchien in jedem Fall zweckmäßig, nur eine Auswahl ſeiner Correſpondenz zu geben. Das Publikum verliert nichts, wenn es verſchont wird mit unbedeutenden Notizen der verſchiedenſten Art, die beſonders den ſechsbändigen Briefwechſel Schiller's mit Goethe entſtellen und vertheuern. Schwerlich kann irgend einem Leſer etwas gelegen ſeyn an der Mittheilung von allerlei Grüßen, Complimenten, unbedeutenden Aufträgen, von Klagen über die verſpätete Ankunft der zwiſchen Weimar und Jena hin und wieder wandelnden Botenfrauen u. ſ. w.

Dergleichen Trivialitäten wird man in dieſer Sammlung vergebens ſuchen. Sie aber, durch Benutzung aller irgend zugänglichen Quellen, möglichſt zu vervollſtändigen, iſt das Hauptſtreben des Herausgebers geweſen. Dafür möge eine kurze Anzeige ihres Inhalts ſprechen. Der Leſer findet hier außer einem Schreiben Schiller's an den verſtorbenen Großherzog Carl Auguſt von Sachſen-Weimar, Briefe des Dichters an Archenholz (J. W.), Beulwitz (Caroline v.), Brachmann (Louiſe), Dalberg (W. H. v.), Fichte (J. G.), Goeſchen (G. J.), Goethe (J. W. v.), Huber (L. F.), Humboldt (Wilh. v.), Jakobi (F. H.), Kant (J.), Kirms (F.), Klein (A. v.), Körner (C. G.), Kotzebue (A. v.), Lengefeld (Charlotte v.), Lengefeld (Frau v.), Matthiſſon (Fr. v.), Meyer (H.), Reinwald *) (Hofrath), Reinwald (Hofräthin), Roche (Sophie la), Rochlitz (Fr.), Schütz (C. G.), Schwan (C. F.), Süvern (J. W.), Wieland (C. M.), Wolzogen (Geh. Räthin v.), Wolzogen (W. v.) und Zumſteeg (J. R.).

---

*) Aus Verſehen iſt einigemal ſtatt Reinwald — Reinewald gedruckt worden.

Daß dieſe Briefſammlung als ein nicht unwichtiger Beitrag zu Schiller's Bildungsgeſchichte von Seiten des Publikums eine freundliche Aufnahme finden möge, iſt der herzliche Wunſch des Herausgebers.

Jena, im Februar 1834.

Dr. Heinrich Doering.

1.

An Dalberg *) in Mannheim.

Stuttgart den 6. October 1781.

Hier erſcheint endlich der verlorene Sohn oder die umgeſchmolzenen Räuber. Freilich hab' ich nicht auf den Termin, den ich ſelbſt feſtſetzte, Wort gehalten, aber es bedarf nur eines flüchtigen Blicks über die Menge und Wichtigkeit der getroffenen Veränderungen, mich gänzlich zu entſchuldigen. Dazu kommt noch, daß eine Ruhrepidemie in meinem Regiments-Lazareth mich von meinen otiis poëticis ſehr oft abrief. Nach vollendeter Arbeit darf ich Sie verſichern, daß ich mit weniger Anſtrengung des Geiſtes und gewiß mit noch weit mehr Vergnügen ein neues Stück, ja ſelbſt ein Meiſterſtück ſchaffen wollte, als mich der nun gethanen Arbeit nochmals unterziehen. — Hier mußte ich Fehlern abhelfen, die in der Grundlage des Stücks ſchon nothwendig wurzeln, hier mußte ich an ſich gute Züge den Grenzen der Bühne, dem Eigenſinn des Parterre, dem Unverſtand der Gallerie, oder ſonſt leidigen Conventionen aufopfern, und einem ſo durchdringenden Kenner, wie ich in Ihnen zu verehren weiß, wird es nicht unbekannt ſeyn können, daß es, wie in der Natur, ſo auf der Bühne, für Eine Idee, Eine Empfindung, auch nur Einen Ausdruck, Ein Colorit giebt. Eine Veränderung, die ich in Einem Characterzug vornehme,

---

*) Wolfgang Heribert Freiherr von Dalberg, geb. 1750, geſt. 1806 zu Mannheim als Großherzogl. Badenſcher Oberhofmeiſter und Staatsminiſter.

giebt oft dem ganzen Character, und folglich auch ſeinen Handlungen und der auf dieſen Handlungen ruhenden Mechanik des Stücks eine andere Wendung. Die Räuber ſtehen im Original unter ſich in lebhaftem Contraſt, und gewiß wird ein Jeder Mühe haben, vier oder fünf Räuber contraſtiren zu laſſen, ohne in einem von ihnen gegen die Delicateſſe des Schauplatzes anzurennen. Als ich es Anfangs dachte, und den Plan davon bei mir entwarf, dacht' ich mir die theatraliſche Darſtellung hinweg. Daher kam's, daß Franz als ein räſonnirender Böſewicht angelegt worden; eine Anlage, die, ſo gewiß ſie den denkenden Leſer befriedigen wird, ſo gewiß den Zuſchauer, der vor ſich nicht philoſophirt, ſondern gehandelt haben will, ermüden und verdrießen muß. In der veränderten Auflage konnte ich dieſen Grundriß nicht über'n Haufen werfen, ohne dadurch der ganzen Oeconomie des Stücks einen Stoß zu geben. Ich ſehe alſo mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit voraus, daß Franz, wenn er nun auf der Bühne erſcheinen wird, die Rolle nicht ſpielen werde, die er beim Leſen geſpielt hat. Dazu kommt noch, daß der hinreißende Strom der Handlung den Zuſchauer an den feinen Nüancen vorüberreißt, und ihn alſo um wenigſtens den dritten Theil des ganzen Characters bringt. Der Räuber Moor dürfte auf dem Schauplatz Epoche machen; einige wenige Speculationen, die aber auch als unentbehrliche Farben in dem ganzen Gemälde ſpielen, weggerechnet, iſt er ganz Handlung, ganz anſchauliches Leben. — Spiegelberg, Schweizer, Hermann u. ſ. w. ſind im eigentlichen Verſtande Menſchen für den Schauplatz; weniger Amalia und der Vater.

Ich habe ſchriftliche, mündliche und gedruckte Recenſionen zu benutzen geſucht. Man hat mehr von mir gefordert, als ich leiſten konnte; denn nur dem Verfaſſer eines Stücks, zumal, wenn er ſelbſt noch Verbeſſerer wird, zeigt ſich das non plus ultra vollkommen. Die Verbeſſerungen ſind wichtig, verſchiedene Scenen ganz neu, und meiner Meinung nach, des ganzen Stücks werth. Darunter gehören Hermann's Gegenintrignen, die Franz'ens Plan untergraben, ſeine Scene mit dieſem, die in der erſten Ausarbeitung (nach dem vollkommnen Sinn meiner Erfurter Recenſenten) gänzlich und ſehr unglücklich vergeſſen worden. Doch hat mein Recenſent den Ausgang dieſer Unterhandlung anders erwartet; aber ich bin überzeugt, mit weniger Gründen, als ich dieſen Ausgang, wie er jetzt iſt, für recht hielt. Die Scene mit Amalia im Garten iſt um einen Act zurückgeſetzt worden, und meine guten Freunde ſagen, daß ich im ganzen Stück keinen beſſern Act dazu hätte wählen können, als dieſen, keine beſſere Zeit, als einige Augenblicke vor Moor's Scene mit Amalien. Franz iſt der Menſchheit etwas näher gebracht, aber der Weg dazu iſt etwas ſeltſam. Eine Scene, wie ſeine Verurtheilung im fünften Act, iſt meines Wiſſens auf keinem Schauplatz erlebt; eben ſo wenig als Amalien's Aufopferung durch ihren Geliebten. Die Cataſtrophe des Stücks deucht mich nun die Krone deſſelben zu ſeyn. Moor ſpielt ſeine Rolle ganz aus, und ich wette, daß man ihn nicht in dem Augenblicke vergeſſen wird, wo der Vorhang gefallen iſt.

Wenn das Stück zu groß ſeyn ſollte, ſo ſteht es in der Willkühr des Theaters, Räſonnements abzukürzen, oder hie und da etwas, unbeſchadet des ganzen Eindrucks, hinwegzuthun. Aber dawider proteſtire ich höflich, daß beim Drucken etwas hinweggelaſſen wird; denn ich hatte meine guten Gründe zu allem, was ich ſtehen ließ, und ſo weit geht meine Nachgiebigkeit gegen die Bühne nicht, daß ich Lücken laſſe, und Charactere der Menſchheit für die Bequemlichkeit der Spieler verſtümmele.

In Abſicht auf die Wahl der Kleidung erlauben Sie mir nur die unmaßgebliche Bemerkung: ſie iſt in der Natur eine Kleinigkeit, niemals auf der Bühne. Meines Räubers Moor Geſchmack darin wird nicht ſchwer zu treffen ſeyn. — Einen Buſch trägt er auf dem Hut, denn dies kommt namentlich im Stück vor, zu der Zeit, da er ſein Amt niederlegt. Ich gäbe ihm auch einen Stock zu. Seine Kleidung müßte immer edel, ohne Ziererei, nachläſſig doch nicht leichtſinnig ſeyn.

Ein vortrefflicher junger Componiſt *) arbeitet an einer Symphonie für meinen verlorenen Sohn; ich weiß, daß ſie meiſterlich wird. — Entſchuldigen Sie die ungleiche Handſchrift, das Incorrecte der Schreibart. Mein Copiſt hat, nach Gewohnheit aller beſſer wiſſenwollenden Schreiber, die Orthographie oft erbärmlich mißhandelt.

2.

An Dalberg in Mannheim.

Stuttgart den 8. November 1781.

Die mit höchſter Begierde erwartete Antwort und Critik meines verlorenen Sohns habe ich richtig erhalten. — Das, was Ihnen darin tadelnswerth erſchienen, konnte ich freilich ſelbſt nicht ſo leicht finden, weil mir ſowohl gewiſſe Theaterbeziehungen unbekannt ſind, als auch das Stück ſelbſt in einer allzugroßen Nähe ſteht, daß der kritiſche Verſtand, der ſein Object nothwendig in perſpectiviſcher Entfernung geſtellt haben muß, über viele Nüancen hinweggleitet. Dies einzige kam mir befremdend vor, daß Sie die poetiſche Seite des Stücks in der Umarbeitung ungern vermiſſen, welche meinem Bedünken nach jederzeit mit Vortheil von einem Theaterſtück wegbleiben kann.

Das günſtige Urtheil über die Verdammung Franz'ens iſt mir um ſo angenehmer, da ich es weniger bei dieſem Falle, als etwa bei der Ermordung Amalien's und

---

*) **Johann Rudolph Zumſteeg**, geb. 1760 zu Sachſenflur im Odenwalde, geſt. 1802 als Herzogl. Würtembergiſcher Concertmeiſter in Stuttgart.

ihrer Situation mit dem Räuber im vierten Act erwartet hätte. Theatraliſch mag es immerhin von der auffallendſten Wirkung ſeyn. Daß Sie Amalia lieber erſchießen, als erſtechen laſſen wollen, gefällt mir ungemein, und ich willige mit Vergnügen in dieſe Veränderung. Der Effect muß erſtaunlich ſeyn, und kommt mir auch räubermäßiger vor. —

Wenn ich Ihnen auf die Frage: Ob das Stück nicht mit Vortheil in ſpätere Zeiten zurückgeſchoben werden könnte, meine unmaßgebliche Meinung ſagen darf, ſo geſtehe ich, ich wünſchte dieſe Veränderung nicht. Alle Charactere ſind zu aufgeklärt, zu modern angelegt, daß das ganze Stück untergehen würde, wenn die Zeit, worin es geführt wird, verändert würde. Doch meine Meinung iſt vielleicht zu einſeitig, und ſoll auch nicht binden. Sonſt wüßte ich nichts zur Legitimirung meiner Umarbeitung hinzuzuſetzen, wenigſtens nichts, was ſich leicht in die Grenzen eines Briefs einſchränken ließe. Lebendiger und anſchauender wäre vielleicht öfters meine Rechtfertigung der einzelnen Paſſagen ſelbſt; denn ich erinnere mich noch wohl, daß es mich hie und da eine kleine Anſtrengung gekoſtet hat, ſo und nicht anders zu handeln. Uebrigens unterwerfe ich meine Arbeit gänzlich dem Urtheil der Kenner, und habe alſo zu der Critik des vornehmſten unter dieſen kein Wort hinzuzufügen.

3.

An Dalberg in Mannheim.

Stuttgart den 12. Dezbr. 1781.

Mit der von Ihnen in Rückſicht auf den Verlag meines Schauſpiels getroffenen Veränderung bin ich vollkommen zufrieden. — Ich geſtehe Ihnen aufrichtig, daß ich die Zurückſetzung der Geſchichte meines Stücks in die Epoche des geſtifteten Landfriedens und unterdrückten Fauſtrechts — die ganze dadurch wohlerrungene neue Anlage des Schauſpiels für unendlich beſſer als die Meinige halte und halten muß, wenn ich vielleicht dadurch mein ganzes Schauſpiel verlieren ſollte. Allerdings iſt der Einwurf, daß ſchwerlich in unſerm hellen Jahrhundert, bei unſerer abgeſchliffenen Polizei und Beſtimmtheit der Geſetze eine ſolche meiſterloſe Rotte gleichſam im Schooß der Geſetze entſtehen, noch viel weniger einwurzeln und einige Jahre aufrecht ſtehen konnte — allerdings iſt dieſer Vorwurf gegründet, und ich wüßte nichts dagegen zu ſagen, als die Freiheit der Dichtkunſt, die Wahrſcheinlichkeiten der wirklichen Welt in den Rang der Wahrheit, und die Möglichkeit derſelben in den Rang der Wahrſcheinlichkeit erheben zu dürfen. Dieſe Entſchuldigung befriedigt allerdings die Größe des Gegentheils nicht. Wenn ich Ihnen aber dies zugebe — und ich geb' es mit Wahrheit und ungeheuchelter Ueberzeugung zu — was wird folgen? — Gewiß nichts anders, als daß mein Schauſpiel einen großen Fehler bei der Geburt bekommen, einen eigentlichen angeborenen Fehler, den die Hand der feinſten Chirurgie ewig nicht ausmerzen wird — einen Fehler, den es, wenn ich ſo ſagen darf, in's Grab mitnehmen muß, weil er in ſein Grundweſen verflochten iſt, und nicht ohne Deſtruction des Ganzen aufgehoben werden kann. Ich will mich näher zu erklären wagen.

I. Sprechen alle meine Perſonen zu modern, zu aufgeklärt für die damalige Zeit. Der Dialog iſt gar nicht derſelbe. Die Simplicität, die uns der Verfaſſer des Götz von Berlichingen ſo lebhaft gezeichnet hat, fehlt ganz. Viele Tiraden, kleine und große Züge, Charactere ſogar ſind aus dem Schooß unſerer gegenwärtigen Welt herausgehoben, und taugten nichts in dem Maximilianiſchen Alter. Mit Einem Wort, es ginge dem Stück wie einem Holzſtich, den ich in einer Ausgabe des Virgil gefunden: Die Trojaner hatten ſchöne Huſarenſtiefel, und der König Agamemnon führte ein paar

Piſtolen in ſeinem Halſter. Ich beginge ein Verbrechen gegen die Zeiten Maximilians, um einem Fehler gegen die Zeiten Friedrichs des Zweiten auszuweichen.

II. Meine ganze Epiſode mit Amalien's Liebe ſpielte gegen die einfache Ritterliebe der damaligen Zeit einen abſcheulichen Contraſt. Amalia müßte ſchlechterdings in ein Ritterfräulein umgeſchmolzen werden, und Sie ſehen von ſelbſt, dieſer Character, dieſe Gattung Liebe, die in meiner Arbeit herrſcht, iſt in das ganze Gemälde des Räuber Moor, ja in das ganze Stück ſo tief und allgemein hinein colorirt, daß man das ganze Gemälde übermalen muß, um es auszulöſchen. So verhält es ſich auch mit dem ganzen Character Franz'ens, dieſem ſpeculativen Böſewicht, dieſem metaphyſiſch-ſpitzfindigen Schurken. Ich glaube mit Einem Wort ſagen zu können: dieſe Verſetzung meines Stücks, welche ihm vor der Ausarbeitung den größten Glanz und die höchſte Vollkommenheit würde gegeben haben, macht es nunmehr, da es ſchon angelegt und vollendet iſt, zu einem fehlervollen und anſtößigen Quodlibet, zu einer Krähe mit Pfauenfedern. Verzeihen Sie dem Vater dieſe eifrige Fürſprache für ſein Kind. Es ſind nur Worte, und allerdings kann jedes Theater mit den Schauſpielen anfangen, was es will; der Autor muß ſich's gefallen laſſen. — Dies einzige werd' ich mir von Herrn Schwan *) ausbedingen, daß er es wenigſtens nach der erſten Anlage druckt. Auf dem Theater prätendire ich keine Stimme.

Die zweite Hauptveränderung mit der Ermordung Amaliens intereſſirte mich faſt noch mehr. Glauben Sie mir, es war dies derjenige Theil meines Schauſpiels, der mich am meiſten Anſtrengung und Ueberlegung gekoſtet hat, davon das Reſultat kein anderes war, als dies: daß Moor ſeine Amalia ermorden muß, und daß dies eine poſitive Schönheit

---

*) Buchhändler in Mannheim, und Churfürſtl. Pfälziſcher Hofkammerrath, geb. 1734 zu Prenzlau, geſt. 1815 zu Heidelberg.

ſeines Characters iſt, der einerſeits den feurigſten Liebhaber, anderſeits den Banditenführer mit dem lebhafteſten Colorit auszeichnet. Doch ich würde die Rechtfertigung dieſer Rolle in keinem Briefe erſchöpfen.

Da mir Herr Schwan ſchreibt, das Stück würde mit der Muſik und den unentbehrlichſten Pauſen gegen fünf Stunden ſpielen, ſo wird eine zweite Beſchneidung an demſelben vorgenommen werden müſſen. Ich wünſchte nicht, daß Jemand anders als ich, ſich dieſer Arbeit unterzöge, und ich ſelbſt kann es nicht ohne die Anſchauung einer Probe oder der erſten Vorſtellung ſelbſt. — Wenn es möglich wäre, daß Sie die Generalprobe des Stücks wenigſtens zwiſchen dem 20ſten bis 30ſten dieſes Monats zu Stande brächten, und mir die wichtigſten Unkoſten einer Reiſe zu Ihnen vergüteten, ſo hoffte ich in einigen Tagen das Intereſſe des Theaters und das meinige vereinigen, und dem Stück die theatraliſche Rundung geben zu können, die ſich nicht ohne wirkliche Gegenwart bei der Aufführung geben läßt. — Den Gedanken mit dem kleinen Avertiſſement vor Aufführung des Stücks finde ich vortrefflich, und ſende Ihnen daher in der Beilage einen Verſuch.

(Beilage.)

Die Räuber, ein Schauſpiel.

Das Gemälde einer verirrten großen Seele — ausgerüſtet mit allen Gaben zum Fürtrefflichen, und mit allen Gaben verloren. Zügelloſes Feuer und ſchlechte Cameradſchaft verdarben ſein Herz — riſſen ihn von Laſter zu Laſter — bis er zuletzt an der Spitze einer Mordbrennerbande ſtand, Greuel auf Greuel häufte, von Abgrund zu Abgrund ſtürzte, in alle Tiefen der Verzweiflung. — Groß und majeſtätiſch im Unglück, und durch Unglück gebeſſert, rückgeführt zum Fürtrefflichen. Einen ſolchen Mann wird man im Räuber Moor beweinen und haſſen, verabſcheuen und lieben. — Einen heuchleriſchen, heimtückiſchen Schleicher wird man entlarvt erblicken, und geſprengt ſehen in ſeinen eigenen Minen. — Einen allzuſchwachen nachgiebigen Verzärtler und Vater. — Die Schmerzen ſchwärmeriſcher Liebe, und die Folter herrſchender Leidenſchaft. Hier wird man auch nicht ohne Entſetzen in die innere Wirthſchaft des Laſters Blicke werfen, und aus der Bühne unterrichtet werden, wie alle Vergoldungen des Glücks den innern Wurm nicht tödten, und Schrecken, Angſt, Reue und Verzweiflung hart hinter ſeinen Ferſen ſind. Der Zuſchauer weine heute vor unſrer Bühne — und ſchaudere — und lerne ſeine Leidenſchaften unter die Geſetze der Religion und des Verſtandes beugen; der Jüngling ſehe mit Schrecken dem Ende der zügelloſen Ausſchweifungen nach, und auch der Mann gehe nicht ohne den Unterricht aus dem Schauſpiel, daß die unſichtbare Hand der Vorſicht auch den Böſewicht zum Werkzeug ihrer Abſichten und Gerichte brauche, und den verworrenſten Knoten des Geſchicks zum Erſtaunen auflöſen könne.

4.

An Dalberg in Mannheim.

Stuttgart den 26. Dezbr. 1781.

Sie haben mich in Ihrem letzten Briefe ſcharfſinnig genug nach Hauſe geſchickt, daß ich ſchweigen und abwarten muß. Scheinbar wenigſtens ſind Ihre ausgedachten Gründe im höchſten Grade, beſonders die Ariſtoteliſche Philoſophie und der ſophiſtiſche Geiſt des damaligen Jahrhunderts in Abſicht auf meinen Franz, daß ich ſelbſt bald Ihrer Meinung bin. Doch müßte man dem Leſer und Zuſchauer in Abſicht auf dieſes einen kurzen Aufſchluß in Dialogen ſelbſt geben. Was die Amalia betrifft, ſo glaube ich, kommt ſehr viel darauf an, wie ſolche geſpielt wird; das Unſchuldige, Einfache des Betragens amalgamirt ſich dann mit dem Text, und bildet daraus einen Haupteindruck, der nicht anders als vortheilhaft ſeyn muß. — Auf meinen Räuber Moor bin ich im höchſten Grade begierig, und von Herrn Bök, der ihn vorſtellen ſoll, höre ich nichts als Gutes. Ich freue mich wirklich darauf wie ein Kind. — Ich glaube, meine ganze dramatiſche Welt wird dabei aufwachen, und im Ganzen einen größern Schwung geben; denn es iſt das erſtemal in meinem Leben, daß ich etwas mehr als Mittelmäßiges hören werde.

5.

An den Hofkammerrath Schwan in Mannheim.

Stuttgart den 30. Dezbr. 1781.

Eine verdrießliche Sache ſcheint zwiſchen meine Hoffnung, die Räuber aufführen zu ſehen, zu treten. Herr v. Dalberg ſchreibt, daß ſolche den 10ten oder 12ten, und Sie, daß ſie den 8ten ſchon können gegeben werden. Nun iſt den 10ten Januar das Geburtsfeſt der Gräfin v. Hohenheim, von welchem Niemand, der vom Militärſtande iſt, oder ſonſtige Verhältniſſe gegen den Herzog hat, wegbleiben darf, da es in aller Solennität vollzogen werden ſoll. Sollte mein Stück alſo vor dem 10ten oder am 10ten ſelbſt vorgeſtellt werden, ſo geht es für mich verloren. Geſchieht es aber den 12ten oder noch ſpäter, ſo habe ich die beſte Hoffnung. Dieſes wollte ich Ihnen nur zu wiſſen thun, damit Sie die Freundſchaft für mich hätten, mich bei Zeit beſtimmter zu avertiren, ſonſt aber in Mannheim ſelbſt ſo viel als möglich von meiner Dahinreiſe zu ſchweigen, und auch den Herrn v. Dalberg und ſonſtige dieſer Sache kundige Perſonen um das nämliche zu bitten, weil ich vielleicht genöthigt ſeyn könnte, von dieſem Stillſchweigen Gebrauch zu machen.

6.

An Dalberg in Mannheim.

Stuttgart den 12. Januar 1782.

Ich wiederhole hier ſchriftlich die wärmſten Dankſagungen für die von Ihnen empfangene Höflichkeit und Gnade, für die Aufmerkſamkeit auf meine geringfügige Arbeit, für die Ehre und den Pomp, deſſen Sie mein Stück gewürdigt, und für alles, womit Sie die kleinen Vollkommenheiten deſſelben erhoben und ſeine Schwäche mit dem größten Aufwand der theatraliſchen Kunſt zu bedecken gewußt haben. Mein kurzer Aufenthalt in Mannheim geſtattete mir nicht, in's Detail meines Stücks und ſeiner Vorſtellung zu gehen, und weil ich nicht alles ſagen konnte, weil mir die Zeit zu ſparſam abgewogen und mein Incognito zu ſtreng war, ſo hielt ich es für beſſer, noch gar nichts zu ſagen. Beobachtet habe ich ſehr viel, ſehr viel gelernt, und ich glaube, wenn Deutſchland einſt einen dramatiſchen Dichter in mir findet, ſo muß ich die Epoche von der vorigen Woche zählen.

Sie werden mir erlauben, wenn ich die Vorſtellung der Räuber zu Mannheim nach meinen dabei angeſtellten Beobachtungen weitläuftig zergliedere, und in einer Abhandlung über das Schauſpiel öffentlich der Welt bekannt mache. Ich werde hier die drei trefflichen Spieler, Herrn Iffland, Herrn Bök und Herrn Beil vorzüglich zu characteriſiren ſuchen, nämlich in ſoweit ich aus den Rollen, die ſie ſpielten, auf ſie ſchließen darf. Ich werde mir die Freiheit nehmen, über die Grenzen des Dichters und Spielers zu reden, und in einigen Situationen mehr Licht auf meinen eignen Text werfen, wo ich glaube, daß er auf eine andere Art, als ich mir dachte, begriffen worden. Auf dieſe Abhandlung alſo, die nächſtens fertig und Ihnen zugeſchickt werden ſoll, berufe ich mich, und breche ab mit der einzigen Vorerklärung, daß ich als Verfaſſer des Stücks unſtreitig ein partheiiſcher und vielleicht allzuſtrenger Richter bin. Dies einzige geſteh' ich Ihnen, daß die Rolle Franz'ens, die ich für die ſchwerſte erkenne, als ſolche über meine Erwartung, welche nicht gering war, in den wichtigſten Punkten vortrefflich gelang. Auch die Rolle der Amalia gewann durch die Vorſtellung mehr, als im Leſen.

7.

An Dalberg in Mannheim.

Stuttgart den 1. April 1782.

Ich würde die Unwahrheit reden, wenn ich meine immer wachſende Neigung zum Drama verleugnete, die einen großen Theil meiner Glückſeligkeit auf dieſer Welt ausmachen ſoll, und doch habe ich vor Verfluß eines halben Jahres wenig Hoffnung, ſie befriedigen zu können. Meine gegenwärtige Lage nöthigt mich, den Gradum eines Doctors der Medicin in der hieſigen Carlsuniverſität anzunehmen, und zu dieſem Ende muß ich eine mediciniſche Diſſertation ſchreiben, und in das Gebiet meiner Handwerkswiſſenſchaft noch einmal zurückſtreifen. Freilich werde ich von dem milden Himmelsſtrich des Pindus einen verdrießlichen Sprung in den Norden einer trocknen terminologiſchen Kunſt machen müſſen; allein was ſeyn muß, zieht nicht erſt die Laune und die Lieblingsneigung zu Rath. Vielleicht umarme ich dann meine Muſe um ſo feuriger, je länger ich von ihr geſchieden war; vielleicht finde ich dann im Schooß der ſchönen Kunſt eine ſüße Indemniſation für den facultiſtiſchen Schweiß.

Ich zweifle nicht, daß ich zu Ende dieſes Jahres die Verſchwörung zu Genua vollendet ſehe, woran ich ſchon einen großen Theil vorausgearbeitet habe. — An den Götz von *Berlichingen* habe ich mich noch nicht gewagt, weil ich beſorgte, der Verfaſſer möchte ſich dadurch beleidigt finden. Wenn Sie durch Ihr Anſehen und perſönliche Bekanntſchaft mit *Göthe'n* mir vollkommene Freiheit hierin verſchaffen könnten, ſo würde ich, während meiner mediciniſchen Beſchäftigungen, in der Umarbeitung dieſes Stücks die angenehmſte Erholung finden. — Die verſprochene Critik über die Verſtellung meiner *Räuber* verſpare ich auf diejenige Zeit, wenn ich mehrere Piecen aufführen geſehen habe. — Unterdeß hab' ich irgendwo in einem vaterländiſchen Journal einige Worte davon geſagt.

8.

An Dalberg in Mannheim.

Stuttgart den 24. Mai 1782.

Das ungeduldige Verlangen, mein Schauſpiel zum zweitenmale aufführen zu ſehen, und die dazu kommende Abweſenheit meines Herrn veranlaßten mich und einige Freunde und Damen, die eben ſo voll Begierde, wie ich, ſind, die *Räuber* auf *Dalberg's* Bühne zu ſehen, eine Reiſe nach Mannheim zu unternehmen, welche Morgen ſchon vor ſich gehen wird. Da das nun der Hauptzweck unſerer Reiſe iſt, und mir überhaupt an einem vollkommenen Genuſſe meines Schauſpiels unendlich viel liegt, ich auch mit deſto größerem Vortheil bei meinem wirklich unter den Händen habenden Stück zu Werke gehen würde, ſo wäre meine ſehnlichſte Bitte an Sie, mir bis Dienſtag den 28ſten dieſes Monats zu dieſer Freude zu verhelfen. Da ein Wink von Ihnen das ganze Rad treibt, und ich übrigens von der Gefälligkeit der Herren Schauſpieler dieſe Freundſchaft für mich erwarten kann, ſo ſchmeichle ich mir, nicht umſonſt zu *reiſen*, denn ich reiſe doch nur deswegen. Jetzt erſt würde ich mit ganzer Seele mich in die Vorſtellung verlieren, und mit vollen Zügen an dieſem Anblick mich weiden können. — Ich kann mich nicht länger als bis Dienſtag Nachts in Mannheim verweilen, werde alſo im Ganzen zweien Schauſpielen beiwohnen können. Wie glücklich wär' ich, wenn meine Räuber eins davon ſeyn könnten!

9.

An Dalberg in Mannheim.

Stuttgart den 4. Juni 1782.

Ich habe das Vergnügen, das ich in Mannheim in vollen Zügen genoß, ſeit meiner Hieherkunft durch die epidemiſche Krankheit gebüßt. Und noch bereue ich beinah die glücklichſte Reiſe meines Lebens, die mich, durch einen höchſt widrigen Contraſt meines Vaterlandes mit Mannheim, ſchon ſo weit verleitet hat, daß mir Stuttgart und alle ſchwäbiſche Scenen unerträglich und ekelhaft werden. Unglücklicher kann bald Niemand ſeyn, als ich. Ich habe Gefühl genug für meine traurige Situation, vielleicht auch ſelbſt Gefühl genug für das Verdienſt eines beſſern Schickſals, und für beides nur — eine Ausſicht.

Darf ich mich Ihnen in die Arme werfen, vortrefflicher Mann? Ich weiß, wie ſchnell ſich Ihr edelmüthiges Herz entzündet, wenn Mitleid und Menſchenliebe es auffordern; ich weiß, wie ſtark Ihr Muth iſt, eine ſchöne That zu unternehmen, und wie warm Ihr Eifer, ſie zu vollenden. Meine neuen Freunde in Mannheim, von denen Sie angebetet werden, haben es mir mit Enthuſiasmus vorgeſagt, aber es war dieſer Verſicherung nicht nöthig. Ich habe ſelbſt, da ich das Glück hatte, eine Ihrer Stunden für mich zu nutzen, in Ihrem offnen Blick weit mehr geleſen. Dies macht mich nun ſo dreiſt, mich Ihnen ganz zu geben, mein ganzes Schickſal in Ihre Hände zu liefern, und von Ihnen das Glück meines Lebens zu erwarten. Noch bin ich wenig oder nichts. In dieſem Norden des Geſchmacks werde ich niemals gedeihen, wenn mich ſonſt glücklichere Sterne und ein griechiſches Klima zum wahren Dichter erwärmen würden. — Brauch' ich mehr zu ſagen, als dies, um von Dalberg alle Unterſtützung zu erwarten? — Könnten Sie in das Innere meines Gemüths ſehen, welche Empfindungen es durchwühlen, könnte ich Ihnen mit Farben ſchildern, wie ſehr mein Geiſt unter dem Verdrießlichen meiner Lage ſich ſträubt — Sie würden, — ja, ich weiß gewiß — Sie würden eine Hülfe nicht verzögern, die durch einen oder zwei Briefe an den Herzog geſchehen kann.

10.

An Dalberg in Mannheim.

Stuttgart den 15. Juli 1782.

Sie werden ohne Zweifel nicht wenig Verwunderung bezeigen, wenn ich Ihnen ſage, daß ich wegen meiner letzten Hinreiſe zu Ihnen 14 Tage in Arreſt geſperrt wurde. Alles ward meinem Landesherrn haarklein berichtet. Ich habe deswegen eine perſönliche Unterredung mit ihm gehabt.

Wenn Sie glauben, daß ſich meine Ausſichten, zu Ihnen zu kommen, möglich machen laſſen, ſo wäre meine einzige Bitte, ſolche zu beſchleunigen. Warum ich dies jetzt doppelt wünſche, hat eine Urſache, die ich keinem Briefe anvertrauen darf. Dies einzige kann ich Ihnen für ganz gewiß ſagen, daß in etlichen Monaten, wenn ich in dieſer Zeit nicht das Glück habe, zu Ihnen zu kommen, keine Ausſicht mehr da iſt, daß ich jemals bei Ihnen leben kann. Ich werde alsdann gezwungen ſeyn, einen Schritt zu thun, der es mir unmöglich machen würde, in Mannheim zu bleiben.

Mein Trauerſpiel, die Verſchwörung des Fiesko zu Genua, wird bis in die Mitte des Auguſt fertig, und fähig ſeyn, Ihnen zur Prüfung vorgelegt zu werden. — Die Geſchichte des Spaniers Don Carlos verdient allerdings den Pinſel eines Dramatikers, und iſt vielleicht eins von den nächſten Süjets, die ich bearbeiten werde. — Wagner's Kindesmörderin *) hat rührende Situationen und intereſſante Züge. Doch erhebt ſie ſich über den Grad der Mittelmäßigkeit nicht. Sie wirkt nicht ſehr auf meine Empfindung, und hat zu viel Waſſer. Um den Macbeth hat er nicht das geringſte Verdienſt.

11.

An Dalberg in Mannheim.

Im Auguſt 1782.

Sobald ich Ihnen ſage, ich bin auf der Flucht, ſo hab' ich auch mein ganzes Schickſal geſchildert. Aber noch kommt das Schlimmſte hinzu. Ich habe die nöthigen Hülfsmittel nicht, die mich in den Stand ſetzten, meinem Mißgeſchicke Trotz zu bieten. Ich habe mich von Stuttgart, meiner Sicherheit wegen, ſchnell, und zur Zeit des Großfürſten **) losreißen müſſen. Dadurch hab' ich meine bisherigen ökonomiſchen Verhältniſſe plötzlich durchriſſen, und nicht alle Schulden berichtigen können. Meine Hoffnung war auf meinen Aufenthalt zu Mannheim geſetzt; dort hoffte ich, von Ihnen unterſtützt, durch mein Schauſpiel, mich nicht nur ſchuldenfrei, ſondern auch überhaupt in beſſere Umſtände zu ſetzen. Dies ward durch meinen nothwendigen plötzlichen Aufbruch hintertrieben. Ich ging leer hinweg, leer an Börſe und Hoffnung. Es könnte mich ſchaamroth machen, daß ich Ihnen ſolche Geſtändniſſe thun muß, aber ich weiß, es erniedrigt mich nicht. Traurig genug, daß ich auch an mir die gehäſſige Wahrheit beſtätigt ſehn muß, die jedem freien Schwaben Wachsthum und Vollendung abſpricht.

---

*) Heinrich Leopold Wagner, geb. 1747 zu Straßburg, geſt. 1779 zu Frankfurt am Main als Dr. der Rechte und Advocat. Die Idee zur Kindesmörderin (in Wagner's Theaterſtücken. Frankf. a. M. 1779) gehört eigentlich Göthe'n. S. deſſen Dichtung und Wahrheit aus meinem Leben. Bd. 3. S. 383 u. f.

**) Paul. Um ihn und ſeine Gemahlin, eine geborne Prinzeſſin von Würtemberg, zu empfangen, waren damals glänzende Feſtlichkeiten in Stuttgart veranſtaltet worden.

Wenn meine bisherige Handlungsart, wenn alles das, woraus Sie meinen Character erkennen, Ihnen ein Zutrauen gegen meine Ehrliebe einflößen kann, ſo erlauben Sie mir freimüthig, Sie um Unterſtützung zu bitten. So höchſt nothwendig ich jetzt des Ertrags bedarf, den ich von meinem Fiesko erwartete, ſo wenig kann ich ihn vor drei Wochen theaterfertig liefern, weil mein Herz ſo lange beklemmt war, weil das Gefühl meines Zuſtandes mich gänzlich von dichteriſchen Träumen zurückriß. Wenn ich ihn aber bis auf beſagte Zeit nicht nur fertig, ſondern, wie ich auch hoffen kann, würdig verſpreche, ſo nehme ich mir daraus den Muth, Sie um gütigſten Vorſchuß des mir dadurch zufallenden Preiſes gehorſamſt zu bitten. — Ich hätte ungefähr noch 200 fl. nach Stuttgart zu bezahlen, und ich darf es Ihnen geſtehen, daß mir das mehr Sorgen macht, als wie ich mich ſelbſt durch die Welt ſchleppen ſoll.

Dann wird mein Reiſemagazin in 8 Tagen erſchöpft ſeyn. Noch iſt es mir gänzlich unmöglich, mit dem Geiſte zu arbeiten. Ich habe alſo auch in meinem Kopf keine Reſſourcen. Wenn Sie — da ich doch einmal alles geſagt habe — mir auch hiezu 100 fl. vorſtrecken würden, ſo wäre mir gänzlich geholfen. Entweder würden Sie dann die Gnade haben, mir den Gewinnſt der erſten Vorſtellung meines *Fiesko* mit aufgehobenem Abonnement zu verſprechen, oder mit mir über einen Preis übereinkommen, den der Werth meines Schauſpiels beſtimmen würde. — In beiden Fällen würde es mir ein Leichtes ſeyn (wenn meine jetzige Bitte die alsdann erwachſende Summe überſtiege) beim nächſten Stück, das ich ſchreibe, die ganze Rechnung zu applaniren. — Da mein gegenwärtiger Zuſtand aus dem bisherigen hell genug wird, ſo find' ich es für überflüſſig, Sie mit einer *drängenden Vermahlung* meiner Noth zu quälen. Schnelle Hülfe iſt alles, was ich jetzt noch denken und wünſchen kann.

12.

An Dalberg in Mannheim.

Oggersheim den 16. Novbr. 1782.

Ich lebe gegenwärtig in der größten Erwartung, wie Sie meinen *Fiesko* befunden, und wie ſich überhaupt meine Vorausſetzungen von dem Stück beſtätigt oder nicht beſtätigt haben. — Es ſollte ein ganzes großes Gemälde des wirkenden und geſtürzten Ehrgeizes werden. Wenn es das wirklich iſt, ſo zweifle ich keineswegs, daß es der Theaterdirection, dem Schauſpieler und Zuſchauer ein ziemliches zumuthen wird. Sobald ich aber freie Macht bekäme, das Stück noch außerdem nach *meinem* Sinn herauszugeben, wo ich den Theaterzweck ganz aus den Augen ſetzen dürfte, ſobald ich dazu befugt würde, ſollte das Stück durch Herausnahme einer einzigen Epiſode in ein ſimpleres Theaterſtück ſchmelzen. —

Ich logire hier im Viehof, unter dem Namen *Schmidt*, wenn Sie mich mit einer Antwort beehren wollen.

13.

An den Hofkammerrath Schwan in Mannheim.

Bauerbach den 8. Dezbr. 1781.

Jetzt erſt kann ich Ihnen mit aufgeheitertem Gemüth ſchreiben; denn ich bin an Ort und Stelle, wie ein Schiffbrüchiger, der ſich mühſam aus den Wellen gekämpft hat. Nunmehr bin ich in der Verfaſſung, ganz meiner Seele zu leben, und ich werde ſie ſehr benutzen. Da ich die nothwendige Bequemlichkeit habe, ſo brauch' ich eine Zeitlang für nichts zu ſorgen, als mich zu einem großen Plan vollends auszubilden. Dieſen Winter ſeh' ich mich genöthigt, nur Dichter zu ſeyn, weil ich auf dieſem Wege meine Umſtände ſchneller zu arrangiren hoffe. Sobald ich aber von dieſer Seite fertig bin, will ich ganz in mein Handwerk verſinken.

Bei meiner neulichen ſchnellen und heimlichen Abreiſe war es mir unmöglich, von Ihnen, mein beſter Freund, Abſchied nehmen zu können. Ich thue es jetzt, und ſage Ihnen für Ihre zärtliche Theilnahme an meinen Schickſalen meinen aufrichtigſten Dank. Meine damalige Verfaſſung gab mir Gelegenheit genug, meine Freunde auf die Probe zu ſtellen, und ſo unangenehme Erfahrungen mir auch dabei aufſtießen, ſo bin ich doch durch die Bewährung einiger wenigen-genug ſchadlos gehalten. Geben Sie mir einmal Gelegenheit, Ihnen zu beweiſen, daß Sie ſich für keinen Alltagsmenſchen intereſſirten. Sie werden zu den großen Verbindlichkeiten, die Sie mir bis jetzo ſchon auflegten, noch die größeſte hinzufügen, wenn Sie meinen zurückgelaſſenen Freund und Landsmann *) in Ihren Schutz nehmen. Ich weiß nicht, ob er in Mannheim zu bleiben geſonnen iſt. Wenn Sie aber glauben, daß ihm ſolches ange-

---

*) Der Name deſſen, von dem Schiller hier ſpricht, läßt ſich nicht ausmitteln.

rathen werden kann, ſo unterſtützen Sie ihn mit Ihrem Rath und Ihren Empfehlungen.

Sie waren ſo gütig, mich Ettinger'n *) zu empfehlen. Dadurch erweiſen Sie mir einen wahren Dienſt; denn außerdem, daß ich zu meinen Producten einen vortheilhaften Verleger wünſche, wird mich Ettinger auch mit Büchern verſehen, welche ſelbſt anzuſchaffen, bei gegenwärtigen Umſtänden für mich unmöglich iſt.

Wenn Sie den Druck meines Fiesko beſchleunigen können, ſo verbinden Sie mich ſehr. Sie wiſſen, daß nur das Verbot, Schriftſteller zu ſeyn **) mich aus Würtembergiſchen Dienſten getrieben hat. Wenn ich nun von dieſer Seite nicht bald in meinem Vaterlande von mir hören laſſe, ſo wird man meinen Schritt grundlos und unnütz finden. Befördern Sie's, ſobald Sie können. In vierzehn Tagen haben Sie Vorrede und Zuſchrift.

14.

An die Geh. Räthin v. Wolzogen in Walldorf bei Meinungen.

Bauerbach den 4. Januar 1783.

Ich kam ganz wohlbehalten von Masfeld hier an. Aber meine Prophezeihung wurde wahr. Seit Ihrer Abweſenheit bin ich mir ſelbſt geſtohlen. Es geht uns mit großen lebhaften Entzückungen wie demjenigen, der lange in die Sonne geſehen. Sie ſteht noch vor ihm, wenn er das Auge längſt davon weggewandt. Er iſt für jede geringern Strahlen erblindet.

---

*) Buchhändler in Gotha.

**) Vergl. Schiller's Leben von Heinrich Döring. Weimar 1824. S. 56.

Aber ich werde mich wohl hüten, dieſe angenehme Täuſchung auszulöſchen. — Sie glauben nicht, wie nöthig es iſt, daß ich edle Menſchen finde, dieſe müſſen mich mit dem ganzen Geſchlecht wieder verſöhnen, mit welchem ich mich beinah überworfen hätte. — Es iſt ein Unglück, daß gutherzige Menſchen ſo leicht in das entgegengeſetzte Ende geworfen werden — den Menſchenhaß, wenn einige unwürdige Charactere ihre warmen Urtheile betrügen. Gerade ſo ging es mir. Ich hatte die halbe Welt mit der glühendſten Empfindung umfaßt, und am Ende fand ich, daß ich einen Eisklumpen in den Armen habe.

Ich gehe alſo nicht über Meinungen, ſondern gerade von Bauerbach nach Walldorf. Dem Wetter wird ſchlechterdings nicht nachgefragt. Es iſt ſchon ſchlimm genug, daß die Geiſterwelt ſo viele Plane zernichtet, die Körperwelt ſoll mir keine Freuden meines Lebens verderben.

15.

An die Geh. Räthin v. Wolzogen.

Bauerbach den 10. Januar 1783.

Ohne Zweifel werden Sie wegen des Recidivs des üblen Wetters meinethalben beſorgt geweſen ſeyn; daher verliere ich keine Zeit, um Ihnen von meiner glücklichen Ankunft in B. Nachricht zu geben. Ich nahm den Weg dahin über Dreißigacker und Maßfeld, wobei ich eine halbe Stunde gewann. Der Weg wäre erträglich geweſen, wenn mir Wind und Wetter nicht zugeſetzt hätten.

So kann ich alſo doch mit dem Schickſal zufrieden ſeyn, weil ich Sie die kurze Zeit Ihres Hierſeyns recht genieſſen kann. Aber die Zeit eilt ſo ſchnell, und das nächſte Mal, das ich Sie ſehe, kommt ſchon der Abſchied wieder. — Es iſt ſchrecklich, ohne Menſchen, ohne eine mitfühlende Seele zu leben; aber es iſt auch eben ſo ſchrecklich, ſich an irgend ein Herz zu hängen, wo man, weil doch nichts in der Welt Beſtand hat, nothwendig einmal ſich losreißen und verbluten muß.

16.

An Wilhelm v. Wolzogen in Stuttgart.

Frankfurt am Main im Januar 1783. *)

Mein Schickſal hat mich nun hieher geführt. Schon oft wollte ich Dir ſchreiben; aber da ich unter ſo mißlichen Umſtänden lebe, ſo traue ich den Poſten wegen meiner Briefe nicht, und noch viel weniger bei ſolchen Briefen, die in die Academie **) gehen. Man hat euch vielerlei Gerüchte von mir vorgeſchwatzt, wie mir Wieland bei ſeiner Durchreiſe in Mannheim erzählt hat. Ich hätte die Bekanntſchaft eines Engländers gemacht, der ſeine Großmuth an mir zeigen wollte; allein Du weißt, daß der Menſch, dem ich mich ganz überlaſſen ſoll, nicht von gemeinem Schlag ſeyn darf.

Schwatzte ich Dir nicht immer, als wir noch beiſammen waren, ***) von meinen Schickſalen ungefähr ſo, wie ſie nun geworden ſind? Ich kann's nicht mehr ſo leiden. — Ich reiſe nach Amerika, und dies ſoll mein Abſchiedsbrief ſeyn. — Ich habe bei einem hieſigen Handelshauſe genauen Unterricht, wie man fortkommt in der neuen Welt. Aber, wirſt Du fragen, was darinnen thun? Das ſollen Zeit und Umſtände beſtimmen. Ich habe meine Medicin nicht vernachläſſigt — auch die Philoſophie könnt' ich dort als Profeſſor lehren — vielleicht auch in's Politiſche mich einlaſſen — vielleicht auch gar nichts von dem Allen. — Aber Trauerſpiele werd' ich deswegen nicht aufhören zu ſchreiben — Du weißt, daß mein ganzes Ich daran hängt. Wenn's Gelegenheit giebt, ſollſt Du von mir hören aus Amerika, oder vielleicht ſchreib' ich Dir noch einmal aus den Niederlanden. Lebe wohl, theuerſter Freund, und fahre fort mich zu lieben, wie ich Dich liebe. Grüße Peterſen, Abel und was ſonſt meinem Herzen theuer war.

---

*) Von der genannten Stadt aus hatte Schiller dieſen, in Bauerbach geſchriebenen Brief datirt, um die Nachforſchungen nach ſeinem Aufenthalt irre zu leiten.

**) Die Carlsacademie in Stuttgart.

***) Wilhelm v. Wolzogen, nur wenige Jahre jünger als Schiller, war mit dieſem gleichzeitig Zögling der Carlsacademie.

17.

An die Geh. Räthin v. Wolzogen.

Im Januar 1783. *)

Ich habe eine Hauptveränderung in meinen Planen gemacht, und da ich anfangs nach Holland wollte, wende ich mich jetzt vielleicht gar nach England. Doch gewiß iſt es noch nicht, ſo große Luſt ich habe, die neue Welt zu ſehen. Wenn Nordamerika frei wird, ſo iſt es ausgemacht, daß ich hingehe. In meinen Adern ſiedet etwas — ich möchte gern in dieſer holprigen Welt einige Sprünge machen, von denen man erzählen ſoll.

Schreiben Sie mir doch, und laſſen Sie mich hören, daß Sie meine Freundin noch ſind. Ich habe ſeit einigen Wochen — aber Sie müſſen es mir verzeihen — ein Gerücht ausgeſprengt, daß ich nach Bauerbach ſey. Ihnen kann es nicht ſchaden, aber mir nützen. Für's erſte hätt' ich allen meinen Freunden vor den Kopf geſtoßen, wenn ich ihnen geſtanden hätte, daß ich nicht nach Berlin gehen wollte, wozu ſie mir,

---

*) Fälſchlich von Hannover aus datirt.

die Mannheimiſchen beſonders, ſo edle Offerten gemacht. Für's zweite wär' ich gern ohne Streicher *) gereiſt, der mich ohne Zweifel hätte begleiten wollen, wenn er meinen wahren Plan gewußt hätte. Für's dritte wär' ich gern incognito gereiſt.

Sobald man es aber in Mannheim oder Frankfurt erfahren hätte, würde es jetzt überall bekannt ſeyn, daß ich nach Hannover ſey. Glaubt man aber, daß ich in Bauerbach ſey, ſo bin ich vor allen Entdeckungen ſicher. Endlich und letztens bin ich vor überläſtigen Briefen geſichert, wenn man meinen Aufenthalt in Hannover nicht weiß. Nach Bauerbach kann man ſchreiben. Sie haben ja einen Verwalter dort — nicht? — der kann meine Correſpondenz unterhalten. —

Sie haben mich in Ihrem letzten Briefe gebeten, den Herzog in Schriften zu ſchonen, weil ich doch (meinen Sie) der Academie viel zu verdanken hätte. Ich will nicht unterſuchen, wie weit dem ſo iſt, aber mein Wort haben Sie, daß ich den Herzog von Würtemberg nie verkleinern werde; im Gegentheil habe ich ſeine Parthei gegen Ausländer (Franken und Hannoveraner beſonders) ſchon hitzig genommen.

Legen Sie Ihren Brief (wenn Sie mich nicht ſchon vergeſſen haben und einer Antwort würdigen) bei meinen Eltern nieder. — Ich ſehe Sie vielleicht nie wieder; aber mein Herz iſt bei Ihnen, und wenn Sie allein ſind, ſo denken Sie bei ſich ſelbſt: »Jetzt denkt man einige hundert Stunden weit an mich.«

---

*) Ein edelmüthiger Freund, der ihn bei ſeiner Flucht aus Stuttgart mit Geld unterſtützt hatte.

18.

An die Geh. Räthin v. Wolzogen.

Bauerbach den 1. Februar 1783.

Gott ſey Dank, eine Woche ohne Sie auf dem Rücken. Alſo von vierzehn, die bevorſtunden, eine vom Halſe. Ich wünſchte, daß die Zeit alle ihre Geſchwindigkeit bis auf den Mai zuſetzte, damit ſie hernach deſto abgematteter ginge. Meine Wünſche und meine Träume haben Sie begleitet, beſte Freundin. Wo Sie auch ſind, werden Sie ſolches Geſolge von mir bekommen. —

Eben wandert ein Brief an meine Eltern fort. Doch hab' ich, ſo viel ich von Ihnen ſprechen mußte, kein Wort von Ihrem bisherigen Hierſeyn, oder den fröhlichen Augenblicken unſers hieſigen Beieinanderſeyns verloren. Sie ſelbſt haben alſo das Alles noch zu erzählen, und werden vermuthlich ein paar aufmerkſame Zuhörer finden. —

Heut haben wir einen ſo trefflichen Frühlingstag, daß mir die ganze Zukunft, die ſo angenehm vor mir liegt, zu Gedächtniß kommt. Wie werth müſſen ſolche Tage alsdann ſeyn, wenn ſie ihre Farben von der Freundſchaft entlehnen. — Ich mache einen Ausflug auf den Berg und das Wäldchen. Vielleicht ſchieße ich einen Raubvogel.

19.

An den Rath Reinewald in Meinungen. *)

Bauerbach den 21. Februar 1783.

Sie werden denken, ich ſey geſtorben oder ich habe Sie vergeſſen, weil ich Ihnen nicht eine Zeile ſchrieb. — Ich

---

*) Schiller's nachherigen Schwager.

höre zu meinem Leidweſen, daß Sie neulich einen Fehlgang um meinetwillen gemacht haben. Ich war ſchon am Anfang des Waldes, als es mit Macht zu ſchneien anfing, und wandte aus keiner andern Urſache um, als weil ich gewiß glaubte, das Wetter würde Sie abſchrecken. Mir ſelbſt wär' es ganz das Nämliche geweſen, aber ich traute es Ihrer ſchwächern Natur nicht zu. — Setzen Sie nun den nächſten erträglichen Tag ſelbſt aus, ſo will ich meine Verſäumniß hereinbringen. — Ich wünſchte Sie ſo oft, ſo oft in meine einſame grillenhafte Zelle hinein, und möchte oft meine tägliche Koſt um eine menſchliche Geſellſchaft dahin geben.

Gelegentlich muß ich anmerken, daß ich nunmehr der Meinung bin, daß das Genie wo nicht unterdrückt, doch entſetzlich zurückwachſen, zuſammenſchrumpfen kann, wenn ihm der Stoß von außen fehlt. Man ſagt ſonſt, es hülfe ſich in allen Fällen ſelbſt auf — ich glaub' es nimmer. Wenn ich mich im weiteſten Verſtande zum Beiſpiel ſetzen kann, ſo beweiſt meine jetzige Seelenlage das Gegentheil. Mühſam und wirklich oft wider allen Dank muß ich eine Laune, eine dichteriſche Stimmung hervorarbeiten, die mich in zehn Minuten bei einem guten denkenden Freunde ſelbſt anwandelt; oft auch bei einem vortrefflichen Buch oder im offenen Himmel. Es ſcheint, Gedanken laſſen ſich nur durch Gedanken locken, und unſre Geiſteskräfte müſſen wie die Saiten eines Inſtruments durch Geiſter geſpielt werden. Wie groß muß alſo das Originalgenie ſeyn, das weder in ſeinem Himmelsſtrich und Erdreich, noch in ſeinem geſellſchaftlichen Kreiſe Aufmunterung findet, und aus der Barbarei ſelbſt hervorſpringt.

20.

An die Geh. Räthin v. Wolzogen.

Bauerbach den 17. März 1783.

Die guten Nachrichten, welche Sie mir von der Beſſerung meiner lieben Mutter, von Ihrem und der Ihrigen Wohl und Ihres *Wilhelms* Erlöſung (aus der Academie) gegeben, waren mir ſo erfreulich, als mir eine andere verdrießlich war. Sie ſchreiben, daß ſich ein gewiſſer Herr nicht abhalten laſſe, mit Ihnen nach M. zu reiſen. — Wenn ſich Herr von *** in M. einfinden ſollte, ſo iſt es durchaus unmöglich, daß ich Ihre Ankunft erwarten kann. — Ganz M. weiß, daß ſich ein Würtemberger in Bauerbach aufhält, daß dieſer ein ſehr guter Freund von Ihnen iſt, und daß er ſich mit Schriften beſchäftigt. Ganz M. vermuthet, daß dieſer Ritter nicht der iſt, für den er ſich ausgiebt; daß er vielleicht Verdruß in ſeinem Vaterlande gehabt hat und darum ſeinen Namen verſchweigen muß. Man war ſchon lange begierig, dieſem verkappten Ritter auf die Spur zu kommen; man hat ſogar wegen einiger Aeußerungen des vorigen Herzogs auf den wahren gerathen.

Nehmen Sie nun dies Alles zuſammen, und laſſen Sie beſagten Herrn nach M. kommen. Wird man nicht die erſte Gelegenheit ergreifen, nach mir zu forſchen? Zweifeln Sie, daß Herr von ***, wenn ihm alle Umſtände, mit meiner Figur verbunden, geſagt werden, den Augenblick auf mich fallen werde? — Weil ich alſo eine Entdeckung auf dieſer Seite unmöglich Gefahr laufen kann, ſo muß ich einen Schritt thun, der mir von allen meines Lebens der ſchmerzlichſte iſt — ich muß Sie verlaſſen. Ich muß Sie zum letztenmal geſehen haben. Es koſtet mich viel, es Ihnen zu ſagen. Ich will nicht bergen, daß ich dadurch manche ſchöne, herrliche Hoffnung aufgeben muß, daß es vielleicht einen Riß in mein ganzes künftiges Schickſal zurückläßt. Aber die Beruhigung meiner Ehre geht vor, und mein Stolz hat meiner Tugend ſchon ſo viel Dienſte geleiſtet, daß ich ihm auch eine Tugend Preis geben muß.

Ueberlegen Sie, ob die Sache noch zurückgetrieben werden kann, oder vielleicht ob Sie es wünſchen, ſie zurückzutreiben. Es wäre eine unverzeihliche Eitelkeit von mir, wenn ich verlangen könnte, daß Sie um meinetwillen einen Menſchen, der ſich durch Bande der Verwandtſchaft und Liebe an Sie attachirt hat, verſtoßen ſollten. Es wäre ein höchſt ungerechtes Zumuthen, wenn ich prätendirte, daß Sie mir, der kein Verdienſt um Sie hat, als Freundſchaft, eine Perſon aufopfern ſollten, die keinen Fehler hat, als daß ich ſie nicht liebe. —

Die Mannheimer verfolgen mich mit Anträgen um mein ungedrucktes Stück, und Dalberg hat mir auf eine verbindliche Art über ſeine Untreue Entſchuldigungen gemacht. Ich kann alſo Anfangs Mai ſo viel Geld zuſammen bringen, um nach Berlin zu reiſen. Dort werde ich bald Auskommen finden, und Addreſſen bekomme ich in Menge dorthin. Hunger ſterben werde ich zuverläſſig nicht, und das Bewußtſeyn, Ihre Ruhe befördert zu haben, wird mich auch glücklich machen. — Können Sie es aber ohne Ihren und eines Menſchen Nachtheil dahin bringen, daß ich bleiben kann, ſo machen Sie Niemand größere Freude, als mir. Was Sie thun, ſchonen Sie ſich und meinen Stolz.

21.

An den Rath Reinewald in Meinungen.

Bauerbach den 27. März 1783.

Ob ich mit Dalberg zu Stande kommen kann, zweiſle ich. Ich kenne ihn ziemlich, und meine Luiſe Millerin *)

---

*) Das Trauerſpiel Cabale und Liebe.

hat verſchiedene Eigenſchaften an ſich, welche auf dem Theater nicht wohl paſſiren; z. B. die gothiſche Vermiſchung des Komiſchen und Tragiſchen, die allzufreie Darſtellung einiger mächtigen Narrenarten, und die zerſtreuende Mannigfaltigkeit des Details. Eröffnen Sie mir Ihre Meinung darüber. —

Ueber ein neues Stück bin ich mit mir einig. Um meines langen Hin- und Herſchwankens zwiſchen Imhof und Maria Stuart los zu ſeyn, hab' ich beide bis auf weitere Ordre zurückgelegt, und arbeite nunmehr entſchloſſen und feſt auf einen Carlos zu. Ich finde, daß dieſe Geſchichte mehr Einheit und Intereſſe zum Grunde hat, als ich bisher geglaubt, und mir Gelegenheit zu ſtarken Zeichnungen und erſchütternden Situationen giebt. Der Character eines feurigen, großen und empfindenden Jünglings, der zugleich der Erbe einiger Kronen iſt — einer Königin, die durch den Zwang ihrer Empfindung, bei allen Vortheilen ihres Schickſals verunglückt — eines eiferſüchtigen Vaters und Gemahls — eines grauſamen heuchleriſchen Inquiſitors und barbariſchen Herzogs von Alba u. ſ. f. ſollten mir, dächt' ich, nicht wohl mislingen. Dazu kommt, daß man einen Mangel an ſolchen deutſchen Stücken hat, die große Staatsperſonen behandeln. — Wenn ich eine ſpaniſche Geſchichte mit Vortheil behandeln ſoll, ſo werde ich nothwendig mit dem Nationalcharacter, den Sitten und der Statiſtik des Volks bekannt ſeyn müſſen. Sie, mein Freund, wiſſen am beſten, aus welchen Quellen ich dieſe Kenntniſſe ſchöpfen kann, und werden ohne Zweifel auf der Bibliothek dergleichen Werke haben. — Eher, als ich mit Spaniens Sitten und Regierung bekannt bin, kann ich meinen Plan nicht vollenden, und noch weniger eine Ausführung auf's Geradewohl wagen. Daher hoffe ich, Sie werden meine Ungeduld wenigſtens mit einigen dahineinſchlagenden Werken befriedigen. — Wenn Sie allenfalls Brantome's Geſchichte Philipps II. beſitzen, ſo theilen Sie mir ſolche auch mit. —

Jetzt, beſter Freund, fangen die herrlichen Zeiten bald an, worin die Schwalben auf unſern Himmel und Empfindungen in unſre Bruſt zurückkommen. Wie ſehnlich erwarte ich ſie! — Einſamkeit, Mißvergnügen über mein Schickſal, fehlgeſchlagene Hoffnungen, und vielleicht auch die veränderte Lebensart haben den Klang meines Gemüths, wenn ich ſo reden darf, verfälſcht, und das ſonſt reine Inſtrument meiner Empfindung verſtimmt. Die Freundſchaft und der Mai ſollen es, hoff' ich, auf's neue in Gang bringen. Ein Freund ſoll mich mit dem Menſchengeſchlecht, das ſich mir auf einigen häßlichen Blößen gezeigt hat, wiederum ausſöhnen, und meine Muſe halb Wegs nach dem Cocytus wieder einholen. Aber ich verfalle in Melancholie, und fürchte, Sie anzuſtecken.

22.

An Dalberg in Mannheim.

Meinungen den 3. April 1783.

Wenn Verbannung der Sorgen, Befriedigung der Lieblingsneigung und einige Freunde von Geſchmack einen Menſchen glücklich machen können, ſo kann ich mich rühmen, es zu ſeyn. — Sie ſcheinen, ungeachtet meines kürzlich mißlungenen Verſuchs, noch einiges Zutrauen zu meiner dramatiſchen Feder zu haben. Ich wünſchte nichts, als ſolches zu verdienen. Weil ich mich aber der Gefahr, Ihre Erwartung zu hintergehen, nicht neuerdings ausſetzen möchte, ſo nehme ich mir die Freiheit, Ihnen Einiges von dem Stücke vorauszuſagen.

Außer der Vielfältigkeit der Charactere und der Verwicklung der Handlung, der vielleicht allzufreien Satyre, und Verſpottung einer vornehmen Narren- und Schurkenart, hat dies Trauerſpiel *) auch dieſen Mangel, daß Komiſches mit Tragiſchem, Laune mit Schrecken wechſelt, und, obſchon die Entwicklung tragiſch genug iſt, doch einige luſtige Charactere und Situationen hervorragen. Wenn dieſe Fehler für die Bühne nichts Anſtößiges haben, ſo glaube ich, daß Sie mit dem Uebrigen zufrieden ſeyn werden. Fallen ſie aber bei der Vorſtellung zu ſehr auf, ſo wird alles Uebrige, wenn es auch noch ſo vortrefflich wäre, für Ihren Endzweck unbrauchbar ſeyn, und ich werde es beſſer zurückbehalten. Dies überlaſſe ich nun Ihrem Urtheil. Meine Critik würde zu viel von meiner Laune und Eigenliebe participiren. — Gegenwärtig arbeite ich an einem Don Carlos, ein Süjet, das mir ſehr fruchtbar ſcheint, und das ich Ihnen zu verdanken habe. Dazwiſchen will ich an einem Trauerſpiel von Prinz Conradin arbeiten.

23.

An den Rath Reinewald in Meinungen.

Bauerbach den 14. April 1783.
Früh in der Gartenhütte.

In dieſem herrlichen Hauche des Morgens denk' ich Sie, Freund — und meinen Carlos. Meine Seele fängt die Natur in einem entwölkten blankern Spiegel auf, und ich glaube, meine Gedanken ſind wahr.

Ich ſtelle mir vor, jede Dichtung iſt nichts Andres, als eine enthuſiaſtiſche Freundſchaft oder Platoniſche Liebe zu einem Geſchöpf unſers Kopfs. — Wir ſchaffen uns einen Character, wenn wir unſere Empfindungen, und unſre hiſtoriſche Kenntniß von fremden in andere Miſchungen bringen, bei den Guten das Plus oder Licht — bei Schlimmern das

---

*) Cabale und Liebe.

Minus oder den Schatten vorwalten laſſen. Gleichwie aus einem einfachen weißen Strahl, je nachdem er auf Flächen fällt, tauſend und wieder tauſend Farben entſtehen, ſo bin ich zu glauben geneigt, daß in unſrer Seele alle Charactere nach ihren Urſtoffen ſchlafen, und durch Wirklichkeit und Natur oder künſtliche Täuſchung ein dauerndes oder nur illuſoriſch- und augenblickliches Daſeyn gewinnen. Alle Geburten unſrer Phantaſie wären alſo zuletzt nur *wir ſelbſt*. Aber was iſt Freundſchaft oder Platoniſche Liebe denn anders, als eine wollüſtige Verwechslung der Weſen? oder die Anſchauung unſrer ſelbſt in einem andern Glaſe? — *Liebe*, das große unfehlbare Band der empfindenden Schöpfung, iſt zuletzt nur ein *glücklicher Betrug*. — Erſchrecken, entglühen, zerſchmelzen wir für das *fremde*, uns ewig nie eigen werdende Geſchöpf? Gewiß nicht. Wir leiden jenes Alles nur für uns, für das Ich, deſſen Spiegel jenes Geſchöpf iſt. Ich nehme ſelbſt *Gott* nicht aus. Gott, wie ich mir denke, liebt den Seraph ſo wenig, als den Wurm, der ihn unwiſſend lobt. Er erblickt *ſich*, ſein großes unendliches *Selbſt*, in der unendlichen Natur umhergeſtreut. — In der allgemeinen Summe der Kräfte berechnet er augenblicklich ſich ſelbſt — *ſein* Bild ſieht er aus der ganzen Oekonomie des Erſchaffenen vollſtändig, wie aus einem Spiegel, zurückgeworfen, und liebt ſich in dem *Abriß*, das *Bezeichnete* in dem *Zeichen*. Wiederum findet er in jedem einzelnen Geſchöpf (mehr oder weniger) *Trümmer* ſeines Weſens zerſtreut. Dieſes bildlich auszudrücken — ſo wie eine *Leibnitziſche* Seele vielleicht eine *Linie* von der Gottheit hat, ſo hat die Seele der Mimoſa nur einen einfachen *Punkt*, das Vermögen zu empfinden von ihr, und der höchſte denkende Geiſt nach Gott — doch Sie verſtehen mich ja ſchon.

Nach dieſer Darſtellung komme ich auf einen reinern Begriff der Liebe. Gleichwie keine Vollkommenheit einzeln exiſtiren kann, ſondern nur dieſen Namen in einer gewiſſen Relation auf einen allgemeinen Zweck verdient, ſo kann keine denkende Seele ſich in ſich ſelbſt zurückziehen und mit ſich begnügen. Ein ewiges nothwendiges Beſtreben, zu dieſem Winkel den Bogen zu finden, den Bogen in einen Cirkel auszuführen, hieße nichts anders, als die zerſtreuten Züge der Schönheit, die Glieder der Vollkommenheit in einen ganzen Leib aufzuſammeln — das heißt mit andern Worten: Der ewige innere Hang, in das Nebengeſchöpf überzugehen, daſſelbe in ſich hinein zu ſchlingen, es an ſich zu reißen, iſt Liebe. Und ſind nicht alle Erſcheinungen der Freundſchaft und Liebe — vom ſanften Händedruck bis zur innigſten Umarmung — ſo viele Aeußerungen eines zur Vermiſchung ſtrebenden Weſens?

Jetzt wär' ich auf dem Punkt, zu dem ich durch eine Krümmung gehen mußte. Wenn Freundſchaft und Platoniſche Liebe nur eine Verwechslung eines fremden Weſens mit dem unſrigen, nur eine heftige Begehrung ſeiner Eigenſchaft ſind, ſo ſind beide gewiſſermaßen nur eine andere Wirkung der Dichtungskraft — oder beſſer: das, was wir für einen Freund, und was wir für einen Helden unſrer Dichtung empfinden, iſt eben das. In beiden Fällen führen wir uns durch neue Lagen und Bahnen, wir brechen uns auf andern Flächen, wir ſehen uns unter andern Farben, wir leiden für uns unter andern Leibern. Können wir den Zuſtand eines Freundes feurig fühlen, ſo werden wir uns auch für unſern poetiſchen Helden erwärmen. Aber die Folgerung, daß die Fähigkeit zur Freundſchaft und Platoniſchen Liebe ſonach auch die Fähigkeit zur großen Dichtung nach ſich ziehen müſſe, würde ſehr übereilt ſeyn, — denn ich kann einen großen Character durchaus fühlen, ohne ihn ſchaffen zu können. Das aber wäre bewieſen wahr, daß ein großer Dichter wenigſtens die Kraft zur höchſten Freundſchaft beſitzen muß, wenn er ſie auch nicht immer geäußert hat. — Das iſt unſtreitig wahr, daß wir die Freunde unſrer Helden ſeyn müſſen, wenn wir in ihnen zittern, aufwallen, weinen und verzweifeln ſollen; daß wir ſie als Menſchen außer uns denken müſſen, die uns ihre geheimſten Gefühle vertrauen, und ihre Leiden und Freuden in unſern Buſen ausſchütten. Unſere Empfindung iſt alſo Refraction, keine urſprüngliche, ſondern ſympathetiſche Empfindung. Dann rühren und erſchüttern und entflammen wir Dichter am meiſten, wenn wir ſelbſt Furcht und Mitleid, für unſern Helden gefühlt haben. — Der Dichter muß weniger der Maler ſeines Helden — er muß mehr deſſen Mädchen, deſſen Buſenfreund ſeyn. Der Antheil des Liebenden fängt tauſend feine Nüancen mehr als der ſcharfſichtigſte Beobachter auf. Welchen wir lieben, deſſen Gutes und Schlimmes, Glück und Unglück genießen wir in größern Doſen, als welchen wir nicht lieben, und noch ſo gut kennen. Darum rührte mich Julius von Tarent mehr als Leſſing's Emilia, wenn gleich Leſſing unendlich beſſer als Leiſewitz beobachtet. Er war der Aufſeher ſeiner Helden, aber Leiſewitz war ihr Freund. Der Dichter muß, wenn ich ſo ſagen darf, ſein eigner Leſer, und wenn er ein theatraliſcher iſt, ſein eignes Parterre und Publikum ſeyn. — — Ich habe Ihnen hier vieles, und wie ich beim Durchleſen finde, mit zu wenig Worten geſagt. Vielleicht führe ich ſolches ein andermal aus.

Nun eine kleine Anwendung auf meinen Carlos. Ich muß Ihnen geſtehen, daß ich ihn gewiſſermaßen ſtatt meines Mädchens habe. Ich trage ihn auf meinem Buſen, — ich ſchwärme mit ihm durch die Gegend um — um Bauerbach herum. Wenn er einſt fertig iſt, ſo werden Sie mich und Leiſewitz an Don Carlos und Julius abmeſſen; — nicht nach der Größe des Pinſels, ſondern nach dem Feuer der Farben; nicht nach der Stärke auf dem Inſtrument, ſondern nach dem Ton, in welchem wir ſpielen. Carlos hat, wenn ich mich des Maßes bedienen darf, von Shakſpear's Hamlet die Seele, Blut und Nerven von Leiſewitz

Julius, und den Puls von mir. — Außerdem will ich es mir in dieſem Schauſpiel zur Pflicht machen, in Darſtellung der Inquiſition die proſtituirte Menſchheit zu rächen und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger zu ſtellen. Ich will — und ſollte mein Carlos dadurch auch für das Theater verloren gehen — einer Menſchenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur geſtreift hat, auf die Seele ſtoßen. Ich will — Gott bewahre, daß Sie mich auslachen. —

Ihr letzter Brief hat Ihnen in meinem Herzen ein unvergängliches Denkmal geſetzt. Sie ſind der edle Mann, der mir ſo lange gefehlt hat, der es werth iſt, daß er mich ſammt allen meinen Schwächen und zertrümmerten Tugenden beſitze; denn er wird jene dulden, und dieſe mit einer Thräne ehren. — Ich bin nicht, was ich gewiß hätte werden können. Ich hätte vielleicht groß werden können, aber das Schickſal ſtritt zu früh wider mich. Lieben und ſchätzen Sie mich wegen dem, was ich unter beſſern Sternen geworden wäre, und ehren Sie die Abſicht in mir, die die Vorſicht verfehlt hat.

24.

An die Geh. Räthin v. Wolzogen.

Bauerbach den 25. April 1783.

Sie räumen beinahe alle meine Beſorgniſſe über des Herrn von *** Ankunft weg, und ſetzen es dennoch auf Schrauben, ob ich wohl bleiben werde? Sie ſcheinen es möglich zu finden, daß ich überhaupt ein Glück auf Unkoſten meines guten Namens und guten Gewiſſens, meinen tauſend Verpflichtungen und Pflichten gegen Sie zum Trotz, hätte aufſuchen wollen, und möchten von mir auf das baldigſte wiſſen, zu was ich entſchloſſen ſey, und was zu meinem Glück diene? Sie ſagen mir alſo nur mit andern Worten, daß Sie mich fähig halten, die treuloſeſte und undankbarſte That auf der Welt zu thun. Ich will Ihnen das nicht zum Vorwurf geſagt haben. Weiß ich doch feſt und gewiß, daß Sie mich lieben, wie keine Mutter mehr lieben kann. Aber glauben Sie mir doch endlich einmal, daß Sie keinen unwürdigen Sohn haben. —

Mein Fiesko iſt gedruckt, und wird wohl bald in Stuttgart zu erkaufen ſeyn, wenn die Oſtermeſſe vorbei iſt. — Ich war unpäßlich, aber nicht krank. Ich ließ mir eine Ader ſchlagen.

25.

An die Geh. Räthin v. Wolzogen.

Bauerbach den 8. Mai 1783.

Hoffentlich trifft Sie dieſer Brief noch in Stuttgart. — Haben Sie die Güte und befördern Sie den Einſchluß durch einen Expreſſen nach der Solitüde. Man ſoll meinen Shakſpeare ohne Verzug von Scharfenſtein abholen, und meine Räuber vom Acteur Haller, welche Sie dann mitzunehmen geruhen werden. Auch bitt' ich Sie, Auslage für mich für ein Pfund Marocco-Schnupftabak zu machen, der mir ſchon ſeit ſechs Monaten nicht zur Naſe gekommen iſt. — Meinen Fiesko werden Sie ſicher zu Geſicht bekommen haben, wenn anders mein Vater die Exemplare bekommen hat; ſonſt finden Sie ihn hier.

26.

An den Rath Reinewald in Meinungen.

Bauerbach den 22. Mai 1783.

Heute kann ich einmal wieder Athem ſchöpfen, denn ſchon 9 — 10 Tage war ich mit lauter Kleinigkeiten überhäuft, die mich nicht zu mir ſelbſt kommen ließen. Ich hatte es auf mich genommen, auf die Ankunft der Frau von Wolzogen Haus und Garten in Stand zu ſetzen, und weil ich in letzterem eine neue Anlage machte, ſo mußte ich aller Orten ſelbſt ſeyn. Meine Luiſe Millerin blieb liegen, und mit dieſer müſſen auch Sie, mein Guter, ein Schickſal theilen. Wärmer komm' ich zu Ihnen, wie zu dieſer zurück.

Den Einzug der Frau v. Wolzogen hab' ich von den Unterthanen feierlich begehen laſſen, welches Gelegenheit zu einem ſehr angenehmen Abend gab. Von dem äußerſten Ende des Orts ließ ich eine Allee von Maien bis zu ihrem Hauſe anlegen. Am Hofe des Hauſes war eine Ehrenpforte von Tannenzweigen errichtet. Vom Hauſe ging es unter Schießen in die Kirche, die überall mit Maien vollgeſteckt war. Wir hatten artige Muſik von Blasinſtrumenten und der Pfarrer hielt eine Einzugsrede u. ſ. w. Ich würde Ihnen dergleichen Kleinigkeiten gar nicht ſchreiben, wenn ich es nicht etwas intereſſant fände, daß in dem barbariſchen Bauerbach dergleichen geſchehen iſt. — Sonntags werden Sie ſchwerlich Geſchäfte haben. Entſchließen Sie ſich, hieher zu kommen, und einen vergnügten Tag auf dem Lande zu genießen. Sie werden mich zu Masfeld treffen, und dann mit mir hieher ſpazieren.

27.

An Wilhelm v. Wolzogen.

Bauerbach den 25. Mai 1783.

Sie haben Recht, daß Sie mich um die Glückſeligkeit, im Kreiſe Ihrer guten Mutter und Schweſter leben zu dürfen, beneiden. — Hier zum erſtenmale hab' ich es in ſeinem ganzen Umfange gefühlt, wie gar wenig Zurüſtung es fordert, ganz glücklich zu ſeyn. Ein großes, ein warmes Herz iſt die ganze Anlage zur Seligkeit, und ein Freund iſt ihre Vollendung. Seyn Sie zufrieden, daß Sie beides haben.

Sonderbar find' ich die Wege des Himmels auch hier. Acht Jahre mußten wir bei einander ſeyn und uns gleichgültig ſeyn. Jetzt ſind wir getrennt, und werden uns wichtig. Wer von uns beiden hätte auch nur von fern die verborgenen Fäden geahnt, die uns einmal ſo feſt an einander zwingen ſollten und ewig. Aber vielleicht war eben dieſes beiderſeitige Ausweichen das Werk einer weiſern Vorſicht. Wir ſollten uns erſt kennen, wenn wir beide verdienten, gekannt zu ſeyn. Beide noch unvollkommen, hätten wir zu früh und zu viele Schwächen an einander beobachtet, und wären nie für einander erwärmt worden. Achtung nur iſt der Freundſchaft unfehlbares Band, und dieſe mußten wir erſt noch beide erwerben. Durch zweierlei Wege ſind wir nun zu eben dem Ziel gelangt, und finden uns hier mit Entzücken. Sie haben den erſten Schritt gethan, und ich erröthe vor Ihnen. Immer verſtand ich mich weniger darauf, Freunde zu erwerben, als die erworbenen feſtzuhalten.

Sie haben mir Ihre Lotte anvertraut, die ich ganz kenne. Ich danke Ihnen für dieſe große Probe Ihrer Liebe zu mir. Ich ſehe daraus, daß Sie groß von mir denken müſſen, denn jeder andere als ein edler empfindender Mann würde die ſchöne Seele Ihrer Schweſter nicht zu lieben verdienen. Glauben Sie meiner Verſicherung, ich beneide Sie um dieſe liebenswürdige Schweſter. Noch ganz wie aus den Händen des Schöpfers, unſchuldig, die ſchönſte, reichſte, empfindſamſte Seele, und noch kein Hauch des allgemeinen Verderbniſſes am lautern Spiegel ihres Gemüths. So kenne ich Ihre Lotte, und wehe demjenigen, der eine Wolke über dieſe ſchuldloſe Seele zieht! — Rechnen Sie auf meine Sorgfalt für ihre Bildung, die ich nur darum beinahe fürchte zu übernehmen, weil der Schritt von Achtung und feurigem Antheil zu andern Empfindungen ſo ſchnell gethan iſt. —

Erlauben Sie mir auch Sie, als Ihr wahrer und warmer Freund, mit Ihrer eignen gegenwärtigen Lage auszuſöhnen, und Sie inſtändigſt zu bitten, ruhig in die Zukunft zu ſehen. Dieſen Rath giebt Ihnen kein kalter, pedantiſcher Moraliſt, der das verdammt, was er ſelbſt nicht hat — ein Jüngling ſpricht mit Ihnen — ein Jüngling, der eben ſo oder noch ungeſtümer glüht, wie Sie, der alle Fehler der übereilten Hitze gemacht, und ſeinen ſtarren Kopf oft genug zerſplittert hat, um einem Freunde die Lehre zu geben, kaltes Blut erſt zu fragen.

28.

An die Geh. Räthin v. Wolzogen.

Bauerbach den 30. Mai 1783.

Sie ſchreiben mir, ich ſey erkannt, und ſchreiben dies ſo gelaſſen. Lieber hätt' ich ein Auge verloren, als daß mich die Meininger kennen. Wüßt' ich den, der mir dieſen Dienſt geleiſtet hat, ich würd' ihn haſſen, und wär' er mein erſter Freund. Helfen Sie mir ihn ergründen. Der Umſtand verändert meinen Plan um ein Großes. Bin ich wirklich entdeckt, ſo kann ich nicht mehr incognito leben, oder ich mache mich lächerlich. Ich muß unter meinem Namen in Geſellſchaft gehen, und den Dummköpfen, die ſo hoch aufgelauſcht haben, Impertinenzen ſagen. Es liegt mir an dem Reſpect, der meinem Namen gebührt; dieſen muß ich nothwendig behaupten.

Doch ich bin wohl ein Thor. Jetzt liegt mir auch an dieſem nichts mehr. Es war eine Zeit, wo mich die Hoffnung eines unſterblichen Ruhms ſo gut, als ein Gallakleid ein Frauenzimmer, gekitzelt hat. Jetzt gilt mir alles gleich, und ich ſchenke Ihnen meinen dichteriſchen Lorbeer in dem nächſten Bouf à la mode, und trete Ihnen meine tragiſche

Muſe zu einer Stallmagd ab. — Wie klein iſt doch die höchſte Größe eines Dichters gegen den Gedanken, glücklich zu leben. Ich möchte mit meiner Leonore ſprechen: »Laß uns fliehen — laß in den Staub uns werfen all' dieſes prahlende Nichts. Laß in romantiſchen Fluren ganz der Freundſchaft uns leben. Unſre Seelen klar, wie über uns das heitre Himmelsblau, nehmen dann den ſchwachen Hauch des Grames nicht mehr an. Unſer Leben rinnt dann melodiſch, wie die flötende Quelle, zum Schöpfer.« *)

Mit meinen vormaligen Planen iſt es aus, und wehe mir, wenn das auch von meinen jetzigen gelten ſollte! Daß ich bei Ihnen bleibe und wo möglich begraben werde, verſteht ſich. Ich werde es auch wohl bleiben laſſen, mich von Ihnen zu trennen, da mir der Tage ſchon unerträglich ſind. Nur das iſt die Frage, wie ich bei Ihnen auf die Dauer meine Glückſeligkeit gründen kann. Aber gründen will ich ſie, oder nicht leben, und jetzt vergleich' ich mein Herz und meine Kraft mit den ungeheuerſten Hinderniſſen, und ich weiß es, ich überwinde ſie.

Ich überleſe, was ich geſchrieben habe. Es iſt ein toller Brief. Aber Sie verzeihen mir ihn. Wenn ich mündlich ein Narr bin, ſo werde ich ſchriftlich wohl nicht viel klüger ſeyn.

29.

An die Geh. Räthin v. Wolzogen.

Im Juli 1783, auf der Reiſe nach Mannheim.

Eben treff' ich einen Mann, der in Ihre Gegend geht, und dieſen Brief an Sie zu bringen verſpricht. Ich bin glück-

---

*) S. die Verſchwörung des Fieſko zu Genua. Act. 4. Sc. 14. (Schillers Werke. Bd. 1. S. 155.)

lich gereiſet und ſchon funfzehn Stunden näher an Frankfurt. Wir hatten geſtern etliche Regengüſſe auszuſtehen, die aber nicht viel für uns zu bedeuten hatten, und nun iſt's das ſchönſte Wetter. — Wie herzlich froh bin ich, daß der Abſchied überſtanden iſt, und wie herzlich wäre mir die Nachricht, daß Sie ihn verſchmerzt hätten.

Der Verdacht, daß ich Sie vergeſſen könnte, wäre bei meiner jetzigen Gemüthslage Gottesläſterung. Glauben Sie mir, je tiefer ich die Welt kennen lerne, und je mehr ich unter Menſchen gehe, deſto tiefer graben Sie ſich in mein Herz, und deſto theurer werden Sie mir.

30.

An die Geh. Räthin v. Wolzogen.

Frankfurt am Main den 23. Juli 1783.

Eben komm' ich hier an, und da ich befürchtete, durch lange Verzögerung und Mangel der Gelegenheit in dieſer Stadt viel zu verzehren, ſo nahm ich kein Bedenken, gleich mit Extrapoſt abzugehen. Dieſen vermehrten Aufwand werde ich durch die Verkürzung meines Aufenthalts in Mannheim wieder einbringen, denn ich freue mich ungleich mehr auf die Ankunft in Bauerbach bei Ihnen, als auf meine Tage in Mannheim.

Da mich gegenwärtig bombardirt der Friſeur, der Schwager und andere Commiſſionen, ſo bleibe ich Ihnen meine Empfindungen, und was ich ſonſt noch an Sie zu beſtellen habe, bis auf meine Ankunft in Mannheim ſchuldig. So lange werden Sie mir doch wohl glauben, daß ich Sie in meinem Herzen trage, wie ich mich ſelbſt in der Hand Gottes getragen wünſche.

31.

An die Geh. Räthin v. Wolzogen.

Mannheim den 28. Juli 1783.

Endlich bin ich in Mannheim. Matt und erſchöpft kam ich geſtern Abend an, nachdem ich mich Vormittags noch in Frankfurt herumgetrieben. Meier hat eine Wohnung und Koſt für mich ausgemacht, die ſehr gut und wohlfeil iſt, neben dem Schloßplatz; mein Zimmer hat eine vortreffliche Ausſicht. Mein Geld zur Rückreiſe hab' ich bei Seite gelegt, und kann indeſſen drei Wochen hier bleiben. So ſtehen meine Finanzen.

Nun werden Sie wiſſen wollen, wie ich die Sachen bei meiner Ankunft gefunden — nicht gar zum beſten. Dalberg iſt von einer Reiſe nach Holland noch nicht zurück. Iffland iſt nach Hannover. Alſo bin ich einige Zeit wenigſtens ganz ohne Nutzen hier. Meinen Freunden hab' ich durch meine Ankunft viel Freude, ſie aber ſehr klar merken laſſen, daß ich nichts als mein Vergnügen bei meinem hieſigen Aufenthalt zur Abſicht habe. Bis Dalberg alſo zurück iſt, kann ich Ihnen nicht das Geringſte von Ausſichten ſagen.

Geſtehen muß ich Ihnen, daß Alles, was mir hier vorkommt, und noch vorkommen kann, bei der Vergleichung mit unſrem ſtillen glücklichen Leben entſetzlich verliert. — Sie haben mich einmal verwöhnt — verdorben ſollt' ich ſagen, daß ich den lebhafteſten Eindrücken der großen Welt beinahe verſchloſſen bin. Wenn ich es möglich machen kann, daß ich, ohne einen Schritt in die Welt zu thun, 600 fl. jährlich ziehe, ſo begräbt man mich noch in Bauerbach. So leer und verdächtig iſt mir Alles, ſeit ich von Ihnen bin, und ſo wenig Geſchmack kann ich einer Lebensart abgewinnen, die Sie nicht mit mir genießen. Wie froh will ich ſeyn, wenn ich mit einigen guten Ausſichten und Geld in der Taſche die Rückreiſe wieder antreten kann, und wie ſehr wird meine Glückſeligkeit bei Ihnen durch dieſen Ausflug gewonnen haben.

32.

An die Geh. Räthin v. Wolzogen.

Mannheim den 11. Auguſt 1783.

Die vierzehn Tage, die ich jetzt in Mannheim zugebracht, ſind beinahe ganz fruchtlos für mich geweſen. Dalberg war abweſend, einige Schauſpieler in Urlaub, die mehrſten Familien aufs Land ausgeflogen, und eine unerträgliche trockne Hitze verdarb mir beinah allen Genuß des Lebens. Das Theater hat mir wenig genützt, weil im Sommer wenig Stücke gegeben werden, die wichtig ſind, auch ohne Schaden nicht gegeben werden können. Zudem war auch die Anweſenheit der Churfürſtin und des Zweibrücker Herzogs Schuld, daß meiſtens Alltags-Comödien vorkamen, wovon dieſe Liebhaber ſind. Viel habe ich auch nicht gearbeitet, weil Zerſtreuung und Hitze es mir unmöglich machten. Alſo die Summe vom Ganzen iſt — ich habe dieſe Zeit über wenig gewonnen.

Dalbergs Ankunft aber ſcheint ſehr viel für mich verändern zu wollen. Geſtern traf er hier ein, und wurde gleich von meinem Hierſeyn benachrichtigt, das ihm höchſt angenehm war. Ich traf ihn auf dem Theater, wo er mir auf die verbindlichſte Art zuvorkam, und mich mit großer Achtung behandelte. — Der Mann iſt ganz Feuer, aber leider nur Pulverfeuer, das plötzlich losgeht, aber eben ſo ſchnell wieder verpufft. Indeß glaub' ich ihm herzlich gern, daß ihm mein hieſiger Aufenthalt lieb wäre, wenn er nichts aufopfern dürfte. Mein Fiesko ſoll gegeben werden, und man iſt wirklich daran, mit Anmerkungen über das Stück bei mir einzukommen. Vielleicht arbeite ich ihn um, und ſetze die Vorſtellung durch

Morgen, Mittwoch den 15ten wird meine Luiſe Millerin geleſen, in großer Geſellſchaft, wobei Dalberg den Vorſitz hat, und dann wird ſich's entſcheiden, ob ſie hier vorgeſtellt wird. Dalberg verſprach, mir zu Gefallen meine Räuber und einige große Stücke ſpielen zu laſſen, um die Stärke der Schauſpieler daraus zu beurtheilen und mich in Feuer zu ſetzen. Meine Räuber ſollen mich freuen.

An Schwan habe ich mich am meiſten attachirt. — Ihm allein habe ich meine Millerin vorgeleſen, und er iſt äußerſt damit zufrieden. — Von Wieland hat er mir Briefe gezeigt, die beweiſen, daß Wieland ſehr warm für mich fühle und groß von mir urtheilt. Dieſes letzte iſt mir wegen vieler Umſtände nicht ganz gleichgültig. —

Nach dato war ich nirgends als in Oggersheim, wo die Churfürſtin wirklich reſidirt, und man mir das Schloß und den Garten gezeigt hat. In dem Wirthshauſe, wo ich im vorigen Jahre ſieben Wochen gewohnt habe, bin ich auf eine Art empfangen worden, die mich ſehr gerührt hat. Es iſt etwas Freudiges, von fremden Leuten nicht vergeſſen zu werden. Die nächſte Woche will ich in Geſellſchaft nach Heidelberg und Schwetzingen fahren. Mein Vater ſchreibt mir heute, daß er ſich Hoffnung mache, ein Rendezvous in Bretten zu veranſtalten.

In Abſicht auf meine Ausſichten mit dem hieſigen Theater und meinen Stücken kann Ihnen dieſer Brief nicht das Geringſte beſtimmen; aber in acht Tagen erfahren Sie etwas mehr, und vielleicht die Zeit meiner Abreiſe; denn nichts in der Welt wird mich feſſeln.

Schwan räth mir, wenn meine Stücke zum Theater gebracht werden ſollen, mit Dalberg um den Preis der erſten Vorſtellung bei jedem zu accordiren, weil ich dann aus beiden zuſammen genommen 4 — 500 fl. würde zu ziehen haben, und dann in einem halben Jahr das Stück zum Druck verkaufen könnte. Auch räth er mir, beide abſchreiben zu laſſen, und nach Wien, Berlin und Hamburg Exemplare davon zu verſenden, wo mir vielleicht die Theater einen Preis zuerkennen würden. Sie wiſſen, wie mißtrauiſch mich das widrige Glück gegen die glänzenden Offerten gemacht hat, und werden mir alſo glauben, daß ich nimmermehr darauf baue. Ich bin froh, wenn ich 200 fl. für beide Stücke vom Theater gewiß habe; doch will ich Schwan's Rath ſehr gern befolgen. — Das iſt Alles, was ich Ihnen jetzt von meinen Angelegenheiten ſagen kann. Es ſteht noch dahin, ob Dalberg und ich in der Hauptſache einig werden.

Wie froh will ich den Augenblick erwarten, der mich wieder zu Ihnen zurückbringt! Wie ſehr haben Sie in meinen Augen neben dieſen neuen Bekanntſchaften gewonnen! — Fühlen Sie ihn ganz den Gedanken, denjenigen zu einem guten Menſchen gebildet zu haben und noch zu bilden, der, wenn er ſchlecht wäre, Gelegenheit hätte, Tauſend zu verderben.

33.

An die Geh. Räthin v. Wolzogen.

Mannheim den 11. September 1783.

Schon drei Wochen lieg' ich krank, ohne Lebensgefahr, Gottlob! aber ein kaltes Fieber, davon ich täglich einen Anfall auszuſtehen habe, hat mich entſetzlich mitgenommen, und ob ich gegenwärtig ſchon, bis auf Mattigkeit und Schwäche des Kopfes, wieder geneſen bin, ſo werde ich dennoch vor 14 Tagen nicht aus dem Hauſe können. Schon die acht Wochen, die ich in Mannheim zubringe, wüthet eine gallichte Seuche in der Stadt, die ſo allgemein iſt, daß unter 20,000 Menſchen 6000 krank niederliegen. — Jetzt, Gott ſey Dank! iſt die Seuche im Sinken, und für mich befürchten Sie nichts mehr. Ich war in den beſten Händen, wurde wie ein Kind des Hauſes gepflegt, wurde ſogar, weil mein Kopf ſehr angegriffen war, einem andern Doctor übergeben. —

Ihr letzter Brief, der mich nothwendig traurig machen mußte, weil er aus einem traurigen Herzen floß, hat gewiſſermaßen den Ausſchlag in meinen Zweifeln gegeben. Eben als ich ihn erhielt, hatte Dalberg Angriffe auf meinen Entſchluß gethan. — Er ſelbſt kam mir mit dem Antrag entgegen, daß ich hier bleiben ſollte. Er ſtellte mir frei, auf wie lange ich mit dem Theater accordiren, und was ich für meine Verwendungen fordern wollte. — Ich entſchied mich für die Anerbietungen Dalberg's, und vor ungefähr drei Wochen, wo ich bei ihm an Tafel war, wurden wir richtig. Ich bleibe bis auf den Mai 1784 hier, und folgende Punkte ſind unter uns feſtgeſetzt:

1) Bekommt das Theater von mir drei neue Stücke — den Fiesko, meine Luiſe Millerin, und noch ein drittes, das ich innerhalb meiner Vertragszeit machen muß.
2) Der Contract dauert eigentlich ein Jahr, nämlich vom 1ſten September dieſes Jahrs bis zum letzten Auguſt des nächſten. Ich habe aber die Erlaubniß ausbedungen, die heißeſte Sommerszeit wegen meiner Geſundheit anderswo zuzubringen.
3) Ich erhalte für dieſes eine fixe Penſion von 300 fl., wovon mir ſchon 200 fl. ausgezahlt ſind.

Außerdem bekomme ich von jedem Stück, das ich auf die Bühne bringe, die ganze Einnahme der Vorſtellung, die ich ſelbſt beſtimmen kann. Dann gehört das Stück dennoch mein, und ich kann es nach Gefallen verkaufen oder drucken laſſen. Nach dieſem Anſchlag habe ich bis zu Ende Auguſt 1784 die unfehlbare Ausſicht, in Ordnung zu kommen, und einen beträchtlichen Theil der Einnahme auf Tilgung meiner Schulden verwenden zu können.

Danken Sie mit mir Gott, daß er mir einen Ausweg eröffnet hat, durch Verbeſſerung meiner Umſtände mich aus dem Wirrwarr zu reißen und der ehrliche Mann zu bleiben. — Unſere Trennung, deren Nothwendigkeit ich Ihnen nicht erſt beweiſen darf, wird meine Gemüthsruhe wieder herſtellen, eine Ruhe, die ich ſchon ſo lange nicht mehr genoſſen habe, weil die Unbeſtimmtheit meiner Ausſichten mich unaufhörlich verfolgte. Mein hieſiger Aufenthalt wird mich auch in meiner Wiſſenſchaft vollkommen machen, und mir deſto gerechtere Anſprüche auf ein künftiges Glück verſchaffen. Ich war alſo dieſen Schritt mir ſelbſt und meinem ehrlichen Namen ſchuldig, und Gott wird mich weiter führen.

Uebrigens kann ich Ihnen von meiner hieſigen Lebensart nichts anders als Gutes melden, und Vieles vereinigt ſich, mir Nutzen und Vergnügen zu machen. Fremde und Einheimiſche ſuchen mich auf, und bemühen ſich um meine Freundſchaft. Während meiner Krankheit hab' ich die beſten Zerſtreuungen gehabt, und mein Zimmer war ſelten von Beſuchen leer. Den Tag vorher, eh' ich mich legte, wurden mir zu Gefallen die Räuber gegeben, und das Haus wimmelte von Zuſchauern. — Bei Dalberg ſpeiſe ich öfters und bei Schwan, zwei Häuſer, wo die ausgeſuchteſte Geſellſchaft iſt, und in dem erſten geht es fürſtlich zu. Im Theater geh' ich frei ein und aus, wie in meinem eignen Hauſe. — Ich bin recht artig logirt. Ach! wenn Sie mich einmal überraſchen ſollten. In einigen Wochen erwarte ich meine Schweſter.

34.

An die Geh. Räthin v. Wolzogen.

Mannheim den 11. September 1783.

Gottlob, heute iſt mein Fieberanfall das drittemal ausgeblieben, und ich fühle mich jede Stunde leichter. Das ſoll, hoff' ich, meine letzte Krankheit in Mannheim ſeyn. Da ich nun einmal Bürger darin geworden bin, ſo werde ich künftig unverſehrt bleiben. — Ich habe eine Fluth von Geſchäften vor mir, die ich mein ganzes Leben noch nicht gehabt habe. Das Jahr, das jetzt vor mir liegt, muß über mein Schickſal entſcheiden. —

Wir haben einmal von der Freimaurerei geſprochen. Vor einigen Tagen hat mich ein reiſender Maurer beſucht, ein Mann von den ausgebreitetſten Kenntniſſen und einem großen verborgenen Einfluß, der mir geſagt, daß ich ſchon auf verſchiedenen Freimaurerliſten ſtände, und mich inſtändig gebeten hat, ihm jeden Schritt, den ich hierin thun würde, vorher mitzutheilen; er verſichert mich auch, daß es für mich eine außerordentliche Ausſicht ſey. — Dem ſey, wie ihm wolle; ich werde jetzt anfangen, mit aller Anſtrengung fleißig zu ſeyn, und mich in mehrern Fächern verſuchen. Verlaſſen Sie ſich darauf, daß Sie mich etwas geſcheidter wiederfinden.

35.

An Dalberg.

Mannheim den 29. September 1783.

Ihre Zuſchrift, die mir doppelt ſchmeichelhaft ſeyn muß, da die Reize des Landlebens alle Erinnerungen an Literatur und an Schriftſteller beinahe verdrängen könnten, hat mich aus einer Art von Schlaſſucht emporgeriſſen. Spuren von Krankheit, die mich nur ſehr langſam verlaſſen wollen, und vorzüglich auf meinen Kopf wirken, die Unwiſſenheit, woran ich nunmehr die Feder ſetzen ſoll, und zugleich Ihre Entfernung, die mir Mannheim zu einem verwaiſten Schauplatz macht, haben mich heute von allen Arbeiten des Geiſtes zurückgezogen. So groß neulich mein Verlangen war, Sie wieder zu ſehen, ſo wehe that mir die Nachricht, daß Sie uns verlaſſen hätten.

Was meine theatraliſchen Arbeiten anbetrifft, ſo erwarte ich ganz allein Ihren Rath, ob ich zuerſt den Fiesko oder die Luiſe Millerin endigen ſoll. Beides zuſammengenommen iſt ein Geſchäft von vier Wochen, und da der Fiesko ohne Zweifel für die Carneval-Zeiten beſtimmt werden dürfte, meine Luiſe Millerin aber ein kleineres einfacheres Stück iſt, ſo vermuthe ich, daß Ihre Wahl auf die letztere fallen werde.

Die Anmerkungen über meinen Fiesko finde ich im Ganzen ſehr wahr; vorzüglich ſtimme ich dem Tadel meiner Frauenzimmercharactere bei. Ich muß bekennen, daß ich an den zwei erſten Scenen des zweiten Acts mit einer Art von Widerwillen gearbeitet, der nunmehr dem feinern Leſer nur zu ſichtbar geworden iſt. Zu gutem Glück fallen dieſe zwei Scenen, unbeſchadet des Stücks, in der Umarbeitung ganz weg. Die blühende Sprache iſt auf der Bühne mehr als auffallend — ſie iſt lächerlich, und ſolche lange Monologen ermüden. Der fünfte Act wird eine Hauptveränderung leiden, und überhaupt hoff' ich das Stück in einer ſolchen Geſtalt aufzuſtellen, daß Sie und Mannheim damit zufrieden ſind. —

Meine Critik über Sickingen wollte ich bisher nicht gern aus einem kranken Gehirn herauszimmern; ſie wird alſo ſpäter, aber deſto gewiſſenhafter erſcheinen. Immer deucht es mich eine Freiheit zu ſeyn, wenn ein jugendlicher Kopf die Arbeiten des reifern Mannes — auch ſogar bei gleichen Fähigkeiten — richten ſoll. — Die Bearbeitung der theatraliſchen Fragen wird eine ſehr angenehme und fruchtbare Uebung für meine freien Augenblicke werden, und dann muß die Gegeneinanderhaltung vieler Aufſätze über eben denſelben Gegenſtand höchſt unterrichtend für den dramatiſchen Schriftſteller ſeyn.

36.

An Dalberg in Mannheim.

Mannheim im October 1783.

Was Sie mir geſtern durch Herrn Hofrath May haben ſagen laſſen, erfüllt mich auf's neue mit der wärmſten und innigſten Achtung gegen den vortrefflichen Mann, der ſo großmüthigen Antheil an meinem Schickſal nimmt. Wenn es auch nicht ſchon längſt der einzige Wunſch meines Herzens geweſen wäre, zu meinem Hauptfach zurückzukehren, ſo müßte mir allein ſchon dieſer ſchöne Zug Ihrer edlen Seele einen blinden Gehorſam abnöthigen. Aber lange ſchon zog mich mein eigenes Herz dahin; lange ſchon hab' ich, nicht ohne Urſache, befürchtet, daß früher oder ſpäter mein Feuer für die Dichtkunſt erlöſchen würde, wenn ſie meine Brodwiſſenſchaft bliebe, und daß ſie im Gegentheil neuen Reiz für mich haben müßte, ſobald ich ſie nur als Erholung gebrauchte, und nur meine reinſten Augenblicke ihr widmete. Dann nur kann ich mit ganzer Kraft und immer regem Enthuſiasmus Dichter ſeyn — dann nur hoffen, daß meine Leidenſchaft und Fähigkeit für die Kunſt durch mein ganzes Leben fortdauern würde. Urtheilen Sie alſo, wie willkommen mir der Wink geweſen ſeyn mußte, Ihnen mein ganzes Herz vorzulegen. —

Nur ein Jahr habe ich nöthig, das Verſäumte in meinem Fach nachzuholen, um mich öffentlich mit Ehre zu zeigen. In dieſem Jahre kann ich alſo für die hieſige Bühne nicht ſo thätig ſeyn, als ſonſt, und dennoch brauche ich eben ſo viel Unterſtützung. Dieſes einzige Jahr entſcheidet für meine ganze Zukunft. Kann ich meinen Plan mit der Medicin durchſetzen, ſo bin ich auf immer geſichert, und mein Etabliſſement in Mannheim iſt gegründet. Wollen Sie mir hierin die Hand bieten? Können Dienſte, die ich der hieſigen Bühne erſt nach Verfluß dieſes Jahres leiſten kann, mir für ſchon geleiſtet gelten? — Bin ich dann endlich auf dem

Punkte, wohin ich arbeite, ſo wird es mir nimmermehr ſchwer fallen, dieſe Schuld nachzuholen, und meine Producte bleiben Ihnen dann eigen. Da ich ohnehin ſo ſchnell nicht auf das Drama Verzicht thun kann, ſo kann ich immer für ein groſſes Stück gewähren, und mein Entwurf wegen der Dramaturgie ſoll ganz nach Ihren Wünſchen zu Stande kommen.*)

Hab' ich zu viel geſagt, ſo vergeben Sie es meinem vollen Herzen. Ich ſtehe auf dem Scheidewege; Alles, mein ganzes Schickſal vielleicht hängt jetzt von Ihnen ab. Kann es Ihnen ſchmeicheln, das Glück eines jungen Mannes zu gründen — die Wünſche ſeines Herzens, ſeiner Familie, ſeiner Freunde, ja Ihre eignen zugleich zu erfüllen — kann dies Bewußtſeyn Ihnen ſüß ſeyn, ſo erwarte ich alles von Ihrer Entſchließung; und wenn ich es ja dahin bringe, der Welt, wichtig zu werden, ſo weiß ich auch gewiß, daß ich denjenigen nicht vergeſſe, dem ich alles, alles ſchuldig bin.

57.

An Dalberg in Mannheim.

Mannheim im October 1783.

Ein leidiges kaltes Fieber, das mich ſchon acht Tage tyranniſirt, hat meine Hoffnung vernichtet, Ihnen ſelbſt aufzuwarten, und meine ausnehmende Zufriedenheit über die letzte Vorſtellung der Räuber noch glühend bei Ihnen auszuſchütten. Sehnlich erwarte ich Beſſerung, und das um ſo mehr, je unerträglicher es mir wird, Ihren Wunſch in Abſicht auf Sickingen ſo lange unbefriedigt zu laſſen. Bis jetzt aber war ich für alles ſolide Denken verloren, und wenn auch mein Fieber weicht, ſo bleibt doch immer eine beſchwerliche Beſatzung in meinem Kopfe zurück.

---

*) Vergl. Schillers Leben von Heinrich Döring. 2te Auflage. Weimar 1824. S. 81 u. f.

Ich bin ſo frei geweſen, den Contract, den Sie aufſetzten, und mir neulich mitzugeben die Gnade hatten, nach unſerm mündlichen Uebereinkommen abzuändern, und ſchicke Ihnen hier Original und Copie. — Nichts wünſche ich dringender, als auf das baldigſte in Stand geſetzt zu ſeyn, dem Theater meinen Eifer und meine Dienſte in dem Maaße zu zeigen, in welchem ich mich zu ſeinem Liebhaber bekenne.

38.

An die Geh. Räthin v. Wolzogen.

Mannheim den 1. November 1783.

Ich ſehe in den Kalender, und finde mit Schrecken, daß wir ſchon im November ſind, und Sie den ganzen October noch keinen Brief von mir haben. Eigentlich hätt' ich Ihnen nichts Erhebliches zu ſchreiben gehabt, als daß ich ſchon drei bis vier Wochen wieder ein Recidiv von dem traurigen kalten Fieber auszuſtehen hatte, und noch ausſtehen muß. Geſchäfte und neue Bekanntſchaften, die außerhalb Mannheim meiner warteten, und überhaupt die böſe Rhein- und Sumpfluſt der Gegend, haben mich zu keiner Beſſerung kommen laſſen, und wahrſcheinlich werde ich ſchwerlich vor dem eigentlichen Winter vollkommen geſund. Doch kann ich in den freien Stunden meine nöthigen Geſchäfte verrichten. — Neues iſt für mich nichts vorgefallen, was mein Glück beträfe. Es bleibt alles bei den Nachrichten meines letzten Briefes, und ich bin zufrieden. — Verzeihen Sie mir diesmal meine Eilfertigkeit. Sie glauben kaum, wie entſetzlich ich von Dalberg wegen Herannäherung des Carnevals belagert werde. Tröſten Sie ſich damit, daß Sie und meine Eltern diejenigen ſind, denen vor andern Menſchenkindern zehnmal geſchrieben wird.

59.

An die Geh. Räthin v. Wolzogen.

Mannheim den 13. November 1783.

Mein böſes kaltes Fieber ſcheint nunmehr nachlaſſen zu wollen; denn ich habe bereits ſeit drei Tagen keinen Anfall gehabt. Ich lebe aber auch erbärmlich genug, um es vom Halſe zu ſchütteln. Schon vierzehn Tage hab' ich weder Fleiſch noch Fleiſchbrühe geſehen. Waſſerſuppen heute, Waſſerſuppen morgen, und dieſes geht ſo Mittags und Abends. Allenfalls gelbe Rüben oder ſaure Kartoffeln, oder ſo etwas dazu. Fieberrinde eſſ' ich wie Brod, und ich habe ſie mir expreß von Frankfurt verſchrieben. — Ein guter Freund hat mir zu meinem Geburtstage ſechs Bouteillen Burgunder geſchickt — davon wird zuweilen ein Gläschen mit herrlichem Erfolge getrunken; doch muß ich Ihnen geſtehen, daß ich mir äußerſt wenig aus dem Wein mache, ſo wohlfeil und gut er hier zu haben iſt. Mit mehr Vergnügen trinke ich Bier. Sobald ich geſund bin, wird überhaupt meine Koſt ſehr einfach eingerichtet.

Zuverläſſig hätt' ich meine Schulden ſchon auf den beſtimmten Termin bezahlt, wenn ich nicht von den vier Monaten meines hieſigen Aufenthalts acht bis neun Wochen krank geweſen wäre, welches mich entſetzlich zurückgebracht hat. Es ſchadet mir wenigſtens über dreißig Dukaten. Wenn mir aber Gott jetzt meine Geſundheit ſchenkt, ſo will ich ſie gewiß auf das edelſte anwenden und mit Weisheit erhalten.

Ich habe **Dalberg** ſchon bei Errichtung unſers Contracts prävenirt, daß ich den Sommer nicht in Mannheim zubringen würde, meiner Geſundheit wegen. Er war auch damit zufrieden, — und da ich zu Ende April, höchſtens Mai, meinen Vertrag mit ihm beinahe doppelt erfüllt haben werde, ſo kann ich ungehindert gehen. Verlängert ſich mein Contract noch auf ein Jahr, ſo komme ich zu Ende September nach

Mannheim zurück. In der Zwiſchenzeit werden Sie ſo gnädig ſeyn, mich — nicht Flüchtling, ſondern Freund — in Bauerbach aufzunehmen. Nehmen Sie das nicht als kahle Vertröſtung oder Grille auf. Gott iſt mein Zeuge, daß ich mich ſchon jetzt darauf freue, daß ich nur darum gern hier bin, um in beſſern Umſtänden zu Ihnen zurückzukehren. Das wiſſen meine hieſigen Freunde auch ſehr wohl, und werden oft böſe auf mich, daß ich ſo ſehr das Heimweh nach Sachſen habe. —

Sie kennen meinen Character, wiſſen ganz meinen Hang zum einfachen, ſtillen Vergnügen und geräuſchloſen Freuden. Sie werden mir auch hoffentlich einräumen, daß ich den Vergnügungen und Verführungen dieſer großen Welt kein Neuling mehr bin, daß ich ein wohl vorbereitetes Herz hineingebracht habe. — Ich eile Ihnen aufrichtig zu geſtehen, daß zuweilen auch mich eine Trunkenheit umnebeln kann; aber ſie wird gewiß bald verfliegen. Ueberdies halten Sie meine hieſigen Verbindungen für zu weitläuftig, für zu wichtig. Meine Bekanntſchaften ſind bis jetzt noch ziemlich eingeſchränkt. Das Dalberg'ſche und das Schwan'ſche Haus ſind die vorzüglichſten. Außer dieſen vermenge ich mich mit Niemand genau, und mit den Schauſpielern lebe ich höflich und aufgemuntert, ſonſt äußerſt zurückgezogen. Böck, der Beſte an Kopf und Herz, iſt derjenige, mit dem ich am vertraulichſten umgehe. Sonſt beſuchen mich viele Gelehrte und Künſtler von hier; aber ſie kommen und gehen, ich attachire mich ſehr delikat. — Von Frauenzimmern kann ich das nämliche ſagen; — ſie bedeuten hier ſehr wenig, und die Schwanin *) iſt beinahe die einzige, eine Schauſpielerin ausgenommen, die eine vortreffliche Perſon iſt. Dieſe und einige andere machen mir zuweilen eine angenehme Stunde; denn ich bekenne gern, daß

---

*) Margaretha Schwan, die Tochter des Hofkammerraths Schwan.

mir das ſchöne Geſchlecht von Seiten des Umgangs gar nicht zuwider iſt.

Trunck, ein katholiſcher Geiſtlicher, deſſen Verfolgung und Schickſale Sie im **Deutſchen Muſeum** leſen, iſt ein guter Freund von mir, und hat mich während meiner Krankheit öfters beſucht. Er iſt ein lebendig herumgehender Beweis, wie viel Böſes die Pfaffen zu ſtiften im Stande ſind. — Die Staatsräthin von **La Roche** *) kenne ich ſehr gut, und dieſe Erſcheinung war eine der angenehmſten meines ganzen hieſigen Lebens. Sie ſetzte **Schwan** ſo lange zu, mich nach Speier zu bringen, daß ich wirklich, für meine Geſundheit zu früh, vor ungefähr ſechs Wochen ausging, und mit ihm, ſeiner Tochter und Hofrath **Lamais** die Reiſe machte. — Ich fand gleich, was der Ruf von ihr ausbreitet, die ſanfte, gute, geiſtvolle Frau, die zwiſchen funfzig und ſechzig alt iſt, und das Herz eines neunzehnjährigen Mädchens hat. Acht Tage darauf zieht mich ein Landsmann, M. **Chriſtmann** von Ludwigsburg, wieder nach Speier, wo ich ſie eine Abendſtunde lang genoß, und mit Bezauberung von ihr ging. Ich weiß und bin ſtolz darauf, daß ſie mit mir zufrieden war. Bei ihr hab' ich eine mir eben ſo ſchätzbare Bekanntſchaft gemacht: Baron v. **Hohenfeld**, Domherr zu Speier, der mit Herrn v. **La Roche** in Dienſten des Churfürſten von Trier war, und welcher, da dieſer wegen einiger Umſtände, die ihm Ehre machen, mit Ungnade ſeine Dimiſſion bekam, ſeinem Freunde das Opfer brachte, ſeine Entlaſſung zugleich zu begehren, und die ihm angebotene lebenslängliche Penſion unter der Bedingung ausſchlug, daß ſie Herrn v. **La Roche** gegeben würde. Dieſer Hr. v. **Hohenfeld** iſt der edelſte Mann, den ich kennen lernte, und mein Freund. Ein ſolcher

---

*) **Marie Sophie La Roche**, geb. **Gutermann**, geb. 1731 zu Kaufbeuern, geſt. 1807 zu Offenbach als Witwe des Churfürſtlich Trieriſchen Geh. Raths und Kanzlers G. M. **La Roche**

Mann kann mich mit dem ganzen menſchlichen Geſchlecht wieder ausſöhnen, wenn ich auch um mich herum tauſend Schurken wieder begegnen muß.

40.

An die Geh. Räthin v. Wolzogen.

Mannheim den 14. November 1783.

Stellen Sie ſich vor, wie angenehm ich geſtern im Fortſchreiben unterbrochen wurde! — Man klopft an mein Zimmer. Herein! — und herein treten — ſtellen Sie ſich meinen fröhlichen Schrecken vor — Profeſſor Abel und Bach, ein anderer Freund von mir. Beide haben eine Reiſe nach Frankfurt gemacht, und blieben von geſtern bis heute vor einer Viertelſtunde bei mir. Wie herrlich mir in den Armen meiner Landsleute und einiger Freunde die Zeit floß! Wir konnten vor lauter Erzählen und Fragen kaum zu Athem kommen. Sie haben bei mir zu Mittag und zu Abend gegeſſen. — Sehen Sie, ich bin ſchon ein Kerl, der Tafel hält! — und bei dieſer Gelegenheit waren meine Burgunder-Bouteillen wie vom Himmel gefallen. Um ſie ein wenig herumzuführen, bin ich heute und geſtern wieder ausgegangen. Schadet nichts, wenn ich jetzt auch ſpäter geſund werde; hab' ich doch ein unbeſchreibliches Vergnügen gehabt. —

Einen andern Spaß hab' ich erlebt. Den 19ten dieſes Monats iſt der Namenstag der Churfürſtin, und hier werden die Namenstage und nicht die Geburtstage gefeiert. Man bittet mich, zur Feier deſſelben eine öffentliche poetiſche Rede zu machen, welche in Gegenwart der Churfürſtin und des Mannheimer Publikums auf dem Theater ſollte abgeleſen werden. Ich mache ſie, nach meiner verfluchten Gewohnheit, ſatyriſch und ſcharf. Heute ſchick' ich ſie Dalberg — er iſt ganz davon bezaubert und entzückt, aber kein Menſch kann ſie brauchen, denn ſie iſt keine Lobrede auf die beiden churfürſtlichen Perſonen. Weil es jetzt zu ſpät iſt, und man das Herz nicht hat, mir eine andre zuzumuthen, wird die ganze Lumpenfête eingeſtellt. Dalberg aber thut es nicht anders. Er will meine Rede drucken laſſen.

41.

An die Geh. Räthin v. Wolzogen.

Mannheim den 1. Januar 1784.

Denken Sie ſich in meine äußerſt angeſtrengte Situation. — Um mit Anſtand hier zu leben, und die mir vorgeſetzte Summe Geld zur Bezahlung meiner Schulden heraus zu ſchlagen, — um zugleich die Ungeduld des Theaters und die Erwartungen des hieſigen Publikums zu befriedigen, habe ich während meiner Krankheit mit dem Kopf arbeiten, und durch ſtarke Portionen China meine wenigen Kräfte ſo hinhalten müſſen, daß mir dieſer Winter vielleicht auf Zeitlebens einen Stoß verſetzt.

In zehn Tagen wird der Fiesko mit allem Auf[illegible] bei Eröffnung des hieſigen Carnevals gegeben, und dieſe Luſtbarkeiten dauern zwei Monate fort, und werden mich ziemlich incommodiren, denn ich muß meine Stücke alle ſelbſt anordnen. Sonſt bin ich mit meinen hieſigen Verhältniſſen zufrieden, und ich genieße das ganze Vertrauen und die Achtung Dalberg's.

42.

An Anton v. Klein. *)

Mannheim den 8. Januar 1784.

Sehr angenehm war mir die Nachricht von meiner Aufnahme, **) welche ein ſo ſchöner Beweis Ihrer thätigen Freundſchaft für mich iſt; und es wäre meine erſte Pflicht geweſen, Ihnen perſönlich dafür zu danken. Doch verzeihen Sie es einer gewiſſen kranken Erſchöpfung, welche mir die bisherigen vielen Proben meines Fiesko zugezogen haben, und einer Ueberhäufung von den unangenehmſten Geſchäften, die durch meine bisherige Zerſtreuung liegen geblieben ſind. Sollten Sie nur noch heute in Mannheim verweilen, ſo habe ich vielleicht noch die Freude, Sie zu ſehen. Wie Ihnen der Fiesko gefallen hat, wär' ich zu wiſſen ſehr begierig.

43.

An Wilhelm v. Wolzogen.

Mannheim den 18. Januar 1784.

Ihre Neigung, Juriſt zu werden, hat inſofern meinen vollkommenen Beifall, wenn Sie Ihrem jetzigen Fach nicht ganz ungetreu werden wollen. Die Verbindung der Jurisprudenz mit dem Studium der Finanzen berechtigt Sie zu dem größten und fruchtbarſten Poſten in einem Staate, und öffnet Ihnen eine der glänzendſten Bahnen. — Aber werden Sie ſich in dieſem neuen weitſchichtigen Feld nicht zu ſehr verlieren? Wird die nothwendige Beſchäftigung mit den Elementen einer ſo trocknen Wiſſenſchaft Ihrem, nach thätigem Denken verlangenden Geiſt nicht unerträglich werden? Wird es Ihre Seelenkräfte nicht theilen? — Die Engländer werfen ſich mit allen Geiſteskräften auf einen oft eingeſchränkten Theil einer Wiſſenſchaft und Kunſt, und werden in dieſem einzig und groß. — Es iſt gefährlich, die Fläche zu weit auseinander zu breiten; denn ſie wird in eben dem Grade dünner und ſchwächer. Indeß können Sie von Ihrem Talent und Ihrer Jugend mit Recht einen glücklichen Fortgang erwarten. Ich bin auch darin Ihrer Meinung, daß Würtemberg nicht nothwendig die Sphäre Ihrer Wirkſamkeit ſeyn müſſe. Immer arbeiten Sie über dieſe hinaus. — Doch werden Sie vielleicht einige Jahre mit Vortheil hier wirken. Man ficht anfänglich ja auch nur mit dem Rappier, — und lernt damit Fertigkeit und Gewißheit auf den ernſthaftern Degen.

---

*) Geb. 1744 zu Molsheim, geſt. 1810 als Churpfalz=Zweibrückiſcher Geh. Rath, Profeſſor der Dichtkunſt u. Philoſophie zu Mannheim.

**) zum Mitgliede der Churfürſtl. deutſchen Geſellſchaft zu Mannheim.

An meiner ſächſiſchen Reiſe auf den Sommer ſoll mich nichts als Krankheit und Tod hindern, — und dieſe, mein Beſter, machen wir mit einander. Dieſer Zeitpunkt verſpricht mir die ſeligſten Augenblicke. — Die vorige Woche hat man hier auf das prächtigſte meinen Fiesko gegeben, und in dieſem Carneval wird er noch zweimal wiederholt. Wirklich druckt man an meiner Luiſe Millerin, welche in höchſtens vier Wochen zu haben ſeyn wird. — Ich bin jetzt Mitglied der Churfürſtl. deutſchen Gelehrtengeſellſchaft, und alſo mit Leib und Seele Churpfälziſcher Unterthan.

44.

An J. R. Zumſteeg. *)

Mannheim den 19. Januar 1784.

Du ſchreibſt mir, daß dich alles, was mir widerfährt, ſehr warm intereſſirt. Sey verſichert, daß ich in eben dem

---

*) Geb. 1760 zu Sachſenflur im Odenwalde, geſt. 1802 als Herzogl. Würtembergiſcher Concertmeiſter zu Stuttgart.

Falle bin. Unmöglich kann mir alſo deine Verheirathung eine groſſe Epoche unſers Schickſals — Kleinigkeit ſeyn. An eine Perſon, die mit uns Freuden und Leiden theilt, die unſern Gefühlen entgegen kommt, und ſich ſo innig, ſo biegſam in unſre Launen ſchmiegt, gekettet zu ſeyn, — an ihrer Bruſt unſre Seele von tauſend Zerſtreuungen, tauſend wilden Wünſchen und unbändigen Leidenſchaften abzuſpannen, und alle Bitterkeit des Glücks im Genuß der Familie zu verträumen, iſt wahre Wonne des Lebens, um die ich dich von ganzem Herzen beneide.

Aber wie in aller Welt kommſt du dazu, mich auf dem Wege der Ehe zu glauben? — So vortheilhaft ich auch von Verbindungen dieſer Art denke, ſo wenig kann ich doch in meiner gegenwärtigen Lage davon Gebrauch machen; denn mein Schickſal, ſo ſehr ich auch wirklich damit zufrieden bin, iſt doch nur ein angenehmer Traum meiner Jugend, den ich nie entſchloſſen bin, ewig zu machen. Mein jetziges Leben taugt unvergleichlich für meine 24 Jahre; aber wird es mich auch im 30ſten noch reizen? — Vielleicht darf ich mir einen kleinen Anſpruch auf das, was man Glück heißt, erlauben. Bedenke ſelbſt, wie mich eine Heirath von der Bahn zu derſelben ablenken würde. Zwar habe ich über ein groſſes Glück meine gewiſſen Capricen — doch auch bei der gröſten Gleichgültigkeit gegen Ruhm und glänzende Schickſale wäre eine Verheirathung mein Fall nicht; denn mein ungeſtümer Kopf und warmes Blut würden jetzt noch keine Frau glücklich machen. —

Billig erwarteſt du, daß ich dir meine Schickſale unter fremdem Himmel mittheile; denn mein Leben hat ohnehin die Farbe eines Romans, und mein ſonderbarer Kopf läßt freilich auf ſonderbare Situationen ſchlieſſen. Aber für Briefe iſt dieſes Thema zu weitläuftig und auch vielleicht zu gefährlich. Jetzt lebe ich zu Mannheim in einem angenehmen dichteriſchen Taumel. — Churpfalz iſt mein Vaterland; denn durch meine

Aufnahme in die gelehrte Geſellſchaft, deren Protector der Churfürſt iſt, bin ich nationaliſirt, und churfürſtlich-pfalzbaieriſcher Unterthan. Mein Klima iſt das Theater, in dem ich lebe und webe, und meine Leidenſchaft iſt glücklicherweiſe auch mein Amt. —

Am 17ten dieſes Monats iſt mein **Fiesko** mit allem Pomp hier gegeben worden. Nächſten Sonntag wird er wiederholt. In drei Wochen kannſt du mein neues Stück: **Luiſe Millerin** gedruckt haben. —

45.

An Dalberg in Mannheim.

Frankfurt am Main den 1. Mai 1784.

Noch voll und warm von der Geſchichte des geſtrigen Abends eile ich, Sie von dem Triumph zu benachrichtigen, den die Mannheimer Schauſpielkunſt feierlich in Frankfurt erhielt. Geſtern, Freitags, wurde Herrn **Iffland's** Stück [*] bei vollem Hauſe und ungewöhnlicher Stille mit außerordentlichem Beifall gegeben. Herr **Iffland**, als Verfaſſer und **Schauſpieler**, und Herr **Beil** wurden mit lärmendem Händeklatſchen herausgerufen, und alles bewies die äußerſte Achtung gegen die vortrefflichen Abgeſandten des Mannheimer Theaters. — Das iſt zuverläſſig wahr, daß **Iffland** und **Beil** unter den beſten hieſigen Schauſpielern, wie der Jupiter des Phidias unter Tüncherarbeiten hervorragten. Nie habe ich lebendiger gefühlt, wie ſehr jedes andre Theater gegen das unſrige zurückſtehen müſſe, als hier.

Heute iſt **väterliche Rache** und Montag **Cabale und Liebe**. Ich geſtehe, daß mir bei den ſchrecklichen Ausſichten auf meine Lady und dergl. bange iſt, convulſiviſche Bewegungen auszuſtehen, wie ein Verurtheilter, und daß ich gern auf die Ehre Verzicht thäte, eins meiner Stücke hier vorgeſtellt zu ſehen, wenn ich Großmann's *) mit guter Art davon zurück bringen könnte. Indeſſen hoffe ich, daß meine Gegenwart, verbunden mit Iffland's und Beil's Spiel, mehr bewirken ſoll, als Frankfurt von Großmann's Geſellſchaft erwartet. Iffland wird den Kammerdiener ſpielen, den ich, mit Weglaſſung aller amerikaniſchen Beziehungen, wieder in das Stück hineingeſchoben habe.

---

[*] **Albert von Thurneiſen**. Mannheim 1781; in **Iffland's** dramatiſchen Werken. Leipzig 1798. Bd. 1.

46.

An die Geh. Räthin v. Wolzogen.

Mannheim den 26. Mai 1784.

Nunmehr kann ich Ihnen mit freiem unbefangenen Herzen ſchreiben, da Sie mich auf's neue Ihrer Freundſchaft verſichern, und die meinige nicht zurückſtoßen. Gewiß, nicht einen Augenblick haben Sie aufgehört, mir das zu ſeyn, was Sie mir immer waren. — Nur der Eigenſinn meines Schickſals konnte mich in Lagen verſetzen, worin ich gezwungen war, mein eigenes Herz zu verleugnen. Es iſt vorbei — es ſoll wenigſtens vorbei ſeyn, und eine glückliche Zukunft mache den Fehler der Vergangenheit wieder gut. —

Ihren Aufenthalt in Ihrem einſamen Häuschen beneid' ich, und dieſes um ſo mehr, da mich die ſengende Hitze des hieſigen Klima's Alles für meine Geſundheit befürchten läßt. Schon jetzt iſt die Luft hier ſo glühend, wie ſie nur unter der Linie ſeyn kann, und die Winde, ſtatt abzukühlen, brennen, als ob ſie aus einem Backofen kämen.

---

*) Guſtav Friedrich Wilhelm Großmann, geb. 1746 zu Berlin, geſt. 1796 als Theaterdirector zu Hannover.

47.

An Dalberg.

Mannheim den 7. Juni 1784.

Ich war in der letzten Sitzung der Geſellſchaft, *) und kann Ihnen ungefähr ſo viel ſagen, daß man nur auf Ihre endliche Propoſition wartet, um über die beiden Vorſchläge das Letzte zu beſchließen. Wenn Sie alſo noch Luſt, und für den Antheil der Geſellſchaft noch Achtung genug hätten, ſo glaube ich, daß wenigſtens ein Theil des vorgelegten Plans könnte durchgeſetzt werden. Meiner Meinung nach müßte vorzüglich und ausdrücklich dahin entſchieden werden, daß aus der Geſellſchaft ein engerer Ausſchuß von allenfalls ſechs der Sache kundigen Mitgliedern zu Beurtheilung der Stücke und ihrer Vorſtellung auf der Bühne, erwählet würde, welcher *pflichtmäßig* gehalten wäre, ſchriftlich ſeine Meinung zu ſagen. In dieſem Ausſchuß müßten nothwendig Sie ſelbſt und auch ich ſeyn, weil ſich doch natürlich vermuthen läßt, daß ſonſt ſchiefe und unſerm Theater inconvenirende Critiken die gute Sache überwiegen könnten. — *Schwan*, *Kaibel*, *Günther*, *Reichert*, *Klein* und *Sambuga*, glaub' ich, würden dem Fache am meiſten gewachſen ſeyn, und es auch mit dem größten Eifer betreiben. Doch werden Sie der Geſellſchaft wahrſcheinlich *darin* nachgeben, daß ein jeder die Freiheit hat, über alle Geſichtspunkte eines Stücks und ſeines Spiels zu entſcheiden — nicht aber die verſchiedenen Punkte getrennt, und einem Einzelnen anvertraut würden. Wenn dies zu Stande kommt, ſo würde ich Sie erſuchen, mich, gleichſam als *wechſelſeitigen* Secretär, die Schlüſſe der Geſellſchaft dem Theaterausſchuß, und die Antworten oder Anfragen des letztern der Geſellſchaft referiren zu laſſen. Auf dieſe Art würden beide Collegien durch mich in Zuſammenhang gebracht, und auf eine ſolenne Art mit einander verbunden.

---

*) Die churpfälziſche deutſche Geſellſchaft zu Mannheim, deren Mitglied Schiller war.

Ueber das Werk der Geſellſchaft werden Sie nunmehr Schwan's ſchriftliche Meinung haben. Er hat mir ſeinen Brief an Sie mitgetheilt, und ich habe weiter nichts daran auszuſetzen, als daß unſre Bühne noch einmal ſo viel gewinnen würde, wenn die Dramaturgie ein eigentliches, periodiſch fortlaufendes Werk, und nicht ein bloßer Beitrag zu einem gemeinſchaftlichen, vielleicht mit den trockenſten Aufſätzen beſchwerten, und alle Jahr nur einmal erſcheinenden Buche wäre.

Ich weiß wohl, daß das Journal der Geſellſchaft aufhören wird intereſſant zu ſeyn, wenn ich mit dem dramatiſchen Theil deſſelben zurücktrete. Ich wollte auch beinahe darauf wetten, daß Schwan den Verlag aufgeben wird, wenn dieſer Artikel davon ausgeſchloſſen würde. Aber eben darum hätte ich für die Aufnahme unſrer Bühne ſo ſehr gewünſcht, daß ich in den Stand geſetzt worden wäre, die Dramaturgie für mich allein in die Welt zu ſchicken. Da Sie verſichern, daß das Theater keinen Schritt für mich thun könne, und da ich von den Buchhändlern keine hinlängliche Belohnung für meine Mühe in dieſer Sache erwarten kann, ſo fürchte ich alles für meinen ſchönen Entwurf. — Ich bekenne aufrichtig, daß es mir leid thut, daß eine Anſtalt, die der hieſigen Bühne ſo glänzende Ausſichten öffnete, durch ein ſo geringes Hinderniß ſcheitern ſoll, und doppelt wehe thut es mir, weil ich fühle, was und wie viel ich zum Ruhme unſrer Bühne würde gethan haben.

Geſtern iſt endlich die lang im Werk geweſene Dido gegeben worden; ich zweifle aber beinahe, ob ſie den Beifall des Publikums haben wird. Meinen, ich geſteh' es, hat ſie nicht. Poeſie und Muſik rührten mich gleich wenig, und ich glaube, daß mein Urtheil ſo ziemlich das allgemeine iſt

Doch bin ich ſchlechterdings kein Kenner, und auch als Liebhaber maße ich mir nicht an, darüber zu ſprechen. —

Meine Cabale und Liebe iſt in der Gothaer Zeitung *) ſo obenhin recenſirt, gut gemeint, aber ohne alle Befriedigung für den nach der Sache begierigen Leſer. Ich bin jetzt mehr als jemals über mein neues Schauſpiel verlegen. Woher ich nur Briefe bekomme, dringt man darauf, ich möchte ein großes hiſtoriſches Süjet, vorzüglich meinen Carlos zur Hand nehmen. — Freilich iſt ein gewöhnliches bürgerliches Süjet, wenn es auch noch ſo herrlich ausgeführt wird, in den Augen der großen, nach außerordentlichen Gemälden verlangenden Welt niemals von der Bedeutung, wie ein kühneres Tableau, und ein Stück, wie dieſes, erwirbt dem Dichter und auch dem Theater, dem es angehört, ſchnellern und größern Ruhm, als drei Stücke wie jenes. — Carlos würde nichts weniger ſeyn, als ein politiſches Stück — ſondern eigentlich ein Familiengemälde in einem fürſtlichen Hauſe, und die ſchreckliche Situation eines Vaters, der mit ſeinem eignen Sohn ſo unglücklich eifert, die ſchrecklichere Situation eines Sohns, der bei allen Anſprüchen auf das größte Königreich der Welt ohne Hoffnung liebt, und endlich aufgeopfert wird, müßten, denk' ich, höchſt intereſſant ausfallen. Alles, was die Empfindung empört, würde ich ohnehin mit größter Sorgfalt vermeiden.

48.

An die Geh. Räthin v. Wolzogen.

Mannheim den 7. Juni 1784.

Dieſer angefangene Brief iſt entſetzlich lange liegen geblieben. Neulich, wie ich im Schreiben begriffen war, laſſen mich meine Freunde in den Pfälzer Hof bitten, und bereden

---

*) 1784. St. 43. S. 361 u. f.

mich zu einer Reiſe nach Heidelberg. Ich komme mit meinem lieben Fieber zurück, und heute finde ich den angefangenen Brief an Sie unter meinen Papieren. Ich will ihn alſo den Augenblick fortſetzen. —

Daß ich in Frankfurt geweſen, wiſſen Sie vermuthlich. Ich kann nicht leugnen, daß mir während der Zeit meines Hierſeyns ſchon manches Angenehme und Schmeichelhafte widerfahren iſt; aber es ging doch nie bis auf den Grund des Herzens, und dieſes blieb immer kalt und leer. Krankheit und Ueberhäufung von Geſchäften goſſen zu viel Bitteres in mein bisheriges Leben, und nie werde ich jene frohen heitern Augenblicke zurückrufen können, die ich in der Zeit meines Aufenthalts in Bauerbach genoß. Wenn ich jetzt ernſthaft über mein Schickſal nachdenke, ſo find' ich mich ſeltſam und ſonderbar gerührt. Nie kann ich ohne Bewegung der Seele an den Spaziergang in Ihrem Walde zurückdenken, wo es beſchloſſen wurde, daß ich eine Zeitlang verreiſen ſollte. Wer hätte damals gedacht, daß ein ungefährer Gedanke ſo viel in meinem Schickſal verändern würde? —

Noch liegt eine undurchdringliche Decke vor meiner Zukunft. Ich kann nicht einen Augenblick ſagen, wie lang mein hieſiger Aufenthalt dauern wird. Gegenwärtig wenigſtens könnt' ich ihn unmöglich abreißen, da mich tauſenderlei Fäden binden, und meine Verfaſſung mich gegenwärtig drängt, auf eine gewiſſe Zeit zu contrahiren. Daß ich aber früher oder ſpäter eine Reiſe zu Ihnen machen kann, bin ich vollkommen gewiß überzeugt.

Vor einigen Tagen widerfährt mir die herrlichſte Ueberraſchung von der Welt. Ich bekomme ein Paquet aus Leipzig, und finde von vier ganz fremden Perſonen Briefe voll Wärme und Leidenſchaft für mich und meine Schriften. *)

---

*) In einem gleichzeitig (den 7. Juni) an Dalberg geſchriebenen Briefe gedenkt Schiller ebenfalls dieſer Ueberraſchung, die dort, ohne uns zu wiederholen, nicht mitgetheilt werden konnte.

D.

Zwei Frauenzimmer, ſehr ſchöne Geſichter, waren darunter. Die Eine hatte mir eine koſtbare Brieftaſche geſtickt, die Andere ſich und die drei andern Perſonen gezeichnet, und alle Zeichner in Mannheim wundern ſich über die Kunſt. Ein Dritter hatte ein Lied aus meinen Räubern in Muſik geſetzt, um etwas zu thun, das mir angenehm wäre. — So ein Geſchenk von ganz unbekannten Händen, — durch nichts als die bloße reinſte Achtung hervorgebracht, aus keinem andern Grund, als nur für einige vergnügte Stunden, die man bei Leſung meiner Producte genoß, erkenntlich zu ſeyn — ein ſolches Geſchenk iſt mir größere Belohnung, als der laute Zuſammenruf der Welt, die einzige ſüße Entſchädigung für tauſend trübe Minuten — und wenn ich das nun weiter verfolge und mir denke, daß in der Welt vielleicht mehr ſolche Cirkel ſind; die mich unbekannt lieben und ſich freuten, mich zu kennen, daß vielleicht in hundert und mehr Jahren — wenn auch mein Staub ſchon lange verweht iſt, man mein Andenken ſegnet, und mir noch im Grabe Thränen und Bewunderung zollt — dann freue ich mich meines Dichterberufs, und verſöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängniß.

Sie werden lachen, liebſte Freundin, wenn ich Ihnen geſtehe, daß ich mich ſchon eine Zeitlang mit dem Gedanken trage, zu heirathen. — Mein Herz ſehnt ſich nach Mittheilung und inniger Theilnahme. Die ſtillen Freuden des häuslichen Lebens würden, müßten mir Heiterkeit in meinen Geſchäften geben, und meine Seele von tauſend wilden Affekten reinigen, die mich ewig herumzerren. Auch mein überzeugendes Bewußtſeyn, daß ich gewiß eine Frau glücklich machen würde, wenn anders innige Liebe und Antheil glücklich machen kann — dieſes Bewußtſeyn hat mich ſchon oft zu dem Entſchluß hingeriſſen. Fände ich ein Mädchen, das meinem Herzen theuer genug wäre, oder könnte ich Sie beim Wort nehmen, und Ihr Sohn werden. Reich würde freilich Ihre Lotte nie — aber gewiß glücklich.

49.

An Anton v. Klein.

Mannheim den 9. Juni 1784.

Dalberg's und meine Ideen,*) die wir kürzlich der deutſchen Geſellſchaft vortrugen oder vortragen ließen, ſind ſehr unter unſ'rem Wunſche aufgenommen worden, und mit Mißvergnügen hab' ich von Seiten einiger Mitglieder die Bemerkung gemacht, daß alle Inſtitute zur Beförderung der ſchönen Literatur und Kunſt wenig Eingang bei Männern finden, die es unter der Würde eines Mannes halten, ſich laut für etwas in dieſem Fache zu erklären.

50.

An Dalberg.

Mannheim den 2. Juli 1784.

Ich ſchicke Ihnen den kurzen ſchriftlichen Aufſatz über mein Unternehmen einer Mannheimer Dramaturgie. Wenn die Sache wirklich, wie ich ganz gewiß glaube, Epoche für unſere Bühne macht, und die letzte Hand an das große Werk legt, unſer Theater in Deutſchland herrſchend zu machen, und ſeinen Ruhm zu befeſtigen, ſo fürchte ich keineswegs, daß meine Bedingniſſe, welche mir Nothwendigkeit und Billigkeit eingaben, davon abſchrecken werden. — Sonſt bin ich ſchlechterdings außer Stande, auch nur einen einzigen Schritt in der Sache zu thun, und der angenehme Traum kann nie in Erfüllung gehn.

P. N.

Lebhaft überzeugt von dem ausgebreiteten Nutzen, den die Nationalbühne zu Mannheim von einer Dramaturgiſchen

---

*) Ueber die Herausgabe einer dramaturgiſchen Monatsſchrift.

Monatsſchrift haben wird, die ihren ganzen Gang und ihre innere Beſchaffenheit dem deutſchen Publikum vorlegt, entſchloß ich mich, dieſes Werk anzugreifen, und mich ihm ganz zu widmen.

Meine Idee von dieſem Journal wäre ohngefähr folgende:

1) Voran ginge eine Geſchichte des hieſigen Theaters von ſeinem erſten Anfang bis auf die jetzige Zeit, mit ſeinen Hauptrevolutionen und dem Verdienſt ſeiner Unternehmer.
2) Dann folgte eine Generalüberſicht von *Direction*, *Oekonomie*, *Polizei*, und dem gegenwärtigen herrſchenden Geſchmack auf dieſelben.
3) Das Perſonale der Schauſpieler und Schauſpielerinnen, ihre Geſchichte, Rollenfach, Debüts, und die individuelle Critik über einen jeden beſonders.
4) Ein Verzeichniß der vorzüglichſten, auf dieſer Bühne bisher gegebenen Stücke, mit kurzen Bemerkungen über das jedesmalige Spiel und die Aufnahme vom Publikum.
5) Das fortlaufende Repertorium jedes Monats, und die Beſchließungen des Ausſchuſſes oder Theaterſenats.
6) Aufſätze über die dramatiſche Kunſt, theils von Schauſpielern, theils von dem Herausgeber des Journals, welche, meinem Plane nach, in wenigen Jahren das ganze Syſtem dieſer Kunſt enthalten würden.
7) Preisaufgaben von der Intendanz, und deren Entſcheidung.
8) Für Anecdoten, Gedichte, Auszüge und andere unbeſtimmte Punkte bliebe ein eigner Artikel, unter dem Namen *Beilage* oder Miscellaneen ausgeſetzt.

Den Herausgeber dieſes Werks in die Verfaſſung zu ſetzen, daß er es mit dem ganzen Maaß ſeiner Kräfte und freiem unbefangenen Kunſtgefühl vollenden könne, wird erfordert, daß er durch eine anſtändige Vergütung von Seiten des Theaters unterſtützt, nicht nöthig habe, von dem Eigennutz eines Verlegers und den Zufällen des Buchhändlers abzuhängen. Wenn alſo die Intendanz des Theaters die vielen Vortheile, ſo ihr aus Vollendung dieſes Werks zufließen, mit einem Aufwand von funfzig Dukaten nicht zu theuer erkauft fürchtet, ſo iſt der Plan ſeiner Ausführung nahe, und ich unterziehe mich feierlich der möglichſt vollkommenen Ausarbeitung dieſer Schrift; verſpreche, ſolche mit Anfang des Auguſt 1784 zu eröffnen, alle Sorgen des Verlags und des Uebrigen der Intendanz abzunehmen, und ihr jeden Monat eine beſtimmte Anzahl Exemplare frei auszuliefern. Churfürſtl. hohe Theatralintendanz hat alſo bei dem ganzen Unternehmen nichts zu thun, nichts zu tragen, als durch Unterzeichnung dieſes Entwurfs den Herausgeber zur Ausführung deſſelben zu beſtimmen.

Gegeben zu Mannheim den 2. Juli 1784.

Friedrich Schiller.

51.

An Dalberg.

Mannheim den 24. Auguſt 1784.

Ihre Abweſenheit von Mannheim hat meinem Genius längſt einen leidigen Zwang auferlegt, und ich verwünſche den Sommer, der Sie aus meiner Sphäre gezogen hat. Auch der feurigſten Phantaſie und der thätigſten Schöpfungskraft iſt eine elaſtiſche Feder nöthig, die ſie in Schwung bringen und erhalten muß, und die Maſchine wird noch erwartet, die ſich ewig ſelbſt forttreibt, ohne aufgezogen zu werden. Mit Vergnügen ſeh' ich die Blätter fallen und die Vorboten des Herbſtes allmälig erſcheinen; denn das giebt mir Hoffnung, daß Sie bald wieder hier bleiben werden.

Ich habe gegenwärtig meine Zeit zwiſchen eigenen Arbeiten und franzöſiſcher Lectüre getheilt. Warum ich das Letztere thue, werden Sie gewiß billigen. Für's erſte erweitert es überhaupt meine dramatiſche Kenntniß, und bereichert meine Phantaſie; für's andere hoff' ich dadurch zwiſchen zwei Extremen, engliſchem und franzöſiſchem Geſchmack, in ein heilſames Gleichgewicht zu kommen. Auch nähre ich insgeheim eine kleine Hoffnung, der deutſchen Bühne mit der Zeit durch Verſetzung der claſſiſchen Stücke Corneille's, Racine's, Crebillon's und Voltaire's auf unſern Boden eine wichtige Eroberung zu verſchaffen.

Carlos iſt ein herrliches Süjet, vorzüglich für mich. Vier große Charaktere, beinah von gleichem Umfang, Carlos, Philipp, die Königin und Alba öffnen mir ein unendliches Feld. Ich kann mir es jetzt nicht verbergen, das ich ſo eigenſinnig, vielleicht ſo eitel war, meine Phantaſie in die Schranken des bürgerlichen Cothurns einzäunen zu wollen, da die hohe Tragödie ein ſo fruchtbares Feld, und für mich, möchte ich ſagen, da iſt; da ich in dieſem Fache größer und glänzender erſcheinen, und mehr Dank und Erſtaunen wirken kann, als in keinem andern; da ich hier vielleicht nicht erreicht, in andern übertroffen werden könnte. Froh bin ich, daß ich nunmehr ſo ziemlich Meiſter über den Jamben bin; es kann nicht fehlen, daß der Vers meinem Carlos ſehr viel Würde und Glanz geben wird.

Auf dieſen Winter freue ich mich. Ich bin ganz wieder in Thätigkeit, und glaube gewiß, daß ich in dieſer Zeit hier einbringen werde, was mich meine beinahe jahrelange Unpäßlichkeit, die meinen ganzen Kopf verwüſtete, hat verſäumen laſſen. Durch mich allein wird und muß unſer Theater einen Zuwachs an vielen vortrefflichen neuen Stücken bekommen, worunter Macbeth und Cimon und einige franzöſiſche ſind Nach dem Carlos geh' ich an den zweiten Theil der Räuber, welcher eine völlige Apologie des Verfaſſers über den erſten Theil ſeyn ſoll, und worin alle Immoralität in die erhabenſte Moral ſich auflöſen ſoll. Auch dieſes iſt ein unermeßliches Feld für mich.

Sie haben ganz recht gehabt, wenn Sie in meine Planſchmiederei ein Mißtrauen zu ſetzen anfingen. Aber wenn Sie abrechnen, wie oft und viel Kränklichkeit und üble Laune gegen meinen beſten Willen geſtritten haben, ſo werden Sie mir wenigſtens zugeben, daß dergleichen leere Entwürfe nicht aus dem Weſentlichen meines Charakters fließen.

Ueber meinen Entſchluß, Mediciner zu werden, und meinen dahin einſchlagenden Plan muß ich mündlich mit Ihnen reden, denn in einem Briefe kann ich das nicht erſchöpfen. Soviel kann ich Ihnen indeß verſichern, daß der Entſchluß feſt iſt, und daß ich ſchon zu dem Ende gehandelt habe.

Horazens Briefe von Wieland habe ich ganz und mit wahrem Vergnügen geleſen. Welche helle und reine Philoſophie, in die feinſte Sprache und die witzigſte delicateſte Satyre gekleidet. Die Ueberſetzung iſt ganz vortrefflich, und, was nicht wenig iſt, deutſch, wie eine nationelle Schrift. Ich freue mich auf die übrigen Bände.

52.

An Dalberg.

Mannheim den 19. Januar 1785.

Es iſt das erſtemal, daß ich über die theatraliſche Vorſtellung meines Stücks eigentlich meine Meinung ſage, und auch jetzt würde ich es aus tauſend Urſachen nicht thun, wenn meine wahre Hochachtung für Sie mir es nicht zur Pflicht machte, ehe ich einen Schritt öffentlich thue, wenigſtens mich offenherzig gegen Sie zu erklären.

Ich weiß nicht, welchem politiſchen Raffinement ich es eigentlich zuſchreiben ſoll, daß unſere Herren Schauſpieler — doch meine ich nicht alle — die Convenienz bei ſich getroffen haben, ſchlechten Dialog durch gutes Spiel zu erheben, und guten durch ſchlechtes zu verderben. Es iſt das kleinſte Merkmal der Achtung, das der Schauſpieler dem Dichter geben kann, wenn er ſeinen Text memorirt. Auch dieſe kleine Zumuthung iſt mir nicht erfüllt worden. Es kann mir Stunden koſten, bis ich einem Perioden die beſtmöglichſte Rundung gebe, und wenn das geſchehen iſt, ſo bin ich dem Verdruß ausgeſetzt, daß der Schauſpieler meinen mühſam vollendeten Dialog nicht einmal in gutes Deutſch verwandelt. Seit wie lang iſt's Mode, daß Schauſpieler den Dichter ſchulmeiſtern? Geſtern hab' ich das mehr als je gefühlt. Cabale und Liebe war durch das nachläſſige Einſtudiren der Meiſten ganz in Lumpen zerriſſen. Ich habe ſtatt meines Textes nicht ſelten Unſinn anhören müſſen. Wenn unſere Herren Schauſpieler einmal die Sprache in der Gewalt haben werden, dann iſt es allenfalls auch Zeit, daß ſie ihrer Bequemlichkeit mit Extemporiren zu Hülfe kommen.

Es thut mir leid, daß ich dieſe Anmerkung machen muß, noch mehr aber verdrießt es mich, daß ich dieſe unangenehme Erſcheinung nur auf Rechnung ihres guten Willens und nicht ihrer Kunſt ſchreiben kann, daß eben dieſe Schauſpieler, die in den mittelmäßigſten Stücken vortrefflich — ja groß geweſen ſind, in dem meinigen gewöhnlich unter ſich ſelbſt ſinken. — Die Frauenzimmerrollen und Hr. Beck ausgenommen, dem ich es gern vergebe, daß ihm die Rolle etwas fremder geworden iſt, und der die Lücken ſeines Spiels durch einige meiſterhafte Pinſelſtriche wieder gut machte, ſind die meiſten andern Rollen unerhört vernachläſſigt worden. Mir ſelbſt kann zwar an dieſem Umſtand wenig liegen, denn ich glaube behaupten zu dürfen, daß bis jetzt das Theater mehr durch meine Stücke gewonnen hat, als meine Stücke durch das Theater. Niemals werd' ich mich in den Fall ſetzen, den Werth meiner Arbeit von dieſem abhängig zu machen. Aber weil ich doch einmal von der hieſigen Bühne öffentlich ſprechen ſoll, ſo konnte mir die Sache nicht gleichgültig bleiben.

— Ich bin entſchloſſen, in der Rheiniſchen Thalia weitläuftiger über dieſen Punkt mich herauszulaſſen; denn ich glaub' und hoffe, daß ein Dichter, der drei Stücke auf die Schaubühne brachte, worunter die Räuber ſind, einiges Recht hat, Mangel an Achtung zu rügen.

53.

An Dalberg.

Mannheim den 19. März 1785.

Man erzählt mir, daß die Erſcheinung der Rheiniſchen Thalia *) unter einigen Mitgliedern des hieſigen Theaters Bewegungen hervorgebracht habe, die mir auf einem churfürſtlichen Theater faſt unerwartet ſind. Wenn ich bei der Beurtheilung des Herrn Rennſchüb **) und in etlichen Rollen auch ſeiner Frau, meinem beſſern Gefühl und der vereinigten Stimme des beſſern Publikums hätte folgen wollen, ſo wären Mord und Todtſchlag unvermeidlich geweſen. Aber einer Frau ohne Erziehung vergebe ich jede Aufwallung der Eitelkeit ſehr gern, wenn ſie auch nur in die Wochenſtube gehörte. Wie ſehr bewundre ich bei dieſer Gelegenheit Sie, daß Sie fünf Jahre fähig waren, einer ſo reizbaren Menſchenklaſſe vorzuſtehen, ohne die Liebe eines einzigen Individuums zu verlieren.

Was ich aber kaum verſchlucken kann, und was ich feſt entſchloſſen bin zu rügen, iſt das Betragen des Herrn Bök.

---

*) Das erſte Heft dieſer von Schiller herausgegebenen Zeitſchrift erſchien zu Mannheim 1785. Vom zweiten Hefte an wurde ſie fortgeſetzt unter dem Titel: Thalia. (Leipzig 1786 — 1791. zuſammen 12 Hefte.) Neue Thalia. (Ebd. 1792 — 1794. 4 Hefte.) Vergl. Schiller's Leben von Heinrich Doering. Weimar 1824. S. 84 u. f.

**) Regiſſeur der Mannheimer Bühne.

Ich habe ihn mit einer Achtung beurtheilt, die er nicht verdient, und dieſer Mann erröthet danach nicht, auf öffentlicher Bühne mit Gebrüll und Schimpfwörtern, mit Händen und Füßen gegen mich auszuſchlagen, und auf die pöbelhafteſte Art von mir zu reden. Alles dies hab' ich haarklein erfahren. Nun beurtheilen Sie mein Urtheil über ihn im Repertorium, und ſein Betragen. Ich merke indeß die Urſache ſeiner Erbitterung. Herr Bök hat Vergötterung erwartet, und keine gefunden. Auch iſt er durch meine Achtung für Beil, Beck und Iffland beleidigt. — Wie tief ſteht er unter ſeinen drei Rivalen! Aber er verdient, wenn einmal ausführlicher von hieſiger Bühne geſprochen wird, daß man ihn zu einer heilſamen Beſcheidenheit zurückführe, und die Comödianten-Salbe von ihm abwiſche.

54.

An L. F. Huber in Leipzig. *)

Mannheim den 25. März 1785.

Das iſt alſo vermuthlich der letzte Brief, den ich Ihnen aus Mannheim ſchreibe. Die Zwiſchenzeit vom 15. März bis heute hat ſich für mich wie eine Criminalacte ausgedehnt, und — Gottlob! nun bin ich Ihnen um ganzer zehn Tage näher. Und nun, mein Beſter, einmal haben Sie ſich doch meine ganze Vertraulichkeit auf den Nacken geladen; gönnen Sie mir alſo die Freude, Sie in's Innere meiner häuslichen Wünſche zu führen.

Ich bin willens, bei meinem neuen Etabliſſement in Leipzig einem Fehler zuvorzukommen, der mir hier in Mannheim bisher ſehr viel Unannehmlichkeit machte. Es iſt dieſer,

---

*) Geb. 1764 zu Paris, geſt. 1804 als Churpfalz-Bairiſcher Landesdirectionsrath zu Ulm.

meine eigne Oekonomie nicht mehr zu führen, und auch nicht mehr allein zu wohnen. Das erſte iſt ſchlechterdings meine Sache nicht. Es koſtet mir weniger, eine ganze Verſchwörung und Staatsaction durchzuführen, als meine Wirthſchaft, und Poeſie, wiſſen Sie ſelbſt, iſt nirgend gefährlicher, als bei ökonomiſchen Rechnungen. Meine Seele wird getheilt, ich ſtürze aus meinen idealiſchen Welten, wenn mich ein zerriſſener Strumpf an die wirkliche mahnt.

Für's andere brauch' ich zu meiner geheimen Glückſeligkeit einen rechten wahren Herzensfreund, der mir ſtets an der Hand iſt, wie mein Engel; dem ich meine aufkeimenden Ideen in der Geburt mittheilen kann, nicht aber erſt durch Briefe oder lange Beſuche zutragen muß. Schon der nichts bedeutende Umſtand, daß ich, wenn dieſer Freund außer meinen vier Pfählen wohnt, die Straße paſſiren muß, um ihn zu erreichen, daß ich mich umkleiden muß und dergl. tödtet den Genuß des Augenblicks, und die Gedankenreihe kann zerriſſen ſeyn, bis ich ihn habe.

Sehen Sie, mein Beſter, das ſind nur Kleinigkeiten; aber Kleinigkeiten tragen oft die ſchwerſten Gewichte im Verlauf unſers Lebens. Ich kenne mich beſſer, als vielleicht tauſend andrer Mütter Söhne ſich kennen; ich weiß, wie viel und oft wie wenig ich brauche, um ganz glücklich zu ſeyn. Es fragt ſich alſo: Kann ich in Leipzig dieſen Herzenswunſch in Erfüllung bringen? —

Wenn es möglich iſt, daß ich Eine Wohnung mit Ihnen beziehen kann, ſo ſind alle meine Wünſche darüber gehoben. Ich bin kein ſchlimmer Nachbar, wie ſie ſich vielleicht vorſtellen möchten. Um mich in einen Andern zu ſchicken, hab' ich Biegſamkeit genug, und auch hie und da etwas Geſchick, wie Yorik ſagt, ihn verbeſſern und aufheitern zu helfen. — Können ſie mir dann noch außerdem die Bekanntſchaft von Leuten zuwege bringen, die ſich meiner kleinen Wirthſchaft annehmen mögen, ſo iſt alles in Richtigkeit.

Ich brauche nichts mehr als ein Schlafzimmer, das zugleich mein Arbeitszimmer ſeyn kann, und dann ein Beſuchzimmer. Mein nothwendiges Hausgeräth wäre eine gute Commode, ein Schreibtiſch, ein Bett und ein Sopha; dann ein Tiſch und einige Seſſel. Hab' ich dieſes, ſo brauche ich zu meiner Bequemlichkeit nichts mehr. —

Parterre und unter dem Dache kann ich nicht wohnen, und dann möcht' ich auch durchaus nicht die Ausſicht auf einen Kirchhof haben. Ich liebe die Menſchen, und alſo auch ihr Gedränge. — Wenn ich's nicht ſo veranſtalten kann, daß wir (ich verſtehe darunter das fünffache Kleeblatt) zuſammen eſſen, ſo würde ich mich an der Table d'hôte im Gaſthof engagiren; denn ich faſtete lieber, als daß ich nicht in Geſellſchaft (großer oder auserleſen guter) ſpeiſte.

Ich ſchreibe Ihnen das Alles, liebſter Freund, um Sie auf meinen närriſchen Geſchmack vorzubereiten, und Ihnen allenfalls Gelegenheit zu geben, hier oder dort einen Schritt zu meiner Einrichtung im Voraus zu thun. Meine Zumuthungen ſind freilich verzweifelt naiv; aber Ihre Güte hat mich verwöhnt.

Den erſten Theil der Thalia werden Sie nunmehr haben, und das Urtheil über den Carlos wird bereits ausgeſprochen ſeyn. Doch ich will es mündlich empfangen. Hätten wir fünf uns nicht gekannt, wer weiß, ob Sie meine Bekanntſchaft nicht bei Gelegenheit des Carlos gemacht hätten.

55.

An den Hofkammerrath Schwan in Mannheim.

Leipzig den 24. April 1785.

Sie haben das vollkommenſte Recht, meines langen Stillſchweigens wegen auf mich böſe zu ſeyn, und doch kenn' ich

Ihre Güte ſchon zu ſehr, und rechne auf Ihre Vergebung. — Wenn Einer, in der großen Welt noch ſo ſehr Neuling, um die Meßzeit zum erſtenmal nach Leipzig kommt, ſo iſt es, wo nicht verzeihlich, doch wenigſtens ſehr begreiflich, daß er in den erſten Tagen über die Mannigfaltigkeiten, die durch ſeinen Kopf gehen, ſeiner ſelbſt vergißt. Dies, theuerſter Freund, iſt beinahe bis heute mein Fall geweſen, und ich ſtehle den angenehmen Augenblick, den ich im Geiſte bei Ihnen zubringen darf.

Unſre Hieherreiſe war die fatalſte, die man ſich denken kann. Moraſt, Schnee und Gewäſſer waren die drei ſchlimmen Feinde, die uns wechſelsweiſe peinigten, und ob wir gleich von Bach an immer zwei Vorſpannpferde gebrauchen mußten, ſo wurde doch unſre Reiſe, die Freitags beſchloſſen ſeyn ſollte, bis auf den Sonntag verzögert. Man behauptet auch durchgängig, daß die Meſſe durch die abſcheulichen Wege merklich gelitten habe; wenigſtens iſt, ſelbſt in meinen Augen, das Gedränge von Verkäufern und Käufern weit unter der Beſchreibung, die man mir im Reich davon gemacht hat.

Ich habe in der erſten Woche meines Hierſeyns ſchon unzählige Bekanntſchaften gemacht, worunter mir Weiße, Oeſer, Hiller, Zollikofer, der Profeſſor Huber, Jünger, der berühmte Schauſpieler Reinike, einige hieſige Kaufmannshäuſer, und einige Berliner die intereſſanteſten ſind. Man kann, wie Sie ſelbſt wiſſen, zu Meßzeiten eigentlich Niemand ganz genießen, und die Aufmerkſamkeit auf Einzelne verliert ſich im Getümmel. Meine angenehmſte Erholung iſt bisher geweſen, Richters Caffeehaus zu beſuchen, wo ich immer die halbe Welt Leipzig's beiſammen finde, und meine Bekanntſchaften mit Einheimiſchen und Fremden erweitere.

Man hat mir von verſchiedenen Orten ſehr verführeriſche Einladungen nach Berlin und Dresden gemacht, denen ich wohl ſchwerlich widerſtehen werde. Es iſt ſo eine eigne Sache mit einem ſchriftſtelleriſchen Namen, beſter Freund. Die wenigen Menſchen von Werth und Bedeutung, die ſich einem auf dieſe Veranlaſſung darbieten, und deren Achtung einem Freude gewährt, werden nur allzuſehr durch den fatalen Schwarm derjenigen aufgewogen, die wie Geſchmeißfliegen um Schriftſteller herumſummen, einen wie ein Wunderthier angaffen, und ſich obendrein gar, einiger vollgekleckſten Bogen wegen, zu Collegen aufwerfen. Vielen wollt' es gar nicht zu Kopf, daß ein Menſch, der die Räuber gemacht hat, wie andere Mutterſöhne ausſehen ſolle. Wenigſtens rundgeſchnittene Haare, Courierſtifeln und eine Hetzpeitſche hätte man erwartet.

Man pflegt hier in vielen Familien den Sommer über auf den benachbarten Dörfern zu campiren und das Land zu genießen. Ich werde auch einige Monate in dem Dorfe Gohlis zubringen, das eine Viertelſtunde von Leipzig gelegen iſt, und wohin ein ſehr angenehmer Spaziergang durch das Roſenthal führt. Hier bin ich willens, ſehr fleißig zu ſeyn, an dem Carlos und der Thalia zu arbeiten, um, was Ihnen vielleicht das Angenehmſte zu hören ſeyn wird, unvermerkt mich wieder zu meiner Medicin zu bekehren. Ich ſehne mich ungeduldig nach dieſer Epoche meines Lebens, wo meine Ausſichten gegründet oder entſchieden ſeyn werden, und wo ich meiner Lieblingsneigung blos zum Vergnügen nachhängen kann. Ueberhaupt hab' ich ja die Medicin ehemals con amore ſtudirt — ſollt' ich das jetzt nicht um ſo mehr können? —

Sehen Sie, beſter Freund, das könnte Sie allenfalls von der Wahrheit und Feſtigkeit meines Vorſatzes überzeugen; dasjenige aber, was Ihnen die vollkommenſte Bürgſchaft darüber leiſten dürfte, was alle ihre Zweifel an meiner Standhaftigkeit verbannen muß, hab' ich noch bis auf dieſe Minute verſchwiegen. Jetzt oder nie muß es geſagt ſeyn. Nur meine Entfernung von Ihnen giebt mir den Muth, den Wunſch meines Herzens zu geſtehen. Oft genug, da ich noch ſo glücklich war, um Sie zu ſeyn, oft genug trat dies Geſtändniß auf meine Zunge; aber immer verließ mich meine Herzhaftigkeit, es herauszuſagen. — Ihre Güte, Ihre Theilnahme, Ihr vortreffliches Herz haben eine Hoffnung in mir begünſtigt, die ich durch nichts, als Ihre Nachſicht und Freundſchaft zu rechtfertigen weiß. Mein freier zwangloſer Zutritt in Ihrem Hauſe gab mir Gelegenheit, Ihre liebenswürdige Tochter *) ganz kennen zu lernen, und die freimüthige gütige Behandlung, deren Sie beide mich würdigten, verführte mein Herz zu dem kühnen Wunſch, Ihr Sohn ſeyn zu dürfen. Meine Ausſichten ſind bis jetzt unbeſtimmt und dunkel geblieben; nunmehr fangen ſie an, ſich zu meinem Vortheil zu verändern. Ich werde mit jeder Anſtrengung meines Geiſtes dem gewiſſen Ziel entgegen gehen. Urtheilen ſie ſelbſt, ob ich es erreichen kann, wenn der angenehmſte Wunſch meines Herzens meinen Eifer unterſtützen wird.

Noch zwei Jahre und mein ganzes Glück wird entſchieden ſeyn. Ich fühl' es, wie viel ich begehre, wie kühn und mit wie wenigem Recht ich es begehre. Ein Jahr ſchon iſt es, daß dieſer Gedanke meine Seele beſchäftigte; aber meine Hochachtung für Sie und ihre vortreffliche Tochter war zu groß, als daß ich einem Wunſche hätte Raum geben ſollen, den ich damals durch nichts unterſtützen konnte. Ich legte mir die Pflicht auf, Ihr Haus ſeltner zu beſuchen, und in der Entfernung Zerſtreuung zu finden; aber dieſer armſelige Kunſtgriff gelang meinem Herzen nicht.

Der Herzog von Weimar war der erſte Menſch, dem ich mich öffnete. Seine zuvorkommende Güte und die Erklärung, daß er an anderem Glück Antheil nehme, brachten mich dahin, ihm zu geſtehen, daß dieſes Glück auf einer Verbindung mit ihrer edeln Tochter beruhe, und er freute ſich meiner Wahl. Ich darf hoffen, daß er mehr handeln wird, wenn es darauf ankommt, durch dieſe Verbindung mein Glück zu vollenden.

---

*) Margaretha Schwan, die Schiller unter dem Namen Laura in mehreren Gedichten verherrlichte.

Ich ſetze nichts mehr hinzu, als die Verſicherung, daß vielleicht hundert Andere Ihrer guten Tochter ein glänzenderes Schickſal verſchaffen können, als ich in dieſem Augenblicke ihr verſprechen kann; aber ich leugne, daß eines Andern Herz ihrer würdiger ſeyn wird. Von Ihrer Entſcheidung, der ich mit Ungeduld und furchtſamer Erwartung entgegen ſehe *), hängt es ab, ob ich es wagen darf, ſelbſt an ihre Tochter zu ſchreiben.

56.

An die Geh. Räthin v. Wolzogen.

Weimar den 10. December 1787.

Wir ſind glücklich nach Rudolſtadt gekommen, wo ich eine ſehr hochachtungswerthe und liebenswürdige Familie fand. — Es wurde mir ſo ſchwer, mich von dieſen Leuten zu trennen, daß nur die dringendſte Nothwendigkeit mich nach Weimar ziehen konnte. Wahrſcheinlich werd' ich aber dieſe Nachbarſchaft nicht unbenutzt laſſen, und ſobald ich auf einige Tage Luſt habe, dort ſeyn. — Jetzt ſitz' ich wieder unter Folianten und alten ſtaubigen Schriftſtellern wie begraben, und zehre gleichſam von der Erinnerung dieſer zehn fröhlichen Tage, die ich bei Ihnen zugebracht habe. Wir haben uns doch wiedergeſehen, und die freudige Entdeckung gemacht, daß wir die Nämlichen geblieben. Ohne Zweifel wohnen ſie jetzt wieder einſam in Bauerbach; aber ich beneide Ihnen manchmal dieſe Lage. Sie genießen da das höchſte Glück in meinen Au-

---

*) **Schwan** ertheilte eine abſchlägige Antwort, und gründete dieſelbe auf das mildernde Motiv, daß ſeine Tochter bei der Eigenthümlichkeit ihres Characters für Schiller nicht paſſe. Vergl. (Caroline v. Wolzogen) Schillers Leben. Stuttgart 1830. Th. 1. S. 106—109.

gen, Unabhängigkeit und Ruhe. Abwechslung können Ihnen die kleinſten Geſchäfte geben.

57.

An C. G. Körner. *)

Weimar im Januar 1788.

Ich bedarf eines Mediums, durch das ich die andern Freuden genieße. Freundſchaft, Geſchmack, Wahrheit und Schönheit werden mehr auf mich wirken, wenn eine ununterbrochene Reihe feiner, wohlthätiger, häuslicher Empfindungen mich für die Freude ſtimmt, und mein erſtarrtes Weſen wieder durchwärmt. Ich bin bis jetzt ein iſolirter, fremder Menſch in der Natur umhergeirrt, und habe nichts als Eigenthum beſeſſen. — Ich ſehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Exiſtenz. Ich habe ſeit vielen Jahren kein ganzes Glück gefühlt, und nicht ſowohl, weil mir die Gegenſtände dazu fehlten, ſondern darum, weil ich die Freuden mehr naſchte, als genoß, weil es mir an immer gleicher und ſanfter Empfänglichkeit mangelte, die nur die Ruhe des Familienlebens giebt.

58.

An Charlotte v. Lengefeld. **)

Weimar den 11. April 1788.

Sie werden in Rudolſtadt nun wieder eingewohnt ſeyn, und bei dieſem ſchönen Wetter ſich ihrer ländlichen Einſamkeit freuen. Die Vergnügungen der Geſelligkeit, wie man ſie in Weimar und ſolchen Orten findet, werden gar oft durch Langeweile und Zwang gebüßt, den nothwendigen Uebeln in den leidigen Aſſembleen. — Seitdem Sie Weimar verlaſſen haben, iſt die Erinnerung an Sie meine beſte Geſellſchaft geweſen. Die Einſamkeit macht jetzt meine Glückſeligkeit aus, weil ſie mich mit Ihnen zuſammenbringt, und mich ungeſtört bei dem Andenken der vergangenen Freuden und der Hoffnung auf die noch kommenden verweilen läßt. Was für Träume bilde ich mir für dieſen Sommer, die Sie alle wahr machen können. Aber ob Sie es auch wollen werden? Es beunruhigt mich oft, wenn ich daran denke, daß das, was jetzt meine höchſte Glückſeligkeit ausmacht, Ihnen vielleicht nur ein vorübergehendes Vergnügen gab; und doch iſt es ſo weſentlich für mich, zu wiſſen, ob Sie Ihr eignes Werk nicht bereuen, ob Sie das, was Sie mir in ſo kurzer Zeit geworden ſind, nicht lieber zurücknehmen möchten, ob es Ihnen angenehm oder gleichgültig iſt. Könnt' ich hoffen, daß von der Glückſeligkeit Ihres Lebens ein kleiner Theil auf meine Rechnung käme, wie gern entſagt' ich manchen Entwürfen für die Zukunft, um des Vergnügens willen, Ihnen näher zu ſeyn! Wie wenig ſollte es mir koſten, den Bezirk, den Sie bewohnen, für meine Welt anzunehmen!

---

*) geb. den 2. July 1756 zu Leipzig, war eine geraume Zeit Oberappellationsrath in Dresden, und ſtarb 1831 in Berlin als Königl. Preuß. Geh. Oberregierungsrath.

**) Schillers nachherige Gattin. Sie ſtarb 1826 zu Bonn.

Sie haben mir ſelbſt einmal geſagt, daß eine ländliche Einſamkeit im Genuß der Freundſchaft und ſchönen Natur Ihre Wünſche ausfüllen könnte. Hier wäre ſchon eine ſehr weſentliche Uebereinſtimmung zwiſchen uns. Ich kenne kein höheres Glück. Mein Ideal von Lebensgenuß kann ſich mit keinem andern vertragen. Aber was bei mir ein unabänderlicher Charakterzug iſt, war bei Ihnen vielleicht nur eine jugendliche Phantaſie, eine vorübergehende Epoche. Vielleicht denken Sie einmal anders, oder, wenn dies auch nicht wäre, vielleicht dürfen Sie einmal nicht mehr ſo denken. Beides fürcht' ich, und ich ſehe ein, wie ſehr ich Urſache hätte, mich noch bei Zeiten eines Vergnügens zu entwöhnen, von dem ich mich vielleicht wieder trennen muß. Ich mag dieser traurigen Idee nicht Raum geben. —

Schade, daß Sie jetzt nicht mehr hier sind; Sie würden öfters ſpazieren gehen, und ſehen könnte ich Sie wenigſtens mehr. Es iſt jetzt gar freundlich und ſchön im Stern *) und im Garten, und die Nachtigallen ſchlagen. —

Haben Sie meiner wegen einer Wohnung gedacht? Ich hätte mich nicht unterſtanden, Ihnen dieſen Auftrag zu geben; aber Sie waren ja ſo gütig — und können Sie mir verdenken, wenn ich dieſe Gelegenheit hurtig ergriff, die Sie an mich erinnern wird? Aber die nothwendigſten Meubles müßt' ich auch dabei haben, wenn es nur irgend möglich iſt; alsdann auch, wenn es angeht, die Koſt; doch dieſe ſoll den Handel nicht rückgängig machen, wenn es damit Schwierigkeiten hätte, weil ich ſie mir aus der Stadt holen laſſen könnte. Noch einmal, verzeihen Sie mir dieſen Mißbrauch Ihrer Güte. Es ſoll der letzte Auftrag dieſer Art ſeyn.

59.

An Charlotte v. Lengefeld.

Weimar den 2. Mai 1788.

Sie haben die Angelegenheit, deren Beſorgung Sie ſo gütig übernahmen, ſo ganz nach meinen Wünſchen und über alle meine Erwartungen zu Stande gebracht, daß ich Ihnen unendlichemal dafür verbunden bin. Der Ort, die Lage, die Einrichtung im Hauſe, Alles iſt vortrefflich. Sie haben aus meiner Seele gewählt. Eine fürſtliche Nachbarſchaft hätte mir meine ganze Exiſtenz verdorben. Ich habe Ihnen viele Mühe gemacht; aber ich weiß auch, daß Ihnen das Vergnügen,

---

*) Ein Theil des Parks zu Weimar.

welches Sie mir dadurch verſchaffen, ſtatt alles Dankes iſt. Meinem Lieblingswunſche ſteht alſo nichts mehr im Wege, als die Unſicherheit der Jahreszeit, die aber in wenigen Tagen wird gehoben ſeyn, und die Berichtigung einiger Kleinigkeiten, die mich aber auch nicht länger, als etwa acht oder zehn Tage hier aufhalten ſoll. Zehn Tage ſind alſo mein längſter Termin; dann Adieu Weimar. Ich werde in Ihren ſchönen Gegenden, in dieſer ländlichen Stille mein eignes Herz wieder finden, und Ihre und der Ihrigen Geſellſchaft wird mich für Alles, was ich hier zurücklaſſe, reichlich entſchädigen.

Jetzt ſind wir hier einzig an die liebe Natur verwieſen; die Komödie, ihre armſelige Stellvertreterin im Winter, hat uns verlaſſen. Der Frühling iſt dafür da, mit allen ſchönen Sachen, die er mitbringt. Mich verdrießt es ordentlich, daß ich dieſe lieblichen Tage hier in der Stadt und auf den kümmerlichen Spaziergängen da herum ſo ganz und gar verlieren ſoll. Wie viel angenehmer ſollten ſie mir in Ihrer Nachbarſchaft vergehen! —

60.

An den Hofkammerrath Schwan in Mannheim.

Weimar den 2. Mai 1788.

Sie entſchuldigen ſich wegen Ihres langen Stillſchweigens, um mir dieſe Entſchuldigung zu erſparen. Ich fühle dieſe Güte und danke Ihnen dafür. Sie rechnen dies Stillſchweigen der Freundſchaft nicht an; das beweiſt, daß Sie beſſer, als mein ſchlimmes Gewiſſen mich hoffen ließ, in meinem Herzen geleſen haben. Glauben Sie aber, daß Ihr Gedächtniß auch in meinem Gemüth unauslöſchlich lebt, und nicht nöthig hat, durch den Schlendrian des Umgangs, durch Verſicherungsbriefe aufgefriſcht zu werden. Alſo nichts mehr davon.

Die Ruhe und Leichtigkeit ihrer Exiſtenz, die aus Ihrem Briefe athmet, hat mir ſehr viele Freude gemacht, und ich, der ich noch im ungewiſſen Meere, zwiſchen Wind und Wellen, umgetrieben werde, beneide Ihnen dieſe Gleichförmigkeit, dieſe Geſundheit des Leibes und der Seele. Mir wird ſie erſt ſpäter, als eine Belohnung für noch zu beſtehende Arbeit zu Theil werden.

Ich bin nun faſt drei Vierteljahre hier. Nach Vollendung meines Carlos hab' ich endlich dieſe längſt projectirte Reiſe antreten können. Wenn ich aufrichtig ſeyn ſoll, ſo kann ich nicht anders ſagen, als daß es mir hier ungemein wohlgefällt, und der Grund davon iſt leicht einzuſehen.

Die möglichſte bürgerliche Unangefochtenheit und Freiheit, eine leidliche Menſchenart, wenig Zwang im Umgang, ein ausgeſuchter Cirkel intereſſanter Menſchen und denkender Köpfe, die Achtung, die auf literäriſche Thätigkeit gelegt wird; rechnen Sie dazu noch den wenigen Aufwand, den ich an einem Ort, wie Weimar, zu machen habe — warum ſollt' ich nicht zufrieden ſeyn?

Mit Wieland bin ich ziemlich genau verbunden, und ihm gebührt ein großer Antheil an meiner jetzigen Behaglichkeit, weil ich ihn liebe, und Urſache habe zu glauben, daß er mich wieder liebt. Weniger Umgang hab' ich mit Herder, ob ich ihn gleich als Menſchen, wie als Schriftſteller, hoch verehre. Der Eigenſinn des Zufalls trägt eigentlich die Schuld; denn wir haben unſre Bekanntſchaft ziemlich glücklich eröffnet. Auch fehlt es mir an Zeit, immer nach meiner Neigung zu handeln. Mit Bode *) kann man nicht genau Freund ſeyn. Ich weiß nicht, ob Sie hierin denken, wie ich. Goethe

---

*) Johann Joachim Chriſtoph Bode, der bekannte Ueberſetzer des Triſtram Shandy, des Tom Jones u. a. engliſchen Romane, geb. 1730 zu Braunſchweig, geſt. 1793 zu Weimar, als Herzogl. Sachſen-Gothaiſcher Legationsrath und Heſſen-Darmſtädtiſcher Geh. Rath.

wird erſt aus Italien erwartet. Die verwittwete Herzogin *) iſt eine Dame von Sinn und Geiſt, in deren Geſellſchaft man nicht gedrückt iſt.

Ich danke Ihnen für die Nachrichten, die Sie mir von dem Schickſal des Carlos auf Ihrer Bühne gegeben haben. Aufrichtig zu ſprechen, große Erwartungen hab' ich mir überhaupt von keiner Vorſtellung des Carlos gemacht, und ich weiß auch warum. — Es iſt nicht mehr als billig, daß ſich die theatraliſche Göttin für die wenige Galanterie, die mich beim Schreiben für ſie beſeelte, an mir gerächt hat. Indeſſen wenn mein Carlos auch ein verfehltes Theaterſtück iſt, ſo halt' ich doch dafür, daß unſer Publikum ihn noch zehnmal wird aufführen ſehen können, eh' es das Gute begriffen und ausgeſchöpft hat, was ſeine Fehler aufwiegen ſoll. Ich glaube, erſt alsdann, wenn man das Gute eines Dinges eingeſehen hat, iſt man berechtigt, das Urtheil über das Schlimme zu ſprechen. — Indeſſen hör' ich, daß die zweite Vorſtellung beſſer ausgefallen ſey, als die erſte. Entweder rührt das von den Veränderungen her, die Dalberg in dem Stücke gemacht hat, oder es kömmt daher, daß das Publikum beim zweiten Male Dinge verſtehen lernte, die es bei der erſten Vorſtellung nicht verſtand. Uebrigens kann Niemand mehr überzeugt ſeyn, als ich, daß der Carlos, aus Urſachen ſowohl, die ihm Ehre, als die ihm Unehre bringen, keine Speculation für die Schaubühne iſt. Schon allein ſeine Länge könnt' ihn davon verbannen. Ich hab' ihn wahrlich auch nicht aus Zuverſichtlichkeit oder Eigenliebe auf die Bühne genöthigt, aus Eigennutz vielleicht eher. Wenn bei der ganzen Sache meine Eitelkeit eine Rolle ſpielte, ſo war es darin, daß ich dem Stücke innern Gehalt genug zutraute, um ſein ſchlechtes Glück auf der Bühne niederzuwägen.

Mit dem Geſchenk Ihres Bildes haben Sie mir große Freude gemacht; ich find' es treffend ähnlich. — Den Kupfer-

---

*) Anna Amalia.

ſtecher verdient Aufmerkſamkeit und alle Ermunterung, und was ich zur Ausbreitung ſeines Verdienſtes irgend beitragen kann, ſoll redlich geſchehen. — Im **Wieland**'ſchen Hauſe wird mir noch oft und viel von Ihrer **älteſten Tochter** erzählt; ſie hat ſich da in wenigen Tagen ſehr lieb und werth gemacht. Alſo ſteh' ich doch noch bei ihr in einigem Andenken? In der That, ich muß erröthen, daß ich es durch mein langes Stillſchweigen ſo wenig verdiene.

Daß Sie in mein liebes Vaterland reiſen, und dort meinen Vater nicht vorbeigehn wollen, war mir eine ſehr willkommene Nachricht. Die Schwaben ſind ein liebes Volk, das erfahr' ich je mehr und mehr, ſeitdem ich andere Provinzen Deutſchlands kennen lernte. Meiner Familie werden Sie ſehr werth und willkommen ſeyn. Wollen Sie ſich mit einem Pack Complimente von mir dahin beladen? Küſſen Sie meinen Vater von mir, und Ihre Tochter ſoll meiner Mutter und meinen Schweſtern meinen Gruß bringen.

61.

An C. G. Körner.

Rudolſtadt im Sommer 1788.

Im Ganzen genommen iſt meine in der That große Idee von **Goethe** nach unſerer perſönlichen Zuſammenkunft *) nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je ſehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch intereſſant iſt, was ich noch zu wünſchen und zu hoffen habe, hat ſeine Epoche bei ihm durchlebt. Sein ganzes Weſen iſt ſchon von Anfang her anders angelegt, als das meinige, ſeine Welt iſt nicht die meinige, unſere Vorſtellungsarten ſcheinen weſentlich verſchieden. Indeſſen ſchließt ſich aus einer ſolchen Zuſam-

---

*) In Rudolſtadt im Hauſe der Geh. Räthin v. **Wolzogen**.

menkunft nicht ſicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren.

62.

An Wilhelm v. Wolzogen.

Rudelſtadt den 10. Auguſt 1788.

Noch ganz betäubt von der traurigen Nachricht, die Sie mir geben, ſetze ich mich, Ihnen zu ſchreiben. Eine theure Freundin, eine vortreffliche Mutter haben Sie und ich an ihr verloren. — Ich darf die vielen Augenblicke der Vergangenheit, wo ich ihre ſchöne, liebevolle Seele habe kennen lernen, nicht lebendig in mir werden laſſen, wenn ich die ruhige Faſſung nicht verlieren will, in der ich Ihnen gern ſchreiben möchte. Aber ihr Andenken wird ewig und unvergeßlich in meiner Seele leben; und alle Liebe, die ich ihr ſchuldig war, und alle die herzliche Achtung, die ich für ſie hegte, ſoll ihr ewig gewidmet bleiben. Mein und unſer Aller Troſt iſt, daß ſie durch dieſen ſanften und geſchwinden Tod vielem Leiden entgangen iſt, das ihr unausbleiblich bevorſtand. —

Alle Liebe, die mein Herz ihr gewidmet hatte, will ich ihr in ihrem Sohne aufbewahren, und es als eine Schuld anſehen, die ich ihr noch im Grabe abzutragen habe. Wir ſind ſchon längſt durch die zärtlichſte Freundſchaft gebunden; laſſen Sie uns dieſes Band mit brüderlicher Herzlichkeit fortſetzen, und wo möglich noch feſter knüpfen. — Beruhigen Sie Charlotten, dieſer Schlag wird ſie ſehr hart getroffen haben. Vor allen Dingen aber, liebſter Freund, kommen Sie hieher in unſre Arme. Sie brauchen Mittheilung, Beruhigung, Zerſtreuung. Finden Sie ſie bei uns. — Ich ſende Ihnen dieſen Expreſſen, weil ich fürchtete, daß die Poſt zu langſam ſeyn würde. Laſſen Sie mich durch ihn erfahren, daß

Sie auf einige Tage kommen wollen, ſo gehe ich Ihnen bis Ilmenau entgegen. — Mit dem Gedicht würde es jetzt ohnehin zu ſpät ſeyn, da die Beerdigung vorüber iſt. Ihr Brief war vier Tage unterwegs. Aber ich habe eine andere Idee, das Andenken der guten Mutter zu ehren, die ich Ihnen mündlich mittheilen will.

63.

An Charlotte v. Lengefeld.

Weimar den 14. November 1788.

Das iſt der erſte Tag, den ich ohne Sie verlebe. Geſtern hab' ich doch Ihr Haus geſehen, und Eine Luft mit Ihnen geathmet. Ich kann mir nicht einbilden, daß alle dieſe ſchönen ſeelenvollen Abende, die ich bei Ihnen genoß, dahin ſeyn ſollen; daß ich nicht mehr, wie dieſen Sommer, meine Papiere weglege, Feierabend mache, und nun hingehe, mit Ihnen mein Leben zu genießen. Nein, ich kann und darf es mir nicht denken, daß Meilen zwiſchen uns ſind. Alles iſt mir hier fremd geworden. Ein Intereſſe an den Dingen zu ſchöpfen, muß man das Herz dazu mitbringen, und mein Herz lebt unter Ihnen. Ich ſcheine mir hier ein abgeriſſenes Weſen. In der Folge, glaub' ich wohl, werden mir einige meiner hieſigen Verbindungen wieder lieb werden; aber meine beſten Augenblicke, fürcht' ich, werden doch diejenigen ſeyn, wo ich mich des ſchönen Traumes von dieſem Sommer erinnere, und Plane für den nächſtfolgenden mache. — Ich habe mir die Trennung von Ihnen durch Vernünfteleien zu erleichtern geſucht; aber ſie halten die Probe nicht aus, und ich fühle, daß ich einen Verluſt an meinem Weſen erlitten habe. —

Heute Vormittag war ich bei Wieland, und habe da viele Dinge vorgefunden, die meine Gegenwart verlangten, den Merkur betreffend, und die mit einem Plane, wovon dieſen Sommer unter uns die Rede war, in ſehr genauem Zuſammenhang ſind. Auf jeden Fall Dinge, die mir es möglich machen werden, Ihnen nahe zu bleiben und Ihnen zu gehören. — Goethe, heißt es, wird bei uns bleiben, ob er ſchon ſo gut als ganz ausgetreten iſt, und alle Geſchäfte abgegeben hat. Alles ſpricht hier mit ungemeiner Achtung von ihm, und will ihn zu ſeinem Vortheil verändert gefunden haben. Er ſoll weniger Härten haben, als ehemals.

64.

An Charlotte v. Lengefeld.

Weimar den 19. November 1788.

Ich bin jetzt acht Tage hier, und die Trennung von Ihnen abgerechnet — kommt es mir gar nicht anders vor, als ob ich meine Lebensart in Rudolſtadt fortſetzte; denn ich lebe die ganze Zeit über immer mit mir ſelbſt und mit der ſchönen Erinnerung an dieſen Sommer. — Hier wird über mich geklagt, daß ich meiner Geſundheit durch vieles Arbeiten und zu Hauſe ſitzen ſchaden würde. Aber ſo ſind die Leute! Sie können es einem nicht vergeben, daß man ſie entbehren kann. Und wie theuer verkaufen ſie einem die kleinen Freuden, die ſie zu geben wiſſen! Wenn die völligſte Indifferenz gegen Clubs und Cirkel und Kaffeegeſellſchaften den Menſchenfeind ausmacht, ſo bin ich's wirklich in Rudolſtadt geworden.

65.

An Charlotte v. Lengefeld.

Weimar den 20. November 1788.

Ich habe Sie im Stillen ſchon oft um eben das beneidet, worum ein Andrer Sie vielleicht beklagt. Der Mangel an äußerlichen geſelligen Reſſourcen zwingt Sie, in Ihrem Geiſt und Herzen Beſchäftigung zu ſuchen, und nie hätten Sie vielleicht die Schätze in Ihrem eignen Weſen entdeckt, wenn nicht ein geiſtiges Bedürfniß Sie darauf aufmerkſam gemacht hätte. So viele treffliche Menſchen reißt der Strom der Geſellſchaften und Zerſtreuungen mit ſich dahin, daß ſie erſt dann zu ſich ſelbſt kommen, wenn ſich die Seele aus dem Schwall von Nichtigkeiten nicht mehr emporarbeiten kann. Es ſieht vielleicht miſanthropiſch aus; aber ich kann mir hier nicht helfen, ich bin Kleiſt's Meinung: »Ein wahrer Menſch muß fern von Menſchen ſeyn.« —

Daß Ihnen Körner's Briefe ſein Weſen vergegenwärtigt haben, freut mich ſehr. Es iſt kein impoſanter Character, aber deſto haltbarer und zuverläſſiger auf der Probe. Ich habe ſein Herz noch nie auf einem falſchen Klang überraſcht; ſein Verſtand iſt richtig, uneingenommen und kühn; in ſeinem ganzen Weſen iſt eine ſchöne Miſchung von Feuer und Kälte. —

Es iſt brav, daß Sie dem Plutarch getreu bleiben. Das erhebt über dieſe platte Generation, und macht uns zu Zeitgenoſſen einer beſſern, kraftvollern Menſchenart. — Mich beſchäftigen jetzt Dinge, die mein Herz nur flach berühren, der Geiſterſeher und dergleichen. Ich ſehe mit Sehnſucht der Epoche entgegen, wo ich meine Beſchäftigungen für mein Gefühl beſſer wählen kann.

66.

An Charlotte v. Lengefeld.

Weimar den 22. November 1788.

Ich habe heute Ihren Geburtstag auf eine für mich gar angenehme und wohlthätige Art beſchloſſen. Der Himmel ſchenkte mir eine gute Stimmung (er muß dieſen Tag einmal beſonders lieb gewonnen haben) und ließ mich in heitrer Stille mich ſelbſt genießen. Seit ich hier bin, war ich von Arbeiten, die mir noch gar nicht recht an's Herz wollen, geſpannt und zuſammengedrückt. Dies war der erſte Tag, wo ich mein Weſen wieder in einer lebendigen Bewegung fühlte. Ich überließ mich ſüßen, dichteriſchen Träumen; alte erwärmende Ideen wachten wieder bei mir auf. Kurz, ich war in dem Zuſtande, wie es in den Künſtlern heißt:

— — in der ſchönern Welt,
Wo aus nimmer verſiegenden Bächen
Lebensfluthen der Dürſtende trinkt,
Und, gereinigt von ſterblichen Schwächen,
Der Geiſt in des Geiſtes Umarmungen ſinkt.

Und dieſes Vergnügen laſſen Sie mich Ihnen danken. Sie ſind die Heilige dieſes Tages, und es freut mich noch einmal ſo ſehr, wenn ich es aus einer ſo lieben Quelle empfange. Ich laſſe jetzt die Ideen, die der ſchöne Rudolſtädtiſche Sommer in mir getrieben und zum Keimen gebracht hat, in ſtillen Augenblicken eine nach der andern an mir vorüberziehen, und beſchwöre ſie, wie Schröpfer ſeine Geiſter. Die guten Geiſter ſtelle ich bei Seite, und die böſen müſſen Buße thun und ſich bekehren; denn es ſind nur zuweilen auch böſe und ungläubige Geiſter bei Ihnen gekommen. Die guten will ich Ihnen nach und nach zuſchicken.

Ich freue mich lebhaft auf den nächſten Sommer. Möchte die Zeit dieſen Winter nur recht raſch und ſich außer Athem laufen, daß ſie darnach den Sommer nicht recht mehr fort kann. Aber die Zeit iſt ein kaltes fühlloſes Ding, das von Freud' und Leid der Menſchen keine Notiz nimmt, und für lauter Eigenſinn immer langſamer geht, je mehr man es fortſtößt, und wenn ſie uns ja einmal eine ſolche Gefälligkeit erweiſt, ſo iſt ſie von dem Capital unſers Lebens geſtohlen. — Ich verfalle da, glaub' ich, in Poeſie; aber das ſind noch Reſte von der Laune, die Sie mir zu gut halten müſſen. Die Einkleidung mag auch ſeyn, wie ſie will, ſo bleibt der Gedanke wahr, daß ich mit ganzer Seele bei Ihnen bin.

67.

An Caroline v. Beulwitz *)

Weimar den 17. November 1788.

Wer Sinn und Luſt für die große Menſchenwelt hat, muß ſich in dieſem weiten großen Element gefallen; wie klein und armſelig ſind unſre bürgerlichen und politiſchen Verhältniſſe dagegen! Aber freilich muß man Augen haben, die von großen Uebeln, die unvermeidlich mit einfließen, nicht geärgert werden. Der Menſch, wenn er vereinigt wirkt, iſt immer ein großes Weſen, ſo klein auch die Individuen und Details in's Auge fallen. Aber eben darauf, dünkt mir, kommt es an, jedes Detail und jedes einzelne Phänomen mit dieſem Rückblick auf das Ganze, deſſen Theil es iſt, zu denken, oder, was eben ſo viel iſt, mit philoſophiſchem Geiſte zu ſehen. Wie holpericht und höckericht mag unſre Erde von dem Gipfel des Gotthards ausſehen! Aber die Einwohner des Mondes ſehen ſie gewiß als eine glatte und ſchöne Kugel. Wer dieſes Auge nun entweder nicht hat, oder es nicht geübt hat, wird ſich an kleine Gebrechen ſtoßen, und das ſchöne große Ganze wird für ihn verloren ſeyn. —

Mir für meine kleine ſtille Perſon erſcheint die große politiſche Geſellſchaft aus der Haſelnußſchale, woraus ich ſie

---

*) Geborne v. Lengefeld, die Schweſter von Schillers nachheriger Gattin, zuerſt an den Fürſtl. Schwarzburg-Rudolſtädtiſchen Kammerjunker v. Beulwitz verheirathet, ſpäterhin mit dem Sachſen-Weimariſchen Oberhofmeiſter v. Wolzogen; lebt ſeit mehren Jahren in Jena.

betrachte, ungefähr ſo, wie einer Raupe der Menſch vorkommen mag, an dem ſie hinaufkriecht. Ich habe einen unendlichen Reſpect vor dieſem großen drängenden Menſchen-Ocean; aber es iſt mir auch wohl in meiner Haſelnußſchale. Mein Sinn, wenn ich einen dafür hätte, iſt nicht geübt, nicht entwickelt, und ſo lange mir das Bächlein Freude in meinem engen Cirkel nicht verſiegt, ſo werde ich von dieſem großen Ocean ein neidloſer und ruhiger Bewunderer bleiben.

Und dann (um doch recht in's Gelag hinein zu philoſophiren!) dann glaube ich, daß jede einzelne, ihre Kraft entwickelnde Menſchenſeele mehr iſt, als die größte Menſchengeſellſchaft, wenn ich dieſe als ein Ganzes betrachte. Der größte Staat iſt ein Menſchenwerk, der Menſch iſt ein Werk der unerreichbaren großen Natur. Der Staat iſt ein Geſchöpf des Zufalls; aber der Menſch iſt ein nothwendiges Weſen; und durch was ſonſt iſt ein Staat groß und ehrwürdig, als durch die Kräfte ſeiner Individuen? Der Staat iſt nur eine Wirkung der Menſchenkraft, nur ein Gedankenwerk; aber der Menſch iſt die Quelle der Kraft ſelbſt, und der Schöpfer des Gedankens. Aber wo gerath' ich hin? — Ich vergeſſe, daß ich einen Brief und keinen Discours philosophique ſchreibe. —

Meine Geſundheit laſſen Sie ſich nicht anfechten. Ich komme mir durch friſche Luft und durch Bewegungen zu Hülfe, wozu die ſchlechten Berge um Weimar herum ſchon gut genug ſind. Friſch und geſtärkt komme ich dann wieder nach Hauſe, und ſetze meine Arbeit mit mehr Leichtigkeit fort. — Ich bin wirklich ſeit meinem Hierſeyn recht geſund, und, welches viel ſagen will, ſogar vom Schnupfen befreit. —

Jetzt überſetze ich die Phönizierinnen des Euripides. Die ſchöne Scene, worin Jokaſte ſich die Uebel der Verbannung von Polynices erzählen läßt, iſt es, was mich vorzüglich dazu beſtochen hat. Ich bedaure nur, daß ich bei dieſen Arbeiten zu ſehr preſſirt bin, und mich nicht genug mit dem

Geiſte meines Originals familiariſiren konnte, eh' ich die Feder anſetzte. Aber die Arbeit giebt mir Vergnügen, und kann am Ende doch keine andern, als vortheilhafte Wirkungen auf meinen eignen Geiſt haben. — Auch bin ich jetzt ſtark über den Geiſterſeher her; bis jetzt habe ich ihm aber noch kein großes Intereſſe abgewonnen. — Goethe ſprach ich noch nicht; es geſchieht aber dieſer Tage.

68.

An Caroline von Beulwitz.

Weimar den 4. December 1788.

Seit meinem letzten Briefe an Sie hüte ich, halb meiner Geſchäfte wegen, halb aus einer gewiſſen Trägheit, das Zimmer. Ich kann Ihnen alſo nichts von Neuigkeiten berichten, die einzige ausgenommen, daß Moritz ſeit heut oder geſtern hier iſt. — Ich kenne ihn ſchon aus einer Zuſammenkunft in Leipzig; ich ſchätze ſein Genie, ſein Herz kenne ich nicht; ſonſt ſind wir übrigens keine Freunde. —

Es war mir gar lieb zu hören, daß mein guter Körner Ihre Eroberung gemacht hat. — Es iſt ſelten, daß ſich eine gewiſſe Freiheit in der Moralität und in Beurtheilung fremder Handlungen oder Menſchen mit dem zarteſten moraliſchen Gefühl und mit einer inſtinctartigen Herzensgüte verbindet, wie bei ihm. — Er hat ein freies kühnes und philoſophiſch aufgeklärtes Gewiſſen für die Tugenden Anderer, und ein ängſtliches für ſich ſelbſt. Gerade das Gegentheil deſſen, was man alle Tage ſieht, wo ſich die Menſchen Alles und den Nebenmenſchen Nichts vergeben. Freier als er von Anmaaßung iſt Niemand; aber er braucht einen Freund, der ihn ſeinen eignen Werth kennen lehrt, um ihm dieſe ſo nöthige Zuverſicht zu ſich ſelbſt, das, was die Freude am Leben und die Kraft zum Handeln ausmacht, zu geben. Er iſt dort in einer Wüſte der Geiſter. Die Churſachſen ſind nicht die liebenswürdigſten von unſern Landsleuten. — Ich ſchreibe Ihnen da ſehr viel über meinen Freund, und vielleicht zu viel. Aber würde ich das thun, wenn ich nicht die Geliebten meines Herzens gerne mit einander verwechſelte und ſie in meinem Kopfe und in meine Feder, weil es doch leider in der Wirklichkeit nicht angeht, gern zuſammenbringen möchte. —

Ich bin dieſer Tage zufällig an Montesquieu's Considerations sur la grandeur et décadence des Romains gerathen; eine Lectüre, die ich Ihnen darum vorſchlagen möchte, weil ſie nach Gibbon Intereſſe für Sie haben wird. Die Gegenſtände, wovon Montesquieu handelt, ſind Ihnen durch Gibbon, Plutarch u. ſ. f. geläufig. Es iſt immer ſchön zu ſehen, wie verſchiedene Geiſter den Stoff formen. Montesquieu's Manier iſt, die Reſultate vieler Lectüre und eines philoſophiſchen Denkens in kurze geiſtreiche Reflexions voll Gehalt zuſammenzudrängen, immer aber mit Hinſicht auf gewiſſe allgemeine Principien, die er bei ſich feſtgeſetzt hat, und die ihm zu Grundſäulen ſeines Syſtems dienen. Er iſt daher recht dazu gemacht, um ſtudirt zu werden. Da ſeine Gegenſtände die wichtigſten und die eines denkenden Menſchen am würdigſten ſind (denn was iſt den Menſchen wichtiger, als die glücklichſte Verfaſſung der Geſellſchaft, in der alle unſre Kräfte zum Treiben gebracht werden ſollen?) deshalb gehört er mit Recht unter die koſtbarſten Schätze des Geiſtes. Ich freue mich auf die Muße, um ſeinen Esprit des loix mir recht in den Kopf zu prägen.

Mein Euripides giebt mir noch viel Vergnügen, und ein großer Theil davon kommt auch auf ſein Alterthum. Den Menſchen ſich ſo ewig ſelbſt gleich zu finden, dieſelben Leidenſchaften, dieſelben Colliſionen der Leidenſchaften, dieſelbe Sprache der Leidenſchaften. Bei dieſer unendlichen Mannigfaltigkeit immer doch dieſe Aehnlichkeit, dieſe Einheit derſelben

Menſchenform. Oft iſt die Ausführung ſo, daß kein anderer Dichter ſie beſſer machen könnte; zuweilen aber verbittert er mir Genuß und Mühe durch viele Langeweile. Im Leſen ginge ſie noch an; aber ſie überſetzen zu müſſen, und zwar gewiſſenhaft! Oft macht mir das Schlechtere die meiſte Mühe. Im nächſten Monat werden Sie wohl die Früchte meines jetzigen Fleißes zu leſen bekommen. Wieland gebe ich eine Ueberſetzung von Agamemnon des Aeſchylus in den Merkur, das iſt aber erſt gegen März. Auf den will ich alle Mühe verwenden, weil dieſes Stück eins der ſchönſten iſt, die je aus einem Dichterkopfe gegangen ſind. —

69.

An Caroline von Beulwitz.

Weimar den 10. December 1788.

Was Sie von der Geſchichte ſagen, iſt gewiß ganz richtig, und der Vorzug der Wahrheit, den die Geſchichte vor dem Roman voraus hat, könnte ſie allein ſchon über ihn erheben. Es fragt ſich nur, ob die innere Wahrheit, die ich die philoſophiſche und Kunſtwahrheit nennen will, und welche in ihrer ganzen Fülle im Roman oder in einer andern poetiſchen Darſtellung herrſchen muß, nicht eben ſo viel Werth hat, als die hiſtoriſche.

Daß ein Menſch in ſolchen Lagen ſo empfindet, handelt und ſich ausdrückt, iſt ein großes, wichtiges Factum für den Menſchen, und das muß der dramatiſche, oder Romandichter leiſten. Die innere Uebereinſtimmung, die Wahrheit wird gefühlt und eingeſtanden, ohne daß die Begebenheit wirklich vorgefallen ſeyn muß. Der Nutzen iſt unverkennbar. Man lernt auf dieſem Wege die Menſchen und nicht den Menſchen kennen, die Gattung und nicht das ſich ſo leicht verlierende Individuum. In dieſem großen Felde iſt der Dichter Herr und Meiſter; aber gerade der Geſchichtſchreiber iſt oft in den Fall geſetzt, dieſe wichtigere Art von Wahrheit ſeiner hiſtoriſchen Richtigkeit nachzuſetzen, oder ihr mit einer gewiſſen Unbehülflichkeit anzupaſſen, welches noch ſchlimmer iſt. Ihm fehlt die Freiheit, mit welcher ſich der Künſtler mit ſchöner Leichtigkeit und Grazie bewegt, und am Ende hat er weder die eine noch die andere befriedigt. —

Ich werde immer eine ſchlechte Quelle für einen künftigen Geſchichtsforſcher ſeyn, der das Unglück hat, ſich an mich zu wenden. Aber ich werde vielleicht auf Unkoſten der hiſtoriſchen Wahrheit Leſer und Hörer finden und hie und da mit jener erſten philoſophiſchen zuſammentreffen. Die Geſchichte iſt überhaupt nur ein Magazin für meine Phantaſie, und die Gegenſtände müſſen ſich gefallen laſſen, was ſie unter meinen Händen werden. —

Dieſe Woche hat mich Moritz beſucht, und mir eine ſehr angenehme Unterhaltung verſchafft, weil wir auf meine Lieblingsideen gerathen ſind. Von Goethe iſt er nun ganz durchdrungen und enthuſiasmirt. Dieſer hat ihm auch ſeinen Geiſt mächtig aufgedrückt, wie er überhaupt Allen zu thun pflegt, die ihm nahe kommen. Aber ich finde, daß er auf Moritz gut gewirkt hat. Moritz hat viel Tiefe des Geiſtes und Tiefe der Empfindung; er arbeitet ſtark in ſich, wie ſchon ſein Reiſer *) beweiſt, der einen Menſchen vorausſetzt, der ſich gut zu ergründen weiß. Seine Ideen bringt er zu einer anſchaulichen Klarheit. Was ihn intereſſirt, iſt ernſthaft und von Gehalt. Er ſcheint ſehr an ſich ſelbſt zu verbeſſern. — Ich fürchte nur, er wählt ſich Muſter, nach denen er ſich bildet, und ſo vortrefflich auch ſeine Wahl ſeyn wird und ſchon iſt, ſo iſt doch Nachahmung eine niedere Art von Voll-

---

*) Anton Reiſer; ein pſychologiſcher Roman. Berlin 1785 — 1790. 4 Thle. Einen fünften Theil, als Beitrag zu Moritz'ens Lebensgeſchichte gab K. F. Kliſchnig heraus. (Berlin 1794.)

kommenheit. Von **Goethe** ſpricht er mir zu panegyriſch. Das ſchadet **Goethe'n** nichts, aber ihm. — Jetzt gefällt er mir durchgängig beſſer, als vor ſeiner italiäniſchen Reiſe; da ſchien er mir zu ſehr den ſtarken Geiſt zu affektiren. Jetzt hat eine moderate und wohlthätige Philoſophie von ihm Beſitz genommen. Ich würde viel Vergnügen von ſeinem Umgang haben, wenn er hier wohnte.

70.

An J. R. Zumſteeg.

Weimar den 10. December 1788.

Von nun an ſtreiche mich nur aus der Liſte der literariſchen Vagabunden aus. Oder haſt du mir lieber den etwas ehrenvollern Titel eines Privatgelehrten beigelegt, ſo ändere auch dieſen. Denn ich denke nun bald in Staats- und Addreßkalendern als etwas Oeffentliches zu prangen. Du lächelſt, und ich wette, daß ich die Deutung dieſes Lächelns errathe. Du meinſt, nun wird er wohl in meine Fußtapfen treten, und ein ehrlicher Hausvater werden? — Ja, lieber Zumſteeg, verſchiedene meiner Meinungen ſind geflohen und haben ſich mit mir verwandelt. Auch mein Kopf iſt nicht mehr der Sonderling, wie ehedem, und darum ſollſt du bald von mir vernehmen, daß ich es nicht mehr gut achtete, allein zu ſeyn.

71.

An Caroline v. Beulwitz.

Weimar den 11. December 1788.

Mein Brief wird Ihnen ſagen, daß ich **Moritz** geſprochen habe. Beurtheilen Sie ihn aber nicht gleich nach meiner erſten Schilderung. Wir waren doch nur wenige Stunden bei einander, und es begegnet mir gern, daß ich zu raſch urtheile. Erwarten Sie alſo erſt Mehreres von mir über ihn. Ich denke ihn heute zu ſprechen. Ueber ein Lieblingsthema von mir, davon auch im Julius Spuren enthalten ſind, über das Leben in der Gattung, das Auflöſen ſeiner ſelbſt im großen Ganzen, und die daraus unmittelbar folgenden Reſultate, über Freude und Schmerz, über Tugend und Liebe, über den Tod hat er außerordentlich klare und erwärmende Begriffe.

Wegen ſeines Magazins zur Erfahrungs-Seelenkunde hab' ich ihm einen Rath gegeben. — Ich fand, daß man es immer mit einer traurigen, oft widrigen Empfindung weglegt; und dieſes darum, weil es uns nur an Gruppen des menſchlichen Elends erinnert. Ich habe ihm gerathen, jedes Heft mit einem philoſophiſchen Aufſatze zu begleiten, der lichtere Blicke öffnet, und dieſe Diſſonanzen gleichſam wieder in Harmonie auflöſt. —

Heute hab' ich mir viele Beſuche vorgenommen, auch bei Göthe'n. Goethe iſt ſo gar ſelten allein, und ich möchte ihn doch nicht gern blos beobachten, ſondern mir auch etwas für mich aus ihm herausnehmen. Der Herzog iſt die Abende faſt immer da, und den Vormittag belagern ihn Geſchäfte. —

Sie haben bemerkt, daß mein voriger Brief nicht heiter geſchrieben war. Doch erinnere ich mich keiner ſchlimmen Laune; es iſt aber möglich, daß man von ihr unbemerkt gedrückt wird, wenn ſie nicht ausfließt und immer von denſelben Gegenſtänden umringt und befangen iſt. Es könnte alſo doch eine Folge meines einſamen Lebens geweſen ſeyn. — Aber Sie ſollen nicht durch mich verſtört werden. Fließt auch zuweilen etwas Melancholiſches in meine Briefe mit ein, ſo müſſen Sie denken, daß dieſe Laune vorbei iſt, wenn Sie den Brief erhalten.

72.

An Charlotte v. Lengefeld.

Weimar den 12. December 1788.

Der Donnerſtag ſetzt mich immer in gute Laune, weil mir ein gewiſſes Vergnügen aufbewahrt iſt. Ueberhaupt ſollte man ſich immer einen Tag oder mehrere in der Woche mit irgend einer periodiſch zurückkehrenden und fortdauernden Freude bezeichnen. Das Leben verfließt dann ſo angenehm — es macht einen künſtlichen Pulsſchlag in unſerm Daſeyn, und wie von einer ſchönen Treppe zur andern, ſchreitet Leben und Hoffnung darauf weg.

Ich lebe noch immer mein ſtilles Leben, und bin dieſe Woche nur einmal ausgekommen. Ich hatte dieſe Woche einen Beſuch von meinem Landsmann Schubart.*) Er iſt von Berlin hier durchgereiſt, um nach Mainz zu gehen, wo er bei der preußiſchen Geſandtſchaft angeſtellt iſt. Er iſt auch Dichter, aber kein geborner. Frühe Lectüre von Poeten, frühe Verſuche mit poetiſchen Arbeiten, wozu ihn das Beiſpiel und die Aufmunterung ſeines Vaters verführten, haben ihm eine gewiſſe Fertigkeit, einen Vorrath an Bildern und Styl verſchafft, die, wenn ſie von einer gründlichen Ausbildung ſeiner übrigen Kräfte unterſtützt werden, ihm noch wohl eine Stelle unter unſern lesbaren Schriftſtellern verſchaffen können. Sonſt iſt's ein guter redlicher Character, der vorzüglich viel vom ſchwäbiſchen Provinzialcharacter in ſich hat. Er hat den Tag vor ſeiner Abreiſe den Carlos in Berlin aufführen ſehen, der auf Befehl des Königs mit vielem Pomp ſchlecht gegeben worden iſt. Die Scene des Marquis mit dem König ſoll gut geſpielt worden, und Sr. Majeſtät ſehr an's Herz gegangen ſeyn. Ich erwarte nun alle Tage eine Vocation nach Berlin, um Herzberg's Stelle zu übernehmen und den preußiſchen Staat zu regieren.

---

*) Ludwig Schubart, geb. 1766 zu Geißlingen im Ulmiſchen, geſt. 1811 zu Stuttgart.

73.

An Charlotte v. Lengefeld.

Weimar den 18. December 1788.

Für die mannigfaltigen intereſſanten Nachrichten, die Sie mir von Ihren Beſchäftigungen geben, kann ich Ihnen nichts Aehnliches erwiedern; denn meine Exiſtenz war bisher noch die alte, Arbeit ohne Geiſtesgenuß. Das dringendſte iſt ſeit geſtern vorbei, und nun werd' ich auch mehr Menſchen ſehen.

Aber eine Nachricht von mir kann und darf ich Ihnen doch geben, weil ſie leider eine meiner ſchönſten für eine Zeitlang zu Grunde richten wird. Es iſt beinahe ſchon richtig, daß ich als Profeſſor der Geſchichte künftiges Frühjahr nach Jena gehe. So ſehr es im Ganzen mit meinen Wünſchen übereinſtimmt, ſo wenig bin ich von der Geſchwindigkeit erbaut, womit es betrieben wird. Aber der Abgang Eichhorn's *) machte es in mehrerm Betracht nothwendig. Ich ſelbſt habe keinen Schritt in der Sache gethan, habe mich aber übertölpeln laſſen; und jetzt, da es zu ſpät iſt, möchte ich gern zurücktreten. Man hatte mich vorher ſondirt, und gleich den Tag darauf wurde es an unſern Herzog nach Gotha geſchrieben, der es an dem dortigen Hofe gleich einleitete. Jetzt liegt es ſchon in Coburg, Meinungen und Hildburghauſen, und iſt vielleicht in drei Wochen entſchieden. —

Alſo die ſchönen paar Jahre von Unabhängigkeit, die ich mir träumte, ſind dahin; mein ſchöner künftiger Sommer iſt

---

*) Nach Göttingen.

auch fort; und dieſes alles ſoll mir ein heilloſes Catheder erſetzen. — Ich rechne darauf, daß Sie mir in dieſem Sommer eine himmliſche Erſcheinung in Jena ſeyn werden, weil ich das erſte Jahr zu viel zu thun und zu leſen habe, um noch etwas Zeit für die Wünſche meines Herzens übrig zu behalten. Dafür verſprech' ich Ihnen, die folgenden Jahre dieſen Liebesdienſt wett zu machen. Iſt für mich nur erſt ein Jahr überſtanden, ſo lieſt ſich's alsdann im Schlafe und ich habe meine Seele wieder frei. —

Goethe'n hab' ich unterdeſſen einmal beſucht. Er iſt bei dieſer Sache überaus gütig geweſen, und zeigt viele Theilnahme an dem, was er glaubt, daß es zu meinem Glück beitragen würde. — Ob es mich glücklich macht, wird ſich erſt in ein paar Jahren ausweiſen. Doch habe ich keine übeln Hoffnungen. Werden Sie mir nun auch noch gut bleiben, wenn ich ein ſo pedantiſcher Menſch werde, und am Joch des gemeinen Weſens ziehe? Ich lobe mir doch die goldne Freiheit. In dieſer neuen Lage werde ich mir ſelbſt lächerlich vorkommen. Mancher Student weiß vielleicht ſchon mehr Geſchichte, als der Herr Profeſſor. Indeſſen denke ich hier wie Sancho Panſa über ſeine Statthalterſchaft: wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verſtand; und hab' ich nur erſt die Inſel, ſo will ich ſie regieren wie ein Daus! Wie ich mit meinen Herren Collegen, den Profeſſoren, zurecht komme, iſt eine andere Frage.

74.

An Charlotte v. Lengefeld.

Weimar den 8. Januar 1789.

Sie ſehen meine künftige Situation von der guten Seite, die, wenn ſie auch wirklich da wäre, von der ſchlimmen gar ſehr überwogen wird. Um mich des neuen Faches, in das ich mich jetzt einlaſſe, zu bemächtigen, daß ich meine eigene Zufriedenheit verdiene und gründlich darin wirken kann, muß ich zwei, drei Jahre jeder andern Thätigkeit abſterben, und in einem Schwall von mehr als tauſend geiſt- und herzloſen alten Schriften herumwühlen. — Das iſt doch in der That traurig für mich! Dazu kommt, daß mir in Jena keine Vortheile angeboten werden können, mich ſchadlos zu halten, und mir eine angenehme Unabhängigkeit zu verſchaffen. — Körner wünſcht auch, ich möchte frei geblieben ſeyn, und eigentlich kann ich ſeine Gründe nicht mißbilligen, da ich in der That für den Verluſt meiner Unabhängigkeit und eines ſo großen Theils meiner Zeit keinen oder nur einen ſehr zukünftigen Erſatz habe. Aber auch er ſieht meinen Schritt nicht in dem rechten Lichte. In der That iſt es von meiner Seite nichts Anderes, als eine heroiſche Reſignation auf alle Freude in den nächſten drei Jahren, um für meinen Geiſt allenfalls in der Folge eine lichte Zukunft dadurch zu gewinnen. Um glücklich zu ſeyn, muß ich in einem gewiſſen ſorgenfreien Wohlſtand leben, und dieſer muß nicht von den Producten meines Geiſtes abhängig ſeyn. Dazu konnte mich aber nur dieſer Schritt führen, und darum hab' ich ihn gethan. —

Ihre Vorſtellung, daß wir dann wenigſtens die Saale mit einander gemein haben, hat mir Vergnügen gemacht. Mich beſonders wird ſie immer erinnern, daß ſie von Rudolſtadt herkommt. Mit den ſchönen Pfirſchen und Weintrauben wollen wir einen großen Handel unter einander treiben.

76.

An Caroline v. Beulwitz.

Weimar den 8. Januar 1789.

Wie ich mein neues Verhältniß anſehe, wird Ihnen meine Schweſter ſagen, der ich vorher davon geſchrieben habe. Der

Abſchied von den ſchönen freundlichen Muſen iſt immer hart und ſchwer, und die Muſen — ob ſie ſchon Frauenzimmer ſind — haben ein rachſüchtiges Gemüth. Sie wollen verlaſſen, aber nicht verlaſſen werden, und wenn man ihnen den Rücken gekehrt hat, ſo kommen ſie nachher auf kein Rufen mehr zurück. Wenn dies aber auch nicht wäre, ſo rächen ſie ſich ſchon durch ihre Abweſenheit genug. — Mit den dortigen Menſchen übrigens hoffe ich ſchon leidlich auszukommen. Eigentlich gerath' ich auch mit keinem in Colliſion, weil ich nicht hingehe, um Geld zu verdienen, und höchſtens zwei Collegien leſe.

Moritz wird noch vier Wochen hier bleiben. Ich habe ſeine Schrift über bildende Nachahmung des Schönen nur flüchtig geleſen. Er iſt ſchwer zu verſtehen, weil er keine feſte Sprache hat, und ſich mitten auf dem Wege philoſophiſcher Abſtraction in Bilderſprache verirrt, zuweilen auch eigene Begriffe mit anders verſtandenen Wörtern verbindet. Aber er iſt voll gedrängt von Gedanken, und nur zu voll gedrängt; denn ohne einen Commentar wird er nicht verſtanden werden. Von Schwärmerei iſt er nicht frei, und Herder'ſche Vorſtellungsarten ſind ſehr darin ſichtbar. Was mir und einem jeden Schriftſteller mißfallen muß, iſt die übertriebene Behauptung, daß ein Product aus dem Reiche des Schönen ein vollendetes rundes Ganze ſeyn müſſe; fehlte nur ein einziger Radius zu dieſem Cirkel, ſo ſinke es unter das Unnütze herunter. Nach dieſem Ausſpruch haben wir kein einziges vollkommenes Werk, und ſobald auch keins zu erwarten. Was er mündlich an einigen Orten hier behauptet hat, iſt übertrieben, und fällt in's Lächerliche. Es ſcheint, daß er keinen Dichter anerkennt, als Goethe'n. — Moritz rechnet den Egmont ſogar unter dieſe vollendeten Producte, welchen Goethe ſelbſt hoffentlich nicht für vollkommen hält. Ich ärgere mich über jeden Sectengeiſt und Vergötterung Anderer; aber an Moritz iſt ſie mir doppelt unausſtehlich.

weil er ſelbſt ein vortrefflicher Kopf iſt. — Uebrigens haben ſeine philoſophiſchen Unterſuchungen ſehr glücklich auf ſein Gemüth gewirkt, und ihn aus einer ſchrecklichen Seelenlage geriſſen, wie er ſelbſt geſteht. Sein Geiſt hat durch anſtrengendes Denken über ſeine Hypochondrie geſiegt, die ihn bei ſeiner Dispoſition zur Schwindſucht, ohne dieſe innere Hülfe, bald würde aufgerieben haben.

76.

An Caroline v. Beulwitz.

Weimar den 16. Januar 1789.

Endlich hab' ich mich doch wieder mit der Natur zuſammengefühlt, und nach einem lebendigen Begräbniß auf meinem Zimmer von faſt vierzehn Tagen wieder im Freien geathmet. Mein Herz war leer und mein Kopf zuſammengedrückt — ich hatte dieſe Stärkung höchſt nöthig.

Die liebliche Luft und der geöffnete Boden haben mir die Scenen des vorigen Sommers wieder lebhaft in's Gedächtniß gebracht. Der gewöhnliche Weg von Volkſtädt um die ſchöne Ecke herum, bei der Brücke, die Berge jenſeits der Saale, vom Abendroth ſo ſchön beleuchtet, Rudolſtadt vor mir, und von weitem der grüne Pavillon, den mein Perſpectiv juſt noch erreichte — Alles das ſtand wieder lebendig vor mir. Ich glaubte mich auf dem Wege zu Ihnen, und in der That war ich's auch — denn ſeitdem ich von Rudolſtadt weg bin, iſt der Weg nach Belvedere mein Lieblingsſpaziergang. Aber ich habe Sie nicht gefunden — das war der große Unterſchied. —

Ich ſehe täglich mehr ein, daß ich dieſen Schritt nicht anders als unter den entſchiedenſten ökonomiſchen Vortheilen hätte thun ſollen. Eine ſehr anſehnliche und ſolide Verbeſſerung von dieſer Seite wäre vielleicht dieſe Aufopferung von Zeit und von Freiheit werth geweſen. Aber ſo wie die Sachen ſtehen, hab' ich blos Ausſichten, und für den Augenblick poſitiven Verluſt. Dies ſind keine angenehmen Betrachtungen.

Ich habe in dieſer Zeit die Histoire de mon temps, zwei Bände, geleſen. So glaubwürdig und zuverläſſig dieſe Quelle iſt, ſo muß ich dennoch geſtehen, daß ihr noch manches zur befriedigenden Vollkommenheit fehlt. Die Voltaireſche Manier zu beſchreiben und mit einem witzigen Einfall über erhebliche Details hinwegzuglitſchen, iſt nicht das Nachahmungswürdigſte im hiſtoriſchen Styl. Im Ganzen iſt die Anſicht doch nur individuell, freilich in einem großen Kopfe und in einem Kopfe, der ſehr wohl unterrichtet iſt; aber die Capricen, die den großen Friedrich in ſeinem handelnden Leben regiert haben, haben auch ſeine Feder redlich geleitet. Die Rolle, die er ſeine Maria Thereſia ſpielen läßt, iſt fein angelegt, aber nicht ohne Bosheit. Sie werden ſich vielleicht erinnern, daß er bei aller Mäßigung, die er ſich gegen ſie auferlegt zu haben ſcheint, nie unterläßt, »ſie im Glück übermüthig zu zeigen.« Ich glaube nicht, daß ein feinerer Kunſtgriff hätte gewählt werden können, das Intereſſe für ſie zu unterdrücken. Dieſer Kunſtgriff wird ſo häufig und mit ſo viel Ausführlichkeit angewandt, daß die Abſicht nicht zu verkennen iſt. — Dies iſt aber auch das einzige ſtärkende Buch, das ich unterdeſſen geleſen habe. Ich bin dazu verdammt, mich durch die geſchmackloſeſten Pedanten durchzuſchlagen, um Dinge daraus zu lernen, die ich morgen wieder vergeſſe. Ich habe noch nie eine ſp große Verſuchung gefühlt, ein neues Schauſpiel anzufangen, als dieſen Winter — gerade weil die Umſtände es verbieten.

Mein Geiſterſeher hat mich dieſer Tage etlichemal ſehr angenehm beſchäftigt. Der Zufall gab mir Gelegenheit, ein philoſophiſches Geſpräch herbei zu führen, welches ich ohnehin nöthig hatte, um die freigeiſteriſche Epoche, die ich den

Prinzen durchwandern laſſe, dem Leſer vor Augen zu ſtellen. Bei dieſer Gelegenheit hab' ich nun ſelbſt einige Ideen bei mir entwickelt, die Sie darin wohl errathen werden (denn Gott bewahre mich, daß ich *ganz* ſo denken ſollte, wie der Prinz in der Verfinſterung ſeines Gemüths); auch, glaub' ich, wird Ihnen die Darſtellung durch ihre Klarheit gefallen. Jetzt bin ich eben bei der ſchönen Griechin, und um mir ein Ideal zu holen, werde ich die nächſte Redoute nicht verſäumen. Ich möchte gern ein recht romantiſches Ideal von einer liebenswürdigen Schönheit ſchildern; aber dies muß zugleich ſo beſchaffen ſeyn, daß es — eine eingelernte Rolle iſt, denn meine liebenswürdige Griechin iſt eine abgefeimte Betrügerin. — Schicken Sie mir doch in Ihrem nächſten Briefe ein Portrait, wie Sie wünſchen, daß ſie ſeyn ſoll, wie ſie Ihnen recht wohl gefiele, und auch *Sie* betrügen könnte. Ich erfahre bei dieſer Gelegenheit Ihre Ideale von weiblicher Vortrefflichkeit (nicht von der ſtillen nämlich, ſondern von der erobernden).

77.

An Charlotte v. Lengefeld.

Weimar den 5. Februar 1789.

Die letzte Redoute, auf der ich geweſen bin, hat mir die im vorigen Jahre, wo ich Sie ſo unverhofft vor mir ſtehen ſah, recht lebhaft ins Gedächtniß gebracht. Zwiſchen dieſen beiden Redouten iſt doch allerlei geſchehen, und das Angenehmſte darunter iſt für mich doch unſtreitig unſere nähere Bekanntſchaft. Sie haben wohl Recht, daß Sie bei Ihrem letzten Aufenthalt in Weimar ſich nicht ſelbſt zugehörten, und mir noch weniger. Dieſen Winter wär' es noch weit weniger geweſen, weil wirklich mehr Zerſtreuung in Ihren hieſigen Cirkein iſt, als im vorigen Jahre, an den Sie auch Antheil nehmen würden. Mir machte die bloße Möglichkeit, Sie zu ſehen, ſchon Freude, und die Hoffnung, Sie (wär' es auch nur von weitem) hier oder dort zu ſehen, würde mich ohne Zweifel auch fleißiger in Comödien und Redouten gezogen haben. — Aus Ihren Planen für den nächſten Sommer und Winter erhellt doch immer ſo viel, daß wir einander nicht ganz verfehlen werden.

Daß Sie einen Aufſatz von mir im Merkur verkannt, oder doch faſt verkannt haben, ſollte ich Ihnen als Autor und als Ihr Freund nicht vergeben; denn auch bei unbedeutenden Producten, wie an dieſem z. B. nicht viel iſt, auch nicht ſeyn ſoll, bildet ſich doch der Autor ein, daß man ſeine Manier kennen müſſe. Sie haben alſo eine ſchreckliche Sünde gegen mich begangen, daß Sie ſich's nur faſt eingebildet haben, — und ich weiß gar nicht, wie Sie ſie wieder gut machen werden. —

Von Herders Zurückkunft weiß ich Ihnen nichts Beſtimmtes zu ſagen, als daß man ihn hier faſt allgemein auf Oſtern zurück erwartet.

78.

An Caroline v. Beulwitz.

Weimar den 5. Februar 1789.

Warum hab' ich Ihren Geburtstag nicht gewußt? ſo hätte ich ihn in der Stille durch eine fröhliche Unterhaltung mit unſrer Freundſchaft und angenehmen Rückerinnerungen, Hoffnungen und Projecten begangen; ich hätte mich Ihnen näher gefühlt, und den fröhlichen Cirkel wenigſtens im Geiſte vermehren helfen. Indeſſen hat ihn der Zufall — oder der Zuſammenhang der Dinge — doch für mich zu einem angenehmen Tage gemacht. Ich habe an demſelben die Künſtler vollendet, und ſo, daß ich damit zufrieden bin. Ich muß mich ſelbſt loben. Ich habe noch nichts ſo Vollendetes gemacht — ich habe mir aber auch noch zu nichts ſo viel Zeit genommen. —

Ihr Brief iſt in einer ſehr heitern Stimmung geſchrieben; Sie leben in Frieden mit ſich ſelbſt und mit der ganzen Welt. Warum kann ich nicht gleich unter Ihnen ſeyn, und mich auch in dieſen Ton ſtimmen laſſen? Alle meine Genüſſe muß ich tief aus meiner Seele hervorholen; die Natur giebt mir nichts, und die Menſchen ſuche ich nicht auf. — Auch wenn wir weniger Freunde wären, würde mir Ihr näherer Umgang wünſchenswerth geblieben ſeyn. Hier fände ich von der Art nichts, auch wenn ich es ſuchte. Entweder ſind die Menſchen von ihren *Ichs* und was darauf Bezug hat, beſeſſen und *obſedirt*, oder ſie ſind durch Façon für mich verdorben. Zerſtreuen kann man ſich allenfalls wohl bei ihnen, aber nicht genießen. Einige Ausnahmen giebt es allerdings, aber dieſe ſind nicht immer für mich zu haben, wenn ich es wünſche. —

Diderot's moraliſche Schriften, die Ihnen ſo viel Vergnügen geben, habe ich noch zu leſen, wie ich überhaupt noch viel zu leſen habe. Wie glücklich ſind Sie, daß Sie Alles ſo genießen können! glücklich, wie die unſchuldigen Kinder, für die geſorgt wird, ohne daß ſie ſich darum bekümmern dürfen, wo es herkommt. Sie gehen durch das literariſche Leben, wie durch einen Garten, brechen ſich und beriechen, was Ihnen gefällt — wenn der Gärtner und ſeine Jungen über lauter Arbeit nicht einmal die Zeit finden, ihre Pflanzungen und was drum herum iſt, fröhlich zu genießen. —

79.

An Charlotte v. Lengefeld.

Weimar den 12. Februar 1789.

Mit den Schilderungen, um die ich Sie bat, und die Sie mir entworfen haben, iſt es gegangen, wie ich mir's dachte. Sie würden Ihr Geſchlecht gut vertheidigen. — Ich wollte Ihnen gern einige Geſtändniſſe bei dieſer Gelegenheit ablocken, welche Sie aber gar verſtändig (wie Odyſſeus ſagt) umgangen ſind. — Uebrigens iſt davon gar keine Frage, daß Sie nicht Recht haben ſollten — ein anderes aber iſt das Intereſſe einer Farce, wie der Geiſterſeher doch eigentlich nur iſt, ein anderes das Intereſſe eines Romans oder einer Erzählung, wo man jedem Schritt, den der Dichter im menſchlichen Herzen thut, ruhig und aufmerkſam nachgeht. Der Leſer des Geiſterſehers muß gleichſam einen ſtillſchweigenden Vertrag mit dem Verfaſſer machen, wodurch der Letztere ſich anheiſchig macht, ſeine Imagination wunderbar in Bewegung zu ſetzen, der Leſer aber wechſelſeitig verſpricht, es in der Delicateſſe und Wahrheit nicht ſo genau zu nehmen. — Sonſt glaube ich übrigens doch, daß ſich auch noch Fälle denken laſſen, wo Liebe, mit einem ungewöhnlichen Feuer behandelt, durch ſich ſelbſt — als ein inneres Ganze, auch ohne Moralität imponiren kann. Ein Menſch, der liebt, tritt, ſo zu ſagen, aus allen übrigen Gerichtsbarkeiten heraus, und ſteht blos unter den Geſetzen der Liebe. Es iſt ein erhöhteres Seyn, in welchem viele andere Pflichten, viele andere moraliſche Maßſtäbe nicht mehr auf ihn anzuwenden ſind. Dies kommt indeſſen meiner Griechin nicht zu gute, die nicht in dem Grade lieben wird — aber der Leſer braucht ſich auch nicht mehr für ſie zu intereſſiren, ſobald ihm die Augen aufgegangen ſind. Was ſie thut, muß ſie vorher thun. —

Wieland hat mich neulich beſucht, bei welcher Gelegenheit auch über Moritz'ens Schrift viel geſprochen wurde. Ich muß nun zuweilen für ſeine Ideen fechten, ob ſie gleich nicht alle die meinigen ſind, weil er zuweilen unrecht beurtheilt wird. Doch hat dieſes öftere Nachdenken und Sprechen über Schönheit und Kunſt vielerlei bei mir entwickelt, und auf die Künſtler beſonders einen glücklichen Einfluß gehabt. Ich möchte in der That wiſſen, was Goethe dabei fühlen wird; denn ſo wenig mir ſeine Exiſtenz giebt, ſo hoch ſchätze ich ſein Urtheil. — Vor einigen Tagen war Wieland bei mir, eine kleine Fehde, die wir über eine Stelle in den Künſtlern hatten, mit mir abzuthun. Das Geſpräch führte uns weit in gewiſſe Myſterien der Kunſt. Wieland war kaum eine halbe Stunde weg, ſo durchlas ich meine Künſtler. Einige vorher ſehr werth gehaltene Strophen ekelten mich an, und dies gab mir Anlaß, vierzehn neue dazu zu thun, die ich nicht in mir geſucht hätte, d. h. deren Inhalt bisher nur in mir geſchlafen hat. Sie werden ſie bald unterſcheiden.

Dieſen Abend wird Fiesko hier geſpielt, nach einer fürchterlichen Rollenbeſetzung. Wohl mir, daß ich ihn nicht ſehen muß.

80.

An Charlotte v. Lengefeld.

Weimar den 25. Februar 1789.

Ich war kürzlich bei Knebel, und habe mich ganz warm mit ihm über Metaphyſik geſtritten. In Jena wird dies doch manchmal der Fall ſeyn. Wir vertragen uns in philoſophiſchen Disputen recht gut, und Ideen bei einem zu entwickeln, oder die, welche man ſchon hat, zu einer gewiſſen Klarheit im Vortrag zu bringen, dazu iſt Knebel ſehr gut.

Ich negociire mir jetzt ein Logis in Jena. Ein Bekannter von mir, ein gewiſſer Göttling, der als Profeſſor der Chemie nach Jena geht, hatte mir Hoffnung gemacht, daß wir ein ganzes Haus zuſammen miethen könnten, und alſo recht ungeſtört ſeyn würden; aber es geht nicht an, und mir thut es wirklich leid. Ich machte mir ſchon kleine Plane vom Vergnügen, das ich in verlornen Stunden an ſeinen chemiſchen Operationen finden würde. Die Chemie hat viele Reize; ſie giebt mannigfaltige Verwicklungen, und löſt ſie angenehm auf.

Körner ſchickte mir dieſe Tage ein Fragment, das er aus Gibbon überſetzte; es iſt Mahomets Portrait und die Geſchichte der erſten Gründung ſeiner Religion. Dies iſt das Erſte, was ich von Gibbon leſe. Ich finde es voll Genie und mit einem kräftigen Pinſel dargeſtellt; aber im hiſtoriſchen Styl liebe ich doch mehr die Leichtigkeit der Franzoſen. Mir kommt vor, daß Gibbon noch keinen gebildeten hiſtoriſchen Styl hat, und daß er die Kürze der Alten etwas affectirt. Doch ich kann leicht die Fehler der Ueberſetzung dem Original zur Laſt legen, und will alſo mein Urtheil ſuspendiren.

81.

An Charlotte v. Lengefeld.

Weimar den 5. März 1789.

Daß ich Sie in Rudolſtadt beſuche, eh' ich nach Jena gehe, war längſt mein Vorſatz, meine Freude und Hoffnung. — Freilich ein Beſuch auf einen Tag iſt wenig, und mehr kann ich jetzt nicht daran verwenden, weil das Hin- und Herreiſen auch einen Tag nimmt — aber ein Tag iſt doch unendlich viel mehr, als keiner! Iſt es mir möglich, und leidet es das Wetter, ſo ſehe ich Sie vielleicht zu Ausgang der kommenden Woche. —

Die Thalia folgt hier; das folgende Heft iſt noch nicht ganz abgedruckt. Machen Sie ſich aber vom Geiſterſeher keine großen Erwartungen. Von Geſchichte kommt wenig darin vor; das philoſophiſche Geſpräch wird Sie vielleicht intereſſiren. Die Künſtler werden Sie nächſte Woche im Merkur finden; vielleicht bringe ich ſie Ihnen mit.

82.

An Charlotte v. Lengefeld.

Weimar den 17. April. 1789.

Von einem Spaziergange, den ich vor einigen Tagen in dem feuchten Stern machte, bin ich krank zurückgekommen, ſo daß ich die jetzigen ſchönen Tage ungenutzt vorbei gehen laſſen muß. — Die Zeit kommt nun mit ſtarken Schritten heran, wo ich meine Bude in Jena eröffnen muß. Ueber dem verwünſchten Geiſterſeher hab' ich noch gar nicht darauf denken können, was ich meinen Herren Studenten in den erſten Collegien vorſetzen werde. Nun muß ich mich über Hals und Kopf beeilen, daß ich auch für meinen Beruf (Gott verzeih' mir's) Zeit übrig behalte. Ich muß alſo für jetzt darauf reſigniren, Sie zu ſehen. —

Dieſer Tage habe ich die Properziſchen Elegien geleſen, die Knebel überſetzt hat. — Die Ueberſetzung iſt gut; aber ſolche Dinge ſollen und müſſen in Verſen überſetzt ſeyn, wenn das Original nicht zu viel von ſeiner Zierlichkeit und Leichtigkeit verlieren ſoll. Der Geſchmack und die Sitten, die darin ſichtbar ſind, wollen mir eben nicht gefallen. Eine gewiſſe ſanfte Cinthia überfällt ihren Liebhaber, den Herrn Properz, bei einer Courtiſane, worüber ſie ſo in Wuth geräth, daß ſie ihr die Nägel in's Geſicht ſchlägt, die Töpfe an den Kopf ſchmeißt und dergleichen mehr. Ihrem Liebhaber widerfährt ein Gleiches von ihr; und das Ende davon iſt, daß ſie ihn mit Schwefel einräuchert, um ihn wieder zu reinigen.

83.

An Charlotte v. Lengefeld.

Weimar den 30. April 1789.

Meinen letzten Brief an Sie von Weimar ſchreibe ich unter einem Donnerwetter; und auch das Donnerwetter muß mich an Sie erinnern, denn das letzte, das ich hörte, fand mich noch bei Ihnen. — Nächſte Woche reiſe ich ab, und mir deucht faſt, als wenn ich Ihnen näher zöge. Näher iſt es nun zwar nicht; aber die große Geiſtesleere, die nun im geſellſchaftlichen Cirkel um mich her entſteht, macht mir das Andenken an Sie deſto mehr zum Bedürfniſſe. Sie werden mir näher, weil Sie mir nothwendiger werden.

Bürger war vor einigen Wochen hier, und ich habe die wenige Zeit, die er da war, in ſeiner Geſellſchaft zugebracht. Er hat gar nichts Auszeichnendes in ſeinem Aeußern und in ſeinem Umgang — aber ein gerader guter Menſch ſcheint er zu ſeyn. Der Character von Popularität, der in ſeinen Gedichten herrſcht, verleugnet ſich auch nicht in ſeinem perſönlichen Umgange, und hier, wie dort, verliert er ſich zuweilen in das Platte. Das Feuer der Begeiſterung ſcheint in ihm zu einer ruhigen Arbeitsflamme herabgekommen zu ſeyn. Der Frühling ſeines Geiſtes iſt vorüber, und es iſt leider bekannt genug, daß Dichter am früheſten verblühen. Wir haben uns vorgenommen, einen kleinen Wettkampf, der Kunſt zu gefallen, mit einander einzugehen. Er ſoll darin beſtehen, daß wir beide das nämliche Stück aus Virgils Aeneide, jeder in einer andern Versart überſetzen. Ich habe mir Stanzen gewählt.

Noch ein Fremder iſt hier, aber ein unerträglicher, der Capellmeiſter **Reichardt** von Berlin. Er componirt **Goethe's** Claudine von Villa Bella, und wohnt auch bei ihm. Der Himmel hat mich ihm auch in den Weg geführt, und ich habe ſeine Bekanntſchaft ausſtehen müſſen. Wie ich höre, muß man ſehr gegen ihn mit Worten auf ſeiner Hut ſeyn.

Für die **Anthologie** *) danke ich Ihnen recht ſehr. Ich laſſe einige Gedichte daraus abſchreiben. Daß Sie der **Semele** **) erwähnen, hat mich ordentlich erſchreckt. Mögen mir's Apoll und die neun Muſen vergeben, daß ich mich ſo gröblich an ihnen verſündigt habe! —

Hier leg' ich auch ein Exemplar von meinem Diplom als Doctor philosophiae bei, damit Sie doch auch etwas zu lachen haben, wenn Sie mich in einem ſo lateiniſchen Rocke erblicken. Uebrigens iſt es ein theurer Spaß, denn er koſtet mir 30 Thaler.

84.

An Caroline v. Beulwitz.

Jena den 30. Mai 1789.

Es iſt lange, daß ich Ihnen keine Nachricht von mir gegeben habe; aber die Zerſtreuungen und Geſchäfte, wenn ich mich bis jetzt überladen ſah, machten mir alles ruhige

---

*) **Anthologie auf das Jahr 1782.** Gedruckt in der **Buchdruckerey zu Tobolsko.** (Mit einer Vignette des Apollo). 271 Seiten. 8. Vergl. über dieſe von **Schiller** herausgegebene Sammlung das Leben des Dichters von **Heinrich Doering.** Weimar 1824. S. 58—67.

) Gedruckt in der eben angeführten **Anthologie. S. 149 u. f. und in Schillers Werken Bd. 1. S. 65. u. f.

Schreiben unmöglich. Der Anfang meiner Vorleſungen fiel gerade in dieſe Woche, und überraſchte mich faſt unvorbereitet, da ich in den erſten Wochen meines Hierſeyns die Zeit ſündlich verſchwenden mußte. Die erſte Unruhe iſt jetzt vorüber, und ich kann wieder meinen Empfindungen leben. —

Mit dem Griesbachiſchen Hauſe bin ich jetzt ſehr in Verbindung. Ich weiß nicht, wodurch ich mir den alten Kirchenrath gewogen gemacht habe; aber er ſcheint es mit mir ſehr gut zu meinen, und über wiſſenſchaftliche Dinge ſpreche ich gern mit ihm. — Mit dem Schütziſchen und Reinholdiſchen Hauſe lebe ich noch in den Flitterwochen und laſſe mir ſchöne Sachen ſagen. Einige unter den Profeſſoren intereſſiren mich, und ich denke gut und leicht mit ihnen zu leben. — Uebrigens führ' ich ein behaglicheres Leben in Jena, als in Weimar, oder ſonſt irgendwo, wo ich mich häuslich niedergelaſſen habe. Ich ſchöpfe Vergnügen aus dem Gedanken, daß ich hier zu Hauſe bin, und hänge auch mehr mit der Welt zuſammen, die mich umgiebt, weil ich hier zu einem Ganzen gehöre. Jeder Beſuch von jungen Leuten oder Profeſſoren, jede andere Angelegenheit, in die ich dadurch verwickelt werde, bringt dieſen Gedanken zurück, und erneuert dieſes für mich neue Vergnügen.

In meine Lage weiß ich mich ziemlich gut zu finden, und meine Contenance hat mich bei den erſten Vorleſungen keinen Augenblick verlaſſen. Der Zulauf war groß, *) und dies vermehrte meinen Muth. Auch meine Stimme hat ſich gut gehalten, und den ganzen Hörſaal ausgefüllt, ohne mich zu ſehr anzuſtrengen. Ich leſe zwei Tage hinter einander, und dann die Woche nicht mehr — wodurch ich fünf freie Tage gewinne, die mir zur Vorbereitung und zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten unentbehrlich ſind. In Griesbach's Audito-

---

*) Ueber 400 Zuhörer ſtrömten zu Schillers Vorleſungen, als er ſein Lehramt in Jena eröffnete.

rium, wo ich leſe, können Sie mich hören, wenn Sie hierher kommen und zum Fenſter herausſehen. Dienſtag und Mittwoch Abends von 6 bis 7 Uhr.

85.

An Charlotte v. Lengefeld.

Jena den 24. Juli 1789.

Ihr letzter Aufenthalt in Jena *) war für mich nur ein Traum — und kein ganz fröhlicher Traum; denn nie hatte ich Ihnen ſo viel ſagen wollen, als damals, und nie hab' ich weniger geſagt. Was ich bei mir behalten mußte, drückte mich nieder; ich wurde Ihres Anblicks nicht froh. So oft iſt mir dieſes ſchon begegnet, und nicht immer konnt' ich äußerliche Hinderungen anklagen. Kaum ſollte man es denken, daß oft auch die übereinſtimmendſten Menſchen — die einander ſo ſchnell und leicht auffaſſen, und ſo lebendig in einander leben — wieder einen ſo weiten Weg zu einander haben. So nah und doch ſo fern! — Ich hatte in meinem Carlos eine Stelle, die ich mit der ganzen Scene, worin ſie ſtand, weggelaſſen habe. Dieſe Stelle drückt am beſten aus, was ich hier meine.

. . . . . . Schlimm, daß der Gedanke
Erſt in der Worte todte Elemente
Zerſplittern muß, die Seele ſich im Schalle
Verkörpern muß, der Seele zu erſcheinen.
Den treuen Spiegel halte mir vor Augen,
Der meine Seele ganz empfängt, und ganz
Sie wiedergiebt; dann, dann haſt Du genug,
Das Räthſel meines Lebens aufzuklären!

---

*) Im Juli 1789.

Sie glauben es nicht, liebſte Freundin, wie viel Muth ich brauche, um dieſes freudenloſe Daſeyn hier fortzuſetzen — und allein von den Gütern der Phantaſie zu leben. Hier iſt auch gar kein Menſch, an den ich mich als Freund anſchließen könnte. Ich bin wie Einer, der an eine fremde Küſte verſchlagen worden und die Sprache des Landes nicht verſteht. Meinem Herzen fehlt es ganz und gar an Nahrung, an einer beſeelenden Berührung, und, durch keinen Gegenſtand um mich her geübt, der mir theuer wäre, verzehrt ſich mein Gefühl an weſenloſen Idealen.

86.

An Charlotte v. Lengefeld.

Weimar den 25. Auguſt 1789.

In einer neuen ſchönern Welt ſchwebt meine Seele, ſeitdem ich weiß, daß Du mein biſt, theure liebe Lotte, ſeitdem Du Deine Seele mir entgegen trugſt. Mit bangen Zweifeln ließeſt Du mich ringen, und ich weiß nicht, welche ſeltſame Kälte ich oft in Dir zu bemerken glaubte, die meine glühenden Geſtändniſſe in mein Herz zurückzwang. Ein wohlthätiger Engel war mir *Caroline*, die meinem furchtſamen Geheimniß ſo ſchön entgegen kam. Ich habe Dir unrecht gethan. Die ſtille Ruhe Deiner Empfindung hab' ich verkannt, und einem abgemeſſenen Betragen zugeſchrieben, das meine Wünſche von Dir entfernen ſollte. —

Es war ein ſchneller, und doch ſo ſanfter Uebergang! Was wir einander geſtanden, *waren* wir einander längſt; aber jetzt erſt genieße ich alle unſre vergangnen Stunden. Ich durchlebe ſie noch einmal, und Alles zeigt ſich mir jetzt in einem ſchönern Lichte. Wie gut kommt mir der glückliche Wahnſinn jetzt zu ſtatten, der mich ſo oft aus der Gegenwart entrückte. Die Gegenwart iſt leer und traurig um mich herum — und in ungebornen Fernen blühen meine Freuden. Ich kann mir die Reſignation, die Genügſamkeit nicht geben, die eine Stärke weiblicher Seelen iſt. Ungeduldig ſtrebt die meinige, Alles zu vollenden, was noch nicht vollendet iſt. Du ſiehſt ruhig der Zukunſt entgegen — das vermag ich nicht.

87.

An Charlotte v. Lengefeld.

Jena den 12. September 1789.

Ich komme von einem Spaziergange zurück. In dem großen freien Raume der Natur, wie in meinem einſamen Zimmer — es iſt immer derſelbe Aether, in dem ich mich bewege, und die ſchönſte Landſchaft iſt ein ſchönerer Spiegel der immer bleibenden Geſtalt. Nie hab' ich ſo ſehr empfunden, wie frei unſre Seele mit der ganzen Schöpfung ſchaltet, — wie wenig ſie doch für ſich ſelbſt zu geben im Stande iſt, und Alles, Alles von der Seele empfängt. Nur durch das, was wir ihr leihen, reizt und entzückt uns die Natur. Die Anmuth, in die ſie ſich kleidet, iſt nur der Widerſchein der innern Anmuth in der Seele ihres Beſchauers, und großmüthig küſſen wir den Spiegel, der uns mit unſerm eignen Bilde überraſcht. Wer würde auch ſonſt das ewige Einerlei ihrer Erſcheinungen ertragen, die ewige Nachahmung ihrer ſelbſt! Nur durch den Menſchen wird ſie mannichfaltig, nur darum, weil wir uns verneuen, wird ſie neu. Wie oft ging mir die Sonne unter, und wie oft hat meine Phantaſie ihr Sprache und Seele geliehen! Aber nie, nie, als jetzt, hab' ich in ihr meine Liebe geleſen.

Bewundrungswerth iſt mir doch immer die erhabene Einfachheit und dann wieder die reiche Fülle der Natur. Ein einziger und immer derſelbe Feuerball hängt über uns — und er wird millionenfach verſchieden geſehen von Millionen Geſchöpfen, und von demſelben Geſchöpf wieder tauſendfach anders. Er darf ruhen, weil der menſchliche Geiſt ſich ſtatt ſeiner bewegt — und ſo liegt alles in todter Ruhe um uns herum, und nichts lebt als unſre Seele. Und wie wohlthätig iſt uns doch wieder dieſe Identität, dieſes gleichförmige Beharren der Natur! Wenn uns Leidenſchaft, innerer und äußerer Tumult lang' genug hin und her geworfen, wenn wir uns ſelbſt verloren haben, ſo finden wir ſie immer als die nämliche wieder, und uns in ihr. Auf unſrer Flucht durch das Leben legen wir jede genoſſene Luſt, jede Geſtalt unſers wandelbaren Weſens in ihre treue Hand nieder, und wohlbehalten giebt ſie uns die anvertrauten Güter zurück, wenn wir kommen und ſie wieder fordern. Wie unglücklich wären wir, wir, die es ſo nöthig haben, auch die Freuden der Vergangenheit haushälteriſch zu unſerm Eigenthum zu ſchlagen, wenn wir dieſe fliehenden Schätze nicht bei dieſer unveränderlichen Freundin in Sicherheit bringen könnten! Unſere ganze Perſönlichkeit haben wir ihr zu danken; denn würde ſie morgen umgeſchaffen vor uns ſtehn, ſo würden wir umſonſt unſer geſtriges Selbſt wieder ſuchen.

Aber ich laſſe mich von meinen Träumereien fortreißen, da ich Dir doch weit beſſere Dinge ſagen könnte. Die Erinnerung an Dich führt mich auf Alles, weil Alles wieder mich an Dich erinnert. Auch hab' ich nie ſo frei und kühn die Gedankenwelt durchſchwärmen können, als jetzt, da meine Seele ein Eigenthum hat, und nicht mehr Gefahr laufen kann, ſich aus ſich ſelbſt zu verlieren.

88.

An Charlotte v. Lengefeld.

Jena den 10. September 1789.

Ich eile jetzt ganz gewaltig, und meine Studenten freuen ſich ordentlich, wie ſchnell es geht. Ganze Jahrhunderte fliegen hinter uns zurück. Morgen bin ich ſchon mit dem Alcibiades fertig, und es geht mit ſchnellen Schritten dem Alexander zu, mit dem ich aufhöre. Unſer Plutarch thut mir jetzt gar gute Dienſte; aber freilich hab' ich jetzt auch mehr Gelegenheit, mich über ihn zu ärgern. Einige Vorleſungen will ich Dir doch zum Spaß mitbringen, die etwas Intereſſantes für Dich haben können. Die erſten, welche in dem Deutſchen Merkur ſtehen, lieſeſt Du ohnehin.

Auf die Voyages d'Anacharsis bin ich ſehr begierig. Sie ſind ein ſehr zuverläſſiges hiſtoriſches Werk, und nichts als die Einkleidung iſt poetiſch. Ich verſpreche mir große Genüſſe davon. Von Gibbon habe ich einige neue Theile erhalten, und den Abſchnitt von der Ausbreitung des Chriſtenthums angefangen, der mich aber noch nicht recht intereſſiren will.

89.

An Charlotte v. Lengefeld.

Jena im October 1789.

Geſtern Abend um zehn Uhr bin ich glücklich hier angekommen *), und ſehe mich nun wieder an der Stelle, die ich vor fünf Wochen ſo freudig verließ. — Geſprochen habe ich hier, außer Griesbach's, noch Niemand. Die Collegien

---

*) Von einer damaligen Reiſe nach Rudelſtadt.

haben erſt geſtern angefangen, und zwar nur die Vormittagscollegien, ſo daß ich gar nichts verſäumt habe. Den nächſten Montag aber fangen die Nachmittagsſtunden an, und ich muß ohne Barmherzigkeit auch daran. Mein Kopf iſt heiter, und ich fühle den Muth in mir, den ich brauche, um auszudauern.

90.

An Charlotte v. Lengefeld.

Jena den 8. November 1789.

Ich habe zwei oder drei glückliche Tage verlebt, und ich habe mein eignes Herz dabei beobachtet. Eine Arbeit, die mir anfangs nichts verſprach *), hat ſich plötzlich unter meiner Feder, in einer glücklichen Stimmung des Geiſtes, veredelt, und eine Vortrefflichkeit gewonnen, die mich ſelbſt überraſcht. Ich habe noch nichts von dieſem Werthe gemacht, wenn mich anders die noch zu große Wärme meines Kopfs, die leicht auch auf mein Urtheil übergehen könnte, nicht irrt. Nie hab' ich ſo viel Gehalt des Gedankens in einer ſo glücklichen Form vereinigt, und nie dem Verſtande ſo ſchön durch die Einbildungskraft geholfen. Du wirſt mich über mein Selbſtlob auslachen, aber ich ſpreche wie ein fremder Menſch von mir; denn wirklich bin ich mir in dieſer Arbeit ſelbſt eine fremde und neue Erſcheinung geworden. Es thut mir nur leid, daß Du die ganze Schönheit nicht wohl genießen kannſt, weil ſie einige genaue hiſtoriſche und politiſche Kenntniſſe vorausſetzt, die Dir fehlen und recht gut fehlen dürfen. Es war mir aber nie ſo lebhaft, daß jetzt Niemand in der deutſchen Welt iſt, der gerade das hätte ſchreiben können, als ich.

---

*) Die Abhandlung vor den von Schiller herausgegebenen hiſtoriſchen Memoires.

Noch einmal! Du wirſt mich auslachen; aber möchteſt Du es immer — wenn ich Dir nur ſo nahe wäre, es zu ſehen.

Ach! Und wie hat ſich auch dieſes innige Geiſtesvergnügen doch wieder an mein Liebſtes, mein Alles angeſchloſſen, und iſt von Dir ſchöner und ſüßer zurückgekehrt. Ich gehöre nicht mehr mir ſelbſt! Nur daß ich Deiner werther bin, daß ich dem Bilde näher trete, das Deine Liebe Dich von mir machen läßt, nur dieſes iſt es, was mich entzückt, wenn ich mir über etwas Großem begegne, wenn ich mir meine eigne Achtung abgewinne. Jedes erhöhte Selbſtgefühl wird zu einem lebhaften Glauben an Deine Liebe, und darum vergebe ich es mir auch ſelbſt. —

91.

An Charlotte v. Lengefeld.

Jena den 10. November 1789.

Welcher böſe Genius gab mir ein, mich hier in Jena zu binden! Ich habe nichts, gar nichts dadurch gewonnen, aber unendlich viel verloren. Wäre ich nicht hier, ſo könnte ich leben, wo ich wollte, könnte noch weit beſſer als jetzt einen Plan zu einem Etabliſſement verfolgen, weil meine ganze Zeit mein wäre. Im Aeußern hab' ich mich ganz und gar nicht verbeſſert; im Gegentheil, ich habe Verluſt erlitten, und mir heilloſe Bekanntſchaften aufgebürdet, Verhältniſſe, die mir zuwider ſind. Meine einzige Hoffnung iſt auf den Coadjuter *) geſetzt. Verſichert er mich beſtimmt und nach-

---

*) **Carl Theodor Anton Maria Freiherr von Dalberg**, geb. 1744 zu Herrnsheim bei Worms, war Fürſt Primas des Rheinbundes, — ſouverainer Fürſt von Regensburg, Frankfurt am Main und Wetzlar, und ſtarb 1817 zu Regensburg.

drücklich, daß er für mich handeln will, ſo lege ich bei dem nächſten Anlaß meine Jenaiſche Profeſſur nieder. Ich will aber auch im Preußiſchen etwas anzuſpinnen ſuchen, und könnte ich nur Wien mit Euch gut vereinigen, ſo wäre mir's nicht leid, in einem halben Jahre es durchzuſetzen, daß ich dort wäre. Aber wie traurig, daß man von Dingen außer ſich abhängt. Wenn ich mir denke, daß wir an mehr als Einem auserleſenen Platze mit dem, was ich durch meine Schriftſtellerei erwerbe, vortrefflich leben könnten! Dann wäre jede Abhängigkeit, jedes läſtige Verhältniß erſpart, und wenn es ja ſeyn müßte, ſo würde ich mit jedem Jahre fähiger ſeyn und vorbereiteter, ein Amt zu übernehmen, und vielleicht hätte ich alsdann die Wahl. — Der Coadjutor kann mir vielleicht in der Pfalz, in Mannheim ſelbſt, ein Etabliſſement verſchaffen, entweder bei der dortigen Academie oder in Heidelberg. In Mannheim würd' ich Dich auch recht gern ſehen. Es iſt ein lieblicher Himmel und eine freundlichere Erde — die ich alsdann erſt mit Freude betreten würde. Aber bei dieſem Mannheim fällt mir ein, daß Du mir doch manche Thorheit zu verzeihen habeſt, die ich zwar vor der Zeit, eh' wir uns kannten, beging, aber doch beging! Nicht ohne Beſchämung würd' ich Dich auf dem Schauplatz herumwandeln ſehen, wo ich als ein armer Thor, mit einer miſerabeln Leidenſchaft im Buſen, herumgewandelt bin. —

Heute, an meinem Geburtstage, hab' ich mein erſtes Collegiengeld eingenommen, von einem Bernburger Studenten; was mir doch lächerlich vorkam. Zum Glück war der Menſch noch neu, und noch verlegener als ich. Er retirirte ſich auch gleich wieder. Mit dem hieſigen academiſchen Senat kann ich Händel bekommen, und ich werde ſie nicht vermeiden. Was für Erbärmlichkeiten! Weil ich auf dem Titel meiner gedruckten Vorleſung mich einen Profeſſor der Geſchichte nannte, ſo hat ſich der Profeſſor Heinrich beklagt, daß ich ihm zu nahe getreten bin, weil ihm die Profeſſur der Geſchichte namentlich übertragen wäre. Ich bin (das iſt wahr, aber ich hab' es jetzt erſt erfahren), ich bin nicht als Profeſſor der Geſchichte, ſondern der Philoſophie berufen; aber das Lächerlichſte iſt, daß die Geſchichte nur ein Theil aus der Philoſophie iſt, und daß ich alſo, wenn ich das Eine bin, das Andere nothwendig ſeyn *muß*. Es iſt ſo weit gegangen, daß ſich der Academiediener erlaubt hat, den Titel meiner Rede von dem Buchladen, wo er angeſchlagen war, wegzureißen. Ich laſſe es jetzt unterſuchen, ob er's für ſich und auf ſeine Gefahr gethan hat; und je nachdem das ausfällt, werde ich meine Maaßregeln nehmen; denn ſo lächerlich mir dieſes Verhältniß iſt, ſo wenig laſſe ich mir etwas zu viel geſchehen. — Dieſe elende Zänkerei hat mir aber doch heute Laune und Freude verderben; denn ſie hat mich lebhaft daran erinnert, daß ich hier bin, und ohne allen Zweck und Nutzen — ach! und daß ich ſo ſchön in Weimar ſeyn könnte, wo ich Dich zu erwarten hätte.

92.

An Frau v. Lengefeld.

Jena den 18. December 1789.

Wie lange und wie oft, ſeit mehr als einem Jahre, hab' ich mit mir ſelbſt geſtritten, ob ich es wagen ſoll, Ihnen zu geſtehen, was ich jetzt nicht mehr zurückhalten kann. — Es gab Augenblicke — unvergeßlich ſind ſie meinem Herzen — wo Sie mich vergeſſen ließen, daß ich ein Fremdling in Ihrem Hauſe ſey, ja wo Sie unter Ihre Kinder auch mich zu zählen ſchienen. Was Sie damals ohne Bedeutung ſagten, was nur eine vorübergehende Bewegung des Herzens Ihnen eingab — wie tief ergriff es mein Herz, wo lange ſchon kein anderer Wunſch mehr lebte, als Ihr Sohn genannt zu werden. —

Ich gebe das ganze Glück meines Lebens in Ihre Hände. Ich liebe Lottchen — ach! wie oft war dieſes Geſtändniß auf meinen Lippen; es kann Ihnen nicht entgangen ſeyn. Seit dem erſten Tage, wo ich in Ihr Haus trat, hat mich Lottchens liebe Geſtalt nicht verlaſſen. Ihr ſchönes edles Herz hab' ich durchſchaut. In ſo vielen froh durchlebten Stunden hat ſich ihre zarte ſanfte Seele in allen Geſtalten mir gezeigt. Im ſtillen innigen Umgang, wovon Sie ſelbſt ſo oft Zeugin waren, knüpfte ſich das unzerreißbare Band meines Lebens. Mit jedem Tage wuchs die Gewißheit in mir, daß ich durch Lottchen allein glücklich werden kann. Hätt' ich dieſen Eindruck vielleicht bekämpfen ſollen, da ich noch nicht vorherſehen konnte, ob Lottchen auch die Meine werden kann? Ich hab' es verſucht; ich habe mir einen Zwang vorgeſchrieben, der mir viele Leiden gekoſtet hat; aber es iſt nicht möglich, ſeine höchſte Glückſeligkeit zu fliehen, gegen die laute Stimme ſeines Herzens zu ſtreiten. Alles, was meine Hoffnungen niederſchlagen könnte, hab' ich in dieſem langen Jahre, wo dieſe Leidenſchaft in mir kämpfte, geprüft und erwogen; aber mein Herz hat es widerlegt. Kann Lottchen glücklich werden durch meine innige ewige Liebe, und kann ich Sie lebendig davon überzeugen, ſo iſt nichts mehr, was gegen das höchſte Glück meines Lebens in Anſchlag kommen kann. Ich habe nichts zu fürchten als die zärtliche Bekümmerniß der Mutter um das Glück ihrer Tochter; und glücklich wird ſie durch mich ſeyn, wenn Liebe ſie glücklich machen kann. Und daß dieſes iſt, hab' ich in Lottchens Herzen geleſen. —

Wollen Sie meine Wünſche durch Ihre Billigung in Wirklichkeit verwandeln, wenn es auch die Wünſche Ihrer Tochter ſind, wenn wir uns beide in dieſer Bitte vereinigen? Ich werde Ihnen mehr zu danken haben, als ich einem Menſchen danken kann. Sie werden glücklich ſeyn in der Glückſeligkeit Ihrer Kinder. — Ich erlaube mir keine weitere Erklärung, bis Sie über die Wünſche meines Herzens entſchieden haben werden. Steht nur in Ihrer Seele meinem Glücke nichts entgegen, ſo werden keine Hinderniſſe von Außen ihm im Wege ſtehen.

93.

An Charlotte v. Lengefeld.

Jena im December 1789.

Da ich dieſe Zeit her alles Intereſſe an Arbeiten verloren, die nicht durch ſich ſelbſt es erzwingen, ſo bin ich darauf gefallen, ein altes Schauſpiel wieder hervorzuſuchen, wovon ſchon vor drei Jahren Scenen fertig waren. Die Scenen mißfielen mir; aber ich habe eine davon mit vielem Glück retouchirt. In der Thalia wirſt Du ſie leſen.

Schon lange fehlte es mir an einem Gefühl des gegenwärtigen Genius — ſo daß es ſchien, als wenn es mit mir ſchmollte; aber Amor und der Genius der Dichter ſind auf einander nicht neidiſch; vielmehr iſt es ihr Intereſſe, wenigſtens bei mir, freundlich zuſammen zu halten. Ich kann gar nicht beſchreiben, wie mich die Ausſicht freut, mich an Deiner Seite mit einer dichteriſchen Arbeit zu beſchäftigen. Die höchſte Fülle des künſtleriſchen Genuſſes mit dem gegenwärtigen Genuß des Herzens zu verbinden, war immer das höchſte Ideal, das ich vom Leben hatte, und beide zu vereinigen, iſt bei mir auch das unfehlbarſte Mittel, jeden zu ſeiner höchſten Fülle zu bringen. An Deinem Herzen werde ich dieſen Wunſch in Erfüllung ſehen.

94.

An C. G. Körner.

Vom Jahr 1789.

Die Idee, ein epiſches Gedicht aus einer merkwürdigen Action Friedrichs des Zweiten zu machen, iſt gar nicht zu verwerfen; nur kommt ſie ſechs bis acht Jahre für mich zu früh. Alle Schwierigkeiten, die von der ſo großen Modernität dieſes Süjets entſtehen, und die anſcheinende Unverträglichkeit des epiſchen Tons mit einem gleichzeitigen Gegenſtande würden mich ſo ſehr nicht ſchrecken. — Ein epiſches Gedicht im achtzehnten Jahrhundert muß ein ganz andres Ding ſeyn, als eins in der Kindheit der Welt. Und eben das iſt's, was mich an dieſe Idee ſo anzieht. Unſere Sitten, der feinſte Duft unſrer Philoſophie, unſre Verfaſſungen, Häuslichkeit, Künſte, kurz Alles muß auf eine ungezwungene Art darin niedergelegt werden, und in einer ſchönen harmoniſchen Freiheit leben, ſo wie in der Iliade alle Zweige der griechiſchen Cultur u. ſ. w. anſchaulich leben. Ich bin auch gar nicht abgeneigt, mir eine Maſchinerie dazu zu erfinden; denn ich möchte auch alle Forderungen, die man an den epiſchen Dichter von Seiten der Form macht, haarſcharf erfüllen. Dieſe Maſchinerie aber, die bei einem ſo modernen Stoffe, in einem ſo proſaiſchen Zeitalter, die größte Schwierigkeit zu haben ſcheint, kann das Intereſſe in einem hohen Grade erhöhen, wenn ſie eben dieſem modernen Geiſte angepaßt wird. Es rollen allerlei Ideen darüber in meinem Kopfe trüb durch einander; aber es wird ſich noch etwas Helles daraus bilden. Aber welches Metrum ich dazu wählen würde, erräthſt du wohl ſchwerlich. Kein andres als Ottave rime. Alle andern, das jambiſche ausgenommen, ſind mir in den Tod zuwider; und wie angenehm müßte der Ernſt, das Erhabene in ſo leichten Feſſeln ſpielen! wie ſehr der epiſche Gehalt durch die weiche ſanfte Form ſchöner Reime gewinnen! Singen muß man es können, wie die griechiſchen Bauern die Iliade, wie die Gondolieri in Venedig die Stanzen aus dem befreiten Jeruſalem. Auch über die Epoche aus Friedrichs Leben, die ich wählen würde, hab' ich nachgedacht. Ich hätte gern eine unglückliche Situation, welche ſeinen Geiſt unendlich poetiſcher entwickeln läßt. Die Haupthandlung müßte, wo möglich, ſehr einfach und wenig verwickelt ſeyn, daß das Ganze immer leicht zu überſehen bliebe, wenn auch die Epiſoden noch ſo reichhaltig wären. Ich würde darum immer ſein ganzes Leben und ſein ganzes Jahrhundert darin anſchauen laſſen. Es giebt hier kein beſſeres Muſter, als die Iliade.

95.

An C. G. Körner.

Vom Jahr 1789.

Mein nächſtes Stück, das ſchwerlich in den nächſten zwei Jahren erſcheinen dürfte, muß über meinen dramatiſchen Beruf entſcheiden. Ich traue mir im Drama am allermeiſten zu, und ich weiß, worauf ſich dieſe Zuverſicht gründet. Bis jetzt haben mich die Plane, die mich ein blinder Zufall wählen ließ, auf's höchſte embaraſſirt, weil die Compoſition zu weitläuftig und zu kühn war. Laß mich einmal einen ſimpeln Plan behandeln und darüber brüten. — Ich fühle während meiner Arbeiten nur zu ſehr, daß Wieland Recht hat, wenn er mir Mangel an Leichtigkeit vorwirft. Aber ich fühle auch, woran der Fehler liegt, und dies läßt mich hoffen, daß ich mich ſehr darin verbeſſern kann. Die Ideen ſtrömen mir nicht reich genug zu, ſo üppig meine Arbeiten auch ausfallen, und meine Ideen ſind nicht klar, ehe ich ſchreibe. Fülle des Geiſtes und Herzens von ſeinem Gegenſtande, eine lichte Dämmerung der Ideen, ehe man ſich hinſetzt, ſie aufs Papier zu werfen, und leichter Humor ſind nothwendige Requiſite zu dieſer Eigenſchaft; und wenn ich es einmal mit mir ſelbſt dahin bringe, daß ich jene drei Erforderniſſe beſitze, ſo ſoll es mit der Leichtigkeit auch werden. —

Ich bin überzeugt, daß jedes Kunſtwerk nur ſich ſelbſt, das heißt, ſeiner eigenen Schönheitsregel, Rechenſchaft geben darf, und keiner andern Forderung unterworfen iſt. Hingegen glaub' ich auch feſtiglich, daß es gerade auf dieſem Wege alle übrigen Forderungen mittelbar befriedigen muß, weil ſich jede Schönheit doch endlich in allgemeine Wahrheit auflöſen läßt. Der Dichter, der ſich nur Schönheit zum Zweck ſetzt, aber dieſer heilig folgt, wird am Ende alle andere Rückſichten, die er zu vernachläſſigen ſchien, ohne daß er es will oder weiß, gleichſam zur Zugabe mit erreicht haben; da im Gegentheil der, der zwiſchen Schönheit und Moralität, oder was es ſonſt ſey, unſtät flattert, oder um beide buhlt, leicht es mit jeder verdirbt. —

96.

An Caroline von Beulwitz.

Jena den 15. Mai 1790.

Lottchen hat geſtern zwei Stunden im Cabinet neben meinem Auditorium zugebracht, und mich leſen hören. — Sie hat ſich erſt vor den Studenten gefürchtet, jetzt aber hat ſie Herz. Ich fing geſtern die Vorleſungen über die Tragödie an, und finde gar viel Vergnügen an dieſer Arbeit. Ich entdecke viele Erfahrungen, die die Ausübung der tragiſchen Kunſt mir verſchafft hat, und von denen ich ſelbſt nicht wußte, daß ich ſie hatte. Zu dieſen ſuche ich den philoſophiſchen Grund, und ſo ordnen ſie ſich unvermerkt in ein lichtvolles zuſammenhängendes Ganze, das mir viel Freude verſpricht. Ich habe ſo doch jede Woche eine aufgeheiterte Stunde an einem Orte, wo ſie ſonſt nicht ſehr zu erwarten iſt. —

97.

An C. G. Körner.

Jena im Mai 1790.

Es lebt ſich doch ganz anders an der Seite einer lieben Frau, als ſo verlaſſen und allein. — Jetzt erſt genieße ich die ſchöne Natur ganz, und lebe in ihr. Es kleidet ſich wieder um mich herum in dichteriſche Geſtalten, und oft regt ſich's wieder in meiner Bruſt. Was für ein ſchönes Leben führe ich jetzt! Ich ſehe mit fröhlichem Geiſte um mich her, und mein Herz findet eine ſo ſchöne Nahrung und Erholung. Mein Daſeyn iſt in eine harmoniſche Gleichheit gerückt; nicht leidenſchaftlich geſpannt, aber ruhig und hell gehen mir dieſe Tage dahin. —

Meinem künftigen Schickſal ſehe ich mit heiterm Muthe entgegen. Jetzt, da ich am erreichten Ziele ſtehe, erſtaune ich ſelbſt, wie Alles doch über meine Erwartungen gegangen iſt. Das Schickſal hat die Schwierigkeiten für mich beſiegt; es hat mich zum Ziele gleichſam getragen. Von der Zukunft hoffe ich Alles. Wenige Jahre, und ich werde im vollen Genuſſe meines Geiſtes leben; ja, ich hoffe, ich werde wieder zu meiner Jugend zurückkehren; ein inneres Dichterleben giebt mir ſie zurück. —

98.

An C. G. Körner.

Jena im Mai 1790.

Ich habe vor einiger Zeit Ariſtoteles Poetik geleſen, und ſie hat mich nicht nur nicht niedergeſchlagen und eingeengt, ſondern wahrhaft geſtärkt und erleichtert. Nach der peinlichen Art, wie die Franzoſen den Ariſtoteles nehmen und an ſeinen Forderungen vorbeizukommen ſuchen, erwartet man einen kalten, illiberalen und ſteifen Geſetzgeber in ihm, und gerade das Gegentheil findet man. Er dringt mit Feſtigkeit und Beſtimmtheit auf das Weſen, und über die äußern Dinge iſt er ſo lax, als man ſeyn kann. Was er vom Dichter fordert, muß dieſer von ſich ſelbſt fordern, wenn er irgend weiß, was er will; es fließt aus der Natur der Sache. Die Poetik handelt beinahe ausſchließend von der Tragödie, die er mehr als irgend eine andere poetiſche Gattung begünſtigt. Man merkt ihm an, daß er aus einer ſehr reichen Erfahrung und Anſchauung herausſpricht, und eine ungeheure Menge tragiſcher Vorſtellungen vor ſich hatte. Auch iſt in ſeinem Buche abſolut nichts Speculatives, keine Spur von irgend einer Theorie; es iſt alles empiriſch. Aber die große Anzahl der Fälle und die glückliche Wahl der Muſter, die er vor Augen hat, giebt ſeinen empiriſchen Ausſprüchen einen allgemeinen Gehalt, und die völlige Qualität von Geſetzen. —

99.

An C. G. Körner.

Jena den 3. März 1791.

Du erräthſt wohl nicht, was ich jetzt leſe und ſtudire? Nichts Schlechteres als — Kant. Seine Critik der Urtheilskraft reißt mich hin durch ihren neuen, lichtvollen, geiſtreichen Inhalt, und hat mir das größte Verlangen beigebracht, mich nach und nach in ſeine Philoſophie hineinzuarbeiten. Bei meiner wenigen Bekanntſchaft mit philoſophiſchen Syſtemen würde mir die Critik der Vernunft und ſelbſt einige Reinholdiſche Schriften für jetzt noch zu ſchwer ſeyn, und zu viel Zeit wegnehmen. Weil ich aber über Aeſthetik ſchon ſelbſt viel gedacht habe, und empiriſch noch mehr darin bewandert bin, ſo komme ich in der Critik der Urtheilskraft weit leichter fort, und lerne gelegentlich viele Kantiſche Vorſtellungsarten kennen, weil er ſich in dieſem Werke darauf bezieht, und viele Ideen aus der Critik der Vernunft in der Critik der Urtheilskraft anwendet. Kurz, ich ahne, daß Kant für mich kein ſo unüberſteiglicher Berg iſt, und ich werde mich gewiß noch genauer mit ihm einlaſſen. Da ich künftigen Winter Aeſthetik vortragen werde, ſo giebt mir dieſes Gelegenheit, einige Zeit auf Philoſophie überhaupt zu wenden. —

100.

An C. G. Körner.

Vom Jahr 1791.

Unter allen hiſtoriſchen Stoffen, wo ſich poetiſches Intereſſe mit nationellem und politiſchem noch am meiſten gattet, ſteht Guſtav Adolph oben an. — Die Geſchichte der Menſchheit gehört als unentbehrliche Epiſode in die Geſchichte der Reformation, und dieſe iſt mit dem dreißigjährigen Kriege unzertrennlich. Es kommt alſo blos auf den ordnenden Geiſt des Dichters an, in einem Heldengedicht, das von der Schlacht bei Leipzig bis zur Schlacht bei Lützen geht, die ganze Geſchichte der Menſchheit ungezwungen, und zwar mit weit mehr Intereſſe zu behandeln, als wenn dies der Hauptſtoff geweſen wäre. —

101.

An C. G. Körner.

Jena den 1. Januar 1791.

Ich treibe jetzt mit Eifer Kantiſche Philoſophie, und gäbe viel darum, wenn ich jeden Abend mit Dir darüber verplaudern könnte. Mein Entſchluß iſt unwiderruflich gefaßt, ſie nicht eher zu verlaſſen, bis ich ſie ergründet habe, wenn mich dies auch drei Jahre koſten könnte. Uebrigens hab' ich mir ſchon ſehr Vieles daraus genommen, und in mein Eigenthum verwandelt. Nur möchte ich zu gleicher Zeit gern Locke, Hume und Leibnitz ſtudiren. —

102.

An C. G. Körner.

Jena den 25. März 1791.

An die äſthetiſchen Briefe hab' ich, wie Du leicht begreifen wirſt, jetzt noch nicht kommen können; aber ich leſe in dieſer Abſicht Kant's Critik der Urtheilskraft wieder, und wünſchte deswegen, daß Du Dich vorläufig auch recht damit vertraut machen möchteſt. Wir werden einander dann um ſo leichter begegnen, und mehr auf den nämlichen Zweck arbeiten, auch eine mehr gleichförmige Sprache führen. Baumgarten will ich auch noch vorher leſen. —

103.

An C. G. Körner.

Jena den 15. October 1792.

Jetzt ſteck' ich bis an die Ohren in Kant's Critik der Urtheilskraft. Ich werde nicht ruhen, bis ich dieſe

Materie durchdrungen habe, und ſie unter meinen Händen etwas geworden iſt. Auch iſt es nöthig, daß ich auf alle Fälle ein Collegium ganz durchdenke und erſchöpfe, damit ich in dieſem Sattel völlig gerecht bin, und auch um mit Leichtigkeit, ohne Kraft- und Zeitaufwand etwas Lesbares für die Thalia zu jeder Zeit ſchreiben zu können. Bald werde ich Dich mit meinen Unterſuchungen und Entdeckungen zu unterhalten den Anfang machen und die verabredete Correſpondenz einleiten. —

104.

An C. G. Körner.

Jena im December 1791.

Weißt Du mir Niemand, der gut in's Franzöſiſche überſetzte, wenn ich etwa in den Fall käme, ihn zu brauchen? Kaum kann ich der Verſuchung widerſtehen, mich in die Streitſache wegen des Königs *) einzumiſchen, und ein Memoire darüber zu ſchreiben. Mir ſcheint dieſe Unterſuchung wichtig genug, um die Feder eines Vernünftigen zu beſchäftigen, und ein deutſcher Schriftſteller, der ſich mit Freiheit und Beredſamkeit über dieſe Streitfrage erklärt, dürfte wahrſcheinlich auf dieſe richtungsloſen Köpfe einen Eindruck machen. Wenn ein Einziger aus einer ganzen Nation ein öffentliches Urtheil ſagt, ſo iſt man wenigſtens auf den erſten Eindruck geneigt, ihn als Wortführer ſeiner Claſſe, wo nicht ſeiner Nation, anzuſehen, und ich glaube, daß die Franzoſen gerade in dieſer Sache gegen fremdes Urtheil nicht ganz unempfindlich ſind.

---

*) Ludwigs XVI.

Außerdem iſt gerade dieſer Stoff ſehr geſchickt dazu, eine ſolche Vertheidigung der guten Sache zuzulaſſen, die keinem Mißbrauch ausgeſetzt iſt. Der Schriftſteller, der für die Sache des Königs öffentlich ſtreitet, darf bei dieſer Gelegenheit ſchon einige wichtige Wahrheiten mehr ſagen, als ein Anderer, und hat auch ſchon etwas mehr Credit. Vielleicht räthſt Du mir an, zu ſchweigen; aber ich glaube, daß man bei ſolchen Anläſſen nicht indolent und unthätig bleiben darf. Hätte jeder freigeſinnte Kopf geſchwiegen, ſo wäre nie ein Schritt zu unſerer Verbeſſerung geſchehen. Es giebt Zeiten, wo man öffentlich ſprechen muß, weil Empfänglichkeit dafür da iſt, und eine ſolche Zeit ſcheint mir die jetzige zu ſeyn. —

105.

An C. G. Körner.

Vom Jahr 1792.

Eigentlich iſt es doch nur die Kunſt ſelbſt, wo ich meine Kräfte fühle; in der Theorie muß ich mich immer mit Principien plagen; da bin ich blos Dilettant. Aber um der Ausübung ſelbſt willen philoſophire ich gern über die Theorie. Die Critik muß mir jetzt ſelbſt den Schaden erſetzen, den ſie mir zugefügt hat. Und geſchadet hat ſie mir in der That; denn die Kühnheit, die lebendige Gluth, die ich hatte, ehe mir noch eine Regel bekannt war, vermiſſe ich ſchon ſeit mehrern Jahren. Ich ſehe mich jetzt erſchaffen und bilden, ich beobachte das Spiel der Begeiſterung, und meine Einbildungskraft betrügt ſich mit minderer Freiheit, ſeitdem ſie ſich nicht mehr ohne Zeugen weiß. Bin ich aber erſt ſo weit, daß mir Kunſtmäßigkeit zur Natur wird, wie einem wohlgeſitteten Menſchen die Erziehung, ſo erhält auch die Phantaſie ihre vorige Freiheit wieder zurück, und ſetzt ſich keine andern als freiwillige Schranken. —

106.

An Goethe. *)

Jena den 13. Juni 1794.

Beiliegendes Blatt enthält den Wunſch einer Sie unbegränzt hochſchätzenden Geſellſchaft, die Zeitſchrift, von der die Rede iſt, mit Ihren Beiträgen zu beehren, über deren Rang und Werth nur Eine Stimme unter uns ſeyn kann. Der Entſchluß, dieſe Unternehmung durch Ihren Beitritt zu unterſtützen, wird für den glücklichen Erfolg derſelben entſcheidend ſeyn, und mit größter Bereitwilligkeit unterwerfen wir uns allen Bedingungen, unter welchen Sie uns dieſelben zuſagen wollen.

Hier in Jena haben ſich die Herren Fichte, Woltmann und v. Humboldt zur Herausgabe dieſer Zeitſchrift vereinigt, und da, einer nothwendigen Einrichtung gemäß, über alle einlaufenden Manuſcripte die Urtheile eines engern Ausſchuſſes eingeholt werden ſollen, ſo würden Sie uns unendlich verpflichten, wenn Sie erlauben wollten, daß Ihnen zu Zeiten eins der eingeſandten Manuſcripte dürfte zur Beurtheilung vorgelegt werden. Je größer und näher der Antheil iſt, deſſen Sie unſre Unternehmungen würdigen, deſto mehr wird der Werth derſelben bei demjenigen Publikum ſteigen, deſſen Beifall uns der wichtigſte iſt.

(Beilage.)

Die Horen.

Unter dieſem Titel wird mit dem Anfange des Jahrs 1795 eine Monatsſchrift erſcheinen, zu deren Verfertigung

---

*) Geb. 1749 zu Frankfurt am Main, geſt. 1832 zu Weimar.

eine Geſellſchaft bekannter Gelehrten ſich vereinigt hat. Sie wird ſich über alles verbreiten, was mit Geſchmack und philoſophiſchem Geiſte behandelt werden kann, und alſo ſowohl philoſophiſchen Unterſuchungen als poetiſchen und hiſtoriſchen Darſtellungen offen ſtehen. Alles, was entweder blos den gelehrten Leſer intereſſiren, oder was blos den nichtgelehrten befriedigen kann, wird davon ausgeſchloſſen ſeyn. Vorzüglich aber und unbedingt wird ſie ſich alles verbieten, was ſich auf Staatsreligion und politiſche Verfaſſung bezieht. Man widmet ſie der ſchönen Welt zum Unterricht und zur Bildung, und der gelehrten zu einer freien Forſchung der Wahrheit und zu einem fruchtbaren Umtauſch der Ideen; und indem man bemüht ſeyn wird, die Wiſſenſchaft ſelbſt durch den innern Gehalt zu bereichern, hofft man zugleich den Kreis der Leſer durch die Form zu erweitern.

Unter der großen Menge von Zeitſchriften ähnlichen Inhalts dürfte es vielleicht ſchwer ſeyn, Gehör zu finden, und nach ſo vielen verunglückten Verſuchen dieſer Art, noch ſchwerer, ſich Glauben zu verſchaffen. Ob die Herausgeber der gegenwärtigen Monatsſchrift gegründetere Hoffnung haben, wird ſich am beſten aus den Mitteln abnehmen laſſen, die man zu Erreichung jenes Zwecks eingeſchlagen hat. — Nur der innere Werth einer literariſchen Unternehmung iſt es, der ihr ein dauerndes Glück bei dem Publikum verſichern kann; auf der andern Seite aber iſt es nur dieſes Glück, welches ihrem Urheber den Muth und die Kräfte giebt, etwas Beträchtliches auf ihren Werth zu verwenden. Die große Schwierigkeit alſo iſt, daß der Erfolg gewiſſermaßen ſchon realiſirt ſeyn mußte, um den Aufwand, durch den allein er zu realiſiren iſt, möglich zu machen. Aus dieſem Cirkel iſt kein anderer Ausweg, als daß ein unternehmender Mann an jenen problematiſchen Erfolg ſo viel wagt, als etwa nöthig ſeyn dürfte, ihn gewiß zu machen. — Für Zeitſchriften dieſes Inhalts fehlt es gar nicht an einem zahlreichen Publikum, aber in dieſes Publikum theilen ſich zu viele einzelne Journale. Würde man die Käufer aller hieher gehörigen Journale zuſammenzählen, ſo würde ſich eine Anzahl entdecken laſſen, welche hinreichend wäre, auch die koſtbarſte Unternehmung im Gange zu erhalten. Dieſe ganze Anzahl nun ſteht derjenigen Zeitſchrift zu Gebot, die alle die Vortheile in ſich vereinigt, wodurch jene Schriften im Einzelnen beſtehen, ohne den Kaufpreis einer einzelnen unter denſelben beträchtlich zu überſteigen.

Jeder Schriftſteller von Verdienſt hat in der leſenden Welt ſeinen eignen Kreis, und ſelbſt der am meiſten geleſene hat nur einen Kreis in derſelben. So weit iſt es noch nicht mit der Cultur der Deutſchen gekommen, daß ſich das, was den Beſten gefällt, in Jedermanns Händen befinden ſollte. Treten nun die vorzüglichſten Schriftſteller der Nation in eine literariſche Aſſociation zuſammen, ſo vereinigen ſie eben dadurch das vorher getheilt geweſene Publikum, und das Werk, an welchem alle Antheil nehmen, wird die ganze leſende Welt zu ſeinem Publikum haben. Dadurch aber iſt man im Stande, jedem Einzelnen alle die Vortheile anzubieten, die der allerweiteſte Kreis der Leſer und Käufer einem Autor nur immer verſchaffen kann.

Ein Verleger, der dieſem Unternehmen in jeder Rückſicht gewachſen iſt, hat ſich bereits in dem Buchhändler Cotta von Tübingen gefunden. — Jeden Monat iſt man übereingekommen, ein Stück von 9 Bogen in Median zu liefern. — Obgleich von denjenigen Gelehrten, deren Beiträge man ſich ausbittet, nichts, was ihnen ſelbſt und einer ſolchen Zeitſchrift nicht ganz würdig wäre, zu befürchten iſt, ſo hat man doch, aus leicht begreiflichen Gründen, die Verfügung getroffen, daß kein Manuſcript eher dem Druck übergeben werde, als bis es einer dazu beſtimmten Anzahl von Mitgliedern zur Beurtheilung vorgelegt worden iſt.

107.

An J. Kant. *)

Jena den 13. Juni 1794.

Aufgefordert von einer Sie unbegränzt hochſchätzenden Geſellſchaft, lege ich Ihnen beiliegenden Plan einer neuen Zeitſchrift **) und unſre gemeinſchaftliche Bitte vor, dieſes Unternehmen durch einen, wenn auch noch ſo kleinen Antheil befördern zu helfen. Wir würden nicht ſo unbeſcheiden ſeyn, dieſe Bitte an Sie zu thun, wenn uns nicht die Beiträge, womit Sie den deutſchen Merkur und die Berliner Monatsſchrift beſchenkt haben, zu erkennen gäben, daß Sie dieſen Weg, Ihre Ideen zu verbreiten, nicht ganz verſchmähn. Das hier angekündigte Journal wird, aller Wahrſcheinlichkeit nach, von einem ganz andern Publikum geleſen werden, als dasjenige iſt, welches ſich vom Geiſte Ihrer Schriften nährt, und gewiß hat der Verfaſſer der Critik ***) auch dieſem Publikum manches zu ſagen, was nur er mit dieſem Erfolge ſagen kann. Möchte es Ihnen gefallen, in einer freien Stunde ſich unſrer zu erinnern, und dieſer neuen literariſchen Societät, durch welchen ſparſamen Antheil es auch ſeyn mag, das Siegel Ihrer Billigung aufzudrücken.

Ich kann dieſe Gelegenheit nicht vorbeigehn laſſen, ohne Ihnen für die Aufmerkſamkeit zu danken, deren Sie meine kleine Abhandlung gewürdigt, †) und für die Nachſicht, mit der Sie mich über meine Zweifel zurecht gewieſen haben. Bloß die Lebhaftigkeit meines Verlangens, die Reſultate der von Ihnen gegründeten Sittenlehre einem Theile des Publikums annehmlich zu machen, der bis jetzt noch davor zu fliehen ſcheint, und der eifrige Wunſch, einen nicht unwürdigen Theil der Menſchheit mit der Strenge Ihres Syſtems auszuſöhnen, konnte mir auf einen Augenblick das Anſehn Ihres Gegners geben, wozu ich in der That ſehr wenig Geſchicklichkeit und noch weniger Neigung habe. Daß Sie die Geſinnung, mit der ich ſchrieb, nicht mißkannten, habe ich mit unendlicher Freude aus Ihrer Anmerkung erſehen, und dies iſt hinreichend, mich über die Misdeutungen zu tröſten, denen ich mich dadurch bei Andern ausgeſetzt habe. — Nehmen Sie ſchließlich noch die Verſicherung meines lebhafteſten Danks für das wohlthätige Licht an, das Sie in meinem Geiſte angezündet haben — eines Danks, der wie das Geſchenk, auf das er ſich gründet, ohne Grenzen und unvergänglich iſt.

---

*) Geb. 1724 zu Königsberg in Preußen, geſt. daſelbſt 1804 als Profeſſor der Logik und Metaphyſik.

**) Die Horen.

***) Critik der Urtheilskraft. Libau 1790. 3. Auflage. Berlin 1798.

†) Ueber Anmuth und Würde (in Schillers Werken.) Bd. 8. Abth. 1. S. 1 u. f.

108.

An Goethe.

Jena den 23. Auguſt 1794.

Die neulichen Unterhaltungen mit Ihnen haben meine ganze Ideenmaſſe in Bewegung gebracht, denn ſie betrafen einen Gegenſtand, der mich ſeit etlichen Jahren lebhaft beſchäftigt. Ueber ſo manches, worüber ich mit mir ſelbſt nicht recht einig werden konnte, hat die Anſchauung Ihres Geiſtes (denn ſo muß ich den Totaleindruck Ihrer Ideen auf mich nennen) ein unerwartetes Licht in mir angeſteckt. Mir fehlte das Object, der Körper zu mehrern ſpeculativiſchen Ideen, und Sie brachten mich auf die Spur davon. Ihr beobachtender Blick, der ſo ſtill und rein auf den Dingen ruht, ſetzt

Sie nie in Gefahr, auf den Abweg zu gerathen, in den ſowohl die Speculation, als die willkührliche und blos ſich ſelbſt gehorchende Einbildungskraft ſich ſo leicht verirrt. In Ihrer richtigen Intuition liegt alles und weit vollſtändiger, was die Analyſis mühſam ſucht, und nur weil es als ein Ganzes in Ihnen liegt, iſt Ihnen Ihr eigener Reichthum verborgen; denn leider wiſſen wir nur das, was wir ſcheiden. Geiſter Ihrer Art wiſſen daher ſelten, wie weit ſie gedrungen ſind, und wie wenig Urſache ſie haben, von der Philoſophie zu borgen, die nur von ihnen lernen kann. Dieſe kann blos zergliedern, was ihr gegeben wird, aber das Geben ſelbſt iſt nicht die Sache des Analytikers, ſondern des Genie's, welches unter dem dunkeln, aber ſichern Einfluß reiner Vernunft nach objectiven Geſetzen verbindet.

Lange ſchon hab' ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gang Ihres Geiſtes zugeſehen, und den Weg, den Sie ſich vorgezeichnet haben, mit immer erneuter Bewunderung bemerkt. Sie ſuchen das Nothwendige der Natur, aber Sie ſuchen es auf dem ſchwerſten Wege, vor welchem jede ſchwächere Kraft ſich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zuſammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erſcheinungsarten ſuchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organiſation ſteigen Sie, Schritt vor Schritt, zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltſte von allen, den Menſchen, genetiſch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichſam nacherſchaffen, ſuchen Sie in ſeine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie ſehr Ihr Geiſt das reiche Ganze ſeiner Vorſtellungen in einer ſchönen Einheit zuſammenhält. Sie können niemals gehofft haben, daß Ihr Leben zu einem ſolchen Ziele zureichen werde, aber einen ſolchen Weg auch nur einzuſchlagen, iſt mehr werth, als jeden andern zu endigen

— und Sie haben gewählt, wie Achill in der Ilias zwiſchen Phthia und der Unſterblichkeit. Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiäner geboren worden, und hätte ſchon von der Wiege an eine auserleſene Natur und eine idealiſirende Kunſt Sie umgeben, ſo wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüſſig gemacht worden. Schon in die erſte Anſchauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Nothwendigen aufgenommen, und mit Ihren erſten Erfahrungen hätte ſich der große Styl in Ihnen entwickelt. Nun, da Sie ein Deutſcher geboren ſind, da Ihr griechiſcher Geiſt in dieſe nordiſche Schöpfung geworfen wurde, ſo blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder ſelbſt zum nordiſchen Künſtler zu werden, oder Ihrer Imagination das, was ihr die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhülfe der Denkkraft zu erſetzen, und ſo gleichſam von innen heraus und auf einem rationalen Wege in Griechenland zu gebähren. In derjenigen Lebensepoche, wo die Seele ſich aus der äußern Welt ihre innere bildet, von mangelhaften Geſtalten umringt, hatten Sie ſchon eine wilde und nordiſche Natur in ſich aufgenommen, als Ihr ſiegendes, ſeinem Material überlegenes Genie dieſen Mangel von innen entdeckte, und von außen her durch die Bekanntſchaft mit der griechiſchen Natur davon vergewiſſert wurde. Jetzt mußten Sie die alte, Ihrer Einbildungskraft ſchon aufgedrungene ſchlechtere Natur nach dem beſſern Muſter, das Ihr bildender Geiſt ſich erſchuf, corrigiren, und das kann nun freilich nicht anders, als nach leitenden Begriffen von ſtatten gehen. Aber dieſe logiſche Richtung, welche der Geiſt der Reflexion zu nehmen genöthigt iſt, verträgt ſich nicht wohl mit der äſthetiſchen, durch welche allein er bildet. Sie haben alſo eine Arbeit mehr; denn ſo wie Sie von der Anſchauung zur Abſtraction übergingen, ſo mußten Sie nun rückwärts Begriffe wieder in Intuitionen umſetzen, und Gedanken in Gefühle verwandeln, weil nur durch dieſe das Genie hervorbringen kann.

So ungefähr beurtheile ich den Gang Ihres Geiſtes, und ob ich Recht habe, werden Sie ſelbſt am beſten wiſſen. Was Sie aber ſchwerlich wiſſen können (weil das Genie ſich immer ſelbſt das größte Geheimniß bleibt), iſt die ſchöne Uebereinſtimmung Ihres philoſophiſchen Inſtinctes mit den reinſten Reſultaten der ſpeculirenden Vernunft. Beim erſten Anblicke zwar ſcheint es, als könnte es keine größern Oppoſita geben, als den ſpeculativen Geiſt, der von der Einheit, und den intuitiven, der von der Mannigfaltigkeit ausgeht. Sucht aber der erſte mit keuſchem und treuen Sinn die Erfahrung, und ſucht der letzte mit ſelbſtthätiger freier Denkkraft das Geſetz, ſo kann es gar nicht fehlen, daß nicht beide einander auf halbem Wege begegnen werden. Zwar hat der intuitive Geiſt nur mit Individuen, und der ſpeculative nur mit Gattungen zu thun. Iſt aber der intuitive genialiſch, und ſucht er in dem Empiriſchen den Character der Nothwendigkeit auf, ſo wird er zwar immer Individuen, aber mit dem Character der Gattung erzeugen; und iſt der ſpeculative Geiſt genialiſch, und verliert er, indem er ſich darüber erhebt, die Erfahrung nicht, ſo wird er zwar immer nur Gattungen, aber mit der Möglichkeit des Lebens und mit gegründeter Beziehung auf wirkliche Objecte erzeugen.

Aber ich bemerke, daß ich anſtatt eines Briefes eine Abhandlung zu ſchreiben im Begriff bin — verzeihen Sie es dem lebhaften Intereſſe, womit dieſer Gegenſtand mich erfüllt hat; und ſollten Sie Ihr Bild in dieſem Spiegel nicht erkennen, ſo bitte ich ſehr, fliehen Sie ihn darum nicht.

109.

An F. H. Jakobi *).

Jena den 24. Auguſt 1794.

Es iſt ein zu alter und zu lebhafter Wunſch in mir, einen Mann zu begrüßen, deſſen herrlicher Genius ſchon längſt meine Huldigung hat, als daß ich die gegenwärtige Veranlaſſung dazu nicht mit Freuden ergreifen ſollte. Beiliegendes Blatt unterrichtet Sie von einer literariſchen Unternehmung **), die ſowohl durch die Anzahl als das bekannte Verdienſt der dazu getretenen Mitarbeiter etwas nicht Gemeines in dieſem Fache zu leiſten verſpricht. Dieſer ſchöne Bund von Geiſtern würde aber unvollkommen ſeyn, wenn der Verfaſſer von Allwill's Briefſammlung und Woldemar's ſich davon ausſchließen ſollte. —

Ich bitte alſo ſowohl in meinem eignen, als in aller Intereſſenten Namen, um Ihre thätige Theilnahme an dieſem Inſtitut, unter den in der Beilage bemerkten Bedingungen. Hr. v. Goethe, Herder, Garve, Engel, Fichte, beide Herren v. Humboldt und noch mehrere Andere ſind bereits dazu getreten, und wir haben Hoffnung, daß auch vielleicht Herr Kant uns einige Beiträge dazu nicht verweigern werde. Unſere Verbindlichkeit würde dadurch noch vergrößert werden, wenn Sie uns in den Stand ſetzen wollten, gleich eins von den erſten Stücken mit einem Aufſatze von Ihrer Hand zu zieren. Uebrigens unterwerfen wir uns bereitwillig allen Bedingungen, welche uns ſonſt noch vorzuſchreiben, Ihnen gefallen wird.

---

*) geb. 1743 zu Düſſeldorf, geſt. 1819 als Geh. Rath und Präſident der Königl. Baieriſchen Academie der Wiſſenſchaften zu München.

**) Das von Schiller herausgegebene Journal: Die Horen.

110.

An Fr. v. Matthiſſon *).

Jena den 25. Auguſt 1794.

Geſtern hab' ich die Recenſion Ihrer Gedichte den Herren Redactoren der Literaturzeitung eingehändigt, und das Verſprechen erhalten, daß ſolche unverzüglich abgedruckt werden ſoll. Mit dem Inhalt werden Sie, wie ich mir ſchmeichle, nicht unzufrieden ſeyn. Ich glaube verſichern zu können, daß ich gegen Sie nur gerecht war, und mehr braucht es nicht, um Ihr Lobredner zu werden.

Zugleich lege ich Ihnen die Anzeige der Monatsſchrift **) bei, von der ich Ihnen ſchon bei Ihrer Durchreiſe ſagte, und die nun zu einer ſchönen und glänzenden Erfüllung reift. Goethe, Herder, Engel, Garve, Fichte, Fr. Jakobi und noch vier bis fünf Andere ſind dieſem Unternehmen ſchon beigetreten, und ich habe Hoffnung, auch noch Kant dafür zu gewinnen. Auf Ihren recht thätigen Antheil an den Horen hab' ich ebenfalls gerechnet. Dieſe werden um ſo mehr gewinnen, wenn Sie auf den Wunſch, den ich mir in der Recenſion entfallen ließ, einige Rückſicht nehmen wollen; denn alsdann können wir hoffen, daß Ihre Muſe ſich vielleicht in einem etwas größeren Ganzen verſuchen wird.

Außer dieſem literariſchen Anliegen hab' ich Ihnen noch ein anderes anzutragen. Man iſt in mich gedrungen, einen Muſenalmanach herauszugeben, und ich gedenke noch zu Ende des laufenden Jahres den Anfang damit zu machen. Auch zu dieſer Sammlung, welche den Horen gar keinen Eintrag thun wird, habe ich ſchon mehrere vortreffliche Mitarbeiter, und noch dazu ſolche, die noch nicht in Muſenalmanachen aufgetreten ſind. Ich verlaſſe mich aber vorzüglich auch auf Ihre Theilnahme. — Was aus Ihrer Feder fließt, wird mir willkommen ſeyn. —

---

*) Geb. 1761 zu Hohendodeleben im Magdeburgiſchen, geſt. 1831 als Königl. Würtembergiſcher Geh. Legationsrath zu Wörlitz.

**) Die Horen.

An Herrn Füßli, der ſo gütig war, mir ein ſehr ſchönes Exemplar Ihrer Gedichte zu überſenden, erſuche ich Sie, ſollten Sie denſelben bald ſehen oder ihm ſchreiben, meine verbindliche Dankſagung zu machen, wie auch bei ihm anzufragen, ob nicht der erſte Band vom Wieland'ſchen Shakeſpeare, der den Lear enthält, noch einzeln zu bekommen iſt. Ich habe dieſen Theil verloren, und nun iſt das ganze Exemplar mir manc geworden.

111.

An Goethe.

Jena den 31. Auguſt 1794.

Bei meiner Zurückkunft aus Weiſſenfels, wo ich mit meinem Freunde Körner aus Dresden eine Zuſammenkunft gehabt, erhielt ich Ihren vorletzten Brief, deſſen Inhalt mir doppelt erfreulich war; denn ich erſehe daraus, daß ich in meiner Anſicht Ihres Weſens Ihrem eignen Gefühl begegnete. Unſre ſpäte, aber mir manche ſchöne Hoffnung erweckende Bekanntſchaft iſt mir abermals ein Beweis, wie viel beſſer man oft thut, den Zufall machen zu laſſen, als ihm durch zu viele Geſchäftigkeit vorzugreifen. Wie lebhaft auch immer mein Verlangen war, in ein näheres Verhältniß zu Ihnen zu treten, als zwiſchen dem Geiſt des Schriftſtellers und ſeinem aufmerkſamen Leſer möglich iſt, ſo begreife ich doch nunmehr vollkommen, daß die ſo ſehr verſchiedenen Bahnen, auf denen Sie und ich wandelten, uns nicht wohl früher, als gerade jetzt, mit Nutzen zuſammen führen konnten. Nun kann ich aber hoffen, daß wir, ſo viel von dem Wege noch übrig ſeyn mag, in Gemeinſchaft durchwandeln werden, und mit um ſo größerem Gewinn, da die letzten Gefährten auf einer Reiſe ſich immer am Meiſten zu ſagen haben.

Erwarten Sie bei mir keinen großen materiellen Reichthum von Ideen, dies iſt es, was ich bei Ihnen finden werde. Mein Bedürfniß und Streben iſt, aus wenigen viel zu machen, und wenn Sie meine Armuth an allem, was man erworbene Kenntniß nennt, einmal näher kennen ſollten, ſo finden Sie vielleicht, daß es mir in manchen Stücken damit mag gelungen ſeyn. Weil mein Gedankenkreis kleiner iſt, ſo durchlaufe ich ihn eben darum ſchneller und öfter, und kann eben darum meine kleine Baarſchaft beſſer nutzen, und eine Mannichfaltigkeit, die dem Inhalte fehlt, durch die Form erzeugen. Sie beſtreben ſich, Ihre große Ideenwelt zu ſimplificiren, ich ſuche Varietät für meine kleinen Beſitzungen. Sie haben ein Königreich zu regieren, ich nur eine etwas zahlreiche Familie von Begriffen, die ich herzlich gern zu einer kleinen Welt erweitern möchte.

Ihr Geiſt wirkt in einem außerordentlichen Grade intuitiv, und alle Ihre denkenden Kräfte ſcheinen auf die Imagination, als ihre gemeinſchaftliche Repräſentantin, gleichſam compromittirt zu haben. Im Grund iſt dies das Höchſte, was der Menſch aus ſich machen kann, ſobald es ihm gelingt, ſeine Anſchauung zu generaliſiren und ſeine Empfindung geſetzgebend zu machen. Danach ſtreben Sie, und in wie hohem Grade haben Sie es ſchon erreicht! Mein Verſtand wirkt eigentlich mehr ſymboliſirend, und ſo ſchwebe ich, als eine Zwitterart, zwiſchen dem Begriff und der Anſchauung, zwiſchen der Reflexion und der Empfindung, zwiſchen dem techniſchen Kopf und dem Genie. Dies iſt es, was mir beſonders in frühern Jahren, ſowohl auf dem Felde der Speculation als der Dichtkunſt, ein ziemlich linkiſches Anſehn gegeben; denn gewöhnlich übereilte mich der Poet, wo ich philoſophiren ſollte, und der philoſophiſche Geiſt, wo ich dichten wollte. Noch jetzt begegnet es mir häufig genug, daß die Einbildungskraft meine Abſtractionen und der kalte Verſtand meine Dichtung ſtört. Kann ich dieſer beiden Kräfte in ſo weit Meiſter werden, daß ich einer jeden durch meine Freiheit ihre Grenzen beſtimmen kann, ſo erwartet mich noch ein ſchöneres Loos; leider aber, nachdem ich meine moraliſchen Kräfte zu kennen und zu gebrauchen angefangen, droht eine Krankheit meine phyſiſchen zu untergraben. Eine große und allgemeine Geiſtesrevolution werde ich ſchwerlich Zeit haben in mir zu vollenden, aber ich werde thun, was ich kann, und wenn endlich das Gebäude zuſammenfällt, ſo habe ich doch vielleicht das Erhaltungswerthe aus dem Brande geflüchtet.

Sie wollten, daß ich von mir ſelbſt reden ſollte, und ich machte von dieſer Erlaubniß Gebrauch. Mit Vertrauen leg' ich Ihnen dieſe Geſtändniſſe hin, und ich darf hoffen, daß Sie ſie mit Liebe aufnehmen. —

112.

An C. G. Körner.

Jena im September 1794.

Bei meiner Zurückkunft *) fand ich einen ſehr herzlichen Brief von Goethe, der mir mit Vertrauen entgegen kommt. Wir hatten vor ſechs Wochen über Kunſt und Kunſttheorie ein Langes und Breites geſprochen, und uns die Hauptideen mitgetheilt, zu denen wir auf ganz verſchiedenen Wegen gekommen waren. Zwiſchen dieſen Ideen fand ſich eine unerwartete Uebereinſtimmung, die um ſo intereſſanter war, weil

---

*) Von einer damaligen kleinen Reiſe nach Weiſſenfels.

ſie wirklich aus der größten Verſchiedenheit der Geſichtspunkte hervorging. Ein Jeder konnte dem Andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen. Seit dieſer Zeit haben dieſe ausgeſtreuten Ideen bei Goethe'n Wurzel geſchlagen, und er fühlt jetzt ein Bedürfniß, ſich an mich anzuſchlieſſen, und den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, mit mir fortzuſetzen. Ich freue mich ſehr auf einen für mich ſo fruchtbaren Ideenwechſel. —

Ich werde künftige Woche auf vierzehn Tage nach Weimar reiſen, und bei Goethe wohnen. Er hat mir ſo ſehr zugeredet, daß ich mich nicht weigern konnte, da ich alle mögliche Freiheit und Bequemlichkeit bei ihm finden ſoll. Unſere nähere Berührung wird für uns beide entſcheidende Folgen haben, und ich freue mich innig darauf. —

Wir haben eine Correſpondenz mit einander über gemiſchte Materien beſchloſſen, die eine Quelle von Aufſätzen für die Horen werden ſoll. Auf dieſe Art, meint Goethe, bekäme der Fleiß eine beſtimmte Richtung, und ohne zu merken, daß man arbeite, bekäme man Materialien zuſammen. Da wir in wichtigen Sachen einſtimmig, und doch ſo ganz verſchiedene Individualitäten ſind, ſo kann dieſe Correſpondenz wirklich intereſſant werden. —

113.

An Goethe.

Jena den 7. September 1794.

Mit Freuden nehme ich Ihre gütige Einladung nach Weimar an, doch mit der ernſtlichen Bitte, daß Sie in keinem einzigen Stück Ihrer häuslichen Ordnung auf mich rechnen mögen; denn leider nöthigen mich meine Krämpfe gewöhnlich, den ganzen Morgen dem Schlaf zu widmen, weil ſie mir des Nachts keine Ruhe laſſen, und überhaupt wird es mir nie ſo gut, auch den Tag auf eine beſtimmte Stunde ſicher zählen zu dürfen. Sie werden mir alſo erlauben, mich in Ihrem Hauſe als einen völlig Fremden zu betrachten, auf den nicht geachtet wird, und dadurch, daß ich mich ganz iſolire, der Verlegenheit zu entgehen, jemand anders von meinem Befinden abhängen zu laſſen. Die Ordnung, die jeden andern Menſchen wohl macht, iſt mein gefährlichſter Feind; denn ich darf nur in einer beſtimmten Zeit etwas Beſtimmtes vornehmen müſſen, ſo bin ich ſicher, daß es mir nicht möglich ſeyn wird. — Entſchuldigen Sie dieſe Präliminarien, die ich nothwendigerweiſe vorhergehen laſſen mußte, um meine Exiſtenz bei Ihnen auch nur möglich zu machen. Ich bitte blos um die leidige Freiheit, bei Ihnen krank ſeyn zu dürfen. —

Da ſie doch einmal das Bruchſtück von mir über das Erhabene geleſen haben, ſo leg' ich hier den Anfang bei, wo Sie vielleicht einige Ideen finden, die über den äſthetiſchen Ausdruck der Leidenſchaft etwas beſtimmen können. Einige frühere Aufſätze von mir über äſthetiſche Gegenſtände befriedigen mich nicht genug, um ſie Ihnen vorzulegen, und einige ſpätere, die noch ungedruckt ſind, werd' ich beilegen.

Vielleicht intereſſirt Sie eine Recenſion von mir über Matthiſſon's Gedichte in der Allgemeinen Literaturzeitung, die in dieſer Woche wird ausgegeben werden. Bei der Anarchie, welche noch immer in der poetiſchen Critik herrſcht, und bei dem gänzlichen Mangel objectiver Geſchmacksgeſetze, befindet ſich der Kunſtrichter immer in großer Verlegenheit, wenn er ſeine Behauptung durch Gründe unterſtützen will; denn kein Geſetzbuch iſt da, worauf er ſich berufen könnte. Will er ehrlich ſeyn, ſo muß er entweder gar ſchweigen, oder er muß (was man auch nicht immer gern hat) zugleich der Geſetzgeber und der Richter ſeyn. Ich habe in jener Recenſion die letzte Parthei ergriffen, und mit welchem Rechte oder Glück, das möchte ich am liebſten von Ihnen hören. —

114.

An Goethe.

Jena den 12. September 1794.

Sie haben mir vom 14. an einen Tag zu beſtimmen überlaſſen. Ich werde alſo, mit Ihrer Erlaubniß, Sonntag Nachmittag bei Ihnen eintreffen, weil ich ſo wenig als möglich von dem Vergnügen, das Sie mir bereiten, verlieren möchte. Herr v. **Humboldt**, den Ihre Einladung ſehr erfreut, wird mich begleiten.

Die engliſche Iphigenie erfreute mich ſehr. So viel ich davon urtheilen kann, paßt dieſe fremde Kleidung ihr gut an, und man wird lebhaft an die große Verwandtſchaft beider Sprachen erinnert. — **Friedrich Jakobi** will mit an den **Horen** arbeiten, welches unſern Kreis auf eine angenehme Weiſe erweitert. Mir iſt er ein ſehr intereſſantes Individuum, obgleich ich geſtehen muß, daß ich mir ſeine Producte nicht aſſimiliren kann. —

115.

An Goethe.

Jena den 29. September 1794.

Ich ſehe mich wieder hier, aber mit meinem Sinn bin ich noch immer in Weimar. Es wird mir Zeit koſten, alle die Ideen zu entwirren, die Sie in mir aufgeregt haben; aber keine einzige, hoff' ich, ſoll verloren ſeyn. Es war meine Abſicht, dieſe vierzehn Tage blos dazu anzuwenden, ſo viel von Ihnen zu empfangen, als meine Receptivität erlaubt. Die Zeit wird es nun lehren, ob dieſe Ausſaat bei mir aufgehen wird. —

Bei meiner Zurückkunft fand ich einen Brief von unſerm Herrn Verleger *) der voll Eifer und Entſchloſſenheit iſt, das große Werk bald zu beginnen. **) Ich hatte ihm abſichtlich noch einmal alle Schwierigkeiten und alle möglichen Gefahren dieſes Unternehmens vorgeſtellt, um ihm Gelegenheit zu geben, mit möglichſter Ueberlegung dieſen Schritt zu thun. Er findet aber, nach Erwägung aller Umſtände, daß keine Unternehmung verſprechender ſeyn kann, und hat eine genaue Abrechnung mit ſeinen Kräften gehalten. Auf ſeine unermüdete Thätigkeit in Verbreitung des Journals können wir zählen. —

116.

An Goethe.

Jena den 8. October 1794.

Einige dringende Geſchäfte für die Literaturzeitung und die Thalia, die vorher abgethan ſeyn mußten, haben dieſen Brief gegen meinen Wunſch und Willen verzögert. — Es wird nun auf Sie ankommen, ob der Pfad, den ich hier einſchlage, ferner verfolgt werden ſoll. Mir ſchien es nöthig, da wir uns in der Folge ſo oft darauf geführt ſehn könnten, unſre Begriffe über das Weſen des Schönen vor der Hand in's Klare zu ſetzen. — Nach Ihrem Roman, den Sie mir communiciren wollen, verlangt mich ſehr. Schütz hat mir angetragen, dieſen Theil zu recenſiren, und ich bin ſehr geneigt, ihm zu willfahren, beſonders, da ich ihn ungern in andere Hände kommen ſehe. —

---

*) Cotta in Tübingen.

**) Die Horen.

117.

An Goethe.

Jena den 17. October 1794.

Wenn ich meiner Geſundheit trauen darf, welche durch das ſchlechte Wetter wieder beunruhigt worden iſt, ſo komme ich morgen Nachmittag mit meiner Frau nach Weimar; doch bitte ich Sie, mich nicht eigentlich zu erwarten, weil jetzt noch wenig Wahrſcheinlichkeit dazu vorhanden iſt. — Ich gebe jetzt meinen Briefen an den Prinzen von Auguſtenburg die letzte Hand, weil ich den Anfang derſelben für das erſte Stück der Horen beſtimmt habe. Künftigen Dienſtag hoffe ich ſie Ihnen ſenden zu können.

118.

An Goethe.

Jena den 20. October 1794.

Hier mache ich denn alſo den Anfang, den Tanz der Horen zu beginnen, und ſende Ihnen, was von meinen Briefen an den Prinzen für das erſte Stück beſtimmt iſt. — Mein Debüt in den Horen iſt zum wenigſten keine Captatio benevolentiae bei dem Publikum, und ich bin gewiß, daß Sie in dieſem Stücke meiner Meinung ſind. Ich wünſchte, Sie wären es auch in den übrigen, denn ich muß geſtehen, daß meine wahre ernſtliche Meinung in dieſen Briefen ſpricht. Ich habe über den politiſchen Jammer noch nie eine Feder angeſetzt, und was ich in dieſen Briefen davon ſage, geſchah blos, um in alle Ewigkeit nichts mehr davon zu ſagen; aber ich glaube, daß das Bekenntniß, das ich darin ablege, nicht ganz überflüſſig iſt. So verſchieden die Werkzeuge auch ſind, mit denen Sie und ich die Welt anfaſſen, und ſo verſchieden die offenſiven und defenſiven Waffen, die wir führen, ſo glaube ich doch, daß wir auf Einen Hauptpunkt zielen. Sie werden in dieſen Briefen Ihr Portrait finden, worunter ich gern Ihren Namen geſchrieben hätte, wenn ich es nicht haßte, dem Gefühl denkender Leſer vorzugreifen. Keiner, deſſen Urtheil für Sie Werth haben kann, wird es verkennen, denn ich weiß, daß ich es gut gefaßt und treffend genug gezeichnet habe. —

Ich habe jetzt wegen des Muſenalmanachs, von dem ich Ihnen neulich in Weimar ſchon erzählte, mit dem Buchhändler ordentlich contrahirt, und er wird künftige Michaelismeſſe erſcheinen. — Mir iſt dieſe Entrepriſe, dem Geſchäfte nach, eine ſehr bedeutende Vermehrung der Laſt, aber für meine ökonomiſchen Zwecke deſto glücklicher, weil ich ſie auch bei einer ſchwachen Geſundheit fortführen und dadurch meine Unabhängigkeit ſichern kann. —

119.

An Goethe.

Jena den 28. October 1794.

Daß Sie mit meinen Ideen einſtimmig und mit der Ausführung derſelben zufrieden ſind, erfreut mich nicht wenig, und dient mir auf dem Wege, den ich betreten habe, zu einer ſehr nöthigen Ermunterung. Zwar ſollten Dinge, die ſich im Felde der bloßen Vernunft ausmachen laſſen, oder ſich doch dafür ausgeben, feſt genug auf innern und objectiven Gründen ruhen, und das Criterium der Wahrheit in ſich ſelber tragen; aber eine ſolche Philoſophie giebt es noch nicht, und die meinige iſt noch weit davon entfernt. Endlich beruht doch die Hauptſache auf dem Zeugniß der Empfindung, und bedarf alſo einer ſubjectiven Sanction, die nur die Beſtimmung unbefangener Gemüther ihr verſchaffen kann. Meyer's Stimme iſt mir hier bedeutend und ſchätzbar, und tröſtet mich über den

Widerſpruch Herder's, der mir meinen Kantiſchen Glauben, wie es ſcheint, nicht verzeihen kann. Ich erwarte auch von den Gegnern der neuen Philoſophie die Duldung nicht, die man einem jeden andern Syſtem, von dem man ſich nicht beſſer überzeugt hätte, ſonſt widerfahren laſſen möchte. Denn die Kantiſche Philoſophie übt in den Hauptpunkten ſelbſt keine Duldung aus, und trägt einen viel zu rigoriſtiſchen Character, als daß eine Accommodation mit ihr möglich wäre. Aber dies macht ihr in meinen Augen Ehre, denn es beweiſt, wie wenig ſie die Willkühr vertragen kann. Eine ſolche Philoſophie will daher auch nicht mit bloßem Kopfſchütteln abgefertigt ſeyn. Im offenen, hellen und zugänglichen Feld der Unterſuchung erbaut ſie ihr Syſtem, ſucht nie den Schatten und reſervirt dem Privatgefühl nichts. Aber ſo, wie ſie ihre Nachbarn behandelt, will ſie wieder behandelt ſeyn, und es iſt ihr zu verzeihen, wenn ſie nichts als Beweisgründe achtet. Es erſchreckt mich gar nicht, zu denken, daß das Geſetz der Veränderung, vor welchem kein menſchliches und kein göttliches Werk Gnade findet, auch die Form dieſer Philoſophie, ſo wie jede andere, zerſtören wird; aber die Fundamente deſſelben werden dies Schickſal nicht zu fürchten haben; denn ſo alt das Menſchengeſchlecht iſt, und ſo lange es eine Vernunft giebt, hat man ſie ſtillſchweigend anerkannt, und im Ganzen darnach gehandelt.

Mit der Philoſophie unſers Freundes Fichte dürfte es nicht dieſe Bewandniß haben. Schon regen ſich ſtarke Gegner in ſeiner eignen Gemeine, die es nächſtens laut ſagen werden, daß Alles auf einen ſubjectiven Spinozismus hinausläuft. — Nach den mündlichen Aeußerungen Fichte's — denn in ſeinem Buch war noch nicht davon die Rede — iſt das Ich auch durch ſeine Vorſtellungen erſchaffend, und alle Realität iſt nur in dem Ich. Die Welt iſt ihm nur ein Ball, den das Ich geworfen hat, und den es bei der Reflexion wieder fängt!! Sonach hätte er ſeine Gottheit wirklich declarirt, wie wir neulich erwarteten. —

Für die Elegien danken wir Ihnen alle ſehr. Es herrſcht darin eine Wärme, eine Zartheit und ein ächter körnigter Dichtergeiſt, der einem herrlich wohlthut unter den Geburten der jetzigen Dichterwelt. Es iſt eine wahre Geiſtererſcheinung des guten poetiſchen Genius. Einige kleine Züge hab' ich ungern darin vermißt, doch begreife ich, daß ſie aufgeopfert werden mußten. — Ihr gütiges Anerbieten, die Epigramme betreffend, iſt das Vortheilhafteſte für den Almanach. —

An die Maltheſer gehe ich gewiß, ſobald ich meine Briefe, von denen Sie nur den dritten Theil geleſen, und noch einen kleinen Verſuch über das Naive vollendet haben werde. Dies dürfte aber den Reſt des Jahres noch hinwegnehmen. Für den Geburtstag der Herzogin kann ich alſo dieſes Stück nicht verſprechen, aber mit Ende des Winters denke ich wohl damit fertig zu ſeyn. Ich ſpreche hier wie ein geſunder und rüſtiger Menſch, der über ſeine Zeit zu gebieten hat; aber bei der Ausführung wird mich das Nicht-Ich ſchon erinnern. —

120.

An Goethe.

Jena den 16. November 1794.

Dieſes unholde Wetter, das alle Empfindungswerkzeuge zuſchließt, hat mich in voriger Woche für alles, was Leben heißt, vernichtet, und mir iſt, da ich aus dieſem Geiſtesſchlummer wieder zu mir ſelbſt komme, als ob ich Sie nach einem langen Zwiſchenraum wiederfände. Herzlich verlangt mich nach einer freundlichen Spur von Ihnen. — Das Luſtſpiel, die Wittwe, das Sie neulich mitnahmen, erbitte ich mir auf vierzehn Tage zurück; es ſoll in der Thalia abgedruckt werden, mit welcher Sie es alsdann zurück erhalten, wenn Sie Luſt haben, Gebrauch davon zu machen. —

121.

An Goethe.

Jena den 29. November 1794.

Sie haben mich mit der unerwartet ſchnellen Lieferung des Eingangs zu Ihren Erzählungen ſehr angenehm überraſcht. — Es wäre freilich zu wünſchen geweſen, daß gleich die erſte Erzählung hätte mitgegeben werden können. Aber ich möchte nicht gern in meinen Wünſchen unbeſcheiden ſeyn, und Sie veranlaſſen, Ihre Theilnahme an den Horen als ein Onus zu betrachten. — Weil ich mich in meiner Annonce an das Publikum auf unſre Keuſchheit in politiſchen Urtheilen berufen werde, ſo geb' ich Ihnen zu bedenken, ob an dem, was Sie dem Geh. Rath in den Mund legen, eine Parthei des Publikums, und nicht die am wenigſten zahlreiche, nicht vielleicht Anſtoß nehmen dürfte? Obgleich hier nicht der Autor, ſondern ein Interlocuter ſpricht, ſo iſt das Gewicht doch auf ſeiner Seite, und wir haben uns mehr vor dem, was ſcheint, als was iſt, in Acht zu nehmen. Dieſe Anmerkung kommt von dem Redacteur. Als bloßer Leſer würd' ich ein Vorwort für den Hofrath einlegen, daß Sie ihn doch durch den hitzigen Karl, wenn er ſein Unrecht eingeſehen, möchten zurückholen und in unſrer Geſellſchaft bleiben laſſen. Auch würde ich mich des alten Geiſtlichen gegen ſeine unbarmherzige Gegnerin annehmen, die es ihm faſt zu arg macht. — Ich glaubte aus einigen Zügen, beſonders aus einer größern Umſtändlichkeit der Erzählung am Anfange, ſchließen zu können, daß Sie die Abſicht haben, die Vermuthung bei dem Leſer zu erwecken, daß etwas wirklich Vorgefallenes im Spiele ſey. Da Sie im Verlauf der Erzählung ohnehin mit der Auslegungsſucht Ihr Spiel treiben werden, ſo wäre es wenigſtens nicht übel, gleich damit anzufangen, und das Vehikel ſelbſt, in dieſer Rückſicht, problematiſch zu machen. Sie werden mir meine eigne Auslegungsſucht zu Gute halten. —

Mit großem Verlangen würd' ich die Bruchſtücke von Ihrem *Fauſt*, die noch nicht gedruckt ſind, leſen; denn ich geſtehe Ihnen, daß mir das, was ich von dieſen Stücken geleſen, der Torſo des Herkules iſt. Es herrſcht in dieſen Scenen eine Kraft und eine Fülle des Genies, die den erſten Meiſter unverkennbar zeigt, und ich möchte dieſe große und kühne Natur, die darin athmet, ſo weit als möglich verfolgen. —

Mit meinen äſthetiſchen Briefen iſt es bisher ſehr langſam gegangen; aber die Sache erforderte ſolches, und ich kann nur hoffen, daß das Gebäude in den Fundamenten gut beſchaffen iſt. —

122.

An Goethe.

Jena den 9. December 1794.

Mit wahrer Herzensluſt habe ich das erſte Buch *Wilhelm Meiſters* durchleſen und verſchlungen. — Es könnte mich ordentlich verdrießen, wenn ich das Mißtrauen, mit dem Sie von dieſem vortrefflichen Producte Ihres Genies ſprechen, einer andern Urſache zuſchreiben müßte, als der Größe der Forderungen, die Ihr Geiſt jederzeit an ſich ſelbſt machen muß. Denn ich finde auch nicht etwas darin, was nicht in der ſchönſten Harmonie mit dem lieblichen Ganzen ſtände. Erwarten Sie heute kein näheres Detail meines Urtheils. Die *Horen* und deren Ankündigung, daneben der Poſttag, zerſtreuten mich zu ſehr, als daß ich mein Gemüth zu einem ſolchen Zwecke gehörig ſammeln könnte. Wenn ich die Bogen noch einige Zeit hier behalten darf, ſo will ich mir mehr Zeit dazu nehmen und verſuchen, ob ich etwas von dem feineren Gang der Geſchichte und der Entwicklung der Charactere diviniren kann. —

Ich geſtehe, ich fürchtete mich anfangs, daß wegen der langen Zwiſchenzeit, die zwiſchen dem erſten Wurfe und der letzten Hand verſtrichen ſeyn muß, eine kleine Ungleichheit, wenn auch nur des Alters, ſichtbar ſeyn möchte. Aber davon iſt auch nicht eine Spur zu ſehen. Die kühnen poetiſchen Stellen, die aus der ſtillen Fluth des Ganzen wie einzelne Blitze verſchlagen, machen eine treffliche Wirkung, erheben und füllen das Gemüth. Ueber die ſchöne Characteriſtik will ich heute noch nichts ſagen. Eben ſo wenig von der lebendigen und bis zum Greifen treffenden Natur, die in allen Schilderungen herrſcht, und die Ihnen überhaupt in keinem Producte verſagen kann. Von der Treue des Gemäldes einer *theatraliſchen Wirthſchaft* und *Liebſchaft* kann ich mit vieler Competenz urtheilen, indem ich mit beiden beſſer bekannt bin, als ich zu wünſchen Urſache habe. Die Apologie des Handels iſt herrlich und in einem großen Sinn. Aber daß Sie neben dieſer die Neigung des Haupthelden noch mit einem gewiſſen Ruhm behaupten konnten, iſt gewiß keiner der geringſten Siege, welche die Form über die Materie errang. Doch ich ſollte mich gar nicht in das Innere einlaſſen, weil ich es in dieſem Augenblicke nicht weiter durchführen kann. —

123.

An C. G. Körner.

Vom Jahr 1794.

Vor dem *Wallenſtein* iſt mir ordentlich angſt und bange; denn ich glaube mit jedem Tag mehr zu finden, daß ich eigentlich nichts weniger vorſtellen kann, als einen Dichter, und daß höchſtens da, wo ich philoſophiren will, der poetiſche

Geiſt mich überraſcht. Was ſoll ich thun? Ich wage an dieſe Unternehmung ſieben bis acht Monate von meinem Leben, das ich Urſache habe, ſehr zu Rathe zu halten, und ſetze mich der Gefahr aus, ein verunglücktes Product zu erzeugen. Was ich im Dramatiſchen zur Welt gebracht, iſt nicht ſehr geſchickt, mir Muth zu machen. Im eigentlichſten Sinne des Worts betrete ich eine mir ganz unbekannte, wenigſtens unverſuchte Bahn; denn im Poetiſchen hab' ich ſeit drei bis vier Jahren einen völlig neuen Menſchen angezogen.

124.

An Goethe.

Jena den 2. Januar 1796.

Meine beſten Wünſche zu dem neuen Jahre, und noch einen herzlichen Dank für das verfloſſene, das mir durch Ihre Freundſchaft vor allen übrigen ausgezeichnet und unvergeßlich iſt. — Ich habe es mit vielem Fleiße beſchloſſen, und um etwas vollendet zu haben, wenn Sie kommen, hab' ich mir in dieſen letzten Tagen etwas zugemuthet. Nun bin ich mit dieſer Arbeit zu Ende, und ſie kann Ihnen, wenn Sie kommen, vorgelegt werden. —

Auf die Fortſetzung Meiſters, die Sie doch auch mitbringen werden, freue ich mich gar ſehr, und ich kann ſie jetzt recht genießen, da ich nach einer individuellen Darſtellung ordentlich lechze. Möchten Sie uns doch einige Scenen aus dem Fauſt noch zu hören geben. — Ich wüßte nicht, was mir in der ganzen dichteriſchen Welt mehr Freude machen könnte. —

125.

An Goethe.

Jena den 7. Januar 1795.

Für das überſchickte Exemplar des Romans empfangen Sie meinen beſten Dank. Ich kann das Gefühl, das mich beim Leſen dieſer Schrift, und zwar in zunehmendem Grade, je weiter ich darin komme, durchdringt und beſitzt, nicht beſſer, als durch eine ſüße und innige Behaglichkeit, durch ein Gefühl geiſtiger und leiblicher Geſundheit ausdrücken. —

Ich erkläre mir dieſes Wohlſeyn von der durchgängig darin herrſchenden ruhigen Klarheit, Glätte und Durchſichtigkeit, die auch nicht das Geringſte zurückläßt, was das Gemüth unbefriedigt und unruhig läßt, und die Bewegung deſſelben nicht weiter treibt, als nöthig iſt, um ein fröhliches Leben in dem Menſchen anzufachen und zu erhalten. Ueber das Einzelne ſag' ich Ihnen nichts, bis ich das dritte Buch geleſen habe, dem ich mit Sehnſucht entgegen ſehe.

Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie peinlich mir das Gefühl iſt, von einem Product dieſer Art in das philoſophiſche Weſen hinein zu ſehen. Dort iſt Alles ſo heiter, ſo lebendig, ſo harmoniſch aufgelöſt und ſo menſchlich wahr; hier alles ſo ſtrenge, ſo rigid und abſtract, und ſo höchſt unnatürlich, weil alle Natur nur Syntheſis und alle Philoſophie Antitheſis iſt. Zwar darf ich mir das Zeugniß geben, in meinen Speculationen der Natur ſo treu geblieben zu ſeyn, als ſich mit dem Begriff der Analyſis verträgt; ja vielleicht bin ich ihr treuer geblieben, als unſre Kantianer für erlaubt und für möglich halten. Aber dennoch fühle ich nicht weniger lebhaft den unendlichen Abſtand zwiſchen dem Leben und dem Raiſonnement — und kann mich nicht enthalten, in einem ſolchen melancholiſchen Augenblick für einen Mangel meiner Natur auszulegen, was ich in einer heitern Stunde blos für eine natürliche Eigenſchaft der Sache anſehen muß. So viel iſt indeß gewiß, der Dichter iſt der einzige wahre Menſch, und der beſte Philoſoph iſt nur eine Carricatur gegen ihn.

Daß ich voll Erwartung bin, zu wiſſen, was Sie zu meiner Metaphyſik des Schönen ſagen, darf ich Ihnen nicht erſt verſichern. Wie das Schöne ſelbſt aus dem ganzen Menſchen genommen iſt, ſo iſt dieſe meine Analyſis deſſelben aus meiner ganzen Menſchheit herausgenommen, und es muß mir allzuviel daran liegen, zu wiſſen, wie dieſe mit der Ihrigen zuſammenſtimmt. — Ihr Hierſeyn wird eine Quelle von Geiſtesnahrung für mich ſeyn. Beſonders ſehne ich mich auch danach, gewiſſe Dichterwerke in Gemeinſchaft mit Ihnen zu genießen. —

126.

An F. H. Jakobi.

Jena den 25. Januar 1796.

Sie erhalten hier den Anfang der Horen, von dem ich wünſche, daß er im Aeußern wie im Innern Ihrer Erwartung entſprechen möchte. Große Mannigfaltigkeit finden Sie darin freilich noch nicht; dieſe läßt ſich in dem engen Raum von 93 Seiten, worauf wir in dieſem erſten Stück beſchränkt waren, nicht zeigen. Zu dieſer Mannigfaltigkeit des wahrhaft Guten beizutragen, wird auf Sie ſelbſt ſehr viel ankommen, und wie ungern ich auch das Amt eines Mahners übernehme, ſo nöthigt mich doch meine Redactionspflicht und die Beſorgniß für das Beſte unſrer gemeinſchaftlichen Unternehmung, Ihnen Ihr gütiges Verſprechen wieder in Erinnerung zu bringen. Der böſe Krieg, der ſo viele Menſchen in's Verderben ſtürzt, erſtreckt ſogar auf die Horen ſeinen unglückſeligen Einfluß, indem er Sie, mein edler Freund, den Muſen entführt, und flüchtig umhergetrieben hat. —

Daß Sie Ihre Flucht nicht in unſre Gegend genommen haben! Wie glückliche Stunden hätten wir im Ideenwechſel mit Ihnen zubringen können! *Goethe* iſt jetzt ſehr oft hier mit *Meyer*, dem vortrefflichen denkenden Künſtler. *Humboldt* wohnt mir gerade gegenüber, und ſo bringen wir manche trauliche Stunde mit einander zu, die durch Ihren genialen Umgang noch mehr belebt werden würde.

Sie verlangen zu wiſſen, wie weit ſich das Interdict erſtrecke, das wir auf politiſche Gegenſtände gelegt haben. Ihre Frage wird durch den Inhalt dieſes erſten Stücks hinreichend beantwortet ſeyn. Sie finden, daß wir dem philoſophiſchen Geiſt keineswegs verbieten, dieſe Materie zu berühren; nur ſoll er in den jetzigen Welthändeln nicht Parthei nehmen, und ſich jeder beſtimmten Beziehung auf irgend einen particulären Staat und auf eine beſtimmte Zeitbegebenheit enthalten. Wir wollen *dem Leibe nach* Bürger unſrer Zeit ſeyn und bleiben, weil es nicht anders ſeyn kann; ſonſt aber und *dem Geiſte nach* iſt es das Vorrecht des Philoſophen, wie des Dichters, zu keinem Volk und zu keiner Zeit zu gehören, ſondern im eigentlichen Sinne des Worts der Zeitgenoſſe aller Zeiten zu ſeyn

127.

An Goethe.

Jena den 19. Februar 1795.

Das elende Wetter hat wieder allen meinen Muth mit fortgenommen, und meine Thürſchwelle iſt wieder die alte Grenze meiner Wünſche und meiner Wanderſchaft. Wie gern will ich von Ihrer Einladung Gebrauch machen, ſobald ich meiner Geſundheit ein wenig trauen kann, ſollte ich Sie auch nur auf etliche Stunden ſehen. —

Herder hat uns mit einem gar glücklich gewählten und ausgeführten Aufſatz beſchenkt, worin der ſo gangbare Begriff vom eigenen Schickſal beleuchtet wird. Materien dieſer Art ſind für unſern Gebrauch vorzüglich paſſend, weil ſie etwas Myſtiſches an ſich haben, und durch die Behandlung doch an irgend eine allgemeine Wahrheit angeknüpft werden.

Weil doch eben vom Schickſal die Rede iſt, ſo muß ich Ihnen ſagen, daß ich dieſer Tage auch über mein Schickſal etwas entſchieden habe. Meine Landsleute haben mir die Ehre angethan, mich nach Tübingen zu vociren, wo man ſich jetzt ſehr mit Reformen zu beſchäftigen ſcheint. Aber da ich doch einmal zum academiſchen Lehrer unbrauchbar gemacht bin, ſo will ich lieber hier in Jena, wo ich gern bin und wo möglich leben und ſterben will, als irgend anderswo müſſig gehen. Ich hab' es alſo ausgeſchlagen, und mache mir daraus kein Verdienſt; denn meine Neigung entſchied ſchon allein die ganze Sache, ſo daß ich gar nicht nöthig hatte, der Verbindlichkeiten mich zu erinnern, die ich unſerm guten Herzog ſchuldig bin, und die ich ihm am liebſten vor allen andern ſchuldig ſeyn mag. Für meine Exiſtenz glaub' ich nichts beſorgen zu dürfen, ſo lange ich noch einigermaßen die Feder führen kann, und ſo laſſe ich den Himmel walten, der mich noch nie verlaſſen hat.

128.

An Goethe.

Jena den 22. Februar 1795

Ihrem Verlangen gemäß folgt hier das vierte Buch des Wilhelm Meiſter. Wo ich einigen Anſtoß fand, habe ich einen Strich am Rande gemacht, deſſen Bedeutung Sie bald finden werden. Wo Sie ſie nicht finden, da wird auch nichts verloren ſeyn.

Eine etwas wichtigere Bemerkung muß ich bei Gelegenheit des Geldgeſchenkes machen, das Wilhelm von der Gräfin durch die Hände des Barons erhält und annimmt. Mir däucht, daß nach dem zarten Verhältniſſe zwiſchen ihm und der Gräfin dieſe ihm ein ſolches Geſchenk und durch eine fremde Hand nicht anbieten, und er nicht annehmen dürfe. Ich ſuchte im Context nach etwas, was ihre und ſeine Delikateſſe retten könnte, und glaube, daß dieſe dadurch geſchont werden würde, wenn ihm dieſes Geſchenk als Rembourſement für gehabte Unkoſten gegeben und unter dieſem Titel von ihm angenommen würde. Entſcheiden Sie nun ſelbſt. So wie es daſteht, ſtutzt der Leſer und wird verlegen, wie er das Zartgefühl des Helden retten ſoll.

Uebrigens hab ich beim zweiten Durchleſen wieder neues Vergnügen über die unendliche Wahrheit der Schilderungen und über die treffliche Entwicklung des Hamlet empfunden. Was die letztere betrifft, ſo wünſchte ich, blos in Rückſicht auf die Verkettung des Ganzen, und der Mannigfaltigkeit wegen, die ſonſt in einem ſo hohen Grade behauptet worden iſt, daß dieſe Materie nicht ſo unmittelbar hinter einander vorgetragen, ſondern, wenn es anginge, durch einige bedeutende Zwiſchenumſtände hätte unterbrochen werden können. Bei der erſten Zuſammenkunft mit Serlo kommt ſie zu ſchnell wieder auf's Tapet, und nachher im Zimmer Aureliens gleich wieder. Indeß ſind dies Kleinigkeiten, die dem Leſer gar nicht auffallen würden, wenn Sie ihm nicht ſelbſt durch alles Vorhergehende die Erwartung der höchſten Varietät beigebracht hätten. —

129.

An Goethe.

Jena den 27. Februar 1795.

Mich hat die Ankündigung des Frühlings recht erquickt, und über mein Geſchäft, das deſſen ſehr bedurfte, ein neues Leben ausgegoſſen. Wie ſind wir doch mit aller unſrer geprahlten Selbſtſtändigkeit an die Kräfte der Natur angebunden, und was iſt unſer Wille, wenn die Natur verſagt! Worüber ich ſchon fünf Wochen lang brütete, das hat ein milder Sonnenblick binnen drei Tagen in mir gelöſt. Freilich mag meine bisherige Beharrlichkeit dieſe Entwicklung vorbereitet haben; aber die Entwicklung ſelbſt brachte mir doch die erwärmende Sonne mit.

Ich bemächtige mich meines Stoffes immer mehr, und entdecke mit jedem Schritt, den ich vorwärts thue, wie feſt und ſicher der Grund iſt, auf welchem ich baue. Einen Einwurf, der das Ganze umſtürzen könnte, hab' ich von nun an nicht mehr zu fürchten, und gegen einzelne Irrthümer in der Anwendung wird die ſtrenge Verbindung des Ganzen ſelbſt mich ſicher ſtellen, wie den Mathematiker die Rechnung ſelbſt vor jedem Rechnungsfehler warnt.

130.

An Goethe.

Jena den 1. März 1795.

Die Jakobi'ſche Critik *) hat mich nicht im geringſten gewundert; denn ein Individuum, wie er, muß eben ſo noth-

---

*) Des Wilhelm Meiſter.

wendig durch die ſchonungsloſe Wahrheit Ihrer Naturgemälde beleidigt werden, als Ihr Individuum ihm dazu Anlaß geben muß. — Jakobi iſt einer von denen, die in den Darſtellungen des Dichters nur ihre eignen Ideen ſuchen, und das, was ſeyn ſoll, höher halten, als das, was iſt. Der Grund des Streits liegt alſo hier ſchon in den erſten Principien, und es iſt völlig unmöglich, daß man einander verſteht.

Sobald mir einer merken läßt, daß ihm in poetiſchen Darſtellungen irgend etwas näher anliegt, als die innere Nothwendigkeit und Wahrheit, ſo gebe ich ihn auf. Könnte er Ihnen zeigen, daß die Unſittlichkeit Ihrer Gemälde nicht aus der Natur des Objects fließt, und daß die Art, wie Sie daſſelbe behandeln, nur von Ihrem Subject ſich herſchreibt, ſo würden Sie allerdings dafür verantwortlich ſeyn, aber nicht deswegen, weil Sie vor dem moraliſchen, ſondern weil Sie vor dem äſthetiſchen Forum fehlten. Aber ich möchte ſehen, wie er das zeigen wollte. —

131.

An J. Kant.

Jena den 1. März 1795.

Ich habe Ihnen im vorigen Sommer den Plan zu einer Zeitſchrift *) vorgelegt, mit der Bitte, irgend einigen Antheil an derſelben zu nehmen. Die Unternehmung iſt zur Ausführung gekommen, und ich lege Ihnen hier die zwei erſten Monatsſtücke vor, herzlich wünſchend, daß dieſe erſten Proben Sie geneigt machen möchten, den vereinigten Wunſch unſerer Societät zu erfüllen, und unſre Schrift mit einem kleinen Beitrage zu beſchenken. —

---

*) Den Horen.

Beſonders wünſchte ich, daß Sie die darin vorkommenden *Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen*, als zu deren Verfaſſer ich mich gegen Sie bekenne *), Ihrer Prüfung werth finden möchten. Es ſind dies die Früchte, die das Studium Ihrer Schriften bei mir getragen, und wie ſehr würde es mir zur Aufmunterung gereichen, wenn ich hoffen könnte, daß Sie den Geiſt Ihrer Philoſophie in dieſer Anwendung derſelben nicht vermiſſen.

132.

An Goethe.

Jena den 19. März 1795.

Ich bin ſeit einiger Zeit meinen philoſophiſchen Arbeiten untreu worden, um in der Geſchwindigkeit etwas für das vierte Stück der Horen zu ſchaffen. Das Loos traf die bewußte Belagerung von Antwerpen, welche auch ſchon ganz erträglich vorwärts gerückt iſt. Die Stadt ſoll übergegangen ſeyn, wenn Sie kommen. Erſt an dieſer Arbeit ſehe ich, wie anſtrengend meine vorige geweſen; denn ohne mich gerade zu vernachläſſigen, kommt ſie mir wie ein Spiel vor, und nur die Menge elenden Zeugs, die ich nachleſen muß, und die mein Gedächtniß anſtrengt, erinnert mich, daß ich arbeite. Freilich giebt ſie mir auch nur einen magern Genuß. Ich hoffe aber, es geht mir wie den Köchen, die ſelbſt wenig Appetit haben, aber ihn bei Andern erregen. —

Mich freut herzlich, daß Sie die Oſtern mit uns zubringen wollen, und ich bedarf auch wieder einer lebhaften Anregung von Außen, von einer freundſchaftlichen Hand. —

---

*) S. dieſe im erſten und zweiten Stück der *Horen* v. J. 1795 befindlichen Briefe, wieder abgedruckt in *Schillers* Werken. Bd. 8. Abth. 1. S. 235 u. f.

133.

An Goethe.

Jena den 15. März 1795.

Ich erhielt heute wieder einen Brief, worin mir der alte Antrag von Tübingen mit dem Zuſatz erneuert wurde, daß ich von allen öffentlichen Functionen diſpenſirt ſeyn, und völlige Freiheit haben ſollte, ganz nach meinem Sinn auf die Studirenden zu wirken u. ſ. f. Ob ich nun gleich meine erſte Entſchließung nicht geändert habe, und auch nicht leicht ändern werde, ſo haben ſich doch bei dieſer Gelegenheit einige ernſthafte Ueberlegungen in Rückſicht auf die Zukunft aufgedrungen, welche mich von der Nothwendigkeit überzeugen, mir einige Sicherheit auf den Fall zu verſchaffen, daß zunehmende Kränklichkeit an ſchriftſtelleriſchen Arbeiten mich verhindern ſollte. Ich ſchrieb deshalb an den Herrn Geh. Rath Voigt, und bat ihn, mir von unſerm Herrn eine Verſicherung auszuwirken, daß mir in jenem äußerſten Fall mein Gehalt verdoppelt werden ſolle. Wird mir dieſes zugeſichert, ſo hoffe ich es ſo ſpät als möglich oder nie zu gebrauchen; ich bin aber doch wegen der Zukunft beruhigt, und das iſt Alles, was ich verlangen kann.

134.

An Goethe.

Jena den 12. Juni 1795.

Mein Fieber hat mich ſeit vier oder fünf Tagen verlaſſen, und ich bin gegenwärtig mit meinem Befinden ganz wohl zufrieden. Könnte ich es eben ſo mit meiner Thätigkeit ſeyn. Der Uebergang von einem Geſchäft war mir von jeher ein harter Stand, und jetzt vollends, wo ich von Metaphyſik zu

Gedichten überſpringen ſoll. Indeß hab' ich mir, ſo gut es angeht, eine Brücke gebaut, und mache den Anfang mit einer gereimten Epiſtel, welche Poeſie des Lebens überſchrieben iſt, und alſo, wie Sie ſehen, an die Materie, die ich verlaſſen habe, grenzt. Könnten Sie kommen, und Ihren Geiſt auch nur ſechs Wochen lang, und nur ſo viel ich davon in mich aufnehmen kann, in mich hauchen, ſo würde mir geholfen ſeyn. —

135.

An Goethe.

Jena den 15. Juni 1795.

Das fünfte Buch Meiſter's hab' ich mit einer ordentlichen Trunkenheit, und mit einer einzigen ungetheilten Empfindung geleſen. Selbſt im Meiſter iſt nichts, was mich ſo Schlag auf Schlag ergriffen und in ſeinem Wirbel unfreiwillig mit fortgenommen hätte. Erſt am Ende kam ich zu einer ruhigen Beſinnung. Wenn ich bedenke, durch wie einfache Mittel Sie ein ſo hinreißendes Intereſſe zu bewirken wußten, ſo muß es mich noch mehr verwundern. Auch was das Einzelne betrifft, ſo fand ich darin treffliche Stellen. Meiſter's Rechtfertigung gegen Werner, ſeines Uebertritts zum Theater wegen, dieſer Uebertritt ſelbſt, Serlo, der Souffleur, Philine, die wilde Nacht auf dem Theater u. dgl. ſind ausnehmend glücklich behandelt. Aus der Erſcheinung des anonymen Geiſtes haben Sie ſo viel Parthie zu ziehen gewußt, daß ich darüber nichts mehr zu ſagen weiß. Die ganze Idee gehört zu den glücklichſten, die ich kenne, und Sie wußten das Intereſſe, das darin lag, bis auf den letzten Tropfen auszuſchöpfen. Am Ende freilich erwartet Jedermann den Geiſt bei der Tafel zu ſehen; aber da Sie ſelbſt an dieſen Umſtand erinnern, ſo begreift man wohl, daß die Nichterſcheinung ihre guten Urſachen haben müſſe. Ueber die Perſon des Geſpenſtes werden ſo viele Hypotheſen gemacht werden, als mögliche Subjecte dazu in dem Roman vorhanden ſind. Die Majorität bei uns will ſchlechterdings, daß Mariane der Geiſt ſey, oder doch damit in Verbindung ſtehe. Auch ſind wir geneigt, den weiblichen Kobold, der Meiſter'n in ſeinem Schlafzimmer in die Arme zu packen kriegt, für Eine Perſon mit dem Geiſt zu halten; bei der letztern Erſcheinung hab' ich aber doch auch an Mignon gedacht, die an dem heutigen Abend ſehr viele Offenbarungen über ihr Geſchlecht ſcheint erhalten zu haben. Sie ſehen aus dieſer kleinen hermeneutiſchen Probe, wie gut Sie Ihr Geheimniß zu bewahren gewußt.

Das Einzige, was ich gegen dieſes fünfte Buch zu erinnern habe, iſt, daß es mir zuweilen vorkam, als ob Sie demjenigen Theile, der das Schauſpielweſen ausſchließend angeht, mehr Raum gegeben hätten, als ſich mit der freien und weiten Idee des Ganzen verträgt. Es ſieht zuweilen aus, als ſchrieben Sie für den Schauſpieler, da Sie doch nur von dem Schauſpieler ſchreiben wollen. Die Sorgfalt, welche Sie gewiſſen kleinen Details in dieſer Gattung widmen, und die Aufmerkſamkeit auf einzelne kleine Kunſtvortheile, die zwar dem Schauſpieler und Director, aber nicht dem Publikum wichtig ſind, bringen den falſchen Schein eines beſondern Zweckes in die Darſtellung, und wer einen ſolchen Zweck auch nicht vermuthet, der möchte Ihnen gar Schuld geben, daß eine Privatvorliebe für dieſe Gegenſtände Ihnen zu mächtig geworden ſey. Könnten Sie dieſen Theil des Werks füglich in engere Grenzen einſchließen, ſo würde dies gewiß gut für das Ganze ſeyn. —

Ich habe ſchon ehemals daran gedacht, daß wir wohl daran thun würden, einen kritiſchen Fechtplatz in den Horen zu eröffnen. Aufſätze dieſes Inhalts bringen ein augenblickliches Leben in das Journal, und erregen ein ſicheres Intereſſe beim Publikum. Nur dürften wir, glaub' ich, das Heft nicht aus den Händen geben, welches geſchehen würde, wenn wir dem Publikum und den Autoren ein gewiſſes Recht durch unſre förmliche Einladung einräumten. Von dem Publikum hätten wir ſicherlich nur die elendeſten Stimmen zu erwarten, und die Autoren würden ſich, wie man Beiſpiele hat, ſehr beſchwerlich machen. Mein Vorſchlag wäre, daß wir die Angriffe aus unſern eignen Mitteln machen müßten. Wollten dann die Autoren ſich in den Horen vertheidigen, ſo müßten ſie ſich den Bedingungen unterwerfen, die wir ihnen vorſchreiben wollen. Auch wäre mein Rath, ſogleich mit der That, und nicht mit der Propoſition anzufangen. Es ſchadet uns nichts, wenn man uns für unbändig und ungezogen hält.

136.

An Fr. v. Matthiſſon.

Jena den 18. Juni 1795.

Schon viele Monate hab' ich Sie, mein lieber Freund, wie einen verlorenen Tropfen im Ocean, in der ganzen bewohnbaren Welt aufſuchen laſſen; aber meine Kundſchafter haben mich ſo ſchlecht bedient, daß ich erſt ſeit wenig Tagen den Ort Ihres gegenwärtigen Aufenthalts *) habe erfahren können. Was ich Ihnen zu ſagen habe, überlaſſe ich Ihrem eignen Gewiſſen. Sie haben ein doppeltes Verſprechen zu erfüllen, und ich ſchenke es Ihnen nicht. Schon ſechs Monate ſind die Horen in der Welt, und Sie thun noch gar nicht, als wenn Sie mit zu unſrer Societät gehörten. In ſechs

---

*) Wörlitz.

Wochen muß ich den Muſenalmanach in Druck geben, zu dem ich mit Schmerzen Beiträge von Ihnen erwarte. Dieſe letztern, als das preſſanteſte, lege ich Ihnen jetzt dringend an's Herz. Senden Sie mir, um der neun Muſen willen, binnen fünf Wochen einige friſche Blumen in den Kranz, den ich flechte. — Für die Horen hoff' ich, wenigſtens noch in dieſem laufenden Jahr, etwas von Ihrer Hand zu erhalten. Ich nehme keine Entſchuldigung an. Ihr langes Stillſchweigen läßt mich hoffen, daß Sie recht fleißig geweſen ſind, und vielleicht an einem größern Ganzen gearbeitet haben.

157.

An F. H. Jakobi.

Jena den 29. Juni 1795.

Die Ausſicht, bald einen Beitrag *) von Ihnen zu erhalten, iſt mir in jeder Rückſicht äußerſt angenehm. In jeder Spur, worin er ſich abdrückt, erfreut mich Ihr origineller Genius, und er wird mich nur um ſo mehr erfreuen, wenn ich ihm auf meinem eignen Felde begegne, das er mir neu machen wird.

Was Sie mir durch Goethe über die erſte Lieferung meiner äſthetiſchen Briefe **) haben ſagen laſſen, hat mich nicht wenig erfreut. Ich darf bei dem Gang, den ich nehme, vor der Hand wenigſtens, auf keinen großen Anhang rechnen, da ich es ſowohl mit den empiriſchen als mit den rationalen Aeſthetikern verdorben habe. Indeſſen habe ich noch immer guten Muth, und werde, wenn die Götter wollen, meinen

---

*) In den Horen.

**) Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen (in Schillers Werken Bd. 8. Abth. 1. S. 135 u. f.)

Weg mit Beharrlichkeit auslaufen. Da, wo ich blos niederreiße, und gegen andere Lehrmeinungen offenſiv verfahre, bin ich ſtreng Kantiſch; nur da, wo ich aufbaue, befinde ich mich in Oppoſition gegen Kant. Indeſſen ſchreibt er mir, daß er mit meiner Theorie ganz zufrieden ſey; ich weiß alſo doch noch nicht recht, wie ich gegen ihn ſtehe.

138.

An F. H. Jakobi.

Jena den 9. Juli 1795.

Um Sie über das Schickſal Ihres Manuſcripts keinen Augenblick ungewiß zu laſſen, melde ich Ihnen nur in zwei Worten die glückliche Ankunft deſſelben und meine herzliche Freude über ſeinen Inhalt. Ob ich gleich in einigen Punkten, die Sie darin berühren, meinen eignen Glauben habe, ſo bin ich doch in allen übrigen von der Wahrheit deſſen, was Sie beſcheiden nur »Ihre Meinung« nennen, durchdrungen, und die Liberalität, mit der Sie über die Schonung menſchlicher Vorſtellungsarten ſprechen, athmet den Geiſt der ächteſten und humanſten Philoſophie. Gar zu gern begegnet es dem Analyſten, das Leben von dem Körper, und den Geiſt von der todten Hülle zu trennen, und, was oft blos Formel und todter Buchſtabe iſt, mit einer Rigidität und Unduldſamkeit, als wenn es der lebendige Geiſt wäre, zu vertheidigen. Die Geſtändniſſe, welche Sie bei dieſer Gelegenheit ablegen, ſollten billig beide Partheien, die Religionseiferer und die Religionshaſſer, ſchamroth machen und zur Verträglichkeit führen.

139.

An J. W. v. Archenholz *).

Jena den 10. Juli 1795.

Schon mehrere Wochen habe ich mit jedem Poſttage auf einen Aufſatz von Ihrer Hand geharrt, wozu Ihr letzter Brief mir eine ſehr nahe Hoffnung machte, und habe deswegen immer verſchoben, Ihnen zu antworten. Beinahe aber fürcht' ich, daß Sie mich vergeſſen haben, und will alſo meine Antwort nicht länger verſchieben.

Ihre Darſtellung von der Räumung Toulon's iſt ein treffliches Stück, und wer es weiß, was dazu gehört, für eine ſo verwirrte und wilde Maſſe den rechten Standpunkt zu finden, und die Parthien zu ordnen, der muß den Verſtand bewundern, womit es angelegt und entwickelt iſt. Auch der Geſchichtſchreiber muß, wie der Dichter und Hiſtorienmaler, genetiſch und dramatiſch zu Werke gehen; er muß die productive Einbildungskraft des Leſers in's Spiel zu ſetzen wiſſen, und bei der ſtrengſten Wahrheit ihr den Genuß einer ganz freien Dichtung verſchaffen. Dieſes haben Sie hier, und wahrhaftig nicht hier allein, in hohem Grade erreicht, und es müßte ein ſchlechter Maler ſeyn, der nach Ihrer Darſtellung nicht in Stand geſetzt wäre, ein ausdrucksvolles Gemälde jener fürchterlichen Begebenheit hinzuwerfen. Ich bin ein zu ſchlecht beleſener Hiſtoriker, als daß ich über Ihre hiſtoriſche *Treue* urtheilen, oder wenn ich es auch thäte, daß mein Urtheil darüber für Sie einen Werth haben könnte. Aber daß Sie die hiſtoriſche *Kunſt* mehr als irgend einer in Ihrer Gewalt haben, dies iſt ein Zeugniß, das ich Ihnen, öffentlich und im Stillen, zu geben bereit und begierig bin.

---

*) Geb. 1745 zu Langfuhr, einer Vorſtadt von Danzig, geſt. 1812 als Königl. Preuß. Hauptmann auf ſeinem Landſitze Oyendorf unweit Hamburg.

Auf das, was ſie über Polen ſagen werden, bin ich ſehr neugierig. Auch in der Wahl Ihrer Stoffe hab' ich ſie öfters beneidet. Aber vielleicht iſt es nicht der Stoff, ſondern der Geiſt, womit Sie ihn beleben, was ihn fruchtbar macht. — Iſt Ihnen noch nicht die Idee gekommen, ein kurzes gedrängtes Tableau von dem amerikaniſchen Freiheitskriege aufzuſtellen? Ich kenne nichts in der neuern Geſchichte, was unter der Hand eines guten Meiſters ſo allgemein anziehend werden könnte; denn die franzöſiſche Revolution iſt wenigſtens vor der Hand noch nicht reif für die hiſtoriſche Kunſt.

140.

An Wilhelm v. Humboldt *).

Jena den 9. Auguſt 1795.

Wenn Sie dieſen Brief erhalten, liebſter Freund, ſo entfernen Sie alles, was profan iſt und leſen in geweihter Stille dieſes Gedicht. **) Ich geſtehe, daß ich nicht wenig mit mir zufrieden bin, und habe ich je die gute Meinung verdient, die Sie von mir haben, ſo iſt es durch dieſe Arbeit. Deſto ſtrenger muß aber auch Ihre Critik ſeyn. Es mögen ſich gegen einzelne Ausdrücke wohl noch Erinnerungen machen laſſen, und wirklich war ich ſelbſt bei einigen in Zweifel; auch könnte es leicht ſeyn, daß ein Anderer, als Sie und ich, noch Einiges deutlicher geſagt wünſchte. Aber nur, was Ihnen noch zu dunkel ſcheint, will ich ändern; für die Armſeligkeit kann ich meine Arbeit nicht berechnen. — Es iſt gewiß, daß die Beſtimmtheit der Begriffe dem Geſchäft der Einbildungskraft unendlich vortheilhaft iſt. Hätt' ich nicht den ſauern Weg durch meine Aeſthetik geendigt, ſo würde dieſes Gedicht nimmermehr zu der Klarheit und Leichtigkeit in einer ſo difficilen Materie gelangt ſeyn, die es wirklich hat.

---

*) Geb. 1769 zu Potsdam, lebte Anfangs in Erfurt, ward ſpäterhin Reſident zu Rom, 1809 Staatsrath und 1810 Miniſter des Innern in Berlin.

**) Das Reich der Schatten, oder das Ideal und das Leben, wie die ſpätere Ueberſchrift dieſes Gedichts in Schillers Werken lautet.

141.

An Goethe.

Jena den 17. Auguſt 1795.

Sehr hätte ich gewünſcht, mit Ihnen über das fünfte Buch *) mündlich zu ſprechen, weil man ſich in einem Brief nicht auf alles beſinnt, und zu ſolchen Sachen der Dialog unentbehrlich iſt. Mir deucht, daß Sie den Gegenſtand von keiner glücklichern Seite hätten faſſen können, als die Art iſt, wie Sie den ſtillen Verkehr der Perſon mit dem Heiligen in ſich eröffnen. Dieſes Verhältniß iſt zart und fein, und der Gang, den Sie es nehmen laſſen, äußerſt übereinſtimmend mit der Natur.

Der Uebergang von der Religion überhaupt zu der chriſtlichen, durch die Erfahrung der Sünde, iſt meiſterhaft gedacht. Ueberhaupt ſind die leitenden Ideen des Ganzen trefflich, nur, fürchte ich, etwas zu leiſe angedeutet. Auch will ich Ihnen nicht dafür ſtehen, daß nicht manchen Leſern vorkommen wird, als wenn die Geſchichte ſtille ſtände. Hätte ſich manches näher zuſammenrücken, anderes kürzer faſſen, hingegen einige

---

*) Des Wilhelm Meiſter.

Hauptideen mehr ausbreiten laſſen, ſo würde es vielleicht nicht übel geweſen ſeyn. Ihr Beſtreben, durch Vermeidung der trivialen Terminologie der Andacht, ihren Gegenſtand zu purificiren und gleichſam wieder ehrlich zu machen, iſt mir nicht entgangen; aber einige Stellen hab' ich doch angeſtrichen, an denen, wie ich fürchte, ein chriſtliches Gemüth eine zu leichtſinnige Behandlung tadeln könnte. —

Zwar iſt dieſes Buch noch nicht geſchloſſen, und ich weiß alſo nicht, was etwa noch nachkommen kann, aber die Erſcheinung des Oheims und ſeiner geſunden Vernunft ſcheint mir doch eine Criſe herbeizuführen. Iſt dieſes, ſo ſcheint mir doch die Materie zu ſchnell abgethan; denn mir deucht, daß über das Eigenthümliche chriſtlicher Religion und chriſtlicher Religionsſchwärmerei noch zu wenig geſagt ſey; daß dasjenige, was dieſe Religion einer ſchönen Seele ſeyn kann, oder vielmehr, was eine ſchöne Seele daraus machen kann, noch nicht genug angedeutet ſey. Ich finde in der chriſtlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchſten und Edelſten, und die verſchiedenen Erſcheinungen derſelben im Leben ſcheinen mir blos deswegen ſo widrig und abgeſchmackt, weil ſie verfehlte Darſtellungen dieſes Höchſten ſind. Hält man ſich an den eigentlichen Charakter des Chriſtenthums, der es von allen monotheiſtiſchen Religionen unterſcheidet, ſo liegt er in nichts anderem, als in der Aufhebung des Geſetzes, des Kantiſchen Imperativs, an deſſen Stelle das Chriſtenthum eine freie Neigung geſetzt haben will. Es iſt alſo, in ſeiner reinen Form, Darſtellung ſchöner Sinnlichkeit oder der Menſchwerdung des Heiligen, und in dieſem Sinn die einzige äſthetiſche Religion; daher ich es mir auch erkläre, warum dieſe Religion bei der weiblichen Natur ſo viel Glück gemacht, und nur in Weibern noch in einer gewiſſen erträglichen Form angetroffen wird. Doch ich mag in einem Brief über dieſe kitzliche Materie nichts weiter vorbringen, und bemerke blos noch, daß ich dieſe Saite hätte mögen ein wenig anklingen hören. —

Ich habe in dieſer Woche mich zwar körperlich nicht beſſer befunden, aber doch Luſt und Laune zu einigen Gedichten gehabt, die meine Sammlung vermehren werden. —

142.

An Wilhelm v. Humboldt.

Jena den 11. Auguſt 1795.

Ich habe ſeit meinem letzten Briefe an Sie einige fruchtbare Stimmungen erlebt, davon die beiliegenden Gedichte die Früchte ſind. Zu dieſen kommt noch ein anderes größeres, welches aber noch nicht ganz fertig iſt, und die letzte Lieferung beſchließen wird. — Sie wundern ſich vielleicht darüber, daß ich noch ſo viel für den Almanach thue, und nicht eher mich der Horen annehme. Aber ob ich gleich nicht Willens bin, den Almanach dem jetzigen Verleger zu laſſen, ſo halte ich dieſe Entrepriſe doch für ſolid genug, um einen Verſuch zu machen, ſie in Gang zu bringen. Mit den Horen geb' ich zuweilen die Hoffnung auf. Die Epigramme, meine eignen und Herder's Beiträge, geben dem Almanach ein entſcheidendes Uebergewicht, wie ich hoffen kann, über ſeine Mitbewerber.

Ihr letzter Brief mit den Horen-Nachrichten hat mich ſehr beluſtigt. Das iſt indeß nicht zu leugnen, daß Sie und ich verdient haben, in unſrer Erwartung getäuſcht zu werden, weil unſre Erwartung nicht auf eine gehörige Würdigung des Publikums gegründet war. Ich glaube, daß wir Unrecht gethan, ſolche Materien und in ſolcher Form in den Horen abzuhandeln, und ſollten ſie fortdauern, ſo werd' ich vor dieſem Fehler mich hüten. Die Urtheile ſind zu allgemein und zu ſehr übereinſtimmend, als daß wir ſie zugleich verachten und ignoriren könnten. —

Der Wunſch und die Hoffnung, es Ihnen recht zu machen, hat mich auch bei dieſen poetiſchen Arbeiten belebt und geſtärkt; und wird es auch künftig thun. Uebrigens kenn' ich nun bald meine Stärke ſowohl, als meine Schranken im poetiſchen Felde. Dieſe letztern werden mir wohl das Dramatiſche verbieten; aber auf das Epiſche werd' ich dafür deſto ernſtlicher losgehen, nicht auf die große Epopöe, verſteht ſich. — Doch darüber und über dies ganze Capitel mündlich. Ich freue mich, daß nun doch eine volle Hälfte Ihrer Abweſenheit vorbei iſt. Unterdeſſen werd' ich in der poetiſchen Welt noch einige Wanderungen machen, und Sie führen mich dann mit freundſchaftlicher Hand in die Wirklichkeit zurück.

143.

An Goethe.

Jena den 22. Auguſt 1795.

Ich erinnere mich, wie ich einmal vor ſieben Jahren in Weimar ſaß, und mir alles Geld bis etwa auf zwei Groſchen Porto ausgegangen war, ohne daß ich wußte woher neues zu bekommen. In dieſer Extremität denken Sie ſich meine angenehme Beſtürzung, als mir eine längſt vergeſſene Schuld der Literaturzeitung an demſelben Tage überſendet wurde. Das war in der That Gottes Finger, und das iſt auch Ihre heutige Miſſion. Ich wußte in der That nicht, was ich Cotta, der Manuſcript für das neunte Stück nöthig hat, heute ſenden ſollte; und Sie als ein wahrer Himmelsbote ſenden mir zwar nur etwa einen halben Bogen, aber doch genug, um mit dem Apollo einen ganzen auszumachen. —

144.

An Goethe.

Jena den 29. Auguſt 1795.

Das Mährchen iſt bunt und luſtig genug, und ich finde die Idee, deren Sie einmal erwähnten, »das gegenſeitige Hülfleiſten der Kräfte und das Zurückweiſen auf einander« recht artig ausgeführt. — Uebrigens haben Sie durch dieſe Behandlungsweiſe ſich die Verbindlichkeit aufgelegt, daß Alles ſymboliſch ſey. Man kann ſich nicht enthalten, in allem eine Bedeutung zu ſuchen. Die vier Könige präſentiren ſich gar prächtig, und die Schlange als Brücke iſt eine charmante Figur. Sehr characteriſtiſch iſt die ſchöne Lilie mit ihrem Mops. Das ganze zeigt ſich überhaupt als die Production einer ſehr fröhlichen Stimmung. —

Mit meiner Geſundheit geht es noch nicht viel beſſer. Ich fürchte, ich muß die lebhaften Bewegungen büßen, in die mein Poetiſiren mich verſetzte. Zum Philoſophiren iſt ſchon der halbe Menſch genug, und die andere Hälfte kann ausruhen; aber die Muſen ſaugen einen aus. —

145.

An Wilhelm v. Humboldt.

Jena den 7. September 1795.

Von meinen Gedichten hab' ich ſchon, außer dem verſchleierten Bild *) und Natur und Schule, den philoſophiſchen Egoiſten, den Weltverbeſſerer, die Antike, die Ilias, Weisheit und Klugheit das Höchſte

---

*) Zu Sais.

für das neunte Stück der Horen abgeſendet. *Pegaſus* *) werd' ich doch noch da ſchließen, wo das Pferd mit Apoll in die Lüfte geht. In der *Würde der Frauen* ändere ich noch die zwei vorletzten Verſe der erſten Strophe, die theils ungeſchickt, theils für die Expoſition des Ganzen zu leer ſind **).

Wie dank' ich Ihnen, daß Sie mir in Rückſicht auf die Hexameter und Pentameter das Gewiſſen ſchärften. Ihre Bemerkungen ſind gegründet, und es iſt mir unmöglich, etwas unvollkommen zu laſſen, ſo lange ich es noch beſſer machen kann. —

An *Körner* ſend' ich heute das *Reich der Schatten* ***) mit den noch übrigen Gedichten. — Mich amüſirt der ſonderbare Widerſpruch zwiſchen Euch vier Kunſtrichtern, *Goethe*, Ihnen, *Körner* und *Herder*. Jeder hat einen andern Liebling unter meinen Stücken. *Goethe die Ideale*, *Körner Natur und Schule*, Sie die *Macht des Geſanges* (das *Reich der Schatten* rechne ich hier nicht) und *Herder den Tanz*. —

Was Sie über die *Ideale* urtheilen, daß ihnen Stärke und Feuer fehlt, iſt ſehr wahr, aber es wunderte mich, daß Sie es mir als Fehler anmerken. Die *Ideale* ſind ein klagendes Gedicht, wo eigentlich Gedrängtheit nicht an ihrer Stelle ſeyn würde. Auch kenn' ich unter Altem und Neuem aus dieſem Genre nichts, dem ſie nicht eben dieſen Vorwurf machen könnten. Die Klage iſt ihrer Natur nach wortreich, und hat immer etwas Erſchlaffendes, denn die Kraft kann ja nicht klagen. Ueberhaupt iſt dieſes Gedicht mehr ein Naturlaut (wie *Herder* es nennen würde) und als eine Stimme des

---

*) im Joche.

**) S. die hier genannten Gedichte in Schillers Werken. Bd. 9. Abth. 1.

***) oder *das Ideal und das Leben*, wie die ſpätere Ueberſchrift dieſes Gedichts in Schillers Werken lautet.

Schmerzes, der kunſtlos und vergleichungsweiſe auch formlos iſt, zu betrachten. Es iſt zu ſubjectiv (individuell) wahr, um als eigentliche Poeſie beurtheilt werden zu können, denn das Individuum befriedigt dabei ein Bedürfniß, es erleichtert ſich von einer Laſt, anſtatt daß es in Geſängen von anderer Art, vom innern Ueberfluß getrieben, dem Schöpfungsdrange nachgiebt. Die Empfindung, aus der es entſprang, theilt es auch mit, und auf mehr macht es, ſeinem Geſchlecht nach, nicht Anſpruch.

Ob ich gleich mit Ihnen einig bin, dieſem Gedicht mehr eine materielle, als formelle Kraft zuzugeſtehen, ſo iſt doch etwas darin, was es dichteriſcher macht, als alle übrigen. Vielleicht und vermuthlich aus demſelben Grunde, woraus wir beide erklären, daß die Frauenform der Schönheit näher kommt, als die männliche, weil, ceteris paribus, das materielle und paſſive Element der Schönheit vorzugsweiſe ihr eigen iſt, und man die Auflöſung weniger, als die anſpannende Thätigkeit dabei miſſen kann.

Das Reich der Schatten ausgenommen, iſt mir Natur und Schule unter meinen Gedichten das liebſte. Was Sie in dieſem Gedichte noch ausgeführt gewünſcht hätten, würde es dem Philoſophen zwar befriedigender machen, aber ſeine einfache Form zerſtören, und auch den poetiſchen Zweck beeinträchtigen. Die Auflöſung ſoll durch das Herz, aber nicht durch den Verſtand verrichtet werden, die Betrachtung, daß der Menſch ſich von der Natur entfernen mußte, kann nie verhindern, daß der Verluſt jenes reinen Zuſtandes nicht ſchmerzt, und nur an dieſen hält ſich der Poet. Ich weiß nicht, ob ich mich hier deutlich genug mache, aber das fühl' ich, daß ein jedes andres Denouement durch den Verſtand den ganzen Geiſt des Gedichtes würde verändert haben. —

Ich bin jetzt bei meinem Aufſatz über's Naive, wo ich von dem Gegenſatz zwiſchen Einfalt der Natur und zwiſchen Cultur viel zu reden habe. Dieſer Aufſatz intereſſirt mich ſehr, und da ich mir zum Geſetz gemacht, ihn mit mehr Freiheit und Leichtigkeit zu behandeln, als meine äſthetiſchen Briefe, ſo nehme ich manches aus der Erfahrung mit, was ich ſonſt der ſtrengen Form würde aufgeopfert haben. Ueber alte und neue Dichter werd' ich manches bemerken. An die ſpezielle Zergliederung des Naiven komme ich aber erſt in dem zweiten Theil des Aufſatzes; der erſte handelt nur von dem Intereſſe an der Natur überhaupt.

146.

An Goethe.

Jena den 9. September 1795.

Die Zeit über, daß Sie weg ſind, hab' ich zwiſchen proſaiſchen und poetiſchen Arbeiten abgewechſelt. Eine über das Naive angefangene Abhandlung ſcheint gelingen zu wollen; die Materie wenigſtens entwickelt ſich, und ich ſehe mich auf einigen ſehr glücklichen Spuren.

147.

An Wilhelm v. Humboldt.

Jena den 5. October 1795.

Hier die Elegie. Ich habe ſie heute Goethe'n geleſen, auf den ſie ſehr gewirkt hat. In Anſehung der Verſification bin ich auf Ihre Warnung ſtrenger gegen mich geweſen, und ich denke nicht, daß Sie einen erheblichen Fehler dagegen finden werden. Ich bin voll Erwartung, was Sie dazu ſagen werden. Körner's Urtheil hab' ich ſchon. — Noch wollte ich, um einem langen Wunſche nachzugeben, und mich zugleich in einer neuen Gattung zu verſuchen, eine romantiſche Erzählung in Verſen machen, wozu ich auch den rohen Stoff ſehen habe. Aber ob ich gleich vorausſehe, ihn überwältigen zu können, ſo fürcht' ich doch, daß es nicht ohne großen Zeitaufwand abgehe, welches Opfer für eine bloße Grille am Ende doch vielleicht zu groß iſt. Schreiben Sie mir Ihre Gedanken darüber, lieber Freund, und bringen Sie dabei auch eine kleine Eitelkeit von mir in Rechnung. Ich habe mich nach und nach in ſo vielen Fächern und Formen verſucht, daß die Frage entſteht, ob ich den Kreis nicht vollenden ſoll. Auch iſt das Publikum, wie es ſcheint, auf dieſe Mannigfaltigkeit bei mir aufmerkſam geworden, und ſie ſcheint eine Ingredienz der Vorſtellung zu ſeyn, unter der ich den meiſten Leſern erſcheine. Nehmen Sie aber auf dieſe öffentliche Stimme auch nicht mehr Rückſicht, als ſie verdient, und bringen meine Eitelkeit nicht anders in Anſchlag, als inſofern ſie die Quelle von etwas Gutem werden kann.

Ich möchte auf der andern Seite gern ſogleich an meine Maltheſer*) gehen, wozu ein recht ungeduldiges Verlangen mich treibt. Da ich Hoffnung habe, von December incluſive bis zum April für die Horen nicht ſo ſehr nöthig zu ſeyn, ſo könnte ich in dieſen vier Monaten ſehr weit kommen, wo nicht ganz und gar mit jenem Trauerſpiel fertig werden. Oder ſollte ich vielleicht überall keinen Gedanken daran haben? Zuweilen traue ich mir etwas darin zu, und beſonders dürfte dieſes Süjet noch am wenigſten mislingen. Da es mit Chören verbunden iſt, ſo knüpft es ſich auch ſchon eher an meine jetzige lyriſche Stimmung an. Es enthält eine einfache heroiſche Handlung, eben ſolche Charactere, die zugleich lauter männliche ſind, und iſt dabei Darſtellung einer erhabenen Idee, wie ich ſie liebe.

---

*) S. den Plan dieſes Stücks in Schillers Werken. Bd. 12. S. 401 u. f.

148.

An Goethe.

Jena den 16. October 1795.

Es kommt mir oft wunderlich vor, mir Sie ſo in die Welt hinein geworfen zu denken, indem ich zwiſchen meinen papiernen Fenſterſcheiben ſitze, und auch nur Papier vor mir habe; und daß wir uns doch nahe ſeyn und einander verſtehen können. — Ihr Brief von Weimar hat mir große Freude gemacht. Es giebt gegen Eine Stunde des Muths und Vertrauens immer zehn, wo ich kleinmüthig bin, und nicht weiß, was ich von mir denken ſoll. Da kommt mir eine ſolche Anſchauung meiner ſelbſt außer mir recht zum Troſte. Auch Herder hat mir über meine Gedichte kürzlich viel Erfreuendes geſchrieben. —

So viel habe ich nun aus gewiſſer Erfahrung, daß nur ſtrenge Beſtimmtheit der Gedanken zu einer Leichtigkeit verhilft. Sonſt glaubte ich das Gegentheil, und fürchtete Härte und Steifigkeit. Ich bin jetzt in der That froh, daß ich mir es nicht habe verdrießen laſſen, einen ſauern Weg einzuſchlagen, den ich oft für die poetiſirende Einbildungskraft verderblich hielt. Aber freilich ſpannt dieſe Thätigkeit ſehr an; denn wenn der Philoſoph ſeine Einbildungskraft und der Dichter ſeine Abſtractionskraft ruhen laſſen darf, ſo muß ich, bei dieſer Art von Productionen, dieſe beiden Kräfte immer in gleicher Anſpannung erhalten, und nur durch eine ewige Bewegung in mir kann ich die zwei heterogenen Elemente in einer Art von Solution erhalten. —

Ich hoffe mit der Abhandlung über das Naive noch für das eilfte Stück *) fertig zu werden. Hier erhalten Sie einige Schnurren von mir. Die Theilung der Erde hätten

---

*) Der Horen.

Sie billig in Frankfurt auf der Zeile vom Fenſter aus leſen ſollen, wo eigentlich das Terrain dazu iſt. — Bei dem andern Stück hab' ich mich über den Satz des Widerſpruchs luſtig gemacht; die Philoſophie erſcheint immer lächerlich, wenn ſie aus eigenem Mittel, ohne ihre Abhängigkeit von der Erfahrung zu geſtehen, das Wiſſen erweitern und der Welt Geſetze geben will. —

149.

An Wilhelm v. Humboldt.

Jena den 26. October 1795.

Nehmen Sie den Fall an, die Natur habe mich wirklich zum Dichter beſtimmt, ſo wird Ihnen der ganz zufällige Umſtand, daß ich mich in dem entſcheidenden Alter, wo die Gemüthsform vielleicht für das ganze Leben beſtimmt wird, von vierzehn bis vier und zwanzig ausſchließend nur aus modernen Quellen genährt, die griechiſche Literatur, (ſo weit ſie über das Neue Teſtament ſich erſtreckt) völlig verabſäumt, und ſelbſt aus dem Lateiniſchen ſehr ſparſam geſchöpft habe, meine ungriechiſche Form bei einem wirklich unverkennbaren Dichtergeiſt erklären. Der Einfluß philoſophiſcher Studien auf meine Gedankenökonomie erklärt dann das Uebrige. Ein ſtarker Beweis für dieſe Behauptung iſt der, daß ich gerade jetzt, wo ich durch Krankheit, Lebensweiſe, ſelbſt durch das Alter, durch Jahre lang getriebene Speculation von der dichteriſchen Vorſtellungsweiſe um ſo viel mehr hätte abkommen ſellen, nichts deſto weniger ihr eher näher gekommen bin (wofür ich meine Elegie [*]) allein zum Beweiſe anführen will) und warum konnte dies geſchehen? Weil ich zugleich in dieſer Zeit, obgleich nur ſehr mittelbar, aus griechiſchen Quellen ſchöpfte. Dieſe ſchnelle Aneignung dieſer fremden Natur unter ſo ungünſtigen Umſtänden, beweiſt, wie mich deucht, daß nicht eine urſprüngliche Differenz, ſondern blos der Zufall zwiſchen mich und die Griechen getreten ſeyn konnte. Ja, ich bilde mir in gewiſſen Augenblicken ein, daß ich eine größere Affinität zu den Griechen haben muß, als viele Andere, weil ich ſie, ohne einen unmittelbaren Zugang zu ihnen, doch noch immer in meinen Kreis ziehen, und mit meinen Fühlhörnern erfaſſen kann. Geben Sie mir nichts als Muße und ſo viel Geſundheit, als ich bisher nur gehabt, ſo ſollen Sie ſicherlich Producte von mir ſehen, die nicht ungriechiſcher ſeyn ſollen, als die Producte derer, welche den Homer an der Quelle ſtudirten. Das mag ſeyn, daß meine Sprache immer künſtlicher organiſirt ſeyn wird, als ſich mit einer Homeriſchen Dichtung verträgt; aber den Antheil der Sprache an den Gedanken unterſcheidet ein kritiſches Auge leicht, und es wäre der Mühe und Aufopferung nicht werth, eine ſo mühſam gebildete Organiſation, die auch nicht an Tugenden leer iſt, auf gut Glück wieder zu zerſtören.

---

[*]) Der Spaziergang iſt das erwähnte Gedicht in Schillers Werken überſchrieben.

150.

An Wilhelm v. Humboldt.

Jena den 9. November 1795.

Goethe iſt ſeit dem 5ten hier, und bleibt dieſe Tage noch hier, um meinen Geburtstag mit zu begehen. Wir ſitzen von Abend um 5 Uhr bis Nachts 12 auch 1 Uhr beiſammen und ſchwatzen. Ueber Baukunſt, die er jetzt als Vorbereitung auf ſeine italiäniſche Reiſe treibt, hat er manches Intereſſante geſagt, was ich mir habe zueignen können. — Daß von ſeiner Optik und ſeinen naturhiſtoriſchen Sachen auch viel die Rede ſey, können Sie leicht denken. — Wir haben dieſe Tage auch viel über griechiſche Literatur und Kunſt geſprochen, und ich mich bei dieſer Gelegenheit ernſtlich zu etwas entſchloſſen, was mir längſt ſchon im Sinne lag, nämlich das Griechiſche zu treiben. — Ich wünſchte vorzüglich außer einer guten Grammatik und einem ſolchen Wörterbuch, eine Schrift an der Hand zu haben, worin auf die Methode bei dieſem Studium und auf das Eigenthümliche bei dieſer Sprache hingewieſen wird. In Abſicht auf die zu leſenden Autoren würde ich den Homer gleich vornehmen, und damit aber den Xenophon verbinden. Langſam freilich wird dieſe Arbeit gehen, da ich nur wenige Zeit darauf verwenden kann, aber ich will ſie ſo wenig, als möglich, unterbrechen, und dabei ausharren. Neben meinem Schauſpiel *) iſt ſie mir leichter möglich, und ſie hilft mir zugleich das Moderne vergeſſen. An dieſes (das Schauſpiel) hab' ich freilich noch nicht kommen können, da mich der Aufſatz über das Naive und nun der Pendant zu demſelben über die ſentimentaliſchen Dichter beſchäftigte. Auch geh' ich nicht eher daran, bis erſtlich noch einige kleinere Aufſätze von mir wenigſtens ſkizzirt ſind, um nöthigenfalls etwas für die Horen vorräthig zu haben, und bis ich zweitens auf Succurs für ſechs Monate wahrſcheinlich Hoffnung habe.

151.

An Goethe.

Jena den 23. November 1795.

Sie werden von Herder meine Abhandlung über die ſentimentaliſchen Dichter erhalten, davon Sie bis jetzt noch den wenigſten Theil gehört haben. Ich hoffe, Sie ſollen damit

---

*) Die Maltheſer.

zufrieden ſeyn; es iſt mir in dieſer Art nicht leicht etwas beſſer gelungen. Ich glaube, dieſes jüngſte Gericht über den größten Theil der deutſchen Dichter wird am Schluß des Jahrgangs *) eine gute Wirkung thun, und unſern Herren Critikern beſonders viel zu denken geben. Mein Ton iſt freimüthig und feſt, obgleich, wie ich hoffe, überall mit der gehörigen Schonung. Unterwegs habe ich freilich ſo viel als möglich *effleurirt*, und es ſind wenige, die unverwundet aus dem Treffen kommen.

Auch über die Naturalität und ihre Rechte (in Rückſicht auf die Elegien) hab' ich mich weitläufig herausgelaſſen, bei welcher Gelegenheit *Wieland* einen kleinen Streifſchuß bekommt. Aber ich kann nicht dafür, und da man ſich nie bedacht hat (auch *Wieland* nicht), die Meinung über *meine* Fehler zu unterdrücken, im Gegentheil ſie mich öfters derb genug hören ließ, ſo habe ich jetzt, da ich zufälligerweiſe das gute Spiel in die Hände bekam, auch meine Meinung nicht verſchweigen.

152.

An Wilhelm v. Humboldt.

Jena den 29. November 1795.

Heute Einiges, Ihre Anmerkungen über die *Elegie* betreffend. — Ich will Ihnen nicht läugnen, daß ich mir auf dieſes Stück am meiſten zu gut thue. — Mir deucht, das ſicherſte empiriſche Criterium von der wahren poetiſchen Güte eines Products dieſes zu ſeyn, daß es die Stimmung, wenn es gefällt, nicht erſt abwartet, ſondern hervorbringt, alſo in jeder Gemüthslage gefällt. Und das iſt mir noch mit keinem meiner Stücke begegnet, außer mit dieſem. — Mein eigner Dichterwerth hat ſich, wie Sie gewiß gefunden haben werden,

---

*) Der *Horen*.

in dieſem Gedicht erweitert; noch in keinem iſt der Gedanke ſelbſt ſo poetiſch geweſen und geblieben, in keinem hat das Gemüth ſo ſehr als Eine Kraft gewirkt. Ich werde deswegen noch alle mir mögliche Sorgſalt an die Vollendung deſſelben wenden. — An dem Ganzen iſt nichts mehr zu ändern, es ſey denn, daß einige Theile faßlicher verbunden, Einiges beſſer unterſchieden würde. Ihr Einwurf gegen die zu frühe Einführung der Landſtraße in dem Gemälde iſt nicht ungegründet; hier hat die Wirklichkeit der Idee vorgegriffen, die Landſtraße war einmal in der Scene, die meiner Phantaſie ſich empiriſch eingedrückt hatte. Es wird mir Mühe koſten, die Landſtraße nachher einzuführen, und doch muß ich die ſinnlichen Gegenſtände, an denen der Gedanke fortläuft, ſo ſehr als möglich zu Rathe zu halten ſuchen. Sie werden bemerkt haben, daß ich bis da, wo die Betrachtungen über die Corruption angehen, beinahe immer von einem äußern Object ausgehe. Bei der Corruption war es in der Natur der Sache, daß das Gemüth in ſich ſelbſt verſinkt, und die Einbildungskraft die ganzen Koſten des Gemäldes trägt. Ich gewann dadurch den großen Vortheil, daß nach einer ſo langen Zerſtreuung, während der doch die Reiſe immer fortgeht, die Natur auf einmal als Wildniß daſtehen kann. Vielleicht aber kann ich noch mehr, als ich gethan, aus der ſinnlichen Anſchauung nehmen, ſo daß alle Spur eines Plans verſchwindet, in dem die Wirkungen deſſelben noch fühlbar werden.

Für den Versbau will ich noch ſo viel als möglich zu thun ſuchen. Ich bin hierin der roheſte Empiriker, denn außer Moritz kleiner Schrift über Proſodie erinnere ich mich auch gar nichts, ſelbſt nicht auf Schulen, darüber geleſen zu haben. Beſonders ſind mir die Hexameter und Pentameter, die mich nie genug intereſſirt hatten, ganz fremd in Rückſicht auf Theorie und Critik. Wenn wir wieder beiſammen ſind, werden Sie mich in dieſer Sache ſchon zurechtweiſen. —

153.

An Wilhelm v. Humboldt.

Jena den 30. November 1795.

Ich komme nochmals auf die Elegie zurück. Mit der Elegie verglichen, iſt das Reich der Schatten blos ein Lehrgedicht. Wäre der Inhalt ſo poetiſch ausgeführt worden, wie der Inhalt der Elegie, ſo wäre es in gewiſſem Sinne ein Maximum geweſen. — Und das will ich verſuchen, ſo bald ich Muße bekomme. Ich will eine Idylle ſchreiben, wie ich hier eine Elegie ſchrieb. Alle meine poetiſchen Kräfte ſpornen ſich zu dieſer Energie an — das Ideal der Schönheit objectiv zu individualiſiren, um daraus eine Idylle in meinem Sinne zu bilden. Ich theile nämlich das ganze Feld der Poeſie in die naive und die ſentimentaliſche. Die naive hat gar keine Unterarten (in Rückſicht auf die Empfindungsweiſe nämlich), die ſentimentaliſche hat ihrer drei: Satyre, Elegie, Idylle. In der ſentimentaliſchen Dichtkunſt (und aus dieſer heraus kann ich nicht) iſt die Idylle das höchſte, aber auch das ſchwierigſte Problem. Es wird nämlich aufgegeben, ohne Hülfe des Pathos einen hohen, ja den höchſten poetiſchen Effect hervorzubringen. Mein Reich der Schatten enthält dazu nur die Regeln; ihre Befolgung in einem einzelnen Falle würde die Idylle, von der ich rede, erzeugen. Ich habe ernſtlich im Sinne, da fortzufahren, wo das Reich der Schatten aufhört. Die Vermählung des Herkules mit der Hebe würde der Inhalt meiner Idylle ſeyn. Ueber dieſen Stoff hinaus giebt es keinen mehr für den Poeten; denn dieſer darf die menſchliche Natur nicht verlaſſen, und eben von dieſem Uebertritt des Menſchen in den Gott würde dieſe Idylle handeln. Die Hauptfiguren wären zwar ſchon Götter, aber durch Herkules kann ich ſie noch an die Menſchheit anknüpfen, und eine Bewegung in das

Gemälde bringen. Gelänge mir dieſes Unternehmen, ſo hoffte ich dadurch mit der ſentimentaliſchen Poeſie über die naive ſelbſt triumphirt zu haben.

Eine ſolche Idylle würde eigentlich das Gegenſtück der hohen Comödie ſeyn, und ſie auf einer Seite (in der Form) ganz nahe berühren, indem ſie auf der andern und im Stoff das directe Gegentheil davon wäre. Die Comödie ſchließt nämlich gleichfalls alles Pathos aus, aber ihr Stoff iſt die **Wirklichkeit**, der Stoff dieſer Idylle iſt das **Ideal**. Die Comödie iſt dasjenige in der Satyre, was das Product quaestionis in der Idylle (dieſe als ein eignes ſentimentaliſches Geſchlecht betrachtet) ſeyn würde. Zeigte es ſich, daß eine ſolche Behandlung der Idylle unausführbar wäre — daß ſich das Ideal nicht individualiſiren ließe — ſo würde die Comödie das höchſte poetiſche Werk ſeyn, für welches ich ſie immer gehalten habe, bis ich anfing, an die Möglichkeit einer ſolchen Idylle zu glauben.

Denken Sie ſich aber den Genuß, in einer poetiſchen Darſtellung alles Sterbliche ausgelöſcht, lauter Licht, lauter Freiheit, lauter Vermögen — keinen Schatten, keine Schranken, nichts von dem Allen mehr zu ſehen. — Mir ſchwindelt, wenn ich an dieſe Aufgabe, wenn ich an die Möglichkeit ihrer Ausführung denke. Ich verzweifle nicht ganz daran, wenn mein Gemüth nur erſt ganz frei und von allem Unrath der Wirklichkeit recht rein gewaſchen iſt. Ich nehme dann meine ganze Kraft und den ganzen ätheriſchen Theil meiner Natur noch auf einmal zuſammen, wenn er auch bei dieſer Gelegenheit rein ſollte aufgebraucht werden. Fragen Sie mich aber noch Nichts. Ich habe bloß noch ganz ſchwankende Bilder davon, und nur hier und da einzelne Züge. Ein langes Studiren und Streben muß mich erſt lehren, ob etwas Feſtes, Plaſtiſches daraus werden kann.

P. S.

Noch eine Anfrage, lieber Freund. Ich bin dieſer Tage über die lateiniſchen Poeten gerathen, die ich wo möglich dieſen Winter meiner nächtlichen Romanenlectüre ſubſtituiren werde. Mit Juvenal, der mich gerade jetzt am meiſten intereſſirt, machte ich den Anfang, und ich muß ſagen, mit unerwartet großem Genuß, ſo daß ich recht brenne, fortzufahren. Aber Manches, beſonders von dem, was ſich auf das gemeine Leben und auf hiſtoriſche Züge bezieht, hält mich doch auf. Ich habe mein Latein mehr aus einer edlern Welt und zu wenig aus Schriften, die von dem gewöhnlichen Leben handeln, geſchöpft, daher es zu einer ſolchen Lectüre nicht recht zureichen will. Wiſſen Sie mir keine erträglichen franzöſiſchen oder beſſer deutſchen Ueberſetzungen von Juvenal, Perſius und Plautus zu empfehlen? Denn gerade dieſe drei Herren machen mir fremden Beiſtand nöthig. Mit Martial wird mich Ramler ſchon bekannt machen, ſo wie Wieland mit den Horaziſchen Epiſteln. — Was meinen Sie, Lieber? Kann ich wohl etwas Beſſeres thun, als mich mit der ſchönen Natur der Alten zu umgeben und im eigentlichen Sinne unter dieſen Leuten zu leben? Das iſt mein ernſtlicher Vorſatz, und um ihn auszuführen, habe ich nunmehr auch allen ſpeculativen Arbeiten und Leſereien (obgleich mir darin noch ſo viel zu thun übrig wäre) auf unbeſtimmte Zeit entſagt. Was ich leſe, ſoll aus der alten Welt, was ich arbeite, ſoll Darſtellung ſeyn.

154.

An Wilhelm v. Humboldt.

Jena den 7. December 1795.

Sie beklagen es, daß ich die Horen aufgeben will, und tadeln, daß ich mich von der philoſophiſchen Schriftſtellerei zurückziehen will. Aber Sie thun mir Unrecht, wenn Sie glauben, daß mich das Publikum allein, oder auch nur vorzüglich zu dieſem Entſchluß beſtimmte. Nein, lieber Freund, was mich dazu beſtimmt, iſt erſtlich die unwiderſtehliche Neigung, in meinen Arbeiten keinem fremden Geſetz zu gehorchen, und beſonders der poetiſchen Thätigkeit mich vorzugsweiſe zu überlaſſen, und zweitens die ſchlechte Unterſtützung von Seiten der Mitarbeiter an den Horen. Nur durch eine unermüdete Sorge hab' ich das Ganze bisher zuſammengehalten, und ich wäre dennoch nicht damit zu Stande gekommen, wenn mich der Zufall nicht unterſtützt hätte, aber ein Zufall, auf deſſen Wiederkehr ich nicht ſo ſicher mehr zählen kann. Goethe's Elegien, Schlegels Dante, meine Briefe waren mehr oder weniger vorgearbeitete Sachen, und der Vorrath iſt aufgezehrt. Ich habe, wenn ich meine Hoffnungen für das nächſte Jahr überzähle, kaum zu Beſetzung von drei Stücken Ausſicht, ſobald ich meinen Antheil abrechne, und noch dazu iſt unter allem, was ich zu hoffen habe, nichts, was allgemein intereſſiren kann. — Wollte ich alſo die Horen nicht aufgeben, ſo müßte ich, ich allein, mich im nächſten Jahr denſelben ganz ſacrificiren, und nicht einmal mit der ſichern Hoffnung, meinen Zweck zu erreichen. — Ich habe meine poetiſche Fruchtbarkeit in dieſem Jahre doch zum Theil der langen Pauſe zuzuſchreiben, die ich in poetiſchen Arbeiten machte, und die mich Kräfte ſammeln ließ. Im nächſten Jahre wird es langſamer auch mit mir gehen, beſonders da ich ſchwerere Gegenſtände vor mir habe, und gegen mich ſelbſt ſtrenger ſeyn werde. Was bleibt mir alſo, wenn Sie alles dies in Betrachtung ziehen, übrig, als gegen das Glück der Horen im nächſten Jahre völlig gleichgültig zu ſeyn, um meine Thätigkeit nicht mehr dadurch beſtimmen zu laſſen. Bin ich aber gleichgültig dagegen, ſo iſt das Journal eo ipso moraliſch todt und muß es auch phyſiſch werden.

155.

An Goethe.

Jena den 8. December 1795.

Ich hörte lange nichts von Ihnen, und habe auch ſelbſt lange geſchwiegen. Das üble Wetter hat mich ſehr gedrückt, ſo daß ich aus Nacht Tag und aus Tag Nacht machen mußte. Es iſt auch jetzt noch nicht beſſer, und die Arbeit geht langſam. Aber ſie iſt mir unter den Händen wichtiger geworden, und ich hoffe das neue Jahr meinerſeits mit einem ziemlich intereſſanten Aufſatz zu eröffnen, wenn ich ihn bis dahin vollenden kann. —

Hier ſendet der Muſenalmanach ein kleines epigrammatiſches Honorar. Es wird nicht hinreichen, die Zechinen zu erſetzen, die über den Epigrammen darauf gegangen ſind. Aber das Uebrige rechnen Sie auf die ſchönen Bettinen und Lacerten!

Man ſagt hier, daß Iffland nächſte Woche in Weimar ſeyn werde. Da wird ja Thalia und Melpomene recht frohlocken. Vielleicht bringen Sie ihn einmal auch hieher. Es würde mich freuen, einen alten Bekannten wieder zu ſehen. —

156.

An Goethe.

Jena den 17. December 1795.

Wie beneide ich Sie um Ihre jetzige poetiſche Stimmung, die Ihnen erlaubt, recht in Ihrem Roman zu leben! Ich habe mich lange nicht ſo proſaiſch gefühlt, als in dieſen Tagen, und es iſt hohe Zeit, daß ich für eine Weile die philoſophiſche Bude ſchließe. Das Herz ſchmachtet nach einem betaſtlichen Object. —

Daß in Weimar jetzt die Hundsposttage*) graſſiren, iſt mir ordentlich pſychologiſch merkwürdig; denn man ſollte ſich nicht träumen laſſen, daß derſelbe Geſchmack ſo ganz heterogene Maſſen vertragen könnte, als dieſe Production und Clara du Pleſſis iſt. —

157.

An Wilhelm v. Humboldt.

Jena den 17. December 1795.

Ich ſehne mich jetzt wieder recht nach einer poetiſchen Arbeit; denn der Beſchluß der ſentimentalen Dichter, an dem ich jetzt noch arbeite, fängt an mir zu entleiden. Ich verliere immer gegen das Ende die Geduld, wenn ich unterbrochen, und von einer äußern Nothwendigkeit geſcheucht, habe arbeiten müſſen. Indeß war dieſer letzte Aufſatz auf keine Weiſe zu umgehen. Was ich unmittelbar nach demſelben vornehmen werde, weiß ich noch nicht; auf jeden Fall aber etwas für die Horen, denn die glückliche Zeit der Freiheit iſt noch fern. Ich habe jetzt die erſte Lieferung der Properziſchen Elegien geleſen, und mit vieler Zufriedenheit. Ob die Wahl nicht beſſer hätte ſeyn können, weiß ich nicht zu ſagen, da ich nie den ganzen Properz geleſen. Die Ueberſetzung iſt aber im Ganzen recht brav, und im Einzelnen hoffe ich noch Verbeſſerungen; denn ich habe darauf aufmerkſam gemacht. Es war auch billig, daß ich Andern mittheilte, was ich aus Ihren Bemerkungen über **meine** Arbeiten unterdeſſen gelernt habe.

---

*) Von Jean Paul Friedrich Richter.

158.

An Wilhelm v. Humboldt.

Jena den 25. December 1795.

Sie wünſchen, daß ich der naiven Dichtung eine größere Ausführung gegeben haben möchte. Es wäre auch gewiß geſchehen, wenn ich nur vorher ſelbſt gewußt hätte, daß ich die Ausführung der ſentimentaliſchen ſo weit treiben würde. Aber der erſte Aufſatz war ſchon abgeſchickt, eh' ich recht wußte, wie viel Stoff mir der zweite geben würde. Beide Aufſätze beziehen ſich mehr durch einen natürlichen Inſtinct in mir, als durch einen abſichtlich entworfenen Plan auf einander. — Indeß werden Sie doch gefunden haben, daß in dem zweiten Aufſatz Manches in Rückſicht auf die naive Dichtung nachgeholt iſt, und im dritten wird dieſes vielleicht noch mehr der Fall ſeyn. —

Ihre Bekenntniſſe über Sie ſelbſt, mein liebſter Freund, möcht' ich Ihnen gern in einem eignen Briefe beantworten. So viel nur für jetzt. Ich bin überzeugt, was Ihrem ſchriftſtelleriſchen Gelingen vorzüglich im Wege ſteht, iſt ſicherlich nur ein Uebergewicht des urtheilenden Vermögens über das frei Bildende und der zuvoreilende Einfluß der Critik über die Erfindung, welcher für die letztere immer zerſtörend iſt. Ihr Subject wird ihnen zu ſchnell Object, und doch muß alles auch im Wiſſenſchaftlichen nur durch das ſubjective Wirken verrichtet werden. In dieſem Sinne würd' ich Ihnen natürlich die eigentliche Genialität abſprechen, von welcher Sie doch in einer andern Rückſicht wieder ſo Vieles haben. Sie ſind mir eine ſolche *Natur*, die ich allen ſogenannten Begriffsmenſchen, Wiſſern und Speculatoren — und wieder eine ſolche *Cultur*, die ich allen genialiſchen Naturkindern entgegenſetzen muß. Ihre individuelle Vollkommenheit liegt daher ſicher nicht auf dem Wege der Production, ſondern des

Urtheils und des *Genuſſes*; weil aber Genuß und Urtheil in *dem* Sinne und in *dem* Maße, deſſen beide bei Ihnen fähig ſind, ſchlechterdings nicht ausgebildet werden können, ohne die Energie und Rüſtigkeit, zu der man nur durch den eigenen Verſuch und durch die Arbeit des Producirens gelangt, ſo werden Sie, um ſich zu einem vollkommnen genießenden Weſen auszubilden, das eigene Produciren doch nie aufgeben dürfen. Ihnen iſt es aber nur ein *Mittel*, ſo wie dem productiven Gemüth die Critik u. ſ. w. nur ein Mittel iſt. Das iſt es, lieber Freund, was ich von der Anſchauung, die ich von Ihnen habe, mir ſogleich klar machen kann. Sehen wir einander wieder, ſo werden wir beſtimmter und ausführlicher darüber ſeyn können.

159.

An Goethe.

Jena den 29. December 1795.

Der Gedanke mit den *Xenien* iſt prächtig, und muß ausgeführt werden. Die Sie mir heute ſchickten, haben mich ſehr ergötzt, beſonders die Götter und Göttinnen darunter. Solche Titel begünſtigen einen guten Einfall gleich beſſer. Ich denke aber, wenn wir das Hundert voll machen wollen, werden wir auch über einzelne Werke herfallen müſſen, und welcher reichliche Stoff findet ſich da! Sobald wir uns nur ſelbſt nicht ganz ſchonen, können wir Heiliges und Profanes angreifen. Welchen Stoff bietet uns nicht die *Stolbergiſche* Sippſchaft, *Racknitz*, *Ramdohr*, die metaphyſiſche Welt, mit ihren Ich's und Nicht-Ich's, Freund *Nicolai*, unſer geſchworner Feind, die Leipziger Geſchmacksherberge, *Thümmel*, *Göſchen* als ſein Stallmeiſter, u. d. gl. da! —

160.

An Wilhelm v. Humboldt.

Jena den 4. Januar 1796.

Was Sie mir von dem Almanach ſchrieben, war mir ſehr angenehm; denn daß mit Begierde danach gegriffen wird, iſt alles, was ich verlange. Dieſe Stimmung des Publikums macht doch die Exiſtenz ſolcher Werke möglich; auf den innern Character der Producte ſoll das Urtheil der Majorität, hoff' ich, bei mir nie einen Einfluß haben. Es iſt mein ernſtlicher Vorſatz, des Almanachs mich mit allen Kräften anzunehmen, und ſelbſt das, was ich in dieſen Tagen vornehme, dürfte ihm wahrſcheinlich zufallen. In dieſem Jahre werd' ich, außer einigen leichten Anmerkungen zu der Schriſt der Frau v. Stael, und außer der Rezenſion des Meiſters, an welche ich etwas wenden will, mich ganz der Poeſie ergeben. —

Seitdem Goethe hier iſt, haben wir angefangen, Epigramme von einem Diſtichen im Geſchmacke der Xenien des Martial zu machen. In jedem wird nach einer deutſchen Schrift geſchoſſen. Es ſind ſchon ſeit wenig Tagen über zwanzig fertig, und wenn wir etliche hundert fertig haben, ſo ſoll ſortirt und etwa einhundert für den Almanach beibehalten werden. — Man wird ſchrecklich darauf ſchimpfen, aber man wird gierig danach greifen, und an recht guten Einfällen kann es natürlicher Weiſe unter einer Zahl von hundert nicht fehlen. Ich zweifle, ob man mit einem Bogen Papier, den Sie etwa füllen, ſo viele Menſchen zugleich in Bewegung ſetzen kann, als dieſe Xenien in Bewegung ſetzen werden.

161.

An Wilhelm v. Humboldt.

Jena den 9. Januar 1796.

Daß der Aufſatz über das Naive Eingang zu finden ſcheint, iſt mir des folgenden Aufſatzes wegen, gar nicht unlieb zu vernehmen. Es iſt immer etwas für mich gewonnen, wenn man nur mit einem guten Vertrauen zu den ſentimentaliſchen Dichtern kommt. Auch der dritte Aufſatz wird intereſſiren. Nachdem ich darin die beiden Abwege naiver und ſentimentaler Poeſie aus dem Begriff einer jeden abgeleitet, und beſtimmt, alsdann zwei herrſchende Grundſätze, welche das Platte und das Ueberſpannte begünſtigen, geprüft habe (der eine iſt, daß die Poeſie zur *Erholung*, der andere, daß ſie zur Veredlung diene) ſo trenne ich von beiden Dichtercharacteren das *Poetiſche*, was ſie verbindet, und erhalte dadurch zwei einander ganz entgegengeſetzte *Menſchencharactere*, die ich den *Realism* und den *Idealism* nenne, welche jenen beiden Dichtungen entſprechen, und nur das proſaiſche Gegenſtück davon ſind. Ich führe dieſen Antagonism durch das Theoretiſche und Practiſche umſtändlich durch, zeige das Reale von beiden, ſo wie das Mangelhafte. Von da gehe ich zu den Carricaturen deſſelben, d. h. zu der groben Empirie und Phantaſterei über, womit die Abhandlung ſchließt. — Da ich ſelbſt ein Idealiſt bin, ſo mußte ich mich ſehr objectiv machen, um ein entſcheidendes Urtheil in dieſer Sache zu haben; aber ich bin überzeugt, daß mir in dieſem Punct keine Menſchlichkeit begegnet iſt. *Goethe*, als ein ganz verhärteter Realiſt, hat mir folgen können, und mich auch gefaßt.

162.

An Goethe.

Jena den 22. Januar 1796.

Hier eine kleine Lieferung von Epigrammen. Was Ihnen darunter nicht gefällt, laſſen Sie nur gar nicht abſchreiben. Es geht mit dieſen kleinen Späßen doch nicht ſo raſch, als man glauben ſollte, da man keine *Suite* von Gedanken und Gefühlen dazu benutzen kann, wie bei einer längern Arbeit. Sie wollen ſich ihr urſprüngliches Recht als *glückliche Einfälle* nicht nehmen laſſen. Ich zweiſle deswegen, ob ich, bei meinem Müſſiggange, Ihnen ſo weit vorkommen werde, als Sie denken; denn in die Länge geht es doch nicht, ich muß mich zu größern Sachen entſchließen, und die Epigramme auf den Augenblick ankommen laſſen. Doch ſoll kein Poſttag leer ſeyn, und ſo rücken wir doch in vier, fünf Monaten weit genug vor. —

Ihre Epigramme im Almanach machen großes Glück, wie ich immer auf's neue in Erfahrung bringe, und bei Leuten, von deren Urtheil man keine Schande hat. —

163.

An Wilhelm v. Humboldt.

Jena den 25. Januar 1796.

Woltmann ſagte mir, daß eine ganz ſaft- und kraftloſe Recenſion des *Reinecke Fuchs* *) jetzt für die Literaturzeitung eingeſchickt worden. Ich zweiſle nicht, daß man *Goethe'n* und mir zu lieb ſie wirklich unterdrücken wird, wenn

---

*) S. dieß Gedicht in *Goethe's* Werken (vollſtändige Ausgabe letzter Hand) Bd. 40. S. 5 u. f.

ich eine andere verſpreche. Aber ſo gern ich dieſe Arbeit übernehme, und ſo ſehr es mich reuet, daß ich nicht ſchon in meinem Aufſatz über das Naive mich förmlich darüber herausgelaſſen habe, ſo wiſſen Sie doch, lieber Freund, daß ich jetzt von meiner poetiſchen Activität mich nicht wohl zerſtreuen kann. Ich gäbe daher ſehr viel darum, wenn Sie an meiner Statt dieſe Arbeit übernähmen. — Da der Reinecke Fuchs, wenn man gerecht ſeyn will, das beſte poetiſche Product iſt, was ſeit ſo vielen Jahren in Umlauf gekommen iſt, und ſich mit Recht an die erſten Dichterwerke anſchließt, ſo iſt es in der That horribel, daß er ſo ſchlecht behandelt werden ſoll. — Sie werden vielleicht wiſſen wollen, was ich jetzt treibe. Aber ich bin noch ſehr unbeſtimmt, und habe ſeit mehrern Wochen faſt nur mit Phantaſien geſpielt. Es könnten auch wohl noch mehrere Wochen verlaufen, eh' ich mich wieder recht gefunden habe.

164.

An Goethe.

Jena den 31. Januar 1796.

Für unſre Xenien haben ſich allerlei Ideen, die aber noch nicht ganz reif ſind, bei mir entwickelt. Ich denke auch, daß wenn Sie etwa zu Ende dieſer Woche kommen, Sie ein Hundert und drüber finden ſollen. Wir müſſen die guten Freunde in allen erdenklichen Formen verfolgen; und ſelbſt das poetiſche Intereſſe fordert eine ſolche Varietät innerhalb unſers ſtrengen Geſetzes, bei einem Monodiſtichon zu bleiben. Ich habe dieſer Tage den Homer zur Hand genommen, und in dem Gericht, das er über die Freier ergehen läßt, eine prächtige Quelle von Parodien entdeckt, die auch ſchon zum Theil ausgeführt ſind; eben ſo in der Nekromantie, um die verſtorbenen Autoren und hie und da auch die lebenden zu plagen. Denken Sie auf eine Introduction Newton's in der Unterwelt — wir müſſen auch hierin unſre Arbeiten in einander verſchränken.

165.

An Wilhelm v. Humboldt.

Jena den 1. Februar 1796.

Ich bin, was den Inhalt unſerer Briefe betrifft, in einem ſo großen Rückſtand gegen Sie, daß ich über die Zahlung ordentlich erſchrecke. Alle meine Verlegenheit wäre gehoben, wenn ich dieſe Zahlung nur mündlich leiſten könnte, aber es geht mir mit der Feder oft ſonderbar. Bin ich einmal im Gange, wie ich es in dieſem Sommer und Herbſt war, ſo kann ich unter laſtenden Geſchäften große Briefe ſchreiben, ohne an den Mechanismus zu denken. Bin ich aber, ſo wie jetzt, aus dieſem Mechanismus heraus, ſo erſchrickt der Gedanke vor dem weiten Weg, den er hat, um zu dem Andern zu gelangen.

— O ſchlimm, daß der Gedanke
Erſt in der Sprache todte Elemente
Zerfallen muß, die Seele zum Gerippe
Abſterben muß, der Seele zu erſcheinen;
Den treuen Spiegel gieb mir, Freund, der ganz
Mein Herz empfängt, und Ganzes wiederſcheint.

Dieſe, in meinem Don Carlos einſt befindliche, aber reducirte Stelle, drückt einigermaaßen aus, was ich jetzt in gewiſſen Momenten fühle, wenn ich Ihnen ſchreiben will. Der zufällige Umſtand, daß ich noch immer in keiner beſtimmten Arbeit begriffen bin, ſondern ſpielend von Bild zu Bild, und von einem epigrammatiſchen Gedanken zu einem andern überſpringe, trägt vollends dazu bei, mir für jetzt alle Suite und Beharrlichkeit zu nehmen.

Nach dem, was Sie mir in Anſehung des realiſtiſchen und idealiſtiſchen Characters ſchreiben, wird meine Abhandlung Sie weniger überraſchen, aber auch deſto gewiſſer befriedigen. Ich zweifle keinen Augenblick, daß wir über dieſes Symbolum in allen ſeinen Zweigen einig ſeyn werden. Aber ich leugne nicht, daß ich bei dieſem letzten Aufſatz den Wunſch und die Abſicht nicht ganz unterdrücken konnte, auch auf Andere zu wirken, und gewiſſen Leuten zu zeigen, daß ich mich, wenn es darauf ankommt, auch aus meiner eigenen Species heraus in einen höhern Standpunct verſetzen kann. Es lag mir daran, dieſen Leuten zu zeigen, daß wenn ihre Art mir auch unterſagt, ſie doch nicht fremd für mich iſt, und daß ich einen nothwendigen und unwillkührlichen Effect meiner Natur durch die Reflexion, die ich darüber angeſtellt, gewiſſermaaßen in meine Wahl verwandelt habe. Und zwar iſt dieſes ein Vortheil, den nur der Idealiſt hat, denn der Realiſt kann gegen den Idealiſten ſchlechterdings niemals gerecht ſeyn, weil er ihn niemals begreifen kann. —

Die Xenien, von denen ich Ihnen einmal ſchrieb, haben ſich nunmehr zu einem wirklich intereſſanten Product, das in ſeiner Art einzig werden dürfte, erweitert. Goethe und ich werden uns darin abſichtlich ſo in einander verſchränken, daß uns Niemand ganz aus einander ſcheiden und abſondern ſoll. Bei einem ſolchen gemeinſchaftlichen Werk iſt natürlicher Weiſe keine ſtrenge Form möglich; alles, was ſich erreichen läßt, iſt eine gewiſſe Allheit, oder lieber Unermeßlichkeit, und dieſe ſoll das Werk auch an ſich tragen. Eine angenehme, und zum Theil genialiſche Impudenz und Gottloſigkeit, eine nichts verſchonende Satyre, in welcher jedoch ein lebhaftes Streben nach einem feſten Punct zu erkennen ſeyn wird, wird der Character davon ſeyn. Unter ſechshundert Monodiſtichen thun wir es nicht, aber wo möglich ſteigen wir auf die runde Zahl tauſend. —

Bei aller ungeheuren Verſchiedenheit zwiſchen Goethe und mir, wird es Ihnen öfters ſchwer, und manchmal unmöglich ſeyn, unſern Antheil an dem Werke zu ſortiren. Denn da das Ganze einen laxen Plan hat, das Einzelne aber ein Minimum iſt, ſo iſt zu wenig Fläche gegeben, um das verſchiedene Spiel der beiden Naturen zu zeigen. Es iſt auch zwiſchen Goethe und mir förmlich beſchloſſen, unſre Eigenthumsrechte an den einzelnen Epigrammen niemals auseinander zu ſetzen, ſondern es in Ewigkeit auf ſich beruhen zu laſſen, welches uns auch, wegen der Freiheit der Satyre, zuträglich iſt. Sammeln wir unſre Gedichte, ſo läßt jeder die Xenien ganz abdrucken *).

166.

An Goethe.

Jena den 5. Februar 1796.

Die Sammlung wächſt uns unter den Händen, daß es eine Luſt iſt. Es hat mich gefreut, auch mehrere politiſche unter den neuen anzutreffen; denn da wir doch zuverläſſig an den unſichern Orten confiſcirt werden, ſo ſähe ich nicht, warum wir es nicht auch von dieſer Seite verdienen ſollten. Sie finden vierzig bis zwei und vierzig neue von mir; gegen achtzig andere, die zuſammen gehören, und in Kleinigkeiten noch nicht ganz fertig ſind, behalte ich noch zurück. Reichardt iſt gut recommandirt, aber er muß es noch mehr werden. Man muß ihn auch als Muſiker angreifen, weil es auch da nicht ganz richtig iſt, und es iſt billig, daß er auch bis in ſeine letzte Feſtung hinein verfolgt wird, da er uns auf unſerm legitimen Boden den Krieg machte. —

---

*) Dies iſt bekanntlich ſpäterhin weder von Schiller, noch von Goethe geſchehen. D.

167.

An Goethe.

Jena den 11. Februar 1796.

Dieſe Woche habe ich wieder viel ſchlafloſe Nächte gehabt, und ſehr an Krämpfen gelitten. Es iſt noch nicht beſſer, daher ich auch mit meinen Arbeiten nicht vorwärts gekommen bin, und wahrſcheinlich haben Sie mich jetzt in den Xenien überholt. Hätt' ich meine Zeit nur wenigſtens auf eine luſtigere Art verloren. —

Ich habe vorige Meſſe ein Buch herausgegeben, das ich geſtern angefangen habe zu leſen. Es iſt ein neuer Theil der Memoires, Brantome's Characteriſtiken enthaltend, die manchmal recht naiv ſind, und die zwar den Gegenſtand ſehr ſchlecht, ihn ſelbſt aber deſto beſſer characteriſiren. — Dieſe Sammlung läuft noch immer unter meinem Namen, obgleich ich mich öffentlich davon losgeſagt. Das gehört auch zu den Germanismen. —

168.

An Goethe.

Jena den 18. März 1796.

Seit Ihrer Abweſenheit iſt es mir noch immer ganz erträglich gegangen. — Ich habe an meinen Wallenſtein gedacht, ſonſt aber nichts gearbeitet. — Die Zurüſtungen zu einem ſo verwickelten Ganzen, wie ein Drama iſt, ſetzen das Gemüth doch in eine gar wunderbare Bewegung. Schon die allererſte Operation, eine gewiſſe Methode für das Geſchäft zu ſuchen, um nicht zwecklos herumzutappen, iſt keine Kleinigkeit. Jetzt bin ich erſt an dem Knochengebäude, und ich finde, daß von dieſem, eben ſo wie in der menſchlichen

Structur, auch in dieſer dramatiſchen alles abhängt. Ich möchte wiſſen, wie Sie in ſolchen Fällen zu Werk gegangen ſind. Bei mir iſt die Empfindung anfangs ohne beſtimmten und klaren Gegenſtand; dieſer bildet ſich erſt ſpäter. Eine gewiſſe muſikaliſche Gemüthsſtimmung geht vorher, und auf dieſe folgt bei mir erſt die poetiſche Idee. —

169.

An Wilhelm v. Humboldt.

Jena den 21. März 1796.

Ich bin jetzt wirklich und in allem Ernſt bei meinem Wallenſtein, und habe die letzten fünf Tage dazu angewendet, die Ideen zu revidiren, die ich in verſchiedenen Perioden darüber niederſchrieb. Groß war freilich dieſer Fund nicht, aber auch nicht ganz unwichtig, und ich finde doch, daß ſchon dieſes, was ich bereits darüber gedacht habe, die Keime zu einem höhern und ächtern dramatiſchen Intereſſe enthält, als ich je einem Stück habe geben können. Ich ſehe mich überhaupt auf einem ſehr guten Wege, den ich nur fortſetzen darf, um etwas Gutes hervorzubringen. Dies iſt ſchon viel, und auf alle Fälle ſehr viel mehr, als ich in dieſem Fache ſonſt von mir rühmen könnte. Vordem legte ich das ganze Gewicht in die Mehrheit des Einzelnen; jetzt wird alles auf die Totalität berechnet, und ich werde mich bemühen, denſelben Reichthum im Einzelnen mit eben ſo vielem Aufwande an Kunſt zu verſtecken, als ich ſonſt angewandt, ihn zu zeigen, und das Einzelne recht vordringen zu laſſen. Wenn ich es auch anders wollte, ſo erlaubte es mir die Natur der Sache nicht, denn Wallenſtein iſt ein Character, der — als ächt realiſtiſch — nur im Ganzen, aber nie im Einzelnen intereſſiren kann. — Er hat nichts Edles, er erſcheint in keinem einzelnen Lebensacte groß, er hat wenig Würde u. dgl. Ich hoffe aber nichts deſto weniger, auf rein realiſtiſchem Wege einen dramatiſch-großen Character in ihm aufzuſtellen, der ein ächtes Lebens-Princip hat. Vordem hab' ich, wie im Poſa und Carlos, die fehlende Wahrheit durch ſchöne Idealität zu erſetzen geglaubt; hier im Wallenſtein will ich es probiren, und durch die bloße Wahrheit für die fehlende Idealität (die ſentimentaliſche nämlich) entſchädigen.

Die Aufgabe wird dadurch ſchwerer, und folglich auch intereſſanter, daß der eigentliche Realism den Erfolg nöthig hat, den der idealiſche Character entbehren kann. Unglücklicherweiſe aber hat Wallenſtein den Erfolg gegen ſich. — Seine Unternehmung iſt moraliſch ſchlecht, und ſie verunglückt phyſiſch. Er iſt im Einzelnen nie groß, und im Ganzen kommt er um ſeinen Zweck. Er berechnet alles auf die Wirkung, und dieſe mißlingt. Er kann ſich nicht, wie der Idealiſt, in ſich ſelbſt einhüllen, und ſich über die Materie erheben, ſondern er will die Materie ſich unterwerfen, und erreicht es nicht. —

Daß Sie mich auf dieſem neuen und mir nach allen vorhergegangenen Erfahrungen fremden Wege mit einiger Beſorgniß werden wandeln ſehen, will ich wohl glauben. Aber fürchten Sie nicht zu viel. Es iſt erſtaunlich, wie viel Realiſtiſches ſchon die zunehmenden Jahre mit ſich bringen, wie viel der anhaltende Umgang mit Goethe'n und das Studium der Alten, die ich erſt nach dem Carlos habe kennen lernen, bei mir nach und nach entwickelt hat. Daß ich auf dem Wege, den ich nun einſchlage, in Goethe's Gebiet gerathe, und mich mit ihm werde meſſen müſſen, iſt freilich wahr; auch iſt es ausgemacht, daß ich hierin neben ihm verlieren werde. Weil mir aber auch etwas übrig bleibt, was mein iſt, und er nie erreichen kann, ſo wird ſein Vorzug mir und meinem Product keinen Schaden thun, und ich hoffe, daß die Rechnung ſich ziemlich heben ſoll. Man wird uns, wie ich in meinen muthvollſten Augenblicken mir verſpreche, verſchieden ſpecificiren, aber unſre Arten einander nicht unterordnen, ſondern nur unter einem höhern idealiſchen Gattungsbegriff einander coordiniren.

170.

An die Hofräthin Reinwald in Meiningen.

Jena den 25. April 1796.

Du wirſt nun auch erfahren haben, liebſte Schweſter, daß die Louiſe *) ernſtlich krank geworden, und unſre arme liebe Mutter alles Troſtes beraubt iſt. Verſchlimmerte es ſich mit der Louiſe, oder auch noch mit dem lieben Vater, ſo wäre die arme Mutter ganz und gar verlaſſen. Der Jammer iſt unausſprechlich. Kannſt Du es möglich machen, glaubſt Du, daß Deine Kräfte es aushalten, ſo mache doch ja die Reiſe dorthin. Was ſie koſtet, bezahle ich mit Freuden. —

Gott, warum bin ich jetzt nicht geſund — und ſo geſund, als ich es bei der Reiſe vor drei Jahren war! Ich hätte mich durch nichts abhalten laſſen, hinzueilen. Aber daß ich über ein Jahr faſt nicht aus dem Hauſe gekommen, macht mich ſo ſchwächlich, daß ich entweder die Reiſe nicht aushalten, oder doch ſelbſt krank bei den guten Eltern hinfallen würde. Ich kann leider nichts für ſie thun, als mit Geld helfen, und Gott weiß, daß ich das mit Freuden thue. —

---

*) Schillers Schweſter.

171.

An die Hofräthin Reinwald in Meinungen.

Jena den 6. Mai 1796.

Zu meinem großen Troſte erfahre ich heute durch Deinen Mann, daß Du die Reiſe zu unſern lieben Eltern wirklich angetreten haſt. Der Himmel ſegne Dich für dieſen Beweis Deiner kindlichen Liebe. — Seitdem ich Dich dort weiß, bin ich um Vieles ruhiger; bisher konnte ich nicht anders als mit Schrecken an die traurige Lage der lieben Eltern und Schweſter denken. Ich habe nicht nöthig, Dir erſt zu empfehlen, was unter dieſen Umſtänden zu thun iſt. Nur um das Einzige bitte ich Dich, verhindere, daß die lieben Eltern nicht aus ängſtlicher Sparſamkeit eine heilſame Maaßregel zu ihrer Geſundheit verſäumen. Ich habe einmal für allemal erklärt, daß ich die Koſten davon mit Freuden tragen will. Was alſo etwa an Geld nöthig, kannſt Du Dir von Cotta in Tübingen auszahlen laſſen. —

172.

An die Hofräthin Reinwald in Meinungen.

Jena den 9. Mai 1796.

Der letzte Brief meiner lieben guten Mutter hat mich herzlich betrübt. Ach, wie viel hat die gute Mutter nicht ausgeſtanden, und mit welcher Geduld und Stärke hat ſie es getragen! Wie rührte mich's, daß ſie ihr Herz mir öffnete, und wie wehe that mir's ſie nicht unmittelbar tröſten und beruhigen zu können! Wärſt du nicht hingereiſt, ich hätte nicht hier bleiben können. Die Lage der lieben Unſrigen war doch erſchrecklich — ſo allein, ohne den Beiſtand liebender Freunde, und bei zwei Kindern, die in der Ferne von ihnen leben, verlaſſen. Ich mag nicht daran denken. — Du wirſt ſie tröſten, liebe Schweſter, und mich wirſt Du herzlich bereit finden zu Allem, wozu Du mich auffordern wirſt. Unterlaſſe ja nicht, mir ſo fleißig als möglich Nachricht zu geben, wie es um Alle ſteht. —

173.

An Goethe.

Jena den 11. Juni 1796.

Die geſtern überſchickten Xenien haben uns viel Freude gemacht, und ſo überwiegend auch der Haß daran Theil hat, ſo lieblich iſt das Contingent der Liebe dazu ausgefallen. Ich will die Muſen recht dringend bitten, mir auch einen Beitrag dazu zu beſcheeren. Einſtweilen nehmen Sie meine Ceres als die erſte poetiſche Gabe in dieſem Jahre, freundlich auf, und fänden Sie einen Anſtoß darin, ſo machen Sie mich doch darauf aufmerkſam. —

Die Xenien hoff' ich Ihnen auf den Freitag in Abſchrift ſchicken zu können. Ich bin auch ſehr dafür, daß wir nichts Criminelles berühren, und überhaupt das Gebiet des frohen Humors ſo wenig als möglich verlaſſen. Sind doch die Muſen keine Scharfrichter! Aber ſchenken wollen wir den Herren auch nichts. —

174.

An Goethe.

Jena den 18. Juni 1796.

Die Idylle *) hat mich beim zweiten Leſen ſo innig, ja noch inniger, als beim erſten, bewegt. Gewiß gehört ſie unter das Schönſte, was Sie gemacht haben, ſo voll Einfalt iſt ſie, bei einer unergründlichen Tiefe der Empfindung. Durch die Eilfertigkeit, welche das wartende Schiffsvolk in die Handlung bringt, wird der Schauplatz für die zwei Liebenden ſo enge, ſo drangvoll und ſo bedeutend der Zuſtand, daß dieſer Moment wirklich den Gehalt eines ganzen Lebens bekommt. Es würde ſchwer ſeyn, einen zweiten Fall zu erdenken, wo die Blume des Dichteriſchen von einem Gegenſtande ſo rein und ſo glücklich abgebrochen wird. Daß Sie die Eiferſucht ſo dicht daneben ſtellen, und das Glück ſo ſchnell durch die Furcht wieder verſchlingen laſſen, weiß ich vor meinem Gefühl noch nicht ganz zu rechtfertigen, obgleich ich nichts Befriedigendes dagegen einwenden kann. Dieſes fühle ich nur, daß ich die glückliche Trunkenheit, mit der Alexis das Mädchen verläßt und ſich einſchifft, gerne immer feſthalten möchte.

Herder's Buch **) machte mir ziemlich dieſelbe Empfindung wie Ihnen, nur daß ich auch hier, wie gewöhnlich bei ſeinen Schriften immer mehr, was ich zu beſitzen glaubte, verliere, als ich an neuen Realitäten dabei gewinne. Er wirkt dadurch, daß er immer auf's Verbinden ausgeht, und zuſammenfaßt, was Andere trennen, immer mehr zerſtörend als ordnend auf mich. Seine unverſöhnliche Feindſchaft gegen die Reime iſt mir auch viel zu weit getrieben, und was er dagegen aufbringt, halte ich bei weitem nicht für bedeutend genug. Der Urſprung des Reims mag noch ſo gemein und unpoetiſch ſeyn; man muß ſich an den Eindruck halten, den er macht, und dieſer läßt ſich durch kein Raiſonnement wegdisputiren. —

---

*) Alexis und Dora; in Goethe's Werken (vollſtändige Ausgabe letzter Hand) Bd. 1. S. 295 u. f.

**) Terpſichore. Lübeck 1795—1796. 3 Theile.

An ſeinen Confeſſionen über die deutſche Literatur verdrießt mich, noch außer der Kälte für das Gute, auch die ſonderbare Art von Toleranz gegen das Elende; es koſtet ihm eben ſo wenig, mit Achtung von einem Nicolai, Eſchenburg u. a. zu reden, als von dem Bedeutendſten; und auf eine ſonderbare Art wirft er die Stolberge und mich, Koſegarten und wie viele andere in Einen Brey zuſammen. Seine Verehrung gegen Kleiſt, Gerſtenberg und Geßner — und überhaupt gegen alles Verſtorbene und Vermoderte, hält gleichen Schritt mit ſeiner Kälte gegen das Lebendige. —

Die Xenien erhalten Sie auf den Montag. Zur Verknüpfung der verſchiedenartigen Ideen ſind noch manche neue nöthig, wobei ich auf Ihren guten Genius meine Hoffnung ſetze. Die Homeriſchen Parodien hab' ich, weil ſie ſich an das Ganze nicht anſchließen wollen, herauswerfen müſſen, und ich weiß noch nicht recht, wie ich die Todtenerſcheinungen werde unterbringen können. Gar zu gern hätt' ich die lieblichen und gefälligen Xenien an das Ende geſetzt; denn auf den Sturm muß die Klarheit folgen. Auch mir ſind einige in dieſer Gattung gelungen, und wenn jeder von uns nur noch ein Dutzend in dieſer Art liefert, ſo werden die Xenien ſehr gefällig endigen. —

175.

An Goethe.

Jena den 28. Juni 1796.

Erwarten Sie heute noch nichts Beſtimmtes von mir über den Eindruck, den das achte Buch *) auf mich gemacht. Ich bin beunruhigt und befriedigt. Verlangen und Ruhe ſind wunderbar gemiſcht. Aus der Maſſe der Eindrücke, die ich empfangen, ragt mir in dieſem Augenblicke Mignons Bild am ſtärkſten hervor. — Das Merkwürdigſte an dem Totaleindruck ſcheint mir dieſes zu ſeyn, daß Ernſt und Schmerz durchaus wie ein Schattenſpiel verſinken, und der leichte Humor vollkommen darüber Meiſter wird. Zum Theil iſt mir dieſes aus der leiſen und leichten Behandlung erklärlich; ich glaube aber noch einen andern Grund davon in der theatraliſchen und romantiſchen Herbeiführung und Stellung der Begebenheiten zu entdecken. Das Pathetiſche erinnert an den Roman, alles übrige an die Wahrheit des Lebens. Die ſchmerzhafteſten Schläge, die das Herz bekommt, verlieren ſich ſchnell wieder, ſo ſtark ſie auch gefühlt werden, weil ſie durch etwas Wunderbares herbeigeführt wurden, und deswegen ſchneller als alles andere an die Kunſt erinnern. Wie es auch ſey, ſo viel iſt gewiß, daß der Ernſt in dem Roman nur Spiel, und das Spiel in demſelben der wahre und eigentliche Ernſt iſt, daß derSchmerz der Schein, und die Ruhe die einzige Realität iſt.

Der ſo weiſe aufgeſparte Friedrich, der durch ſeine Turbulenz am Ende die reiſe Frucht vom Baume ſchüttelt und zuſammenweht, was zuſammen gehört, erſcheint bei der Cataſtrophe gerade ſo, wie einer, der uns aus einem bänglichen Traume durch Lachen aufweckt. Der Traum flieht zu den andern Schatten, aber ſein Bild bleibt übrig, um in die

---

*) Des Wilhelm Meiſter.

Gegenwart einen höhern Geiſt, in die Ruhe und Heiterkeit einen poetiſchen Gehalt, eine unendliche Tiefe zu legen. Dieſe Tiefe bei einer ruhigen Fläche, die, überhaupt genommen, Ihnen ſo eigenthümlich iſt, iſt ein vorzüglicher Characterzug des gegenwärtigen Romans. —

176.

An Goethe.

Jena den 5. Juli 1796.

Jetzt, da ich das Ganze des Romans *) mehr im Auge habe, kann ich nicht genug ſagen, wie glücklich der Character des Helden von Ihnen gewählt worden iſt. — Sein Hang zum Reflectiren hält den Leſer im raſcheſten Laufe der Handlung ſtill, und nöthigt ihn, immer vor- und rückwärts zu ſehen, und über alles, was ſich ereignet, zu denken. Er ſammelt, ſo zu ſagen, den Geiſt, den Sinn, den innern Gehalt von allem ein, was um ihn herum vorgeht, verwandelt jedes dunkle Gefühl in einen Begriff und Gedanken, ſpricht jedes Einzelne in einer allgemeinen Form aus, legt uns von allem die Bedeutung näher, und indem er dadurch ſeinen eignen Character erfüllt, erfüllt er zugleich auf's vollkommenſte den Zweck des Ganzen. —

Ueberaus wahr und treffend ſchildert ihn ſeine Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt, wenn er Thereſe'n ſeine Lebensgeſchichte aufſetzt. Sein Werth liegt in ſeinem Gemüth, nicht in ſeinen Wirkungen, in ſeinem Streben, nicht in ſeinem Handeln. Daher muß ihm ſein Leben, ſobald er einem Andern davon Rechenſchaft geben will, immer ſo gehaltleer vorkommen. Dagegen kann eine Thereſe und ähnliche Charactere

---

*) Wilhelm Meiſter.

ihren Werth immer in baarer Münze aufzählen, immer durch ein äußeres Object documentiren. Daß Sie aber Thereſe'n einen Sinn, eine Gerechtigkeit für jene höhere Natur geben, iſt wieder ein ſchöner und zarter Characterzug. — Es hat mich in dem achten Buche ſehr gefreut, daß Wilhelm anfängt, ſich jenen impoſanten Autoritäten, Jarno und dem Abbé gegenüber mehr zu fühlen. Auch dies iſt ein Beweis, daß er ſeine Lehrjahre ziemlich zurück gelegt hat. Ich geſtehe, daß es mir ohne dieſen Beweis von Selbſtgefühl bei unſerm Helden peinlich ſeyn würde, ihn mit dieſer Claſſe ſo eng verbunden zu ſehen, wie nachher durch die Verbindung mit Natalie'n geſchieht. — Was Lothario betrifft, ſo könnte zwar geſagt werden, daß Thereſe'ns illegitime und bürgerliche Herkunft ein Familiengeheimniß ſey; aber deſto ſchlimmer, dürften einige ſagen, ſo muß er die Welt hintergehen, um ſeinen Kindern die Vortheile ſeines Standes zuzuwenden. Sie werden ſelbſt am beſten wiſſen, wie viel oder wie wenig Rückſicht auf dieſe Armſeligkeiten zu nehmen ſeyn möchte. —

177.

An Goethe.

Jena den 8. Juli 1796.

Die Art, wie Sie ſich über den Begriff der Lehrjahre und der Meiſterſchaft erklären, ſcheint beiden eine engere Grenze zu ſetzen. Sie verſtehen unter den erſten blos den Irrthum, dasjenige außer ſich zu ſuchen, was der innere Menſch ſelbſt hervorbringen muß; unter der zweiten die Ueberzeugung von der Innigkeit jenes Suchens, von der Nothwendigkeit des eignen Hervorbringens u. ſ. f. Aber läßt ſich das ganze Leben Wilhelms, ſo wie es in dem Roman vor uns liegt, wirklich auch vollkommen unter dieſem Begriffe faſſen und erſchöpfen? Wird durch dieſe Formel alles verſtändlich? Und kann er nun blos dadurch, daß ſich das Vaterherz bei ihm erklärt, wie am Schluſſe des ſiebenten Buchs geſchieht, losgeſprochen werden? Was ich alſo wünſchte, wäre dieſes, daß die Beziehung aller einzelnen Glieder des Romans auf jenen philoſophiſchen Begriff noch etwas klarer gemacht würde. Ich möchte ſagen, die Fabel iſt vollkommen wahr, auch die Moral der Fabel iſt vollkommen wahr; aber das Verhältniß der einen zu der andern ſpringt noch nicht deutlich genug in die Augen. — Ich weiß nicht, ob ich mich bei dieſen Erinnerungen recht habe verſtändlich machen können. Die Frage greift in's Ganze, und ſo iſt es ſchwer, ſie am Einzelnen gehörig darzulegen. Ein Wink iſt aber hier auch ſchon genug.

178.

An Goethe.

Jena den 28. Juli 1796.

In dieſen letzten Tagen habe ich mich nicht wohl genug gefühlt, um über etwas, was uns intereſſirt, zu reden; auch heute enthalt' ich mich, denn der Kopf iſt mir von einer ſchlafloſen Nacht zerſtört.

Die politiſchen Dinge, denen ich ſo gern immer auswich, rücken einem doch nachgerade ſehr zu Leibe. Die Franzoſen ſind in Stuttgart, wohin die Kaiſerlichen ſich anfangs geworfen haben ſollen, ſo daß jene die Stadt beſchießen mußten. Ich kann das aber nicht glauben, da Stuttgart kaum Mauern hat, und es keinem Menſchen, der bei Sinnen iſt, einfallen kann, ſich auch nur drei Stunden darin halten zu wollen. Von meiner Familie hab' ich ſeit mehreren Wochen keine Nachricht. —

179.

An Goethe.

Jena den 31. Juli 1796.

Sie können ſich von den Xenien nicht ungerner trennen, als ich ſelbſt. Außer der Neuheit und intereſſanten Eigenthümlichkeit der Idee, iſt der Gedanke, ein gewiſſes Ganzes in Gemeinſchaft mit Ihnen auszuführen, ſo reizend für mich geweſen. Aber ſeyen Sie verſichert, daß ich die Idee nicht meiner Convenienz aufgeopfert habe. Zu einem Ganzen, ſo wie es auch von dem liberalſten Leſer gefordert werden konnte, fehlte noch unüberſehlich viel. Eine mühſame Redaction hat mich mit dieſem Mangel gar ſehr bekannt gemacht. Selbſt wenn wir die zwei Monate ausſchließend dazu hätten widmen können, würde weder der ſatyriſche noch der andere Theil die nöthige Vollſtändigkeit erlangt haben. — Uebrigens iſt uns dieſe Idee und Form noch gar nicht verloren, denn es iſt noch ſo erſtaunlich viel Stoff zurück, daß dasjenige, was wir aus dem alten noch etwa dazu nehmen, darin verſchwinden wird. —

180.

An Goethe.

Jena den 1. Auguſt 1796.

Nach langem Hin- und Herüberſchwanken kommt jedes Ding doch endlich in eine wagerechte Lage. Die erſte Idee der Xenien war eigentlich eine fröhliche Poſſe, ein Schabernack, auf den Moment berechnet, und war auch ſo ganz recht. Nachher regte ſich ein gewiſſer Ueberfluß, und der Trieb zerſprengte das Gefäß. Nun hab' ich aber, nach nochmaligem Beſchlafen der Sache, die natürlichſte Auskunft von der Welt geſunden, Ihre Wünſche und die Convenienz des Almanachs zugleich zu befriedigen.

Was eigentlich den Anſpruch auf eine gewiſſe Univerſalität erregte, und mich bei der Redaction in große Verlegenheit brachte, waren die philoſophiſchen und rein poetiſchen, kurz die unſchuldigen Xenien; alſo eben die, welche in der erſten Idee auch nicht geweſen waren. Wenn wir dieſe in dem vordern und geſetzten Theil des Almanachs unter den andern Gedichten bringen, die luſtigen dagegen unter dem Namen Xenien und als ein eignes Ganzes, dem erſten Theil anſchließen, ſo iſt geholfen. Auf einem Haufen beiſammen und mit keinen ernſthaften untermiſcht, verlieren ſie ſehr vieles von ihrer Bitterkeit, der allgemein herrſchende Humor entſchuldigt jedes Einzelne, und zugleich ſtellen ſie wirklich ein Ganzes vor. —

181.

An den Hofrath Reinwald in Meinungen. *)

Jena den 19. September 1796.

Du erhältſt hier Nachricht von der Auflöſung des guten Vaters **), die, ſo ſehr ſie auch erwartet, ja gewünſcht werden mußte, uns Alle auf's tiefſte betrübt. Der Beſchluß eines ſo langen und dabei ſo thätigen Lebens iſt ſelbſt bei den Gleichgültigen und Fremden ein rührender Gegenſtand; wie muß er es denjenigen ſeyn, die er ſo nahe angeht? Ich muß mich des Nachdenkens über dieſen Gegenſtand mit Gewalt entſchlagen, weil ich die lieben Unſrigen aufzurichten habe. Es iſt ein großer Troſt für Deine Frau, daß ſie ihre kindliche Pflicht noch bis an das Sterbelager des guten Vaters hat erſtrecken und erfüllen können. — Wie ſehr die Abweſenheit Deiner Frau Dich drücken muß, fühl' ich mit Dir; aber wer kann gegen eine ſolche Kette unvermeidlicher Schickſale!

---

*) Schillers Schwager.

**) Schillers Vater war den 7. September 1796 geſtorben.

182.

An Goethe.

Jena den 19. October 1796.

Mit dem heutigen Paket haben Sie mir eine recht unverhoffte Freude gemacht. Ich fiel auch gleich über das achte Buch des Meiſter her, und empfing auf's neue die ganze volle Ladung deſſelben. Es iſt zum Erſtaunen, wie ſich der epiſche und philoſophiſche Gehalt in demſelben drängt. Was innerhalb der Form liegt, macht ein ſo ſchönes Ganze, und nach außen berührt ſie das Unendliche, die Kunſt und das Leben. In der That kann man von dieſem Roman ſagen: er iſt nirgends beſchränkt als durch die äſthetiſche Form, und wo die Form darin aufhört, da hängt er mit dem Unendlichen zuſammen. Ich möchte ihn einer ſchönen Inſel vergleichen, die zwiſchen zwei Meeren liegt.

183.

An Goethe.

Jena den 23. October 1796.

Wie lieb iſt mir's, daß Sie bald wieder auf einige Tage kommen wollen. Jetzt nachdem ich die Arbeit mit dem Almanach abgeworfen, bedarf ich eines neuen lebendigen Intereſſe ſo ſehr. Zwar hab' ich den Wallenſtein vorgenommen, aber ich gehe noch immer darum herum, und warte auf eine mächtige Hand, die mich ganz hinein wirft. Die Jahreszeit drückt mich, wie Sie, und ich meine oft, mit einem heitern Sonnenblick müßte es gehen. —

184.

An Goethe.

Jena den 18. November 1796.

Ich habe in dieſer Zeit die Quellen zu meinem Wallenſtein fleißig ſtudirt, und in der Oeconomie des Stücks einige nicht unbedeutende Fortſchritte gewonnen. Je mehr ich meine Ideen über die Form des Stücks rectificire, deſto ungeheurer erſcheint mir die Maſſe, die zu beherrſchen iſt, und wahrlich, ohne einen gewiſſen kühnen Glauben an mich ſelbſt würde ich ſchwerlich fortfahren können. —

185.

An Goethe.

Jena den 18. November 1796.

Das ſehe ich nun wohl ein, daß der Wallenſtein mir den ganzen Winter und wohl faſt den ganzen Sommer koſten kann, weil ich den widerſpenſtigſten Stoff zu behandeln habe, dem ich nur durch ein heroiſches Ausharren etwas abgewinnen kann. Da mir außerdem noch ſo manche, ſelbſt der gemeinſten Mittel fehlen, wodurch man ſich das Leben und die Menſchen näher bringt, aus ſeinem engen Daſeyn heraus und auf eine große Bühne tritt, ſo muß ich, wie ein Thier, dem gewiſſe Organe fehlen, mit denen, die ich habe, mehr thun lernen, und die Hände gleichſam mit den Füßen erſetzen. In der That verliere ich darüber eine unſägliche Kraft und Zeit, daß ich die Schranken meiner zufälligen Lage überwinde, und mir eigene Werkzeuge zubereite, um einen ſo fremden Gegenſtand, als mir die lebendige und beſonders die politiſche Welt iſt, zu ergreifen. Recht ungeduldig bin ich, mit meiner tragiſchen Fabel von Wallenſtein nur erſt ſo weit zu kommen, daß ich ihrer Qualification zur Tragödie vollkommen gewiß bin; denn wenn ich es anders fände, ſo würde ich zwar die Arbeit nicht ganz aufgeben, weil ich ſchon ſo viel daran gebildet habe, um ein würdiges dramatiſches Tableau daraus zu machen; aber ich würde doch die Maltheſer *) noch vorher ausarbeiten, die bei einer viel einfachern Organiſation entſchieden zur Tragödie qualificirt ſind. —

186.

An Goethe.

Jena den 18. November 1796.

Von Ihrer freundlichen Einladung werde ich ſchwerlich Gebrauch machen können, da ich die miſerable Jahrszeit und Witterung in allen Nerven ſpüre und mich nun eben ſo hinhalte. —

Mit dem Wallenſtein geht es zwar jetzt ſehr langſam, weil ich noch immer das Meiſte mit dem rohen Stoff zu thun habe, der noch nicht ganz beiſammen iſt. Aber ich fühle mich ihm noch immer gewachſen, und in die Form hab' ich manchen hellen und beſtimmten Blick gethan. Was ich will und ſoll, auch was ich habe, iſt mir jetzt ziemlich klar; es kommt nun noch blos darauf an, mit dem, was ich in und vor mir

---

*) S. den Plan dieſes Trauerſpiels in Schillers Werken. Bd. 12. S. 401 u. f.

habe, das auszurichten, was ich will und was ich ſoll. In Rückſicht auf den Geiſt, in welchem ich arbeite, werden Sie wahrſcheinlich mit mir zufrieden ſeyn. Es will mir ganz gut gelingen, meinen Stoff außer mir zu halten, und nur den Gegenſtand zu geben. Beinahe möcht' ich ſagen, das Süjet intereſſirt mich gar nicht, und ich habe nie eine ſolche Kälte gegen meinen Gegenſtand mit einer ſolchen Wärme für die Arbeit in mir vereinigt. Den Hauptcharacter, ſo wie die meiſten Nebencharactere, tractire ich wirklich bis jetzt mit der reinen Liebe des Künſtlers. Blos für den nächſten, nach dem Hauptcharacter, den jungen Piccolomini, bin ich durch meine eigene Zuneigung intereſſirt, wobei das Ganze übrigens eher gewinnen, als verlieren ſoll.

Was die dramatiſche Handlung, als die Hauptſache, anbetrifft, ſo will mir der wahrhaft undankbare und unpoetiſche Stoff freilich noch nicht ganz pariren; es ſind noch Lücken im Gange, und manches will ſich gar nicht in die engen Grenzen einer Tragödien-Oeconomie hinein begeben. Auch iſt das Proton-Pſeudos in der Cataſtrophe, wodurch ſie für eine tragiſche Entwicklung ſo ungeſchickt iſt, noch nicht ganz überwunden. Das eigentliche Schickſal thut noch zu wenig, und der eigene Fehler des Helden noch zu viel zu ſeinem Unglück. Mich tröſtet hier aber einigermaßen das Beiſpiel des Macbeth, wo das Schickſal ebenfalls weit weniger Schuld hat, als der Menſch, daß er zu Grunde geht. —

187.

An Goethe.

Jena den 6. December 1796.

Ich habe einige Tage wieder durch ſchlechtes Schlafen beinahe ganz verloren, und mich dadurch in meiner Arbeit, die ſonſt ganz gut vorrückt, ſehr unangenehm unterbrochen geſehen. Freilich reizt eine ſolche Beſchäftigung, wie meine gegenwärtige, die empfindliche, kränkliche Natur ſtärker, eben weil ſie den ganzen Menſchen mehr und anhaltender bewegt —

188.

An Goethe

Jena den 9. December 1796.

Dank Ihnen für das vorgeſtern Ueberſendete. Die Elegie macht einen eignen tiefen rührenden Eindruck, der keines Leſers Herz, wenn er eins hat, verfehlen kann. Ihre nahe Beziehung auf eine beſtimmte Exiſtenz giebt ihr noch einen Nachdruck mehr, und die hohe ſchöne Ruhe miſcht ſich darin ſo ſchön mit der leidenſchaftlichen Farbe des Augenblicks. Es iſt mir eine neue troſtreiche Erfahrung, wie der poetiſche Geiſt alles Gemeine der Wirklichkeit ſo ſchnell und ſo glücklich unter ſich bringt, und durch einen Schwung, den er ſich ſelbſt giebt, aus dieſen Banden heraus iſt, ſo daß die gemeinen Seelen ihm nur mit hoffnungsloſer Verzweiflung nachſehen können. —

189.

An Goethe.

Jena den 17. December 1796.

Meine Arbeit *) rückt mit lebhaftem Schritt weiter. Es iſt mir nicht möglich geweſen, ſo lange, wie ich anfangs

---

*) Wallenſtein.

wollte, die Vorbereitung und den Plan von der Ausführung zu trennen. Sobald die feſten Puncte einmal gegeben waren, und ich überhaupt nur einen ſichern Blick durch das Ganze bekommen, habe ich mich gehen laſſen, und ſo wurden, ohne daß ich es eigentlich zur Abſicht hatte, viele Scenen im erſten Act gleich ausgeführt. Meine Anſchauung wird mit jedem Tage lebendiger, und eins bringt das andere herbei.

Gegen den Dreikönigs-Tag, denk' ich, ſoll der erſte Act, der auch bei weitem der längſte wird, ſo weit fertig ſeyn, daß Sie ihn leſen können. Denn ehe ich mich weiter hinein wage, möcht' ich gern wiſſen, ob es der gute Geiſt iſt, der mich leitet. Ein böſer iſt es nicht, das weiß ich wohl gewiß, aber es giebt ſo viele Stufen zwiſchen beiden. —

Ich bin, nach reifer Ueberlegung, bei der lieben Proſa geblieben, die dieſem Stoff auch viel mehr zuſagt.

190.

An Goethe.

Jena den 11. Januar 1797.

Unthätig bin ich gar nicht geweſen, wiewohl in dieſen drückenden düſtern Wintertagen Alles ſpäter reift, und die rechte Geſtalt ſich ſchwerer findet. Indeſſen, ich ſehe doch in's Helle, und mein Stoff unterwirft ſich mir immer mehr. Die erſte Bedingung eines glücklichen Fortgangs meiner Arbeit iſt eine leichtere Luft und Bewegung. Ich bin daher entſchloſſen, mit den erſten Regungen des Frühjahrs den Ort zu verändern, und mir, wo möglich in Weimar, ein Gartenhaus, wo heizbare Zimmer ſind, auszuſuchen. Das iſt mir jetzt ein dringendes Bedürfniß, und kann ich dieſen Zweck zugleich mit einer größern und leichtern Communication mit Ihnen vereinigen, ſo ſind vor der Hand meine Wünſche erfüllt. Ich denke wohl, daß es gehen wird. —

191.

An Goethe.

Jena den 17. Januar 1797.

Ihr letzter Beſuch, ſo kurz er auch war, hat eine gewiſſe Stagnation bei mir gehoben, und meinen Muth erhöht. Sie haben mich durch Ihre Beſchreibungen wieder in die Welt geführt, von der ich mich ganz abgetrennt fühlte. — Beſonders aber freut mich Ihre lebhafte Neigung zu einer fortgeſetzten poetiſchen Thätigkeit. Ein neues ſchöneres Leben thut ſich dadurch vor Ihnen auf, es wird ſich auch mir, nicht nur in dem Werke, es wird ſich mir auch durch die Stimmung, in die es Sie verſetzt, mittheilen, und mich erquicken. Ich wünſchte beſonders jetzt die Chronologie Ihrer Werke zu wiſſen; es ſollte mich wundern, wenn ſich an den Entwicklungen Ihres Weſens nicht ein gewiſſer nothwendiger Gang der Natur im Menſchen überhaupt nachweiſen ließe. Sie müſſen eine gewiſſe, nicht ſehr kurze, Epoche gehabt haben, die ich Ihre analytiſche Periode nennen möchte, wo Sie durch die Theilung und Trennung zu einem Ganzen ſtrebten, wo Ihre Natur gleichſam mit ſich ſelbſt zerfallen war, und ſich durch Kunſt und Wiſſenſchaft wieder herzuſtellen ſuchte. Jetzt, deucht mir, kehren Sie, ausgebildet und reif, zu Ihrer Jugend zurück, und werden die Frucht mit der Blüthe verbinden. Dieſe zweite Jugend iſt die Jugend der Götter und unſterblich wie dieſe. —

Ihre kleine und große Idylle und auch neuerlich Ihre Elegie zeigen dieſes, ſo wie die alten Elegien und Epigramme. Ich möchte aber von den frühern Werken vom Meiſter ſelber die Geſchichte wiſſen. Es iſt keine verlorne Arbeit, dasjenige aufzuſchreiben, was Sie davon wiſſen. Man kann Sie ohne das nicht ganz kennen lernen. —

193.

An C. G. Körner.

Jena im Januar 1797.

Noch immer liegt das unglückſelige Werk [*]) formlos und endlos vor mir da. Keines meiner alten Stücke hat ſo viel Zweck und Form, als der **Wallenſtein** jetzt ſchon hat; aber ich weiß jetzt zu genau, was ich will, und was ich ſoll, als daß ich mir das Geſchäft ſo leicht machen könnte. Es iſt mir faſt Alles abgeſchnitten, wodurch ich dieſem Stoffe, nach meiner gewohnten Art, beikommen könnte. Von dem Inhalte hab' ich faſt nichts zu erwarten; Alles muß durch eine glückliche Form bewerkſtelligt werden. —

Du wirſt, dieſer Schilderung nach, fürchten, daß mir die Luſt an dem Geſchäft vergangen ſey, oder, wenn ich dabei wider meine Neigung beharre, daß ich meine Zeit dabei verlieren werde. Sey aber unbeſorgt, meine Luſt iſt nicht im geringſten geſchwächt, und eben ſo wenig meine Hoffnung eines trefflichen Erfolgs. Gerade ſo ein Stoff mußte es ſeyn, an dem ich mein neues dramatiſches Leben eröffnen konnte. Hier, wo ich nur auf der Breite eines Scheermeſſers gehe, wo jeder Seitenſchritt das Ganze zu Grunde richtet, kurz, wo ich nur durch die einzige innere Wahrheit, Nothwendigkeit, Stetigkeit und Beſtimmtheit meinen Zweck erreichen kann, muß die entſcheidende Criſe mit meinem poetiſchen Charakter erfolgen. Auch iſt ſie ſchon ſtark im Anzuge, denn ich tractire mein Geſchäft ganz anders, als ich ehemals pflegte. Der Stoff und Gegenſtand iſt ſo ſehr außer mir, daß ich ihm kaum eine Neigung abgewinnen kann; er läßt mich beinahe kalt und gleichgültig, und doch bin ich für die Arbeit begeiſtert.

---

[*]) **Wallenſtein.**

Zwei Figuren ausgenommen, an die mich Neigung feſſelt, behandle ich alle übrigen, und vorzüglich den Hauptcharacter, blos mit der reinen Liebe des Künſtlers, und ich verſpreche Dir, daß ſie dadurch um nichts ſchlechter ausfallen ſollen. Aber zu dieſem blos objectiven Verfahren war und iſt mir das weitläuftige und freudloſe Studium der Quellen unentbehrlich; denn ich mußte die Handlung, wie die Charactere, aus ihrer Zeit, ihrem Local, und dem ganzen Zuſammenhange der Begebenheiten ſchöpfen, welches ich weit weniger nöthig hätte, wenn ich mich durch eigene Erfahrung mit Menſchen und Unternehmungen aus dieſer Claſſe hätte bekannt machen können. Ich ſuche abſichtlich in den Geſchichtsquellen eine Begränzung, um meine Ideen durch die Umgebung der Umſtände ſtreng zu beſtimmen und zu verwirklichen. Davor bin ich ſicher, daß mich das Hiſtoriſche nicht herabziehen oder lähmen wird. Ich will dadurch meine Figuren und meine Handlung blos beleben; beſeelen muß ſie diejenige Kraft, die ich allenfalls ſchon habe zeigen können, und ohne welche ja überhaupt kein Gedanke an dieſes Geſchäft von Anfang an möglich geweſen wäre.

193.

An Sophie la Roche *).

Jena den 15. Januar 1797.

Ihr Brief, meine edle, vortreffliche Freundin, den ich heute erhielt, hat mir eine unbeſchreibliche Freude gemacht. Sie haben mich alſo nicht ganz vergeſſen, ja, Sie ſind ſo gut und lieb, daß Sie mich an dem ſchönen Eindruck wollen Theil nehmen laſſen, den eins meiner Lieder auf Sie gemacht

---

*) Geborne Gutermann, geb. 1731 zu Kaufbeuren, geſt. 1807 zu Offenbach, als Wittwe des verſtorbenen Churfürſtl. Trierſchen Geh. Raths und Kanzlers G. M. la Roche.

hat *). Ich werde dieſes Lied von nun an höher halten, und mit mehr Liebe daran hängen, da es mir eine ſo verehrte liebe Freundin zurückgiebt, und fähig geweſen iſt, ihre eigenen Empfindungen auszuſprechen und die Trauer Ihres mütterlichen Herzens **) zu ſanfter Wehmuth zu mildern. Wie wohlthätig ſind doch die Muſen! Sie wiſſen das ſchönſte Band zwiſchen denen zu flechten, die ſich ihrem Dienſte weih'n, ſie haben mir auch das ſchöne Herz einer Freundin gewonnen, für die ich lange ein fremdes Weſen war!

Meine Lotte dankt Ihnen auf's herzlichſte für Ihr Andenken; ſie hat ſich Ihrer ſtets mit Liebe erinnert. Ich weiß, meine edle Freundin, daß Sie an unſerm Glück aufrichtigen Antheil nehmen, und ſo erfreut es Sie gewiß zu hören, daß ich im ſtillen Kreis meiner Familie, mit meiner lieben Frau und zwei geſunden hoffnungsvollen Knaben, davon der älteſte bald vier Jahr iſt, mich recht glücklich fühle, und meine eigne ſchwache Geſundheit leicht verſchmerze. — Erhalten Sie mir Ihr liebes Andenken, und glauben Sie, daß ich den Augenblick, der mich von der Fortdauer des Ihrigen verſicherte, unter die angenehmſten meines Lebens rechne. Möge Freundſchaft und Liebe um Sie geſchäftig ſeyn, Ihr Leben zu erheitern und zu verſchönern.

194.

An Goethe.

Jena den 24. Januar 1797.

Die paar heitern Tage haben mich wieder in die Luft gelockt, und mir wohlgethan. Mit der Arbeit geht's aber jetzt langſam, weil ich gerade in der ſchwerſten Criſe bin. Das ſeh' ich jetzt klar, daß ich Ihnen nicht eher etwas zeigen kann, als bis ich über alles mit mir ſelbſt im Reinen bin. Mit mir ſelbſt können Sie mich nicht einig machen, aber mein Selbſt ſollen Sie mir helfen mit dem Object übereinſtimmend zu machen. Was ich Ihnen alſo vorlege, muß ſchon mein Ganzes ſeyn, ich meine juſt nicht mein ganzes Stück, ſondern meine ganze Idee davon. Der radicale Unterſchied unſerer Naturen, in Rückſicht auf die Art, läßt überhaupt keine andere recht wohlthätige Mittheilung zu, als wenn das Ganze ſich dem Ganzen gegenüber ſtellt. Im Einzelnen werd' ich Sie zwar nicht irre machen können, weil Sie feſter auf ſich ſelbſt ruhen, als ich; aber Sie würden mich leicht über den Haufen werfen können. —

---

*) Die Klage der Ceres. S. dieß Gedicht in Schiller's Werken. Bd. 9. Abth. 1. S. 50 u. f.

**) Ueber den Tod ihres Sohnes Franz.

195.

An Goethe.

Jena den 21. Januar 1797.

Ich bin jetzt genöthigt, mich in der Wahl einer Wohnung zu beeilen, da ein Gartenhaus hier zu verkaufen iſt, welches mir convenient wäre, wenn ich hier wohnen bleiben wollte. Da ich nothwendig auf einen Garten ſehen muß, und die Gelegenheit ſo leicht nicht wieder kommen könnte, ſo müßte ich zugreifen.

Nun ſind aber verſchiedene überwiegende Gründe da, warum ich doch lieber in Weimar wohnen möchte, und könnte ich dort eine Wohnung von derſelben Art finden, ſo möchte ich es wohl vorziehen. Nach den Erkundigungen, die ich habe anſtellen laſſen, wird dieſes aber ſchwer halten. Da Sie neulich von Ihrem Gartenhaus ſprachen und meinten, es habe Raum genug, ſo wünſchte ich zu wiſſen, ob Sie es vielleicht für eine längere Zeit entbehren und es mir ordentlich vermiethen könnten. Es iſt ja ohnehin Schade, daß es daſteht, ohne ſich zu verintereſſiren, und mir wäre ſehr damit geholfen. — Wären Sie dazu nicht ungeneigt, und qualificirte ſich das Haus in den weſentlichen Dingen dazu, Sommers und Winters bewohnt zu werden, ſo würden wir über die Veränderungen, die noch nöthig wären, leicht mit einander einig werden können. —

196.

An Goethe.

Jena den 7. Februar 1797.

Sie haben mir in dieſen letzten Botentagen einen ſolchen Reichthum von Sachen zugeſchickt, daß ich mit dem Beſichtigen noch gar nicht habe fertig werden können, beſonders da mir von der einen Seite ein Garten, den ich im Handel habe, und von der andern eine Liebesſcene in meinem zweiten Act *) den Kopf nach ſehr verſchiedenen Richtungen bewegen. —

Von meiner Arbeit und Stimmung dazu kann ich jetzt gerade wenig ſagen, da ich in der Criſe bin, und mein Beſtes zuſammennehme, um ſie gut zu überſtehen. In ſofern iſt mir's lieb, daß die Urſache, die Sie abhält, hieher zu kommen, gerade dieſen Monat trifft, wo ich mich am meiſten nöthig habe zu iſoliren. —

---

*) Des Wallenſtein.

197.

An Goethe.

Jena den 9. Februar 1797.

Ich habe jetzt ein zweites Gebot auf den Schmidtiſchen Garten gethan, 1150 Rthlr., und hoffe ihn um 1200 Rthlr. zu bekommen. Es iſt vor der Hand nur ein leichtes Sommerhaus, und wird auch wohl noch ein hundert Thaler koſten, um nur im Sommer bewohnbar zu ſeyn. Aber dieſe Verbeſſerung meiner Exiſtenz iſt mir alles werth. Wenn ich erſt im Beſitz bin, und Sie hier ſind, dann wollen wir Sie bitten, uns zu rathen und zu helfen. —

198.

An Goethe.

Jena den 17. Februar 1797.

Jetzt wird meine Sehnſucht, Luſt und Lebensart zu verändern, ſo laut und ſo dringend, daß ich es kaum mehr aushalten kann. Wenn ich mein Gartenhaus einmal beſitze und keine große Kälte mehr nachkommt, ſo mache ich mich in vier Wochen hinaus. Eher komme ich auch mit meiner Arbeit nicht recht vorwärts, denn es iſt mir, als könnt' ich in dieſen verwünſchten Wänden gar nichts mehr hervorbringen. —

199.

An Goethe.

Jena den 4. April 1797.

Aus der bisherigen Abwechſelung und Geſelligkeit bin ich auf einmal in die größte Einſamkeit verſetzt und auf mich ſelbſt zurückgeführt. — Ich wende dieſe Stille dazu an, über meine tragiſch-dramatiſchen Pflichten nachzudenken. Nebenher entwerfe ich ein detaillirtes Scenarium des ganzen Wallenſtein, um mir die Ueberſicht der Momente und des Zuſammenhangs auch durch die Augen mechaniſch zu erleichtern.

Ich finde, je mehr ich über mein eignes Geſchäft und über die Behandlungsart der Tragödie bei den Griechen nachdenke, daß der ganze Cardo rei in der Kunſt liegt, eine poetiſche Fabel zu erfinden. Der Neuere ſchlägt ſich mühſelig und ängſtlich mit Zufälligkeiten und Nebendingen herum, und über dem Beſtreben, der Wirklichkeit recht nahe zu kommen, beladet er ſich mit dem Leeren und Unbedeutenden, und darüber läuft er Gefahr, die tiefliegende Wahrheit zu verlieren, worin eigentlich alles Poetiſche liegt. Er möchte gern einen wirklichen Fall vollkommen nachahmen, und bedenkt nicht, daß eine poetiſche Darſtellung mit der Wirklichkeit eben darum, weil ſie abſolut wahr iſt, niemals coincidiren kann.

Ich habe dieſer Tage den Philoktet und die Trachinierinnen geleſen, und die letztern mit großem Wohlgefallen. Wie trefflich iſt der ganze Zuſtand, das Empfinden, die Exiſtenz der Dejanira gefaßt! wie ganz iſt ſie Hausfrau des Herkules, wie individuell, wie nur für dieſen einzigen Fall paſſend iſt dies Gemälde, und doch wie tief menſchlich, wie ewig wahr und allgemein! Auch im Philoktet iſt alles aus der Lage geſchöpft, was ſich nur daraus ſchöpfen ließ; und bei dieſer Eigenthümlichkeit des Falles beruht doch alles wieder auf dem ewigen Grund der menſchlichen Natur.

Es iſt mir aufgefallen, daß die Charactere des griechiſchen Trauerſpiels mehr oder weniger idealiſche Masken und keine eigentlichen Individuen ſind, wie ich ſie in Shakſpear und auch in Ihren Stücken finde. So iſt z. B. Ulyſſes im Ajax und im Philoktet offenbar nur das Ideal der liſtigen, über ihre Mittel nie verlegenen, engherzigen Klugheit; ſo iſt Kreon im Oedip und in der Antigone blos die kalte Königswürde. Man kommt mit ſolchen Characteren in der Tragödie offenbar viel beſſer aus, ſie exponiren ſich geſchwinder, und ihre Züge ſind permanenter und feſter. Die Wahrheit leidet dadurch nichts, weil ſie bloßen logiſchen Weſen eben ſo entgegengeſetzt ſind, als bloßen Individuen. —

Dieſer Tage bin ich mit einem großen prächtigen Pergamentbogen aus Stockholm überraſcht worden. Ich glaubte, wie ich das Diplom mit dem großen wächſernen Siegel aufſchlug, es müßte wenigſtens eine Penſion herausſpringen; am Ende war's aber blos ein Diplom der Academie der Wiſſenſchaften. Indeſſen freut es immer, wenn man ſeine Wurzeln ausdehnt, und ſeine Exiſtenz in Andere eingreifen ſieht. —

200.

An Goethe.

Jena den 7. April 1797.

Unter einigen cabbaliſtiſchen und aſtrologiſchen Werken, die ich mir aus der hieſigen Bibliothek habe geben laſſen, hab' ich auch einen Dialog über die Liebe, aus dem Hebräiſchen in's Lateiniſche überſetzt, gefunden, der mich nicht nur ſehr beluſtigt, ſondern auch in meinen aſtrologiſchen Kenntniſſen viel weiter gefördert hat. Die Vermiſchung der chemiſchen, mythologiſchen und aſtrologiſchen Dinge iſt hier recht in's Große getrieben, und liegt wirklich zum poetiſchen Gebrauche da. Einige verwunderſam ſinnreiche Vergleichungen der Planeten mit menſchlichen Gliedmaßen laſſ' ich Ihnen herausſchreiben. Man hat von dieſer barocken Vorſtellungsart keinen Begriff, bis man die Leute ſelbſt hört. Indeſſen bin ich nicht ohne Hoffnung, dieſem aſtrologiſchen Stoffe eine poetiſche Dignität zu geben.

Ueber die letzthin berührte Materie von Behandlung der Charactere freue ich mich, wenn wir wieder zuſammen kommen, meine Begriffe mit Ihrer Hülfe noch recht in's Klare zu bringen. Die Sache ruht auf dem innerſten Grunde der Kunſt, und ſicherlich können die Wahrnehmungen, welche man von den bildenden Künſten hernimmt, auch in der Poeſie viel aufklären. Auch bei Shakſpear iſt es mir heute, wie ich den Julius Cäſar mit Schlegel'n durchging, recht merkwürdig geweſen, wie er das gemeine Volk mit einer ſo ungemeinen Großheit behandelt. Hier, bei der Darſtellung des Volkscharacters, zwang ihn ſchon der Stoff, mehr ein poetiſches Abſtractum als Individuum im Auge zu haben, und darum finde ich ihn hier den Griechen äußerſt nah. Wenn man einen zu ängſtlichen Begriff von Nachahmung des Wirklichen zu einer ſolchen Scene mitbringt, ſo muß einen die Maſſe und Menge mit ihrer Bedeutungsloſigkeit nicht wenig embarraſſiren; aber mit einem kühnen Griff nimmt Shakſpear ein paar Figuren, ich möchte ſagen, nur ein paar Stimmen aus der Maſſe heraus, läßt ſie für das ganze Volk gelten, und ſie gelten das wirklich; ſo glücklich hat er gewählt.

Es geſchähe den Poeten und Künſtlern ſchon dadurch ein großer Dienſt, wenn man nur erſt in's Klare gebracht hätte, was die Kunſt von der Wirklichkeit wegnehmen oder fallen laſſen muß. Das Terrain würde leichter und reiner, das Kleine und Unbedeutende verſchwände, und für das Große würde Platz. Schon in der Behandlung der Geſchichte iſt dieſer Punkt von der größten Wichtigkeit, und ich weiß, wie viel der unbeſtimmte Begriff darüber mir ſchon zu ſchaffen gemacht hat. —

201.

An Goethe.

Jena den 14. April 1797.

Ihre Entdeckungen in den fünf Büchern Moſis beluſtigen mich ſehr. Schreiben Sie ja Ihre Gedanken auf, Sie möchten des Weges ſobald nicht wieder kommen. So viel ich mich erinnere, haben Sie ſchon vor etlichen zwanzig Jahren mit dem Neuen Teſtament Krieg gehabt. Ich muß geſtehen, daß ich in allem, was hiſtoriſch iſt, den Unglauben zu jenen Urkunden gleich ſo entſchieden mitbringe, daß mir Ihre Zweifel an einem einzigen Factum noch ſehr raiſonnabel vorkommen. Mir iſt die Bibel nur wahr, wo ſie naiv iſt; in allem andern, was mit einem eigentlichen Bewußtſeyn geſchrieben iſt, fürchte ich einen Zweck und einen ſpätern Urſprung. —

202.

An Goethe.

Jena den 18. April 1797.

In meinen Arbeiten bin ich noch immer nicht viel vorwärts gekommen. — Den Garten hoff' ich in vier Tagen beziehen zu können, und dann wird mein erſtes Geſchäft ſeyn, ehe ich weiter fortfahre, die poetiſche Fabel meines Wallenſtein mit völliger Ausführlichkeit niederzuſchreiben. Nur auf dieſe Art kann ich mich verſichern, daß ſie ein ſtetiges Ganzes, daß alles durchgängig beſtimmt iſt. So lange ich ſie blos im Kopfe herumtrage, muß ich fürchten, daß Lücken übrig bleiben; die ordentliche Erzählung zwingt zur Rechenſchaft. Dieſe detaillirte Erzählung lege ich Ihnen alsdann vor, ſo können wir darüber communiciren. —

Wie freue ich mich, in's Künftige jeden ſchönen Sonnenblick auch gleich im Freien genießen zu können. Vor einigen Tagen wagte ich mich zu Fuß und durch einen ziemlich großen Umweg in meinen Garten. —

203.

An Goethe.

Jena den 21. April 1797.

Es wird mir aus Allem, was Sie ſagen, immer klarer, daß die Selbſtſtändigkeit ſeiner Theile einen Hauptcharacter des epiſchen Gedichts ausmacht. Die bloße, aus dem Innerſten herausgeholte Wahrheit iſt der Zweck des epiſchen Dichters: er ſchildert uns blos das ruhige Daſeyn und Wirken der Dinge nach ihren Naturen; ſein Zweck liegt ſchon in jedem Punkt ſeiner Bewegung; darum eilen wir nicht ungeduldig zu einem Ziele, ſondern verweilen mit Liebe bei jedem Schritte. Er erhält uns die höchſte Freiheit des Gemüths, und da er uns in einen ſo großen Vortheil ſetzt, ſo macht er dadurch ſich ſelbſt das Geſchäft deſto ſchwerer: denn wir machen nun alle Anforderungen an ihn, die in der Integrität und in der allſeitigen vereinigten Thätigkeit unſrer Kräfte gegründet ſind. Ganz im Gegentheil raubt uns der tragiſche Dichter unſre Gemüthsfreiheit, und indem er unſre Thätigkeit nach einer einzigen Seite richtet und concentrirt, ſo vereinfacht er ſich ſein Geſchäft um vieles, und ſetzt ſich in Vortheil, indem er uns in Nachtheil verſetzt. —

204.

An Goethe.

Jena den 27. April 1797.

Was Sie den beſten dramatiſchen Stoff nennen (wo nämlich die Expoſition ſchon ein Theil der Entwicklung iſt) das iſt z. B. in den Zwillingen des Shakſpear geleiſtet. Ein ähnliches Beiſpiel iſt von der Tragödie mir nicht bekannt, obgleich der Oedipus rex ſich dieſem Ideal ganz erſtaunlich nähert.

Aber ich kann mir ſolche dramatiſche Stoffe recht wohl denken, wo die Expoſition gleich auch Fortſchritt der Handlung iſt. Gleich der *Macbeth* gehört darunter; ich kann auch die *Räuber* nennen.

Dem Epiker möcht' ich eine Expoſition gar nicht einmal zugeben; wenigſtens nicht in dem Sinne, wie die des Dramatikers iſt. Da er uns nicht ſo auf das Ende zutreibt, wie dieſer, ſo rücken Anfang und Ende in ihrer Dignität und Bedeutung weit näher an einander, und nicht, weil ſie zu etwas führt, ſondern weil ſie ſelber etwas iſt, muß die Expoſition uns intereſſiren. Ich glaube, daß man dem dramatiſchen Dichter hierin weit mehr nachſehen muß; eben weil er ſeinen Zweck in die Folge und an das Ende ſetzt, ſo darf man ihm erlauben, den Anfang mehr als Mittel zu behandeln. Er ſteht unter der Cathegorie der Cauſalität, der Epiker unter der Subſtantialität; dort kann und darf etwas als Urſache von etwas Anderm daſeyn, hier muß alles ſich ſelbſt um ſeiner ſelbſt willen geltend machen. —

205.

An Goethe.

Jena den 2. Mai 1797.

Ich begrüße Sie aus meinem Garten, in den ich heute eingezogen bin. Eine ſchöne Landſchaft umgiebt mich, die Sonne geht freundlich unter, und die Nachtigallen ſchlagen. Alles um mich herum erheitert mich, und mein erſter Abend auf dem eignen Grund und Boden iſt von der fröhlichſten Vorbedeutung.

Dies iſt aber auch alles, was ich Ihnen heute ſchreiben kann; denn über den Arrangements iſt mir der Kopf ganz wüſt geworden. Morgen hoff' ich endlich mit rechter Luſt wieder an die Arbeit zu gehen und dabei zu beharren. —

206.

An Goethe.

Jena den 16. Mai 1797.

Dadurch, daß Sie eine Woche ſpäter kommen, entgehen Sie einem großen Schmutz in meinem Hauſe; denn ich habe mich doch entſchließen müſſen, die Gartenſeite des Hauſes zu unterſchwellen, welches heute angefangen worden. Bis jetzt hat mir eigentlich blos die Neuheit dieſer Exiſtenz den Aufenthalt im Garten reizend machen können, denn entweder war das Wetter nicht freundlich, oder das Bauweſen raubte mir die Ruhe. Es bekommt mir übrigens ſehr wohl hier, und an die Arbeit gewöhn' ich mich auch wieder. —

207.

An Goethe.

Jena den 18. Juni 1797.

Seit Ihrer Entfernung habe ich ſchon einen Vorſchmack der großen Einſamkeit, in die mich Ihre völlige Abreiſe verſetzen wird. Glücklicherweiſe iſt mir das Wetter jetzt günſtig, und ich kann im Freien leben. — Ich ſehe einer poetiſchen Thätigkeit jetzt mit rechter Luſt entgegen, und hoffe in den zwei nächſten Monaten auch etwas zu Stande zu bringen. —

Die Entſcheidung, ob Sie weiter gehen werden, als nach der Schweiz, iſt auch mir wichtig, und ich erwarte ſie mit Ungeduld. Je mehr Verhältniſſen ich jetzt abgeſtorben bin, einen deſto größern Einfluß haben die wenigen auf meinen Zuſtand, und den entſcheidendſten hat Ihre Gegenwart. Die letzten vier Wochen haben wieder Vieles in mir bauen und gründen helfen. Sie gewöhnen mir immer mehr die Tendenz ab (die in allem Practiſchen und beſonders Poetiſchen eine

Unart iſt) vom Allgemeinen zum Individuellen zu gehen, und führen mich umgekehrt von einzelnen Fällen zu großen Geſetzen fort. Der Punct iſt immer klein und eng, von dem Sie auszugehen pflegen, aber er führt mich in's Weite, und macht mir dadurch in meiner Natur wohl, anſtatt daß ich auf dem andern Wege, dem ich mir ſelbſt überlaſſen, ſo gern folge, immer vom Weiten in's Enge komme, und das unangenehme Gefühl habe, mich am Ende ärmer zu ſehen, als am Anfang. —

208.

An Goethe.

Jena den 26. Juni 1797.

Den Fauſt habe ich wieder geleſen, und mir ſchwindelt ordentlich vor der Auflöſung. Dies iſt indeß ſehr natürlich, denn die Sache beruht auf einer Anſchauung, und ſo lang man die nicht hat, muß ein ſelbſt nicht ſo reicher Stoff den Verſtand in Verlegenheit ſetzen. Was mich darin ängſtigt, iſt, daß mir der Fauſt ſeiner Anlage nach auch eine Totalität der Materie zu erfordern ſcheint, wenn am Ende die Idee ausgeführt erſcheinen ſoll, und für eine ſo hoch aufquellende Maſſe finde ich keinen poetiſchen Reif, der ſie zuſammenhält. —

In Rückſicht auf die Behandlung finde ich die große Schwierigkeit, zwiſchen dem Spaß und dem Ernſt glücklich durchzukommen. Verſtand und Vernunft ſcheinen mir in dieſem Stoff auf Tod und Leben mit einander zu ringen. Bei der jetzigen fragmentariſchen Geſtalt des Fauſt fühlt man dieſes ſehr, aber man verweiſt die Erwartung auf das entwickelte Ganze. Der Teufel behält durch ſeinen Realism vor dem Verſtand, und der Fauſt vor dem Herzen Recht. Zuweilen aber ſcheinen ſie ihre Rollen zu tauſchen, und der Teufel nimmt die Vernunft gegen den Fauſt in Schutz. —

Eine Schwierigkeit finde ich darin, daß der Teufel durch ſeinen Character, der realiſtiſch iſt, ſeine Exiſtenz, die idealiſtiſch iſt, aufhebt. Die Vernunft nur kann ihn ſo, wie er da iſt, gelten laſſen und begreifen. — Ich bin überhaupt ſehr erwartend, wie die Volksfabel ſich dem philoſophiſchen Theil des Ganzen anſchmiegen wird. —

209.

An Goethe.

Jena den 7. Juli 1797.

Mir deucht, daß die neuern Analytiker durch ihre Bemühungen, den Begriff des Schönen abzuſondern und in einer gewiſſen Reinheit aufzuſtellen, ihn beinahe ausgehöhlt und in einen leeren Schall verwandelt haben, daß man in der Entgegenſetzung des Schönen gegen das Richtige und Treffende viel zu weit gegangen iſt, und eine Abſonderung, die blos der Philoſoph macht, und die blos von einer Seite ſtatthaft iſt, viel zu grob genommen hat.

Viele, finde ich, fehlen wieder auf eine andere Art, daß ſie den Begriff der Schönheit viel zu ſehr auf den Inhalt der Kunſtwerke als auf die Behandlung beziehen, und ſo müſſen ſie freilich verlegen ſeyn, wenn ſie den Vaticaniſchen Apoll und andere ähnliche, durch ihren Inhalt ſchon ſchöne Geſtalten, mit dem Laokoon, mit einem Faun oder andern peinlichen oder ignobeln Repräſentationen unter Einer Idee von Schönheit begreifen ſollen.

Es iſt, wie Sie wiſſen, mit der Poeſie derſelbe Fall. Wie hat man ſich von jeher gequält und quält ſich noch, die derbe, oft niedrige und häßliche Natur im Homer und in den Tragikern bei den Begriffen durchzubringen, die man ſich von dem griechiſchen Schönen gebildet hat. Möchte es doch einmal einer wagen, den Begriff und ſelbſt das Wort Schönheit, an welches einmal alle jene falſchen Begriffe unzertrennlich geknüpft ſind, aus dem Umlauf zu bringen, und, wie billig, die Wahrheit in ihrem vollſtändigſten Sinne an ſeine Stelle zu ſetzen. —

Ich habe jetzt überlegt, daß der muſikaliſche Theil des Almanachs vor allen Dingen fertig ſeyn muß, weil der Componiſt ſonſt nicht fertig wird. Deswegen bin ich an mein Glockengießerlied *) gegangen, und ſtudire ſeit geſtern in Krünitz'ens Encyclopädie, wo ich ſehr viel profitire. Dieſes Gedicht liegt mir ſehr am Herzen, es wird aber mehrere Wochen koſten, weil ich ſo vielerlei verſchiedene Stimmungen dazu brauche, und eine große Maſſe zu verarbeiten iſt. Ich hätte auch nicht übel Luſt noch vier oder fünf Nadoweſſiſche Lieder nachfolgen zu laſſen, um dieſe Natur, in die ich einmal hineingegangen, durch mehrere Zuſtände durchzuführen. —

210.

An Goethe.

Jena den 21. Juli 1797.

Die ſchönſte und die fruchtbarſte Art, wie ich unſere wechſelſeitigen Mittheilungen benutze und mir zu eigen mache, iſt immer dieſe, daß ich ſie unmittelbar auf die gegenwärtige Beſchäftigung anwende, und gleich productiv gebrauche. — So hoff' ich, ſoll mein Wallenſtein und was ich künftig von Bedeutung hervorbringen mag, das ganze Syſtem desjenigen, was bei unſerm Commercio in meine Natur hat übergehen können, in concreto zeigen und enthalten.

---

*) Das Lied von der Glocke. S. Schiller's Werke. Bd. 9. Abth. 1. S. 170 u. f.

Das Verlangen nach dieſer Arbeit regt ſich wieder ſtark in mir; denn es iſt hier ſchon ein beſtimmteres Object, was den Kräften ihre Thätigkeit anweiſt, und jeder Schritt iſt hier ſchon bedeutender, ſtatt daß ich bei neuen rohen Stoffen ſo oft leer greifen muß. Ich werde jetzt die Lieder zum Almanach zuerſt fertig zu bringen ſuchen, weil mich die Componiſten ſo ſehr mahnen, dann mein Glück an den Kranichen *) verſuchen, und mit dem September zur Tragödie zurückkehren. —

211.

An Heinrich Meyer **).

Jena den 21. Juli 1797.

Herzlich heißen wir Sie willkommen auf deutſchem Boden, lieber Freund. Die Sorge um Sie hat uns oft beunruhigt und innig freuen wir uns Ihrer zurückkehrenden Geſundheit. — Was wir trieben und wie es um uns ſtand, das erfahren Sie von unſerm Freunde. — Von ihm habe ich mit herzlichem Antheil vernommen, was Sie betrifft, wie trefflich Sie Ihre Zeit benutzten, und welche Schätze Sie für uns alle ſammelten.

Auch wir waren indeß nicht unthätig, wie Sie wiſſen, und am wenigſten unſer Freund, der ſich in dieſen letzten Jahren wirklich ſelbſt übertroffen hat. Sein epiſches Gedicht haben Sie geleſen; Sie werden geſtehen, daß es der Gipfel ſeiner und unſrer ganzen neuern Kunſt iſt. Ich hab' es entſtehen ſehen, und mich faſt eben ſo ſehr über die Art und Entſtehung als über das Werk verwundert. Während wir andern mühſelig ſammeln und prüfen müſſen, um etwas Leidliches langſam hervorzubringen, darf er nur leiſ' an dem Baume ſchütteln, um ſich die ſchönſten Früchte, reif und ſchwer, zufallen zu laſſen. Es iſt unglaublich, mit welcher Leichtigkeit er jetzt die Früchte eines wohlangewandten Lebens und einer anhaltenden Bildung an ſich ſelber einerndtet, wie bedeutend und ſicher jetzt alle ſeine Schritte ſind, wie ihn die Klarheit über ſich ſelbſt und über die Gegenſtände vor jedem eiteln Streben und Herumtappen bewahrt. — Sie werden mir aber auch darin beipflichten, daß er auf dem Gipfel, wo er jetzt ſteht, mehr darauf denken muß, die ſchöne Form, die er ſich gegeben hat, zur Darſtellung zu bringen, als nach neuem Stoffe auszugehen, kurz, daß er jetzt ganz der poetiſchen Practik leben muß. Wenn es einmal einer unter Tauſenden, die danach ſtreben, dahin gebracht hat; ein ſchönes vollendetes Ganze aus ſich zu machen, ſo kann der meines Erachtens nicht beſſeres thun, als dafür jede mögliche Art des Ausdrucks zu ſuchen; denn wie weit er auch noch kommt, er kann doch nichts Höheres geben. —

---

*) Die Kraniche des Ibykus. S. Schiller's Werke. Bd. 9. Abth. 1. S. 68 u. f.

**) Aus Stäfe bei Zürich gebürtig, Landſchaftsmaler und Director der Zeichnungsſchule zu Weimar, ſtarb 1832 als Hofrath zu Jena.

Meine Geſundheit hat ſich zwar nicht viel gebeſſert, doch auch nicht verſchlimmert, und das iſt ein gutes Zeichen. Der Muth und die Luſt ſind geblieben, und der Uebergang von der Speculation zur Production hat mich erfriſcht und verjüngt.

212.

An Goethe.

Jena den 17. Auguſt 1797.

Endlich erhalten Sie den Ibykus. *) Möchten Sie damit zufrieden ſeyn. Ich geſtehe, daß ich bei näherer Beſichtigung des Stoffs mehr Schwierigkeiten fand, als ich anfangs erwartete; indeſſen deucht mir, daß ich ſie größtentheils überwunden habe. Die zwei Hauptpunkte, worauf es ankam, ſchienen mir erſtlich eine Continuität in die Erzählung zu bringen, welche die rohe Fabel nicht hatte, und zweitens die Stimmung für den Effekt zu erzeugen. Die letzte Hand habe ich noch nicht daran legen können, da ich erſt geſtern Abend fertig geworden, und es liegt mir zu viel daran, daß Sie die Ballade bald leſen, um von Ihren Erinnerungen mehr Gebrauch machen zu können. —

Mit meiner Geſundheit geht es ſeit acht Tagen wieder beſſer.

213.

An Goethe.

Jena den 30. Auguſt 1797.

Ich glaubte mich auf dem Wege der Beſſerung, als ich Ihnen das letztemal ſchrieb; aber ſeit acht Tagen leid' ich an einem Katarrhalfieber und einem hartnäckigen Huſten, der in meinem ganzen Hauſe graſſirt. Das Fieber läßt mich zwar heute in Ruhe, aber der Huſten plagt mich noch ſehr, und der Kopf iſt mir ganz zerbrochen. —

---

*) Die Kraniche des Ibykus. S. dieſe Ballade in Schillers Werken. Bd. 9. Abth. 1. S. 60 u. f.

Herzlichen Dank für das, was Sie mir über den Ibykus ſagen. Was ich von Ihren Winken befolgen kann, geſchieht gewiß. Es iſt mir bei dieſer Gelegenheit wieder recht fühlbar, was eine lebendige Erkenntniß auch beim Erfinden ſo viel thut. Mir ſind die Kraniche nur aus wenigen Gleichniſſen, zu denen Sie Gelegenheit gaben, bekannt, und dieſer Mangel einer lebendigen Anſchauung machte mich hier den ſchönen Gebrauch überſehen, der ſich von dieſem Naturphänomen machen läßt. Ich werde ſuchen dieſen Kranichen, die doch einmal die Schickſalshelden ſind, eine größere Breite und Wichtigkeit zu geben. Wie ich den Uebergang zu dem Ausrufe des Mörders anders machen ſoll, iſt mir ſogleich nicht klar, obgleich ich fühle, daß hier etwas zu thun iſt. Doch bei der erſten guten Stimmung wird ſich's vielleicht finden. —

214.

An Goethe.

Jena den 7. September 1797.

Endlich fang' ich an mich wieder zu fühlen und meine Stimmung wieder zu finden. Nach Abgang meines letzten Briefs an Sie hatte ſich mein Uebel noch verſchlimmert. Ich habe mich lange nicht ſo ſchlimm befunden, bis endlich ein Vomitiv die Sachen wieder in Ordnung brachte. Faſt alle meine Beſchäftigungen ſtockten indeſſen, und die wenigen leidlichen Augenblicke, die ich hatte, nahm der Almanach in Anſpruch. —

Mit dem Ibykus hab' ich nach Ihrem Rath weſentliche Veränderungen vorgenommen, die Expoſition iſt nicht mehr ſo dürftig. Der Held der Ballade intereſſirt mehr, die Kraniche füllen die Einbildungskraft auch mehr, und bemächtigen ſich der Aufmerkſamkeit genug, um bei ihrer letzten Erſcheinung, durch das Vorhergehende, nicht in Vergeſſenheit gebracht zu ſeyn.

Was aber Ihre Erinnerung in Rückſicht auf die Entwicklung betrifft, ſo war es mir unmöglich, hierin ganz Ihren Wunſch zu erfüllen. Laſſe ich den Ausruf des Mörders nur von den nächſten Zuſchauern gehört werden, und unter dieſen eine Bewegung entſtehen, die ſich dem Ganzen nebſt ihrer Veranlaſſung erſt mittheilt, ſo bürde ich mir ein Detail auf, das mich hier bei ſo ungeduldig forteilender Erwartung, gar zu ſehr embarraſſirt, die Maſſe ſchwächt, die Aufmerkſamkeit vertheilt u. ſ. w. Meine Ausführung ſoll aber nicht in's Wunderbare gehen; auch ſchon bei dem erſten Concept fiel mir das nicht ein, nur hatte ich es zu unbeſtimmt gelaſſen. Der bloße natürliche Zufall muß die Cataſtrophe erklären. Dieſer Zufall führt den Kranichzug über das Theater hin, der Mörder iſt unter den Zuſchauern, das Stück hat ihn zwar nicht eigentlich gerührt und zerknirſcht, das iſt meine Meinung nicht; aber es hat ihn an ſeine That und alſo auch an das, was dabei vorgekommen, erinnert. Sein Gemüth iſt davon frappirt, die Erſcheinung der Kraniche muß alſo in dieſem Augenblicke ihn überraſchen. Er iſt ein roher dummer Kerl, über den der momentane Eindruck alle Gewalt hat; der laute Ausruf iſt unter dieſen Umſtänden natürlich.

Da ich ihn oben ſitzend annehme, wo das gemeine Volk ſeinen Platz hat, ſo kann er erſtlich die Kraniche früher ſehen, ehe ſie über der Mitte des Theaters ſchweben; dadurch gewinn' ich, daß der Ausruf der wirklichen Erſcheinung der Kraniche vorhergehen kann, worauf hier viel ankommt, und daß alſo die wirkliche Erſcheinung derſelben bedeutender wird. Ich gewinne zweitens, daß er, wenn er oben ruft, beſſer gehört werden kann; denn nun iſt es gar nicht unwahrſcheinlich, daß ihn das ganze Haus ſchreien hört, wenn gleich nicht Alle ſeine Worte verſtehen. — Dem Eindruck ſelbſt, den ſeine Exclamation macht, hab' ich noch eine Strophe gewidmet; aber die wirkliche Entdeckung der That, als Folge jenes Schreies, wollte ich mit Fleiß nicht umſtändlicher darſtellen; denn ſobald nur der Weg zu Auffindung des Mörders geöffnet iſt (und das leiſtet der Ausruf, nebſt dem darauf folgenden verlegenen Schrecken); ſo iſt die Ballade aus; das andere iſt nichts mehr für den Poeten. —

215.

An Goethe.

Jena den 15. September 1797.

Ich habe immer noch viel von meinem Huſten zu leiden, bin aber viel freier von meinem alten Uebel, wobei indeß meine Stimmung und meine Thätigkeit nicht viel gewinnt; denn das neue Uebel greift mir den Kopf weit mehr an, als das *malum domesticum*, die Krämpfe, zu thun pflegen. Indeß hoffe ich in acht oder zehn Tagen wieder ernſtlich an den Wallenſtein gehen zu können. Das Lied von der Glocke *) habe ich bei meinem Uebelbefinden nicht vornehmen können noch mögen. Indeſſen fanden ſich doch noch allerlei Kleinigkeiten für den Almanach, die eine Mannigfaltigkeit in meine Beiträge bringen und meinen Antheil an demſelben ziemlich beträchtlich machen.

216.

An Goethe.

Jena den 22. September 1797.

Mein letzter Brief hat Ihnen ſchon gemeldet, daß ich die Glocke liegen laſſen mußte. Ich geſtehe, daß mir dieſes, da es einmal ſo ſeyn mußte, nicht ſo ganz unlieb iſt; denn indem ich dieſen Gegenſtand noch ein Jahr mit mir herumtrage und warm halte, muß das Gedicht, welches wirklich keine kleine Aufgabe iſt, erſt ſeine wahre Reife erhalten. Auch iſt dieſes einmal das Balladen-Jahr, und das nächſte Jahr hat ſchon ziemlich den Anſchein, das Lieder-Jahr zu werden, zu welcher Claſſe auch die Glocke gehört. — Der Zufall führte mir noch ein recht artiges Thema zu einer Ballade zu, die auch größtentheils fertig iſt. — Sie beſteht aus 24 achtzeiligen Strophen, und iſt überſchrieben: Der Gang nach dem Eiſenhammer *), woraus Sie ſehen, daß ich auch das Feuerelement mir vindicire, nachdem ich Waſſer und Luft bereiſt habe. —

---

*) S. Schillers Werke. Bd. 9. Abth. 1. S. 170 u. f.

217.

An Goethe.

Jena den 2. October 1797.

Jetzt, da ich den Almanach hinter mir habe, kann ich mich endlich wieder zu dem Wallenſtein wenden. Indem ich die fertig gemachten Scenen wieder anſehe, bin ich im Ganzen zwar wohl mit mir zufrieden, nur glaub' ich einige Trockenheit darin zu finden. — Sie entſtand aus einer gewiſſen Furcht in meine ehemalige rhetoriſche Manier zu fallen, und aus einem zu ängſtlichen Beſtreben, dem Object recht nahe zu bleiben. Nun iſt aber das Object ſchon an ſich etwas trocken, und bedarf mehr als irgend eins der practiſchen Liberalität; es iſt daher hier nöthiger, als irgendwo, wenn beide Abwege, das Proſaiſche und das Rhetoriſche, gleich ſorgfältig vermieden werden ſollen, eine recht reine poetiſche Stimmung zu erwarten.

---

*) S. **Schillers** Werke Bd. 9. Abth. 1. S. 116 u. f.

Ich ſehe zwar noch eine ungeheure Arbeit vor mir, aber ſo viel weiß ich, daß es keine faux-frais ſeyn werden; denn das Ganze iſt poetiſch organiſirt, und ich darf wohl ſagen, der Stoff iſt in eine reine tragiſche Fabel verwandelt. Der Moment der Handlung iſt ſo prägnant, daß alles, was zur Vollſtändigkeit derſelben gehört, natürlich, ja in gewiſſem Sinne nothwendig darin liegt, daraus hervorgeht. Es bleibt nichts Blindes darin, nach allen Seiten iſt es geöffnet. Zugleich gelang es mir, die Handlung gleich vom Anfang in eine ſolche Präcipitation und Neigung zu bringen, daß ſie in ſtätiger und beſchleunigter Bewegung zu ihrem Ende eilt. Da der Hauptcharacter eigentlich retardirend iſt, ſo thun die Umſtände eigentlich alles zur Criſe, und dieſe wird, wie ich denke, den tragiſchen Eindruck ſehr erhöhen.

Ich habe mich dieſer Tage viel damit beſchäftigt, einen Stoff zur Tragödie aufzufinden, der von der Art des Oedipus Rex wäre, und dem Dichter die nämlichen Vortheile verſchaffte. Dieſe Vortheile ſind unermeßlich, wenn ich auch nur des einzigen erwähne, daß man die zuſammengeſetzteſte Handlung, welche der tragiſchen Form ganz widerſtrebt, dabei zum Grunde legen kann, indem dieſe Handlung ja ſchon geſchehen iſt, und mithin ganz jenſeits der Tragödie fällt. Dazu kommt, daß das Geſchehene, als unabänderlich, ſeiner Natur nach viel fürchterlicher iſt, und die Furcht, daß etwas geſchehen ſeyn möchte, das Gemüth ganz anders afficirt, als die Furcht, daß etwas geſchehen möchte. — Der Oedipus iſt gleichſam nur eine tragiſche Analyſis. Alles iſt ſchon da und es wird nur herausgewickelt. Das kann in der kleinſten Handlung und in einem ſehr kleinen Zeitmoment geſchehen, wenn die Begebenheiten auch noch ſo complicirt und von Umſtänden abhängig waren. Wie begünſtigt das nicht den Poeten! — Aber ich fürchte, der Oedipus iſt ſeine eigene Gattung, und es giebt keine zweite Species davon; am allerwenigſten würde man aus weniger fabelhaften Zeiten ein Gegenſtück dazu auffinden können. Das Orakel hat einen Antheil an der Tragödie, der ſchlechterdings durch nichts anders zu erſetzen iſt; und wollte man das Weſentliche der Fabel ſelbſt, bei veränderten Perſonen und Zeiten, beibehalten, ſo würde lächerlich werden, was jetzt furchtbar iſt.

218.

An Goethe.

Jena den 6. October 1797.

Wir haben uns recht ungeduldig nach Nachrichten von Ihnen geſehnt, und doppelt erfreulich iſt mir alſo Ihr heutiger Brief, der mir zu ihrer baldigen Rückkehr Hoffnung macht. Wirklich ſah ich dem herannahenden Winter ſchon mit einer heimlichen Furcht entgegen, der mir nun um ſo heiterer zu werden verſpricht. Mit meinem Befinden geht es nun wieder ordentlich. — Wir werden mit dem Abſchied der guten Witterung in die Stadt ziehen, und es kann ſich recht wohl ſchicken, daß wir eine Zeitlang in Weimar leben. Alles kommt darauf an, daß ich im Wallenſtein nur erſt recht feſt ſitze, alsdann ſchadet mir keine Veränderung der Exiſtenz, die mich ſonſt, bei meiner Unterwerfung unter die Gewohnheit, ſo leicht zerſtreut.

Es freut mich nicht wenig, daß nach Ihrer Beobachtung meine Beſchreibung des Strudels *) mit dem Phänomen übereinſtimmt. Ich habe dieſe Natur nirgends, als etwa bei einer Mühle, ſtudiren können; aber weil ich Homer's Beſchreibung von der Charybde genau ſtudirte, ſo hat mich die-

---

*) In der Ballade: der Taucher. S. Schiller's Werke. Bd. 9. Abth. 1. S. 95 u. f.

ſes vielleicht bei der Natur erhalten. Vielleicht führt Ihre Reiſe Sie auch an einem Eiſenhammer vorbei, und Sie können mir ſagen, ob ich dieſes kleinere Phänomen richtig dargeſtellt habe.

219.

An Goethe.

Jena den 20. October 1797.

Den **Meiſter** *) hab' ich ganz kürzlich wieder geleſen, und es iſt mir noch nie ſo auffallend geweſen, was eine äußere Form doch bedeutet. Die Form des **Meiſter**, wie überhaupt jede Romanform, iſt ſchlechterdings nicht poetiſch, ſie liegt ganz nur im Gebiete des Verſtandes, ſteht unter allen ſeinen Forderungen, und participirt auch von allen ſeinen Grenzen. Weil es aber ein ächt poetiſcher Geiſt iſt, der ſich dieſer Form bediente, und in dieſer Form die poetiſchſten Zuſtände ausdrückte, ſo entſteht ein ſonderbares Schwanken zwiſchen einer proſaiſchen und poetiſchen Stimmung, für das ich keinen Namen weiß. Ich möchte ſagen, es fehlt dem **Meiſter** (dem Roman nämlich) an einer gewiſſen poetiſchen Kühnheit, weil er, als Roman, es dem Verſtande immer recht machen will — und es fehlt ihm wieder an einer eigentlichen Nüchternheit (wofür er doch gewiſſermaßen die Forderung rege machte), weil er aus einem poetiſchen Geiſte gefloſſen iſt. Buchſtabiren Sie das zuſammen, wie Sie können, ich theile Ihnen blos meine Empfindung mit. —

Da ich doch einmal im Critiſiren bin, ſo will ich noch eine Bemerkung machen, die mir bei dem Leſen ſich aufdrang. Es iſt offenbar zu viel von der Tragödie im **Meiſter**; ich

---

*) **Wilhelm Meiſters Lehrjahre.**

meine das Ahnungsvolle, das Unbegreifliche, das ſubjectiv Wunderbare, welches zwar mit der poetiſchen Tiefe und Dunkelheit, aber nicht mit der Klarheit ſich verträgt, die im Roman herrſchen muß, und in dieſem auch ſo vorzüglich herrſcht. Es incommodirt, auf dieſe Grundloſigkeiten zu gerathen, da man überall feſten Boden unter ſich zu fühlen glaubt, und weil ſich ſonſt alles ſo ſchön vor dem Verſtand entwirrt, auf ſolche Räthſel zu gerathen. Kurz, mir deucht, Sie hätten ſich hier eines Mittels bedient, zu dem der Geiſt des Werks Sie nicht befugte. —

220.

An Goethe.

Jena den 24. November 1797.

Ich habe noch nie ſo augenſcheinlich mich überzeugt, als bei meinem jetzigen Geſchäft, wie genau in der Poeſie Stoff und Form, ſelbſt äußere, zuſammenhängen. Seitdem ich meine proſaiſche Sprache in eine poetiſch-rhythmiſche verwandle, befinde ich mich unter einer ganz andern Gerichtsbarkeit, als vorher; ſelbſt viele Motive, die in der proſaiſchen Ausführung recht gut am Platz zu ſtehen ſchienen, kann ich jetzt nicht mehr brauchen; ſie waren blos gut für den gewöhnlichen Hausverſtand, deſſen Organ die Proſa zu ſeyn ſcheint. Aber der Vers fordert ſchlechterdings Beziehungen auf die Einbildungskraft, und ſo mußt' ich auch in mehrern meiner Motive poetiſcher werden. Man ſollte wirklich alles, was ſich über das Gemeine erheben muß, in Verſen, wenigſtens anfänglich, concipiren, denn das Platte kömmt nirgends ſo in's Licht, als wenn es in gebundner Schreibart ausgeſprochen wird.

Bei meinen gegenwärtigen Arbeiten hat ſich mir eine Bemerkung dargeboten, die Sie vielleicht auch ſchon gemacht haben. Es ſcheint, daß ein Theil des poetiſchen Intereſſe in dem Antagonism zwiſchen dem Inhalt und der Darſtellung liegt. Iſt der Inhalt ſehr poetiſch bedeutend, ſo kann eine magere Darſtellung und eine bis zum Gemeinen gehende Einfalt des Ausdrucks ihm wohl anſtehen, da im Gegentheil ein unpoetiſcher gemeiner Inhalt, wie er in einem größern Ganzen oft nöthig wird, durch den belebten und reichen Ausdruck poetiſche Dignität erhält. Dies iſt auch, meines Erachtens, der Fall, wo der Schmuck, den Ariſtoteles fordert, eintreten muß; denn in einem poetiſchen Werke ſoll nichts Gemeines ſeyn.

Der Rhythmus leiſtet bei einer dramatiſchen Production noch dieſes Große und Bedeutende, daß er, indem er alle Charactere und alle Situationen nach Einem Geſetz behandelt, und ſie, trotz ihres innern Unterſchiedes, in Einer Form ausführt, dadurch den Dichter und ſeinen Leſer nöthigt, von allem noch ſo Characteriſtiſch-Verſchiedenen etwas Allgemeines, Rein-Menſchliches zu verlangen. Alles ſoll ſich in dem Geſchlechtsbegriff des Poetiſchen vereinigen, und dieſem Geſetz dient der Rhythmus ſowohl zum Repräſentanten als zum Werkzeug, da er alles unter ſeinem Geſetze begreift. Er bildet auf dieſe Weiſe die Atmosphäre für die poetiſche Schöpfung, das Gröbere bleibt zurück, und das Geiſtige kann von dieſem dünnen Elemente getragen werden.

221.

An Goethe.

Jena den 28. November 1797.

Ich las in dieſen Tagen die Shakſpeariſchen Stücke, die den Krieg der zwei Roſen abhandeln, und bin nun nach Beendigung Richards III. mit einem wahren Staunen erfüllt. Es iſt dieſes letzte Stück eine der erhabenſten Tragödien, die ich kenne. — Die großen Schickſale, angeſponnen in den vorhergehenden Stücken, ſind darin auf eine wahrhaft große Weiſe geendigt, und nach der erhabenſten Idee ſtellen ſie ſich neben einander. Daß der Stoff ſchon alles Weichliche, Schmelzende, Weinerliche ausſchließt, kommt dieſer hohen Wirkung ſehr zu ſtatten; alles iſt energiſch darin und groß, nichts Gemeinmenſchliches ſtört die rein äſthetiſche Rührung, und es iſt gleichſam die reine Form des Tragiſchfurchtbaren, was man genießt. Eine hohe Nemeſis wandelt durch das Stück, in allen Geſtalten, man kommt nicht aus dieſer Empfindung heraus von Anfang bis zu Ende. Zu bewundern iſt's, wie der Dichter dem unbehülflichen Stoffe, immer die poetiſche Ausbeute abzugewinnen wußte, und wie geſchickt er das repräſentirt, was ſich nicht repräſentiren läßt, ich meine, die Kunſt, Symbole zu gebrauchen, wo die Natur nicht kann dargeſtellt werden. Kein Shakſpeariſches Stück hat mich ſo ſehr an die griechiſche Tragödie erinnert. — Der Mühe wär' es wahrhaftig werth, dieſe Suite von acht Stücken, mit aller Beſonnenheit, deren man jetzt fähig iſt, für die Bühne zu behandeln. Eine Epoche könnte dadurch eingeleitet werden.

222.

An Goethe.

Jena den 1. December 1797.

Es iſt mir faſt zu arg, wie der Wallenſtein mir anſchwillt, beſonders jetzt, da die Jamben, obgleich ſie den Ausdruck verkürzen, eine poetiſche Gemüthlichkeit unterhalten, die einen in's Breite treibt. — Mein erſter Act iſt ſo groß, daß ich die drei erſten Acte Ihrer Iphigenie hineinlegen kann, ohne ihn ganz auszufüllen; freilich ſind die hintern Acte viel kürzer. Die Expoſition verlangt Extenſität, ſo wie die fortſchreitende Handlung von ſelbſt auf Intenſität leitet. Es kommt mir vor, als ob mich ein gewiſſer epiſcher Geiſt angewandelt habe, der aus der Macht Ihrer unmittelbaren Einwirkungen zu erklären ſeyn mag; doch glaube ich nicht, daß er dem Dramatiſchen ſchadet, weil er vielleicht das einzige Mittel war, dieſem proſaiſchen Stoff eine poetiſche Natur zu geben.

Da mein erſter Act mehr ſtatiſtiſch oder ſtatiſch iſt, den Zuſtand, welcher iſt, darſtellt, aber ihn eigentlich noch nicht verändert, ſo habe ich dieſen ruhigen Anfang dazu benutzt, die Welt und das Allgemeine, worauf ſich die Handlung bezieht, zu meinem eigentlichen Gegenſtand zu machen. So erweitert ſich der Geiſt und das Gemüth des Zuhörers, und der Schwung, in den man dadurch gleich anfangs verſetzt wird, ſoll, wie ich hoffe, die ganze Handlung in der Höhe erhalten.

223.

An Goethe.

Jena den 5. December 1797.

Das Wetter drückt mich äußerſt, und macht alle meine Uebel rege, daß ſelbſt die Arbeit mich nicht erfreut. Nach reiflich angeſtellten Ueberlegungen hab' ich gefunden, daß ich beſſer thue, die zwei ärgſten Wintermonate noch hier zuzubringen. Der Januar und Februar ſind gefährliche Monate für mich, weil ich ſchon zweimal von einer Lungenentzündung darin heimgeſucht worden bin. Die leichteſte Erkältung kann mir in dieſer Periode dieſes Uebel zuziehen, das ich jetzt nicht mehr wie ſonſt würde überſtehen können. Bei einer ſolchen Diſpoſition iſt eine Veränderung der Gewohnheiten nicht zu wagen, und an's Ausgehen im Winter würd' ich doch nicht denken dürfen, in Weimar. Da aber das beſprochene Logis äußerſt eng iſt, ſo wäre keine Exiſtenz für mich. Dazu kommt, daß die nächſten zwei Monate für meine Arbeiten entſcheidend ſind, und alſo von außen mich nichts drücken darf. — Einige Monate ſpäter werd' ich ein Logis, das Ihnen nah' iſt, aufzutreiben ſuchen; das Wetter iſt dann gelinder, ich kann über die Gaſſe gehen und alles wird mir leichter werden. — Vielleicht komme ich an einem ſchönen Decembertage auf einen Beſuch hinüber.

224.

An Goethe.

Jena den 8. December 1797.

An den Wallenſtein werd' ich mich ſo ſehr halten, als ich kann, aber das pathologiſche Intereſſe der Natur an einer ſolchen Dichterarbeit hat viel Angreifendes für mich. Glücklicherweiſe alterirt meine Kränklichkeit nicht meine Stimmung, aber ſie macht, daß ein lebhafter Antheil mich ſchneller erſchöpft und in Unordnung bringt. Gewöhnlich muß ich daher Einen Tag der glücklichen Stimmung mit fünf oder ſechs Tagen des Drucks und des Leidens büßen. Dies hält mich erſtaunlich auf, wie Sie denken können. Doch gebe ich die Hoffnung nicht auf, den Wallenſtein noch in dem nächſten Sommer in Weimar ſpielen zu ſehen, und im nächſten Herbſt tief in meinen Maltheſern zu ſitzen *).

Dieſe beſchäftigen mich jetzt zuweilen, wenn ich von der Arbeit ausruhe. Es iſt etwas ſehr Anziehendes für mich in ſolchen Stoffen, welche ſich von ſelbſt iſoliren, und eine Welt für ſich ausmachen. Ich habe dieſen Umſtand im Wallen-

---

*) S. den Plan dieſes Trauerſpiels in Schiller's Werken. Bd. 12. S. 399 u. f.

ſtein ſehr benutzt und in den Maltheſern wird er mich noch mehr begünſtigen. Nicht nur, daß dieſer Orden wirklich ein Individuum ganz sui generis iſt, ſo iſt er es im Moment der dramatiſchen Handlung noch mehr. Alle Communication mit der übrigen Welt iſt durch die Blokade abgeſchnitten, er iſt bloß auf ſich ſelbſt, auf die Sorge für ſeine Exiſtenz concentrirt, und nur die Eigenſchaften, die ihn zu dem Orden machen, der er iſt, können in dieſem Moment ſeine Erhaltung bewirken.

Dieſes Stück wird eben ſo einfach behandelt werden müſſen, als der Wallenſtein complicirt iſt, und ich freue mich im Voraus, in dem einfachen Stoff alles zu finden, was ich brauche, und alles zu brauchen, was ich Bedeutendes finde. Ich kann ihn ganz in der griechiſchen Form und nach des Ariſtoteles Schema, mit Chören und ohne die Acteneintheilung, ausführen, und werde es auch thun. Sagen Sie mir doch, woher denn die Acteneintheilung ſich ſchreibt? Im Ariſtoteles fanden wir nichts davon, und bei ſehr vielen griechiſchen Stücken würde ſie gar nicht anzuwenden ſeyn.

225.

An Goethe.

Jena den 12. December 1797.

Da ich in dieſen Tagen die Liebesſcenen im zweiten Act des Wallenſtein vor mir habe, ſo kann ich nicht ohne Herzensbeklemmniß an die Schaubühne und an die theatraliſche Beſtimmung des Stückes denken. Denn die Einrichtung des Ganzen erfordert es, daß ſich die Liebe, nicht ſowohl durch Handlung, als vielmehr durch ihr ruhiges Beſtehen auf ſich und ihre Freiheit von allen Zwecken der übrigen Handlung, welche ein unruhiges planvolles Streben nach Einem Zwecke iſt, entgegenſetzt, und dadurch einen gewiſſen menſchlichen Kreis vollendet. Aber in dieſer Eigenſchaft iſt ſie nicht theatraliſch, wenigſtens nicht in demjenigen Sinne, der bei unſern Darſtellungsmitteln und bei unſerm Publikum ſich ausführen läßt. Ich muß alſo, um die poetiſche Freiheit zu behalten, ſo lange jeden Gedanken an die Ausführung verbannen.

Sollte es wirklich an dem ſeyn, daß die Tragödie, ihrer pathetiſchen Gewalt wegen, Ihrer Natur nicht zuſagte? In allen Ihren Dichtungen finde ich die ganze tragiſche Gewalt und Tiefe, wie ſie zu einem vollkommenen Trauerſpiel hinreichen würde; im *Wilhelm Meiſter* liegt, was die Empfindung betrifft, mehr als Eine Tragödie. Ich glaube, daß blos die ſtrenge gerade Linie, nach welcher der tragiſche Poet fortſchreiten muß, Ihrer Natur nicht zuſagt, die ſich überall mit einer freiern Gemüthlichkeit äußern will. Alsdann glaube ich auch, eine gewiſſe Berechnung auf den Zuſchauer, von der ſich der tragiſche Poet nicht diſpenſiren kann, der Hinblick auf einen Zweck, den äußern Eindruck, der bei dieſer Dichtungsart nicht ganz verlaſſen wird, genirt Sie, und vielleicht ſind Sie gerade nur deswegen weniger zum Tragödiendichter geeignet, weil Sie ſo ganz zum Dichter in ſeiner generiſchen Bedeutung geſchaffen ſind. Wenigſtens finde ich in Ihnen alle *poetiſchen* Eigenſchaften des Tragödiendichters im reichlichſten Maaß, und wenn Sie wirklich dennoch keine ganz wahre Tragödie ſollten ſchreiben können, ſo würde der Grund in den nichtpoetiſchen Erforderniſſen liegen.

226.

An Goethe.

Jena den 15. December 1797.

Ich habe ſchon öfters gewünſcht, daß unter den vielen ſchriftſtelleriſchen Speculationen ſolcher Menſchen, die keine andere als compilatoriſche Arbeit treiben können, auch einer darauf verfallen möchte, in alten Büchern nach poetiſchen Stoffen auszugehen, und dabei einen gewiſſen Tact hätte, das Punctum saliens an einer an ſich unſcheinbaren Geſchichte zu entdecken. Mir kommen ſolche Quellen gar nicht vor, und meine Armuth an ſolchen Stoffen macht mich wirklich unfruchtbarer im Produciren, als ich's ohne das ſeyn würde. Mich deucht, ein gewiſſer Hyginus, ein Grieche, ſammelte einmal eine Anzahl tragiſcher Fabeln, entweder aus oder für den Gebrauch der Poeten. Solch einen Freund könnte ich gut brauchen. Ein Reichthum an Stoffen für möglichen Gebrauch vermehrt wirklich den innern Reichthum, ja er übt eine wichtige Kraft, und es iſt ſchon von großem Nutzen, einen Stoff auch nur in Gedanken zu beleben und ſich daran zu verſuchen.

227.

An Goethe.

Jena den 22. December 1797.

Mein böſer Anfall von Cholera iſt zwar bald und glücklich vorübergegangen, aber geſchwächt und verſtimmt hat er mich für die ganze Woche, daß ich an etwas Poetiſches auch nicht denken mag. Auch das böſe Wetter kommt dazu, jede Thätigkeit in mir ſtocken zu machen. —

Die Schlegel'ſche Recenſion Ihres Hermann [*]) kenne ich noch nicht, und weiß überhaupt nicht, von welchem Schlegel ſie iſt. Sie ſey aber von welchem ſie wolle, ſo finde ich bei keinem die ganze Competenz dazu; denn es gehört vorzugsweiſe zu Würdigung dieſes Gedichts das, was man Gemüth heißt, und dieſes fehlt beiden, ob ſie ſich gleich der Terminologie davon anmaaßen.

---

[*]) Des Gedichts: Hermann und Dorothea (in der Jenaiſchen Allgem. Literaturzeitung. 1797. Nro. 393—396. wieder abgedruckt in A. W. v. Schlegels kritiſchen Schriften. Berlin 1828. Th. 1. S. 54. u. f.)

228.

An Goethe.

Jena den 29. December 1797.

Ich hatte immer ein gewiſſes Vertrauen zur Oper, daß aus ihr, wie aus den alten Chören des Bacchusfeſtes, das Trauerſpiel in einer edlern Geſtalt ſich loswickeln ſollte. In der Oper erläßt man wirklich jene ſervile Naturnachahmung, und obgleich nur unter dem Namen von Indulgenz, könnte ſich auf dieſem Wege das Ideale auf das Theater ſtehlen. Die Oper ſtimmt durch die Macht der Muſik, und durch eine freiere harmoniſche Reizung der Sinnlichkeit das Gemüth zu einer ſchönern Empfängniß; hier iſt wirklich auch im Pathos ſelbſt ein freieres Spiel, weil die Muſik es begleitet; und das Wunderbare, welches hier einmal geduldet wird, müßte nothwendig gegen den Stoff gleichgültiger machen. —

Nach und nach komme ich wieder in meine Arbeit; aber bei dieſer ſchrecklichen Witterung iſt es wirklich ſchwer, ſein Gemüth elaſtiſch zu erhalten.

229.

An Goethe.

Jena den 5. Januar 1798.

Jetzt, da ich meine Arbeit *) von einer fremden Hand reinlich geſchrieben vor mir habe, und ſie mir fremder iſt,

---

*) Den Wallenſtein.

macht ſie mir wirklich Freude. Ich finde augenſcheinlich, daß ich über mich ſelbſt hinausgegangen bin, welches die Frucht unſers Umgangs iſt; denn nur der vielmalige continuirliche Verkehr mit einer ſo objectiv mir entgegenſtehenden Natur, mein lebhaftes Hinſtreben danach, und die vereinigte Bemühung, ſie anzuſchauen und zu denken, konnte mich fähig machen, meine ſubjectiven Grenzen ſo weit aus einander zu rücken. Ich finde, daß mich die Klarheit und die Beſonnenheit, welche die Frucht einer ſpätern Epoche iſt, nichts von der Wärme einer frühern gekoſtet hat. —

Ich werde es mir geſagt ſeyn laſſen, keine andern als hiſtoriſche Stoffe zu wählen; frei erfundene würden meine Klippe ſeyn. Es iſt eine ganz andere Operation, das Realiſtiſche zu idealiſiren, als das Ideale zu realiſiren, und letzteres iſt der eigentliche Fall bei freien Fictionen. Es ſteht in meinem Vermögen, eine gegebene, beſtimmte und beſchränkte Materie zu beleben, zu erwärmen und gleichſam aufquellen zu machen, während die objective Beſtimmtheit eines ſolchen Stoffs meine Phantaſie zügelt und meiner Willkühr widerſteht.

Ich möchte wohl einmal, wenn es mir mit einigen Schauſpielen gelungen iſt, mir unſer Publikum recht geneigt zu machen, etwas recht Böſes thun, und eine alte Idee mit Julian dem Apoſtaten ausführen. Hier iſt nun auch eine ganz eigene beſtimmte hiſtoriſche Welt, bei der mir's nicht leid ſeyn ſollte, eine poetiſche Ausbeute zu finden, und das fürchterliche Intereſſe, das der Stoff hat, müßte die Gewalt der poetiſchen Darſtellung deſto wirkſamer machen.

230.

An Goethe.

Jena den 15. Januar 1798.

Nur einen freundlichen Gruß für heute. — Ich habe mich in eine Hauptſcene ſo vertieft, daß ich vom Nachtwächter gemahnt werde, aufzuhören. Es geht noch immer ganz gut mit der Arbeit, und obgleich der Poet ſein erſtes Concept nicht gewiſſer ſchätzen kann, als der Kaufmann ſeine Güter auf der See, ſo denke ich doch meine Zeit nicht verloren zu haben.

231.

An Goethe.

Jena den 19. Januar 1798.

Meine poetiſche Arbeit ſtockt ſeit drei Tagen, ungeachtet einer ganz guten Stimmung, in der ich war. Eine Verſchleimung des Halſes, die in unſerm Haus von Mann zu Mann herumging, hat endlich auch mich ergriffen, und weil mich dies Uebel gerade in einem erhöhten Zuſtand von Reizbarkeit überraſchte, in den mich mein Geſchäft verſetzt hatte, ſo hatte ich geſtern den ganzen Tag Fieber. Heute iſt mir aber der Kopf ſchon viel freier, und ich hoffe in etlichen Tagen den böſen Gaſt los zu ſeyn.

232.

An Goethe.

Jena den 26. Januar 1798.

Mit meiner Geſundheit geht es zwar ſeit geſtern wieder beſſer, aber die Stimmung zur Arbeit hat ſich noch nicht wieder eingefunden. Unterdeſſen hab' ich mir mit Niebuhr's und Volney's Reiſe nach Syrien und Aegypten die Zeit vertrieben; und ich rathe wirklich jedem, der bei den jetzigen ſchlechten politiſchen Aſpecten den Muth verliert, eine ſolche Lectüre; denn erſt ſo ſieht man, welche Wohlthat es bei alle dem iſt, in Europa geboren zu ſeyn. Es iſt doch wirklich unbegreiflich, daß die belebende Kraft im Menſchen nur in einem ſo kleinen Theil der Welt wirkſam iſt, und jene ungeheuren Völkermaſſen für die menſchliche Perfectibilität ganz und gar nicht zählen. Beſonders merkwürdig iſt es mir, daß es jenen Nationen und überhaupt allen Nicht-Europäern auf der Erde nicht ſowohl an moraliſchen als an äſthetiſchen Anlagen gänzlich fehlt. Der Realism, ſo wie auch der Idealism, zeigt ſich bei ihnen, aber beide Anlagen fließen niemals in eine menſchlich ſchöne Form zuſammen. Ich hielt es wirklich für abſolut unmöglich, den Stoff zu einem epiſchen Gedichte in dieſen Völkermaſſen zu finden, oder einen ſolchen dahin zu verlegen.

233.

An Goethe.

Jena den 2. Februar 1798.

Ihre Bemerkung über die Oper hat mir die Ideen wieder zurückgerufen, worüber ich mich in meinen äſthetiſchen Briefen ſo ſehr verbreitete. Es iſt gewiß, daß dem Aeſthetiſchen, ſo wenig es auch die Leerheit vertragen kann, die Frivolität doch weit weniger widerſpricht, als die Ernſthaftigkeit; und weil es dem Deutſchen weit natürlicher iſt, ſich zu beſchäftigen und zu beſtimmen, als ſich in Freiheit zu ſetzen, ſo hat man bei ihm immer ſchon etwas Aeſthetiſches gewonnen, wenn man ihn nur von der Schwere des Stoffs befreit, denn ſeine Natur ſorgt ſchon hinlänglich dafür, daß ſeine Freiheit nicht ganz ohne Kraft und Gehalt iſt. Mir gefallen darum die Geſchäftsleute und Philiſter überhaupt weit beſſer in einer ſolchen ſpielenden Stimmung, als die müſſigen Weltleute, denn bei dieſen bleibt das Spiel immer kraft- und gehaltleer. Man ſollte einen jeden immer nach ſeinem Bedürfniß bedienen können, und ſo würde ich den einen Theil in die Oper, und den andern in die Tragödie ſchicken.

234.

An Heinrich Meyer.

Jena den 5. Februar 1795.

Von der Thalia, die Sie durchblättern wollen, überſende ich Ihnen, was ich gerade bei der Hand habe. Auch leg' ich ein Avertiſſement von einem neuen Journal-Inſtitut bei, welches ſich zunächſt mit Kunſtcritik abgiebt. — Sehen Sie doch, ob Sie unter Ihrer Bekanntſchaft einen Liebhaber dazu finden. Wir müſſen dieſes Journal wohl leſen, damit wir wiſſen, was Andere über einen Artikel ſagen, von dem wir auch handeln wollen. —

Herr Coadjutor von Dalberg ſchreibt mir, daß er uns bald einen Aufſatz über Kunſtſchulen zu den Horen einſenden werde. Das iſt etwas, was Sie angeht. — Jetzt weiß ich endlich, was die Kunſt iſt. »Die Kunſt iſt diejenige mechaniſche Handgeſchicklichkeit, durch welche vermittelſt gewiſſer Werkzeuge ein natürlicher Körper zur Waare gemacht wird.« Ich bitte Sie, ſich dieſes geſagt ſeyn zu laſſen, und ſich ja künftig immer zu erinnern, daß Sie einen natürlichen Körper zur Waare machen, wenn Sie einen Genius von Carrache oder dergleichen ausführen.

235.

An Goethe.

Jena den 5. Februar 1798.

Sie ſcheinen mir auf das Product meiner Schwägerin *) einen größern Einfluß einzuräumen, als ich mir gerechter Weiſe anmaßen kann. Plan und Ausführung ſind völlig frei und ohne mein Zuthun entſtanden. Bei dem erſten Theil habe ich gar nichts zu ſprechen gehabt, und er war fertig, eh' ich nur ſeine Exiſtenz wußte. Bloß dieſes dankt er mir, daß ich ihn von den auffallenden Mängeln einer gewiſſen Manier in der Darſtellung befreite, aber auch bloß ſolcher, die ſich durch Wegſtreichen nehmen ließen; daß ich durch Zuſammenziehung des Bedeutenden ihm eine gewiſſe Kraftloſigkeit genommen, und einige weitläuftige und leere Epiſoden ganz herausgeworfen. Bei dem zweiten Theil war an nichts zu denken, als an das Fertigwerden, und bei dieſem hab' ich nicht einmal mehr auf die Sprache Einfluß gehabt. Wie alſo der zweite Theil geſchrieben iſt, ſo kann meine Schwägerin völlig ohne fremde Beihülfe ſchreiben. Es iſt wirklich nicht wenig, bei ſo wenig ſolider und zweckmäßiger Cultur und bloß vermittelſt eines faſt leidenden Auf-ſich-wirken-laſſens und einer mehr hinträumenden als hellbeſonnenen Exiſtenz, doch ſo weit zu gelangen, als ſie wirklich gelangt iſt. —

Ihr längeres Außenbleiben vermehrt meinen Wallenſteiniſchen Vorrath, und da ich diejenige Scene, welche am meiſten von der äußern heitern Influenz abhängt, habe liegen laſſen, und zum erſten Ausflug in meinen Garten verſchoben, ſo könnte ich in etlichen Wochen den dritten Act geendigt haben. Der vierte und fünfte ſind zuſammen nicht größer als der erſte, und machen ſich beinahe von ſelbſt.

---

*) Agnes von Lilien (von Caroline v. Wolzogen). Berlin 1798. 2 Bände.

236.

An Goethe.

Jena den 13. Februar 1798.

Ich ſuchte mich über Ihr längeres Ausbleiben durch meinen Fleiß und durch die Ausſicht zu tröſten, Ihnen deſto mehr von meiner Arbeit vorlegen zu können. Aber die Jahrszeit und die unordentliche Witterung iſt mir gar nicht günſtig, und hindert alle meine Fortſchritte, einer lebhaften Neigung und Stimmung zum Trotze. Der Kopf iſt mir wieder ſeit faſt acht Tagen von einem catharrhaliſchen Zufall angegriffen, und das alte Uebel plagt mich auch. Um mein Gemüth friſch zu erhalten, darf ich an meine gegenwärtige Arbeit nicht einmal denken; ich beſchäftige mich mit dem Gedanken an eine entferntere, und mit allgemeinen Ideen.

Da ich ſeit dieſem Winter viele Reiſebeſchreibungen las, ſo habe ich mich nicht enthalten, zu verſuchen, welchen Gebrauch der Poet von einem ſolchen Stoffe wohl möchte machen können, und bei dieſer Unterſuchung iſt mir der Unterſchied zwiſchen einer epiſchen und dramatiſchen Behandlung neuerdings lebhaft geworden.

Es iſt keine Frage, daß ein Weltentdecker oder Weltumſegler, wie **Cook**, einen ſchönen Stoff zu einem epiſchen Gedichte entweder ſelbſt abgeben, oder doch herbeiführen könnte; denn alle Requiſite eines epiſchen Gedichts, worüber wir übereingekommen, finde ich darin, und auch das wäre dabei ſehr günſtig, daß das Mittel dieſelbe Dignität und ſelbſtſtändige Bedeutung hätte, wie der Zweck ſelbſt, ja daß der Zweck mehr des Mittels wegen da wäre. Es ließe ſich ein gewiſſer menſchlicher Kreis darin erſchöpfen, was mir bei einem Epos weſentlich deucht, und das Phyſiſche würde ſich mit dem Moraliſchen zu einem ſchönen Ganzen verbinden laſſen.

Wenn ich mir aber eben dieſen Stoff zu einem Drama beſtimmt denke, ſo erkenne ich auf einmal die große Differenz beider Dichtungsarten. Da incommodirt mich die ſinnliche Breite eben ſo ſehr, als ſie mich dort anzog; das Phyſiſche erſcheint nun blos als ein Mittel, und um das Moraliſche herbeizuführen; es wird läſtig durch ſeine Bedeutung und den Anſpruch, den es macht, und kurz der ganze reiche Stoff dient nun blos zu einem Veranlaſſungsmittel gewiſſer Situationen, die den innern Menſchen in's Spiel ſetzen. — Es nimmt mich aber wirklich Wunder, daß ein ſolcher Stoff Sie noch nicht in Verſuchung geführt hat, denn hier finden Sie beinahe ſchon von ſelbſt fertig, was ſo nöthig und doch ſo ſchwierig iſt, nämlich die perſönliche und phyſiſche Wirkſamkeit des natürlichen Menſchen mit einem gewiſſen Gehalt, den nur die Kunſt ihm geben kann, vereinigt.

237.

An Goethe.

Jena den 20. Februar 1798.

Eigen iſt es, wie ſich bei einem gewiſſen Zuſtand der Literatur ein Geſchlecht von Paraſiten, oder wie Sie's nennen wollen, erzeugt, die ſich aus dem, was von Andern geleiſtet iſt, eine gewiſſe Exiſtenz bilden, und ohne das Reich der Kunſt oder Wiſſenſchaft ſelbſt zu bereichern oder zu erweitern, doch zum Vertrieb deſſen dienen, was da iſt, Ideen aus Büchern in's Leben bringen, und wie der Wind oder gewiſſe Vögel den Saamen dahin oder dorthin ſtreuen. Als Zwiſchenläufer zwiſchen dem Schriftſteller und dem Publikum muß man ſie wirklich ſehr in Ehren halten, obgleich es gefährlich ſeyn möchte, ſie mit dem Publikum zu verwechſeln. —

Da ich ſo oft in meiner Arbeit gehemmt werde, und deswegen das Ende noch nicht abſehen kann, ſo ängſtigen mich die Nachfragen nach dem Wallenſtein, die nun anfangen, an mich zu geſchehen. Schröder will ihn ſelbſt ſpielen, und ſcheint nicht abgeneigt, ſelbſt in Weimar darin auftreten zu wollen. Auch Unger aus Berlin ſchreibt mir geſtern, daß mir das Berliner Theater jedes beliebige Honorar bezahlen wolle, wenn ich das Stück ihm noch vor dem Abdruck ſenden wolle. Wäre ich nur erſt fertig! Die Arbeit geht jetzt wieder ein wenig, obgleich mir der Kopf noch nicht recht frei iſt.

238.

An Goethe.

Jena den 27. Februar 1798.

Dieſer Februar iſt alſo hingegangen, ohne Sie mir zu bringen, und ich habe, erwartend und hoffend, bald den Winter überſtanden. Deſto heiterer ſeh' ich in's Frühjahr hinein, dem ich wirklich mit neuerwachtem Verlangen mich entgegen ſehne. Es beſchäftigt mich jetzt zuweilen auf eine angenehme Weiſe, in meinem Gartenhauſe und Garten Anſtalten zur Verbeſſerung meines dortigen Aufenthalts zu treffen. Eine von dieſen iſt beſonders wohlthätig, und wird eben ſo angenehm ſeyn — ein Bad nämlich, das ich reinlich und niedlich in einer von den Gartenhütten mauern laſſe. Die Hütte wird um einen Stock erhöht, und ſoll eine freundliche Ausſicht in das Thal der Leutra erhalten. Auf der entgegengeſetzten Seite iſt ſchon im vorigen Jahr an die Stelle der Hütte eine ganz maſſiv gebaute Küche getreten. Sie werden alſo, wenn Sie uns im Garten beſuchen, allerlei nützliche Veränderungen darin finden. —

Ich lege doch jetzt ganz unvermerkt eine Strecke nach der andern in meinem Penſum zurück, und finde mich ſo recht in dem tiefſten Wirbel der Handlung. Beſonders bin ich froh, eine Situation hinter mir zu haben, wo die Aufgabe war, das ganz gemeine moraliſche Urtheil über das Wallenſteiniſche Verbrechen auszuſprechen, und eine ſolche an ſich triviale und unpoetiſche Materie poetiſch und geiſtreich zu behandeln, ohne die Natur des Moraliſchen zu vertilgen. Ich bin zufrieden mit der Ausführung, und hoffe unſerm lieben moraliſchen Publikum nicht weniger zu gefallen, ob ich gleich keine Predigt daraus gemacht habe. Bei dieſer Gelegenheit hab' ich aber recht gefühlt, wie leer das eigentliche Moraliſche iſt, und wie viel daher das Subject leiſten mußte, um das Object in der poetiſchen Höhe zu erhalten.

239.

An Goethe.

Jena den 2. März 1798.

Was Sie über die Franzoſen und ihren emigrirten, aber immer gleich würdigen Repräſentanten **Mounier** ſchreiben, iſt ſehr wahr, und ſo kläglich es auch an ſich iſt, ſo freut es einen, weil es ſo nothwendig zu dem ganzen Begriff dieſer Exiſtenz gehört; und man ſollte immer nur rein die Naturen auffaſſen, ſo würde man auch gleich die Syſteme rein demonſtrirt ſehen. Es iſt wirklich der Bemerkung werth, daß die Schlaffheit über äſthetiſche Dinge immer ſich mit der moraliſchen Schlaffheit verbunden zeigt, und daß das reine ſtrenge Streben nach dem hohen Schönen, bei der höchſten Liberalität gegen alles, was Natur iſt, den Rigorism im Moraliſchen bei ſich führen wird. So deutlich ſcheiden ſich die Reiche der Vernunft und des Verſtandes, und dieſe Scheidung behauptet ſich nach allen Wegen und Richtungen, die der Menſch nur nehmen kann. —

Geſtern habe ich nun im Ernſt das franzöſiſche Bürgerdiplom erhalten, wovon ſchon vor fünf Jahren in den Zeitungen geredet wurde. Es iſt damals ausgefertigt, und von Roland unterſchrieben worden. Weil aber der Name falſch geſchrieben, und nicht einmal eine Stadt oder Provinz auf der Addreſſe ſtand, ſo hat es freilich den Weg nicht zu mir finden können. Ich weiß nicht, wie es jetzt noch in Bewegung kam, aber kurz, es wurde mir geſchickt, und zwar durch Campe in Braunſchweig, der mir bei dieſer Gelegenheit die ſchönſten Sachen ſagt.

240.

An Goethe.

Jena den 6. März 1798.

Ich hoffe, nach meiner jetzigen ziemlich langen poetiſchen Praxis, die mir viele Erfahrungen mehr verſchafft hat, mit gutem Erfolg zum Raiſonnement zurückzukehren. —

Das Reſcript, das mich zum Profeſſor ordinarius macht, iſt endlich von Coburg angekommen, und ſo ſehe ich mich in kurzer Zeit mit mehrern Würden bekleidet, von denen ich nur wünſchte, daß ſie mich wärmer hielten.

241.

An Goethe.

Jena den 9. März 1798.

Es iſt mein ernſtlicher Wille, wie Sie mir rathen, künftig das Theater in Weimar beſſer zu benutzen. Nur an den Anſtalten zur Wohnung lag es in dieſem Winter, daß ich es nicht ausgeführt habe. Für die Zukunft werd' ich mich aber gewiß darauf einrichten. Wenn es auch blos um die Muſik wäre, müßte man's ſchon thun, denn die Sinne werden ja ſonſt gar nicht auf eine äſthetiſche Weiſe berührt. Aber auch das Theater ſelbſt wird gut auf mich wirken. In dieſen letzten Monaten hab' ich freilich alles Andere meinem Geſchäft nachſetzen müſſen, um darin einen entſcheidenden Schritt zurückzulegen. Das hab' ich erreicht. Jetzt iſt mein Stoff im Gange, und das Schwerſte iſt hinter mir. Drei Viertel der ganzen Arbeit ſind abſolvirt. —

Der Herzog, wie mir mein Schwager ſagt, wünſcht, daß ich mein Bürgerdiplom der Bibliothek ſchenken möchte, wozu ich ſehr gern bereit bin. Ich will es blos abſchreiben und mir im Namen der Bibliothek atteſtiren laſſen, daß das Original bei ihr niedergelegt iſt, wenn etwa einmal eins meiner Kinder ſich in Frankreich niederlaſſen und dieſes Bürgerrecht reclamiren wollte.

242.

An Goethe.

Jena den 13. März 1798.

Nachdem ich einmal ein vierzehn Tage erträglich wohl geweſen und mir etwas Anſtrengung zugemuthet, ſetzt ſich's mir wieder in den Kopf und macht mich unluſtig und unfähig zu allem. Freilich iſt das Wetter auch wirklich ſehr rauh geworden. Dennoch hoffe ich, meine Reiſe zu Ihnen, wiewohl nur auf Einen Tag, noch dieſe Woche ausführen zu können. —

Ich habe dieſe Tage ein altes deutſches Ritterſtück, das Sie wahrſcheinlich längſt vergeſſen haben, Fuſt von Stromberg *) wieder durchgeleſen. Es läßt ſich freilich ſehr viel

---

*) Mannheim 1783.

dagegen ſagen, aber die Bemerkung hab' ich dabei gemacht, daß der Dichter eine erſtaunliche Macht über das Gemüth ausüben kann, wenn er nur recht viel Sachen und Beſtimmungen in ſeinen Gegenſtand legt. So iſt dieſer Fuſt von Stromberg zwar überladen von hiſtoriſchen Zügen, und oft geſuchten Anſpielungen, und dieſe Gelehrſamkeit macht das Stück ſchwerfällig und oft kalt; aber der Eindruck iſt höchſt beſtimmt und nachhaltig, und der Poet erzwingt wirklich die Stimmung, die er geben will. Auch iſt nicht zu leugnen, daß ſolche Compoſitionen, ſobald man ihnen die poetiſche Wirkung erläßt, eine andere allerdings ſehr ſchätzbare leiſten, denn keine noch ſo gut geſchriebene Geſchichte könnte ſo lebhaft und ſo ſinnlich in jene Zeit hineinführen, als dieſes Stück es thut.

243.

An Goethe.

Jena den 6. April 1798.

Ich will ſuchen, mich wieder recht in die Arbeit zu werfen, daß ich nur erſt das Gedankenbild aus mir herausſtelle, weil ich es dann heller anſchauen kann. Ich freue mich denken zu dürfen, daß Sie mit meinem Wallenſtein im Ganzen zufrieden ſind, und vorzüglich darüber, daß Sie keinen Widerſpruch weder mit dem Gegenſtande, noch mit der Kunſtgattung, zu der er gehört, darin rügten; denn über die theatraliſchen Forderungen denke ich ſchon noch weg zu kommen, wenn die tragiſch-dramatiſchen nur befriedigt ſind.

244.

An Goethe.

Jena den 7. April 1798.

Ich legte mich mit dem feſten Vorſatz nieder, morgen zu Ihnen hinüberzufahren. Für den Almanach hab' ich mein Geſchäft geſchloſſen; das letzte Gedicht bringe ich mit. Jetzt muß ich eilen, den kleinen Reſt der guten Jahreszeit und meines Gartenaufenthalts für den Wallenſtein zu benutzen; denn wenn ich meine Liebesſcenen nicht ſchon fertig in die Stadt bringe, ſo möchte mir der Winter keine Stimmung dazu geben, da ich einmal nicht ſo glücklich bin, meine Begeiſterung im Caffee zu finden.

245.

An Goethe.

Jena den 24. April 1798.

Endlich bin ich wieder im Stande, Ihnen ſelbſt von meinem Befinden Nachricht zu geben. Vierzehn Tage war ich zu allem unfähig, weil ſich der Rheumatism in den Kopf geſetzt hatte, und noch darf ich vor den nächſten acht Tagen nicht hoffen, ein Geſchäft vorzunehmen. Es iſt recht Schade, daß ich bei dieſer Unfähigkeit zum Arbeiten nicht wenigſtens von den theatraliſchen Unterhaltungen in Weimar profitiren kann. Aber wenn mich auch nicht mein noch fortdauernder Huſten in's Haus ſpräche, ſo fehlte es mir doch gänzlich an Stimmung für irgend einen Geiſtesgenuß, und ich muß mich hüten, mich an äſthetiſche Dinge auch nur zu erinnern.

Ich wünſche Ihnen deſto mehr Vergnügen an Iffland's theatraliſchem Beſuch. Ueber die Wahl der Stücke haben wir uns hier gewundert, beſonders aber hat mich die Wahl des

Pygmalion befremdet. Denn wenn darunter wirklich das Monodram gemeint iſt, welches, deucht mir, Benda componirt hat, ſo werden Sie einen merkwürdigen Beleg zu den unglücklichen Wirkungen eines verfehlten Gegenſtandes erleben. Es iſt mir abſolut unbegreiflich, wie ein Schauſpieler, auch blos von einer ganz gemeinen Praxis, den Begriff ſeiner Kunſt ſo ſehr aus den Augen ſetzen kann, um in einer ſo froſtigen, handlungsleeren und unnatürlichen Fratze ſich vor dem Publikum abzuquälen. Dazu kommt noch, daß Iffland in ſeinem Leben nie eine Schwärmerei oder irgend eine exaltirte Stimmung weder zu fühlen, noch darzuſtellen vermocht hat, und als Liebhaber immer abſcheulich war.

246.

An Goethe.

Jena den 27. April 1798.

Mit meiner Geſundheit geht es jetzt von Tag zu Tag beſſer, doch habe ich noch keine Stimmung zu meiner Arbeit finden können. Dafür leſe ich in dieſen Tagen den Homer mit einem ganz neuen Vergnügen, wozu die Winke, die Sie mir darüber gegeben, nicht wenig beitragen. Man ſchwimmt ordentlich in einem poetiſchen Meere; aus dieſer Stimmung fällt man auch in keinem einzigen Punkte, und alles iſt ideal bei der ſinnlichſten Wahrheit. Uebrigens muß einem, wenn man ſich in einige Geſänge hineingeleſen hat, der Gedanke an eine rhapſodiſche Aneinanderreihung und an einen verſchiedenen Urſprung nothwendig barbariſch vorkommen: denn die herrliche Continuität und Reciprocität des Ganzen und ſeiner Theile iſt eine ſeiner wirkſamſten Schönheiten.

247.

An Goethe.

Jena den 1. Mai 1798.

Da wir jetzt in den Wonnemond getreten ſind, ſo hoffe ich auch wieder auf die Gunſt der Muſen, und hoffe, daß ich in meinem Garten finden werde, was ich ſchon lange entbehre. Mit Ende dieſer Woche denk' ich hinauszuziehen, wenn das Wetter gut bleibt.

Allerdings beklag' ich ſehr, daß ich diesmal von Iffland's Vorſtellungen gar nichts habe profitiren können. Aber da ich dieſen Winter und Frühling ſo viele Zeit verlor, und auf einen beſtimmten Termin fertig werden will, ſo muß ich mich in mich ſelbſt zurückziehen, und alles, was mich ſehr nach außen beſchäftigt, als eine gefährliche Zerſtreuung fliehen. Damit tröſt' ich mich über dieſen verlornen Genuß, dem ich nicht würde haben widerſtehen können, wenn ich geſund geweſen wäre.

Daß Iffland in ſeinem Pygmalion einen ſo großen Triumph über meine Erwartung und Vorherſagung davon getragen, iſt mir noch nicht begreiflich, und es wird mir ſchwer, ſelbſt Ihnen etwas auf's Wort zu glauben, was mir den Glauben an meine beſtimmteſten Begriffe und Ueberzeugungen rauben würde. Indeſſen iſt hier nichts mehr zu ſagen, da Sie meinen Beweiſen a priori ein Factum entgegenſetzen können, wogegen ich, da ich ſelbſt es nicht mit bezeugen kann, auch nichts einwenden darf. Uebrigens habe ich es lediglich mit Ihrem Urtheil zu thun, denn die übrige öffentliche Meinung kann hier nichts beweiſen, da hier nur von objectiven Forderungen die Rede iſt, und die übrige Welt ſchon zufrieden iſt, wenn ſie nur intereſſirt wird.

Ich wünſchte zu erfahren, ob es noch wahrſcheinlich iſt, daß Schröder dieſen Herbſt kommt, damit ich mit mir zu Rathe gehen kann, ob der Wallenſtein noch bis dahin für das Theater fertig zu machen iſt. Darum bitt' ich Sie mich wiſſen zu laſſen, ob Sie unterdeſſen einen Schritt gethan haben. Denn wenn das nicht geſchehen iſt, ſo zweifle ich auch, ob er dieſen Herbſt kommt.

248.

An Goethe.

Jena im Mai 1798.

In närriſchen Originalen iſt es eigentlich, wo mich Iffland immer entzückt hat; denn das Naturell thut hier ſo viel, alles ſcheint hier augenblicklicher Einfall und Genialität; daher iſt es unbegreiflich, und man wird zugleich erfreut und außer ſich geſetzt. Hingegen in edeln, ernſten und empfindungsvollen Rollen bewundere ich mehr ſeine Geſchicklichkeit, ſeinen Verſtand, ſeinen Calcul und ſeine Beſonnenheit. Hier iſt er mir immer bedeutend, planvoll, und beſchäftigt und ſpannt die Aufmerkſamkeit und das Nachdenken. Aber ich kann nicht ſagen, daß er mich in ſolchen Rollen eigentlich entzückt oder hingeriſſen hätte, wie von weit weniger vollkommenen Schauſpielern geſchehen iſt. Daher würde er mir für die Tragödie kaum eine poetiſche Stimmung geben können.

Ich weiß kaum, wie ich es mit Schröder'n halten ſoll, und bin beinahe entſchloſſen, die ganze Idee von der Repräſentation des Wallenſtein fallen zu laſſen. So zeitig mit der ganzen völligen Ausführung fertig zu werden, daß er den Wallenſtein im September oder Anfang Octobers ſpielen kann, iſt nicht möglich; denn Schröder muß, nach ſeiner eignen Erklärung gegen Böttiger, mehrere Monate zum Einſtudiren einer ſolchen Rolle haben, und würde alſo das Stück in der Mitte des Julius ſpäteſtens haben müſſen. Bis dahin könnte ich zwar eine Skizze des Ganzen, die für das Theater hinreichte, fertig bringen; aber dieſe eilfertige und auf einen äußern Zweck gerichtete Art zu arbeiten, würde mir die reine Stimmung für eine ruhige Ausführung verderben. Dazu kommt, daß ſelbſt bei Schröders Anweſenheit einige Hauptrollen im Stück gar zu ſehr verunglücken würden. — Wie Sie ſelbſt ſchreiben, ſo ſind die guten Schauſpieler nur, und im glücklichſten Fall, paſſive Canäle oder Referenten des Textes, und das wäre mir doch um meine zwei Piccolomini's und um meine Gräfin Terzky beſonders leid. Ich denke daher meinen Gang frei und ohne beſtimmte Theaterrückſichten fortzuſetzen, und mir wo möglich die Stimmung zu bewahren. Iſt der Wallenſtein einmal fertig, ſo intereſſirt er mich nicht mehr, und alsdann kann ich auf ſo etwas eher denken.

249.

An Goethe.

Jena den 8. Mai 1798.

Ich hab' es geſtern bei dem unſichern Wetter gewagt, meinen Auszug in den Garten zu halten, und es iſt mir nach Wunſch gelungen. Nun ſitze ich endlich wieder hier in meinem ländlichen Eigenthum; die Beſuche haben ſich aber zufällig ſo gehäuſt, daß ich in dieſen zwei Tagen mehr Geräuſch erfahren habe, als den ganzen Winter.

Ich gratulire Ihnen zu dem fortgerückten Fauſt. Sobald Sie bei dieſem Stoff nur erſt beſtimmt wiſſen, was noch daran zu thun iſt, ſo iſt er ſo gut als gemacht, denn mir ſchien immer das Unbegrenzbare das Schwierigſte dabei zu ſeyn. Ihre neuliche Bemerkung, daß die Ausführung einiger tragiſchen Scenen in Proſa, ſo gewaltſam ergreifend ausgefallen, beſtätigt eine ältere Erfahrung, die Sie bei der Mariane im Meiſter gemacht haben, wo gleichfalls der pure Realiſm in einer pathetiſchen Situation ſo heftig wirkt, und einen nicht poetiſchen Ernſt hervorbringt; denn nach meinen Begriffen gehört es zum Weſen der Poeſie, daß in ihr Ernſt und Spiel immer verbunden ſeyen.

250.

An Goethe.

Jena den 11. Mai 1798.

Das Wetter hält ſich noch immer gut, und ſo erwacht auch nach und nach wieder die Neigung und die Stimmung zur Arbeit bei mir. Uebrigens aber iſt die Heiterkeit des Frühjahrs der düſtern Schwere eines fünften Acts an einem Trauerſpiel nicht eben förderlich, ob ſie gleich im Ganzen den poetiſchen Geiſt weckt, der zu allem gut iſt.

Daß Sie ſich durch die Oper nur nicht hindern laſſen, an die Hauptſache recht ernſtlich zu denken. Die Hauptſache iſt zwar freilich immer das Geld, aber nur für den Realiſten von der ſtricten Obſervanz. Ihnen aber muß ich den Spruch zu Herzen führen: **Trachtet nach dem, was droben iſt, ſo wird euch das Uebrige alles zufallen.**

Wenn Sie zur Fortſetzung der Zauberflöte *) keinen recht geſchickten und beliebten Componiſten haben, ſo ſetzen Sie ſich, fürcht' ich, in Gefahr, ein undankbares Publikum zu finden; denn bei der Repräſentation ſelbſt rettet kein Text die Oper, wenn die Muſik nicht gelungen iſt, vielmehr läßt man den Poeten die verfehlte Wirkung mit entgelten.

---

*) S. das Fragment: Der Zauberflöte zweiter Theil in **Göthe's** Werken. (Vollſtändige Ausgabe letzter Hand) Bd. 11. S. 191 u. ſ.

251.

An Goethe.

Jena den 18. Mai 1798.

Da es wohl ſeine Richtigkeit hat, daß keine Ilias mehr möglich iſt, auch wenn es wieder einen Homer und ein Griechenland gäbe, ſo glaube ich Ihnen nichts Beſſeres wünſchen zu können, als daß Sie Ihre *Achilleis*, *) ſo wie ſie jetzt in Ihrer Imagination exiſtirt, blos mit ſich ſelbſt vergleichen, und beim *Homer* blos Stimmung ſuchen, ohne Ihr Geſchäft eigentlich mit ſeinem zu vergleichen.

Sie werden ſich ganz gewiß Ihren Stoff ſo bilden, wie er ſich zu Ihrer Form qualificirt, und umgekehrt werden Sie die Form zu dem Stoffe nicht verfehlen. Für beides bürgt Ihnen Ihre Natur und Ihre Einſicht und Erfahrung. Die tragiſche und ſentimentale Beſchaffenheit des Stoffes werden Sie unfehlbar durch Ihren ſubjectiven Dichtercharacter balanciren, und ſicher iſt es mehr eine Tugend, als ein Fehler des Stoffs, daß er den Forderungen unſres Zeitalters entgegenkommt; denn es iſt eben ſo unmöglich als undankbar für den Dichter, wenn er ſeinen vaterländiſchen Boden ganz verlaſſen und ſich ſeiner Zeit wirklich entgegenſetzen ſoll. Ihr ſchöner Beruf iſt, ein Zeitgenoſſe und Bürger beider Dichterwelten zu ſeyn, und gerade um dieſes höhern Vorzugs willen werden Sie keiner ausſchließend angehören.

---

*) S. den erſten (einzigen) Geſang dieſes epiſchen Gedichts in *Goethe's* Werken. (Vollſtändige Ausgabe letzter Hand) Bd. 40. S. 339 u. f.

252.

An Wilhelm v. Humboldt.

Jena den 27. Juni 1798.

Sie müſſen ſich nicht wundern, lieber Freund, wenn ich mir die Wiſſenſchaft und die Kunſt jetzt in einer größern Entfernung und Entgegenſetzung denke, als ich vor einigen Jahren vielleicht geneigt geweſen bin. Meine ganze Thätigkeit hat ſich gerade jetzt der Ausübung zugewendet; ich erfahre täglich, wie wenig der Poet durch allgemeine reine Begriffe bei der Ausführung gefördert wird, und wäre in dieſer Stimmung zuweilen unphiloſophiſch genug, Alles, was ich ſelbſt und Andere von der Elementaräſthetik wiſſen, für einen einzigen empiriſchen Vortheil, für einen Kunſtgriff des Handwerks hinzugeben. In Rückſicht auf das Hervorbringen werden Sie mir zwar ſelbſt die Unzulänglichkeit der Theorie einräumen, aber ich dehne meinen Unglauben auch auf das Beurtheilen aus, und möchte behaupten, daß es kein Gefäß giebt, die Werke der Einbildungskraft zu faſſen, als eben dieſe Einbildungskraft ſelbſt. —

Das Philoſophiren iſt jetzt lange bei mir ſuspendirt geweſen, da mich mein Trauerſpiel ganz in der Knechtſchaft hält. Leider muß ich dieſes nun liegen laſſen, um für den Almanach zu ſorgen. — Schwerlich werde ich vor Ende Auguſt zum Wallenſtein zurückkehren können. Da ich noch einige Monate ganz dazu brauche, ſo kann er erſt auf Neujahr gedruckt erſcheinen, vielleicht erſt auf Oſtern, wenn ich eine Ausarbeitung für das Theater mache.

253.

An Goethe.

Jena den 28. Juni 1798.

Die Nachricht, daß der Elpenor *) von Ihnen ſey, hat mich wirklich überraſcht; ich weiß nicht, wie es kam, daß Sie mir gar nicht dabei einfielen. Aber eben weil ich unter bekannten und wahlfähigen Namen keinen dazu wußte, ſo war ich ſehr neugierig auf den Verfaſſer; denn es gehört zu denen Werken, wo man, über den Gegenſtand hinweg, unmittelbar zu dem Gemüth des Hervorbringenden geführt und getrieben wird. Uebrigens iſt es für die Geſchichte Ihres Geiſtes und ſeiner Perioden ein ſchätzbares Document, das Sie ja in Ehren halten müſſen.

254.

An Louiſe Brachmann. **)

Jena den 5. Juli 1798.

Sie finden im beiliegenden zwölften Stücke der Horen einige Ihrer Gedichte abgedruckt, und ich ergreife dieſe Gelegenheit, Ihnen für dieſe ſchönen Beiträge, ſo wie für Ihre gütige Zuſchrift Dank zu ſagen. Unter dem Heer von Gedichten, welche dem Herausgeber eines Almanachs von allen Enden unſers verſereichen proſaiſchen Deutſchlands zufließen, iſt die Erſcheinung einer ſchönen und wahren poetiſchen Empfindung, ſo wie ſie in mehrern Ihrer Gedichte lebt, eine deſto angenehmere Ueberraſchung, und dieſes Vergnügen haben mir vorzüglich Ihre Gaben der Götter *) gewährt. Beſonders aber erregten ſie mir den Wunſch Ihrer perſönlichen Bekanntſchaft, und wenn Sie mir dazu einige Hoffnung geben können, ſo werden Sie mir viele Freude machen. — Zugleich bitte ich Sie, auch meinen neuen Almanach, für den jetzt geſammelt wird, mit einigen Beiträgen zu beſchenken; es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich Ihr Geheimniß ehren werde. **)

---

*) S. das Fragment dieſes Trauerſpiels in Goethe's Werken (Vollſtändige Ausgabe letzter Hand) Bd. 10. S. 1 u. f.

**) geb. 1778 zu Rochlitz, lebte zu Weiſſenfels, und fand den Tod 1822 bei Halle in der Saale.

255.

An Goethe.

Jena den 15. Juli 1798.

Seit geſtern und heute bin ich durch meine Krämpfe, die ſich wieder geregt und mir den Schlaf geraubt haben, ganz in Unthätigkeit geſetzt worden, und kann Ihnen diesmal auch nur einen Gruß ſagen. — Ich ſehne mich ſehr nach Ihrer Zurückkunſt. Es iſt mir und meiner Frau ganz ungewohnt, daß wir ſo lange nichts von Ihnen hörten.

256.

An Goethe.

Jena den 20. Juli 1798.

Mit dem beſſern Wetter finde ich mich auch wieder beſſer und thätiger, und nach und nach ſcheint es auch zu einer lyriſchen Stimmung bei mir kommen zu wollen. Ich habe bemerkt, daß dieſe unter allen dem Willen am wenigſten gehorcht, weil ſie gleichſam körperlos iſt, und wegen Ermanglung eines materiellen Anhalts nur im Gemüthe ſich gründet. In den vorigen Wochen hab' ich eher Abneigung als Luſt dazu empfunden, und bin aus Unmuth auf einige Tage zum **Wallenſtein** zurückgekehrt, der aber jetzt wieder zurückgelegt wird. —

---

*) S. dies Gedicht in den auserleſenen Dichtungen von Louiſe Brachmann. Leipzig 1824. Bd. 1. S. XVI u. f.

**) Die erwähnten Gedichte waren ohne Bezeichnung des Namens erſchienen.

Mein Bau geht nicht lebhaft fort *); es iſt ſehr ſchwer, jetzt in der Erndte, die hier ſchon zum Theil angefangen, Arbeiter zu bekommen, welche mir zur Verfertigung eines Strohdachs und zum Ausſtacken der Wände nöthig ſind. Heute hab' ich endlich den Troſt, das Häuschen unter Dach bringen zu ſehen. Dieſe Arbeiten ziehen mich öfters, als nöthig iſt, vom Geſchäft ab.

257.

An Goethe.

Jena den 23. Juli 1798.

Es wäre die Frage, was ſich in einer Zeit, wie die unſrige, von einer **Schule für die Kunſt** erwarten ließe. Jene alten Schulen waren Erziehungsſchulen für Zöglinge; die neueren müßten Correctionshäuſer für Züchtlinge ſeyn, und ſich dabei, wegen Armuth des productiven Genie's, mehr kritiſch als ſchöpferiſch bildend beweiſen. Indeſſen iſt keine Frage, daß ſchon viel gewonnen würde, wenn ſich irgendwo ein feſter Punkt fände oder machte, um welchen ſich das Uebereinſtimmende verſammelte; wenn in dieſem Vereinigungspunkt feſtgeſetzt würde, was für kanoniſch gelten kann und was verwerflich iſt, und wenn gewiſſe Wahrheiten, die regulativ für die Künſtler ſind, in runden und gediegenen Formeln ausgeſprochen und überliefert würden. So entſtänden gewiſſe ſymboliſche Bücher für Poeſie und Kunſt, zu denen man ſich bekennen müßte; und ich ſehe nicht ein, warum der Sectengeiſt, der ſich für das Schlechte ſogleich zu regen pflegt, nicht auch für das Gute geweckt werden könnte. Wenigſtens ſcheint mir's, es ließe ſich eben ſo viel zum Vortheil einer *äſthetiſchen* Confeſſion und Gemeinheit anführen, als zum Nachtheil einer philoſophiſchen.

---

*) Der Bau eines kleinen Häuschens an der obern Ecke des Gartens, nach der Leutra zu. Dies Häuschen iſt vor mehreren Jahren, da es bereits ſehr baufällig war, eingeriſſen worden. S. **Schiller's** Leben von **Heinrich Doering**. 2. Ausgabe. Weimar 1824. S. 184 u. f.

258.

An Goethe.

Jena den 17. Juli 1798.

Einen gewiſſen Ernſt und ein tieferes Eindringen in die Sachen kann ich den beiden *Schlegel'n*, und dem jüngern insbeſondere, nicht abſprechen. Aber dieſe Tugend iſt mit ſo vielen egoiſtiſchen und widerwärtigen Ingredienzen vermiſcht, daß ſie ſehr viel von ihrem Werth und Nutzen verliert. Auch geſtehe ich, daß ich in den äſthetiſchen Urtheilen dieſer Beiden eine ſolche Dürre, Trockenheit und ſachloſe Wortſtrenge finde, daß ich oft zweifelhaft bin, ob ſie wirklich auch zuweilen einen Gegenſtand darunter denken. Die eigenen poetiſchen Arbeiten des Aeltern beſtätigen mir meinen Verdacht; denn es iſt mir abſolut unbegreiflich, wie daſſelbe Individuum, das Ihren Genius wirklich faßt, und Ihren *Hermann* z. B. wirklich fühlt, die ganze antipodiſche Natur ſeiner eigenen Werke, dieſe dürre und herzloſe Kälte auch nur ertragen, ich will nicht ſagen ſchön finden kann. Wenn das Publikum eine glückliche Stimmung für das Gute und Rechte in der Poeſie bekommen kann, ſo wird die Art, wie dieſe Beiden es treiben, jene Epoche eher verzögern, als beſchleunigen; denn dieſe Manier erregt weder Neigung und Vertrauen, noch Reſpect, wenn ſie auch bei den Schwätzern und Schreiern Furcht erregt; und die Blößen, welche die Herren ſich in ihrer einſeitigen und übertreibenden Art geben, wirft auf die gute Sache einen faſt lächerlichen Schein.

259.

An Fr. v. Matthiſſon.

Jena den 28. Juli 1798.

Empfangen Sie meinen aufrichtigſten Dank für Ihren reichen und ſchönen Beitrag zu meinem diesjährigen Almanach. Ich kann Ihnen nicht genug ſagen, wie angenehm in jeder Rückſicht er mich überraſchte. — Den fertigen Almanach ſollen Sie zuerſt vor jedem Andern erhalten. Vielleicht iſt es nicht unangenehm, einzelne fertige Bogen früher zu bekommen, und mit Vergnügen werde ich Ihnen ſolche von Zeit zu Zeit zuſenden, ſobald der Druck angefangen iſt, da ich auf Ihre Behutſamkeit in der Mittheilung ſicher bauen kann. — Leben Sie wohl, und huldigen Sie durch zahlreiche Opfer ferner den Pierinnen, was bei der glücklichen und ſorgenfreien Muße, die, als ein wahres Göttergeſchenk, Ihr Theil wurde, ganz eigentlich zu Ihren Lebenspflichten gehört.

260.

An Goethe.

Jena den 31. Juli 1798.

Zum Almanach ſind wieder einige nicht unbrauchbare Beiträge gekommen, aber die gehörige Zahl iſt noch immer nicht beiſammen, wenn ich auch gleich meinen möglichen Antheil auf etliche zwanzig Blätter rechne. Zwar erhielt ich geſtern auf einmal und von einem einzelnen freiherrlichen Autor ſo viel Gedichte zugeſchickt, um mehr als den halben Almanach damit zu füllen, aber, den Unwerth abgerechnet, unter der tollen Bedingung, daß die ganze Suite abgedruckt werden ſollte, wobei gegen funfzig Seiten Gelegenheitsgedichte befindlich waren.

261.

An Goethe.

Jena den 21. Auguſt 1798.

Das Wetter allein hat mich, am Freitag und Sonnabend, von dem verſprochenen Beſuch abgehalten, indem ich doch auch gewünſcht hätte, Ihre Beſitzungen zu durchwandern, welches bei dem Regenwetter nicht wohl anging. Ich kann mich gar nicht daran gewöhnen, faſt eine Woche nichts von Ihnen zu ſehen und zu hören. — Daß ich Ihnen die zwei letzten Acte von Wallenſtein vorlas, und mich von Ihrem Beifall überzeugen konnte, iſt eine wahre Wohlthat für mich geweſen, und wird mir den Muth geben und erhalten, den ich zur Vollendung des Stücks noch ſo nöthig brauche. Auf der andern Seite hingegen könnte es mich beinahe traurig machen, daß ich nun nichts mehr vor mir habe, worauf ich mich bei dieſer Arbeit ſo recht freuen kann; denn Ihnen das fertige Werk vorzuleſen und Ihrer Zufriedenheit gewiß zu ſeyn, war im Grunde meine beſte Freude. Bei dem Publikum wird einem das wenige Vergnügen durch ſo viele Mißtöne verkümmert.

262.

An Goethe.

Jena den 24. Auguſt 1798.

Da Sie einmal Luſt haben, in die Oeconomie meines Stücks hineinzugehen, ſo will ich gelegentlich das Schema dazu in Ordnung bringen, das in meinen Papieren zerſtreut liegt, indem es Ihnen, ehe das Ganze ſelbſt ausgeführt iſt, die Ueberſicht erleichtern kann.

Ich bin verlangend Ihre neuen Ideen über das Epiſche und Tragiſche zu hören. Mitten in einer tragiſchen Arbeit fühlt man beſonders lebhaft, wie erſtaunlich weit die beiden Gattungen auseinander gehen. Ich fand dies auf eine mir ſelbſt überraſchende Weiſe an meinem fünften Acte, die mich von allem ruhig Menſchlichen völlig iſolirte, weil hier ein Augenblick fixirt werden mußte, der nothwendig vorübergehend ſeyn muß. Dieſer ſo ſtarke Abſatz, den meine Gemüthsſtimmung hier gegen alle übrigen freiern menſchlichen Zuſtände machte, erweckte mir beinahe eine Furcht, mich auf einem zu pathologiſchen Wege zu befinden, weil ich das meinem Individuum zuſchrieb, was die Natur des Geſchäfts mit ſich brachte. Aber ſo iſt es mir ein Beweis mehr, daß die Tragödie nur einzelne außerordentliche Augenblicke der Menſchheit, das Epos dagegen, wobei jene Stimmung nicht wohl vorkommen kann, das beharrliche, ruhig fortbeſtehende Ganze derſelben behandelt, und deswegen auch den Menſchen in jeder Gemüthsfaſſung anſpricht.

Ich laſſe meine Perſonen viel ſprechen, ſich mit einer gewiſſen Breite herauslaſſen. Sie haben mir darüber nichts geſagt, und ſcheinen es nicht zu tadeln; ja ihr eigener Usus ſowohl im Drama als im Epiſchen ſpricht mir dafür. Es iſt zuverläſſig, man könnte mit weniger Worten auskommen, um die tragiſche Handlung auf- und abzuwickeln, auch möchte es der Natur handelnder Charactere gemäßer ſcheinen. Aber das Beiſpiel der Alten, welche es auch ſo gehalten haben und in demjenigen, was **Ariſtoteles** die Geſinnungen und Meinungen nennt, gar nicht wortkarg geweſen ſind, ſcheint auf ein höheres poetiſches Geſetz hinzudeuten, welches eben hierin eine Abweichung von der Wirklichkeit fordert. Sobald man ſich erinnert, daß alle poetiſche Perſonen ſymboliſche Weſen ſind, daß ſie, als poetiſche Geſtalten, immer das Allgemeine der Menſchheit darzuſtellen und auszuſprechen haben, und ſobald man ferner daran denkt, daß der Dichter ſo wie der Künſtler überhaupt auf eine öffentliche und ehrliche Art von der Wirklichkeit ſich entfernen und daran erinnern ſoll, daß er's thut, ſo iſt gegen dieſen Gebrauch nichts zu ſagen. Außerdem würde, deucht mir, eine kürzere und lakoniſchere Behandlungsweiſe nicht nur viel zu arm und trocken ausfallen, ſie würde auch viel zu ſehr realiſtiſch hart und in heftigen Situationen unausſtehlich werden, da hingegen eine breitere und vollere Behandlungsweiſe immer eine gewiſſe Ruhe und Gemüthlichkeit, auch in den gewaltſamſten Zuſtänden, die man ſchildert, hervorbringt.

263.

An Goethe.

Jena den 28. Auguſt 1798.

Es war mein Vorſatz, Ihnen heute meinen Glückwunſch zum Geburtstag ſelbſt zu überbringen. Aber weil ich zu ſpät aufſtand und mich auch nicht wohl fühlte, ſo mußte das gute Vorhaben für heute aufgegeben werden. Wir haben aber mit herzlicher Theilnahme Ihrer gedacht, und uns beſonders der Erinnerung an alles das Gute überlaſſen, was durch Sie bei uns gegründet worden iſt.

Ich bin in dieſen Tagen von einem Beſuch überraſcht worden, deſſen ich mich nicht verſehen hätte. Fichte war bei mir, und bezeigte ſich äußerſt verbindlich. Da er den Anfang gemacht hat, ſo kann ich nun freilich nicht den Spröden ſpielen, und ich werde ſuchen, das Verhältniß, das ſchwerlich weder fruchtbar noch anmuthig werden kann, da unſere Naturen nicht zuſammenpaſſen, wenigſtens heiter und gefällig zu erhalten.

Was Ihnen mit den griechiſchen Sprüchwörtern zu begegnen pflegt, dies Vergnügen verſchafft mir jetzt die Fabelſammlung des Hyginus, den ich eben durchleſe. Es iſt eine eigene Luſt, durch dieſe Mährchengeſtalten zu wandeln, welche der poetiſche Geiſt belebt hat. Man fühlt ſich auf dem heimiſchen Boden und von dem größten Geſtaltenreichthum bewegt. Ich möchte deswegen auch an der nachläſſigen Ordnung des Buches nichts geändert haben; man muß es gerade raſch hinter einander durchleſen, wie es kommt, um die ganze Anmuth und Fülle der griechiſchen Phantaſie zu empfinden. Für den tragiſchen Dichter ſtecken noch die herrlichſten Stoffe darin, doch ragt beſonders die Medea vor; aber in ihrer ganzen Geſchichte und als Cyclus müßte man ſie brauchen. Die Fabel von Thyeſt und der Pelopia iſt gleichfalls ein vorzüglicher Gegenſtand. Im Argonautenzug finde ich doch noch mehrere Motive, die weder in der Odyſſee noch Ilias vorkommen, und es dünkt mir doch, als ob hierin noch der Keim eines epiſchen Gedichts ſtäke. — Es iſt mir eingefallen, ob es nicht eine recht verdienſtliche Beſchäftigung wäre, die Idee, welche Hyginus im Rohen und für ein anderes Zeitalter ausgeführt hat, mit Geiſt und Beziehung auf das, was die Einbildungskraft der jetzigen Generation fordert, neu auszuführen, und ſo ein griechiſches Fabelbuch zu verfertigen, was den poetiſchen Sinn wecken, und dem Dichter ſowohl als dem Leſer ſehr viel Nutzen bringen könnte.

264.

An Goethe.

Jena den 31. Auguſt 1798.

Wenn ich es irgend einrichten kann, und mein Befinden es erlaubt, ſo komme ich nächſte Woche gewiß auf einige Tage hinüber. Freilich muß ich mit meinen Beiträgen zum Almanach im Reinen ſeyn. Dazu aber kann binnen vier Tagen Rath werden, denn es ſind zwei Balladen fertig, welche zuſammen zwanzig Seiten, gedruckt, betragen, und das Gedicht, woran ich eben jetzt bin, wird auch zwiſchen zehn bis zwölf Seiten bekommen, ſo daß ich alſo, mit dem ſchon abgedruckten Gedicht, doch ein Contingent von ſechs und dreißig bis vierzig Seiten zuſammenbringe, außer dem, was vielleicht noch der Zufall binnen den nächſten vierzehn Tagen beſcheert. Ich kann dann mit weniger Sorge bei Ihnen ſeyn, und auch dem Gedanken an den Wallenſtein Raum geben.

Zur nunmehrigen völligen Ausfertigung des erſten Stücks der Propyläen*) wünſche ich Glück. — Auf einen Beitrag von mir für das vierte Stück dürfen Sie ſicher rechnen, denn ich brauche zur Beendigung des Wallenſtein allerhöchſtens noch den Reſt dieſes Jahres. Die Ausarbeitung des Stücks für's Theater, als einer bloßen Verſtandesſache, kann ich ſchon mit einem andern beſonders theoretiſchen Geſchäft zugleich vornehmen.

---

*) Eine periodiſche Schrift, herausgegeben von Goethe. Tübingen 1798—1800. 3 Bände.

265.

An Goethe.

Jena den 4. September 1798.

Ich ſende einſtweilen eine von den Balladen *); die andere kann ich vielleicht auch noch beilegen. Es ſollte mir lieb ſeyn, wenn ich den chriſtlich-mönchiſch-ritterlichen Geiſt der Handlung richtig getroffen, und die disparaten Momente derſelben in einem harmonirenden Ganzen vereinigt hätte. Die Erzählung des Ritters iſt zwar etwas lang ausgefallen, doch das Detail war nöthig, und trennen ließ es ſich nicht. —

Die andere Geſchichte hat mir der Hyginus zugeführt. **) Ich bin neugierig, ob ich alle Hauptmotive, die in dem Stoffe lagen, glücklich herausgefunden habe. Denken Sie nach, ob Ihnen noch einer beifällt; es iſt dies einer von den Fällen, wo man mit einer großen Deutlichkeit verfahren, und beinahe noch Principien erfinden kann.

266.

An Goethe.

Jena den 9. September 1798.

Es thut mir leid, daß ich am Samſtag mein Kommen beſtimmt und wieder nicht gehalten habe; aber ich bin ſehr unſchuldig, denn ich habe in den vier letzten Tagen zwei Nächte ganz ſchlaflos zugebracht, welches mich ſehr angegriffen. Ein eigenes Unglück iſt es doch, daß mir dieſes gerade in dieſen Tagen zum erſtenmal wieder begegnen mußte, nachdem ich den ganzen Sommer davon frei geweſen bin. Jetzt hab' ich den Muth verloren, etwas Feſtes über mein Kommen zu beſchließen, doch wenn ich dieſe Nacht ein wenig ſchlafen kann, und mich ein wenig erhole, komme ich morgen doch.

---

*) Der Kampf mit dem Drachen. S. dies Gedicht in Schillers Werken. Bd. 9. Abth. 1. S. 105 u. f.

**) S. die Ballade: die Bürgſchaft. a. a. O. S. 39 u. f.

267.

An Goethe.

Jena den 18. September 1798.

Ich habe mich gleich nach meiner Zurückkunſt an den Prolog *) gemacht, und ihn noch einmal aus der Rückſicht, daß er für ſich allein ſtehen ſoll, betrachtet. Hiebei ergab ſich nun, daß, um ihn zu dieſem Zweck geſchickter zu machen, zweierlei geſchehen muß. Erſtens muß er als Character- und Sittengemälde noch etwas mehr Vollſtändigkeit und Reichthum erhalten, um auch wirklich eine gewiſſe Exiſtenz zu verſinnlichen, und dadurch wird auch das Zweite erreicht, daß über der Menge der Figuren und einzelner Schilderungen dem Zuſchauer unmöglich gemacht wird, einen Faden zu verfolgen, und ſich einen Begriff von der Handlung zu bilden, die darin vorkommt. — Ich ſehe mich alſo genöthigt, noch einige Figuren hineinzuſetzen, und einigen, die ſchon da ſind, etwas mehr Ausführung zu geben; doch werd' ich unſer Weimariſches Perſonale immer vor Augen haben. — Sobald der Prolog fertig iſt, werd' ich an nichts anders mehr denken, als das Stück für's erſte in dem Theaterſinne zu vollenden, und werde von Ihren Rathſchlägen und Bemerkungen allen Gebrauch machen, der mir möglich iſt.

---

*) Das Vorſpiel, Wallenſteins Lager betitelt.

268.

An Goethe.

Jena den 21. September 1798.

Eine ſchlafloſe Nacht, die ich heute gehabt, und die mir den ganzen Tag verderben, hat mich verhindert, den Prolog noch für heute zu expediren. — Ich denke, in der Geſtalt, die er jetzt bekommt, ſoll er als ein lebhaftes Gemälde eines hiſtoriſchen Moments und einer gewiſſen ſoldatiſchen Exiſtenz ganz gut auf ſich ſelber ſtehen können. Nur weiß ich freilich ſelber nicht, ob alles, was ich dem Ganzen zu lieb darin aufnehmen mußte, auch auf dem Theater wird erſcheinen dürfen. So iſt z. B. ein Capuziner hineingekommen, der den Croaten predigt; denn gerade dieſer Characterzug der Zeit und des Platzes hatte mir noch gefehlt. Es liegt aber auch nichts daran, wenn er von dem Theater wegbleibt. —

Lieb wäre mir's, wenn ein andres paſſendes Stück und keine Oper mit dem Prolog könnte verbunden werden; denn ich muß ihn mit vieler Muſik begleiten laſſen. Er beginnt mit einem Liede, und endigt mit einem; auch in der Mitte iſt ein klein Liedchen. Er iſt alſo ſelbſt klangreich genug, und ein ruhiges moraliſches Drama würde ihn alſo wahrſcheinlich am beſten herausheben, da ſein ganzes Verdienſt bloß Lebhaftigkeit ſeyn kann.

269.

An Goethe.

Jena den 5. October 1798.

An die Capuzinerpredigt will ich mich machen, und habe gute Hoffnung von dem würdigen **Abraham**. *) Noch hab' ich ihn nicht leſen können, weil **Schelling** den ganzen Nachmittag bei mir war. Auch muß ich Sie präveniren, daß noch einige andere Veränderungen im Werke ſind. — Sie werden es z. B. auch billigen, daß ich den Conſtabler mit einer beſtimmten dramatiſchen Figur vertauſche. An ſeiner Statt habe ich einen Stelzfuß eingeführt, der mir ein gutes Gegenſtück zum **Rekruten** macht. Dieſer Invalide bringt ein Zeitungsblatt, und ſo erfährt man unmittelbar aus der Zeitung Regensburgs Einnahme und die neueſten paſſendſten Ereigniſſe. Es giebt Gelegenheit, dem Herzog **Bernhard** einige artige Complimente zu machen u. ſ. f. Zu einem Subject für den Stelzfuß wird ſich ſchon Rath finden, hoff' ich. Find' ich Stimmung und Zeit, ſo will ich das Liedlein von Magdeburg noch machen, und nach einer alten Melodie, daß dadurch kein Aufenthalt entſteht. Uebrigens bin ich getröſtet, wenn es an Zeit dazu fehlt, daß Sie etwas anderes ſubſtituiren können.

270.

An Goethe.

Jena den 6. October 1798.

Es thut mir leid, wenn die kleinen Veränderungen im Vorſpiel nicht gleich der erſten Vorſtellung zu gute kommen kön-

---

*) **Abraham a Sancta Clara**, nach ſeinem eigentlichen Namen **Ulrich Megerle**, geb. 1642 zu Krähenheimſtetten in

nen. Das Motiv mit der Zeitung wäre paſſend zu einer vollkommenen Expoſition des Moments und der Kriegsgeſchichte. Laſſen Sie wen'gſtens bei Nro. 5 den Conſtabler mit einem Zeitungsblatt auftreten, und anſtatt des Verſes:

Aber ein Eilbot' iſt angekommen,

ſetzen:

Aber das Prager Blatt iſt angekommen.

Auf dieſe Art leiten wir doch die Zeitung ein, wenn wir ſie ein andermal bringen wollen.

Auch haben Sie mich neulich wegen der Perücken zweifelhaft gemacht. *) Wenn wir ſtatt jener Stelle lieber ſetzten:

Nro. 3.

Wachtmeiſter.

Und das Gemunkel und Geſpionire
Und das Heimlichthun und die vielen Couriere —

Trompeter.

Ja, ja! das hat ſicher was zu ſagen.

Wachtmeiſter.

Und der ſpaniſche ſteife Kragen,
Den man u. ſ. w.

Der Bote eilt, ich kann für heute nichts mehr ſagen. Vielleicht laſſen Sie mich noch durch das Botenmädchen wiſ-

---

Schwaben, geſt. 1709 als Kaiſerl. Hofprediger in Wien, beliebt als Kanzelredner durch ſein Talent, auf anſchauliche Weiſe die Sitten ſeines Zeitalters, die Thorheiten jedes Standes, Alters und Geſchlechts zu ſchildern. Vergl. über ihn Heinr. Döring's Gallerie deutſcher Dichter und Proſaiſten. Gotha 1831. Bd. 1. S. 3 u. f.

*) S. Schiller's Werke. Bd. 9. Abth. 2. S. 17.

ſen, welcher Termin für die Vorſtellung feſtgeſetzt iſt; denn freilich wünſcht' ich zur Capuzinerpredigt ein paar Tage Muſe.

271.

An Goethe.

Jena den 8. October 1798.

Hier erhalten Sie meine Capuzinerpredigt, ſo wie ſie unter den Zerſtreuungen dieſer letzten Tage, die von Beſuchen wimmelten, hat zu Stande kommen können. — Wenn Sie die Predigt geleſen haben, ſo werden Sie finden, daß ſie nothwendig um einige Scenen ſpäter kommen muß, wenn man durch die beiden Jäger und andere Figuren ſchon einen Begriff von den Soldaten durch ſie ſelbſt bekommen hat. Käme ſie früher, ſo würden die unmittelbar folgenden Scenen dadurch geſchwächt und gegen die Gradation gefehlt werden. Auch iſt es gut, daß unmittelbar nach ihr eine belebte handelnde Scene folge. Daher iſt mein Vorſchlag, ſie unmittelbar entweder vor dem Auftritt des Rekruten, oder, was mir noch lieber wäre, unmittelbar vor der Ertappung des Bauern und dem Auflauf im Zelt zu bringen. Es wird an der übrigen Oekonomie dadurch gar nichts gerückt. — Daß ich den Spielmann und den Tanz habe noch anbringen müſſen, um die Scene beim Eintritt des Capuziners bunt und belebt zu machen, werden Sie gleichfalls für nothwendig erkennen.

272.

An Goethe.

Jena den 9. October 1798.

Der Aufſchub des Stücks kann mir nicht anders als lieb ſeyn. Auf den Donnerſtag hoffe ich bei guter Zeit da ſeyn zu können. Bei dieſer belebten Behandlung der Sache entwickeln ſich allerlei Dinge in meinem Kopfe, die dem Wallenſtein noch zu ſtatten kommen werden. Das Vorſpiel denke ich noch viel mehr für das Ganze zu benutzen, und weiß auch ſchon viele bedeutende Striche, die es noch zu ſeinem Vortheil erhalten ſoll. Die Arbeit wird mir vergrößert und doch zugleich beſchleunigt werden.–

Hätt' ich gedacht, daß die Capuzinerpredigt morgen früh nicht zu ſpät kommen würde, ſo hätte ſie noch beſſer ausfallen müſſen. Im Grunde macht es mir große Luſt, auf dieſe Fratze noch etwas zu verwenden; denn dieſer Pater Abraham iſt ein prächtiges Original, vor dem man Reſpect bekommen muß, und es iſt eine intereſſante und keineswegs leichte Aufgabe, es ihm in der Tollheit und in der Geſcheidtheit nach- oder gar zuvorzuthun. Indeß werde ich das Möglichſte verſuchen.

Das Soldatenlied hab' ich noch mit ein paar Verſen vermehrt, die ich beilege. Es deucht mir, daß es gut ſeyn wird, dem Zuſchauer etwas Zeit zu geben, ſo wie auch den Statiſten ſelbſt, die Gruppe in ihrer Bewegung zu ſehen und die Anordnungen zu machen. Sie werden es wohl ſo einrichten, daß mehrere Stimmen ſich in die Strophen theilen, und daß auch ein Chorus die letzten Zeilen immer wiederholt.

273.

An Goethe.

Jena den 13. October 1798.

Es iſt Schade, daß Sie dieſe letzten ſchönen Tage nicht noch in Jena ausgewartet haben. Es geht uns darin ganz wohl, ob ich gleich in meiner Arbeit nicht ſo ſchnell fortrücke, als ich dachte. Die Umſetzung meines Textes in eine angemeſſene, deutliche und maulrechte Theaterſprache iſt eine ſehr aufhaltende Arbeit, wobei das Schlimmſte noch iſt, daß man, über der nothwendigen und lebhaften Vorſtellung der Wirklichkeit, des Perſonals und aller übrigen Bedingungen, allen poetiſchen Sinn abſtumpft. Gott helfe mir über dieſe Beſogne hinweg. Uebrigens konnte es nicht fehlen, daß dieſer deutliche Theaterzweck, auf den ich jetzt losarbeite, mich nicht auch zu einigen neuen weſentlichen Zuſätzen und Veränderungen veranlaßt hätte, welche dem Ganzen zuträglich ſind.

274.

An Goethe.

Jena den 30. October 1798.

Wir ſind noch immer im Garten, wo wir uns des ungewöhnlich ſchönen Wetters noch erfreuen, und vergeſſen, daß es auf lange Zeit von uns Abſchied nimmt. Mit Furcht ſeh' ich aber den November herankommen, wo ich ſo viel zu leiſten, und einen ſo unfreundlichen Himmel zu erwarten habe. Das Geſchäft rückte unterdeſſen weiter, aber nicht ſo ſchnell, als Sie vielleicht denken. Doch hoffe ich Ihnen, wenn Sie kommen, die zwei erſten Acte ganz fertig, und in einigen Tagen darauf auch die zwei letzten vorzulegen.

275.

An Goethe.

Jena den 1. November 1798.

Ich hätte gar nicht übel Luſt, ſobald ich vor dem Wallenſtein nur Ruhe habe, zu demjenigen Theil Ihrer Einleitung in die Propyläen und des Geſprächs, der von der unäſthetiſchen Forderung des Naturwirklichen handelt, das Gegenſtück zu machen, und die entgegengeſetzte, aber damit gewöhnlich verbundene Forderung des Moraliſchen und Naturmöglichen oder vielmehr Vernunftmöglichen anzugreifen; denn wenn man von dieſer Seite auch noch herankommt, ſo bekommt man den Feind recht in die Mitte. Sie konnten davon nicht wohl reden, weil dieſe Unart nicht ſowohl die bildenden Künſte und Urtheile darüber, als die poetiſchen Werke und Kritiken derſelben anzuſtecken pflegt.

276.

An Goethe.

Jena den 9. November 1798.

Ich bin ſeit geſtern endlich an den poetiſch wichtigſten Theil des Wallenſtein gegangen, der der Liebe gewidmet iſt, und ſich, ſeiner frei menſchlichen Natur nach, von dem geſchäftigen Weſen der übrigen Staatsaction völlig trennt, ja demſelben, dem Geiſt nach, entgegenſetzt. Nun erſt, da ich dieſem letztern die mir mögliche Geſtalt gegeben, kann ich mir ihn aus dem Sinne ſchlagen, und eine ganz verſchiedene Stimmung in mir aufkommen laſſen; und ich werde einige Zeit damit zuzubringen haben, ihn wirklich zu vergeſſen. Was ich nun am meiſten zu fürchten habe, iſt, daß das überwiegende menſchliche Intereſſe dieſer großen Epiſode an der ſchon feſtſtehenden ausgeführten Handlung leicht etwas verrücken möchte; denn ihrer Natur nach gebührt ihr die Herrſchaft, und je mehr mir die Ausführung derſelben gelingen ſollte, deſto mehr möchte die übrige Handlung dabei in's Gedränge kommen. Denn es iſt weit ſchwerer, ein Intereſſe für das Gefühl als eins für den Verſtand aufzugeben.

Vor der Hand iſt nun mein Geſchäft, mich aller Motive, die im ganzen Umkreis meines Stücks für dieſe Epiſode und in ihr ſelbſt liegen, zu bemächtigen, und ſo, wenn es auch langſam geht, die rechte Stimmung in mir reifen zu laſſen. Ich glaube mich ſchon auf dem eigentlichen rechten Wege zu finden, und hoffe daher keine verlorenen frais zu machen.

So viel muß ich aber vorher ſagen, daß der Piccolomini nicht eher aus meiner Hand in die der Schauſpieler kommen kann und darf, als bis wirklich auch das dritte Stück, die letzte Hand abgerechnet, ganz aus der Feder iſt. Und ſo wünſche ich nur, daß mir Apollo gnädig ſeyn möchte, um in den nächſten ſechs Wochen meinen Weg zurückzulegen.

Damit mir meine bisherige Arbeit aus den Augen komme, ſende ich ſie Ihnen gleich jetzt. Es ſind nur eigentlich zwei kleine Lücken geblieben; die eine betrifft die geheime magiſche Geſchichte zwiſchen Octavio und Wallenſtein, und die andere die Präſentation Queſtenberg's an die Generale, welche mir in der erſten Ausführung noch etwas Steifes hatte, und wo mir die rechte Wendung noch nicht einfiel. Die zwei erſten und die zwei letzten Acte ſind ſonſt fertig, wie Sie ſehen, und der Anfang des dritten iſt auch abgeſchrieben.

277.

An Goethe.

Jena den 30. November 1798.

Ich bin es dieſe Tage ſo gewohnt worden, daß Sie in der Abendſtunde kamen, und die Uhr meiner Gedanken aufzogen und ſtellten, daß es mir ganz ungewohnt thut, nach gethaner Arbeit, mich an mich ſelbſt verwieſen zu ſehen. Beſonders wünſchte ich, daß uns nicht erſt am letzten Tage eingefallen wäre, den chromatiſchen Curſus anzufangen, denn gerade eine ſolche reine Sachbeſchäftigung gewährte mir eine heilſame Abwechſlung und Erholung von meinen jetzigen poetiſchen Arbeiten, und ich würde geſucht haben, mir in Ihrer Abweſenheit auf meine eigene Weiſe darin fortzuhelfen. — Wenn man überlegt, daß das Schickſal dichteriſcher Werke an das Schickſal der Sprache gebunden iſt, die ſchwerlich auf dem jetzigen Puncte ſtehen bleibt, ſo iſt ein unſterblicher Name in der Wiſſenſchaft etwas ſehr Wünſchenswerthes.

278.

An Goethe.

Jena den 4. December 1798.

Ich muß Sie heute mit einer aſtrologiſchen Frage behelligen, und mir Ihr äſthetiſch-kritiſches Bedenken in einer verwickelten Sache ausbitten. — Durch die größere Ausdehnung der **Piccolomini** bin ich nun genöthigt, mich über die Wahl des aſtrologiſchen Motivs zu entſcheiden, wodurch der Abfall **Wallenſteins** eingeleitet, und ein muthvoller Glaube an das Glück der Unternehmung in ihm erweckt werden ſoll. Nach dem erſten Entwurf ſollte dies dadurch geſchehen, daß die Conſtellation glücklich befunden wird, und das Speculum astrologicum ſollte in dem bewußten Zimmer vor den Augen des Zuſchauers gemacht werden. Aber dies iſt ohne dramatiſches Intereſſe, iſt trocken, leer und noch dazu wegen der techniſchen Ausdrücke dunkel für den Zuſchauer. Es macht auf die Einbildungskraft keine Wirkung, und würde nur eine lächerliche Fratze bleiben. Ich habe es daher auf eine andere Art verſucht und gleich auszuführen angefangen, wie Sie aus der Beilage erſehen. — Die Scene eröffnete den vierten Act der **Piccolomini**, nach der neuen Eintheilung, und ginge dem Auftritte, worin **Wallenſtein Seſin's** Gefangennehmung erfährt, und worauf der große Monolog folgt, unmittelbar vorher; und es wäre die Frage, ob man des aſtrologiſchen Zimmers nicht ganz überhoben ſeyn könnte, da es zu keiner Operation gebraucht wird. —

Ich wünſche nun zu wiſſen, ob Sie dafür halten, daß mein Zweck, der dahin geht, dem Wallenſtein durch das Wunderbare einen augenblicklichen Schwung zu geben, auf dem Wege, den ich gewählt habe, wirklich erreicht wird, und ob alſo die Fratze, die ich gebraucht, einen gewiſſen tragiſchen Gehalt hat, und nicht blos als lächerlich auffällt. Der Fall iſt ſehr ſchwer, und man mag es angreifen, wie man will, ſo wird die Miſchung des Thörichten und Abgeſchmackten mit dem Ernſthaften und Verſtändigen immer anſtößig bleiben. Auf der andern Seite durfte ich mich von dem Character des Aſtrologiſchen nicht entfernen, und mußte dem Geiſt des Zeitalters nahe bleiben, dem das gewählte Motiv ſehr entſpricht. — Die Reflexionen, welche Wallenſtein darüber anſtellt, führe ich vielleicht noch weiter aus, und wenn nur der Fall ſelbſt dem Tragiſchen nicht widerſprechend und mit dem Ernſt unvereinbar iſt, ſo hoffe ich ihn durch jene Reflexionen ſchon zu erheben. —

Das jetzige fatale Wetter ſetzt mir ſehr zu, und ich habe durch Krämpfe und Schlafloſigkeit wieder einige Tage für meine Arbeit verloren.

279.

An Goethe.

Jena den 7. December 1798.

Wir leben jetzt wieder in ſehr entgegengeſetzten Zuſtänden, Sie unter lauter Zerſtreuungen, die Ihnen keine Sammlung des Gemüths erlauben, und ich in einer Abgeſchiedenheit und Einförmigkeit, die mich nach Zerſtreuung ſeufzen macht, um den Geiſt wieder zu erfriſchen. Ich habe übrigens dieſe traurigen Tage, die ſich erſt heute wieder aufhellen, nicht ganz unnütz verbracht, und einige bedeutende Lücken in meiner Handlung ausgefüllt, wodurch ſie ſich immer mehr rundet und ſtetiger wird. Es ſind verſchiedene ganz neue Scenen entſtanden, die dem Ganzen ſehr gut thun. Auch jenen nicht ganz aufzuhebenden Bruch, von dem Sie ſchreiben, in Betreff des Tollen und Vernünftigen ſeh' ich dadurch etwas vermindert, indem alles darauf ankommt, daß jene ſeltſame Verbindung heterogener Elemente als beharrender Character erſcheine, aus dem Total des Menſchen hervorkomme, und ſich überall offenbare. Denn wenn es gelingt, ſie nur recht individuell zu machen, ſo wird ſie wahr, da das Individuelle zur Phantaſie ſpricht, und man es alſo nicht mit dem trockenen Verſtande zu thun hat. — Wenn Sie glauben, daß wir das aſtrologiſche Zimmer nicht einbüßen ſollten, ſo ließe ſich immer noch Gebrauch davon machen, auch im Fall, daß wir die andere Fratze beibehielten. Das Mehr ſchadet hier nichts, und eins hilft dem andern.

280.

An Goethe.

Jena den 11. December 1798.

Es iſt eine rechte Gottesgabe um einen weiſen und ſorgfältigen Freund, das habe ich bei dieſer Gelegenheit aufs neue erfahren. Ihre Bemerkungen ſind vollkommen richtig und Ihre Gründe überzeugend. Ich weiß nicht, welcher böſe Genius über mir gewaltet, daß ich das aſtrologiſche Motiv im Wallenſtein nie recht ernſthaft anfaſſen wollte, da doch eigentlich meine Natur die Sachen lieber von der ernſthaften als leichten Seite nimmt. Die Eigenſchaften des Stoffes müſſen mich anfangs zurückgeſchreckt haben. Ich ſehe aber jetzt vollkommen ein, daß ich noch etwas Bedeutendes für dieſe Materie thun muß, und es wird auch wohl gehen, ob es gleich die Arbeit wieder verlängert.

Leider fällt dieſe für mich ſo dringende Epoche des Fertigwerdens in eine ſehr ungünſtige Zeit. Ich kann jetzt gewöhnlich über die andere Nacht nicht ſchlafen, und muß viel Kraft anwenden, mich in der nöthigen Klarheit der Stimmung zu erhalten. Könnte ich nicht durch meinen Willen etwas mehr als Andere in ähnlichen Fällen können, ſo würde ich jetzt ganz und gar pauſiren müſſen. Indeß hoff' ich Ihnen doch die Piccolomini zum Chriſtgeſchenk noch ſchicken zu können.

281.

An Goethe.

Jena den 14. December 1798.

Ich ſage Ihnen heute nur einen freundlichen Gruß, denn der Schnupfen nimmt mir den Kopf ein, daß ich ganz bethört von der Arbeit aufſtehe. Möchten die nächſten harten drei Wochen nur für Sie und mich vorüber ſeyn! — Da Ihr Hierherkommen ſich nach den Piccolomini's richtet, ſo werde ich Sie wohl zuerſt in Weimar ſehen, denn ich darf dieſes Stück, inſofern es für die Bühne beſtimmt iſt, nicht unvollendet in die neue Jahrszahl hinüberſchleppen. Auch hoff' ich in dieſer Zeit noch das Nöthige dafür zu thun. Sobald etwas von den neuen Scenen in Ordnung und abgeſchrieben iſt, ſende ich's Ihnen.

282.

An Goethe.

Jena den 21. December 1798.

Ich bin ſehr verlangend, Kant's Anthropologie zu leſen. Die pathologiſche Seite, die er am Menſchen immer herauskehrt, und die bei einer Anthropologie vielleicht am Platze ſeyn mag, verfolgt einen faſt in allem, was er ſchreibt, und ſie iſt's, die ſeiner practiſchen Philoſophie ein ſo grämliches Anſehen giebt. Daß dieſer heitre und jovialiſche Geiſt ſeine Flügel nicht ganz von dem Lebensſchmutz hat losmachen können, ja ſelbſt gewiſſe düſtre Eindrücke der Jugend u. ſ. w. nicht ganz verwunden hat, iſt zu verwundern und zu beklagen. Es iſt immer noch etwas in ihm, was einen, wie bei Luther'n, an einen Mönch erinnert, der ſich zwar ſein Kloſter geöffnet hat, aber die Spuren deſſelben nicht ganz vertilgen konnte. —

Schelling ſah ich wöchentlich nur einmal, und, zur Schande der Philoſophie ſey es geſagt, meiſtens l'Hombre mit ihm zu ſpielen. Mir zwar iſt dieſe Zerſtreuung, da ich jetzt abſolut keine andere habe, beinah unentbehrlich worden, aber es iſt freilich ſchlimm, daß man nichts Geſcheidteres mit einander zu thun hat. Indeſſen ſobald ich nur ein klein wenig den Kopf wieder über Waſſer hebe, will ich etwas Beſſeres mit ihm anfangen. Er iſt noch immer ſo wenig mittheilend und problematiſch wie zuvor.

283.

An Goethe.

Jena den 24. December 1798.

Ich ſetze mich mit einem ſehr erleichterten Herzen nieder, um Ihnen zu ſchreiben, daß die Piccolomini ſo eben an

Iffland abgegangen ſind. Er hat mich in ſeinem Briefe ſo tribulirt und gequält zu eilen, daß ich heute meine ganze Willenskraft zuſammennahm, drei Copiſten zugleich anſtellte, und (mit Ausſchluß der einzigen Scene im aſtrologiſchen Zimmer, die ich ihm nachſende) das Werk wirklich zu Stande brachte. Eine recht glückliche Stimmung und eine wohl ausgeſchlafene Nacht haben mich ſecundirt, und ich hoffe ſagen zu können, daß dieſe Eile dem Geſchäft nichts geſchadet hat. So iſt aber auch ſchwerlich ein heiliger Abend auf dreiſſig Meilen in der Runde vollbracht worden, ſo geſetzt männlich und ſo qualvoll über der Angſt, nicht fertig zu werden. — Ich werde nun dieſe Woche anwenden, das Exemplar des Stücks für unſer Weimariſches Theater in Ordnung ſchreiben zu laſſen, die aſtrologiſche Scene überdenken, und dann auf die nächſte Woche, etwa den zweiten, wenn die Witterung und mein Befinden es zulaſſen, zu Ihnen kommen.

284.

An Goethe.

Jena den 31. December 1798.

Der Herzogin Rolle hab' ich Ihnen geſtern geſchickt. Hier erhalten Sie die Piccolomini ganz, aber wie Sie ſehen, ganz erſchrecklich geſtrichen. Ich dachte ſchon genug davon weggeſchnitten zu haben; als ich aber vorgeſtern zum erſtenmal das Ganze hintereinander verlas, nach der bereits verkürzten Edition, und mit dem dritten Act ſchon die dritte Stunde zu Ende ging, ſo erſchrack ich ſo, daß ich mich geſtern nochmals hinſetzte, und noch etwa 400 Jamben aus dem Ganzen herauswarf. Sehr lang wird es auch jetzt noch ſpielen, aber doch nicht über die vierte Stunde, und wenn man Schlag halb ſechs anfängt, ſo kommt das Publikum noch vor zehn Uhr nach Hauſe.

Haben Sie die Güte, den zweiten Act, den ich Ihnen doppelt ſchicke, in beiden Geſtalten zu leſen. Er enthält die neuen Scenen der Thekla, und es würde Sie ſtören, wenn Sie bei dieſen Scenen, die Sie zum erſtenmal leſen, auch nur durch das Auge, an die Verſtümmlung erinnert würden, und den Text auf dem Papier mühſam zuſammenſuchen müßten. —

So lege ich denn das Stück in Ihre Hände. Ich habe jetzt ſchlechterdings kein Urtheil mehr darüber, ja manchmal möchte ich an der theatraliſchen Tauglichkeit ganz verzweifeln. Möchte es eine ſolche Wirkung auf Sie thun, daß Sie mir Muth und Hoffnung geben können, denn die brauch' ich.

285.

An Goethe.

Jena den 1. Januar 1799.

Mein Opus iſt nun in Ihren Händen, und Sie haben ihm, indem ich ſchreibe, ſchon die Nativität geſtellt. Unterdeſſen hab' ich ſchon angefangen, meine Gedanken auf das dritte Stück zu richten, um ſogleich, wenn ich in Weimar bin, daran gehen zu können. Es giebt zwar noch viel darin zu thun, aber es wird raſcher gehen, weil die Handlung beſtimmt iſt, und lebhafte Affecte herrſchen. —

Ich muß morgen noch zur Ader laſſen, welches ich ſeit meinen zwei hitzigen Bruſtfiebern in den Jahren 91 und 92 immer beobachtet habe. Dieſe Operation hält mich morgen, wenn nicht gar übermorgen, noch hier zurück. Sonſt befind' ich mich innerlich recht wohl, aber um die Plage nicht ausgehen zu laſſen, habe ich mich neulich unter dem Nagel in den Finger geſtochen, der ſehr ſchmerzhaft wird, und, weil es der Mittelfinger der rechten Hand iſt, mich beim Schreiben ſehr incommodirt.

286.

An J. G. Fichte. *)

Jena den 16. Januar 1799.

Meinen beſten Dank für Ihre Schrift, **) verehrteſter Freund! Es iſt gar keine Frage, daß Sie ſich darin von der Beſchuldigung des Atheismus vor jedem verſtändigen Menſchen völlig gereinigt haben, und auch dem unverſtändigen Unphiloſophen wird vermuthlich der Mund dadurch geſtopft ſeyn. Nur wäre zu wünſchen geweſen, daß der Eingang ruhiger abgefaßt wäre, ja daß Sie dem ganzen Vorgange die Wichtigkeit und Conſequenz für Ihre perſönliche Sicherheit nicht eingeräumt hätten. Denn ſo wie die hieſige Regierung denkt, war nicht das Geringſte dieſer Art zu befahren. Ich habe in dieſen Tagen Gelegenheit gehabt, mit Jedem, der in dieſer Sache eine Stimme hat, darüber zu ſprechen, und auch mit dem Herzog ſelbſt habe ich es mehrere Male gethan. Dieſer erklärte ganz rund, daß man Ihrer Freiheit im Schreiben keinen Eintrag thun würde und könne, wenn man auch gewiſſe Dinge auf dem Catheder geſagt wünſche. Doch iſt dies Letzte nur ſeine Privatmeinung, und ſeine Räthe würden auch nicht einmal dieſe Einſchränkung machen. Bei ſolchen Geſinnungen mußte es nicht den beſten Eindruck auf dieſe Letztern machen, daß Sie ſo viel Verfolgung befahren.

Auch macht man Ihnen zum Vorwurf, daß Sie den Schritt ganz für ſich gethan haben, nachdem die Sache doch einmal in Weimar anhängig gemacht worden. Nur mit der Weimariſchen Regierung hatten Sie es zu thun, und der

---

*) geb. 1762 zu Rammenau in der Oberlauſitz, geſt. 1814 zu Berlin als Profeſſor der Philoſophie.

**) Fichte's Appellation an das Publikum gegen die Anklage des Atheismus. Jena 1799.

Appell an das Publikum konnte nicht ſtatt finden als höchſtens in Betreff des Verkaufs Ihres Journals, nicht aber in Rückſicht auf die Beſchwerde, welche Churſachſen gegen Sie zu Weimar erhoben, und davon Sie die Folgen ruhig abwarten konnten. *)

Was meine beſondere Meinung betrifft, ſo hätte ich allerdings gewünſcht, daß Sie Ihr Glaubensbekenntniß über die Religion in einer beſondern Schrift ruhig und ſelbſt ohne die geringſte Empfindlichkeit gegen das Sächſiſche Conſiſtorium abgelegt hätten. Dagegen hätte ich, wenn ja etwas gegen die Confiscation Ihres Journals geſagt werden mußte, freimüthig und mit Gründen bewieſen, daß das Verbot Ihrer Schrift, ſelbſt wenn ſie wirklich atheiſtiſch wäre, noch immer unſtatthaft bleibe; denn eine aufgeklärte und gerechte Regierung kann keine theoretiſche Meinung, welche in einem gelehrten Werke für Gelehrte dargelegt wird, verbieten. Hierin würden Ihnen Alle, auch die Philoſophen von der Gegenparthei beigetreten ſeyn, und der ganze Streit wäre in ein allgemeines Feld, für welches jeder denkende Menſch ſich wehren muß, geſpielt worden. Mündlich das Weitere.

287.

An Goethe.

Jena den 1. März 1799.

Nach acht Wochen Stillſtand beginnt alſo das Commercium durch die Botenfrau wieder. Ich glaube in eine viel ältere Zeit zu blicken, als es wirklich iſt. Das theatraliſche

---

*) Dieſer Vorwurf iſt erledigt durch die deutlich ausgeſprochene Abſicht: Appellation, um gegen das Churfürſtl. Sächſiſche Confiscationsedict ſich zu vertheidigen. S. Fichte's Leben und literariſchen Briefwechſel. Sulzbach 1830. Th. 1. S. 356.

Weſen, der mehrere Umgang mit der Welt, unſer anhaltendes Zuſammenſeyn haben meinen Zuſtand indeſſen um vieles verändert, und wenn ich erſt der Wallenſteinſchen Maſſe werde los ſeyn, ſo werde ich mich als einen ganz neuen Menſchen fühlen. —

Ich erfahre zu meinem nicht geringen Erſtaunen, daß Wallenſteins Lager in Copenhagen iſt, denn es iſt da bei Schimmelmanns vorgeleſen und ſogar an ſeinem Geburtstage von guten Freunden aufgeführt worden. Ich wüßte keinen andern Weg, als von Weimar aus. — Haben Sie doch die Güte, es zu unterſuchen, und beſonders bitte ich, die Piccolomini zu ſich in's Haus zu nehmen, denn es wäre doch ein fataler Streich, wenn die Sachen in der Welt herumliefen.

288.

An Goethe.

Jena den 6. März 1799.

Es hat mich dieſen Winter oft geſchmerzt, Sie nicht ſo heiter und muthvoll zu finden, als ſonſt, und eben darum hätt' ich mir ſelbſt etwas mehr Geiſtesfreiheit gewünſcht, um Ihnen mehr ſeyn zu können. Die Natur hat Sie einmal beſtimmt, hervorzubringen; jeder andere Zuſtand, wenn er eine Zeitlang anhält, ſtreitet mit Ihrem Weſen.

Eine ſo lange Pauſe, als Sie diesmal in der Poeſie gemacht haben, darf nicht mehr vorkommen, und Sie müſſen darin ein Machtwort ausſprechen und ernſtlich wollen. Schon deswegen iſt mir Ihre Idee zu einem didactiſchen Gedicht ſehr willkommen geweſen; eine ſolche Beſchäftigung knüpft die wiſſenſchaftlichen Arbeiten an die poetiſchen Kräfte an, und wird Ihnen den Uebergang erleichtern, an dem es jetzt allein zu fehlen ſcheint.

Wenn ich mir übrigens die Maſſe von Ideen und Geſtalten denke, die Sie in den zu machenden Gedichten zu verarbeiten haben, und die in Ihrer Phantaſie lebendig liegen, ſo daß ein einziges Geſpräch ſie hervorrufen kann, ſo begreife ich gar nicht, wie Ihre Thätigkeit auch nur einen Augenblick ſtocken kann. Ein einziger Plan würde ſchon das halbe Leben eines andern Menſchen thätig erhalten. Aber Ihr Realiſm zeigt ſich auch hier. Wenn wir Andern uns mit Ideen tragen, und ſchon darin eine Thätigkeit finden, ſo ſind Sie nicht eher zufrieden, als bis Ihre Ideen Exiſtenz bekommen haben. — Das Frühjahr und der Sommer werden alles gut machen. Sie werden ſich nach der langen Pauſe deſto reicher entladen, beſonders wenn Sie den Geſang aus der Achilleis gleich vornehmen, weil dadurch eine ganze Welt in Bewegung geſetzt wird. Ich kann jenes kurze Geſpräch, wo Sie mir den Inhalt dieſes erſten Geſangs erzählten, noch immer nicht vergeſſen, ſo wenig als den Ausdruck von heiterm Feuer und aufblühendem Leben, der ſich bei dieſer Gelegenheit in Ihrem ganzen Weſen zeigte.

289.

An Goethe.

Jena den 7. März 1799.

Verſprochenermaaßen ſende ich hier die zwei erſten Acte des Wallenſtein. — Zugleich lege ich Iffland's Nachricht von der Vorſtellung der Piccolomini bei, nebſt dem Comödienzettel. Es iſt gerade ſo ausgefallen, wie ich muthmaßte, und man kann für's erſte damit zufrieden ſeyn. Das dritte Stück wird durchbrechen, wie ich hoffe. — Ich habe es endlich glücklicherweiſe arrangiren können, daß es auch fünf Acte hat, und den Anſtalten zu Wallenſteins Ermordung iſt eine größere Breite ſowohl als theatraliſche Bedeuſamkeit gegeben. Zwei reſolute Hauptleute, die die That vollziehen, ſind handelnd und redend eingeflochten; dadurch kommt auch Butler höher zu ſtehen, und die Präparatorien zu der Mordſcene werden furchtbarer. Freilich hat ſich dadurch auch meine Arbeit um ein ziemliches vermehrt.

290.

An Goethe.

Jena den 11. März 1799.

Daß meine zwei erſten Acte eine ſo gute Aufnahme gefunden, freut mich ſehr; die drei letzten, wenn ich ſie auch nicht ganz ſo genau auszuführen Zeit habe, ſollen wenigſtens dem ganzen Effect nach, nicht hinter den erſten zurückbleiben. Die Arbeit avancirt jetzt mit beſchleunigter Bewegung, und wenn ich jeden Tag anwenden kann, wie dieſe letztern, ſo iſt es nicht unmöglich, daß ich Ihnen den ganzen Reſt des Wallenſtein kommenden Montag durch einen Expreſſen ſende.

291.

An Goethe.

Jena den 17. März 1799.

Hier erfolgt nun das Werk, ſo weit es unter den gegenwärtigen Umſtänden gebracht werden konnte. Es kann ihm in einzelnen Theilen noch vielleicht an beſtimmter Ausführung fehlen; aber für den theatraliſch-tragiſchen Zweck ſcheint es mir ausgeführt genug. Wenn Sie davon urtheilen, daß es nun wirklich eine Tragödie iſt, daß die Hauptforderungen der Empfindung erfüllt, die Hauptfragen des Verſtandes und der Neugierde befriedigt, die Schickſale aufgelöſt und die Einheit der Hauptempfindung erhalten ſey, ſo will ich höchlich zufrieden ſeyn. — Ich will es auf Ihre Entſcheidung ankommen laſſen, ob der vierte Act mit dem Monolog der Thekla ſchließen ſoll, welches mir das Liebſte wäre; oder ob die völlige Auflöſung dieſer Epiſode noch die zwei kleinen Scenen, welche nachfolgen, nothwendig macht.

292.

An Goethe.

Jena den 19. März 1799.

Ich habe mich ſchon lange vor dem Augenblick gefürchtet, den ich ſo ſehr wünſchte, meines Werkes los zu ſeyn; und in der That befinde ich mich bei meiner jetzigen Freiheit ſchlimmer als bei der bisherigen Sklaverei. Die Maſſe, die mich bisher anzog und feſthielt, iſt nun auf einmal weg, und mir dünkt, als wenn ich beſtimmungslos im luftleeren Raum hinge. Zugleich iſt mir, als wenn es abſolut unmöglich wäre, daß ich wieder etwas hervorbringen könnte; ich werde nicht eher ruhig ſeyn, als bis ich meine Gedanken wieder auf einen beſtimmten Stoff mit Hoffnung und Neigung gerichtet ſehe. Hab' ich wieder eine Beſtimmung, ſo werde ich dieſe Unruhe los ſeyn, die mich jetzt auch von kleinern Unternehmungen abzieht. Ich werde Ihnen, wenn Sie hier ſind, einige tragiſche Stoffe von freier Erfindung vorlegen, um nicht in der erſten Inſtanz, in dem Gegenſtande, einen Mißgriff zu thun. Neigung und Bedürfniß ziehen mich zu einem frei phantaſirten, nicht hiſtoriſchen, und zu einem blos leidenſchaftlichen und menſchlichen Stoff; denn Soldaten, Helden und Herrſcher hab' ich für jetzt herzlich ſatt.

293.

An Goethe.

Jena den 26. April 1799.

Die Zerſtreuungen, die ich in Weimar erfahren, klingen noch bei mir nach, und ich kann noch zu keiner ruhigen Stimmung kommen. Indeſſen habe ich mich an eine Regierungsgeſchichte der Königin Eliſabeth gemacht, und den Prozeß der Maria Stuart zu ſtudiren angefangen. Ein paar tragiſche Hauptmotive haben ſich mir gleich dargeboten und mir großen Glauben an dieſen Stoff gegeben, der unſtreitig ſehr viel dankbare Seiten hat. Beſonders ſcheint er ſich zu der Euripidiſchen Methode, welche in der vollſtändigſten Darſtellung des Zuſtandes beſteht, zu qualificiren; denn ich ſehe eine Möglichkeit, den ganzen Gerichtsgang zugleich mit allem Politiſchen auf die Seite zu bringen, und die Tragödie mit der Verurtheilung anzufangen. Doch davon mündlich, und bis meine Ideen beſtimmter geworden ſind.

294.

An ***.

Jena im Mai 1799.

Sie ſprechen in Ihren Bemerkungen Mehreres ſo treffend aus, was ich in das Stück *) habe legen wollen, und dem Tact des Zuſchauers überlaſſen mußte herauszufühlen, daß mich dieſe Verſicherung meiner gelungenen Abſicht nothwendig erfreuen muß. Freilich konnte die Intention des Poeten nicht überall deutlich erſcheinen, da zwiſchen ihm und dem Zuſchauer der Schauſpieler ſtand; nur meine Worte und das Ganze meines Gemäldes können gelten.

---

*) Wallenſtein; in Schillers Werken Bd. 9. Abth. 1. S. 1. u. f.

Der hiſtoriſche Wallenſtein war nicht groß, der poetiſche ſollte es nie ſeyn. Der Wallenſtein in der Geſchichte hatte die Präſumtion für ſich, ein großer Feldherr zu ſeyn, weil er glücklich, gewaltig und keck war; er war aber mehr ein Abgott der Soldateska, gegen die er ſplendid und königlich freigebig war, und die er auf Unkoſten der ganzen Welt in Anſehen erhielt. Aber in ſeinem Betragen war er ſchwankend und unentſchloſſen, in ſeinen Planen phantaſtiſch und excentriſch, und in der letzten Handlung ſeines Lebens, der Verſchwörung gegen den Kaiſer, ſchwach, unbeſtimmt, ja ſogar ungeſchickt. Was an ihm groß erſcheinen, aber nur ſcheinen konnte, war das Rohe und Ungeheure, alſo gerade das, was ihn zum tragiſchen Helden ſchlecht qualificirte. Dieſes mußte ich ihm nehmen, und durch den Ideenſchwung, den ich ihm dafür gab, hoffe ich ihn entſchädigt zu haben. —

Es lag weder in meiner Abſicht, noch in den Worten meines Textes, daß ſich Octavio Piccolomini als einen ſo gar ſchlimmen Mann, als einen Buben darſtellen ſollte. In meinem Stück iſt er das nie; er iſt ſogar ein ziemlich rechtlicher Mann nach dem Weltbegriff, und die Schändlichkeit, die er begeht, ſehen wir auf jedem Welttheater von Perſonen wiederholt, die ſo wie er, von Recht und Pflicht ſtrenge Begriffe haben. Er wählt zwar ein ſchlechtes Mittel, aber er verfolgt einen guten Zweck. Er will den Staat retten, er will ſeinem Kaiſer dienen, den er nächſt Gott als den höchſten Gegenſtand aller Pflichten betrachtet. Er verräth einen Freund, der ihm vertraut, aber dieſer Freund iſt ein Verräther ſeines Kaiſers, und in ſeinen Augen zugleich ein Unſinniger. —

Auch meiner Gräſin Terzky möchte etwas zu viel geſchehen, wenn man Tücke und Schadenfreude zu den Hauptzügen ihres Characters machte. Sie ſtrebt mit Geiſt, Kraft und einem beſtimmten Willen nach einem großen Zweck, iſt aber freilich über die Mittel nicht verlegen. Ich nehme keine Frau aus, die auf dem politiſchen Theater, wenn ſie Character und Ehrgeiz hat, moraliſcher handelte. —

Wenn die Wallenſteiniſchen Stücke ein Jahr lang gedruckt und durch die Welt gelaufen ſind, kann ich vielleicht ſelbſt ein paar Worte darüber ſagen. Jetzt liegt mir das Product noch zu nahe vor dem Geſicht, aber ich hoffe jedes einzelne Beſtandſtück des Gemäldes durch die Idee des Ganzen begründen zu können.

295.

An Goethe.

Jena den 19. Mai 1799.

Ich habe in den zwei Tagen, daß Sie von uns ſind, in meinem angefangenen Geſchäft emſig fortgefahren, und hoffe, daß ein beſtändigeres Wetter auch meinen Bemühungen förderlich ſeyn wird. Indem ich mir von unſerm letzten Zuſammenſeyn Rechenſchaft gebe, finde ich, daß wir uns, ohne productiv zu ſeyn, wieder nützlich beſchäftigt haben. Die Idee beſonders von dem nothwendigen Auseinanderhalten der Natur und Kunſt wird mir immer bedeutender und fruchtbarer, ſo oft wir auf dieſe Materie zurückkommen. —

Ich bin geſtern zufällig über ein Leben des Chriſtian Thomaſius gerathen, das mich ſehr unterhalten hat. Es zeigt das intereſſante Loswinden eines Mannes von Geiſt und Kraft aus der Pedanterei des Zeitalters; und obgleich die Art, wie er es angreift, ſelbſt noch pedantiſch genug iſt, ſo iſt er doch ſeinen Zeitgenoſſen gegenüber ein philoſophiſcher, ja ein ſchöner Geiſt zu nennen. Er erwählte daſſelbe Mittel, das auch Sie für das kräftigſte halten, die Gegner durch immerfort und ſchnell wiederholte Streiche zu beunruhigen und ſchrieb das erſte Journal unter dem Titel: Monatliche Geſpräche, worin er auf ſatyriſche Art und mit einem ſatyriſchen Kupferſtich vor jedem Stücke, ſeinen Gegnern, den Theologen und Ariſtoteliſchen Philoſophen, tapfer zuſetzt. Er wagte es, academiſche Schriften zuerſt auch in deutſcher Sprache zu ſchreiben; eine davon, über das ſeine Betragen und das, was der Deutſche von den Franzoſen nachahmen ſolle, wäre ich neugierig zu leſen.

296.

An Goethe.

Jena den 31. Mai 1799.

Ich habe Corneille's Rodogüne, Pompee und Polyeucte geleſen, und bin über die wirklich enorme Fehlerhaftigkeit dieſer Werke, die ich ſeit zwanzig Jahren rühmen hörte, in Erſtaunen gerathen. Handlung, dramatiſche Organiſation, Charactere, Sitten, Sprache, alles, ſelbſt die Verſe bieten die höchſten Blößen dar, und die Barbarei einer ſich erſt bildenden Kunſt reicht lange nicht hin, ſie zu entſchuldigen. Denn der falſche Geſchmack, den man ſo oft auch in den geiſtreichſten Werken findet, wenn ſie in einer rohen Zeit entſtanden, dieſer iſt es nicht allein, nicht einmal vorzugsweiſe, was daran widerwärtig iſt. Es iſt die Armuth der Erfindung, die Magerkeit und Trockenheit in Behandlung der Charactere, die Kälte in den Leidenſchaften, die Lahmheit und Steifigkeit im Gang der Handlung und der Mangel an Intereſſe faſt durchaus. Die Weibercharactere ſind klägliche Fratzen, und ich habe noch nichts als das eigentlich Heroiſche glücklich behandelt gefunden; doch iſt auch dieſes, an ſich nicht ſehr reichhaltige Ingrediens einförmig behandelt. — Racine iſt ohne allen Vergleich dem Vortrefflichen viel näher, obgleich er alle Unarten der franzöſiſchen Manier an ſich trägt, und im Ganzen etwas ſchwach iſt. Nun bin ich in der That auf Voltaire's Tragödie ſehr begierig, denn aus den Critiken, die der letztere über Corneille gemacht, zu ſchließen, iſt er über die Fehler deſſelben ſehr klar geweſen.

Es iſt freilich leichter tadeln, als hervorbringen. Dabei fällt mir mein eignes Penſum ein, das noch immer ſehr ungeſtaltet da liegt. Wüßten es nur die allzeitfertigen Urtheiler und die leichtfertigen Dilettanten, was es koſtet, ein ordentliches Werk zu erzeugen.

297.

An Goethe.

Jena den 4. Juni 1799.

Ich habe mich nicht enthalten können, weil das Schema zu den erſten Acten der Maria *) in Ordnung, und in den letzten nur noch ein einziger Punct unausgemacht iſt, um die Zeit nicht zu verlieren, gleich zur Ausführung fortzugehen. Eh' ich an den zweiten Act komme, muß mir in den letzten Acten alles klar ſeyn. Und ſo hab' ich denn heute, den 4. Juni, dieſes Opus mit Luſt und Freude begonnen, und hoffe in dieſem Monate ſchon einen ziemlichen Theil der Expoſition zurückzulegen. —

Ich leſe jetzt Leſſing's Dramaturgie, die in der That eine ſehr geiſtreiche und belebte Unterhaltung giebt. Es iſt

---

*) Maria Stuart; in Schiller's Werken. Bd. 10. S. 1. u. f.

doch gar keine Frage, daß Leſſing unter allen Deutſchen ſeiner Zeit über das, was die Kunſt betrifft, am klarſten geweſen, am ſchärfſten und zugleich am liberalſten darüber gedacht, und das Weſentliche, worauf es ankommt, am unverrückteſten in's Auge gefaßt hat. Lieſ't man nur ihn, ſo möchte man wirklich glauben, daß die gute Zeit des deutſchen Geſchmacks ſchon vorüber ſey; denn wie wenig Urtheile, die jetzt über die Kunſt gefällt werden, dürfen ſich an die ſeinigen ſtellen?

298.

An Goethe.

Jena den 11. Juni 1799.

Wir ſind neulich zwar ganz gut nach Hauſe gekommen, aber ich machte doch die Erfahrung, daß eine achtſtündige Erſchütterung im Wagen und geſellſchaftliche Unruhe, in den Zeitraum von einem Dreivierteltag gedrängt, eine zu gewaltſame Veränderung für mich iſt; denn ich brauchte zwei Tage, um mich ganz davon zu erholen. — Sonſt genieße ich ſeit etlichen Tagen bei dieſem ſchönen Wetter eine ſo gute freundliche Stimmung in meinem kleinen Gartenſälchen, daß ich ſie herzlich gern mit Ihnen theilen möchte. Die Arbeit geht zwar ſehr langſam, weil ich den Grund zum Ganzen zu legen habe, und beim Anfang alles darauf ankommt, ſich nichts zu verderben; aber ich habe gute Hoffnung, daß ich auf dem rechten Wege bin. — Wenn ich nicht zu viel Zeit verlöre, ſo hätte ich wohl eine Verſuchung gehabt, das Stück, welches morgen in Weimar gegeben wird, zu ſehen. Bei meinem jetzigen Geſchäft könnte die Anſchauung eines neuen hiſtoriſchen Stückes auf der Bühne, wie es auch beſchaffen ſeyn möchte, nützlich auf mich wirken.

299.

An Goethe.

Jena den 14. Juni 1799.

Ich hörte dieſer Tage, daß **Fichte** dem Rudolſtädter Fürſten das Anſinnen gethan, ihm in Rudolſtadt in einem herrſchaftlichen Hauſe Wohnung zu geben, daß es ihm aber höflich refüſirt worden. Es iſt doch unbegreiflich, wie bei dieſem Freunde eine Unklugheit auf die andere folgt, und wie incorrigibel er in ſeinen Schiefheiten iſt. Dem Fürſten von Rudolſtadt, der ſich den Teufel um ihn bekümmert, zuzumuthen, daß er ihm durch Einräumung eines Quartiers öffentliche Protection geben, und umſonſt und um nichts ſich bei allen andern Höfen compromittiren ſoll! Und was für eine armſelige Erleichterung verſchaffte ihm wohl ein freies Logis dort, wo er durchaus nicht an ſeinem Orte wäre. —

Ich ſitze noch immer bei meinen drei erſten Expoſitionsſcenen, und ſuchte einen feſten Grund für das Künftige zu legen. — Es ſcheint, daß ich in England mit meinen Stücken etwas werde machen können. Ich habe binnen acht Tagen zwei Anträge aus London erhalten, Stücke in Manuſcript hinzuſchicken, zwar nur von Buchhändlern und von Ueberſetzern, und noch mit keinen beſtimmten Geldverſprechungen begleitet, aber die Nachfrage iſt ſo ſtark, daß ich Ausſichten darauf gründen kann.

300.

An Goethe.

Jena den 18. Juni 1799.

Gegen meinen Fleiß verſchwört ſich dieſen Sommer vieles. Ich erwarte in etwa acht Tagen meine Schweſter und meinen Schwager den Bibliothekar Reinwald aus Meinungen. Unter dieſen Umſtänden kann ich freilich nicht, wie ich gedacht, bis zum Ende meines erſten Acts vor Ihrer Hieherkunft gelangen. Aber vorwärts ging es doch bisher immer, und nulla dies sine linea. Ich fange ſchon jetzt an, bei der Ausführung, mich von der eigentlichen tragiſchen Qualität meines Stoffs immer mehr zu überzeugen, und darunter gehört beſonders, daß man die Cataſtrophe gleich in den erſten Scenen ſieht, und indem die Handlung des Stücks ſich davon wegzubewegen ſcheint, ihr immer näher und näher geführt wird. An der Furcht des Ariſtoteles fehlt es alſo nicht, und das Mitleiden wird ſich auch ſchon finden. —

Meine Maria wird keine weiche Stimmung erregen, es iſt meine Abſicht nicht. Ich will ſie immer als ein phyſiſches Weſen halten, und das Pathetiſche muß mehr eine allgemeine tiefe Rührung, als ein perſönliches und individuelles Mitgefühl ſeyn. Sie empfindet und erregt keine Zärtlichkeit, ihr Schickſal iſt nur, heftige Paſſionen zu erfahren und zu entzünden. Bloß die Amme fühlt Zärtlichkeit für ſie. Doch ich will lieber thun und ausführen, als Ihnen viel davon verſagen, was ich thun will.

301.

An Goethe.

Jena den 16. Juni 1799.

Unger *) hat mir heute geſchrieben. — Meinen Vorſchlag, eine Sammlung deutſcher Schauſpiele herauszugeben, und zwar ſo, daß des Jahrs zehn Stücke herauskämen und über jedes eine Critik, nimmt er mit Vergnügen an, und will

---

*) Buchhändler in Berlin.

hundert Carolin Honorar für dieſe zehn Stücke und deren Beurtheilung zahlen, wenn das Werk von uns herausgegeben würde. Wir können ſehr leicht zu dieſem Verdienſte kommen, wenn wir das kritiſche Geſchäft geſprächsweiſe unter uns abthun; in zehn oder funfzehn Abenden iſt es abgethan, und für jeden ſind dreihundert Thaler verdient.

Endlich hab' ich auch nach langem Warten etwas von Berlin aus über den Wallenſtein gehört. Er iſt den 17. Mai zum erſtenmal geſpielt worden, alſo vier Wochen ſpäter als in Weimar. Unger lobt die Aufführung ſo wie die Aufnahme des Stücks beim Publikum gar ſehr.

302.

An Goethe.

Jena den 12. Juli 1799.

Die Vortheile, die Sie mir ſo freundſchaftlich bewilligen *), kommen mir bei meiner kleinen Haushaltung ſo erquicklich und erwünſcht, wie der Regen, der ſeit vorgeſtern unſer Thal erfreut und erfriſcht hat. — Daß uns ein ſchönes Geſchenk von Silberarbeit von Seiten der regierenden Herzogin erwarte, haben wir auch ſchon vernommen. Die Poeten ſollten immer nur durch Geſchenke belohnt, nicht beſoldet werden; es iſt eine Verwandtſchaft zwiſchen den glücklichen Gedanken und den Gaben des Glücks: beide fallen vom Himmel. —

Mit meiner Arbeit geht es zwar nicht ſehr ſchnell, aber doch ſeit einiger Zeit ohne Stillſtand fort. Die nöthige Expoſition des Proceſſes und der Gerichtsform hat, außerdem daß ſolche Dinge mir nicht geläufig ſind, auch eine Tendenz

---

*) In Bezug auf die Aufführung des Wallenſtein in Lauchſtädt

zur Trockenheit, die ich zwar überwunden zu haben hoffe, aber doch nicht ohne viel Zeit dabei zu verlieren, und zu umgehen war ſie nicht. Die engliſche Geſchichte von Rapin Thoyres, die ich ſeit dieſer Zeit leſe, hat den guten Einfluß, mir das engliſche Local und Weſen immer lebhaft vor der Imagination zu erhalten.

303.

An Goethe.

Jena den 15. Juli 1799.

Ihre lange Abweſenheit macht, daß auch ich keine Anregung von außen erhalte, und bloß in meinem Geſchäft lebe. Mit den Philoſophen, wie Sie wiſſen, kann man jetzt nur in der Karte ſpielen, und mit den Poeten, wie ich höre, nur kegeln. Denn man ſagt, daß Kotzebue, der aber jetzt abweſend iſt, dieſes einzige geſellſchaftliche Vergnügen hier genoſſen habe.

304.

An Goethe.

Jena den 19. Juli 1799.

Ich habe mir vor einigen Tagen durch Schlegel's Lucinde *) den Kopf ſo taumelig gemacht, daß es mir noch nachgeht. Sie müſſen dieſes Product Wunders halber doch anſehen. Es characteriſirt ſeinen Mann, ſo wie alles Darſtellende, beſſer als alles, was er ſonſt von ſich gegeben, nur

---

*) Lucinde, ein Roman von Friedrich Schlegel. Berlin 1799.

daß es ihn mehr in's Fratzenhafte malt. Auch hier iſt es das ewig Formloſe und Fragmentariſche, und eine höchſt ſeltſame Paarung des Nebuliſtiſchen mit dem Characteriſtiſchen, die Sie nie für möglich gehalten hätten. Da er fühlt, wie ſchlecht er im Poetiſchen fortkommt, ſo hat er ſich ein Ideal ſeiner ſelbſt aus der Liebe und dem Witz zuſammengeſetzt. Er bildet ſich ein, eine heiße unendliche Liebesfähigkeit mit einem entſetzlichen Witz zu vereinigen, und nachdem er ſich ſo conſtituirt hat, erlaubt er ſich alles, und die Frechheit erklärt er ſelbſt für ſeine Göttin. — Das Werk iſt übrigens nicht ganz durchzuleſen, weil einem das hohle Geſchwätz gar zu übel macht. Nach den Rodomontaden von Gleichheit, und nach der Zeit, die Schlegel auf das Studium derſelben gewendet, hätte ich gehofft, doch ein klein wenig an die Simplicität und Naivität der Alten erinnert zu werden; aber dieſe Schrift iſt der Gipfel moderner Unform und Unnatur; man glaubt ein Gemengſel aus Woldemar *), aus Sternbald **) und aus einem frechen franzöſiſchen Roman zu leſen. —

Von der Maria Stuart werden Sie nicht mehr als einen Act fertig finden. Dieſer Act hat mir deswegen viel Zeit gekoſtet, und koſtet mir noch acht Tage, weil ich den poetiſchen Kampf mit dem hiſtoriſchen Stoff darin beſtehen mußte, und Mühe brauchte, der Phantaſie eine Freiheit über die Geſchichte zu verſchaffen, indem ich zugleich von allem, was dieſe Brauchbares hat, Beſitz zu nehmen ſuchte. Die folgenden Acte ſollen, wie ich hoffe, ſchneller gehen, auch ſind ſie beträchtlich kleiner.

---

*) Von F. H. Jacobi. Königsberg 1794. 2 Theile.

**) Franz Sternbald's Wanderungen, eine altdeutſche Geſchichte von L. Tieck. Berlin 1798. 2 Theile.

305.

An Goethe.

Jena den 24. Juli 1799.

Tieck aus Berlin hat Sie beſucht; ich bin begierig, wie Sie mit ihm zufrieden ſind, da Sie ihn länger geſprochen haben. Mir hat er gar nicht übel gefallen. Sein Ausdruck, obgleich er keine große Kraft zeigt, iſt fein, verſtändig und bedeutend, auch hat er nichts Kokettes und Unbeſcheidenes. Ich hab' ihm, da er ſich einmal mit dem Don Quixote eingelaſſen, die ſpaniſche Literatur ſehr empfohlen, die ihm einen geiſtreichen Stoff zuführen wird, und ihm, bei ſeiner eigenen Neigung zum Phantaſtiſchen und Romantiſchen, zuzuſagen ſcheint. So müßte dieſes angenehme Talent fruchtbar und gefällig wirken, und in ſeiner Sphäre ſeyn. —

Mit dem erſten Act der Maria hoff' ich zu Ende dieſer Woche ganz im Reinen zu ſeyn. Ich ſollte freilich ſchon weiter vorwärts gekommen ſeyn; aber dieſer Monat war mir nicht ſo günſtig, als der vorige. Ich bin zufrieden, wenn ich den dritten Act mit in die Stadt bringe.

306.

An Goethe.

Jena den 30. Juli 1799.

Ich habe Sie am Sonnabend mit feſter Zuverſicht erwartet, und deswegen auch den Philoſophenklubb abſagen laſſen, um den erſten Abend deſto ungeſtörter mit Ihnen zuzubringen. Deſto betrübter war ich, als ich aus Ihrem Brief meine Hoffnung zerrinnen und ganz in's Unbeſtimmte ſich wieder verlieren ſah. Mir bleibt nun nichts übrig, als mich, ſo lang' es gehen will, in das Produciren zu werfen, weil die

Mittheilung mangelt. Ich bin auch ſchon ganz ernſtlich im zweiten Act bei meiner königlichen Heuchlerin. Der erſte iſt abgeſchrieben, und erwartet Sie bei Ihrer Ankunft.

Sie haben wohl Recht, daß man ſich der theoretiſchen Mittheilung gegen die Menſchen lieber enthalten, und hervorbringen muß. Das Theoretiſche ſetzt das Practiſche voraus, und iſt alſo ſchon ein höheres Glied in der Kette. Es ſcheint auch, daß eine ſelbſtſtändigere Imagination dazu gehört, als um die wirkliche Gegenwart eines Kunſtwerks zu empfinden, bei welchem der Dichter und Künſtler der trägern oder ſchwächern Einbildungskraft des Zuhörers und Betrachters zu Hülfe kommt und den ſinnlichen Stoff liefert. — Auch iſt nicht zu leugnen, daß die Empfindung der meiſten Menſchen richtiger iſt, als ihr Raiſonnement. Erſt mit der Reflexion fängt der Irrthum an. Ich erinnere mich auch recht gut mehrerer unſerer Freunde, denen ich mich nicht ſchämte durch eine Arbeit zu gefallen, und mich doch ſehr hüten würde, ihnen Rechenſchaft von ihrem Gefühl abzufordern. — Wenn dies auch nicht wäre, wer möchte ein Werk ausſtellen, mit dem er zufrieden iſt? Und doch kann der Künſtler und Dichter dieſer Neigung nicht Herr werden.

307.

An Goethe.

Jena den 2. Auguſt 1799.

Indem Sie Milton's Gedicht zur Hand genommen, habe ich den Zeitraum, in dem es entſtanden, und durch den es eigentlich wurde, zu durchlaufen Gelegenheit gehabt. So ſchrecklich die Epoche war, ſo muß ſie doch für das dichteriſche Genie erweckend geweſen ſeyn; denn der Geſchichtſchreiber hat nicht unterlaſſen, mehrere in der engliſchen Poeſie berühmte Namen unter den handelnden Perſonen aufzuführen. Hierin iſt jene Revolutionsepoche fruchtbarer als die franzöſiſche geweſen, an die ſie einen ſonſt oft erinnert. Die Puritaner ſpielen ſo ziemlich die Rolle der Jakobiner, die Hülfsmittel ſind oft dieſelben, und eben ſo der Ausſchlag des Kampfs. Solche Zeiten ſind recht dazu gemacht, Poeſie und Kunſt zu verderben, weil ſie den Geiſt aufregen und entzünden, ohne ihm einen Gegenſtand zu geben. Er empfängt dann ſeine Objecte von innen, und die Misgeburten der allegoriſchen, der ſpitzfindigen und myſtiſchen Darſtellung entſtehen.

Ich erinnere mich nicht mehr, wie Milton ſich bei der Materie vom freien Willen heraushilft, aber Kant's Entwicklung iſt mir gar zu mönchiſch, ich habe nie damit verſöhnt werden können. Sein ganzer Entſcheidungsgrund beruht darauf, daß der Menſch einen poſitiven Antrieb zum Guten, ſo wie zum ſinnlichen Wohlſeyn habe; er brauche alſo auch, wenn er das Böſe wählt, einen poſitiven innern Grund zum Böſen, weil das Poſitive nicht durch etwas blos Negatives aufgehoben werden könne. Hier ſind aber zwei unendlich heterogene Dinge, der Trieb zum Guten und der Trieb zum ſinnlichen Wohl, völlig als gleiche Potenzen und Quantitäten behandelt, weil die freie Perſönlichkeit ganz gleich gegen und zwiſchen beide Triebe geſtellt wird.

Gottlob, daß wir nicht berufen ſind, das Menſchengeſchlecht über dieſe Frage zu beruhigen, und immer im Reich der Erſcheinung bleiben dürfen. Uebrigens ſind dieſe dunkeln Stellen in der Natur des Menſchen für den Dichter, und den tragiſchen insbeſondere, nicht leer, und noch weniger für den Redner, und in der Darſtellung der Leidenſchaften machen ſie kein kleines Moment aus.

308.

An Goethe.

Jena den 6. Auguſt 1799.

Es freut mich zu hören, daß Sie an Ihre Gedichte gegangen ſind, und daß dieſe Sammlung nun gedruckt wird *). Das Fach der Epiſteln und Balladen iſt's allein, ſo viel ich weiß, worin Sie noch keine Maſſe haben, wenn Sie nicht etwa noch die Idyllen zu vermehren wünſchen. Die Elegien, Epigramme und Lieder ſind aber deſto reicher beſetzt. Hoffentlich bleiben Sie bei Ihrem Vorſatz, jedes Ihrer Lieder, wo es auch in größern Werken vorkommt, in der Sammlung aufzunehmen. Es wird eine reiche und erfreuliche Sammlung werden, wenn ſie auch nicht nach Ihrer eigenen höhern Forderung ausgeführt wird, und was jetzt nicht geſchieht, kann ein andermal geſchehen, da ein ſolches Werk ohnehin in drei bis vier Jahren vergriffen iſt.

Ich hätte gern dieſen neuen Almanach auch noch mit einigen Kleinigkeiten begabt, aber es fehlt mir an aller Stimmung dazu, weil die dramatiſche Arbeit jede andere ableitet. In dieſer geht es bis jetzt in ſeiner Ordnung fort, und wenn meine kleine Reiſe nach Rudolſtadt, die ich projectirt habe, mir keine zu ſtarke Diverſion macht, ſo kann ich den zweiten Act noch in dieſem Monat beſchließen.

---

*) Als ſiebenter Band von Goethe's neuen Schriften. Berlin 1800. M. Kpfrn.

309.

An Goethe.

Jena den 9. Auguſt 1799.

Zu den proſodiſchen Verbeſſerungen in den Gedichten gratulire ich. Zu dem letzten Artikel in unſerm Schema, zur Vollendung, gehört unſtreitig auch dieſe Tugend, und der Künſtler muß hierin etwas vom Punctiren lernen. Es hat mit der Reinheit des Sylbenmaßes die eigene Bewandniß, daß ſie zu einer ſinnlichen Darſtellung der innern Nothwendigkeit des Gedankens dient, da im Gegentheil eine Licenz gegen das Sylbenmaß eine gewiſſe Willkührlichkeit fühlbar macht. Aus dieſem Geſichtspunct iſt ſie ein großes Moment, und berührt ſich mit den innerſten Kunſtgeſetzen.

In Rückſicht auf den jetzigen Zeitmoment muß es jeden, der für den guten Geſchmack intereſſirt iſt, freuen, daß Gedichte, welche einen entſchiedenen Kunſtwerth haben, ſich auch noch dieſem Maßſtab unterwerfen. So wird die Mittelmäßigkeit am beſten bekämpft; denn ſowohl der, welcher kein Talent hat, als correcte Verſe zu machen, und blos für das Ohr arbeitet, als auch der Andere, welcher ſich für zu original hält, um auf das Metrum den gehörigen Fleiß zu wenden, werden dadurch zum Schweigen gebracht. — Weil aber die proſodiſche Geſetzgebung ſelbſt noch nicht durchaus im Klaren iſt, ſo werden immer bei dem beſten Willen ſtreitige Punkte in der Ausführung übrig bleiben, und da Sie einmal über die Sache ſo viel nachgedacht, ſo thäten Sie vielleicht nicht übel, wenn Sie in einer Anrede, oder wo es ſchicklich iſt, Ihre Grundſätze darüber ausſprächen, damit man das für keine bloße Licenz oder Uebertretung halte, was aus Principien geſchieht. —

Lebhaft fühle ich mit jedem Tage das Bedürfniß theatraliſcher Anſchauungen, und werde mich ſchlechterdings entſchließen müſſen, die Wintermonate in Weimar zuzubringen. Die ökonomiſchen Mittel zur Realiſirung dieſer Sache ſollen mich zunächſt beſchäftigen.

310.

An Goethe.

Jena den 12. Auguſt 1799.

Die Reiſe, welche ich, um meiner Frau und mir ſelbſt eine Veränderung zu verſchaffen, nach Rudolſtadt vorhatte, bleibt auf einige Wochen aufgeſchoben. — Wenn Sie alſo jetzt kommen können und wollen, ſo finden Sie uns zu Ihrem Empfange bereit. Wir haben hier die ſchönen Tage recht genoſſen und benutzt.

Daß ich die Wintermonate künftighin in Weimar zubringe, iſt bei mir nun eine entſchloſſene Sache. Die ſinnliche Gegenwart des Theaters muß mir eine Menge faux-frais erſparen, die mir jetzt unvermeidlich ſind, weil ich die Vorſtellung der lebendigen Maſſe nicht habe, und auch der Stoff ſoll mir alsdann reichlicher zufließen. Dieſen Winter werd' ich zwar ſpäter dazu kommen, vielleicht erſt mit Ende Januars, wegen der Frau und dem Kleinen. — Auf dem Markte wohnte ich am liebſten, ſo wäre ich Ihnen und meinem Schwager gleich nah.

Der Herzog hat mir in dieſem Frühjahr ſeinen Wunſch zu erkennen gegeben, daß ich öfters nach Weimar käme und länger da bliebe. Da ich ihm nun zugleich ſehr leicht begreiflich machen kann, wie ſehr ich mich ſelbſt dabei beſſer befinden würde, ſo will ich mich mit geradem Vertrauen an ihn wenden und ihn bitten, daß er mir für die dadurch zuwachſenden größern Koſten etwas zulegen möchte. Das Verſprechen einer Zulage habe ich ohnedieß ſeit fünf Jahren her von ihm, und er iſt immer gnädig gegen mich geweſen. Könnte ich übrigens durch meine Gegenwart in Weimar dem Theater Nutzen ſchaffen, wozu ich mich von ganzem Herzen erbiete, ſo würde die Sache ſich noch einfacher abthun laſſen.

311.

An Goethe.

Jena den 16. Auguſt 1799.

Mit meiner dramatiſchen Arbeit geht es noch immer friſch fort, und wenn nichts dazwiſchen kommt, ſo kann ich vor Ende Auguſt den zweiten Act zurückgelegt haben. Im Brouillon liegt er ſchon da. Ich hoffe, daß in dieſer Tragödie alles theatraliſch ſeyn ſoll, ob ich ſie gleich für den Zweck der Repräſentation etwas enger zuſammenziehe. Weil es auch hiſtoriſch betrachtet ein reichhaltiger Stoff iſt, ſo habe ich ihn in hiſtoriſcher Hinſicht auch etwas reicher behandelt und Motive aufgenommen, die den nachdenkenden und inſtruirten Leſer freuen können, die aber bei der Vorſtellung, wo ohnehin der Gegenſtand ſinnlich daſteht, nicht nöthig und, wegen hiſtoriſcher Unkenntniß des großen Hauſens, auch ohne Intereſſe ſind. Uebrigens iſt bei der Arbeit ſelbſt ſchon auf alles gerechnet was für den theatraliſchen Gebrauch wegbleibt, und es iſt durchaus keine eigene Mühe dazu nöthig, wie beim Wallenſtein.

312.

An Goethe.

Jena den 24. Auguſt 1799.

Aus allen Umſtänden fange ich an zu ſchließen, daß wir vor Eintritt des Herbſtes kaum auf Ihre Hieherkunft hoffen können. So geht dieſer Sommer ganz anders hin, als ich mir verſprochen hatte, und ob ich mich gleich ernſtlich zu meinem Geſchäft halte und darin vorwärts komme, ſo fühle ich doch im Ganzen meines innern Zuſtandes dieſe Beraubung ſehr, und ſie verſtärkt mein Verlangen nicht wenig, den Winter in Weimar zuzubringen. Zwar verberge ich mir nicht, daß ſich von dem Einfluß der dortigen Societät nicht viel Erſprießliches erwarten läßt; aber der Umgang mit Ihnen, einige Berührungen mit Meyer'n, das Theater und eine gewiſſe Lebenswirklichkeit, welche die übrige Menſchenmaſſe mir vor die Augen bringen muß, werden gut auf mich und meine Beſchäftigung wirken. Meine hieſige Exiſtenz iſt eine abſolute Einſamkeit, und das iſt doch zu viel.

Ich erwarte jeden Tag Antwort des Quartiers wegen, das ich, wenn es zu haben, ohne Anſtand gleich von Michaelis an auf ein Jahr miethen werde. Ich wäre geneigt, Ende November hinüberzugehen, und es läge mir auch deswegen viel daran, damit ich die zwei letzten Acte meines Stücks unter dem Einfluß der theatraliſchen Anſchauungen ausarbeiten könnte. — Wenn Sie binnen zehn Tagen nicht, wenigſtens auf einige Tage, hieher kommen können, ſo hätte ich große Luſt, auf einen Tag zu Ihnen hinüber zu kommen, und meine zwei Acte mitzubringen. Denn jetzt wünſchte ich doch Ihr Urtheil darüber, daß ich mich überzeugt halten kann, ob ich auf dem rechten Wege bin.

313.

An Goethe.

Jena den 17. Auguſt 1799.

Ich bin heute früh bei meinem Aufſtehen durch ein ſchweres Paket ſehr angenehm überraſcht worden, und wiederhole Ihnen meinen beſten Dank dafür, daß Sie dieſen Geldſtrom in meine Beſitzungen geleitet haben. Der Geiſt des alten Feldherrn führt ſich nun als ein würdiges Geſpenſt auf, er hilft Schätze heben. Auch in Rudolſtadt, ſchreibt man, iſt viel Zulauf zum Wallenſtein geweſen.

Meinen zweiten Act *) habe ich geſtern geendigt, aber nach einem wohlgemeinten und dennoch vergeblichen Bemühen, mir eine lyriſche Stimmung für den Almanach zu verſchaffen, hab' ich heute den dritten angefangen. Das einzige Mittel mich jetzt von der Maria weg und zu einer lyriſchen Arbeit zu bringen, iſt, daß ich mir eine äußere Zerſtreuung mache. Dazu iſt die achttägige Reiſe nach Rudolſtadt gut. — Vor dem achten September aber gehe ich nicht, weil die fremden Gäſte dort nicht früher wegreiſen.

Unter dem vielen Nachdenken, welche neue Form von Beiträgen man zu dem Almanach brauchen könnte, iſt mir der Gedanke an eine neue Art Xenien, für Freunde und würdige Zeitgenoſſen, gekommen. Der Jahrhundertswechſel gäbe einen nicht unſchicklichen Anlaß, allen denen, mit welchen man gewandelt und ſich verbeſſert gefühlt hat, und auch denen, die man nicht von Perſon kennt, aber deren Einfluß man auf eine nützliche Art empfunden, ein Denkmal zu ſetzen. Freilich vestigia terrent. Das Tadeln iſt immer ein dankbarerer Stoff als das Loben, das wiedergefundene Paradies iſt nicht ſo gut gerathen, als das verlorne, und Dante's Himmel iſt auch

---

*) Der Maria Stuart.

viel langweiliger, als ſeine Hölle. Außerdem iſt der Termin gar zu kurz für einen ſo lobenswürdigen Vorſatz.

314.

An Goethe.

Jena den 18. Auguſt 1799.

Leider kann ich wegen Zahnweh und geſchwollnen Backen nicht ſogleich hinüber kommen; dies hat indeſſen des Quartiers wegen nichts auf ſich. Meine Frau hat das ganze Quartier ſchon einmal gemuſtert. — Die Einrichtung iſt ganz nach unſerm Bedürfniß, und ich nehme keinen Anſtand, gleich zuzuſagen. — Wenn der Contract nur auf zwei Jahre geht, iſt es mir freilich lieber, als auf längere Zeit; doch ein Jahr auf oder ab macht nichts, da das Quartier immer Liebhaber finden wird. Uebrigens ſetze ich voraus, daß die Miethe 122 Rthlr. bleibt, den Laubthaler à 1 Rthlr. 14 Gr. — Mein Zahnübel ſollte mich nicht abhalten, gleich morgen zu kommen, wenn es nicht unglücklicherweiſe beim Sprechen und Leſen zunähme; denn ſonſt iſt es wohl zu ertragen.

315.

An den Herzog Carl Auguſt von Sachſen-Weimar. *)

Jena den 1. September 1799.

Die wenigen Wochen meines Aufenthaltes zu Weimar und in der größern Nähe Eurer Durchlaucht im letzten Winter und Frühjahr haben einen ſo belebenden Einfluß auf meine

---

*) geb. 1757, geſt. 1828 zu Graditz bei Torgau.

Geiſtesſtimmung geäußert, daß ich die Leere und den Mangel des Kunſtgenuſſes und jeder Mittheilung, die hier in Jena mein Loos ſind, doppelt lebhaft empfinde. So lange ich mich mit Philoſophie beſchäftigte, fand ich mich hier vollkommen an meinem Platze. Nunmehr aber, da meine Neigung und meine verbeſſerte Geſundheit mich mit neuem Eifer zur Poeſie zurückgeführt haben, finde ich mich hier wie in eine Wüſte verſetzt. Ein Platz, wo nur die Gelehrſamkeit und vorzüglich die metaphyſiſche, im Schwunge gehen, iſt den Dichtern nicht günſtig. Dieſe haben von jeher nur unter dem Einfluß der Künſte und eines geiſtreichen Umgangs gedeihen können. Da zugleich meine dramatiſchen Beſchäftigungen mir die Anſchauung des Theaters zum nächſten Bedürfniß machen, und ich von dem glücklichen Einfluß deſſelben auf meine Arbeiten vollkommen überzeugt bin, ſo hat alles dies ein lebhaftes Verlangen in mir erweckt, künftighin die Wintermonate in Weimar zuzubringen.

Indem ich aber dieſes Vorhaben mit meinen ökonomiſchen Mitteln vergleiche, finde ich, daß es über meine Kräfte geht, die Koſten einer doppelten Einrichtung und den erhöhten Preis der meiſten Nothwendigkeiten in Weimar zu erſchwingen. In dieſer Verlegenheit wage ich es, meine Zuflucht unmittelbar zu der Gnade Er. Durchlaucht zu nehmen, und ich wage es mit um ſo größerem Vertrauen, da ich mich in Anſehung der Gründe, die mich zu dieſer Ortsveränderung antreiben, Ihrer höchſt eigenen gnädigſten Beſtimmung verſichert halten darf. Es iſt der Wunſch, der mich antreibt, Ihnen Selbſt, gnädigſter Herr, und den Durchlauchtigſten Herzoginnen näher zu ſeyn, und mich durch das lebhafte Streben nach Ihrem Beifall in meiner Kunſt ſelbſt vollkommner zu machen, ja vielleicht etwas Weniges zu Ihrer eigenen Erheiterung dadurch beizutragen.

Da ich mich in der Hauptſache auf die Früchte meines Fleißes verlaſſen kann, und meine Abſicht keineswegs iſt, darin nachzulaſſen, ſondern meine Thätigkeit vielmehr zu verdoppeln, ſo wag' ich die unterthänigſte Bitte an Ew. Durchlaucht, mir die Koſtenvermehrung, welche mir durch die Translocation nach Weimar und eine zwiefache Einrichtung jährlich zuwächſt, durch eine Vermehrung meines Gehaltes gnädigſt zu erleichtern.

316.

An Goethe.

Jena den 5. September 1799.

Die Umſtände nöthigen mich, die Rudolſtädter Reiſe acht Tage früher anzutreten. Wir gehen morgen von hier, und ich denke Dienſtag oder Mittwoch in Weimar ſeyn zu können. — Ich werde nun in meiner dramatiſchen Arbeit eine Zeitlang pauſiren müſſen, wenn noch an den Almanach gedacht werden ſoll. Der Abſchnitt iſt auch ſchicklich; ich habe die Handlung bis in die Scene geführt, wo die beiden Königinnen zuſammen kommen. Die Situation iſt an ſich ſelbſt moraliſch unmöglich; ich bin ſehr verlangend, wie es mir gelungen iſt, ſie möglich zu machen. — Ich fange in der Maria Stuart an, mich einer größern Freiheit oder vielmehr Mannigfaltigkeit im Silbenmaß zu bedienen, wo die Gelegenheit es rechtfertigt. Dieſe Abwechslung iſt ja auch in den griechiſchen Stücken, und man muß das Publikum an alles gewöhnen.

317.

An Goethe.

Jena den 15. October 1799.

Ich habe den Anfang gemacht, den Mahomet *) durchzugehen und Einiges dabei anzumerken. So viel iſt gewiß, wenn mit einem franzöſiſchen und beſonders Voltaireſchen Stück der Verſuch gemacht werden ſollte, ſo iſt Mahomet am beſten dazu gewählt worden. Durch ſeinen Stoff iſt das Stück ſchon vor der Gleichgültigkeit bewahrt, und die Behandlung hat weit weniger von der franzöſiſchen Manier, als die übrigen Stücke, die mir einfallen. — Ich zweifle nicht, der Erfolg wird der Mühe des Experiments werth ſeyn. Demungeachtet würd' ich Bedenken tragen, ähnliche Verſuche mit andern franzöſiſchen Stücken vorzunehmen, denn es giebt ſchwerlich noch ein zweites, das dazu tüchtig iſt. Wenn man in der Ueberſetzung die Manier zerſtört, ſo bleibt zu wenig poetiſch Menſchliches übrig, und behält man die Manier bei, und ſucht die Vorzüge derſelben auch in der Ueberſetzung geltend zu machen, ſo wird man das Publikum verſcheuchen.

Die Eigenſchaft des Alexandriners, ſich in zwei gleiche Hälften zu trennen, und die Natur des Reims, aus zwei Alexandrinern ein Couplet zu machen, beſtimmen nicht blos die ganze Sprache, ſie beſtimmen auch den ganzen innern Geiſt dieſer Stücke. Die Charactere, die Geſinnungen, das Betragen der Perſonen, alles ſtellt ſich dadurch unter die Regel des Gegenſatzes, und wie die Geige des Muſikanten die Bewegungen der Tänzer leitet, ſo auch die zweiſchenklichte Natur des Alexandriners die Bewegungen des Gemüths und die Gedanken. Der Verſtand wird ununterbrochen aufgefordert, und jedes Gefühl, jeder Gedanke in dieſe Form, wie in

---

*) S. Goethe's Werke. (Vollſtändige Ausgabe letzter Hand) Bd. 7. S. 47 u. f.

das Bette des Prokruſtes gezwängt. — Da nun in der Ueberſetzung mit Aufhebung des Alexandriniſchen Reims die ganze Baſis weggenommen wird, worauf dieſe Stücke erbaut wurden, ſo können nur Trümmer übrig bleiben. Man begreift die Wirkung nicht mehr, da die Urſache weggefallen iſt. Ich fürchte alſo, wir werden in dieſer Quelle wenig Neues für unſre deutſche Bühne ſchöpfen können, wenn es nicht etwa die bloßen Stoffe ſind.

318.

An Goethe.

Jena den 18. October 1799

Hier folgt der Mahomet nebſt einigen Bemerkungen, die ich im Durchleſen gemacht. Sie betreffen größtentheils das Original ſelbſt und nicht die Ueberſetzung, ich glaubte aber, daß man dem Original hierin nothwendig nachhelfen müſſe.

Was die Anordnung des Ganzen betrifft, ſo ſcheint es mir durchaus nöthig, dieſen Ammon handelnd einzuführen, und die Erwartung des Zuſchauers immer in Athem zu erhalten, daß derſelbe das Geheimniß mit den Kindern dem Sopir offenbaren werde. Er muß mehrmals an ihn zu kommen ſuchen, er muß ihm Winke geben und dergleichen, ſo daß dieſe Sache dem Zuſchauer niemals aus dem Gedächtniß kommt, und daß die Furcht genährt wird, worauf doch alles beruht. Man muß dieſen Ammon mit ſeiner Entdeckung bei den Haaren herbeizuziehen wünſchen, alle Hoffnung auf ſeine zeitige Erſcheinung ſetzen u. ſ. w.

Die Scene, worin Saïde dem Ammon den vorhabenden Mord entdeckt, und welche im Stück blos erzählt wird, ſollte auf dem Theater wirklich vorkommen. Sie iſt für's

Ganze zu wichtig, und dabei ein groſſer Gewinn für den theatraliſchen Effect. **Ammon** braucht darum nicht ſogleich mit ſeinem Geheimniß gegen den Saïde herauszugehen, er hat andere Mittel, die That zu hindern, ohne ſich in Gefahr zu ſetzen. Mahomet erfährt von Omar bloß, daß dieſer den Saïde mit dem **Ammon** bei einer leidenſchaftlichen Unterredung überraſcht, und Letztern ſehr conſternirt gefunden habe. Auch könnte er einen Verſuch **Ammon's**, den Sopir geheim zu ſprechen, erfahren. Dies reichte hin, ihn zu Hinwegſchaffung des Ammon zu bewegen; dieſer entdeckt dann ſterbend dem Phanor alles, und es erfolgte, ſo wie's im Stück ſchon iſt.

Meine Idee wäre ungefähr dieſe. Wenn Mahomet (im 2ten Aufzug in der 4ten Scene) dem Omar ſeine Liebe zu Palmira entdeckt hat, träte Ammon auf. Omar würde ſchicklich entfernt, und nun brächte Ammon das Anliegen vor, daß Mahomet endlich die Kinder ihrem Vater wiedergeben und dadurch Friede mit Sopir und mit Mecca machen möchte. Die entdeckte Liebe beider zu einander und die Furcht vor einem Inceſt könnte ein neuer Antrieb für ihn ſeyn. Mahomet müßte ihn nicht geradezu refüſiren, und ihm bloß das ſtrengſte Schweigen auferlegen. — Zum zweitenmal würde ich den Ammon auftreten laſſen am Anfang des dritten Acts zwiſchen den beiden Kindern. Sie müßten ihm ihre Liebe zu einander zeigen, er müßte einen gewiſſen Schauer dabei zeigen. Auch könnte ihm hier Saïde ſchon die Entdeckung machen, daß Mahomet ihn zu einer blutigen That berufen. **Ammon** würde von Furcht erfüllt, Mahomet's Eintritt müßte ihn verſcheuchen. — Das drittemal würde ich den **Ammon** mit Vater und Sohn zuſammenbringen, aber ehe er ſich erklärte, träte Omar ein, und entfernte den Saïde. Ammon bliebe mit Sopir'en, ein Theil der Entdeckung, die jetzt durch des Arabers Brief gemacht wird, geſchähe durch ihn ſelbſt, Sopir erführe, daß ſeine Kinder noch leben, aber nicht wer ſie ſind, weil Ammon verhindert würde, ſeine Entdeckung zu beendigen. Er hätte blos Zeit, ihm die nächtliche Zuſammenkunſt vorzuſchlagen. Unterdeſſen hätte Mahomet die Untreue des Ammon geargwohnt, und alles erfolgte wie im Stück.

319.

An Goethe.

Jena den 22. October 1799.

Ich habe über die Diſpoſition meiner Maltheſer-Tragödie nachgedacht *), damit ich dem Herzog ſogleich bei meiner Ankunft etwas Bedeutendes vorzulegen habe. Es wird mit dieſem Stoffe recht gut gehen, das punctum saliens iſt gefunden, das Ganze ordnet ſich gut zu einer einfachen großen und rührenden Handlung. An dem Stoff wird es nicht liegen, wenn keine gute Tragödie daraus wird. Zwar reiche ich nicht aus mit ſo wenigen Figuren, als Sie wünſchen, dies erlaubt der Stoff nicht; aber die Mannigfaltigkeit wird nicht zerſtreuen und der Einfachheit des Ganzen keinen Abbruch thun.

320.

An Goethe.

Weimar den 9. December 1799.

Die Pole an unſerer magnetiſchen Stange haben ſich jetzt umgekehrt, und was Norden war, iſt jetzt Süden. Die Orts-

---

*) S. den Plan dieſes Stücks in Schiller's Werken. Bd. 12. S. 399 u. f.

veränderung hab' ich übrigens noch nicht viel empfunden, weil es in den erſten Tagen ſo viel theils in meinem eignen Hauſe zu thun gab, theils noch alte Reſte von Briefen und andern Expeditionen abgethan werden mußten, damit ich die neue Exiſtenz auch neu beginnen kann. Nur dem Herzog hab' ich mich vorgeſtern präſentirt, und eine Stunde dort zugebracht. Den Inhalt des Geſprächs mündlich. —

Wenn es nicht eine große Gefälligkeit misbrauchen heißt, ſo wünſchte ich wohl, mich Ihres Geſchirres noch einmal bedienen zu dürfen, um alle meine noch in Jena zurückgebliebenen Schränke und andere Sachen herüberzuſchaffen; denn das hieſige Local fordert ſolche, und die weibliche Regierung beſonders vermißt dieſe Bequemlichkeiten ungern.

321.

An Goethe.

Weimar den 24. März 1800.

Die gewaltſame Wirkung der Luft auf mich hat mich geſtern ein wenig erſchreckt, und das Treppenſteigen, beſonders in meinem Hauſe, bei meiner Zurückkunft, hat mich ſehr angegriffen. Wenn ich, wie ich hoffe, meine Furchtſamkeit überwinden kann, ſo beſuche ich Sie gewiß. Es wird auf den Augenblick ankommen.

Die Theaterreden *) ſind ein recht intereſſanter Beitrag zu den Gedichten. Sie haben alle einen eignen und dabei durchaus ſo hübſch häuslichen Character, daß ſie dadurch reizen und anziehen. — Da Sie, wie Sie geſtern ſagten, die noch ungedruckte Elegie, welche ſo viel perſönliche Bezie-

---

*) S. Goethe's Werke. (Vollſtändige Ausgabe letzter Hand.) Bd. 11 S. 349 u. f

hung auf Sie ſelbſt hat, mit abdrucken laſſen, und mit dieſen geſelligen und gefälligen Theaterreden ſchließen wollen, ſo möchte ich um ſo weniger rathen, das Publikum durch die abgeriſſene Erſcheinung des Fragments aus dem **Fauſt**, von Oberon's Hochzeit, ſcheu und irre zu machen. Ueberlegen Sie es wenigſtens noch einmal, ob es nicht beſſer iſt, es bei dem gutmüthigen Tone zu laſſen, der in dem Ganzen der Sammlung einmal herrſcht.

322.

An die Kirchenräthin **Griesbach**.

Weimar den 2. Juli 1800.

Sagen Sie **Griesbach** *) recht viel Schönes von mir. Wie ſehr hätte ich ihm nach dieſen mühſeligen vier Wochen, die er hier zugebracht, Ruhe gewünſcht! Aber er hat einmal die Leute verwöhnt, und ſie haben ſich bei ſeinem Rathe ſo gut befunden, daß ſie ſeiner nicht mehr entbehren können. Ich freue mich recht darauf, in Jena einmal wieder einige heitere Stunden mit Ihnen beiden zu verleben.

323.

An **Goethe**.

Weimar den 26. Juli 1800.

Irgend ein Spiritus familiaris hat mir geoffenbart, daß Sie den **Tancred** überſetzen. **) — Für unſre theatraliſchen Zwecke iſt dies Unternehmen gewiß ſehr förderlich, ob ich gleich herzlich wünſche, daß der Fauſt es verdrängen möchte. Uebrigens beneide ich Sie darum, daß Sie doch etwas wirklich entſtehen ſehen. In dieſem Fall bin ich noch nicht, weil ich über das Schema meiner Tragödie noch immer nicht in Ordnung bin, und noch große Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen habe. — Was mich bei meinem neuen Stücke beſonders incommodirt, iſt, daß es ſich nicht ſo, wie ich wünſche, in wenig große Maſſen ordnen will, und daß ich es in Abſicht auf Zeit und Ort in zu viel Theile zerſtückeln muß, welches, wenn auch die Handlung ſelbſt die gehörige Stetigkeit hat, immer der Tragödie widerſtrebend iſt. Man muß, wie ich bei dieſem Stück ſehe, ſich durch keinen allgemeinen Begriff feſſeln, ſondern es wagen, bei einem neuen Stoff die Form neu zu erfinden, und ſich den Gattungsbegriff immer beweglich erhalten.

---

*) Geb. 1745 zu Butzbach im Heſſen-Darmſtädtiſchen, geſt. 1812 als Geh. Kirchenrath und erſter Profeſſor der Theologie in Jena.

) S. dies nach Voltaire bearbeitete Trauerſpiel in **Goethe's Werken. (Vollſtändige Ausgabe letzter Hand). Bd. 7. S. 237 u. f.

Ich lege ein neues Journal bei, woraus Sie den Einfluß Schlegel'ſcher Ideen auf die neueſten Kunſturtheile zu Ihrer Verwunderung erſehen werden. Es iſt nicht abzuſehen, was aus dieſem Weſen werden ſoll. Aber weder für die Hervorbringung ſelbſt, noch für das Kunſtgefühl kann dieſes hohle leere Fratzenweſen erſprießlich ausfallen. Sie werden erſtaunen darin zu leſen, daß das wahre Hervorbringen in Künſten ganz bewußtlos ſeyn muß, und daß man es beſonders Ihrem Genius zum großen Vorzug anrechnet, ganz ohne Bewußtſeyn zu handeln. Sie haben alſo ſehr Unrecht, ſich wie bisher raſtlos zu bemühen, mit der größtmöglichſten Beſonnenheit zu arbeiten und ſich Ihren Prozeß klar zu machen. Der Naturaliſm iſt das wahre Zeichen der Meiſterſchaft, und ſo hat Sophokles gearbeitet.

324.

An J. W. Süvern *).

Weimar den 16. Juli 1800.

Entſchuldigen Sie meine ſo lang verſpätete Antwort auf Ihren werthen Brief und die mir gütigſt mitgetheilte Schrift **). Ich habe dieſe mit ſehr großem Intereſſe geleſen, und freue mich, daß die Tragödie der Griechen einen ſo geiſtreichen Verfechter, mein Stück aber einen ſo freundſchaftlichen Beurtheiler gefunden hat. Ich fühlte mich anfangs ſehr verſucht, mich über dieſe Schrift weitläuftiger herauszulaſſen, und einige Ihrer Behauptungen, womit ich nicht ganz einſtimmen kann, zu beſtreiten; aber da ich mich vor der Hand bemühen muß, den Wallenſtein ganz aus dem Sinne zu ſchlagen, um mich bei meinem jetzigen Geſchäft nicht zu ſtören, ſo verſpare ich dieſes auf eine andere Gelegenheit. Sie werden übrigens ſchon aus dem gedruckten Wallenſtein erſehen haben, daß verſchiedenen Ihrer Erinnerungen ſchon in der erſten Anlage des Stücks von mir begegnet war, nur die ſpätere Idee, daſſelbe auf die Bühne zu bringen, war Schuld, daß ich gewiſſe Forderungen der Kunſt dem Bedürfniß des Theaters aufopfern mußte.

Ich theile mit Ihnen die unbedingte Verehrung der Sophokleiſchen Tragödie, aber ſie war eine Erſcheinung ihrer Zeit, die nicht wieder kommen kann, und das lebendige Product einer individuellen beſtimmten Gegenwart einer ganz heterogenen Zeit zum Maßſtaab und Muſter aufdringen, hieße die Kunſt, die immer dynamiſch und lebendig entſtehen und wirken muß, eher tödten, als beleben. Unſere Tragödie, wenn wir eine ſolche hätten, hat mit der Ohnmacht, der Schlaffheit, der Characterloſigkeit des Zeitgeiſtes und mit einer gemeinen Denkart zu ringen; ſie muß alſo Kraft und Character zeigen, ſie muß das Gemüth zu erſchüttern, zu erheben, aber nicht aufzulöſen ſuchen. Die Schönheit iſt für ein glückliches Geſchlecht, aber ein unglückliches muß man erhaben zu rühren ſuchen.

---

*) geb. 1775 zu Lemgo im Fürſtenthum Lippe=Detmold, geſt. 1829 als Ober=Regierungsrath zu Berlin.

**) Ueber Schiller's Wallenſtein in Hinſicht auf griechiſche Tragödie. Berlin 1800.

325.

An Goethe.

Weimar den 30. Juli 1800.

Der heitere Ton Ihres Briefs beweiſt mir, daß es Ihnen in Jena ganz wohl geht, wozu ich Glück wünſche. Ich kann daſſelbe von mir nicht rühmen. Der Barometerſtand, der Ihnen ſo günſtig iſt, regt meine Krämpfe auf, und ich ſchlafe nicht gut. — Ich werde nicht nach Lauchſtädt gehen, und mache dadurch einen unverhofften Gewinn an Zeit und auch an Geld.

Ich gratulire zum Fortſchritt in Ihrer Arbeit. Die Freiheit, die Sie ſich mit dem franzöſiſchen Original zu nehmen ſcheinen, iſt mir ein ſehr gutes Zeichen Ihrer productiven Stimmung. Auch augurire ich daraus, daß wir noch einen Schritt weiter vorwärts kommen werden, als beim Mahomet. Mit Verlangen erwart' ich die Mittheilung des Werks und unſre Geſpräche darüber. Wenn Sie den Gedanken mit dem Chor ausführen, ſo werden wir auf dem Theater ein wichtiges Experiment machen.

Auch von meinem Stück hoff' ich Ihnen, wenn Sie zurückkommen, das fertige Schema vorzulegen, um mich, eh' ich an das Ausführen gehe, Ihrer Beiſtimmung zu verſichern.

In dieſen letzten Tagen hat mich der Schluß meiner Gedichtſammlung noch beſchäftigt *).

326.

An Goethe.

Weimar den 1. Auguſt 1800.

Ich bin gezwungen, auf die Bibliothek zu gehen, um eine ganze Literatur zuſammenzuſuchen. Mein Stück führt mich in die Zeiten der Troubadours, und ich muß, um in den rechten Ton zu kommen, auch mit den Minneſängern mich bekannter machen. Es iſt an dem Plan dieſer Tragödie noch gewaltig viel zu thun, aber ich habe große Freude daran, und hoffe, wenn ich mich in dem Schema länger verweile, in der Ausführung alsdann deſto freier fortſchreiten zu können.

327.

An Goethe.

Ober-Weimar den 17. Auguſt 1800.

Der tollſte Zufall von der Welt muß mich hier einer Hochzeit, die vielleicht auf ſechs Meilen die einzige in der Gegend iſt, gegenüber logiren, gerade da ich aus der Stadt geflüchtet bin, um dem Geräuſch zu entgehen. Ich habe die ganze Nacht nicht geſchlafen, und ſelbſt der Vormittag wurde mir verdorben, weil man unter Geſchrei und Späßen die Ausſteuer der Braut auspackte. So verſchwört ſich alles ge-

---

*) Schiller's Gedichte erſchienen zu Leipzig 1800—1803 in 2 Bänden.

gen meinen Fleiß, und ich werde noch einige Zeit brauchen, fürcht' ich, um im Gange zu ſeyn.

328.

An Louiſe Brachmann.

Weimar den 28. Auguſt 1800.

Ich danke Ihnen ſehr für die überſendeten Gedichte. Mit dem größten Vergnügen würd' ich meinen Almanach damit zieren, wenn ich denſelben fortſetzte. Aber ſchon im vorigen Jahre hab' ich beſchloſſen, dieſes Inſtitut mit dem alten Jahrhundert zu endigen. Es würde großen Reiz für mich gehabt haben, daſſelbe fortzuſetzen, wenn es mir immer ſolche Verbindungen verſchaffte, als die Ihrige war. Aber leider iſt derjenige, welcher jetzt einen poetiſchen Vereinigungspunct errichtet, und die deutſchen Muſen zuſammenruft, in Gefahr, der Zudringlichkeit des Mittelmäßigen und Schlechten zu erliegen. Dieſes ſowohl, als der höhere Reiz dramatiſcher Arbeiten, die mich jetzt vorzüglich beſchäftigen, haben mich veranlaßt, die Herausgabe meines Almanachs ganz aufzugeben. — Indem aber dieſe literariſche Verbindung unter uns aufgehoben iſt, ſo erfüllen Sie bald die angenehme Hoffnung, die mir Ihr Brief giebt, Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen. Weimar wird Ihnen ſchätzbare Bekanntſchaften darbieten, beſonders wenn Sie es im Herbſt oder Winter beſuchen.

329.

An Goethe.

Weimar den 13. September 1800.

Ich wünſche Ihnen Glück zu dem Schritt, den Sie in Ihrem Fauſt gethan. Laſſen Sie ſich aber ja nicht durch den Gedanken ſtören, wenn die ſchönen Geſtalten und Situationen kommen, daß es Schade ſey, ſie zu verbarbariſiren. Der Fall könnte Ihnen im zweiten Theil des Fauſt noch öfters vorkommen, und es möchte einmal für allemal gut ſeyn, Ihr poetiſches Gewiſſen darüber zum Schweigen zu bringen. Das Barbariſche der Behandlung, das Ihnen durch den Geiſt des Ganzen aufgelegt wird, kann den höhern Gehalt nicht zerſtören und das Schöne nicht aufheben, um es anders ſpecificiren und für ein anderes Seelenvermögen zu bereiten. Eben das Höhere und Vornehmere in den Motiven wird dem Werk einen eigenen Reiz geben, und Helena iſt in dieſem Stück ein Symbol für alle die ſchönen Geſtalten, die ſich hinein verirren werden. Es iſt ein ſehr bedeutender Vortheil, von dem Reinen mit Bewußtſeyn in's Unreine zu gehen, anſtatt einen Aufſchwung von dem Unreinen zu dem Reinen zu ſuchen, wie bei uns übrigen Barbaren der Fall iſt. Sie müſſen alſo in Ihrem Fauſt überall Ihr Fauſtrecht behaupten.

Wegen der Critik der ausgeſtellten Gemälde kann ich Ihnen nichts anders beſtimmt zuſagen, als den Brief, den ich für mich allein und auf meine Weiſe darüber aufſetzen will *). Ich komme ganz aus meinem Vortheil, wenn ich meine Ideen über dieſe Werke mit Meyer's und Ihren zuſammenzuſchmelzen ſuche. Auch iſt dasjenige, was ich durch dieſe Abſonderung meiner Anſicht von der Ihrigen erreiche,

---

*) An den Herausgeber der Propyläen; in Schiller's Werken. Bd. 8. Abth. 1. S. 249 u. f.

nicht ohne Nutzen für das Publikum der Propyläen, oder vielmehr für unſere Abſicht mit demſelben.

Mit meiner Arbeit geht es noch ſehr langſam, doch geſchieht kein Rückſchritt. Bei der Armuth an Anſchauungen und Erfahrungen nach außen, die ich habe, koſtet es mir jederzeit eine eigene Methode und viel Zeitaufwand, den Stoff zu beleben. Dieſer Stoff iſt keiner von den leichten, und liegt mir nicht nahe.

330.

An Goethe.

Weimar den 17. September 1800.

Was die Reiſe nach Jena betrifft, ſo bin ich allerdings feſt entſchloſſen, auf den Sonntag hinüber zu kommen; doch darf ich mir nicht erlauben, über die Nacht auszubleiben, weil eine Unterbrechung meiner Arbeit von zwei Tagen mich gleich wieder zu ſehr zerſtreut. Doch hoffe ich nach neun Uhr drüben zu ſeyn, und kann auch bis Abends gegen neun Uhr bleiben. —

Ich habe dieſer Tage Woltmann's Schrift über die Reformation, die bis an Luther's Tod fortgeführt iſt, geleſen, und bin durch jene theologiſche Revolution an die neueſte philoſophiſche erinnert worden. In beiden war etwas ſehr bedeutend Reales, dort der Abfall von Kirchenſatzungen und die Rückkehr zu den Quellen, Bibel und Vernunft; hier der Abfall vom Dogmatismus und der Empirie. Aber bei beiden Revolutionen ſieht man die alte Unart der menſchlichen Natur, ſich gleich wieder zu ſetzen, zu befangen und dogmatiſch zu werden. Wo das nicht geſchieht, da fließt man wieder zu ſehr auseinander, nichts bleibt feſt ſtehen, und man endigt, ſo wie dort, die Welt aufzulöſen, und ſich eine brutale Herrſchaft über alles anzumaßen.

Uebrigens iſt Woltmann's Werk, das weitläufig werden könnte, um nichts reifer und verſprechender, als ſeine vorher gegangenen Staatengeſchichten. Es kam darauf an, dieſen Stoff, der, ſeiner Natur nach, nach einem kleinlichen elenden Detail hinſtrebt, und mit unendlich retardirendem Gange ſich fortbewegt, in große fruchtbare Maſſen zu ordnen, und mit wenigen Hauptſtrichen ihm den Geiſt abzugewinnen. So aber geht der Hiſtoriker eben ſo umſtändlich und ſchwerfällig ſeinen Gang, wie die Reichshandlung, er ſchenkt uns keinen kleinen Reichstag, kein nutzloſes Colloquium, man muß durch alles hindurch. In den Urtheilen herrſcht eine jugendliche ſchwächliche Wohlweisheit, ein gewiſſer Geiſt der Kleinigkeit und der Nebenſache; in den Darſtellungen Gunſt und Abgunſt. Bei alle dem lieſ't ſich das Buch nicht ohne Intereſſe.

331.

An Goethe.

Weimar den 23. September 1800.

Ihre neuliche Vorleſung hat mich mit einem großen und vornehmen Eindruck entlaſſen; der edle hohe Geiſt der alten Tragödie weht aus dem Monolog einem entgegen, und macht den gehörigen Effect, indem er ruhig mächtig das Tiefſte aufregt. Wenn Sie auch ſonſt nichts Poetiſches von Jena zurückbrächten, als dieſes, und was Sie über den fernern Gang dieſer tragiſchen Parthie ſchon mit ſich ausgemacht haben, ſo wäre Ihr Aufenthalt in Jena belohnt. Gelingt Ihnen dieſe Syntheſe des Edeln mit dem Barbariſchen, wie ich nicht zweifle, ſo wird auch der Schlüſſel zu dem übrigen Theil des Ganzen gefunden ſeyn, und es wird Ihnen alsdann nicht ſchwer fallen, gleichſam analytiſch von dieſem Punct aus, den Sinn und Geiſt der übrigen Parthien zu beſtimmen und zu vertheilen; denn dieſer Gipfel, wie Sie ihn ſelbſt nennen, muß von allen Puncten des Ganzen geſehen werden und nach allen hinſehen.

332.

An Goethe.

Weimar den 26. September 1800.

Wenn Sie mir den Hermann von den Griechiſchen Sylbenmaßen zu leſen verſchaffen könnten, ſo wäre mir's ſehr lieb. Ihre neuliche Vorleſung hat mich auf die Trimeter ſehr aufmerkſam gemacht, und ich wünſchte in die Sache mehr einzudringen. Auch habe ich große Luſt, mich in Nebenſtunden etwas mit dem Griechiſchen zu beſchäftigen, nur um ſo weit zu kommen, daß ich in die griechiſche Metrik eine Einſicht erhalte. — Ich wünſchte zu wiſſen, welche griechiſche Grammatik und welches Lexikon das brauchbarſte ſeyn möchte. Friedrich Schlegel wird wohl am beſten darüber Auskunft geben können.

333.

An Goethe.

Weimar den 29. September 1800.

Hier erhalten Sie den Brief *). Ich wünſchte ſehr, daß Ihnen dadurch etwas an eigener Arbeit erſpart ſeyn möchte,

---

*) S. die zuletzt angeführte Note.

aber ich hoffe es kaum. Ich war hier nicht auf meinem Felde, und worauf es hier eigentlich ankommt, die Proprietät der Sache iſt von mir nicht zu erwarten. Einige Gedanken auszuſprechen, den Leſer zu unterhalten, den Künſtler ein wenig anzuregen und mitunter confus zu machen, das hab' ich verſprochen und ſo auch geleiſtet. Der Aufſatz wird aber beinahe anderthalb Bogen geben; wenn er Ihnen zu groß iſt, ſo nehmen Sie einige Details weg, und ſchalten überhaupt damit nach Belieben.

334.

An Goethe.

Weimar den 1. October 1800.

Daß Sie mit meiner Arbeit zufrieden ſind, und ſie mit Ihrem Zweck zuſammenſtimmend finden, muß mir doppelt lieb ſeyn, weil ich ſie wirklich mehr auf Ihren Wunſch, als aus eigenem Trieb unternommen. — Ich bin in's Poetiſche und allgemein Philoſophiſche gegangen; nun möchte noch etwas Allgemeines, und wenn Sie wollen, Scientifiſches über das eigentlich Künſtleriſche zu ſagen ſeyn. Ich fühlte wohl die Nothwendigkeit, auf meinem Wege auch daran zu rühren; aber da es ganz außer meiner Competenz und Wiſſenſchaft lag, ſo hab' ich mich nur an den bloßen Gedanken des Bildes gehalten. Es wäre alſo noch nöthig, über die maleriſche Behandlung, die ſinnliche Anordnung, kurz über dasjenige, was alsdann zu thun, wenn der Gedanke gefunden und nun durch die Mittel der bildenden Kunſt darzuſtellen iſt, etwas allgemein Wiſſenſchaftliches auszuſprechen.

335.

An Goethe.

Weimar den 17. December 1800.

Es iſt recht günſtig, daß Sie von Berlin aus dieſen Sporn erhalten, den Tancred zu beſchleunigen, er wird alſo gewiß zu rechter Zeit fertig, und Sie werden damit zufrieden ſeyn. Ohne Zweifel ſenden Sie ihn actweiſe fort, weil er ſonſt doch nicht mehr könnte eingelernt werden. — Daß Sie mit den Muſen allein leben, und die Philoſophen verbannt haben, hören wir mit großem Vergnügen. Ich ſelbſt habe meine Zeit hier auch nicht verloren, und mich ruhig zu Hauſe gehalten, und an mein Geſchäft. Auch bin ich über einige ſchwere Parthien, die ich hinter mir gelaſſen hatte, nun glücklich weg.

336.

An Goethe.

Weimar den 24. December 1800.

Ich erwarte Sie und Ihre Arbeit mit großem Verlangen, und wünſche Ihnen Glück, daß Sie dieſe Beſogne noch im alten Jahrhundert abthun konnten. Sie haben nun durch dieſes verfloſſene Jahr ſich im Dramatiſchen aller Art productiv gezeigt, und können mit ſich zufrieden ſeyn.

Hier erwartet Sie die Iphigenia, von der ich alles Gute hoffe. Ich war bei der geſtrigen Probe, es iſt nur noch wenig zu thun. Die Muſik iſt ſo himmliſch, daß ſie mich ſelbſt in der Probe unter den Poſſen und Zerſtreuungen der Sänger und Sängerinnen zu Thränen gerührt hat. Ich finde auch den dramatiſchen Gang des Stücks überaus verſtändig. Uebrigens beſtätigt ſich Ihre neuliche Bemerkung, daß der Anklang der Namen und Perſonen an die alte poetiſche Zeit unwiderſtehlich iſt. —

Ich habe ſeit Ihrer Abweſenheit meine Tragödie auch um einige bedeutende Schritte vorwärts gebracht, doch liegt immer noch viel vor mir. Mit dem, was jetzt in Ordnung gebracht iſt, bin ich ſehr zufrieden, und ich hoffe, es ſoll Ihren Beifall haben. Das Hiſtoriſche iſt überwunden, und doch, ſo viel ich urtheilen kann, in ſeinem möglichſten Umfang benutzt, die Motive ſind alle poetiſch und größtentheils von der naiven Gattung.

337.

An Goethe.

Weimar den 19. Januar 1801.

Ich ſage Ihnen ſchriftlich guten Abend, weil ich eines ſtarken Schnupfens und einer ſchlecht zugebrachten Nacht wegen übel daran bin, und mich zu Hauſe halten muß. Heute Nacht hab' ich gefürchtet krank zu werden, weil ich Froſt und Hitze ſpürte, bin aber doch den ganzen Tag von Fieberbewegungen frei, und hoffe, daß es gar nichts auf ſich hat.

338.

An Goethe.

Weimar den 9. Februar 1801.

Ich habe Ihnen von meiner Jungfrau ſchon ſo viel einzelnes Zerſtreutes verrathen, daß ich es für's Beſte halte, Sie mit dem Ganzen in der Ordnung bekannt zu machen. Auch brauche ich jetzt einen gewiſſen Sporn, um mit friſcher Thätigkeit bis zum Ziel zu gelangen. Drei Acte ſind in Ordnung geſchrieben; wenn Sie Luſt haben, ſie heute zu hören, ſo werd' ich um ſechs Uhr mich einfinden. Oder wollen Sie ſelbſt Ihr Zimmer wieder einmal verlaſſen, ſo kommen Sie zu uns, und bleiben Sie zum Abendeſſen. Dies würde uns viele Freude machen, und ich ſelbſt wagte weniger, wenn ich nach der Erhitzung eines zweiſtündigen Leſens mich nicht der Luſt auszuſetzen brauchte.

339.

An Goethe.

Weimar den 10. März 1801.

Was mein Thun betrifft, ſo kann ich noch nicht viel Gutes davon ſagen. Die Schwierigkeiten meines jetzigen Penſums ſpannen mir den Kopf noch zu ſehr an; dazu kommt die Furcht, nicht zu rechter Zeit fertig zu werden. Ich hetze und ängſtige mich, und es will nicht recht damit fort. Wenn ich dieſe pathologiſchen Einflüſſe nicht bald überwinde, ſo fürchte ich mutlos zu werden.

340.

An Goethe.

Jena den 18. März 1801.

Schade iſt's, was die Kunſtcritik in den Propyläen betrifft, daß man die Stimme ſo ſelten erheben kann, und einen Eindruck, den man gemacht, nicht ſo ſchnell wieder durch einen neuen zu ſecundiren Zeit hat. Es würde ſonſt gewiß gelingen, die Künſtler und Kunſtgenoſſen aus ihrer faulen Ruhe zu reißen. Schon der Unwille über unſre Urtheile verbürgt mir das. —

Von dem Stück, das Sie mir zugeſendet, iſt nichts Gutes zu ſagen. Es iſt abermals ein Beleg, wie ſich die hohlſten Köpfe können einfallen laſſen, etwas Scheinbares zu produciren, wenn die Literatur auf einer gewiſſen Höhe iſt, und eine Phraſeologie ſich daraus ziehen läßt. Dieſes Werk in specie iſt doppelt miſerabel, weil es gegen den **Gerſtenberg**'ſchen **Ugolino** *) ein ungeheurer Rückſchritt iſt. Denn dieſe Tragödie, welche Sie vielleicht nicht kennen, hat ſehr ſchöne Motive, viel wahres Pathos und wirklich Genialiſches, obgleich ſie kein Werk des guten Geſchmacks iſt. Man könnte verſucht ſeyn, ſich deſſelben zu bedienen, um die Idee der Tragödie daran aufzuklären, weil wirklich die höchſten Fragen darin zur Sprache kommen.

Die Abende gehen hier mir mehrentheils in Geſellſchaft hin, und ich kann eher über zu viel Zerſtreuung als über zu wenige Unterhaltung klagen.

341.

An Goethe.

Jena den 16. März 1801.

Es geht mir hier noch immer ganz ordentlich, und mit jedem Tage geſchieht etwas. Ich denke, ſo lange ich über meinen Garten noch disponiren kann, welches bis Oſtern ſeyn wird, noch hier zu bleiben, und in dieſer Zeit die rohe Anlage des ganzen Stücks vollends hinzuwerfen, daß mir in Weimar nur noch die Rundung und Polirung übrig bleibt.

---

*) **Ugolino**, eine Tragödie in 5 Acten. Hamburg und Bremen 1768; wieder abgedruckt in **Gerſtenberg**'s vermiſchten Schriften. Altona 1815. Bd. 1. S. 879 u. f.

342.

An Goethe.

Jena den 10. März 1801.

Die Adraſtea *) iſt ein bitterböſes Werk, das mir wenig Freude gemacht hat. Der Gedanke an ſich war nicht übel, das verfloſſene Jahrhundert, in etwa einem Dutzend reich ausgeſtatteten Heften, vorüber zu führen; aber das hätte einen andern Führer erfordert, und die Thiere mit Flügeln und Klauen, die das Werk ziehen, können bloß die Flüchtigkeit der Arbeit und die Feindſeligkeit der Maximen bedeuten. Herder verfällt wirklich zuſehends, und man möchte ſich zuweilen im Ernſt fragen, ob einer, der ſich jetzt ſo unendlich trivial, ſchwach und hohl zeigt, wirklich jemals außerordentlich geweſen ſeyn kann. Es ſind Anſichten in dem Buch, die man im Reichsanzeiger zu finden gewohnt iſt; und dieſes erbärmliche Hervorklauben der frühern und abgelebten Literatur, um nur die Gegenwart zu ignoriren oder hämiſche Vergleichungen anzuſtellen!

Und was ſagen Sie zu der Aeonis? **) Haben Sie hier eine feſte Geſtalt gepackt? Ich geſtehe, daß ich nicht recht weiß, wovon die Rede iſt; wovon die Rede ſeyn ſoll, ſieht man wohl. Indeſſen iſt es gut, daß der Dünkel und der Widerſpruchsgeiſt den Verfaſſer in die Arena herausgelockt haben, um in Nachahmung Ihres Vorbildes ſeine Schwäche und Ungeſchicklichkeit an den Tag zu legen. Was an dem Stücke gut iſt, die Aufſtellung zweier Hauptfiguren als ein

---

*) Leipzig 1801 — 1803. 6 Bde. (jeder von 2 Stücken). 6ter Bd. 1ſtes und 2tes Stück. Ebend. 1804.

**) Im erſten Stück der Adraſtea, wieder abgedruckt in Herder's ſämmtlichen Werken zur ſchönen Literatur und Kunſt. Bd. 6. S. 93 u. f.

Gegenſatz, der ſich auflöſ't, und die Begleitung derſelben mit allegoriſchen Nebenfiguren, dies iſt Ihnen abgeborgt, und mit der eigenen Erfindung beginnt die Pfuſcherei.

Die Erzählung von Treſſan hat mir in meiner Einſamkeit Vergnügen gemacht. Von den Ritterromanen, die er bearbeitet hat, iſt zwar in ihn ſelbſt wenig mehr übergegangen, als eine gewiſſe moraliſche Reinheit und Delicateſſe; ſtatt der Natürlichkeit der Gefühle findet man nur den Kanzleiſtyl derſelben, und alles iſt auf einen ſentimentalen Effect berechnet, aber eine gewiſſe Einfachheit in der Anlage und eine Geſchicklichkeit in der Anordnung befriedigt und erfreut. —

Der unaufhörliche Wind, dem ich auch bei verſchloſſenen Zimmern nicht entweichen kann, macht mir meinen Aufenthalt im Garten oft läſtig, und hindert mich auch am Ausgehen, weil er mir die Bruſt angreift. Indeſſen rückt doch die Arbeit immer fort, obgleich nicht mit ſchnellen Schritten.

343.

An Goethe.

Jena den 24. März 1801.

Vorgeſtern hatte ich Beſuch von meiner Frau mit den Kindern, und meinem jungen Vetter, der Adjutant bei der holländiſch-franzöſiſchen Armee iſt. — Mit meiner Arbeit geht es ganz ordentlich, doch fürchte ich, wird mich das lange Zögern der guten Jahreszeit und der ewige Wind binnen acht Tagen von hier wegtreiben. Der vorletzte Act, den ich hier angefangen und fertig mitzubringen hoffe, iſt die Ausbeute meines Hierſeyns.

344.

An Goethe.

Jena den 27. März 1801.

Ich werde Jena nun bald verlaſſen, zwar mit keinen großen Thaten und Werken beladen, aber doch auch nicht ohne alle Frucht. Es iſt doch immer ſo viel geſchehen, als ich in eben ſo vieler Zeit zu Weimar würde ausgerichtet haben. Ich habe zwar alſo nichts in der Lotterie gewonnen, habe aber doch im Ganzen meinen Einſatz wieder.

Auch von der hieſigen Welt habe ich, wie es mir immer geht, weniger profitirt, als ich geglaubt hatte; einige Geſpräche mit Schelling und Niethammer waren alles. Erſt vor einigen Tagen habe ich Schelling den Krieg gemacht wegen einer Behauptung in ſeiner Transcendental-Philoſophie, »daß in der Natur von dem Bewußtloſen angefangen werde, um es zum Bewußten zu erheben, in der Kunſt hingegen man vom Bewußtſeyn ausgehe zum Bewußtloſen.« Ihm iſt zwar hier nur um den Gegenſatz zwiſchen dem Natur- und dem Kunſtproduct zu thun, und inſofern hat er ganz Recht. Ich fürchte aber, daß dieſe Herren Idealiſten ihrer Ideen wegen allzu wenig Notiz von der Erfahrung nehmen, und in der Erfahrung fängt auch der Dichter nur mit dem Bewußtloſen an; ja, er hat ſich glücklich zu ſchätzen, wenn er durch das klarſte Bewußtſeyn ſeiner Operationen nur ſo weit kommt, um die erſte dunkle Totalidee ſeines Werks in der vollendeten Arbeit ungeſchwächt wieder zu finden. Ohne eine ſolche dunkle aber mächtige Totalidee, die allem Techniſchen vorhergeht, kann kein poetiſches Werk entſtehen, und die Poeſie, deucht mir, beſteht eben darin, jenes Bewußtloſe ausſprechen und mittheilen zu können, d. h. es in ein Object überzutragen. Der Nichtpoet kann ſo gut als der Dichter von einer poetiſchen Idee gerührt ſeyn, aber er kann ſie in kein Object legen, er kann ſie nicht mit einem Anſpruch auf Nothwendigkeit darſtellen. Eben ſo kann der Nichtpoet ſo gut als der Dichter ein Product mit Bewußtſeyn und mit Nothwendigkeit hervorbringen, aber ein ſolches Werk fängt nicht aus dem Bewußtloſen an, und endigt nicht in demſelben. Es bleibt nur ein Werk der Beſonnenheit. Das Bewußtſeyn mit dem Beſonnenen vereinigt macht den poetiſchen Künſtler aus.

Man hat in den letzten Jahren über dem Beſtreben, der Poeſie einen höhern Grad zu geben, ihren Begriff verwirrt. Jeden, der im Stande iſt, ſeinen Empfindungszuſtand in ein Object zu legen, ſo daß dieſes Object mich nöthigt, in jenen Empfindungszuſtand überzugehen, folglich lebendig auf mich wirkt, heiße ich einen Poeten, einen Macher. Aber nicht jeder Poet iſt darum dem Grad nach ein vortrefflicher. Der Grad ſeiner Vollkommenheit beruht auf dem Reichthum, dem Inhalt, den er in ſich hat und folglich außer ſich darſtellt, und auf dem Grad von Nothwendigkeit, die ſein Werk ausübt. Je ſubjectiver ſein Empfinden iſt, deſto zufälliger iſt es; die objective Kraft beruht auf dem Ideellen. Totalität des Ausdrucks wird von jedem dichteriſchen Werk gefordert, denn jedes muß Character haben, oder es iſt nichts, aber der vollkommene Dichter ſpricht das Ganze der Menſchheit aus.

Es leben jetzt mehrere ſo weit ausgebildete Menſchen, die nur das ganz Vortreffliche befriedigt, die aber nicht im Stande wären, auch nur etwas Gutes hervorzubringen. Sie können nichts machen, ihnen iſt der Weg vom Subject zum Object verſchloſſen, aber eben dieſer Schritt macht mir den Poeten. — Eben ſo gab und giebt es Dichter genug, die etwas Gutes und Characteriſtiſches hervorbringen können, aber mit ihrem Product jene hohen Forderungen nicht erreichen, ja nicht einmal an ſich ſelbſt machen. Dieſen nun, ſage ich, fehlt nur der Grad, jenen fehlt aber die Art, und dies, meine ich, wird jetzt zu wenig unterſchieden. Daher ein unnützer und niemals beizulegender Streit zwiſchen beiden, wobei die Kunſt nichts gewinnt. Denn die erſten, welche ſich auf dem vagen Gebiet des Abſoluten aufhalten, halten ihren Gegnern immer nur die dunkle Idee des Höchſten entgegen; dieſe hingegen haben die That für ſich, die zwar beſchränkt aber reell iſt. Aus der Idee aber kann ohne die That gar nichts werden. — Ich möchte Ihre Gedanken über dieſe Materie wiſſen, welche einem durch den jetzigen Streit in der äſthetiſchen Welt ſo nahe gelegt wird.

345.

An Goethe.

Weimar den 3. April 1801.

Am Mittwoch bin ich wieder hier eingetroffen, und will während Ihrer Abweſenheit mein Geſchäft ſo weit als möglich zu fördern ſuchen. — In etwa vierzehn Tagen hoff' ich am Ziel zu ſeyn. Von meinem letzten Act augurire ich viel Gutes, er erklärt den erſten, und ſo beißt ſich die Schlange in den Schwanz. Weil meine Heldin darin auf ſich allein ſteht, und im Unglück von den Göttern deſerirt iſt, ſo zeigt ſich ihre Selbſtſtändigkeit und ihr Characteranſpruch auf die Prophetenrolle deutlicher. Der Schluß des vorletzten Acts iſt ſehr theatraliſch, und der donnernde Deus ex machina wird ſeine Wirkung nicht verfehlen. —

Es hat mir leid gethan, meinen Garten gerade jetzt, da das Wetter ſo ſchön geworden, zu verlaſſen, doch habe ich mich auch wieder nach Haus zurückgeſehnt, und zum Glück bin ich hier gleich wieder in meine Arbeit hereingekommen.

346.

An Fr. Rochlitz.

Weimar den 16. April 1801.

Für die beigeſchloſſenen Zeitungsblätter, die eine Rezenſion meiner philoſophiſchen Aufſätze enthalten, bin ich Ihnen ſehr verbunden. Ich habe alle Urſache mich der guten Meinung des Verfaſſers für mich und ſeines gründlichen Eingehens in meine Ideen zu rühmen. — Der Gang unſers Geiſtes wird ſo oft durch zufällige Verkettungen beſtimmt. Die metaphyſiſch-critiſche Zeitepoche, welche beſonders in Jena herrſchte, ergriff auch mich; es regte ſich das Bedürfniß nach den letzten Principien der Kunſt; und ſo entſtanden jene Verſuche, denen ich keinen höhern Werth geben darf und will, als daß ſie eine Stufe meines Nachdenkens und Forſchens bezeichnen, und eine vielleicht nothwendige Entladung der metaphyſiſchen Materie, die, wie das Blatterngift, in uns allen ſteckt und heraus muß. —

347.

An Goethe.

Weimar den 28. April 1801.

Die Jungfrau habe ich vor acht Tagen dem Herzog ſchicken müſſen, und habe ſie noch nicht aus ſeinen Händen zurück erhalten. Wie er ſich aber gegen meine Frau und Schwägerin geäußert, ſo hat ſie eine unerwartete Wirkung auf ihn gemacht. Er meint aber, ſie könne nicht geſpielt werden, und darin könnte er Recht haben. Nach langer Berathſchlagung mit mir ſelbſt werde ich ſie auch nicht auf's Theater bringen, ob mir gleich einige Vortheile dabei entgehen. — Mich ſchreckt die ſchreckliche Empirie des Einlernens, des

Behelfens und der Zeitverluſt der Proben davon zurück, den Verluſt der guten Stimmung nicht einmal gerechnet. Ich trage mich jetzt mit zwei neuen dramatiſchen Süjets, und wenn ich ſie beide durchdacht und durchgeprüft habe, ſo will ich zu einer neuen Arbeit übergehen.

348.

An Goethe.

Weimar den 28. Juni 1801.

Das kalte Wetter hat meine Geſundheit angegriffen und meinem Fleiß geſchadet. Für Cotta hab' ich indeß doch eine Ballade, Leander und Hero *) zu Stande gebracht, nebſt noch einigen kleinern Gedichten. — Das Schauſpiel fängt an ſich zu organiſiren, und in acht Tagen denk' ich an die Ausführung zu gehen. Der Plan iſt einfach, die Handlung raſch, und ich darf nicht beſorgen in's Breite getrieben zu werden.

Aber mir droht eine lange Zerſtreuung, denn mein Entſchluß iſt nun ernſtlich gefaßt, in etwa drei Wochen an die Oſtſee zu reiſen, dort das Seebad zu verſuchen, und dann über Berlin und Dresden zurückzugehen. Viel Vergnügen erwart' ich mir zwar nicht von dieſer Reiſe, ja, in Berlin fürcht' ich peinliche Tage, aber ich muß neue Gegenſtände ſehen, ich muß einen entſcheidenden Verſuch über meine Geſundheit machen. Ich wünſche einige gute Theatervorſtellungen, wenigſtens einige vorzügliche Talente zu ſehen, und da es keinen großen Umweg koſtet, auch die alten Freunde wieder zu ſehen. Meine Erwartungen ſind ſo, daß ſie eher übertroffen, als getäuſcht werden können. Uebrigens hoff' ich auf den zehnten September wieder zurück zu ſeyn, denn ich

---

*) S. Schiller's Werke. Bd. 9. Abth. 1. S. 75 u. f.

werde ſchnell reiſen, und mich nur zwölf Tage in Dobberan, eben ſo lang in Berlin und ſechs Tage in Dresden verweilen.

349.

An Wieland *).

Weimar den 17. October 1801.

Sie haben mir, mein herzlich verehrter Freund, zu Anfange dieſes Jahres mit Ihrem Sokrates und ſeiner Freundin Lais **) ein ſo angenehmes Geſchenk gemacht, daß ich herzlich wünſche, es auf meine Art, d. h. ſo gut, als ich's habe, wieder wett machen zu können. Anſtatt einer Hetäre ſend' ich Ihnen hier eine Jungfrau, ***) und möchte dieſe nur keine ſchlechtere Figur unter den Jungfrauen ſpielen, als Ihre Lais unter den Freundinnen. — Beide haben übrigens dieſes mit einander gemein, daß ſie zwei übelberüchtigte und liebenswürdige Damen wieder zu Ehren zu bringen ſuchen; und Sie werden mir zugeben, daß Voltaire ſein Möglichſtes gethan, einem dramatiſchen Nachfolger das Spiel ſchwer zu machen. Hat er ſeine Pücelle zu tief in den Schmutz herabgezogen, ſo hab' ich die meinige vielleicht zu hoch geſtellt. Aber hier war nicht anders zu helfen, wenn das Brandmal, das er ſeiner Schönen aufdrückte, ſollte ausgelöſcht werden.

---

*) Geb. 1733 zu Holzheim bei Biberach, geſt. 1813 zu Weimar.

**) Ariſtipp und einige ſeiner Zeitgenoſſen. Leipzig 1801—1802. 4 Bde.

***) Die Jungfrau von Orleans; in Schillers Werken. Bd. 10. S. 225 u. f.

350.

An ***.

Weimar im November 1801.

Vergeſſen Sie nur nicht, daß ich mich ein volles Jahr mit dem Stoffe *) herumtrug, eh' ich zur Ausarbeitung ſchritt, und daß ich mir die Zeit dazu nahm **). Die Jungfrau iſt in Ihrer Art ein einziges Süjet, und ein beneidenswerther Stoff für den Dichter, ungefähr wie die Iphigenie der Griechen. Er konnte nur ſo erfunden werden; darum haben ſich auch von jeher ſo viele Dichter und Dichterlinge an ihm vergriffen und verſündigt, und darum verſuchte ich ihre Wiedereinſetzung in die Rechte des romantiſchen Zeitalters, dem ſie angehört. Der Reviſionsprozeß ſchien mir eben ſo nöthig mit den poetiſchen Acten vorzunehmen, als jener wirkliche, der im Jahr 1455 durch Pabſt Calixtus III. gegen die ſündhaften 12 Artikel verhängt wurde.

Ich hatte anfangs dreierlei Pläne bei der Bearbeitung dieſes Stoffes, und geſtattete es die Zeit und das kurze, drängende Leben, ſo würde ich die beiden andern gleichfalls ausführen. Beſonders lockend war mir der Gang des Stückes, wo ich ein treues Gemälde der damaligen ruchloſen Sitten, und vor allen der gedankenloſen Ausgelaſſenheit am üppigen Hofe des Dauphins mit den Angriffen der Engländer und mit der Entſchloſſenheit des begeiſterten Mädchens ganz anders contraſtirt hätte, als jetzt, wo ich den Dauphin nur ſchwächlich, und in dieſer Schwächlichkeit liebenswürdig ſchildern durfte. Dann würde auch die Johanna in Rouen verbrannt worden ſeyn. — Gewiß, es koſtete mir keinen geringen Kampf, als ich mit den erſten vier Acten faſt ganz fertig war, von der Geſchichte in das romantiſche Feld der Möglichkeit überzuſchweifen. Ich reiſete deswegen um dieſe Zeit von Weimar nach Jena, und erſt nach einer wochenlangen Ableitung aller Gedanken von meinen bisherigen Arbeiten kam mir der Geiſt und Entſchluß zu derjenigen romantiſchen Ausführung, wie ſie nun iſt. —

---

*) Zur Jungfrau von Orleans.

**) Schiller arbeitete im Ganzen ſieben Monate an der Jungfrau von Orleans.

Der König war damals der Schutzgott des dritten Standes, des Bürgers und Landmannes, gegen den Uebermuth und die ſtolze Gewalt des Adels und der hohen Vaſallen. Darum mußte er der Schäferin Johanna ſchon darum im milden Lichte eines Retters erſcheinen, und ich glaube darin einen Zug der weiblichen Natur getroffen zu haben, daß Johanna, die ſich das Reich als ein Abſtractum gar nicht denken kann, bei allen ihren Anſtrengungen ſich den guten, liebenswürdigen König nur als letzten Zweck dachte. Daraus dürften mehrere Stellen, beſonders in den Abſchiedsſtanzen am Schluſſe des Prologs gerechtfertigt werden können. —

Nennen Sie es immer eine epiſche Epiſode, die Scene mit dem Walliſer Montgomery. Sie gehört zur Breite eines hiſtoriſchen Stücks, das die Ketten der Einheit ſprengte. Wer ſeinen Homer kennt, weiß wohl, was mir dabei vorſchwebte. *) Eben um des Alterthümlichen willen wählte ich auch den Senarius des alten Trauerſpiels. Dieſer iſt der Cäſur wegen außerordentlich ſchwer, aber auch ſo ſchön und wohltönend, daß es mir ſchwer wurde, zu den lahmen Fünffüßlern zurückzukehren. — Montgomery ſollte auf allen Bühnen durch ein Frauenzimmer geſpielt werden. —

Das hartnäckige Schweigen der Johanna, als ſie vor allem Volk von ihrem Vater der Zauberei bezüchtigt wird, iſt in ihrer viſionären Schwärmerei vollkommen gegründet.

---

*) S. den 21ſten Geſang der Ilias. Vers 134 — 136.

Dazu kommt die Vorſtellung, ſie dürfe aus Pflicht dem Vater nicht widerſprechen. Außer dem allgemeinen Vorurtheile der bezauberten Welt im Mittelalter, dem Pfaffenwitz und Eigennutz ſo viel Vorſchub that, wirket beim Vater die gemeine Natur, in der es überall liegt, bei außerordentlichen Erſcheinungen lieber an ein übermenſchlich böſes, als gutes Principium zu denken, oder überhaupt lieber Böſes zu denken, allen Handlungen eine böſe Motive unterzuſchieben. Dazu iſt Thibaut ein ſchwarzgalliger Menſch, mit dem auch Johanna früher kein Wort ſpricht. Doch iſt ſie ſeine Tochter, und es iſt pſychologiſch, daß gerade von einem ſolchen Vater eine ſolche Seherin und Prophetin erzeugt werden konnte. Der Himmel entſühnt Johanne'n durch daſſelbe Zeichen, wodurch er vorher ihre Schuld bekräftigte. So wie ſie es vernimmt, hält ſie ſich auf einmal wieder für entſündigt und losgeſprochen. Es iſt noch nicht genug beachtet, wie von jeher der Donner das Augurium der ungebildeten Sinnlichkeit war. —

Der ſchwarze Ritter ſoll dazu dienen, uns mit einem neuen Bande an die romantiſche Geiſterwelt zu knüpfen, da hier immer zwei Welten mit einander ſpielen. Sollte es Jemanden, der auf den Gang des Stücks nur einige Aufmerkſamkeit richtet, zweifelhaft ſeyn, daß damit der Geiſt des kurz vorher verſchiedenen Talbot gemeint ſey, der ja als Atheiſt der Hölle angehört? Immer ſind die Menſchen, wenn ſie auf der höchſten Spitze ſtanden, ihrem Falle am nächſten geweſen. Das widerfährt von dieſer Scene an auch der Johanna. Die Jungfrau muß, da ſie ein Wort ſpricht, das die Nemeſis beleidigt, und wobei ſie ihren Auftrag vom Himmel weit überſchreitet:

»Nicht aus den Händen leg' ich dieſes Schwert,
Als bis das ſtolze England untergeht,«

für ſolchen Uebermuth nothwendig büßen. Die Strafe folgt ihr in der Verliebung auf dem Fuße nach. Sie begehrt mit

Geiſtern zu ſtreiten. Ein neuer Frevel gegen die heilige Scheu. Eine einzige Berührung des Geiſtes lähmt ſie. Mehr wollt' ich dadurch nicht ausdrücken noch motiviren. Am Ende iſt doch der ganze Handel mit dieſer Verliebung, woran ſich ſo viele ärgern, nur eine Prüfung. Nur die geprüfte Tugend — man erkundige ſich nach jedem päpſtlichen Prozeß von einer Heiligſprechung — erhält die kanoniſirende Palme. —

351.

An Goethe.

Weimar den 1. Januar 1801.

Laſſen Sie uns das neue Jahr mit den alten Geſinnungen und mit guter Hoffnung eröffnen. Es that mir ſehr leid, daß ich den geſtrigen Abend verſäumen mußte. Aber ſo kurz mein neulicher Anfall von Fieber und Cholera war, ſo hart hat er mich angegriffen, und die Schwäche, die er zurückließ, hat alle meine Krämpfe wieder rege gemacht. Doch geht es jetzt viel beſſer, und ich hoffe der morgenden Vorſtellung beiwohnen zu können. Haben Sie die Güte, mir den Euripides, wenn ſie ihn jetzt nicht brauchen, wenigſtens den Band, welcher Jon enthält, zu ſchicken. Er wird mir, da ich heute nichts anders vornehmen kann, eine angenehme Beſchäftigung geben.

352.

An Goethe.

Weimar den 10. Januar 1801.

Schütz hat mir nun auch eine Rezenſion meiner Jungfrau von Orleans zugeſchickt, die aus einer ganz andern

Feder kommt, als die der Maria, und von einem fähigern Menſchen herrührt. Man findet darin ganz friſch die Schelling'ſche Kunſtphiloſophie auf das Werk angewendet. Aber es iſt mir dabei ſehr fühlbar geworden, daß von der transcendentalen Philoſophie zu dem wirklichen Factum noch eine Brücke fehlt, indem die Principien der Einen gegen das Wirkliche eines gegebenen Falles ſich gar ſonderbar ausnehmen, und ihn entweder vernichten oder dadurch vernichtet werden. In der ganzen Rezenſion iſt von dem eigentlichen Werk nichts ausgeſprochen, es war auch auf dem eingeſchlagenen Wege nicht möglich, da von allgemeinen hohlen Formeln zu einem bedingten Fall kein Uebergang iſt. Und dies nennt man nun ein Werk kritiſiren, wo ein Leſer, der das Werk nicht geleſen, auch nicht die leiſeſte Anſchauung davon bekommt. Man ſieht aber daraus, daß die Philoſophie und die Kunſt ſich noch gar nicht ergriffen und wechſelſeitig durchdrungen haben, und vermißt mehr als jemals ein Organon, wodurch beide vermittelt werden können. In den Propyläen war dieſes in Abſicht auf die bildende Kunſt eingeleitet; aber die Propyläen gingen auch von der Anſchauung aus, und unſere jungen Philoſophen wollen von Ideen unmittelbar zur Wirklichkeit übergehen. So iſt es denn nicht anders möglich, als daß das Allgemeingeſagte hohl und leer, und das Beſondere platt und unbedeutend ausfällt.

Die Turandot *) denke ich etwa auf den Dienſtag vom Theater herab zu hören, und werde dadurch erſt in den Stand geſetzt ſeyn, zu beſtimmen, was noch zu thun iſt, und was der Ort und der Zeitmoment an dieſer alten Erſcheinung verändert. Destouches hat bereits einen Marſch dazu geſetzt und mir heute vorgeſpielt, der ſich ganz gut ausnimmt.

---

*) S. dies nach Gozzi bearbeitete tragi-komiſche Mährchen in Schiller's Werken. Bd. 11. S. 259 u. f.

353.

An C. G. Schütz. *)

Weimar den 22. Januar 1802.

Empfangen ſie den beſten Dank für die mir gütigſt mitgetheilte Rezenſion der Jungfrau von Orleans. Sie zeigt zwar einen fähigen Verfaſſer, und ich habe Urſache, mit den guten Geſinnungen, die derſelbe für mich und mein Gedicht hegt, ſehr zufrieden zu ſeyn. Aber ich muß denn doch zur Steuer der Wahrheit geſtehen, daß die Forderungen, die der Leſer an eine Rezenſion mit allem Rechte machen kann, keinesweges darin erfüllt ſind. Es iſt vielmehr ein Verſuch, wenn Sie wollen, ſeine Kunſtmetaphyſik auf ein vorhandenes Werk anzupaſſen und anzuwenden. Aber ein poetiſches Werk muß, inſofern es, auch nur in hypothesi, ein in ſich ſelbſt organiſirtes Ganze iſt, aus ſich ſelbſt heraus, und nicht aus allgemeinen, und darum hohlen Formeln beurtheilt werden; denn von dieſen iſt nie ein Uebergang zu dem Factum. Aber Sie werden überhaupt oft Gelegenheit gehabt haben, zu bemerken, daß unſere neueſte Philoſophie (ſelbſt wenn ihre Principien als wahr angenommen werden) in der Anwendung hinkt; daß die Verſuche, ihrer Stifter ſelbſt, in's Practiſche zu gehen, nicht glücklich ausfielen, ſie mögen nun in der Aeſthetik oder im Naturrecht und in der Politik angeſtellt worden ſeyn.

Daraus wird mir eben immer klarer, daß die Major an einem Syllogismus leichter iſt, als die Minor, weil gerade die jüngſten und unreifſten Köpfe viel ſchneller in jene eingehen, als mit dieſer umzugehen wiſſen, was doch gerade

---

*) Geb. 1747 zu Dederſtädt im Mannsfeldiſchen, geſt. 1832 als Profeſſor der Literaturgeſchichte und Beredſamkeit und als Director des philologiſchen Seminars zu Halle.

der Boden der Critik iſt. — So will ich die ganze leſende Welt auffordern, mir zu ſagen, ob die Rezenſion quaestionis auch nur die geringſte Anſchauung meines Trauerſpiels enthalte, ob der Verfaſſer derſelben auch nur in irgend einem Stücke in die innere Oekonomie deſſelben eingegangen iſt; denn das Einzelne und Specielle, was er darin berührt, iſt gerade von keiner Bedeutung. — Ich mache dieſe Bemerkung nicht ſowohl als Autor, und inſofern ich als ſolcher dabei intereſſirt bin, denn ich habe mich keineswegs zu beklagen. Aber als bloßer Leſer und Kunſtrichter habe ich den Mangel an Zweckmäßigkeit nicht ungerügt laſſen können.

Sie erweiſen mir zu viel Ehre, wenn Sie glauben, daß ich das Geſchäft des Critikers und Rezenſenten bei meinen Stücken ſelbſt am beſten übernehmen könne. Vor zehn Jahren hätt' ich es ohne Bedenken gethan, weil ich damals noch einen größern Glauben an eine Kunſttheorie und Aeſthetik hatte, als jetzt. Gegenwärtig erſcheinen mir die beiden Operationen des poetiſchen Hervorbringens und der rhetoriſchen Analyſis, wie Nord- und Südpol von einander geſchieden, und ich müßte fürchten, ganz von der Production abzukommen, wenn ich mich auf die Theorie zu ſehr einlaſſen wollte. Dieſe iſt zwar abſolut nothwendig und weſentlich bei der Production ſelbſt; aber da iſt ſie practiſch und mehr für den Poeten als Aeſthetiker. Und was iſt denn, wenn wir die neueſten Erfahrungen hören, für die Poeſie gewonnen worden, ſeitdem die Aeſthetik ſo angebaut wird? Vestigia terrent.

354.

An Goethe.

Weimar den 22. Januar 1802.

Ich habe, wie Sie finden werden, weniger Verheerungen in dem Manuſcript *) angerichtet, als ich ſelbſt erwartet hatte, vornehmen zu müſſen; ich fand es von der einen Seite nicht nöthig, und von einer andern nicht wohl thunlich. Das Stück iſt an ſich gar nicht zu lang, da es wenig über zweitauſend Verſe enthält, und jetzt werden die zweitauſend nicht einmal voll ſeyn, wenn Sie es zufrieden ſind, daß die bemerkten Stellen wegbleiben. — Ich habe da, wo ich zweifelte, einen Strich am Rande gemacht; wo meine Gründe für das Weglaſſen überwiegend waren, habe ich ausgeſtrichen, und bei dem Unterſtrichenen wünſchte ich den Ausdruck verändert.

Da überhaupt in der Handlung ſelbſt zu viel moraliſche Caſuiſtik herrſcht, ſo wird es wohl gethan ſeyn, die ſittlichen Sprüche ſelbſt und dergleichen Wechſelreden etwas einzuſchränken. Das Hiſtoriſche und Mythiſche muß unangetaſtet bleiben, es iſt ein unentbehrliches Gegengewicht des Moraliſchen, und was zur Phantaſie ſpricht, darf am wenigſten vermindert werden.

Oreſt ſelbſt iſt das Bedenklichſte im Ganzen; ohne Furien iſt kein Oreſt, und jetzt da die Urſache ſeines Zuſtandes nicht in die Sinne fällt, da ſie blos im Gemüth iſt, ſo iſt ſein Zuſtand eine zu lange und zu einförmige Qual, ohne Gegenſtand. Hier iſt eine von den Grenzen des alten und neuen Trauerſpiels.

Möchte Ihnen etwas einfallen, dieſem Mangel zu begegnen, was mir freilich bei der jetzigen Oekonomie des Stücks

---

*) Der Iphigenie. S. dies Schauſpiel in Goethe's Werken. (Vollſtändige Ausgabe letzter Hand) Bd. 9. S. 1 u. f.

kaum möglich ſcheint; denn was ohne Götter und Geiſter daraus zu machen war, das iſt ſchon geſchehen. Auf jeden Fall aber empfehl' ich Ihnen, die Oreſtiſchen Scenen zu verkürzen.

Ferner geb' ich Ihnen zu bedenken, ob es nicht rathſam ſeyn möchte, zur Belebung des dramatiſchen Intereſſe, ſich des Thoas und ſeiner Taurier, die ſich zwei ganze Acte durch nicht rühren, etwas früher zu erinnern, und beide Actionen, davon die eine jetzt zu lange ruht, in gleichem Feuer zu erhalten. Man hört zwar im zweiten und dritten Act von der Gefahr des Oreſt und Pylades, aber man ſieht nichts davon, es iſt nichts Sinnliches vorhanden, wodurch die dramatiſche Situation zur Erſcheinung käme. Nach meinem Gefühl müßte in den zwei Acten, die ſich jetzt nur mit Iphigenien und dem Bruder beſchäftigen, noch ein Motiv ad extra eingemiſcht werden, damit auch die äußere Handlung ſtätig bliebe, und die nachherige Erſcheinung des Arkas mehr vorbereitet würde; denn ſo wie er jetzt kommt, hat man ihn faſt ganz aus den Gedanken verloren.

Es gehört nun freilich zu dem eigenen Charakter dieſes Stücks, daß dasjenige, was man eigentlich Handlung nennt, hinter den Couliſſen vorgeht, und das Sittliche, was im Herzen vorgeht, die Geſinnung, darin zur Handlung gemacht iſt und gleichſam vor die Augen gebracht wird. Dieſer Geiſt des Stücks muß erhalten werden, und das Sinnliche muß immer dem Sittlichen nachſtehen; aber ich verlange auch nur ſo viel von jenem, als nöthig iſt, um dieſes ganz darzuſtellen. — Iphigenie hat mich übrigens, da ich ſie jetzt wieder las, tief gerührt, wiewohl ich nicht leugnen will, daß etwas Stoffartiges dabei mit unter laufen mochte. Seele möcht' ich es nennen, was den eigentlichen Vorzug davon ausmacht.

355.

An Goethe.

Weimar den 11. Februar 1802.

Ich habe mich nun zum Ankauf des Hauſes von Melliſh entſchloſſen *), da er etwas davon herunter läßt. Obgleich ich noch immer nicht wohlfeil kaufe, ſo muß ich doch zugreifen, um einmal für allemal dieſer Sorge überhoben zu ſeyn. Unter dieſen Umſtänden iſt mir nun aber doppelt daran gelegen, meinen kleinen Jenaiſchen Beſitz los zu werden, und ich bitte Sie daher, Götzen **) dieſe Angelegenheit aufzutragen. — Mir hat dieſe ökonomiſche Angelegenheit, ſo wie alle natürlichen Dinge zu thun pflegen, alle freie Gemüthsſtimmung verdorben; denn ich mußte mich mit den Mitteln beſchäftigen, dieſen Beſitz mir zu verſchaffen, und nun ich ihn als mein anſehe, wachſen mir neue Sorgen zu, wie ich ihn meinen Zuſtänden anpaſſen ſoll. Unter dieſen Umſtänden hat ein kleines Gedicht, Caſſandra ***), das ich in einer ziemlich glücklichen Stimmung angefangen, nicht viel Fortſchritte gewinnen können.

356.

An Goethe.

Weimar den 20. Februar 1802.

Ich habe dieſer Tage Ihre Elegien und Idyllen wieder geleſen, und kann Ihnen nicht ausdrücken, wie friſch und innig und lebendig mich dieſer ächte poetiſche Genius bewegt und ergriffen hat. Ich weiß nichts darüber, ſelbſt unter Ihren eigenen Werken; reiner und voller haben Sie Ihr Individuum und die Welt nicht ausgeſprochen. — Es iſt eine ſehr intereſſante Erſcheinung, wie ſich Ihre anſchauende Natur mit der Philoſophie ſo gut verträgt, und immer dadurch belebt und geſtärkt wird; ob ſich, umgekehrt, die ſpeculative Natur unſers Freundes eben ſo viel von Ihrer anſchauenden aneignen wird, zweifle ich, und das liegt ſchon in der Sache. Denn Sie nehmen ſich von ſeinen Ideen nur das, was Ihren Anſchauungen zuſagt, und das Uebrige beunruhigt Sie nicht, da Ihnen am Ende doch das Object als eine feſtere Autorität daſteht, als die Speculation, ſo lange dieſe mit jenem nicht zuſammentrifft. Den Philoſophen aber muß jede Anſchauung, die er nicht unterbringen kann, ſehr incommodiren, weil er an ſeine Ideen eine abſolute Forderung macht. —

---

*) Joſeph Charles Melliſh, geb. 1768, ein geiſtreicher Engländer, der in den Jahren 1796—98 ſich abwechſelnd in Jena und Weimar aufhielt, ſpäterhin als Königl. Großbrittanniſcher Geſchäftsträger und Generalconſul zu Hamburg lebte, und 1823 zu London ſtarb.

**) Goethe's Diener.

***) S. Schiller's Werke Bd. 9. Abth. 1. S. 84 u. f.

Die Gita Govinda hat mich neulich auch wieder zur Sakontala zurückgeführt, ja, ich habe ſie auch in der Idee geleſen, ob ſich nicht ein Gebrauch für's Theater davon machen ließe. Aber es ſcheint, daß ihr das Theater direct entgegenſteht, daß es gleichſam der einzige von allen zwei und dreißig Winden iſt, mit dem dieſes Schiff, bei uns, nicht ſegeln kann. Dies liegt wahrſcheinlich in der Haupteigenſchaft derſelben, welche die Zartheit iſt, und zugleich in einem Mangel der Bewegung, weil ſich der Dichter gefallen hat, die Empfindungen mit einer gewiſſen bequemen Behaglichkeit auszuſpinnen, weil ſelbſt das Klima zur Ruhe einladet.

357.

An Goethe.

Weimar den 10. März 1801.

Indem Sie in Jena ſich unter den Freunden wohlbefinden und gar nicht Unrecht daran thun, zu leben und zu genießen, hab' ich mich hier ganz zu Hauſe gehalten und bin nicht unthätig geweſen, wiewohl ich von meinem Thun noch lange keine Rechenſchaft geben kann. Ein mächtiger Intereſſe als der Warbeck *) hat mich ſchon ſeit ſechs Wochen beſchäftigt, und mit einer Kraft und Innigkeit angezogen, wie es mir lange nicht begegnet iſt. Noch iſt zwar blos der Moment der Hoffnung und der dunkeln Ahnung, aber er iſt fruchtbar und vielverſprechend, und ich weiß, daß ich mich auf dem rechten Wege befinde. —

Ich leſe jetzt eine Geſchichte der Päbſte von einem Engländer, der ſelbſt Jeſuit war, und der, indem er ſich von den Grundfeſten des Pabſtthums aus den Quellen zu unterrichten ſuchte, auf dieſem Wege, wo er ſich in ſeinem Glauben zu befeſtigen meinte, das Gegentheil gefunden hat, und der nun ſeine Gelehrſamkeit gegen das Pabſtthum anwendet. Es iſt, ungeachtet der flachen Behandlung, eine durch ihre Conſequenz ſehr anziehende Geſchichte, unendlich mannigfaltig, weil ſie ſich mit allem verſchlingt, und doch wieder auf eine furchtbare Art identiſch, weil alles Individuelle ſelbſt in der idealen Einheit ſich verliert.

---

*) S. den Plan und das Fragment dieſes dramatiſchen Gedichts in Schiller's Werken. Bd. 12. S. 269 u. f.

358.

An Goethe.

Weimar den 17. März 1801.

Ich habe mich dieſer Tage mit dem heiligen Bernhard beſchäftigt, und mich ſehr über dieſe Bekanntſchaft gefreut. Es möchte ſchwer ſeyn, in der Geſchichte einen zweyten ſo weltklugen geiſtlichen Schuft aufzutreiben, der zugleich in einem ſo trefflichen Element ſich befände, um eine würdige Rolle zu ſpielen. Er war das Orakel ſeiner Zeit und beherrſchte ſie, ob er gleich und eben darum, weil er bloß ein Privatmann blieb, und Andere auf den erſten Poſten ſtehen ließ. Päpſte waren ſeine Schüler und Könige ſeine Creaturen. Er haßte und unterdrückte nach Vermögen alles Strebende und beförderte die dickſte Mönchsdummheit; auch war er ſelbſt nur ein Mönchskopf und beſaß nichts als Klugheit und Heuchelei; aber es iſt eine Freude, ihn verherrlicht zu ſehen. Wenn Sie Griesbach oder Paulus ſprechen, ſo laſſen Sie ſich doch von ihnen erzählen; vielleicht können uns dieſe einige Schriften über ihn verſchaffen.

359.

An Goethe.

Weimar den 20. März 1801.

Ich freue mich, daß Sie bald wieder hier ſeyn und daß wir den Eintritt des Frühjahrs zuſammen zubringen werden, der mich immer traurig zu machen pflegt, weil er ein unruhiges und gegenſtandloſes Sehnen hervorzubringen pflegt.

Gern will ich das Mögliche thun, um die Iphigenie zur theatraliſchen Erſcheinung zu bringen. — Mit dem Carles bin ich auf ziemlich gutem Wege, und hoffe, in acht oder zehn Tagen damit zu Stande zu ſeyn. Es iſt ein ſicherer theatraliſcher Fonds in dem Stück, und es enthält vieles, was ihm die Gunſt verſchaffen kann. Es war freilich nicht möglich, es zu einem befriedigenden Ganzen zu machen, ſchon darum, weil es viel zu breit zugeſchnitten iſt; aber ich begnügte mich, das Einzelne nur nothdürftig zuſammenzureihen und ſo das Ganze bloß zum Träger des Einzelnen zu machen.

Die Jungfrau von Orleans wollen wir aber erſt in Lauchſtädt ſpielen laſſen, ehe wir hier damit auftreten. Ich will das Stück in den letzten Wochen des hieſigen Theaterjahrs einleiten laſſen, und ſelbſt einige Proben dirigiren. — Für meine andern ältern Stücke kann ich dieſes Jahr nichts mehr thun; auch eilt es damit nicht, denn wenn noch die Iphigenie zu Stande kommt, ſo kommt die Geſellſchaft dieſes Jahr reicher als jemals nach Lauchſtädt; ja es wäre kaum möglich, noch mehrere Stücke einzulernen.

360.

An F. Kirms *).

Weimar den 4. Mai 1802.

Madame Bürger **) hat freilich geſtern ſo allgemein mißfallen, daß man ſich durch eine zweite Rolle, die man ihr geſtattet, bei dem Publikum ſchlecht empfehlen wird. Ariadne iſt zwar keine Rolle geweſen, um das Verdienſt einer Schauſpielerin in's Licht ſetzen zu können, aber ihr Unverdienſt hat ſie leider dadurch vollkommen an den Tag gelegt. Außerdem alſo, daß Sie, wenn ſie den Sonnabend noch einmal auftritt, ihr ein doppeltes Viaticum auf den Weg geben müſſen, riskiren Sie auch ein leeres Haus und kommen in Schaden. Dieſe Gründe, nebſt der wirklichen Unbrauchbarkeit der Dame zum Theater, dürften wohl hinreichend ſeyn, auch den Herrn Geh. Rath *) zu überzeugen, daß es beſſer gethan war, ſich derſelben bald und auf gute Art zu entledigen.

---

*) Geb. 1750 zu Weimar, geſt. daſelbſt 1826 als Geh. Hofrath, war eine Reihe von Jahren Intendant des Weimariſchen Hoftheaters.

**) Die Gattin des Dichters Bürger, noch vor deſſen Tode von ihm geſchieden, geb. 1769 zu Stuttgart, geſt. 1833.

361.

An Goethe.

Weimar den 5. Mai 1801.

Iphigenia wäre auf keinen Fall auf den Sonnabend zu zwingen geweſen, weil die Hauptrolle ſehr groß, und ſchwer einzulernen iſt. — Ich hoffe übrigens das Beſte für das Stück; es iſt mir nichts vorgekommen, was die Wirkung ſtören könnte. Gefreut hat es mich, daß die eigentlich poetiſch ſchönen Stellen, und die lyriſchen beſonders, auf unſre Schauſpieler immer die höchſte Wirkung machten. Die Erzählung von den Thyeſtiſchen Greueln und nachher der Monolog des Oreſt, wo er dieſelben Figuren wieder in Elyſium friedlich zuſammen ſieht, müſſen als zwei ſich auf einander beziehende Stücke und als eine aufgelöſ'te Diſſonanz vorzüglich herausgehoben werden. Beſonders iſt alles daran zu wenden, daß der Monolog gut executirt werde, weil er auf der Grenze ſteht, und wenn er nicht die höchſte Rührung erweckt, die Stimmung leicht verderben kann. Ich denke aber, er ſoll eine ſublime Wirkung machen.

---

*) Goethe.

362.

An Goethe.

Weimar den 8. Mai 1802.

Für den Alarkos*) wollen wir unſer Möglichſtes thun, aber bei einer neuen Durchſicht des Stücks ſind mir bedenkliche Sorgen aufgeſtiegen. Leider iſt es ein ſo ſeltſames Amalgam des Antiken und Neueſtmodernen, daß es weder die Gunſt, noch den Reſpect wird erlangen können. Ich will zufrieden ſeyn, wenn wir nur nicht eine totale Niederlage damit erleiden, die ich faſt fürchte. Und es ſollte mir leid thun, wenn die elende Parthei, mit der wir zu kämpfen haben, dieſen Triumph erhielte. Meine Meinung iſt, die Vorſtellung des Stücks ſo vornehm und ernſt als möglich zu halten, und alles, was wir von dem Anſtand des franzöſiſchen Trauerſpiels dabei brauchen können, anzuwenden. Können wir es nur ſo weit bringen, daß dem Publikum imponirt wird, daß etwas Höheres und Strengeres anklingt, ſo wird es zwar unzufrieden bleiben, aber doch nicht wiſſen, wie es dran iſt. Einen Schritt zum Ziele werden wir durch dieſe Vorſtellung nicht thun, oder ich müßte mich ganz betrügen.

Die Iphigenie ſoll auf den 15ten einſtudirt ſeyn. Auf nächſten Dienſtag wollen wir mit dem Stück auf's Theater.

363.

An Goethe.

Weimar den 12. Mai 1802.

Die Vorſtellung der Iphigenie auf den Sonnabend wird keine Schwierigkeit haben. — Morgen und übermorgen werden die Theaterproben mit Ernſt vorgenommen werden, und ich hoffe, daß Sie über Ihr Werk nicht erſchrecken ſollen. Wohl glaube ich, daß die ſinnliche Erſcheinung dieſes Stücks manche vergangenen Zuſtände in Ihnen erwecken wird, ſowohl in Formen und Farben Ihres eigenen Gemüths, als auch der Welt, mit der Sie ſich damals zuſammen fühlten, und in letzterer Rückſicht wird es mehrern hieſigen Freunden und Freundinnen merkwürdig ſeyn. —

---

*) Trauerſpiel von Friedrich Schlegel. Berlin 1802.

Die erſten Zeiten meiner hieſigen Ortsveränderung ſind mir durch manches verbittert worden, beſonders aber durch die Nachricht von dem ſchweren Krankenlager und Tod meiner Mutter in Schwaben. Aus einem Brief, den ich vor einigen Tagen erhielt, erfuhr ich, daß an demſelben Tag, wo ich mein neues Haus bezog, die Mutter ſtarb. Man kann ſich nicht erwehren, von einer ſolchen Verflechtung der Schickſale ſchmerzlich angegriffen zu werden.

364.

An Goethe.

Weimar den 12. Juni 1802.

Ich ſehne mich ſehr nach einem ruhigen Aufenthalt, denn bei mir geht es jetzt ſehr lärmend zu, da oben und unten gehämmert wird, und der Boden zittert, ganz buchſtäblich genommen, unter meinen Füßen. Auch habe ich mich dieſe Woche gar nicht wohl und leider in einer recht miſanthropiſchen Laune befunden, die aber leider zu pathologiſch paſſiv war, um den Schwung des ewigen Zorns zu erreichen.

365.

An Goethe.

Weimar den 24. Juni 1802.

Da es ſich nicht hat ſchicken wollen, daß ich mich ſelbſt nach Lauchſtädt aufmachte, ſo will ich Ihnen meine beſten Wünſche zu dem vorhabenden Geſchäft ſchriftlich überſenden; den Erfolg und Verlauf hoffe ich baldmöglichſt zu erfahren. Möge mir während Ihrer Abweſenheit Apollo günſtig ſeyn, daß ich zu der neuen Theaterepoche auch etwas Neues bringen kann. Es iſt Zeit, daß mir auch wieder etwas gelingt, denn ſeit meiner Dresdner Reiſe hat es mir nicht glücken wollen, mich zu fixiren und über einen Geiſt der Zerſtreuung Herr zu werden, der ſich meiner bemächtigt hat. Es iſt zwar mancherlei geſammelt worden, aber es wartet noch auf eine glückliche Entladung.

366.

An Goethe.

Weimar den 6. Juli 1802.

Es war zu meinem Glück, daß ich Ihnen nicht nach Lauchſtädt folgte, denn ich hätte nur den Samen eines Catarrhfiebers mitgenommen, das an dem nämlichen Sonnabend, wo Sie in Lauchſtädt zum erſtenmal ſpielten, bei mir zum Ausbruch kam. Seit dieſer Zeit bis geſtern habe ich mit meiner ganzen Familie mich in den ſchlechteſten Zuſtänden befunden, denn wir alle litten an einer Art von Krampfhuſten. — Dabei lebten wir weit entfernt von allem menſchlichen Umgang, weil ich jede Gelegenheit zu ſprechen ſorgfältig meiden mußte. —

Sie haben alſo neun Tage hinter einander geſpielt, das will viel ſagen, und iſt eine große Anſtrengung von Seiten der Schauſpieler; aber aus der Leere des Hauſes in den Vorſtellungen während der Woche ſehe ich doch, daß Sie die reichliche Gabe nicht allzu lange werden fortſetzen dürfen. — Auch zu Lauchſtädt ſind es alſo, wie Ihr Repertorium ſagt, die Opern, die das Haus füllen. So herrſcht das Stoffartige überall, und wer ſich dem Theaterteufel einmal verſchrieben hat, der muß ſich auf dieſes Organ verſtehen.

Ich gebe Ihnen vollkommen Recht, daß ich mich bei meinen Stücken auf das Dramatiſchwirkende mehr concentriren ſollte. Dieſes iſt überhaupt ſchon, ohne alle Rückſicht auf Theater und Publikum, eine poetiſche Forderung; aber auch nur, inſofern es eine ſolche iſt, kann ich mich darum bemühen. Soll mir jemals ein gutes Theaterſtück gelingen, ſo kann es nur auf poetiſchem Wege ſeyn, denn eine Wirkung ad extra, wie ſie zuweilen auch einem gemeinen Talent und einer bloßen Geſchicklichkeit gelingt, kann ich mir nie zum Ziele machen, noch, wenn ich es auch wollte, erreichen. Es iſt alſo hier nur von der höchſten Aufgabe ſelbſt die Rede, und nur die erfüllte Kunſt wird meine individuelle Tendenz ad intra überwinden können, wenn ſie zu überwinden iſt. — Ich glaube ſelbſt, daß unſre Dramen nur kraftvolle und treffend gezeichnete Skizzen ſeyn ſollten; aber dazu gehörte dann freilich eine ganz andere Fülle der Erfindung, um die ſinnlichen Kräfte ununterbrochen zu reizen und zu beſchäftigen. Mir möchte dieſes Problem ſchwerer zu löſen ſeyn, als einem Andern, denn ohne eine gewiſſe Innigkeit vermag ich nichts, und dieſe hält mich gewöhnlich bei meinem Gegenſtand feſter, als billig iſt.

367.

An Goethe.

Weimar den 18. Auguſt 1802.

Sie können nie unthätig ſeyn, und was Sie eine unproductive Stimmung nennen, würden ſich die meiſten Andern als eine vollkommen ausgefüllte Zeit anrechnen. Möchte nur irgend ein ſubalterner Genius, einer von denen, die gerade auf Univerſitäten wohnen und walten, die letzte Hand an Ihre wiſſenſchaftlichen Ideen thun, um ſie zu ſammeln, leidlich zu redigiren und ſo für die Welt zu erhalten. Denn Sie ſelbſt werden dieſes Geſchäft leider immer in die Ferne ſchieben, weil Ihnen, deucht mir, das eigentlich Didactiſche gar nicht in der Natur iſt. Sie ſind eigentlich recht dazu geeignet, um von Andern bei Lebzeiten beerbt und ausgeplündert zu werden, wie Ihnen ſchon mehrmal widerfahren iſt, und noch mehr widerfahren würde, wenn die Leute nur ihren Vortheil beſſer verſtänden.

Hätten wir uns ein halb Dutzend Jahre früher gekannt, ſo würde ich Zeit gehabt haben, mich Ihrer wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen zu bemächtigen; ich würde Ihre Neigung vielleicht unterhalten haben, dieſen wichtigen Gegenſtänden die letzte Geſtalt zu geben, und in jedem Fall würd' ich ein redlicher Verwalter des Ihrigen geweſen ſeyn.

Ich habe in dieſen Tagen einige Notizen über den Plinius geleſen, die mich in Rückſicht auf das, was der Menſch aus einer guten Anwendung ſeiner Zeit machen kann, in Erſtaunen geſetzt haben. Gegen einen ſolchen Mann war ſelbſt Haller noch ein Zeitverſchwender. Aber ich fürchte, er hatte über dem ungeheuren Bücherleſen, Excerpiren und Dictiren zum freien Nachdenken nicht recht Zeit, und er ſcheint alle Thätigkeit des Geiſtes in das Lernen geſetzt zu haben, denn er nahm es ſeinem Neffen einmal ſehr übel, als er ihn ohne ein Buch in der Hand im Garten auf- und abgehen ſah.

Ich bin in dieſen letzten Tagen nicht ohne Succeß mit meinem Stück *) beſchäftigt geweſen, und ich habe noch bei keiner Arbeit ſo viel gelernt, als bei dieſer. Es iſt ein Ganzes, das ich leichter überſehe, und auch leichter regiere; auch iſt es eine dankbarere und erfreulichere Aufgabe, einen einfachen Stoff reich und gehaltvoll zu machen, als einen zu reichen und zu breiten Gegenſtand einzuſchränken.

Sonſt aber zerſtreut mich jetzt manches, und da die politiſchen Dinge auch auf meinen Zuſtand einen Einfluß haben können, ſo ſehe ich dieſem Ziehungstag meines Looſes nicht ohne Spannung entgegen. Es ſind auch noch andere Dinge, die mich aus meiner alten Lage zu reißen drohen, und die mir deswegen nicht erfreulich ſind.

368.

An A. v. Kotzebue. **)

Vom Jahr 1802.

Ich habe mir ſchon vorgeſtern Abend die Kleinſtädter ***) vom Herrn Geh. Rath Goethe zum Leſen ausgebeten, da Sie mich dazu autoriſirt hatten. Nach ſorgfältigem Durchleſen des Stücks finde ich nichts Willkührliches in ſeiner Verfahrungsart. Er hat keine andern Stellen weggeſtrichen, als ſolche, die den Partheigeiſt reizen können, den er vom Theater verbannen will; und das Stück hat dadurch von ſeinem theatraliſchen Werth nichts verloren, weil jene Stellen weder zur Handlung, noch zur Characterzeichnung nothwendig ſind. Was mich betrifft, ſo verſichre ich Ihnen nochmals, daß ich in dem Stücke nichts auf mich beziehe, wiewohl ich verſichert bin, daß alle diejenigen, welchen es darum zu thun ſeyn könnte, Streit zwiſchen uns zu erregen, nicht ermangeln werden, jene Stanze, womit Sie einen Act ſchließen *), und wobei Sie ſchwerlich nur an mich gedacht haben, als einen Ausfall auf mich vorzuſtellen. Und ſelbſt wenn dem wirklich ſo wäre, würd' ich Ihnen keinen Krieg darüber machen, denn die Freiheit der Comödie iſt groß, und die gute heitere Laune darf ſich viel herausnehmen; nur die Leidenſchaft muß ausgeſchloſſen ſeyn.

---

*) Die Braut von Meſſina.

**) Geb. 1761 zu Weimar, geſt. 1819 zu Mannheim.

***) S. dies Luſtſpiel in Kotzebue's dramatiſchen Werken. Th. 18. S. 1 u. f.

Dies iſt mein aufrichtiges Bekenntniß ſowohl über dieſen beſondern Caſus, als über alle ähnliche Fälle; und ich ſetze noch hinzu, daß Sie, nach meiner Einſicht, das Stück ohne Bedenken, ſo wie es jetzt iſt, können ſpielen laſſen, und daß Ihre Nachgiebigkeit Ihnen nicht anders als zur Ehre gereichen kann.

369.

An Louiſe Brachmann.

Weimar den 15. November 1801.

Ich habe nie aufgehört, an Ihrem Schickſal Antheil zu nehmen, ja Ihr vorletzter Brief hat mir eine lebhafte Freude verurſacht, weil er ein trauriges Gerücht, das Sie todt ſagte, widerlegte. Als ich im September des vorigen Jahrs durch Weiſſenfels reiſte, war in dem Gaſthof, wo ich abſtieg, meine erſte Erkundigung nach Ihnen, und eben dort beſtätigte man mir zu meiner großen Betrübniß Ihren Tod. Ihr Brief hat

---

*) S. den Schluß des dritten Acts der deutſchen Kleinſtädter a. a. O. S. 80.

mir das Mißverſtändniß aufgeklärt, und obgleich die Veranlaſſung zu demſelben immer etwas Trauriges für Sie iſt, ſo will ich doch lieber mit Ihnen eine Freundin und Schweſter *), als Sie ſelbſt beklagen.

Daß ich Ihren letzten Brief unbeantwortet ließ, kann ich nur durch eine Fluth von Zerſtreuungen, Geſchäften und Vorfällen, worunter auch traurige waren, entſchuldigen. Es begegnet mir leider oft bei dem beſten Willen, mich einer ſolchen Nachläſſigkeit ſchuldig zu machen, es iſt die alte Klage meiner intimſten Freunde und alſo, wie Sie ſehen, kein Beweis meiner Liebloſigkeit.

Gern würde ich Ihren Wunſch wegen der Gedichte erfüllt haben, aber da ich auf die Entſtehung dieſer Gedichte keinen Einfluß hatte, ſo würde mir ein ſolcher Schritt, wie Sie ihn wünſchen, ein zu anmaßendes Anſehen vor dem Publikum geben. Auch habe ich mich jetzt für immer nur auf einen einzigen Buchhändler eingeſchränkt, der mein vertrauter Freund iſt **), und deſſen Intereſſe mir ſo nahe liegt, als das meinige. Meine Geſinnung für ihn würde mir alſo zur Pflicht machen, bei jedem Contract, den ich für einen Dritten mit ihm abſchließe, ihn zu begünſtigen, und eben deswegen kann ich mich an ihn am wenigſten wenden, wenn ich für einen Freund oder eine Freundin Geſchäfte machen ſoll. Kann ich übrigens durch meine Empfehlung Ihnen bei ſchriftſtelleriſchen Contracten irgend nützlich ſeyn, ſo werden Sie mich von Herzen dazu bereitwillig finden.

Ihr Brief athmet eine ſo ſchwermüthige Gemüthsſtimmung, daß ich ſehnlichſt wünſche, Sie davon befreit zu ſehen. Ihre Verhältniſſe ſind mir noch zu unbekannt, als daß ich

---

*) Sidonie v. Hardenberg, die Schweſter des als Dichter unter dem Namen Novalis bekannten Freiherrn v. Hardenberg. Sie war im J. 1801 geſtorben.

**) Cotta in Tübingen.

Ihnen meinen Rath anbieten könnte; ſonſt aber würde eine Veränderung des Orts, wenn Sie dieſe möglich machen könnten, Ihrem Gemüth eine heitere Richtung geben.

370.

An Goethe.

Weimar den 26. Januar 1803.

Gegen die reiche Abwechslung Ihrer Beſchäftigungen ſticht meine auf einen einzigen Punct gerichtete Thätigkeit ſehr dürftig ab; auch kann ich Ihnen das Reſultat meiner Einſamkeit nur durch die That beurkunden. Ich habe ein misliches und nicht erfreuliches Geſchäft, nämlich die Ausfüllung der vielen zurückgelaſſenen Lücken in den vier erſten Acten *), nun beendigt, und ſehe auf dieſe Weiſe wenigſtens fünf Sechstheile des Ganzen fertig und ſäuberlich hinter mir, und das letzte Sechstheil, welches ſonſt immer das wahre Feſtmahl der Tragödiendichter iſt, gewinnt auch einen guten Fortgang. Es kommt dieſer letzten Handlung ſehr zu ſtatten, daß ich das Begräbniß des Bruders von dem Selbſtmord des Andern ganz getrennt habe, daß dieſer jenen Actus vorher rein beendigt, als ein Geſchäft, dem er vollkommen abwartet; und erſt nach Endigung deſſelben, über dem Grabe des Bruders, geſchieht die letzte Handlung, nämlich die Verſuche des Chors, der Mutter und der Schweſter, den Don Ceſar zu erhalten, und ihr vereitelter Erfolg. So wird alle Vermiſchung der theatraliſchen Ceremonie mit dem Ernſt der Handlung vermieden. — Uebrigens haben ſich im Lauf meines bisherigen Geſchäfts noch verſchiedene bedeutende Motive hervorgethan,

---

*) Der Braut von Meſſina.

die dem Ganzen ſehr dienen. Schwerlich aber werd' ich mich vor vierzehn Tagen am Ziel meiner Arbeit ſehen.

371.

An Goethe.

Weimar den 4. Februar 1803.

Mein Stück iſt fertig, und da ich etwas davon in dieſen Tagen verlauten ließ, ſo hat der Herzog von Meinungen den Wunſch geäußert, es zu hören. Weil es nun mein Dienſtherr iſt, dem ich einige Attention ſchuldig bin, und es ſich gerade trifft, daß ich ſeinen Geburtstag dadurch feiere, ſo werde ich es heute Abend um fünf Uhr in einer Geſellſchaft von Freunden und Bekannten und Feinden vorleſen. Sie will ich nicht dazu einladen, weil Sie nicht gern ausgehen, und, wie ich glaube, auch lieber das Stück allein leſen oder hören. Ich habe mich in der Cataſtrophe viel kürzer gefaßt, als ich erſt wollte, überwiegender Gründe wegen.

372.

An Goethe.

Weimar den 5. Februar 1803.

Die geſtrige Vorleſung, von der ich mir eine ſehr mäßige Erwartung machte, weil ich mir mein Publikum nicht dazu auswählen konnte, iſt mir durch eine recht ſchöne Theilnahme belohnt worden, und die heterogenen Beſtandtheile meines Publikums fanden ſich wirklich in einem gemeinſamen Zuſtande vereinigt. Die Furcht und der Schrecken erwieſen ſich in ihrer ganzen Kraft, auch die ſanfte Rührung gab ſich durch ſchöne

Aeußerungen kund. Der Chor erfreute allgemein durch ſeine naiven Motive und begeiſterte durch ſeinen lyriſchen Schwung, ſo daß ich, bei gehöriger Anordnung, mir auch auf den Bretern eine bedeutende Wirkung von dem Chor verſprechen kann.

Das Exemplar, aus welchem ich geſtern vorlas, muß ich, der Verhältniſſe wegen, dem Herzog ſchicken, weil er erwarten kann, unter den erſten zu ſeyn, denen ich das Stück mittheile, und meine geſtrige Vorleſung davon ſprechen gemacht hat. Vielleicht kann ich Ihnen doch noch vor Abend ein anderes Exemplar verſchaffen. Alsdann wollen wir, wenn es Ihnen recht iſt, etwa morgen Mittag zuſammenkommen, und darüber conferiren; denn ich wünſchte das Stück, wenn es die Bühne betreten ſoll, baldmöglichſt zu dieſem Gebrauch einzurichten, um es auch nach Berlin, Hamburg und Leipzig verſenden zu können. —

Der Chor hat ſich in einen Cajetan, Berengar, Manfred, Bohemund, Roger und Hippolyt, ſo wie die zwei Boten in einen Lanzelot und Olivier verwandelt, ſo daß das Stück jetzt von Perſonen wimmelt.

373.

An Wilhelm v. Humboldt.

Weimar den 11. Februar 1803.

Es macht uns herzliche Freude, Sie nun in Rom leidlich etablirt zu ſehen; es wird nach und nach ſchon werden, denn der Menſch, und der Deutſche beſonders, bildet ſich ſeine Welt, und was keine Bildung annimmt, lernt er ertragen. Denken Sie in Ihrem milden Klima an unſern eiſernen Himmel; indem ich Ihnen ſchreibe, liegt alles von Schnee begraben, und es ſieht aus, als wenn es in Ewigkeit nicht wieder Sommer werden könnte — dennoch leben auch wir, ja wir tragen mitten im Winter Blumen und Früchte. Ich habe vor achtzehn Tagen meine Tragödie geendigt, *) eine Abſchrift davon, die ich Ihnen in vierzehn Tagen abſende, ſoll mein langes Stillſchweigen entſchuldigen.

Mein erſter Verſuch einer Tragödie in ſtrenger Form wird Ihnen Vergnügen machen; Sie werden daraus urtheilen, ob ich als Zeitgenoſſe des Sophokles auch einmal einen Preis davon getragen haben möchte. Ich habe es nicht vergeſſen, daß Sie mich den modernſten aller neuen Dichter genannt, und mich alſo im größten Gegenſatz mit allem, was antik heißt, gedacht haben. Es ſollte mich alſo doppelt freuen, wenn ich Ihnen das Geſtändniß abzwingen könnte, daß ich auch dieſen fremden Geiſt mir zu eigen machen können. Ich will indeß nicht leugnen, daß mir ohne eine größere Bekanntſchaft, die ich indeß mit dem Aeſchylus gemacht, dieſe Verſetzung in die alte Zeit ſchwerer würde angekommen ſeyn. —

Es iſt jetzt ein ſo kläglicher Zuſtand in der ganzen Poeſie der Deutſchen und Ausländer, daß alle Liebe und aller Glaube dazu gehört, um noch an ein Weiterſtreben zu denken, und auf eine beſſere Zeit zu hoffen. An ein Zuſammenhalten zu einem guten Zweck iſt nicht zu denken, jeder ſteht für ſich, und muß ſich ſeiner Haut, wie im Naturſtande, wehren. Leider iſt Italien und Rom beſonders kein Land für mich; das Phyſiſche des Zuſtandes würde mich drücken, und das äſthetiſche Intereſſe mir keinen Erſatz geben, weil mir das Intereſſe und der Sinn für die bildenden Künſte fehlt. — Es iſt eigen, wie wir ſeit dem Jahre 1794 und 1795, wo wir in Jena zuſammen philoſophirten, und uns durch eine Geiſtesreibung electriſirten, aus einander verſchlagen worden ſind. Jene Zeiten werden mir ewig unvergeßlich ſeyn, und ob ich mich gleich in dieſer Zeit in die erfreulichere poetiſche

---

*) Die Braut von Meſſina; in Schiller's Werken. Bd. 10. S. 431 u. f.

Thätigkeit verſetzt habe, und mich im Ganzen auch körperlich geſünder fühle, ſo kann ich Ihnen doch verſichern, theurer Freund, daß Sie mir fehlen, und daß ich mich aus Mangel einer ſolchen Geiſtesberührung um ſo viel älter geworden fühle. —

374.

An Goethe.

Weimar den 24. Mai 1803.

Da ich eben daran bin, ein Wort über den tragiſchen Chor zu ſagen, welches an der Spitze meiner Braut von Meſſina ſtehen ſoll, ſo drückt das ganze Theater mit ſammt dem ganzen Zeitalter auf mich ein, und ich weiß kaum, wie ich es abfertigen ſoll. Uebrigens intereſſirt mich dieſe Arbeit, ich will ſuchen, etwas recht Ordentliches zu ſagen, und der Sache, die uns gemeinſam wichtig iſt, dadurch zu dienen. —

Hier ſchicke ich Ihnen einige poetiſche Fabricate. Das Siegesfeſt *) iſt die Ausführung einer Idee, die unſer Kränzchen mir vor anderthalb Jahren gegeben hat, weil alle geſellſchaftlichen Lieder, die nicht einen poetiſchen Stoff behandeln, in den platten Ton der Freimaurer-Lieder verfallen. Ich wollte alſo gleich in das volle Saatenfeld der Ilias hineinfallen, und mir da holen, was ich nur ſchleppen konnte.

---

*) S. Schiller's Werke. Bd. 9. Abth. 1. S. 44 u. f.

375.

An Goethe.

Weimar den 30. Mai 1803.

Hier ſende ich Ihnen die Voſſiſche Proſodie wieder; *) ich bin nicht weit darin gekommen. Man kann ſich gar zu wenig Allgemeines daraus nehmen, und für den empiriſchen Gebrauch, etwa zum Anfragen in zweifelhaften Fällen, wo ſie vortreffliche Dienſte thun könnte, fehlt ihr ein Regiſter, wo man ſich das Orakel bequem holen könnte. Ihr Gedanke, ſie zu ſchematiſiren, iſt das einzige Mittel, ſie brauchbar zu machen.

Die Hermannsſchlacht **) habe ich geleſen, und mich zu meiner großen Betrübniß überzeugt, daß ſie für unſern Zweck völlig unbrauchbar iſt. Es iſt ein kaltes, herzloſes, ja fratzenhaftes Product, ohne Anſchauung für den Sinn, ohne Leben und Wahrheit, und die paar rührenden Situationen, die ſie enthält, ſind mit einer Gefühlloſigkeit und Kälte behandelt, daß man indignirt wird.

Mein kleines Luſtſpiel ***) hat das Publikum ſehr beluſtigt, und macht ſich auch wirklich recht hübſch. Es iſt mit vieler guten Laune geſpielt worden, ob es gleich nicht zum beſten einſtudirt war, und unſre Schauſpieler, wie Sie wiſſen, gern ſudeln, wenn ſie nicht durch den Vers in Reſpect erhalten werden. Da Plan und Gedanke nicht mein gehörten, und die Worte extemporirt wurden, ſo habe ich mich um die Vorſtellung ſelbſt keines Verdienſtes zu rühmen. —

---

*) Zeitmeſſung der deutſchen Sprache von J. H. Voß. Königsberg 1802.

**) S. Klopſtock's Werke. Bd. 8. S. 69 u. f.

***) Der Paraſit, oder die Kunſt, ſein Glück zu machen, in Schiller's Werken. Bd. 12. S. 91 u. f.

Das zweite Picardiſche Stück *) kann hier nicht mehr einſtudirt werden, weil Graff und Becker **) in dem Niemeyeriſchen Stück viel zu thun haben, das man in Lauchſtädt produciren wird.

376.

An ſeine Gattin.

Lauchſtädt den 4. Juli 1803.

Meine Herreiſe iſt recht glücklich geweſen, und ich kam nach ſieben Uhr an. Der Ort hat einen recht ſchönen Eindruck auf mich gemacht; die Allee und alle Anlagen umher ſind heiter. — Ich hatte Mühe, ein Logis zu finden, und nur nach vielem Umherfragen fand man eins für mich aus, zwiſchen der Allee und dem Comödienhaus, das ſehr hübſch gelegen iſt, Parterre an einem Garten, wo die andern Hausnachbarn mir völlig fremd ſind, und mich nicht geniren. Ich eſſe in dem großen Salon, der ſehr ſchön und ziemlich ſo groß wie der Concertſaal im Landſchaftshauſe zu Weimar iſt. Er war immer mit 100 und 120 Gäſten beſetzt, wobei es ſehr luſtig hergeht. —

Die Braut von Meſſina iſt geſtern gegeben worden, bei ſehr vielen Zuſchauern; aber es war eine drückende Gewitterluft, und ich habe mich weit hinweg gewünſcht. Dabei erlebte ich den eignen Zufall, daß während der Comödie ein ſchweres Gewitter ausbrach, wobei die Donnerſchläge und beſonders der Regen ſo heftig ſchallte, daß eine Stunde lang man faſt kein Wort der Schauſpieler verſtand und die Handlung nur aus der Pantomime errathen mußte. Es war eine Angſt unter den Schauſpielern, und ich glaubte jeden Augenblick, daß man den Vorhang würde fallen laſſen müſſen. — Luſtig und fürchterlich zugleich war der Effect, wenn bei den gewaltſamen Verwünſchungen des Himmels, welche die Iſabella im letzten Act ausſpricht, der Donner einfiel; und gerade bei den Worten des Chors:

---

*) Der Neffe als Onkel, Luſtſpiel aus dem Franzöſiſchen des Picard, in Schiller's Werken. Bd. 12. S. 211 u. f.

**) Weimariſche Hofſchauſpieler.

Wenn die Wolken gethürmt den Himmel ſchwärzen,
Wenn dumpfſtoſend der Donner hallt,
Da, da fühlen ſich alle Herzen
In des furchtbaren Schickſals Gewalt

fiel der wirkliche Donner mit fürchterlichem Knallen ein, ſo daß Graff *) ex tempore eine Geſte dabei machte, die das ganze Publikum ergriff. —

Man hat mir geſtern nach dem Ball noch in ſpäter Nacht eine Muſik gebracht, wobei viele Studenten aus Halle und Leipzig waren, ſo daß ich noch nicht recht habe ausſchlafen können; auch des Morgens haben ſie mich mit Muſik begrüßt. —

377.

An ſeine Gattin.

Lauchſtädt den 6. Juli 1803.

Es gefällt mir bis jetzt noch recht wohl hier, obgleich der gänzliche Müſſiggang mir etwas Ungewohntes iſt, und ich den Verluſt der ſchönen Zeit bedaure. Aber dennoch ſollen dieſe Tage nicht ganz verloren für mich ſeyn, weil ich mich heiter geſtimmt und auch geſünder fühle, und die Sehnſucht zum Arbeiten bei mir wächſt. —

---

*) Hofſchauſpieler in Weimar.

Die *natürliche Tochter* iſt am Montage gut gegeben worden, *) und hat, beſonders die letzte Hälfte, viel Effekt gemacht. Doch konnte ſich das Publikum in die longueurs, die den Gang des Stücks aufhalten, nicht recht finden, und ich werde *Goethe'n* ſehr anliegen, es merklich zu verkürzen. Die Anſicht eines neuen Publikums giebt mir viel neue Blicke über das theatraliſche Weſen, und ich bin ziemlich gewiß, daß ich künftig viel beſtimmter und zweckmäßiger für das Theater ſchreiben werde, ohne der Poeſie das Geringſte zu vergeben. —

Geſtern (Dienſtag) war kein Theater, und ich habe hier den Tag recht mit Nichtsthun zugebracht. Ich blieb von Mittagszeit an bis Abends immer in der Geſellſchaft, die ſich in der Allee und in den kleinen Pavillons herumtreibt. Aber eine Anzahl junger Berliner, die hier ſind, hat doch recht unterhaltende Geſpräche veranlaßt. — Am Montag waren *Niemeyer's* hier, und haben mir keine Ruhe gelaſſen, ſie dieſe Woche in Halle zu beſuchen; wahrſcheinlich fahre ich Freitag hin. — Die *Mara* wird dieſe Woche in Halle ſingen, und ich hoffe ſie entweder dort oder hier zu hören; denn man hat eine Subſcription in Lauchſtädt eröffnet, und ſie wird eingeladen werden. —

378.

An Goethe.

Lauchſtädt den 6. Juli 1803.

Der Ort und die Gelegenheiten der Geſellſchaft haben einen freundlichen Eindruck auf mich gemacht, und wenn man ſich einmal friſch reſolvirt, gar nichts zu thun, ſo läßt ſich's

---

*) S. dies Trauerſpiel in *Goethe's* Werken. (Vollſtändige Ausgabe letzter Hand) Bd. 9. S. 247 u. f.

unter dem Treiben einer Menge, die auch nichts zu thun hat, ganz leidlich müſſig gehen. Länger freilich als acht oder zwölf Tage möcht' ich einen ſolchen Zuſtand nicht aushalten.

Das Theatergebäude hat mich in dieſer kurzen Zeit ſeine Vorzüge und auch ſeine Mängel erfahren laſſen. Was die letztern betrifft, ſo finde ich, daß die Stimmen an Deutlichkeit verlieren, beſonders aber iſt das Dach wegen ſeiner Form und dünnen Bauart der Witterung zu ſehr ausgeſetzt. In der Braut von Meſſina fiel ein Gewitter mit viel Regen ein, welcher ſo heftig ſchallend auf die Dachung ſchlug, daß man ganze Viertelſtunden lang auch keine einzige zuſammenhängende Rede verſtehen konnte, wie ſehr die Schauſpieler auch ihre Stimmen anſtrengten. Und den Tag darauf, wo ich das leere Schauſpielhaus beſichtigte, ſah man die häßlichen Spuren des hereingedrungenen Regens an der ſchön gemalten Decke. —

Die natürliche Tochter hat viel Beifall gefunden, beſonders die letzte Hälfte, wie dies auch in Weimar der Fall war. Einige Bemerkungen, die ich bei dieſer Gelegenheit gemacht, will ich Ihnen mündlich mittheilen. — An Schmalz, der zur natürlichen Tochter hier war, hab' ich eine ſehr ſchätzbare Bekanntſchaft gemacht, und dieſer einzige Abend hat uns einander gleich recht nahe gebracht. Es iſt eine Freude, mit einem ſo klaren, jovialen und rüſtigen Geſchäftsmann zu leben, der weder Pedant, noch affektirt iſt. Auch Niemeyer's waren an jenem Abend hier, und ich habe ihnen verſprechen müſſen, dieſe Woche nach Halle zu kommen. Leider werde ich Wolf dort nicht finden, da er in's Pyrmonter Bad gereiſt iſt. Der Herzog von Würtemberg hat ſich hier ſehr angenehm betragen, und alles in gute Laune geſetzt; die erſten Zeiten meines Hierſeyns ſind durch ihn ſehr belebt und erheitert worden. Sonſt iſt die Geſellſchaft hier ziemlich behaglich, zutraulich und fröhlich, nur muß man es mit der Ausbeute des Geſprächs nicht genau nehmen. Mit einigen jungen Männern, beſonders aus Berlin, habe ich indeſſen doch verſchiedene nicht unintereſſante Unterhaltungen gehabt.

379.

An ſeine Gattin.

Lauchſtädt den 8. Juli 1803.

Zwölf oder vierzehn Tage hier zu bleiben, war mein längſtes Ziel gleich am Anfang, und dabei beharre ich auch. Du kannſt mich alſo ganz gewiß gegen Ausgang der nächſten Woche wieder erwarten. Wenn ich von meinen Lieben getrennt ſeyn ſoll, ſo muß wenigſtens ein bedeutender Zweck dabei ſeyn; aber dieſer iſt hier nicht, und ich würde auch einen längern Müſſiggang nicht ertragen. — Bis jetzt reut mich indeß mein Hierſeyn gar nicht. Ich habe mehr Vertrauen zu meiner Geſundheit bekommen, und mich unter einer Maſſe fremder gemiſchter Geſellſchaft leicht und heiter gefühlt. Ueber das Theater ſelbſt hab'. ich bei den wenigen Vorſtellungen etwas gelernt und für die Zukunft gewonnen. —

In einer Stunde fahre ich nach Halle und heute Abend wieder zurück. —

380.

An ſeine Gattin.

Lauchſtädt den 9. Juli 1803.

Geſtern Abend um halb eilf kam ich von Halle zurück, wo ich mich außer Niemeyer's Pädagogium, welches eine kleine Stadt iſt, nicht ſehr viel umgeſehen, weil ich mich etwas angegriffen fühlte, und die Bewegung ſcheute. Sie haben mich ſehr geehrt. Halle gefällt mir nicht, und in der Geſellſchaft hörte ich nichts als Anecdoten erzählen.

Hier verfällt man auf allerlei Unterhaltungen. Vor einigen Tagen machten zwei Trupp preußiſcher und ſächſiſcher Offiziere ein Manoeuvre gegen einander auf dem Wege nach Merſeburg, Alles zu Pferd. Ich ritt auch mit; auch kamen viele Kutſchen von Zuſchauern; es gab maleriſche Gruppen und Bewegungen, und weil heftig geſchoſſen und geritten wurde, ſo hatte es ein ordentlich kriegeriſches Anſehen. Mittags fanden ſich die Kämpfer und Zuſchauer bei der Tafel zuſammen, wo es denn ſehr über den Champagner herging, der hier mit ſündlicher Verſchwendung getrunken wird. —

Donnerſtag oder Freitag denke ich wegzureiſen. Ich befinde mich übrigens wohl und heiter. —

381.

An Goethe.

Weimar den 10. Auguſt 1803.

Es iſt keine Frage, daß der Julius Cäſar *) alle Eigenſchaften hat, um ein Pfeiler des Theaters zu werden: Intereſſe der Handlung, Abwechslung und Reichthum, Gewalt der Leidenſchaft und ſinnliches Leben vis à vis des Publikums; und der Kunſt gegenüber hat er alles, was man wünſcht und braucht. Alle Mühe die man alſo daran wendet, iſt ein reiner Gewinn, und die wachſende Vollkommenheit bei der Vorſtellung dieſes Stücks muß zugleich die Fortſchritte unſers Theaters zu bezeichnen dienen.

---

*) Von Shakſpeare; in deſſen dramatiſchen Werken, überſetzt von A. W. v. Schlegel und erläutert von L. Tieck. Berlin 1831. Th. 5. S. 107 u. f.

Für meinen Tell iſt mir das Stück von unſchätzbarem Werth; mein Schifflein wird auch dadurch gehoben. Es hat mich gleich geſtern in die thätigſte Stimmung geſetzt.

382.

An Wilhelm v. Humboldt.

Weimar den 18. Auguſt 1803.

Ein Exemplar von der Braut von Meſſina werden Sie erhalten haben. — Göthe's Natürliche Tochter wird Sie ſehr erfreuen. Die hohe Symbolik, mit der er den Stoff behandelt hat, ſo daß alles Stoffartige vertilgt, und alles nur Glied eines idealen Ganzen iſt, dieſe iſt wirklich bewundernswerth. Es iſt ganz Kunſt, und ergreift dabei die innerſte Natur durch die Kraft der Wahrheit. Daß er zu der Zeit, wo Sie, nach meinem letzten Briefe, an ſeiner Productivität ganz verzweifeln mußten, mit einem neuen Werk hervorgetreten, wird Sie eben ſo, wie mich ſelbſt überraſcht haben; denn auch mir hatte er, wie der ganzen Welt, ein Geheimniß daraus gemacht. Auf den October wird es gedruckt erſcheinen.

Wilhelm Tell iſt jetzt, was mich beſchäftigt; aber dieſer Stoff iſt ſehr widerſtrebend, und koſtet mir große Mühe. Da er aber ſonſt großen Reiz hat, und ſich durch ſeine Volksmäßigkeit ſo ſehr zum Theater empfiehlt, ſo laſſe ich mir die Arbeit nicht verdrießen, ihn endlich noch zu überwältigen. —

Ich lege Ihnen ein Lied bei, *) das in der Abſicht entſtanden iſt, dem geſellſchaftlichen Geſang einen höhern Text unterzulegen. Die Lieder der Deutſchen, welche man in fröhlichen Cirkeln ſingen hört, ſchlagen faſt alle in den platten

---

*) Das Siegesfeſt. S. Schiller's Werke. Bd. 8. Abth. 1. S. 44 u. f.

proſaiſchen Ton der Freimaurerlieder ein, weil das Leben keinen Stoff zur Poeſie giebt; deshalb hab' ich mir für dieſes Lied den poetiſchen Boden der Homeriſchen Zeit gewählt, und die alten Heldengeſtalten der Ilias darin auftreten laſſen. So kommt man doch aus der Proſa des Lebens heraus, und wandelt in beſſerer Geſellſchaft. —

383.

An den Oberhofmeiſter v. Wolzogen in Petersburg.

Weimar den 4. September 1803.

Indem das neue Schloß in Weimar bezogen worden iſt, und hier ein neues Leben beginnt, droht die alte Univerſität Jena über den Haufen zu fallen. — Ein Lehrer nach dem andern wird uns nach Halle entführt. So iſt auch Schütz mit der ganzen Literaturzeitung berufen, und hat ſich wirklich dort engagirt. Von der andern Seite beruft uns der Churfürſt von Baiern mehrere Profeſſoren nach Würzburg. Unter dieſen Umſtänden hat der Herzog ſich auf's neue für Jena intereſſirt, und will ſich's etwas koſten laſſen, um wenigſtens die beſten, wie den Profeſſor Paulus und Hufeland, feſt zu halten. Auch hat man ſich kühnlich entſchloſſen, die Allgemeine Literaturzeitung in Jena fortzuſetzen, wenn auch gleich eine andere in Halle herauskommt; und da man nicht nur die beſten Mitarbeiter von der alten behält, ſondern auch neue tüchtige Männer dazu treten, ſo könnte ſehr leicht der Fall eintreten, daß ſie in Halle die Rivalität mit uns nicht aushalten. Denn ſo ein kleines Ländchen wir auch ſind, ſo ſind doch in literariſchen Unternehmungen diejenigen nicht ſchwach, die die Geiſter commandiren können. — Es iſt eine Ehre für Jena und Weimar, daß andere Univerſitäten uns plündern müſſen, um etwas zu werden, und daß etwas Gutes bei uns zu holen iſt. —

Der König von Schweden iſt dieſe Woche hier durchgereiſt; ich habe die Ehre gehabt, ihn zu ſprechen, und er hat mir als Zeichen ſeiner Zufriedenheit wegen meiner Schrift über den dreißigjährigen Krieg, die der ſchwediſchen Nation ſo rühmlich wäre, einen brillantnen Ring zum Geſchenk gemacht. Du kannſt leicht denken, wie ſehr mich dieſes überraſcht und erfreut hat. Wir Poeten ſind ſelten ſo glücklich, daß die Könige uns leſen, und noch ſeltener geſchiehts, daß ſich ihre Diamanten zu uns verirren. Ihr Herren Staats- und Geſchäftsleute habt eine größere Affinität zu dieſen Koſtbarkeiten; aber unſer Reich iſt nicht von dieſer Welt.

Es hat mich gar ſehr erfreut, von Dir zu hören, daß die regierende Kaiſerin eine Neugierde bezeugt hat, die Braut von Meſſina zu leſen. Wenn Du es für keine Unbeſcheidenheit hältſt, ſo wollt' ich Dich bitten, ihr von meinetwegen ein Exemplar des Don Carlos nach der neuen ſchönen Ausgabe zu präſentiren, daß ich dem Courier mitgeben werde. Auch einige Exemplare der Braut von Meſſina werde ich beilegen.

Gegenwärtig arbeite ich an Wilhelm Tell, woraus ich eine große Tragödie zu machen gedenke. Sie wird fertig ſeyn, wenn Du zurückkommſt, und der Gedanke dient mir zu einem großen Sporn dabei, das ich ſie in Gegenwart der Großfürſtin und unſers theuern Prinzen zum erſtenmal produciren werde. —

Sage dem General Klinger, wie ſehr ich ihn ſchätze. Er gehört zu denen, welche vor fünf und zwanzig Jahren zuerſt und mit Kraft auf meinen Geiſt gewirkt haben. Dieſe Eindrücke der Jugend ſind unauslöſchlich. —

384.

An Louiſe Brachmann.

Weimar den 12. September 1803.

Aus der Beilage erſehen Sie, daß Ihr Brief an mich vom 20ſten Auguſt durch einen widrigen Zufall nach Eisleben gerathen, und erſt heute von dort aus in meine Hände gerathen iſt. Ich will hoffen, daß die ſchöne Hoffnung, die Sie mir darin geben, Sie hier in Weimar zu ſehen, keineswegs durch dieſe Zögerung vereitelt iſt. Mich finden Sie dieſen ganzen Monat in Weimar, im nächſten könnte ich vielleicht auf einige Wochen abweſend ſeyn müſſen.

Erfreuen Sie mich und meine Frau recht bald mit Ihrer Ankunft. Unſere herzliche Aufnahme wird Ihnen zeigen, wie ſehr Sie uns beiden werth ſind. Ihrem Herrn Vater danke ich im Voraus für das Vergnügen, das er mir durch Ihre perſönliche Bekanntſchaft bereitet, und werde ihn ſchon deswegen als einen Freund willkommen heißen.

385.

An Goethe.

Weimar den 30. November 1803.

In meiner jetzigen Ein- und Abgeſchloſſenheit erfahre ich nur an dem immer kürzern Tagesbogen, daß ſich die Zeit bewegt. Durch den Mangel an aller Zerſtreuung und durch ein vorſätzliches Beharren erhalte ich ſo viel, daß meine Arbeit wenigſtens nicht ſtill ſteht, obgleich meine ganze Phyſik unter dem Druck dieſer Jahreszeit leidet. Ihr Brief zeigt, daß Sie heiter ſind, und mit Vergnügen ſeh' ich, daß Sie mit Hegel'n näher bekannt werden. Was ihm fehlt, möchte ihm wohl nun ſchwerlich gegeben werden können; aber dieſer Mangel an Darſtellungsgabe iſt im Ganzen der deutſche Nationalfehler, und compenſirt ſich, wenigſtens einem deutſchen Zuhörer gegenüber, durch die deutſche Tugend der Gründlichkeit und des redlichen Ernſtes. — Suchen Sie doch Hegel'n und Fernow einander näher zu bringen; ich denke, es müßte gehen, dem einen durch den andern zu helfen. Im Umgang mit Fernow muß Hegel auf eine Lehrmethode denken, um ihm ſeinen Idealismus zu verſtändigen, und Fernow muß aus ſeiner Flachheit herausgehen. Wenn Sie beide vier= oder fünfmal bei ſich haben und in's Geſpräch bringen, ſo finden ſich gewiß Berührungspunkte zwiſchen beiden. —

Frau von Stael iſt wirklich in Frankfurt, und wir dürfen ſie bald hier erwarten. Wenn ſie nur Deutſch verſteht, ſo zweifle ich nicht, daß wir über ſie Meiſter werden; aber unſere Religion in franzöſiſchen Phraſen ihr vorzutragen, und gegen ihre franzöſiſche Volubilität aufzukommen, iſt eine zu harte Aufgabe.

386.

An Goethe.

Weimar den 14. December 1803.

Meine Geſchäfte gehen ihren Gang fort, und es fängt doch endlich an etwas zu werden. Aber da man mich von Berlin aus drängt und treibt, und mich alſo ewig an den Drachen erinnert, der das Werk, ſo wie es warm aus der Feder kommt, freſſen und verſchlingen wird, ſo macht mir das auch keinen guten Muth. Das ganze Niederträchtige des Berliner Theaters hab' ich mir erſt neuerdings wieder aus Cordemann's Bericht verſinnlicht.

387.

An Goethe.

Weimar den 21. December 1803.

Der raſche und wirklich anſtrengende Wechſel von productiver Einſamkeit und einer ganz heterogenen Societäts-Zerſtreuung hat mich in dieſer letzten Woche ſo ermüdet, daß ich durchaus nicht zum Schreiben kommen konnte, und es meiner Frau überließ, Ihnen eine Anſchauung von unſern Zuſtänden zu geben.

Frau von Stael wird Ihnen völlig ſo erſcheinen, wie Sie ſie ſich a priori ſchon conſtruirt haben werden. Es iſt alles aus Einem Stück und kein fremder falſcher und pathologiſcher Zug in ihr. Dies macht, daß man ſich trotz des immenſen Abſtands der Naturen und Denkweiſen vollkommen wohl bei ihr befindet, daß man alles von ihr hören und ihr alles ſagen mag. Die franzöſiſche Geiſtesbildung ſtellt ſie rein und in einem höchſt intereſſanten Lichte dar. In allem, was wir Philoſophie nennen, folglich in allen letzten und höchſten Inſtanzen, iſt man mit ihr im Streit, und bleibt es trotz alles Redens. Aber ihr Naturell und Gefühl iſt beſſer als ihre Metaphyſik, und ihr ſchöner Verſtand erhebt ſich zu einem genialiſchen Vermögen. Sie will alles erklären, einſehen, ausmeſſen, ſie ſtatuirt nichts Dunkles, Unzugängliches, und wohin ſie nicht mit ihrer Fackel leuchten kann, da iſt nichts für ſie vorhanden. Darum hat ſie eine horrible Scheu vor der Idealphiloſophie, welche nach ihrer Meinung zur Myſtik und zum Aberglauben führt, und das iſt die Stickluft, wo ſie umkommt. Für das, was wir Poeſie nennen, iſt kein Sinn in ihr; ſie kann ſich von ſolchen Werken nur das Leidenſchaftliche, Redneriſche und Allgemeine zueignen, aber ſie wird nichts Falſches ſchätzen, nur das Rechte nicht immer erkennen. Sie erſehen aus dieſen paar Worten, daß die Klarheit, Entſchiedenheit und geiſtreiche Lebhaftigkeit ihrer Natur nicht anders als wohlthätig wirken können. Das einzige Läſtige iſt die ganz ungewöhnliche Fertigkeit ihrer Zunge; man muß ſich ganz in ein Gehörorgan verwandeln, um ihr folgen zu können. Da ſogar ich, bei meiner wenigen Fertigkeit im Franzöſiſchreden, ganz leidlich mit ihr fortkomme, ſo werden Sie, bei Ihrer größern Uebung, eine ſehr leichte Communication mit ihr haben. —

Meine Arbeit hat in dieſer Woche freilich nicht viel zugenommen, aber doch auch nicht ganz geſtockt. Es iſt recht Schade, daß uns dieſe intereſſante Erſcheinung zu einer ſo ungeſchickten Zeit kommt, wo dringendere Geſchäfte, die böſe Jahreszeit und die traurigen Ereigniſſe, über die man ſich nicht ganz erheben kann, zuſammen auf uns drücken.

388.

An Goethe.

Weimar den 6. Januar 1804.

Ein Uebel, das ich nicht vernachläſſigen darf, und das mich beſonders am Gehen hindert, hält mich ſeit geſtern zu Hauſe auf das Sopha gefeſſelt und iſt Schuld, daß ich das heutige Diner bei Madame von Stael, ſo wie auch das Concert auf den Abend verſäumen muß. Leider gewinne ich dadurch nichts für mein Geſchäft, denn der Kopf iſt ſehr eingenommen. —

Die Zeitungsblätter hab' ich mit großem Antheil geleſen. Der Anfang, den die theologiſche Expoſition macht, iſt vortrefflich, und hätte, wenn man auch die freieſte Auswahl gehabt, nicht wohl bedeutender ausfallen können. — Der Bericht über die Philoſophie in dem Intelligenzblatt hat mir große Freude gemacht, und iſt ein überaus glücklicher Gedanke; ich bin ſehr auf die Fortſetzung begierig. Mehr ſolche Ausführungen, von derſelben Hand, über philoſophiſche Dinge, würden eine glückliche Veränderung in der öffentlichen Meinung über Philoſophie verbreiten. Zur Schande meiner Sagacität muß ich geſtehen, daß ich über den Verfaſſer dieſes Aufſatzes noch nicht im Reinen bin.

389.

An Goethe.

Weimar den 8. Januar 1804.

Daß Sie mit meinem Eingang in den Tell zufrieden ſind, gereicht mir zu großem Troſt, deſſen ich unter der gegenwärtigen Stickluſt beſonders bedürftig bin. Auf den Montag will ich Ihnen das Rütli ſenden, welches jetzt in's Reine geſchrieben wird; es läßt ſich als ein Ganzes für ſich leſen. — Heute regt ſich nach vier Wochen wieder eine Luſt bei mir nach der Comödie. In dieſer ganzen Zeit hab' ich keinen Trieb geſpürt, beſonders da meiſtens um meine eigene Haut geſpielt wurde.

390.

An Goethe.

Weimar den 11. Januar 1804.

Indem ich mich erkundige, wie es mit Ihrer Geſundheit ſteht, frage ich zugleich an, ob Sie ſich geſtimmt und aufgelegt fühlen, von etwas Poetiſchem Notiz zu nehmen. Denn in dieſem Fall wollt' ich Ihnen den großen erſten Act des Tell zuſchicken, welchen ich an Iffland abzuſenden gedrungen werde, und nicht gern ohne Ihr Urtheil aus den Händen gehen möchte. Unter allen den widerſtreitenden Zuſtänden, die ſich in dieſem Monat häufen, geht doch die Arbeit leidlich vorwärts, und ich habe Hoffnung, mit Ende des kommenden Monats ganz fertig zu ſeyn.

391.

An Goethe.

Weimar den 18. Januar 1804.

In meiner Abgeſchiedenheit, worin ich jetzt den ganzen Tag zubringe, iſt mir ſo ein freundlicher Gruß zum Abend ein rechtes Labſal, und Sie werden mich ordentlich verwöhnen. — Neben meinem Penſum, das langſam fortrückt und wenigſtens nicht ſtockt, hab' ich die Memoiren von einem tüchtigen Seemann geleſen, die mich im mittelländiſchen und indiſchen Meer herumgeführt haben, und in ihrer Art bedeutend genug ſind.

392.

An Goethe.

Weimar den 16. Februar 1804.

Ich bin nun dem Ziel meiner Arbeit nahe, und muß mich vor allem, was mir die nöthige letzte Stimmung rauben oder verkümmern kann, ſorgfältig hüten, beſonders aber vor allen franzöſiſchen Freunden *). Entſchuldigen Sie mich

---

*) Frau v. Stael und Benjamin Conſtant waren von Goethe zu einer Abendgeſellſchaft eingeladen, an welcher Schiller ebenfalls Theil nehmen ſollte.

alſo, mein theurer Freund, mit der evangeliſch chriſtlichen Liebe, die ich Ihnen in ähnlichen Fällen gleichermaßen bereit halten will.

393.

An Goethe.

Weimar den 17. Februar 1804.

Hier überſende ich mein Werk, für das ich unter gegenwärtigen Umſtänden nichts weiter zu thun weiß. — Soll es zu Oſtern gegeben werden, ſo müſſen wir ſuchen, es acht Tage vorher zu Stande zu bringen. Wegen der anzuſchaffenden Kleider und der erforderlichen Decorationen müßte ſchleunige Reſolution gefaßt werden. Das Einſtudiren der Rollen macht keine Schwierigkeit, da die größte von keinem beträchtlichen Umfang iſt. Meine Idee wegen der Rollenbeſetzung lege ich bei. — Ich bin von dieſen Beſorgungen und auch vom Wetter ſehr angegriffen, und muß mich noch einige Tage zu Hauſe halten.

394.

An Goethe.

Weimar den 12. März 1804.

Es iſt mir recht zum Troſt, daß Sie ſich des Tell annehmen wollen. Wenn ich mich irgend erträglich fühle, komme ich gewiß. Ich habe mich, ſeitdem ich Sie bei der Leſeprobe zum letztenmal geſehen, gar nicht wohl befunden, denn das Wetter ſetzt mir gar ſehr zu; auch iſt mir nach der Abreiſe unſrer Freundin nicht anders zu Muth, als wenn ich eine große Krankheit ausgeſtanden.

395.

An Fräulein v. * * *

Im März 1804.

Was die barmherzigen Brüder am Schluß des vierten Acts *) betrifft, ſo mag freilich ihr Anblick, zumal da ſie ſo ungeſchickt vermummt auftraten, einigen nicht hinlänglich unterrichteten oder allzu verfeinerten Zuſchauerinnen hier und da auffallend geweſen ſeyn **). Sie ſelbſt und unſre verehrte Fürſtin waren nicht unter der Zahl. Sie hatten während Ihres Aufenthalts in Italien gewiß oft vernommen, wie die faſt in allen größern Städten ſeit uralten Zeiten beſtehenden Brüderſchaften der Barmherzigen nicht nur der Hingerichteten ſich alsbald bemächtigen, und ſie, wenn ſie nur vor der Cataſtrophe noch reuig gebeichtet haben, dem Schooße der geweihten Erde zuführen, ſondern auch die Beſtattung der Unglücklichen, die auf offner Straße durch Meuchelmord fielen, willig übernahmen.

Wider das Uebliche wäre alſo nichts zu erinnern, aber vielleicht um ſo mehr gegen das Schickliche. Ich denke, auch dies iſt nur ein genommenes Aergerniß. Darf ich aufrichtig ſprechen? Ich bin ſo weit entfernt, dieſe barmherzige Todtengräbergeſellſchaft für etwas Unſchickliches oder Ueberflüſſiges zu halten, daß mir vielmehr, wenn ſie wegbleiben müßte, durchaus etwas zum Gegengewicht mangelte. Mir thut es nur leid, daß ſich die Brüderſchaft blos ſo im Halbkreis hinſtellen muß, und nicht auch den Entſeelten auf die Schultern nehmen und forttragen kann. In meinem Plane lag auch dieſes. Allein die plumpe Ungeſchicklichkeit unſerer Statiſten trat mir vor Augen, die nur zu leicht Lachen erregen konnte.

---

*) Vom Wilhelm Tell. S. Schiller's Werke. Bd. 11. S. 1 u. f.

**) Schiller hatte, Kränklichkeits halber, der erſten Vorſtellung des Tell nicht perſönlich beiwohnen können.

Auch den Geſang dabei laſſe ich mir nicht gern nehmen. Hatte der Concertmeiſter das Miserabile wirklich miſerabel componirt, ſo iſt dies nicht meine Schuld, und auf die Gefahr, von Ihnen ſelbſt für einen verſtockten Haberecht gehalten zu werden, hätte ich Luſt, auch den Einfall mit den ſchwarzen Raben zu vertheidigen. Stüſſi hat die Rolle des Clown in den altengliſchen Trauerſpielen. Wer erinnert ſich nicht wenigſtens an die bekannte Kirchhofs-Scene im Hamlet u. ſ. w.

396.

An Goethe.

Jena den 8. Auguſt 1804.

Ich habe freilich einen harten Anfall ausgeſtanden, und es hätte leicht ſchlimm werden können, aber die Gefahr wurde glücklich abgewendet. Alles geht nun wieder beſſer, wenn mich nur die unerträgliche Hitze zu Kräften kommen ließe. Eine plötzliche große Nervenſchwächung in ſolch einer Jahreszeit iſt in der That faſt ertödtend, und ich ſpüre ſeit den acht Tagen, ſeit mein Uebel ſich gelegt, kaum einen Zuwachs von Kräften, obgleich der Kopf ziemlich hell, und der Appetit wieder ganz hergeſtellt iſt.

397.

An Goethe.

Weimar den 4. Januar 1805.

Es thut mir recht herzlich leid, zu hören, daß Ihr zu Hauſe bleiben kein freiwilliges iſt. Leider geht's uns allen ſchlecht, und der iſt noch am beſten dran, der durch die Noth gezwungen ſich mit dem Krankſeyn nach und nach hat vertragen lernen. Ich bin jetzt recht froh, daß ich den Entſchluß gefaßt und ausgeführt habe, mich mit einer Ueberſetzung zu beſchäftigen *). So iſt doch aus dieſen Tagen des Elends wenigſtens etwas entſprungen, und ich habe indeſſen doch gelebt und gehandelt. Nun werde ich die nächſten acht Tage dran wagen, ob ich mich zu meinem Demetrius **) in die gehörige Stimmung ſetzen kann, woran ich freilich zweifle. Gelingt es nicht, ſo werd' ich eine neue halb mechaniſche Arbeit hervorſuchen müſſen.

Ich ſchicke Ihnen hier, was abgeſchrieben iſt. — Möchten Sie dieſe erſten Bogen durchgehen, hie und da mit dem Original zuſammenhalten, und was Ihnen etwa darin auffällt, mit dem Bleiſtift bemerken. Ich möchte gern baldmöglichſt, und ehe die Rollen ausgeſchrieben werden, damit in Ordnung ſeyn. Wenn übermorgen an den Rollen angefangen wird, ſo kann auf den nächſten Sonntag Leſeprobe ſeyn.

398.

An Goethe.

Weimar den 10. Januar 1805.

Die Mitſchuldigen ***) haben geſtern ein allgemeines Vergnügen gemacht, und werden es immer mehr, wenn die

---

*) Der Phädra von Racine, in Schillers Werken. Bd. 12. S. 1 u. f.

**) S. das Fragment und den Plan dieſes Trauerſpiels in Schiller's Werken. Bd. 12. S. 293 u. f.

***) S. Goethe's Werke. (Vollſtändige Ausgabe letzter Hand.) Bd. 7. S. 59 u. f.

Schauſpieler beſſer mit dieſem Vers umgehen lernen. — Es iſt zwar hie und da etwas Anſtößiges geweſen, aber die gute Laune, in die das Stück verſetzt, hat dieſe Decenz-Rückſichten nicht aufkommen laſſen. — Beſonders hat die ſublime Stelle mit dem Stuhl ihre Wirkung nicht verfehlt.

Bei dem Bürgergeneral *) iſt mir wieder die Bemerkung gekommen, daß es wohlgethan ſeyn würde, die moraliſchen Stellen, beſonders aus der Rolle des Edelmanns, wegzulaſſen, ſo weit es möglich iſt. Denn da das Intereſſe des Zeitmoments aufgehört hat, ſo liegt es gleichſam außerhalb des Stücks. Das kleine Stück verdient, daß man es in der Gunſt erhalte, die ihm widerfährt und gebührt, und es wird ſich recht ſehr gut thun laſſen, ihm einen raſchen Gang zu geben.

Ich bin geſtern, wie ich Unzelmann wieder geſehen, bei mir ſelbſt zweifelhaft geworden, ob ich ihm den Hippolyt **) anvertrauen kann, vorzüglich weil ihm doch noch die eigentliche Männlichkeit fehlt und der Junge noch zu ſehr in ihm ſteckt. Sollte Oels noch zu rechter Zeit hier ſeyn, ſo wäre dieſer mir lieber, und zu rechter Zeit käm' er noch immer, wenn er nur auf den Mittwoch gewiß hier wäre, da er gut lernt und die Rolle gar nicht groß iſt.

---

*) S. Goethe's Werke (Vollſtändige Ausgabe letzter Hand) Bd. 14. S. 251 u. f.

**) In der Phädra.

399.

An G. J. Göſchen *).

Weimar den 24. Januar 1805.

Ich wünſche Ihnen Glück zum Anfang des Journals **) und zur Fortſetzung Muth und Freude. Feine Bemerkungen über Erziehung, wovon in dieſem erſten Stück ſchon eine Probe, werden immer willkommener ſeyn. Bei Ninon wollt' ich bloß erinnern, daß es gut ſeyn würde, wenigſtens vor der Hand das Capitel der Courtiſanen nicht zu berühren. Die Damen pflegen als Kunſtrichterinnen ſehr intolerant in dieſem Punct zu ſeyn.

Noch ſind wir hier in Weimar ſehr unfruchtbar an Beiträgen. Faſt alles iſt krank, wo ich anklopfe, und leider bin ich es ſelbſt mit meinem ganzen Hauſe.

400.

An Goethe.

Weimar den 18. Januar 1805.

Ich ſchicke Ihnen einſtweilen zurück, was ich von dem Rameau ***) durchleſen, der Reſt ſoll morgen nachfolgen. Es iſt ſehr wenig, was ich dabei zu notiren gefunden, und manches mag darunter ſeyn, was auch nur mir auffiel. Ich habe Acht gegeben, ob die Ueberſetzung des franzöſiſchen Vous durch das Ihr nicht hie und da eine Unſchicklichkeit haben könnte, aber ich habe nichts der Art bemerkt. Es war auf jeden Fall beſſer, als ſich des Sie zu bedienen. Im Punct der Decenz wüßte ich nicht viel zu erinnern. Allenfalls könnte man ſich bei den unanſtändigen Worten mit den Anfangsbuchſtaben begnügen und dadurch dem Wohlſtand ſeine Verbeugung machen, ohne die Sache aufzuopfern. —

---

*) Buchhändler in Leipzig, geb. 1752 zu Bremen, geſt. 1828 auf ſeinem Gute Hohenſtädt bei Grimma.

**) Journal für deutſche Frauen. Leipzig 1805 — 1806. 2 Jahrgänge.

***) Rameau's Neffe, ein Dialog von Diderot, aus dem Manuſcript überſetzt, in Goethe's Werken. (Vollſtändige Ausgabe letzter Hand.) Bd. 36. S. 3 u. f.

Nehmen Sie ſich vielleicht der Phädra ein wenig an? In den einzelnen Rollen, meine ich. Beſonders möchte nöthig ſeyn, dem Hippolyt auf die rechte Spur zu helfen. Er hatte, als er neulich las, allzuviel Heftigkeit in ſeiner Declamation, die er mit Kraft und Pathos verwechſelt.

401.

An Goethe.

Weimar den 22. Februar 1805.

Es iſt mir erfreulich, wieder ein paar Zeilen Ihrer Hand zu ſehen, und es belebt wieder meinen Glauben, daß die alten Zeiten zurückkommen können, woran ich manchmal ganz verzage. Die zwei harten Stöße, die ich nun in einem Zeitraum von ſieben Monaten auszuſtehen gehabt, haben mich bis auf die Wurzeln erſchüttert, und ich werde Mühe haben, mich zu erholen.

Zwar mein jetziger Anfall ſcheint nur die allgemeine epidemiſche Urſache gehabt zu haben, aber das Fieber war ſo ſtark, und hat mich in einem ſchon ſo geſchwächten Zuſtand überfallen, daß mir eben ſo zu Muthe iſt, als wenn ich aus der ſchwerſten Krankheit erſtände, und beſonders habe ich Mühe, eine gewiſſe Muthloſigkeit zu bekämpfen, die das ſchlimmſte Uebel in meinen Umſtänden iſt.

402.

An Goethe.

Weimar den 27. Februar 1805.

Mit wahrem Vergnügen hab' ich die Reihe der äſthetiſchen Rezenſionen geleſen, die ihren Urheber nicht verkennen laſſen *). Wenn ſie ſich auch nur ſtoß- und ruckweiſe zu einem ſolchen kritiſchen Spaziergang entſchließen können, ſo werden Sie dadurch die gute Sache überhaupt und das Beſte der Jenaiſchen Zeitung insbeſondere nicht wenig befördern. Gerade dieſes ſchöpferiſche Conſtruiren der Werke und der Köpfe und dieſes treffende Hinweiſen auf die Wirkungspunkte fehlt in allen Critiken und iſt doch das Einzige, was zu etwas führen kann. — Die Rezenſionen ſind zugleich in einem behaglichen und heitern Ton geſchrieben, der ſich auf die angenehmſte Art mittheilt. Möchten Sie in eben-dieſem Sinn und Ton **Kotzebue's** Stücke vornehmen; es würde Ihnen nur die Mühe des Dictirens koſten, und gewiß zu nicht weniger glücklichen Saillies Anlaß geben, als der Nürnbergiſche Philiſter mit Bewußtſeyn iſt.

Sonntagsfrühe **) möcht' ich wohl in einer reinen und hochdeutſchen Dichterſprache leſen, weil die Mundart, wenigſtens beim Leſen, immer etwas Störendes hat. Das Gedicht iſt ganz vortrefflich und von unwiderſtehlichem Reiz. — Ich danke für **Winkelmann's** Briefe. Dieſe Lectüre kommt mir eben recht, um meine Reconvaleſcenz zu befördern. Es geht noch immer zum Beſſern, und ich denke nächſtens die

---

*) **Goethe's** Rezenſionen für die Jenaiſche Literaturzeitung in den Jahren 1804 — 1806 befinden ſich in ſeinen Werken (vollſtändige Ausgabe letzter Hand) Bd. 33. S. 128 u. f.

) S. **Hebel's Allemanniſche Gedichte. Carlsruhe 1804. 5te Ausgabe. Aarau 1820. S. 177 u. f.

Luft zu verſuchen. — Vielleicht wenn der Wind ſich legt, wage ich mich morgen heraus, und beſuche Sie.

Müller's academiſche Vorleſung *) hat etwas Kümmerliches und Mageres, und verräth den Sand, auf dem ſie gewachſen. Da dieſer Hiſtoriograph von Preußen doch ſchwerlich jemals in den Fall kommen wird, eine Geſchichte dieſer Monarchie zu ſchreiben, ſo hätte er bei dieſer erſten und letzten Gelegenheit etwas recht Geiſtreiches und Gehaltreiches ſagen ſollen und können. Dann hätte der gute Deutſche ewig bedauert, daß man von einer ſo vortrefflichen Hand nicht das Ganze erhalten.

403.

An Goethe.

Weimar den 27. März 1805.

Ich habe mich mit ganzem Ernſt endlich an meine Arbeit **) angeklammert, und denke nun nicht mehr ſo leicht zerſtreut zu werden. Es hat ſchwer gehalten, nach ſo langen Pauſen und unglücklichen Zwiſchenfällen wieder Poſto zu faſſen, und ich mußte mir Gewalt anthun. Jetzt aber bin ich im Zuge. — Der kalte Nordoſtwind wird auch Ihnen, fürcht' ich, wie mir die Erholung erſchweren, doch habe ich mich diesmal noch leidlicher befunden, als ſonſt bei gleichem Barometerſtand mit mir der Fall iſt.

---

*) Ueber die Geſchichte **Friedrichs des Zweiten**; eine Vorleſung in der öffentlichen Sitzung der Königl. Academie der Wiſſenſchaften zu Berlin am 24. Januar 1805 von **Johannes v. Müller**. Berlin 1805. (Auch gedruckt in der Zeitſchrift **Eunomia**. 1805. Februar. S. 81 u. f. März. S. 151 u. f.)

) Den **Demetrius.

404.

An Wilhelm v. Humboldt.

Weimar den 2. April 1805.

Daß ich in dieſer langen Zeit unſers ſtockenden Briefwechſels auf meine Art thätig war, wiſſen Sie, und haben es, wie mich dünkt, geleſen. Ich wünſchte auch von Ihnen ſelbſt zu hören, wie Sie mit meinem Tell zufrieden ſind; es iſt ein erlaubter Wunſch, denn bei allem, was ich mache, denke ich, wie es Ihnen gefallen könnte. —

Noch hoffe ich in meinem poetiſchen Streben keinen Rückſchritt gethan zu haben, einen Seitenſchritt vielleicht, indem es mir begegnet ſeyn kann, den materiellen Forderungen der Welt und der Zeit etwas eingeräumt zu haben. Die Werke des dramatiſchen Dichters werden ſchneller, als alle andern, von dem Zeitſtrom ergriffen; er kommt, ſelbſt wider Willen, mit der großen Maſſe in eine vielſeitige Berührung, bei der man nicht immer rein bleibt. Anfangs gefällt es, den Herrſcher zu machen über die Gemüther; aber welchem Herrſcher begegnet es nicht, daß er auch wieder der Diener ſeiner Diener wird, um ſeine Herrſchaft zu behaupten; und ſo kann es leicht geſchehen ſeyn, daß ich, indem ich die deutſchen Bühnen mit dem Geräuſch meiner Stücke erfüllte, auch von den deutſchen Bühnen etwas angenommen habe.

Seit dem Tell haben Krankheiten und Zerſtreuungen meine Thätigkeit öfters unterbrochen. Eine Reiſe nach Berlin im vorigen Frühjahr, darauf im Sommer eine heftige Krankheit, und dieſer furchtbare angreifende Winter haben mich ziemlich von meinem Ziel verſchlagen. An Vorſätzen und Entwürfen fehlte es zwar nicht, aber ich ſchwankte zu lange hin und her, und habe mich erſt ſeit einigen Monaten für eine neue Tragödie entſchieden, die mich wohl bis an's

Ende dieſes Jahres beſchäftigen wird *). Um dieſen Winter doch nicht ganz unthätig zu ſeyn, habe ich, da ich nichts Eigenes machen konnte, die **Phädra** von **Racine** überſetzt und ſpielen laſſen, **) und dieſe nicht ſo ganz leichte Arbeit hat mir eine angenehme Uebung gegeben. Zur Ankunft unſerer Erbprinzeſſin machte ich ein kleines Vorſpiel, ***) das ich Ihnen hier beilege. Es iſt ein Werk des Moments, und im Verlauf einiger Tage ausgedacht, ausgeführt und dargeſtellt worden. Eine Sammlung meiner Theaterſtücke, womit dieſen Sommer der Anfang gemacht wird, †) wird mit dieſem Vorſpiel, **Don Carlos** und der **Jungfrau von Orleans** eröffnet. —

Daß ich Anträge gehabt, mich in Berlin zu fixiren, wiſſen Sie, und auch, daß mich der Herzog von Weimar in die Umſtände geſetzt hat, mit Aiſance hier zu bleiben. Da ich nun auch für meine dramatiſchen Schriften mit **Cotta** und mit den Theatern gute Accorde gemacht, ſo bin ich in den Stand geſetzt, etwas für meine Kinder zu erwerben, und ich darf hoffen, wenn ich nur bis in mein funfzigſtes Jahr ſo fortfahre, ihnen die nöthige Unabhängigkeit zu verſchaffen. Sie ſehen, daß ich Sie ordentlich wie ein Hausvater unterhalte, aber ein ſolches Häuflein von Kindern, als ich um mich habe, kann einen wohl zum Nachdenken bringen. — Uebrigens leben wir hier in einem ſehr angenehmen Verhältniß, und ich habe es noch keinen Augenblick bereut, daß ich es dem Aufenthalt in Berlin vorgezogen habe. Wäre ich frei-

---

*) Den **Demetrius**.

**) S. dieſes Trauerſpiel in Schillers Werken. Bd. 12. S. 1 u. f.

***) **Die Huldigung der Künſte.** S. Schillers Werke. Bd. 11. S. 199 u. f.

†) Sie erſchien unter dem Titel: Fr. v. **Schiller's** Theater zu Tübingen 1805—1807 in 5 Bänden.

lich ein ganz unabhängiger Menſch, ſo würde ich dem Süden um vier Grade näher rücken.

Von unſrer literariſchen Welt kann ich Ihnen wenig berichten, denn ich lebe wenig mehr in ihr. Die ſpeculative Philoſophie, wenn ſie mich je gehabt hat, hat mich durch ihre hohlen Formeln verſcheucht; ich habe auf dieſem kahlen Gefilde keine lebendige Quelle und keine Nahrung für mich gefunden. Aber die tiefen Grundideen der Idealphiloſophie bleiben ein ewiger Schatz, und ſchon allein um ihretwillen muß man ſich glücklich preiſen, in dieſer Zeit gelebt zu haben. Um die poetiſche Production in Deutſchland ſieht es aber kläglich aus, und man ſieht wirklich nicht, wo eine Literatur für die nächſten dreißig Jahre herkommen ſoll. Auch nicht ein einziges neues Product der Poeſie weiß ich Ihnen ſeit langer Zeit zu nennen, was einen neuen Namen an der Spitze trüge, und was einem Freude machte. Dagegen regt ſich die unſelige Nachahmungsſucht der Deutſchen mehr als jemals, eine Nachahmung, die blos in einem idealiſchen Wiederbringen und Verſchlechtern des Urbildes beſteht. Solche Nachahmungen hat auch mein **Wallenſtein** und meine **Braut von Meſſina** vielfach hervorgebracht, aber man iſt auch nicht um einen Schritt weiter gefördert.

405.

An Goethe.

Weimar den 24. April 1805. *)

Die Anmerkungen **) leſen ſich vortrefflich, und auch unabhängig von dem Text, auf den ſie übrigens ein ſehr helles Licht verbreiten. Was über franzöſiſchen Geſchmack, über Autoren und Publikum überhaupt und mit einem Seitenblick auf unſer Deutſchland geſagt wird, iſt eben ſo glücklich und treffend, als die Artikel von Muſik und Muſikern, von Paliſſot und Andern für das commentirte Werk paſſend und unterrichtend ſind. Auch Voltaire's Brief an Paliſſot und Rouſſeau's Stelle über Rameau machen eine gute Figur.

---

*) Dieſer Brief, vierzehn Tag vor Schillers Tode geſchrieben, iſt wahrſcheinlich der letzte, der aus ſeiner Feder floß.

) Zu **Rameau's Neffen von **Diderot**.

Ich habe weniges zu bemerken gefunden und dieſes nur in Beziehung auf den Ausdruck, eine einzige kleine Stelle im Artikel Geſchmack ausgenommen, die mir nicht ganz einleuchtete. — Da mir dieſe Anmerkungen ſo gut als fertig ſcheinen, ſo wäre die Frage, ob ſie nicht gleich mit morgendem Poſttag abgehen könnten. Ich habe funfzehn Artikel darin gefunden, die für ſich ſelbſt intereſſiren, und ſchon die Hälfte dieſer Zahl würde die Anmerkungen gerechtfertigt haben. Auch ſchätz' ich ſie gedruckt auf wenigſtens drei Bogen, welches reichlich genug ausgeſtattet heißt.

Leben Sie recht wohl und immer beſſer. Vergeſſen Sie nicht, mir den Elpenor zu ſchicken *).

---

*) S. das Fragment dieſes Trauerſpiels in Goethe's Werken. (Vollſtändige Ausgabe letzter Hand) Bd. 10 S. 1 u. f.

Zeitz, 1834.
Gedruckt bei Immanuel Webel.

Supplemente

zu

Schiller's Werken.

Schiller's Briefe.

Erſter Band.

Briefe aus den Jahren 1780—1790.

Altenburg, 1846.
Verlag von H. A. Pierer.

Schiller's Briefe.

Mit
erläuternden Anmerkungen
herausgegeben
von
Dr. Heinrich Döring.

Erſter Band.
Briefe aus den Jahren 1780--1790.

Altenburg, 1846.
Verlag von H. A. Pierer.

G.H. BIBL. Z. WEIMAR.

Vorwort.

Wenigen Dichtern iſt die Liebe und Verehrung aller Gebildeten in höherem Maße zu Theil geworden, als dem unvergeßlichen Schiller. Die Zahl ſeiner Freunde und Verehrer hat ſich nicht vermindert, und noch immer giebt es Viele, welche jede Zeile von ihm als eine Reliquie betrachten. Dieſen aber werden neben der zwiefachen Sammlung von Supplementen, welche Eduard Boas und Karl Hoffmeiſter zu des Dichters Werken geliefert haben, auch die vorliegenden Briefe eine willkommene Erſcheinung ſein. Indem ſie des Dichters wechſelnde Schickſale ſchildern, bezeichnen ſie zugleich die veränderte Richtung ſeines Geiſtes in verſchiedenen Zeitperioden. Wem es aber um eine genaue Kenntniß ſeines äußern und innern Lebens zu thun iſt, dem kann durch eine bloße Auswahl von Briefen, mit Abkürzungen, nicht gedient ſein. Die vorliegende Sammlung glaubt auf eine gewiſſe Vollſtändigkeit Anſpruch machen zu können. Was dem Herausgeber an gedruckten und ungedruckten Quellen irgend zu Gebote ſtand, iſt gewiſſenhaft benutzt worden. Selbſt aus einer Periode in Schiller's Leben, aus der ſich gar keine brieflichen Mittheilungen erhalten haben ſollen, aus der Zeit ſeines Aufenthalts in Leipzig und Dresden*), findet der Leſer hier einige Briefe. In chronologiſcher Ordnung enthält die Sammlung, außer einigen Schreiben an den Herzog Karl von Würtemberg und an den Großherzog Karl Auguſt von Sachſen-Weimar gegen 700 Briefe, und zwar an die nachfolgenden Perſonen:

---

*) Nach K. Hoffmeiſter's Behauptung in ſeiner Schrift: Schiller's Leben, Geiſtesentwicklung und Werke. Stuttgart 1838. Th. I. S. 279.

Abel (J. Fr. v.),
Archenholz (J. W. v.),
Baggeſen (J.),
Beulwitz (C. v.),
Böttiger (K. A.),
Brachmann (C. L.),
Cotta (J. F.),
Dalberg (W. H. v.),
Fichte (J. G.),
Fiſchenich (B. L.),
Frankh (J.),
Frankh (Luiſe),
Göſchen (G. J.),
Goethe (J. W. v.),
Graff (F.).
Großmann (G. F. W.)
Hoven (F. W. v.),
Huber (L. F.),
Humboldt (W. v.),
Jacobi (F. H.),
Kant (J.),
Kirms (F.),
Klein (A. v.),
Koch (S. G.),
Körner (Chr. G.),
Kotzebue (A. v.)
Lengefeld (Frau v.),
Lengefeld (Charlotte v.),
Matthiſſen (F. v.),
Mereau (Sophie),
Meyer (J. H.),
Nöhden (G. H.),
Peterſen (J. W.),
Reinwald (W. F. H.),
Reinwald (Chriſtophine),
Rennſchüb.
Roche (Sophie la),
Rochlitz (F.),
Schiller (J. C.),
Schiller (Eliſ. Dor.),
Schlegel (A. W. v.),
Schütz (Chr. G.),
Schwan (Chr. F.),
Simanowitz (Mad.),
Streicher (J. A.),
Süvern (J. W.),
Unger (J. F.),
Wieland (Chr. M.),
Wolzogen (Frau v.),
Wolzogen (W. v.),
Zelter (K. F.),
Zumſteeg (J. R.).

Schiller's Briefe.

Briefe aus den Jahren 1780 — 1790.

I.

An Hoven[*]).

Stuttgart, den 15. Januar 1780.

Endlich bin ich von der heſtigen Beſtürzung über den traurigen Abſchied meines theuerſten Freundes wieder zu mir ſelbſt gekommen, und wage es, mein gepreßtes Herz durch Worte zu erleichtern. Gegen wen ſoll ich dieſes nun ſonſt thun, als gegen den Vater eines unſchätzbaren Sohnes, als gegen Sie, der Sie mich am beſten verſtehen. Ich will Sie nicht mit kahlen, froſtigen Tröſtungen betrüben, die nur allzuſehr ein kaltes, fühlloſes Herz verrathen; nein, ich will mit Ihnen über den verlornen Edlen weinen, denn ſein Verluſt iſt unerſetzlich und für Troſtgründe zu groß. Hören Sie es alſo noch einmal aus den Worten eines fühlenden Freundes, was Ihnen Ihr väterliches Herz ſchon tauſendmal wird geſtanden haben. Sie verloren einen werthen, liebenswürdigen Sohn, einen Jüngling, aus deſſen Geiſteskraft künftige Größe und Bewunderung geahnet wurde, einen Jüngling, deſſen empfindungsvolles, zärtliches Herz ihm die Liebe aller Menſchen erwarb, und jetzt durch das allgemeine Trauern Derer, die ihn kannten, auf das vollkommenſte gerechtfertigt wird, einen Jüngling voll der ſchönſten Hoffnungen, der ſchmeichelhafteſten Ausſichten, und der es werth war, der Stolz ſeines Vaters zu ſein, und der würdigſte unter uns Allen war, länger und glücklicher zu leben. Alles dies würden ſeine erbittertſten Feinde geſtehen müſſen. Er hatte keinen — aber was bleibt nun ſeinen Freunden noch übrig? was bleibt mir noch übrig?

---

[*]) Ein Troſtbrief bei dem Verluſt eines Knaben, von Schiller an den Vater ſeines Jugendfreundes F. W. v. Hoven geſchrieben.

Ja, ich kann es fühlen, was es heißt, ſeine ſchönſten Hoffnungen, die Freuden ſeines Lebens in einem Sarge dahintragen zu ſehen. Ich weiß, daß die Klagen, eines untröſtlichen Vaters gerecht ſind und weiß, daß die Klagen des Vaters, zu dem ich rede, zehnfach gerechter ſind, als aller Andern; denn ich empfand es, wie ſchwer es ſchon meinem zärtlichen Vater würde gefallen ſein, wenn dieſer Schlag mich getroffen hätte, da ich doch in keinem Stück auf den Werth Ihres lieben Sohnes Anſpruch machen darf. — Aber haben Sie Ihren Sohn denn verloren? Verloren? War er glücklich, und iſt er es jetzt nicht mehr? Iſt er zu bedauern, oder nicht vielmehr zu beneiden? Ich mache zwar dieſe Fragen einem geſchlagenen Vater, deſſen Seelenleiden ich freilich niemals nachempfinden kann; aber ich mache ſie auch einem Weiſen, einem Chriſten, der es weiß, daß ein Gott Leben und Tod verhängt, und daß ein ewig weiſer Rathſchluß über uns waltet. Was verlor er, das ihm nicht dort unendlich wieder erſetzt wird? Was verließ er, das er nicht dort freudig wiederfinden, ewig wieder behalten wird? Und ſtarb er nicht in der reinſten Unſchuld des Herzens, mit voller Fülle jugendlicher Kraft zur Ewigkeit ausgerüſtet, ehe er noch die Wechſel der Dinge, den beſtandloſen Tand der Welt beweinen durfte, wo ſo viele Pläne ſcheitern, ſo ſchöne Freuden verwelken, ſo viele Hoffnungen vereitelt werden? — Das Buch der Weisheit ſagt vom frühen Tod des Gerechten: „Seine Seele gefiel Gott, darum eilet er mit ihm aus dem böſen Leben; er iſt bald vollkommen worden und hat viele Jahre erfüllt. Er ward hingerückt, daß die Bosheit ſeinen Verſtand nicht verkehre, und falſche Lehre ſeine Seele betrüge.“ — So ging Ihr Sohn zu dem zurück, von dem er gekommen iſt; ſo kam er früher und rein erhalten dahin, wohin wir ſpäter, aber auch ſchwerer beladen mit Vergehungen, gelangen. Er verlor nichts und gewann Alles.

Beſter Vater meines geliebten Freundes! Das ſind nicht auswendig gelernte Gemeinſprüche, die ich Ihnen hier vorlege. Es iſt eigenes wahres Gefühl meines Herzens, das ich aus einer traurigen Erfahrung ſchöpfen mußte. Tauſendmal beneidete ich Ihren Sohn, wie er mit dem Tode rang, und ich würde mein Leben mit eben der Ruhe hingegeben haben, mit welcher ich ſchlafen gehe. Ich bin noch nicht ein und zwanzig Jahre alt, aber ich darf es Ihnen frei ſagen: die Welt hat keinen Reiz für mich mehr, ich freue mich nicht auf die Welt, und jener Tag meines Abſchieds aus der Akademie*), der mir vor wenig Jahren ein freudenvoller Feſttag würde geweſen ſein, wird mir einmal kein frohes Lächeln abgewinnen können. Mit jedem Schritt, den ich an Jahren gewinne, verliere ich immer mehr von meiner Zufriedenheit; je mehr ich mich dem reifen Alter nähere, deſto mehr wünſche ich als Kind geſtorben zu ſein. Wäre mein Leben mein eigen, ſo würde ich nach dem Tode Ihres theuren Sohnes geizig ſein. So aber gehört es einer Mutter und dreien ohne mich hülfloſen Schweſtern, denn ich bin der einzige Sohn, und mein Vater fängt an graue Haare zu bekommen.

Aber nun Sie? — Sind Sie nicht ein glücklicher Vater? Sie verloren einen Sohn, der Ihnen theuer war. Aber ſchon freut ſich ein zweiter, die doppelte ſüße Pflicht zu tragen, und dieſer allein war es auch würdig, die Stelle des Entriſſenen zu erſetzen. Er fühlt, was er Ihnen ſchuldig iſt, er ſtrengt alle Kräfte ſeines Geiſtes auf den einzigen Zweck an, und wird Ihnen zehnmal mehr leiſten, als ich meinem Vater jemals verſprechen kann. Weinen Sie über den Verluſt des würdigſten Jünglings, weinen Sie, denn er iſt Alles werth. Doch vergeſſen Sie niemals, daß Ihr anderer Sohn, ich darf keck ſagen, Ihr großer Sohn, dadurch beleidigt werden muß, wenn Sie Ihre Hoffnungen mit Jenem im Grabe verſcharren. — Und nun verzeihen Sie mir, wenn ich mich angemaßt, einen Vater zu tröſten, da ich ſelbſt noch ein unerfahrener Jüngling bin. Ich weiß, daß Sie Fülle des Troſtes aus Ihrem eigenen vortrefflichen Herzen und aus der Religion ſchöpfen können, und was ich hier ſagte, war mehr zu meiner Beruhigung, denn ich verlor in ihm einen herzlichen Freund. Aber es giebt ja eine Welt, wo die Getrennten ſich wieder vereinen. Dort werden Sie Ihren Sohn als einen verklärten Engel wieder umarmen, dort werd' ich Freudenthränen weinen am Halſe meines theuren, werthen Freundes. Stets ſoll mir ſein Andenken heilig ſein, und jede Spur von ihm eine Reliquie. Könnte ich Ihnen in mir einen zweiten Sohn, könnte ich Ihrem ältern Sohn einen Bruder ſchenken, ſo wollt' ich ſtolz auf mich ſelbſt ſein. Aber es ſoll mehr an meinen Kräften, nimmermehr an meinem Willen fehlen. Ich empfehle mich Ihnen und Ihrem ganzen Hauſe in ewige Gewogenheit und Freundſchaft und wünſche nichts mehr, als mich Ihren gehorſamſten Sohn nennen zu dürfen.

---

*) Der Karlsakademie zu Stuttgart. Schiller war in dieſelbe in ſeinem vierzehnten Lebensjahre (1772) getreten, und verließ ſie zu Ende des Jahres 1780.

2.

An Hoven*).

Stuttgart, den 1. Februar 1781.

Denke den Tauſendſakerments-Streich! Schon vierzehn Tage wart' ich auf Antwort und Geld von Dir, wegen des Carmen, von welchem Du gehört haben wirſt, und wundere mich, daß Du mir keins von beiden ſchickteſt. Geſtern finde ich Carmina und meinen Brief, den ich Dir geſchrieben habe, beim Logis-Changiren in meinen Scripturen noch zurück. Du ſollteſt ihn ſchon vor vierzehn Tagen bekommen. Iſt der Hunds.... mein Kerl, daran ſchuld. Nimm 's alſo nicht übel, Lieber, denn ich Alles zuerſt habe ſchicken wollen, daß Du durch dieſen Zufall zu

---

*) **Friedrich Wilhelm v. Hoven**, geboren 1760 zu Ludwigsluſt, ſtudirte gleichzeitig mit Schiller in der Karlsakademie zu Stuttgart. In dem Bericht, den Schiller auf Befehl des Herzogs Karl von Würtemberg über ſich und ſeine Mitzöglinge entwerfen mußte, wird auch **Hoven** geſchildert. S. **Karl Hoffmeiſter's** Supplemente zu Schiller's Werken. Bd. 4., S. 21 u. f. v. **Hoven** ſtarb am 6. Febr. 1838 als Königl. Baieriſcher Obermedicinalrath zu Nördlingen. Vergl. ſeine Selbſtbiographie. Nürnberg 1840.

kurz gekommen biſt. Weil Du nicht hier warſt, und ich wußte, daß Du dem Verſtorbenen und ſeinen Eltern gut warſt, ſo nahm ich's auf mich, Dich auch zuzuziehen, und wie wir die Carmina in's Trauerhaus ſchickten, ſo ſchrieb ich expreß Deinen Namen zu den unſrigen. Ich ſoll Dir auch von den Eltern tauſend Dank dafür abſtatten. Dieſer Dank koſtet Dich freilich 2 Fl. 12 Kr., denn ſo viel beträgt der Antheil eines Jeden, der aufgeſchrieben iſt, und Theil an dem Carmen nahm. NB. ich bin frei ausgegangen, wie die weite Luft. Weil aber alle Mediciner, ſelbſt Dr. Elwert, ungefragt dazu gezogen worden ſind, ſo nahm ich um ſo weniger Anſtand, in Deinem Namen zu conſentiren. Die Fata meiner Carmeſis verdienen eine mündliche Erzählung, denn ſie ſind zum Todtlachen. Ich ſpare ſie alle bis zum Wiederſehen auf. Endlich! Ich fange an, in Activität zu kommen, und das kleine hundsföttiſche Ding hat mich in der Gegend herum berüchtigter gemacht, als zwanzig Jahre Praxis. Aber es iſt ein Name, wie desjenigen, der den Tempel zu Epheſus verbrannte. Gott ſei mir gnädig! — Sei ſo gut und ſchicke mir mit dem nächſten Botentage das Geld, denn Drucker und Buchbinder überlaufen mich. Tauſend Complimente an Deinen vortrefflichen Herrn Vater, Mutter und Schweſter.

3.

An Peterſen*).

Stuttgart, den 12. März 1781.

Ich erwarte von Dir keine ſchale und ſuperficielle Anzeige des Guten und Fehlerhaften, ſondern eine eigentliche Zergliederung, nach dramatiſcher Behandlung, Verwicklung, Entwicklung, Charakteren, Dialog, Intereſſe u. ſ. w., und habe Dir deswegen auch das Stück communicirt, damit ich Deine Anmerkungen nutzen könne. Darum hoffe ich, wirſt Du thörichte Schmeicheleien bei Seite legen. Längſtens bis Sammſtag mußt Du mir's wieder zurückſchicken, und da ich weiß, daß Du wirklich nicht occupirt biſt, ſo hoff' ich das von Dir fordern zu können. Wenn die Recenſion unter ſechs Bogen iſt, ſo muß ich ſchon das Maul krümmen. Aber je größer ſie iſt, deſto begieriger bin ich, und deſto vergnügter machſt Du mich Deinen herzlichen Freund.

---

*) Johann Wilhelm Peterſen, geboren 1760 zu Zweibrücken, geſtorben am 21. Dec. 1815 als Unterbibliothekar der Königl. Bibliothek zu Stuttgart, war gleichzeitig mit Schiller Zögling der Karlsakademie. Unter der Chiffre P. lieferte er mehrere Aufſätze über Schiller's Bildungsgeſchichte im Morgenblatt. 1807. Nr. 164, Nr. 181 u. 182, N. 186, Nr. 201.

4.

An Peterſen.

Stuttgart, den 15. April 1781

Daß Du ſiehſt, wie viel mir an der Herausgabe meines Trauerſpiels gelegen iſt, und daß Du ſie, falls Du, wie ich hoffe, Deine Einwilligung dazu gegeben hätteſt, um ſo eifriger betreibſt, will ich Dich jetzt ſchriftlich nochmals an das erinnern, was Du von Hoven ſchon, nach allen Künſten des überredenden Kanzlers, gehört haben wirſt. — Der erſte und wichtigſte Grund, warum ich die Herausgabe wünſche, iſt jener allgewaltige Mammon, dem die Herberge unter meinem Dache gar nicht anſteht — das Geld. Stäudlin*) hat für einen Begen ſeiner Verſe einen Dukaten von einem Tübinger Verleger bekommen. Warum ſollt' ich für mein Trauerſpiel, das durch den neuen Zuſatz 12—14 Bogen eng gedruckt geben wird, von einem Mannheimer nicht eben ſo viel — nicht mehr bekommen? Was über 50 Gulden abfällt, iſt Dein. Du mußt aber nicht glauben, als ob ich Dich dadurch auf einem intereſſirten Weſen ertappen wollte (ich kenne Dich ja), ſondern das haſt Du treu und redlich verdient, und kannſt es brauchen. — Der zweite Grund iſt, wie leicht zu begreifen, das Urtheil der Welt, dasjenige, was ich und wenige Freunde mit vielleicht übertrieben günſtigen Augen anſehen, dem unbeſtochenen Richter, dem Publikum preiszugeben. Dazu kommt noch die Erwartung, die Hoffnung und Begierde, welches Alles mir meinen Aufenthalt im Lande der Prüfung verkürzen und verſüßen, und mir die Grillen zerſtreuen ſoll. Ich möchte natürlicherweiſe auch wiſſen, was ich für ein Schickſal als Dramatiker, als Autor zu erwarten habe. Und dann endlich ein dritter Grund, der ganz ächt, iſt dieſer. Ich habe einmal in der Welt keine andere Ausſicht, als in einem Fache zu arbeiten, d. h. ich ſuche mein Glück und meine

---

*) Georg Friedrich Stäudlin, geboren 1758 zu Stuttgart, wurde Kanzleiadvocat in ſeiner Vaterſtadt, und fand den Tod 1796 bei Straßburg im Rhein. Schiller zerfiel mit ihm, es iſt nicht bekannt warum, und die Anthologie auf das

---

Jahr 1782 ſollte den von Stäudlin herausgegebenen Muſenalmanach unterdrücken oder „zermalmen," wie ſich Schiller ſelbſt darüber ausdrückt. S. Karl Hoffmeiſter: Schiller's Leben, Geiſtesentwicklung und Werke im Zuſammenhang. Th. 1. S. 100.

Beſchäftigung in einem Amt, wo ich meine Phyſiologie und Philoſophie durchſtudire und nützen kann, und wenn ich etwas dreiſter ſchreibe, ſo iſt es in dieſem Fache. Schriften aus dem Felde der Poeſie, Tragödie u. ſ. w. werden meinen Plan, Profeſſor der Phyſiologie und Medicin zu werden, eher hinderlich ſein; daher ſuche ich ſie hier ſchon wegzuräumen.

Schreibe mir alſo, liebſter Freund, ob und wie Du geſonnen biſt. Daß es herauskomme, iſt nicht zu beſorgen. Meinerſeits ſoll die genaueſte Vorſicht beobachtet werden. Und geſchieht es, ſo iſt es immer Zeit, daß Du Deiner Brüder einen als Autor ausſtreuen kannſt. Daß Du Dich ſelbſt nennſt, will ich Dir nicht zumuthen; auch wäre es zu ſchmeichelhaft von meinem Product gedacht. — Vergiß auch das Geld für die Bücher nicht, denn ich und Karl haben's wirklich ſehr nöthig. Betreibe es ja. Vier bis fünf Gulden kannſt Du doch immer dafür erhalten.

5.

An Dalberg[*]).

Stuttgart, den 20. Juni 1781.

Sie haben die Beſcheidenheit eines Schriftſtellers durch die ſtolzen Prädicate, die Sie mir in der ſchmeichelhafteſten Zuſchrift beizulegen beliebten, auf die ſchlüpfrigſte Spitze geſtellt, indem ſolche durch das Anſehn des Kenners, von dem ſie ſtammen, beinahe das Gepräge der Unfehlbarkeit haben müßten, wenn ich dieſelben für etwas anderes, als bloße Aufmunterung meiner Muſe anſehen könnte. Mehr läßt mich die tiefſte Ueberzeugung von meiner Schwäche nicht denken. Gewiß aber, wenn meine Kräfte jemals an ein Meiſterſtück hinaufklettern können, ſo dank' ich es Ihrem wärmſten Beifall allein, ſo dankt es Ihnen auch die Welt. — Ich habe ſchon ſeit mehrern Jahren das Glück gehabt, Sie aus öffentlichen Blättern zu kennen, und ſchon damals zog der Glanz des Mannheimer Theaters meine ganze Aufmerkſamkeit an. Auch geſteh' ich, war es, ſeitdem ich einen dramatiſchen Genius näher in mir fühle, ein Lieblingsgedanke, mich dereinſt zu Mannheim, dem Paradies dieſer Muſe, zu etabliren, welches aber durch meine nähere Verbindung mit Würtemberg erſchwert werden dürfte.

---

[*]) **Wolfgang Heribert Freiherr von Dalberg**, geboren 1750, geſtorben 1806 zu Mannheim, war Intendant der dortigen Bühne, ſpäterhin Großherzogl. Badenſcher Oberhofmeiſter und Staatsminiſter. Aus ſeinem Nachlaſſe erſchienen die an ihn gerichteten Briefe Schiller's aus den Jahren 1781 — 1785. Karlsruhe 1819.

Der gütige Vorſchlag in Rückſicht auf meine Räuber und die noch in Zukunft zu verfertigenden Stücke iſt mir unendlich wichtig, und dürfte zu ſeiner Zeitigung wohl einer genauern Kenntniß der Particular-Oekonomie von Ihrem Theater, wie der Herren Schauſpieler und dem non plus ultra der Theatermechanik, mit Einem Wort einen lebendigen Augenſchein erfordern, den ich aus dem Stuttgarter Stadttheater niemals werde abſtrahiren können, das noch im Stande der Minderjährigkeit iſt. Leider ſetzen mich ökonomiſche Verhältniſſe außer Stand, viele Reiſen zu machen, die ich jetzt um ſo freudiger und gewiſſer unternehmen würde, da ich noch einige fruchtbare Ideen für das Mannheimer Theater Ihnen zu communiciren die Ehre haben möchte.

6.

An Dalberg.

Stuttgart, den 17. Auguſt 1781.

Nunmehr bin ich in Stand geſetzt, ernſtlich und mit Muße an die Theatraliſirung meiner Räuber zu denken, und hoffe, die ganze veränderte Auflage innerhalb vierzehn Tagen zu Stande zu bringen. Weil mir ſchon vorher, ehe Sie mich einer gütigen Zuſchrift gewürdigt hatten, von Herrn Hofkammerrath Schwan*) gewiſſe Propoſitionen in Abſicht auf dieſes Schauſpiel gemacht worden ſind, ſo konnte ich nicht umhin, demſelben Ihre neuen Anträge zu wiſſen zu thun, und ihn, weil ich mich ſchon anfänglich etwas mit ihm eingelaſſen, deshalb um Rath zu fragen. Ich bin ſo frei, Ihnen in der Beilage ſeine Antwort zuzuſchicken, woraus Sie meine Verhältniſſe zu ihm und ſeine Meinung über den Punkt zur Genüge abnehmen können. Ich befolge auch inſofern den freundſchaftlichen

---

*) Chriſtian Friedrich Schwan, geboren 1734 zu Prenzlau, war Buchhändler zu Mannheim, und ſtarb am 29. Juni 1815 als Privatgelehrter zu Heidelberg. Er hat eine große Zahl von Schauſpielen und Opern aus dem Franzöſiſchen für die deutſche Bühne bearbeitet.

Rath dieſes Mannes, und erſuche Sie unterthänig, mich mit einer nähern Erklärung über dieſes und die zukünftig zu edirenden Schauſpiele, wie Sie es damit gehalten zu haben wünſchen, gütigſt zu beehren, damit ich in den Stand geſetzt werde, dem Hofkammerrath eine entſcheidende Antwort zu geben. Zwei Fragen unterſteh' ich mich beſonders zu bemerken: 1) Ob ich mit Ihnen ſelbſt zu tractiren die Ehre haben werde, und 2) ob ſich auch alle meine in Zukunft zu verfertigenden Schriften, ſie ſeien dramatiſch oder nicht, unter gleichen Bedingungen darunter befinden? — Noch bin ich frei und ungebunden, und werde es für ein ausnehmendes Glück ſchätzen, mich Ihrer wärmſten Literaturliebe mit allem, was ich bin, zu eigen zu machen. Mehreres wünſche ich Ihnen perſönlich ſagen zu dürfen, auf welchen Augenblick ich mir auch das Vergnügen vorbehalte, Sie meiner feurigſten Verehrung zu verſichern.

Beilage.

(Brief des Buchhändlers Schwan an Schiller.)

Mannheim, den 11. Auguſt 1781.

Bei meiner Freundſchaft denke ich nie an den Kaufmann. Ich liebe und ehre den Mann und die Sache um des Mannes und der Sache willen, ohne die mindeſte Abſicht auf Intereſſe. Dies iſt nun auch der Fall zwiſchen uns Beiden. Hören Sie deshalb, was ich Ihnen als Freund rathe. Ohne ſich gleich anfangs die Hände zu binden, laſſen Sie ſich einmal Vorſchläge von dem Herrn von Dalberg thun. Sie können ihm dabei nicht undeutlich zu verſtehen geben, wie Sie gegen mich geſinnt ſind. Vielleicht macht man Ihnen Vortheile, die ich Ihnen nicht machen könnte, und dann würde ich Ihnen ſelbſt rathen, dort zu entriren. Nur laſſen Sie ſich mit Niemand anders, wer es auch ſei, ein, als unmittelbar mit dem Herrn von Dalberg ſelbſt. Er iſt ein rechtſchaffener, braver Herr, um den es mir leid thut, daß er ſich mit gewiſſen Leuten eingelaſſen hat, von denen, wenn aus zweien Uebeln eins gewählt werden muß, ich lieber wünſchte, daß ſie meine Feinde, als daß ſie meine Freunde ſeien. Wenigſtens hätte ich von den Letztern weniger Ehre. Ich war der Erſte, der den Herrn von Dalberg mit den Räubern bekannt machte. Voll Enthuſiasmus lief ich gleich zu ihm, als ich von Ihnen die erſten ſieben Bogen erhielt, und las ſie ihm brühwarm vor, und es reut mich nicht, Sie mit dieſem Manne bekannt gemacht zu haben, der eben ſo viel durch ſeine eignen Verdienſte als durch ſeinen Stand der pfälziſchen Literatur Ehre macht, und den ich eben ſo ſehr ſchätze, als er mich, von übeln Rathgebern geleitet, ſeit einiger Zeit verkennt. Ohne ihn würde unſer hieſiges Theater ſchon längſt nicht mehr ſein, was es iſt, und da er reich genug iſt, um aus Liebe zum Guten einigen Verluſt von ſeinen eignen Mitteln nicht zu achten, ſo wird er auch den Schaden, den er am Ende bei dem ihm zum Nutzen der Theatercaſſe von dem Herrn Profeſſor Klein vorgeſchlagenen eignen Verlag der für die hieſige Bühne bearbeiteten Schauſpiele ſicher leiden muß, leicht verſchmerzen. Doch das geht Sie, mein Freund, nichts an. Wenn Sie gut und richtig bezahlt werden, woran Sie, ſobald Sie mit Herrn von Dalberg ſelbſt zu thun haben, nicht zweifeln dürfen, ſo kümmert Sie das Uebrige wenig. Daß Ihre Arbeiten nicht bekannt werden ſollten, weil Sie keinen Buchhändler zum Verleger haben, daran zweifeln Sie nicht. Es wird gleich aller Orten Nachdrücke genug geben; denn ſo ſehr auch ſolide Handlungen gegen den unerlaubten Nachdruck eifern, ſo iſt es doch einmal bei der Buchhandlung als ein Grundſatz angenommen, daß man Recht und Befugniß habe, Alles nachzudrucken, was nicht von Buchhändlern ſelbſt verlegt worden iſt. Freilich wird das nun dem Herrn von Dalberg oder vielmehr ſeinem Verleger nicht ſchmecken. Aber das iſt nun nicht anders; Jeder bleibe bei ſeinem Beruf. Ich für mein Theil werde mich freilich nie damit abgeben; aber es giebt Andere genug, die das thun. Iſt mir doch die Agnes Bernauerin, wovon ich die ganze Auflage an mich gekauft, an drei Orten nachgedruckt worden, und ich mußte bei jedem die Entſchuldigung gelten laſſen, daß kein Name eines Buchhändlers als Verleger auf dem Titel ſtehe, und es alſo res nullius ſei. Doch was unterhalte ich Sie mit allen den Sachen? Verzeihen Sie dem Buchhändler dieſe Abſchweifung. Das Ihnen durch den Poſtwagen überſandte durchſchoſſene Exemplar der Räuber, nebſt meinen Anmerkungen, werden Sie erhalten haben. Ich bitte Sie nochmals, es für nichts als Anmerkungen anzuſehen. Geſtern erhielt ich einen Brief von dem Director der Regensburger Schaubühne. Er hat auch ſchon angefangen, das Stück für das Regensburger Theater zu bearbeiten. „Ich werde aber," ſchreibt er, „damit warten, bis Sie mir die veränderte Ausgabe, wozu, wie Sie mir ſchreiben, der Verfaſſer ſelbſt Hoffnung macht, ſchicken, um zu ſehen, wie weit ich von der Meinung des Verfaſſers abgewichen oder entfernt bin." Ich hielt mich im vorigen Monate zehn Tage bei meinem alten Freunde, dem Reichshofrath von Berberich auf ſeinem Landhauſe in Dieburg auf. Dieſer Herr iſt Intendant der Regensburger Schaubühne. Auch da las ich die Räuber vor, und die ganze Geſellſchaft wünſchte das Stück aufgeführt zu ſehen. Daher der Einfall des Directors Schopf, es zu bearbeiten. Er wird aber nun damit zurückhalten.

7.

An Dalberg.

Stuttgart, den 6. October 1781.

Hier erſcheint endlich der verlorene Sohn oder die umgeſchmolzenen Räuber. Freilich habe ich nicht auf den Termin, den ich ſelbſt feſtſetzte, Wort gehalten, aber es bedarf nur eines flüchtigen Blicks auf die Menge und Wichtigkeit der Veränderungen, um mich gänzlich zu entſchuldigen. Dazu kommt noch, daß eine Ruhrepidemie in meinem Regiments-Lazareth mich von meinen otiis poeticis ſehr oft abrief. Nach vollendeter Arbeit darf ich Sie verſichern, daß ich mit weniger Anſtrengung des Geiſtes und gewiß mit noch weit mehr Vergnügen ein neues Stück, ja ſelbſt ein Meiſterſtück ſchaffen wollte, als mich der nun gethanen Arbeit nochmals unterziehen. Hier mußte ich Fehlern abhelfen, die in der Grundlage des Stücks ſchon nothwendig wurzeln, hier mußt' ich an ſich gute Züge den Grenzen der Bühne, dem Eigenſinne des Parterre, dem Unverſtand der Gallerie, oder ſonſt leidigen Convenienzen aufopfern, und einem ſo durchdringenden Kenner, wie ich in Ihnen zu verehren weiß, wird es nicht unbekannt ſein können, daß es, wie in der Natur, ſo auf der Bühne, für

Eine Idee, Eine Empfindung, auch nur Einen Ausdruck, Ein Colorit gibt. Eine Veränderung, die ich in Einem Charakter vornehme, giebt oft dem ganzen Charakter, und folglich auch ſeinen Handlungen und der auf dieſen Handlungen ruhenden Mechanik des Stücks eine andere Wendung. Alſo Herrmann. Wiederum ſtehen die Räuber im Original unter ſich in lebhaftem Contraſt, und gewiß wird ein Jeder Mühe haben, vier oder fünf Räuber contraſtiren zu laſſen, ohne in einem von ihnen gegen die Delicateſſe des Schauſpiels anzurennen. Als ich es Anfangs dachte, und den Plan davon bei mir entwarf, dacht' ich mir die theatraliſche Darſtellung hinweg. Daher kam es, daß Franz als ein räſonnirender Böſewicht angelegt worden: eine Anlage, die, ſo gewiß ſie den denkenden Leſer befriedigen wird, ſo gewiß den Zuſchauer, der vor ſich nicht philoſophirt, ſondern gehandelt haben will, ermüden und verdrießen muß. In der veränderten Auflage konnte ich dieſen Grundriß nicht über'n Haufen werfen, ohne dadurch der ganzen Oekonomie des Stücks einen Stoß zu geben. Ich ſehe alſo mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit voraus, daß Franz, wenn er nun auf der Bühne erſcheinen wird, die Rolle nicht ſpielen werde, die er beim Leſen geſpielt hat. Dazu kommt noch, daß der hinreißende Strom der Handlung den Zuſchauer an den feinen Nüancen vorüberreißt, und ihn alſo um wenigſtens den dritten Theil des ganzen Charakters bringt. Der Räuber Moor dürfte auf dem Schauplatz Epoche machen. Einige wenige Speculationen, die aber auch als unentbehrliche Farben in dem ganzen Gemälde ſpielen, weggerechnet, iſt er ganz Handlung, ganz anſchauliches Leben. Spiegelberg, Schweizer, Herrmann u. ſ. w. ſind im eigentlichen Verſtande Menſchen für den Schauplatz, weniger Amalie und der Vater.

Ich habe ſchriftliche, mündliche und gedruckte Recenſionen zu benutzen geſucht. Man hat mehr von mir gefordert, als ich leiſten konnte; denn nur dem Verfaſſer eines Stücks, zumal wenn er ſelbſt noch Verbeſſerer wird, zeigt ſich das non plus ultra vollkommen. Die Verbeſſerungen ſind wichtig, verſchiedene Scenen ganz neu, und, meiner Meinung nach, des ganzen Stückes werth. Darunter gehören Herrmanns Gegenintriguen, die Franzens Plan untergraben, ſeine Scene mit dieſem, die in der erſten Ausarbeitung (nach dem vollkommenen Sinn meines Erfurter Recenſenten) gänzlich und ſehr unglücklich vergeſſen worden. Doch hat mein Recenſent den Ausgang dieſer Unterhandlung anders erwartet, aber ich bin überzeugt, mit weniger Gründen, als ich dieſen Ausgang, wie er jetzt iſt, für recht hielt. Die Scene mit Amalien im Garten iſt um einen Akt zurückgeſetzt worden, und meine guten Freunde ſagen, daß ich im ganzen Stück keinen beſſern Akt dazu hätte wählen können, als dieſen, keine beſſere Zeit, als einige Augenblicke vor

Moor's Scene mit Amalien. Franz iſt der Menſchheit etwas näher gebracht, aber der Weg dazu iſt etwas ſeltſam. Eine Scene, wie ſeine Verurtheilung im fünften Akt, iſt meines Wiſſens auf keinem Schauplatz erlebt, eben ſo wenig als Amaliens Aufopferung durch ihren Geliebten. Die Kataſtrophe des Stücks deucht mich nun die Krone deſſelben zu ſein. Moor ſpielt ſeine Rolle ganz aus, und ich wette, daß man ihn nicht in dem Augenblicke vergeſſen wird, wo der Vorhang gefallen iſt.

Wenn das Stück zu groß ſein ſollte, ſo ſteht es in der Willkühr des Theaters, Raiſonnements abzukürzen, oder hie und da etwas, unbeſchadet des ganzen Eindrucks, hinwegzuthun. Aber dawider proteſtire ich höflich, daß beim Druck etwas hinweggelaſſen wird; denn ich hatte meine guten Gründe zu Allem, was ich ſtehen ließ, und ſo weit geht meine Nachgiebigkeit gegen die Bühne nicht, daß ich Lücken laſſe, und Charaktere der Menſchheit für die Bequemlichkeit der Spieler verſtümmle.

In Abſicht auf die Wahl der Kleidung, erlauben Sie mir die unmaßgebliche Bemerkung: ſie iſt in der Natur eine Kleinigkeit, niemals auf der Bühne. Meines Räubers Geſchmack darin wird nicht ſchwer zu treffen ſein; doch bin ich auch auf dieſe Kleinigkeit äußerſt begierig, wenn ich ſo glücklich bin, Zeuge der Vorſtellung zu ſein. Einen Buſch trägt er auf dem Hut, denn dies kommt namentlich im Stück vor, zu der Zeit, da er ſein Amt niederlegt. Ich gebe ihm auch einen Stock dazu. Seine Kleidung müßte immer edel, ohne Zierung, nachläſſig, doch nicht leichtſinnig ſein. Ein vortrefflicher junger Componiſt arbeitet an einer Symphonie für meinen verlorenen Sohn; ich weiß, daß ſie meiſterlich wird. Sobald ſie fertig iſt, bin ich ſo frei, ſie Ihnen zu offeriren.

Nun entſchuldigen Sie auch die ungleiche Handſchrift, das Incorrecte der Schreibart. Ich eilte, Ihnen das Stück zu ſchicken, und darum zweierlei Hand, und darum nahm ich mir auch nicht Zeit, daſſelbe zu corrigiren. Mein Copiſt hat, nach Gewohnheit aller beſſer wiſſenwollenden Schreiber, die Orthographie oft erbärmlich mißhandelt.

8.

An Hoven.

Stuttgart, den 17. October 1781.

Peterſen wird Dir von meinem vorhabenden Almanach oder beſſer Anthologie*) ſchon geſagt haben. Du haſt ihm eine Romanze geſchickt, die ich ſchlechterdings nicht brauchen kann, weil ſie die theologiſche Cenſur nicht paſſirt, und das ganze Inſtitut hintertreiben könnte. Sei alſo ſo gut und verfertige etwas Anderes, das wider die Intoleranz unſerer Cenſur nicht ſo ſchnurgerade anrennt. Schicke mir auch Deinen Oſſianiſchen Sonnengeſang und gute Epigramme. Ueberhaupt laß Deine deutſche Muſe nicht für uns verloren gehen. Ich lege es Dir nahe, Lieber, weil ich es für einen wahren Verluſt rechnen würde, wenn Du nicht bei uns entrirteſt. Vier Bogen ſind gedruckt und zwar ſehr ſchön, auf dem ſchönſten Papier. Komm überhaupt dieſer Tage hieher, und dann das Weitere.

---

*) Anthologie auf das Jahr 1782. Tobolsko (Stuttgart) 8. Vergl. über dies Werk K. Hoffmeiſter: Schiller's Leben, Geiſtesentwicklung und Werke. Th. I. S. 100 u. f.

9.

An Dalberg.

Stuttgart, den 3. November 1781.

Die mit höchſter Begierde erwartete Antwort und Kritik meines verlorenen Sohnes habe ich richtig erhalten, und bedaure nur, daß die Verzögerung derſelben ihren Grund in einer Krankheit gehabt hat, von der ich Sie von ganzem Herzen befreit wünſche. Das, was Ihnen darin tadelnswerth geſchienen, konnte ich freilich ſelbſt nicht ſo leicht finden, weil mir ſowohl gewiſſe Theaterbeziehungen unbekannt ſind, als auch das Stück ſelbſt in einer allzugroßen Nähe ſteht, daß der kritiſche Verſtand, der ſein Object nothwendig in perſpectiviſcher Entfernung geſtellt haben muß, über viele Nüancen hinweggleitet. Dies Einzige kam mir befremdend vor, daß Sie die poetiſche Seite des Stücks in der Umarbeitung ungern vermiſſen, welche meinem Bedünken nach jederzeit mit Vortheil von einem Theaterſtück wegbleiben kann.

Das günſtige Urtheil über die Verdammung Franzens iſt mir um ſo angenehmer, da ich es weniger bei dieſem Falle, als etwa bei der Ermordung Amaliens und ihrer Situation mit dem Räuber im vierten Akt erwartet hätte. Theatraliſch mag es immerhin von der auffallendſten Wirkung ſein. Daß Sie die Amalie lieber erſchießen, als erſtechen laſſen wollen, gefällt mir ungemein, und ich willige mit Vergnügen in dieſe Veränderung. Der Effect muß erſtaunlich ſein, und kommt mir auch räubermäßiger vor. Was ſonſtige Abänderungen betrifft, ſo ſtelle ich es Ihrem Gutbefinden anheim, damit zu ſchalten und zu walten, wie Sie wollen. Freilich wünſchte ich zuweilen auch ein Wort zur Beleuchtung gewiſſer Stellen ſprechen zu dürfen.

Wenn ich Ihnen auf die Frage: ob das Stück nicht mit Vortheil in ſpätere Zeiten zurückgeſchoben werden könnte, meine unmaßgebliche Meinung ſagen darf, ſo geſtehe ich, ich wünſchte dieſe Veränderung nicht. Alle

Charaktere ſind zu aufgeklärt, zu modern angelegt, daß das ganze Stück untergehen würde, wenn die Zeit, worin es geführt wird, verändert würde. Doch meine Meinung iſt vielleicht zu einſeitig, und ſoll auch nicht binden. Sonſt wüßte ich nichts zur Legitimation meiner Umarbeitung hinzuzuſetzen, wenigſtens nichts, was ſich leicht in die Grenzen eines Briefs einſchränken ließe. Lebendiger und anſchauender wäre vielleicht öfters meine Rechtfertigung bei einzelnen Paſſagen ſelbſt, denn ich erinnere mich noch wohl, daß es mich hie und da eine kleine Anſtrengung gekoſtet hat, ſo und nicht anders zu handeln. Uebrigens unterwerfe ich meine Arbeit gänzlich dem Urtheil der Kenner, und habe alſo zu der Kritik des vornehmſten unter dieſen kein Wort hinzuzufügen.

10.

An Dalberg.

Stuttgart, den 12. December 1781.

Mit der von Ihnen in Rückſicht auf den Verlag meines Schauſpiels getroffenen Veränderung bin ich vollkommen zufrieden, beſonders da ich ſehe, daß durch dieſelbe zwei von ſich ſehr verſchieden geweſene Intereſſen vereinigt werden ſind, ohne jedoch, wie ich hoffe, die Folgen und den Succeß meines Schauſpiels zu unterdrücken. Sie berühren einige ſehr wichtige Veränderungen, die meine Arbeit von Ihren Händen erlitten hat, und ich finde dieſe Sache in Anſehung meiner wichtig genug, etwas weitläufig dabei zu ſein. Gleich Anfangs geſtehe ich Ihnen aufrichtig, daß ich die Zurückſetzung der Geſchichte meines Stücks in die Epoche des geſtifteten Landfriedens und unterdrückten Fauſtrechts — die ganze dadurch wohlerrungene neue Anlage des Schauſpiels für unendlich beſſer als die meinige halte, und halten muß, wenn ich vielleicht dadurch mein ganzes Schauſpiel verlieren ſollte. Allerdings iſt der Einwurf, daß ſchwerlich in unſrem hellen Jahrhundert, bei unſrer abgeſchliffenen Polizei und Beſtimmtheit der Geſetze eine ſolche meiſterloſe Rotte gleichſam im Schooß der Geſetze entſtehen, noch viel weniger einwurzeln und einige Jahre aufrecht ſtehen konnte. — Allerdings iſt dieſer Einwurf gegründet, und ich wüßte nichts dagegen zu ſagen, als die Freiheit der Dichtkunſt, die Wahrſcheinlichkeiten der wirklichen Welt in den Rang der Wahrheit, und die Möglichkeit derſelben in den Rang der Wahrſcheinlichkeit erheben zu dürfen. Dieſe Entſchuldigung befriedigt allerdings die Größe des Gegentheils nicht. Wenn ich Ihnen aber dieſes zugebe — und ich gebe es mit Wahrheit und ungeheuchelter Ueberzeugung zu — was wird folgen? Gewiß nichts anderes, als daß mein Schauſpiel einen großen Fehler bei der Geburt bekommen, einen eigentlichen angebornen Fehler, den die Hand der feinſten Chirurgie ewig nicht ausmerzen wird — einen Fehler, den es, wenn ich ſo ſagen darf, in's Grab mitnehmen muß, weil er in ſein Grundweſen verflochten iſt, und nicht ohne Deſtruction des Ganzen aufgehoben werden kann. Ich will mich näher zu erklären wagen.

I. Sprechen alle meine Perſonen zu modern, zu aufgeklärt für die damalige Zeit. Der Dialog iſt gar nicht derſelbe. Die Simplicität, die uns der Verfaſſer des Götz von Berlichingen ſo lebhaft gezeichnet hat, fehlt ganz. Viele Tiraden, kleine und große Züge, Charaktere ſogar ſind aus dem Schooß unſrer gegenwärtigen Welt herausgehoben, und taugten nichts in dem Maximilianiſchen Zeitalter. Mit Einem Worte, es ginge bald dem Stück wie einem Holzſtich, den ich in einer Ausgabe des Virgil gefunden. Die Trojaner hatten ſchöne Huſarenſtiefeln, und der König Agamemnon führte ein Paar Piſtolen in ſeinem Halfter. Ich beginge ein Verbrechen gegen die Zeiten Maximilians, um einem Fehler gegen die Zeiten Friedrichs II. auszuweichen.

II. Meine ganze Epiſode mit Amaliens Liebe ſpielte gegen die einfache Ritterliebe der damaligen Zeit einen abſcheulichen Contraſt. Amalie müßte ſchlechterdings in ein Ritterfräulein umgeſchmolzen werden, und Sie ſehen ſelbſt, dieſer Charakter, dieſe Gattung Liebe, die in meiner

Arbeit herrſcht, iſt in das ganze Gemälde des Räuber Moor, ja in das ganze Stück ſo tief und allgemein hinein colorirt, daß man das ganze Gemälde übermalen muß, um es auszulöſchen. So verhält es ſich auch mit dem ganzen Charakter Franzens, dieſem ſpeculativen Böſewicht, dieſem metaphyſiſch-ſpitzfindigen Schurken. Ich glaube mit einem Worte ſagen zu können, dieſe Verſetzung meines Stücks, welche ihm vor der Ausarbeitung den größten Glanz und die höchſte Vollkommenheit würde gegeben haben, macht es nunmehr, da es ſchon angelegt und vollendet iſt, zu einem fehlerhaften und anſtößigen Quodlibet, zu einer Krähe mit Pfauenfedern. Verzeihen Sie dem Vater dieſe eifrige Fürſprache für ſein Kind. Es ſind nur Worte, und allerdings kann jedwedes Theater mit den Schauſpielen anfangen, was es will; der Autor muß ſich's gefallen laſſen, und ein Glück iſt es für den Verfaſſer der Räuber, daß er in die beſten Hände gefallen iſt. Dies Einzige werd' ich mir von Herrn Schwan ausbedingen, daß er es wenigſtens nach der erſten Anlage druckt. Auf dem Theater prätendire ich keine Stimme.

Die zweite Hauptveränderung mit der Ermordung Amaliens intereſſirt mich faſt noch mehr. Glauben Sie mir, es war dies derjenige Theil meines Schauſpiels, der mich auch am meiſten Anſtrengung und Ueberlegung gekoſtet hat, davon das Reſultat kein anderes war, als dieſes, daß Moor ſeine Amalie ermorden muß, und daß dieſes eine poſitive Schönheit ſeines Charakters iſt, die einerſeits den feurigſten Liebhaber, andrerſeits den Banditenführer mit dem lebhafteſten Colorit auszeichnet. Doch ich würde die Rechtfertigung dieſer Rolle in keinem Briefe erſchöpfen. Uebrigens ſind die wenigen Worte, darin Sie in Ihrem Briefe Meldung gethan, vortrefflich, und der ganzen Situation werth. Ich würde ſtolz darauf ſein, ſie gemacht zu haben. Da mir Herr Schwan auch ſchreibt, das Stück würde mit der Muſik und den unentbehrlichſten Pauſen gegen fünf Stunden ſpielen — eine zu lange Zeit für ein Stück — ſo wird eine zweite Beſchneidung an demſelben vorgenommen werden müſſen. Ich wünſchte nicht, daß Jemand anders, als ich, ſich dieſer Arbeit unterzöge, und ich ſelbſt kann es nicht ohne die Anſchauung einer Probe oder der erſten Vorſtellung ſelbſt. Wenn es möglich wäre, daß Sie die Generalprobe des Stücks wenigſtens zwiſchen dem 20. bis 30. dieſes Monats zu Stande brächten, und mir die wichtigſten Unkoſten einer Reiſe zu Ihnen vergüteten, ſo hoffte ich in etlichen Tagen das Intereſſe des Theaters und das meinige vereinigen, und dem Stück die theatraliſche Rundung geben zu können, die ſich nicht ohne wirkliche Gegenwart bei der Aufführung geben läßt. Ueber dieſes bäte ich mir dieſer Tage einen gütigen Aufſchluß aus. So würde ich mich auf den Fall vorzuſehen wiſſen. Herr Schwan ſchreibt mir, daß ein Baron von Gemmingen ſich die Mühe genommen, und meinem Stück die Ehre gegeben habe, es vorzuleſen. Ich höre auch, daß dieſer Herr von Gemmingen Verfaſſer des deutſchen Hausvaters ſei. Ich wünſchte die Ehre zu haben, dieſem Manne zu verſichern, daß ich eben dieſen Hausvater ungemein gut gefunden, und einen vortrefflichen Mann und ſehr ſchönen Geiſt darin bewundert habe. Doch was liegt dem Verfaſſer des deutſchen Hausvaters an dem Geſchwätz eines jungen Candidaten? — Uebrigens wenn ich je das Glück habe, einem von Dalberg zu Mannheim meine Wärme und Verehrung zu bezeugen, ſo will ich mich auch in die Arme jenes drängen, und ihm ſagen, wie lieb mir ſolche Seelen ſind, wie Dalberg und Gemmingen. Den Gedanken mit dem kleinen Avertiſſement vor Aufführung des Stücks finde ich fürtrefflich, und ſende Ihnen daher in der Beilage einen Verſuch.

(Beilage.)

Die Räuber, ein Schauſpiel.

Das Gemälde einer verirrten großen Seele — ausgerüſtet mit allen Gaben zum Fürtrefflichen, und mit allen Gaben verloren. Zügelloſes Feuer und ſchlechte Cameradſchaft verdarben ſein Herz — riſſen ihn von Laſter zu Laſter — bis er zuletzt an der Spitze einer Mordbrennerbande ſtand, Greuel auf Greuel häufte, von Abgrund zu Abgrund ſtürzte, in alle Tiefen der Verzweiflung. — Groß und majeſtätiſch im Unglück, und durch Unglück gebeſſert, rückgeführt zum Fürtrefflichen. Einen ſolchen Mann wird man im Räuber Moor beweinen und haſſen, verabſcheuen und lieben. — Einen heuchleriſchen, heimtückiſchen Schleicher wird man entlarvt erblicken und geſprengt ſehen in ſeinen eignen Minen. — Einen allzu ſchwachen nachgiebigen Verzärtler und Vater. — Die Schmerzen ſchwärmeriſcher Liebe, und die Folter herrſchender Leidenſchaft. Hier wird man auch, nicht ohne Entſetzen, in die innere Wirthſchaft des Laſters Blicke werfen, und aus der Bühne unterrichtet werden, wie alle Vergoldungen des Glücks den innern Wurm nicht tödten, und Schrecken, Angſt, Reue und Verzweiflung hart hinter ſeinen Ferſen ſind. Der Zuſchauer weine heut vor unſrer Bühne — und ſchaudere — und lerne ſeine Leidenſchaften unter die Geſetze der Religion und des Verſtandes beugen; der Jüngling ſehe mit Schrecken dem Ende der zügelloſen Ausſchweifungen nach, und auch der Mann gehe nicht ohne den Unterricht aus dem Schauſpiel, daß die unſichtbare Hand der Vorſicht auch den Böſewicht zum Werkzeug ihrer Abſichten und Gerichte brauche, und den verworrenſten Knoten des Geſchicks zum Erſtaunen auflöſen könne.

11.

An Dalberg.

Stuttgart, den 25. December 1781.

Sie haben mich in Ihrem letzten Briefe ſcharfſinnig genug nach Hauſe geſchickt, daß ich ſchweigen und abwarten muß. Scheinbar wenigſtens ſind Ihre ausgedachten Gründe im höchſten Grade, beſonders die Ariſtoteliſche Philoſophie und der ſophiſtiſche Geiſt des damaligen Jahrhunderts in Abſicht auf meinen Franz, daß ich ſelbſt bald Ihrer Meinung bin. Doch müßte man dem Leſer und Zuſchauer in Abſicht auf dieſes einen kurzen Aufſchluß in Dialogen ſelbſt geben. Was die Amalie betrifft, ſo glaube ich, kommt ſehr viel drauf an, wie ſolche geſpielt wird. Das Unſchuldige, Einfache des Betragens amalgamirt ſich dann mit dem Text, und bildet daraus einen Haupteindruck, der nicht anders als vortheilhaft ſein kann. Auf meinen Räuber Moor bin ich im höchſten Grade begierig, und von Herrn Bök, der ihn vorſtellen ſoll, höre ich nichts als Gutes. Ich freue mich wirklich darauf wie ein Kind. Ich glaube, meine ganze dramatiſche Welt wird dabei aufwachen, und im Ganzen einen größeren Schwung geben, denn es iſt das erſte Mal in meinem Leben, daß ich etwas mehr als Mittelmäßiges hören werde. Für das gütigſte Anerbieten einer Reiſeunkoſten-Vergütung dank' ich gehorſamſt. Es ſoll dazu dienen und mich antreiben, mir irgend ein Verdienſt um die Mannheimer Schauſpieler zu erwerben. Daß Sie mit meinem Avertiſſement zufrieden ſind, freut mich ungemein, und ich hoffe, daß auch dieſes etwas zur beſſern Aufnahme beitragen wird.

12.

An Schwan.

Stuttgart, den 30. December 1781.

Eine verdrießliche Sache ſcheint zwiſchen meine Hoffnung, die **Räuber** aufführen zu ſehen, zu treten. Herr v. Dalberg ſchreibt, daß ſolche den 10. oder 12., und Sie, daß ſie den 6. ſchon können gegeben werden. Nun iſt der 10. Januar das Geburtsfeſt der Gräfin v. Hohenheim, von welchem Niemand, der vom Militairſtande iſt, oder ſonſtige Verhältniſſe gegen den Herzog hat, wegbleiben darf, da es in aller Solennität vollzogen werden ſoll. Sollte mein Stück alſo vor dem 10. oder am 10. ſelbſt vorgeſtellt werden, ſo geht es für mich verloren. Geſchieht es aber den 12. oder noch ſpäter, ſo habe ich die beſte

Hoffnung. Dieſes wollte ich Ihnen nur zu wiſſen thun, damit Sie die Freundſchaft gegen mich hätten, mich bei Zeiten beſtimmter zu avertiren, ſonſt aber in Mannheim ſelbſt ſo viel als möglich von meiner Dahinreiſe zu ſchweigen, und auch den Herrn v. Dalberg und ſonſtige dieſer Sache kundige Perſonen um das Nämliche zu bitten, weil ich vielleicht genöthigt ſein könnte, von dieſem Stillſchweigen Gebrauch zu machen. Wäre es nicht möglich — doch dieſe Forderung iſt für mich zu eitel — die Vorſtellung des Stücks zwei bis drei Tage zu verzögern, da im Ganzen eben derſelbe Effect herauskommt? Ich überlaſſe mich der Hoffnung einer baldigen Befriedigung meiner Bitte.

13.

An Dalberg.

Stuttgart, den 17. Januar 1782.

Ich wiederhole hier ſchriftlich die wärmſten Dankſagungen für die von Ihnen empfangene Höflichkeit und Gnade, für die Aufmerkſamkeit auf meine geringfügige Arbeit, für die Ehre und den Pomp, deſſen Sie mein Stück gewürdigt, und für Alles, womit Sie die kleinen Vollkommenheiten deſſelben erhoben, und ſeine Schwäche mit dem größten Aufwand der theatraliſchen Kunſt zu bedecken gewußt haben. Mein kurzer Aufenthalt in Mannheim geſtattete mir nicht, in's Detail meines Stücks und ſeiner Vorſtellung zu gehen, und weil ich nicht Alles ſagen konnte, weil mir die Zeit zu ſparſam abgewogen, und mein Incognito zu ſtreng war, ſo hielt ich es für beſſer, noch gar nichts zu ſagen. Beobachtet habe ich ſehr viel, ſehr viel gelernt, und ich glaube, wenn Deutſchland einſt einen dramatiſchen Dichter in mir findet, ſo muß ich die Epoche von der vorigen Woche zählen.

Sie werden mir erlauben, wenn ich die Vorſtellung der Räuber zu Mannheim nach meinen dabei angeſtellten Beobachtungen weitläufig zergliedere, und in einer Abhandlung über das Schauſpiel öffentlich der Welt bekannt mache. Ich werde hier die drei trefflichen Spieler, Herrn Iffland, Herrn Bök und Herrn Beil vorzüglich zu charakteriſiren ſuchen, nämlich inſoweit ich aus den Rollen, die ſie ſpielten, auf ſie ſchließen darf. Ich werde mir die Freiheit nehmen, über die Grenzen des Dichters und Spielers zu reden, und in einige Situationen mehr Licht auf meinen eignen Text werfen, wo ich glaube, daß er auf eine andere Art, als ich mir dachte, begriffen worden. Auf dieſe Abhandlung alſo, die nächſtens fertig werden, und Ihnen zugeſchickt werden ſoll, berufe ich mich, und breche ab mit der einzigen Vorerklärung, daß ich als Verfaſſer des Stücks unſtreitig ein partheiiſcher und vielleicht allzuſtrenger Richter bin. Dies Einzige geſtehe ich Ihnen, daß die Rolle Franzens, die ich für die ſchwerſte erkenne, als ſolche über meine Erwartung, welche nicht gering war, in den wichtigſten Punkten vortrefflich gelang. Auch die Rolle der Amalie gewann durch die Vorſtellung mehr als im Leſen.

14.

An Hoven.

Stuttgart, den 25. März 1782.

Ich gehe dieſen Nachmittag um 1 Uhr von hier ab, nach — wohin meinſt Du wohl? — nach Mannheim. Frau v. Wolzogen, Frau Hauptmann Viſcherin und ich machen zuſammen eine Reiſegeſellſchaft aus. Willſt Du nun Parthie mit machen, ſo biſt Du von uns Allen freundſchaftlich eingeladen, und kannſt Dich präciſe um ein halb zwei Uhr im Chauſſeehauſe zwiſchen Suſſenhauſen und Ludwigsburg einfinden, und dort auf uns warten. Wir kommen in einer vierſitzigen Chaiſe vorbei, und haben Raum genug zu einer Perſon darin übrig. Die ganze Reiſe wird Dich nicht über 10 Fl. kommen. So iſt es ſchon unter uns ausgemacht und durchgehends accordirt. Ich habe nach Mannheim wiſſen laſſen, daß ich komme, und um eine Vorſtellung meiner Räuber erſucht. Biſt Du daher entſchloſſen, Theil an der Sache zu nehmen, ſo vergiß ja nicht, präciſe um ein halb zwei Uhr Dich im Chauſſeehauſe einzuſtellen und uns dort zu erwarten. Wir werden nach Dir fragen, und da wir uns nicht aufhalten können, unſern Weg fortſetzen, wenn Du nicht zugegen biſt. Du nimmſt allenfalls zwei Hemden und ein gutes Kleid mit, welches Du unter einem Oberrocke auf dem Leibe tragen kannſt. Stiefeln verſteht ſich ohnehin, und allenfalls zwei Dukaten Geld. Willſt Du, und kannſt Du alſo, ſo komme; wo nicht, ſo werden wir, wenn Du nicht am beſagten Orte biſt, es für einen Beweis halten, daß Du nicht kommen werdeſt, und alſo weiter fahren.

15.

An Dalberg.

Stuttgart, den 1. April 1782.

Die Aufmunterung, womit Sie meine dramatiſche Muſe zu erwecken ſuchen, iſt im höchſten Grade ſchmeichelhaft für mich, und iſt mir einigermaßen ein ſicherer Bürge, daß die erſte Probe, die ich Ihnen gegeben, Ihren unſchätzbaren Beifall hat. Ich würde die Unwahrheit reden, wenn ich meine immer wachſende Neigung zum Drama verleugnete, die einen großen Theil meiner Glückſeligkeit auf dieſer Welt ausmachen ſoll. Und doch habe ich vor Verſluß eines halben Jahres wenig Hoffnung, ſie befriedigen zu können. Meine gegenwärtige Lage nöthigt mich, den Grad eines Doctors der Medicin in der hieſigen Karlsuniverſität anzunehmen, und zu dieſem Ende muß ich eine mediciniſche Diſſertation ſchreiben, und das Gebiet meiner Handwerkswiſſenſchaft noch einmal durchſtreifen! Freilich werde ich von dem milden Himmelsſtrich des Pindus einen verdrießlichen Sprung in den Norden einer trocknen, terminologiſchen Kunſt machen müſſen. Allein, was ſein muß, zieht nicht erſt die Laune und die Lieblingsneigung zu Rath. Vielleicht umarme ich dann meine Muſe um ſo feuriger, je länger ich von ihr geſchieden war, vielleicht finde ich dann im Schooß der ſchönen Kunſt eine ſtille Indemniſation für den facultiſtiſchen Schweiß.

Ich zweifle nicht, daß ich zu Ende dieſes Jahrs die Verſchwörung zu Genua vollendet ſehe, wovon ich ſchon einen großen Theil ausgearbeitet habe. Darf ich bei dieſer Gelegenheit ſo kühn ſein, Sie an das ehemalige Verſprechen zu erinnern, mir ein intereſſantes deutſches Thema zu einem Nationalſchauſpiel zu verſchaffen. An den Götz von Berlichingen habe ich mich noch nicht gewagt, weil ich beſorgte, der Verfaſſer möchte ſich dadurch beleidigt finden. Wenn Sie durch Ihr Anſehen und perſönliche Bekanntſchaft mit Goethen mir vollkommene Freiheit hiezu verſchaffen könnten, ſo würde ich, während meiner medicinischen Beſchäftigungen, in der Umarbeitung dieſes Stücks die angenehmſte Erholung finden. Die verſprochene Kritik über die Vorſtellung meiner Räuber verſpare ich auf diejenige Zeit, wenn ich mehrere Piecen aufführen geſehen habe. Unterdeſſen habe ich irgendwo in einem vaterländiſchen Journale einige Worte davon geſagt.

16.

An Dalberg

Stuttgart, den 24. Mai 1782.

Ich bin ſo dreiſt, Sie um die Erfüllung eines Wunſches zu erſuchen, welche zu den groſſen und vielen Verbindlichkeiten, die ich Ihnen jetzt ſchon ſchuldig bin, eine neue hinzufügen wird. Das ungeduldige Verlangen, mein Schauſpiel zum zweiten Mal aufführen zu ſehen, und die dazu kommende Abweſenheit meines Herrn veranlaßten mich und einige Freunde und Damen, die eben ſo voll Begierde, wie ich, ſind, die Räuber auf Dalberg's Bühne zu ſehen, eine Reiſe nach Mannheim zu unternehmen, welche morgen ſchon vor ſich gehen wird. Da das nun der Hauptzweck unſerer Reiſe iſt, und mir überhaupt an einem vollkommenen Genuſſe meines Schauſpiels unendlich viel liegt, ich auch mit deſto größerem Vortheil bei meinem wirklich unter Händen habenden Stück zu Werk gehen würde, ſo wäre meine ſehnlichſte Bitte an Sie, mir bis Dienſtag, den 28. dieſes Monats, zu dieſer Freude zu verhelfen. Da ein Wink von Ihnen das ganze Rad treibt, und ich übrigens von der Gefälligkeit der Herren Schauſpieler dieſe Freundſchaft für mich erwarten kann, und verſichert bin, daß ſie mir gern dieſes Vergnügen machen, ſo ſchmeichle ich mir, nicht umſonſt zu reiſen, denn ich reiſe doch nur deswegen. Jetzt erſt würde ich mit ganzer Seele mich in die Vorſtellung verlieren, und mit vollen Zügen an dieſem Anblick mich weiden können. Wenn es irgend möglich iſt, daß die Vorſtellung bewerkſtelligt werden kann, ſo fordre ich Ihre gütigen Geſinnungen gegen mich zur Ausführung dieſes Vorhabens auf. Ich kann nicht länger, als bis Dienſtag Nachts zu Mannheim verweilen, werde alſo im Ganzen zweien Schauſpielen beiwohnen können. Wie glücklich wäre ich, wenn meine Räuber eins davon ſein könnten! Ich muß geſtehen, daß ich mich auf die erſte Vorſtellung nicht mehr gefreut habe, als ich jetzt die zweite froh erwarte. Wegen dieſer zudringlichen Bitte erſuche ich um Verzeihung. Das Vergnügen der Ausſicht, wodurch ich begeiſtert war, möge für diesmal meine Entſchuldigung ſein.

17.

An Dalberg.

Stuttgart, den 4. Juni 1782.

Ich habe das Vergnügen, das ich in Mannheim in vollen Zügen genoß, ſeit meiner Hieherkunft durch die epidemiſche Krankheit gebüßt, welche mich zu meinem unausſprechlichen Verdruß bis heute gänzlich unfähig gemacht hat, Ihnen für ſo viele Achtung und Höflichkeit meine wärmſte Dankſagung zu bezeigen. Und noch bereue ich beinahe die glücklichſte Reiſe meines Lebens, die mich durch einen höchſt widrigen Contraſt meines Vaterlandes mit Mannheim, ſchon ſo weit verleitet hat, daß mir Stuttgart und alle ſchwäbiſche Scenen unerträglich und ekelhaft werden. Unglücklicher kann bald Niemand ſein als ich. Ich habe Gefühl genug für meine traurige Situation, vielleicht ſelbſt Gefühl genug für das Verdienſt eines beſſern Schickſals, und für beides nur — *eine* Ausſicht.

Darf ich mich Ihnen in die Arme werfen, vortrefflicher Mann? Ich weiß, wie ſchnell ſich Ihr edelmüthiges Herz entzündet, wenn Mitleid und Menſchenliebe es auffordern; ich weiß, wie ſtark Ihr Muth iſt, eine ſchöne That zu unternehmen, und wie warm Ihr Eifer, ſie zu vollenden. Meine neuen Freunde in Mannheim, von denen Sie angebetet werden, haben es mir mit Enthuſiasmus vorhergeſagt; aber es war dieſe Verſicherung nicht nöthig. Ich habe ſelbſt, da ich das Glück hatte, eine Ihrer Stunden für mich zu nutzen, in Ihrem offenen Blick weit mehr geleſen. Dieſes macht mich nun auch ſo dreiſt, mich Ihnen ganz zu geben, mein ganzes Schickſal in Ihre Hände zu liefern, und von Ihnen das Glück meines Lebens zu erwarten. Noch bin ich wenig oder nichts. In dieſem Norden des Geſchmacks werde ich ewig niemals gedeihen, wenn mich ſonſt glücklichere Sterne und ein griechiſches Klima zum wahren Dichter erwärmen würden. Brauch' ich mehr zu ſagen, als dies, um von Dalberg alle Unterſtützung zu erwarten? Sie haben mir alle Hoffnung dazu gemacht, und ich werde den Händedruck, der Ihr Verſprechen verſiegelte, ewig fühlen. Wenn Sie dieſe drei Ideen goutiren und in einem Schreiben an den Herzog davon Gebrauch machen wollen, ſo ſtehe ich ziemlich für den Erfolg.

Und nun wiederhole ich mit brennendem Herzen die Bitte, die Seele dieſes ganzen Briefes. Könnten Sie in das Innere meines Gemüths ſehen, welche Empfindungen es durchwühlen, könnte ich Ihnen mit Farben ſchildern, wie ſehr mein Geiſt unter dem Verdrießlichen meiner Lage ſich ſträubt — Sie würden — ja, ich weiß gewiß, Sie würden eine Hülfe nicht verzögern, die durch einen oder zwei Briefe an den Herzog geſchehen kann. Nochmals werfe ich mich in Ihre Arme, und wünſche nichts andres, als bald, ſehr bald Ihnen mit einem anhaltenden Eifer und mit einer perſönlichen Dienſtleiſtung die Verehrung bekräftigen zu können, mit welcher ich mich und Alles, was ich bin, für Sie aufzuopfern wünſche.

(Beilage.)

Sie ſchienen weniger Schwierigkeiten in der Art, mich zu employiren, als in dem Mittel, mich von hier wegzubekommen, zu finden. Jenes ſteht ohnehin ganz bei Ihnen allein; zu dieſem könnten Ihnen vielleicht folgende Ideen dienen.

1) Da im Ganzen genommen das Fach der Medicin bei uns ſo ſehr überſetzt iſt, daß man froh iſt, wenn durch Erledigung einer Stelle für einen Andern Platz gemacht wird, ſo kommt es mehr darauf an, wie man dem Herzog, der ſich nicht trotzen laſſen will, mit guter Art den Schein giebt, als geſchehe es ganz durch ſeine willkührliche Gewalt, als wäre es ſein eigenes Werk, und gereiche ihm zur Ehre. Daher würden Sie ihn von der Seite ungemein kitzeln, wenn Sie in den Brief, den Sie ihm wegen mir ſchreiben, einfließen ließen, daß — Sie mich für eine Geburt von ihm, für einen durch ihn Gebildeten und in ſeiner Akademie

Erzogenen halten, und daß alſo durch dieſe Vocation ſeiner Erziehungsanſtalt quasi das Hauptcompliment gemacht würde, als würden ihre Producte von entſchiedenen Kennern geſchätzt und geſucht. Dieſes iſt der Passe-partout beim Herzog.

2) Wünſchte ich, und auch meinetwegen, ſehr, daß Sie meinen Aufenthalt beim Nationaltheater zu Mannheim auf einen gewiſſen beliebigen Termin feſtſetzten (der dann nach Ihrem Befehl verlängert werden kann), nach deſſen Verfluß ich wieder meinem Herzog angehörte. So ſieht es mehr einer Reiſe, als einer völligen Entſchwäbung (wenn ich das Wort brauchen darf) ähnlich, und fällt auch ſo hart nicht auf. Wenn ich nur einmal hinweg bin, wird man froh ſein, wenn ich ſelbſt nicht mehr anmahne.

3) Würde es höchſt nothwendig ſein, zu berühren, daß mir Mittel gemacht werden ſollten, zu Mannheim zu praktiziren, und meine mediciniſchen Uebungen da fortzuſetzen. Dieſer Artikel iſt vorzüglich nöthig, damit man mich nicht, unter dem Vorwande, für mein Wohl zu ſorgen, cujonire und weniger fortlaſſe.

18.

An Dalberg.

Stuttgart, den 15. Juli 1782.

Mein langes Stillſchweigen wird mir bei Ihnen den Vorwurf der Indiſcretion zugezogen haben, weil ich es nicht nur anſtehen ließ, Ihren letzten Brief zu beantworten, ſondern auch die zwei bewußten Bücher ſo lange zurückbehielt. Beides wurde durch eine verdrießliche Geſchichte, die ich hier hatte, verzögert. Sie werden ohne Zweifel nicht wenig Verwunderung bezeigen, wenn ich Ihnen ſage, daß ich wegen meiner letzten Hinreiſe zu Ihnen vierzehn Tage in Arreſt geſperrt wurde. Alles ward meinem Landesherrn haarklein berichtet. Ich habe deswegen eine perſönliche Unterredung mit ihm gehabt.

Wenn Sie glauben, daß ſich meine Ausſichten, zu Ihnen zu kommen, möglich machen laſſen, ſo wäre meine einzige Bitte, ſolche zu beſchleunigen. Warum ich dieſes jetzt doppelt wünſche, hat eine Urſache, die ich keinem Brief anvertrauen darf. Dieſes Einzige kann ich Ihnen für ganz gewiß ſagen, daß in etlichen Monaten, wenn ich in dieſer Zeit nicht das Glück habe, zu Ihnen zu kommen, keine Ausſicht mehr da iſt, daß ich jemals bei Ihnen leben kann.

Ich werde alsdann gezwungen ſein, einen Schritt zu thun, der mir's unmöglich machen würde, in Mannheim zu bleiben.

Mein Trauerſpiel: „Die Verſchwörung des Fieſko zu Genua“ wird bis in die Mitte des Auguſt fertig und fähig ſein, Ihnen zur Prüfung vorgelegt zu werden. Die Geſchichte des Spaniers Don Carlos verdient allerdings den Pinſel eines Dramatikers, und iſt eins von den nächſten Süjets, die ich bearbeiten werde. — Wagner's Kindesmörderin*) hat rührende Situationen und intereſſante Züge. Doch erhebt ſie ſich nicht über den Grad der Mittelmäßigkeit. Sie wirkt nicht ſehr auf meine Empfindung, und hat zu viel Waſſer. Um den Macbeth hat er nicht das geringſte Verdienſt. — Beide Bücher ſende ich Ihnen hier mit dem unterthänigſten Danke zurück. Ich würde den Namen Dalberg's niemals an die Spitze einer ſolchen Arbeit zu ſetzen wagen. Ich ſchließe mit der Erklärung meiner vollkommenſten Dankbarkeit für den Antheil, den Sie bisher an meinem Schickſal genommen haben.

---

*) Die Idee zu dieſem Stück gehört eigentlich Goethen, wie er ſelbſt erzählt. S. Dichtung und Wahrheit aus meinem Leben. Bd. 3. S. 383 u. f. Heinrich Leopold Wagner, geboren 1747 zu Straßburg, ſtarb 1779 zu Frankfurt a. M. als Doctor der Rechte und Advokat.

19.

An den Herzog Karl von Würtemberg *).

Stuttgart, den 1. September 1782.

Eine innere Ueberzeugung, daß mein Fürſt und unumſchränkter Herr zugleich auch mein Vater ſei, giebt mir gegenwärtig die Stärke, Höchſtdenenſelben einige unterthänigſte Vorſtellungen zu machen, welche die Milderung des mir zugekommenen Befehls, nichts Literariſches mehr zu ſchreiben oder mit Ausländern zu communiciren, zur Abſicht haben.

Eben dieſe Schriften haben mir bisher zu der, mir von Ew. Herzogl. Durchlaucht gnädigſt zuerkannten jährlichen Beſoldung noch eine Zulage von fünfhundert und funfzig Gulden verſchafft, und mich in Stand geſetzt, durch Correſpondenz mit auswärtigen großen Gelehrten und Anſchaffung der zum Studiren benöthigten Subſidien ein nicht unbeträchtliches Glück in der gelehrten Welt zu machen. Sollte ich dieſes Hülfsmittel aufgeben müſſen, ſo würde ich künftig gänzlich außer Stand geſetzt ſein, meine Studien planmäßig fortzuſetzen, und mich zu dem zu bilden, was ich hoffen kann zu werden.

---

*) Dieſes Schreiben ward vom Herzog nicht geleſen, daher die Wiederholung in dem folgenden Briefe.

Der allgemeine Beifall, womit einige meiner Verſuche vom ganzen Deutſchland aufgenommen wurden, welches ich Höchſtdenenſelben unterthänig zu beweiſen bereit bin, hat mich einigermaßen veranlaßt, ſtolz ſein zu können, daß ich von allen bisherigen Zöglingen der großen Karls-Akademie der Erſte und Einzige geweſen, der die Aufmerkſamkeit der großen Welt angezogen, und ihr wenigſtens einige Achtung abgedrungen hat — eine Ehre, welche ganz auf den Urheber meiner Bildung zurückfällt! Hätte ich die literäriſche Freiheit zu weit getrieben, ſo bitte ich Ew. Herzogl. Durchlaucht alleruntertänigſt, mich öffentliche Rechenſchaft davon geben zu laſſen, und gelobe hier feierlich, alle künftigen Produkte einer ſcharfen Cenſur zu unterwerfen. Noch einmal wage ich es, Höchſtdieſelben auf das Submiſſeſte anzuflehen, einen gnädigen Blick auf meine unterthänigſten Vorſtellungen zu werfen, und mich des einzigen Weges nicht zu berauben, auf welchem ich mir einen Namen machen kann.

20.

An den Herzog Karl von Würtemberg.

Mannheim, den 19. September 1782.

Das Unglück eines Unterthanen und eines Sohnes kann dem Fürſten und Vater niemals gleichgültig ſein.

Ich habe einen ſchrecklichen Weg gefunden, das Herz meines würdigſten Herrn zu rühren, da mir die natürlichen Wege bei ſchwerer Ahnung unterſagt worden ſind. Höchſtdieſelben haben mir auf das ſtrengſte verboten, literariſche Schriften herauszugeben, noch weniger mich mit Ausländern einzulaſſen. Ich habe mir geſchmeichelt, Ew. Herzogl. Durchlaucht Gründe von Gewicht dagegen vorbringen zu können, und die gnädigſte Erlaubniß erbeten, Höchſtdenenſelben meine unterthänigſte Bitte in einem Schreiben vortragen zu dürfen. Da mir dieſe Bitte bei Androhung des Arreſts verweigert ward, meine Umſtände aber eine gnädigſte Milderung des mir gemachten Verbots höchſt nothwendig machten, ſo zwang mich die Verzweiflung, den jetzigen Weg zu ergreifen.

Meine bisherigen Schriften haben mich in den Stand geſetzt, den Jahrgehalt, welchen Höchſtdieſelben mir gnädigſt zu ertheilen geruhten, jährlich mit ungefähr 500 Fl. zu verſtärken, welche anſehnliche Zulage für meine Gelehrtenbedürfniſſe höchſt nothwendig war. In gleicher Zeit glaubte ich, es meinen Talenten und der Welt, die ſie ſchützte, ſchuldig zu ſein, eine Laufbahn fortzuſetzen, auf welcher ich kein gewöhnliches Glück zu machen, und meinem Durchlauchtigſten Erzieher, der erſten Quelle meiner Bildung, Ehre zu erwerben, die gewiſſeſte Ausſicht hatte. Da ich bisher, nach dem Urtheil Anderer, mich als den erſten und einzigen Zögling Ew. Herzogl. Durchlaucht kannte, der die Augen der großen Welt angezogen hatte, ſo fürchtete ich mich um ſo weniger, meine Gaben in Ausübung zu bringen, und ſetzte allen Stolz, alle Kräfte darauf, dasjenige Werk zu ſein, das den Meiſter lobte. Daß ich eine Laufbahn verlaſſen ſoll, welche mir außerdem, daß ſie mein Einkommen um ein Großes vermehrt, den Weg der Ehre öffnet, fiel mir allzuhart, als daß ich nicht das Letzte gewagt haben ſollte, das Herz meines Durchlauchtigſten Fürſten und Vaters zu rühren. Ich mußte befürchten, in Strafe zu fallen, wenn ich das Verbot übertreten und Ew. Herzogl. Durchlaucht ſchreiben würde. Darum bin ich hieher geflüchtet, feſt überzeugt, daß nur das Bild meines Unglücks dazu gehört, das Herz Ew. Herzogl. Durchlaucht zur Gnade zu lenken. Ich weiß, daß ich in der großen Welt nichts gewinnen kann, daß ich mich in mein Unglück ſtürzte. Ich habe keine Ausſichten mehr, wenn Ew. Herzogl. Durchlaucht die höchſte Gnade nicht haben ſollten, mich zurückkommen zu laſſen und mir zu vergeben. Würden . . . . *).

---

*) Der Reſt dieſes auf der Flucht von Stuttgart nach Mannheim entworfenen Concepts iſt leider verloren. D.

21.

An Dalberg.

Sachſenhauſen[*]), den 30. September 1782.

Sie werden von meinen Freunden zu Mannheim meine Lage bis zu Ihrer Ankunft, die ich leider nicht mehr abwarten konnte, erfahren haben. Sobald ich Ihnen ſage, ich bin auf der Flucht[**]), ſo hab' ich auch mein ganzes Schickſal geſchildert. Aber noch kommt das Schlimmſte hinzu. Ich habe die nöthigen Hülfsmittel nicht, die mich in Stand ſetzen, meinem Mißgeſchick Trotz zu bieten. Ich habe mich von Stuttgart, meiner Sicherheit wegen, ſchnell und zur Zeit des Großfürſten[***]) losreißen müſſen. Dadurch habe ich meine bisherigen ökonomiſchen Verhältniſſe plötzlich durchriſſen, und nicht alle Schulden berichtigen können. Meine Hoffnung war auf meinen Aufenthalt zu Mannheim geſetzt. Dort hoffte ich, von Ihnen unterſtützt, durch mein Schauſpiel mich nicht nur ſchuldenfrei, ſondern auch überhaupt in beſſere Umſtände zu ſetzen. Dies ward durch meinen nothwendigen plötzlichen Aufbruch hintertrieben. Ich ging leer hinweg, leer an Börſe und Hoffnung. Es könnte mich ſchamroth machen, daß ich Ihnen ſolche Geſtändniſſe thun muß; aber ich weiß, es erniedrigt mich nicht. Traurig genug, daß ich auch an mir die gehäſſige Wahrheit beſtätigt ſehen muß, die jedem freien Schwaben Wachsthum und Vollendung abſpricht.

---

[*]) Bei Frankfurt am Main.

[**]) Es war am 17. September 1782, um 10 Uhr Abends, als Schiller, begleitet von ſeinem treuen Freunde Andreas Streicher, durch das dunkle Eßlinger Thor hinausfuhr. Vergl. Schiller's Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim. Stuttgart 1836.

[***]) Paul. Um ihn und ſeine Gemahlin, eine geborene Prinzeſſin von Würtemberg zu empfangen, waren damals glänzende Feſtlichkeiten in Stuttgart veranſtaltet worden.

Wenn meine bisherige Handlungsart, wenn Alles das, woraus Sie meinen Charakter erkennen, Ihnen ein Zutrauen gegen meine Ehrliebe einflößen kann, ſo erlauben Sie mir, Sie freimüthig um Unterſtützung zu bitten. So höchſt nothwendig ich jetzt des Ertrags bedarf, den ich von meinem Fiesko erwartete, ſo wenig kann ich ihn vor drei Wochen theaterfertig liefern, weil mein Herz ſo lange beklemmt war, weil das Gefühl meines Zuſtandes mich gänzlich von dichteriſchen Träumen zurückriß. Wenn ich ihn aber bis auf beſagte Zeit nicht nur fertig, ſondern, wie ich auch hoffen kann, würdig verſpreche, ſo nehme ich mir daraus den Muth, Sie um gütigſten Vorſchuß des mir dadurch zufallenden Preiſes gehorſamſt zu bitten, weil ich jetzt vielleicht mehr, als ſonſt durch mein ganzes Leben, deſſen benöthigt bin. Ich hätte ungefähr 200 Fl. nach Stuttgart zu bezahlen. Ich darf es Ihnen geſtehen, daß mir das mehr Sorgen macht, als wie ich mich ſelbſt durch die Welt ſchleppen ſoll. Ich habe ſo lange keine Ruhe, als bis ich mich von der Seite gereinigt habe.

Dann wird mein Reiſemagazin in acht Tagen erſchöpft ſein. Noch iſt es mir gänzlich unmöglich, mit dem Geiſte zu arbeiten. Ich habe alſo gegenwärtig auch in meinem Kopf keine Reſourcen. Wenn Sie, da ich doch einmal Alles geſagt habe, mir auch hiezu 100 Fl. vorſtrecken würden, ſo wäre mir gänzlich geholfen. Entweder würden Sie dann die Gnade haben, mir den Gewinnſt der erſten Vorſtellung meines Fiesko mit aufgehobenem Abonnement zu verſprechen, oder mit mir über einen Preis übereinkommen, den der Werth meines Schauſpiels beſtimmen würde. In beiden Fällen würde es mir ein Leichtes ſein (wenn meine jetzige Bitte die alsdann erwachſende Summe überſtiege) beim nächſten Stück, das ich ſchreibe, die ganze Rechnung zu applaniren. Ich lege dieſe Meinung, die nichts als inſtändige Bitte ſein darf, Ihrem Gutbefinden alſo vor, wie ich es meinen Kräften zutrauen kann, ſie zu erfüllen.

Da mein gegenwärtiger Zuſtand aus dem Bisherigen hell genug wird, ſo finde ich es für überflüſſig, Sie mit einer drängenden Vormalung meiner Noth zu quälen. Schnelle Hülfe iſt Alles, was ich jetzt noch denken und wünſchen kann. Herr Meyer*) iſt von mir gebeten, mir Ihren Entſchluß unter allen Umſtänden mitzutheilen, und Sie ſelbſt des Geſchäfts, mir zu ſchreiben, zu überheben.

22.

An Dalberg.

Oggersheim, den 16. November 1782.

Ich lebe gegenwärtig in der größten Erwartung, wie Sie meinen Fiesko befunden, und wie ſich überhaupt meine Vorausſetzungen von dem Stück beſtätigt oder nicht beſtätigt haben. Da Sie acht Tage, ohne eine Erklärung darüber, verweilen, vermuthe ich einestheils, daß die Durcheinanderarbeitung des Stoffes dem kritiſchen Leſer, wie dem Verfaſſer, einige Anſtrengung abfordern muß. Es ſollte ein ganzes, großes Gemälde des wirkenden und geſtürzten Ehrgeizes werden. Wenn es das wirklich iſt, ſo zweifle ich keineswegs, daß es der Theaterdirection, dem Schauſpieler und Zuſchauer ein Ziemliches zumuthen wird. Sobald ich aber freie Muße bekäme, das Stück noch außerdem nach meinem Sinn herauszugeben, wo ich den Theaterzweck ganz aus den Augen ſetzen dürfte, ſobald ich dazu befugt würde, ſollte das Stück durch Herausnahme einer einzigen Epiſode in ein ſimpleres Theaterſtück ſchmelzen. Wenn Sie auch jetzt noch keine Entſcheidung über die Theaterfähigkeit deſſelben geben können, ſo bitte ich mir indeß nur das Urtheil des Dramaturgiſten überhaupt aus, welches mir äußerſt willkommen ſein wird. — Ich logire hier im Viehhof, unter dem Namen Schmidt, wenn Sie mich mit einer Antwort beehren wollen.

---

*) Regiſſeur der Mannheimer Bühne.

23.

An ſeine Eltern.

Mannheim, den 19. November 1782.

Da ich gegenwärtig in Mannheim bin, und in fünf Tagen auf immer weggehe, ſo wollte ich mir und Ihnen noch das Vergnügen bereiten, uns zu ſprechen. Heute iſt der 19.; am 21. bekommen Sie dieſen Brief. Wenn Sie alſo unverzüglich von Stuttgart weggehen, ſo könnten Sie am 22. zu Bretten im Poſthauſe ſein, welches ungefähr halbwegs von Mannheim iſt, und wo Sie mich antreffen. Ich denke, Mama und die Chriſtophine[*] könnten am füglichſten, und zwar unter dem Vorwande, nach Ludwigsburg zu Wolzogen zu gehen, abreiſen. Nehmen Sie die Viſcherin und die Wolzogen auch mit, weil ich Beide auch noch, vielleicht zum letzten Mal, die Wolzogen ausgenommen, ſpreche. Ich gebe Ihnen einen Carolin Reiſegeld, aber nicht bälder als in Bretten. An der ſchnellen Befolgung meiner Bitte will ich erkennen, ob Ihnen Ihr ewig dankbarer Sohn noch theuer iſt.

21.

An Streicher[**].

Bauerbach, den 8. December 1782.

Endlich bin ich hier, glücklich und vergnügt, daß ich einmal am Ufer bin. Ich fand Alles noch über meine Wünſche. Keine Bedürfniſſe ängſtigen mich mehr, kein

---

[*] Schiller's älteſte Schweſter, Eliſabeth Chriſtophine Friederike, geboren 1757, ſpäter an den Bibliothekar und Hofrath Reinwald in Meiningen verheirathet, lebt als deſſen Witwe dort noch in hohem Alter.

[**] Johann Andreas Streicher, geboren am 13. December 1761 zu Stuttgart, widmete ſich dort und ſpäterhin zu Wien der Muſik. Er begleitete, wie bereits früher erwähnt,

Querſtreich von außen ſoll meine dichteriſchen Träume, meine idealiſchen Täuſchungen ſtören. Das Haus meiner Wolzogen iſt ein recht hübſches und artiges Gebäude, wo ich die Stadt gar nicht vermiſſe. Ich habe alle Bequemlichkeit, Koſt, Bedienung, Wäſche, Feuerung und alle dieſe Sachen werden von den Leuten des Dorfs auf das vollkommenſte und willigſte beſorgt. Ich kam Abends hieher — Sie müſſen wiſſen, daß es von Frankfurt aus fünf und vierzig Stunden bis hieher war — zeigte meine Briefe auf, und wurde feierlich in die Wohnung der Herrſchaft abgeholt, wo man Alles aufgeputzt, eingeheizt und ſchon Betten herbeigeſchafft hatte. Gegenwärtig kann und will ich keine Bekanntſchaften machen, weil ich entſetzlich viel zu arbeiten habe. Die Oſtermeſſe mag ſich Angſt darauf ſein laſſen.

Schreiben Sie mir doch, wo Sie geſonnen ſind zu bleiben. Halten Sie ſich, wenn Sie in Mannheim bleiben, nur immer fleißig an Schwan, Meyer und andere Freunde. Beſſer aber, Sie bleiben nicht dort, und verfolgen Ihren erſten Anſchlag, der mir immer der vernünftigſte ſchien. Was Sie auch thun, lieber Freund, behal-

---

den Dichter auf ſeiner Flucht aus Stuttgart. Streicher ſtarb am 25. Mai 1833 zu Wien. Seine Schrift: Schiller's Flucht von Stuttgart u. ſ. w. Stuttgart 1836, iſt ein intereſſanter Beitrag zur Jugendgeſchichte des Dichters.

ten Sie dieſe praktiſche Wahrheit vor Augen, die Ihrem unerfahrenen Freunde zu viel gekoſtet hat. Wenn man die Menſchen braucht, ſo muß man ein H.......t werden, oder ſich ihnen entbehrlich machen. Eins von beiden, oder man ſinkt unter.

Wenn Sie Urſache hätten, nicht nach Wien zu gehen, ſo könnte ich Ihnen allenfalls einen andern Ausweg anrathen, der mir, von mehrern Seiten beſehen, nicht gar verwerflich ſcheint. Sie ſind jung, weit genug in Ihrer Kunſt, um brauchbar zu ſein. Halten Sie ſich an einen Meiſter in einer großen Stadt, von dem Sie wiſſen, daß er viele Geſchäfte hat, laſſen Sie ſich auch zu dem Handwerksmäßigen Ihrer Kunſt herab, machen Sie ſich ihm nützlich, ſo finden Sie erſtlich Gelegenheit, den Mann zu ſtudiren, finden Brot, und wenn Sie weggehen, Empfehlung. Der große Titian war Raphaels Farbenreiber. Weit gefehlt, daß ihm das ſchimpflich wäre, macht es ſeinem Namen nur deſto größere Ehre.

Noch etwas! Bei dem neulichen ſchnellen Aufbruch von Oggersheim haben wir Beide vergeſſen, die Zeche im Viehhof zu bezahlen. Ich will nicht haben, daß Sie in Schaden dabei kommen. Sie werden alſo, weil das Geld zu wenig beträgt, um 65 Stunden geſchickt zu werden, eine Anweiſung dafür und für andere ausgelegte Kleinigkeiten an Schwan bekommen, der mir, weil Fiesko gewiß mehr als zehn Bogen ſtark wird, noch Geld herausgeben wird. — Ich muß eilen. Das iſt wenigſtens der fünfte Brief, und wenigſtens noch ſo viele habe ich zu ſchreiben. Leben Sie recht' wohl, lieber Freund, vergeſſen Sie mich nicht, und ſein Sie vollkommen überzeugt, daß ich thätig an Sie denken werde, ſo bald ſich meine Ausſichten verſchönern, welches, wie ich hoffe, nicht lange anſtehen ſoll. Wenn Sie mir ſchreiben, legen Sie den Brief bei Schwan oder Meyer nieder.

23.

An Schwan.

Bauerbach, den 8. December 1782.

Jetzt erſt kann ich Ihnen mit aufgeheitertem Gemüth ſchreiben; denn ich bin an Ort und Stelle, wie ein Schiffbrüchiger, der ſich mühſam aus den Wellen gekämpft hat. Nunmehr bin ich in der Verfaſſung, ganz meiner Seele zu leben, und ich werde ſie ſehr benutzen. Da ich die nothwendige Bequemlichkeit habe, ſo brauche ich eine Zeitlang für nichts zu ſorgen, als mich zu einem großen Plan vollends auszubilden. Dieſen Winter ſeh' ich mich genöthigt, nur Dichter zu ſein, weil ich auf dieſem Wege meine Umſtände ſchneller zu arrangiren hoffe. Sobald ich aber von dieſer Seite fertig bin, will ich ganz in mein Handwerk verſinken.

Bei meiner neulichen ſchnellen und heimlichen Abreiſe war es mir unmöglich, von Ihnen, mein beſter Freund, Abſchied nehmen zu können. Ich thue es jetzt, und ſage Ihnen für Ihre zärtliche Theilnahme an meinen Schickſalen meinen aufrichtigſten Dank. Meine damalige Verfaſſung gab mir Gelegenheit genug, meine Freunde auf die Probe zu ſtellen, und ſo unangenehme Erfahrungen mir auch dabei aufſtießen, ſo bin ich doch durch die Bewährung einiger wenigen Freunde genug ſchadlos gehalten. Geben Sie mir einmal Gelegenheit, Ihnen zu beweiſen, daß Sie ſich für keinen Alltagsmenſchen intereſſirten. Sie werden zu den großen Verbindlichkeiten, die Sie mir bis jetzt ſchon auflegten, noch die größte hinzufügen, wenn Sie meinen zurückgelaſſenen Freund und Landsmann*) in Ihren Schutz nehmen. Ich weiß nicht, ob er in Mannheim zu bleiben geſonnen iſt. Wenn Sie aber glauben, daß ihm ſolches angerathen werden kann, ſo unterſtützen Sie ihn mit Ihrem Rath und Ihren Empfehlungen.

Sie waren ſo gütig, mich Ettingern**) zu empfehlen. Dadurch erweiſen Sie mir einen wahren Dienſt; denn außerdem, daß ich zu meinen Produkten einen vertheilhaften Verleger wünſche, wird mich Ettinger auch mit Büchern verſehn, welche ſelbſt anzuſchaffen bei gegenwärtigen Umſtänden für mich unmöglich iſt. — Wenn Sie den Druck meines Fiesko beſchleunigen können, ſo verbinden Sie mich ſehr. Sie wiſſen, daß nur das Verbot, Schriftſteller zu ſein, mich aus Würtembergiſchen Dienſten getrieben hat. Wenn ich nun von dieſer Seite nicht bald in meinem Vaterlande von mir hören laſſe, ſo wird man meinen Schritt grundlos und unnütz finden. Befördern Sie's, ſobald Sie können. In vierzehn Tagen haben Sie Vorrede und Zuſchrift.

---

*) Streicher.

**) Buchhändler in Gotha.

26.

An Frau v. Wolzogen.

Bauerbach, den 4. Januar 1783.

Ich kam ganz wohlbehalten von Maßfeld hier an. Aber meine Prophezeihung wurde wahr. Seit Ihrer Abweſenheit bin ich mir ſelbſt geſtohlen. Es geht uns mit großen lebhaften Entzückungen, wie demjenigen, der lange in die Sonne geſehen. Sie ſteht noch vor ihm, wenn er das Auge längſt davon weggewandt. Es iſt für jede geringern

---

*) In Walldorf bei Meiningen.

Strahlen erblindet. Aber ich werde mich wohl hüten, dieſe angenehme Täuſchung auszulöſchen. — Sie glauben nicht, wie nöthig es iſt, daß ich edle Menſchen finde; dieſe müſſen mich mit dem ganzen Geſchlecht wieder ausſöhnen, mit welchem ich mich beinahe überworfen hätte. Es iſt ein Unglück, daß gutherzige Menſchen ſo leicht in das entgegengeſetzte Ende geworfen werden — den Menſchenhaß, wenn einige unwürdige Charaktere ihre warmen Urtheile betrügen. Gerade ſo ging es mir. Ich hatte die halbe Welt mi der glühendſten Empfindung umfaßt, und am Ende fand ich, daß ich einen Eisklumpen in den Armen habe.

Ich gehe nicht über Meiningen, ſondern gerade von Bauerbach nach Walldorf. Dem Wetter wird ſchlechterdings nicht nachgefragt. Es iſt ſchon ſchlimm genug, daß die Geiſterwelt ſo viele Plane vernichtet; die Körperwelt ſoll mir keine Freude meines Lebens verderben.

27.

An Frau v. Wolzogen.

Bauerbach, den 10. Januar 1783.

Ohne Zweifel werden Sie wegen des Recidivs des übeln Wetters meinethalben beſorgt geweſen ſein. Daher verliere ich keine Zeit, um Ihnen von meiner glücklichen

Ankunft in Bauerbach Nachricht zu geben. Ich nahm den Weg dahin über Dreißigacker und Masfeld, wobei ich eine halbe Stunde gewann. Der Weg wäre erträglich geweſen, wenn Wind und Wetter nicht zugeſetzt hätten. So kann ich alſo doch mit dem Schickſal zufrieden ſein, weil ich Sie die kurze Zeit Ihres Hierſeins recht genießen kann. Aber die Zeit eilt ſo ſchnell, und das nächſte Mal, daß ich Sie ſehe, kommt ſchon der Abſchied wieder. Zwar kein Abſchied auf lange — doch ein Abſchied. Welche Empfindungen man dabei zu erwarten hat, weiß ich aus Erfahrung. Es iſt ſchrecklich, ohne Menſchen, ohne eine mitfühlende Seele zu leben; aber es iſt auch eben ſo ſchrecklich, ſich an irgend ein Herz zu hängen, wo man, weil doch nichts in der Welt Beſtand hat, nothwendig einmal ſich losreißen und verbluten muß. Ich falle in eine düſtere Laune, und muß abbrechen.

28.

An Streicher.

Bauerbach, den 14. Januar 1783.

So bin ich doch der Narr des Schickſals! Alle meine Entwürfe ſollen ſcheitern! Irgend ein kindsköpfiſcher Teufel wirft mich wie ſeinen Ball in dieſer ſublunariſchen Welt herum. Hören Sie nur! Ich bin, wenn Sie den Brief haben, nicht mehr in Bauerbach. Erſchrecken Sie aber nicht. Ich bin vielleicht beſſer aufgehoben. Frau v. Wolzogen iſt wieder hier, und hat ihren Bruder, den Oberhofmeiſter v. Marſchalk, der bei Bamberg eine Erbſchaft von beinahe 200,000 Fl. gethan, begleitet. Sie können ſich verſichern, mit welcher Ungeduld ich ihr entgegenflog. — Aber nun! Lieber Freund, trauen Sie Niemand mehr. Die Freundſchaft der Menſchen iſt das Ding, das ſich des Suchens nicht verlohnt. Wehe dem, den ſeine Umſtände nöthigen, auf fremde Hülfe zu bauen. Gottlob! das Letztere war diesmal nicht. Die gnädige Frau verſicherte mich zwar, wie ſehr ſie gewünſcht hätte, ein Werkzeug in dem Plan meines künftigen Schickſals zu ſein — aber — ich werde ſelbſt ſo viel Einſicht haben, daß ihre Pflichten gegen ihre Kinder vorgingen, und dieſe müßten es unſtreitig entgelten, wenn der Herzog von Würtemberg Wind bekäme. Das war mir genug! So ſchrecklich es mir auch iſt, mich wiederum in einem Menſchen geirrt zu haben, ſo angenehm iſt mir wieder dieſer Zuwachs an Kenntniß des menſchlichen Herzens. Ein Freund und ein glückliches Ungefähr reißen mich erwünſcht aus dem Handel.

Durch die Bemühung des Bibliothekars Reinwald, meines ſehr erprobten Freundes, bin ich einem jungen Herrn v. Wurmb bekannt geworden, der meine Räuber auswendig kann; und vielleicht eine Fortſetzung liefern wird. Er war beim erſten Anblick mein Buſenfreund. Seine Seele ſchmolz in die meinige. Endlich hat er eine Schweſter. — Hören Sie, Freund, wenn ich nicht dieſes Jahr als ein Dichter vom erſten Range figurire, ſo erſcheine ich wenigſtens als Narr, und nunmehr iſt das für mich Eins. Ich ſoll mit meinem Wurmb dieſen Winter auf ſeinem Gute, einem Dorfe im Thüringer Walde, ganz mir ſelbſt und der Freundſchaft leben, und was das Beſte iſt, ſchießen lernen, denn mein Freund hat dort hohe Jagd. Ich hoffe, daß das eine glückliche Revolution in meinem Kopfe und Herzen machen ſoll. — Schreiben Sie mir nicht, bis Sie neue Addreſſen haben. Den Verdruß mit der Wolzogen unterdrücken Sie. Ich ſei nicht mehr in Bauerbach, das iſt Alles, was Sie ſagen können. Tauſend Empfehlungen an meinen lieben, guten Meyer. Mein neues Trauerſpiel: Luiſe Millerin genannt, iſt fertig.

29.

An Wolzogen[*]).

Frankfurt am Main[**]), den 20. Januar 1783.

Mein Schickſal hat mich nun hieher geführt Schon oft wollte ich Dir ſchreiben; aber da ich unter ſo mißlichen Umſtänden lebe, traue ich den Poſten wegen meiner Briefe nicht, und noch viel weniger bei ſolchen Briefen, die in die Akademie[***]) gehen. Man hat Euch vielerlei Gerüchte von mir vorgeſchwatzt, wie mir Wieland bei ſeiner Durchreiſe in Mannheim erzählt hat. Ich hätte die Bekanntſchaft eines Engländers gemacht, der ſeine Großmuth an mir zeigen wollte; allein Du weißt, daß der Menſch, dem ich mich ganz überlaſſen ſoll, nicht von gemeinem Schlage ſein darf. Schwatzte ich Dir nicht immer, als wir noch beiſammen waren, von meinen Schickſalen, ungefähr ſo, wie ſie nun geworden ſind? Ich kann's nicht mehr ſo leiden. Ueberall finde ich zwar manche vortreffliche Leute, und vielleicht könnte ich mich wohl noch an einem Orte niederlaſſen — aber ich muß fort. Ich reiſe nach Amerika, und dies ſoll mein Abſchiedsbrief ſein. Ich kenne Deine Freundſchaft, und weiß, Du wirſt mir manche Gründe anführen, die mich halten ſollten. Aber ich bleibe bei Sterne's Grundſatz: Wo man keinen Rath annehmen will, muß man auch nicht um Rath fragen. Ich habe bei einem hieſigen Handelshauſe genauen Unterricht, wie man fortkommt in der neuen Welt. Aber, wirſt Du fragen, was darinnen thun? Das ſollen Zeit und Umſtände beſtimmen. Ich habe meine Medicin nicht vernachläſſigt. Auch die Philoſophie könnt' ich dort als Profeſſor lehren — vielleicht auch in's Politiſche mich einlaſſen — vielleicht auch gar nichts von dem Allen. Aber Trauerſpiele werd' ich deshalb nicht aufhören zu ſchreiben. Du weißt, daß mein ganzes Ich daran hängt. Wenn's Gelegenheit giebt, ſollſt Du von mir hören aus Amerika, oder vielleicht ſchreib' ich Dir noch einmal aus den Niederlanden. Lebe wohl, theuerſter Freund, und fahre fort mich zu lieben, wie ich Dich liebe. Grüße Peterſen, Abel und was ſonſt meinem Herzen theuer war.

---

[*]) **Wilhelm v. Wolzogen**, gleichzeitig mit Schiller Zögling der Karlsakademie, geſtorben als Herzogl. Sachſen-Weimariſcher Oberhofmeiſter.

[**]) Von der genannten Stadt aus hatte Schiller dieſen, in Bauerbach geſchriebenen Brief datirt, um die Nachforſchungen nach ſeinem Aufenthalt irre zu leiten.

[***]) Die Karlsakademie in Stuttgart.

30.

An Frau v. Wolzogen.

Hannover *), den 24. Januar 1783.

Werden Sie mich entſchuldigen, daß ich Sie ſo viele Wochen ohne Nachrichten von meinen Schickſalen ließ? Ich komme ſehr ungern auf mich zu ſprechen. Wenn mir wohl iſt, begnüge ich mich damit, daß es ſo iſt, und bin ich übel daran, ſo iſt es doppelt nicht nöthig. Ich habe eine Hauptveränderung in meinen Planen gemacht, und da ich Anfangs nach Holland wollte, wende ich mich jetzt vielleicht gar nach England. Doch gewiß iſt es noch nicht, ſo große Luſt ich habe, die neue Welt zu ſehen. Wenn Nordamerika frei wird, ſo iſt es ausgemacht, daß ich hingehe. In meinen Adern ſiedet etwas — ich möchte gern in dieſer holprigen Welt einige Sprünge machen, von denen man erzählen ſoll.

Schreiben Sie mir doch, und laſſen mich hören, daß Sie meine Freundin noch ſind. Ich habe ſeit einigen Wochen — aber Sie müſſen es mir verzeihen — ein

---

*) Dieſer Brief, fälſchlich aus Hannover datirt, ward ebenfalls in Bauerbach geſchrieben.

Gerücht ausgeſprengt, daß ich nach Bauerbach ſei. Ihnen kann es nicht ſchaden, mir aber nützen. Für's erſte hätt ich alle meine Freunde vor den Kopf geſtoßen, wenn ich ihnen geſtanden hätte, daß ich nach Berlin gehen wollte, wozu ſie mir, die Mannheimiſchen beſonders, ſo edle Offerten gemacht. Für's zweite wär' ich gern ohne Streicher gereiſt, der mich ohne Zweifel hätte begleiten wollen, wenn er meinen wahren Plan gewußt hätte. Für's dritte wär' ich gern incognito gereiſt. Sobald man es aber in Mannheim oder Frankfurt erfahren hätte, würde es jetzt überall bekannt ſein, daß ich nach Hannover ſei. Glaubt man aber, daß ich in Bauerbach ſei, ſo bin ich vor allen Entdeckungen ſicher. Endlich und letztens bin ich vor überläſtigen Briefen geſichert, wenn man meinen Aufenthalt in Hannover nicht weiß. Nach Bauerbach kann man ſchreiben. Sie haben ja einen Verwalter dort — nicht? Der kann meine Correſpondenz unterhalten.

Sie hatten mich in Ihrem letzten Briefe gebeten, den Herzog in Schriften zu ſchonen, weil ich doch, meinen Sie, der Akademie viel zu verdanken hätte. Ich will nicht unterſuchen, wie weit dem ſo iſt; aber mein Wort haben Sie, **daß ich den Herzog von Würtemberg nie verkleinern werde.** Im Gegentheil habe ich ſeine Partei gegen Ausländer (Franken und Hannoveraner) ſchon hitzig genommen. — Von der Frau *** habe ich etwas gehört, was mir unangenehm iſt. Ich ſchrieb ihr vor einigen Wochen einen etwas übercilten Brief, den Niemand zu Geſichte hätte bekommen ſollen. Sie communicirt ihn einem gewiſſen Officier; ſie hätte mir lieber ich weiß nicht was thun können. Eine ſolche Indiscretion (das iſt der gelindeſte Name) thut weh, und ich dachte beſſer von ihr. Wie muß man ſich oft in ſeinen liebſten Perſonen betrügen!

Legen Sie Ihren Brief, wenn Sie mich nicht ſchon vergeſſen haben und einer Antwort würdigen, bei meinen Eltern nieder. Ich ſehe Sie vielleicht nie wieder, aber mein Herz iſt bei Ihnen, und wenn Sie allein ſind, ſo denken Sie bei ſich ſelbſt: Jetzt denkt man einige hundert Stunden weit an mich.

31.

An Frau v. Wolzogen.

Bauerbach, den 1. Februar 1783.

Gott ſei Dank, eine Woche ohne Sie auf dem Rücken. Alſo von vierzehn, die bevorſtunden, eine vom Halſe. Ich wünſchte, daß die Zeit alle ihre Geſchwindigkeit bis auf den Mai zuſetzte, damit ſie hernach deſto abgematteter ginge. Meine Wünſche und meine Träume haben Sie begleitet, beſte Freundin. Wo Sie auch ſind, werden Sie ſolches Gefolge von mir bekommen. — Eben wandert ein Brief an meine Eltern fort. Doch hab' ich, ſo viel ich von Ihnen ſprechen mußte, kein Wort von Ihrem bisherigen Hierſein, oder den fröhlichen Augenblicken unſres hieſigen Beiſammenſeins verloren. Sie ſelbſt haben alſo das Alles noch zu erzählen, und werden vermuthlich ein Paar aufmerkſame Zuhörer finden. Neues weiß ich Ihnen nichts zu ſchreiben. Das ſatyriſche Gedicht, wovon Sie wiſſen, iſt fertig, ich weiß aber nicht, wie es der Herzog aufgenommen. — Man ſpricht hier zu Bauerbach, daß in einem Zimmer des Meininger Schloſſes 30,000 Fl. an Gold und Silber und einige Kiſten voll Tabaksdoſen und was weiß ich entwendet worden. Gott bewahre aber, daß ich's nachſagen ſollte. Doch unmöglich wäre es nicht, und auf die dienſtägige Fete wäre der Fund vortrefflich. Die Tabaksdoſen waren mir wichtig, und derjenige, der eine ganze Kiſte davon ſammelte, muß mich übertroffen haben.

Heute haben wir einen ſo trefflichen Frühlingstag, daß mir die ganze Zukunft, die ſo angenehm vor mir liegt, zu Gedächtniß kommt. Wie werth müſſen ſolche Tage alsdann ſein, wenn ſie ihre Farben von der Freundſchaft entlehnen. — Ich mache einen Ausflug auf den Berg und das Wäldchen. Vielleicht ſchieße ich einen Raubvogel. — Ihren Herrn Bruder verſichern Sie meiner wahren Achtung, und daß ich bedauere, kein **Doctor juris** zu ſein, um ihm mit Leib und Seele zu dienen.

32.

An Reinwald.

Bauerbach, den 21. Februar 1783.

Sie werden denken, ich ſei geſtorben oder ich habe Sie vergeſſen, weil ich Ihnen nicht eine Zeile ſchrieb. Das Letztere kann wenigſtens nur ſein, wenn das Erſte iſt, und dies iſt ja nun nicht. Ich höre zu meinem Leidweſen, daß Sie neulich einen Fehlgang um meinetwillen gemacht haben. Ich war ſchon am Anfange des Waldes, als es mit Macht zu ſchneien anfing, und wandte aus keiner andern Urſache um, als weil ich gewiß glaubte, das Wetter würde Sie abſchrecken. Mir ſelbſt wär' es ganz das Nämliche geweſen, aber ich traute es Ihrer ſchwächlichen Natur nicht zu, und einen Fehlgang wollte ich um ſo weniger Gefahr laufen, weil ich mein Schauſpiel *) gern expedirt hätte. Sie haben alſo nur meine Muthmaßung, aber gewiß nicht meine Freundſchaft beſchämt. Setzen Sie nun den nächſten erträglichen Tag ſelbſt aus, ſo will ich meine Verſäumniß einbringen. Ich wünſchte Sie ſo oft, ſo oft in meine einſame, grillenhafte Zelle hinein, und möchte oft meine tägliche Koſt um eine menſchliche Geſellſchaft dahin geben.

---

*) Kabale und Liebe.

Gelegentlich muß ich anmerken, daß ich nunmehr der Meinung bin, daß das Genie, wo nicht unterdrückt, doch entſetzlich zurückwachſen, zuſammenſchrumpfen kann, wenn ihm der Stoff von außen fehlt. Man ſagt ſonſt, es hülfe ſich in allen Fällen ſelbſt auf. Ich glaub' es nimmer. Wenn ich mich im weiteſten Verſtande zum Beiſpiel ſetzen kann, ſo beweiſt meine jetzige Seelenlage das Gegentheil. Mühſam und wirklich oft wider allen Dank muß ich eine Laune, eine dichteriſche Stimmung hervorarbeiten, die mich in zehn Minuten bei einem guten denkenden Freunde von ſelbſt anwandelt; oft auch bei einem vortrefflichen Buche oder im offenen Himmel. Es ſcheint, Gedanken laſſen ſich nur durch Gedanken locken, und unſere Geiſteskräfte müſſen wie die Saiten eines Inſtruments durch Geiſter geſpielt werden. Wie groß muß alſo das Originalgenie ſein, das weder in ſeinem Himmelsſtrich und Erdreich, noch in ſeinem geſellſchaftlichen Kreiſe Aufmunterung findet, und aus der Barbarei ſelbſt hervorſpringt.

33.

An Frau v. Wolzogen.

Bauerbach, den 27. März 1783.

Die guten Nachrichten, welche Sie mir von der Beſſerung meiner lieben Mutter, von Ihrem und der Ihrigen Wohl und Ihres Wilhelms Erlöſung *) gegeben, waren mir ſo erfreulich, als mir eine andere Nachricht verdrießlich war. Sie ſchreiben, daß ſich ein gewiſſer Herr nicht abhalten laſſe, mit Ihnen nach Mannheim zu reiſen. Wenn ſich Herr v. *** in Mannheim einfinden ſollte, ſo iſt es durchaus unmöglich, daß ich Ihre Ankunft erwarten kann. Ganz Mannheim weiß, daß ſich ein Würtemberger in Bauerbach aufhält, daß dieſer ein ſehr guter Freund von Ihnen iſt, und daß er ſich mit Schriften beſchäftigt. Ganz Mannheim vermuthet, daß dieſer Ritter **) nicht der iſt, für den er ſich ausgiebt, daß er vielleicht Verdruß in ſeinem Vaterlande gehabt hat, und darum ſeinen Namen verſchweigen muß. Man war ſchon lange begierig, dieſem verkappten Ritter auf die Spur zu kommen; man hat ſogar wegen einiger Aeußerungen des vorigen Herzogs auf den wahren gerathen. Nehmen Sie nun dies Alles zuſammen, und laſſen Sie beſagten Herrn nach Mannheim kommen, wird man nicht die erſte Gelegenheit ergreifen, nach mir zu forſchen? Zweifeln Sie, daß Herr v. ***, wenn ihm alle Umſtände mit meiner Figur verbunden, geſagt werden, den Augenblick auf mich fallen werde? Ich gebe es Ihnen zu bedenken, ob eine Perſon, die ſo, wie jener Herr, von unſerm Thun und Laſſen unterrichtet, die mehr als tauſend Andere neugierig iſt, und vorzüglich neugierig auf *meine* Schickſale — ob eine ſolche Perſon bei der ausgeſtreuten Erdichtung ſtehen bleiben werde? Ob Sie ſelbſt Gewalt genug über ſich haben, das Gegentheil auf ſeine zudringlichen Fragen mit unveränderter Stirn zu behaupten? Ob er der Mann iſt, der in das Geheimniß gezogen werden darf? Ich erkläre Ihnen entſchloſſen und offenherzig, daß ich das Letztere niemals zugeben werde. Ich will ihm durchaus nichts von ſeinem Werthe nehmen, denn er hat wirklich einige ſchätzbare Seiten. Aber mein Freund wird er nicht mehr, oder gewiſſe zwei Perſonen müßten mir gleichgültig werden, die mir ſo theuer, als mein Leben ſind. Weil ich alſo durch eine Entdeckung auf dieſer Seite unmöglich Gefahr laufen kann, ſo muß ich einen Schritt thun, der mir von allen meines Lebens der ſchmerzlichſte iſt — ich muß Sie verlaſſen. Ich muß Sie zum letzten Mal geſehen haben. Es koſtet mich viel, es Ihnen zu ſagen. Ich will nicht bergen, daß ich dadurch manche ſchöne, herrliche Hoffnung aufgeben muß, daß es vielleicht einen Riß in mein ganzes künftiges Schickſal zurückläßt. Aber die Beruhigung meiner Ehre geht vor, und mein Stolz hat meiner Tugend ſchon ſo viele Dienſte geleiſtet, daß ich ihm auch eine Tugend preisgeben muß. Ueberlegen Sie, ob die Sache noch zurückgetrieben werden kann, oder vielleicht, ob Sie es wünſchen, ſie zurückzutreiben. Es wäre eine unverzeihliche Eitelkeit von mir, wenn ich verlangen könnte, daß Sie um meinetwillen einen Menſchen, der ſich durch Bande der Verwandtſchaft und Liebe an Sie attachirt hat, der Sie auch wirklich zu ſchätzen weiß, verſtoßen ſollten. Nein, es wäre ein höchſt ungerechtes Zumuthen, wenn ich prätendirte, daß Sie mir, der kein Verdienſt um Sie hat, als Freundſchaft, eine Perſon aufopfern ſollten, die keinen Fehler hat, als daß ich ſie nicht liebe. Ich würde Ihre und Ihrer guten Lotte Ankunft in Bauerbach nicht ertragen können, wenn mir einfiele, daß ich Sie eines Freundes beraubte. Ich bleibe Ihnen immer und unter allen Zufällen; aber dieſer könnte Urſache finden, ein Mißtrauen in Sie zu ſetzen, wenn Sie ihn bei dieſer Gelegenheit vernachläſſigten. Alſo überlegen Sie es wohl, beſte Freundin; denn wenn Sie in mir denjenigen nicht finden ſollten, den Sie ſuchten; wenn ich es gewahr würde, daß Sie es bereuten, mir zu Liebe ſo viel aufgeopfert zu haben, ſo wäre es um meine Ruhe geſchehen. Iſt der Fall unvermeidlich, ſo bitte ich Sie inſtändig, es mir bei Zeiten zu wiſſen zu thun, daß ich mich in Betracht meiner Baarſchaft danach richten kann. An dieſes Letztere dürfen Sie ſich nicht ſtoßen. Die Mannheimer verfolgen mich mit Anträgen um mein ungedrucktes Stück*) und Dalberg hat mir auf eine verbindliche Art über ſeine Untreue Entſchuldigungen gemacht. Ich kann alſo Anfangs Mai ſo viel Geld zuſammenbringen, um nach Berlin zu reiſen. Dort werde ich bald Auskommen finden, und Addreſſen bekomme ich in Menge dorthin. Hungerſterben werde ich zuverläſſig nicht, und das Bewußtſein, Ihre Ruhe befördert zu haben, wird mich auch glücklich machen. Alſo ſein Sie über dieſen Punkt gar nicht in Sorgen, und handeln Sie ganz frei. Können Sie's aber ohne Ihren und eines Menſchen Nachtheil dahinbringen, daß ich bleiben kann, ſo machen Sie Niemand größere Freude, als mir.

---

*) Aus der Karlsakademie.

**) Den Namen Doctor Ritter gab ſich Schiller, als er aus Stuttgart floh, während ſein Begleiter Streicher ſich Doctor Wolf nannte.

---

*) Kabale und Liebe.

Was Sie thun, meine Beſte, ſchonen Sie ſich und meinen Stolz.

34.

An Reinwald.

Bauerbach, den 27. März 1783.

Ich ſetze mich nieder, mein langes Stillſchweigen, das einen Mangel an Gelegenheit zur Urſache hatte, jetzt auf einmal hereinzubringen. Zwei Briefe waren ſchon auf dem Wege zu Ihnen, und beide Male kamen ihre Ueberbringer wegen verſchlimmerten Wetter zurück. Mit Weygand *)

---

*) Buchhändler in Leipzig.

bin ich fertig, wie Sie aus dem Einſchluſſe annehmen werden. Ob ich mit Dalberg zu Stande kommen kann, zweifle ich. Ich kenne ihn ziemlich, und meine Luiſe Millerin*) hat verſchiedene Eigenſchaften an ſich, welche auf dem Theater nicht wohl paſſiren, z. B. die gothiſche Vermiſchung des Komiſchen und Tragiſchen, die allzufreie Darſtellung einiger mächtiger Narrenarten, und die zerſtreuende Mannigfaltigkeit des Details. Eröffnen Sie mir Ihre Meinung darüber. Ehe ich mich in einen Weygand'ſchen Handel mit Dalberg einlaſſe, will ich die Sache lieber gar nicht in Bewegung bringen. Ueber ein neues Stück bin ich mit mir einig. Um meines langen Hin- und Herſchwankens zwiſchen Imhof und Marie Stuart los zu ſein, habe ich beide bis auf weitere Ordre zurückgelegt, und arbeite nunmehr entſchloſſen und feſt auf einen Don Carlos zu. Ich finde, daß dieſe Geſchichte mehr Einheit und Intereſſe zum Grunde hat, als ich bisher geglaubt, und daß ſie mir Gelegenheit zu ſtarken Zeichnungen und erſchütternden Situationen giebt. Der Charakter eines feurigen, großen und empfindenden Jünglings, der zugleich der Erbe einiger Kronen iſt — einer Königin, die durch den Zwang ihrer Empfindung bei allen Vortheilen ihres Schickſals verunglückt — eines eiferſüchtigen Vaters und Gemahls — eines grauſamen und heuchleriſchen Inquiſitors und barbariſchen Herzogs von Alba u. ſ. f. ſollten mir, dächt' ich, wohl nicht mißlingen. Dazu kommt, daß man einen Mangel an ſolchen deutſchen Stücken hat, die groſſe Staatsperſonen behandeln, und das Mannheimiſche Theater dies Süjet von mir bearbeitet wünſcht. Auch hier erwarte ich Ihren, mir immer wichtigen Rath, und weil Sie mich ſchon ſo oft verbunden haben, daß ich Ihnen die Vortheile und den Ruhm meiner jetzigen Beſchäftigung zur Hälfte verdanken muß, ſo entziehen Sie mir auch hiebei Ihre freundſchaftliche Unterſtützung nicht. Wenn ich eine ſpaniſche Geſchichte mit Vortheil behandeln ſoll, ſo werde ich nothwendig mit dem Nationalcharakter, den Sitten und der Statiſtik des Volks bekannt ſein müſſen. Sie, mein Freund, wiſſen am beſten, aus welchen Quellen ich dieſe Kenntniſſe ſchöpfen kann, und werden ohne Zweifel auf der Bibliothek dergleichen Werke haben. Wenn Sie ſich nun auf einen Augenblick in meine Lage verſetzen, und den Zuſtand der Unentſchloſſenheit und Unthätigkeit kennen, der mir beſonders hier unerträglich iſt, ſo weiß ich gewiß, daß Sie keine Zeit verlieren werden, die Ihren Freund in Geſchäfte [illegible]gen, und die Verfolgung ſeiner Arbeit erleichtern [illegible] Wälder, als ich mit Spaniens Sitten und Regieru[illegible]kannt bin, kann ich meinen Plan nicht vollenden, und noch weniger eine Ausführung auf's Gerathewohl wagen. Daher hoffe ich, Sie werden meine Ungeduld weni[illegible] mit einigen dahin einſchlagenden Werken befriedigen. Die Judith wird Abends, ehe ſie abgeht, bei Ihnen anfragen, und das, was Sie mir ſchicken wollen, abholen. Wenn Sie allenfalls Brantome's Geſchichte Philipps II. beſitzen, ſo theilen Sie mir ſolche auch mit.

---

*) Das Trauerſpiel: Kabale und Liebe.

Es ſollte mich doch befremden, wenn Sie auch noch jetzt meinen Fiesko nicht haben, und ich möchte wiſſen, ob er in der Gothaer Zeitung angekündigt worden. Die Geſchichte der Baſtille hat mich ſehr unterhalten, und ich glaube, daß ſie ſich in franzöſiſcher Sprache mit vielem Vergnügen leſen läßt. Ich ſende ſie Ihnen mit dem nächſten Botengange zurück. Haben Sie unter der Hand ein gutes Buch zu meiner Belehrung und Unterhaltung entdeckt, ſo werden Sie ein dürres Erdreich begießen, wenn Sie mir's communiciren. — Jetzt, beſter Freund, fangen die herrlichen Zeiten bald an, wo die Schwalben auf unſern Himmel und Empfindungen in unſre Bruſt zurückkommen. Wie ſehnlich erwarte ich ſie! — Einſamkeit, Mißvergnügen über mein Schickſal, fehlgeſchlagene Hoffnungen, und vielleicht auch die veränderte Lebensart, haben den Klang meines Gemüths, wenn ich ſo reden darf, verfälſcht, und das ſonſt reine Inſtrument meiner Empfindung rſtimmt. Die Freundſchaft und der Mai ſollen es, off' ich, auf's neue in Gang bringen. Ein Freund ſoll ch mit dem Menſchengeſchlechte, daß ſich mir auf eini- ßlichen Blößen gezeigt hat, wiederum verſöhnen, und meine Muſe halbwegs nach dem Kocytus wieder einholen. Aber ich verfalle in Melancholie, und fürchte Sie anzuſtecken. — Auf unſere nächſte Zuſammenkunft ſoll eine Scene von Don Carlos fertig ſein, die Sie richten werden.

35.

An Dalberg.

Meiningen, den 3. April 1783.

Sie verzeihen, daß Sie meine Antwort auf Ihre gnädige Zuſchrift erſt ſo ſpät erhalten. Ich war ſchon mit Weygand in Leipzig in einem Handel begriffen, den ich nothwendig abwarten mußte, ehe ich Ihnen etwas Entſcheidendes ſchreiben konnte. Nun ſcheint es aber, daß wir über den Preis des Stücks nicht accord werden können, und ich gebe ihm dieſes Schauſpiel *) nicht. — Daß Sie mich auch in der Entfernung noch in gnädigem Andenken tragen, kann mir nicht anders als ſchmeichelhaft ſein. Sie wünſchten zu hören, wie ich lebe. Wenn Verbannung der Sorgen, Befriedigung der Lieblingsneigung und einige

---

*) Kabale und Liebe.

Freunde von Geſchmack einen Menſchen glücklich machen können, ſo kann ich mich rühmen, es zu ſein. Sie ſcheinen, ungeachtet meines kürzlich mißlungenen Verſuchs, noch einiges Zutrauen zu meiner dramatiſchen Feder zu haben. Ich wünſchte nichts mehr, als ſolches zu verdienen. Weil ich mich aber der Gefahr, Ihre Erwartung zu hintergehen, nicht neuerdings ausſetzen möchte, ſo nehme ich mir die Freiheit, Ihnen Einiges von dem Stück *) vorauszuſagen. Außer der Vielfältigkeit der Charaktere und der Verwicklung der Handlung, der vielleicht zu freien Satyre und Verſpottung einer vornehmen Narren- und Schurkenart, hat dies Trauerſpiel auch den Mangel, daß Komiſches mit Tragiſchem, Laune mit Schrecken wechſelt, und, obſchon die Entwicklung tragiſch genug iſt, doch einige luſtige Charaktere und Situationen hervorragen. Wenn dieſe Fehler, die ich Ihnen mit Abſicht vorherſage, für die Bühne nichts Anſtößiges haben, ſo glaube ich, daß Sie mit dem Uebrigen zufrieden ſein werden. Fallen ſie aber bei der Vorſtellung zu ſehr auf, ſo wird alles Uebrige, wenn es auch noch ſo vortrefflich wäre, für Ihren Endzweck unbrauchbar ſein, und ich werde es beſſer zurückbehalten. Dies überlaſſe ich nun Ihrem Urtheil. Meine Kritik würde zu viel von meiner Laune und Eigenliebe participiren. Gegenwärtig arbeite ich an einem Don Carlos, ein Süjet, das

---

*) Kabale und Liebe.

mir ſehr fruchtbar ſcheint, und das ich Ihnen zu verdanken habe. Dazwiſchen will ich an einem Trauerſpiel, am Prinz Conradin arbeiten.

36.

An Reinwald.

Bauerbach, den 14. April 1783.

In dieſem herrlichen Hauche des Morgens denk' ich an Sie, Freund, und — an meinen Carlos. Meine Seele fängt die Natur in einem entwölkten blankern Spiegel auf, und ich glaube, meine Gedanken ſind wahr. Prüfen Sie ſolche. Ich ſtelle mir vor, jede Dichtung iſt nichts anderes, als eine enthuſiaſtiſche Freundſchaft oder Platoniſche Liebe zu einem Geſchöpf unſres Kopfs. Ich will mich erklären. Wir ſchaffen uns einen Charakter, wenn wir unſere Empfindungen und unſere hiſtoriſche Kenntniß von fremden in andere Miſchungen bringen, bei den Guten das Plus oder Licht, bei Schlimmern das Minus oder den Schatten vorwalten laſſen. Gleichwie aus einem einfachen weißen Strahl, je nachdem er auf Flächen fällt, tauſend und wieder tauſend Farben entſtehen, ſo bin ich zu glauben geneigt, daß in unſerer Seele alle Charaktere nach ihren Urſtoffen ſchlafen, und durch Wirklichkeit und Natur oder künſtliche Täuſchung ein dauerndes oder nur illuſoriſch ein augenblickliches Daſein gewinnen. Alle Geburten unſrer Phantaſie wären alſo zuletzt nur wir ſelbſt. Aber was iſt Freundſchaft oder Platoniſche Liebe denn anders, als eine wollüſtige Verwechslung der Weſen? oder die Anſchauung unſrer ſelbſt in einem andern Glaſe? — Liebe, mein Freund, das große unfehlbare Band der empfindenden Schöpfung, iſt zuletzt nur ein glücklicher Betrug. — Erſchrecken, entglühen, zerſchmelzen wir für das fremde, uns ewig nie eigen werdende Geſchöpf? Gewiß nicht. Wir leiden jenes Alles nur für uns, für das Ich, deſſen Spiegel jenes Geſchöpf iſt. Ich nehme ſelbſt Gott nicht aus. Gott, wie ich ihn mir denke, liebt den Seraph ſo wenig als den Wurm, der ihn unwiſſend lobt. Er erblickt ſich, ſein großes unendliches Selbſt, in der unendlichen Natur umhergeſtreut. — In der allgemeinen Summe der Kräfte berechnet er augenblicklich ſich ſelbſt — ſein Bild ſieht er aus der ganzen Oekonomie des Erſchaffenen vollſtändig, wie aus einem Spiegel zurückgeworfen, und liebt ſich in dem Abriß, das Bezeichnete in dem Zeichen. Wiederum findet er in jedem einzelnen Geſchöpf mehr oder weniger Trümmer ſeines Weſens zerſtreut. Dieſes bildlich auszudrücken — ſo wie eine Leibnitziſche Seele vielleicht eine Linie von der Gottheit hat, ſo hat die

Seele der Mimoſa nur einen einfachen Punkt, das Vermögen zu empfinden von ihr, und der höchſte denkende Geiſt nach Gott — doch Sie verſtehen mich ja ſchon. Nach dieſer Darſtellung komme ich auf einen reinen Begriff der Liebe. Gleichwie keine Vollkommenheit einzeln exiſtiren kann, ſondern nur dieſen Namen in einer gewiſſen Relation auf einen allgemeinen Zweck verdient, ſo kann keine denkende Seele ſich in ſich ſelbſt zurückziehen und mit ſich begnügen. Ein ewiges nothwendiges Beſtreben, zu dieſem Winkel den Bogen zu finden, den Bogen in einen Cirkel auszuführen, hieße nichts anderes, als die zerſtreuten Züge der Schönheit, die Glieder der Vollkommenheit in einen ganzen Leib aufzuſammeln. Das heißt mit andern Worten: Der ewige innere Hang, in das Nebengeſchöpf überzugehen, der daſſelbe in ſich hinein zu ſchlingen, es an ſich zu reißen, iſt Liebe. Und ſind nicht die Erſcheinungen der Freundſchaft und Liebe — vom ſanften Händedruck bis zur innigſten Umarmung — ſo viele Aeußerungen eines zur Vermiſchung ſtrebenden Weſens?

Jetzt wär' ich auf dem Punkt, zu dem ich durch eine Krümmung gehen mußte. Wenn Freundſchaft und Platoniſche Liebe nur eine Verwechslung eines fremden Weſens mit dem unſrigen, nur eine heftige Begehrung ſeiner Eigenſchaft ſind, ſo ſind beide gewiſſermaßen nur eine andere Wirkung der Dichtungskraft — oder beſſer: das, was wir für einen Freund, und was wir für einen Helden unſrer Dichtung empfinden, iſt eben das. In beiden Fällen führen wir uns durch neue Lagen und Bahnen, wir brechen *uns* auf andern Flächen, wir ſehen *uns* unter andern Farben, wir leiden für *uns* unter andern Leibern. Können wir den Zuſtand eines Freundes feurig fühlen, ſo werden wir uns auch für unſern poetiſchen Helden erwärmen. Aber die Folgerung, daß die Fähigkeit zur Freundſchaft und Platoniſchen Liebe ſonach auch die Fähigkeit zur großen Dichtung nach ſich ziehen müſſe, würde ſehr übereilt ſein; denn ich kann einen *großen Charakter* durchaus *fühlen*, ohne ihn *ſchaffen* zu können. Das aber wäre bewieſen wahr, daß ein *großer* Dichter wenigſtens die Kraft zur höchſten Freundſchaft beſitzen muß, wenn er ſie auch nicht immer geäußert hat. — Das iſt unſtreitig wahr, daß wir die Freunde unſrer Helden ſein müſſen, wenn wir mit ihnen *zittern*, *aufwallen*, *weinen* und *verzweifeln* ſollen; daß wir ſie als Menſchen außer uns denken müſſen, die uns ihre geheimſten Gefühle vertrauen, und ihre Leiden und Freuden in unſern Buſen ausſchütten. Unſere *Empfindung* iſt alſo Refraction, keine urſprüngliche, ſondern ſympathetiſche Empfindung. *Dann* rühren und erſchüttern und entflammen wir Dichter am meiſten, wenn wir ſelbſt *Furcht* und *Mitleid* für unſern Helden gefühlt haben. Ein großer Philoſoph, der mir nicht gleich beifallen will, hat geſagt, daß die Sympathie am gewiſſeſten und ſtärkſten durch Sympathie erweckt werde. Jetzt denke ich dieſen Satz in ſeiner ganzen Deutlichkeit. Der Dichter muß weniger der Maler ſeines Helden, er muß mehr deſſen Mädchen, deſſen Buſenfreund ſein. Der Antheil der Liebenden fängt tauſend feine Nüancen mehr auf, als der ſcharfſichtigſte Beobachter. Welchen wir lieben, deſſen Gutes und Schlimmes, Glück und Unglück genießen wir in größern Doſen, als welchen wir nicht ſo lieben, und noch ſo gut kennen. Darum rührte mich Julius von Tarent*) mehr als Leſſing's Emilie, wenn gleich Leſſing unendlich beſſer als Leiſewitz beobachtet. Er war der Aufſeher ſeiner Helden, aber Leiſewitz war ihr Freund. Der Dichter muß, wenn ich ſo ſagen darf, ſein eigener Leſer, und wenn er ein theatraliſcher iſt, ſein eignes Parterre und Publikum ſein. — Ich habe Ihnen hier Vieles, und wie ich beim Durchleſen finde, mit zu wenig Worten geſagt. Vielleicht führe ich ſolches ein andermal aus. Nur eine kleine Anwendung auf meinen Carlos. Ich muß Ihnen geſtehen, daß ich ihn gewiſſermaßen ſtatt meines Mädchens habe. Ich trage ihn auf meinem Buſen, ich ſchwärme mit ihm durch die Gegend und — um Bauerbach herum. Wenn er einſt fertig iſt, ſo werden Sie mich und Leiſewitz an Don Carlos und Julius abmeſſen — nicht nach der Größe des Pinſels, ſondern nach dem Feuer der Farben; nicht nach der Stärke auf dem Inſtrument, ſondern nach dem Ton, in welchem wir ſpielen. Carlos hat, wenn ich mich des Maßes bedienen darf, von Shakſpeare's Hamlet die Seele, Blut und Nerven von Leiſewitzen's Julius, und den Puls von mir. — Außerdem will ich es mir in dieſem Schauſpiel zur Pflicht machen, in Darſtellung der Inquiſition die proſtituirte Menſchheit zu rächen, und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger zu ſtellen. Ich will — und ſollte mein Carlos dadurch auch für das Theater verloren gehen — einer Menſchenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur geſtreift hat, auf die Seele ſtoßen. Ich will — Gott bewahre, daß Sie mich auslachen.

---

*) Trauerſpiel von Leiſewitz.

Ihr letzter Brief, mein Beſter, hat Ihnen in meinem Herzen ein unvergeßliches Denkmal geſetzt. Sie ſind der edle Mann, der mir ſo lange gefehlt hat, der es werth iſt, daß er mich ſammt allen meinen Schwächen und zertrümmerten Tugenden beſitze, denn er wird jene dulden und dieſe mit einer Thräne ehren. Theurer Freund! ich bin nicht, was ich gewiß hätte werden können. Ich hätte vielleicht groß werden können, aber das Schickſal ſtritt zu früh wider mich. Lieben und ſchätzen Sie mich wegen dem, was ich unter beſſern Sternen geworden wäre, und ehren Sie die Abſicht in mir, die die Vorſicht verfehlt hat. Aber bleiben Sie mein.

37.

An Frau v. Wolzogen.

Bauerbach, den 23. April 1783.

Einen Schrecken hätt' ich Ihnen gemacht, meine Freundin? Dafür haben auch Sie in Ihrem letzten Briefe mich gedemüthigt, und mehr, als ich verdiene. Sie räumen beinahe alle meine Beſorgniſſe über des Herrn v. *** Ankunft weg, und ſetzen es dadurch auf Schrauben, ob ich wohl bleiben werde? Sie ſcheinen es möglich zu finden, daß ich überhaupt ein Glück auf Unkoſten meines guten Namens und guten Gewiſſens, meinen tauſend Verpflichtungen und Pflichten gegen Sie zum Trotz, hätte aufſuchen wollen, und möchten von mir auf das baldigſte wiſſen, zu was ich entſchloſſen ſei, und was zu meinem Glück diene? Sie ſagen mir alſo nur mit andern Worten, daß Sie mich fähig halten, die treuloſeſte und undankbarſte That auf der Welt zu thun. Ich will Ihnen das nicht zum Vorwurf geſagt haben, meine Beſte. Weiß ich doch feſt und gewiß, daß Sie mich lieben, wie keine Mutter mehr lieben kann. Aber glauben Sie mir doch endlich einmal, daß Sie keinen unwürdigen Sohn haben.

Alſo zuverläſſig im Monat Mai kommen Sie. Ihre Gegenwart iſt Niemand nöthiger, als mir. Aber auch überhaupt iſt ſie nothwendig, wie Sie jetzt hören werden.

Ihr ganzes Bauerbach iſt gegenwärtig in Unruhe, welche nur durch Ihre perſönliche Autorität geſtillt werden kann. Der ewige Groll der Gemeine gegen den Verwalter äußert ſich täglich mehr. Neulich entſtand ein Streit zwiſchen beiden Partheien wegen der Schafe. **Vogt**[*]) und Conſorten verboten, das Vieh auf die Wieſen zu treiben. Der Wirth und Andere prätendirten das Gegentheil. Die Gerichte ſprachen zweimal für den Verwalter, und demungeachtet trieben die Letztern die Schafe auf die Wieſen. Ihre eigenen wurden nicht geſchont. Ich kam zu einer Scene, die, ſo verdrießlich ſie mir im Grunde war, den beſten Maler verdient hätte. **Vogt** und Familie kamen mit Knitteln, die Schafe wegzutreiben.

38.

An Frau v. Wolzogen.

Bauerbach, den 8. Mai 1783.

Hoffentlich trifft Sie dieſer Brief noch in Stuttgart. — Haben Sie die Güte und beſördern Sie den Einſchluß durch einen Expreſſen nach der Solitüde. Man ſoll meinen Shakſpeare ohne Verzug von Scharfenſtein abholen, und meine **Räuber** vom Akteur **Haller**, welche Sie dann mitzunehmen geruhen werden. Auch bitte ich Sie, Auslage für mich für 1 Pfund Marocco-Schnupftaback zu machen, der mir ſchon ſeit ſechs Monaten nicht zur Naſe gekommen iſt. — Meinen Fiesko werden Sie ſicher zu Geſicht bekommen haben, wenn anders mein Vater die Exemplare bekommen hat; ſonſt finden Sie ihn hier. Was ich Ihnen von Wichtigkeit zu ſagen habe, kann warten, bis ich Sie von Angeſicht zu Angeſicht ſehe. Dieſer Brief iſt, wenn's Gott will, der letzte auf lange Zeit — im neuen Teſtament hören die Opfer auf!

---

*) Der Verwalter.

39.

An Reinwald.

Bauerbach, den 22. Mai 1783.

Heute kann ich einmal wieder Athem ſchöpfen, denn ſchon 9—10 Tage war ich mit lauter Kleinigkeiten überhäuft, die mich nicht zu mir ſelbſt kommen ließen. Ich hatte es auf mich genommen, auf die Ankunft der Frau v. Wolzogen Haus und Garten in Stand zu ſetzen, und weil ich in letzterem eine neue Anlage machte, ſo mußte ich aller Orten ſelbſt ſein. Meine Luiſe Millerin blieb liegen, und mit dieſer müſſen auch Sie, mein Guter, ein Schickſal theilen. Wärmer komm' ich zu Ihnen, wie zu dieſer zurück.

Den Einzug der Frau v. Wolzogen hab' ich von den Unterthanen feierlich begehen laſſen, welches Gelegenheit zu einem ſehr angenehmen Abend gab. Von dem äußerſten Ende des Orts ließ ich eine Allee von Maien bis zu ihrem Hauſe anlegen. Am Hofe des Hauſes war eine Ehrenpforte von Tannenzweigen errichtet. Vom Hauſe ging es unter Schießen in die Kirche, die überall mit Maien vollgeſteckt war. Wir hatten artige Muſik von Blasinſtrumenten und der Pfarrer hielt eine Einzugsrede u. ſ. w. Ich würde Ihnen dergleichen Kleinigkeiten gar nicht ſchreiben, wenn ich es nicht etwas intereſſant fände, daß in dem barbariſchen Bauerbach dergleichen geſchehen iſt — Sonntags werden Sie ſchwerlich Geſchäfte haben. Entſchließen Sie ſich, hierher zu kommen, und einen vergnügten Tag auf dem Lande zu genießen. Sie werden mich zu Masfeld treffen, und dann mit mir hierher ſpatzieren. Ich ſehne mich nach Ihnen und habe es nöthig, neue Gluth und neuen Genuß in ihren Armen zu ſammeln. Meinen Fiesko hab' ich neulich bei Ihnen liegen laſſen. Bald wird man Kritiken darüber hören! Wir wollen doch ſehen. Jetzt leben Sie wohl, lieber Freund, und rauben Sie mir doch ja die Hoffnung nicht Sie bald zu ſehen. Sie wiſſen ja, daß Sie im Buch meiner Glückſeligkeit ein ſtärkeres Alphabet einnehmen.

40.

An Wolzogen.

Bauerbach, den 25. Mai 1783.

Unter den vielen Zerſtreuungen, welche die Ankunft Ihrer beſten Mutter bei mir nothwendig macht, konnte ich Ihren Brief nicht früher beantworten. Ich kann es auch jetzt ſo vollkommen nicht, als ich wünſchte, und behalte mir Vieles auf beſſere Muſe vor. Sie haben Recht, daß Sie mich um die Glückſeligkeit, im Kreiſe Ihrer guten Mutter und Schweſter leben zu dürfen, beneiden. Zwar thut es mir wehe, daß ich da gewinnen mußte, wo Sie verloren; aber in kurzer Zeit werden auch Sie unſern vergnügten Cirkel vermehren, und ich zähle darauf, daß wir Sie feſthalten werden. Hier zum erſten Male hab' ich es in ſeinem ganzen Umfange gefühlt, wie gar wenig Zurüſtung es fordert, ganz glücklich zu ſein. Ein großes, ein warmes Herz iſt die ganze Anlage zur Seligkeit; und ein Freund iſt ihre Vollendung. Sein Sie zufrieden, daß Sie Beides haben. Sonderbar find' ich die Wege des Himmels auch hier. Acht Jahre mußten wir bei einander ſein und uns gleichgültig ſein. Jetzt ſind wir getrennt, und werden uns wichtig. Wer von uns Beiden hätte auch nur fern die verborgenen Fäden geahnt, die uns einmal ſo feſt aneinander zwingen ſollten und ewig. Aber vielleicht war eben dieſes beiderſeitige Ausweichen das Werk einer weiſen Vorſicht. Wir ſollten uns erſt kennen, wenn wir Beide verdienten, gekannt zu ſein. Beide noch unvollkommen, hätten wir zu früh und zu viele Schwäche an einander beobachtet, und wären nie für einander erwärmt worden. Achtung nur iſt der Freundſchaft unfehlbares Band, und dieſe mußten wir Beide erſt noch erwerben. Durch zweierlei Wege ſind wir nun zu eben dem Ziel gelangt, und finden uns hier mit Entzücken. Sie haben den erſten Schritt gethan, und ich erröthe vor Ihnen. Immer verſtand ich mich weniger darauf, Freunde zu erwerben, als die erworbenen feſtzuhalten.

Sie haben mir Ihre Lotte anvertraut, die ich ganz kenne. Ich danke Ihnen für dieſe große Probe Ihrer Liebe zu mir. Ich ſehe daraus, daß Sie groß von mir denken müſſen, denn jeder Andere, als ein edel empfindender Mann, würde die ſchöne Seele Ihrer Schweſter nicht zu lieben verdienen. Glauben Sie meiner Verſicherung, ich beneide Sie um dieſe liebenswürdige Schweſter. Noch ganz wie aus den Händen des Schöpfers, unſchuldig, die ſchönſte, reichſte, empfindſamſte Seele, und noch kein Hauch des allgemeinen Verderbniſſes am lautern Spiegel ihres Gemüths. So kenne ich Ihre Lotte, und wehe Demjenigen, der eine Wolke über dieſe ſchuldloſe Seele zieht! — Rechnen Sie auf meine Sorgfalt für ihre Bildung, die ich nur darum beinah' fürchte zu übernehmen, weil der Schritt von Achtung und feurigem Antheil zu andern Empfindungen ſo ſchnell gethan iſt. Ihre Mutter hat mich zu einem Vertrauten in einer Sache gemacht, die das ganze Schickſal Ihrer Lotte entſcheidet. Sie hat mir auch ihre Denkungsart über dieſen Punkt entdeckt. Einem ſo zärtlichen Bruder kann es nicht gleichgültig ſein, auch eines Freundes Rath in einer ſo wichtigen Sache zu hören. Ich kenne den Herrn von ***. Einige Kleinigkeiten, die jetzt zu weitläuftig und für Sie zu unwichtig wären, haben uns untereinander mißgeſtimmt; dennoch glauben Sie es meinem aufrichtigen unbeſtochenen Herzen, er iſt Ihrer Schweſter nicht unwerth. Ein ſehr guter und edler Mann, der zwar gewiſſe Schwachheiten an ſich hat, die ich ihm aber mehr zu Ehre, als zur Schande rechnen möchte. Ich ſchätze ihn wahrhaft, ob ich ſchon zur Zeit kein Freund von ihm heißen kann. Er liebt Ihre Lotte, und ich weiß, er liebt ſie als ein edler Mann, und Ihre Lotte liebt ihn, wie das Mädchen, das zum erſten Mal liebt. Mehr brauch' ich Ihnen nicht zu ſagen. Außerdem hat er andere Reſſourcen, als ſein Port-d'Epee, ich bürge dafür, daß er ſein Glück in der Welt machen kann. — Mehr davon, wenn ich Ihnen das nächſte Mal ſchreibe. Indeß glauben Sie Ihrem und Ihrer Lotte zärtlichſten Freunde.

Sonſt kann ich Ihnen von Ihrer beſten Mutter und Lotten die beſten Nachrichten geben. Der Einzug in

Bauerbach ward mit einiger Feierlichkeit gehalten. Auf ihren Geburtstag wünſche ich ſelbſt etwas auszudenken; aber Alles, wozu die Leute des Dorfs gebraucht werden müßten, dürfte zu ſchwer und zu weitläufig ſein. Ueberhaupt liebt Ihre Mutter dergleichen laute Aeußerungen der Freude weniger, als den ſtillen, einfachen Ausdruck, und ich lobe ſie darum. Man denkt ſich dabei ſo leicht gewiſſe Feſtivitäten, die Sie ſo gut kennen, als ich, und welche alle ihnen ähnliche für die Zukunft durch eine garſtige Aſſociation angeſteckt haben. Wollen Sie indeß etwas, das meine Muſe ausführen kann? Mit Freuden ſteht Ihnen die Dame zu Dienſten. — Erlauben Sie mir zum Schluß die Bitte, das Herz Ihrer Lotte zu ſchonen, und mit daran zu arbeiten, daß ihre Geſchichte — oder ſoll ich ſagen Roman? ſich glücklich entwickelt. Erlauben Sie mir auch, als Ihr wahrer und warmer Freund, Sie mit Ihrer eignen gegenwärtigen Lage auszuſöhnen, und Sie inſtändigſt zu bitten, ruhig in die Zukunft zu ſehen. Dieſen Rath giebt Ihnen kein kalter, pedantiſcher Moraliſt, der das verdammt, was er ſelbſt nicht hat — ein Jüngling ſpricht mit Ihnen — ein Jüngling, der ebenſo oder noch ungeſtümer glüht, wie Sie, der alle Fehler der übereilten Hitze gemacht, und ſeinen ſtarren Kopf oft genug zerſplittert hat, um einem Freunde die Lehre zu geben, kaltes Blut erſt zu fragen.

41.

An Frau v. Wolzogen.

Bauerbach, den 28. Mai 1783.

Da ſitze ich und reibe mir die Augen, will zu Ihnen und beſinne mich, daß ich den Kaffee allein trinken muß — aber mein Herz iſt zwiſchen Ihnen und unſrer Lotte und begleitet Sie bis in's Zimmer der Herzogin *). Heute Freundin, wünſche ich Ihnen die Stimme eines Donners — die Feſtigkeit eines Felſens und die Verſchlagenheit der Schlange im Paradies, denken Sie daran, daß Sie nichts, als eine elende Kleinigkeit daran ſetzten, aber für ſich und die Lotte und auch für mich Alles zu gewinnen haben. Sagen Sie die ganze Penſion ab, ſo will ich alle Jahre eine Tragödie mehr ſchreiben und auf den Titel ſetzen: „Trauerſpiel für Lotte." — Im Ernſt, liebe Freundin, ſehen Sie zu, daß Sie mit guter Art loskommen, und die Lotte aus der Penſion erlöſen. Ich erwarte Sie alſo 7 Uhr zu Masfeld bei der Paſtorin; bis dahin lebe ich einen langen traurigen Tag. Das obere Zimmer wird

---

*) Die in Genua verſtorbene Herzogin von Gotha ließ Charlotte v. Wolzogen, wegen verſchiedener Dienſte, die ihr Vater geleiſtet, in einer Penſion erziehen, wo es ihr mißfiel.

heute und morgen noch nicht fertig, der Schreiner ſagt, es ſei unmöglich. Alſo um 7 Uhr präciſe bei der Paſtorin, und die Neuigkeit mit Ihnen, daß Lotte aus der Penſion kommt.

42.

An Frau v. Wolzogen.

Bauerbach, den 30. Mai 1783.

Zwei Tage muß ich alſo noch durchwarten, ehe ich Sie ſehe? Das iſt ſchrecklich. Kaum freue ich mich ein wenig, daß der heutige ſich beurlaubt, und nun ſtehen mir noch achtundvierzig Stunden bevor. Wär' es nicht Ihrer Lotte zum Beſten und wüßte ich nicht, daß Ihre Gegenwart dieſe eben ſo glücklich macht, als mich, eben ſo, ſag' ich, nicht glücklicher — glauben Sie, ich würde melancholiſch oder ich trotzte. Ach, meine Beſte, in einer gepreßten Lage haben Sie mich verlaſſen. Nie war ich Ihrer liebevollen Ermunterung ſo bedürftig, als eben jetzt, und weit und breit iſt Niemand, der meiner zerſtörten und wilden Phantaſie zu Hülfe käme.

Was werd' ich, was kann ich zu meiner Zerſtreuung thun? Ich weiß nichts, als Ihnen zu ſchreiben, aber ich fürchte mich ſelbſt in meinen Briefen. Entweder red' ich darin zu wenig, oder mehr, als Sie hören ſollten und ich verantworten kann. Sehr gern ſchrieb' ich der Lotte, aber ich ſcheue das Schickſal meines vorigen Briefes, und ſolche Briefe, wie Madame *** leſen darf, müßte ich erſt ſchreiben lernen. Gottlob, daß indeſſen die Herzogin von Gotha kurz mit Ihnen angebunden. Wären Sie doch auch recht ſehr beſtimmt! Ich wollte Gott danken für Ihre Lotte, denn auf dieſe Art würden Sie, meine Freundin, ein Uebriges thun. Es bleibt dabei, ich ſchreibe eine Tragödie mehr, ſobald die Herzogin ihre Penſion zurücknimmt, und Lotte ſoll die Pränumeration davon haben. Daß Ihnen das Hofleben ſehr ekelhaft vorkommt, höre ich ſehr gern; aber iſt darin noch kein Compliment für mich, daß Sie ſich aus denſelbigen weg und nach Bauerbach ſehnen. Man dürfte mich zwiſchen Spandau und einem Aſſemblee wählen laſſen. Ich weiß, was geſchähe; doch das bedeutet nicht viel, was allenfalls in meinem Kopfe geſchähe. Sie ſchreiben mir, ich ſei erkannt und ſchreiben dies ſo gelaſſen. Lieber hätte ich ein Auge verloren, als daß mich die Meininger kennen. Wüßt' ich den, der mir dieſen Dienſt geleiſtet hat, ich würde ihn haſſen, und wäre er mein erſter Freund. Helfen Sie mir ihn ergründen, der Umſtand verändert meinen Plan um ein Großes. Bin ich wirklich entdeckt, ſo kann ich nicht incognito leben, oder ich mache mich lächerlich. Ich muß unter meinem Namen in Geſellſchaft gehen, und den Dumpfköpfen, die ſo hoch aufgelauſcht haben, Impertinenzen ſagen. Es liegt mir an dem Reſpekt, der meinem Namen gebührt; dieſen muß ich nothwendig behaupten. Doch ich bin wohl ein Thor. Jetzt liegt mir auch an dieſem nichts mehr. Es war da eine Zeit, wo mich die Hoffnung eines unſterblichen Ruhmes ſo gut, als ein Gallakleid ein Frauenzimmer, gekitzelt hat. Jetzt gilt mir Alles gleich und ich ſchenke Ihnen meinen dichteriſchen Lorbeer in dem nächſten Boeuf à la mode, und trete Ihnen meine tragiſche Muſe zu einer Stallmagd ab. Wie klein iſt doch die höchſte Größe eines Dichters gegen den Gedanken, glücklich zu leben! Ich möchte mit meiner Leonore ſprechen: „Laß uns fliehen — laß in den Staub uns werfen all' dieſes prahlende Nichts. Laß in romantiſchen Fluren ganz der Freundſchaft uns leben. Unſre Seelen klar, wie über uns das heitere Himmelblau, nehmen dann den ſchwarzen Hauch des Grams nicht mehr an. Unſer Leben rinnt dann melodiſch, wie die flötende Quelle zum Schöpfer *)."

Mit meinen vormaligen Planen iſt es aus, beſte Freundin, und wehe mir, wenn das auch von meinen jetzigen gelten ſollte! Daß ich bei Ihnen bleibe und wo möglich begraben werde, verſteht ſich. Ich werde es auch wohl bleiben laſſen, mich von Ihnen zu trennen, da mir drei Tage ſchon unerträglich ſind. Nur das iſt die Frage,

---

*) S. die Verſchwörung des Fieſko zu Genua. Akt 4. Sc. 14.

wie ich bei Ihnen auf die Dauer meine Glückſeligkeit gründen kann. Aber gründen will ich ſie, oder nicht leben, und jetzt vergleiche ich mein Herz und meine Kraft mit den ungeheuerſten Hinderniſſen; und ich weiß es, ich überwinde ſie. Ich überleſe, was ich geſchrieben habe. Es iſt ein toller Brief. Aber Sie verzeihen mir ihn. Wenn ich mündlich ein Narr bin, ſo werde ich ſchriftlich wohl nicht viel klüger ſein. Noch etwas. Ein Junge von hier wollte zu Ihnen und Ihnen melden, daß ein Stuttgarter Herr in Meiningen angelangt und ſich nach Ihnen erkundigt habe. Er ſei mit vier Pferden gekommen. Aller Wahrſcheinlichkeit nach iſt es P** oder Y**. Sollte der Letztere es ſein, ſo ſchicken Sie mir zwei Boten. Ich gehe nach Weimar. — An Lotte tauſend Empfehlungen. Auch Reinwalden meinen Gruß. Den Letzteren bitten Sie, Ihnen den Meſſias und Oſſian zu verſchaffen. — Ich bin unwandelbar Ihr Freund bis in den Tod, und wo möglich noch weiter.

43.

An Wolzogen.

Bauerbach, den 14. Juni 1783.

Wir haben Ihre liebe Schweſter beinahe vierzehn Tage bei uns gehabt, und mit dem größten Vergnügen beobachtet, daß eine anſehnliche Provinz ihres Herzens dem bewußten Götzen noch nicht erb- und eigenthümlich gehört. Im Ernſt, liebſter Freund, Ihre gute Lotte iſt ſo melancholiſch nicht, als die Eigenliebe gewiſſe Perſonen zu bereden ſcheint. Dieſes ſchreibe ich Ihnen, damit es Ihre eignen Beſorgniſſe, die ich nicht anders als billigen kann, zerſtreue, und damit es Sie zugleich in den Stand ſetze, dem gewiſſenhaften Y**, der Ihre Schweſter nicht verlaſſen mag, eine beruhigende tüchtige Antwort zu geben. Sie werden wohl wiſſen, worauf ich ziele, und werden mir auch den Grad des Unwillens nicht verdenken, den mir die Anmaßung jenes Herrn (der das Herz Ihrer Schweſter noch erſt verdienen lernen mußte) eingeflößt hat. Mehreres hat Ihnen vermuthlich die Mama geſchrieben; denn ich ſchließe es aus ihrer Aufwallung über Ihren letzten Brief, den ſie Lotten nicht ſehen laſſen darf. Nun ſind Sie (und vielleicht auch ich) der Parteilichkeit gegen Y** verdächtig, welcher Vorwurf uns um ſo ſchmerzlicher fallen muß, je unwürdiger die Perſon iſt, die uns denſelben zugezogen hat.

41.

An Frau v. Wolzogen.

Bauerbach, den 12. Juli 1783 *).

Eben treff' ich einen Mann, der in Ihre Gegend geht, und mir dieſen Brief an Sie zu bringen verſpricht. Ich bin glücklich gereiſet und ſchon funfzehn Stunden näher an Frankfurt. Wir hatten geſtern etliche Regengüſſe auszuſtehen, die aber nicht viel für uns zu bedeuten hatten, und nun iſt das ſchönſte Wetter. Wie herzlich froh bin ich, daß der Abſchied überſtanden iſt, und wie herzlich vergnügt wäre mir die Nachricht, daß Sie ihn verſchmerzt hätten. Der Verdacht, daß ich Sie vergeſſen könnte, wäre bei meiner jetzigen Gemüthslage Gottesläſterung. Glauben Sie mir, je tiefer ich die Welt kennen lerne, und je mehr ich unter Menſchen gehe, deſto tiefer graben Sie ſich in mein Herz, und deſto theurer werden Sie mir. Sie werden geſtern einen traurigen Abend auszuſtehen gehabt haben; aber der Tag und Abend meiner Wiederkunft ſollen Sie gewiß vollkommen dafür belohnen.

---

*) Auf der Reiſe nach Mannheim geſchrieben.

45.

An Frau v. Wolzogen.

Frankfurt am Main, den 23. Juli 1783.

Eben komm' ich hier an, und da ich befürchtete, durch lange Verzögerung und Mangel der Gelegenheit in dieſer Stadt viel zu verzehren, ſo nahm ich kein Bedenken, gleich mit Extrapoſt abzugehen. Dieſen vermehrten Aufwand werde ich durch die Verkürzung meines Aufenthalts in Mannheim wieder einbringen, denn ich freue mich ungleich mehr auf die Ankunft in Bauerbach bei Ihnen, als auf meine Tage in Mannheim. Da mich gegenwärtig bombardirt der Friſeur, der Schwager und andere Commiſſionen, ſo bleibe ich Ihnen meine Empfindungen, und was ich ſonſt noch an Sie zu beſtellen habe, bis auf meine Ankunft in Mannheim ſchuldig. So lange werden Sie mir doch glauben, daß ich Sie in meinem Herzen trage, wie ich mich ſelbſt in der Hand Gottes getragen wünſche. Alle Augenblicke werde ich abgerufen, ich bin ganz verwirrt. — O meine beſte, liebſte Freundin, unter dem ſchrecklichſten Gewühl von Menſchen fällt mir unſre Hütte im Garten ein — wär' ich ſchon wieder dort! — In ungefähr ſechs Tagen haben Sie wieder Nachricht von mir. Ich möchte gern morgen im Theater zu Mannheim eintreffen, weil ich da eine Ueberraſchung machen kann.

46.

An Frau v. Wolzogen.

Mannheim, den 28. Juli 1783.

Endlich bin ich in Mannheim. Matt und erſchöpft kam ich geſtern Abend an, nachdem ich mich Vormittags noch in Frankfurt herumgetrieben. Meyer hat eine Wohnung und Koſt für mich ausgemacht, die ſehr gut und wohlfeil iſt, neben dem Schloßplatz; mein Zimmer hat eine vortreffliche Ausſicht. Mein Geld zur Rückreiſe hab' ich bei Seite gelegt, und kann indeſſen drei Wochen hier bleiben. So ſtehen meine Finanzen. Nun werden Sie wiſſen wollen, wie ich die Sachen bei meiner Ankunft gefunden — nicht gar zum beſten. Dalberg iſt von einer Reiſe nach Holland noch nicht zurück. — Iffland iſt nach Hannover. Alſo bin ich einige Zeit wenigſtens ganz ohne Nutzen hier. Meinen Freunden hab' ich durch meine Ankunft viel Freude gemacht, ſie aber ſehr klar merken laſſen, daß ich nichts als mein Vergnügen bei meinem hieſigen Aufenthalt zur Abſicht habe. Bis Dalberg alſo zurück iſt, kann ich Ihnen nicht das Geringſte von Ausſichten ſagen. Und ich würde ſie ſchwerlich benutzen, wenn ſie mir auch in die Hände liefen, ſobald mein Aufenthalt im Geringſten dadurch litte. Geſtehen muß ich Ihnen, daß

Alles, was mir hier vorkommt und noch vorkommen kann, bei der Vergleichung mit unſerem ſtillen glücklichen Leben entſetzlich verliert. — Sie haben mich einmal verwöhnt — verdorben ſollte ich ſagen, daß ich den lebhafteſten Eindrücken der großen Welt beinahe verſchloſſen bin. Wenn ich es möglich machen kann, daß ich, ohne einen Schritt in die Welt zu thun, 600 Fl. jährlich ziehe, ſo begräbt man mich noch in Bauerbach. So leer und verdächtig iſt mir Alles, ſeit ich von Ihnen bin, und ſo wenig Geſchmack kann ich einer Lebensart abgewinnen, die Sie nicht mit mir genießen. Wie froh will ich ſein, wenn ich mit einigen guten Ausſichten und Geld in der Taſche die Rückreiſe wieder antreten kann, und wie ſehr wird meine Glückſeligkeit bei Ihnen durch dieſen Ausflug gewonnen haben. Aber wie bringen Sie Ihre Tage zu, theuerſte Freundin? Traurig, fürchte ich, und wünſche es einigermaßen doch; denn es iſt etwas Tröſtendes und Süßes in der Vorſtellung, daß zwei getrennte Freunde ohne einander nicht luſtig ſind.

O, es ſoll mich anſpornen, bald, bald wieder bei Ihnen zu ſein; und indeſſen will ich bei meiner großen Zerſtreuung an Sie denken; ich will mich oft aus dem Cirkel der Geſellſchaft losreißen, und auf meinem Zimmer ſchwermüthig nach Ihnen mich hinträumen und weinen. Bleiben Sie, meine Liebe, bleiben Sie, was Sie mir bis jetzt geweſen ſind, meine erſte und theuerſte Freundin, und laſſen Sie uns ein Beiſpiel unverfälſchter Freundſchaft ſein. Wir wollen uns Beide beſſer und edler machen, wir wollen durch wechſelſeitigen Antheil und den zarteſten Bund ſchöner Empfindung die Glückſeligkeit dieſes Lebens erſchöpfen und am Ende ſtolz auf dieſes reine Bündniß ſein. Nehmen Sie einen Freund mehr in Ihrem Herzen auf. Das meinige bleibt Ihnen bis in den Tod, und wo möglich noch über dieſen hinaus. Schreiben Sie mir ja doch bald, wie Sie leben, ob Sie mich noch lieben. Zwar das hoffe ich gewiß. Schreiben Sie mir Ihre ganze Lebensart von Morgen bis in die Nacht, und was Ihnen ſonſt begegnet. Auf dieſe Weiſe überzeugen Sie mich doch, daß Sie mich im Herzen tragen, wie ich Sie in dem meinigen.

47.

An Wolzogen.

Mannheim, den 28. Juli 1783.

Geſtern, liebſter Freund, kam ich hier an, und ſetze mich jetzt gleich nieder, Ihnen von der Mama und Ihrer Schweſter die beſte Verſicherung zu geben. Was mich die Trennung von den Ihrigen, die doch nur fünf bis ſechs Wochen dauert, empfinden läßt, darf ich Ihnen nicht erſt geſtehen. Ich trage mich mit der Hoffnung, auch Sie während der Zeit, daß ich Ihnen ſo nahe bin, von Angeſicht zu Angeſichte zu ſehen, und wenn Sie vom Obriſt v. Nicolai auf drei Tage Urlaub nach Heilbronn bekommen können, ſo wollen wir uns da ein Rendezvous geben. Schreiben Sie mir doch bald.

48.

An Frau v. Wolzogen.

Mannheim, den 11. Auguſt 1783.

Aus einem Tumult von Zerſtreuung fliege ich an Ihr Herz, beſte Freundin, denke mich zu Ihnen in Ihr neues Stübchen hinein, wo auch ich vielleicht jetzt Ihr Gedanke bin, und erzähle Ihnen mein jetziges Schickſal. Vor allem Andern tauſendfachen Dank für Ihren lieben zärtlichen Brief. Alſo weiß ich gewiß, daß Ihr Herz noch für mich das vorige iſt, womit beweiſe ich Ihnen doch, daß es auch das meinige bleiben wird! Die vierzehn Tage, die ich jetzt in Mannheim zugebracht, ſind beinah' ganz fruchtlos für mich geweſen. Dalberg war abweſend, einige Schauſpieler in Urlaub, die mehrſten Familien aufs Land ausgeflogen, und eine unerträgliche trockene Hitze verdarb mir beinah allen Genuß des Lebens. Das Theater hat mir wenig genützt, weil im Sommer wenige Stücke gegeben werden, die wichtig ſind, auch ohne Schaden nicht gegeben werden können. Zu dem war auch die Anweſenheit des Kurfürſten und des Zweibrücker Herzogs Schuld, daß meiſtens Alltags-Komödien vorkamen, wovon dieſe Liebhaber ſind. Viel habe ich auch nicht gearbeitet, weil Zerſtreuung und Hitze es mir unmöglich machten. Alſo die Summe vom Ganzen iſt — ich habe dieſe Zeit über wenig gewonnen. Dalberg's Ankunft ſcheint ſehr viel für mich verändern zu wollen. Geſtern traf er hier ein, und wurde gleich von meinem Hierſein benachrichtigt, das ihm höchſt angenehm war. Ich traf ihn auf dem Theater, wo er mir auf die verbindlichſte Art zuvorkam, und mich mit großer Achtung behandelte. Von meiner Abreiſe will er nichts wiſſen und läßt ſich ſonſt noch allerlei gegen mich merken, wofür ich Gottlob! keine Ohren habe. Ich war heute bei ihm und zwar ſehr lange. Der Mann iſt ganz Feuer, aber leider nur Pulverfeuer, das plötzlich losgeht, aber eben ſo ſchnell wieder verpufft. Indeß glaub' ich ihm herzlich gern, daß ihm mein hieſiger Aufenthalt lieb wäre, wenn er nichts aufopfern dürfte. Mein Fiesko ſoll gegeben werden, und man iſt wirklich daran, mit Anmerkungen über das Stück bei mir eingekommen. Vielleicht arbeite ich ihn um, und ſetze die Vorſtellung durch.

Morgen, Mittwoch den 13., wird meine Luiſe Millerin geleſen, in großer Geſellſchaft, wobei Dalberg den Vorſitz hat, und dann wird ſich's entſcheiden, ob ſie hier vorgeſtellt wird. Dalberg verſprach mir zu Gefallen meine Räuber und einige große Stücke ſpielen zu laſſen, um die Stärke des Schauſpielers daraus zu beurtheilen und mich in Feuer zu ſetzen. Meine Räuber ſollen mich freuen.

An Schwan habe ich mich am meiſten attachirt. — Ihm allein habe ich meine Millerin vorgeleſen, und er iſt äußerſt damit zufrieden. Von Wieland hat er mir Briefe gezeigt, die beweiſen, daß Wieland ſehr warm für mich fühlt und groß von mir urtheilt. Dieſes Letzte iſt mir wegen vieler Umſtände nicht ganz gleichgültig. — Nach dato war ich nirgends als in Oggersheim, wo die Kurfürſtin wirklich reſidirt, und man mir das Schloß und den Garten gezeigt hat. In dem Wirthshauſe, wo ich im vorigen Jahr ſieben Wochen gewohnt habe, bin ich auf eine Art empfangen worden, die mich ſehr gerührt hat. Es iſt etwas Freudiges, von fremden Leuten nicht vergeſſen zu werden. Die nächſte Woche will ich in Geſellſchaft nach Heidelberg und Schwetzingen fahren. Mein Vater ſchreibt mir heute, daß er ſich Hoffnung mache, ein Rendezvous in Bretten zu veranſtalten. In Abſicht auf meine Ausſichten mit dem hieſigen Theater und meinen Stücken kann Ihnen dieſer Brief nicht das Geringſte beſtimmen; aber in acht Tagen erfahren Sie etwas mehr, und vielleicht die Zeit meiner Abreiſe; denn nichts in der Welt wird mich feſſeln. Schwan räth mir, wenn meine Stücke zum Theater gebracht werden ſollen, mit Dalberg um den

Preis der erſten Vorſtellung bei jedem zu accordiren, weil ich dann aus Beiden zuſammengenommen 4 — 500 Fl. würde zu ziehen haben, und dann in einem halben Jahr das Stück zum Druck verkaufen könnte. Auch räth er mir, Beide abſchreiben zu laſſen, und nach Wien, Berlin und Hamburg Exemplare davon zu verſenden, wo mir vielleicht die Theater einen Preis zuerkennen würden. Sie wiſſen, wie mißtrauiſch mich das widrige Glück gegen glänzende Offerten gemacht hat, und werden mir alſo glauben, daß ich nimmermehr darauf baue. Ich bin froh, wenn ich 200 Fl. für beide Stücke vom Theater gewiß habe; doch will ich Schwan's Rath ſehr gern befolgen. — Das iſt Alles, was ich Ihnen jetzt von meinen Angelegenheiten ſagen kann. Es ſteht noch dahin, ob Dalberg und ich in der Hauptſache einig werden. Wie froh will ich den Augenblick erwarten, der mich wieder zu Ihnen hinbringt! Wie ſehr haben Sie in meinen Augen neben dieſer neuen Bekanntſchaft gewonnen! Ich will und kann recht fleißig bei Ihnen arbeiten.

Mein Aufenthalt in Bauerbach ſoll mir von allen Seiten das Vortheilhafteſte bleiben, und weder Ihnen, noch mir jemals zum Vorwurf gereichen. — Wie viel, wie unendlich viel haben Sie nicht ſchon an meinem Herzen verbeſſert, und dieſe Verbeſſerung, freuen Sie ſich, hat ſchon einige gefährliche Proben ausgehalten. Fühlen Sie ihn ganz den Gedanken, denjenigen zu einem guten Menſchen gebildet zu haben und noch zu bilden, der, wenn er ſchlecht wäre, Gelegenheit hätte, Tauſend zu verderben. Aber wie bringen Sie jetzt Ihre Tage zu? Sehr düſter, ſagt mir Ihr letzter Brief. Hoffentlich iſt Lotte wieder bei Ihnen geweſen, oder wirklich noch bei Ihnen. Sollten Sie bei dieſer lieben vortrefflichen Tochter eine Freude vermiſſen? Beſte Freundin, Sie haben das ſeltene Glück, ſo gute Kinder, ſo liebe Geſchwiſter, und einen (wenigſtens Einen) recht treuen und zärtlichſten Freund zu haben, und doch ſollte eine Melancholie bei Ihnen einwurzeln können? Sollten Sie, eine Chriſtin, die es fühlt, daß der Faden unſrer Schickſale durch die Hand Gottes geht, an wahren Glückſeligkeiten des Lebens verzweifeln? Nein, meine Theuerſte, ich weiß, dieſes thun Sie nicht; und wenn das Ihre Beruhigung vermehren kann, ich hafte Ihnen für ewige Freundſchaft. — Grüßen Sie mir alle Plätze in Bauerbach, und laſſen Sie mich jetzt Gebrauch von dem Titel machen, den Sie mir gegeben haben, und der von keinem ſtolzern verdrängt werden ſoll. Laſſen Sie mich Ihren zärtlichen Sohn nennen.

49.

An Frau v. Wolzogen.

Mannheim, den 11. September 1783.

Schon drei Wochen lieg' ich krank, ohne Lebensgefahr, Gottlob! aber ein kaltes Fieber, davon ich täglich einen Anfall auszuſtehen habe, hat mich entſetzlich mitgenommen, und ob ich gegenwärtig ſchon, bis auf Mattigkeit und Schwäche des Kopfes, wieder geneſen bin, ſo werde ich dennoch vor vierzehn Tagen nicht aus dem Hauſe können. Schon die acht Tage, die ich in Mannheim zubringe, wüthet eine gallichte Seuche in der Stadt, die ſo allgemein iſt, daß unter 20,000 Menſchen 6000 krank niederliegen. — Jetzt, Gott ſei Dank! iſt die Seuche im Sinken, und für mich befürchten Sie nichts mehr. Ich war in den beſten Händen, wurde wie ein Kind des Hauſes gepflegt, wurde ſogar, weil mein Kopf ſehr angegriffen war, einem andern Doctor übergeben. Ich hatte mir vorgeſetzt, Ihnen Schritt für Schritt, Alles, was ſich für mich Schlimmes und Gutes hier ereignen möchte, zu wiſſen zu thun. Meine Krankheit hat dieſes nichtig gemacht, und ich muß Ihnen nunmehr kurz und ſummariſch Bericht von allem Vergangenen und Künftigen abſtatten, und meine Sache in die möglichſte Kürze zuſammenziehen. Ihr letzter Brief, der mich nothwendig traurig machen mußte, weil er aus einem traurigen Herzen floß, hat gewiſſermaßen den Ausſchlag in meinen Zweifel gegeben. Eben, als ich ihn erhielt, hatte Dalberg Angriffe auf meinen Entſchluß gethan. Sie erinnern ſich, daß ich Ihnen mein Ehrenwort gegeben, mich nicht ſelbſt anzubieten, und in keinem Fall den erſten Schritt zu einem Engagement zu thun. Ich gebe Ihnen jetzt mit aller Freudigkeit eines reinen Gewiſſens dieſes mein Ehrenwort wieder, daß ich mein Verſprechen gehalten. Dalberg ſelbſt kam mir mit dem Antrag entgegen, daß ich hierbleiben ſollte. Er ſtellte mir frei, auf wie lange ich mit dem Theater accordiren, und was ich für meine Verwendung fordern wollte. Ob ich Ihnen nun gleich bei meiner Abreiſe die Erklärung gethan, daß ich vielleicht den Winter hier zubringen wollte, ſo zweifelte ich doch heftig bei mir ſelber, und ein allmächtiger Hang, zu unſerm ſtillen herrlichen Leben behielt ſchon die Oberhand, als Ihr Brief anlangte, und ich erfuhr, daß Y** zwei Monate bei Ihnen zubringen würde. Sie wiſſen, daß mich die Ankunft dieſes Herrn ſelbſt aus Bauerbach vertrieben haben würde, wenn ich noch dort geweſen wäre; wieviel mehr mußte ſie mich jetzt von meiner Reiſe zurückhalten? Ich entſchied mich alſo für das Anerbieten Dalberg's, und vor ungefähr drei Wochen, wo ich bei ihm an Tafel war, wurden wir richtig. Ich bleibe bis auf den Mai 1784 hier, und folgende Punkte ſind unter uns feſtgeſetzt:

1) Bekommt das Theater von mir drei neue Stücke — den Fiesko, meine Luiſe Millerin, und noch ein drittes, das ich innerhalb meiner Vertragszeit machen muß.

2) Der Contrakt dauert eigentlich ein Jahr, nämlich vom 1. September dieſes Jahres bis zum letzten Auguſt des nächſten. Ich habe aber die Erlaubniß ausbedungen, die heißeſte Sommerszeit wegen meiner Geſundheit anderswo zuzubringen.

3) Ich erhalte für dieſes eine fixe Penſion von 300 Fl., wovon mir ſchon 200 Fl. ausgezahlt ſind.

Außerdem bekomme ich von jedem Stück, das ich auf die Bühne bringe, die ganze Einnahme der Vorſtellung, die ich ſelbſt beſtimmen kann. Dann gehört das Stück dennoch mein, und ich kann es nach Gefallen verkaufen oder drucken laſſen. Nach dieſem Anſchlag habe ich bis zu Ende Auguſt 1784 die unfehlbare Ausſicht, in Ordnung zu kommen, und einen beträchtlichen Theil der Einnahme auf Tilgung meiner Schulden verwenden zu können. Danken Sie mit mir Gott, daß er mir einen Ausweg eröffnet hat, durch Verbeſſerung meiner Umſtände mich aus dem Wirwarr zu reißen und der ehrliche Mann zu bleiben. Dieſer Geſichtspunkt allein, ich geſteh' es, kann mich über die lange Trennung von Ihnen und über den Aufſchub meiner angenehmen Entwürfe tröſten, und giebt mir jetzt auch den Muth und die ruhige Feſtigkeit, Ihnen zu ſagen, daß wir uns vor acht oder neun Monaten nicht ſehen werden. Bis dahin, meine geliebteſte Freundin, übergebe ich Sie dem Arm des unendlichen Gottes, und flehen Sie ihn um Schutz für mein Herz und meine Jugend. Meine Freundſchaft — wenn der Gedanke Ihnen Freude gewähren kann, — bleibt Ihnen unwandelbar und gewiß, und ſoll mein allmächtiges Gegengift gegen alle Verführung ſein. Sie waren die erſte Perſon, an welcher mein Herz und meine Jugend mit unverfälſchter Neigung hing, und eine ſolche Freundſchaft iſt über alle Wechſel der Umſtände erhaben. Fahren Sie fort, mich Ihren Sohn zu nennen, und ſein Sie verſichert, daß ich das Herz einer ſolchen Mutter zu ſchätzen weiß. Unſre Trennung, deren Nothwendigkeit ich Ihnen nicht erſt beweiſen darf, wird meine Gemüthsruhe wieder herſtellen, eine Ruhe, die ich ſchon lange nicht mehr genoſſen habe, weil die Unbeſtimmtheit meiner Ausſichten mich unaufhörlich verfolgte. Mein hieſiger Aufenthalt wird mich auch in meinen Wiſſenſchaften vollkommen machen, und mir deſto gerechtere Anſprüche auf ein künftiges Glück verſchaffen. Ich war alſo dieſen Schritt mir ſelbſt und meinem ehrlichen Namen ſchuldig, und Gott wird mich weiter führen. Uebrigens kann ich Ihnen von meiner hieſigen Lebensart nichts anders als Gutes melden, und Vieles vereinigt ſich, mir Nutzen und Vergnügen zu machen. Fremde und Einheimiſche ſuchen mich auf und bemühen ſich um meine Freundſchaft. Während meiner

Krankheit hab' ich die beſte Zerſtreuung gehabt, und mein Zimmer war ſelten von Beſuchen leer. Den Tag vorher, ehe ich mich legte, wurden mir zu Gefallen die Räuber gegeben, und das Haus wimmelte von Zuſchauern. —

Bei Dalberg ſpeiſe ich öfters und bei Schwan, zwei Häuſer, wo die ausgeſuchteſte Geſellſchaft iſt, und in dem erſten geht es fürſtlich zu. Im Theater geh' ich frei ein und aus, wie in meinem eignen Hauſe. — Ich bin recht artig logirt. Ach! wenn Sie mich einmal überraſchen ſollten. In einigen Wochen erwarte ich meine Schweſter. — Könnt' ich Ihnen doch zur Verſorgung unſers Wilhelms einmal Glück wünſchen! Aber der ſchleichende Gang des Herzogs und des Obriſt Seegner hat mir niemals gefallen wollen. Am Ende müſſen ſie aber doch. — Der guten Lotte empfehlen Sie mich millionenmal. Wär' ich doch jetzt nur einen Tag bei Ihnen Beiden! wie gern wollte ich mich aus allen meinen Verbindungen reißen! — Aber ein Zeitraum von acht Monaten iſt im Ganzen ja nur eine Spanne, und wie bald mißt man dieſe nicht aus? Dann haben Sie mich wieder, und wenn es der Himmel will, beſſer und glücklicher.

Freuen Sie ſich mit mir nicht auch auf den herrlichen Augenblick, wenn wir uns wieder entgegenfliegen? Sehen Sie, dieſe Hoffnung macht mich auch ſchon in die Ferne froh, und ich genieße die freudige Zukunft ſchon jetzt. — Machen Sie ſich dieſen Winter doch ja recht viele Zerſtreuung. Ihre Oekonomie, Ihre Unterthanen, Ihre Kinder, und meine Briefe ſollen, denk' ich, Stoff genug dazu ſein.

50.

An Frau v. Wolzogen.

Mannheim, den 12. September 1783.

Meine guten Eltern freuen ſich außerordentlich, daß ſie mich einigermaßen verſorgt wiſſen, und ſo nahe bei ſich haben. Gottlob, heute iſt mein Fieberanfall das dritte Mal ausgeblieben, und ich fühle mich jede Stunde leichter. Das ſoll, hoff' ich, meine letzte Krankeit in Mannheim ſein. Da ich nun einmal Bürger darin geworden bin, ſo werde ich künftig unverſehrt bleiben. — Ich habe eine Fluth von Geſchäften vor mir, die ich mein ganzes Leben noch nicht gehabt habe.

Das Jahr, das jetzt vor mir liegt, muß über mein Schickſal entſcheiden. — Wir haben einmal von der Freimaurerei geſprochen. Vor einigen Tagen hat mich ein reiſender Maurer beſucht, ein Mann von den ausgebreitetſten Kenntniſſen und einem großen verborgenen Einfluß, der mir geſagt, daß ich ſchon auf verſchiedenen Freimaurerliſten ſtände, und mich inſtändigſt gebeten hat, ihm jeden Schritt, den ich darin thun würde, vorher mitzutheilen; er verſichert mir auch, daß es für mich eine außerordentliche Ausſicht ſei. — Dem ſei, wie ihm wolle; ich werde jetzt anfangen mit aller Anſtrengung fleißig zu ſein, und mich in mehrern Fächern verſuchen. Verlaſſen Sie ſich darauf, daß Sie mich etwas geſcheidter wiederfinden. Dem guten Reinwald ſagen Sie tauſend Schönes. Nah und fern bin ich ſein redlicher, treuer Freund, und auch ihn ſeh' ich wieder. Ihrer lieben guten Minna empfehlen Sie mich. Ich denke oft an das gute Geſchöpf; ſie hat ſich mir unvergeßlich gemacht. —

Der Verwalter Vogt wird hoffentlich ſchwer mit Geld beladen zurückgekommen ſein. Könnte ich doch, wenn ich Bauerbach wiederſehe, ſchon den Grundſtein zur neuen Kirche gelegt finden! Es bleibt dabei, daß ich etwas daran ſtifte. Alles, was mich in und um Bauerbach intereſſirt, ſoll herzlich gegrüßt ſein. Meine Sachen laſſ' ich alle dort, weil ich doch gewiß wiederkomme. Die entlehnten Bücher ſchicken Sie aber Reinwald zu, daß er ſie an ihren Beſitzer zurückſchaffe. Jetzt muß ich abbrechen. Sobald ich ganz geſund bin, erfahren Sie es.

51.

An Dalberg.

Mannheim, den 29. September 1783.

Ihre Zuſchrift, die mir doppelt ſchmeichelhaft ſein muß, da die Reize des Landlebens alle Erinnerung an Literatur und an Schriftſteller beinah' verdrängen könnten, hat mich aus einer Art von Schlaſſucht emporgeriſſen. Spuren von Krankheit, die mich nur ſehr langſam verlaſſen wollen, und vorzüglich auf meinen Kopf wirken, die Unwiſſenheit, woran ich nunmehr die Feder ſetzen ſoll, und zugleich Ihre Entfernung, die mir Mannheim zu einem verwaiſten Schauplatz macht, haben mich heute von allen Arbeiten des Geiſtes zurückgezogen. So groß neulich mein Verlangen war, Sie wieder zu ſehen, ſo wehe that mir die Nachricht, daß Sie uns verlaſſen hätten. Ich hoffe und wünſche für dieſen Verluſt bald und vollkommen wieder getröſtet zu werden. Was meine theatraliſchen Arbeiten anbetrifft, ſo erwarte ich ganz allein Ihren Rath, ob ich zuerſt den Fiesko oder die Luiſe Millerin endigen ſoll. Beides zuſammen genommen iſt ein Geſchäft von vier Wochen, und da der Fiesko ohne Zweifel für die Carneval-Zeiten beſtimmt werden dürfte, meine Luiſe Millerin aber ein kleineres einfacheres Stück iſt, ſo vermuthe ich, daß Ihre Wahl auf die letztere fallen werde. Die Anmerkung über meinen Fiesko finde ich im Ganzen ſehr wahr; vorzüglich ſtimme ich in den Tadel meiner Frauenzimmer-Charakter bei. Ich muß bekennen, daß ich an den zwei erſten Scenen des zweiten Aktes mit einer Art von Widerwillen gearbeitet, der nunmehr dem feinern Leſer nur zu ſichtbar geworden iſt. Zu gutem Glück fallen dieſe zwei Scenen, unbeſchadet des Stücks, in der Umarbeitung ganz weg. Die blühende Sprache iſt auf der Bühne mehr als auffallend — ſie iſt lächerlich, und ſolche lange Monologen ermüden. Der fünfte Akt wird eine Hauptveränderung leiden, und überhaupt hoff' ich das Stück in einer ſolchen Geſtalt aufzuſtellen, daß Sie und Mannheim damit zufrieden ſind. Mein Urtheil über den Schlenzheim iſt ganz nur die Folge der erſten Vorſtellung, und wenn ich meine Empfindungen dabei ganz einfach herausſagen ſoll, ſo wird meine Kritik nicht ſehr zum Vortheil dieſes Stücks ausfallen. Was es Kräftiges und Wahrhaftes für das Herz und das Auge hat, meine ich in dem (übrigens elenden) Grafen Waltron und Mercier's Deſerteur ſchon erfahren zu haben. Die beiden erſten Aufzüge möchten gelten; aber die Entwickelung in den letztern iſt fürchterlich ſchlecht. Vielleicht behaupten aber dergleichen Stücke dennoch ihren Platz auf dem Schauplatze, weil ihr Gegenſtand handgreiflicher zu Geſichte liegt, als Hofintriguen in einer Emilia. Meine Kritik über Sickingen wollte ich biſher nicht gern aus einem kranken Gehirn herauszimmern; ſie wird alſo ſpäter, aber deſto gewiſſenhafter erſcheinen. Immer deucht es mich, eine Frechheit zu ſein, wenn ein jugendlicher Kopf die Arbeiten des reifern Mannes — auch ſogar bei gleichen Fähigkeiten — richten ſoll. — Die Bearbeitung der theatraliſchen Fragen wird eine ſehr angenehme und fruchtbare Uebung für meine freien Augenblicke werden, und dann muß die Gegeneinanderhaltung vieler Aufſätze über eben denſelben Gegenſtand höchſt unterrichtend für den dramatiſchen Schriftſteller ſein.

52.

An Dalberg in Mannheim.

Mannheim, den 8. October 1783.

Was Sie mir geſtern durch Herrn Hofrath May haben ſagen laſſen, erfüllt mich auf's Neue mit der wärmſten und innigſten Achtung gegen den vortrefflichen Mann, der ſo großmüthigen Antheil an meinem Schickſal nimmt. Wenn es auch nicht ſchon längſt der einzige Wunſch meines Herzens geweſen wäre, zu meinem Hauptfach zurückzukehren, ſo müßte mir allein ſchon dieſer ſchöne Zug Ihrer edlen Seele einen blinden Gehorſam abnöthigen.

Aber lange ſchon zog mich mein eignes Herz dahin; lange ſchon hab' ich nicht ohne Urſache, befürchtet, daß früher oder ſpäter mein Feuer für die Dichtkunſt erlöſchen würde, wenn ſie meine Brotwiſſenſchaft bliebe, und daß ſie im Gegentheil neuen Reiz für mich haben müßte, ſobald ich ſie nur als Erholung gebrauchte, und nur meine reinſten Augenblicke ihr widmete. Dann nur kann ich mit ganzer Kraft und immer regem Enthuſiasmus Dichter ſein — dann nur hoffen, daß meine Leidenſchaft und Fähigkeit für die Kunſt durch mein ganzes Leben fortdauern würde. Urtheilen Sie alſo, wie willkommen mir der Wink geweſen ſein mußte, Ihnen mein ganzes Herz vorzulegen. — Nur ein Jahr habe ich nöthig, das Verſäumte in meinem Fach nachzuholen, um mich öffentlich mit Ehre zu zeigen. In dieſem Jahr kann ich alſo für die hieſige Bühne nicht ſo thätig ſein, als ſonſt, und dennoch brauche ich eben ſo viel, für meine ganze Zukunft. Kann ich meinen Plan mit der Medicin durchſetzen, ſo bin ich auf immer geſichert, und mein Etabliſſement in Mannheim iſt gegründet. Wollen Sie mir hierin die Hand bieten? Können Dienſte, die ich der hieſigen Bühne erſt nach Verfluß dieſes Jahres leiſten kann, mir für ſchon geleiſtet gelten? — Bin ich dann endlich auf dem Punkt, wohin ich arbeite, ſo wird es mir nimmermehr ſchwer fallen, dieſe Schuld nachzuholen, und meine Produkte bleiben Ihnen dann eigen. Da ich ohnehin ſo ſchnell nicht auf das Drama Verzicht thun kann, ſo kann ich immer für ein großes Stück gewähren, und mein Entwurf, wegen der Dramaturgie ſoll ganz nach Ihren Wünſchen zu Stande kommen. Habe ich zu viel geſagt, ſo vergeben Sie es meinem vollen Herzen. Ich ſtehe auf dem Scheidewege; Alles, mein ganzes Schickſal vielleicht hängt jetzt von Ihnen ab. Kann es Ihnen ſchmeicheln, das Glück eines jungen Mannes zu gründen — die Wünſche ſeines Herzens, ſeiner Familie, ſeiner Freunde, ja Ihre eignen zugleich erfüllen — kann dies Bewußtſein Ihnen ſüß ſein, ſo erwarte ich Alles von Ihrer Entſchließung; und wenn ich es ja dahin bringe, der Welt wichtig zu werden, ſo weiß ich auch gewiß, daß ich Denjenigen nicht vergeſſe, dem ich Alles, Alles ſchuldig bin.

33.

An Dalberg in Mannheim.

Mannheim, den 20. October 1783.

Ein leidiges kaltes Fieber, das mich ſchon acht Tage tyranniſirt, hat meine Hoffnung vernichtet, Ihnen ſelbſt aufzuwarten, und meine ausnehmende Zufriedenheit über die letzte Vorſtellung der Räuber noch glühend bei Ihnen auszuſchütten. Sehnlich erwarte ich Beſſerung, und das um ſo mehr, je unerträglicher es mir wird, Ihren Wunſch in Abſicht auf Sickingen ſo lange unbefriedigt zu laſſen. Bis jetzt aber war ich für alles ſolide Denken verloren, und wenn auch mein Fieber weicht, ſo bleibt doch immer eine beſchwerliche Beſatzung in meinem Kopf zurück. Ich bin ſo frei geweſen, den Contrakt, den Sie auſſetzen, und mir neulich mitzugeben die Gnade hatten, nach unſerm mündlichen Uebereinkommen abzuändern, und ſchicke Ihnen hier Original und Copie. Wenn Sie ſolche, wie ich gewiß hoffe, genehm halten, ſo bitte ich unterthänig ſie zu unterſchreiben und mir zurückzuſchicken. Da ich nun auch wegen meiner neu eingerichteten Oekonomie und Equipage in ſtarke Ausgaben verwickelt werde, ſo nehme ich mir die Freiheit, Sie an das mir vorigen Sonntag gegebene Wort zu erinnern, und mir wegen der 200 Fl., welche ich nach Ihrem gethanen Verſprechen ſogleich und auf einmal erheben darf, eine Anweiſung an Herrn Sartory zu ſchicken. —

Ich wünſche nichts dringender, als auf das baldigſte in den Stand geſetzt zu ſein, dem Theater meinen Eifer und meine Dienſte in dem Maße zu zeigen, in welchem ich mich zu ſeinem Liebhaber bekenne. — P. P. Ich beſinne mich, daß Sie die berüchtigten Plümikiſchen Räuber noch nicht geleſen haben, und ſchicke ſie gelegentlich mit.

54.

An Frau v. Wolzogen.

Mannheim, den 1. November 1783.

Ich ſehe in den Kalender, und finde mit Schrecken, daß wir ſchon im November ſind, und Sie den ganzen October noch keinen Brief von mir haben. Eigentlich hätte ich Ihnen nichts Erhebliches zu ſchreiben gehabt, als daß ich ſchon drei bis vier Wochen wieder ein Recidiv von dem traurigen kalten Fieber auszuſtehen hatte, und noch ausſtehen muß. Geſchäfte und neue Bekanntſchaften, die außerhalb Mannheim meiner warteten, und überhaupt die böſe Rhein- und Sumpfluft der Gegend, haben mich zu keiner Beſſerung kommen laſſen, und wahrſcheinlich werde ich ſchwerlich vor dem eigentlichen Winter vollkommen geſund. Doch kann ich in den freien Stunden meine nöthigen Geſchäfte verrichten. — Neues iſt für mich nichts vorgefallen, was mein Glück beträfe. Es bleibt alles bei den Nachrichten meines letzten Briefes, und ich bin zufrieden. Von Ihren lieben Kindern habe ich bis jetzt lauter Gutes erfahren. Von meinen Eltern erwarte ich täglich Briefe und von Freund **, dem ich durch einen Landsmann von Ludwigsburg, der mich hier beſuchte, ein Meßgeſchenk nebſt einer Silhouette geſchickt habe. Hier folgt auch eine für

Sie, wenn mein Andenken anders noch ſo viel Werth in Ihrem Herzen hat, daß es neben den lieben Söhnen Platz in Ihrem Zimmer findet. Doch iſt auch der Herzog Georg darin. — Verzeihen Sie mir diesmal meine Eilfertigkeit. Sie glauben kaum, wie entſetzlich ich von Dalberg wegen Herannäherung des Carnevals belagert werde. Tröſten Sie ſich damit, daß Sie und meine Eltern diejenigen ſind, denen vor andern Menſchenkindern zehnmal geſchrieben wird. Ich bin aus meinem Logis ausgezogen. Meine Adreſſe iſt alſo an Schwan.

55.

An Frau v. Wolzogen.

Mannheim, den 13. November 1783.

Mein böſes Fieber ſcheint nunmehr nachlaſſen zu wollen; denn ich habe bereits ſeit drei Tagen keinen Anfall gehabt. Ich lebe aber auch erbärmlich genug, um es vom Halſe zu ſchütteln. Schon vierzehn Tage habe ich weder Fleiſch, noch Fleiſchbrühe geſehen. Waſſerſuppen heute, Waſſerſuppen morgen, und dieſes geht ſo Mittags und Abends. Allenfalls gelbe Rüben oder ſaure Kartoffeln, oder ſo etwas dazu. Fieberrinde eſſ' ich wie Brod, und ich habe ſie mir expreß von Frankfurt verſchrieben. — Ein guter Freund hat mir zu meinem Geburtstage ſechs Bouteillen Burgunder geſchickt — davon wird zuweilen ein Gläschen mit herrlichem Erfolg getrunken; doch muß ich Ihnen geſtehen, daß ich mir äußerſt wenig aus dem Weine mache, ſo wohlfeil und gut es hier zu haben iſt. Mit mehr Vergnügen trinke ich Bier. Sobald ich geſund bin, wird überhaupt meine Koſt ſehr einfach eingerichtet. Zuverläſſig hätte ich meine Schulden ſchon auf den beſtimmten Termin bezahlt, wenn ich nicht von den vier Monaten meines hieſigen Aufenthalts acht bis neun Wochen krank geweſen wäre, welches mich entſetzlich zurück gebracht hat. Es ſchadet mir wenigſtens über dreißig Dukaten. Wenn mir aber Gott jetzt meine Geſundheit ſchenkt, ſo will ich ſie gewiß auf das edelſte anwenden und mit Weisheit erhalten. Ich habe Dalberg ſchon bei Errichtung unſres Contracts prävenirt, daß ich den Sommer nicht in Mannheim zubringen würde, meiner Geſundheit wegen. Er war auch damit zufrieden — und da ich zu April, höchſtens Mai, meinen Vertrag mit ihm beinah doppelt erfüllt haben werde, ſo kann ich ungehindert gehen. Verlängert ſich mein Contract noch auf ein Jahr, ſo komme ich zu Ende September nach Mannheim zurück. In der Zwiſchenzeit werden Sie ſo gnädig ſeyn, mich — nicht Flüchtling, ſondern Freund — in Bauerbach aufzunehmen. Nehmen Sie das nicht als kahle Vertröſtung oder Grille auf. Gott iſt mein Zeuge, daß ich mich ſchon jetzt darauf freue, daß ich darum gern hier bin, um in beſſern Umſtänden zu Ihnen zurückzukehren. Das wiſſen meine hieſigen Freunde auch ſehr wohl, und werden oft böſe auf mich, daß ich ſo ſehr das Heimweh nach Sachſen habe. Sollten Sie mich ſo wenig kennen, daß Sie mich einen Augenblick in Verdacht haben, als ob ich ſo ſehr an der großen Welt hinge, wie Sie es nennen? Sie kennen meinen Charakter, wiſſen ganz meinen Hang zum einfachen, ſtillen Vergnügen und geräuſchloſen Freuden. Sie werden mir auch hoffentlich einräumen, daß ich den Vergnügungen und der Verführung der großen Welt kein Neuling mehr bin, daß ich ein wohl vorbereitetes Herz hineingebracht habe. — Ich eile, Ihnen aufrichtig zu geſtehen, daß zuweilen auch mich eine Trunkenheit umnebeln kann; aber ſie wird gewiß bald verfliegen. Ueberdieß halten Sie meine hieſigen Verbindungen für zu weitläufig, für zu wichtig. Meine Bekanntſchaften ſind bis jetzt noch ziemlich eingeſchränkt. Das Dalberg'ſche und das Schwan'ſche Haus ſind die vorzüglichſten.

Außer dieſen vermenge ich mit Niemand genau, und mit den Schauſpielern lebe ich höflich und aufgemuntert, ſonſt äußerſt zurückgezogen. Böck, der beſte an Kopf und Herz, iſt derjenige, mit dem ich am vertraulichſten umgehe. Sonſt beſuchen mich viele Gelehrte und Künſtler von hier; aber ſie kommen und gehen, ich attachire mich ſehr delikat. Von Frauenzimmern kann ich das nämliche ſagen; —

ſie bedeuten hier ſehr wenig, und die Schwanin*) iſt beinah die einzige, eine Schauſpielerin ausgenommen, die eine vortreffliche Perſon iſt. Dieſe und einige andere machen mir zuweilen eine angenehme Stunde; denn ich bekenne gern, daß mir das ſchöne Geſchlecht von Seiten des Umgangs gar nicht zuwider iſt. Trunck, ein katholiſcher Geiſtlicher; deſſen Verfolgung und Schickſale Sie im deutſchen Muſeum laſen, iſt ein guter Freund von mir, und hat mich während meiner Krankheit öfters beſucht. Er iſt ein lebendig herumgehender Beweis, wie viel Böſes die Pfaffen zu ſtiften im Stande ſind. Die Stadträthin von La Roche**) kenne ich ſehr gut, und dieſe Erſcheinung war eine der angenehmſten meines ganzen hieſigen Lebens. Sie ſetzt Schwan ſo lange zu, mich nach Speier zu bringen, daß ich wirklich für meine Geſundheit zu früh, vor ungefähr ſechs Wochen ausging, und mit ihm, ſeiner Tochter und Hofrath Lamais die Reiſe machte. Ich fand gleich, was der Ruf von ihr ausgebreitet, die ſanfte, gute, geiſtvolle Frau, die zwiſchen funfzig und ſechzig alt iſt, und das Herz eines neunzehnjährigen Mädchen hat. Acht Tage darauf zieht mich mein Landsmann, M. Chriſtmann von Ludwigsburg, wieder nach Speier, wo ich ſie eine Abendſtunde lang genoß, und mit Bezauberung von ihr ging. Ich weiß und bin ſtolz darauf, daß ſie mit mir zufrieden war. Bei ihr hab' ich eine ebenſo ſchätzbare Bekanntſchaft gemacht: Baron von Hohenfeld, Domherr zu Speier, der mit Herrn La Roche in Dienſten des Churfürſten von Trier war, und welcher, da dieſer wegen einiger Umſtände, die ihm Ehre machen, mit Ungnade ſeine Dimiſſion bekam, ſeinem Freunde das Opfer brachte, ſeine Entlaſſung zugleich zu begehren, und die ihm angebotene lebenslängliche Penſion unter der Bedingung ausſchlug, daß ſie Herrn von La Roche gegeben würde. Dieſer Herr v. Hohenfeld iſt der edelſte Mann, den ich kennen lernte, und mein Freund. Ein ſolcher Mann kann mich mit dem ganzen menſchlichen Geſchlecht wieder ausſöhnen, wenn ich auch um mich herum tauſend Schurken wieder begegnen muß.

---

*) Margarethe Schwan, die Tochter des Hofkammerraths Schwan. Vergl. den von Heinrich Döring verfaßten Aufſatz, Schiller's Laura betitelt, in dem Geſellſchafter 1835. Nr. 11.

**) Marie Sophie La Roche, geborne Gutermann, geboren 1731 zu Kaufbeuern, geſtorben 1807 zu Offenbach, als Wittwe des Churfürſtlichen Trierſchen Raths und Kanzlers G. M. La Roche.

56.

An Frau v. Wolzogen.

Mannheim, den 14. November 1783.

Stellen Sie ſich vor, wie angenehm ich geſtern im Fortſchreiben unterbrochen wurde! — Man klopft an mein Zimmer. Herein! — und hereintreten — ſtellen Sie ſich meinen fröhlichen Schrecken vor — Profeſſor Abel und Bach, ein anderer Freund von mir. Beide haben eine Reiſe nach Frankfurt gemacht, und bleiben von geſtern bis heute vor einer Viertelſtunde bei mir. Wie herrlich mir in den Armen meiner Landsleute und einiger Freunde die Zeit verfloß! Wir konnten vor lauter Erzählen und Fragen kaum zu Athem kommen. Sie haben bei mir zu Mittag und Abend gegeſſen. — Sehen Sie, ich bin ſchon ein Kerl, der Tafel hält! — und bei dieſer Gelegenheit waren meine Burgunder-Bouteillen wie vom Himmel gefallen. Um ſie ein wenig herumzuführen, bin ich heute und geſtern wieder ausgegangen. Schadet nichts, wenn ich jetzt auch ſpäter geſund werde; hab' ich doch ein unbeſchreibliches Vergnügen gehabt. Abel, der meinen Aufenthalt bei Ihnen weiß, ſagt mir, daß einige Perſonen in Stuttgart darum wiſſen, daß aber das Gerücht nicht weiter gekommen und ſich ganz verloren habe. Die Würtemberger Nachrichten ſind keine oder gar ſehr wenige. Das Leben der Academie iſt eben noch das alte vorige Einerlei. — Meine lieben Landsleute haben nur Urlaub auf drei Tage gehabt, ſind ſchon zehn Tage aus, und reiſen in aller Eile, beim erbärmlichſten Wetter fort. Denken Sie einmal, Beide ſind zu Pferde — Profeſſor Abel mit Sporen in den Mannheimer Gaſſen; beide mit Hirſchfängern und runden Hüten, wie Studenten von Jena! — Endlich wird doch Stuttgart gewiß, wo ich bin, und wie mir's geht! Herzlich lieb iſt mir's, daß das Letzte zu meinem Vortheil beantwortet werden kann. Einen andern Spaß hab ich erlebt. Den 19. dieſes Monates iſt der Namenstag der Churfürſtin, und hier werden die Namenstage und nicht die Geburtstage gefeiert. Man bittet mich, zur Feier deſſelben eine öffentliche poetiſche Rede zu machen, welche in Gegenwart der Churfürſtin und des Mannheimer Publicums auf dem Theater ſollte abgeleſen werden. Ich mache ſie, nach meiner verfluchten Gewohnheit, ſatyriſch und ſcharf. Heut' ſchicke ich ſie Dalberg — er iſt ganz davon bezaubert und entzückt, aber kein Menſch kann ſie brauchen, denn ſie iſt keine Lobrede auf die beiden churfürſtlichen Perſonen. Weil es jetzt zu ſpät iſt, und man das Herz nicht hat, mir eine andere zuzumuthen, wird die ganze Lumpenfête eingeſtellt. Dalberg aber thut es nicht anders. Er will meine Rede drucken laſſen. Warum ich Niemand von meiner Familie hier gehabt habe, fragen Sie? Der wahre Grund ſind die Unkoſten von beiden Seiten. Die Reiſe muß deßwegen auf das Frühjahr verſchoben werden. So ſeh' ich alsdann zwei herrlichen Beſuchen entgegen — einem, der mir gemacht wird, und einem andern ebenſo angenehmen, den ich mache.

57.

An Chriſtophine Schiller*).

Mannheim, den 1. Januar 1784.

Ich bekomme geſtern Deinen Brief, und da ich über meine Nachläſſigkeit, Dir zu antworten, etwas ernſthafter nachdenke, ſo mache ich mir die bitterſten Vorwürfe von der Welt. Glaube mir, es iſt keine Verſchlimmerung meines Herzens; denn ſo ſehr auch Schickſale den Charakter verändern können, ſo bin ich doch mir immerfort gleich geblieben. Es iſt eben ſo wenig Mangel an Aufmerkſamkeit und Wärme für Dich; denn Dein künftiges Loos hat ſchon oft meine einſamen Stunden beſchäftigt, und wie oft warſt Du die Heldin in meinen dichteriſchen Träumen! —

---

*) Schiller's älteſte Schweſter, geboren 1767, lebt noch als Wittwe des Hofraths und Bibliothekars Reinwald zu Meiningen.

Es iſt die entſetzliche Zerſtreuung, in der ich von Stunde zu Stunde herumgeworfen werde; eß iſt zugleich auch eine gewiſſe Beſchämung, daß ich meine Entwürfe über das Glück der Menſchen und über Deins insbeſondere bis jetzt ſo wenig habe zur Ausführung bringen können. Wie viel bleiben doch unſern Thaten unſern Hoffnungen ſchuldig, und wie oft ſpottet ein unerklärbares Verhängniß unſres beſten Willens!

Alſo unſre gute Mutter kränkelt noch immer? Sehr gern glaub' ich es, daß ein ſchleichender Gram ihrer Geſundheit entgegenarbeitet: und daß Medicamente nichts thun. Aber du irrſt dich, meine gute Schweſter, wenn Du ihre Beſſerung von meiner Gegenwart hoffſt. Unſere liebe Mutter nährt ſich gleichſam von beſtändiger Sorge. Wenn ſie auf einer Seite keine mehr findet, ſo ſucht ſie ſie mühſam auf einer andern auf. Wie oft haben wir Alle uns das in's Ohr geſagt! Ich bitte Dich auch, ihr es in meinem Namen zu wiederholen. Ich ſpreche ganz allein als Arzt — denn daß eine ſolche Gemüthsart das Schickſal ſelbſt nicht verbeſſern, daß ſie mit einer Reſignation auf die Vorſicht durchaus nicht beſtehen könne, wird unſer guter Vater ihr öfter und beſſer geſagt haben. — Dein Zufall ficht mich wirklich nicht wenig an. Ich erinnere mich, daß Du ihn mehrmals gehabt haſt, und bin der Meinung, daß eine Lebensart mit ſtarker Leibesbewegung, neben einer verdünnenden Diät, ihn am beſten hemmen würde. Nimm zuweilen eine Portion Salpeter mit Weinſtein; und trinke auf das Frühjahr die Molken.

Du äußerſt in Deinem Briefe den Wunſch, mich auf der Solitüde*) im Schooß der Meinigen zu ſehen, und wiederholſt den ehemaligen Vorſchlag des lieben Papas, beim Herzog um meine freie Wiederkehr in mein Vaterland einzukommen. Ich kann dir nichts darauf antworten, als daß meine Ehre entſetzlich leidet, wenn ich ohne Connexion mit einem Fürſten, ohne Charakter und dauernde Verſorgung, nach einer einmal geſchehenen gewaltſamen Entfernung aus Würtemberg mich wieder da blicken laſſe. Daß der Papa den Namen zu dieſer Bitte hergiebt, nützt mir wenig, denn Jedermann würde doch mich als die Triebfeder anklagen, und Jedermann wird, ſo lange ich nicht beweiſen kann, daß ich den Herzog von Würtemberg nicht mehr brauche, in einer (mittelbar oder unmittelbar, das iſt eins) erbettelten Wiederkehr ein Verlangen, in Würtemberg unterzukommen, vermuthen. Schweſter, überdenke die Umſtände aufmerkſam; denn das Glück Deines Bruders kann durch eine Uebereilung in dieſer Sache einen ewigen Stoß leiden. Ein großer Theil Deutſchlands weiß von meinen Verhältniſſen gegen Euern Herzog und von der Art meiner Entfernung. Man hat ſich für mich auf Unkoſten des Herzogs intereſſirt — und wie entſetzlich würde die Achtung des Publikums (und dieſe entſcheidet doch mein ganzes zukünftiges Glück), wie ſehr würde meine Ehre durch den Verdacht ſinken, daß ich dieſe Zurückkunſt geſucht, daß meine Umſtände mich meinen ehemaligen Schritt zu bereuen gezwungen, daß ich dieſe Verſorgung, die mir in der großen Welt fehlgeſchlagen, auf's Neue in meinem Vaterlande ſuche. Die offene, edle Kühnheit, die ich bei meiner gewaltſamen Entfernung gezeigt habe, würde den Namen einer kindiſchen Uebereilung, einer dummen Brutalität bekommen, wenn ich ſie nicht behaupte. Liebe zu den Meinigen, Sehnſucht nach dem Vaterlande entſchuldigt vielleicht im Herzen eines oder des andern redlichen Mannes; aber die Welt nimmt auf das keine Rückſicht. Uebrigens kann ich nicht verhindern, wenn der Papa es dennoch thut. Nur das ſage ich Dir, Schweſter, daß ich, im Fall es der Herzog erlauben würde, dennoch mich nicht eher im Würtembergiſchen blicken laſſe, als bis ich wenigſtens einen Charakter habe, woran ich eifrig arbeiten will, im Fall er es aber nicht zugibt, mich nicht werde enthalten können, den mir dadurch zugefügten Affront durch offenbare Sottiſen gegen ihn zu rächen.

---

*) Das Luſtſchloß des Herzogs von Würtemberg, wo Schillers Eltern wohnten.

Nunmehr weißt Du genug, um vernünftig in dieſer Sache zu rathen. Schlüßlich wünſche ich Dir und Euch allen von ganzem Herzen ein glückliches Schickſal im 1784. Jahre; und gebe der Himmel, daß wir alle Fehler des vorigen in dieſem wieder gut machen; geb' es Gott, daß das Glück ſeine Verſäumniß in den vergangenen Jahren in dem jetzigen einbringe.

58.

An Frau v. Wolzogen.

Mannheim, den 1. Januar 1784.

Was um Gotteswillen iſt Ihnen widerfahren, meine Freundin, daß Sie mir ſchon ganze Monate lang keine Spur Ihres Daſeyns mehr geben, und meinen letzten fünf Blatt langen Brief ſo ganz unbeantwortet laſſen? Da ich mir keine Veränderung Ihrer Denkungsart vorſtellen kann, ſo muß ich nothwendig eine Krankheit anklagen, denn daß Ihr Brief oder der meinige liegen geblieben, iſt ganz unwahrſcheinlich. Ich beſchwöre Sie, laſſen Sie mich nicht lange in einer ſo traurigen Ungewißheit, die mir in meiner jetzigen Lage (denn noch bin ich nicht vom Fieber frei) äußerſt ſchwer auffällt. Denken Sie ſich meine äußerſt angeſtrengte Situation. Um mit Anſtand hier zu leben, und die mir vorgeſetzte Summe Geldes zur Bezahlung meiner Schulden herauszuſchlagen. — Um zugleich die Ungeduld des Theaters und die Erwartungen des hieſigen Publikums zu befriedigen, habe ich während meiner Krankheit mit dem Kopf arbeiten, und durch ſtarke Portionen China meine wenigen Kräfte ſo hinhalten müſſen, daß mir dieſer Winter vielleicht auf Zeitlebens einen Stoß verſetzt.

In zehn Tagen wird der Fiesko mit allem Aufwand bei Eröffnung des hieſigen Carnevals gegeben, und dieſe Luſtbarkeiten dauern zwei Monate fort, und werden mich ziemlich incommodiren, denn ich muß meine Stücke alle ſelbſt anordnen. Sonſt bin ich mit meinen hieſigen Verhältniſſen zufrieden, und ich genieße das ganze Vertrauen und die Achtung Dalberg's. Doch was ſchreib' ich dergleichen? — Vielleicht haben Sie mich ganz vergeſſen, vielleicht ſind Sie meine Freundin nicht mehr — villeicht, Gott bewahre mich! krank? — Ich bitte Sie bei Allem, was Ihnen theuer iſt, reißen Sie mich aus dieſer entſetzlichen Unruhe. Nur zwei Worte und dann will ich Ihnen wieder genug antworten.

59.

An A. v. Klein*).

Mannheim, den 8. Januar 1784.

Sehr angenehm war mir die Nachricht von meiner Aufnahme in die Churfürſtl. deutſche Geſellſchaft, welche ein ſo ſchöner Beweis Ihrer thätigen Freundſchaft für mich iſt, und es wäre meine Pflicht geweſen, Ihnen perſönlich dafür zu danken. Verzeihen Sie es einer gewiſſen kranken Erſchöpfung, welche mir die bisherigen vielen Proben meines **Fiesko** zugezogen haben, und einer Ueberhäufung von den unangenehmſten Geſchäften, die durch meine bisherige Zerſtreuung liegen geblieben ſind. Sollten Sie nur noch heute in Mannheim verweilen, ſo habe ich vielleicht noch die Freude, Sie zu ſehen. Wie Ihnen der **Fiesko** gefallen hat, wär' ich zu wiſſen ſehr begierig.

---

*) **Anton von Klein**, geboren 1744 zu Molsheim, geſtorben 1810 als Churpfalz-Zweibrückiſcher Rath, Profeſſor der Dichtkunſt und Philoſophie zu Mannheim.

60.

An Wolzogen.

Mannheim, den 18. Januar 1781.

Beſter Freund — daß Sie mir ja nicht wegen meines langen Stillſchweigens zürnen, davon Sie den richtigen Grund ſchon von ſelbſt errathen haben. Wahrhaftig, ich kann mir meinen Leichtſinn und meine Nachläſſigkeit in Beantwortung der Briefe nicht vergeben und noch weniger abgewöhnen. Eltern und Freunde und Buchhändler klagen über mich. Glauben Sie indeſſen, daß dieſe Unrichtigkeit im Schreiben in gar keinem Zuſammenhange mit meiner Freundſchaft und meinem Herzen iſt. Wie ſehnlich wünſchte ich Ihr Schickſal zu Ihrem Vortheil entſchieden! Wie ganz fühle ich Ihre Lage! — es war auch die meinige. Sollten Sie aber am Ziel noch unterliegen? — Sie haben eine Meile zurückgelegt. Machen Sie auch immer dieſe Spanne noch. — Es wird ſich, es muß ſich bald auflöſen. Ihre Neigung, Juriſt zu werden, hat inſofern meinen vollkommenen Beifall, wenn Sie Ihrem jetzigen Fach nicht ganz ungetreu werden wollen. Die Verbindung der Jurisprudenz mit dem Studium der Finanzen berechtigt Sie zu dem größten und fruchtbarſten Poſten in einem Staate, und öffnet Ihnen eine der glänzendſten Bahnen. — Aber werden Sie ſich in dieſem neuen weitſchichtigen Feld nicht zu ſehr verlieren? Wird die nothwendige Beſchäftigung mit den Elementen einer ſo trocknen Wiſſenſchaft Ihrem, nach thätigem Denken verlangenden Geiſt nicht unerträglich werden? — Wird es Ihre Seelenkräfte nicht theilen? — Die Engländer werfen ſich mit allen Geiſteskräften auf einen oft eingeſchränkten Theil einer Wiſſenſchaft und Kunſt, und werden in dieſem einzig und groß. — Es iſt gefährlich, die Fläche zu weit auseinander zu breiten; denn ſie wird in eben dem Grade dünner und ſchwächer. Indeß können Sie von Ihrem Talent und Ihrer Jugend mit Recht einen glücklichen Fortgang erwarten. Ich bin auch darin Ihrer Meinung, daß Würtemberg nicht nothwendig die Sphäre Ihrer Wirkſamkeit ſein müſſe. Immer arbeiten Sie über dieſe hinaus. — Doch werden Sie vielleicht einige Jahre mit Vortheil hier wirken. Man ficht anfänglich ja auch mit dem Rappier, — und lernt damit Fertigkeit und Gewißheit auf den ernſthaften Degen. An meiner ſächſiſchen Reiſe auf den Sommer ſoll mich nichts als Krankheit und Tod hindern, — und dieſe, mein Beſter, machen wir mit einander. Dieſer Zeitpunkt verſpricht mir die ſeligſten Augenblicke. Aber ſagen Sie mir doch, Lieber, was muß geſchehen ſein, daß Ihre Mama mir ſchon auf zwei große Briefe nicht geantwortet hat, da ſie doch immer in dieſem Punkt mich beſchämt hat? Morgen werd' ich den dritten ſchreiben, und wenn dieſer das nämliche Schickſal hat, ſo weiß ich nicht, was ich denken ſoll, da keine erkältete Freundſchaft ſtatt finden kann. Ueber dieſen beruhigen Sie mich doch bald. Sie können Ihre Mutter vielleicht feurig lieben — vielleicht auch nicht; aber mehr Urſache als ich, können Sie dazu nicht haben. Die vorige Woche hat man hier auf das prächtigſte meinen Fiesko gegeben, und in dieſem Carneval wird er noch zweimal wiederholt. Wirklich druckt man an meiner Luiſe Millerin, welche in höchſtens vier Wochen zu haben ſein wird. Ich bin jetzt Mitglied der Kurfürſtl. deutſchen Gelehrten Geſellſchaft, und alſo mit Leib und Seele Kurpfälziſcher Unterthan. Dieſe Kleinigkeiten intereſſiren Sie vielleicht nicht weniger, als mich, mein Beſter, die Ihrigen.

61.

An Zumſteeg*).

Mannheim, den 19. Januar 1781.

Allerdings, lieber Freund, verdiene ich Vorwürfe von Dir, daß ich ſchon mehrere Briefe von Dir unbeantwortet gelaſſen; und nichts als meine Krankheit und Ueberhäufung von Geſchäften kann mich entſchuldigen. Zu Deiner Genugthuung kann ich Dir ſagen, daß Nachläſſigkeit im Schreiben die allgemeine Klage, ſogar meiner Familie, über mich iſt, und ſich alſo wenigſtens auf meine Freundſchaft, nichts daraus ſchließen läßt. Weggerechnet, daß ich in weitläufige Correſpondenzen verwickelt bin, hat mich vorzüglich die mühſame Umſchmelzung meines Fiesko für deutſche Theater, die ich in öffentlichen Zeitungen verſprochen, und, um Wort zu halten, ſogar in meinen fieberfreien Augenblicken vornehmen mußte, von den angenehmen Pflichten gegen meine Freunde zurückgezogen, unter denen Du, mein Lieber, gewiß nicht der Letzte biſt. Vergieb mir das, wie Du mir ſchon ſo Manches vergeben haſt, und glaube mit Ueberzeugung, daß ich die Ungeduld und Wärme, womit Du unſere Freundſchaft auffriſchen wollteſt, in jeder Hinſicht zu ſchätzen weiß. Alſo genug von dieſem.

---

*) Johann Rudolph Zumſteeg, geboren 1760 zu Sachſenflue im Odenwalde, war mit Schiller gleichzeitig Zögling der Karlsakademie. Er ſtarb am 27. Januar 1802 als Herzogl. Würtembergiſcher Concertmeiſter zu Stuttgart.

Du ſchreibſt mir ſehr ſchmeichelhaft, daß Dich Alles, was mir widerfahren, ſehr warm intereſſire. Sei verſichert, daß ich in eben dem Falle bin. Unmöglich alſo kann mir Deine Verheirathung — eine große Epoche unſers Schickſals — Kleinigkeit ſein. Muthe mir indeſſen nicht zu, daß ich hier auskrame, was ich allenfalls über dieſen Punkt denke, ſondern nimm einen wahren und warmen Glückwunſch an. In etwas glaube ich Deine Frau zu kennen, und auch dieſes Wenige berechtigt mich, Deiner Wahl meinen ganzen Beifall zu geben. Sei mit ihr glücklich, theurer Freund, und handle auch ſo, daß ſie niemals aufhört, es mit Dir zu ſein. An eine Perſon, die mit uns Freuden und Leiden theilt, die unſern Gefühlen entgegenkommt, und ſich ſo innig, ſo biegſam an unſere Launen ſchmiegt, gekettet zu ſein, — an ihrer Bruſt unſere Seele von tauſend Zerſtreuungen, tauſend wilden Wünſchen und unbändigen Leidenſchaften abzuſpannen, und alle Bitterkeiten des Glücks im Genuß der Familie zu verträumen — das iſt wahre Wonne des Lebens, um die ich Dich von ganzem Herzen beneide.

Aber wie in aller Welt kömmſt du dazu, mich auf dem Wege der Ehe zu glauben? Mich? — So vortheilhaft ich von Verbindungen dieſer Art denke, ſo wenig kann ich doch in meiner gegenwärtigen Lage davon Gebrauch machen; denn mein Schickſal, ſo ſehr ich auch wirklich damit zufrieden bin, iſt doch nur ein angenehmer Traum meiner Jugend, den ich nie entſchloſſen war, ewig zu machen. Mein gegenwärtiges Leben taugt unvergleichlich für meine vier und zwanzig Jahre; aber wird es mich auch im dreißigſten noch reizen? Vielleicht darf ich mir einen kleinen Anſpruch auf das, was man Glück heißt, erlauben. Bedenke ſelbſt, wie mich eine Heirath von der Bahn zu demſelben ablenken würde. Zwar habe ich über ein großes Glück meine eignen Capricen. Doch auch bei der größten Gleichgültigkeit gegen Ruhm und glänzende Schickſale wäre eine Verheirathung mein Fall nicht, denn mein ungeſtümer

Kopf und warmes Herz würden jetzt keine Frau glücklich machen.

Nun, lieber Freund, erlaube mir noch eine kleine Frage. Haſt Du alle Deine Leidenſchaften auf Deine Frau verpflanzt, oder allenfalls noch einen glimmenden Funken für den Künſtler zurückbehalten? Wird die Welt ihre großen Erwartungen von Dir zurücknehmen müſſen? Oder wirſt Du zwiſchen den Anſprüchen des Genies und Deiner Louiſe (ſo heißt ſie doch) eine glückliche Theilung machen? — Ich habe Dein Geſicht für Ruhm und Unſterblichkeit glühen ſehen. Dein Ehrgeiz und Dein Talent ſollen mir für meine Hoffnungen bürgen.

Billig erwarteſt Du, daß ich Dir meine Schickſale unter fremdem Himmel mittheile, denn mein Leben hat ohnehin die Farbe eines Romans, und mein ſonderbarer Kopf läßt freilich auf ſonderbare Situationen ſchließen. Aber für Briefe iſt dieſes Thema zu weitläufig und vielleicht auch zu gefährlich. Jetzt lebe ich zu Mannheim in einem angenehmen dichteriſchen Taumel. Kurpfalz iſt mein Vaterland, und durch meine Aufnahme in die gelehrte Geſellſchaft bin ich nationaliſirt und Kurfürſtl. Pfalzbaieriſcher Unterthan. Mein Klima iſt das Theater, in dem ich lebe und webe, und meine Leidenſchaft iſt glücklicherweiſe auch mein Amt. — Am 11. dieſes Monats iſt mein Fiesko mit allem Pomp hier gegeben worden; nächſten Sonntag wird er wiederholt. In drei Wochen kannſt Du mein neues

Stück Luiſe Millerin*) gedruckt haben. Wenn Du, mein Beſter, in Geſellſchaft Deiner Frau, während der hieſigen Carnevals-Luſtbarkeiten hieher fliegen könnteſt — an Vergnügen wollte ich Dir's nicht fehlen laſſen, und mit den Unkoſten wollten wir ſchon fertig werden. Benda bringt ſchon den ganzen Winter bei uns zu, und im öffentlichen Concert könnteſt Du Dich hören laſſen. Meine Räuber werden nächſtens gegeben und noch andere große Stücke, die Dich gewiß auf das ſchönſte zerſtreuen würden. Tanzen kannſt Du auf dem Vauxhall nach Luſt. Ueberlege es und überrede noch andere Freunde dazu. Jetzt lebe wohl, und küſſe in meinem Namen Deine Frau. Eiferſüchtig wirſt Du doch nicht werden? Eingeſchloſſene Briefe wirſt Du ſo gut ſein zu beſtellen. Deinem Maultrommel-Virtuoſen iſt durch Herrn Concertmeiſter Fränzel Protection widerfahren. Noch einmal lebe wohl, und empfiehl mich allen meinen ehemaligen Freunden.

---

*) Kabale und Liebe.

62.

An Dalberg.

Frankfurt am Main, den 1. Mai 1784.

Noch voll und warm von der Geſchichte des geſtrigen Abends, eile ich, Sie von dem Triumph zu benachrichtigen, den die Mannheimer Schauſpielkunſt feierlich in Frankfurt erhielt. Geſtern, Freitags, wurde Herrn Ifflands Stück *), bei vollem Hauſe und ungewöhnlicher Stille, mit außerordentlichem Beifall gegeben. Herr Iffland, als Verfaſſer und Schauſpieler, und Herr Beil wurden mit lärmendem Händeklatſchen herausgerufen, und Alles bewies die äußerſte Achtung gegen die vortrefflichen Abgeſandten des Mannheimer Theaters. Es iſt zu weitläufig für einen Brief, meine Meinung über Großmann's Geſellſchaft auszukramen; das aber iſt zuverläſſig wahr, daß Iffland und Beil unter den beſten hieſigen Schauſpielern, wie der Jupiter des Phidias unter Tüncherarbeiten hervorragten. Nie habe ich lebendiger gefühlt, wie ſehr jedes andere Theater gegen das unſrige zurückſtehen müſſe, als hier, und Großmann wird Mühe haben, nach der Abreiſe unſerer Schauſpieler, zu Frankfurt, in ſeinem Werth zu

---

*) Albert von Thurneiſen.

bleiben. Es ſoll einer meiner angenehmſten Augenblicke ſein, Ihnen ausführlich zu ſagen, wie ſehr gegründet dieſe Erklärung iſt. Wo wir hinkommen, beweiſt man dem Mannheimer Theater die entſchiedenſte Achtung. Iffland's und Beil's Spiel haben eine Reputation unter dem Frankfurter Publikum veranlaßt. Man iſt warm für die Bühne geworden. Jedermann ſagt auch, daß Großmann's Schauſpieler noch nie ſo warm als geſtern geſpielt haben — ein Beweis, wie groß Meiſter und Mitſchauſpieler zu wirken im Stande ſind.

Heute iſt väterliche Rache*) und Montag Kabale und Liebe. Ich geſtehe, daß mir bei den ſchrecklichen Ausſichten auf meine Lady und dergl. bange iſt, convulſiviſche Bewegungen auszuſtehen, wie ein Verurtheilter, und daß ich gern auf die Ehre Verzicht thäte, eins meiner Stücke hier vorgeſtellt zu ſehen, wenn ich Großmann mit guter Art davon zurückbringen könnte. Indeſſen hoffe ich, daß meine Gegenwart, verbunden mit Iffland's und Beil's Spiel, mehr bewirken ſoll, als Frankfurt von Großmann's Geſellſchaft erwartet. Iffland wird den Kammerdiener ſpielen, den ich, mit Weglaſſung aller amerikaniſchen Beziehungen, wieder in das Stück hineingeſchoben habe. Ich brenne vor Begierde, Ihnen weitläufig alle Bemerkungen mitzutheilen, die ich hier machte und noch machen werde, und ich weiß zuverläſſig, daß, wenn es möglich wäre, meine Achtung für das Mannheimer Theater zu vergrößern, nichts in der Welt dies mehr bewirken könnte, als mein hieſiger Aufenthalt.

---

*) Schauſpiel von Ziegler.

63.

An Rennſchüb *).

Frankfurt am Main, den 1. Mai 1784.

Nur mit wenigen Worten, liebſter Freund, will ich Sie von dem guten Erfolg benachrichtigen, den Iffland's und Beil's Spiel hier gehabt hat. Bei einem vollgepfropften Schauſpielhauſe iſt geſtern Iffland's Stück hier gegeben worden, und Beide, Iffland und Beil, wurden mit ungeſtümem Applaudiſſement herausgerufen. Alles iſt für die Mannheimer Schauſpieler enthuſiasmirt, und Großmann's Geſellſchaft, die geſtern ſich ſelbſt übertreffen haben ſoll, verſchwindet neben der unſrigen. Wir werden von Freſſerei zu Freſſerei herumgeriſſen, und kaum daß ich einen nüchternen Augenblick erwiſche, wo ich Ihnen, mein Beſter, ein paar Zeilen ſchreiben kann. Von Großmann

---

*) Regiſſeur der Mannheimer Bühne, nach Meyer's Tode, der früher dieſe Stelle bekleidete.

viele Empfehlungen; das Weitere aber kann ich Ihnen nur mündlich ſagen. Heute iſt die väterliche Rache, und Montag, mir zu Ehren, Kabale und Liebe, welche ich gern hintertreiben möchte, um meine Ohren nicht mißhandeln zu laſſen. Mir iſt Angſt für die hieſige Lady. Ihre Frau hat mich verwöhnt. Den Ausgang ſollen Sie mündlich erfahren.

64.

An Reinwald.

Mannheim, den 5. Mai 1784.

Mit peinigender Beſchämung ergreif' ich die Feder, nicht um mein langes Stillſchweigen zu entſchuldigen — kann wohl ein Vorwand in der Welt Ihre gerechten Anſprüche auf mein Andenken überwiegen? Nein, mein Theurer, um Ihnen dieſe Undankbarkeit von Herzen abzubitten, und Ihnen wenigſtens mit der Aufrichtigkeit, die Sie einſt an mir ſchätzten, zu geſtehen, daß ich mich durch nichts als meine Nachläſſigkeit rechtfertigen kann. Was hilft es Ihnen, wenn ich auch zu meiner Rechtfertigung anführe, daß ich Ausſichten hatte, Sie dieſen Frühling ſelbſt wieder zu ſehen, daß ich tauſend Dinge, die ich für Sie auf dem Herzen hatte, mündlich zu überbringen hoffte? — Dieſer Traum iſt verflogen, wir ſehen uns nunmehr ſo bald nicht, und nichts als Ihre Freundſchaft und Liebe wird mein großes Verſehen entſchuldigen. Glauben Sie wenigſtens, daß Ihr Freund noch der vorige iſt, daß noch kein Anderer Ihren Platz in meinem Herzen beſetzt hat, und daß Sie mir oft, ſehr oft gegenwärtig waren, wenn ich von den Zerſtreuungen meines hieſigen Lebens in ſtilles Nachdenken überging. — Und jetzt will ich auch auf immer einen Artikel abbrechen, wobei ich von Herzen erröthen muß.

Wie haben Sie gelebt, mein Theurer? Wie ſteht es mit Ihrem Gemüth, Ihrer Geſundheit, Ihren Cirkeln, Ihren Ausſichten in beſſere Zukunft? Iſt noch kein Schritt zu einer ſolidern Verſorgung geſchehen? Müſſen Sie ſich noch immer mit den Verdrießlichkeiten eines armſeligen Dienſtes herumſtreiten? Hat auch Ihr Herz noch keinen Gegenſtand aufgefunden, der Ihnen Glückſeligkeit gewährt? Wie ſehr verdienen Sie alle Seligkeiten des Lebens, und wie viele kennen Sie noch nicht? — Auch um einen Freund mußt' ich Sie betrügen. Doch nein! Sie haben ihn niemals verloren, und werden ihn auch niemals verlieren.

Vielleicht wünſchen Sie mit *meiner* Lage bekannt zu ſein. Was ſich in einem Briefe ſagen läßt, ſollen Sie erfahren. Noch bin ich hier, und nur auf mich kommt es an, ob ich nach Verfluß meines Jahrs, nämlich vom 1. September meinen Contract *) verlängern will oder nicht. Man rechnet indeß ſchon ganz darauf, daß ich hier bleiben werde, und meine gegenwärtigen Umſtände zwingen mich beinahe, auf längere Zeit zu contrahiren, als ich vielleicht ſonſt würde gethan haben. Das Theater hat mir dieſes Jahr in Allem 500 Fl. Firum gegeben, wobei ich aber auf die jedesmalige Einnahme einer Vorſtellung meiner Stücke Verzicht leiſten mußte. Meine Stücke bleiben mir frei zu verkaufen. Aber Sie glauben nicht, mein Beſter, wie wenig Geld 600—800 Fl. in Mannheim, und vorzüglich im theatraliſchen Cirkel iſt — wie wenig Segen, möcht' ich ſagen, in dieſem Gelde iſt — welche Summen nur auf Kleidung, Wohnung und gewiſſe Ehrenausgaben gehen, welche ich in meiner Lage nicht ganz vermeiden kann. Gott weiß, ich habe mein Leben hier nicht genoſſen, und noch einmal ſo viel als an jedem andern Orte verſchwendet. Allein und getrennt, ungeachtet meiner vielen Bekanntſchaften dennoch einſam und ohne Führung, muß ich mich durch meine Oekonomie hindurchkämpfen, zum Unglück mit Allem verſehen, was zu unnöthigen Verſchwendungen reizen kann. Tauſend kleine Bekümmerniſſe, Sorgen, Entwürfe, die mir ohne Aufhören vorſchweben, zerſtreuen meinen Geiſt, zerſtreuen alle dichteriſchen Träume, und legen Blei an den Flug der Begeiſterung. Hätt' ich Jemand, der mir dieſen Theil der Unruhe abnähme, und mit herzlicher, warmer Theilnahme ſich um mich beſchäftigte — ganz könnte ich wieder Menſch und Dichter ſein, ganz der Freundſchaft und den Muſen leben. Jetzt bin ich auch auf dem Wege dazu.

---

*) Als Theaterdichter

Den ganzen Winter hindurch verließ mich das kalte Fieber nicht ganz. Durch Diät und China zwang ich zwar jeden neuen Anfall, aber die ſchlimme hieſige Luft, worin ich noch Neuling war, und meine von Gram gedrückte Seele machten ihn bald wiederkehren. Beſter Freund, ich bin hier noch nicht glücklich geweſen, und faſt verzweifle ich, ob ich je in der Welt wieder darauf Anſprüche machen kann. Halten Sie es für kein leeres Geſchwätz, wenn ich geſtehe, daß mein Aufenthalt in Bauerbach bis jetzt mein ſeligſter geweſen, der vielleicht nie wieder kommen wird. Vorige Woche war ich in Frankfurt, **Großmann***) zu beſuchen, und einige Stücke da ſpielen zu ſehen, worin zwei Mannheimer Schauſpieler, **Beil** und **Iffland**, Gaſtrollen ſpielten. **Großmann** bewirthete mich unter andern auch mit **Kabale und Liebe**. Nicht wahr, jetzt zürnen Sie wieder, daß ich noch den Muth habe, dieſes Stück vor Ihnen zu nennen, da ich Ihnen auch nicht einmal ein Exemplar davon geſchickt. Werden Sie mir vergeben, wenn ich Ihnen ſage, daß nicht nur dieſes Stück, ſondern auch die beiden andern für Sie zurückgelegt worden, und daß ich feſt entſchloſſen war, ſie Ihnen ſelbſt nach der Vorſtellung zu bringen, wovon mich eine traurige Nothwendigkeit abhielt, und daß ich das aufgegeben habe, als ich bei Schwan erfuhr, Sie hätten das Stück ſchon kommen laſſen? — Hier zu Mannheim wurde es mit aller Vollkommenheit, deren die Schauſpieler fähig waren, unter lautem Beifall und den heftigſten Bewegungen der Zuſchauer gegeben. Sie hätt' ich dabei gewünſcht. Den Fiesko verſtand das Publikum nicht. Republikaniſche Freiheit iſt hier zu Lande ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name. In den Adern der Pfälzer fließt kein römiſches Blut. Aber zu Berlin wurde es vierzehnmal innerhalb drei Wochen gefordert und geſpielt. Auch in Frankfurt fand man Geſchmack daran. Die Mannheimer ſagen, das Stück wäre viel zu gelehrt für ſie.

---

*) **Guſtav Friedrich Wilhelm Großmann**, geboren den 30. November 1746 zu Berlin, Anfangs Kaufmann, ſpäterhin Director einer Schauſpielergeſellſchaft, geſtorben zu Hannover am 20. Mai 1796.

Eine vortreffliche Frau habe ich zu Frankfurt kennen lernen. Es iſt Ihre Freundin, die Madame Albrecht *). Gleich in den erſten Stunden ketteten wir uns feſt an einander; unſere Seelen verſtanden ſich. Ich freue mich

---

*) Sophie Albrecht, geboren 1757 zu Erfurt, eine Tochter des Profeſſors der Medicin J. P. Baumer, ſpäterhin mit dem Dr. J. F. E. Albrecht verheirathet, widmete ſich der Bühne, und ſtarb zu Hamburg 1840 in hohem Alter. Vergl. über ihr Verhältniß zu Schiller Heinrich Döring's Beiträge zur Charakteriſtik Schiller's. Altenburg 1845, S. 65 u. f.

und bin ſtolz, daß ſie mich liebt, und daß meine Bekanntſchaft ſie vielleicht glücklich machen kann. Ein Herz, ganz zur Theilnahme geſchaffen, über den Kleinigkeitsgeiſt der gewöhnlichen Cirkel erhaben, voll edlen, reinen Gefühls für Wahrheit und Tugend, und ſelbſt da noch verehrungswerth, wo man ihr Geſchlecht ſonſt nicht findet. Ich verſpreche mir göttliche Tage in ihrer nähern Geſellſchaft. Auch iſt ſie eine gefühlvolle Dichterin. Nun, mein Beſter, ſchreiben Sie ihr, über ihre Lieblingsidee zu ſiegen und vom Theater zu gehen. Sie hat ſehr gute Anlagen zur Schauſpielerin, das iſt wahr, aber ſie wird dieſelben in keiner ſolchen Truppe ausbilden, ſie wird mit Gefahr ihres Herzens, ihres ſchönen und einzigen Herzens, auf dieſer Bahn nicht einmal große Schritte thun. Und thäte ſie dieſe auch, ſchreiben Sie ihr, daß der größte theatraliſche Ruhm, der Name einer Clairon und Yates, mit ihrem Herzen zu theuer bezahlt ſein würde. Mir zu Gefallen, mein Theuerſter, ſchreiben Sie ihr das, mit allem Nachdruck und allem männlichen Ernſt. Ich habe es ſchon gethan, und unſere vereinigten Bitten retten der Menſchheit vielleicht eine ſchöne Seele, wenn wir ſie auch um eine große Actrice beſtehlen. — Von Ihnen, mein Liebſter, wurde Langes und Breites geſprochen. Madame Albrecht und ich waren unerſchöpflich in der Bewunderung Ihres Geiſtes und Ihres mir noch ſchätzbareren Herzens. Könnten wir uns in einem Cirkel von mehrern Menſchen dieſer Art vereinigen, und in dieſem engen Kreiſe der Philoſophie und dem Genuß der ſchönen Natur leben, welche glückliche Idee! Auch der Doctor Albrecht iſt ein lieber, ſchätzbarer Freund von mir. Sein ganzes Weſen erinnerte mich an Sie, und wie theuer iſt mir Alles, wie bald hat es meine Liebe weg, was mich an Sie erinnert.

Noch immer trag ich mich mit dem Lieblingsgedanken, zurückgezogen von der großen Welt, in philoſophiſcher Stille, mir ſelbſt, meinen Freunden und einer glücklichen Weisheit zu leben; und wer weiß, ob das Schickſal, das mich bisher unbarmherzig genug herumwarf, mir nicht noch einmal eine ſolche Seligkeit gewähren wird. In dem lärmendſten Gewühl, mitten unter den Berauſchungen des Lebens, die man ſonſt Glückſeligkeit zu nennen pflegt, waren mir doch immer jene Augenblicke am ſüßeſten, wo ich in mein ſtilles Selbſt zurückkehrte, und in dem heitern Gefilde meiner ſchwärmeriſchen Träume herumwandelte, und hie und da eine Blume pflückte. Meine Bedürfniſſe in der großen Welt ſind viel und unerſchöpflich, wie mein Ehrgeiz; aber wie ſehr ſchrumpft dieſer neben meiner Leidenſchaft zur ſtillen Freude zuſammen!

Es kann geſchehen, daß ich zur Aufnahme des hieſigen Theaters ein periodiſches dramaturgiſches Werk unternehme, worin Aufſätze, welche mittelbar oder unmittelbar an das Geſchlecht des Dramas oder an die Kritik deſſelben grenzen, Platz haben ſollen. Wollen Sie, mein Beſter.

Einiges in dieſem Fache ausarbeiten, ſo werden Sie ſich nicht nur ein Verdienſt um mich erwerben, ſondern auch alle Vortheile für Ihre Börſe davon ziehen, die man Ihnen verſchaffen kann; denn vielleicht verlegt und bezahlt die Kurfürſtl. Theatercaſſe das Buch. Schreiben Sie mir Ihre Entſchließung darüber. — Daß ich Mitglied der Kurfürſtl. deutſchen Geſellſchaft und alſo jetzt pfälziſcher Unterthan bin, wiſſen Sie ohne Zweifel. Fahren Sie fort, Ihren Freund zu lieben, der unter allen Verhältniſſen des Lebens ewig der Ihrige bleiben wird.

65.

An Frau v. Wolzogen.

Mannheim, den 26. März 1784.

Nunmehr kann ich Ihnen mit freiem, unbefangenem Herzen ſchreiben, da Sie mich auf's Neue Ihrer Freundſchaft verſichern, und die meinige nicht zurückſtoßen. Gewiß nicht einen Augenblick haben Sie aufgehört, mir das zu ſeyn, was Sie mir immer waren. Nur der Eigenſinn meines Schickſals konnte mich in Lagen verſetzen, worin ich gezwungen war, mein eigen Herz zu verleugnen. Es iſt vorbei — es ſoll wenigſtens vorbei ſein, und eine glückliche Zukunft mache den Fehler der Vergangenheit wieder gut. — Zur endlichen Erlöſung und Anſtellung Ihres Wilhelms wünſche ich Ihnen tauſendmal Glück. Er hat darum bluten müſſen, und wird jetzt die Freuden der Freiheit deſto lebhafter fühlen. Das Angenehmſte bei der Sache war mir, daß meine Furcht, er würde nach Hohenheim verſetzt werden, ungegründet geweſen. Nun hoffe ich, wird es doch eins von ſeinen erſten Geſchäften ſein, die Mutter und Schweſter zu beſuchen. Natürlicherweiſe führt ihn dann zwar nicht der nächſte Weg, aber doch der Weg der Freundſchaft über Mannheim. Ich habe die Freude, meine Zärtlichkeit gegen die Mutter dem Sohne zu beweiſen, und Ihre unbegrenzte Liebe zu mir, Ihre vielen Aufopferungen für mich durch eine innige Freundſchaft mit Ihrem Liebling in etwas wenigſtens zu belohnen. Bringen Sie es ja dahin, daß Wilhelm über hier reiſt. Wer weiß, ob er mich nicht in einer Lage trifft, die mir verſtattet, ihn zu begleiten. Ihren Aufenthalt in Ihrem einſamen Hüttchen beneid' ich, und dieſes um ſo mehr, da mich die ſengende Hitze des hieſigen Klima's Alles für meine Geſundheit befürchten läßt. Schon jetzt iſt die Luft hier ſo glühend, wie ſie nur unter der Linie ſein kann, und die Winde, ſtatt abzukühlen, brennen, als ob ſie aus einem Backofen kämen.

66.

An Dalberg.

Mannheim, den 4. Juni 1784.

Ich kann nicht leugnen, daß mir der Vorfall mit meinem Manuſcript*) äußerſt unangenehm iſt, und daß, wenn ich nicht gezwungen ſein ſoll, durch eine ſtrenge Behauptung meiner darin geäußerten Grundſätze und Meinungen die ganze Geſellſchaft gegen mich zu erhitzen, Ihre ſchleunige Entſchließung nöthig iſt, mich und gewiſſermaßen Sie ſelbſt aus der Verlegenheit zu reißen. Ich weiß kein anderes Mittel, als dieſes: Sie ſchreiben noch dieſen Abend an K.., unter welchem Vorwand, als Sie für wichtig genug halten, daß er alle ihm zugeſchickten Papiere auf der Stelle durch Herrn Rennſchüb**) an Sie verabfolgen laſſen ſoll. Geſchähe dieſes nicht, ſo wäre K.. inſolent genug, mein Manuſcript in der morgenden Sitzung zu referiren, und ich könnte mich nicht anders, als durch eine größere Sottiſe aus der Sache ziehen. Schreiben ſie ihm aber um ſchleunige Auslieferung des Manuſcripts, allenfalls unter dem Vorwande, daß Sie ſolches zu einem eignen Aufſatze nöthig hätten, und ſchreiben Sie zugleich Rennſchüb, daß er es bei K.. abholen und Ihnen durch einen Expreſſen ſchicken ſoll. Dies iſt der einzig mögliche Ausweg, den Sie übrig haben, mir eine Verwirrung zu erſparen, worin ich, wenigſtens durch meine Schuld nicht, gerathen bin.

---

*) Was kann eine gute ſtehende Schaubühne eigentlich wirken? ſpäterhin, mit der veränderten Ueberſchrift: Die Schaubühne als eine moraliſche Anſtalt betrachtet, in Schiller's Werken gedruckt.

**) Regiſſeur der Mannheimer Bühne.

Julius von Tarent *) iſt vortrefflich, beinahe beſſer, als das erſte Mal, ausgefallen; auch der verdächtige Freund ging ſehr gut, und das Publicum hat Urſache, mit beiden Stücken ſehr zufrieden zu ſein. Madame Gruſike iſt gewiß für uns eine ſehr brauchbare Actrice, und keine andere, die mit ihr zu vergleichen wäre, würde unter den Bedingungen bleiben, die ſie aus Enthuſiasmus für unſere Bühne annehmen will. Das Publikum glaubt nicht anders, als daß ſie bleiben wird.

---

*) Trauerſpiel von Leiſewitz.

67.

An Dalberg.

Mannheim, den 7. Juni 1784.

Der bedenkliche Umſtand mit meinem Manuſcript iſt ganz zu meiner Beruhigung abgelaufen, und K.. dachte auch gar nicht mit einem Gedanken daran, daß ein Mißbrauch davon gemacht werden könnte. Ich war in der letzten Sitzung der Geſellſchaft*), und kann Ihnen ungefähr ſo viel ſagen, daß man nur auf Ihre endliche Propoſition wartet, um über die beiden Vorſchläge das Letzte zu beſchließen. Wenn Sie alſo noch Luſt, und für den Antheil der Geſellſchaft noch Achtung genug hätten, ſo glaube ich, daß wenigſtens ein Theil des vorgelegten Plans könnte durchgeſetzt werden. Meiner Meinung nach müßte vorzüglich und ausdrücklich dahin entſchieden werden, daß aus der Geſellſchaft ein engerer Ausſchuß von allenfalls ſechs der Sache kundigen Mitgliedern zur Beurtheilung der Stücke und ihrer Vorſtellung auf der Bühne erwählet würde, welcher pflichtmäßig gehalten wäre, ſchriftlich ſeine Meinung zu ſagen. In dieſem Ausſchuß müßten nothwendig Sie ſelbſt und auch ich ſein, weil ſich doch natürlich vermuthen läßt, daß ſonſt ſchiefe und unſerm Theater inconvenirende Kritiken die gute Sache überwiegen könnten. — Schwan, Kaibel, Günther, Reichert, Klein und Sambuga, glaub' ich, würden dem Fache am meiſten gewachſen ſein, und es auch mit dem größten Eifer betreiben. Doch werden Sie der Geſellſchaft wahrſcheinlich darin nachgeben, daß ein jeder die Freiheit hat, über alle Geſichtspunkte eines Stücks und ſeines Spieles zu entſcheiden — nicht aber die verſchiedenen Punkte getrennt, und einem Einzelnen anvertraut würden. Wenn dies zu Stande kommt, ſo würde ich Sie erſuchen, mich gleichſam als wechſelſeitigen Secretär, die Schlüſſe der Geſellſchaft dem Theaterausſchuß, und die Antworten oder Anfragen des letztern der Geſellſchaft referiren zu laſſen. Auf dieſe Art würden beide Collegien durch mich in Zuſammenhang gebracht, und auf eine ſelenne Art mit einander verbunden. Ueber das Werk der Geſellſchaft werden Sie nunmehr Schwan's ſchriftliche Meinung haben. Er hat mir ſeinen Brief an Sie mitgetheilt, und ich habe weiter nichts daran auszuſetzen, als daß unſere Bühne noch einmal ſo viel gewinnen würde, wenn die Dramaturgie ein eigentliches, periodiſch fortlaufendes Werk, und nicht ein bloßer Beitrag zu einem gemeinſchaftlichen, vielleicht mit den trockenſten Aufſätzen beſchwerten, und alle Jahr nur einmal erſcheinenden Buche wäre. Ich weiß wohl, daß das Journal der Geſellſchaft aufhören wird intereſſant zu ſein, wenn ich mit dem dramatiſchen Theil deſſelben zurücktrete. Ich wollte auch beinah darauf wetten, daß Schwan den Verlag aufgeben wird, wenn dieſer Artikel davon ausgeſchloſſen würde. Aber eben darum hätte ich für die Aufnahme unſerer Bühne ſo ſehr gewünſcht, daß ich in den Stand geſetzt worden wäre, die Dramaturgie für mich allein in die Welt zu ſchicken. Da Sie verſichern, daß das Theater keinen Schritt für mich thun könne, und da ich von dem Buchhändler keine hinlängliche Belohnung für meine Mühe in dieſer Sache erwarten kann, ſo fürchte ich Alles für meinen ſchönen Entwurf. — Ich bekenne aufrichtig, daß es mir leid thut, daß eine Anſtalt, die der hieſigen Bühne ſo glänzende Ausſichten öffnete, durch ein ſo geringes Hinderniß ſcheitern ſoll, und doppelt wehe thut es mir, weil ich fühle, was und wie viel ich zum Ruhme unſerer Bühne würde gethan haben. Geſtern iſt alſo die lange im Werke geweſene Dido gegeben worden; ich zweifle aber beinah, ob ſie den Beifall des Publikums haben wird. Meinen, ich geſteh' es, hat ſie nicht. Poeſie und Muſik rührten mich gleich wenig; und ich glaube, daß mein Urtheil ſo ziemlich das allgemeine iſt. Doch bin ich ſchlechterdings kein Kenner, und auch aus Liebe maße ich mir nicht an, darüber zu ſprechen. — Meine Cabale und Liebe iſt in der Gothaer Zeitung*) ſo obenhin recenſirt, gut gemeint, aber ohne alle Befriedigung für den nach der Sache begierigen Lſeer. Ich bin jetzt mehr als jemals über mein neues Schauſpiel verlegen. Woher ich nur Briefe bekomme, dringt man darauf, ich möchte ein großes hiſtoriſches Süjet, vorzüglich meinen Carlos zur Hand nehmen, davon Gotter den Plan zu Geſicht bekommen und groß befunden hat. Freilich iſt ein gewöhnliches bürgerliches Süjet, wenn es auch noch ſo herrlich ausgeführt wird, in den Augen der großen, nach außerordentlichen Gemälden verlangenden Welt niemals von der Bedeutung, wie ein kühneres Tableau, und ein Stück, wie dieſes, erwirbt dem Dichter und auch dem Theater, dem es angehört, ſchnellern und größern Ruhm als drei Stücke, wie jenes. — Carlos würde nichts Wenigeres ſein, als ein politiſches Stück — ſondern eigentlich ein Familiengemälde in einem fürſtlichen Hauſe, und die ſchreckliche Situation eines Vaters, der mit ſeinem eignen Sohne ſo unglücklich eifert, die ſchreckliche Situation eines Sohnes, der bei allen Anſprüchen auf das größte Königreich der Welt ohne Hoffnung liebt, und endlich aufgeopfert wird, müßten, denk' ich, höchſt intereſſant ausfallen. Alles, was die Empfindung empört, würde ich ohnehin mit größter Sorgfalt vermeiden.

---

*) Die Kurpfälziſche deutſche Geſellſchaft zu Mannheim, deren Mitglied Schiller war.

---

*) 1784. St. 43. S. 361 u. f.

68.

An Frau v. Wolzogen.

Mannheim, den 7. Juni 1784.

Dieſer angefangene Brief iſt entſetzlich lange liegen geblieben. Neulich, wie ich im Schreiben begriffen war, laſſen mich meine Freunde in den Pfälzer Hof bitten und bereden mich zu einer Reiſe nach Heidelberg. Ich komme mit meinem lieben Fieber zurück, und heute finde ich den angefangenen Brief an Sie unter meinen Papieren. Ich will ihn alſo den Augenblick fortſetzen. Vor einem Monat waren Herr und Frau v. K. hier, und machten mir durch ihre Geſellſchaft einige ſehr angenehme Tage. Die Frau beſonders zeigte ſehr viel Geiſt, und gehört nicht zu den gewöhnlichen Frauenzimmerſeelen. Sie ließen mich wenig von ihrer Seite, und ich hatte das Vergnügen, ihnen einiges Merkwürdige in Mannheim zu zeigen. Jetzt ſind ſie wieder in Landau — haben aber verſprochen, öftere Beſuche hier abzulegen. — Geſtern bekomme ich wieder Viſitenkarten von Herrn v. B. und Frau v. L., die aus der Schweiz zurückkommen. Das Unglück aber traf es, daß ich eben nicht zu Hauſe war, und kam ich noch Zeit genug, um von ihnen Abſchied zu nehmen. Sie hoffen durch Meiningen zu kommen, und werden Ihnen alſo ohne

Zweifel in Bauerbach eine Ueberraſchung machen. Unterdeſſen ſoll ich Ihnen tauſend Empfehlungen ſchreiben. Sie glauben nicht, wie theuer mir Alles iſt, was von Ihnen ſpricht und nach Ihnen verlangt. Daß ich in Frankfurt geweſen, wiſſen Sie vermuthlich. — Ich kann nicht läugnen, daß mir während der Zeit meines Hierſeins ſchon manches Angenehme und Schmeichelhafte widerfahren iſt; aber es ging doch nie bis auf den Grund des Herzens, und dieſes blieb immer kalt und leer. Krankheit und Ueberhäufung von Geſchäften goſſen zu viel Bitteres in mein bisheriges Leben, und nie werde ich jene frohen heitern Augenblicke zurückrufen können, die ich in der Zeit meines Aufenthaltes in Bauerbach genoß. Wenn ich jetzt ernſthaft über mein Schickſal nachdenke, ſo find' ich mich ſeltſam oder ſonderbar gerührt. Nie kann ich ohne Bewegung der Seele an den Spaziergang in Ihrem Walde zurückdenken, wo es beſchloſſen wurde, daß ich eine Zeitlang verreiſen ſollte. Wer hätte damals gedacht, daß ein ungefährer Gedanke ſoviel in meinem Schickſal verändern würde? Und doch hat dieſer Gedanke vielleicht für mein ganzes Leben entſchieden. War mein Aufenthalt etwa nur eine ſchöne Laune meines Schickſals, die nie wiederkommen wird? War es ein Gebüſch, wo ich auf meiner Wanderung hängen blieb, um deſto ſtärker wieder mitten in den Strom geriſſen zu werden? — Noch liegt eine undurchdringliche Decke vor meiner Zukunft. Ich kann nicht einen Augenblick ſagen, wie lang mein hieſiger Aufenthalt dauern wird. Gegenwärtig wenigſtens könnt' ich ihn unmöglich abreißen, da mich tauſenderlei Fäden binden, und meine Verfaſſung mich gegenwärtig drängt, auf eine gewiſſe Zeit zu contrahiren. Daß ich aber früher oder ſpäter eine Reiſe zu Ihnen machen kann, bin ich vollkommen gewiß überzeugt. Vor einigen Tagen widerfährt mir die herrlichſte Ueberraſchung von der Welt. Ich bekomme ein Paquet aus Leipzig, und finde von vier ganz fremden Perſonen*) Briefe voll Wärme und Leidenſchaft für mich und meine Schriften. Zwei Frauenzimmer, ſehr ſchöne Geſichter, waren darunter. Die Eine hat mir eine koſtbare Brieftaſche geſtickt, die Andere ſich und die drei andern Perſonen gezeichnet, und alle Zeichner in Mannheim wundern ſich über die Kunſt. Ein Dritter hatte ein Lied aus meinen Räubern in Muſik geſetzt, um etwas zu thun, das mir angenehm war. Sehen Sie, ſo kommen zuweilen ganz unverhoffte Freuden für Ihren Freund, die deſto ſchätzbarer ſind, weil freier Wille und eine von jeder

---

*) Es waren Ludwig Ferdinand Huber (geboren 1764 zu Paris, geſtorben 1804 zu Ulm als bairiſcher Landesdirectionsrath), Chriſtian Gottfried Körner (der Vater des Dichters, geboren 1756 zu Leipzig, geſtorben 1831 als Geh. Oberregierungsrath zu Berlin), Körner's Braut, Minna Stock und deren Schweſter Dora. Vergl. Schiller's Leben, Geiſtesentwickelung und Werke, von K. Hoffmeiſter. Th. 1. S. 201 u. f.

Nebenabſicht reine Empfindung und Sympathie der Seelen die Erfinderin iſt. — So ein Geſchenk von ganz unbekannten Händen, — durch nichts als die bloße reinſte Achtung hervorgebracht, und aus keinem andern Grund, als nur für einige vergnügte Stunden, die man bei Leſung meiner Produkte genoß, erkenntlich zu ſein, ein ſolches Geſchenk iſt mir größere Belohnung, als der laute Zuruf der Welt, die einzige ſüße Entſchädigung für tauſend trübe Minuten — und wenn ich das nun weiter verfolge und mir denke, daß in der Welt vielleicht mehr ſolche Cirkel ſind, die mich unbekannt lieben und ſich freuen, mich zu kennen, daß vielleicht in hundert und mehr Jahren — wenn auch mein Staub ſchon lang verweht iſt, man mein Andenken ſegnet, und mir noch im Grabe Thränen und Bewunderung zollt — dann freue ich mich meines Dichterberufs, und verſöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängniſſe. Sie werden lachen, liebſte Freundin, wenn ich Ihnen geſtehe, daß ich mich ſchon eine Zeitlang mit dem Gedanken trage, zu heirathen. Nicht, als ob ich hier ſchon gewählt hätte, im Geringſten nicht, ich bin in dieſem Punkte noch ſo frei, wie vorhin — aber eine öftere Ueberlegung, daß nichts in der Welt meinem Herzen die glückliche Ruhe und meinem Geiſt die zu Kopfarbeiten ſo nöthige Freiheit und ſtille leidenſchaftloſe Muße verſchaffen könne, hat dieſen Gedanken in mir hervorgebracht. Mein Herz ſehnt ſich nach Mittheilung und inniger Theilnahme.

Die ſtillen Freuden des häuslichen Lebens würden, müßten mir Heiterkeit in mein Geſchäft geben, und meine Seele von tauſend wilden Affecten reinigen, die mich ewig herumzerren. Auch mein überzeugendes Bewußtſeyn, daß ich gewiß eine Frau glücklich machen würde, wenn anders innige Liebe und Antheil glücklich machen kann — dieſes Bewußtſein hat mich ſchon oft zu dem Entſchluß hingeriſſen. Fände ich ein Mädchen, das meinem Herzen theuer genug wäre, oder könnte ich Sie beim Wort nehmen, und Ihr Sohn werden. Reich würde freilich Ihre Lotte nie — aber glücklich.

69.

An Klein *).

Mannheim, den 9. Juni 1784.

Dalberg's und meine Ideen **), die wir kürzlich der deutſchen Geſellſchaft vortrugen, oder vortragen ließen, ſind ſehr unter unſerm Wunſche aufgenommen worden, und mit Mißvergnügen hab' ich von Seiten einiger Mitglieder die Bemerkung gemacht, daß alle Inſtitute zur Beförderung der ſchönen Literatur und Kunſt wenig Eingang bei Männern finden, die es unter der Würde eines Mannes halten, ſich laut für etwas in dieſem Fache zu erklären.

---

*) Anton Edler von Klein, geboren 1744 zu Molsheim, geſt. am 5. December 1810 als Kurpfalz-Zweibrückiſcher Geh. Rath und Profeſſor der Dichtkunſt und Philoſophie zu Mannheim.

**) Ueber die Herausgabe einer dramaturgiſchen Monatsſchrift.

70.

An Peterſen.

Mannheim, den 1. Juli 1784.

Ich bilde mir faſt ein, daß Du Dasjenige, was ich Dir jetzt ſchreibe, entweder durch den Weg der Zeitung oder durch den Geheimen Secretär Klein ſchon erfahren haben wirſt. Weil aber die Sache einen, Dir und mir merkwürdigen Gang genommen hat, ſo iſt Dir's vielleicht nicht ganz unangenehm, etwas Näheres davon durch mich zu erfahren. Deine Abhandlung über die Preisfrage unſerer deutſchen Geſellſchaft *) buhlte mit einer andern, die

---

*) Welches ſind die Veränderung und Epochen der deutſchen Hauptſprache ſeit Carl dem Großen u. ſ. w., gedruckt in den Schriften der Kurfürſtl. deutſchen Geſellſchaft zu Mannheim. Bd. 3. S. 7 u. f.

den Profeſſor Meiſter in Zürich zum Verfaſſer hat*), um den Preis. Die Mehrheit entſchied für die letztere, doch mit dem Zuſatz, daß die Deinige In magnis voluisse sat est, an innerer Vortrefflichkeit ihr ſo nahe gränze, daß es der churpfälziſchen Geſellſchaft zur Ehre gereiche, ſie nicht ohne anſtändige Belohnung zu laſſen. Du bekommſt alſo ein Acceſſit, eine goldene Medaille von 25 Ducaten, die Dir ſehr gefallen wird. Der Churfürſt ſetzt jährlich ſo viel für eine Preisfrage aus; weil aber ſchon drei Jahre keine Abhandlung gekrönt zu werden verdiente, ſtieg die Summe zu 75. Deine Medaille bezahlt die Caſſe der deutſchen Geſellſchaft, ſie darf Dir alſo um ſo werther ſein, da ſie ein außerordentlicher Schritt und eine ganz freiwillige Ausgabe der Geſellſchaft iſt, die ſie ſich gar wohl hätte erſparen können, wenn ſie weniger gerecht gegen Dich geweſen wäre. Was Dir aber bei dem ganzen Vortrag das Intereſſanteſte ſein könnte, will ich Dir jetzt erzählen. Die Geſellſchaft hatte ſchon angefangen, Verzicht auf die Preisaustheilung zu thun, da alle vorher eingelaufenen Aufſätze ohne Werth waren, als der Deinige und der Deines Nebenbuhlers eingeſchickt wurden. Schon der erſte Anblick kündigte eine beſſere Feder an. Ich ſah ſie zu der Zeit noch nicht. Nach einem Beſchluß der Geſellſchaft, der in ſolchen Fällen gewöhnlich iſt, wurden drei Mitglieder ausgeſchoſſen, dieſe beiden Schriften zu beurtheilen, und in voller Sitzung der Geſellſchaft darüber zu referiren. Ein ſonderbarer Zufall war ſchuld, daß ich der Dritte unter dieſen Dreien war. Mieg und der hieſige Hofcaplan Sambuga (Du wirſt natürlicherweiſe keinen Gebrauch von dieſem Vertrauen machen) waren die Andern. Als mir Mieg Deine Abhandlung übergab, wie erſtaunte ich, Deine Hand zu erkennen! Eine ſonderbare Empfindung war es für mich; wenn ich jetzt den ſeltſamen Lauf unſerer Schickſale überlegte, der mich an einem fremden Ort, und in ſolchen Beziehungen auf dich wirken laſſen wollte. Mir fielen alle die vergangenen Abende ein, die wir in Geſellſchaft ſo traulich verlebten, alle die Geſpräche, die wir da führten, die Entwürfe alle, die wir da ſchmiedeten. Ich mußte in die Pfalz exulieren, ich mußte Mitglied dieſer Geſellſchaft werden, um Dir vielleicht darin dienen zu können. Doch das Letztere iſt noch zweifelhaft. Ich las Deine Abhandlung einigen Gliedern der Geſellſchaft in einem Privatbeſuch vor. Sie gefiel außerordentlich. Ich las die andere vor. Man zweifelte, ſchwankte, und der gefällige Styl der letzten, bei gleichem Werth, entſchied. Das war auch meine Meinung. Offenherzig geſtehe ich Dir das, denn ich haſſe die lächerliche Sucht, ſich eines Verdienſtes um Jemand zu rühmen, das man nicht hatte. Es war mir leid, daß meine erſte Hoffnung, Dir eine ſolche Freude zu machen, zu Trümmern ging. Mit vollem Herzen hatte ich ſchon an Dich einen Brief aufgeſetzt, worin ich Dir ſchrieb, Du würdeſt den Preis bekommen, aber die zweite Abhandlung machte mich wankend. Ich wurde Dir abtrünnig; vielleicht, daß ich nicht die Freundſchaft allein, ſondern auch wirklich die Wahrheit beleidigte; aber genug, ich urthelle nach meinem Kopf und Gefühl, und zwang mich, gerecht zu ſein. Wenigſtens hielt ich die andere für die beſſere, und die beſſere ſollte gekrönt ſein. So weit habe ich gegen Dich gehandelt. Ueberzeugt aber, daß die Deinige fürtrefflich und (im Fall die andere nicht eingelaufen) untadelhaft wäre, drang ich mit allem Einfluß, den ich allenfalls habe, und mit allen Gründen, die ich aufrufen konnte, darauf, den Preis zu theilen, und Dir 25, dem Andern 50 Ducaten zuzuerkennen. Ohne die geringſte Verabredung war auch Mieg ganz einer Meinung mit mir. Die Geſellſchaft war unſchlüſſig, und ich hatte endlich die Freude, durch eine detaillirte Kritik, Auszug und Gegeneinanderſtellung beider, das Concluſum zu Stande zu bringen, daß Dir von Seiten der geſellſchaftlichen Caſſe 25 Ducaten extra zugeſprochen wurden. Dies ungefähr iſt mein geringes Verdienſt, aber ich geſtehe Dir ausdrücklich, nicht der Rückſicht auf unſere Bekanntſchaft, bloß meiner Ueberzeugung haſt Du es zu danken. Eben das würde ich einem Fremden gethan haben. Deine Abhandlung iſt vortrefflich. Mein richterlich Amt hat mich in die Nothwendigkeit geſetzt, ſie zu ſtudiren, und ich danke Dir für Deine Belehrung. Den Preis wirſt Du bekommen, oder ſchon haben. Er iſt ſehr einfach und edel. Nun noch eine Erklärung. Wenn es allenfalls deine Convenienz ſein ſollte (und ich glaube es beinahe), unſer Mitglied zu werden, ſo ſchreibe mir's, und rechne auf meine kräftige Mitwirkung. Ich habe ſo ziemlich Einfluß auf die Mehrſten, und der Präſident iſt ganz auf meiner Seite. Vorläufig könnte ich Dir's gewiß verſprechen. Iſt es Dir alſo Ernſt, ſo ſetze ein Schreiben an mich auf, worin Du mich bitteſt, der Geſellſchaft in Deinem Namen für die Ehrenmünze zu danken, und den Wunſch äußerſt, darin aufgenommen zu werden. Dieſen Brief leſe ich Jedem, der Gewicht hat, einzeln vor, und ſtimme die Gemüther, daß ich der Beiſtimmung verſichert bin, wenn ich ihn öffentlich vorleſe. Den Präſidenten habe ich ſchon ſondirt, und ſeine Stimme haſt Du. Das Einzige, worum ich Dich bitte, iſt, ſei in Deinem Briefe an mich ein bischen fremd, ſonſt möchte die Geſellſchaft, die es noch nicht vergeſſen hat, wie ich für Dein Acceſſit ſtritt, aus unſerer Vertraulichkeit auf meine Parteilichkeit ſchließen, und es in Zukunft bleiben laſſen, mir Sachen von ſolcher Wichtigkeit zu übergeben. Hoffentlich aber wirſt Du auch dem Freunde ein Zettelchen beilegen. Die Vortheile, welche Dir eine ſolche Verbindung gewährt, ſind nicht ganz unbeträchtlich. Weggerechnet, was ſie überhaupt in Deinem Verhältniß zu Deinem Beſten wirken muß, ſo kommſt Du dadurch mit den beſten Gelehrten in der Pfalz in nähern Zuſammenhang, und wenn Du hierher kommſt, biſt Du kein Fremder mehr. Du haſt Sitz und Stimme in unſern Sitzungen, die churfürſtliche Bibliothek ſteht Dir frei (denn jedes Mitglied kann Bücher aus derſelben nach Hauſe verlangen, und was ich begehre und nicht da iſt, muß angeſchafft werden); für jeden gedruckten Bogen in geſellſchaftlichen Aufſätzen erhältſt Du drei Ducaten und andere Kleinigkeiten mehr. Mir war die deutſche Geſellſchaft äußerſt angenehm, denn durch ſie habe ich wieder ein Vaterland und die beſſern Verbindungen, die mir jetzt doppelt zu ſtatten kommen, da ich entſchloſſen bin, auf Michaelis in Heidelberg Doctor zu werden, und mich auf immer hier zu etabliren. Schreibe mir bald, liebſter Freund, und laß mich auch Mehreres von Deinen Umſtänden wiſſen. Unſerm lieben Abel*) empfiehlſt Du mich, das verſteht ſich. Das Geſcheidteſte wäre, wenn Ihr Beide mich dieſen Sommer hier überraſchtet. — Hoven's Stimme iſt verhallt in Selma. Ich hab ihm geſchrieben, welches Verdienſt meine Faulheit ſehr hoch anrechnet, und noch war ich ſo glücklich nicht, Antwort von ihm zu erhalten. Reib' ihm das ein bischen unter die Naſe. Er könnte jetzt ein paar hundert Gulden empfangen, denn die deutſche Geſellſchaft hat auf das beſte Luſtſpiel einen Preis geſetzt, weil unſere Verordnungen wollen, daß Sprache und ſchöne Wiſſenſchaft alle Jahre alterniren. Mein Papier geht zu Ende, alſo lebe wohl.

---

*) Hauptepoche der deutſchen Sprache ſeit dem achten Jahrhundert; gedruckt a. a. O. Bd. I. S. 255 u. f. Bd. 2. S. 5 u f.

---

*) Johann Friedrich Abel, geb. 1751 zu Vaihingen an der Enz, war Profeſſor der Philoſophie an der Carlsakademie in Stuttgart, und gewann einen weſentlichen Einfluß auf die Ausbildung von Schiller's poetiſchem Talent. Er ſtarb 1829 zu Schorndorf.

71.

An Dalberg.

Mannheim, den 2. Juli 1781.

Ich ſchicke Ihnen den kurzen ſchriftlichen Aufſatz über mein Unternehmen einer Mannheimer Dramaturgie. Wenn die Sache wirklich, wie ich ganz gewiß glaube, Epoche für unſere Bühne macht, und die letzte Hand an das große Werk legt, unſer Theater in Deutſchland herrſchend zu machen, und ſeinen Ruhm zu befeſtigen, ſo fürchte ich keineswegs, daß meine Bedingniſſe, welche mir Nothwendigkeit und Billigkeit eingaben, davon abſchrecken werden. — Sonſt bin ich ſchlechterdings außer Stand, auch nur einen einzigen Schritt in der Sache zu zu thun, und der angenehme Traum kann nie in Erfüllung gehen.

P. N.

Lebhaft überzeugt von dem ausgebreiteten Nutzen, den die Nationalbühne zu Mannheim von einer dramaturgiſchen Monatsſchrift haben wird, die ihren ganzen Gang und ihre innere Beſchaffenheit dem deutſchen Publicum vorlegt, entſchloß ich mich, dieſes Werk anzugreifen, und mich ihm ganz zu widmen. Meine Idee von dieſem Journal wäre ungefähr folgende:

1) Voran ging eine Geſchichte des hieſigen Theaters, von ſeinem erſten Anfang bis auf die jetzige Zeit, mit ſeinen Hauptrevolutionen und dem Verdienſt ſeiner Unternehmer.

2) Dann folgt eine Generalüberſicht von Direction, Oeconomie, Polizei, und dem gegenwärtig herrſchenden Geſchmack auf dieſelben.

3) Das Perſonal der Schauſpieler und Schauſpielerinnen, ihre Geſchichte, Rollenfach, Debüts, und die individuelle Kritik über einen Jeden beſonders.

4) Ein Verzeichniß der vorzüglichſten, auf dieſer Bühne bisher gegebenen Stücke, mit kurzen Bemerkungen über das jedesmalige Spiel und die Aufnahme vom Publicum.

5) Das fortlaufende Repertorium jedes Monats, und die Beſchließung des Ausſchuſſes oder Theaterſenats.

6) Aufſätze über die dramatiſche Kunſt, theils von Schauſpielern, theils von dem Herausgeber des Journals, welche, meinem Plane nach, in wenigen Jahren das ganze Syſtem dieſer Kunſt enthalten würden.

7) Preisaufgaben von der Intendanz, und deren Entſcheidung.

8) Für Anekdoten, Gedichte, Auszüge und andere unbeſtimmte Punkte bliebe ein eigner Artikel, unter dem Namen Beilage oder Miscellaneen ausgeſetzt.

Den Herausgeber dieſes Werks in die Verfaſſung zu ſetzen, daß er es mit dem ganzen Maß ſeiner Kräfte und freiem unbefangenem Kunſtgefühl vollenden könne, wird erfordert, daß er durch eine anſtändige Vergütung von Seiten des Theaters unterſtützt, nicht nöthig habe, von dem Eigennutz eines Verlegers und den Zufällen des Buchhandels abzuhängen. Wenn alſo die Intendanz des Theaters die vielen Vortheile, ſo ihr aus Vollendung dieſes Werkes zufließen, mit einem Aufwand von funfzig Ducaten nicht zu theuer zu erkaufen fürchtet, ſo iſt der Plan ſeiner Ausführung nahe, und ich unterziehe mich feierlich der möglichſt vollkommenen Ausarbeitung dieſer Schrift; verſpreche, ſolche mit Anfang des Auguſt 1784 zu eröffnen, alle Sorgen des Verlags und des Uebrigen der Intendanz abzunehmen, und ihr jeden Monat eine beſtimmte Anzahl Exemplare frei auszuliefern. Kurfürſtliche hohe Theaterintendanz hat alſo bei dem ganzen Unternehmen nichts zu thun, nichts zu tragen, als durch Unterzeichnung dieſes Entwurfes den Herausgeber zur Ausführung deſſelben zu beſtimmen.

Gegeben zu Mannheim den 2. Juli 1784.

Friedrich Schiller

72.

An Dalberg.

Mannheim, den 24. Auguſt 1784.

Ich ſchreibe Ihnen diesmal auf gut Glück, denn ich habe vergeſſen, mir den Ort Ihres gegenwärtigen Aufenthaltes beſtimmen zu laſſen, und bin alſo ungewiß, ob dieſer Brief zu Ihnen gelangen wird. Aber ich fühle ein Bedürfniß, endlich einmal wieder über Kunſt und Literatur zu reden, und mit wem kann ich das beſſer, als mit Ihnen? Ihre Abweſenheit von Mannheim hat meinem Genius längſt einen leidigen Zwang auferlegt, und ich verwünſche den Sommer, der Sie uns aus meiner Sphäre gezogen hat. Auch der feurigſten Phantaſie und der thätigſten Schöpfungskraft iſt eine elaſtiſche Feder nöthig, die ſie in Schwung bringen und erhalten muß, und die Maſchine wird noch erwartet, die ſich ewig ſelbſt forttreibt, ohne aufgezogen zu werden. Mit Vergnügen ſeh' ich die Blätter fallen und die Vorboten des Herbſtes allmälich erſcheinen; denn das giebt mir Hoffnung, daß Sie bald wieder hier bleiben werden. Ich habe gegenwärtig meine Zeit zwiſchen eigner Arbeit und franzöſiſcher Lectüre getheilt. Warum ich das Letztere thue, werden Sie gewiß billigen. Für's Erſte erweitert es überhaupt meine dramatiſche Kenntniß, und bereichert meine Phantaſie; für's andere hoff' ich dadurch zwiſchen zwei Extremen, engliſchem und franzöſiſchem Geſchmack, in ein heilſames Gleichgewicht zu kommen. Auch nähre ich insgeheim eine kleine Hoffnung, der deutſchen Bühne mit der Zeit durch Verſetzung der claſſiſchen Stücke Corneille's, Racine's, Crebillon's und Voltaire's auf unſern Boden eine wichtige Eroberung zu verſchaffen. Carlos iſt ein herrliches Süjet, vorzüglich für mich. Vier große Charaktere, beinah von gleichem Umfang, Carlos, Philipp, die Königin und Alba öffnen mir ein unendliches Feld. Ich kann mir es jetzt nicht verbergen, daß ich ſo eigenſinnig, vielleicht ſo eitel war, meine Phantaſie in die Schranken des bürgerlichen Cothurns einzäunen zu wollen, da die hohe Tragödie ein ſo fruchtbares Feld, und für mich, möchte ich ſagen, da iſt; da ich in dieſem Fache größer und glänzender erſcheinen und mehr Dank und Erſtaunen wirken kann, als in keinem andern; da ich hier vielleicht nicht erreicht, in andern übertroffen werden könnte.

Froh bin ich, daß ich nunmehr ſo ziemlich Meiſter über den Jamben bin: es kann nicht fehlen, daß der Vers meinem Carlos ſehr viel Würde und Glanz geben wird. Auf dieſen Winter freue ich mich. Ich bin ganz wieder in Thätigkeit und glaube gewiß, daß ich in dieſer Zeit hier einbringen werde, was mich meine beinahe jahrelange Unpäßlichkeit, die meinen ganzen Kopf verwüſtete, hat verſäumen laſſen. Durch mich allein wird und muß unſer Theater einen Zuwachs an vielen vortrefflichen neuen Stücken bekommen, worunter Makbeth und Timon und einige franzöſiſche ſind. Nach dem Carlos geh ich an den zweiten Theil der Räuber, welcher eine völlige Apologie des Verfaſſers über den erſten Theil ſein ſoll, und worin alle Immoralität in die erhabenſte Moral ſich auflöſen ſoll. Auch dies iſt ein unermeßliches Feld für mich. Sie haben ganz recht gehabt, wenn Sie in meine Planſchmiederei ein Mißtrauen zu ſetzen anfingen. Aber wenn Sie abrechnen, wie oft und wie viel Kränklichkeit und üble Laune gegen meinen beſten Willen geſtritten haben, ſo werden Sie mir wenigſtens zugeben, daß dergleichen leere Entwürfe nicht aus dem Weſentlichen meines Charakters fließen. Ueber meinen Entſchluß, Mediziner zu werden, und meinen dahin einſchlagenden Plan muß ich mündlich mit Ihnen reden, denn in einem Briefe kann ich das nicht erſchöpfen. Soviel kann ich Ihnen indeß verſichern, daß der Entſchluß feſt iſt, und daß ich ſchon zu dem Ende gehandelt habe. Frau

v. Kalb, die nunmehr hier wohnt, wünſcht nichts mehr, als Ihre und der Frau v. Dalberg Bekanntſchaft zu machen. Ich bin überzeugt, daß Sie eine vortreffliche Perſon in ihr finden werden, die, ohne aus ihrem Geſchlecht zu treten, ſich glänzend davon auszeichnet. Iffland's Lear bewundert ſie feurig; und eben das ſprechen auch die Beſten der Stadt. Horazen's Briefe von Wieland habe ich ganz und mit wahrem Vergnügen geleſen. Welche helle und reine Philoſophie; in die feinſte Sprache und die witzigſte delicateſte Satyre gekleidet. Die Ueberſetzung iſt ganz vortrefflich, und, was nicht wenig iſt, deutſch, wie eine nationelle Schrift. Ich freue mich auf die übrigen Bände. Von den Vorſtellungen dieſer Woche wüßte ich wenig zu ſagen. Zwiſchen zwei Vorſtellungen des Lear kann man mit Hausmannskoſt vorlieb nehmen.

73.

An Huber *).

Mannheim, den 7. December 1784.

Nimmermehr können Sie mir's vergeben, daß ich auf Ihre und Ihrer Freunde und Freundinnen Briefe, die ſo viel Enthuſiasmus und Wohlwollen für mich athmeten, und von den ſchätzbarſten Zeichen Ihrer Güte begleitet waren, ſieben Monate ſchweigen konnte. Ich geſtehe es Ihnen, daß ich den jetzigen Brief mit einer Schamröthe niederſchreibe, welche mich vor mir ſelbſt demüthigt, und daß ich meine Augen in dieſem Moment wie ein Feiger vor Ihren Zeichnungen niederſchlage, die über meinem Schreibtiſche hängen und in dem Augenblicke zuſehen und mich anzuklagen ſcheinen. Die Beſchämung und Verlegenheit, welche ich gegenwärtig leide, iſt Rache genug. Nehmen Sie keine andere mehr. Aber erlauben Sie mir nur einige Worte — nicht, um dieſe unerhörte Nachläſſigkeit zu entſchuldigen, um ſie Ihnen einigermaßen begreiflich zu machen. Ihre Briefe, die

---

*) Ludwig Ferdinand Huber, geboren am 15. September 1764 zu Paris, lebte damals in Leipzig, geſtorben am 24. December 1804 zu Ulm als Kurpfalz-Baieriſcher Landesdirectionsrath.

mich unbeſchreiblich erfreuten, und eine Stunde in meinem Leben auf das Angenehmſte aufgehellt haben, trafen mich in einer der traurigſten Stimmungen meines Herzens, worüber ich Ihnen in Briefen kein Licht geben kann. Meine damalige Gemüthsverfaſſung war diejenige nicht, worin man ſich ſolchen Menſchen, wie ich Sie mir denke, gern zum erſten Mal vor's Auge bringt. Ihre ſchmeichelhafte Meinung von mir war freilich nur eine angenehme Illuſion; aber dennoch war ich ſchwach genug, zu wünſchen, daß ſie nicht allzuſchnell aufhören möchte. Darum behielt ich mir Antwort auf eine beſſere Zeit vor — auf einen Beſuch meines Genius, wenn ich einmal in einer ſchönen Laune meines Schickſals ſchönern Gefühlen würde geöffnet ſein. Die Schäferſtunden blieben aus, und in einer traurigen Stufenreihe von Gram und Widerwärtigkeit vertrocknete mein Herz für Freundſchaft und Freude. Unglückſelige Zerſtreuungen, deren Andenken mir in dieſem Augenblicke noch Wunden ſchlägt, löſchten dieſen Vorſatz nach und nach in meinem harmvollen Herzen aus. Ein Zufall, ein wehmüthiger Abend erinnert mich plötzlich wieder an Sie und mein Vergehen. Ich eile an den Schreibtiſch, um Ihnen, mein Lieber, dieſe ſchändliche Vergeſſenheit abzubitten, die ich auf keine Weiſe aus meinem Herzen mir erklären kann. Wie empfindlich mußte Ihnen der Gedanke ſein, einen Menſchen geliebt zu haben, der fähig war, Ihre zuvorkommende Güte ſo wie ich zu beantworten! Wie mußten Sie ſich eine That reuen laſſen, die Sie an den Undankbarſten auf Erden verſchwendeten! Aber nein, das Letztere bin ich nie geweſen, und habe ſchlechterdings keine Anlage, es zu ſein. Wenn Sie nur wenige Funken von der Wärme übrig behielten, die Sie damals gegen mich hegten, ſo fordere ich Sie auf, mein Herz auf die ſtrengſte Probe zu ſetzen, und mich dieſe bisherige Nachläſſigkeit auf alle Art wieder erſetzen zu laſſen. Und nun genug von einer Materie, wobei ich eine zu nachtheilige Rolle ſpiele.

Wenn ich Ihnen bekenne, daß Ihre Briefe und Geſchenke das Angenehmſte waren, was mir, vor und nach, in der ganzen Zeit meiner Schriftſtellerei widerfahren iſt, daß dieſe fröhliche Erſcheinung mich für die mancherlei verdrießlichen Schickſale ſchadlos hielt, welche in der Jünglingsepoche meines Lebens mich verfolgten — daß, ich ſage nicht zu viel, daß Sie, mein Theuerſter, es ſich zuzuſchreiben haben, wenn ich die Verwünſchung meines Dichterberufs, die mein widriges Verhältniß mir ſchon aus der Seele preßte, zurücknahm, und mich endlich wieder glücklich fühlte — wenn ich Ihnen dieſes ſage, ſo weiß ich, daß Ihre gütigen Geſtändniſſe gegen mich Sie nicht gereuen werden. Wenn ſolche Menſchen, wenn ſolche ſchöne Seelen den Dichter nicht belohnen, wer thut es dann?

Ich habe nicht ohne Grund gehofft, Sie dieſes Jahr noch von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, weil es im Werke war, daß ich nach Berlin gehen wollte. Die Dazwiſchenkunſt einiger Umſtände macht dieſen Vorſatz wenigſtens für ein Jahr rückgängig; doch könnte es kommen, daß ich auf die Jubilate-Meſſe Leipzig beſuchte. Welche ſüße Momente, wenn ich Sie da treffe, und Ihre wirkliche Gegenwart auch ſogar die geringſte Freudenerinnerung an Ihre Bilder verdunkelt! Minna und Dora *) werden es wohl geſchehen laſſen müſſen, wenn ſie mich bei meinen neuen poetiſchen Idealen über einem kleinen Diebſtahl an ihren Umriſſen ertappen ſollten.

Ich weiß nicht, ob Sie, nach meinem vergangenen Betragen, mich noch der Fortſetzung Ihres Wohlwollens und eines fernern Briefwechſels würdig halten können; doch bitte ich Sie mit aller Wärme, es zu thun. Nur eine engere Bekanntſchaft mit mir und meinem Weſen kann Ihnen vielleicht einige Schatten derjenigen Idee zurückgeben, die Sie einſt von mir hegten, und nunmehr unterdrückt haben werden. Ich habe wenig Freuden des Lebens genoſſen, aber — das iſt das Stolzeſte, was ich über mich ausſprechen kann — dieſe wenigen habe ich meinem Herzen zu danken.

Hier erhalten Sie auch etwas Neues von meiner Feder, die Ankündigung eines Journals. Auffallen mag es Ihnen

---

*) Minna Stock, Körner's Braut; Dora, deren Schweſter. Vergl. die Note zu einem Briefe Schiller's an Frau v. Wolzogen vom 7 Juni 1784.

immer, daß ich dieſe Rolle in der Welt ſpielen will; aber vielleicht ſöhnt die Sache ſelbſt Sie wieder mit Ihrer Vorſtellung aus. Ueberhaupt zwingt ja das deutſche Publicum ſeine Schriftſteller, nicht nach dem Zuge ihres Genius, ſondern nach Speculationen des Handels zu wählen. Ich werde dieſer Thalia alle meine Kräfte hingeben, aber das leugne ich nicht, daß ich ſie, wenn meine Verfaſſung mich über Kaufmansrückſichten hinwegſetzte, in einer andern Sphäre würde beſchäftigt haben. — Wenn ich nur in einigen Zeilen Ihrer Verzeihung gewiß worden bin, ſo ſoll dieſem Briefe auf das Schleunigſte ein zweiter folgen. Frauenzimmer ſind ſonſt unverſöhnlicher, als wir, alſo muß ich den Pardon von ſolchen Händen unterſchrieben leſen.

71.

An Dalberg.

Mannheim, den 19. Januar 1785.

Es iſt das erſte Mal, daß ich über die theatraliſche Vorſtellung meines Stücks eigentlich meine Meinung ſage, und auch jetzt würde ich es aus tauſend Urſachen nicht thun, wenn meine wahre Hochachtung für Sie mir es nicht zur Pflicht machte, ehe ich einen Schritt öffentlich thue, wenigſtens mich offenherzig gegen Sie zu erklären. Ich weiß nicht, welchem politiſchen Raffinement ich es eigentlich zuſchreiben ſoll, daß unſere Herren Schauſpieler — doch meine ich nicht alle — die Convenienz bei ſich getroffen baben, ſchlechten Dialog durch gutes Spiel zu erheben, und guten durch ſchlechtes zu verderben. Es iſt das kleinſte Merkmal der Achtung, das der Schauſpieler dem Dichter geben kann, wenn er ſeinen Text memorirt. Auch dieſe kleine Zumuthung iſt mir nicht erfüllt worden. Es kann mir Stunden koſten, bis ich einem Perioden die beſtmöglichſte Rundung gebe, und wenn das geſchehen iſt, ſo bin ich dem Verdruß ausgeſezt, daß der Schauſpieler meinen mühſam vollendeten Dialog nicht einmal in gutes Deutſch verwandelt. Seit wie lange iſt's Mode; daß Schauſpieler den Dichter ſchulmeiſtern? Geſtern hab' ich das mehr als je gefühlt. Cabale und Liebe war durch das nachläſſige Einſtudiren ganz in Lumpen zerriſſen. Ich habe ſtatt meines Textes nicht ſelten Unſinn anhören müſſen. Wenn unſere Herren Schauſpieler einmal die Sprache in der Gewalt haben werden, dann iſt es allenfalls auch Zeit, daß ſie ihrer Bequemlichkeit mit Extemporiren zu Hülfe kommen. Es thut mir leid, daß ich dieſe Anmerkung machen muß, noch mehr aber verdrießt es mich, daß ich dieſe unangenehme Erſcheinung nur auf Rechnung ihres guten Willens und nicht ihrer Kunſt ſchreiben kann, daß eben dieſe Schauſpieler, die in den mittelmäßigen Stücken vortrefflich — ja groß geweſen ſind, in dem meinigen gewöhnlich unter ſich ſelbſt ſinken. — Die Frauenzimmerrollen und *Herr Beck* ausgenommen, dem ich es gern vergebe, daß ihm die Rolle etwas fremder geworden iſt, und der die Lücken ſeines Spiels durch einige meiſterhafte Pinſelſtriche wieder gut machte, ſind die meiſten andern Rollen unerhört vernachläſſigt worden. Mir ſelbſt kann zwar an dieſem Umſtand wenig liegen, denn ich glaube, behaupten zu dürfen, daß bis jetzt das Theater mehr durch meine Stücke gewonnen hat, als meine Stücke durch das Theater. Niemals werde ich mich in den Fall ſetzen, den Werth meiner Arbeit von dieſen abhängig zu machen. Aber weil ich doch einmal von der hieſigen Bühne *öffentlich* ſprechen ſoll, ſo konnte mir die Sache nicht gleichgültig bleiben. Es ſteht bei Ihnen, welchen Gebrauch Sie von meiner gegenwärtigen Erklärung machen wollen. Welchen Sie aber auch machen mögen, ſo bin ich entſchloſſen, in der *Rheiniſchen Thalia* weitläuftig über dieſen Punkt mich auszulaſſen; denn ich glaube und hoffe, daß ein Dichter, der drei Stücke auf die Schaubühne brachte, worunter die *Räuber* ſind, einiges Recht hat, Mangel an Achtung zu rügen.

73.

An Dalberg.

Mannheim, den 19. März 1785.

– Man erzählt mir, daß die Erſcheinung der Rheiniſchen Thalia*) unter einigen Mitgliedern des hieſigen Theaters Bewegungen hervorgebracht habe, die mir auf einem kurfürſtlichen Theater faſt unerwartet ſind. Wenn ich bei der Beurtheilung des Herrn Rennſchüb**) und in etlichen Rollen auch ſeiner Frau, meinem beſſern Gefühl und der vereinigten Stimme des beſſern Publikums hätte folgen wollen, ſo wären Mord und Todtſchlag unvermeidlich geweſen. Aber einer Frau ohne Erziehung vergebe ich jede Aufwallung der Eitelkeit ſehr gern, wenn ſie auch nur in die Wochenſtube gehörte. Wie ſehr bewundere ich bei dieſer Gelegenheit Sie, daß Sie fünf Jahre fähig waren, einer ſo reizbaren Menſchenklaſſe vorzuſtehen, ohne die Liebe eines einzigen Individuums zu verlieren. Was ich kaum verſchlucken kann, und was ich feſt entſchloſſen bin zu rügen, iſt das Betragen des Herrn Böck. Ich habe ihn mit einer Achtung beurtheilt, die er nicht verdient, und dieſer Mann erröthet danach nicht, auf öffentlicher Bühne mit Gebrüll und Schimpfwörtern, mit Händen und Füßen gegen mich auszuſchlagen, und auf die pöbelhafteſte Art von mir zu reden. Alles dies habe ich haarklein erfahren. Nun beurtheilen Sie mein Urtheil über ihn im Repertorium, und ſein Betragen. Ich merke indeß die Urſache ſeiner Erbitterung. Herr Böck hat Vergötterung erwartet, und keine gefunden. Auch iſt er durch meine Achtung für Beil, Beck und Iffland beleidigt, und es verdrießt ihn, daß ich ihm im Repertorium nicht auf den Thron geſetzt habe. Wie tief ſteht er unter ſeinen drei Rivalen! Aber er verdient, wenn einmal ausführlicher von hieſiger Bühne geſprochen wird, daß man ihn zu einer heilſamen Beſcheidenheit zurückführe, und die Comödianten-Salbe von ihm abwiſche.

---

*) Das erſte Heft dieſer von Schiller herausgegebenen Zeitſchrift erſchien zu Mannheim 1785. Vom zweiten Hefte an wurde ſie fortgeſetzt unter dem Titel: Thalia (Leipzig 1786—1791, zuſammen 12 Hefte), Neue Thalia (Ebd. 1792—1794. 4 Hefte).

**) Regiſſeur der Mannheimer Bühne.

76.

An Huber *).

Mannheim, den 25. März 1785.

Das iſt alſo vermuthlich der letzte Brief, den ich Ihnen aus Mannheim ſchreibe. Die Zwiſchenzeit vom 15. März bis heute hat ſich für mich wie eine Criminalakte ausgedehnt, und — Gottlob! — nun bin ich Ihnen um ganzer zehn Tage näher. Und nun, mein Beſter, einmal haben Sie ſich doch meine ganze Vertraulichkeit auf den Nacken geladen; gönnen Sie mir alſo die Freude, Sie in's Innere meiner häuslichen Wünſche zu führen. Ich bin willens, bei meinem neuen Etabliſſement in Leipzig einem Fehler zuvorzukommen, der mir hier in Mannheim bisher ſehr viel Unannehmlichkeit machte. Es iſt dieſer, meine eigne Oekonomie nicht mehr zu führen, und auch nicht mehr allein zu wohnen. Das erſte iſt ſchlechterdings meine Sache nicht. Es koſtet mir weniger, eine ganze Verſchwörung und Staatsaction durchzuführen, als meine Wirthſchaft, und Poeſie, wiſſen Sie ſelbſt, iſt nirgend gefährlicher, als bei ökonomiſcher Rechnung. Meine Seele wird getheilt, ich ſtürze aus meinen idealiſchen Welten, wenn mich ein zer-

---

*) Vergl. die Note zu einem Briefe Schiller's vom 7. December 1784.

riſſener Strumpf an die wirkliche mahnt. Für's andere brauche ich zu meiner geheimen Glückſeligkeit einen rechten wahren Herzensfreund, der mir ſtets an der Hand iſt, wie mein Engel; dem ich meine aufkeimenden Ideen in der Geburt mittheilen kann, nicht aber erſt durch Briefe oder lange Beſuche zutragen muß. Schon der nichts bedeutende Umſtand, daß ich, wenn dieſer Freund außer meinen vier Pfählen wohnt, die Straße paſſiren muß, um ihn zu erreichen, daß ich mich umkleiden muß und dergl., tödtet den Genuß des Augenblicks, und die Gedankenreihe kann zerriſſen ſeyn, bis ich ihn habe. Sehen Sie, mein Beſter, das ſind nur Kleinigkeiten; aber Kleinigkeiten tragen oft die ſchwerſten Gewichte im Verlauf unſres Lebens. Ich kenne mich beſſer, als vielleicht tauſend andrer Mütter Söhne ſich kennen; ich weiß, wie viel und oft wie wenig ich brauche, um ganz glücklich zu ſein. Es fragt ſich alſo: Kann ich in Leipzig dieſen Herzenswunſch in Erfüllung bringen? — Wenn es möglich iſt, daß ich eine Wohnung mit Ihnen beziehen kann, ſo ſind alle meine Wünſche darüber gehoben. Ich bin kein ſchlimmer Nachbar, wie Sie ſich vielleicht vorſtellen möchten. Um mich in einen Andern zu ſchicken hab ich Biegſamkeit genug, und auch hie und da etwas Geſchick, wie Yorik ſagt, ihn verbeſſern und aufheitern zu helfen. — Können Sie mir dann noch außerdem die Bekanntſchaft von Leuten zuwege bringen, die ſich meiner kleinen Wirthſchaft annehmen mögen, ſo iſt

Alles in Richtigkeit. Ich brauche nichts mehr als ein Schlafzimmer, das zugleich mein Arbeitszimmer ſein kann, und dann ein Beſuchzimmer. Mein nothwendiges Hausgeräth wäre eine gute Commode, ein Schreibtiſch, ein Bett, ein Sopha; dann ein Tiſch und einige Seſſel. Hab' ich dieſes, ſo brauche ich zu meiner Bequemlichkeit nichts mehr. — Parterre und unter dem Dache kann ich nicht wohnen, und dann möchte ich auch durchaus nicht die Ausſicht auf einen Kirchhof haben. Ich liebe die Menſchen, und alſo auch ihr Gedränge. — Wenn ich's nicht ſo veranſtalten kann, daß wir (ich verſtehe darunter das fünffache Kleeblatt) zuſammen eſſen, ſo würde ich mich an der Table d'hôte im Gaſthof engagiren; denn ich faſtete lieber, als daß ich nicht in Geſellſchaft (großer oder auserleſener guter) ſpeiſte. Ich ſchreibe Ihnen das Alles, liebſter Freund, um Sie auf meinen närriſchen Geſchmack vorzubereiten, und Ihnen allenfalls Gelegenheit zu geben, hier oder dort einen Schritt zu meiner Einrichtung im Voraus zu thun. Meine Zumuthungen ſind freilich verzweifelt naiv; aber Ihre Güte hat mich verwöhnt. Den erſten Theil der Thalia werden Sie nunmehr haben, und das Urtheil über den Carlos wird bereits ausgeſprochen ſein. Doch ich will es mündlich empfangen. Hätten wir Fünf uns nicht gekannt, wer weiß, ob Sie meine Bekanntſchaft nicht bei Gelegenheit des Carlos gemacht hätten.

77.

An Schwan*).

Leipzig, den 24. April 1785.

Sie haben das vollkommenſte Recht meines langen Stillſchweigens wegen auf mich böſe zu ſein, und doch kenn' ich Ihre Güte ſchon zu ſehr, und rechne auf Ihre Vergebung. — Wenn Einer, in der großen Welt noch ſo ſehr Neuling, um die Meßzeit zum erſten Mal nach Leipzig kommt, ſo iſt es, wo nicht verzeiblich, doch wenigſtens ſehr begreiflich, daß er in den erſten Tagen über die Mannigfaltigkeiten, die durch ſeinen Kopf gehen, ſeiner ſelbſt vergißt. Dies, theuerſter Freund, iſt beinahe bis heute mein Fall geweſen, und ich ſtehle den angenehmen Augenblick, den ich im Geiſte bei Ihnen zubringen darf. Unſre Hieherreiſe war die fatalſte, die man ſich denken kann. Moraſt, Schnee und Gewäſſer waren die drei ſchlimmſten Feinde, die uns wechſelweiſe peinigten, und ob wir gleich von Bach an immer zwei Vorſpannpferde gebrauchen mußten, ſo wurde doch unſere Reiſe, die Freitags beſchloſſen ſein ſollte, bis auf den Sonntag verzögert. Man behauptet auch durchgängig, daß die Meſſe durch die abſcheulichen Wege merklich gelitten habe; wenigſtens iſt, ſelbſt in meinen Augen, das Gedränge von Verkäufern und Käufern weit unter der Beſchreibung, die man mir im Reich davon gemacht hat. Ich habe in der erſten Woche meines Hierſeins ſchon unzählige Bekanntſchaften gemacht, worunter mir Weiße*), Oeſer**), Hiller***), Zollikofer****), der Profeſſor Huber†), Jünger††), der berühmte Schauſpieler

---

*) Chriſtian Friedrich Schwan, geboren 1744 zu Prenzlau, lebte mit dem Charakter eines Kurfürſtl. Pfälziſchen Hofkammerraths als Buchhändler zu Mannheim, und ſtarb am 29. Juni 1815 als Privatgelehrter zu Heidelberg.

---

*) Chriſtian Felix Weiße, geboren am 28. Januar 1726 zu Annaberg, geſtorben am 16. December 1804 als Kreisſteuereinnehmer in Leipzig.

**) Friedrich Adam Oeſer, geboren am 17. Februar 1717 zu Preßburg, geſtorben als Director der Malerakademie zu Leipzig den 18. März 1799.

***) Johann Adam Hiller, geboren am 28. December 1728 zu Wendiſch-Oſſig in der Oberlauſitz, geſtorben als Capellmeiſter und Muſikdirector an der Thomasſchule zu Leipzig, am 16. Juni 1804.

****) Johann Georg Zollikofer, geboren am 5. April 1730 zu St. Gallen, geſtorben als reformirter Prediger zu Leipzig den 22. Januar 1788.

†) Ludwig Ferdinand Huber. Vergl. die Note zu einem Briefe Schillers vom 7. December 1784.

††) Johann Friedrich Jünger, geboren am 15. Febr. 1757 zu Leipzig, geſtorben als Theaterdichter zu Wien am 25. Febr. 1797.

Reinecke*), einige hieſige Kaufmannshäuſer, und einige Berliner die intereſſanteſten ſind. Man kann, wie Sie ſelbſt wiſſen, zur Meßzeit eigentlich Niemand ganz genießen, und die Aufmerkſamkeit auf Einzelne verliert ſich im Getümmel. Meine angenehmſte Erholung iſt bisher geweſen, Richter's Caffeehaus zu beſuchen, wo ich immer die halbe Welt Leipzigs beiſammen finde, und meine Bekanntſchaften mit Einheimiſchen und Fremden erweitere. Man hat mir von verſchiedenen Orten ſehr verführeriſche Einladungen nach Berlin und Dresden gemacht, denen ich wohl ſchwerlich widerſtehen werde. Es iſt ſo eine eigne Sache mit einem ſchriftſtelleriſchen Namen, beſter Freund. Die wenigen Menſchen von Werth und Bedeutung, die ſich einem auf dieſe Veranlaſſung darbieten, und deren Achtung einem Freude gewährt, werden nur allzuſehr durch den fatalen Schwarm derjenigen aufgewogen, die wie Geſchmeißfliegen um Schriftſteller herumſummen, einen wie ein Wunderthier angaffen, und ſich obendrein gar, einiger vollgekleckſten Bogen wegen, zu Collegen aufwerfen. Vielen wollt' es gar nicht zu Kopf, daß ein Menſch, der die Räuber gemacht hat, wie andere Mutterſöhne ausſehen ſolle. Wenigſtens rund geſchnittene Haare, Courierſtiefeln und eine Hetzpeitſche hätte man erwartet. Man pflegt hier in vielen Familien den Sommer über auf den benachbarten Dörfern zu campiren und das Land zu genießen. Ich werde auch einige Monate in dem Dorf Gohlis zubringen, das eine Viertelſtunde von Leipzig gelegen iſt, und wohin ein ſehr angenehmer Spatziergang durch das Roſenthal führt. Hier bin ich willens, ſehr fleißig zu ſein, an dem *Carlos* und der *Thalia* zu arbeiten, und was Ihnen vielleicht das Angenehmſte zu hören ſein wird, unvermerkt mich wieder zu meiner Medicin zu bekehren. Ich ſehne mich ungeduldig nach dieſer Epoche meines Lebens, wo meine Ausſichten gegründet oder entſchieden ſein werden, und wo ich meiner Lieblingsneigung blos zum Vergnügen nachhängen kann. Ueberhaupt hab' ich ja die Medicin ehemals con amore ſtudirt — ſoll ich das jetzt nicht um ſo mehr können? — Sehen Sie, beſter Freund, das könnte Sie allenfalls von der Wahrheit und Feſtigkeit meines Verſatzes überzeugen; dasjenige aber, was Ihnen die vollkommenſte Bürgſchaft darüber leiſten dürfte, was alle Ihre Zweifel an meiner Standhaftigkeit verbannen muß, hab' ich noch bis auf dieſe Minute verſchwiegen. *Jetzt* oder *nie* muß es geſagt ſein. Nur meine Entfernung von Ihnen giebt mir Muth, den Wunſch meines Herzens zu geſtehen. Oft genug, da ich noch ſo glücklich war, um Sie zu ſein, oft genug trat dies Geſtändniß auf meine Zunge; aber immer verließ mich meine Herzhaftigkeit, es herauszuſagen. — Ihre Güte,

---

*) Johann Friedrich Reinecke, geboren 1747, ſtarb 1787 als Regiſſeur der Bondiniſchen Schauſpielergeſellſchaft zu Dresden.

Ihre Theilnahme, Ihr vortreffliches Herz haben eine Hoffnung in mir begünſtigt, die ich durch nichts, als Ihre Nachſicht und Freundſchaft zu rechtfertigen weiß. Mein freier zwangloſer Zutritt in Ihrem Hauſe gab mir Gelegenheit, Ihre liebenswürdige Tochter*) ganz kennen zu lernen, und die freimüthige gütige Behandlung, deren Sie Beide mich würdigten, verführte mein Herz zu dem kühnen Wunſch, Ihr Sohn ſein zu dürfen. Meine Ausſichten ſind bis jetzt unbeſtimmt und dunkel geblieben; nunmehr fangen ſie an, ſich zu meinem Vortheil zu verändern. Ich werde mit jeder Anſtrengung meines Geiſtes dem gewiſſen Ziel entgegen gehen. Urtheilen Sie ſelbſt, ob ich es erreichen kann, wenn der angenehmſte Wunſch meinen Eifer unterſtützen wird. Noch zwei Jahre und mein ganzes Glück wird entſchieden ſein. Ich fühl' es, wie viel ich begehre, wie kühn und mit wenigem Recht ich es begehre. Ein Jahr ſchon iſt es, daß dieſer Gedanke meine Seele beſchäftigt; aber meine Hochachtung für Sie und Ihre vortreffliche Tochter war zu groß, als daß ich einem Wunſche hätte Raum geben ſollen, den ich damals durch nichts unterſtützen konnte. Ich legte mir die Pflicht auf, Ihr Haus ſeltener zu beſuchen, und in der Entfernung Zerſtreuung zu finden; aber dieſer armſelige Kunſtgriff gelang meinem Herzen nicht. Der Herzog von Weimar war der erſte Menſch, dem ich mich öffnete. Seine zuvorkommende Güte und die Erklärung, daß er an anderem Glück Antheil nehme, brachten mich dahin, ihm zu geſtehen, daß dieſes Glück auf einer Verbindung mit Ihrer edeln Tochter beruhe, daß er mehr handeln wird, wenn es darauf ankommt, durch dieſe Verbindung mein Glück zu vollenden. Ich ſetze nichts mehr hinzu, als die Verſicherung, daß vielleicht hundert Andere Ihrer Tochter ein glänzenderes Schickſal verſchaffen können, als ich in dieſem Augenblick ihr verſprechen kann, aber ich leugne, daß eines Andern Herz ihrer würdig ſein wird. Von Ihrer Entſcheidung, der ich mit Ungeduld und furchtſamer Erwartung entgegen *) ſehe, hängt es ab, ob ich es wagen darf, ſelbſt an Ihre Tochter zu ſchreiben.

---

*) Margarethe Schwan.

---

*) Schwan ertheilte eine abſchlägliche Antwort, und gründete dieſelbe auf das mildere Motiv, daß ſeine Tochter bei der Eigenthümlichkeit ihres Charakters nicht für Schiller paſſe. Vergl. (Caroline v. Wolzogen) Schiller's Leben. Stuttgart 1830, Th. 1. S. 206—209.

78.

An Körner *).

Leipzig, den 18. Auguſt 1785.

Das Knabenjahr unſers Geiſtes wird jetzt aus ſein, wie ich mir einbilde, ſo auch die Flitterwochen unſrer Freundſchaft. Laß unſere Herzen ſich männlich anſchließen an einander, wenig ſchwärmen und viel empfinden, wenig projectiren und deſto fruchtbarer handeln. Enthuſiasmus und Ideale, mein Theuerſter, ſind unendlich tief in meinen Augen geſunken. Gewöhnlich machen wir den Fehler, die Zukunft nach einem augenblicklichen höhern Kraftgefühl zu berechnen, und den Dingen um uns her die Farbe unſrer Schäferſtunde zu geben. Ich lobe die Begeiſterung, und liebe die ſchöne ätheriſche Kraft, ſich in eine große Entſchließung entzünden zu können. Sie gehört zu dem beſſern Manne, aber ſie vollendet ihn nicht. Enthuſiasmus iſt der kräftige kühne Stoß, der die Kugel in die Luft wirft; aber derjenige hieße ja ein Thor, der von dieſer Kugel erwarten wollte, daß ſie ewig in dieſer Richtung und ewig mit dieſer Geſchwindigkeit auslaufen ſollte. Die Kugel macht einen Bogen; denn ihre Geſchwindigkeit bricht ſich in der Luft. Aber

---

*) Chriſtian Gottfried Körner, geboren am 2. Jul. 1756 zu Leipzig, geſtorben am 13. Mai 1831 zu Berlin als Königl. Preuß. Geh. Oberregierungsrath.

im ſüßen Moment der idealiſchen Entbindung pflegen wir nur die treibende Macht, nicht die Fallkraft und die widerſtehende Materie in Rechnung zu bringen. Ueberblättere dieſe Allegorie nicht, mein Beſter, ſie iſt gewiß mehr als eine poetiſche Beleuchtung, und wenn Du aufmerkſam darüber nachgedacht haſt, ſo wirſt Du die Schickſale aller menſchlichen Plane gleichſam in einem Symbol darin angedeutet finden. Alle ſteigen und zielen nach dem Zenith empor, wie die Rakete; alle aber beſchreiben dieſen Bogen, und fallen rückwärts zu der mütterlichen Erde. Doch auch dieſer Bogen iſt ſo ſchön.

Siehſt Du, geliebter Freund, ſo tröſte ich mich über das menſchliche Schickſal meiner übermenſchlichen Erwartungen. Hier fällt mir eine Periode aus dem Werther bei, die meine Phantaſie (durch welche leiſe Ahnung weiß ich nicht) aus meinen Knabenjahren aufbewahrt hat. Es iſt ein Orakel, das über mein ganzes Leben ſcheint ausgeſprochen zu ſein. „Es iſt mit der Ferne, wie mit der Zukunft. Ein großes dämmerndes Ganze liegt vor unſrer Seele. Unſere Empfindung verſchwimmt darin, und wenn das Dort nun Hier wird, iſt Alles nach wie vor, und unſer Herz lechzt nach entſchlüpftem Labſal.“ Wenn Du alſo in die Dresdner Neuſtadt hineinfährſt, ſo wirf alle Ideale über Bord, vergiß den Perpendikularflug Deiner Plane und mache Dich auf den Bogen gefaßt. O ich drücke Dich im Geiſte an mein Herz. Mein Rodrigo!

möcht' ich Dir zurufen. Wenigſtens wollen wir Arm in Arm bis vor die Fallthüre der Sterblichkeit dringen, wo die Linien zwiſchen Menſchen und Geiſtern gezogen ſind. Enthuſiasmus bleibe ſtets unſere erſte treibende Gewalt; unſere Kugel ſoll wenigſtens ſo kräftig von der Hand emporfliegen, daß der Bogen in den Wolken verſchwinden, und ihr Rückfall kaum mehr geglaubt werden ſoll. Möchteſt Du Dich ſo innig auf unſere Wiedervereinigung freuen, als ich!

79.

An Wieland *).

Dresden, den 24. Mai 1786.

Da mein Freund Schwan geſonnen iſt, über Weimar zu reiſen, und Sie zu beſuchen, ſo benutze ich dieſe Gelegenheit mit Vergnügen, mein Andenken bei Ihnen zu erneuern und Ihnen wenigſtens noch ein Zeichen meines Daſeins zu geben. Mein gutes Glück hat es bis jetzt noch nicht gewollt, daß ich den angenehmen Wunſch, Sie perſönlich kennen zu lernen, hätte realiſiren können. Dieſe

---

*) Chriſtoph Martin Wieland, geboren am 5. September 1733 zu Holzheim bei Biberach, geſtorben am 21. Jan. 1813 zu Weimar als Herzogl. Sachſen-Weimariſcher Hofrath.

Freude liegt noch in der Zukunft für mich aufbehalten. Laſſen Sie mich unterdeſſen hoffen, daß die gütigen Geſinnungen, die Sie ſonſt gegen mich geäußert, noch ſo lange fortdauern werden.

Ich habe meinen Aufenthalt verändert, und bin nunmehr in Dresden. Ein Cirkel von Freunden, deren Anhänglichkeit und Liebe mein Daſein verſchönert, hat meiner Wahl den Ausſchlag gegeben. Da es bisher noch nicht in meiner Gewalt geſtanden, über mein Schickſal unumſchränkt zu gebieten, ſo bin ich auch jetzt noch nicht ganz für die Zukunft beſtimmt. Ich mache an mir ſelbſt die ziemlich gewöhnliche Erfahrung, daß es, wenn es der Zufall nicht gethan hat, der Ueberlegung ſchwer wird, einen Entſchluß für das Leben zu faſſen. Dieſe ſchwankende Lage meines Schickſals hat mich gezwungen, manche Idee abzuweiſen, die meine Phantaſie ſich gebildet hatte. Unabhängigkeit, die ich ſonſt für das höchſte Gut gehalten, wird mir nunmehr eben dadurch läſtig, weil ſie mir aufgedrungen wird. Vielleicht erfahren Sie von meinem Freunde mehrere Kleinigkeiten, die mich betreffen, und Ihnen als Forſcher der Menſchen nicht ganz unintereſſant ſind. Ich habe unterdeſſen einige neue Stücke meiner Thalia herausgegeben, worin Fortſetzungen meines Don Carlos ſtehen. Wenn mehr davon fertig iſt, und Sie eine verlorene Stunde haben ſollten, ſo würde ich Sie bitten, mir einige Worten darüber zu ſagen.

80.

An Koch*).

Dresden, den 1. Juni 1786.

Als wir uns hier von einander trennten, iſt mir von einem Mädchen, das Sie geſehen haben, der Kopf ſo warm geworden, daß ich Ihre Adreſſe in Berlin darüber vergeſſen habe. Wir ſind ja allzumal arme Sünder, und Sie werden ja wohl auch noch in die Zeit zurückdenken, wo Sie von einem paar Augen aus dem Concept gebracht wurden. Alſo verzeihen Sie mir. Da ich aber nicht wußte, ob dieſer jetzige Brief Sie zur gehörigen Zeit erreichen würde, ſo wollte ich nur anfragen, ob Sie zu Berlin eingetroffen, und wohin ich mein Manuſcript zu ſenden habe. Es liegt ſchon längſt fertig und kann mit dem nächſten Poſttage abgehen, wenn ich erſt Ihre Antwort habe. Ich wünſche, daß Ihre Reiſe bis jetzt ſehr angenehm geweſen ſein möchte. Werde ich nicht einige Neuigkeiten von dieſer Reiſe erfahren dürfen? Schreiben Sie mir alſo eheſtens, weil die ſchnellſte

---

*) Siegfried Gotthelf Koch, geb. 1754 zu Berlin, Schauſpieldirector in Frankfurt am Main, dann in Hannover, zuletzt in Wien, ſtarb 1831 zu Alland bei Wien.

Ablieferung des Don Carlos davon abhängen wird. Meine Adreſſe iſt: Dresden-Neuſtadt auf dem Kohlenmarkt, im Fauſtiſchen Hauſe.

81.

An Großmann*).

Dresden, den 5. April 1787.

Dank für Ihr freundſchaftliches Andenken, lieber Großmann. Sie wollen wiſſen, wie ich mit meinem Schickſal zufrieden bin, aber Sie laſſen mich nur errathen, wie Sie es mit dem Ihrigen ſind. Wir werden wunderlich auf dieſem Globus herumgeworfen. Sie haben die Erfahrungen ſchon gemacht, mich erwarten ſie noch. Wir ſind zwei Taucher, die bald hier, bald dort aus dem großen Weltmeer den Kopf herausſtrecken und wieder in die Tiefe ſinken. Möchte es uns Beiden bald ſo wohl werden, immer oben zu bleiben. — Sie verlangen meinen Carlos. Sie ſollen ihn haben. Was ein abgebrannter Mann**) von einem

---

*) Guſtav Friedrich Wilhelm Großmann, Schauſpieler und Theaterdichter, geboren zu Berlin am 30. November 1746, geſtorben am 20. May 1796 zu Hannover als Director einer dortigen Schauſpielergeſellſchaft.

**) In Frankfurt hatte Großmann bei einem Brande des nie aufgebauten fordern kann, ſoll die Bedingung ſein. Die Edition iſt zwiefach für's Theater entworfen; eine in Jamben, die andere in Proſa. Welche verlangen Sie? Der Carlos, den ich drucken laſſe, wird 26 Bogen ſtark, aber der theatraliſche, der nie gedruckt werden wird, wird den Umfang des Fiesko haben. Bondini und Koch aus Riga haben mir 100 Rthlr. dafür bezahlt. 12 Ducaten iſt es, was ich unter Ihnen und mir für billig halte. Wollen Sie das Stück um dieſen Preis, ſo gebe ich es morgenden Tags, nachdem ich Ihren Entſchluß weiß, zum Abſchreiben. Vielleicht überraſcht Sie dieſe Bearbeitung, denn ſie iſt das Beſte, was ich in Rückſicht theatraliſcher Wirkung (ohne Hülſe von Spectakel und Operndecoration) hervorgebracht habe. Schicken Sie mir mit nächſter Poſt Ihre Entſchließung. Vierzehn Tage nach Empfang Ihrer Antwort kann Don Carlos in Ihren Händen ſein. Daß Sie mir für das nicht gedruckt werden garantiren, iſt die Hauptbedingung, verſteht ſich. Viel Glück und frohen Muth wünſche ich Ihnen herzlich. Meine Adreſſe: Dresden-Neuſtadt, auf dem Kohlenmarkt, im Fleiſchmannſchen Hauſe, eine Treppe.

---

dort von ihm errichteten Theaters einen großen Theil ſeiner Habe verloren. S. Schlichtegroll's Nekrolog auf das Jahr 1790. Bd. 2. S. 31.

82.

An Großmann.

Dreſden, den 20. Juli 1787.

Mir thut es leid, lieber Großmann, daß Sie für jetzt von meinem Carlos keinen Gebrauch machen können. Sehr gern hätte ich mein Stück auf Ihrer Bühne geſehen, und der glückliche Erfolg wäre mir doppelt angenehm geweſen. Verbeſſert ſich Ihre Situation, ſo geben Sie mir Nachricht, und Sie ſollen es ſogleich erhalten. In beiliegendem Briefe wird Ihnen eine Ueberſetzung von einem guten franzöſiſchen Theaterſtück angeboten, für deſſen Succeß ich Ihnen Bürge ſein kann. Es hat in Paris den Figaro*) verdrängt, und beſitzt den nicht geringen Vorzug, daß es leichter zu beſetzen iſt, und mit der pedantiſchſten Cenſur nicht in Colliſion kommen wird. Auf allen Fall ſollten Sie es nehmen, weil es ſicher eine gute Speculation für Ihre Caſſe iſt. In Hamburg und Riga iſt es mit ſehr viel Erfolg gegeben worden. Sehen Sie dieſe meine Anzeige als ein aufrichtiges Verlangen an, Ihnen zu dienen, und kann ich das nicht mit meinen eigenen Arbeiten, ſo verſuche ich es mit andern. Geben Sie mir bald Nachricht von Ihnen, und behalten Sie mich lieb.

---

*) Von Beaumarchais.

83.

An Frau v. Wolzogen.

Weimar, den 20. December 1787.

Wir ſind glücklich nach Rudolſtadt gekommen, wo ich eine ſehr hochachtungswerthe und liebenswürdige Familie fand. — Es wurde mir ſo ſchwer, mich von dieſen Leuten zu trennen, daß nur die dringendſte Nothwendigkeit mich nach Weimar ziehen konnte. Wahrſcheinlich werd' ich aber dieſe Nachbarſchaft nicht unbenutzt laſſen, und ſobald ich auf einige Tage Luſt habe, dort ſein. Jetzt ſitz' ich wieder unter Folianten und alten ſtaubigen Schriftſtellern wie begraben, und zehre gleichſam von der Erinnerung dieſer zehn fröhlichen Tage, die ich bei Ihnen zugebracht habe. Wir haben uns doch wiedergeſehen, und die freudige Entdeckung gemacht, daß wir die Nämlichen geblieben. Ohne Zweifel wohnen Sie jetzt wieder einſam in Bauerbach; aber ich beneide Ihnen manchmal dieſe Lage. Sie genießen da das höchſte Glück in meinen Augen, Unabhängigkeit und Ruhe. Abwechslung können Ihnen die kleinſten Geſchäfte geben.

81.

An Körner.

Weimar, im Januar 1788.

Ich bedarf eines Mediums, durch daß ich die andern Freuden genieße. Freundſchaft, Geſchmack, Wahrheit und Schönheit werden mehr auf mich wirken, wenn eine ununterbrochene Reihe feiner, wohlthätiger, häuslicher Empfindung mich für die Freude ſtimmt, und mein erſtarrtes Weſen wieder durchwärmt. Ich bin jetzt ein iſolirter, fremder Menſch in der Natur umhergeirrt, und habe nichts als Eigenthum beſeſſen. — Ich ſehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Exiſtenz. Ich habe ſeit vielen Jahren kein ganzes Glück gefühlt, und nicht ſowohl weil mir die Gegenſtände dazu fehlten, ſondern darum, weil ich die Freuden mehr naſchte, als genoß, weil es mir an immer gleicher und ſanfter Empfänglichkeit mangelte, die nur die Ruhe des Familienlebens giebt.

85.

An Charlotte v. Lengefeld *).

Weimar, den 11. April 1788.

Sie werden in Rudolſtadt nun wieder eingewohnt ſein, und bei dieſem ſchönen Wetter ſich Ihrer ländlichen Einſamkeit freuen. Die Vergnügungen der Geſelligkeit, wie man ſie in Weimar und ſolchen Orten findet, werden gar oft durch Langweile und Zwang gebüßt, den nothwendigen Uebeln in den leidigen Aſſembleen. Dieſen ſind Sie jetzt glücklich entronnen, und Ihr Familienkreis, fürcht' ich, wird Sie für Alles ſchadlos halten, worauf Sie in Weimar vielleicht einigen Werth gelegt haben. Wie beneide ich Ihre Familie und Alles, was um Sie ſein darf! Aber auch Sie beneid' ich um Ihre Familie. Ein einziger Tag war mir genug, mich zu überzeugen, daß ich unter ſehr edeln Menſchen wäre. Warum kann man ſolche glückliche Augenblicke nicht feſthalten? Man ſollte lieber nie zuſammengerathen — oder nie mehr getrennt werden. Seitdem Sie Weimar verlaſſen haben, iſt die Erinnerung an Sie meine beſte Geſellſchaft geweſen. Die Einſamkeit macht jetzt meine Glückſeligkeit aus, weil ſie mich mit Ihnen zuſam-

---

*) Schiller's nachherige Gattin, ſie ſtarb 1826 zu Bonn.

menbringt, und mich ungeſtört bei dem Andenken der vergangenen Freuden und der Hoffnung auf die noch kommenden verweilen läßt. Was für ſchöne Träume bilde ich mir für dieſen Sommer, die Sie alle wahr machen können. Aber ob Sie es auch wollen werden? Es beunruhigt mich oft, wenn ich daran denke, daß das, was jetzt meine höchſte Glückſeligkeit ausmacht, Ihnen vielleicht nur ein vorübergehendes Vergnügen gab; und doch iſt es ſo weſentlich für mich, zu wiſſen, ob Sie Ihr eignes Werk nicht bereuen, ob Sie das, was Sie mir in ſo kurzer Zeit geworden ſind, nicht lieber zurücknehmen möchten, ob es Ihnen angenehm oder gleichgültig iſt. Könnt' ich hoffen, daß von der Glückſeligkeit Ihres Lebens ein kleiner Theil auf meine Rechnung käme, wie gern entſagt' ich manchen Entwürfen für die Zukunft, um des Vergnügens willen, Ihnen näher zu ſein! Wie wenig ſollte es mir koſten, den Bezirk, den Sie bewohnen, für meine Welt anzunehmen! Sie haben mir ſelbſt einmal geſagt, daß eine ländliche Einſamkeit im Genuß der Freundſchaft und ſchönen Natur Ihre Wünſche ausfüllen könnte. Hier wäre ſchon eine ſehr weſentliche Uebereinſtimmung zwiſchen uns. Ich kenne kein höheres Glück. Mein Ideal von Lebensgenuß kann ſich mit keinem andern vertragen. Aber was bei mir ein unabänderlicher Charakterzug iſt, war bei Ihnen vielleicht nur eine jugendliche Phantaſie, eine vorübergehende Epoche. Vielleicht denken Sie einmal anders, oder, wenn dies auch nicht wäre, vielleicht dürfen Sie einmal nicht mehr ſo denken. Beides fürcht' ich, und ich ſehe ein, wie ſehr ich Urſache hätte, mich noch bei Zeiten eines Vergnügens zu entwöhnen, von dem ich mich vielleicht wieder trennen muß. Ich mag dieſer traurigen Idee nicht Raum geben. Wie leben Sie jetzt in Rudolſtadt? Wie haben Sie es da wieder nach der kleinen Abweſenheit gefunden? Ich kann mir recht wohl denken, wie ungeduldig man ſich nach Ihnen geſehnt hat. In einem ſo engen Kreiſe iſt eine ſolche Lücke ſehr fühlbar; und wahrhaftig, das Opfer war groß, das Ihre Familie Ihnen gebracht hat, Sie ſo lange zu entbehren. Sie hatten den Vortheil der Zerſtreuung, des Neuen und der Menge; den Ihrigen fehlte dies Alles. Jedes unter ihnen hat wahrſcheinlich für das Eine eine Eigenthümlichkeit, eine beſondere Vertraulichkeit, die es nicht für das Andere hat. Manche Empfindung, die Sie einer Schweſter mittheilen, behalten Sie vor einer Mutter zurück, und auch umgekehrt. Alles dieſes hat alſo während Ihrer Abweſenheit unter dem Schlüſſel liegen bleiben müſſen. Hab' ich nicht Recht? Und mit je weniger Menſchen man lebt, deſtomehr bedarf man dieſer Wenigen. Seitdem Sie weg ſind, hab' ich Niemand von Ihrer hieſigen Bekanntſchaft geſehen; ich kann Ihnen alſo auch nichts davon hinterbringen. Einer meiner intimſten Freunde, der mich dieſer Tage hier beſuchte, veranlaßt mich, ihn nach Gotha zu begleiten. — Schade, daß Sie jetzt nicht mehr hier ſind;

Sie würden öfters ſpazieren gehen; und ſehen konnte ich Sie wenigſtens mehr. Es iſt jetzt gar freundlich und ſchön im Stern*) und im Garten, und die Nachtigallen ſchlagen. — Haben Sie meiner wegen einer Wohnung gedacht? Ich hätte mich nicht unterſtanden, Ihnen dieſen Auftrag zu geben; aber Sie waren ja ſo gütig — und können Sie mir verdenken, wenn ich die Gelegenheit hurtig ergriff, die Sie an mich erinnern wird? Aber die nothwendigſten Meubles müßt' ich auch dabei haben, wenn es nur irgend möglich iſt; alsdann auch, wenn es angeht, die Koſt; doch dieſe ſoll den Handel nicht rückgängig machen, wenn es damit Schwierigkeiten hätte, weil ich ſie mir aus der Stadt holen laſſen könnte. Noch einmal verzeihen Sie mir dieſen Mißbrauch Ihrer Güte. Es ſoll der letzte Auftrag dieſer Art ſein.

---

*) Ein Theil des Parks zu Weimar.

86.

An Schwan*).

Weimar, den 2. Mai 1788.

Sie entſchuldigen ſich wegen Ihres langen Stillſchweigens, um mir dieſe Entſchuldigung zu erſparen. Ich fühle dieſe Güte und danke Ihnen dafür. Sie rechnen dies Stillſchweigen der Freundſchaft nicht an; das beweiſt, daß Sie beſſer, als mein ſchlimmes Gewiſſen mich hoffen ließ, in meinem Herzen geleſen haben. Glauben Sie aber, daß Ihr Gedächtniß auch in meinem Gemüth unauslöſchlich lebt, und nicht nöthig hat, durch den Schlendrian des Umgangs, durch Verſicherungsbriefe angefriſcht zu werden. Alſo nichts mehr davon. — Die Ruhe und Leichtigkeit Ihrer Exiſtenz, die aus Ihrem Briefe athmet, hat mir ſehr viele Freude gemacht, und ich der ich noch im ungewiſſen Meere, zwiſchen Wind und Wellen umhergetrieben werde, beneide Ihnen dieſe Gleichförmigkeit, dieſe Geſundheit des Leibes und der Seele. Mir wird ſie erſt ſpäter, als eine Belohnung für noch zu beſtehende Arbeit, zu Theil werden.

Ich bin nun faſt drei Vierteljahre hier. Nach Vollendung meines Carlos habe ich endlich dieſe längſt projectirte Reiſe antreten können. Wenn ich aufrichtig ſein ſoll, ſo kann ich nicht anders ſagen, als daß es mir hier ungemein wohlgefällt, und der Grund davon iſt leicht einzuſehen. Die möglichſte bürgerliche Unangefochtenheit und Freiheit, eine leidliche Menſchenart, wenig Zwang im Umgang, ein ausgeſuchter Cirkel intereſſanter Menſchen und denkender Köpfe, die Achtung, die auf literariſche Thätigkeit gelegt wird; nehmen Sie dazu noch den wenigen Aufwand, den ich an einem Orte, wie Weimar, zu machen habe — warum ſollte ich nicht zufrieden ſein?

---

*) Vgl. die Note zu einem Briefe Schiller's vom 21. April 1785.

Mit Wieland bin ich ziemlich genau verbunden, und ihm gebührt ein großer Antheil an meiner jetzigen Behaglichkeit; weil ich ihn liebe, und Urſache habe zu glauben, daß er mich wieder liebt. Weniger Umgang habe ich mit Herder, ob ich ihn gleich als Menſchen, wie als Schriftſteller hoch verehre. Der Eigenſinn des Zufalls trägt eigentlich die Schuld, denn wir haben unſere Bekanntſchaft ziemlich glücklich eröffnet. Auch fehlt es mir an Zeit, immer nach meiner Meinung zu handeln. Mit Bode*) kann man nicht genau Freund ſein. Ich weiß nicht, ob Sie hierin denken, wie ich. Goethe wird erſt aus Italien erwartet. Die verwittwete Herzogin*) iſt eine Dame von Sinn und Geiſt, in deren Geſellſchaft man nicht gedrückt iſt.

---

*) Johann Joachim Chriſtoph Bode, geboren am 16. Januar 1730 zu Braunſchweig, geſtorben am 13. December 1793 zu Weimar als Herzogl. Sachſen-Gothaiſcher Legationsrath und Heſſen-Darmſtädtiſcher Geh. Rath.

Ich danke Ihnen für die Nachrichten, die Sie mir von dem Schickſal des Carlos auf Ihrer Bühne**) gegeben haben. Aufrichtig zu ſprechen, große Erwartungen habe ich mir überhaupt von keiner Vorſtellung des Carlos gemacht, und ich weiß auch warum. Es iſt nicht mehr, als billig, daß ſich die theatraliſche Göttin für die wenige Galanterie, die mich beim Schreiben für ſie beſeelte, an mir gerächt hat. Indeſſen wenn mein Carlos auch ein verfehltes Theaterſtück iſt, ſo halt' ich doch dafür, daß unſer Publicum ihn noch zehnmal wird aufführen ſehen können, ehe es das Gute begriffen und ausgeſchöpft hat, was ſeine Fehler aufwiegen ſoll. Ich glaube, erſt alsdann, wenn man das Gute eines Dinges eingeſehen hat, iſt man berechtigt, das Urtheil über das Schlimme zu ſprechen. Indeſſen höre ich, daß die zweite Vorſtellung beſſer ausgefallen ſei, als die erſte. Entweder rührt das von den Veränderungen her, die Dalberg in dem Stücke gemacht hat, oder es kommt daher, daß das Publicum beim zweiten Mal Dinge verſtehen lernte, die es bei der erſten Vorſtellung nicht verſtand. Uebrigens kann Niemand mehr überzeugt ſein, als ich, daß der Carlos, aus Urſachen ſowohl, die ihm Ehre, als die ihm Unehre bringen, keine Speculation für die Schaubühne iſt. Schon allein ſeine Länge könnte ihn davon verbannen. Ich habe ihn wahrlich auch nicht aus Zuverſichtlichkeit oder Eigenſinn auf die Bühne genöthigt, aus Eigennutz vielleicht eher. Wenn bei der ganzen Sache meine Eitelkeit eine Rolle ſpielte, ſo war es darin, daß ich dem Stück innern Gehalt genug zutraute, um ſein ſchlechtes Glück auf der Bühne niederzuwägen.

---

*) Anna Amalia.

**) Zu Mannheim.

Mit dem Geſchenk Ihres Bildes haben Sie mir große Freude gemacht; ich finde es treffend ähnlich. Der Kupferſtecher verdient Aufmerkſamkeit und alle Ermunterung, und was ich zur Ausbreitung ſeines Verdienſtes irgend beitragen kann, ſoll redlich geſchehen. — Im Wielandſchen Hauſe wird mir noch oft und viel von Ihrer älteſten Tochter*) erzählt; ſie hat ſich da in wenigen Tagen ſehr lieb und werth gemacht. Alſo ſteh' ich doch noch bei ihr in einigem Andenken? In der That, ich muß erröthen, daß ich es durch mein langes Stillſchweigen ſo wenig verdiene. — Daß Sie in mein liebes Vaterland reiſen und dort meinen Vater nicht vorbeigehen wollen, war mir eine ſehr willkommene Nachricht. Die Schwaben ſind ein liebes Volk, das erfahre ich je mehr und mehr, ſeitdem ich andere Provinzen Deutſchlands kennen lernte. Meiner Familie werden Sie ſehr werth und willkommen ſein. Wollen Sie ſich mit einem Pack Complimente von mir dahin beladen? Küſſen Sie meinen Vater von mir, und Ihre Tochter ſoll meiner Mutter und meiner Schweſter meinen Gruß bringen.

---

*) Margarethe Schwan. Vgl. den Schluß eines von Schiller aus Leipzig an Schwan geſchriebenen Briefes vom 24. April 1785.

87.

An Charlotte v. Lengefeld.

Weimar, den 2. Mai 1788.

Sie haben die Angelegenheit, deren Beſorgung Sie ſo gütig übernahmen, ſo ganz nach meinen Wünſchen und über alle meine Erwartungen zu Stande gebracht, daß ich Ihnen unendlich dafür verbunden bin. Der Ort, die Lage, die Einrichtung im Hauſe, Alles iſt vortrefflich. Sie haben aus meiner Seele gewählt. Eine fürſtliche Nachbarſchaft hätte mir meine ganze Exiſtenz verdorben. Ich habe Ihnen viele Mühe gemacht, aber ich weiß auch, daß Ihnen das Vergnügen, welches Sie mir dadurch verſchaffen, ſtatt alles Dankes iſt. Meinem Lieblingswunſche ſteht alſo nichts mehr im Wege, als die Unſicherheit der Jahreszeit, die aber in wenigen Tagen wird gehoben ſein; und die Berichtigung einiger Kleinigkeiten, die mich aber auch nicht länger, als etwa acht oder zehn Tage, hier aufhalten ſoll. Zehn Tage ſind alſo mein längſter Termin; dann Adieu Weimar. Ich werde in Ihren ſchönen Gegenden, in dieſer ländlichen Stille mein eignes Herz wiederfinden, und Ihre und der Ihrigen Geſellſchaft wird mich für Alles, was ich hier zurücklaſſe, reichlich entſchädigen. Jetzt ſind wir hier einzig an die liebe Natur verwieſen. Die Komödie, ihre armſelige Stellvertreterin im Winter, hat uns verlaſſen. Der Frühling iſt dafür da, mit allen ſchönen Sachen, die er mitbringt. Mich verdrießt es ordentlich, daß ich dieſe lieblichen Tage hier in der Stadt und auf den kümmerlichen Spaziergängen da herum ſo ganz und gar verlieren ſoll. Wie viel angenehmer ſollten ſie mir in Ihrer Nachbarſchaft vergehen!

Sie warnen mich, daß ich mir von meinem Aufenthalt bei Ihnen (oder wollten Sie vielleicht ſagen, von Ihrer Freundſchaft?) nicht zu viel verſprechen ſoll. Mir iſt in der That für nichts bange, als daß ich, bei allen Beſtrebungen und Wünſchen, nichts gar nichts im Vermögen haben werde, was gegen das Vergnügen, das Ihr Umgang, auch ohne Ihr Zuthun, mir gewährt, in Anſchlag kommen kann. Aber Ihre Warnung erinnert mich, daß es doch wohl möglich ſein könnte. Ich ſetze zu viel gute Meinung von mir bei Ihnen voraus, und mehr, als ich bis jetzt Gelegenheit gehabt habe zu verdienen. Ich finde vielleicht, daß ich bisher mehr, als ich ſollte, an mich ſelbſt dabei gedacht habe, und daß mich die liebliche Vorſtellung Ihrer Freundſchaft gar wohl verleitet haben könnte, ſie als etwas ſchon Erworbenes und Entſchiedenes vorauszuſetzen. Dieſes, und nicht meine Phantaſie, habe ich zu fürchten; denn meine Phantaſie, das glauben Sie mir, hat gar keinen Antheil an meiner Vorſtellung von Ihnen. Ich bitte alſo für mich ſelbſt um die Toleranz, die Ihre Beſcheidenheit Sie von mir begehren ließ, und im Ernſte bitt' ich Sie darum. Werden Sie auch meine Fürſprecherin bei den Ihrigen; ſagen Sie ihnen lieber recht viel Schlimmes von mir, daß ſie doch durch das wenige Gute, was ich noch habe, überraſcht werden, und es mir höher anſchreiben. Vor allen Dingen aber ſagen Sie ihnen, wie ſehnlich ich unſerer nähern Bekanntſchaft entgegen ſehe.

88.

An Körner.

Rudolſtadt, den 14. Mai 1788.

Im Ganzen genommen iſt meine in der That große Idee von Goethe nach unſrer perſönlichen Zuſammenkunft *)

---

*) In Rudolſtadt im Hauſe der Geh. Räthin v. Wolzogen.

nicht vermindert worden. Aber ich zweifle, ob wir einander je ſehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch intereſſant iſt, was ich noch zu wünſchen und zu hoffen habe, hat ſeine Epoche bei ihm durchlebt. Sein ganzes Weſen iſt ſchon von Anfang her anders angelegt als das meinige; ſeine Welt iſt nicht die meinige; unſere Vorſtellungsarten ſcheinen weſentlich verſchieden. Indeſſen ſchließt ſich aus einer ſolchen Zuſammenkunft nicht ſicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren.

89.

An Caroline v. Beulwitz *).

Volkſtädt **), den 12. Juni 1788.

Ich hoffe, daß Ihnen Allen die geſtrige Partie ſo gut bekommen ſei, wie mir. Es war ein gar lieblicher vertraulicher Abend. Mehr ſolche Abende und in ſo lieber

---

*) Geborne v. Lengefeld, die Schweſter von Schiller's nachheriger Gattin, geboren zu Rudolſtadt am 3. Februar 1763, vermählte ſich mit dem Fürſtl. Schwarzburg-Rudolſtädtiſchen Kammerjunker v. Beulwitz und ſpäterhin mit dem Herzogl. Sachſen-Weimariſchen Oberhofmeiſter Wilhelm v. Wolzogen. Sie lebt in hohem Alter noch jetzt in Jena. Vergl. v. Schindel's deutſche Schriftſtellerinnen Th. 2. S. 457 u. f.

**) Bei Rudolſtadt.

Geſellſchaft — mehr verlange ich nicht. Rudolſtadt und dieſe Gegend überhaupt ſoll, wie ich hoffe, der Hain der Diana für mich werden; denn ſeit geraumer Zeit geht mir's wie dem Oreſt in Goethe's Iphigenie, den die Eumeniden herumtreiben — den Muttermord abgerechnet, und ſtatt der Eumeniden etwas Anderes geſetzt, das am Ende nicht viel beſſer iſt. Sie werden die Stelle der wohlthätigen Göttin bei mir vertreten, und mich vor den böſen Unterirdiſchen beſchützen.

Dieſen Abend werde ich Sie wohl ſchwerlich ſehen. Ich tauge heute gar nicht unter Menſchen, und unter ſolche, die ich liebe, noch weit weniger. Sie werden es auch dieſem kleinen Pröbchen anmerken. Nichts iſt in meinen Augen unverzeihlicher, als einen Cirkel von Fröhlichen mit ſeinem ſchwerfälligen Humor zu ſtören, und dieſe Wandelbarkeit der Laune iſt leider ein Fluch, der auf allen Muſenſöhnen ruht. Gedenken Sie meiner in der Geſellſchaft, wo Sie ſind, und empfehlen Sie mich Herrn v. Knebel [*]) recht ſchön, wenn ich ihn vielleicht nicht mehr ſehen ſollte. Haben Sie für Morgen etwas beſchloſſen, wonach ich mich allenfalls zu richten habe, ſo haben Sie die Güte, es mir durch die zurückgehende Eſtaffette wiſſen zu laſſen.

---

*) Karl Ludwig v. Knebel, geboren am 30. November 1744 zu Wallerſtein, geſtorben am 23. Februar 1834 als Großherzogl. Sachſen-Weimariſcher Major zu Jena.

90.

An Caroline von Beulwitz.

Volksſtädt, den 29. Juni 1788.

Haben Sie tauſend Dank für Ihr liebes Andenken an mich armen verlorenen Robinſon. Schon war ich dreimal in Begriff, mich hinzuſetzen, und Sie fußfälligſt um die Geſchichte der ſchönen Meluſine oder den gehörnten Siegfried zu bitten, damit dieſe Centnerlaſt von Langeweile von mir abgewälzt würde. Um ſo beſſer nun, daß ich durch die überſchickten Packete Stoff, vorzüglich aber durch die Verſicherung, daß Sie meiner gedachten, Freude zum Leben erhalten. Der alte *Wieland* hat meiner auch gedacht, und mir einen ſehr jovialen Brief geſchrieben. Aus Leipzig hab' ich neun Bogen meiner *Geſchichte der Niederlande* erhalten, die ich Ihnen vielleicht Morgen (weil Sie mir erlauben zu kommen) mittheilen werde. Kurz, von allerlei Orten und Menſchen, habe ich Lebenszeichen erhalten. Mögen Sie recht ſehr vergnügt ſein bis morgen. Glauben Sie mir, daß auch mir der Gedanke, Sie ſo nahe zu wiſſen, ohne unter Ihnen ſein zu können, unleidlich war. Sie ſind meinem Herzen ſchon ſo viel — und der Winter wird ſo bald da ſein! Wie wird das werden?

91.

An Wolzogen.

Rudolſtadt, den 10. Auguſt 1788.

Noch ganz betäubt von der traurigen Nachricht *), die Sie mir geben, ſetze ich mich, Ihnen zu ſchreiben. Eine theure Freundin, eine vortreffliche Mutter haben Sie und ich an ihr verloren. Es war ein edles, gutes und äußerſt wohlthätiges Geſchöpf, auch ohne die vielen beſondern Urſachen, die Sie als Sohn und ich als ihr Freund haben, dankbar gegen ſie zu ſein, und ohne alles dieſes unſrer ganzen Liebe, unſrer aufrichtigen Thränen werth. Ich darf die vielen Augenblicke der Vergangenheit, wo ich ihre ſchöne, liebevolle Seele habe kennen lernen, nicht lebendig in mir werden laſſen, wenn ich die ruhige Faſſung nicht verlieren will, in der ich Ihnen gern ſchreiben möchte. Aber Ihr Andenken wird ewig und unvergeßlich in meiner Seele leben; und alle Liebe, die ich ihr ſchuldig war, und alle die herzliche Achtung, die ich für ſie hegte, ſoll ihr ewig gewidmet bleiben. Mein und unſer Aller Troſt iſt, daß ſie durch dieſen ſanften und geſchwinden Tod vielem Leiden entgangen iſt, das ihr unausbleiblich bevorſtand. Ihrer Kinder und ihrer

---

*) Dem Tode der Frau v. Wolzogen.

Freunde Herz würde weit mehr dabei gelitten haben, wenn ſie ein hoffnungsloſes und martervolles Leben hätte fortleben müſſen, ohne Ausſicht von Beſſerung; und ein langes körperliches Leiden würde gewiß endlich ihren Geiſt darnieder gedrückt und den Muth gebeugt haben, mit dem ſie allem Unglück trotzte. Laſſen Sie uns das ein Troſt ſein, da wir Beide fühlen, daß ein ſchmerzvolles halbes Daſein ein traurigeres Loos iſt, als der Tod. Ihr Muth und Ihre Gelaſſenheit bei dieſem Verluſt hat mich innigſt beruhigt. Wir können, was uns lieb und theuer iſt, beweinen; aber eine edle und männliche Seele erliegt dem Kummer nicht.

Alle Liebe, die mein Herz ihr gewidmet hatte, will ich ihrem Sohne aufbewahren, und es als eine Schuld anſehen, die ich ihr noch im Grabe abzutragen habe. Wir ſind ſchon längſt durch die zärtlichſte verbunden. Laſſen Sie uns dieſes Band mit brüderlicher Herzlichkeit fortſetzen und wo möglich noch feſter knüpfen. — Beruhigen Sie Charlotten; dieſer Schlag wird ſie ſehr hart getroffen haben. Vor allen Dingen aber, liebſter Freund, kommen Sie hieher in unſere Arme. Sie brauchen Mittheilung, Beruhigung, Zerſtreuung. Finden Sie ſie bei uns. Wenn ich auch nach Meiningen käme, würden wir nicht Beide von außen gedrückt und niedergeſchlagen werden? Ich ſende Ihnen dieſen Expreſſen, weil ich fürchtete, daß die Poſt zu langſam ſein würde. Laſſen Sie mich durch ihn erfahren, daß Sie auf einige Tage kommen wollen, ſo gehe ich Ihnen bis Ilmenau entgegen, um Sie zu empfangen. Ihre hieſigen Freunde ſehnen ſich herzlich danach, Ihnen etwas zu ſein, ſie ſehnen ſich nach Ihrer Geſellſchaft. Kommen Sie ja. Wir wollen ſuchen, Ihnen Ruhe und Heiterkeit zu geben. Wir verlaſſen uns darauf, Sie ſpäteſtens den Donnerſtag bei uns zu ſehen. Suchen Sie aber alle Geſchäfte, die Sie in Meiningen noch erfinden könnten, zu berichtigen, daß Sie unmittelbar von hier nach Stuttgart zurückgehen, und alſo deſto länger bei uns bleiben können. Sobald mir der Bote Antwort bringt, werde ich mich auf's Pferd ſetzen, um Ihnen nach Ilmenau entgegen zu gehen. Ich ſehne mich nach Ihnen. Wenn wir uns ſprechen, ſo werd' ich Sie auch überzeugen können, daß ich Ihnen hier mehr ſein kann, als in Meiningen. — Mit dem Gedicht würde es jetzt ohnehin zu ſpät ſein, da die Beerdigung vorüber iſt. Ihr Brief war vier Tage unterwegs. Aber ich habe eine andere Idee, das Andenken der guten Mutter zu ehren, die ich Ihnen mündlich mittheilen will.

92.

An Charlotte von Lengefeld.

Volksſtädt, den 12. September 1788.

Wüßt' ich nur etwas, womit ich Sie eben ſo ſchön an mich erinnern könnte, als Ihre ſchöne Zeichnung Ihr Bild bei mir lebendig erhalten wird. Dies bedarf zwar keiner äußerlichen Hülfe; aber alles Gute und Schöne, wie Sie ſchon aus dem lieben Evangelium wiſſen, hat, wie die Sacramente eine *unſichtbare* Wirkung und ein *ſichtbares* Zeichen. — Die Zeichnung wird meinem Schreibtiſch gegenüber ſtehen, manchen ſtillen Abend von mir betrachtet werden, und mir das Bild Derer zurückrufen, die mir hier zu freundlich und wohlthätig vorübergeeilt ſind. Noch einmal, haben Sie recht ſchönen Dank dafür! Es giebt mir eine gar angenehme Empfindung, zu wiſſen, daß Sie ſich mit etwas beſchäftigt haben, das mir Vergnügen machen würde. — Jetzt, da es ſich dem Ziel nähert, mache ich mir Vorwürfe, daß ich nicht beſſer mit den Augenblicken hausgehalten habe, die ich bei Ihnen zubringen konnte. Oft meine ich Ihnen viel, viel, gar viel geſagt zu haben, und doch finde ich zu andern Zeiten, daß ich noch weit mehr hätte ſagen können und ſagen wollen. Wenn indeſſen nur der Grund *feſt* und *maſſiv* iſt, ſo wird die liebe wohlthätige Zeit noch Alles zur Reife bringen. Ich weiß und fühle, daß mein Andenken hier unter Ihnen leben wird, und dies iſt eine freudige Erinnerung für mich.

93.

An Charlotte von Lengefeld.

Volksſtädt, den 22. September 1788.

Ihre Billets haben mir einen recht ſehr ſchönen Morgen gemacht. Geſtern ſchlief ich mit der ſchönen Hoffnung ein, daß ich heute etwas von Ihnen ſehen würde, und Sie haben ſie mir erfüllt. Könnte ich doch zur Verſchönerung Ihres Lebens etwas thun! Ich glaube, ich würde das meinige dann ſelbſt mehr lieben. Was iſt edler und was iſt angenehmer, als einer ſchönen Seele den Genuß ihrer ſelbſt zu geben; und was könnte ich mehr wünſchen, als die lieblichen Geſtalten Ihres Geiſtes anzuſchauen und immer um mich her zu fühlen! Sie ſind nicht allein glücklich, wenn Sie es ſind. So leicht kann ich mich nicht in die Nothwendigkeit ergeben, wie Sie, wie es überhaupt Ihr Geſchlecht kann. Ich meine immer, ich müſſe das Schickſal zwingen, das mich aus Ihrem Cirkel reißen will.

Es freut mich, wenn Sie diejenigen Stücke von mir, die mir ſelbſt lieb ſind, lieb gewinnen und ſich gleichſam zu eigen machen. Dadurch werden unſere Seelen immer mehr an einander gebunden werden. Ich ſehe dieſe Stücke als die Garants unſrer Freundſchaft an; es ſind abgeriſſene Stücke meines Weſens, und es iſt ein entzückender Gedanke für mich, ſie in das Ihrige übergegangen zu ſehen, ſie in Ihnen wieder anzuſchauen, und als Blumen, die ich pflanzte, wieder zu erkennen. — Ich möchte gar gern noch viel mit Ihnen reden, aber ich fürchte, in einen Text zu gerathen, woraus kein Ausweg iſt. Geſtern laſen wir in der Odyſſee, und eine Scene aus den Phönizierinnen des Euripides hätte uns bald Thränen gekoſtet. Kommen Sie doch nicht ſo gar ſpät wieder!

94.

An Charlotte von Lengefeld.

Volkſtädt, den 6. October 1788.

Sie ſind uns heute um eine Stunde näher, wenn ich Sie auch ſchon nicht ſehe. Unter fremden Geſichtern, wo mir überhaupt nie wohl iſt, würden wir uns doch nichts ſein können. Mir iſt nur lieb, daß von den acht Tagen, die Sie in Kochberg *) zubringen ſollen, ſchon vierthalb um ſind. Der Himmel wird auch von den übrigen helfen. Für Ihr Andenken und Ihren Brief danke ich Ihnen recht ſchön. Ich bin alſo doch in Ihrer Erinnerung? Möchte ich ganz darin verlöſchen, oder daraus verdrängt werden! Beſſere als ich, finden Sie überall, aber ich fordere Jeden heraus, ob er's beſſer mit Ihnen meint. Genießen Sie noch recht ſchöne Tage in Kochberg. Sie ſind in ſehr guten Händen. Ich habe die Stein ſehr lieb gewonnen, ſeitdem ich ihrem Geiſt mehr zugeſehen habe. Ich liebe den ſchönen Ernſt in ihrem Charakter; ſie hat das Intereſſe für das; was ſie für wahr hält, und was edel iſt. Viele Menſchen ſterben, ohne je etwas davon zu ahnen. Auch an Ihnen liebe ich dieſe Miſchung von Lebhaftigkeit und Ernſt und habe Beidem ſchon ſehr ſchöne Stunden zu danken.

---

*) Ein Landgut in der Nähe von Rudelſtadt.

95.

An Charlotte von Lengefeld.

Volkſtädt, den 10. November 1788.

Dank Ihnen, daß Sie einen freundlichen Antheil an meinem Geburtstage nehmen. Mir wird er immer vor vielen andern merkwürdig ſein, weil Ihre Freundſchaft in dieſem Jahre für mich aufblühte. Ich hoffe, es iſt auch nicht der letzte, den ich unter Ihnen verlebe, und der mir durch Ihre liebevolle Theilnahme intereſſant würde. Ich denke mit Verwunderung nach, was in Einem Jahre doch Alles geſchehen kann. Heute vor einem Jahre waren Sie für mich ſo gut als gar nicht in der Welt, und jetzt ſollte es mir ſchwer werden, mir die Welt ohne Sie zu denken. Denken auch Sie immer wie heute, ſo iſt unſre Freundſchaft unzerſtörbar, wie unſer Weſen. Daß ich mich in meiner Vermuthung nicht betrogen habe, das geſtrige Gedicht *) würde Sie intereſſiren, freut mich ungemein; es beweiſt mir, daß Ihre Seele Empfindungen und Vorſtellungsarten zugänglich und offen iſt, die aus dem Innerſten meines Weſens gegriffen ſind. Dies iſt eine ſtarke Gewährleiſtung unſrer wechſelſeitigen Harmonie, und jede Erfahrung, die ich über dieſen Punkt mache, iſt mir heilig und werth.

---

*) Die Künſtler, zuerſt in Wieland's deutſchem Merkur gedruckt, dann in Schiller's Werken.

96.

An Charlotte von Lengefeld.

Volkſtädt, den 11. November 1788.

Sie miſchen Süßes und Bitteres ſo durch einander, daß ich nicht ſagen kann, ob mehr dieſes neue Zeichen Ihrer Freundſchaft und dieſes Pfand Ihres Andenkens mich rührt, als die deutliche Vorſtellung unſrer Trennung mich niederſchlägt. Bis jetzt habe ich vermieden, einen Tag zu beſtimmen, ob es gleich bei mir entſchieden war, daß es dieſe Woche ſein mußte. Aber der Zufall kommt mir zu Hülfe, und mir ſelbſt erleichtert es dieſe Trennung, wenn ich Sie auch anderswo weiß, und auf der Reiſe mit dem Onkel. Wir haben einander nichts mehr anzuempfehlen, das nicht, wie ich gewiß hoffe, ſchon richtig und entſchieden iſt. Ihr Andenken iſt mir theuer, und theurer gewiß, als ich Ihnen mit Worten geſtanden habe, weil ich über Empfindungen nicht viel Worte liebe. Auch das meinige, weiß ich, wird Ihnen werth ſein. Leben Sie recht wohl! Leben Sie glücklich! Für Ihr ſchönes Andenken danke ich Ihnen ſehr. Sie haben aus meiner Seele geſtohlen, was mich freut. Sie haben mir den Rudolſtädter Sommer in dieſer Vaſe mitgegeben. — Hindern die Zurüſtungen zu Ihrer morgenden Reiſe Sie nicht, ſo würde ich heute einen

Spaziergang vorſchlagen. Doch nein! Es würde mir ein trauriger Spaziergang ſein, und beſſer, wir haben uns geſtern für einige Monate zum letzten Mal geſehen. — Werden Sie mir gern von Ihnen Nachricht nach Weimar geben, und mich dem Gange Ihrer Seele auch abweſend folgen laſſen? Mit dem meinigen, hoff' ich, ſollen Sie immer bekannt bleiben. Noch einmal Dank, tauſend Dank für die vielen Freuden, die Ihre Freundſchaft mir hier gewährt hat. Sie haben viel zu meiner Glückſeligkeit gethan, und immer werd' ich das Schickſal ſegnen, das mich hieher geführt hat.

97.

An Charlotte von Lengefeld.

Volkſtädt, den 12. November 1788.

Eben ſehe ich Ihren Wagen herauffahren. Es iſt mir, als reiſten wir mit einander. Ich möchte Sie doch gern heute noch ſehen, wär's auch nur von weitem, und einen Augenblick. Die Anſtalten zur Reiſe betäuben mich, und ich werde erſt, wenn ich unterwegs bin, zu mir ſelbſt kommen. Aber laſſen Sie uns dieſe Trennung nicht ſchwerer denken und machen, als ſie iſt. Die Vorſtellung unſrer Wiedervereinigung ſteht hell und heiter vor mir. Alles ſoll und wird mich darauf zurückführen; Alles wird mich an Sie erinnern und mir theuer ſein durch dieſe Erinnerung. Möchte ich Sie doch von meiner innigen Freundſchaft ſo lebhaft überführt haben, als ſie ein Theil meines Weſens geworden iſt. Ja, Sie gehören zu meiner Seele und nie werde ich Sie verlieren, als wenn ich mir ſelbſt fremd werde. Denken Sie oft meiner, und laſſen Sie mich Ihnen nahe ſein im Geiſte.

98.

An Charlotte von Lengefeld.

Weimar, den 11. November 1788.

Mein erſter ruhiger Augenblick iſt für Sie. Ich komme eben nach Hauſe, nachdem ich mich den ganzen Tag bei den Leuten herumgetragen habe, und für dieſe Mühe belohne ich mich mit einem recht lebhaften Andenken an meine theuren Freundinnen, die ich heute nicht zu ſehen, mich gar noch nicht gewöhnen kann. Das iſt der erſte Tag, den ich ohne Sie lebe. Geſtern hab' ich noch Ihr Haus geſehen und Eine Luft mit Ihnen geathmet. Ich kann mir nicht einbilden, daß alle dieſe ſchönen, ſeelenvollen Abende, die ich bei Ihnen genoß, dahin ſein ſollen; daß ich nicht mehr, wie dieſen Sommer, meine Papiere weglege, Feierabend mache, und nun hingehe, mit Ihnen mein Leben zu genießen. Nein, ich kann und darf es mir nicht denken, daß Meilen zwiſchen uns ſind. Alles iſt mir hier fremd geworden. Ein Intereſſe an den Dingen zu ſchöpfen, muß man das Herz mitbringen, und mein Herz lebt unter Ihnen. Ich ſcheine mir ein abgeriſſenes Weſen. In der Folge, glaub' ich wohl, werden mir einige meiner hieſigen Verbindungen wieder lieb werden. Aber meine beſten Augenblicke, fürcht' ich, werden doch diejenigen ſein, wo ich mich des ſchönen Traums von dieſem Sommer erinnere, und Plane für den nächſtfolgenden mache. Ich fürchte es; denn Wehmuth wird ſich immer in dieſe Empfindung miſchen, und glücklich iſt man doch nicht, wenn man nicht in der Gegenwart leben kann. Ich hatte mir die Trennung von Ihnen durch Vernünfteleien zu erleichtern geſucht; aber ſie halten die Probe nicht aus, und ich fühle, daß ich einen Verluſt an meinem Weſen erlitten habe. Sein Sie mir tauſendmal gegrüßt, und empfangen Sie hier meine ganze Seele. Es wird Alles wieder ſo lebendig in mir. Ich darf der Erinnerung nicht nachhängen. Wie oft habe ich mich geſtern nach Ihnen umgeſehen, ob Ihr Wagen mir nicht nachkäme, und als ich den Weg nach Erfurt vorbei war, wie ſchwer fiel mir das auf's Herz, daß Sie mir nun nicht mehr nachkommen könnten! Ich hätte ſo gern Ihren Wagen noch geſehen.

Um fünf Uhr war ich hier. Ich bin aber den Abend nirgends geweſen. Heute Vormittag war ich bei Wieland, und habe da viele Dinge vorgefunden, die meine Gegenwart verlangten, den Merkur betreffend, und die mit einem Plane, wovon dieſen Sommer unter uns die Rede war, in ſehr genauem Zuſammenhange ſind — auf jeden Fall Dinge, die mir es möglich machen werden, Ihnen nahe zu bleiben und Ihnen zu gehören. Von Herder ſagt man mir, daß ihn die Geſellſchaft der Frau v. ... ganz überraſcht habe. Er wird ſehr aufgeſucht und geſchätzt. Der Secretär der Propaganda, Borghia, den auch Goethe gut kannte, ſoll ihm ſehr viel Ehre erwieſen und ihn einigen Cardinälen als den Erzbiſchof von Weimar vorgeſtellt haben. Von allen dieſen Nachrichten war die willkommenſte, daß Herder bald wiederkommen will*). Sonſt hab' ich noch Niemand hier geſehen. Morgen werde ich Frau v. Stein beſuchen, um recht viel von Ihnen und von Rudolſtadt ſprechen zu können. Eben iſt Komödie, die mich gar wenig anzieht; doch wünſchte ich Ihnen in dem gar zu ſtillen Rudolſtadt manchmal dieſe Unterhaltung. Goethe, heißt es, wird bei uns bleiben, ob er ſchon ſo gut, als ganz ausgetreten iſt und alle Geſchäfte abgegeben hat. Alles ſpricht hier mit ungemeiner Achtung von ihm, und will ihn zu ſeinem Vortheil verändert gefunden haben. Er ſoll weniger Härten haben, als ehemals.

---

*) Er befand ſich damals in Italien.

Ich bin auf Nachrichten begierig, wie Sie ſich in Erfurt gefallen haben. Sie ſind mir doch heute um drei Stunden näher, und in dritthalb Stunden könnte ich bei Ihnen ſein. Das iſt doch ein kleiner Troſt, aber nur auf kurze Zeit. Jetzt gehe ich an den Euripides, und dann wird Thee getrunken. Meine Einſamkeit iſt mir ſo lieb, weil ſie mich Ihnen ſo viel näher bringt. — Der Stock iſt gut erhalten angekommen; einige Blätter ſind verwelkt. Ich habe ihn heute ſchon öfters beſucht. Vielleicht denken Sie in dieſem Augenblicke meiner — doch nein! Sie ſind in Erfurt, wo Sie auch allerlei zu ſehen und zu hören haben, was nicht an mich erinnert. Aber wenn Sie im ſtillen Zimmer beim Thee zuſammenſitzen, dann denken Sie meiner, und wünſchen, daß ich auch Theil daran nehmen könnte.

99.

An Charlotte v. Lengefeld.

Weimar, den 19. November 1788.

Ich bitte Sie, reißen Sie mich, ſobald Sie können, aus einer Ungewißheit, in die mich Ihr Packet geſetzt hat. Mit Ungeduld habe ich ſchon drei Tage auf die Botenfrau gewartet, die mir Nachricht von Ihnen bringen ſoll. Sie kommt endlich und bringt mir ein Packet mit altem Manuſcript, nebſt einem Zettelchen von Ihrer beiderſeitigen Hand, jede Schweſter zu drei und einer Viertelszeile, worin noch obendrein die Rede von Packeten iſt. Ich habe mich faſt zu Tode in dem Buche und in dem Manuſcript geblättert, ob der Brief nicht herausfallen würde. Die Botenfrau habe ich auch examiniren laſſen; *die* verſichert aber, daß das blaue Packet Alles ſei: und meinen Brief, den ich Ihnen gleich nach meiner Ankunft ſchrieb, verſichert ſie auch richtig übergeben zu haben.

Wenn ich einen zu großen Glauben an den Reichthum Ihrer Freundſchaft habe und eine zu gute Meinung von mir ſelbſt, um zu glauben, daß Sie mir ſo gar wenig wiederzuſagen haben, ſo verzeihen Sie mir's. Sie haben mich ſelbſt durch das Vergangene verwöhnt; aber ich kann nicht anders glauben, als daß hier ein Verſehen vorgegangen, und daß dieſes Billet nicht Alles iſt, was ich hätte erhalten ſollen. Ob Sie mir durch die Poſt etwa geſchrieben, oder ob Sie etwa vergeſſen haben, den Brief dem Packet beizulegen, weiß der Himmel, ich nicht. Aber wenn wirklich, gegen alles mein Vermuthen, kein Fehler vorgegangen iſt, und wenn Sie mir nicht mehr beſtimmt haben, als dieſes Billet, ſo legen Sie mir meine Verwunderung wenigſtens nicht übel aus. Ich leugne nicht, daß ich mit einiger Verlegenheit davon ſchrieb; denn wenn es ein Verſehen iſt, ſo ſchäme ich mich, einen Augenblick daran gezweifelt zu haben; und iſt es keins, ſo muß ich freilich wünſchen, daß ich das Geſagte bei mir behalten hätte. Wie dem aber auch ſei, ſo habe ich wenig Troſt, denn ich habe mich in einer ſo ſchönen Erwartung getäuſcht, und muß bis auf den nächſten Poſt- oder Botentag zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchweben; welche von zwei Thorheiten es eigentlich ſein werde, die ich mir habe zu Schulden kommen laſſen.

Ich bin jetzt acht Tage hier, und — die Trennung von Ihnen abgerechnet — kommt es mir gar nicht anders vor, als ob ich meine Lebensart in Rudolſtadt fortſetzte; denn ich lebe die ganze Zeit über immer mit mir ſelbſt und mit der ſchönen Erinnerung an dieſen Sommer. Wie nahe waren Sie mir immer in dieſer Zeit, und wie viel haben Sie auch abweſend mir gegeben! Die Freuden des

Vergangenen in der Erinnerung und die Freuden der Zukunft in der Hoffnung! und den mir ſo wohlthätigen Glauben an die Fortdauer Ihrer Freundſchaft! Gewiß, die edle und reine Freundſchaft kann ſich auch abweſend recht viel ſein; und zu fühlen, daß auch entfernt an einen gedacht wird, erweitert und verdoppelt das eigene Daſein. — Hier wird über mich geklagt, daß ich meiner Geſundheit durch vieles Arbeiten und zu Hauſeſitzen ſchaden würde. Aber ſo ſind die Leute! Sie können es einem nicht vergeben, daß man ſie entbehren kann. Und wie theuer verkaufen ſie einem die kleinen Freuden, die ſie zu geben wiſſen! Wenn die völligſte Indifferenz gegen Clubbs und Cirkel und Caffeegeſellſchaften den Menſchenfeind ausmacht, ſo bin ich's wirklich zu Rudolſtadt geworden.

100.

An Charlotte v. Lengefeld.

Weimar, den 20. November 1788.

Ich hatte den beiliegenden Brief ſchon geſiegelt, als ich den Ihrigen erhielt. Freude und Beſchämung wechſelten in meiner Seele. Ich hatte zwar mit ziemlicher Feſtigkeit darauf gebaut, daß hier ein Mißverſtand oder Verſehen ſein könnte; aber die hintergangene Erwartung machte mich mißmuthig, und Sie wiſſen, daß man da gern das Ueble glaubt. Nun haben Sie mich durch Ihre lieben Briefe wieder in's Leben erweckt. Schon oft hab' ich Sie im Stillen um eben das beneidet, warum ein Anderer Sie vielleicht beklagt. Der Mangel an äußerlichen geſelligen Reſourcen zwingt Sie, in Ihrem Geiſt und Herzen Beſchäftigung zu ſuchen, und nie hätten Sie vielleicht die Schätze in Ihrem eignen Weſen entdeckt, wenn nicht ein geiſtiges Bedürfniß Sie darauf aufmerkſam gemacht hätte. So viele treffliche Menſchen reißt der Strom der Geſellſchaften und Zerſtreuungen mit ſich dahin, daß ſie erſt dann zu ſich ſelbſt kommen, wenn ſich die Seele aus dem Schwall von Nichtigkeiten nicht mehr emporarbeiten kann. Es ſieht vielleicht miſanthropiſch aus, aber ich kann mir hier nicht helfen, ich bin Kleiſt's Meinung: „Ein wahrer Menſch muß fern von Menſchen ſein.“

Daß Ihnen Körner's Briefe ſein Weſen vergegenwärtigt haben, freut mich ſehr. Er iſt kein impoſanter Charakter, aber deſto haltbarer und zuverläſſiger auf der Probe. Ich habe ſein Herz noch nie auf einem falſchen Klange überraſcht; ſein Verſtand iſt richtig, uneingenommen und kühn; in ſeinem ganzen Weſen iſt eine ſchöne Miſchung von Feuer und Kälte. — Es iſt brav, daß Sie dem Plutarch getreu bleiben. Das erhebt über dieſe glatte Generation, und macht uns zu Zeitgenoſſen einer beſſern, kraftvollern

Menſchenart*). Mich beſchäftigen jetzt Dinge, die mein Herz nur flach berühren, der **Geiſterſeher** und dergleichen. Ich ſehe mit Sehnſucht der Epoche entgegen, wo ich meine Beſchäftigungen für mein Gefühl beſſer wählen kann. Frau v. **Stein** habe ich beſucht, und die ſchöne Zeichnung von der **Angelika****), auch die von **Lips** bei ihr geſehen. Wir haben uns mit einander nach Rom verſetzt; in ihrem Saal hängt eine große topographiſche Karte davon. Frau v. **Stein** iſt mir ſehr werth und lieb geworden, und das danke ich Ihnen. Vorher kannte ich ſie nur wenig. — Noch einmal bitte ich Sie wegen meines Mißtrauens um Verzeihung. Ich hätte es Ihnen verſchweigen können, aber ich halte es hier mit der Aufrichtigkeit, und will lieber von Ihnen ausgelacht ſein, als mir vorzuwerfen haben, daß ich Ihnen etwas zurückhielt.

---

*) Schon in den **Räubern** läßt **Schiller** ſeinen **Karl Moor** ſagen: „Mir ekelt vor dieſem tintenkleckſenden Seculum, wenn ich in meinem **Plutarch** leſe von großen Menſchen.“

) **Angelika Kaufmann, berühmte Malerin, geboren den 30. October 1741 zu Chur in Graubünden, geſtorben am 5. November 1807 zu Rom. Vgl. ihr Leben, aus dem Italieniſchen überſetzt von A. **Weinhart**. Bregenz 1814.

101.

An Charlotte v. Lengefeld.

Weimar, den 22. November 1788.

Ich habe heute Ihren Geburtstag auf eine für mich gar angenehme und wohlthätige Art beſchloſſen. Der Himmel ſchenkte mir eine gute Stimmung (er muß dieſen Tag einmal beſonders lieb gewonnen haben) und ließ mich in heiterer Stille mich ſelbſt genießen. Seit ich hier bin, war ich von Arbeiten, die mir noch gar nicht recht an's Herz wollen, geſpannt und zuſammengedrückt. Dies war der erſte Tag, wo ich mein Weſen wieder in einer lebendigen Bewegung fühlte. Ich überließ mich ſüßen, dichteriſchen Träumen, alte erwärmende Ideen wachten wieder bei mir auf. Kurz, ich war in dem Zuſtande, wie es in den *Künſtlern* heißt:

— — in der ſchönen Welt,
Wo aus nimmer verſiegenden Bächen
Lebensfluthen der Dürſtende trinkt,
Und, gereinigt von ſterblichen Schwächen,
Der Geiſt in des Geiſtes Umarmungen ſinkt.

Und dieſes Vergnügen laſſen Sie mich Ihnen danken. Sie ſind die Heilige dieſes Tages, und es freut mich noch einmal ſo ſehr, wenn ich es aus einer ſo lieben Quelle empfange. Ich laſſe jetzt die Ideen, die der ſchöne Rudolſtädtiſche Sommer in mir getrieben und zum Keimen gebracht hat, in ſtillen Augenblicken eine nach der andern an mir vorüberziehen, und beſchwöre ſie, wie Schröpfer *) ſeine Geiſter. Die guten Geiſter ſtelle ich bei Seite, und die böſen müſſen Buße thun und ſich bekehren, denn es ſind nur zuweilen auch böſe und ungläubige Geiſter bei Ihnen gekommen. Die guten will ich Ihnen nach und nach zuſchicken. Lebhaft freue ich mich auf den nächſten Sommer. Möchte die Zeit dieſen Winter nur recht raſch und ſich außer Athem laufen; daß ſie nachher den Sommer nicht recht mehr fort kann. Aber die Zeit iſt ein kaltes fühlloſes Ding, das von Freude und Leid der Menſchen keine Notiz nimmt, und für lauter Eigenſinn immer langſamer geht, je mehr man es fortſtößt; und wenn ſie uns je einmal eine ſolche Gefälligkeit erweiſt, ſo iſt ſie von dem Capital unſers Lebens geſtohlen. Ich verfalle da, glaub' ich, in Poeſie; aber das ſind noch Reſte von der Laune, die Sie mir zu gut halten müſſen. Die Einkleidung mag ſein, wie ſie will, ſo bleibt der Gedanke wahr, daß ich mit ganzer Seele der Ihrige bin. Gute Nacht! Ein dienſtfertiger

---

*) Johann Guſtav Schröpfer, bekannt durch ſeine Geiſterbeſchwörungen, durch die er in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts großes Aufſehen machte. Er erſchoß ſich am 8. October 1774 in dem Roſenthal bei Leipzig.

Nachtwächter verſichert mich, daß es zehn geſchlagen habe, und das verſichert er immer drei Viertelſtunden ſpäter — alſo will ich Sie nicht länger vom Schlafen abhalten.

102.

An Caroline v. Beulwitz.

Weimar, den 27. November 1788.

Dank Ihnen, liebſte Freundin, daß Sie mir meinen unglücklichen Zweifelmuth verziehen haben. Je größer meine Sünde iſt, deſto froher will ich ſein, und Sie können mein Gewiſſen durch nichts beſſer erſchüttern, als wenn Sie mir durch recht viele und recht große Briefe die Abſcheulichkeit meines Vergehns erweiſen. Aufrichtig aber, ich habe in meinem Herzen doch keinen ganzen Zweifel zuſammengebracht, ſo bedenklich auch die Umſtände waren.

Endlich alſo einen Laut von Wolzogen, und einſtweilen genug, um ſeinetwegen ruhiger zu ſein. Er iſt doch endlich an Ort und Stelle*), und wir ſehen, daß es nun bei ihm ſtehen wird, ſeinen Lebensplan auszuführen. Wenn er aber jetzt bei ſo wenig Geſellſchaft ſo klein zuſchneidet, wie arm werden ſie alsdann erſt ausfallen, wenn ſeine Bekanntſchaften ſich häufen! Ich fürchte, der große Brief wird eine Rieſengröße erreichen. Sein Urtheil über Paris konnte unter dieſen Umſtänden wohl nicht anders ausfallen. Das Object iſt ihm wirklich noch zu groß; ſein innerer Sinn muß erſt dazu hinaufgeſtimmt werden. Er hat eine Elle mitgebracht, um einen Koloß zu meſſen. Ich glaube wohl, daß er am Ziel einer langen Bekanntſchaft mit Paris ziemlich zu demſelben Urtheil zurückkommen wird; aber er wird es aus andern Motiven und aus einem andern Standpunkt thun. Wer Sinn und Luſt für die große Menſchenwelt hat, muß ſich in dieſem weiten großen Element gefallen. Wie klein und armſelig ſind unſere bürgerlichen und politiſchen Verhältniſſe dagegen! Aber freilich muß man Augen haben, die von großen Uebeln, die unvermeidlich mit einfließen, nicht geärgert werden. Der Menſch, wenn er *vereinigt wirkt*, iſt immer ein großes Weſen, ſo klein auch die Individuen und Details in's Auge fallen. Aber eben darauf, dünkt mich, kommt es an, jedes Detail und jedes einzelne Phänomen, mit dieſem Rückblick auf das Ganze, deſſen Theil es iſt, zu denken, oder, was eben ſo viel iſt, mit philoſophiſchem Geiſte zu ſehen. Wie holpericht und höckericht, mag unſre Erde von dem Gipfel des Gotthardt ausſehen! Aber die Einwohner des Mondes ſehen ſie gewiß als eine glatte und ſchöne Kugel. Wer dieſes Auge nun entweder nicht hat, oder es nicht geübt hat, wird ſich an kleine Gebrechen ſtoßen, und das ſchöne große Ganze wird für ihn verloren ſein. Paris freilich dürfte auch dem philoſophiſchen Beobachter vielleicht einen widrigen Eindruck geben, aber einen kleinen gewiß nie; denn auch die Verirrungen eines ſo fein gebildeten Staats ſind groß. Was für eine prächtige Erſcheinung iſt das römiſche Reich in der Geſchichte, auch bei ſeinem Untergange.

---

*) In Paris.

Mir für meine kleine ſtille Perſon erſcheint die große politiſche Geſellſchaft aus der Haſelſchale, woraus ich ſie betrachte, ungefähr ſo, wie einer Raupe der Menſch vorkommen mag, indem ſie hinaufkriecht. Ich habe einen unendlichen Reſpect vor dieſem großen drängenden Menſchenocean; aber es iſt mir auch wohl in meiner Haſelnußſchale. Mein Sinn, wenn ich einen dafür hätte, iſt nicht geübt, nicht entwickelt, und ſo lange mir das Bächlein Freude in meinem engen Cirkel nicht verſiegt, ſo werde ich von dieſem großen Ocean ein neidloſer und ruhiger Bewunderer bleiben. Und dann (um noch recht in's Gelag hinein zu philoſophiren) glaube ich, daß jede einzelne, ihre Kraft entwickelnde Menſchenſeele mehr ſei, als die größte Menſchengeſellſchaft, wenn ich dieſe als ein Ganzes betrachte. Der größte Staat iſt *ein Menſchenwerk*, der Menſch iſt ein Werk der unerreichbaren großen Natur. Der Staat iſt ein Geſchöpf des Zufalls, aber der Menſch iſt ein nothwendiges Weſen; und durch was ſonſt iſt ein Staat groß und ehrwürdig, als durch die Kräfte ſeiner Individuen? Der Staat iſt nur eine Wirkung der Menſchenkraft, nur ein Gedankenwerk; aber der Menſch iſt die Quelle der Kraft ſelbſt und der Schöpfer des Gedankens. Aber wo gerathe ich hin? Ich vergeſſe, daß ich einen Brief und keinen Cours philosophique ſchreibe.

Meine Geſundheit laſſen Sie ſich nicht anfechten. Ich komme mir durch friſche Luft und durch Bewegung zu Hülfe, wozu die ſchlechten Berge um Weimar herum ſchon gut genug ſind. Friſch und geſtärkt komme ich dann wieder nach Hauſe und ſetze meine Arbeit mit mehr Leichtigkeit fort. Ich bin wirklich ſeit meinem Hierſein recht geſund, und, welches viel ſagen will, ſogar vom Schnupfen befreit. — *** will ſich das Anſehen einer theilnehmenden Sorgfalt um mich geben, oder der Himmel weiß, was es iſt. Ich glaube gar, er will mich verheirathen. Vergeb's ihm der Himmel, daß ihn ſeine Freundſchaft ſo weit führte. Er platzte neulich etwas plump damit heraus. Im Ernſt, er hat etwas mit mir vorgehabt, und weil ich mich in einem gewiſſen Clubb noch nicht habe ſehen laſſen, ſo mag ich ihm einen Strich durch die Rechnung gemacht haben. Es ging mir mit ihm, wie Hamlet mit Güldenſtern, als dieſer ihn ſondiren wollte. Zum Unglück fehlte mir der witzige Einfall und eine Flöte, um ihm eine ähnliche Abfertigung zu geben. Meint er es wirklich gut mit mir, ſo mag mir der Himmel verzeihen, daß ich's ihm nicht zutraue.

Geleſen habe ich ſeit unſrer Trennung noch nichts, mit deſſen Mittheilung ich Ihnen Vergnügen machen könnte. Den Shaftsbury *) freue ich mich einmal zu genießen; vielleicht iſt das ein Geſchäft für den Sommer. Jetzt überſetze ich die Phönizierinnen des Euripides **). Die ſchöne Scene, wo Jokaſte ſich die Uebel der Verbannung vom Polynikes erzählen läßt, iſt es, was mich dazu vorzüglich beſtochen hat. Ich bedaure nur, daß ich bei dieſen Arbeiten zu preſſirt bin, und mich nicht genug mit dem Geiſte meines Originals familiariſiren konnte, ehe ich die Feder anſetzte. Aber die Arbeit giebt mir Vergnügen, und kann am Ende doch keine andern, als vortheilhafte Wirkungen auf meinen eignen Geiſt haben. Auch bin ich jetzt ſtark über den Geiſterſeher her; bis jetzt habe ich ihm aber noch kein großes Intereſſe abgewonnen. Auch meine Arbeiten locken meine Wünſche nach dem Sommer, weil ich dann hoffentlich nur mit angenehmen beſchäftigt ſein werde. Goethe ſprach ich noch nicht, es geſchieht aber dieſer Tage. Frau v. K. habe ich heute beſucht, und eine recht geiſtvolle Unterhaltung bei ihr gefunden. Wie ſehr wünſchte ich ihrem Geiſte die Welt, für die er eigentlich geſchaffen iſt. Es liegt unendlich viel Eigenes in ihrer Vorſtellungskraft, und ihre Blicke ſind eben ſo ſcharf, als tief.

---

*) Die Characteristics of man, manners, opinions, times. London 1737. Deutſch Leipzig 1776. 3 Bde. 8.

**) Einzelne Scenen dieſer Tragödie befinden ſich in Schiller's Werken.

103.

An Caroline v. Beulwitz.

Weimar, den 1. December 1788.

Seit meinem letzten Briefe an Sie hüte ich, halb meiner Geſchäfte wegen, halb aus einer gewiſſen Trägheit, das Zimmer. Ich kann Ihnen alſo nichts von Neuigkeiten berichten, die einzige ausgenommen, daß Moritz ſeit heut oder geſtern hier iſt. — Ich kenne ihn ſchon aus einer Zuſammenkunft in Leipzig; ich ſchätze ſein Genie, ſein Herz kenne ich nicht; ſonſt ſind wir übrigens keine Freunde. — Es war mir gar lieb zu hören, daß mein guter Körner Ihre Eroberung gemacht hat. Ich wollte, wir hätten ihn hier. Mein Herz und Geiſt würden ſich an ihm wärmen, und er ſcheint auch jetzt einer wohlthätigen Geiſtesfriction nöthig zu haben. Sie haben Recht, wenn Sie ſagen, daß nichts über das Vergnügen gehe, Jemand in der Welt zu wiſſen, auf den man ſich ganz verlaſſen kann. Und dies iſt Körner für mich. Es iſt ſelten, daß ſich eine gewiſſe Freiheit in der Moralität und in Beurtheilung fremder Handlungen oder Menſchen mit dem zarteſten moraliſchen Gefühl und mit einer inſtinctartigen Herzensgüte verbindet, wie bei ihm. — Er hat ein freies, kühnes und philoſophiſch aufgeklärtes Gewiſſen für die Tugend Anderer, und ein ängſtliches für ſich ſelbſt. Gerade das Gegentheil deſſen, was man alle Tage ſieht, wo ſich die Menſchen Alles und den Nebenmenſchen nichts vergeben. Freier, als er, von Anmaßung, iſt Niemand; aber er braucht einen Freund, der ihn ſeinen eignen Werth kennen lehrt, um ihm dieſe ſo nöthige Zuverſicht zu ſich ſelbſt, das, was die Freude am Leben und die Kraft zum Handeln ausmacht, zu geben. Er iſt dort in einer Wüſte der Geiſter. Die Kurſachſen ſind nicht die liebenswürdigſten von unſern Landsleuten. Ich habe ſchon etlichemal verſucht, Körnern zu einem heroiſchen Schritte zu vermögen und ihm dieſe heilloſen Feſſeln wegwerfen zu laſſen; aber er hat mir Gründe entgegengeſetzt, worauf ich ihm nichts antworten kann, welche ſich aber in der Folge der Zeit aufheben werden. Ich ſchreibe Ihnen da ſehr viel über meinen Freund, und vielleicht zu viel. Aber würde ich das thun, wenn ich nicht die Geliebten meines Herzens gern mit einander verwechſelte und ſie in meinem Kopfe und in meine Feder, weil es doch leider in der Wirlichkeit nicht angeht, gern zuſammenbringen möchte. — Ich bin dieſer Tage zufällig an

Montesquieu's Considérations sur la grandeur et décadence des Romains gerathen; eine Lectüre, die ich Ihnen darum vorſchlagen möchte, weil ſie nach Gibbon Intereſſe für Sie haben wird. Die Gegenſtände, wovon Montesquieu handelt, ſind Ihnen durch Gibbon, Plutarch u. ſ. f. geläufig. Es iſt immer ſchön zu ſehen, wie verſchiedene Geiſter den Stoff formen. Montesquieu's Manier iſt, die Reſultate vieler Lectüre und eines philoſophiſchen Denkens in kurze geiſtliche Réflexions voll Gehalt zuſammen zu drängen, immer aber mit Hinſicht auf gewiſſe allgemeine Principien, die er bei ſich feſtgeſetzt hat, und die ihm zu Grundſäulen ſeines Syſtems dienen. Er iſt daher recht dazu gemacht, um ſtudirt zu werden. Da ſeine Gegenſtände die wichtigſten und die eines denkenden Menſchen am würdigſten ſind, (denn was iſt dem Menſchen wichtiger, als die glücklichſte Verfaſſung der Geſellſchaft, in der alle unſere Kräfte zum Treiben gebracht werden ſollen?) deshalb gehört er mit Recht unter die koſtbarſten Schätze des Geiſtes. Ich freue mich auf die Muſe, um ſeinen Esprit des loix mir recht in den Kopf zu prägen. Mein Euripides giebt mir noch viele Vergnügen, und ein großer Theil kommt auch auf ſein Alterthum. Den Menſchen ſich ſo ewig ſelbſt gleich zu finden, dieſelben Leidenſchaften, dieſelbe Sprache der Leidenſchaft. Bei dieſer unendlichen Mannigfaltigkeit immer doch dieſe Aehnlichkeit, dieſe Einheit derſelben Menſchenform. Oft iſt die Ausführung ſo, daß kein Dichter ſie beſſer machen könnte; zuweilen aber verbittert es mir Genuß und Mühe durch viele Langweile. Im Leſen ging ſie noch an; aber ſie überſetzen zu müſſen und zwar gewiſſenhaft! Oft macht mir das Schlechtere die meiſte Mühe. Im nächſten Monat werden Sie wohl die Früchte meines jetzigen Fleißes zu leſen bekommen. Wieland gebe ich eine Ueberſetzung vom Agamemnon des Aeſchylus in den Merkur, das iſt aber erſt gegen März. Auf den will ich alle Mühe verwenden, weil dieſes Stück eines der ſchönſten iſt, die je aus einem Dichterkopf gegangen ſind. —

101.

An Caroline von Beulwitz.

Weimar, den 10. December 1788.

Was Sie von der Geſchichte ſagen, iſt gewiß ganz richtig, und der Vorzug der Wahrheit, den die Geſchichte vor dem Roman voraus hat, könnte ſie allein ſchon über ihn erheben. Es fragt ſich nur, ob die innere Wahrheit, die ich die philoſophiſche und Kunſtwahrheit nennen will, und welche in ihrer ganzen Fülle im Roman oder in einer andern poetiſchen Darſtellung herrſchen muß, nicht eben ſo viel Werth hat, als die hiſtoriſche, daß ein Menſch in ſolchen Lagen ſo empfindet, handelt und ſich ausdrückt, iſt ein großes, wichtiges Faktum für den Menſchen, und das muß der dramatiſche oder Romandichter leiſten. Die innere Uebereinſtimmung, die Wahrheit wird gefühlt und eingeſtanden, ohne daß die Begebenheit wirklich vorgefallen ſein muß. Der Nutzen iſt unverkennbar. Man lernt auf dieſem Wege die Menſchen und nicht den Menſchen kennen, die Gattung und nicht das ſich ſo leicht verlierende Individuum. In dieſem großen Felde iſt der Dichter Herr und Meiſter; aber gerade der Geſchichtſchreiber iſt oft in den Fall geſetzt, dieſe wichtigere Art von Wahrheit ſeiner hiſtoriſchen Richtigkeit nachzuſetzen, oder ihr mit einer gewiſſen Unbehülflichkeit anzupaſſen, welches noch ſchlimmer iſt. Ihm fehlt die Freiheit, mit welcher ſich der Künſtler mit ſchöner Leichtigkeit und Grazie bewegt, und am Ende hat er weder die eine noch die andere befriedigt. — Was Körner aus ſeinen Vorderſätzen auf meinen Beruf zur Geſchichte anwendet, mag richtig ſein. Ich werde immer eine ſchlechte Quelle für einen künftigen Geſchichtsforſcher ſein, der das Unglück hat, ſich an mich zu wenden. Aber ich werde vielleicht auf Unkoſten der hiſtoriſchen Wahrheit Leſer und Hörer finden, und hie und da mit jener erſten philoſophiſchen zuſammentreffen. Die Geſchichte iſt überhaupt nur ein Magazin für meine Phantaſie, und die Gegenſtände müſſen ſich gefallen laſſen, was ſie unter meinen Händen werden. — Dieſe Woche hat mich Moritz beſucht, und mir eine ſehr angenehme Unterhaltung verſchafft, weil wir auf meine Lieblingsideen gerathen ſind. Von Goethe iſt er nun ganz durchdrungen und enthuſiasmirt. Dieſer hat ihn auch ſeinen Geiſt mächtig aufgedrückt, wie er überhaupt Allen zu thun pflegt die ihm nahe kommen. Aber ich finde, daß er auf Moritz gut gewirkt hat. Moritz hat viele Tiefe des Geiſtes und Tiefe der Empfindung; er arbeitet ſtark in ſich, wie ſchon ſein Reiſer*) beweiſt, der einen Menſchen vorausſetzt, der ſich gut zu ergründen weiß. Seine Ideen bringt er zu einer anſchaulichen Klarheit. Was ihn intereſſirt, iſt ernſthaft und von Gehalt. Er ſcheint ſehr an ſich ſelbſt zu verbeſſern. — Ich fürchte nur, er wählt ſich Muſter, nach denen er ſich bildet und ſo vortrefflich auch ſeine Wahl ſein wird und ſchon iſt, ſo iſt doch die Nachahmung eine niedere Art von Vollkommenheit. Von Goethe ſpricht er mir zu panegyriſch. Das ſchadet Goethen nichts, aber ihm. — Jetzt gefällt er mir durchgängig beſſer, als vor ſeiner italieniſchen Reiſe; da ſchien er mir zu ſehr den ſtarken Geiſt zu affektiren. Jetzt hat eine moderate und wohlthätige Philoſophie von ihm Beſitz genommen. Ich würde viel Vergnügen von ſeinem Umgang haben, wenn er hier wohnte. — In Rom fand er meine Thalia und einige ähnliche Empfindungsarten, die im Sonnenwirth (in meinem Verbrecher aus Infamie) *) ausgeſtreut ſind, und mit ſeinem Reiſer übereintreffen, überraſchten ihn ſehr. Er hat eine kleine Schrift drucken laſſen, die er ſelbſt für das Höchſte erklärt, was er leiſten könne. Sie handelt von bildenden Künſten. Ich werde ſie im Manuſcript zu leſen bekommen, und Ihnen dann mehr davon ſchreiben.

---

*) Anton Reiſer; ein pſychologiſcher Roman. Berlin 1785—1790, 4 Thle. Einen fünften Theil als Beitrag zu Moritzen's Lebensgeſchichte gab K. F. Kliſchnig heraus (Berlin 1794).

105.

An Zumſteeg **).

Weimar, den 10. December 1788.

Von nun an ſtreiche mich nur aus der Liſte der literariſchen Vagabunden aus. Oder haſt Du mir lieber den etwas ehrenvollern Titel eines Privatgelehrten beigelegt, ſo ändere auch dieſen. Denn ich denke nun bald in Staats- und

---

*) S. dieſe Erzählung in Schiller's Werken.

**) Vergl. die Note zu einem Briefe Schiller's vom 19. Januar 1781.

Addreßkalendern als etwas Oeffentliches zu prangen. Du lächelſt, und ich wette, daß ich die Deutung dieſes Lächelns errathe. Du meinſt, nun wird er wohl in meine Fußtapfen treten, und ein ehrlicher Hausvater werden? — Ja, lieber **Zumſteeg**, verſchiedene meiner Meinungen ſind geflohen und haben ſich mit mir verwandelt. Auch mein Kopf iſt nicht mehr der Sonderling, wie ehedem und darum ſollſt Du bald von mir vernehmen, daß ich es nicht mehr gut achtete, allein zu ſein.

106.

An Caroline von Beulwitz.

Weimar, den 11. December 1788.

Haben Sie recht ſchönen Dank für Ihre lieben Briefe und mein herzliches Mitleiden mit Ihnen wegen der traurigen Kälte. Das iſt eigentlich die rechte Zeit für die Mathematik! Es iſt doch ſchlimm, da Sie ſo wenig für unſer nordiſches Klima organiſirt ſind, daß Sie dem wärmern Himmel nicht näher wohnen. Ein ſchöner Theil Ihrer Exiſtenz geht dadurch für Sie verloren. Der Himmel muß um Sie herum lachen und die Sonne wärmen, wenn Sie glücklich ſein ſollen.

Mein Brief wird Ihnen ſagen, daß ich Moritz*) geſprochen habe. Beurtheilen Sie ihn aber nicht gleich nach meiner erſten Schilderung. Wir waren doch nur wenige Stunden bei einander, und es begegnet mir gern, daß ich zu raſch urtheile. Erwarten Sie alſo erſt Mehreres von mir über ihn. Ich denke ihn heute zu ſprechen. Ueber ein Lieblingsthema von mir, davon auch im Julius**) Spuren enthalten ſind, über das Leben in der Gattung, das Auflöſen ſeiner ſelbſt im großen Ganzen und die daraus unmittelbar folgenden Reſultate, über Freude und Schmerz, über Jugend und Liebe, über den Tod, hat er außerordentlich klare und erwärmende Begriffe. Wegen ſeines Magazins zur Erfahrungs-Seelenkunde***) habe ich ihm einen Rath gegeben. Ich fand, daß man es immer mit einer traurigen, oft widrigen Empfindung weglegt; und dieſes darum, weil es uns nur an Gruppen des menſchlichen Elends erinnert. Ich habe ihm gerathen, jedes Heft mit einem philoſophiſchen Aufſatze zu begleiten, der lichtere Blicke öffnet und dieſe Diſſonanzen gleichſam wieder in Harmonie auflöſt. Von unſerem in Rudelſtadt projectirten Journal gab ich ihm auch einen Wink. Er würde ſehr geneigt ſein, ſich zu einem ſolchen geſellſchaftlichen Werke zu vereinigen, beſonders wenn es zugleich von einer bürgerlichen geſellſchaftlichen Verbindung an demſelben Orte begleitet werden könnte. Von Körner werde ich Ihnen die verlangte Muſik kommen laſſen. Ich hoffe auch, daß ſeine Compoſition auf die Hymne, die er mir verſprochen hat, nun bald fertig ſein ſoll. Könnt' ich doch nur manchmal eine Stunde zuhören, wenn Sie ſpielen und neue Wärme für meine Arbeiten daraus ſchöpfen! Heute habe ich mir viele Beſuche vorgenommen, auch bei Goethe'n. Goethe iſt ſo gar ſelten allein, und ich möchte ihn doch nicht gern blos beobachten, ſondern mir auch etwas für mich aus ihm herausnehmen. Der Herzog iſt die Abende faſt immer da, und den Vormittag belagern ihn Geſchäfte.

---

*) Karl Philipp Moritz, geboren am 15. September 1757 zu Hameln, geſtorben am 26. Juni 1793 zu Berlin als Königl. Preuß. Hofrath und Profeſſor der bildenden Künſte.

**) S. die philoſophiſchen Briefe zwiſchen Julius und Raphael in Schiller's Werken.

***) Berlin 1783—1793. 10 Bde.

Sie haben bemerkt, daß mein voriger Brief nicht heiter geſchrieben war. Doch erinnere ich mich keiner ſchlimmen Laune. Es iſt aber möglich, daß man von ihr unbemerkt gedrückt wird, wenn ſie nicht ausfließt und immer von denſelben Gegenſtänden umringt und befangen iſt. Es könnte alſo doch eine Folge meines einſamen Lebens geweſen ſein. Aber Sie ſollen nicht durch mich verſtört werden. Fließt auch zuweilen etwas Melancholiſches in meine Briefe mit ein, ſo müſſen Sie denken, daß dieſe Laune vorbei iſt, wenn Sie den Brief erhalten.

107.

An Charlotte von Lengefeld.

Weimar, den 12. December 1788.

In dieſem grimmigkalten Wetter habe ich Sie ſchon oft bedauert. Ich weiß, wie ungern Sie ſich in Ihr Zimmer einſperren laſſen, und daß freie Luft und heiterer Himmel gewiſſermaßen zu Ihrem Leben gehören. Die ſchönen Berge werden jetzt traurig um Rudolſtadt liegen, aber auch in dieſer traurigen Einförmigkeit immer groß. Daß ich ſie nur vor meinen Fenſtern hätte! Mir macht dieſes winterliche Wetter mein Zimmer und meinen ſtillen Fleiß deſto lieber und leichter, und läßt mich die Entbehrungen, die ich mir auflegen muß, deſto weniger empfinden. Der Donnerſtag ſetzt mich immer in gute Laune, weil mir ein gewiſſes Vergnügen aufbewahrt iſt. Ueberhaupt ſollte man ſich immer einen Tag oder mehrere in der Woche mit irgend einer periodiſch zurückkehrenden und fortdauernden Freude bezeichnen. Das Leben verfließt dann ſo angenehm — es macht einen künſtlichen Pulsſchlag in unſerm Daſein, und wie von einer ſchönen Treppe zur andern, ſchreitet Leben und Hoffnung darauf weg.

Ich lebe noch immer mein ſtilles Leben, und bin dieſe Woche nur einmal ausgekommen. Ich hatte einen Beſuch von meinem Landsmann Schubart*) Er iſt von Berlin hier durchgereiſt, um nach Mainz zu gehen, wo er bei der preußiſchen Geſandtſchaft angeſtellt iſt. Er iſt auch Dichter, aber kein geborner. Frühe Lectüre von Poeten, frühe Verſuche und poetiſche Arbeiten, wozu ihn das Beiſpiel und die Aufmunterung ſeines Vaters**) verführten, haben ihm eine gewiſſe Fertigkeit, einen Vorrath von Bildern und Styl verſchafft, die, wenn ſie von einer gründlichen Ausbildung ſeiner übrigen Kräfte unterſtützt werden, ihm noch wol eine Stelle unter unſern lesbaren Schriftſtellern verſchaffen können. Sonſt iſt's ein guter redlicher Charakter, der vorzüglich viel vom ſchwäbiſchen Provinzialcharakter in ſich hat. Er hat den Tag vor ſeiner Abreiſe den Carlos in Berlin aufführen ſehen, der auf Befehl des Königs mit vielem Pomp ſchlecht gegeben worden iſt. Die Scene des Marquis mit dem König ſoll ſehr gut geſpielt werden, und Sr. Majeſtät ſehr an's Herz gegangen ſein. Ich erwarte nun alle Tage eine Vocation nach Berlin, um Herzbergs Stelle zu übernehmen und den preußiſchen Staat zu regieren. Was mir bei dieſer Gelegenheit vielen Spaß macht, iſt, daß Engel und Ramler, die Theaterdirecteurs, die ich als meine Antagoniſten kenne, nicht einmal ſo viel Conſequenz und Feſtigkeit beſitzen, um ihren Geſchmack bei der Wahl der Stücke zu behaupten. Engel hat einigen Schauſpielern die Rollen im Carlos auslegen und einlernen müſſen, und ich weiß, wie ſehr Engel wünſcht, ſolche Stücke von der deutſchen Bühne zu vertreiben. Aber was unterhalte ich Sie davon? Ich wollte Ihnen auch gern etwas ſchreiben, was außer meinem Zimmer vergeht.

---

*) Ludwig Schubart, geboren am 17. Februar 1766 zu Geislingen im Ulmiſchen, geſtorben den 27. December 1811 zu Stuttgart.

**) Chriſtian Friedrich Daniel Schubart, geboren am 26. März 1739 zu Oberſontheim in Schwaben, ſaß von 1777—1787 auf der Feſtung Hohen-Aſperg gefangen und ſtarb am 10. Oktober 1791 als Hof- und Theaterdichter zu Stuttgart.

Frau v. Stein habe ich ſeitdem nicht wieder geſehen; es wird aber mit nächſtem geſchehen. Nur noch dieſen Monat, dann habe ich immer einige Stunden mehr für geſellſchaftlichen Umgang. Ich wäre recht gern oft um die Stein, weil ihr Weſen mir ſehr wohl zuſteht, und daß Sie Ihre Freundin iſt, macht ſie mir um ſo lieber. In meinem nächſten Briefe hoff' ich, Ihnen etwas von ihr ſagen zu können. Daß Sie und Caroline ſo gut zuſammenſtimmen, freut mich ſehr. Es iſt überhaupt ſelten, daß Schweſtern, die von früher Kindheit an in ſo viele Colliſionen kamen, bei entwickeltem Charakter etwas ſind. Ihre beiderſeitige gute Harmonie iſt ein ſchöner Genuß für mich, wenn ich Sie in meinem Herzen vereinige, wie Sie ſich ſelbſt vereinigt haben. Möchten Sie oder möchte vielleicht das Schickſal Sie Beide nie weit auseinander führen, wenn es möglich iſt. Es iſt gar niederſchlagend für mich, wenn ich Sie mir getrennt denke, weil ich dann immer Eine, wo nicht Beide, entbehren müßte. Auch Sie würden einander ſehr fehlen und nicht mehr erſetzen. — Die Art, wie Ihnen Shaftsbury empfohlen wird, machte mich lachen: es ſieht juſt ſo aus, als wenn eine ſehr häßliche Perſon einer andern eine Seife recommandirt, mit der Verſicherung, ſie mache ſchön, und ſie habe ſich ihrer fleißig bedient.

108.

An Charlotte von Lengefeld.

Weimar, den 28. December 1788.

Sehr lang iſt mir die Zeit geworden, die mir kein Lebenszeichen von Ihnen gebracht hat. Ich habe das Unglück zwar ſchon von weitem geahnt, weil die Kälte gar zu ſtreng war, aber es iſt doch, als ſollte es nicht ſein, daß wir ſo lange nichts von einander hören, und es iſt gut, daß es ſo iſt! Für die mannigfachen intereſſanten Nachrichten, die Sie mir von Ihren Beſchäftigungen geben, kann ich Ihnen nichts Aehnliches erwiedern, denn meine Exiſtenz war bisher noch die alte, Arbeit ohne Geiſtesgenuß.

Das Dringendſte iſt ſeit geſtern vorbei, und nun werde ich auch mehr Menſchen ſehen. Aber eine Nachricht von mir kann und darf ich Ihnen doch geben; weil ſie leider eine meiner ſchönſten Hoffnungen für eine Zeitlang zu Grunde richten wird. Es iſt beinahe ſchon richtig, daß ich als Profeſſor der Geſchichte künftiges Frühjahr nach Jena gehe. So ſehr es im Ganzen mit meinen Wünſchen übereinſtimmt, ſo wenig bin ich von der Geſchwindigkeit erbaut, womit es betrieben wird. Aber der Abgang *Eichhorn's**) machte es in mehrerm Betracht nothwendig: Ich ſelbſt habe keinen Schritt in der Sache gethan, habe mich aber *übertölpeln* laſſen; und jetzt, da es zu ſpät iſt, möchte ich gern zurücktreten. Man hatte mich vorher ſondirt, und gleich den Tag darauf wurde es an unſern Herzog nach Gotha geſchrieben, der es an dem dortigen Hofe gleich einleitete. Jetzt liegt es ſchon in Koburg, Meiningen und Hildburghauſen, und iſt vielleicht in drei Wochen entſchieden. — Alſo die ſchönen paar Jahre von Unabhängigkeit, die ich mir träumte, ſind dahin; mein ſchöner künftiger Sommer iſt auch fort; und dieſes Alles ſoll mir ein heilloſes Catheder erſetzen. Das Beſte an der Sache iſt doch immer die Nachbarſchaft von Ihnen. Ich rechne darauf, daß *Sie* mir in dieſem Sommer eine himmliſche Erſcheinung in Jena ſein werden, weil ich das erſte Jahr zu viel zu thun und zu leſen habe, um noch etwas Zeit für die Wünſche meines Herzens übrig zu behalten. Dafür verſpreche ich Ihnen die folgenden Jahre dieſen Liebesdienſt wett zu machen. Iſt für mich nur erſt ein Jahr überſtanden, ſo lieſt ſich's alsdann im Schlafe, und ich habe meine Seele wieder frei.

---

*) Nach Göttingen.

Goethen hab' ich unterdeſſen einmal beſucht. Er iſt bei dieſer Sache überaus gütig geweſen, und zeigt viele Theilnahme an dem, was er glaubt, daß es zu meinem Glück beitragen werde. Ob es mich glücklich macht, wird ſich erſt in ein paar Jahren ausweiſen. Doch habe ich keine übeln Hoffnungen. Werden Sie mir nun auch noch gut bleiben, wenn ich ein ſo pedantiſcher Menſch werde, und am Joch des gemeinen Weſens ziehe? — Ich lobe mir doch die goldene Freiheit. In dieſer neuen Lage werde ich mir ſelbſt lächerlich vorkommen. Mancher Student weiß vielleicht ſchon mehr Geſchichte, als der Herr Profeſſor. Indeſſen denke ich hier wie Sancho Panſa*) über ſeine Statthalterſchaft. Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verſtand; und hab' ich nur erſt die Inſel, ſo will ich ſie regieren wie ein Daus! Wie ich mit meinen Herrn Collegen, den Profeſſoren zurechtkomme, iſt eine andere Frage. — Moritz habe ich auch wieder geſprochen, und finde ihn immer intereſſanter. Er hat überaus viel Güte und Wahrheit in ſeinem Charakter, und manches Drollige in ſeinem Betragen, das ſeinen Umgang angenehm macht.

---

*) In dem Don Quixote von Cervantes.

109.

An Charlotte v. Lengefeld.

Weimar, den 3. Januar 1789.

Zuerſt danke ich Ihnen für das Oſſianſche Lied, das Sie ſehr glücklich gewählt haben. Es überraſchte mich, da ich mich nicht erinnere, es ſchon geleſen zu haben, und Oſſian's ganzer Geiſt athmet darin. Alles iſt ſo rein, ſo edel in ſeiner Schilderung: „Fingal kam von der Jagd und fand den lieblichen Fremden. Sie waren wie zwei Lichtſtrahlen in der Mitte ſeiner Halle.“ Welcher Dichter hätte dies ſchöner ſagen können! Auch die feinſte Beſcheidenheit iſt Oſſian eigen. Wie leicht ſchwebt er am Schluß des Gedichts über ſeine eignen Thaten hin, die er uns nur in den Folgen merken läßt, nicht ſchildert! Es freut mich, daß Sie dieſem ſchönen Dichter treu bleiben, und ſich auf die beſte Art, die möglich iſt, durch Ueberſetzungen mit ſeinem Geiſte familiariſiren. Endlich werden Sie noch ein ganz Oſſianſches Märchen! Die Ueberſetzung iſt ungezwungen, und thut dem Original durchaus keine Gewalt an. Etwas weniger Wortverſetzungen und einige Bindewörter mehr, die die kurzen und abgebrochenen Sätze angenehm ineinanderfügen und zerſchmelzen — ſo wird die Ueberſetzung ganz harmoniſch fließen. Alsdann muß ich Ihnen wegen der merklichen Beſſerung, die in dem n und m ich wahrnehme, meinen Glückwunſch abſtatten. Jetzt würde ich ſie Ihnen ohnehin nicht mehr paſſiren laſſen können, denn was ein Dichter ſchlechtweg verzeiht, darf ein Profeſſor nicht mehr ſo hingehen laſſen.

Die Hoffnung, die Sie mir für den Sommer und kommenden Winter machen, Sie öfters zu ſehen, iſt eine wahre Wohlthat für mich geweſen, und mein Herz brauchte ſie, um ſich in dem genußloſen Daſein, das mir bevorſteht, daran feſt zu halten. Sie ſehen meine künftige Situation von der guten Seite, die, wenn ſie auch wirklich da wäre, von der ſchlimmen gar ſehr überwogen wird. Um mich des neuen Faches, in das ich mich jetzt einlaſſe, zu bemächtigen, daß ich meine eigene Zufriedenheit verdiene und gründlich darin wirken kann, muß ich zwei, drei Jahre jeder andern Thätigkeit abſterben, und in einem Schwall von mehr als tauſend geiſt- und herzloſen alten Schriften herumwühlen. Das iſt doch in der That traurig für mich! Dazu kommt, daß mir in Jena keine Vortheile angeboten werden können, mich ſchadlos zu halten und mir eine angenehme Unabhängigkeit zu verſchaffen. Dieſer Umſtand kommt auch dabei ſehr in Betracht, und könnte mich in der Folge zwingen, Jena mit einem andern Platze zu vertauſchen. Doch ich mag dieſes jetzt gar nicht denken. Ich überrede mich ſo gern, daß Ihre Vorſtellung von der Sache die gegründete wäre. **Körner** wünſcht auch, ich möchte frei geblieben ſein, und eigentlich kann ich ſeine Gründe nicht mißbilligen, da ich in der That für den Verluſt meiner Unabhängigkeit und eines ſo großen Theils meiner Zeit keinen oder nur nur einen ſehr zukünftigen Erſatz habe. Aber auch er ſieht meinen Schritt nicht in dem rechten Lichte. In der That iſt es von meiner Seite nichts Anderes, als eine heroiſche Reſignation auf alle Freude in den nächſten drei Jahren, um für meinen Geiſt allenfalls in der Folge eine lichte Zukunft dadurch zu gewinnen. Um glücklich zu ſein, muß ich in einem gewiſſen ſorgenfreien Wohlſtande leben, und dieſer muß nicht von den Producten meines Geiſtes abhängig ſein. Dazu konnte mich aber nur dieſer Schritt führen, und darum habe ich ihn gethan. Ihre Vorſtellung, daß wir dann wenigſtens die **Seele** mit einander gemein haben, hat mir Vergnügen gemacht. Mich beſonders wird ſie immer erinnern, daß ſie von Rudolſtadt herkommt. Mit den ſchönen Pfirſichen und Weintrauben wollen wir einen großen Handel unter einander treiben.

Sie wollen wiſſen, ob **Moritz** ſich überhaupt für ſeinen **Anton Reiſer** gehalten haben will? Aus der Art, wie er davon ſpricht, ſollte ich's faſt glauben, und überhaupt iſt er der Menſch nicht, der in ſolchen Dingen an ſich hält. Er iſt Philoſoph und Weltbürger, dem es gar nicht einfällt, ſein eignes Ich zu ſchonen, wo es darauf ankommt, der Wahrheit und Schönheit zu huldigen. — Frau v. Stein werde ich bald wiederſehen. Käme es auf meinen Wunſch an, ich beſuchte ſie alle Tage; es iſt mir wohl in ihrer Geſellſchaft. Goethe war einige Zeit nicht wohl; er bekam einen Anfall von böſem Halſe, hat ſich aber wieder gebeſſert. Verwahren Sie ſich ja vor der böſen Kälte, daß Sie nicht krank werden. Das wird wahrhaftig ein fürchterlicher Winter, und Sie Beide beſonders ſind übel daran. Wären alle Winter ſo ſtreng, ſo müßten wir der Sonne um zehn Grad näher rücken.

110.

An Caroline v. Beulwitz.

Weimar, den 3. Januar 1789.

Wie ich mein neues Verhältniß anſehe, wird Ihnen Ihre Schweſter ſagen, der ich vorher davon geſchrieben habe. Der Abſchied von den ſchönen, freundlichen Muſen iſt immer hart und ſchwer, und die Muſen, ob ſie ſchon Frauenzimmer ſind, haben ein rachſüchtiges Gemüth. Sie wollen verlaſſen, aber nicht verlaſſen werden, und wenn man ihnen den Rücken gekehrt hat, ſo kommen ſie nachher auf kein Rufen mehr zurück. Wenn dies aber auch nicht wäre, ſo rächen ſie ſich ſchon durch ihre Abweſenheit genug. — Mit den Menſchen in Jena hoff' ich ſchon leidlich auszukommen. Eigentlich gerathe ich mit keinem in Colliſion, weil ich nicht hingehe, um Geld zu verdienen, und höchſtens zwei Collegien leſe.

Moritz wird noch vier Wochen hier bleiben. Ich habe ſeine Schrift über die bildende Nachahmung des Schönen *) nur flüchtig geleſen. Er iſt ſchwer zu verſtehen, weil er keine feſte Sprache hat, und ſich mitten auf dem Wege philoſophiſcher Abſtraction in Bilderſprache verirrt, zuweilen auch eigene Begriffe mit anders verſtandenen Wörtern verbindet. Aber er iſt vollgedrängt von Gedanken und nur zu vollgedrängt, denn ohne einen Commentar wird er nicht verſtanden werden. Von Schwärmerei iſt er nicht frei, und Herderſche Vorſtellungsarten ſind ſehr ſichtbar. Was mir und einem jeden Schriftſteller mißfallen muß, iſt die übertriebene Behauptung, daß ein Produkt aus dem Reiche des Schönen ein vollendetes rundes Ganze ſeyn müſſe; fehlte nur ein einziger Radius zu dieſem Cirkel, ſo ſinke es unter das Unnütze herunter. Nach dieſem Ausſpruch haben wir kein einziges vollkommenes

---

*) Braunſchweig 1788.

Werk, und ſobald auch keins zu erwarten. Was er mündlich in einigen Orten hier behauptet hat, iſt übertrieben, und fällt in's Lächerliche. Es ſcheint, daß er keinen Dichter anerkennt, als Goethe. Den Egmont rechnet er ſogar unter dieſe vollendeten Producte*), welchen Goethe ſelbſt hoffentlich nicht für vollkommen hält. Ich ärgere mich über jeden Sectengeiſt und Vergötterung Anderer; aber an Moritz iſt ſie mir doppelt unausſtehlich, weil er ſelbſt ein vortrefflicher Kopf iſt. Uebrigens haben ſeine philoſophiſchen Unterſuchungen ſehr glücklich auf ſein Gemüth gewirkt, und ihn aus einer ſchrecklichen Seelenlage geriſſen, wie er ſelbſt geſteht. Sein Geiſt hat durch anſtrengendes Denken über ſeine Hypochondrie geſiegt, die ihn bei ſeiner Diſpoſition zur Schwindſucht, ohne dieſe innere Hülfe, bald würde aufgerieben haben. Ich bin begierig, was Sie zu ſeiner Schrift *** ſagen werden. Sie müſſen ſie ſich anſchaffen, es ſind nur drei Bogen. Ich habe jetzt leider für ſolche Materien keine Zeit, ſonſt würde ich mich kaum überwunden haben, mich auch darein einzulaſſen. Aber einmal nehme ich ſie doch vor, wäre es auch nur, um meine eigenen Ideen darüber zu berichtigen.

---

*) Vgl. Schiller's Kritik dieſes Schauſpiels in ſeinen Werken.

111.

An Caroline v. Beulwitz.

Weimar, den 4. Januar 1789.

Tröſtlich iſt mir Ihr Verſprechen, daß Sie mich in Jena beſuchen wollen, ſonſt wüßte ich mir nicht zu rathen, denn es würde, der gar zu vielen Geſchäfte wegen, ein ganz freudenloſes Jahr für mich ſein. Wenn ich nicht alle Freuden der Zukunft im Proſpecte zu Hülfe nähme, ſo würde die Gegenwart mir das Leben verleiden. Ich hoffe, der Himmel hat es am Ende doch gut mit mir vor — und die ſchönſte Seite, von der Sie die Sache mir zeigen, richtet mich wieder auf.

112.

An Caroline v. Beulwitz.

Weimar, den 26. Januar 1789.

Endlich hab' ich mich doch wieder mit der Natur zuſammengefühlt, und nach einem lebendigen Begräbniß auf meinem Zimmer von faſt vierzehn Tagen wieder im Freien geathmet. Mein Herz war leer und mein Kopf zuſammengedrückt — ich hatte die Stärkung höchſt nöthig. Die liebliche Luft und der geöffnete Boden haben mir die Scenen des vorigen Sommers wieder lebhaft in's Gedächtniß gebracht. Der gewöhnliche Weg von Volksſtädt, um die ſchöne Ecke herum, bei der Brücke, die Berge jenſeits der Saale, vom Abendroth ſo ſchön beleuchtet, Rudolſtadt vor mir, und von weitem der grüne Pavillon, den mein Perſpectiv juſt noch erreicht — Alles das ſtand wieder lebendig vor mir. Ich glaubte mich auf dem Wege zu Ihnen, und in der That war ich's auch — denn ſeitdem ich von Rudolſtadt weg bin, iſt der Weg nach Belvedere mein Lieblingsſpaziergang. Aber ich habe Sie nicht gefunden — das war der große Unterſchied. Wären die Sachen noch im vorigen Herbſt, ſo hätte ich jetzt die Hälfte unſerer Trennung zurückgelegt, und die noch übrige würde um ſo ſchneller vergehen, weil es die zweite iſt. Ich ſehe täglich mehr ein, daß ich dieſen Schritt nicht anders, als unter den entſchiedenſten ökonomiſchen Vortheilen hätte thun ſollen. Eine ſehr anſehnliche und ſolide Verbeſſerung von dieſer Seite wäre vielleicht dieſe Aufopferung von Zeit und von Freiheit werth geweſen. Aber ſo wie die Sachen ſtehen, hab' ich blos Ausſichten, und für den Augenblick poſitiven Verluſt. Dies ſind keine angenehme Betrachtungen. Ich habe in dieſer Zeit die Histoire de mon temps, zwei Bände, geleſen. So glaubwürdig und zuverläſſig die Quelle iſt, ſo muß ich dennoch geſtehen, daß ihr noch Manches zur befriedigenden Vollkommenheit fehlt. Die Voltaireſche Manier zu beſchreiben und mit einem witzigen Einfall über erhebliche Details hinwegzuklitſchen, iſt nicht das Nachahmungswürdige im hiſtoriſchen Styl. Im Ganzen iſt die Anſicht doch nur individuell, freilich in einem großen Kopfe und in einem Kopfe, der ſehr wohl unterrichtet iſt; aber die Capricen, die den großen Friedrich in ſeinem handelnden Leben regiert haben, haben auch ſeine Feder redlich geleitet. Die Rolle, die er ſeine Marie Thereſia ſpielen läßt, iſt fein angelegt, aber nicht ohne Bosheit. Sie werden ſich vielleicht erinnern, daß er bei aller Mäßigung, die er ſich gegen ſie auferlegt zu haben ſcheint, nie unterläßt, „ſie im Glück übermüthig zu zeigen." Ich glaube nicht, daß ein feinerer Kunſtgriff hätte gewählt werden können, das Intereſſe für ſie zu unterdrücken. Dieſer Kunſtgriff wird ſo häufig und mit ſo viel Ausführlichkeit angewandt, daß die Abſicht nicht zu verkennen iſt. — Dies iſt aber auch das einzige ſtärkende Buch, das ich unterdeſſen geleſen habe. Ich bin dazu verdammt, mich durch die geſchmackloſeſten Pedanten durchzuſchlagen, um Dinge daraus zu lernen, die ich morgen wieder vergeſſe. Ich habe noch nie eine ſo große Verſuchung gefühlt, ein neues Schauſpiel anzufangen, als dieſen Winter — gerade weil die Umſtände es verbieten. Mein *Geiſterſeher* hat mich dieſe Tage etlichemal ſehr angenehm beſchäftigt. Der Zufall gab mir Gelegenheit, ein philoſophiſches Geſpräch herbeizuführen, welches ich ohnehin nöthig hatte, um die freigeiſteriſche Epoche, die ich den Prinzen durchwandern laſſe, dem Leſer vor Augen zu ſtellen. Bei dieſer Gelegenheit hab' ich nun ſelbſt einige Ideen bei mir entwickelt, die Sie darin wohl errathen werden (denn Gott bewahre mich, daß ich *ganz* ſo denken ſollte, wie der Prinz in der Verfinſterung ſeines Gemüths); auch, glaub' ich, wird Ihnen die Darſtellung durch ihre Klarheit gefallen. Jetzt bin ich eben bei der ſchönen Griechin, und um mir ein Ideal zu holen, werde ich die nächſte Redoute nicht verſäumen. Ich möchte gern ein recht romantiſches Ideal von einer liebenswürdigen Schönheit; aber dies muß zugleich ſo beſchaffen ſein, daß es — eine eingelernte Rolle iſt, denn meine liebenswürdige Griechin iſt eine abgefeimte Betrügerin. — Schicken Sie mir doch in Ihrem Briefe ein Portrait, wie Sie wünſchen, daß ſie ſein ſoll, wie ſie Ihnen recht wohl gefiele, und auch Sie betrügen könnte. Ich erfahre bei dieſer Gelegenheit Ihre Ideale von weiblicher Vortrefflichkeit (nicht von der ſtillen nämlich, ſondern von der erobernden). Haben Sie mir dies Gemälde eingeſchickt, ſo werde ich Sie alsdann bald um noch eins von andrer Art erſuchen. Sie ſehen, daß ich Alles anwende, um mir meine gegenwärtige Beſchäftigung lieb zu machen. Ich höre mit Bedauern, daß Ihnen Ihre Pflanzen erfroren ſind, aber andern Theils iſt mir's lieb, denn nun kann ich doch mit dem Geſtändniß herausgehen, daß mir es ebenſo gegangen iſt. Ich wollte es recht gern gut machen, und bewahrte das arme kleine Geſchöpfchen ſorgfältig vor der kalten Luft — aber hin war's! Ich ſchämte mich aber bis jetzt, Ihnen mein Unglück zu entdecken. Wenn ich in Jena bin, werde ich mir ein neues ausbitten. Für die Bücher, die Sie wünſchten, hab' ich bis jetzt nicht Sorge tragen können, weil ich nicht aus dem Hauſe gekommen war, und auch Niemand ſah. Ich ſchicke Ihnen ein kleines artiges Ding vom Dichter Jakobi, das ganz das Bild ſeiner Seele — niedlich und ſanft — iſt. Ich leſe Alles gern, was Jakobi ſchreibt; denn er iſt ein edler Menſch, und dieſer Charakter fließt in Alles ein, was er hervorbringt.

Körner läßt mich's jetzt entgelten, daß er Intereſſe an ſchriftſtelleriſchen Arbeiten findet. Er wird nachläſſig im Schreiben. Weil er immer etwas mitzuſchicken wünſcht, ſo wird nichts geſchrieben und nichts mitgeſchickt. Eine Lücke, die er in der Correſpondenz läßt, und einen Poſttag, den er übergeht, ſind für mich empfindliche Fehlſchlagungen der Erwartung, und das Schlimmſte iſt, ich darf es ihm nicht einmal verrücken; denn mein Gewiſſen ſpricht mich auch nicht ganz frei. Laſſen Sie ſich dieſes Beiſpiel zur Warnung dienen, und laſſen Sie ja keine Lücke in unſerm Briefwechſel aufkommen. Wenn es mir jemals gegen Sie begegnete, ſo müßten entweder unüberwindliche Abhaltungen von Außen, oder eine Laune daran Schuld ſein, in der ich nicht gern vor Ihnen erſcheinen möchte.

113.

An Caroline v. Beulwitz.

Weimar, den 5. Februar 1789.

Warum habe ich Ihren Geburtstag nicht gewußt? ſo hätt' ich ihn in der Stille durch eine fröhliche Unterhaltung mit unſerer Freundſchaft und angenehmen Rückerinnerungen, Hoffnungen und Projecten begangen. Ich hätte mich Ihnen näher gefühlt, und den fröhlichen Cirkel wenigſtens im Geiſte vermehren helfen. Indeſſen hat ihn der Zufall — oder der Zuſammenhang der Dinge — doch für mich zu einem angenehmen Tage gemacht. — Ich habe an demſelben die Künſtler *) vollendet, und ſo, daß ich damit zufrieden bin. Ich muß mich ſelbſt loben. Ich habe nichts ſo Vollendetes gemacht. — Ich habe mir aber auch noch zu nichts ſo viel Zeit genommen. Doch Sie werden ja ſehen. Ihr Brief iſt in einer ſehr heitern Stimmung geſchrieben. Sie leben in Frieden mit ſich ſelbſt, und mit der ganzen Welt. Warum kann ich nicht gleich unter Ihnen ſein, und mich auch in dieſen Ton ſtimmen laſſen? Alle meine Genüſſe muß ich tief aus meiner Seele hervorholen; die Natur giebt mir nichts, und die Menſchen ſuche ich nicht auf. Wenn ich glücklich ſein ſoll, ſo muß ein geſchloſſener Cirkel um mich herum ſein, der ohne mein Zuthun da iſt, und in dem ich nur gleich eintreten kann, den ich empfänglich geſtimmt finde. Darum war mir immer ſo wohl bei Ihnen, und Gefühle der Freundſchaft haben dies Glück nur verfeinert und vermehrt, nicht erſt neu hervorgebracht. Auch wenn wir weniger Freunde wären, würde mir Ihr näherer Umgang wünſchenswerth geblieben ſein. Hier fände ich von der Art nichts, auch wenn ich es ſuchte. Entweder ſind die Menſchen von ihren Ich's und was darauf Bezug hat, beſeſſen und abſorbirt, oder ſie ſind durch Façon für mich verdorben. Zerſtreuen kann man ſich allenfalls wohl bei Ihnen, aber nicht genießen. Einige Ausnahmen giebt es allerdings, und unter dieſe

---

*) Siehe dies Gedicht in Schiller's Werken

rechne ich Frau v. Stein und einige; aber dieſe ſind nicht einmal für mich zu haben, wenn ich es wünſche. Diderot's moraliſche Schriften, die Ihnen ſo viel Vergnügen geben, habe ich noch zu leſen, wie ich überhaupt noch viel zu leſen habe. Wie glücklich ſind Sie, daß Sie Alles ſo genießen können! glücklich, wie die unſchuldigen Kinder, für die geſorgt wird, ohne daß Sie ſich darum bekümmern dürfen, wo es herkommt. Sie gehen durch das literariſche Leben, wie durch einen Garten, brechen ſich und beriechen, was Ihnen gefällt — wenn der Gärtner und ſeine Jungen über lauter Arbeit nicht einmal die Zeit finden, ihre Pflanzungen, und was drum herum iſt, fröhlich zu genießen. — Meine Zeichnung werd' ich Ihnen ſchon noch verſchaffen. Sehen Sie beiliegendes Buch an; es iſt von einem jungen angehenden Schriftſteller*), aus dem gewiß noch etwas Gutes wird. Schon viel Bildung in der Sprache, ein fließender Dialog, ſanfte Empfindungen, vorzüglich im Cleomenes, freilich bei vielen Schlacken.

---

*) Scenen von Auguſt Lafontaine. Leipzig. 1789. 2 Theile.

114.

An Charlotte v. Lengefeld.

Weimar, den 5. Februar 1789.

Plane machen iſt etwas gar Angenehmes. Ich kann mir recht gut denken, daß die Unbeſtimmtheit, wie Sie die nächſten Jahre hinbringen werden, Ihnen jetzt manchen frohen Abend macht; und dieſe Projecte ſind oft das Beſte an der ganzen Sache. Das Carlsbad ſcheint Ihnen die Bäder nicht verleidet zu haben, weil Lauchſtädt auf das Tapet gekommen iſt. Wenn Sie nur recht vergnügt da leben, ſo wird es wohl auch geſund ſein. Ihr Plan wegen des Rendezvous mit Körner iſt ſo übel nicht, und von meiner Seite würde die Ausführung gewiß keine Schwierigkeiten haben, aber von Körner's Seite deſto mehrere. Ich wünſchte gar ſehr, Ihnen meinen Freund, wie er lebt und webt, darzuſtellen. Auf der andern Seite aber hab' ich von ſo abgebrochenen augenblicklichen Bekanntſchaften keine großen Erwartungen, und es giebt Menſchen, worunter z. B. Körner und auch meine Wenigkeit iſt, die, was ſie zu gewinnen haben, erſt langſam und ſo in ruhiger Stille gewinnen. Aber ſprechen läßt ſich auf alle Fälle noch davon.

Die letzte Redoute, auf der ich geweſen bin, hat mir die im vorigen Jahre, wo ich Sie ſo unverhofft vor mir ſtehen ſah, recht lebhaft in's Gedächtniß gebracht. Zwiſchen dieſen beiden Redouten iſt doch allerlei geſchehen, und das Angenehmſte iſt für mich doch unſtreitig unſere nähere Bekanntſchaft. Sie haben wohl Recht, daß Sie bei Ihrem letzten Aufenthalt in Weimar ſich nicht ſelbſt zugehörten, und mir noch weniger. Dieſen Winter wäre es noch weniger geweſen, weil wirklich mehr Zerſtreuung in Ihren hieſigen Cirkeln iſt, als im vorigen Jahre, an den Sie auch Theil nehmen würden. Mir machte die bloße Möglichkeit, Sie zu ſehen, ſchon Freude, und die Hoffnung, Sie — wär' es auch nur von weitem — hier oder dort zu ſehen, würde mich ohne Zweifel auch fleißiger in Komödien und Redouten gezogen haben. Aus Ihrem Plan für den nächſten Sommer und Winter erhellt doch immer ſo viel, daß wir einander nicht ganz verfehlen werden. Ich verlaſſe mich, wenn es nun einmal ſo weit iſt, auf meine Beredſamkeit, d. i. auf den lebhaften Ausdruck meines Wunſches, um Ihnen alsdann eine kleine Zugabe abzulocken.

Daß Sie einen Aufſatz von mir im Merkur*) verkannt, oder doch faſt verkannt haben, ſollte ich Ihnen als Autor und als Ihr Freund nicht vergeben; denn auch bei unbedeutenden Producten, wie an dieſem z. B. nicht viel iſt, auch nicht viel ſein ſoll, bildet ſich doch der Autor ein, daß man ſeine Manier kennen müſſe. Sie haben alſo eine ſchreckliche Sünde gegen mich begangen, daß Sie ſich's nur faſt eingebildet haben, und ich weiß gar nicht, wie Sie ſie wieder gut machen werden.

---

*) Spiel des Schickſals, Bruchſtück aus einer wahren Geſchichte; ſpäterhin in Schiller's Werken wieder abgedruckt.

Von Herder's Zurückkunft *) weiß ich Ihnen nichts Beſtimmtes zu ſagen, als daß man ihn hier faſt allgemein zu Oſtern zurück erwartet. — In einem der nächſten Stücke des Merkur finden Sie vielleicht ein Fragment von Gibbon **), das Körner überſetzt hat. Verſprochen hat er mir wenigſtens eins zu ſchicken. In meiner Beſchwerde über ſeine nachläſſige Correſpondenz that ich ihm diesmal Unrecht. Er hat mir eine ſehr triftige Urſache davon angegeben. Der preußiſche Geſandte in Dresden, ein Herr Graf v. Gesler, glaub' ich, an dem er dieſen vorigen Herbſt eine ſehr intereſſante Bekanntſchaft gemacht hat, iſt ſehr krank, und Körner hat ihn faſt nie verlaſſen. An Menſchen von Sinn, Kopf und Herzen iſt in Dresden ein ſolcher Mangel, daß ich es Körnern nicht verdenke, wenn er einen glücklichen Fund feſtzuhalten ſucht.

Für den Myrthis vielen Dank: es iſt doch etwas

---

*) Aus Italien.

**) Aus E. Gibbon's History of the decline and fa of roman empire. London 1775 — 1788. 4 Vol.

Lebendiges und kommt von Rudolſtadt. Dieſer Tage habe ich auch den Strauß noch gefunden, womit Sie mich an meinem Geburtstage angebunden haben. Freuen Sie ſich des umgänglichen Wetters, das Ihnen nun Ihre ſchönen Thäler und Berge wiederzeigt. Laſſen Sie ja keine Düſterheit der Laune aufkommen. Ich wünſchte Sie immer fröhlich und glücklich. Weil Sie es doch einmal übernommen haben, ſich mit meinen Commiſſionen zu beſchweren, ſo bitte ich Sie denn wieder freundlich und höflich, mir ein neues Pfund Thee durch den vorigen Canal zu verſchaffen. Haben Sie aber die Güte und ſchreiben den Preis darauf; ich habe ihn rein vergeſſen.

115.

An Charlotte v. Lengefeld.

Weimar, den 12. Februar 1789.

Mit den Schilderungen, um die ich Sie bat, und die Sie mir entworfen haben, iſt es gegangen, wie ich mir dachte. Sie würden Ihr Geſchlecht gut vertheidigen. Aber ich wollte Ihnen gern einige Geſtändniſſe bei dieſer Gelegenheit ablocken, welche Sie aber gar verſtändig, wie Odyſſeus ſagt, umgangen ſind. Uebrigens iſt davon gar keine Frage, daß Sie ſich nicht Recht geben ſollten. Ein Anderes aber iſt das Intereſſe einer Farce, wie der Geiſterſeher doch eigentlich nur iſt, ein Anderes das Intereſſe eines Romans oder einer Erzählung, wo man jedem Schritt, den der Dichter im menſchlichen Herzen thut, ruhig und aufmerkſam nachgeht. Der Leſer des Geiſterſehers muß gleichſam einen ſtillſchweigenden Vertrag mit dem Verfaſſer machen, wodurch der Letztere ſich anheiſchig macht, ſeine Imagination wunderbar in Bewegung zu ſetzen, der Leſer aber wechſelſeitig verſpricht, es in der Delicateſſe und Wahrheit nicht ſo genau zu nehmen. Sonſt glaube ich übrigens doch, daß ſich auch noch Fälle denken laſſen, wo Liebe, mit einem ungewöhnlichen Feuer behandelt, durch ſich ſelbſt als ein inneres Ganze, auch ohne Moralität imponiren kann. Ein Menſch, der liebt, tritt, ſo zu ſagen, aus allen übrigen Gerichtsbarkeiten heraus, und ſteht blos unter den Geſetzen der Liebe. Es iſt ein erhöhteres Sein, in welchem viele andere Pflichten, viele andere moraliſche Maßſtäbe nicht mehr auf ihn anzuwenden ſind. Dies kommt indeſſen meiner Griechin nicht zu gute, die nicht in dem Grade lieben wird. Aber der Leſer braucht ſich auch nicht mehr für ſie zu intereſſiren, ſobald ihm die Augen aufgegangen ſind. Was ſie thut, muß ſie vorher thun. Ich hatte gehofft, Ihnen ein neues Heft vom Geiſterſeher heute mitſchicken zu können; aber es iſt keins angekommen.

Von Moritzens Bogen haben Sie mir noch zu wenig geſagt. Es iſt unendlich viel darin, das in die wichtigſten Angelegenheiten des menſchlichen Daſeins eingreift, und das ſowohl durch ſeine abſolute Wahrheit, als hie und da auch durch ſeine Individualität und Paradoxien intereſſirt. Wieland hat mich neulich beſucht, bei welcher Gelegenheit auch über Moritzens Schrift viel geſprochen wurde. Ich muß nun zuweilen für ſeine Ideen fechten, ob ſie gleich nicht alle die meinigen ſind, weil er zuweilen unrecht beurtheilt wird. Doch hat dieſes öftere Nachdenken und Sprechen über Schönheit und Kunſt vielerlei bei mir entwickelt, und auf die Künſtler *) beſonders einen glücklichen Einfluß gehabt. Ich möchte in der That wiſſen, was Goethe dabei fühlen wird; denn ſo wenig mir ſeine Exiſtenz giebt, ſo hoch ſchätze ich ſein Urtheil. Wie viel doch kleine Umſtände können! Vor einigen Tagen war Wieland bei mir, eine kleine Fehde, die wir über eine Stelle in den Künſtlern hatten, mit mir abzuthun. Das Geſpräch führte uns weit in gewiſſe Myſterien der Kunſt. Wieland war kaum eine halbe Stunde weg, ſo durchlas ich meine Künſtler *). Einige vorher ſehr werth gehaltene Strophen ekelten mich an, und dies gab mir Anlaß, vierzehn neue dazu zu thun, die ich nicht in mir geſucht hätte, d. h. deren Inhalt bisher nur in mir geſchlafen hat. Sie werden ſie bald unterſcheiden. Dieſen Abend wird

---

*) S. dies Gedicht in Schiller's Werken.

Fiesko hier geſpielt, nach einer fürchterlichen Rollenbeſetzung. Wohl mir, daß ich ihn nicht ſehen muß.

116.

An Charlotte v. Lengefeld.

Weimar, den 25. Februar 1789.

Ich habe Ihnen den Vorwurf gemacht, daß Sie mir über meine Griechin und über *Moritzens* Aufſatz ſo wenig geſchrieben haben; und hätte Ihnen dafür danken ſollen, daß Sie nur *ſo viel* thaten. Sie waren nicht wohl, und mußten das Bette hüten, und haben doch an mich gedacht. Dafür ſei Ihnen alles Schöne gewünſcht! Vor Allem aber werden Sie recht geſund und laſſen ſich von dieſem milden Wetter in eine recht heitere Laune ſtimmen. Dieſe Verkündigung des Frühlings erfreut Herz und Seele. Ich mache mir dieſe milde Luft auch zu nutze, und lebe mehr mit der Natur. In wenigen Tagen iſt ſchon März, in zwei Monaten iſt es ein Jahr, daß ich nach Volksſtädt gezogen bin. Wie ſchnell eilt die Zeit! Wie nahe wäre ich jetzt dem ſchönen Zeitpunkt unſers Zuſammenſeins, wenn Alles geblieben wäre, wie wir's bei meinem Abſchied ausmachten! Aber es werden ſchon noch ſchöne Tage oder doch ſchöne Stunden kommen.

Geſtern war die letzte Redoute; ich war aber nicht darauf. Ein drückendes Kopfweh hat mir alle Luſtbarkeit verleidet. Ich kann Ihnen alſo von dieſen Herrlichkeiten gar nichts erzählen. Ich war kürzlich bei Knebel *), und habe mich ganz warm mit ihm über Metaphyſik geſtritten. In Jena wird dies noch manchmal der Fall ſein. Wir vertragen uns in philoſophiſchen Diſputen recht gut, und Ideen bei einem zu entwickeln, oder die, welche man ſchon hat, zu einer gewiſſen Klarheit im Vortrag zu bringen, dazu iſt Knebel ſehr gut. — Ich negocire mir jetzt ein Logis in Jena. Ein Bekannter von mir, ein gewiſſer Göttling, der als Profeſſor der Chemie nach Jena geht, hatte mir Hoffnung gemacht, daß wir ein ganzes Haus zuſammenmiethen könnten, und alſo recht ungeſtört ſein würden; aber es geht nicht an; und mir thut es wirklich leid. Ich machte mir ſchon kleine Plane von dem Vergnügen, das ich in meinen verlornen Stunden an ſeinen chemiſchen Operationen finden würde. Die Chemie hat viele Reize, ſie giebt mannigfaltige Verwickelungen, und löſt ſie angenehm auf.

Körner ſchickte mir dieſe Tage ein Fragment, das er aus Gibbon überſetzte. Es iſt Mahomet's Portrait

---

*) Karl Ludwig v. Knebel, geb. den 30. Nov. 1744 zu Wallerſtein, geſt. als Großherzogl. Sachſ. Weimar. Major zu Jena den 23. Febr. 1834. Vgl. Blätter für liter. Unterh. 1834. Nr. 95—99.

und die Geſchichte der erſten Gründung ſeiner Religion. Dies iſt das erſte, was ich von Gibbon leſe. Ich finde es voll Genie und mit einem kräftigen Pinſel dargeſtellt. Aber im hiſtoriſchen Stil liebe ich doch mehr die Leichtigkeit der Franzoſen. Mir kommt vor, daß Gibbon noch keinen gebildeten hiſtoriſchen Stil hat, und daß er die Kürze der Alten etwas affectirt. Doch ich kann leicht die Fehler der Ueberſetzung dem Original zur Laſt legen, und will alſo mein Urtheil ſuspendiren.

117.

An Charlotte v. Lengefeld.

Weimar, den 5. März 1789.

Ich bewundere den herkuliſchen Muth, womit die chère mère ſich der ſauerſten Arbeit unter der Sonne unterziehen will. Dies Wagſtück iſt groß, und die ganze hochfürſtliche Familie ſollte in Proceſſion, im Hemde und Wachskerzen in der Hand, eine ganze kalte Winternacht lang, vor ihren Fenſtern ein Kirchenlied dafür ſingen, daß ſie die Liebe haben will, ihr ein ſolches Opfer zu bringen. Daß ſich die chère mère darein finden wird, iſt gar keine Frage. Sie iſt für den Hof gebildet, und was ihre Frau und

Fräulein Töchter drücken und zur Verzweiflung bringen würde, iſt ihr ein Spiel. Es iſt auch gar keine Frage, daß ſie auf die zwei fürſtlichen Jungfrauen Einfluß haben und Segen in das Haus bringen wird. Aber ich fürchte nur, ſie wird manchen Genuß des Lebens daran ſetzen müſſen, und ſich doch am Ende ihres Werkes nicht zu erfreuen haben, wie ſie's wünſcht und verdient haben wird. Wenn ihr übrigens nur durch keine andere Autorität, durch keine andern Rückſichten die Hände gebunden werden; wenn ſie ganz ihrem eignen Verſtande folgen darf, ſo iſt Vieles gut. Ich wünſchte, daß ſie dieſes ja zur poſitiven Bedingung gemacht hätte; es würde ihr die Sache ſehr erleichtern und manchen Aerger erſparen.

Daß dieſe Veränderung Ihnen ſehr empfindlich fallen wird, kann ich mir wohl einbilden. Sie hatten ſo viele Freuden auf die ganze runde Zahl calculirt; nun zerſtreut ſich die kleine häusliche Geſellſchaft. Aber es iſt auch wieder gut für Sie, daß ſie eine Mutter auf dem Berge oben zu ſuchen haben. Es hielt immer ſo ſchwer, Sie dieſen Berg hinauf zu bringen, und am Ende hätten Sie mir alle Toleranz für das gute alltägliche Volk der Menſchen verlernt. Der Gedanke, Ihre Mutter zu zerſtreuen und zu erquicken, wird Ihnen manches neue Vergnügen machen; und wer weiß, ob Ihre nähere Vermiſchung mit dem Hofe nicht für manche Menſchen darunter wohlthätig wirkt. Sie wiſſen ja das Sprüchelchen aus der Bibel:

„Du ſollſt dein Licht nicht unter einen Scheffel ſtecken, ſondern du ſollſt es leuchten laſſen unter den Heiden!“

Die chère mère und ich treten alſo dieſes Jahr ein ähnliches Amt an, das gar erſtaunlich ehrwürdig iſt. Wir werden Beide ſehr nützliche Glieder für den Staat bilden. Ich wünſche nur, daß es ihr *einträglicher* ſein möchte, als mir; denn daß ſie dem übrigen gewachſen iſt, hat ſie (ich muß doch einmal galant ſein!) an ihren Töchtern bewieſen. — Wie wird dieſen Sommer Alles ſo verwandelt ſein bei Ihnen! Doch wenn *Sie* ſich nur nicht mit verwandeln, welches ich nicht fürchte, ſo hat das Alles nichts zu ſagen. Daß ich Sie in Rudelſtadt beſuche, ehe ich nach Jena gehe, war längſt mein Vorſatz, meine Freude und Hoffnung. Auch hoffe ich, daß dies möglich werden ſoll. Freilich ein Beſuch auf einen Tag iſt ſehr wenig, und mehr kann ich jetzt nicht daran verwenden, weil das Hin- und Herreiſen auch einen Tag nimmt. Aber ein Tag iſt doch unendlich viel mehr als keiner! Iſt es mir möglich, und leidet es das Wetter, ſo ſehe ich Sie vielleicht zu Ausgang der kommenden Woche. — Die *Thalia* folgt hier; das folgende Heft iſt noch nicht ganz abgedruckt. Machen Sie ſich aber vom *Geiſterſeher* keine großen Erwartungen. Von Geſchichte kommt wenig darin vor. Das philoſophiſche Geſpräch wird Sie vielleicht intereſſiren. Die *Künſtler* werden Sie nächſte Woche im *Merkur* finden; vielleicht bringe ich ſie Ihnen mit.

118.

An Charlotte v. Lengefeld.

Weimar, den 17. April 1789.

Von einem Spaziergange, den ich vor einigen Tagen in dem feuchten Stern *) machte, bin ich krank zurückgekommen, ſo daß ich die jetzigen ſchönen Tage ungenutzt vorbeigehen laſſen muß. Die Zeit kommt nun mit ſtarken Schritten heran, wo ich meine Bude in Jena eröffnen muß. Ueber den verwünſchten Geiſterſeher habe ich noch gar nicht darauf denken können, was ich meinen Herren Studenten in den erſten Collegien vorſetzen werde. Nun muß ich mich über Hals und Kopf beeilen, daß ich auch für meinen Beruf (Gott verzeihe mir's!) Zeit übrig behalte. Ich muß alſo für jetzt darauf reſigniren, Sie zu ſehen. Körner kömmt dieſen Sommer, ungefähr gegen den Auguſt, nach Leipzig; vielleicht bringe ich ihn noch näher. Es ſcheint ſich alſo doch zu fügen, daß ich Sie mit meinem Freunde bekannt machen kann.

Dieſer Tage habe ich die Properziſchen Elegien geleſen, die Knebel überſetzt hat **). Die Ueberſetzung iſt gut; aber ſolche Dinge ſollen und müſſen in Verſen überſetzt ſein, wenn das Original nicht zu viel von ſeiner Zierlichkeit und Leichtigkeit verlieren ſoll. Der Geſchmack und die Sitten, die darin ſichtbar ſind, wollen mir eben nicht gefallen. Eine gewiſſe Cynthia überfällt ihren Liebhaber den Herrn Properz, bei einer Courtiſane, worüber ſie ſo in Wuth geräth, daß ſie ihr die Nägel in's Geſicht ſchlägt, die Töpfe an den Kopf ſchmeißt und dergleichen mehr. Ihrem Liebhaber widerfährt ein Gleiches von ihr, und das Ende davon iſt, daß ſie ihn mit Schwefel einräuchert, um ihn wieder zu reinigen. — Die **Philosophie de l'histoire** habe ich nun von Leipzig erhalten. Ich ſchicke ſie Ihnen alſo zurück. Ich lege die **Mémoires** von Joinville bei. Vielleicht gefällt Ihnen der naive Ton, in dem ſie geſchrieben ſind.

---

*) Ein Theil des Parks zu Weimar.

**) Leipzig 1798.

119.

An Körner.

Jena, den 30. April 1789.

Die Idee, ein epiſches Gedicht aus einer merkwürdigen Action Friedrichs II. zu machen, iſt gar nicht zu verwerfen; nur kommt ſie ſechs bis acht Jahre für mich zu früh. Alle Schwierigkeiten, die von der ſo großen Modernität dieſes Süjets entſtehen, und die anſcheinende Unverträglichkeit des epiſchen Tons mit einem gleichzeitigen Gegenſtande würden mich ſo ſehr nicht ſchrecken. — Ein epiſches Gedicht im achtzehnten Jahrhundert, muß ein ganz anderes Ding ſein, als eins in der Kindheit der Welt. Und eben das iſt's, was mich an dieſe Idee ſo anzieht. Unſere Sitten, der feinſte Duft unſrer Philoſophie, unſere Verfaſſungen, Häuslichkeit, Künſte, kurz Alles muß auf eine ungezwungene Art darin niedergelegt werden, und in einer ſchönen Freiheit leben, ſo wie in der Iliade alle Zweige der griechiſchen Kultur u. ſ. w. anſchaulich leben. Ich bin auch gar nicht abgeneigt, mir eine Maſchinerie dazu zu erfinden; denn ich möchte auch alle Forderungen, die man dem epiſchen Dichter von Seiten der Form macht, haarſcharf erfüllen. Dieſe Maſchinerie aber, die bei einem ſo modernen Stoffe, in einem ſo proſaiſchen Zeitalter, die größten Schwierigkeiten zu haben ſcheint, kann das Intereſſe in einem hohen Grade erhöhen, wenn ſie eben dieſem modernen Geiſte angepaßt wird. Es rollen allerlei Ideen darüber in meinem Kopfe trüb durch einander, aber es wird ſich noch etwas Helles daraus bilden. Welches Metrum ich dazu wählen würde, erräthſt Du wohl ſchwerlich. Kein anderes, als Ottave rime. Alle andern, das jambiſche ausgenommen, ſind mir in den Tod zuwider; und wie angenehm müßte der Ernſt, das Erhabene in ſo leichten Feſſeln ſpielen! wie ſehr der epiſche Gehalt durch die weiche ſanfte

Form ſchöner Reime gewinnen! Singen muß man es können, wie die griechiſchen Bauern die Iliade, wie die Gondolieri in Venedig die Stanzen aus dem befreiten Jeruſalem. Auch über die Epoche aus Friedrichs Leben, die ich wählen würde, habe ich nachgedacht. Ich hätte gern eine unglückliche Situation, welche ſeinen Geiſt unendlich poetiſcher entwickeln läßt. Die Haupthandlung müßte, wo möglich, ſehr einfach und wenig verwickelt ſein, daß das Ganze immer leicht zu überſehen bliebe, wenn auch die Epiſoden noch ſo reichhaltig wären. Ich würde darum immer ſein ganzes Leben und ſein ganzes Jahrhundert darin anſchauen laſſen. Es giebt hier kein beſſeres Muſter, als die Iliade.

120.

An Charlotte v. Lengefeld.

Weimar, den 21. April 1789.

Nur einige Worte für diesmal. Ich habe dieſen Abend eine kleine Geſellſchaft zu mir gebeten, und morgen will die Botenfrau mit dem Tage wieder abgehen. Es freut mich, Sie wieder beſſer zu wiſſen. Wenn das Wetter ſich erſt gründlich verbeſſert hat, und der ſchöne Mai da iſt, ſo werden auch Sie mit ihm aufleben. Freilich ſah ich dem vorigen Sommer fröhlicher entgegen, als dem jetzigen, und zuweilen bilde ich mir ein, daß auch Ihnen einige Freuden in dieſem fehlen werden. Aber Sie ſind ungleich glücklicher, als ich. Sie genießen doch ungeſtört ſich ſelbſt; nichts hindert Sie, Ihrem Herzen zu folgen und in Ihren Empfindungen zu ſchwelgen. Warum trennte uns das Schickſal? Ich bin gewiß, wie ich es von wenigen Dingen bin, daß wir einander das Leben recht ſchön und heiter machen könnten, daß nichts von alle dem, was die geſellige Freude ſo oft ſtört, die unſrige ſtören würde. Wenn ich mir denke, wie ſchön ſich jeder Tag für mich beſchließen würde, wenn ich nach Endigung meines Tagewerks mich immer zu Ihnen flüchten, und in Ihrem Kreiſe den beſſern Theil meines eignen Weſens aufſchließen und genießen könnte. Alle neuen Ideen, die wir erwerben, alle neuen Anſchauungen der Dinge und unſres Selbſt würden uns doppelt wichtig, ja, ſie erhielten erſt ihren wahren Werth, wenn wir die Ausſicht vor uns hätten, ſie unſrer Freundſchaft als neue Schätze, als neue Genüſſe zuzuführen. Wir würden uns beeifern, unſern Geiſt mit neuen Begriffen, unſer Herz mit neuen Gefühlen zu bereichern, eben ſo wie ſich ein edler Menſch ſeines Vermögens freut, um es mit ſeinen Freunden zu genießen. Warum ſoll dieſer Wunſch unerfüllbar ſein?

Ich bin dieſe Woche noch immer nicht ganz wohl geweſen, und dies hat mich in meinen jetzigen Beſchäftigungen merklich zurückgeſetzt. Zerſtreuungen von außen kamen dazu, die mich aus meiner Ordnung brachten, ohne mich durch etwas Anderes zu entſchädigen. — In der Ueberſetzung, die Sie mir heute ſchickten, ſind wieder recht glückliche Stellen, bei denen ich nur fürchte, daß ſie nicht ſo ganz im Original ſtehen mögen. Ich werde doch das lateiniſche Original dagegen halten, um zu ſehen, ob Sie unwiſſend demſelben nahe gekommen ſind. Schicken Sie mir doch auf den nächſten Botentag die Anthologie*). Ich brauche ſie ſo eben, und kann mich nicht mehr beſinnen, wer die meinige hat.

121.

An Charlotte v. Lengefeld.

Weimar, den 30. April 1789.

Meinen letzten Brief an Sie von Weimar ſchreibe ich unter einem Donnerwetter; und auch das Donnerwetter muß mich an Sie erinnern, denn das letzte, das ich hörte, fand mich noch bei Ihnen. Wie oft habe ich mich in dieſen ſchönen Tagen zu Ihnen verſetzt, und Sie auf dem Damm und an der Saale hin begleitet! Auch Ihre erſte Partie im Gartenhauſe beim Thee, wie gegenwärtig war ſie mir, und wie viel ſchöne Erinnerungen brachte ſie mir zurück! Dieſer Sommer wird ganz anders werden. Aber ſeinen ſchönſten Reiz für mich wird er doch von der Hoffnung erhalten, Sie zu ſehen, und von der Erinnerung an Ihre liebe, mir ſo wohlthätige Freundſchaft. Nächſte Woche reiſe ich ab, und mir deucht faſt, als ob ich Ihnen näher zöge. Näher iſt es nun zwar nicht; aber die große Geiſtesleere, die nun im geſellſchaftlichen Cirkel um mich her entſteht, macht mir das Andenken an Sie deſto mehr zum Bedürfniß.

---

*) Die von Schiller herausgegebene Anthologie auf das Jahr 1782. Gedruckt in der Buchdruckerei zu Tobolsko (Stuttgart). Vergl. über dies Werk K. Hoffmeiſter's Schrift: Schiller's Leben, Geiſtesentwicklung u. Werke. Th. I. S. 100 u. f.

Bürger war vor einigen Wochen hier, und ich habe die wenige Zeit, die er da war, in ſeiner Geſellſchaft zugebracht. Er hat gar nichts Ausgezeichnetes in ſeinem Aeußern und in ſeinem Umgange; aber ein gerader guter Menſch ſcheint er zu ſein. Der Charakter von Popularität, der in ſeinen Gedichten herrſcht, verleugnet ſich auch nicht in ſeinem perſönlichen Umgange, und hier wie dort verliert er ſich zuweilen in das Platte. Das Feuer der Begeiſterung ſcheint in ihm zu einer ruhigen Arbeitsflamme herabgekommen zu ſein. Der Frühling ſeines Geiſtes iſt

---

*) Gottfried August Bürger, geboren am 1. Januar 1748 zu Wolmerswende im Halberſtädtiſchen, geſtorben am 8. Juni 1794 als Profeſſor der Philoſophie zu Göttingen.

früher, und es iſt leider bekannt genug, daß Dichter am früheſten verblühen. Wir haben uns vorgenommen, einen kleinen Wettkampf, der Kunſt zu gefallen, mit einander einzugehen. Er ſoll darin beſtehn, daß wir Beide das nämliche Stück aus Virgil's Aeneide, jeder in einer andern Versart, überſetzen.

Ich habe mir Stanzen gewählt *). **Bürger** ſagt mir, daß er noch mehr Aufſätze im Manuſcript geleſen habe, die für die Götter Griechenlands **) gegen Stolberg Partei nehmen, und noch gedruckt werden würden. Er macht ſich herzlich über Stolberg's Sprachſinnigkeit luſtig, und kämpft für ſein gutes Herz — das Einzige, was ſich allenfalls noch retten läßt. Noch ein Freund iſt hier, aber ein unerträglicher, der Capellmeiſter Reichardt ***) von Berlin. Er componirt Goethe's Claudine von Villa Bella und wohnt auch bei ihm. Der Himmel hat mich ihm auch in den Weg geführt, und ich habe ſeine Bekanntſchaft ausſtehen müſſen. Wie ich höre, muß man ſehr gegen ihn mit Worten auf der Hut ſein.

---

*) S. dieſe metriſchen Ueberſetzungen (die Zerſtörung von Troja und Dido) in Schiller's Werken.

**) S. dies Gedicht in Schiller's Werken. Vergl. über die dadurch veranlaßten Aufſätze und Gedichte Heinrich Döring in ſeinem Leben Schiller's. Weimar 1821 S. 126.

***) Johann Friedrich Reichardt, geboren 1751 zu Königsberg, geſtorben zu Giebichenſtein bei Halle am 27. Juni 1814.

Für die Anthologie danke ich Ihnen recht ſehr. Ich laſſe einige Gedichte daraus abſchreiben. Daß Sie der Semele*) erwähnen, hat mich ordentlich erſchreckt. Mögen mir's Apoll und die neun Muſen vergeben, daß ich mich ſo gröblich an ihnen verſündigt habe! — Hier lege ich auch ein Exemplar von meinem Diplom als Doctor philosophiae bei, damit Sie doch auch etwas zu lachen haben, wenn Sie mich in einem ſo lateiniſchen Rocke erblicken. Uebrigens iſt es ein theurer Spaß, denn er koſtet mich 50 Thaler.

122.

An Caroline v. Beulwitz.

Jena, den 4. Mai 1789.

Das überſchickte Buch habe ich richtig bekommen, und ich danke Ihnen, daß Sie mir es noch zu rechter Zeit ſchicken wollten, denn es hat wirklich ſehr preſſirt. Ich bin eben aus der Vorleſung nach Hauſe, und ſchon erwarten mich wieder dringende Geſchäfte. Wie gern benutzte ich dieſe ſchöne Gelegenheit, Ihnen mehr zu ſchreiben! — Hufeland war heute bei mir, und hat mir von ſeiner Reiſe erzählt, hat mir allerlei Empfehlungen aus Berlin und ſelbſt aus Königsberg, von **Kant**, mitgebracht. **Gedike**, der Univerſitätsbereiſer, denkt meiner auch, und **Engel** ſcheint mir gewogen zu werden. Dies ſind die neueſten Neuigkeiten aus meinem Zimmer.

---

*) In Schiller's Anthologie auf das Jahr 1782. S. 199 u. ſ. wieder abgedruckt in ſeinen Werken.

128.

An Caroline v. Beulwitz.

Jena, den 30. Mai 1789.

Es iſt lange, daß ich Ihnen keine Nachricht von mir gegeben habe; aber die Zerſtreuungen und Geſchäfte, womit ich mich bis jetzt überladen ſah, machten mir alles ruhige Schreiben unmöglich. Der Anfang meiner Vorleſungen fiel gerade in dieſe Woche, und überraſchte mich faſt unvorbereitet, da ich in den erſten Wochen meines Hierſeins die Zeit ſündlich verſchwenden mußte. Die erſte Unruhe iſt jetzt vorüber, und ich kann wieder meinen Empfindungen leben. — Wie freue ich mich, Sie wieder zu ſehen! Aber die Hoffnung, die Sie mir dazu geben, iſt ſo auf's Ungewiſſe hinausgerückt, und die Zeit, die Sie mir ſchenken wollen, ſo ſparſam zugemeſſen, daß Ihr vorletzter Brief mich nur halb fröhlich gemacht hat. Ich war gar nicht darauf gefaßt, in Ihrem Aufenthalt zu Lauchſtädt Hinderniſſe zu ſehen. Alles ſchien mir ſo leicht thunlich; und nun ſoll ich mich mit zwei Tagen begnügen? Was kann man einander in zwei Tagen ſein?

Mit dem Griesbachſchen Hauſe bin ich jetzt ſehr in Verbindung. Ich weiß nicht, wodurch ich mir den alten Kirchenrath gewogen gemacht habe; er aber ſcheint es mit mir ſehr gut zu meinen, und über wiſſenſchaftliche Dinge ſpreche ich gern mit ihm. Mit dem Schützſchen und Reinholdſchen Hauſe lebe ich noch in den Flitterwochen, und laſſe mir ſchöne Sachen ſagen. Einige unter den Profeſſoren intereſſiren mich, und ich denke gut und leicht mit ihnen zu leben. Unſer hieſiges Frauenzimmer taugt wenig. Doch das hab ich vorher ſchon vermuthet. Ich war unterdeſſen auch auf einem Ball, wo ich allerlei Geſichter zu ſehen kriegte. Eine Mlle *** war das hübſcheſte darunter, aber auch das leerſte und ſeelenloſeſte. Ich nahm meine Zuflucht zum Spiel.

Vor acht Tagen war ich Ihnen auch um einige Stunden näher, bei Rothenſtein, nach Kahla zu, auf einem Berge, der eine herrliche Ausſicht über den Saalgrund bis zur Leuchtenburg eröffnet. Ich habe dabei lebhaft an Sie gedacht, und der vorige Sommer kam mir in Erinnerung. Aber wie ungleich war Ihnen die Geſellſchaft, in der ich jetzt war! Uebrigens führe ich ein behaglicheres Leben in

Jena, als in Weimar oder ſonſt irgendwo, wo ich mich häuslich niedergelaſſen habe. Ich ſchöpfe Vergnügen aus dem Gedanken, daß ich hier zu Hauſe bin, und hänge auch mehr mit der Welt zuſammen, die mich umgiebt, weil ich hier zu einem Ganzen gehöre. Jeder Beſuch von jungen Leuten oder Profeſſoren, jede andere Angelegenheit, in die ich dadurch verwickelt werde, bringt dieſen Gedanken zurück, und erneuert dieſes für mich neue Vergnügen. In meine Lage weiß ich mich ziemlich gut zu finden, und meine Contenance hat mich bei den erſten Vorleſungen keinen Augenblick verlaſſen. Der Zulauf war groß *), und dies vermehrte meinen Muth. Auch meine Stimme hat ſich gut gehalten, und den ganzen Hörſaal ausgefüllt, ohne mich zu ſehr anzuſtrengen. Ich leſe zwei Tage hinter einander, und dann die Woche nicht mehr, wodurch ich fünf freie Tage gewinne, die mir zur Vorbereitung und zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten unentbehrlich ſind. In Griesbach's Auditorium, wo ich leſe, können Sie mich hören, wenn Sie hierher kommen und zum Fenſter herausſehen. Dienſtag und Mittwoch Abends von 6 bis 7 Uhr. — Ich ſchicke

---

*) Ueber 400 Zuhörer ſtrömten zu Schiller's Vorleſungen, als er ſein Lehramt mit ſeiner Antrittsrede: Was heißt, und zu welchem Ende ſtudirt man Univerſalgeſchichte? im Griesbach'ſchen (jetzigen Schulze'ſchen) Hauſe eröffnete.

Ihnen hier etwas zu leſen, wenn Sie es noch nicht kennen. Das große Gedicht an Bürger's zweite Frau*) hat ganz vortreffliche Stellen.

124.

An Körner.

Jena, den 18. Juni 1789.

Mein nächſtes Stück, das ſchwerlich in den nächſten zwei Jahren erſcheinen dürfte, muß über meinen dramatiſchen Beruf entſcheiden. Ich traue mir doch immer im Drama am allermeiſten zu, und ich weiß, worauf ſich dieſe Zuverſicht gründet. Bis jetzt haben mich die Plane, die mich ein blinder Zufall wählen ließ, auf's Höchſte embaraſſirt, weil die Compoſition zu weitläufig und zu kühn war. Laß mich einmal einen ſimpeln Plan behandeln und darüber brüten. Ich fühle während meiner Arbeiten nur zu ſehr, daß Wieland Recht hat, wenn er mir Mangel an Leichtigkeit vorwirft. Aber ich fühle auch, woran der Fehler liegt, und dies läßt mich hoffen, daß ich mich ſehr darin verbeſſern kann. Die Ideen ſtrömen mir nicht reich genug zu, ſo üppig meine Arbeiten auch ausfallen, und meine Ideen ſind nicht klar, ehe ich ſchreibe. Fülle des Geiſtes und Herzens von ſeinem Gegenſtande, eine lichte Dämmerung der Ideen, ehe man ſich hinſetzt, ſie auf's Papier zu bringen, und leichter Humor ſind nothwendige Requiſite zu dieſer Eigenſchaft; und wenn ich es einmal mit mir ſelbſt dahin bringe, daß ich jene drei Erforderniſſe beſitze, ſo ſoll es mit der Leichtigkeit auch werden.

---

*) Das hohe Lied von der Einzigen, in Bürger's Werken.

Ich bin überzeugt, daß jedes Kunſtwerk nur ſich ſelbſt, das heißt, ſeiner eigenen Schönheitsregel, Rechenſchaft geben darf, und keiner andern Forderung unterworfen iſt. Hingegen glaube ich auch feſtiglich, daß es gerade auf dieſem Wege alle übrigen Forderungen mittelbar befriedigen muß, weil ſich jede Schönheit doch endlich in allgemeine Wahrheit auflöſen läßt. Der Dichter, der ſich nur Schönheit zum Zweck ſetzt, aber dieſer heilig folgt, wird am Ende alle andere Rückſichten, die er zu vernachläſſigen ſchien, ohne daß er es will oder weiß, gleichſam zur Zugabe mit erreicht haben, da im Gegentheil der, der zwiſchen Schönheit und Moralität, oder was es ſonſt ſei, unſtät flattert, oder um beide buhlt, leicht es mit jeder verdirbt.

125.

An Charlotte v. Lengefeld.

Jena, den 24. Juli 1789.

Beinahe möcht' ich mich des Zufalls freuen, der Ihren erſten Brief an mich, den ich nunmehr auch habe, verſpätet hat, weil er Ihnen Gelegenheit gab, mich auf's Neue von Ihrer Freundſchaft zu überzeugen, die ich zwar nie bezweifle, aber auch nicht zu viel beſtätigt hören kann. Wie ſehr danke ich's Ihnen, daß Sie meiner gedacht, und daß Sie mir Beweiſe davon gegeben haben. Im Gedanken uns nahe ſein zu dürfen, iſt ja beinahe Alles, was das Schickſal uns zu gönnen ſcheint. Ihr letzter Aufenthalt in Jena*) war für mich nur ein Traum, und kein ganz fröhlicher Traum; denn nie hatte ich Ihnen ſo viel ſagen wollen, als damals, und nie habe ich weniger geſagt. Was ich bei mir behalten mußte, drückte mich nieder. Ich wurde Ihres Anblicks nicht froh. So oft iſt mir dieſes ſchon begegnet, und nicht immer konnte ich äußerliche Hinderniſſe anklagen. Kaum ſollte man es denken, daß oft auch die übereinſtimmendſten Menſchen — die einander ſo ſchnell und leicht auffaſſen und ſo lebendig ineinander leben — wieder einen ſo weiten Weg zu einander haben. So nahe und doch ſo fern! Ihre Empfindungen an dieſem Abend waren eine dunkle Ahnung von den meinigen, und ich wünſchte, ſie wären ein Abdruck davon geweſen: ſo hätten Sie mich auch ohne Worte verſtanden, und alle die Menſchen und menſchenähnlichen Weſen um uns her hätten unſre Sprache nicht gehört. Ich hatte in meinem Carlos eine Stelle, die ich mit der ganzen Scene, worin ſie ſtand, weggelaſſen habe: Dieſe Stelle drückt am beſten aus, was ich hier meine.

---

*) Im Juli 1789.

— — Schlimm, daß der Gedanke
Erſt in der Worte todte Elemente
Zerſplittern muß, die Seele ſich im Schalle
Verkörpern muß, der Seele zu erſcheinen.
Den treuen Spiegel halte mir vor Augen,
Der meine Seele ganz empfängt, und ganz
Sie wiedergiebt. Dann, dann haſt du genug,
Das Räthſel meines Lebens aufzuklären.

Ihre Freundin muß ein edles und liebes Geſchöpf ſein, wenn ſie dem Bilde gleicht, das ich mir, nach Ihrer und Ihrer Schweſter Beſchreibung, von ihr gemacht habe. Ich wäre ſehr begierig, zu ſehen und zu beobachten, wie ſich Ihre drei Charaktere ineinandermiſchen. Aber ich fürchte, ich würde ein ſchlechter Beobachter ſein — ich würde lieber daran Antheil nehmen. Was für ein ſchönes Leben, wenn dieſes Lauchſtädt eine von den glücklichen Inſeln in der

Fabel wäre, jedem andern Menſchen, als den wir dann noch vermißten, unzugänglich. — Sie glauben es nicht, liebſte Freundin, wie viel Muth ich brauche, um dieſes freudenloſe Daſein hier fortzuſetzen, und allein von den Gütern der Phantaſie zu leben. Hier iſt auch gar kein Menſch, an den ich mich als Freund anſchließen könnte. Ich bin Einer, der an eine fremde Küſte verſchlagen worden und die Sprache des Landes nicht verſteht. Meinem Herzen fehlt es ganz und gar an Nahrung, an einer beſeelenden Berührung, und, durch keinen Gegenſtand um mich her geübt, der mir theuer wäre, verzehrt ſich mein Gefühl an weſenloſen Idealen.

126.

An Charlotte v. Lengefeld.

Jena, den 25. Auguſt 1789.

Wie ſchön bin ich heute erweckt worden! Das erſte, worauf mein Auge fiel, waren Briefe von Dir. Mit dem Gedanken ſchlief ich ein, heute welche zu erhalten. An dieſen periodiſchen Freuden werde ich künftig alle meine Zeit abzählen, bis uns endlich dieſer dürftige Behelf nicht mehr nöthig iſt. Aber wie ungenügſam ſind doch unſere Wünſche!

Wie viel hätte ich noch vor einem Monat um die bloße Hoffnung deſſen gegeben, was jetzt ſchon in Erfüllung gegangen iſt! um einen einzigen Blick in Deine Seele! Und jetzt, da ich Alles darin leſe, was mein Herz ſich ſo lange wünſchte, eilt mein Verlangen der Zukunft vor, und ich erſchrecke über den langen Zeitraum, der uns noch trennen ſoll. Wie kurz iſt der Frühling des Lebens, die Blüthenzeit des Geiſtes! Und von dieſem kurzen Frühling ſoll ich — Jahre noch verlieren, ehe ich das beſitze, was mein iſt. Unerſchöpflich iſt die Liebe — und wenig ſind der Tage des Lenzes!

In einer neuen ſchönern Welt ſchwebt meine Seele, ſeitdem ich weiß, daß Du mein biſt, theure, liebe Lotte, ſeitdem Du Deine Seele mir entgegentrugſt. Mit bangen Zweifeln ließeſt du mich ringen, und ich weiß nicht, welche ſeltſame Kälte ich oft an dir zu bemerken glaubte, die meine glühenden Geſtändniſſe in mein Herz zurückzwang. Ein wohlthätiger Engel war mir Caroline, die meinem furchtſamen Geheimniß ſo ſchön entgegenkam. Ich habe Dir Unrecht gethan. Die ſtille Ruhe Deiner Empfindung habe ich verkannt, und einem abgemeſſenen Betragen zugeſchrieben, das meine Wünſche von Dir entfernen ſollte. O Du mußt ſie mir noch erzählen, die Geſchichte unſerer werdenden Liebe. Aber aus Deinem Munde will ich ſie hören. Es war ein ſchneller, und doch ſo ſanfter Uebergang! Was wir einander geſtanden, waren wir einander längſt; aber jetzt erſt genieße ich alle unſre vergangenen Stunden. Ich durchlebe ſie noch einmal, und Alles zeigt ſich mir jetzt in einem ſchönern Lichte. Wie gut kommt mir der glückliche Wahnſinn jetzt zu ſtatten, der mich ſo aus der Gegenwart entrückte. Die Gegenwart iſt leer und traurig um mich herum — und in ungebornen Fernen blühen meine Freuden. Ich kann mir die Reſignation und Genügſamkeit nicht denken, die eine Stärke weiblicher Seelen iſt. Ungeduldig ſtrebt die meinige, Alles zu vollenden, was noch nicht vollendet iſt. Du ſiehſt ruhig der Zukunft entgegen — das vermag ich nicht.

Aber mündlich davon mehr. Wie viel werden wir dieſen Herbſt noch mit einander zu berichtigen haben! Ich will Alles thun, um ihn zu beſchleunigen. Wolzogen's Brief folgt hier zurück; er machte mir ſehr viele Freude. Seine Anhänglichkeit iſt ſo innig, und nichts Fremdes hat ſich noch in ſein Weſen gemiſcht. Er iſt ein gar guter Menſch. Ich wünſchte, daß er um mich leben könnte.

127.

An Charlotte v. Lengefeld.

Jena, den 12. September 1789.

Wieder ein Tag überſtanden, um den ich Dir näher bin! Wie langſam ſchleicht jetzt die Zeit, und wie unerbittlich ſchnell wird ſie mir bei Dir vorübereilen! Wäre indeſſen die Periode nur da, wo wir uns blos über die Flüchtigkeit des Lebens zu beklagen hätten! O wie ſo anders iſt jetzt Alles um mich her, ſeitdem mir auf jedem Schritt meines Lebens nur Dein Bild begegnet. Wie eine Glorie ſchwebt Deine Liebe um mich, wie ein ſchöner Duft hat ſie mir die ganze Natur überkleidet. Ich komme von einem Spaziergange zurück. In dem großen freien Raume der Natur, wie in meinem Zimmer — es iſt immer derſelbe Aether, in dem ich mich bewege, und die ſchönſte Landſchaft iſt ein ſchönerer Spiegel der immer bleibenden Geſtalt. Nie habe ich ſo ſehr empfunden, wie frei unſere Seele mit der ganzen Schöpfung ſchaltet — wie wenig ſie doch für ſich ſelbſt zu geben im Stande iſt, und Alles, Alles von der Seele empfängt. Nur durch das, was wir ihr leihen, reizt und entzückt uns die Natur. Die Anmuth, in die ſie ſich kleidet, iſt nur der Widerſchein der innern Anmuth in der Seele ihres Beſchauers, und großmüthig küſſen wir den Spiegel, der uns mit unſerm eignen Bilde überraſcht. Wer würde auch ſonſt das ewige Einerlei ihrer Erſcheinungen ertragen, die ewige Nachahmung ihrer ſelbſt! Nur durch den Menſchen wird ſie mannigfaltig, nur darum, weil wir uns verneuen, wird ſie neu. Wie oft ging mir die Sonne unter, und wie oft hat meine Phantaſie ihr Sprache und Seele geliehen! Aber nie, nie, als jetzt, habe ich in ihr meine Liebe geleſen.

Bewundernswerth iſt mir doch immer die erhabene Einfachheit und dann wieder die reiche Fülle der Natur. Ein einziger und immer derſelbe Feuerball hängt über uns — und er wird millionenfach verſchieden geſehen von Millionen Geſchöpfen, und von denſelben Geſchöpfen wieder tauſendfach anders. Er darf ruhen, weil der menſchliche Geiſt ſich ſtatt ſeiner bewegt — und ſo liegt Alles in todter Ruhe um uns herum, und nichts lebt, als unſre Seele. Und wie wohlthätig iſt uns doch wieder dieſe Identität, dieſes gleichförmige Beharren der Natur! Wenn uns Leidenſchaft, innerer und äußerer Tumult lange genug hin und her geworfen, wenn wir uns ſelbſt verloren haben, ſo finden wir ſie immer als die nämliche wieder, und uns in ihr. Auf unſrer Flucht durch das Leben legen wir jede genoſſene Luſt, jede Geſtalt unſers wandelbaren Weſens in ihre treue Hand nieder, und wohlbehalten giebt ſie uns die anvertrauten Güter zurück, wenn wir kommen und ſie wieder fordern.

Wie unglücklich wären wir, wir, die es ſo nöthig haben, auch die Freuden der Vergangenheit haushälteriſch zu unſrem Eigenthum zu ſchlagen, wenn wir dieſe fliehenden Schätze nicht bei dieſer unveränderlichen Freundin in Sicherheit bringen könnten! Unſere ganze Perſönlichkeit haben wir ihr zu danken; denn würde ſie morgen umgeſchaffen vor uns ſtehen, ſo würden wir umſonſt unſer geiſtiges Selbſt wieder ſuchen.

Aber ich laſſe mich von meinen Träumereien fortreißen, da ich Dir doch weit beſſere Dinge ſagen könnte. Die Erinnerung an Dich führt mich auf Alles, weil Alles wieder mich an Dich erinnert. Auch habe ich nie ſo frei und kühn die Gedankenwelt durchſchwärmen können, als jetzt, da meine Seele ein Eigenthum hat, und nicht mehr Gefahr laufen kann, ſich aus ſich ſelbſt zu verlieren. Ich weiß, wo ich mich immer wieder finde. Meine Seele iſt jetzt gar zu oft mit den Scenen der Zukunft beſchäftigt; unſer Leben hat angefangen; ich ſchreibe vielleicht auch, wie jetzt; aber ich weiß Dich in meinem Zimmer; Caroline iſt bei uns, ſie iſt am Clavier beſchäftigt, und Du arbeiteſt neben ihr, und aus dem Spiegel, der mir gegenüberhängt, ſeh' ich Euch beide. Ich lege die Feder weg, um mich an Deinem ſchlagenden Herzen lebendig zu überzeugen, daß ich Dich habe, daß nichts, nichts Dich mir wieder entreißen kann. Ich erwache mit dem Bewußtſein, daß ich Dich finde, und mit dem Bewußtſein, daß ich Dich morgen wieder finde, ſchlummere ich ein. Der Genuß wird nur durch die Hoffnung unterbrochen, und ſüße Hoffnung nur durch die Erfüllung, und getragen von dieſem himmliſchen Paar, verfliegt unſer Leben!

128.

An Charlotte v. Lengefeld.

Jena, den 20. September 1789.

Ich eile jetzt ganz gewaltig, und meine Studenten freuen ſich ordentlich, wie ſchnell es geht. Ganze Jahrhunderte fliegen hinter uns zurück. Morgen bin ich ſchon mit dem Alcibiades fertig, und es geht mit ſchnellen Schritten dem Alexander zu, mit dem ich aufhöre. Unſer Plutarch thut mir jetzt gar gute Dienſte; aber freilich habe ich jetzt auch mehr Gelegenheit, mich über ihn zu ärgern.

Einige Vorleſungen will ich Dir doch zum Spaß mitbringen, die etwas Intereſſantes für Dich haben können. Die erſten, welche in dem deutſchen Merkur ſtehen, lieſeſt Du ohnehin. — Auf die Voyages d'Anacharsis*) bin ich ſehr begierig. Sie ſind ein zuverläſſiges hiſtoriſches Werk, und nichts als die Einkleidung iſt poetiſch. Ich verſpreche mir große Genüſſe davon. Von Gibbon*) habe ich einige neue Theile erhalten, und den Abſchnitt von der Ausbreitung des Chriſtenthums angefangen, der mich aber noch nicht recht intereſſiren will. Ach! wie ſchön wird es in der Zukunft ſein, wenn wir alle Schriften dieſer Art gemeinſchaftlich mit einander genießen, und jedes Gute und Schöne darin, veredelt durch das Gepräge, das wir darauf drücken, in unſern Seelen niederlegen; wenn Alles unter uns gemeinſchaftlich ſeyn wird, bis auf die Erwerbungen unſres Geiſtes.

---

*) Sie erſchienen in einer deutſchen Ueberſetzung von J. E. Bieſter zu Berlin 1790—1793 in ſieben Bänden.

129.

An Charlotte v. Lengefeld.

Jena, den 29. October 1789.

Geſtern Abend um zehn Uhr bin ich glücklich hier angekommen**), und ſehe mich nun wieder an der Stelle, die ich vor fünf Wochen ſo freudig verließ. Ich weiß noch nicht, wie ich mich jetzt darein finden werde, daß mir ganze Tage ohne Dich vorübergehen. Ach, ich fühle, ich bin noch immer bei Dir. Dein Bild iſt in meinem Herzen, hat ein Leben und eine Wichtigkeit, wie keins von allen den Dingen, die mich ſo nahe umgeben. Geſprochen habe ich hier, außer Griesbach's, noch Niemand. Die Collegien haben erſt geſtern angefangen, und zwar nur die Vormittagscollegien, ſo daß ich gar nichts verſäumt habe. Den nächſten Monat aber fangen die Nachmittagsſtunden an, und ich muß ohne Barmherzigkeit auch daran. Mein Kopf iſt heiter und ich fühle den Muth in mir, den ich brauche, um auszudauern.

---

*) Der History of the decline and fall of the roman empire.

**) Von einer damaligen Reiſe nach Rudolſtadt.

Heute Vormittag begegnete mir etwas, das mich lachen machte. Es hatte ſich ein fremder Profeſſor der Mathematik bei mir melden laſſen. Er wollte nichts Geringeres von mir, als daß ich einem Unternehmen beitreten ſollte, welches er in Frankfurt am Main ausführen wollte. Er wollte dort ein Lyceum oder Muſeum nach Art des Pariſiſchen errichten, worin nämlich über wiſſenſchaftliche Dinge und ſchöne Künſte Vorleſungen gehalten würden. Er verlangte 200 Häuſer zu Abonnenten, jedes ſollte 50 Gulden jährlich bezahlen; drei Profeſſoren ſollten ſich in das Werk theilen, einer in Naturwiſſenſchaft, ein anderer in Mathematik und Experimentalphyſik, ein dritter in philoſophiſchen und ſchönen Wiſſenſchaften. Aus allen Wiſſenſchaften ſollte aber nur das Intereſſante gewählt, und auf eine Art, die den Liebhaber befriedigt, vorgetragen werden. Er rechnete vorzüglich auf die Damen, und meinte, daß es bald Ton werden würde, das Lyceum zu beſuchen. Er ſelbſt war in Frankreich und Italien, wie er ſagte, geweſen; indeſſen erweckte er keine hohe Meinung von ſich. Es war mir aber luſtig, daß ich gleich den andern Tag nach unſrer Trennung einen Antrag erhielt, der faſt ganz bis nach Mainz führte, wenn er zur Ausführung käme. Ich habe mich zwar nicht darauf eingelaſſen, weil ich keine Erwartungen von dem Herrn habe und keinen Glauben an Frankfurt; aber ich wünſchte mir nichts mehr, als eine Beſchäftigung dieſer Art, wo ich eine Auswahl unter dem, was mich intereſſirt, machen dürfte. Ueber die Mainzer Profeſſoren ſchimpfte der Herr ſehr; er nannte ſie trockene Pedanten. Gern hätt' ich ihn mehr darüber ausgefragt; aber ich hielt ihn weder für inſtruirt, noch für unparteiiſch genug dazu.

Morgen erhalte ich Briefe von Dir. Möchte ich hören, daß Carolinens Geſundheit ſich beſſert! Dies iſt's, was mir ſehr viele Unruhe macht. Ich fürchte gar nichts für jetzt; aber ich fürchte, daß dieſe Zufälle öfters wiederkehren möchten. Körperliche Zerrüttungen könnten das freie Spiel ihres Geiſtes ſtören und ihr gerade das, was ſie und uns in ihr glücklich macht, verbieten. Ihre Seele hat Stärke, aber eben darum darf das Inſtrument nicht ſchwach ſein, worauf ſie ſpielt; ſonſt wird ſie es durch jede lebhafte Bewegung angreifen.

130.

An Charlotte v. Lengefeld.

Jena, den 3. November 1789.

Ich habe zwei oder drei glückliche Tage verlebt, und ich habe mein eignes Herz dabei beobachtet. Eine Arbeit, die mir Anfangs nichts verſprach *), hat ſich plötzlich unter meiner Feder, in einer glücklichen Stimmung des Geiſtes, veredelt, und eine Vortrefflichkeit gewonnen, die mich ſelbſt überraſcht. Ich habe noch nichts von dieſem Werthe gemacht, wenn mich anders die noch zu große Wärme meines Kopfs, die leicht auch auf mein Urtheil übergehen könnte, nicht irrt. Nie hab' ich ſo viel Gehalt des Gedankens in einer ſo glücklichen Form vereinigt, und nie dem Verſtande ſo ſchön durch die Einbildungskraft geholfen. Du wirſt mich über mein Selbſtlob auslachen, aber ich ſpreche wie ein fremder Menſch von mir; denn wirklich bin ich mir in dieſer Arbeit ſelbſt eine fremde und neue Erſcheinung geworden. Es thut mir nur leid, daß Du die ganze Schönheit

---

*) Die Abhandlung von den von Schiller herausgegebenen hiſtoriſchen Memoiren, neuerlich wieder abgedruckt in den von Eduard Boas und Karl Hoffmeiſter gelieferten Nachträgen zu Schiller's Werken.

nicht wohl genießen kannſt, weil ſie einige hiſtoriſche und politiſche Kenntniſſe vorausſetzt, die Dir fehlen und recht gut fehlen dürfen. Es war mir aber nie ſo lebhaft, daß jetzt Niemand in der deutſchen Welt iſt, der gerade das hätte ſchreiben können, als ich. Noch einmal! Du wirſt mich auslachen; aber möchteſt Du es immer — wenn ich Dir nur ſo nahe wäre, es zu ſehen. Ach! Und wie hat ſich auch dieſes innige Geiſtesvergnügen doch wieder an mein Liebſtes, mein Alles, angeſchloſſen, und iſt von Dir ſchöner und ſüßer zurückgekehrt. Ich gehöre nicht mehr mir ſelbſt! Nur daß ich Deiner werther bin, daß ich dem Bilde näher trete, das Deine Liebe Dich von mir machen läßt, nur dieſes iſt es, was mich entzückt, wenn ich mir meine eigne Achtung abgewinne. Jedes erhöhte Selbſtgefühl wird zu einem lebhaften Glauben an Deine Liebe, und darum vergebe ich es mir auch ſelbſt. Ach! was für himmliſch ſüße Stunden uns bevorſtehen, wenn wir zuſammenwohnen werden; wenn meine Seele durch eine gelungene Beſchäftigung aufflammend und bewegt, auch meine Liebe Flammen der Schöpfung zubringen, und Deine Liebe meinem Geiſte Feuer und Leben borgen wird. Wie viele ſolche Augenblicke erhöhter Empfindung habe ich geſtern und heute in todter Einſamkeit, ohne Gewinn für mein Herz und für das Deinige verzehren müſſen! Wie viel hätt' ich Dir in dieſer Stunde geben können, und wie viel von Dir empfangen! Auch ſelbſt von Dir getrennt, wurde meine höchſte Begeiſterung zur Liebe, und ſelbſt meine Geiſtesarbeiten haben Dich ſo lieb, daß ſie mich, ohne den Gedanken an Dich, nicht entzücken wollen.

131.

An Charlotte v. Lengefeld.

Jena, den 10. November 1789.

Daß mein Geburtstag heute iſt, habe ich erſt von Dir erfahren; denn ich bin ganz unrichtig in der Zeit. Voriges Jahr hab ich ihn mit Dir verlebt — aber nein, Du biſt mir, unſere Entfernung ungeachtet, heute viel näher, als im vorigen Jahr. Meine Seele beſitzt Dich, und das iſt etwas ganz Anderes, als wenn Deine Geſtalt in meinen Augen lebt. Der Tag in Lauchſtädt, jener Morgen, wo ein ſo langes ſchmerzliches Stillſchweigen endlich brach — wo das entſcheidende Wort geſprochen wurde, das mein ganzes Weſen umkehrte — jener Morgen iſt mir ein weit lieberer, ſchönerer Tag, als der zehnte November. Was läge mir an meiner Geburt, wenn ich nicht zur Freude geboren wäre? Es freut mich, daß du heute doch etwas von mir empfängſt, der Bote verſprach mir, gegen Acht in Rudolſtadt zu ſein. Die Gründe, warum ich der Mutter noch nicht ſchreiben ſoll, ſind mir ganz einleuchtend. Ueberhaupt iſt die Sache nur inſofern dringend, als ſie ihr nicht länger verſchwiegen bleiben würde. Den Brief habe ich noch zu ſchreiben. Was ich durch den Boten ſchreibe, iſt mir ſehr ernſt. Ich wünſchte ſehnlichſt, daß wir überhoben ſeyn könnten, blos von Briefen zu leben, und ich würde mir es niemals verzeihen, wenn ich die Entdeckung machte, daß dieſer Zwang, dieſe Reſignation wirklich nicht nöthig geweſen wäre. Welcher böſer Genius gab mir ein, mich hier in Jena zu binden! Ich habe nichts, gar nichts dadurch gewonnen, aber unendlich viel verloren. Wäre ich nicht hier, ſo konnte ich leben, wo ich wollte, könnte noch weit beſſer, als jetzt, einen Plan zu einem Etabliſſement verfolgen, weil meine ganze Zeit mein wäre. Im Aeußern hab' ich mich ganz und gar nicht verbeſſert; im Gegentheil ich habe Verluſt erlitten, und mir heilloſe Bekanntſchaften aufgebürdet, Verhältniſſe, die mir zuwider ſind. Meine einzige Hoffnung iſt auf den Coadjutor*) geſetzt. Verſichert er mich beſtimmt und nachdrücklich, daß er für mich handeln will, ſo lege ich bei dem nächſten Anlaß meine jenaiſche Profeſſur nieder. Ich will aber auch im Preußiſchen etwas anzuſpinnen ſuchen, und könnte ich nur Wien mit Euch gut vereinigen, ſo wäre mir's nicht leid, in einem halben Jahre es durchzuſetzen, daß ich dort wäre. Aber wie traurig, daß man von Dingen außer ſich abhängt. Wenn ich mir denke, daß wir an mehr als Einem auserleſenen Platze mit dem, was ich durch meine Schriftſtellerei erwerbe, vortrefflich leben könnten! Dann wäre jede Abhängigkeit, jedes läſtige Verhältniß erſpart, und wenn es ja ſein müßte, ſo würde ich mit jedem Jahre fähiger ſein und vorbereiteter, ein Amt zu übernehmen, und vielleicht hätte ich alsdann die Wahl. — Der Coadjutor kann mir vielleicht in der Pfalz, in Mannheim ſelbſt, ein Etabliſſement verſchaffen entweder bei der dortigen Academie oder in Heidelberg. In Mannheim würd' ich Dich auch recht gern ſehen. Es iſt ein lieblicher Himmel und eine freundliche Erde — die ich alsdann erſt mit Freude betreten würde. Aber bei dieſem Mannheim fällt mir ein, daß *Du* mir doch manche Thorheit zu verzeihen habeſt, die ich zwar vor der Zeit, eh' wir uns kannten, beging, aber doch beging! Nicht ohne Beſchämung würde ich Dich auf dem Schauplatz herumwandeln ſehen, wo ich als ein armer Thor, mit einer miſerabeln Leidenſchaft im Buſen, herumgewandelt bin. — Warum fallen mir dieſe Armſeligkeiten wieder ein? Ich durchſuche alle Winkel der Erde, um den Platz zu finden, den das Schickſal unſrer Liebe bereitet haben könnte. Jena bleibt mir immer gewiß. Heute, an meinem Geburtstag, hab' ich mein erſtes Collegiengeld eingenommen, von einem Bernburger Studenten; was mir doch lächerlich vorkam. Zum Glück war der Menſch noch neu, und noch verlegener, als ich. Er retirirte ſich auch gleich wieder. Mit dem hieſigen akademiſchen Senat kann ich Händel bekommen, und ich werde ſie nicht vermeiden. Was für Erbärmlichkeiten. Weil ich auf dem Titel meiner gedruckten Vorleſung mich einen Profeſſor der Geſchichte nannte, ſo hat ſich der Profeſſor Heinrich beklagt, daß ich ihm zu nahe getreten bin, weil ihm die Profeſſur der Geſchichte namentlich übertragen wäre. Ich bin (das iſt wahr, aber ich hab' es erſt jetzt erfahren) nicht als Profeſſor der Geſchichte, ſondern der Philoſophie berufen, aber das Lächerlichſte iſt, daß die Geſchichte nur ein Theil der Philoſophie iſt, und daß ich alſo, wenn ich das Eine bin, das Andere nothwendig ſein muß. Es iſt ſo weit gegangen, daß ſich der Academiediener erlaubt hat, den Titel meiner Rede von dem Buchladen, wo er angeſchlagen war, wegzureißen. Ich laß es jetzt unterſuchen, ob er's für ſich und auf ſeine Gefahr gethan hat; und je nachdem das ausfällt, werde ich meine Maßregeln nehmen; denn ſo lächerlich mir dieſes Verhältniß iſt, ſo wenig laſſe ich mir etwas zu viel geſchehen. — Dieſe elende Zänkerei hat mir aber doch heute Laune und Freude verdorben; denn ſie hat mich lebhaft daran erinnert, daß ich hier bin, und ohne allen Zweck und Nutzen. — Ach! und daß ich ſo ſchön in Weimar ſein könnte, wo ich Dich zu erwarten hätte. — Das iſt kein Leben, das iſt nicht gelebt, wie wir jetzt unſere Stunden hinharren müſſen. Ich kann Deine lieben Briefe heute nicht beantworten. Meine Seele iſt zu trübe. Der erſte helle Augenblick, den ich habe, ſoll Dein ſein.

---

*) Carl Theodor Anton Maria Freiherr v. Dalberg, geb. 1744 zu Hernsheim bei Worms, war Fürſt Primas des Rheinbundes — ſouverainer Fürſt von Regensburg, Frankfurt am Main und Wetzlar, und ſtarb 1817 zu Regensburg.

132.

An Frau v. Lengefeld.

Jena, den 18. December 1789.

Wie lange und wie oft, ſeit mehr als einem Jahre, hab' ich mit mir ſelbſt geſtritten, ob ich es wagen ſoll, Ihnen zu geſtehen, was ich jetzt nicht mehr zurückhalten kann. Ich muß Sie bitten, ſich jetzt Alles gegenwärtig zu machen, was je in Ihrem gütigen Herzen für mich ſprach; ich ſelbſt muß mir jedes Ihrer Worte zurückrufen, worin ich Wohlwollen für mich zu erkennen glaubte, um in dieſem Augenblick Muth und Hoffnung zu faſſen. Es gab Augenblicke — unvergeßlich ſind ſie meinem Herzen — wo Sie mich vergeſſen ließen, daß ich ein Fremdling in Ihrem Hauſe ſei, ja, wo Sie unter ihre Kinder auch mich zu zählen ſchienen. Was Sie damals ohne Bedeutung ſagten, was nur eine vorübergehende Bewegung des Herzens Ihnen eingab — wie tief ergriff es mein Herz, wo lange ſchon kein anderer

Wunſch mehr lebte, als Ihr Sohn genannt zu werden. Sie haben es in Ihrer Gewalt, jene Aeußerung in volle ſelige Wahrheit zu verwandeln. Ich gebe das ganze Glück meines Lebens in Ihre Hände. Ich liebe Lottchen — ach! wie oft war dieſes Geſtändnis auf meinen Lippen; es kann Ihnen nicht entgangen ſein. Seit dem erſten Tage, wo ich in Ihr Haus trat, hat mich Lottchens liebe Geſtalt nicht verlaſſen. Ihr ſchönes edles Herz hab' ich durchſchaut. In ſo vielen froh durchlebten Stunden hat ſich ihre zarte ſanfte Seele in allen Geſtalten mir gezeigt. Im ſtillen innigen Umgang, wovon Sie ſelbſt ſo oft Zeugin waren, knüpfte ſich das unzerreißbare Band meines Lebens. Mit jedem Tag wuchs die Gewißheit in mir, daß ich durch Lottchen allein glücklich werden kann. Hätt' ich dieſen Eindruck vielleicht bekämpfen ſollen, da ich noch nicht vorherſehen konnte, ob Lottchen auch die Meine werden kann? Ich hab es verſucht; ich habe mir einen Zwang vorgeſchrieben, der mir viele Leiden gekoſtet hat; aber es iſt nicht möglich, ſeine höchſte Glückſeligkeit zu fliehen, gegen die laute Stimme ſeines Herzens zu ſtreiten. Alles, was meine Hoffnung niederſchlagen könnte, hab' ich in dieſem langen Jahre, wo dieſe Leidenſchaft in mir kämpfte, geprüft und erwogen; aber mein Herz hat es widerlegt. Kann Lottchen glücklich werden durch meine innige ewige Liebe, und kann ich Sie lebendig davon überzeugen, ſo iſt es nichts mehr, was gegen das höchſte Glück meines Lebens in Anſchlag kommen kann. Ich habe nichts zu fürchten, als die zärtliche Bekümmerniß der Mutter um das Glück ihrer Tochter; und glücklich wird ſie durch mich ſein, wenn Liebe ſie glücklich machen kann. Und daß dieſes iſt, hab ich in Lottchens Herz geleſen. — Wollen Sie, theuerſte Mutter — o laſſen Sie mich bei dieſem Namen Sie nennen, der die Gefühle meines Herzens und meine Hoffnung gegen Sie ausſpricht — wollen Sie das Theuerſte, was Sie haben, meiner Liebe anvertrauen? meine Wünſche durch Ihre Billigkeit in Wirklichkeit verwandeln, wenn es auch die Wünſche Ihrer Tochter ſind, wenn wir uns Beide in dieſer Bitte uns vereinigen? Ich werde Ihnen mehr zu danken haben, als ich einem Menſchen danken kann. Sie werden glücklich ſein in der Glückſeligkeit Ihrer Kinder. Unſere Dankbarkeit wird geſchäftig ſein, Ihr Leben zu verſchönern und Ihnen das Geſchenk der Liebe durch Liebe zu erſtatten. — Ich erlaube mir keine weitere Erklärung, bis Sie über die Wünſche meines Herzens entſchieden haben werden. Steht nur in Ihrer Seele meinem Glücke nichts entgegen, ſo werden keine Hinderniſſe von Außen ihm im Wege ſtehen. Mit welcher Unruhe und Sehnſucht erwarte ich von Ihnen den Ausſpruch über mein ganzes Glück! Aber Liebe allein wird Sie leiten, und darauf gründe ich frohe Hoffnung.

134.

An Charlotte v. Lengefeld.

Jena, den 22. December 1789.

Du biſt jetzt zuſammen mit Deinen Lieben und mein Herz ſagt mir, daß ich Dir nicht fern bin. Noch vier Tage, und ich bin in Eurer Mitte. Das iſt eine unausſprechlich ſchöne Ausſicht. Meine Sorge iſt nur, daß wir einander ſo wenig werden ſein können. Einige Vormittagsſtunden — das wird wohl Alles ſein, und Ihr werdet dafür ſorgen, fürcht ich, daß die Vormittage nicht zu früh anfangen. Ich will eine Stunde Vorleſung mehr noch daran wenden, und es ſo einrichten, daß ich Donnerſtag Abends ſpäteſtens zwiſchen neun und zehn Uhr in Erfurt bin. Auf die neuen Familiengeſtalten bin ich begierig. Thue mir den Gefallen, und beſchreibe mich als einen wunderlichen Kopf, oder lieber gleich als einen Bären. Das hat in Rudolſtadt ſchon mein Glück gemacht, und wenn ich dann nur Niemand freſſe, ſo bin ich ein artiger Menſch.

Da ich dieſe Zeit her alles Intereſſe an Arbeiten verloren, die nicht durch ſich ſelbſt es erzwingen, ſo bin ich darauf gefallen, ein altes Schauſpiel wieder hervorzuſuchen, wovon ſchon vor drei Jahren Scenen fertig waren*). Die Scenen mißfielen mir; aber ich habe eine davon mit vielem Glück retouchirt. In der Thalia wirſt Du ſie leſen**). Schon lange fehlte es mir an einem Gefühl des gegenwärtigen Genius — ſo daß es ſchien, als wenn er mit mir ſchmollte. Aber Amor und der Genius der Dichter ſind auf einander nicht neidiſch; vielmehr iſt es ihr Intereſſe, wenigſtens bei mir, freundlich zuſammenzuhalten. Ich kann gar nicht beſchreiben, wie mich die Ausſicht freut, mich an Deiner Seite mit einer dichteriſchen Arbeit zu beſchäftigen. Die höchſte Fülle des künſtleriſchen Genuſſes mit dem gegenwärtigen Genuß des Herzens zu verbinden, war immer das höchſte Ideal, das ich vom Leben hatte, und beide zu vereinigen, iſt bei mir auch das unfehlbarſte Mittel, jeden zu ſeiner höchſten Fülle zu bringen. An Deinem Herzen werde ich dieſen Wunſch in Erfüllung ſehen. Liebe allein, ohne dieſes innere Thätigkeitsgefühl, würde mir ihren ſchönſten Genuß bald entziehen. Wenn ich glücklich bleiben ſoll, ſo muß ich zum Gefühl meiner Kräfte gelangen; ich muß mich der Glückſeligkeit würdig fühlen, die mir wird; und dies kann nur geſchehen, wenn ich mich in einem Kunſtwerke beſchaue. Es iſt nicht Egoiſterei, nicht einmal Stolz, es iſt eine von der Liebe unzertrennliche Sehnſucht, ſich ſelbſt hochzuſchätzen.

---

*) Das Fragment der Menſchenfeind, in Schiller's Werken.

**) Im eilften Heft. S. 100 u. f.

134.

An ſeinen Vater *).

Jena, den 7. Januar 1790.

Wie willkommen war mir Ihr letzter Brief, und wie nöthig war er mir! Ich hatte den Tag zuvor die traurige Nachricht von Chriſtophinen **) erhalten, daß die Umſtände meiner liebſten Mutter ſich ſo ſehr verſchlimmert hätten, und welche geſegnete Wendung hat dieſe langwierige Krankheit jetzt genommen! Wenn in dem künftigen regimen vitae der liebſten Mutter Vorſicht beobachtet wird, ſo ſind ihre langen vielen Leiden mit der Quelle gehoben: Dank ſei der gütigen Vorſicht, die uns die liebe theure Mutter unſrer Jugend rettet und erhält. Meine Seele iſt von Rührung und Dank bewegt. Ich mußte ſie für auf immer für uns verloren halten, und ſie iſt uns wiedergeſchenkt worden!

---

*) Johann Caſpar Schiller, geboren am 27. October 1723 zu Bitterfeld im Würtembergiſchen, war Hauptmann in Würtembergiſchen Dienſten und Inſpector der Hofgärtnerei auf dem Luſtſchloſſe Solitude. Er ſtarb am 7. September 1796.

**) Schiller's älteſte Schweſter, die Gattin des Hofraths und Bibliothekars Reinwald in Meiningen.

Ich war in Weimar unter den Weihnachtsferien, als die beiden Briefe von Meiningen und der Solitüde ankamen, und nur der erſtere wurde mir nachgeſchickt. Wie zerriß es mein Herz, daß meine theuerſte Mutter das Glück ihres Sohnes nicht mehr erleben ſollte. Ich hoffe, liebſter Vater, der Brief, den ich vor ungefähr drei oder vier Wochen an Sie abſchickte, und worin ich Ihnen von meiner Verbindung mit Lottchen Lengefeld Nachricht gab, iſt jetzt in Ihren Händen, und er hat etwas zu Ihrer Beruhigung beigetragen. Der Herzog intereſſirt ſich ſehr für meine Heirath. Ich war kürzlich bei ihm, und habe eine jährliche Penſion 200 Rthlr. von ihm erhalten. Die ſchöne Art, womit er mir dieſelbe gab, muß ihren Werth bei mir erhöhen. Lottchen, die mit ihrer Schweſter dieſen Winter in Weimar zubringt, und ihn dort öfters bei Hofe ſpricht, begegnet er mit ſehr viel Theilnahme und Achtung.

Daß ich auch jetzt ſehr darauf denke, meine Umſtände immer beſſer zu machen, können Sie nicht mißbilligen. Ich bin mir ſelbſt ſchuldig, Alles aus mir zu machen, was aus mir werden kann, und dazu gehört auch die äußere Lage. Die Zufriedenheit mit meinen jetzigen Umſtänden darf mich nicht hindern, noch nach einer Verbeſſerung zu ſtreben. Ich betrachte meine jetzige Verſorgung als eine

Stufe zu einem noch wichtigern Wirkungskreiſe, und dieſen zu erreichen, wird es an meinem Fleiß nicht fehlen. Vielleicht kann ich Ihnen ſchon in einem Monat ſchreiben, daß ich getraut bin*). Aeußerliche Hinderniſſe gibt es jetzt keine mehr. Wenn meine Schwiegermutter mit der Einrichtung ihrer Tochter bis dahin fertig iſt, ſo kann die Verbindung vor ſich gehen. Sonſt iſt Oſtern der letzte Termin. Werden Sie meinen Wunſch wohl genehmigen, und mir die Nanette**) hierher ſchicken? Jetzt, da die liebſte Mutter beſſer iſt, wird es weniger Schwierigkeiten damit haben. Ich lege Ihnen einen Brief von meinerk ünftigen Frau bei, die ſich unbekannter Weiſe Ihre Liebe ausbittet. Sie iſt jetzt Ihre Tochter und gewiß eine gute Tochter, die Ihnen Freude machen wird. Der Himmel ſegne Sie mit tauſendfältigem Segen, beſter Vater, und ſchenke meiner theuern Mutter ein heiteres, ſchmerzensfreies Leben. Meiner lieben Schweſter tauſend Grüße.

---

*) Die Trauung geſchah am 22. Febr. 1790 zu Wenigen Jena durch den Pfarrer Schmidt. Vgl. einen Brief Schiller's vom 10. März 1790.

**) Schiller's jüngſte Schweſter, geb. 1778, geſt. 1796 im achtzehnten Jahre in Folge eines anſteckenden Nervenfiebers, das durch ein auf der Solitüde anweſendes Feldlazareth verbreitet worden war. Vgl. A. Streicher's Schrift: Schiller's Flucht von Stuttgart u. ſ. w. Stuttgart 1836. S. 8.

135.

An ſeinen Vater.

Jena, den 13. Januar 1790.

Meine zwei letzten Briefe, liebſter Vater, ſind hoffentlich jetzt richtig in Ihren Händen. Ich erwarte mit Ungeduld die Beſtätigung vom beſſern Befinden meiner geliebteſten Mutter. Reißen Sie mich aus meiner Ungewißheit darüber, und ſchreiben Sie mir mit dem Bäldeſten. Eben ſo ſehr ſehne ich mich, von Ihnen zu hören, daß Sie ſich meines Glückes freuen. In vierzehn Tagen laſſe ich mich trauen, hier in Jena. Meine Schwiegermutter will hieher kommen. O daß Sie nicht auch zugegen ſind, liebſte Eltern, unſere Freude zu theilen, und uns ihren Segen zu geben!

Meine Schwiegermutter iſt eine vortreffliche Frau, die Sie gewiß verehren und lieben würden, wenn Sie ſie kennen lernen ſollten. Sie liebt mich wie ihren Sohn, und ſie brachte mir kein geringes Opfer, da ſie mir ihre Tochter gab, denn ſie hatte ſchon Ausſichten für ſie, die im äußerlichen Glück unendlich mehr verſprachen, als ich ihrer Tochter anbieten kann. Aber ſie vertraute das Glück ihrer Tochter meinem Herzen an. Da Sie, liebſte Eltern, an meinem Trauungstage nicht ſelbſt zugegen ſein können, ſo ſeien Sie es wenigſtens durch einige Zeilen, und erhöhen Sie mir dieſen freudigen Tag durch die Verſicherung, daß Sie meine Freude mit mir theilen.

Der Herzog von Meiningen hat mir mit dem Hofrathscharakter ein Geſchenk gemacht, ſo daß ich meiner Frau doch wenigſtens einen anſtändigen Rang anzubieten habe, und das, was ſie verliert, weniger fühlbar wird. Dies konnte mir nicht ganz gleichgültig ſein, wenn auch meine Frau und ihre Verwandten ſich nicht darum bekümmern. — Ich ſchreibe diesmal nur in Eile. Leben Sie tauſendmal wohl, liebſte Eltern. Gott ſchenke meiner guten Mutter und Ihnen Allen Geſundheit und erhalte mir Ihre elterliche Liebe.

136.

An ſeinen Vater.

Jena, den 1. Februar 1790.

Ich erwarte mit Ungeduld weitere Nachrichten von dem Befinden meiner lieben Mutter. Ein Brief, den ich heute von Meiningen erhalte, beunruhigt mich auf's neue. Sollte ein ſchleichendes Fieber dazu gekommen ſein, ſo müßte man die Chinarinde in reichlicher Doſis gebrauchen. Doch hoffe ich, daß D. **Consbruch** dies bereits verordnet haben wird. Schreiben Sie mir bald, liebſter Vater, oder wenn Sie nicht Zeit haben, laſſen Sie mir durch die **Louiſe***) ſchreiben. Ihren letzten Brief nebſt dem Einſchluß an meine Braut habe ich richtig erhalten, und danke Ihnen herzlich für die Freude, die Sie mir und meiner **Lotte** durch Ihren liebevollen Antheil gemacht haben. Lotte iſt voll Vergnügen, daß ſie Hoffnung hat, ihrem neuen Papa lieb zu werden. Gewiß wird ſie Ihre ganze Zärtlichkeit verdienen, und eine recht gute Tochter ſein. Mit herzlicher Freude willigt ſie ein, Ihnen recht oft zu ſchreiben. Unſere Hochzeit hat ſich um einige Wochen verzögert, weil meine Schwiegermutter unterdeſſen nicht vom Rudolſtädter Hofe hat abkommen können. Sie wird aber in acht oder zehn Tagen hier ſein, und dann wird die Trauung geſchehen. Sie müſſen ſeit vier oder fünf Wochen noch einen Brief von mir erhalten haben, der noch nicht in Ihren Händen war, als Sie Ihren letzten Brief an mich abſchickten.

Wegen des jungen Buchhändlers in Stuttgart ließe ſich ſchon noch etwas machen. Fragen Sie ihn aber ge-

---

*) **Schiller's** zweite Schweſter, geboren 1767, ſpäterhin an den Stadtpfarrer **Frankh** zu Möckmühl im Würtembergiſchen verheirathet, der nachher Pfarrer in Cleverſulzbach bei Heilbronn ward.

legentlich, ob er im Stande iſt, drei Louisd'or für den Bogen zu geben, wenn ich ihm Manuſcripte von Werth anbiete. Um weniger thue ich es nicht, da mir andere Buchhändler für wichtige Sachen ſo viel bezahlen. Schon längſt wollte ich Sie bitten, mir die kleinen Sachen, die während meines Aufenthalts in Stuttgart von mir gedruckt worden ſind, zuſammenſuchen zu laſſen, und hieher zu ſchicken, auch was Sie noch extra im Manuſcript von mir hätten oder aufzubringen wüßten. Unter den gedruckten Sachen alle Carmina, die ich machte, z. B. das über Wiltmeiſter, über Rieger, über Weckherlin*) und andere mehr, meine Diſſertation über den Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen u. ſ. w., und wenn Sie das Manuſcript meiner andern mediciniſchen Diſſertation noch hätten, die nicht gedruckt worden iſt, ferner diejenigen Stücke vom Schwäbiſchen Magazin, worin Aufſätze und Gedichte von mir ſtehen. Vielleicht finden Sie noch frühere Arbeiten von mir unter Ihren Papieren. Dieſe Dinge intereſſiren mich jetzt, und ich brauche ſie als Belege zur Geſchichte meines Geiſtes. Haben Sie ja die Güte und ſuchen ſolche zu bekommen. Vor Allem aber erfreuen Sie mich bald mit glücklichen Nachrichten von der Geſundheit meiner liebſten Mutter, die ich und meine Braut herzlichſt grüßen.

---

*) Das Gedicht über Wiltmeiſter ſcheint verloren zu ſein; das über Rieger befindet ſich in den von E. Boas und K. Hoffmeiſter gelieferten Nachträgen zu Schiller's Werken. Das Gedicht über Weckherlin ſteht in Schiller's Werken unter der Ueberſchrift: Elegie auf den Tod eines Jünglings. Es iſt vom Jahr 1781.

137.

An ſeinen Vater.

Jena, den 10. März 1790.

Ihr Stillſchweigen, liebſter Vater, beunruhigt mich auf's äußerſte. Auf zwei Briefe, die ich Ihnen ſeit dem Januar ſchrieb, und worin ich Sie bat, mich auch nur in einigen Zeilen von dem Geſundheitszuſtande meiner lieben Mutter zu benachrichtigen, habe ich keine Antwort erhalten. Weil ich jeden Poſttag darauf wartete, um Ihnen wieder zu ſchreiben, ſo unterblieb dieſes immer. Ich kann aber nicht länger in dieſer peinlichen Ungewißheit ſein. Laſſen Sie mich doch mit der erſten Poſt etwas Entſcheidendes von dem Zuſtande meiner lieben Mutter wiſſen, und wenn Sie ſelbſt nicht Zeit haben zu ſchreiben, ſo kann es ja Louiſe thun.

Seit dem 22. Februar bin ich mit meiner lieben Lotte verheirathet, und nichts fehlt nun zu meinem Glück, als daß ich wegen der lieben Meinigen außer Sorgen geſetzt bin. Ich lebe die glücklichſten Tage, und noch nie war mir ſo wohl, als wie jetzt in meinem häuslichen Kreiſe. Unſere ökonomiſche Einrichtung iſt über alle meine Wünſche gut ausgefallen, und die Ordnung, der Anſtand, den ich um mich herum erblicke, dient ſehr dazu, meinen Geiſt aufzuheitern. Könnten Sie ſich, beſte Eltern, nur auf einen Augenblick zu mir verſetzen, Sie würden ſich des Glücks Ihres Sohnes erfreuen. Meine Schwägerin, die Hofräthin v. Beulwitz*) iſt gegenwärtig auch bei mir, und wird den Frühling und den Anfang des Sommers, ſo lange ihr Mann noch auf Reiſen iſt, bei mir zubringen. Meine Schwiegermutter war auf acht Tage hier bei der Hochzeit, und ſie verſichert Sie und meine liebe Mutter ihrer herzlichen Achtung. An der Geſundheit der Mama nimmt ſie großen Theil, und wünſcht ihr von Herzen baldige Beſſerung. In drei Wochen gehen meine Oſterferien an, und dann werde ich einen Monat in Rudolſtadt leben. Meine Frau und ich ſind Gottlob! bei beſter Geſundheit; meine Frau wird einige Zeilen an Sie beilegen.

Unſere Trauung geſchah ganz in der Stille auf einem Dorfe bei Jena. Eine förmliche Hochzeit haben wir gar nicht gemacht, ſo daß die Unkoſten ſehr gering waren.

---

*) Caroline v. Beulwitz, die Schweſter von Schiller's Gattin, ſpäterhin mit Wilhelm v. Wolzogen verheirathet.

Meine Frau iſt ganz eingerichtet zu mir gekommen, und Alles, was zur Haushaltung gehört, hat meine Schwiegermutter gegeben. Die ganze Familie gab mir Verſicherungen ihres herzlichen Antheils, und auch von dieſer Seite habe ich alle Urſache, zufrieden zu ſein. Ich erwarte blos Nachrichten von Ihnen, beſte Eltern, um Ihnen mehr zu ſchreiben. Der Himmel nehme Sie in ſeinen gnädigen Schutz, und ſchenke Ihnen und meinen lieben Schweſtern Freude und Geſundheit.

138.

An Caroline v. Beulwitz.

Jena, den 13. Mai 1790.

Lottchen hat geſtern zwei Stunden im Cabinet neben meinem Auditorium zugebracht, und mich leſen hören. Sie hat ſich erſt vor den Studenten gefürchtet, jetzt aber hat ſie Herz. Ich fing geſtern die Vorleſungen über die Tragödie an, und finde gar viel Vergnügen an dieſer Arbeit. Ich entdecke viele Erfahrungen, die die Ausübung der tragiſchen Kunſt mir verſchafft hat, und von denen ich ſelbſt nicht wußte, daß ich ſie hatte. Zu dieſen ſuche ich den philoſophiſchen Grund, und ſo ordnen ſie ſich unvermerkt in ein lichtvolles zuſammenhängendes Ganze, das mir viel Freude verſpricht. Ich habe ſo doch jede Woche eine aufgeheiterte Stunde an einem Orte, wo ſie ſonſt nicht ſehr zu erwarten iſt.

139.

An Körner.

Jena, den 24. Mai 1790.

Es lebt ſich ganz anders an der Seite einer lieben Frau, als ſo verlaſſen und allein. Jetzt erſt genieße ich die ſchöne Natur ganz, und lebe in ihr. Es kleidet ſich wieder um mich herum in dichteriſche Geſtalten, und oft regt ſich's wieder in meiner Bruſt. Was für ein ſchönes Leben führe ich jetzt! Ich ſehe mit fröhlichem Geiſte um mich her, und mein Herz findet eine ſo ſchöne Nahrung und Erholung. Mein Daſein iſt in eine harmoniſche Gleichheit gerückt, nicht leidenſchaftlich geſpannt, aber ruhig und hell fließen mir die Tage dahin. Meinem künftigen Schickſal ſehe ich mit heiterm Muthe entgegen. Jetzt, da ich am erreichten Ziele ſtehe, erſtaune ich ſelbſt, wie Alles doch über meine Erwartungen gegangen iſt. Das Schickſal hat die Schwierigkeiten für mich beſiegt; es hat mich bis zum Ziel gleichſam getragen. Von der Zukunft hoffe ich Alles. Wenige Jahre, und ich werde im vollen Genuſſe meines Geiſtes leben, ja, ich hoffe, ich werde wieder zu meiner Jugend zurückkehren. Ein inneres Dichterleben giebt ſie mir zurück.

Ich habe vor einiger Zeit die Poetik des Ariſtoteles geleſen, und ſie hat mich nicht nur nicht niedergeſchlagen und eingeengt, ſondern wahrhaft geſtärkt und erleichtert. Nach der peinlichen Art, wie die Franzoſen den Ariſtoteles nehmen, und an ſeinen Forderungen vorbei zu kommen ſuchen, erwartet man einen kalten, liberalen und ſteifen Geſetzgeber in ihm, und gerade das Gegentheil findet man. Er dringt mit Feſtigkeit und Beſtimmtheit auf das Weſen, und über die äußern Dinge iſt er ſo lax, als man ſein kann. Was er vom Dichter fordert, muß dieſer von ſich ſelbſt fordern, wenn er irgend weiß, was er will, es fließt aus der Natur der Sache. Die Poetik handelt beinahe ausſchließlich von der Tragödie, die er mehr als irgend eine andere poetiſche Gattung begünſtigt. Man merkt ihm an, daß er aus einer ſehr reichen Erfahrung und Anſchauung herausſpricht, und eine ungeheure Menge tragiſcher Vorſtellungen vor ſich hatte. Auch iſt in ſeinem Buche abſolut nichts Speculatives, keine Spur von irgend einer Theorie, es iſt Alles empiriſch, aber die große Zahl der Fälle und die glückliche Wahl der Muſter, die er vor Augen hat, giebt ſeinen empiriſchen Ausſprüchen einen allgemeinen Gehalt und die völlige Qualität von Geſetzen.

140.

An ſeinen Vater.

Jena, den 29. December 1790.

Heute am 29. December bringt mir des Hofjägers Sohn aus Ludwigsburg den Brief von Ihnen, der vom 10. Auguſt datirt, alſo ſchon 4½ Monate unterwegs iſt. Ich reiſe Morgen früh mit meiner Lotte nach Erfurt ab, um acht oder zehn Tage lang bei dem Coadjutor *) zu leben, und habe daher kaum ſo viel Zeit, Ihnen vom Empfang der Krankengeſchichte meiner lieben Mutter Nachricht zu geben. Sobald ich ſolche werde durchleſen haben, will ich mich bemühen, ſie auf eine ſchickliche Art in's Publikum zu bringen, wenn es dem Herrn Leibmedikus **) nicht angenehmer iſt, ſie ſelbſt in Druck zu geben. Darüber will ich ihm mit eheſter Poſt ſchreiben, und ihm den großen Dienſt, den er uns Allen durch ſeine meiſterhafte Cur an der lieben Mama geleiſtet hat, und für ſeine uneigennützige freundſchaftliche Geſinnung den wärmſten Dank abſtatten. Wie herzlich meine theuerſten Eltern, erfreute uns die gute Nachricht von der immer fortfahrenden Beſſerung unſrer liebſten Mutter. Aus voller Seele ſtimmen wir in den Dank ein, den Sie dem gütigen Himmel dafür brachten, und unſer Herz giebt jetzt den ſchönſten Hoffnungen Raum. Die Vorſehung, die hierin unſere Erwartungen ſo herrlich ſchon übertraf, hat uns Allen gewiß noch das fröhliche Wiederſehen aufbewahrt.

---

*) Karl Theodor Anton Maria Freiherr v. Dalberg, geboren am 8. Febr. 1744 zu Herrnsheim bei Worms, geſtorben am 10. Februar 1817 zu Regensburg.

**) Consbruch.

Wir Beide ſind geſund und glücklich, wie wir es nur wünſchen können. In unſern beſten Stunden denken wir der lieben Unſrigen, und tragen uns mit allerlei ſchönen Entwürfen für die Zukunft. Ich habe freilich viel Arbeit, aber es fehlt mir dazu nicht an freudigem Muth, und der Himmel ſegnet ſie. Die niederländiſche Geſchichte kann ſo ſchnell nicht fortgeſetzt werden, weil andere Arbeiten dazwiſchen kamen; aber ſo viel ſpäter ſie erſcheint, ſo viel reifer und vollendeter ſoll ſie werden. Es iſt mir überaus lieb, daß mein hiſtoriſcher Kalender in Schwaben ſehr verbreitet wird. Eine Reputation im hiſtoriſchen Fach iſt mir des Herzogs wegen nicht gleichgültig. Auch vor ſeine Ohren muß es endlich kommen, daß ich ihm im Auslande keine Schande mache, und wenn er dadurch zu einer beſſern Geſinnung von mir wird vorbereitet ſein, dann iſt es Zeit, daß ich mich ſelbſt an ihn wende. Geſchähe dies früher, ſo möchte ein Brief von mir allzuwenig Eindruck bei ihm machen, und der ganze Schritt wäre vergeblich. Von meinem Kalender ſind jetzt über 7000 Stück verkauft. Seit vielen Jahren hat keine Schrift nur die Hälfte ſo viel Abgang gefunden.

Hier, liebſte Eltern und Schweſtern, ſchicken wir Ihnen Etwas zum Neujahr, mit unſern herzlichſten Wünſchen begleitet, daß dieſes 91ſte Jahr ein Segensjahr für uns Alle ſein möchte. Mein und meiner Frau Bild, das ich unſrer liebſten Mutter verſprochen habe, iſt nicht vergeſſen; nur hat es uns bisher an einem Maler gefehlt, der es nur irgend leidlich hätte machen können. Jetzt aber wird einer hier erwartet, von dem man viel Gutes ſagt, und dann ſoll es gewiß zu Stande kommen.

Druck und Papier der Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Supplemente

zu

Schiller's Werken.

Schiller's Briefe.

Zweiter Band.

Briefe aus den Jahren 1791 – 1796.

Altenburg, 1846.
Verlag von H. A. Pierer.

Schiller's Briefe.

Mit
erläuternden Anmerkungen
herausgegeben
von
Dr. Heinrich Döring.

Zweiter Band.

Briefe aus den Jahren 1791 – 1796.

Altenburg, 1846.
Verlag von H. A. Pierer.

G.H. BIBL. Z. WEIMAR

Schiller's Briefe.

Briefe aus den Jahren 1791 — 1796.

141.

An Körner.

Jena, den 3. März 1791.

Du erräthſt wohl nicht, was ich jetzt leſe und ſtudire? — Nichts Schlechteres, als — Kant. Seine Kritik der Urtheilskraft *) reißt mich hin durch ihren neuen, lichtvollen, geiſtreichen Inhalt, und hat mir das große Verlangen beigebracht, mich nach und nach in ſeine Philoſophie hineinzuarbeiten. Bei meiner wenigen Bekanntſchaft mit philoſophiſchen Syſtemen würde mir die Kritik der Vernunft **) und ſelbſt einige Reinholdiſche Schriften für jetzt noch zu ſchwer ſein, und zu viel Zeit wegnehmen. Weil ich aber über Aeſthetik ſchon ſelbſt viel gedacht habe und empiriſch noch mehr darin bewandert bin, ſo komme ich in der Kritik der Urtheilskraft weit leichter fort, und lerne gelegentlich viele Kantiſche Vorſtellungsarten kennen, weil er ſich in dieſem Werke darauf bezieht, und viele Ideen aus der Kritik der Vernunft in der Kritik der Urtheilskraft anwendet. Kurz, ich ahne, daß Kant für mich kein ſo unüberſteiglicher Berg iſt, und ich werde mich gewiß noch genauer mit ihm einlaſſen. Da ich künftigen Winter Aeſthetik vortragen werde, ſo giebt mir dies Gelegenheit, einige Zeit auf Philoſophie überhaupt zu verwenden. —

---

*) Libau 1790.

**) Riga 1781.

Unter allen hiſtoriſchen Stoffen, wo ſich poetiſches Intereſſe mit rationellem und politiſchem noch am meiſten vereint, ſteht Guſtav Adolph oben an. Die Geſchichte der Menſchheit gehört als unentbehrliche Epiſode in die Geſchichte der Reformation, und dieſe iſt von dem dreißigjährigen Kriege unzertrennlich. Es kommt alſo blos auf den ordnenden Geiſt des Dichters an, in einem Heldengedicht, das von der Schlacht bei Leipzig bis zur Schlacht bei Lützen geht, die ganze Geſchichte der Menſchheit ungezwungen, und zwar mit weit mehr Intereſſe zu behandeln, als wenn das der Hauptgegenſtand geweſen wäre.

142.

An ſeinen Vater.

Jena, den 26. October 1791.

Eben, liebſter Vater, komme ich mit meiner lieben Lotte von Rudolſtadt zurück, wo ich einen Theil der Ferien zubrachte, und finde Ihren Brief. Herzlichen Dank für die fröhlichen Nachrichten, die Sie mir darin von der zunehmenden Geſundheit unſerer lieben Mutter geben, und von Ihrem allſeitigen Wohlbefinden. Die Ueberzeugung, daß es Ihnen wohlgeht, und daß von den liebſten Meinigen keines leidet, erhöht mir die Glückſeligkeit, die ich an der Seite meiner theuren Lotte genieße. Sie ſorgen auch in noch ſo großer Entfernung für Ihre Kinder, und beſchenken unſre kleine Haushaltung. Den herzlichſten Dank von uns Beiden für den überſchickten Wein. Heute iſt er wohlbehalten angekommen, und mit der nächſten fahrenden Poſt ſollen Reinwald's ihr Deputat erhalten. Wir wollen übermorgen Ihren Geburtstag feiern, als wenn Sie gegenwärtig wären, und von ganzem Herzen Ihre Geſundheit trinken.

Hier ſchicke ich Ihnen ein kleines Product meiner Feder, welches meiner lieben Mutter und Schweſter vielleicht Freude macht; denn für Damen ſoll es wenigſtens geſchrieben ſein *). Im Jahr 1790 hat Wieland den hiſtoriſchen Kalender herausgegeben, in dieſem 1791 und im nächſten 1792 hab' ich ihn übernommen. So unbedeutend ein Kalender zu ſein ſcheint, ſo iſt es doch dasjenige Buch, das die Buchhändler am weiteſten verbreiten können, und das ihnen deßwegen auch am beſten bezahlt wird. Daher können ſie auch den Autoren verhältnißmäßig weit mehr dafür anbieten. Mir iſt dieſer Aufſatz vom dreißigjährigen Kriege mit 80 Louisd'or bezahlt worden, und ich hab' ihn neben meinen Vorleſungen innerhalb vier Monaten ausgearbeitet. Druck, Kupferſtiche, Band und Honorar kommen dem Verleger auf 4500 Thaler zu ſtehen; er rechnet aber auf einen Abſatz von 7000 Exemplaren und darüber.

Die Nachrichten von Mylius freuen mich, und es iſt mir angenehm, einen alten guten Freund von Ihnen und mir in meine nähere Nachbarſchaft zu bekommen; denn wir werden ſchwerlich über 10 Meilen von einander ſein. Er hätte eben ſo gut auch am Weimariſchen Hofe Dienſte bekommen können, weil unſer Herzog gern Fremde anzieht, die Vermögen in ſeinem Lande verzehren. Ich ſelbſt hätte

---

*) Von Schiller's hiſtoriſchem Kalender für Damen, in welchem er ſeine Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs, ſpäter in Octav gedruckt, zuerſt mittheilte, erſchienen in den Jahren 1791 bis 1793 drei Duodezbändchen, mit Kupfern von Chodowiecky.

mir getraut, es bei dem Herzog anhängig zu machen, denn ich ſtehe ziemlich gut mit ihm und ſeinen vertrauten Räthen.

Den 28. heute iſt Ihr Geburtstag, liebſter Vater, den wir Beide mit innigſter Freude feiern, daß uns der Himmel Sie geſund und glücklich bis hieher erhalten hat. Möge er ferner über Ihr theures Leben und Ihre Geſundheit wachen, und Ihre Tage bis in das ſpäteſte Alter verlängern; daß Ihr dankbarer Sohn es ausführen könne, Freude und Zufriedenheit über den Abend Ihres Lebens zu verbreiten und die Schuld der kindlichen Pflicht an Sie abzutragen.

143.

An Baggeſen*)

Jena, den 16. December 1791.

Wie werd' ich es anfangen, mein theurer und hochgeſchätzter Freund, Ihnen die Empfindungen zu beſchreiben, die ſeit dem Empfang der beiden Briefe**) in mir lebendig

---

*) Jens Baggeſen, geboren am 16. Februar 1764 zu Korſöer in Dänemark, geſtorben am 3. Oct. 1826 zu Hamburg.

**) Des Prinzen von Auguſtenburg und des Däniſchen Miniſters Grafen v. Schimmelmann, die dem Dichter während geworden ſind. So überraſcht und betäubt, als ich durch ihren Inhalt geworden bin, erwarten Sie nicht viel Zuſammenhängendes von mir. Mein Herz allein kann jetzt noch reden, und auch dieſes wird von einem ſo kranken Kopf, als der meinige noch immer iſt, nur ſchlecht unterſtützt werden. Ein Herz, wie das Ihrige, kann ich für den liebevollen Antheil, den es an dem Schickſal meines Geiſtes nimmt, nicht ſchöner belohnen, als wenn ich das ſtolze Vergnügen, das Ihnen dieſe edle und einzige Handlungsart Ihrer vortrefflichen Freunde an ſich ſelbſt ſchon gewähren muß, durch die fröhliche Ueberzeugung von einem vollkommen erfüllten, wohlwollenden Zweck zu der ſüßeſten Freude erhöhe.

Ja, mein theurer Freund, ich nehme das Anerbieten des Prinzen von Auguſtenburg und des Grafen v. Schimmelmann mit dankbarem Herzen an, nicht weil die ſchöne Art, womit es gethan wird, alle Nebenrückſichten bei mir überwindet, ſondern darum, weil eine Verbindlichkeit, die über jede mögliche Rückſicht erhaben iſt, es mir gebietet, Dasjenige zu leiſten und zu ſein, was ich nach dem mir gefallenen Maß von Kräften leiſten und ſein kann, und mir die unerläßlichſte und höchſte aller Pflichten iſt. Aber meine bisherige äußere Lage machte mir dies ſchlechterdings

---

ſeiner damaligen lebensgefährlichen Krankheit auf drei Jahre einen bedeutenden Gehalt zuſicherten.

unmöglich, und nur eine ferne, noch unſichere Zukunft macht mir beſſere Hoffnungen. Der großmüthige Beiſtand Ihrer erhabenen Freunde ſetzt mich auf einmal in die Lage, ſo viel aus mir zu entwickeln, als in mir liegt, mich zu dem zu machen, was aus mir werden kann — wo bliebe mir alſo noch eine Wahl übrig? Daß der vortreffliche Prinz, der ſich aus freien Stücken entſchließt, Dasjenige bei mir zu verbeſſern, was mir das Schickſal zu wünſchen übrig gelaſſen hat, durch die edle Art, womit er dieſe Sache behandelt, zugleich alle Empfindlichkeiten ſchont, die mir meinen Entſchluß hätten ſchwer machen können, daß er mich dieſe wichtige Verbeſſerung meiner Umſtände durch keinen Kampf mit mir ſelbſt erkaufen läßt, erhöht meine Dankbarkeit unendlich, und läßt mich die Freude über die Erfüllung eines meiner feurigſten Wünſche mit der ſchönen Freude über das Herz ihres Urhebers vereinigt empfangen.

Eine ſittlich-ſchöne Handlung aus der Claſſe Derjenigen, welche dieſen Brief veranlaßt, empfängt ihren Werth nicht erſt von ihrem Erfolge; auch wenn ſie ganz ihren Zweck verfehlte, bleibt ſie, was ſie war. Aber wenn dieſe Handlung eines großdenkenden Herzens zugleich das nothwendige Glied einer Kette von Schickſalen iſt, wenn ſie allein noch fehlte, um etwas Gutes möglich zu machen, wenn ſie, die ſchöne Geburt der Freiheit, als wäre ſie von der Vorſehung ſchon längſt zu dieſer Abſicht berechnet werden, ein verworrenes Schickſal entſcheidet: dann gehört ſie zu den ſchönſten Erſcheinungen, die ſich einem fühlenden Herzen darſtellen können. Wie ſehr dieſes hier der Fall ſei, werd' und muß ich Ihnen ſagen.

Von der Wiege meines Geiſtes an bis jetzt, da ich dies ſchreibe, habe ich mit dem Schickſal gekämpft, und ſeitdem ich Freiheit des Geiſtes zu ſchätzen weiß, war ich dazu verurtheilt, ſie zu entbehren. Ein raſcher Schritt vor zehn Jahren ſchnitt mir auf immer die Mittel ab, durch etwas Anderes, als ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit zu exiſtiren. Ich hatte mir dieſen Beruf gegeben, ehe ich ſeine Forderungen geprüft, ſeine Schwierigkeiten überſehen hatte. Die Nothwendigkeit, ihn zu treiben, überfiel mich, ehe ich ihm durch Kenntniß und Reife des Geiſtes gewachſen war. Daß ich dieſes fühlte, daß ich meinen Idealen von ſchriftſtelleriſchen Pflichten nicht diejenigen engen Grenzen ſetzte, in welche ich ſelbſt eingeſchloſſen war, erkenne ich für eine Gunſt des Himmels, der mir dadurch die Möglichkeit des höhern Fortſchritts offen hielt. Aber in meinen Umſtänden vermehrte ſie nur mein Unglück. Unreif und tief unter dem Ideal, das in mir lebendig war, ſehe ich jetzt Alles, was ich zur Welt brachte; bei aller geahnten möglichen Vollkommenheit mußte ich mit der unzeitigen Frucht vor die Augen des Publicums eilen, der Lehre ſelbſt ſo bedürftig, mich wider meinen Willen zum Lehrer der Menſchen aufwerfen. Jedes unter ſo ungünſtigen Umſtänden nur leidlich gelungene Product ließ mich nur deſto empfindlicher fühlen, wie viele Keime das Schickſal in mir unterdrückte. Traurig machten mich die Meiſterſtücke anderer Schriftſteller, weil ich die Hoffnung aufgab, ihrer glücklichen Muße theilhaftig zu werden, in der allein die Werke des Genies reifen. Was hätte ich nicht um zwei oder drei ſtille Jahre gegeben, die ich, frei von ſchriftſtelleriſcher Arbeit, blos dem Studiren, blos der Ausbildung meiner Begriffe, der Zeitigung meiner Ideale hätte widmen können? Zugleich die ſtrengen Forderungen der Kunſt zu befriedigen und ſeinem ſchriftſtelleriſchen Fleiße auch nur die nothwendigſte Unterſtützung zu verſchaffen, iſt in unſerer deutſchen literariſchen Welt, wie ich endlich weiß, unvereinbar. Zehn Jahre hab' ich mich angeſtrengt, Beides zu vereinigen; aber es nur einigermaßen möglich zu machen, koſtete mir meine Geſundheit. Das Intereſſe an meiner Wirkſamkeit, einige ſchöne Blüthen des Lebens, die das Schickſal mir in den Weg ſtreute, verbargen mir dieſen Verluſt, bis ich zu Anfange dieſes Jahres — Sie wiſſen wie? — aus meinem Traum geweckt wurde. Zu einer Zeit, wo das Leben anfing, mir ſeinen ganzen Werth zu zeigen, wo ich nahe daran war, zwiſchen Vernunft und Phantaſie in mir ein zartes und ewiges Band zu knüpfen, wo ich mich zu einem neuen Unternehmen im Gebiete der Kunſt gürtete, nahte ſich mir der Tod. Dieſe Gefahr ging zwar vorüber, aber ich erwachte nur zum neuen Leben, um mit geſchwächten Kräften und verminderten Hoffnungen den Kampf mit dem Schickſal zu erneuern. So fanden mich die Briefe, die ich aus Dänemark erhielt.

Verzeihen Sie mir, theurer Freund, dieſe Ausführlichkeit über mich ſelbſt. Ich will Sie dadurch nur in den Stand ſetzen, ſich ſelbſt den Eindruck zu denken, den der edelmüthige Antrag des Prinzen und des Grafen Schimmelmann auf mich gemacht hat. Ich ſehe mich dadurch auf einmal fähig gemacht, den Plan mit mir ſelbſt zu realiſiren, den ſich meine Phantaſie in ihren glücklichſten Stunden vorgezeichnet hat. Ich erhalte endlich die ſo lange und ſo heiß gewünſchte Freiheit des Geiſtes, die vollkommen freie Wahl meiner Wirkſamkeit. Ich gewinne Muße, und durch ſie werde ich meine verlorene Geſundheit vielleicht wieder gewinnen; wenn auch nicht, ſo wird künftig Trübſinn des Geiſtes nicht mehr meiner Krankheit neue Nahrung geben. Ich ſehe heiter in die Zukunft — und geſetzt, es zeigte ſich auch, daß meine Erwartungen von mir ſelbſt nur liebliche Träume wären, wodurch ſich mein gedrückter Stolz an dem Schickſal rächte, ſo ſoll es wenigſtens an meiner Beharrlichkeit nicht fehlen, die Hoffnungen zu rechtfertigen, die zwei vortreffliche Bürger unſers Jahrhunderts auf mich gegründet haben. Da mein Loos mir nicht verſtattet, auf ihre Art wohlthätig zu wirken, ſo will ich es doch auf die einzige Art verſuchen, die mir verliehen iſt, und möchte der Keim, den ſie ausſtreuten, ſich mir zu einer ſchönen Blüthe für die Menſchheit entfalten!

Ich komme auf die zweite Hälfte Ihres Wunſches, theurer, vortrefflicher Freund! Warum kann ich dieſe nicht eben ſo ſchnell erfüllen, als die erſte? Unter der Unmöglichkeit, die Reiſe zu Ihnen, ſobald Sie wünſchen, auszuführen, kann gewiß Niemand mehr leiden, als ich ſelbſt. Urtheilen Sie aus dem Bedürfniß meines Herzens nach einer ſchönen veredelten Humanität, daß hier zu wenig befriedigt wird, mit welcher Ungeduld ich in den Kreis ſolcher Menſchen eilen würde, als mich in Kopenhagen erwarten, wenn es hier nur auf meinen Entſchluß ankäme. Aber außerdem, daß meine jetzige, noch ſo ganz unentſchiedene Geſundheit mich nicht einmal entfernt den Zeitpunkt beſtimmen läßt, wie ich eine ſo wichtige Veränderung mit mir vornehmen könnte, und daß ich, wahrſcheinlich kommenden Sommer, den Gebrauch des Karlsbades werde wiederholen müſſen, ſo ſtehe ich noch mit dem Herzog von Weimar, an deſſen Willen es wenigſtens nicht liegt, daß ich nicht einer beſſern Muße genieße, in Verhältniſſen, die mir auflegen, mich wenigſtens noch ein Jahr als ein thätiges Mitglied der Akademie zu beweiſen, ſo gewiß ich auch bin, daß ich nie ein nützliches ſein kann. Alsdann wird er aber gewiß meinem Wunſche nicht entgegen ſein, die Univerſität auf einige Zeit zu verlaſſen. Bin ich bei Ihnen, ſo wird der Genius, der alles Gute in Schutz nimmt, gewiß für das Weitere ſorgen.

Bis dahin, theurer Freund, laſſen Sie uns einander ſo nahe ſein, als das Schickſal den Entfernten vergönnt. Mich mit Ihnen ſchriftlich zu unterhalten, und meinen halb erſtorbenen Geiſt an Ihrem friſchen, feurigen Genius zu wärmen, wird ſtets ein Bedürfniß meines Herzens ſein. Nie, ſo lange ich bin, vergeſſe ich Ihnen den freundlichen, den wichtigen Dienſt, den Sie mir, wiewohl ohne dieſe Abſicht, bei meinem Wiedereintritt in's Leben geleiſtet haben. Kaum fing ich an, mich etwas wieder zu erholen, ſo erfuhr ich den Vorgang zu Hellebeck*) und bald darauf zeigte mir Reinhold Ihre Briefe. Es waren friſche, nectariſche Blumen, die ein himmliſcher Genius dem kaum Erſtandenen vorhielt — o ich werd' es Ihnen nie beſchreiben, was ſie mir waren! Und jener Vorgang ſelbſt! Er war für den Abgeſchiedenen beſtimmt, und der Lebende wird ſich nie mehr erlauben, ihn zu berühren!

Verzeihen Sie mir dieſen langen Brief, mein vortrefflicher Freund, der leider noch dazu faſt allein von mir ſelbſt handelt. Aber zur Eröffnung unſrer Correſpondenz mag es hingehen, damit Sie mit einem Male mit mir bekannt werden, und das Ich dann auf immer abgethan ſei! Verzeihen Sie auch, daß ich, ganz ohne Präliminarien, von allen Rechten der Freundſchaft gegen Sie in Beſitz nehme, die ich erſt durch eine Reihe von Proben verdienen lernen ſollte. In einer Welt, wie diejenige iſt, aus der ich jene Briefe erhielt, gelten andere Geſetze, als die Vorſchriften einer kleinlichen Prudenz, welche die wirkliche regieren. Ihrer theuren Sophie*) ſagen Sie von meiner Lotte und mir alles Herzliche, und daß ſie ſich bereit halten möge, eine Correſpondenz gütig anzuhören, die ſich ihr nächſtens darſtellen wird. Wie zwei glänzende Erſcheinungen ſchwebten Sie Beide ſchnell doch unvergeßlich an uns vorüber. Die Geſtalten ſind lange verſchwunden, aber noch immer folgt ihnen der Blick.

---

*) Dort war, auf die fälſchliche Nachricht hin, daß Schiller geſtorben, von Baggeſen und der Familie des Grafen Schimmelmann dem Dichter eine rührende Todtenfeier veranſtaltet worden. Vgl. K. Hoffmeiſter in ſeiner Schrift: Schiller's Leben, Geiſtesentwickelung und Wirken. Stuttgart 1838. Th. 2. S. 270 u. f.

---

*) Baggeſen's Gattin.

144.

An Körner.

Jena, den 1. Januar 1792.

Ich treibe jetzt mit Eifer Kantiſche Philoſophie, und gäbe viel darum, wenn ich jeden Abend mit Dir darüber verplaudern könnte. Mein Entſchluß iſt unwiderruflich gefaßt, ſie nicht eher zu verlaſſen, bis ich ſie ergründet habe, wenn mich dies auch drei Jahre koſten könnte. Uebrigens habe ich mir ſchon ſehr Vieles daraus genommen, und in mein Eigenthum verwandelt. Nur möchte ich zu gleicher Zeit gern Locke, Hume und Leibnitz ſtudiren.

An die äſthetiſchen Briefe *) habe ich, wie Du leicht begreifen wirſt, jetzt noch nicht kommen können. Aber ich leſe in dieſer Abſicht Kant's Kritik der Urtheilskraft wieder, und wünſchte deswegen, daß Du Dich vorläufig auch recht damit vertraut machen möchteſt. Wir werden einander dann um ſo leichter begegnen, und mehr auf den nämlichen Zweck hinarbeiten, auch eine mehr gleichmäßige Sprache führen.

---

*) Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen, zuerſt in den Horen, dann in Schiller's Werken gedruckt.

145.

An Körner.

Jena, den 25. Mai 1792.

Eigentlich iſt es doch nur die Kunſt ſelbſt, wo ich meine Kräfte fühle. In der Theorie muß ich mich immer mit Principien plagen; da bin ich blos Dilettant. Aber um der Ausübung ſelbſt willen, philoſophire ich gern über die Theorie. Die Kritik muß mir jetzt ſelbſt den Schaden erſetzen, den ſie mir zugefügt hat. Und geſchadet hat ſie mir in der That; denn die Kühnheit, die lebendige Gluth, die ich hatte, ehe mir noch eine Regel bekannt war, vermiſſe ich ſchon ſeit mehrern Jahren.

Ich ſehe mich jetzt erſchaffen und bilden, ich beobachte das Spiel der Begeiſterung, und meine Einbildungskraft beträgt ſich mit minderer Freiheit, ſeitdem ſie ſich nicht mehr ohne Zeugen weiß. Bin ich aber erſt ſo weit, daß mir Kunſtmäßigkeit zur Natur wird, wie einem wohlgeſitteten Menſchen die Erziehung, ſo erhält auch die Phantaſie ihre vorige Freiheit wieder zurück, und ſetzt ſich keine andere als freiwillige Schranken.

146.

An Hoven.

Jena, den 10. October 1792.

Mit größter Freude erfahre ich von meiner Mutter, daß ich von Dir und den Deinigen noch nicht ganz vergeſſen bin. Auch Dein und ihr Andenken iſt noch lebhaft in mir, und keine Zeit wird die glücklichen Jahre, die wir im Schatten des Helikon mit einander verlebten, in meinem Herzen auslöſchen können. Das waren die Zeiten der Hoffnung, und Keiner von uns, denk' ich, hat Urſache, ſich der Erfüllung zu ſchämen. — Das lange Stillſchweigen Deines ſo reichen, ſo ſchön gebildeten Geiſtes iſt mir, ich geſtehe es, lange unerklärbar geweſen. Aber Du reifteſt im Stillen, und tratſt auf die Laufbahn mit vollendeter Kraft. Mit Begierde habe ich Dein Werk*) verſchlungen, und in jeder Zeile erkannte ich Deinen Geiſt. Der denkende Theil unſrer thüringiſchen Aerzte nennt es mit Achtung, und die mediciniſche Welt erwartet noch große Dinge von Dir. Leider kann ich Dich nicht auf ähnliche Art bewirthen. Du machſt die Lahmen gehen, die Blinden ſehen, die Todten auferſtehen. Ich mache Verſe und philoſophire. Schwer hat mich die hippokratiſche Kunſt für meine Apoſtaſie beſtraft. Da ich nicht mehr ihr Jünger ſein wollte, ſo hat ſie mich unterdeſſen zu — ihrem Opfer gemacht. Sie hat mich gezwungen, zu ihr zurückzukehren, aber leider nur, um ihre ſchwere Hand zu empfinden. Wenn mir hier nicht bald geholfen wird, ſo mache Dich immer darauf gefaßt, daß ich zu Dir komme, und mir Geneſung hole. Da ich Dich gern zuweilen an mich erinnern möchte, ſo lege ich dieſe Kleinigkeit bei. Nimm damit vorlieb, bis ich Dir etwas Beſſeres geben kann. Eine neue Einkleidung des Alten iſt Alles, was ich jetzt mit meinem kranken Kopfe vermag. Deinem verehrungswürdigen Vater verſichere meine aufrichtigſte Hochachtung und Liebe. Mit dankbarem Herzen erkenne ich die Freundſchaft, die er dem meinigen erzeigt. Deiner Mutter, Deiner Gemahlin, Deinen Schweſtern küſſe ich hochachtungsvoll die Hand.

---

*) Verſuch über das Wechſelfieber und ſeine Heilung, beſonders durch die Chinarinde. Winterthur 1789—1790. 2 Theile. 8.

147.

An Körner.

Jena, den 15. October 1792.

Jetzt ſtecke ich bis an die Ohren in Kant's Kritik der Urtheilskraft*). Ich werde nicht ruhen, bis ich dieſe Materie durchdrungen habe, und ſie unter meinen Händen etwas geworden iſt. Auch iſt es nöthig, daß ich auf alle Fälle ein Collegium ganz durchdenke und erſchöpfe, damit ich in dieſem Sattel völlig gerecht bin, und auch, um mit Lebhaftigkeit, ohne Kraft- und Zeitaufwand, etwas Lesbares für die Thalia zu jeder Zeit ſchreiben zu können. Bald werde ich Dich mit meinen Unterſuchungen und Entdeckungen zu unterhalten den Anfang machen und die verabredete Correſpondenz einleiten.

---

*) Libau 1790.

118.

An Körner.

Jena, den 18. December 1792.

Weißt Du mir Niemand, der gut in's Franzöſiſche überſetzte, wenn ich etwa in den Fall käme, ihn zu brauchen? Kaum kann ich der Verſuchung widerſtehen, mich in die Streitſache wegen des Königs *) einzumiſchen, und ein Memoire darüber zu ſchreiben. Mir ſcheint dieſe Unterſuchung wichtig genug, um die Feder eines Vernünftigen zu beſchäftigen, und ein deutſcher Schriftſteller, der ſich mit Freiheit und Beredtſamkeit über dieſe Streitfrage erklärt, dürfte wahrſcheinlich auf dieſe richtungsloſen Köpfe einen Eindruck machen. Wenn ein Einziger aus einer ganzen Nation ein öffentliches Urtheil ſagt, ſo iſt man wenigſtens auf den erſten Eindruck geneigt, ihn als Wortführer ſeiner Claſſe, wo nicht ſeiner Nation, anzuſehen, und ich glaube, daß die Franzoſen gerade in dieſer Sache gegen fremdes Urtheil nicht ganz unempfindlich ſind. Außerdem iſt gerade dieſer Stoff ſehr geſchickt dazu, eine ſolche Vertheidigung der guten Sache zuzulaſſen, die keinem Mißbrauch ausgeſetzt iſt. Der Schriftſteller, der für die Sache des Königs öffentlich

---

*) Ludwigs des Sechzehnten.

ſtreitet, darf bei dieſer Gelegenheit ſchon einige wichtige Wahrheiten mehr ſagen, als ein Anderer, und hat auch ſchon etwas mehr Credit. Vielleicht räthſt Du mir an, zu ſchweigen; aber ich glaube, daß man bei ſolchen Anläſſen nicht indolent und unthätig bleiben darf. Hätte jeder freigeſinnte Kopf geſchwiegen, ſo wäre nie ein Schritt zu unſrer Verbeſſerung geſchehen. Es giebt Zeiten, wo man öffentlich ſprechen muß, weil Empfänglichkeit dafür da iſt, und eine ſolche Zeit ſcheint mir die jetzige zu ſein.

149.

An Fiſchenich*).

Jena, den 11. Februar 1793.

Sie haben uns durch Ihren Brief aus einer ſehr großen Unruhe und Ungewißheit geriſſen, liebſter Freund, in die Ihr langes Stillſchweigen uns verſetzt hatte. Keinen von allen den Briefen, deren Sie erwähnen, haben wir erhalten. Ein Brief von Frankfurt war das Einzige, was von Ihnen in unſere Hände kam. Ich konnte mich um ſo weniger entſchließen, Ihnen auf's Geradewohl zu ſchreiben, weil auch Göritz uns nichts von Ihnen zu ſagen wußte, und es alſo mehr als wahrſcheinlich war, daß die Briefe unſicher gingen. Mag es indeſſen ſein! Es iſt nur gut, daß ich endlich doch weiß, daß Sie leben, daß Sie thätig und zufrieden ſind. Ihre glückliche Eröffnung der Vorleſungen und die gute Aufnahme der Kantiſchen Philoſophie bei Lehrern und Lernenden freut mich gar ſehr. Bei der ſtudirenden Jugend wundert es mich übrigens nicht ſehr; denn dieſe Philoſophie hat keinen andern Gegner zu fürchten, als Vorurtheile, die in jungen Köpfen doch nicht zu beſorgen ſind. Offenbar ſpricht dieſer Umſtand ſehr für die Wahrheit derſelben.

---

*) Bartholomäus Ludwig Fiſchenich, geboren am 2. Auguſt 1768 zu Bonn, war während ſeines Aufenthalts in Jena in den Jahren 1791 u. 1792 mit Schiller eng befreundet, und ward ſpäterhin Profeſſor zu Bonn. Er ſtarb als Staatsrath zu Berlin am 4. Juni 1831. Vergl. Andenken an Bartholomäus Fiſchenich, von J. H. Hennes. Stuttgart 1841.

Ich kann mir denken, wie viel Freude es Ihnen machen muß, Ihre Ideen auszuſtreuen, und auch ſchnell aufkeimen und gedeihen zu ſehen. Bei dem Beſtreben, ſie Andern klar zu machen, werden Sie die ſchwerſten Begriffe ſimplificiren, und eben dadurch auf neue Beweiſe und Ableitungen geführt werden. Ich bin ſehr begierig, Ihre Antrittsrede zu leſen; auch von dem Eindruck, den ſie machte, möchte ich recht viel von Ihnen hören. Die völlige Neuheit Ihres Evangeliums in Bonn muß ſehr begeiſternd für Sie ſein. Hier hört man auf allen Straßen Form und Stoff erſchallen; man kann faſt nichts Neues mehr auf dem Katheder ſagen, als wenn man ſich vornimmt, nicht Kantiſch zu ſein. So ſchwer dieſes unſer einem iſt, ſo habe ich's doch wirklich verſucht. Meine Vorleſungen über Aeſthetik haben mich ziemlich tief in dieſe verwickelte Materie hineingeführt, und mich genöthigt, mit Kant's Theorie ſo genau bekannt zu werden, als man es ſein muß, um nicht mehr blos Nachbeter zu ſein. Wirklich bin ich auf dem Wege, ihn durch die That zu widerlegen, und ſeine Behauptung, daß kein objectives Princip des Geſchmacks möglich ſei, dadurch anzugreifen, daß ich ein ſolches aufſtelle.

Ich bin, ſeitdem Sie weg ſind, der Philoſophie ſehr treu geblieben, ja, weil alle andere Zerſtreuungen durch ſchriftſtelleriſche Arbeiten aufgehört haben, ſo habe ich mich der Theorie des Geſchmacks ausſchließend gewidmet. Ich habe Kant ſtudirt, und die wichtigſten andern Aeſthetiker noch dazu geleſen. Dieſes anhaltende Studium hat mich auf einige wichtige Reſultate geführt, von denen ich hoffe, daß ſie die Probe der Kritik aushalten werden. Anfangs wollte ich meine neuen Ideen über das Schöne in einem philoſophiſchen Geſpräch herausgeben. Da aber indeſſen meine Plane ſich erweitert haben, ſo will ich mir mehr Zeit dazu nehmen, und meine Ideen völlig aufkeimen laſſen. Iſt etwas davon in Ordnung gebracht, ſo ſollen Sie es leſen und beurtheilen.

Schmid, höre ich, wird auf Oſtern hier angeſtellt *). Döderlein's**) Stelle iſt noch nicht beſetzt, ich weiß aber nicht, wer ſie bekommen ſoll. Für meinen Umgang habe ich an einem neuen Landsmanne, M. Gros***), der bei dem Prinzen von Würtemberg Hofmeiſter geweſen iſt, eine ſehr gute Eroberung gemacht. Er iſt ein ſehr heller Kopf, der beſonders in der Kantiſchen Philoſophie vortrefflich zu Hauſe iſt, voll Geiſt und einer ſcharfen Beurtheilungskraft. Von den hieſigen Schwaben, Paulus ſelbſt mit eingeſchloſſen, kommt ihm an Capacität Keiner gleich. Von Reinhold hält er nicht viel, beſucht auch ſeine Collegia nicht. Er ſtudirt Jurisprudenz, und wird im nächſten Winter nach Göttingen abgehen. Mit meiner Geſundheit iſt es noch immer das Alte, weder beſſer noch ſchlimmer. Indeſſen habe ich mir doch Glück zu wünſchen, daß meine Fieberperiode, wie es ſcheint, glücklich vorübergegangen iſt. Thätigkeit ſöhnt mich mit der traurigen Exiſtenz aus, wozu mein kranker Körper mich verurtheilt. An unſerm Cirkel hat ſich nicht viel verändert, außer daß Gros ihn vermehrt hat. Im Frühjahr ziehen wir in einen Garten, wo dann auch die übrige Geſellſchaft ganz aufgehoben wird. Ich werde dafür an meiner zweiten Schweſter, die ich kommen laſſe, eine Vermehrung der Geſellſchaft erhalten. Ich vermiſſe es oft mit Leidweſen, daß der ſchöne Name Bonn nicht mehr in meinem Zimmer erſchallt.

---

*) Karl Chriſtian Ehrhard Schmid, Profeſſor der Logik und Metaphyſik in Gießen, folgte 1793 einem Ruf nach Jena. Er ſtarb dort am 10. April 1812.

**) Johann Chriſtoph Döderlein, geboren am 20. Januar 1746 zu Windsheim in Franken, Profeſſor der Theologie in Jena, war dort am 2. December 1792 geſtorben.

***) Karl Heinrich Gros, geboren am 10. November 1765 zu Sindelfingen im Würtembergiſchen, ſpäterhin Profeſſor in Erlangen, und 1818 Präſident des Criminalſenats im Obertribunal zu Stuttgart.

Der Krieg in Ihrer Nachbarſchaft macht mir bange für Ihre Ruhe und noch mehr für Ihre Geſundheit. Könnten Sie doch, wenn es ſo bunt durch einander geht, ſich aus dem Gewühl losmachen, und zu uns kommen; denn dieſes Kriegsgewühl hebt alle Möglichkeit auf, daß wir Sie beſuchen. Auch Göritz*) hat verſprochen etwas beizulegen. Meine Schwägerin, die jetzt hier iſt, empfiehlt ſich Ihrem Andenken. Laſſen Sie uns ja bald wieder einige Werte von ſich hören.

---

*) Erzieher eines jungen Adlichen aus Frankfurt, den er auf die Univerſität begleitete, nachher Dekan im Würtembergiſchen, ein Landsmann Schiller's. Vergl. Hoffmeiſter in ſeiner Schrift: Schiller's Leben, Geiſtesentwicklung und Werke. Th. 2. S. 226.

150.

An Fiſchenich.

Jena, den 20. März 1793.

Ich begleite den Einſchluß meiner Frau nur mit wenigen Zeilen, um Sie meines Andenkens zu verſichern und zugleich Ihre Anfrage zu beantworten. Der Eintritt des Frühlings hat meine Umſtände wieder verſchlimmert und die ganze Litanei der fatalen Zuſtände wieder herbeigeführt, wovon Sie voriges Jahr zu Leipzig und Dresden ein Pröbchen geſehen haben. Wo es nur irgend meine Geſundheit zuläßt, bin ich thätig und ſuche mich durch ein wiſſenſchaftliches Intereſſe über körperliche Leiden zu erheben. Aber ganz will es doch nicht gehen, obgleich dies der einzige Weg iſt, mir meine Exiſtenz erträglich zu machen. Ihre Geſchäftigkeit freut mich gar ſehr, und daß Sie bei dieſen bedenklichen Conſtellationen leiſer gehen, finde ich ſehr billig. Man kommt mit jedem Tage mehr von dem jugendlichen Kitzel zurück, den Menſchen das Beſſere aufzudringen, weil unvorbereitete Köpfe auch das Reinſte und Beſte nicht zu gebrauchen wiſſen.

Ich weiß nicht, ob ich Ihnen ſchon geſchrieben habe, daß dieſe Oſtermeſſe eine neue und äußerſt wichtige Schrift von Kant erſcheint, deren Inhalt Sie wohl ſchwerlich errathen dürften. Nichts Geringeres, als eine Deduction der Nothwendigkeit einer poſitiven Religion und einer Kirche, aus philoſophiſchen Gründen, und eine, freilich mehr platoniſche, als exegetiſche Erklärung des Chriſtenthums. Die Schrift wird bei Göpfert [*]) gedruckt unter dem Titel: Philoſophiſche Religionslehre, und ein, Ihnen wahrſcheinlich ſchon bekannter Aufſatz über das radikale Böſe, der in der Berliner Monatsſchrift ſteht [**]), iſt die Einleitung und das Fundament des Ganzen. Sie werden ſich darüber ärgern und zugleich freuen, wie es uns Allen damit gegangen iſt. Weder Theologen, noch Philoſophen (wenigſtens keiner aus dem großen Haufen von beiden) werden ihm für dieſe Schrift Dank wiſſen, die übrigens doch ganz ſeines Geiſtes würdig iſt. Die Erklärung, die er dem chriſtlichen Religionsbegriff unterlegt, iſt ſo treffend und überraſchend; freilich geht er damit ſo frei um, wie die griechiſchen Philoſophen und Dichter mit ihrer Mythologie, und er iſt ſo aufrichtig, ſich auf dieſes Beiſpiel zu berufen und ſeine Freiheit damit gewiſſermaßen zu entſchuldigen. Laſſen Sie ſich dieſe Schrift ja aus Leipzig kommen. Sie wird Anfang der Meſſe zu haben ſein.

Univerſalgeſchichte leſe ich dieſen Sommer nicht, ſondern werde die Aeſthetik, mit der ich nicht fertig geworden bin, fortſetzen. Ueberhaupt werde ich über eine, höchſtens zwei Stunden in der Woche nicht leſen, weil meine Zufälle mich gar zu oft unterbrechen. Außerdem habe ich für den Sommer eine ſehr viel Zeit koſtende ſchriftſtelleriſche Beſchäftigung. Zu der Hoffnung, die Sie uns, obgleich nur ſehr problematiſch geben, daß wir Sie vielleicht dieſes Jahr ſehen, möge das Schickſal Amen ſagen. Ich ſchreibe Ihnen ausführlicher, wenn ich mich wieder erholt haben werde.

---

[*]) Buchdrucker in Jena.

[**]) Im Aprilhefte vom Jahre 1792. Der Aufſatz iſt ebenfalls von Kant.

131.

An Schütz *).

Jena, den 20. Juni 1793.

Gros hat mir erzählt, daß Sie meine Abhandlung über Anmuth und Würde geleſen und Intereſſe daran

---

*) Christian Gottfried Schütz, geboren am 19. Mai 1747 zu Dederſtädt im Mannsfeldiſchen, war damals Profeſſor der Poeſie und Beredtſamkeit zu Jena, ſpäter zu Halle, wo er am 7. Mai 1832 ſtarb. Vgl. die Darſtellung ſeines Lebens von ſeinem Sohne Julius Schütz. Halle 1831. 2 Bde.

gewonnen haben. Wie ſehr erfreut und ermuntert es mich, bei meinem erſten Excurs in's philoſophiſche Feld eine ſolche Stimme für mich zu haben! Ich brauche in der That eine freundliche Herzſtärkung, denn das Fach iſt mir noch neu, und unter uns geſagt, über lauter Fliegen fürchte ich, das Gehen noch nicht gelernt zu haben. Wie mir Gros ſagt, hatten Sie die Idee, die Abhandlung in's Lateiniſche zu überſetzen. Möchten Sie doch Luſt zur Ausführung behalten! Es wäre nicht der erſte Fall, wo der Rock den Mann machte. Ich hoffe, Sie vor Ihrer Abreiſe in's Bad noch in Ihrem Garten zu ſehen.

132.

An Fiſchenich.

Jena, den 25. Juli 1793.

Wir haben lange Zeit nichts von einandergehört, liebſter Freund, aber Ihr Andenken lebt friſch in unſerm Herzen. Möchte es Ihnen ſo wohl gehen, als ich es wünſche und hoffe. Mit mir iſt es noch das Alte, weder ſchlimmer, noch beſſer; doch genieße ich zuweilen einen freien heitern Augenblick, den ich dann zu benutzen ſuche. — Meine kleine Maus wird mir in ſechs bis acht Wochen ein großes,

großes Geſchenk machen*). Sie hat ſich ſeit Anfang dieſes Jahrs ſehr oft übel befunden, daß mir für ihre Geſundheit ernſtlich bange wurde, und Sie können denken, theurer Freund, daß der Anblick ihres Leidens und die Furcht, ſie vielleicht ganz und gar zu verlieren, meinen eignen Zuſtand mir ſchwer genug machen mußte. Aber wie angenehm hat ſich dieſes unglückliche Räthſel ihrer Zufälle gelöſt! Sie iſt ſchon im achten Monat ſchwanger, und ich ſehe mich nicht blos von einer ſchweren Beſorgniß befreit, ſondern blicke noch einer der ſchönſten Lebensfreuden, nach der ich mich ſo lange geſehnt habe, entgegen. Wir verlaſſen Jena in zehn Tagen, um den Herbſt und Winter in Heilbronn zuzubringen, theils weil ich von meiner vaterländiſchen Luft mehr für meine Geneſung hoffe, theils auch, weil ich dort zu Verpflegung meiner Frau und ihres Kindes beſſere Anſtalten machen und mehr Hülfe finden kann. — **Reinhold** hat einen Ruf nach Kiel, und es heißt, er werde ihn annehmen.

---

*) Die frohe Hoffnung ward erfüllt. Am 14. September 1793 ward **Schiller's** älteſter Sohn **Karl** (jetzt Königl. Würtembergiſcher Oberförſter in Lorch) geboren.

153.

An Wacks *).

Heilbronn, den 16. Auguſt 1793.

Es kann Ihnen nichts Unerwartetes ſein, wenn eine Stadt, die unter dem Einſluß einer aufgeklärten Regierung und im Genuß einer anſtändigen Freiheit blüht, und mit den Reizen einer ſchönen fruchtbaren Gegend viele Cultur der Sitten vereinigt, Fremde herbeizieht und ihnen den Wunſch einſlößt, dieſer Wohlthaten eine Zeitlang theilhaftig zu werden. Da ich mich gegenwärtig in dieſem Fall beſinde und Willens bin, meinen Aufenthalt allhier bis über den Winter zu verlängern, ſo habe ich es für meine Schuldigkeit gehalten, Sie gehorſamſt davon zu benachrichtigen, und mich und die Meinigen dem landesherrlichen Schutz eines hochachtbaren Magiſtrats zu empfehlen. Eine Unpäßlichkeit iſt ſchuld, daß ich dieſe Pflicht nicht früher und nicht anders, als ſchriftlich erfülle. Sobald aber meine Geſundheit es erlaubt, werde ich mir die Erlaubniß erbitten, Ihnen perſönlich meinen Reſpect zu bezeigen.

---

*) Amtsbürgermeiſter und Regierungsrath in Heilbronn.

154.

An Schütz.

Ludwigsburg, den 19. September 1793.

Ich zeige Ihnen mein neueſtes Product an, lieber Freund — nicht, damit Sie es im Intelligenzblatt bekannt machen, ſondern daß Sie ſich mit mir freuen ſollen. Ich bin ſeit fünf Tagen Vater zu einem geſunden und muntern Sohn*), der mir als der Erſtling meiner Autorſchaft in dieſem Fache unendlich willkommen iſt. So viel an mir liegt, wird er ein Federheld werden, damit er den zweiten Theil zu den Werken ſchreiben kann, die ſein Vater anfing, und, wenn Gott will, noch anfangen wird. — Das Lauchſtädter Bad iſt Ihnen hoffentlich gut bekommen, und Sie ſind mit geſtärkter Geſundheit zurückgekehrt. Ich habe Ihnen noch nicht für die Ueberſendung der in's Lateiniſche überſetzten Fragmente aus meinem Aufſatz gedankt, die mich ſehr erfreut haben. Aber die Zerſtreuungen, in denen ich ſeitdem gelebt, ließen mich noch nicht daran denken, dieſen Aufſatz zu revidiren. — Ich habe Hufeland von einem hieſigen Arzt, dem Hofmedicus v. Hoven*), geſchrieben, der Luſt bezeigt, an der allgemeinen Literaturzeitung mitzuarbeiten. Er iſt durch eine Schrift über die Wechſelfieber rühmlich bekannt, beſitzt viele mediziniſche Einſichten, und ſchreibt einen guten Styl. Ich zweifle nicht, daß Sie eine gute Eroberung an ihm machen werden.

---

*) Vgl. die Note zu einem Briefe Schiller's vom 25. Juli 1793.

155.

An ſeine Eltern.

Ludwigsburg, den 8. November 1793.

Recht leid thut es mir, liebſte Eltern, daß ich meinen Geburtstag nicht mit Ihnen ſoll feiern können. Aber ich ſehe wohl ein, daß der liebe Papa es jetzt nicht gut wagen kann, ſich von der Solitüde zu entfernen, da alle Tage ein Beſuch vom Herzog erwartet wird. Es kommt überhaupt ja gar nicht juſt auf den Tag an, wenn man zuſammen fröhlich ſein will, und jeder Tag, wo ich mit meinen lieben und beſten Eltern zuſammen bin, ſoll mir feſtlich und willkommen wie ein Geburtstag ſein. Wegen des lieben Kleinen*) dürfen Sie ſich keine Sorge machen. Eine Diarrhöe, die ihn ſeit einigen Tagen plagt, hat ihn etwas angegriffen, aber davon wird er ſich ſchnell wieder erholt haben. Hoven ſagt, daß dies bei Waſſerkindern gar nichts Seltenes ſei, und da er auf der Haut keine Unreinigkeiten hat, ſo iſt kein Wunder, wenn ſie ihren Weg durch die Därme nehmen. Es geht ihm nichts an Wartung und Pflege ab, das können Sie glauben, und er iſt auch, ein bischen Magerkeit abgerechnet, noch ſehr munter und hat guten Appetit. Ich ſelbſt bin, ſeitdem ich nach Stuttgart eine Excurſion gemacht habe, ziemlich leidlich geweſen, und habe dieſe günſtige Zeit benutzt, in meinen ſo lange liegen gebliebenen Geſchäften ein wenig vorwärts zu kommen. Ich war dieſe ganze Woche ſehr fleißig, und es ging mir von der Hand. Dies iſt die Urſache, daß ich Ihnen nicht früher geſchrieben habe. Es iſt mir immer himmliſch wohl, wenn ich beſchäftigt bin und meine Arbeit mir gedeiht.

---

*) Friedrich Wilhelm v. Hoven. Vgl. die Note zu einem Briefe Schiller's vom 1. Februar 1781.

Für Ihr mir ſo werthes Bildniß danke ich Ihnen tauſendmal, liebſter Vater. So froh ich indeß bin, daß ich dies Andenken von Ihnen habe, ſo viel froher bin ich doch, daß die Vorſehung mir vergönnt hat, Sie ſelbſt zu holen und in Ihrer Nähe zu leben. Wir müſſen aber dieſe Zeit etwas beſſer nützen und keine ſo lange Pauſen machen, ehe wir wieder zuſammenkommen. Wenn Sie den Herzog einmal auf der Solitüde haben, und wiſſen, wie Sie daran ſind, ſo ſoll, denke ich, eine kurze Abweſenheit von einigen Tagen, in dieſer Jahreszeit beſonders, gar keine Schwierigkeit haben. Meinen Wagen will ich mit nächſter Gelegenheit hinaufſchaffen und bei Ihnen ſtehen laſſen, daß Sie ſich ſeiner immer bedienen können. Jetzt meine und unſer Aller herzlichſte und kindlichſte Grüße an Sie Beide, und an die gute Nanette meinen brüderlichen Gruß.

---

*) Seines Sohns Karl. Vgl. die Note zu einem Briefe Schiller's vom 25. Juli 1793.

Madame Simanowitz*) habe ich, da das Wetter ſo ſchlecht war, nicht hierher bitten wollen. Vor einer Stunde aber hat es ſich aufgehellt, und es kann noch bis Sonntag recht ſchön werden. Ich will ſie alſo mit der heutigen Poſt einladen, uns Sonntag zu beſuchen.

---

*) Malerin aus Stuttgart.

156.

An Madame Simanowitz.

Ludwigsburg, den 8. November 1793.

Ich habe es bei dem anhaltenden ſchlechten Wetter nicht wagen wollen, meine vortreffliche Freundin, Sie an das Verſprechen zu erinnern, das Sie uns neulich auf der Solitüde*) gemacht haben, uns eine Zeitlang hier das Vergnügen Ihres Umgangs zu gönnen, um unſer kleines Familienfeſt mit uns zu feiern. Vor einigen Stunden hat das Wetter ſich aufgeklärt, und es ſcheint, daß wir ſchönere Tage zu hoffen haben. Erlauben Sie mir alſo, daß ich meine Bitte erneuere, und Sie ernſtlich beim Wort nehme. Ich erſuche Ihren Herrn Gemahl, ſich unſrer alten Bekanntſchaft zu erinnern, und Sie zu uns zu begleiten. Sie ſollen uns Beide herzlich willkommen ſein.

---

*) Das Luſtſchloß des Herzogs von Würtemberg, wo **Schiller's** Eltern wohnten.

137.

An Madame Simanowiz.

Ludwigsburg, den 6. April 1794.

Das rauhe Wetter und meine zurückkehrenden Krämpfe haben mich am Ausgehen gehindert; ſonſt würde ich Ihnen, meine theure Freundin, und Ihrem Herrn Gemahl meinen Beſuch gemacht haben. Meine Frau war bei Ihnen, hat Sie aber nicht getroffen. Ich wollte Sie mündlich bitten, mir meine Frau zu malen, und zwar eben von der Größe, wie mein Portrait iſt. Da ich nicht weiß, wenn ich Sie ſehe, und dieſe Sache doch nicht länger aufſchieben darf, ſo thue ich es hiermit ſchriftlich. Beſtimmen Sie alſo, wenn meine Frau Ihnen gelegen kommt. Am beſten iſt's, wir ſehen Sie hier bei uns, ſo können wir das Weitere verabreden. Ich erwarte heute meine Mutter. Vielleicht finden Sie heute Nachmittag Zeit, einige Stunden bei uns zuzubringen.

158.

An Hoven.

Jena, den 21. Mai 1794.

Unſere Reiſe haben wir in neun Tagen glücklich und bei ziemlich guter Geſundheit vollendet, und ich ergreife den erſten freien Augenblick, den ein Zuſammenfluß von Zerſtreuungen und Geſchäften mir übrig läßt, Dir, mein theurer Freund und Deiner liebenswürdigen Henriette unſer Andenken zu erneuern. Ich ſollte Euch Beiden für die herzliche Liebe danken, die Ihr uns während unſres Aufenthalts erwieſen habt; aber wie kann ich dieſes? Ihr habt uns auf zeitlebens verpflichtet, und Alles, was ich vermag, iſt das Geſtändniß, daß ich es lebhaft fühle und ewig fühlen werde, und daß meine ganze herzliche Freundſchaft Euch dafür gewidmet iſt. Laß mir die frohe Hoffnung, daß dieſe ſchöne Erneuerung unſrer Jugendfreundſchaft für unſer ganzes Leben gilt, daß wir bei aller Trennung uns nahe bleiben, und daß ein gutes Geſchick uns endlich und auf längere Zeiten wieder zuſammenführen wird. Unterdeſſen laßt unſer Andenken unter Euch leben, wie das Eurige unter uns unvergeßlich iſt. Deiner und Deiner Frau Familie emfiehl mich auf's Beſte, und unſern beiden Freunden Haug und Stoll ſage recht viel Freundſchaftliches von mir.

159.

An Cotta*).

Jena, den 4. Juni 1794.

Ehe Sie wegen unſerer Zeitung**) Schritte thun, ſo erwarten Sie noch einen Brief von mir, worin ich Ihnen durch überwiegende Gründe darzuthun hoffe, daß dieſes Unternehmen, wenigſtens unter *meiner* Direction, viel zu ſchwierig und riskant ſein wird. Deſto mehr glaube ich Ihnen für das Journal***) verſprechen zu können, welches in jedem Betracht jener Zeitungs-Enterpriſe vorzuziehen iſt. Ich habe ſeit Ihrer Abreiſe mit mehrern ſehr bedeutenden Männern darüber geſprochen, und Alle kommen darin überein, daß ſie die politiſche Zeitung im höchſten Grade mißrathen, das Journal aber einſtimmig billigen. Die Poſt geht ſogleich ab. Ich muß alſo für heute ſchließen.

---

*) Johann Friedrich Cotta, der nachherige Freiherr Cotta v. Cottendorf, geboren 1764 zu Stuttgart, geſtorben daſelbſt 1832.

**) Die Allgemeine Zeitung, welche nachher Poſſelt redigirte.

***) Die Horen.

160.

An Goethe.

Jena, den 13. Juni 1794.

Beiliegendes Blatt enthält den Wunſch einer Sie unbegrenzt hochſchätzenden Geſellſchaft, die Zeitſchrift, von der die Rede iſt, mit Ihren Beiträgen zu beehren, über deren Rang und Werth nur Eine Stimme unter uns ſein kann. Der Entſchluß, dieſe Unternehmung durch Ihren Beitritt zu unterſtützen, wird für den glücklichen Erfolg derſelben entſcheidend ſein, und mit größter Bereitwilligkeit unterwerfen wir uns allen Bedingungen, unter welchen Sie uns denſelben zuſagen wollen. Hier in Jena haben ſich die Herren Fichte, Woltmann und v. Humboldt zur Herausgabe dieſer Zeitſchrift vereinigt, und da, einer nothwendigen Einrichtung gemäß, über alle einlaufenden Manuſcripte die Urtheile eines engern Ausſchuſſes eingeholt werden ſollen, ſo würden Sie uns unendlich verpflichten, wenn Sie erlauben wollen, daß Ihnen zu Zeiten eins der eingeſandten Manuſcripte dürfte zur Beurtheilung vorgelegt werden. Je größer und näher der Antheil iſt, deſſen Sie unſre Unternehmung würdigen, deſto mehr wird der Werth derſelben bei demjenigen Publicum ſteigen, deſſen Beifall uns der wichtigſte iſt.

(Beilage.)

Die Horen.

Unter dieſem Titel wird mit dem Anfange des Jahrs 1795 eine Monatsſchrift erſcheinen, zu deren Verfertigung eine Geſellſchaft bekannter Gelehrten ſich vereinigt hat. Sie wird ſich über Alles verbreiten, was mit Geſchmack und philoſophiſchem Geiſte behandelt werden kann, und alſo ſowohl philoſophiſchen Unterſuchungen, als poetiſchen und hiſtoriſchen Darſtellungen offen ſtehen. Alles, was entweder blos den gelehrten Leſer intereſſiren, oder was blos den nichtgelehrten befriedigen kann, wird davon ausgeſchloſſen ſein. Vorzüglich aber und unbedingt wird ſie ſich Alles verbitten, was ſich auf Staatsreligion und politiſche Verfaſſung bezieht. Man widmet ſie der ſchönen Welt zum Unterricht und zur Bildung, und der gelehrten zu einer freien Forſchung der Wahrheit und zu einem fruchtbaren Umtauſch der Ideen; und indem man bemüht ſein wird, die Wiſſenſchaft ſelbſt durch den innern Gehalt zu bereichern, hofft man zugleich den Kreis der Leſer durch die Form zu erweitern.

Unter der großen Menge von Zeitſchriften ähnlichen Inhalts dürfte es vielleicht ſchwer ſein, Gehör zu finden, und nach ſo vielen verunglückten Verſuchen dieſer Art, noch ſchwerer, ſich Glauben zu verſchaffen. Ob die Herausgeber der gegenwärtigen Monatsſchrift gegründetere Hoffnung haben, wird ſich am beſten aus den Mitteln abnehmen laſſen, die man zu Erreichung jenes Zwecks eingeſchlagen hat. Nur der innere Werth einer literariſchen Unternehmung iſt es, der ihr ein dauerndes Glück bei dem Publicum verſichern kann. Auf der andern Seite aber iſt es nur dieſes Glück, welches ihrem Urheber den Muth und die Kräfte gibt, etwas Beträchtliches auf ihren Werth zu verwenden. Die große Schwierigkeit alſo iſt, daß der Erfolg ſchon gewiſſermaßen realiſirt ſein mußte, um den Aufwand, durch den allein er zu realiſiren iſt, möglich zu machen. Aus dieſem Cirkel iſt kein anderer Ausweg, als daß ein unternehmender Mann an jenen problematiſchen Erfolg ſo viel wagt, als etwa nöthig ſein dürfte, ihn gewiß zu machen.

Für Zeitſchriften dieſes Inhalts fehlt es gar nicht an einem zahlreichen Publicum; aber in dieſes Publicum theilen ſich zu viele einzelne Journale. Würde man die Käufer aller hierher gehörigen Journale zuſammenzählen, ſo würde ſich eine Anzahl entdecken laſſen, welche hinreichend wäre, auch die koſtbarſte Unternehmung im Gange zu erhalten. Dieſe ganze Anzahl nun ſteht derjenigen Zeitſchrift zu Gebot, die alle die Vortheile in ſich vereinigt, wodurch jene Schriften im Einzelnen beſtehen, ohne den Kaufpreis einer einzelnen unter denſelben beträchtlich zu überſteigen. — Jeder Schriftſteller von Verdienſt hat in der leſenden Welt ſeinen eignen Kreis, und ſelbſt der am meiſten geleſene hat nur einen Kreis in derſelben. So weit iſt es noch nicht mit der Cultur der Deutſchen gekommen, daß ſich das, was den Beſten gefällt, in Jedermanns Händen befinden ſollte. Treten nun die vorzüglichſten Schriftſteller der Nation in eine literariſche Aſſociation zuſammen, ſo vereinigen ſie eben dadurch das vorher getheilt geweſene Publicum, und das Werk, an welchem Alle Antheil nehmen, wird die ganze leſende Welt zu ſeinem Publicum haben. Dadurch aber iſt man im Stande, jedem Einzelnen alle die Vortheile anzubieten, die der allerweiteſte Kreis der Leſer und Käufer einem Autor nur immer verſchaffen kann.

Ein Verleger, der dieſem Unternehmen in jeder Rückſicht gewachſen iſt, hat ſich bereits in dem Buchhändler Cotta von Tübingen gefunden. Jeden Monat iſt man übereingekommen, ein Stück von 9 Bogen in Median zu liefern. Obgleich von denjenigen Gelehrten, deren Beiträge man ſich ausbittet, nichts, was ihnen ſelbſt und einer ſolchen Zeitſchrift nicht ganz würdig wäre, zu befürchten iſt, ſo hat man doch, aus leicht begreiflichen Gründen, die Verfügung getroffen, daß kein Manuſcript eher dem Druck übergeben werde, als bis es einer dazu beſtimmten Anzahl von Mitgliedern zur Beurtheilung vorgelegt worden iſt.

161.

An Kant*).

Jena, den 13. Juni 1794.

Aufgefordert von einer Sie unbegrenzt hochſchätzenden Geſellſchaft, lege ich Ihnen beiliegenden Plan einer neuen Zeitſchrift und unſre gemeinſchaftliche Bitte vor, dieſes Unternehmen durch einen, wenn auch noch ſo kleinen Antheil befördern zu helfen. Wir würden nicht ſo unbeſcheiden ſein, dieſe Bitte an Sie zu thun, wenn uns nicht die Beiträge, womit Sie den Deutſchen Merkur und die Berliner Monatsſchrift beſchenkt haben, zu erkennen gäben, daß Sie dieſen Weg, Ihre Ideen zu verbreiten, nicht ganz verſchmähen. Das hier angekündigte Journal wird, aller Wahrſcheinlichkeit nach, von einem ganz andern Publikum geleſen werden, als dasjenige iſt, welches ſich vom Geiſte Ihrer Schriften nährt, und gewiß hat der Verfaſſer der Kritik**) auch dieſem Publikum Manches zu ſagen, was nur er mit dieſem Erfolg ſagen kann. Möchte es Ihnen gefallen, in einer freien Stunde ſich unſerer zu erinnern, und dieſer neuen literariſchen Societät, durch welchen ſparſamen Antheil es auch ſein kann, das Siegel Ihrer Billigung aufzudrücken.

---

*) Immanuel Kant, geboren am 22. April 1727 zu Königsberg, geſtorben daſelbſt am 12. Februar 1804 als Profeſſor der Logik und Metaphyſik.

**) Kritik der Urtheilskraft. Libau 1790.

Ich kann dieſe Gelegenheit nicht vorbeigehen laſſen, ohne Ihnen für die Aufmerkſamkeit zu danken, deren Sie meine kleine Abhandlung gewürdigt, und für die Nachſicht, mit der Sie mich über meine Zweifel zurechtgewieſen haben. Blos der Lebhaftigkeit meines Verlangens, die Reſultate der von Ihnen gegründeten Sittenlehre einem Theile des Publikums annehmlich zu machen, der bis jetzt noch davor zu fliehen ſcheint, und der eifrige Wunſch, einen nicht unwürdigen Theil der Menſchheit mit der Strenge Ihres Syſtems auszuſöhnen, konnte mir auf einen Augenblick das Anſehen Ihres Gegners geben, wozu ich in der That ſehr wenig Geſchicklichkeit und noch weniger Neigung habe. Daß Sie die Geſinnung, mit der ich ſchrieb, nicht mißkannten, habe ich mit unendlicher Freude aus Ihrer Anmerkung erſehen, und dies iſt hinreichend, mich über die Mißdeutungen zu tröſten, denen ich mich dadurch bei Andern ausgeſetzt habe. Nehmen Sie ſchließlich noch die Verſicherung meines lebhafteſten Danks für das wohlthätige Licht an, das Sie in meinem Geiſte angezündet haben — eines Danks, der, wie das Geſchenk, auf das er ſich gründet, ohne Grenzen und unvergänglich iſt.

162.

An Cotta.

Jena, den 14. Juni 1794.

Meinen letzten Brief *), worin ich Ihnen wegen der politiſchen Zeitung meinen Zweifel vorlegte, werden Sie nun längſt ſchon in Händen haben. Ich habe dieſer Angelegenheit unterdeſſen reiflich nachgedacht, und auch mit Andern darüber Rath gepflogen, und die Gründe, ſie aufzugeben, haben nun ein entſcheidendes Uebergewicht bei mir erhalten. Ich kann und darf weder mich noch Sie exponiren. Mich würde ich exponiren, wenn ich mit einer hinfälligen Geſundheit in ein für mich ganz neues und eben darum höchſt ſchwieriges Fach mich ſtürzte, wozu es mir ſowohl an Talent, als an Neigung fehlt, und wobei ich doch die genaueſte Ordnung beobachten müßte. Im erſten Jahre würde meine Anſtrengung unbeſchreiblich ſein, denn außerdem, daß ich mich erſt im Politiſchen überhaupt umſehen, und eine unabſehbare Menge dahin einſchlagender Schriften mir bekannt machen müßte, fiele auch die ganze Laſt der Redaction auf mich, weil ich mit meinem Namen für die Güte des Werks ſtehen müßte, und meine Mitarbeiter noch nicht

---

*) Vom 4. Juni 1794.

eingearbeitet wären. In dieſem einzigen Jahre würde ich meinen ganzen Reſt von Geſundheit vollends zu Grunde richten.

Sie würde ich nicht weniger exponiren, weil die ganze Unternehmung, nachdem alle Auslagen ſchon geſchehen, durch einen einzigen hartnäckigen Anfall meiner Krankheit, der im erſten Jahre leicht eintreten könnte, unvermeidlich in's Stocken gerathen würde. Außerdem kennt das politiſche Publikum mich wenig, wenigſtens nicht von einer ſolchen Seite, wo es zu meiner Geſchicklichkeit in dieſem Fach ein Vertrauen faſſen könnte. Im Politiſchen würde ſich ein Mann wie Archenholz, Friedrich Schulz und dergl. zehnmal mehr Credit verſchaffen können. Sie ſetzen ſich mit ſehr großer Wahrſcheinlichkeit aus, viele tauſend Gulden ohne Rettung zu verlieren, und ich wage zugleich Geſundheit, Leben und ſchriftſtelleriſchen Ruhm.

Entſagen Sie alſo einer für uns Beide ſo äußerſt riskanten Unternehmung, in ſofern wenigſtens, als die Ausführung derſelben auf mir beruhen ſoll. Nehmen Sie vielmehr meinen Rath an, Alles auf die Herausgabe der Horen zu verwenden, die für uns Beide unendlich ehrenvoller, ungleich weniger gewagt, und eben ſo vielverſprechend iſt. Dieſe Unternehmung paßt für mich; ich bin in dieſem Fache anerkannt, ich bin hinreichend mit Materialien verſehen, und kann ſelbſt bei einem geringen Grad von Geſundheit noch dafür thätig ſein, weil ich es mit Neigung und mit innerm Berufe thun würde; und im ſchlimmſten Fall, wenn ich ſtürbe, wird ſie ohne mich fortgeben können, da eine Auswahl der beſten Schriftſteller dazu concurrirt. Was den Verleger betrifft, ſo zweifle ich, ob eine Buchhandlung etwas Ehrenvolleres unternehmen kann, als ein ſolches Werk, das die erſten Köpfe der Nation vereinigt; und wenn dies die einzige Schrift wäre, die Ihre Buchhandlung verlegte, ſo müßte ſchon dieſe einzige ihr dauernden Ruhm ſichern.

Schon habe ich die Privatanzeige für die Mitarbeiter aufgeſetzt, und überſende Ihnen ſolche hier im Abdruck *). An das Publicum ergeht eine ganz andere Anzeige, welche aber nicht eher, als mit dem erſten Stück darf ausgegeben werden. An Kant, Garve, Klopſtock, Goethe, Herder, Engel in Berlin, Gotter und einige Andere habe ich ſchon Briefe und Avertiſſements geſandt. Hier in Jena haben ſich die Profeſſoren Fichte und Woltmann auf's Genaueſte mit mir dazu verbunden, und fangen bereits an, dafür zu arbeiten. Was mich betrifft, ſo iſt dies der einzig mögliche Weg, daß Sie den Verlag aller meiner künftigen Schriften erhalten; denn, ſobald ich für ein Journal ſchreibe, heben ſich alle andern Verbindungen auf. Ließe ich aber meine Schriften einzeln drucken,

---

*) Vergl. die Beilage zu einem Briefe an Goethe vom 13. Juni 1794.

ſo hätte Herr Göſchen immer das erſte Recht an meine neueſten Arbeiten, indem ich ſie ihm ſchon verſprochen habe. Ich erwarte nun blos einige Antworten auf meine an erwähnte Schriftſteller erlaſſenen Briefe, und wenn dieſe ihren Beitritt verſprechen, ſo ſteht unſer Journal feſt und unerſchütterlich. Dann will ich Ihnen auch unſere Vergleichungspunkte genau und ausführlich vorlegen, und wir wollen die Contracte wechſeln.

163.

An Goethe.

Jena, den 24. Auguſt 1794.

Die neulichen Unterhaltungen mit Ihnen haben meine ganze Ideenmaſſe in Bewegung gebracht, denn ſie betrafen einen Gegenſtand, der mich ſeit etlichen Jahren lebhaft beſchäftigt. Ueber ſo Manches, worüber ich mit mir ſelbſt nicht recht einig werden konnte, hat die Anſchauung Ihres Geiſtes (denn ſo muß ich den Totaleindruck Ihrer Ideen auf mich nennen) ein unerwartetes Licht in mir angeſteckt. Mir fehlte das Object, der Körper zu mehrern ſpeculativen Ideen, und Sie brachten mich auf die Spur davon. Ihr beobachtender Blick, der ſo ſtill und rein auf den Dingen ruht, ſetzt Sie nie in Gefahr, auf den Abweg zu gerathen, in den ſowohl die Speculation, als die willkührliche und ſich ſelbſt gehorchende Einbildungskraft ſich ſo leicht verirrt. In Ihrer richtigen Intuition liegt Alles und weit vollſtändiger, was die Analyſis mühſam ſucht, und nur weil es als ein Ganzes in Ihnen liegt, iſt Ihnen Ihr eigener Reichthum verborgen; denn leider wiſſen wir nur das, was wir ſcheiden. Geiſter Ihrer Art wiſſen daher ſelten, wie weit ſie gedrungen ſind, und wie wenig Urſache ſie haben, von der Philoſophie zu borgen, die nur von ihnen lernen kann. Dieſe kann blos zergliedern, was ihr gegeben wird; aber das Geben ſelbſt iſt nicht die Sache des Analytikers, ſondern des Genie's, welches unter dem dunkeln, aber ſichern Einfluß reiner Vernunft, nach objectiven Geſetzen verbindet.

Lange ſchon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gange Ihres Geiſtes zugeſehen, und den Weg, den Sie ſich vorgezeichnet haben, mit immer erneuter Bewunderung bemerkt. Sie ſuchen das Nothwendige der Natur, aber Sie ſuchen es auf dem ſchwerſten Wege, vor welchem jede ſchwächere Kraft ſich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zuſammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erſcheinungsarten ſuchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organiſation ſteigen Sie, Schritt vor Schritt, zu der mehr verwickelten hinauf, und, um endlich die verwickeltſte von allen, den Menſchen, genetiſch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichſam nacherſchaffen, ſuchen Sie in ſeine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie ſehr Ihr Geiſt das reiche Ganze ſeiner Vorſtellungen in einer ſchönen Einheit zuſammenhält. Sie können niemals gehofft haben, daß Ihr Leben zu einem ſolchen Ziele zureichen werde. Aber einen ſolchen Weg auch nur einzuſchlagen, iſt mehr werth, als jeden andern zu endigen — und Sie haben gewählt, wie Achill in der Ilias, zwiſchen Phthia und der Unſterblichkeit. Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiener geboren worden, und hätte ſchon von der Wiege an eine auserleſene Natur und eine idealiſirende Kunſt Sie umgeben, ſo wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüſſig gemacht worden. Schon in die erſte Anſchauung der Dinge hätten Sie dann die Form der Nothwendigkeit aufgenommen, und mit Ihren erſten Erfahrungen hätte ſich der große Styl in Ihnen entwickelt. Nun, da Sie ein Deutſcher geboren ſind, da Ihr griechiſcher Geiſt in dieſe nordiſche Schöpfung geworfen wurde, blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder ſelbſt zum nordiſchen Künſtler zu werden, oder Ihrer Imagination das, was ihr die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhilfe der Denkkraft zu erſetzen, und ſo gleichſam von innen heraus und auf einem rationalen Wege in Griechenland zu gebären. In derjenigen Lebensepoche, wo die Seele ſich aus der äußern Welt ihre innere bildet, von mangelhaften Geſtalten umringt, hatten Sie ſchon eine wilde und nordiſche Natur in ſich aufgenommen, als Ihr ſiegendes, ſeinem Material überlegenes Genie dieſen Mangel von innen entdeckte, und von außen her durch die Bekanntſchaft mit der griechiſchen Natur davon vergewiſſert wurde. Jetzt mußten Sie die alte, Ihrer Einbildungskraft ſchon aufgedrungene ſchlechtere Natur nach dem beſſern Muſter, das Ihr bildender Geiſt ſich erſchuf, corrigiren, und das kann nun freilich nicht anders, als nach leitenden Begriffen von ſtatten gehen. Aber dieſe logiſche Richtung, welche der Geiſt der Reflexion zu nehmen genöthigt iſt, verträgt ſich nicht wohl mit der äſthetiſchen, durch welche allein er bildet. Sie haben alſo eine Arbeit mehr; denn ſo wie Sie von der Anſchauung zur Abſtraction übergingen, ſo mußten Sie nun rückwärts Begriffe wieder in Intuitionen umſetzen, und Gedanken in Gefühle verwandeln, weil nur durch dieſe das Genie hervorbringen kann.

So ungefähr beurtheile ich den Gang Ihres Geiſtes, und ob ich Recht habe, werden Sie ſelbſt am beſten wiſſen. Was Sie aber ſchwerlich wiſſen können (weil das Genie ſich immer ſelbſt das größte Geheimniß bleibt), iſt die ſchöne Uebereinſtimmung Ihres philoſophiſchen Inſtinkts mit den reinſten Reſultaten der ſpeculirenden Vernunft. Beim erſten Anblicke zwar ſcheint es, als könnte es keine größern Oppoſita geben, als den ſpeculativen Geiſt, der von der Einheit, und den intuitiven, der von der Mannigfaltigkeit ausgeht. Sucht aber der erſte mit keuſchem und treuem Sinn die Erfahrung, und ſucht der letzte mit ſelbſtthätiger freier Denkkraft das Geſetz, ſo kann es gar nicht fehlen, daß nicht Beide einander auf halbem Wege begegnen werden. Zwar hat der intuitive Geiſt nur mit Individuen, und der ſpeculative nur mit Gattungen zu thun. Iſt aber der intuitive genial, und ſucht er in dem Empiriſchen den Charakter der Nothwendigkeit auf, ſo wird er zwar immer Individuen, aber mit dem Charakter der Gattung erzeugen; und iſt der ſpeculative Geiſt genial, und verliert er, indem er ſich darüber erhebt, die Erfahrung nicht, ſo wird er zwar immer nur Gattungen, aber mit der Möglichkeit des Lebens und mit gegründeter Beziehung auf wirkliche Objecte erzeugen.

Aber ich bemerke, daß ich anſtatt eines Briefes eine Abhandlung zu ſchreiben im Begriff bin. Verzeihen Sie es dem lebhaften Intereſſe, womit dieſer Gegenſtand mich erfüllt hat; und ſollten Sie Ihr Bild in dieſem Spiegel nicht erkennen, ſo bitte ich ſehr, fliehen Sie ihn darum nicht. — Die kleine Schrift von **Moritz** *) habe ich mit großem Intereſſe geleſen, und danke derſelben einige ſehr wichtige Belehrungen. Es iſt eine wahre Freude, ſich von einem inſtinktartigen Verfahren, welches auch gar leicht irre führen kann, eine deutliche Rechenſchaft zu geben, und ſo Gefühle durch Geſetze zu berichtigen. Wenn man die Moritz'ſchen Ideen verfolgt, ſo ſieht man nach und nach in die Anarchie der Sprache eine gar ſchöne Ordnung kommen, und entdeckt ſich bei dieſer Gelegenheit gleich der Mangel und die Grenze unſerer Sprache ſehr, ſo erfährt man doch auch ihre Stärke, und weiß nun, wie und wozu man ſie zu brauchen hat. Das Product von Diderot*), beſonders der erſte Theil, iſt ſehr unterhaltend, und für einen ſolchen Gegenſtand auch mit einer recht erbaulichen Decenz behandelt. — Es wäre nun doch gut, wenn man das neue Journal bald in Gang bringen könnte, und da es Ihnen vielleicht gefällt, gleich das erſte Stück deſſelben zu eröffnen, ſo nehme ich mir die Freiheit, bei Ihnen anzufragen, ob Sie Ihren Roman nicht nach und nach darin erſcheinen laſſen wollen. Ob und wie bald Sie ihn aber auch für unſer Journal beſtimmen, ſo würden Sie mir durch Mittheilung deſſelben eine ſehr große Gunſt erzeigen.

---

*) Ueber die bildende Nachahmung des Schönen. Braunſchweig 1788.

---

*) Die Verräther. Nach dem Franzöſiſchen von Diderot (überſetzt von F. L. W. Meyer). Braunſchweig 1793. 2 Thle.

164.

An Jacobi*).

Jena, den 24. Auguſt 1794.

Es iſt ein zu alter und zu lebhafter Wunſch in mir, einen Mann zu begrüßen, deſſen herrlicher Genius ſchon längſt meine Huldigung hat, als daß ich die gegenwärtige Veranlaſſung dazu nicht mit Freuden ergreifen ſollte. Beiliegendes Blatt**) unterrichtet Sie von einer literariſchen Unternehmung, die ſowohl durch die Anzahl, als das bekannte Verdienſt der dazu getretenen Mitarbeiter etwas nicht Gemeines in dieſem Fache zu leiſten verſpricht. Dieſer ſchöne Bund von Geiſtern würde aber unvollkommen ſein, wenn der Verfaſſer von Allwill's Briefſammlung***) und Woldemar ſich davon ausſchließen ſollte. Ich bitte alſo ſowohl in meinem eignen, als in aller Intereſſenten Namen, um Ihre thätige Theilnahme an dieſem Inſtitut, unter den in der Beilage bemerkten Bedingungen.

---

*) Friedrich Heinrich Jacobi, geboren am 25. Januar 1743 zu Düſſeldorf, geſtorben am 10. März 1819 zu München als Geh. Rath und Präſident der Königl. Bairiſchen Akademie der Wiſſenſchaften.

**) Königsberg 1792.

***) Ebendaſ. 1794. 2 Bde.

Herr v. Goethe, Herder, Garve, Engel, Fichte, beide Herren v. Humboldt und noch mehrere Andere ſind bereits dazu getreten, und wir haben Hoffnung, daß auch vielleicht Herr Kant uns einige Beiträge dazu nicht verweigern werde. Unſere Verbindlichkeit würde dadurch noch vergrößert werden, wenn Sie uns in den Stand ſetzen wollten, gleich eins von den erſten Stücken mit einem Aufſatze von Ihrer Hand zu zieren. Uebrigens unterwerfen wir uns bereitwillig allen Bedingungen, welche uns ſonſt noch vorzuſchreiben Ihnen gefallen wird.

165.

An Matthiſſon*).

Jena, den 25. Auguſt 1794.

Geſtern habe ich die Recenſion Ihrer Gedichte den Herren Redacteuren der Literaturzeitung eingehändigt und das Verſprechen erhalten, daß ſolche unverzüglich abgedruckt werden ſoll. Mit dem Inhalt werden Sie, wie ich mir ſchmeichle, nicht unzufrieden ſein. Ich glaube verſichern zu können, daß ich gegen Sie nur gerecht war, und mehr braucht es nicht, um Ihr Lobredner zu werden. Zugleich lege ich Ihnen die Anzeige der Monatsſchrift bei, von der ich Ihnen ſchon bei Ihrer Durchreiſe ſagte, und die nun zu einer ſchönen und glänzenden Erfüllung reift. Goethe, Herder, Engel, Garve, Fichte, Fr. Jacobi und noch vier bis fünf Andere ſind dieſem Unternehmen ſchon beigetreten, und ich habe Hoffnung, auch noch Kant dafür zu gewinnen. Auf Ihren recht thätigen Antheil an den Horen habe ich ebenfalls gerechnet. Dieſe werden um ſo mehr gewinnen, wenn Sie auf den Wunſch, den ich mir in der Recenſion entfallen ließ, einige Rückſicht nehmen wollen; denn alsdann können wir hoffen, daß Ihre Muſe ſich vielleicht in einem etwas größern Ganzen verſuchen wird. Außer dieſem literariſchen Anliegen habe ich Ihnen noch ein anderes anzutragen. Man hat in mich gedrungen, einen Muſenalmanach herauszugeben, und ich gedenke noch zu Ende des laufenden Jahrs den Anfang damit zu machen. Auch zu dieſer Sammlung, welche den Horen gar keinen Eintrag thun wird, habe ich ſchon mehrere vortreffliche Mitarbeiter, und noch dazu ſolche, die noch nicht in Muſenalmanachen aufgetreten ſind. Ich verlaſſe mich aber vorzüglich auch auf Ihre Theilnahme. Was aus Ihrer Feder fließt, wird mir willkommen ſein. An Herrn Füßli, der ſo gütig war, mir ein ſehr ſchönes Exemplar Ihrer

---

*) Friedrich v. Matthiſſon, geboren am 23. Januar 1761 zu Hohendodeleben im Magdeburgiſchen, geſtorben am 12. März 1831 zu Wörlitz als Königl. Würtembergiſcher Geh. Legationsrath und Oberbibliothekar.

Gedichte zu überſenden, erſuche ich Sie, ſollten Sie denſelben bald ſehen oder ihm ſchreiben, meine verbindliche Dankſagung zu machen, wie auch bei ihm anzufragen, ob nicht der erſte Band vom Wieland'ſchen Shakſpeare, der den Lear enthält, noch einzeln zu bekommen iſt. Ich habe dieſen Theil verloren, und nun iſt das ganze Exemplar mir incomplet geworden.

166.

An Goethe.

Jena, den 31. Auguſt 1794.

Bei meiner Zurückkunft aus Weißenfels, wo ich mit meinem Freunde Körner aus Dresden eine Zuſammenkunft gehabt, erhielt ich Ihren vorletzten Brief, deſſen Inhalt mir doppelt erfreulich war; denn ich erſehe daraus, daß ich in meiner Anſicht Ihres Weſens Ihrem eignen Gefühl begegnete. Unſere ſpäte, aber mir manche ſchöne Hoffnung erweckende Bekanntſchaft iſt mir abermals ein Beweis, wie viel beſſer man oft thut, den Zufall machen zu laſſen, als ihm durch zu viele Geſchäftigkeit vorzugreifen. Wie lebhaft auch immer mein Verlangen war, in ein näheres Verhältniß zu Ihnen zu treten, als zwiſchen dem Geiſt des Schriftſtellers und ſeinem aufmerkſamen Leſer möglich iſt; ſo begreife ich doch nunmehr vollkommen, daß die ſo ſehr verſchiedenen Bahnen, auf denen Sie und ich wandelten, uns nicht wohl früher, als gerade jetzt, mit Nutzen zuſammen führen konnten. Nun kann ich aber hoffen, daß wir, ſo viel von dem Wege noch übrig ſein mag, in Gemeinſchaft durchwandeln werden, und mit um ſo größerem Gewinn, da die letzten Gefährten auf einer Reiſe ſich immer am meiſten zu ſagen haben

Erwarten Sie bei mir keinen großen materiellen Reichthum von Ideen. Dies iſt es, was ich bei Ihnen finden werde. Mein Bedürfniß und Streben iſt, aus Wenigem viel zu machen, und wenn Sie meine Armuth an Allem, was man erworbene Kenntniß nennt, einmal näher kennen ſollten, ſo finden ſie vielleicht, daß es mir in manchen Stücken damit mag gelungen ſein. Weil mein Gedankenkreis kleiner iſt, ſo durchlaufe ich ihn eben dadurch ſchneller und öfter, und kann eben darum meine kleine Baarſchaft beſſer nutzen, und eine Mannigfaltigkeit, die dem Inhalte fehlt, durch die Form erzeugen. Sie beſtreben ſich, Ihre große Ideenwelt zu ſimplificiren, ich ſuche Varietät für meine kleinen Beſitzungen. Sie haben ein Königreich zu regieren, ich nur eine etwas zahlreiche Familie von Begriffen, die ich herzlich gern zu einer kleinen Welt erweitern möchte.

Ihr Geiſt wirkt in einem außerordentlichen Grade intuitiv, und alle Ihre denkenden Kräfte ſcheinen auf die

Imagination, als ihre gemeinſchaftliche Repräſentantin, gleichſam compromittirt zu haben. Im Grunde iſt dies das Höchſte, was der Menſch aus ſich machen kann, ſobald es ihm gelingt, ſeine Anſchauung zu generaliſiren und ſeine Empfindung geſetzgebend zu machen. Danach ſtreben Sie, und in wie hohem Grade haben Sie es ſchon erreicht! Mein Verſtand wirkt eigentlich mehr ſymboliſirend, und ſo ſchwebe ich, als eine Zwitterart, zwiſchen dem Begriff und der Anſchauung zwiſchen der Reflexion und der Empfindung, zwiſchen dem techniſchen Kopf und dem Genie. Dies iſt es, was mir beſonders in frühern Jahren, ſowohl auf dem Felde der Speculation als der Dichtkunſt, ein ziemlich linkiſches Anſehn gegeben; denn gewöhnlich übereilte mich der Poet, wo ich philoſophiren ſollte, und der philoſophiſche Geiſt, wo ich dichten wollte. Noch jetzt begegnet es mir häufig genug, daß die Einbildungskraft meine Abſtractionen und der kalte Verſtand meine Dichtung ſtört. Kann ich dieſer beiden Kräfte in ſo weit Meiſter werden, daß ich einer jeden durch meine Freiheit ihre Grenzen beſtimmen kann, ſo erwartet mich noch ein ſchöneres Loos. Leider aber, nachdem ich meine moraliſchen Kräfte zu kennen und zu gebrauchen angefangen, droht eine Krankheit meine phyſiſchen zu untergraben. Eine große und allgemeine Geiſtesrevolution werde ich ſchwerlich Zeit haben in mir zu vollenden, aber ich werde thun, was ich kann, und wenn endlich das Gebäude zuſammenfällt, ſo habe ich doch vielleicht das

Erhaltungswerthe aus dem Brande geflüchtet. — Sie wollten, daß ich von mir ſelbſt reden ſollte, und ich machte von dieſer Erlaubniß Gebrauch. Mit Vertrauen lege ich Ihnen dieſe Geſtändniſſe hin, und ich darf hoffen, daß Sie ſie mit Liebe aufnehmen.

Ich enthalte mich heut, in's Detail Ihres Aufſatzes zu gehen, der unſere Unterhaltungen über dieſen Gegenſtand gleich auf die fruchtbarſte Weiſe einleitet. Meine eigenen, auf einem verſchiedenen Wege angeſtellten Recherchen haben mich auf ein ziemlich damit übereinſtimmendes Reſultat geführt, und in beiliegenden Papieren finden Sie vielleicht Ideen, die den Ihrigen begegnen. Sie ſind vor anderthalb Jahren hingeworfen worden, und ſowohl in dieſer Rückſicht, als ihrer localen Verfaſſung wegen (denn ſie waren für einen nachſichtigen Freund beſtimmt) kann ihre rohe Geſtalt auf Entſchuldigung Anſpruch machen. Seitdem haben ſie allerdings ein beſſeres Fundament und eine größere Beſtimmtheit in mir erhalten, die ſie den Ihrigen zugleich näher bringen dürfte. — Daß Wilhelm Meiſter für unſer Journal verloren ſein ſoll, kann ich nicht genug beklagen. Indeſſen hoffe ich von Ihrem fruchtbaren Geiſte und Ihrem freundſchaftlichen Eifer für unſere Unternehmung einen Erſatz dieſes Verluſtes, wobei die Freunde Ihres Genius alsdann doppelt gewinnen. In dem Stück der Thalia, die ich hier beilege, finden Sie einige Ideen von Körner über Declamation, die Ihnen nicht mißfallen werden.

167.

An Körner.

Jena, den 3. September 1794.

Bei meiner Zurückkunft *) fand ich einen ſehr herzlichen Brief von Goethe, der mir mit Vertrauen entgegenkommt. Wir hatten vor ſechs Wochen über Kunſt und Kunſttheorie ein Langes und Breites geſprochen, und uns die Hauptideen mitgetheilt, zu denen wir auf ganz verſchiedenen Wegen gekommen waren. Zwiſchen dieſen Ideen fand ſich eine unerwartete Uebereinſtimmung, die um ſo intereſſanter war, weil ſie wirklich aus der größten Verſchiedenheit der Geſichtspunkte hervorging. Ein Jeder konnte dem Andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen. Seit dieſer Zeit haben dieſe ausgeſtreuten Ideen bei Goethe'n Wurzel geſchlagen, und er fühlt jetzt ein Bedürfniß, ſich an mich anzuſchließen, und den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, mit mir fortzuſetzen. Ich freue mich ſehr auf einen für mich ſo fruchtbaren Ideenwechſel. Ich werde künftige Woche auf vierzehn Tage nach Weimar reiſen und bei Goethe wohnen.

---

*) Von der in dem vorigen Briefe erwähnten Reiſe nach Weißenfels.

Er hat mir ſo ſehr zugeredet, daß ich mich nicht weigern konnte, da ich alle mögliche Freiheit und Bequemlichkeit bei ihm finden ſoll. Unſere nähere Berührung wird für uns Beide entſcheidende Folgen haben, und ich freue mich innig darauf. Wir haben eine Correſpondenz über gemiſchte Materien beſchloſſen, die eine Quelle von Aufſätzen für die Horen werden ſoll. Auf dieſe Art, meint Goethe, bekäme der Fleiß eine beſtimmte Richtung, und ohne zu merken, daß man arbeite, bekäme man Materialien zuſammen. Da wir in wichtigſten Dingen einſtimmig und doch ſo ganz verſchiedene Individualitäten ſind, ſo kann dieſe Correſpondenz wirklich intereſſant werden.

168.

An Goethe.

Jena, den 7. September 1794.

Mit Freuden nehme ich Ihre gütige Einladung nach Weimar an, doch mit der ernſtlichen Bitte, daß Sie in keinem einzigen Stück Ihrer häuslichen Ordnung auf mich rechnen mögen; denn leider nöthigen mich meine Krämpfe gewöhnlich, den ganzen Morgen dem Schlaf zu widmen, weil ſie mir des Nachts keine Ruhe laſſen, und überhaupt wird es mir nie ſo gut, auch den Tag auf eine beſtimmte Stunde ſicher zählen zu dürfen. Sie werden mir alſo erlauben, mich in Ihrem Hauſe als einen völlig Fremden zu betrachten, auf den nicht geachtet wird, um dadurch, daß ich mich ganz iſolire, der Verlegenheit zu entgehen, Jemand anders von meinem Befinden abhängen zu laſſen. Die Ordnung, die jeden andern Menſchen wohl macht, iſt mein gefährlichſter Feind: denn ich darf nur in einer beſtimmten Zeit etwas Beſtimmtes vornehmen müſſen, ſo bin ich ſicher, daß es mir nicht möglich ſein wird. Entſchuldigen Sie dieſe Präliminarien, die ich nothwendigerweiſe vorhergehen laſſen mußte, um meine Exiſtenz bei Ihnen auch nur möglich zu machen. Ich bitte blos um die leidige Freiheit, bei Ihnen krank ſein zu dürfen. Schon ging ich damit um, Ihnen einen Aufenthalt in meinem Hauſe anzubieten, als ich Ihre Einladung erhielt. Meine Frau iſt auf drei Wochen mit dem Kinde nach Rudolſtadt, um den Blattern auszuweichen, die Herr v. Humboldt ſeinen Kindern inoculiren ließ. Ich bin ganz allein und könnte Ihnen eine bequeme Wohnung einräumen. Außer Humboldt ſehe ich ſelten Jemand, und ſeit langer Zeit kommt keine Metaphyſik über meine Schwelle.

Mit Ramdohr's Charis*) iſt es mir ſonderbar ergangen. Beim erſten Durchblättern hat mir vor ſeiner närriſchen Schreibart und vor ſeiner horribeln Philoſophie gegraut, und ich ſchickte ihn über Hals und Kopf dem Buchhändler wieder. Als ich nachher in einer gelehrten Zeitung einige Stellen aus ſeiner Schrift über die niederländiſche Schule angeführt fand, gewann ich ein beſſeres Vertrauen zu ihm, und nahm ſeine Charis wieder vor, welche mir nicht ganz unnütz geweſen iſt. Was er im Allgemeinen über die Empfindungen, den Geſchmack und die Schönheit ſagt, iſt freilich höchſt unbefriedigend, und um nicht etwas Schlimmers zu ſagen, eine wahre reichsfreiherrliche Philoſophie. Aber den empiriſchen Theil ſeines Buchs, wo er von dem Charakteriſtiſchen der verſchiedenen Künſte redet und einer jeden ihre Sphäre und ihre Grenzen beſtimmt, habe ich ſehr brauchbar gefunden. Man ſieht, daß er hier in ſeiner Sphäre iſt, und durch einen langen Aufenthalt unter Kunſtwerken ſich eine gewiß nicht gemeine Fertigkeit des Geſchmacks erworben hat. Hier in dieſem Theile ſpricht der unterrichtete Mann, der, wo nicht eine entſcheidende, doch eine mitzählende Stimme hat. Aber es kann wohl ſein, daß er den Werth, den er hier nothwendig für mich haben mußte, für Sie völlig verliert, weil die Erfahrungen, auf die er ſich ſtützt, Ihnen etwas Bekanntes ſind, und Sie alſo ſchlechterdings nichts Neues bei ihm vorfinden konnten. Gerade das, was Sie eigentlich ſuchten, iſt ihm im höchſten Grade verunglückt, und was ihm geglückt iſt, brauchen Sie nicht. Es ſollte mich wundern, wenn ihn die Kantianer ruhig abziehen ließen, und die Gegner dieſer Philoſophie nicht ihre Parthei durch ihn zu verſtärken ſuchten.

---

*) Charis oder über das Schöne und die Schönheit in den nachbildenden Künſten. Leipzig 1793. 2 Bde.

Da Sie doch einmal das Bruchſtück von mir über das Erhabene geleſen haben, ſo lege ich hier den Anfang bei, wo Sie vielleicht einige Ideen finden, die über den äſthetiſchen Ausdruck der Leidenſchaft etwas beſtimmen können. Einige frühere Aufſätze von mir über äſthetiſche Gegenſtände befriedigen mich nicht genug, um ſie Ihnen vorzulegen, und einige ſpätere, die noch ungedruckt ſind, werde ich beilegen. Vielleicht intereſſirt Sie eine Recenſion von mir über Matthiſſon's Gedichte in der Allgemeinen Literaturzeitung, die in dieſer Woche wird ausgegeben werden*). Bei der Anarchie, welche noch immer in der poetiſchen Kritik herrſcht, und bei dem gänzlichen Mangel objectiver Geſchmacksgeſetze, befindet ſich der Kunſtrichter immer in großer Verlegenheit, wenn er ſeine Behauptung durch Gründe unterſtützen will; denn kein Geſetzbuch iſt da, worauf er ſich berufen könnte. Will er ehrlich ſein, ſo muß er entweder gar ſchweigen, oder er muß (was man auch nicht immer gern hat) zugleich der Geſetzgeber und der Richter ſein. Ich habe in jener Recenſion die letzte Parthei ergriffen, und mit welchem Rechte oder Glück, das möchte ich am liebſten von Ihnen hören.

---

*) Sie erſchien a. a. O. Bd. 3. Nr. 298 u. 299; ſpäterhin wieder abgedruckt in Schiller's Werken.

169.

An Goethe.

Jena, den 12. September 1794.

Sie haben mir vom 14. an einen Tag zu beſtimmen überlaſſen. Ich werde alſo mit Ihrer Erlaubniß Sonntag Nachmittag bei Ihnen eintreffen, weil ich ſo wenig als möglich von dem Vergnügen, das Sie mir bereiten, verlieren möchte. Herr v. Humboldt, den Ihre Einladung ſehr erfreut, wird mich begleiten. Ramdohr war vor einigen Tagen hier. Wie er mir ſagt, ſchreibt er jetzt an einem Buch über die Liebe, worin bewieſen ſein wird, daß reine Liebe nur bei den Griechen Statt gefunden habe. Seine Ideen über Schönheit holt er ziemlich tief von unten herauf, denn er ruft dabei den Geſchlechtstrieb zu Hülfe. — Die engliſche Iphigenie*) erfreute mich ſehr. So viel ich davon urtheilen kann, paßt dieſe fremde Kleidung ihr gut an, und man wird lebhaft an die große Verwandtſchaft beider Sprachen erinnert. — Fr. Jacobi will mit an den Horen arbeiten, welches unſern Kreis auf eine angenehme Weiſe erweitert. Mir iſt er ein ſehr intereſſantes Individuum, obgleich ich geſtehen muß, daß ich mir ſeine Producte nicht aſſimiliren kann. — Charis iſt hier nirgends zu bekommen, aber eine Abhandlung von Maimon über den Schönheitsbegriff, die leſenswerth iſt, will ich mitbringen.

---

*) Iphigenia in Tauris, a Tragedy written in German, by J. W. v. Goethe. Berlin 1794. 8.

170.

An Goethe.

Jena, den 29. September 1794.

Ich ſehe mich wieder hier, aber mit meinem Sinn bin ich noch immer in Weimar. Es wird mir Zeit koſten, alle die Ideen zu entwickeln, die Sie in mir aufgeregt haben; aber keine einzige, hoff' ich, ſoll verloren ſein. Es war meine Abſicht, die vierzehn Tage blos dazu anzuwenden, ſo viel von Ihnen zu empfangen, als meine Receptivität erlaubt. Die Zeit wird es nun lehren, ob dieſe Ausſaat bei mir aufgehen wird. Bei meiner Zurückkunft fand ich einen Brief von unſerm Herrn Verleger*), der voll Eifer und Entſchloſſenheit iſt, das große Werk*) bald zu beginnen. Ich hatte ihm abſichtlich noch einmal alle Schwierigkeiten und alle möglichen Gefahren dieſes Unternehmens vorgeſtellt, um ihm Gelegenheit zu geben, mit möglichſter Ueberlegung dieſen Schritt zu thun. Er findet aber, nach Erwägung aller Umſtände, daß keine Unternehmung verſprechender ſein kann, und hat eine genaue Abrechnung mit ſeinen Kräften gehalten. Auf ſeine unermüdete Thätigkeit in Verbreitung des Journals können wir zählen. Er äußert den Wunſch, daß wir ſeinem Aſſocié, einem jungen Gelehrten, in unſerm Ausſchuß eine conſultative Stimme geben möchten. Ich kann es ihm nicht verargen, daß er in den Senat, der über ſeinen Geldbeutel disponiren ſoll, gern einen guten Freund haben möchte. Dazu kommt, daß dieſer junge Mann, der ſich Zahn nennt, zu der Handelscompagnie in Calw gehört. Ich glaube daher, daß man wohlthut, dieſen Mann ſo ſehr als möglich in das Intereſſe unſrer Unternehmung zu ziehen, und ihm alſo wohl eine rathgebende Stimme in unſrem Ausſchuß zugeſtehen kann. Sie ſprachen neulich davon, daß Sie Herrn v. Hirt in Rom veranlaſſen wollten, uns das Neueſte, was in Rom im artiſtiſchen Fache in Italien vorgeht, zu communiciren. Dies würde gewiß nützlich ſein, und ich bitte, gelegentlich daran zu denken. — Die Luſt iſt heute ſo drückend, daß ich es bei dieſem Redactionsgeſchäft bewenden laſſen muß. Herr von **Ramdohr** iſt hier ſo ſehr für einen Kunſtkenner bekannt, daß ihn K.. mit ſich zum Tiſchler führte, um eine ganz gewöhnliche Kommode, die er da machen läßt, in Augenſchein zu nehmen.

---

*) Cotta in Tübingen.

---

*) Die Horen.

171.

An Schütz.

Jena, den 30. September 1794.

Gern, mein verehrter Freund, hätt' ich Ihnen den Inhalt dieſes Billets mündlich eröffnet. Aber das ſchlechte Wetter erlaubt mir nicht, auszugehen, und alſo will ich mich meines Anliegens ſchriftlich entledigen. Beiliegendes Blatt unterrichtet Sie von einer literariſchen Unternehmung *), die ſchon ſeit vier Monaten im Werke und jetzt ihrer Ausführung nahe iſt. Wollen Sie derſelben unter den angeführten Bedingungen beitreten, ſo werden Sie dadurch unſere ganze Societät und mich beſonders höchlich verpflichten. Die Geſellſchaft, welche ſich zu dieſem Werke vereinigt hat, beſteht jetzt ſchon aus zwanzig Schriftſtellern, davon die mehrſten keiner weitern Empfehlung, als ihres bloßen Namens bedürfen. In Weimar ſind Goethe und Herder, hier in Jena v. Humboldt, Fichte und Woltmann Mitarbeiter und Mitbeurtheiler. Ferner ſind Engel aus Berlin, Ganz, Garve, Fr. Jakobs, Fr. Schulz, Matthiſſon, Schlegel, Profeſſor Meier aus Weimar, Körner aus Dresden und Herr Oberbergmeiſter v. Humboldt, nebſt noch drei Andern, die weniger bekannt ſind, dazu getreten, und verſprechen den thätigſten Antheil. Von Kant erwarte ich noch Antwort auf meine Einladung, und je nachdem die Umſtände ſind, wird das Perſonal noch mehr erweitert. Der Buchhändler, der das Werk unternimmt*), iſt thätig und zuverläſſig, und wird dabei durch eine ſehr anſehnliche Handelscompagnie gedeckt. Sie ſehen, daß alle Umſtände ſich vereinigen, ein Werk durchzuſetzen, das, wie ich hoffe, nicht unter die gewöhnlichen gehört. Um nun gleich auch von Außen nichts zu unterlaſſen, was eine Schrift dieſer Art in lebhaften Umlauf bringen kann, wünſchen wir, daß jedes Monatsſtück, ſobald es erſcheint, und ſo vortheilhaft, als mit einer ſtrengen Gerechtigkeit beſtehen kann, in der Allgemeinen Literaturzeitung angezeigt werde. Da bei einer ſolchen gemeinſchaftlichen Unternehmung jedem Einzelnen daran liegen muß, daß das Ganze ſeine gehörige Wirkung erhalte, ſo müſſen Alle für Einen ſtehen, und Jeder, wie ruhig er auch ſonſt der Aufnahme ſeiner Producte zuſehen mag, iſt nun lebhaft intereſſirt, daß allen Uebrigen ihr Recht widerfahre.

---

*) Die Horen

---

*) Cotta in Tübingen.

So wichtig nun eine zeitige, gründliche und ausführliche Recenſion der einzelnen Stücke für die Ausbreitung des Journals werden kann, ſo nothwendig iſt es, daß die Intereſſenten deſſelben gemeinſchaftliche Sache machen, ſolche zu erhalten. Nun dürfte es aber, wegen Mannigfaltigkeit der Materien, die in den Horen zur Sprache kommen werden, nicht ſo leicht ſein, immer einen Recenſenten für die Literaturzeitung zu finden, der den Erwartungen unſrer Geſellſchaft entſpricht, beſonders da mehrere Mitarbeiter an derſelben, und vielleicht nicht die unwichtigern, bereits auch an den Horen arbeiten. Ich gebe Ihnen alſo zu bedenken, lieber Freund, ob es für uns Beide nicht vortheilhaft ſein dürfte, wenn Sie die einzelnen Monatsſtücke unſers Journals durch Mitarbeiter unſrer Societät recenſiren ließen. Es verſtände ſich von ſelbſt, daß der Recenſent eines Stücks an dieſem Stücke nicht mitgearbeitet haben dürfte, und daß überhaupt eine anſtändige Gerechtigkeit beobachtet würde. Auf dieſe Weiſe, deucht mir, würden unangenehme Colliſionen zwiſchen Ihrer Societät und der unſrigen am beſten vermieden, und der Grund zu einem wechſelſeitigen guten Vernehmen gelegt, bei dem unſre beiden Entrepriſen in jeder Rückſicht gewinnen müßten.

Ich brauche Sie nicht darauf aufmerkſam zu machen, wie viel Gutes man in der Welt durch Vereinigung ausrichtet, und wie mißlich es auch für literariſche Gemeinen iſt, ſich gegen einander im Naturſtande zu befinden, der, wie Sie wiſſen, ein bellum omnium contra omnes iſt.

Denken Sie meinem Vorſchlage nach, und laſſen mich bald Ihre Entſchließung wiſſen. Zugleich frage ich bei Ihnen an, ob Sie es wohl zufrieden ſind, daß ich einen Gartenkalender recenſire*), der kürzlich in Schwaben erſchienen iſt, und der mir Gelegenheit gibt, mein Glaubensbekenntniß über die deutſchen Parks u. dgl. abzulegen. — Die Horen begrüßen Sie, und geben Ihnen zu überlegen, daß man in der Welt nichts Beſſeres thun kann, als ſich, ſo weit es angeht, gute Stunden zu machen.

---

*) Schiller's Recenſion des (Hirſchfeldiſchen) Gartenkalenders auf das Jahr 1795. Tübingen 1795. Erſchien in der Allgemeinen Literaturzeitung und ward ſpäter in des Dichters Werken wieder abgedruckt.

172.

An Goethe.

Jena, den 8. October 1794.

Einige dringende Geſchäfte für die Literaturzeitung und die Thalia, die vorher abgethan ſein mußten, haben dieſen Brief gegen meinen Wunſch und Willen verzögert. Es wird nur auf Sie ankommen, ob der Pfad, den ich hier einſchlage, ferner verfolgt werden ſoll. Mir ſchien es nöthig, da wir uns in der Folge ſo oft darauf geführt ſehen könnten, unſere Begriffe über das Weſen des Schönen vor der Hand in's Klare zu ſetzen. Nach Ihrem Roman, den Sie mir communiciren wollen, verlangt mich ſehr. Schütz hat mir angetragen, dieſen Theil zu recenſiren, und ich bin ſehr geneigt, ihm zu willfahren, beſonders, da ich ihn ungern in andere Hände kommen ſehe

173.

An Goethe.

Jena, den 17. October 1794.

Wenn ich meiner Geſundheit trauen darf, welche durch das ſchlechte Wetter wieder beunruhigt worden iſt, ſo komme ich morgen Nachmittag mit meiner Frau nach Weimar. Doch bitte ich Sie, mich nicht eigentlich zu erwarten, weil noch wenig Wahrſcheinlichkeit dazu vorhanden iſt. — Ich gebe jetzt meinen Briefen an den Prinzen von Auguſtenburg *) die letzte Hand, weil ich den Anfang derſelben für das erſte Stück der Horen beſtimmt habe. Künftigen Dienſtag hoffe ich ſie Ihnen ſenden zu können. Mein Erſtes wird alsdann ſein, die neulich berührte Materie fortzuſetzen. Den Elegien und der Epiſtel ſehen wir mit großem Verlangen entgegen.

---

*) Die Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen, aus den Horen wieder in Schiller's Werken abgedruckt.

174.

An Goethe.

Jena, den 20. October 1794.

Hier mache ich denn alſo den Anfang, den Tanz der Horen zu beginnen, und ſende Ihnen, was von meinen Briefen an den Prinzen für das erſte Stück beſtimmt iſt. Ohne Zweifel wird es durch Ihre und meine Beiträge bis auf wenige Blätter voll werden. Vielleicht könnten wir einen kleinen Beitrag von Herder gleich für das erſte Stück erhalten, welches mir gar angenehm wäre. Uebrigens iſt, wenn gleich keine Mannigfaltigkeit der Autoren, doch Mannigfaltigkeit der Materien genug in dem erſten Stücke, wie Sie finden werden. Mein Debüt in den Horen iſt zum wenigſten keine captatio benevolentiae bei dem Publicum, und ich bin gewiß, daß Sie in dieſem Stücke meiner Meinung ſind. Ich wünſchte, Sie wären es auch in den übrigen, denn ich muß geſtehen, daß meine wahre ernſtliche Meinung in dieſen Briefen ſpricht. Ich habe über den politiſchen Jammer noch nie eine Feder angeſetzt, und was ich in dieſen Briefen davon ſage, geſchah blos, um in alle Ewigkeit nichts mehr davon zu ſagen. Aber ich glaube, daß das Bekenntniß, das ich darin ablege, nicht ganz überflüſſig iſt. So verſchieden die Werkzeuge auch ſind, mit denen Sie und ich die Welt anfaſſen, und ſo verſchieden die offenſiven und defenſiven Waffen, die wir führen, ſo glaube ich doch, daß wir auf Einen Hauptpunkt zielen. Sie werden in dieſen Briefen Ihr Portrait finden, worunter ich gern Ihren Namen geſchrieben hätte, wenn ich es nicht haßte, dem Gefühl denkender Leſer vorzugreifen. Keiner, deſſen Urtheil für Sie Werth haben kann, wird es verkennen, denn ich weiß, daß ich es gut gefaßt und treffend genug gezeichnet habe. Es würde mir lieb ſein, wenn Sie Zeit fänden, das Manuſcript bald zu leſen, und es dann an Herder ſchickten, den ich präveniren werde; denn es ſoll ja, nach unſern Statuten, noch in mehrere Hände, ehe es abgeſchickt werden kann, und wir wollen doch bald Anſtalt zum Abdruck der Horen machen.

Wiſſen Sie vielleicht ſchon, daß Engel in Berlin ſeine Theaterdirection niedergelegt hat, und jetzt in Schwerin ganz außer Dienſten lebt? Er hat von jährlich 1500 Rthlr., die er als Beſoldung zog, ganz und gar nichts behalten. Wie ich höre, iſt er jetzt ſehr fleißig mit ſeiner Feder, und mir hat er nächſtens einen Aufſatz zu ſchicken verſprochen. Ich habe jetzt wegen des Muſenalmanachs, von dem ich Ihnen neulich in Weimar ſchon erzählte, mit dem Buchhändler ordentlich contrahirt, und er wird künftige Michaelismeſſe erſcheinen. Mir iſt dieſe Entrepriſe, dem Geſchäft nach, eine ſehr bedeutende Vermehrung der Laſt, aber für meine ökonomiſchen Zwecke deſto glücklicher, weil ich ſie auch bei einer ſchwachen Geſundheit fortführen und dadurch meine Unabhängigkeit ſichern kann.

175.

An Goethe.

Jena, den 28. October 1794.

Daß Sie mit meinen Ideen einſtimmig und mit der Ausführung derſelben zufrieden ſind, erfreut mich nicht wenig, und dient mir auf dem Wege, den ich betreten habe, zu einer ſehr nöthigen Ermunterung. Zwar ſollten Dinge, die ſich im Felde der bloßen Vernunft ausmachen laſſen, oder ſich doch dafür ausgeben, feſt genug auf innern und objectiven Gründen ruhen, und das Kriterium der Wahrheit in ſich ſelber tragen. Aber eine ſolche Philoſophie giebt es noch nicht, und die meinige iſt noch weit davon entfernt. Endlich beruht doch die Hauptſache auf dem Zeugniß der Empfindung, und bedarf alſo einer ſubjectiven Sanction, die nur die Beiſtimmung unbefangener Gemüther ihr verſchaffen kann. Meyer's Stimme iſt mir hier bedeutend und ſchätzbar, und tröſtet mich über den Widerſpruch Herder's, der mir meinen Kantiſchen Glauben, wie es ſcheint, nicht verzeihen kann. Ich erwarte auch von den Gegnern der neuen Philoſophie die Duldung nicht, die man einem jeden andern Syſtem, von dem man ſich nicht beſſer überzeugt hätte, ſonſt widerfahren laſſen möchte. Denn die Kantiſche Philoſophie übt in den Hauptpunkten ſelbſt keine Duldung aus, und trägt einen viel zu rigoriſtiſchen Charakter, als daß eine Accommodation mit ihr möglich wäre. Aber dies macht ihr in meinen Augen Ehre, denn es beweiſt, wie wenig ſie die Willkühr vertragen kann. Eine ſolche Philoſophie will daher auch nicht mit bloßem Kopfſchütteln abgefertigt ſein. Im offenen, hellen und zugänglichen Felde der Unterſuchung erbaut ſie ihr Syſtem, ſucht nie den Schatten, und reſervirt dem Privatgefühl nichts. Aber ſo, wie ſie ihre Nachbarn behandelt, will ſie wieder behandelt ſein, und es iſt ihr zu verzeihen, wenn ſie nichts als Beweisgründe achtet. Es erſchreckt mich gar nicht, zu denken, daß das Geſetz der Veränderung, vor welchem kein menſchliches und kein göttliches Werk Gnade findet, auch die Form dieſer Philoſophie, ſo wie jede andere, zerſtören wird; aber die Fundamente deſſelben werden dies Schickſal nicht zu fürchten haben; denn ſo alt das Menſchengeſchlecht iſt und ſo lange es eine Vernunft giebt, hat man ſie ſtillſchweigend anerkannt, und im Ganzen danach gehandelt.

Mit der Philoſophie unſres Freundes Fichte dürfte es nicht dieſe Bewandniß haben. Schon regen ſich ſtarke Gegner in ſeiner eignen Gemeine, die es nächſtens laut ſagen werden, daß Alles auf einen ſubjectiven Spinocismus hinausläuft. Er hat einen ſeiner alten akademiſchen Freunde, einen gewiſſen Weißhuhn, veranlaßt, hieher zu ziehen, wahrſcheinlich in der Meinung, ſein eignes Reich durch ihn auszubreiten. Dieſer aber, nach Allem, was ich von ihm höre, ein trefflicher philoſophiſcher Kopf, glaubt ſchon ein Loch in ſein Syſtem gemacht zu haben, und wird gegen ihn ſchreiben. Nach den mündlichen Aeußerungen Fichte's — denn in ſeinem Buch war noch nicht davon die Rede — iſt das Ich auch durch ſeine Vorſtellungen erſchaffend, und alle Realität iſt nur in dem Ich. Die Welt iſt ihm nur ein Ball, den das Ich geworfen hat, und den es bei der Reflexion wieder fängt! Sonach hätte er ſeine Gottheit wirklich declarirt, wie wir neulich erwarteten.

Für die Elegien danken wir Ihnen Alle ſehr. Es herrſcht darin eine Wärme, eine Zartheit und ein echter körnigter Dichtergeiſt, der einem herrlich wohlthut unter den Geburten der jetzigen Dichterwelt. Es iſt eine wahre Geiſtererſcheinung des guten poetiſchen Genius. Einige kleine Züge habe ich ungern darin vermißt, doch begreife ich, daß ſie aufgeopfert werden mußten. Ueber einige Stellen bin ich in Zweifel, den ich bei der Zurückſendung bemerken will. Da Sie mich auffordern, Ihnen zu ſagen, was ich für die erſten Stücke noch von Ihrer Hand wünſche, ſo erinnere ich Sie an Ihre Idee, die Geſchichte des ehrlichen Procurators aus dem Boccaz zu bearbeiten. Wie ich ſchon an ſich ſelbſt der Darſtellung vor der Unterſuchung den Vorzug gebe, ſo bin ich hier um ſo mehr der Meinung, weil in den drei erſten Stücken der Horen ſchon etwas zu viel philoſophirt werden dürfte, und an poetiſchen Aufſätzen Mangel iſt. Wäre dieſer Umſtand nicht, ſo würde ich Sie an den Aufſatz über Landſchaftsmalerei erinnern. Nach den jetzigen Arrangements würde zu Anfang des Januar das dritte Stück der Horen abgeſchickt werden müſſen. Rechne ich nun, daß in dem erſten Stück Ihre Elegien und die erſte Epiſtel, und in dem zweiten die zweite Epiſtel und was Sie etwa dieſe Woche noch ſchicken, und in dem dritten Stück wieder eine Epiſtel und die Geſchichte aus dem Boccaz von Ihnen erſcheint, ſo iſt jedem dieſer drei Stücke ſein Werth ſchon gewiß. Ihr gütiges Anerbieten, die Epigramme betreffend, iſt das vortheilhafteſte für den Almanach. Auf welche Art man es anzufangen hat, ſie nicht zu trennen, darüber wird ſich noch ſprechen laſſen. Vielleicht ginge es doch an, mehrere Lieferungen davon zu machen, davon jede doch unabhängig von der andern beſtehen könnte.

Daß Profeſſor Meyer wieder in Weimar iſt, erfreut mich zu hören, und ich bitte Sie, uns recht bald in Bekanntſchaft zu bringen. Vielleicht entſchließt er ſich zu einer kleinen Excurſion hierher, und damit dieſe auch für den Künſtler nicht ganz zwecklos ſei, habe ich ihm eine Büſte von einem deutſchen Bildhauer aufzuweiſen, die, wie ich ſagen zu können glaube, das Auge des echten Künſtlers nicht zu fürchten hat. Vielleicht entſchließt ſich Herr Meyer, gleich dieſen Winter etwas für die Horen aufzuſetzen. — An die Maltheſer*) gehe ich gewiß, ſobald ich meine Briefe, von denen Sie nur den dritten Theil geleſen, und und noch einen kleinen Verſuch über das Naive vollendet haben werde. Dies dürfte allein den Reſt des Jahres noch hinwegnehmen. Für den Geburtstag der Herzogin kann ich alſo dieſes Stück nicht verſprechen. Aber mit Ende des Winters denke ich wohl damit fertig zu ſein. Ich ſpreche hier wie ein geſunder und rüſtiger Menſch, der über ſeine Zeit zu gebieten hat, aber bei der Ausführung wird mich das Nicht-Ich ſchon erinnern.

176.

An Körner.

Jena, den 6. November 1794.

Vor dem Wallenſtein iſt mir ordentlich bange; denn ich glaube mit jedem Tage mehr zu finden, daß ich eigentlich nichts weniger vorſtellen kann, als einen Dichter, und daß höchſtens da, wo ich philoſophiren will, der poetiſche Geiſt mich überraſcht. Was ſoll ich thun? Ich wage an dieſe Unternehmung ſieben bis acht Monate von meinem Leben, das ich Urſache habe, ſehr zu Rathe zu halten, und ſetze mich der Gefahr aus, ein verunglücktes Product zu erzeugen. Was ich im Dramatiſchen zur Welt gebracht, iſt nicht ſehr geſchickt, mir Muth zu machen. Im eigentlichſten Sinne des Worts betrete ich eine mir ganz unbekannte, wenigſtens unverſuchte Bahn; denn im Poetiſchen habe ich ſeit drei bis vier Jahren einen völlig neuen Menſchen angezogen.

---

*) S. den Plan dieſes Trauerſpiels in Schiller's Werken.

177.

An Schütz.

Jena, den 12. November 1794.

Inliegendes Blatt iſt mir von Dresden geſchickt worden, mit der Bitte, es in's Intelligenzblatt der Allgemeinen Literaturzeitung einzurücken. Den Betrag bitte mir in Rechnung zu bringen. Können Sie mir nun beſtimmt ſagen, wie es mit der Recenſion der Horen in der Allgemeinen Literaturzeitung gehalten werden ſoll? Ich habe mit Goethe überlegt, daß es gerade genug ſein würde, vierteljährlich und alſo für jeden Band eine eigne Recenſion zu haben, das erſte Stück noch extra gerechnet, welches ich gleich bei ſeinem Erſcheinen beurtheilt wünſche. Die Recenſionen ſelbſt, würde ich bitten, zwiſchen Ihnen, v. Humboldt, Fichte, Körner und mir zu vertheilen. Die Papier- und Druckkoſten erbietet Cotta ſich zu tragen, und bittet er, ihm vorher beſtimmt wiſſen zu laſſen, wie viel dieſes bei einem einzelnen Zeitungsblatt beträgt. Kann ich hoffen, lieber Freund, bald von Ihnen einen Beitrag zu erhalten? Das erſte Stück iſt ſchon unter der Preſſe, und ich werde in acht oder zehn Tagen Ihnen die Anzeige an das Publicum zuſenden. — Es iſt mir eingefallen, ob Sie nicht vielleicht die ſchlechte Ausgabe von Thümmel's Reiſen*), weil Sie das Buch doppelt haben, mit ein Drittel Rabatt wegzugeben Luſt haben. In dieſem Falle würde ich bitten, das Buch mir zu überlaſſen.

---

*) Reiſen in das mittägliche Frankreich. Leipzig 1791—1805. 8 Thle.

178.

An Goethe.

Jena, den 16. November 1794.

Dieſes unholde Wetter, das alle Empfindungswerkzeuge zuſchließt, hat mich in voriger Woche für Alles, was Leben heißt, vernichtet, und mir iſt, da ich aus dieſem Geiſtesſchlummer wieder zu mir ſelbſt komme, als ob ich Sie nach einem langen Zeitraum wiederfände. Herzlich verlangt mich nach einer freundlichen Spur von Ihnen. Damit etwas bei Ihnen ſei, was mich zuweilen vergegenwärtigt, ſo gönnen Sie beifolgendem Bilde einen Platz in Ihrem Hauſe. Das erſte Manuſcript der Horen iſt vorgeſtern an den Buchhändler abgegangen. Ich habe ihm geſchrieben, daß er den Reſt des erſten Stücks in vierzehn Tagen zu erwarten habe. Das Luſtſpiel: die Wittwe, das Sie neulich mitnahmen, erbitte ich mir auf vierzehn Tage zurück. Es ſoll in der Thalia abgedruckt werden, mit welcher Sie es dann zurückerhalten, wenn Sie Luſt haben, davon Gebrauch zu machen. Auf ein Manuſcript von Meyer habe ich dieſe Woche mit Verlangen gewartet. Wollen Sie mich in ſein Andenken zurückrufen? Herr v. Humboldt wird auf den nächſten Sonnabend ſeine Reiſe nach Frankfurt antreten.

179.

An Hoven.

Jena, den 21. November 1794.

Schon ſeit dem Sommer habe ich mir von Woche zu Woche vorgenommen, liebſter Freund, Dir zu ſchreiben, aber bei abwechſelnden Unpäßlichkeiten und Geſchäften, deren noch nie ſo viele auf mir lagen, als in dieſer Zeit, nie zur Ausführung kommen können. Deſto angenehmer überraſchte mich Dein und Deiner guten Familie liebes Andenken, und herzlich danke ich Euch dafür. Die Erinnerung an Euch Beide lebt in meinem Herzen, und der vergangene Herbſt hat mir die Zeit wieder zurückgebracht, die wir voriges Jahr zuſammen verlebten. Du weißt, daß ich ein ſchlechter Briefſteller bin, aber meine Freunde deßwegen nicht weniger lieb behalte; und in dieſer Rückſicht wirſt Du mir eine Sünde vergeben, die mir ſchon ſo oft hat verziehen werden müſſen.

Um den Inhalt Deines Briefes ſogleich zu beantworten, bitte ich Dich, mir Dein Manuſcript nur unverzüglich zuzuſchicken, ſo bald es fertig iſt. Mit dem Werke in der Hand läßt ſich am Beſten marchandiren. Weniger als einen Carolin pro Bogen ſollſt Du nicht erhalten, aber ſo viel darüber, als dem Buchhändlervolke ſich nur abzwacken läßt. Dafür, daß es elegant gedruckt wird, will ich ſorgen. Du mußt Dich nicht daran ſtoßen, wenn ich Dir vielleicht einen Juden (einen ſolchen nämlich, der wirklich beſchnitten iſt) zum Verleger ausſuche. Es iſt wirklich in Strelitz ein ſolcher Buchhändler aufgeſtanden, und er hat von mir einen Muſenalmanach im Verlag. Die ſächſiſchen Juden haben viel Cultur, und bedeuten etwas. Dieſer, der ſich Michaelis nennt, iſt ein junger, unternehmender Mann, der Kenntniſſe beſitzt, in guten Verbindungen ſteht, und bei dem Herzog von Mecklenburg viel Credit hat. Er hat auch eine Schrift meines Vaters über die Baumzucht im Verlag, welche hier gedruckt wird *). Dies würde auch mit Deinem Opus der Fall ſein, und ich könnte Dir den Druck ſelbſt dirigiren.

Vielleicht hat die Fama Dir ſchon geſagt, daß künftiges Jahr ein neues Journal von mir angefangen wird. Es iſt das berühmte Weltjournal, wovon wir oft geſprochen haben, und dieſes kommt nun wirklich zu Stande. Cotta iſt muthig genug, es zu verlegen, und die Aſpecten ſind allerdings äußerſt günſtig. Ich habe ſchon 26 Mitarbeiter, worunter die mehrſten bekannte Schriftſteller ſind: Goethe, Engel, Garve, Fr. Jacobi, Gleim, Pfeffel, Fr. Schulz, Schütz, Hufeland, Matthiſſon, Schle-

---

*) Die Baumzucht im Großen, nach zwanzigjährigen Erfahrungen im Kleinen beurtheilt. Neuſtrelitz 1795.

gel, Ganz aus Berlin, der Coadjutor von Mainz und Andere mehr ſind dabei. Ein engerer Ausſchuß von ſieben Mitgliedern, worunter Goethe u. ſ. w. ſind, wird über die Aufnahme der eingeſandten Stücke erkennen. Goethe iſt mit ganzer Seele dabei, und er allein wird die drei erſten Stücke zur Hälfte beſetzen. Auch ſchreibt er mit an meinem Muſenalmanach. Ueberhaupt bin ich dieſen Sommer endlich mit Goethe genau zuſammengekommen, und es vergeht keine Woche, daß wir nicht einander ſehen und ſchreiben. Vor einiger Zeit habe ich mehrere Wochen in Weimar bei ihm gewohnt, und ihn ganz in ſeinem Weſen kennen lernen. Er iſt ein höchſt intereſſanter Charakter in jedem Betracht, und ſeine Sphäre iſt ſo weit ausgebreitet. In naturhiſtoriſchen Dingen iſt er vortrefflich bewandert und voll großer Blicke, die auf die Oekonomie des organiſchen Körpers ein herrliches Licht werfen. Sein Dichtergeiſt iſt ganz und gar nicht ausgelöſcht; nur hat er ſich ſeit einiger Zeit auf alle Teufeleien eingelaſſen, davon Du in den erſten Stücken*) Proben finden wirſt. Ueber die Theorie der Kunſt hat er viel gedacht; und iſt auf einem ganz andern Wege, als ich, zu dem nämlichen Reſultat mit mir gekommen. Gegenwärtig correſpondiren wir darüber. Meine Briefe nach Dänemark**) erſcheinen ganz umgearbeitet in dieſem Journal. Du wirſt Dich darüber freuen, denn ſie ſind das Beſte, was ich in meinem Leben gemacht habe. Das Journal führt den Namen: Die Horen, und jeden Monat erſcheint ein Stück. In ſieben Wochen wird das erſte Stück zu leſen ſein. Vielleicht erhalten wir auch Kant zum Mitarbeiter. Ich habe ihn eingeladen. Er hat in der neuen Ausgabe ſeiner philoſophiſchen Religionslehre auf den Angriff gar ſchön geantwortet, den ich in meiner Abhandlung über Anmuth und Würde auf ihn gemacht, und dies hat mich in Bekanntſchaft mit ihm geſetzt.

---

*) Der Horen.

**) Die dem Prinzen von Auguſtenburg dedicirten Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen.

Seitdem ich wieder in Jena bin, habe ich mich ſehr mit Kantiſcher Philoſophie abgegeben und mich ſehr wohl dabei befunden. Fichte intereſſirt mich auch ſehr. Er hat ein neues Syſtem in der Philoſophie aufgeſtellt, welches zwar auf das Kantiſche gebaut iſt, und es auf's neue beſtätigt, aber doch ſehr viel Neues und Großes in der Form hat. Es wird ſehr viel Aufſehen und Streit erregen; aber Fichte's überlegenes Genie wird Alles zu Boden ſchlagen, denn nach Kant iſt er gewiß der größte ſpeculative Kopf dieſes Jahrhunderts. Vorige Meſſe hat er fünf Vorleſungen aus einem ſeiner Collegien drucken laſſen, die Du Dir anſchaffen mußt. Sie führen den Titel: Ueber die Beſtimmung des Gelehrten[*]) und enthalten kaum acht Bogen.

---

[*]) Jena und Leipzig 1791.

Mit meiner Geſundheit iſt es dieſen Sommer und Herbſt leidlich gegangen, wiewohl immer von Zeit zu Zeit neue Stöße von meinen Krämpfen kamen. Am Arbeiten hat es mich wenig gehindert; nur die Nächte incommodirte es mich ſehr. Meine Frau und der kleine Karl ſind recht wohl auf. Der Letzte rückt mit jedem Tage um einen Schritt weiter. Seit einigen Monaten geht er, und fängt an zu ſprechen. Er küßt ſeiner Pathe die Hände. Grüße Deine liebe Frau recht herzlich von mir, und gieb ihr einen recht ſchönen Kuß. Ihr Andenken iſt mir unvergeßlich, und in manchen Stunden ſehe ich ſie vor mir in ihrer lieben, freudigen Geſchäftigkeit. Auch unſern gemeinſchaftlichen Freunden und Deiner Familie ſage viele Grüße von mir. Meine Frau wird noch heute ſelbſt an Deine Henriette ſchreiben.

180.

An ſeinen Vater.

Jena, den 21. November 1794.

Schon ſeit vier Wochen, liebſte Eltern, haben wir jeden Poſttag auf Nachrichten von Ihnen gewartet, da wir auf zwei Briefe, die ſeitdem an Sie abgegangen ſind, noch keine Nachricht erhielten. Hoffentlich bedeutet dieſes Stillſchweigen nicht, daß Sie krank ſind, denn ſonſt würde doch eine von den Schweſtern geſchrieben haben. In meinem letzten Briefe ſchrieb ich Ihnen, daß der Buchhändler Michaelis*) Ihr Buch**) angenommen. Vier und zwanzig Carolin ſind accordirt. Es wird 20 bis 21 Bogen, klein Octav, betragen, und der erſte iſt ſchon gedruckt.

Bei uns iſt Alles leidlich wohlauf. Zwar iſt es mit meiner Geſundheit im Ganzen noch eins, aber die Beſchwerungen ſind doch nicht ſo ſtark, daß ſie mich an meinen Geſchäften hindern, deren jetzt eine ſo große Menge iſt. Ich bin auch Gottlob munter an Geiſt und voll Muth, und liebe die Arbeit, trotz dem Geſündeſten. Der kleine Goldſohn***) wird jetzt charmant. Er geht ſeit fünf Wochen, und jagt im Zimmer herum, als ob er es ſchon ein Jahrlang getrieben hätte. Auch fängt er an viel zu plappern, und verſteht ſchon recht Vieles. Er zeigt ein ſehr lenkſames, weiches Herz, denn, wenn er etwas gethan hat, was ihm verboten worden, ſo darf ich ihn nur ernſthaft anſehen, und er kommt gelaufen und küßt mich, mich wieder gut zu machen. Ich zeige ihm oft Ihre beiden

---

*) In Neuſtrelitz.

**) Die Baumzucht im Großen, aus zwanzigjährigen Erfahrungen im Kleinen beurtheilt. Neuſtrelitz 1795. 8. Zweite Auflage. Ebendaſ. 1806. 8. Mit 2 Plänen.

***) Karl v. Schiller. Vergl. die Note zu einem Briefe Schiller's vom 25. Juli 1793.

Bilder, und er weiß ſie zu finden, und zeigt darauf, wenn ich ihn nach Großpapa, und Großmama frage. Sobald ich aufſtehe, erhalte ich einen Beſuch von ihm. Mittags ißt er mit uns an einem Tiſche, und des Abends haben wir auch unſre Freude mit ihm. Ich kann nicht beſchreiben, wie viel mir das Kind iſt. — Geben Sie uns doch bald Nachricht von Ihrem Befinden und von Ihrer Lage, bei den jetzigen Zeitumſtänden. Meine Frau ſagt Ihnen die herzlichſten Grüße wie auch meinen Schweſtern, die auch ich brüderlich grüße. Der Himmel erhalte Ihre Geſundheit, liebſte Eltern, und mir Ihre Liebe.

181.

An Goethe.

Jena, den 29. November 1794.

Sie haben mich mit der unerwartet ſchnellen Lieferung des Eingangs zu Ihren Erzählungen ſehr angenehm überraſcht. Nach meinem Urtheil iſt das Ganze ſehr zweckmäßig eingeleitet, und beſonders finde ich den ſtreitigen Punkt ſehr glücklich in's Reine gebracht. Nur iſt es Schade, daß der Leſer ſo wenig auf einmal zu überſehen bekommt, und daher nicht ſo im Stande iſt, die nothwendigen Beziehungen des Geſagten auf das Ganze gehörig zu beurtheilen. Es wäre daher zu wünſchen geweſen, daß gleich die erſte Erzählung hätte mitgegeben werden können. Aber ich möchte nicht gern in meinen Wünſchen unbeſcheiden ſein und Sie veranlaſſen, Ihre Theilnahme an den Horen als ein onus zu betrachten.

Nach dem Ueberſchlag, den ich gemacht (und ich habe einige Blätter durch die Worte gezählt) kann das Manuſcript nicht mehr als zwei und einen halben Bogen betragen, daß alſo noch immer ein ganzer-Bogen zu füllen übrig bleibt. Wenn es auf keine andere Weiſe zu machen iſt, ſo will ich zu dieſem ſiebenten Bogen Rath ſchaffen, und ein Morceau aus der niederländiſchen Geſchichte, die Belagerung von Antwerpen unter Philipp II., die viel Anziehendes hat, beſchreiben *). Dieſe Arbeit macht mir weniger Mühe, und es würde der kleine Nebenzweck dabei erreicht, daß ſchon im erſten Stück das hiſtoriſche Feld beſetzt wäre. Es verſteht ſich aber, daß dieſes Expediens, wenigſtens für das erſte Stück, unterbleibt, ſobald Hoffnung dazu da iſt, noch mehr von Ihren Erzählungen zu erhalten. Daß die Erſcheinung dieſes erſten Stücks nun um eine Woche verzögert wird, kann freilich nicht vermieden werden. Indeſſen iſt das Uebel ſo groß

---

*) Man findet dieſen aus den Horen wieder abgedruckten Aufſatz in Schiller's Werken.

nicht, und vielleicht können wir es dadurch gut machen, daß das zweite Stück gleich eine Woche nachher erſcheint.

Weil ich mich in meiner Annonce an das Publicum auf unſere Keuſchheit in politiſchen Urtheilen berufen werde, ſo gebe ich Ihnen zu bedenken, ob an dem, was Sie dem Geheimen Rath in den Mund legen *) eine Partei des Publicums, und nicht die am wenigſten zahlreiche, nicht vielleicht Anſtoß nehmen dürfte? Obgleich hier nicht der Autor, ſondern ein Interlocutor ſpricht, ſo iſt das Gewicht doch auf ſeiner Seite, und wir haben uns mehr vor dem, was ſcheint, als was iſt, in Acht zu nehmen. Dieſe Anmerkung kommt von dem Redacteur. Als bloßer Leſer würde ich ein Vorwort für den Hofrath einlegen, daß Sie ihn doch durch den hitzigen Karl, wenn er ſein Unrecht eingeſehen, möchten zurückholen und in unſrer Geſellſchaft bleiben laſſen. Auch würde ich mich des alten Geiſtlichen gegen ſeine unbarmherzige Gegnerin annehmen, die es ihm faſt zu arg macht. Ich glaubte aus einigen Zügen, beſonders aus einer größern Umſtändlichkeit der Erzählung im Anfange ſchließen zu können, daß Sie die Abſicht haben, die Vermuthung bei dem Leſer zu erwecken, daß etwas wirklich Vorgefallenes im Spiele ſei. Da Sie im Verlauf der Erzählung ohnehin mit der Auslegungsſucht Ihr Spiel treiben werden, ſo wäre es wenig-

---

*) In den Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten, ſpäterhin wieder abgedruckt in Goethe's Werken.

ſtens nicht übel, gleich damit anzufangen, und das Vehikel ſelbſt, in dieſer Rückſicht, problematiſch zu machen. Sie werden mir meine eigene Auslegungsſucht zu gute halten.

Mit großem Verlangen würde ich die Bruchſtücke von Ihrem Fauſt, die noch nicht gedruckt ſind, leſen; denn ich geſtehe Ihnen, daß mir das, was ich von dieſen Stücken geleſen, der Torſo des Herkules iſt. Es herrſcht in dieſen Scenen eine Kraft und eine Fülle des Genies, die den erſten Meiſter unverkennbar zeigt, und ich möchte dieſe große und kühne Natur, die darin athmet, ſo weit als möglich verfolgen. Herr v. Humboldt, der ſich Ihnen auf's Beſte empfiehlt, iſt noch ganz voll von dem Eindruck, den Ihre Art, den Homer vorzutragen, auf ihn gemacht hat, und er hat in uns Allen ein ſolches Verlangen danach erweckt, daß wir Ihnen, wenn Sie wieder auf einige Tage hieher kommen, keine Ruhe laſſen werden, bis Sie auch eine ſolche Sitzung mit uns halten. Mit meinen äſthetiſchen Briefen *), iſt es bisher ſehr langſam gegangen; aber die Sache erforderte ſolches, und ich kann nur hoffen, daß das Gebäude in den Fundamenten gut beſchaffen iſt. Wenn nicht die kleine hiſtoriſche Arbeit **) dazwiſchen wäre, könnte ich Ihnen vielleicht in acht bis zehn Tagen eine Lieferung zuſchicken.

---

*) Den Briefen über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen.

**) Die Belagerung von Antwerpen unter Philipp II.

182.

An Meyer*).

Jena, den 30. November 1794.

Durch Mittheilung Ihrer Papiere haben Sie mich, mein hochgeſchätzter Freund, recht ſehr verpflichtet. Es iſt gar keine Frage, daß dieſe Gedanken über den Gang der Kunſt im Allgemeinen Jeden, der über dieſe Materie denken mag, ſehr aufmerkſam machen, und zu weiterem Nachdenken einladen müſſen. Auch haben ſie ſchon in ihrer jetzigen Geſtalt alle die Klarheit, die bei einer Materie, wo ſo viel auf unmittelbare Anſchauung ankommt, möglich iſt. Unter allen unbeſchreiblichen Dingen iſt das unbeſchreiblichſte die Schönheit und ihr Effect, und hier muß immer auf die Einbildungskraft des Leſers gerechnet werden. Nach richtigem Ueberlegen, wie etwa die Form einzurichten ſein möchte, finde ich, daß die einfachſte wohl auch die paſſendſte ſein möchte. Dieſe iſt die aphoriſtiſche, wo kurze Sätze an einander gereiht werden, wie Sie zum Theil ſchon in dem Gegenwärtigen beobachtet haben. Man gewinnt durch dieſe Form, daß die einzelnen Sätze, eben weil ſie ſo einzeln und rund daſtehen, das Nachdenken mehr auffordern und anſpannen, und daß überhaupt die Sache, als ſolche, reiner aufgefaßt wird. Nur würden in dieſem Fall die Lieferungen kleiner ſein müſſen, weil man in ſolcher Form nicht gern viel auf einmal mit gleicher Aufmerkſamkeit lieſt. Ich wäre alſo dafür, das gegenwärtige Manuſcript nicht viel mehr zu verändern, als etwa hie und da die Schreibart erfordern dürfte, und dem erſten Abriß einer ſo ſchweren Sache ſelbſt ſeine Härte nicht zu nehmen, die ihm nicht ſo übel anſteht. Was Sie von Epochen der Kunſt ſagen, gilt auch von Epochen der Wiſſenſchaft. Die erſten Verſuche ſind feſt und ſchwer, aber dafür auch beſtimmte, und wecken den Verſtand mehr zum Nachdenken. Es iſt noch ein weiter Weg zu machen, bis man in dieſer Materie Lieblichkeit mit Beſtimmtheit verknüpfen kann. Finden Sie, daß einzelne Fälle einer größern Erläuterung fähig ſind, ſo iſt es gut, ſie ihnen zu geben. Nur gegen eine weſentliche und durchgängige Umarbeitung proteſtire ich, weil ich glaube, daß die Schwierigkeit den Erfolg überſteigen würde.

---

*) Johann Heinrich Meyer, geboren am 16. März 1759 zu Stäfa am Züricher See, geſtorben am 14. October 1832 zu Weimar, als Director der dortigen Zeichnenakademie.

Die Sprache iſt zwar für eine öffentliche Mittheilung noch nicht rein und correct genug, aber ſie iſt kräftig und gediegen, und oft ſehr ausdrucksvoll. Die meiſten Aenderungen würde noch der Periodenbau nöthig haben. Wollen Sie es mir überlaſſen, ſo will ich dieſe kleine Mühe gern übernehmen und, ohne im Inhalt mir die geringſte

Aenderung zu erlauben, blos dem Ausdruck einige Rundung zu geben ſuchen*). Ich proponire Ihnen dieſes in keiner andern Abſicht, als um die Gewalt zu verhindern, die Sie vielleicht ſelbſt an dem Manuſcript ausüben möchten. Meine Meinung wäre alsdann, es den Horen in drei Lieferungen einzuverleiben. Könnten wir uns vorher mündlich darüber beſprechen, ſo wäre es wohl gut. Wir würden es miteinander leſen, und ſo würde ſich Alles am Beſten geben. Ich erwarte bald mündlich oder ſchriftlich zu erfahren, was Sie beſchloſſen haben.

183.

An Goethe.

Jena, den 3. December 1794.

Da ich eben einen Brief von Cotta erhalte, worin er wünſcht und verſpricht, noch vor Ende dieſes Monats das erſte Horenſtück zu verſenden, wenn es nicht an Manuſcript fehle, ſo erſuche ich Sie, mir die Erzählungen womöglich Freitag zu überſenden, damit ich ſie abſchicken kann.

---

*) Dies geſchah ſpäter. Vergl. einen Brief Schiller's an Goethe vom 2. Januar 1795.

Sieben Tage lang bleiben die Brieſe unterwegs, und noch zweimal ſo viel Zeit wird ungefähr nöthig ſein, den Reſt des Stücks abzudrucken und es zu brochiren. Leider ſehe ich voraus, daß mein hiſtoriſcher Beitrag zu dieſem Stück nicht wird fertig werden können, beſonders da meine Unpäßlichkeit mir zwei Tage weggenommen hat, und die Ankündigung des Journals für das Publicum wohl auch mehrere Tage koſten dürfte. Indeſſen hoffe ich, daß dieſe Ankündigung ſelbſt, welche dem erſten Stück ſoll beigedruckt werden, einigermaßen zur Ergänzung dienen ſoll *). Da die Poſt ſogleich abgeht, ſo habe ich nur ſo viel Zeit, um Ihnen für die Güte, mit der Sie meine Bemerkungen aufnahmen, und für den übrigen Inhalt Ihres Briefes von Herzen zu danken.

---

*) Dieſe Ankündigung iſt neuerlich aus den Horen wieder abgedruckt worden in den von Eduard Boas und von Karl Hoffmeiſter gelieferten Nachträgen zu Schiller's Werken.

184.

An Goethe.

Jena, den 6. December 1794.

Indem ich eben aus dem Bette ſteige, erhalte ich Ihr Packet zu meiner großen Freude und Beruhigung. — *Fichte* hat noch einen vierten Aufſatz zu dieſem erſten Stücke, binnen heut und acht Tagen zu liefern verſprochen, da er unter ſeinen Papieren Materialien dazu vorräthig hat. Die Ladung wird alſo voll ſein, und da das Avertiſſement auch extra vorgedruckt wird, werden wir ſogar übercomplet haben. Wenn Sie indeſſen, während das erſte Stück gedruckt wird, mit der Continuation der *Unterhaltungen* *) fertig werden ſollten, ſo iſt der Setzer ſogleich für das zweite Stück beſchäftigt. Für dieſes, denke ich, wird Ihre zweite Epiſtel die Fortſetzung der *Unterhaltungen*, die Fortſetzung meiner *Briefe* und die *Belagerungsgeſchichte von Antwerpen* hinreichend ſein. *Cotta* wünſcht ſehr, daß zu den einzelnen Aufſätzen die Namen gedruckt werden möchten. Man könnte ihm, deucht mir, unter der Reſtriction willfahren, daß er bei

---

*) *Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten*, ſpäterhin in *Goethe's* Werke aufgenommen.

denjenigen Aufſätzen wegbliebe, wo der Verfaſſer nicht gleich genannt ſein will.

Bei Ihren Elegien, die ohnehin kein Leſer, dem es nicht ganz an judicium gebricht, verkennen kann, wird gar kein Name nöthig ſein. Sollten Sie bei den Unterhaltungen entweder gar nicht genannt, oder nur mit einem ſimpeln G. bezeichnet zu werden wünſchen, ſo werden Sie die Güte haben, mich in Ihrem nächſten Briefe davon zu benachrichtigen. Ohnehin kämen die Namen nicht unter die Aufſätze zu ſtehen, ſondern würden blos in dem Jahresverzeichniß erwähnt. In Anſehung der Recenſionen des Journals in der Literaturzeitung iſt nunmehr arrangirt, daß alle drei Monate eine ausführliche Recenſion davon gemacht wird. Das erſte Stück wird jedoch gleich in der erſten Woche des Januar weitläufig angezeigt. Cotta wird die Koſten der Recenſion tragen, und die Recenſenten werden Mitglieder unſerer Societät ſein. Wir können alſo ſo weitläufig ſein, als wir wollen, und loben wollen wir uns nicht für die Langeweile, da man dem Publicum doch Alles vormachen muß. Mit meiner Geſundheit geht es heute wieder recht brav, und ich werde mich ſogleich an das Avertiſſement machen.

185.

An Goethe.

Jena, den 9. December 1794.

Mit wahrer Herzensluſt habe ich das erſte Buch des **Wilhelm Meiſter** durchgeleſen und verſchlungen, und ich danke demſelben einen Genuß, wie ich lange nicht, und nie als durch Sie gehabt habe. Es könnte mich ordentlich verdrießen, wenn ich das Mißtrauen, mit dem Sie von dieſem vortrefflichen Product Ihres Genies ſprechen, einer andern Urſache zuſchreiben müßte, als der Größe der Foderungen, die Ihr Geiſt jederzeit an ſich ſelbſt machen muß. Denn ich finde auch nicht etwas darin, was nicht in der ſchönſten Harmonie mit dem lieblichen Ganzen ſtände. Erwarten Sie heute kein näheres Detail meines Urtheils. Die **Horen** und deren Ankündigung, daneben der Poſttag, zerſtreuten mich zu ſehr, als daß ich mein Gemüth zu einem ſolchen Zwecke gehörig ſammeln könnte. Wenn ich die Bogen noch einige Zeit hier behalten darf, ſo will ich mir mehr Zeit dazu nehmen und verſuchen, ob ich etwas von dem fernern Gange der Geſchichte und der Entwickelung der Charaktere diviniren kann. Herr v. **Humboldt** hat ſich recht daran gelabt, und findet, wie ich, Ihren Geiſt in ſeiner ganzen männlichen Jugend, ſtillen Kraft und ſchöpferiſchen Fülle. Gewiß wird dieſe Wirkung allgemein ſein. Alles hält ſich darin ſo einfach und ſchön in ſich ſelbſt zuſammen, und mit Wenigem iſt ſo viel ausgerichtet. Ich geſtehe, ich fürchtete mich Anfangs, daß wegen der langen Zwiſchenzeit, die zwiſchen dem erſten Wurfe und der letzten Hand verſtrichen ſein muß, eine kleine Ungleichheit, wenn auch nur des Alters, ſichtbar ſein möchte. Aber davon iſt auch nicht eine Spur zu ſehen. Die kühnen poetiſchen Stellen, die aus der ſtillen Fluth des Ganzen, wie einzelne Blitze vorſchlagen, machen eine treffliche Wirkung, erheben und füllen das Gemüth. Ueber die ſchöne Charakteriſtik will ich heute noch nichts ſagen, eben ſo wenig von der lebendigen und bis zum Greifen treffenden Natur, die in allen Schilderungen herrſcht, und die Ihnen überhaupt in keinem Producte verſagen kann. Von der Treue eines Gemäldes einer theatraliſchen Wirthſchaft und Liebſchaft kann ich mit vieler Competenz urtheilen, indem ich mit beiden beſſer bekannt bin, als ich zu wünſchen Urſache habe. Die Apologie des Handels iſt herrlich und in einem großen Sinne. Aber daß Sie neben dieſer die Neigung des Haupthelden noch mit einem gewiſſen Ruhm behaupten konnten, iſt gewiß keiner der geringſten Siege, welche die Form über die Materie errang. Doch ich ſollte mich gar nicht in das Innere einlaſſen, weil ich es in dieſem Augenblick nicht weiter durchführen kann.

Auf Ihren und unſerer Aller Namen habe ich bei Cotta

Proteſt gelegt. Das Avertiſſement habe ich heute zu meiner großen Erleichterung geendigt, und es wird dem Intelligenzblatt der Literaturzeitung beigeſchloſſen werden. Ihr Verſprechen, nach Weihnachten auf eine Zeitlang hierher zu kommen, iſt mir ſehr tröſtlich, und läßt mich mit etwas heitererm Gemüth in dieſen traurigen Winter blicken, der nie mein Freund geweſen iſt. — Von der Geſchichte, Mlle Clairon *) betreffend, habe ich nichts in Erfahrung bringen können; doch erwarte ich noch einige Nachricht darüber. Meiner Frau iſt es noch erinnerlich, daß in Baireuth bei Oeffnung eines alten Gebäudes die alten Markgrafen ſich hätten ſehen laſſen und geweisſagt hätten. X., der ſonſt, wie jener gute Freund, de rebus omnibus et quibusdam aliis zu ſprechen weiß, wußte mir nichts davon zu ſagen.

---

*) Hippolyte-Claire de la Tude Clairon, berühmte franzöſiſche Schauſpielerin, geboren 1723 zu Condé, ging 1773 an den Hof des Markgrafen von Anſpach, lebte dort als deſſen Favorite ſiebenzehn Jahre lang, verlor ſpäter ſeine Gunſt und kehrte 1791 nach Paris zurück, wo ſie 1803 ſtarb. Vgl. Blum's Theaterlexikon. Bd. 2. S. 162 u. f.

186.

An Goethe

Jena, den 22. December 1794.

Hier erhalten Sie endlich eine Anſchauung der Horen, von der ich wünſche, daß ſie Ihnen gefallen möchte. Etwas enge iſt der Druck ausgefallen, wobei das Publicum mehr profitirt, als wir; doch kann man in der Folge, beſonders in den poetiſchen Stücken, eine Aenderung treffen und ſich etwas breiter machen. Für den ganz erſten Anfang iſt es mir nicht unlieb, daß die großen Aufſätze ſcheinbar zuſammengehen. Auch werde ich dafür ſorgen, daß Cotta diejenigen von uns, welche viel contribuiren, und bei denen alſo die Verengerung des Drucks im Ganzen ein Object macht, auf irgend eine Art entſchädige. Ich hoffe, daß Sie keine Druckfehler finden ſollen; mir wenigſtens iſt keiner aufgefallen. Lettern und Format geben dem Buch ein ſolides und dauerhaftes Anſehen, und unterſcheiden es ſehr vortheilhaft von dem Haufen der Journale. Auch das Papier iſt derb, und ſcheint es ordentlich auf die Dauer anzulegen. Dieſe Bogen bitte ich mir zurückzuſchicken, weil Hofrath Schütz, der das erſte Stück recenſiren will, ſich bogenweiſe gern damit bekannt machen möchte.

187.

An Goethe.

Jena, den 2. Januar 1795.

Meine beſten Wünſche zu dem neuen Jahre, und noch einen herzlichen Dank für das verfloſſene, das mir durch Ihre Freundſchaft vor allen übrigen ausgezeichnet und unvergeßlich iſt. Ich habe es mit vielem Fleiße beſchloſſen, und um etwas vollendet zu haben, wenn Sie kommen, habe ich mir in dieſen letzten Tagen etwas zugemuthet. Nun bin ich mit dieſer Arbeit zu Ende, und ſie kann Ihnen, wenn Sie kommen, vorgelegt werden. Die Epiſtel, für die ich Ihnen beſtens danke, liegt noch bei mir; denn da das Andere, was zunächſt darauf folgen ſollte, noch nicht fertig war, ſo konnte ich ſie allein nicht abſchicken. Auch preſſirte es weniger, weil mir noch mehr Manuſcript zum erſten Stück der Horen abgefordert wurde, da ſelbſt die Fichteſche Abhandlung nicht reichte, und alſo die Erſcheinung dieſes Stücks um vierzehn Tage verzögert ward. Herr Profeſſor Meyer wird mich entſchuldigen, daß ich einen Theil ſeines Aufſatzes ohne ſeine ſpecielle Erlaubniß noch für dieſes Stück abgeſchickt habe. Es war nicht möglich, ihm ſolchen nach meiner Bearbeitung wieder vorzuleſen, weil ich ihn noch an demſelben Poſttage mußte abgehen laſſen. Indeſſen glaube ich ihm, im Voraus verſichern zu können, daß er damit zufrieden ſein werde, weil meine Aenderungen ſich ſchlechterdings nur auf das Aeußere beſchränkten. Dieſer Aufſatz hat mir ſehr viele Freude gemacht, und er wird ein ſehr ſchätzbares Stück für die Horen ſein. Es iſt etwas ſo äußerſt Seltenes, daß ein Mann, wie Meyer, Gelegenheit hat, die Kunſt in Italien zu ſtudiren, und daß einer, der die Gelegenheit hat, gerade ein Meyer iſt. Die Klopſtockſche Ode, von der Sie ſchreiben, habe ich nicht geleſen. Wenn Sie ſolche noch haben, bitte ich, ſie mitzubringen. Der Titel läßt ſchon eine ſolche Geburt erwarten. Auf die Fortſetzung Meiſter's, die Sie doch auch mitbringen werden, freue ich mich gar ſehr, und ich kann ſie jetzt recht genießen, da ich nach einer individuellen Darſtellung ordentlich lechze. Möchten Sie uns doch einige Scenen aus dem Fauſt noch zu hören geben. Frau v. Kalb, die davon wußte, hat mich neuerdings äußerſt begierig danach gemacht, und ich wüßte nicht, was mir in der ganzen dichteriſchen Welt jetzt mehr Freude machen könnte.

188.

An Goethe.

Jena, den 7. Januar 1795.

Für das überſchickte Exemplar des Romans empfangen Sie meinen beſten Dank. Ich kann das Gefühl, das mich beim Leſen dieſer Schrift, und zwar in zunehmendem Grade, je weiter ich darin komme, durchdringt und beſitzt, nicht beſſer, als durch eine ſüße und innige Behaglichkeit, durch ein Gefühl geiſtiger und leiblicher Geſundheit ausdrücken, und ich möchte dafür bürgen, daß es daſſelbe bei allen Leſern im Ganzen ſein muß. Ich erkläre mir dieſes Wohlſein von der durchgängig darin herrſchenden ruhigen Klarheit, Glätte und Durchſichtigkeit, die auch nicht das Geringſte zurückläßt, was das Gemüth unbefriedigt und unruhig läßt, und die Bewegung deſſelben nicht weiter treibt, als nöthig iſt, um ein fröhliches Leben in dem Menſchen anzufachen und zu erhalten. Ueber das Einzelne ſage ich Ihnen nichts, bis ich das dritte Buch geleſen, dem ich mit Sehnſucht entgegenſehe.

Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie peinlich mir das Gefühl iſt, von einem Product dieſer Art in das philoſophiſche Weſen hineinzuſehen. Dort iſt Alles ſo heiter, ſo lebendig, ſo harmoniſch aufgelöſt und ſo menſchlich wahr;

hier Alles ſo ſtrenge, ſo rigid und abſtract und ſo höchſt unnatürlich, weil alle Natur nur Syntheſis und alle Philoſophie Antitheſis iſt. Zwar darf ich mir das Zeugniß geben, in meinen Speculationen der Natur ſo treu geblieben zu ſein, als ſich mit dem Begriff der Analyſis verträgt; ja vielleicht bin ich ihr treuer geblieben, als unſere Kantianer für erlaubt und für möglich halten. Aber dennoch fühle ich nicht weniger lebhaft den unendlichen Abſtand zwiſchen dem Leben und dem Raiſonnement, und kann mich nicht enthalten, in einem ſolchen melancholiſchen Augenblicke für einen Mangel meiner Natur auszulegen, was ich in einer heitern Stunde blos für eine natürliche Eigenſchaft der Sache anſehen muß. So viel iſt indeß gewiß, der Dichter iſt der einzige wahre Menſch, und der beſte Philoſoph iſt nur eine Carricatur gegen ihn.

Daß ich voll Erwartung bin, zu wiſſen, was Sie zu meiner Metaphyſik des Schönen ſagen, darf ich Ihnen nicht erſt verſichern. Wie das Schöne ſelbſt aus dem ganzen Menſchen genommen iſt, ſo iſt dieſe meine Analyſis deſſelben aus meiner ganzen Menſchheit herausgenommen, und es muß mir allzuviel daran liegen, zu wiſſen, wie dieſe mit der Ihrigen zuſammenſtimmt. Ihr Hierſein wird eine Quelle von Geiſtesnahrung für mich ſein. Beſonders ſehne ich mich auch danach, gewiſſe Dichterwerke in Gemeinſchaft mit Ihnen zu genießen. Sie verſprechen mir, mich bei Gelegenheit Ihre Epigramme hören zu laſſen.

Es wäre eine große Freude mehr für mich, wenn dieſes bei Ihrem jetzigen Aufenthalt in Jena anginge, da es doch problematiſch iſt, wenn ich nach Weimar komme.

189.

An Sophie Mereau *).

Jena, den 18. Januar 1795.

Mit vielem Vergnügen leſe ich Ihre Gedichte. Ich entdecke darin denſelben Geiſt der Contemplation, der Allem aufgedrückt iſt, was Sie dichten. Ihre Phantaſie liebt zu ſymboliſiren; und Alles, was ſich ihr darſtellt, als einen Abdruck von Ideen zu behandeln. Es iſt dies überhaupt der herrſchende Charakterzug des deutſchen poetiſchen Geiſtes, wovon uns **Klopſtock** das erſte und auffallendſte Muſter gegeben, und den wir Alle, der Eine mehr, der Andere weniger, nicht ſowohl nachahmen, als durch unſere ner-

---

*) **Sophie Mereau**, geborne **Schubert**, geboren am 27. März 1761 zu Altenburg, Gattin des Juſtizamtmanns **Mereau** zu Jena, ſpäterhin mit dem Dichter **Clemens Brentano** verheirathet, geſtorben am 31. October 1806 zu Heidelberg.

diſch-philoſophirende Natur gedrungen folgen. Weil leider unſer Himmel und unſre Erde, der eine ſo trüb, der andere ſo mager iſt, ſo müſſen wir ſie mit unſern Ideen bevölkern und aufſchmücken, und uns an den Geiſt halten, weil uns der Körper ſo wenig feſſelt. Deswegen philoſophiren alle deutſchen Dichter, einige ausgenommen, welche Sie ſo gut kennen, als ich.

Ich habe mir die Freiheit genommen, und in Ihren Gedichten Einiges angeſtrichen, wogegen ein ſtrenger Ariſtarch etwas einwenden möchte. Sie finden vielleicht Zeit und Luſt, dieſe Kleinigkeit zu ändern. Das beſchreibende Gedicht hat beſonders meinen Beifall, nur finde ich es um ein Merkliches zu lang. Auch dieſes iſt ein Fehler, den wir Alle mit Ihnen theilen, und den ich um ſo weniger Bedenken trage zu rügen, da ich ihn mir ſelbſt vorzuwerfen habe. Allen den jetzt überſchickten Gedichten haben Sie einen Geiſt der Melancholie aufgedrückt. Nur wünſchte ich auch einige zu leſen, die eine fröhliche Stimmung und einen Geiſt der Luſtigkeit athmen. Nehmen Sie meine Bemerkungen ſo freundſchaftlich auf, als ich ſie niedergeſchrieben habe.

190.

An Goethe.

Jena, den 25. Januar 1795.

Wären Sie einen Tag länger bei uns geblieben, ſo hätten wir den Advent der Horen zuſammen feiern können. — Geſtern kamen ſie, und hier überſende ich Ihnen die gebührenden Exemplare, nebſt einem für unſern Freund Meyer. Ich wünſche, daß die äußere Geſtalt Ihrer Beiden Beifall haben möchte. Cotta ſchreibt ſehr zufrieden. Es ſind bereits ſo viele Beſtellungen gemacht worden, daß er ſich einen recht großen Abſatz verſpricht, welches im Munde eines Verlegers eine glaubwürdige Verſicherung iſt. Da ich dieſe Tage ein Packet an Jacobi zu ſchicken habe, ſo bitte ich Sie, mir den bewußten Brief an ihn zum Einſchluß zu ſenden, weil ich Sie mit meinem Packet nicht beläſtigen mag. Auch wünſchte ich zu wiſſen, ob Sie etwa eins von Ihren Exemplaren dem Herzog zugedacht haben, in welchem Fall ich es unterlaſſen würde, ihm eins zu präſentiren.

191.

An Jacobi.

Jena, den 25. Januar 1795.

Sie erhalten hier den Anfang der Horen, von dem ich wünſche, daß er im Aeußern, wie im Innern, Ihrer Erwartung entſprechen möchte. Große Mannigfaltigkeit finden Sie darin freilich noch nicht; dieſe läßt ſich in dem engen Raum von 95 Seiten, worauf wir in dieſem erſten Stück beſchränkt waren, nicht zeigen. Zu dieſer Mannigfaltigkeit des wahrhaft Guten beizutragen, wird auf Sie ſelbſt ſehr viel ankommen; und wie ungern ich auch das Amt eines Mahners übernehme, ſo nöthigt mich doch meine Redactionspflicht und die Beſorgniß für das Beſte unſrer gemeinſchaftlichen Unternehmung, Ihnen Ihr gütiges Verſprechen wieder in Erinnerung zu bringen. Der böſe Krieg, der ſo viele Menſchen in's Verderben ſtürzt, erſtreckt ſogar auf die Horen ſeinen unglückſeligen Einfluß, indem er Sie, mein edler Freund, den Muſen entführt und flüchtig umhergetrieben hat. Daß Sie Ihre Flucht nicht in unſere Gegend genommen haben! Wie glückliche Stunden hätten wir im Jahreswechſel mit Ihnen zubringen können! Goethe iſt jetzt ſehr oft hier mit Meyer, dem vortrefflichen denkenden Künſtler. Humboldt wohnt mir gerade gegenüber, und ſo bringen wir manche trauliche Stunde mit einander zu, die durch Ihren genialen Umgang noch mehr belebt werden würde.

Sie verlangen zu wiſſen, wie weit ſich das Interdict erſtreckt, das wir auf politiſche Gegenſtände gelegt haben. Ihre Frage wird durch den Inhalt dieſes erſten Stücks hinreichend beantwortet ſein. Sie finden, daß wir dem philoſophiſchen Geiſt keineswegs verbieten, dieſe Materie zu berühren; nur ſoll er in den jetzigen Welthändeln nicht Parthei nehmen, und ſich jeder beſtimmten Beziehung auf irgend einen particularen Staat und auf eine beſtimmte Zeitbegebenheit enthalten. Wir wollen dem Leibe nach Bürger unſrer Zeit ſein und bleiben, weil es nicht anders ſein kann. Sonſt aber und dem Geiſte nach iſt es das Vorrecht des Philoſophen, wie des Dichters, zu keinem Volke und zu keiner Zeit zu gehören, ſondern im eigentlichen Sinne des Worts der Zeitgenoſſe aller Zeiten zu ſein.

192.

An Goethe.

Jena, den 28. Januar 1795.

Ich danke Ihnen ſehr dafür, daß Sie ſo gütig waren, dem Herzog in meinem Namen ein Exemplar der Horen zu überreichen. Es folgt ſolches hier zurück, und da ich auf den nächſten Sonnabend noch einige neue Exemplare von Cotta zu erwarten habe, ſo lege ich zu Ihrem Gebrauch noch einige nebſt dem Packet an Jacobi bei. An den Herzog habe ich heute geſchrieben. Was er zu unſern Horen ſagt, werde ich wohl einmal von Ihnen hören. — Endlich habe ich die merkwürdige Recenſion der Horen von J. im Manuſcript geleſen. Für unſern Zweck iſt ſie ganz gut, und um Vieles beſſer, als für unſern Geſchmack. Die Bilder aus Utopien mochten ſeine Imagination noch nicht ganz verlaſſen haben, als er ſie niederſchrieb, denn vom Eſſen iſt reichlich die Rede darin. Es iſt zu loben, daß er aus der Epiſtel viele Stellen angeführt hat. Gegen mich hat er Einiges auf dem Herzen, was er mir aber nicht zeigen wollte, um keiner Colliſion ſich ſchuldig zu machen. Es ſoll mir lieb ſein, wenn er dadurch auf eine geſchickte Art den Ruf der Unpartheilichkeit behauptet. — An Herder ſchrieb ich dieſe Tage, und bitte Sie ſehr, wenn Sie Gelegenheit finden, mein Geſuch bei ihm zu unterſtützen. — Mich haben ſeit Ihrer Abreiſe von hier die Muſen nicht viel beſuchen wollen, und es muß beſſer gehen, wenn ich dem Centaur des vierten Stücks Ehre machen ſoll.

193.

An Hoven.

Jena, den 31. Januar 1795.

Du wirſt mit Ungeduld auf Nachrichten von dem Schickſal Deines Manuſcripts gewartet haben. Aber ich konnte Dir nicht eher, als jetzt, etwas Beſtimmtes darüber ſchreiben. Ich wartete ſchon ſeit vier Wochen auf Antwort von dem Juden in Strelitz*), dem ich es angeboten habe, und von dem ein leidlicher Preis zu erwarten war. Aber weil ich die Erſcheinung auf dieſe nächſte Meſſe zur Bedingung machte, ſo vermuthe ich, daß er die Antwort abſichtlich anſtehen ließ, um den Abdruck für dieſen Termin unmöglich zu machen, und ſich das Werk auf eine andere Meſſe zurückzulegen. Weil ich aber vermuthete, daß Dir eine frühere Erſcheinung lieber ſein würde, als einige

---

*) Der Buchhändler Michaelis.

Carolin mehr, ſo habe ich es an einen andern Buchhändler um 24 Friedrichsd'or verkauft, mit der Bedingung, daß es auf Oſtern dieſes Jahrs erſcheint, welches nun auch geſchieht. Wenn Du überlegſt, daß das ganze Buch, auf dem gewöhnlichen Fuß wiſſenſchaftlicher Werke gedruckt, nicht mehr als 16 Bogen ausgemacht haben würde, ſo kannſt Du doch 13 Fl. auf den Bogen rechnen. Zugleich erhältſt Du zwei Dutzend Freiexemplare, worunter 12 auf Poſtpapier, und kannſt überhaupt eines recht hübſchen Aeußern verſichert ſein. Der Verleger iſt ein Buchdrucker, Göpferdt, der etwas darin ſuchen wird, auch ſeiner Preſſe dadurch Ehre zu machen. Er wird es ſehr weitläufig drucken, um einen höhern Kaufpreis darauf ſetzen zu können. Die Schrift iſt zwar deutſch, aber ſie wird Dir ſehr wohl gefallen. Es iſt dieſelbe, ſo wie auch das Format, wie bei der zweiten Auflage des Geiſterſehers, die Du deshalb nachſehen kannſt. Was mich aber vorzüglich bewog, das Werk*) über Hals und Kopf zum Druck zu befördern, das iſt die Aeußerung des Rath Hufeland, daß er mehrere Deiner Ideen in einer Schrift, die auf Oſtern herauskommt, produciren werde. Dieſes Zuſammentreffen zweier Schriftſteller in ähnlichen Reſultaten iſt ſehr ſchön, wenn ihre Schriften zu gleicher Zeit erſcheinen; kommt aber einer nur um einige Monate ſpäter, ſo kann er immer in Gefahr ſein, für einen Plagiarius gehalten zu werden. Ich lege Dir hier Hufeland's Erklärung über Deine Schrift bei, die Dir Vergnügen machen wird. Für die Anzeige und Anrühmung des Werks in öffentlichen Blättern will ich und Göpferdt ſchon ſorgen.

---

*) Geſchichte eines epidemiſchen Fiebers, welches in den Jahren 1792—1793 in dem Würtembergiſchen Flecken Asperg geherrſcht hat, nebſt Bemerkungen über die Natur dieſes Fiebers. Jena 1795.

Vergiß Deine Theilnahme an der Literaturzeitung nicht. Es würde doch gut ſein, mit dieſem Inſtitut in einiger Verbindung zu bleiben. Bei mir iſt jetzt viel Unruhe, ſowohl in meiner öffentlichen, als häuslichen Exiſtenz. Die Redaction der Horen iſt im Anfange doch eine ziemlich anſtrengende Beſchäftigung, beſonders wegen der Correſpondenz und Beurtheilung des Eingeſchickten. Indeſſen habe ich die Sache ſchon ziemlich im Gange, und Alles verſpricht den beſten Erfolg. In meiner Familie iſt jetzt auch einige Unruhe, da der kleine Karl inoculirt worden iſt. Es geht aber Alles vortrefflich, und ob er gleich ziemlich viel Blattern bekommen hat, ſo war das Fieber doch äußerſt mäßig, und trotz einem Augenzahn, den er dieſe Tage bekam, blieb er von jedem Zufall verſchont. Die Blattern ſind ſchon im Abdorren und er hüpft im Zimmer herum, wie in geſunden Tagen. Mit meiner Geſundheit iſt es im Ganzen zwar daſſelbe, doch bin ich mit dieſem Winter beſſer zufrieden, als mit dem vorigen, weil ich bei Tage weniger von Krämpfen beunruhigt werde, und meinen Geſchäften ungehindert nachgehen kann. Auch meine Frau hat ſich dieſe Monate über ganz leidlich befunden. Empfiehl mich Deiner Familie in Stuttgart und unſern gemeinſchaftlichen Freunden beſtens.

194.

An Goethe.

Jena, den 19. Februar 1795.

Das elende Wetter hat wieder allen meinen Muth mit fortgenommen, und meine Thürſchwelle iſt wieder die alte Grenze meiner Wünſche und meiner Wanderſchaft. Wie gern will ich von Ihrer Einladung Gebrauch machen, ſobald ich meiner Geſundheit ein wenig trauen kann, ſollte ich Sie auch nur auf etliche Stunden ſehen. Mich verlangt herzlich danach, und meine Frau, die ſich ſehr auf dieſen Beſuch bei Ihnen freut, wird mir keine Ruhe laſſen.

Ich gab Ihnen neulich kaum den Eindruck zurück, den Wilhelm Meiſter auf mich machte, und es iſt alſo, wie billig, Ihr eignes Feuer, an dem Sie ſich wärmen. Körner ſchrieb mir vor einigen Tagen mit unendlicher Zufriedenheit davon, und auf ſein Urtheil iſt zu bauen. Nie habe ich einen Kunſtrichter gefunden, der ſich durch die Nebenwerke an einem poetiſchen Product ſo wenig von dem Hauptwerk abziehen lieſe. Er findet in Wilhelm Meiſter alle Kraft von Werther's Leiden, nur gebändigt durch einen männlichen Geiſt, und zu der ruhigen Anmuth eines vollendeten Kunſtwerks geläutert.

Was Sie von der kleinen Schrift Kant's *) ſchreiben, erinnere ich mich bei Leſung derſelben auch empfunden zu haben. Die Ausführung iſt blos anthropologiſch, und über die letzten Gründe des Schönen lernt man darin nichts. Aber als Phyſik und Naturgeſchichte des Erhabenen und Schönen enthält es manchen fruchtbaren Stoff. Für die ernſthafte Materie ſchien mir der Styl etwas zu ſpielend und blumenreich — ein ſonderbarer Fehler an einem Kant, der aber wieder ſehr begreiflich iſt. Herder hat uns mit einem gar glücklich gewählten und ausgeführten Aufſatze beſchenkt, worin der ſo gangbare Begriff vom eigenen Schickſal beleuchtet wird. Materien dieſer Art ſind für unſern Gebrauch vorzüglich paſſend, weil ſie etwas Myſtiſches an ſich haben, und durch die Behandlung doch an irgend eine allgemeine Wahrheit angeknüpft werden. Weil doch eben vom Schickſal die Rede iſt, ſo muß ich Ihnen ſagen, daß ich dieſer Tage auch über mein Schickſal etwas entſchieden habe. Meine Landsleute haben mir die Ehre

---

*) Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen. Riga 1771.

angethan, mich nach Tübingen zu vociren, wo man ſich jetzt ſehr mit Reformen zu beſchäftigen ſcheint. Aber da ich doch einmal zum akademiſchen Lehrer unbrauchbar gemacht bin, ſo will ich lieber hier in Jena, wo ich gern bin und wo möglich leben und ſterben will, als irgend anderswo müßig gehen. Ich habe es alſo ausgeſchlagen, und mache mir daraus kein Verdienſt; denn meine Neigung entſchied ſchon allein die ganze Sache, ſo daß ich gar nicht nöthig hatte, der Verbindlichkeiten mich zu erinnern, die ich unſerm guten Herzog ſchuldig bin, und die ich ihm am liebſten vor allen Andern ſchuldig ſein mag. Für meine Exiſtenz glaube ich nichts beſorgen zu dürfen, ſo lange ich noch einigermaßen die Feder führen kann, und ſo laſſe ich den Himmel walten, der mich noch nie verlaſſen hat.

195.

An Goethe.

Jena, den 22. Februar 1795.

Ihrem Verlangen gemäß folgt hier das vierte Buch des Wilhelm Meiſter. Wo ich einigen Anſtoß fand, habe ich einen Strich am Rande gemacht, deſſen Bedeutung Sie bald finden werden. Wo Sie ſie nicht finden, da wird auch nichts verloren ſein. Eine etwas wichtigere Bemerkung muß ich bei Gelegenheit des Geldgeſchenks machen, das Wilhelm von der Gräfin durch die Hände des Barons erhält und annimmt. Mir deucht, daß nach dem zarten Verhältniß zwiſchen ihm und der Gräfin dieſe ihm ein ſolches Geſchenk und durch eine fremde Hand nicht anbieten, und er nicht annehmen dürfe. Ich ſuchte im Context noch etwas, was ihre und ſeine Delicateſſe retten könnte, und glaube, daß dieſe dadurch geſchont werden würde, wenn ihm dieſes Geſchenk als Rembourſement für gehabte Unkoſten gegeben und unter dieſem Titel von ihm angenommen würde. Entſcheiden Sie nun ſelbſt. So wie es daſteht, ſtutzt der Leſer und wird verlegen, wie er das Zartgefühl des Helden retten ſoll. Uebrigens habe ich beim zweiten Durchleſen wieder neues Vergnügen über die unendliche Wahrheit der Schilderungen und über die treffliche Entwickelung des Hamlet empfunden. Was die letzte betrifft, ſo wünſchte ich, blos in Rückſicht auf die Verkettung des Ganzen und der Mannigfaltigkeit wegen, die ſonſt in einem ſo hohen Grade behauptet worden iſt, daß dieſe Materie nicht ſo unmittelbar hinter einander vorgetragen, ſondern, wenn es anginge, durch einige bedeutende Zwiſchenumſtände hätte unterbrochen werden können. Bei der erſten Zuſammenkunft mit Serlo kommt ſie zu ſchnell wieder auf's Tapet, und nachher im Zimmer Aureliens gleich wieder. Indeß ſind dies Kleinigkeiten, die dem Leſer gar nicht auffallen würden, wenn Sie ihm nicht ſelbſt durch alles Vorhergehende die Erwartung der höchſten Varietät beigebracht hätten.

Körner, der mir geſtern ſchrieb, hat mir ausdrücklich anbefohlen, Ihnen für das hohe Vergnügen zu danken, das ihm Wilhelm Meiſter verſchafft. Er hat ſich nicht verſagen können, etwas daraus in Muſik zu ſetzen, welches er Ihnen durch mich verlegt. Eins iſt auf die Mandoline und das Andere auf das Clavier. Die erſtere findet ſich wohl irgendwo in Weimar. — Noch muß ich Sie ernſtlich bitten, ſich unſers dritten Stücks der Horen zu erinnern. Cotta bittet mich dringend, ihm die Manuſcripte früher zu ſchicken, und meint, daß der Zehnte des Monats der ſpäteſte Termin ſein müſſe, an welchem er das Manuſcript zuſammen haben müſſe. Meine Mahnung darf Sie aber keineswegs beläſtigen; denn Sie haben völlig freie Wahl, den Procurator etwas*) entweder für das dritte oder vierte Stück zu beſtimmen, weil doch eins von dieſen Stücken von Ihnen übergangen werden ſoll.

---

*) In den Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderter. S. Goethe's Werke.

196.

An Goethe.

Jena, den 27. Februar 1798.

Wenn die freundlichen Tage, die wir hier haben, auch von Ihnen genoſſen werden, ſo wünſche ich dem vierten Buche von **Wilhelm Meiſter** dazu Glück. Mich hat die Ankündigung des Frühlings recht erquickt, und über mein Geſchäft, das deſſen ſehr bedurfte, ein neues Leben ausgegoſſen. Wie ſind wir doch mit aller unſrer geprahlten Selbſtſtändigkeit an die Kräfte der Natur gebunden, und was iſt unſer Wille, wenn die Natur verſagt! Worüber ich ſchon fünf Wochen lang brütete, das hat ein milder Sonnenblick binnen drei Tagen in mir gelöſt. Freilich mag meine bisherige Beharrlichkeit dieſe Entwickelung vorbereitet haben. Aber die Entwickelung ſelbſt brachte mir doch die erwärmende Sonne mit. Ich bemächtigte mich meines Stoffes*) immer mehr, und entdecke mit jedem Schritt, den ich vorwärts thue, wie feſt und ſicher der Grund iſt, auf welchem ich baue. Einen Einwurf, der das Ganze umſtürzen könnte, habe ich von nun an nicht mehr zu fürchten, und gegen einzelne Irrthümer in der Anwendung wird die ſtrenge Verbindung des Ganzen ſelbſt mich ſicher ſtellen, wie den Mathematiker die Rechnung ſelbſt vor jedem Rechnungsfehler warnt.

---

*) Wallenſtein.

Die neuen Horen ſind fertig, und ein Exemplar davon iſt mir ſchon mit der Briefpoſt zugeſchickt worden. Morgen erwarte ich das Packet. Wir haben in dem zweiten Heft die Schuld völlig getilgt, die wir in dem erſten machten; denn es enthält ſtatt ſieben Bogen acht und einen halben. Ihrem Verſprechen gemäß können wir mit jedem Tag einen Beſuch von Ihnen erwarten, worauf ich mich herzlich freue.

197.

An Kant.

Jena, den 1. März 1795.

Ich habe Ihnen im vorigen Sommer den Plan zu einer Zeitſchrift vorgelegt, mit der Bitte, irgend einen Antheil an denſelben zu nehmen. Die Unternehmung iſt zur Ausführung gekommen, und ich lege Ihnen hier die zwei erſten Monatsſtücke vor, herzlich wünſchend, daß dieſe erſten Proben Sie geneigt machen möchten, den vereinigten Wunſch unſerer Societät zu erfüllen und unſere Schrift mit einem kleinen Beitrage zu beſchenken. Beſonders wünſchte ich, daß Sie die darin vorkommenden Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen, als zu deren Verfaſſer ich mich gegen Sie bekenne, Ihrer Prüfung werth finden möchten. Es ſind dies die Früchte, die das Studium Ihrer Schriften bei mir getragen, und wie ſehr würde es mir zur Aufmunterung gereichen, wenn ich hoffen könnte, daß Sie den Geiſt Ihrer Philoſophie in dieſer Anwendung derſelben nicht vermiſſen.

198.

An Goethe.

Jena, den 1. März 1795.

Die Jacobiſche Kritik*) hat mich nicht im geringſten gewundert; denn ein Individuum, wie er, muß eben ſo nothwendig durch die ſchonungsloſe Wahrheit Ihrer Naturgemälde beleidigt werden, als Ihr Individuum ihm dazu Anlaß geben muß. Jacobi iſt Einer von denen, die in den Darſtellungen des Dichters nur ihre eigenen Ideen ſuchen, und das, was ſein ſoll, höher halten, als das, was iſt. Der Grund des Streits liegt alſo hier ſchon in den erſten Principien, und es iſt völlig unmöglich, daß man einander verſteht. Sobald mir Einer merken läßt, daß ihm in poetiſchen Darſtellungen irgend etwas näher anliegt, als die innere Nothwendigkeit und Wahrheit, ſo gebe ich ihn auf. Könnte er Ihnen zeigen, daß die Unſittlichkeit Ihrer Gemälde nicht aus der Natur des Objects fließt, und daß die Art, wie Sie daſſelbe behandeln, nur von Ihrem Subject ſich herſchreibt, ſo würden Sie allerdings dafür verantwortlich ſein, aber nicht deswegen, weil Sie vor dem moraliſchen, ſondern weil Sie vor dem äſthetiſchen Forum fehlten. Aber ich möchte ſehen, wie er das zeigen wollte.

---

*) Des Wilhelm Meiſter.

199.

An Goethe.

Jena, den 8. März 1795.

Meine Hoffnung, Sie dieſe Woche hier zu ſehen, war vergebens; doch hoffe ich, daß ſie blos durch Ihren Eifer zu arbeiten vereitelt worden iſt. Aber weder von Ihnen, zu hören noch zu ſehen, iſt etwas, wozu ich mich kaum noch gewöhnen kann. Ich bin ſehr erwartend von Ihrer gegenwärtigen Beſchäftigung. Mir iſt geſagt worden, daß

Sie den dritten Band von Meiſter ſchon auf Johanni würden drucken laſſen. Das ginge ſchneller, als ich dachte, aber ſo ſehr ich mich auch auf den Meiſter freue, ſo ſollte es mir leid thun, wenn Sie dadurch auf eine ſo lange Zeit den Horen entführt würden. Ueber das Schickſal des zweiten Stücks*) habe ich noch kein Urtheil einziehen können, vielleicht haben Sie in Weimar etwas Luſtiges gehört. Iſt unſer Freund Meyer mit ſeinem Aufſatze zufrieden? Ich wünſchte, er wäre es. Dieſer Aufſatz, ſchreibt mir Cotta, hat Vielen ſehr gefallen, und ich zweifle gar nicht, daß wir Ehre damit einlegen.

200.

An Goethe.

Jena, den 19. März 1795.

Auf das Gemälde, das Sie mir jetzt entworfen haben**), bin ich nicht wenig neugierig. Es kann weniger als irgend ein anderes aus Ihrer Individualität fließen, denn gerade dies ſcheint mir eine Saite zu ſein, die bei

---

*) Der Horen.

**) „Das religiöſe Buch ſeines Romans" (des Wilhelm Meiſter) nennt es Goethe ſelbſt in einem Briefe vom 18. März 1795.

Ihnen, und ſchwerlich zu Ihrem Unglück, am ſeltenſten anſchlägt. Um ſo erwartender bin ich, wie Sie das heterogene Ding mit Ihrem Weſen gemiſcht haben werden. Religiöſe Schwärmerei iſt und kann nur Gemüthern eigen ſein, die beſchauend müßig in ſich ſelbſt verſinken, und nichts ſcheint mir weniger Ihr Caſus zu ſein, als dieſes. Ich zweifle keinen Augenblick, daß Ihre Darſtellung wahr ſein wird, aber das iſt ſie alsdann lediglich durch die Macht Ihres Genie's und nicht durch die Hilfe Ihres Subjects.

Ich bin ſeit einiger Zeit meinen philoſophiſchen Arbeiten untreu worden, um in der Geſchwindigkeit etwas für das vierte Stück der Horen zu ſchaffen. Das Loos traf die bewußte Belagerung von Antwerpen, welche auch ſchon ganz erträglich vorwärts gerückt iſt. Die Stadt ſoll übergegangen ſein, wenn Sie kommen. Erſt an dieſer Arbeit ſehe ich, wie anſtrengend meine vorige geweſen; denn ohne mich gerade zu vernachläſſigen, kommt ſie mir wie ein Spiel vor, und nur die Menge elenden Zeugs, die ich nachleſen muß, und die mein Gedächtniß anſtrengt, erinnert mich, daß ich arbeite. Freilich giebt ſie mir auch nur einen magern Genuß. Ich hoffe aber, es geht mir wie den Köchen, die ſelbſt wenig Appetit haben, aber ihn bei Andern erregen.

Sie würden mir einen großen Dienſt erweiſen, wenn Sie mir bis Montag den ſehnlich erwarteten Procurator ſchicken könnten. Ich würde alsdann nicht genöthigt ſein, dem Anfang meiner Geſchichte*) in Druck zu geben, ehe das Ende fertig iſt. Mich freut herzlich, daß Sie die Oſtern bei uns zubringen wollen und ich bedarf auch wieder einer lebhaften Anregung von Außen von einer freundſchaftlichen Hand.

201.

An Goethe.

Jena, den 20. März 1795.

Dieſen Morgen erhalte ich Ihr Packet, welches mich in jeder Rückſicht froh überraſchte. Die Erzählung lieſt ſich mit ungemeinem Intereſſe. Was mich beſonders erfreut, war die Entwicklung. Ich geſtehe, daß ich dieſe erwartete, und ich hätte mich nicht zufrieden geben können, wenn Sie hier das Original nicht verlaſſen hätten. Wie ich mich nämlich erinnere, ſo entſcheidet beim Boccaccio blos die zeitig erfolgte Rückkehr des Alten das Glück der Kur. Könnten Sie das Manuſcript mir Montags früh zurückſenden, ſo geſchähe mir dadurch eine große Gefälligkeit. Sie werden wenig mehr dabei zu thun finden.

---

*) Geſchichte der Belagerung von Antwerpen. S. dieſen Aufſatz in Schiller's Werken.

202.

An Goethe.

Jena, den 25. März 1795.

Ich erhielt heute wieder einen Brief, worin mir der alte Antrag von Tübingen mit dem Zuſatz erneuert wurde, daß ich von allen öffentlichen Functionen diſpenſirt ſein, und völlige Freiheit haben ſollte, ganz nach meinem Sinne auf die Studirenden zu wirken u. ſ. f. Ob ich nun gleich meine erſte Entſchließung nicht geändert habe und auch nicht leicht ändern werde, ſo haben ſich doch bei dieſer Gelegenheit einige ernſthafte Ueberlegungen in Rückſicht auf die Zukunft mir aufgedrungen, welche mich von der Nothwendigkeit überzeugen, mir einige Sicherheit auf den Fall zu verſchaffen, daß zunehmende Kränklichkeit an ſchriftſtelleriſchen Arbeiten mich verhindern ſollte. Ich ſchrieb deshalb an den Herrn Geh. Rath Voigt, und bat ihn, mir von unſerm Herrn eine Verſicherung auszuwirken, daß mir in jenem äußerſten Fall mein Gehalt verdoppelt werden ſollte. Wird mir dies zugeſichert, ſo hoffe ich es ſo ſpät als möglich oder nie zu gebrauchen. Ich bin aber doch wegen der Zukunft beruhigt, und das iſt Alles, was ich verlangen kann.

203.

An Abel*).

Jena, den 3. April 1795.

Ich habe mir nun Zeit genommen, liebſter Freund, Ihrer letzten Anfrage reiflich nachzudenken, und den Vorſchlag, welchen Sie mir thun, mit meiner ganzen Lage zu vergleichen. Das Reſultat meiner Ueberlegungen iſt, daß ich beſſer thue, in meinen bisherigen Verhältniſſen zu bleiben, vorzüglich deswegen, weil es gar keinen Anſchein hat, daß ich, meiner Geſundheitsumſtände wegen, demjenigen würde entſprechen können, was man von einem akademiſchen Lehrer mit Recht erwartet, und was ich in einem ſolchen Falle mir ſelbſt zur Pflicht machen würde. Indem ich einen Ruf annehme, mache ich mich doch ſtillſchweigend anheiſchig, etwas Beſtimmtes dafür zu leiſten, und dies iſt mehr, als meine körperlichen Umſtände mir zu verſprechen erlauben. Hier in Jena und Weimar erwartet man nichts dergleichen von mir, und unſer Herzog weiß, daß keine akademiſchen

---

*) Jacob Friedrich v. Abel, geboren am 9. Mai 1751 zu Vaihingen an der Enz, geſtorben am 7. Juni 1829 zu Schorndorf im Jaxtkreiſe, als Königl. Würtembergiſcher Prälat und Generalſuperintendent zu Tübingen.

Functionen von mir geleiſtet werden können. Hier täuſche ich alſo Niemand, und kann daher mit völliger Zufriedenheit leben. Auch hat mir der Weimariſche Hof ſo viele Beweiſe von einer uneigennützigen Achtung gegeben, daß ich es mir kaum würde verzeihen können, ihn, wenn es auch meinem Vaterlande wäre, aufzuopfern. Noch ganz neuerlich erklärte mir der Herzog, daß mein Gehalt mir verdoppelt werden ſollte, ſobald ich Unterſtützung nöthig haben würde. Setzen Sie ſich nun in meine Lage. Ich bin überzeugt, Sie würden ſich entſchließen wie ich. Unter 1000 Fl. würde ich in Tübingen nicht wohl haben exiſtiren können; und für dieſes Geld hätte ich zu wenig geleiſtet. Beſſer alſo, man wendet die beſtimmte Summe an einen rüſtigen und verdienſtvollen Mann, und ich bleibe in meinen Verhältniſſen. Daß ich Ihre und Ihrer Freunde liebevolle Bemühungen für mich mit dem dankbarſten Herzen verehre und ewig verehren werde, darf ich Ihnen nicht erſt verſichern. Nehmen Sie nochmals meinen innigen Dank dafür an

204.

An Goethe.

Jena, den 4. Mai 1795.

Endlich erhalte ich die Elegien und Ihre freundſchaftlichen Zeilen. Ich habe Sie ſeit Ihrer Abreiſe jeden Abend vermißt. Man gewöhnt ſich ſo gern an das Gute. Mit meiner Geſundheit geht es langſam beſſer, und in einigen Tagen hoffe ich wieder im Gange zu ſein. Mit rechter Ungeduld erwarte ich, was Sie mir für den Almanach ſchicken wollen. Eher kann ich meine poetiſche Baarſchaft zu dieſem Werkchen nicht überſehen. Huber ſchreibt mir, daß er Ihren Meiſter in's Franzöſiſche zu überſetzen Luſt habe. Soll ich ihn aufmuntern oder davon abrathen? Der Chronologie der Horen nach, würden Sie bald wieder auf die Unterhaltungen zu denken haben. Vielleicht ſchlägt auch unterdeſſen eine gute Stunde für die Epiſtel.

205.

An Goethe.

Jena, den 15. Mai 1795.

Daß Sie ſich nicht recht wohl befanden, erfuhr ich erſt vorgeſtern, und beklagte Sie aufrichtig. Wer ſo wenig gewohnt iſt, krank zu ſein, wie Sie, dem muß es gar unleidlich vorkommen. Daß die jetzige Witterung auf mich keinen guten Einfluß hatte, iſt etwas ſo Gewöhnliches, daß ich nicht davon reden mag. — Die ganze Elegie verliere ich ſehr ungern. Ich hätte geglaubt, daß ſelbſt die ſichtbare Unvollſtändigkeit derſelben keinen Schaden bei dem Leſer würde thun können, weil man leicht darauf verfallen kann, eine abſichtliche Reticenz darunter zu muthmaßen. Uebrigens kann man ja der Schamhaftigkeit, die von einem Journal gefordert wird, dieſes Opfer bringen, da Sie in einigen Jahren, wenn Sie die Elegien beſonders ſammeln, Alles, was jetzt geſtrichen wird, wieder herſtellen. Gern wünſchte ich Montag früh die Elegien oder doch einen Bogen derſelben zu haben, um ſie abſchicken zu können. Mit meinem Aufſatz[*] hoffe ich endlich noch fertig zu werden, wenn kein beſonderer Unfall dazwiſchen kommt. Von andern Beiträgen iſt nichts eingelaufen und das ſiebente Stück *) ſteht noch ganz in Gottes allmächtiger Hand.

---

[*] Die Belagerung von Antwerpen.

Cotta iſt mit der Meſſe ziemlich zufrieden. Es ſind ihm zwar von den Exemplaren, die er in Commiſſion gegeben, manche remittirt, aber auch eben ſo viele wieder neu beſtellt worden, ſo daß der Calcul im Ganzen dadurch nichts gelitten hat. Nur bittet er ſehr um größere Mannigfaltigkeit der Aufſätze. Viele klagen über die abſtracten Materien, Viele ſind auch an Ihren **Unterhaltungen** irre, weil ſie, wie ſie ſich ausdrücken, noch nicht abſehen können, was damit werden ſoll. Sie ſehen, unſere deutſchen Gäſte verleugnen ſich nicht; ſie müſſen immer wiſſen, was ſie eſſen, wenn es ihnen recht ſchmecken ſoll; ſie müſſen einen Begriff davon haben. Ich ſprach noch kürzlich mit Humboldt darüber. Es iſt jetzt platterdings unmöglich, mit irgend einer Schrift, ſie mag noch ſo gut oder noch ſo ſchlecht ſein, in Deutſchland ein allgemeines Glück zu machen. Das Publicum hat nicht mehr die Einheit des Kindergeſchmacks und noch weniger die Einheit einer vollendeten Bildung. Es iſt in der Mitte zwiſchen beiden, und das iſt für ſchlechte Autoren eine herrliche Zeit, aber für ſolche, die nicht blos Geld verdienen wollen, deſto ſchlechter. Ich bin jetzt ſehr neugierig zu hören, wie von Ihrem Meiſter wird geurtheilt werden, was nämlich die öffentlichen Sprecher ſagen; denn daß das Publicum darüber getheilt iſt, verſteht ſich ja von ſelbſt.

---

*) Der Horen.

Von hieſigen Varietäten weiß ich Ihnen nichts zu ſagen, denn mit Freund Fichte iſt die reichſte Quelle von Abſurditäten verſiegt. Freund Woltmann hat wieder eine unglückliche Geburt und in einem ſehr anmaßenden Ton von ſich ausgehen laſſen. Es iſt ein gedruckter Plan zu ſeinen hiſtoriſchen Vorleſungen *), ein warnender Küchenzettel, der auch den hungrigſten Gaſt verſcheuchen müßte. Daß Schütz ſehr krank war, ſich aber wieder beſſer befindet, wiſſen Sie ohne Zweifel. Ihre Beiträge zu dem Muſenalmanach erwarte ich mit rechter Begierde. Herder wird auch etwas dafür thun. Reichardt hat ſich durch Hufeland zu einem Mitarbeiter an den Horen anbieten laſſen. Haben Sie die Luiſe von Voß ſchon geleſen, die jetzt heraus iſt? Ich kann ſie Ihnen ſchicken.

---

*) Jena 1795.

206.

An Goethe.

Jena, den 17. Mai 1795.

Nur zwei Worte, um Ihnen den Empfang der Elegien zu melden, und für den zweiten Theil Meiſter's meinen und meiner Frau herzlichen Dank zu ſagen. Was ich in der Geſchwindigkeit (denn ich wollte ihn gleich binden laſſen) von Serlo's Geſchichte las, iſt äußerſt unterhaltend, und ich freue mich nun ſchon auf den Eindruck, den dieſer Theil im Zuſammenhang auf mich machen wird. Zu den Elegien wollten Sie Anmerkungen geben, welches gewiß nicht überflüſſig wäre. Da ſolche am Ende derſelben, wie man es jetzt gewöhnlich zu halten pflegt, folgen könnten, ſo wäre dazu noch bis Montag Zeit. Das Publicum läßt ſich gern Alles erklären. Daß Sie wieder beſſer ſind, hat mir Herr v. Humboldt zu meiner herzlichen Freude verſichert. Ich habe ihm auf Ihre Erlaubniß die Terpſichore*) gegeben, die mir Herder unterdeſſen geſchickt hat. So weit ich darin las, iſt es eine ſehr glückliche Arbeit, und ein ſolcher Dichter**) war es in jedem

---

*) Leipzig 1795. 3 Bde.

**) Jacob Balde, geboren 1603 zu Enſisheim, geſtorben am 9. Auguſt 1668 zu Neuburg an der Donau.

Betracht werth, in einer ſo ſchönen Form aus der Vergeſſenheit aufzuſtehen.

Wenn wir zu den Ueberſchriften der Elegien recht viel Raum übrig laſſen, ſo können wir jede auf einer eignen Seite anfangen, ohne daß ſie zu hoch oben aufhört. Ich werde denſelben Druck in beiden Epiſteln dazu nehmen laſſen. Und ſo wandere denn der Centaur in einer guten Stunde in die Welt! — Mich erfreut ſehr, Sie in einigen Wochen zu ſehen. Wenn ich darauf rechnen kann, daß Sie am letzten des Monats gewiß hier ſind, ſo hoffe ich, Ihnen meine Briefe noch vorleſen zu können, ehe ſie abgehen, welches mir ſehr lieb ſein ſollte. Daß Sie für das ſiebente Stück ſo freundlich ſorgen, dafür ſei Ihnen tauſend Dank geſagt. Unterdeſſen haben ſich wieder drei Mitarbeiter gemeldet, deren Arbeiten ich alle nicht brauchen kann.

207.

An Goethe.

Jena, den 21. Mai 1795.

Der Ueberbringer dieſes, Herr Michaelis aus Strelitz, iſt der Verleger meines Muſenalmanachs. Wenn Sie ihm einige Augenblicke widmen wollten, ſo würde ich Sie bitten, mit ihm und unſerm Freund Meyer zu deliberiren, ob es aus den Beiträgen, die Sie zu dem Almanach beſtimmt haben (die Epigramme mit eingeſchloſſen) nicht einigen Stoff zu Vignetten gäbe, die vielleicht Meyer ſkizziren würde. Die Gewohnheit fordert dergleichen Verzierungen, und hier weiß ich noch keinen Stoff dazu. Hätten Sie unter Ihren kleinen Gedichten einige Romanzen oder dergleichen, ſo würde ſich daraus am beſten etwas machen laſſen. Der Almanach wird bei Herrn Unger*) gedruckt, und ſoll elegant werden. Ich ließ Sie durch Herrn Gerning bitten, mich den Tag wiſſen zu laſſen, wo Claudine**) geſpielt wird, um, wenn es mir etwa möglich wäre, die Vorſtellung mit anzuſehen, oder doch meiner Frau das Vergnügen zu machen. Aber dieſe wird wahrſcheinlich die Maſern bekommen, und ſo hebt ſich denn das ganze Plänchen. — Michaelis wird Ihnen auch ſagen, daß in ſeinen Gegenden ſtarke Nachfrage iſt nach Ihrem Meiſter.

---

*) Johann Friedrich Unger, Buchhändler in Berlin.

**) Claudine von Villa Bella. S. dies Singſpiel in Goethe's Werken.

208.

An Goethe.

Jena, den 12. Juni 1795.

Daß Sie auf's Neue krank geworden, habe ich von Herrn v. Humboldt mit herzlichem Bedauern gehört, und daß Sie uns, einer ſolchen Urſache wegen, auf eine Zeitlang verlaſſen, beklage ich noch mehr. Sie waren in einer ſo friſchen und heitern Thätigkeit, und der Sprudel iſt eine ſchlechte Hippokrene, wenigſtens ſo lange er getrunken wird. Möchten Sie indeß nur bald im Stande ſein, abzureiſen, um deſto zeitiger wieder bei uns zu ſein. Mein Fieber hat mich ſeit vier oder fünf Tagen verlaſſen, und ich bin gegenwärtig mit meinem Befinden ganz wohl zufrieden. Könnte ich es eben ſo mit meiner Thätigkeit ſein! Aber der Uebergang von einem Geſchäft war mir von jeher ein harter Stand, und jetzt vollends, wo ich von Metaphyſik zu Gedichten hinüberſpringen ſoll. Indeſſen habe ich mir, ſo gut es angeht, eine Brücke gebaut, und mache den Anfang mit einer genialen Epiſtel, welche Poeſie des Lebens überſchrieben iſt*), und alſo, wie Sie ſehen, an die Materie, die ich verlaſſen habe, grenzt. Könnten

---

*) S. dies Gedicht in Schiller's Werken.

Sie kommen, und Ihren Geiſt auch nur ſechs Wochen lang, und nur ſo viel ich davon in mich aufnehmen kann, in mich hauchen, ſo würde mir geholfen ſein.

Der Centaur iſt nun glücklich ausgerüſtet und mit ihm das erſte Semeſter der Horen. Für die andern iſt mir ein klein wenig bange, wenn ich an den kleinen Vorrath denke. Sind Sie indeſſen nur geſund und frei, und geht es mit mir ſelbſt nicht ſchlechter, als es in dieſem Jahre gegangen iſt, ſo iſt nicht zu verzagen. Sehr neugierig bin ich auf den verſprochenen Brief*). Kann ich aber auch noch auf die Fortſetzung der Unterhaltungen für das ſiebente Stück**) zählen? Das fünfte Buch Meiſter's, das ich vor einigen Augenblicken erhielt, wird in instanti vorgenommen. Ich freue mich nicht wenig darauf, und wünſchte nur gleich auch den Reſt des Buchs zu haben. — Das iſt ein prächtiger Patron, der Hesperus***), den Sie mir neulich ſchickten. Er gehört zum Tragelaphen-Geſchlecht, iſt aber dabei gar nicht ohne Imagination und Laune, und hat manchmal einen recht tollen Einfall, ſo daß er eine luſtige Lectüre für die langen Nächte iſt. Er gefällt mir noch beſſer, als die Lebensläufe *). — Meine Frau iſt wieder beſſer und mit Karl geht es recht gut. Wenn Sie durchreiſen, welches wohl bald ſein wird, finden Sie uns, wie ich hoffe, auf beſſerm Wege.

---

*) Brief eines Mitarbeiters. So nennt Goethe in einem Briefe vom 11. Juni 1795 einen von ihm für die Horen verſprochenen Aufſatz.

**) Der Horen.

***) Hesperus oder 45 Hundspoſttage. Eine Lebensbeſchreibung von Jean Paul. Berlin 1795.

209.

An Schlegel **).

Jena, den 12. Juni 1795.

Sie haben durch den ſchönen Beitrag, den Sie in Ihrem Dante zu den Horen gegeben, ein zu entſchiedenes Verdienſt um den glücklichen Fortgang dieſes Journals, als daß ich Ihnen nicht den verbindlichſten Dank dafür ſagen ſollte. Ich thue dies um ſo lieber, da es mich zugleich veranlaßt, Ihre ſchriftliche Bekanntſchaft zu machen, und Ihnen die Verſicherung meiner freundſchaftlichen Hochachtung zu geben. Ich habe ſchon Ihren Herrn Bruder in Dresden*) erſuchen laſſen, Ihnen zu ſagen, daß Sie uns durch Ihren fernern Antheil an den Horen außerordentlich verbinden würden. Senden Sie uns, was Sie nur irgend zum Druck beſtimmt haben. Es wird dem Journal immer zur Zierde gereichen, und mit dem Verleger ſollen Sie gewiß auch zufrieden ſein. Ich lege hier ein Avertiſſement bei, welches Sie mit dem Plan und den Grenzen des Journals bekannt machen wird.

---

*) Lebensläufe nach aufſteigender Linie (von Th. G. v. Hippel). Berlin 1778—1781. 3 Thle.

**) Auguſt Wilhelm v. Schlegel, geb. am 8. September 1767 zu Hannover, geſtorben am 12. Mai 1845 zu Bonn, als Profeſſor der ſchönen Literatur an der dortigen Univerſität.

Noch eine zweite Bitte hätte ich an Sie, welche darin beſteht, einen Muſenalmanach, welchen ich in nächſter Michaelismeſſe herausgebe, mit einigen Beiträgen zu beſchenken. Sie werden in keiner ſchlechten Geſellſchaft darin auftreten. Goethe, Herder, Engel, Matthiſſon u. ſ. f. werden Antheil daran nehmen. Ich müßte Sie aber bitten, mir binnen dem heutigen Datum und dem erſten Auguſt Ihre Beiträge zu ſenden, die direct an mich nach Jena laufen können. Von Herder'n, der Ihren Aufſatz über Dante ſehr ſchätzt und bewundert, habe ich Ihnen viel Schönes zu ſagen. Kommen Sie bald wieder in Ihr Vaterland**) und leben Sie den Muſen ein Leben, das Sie im Dienſt derſelben ſo ſchön eröffnet haben.

---

*) Friedrich v. Schlegel, geboren 1772 zu Hannover, geſt. als K. K. Legationsrath zu Dresden am 12. Januar 1829.

**) Schlegel lebte damals in Amſterdam als Hofmeiſter in dem Hauſe des Banquiers Muilman.

210.

An Goethe.

Jena, den 15. Juni 1795.

Das fünfte Buch Meiſter's habe ich mit einer ordentlichen Trunkenheit und mit einer einzigen ungetheilten Empfindung geleſen. Selbſt im Meiſter iſt nichts, was mich ſo Schlag auf Schlag ergriffen und in ſeinem Wirbel unfreiwillig mit fortgenommen hätte. Erſt am Ende kam ich zu einer ruhigen Beſinnung. Wenn ich bedenke, durch wie einfache Mittel Sie ein ſo hinreißendes Intereſſe zu bewirken wußten, ſo muß es mich noch mehr verwundern. Auch was das Einzelne betrifft, ſo fand ich darin treffliche Stellen. Meiſter's Rechtfertigung gegen Werner, ſeines Uebertritts zum Theater wegen, dieſer Uebertritt ſelbſt, Serlo, der Souffleur, Philine, die wilde Nacht auf dem Theater u. dgl., ſind ausnehmend glücklich behandelt. Aus der Erſcheinung des anonymen Geiſtes haben Sie ſo viel Parthie zu ziehen gewußt, daß ich nichts mehr darüber zu ſagen weiß. Die ganze Idee gehört zu den glücklichſten, die ich kenne, und Sie wußten das Intereſſe, das darin lag, bis auf den letzten Tropfen auszuſchöpfen. Am Ende freilich erwartet Jedermann den Geiſt bei der Tafel zu ſehen. Aber da Sie ſelbſt an dieſen Umſtand erinnern, ſo begreift man wohl, daß die Nichterſcheinung ihre guten Urſachen haben müſſe. Ueber die Perſon des Geſpenſtes werden ſo viele Hypotheſen gemacht werden, als mögliche Subjecte dazu in dem Roman vorhanden ſind. Die Majorität bei uns will ſchlechterdings, daß Mariane der Geiſt ſei, oder doch damit in Verbindung ſtehe. Auch ſind wir geneigt, den weiblichen Kobold, der Meiſter'n in ſeinem Schlafzimmer in die Arme zu packen kriegt, für Eine Perſon mit dem Geiſt zu halten. Bei der letzten Erſcheinung habe ich aber doch auch an Mignon gedacht, die an dem heutigen Abend ſehr viele Offenbarungen über ihr Geſchlecht ſcheint erhalten zu haben. Sie ſehen aus dieſer kleinen hermeneutiſchen Probe, wie gut Sie Ihr Geheimniß zu bewahren gewußt.

Das Einzige, was ich gegen dieſes fünfte Buch zu erinnern habe, iſt, daß es mir zuweilen vorkam, als ob Sie demjenigen Theile, der das Schauſpielweſen ausſchließlich angeht, mehr Raum gegeben hätten, als ſich mit der freien und weiten Idee des Ganzen verträgt. Es ſieht zuweilen aus, als ſchrieben Sie für den Schauſpieler, da Sie doch nur von dem Schauſpieler ſchreiben wollen. Die Sorgfalt, welche Sie gewiſſen kleinen Details in dieſer Gattung widmen, und die Aufmerkſamkeit auf einzelne kleine Kunſtvortheile, die zwar dem Schauſpieler und Director, aber nicht dem Publicum wichtig ſind, bringen den falſchen

Schein eines beſondern Zwecks in die Darſtellung, und wer einen ſolchen Zweck auch nicht vermuthet, der möchte Ihnen gar Schuld geben, daß eine Privatvorliebe für dieſe Gegenſtände Ihnen zu mächtig geworden ſei. Könnten Sie dieſen Theil des Werks füglich in engere Grenzen einſchließen, ſo würde dies gewiß gut für das Ganze ſein.

Jetzt noch ein Wort über Ihre Briefe an den Redacteur der Horen. Ich habe ſchon ehemals daran gedacht, daß wir wohl daran thun würden, einen kritiſchen Fechtplatz in den Horen zu eröffnen. Aufſätze dieſes Inhalts bringen ein augenblickliches Leben in das Journal, und erregen ein ſicheres Intereſſe beim Publicum. Nur dürften wir, glaub' ich, das Heft nicht aus den Händen geben, welches geſchehen würde, wenn wir dem Publicum und den Autoren ein gewiſſes Recht durch unſere förmliche Einladung einräumten. Von dem Publicum hätten wir ſicherlich nur die elendeſten Stimmen zu erwarten, und die Autoren würden ſich, wie man Beiſpiele hat, ſehr beſchwerlich machen. Mein Vorſchlag wäre, daß wir die Angriffe aus unſern eignen Mitteln machen müßten. Wollten dann die Autoren ſich in den Horen vertheidigen, ſo müßten ſie ſich den Bedingungen unterwerfen, die wir ihnen vorſchreiben wollen. Auch wäre mein Rath, ſogleich mit der That und nicht mit der Propoſition anzufangen. Es ſchadet uns nichts, wenn man uns für unbändig und ungezogen hält. Was würden Sie dazu ſagen, wenn ich mich im

Namen eines Herrn von X. gegen den Verfaſſer von Wilhelm Meiſter beſchwerte, daß er ſich ſo gern bei den Schauſpielervolke aufhält, und die gute Societät in ſeinem Roman vermeidet? (Sicherlich iſt dies der allgemeine Stein des Anſtoßes, den die feine Welt an dem Meiſter nimmt, und es wäre nicht überflüſſig, auch nicht unintereſſant, die Köpfe darüber zurecht zu ſtellen.) Wenn Sie antworten wollen, ſo will ich Ihnen einen ſolchen Brief fabriciren.

Ich hoffe, daß es mit Ihrer Geſundheit jetzt wieder beſſer geht. Der Himmel ſegne Ihre Geſchäfte und hebe Ihnen noch recht viele ſo ſchöne Stunden auf, wie die waren, in denen Sie den Meiſter ſchrieben. Auf die Beiträge zum Almanach und auf die Unterhaltungen, wozu Sie mir Hoffnung gemacht haben, harre ich mit großem Verlangen.

211.

An Matthiſſon *).

Jena, den 18. Juni 1795.

Schon viele Monate habe ich Sie, mein lieber Freund, wie einen verlornen Tropfen im Ocean, in der ganzen bewohnbaren Welt aufſuchen laſſen. Aber meine Kundſchafter haben mich ſo ſchlecht bedient, daß ich erſt ſeit wenig Tagen den Ort Ihres gegenwärtigen Aufenthalts **) habe erfahren können. Was ich Ihnen zu ſagen habe, überlaſſe ich Ihrem eignen Gewiſſen. Sie haben ein doppeltes Verſprechen zu erfüllen, und ich ſchenke es Ihnen nicht. Schon ſechs Monate ſind die Horen in der Welt, und Sie thun noch gar nicht, als wenn Sie mit zu unſrer Societät gehörten. In ſechs Wochen muß ich den Muſenalmanach in Druck geben, zu dem ich mit Schmerzen Beiträge von Ihnen erwarte. Dies Letztere, als das Preſſanteſte, lege ich Ihnen jetzt dringend an's Herz. Senden ſie mir, um der neun Muſen willen, binnen fünf Wochen einige friſche Blumen in den Kranz, den ich flechte. Für die Horen hoffe ich wenigſtens noch in dieſem laufenden Jahr etwas von Ihrer Hand zu erhalten. Ich nehme keine Entſchuldigung an. Ihr langes Stillſchweigen läßt mich hoffen, daß Sie recht fleißig geweſen ſind, und vielleicht an einem größern Ganzen gearbeitet haben.

---

*) Vgl. die Note zu einem Briefe Schiller's vom 25. Auguſt 1794.

**) Wörlitz.

212.

An Goethe.

Jena, den 10. Juni 1795.

Hier folgt das Manuſcript von Meyer, nebſt meinem beſten Gruß. Daß ich ſobald etwas von ihm zu erwarten habe, iſt mir ſehr tröſtlich. Wenn es ihm indeſſen blos an Zeit fehlt, um den Mantegna *) folgen zu laſſen, ſo kann ich dieſe vielleicht geben, da ich von Freund Fichte einen Aufſatz erwarte, und nun auf die Unterhaltungen ſicher rechnen darf. Daß Sie meine Erinnerungen, das fünfte Buch des Romans betreffend, Ihrer Aufmerkſamkeit werth achten, freut mich und giebt mir neuen Muth. Ich

---

*) Andrea Mantegna, berühmter italieniſcher Maler, geboren 1431 zu Padua, geſtorben 1506. Vgl. Fiorillo's Geſchichte der zeichnenden Künſte. Th. 2. S. 21. u. f.

fühle indeſſen mit der Liebe, die ich für dieſes Werk Ihres Geiſtes hege, auch alle Eiferſucht des Eindrucks, den es auf Andere macht, und ich möchte mit dem nicht gut Freund ſein, der es nicht zu ſchätzen wüßte.

213.

An Jacobi.

Jena, den 29. Juni 1795.

Die Ausſicht, bald einen Beitrag von Ihnen zu erhalten, iſt mir in jeder Rückſicht äußerſt angenehm. In jeder Spur, worin er ſich abdrückt, erfreut mich Ihr origineller Genius, und er wird mich nur um ſo mehr erfreuen, wenn ich ihm auf meinem eignen Felde begegne, das er mir neu machen wird. Was Sie mir durch Goethe über die erſte Lieferung meiner äſthetiſchen Briefe haben ſagen laſſen, hat mich nicht wenig gefreut. Ich darf bei dem Gange, den ich nehme, vor der Hand wenigſtens, auf keinen großen Anhang rechnen, da ich es ſowohl mit den empiriſchen, als mit den rationalen Aeſthetikern verdorben habe. Indeſſen habe ich noch immer guten Muth, und werde, wenn die Götter wollen, meinen Weg mit Beharrlichkeit auslaufen. Da, wo ich blos niederreiße, und gegen andere Lehrmeinungen offenſiv verfahre, bin ich ſtreng Kantiſch. Nur da, wo ich aufbaue, befinde ich mich in Oppoſition gegen Kant. Indeſſen ſchreibt er mir, daß er mit meiner Theorie ganz zufrieden ſei. Ich weiß alſo doch nicht recht, wie ich gegen ihn ſtehe.

211.

An Goethe.

Jena, den 6. Jul. 1795.

Eine große Expedition der Horen, die ich heute habe, läßt mir nur einige Augenblicke frei, um Sie zu Ihrer Ankunft in Karlsbad, welche, wie ich hoffe, glücklich geweſen iſt, zu begrüßen. Ich freue mich, daß ich von den dreißig Tagen Ihrer Abweſenheit vier wegſtreichen darf. Von Fichte habe ich einen Brief erhalten, worin er mir zwar das Unrecht, das ich ihm gethan, ſehr lebhaft demonſtrirt, dabei aber ſehr bemüht iſt, nicht mit mir zu brechen. Bei aller nicht unterdrückten Empfindlichkeit hat er ſich ſehr zu mäßigen gewußt, und iſt bemüht, den Raiſonabeln zu ſpielen. Daß er mir Schuld giebt, ſeine Schrift ganz mißverſtanden zu haben, iſt eine Sache, die ſich von ſelbſt verſteht. Daß ich ihm aber Verworrenheit der Begriffe über ſeinen Gegenſtand Schuld gab, das hat er mir kaum verzeihen können. Er will mir ſeinen Aufſatz, wenn er ganz fertig iſt, zum Leſen ſchicken, und erwartet, daß ich alsdann mein übereiltes Urtheil widerrufen werde. So ſtehen die Sachen, und ich muß ihm das Zeugniß geben, daß er ſich in dieſer kritiſchen Situation noch ganz gut benommen hat. Sie ſollen ſeine Epiſtel leſen, wenn Sie zurückkommen.

Woltmann, der mich vor einigen Tagen beſuchte, verſicherte mir, daß nicht Fichte, ſondern ein gewiſſer F. (ein junger Maler, der hier ſtudirte, auch Gedichte macht und mit W. reiſte) Verfaſſer des Aufſatzes im Merkur über den Styl in den bildenden Künſten ſei. W. ſelbſt erzählte dieſes, und erklärte dabei, daß jener Aufſatz das Sublimſte ſei, was je über dieſen Gegenſtand geſchrieben worden. Ich hoffe alſo, Sie werden dem großen Ich in Oßmannſtädt*) im Herzen Abbitte thun, und wenigſtens dieſe Sünde von ſeinem Haupt nehmen. Woltmann ſagt mir, daß er angefangen habe, an einem Roman zu arbeiten, welches ich freilich mit ſeiner übrigen hiſtoriſchen Activität nicht recht reimen kann. Von Humboldt habe ich noch keine Nachricht. Daß Ihr Aufenthalt in Karlsbad recht fruchtbar für Ihre Geſundheit und für die mitgenommenen Beſchäftigungen ſein möchte, wünſche ich von Herzen.

---

*) Wieland.

Sollte ſich eine Gelegenheit finden, mir den Reſt des fünften Buches*) zu ſchicken, ſo würden Sie mir eine große Freude damit machen.

215.

An Jacobi.

Jena, den 9. Juli 1795.

Um Sie über das Schickſal Ihres Manuſcripts keinen Augenblick ungewiß zu laſſen, melde ich Ihnen nur in zwei Worten die glückliche Ankunft deſſelben und meine herzliche Freude über ſeinen Inhalt. Ob ich gleich in einigen Punkten, die Sie darin berühren, meinen eignen Glauben habe, ſo bin ich doch in allem Uebrigen von der Wahrheit deſſen, was Sie beſcheiden nur „Ihre Meinung" nennen, durchdrungen, und die Liberalität, mit der Sie über die Schonung menſchlicher Vorſtellungsarten ſprechen, athmet den Geiſt der echteſten und humanſten Philoſophie. Gar zu gern begegnet es dem Analyſten, das Leben von dem Körper, und den Geiſt von der todten Hülle zu trennen, und, was oft blos Formel und todter Buchſtabe iſt, mit einer Rigidität und Unduldſamkeit, als wenn es der lebendige Geiſt wäre, zu vertheidigen. Die Geſtändniſſe, welche Sie bei dieſer Gelegenheit ablegen, ſollten billig beide Partheien, die Religionseiferer und die Religionshaſſer, ſchamroth machen und zur Verträglichkeit führen.

---

*) Von Wilhelm Meiſter.

216.

An Archenholz *).

Jena, den 10. Juli 1795.

Schon mehrere Wochen habe ich mit jedem Poſttage auf einen Aufſatz von Ihrer Hand geharrt, wozu Ihr letzter Brief mir eine ſehr nahe Hoffnung machte, und habe deswegen immer verſchoben, Ihnen zu antworten. Beinahe aber fürchte ich, daß Sie mich vergeſſen haben, und will alſo meine Antwort nicht länger verſchieben. Ihre Darſtellung von der Räumung Toulons iſt ein treffliches Stück, und wer es weiß, was dazu gehört, für eine ſo verwirrte und wilde Maſſe den rechten Standpunkt zu finden,

---

*) Johann Wilhelm v. Archenholz, geboren am 3. September 1745 zu Langfuhr bei Danzig, geſtorben am 28. Februar 1812 als Königl. Preußiſcher Hauptmann auf ſeinem Landſitze Oyendorf unweit Hamburg.

und die Partheien zu ordnen, der muß den Verſtand bewundern, womit es angelegt und entwickelt iſt. Auch der Geſchichtsſchreiber muß, wie der Dichter und Hiſtorienmaler, praktiſch und dramatiſch zu Werke gehen; er muß die productive Einbildungskraft des Leſers in's Spiel zu ſetzen wiſſen, und bei der ſtrengſten Wahrheit ihr den Genuß einer ganz freien Dichtung verſchaffen. Dieſes haben Sie hier, und wahrhaftig nicht hier allein, in hohem Grade erreicht, und es müßte ein ſchlechter Maler ſein, der nach Ihrer Darſtellung nicht in Stand geſetzt wäre, ein ausdrucksvolles Gemälde jener fürchterlichen Begebenheit hinzuwerfen. Ich bin ein zu ſchlecht beleſener Hiſtoriker, als daß ich über Ihre hiſtoriſche Treue urtheilen, oder wenn ich es auch thäte, daß mein Urtheil darüber für Sie einen Werth haben könnte. Aber daß Sie die hiſtoriſche Kunſt mehr, als irgend Einer in Ihrer Gewalt haben, dies iſt ein Zeugniß, das ich Ihnen öffentlich und im Stillen zu geben bereit und begierig bin. Auf das, was Sie über Polen ſagen werden, bin ich ſehr neugierig. Auch in der Wahl Ihrer Stoffe habe ich Sie öfters beneidet. Aber vielleicht iſt es nicht der Stoff, ſondern der Geiſt, womit Sie ihn beleben, was ihn fruchtbar macht. Iſt Ihnen noch nie die Idee gekommen, ein kurzes gedrängtes Tableau von dem amerikaniſchen Freiheitskriege aufzuſtellen? Ich kenne nichts in der neuern Geſchichte, was unter der Hand eines guten Meiſters ſo allgemein anziehend werden könnte, denn die franzöſiſche Revolution iſt wenigſtens vor der Hand noch nicht reif für die hiſtoriſche Kunſt.

217.

An Goethe.

Jena, den 20. Juli 1795.

Daß ich ſeit den letzten zwölf Tagen mich ſchlimm befunden, und dadurch abgehalten worden, Ihnen Nachricht von mir zu geben, hat meine Frau Ihnen geſchrieben. Hoffentlich haben Sie dieſen und einen Brief von mir, der vier Tage nach Ihnen von hier abging, richtig erhalten. Der Ihrige hat mich ſehr erfreut, und ich wünſche herzlich, daß Ihnen die Heinſiſche Maske recht viele freundliche Abenteuer zuwenden möge *). Ich halte es für gar nichts Schlechtes, ſich unter einer ſolchen Firma bei Damen wohl aufgenommen zu ſehen, denn das Schwierigſte iſt alsdann ſchon abgethan. Ich bin ungeduldig zu hören, wie Sie mit Ihrer Geſundheit und mit Ihrer Beſchäftigung vorwärts gerückt ſind. Auf den Reſt des fünften Buches **) freue ich mich ſehr. Was ich indeſſen von dem Centaur erfahren, klang noch ganz gut. Ueber die Elegien*) freut ſich Alles, und Niemand denkt daran, ſich daran zu ſcandaliſiren. Auch ich habe über meinen Antheil an dem Centaur mein Theil Lob weg, ja, ich bin noch glücklicher ſogar als Sie; denn kaum 8 Tage nach Erſcheinung dieſes Stücks erhielt ich von einem Leipziger Schriftſteller ein förmliches Gedicht zu meinem Lobe. Es ſind unterdeſſen zwei neue Aufſätze, von Orten her, wo ich nichts erwartete, für die Horen eingelaufen. Der eine darunter handelt von griechiſcher und gothiſcher Baukunſt, und enthält in einem ziemlich vernachläſſigten Styl und bei vielem Unbedeutenden manchen ſinnreichen Einfall. Nach langen Deliberationen, ob ich ihn aufnehmen ſolle, beſtimmte mich die Zweckmäßigkeit und Neuheit des Gegenſtandes für die Horen, beſonders da er nicht groß iſt, ihn aufzunehmen. Der zweite, auch nicht einmal einen Bogen ſtark, unterſucht die Ideen der Alten vom Schickſal. Er iſt von einem vortrefflichen Kopf und ſcharfen Denker, und ich werde ihn daher ohne Anſtand brauchen können. Jacobi hat nun ſeine Abhandlung geſchickt. Sie enthält viel Vortreffliches, beſonders über die Billigkeit in Beurtheilung fremder Vorſtellungsarten und athmet durchaus eine liberale Philoſophie. Den Gegenſtand kann ich nicht wohl beſtimmen. Unter der Aufſchrift: Zufällige Ergießungen eines einſamen Denkers (in Briefen an Erneſtine) wird von mancherlei Dingen gehandelt. — Von Herder hab' ich weder Manuſcript noch Nachricht ſeit vielen Wochen. Meine Poeſien rücken ſehr langſam vorwärts, da ich ganze Wochen lang zu jeder Arbeit untüchtig war. Etwas aber ſollen Sie doch finden, wenn Sie kommen. Von hieſigen Novitäten weiß ich Ihnen gar nichts zu ſchreiben.

---

*) Goethe war in Karlsbad von einer Dame für den Verfaſſer des Ardinghello (von W. Heinſe) gehalten worden.

**) Vom Wilhelm Meiſter.

---

*) Die römiſchen Elegien, ſpäterhin wieder abgedruckt in Goethe's Werken.

218.

An Goethe.

Jena, den 3. Auguſt 1795.

Die Erwartung *) ſteigt noch immer, aber man ſieht doch ſchon von ferne, daß der Wald anfängt lichter zu werden. Die Erinnerung an Marianen thut viel Wirkung, und Mignon wächſt mit jedem Buch mehr heran. Der düſtere Harfenſpieler wird immer düſterer und geiſterhafter, und Philine gefällt mir noch immer trefflich wohl. Man freut

---

*) Im Wilhelm Meiſter.

ſich, wie Sie in dieſem Buch vorhergegangene Perſonen und Scenen wieder in's Gedächtniß bringen. Der vielen Schriftſtellernamen wegen, auch wegen einiger Ungleichheiten in der Schreibart (bald des Publicums, bald des Publici) iſt noch viel Aufmerkſamkeit zu empfehlen. In dem Gedicht am Schluß haben Sie ein Wort lang gebraucht, das durch die Stellung nothwendig kurz wird, und ein Zeitwort kurz, das lang bleiben muß. Verzeihen Sie mein Geſchmiere. Ich muß eilen, um das Manuſcript nicht länger aufzuhalten. Bald hoffe ich wieder von Ihnen zu hören, und wünſche Glück zur Ankunft in Weimar.

219.

An Humboldt *).

Jena, den 9. Auguſt 1795.

Wenn Sie dieſen Brief erhalten, liebſter Freund, ſo entfernen Sie Alles, was profan iſt und leſen in geweihter

---

*) Geboren am 22. Juni 1767 zu Potsdam, lebte Anfangs in Erfurt, ward ſpäterhin Reſident zu Rom, ſtarb als Königl. Preußiſcher Staatsminiſter den 8. April 1835 auf ſeinem Landſitze Tegel bei Berlin.

Stille dieſes Gedicht *). Ich geſtehe, daß ich nicht wenig mit mir zufrieden bin, und habe ich je die gute Meinung verdient, die Sie von mir haben, ſo iſt es durch dieſe Arbeit. Deſto ſtrenger muß aber auch Ihre Kritik ſein. Es mögen ſich gegen einzelne Ausdrücke wohl noch Erinnerungen machen laſſen, und wirklich war ich bei einigen in Zweifeln; auch könnte es leicht ſein, daß ein Anderer, als Sie und ich, noch Einiges deutlicher geſagt wünſchte. Aber nur was Ihnen noch zu dunkel ſcheint, will ich ändern; für die Armſeligkeit kann ich meine Arbeit nicht berechnen. Eben fällt mir ein, daß ich das Gedicht an Cotta abſenden muß, eh' ich noch Ihre Kritik erwarten kann; denn ein Fragment von Meyer's Aufſatz abgerechnet, iſt noch gar nichts zum neunten Stück der Horen da, wozu ich doch mit erſter Poſt Manuſcript ſchicken muß. Senden Sie mir das Gedicht mit rückkehrender Poſt wieder. Michaelis **) erhält es nicht, auch iſt es für eine Almanachsarbeit zu wichtig. Für den Almanach werd' ich aber doch, da ich im Zuge bin, noch Einiges hinwerfen; und überhaupt bin ich feſt entſchloſſen, die nächſten zehn Monate nichts als Poeterei zu treiben. Es iſt gewiß, daß die Beſtimmtheit der Begriffe dem Geſchäft der Einbildungskraft unendlich vortheilhaft iſt. Hätt' ich nicht den ſauern Weg durch meine Aeſthetik geendigt, ſo würde dieſes Gedicht nimmermehr zu der Klarheit und Leichtigkeit in einer ſo difficilen Materie gelangt ſein, die es wirklich hat. **Goethe** iſt noch nicht zurück. Vor etlichen Tagen erhielt ich einen neuen Brief, wo er mir den Tag ſeiner Abreiſe von Karlsbad auf den 4. feſtſetzte, der längſt verſtrichen iſt. Von **Körner** habe ich ſeit drei Wochen keine Zeile geſehen. Ich erwarte daher in ſeinem erſten Briefe einen Aufſatz von ihm.

---

*) Das Reich der Schatten, oder das Ideal und das Leben, wie die ſpätere Ueberſchrift dieſes Gedichtes in Schiller's Werken lautet.

**) Buchhändler in Neuſtrelitz, der Verleger des Schiller'ſchen Muſenalmanachs.

220.

An Goethe.

Jena, den 17. Auguſt 1795.

Sehr hätte ich gewünſcht, mit Ihnen über das fünfte Buch *) mündlich zu ſprechen, weil man ſich in einem Brief nicht auf Alles beſinnt, und zu ſolchen Sachen der Dialog unentbehrlich iſt. Mir deucht, daß Sie den Gegenſtand von keiner glücklichern Seite hätten faſſen können, als die Art iſt, wie Sie den ſtillen Verkehr der Perſon mit dem Heiligen in ſich eröffnen. Dieſes Verhältniß iſt zart und fein, und der Gang, den Sie es nehmen laſſen, äußerſt übereinſtimmend mit der Natur. Der Uebergang von der Religion überhaupt zu der chriſtlichen, durch die Erfahrung der Sünde, iſt meiſterhaft gedacht. Ueberhaupt ſind die leitenden Ideen des Ganzen vortrefflich, nur fürchte ich, etwas zu leiſe angedeutet. Auch will ich Ihnen nicht dafür ſtehen, daß nicht manchen Leſern vorkommen wird, als wenn die Geſchichte ſtill ſtände. Hätte ſich Manches näher zuſammenrücken, Anderes kürzer faſſen laſſen, hingegen einige Hauptideen mehr ausbreiten laſſen, ſo würde es vielleicht nicht übel geweſen ſein. Ihr Beſtreben, durch Vermeidung der trivialen Terminologie der Andacht, ihren Gegenſtand zu purificiren und gleichſam wieder ehrlich zu machen, iſt mir nicht entgangen; aber einige Stellen habe ich doch angeſtrichen, an denen, wie ich fürchte, ein chriſtliches Gemüth eine zu leichtſinnige Behandlung tadeln könnte. — Dies Wenige über das, was Sie geſagt und angedeutet. Dieſer Gegenſtand iſt aber von einer ſolchen Art, daß man auch über das, was nicht geſagt iſt, zu ſprechen verſucht wird. Zwar iſt dies Buch noch nicht geſchloſſen, und ich weiß alſo nicht, was etwa noch nachkommen kann, aber die Erſcheinung des Oheims und ſeiner geſunden Vernunft ſcheint mir doch eine Kriſe herbeizuführen. Iſt dies, ſo ſcheint mir doch die Materie zu ſchnell abgethan; denn mir deucht, daß über das *Eigenthümliche* chriſtlicher Religion und chriſtlicher Religionsſchwärmerei noch zu wenig geſagt ſei; daß dasjenige, was dieſe Religion einer ſchönen Seele ſein kann, oder vielmehr, was eine ſchöne Seele daraus machen kann, noch nicht genug angedeutet ſei. Ich finde in der chriſtlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchſten und Edelſten, und die verſchiedenen Erſcheinungen derſelben im Leben ſcheinen mir blos deßwegen ſo widrig und abgeſchmackt, weil ſie verfehlte Darſtellungen dieſes Höchſten ſind. Hält man ſich an den eigentlichen Charakter des Chriſtenthums, der es von allen monotheiſtiſchen Religionen unterſcheidet, ſo liegt er in nichts anderem, als in der *Aufhebung des Geſetzes*, des *Kantiſchen* Imperativs, an deſſen Stelle das Chriſtenthum eine freie Neigung geſetzt haben will. Es iſt alſo, in ſeiner reinen Form, Darſtellung ſchöner Sinnlichkeit oder Menſchwerdung des Heiligen, und in dieſem Sinn die einzige äſthetiſche Religion; daher ich es mir auch erkläre, warum dieſe Religion bei der weiblichen Natur ſo viel Glück gemacht, und nur in Weibern noch in einer gewiſſen erträglichen Form angetroffen wird. Doch ich mag in einem Briefe über dieſe kitzliche Materie nichts weiter vorbringen, und bemerke blos noch, daß ich dieſe Saite hätte mögen ein wenig anklingen hören. —

---

*) Des Wilhelm Meiſter.

Mit der Ausführung deſſen, was Sie für die reſtirenden Monate in die *Horen* verſprechen, werden Sie mir große Freude machen, und noch einmal wiederhole ich meine Fürbitte wegen Fauſt. Laſſen Sie es auch nur eine Scene von zwei oder drei Seiten ſein. Das Mährchen wird mich recht herzlich erfreuen, und die Unterhaltungen*) für dieſes Jahr ſchön ſchließen. Ich habe in dieſer Woche mich zwar körperlich nicht beſſer befunden, aber doch Luſt und Laune zu einigen Gedichten gehabt, die meine Sammlung vermehren werden.

221.

An Humboldt.

Jena, den 21. Auguſt 1795.

Ich habe ſeit meinem letzten Briefe an Sie einige fruchtbare Stimmungen erlebt, davon die beiliegenden Gedichte die Früchte ſind. Zu dieſem kommt noch ein anderes größeres, welches aber noch nicht ganz fertig iſt, und die letzte Lieferung beſchließen wird. Sie wundern ſich vielleicht darüber, daß ich noch ſo viel für den Almanach thue, und nicht eher mich der Horen annehme. Aber ob ich gleich nicht Willens bin, den Almanach dem jetzigen Verleger**) zu laſſen, ſo halte ich dieſe Entrepriſe doch für ſolid genug, um einen Verſuch zu machen, ſie in Gang zu bringen. Mit den Horen geb' ich zuweilen die Hoffnung auf. Die Epigramme, meine eignen und Herder's Beiträge, geben dem Almanach ein entſcheidendes Uebergewicht, wie ich hoffen kann, über ſeine Mitbewerber. Ihr letzter Brief mit den Horen-Nachrichten hat mich ſehr beluſtigt.

---

*) Die Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten. S. Goethe's Werke.

**) Michaelis in Neuſtrelitz.

Das iſt indeß nicht zu leugnen, daß Sie und ich verdient haben, in unſerer Erwartung getäuſcht zu werden, weil unſere Erwartung nicht auf eine gehörige Würdigung des Publicums gegründet war. Ich glaube, daß wir Unrecht gethan, ſolche Materien und in ſolcher Form in den Horen abzuhandeln, und ſollten ſie fortdauern, ſo werd' ich vor dieſem Fehler mich hüten. Die Urtheile ſind zu allgemein und zu ſehr übereinſtimmend, daß wir ſie zugleich verachten und ignoriren könnten. — Goethe giebt für die Horen dieſes Jahr noch, erſtens einige Blätter zu der letzten Geſchichte in den Unterhaltungen, wo Ferdinand in ſpätern Jahren erſcheint; zweitens Apollo's Geburt nach Homer; drittens Drama und Roman verglichen; viertens ein Mährchen; fünftens den Eingang zum Cellini*), und ſechſtens (wie er ſchreibt, ſehr bedingungsweiſe) etwas aus dem Fauſt. Herder's homeridiſchen Aufſatz habe ich noch immer nicht, und weiß in dieſem Augenblick noch nicht, wo ich den dritten Bogen zum neunten Stück *) hernehmen werde, von dem ich ſchon die zwei erſten zum Druck abgeſchickt habe. So arm ſieht es bei uns aus! Ich habe zwar dieſer Tage etliche Aufſätze von fremden Autoren erhalten, die ich aber ſchlechterdings nicht brauchen kann. Im äußerſten Falle kann ich freilich von mir einen Aufſatz geben, welches mir aber doch jetzt eine unangenehme Diverſion machen würde, da ich im beſten poetiſchen Feuer bin. Ihre Beweiſe ſind mir ein wahrer Troſt, und ob ich gleich von dem liebevollen Begriffe, den Sie ſich von mir bilden, den Antheil abziehen muß, den Ihre Freundſchaft daran hat, ſo dienen ſie mir doch zu einer fröhlichen Ermunterung, deren ich weit öfter bedarf, als entrathen kann. Der Wunſch und die Hoffnung, es Ihnen recht zu machen, hat mich auch bei dieſen poetiſchen Arbeiten belebt und geſtärkt, und wird es auch künftig thun. Uebrigens kenn' ich nun bald meine Stärke ſowohl, als meine Schranken im poetiſchen Felde. Dieſe letztere werden mir wohl das Dramatiſche verbieten; aber auf das Epiſche werd' ich dafür deſto ernſtlicher losgehen, nicht auf die große Epopöe, verſteht ſich. — Doch darüber und über das ganze Capitel mündlich. Ich freue mich, daß nun doch eine volle Hälfte Ihrer Abweſenheit vorbei iſt.

---

*) Leben des Benvenuto Cellini, ſpäter in Goethe's Werken.

---

*) Der Horen.

Unterdeſſen werde ich in der poetiſchen Welt noch einige Wanderungen machen, und Sie führen mich dann mit freundſchaftlicher Hand in die Wirklichkeit zurück. Goethe verſichert mir, daß die Beſchwerden, die ich über das ſechſte Buch des Meiſter machte, in dem achten beantwortet und hinweggeräumt ſeien. Ich hatte ihn merken laſſen, was ich gewünſcht hätte, das vorzüglich berührt worden wäre, und was nach meiner Meinung noch mehr in dem Gegenſtand läge, als er angedeutet hätte. Bei dieſer Gelegenheit habe ich auf's Neue erfahren, daß man ihm ſehr viel Wahrheit ſagen kann.

222.

An Goethe.

Jena, den 22. Auguſt 1795.

Ich erinnere mich, wie ich einmal vor ſieben Jahren in Weimar ſaß, und mir alles Geld bis etwa auf zwei Groſchen Porto ausgegangen war, ohne daß ich wußte, woher neues zu bekommen. In dieſer Extremität denken Sie ſich meine angenehme Beſtürzung, als mir eine längſt vergeſſene Schuld der Literaturzeitung an demſelben Tage überſendet wurde. Das war in der That Gottes Finger, und das iſt auch Ihre heutige Miſſion. Ich wußte in der That nicht, was ich Cotta, der Manuſcript für das neunte Stück*) nöthig hat, heute ſenden ſollte; und Sie als ein wahrer Himmelsbote ſenden mir zwar nur etwa einen halben Bogen, aber doch genug, um mit dem Apollo**) einen ganzen auszumachen. Ich werde kaum Zeit haben, dieſes Manuſcript noch zu leſen, ob ich es gleich in orthographiſcher Hinſicht ſorgfältig durchlaufen will. Auf Ihr Mährchen freue ich mich ſehr; denn es ſcheint unter ſehr guten Auſpicien zur Welt zu kommen. Herder's Abhandlung ſoll mir auch eine recht angenehme Apparition ſein. — Ich werde Ihnen allerlei Curioſa und auch etwas den Meiſter betreffend zu erzählen haben, wenn Sie hierher kommen.

---

*) Der Horen.

**) Apollo's Geburt.

223.

An Goethe.

Jena, den 29. Auguſt 1795.

Das Mährchen *) iſt bunt und luſtig genug, und ich finde die Idee, deren Sie einmal erwähnten: „daß gegenſeitige Hülfleiſten der Kräfte und das Zurückweiſen auf einander," recht artig ausgeführt. Meiner Frau hat es viel Vergnügen gemacht, ſie findet es im Voltaireſchen Geſchmack, und ich muß ihr Recht geben. Uebrigens haben Sie durch Ihre Behandlungsweiſe ſich die Verbindlichkeit aufgelegt, daß Alles ſymboliſch ſei. Man kann ſich nicht enthalten, in Allem eine Bedeutung zu ſuchen. Die vier Könige präſentiren ſich gar prächtig, und die Schlange als Brücke iſt eine charmante Figur. Sehr charakteriſtiſch iſt die ſchöne Lilie mit ihrem Mops. Das Ganze zeigt ſich überhaupt als eine Production einer ſehr fröhlichen Stimmung. Doch hätt' ich gewünſcht, das Ende wäre nicht vom Anfang getrennt, weil doch beide Hälften einander zu ſehr bedürfen, und der Leſer nicht immer behält, was er geleſen. Liegt Ihnen alſo nichts daran, ob es ganz oder

---

*) In den Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderter. S. Goethe's Werke.

getrennt erſcheint, ſo will ich das nächſte Stück damit anfangen. Ich weiß zum Glück für das neunte Rath, und kommt dann das Mährchen im zehnten Stücke auf einmal ganz, ſo iſt es um ſo willkommner. Mit meiner Geſundheit geht es noch nicht viel beſſer. Ich fürchte, ich muß die lebhaften Bewegungen büßen, in die mein Poetiſiren mich verſetzte. Zum Philoſophiren iſt ſchon der halbe Menſch genug, und die andere Hälfte kann ausruhen; aber die Muſen ſaugen einen aus. —

224.

An Goethe.

Jena, den 31. Auguſt 1795.

Nur zwei Worte für heute, Ihnen für Ihr Andenken aus Ilmenau zu danken. Es iſt heute der Expeditionstag der Horen, wo ich immer viel zu ſchreiben habe, da ich die Packete benutze, um Briefe einzuſchließen. Zu einem kleinen „proſaiſchen" Amüſement lege ich Ihnen den Extract der Subſcriptionsliſte für die Horen bei, den mir Cotta heute geſendet hat. Meinen und Herrn v. Humboldt's Brief, den ich Ihnen nebſt den Horen-Packeten geſtern nach Weimar geſendet, haben Sie, weil es ein großes

Packet iſt, wohl nicht erhalten. Es iſt mir aber daran gelegen, auf einige Punkte daraus ſchnell Ihre Reſolution zu erfahren.

1) Schlug ich Ihnen vor, ob wir das Mährchen nicht lieber auf einmal im zehnten Stück*) geben wollten. Das Publicum iſt immer mit dem Abbrechen unzufrieden, und jetzt müſſen wir es bei guter Laune erhalten. Für das neunte Stück weiß ich Rath. Dies darf Sie alſo nicht beſtimmen, wenn Sie ſonſt nicht wünſchen, daß es getrennt erſcheint.

2) Fehlt zu dem 101. Epigramme der Pentameter:

— — Es deutet die fallende Blüthe dem Gärtner,
Daß die liebliche Frucht . . . .

Wollen Sie mir dieſe zwei Punkte mit dem Schnellſten beantworten? — Mögen Sie in dem ſtillen geſchäftigen Kreiſe, wo Sie jetzt ſind, recht zufrieden ſein, und ſich unſrer mit Liebe erinnern. Frau v. Kalb**) iſt ſeit einigen Tagen hier, und bleibt noch einige Tage.

---

*) Der Horen.

**) Ueber dieſe geiſtreiche Frau, deren Bekanntſchaft Schiller im Auguſt 1784 zu Mannheim gemacht hatte, vgl. K. Hoffmeiſter in ſeiner Schrift: Schiller's Leben, Geiſtesentwickelung und Wirken. Th. I. S. 25 u. f.

225.

An Humboldt.

Jena, den 7. September 1795.

Von meinen Gedichten hab' ich ſchon, außer dem verſchleierten Bild*) und Natur und Schule, den philoſophiſchen Egoiſten, den Weltverbeſſerer, die Antike, die Ilias, Weisheit und Klugheit, das Höchſte für das neunte Stück der Horen abgeſendet. Pegaſus**) werde ich doch noch da ſchließen, wo das Pferd mit Apoll in die Lüfte geht. In der Würde der Frauen ändere ich noch die zwei vorletzten Verſe der erſten Strophe, die theils ungeſchickt, theils für die Expoſition des Ganzen zu leer ſind***). Wie dank' ich Ihnen, daß Sie mir in Rückſicht auf die Hexameter und die Pentameter das Gewiſſen ſchärften. Ihre Bemerkungen ſind gegründet, und es iſt mir unmöglich, etwas unvollkommen zu laſſen, ſo lange ich es noch beſſer machen kann. — An Körner ſend' ich heute das Reich der Schatten†) mit den noch übrigen Gedichten. Mich amuſirt der ſonderbare Widerſpruch zwiſchen Euch vier Kunſtrichtern, Goethe, Ihnen, Körner und Herder. Jeder hat einen andern Liebling unter meinen Stücken: Goethe die Ideale, Körner Natur und Schule, Sie die Macht des Geſanges (das Reich der Schatten rechne ich hier nicht) und Herder den Tanz. Am größten aber ſcheint mir der Widerſpruch zwiſchen Körner und Ihnen, und auch am wichtigſten. Ihnen ſind die vier Strophen der Macht des Geſanges (wie auch gewiß wahr iſt) die beſten; Körner'n ſtören ſie den Genuß des letzten. Ihm gefällt der Pegaſus nur bis zum Apollo. Ihnen gefällt er von da an mehr. Körner'n mißfällt der Schluß der Ideale, der ſchlechterdings nicht anders ſein durfte, Ihnen iſt er vorzüglich lieb. Was Sie über die Ideale urtheilen, daß ihnen Stärke und Feuer fehlt, iſt ſehr wahr, aber es wundert mich, daß Sie es mir als Fehler anmerken. Die Ideale ſind ein klagendes Gedicht, wo eigentlich Gedrängtheit nicht an ihrer Stelle ſein würde. Auch kenn' ich unter Altem und Neuem aus dieſem Genre nichts, dem Sie nicht eben dieſen Vorwurf machen könnten. Die Klage iſt ihrer Natur nach wortreich, und hat immer etwas Erſchlaffendes, denn die Kraft kann ja nicht klagen. Ueberhaupt iſt dieſes Gedicht mehr ein Naturlaut (wie Herder es nennen würde) und als eine Stimme des Schmerzes, der kunſtlos und vergleichungsweiſe auch formlos iſt, zu betrachten. Es iſt zu ſubjectiv (individuell) wahr, um als eigentliche Poeſie beurtheilt werden zu können, denn das Individuum befriedigt dabei ein Bedürfniß, es erleichtert ſich von einer Laſt, anſtatt daß es in Geſängen von anderer Art, vom innern Ueberfluß getrieben, dem Schöpfungsdrange nachgiebt. Die Empfindung, aus der es entſprang, theilt es auch mit, und auf mehr macht es, ſeinem Geſchlecht nach, nicht Anſpruch. Indeſſen begreife ich wohl, daß es auf Sie dieſe Wirkung machen mußte, weil Ihre Tendenz mehr auf das Energiſche und den Gedanken, als auf das Rührende geht. Nur hätte ich geglaubt, daß, nachdem Sie dieſer Wirkung nachgedacht, Sie den Grund in der Gattung ſelbſt finden würden. — Auch Körner'n begreife ich nicht recht, daß ihm entgangen iſt, warum ich dieſes Gedicht matt ſchließe. Es iſt das treue Bild des menſchlichen Lebens. Mit dieſem Gefühl der ruhigen Einſchränkung wollte ich meinen Leſer entlaſſen. Ob ich gleich mit Ihnen einig bin, dieſem Gedicht mehr eine materielle, als formelle Kraft zuzugeſtehen, ſo iſt doch etwas darin, was es dichteriſcher macht, als alle übrigen. Vielleicht, und vermuthlich aus demſelben Grunde, woraus wir Beide erklären, daß die Frauenform der Schönheit näher kommt, als die männliche, weil, ceteris paribus, das materielle und paſſive Element der Schönheit vorzugsweiſe ihr eigen iſt, und man die Auflöſung weniger, als die anſpannende Thätigkeit dabei miſſen kann. Das Reich der Schatten ausgenommen iſt mir

---

*) Zu Sais.

**) Im Joche.

***) S. die hier genannten Gedichte in Schiller's Werken.

†) Oder das Ideal und das Leben, wie die ſpätere Ueberſchrift dieſes Gedichts in Schiller's Werken lautet.

Natur und Schule unter meinen Gedichten das liebſte. Was Sie in dieſem Gedichte noch ausgeführt gewünſcht hätten, würde es dem Philoſophen zwar befriedigender machen, aber ſeine einfache Form zerſtören, und auch den poetiſchen Zweck beeinträchtigen. Die Auflöſung ſoll durch das Herz, aber nicht durch den Verſtand verrichtet werden; die Betrachtung, daß der Menſch ſich von der Natur entfernen mußte, kann nie verhindern, daß der Verluſt jenes reinen Zuſtandes nicht ſchmerzt, und nur an dieſen hält ſich der Poet. Ich weiß nicht, ob ich mich hier deutlich genug mache, aber das fühl' ich, daß ein jedes andere Denouement durch den Verſtand den ganzen Geiſt des Gedichtes würde verändert haben. Ich bin jetzt bei meinem Aufſatz über's Naive, wo ich von dem Gegenſatz zwiſchen Einfalt der Natur und zwiſchen Cultur viel zu reden habe. Dieſer Aufſatz intereſſirt mich ſehr, und da ich mir zum Geſetz gemacht, ihn mit mehr Freiheit und Leichtigkeit zu behandeln, als meine äſthetiſchen Briefe *), ſo nehme ich Manches aus der Erfahrung mit, was ich ſonſt würde der ſtrengen Form aufgeopfert haben. Ueber alte und neue Dichter werde ich Manches bemerken. An die ſpecielle Zergliederung des Naiven komm' ich aber erſt in dem zweiten Theil des Aufſatzes. Der erſte handelt nur von dem Inter-

---

*) Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen in Schiller's Werken.

eſſe an der Natur überhaupt. Ueber Ihre Bemerkung, das Reich der Schatten betreffend, hab' ich Ihnen neulich ſchon ſchreiben wollen, aber die Almanachsſachen machten mir eine Diverſion. Das, was Sie an der Strophe vom Sittengeſetz tadeln, iſt gar nicht ohne Grund; wenigſtens vergleichungsweiſe mit den drei andern Strophen läßt dieſe den Gedanken etwas zweideutig. Anfangs hieß es:

Aber laßt die Wirklichkeit zurücke,
Reißt euch los vom Augenblicke u. ſ. w.

Aber dieſes fand ich zu proſaiſch und auch nicht anſchaulich genug. Mir deucht, daß die Freiheit der Gedanken doch weit mehr auf das Aeſthetiſche, als auf das rein Moraliſche hinweiſt. Dieſes wird durch den Begriff frei vorzugsweiſe bezeichnet. Die vier letzten Zeilen dieſer Strophe waren ſchon vorher von mir geändert worden, und dieſe Veränderung ſteht auch ſchon in dem zum Druck abgeſchickten Exemplar. Vielleicht hätten Sie weniger gegen die Strophe eingewendet, wenn Sie jene Veränderung gleich mitbekommen hätten. Sie heißt:

— — und ſie ſtürzt von ihrem Weltenthron;
Des Geſetzes ſtrenge Feſſel bindet
Nur den Sklavenſinn, den es verſchmäht.
Mit des Menſchen Widerſtand verſchwindet
Auch des Gottes Majeſtät.

Strahlenſcheibe ſtatt Strahlenkugel iſt kein Verſehen, ſondern eine Betrügerei von mir. Wenn Sie Acht geben, ſo werden Sie finden, daß in dieſer Stelle zwei ganz verſchiedene Sachen als Eine vorgeſtellt werden. Die Phaſen des Mondes, und dann ſeine nothwendige Verfinſterung auf der Mitternachtſeite, die auch beim Vollmond iſt. Hätt' ich alſo geſagt: wird die Strahlenkugel niemals voll? ſo hätte ich nicht von ſeinen Hörnern ſprechen können; ich hätte ſagen müſſen: wenn des Mondes Eine Halbkugel beleuchtet wird, muß die andere Halbkugel Nacht ſein? Aber da quälte mich der Reim zu ſehr, und ich half mir durch einen Kniff, der freilich nicht der feinſte iſt. Eignet, auf dieſe Art gebraucht, hat Leſſing's Autorität für ſich. Im Nathan ſagt er: Was iſt das für ein Gott, der einem Menſchen eignet? Warum ſtrichen Sie den Reim zwiſchen Sklave und Schlafe, Nerve und Unterwerfe an? Ich kenne in der Ausſprache keine Verſchiedenheit, und für das Auge braucht der Reim nicht zu ſein. Einen wirklich unechten Reim: Gott und Gebot haben Sie begnadigt. Dieſer iſt aber auch herausgeworfen. Umarmt den Leuen iſt abſichtlich. Man kann dem Herkules die Arbeit nicht zu hart machen. — Die Eliſionen des i in willige, acherontiſchen u. ſ. w. ſind freilich fatal, aber da ſich alle Reimer von Anbeginn derſelben bedienen, ſo erlaube ich es mir auch.

226.

An Goethe.

Jena, den 9. September 1795.

Zur Zurückkunft nach Weimar wünſchen wir Ihnen Glück. Warum kann ich dieſe kleinen Veränderungen nicht mit Ihnen theilen, die Leib und Seele ſtärken? Das Mährchen kann nun erſt im zehnten Stück der Horen erſcheinen, da ich in der Zeit, daß ich Ihre Reſolution erwartete, das nächſte Beſte aus meinen Abhandlungen zum neunten Stück habe abſenden müſſen. Auch iſt es im zehnten Stück noch nöthiger, weil ich zu dieſem ſonſt noch keine glänzenden Ausſichten habe. Wollen Sie es alsdann noch getrennt, ſo kann der Schluß im eilften Stück nachfolgen. Ich bin aber nie für das Trennen, wo dies irgend zu verhindern iſt, weil man das Publicum nicht genug dazu anhalten kann, das Ganze an einer Sache zu überſehen, und danach zu urtheilen. Wenn das ſechſte Buch des Meiſter fertig iſt, ſo denken Sie doch wohl noch auf etwas zu den Horen, was in eins der letzten Stücke kann eingerückt werden. Wir müſſen jetzt mit allen Segeln zu fahren ſuchen; denn ich weiß von mehreren Orten, auch aus Cotta's Munde, daß wir gar nicht ſicher ſind, unſere dermaligen Subſcribenten auch für's nächſte Jahr zu behalten. Für das neunte Stück habe ich noch redlich gethan, was ich konnte. Ich habe alle die größern und kleinern Gedichte von mir, welche für den Almanach nicht ſchlechterdings nöthig waren, darin eingerückt, ſo daß dieſes Stück nun ſiebzehn Artikel enthält, worüber man gewaltige Augen machen wird. Die Zeit über, daß Sie weg ſind, hab' ich zwiſchen proſaiſchen und poetiſchen Arbeiten abgewechſelt. Eine über das Naive angefangene Abhandlung ſcheint gelingen zu wollen; die Materie wenigſtens entwickelt ſich, und ich ſehe mich auf einigen ſehr glücklichen Spuren.

227.

An Goethe.

Jena, den 13. September 1795.

Nur ein kleines Lebenszeichen. Ich kann mich gar nicht daran gewöhnen, Ihnen acht Tage nichts zu ſagen und nichts von Ihnen zu hören. Sonſt iſt Alles hier bei mir im alten guten und ſchlechten Zuſtande. Aus dem Zimmer kann ich noch immer nicht, aber die Arbeiten gehen darum doch ihren Gang. Sie denk' ich mir jetzt ſehr mit Meyer's Inſtruction beſchäftigt, der wahrſcheinlich bald abreiſet. — Ich wünſchte zu wiſſen, ob es bei Vicenza iſt, wo die ſchöne

Brücke mit einem Bogen (über die Etſch, wie ich denke) geführt iſt. Schreiben Sie mir doch ein Wort darüber. Ich brauche dieſe Brücke zu einem Hexameter. Wenn Sie ſich nur entſchließen wollten, für die drei letzten Horenſtücke noch ein Almoſen von einem Dutzend Epigrammen oder ähnlichen kleinen poetiſchen Sachen beizuſteuern. Ich will auch Herder'n darum erſuchen, und ſelbſt einige Gedanken darüber zu ertappen ſuchen. Solche kleine Sachen vermehren auf eine wohlfeile Art die Zahl, erfreuen dabei jeden Leſer, und prangen auf dem Inhaltsverzeichniß der Stücke ſo gut, als die größten Sachen.

In dem neueſten Stück des Archivs der Zeit findet ſich eine Replik auf Ihren Aufſatz: Literäriſcher Sansculotiſm. Ich habe ſie aber noch nicht geleſen, nur blos die Anzeige davon in der Hamburger Zeitung. Sollten Sie das Stück in Weimar bald erhalten, ſo ſeien Sie doch ſo gütig, es mir mitzutheilen.

228.

An Schlegel.

Jena, den 11. September 1795.

Ich habe es lange anſtehen laſſen, Ihnen, mein vortrefflicher Freund, für Ihren ſchönen Beitrag zu dem Almanach Dank zu ſagen. Aber ich wollte Ihnen nicht eher ſchreiben, als bis ich über das Schickſal des Almanachs ſelbſt mehr im Reinen ſein würde, welches durch eine ſonderbare Verknüpfung von Umſtänden eine Zeitlang ganz zweifelhaft geweſen iſt. Sie haben vielleicht ſchon gehört, daß der Geſchäftsträger von Michaelis*) 1000 Rthlr. von demſelben zu Auszahlungen beſtimmt, auf der Poſt unterſchlagen, ſo wie alle Briefe an Michaelis von hier aus, und von demſelben zurückgehalten hat. Da ſich die Urſache dieſes unbegreiflichen Stillſchweigens unmöglich vermuthen ließ, ſo veranlaßte ſolches ein großes Mißtrauen gegen Michaelis, welches ſich auch mir mittheilte, und mich nöthigte, die Uebergabe des Manuſcripts an denſelben bis zu weiterer Aufklärung der Sache zu verſchieben. Dieſe iſt nun erfolgt und der Almanach, wie ich höre, ſchon unter der Preſſe.

---

*) Buchhändler in Neuſtrelitz.

Ihr Beitrag, der Ihr Gepräge ganz unverkennbar trägt, war mir ſehr willkommen, ſo wie es Alles ſein wird, was Sie mir ſenden. Erfreuen Sie mich bald mit einem neuen Beitrage zu den Horen. Es wäre mir beſonders lieb, den letzten drei Stücken ſo viel Mannigfaltigkeit als nur immer möglich zu geben. Könnten Sie nicht Muße und Bücher finden, um uns zuweilen einen kleinen Aufſatz von hiſtoriſchem Inhalt zu verſchaffen? Daran ſind wir vorzüglich arm, ſobald etwas Vorzügliches erwartet wird.

Was die Herausgabe Ihres ganzen Dante anbetrifft, ſo ſollen Sie darin durch die Geſetze unſers Journals auf keine Weiſe genirt ſein. Dieſe gelten in Ihrer ganzen Strenge nur von ſolchen Aufſätzen, die für ſich ein Ganzes ausmachen, und wo freilich ein neuer Abdruck ein Nachdruck ſein würde. Iſt aber die Schrift nur theilweiſe in den Horen eingerückt, und die größere Parthie zurückgeblieben, ſo ſind anderthalb Jahre ein hinlänglicher Zwiſchenraum.

Das ſiebente Horenſtück habe ich nach Dresden für Sie geſendet; das achte folgt hier. Im neunten, das in vierzehn Tagen erſcheint, werden Sie viel Poeſie antreffen. Der Almanach hat mich aus meinen metaphyſiſchen Diſtractionen mit neuem Vergnügen zu derſelben zurückgeführt. Erſcheinen Sie mir bald in einem ſchönen Gedicht oder in einer lieblichen Erzählung.

229.

An Goethe.

Jena, den 18. September 1795.

Nach Verlangen folgt hier das Mährchen. Wenn ich es nur in acht Tagen zurückerhalte, ſo kommt es noch recht zum Druck. Für die tröſtlichen Nachrichten, die Sie mir von den Horen geben, danke ich herzlich. Auch ich hoffe, daß uns die letzten Stücke wieder Glück bringen ſollen. Sie enthalten gerade von Demjenigen viel, was man an den vorhergehenden vermißte, nämlich Poeſie und Erzählung. Vor einigen Tagen ſchickte mir auch Engel *) wieder einen über drei gedruckte Bogen ſtarken Aufſatz, von einem für das Publicum ſehr paſſenden Inhalt, theils Dialog, theils Erzählung; kein Wunderwerk des Genies freilich, aber gerade ſo, wie unſere werthen Leſer es lieben. Daß aber auch Diejenigen etwas erhalten, welche für dergleichen Oblationen zu gut ſind, werden Sie noch ſorgen, wie ich fröhlich und feſtiglich glaube. Für das zehnte Stück wäre durch das Mährchen geſorgt. Es iſt alſo nur noch das eilfte,

---

*) Johann Jacob Engel, geboren am 11. September 1741 zu Parchim im Mecklenburgiſchen, geſtorben daſelbſt am 28. Juni 1802.

worauf es ankommt, und worin wir unſere Stärke concentriren müſſen. Beſonders iſt es auch um Mannigfaltigkeit zu thun. Wenn Sie doch auch Herder'n bewegen wollten, kleine Sachen, wie Epigramme im Geſchmack der Anthologie u. ſ. w., in die letzten Stücke zu liefern. Humboldt ſchreibt mir aus Berlin, daß man von den letztherausgegebenen Horenſtücken ſehr gut ſpreche. Wenn Sie das Archiv der Zeit und die Gentziſche Monatsſchrift früher als ich erhalten, ſo ſind Sie wohl ſo gütig, mir die prächtigen Sachen auch mitzutheilen. Ich freue mich, Sie bald hier zu ſehen.

230.

An Goethe.

Jena, den 2. October 1795.

Ich höre, daß Sie ſich ganz in Ihr Zimmer vergraben haben, um ihren Roman*) zu expediren, weil Unger**) preſſirt. Meine beſten Wünſche zu dieſem

---

*) Den Wilhelm Meiſter.

**) Buchhändler in Berlin und Verleger des Wilhelm Meiſter.

Geſchäft. Ich bin voll Erwartung, dieſen dritten Theil beiſammen zu ſehen. — Uebermorgen werden wir Sie alſo wiederſehen, worauf ich mich herzlich freue und lange gehofft habe. Sein Sie doch ſo gütig, mir das Archiv der Zeit, welches die berühmte Antwort auf Ihren Angriff enthält, ſo wie auch das Stück der neuen Monatsſchrift, worin mein Lob ſtehen ſoll, mitzubringen. Ich kann Beides hier nicht zu Geſicht bekommen. Ein Rudel Gedichte erwartet Sie hier. Ich höre mit Vergnügen, daß Sie damit umgehen, uns eine neue Acquiſition für die Horen zu verſchaffen, von der ich im Voraus eine gute Meinung habe. Das Mährchen hat uns recht unterhalten, und es gefällt gewiß allgemein. Mündlich ein Mehreres.

231.

An Humboldt.

Jena, den 5. October 1795.

Den letzten Freitag, da ich Ihnen ſchreiben wollte, kam Meyer auf ſeiner Reiſe nach Italien hier durch und brachte noch einen Tag mit uns zu, welches mich abhielt, meinen Vorſatz auszuführen. Aus dem, was er mir ſagt, erhellt, daß weder er, noch Goethe, auf einen langen oder gar bleibenden Aufenthalt in Italien denken, ſondern ſpäteſtens in zwei Jahren Alles abgethan zu haben glauben. Er ſpricht ſchon von Abgüſſen, die er von einigen Antiken machen werde, um ſolche nach Weimar für Rechnung des Herzogs zu liefern, um dort in Ruhe danach zu zeichnen. Heute ritt Goethe zu mir herüber, und iſt ſo eben wieder abgereiſt. Nächſten Donnerſtag geht er mit einem Auftrag vom Herzog nach Frankfurt, wo er einige Wochen zu bleiben gedenkt. — In der letzten Woche war er ſo beſchäftigt, daß er das Zimmer kaum verließ, weil Unger *) Manuſcript haben wollte, und er über ſeinen italieniſchen Sachen den Reſt des ſechſten Buchs von Meiſter hatte liegen laſſen. Er will mir vor oder auf der Reiſe eine kleine Schrift der Madame Staël: Von der Erfindung, überſetzen, welche wir dann mit einigen Anmerkungen in die Horen ſetzen wollen. Sonſt iſt für dieſes Jahr ſchwerlich mehr etwas von ihm zu erwarten. Ihre längere Abweſenheit beklagt er ſehr. Auch der Anatomie wegen hat er ſich auf Ihr Hierſein im Winter gefreut. Würden Sie ſich dazu entſchließen können, ihm Ihr Logis zum Abſteigequartier zu erlauben, wenn er den Winter eine Zeit lang hier zubrächte? — Für heute nur kurze Nachrichten und Anfragen, denn ich habe den bewußten Horentag, auf den ich immer meine Briefe anſtehen laſſe.

---

*) Buchhändler in Berlin.

Der Druck des Almanachs gefällt mir wohl, und ich habe an dem erſten Bogen nichts auszuſetzen, als daß noch ſo viele leere Räume geblieben ſind, wozu, nach meiner Meinung die kleinen Stücke hätten benutzt werden können, die jetzt eine neue und eigne Seite anfangen. Daß Sie die Druckfehler auf den folgenden Bogen noch bemerkt, iſt ein wahres Glück, ſo wie überhaupt Ihre jetzige Gegenwart in Berlin dem Almanach ſehr wohlthätig iſt. Wie beruhigt es mich, daß ich dieſes Geſchäft in Ihren Händen weiß! Die Nachrichten von dem Glück, das Ihre und meine Aufſätze in naturhiſtoriſchen Schriften machen, haben mich ſehr unterhalten. Zweifeln Sie ja nicht, daß Ihre Ideen über das Geſchlecht endlich noch ganz current und als wiſſenſchaftliche Münze ausgeprägt werden, ſobald Sie noch eine ausführlichere Darſtellung daran wenden. Dieſe iſt allerdings noch nöthig, und die Sache verdient ſie auch ſo ſehr. Ich warte jetzt nur auf einige öffentliche Stimmen des Beifalls über Würde der Frauen*) und auf eine ſchickliche Gelegenheit, um es öffentlich zu ſagen, wie viel in jenen Aufſätzen liegt. Goethe wird Sömmering in Frankfurt aufſuchen, und mir von der feuchten Seele ſchreiben. Was für ſeltſame Dinge doch die Sucht nach dem Neuen und Außerordentlichen ausheckt! Hier die Elegie. Ich habe ſie heute Goethe'n geleſen, auf den ſie ſehr gewirkt hat. In Anſehung der Verſification bin ich auf Ihre Warnung ſtrenger gegen mich geweſen, und ich denke nicht, daß Sie einen erheblichen Fehler dagegen finden werden. Ich bin voll Erwartung, was Sie dazu ſagen werden. Körner's Urtheil hab' ich ſchon. Es ſind unterdeſſen noch ſechs bis acht kleinere Stücke fertig geworden, die Sie, mit einigen Herderiſchen vermiſcht, aus dem zehnten Horenſtücke herausleſen werden. Dieſes Stück enthält auch wieder ſechzehn Artikel, und ich hoffe das elfte bis auf fünfundzwanzig zu ſteigern, da ich noch mehrere von Herder übrig habe, und hoffentlich ſelbſt noch zuweilen einen Einfall haben werde. Das hier folgende neunte ſoll uns ſchon ziemlichen Credit verſchaffen. Noch wollte ich, um einem langen Wunſche nachzugeben, und mich zugleich in einer neuen Gattung zu verſuchen, eine romantiſche Erzählung in Verſen machen, wozu ich auch den rohen Stoff ſchon habe. Aber ob ich gleich vorausſehe, ihn überwältigen zu können, ſo fürcht' ich doch, daß es nicht ohne großen Zeitaufwand abgehe, welches Opfer für eine bloße Grille am Ende doch vielleicht zu groß iſt. Schreiben Sie mir Ihre Gedanken darüber, lieber Freund, und bringen Sie dabei auch eine kleine Eitelkeit von mir in Rechnung. Ich habe mich nach und nach in ſo vielen Fächern und Formen verſucht, daß die Frage entſteht, ob ich den Kreis nicht vollenden ſoll. Auch iſt das Publicum, wie es ſcheint, auf dieſe Mannigfaltigkeit bei mir aufmerkſam geworden, und ſie ſcheint eine Ingredienz der Vorſtellung zu ſein, unter der ich den meiſten Leſern erſcheine. Nehmen Sie aber auf dieſe öffentliche Stimme auch nicht mehr Rückſicht, als ſie verdient, und bringen meine Eitelkeit nicht anders in Anſchlag, als inſofern ſie die Quelle von etwas Gutem werden kann. Ich möchte auf der andern Seite gern ſogleich an meine Maltheſer *) gehen, wozu recht ungeduldiges Verlangen mich treibt. Da ich Hoffnung habe, von December, incluſive bis zum April, für die Horen nicht ſo ſehr nöthig zu ſein, ſo könnte ich in dieſen vier Monaten ſehr weit kommen, wo nicht ganz und gar mit jenem Trauerſpiel fertig werden. Oder ſollte ich vielleicht überall keinen Gedanken daran haben? Zuweilen traue ich mir etwas darin zu, und beſonders dürfte dieſes Sujet noch am wenigſten mißlingen. Da es mit Chören verbunden iſt, ſo knüpfe es ſich auch ſchon eher an meine jetzige lyriſche Stimmung an. Es enthält eine einfache heroiſche Handlung, eben ſolche Charaktere, die zugleich lauter männliche ſind, und iſt dabei Darſtellung einer erhabenen Idee, wie ich ſie liebe.

---

*) S. dies Gedicht in Schiller's Werken.

---

*) S. den Plan dieſes Stücks in Schiller's Werken.

232.

An Schlegel.

Jena, den 5. October 1795.

Meinen Brief vom 14. September haben Sie, wie ich hoffe, erhalten. Ich vergaß in demſelben bei Ihnen anzufragen, ob der Roman, zu welchem die zwei im Almanach abgedruckten Gedichte gehören, nicht ein Beitrag für die Horen werden könnte? Wir könnten ihn in den Monatsſtücken des nächſten Jahrs vertheilen, und bis auf wenige Bogen, welche die Entwickelung betreffen, würde er ganz in dieſem Journal ſtehen können. Ein Jahr nach dem Abdruck des letzten Fragments aus demſelben würde er ohne Anſtand beſonders erſcheinen können. Haben Sie die Güte, mir dieſe Anfrage zu beantworten.

Ihrem verſprochenen Beitrag zu dem nächſten Stücke der Horen ſehe ich mit Verlangen entgegen. Beiliegendes neuntes Stück enthält einige Gedichte von mir, die Sie aus den übrigen wohl herausfinden werden. Sie haben in Bürger's Akademie der Redekünſte ein ſo geiſtreiches Urtheil über meine Künſtler *) gefällt, daß ich einem ſolchen Leſer und Kunſtrichter Genüge zu thun lebhaft intereſſirt

---

*) S. dies Gedicht in Schiller's Werken.

hin. Auf Apollo's Geburt iſt von Goethe überſetzt. Homer ꝛc. hat Herdern zum Verfaſſer, von dem im nächſten Stück auch eine Abhandlung über Oſſian folgt. Wie gefielen Ihnen die Goethe'ſchen Elegien im ſechſten Stück? Ich bin begierig zu erfahren, wo dieſen Winter Ihr Aufenthalt ſein wird.

Widmen Sie mir ein freundſchaftliches Andenken.

233.

An Schütz.

Jena, den 10. October 1795.

Ich ſende Ihnen hier einen Theil des letzten Horenſtücks, der von mir einen Aufſatz über die ſentimentalen Dichter enthält *). Von meiner Seite iſt dieſer Aufſatz vermuthlich der wichtigſte im ganzen Jahrgang, und der auch aus Gründen, die Sie beim Leſen bald finden werden, nicht ſtill durch das Publicum laufen wird. Die Urtheile, welche ich darin über viele unſrer vaterländiſchen Dichter fälle, ſind vielleicht nicht immer die Ihrigen. Ich habe keine Sylbe, ohne ſtarke Gründe zu haben, niedergeſchrieben,

---

*) Ueber naive und ſentimentale Dichtung.

und bin daher entſchloſſen, nicht zu ſchweigen, wenn mir widerſprochen wird. Da ich aber die Wahrheit meiner Urtheile nur auf Unkoſten der Autoren, welche ſie betreffen, erhärten kann, ſo wünſche ich nicht dazu aufgefordert zu werden. Es ſind in dieſem Aufſatz noch einige andere Materien berührt, die Sie ſelbſt einmal wünſchten, von mir in ein näheres Licht geſetzt zu ſehen, wie z. B. der Unterſchied zwiſchen Individualität und Idealität u. ſ. f. Auch über die Moral der Goethe'ſchen Elegien iſt eine Erklärung darin zu finden. Vielleicht ſagen Sie auch ein Wort über die in dieſem Stück befindlichen Gedichte, daher ich auch die Namen der Verfaſſer beigeſchrieben. Den Aufſatz von Archenholz will ich Ihnen in etlichen Tagen mit wenigen Worten angezeigt und recenſirt zuſenden.

231.

An Goethe.

Jena, den 16. October 1795.

Hätte ich vermuthen können, daß Sie ſo lange in Eiſenach bleiben würden, ſo würde ich es nicht ſo lange haben anſtehen laſſen, Ihnen zu ſchreiben. Es kommt mir oft wunderlich vor, mir Sie ſo in die Welt hineingeworfen zu denken, indem ich zwiſchen meinen papiernen Fenſterſchreiben ſitze, und auch nur Papier vor mir habe; und daß wir uns doch nahe ſein und einander verſtehen können. — Ihr Brief von Weimar hat mir große Freude gemacht. Es giebt gegen Eine Stunde des Muthes und Vertrauens immer zehn, wo ich kleinmüthig bin, und nicht weiß, was ich von mir denken ſoll. Da kommt mir eine ſolche Anſchauung meiner ſelbſt außer mir recht zum Troſte. Auch Herder hat mir über meine Gedichte kürzlich viel Erfreuendes geſchrieben. — So viel habe ich nun aus gewiſſer Erfahrung, daß nur ſtrenge Beſtimmtheit der Gedanken zu einer Leichtigkeit verhilft. Sonſt glaubte ich das Gegentheil und fürchtete Härte und Steifigkeit. Ich bin jetzt in der That froh, daß ich mir es nicht habe verdrießen laſſen, einen ſauren Weg einzuſchlagen, den ich oft für die poetiſirende Einbildungskraft verderblich hielt. Aber freilich ſpannt dieſe Thätigkeit ſehr an; denn wenn der Philoſoph ſeine Einbildungskraft und der Dichter ſeine Abſtractionskraft ruhen laſſen darf, ſo muß ich, bei dieſer Art von Production, dieſe beiden Kräfte immer in gleicher Anſpannung erhalten, und nur durch eine ewige Bewegung in mir kann ich die zwei heterogenen Elemente in einer Art von Solution erhalten. Den Staël'ſchen Bogen ſeh' ich mit vieler Erwartung entgegen. Wenn es irgend der Raum erlaubt, ſo bin ich auch dafür, ſogleich das Ganze in Ein Stück zu ſetzen. Meine Bemerkungen bringe ich alsdann in dem nächſten Stücke nach. Der Leſer hat unterdeſſen die ſeinigen darüber angeſtellt, und hört mir mit mehr Intereſſe zu. Auch würde ich ſchwerlich in der kurzen Friſt, die zu dem eilften Stücke noch übrig iſt, damit fertig werden können, wenn ich auch die Ueberſetzung auf den nächſten Montag erhalte. Herder hat für das eilfte Stück auch einen Aufſatz über die Grazien geſchickt, in welchem er dieſe mißbrauchten Geſtalten in ihre alten Rechte zu reſtituiren ſucht. —

Ich hoffe mit der Abhandlung über das Naive noch für das eilfte Stück fertig zu werden. Hier erhalten Sie einige Schnurren von mir. Die Theilung der Erde*) hätten Sie billig in Frankfurt auf der Zeile vom Fenſter aus leſen ſollen, wo eigentlich das Terrain dazu iſt. Bei dem andern Stück hab' ich mich über den Satz des Widerſpruchs luſtig gemacht; die Philoſophie erſcheint immer lächerlich, wenn ſie aus eignen Mitteln, ohne ihre Abhängigkeit von der Erfahrung zu geſtehen, das Wiſſen erweitern und der Welt Geſetze geben will. Daß Sie den Meiſter bald vornehmen wollen, iſt mir ſehr lieb. Ich werde dann nicht ſäumen, mich des Ganzen zu bemächtigen, und wenn es mir möglich iſt, ſo will ich eine neue Art von Kritik, nach einer genetiſchen Methode dabei verſuchen, wenn dieſe anders, wie ich jetzt noch nicht präcis zu ſagen weiß, etwas Mögliches iſt.

---

*) S. das Gedicht in Schiller's Werken.

235.

An Goethe.

Jena, den 17. October 1795.

Ich bin ungeduldig, wieder ein Lebenszeichen von Ihnen zu erhalten. Mir iſt, als wenn ich gar lange nichts von Ihnen erfahren hätte. — Wir leben jetzt recht in den Zeiten der Fehde. Es iſt eine wahre Ecclesia militans, die Horen mein' ich. Außer den Völkern, die Herr J. in H. commandirt, und die Herr M. in der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften hat ausrücken laſſen und außer W. ſchwerer Cavallerie, haben wir auch nächſtens vom Berliner Nicolai einen derben Angriff zu erwarten. Im zehnten Theil ſeiner Reiſen ſoll er faſt von nichts als von den Horen handeln, und über die Anwendung Kantiſcher Philoſophie herfallen, wobei er Alles unbeſehen, das Gute wie das Horrible, was dieſe Philoſophie ausgeheckt, in Einen Topf werfen ſoll. Es läßt ſich noch davon reden, ob man überall nur auf dieſe Platitüden antworten ſoll. Ich möchte noch lieber etwas ausdenken, wie man ſeine Gleichgültigkeit dagegen recht anſchaulich zu erkennen geben kann. Nicolai ſollten wir aber doch von nun an in Text und Noten, und wo Gelegenheit ſich zeigt, mit einer recht inſignen Geringſchätzung behandeln.

236.

An Sophie Mereau.

Jena, den 20. October 1795.

In Ihren Gedichten*) finde ich ſehr viel Schönes in Abſicht auf den Inhalt ſowohl, als auf den Ausdruck. Gegen die Erzählung in Proſa hab' ich erhebliche Einwendungen, und ich wollte Ihnen nicht dazu rathen, vor der Hand einen Gebrauch davon zu machen. Laſſen Sie das Manuſcript noch einige Monate liegen, es wird Ihnen fremder werden, und Sie werden ſich dann gewiß ſelber ſagen, was ich oder ein Anderer dazu ſagen würde. Die Charaktere ſind zu wenig beſtimmt, die Maximen, nach denen gehandelt wird, wollen ſich nicht ganz billigen laſſen, die Erzählung geht einen zu ſchleppenden Gang. An einzelnen Schönheiten fehlt es nicht, und kann bei einer Arbeit Ihres Geiſtes auch niemals fehlen.

---

*) Geſammelt erſchienen dieſelben zu Berlin 1800 in zwei Bändchen.

237.

An Goethe.

Jena, den 21. October 1795.

Sein Sie mir willkommen in Weimar! Ich bin recht froh, Sie wieder in der Nähe zu wiſſen. Daß Sie die letzten acht Tage nicht haben hier ſein können, thut mir ſehr leid. Ich befand mich bei dem ſchönen Wetter merklich leichter, und bin auch heute wieder ſpazieren gefahren, welches mir ganz wohl bekam. Freilich iſt auch dafür mehrere Tage nichts gearbeitet worden. — Meinen Brief, den ich Ihnen vorigen Freitag nach Eiſenach ſchrieb, haben Sie vermuthlich noch nicht erhalten, und waren abgereiſt, ehe er dort ankam. — Zu dem Roman wünſche ich alles Glück und Segen. Ich zweifle gar nicht, daß es jetzt das Vortheilhafteſte für das Ganze iſt, wenn Sie ununterbrochen darin fortleben. Dann halte ich es für keinen unbedeutenden Gewinn, wenn Sie den letzten Band einige Monate früher fertig haben, als er in Druck gegeben werden muß. Sie haben eine große Rechnung abzuſchließen. Wie leicht vergißt ſich da eine Kleinigkeit. Finden Sie unter Ihren Papieren den Brief, den ich Ihnen im vorigen Jahre nach meiner Zurückkunft von Jena zur Eröffnung einer äſthetiſchen Correſpondenz ſchrieb, ſo haben Sie die Güte, ihn mir zu ſchicken. Ich denke jetzt etwas daraus zu machen.

238.

An Sophie Mereau.

Jena, den 25. October 1795.

Die Mühe, welche Sie auf Verbeſſerung Ihrer Gedichte verwendet haben, iſt durch einen ſehr glücklichen Erfolg belohnt. Klarheit, Leichtigkeit und (was bei Producten der weiblichen Muſe ein ſeltenes Verdienſt iſt) Correctheit, zeichnen ſolche ſehr vorzüglich aus. Ihre Vorliebe für jenes beſchreibende Gedicht *) iſt ſehr gerecht, denn was in den übrigen Gedichten einzeln zerſtreut iſt, Geiſt, Empfindung, poetiſche Malerei und fließende Sprache, iſt in dieſem vereinigt. Was die Abkürzung dieſes Gedichts betrifft, ſo war meine Meinung nicht, eine Auswahl unter den einzelnen Stanzen zu treffen, ſondern aus einem Gedicht deren zwei zu machen, weil ich zwei verſchiedene Töne der Empfindung darin zu bemerken glaubte, und mir gegen die Einheit des Geiſtes gefehlt ſchien. Nach einem zweiten

---

*) Es erſchien unter dem Titel: Serafine in 6 Geſängen zu Berlin 1802.

Leſen fällt mir aber dieſer Umſtand weit weniger auf, und ſo wie es iſt, bin ich jetzt auch vollkommen damit zufrieden. — Ihre Briefe ſind recht intereſſant zu leſen und mit vielem poetiſchen Feuer geſchrieben; ſie machen mich auf das Ganze begierig, und ich zweifle gar nicht, daß Sie das Intereſſe des Publicums erregen werden. Einzelne kurze Stellen würd' ich zu mildern ſuchen.

239.

An Goethe.

Jena, den 26. October 1795.

Ich habe Ihnen vorgeſtern von der Madame Staël zu ſchreiben vergeſſen. Das Product iſt mit vielem Geiſt geſchrieben, und da es darin mehr wetterleuchtet, als ordentlich Tag iſt, ſo qualificirt es ſich gar nicht übel zum Commentiren. Eine eigentliche Harmonie hineinzubringen, möchte ſchwer ſein und auch die Mühe nicht genug lohnen. Im Einzelnen aber läßt es ſich verſuchen; auch habe ich mir ſchon etliche Materien daraus gewählt, die auch ſonſt nicht außer der Zeit ſein werden. — Sie haben einigemal den Ausdruck verführen von der Poeſie gebraucht. Ich wünſchte zu wiſſen, wie dies im Original heißt, ob es blos täuſchen überhaupt bedeutet, weil verführen auch in äſthetiſcher Bedeutung einen Nebenbegriff hat. Es freut mich, daß Sie in Ihren italieniſchen Papieren ſo viel Ausbeute finden. Ich war immer auf dieſe Papiere ſehr begierig, nach dem Wenigen zu urtheilen, was Sie davon haben laut werden laſſen. Erinnern Sie ſich bei dieſen Nachforſchungen auch der Horen, und leiten Sie einen Arm dieſes Pactolus hinein. — Ich bin begierig, was Sie zu dem Wolfiſchen Aufſatz ſagen werden, wenn Sie ihn geleſen. Herder wünſcht, daß ich blos als Redacteur etwas darüber ſagen möchte, inſofern auch die Horen mit getroffen werden ſollten, und da ich es nicht für rathſam halte, ganz zu ſchweigen, und dem Gegner gleich Anfangs das letzte Wort zu laſſen, ſo will ich es lieber thun, als daß ganz geſchwiegen wird.

240.

An Humboldt.

Jena, den 26. October 1795.

Dank Ihnen, lieber Freund, für das Intereſſe, mit dem Sie meine äſthetiſche Gewiſſensfrage beantwortet haben. In jeder Hinſicht hat Ihr letzter Brief mich intereſſirt, und wenn ich mehr Muße habe, ſo wollen wir weiter darüber ſprechen. Ueber Einiges, was mehr in's Allgemeine geht, giebt Ihnen vielleicht meine Abhandlung über das Naive denjenigen Aufſchluß, den ich ſelbſt mir über die Frage: „Inwiefern kann ich, bei dieſer Entfernung von dem Geiſte der griechiſchen Poeſie, noch Dichter ſein, und zwar beſſerer Dichter, als der Grad jener Entfernung zu erlauben ſcheint?“ zu geben geſucht habe. Ich habe in jenem Aufſatze, wie ich glaube, einige nicht unwichtige Ideen über dieſe Sache ausgekramt. Nehmen Sie z. B. den Fall an, die Natur habe mich wirklich zum Dichter beſtimmt, ſo wird Ihnen der ganz zufällige Umſtand, daß ich mich in dem entſchiedenen Alter, wo die Gemüthsform vielleicht für das ganze Leben beſtimmt wird, von vierzehn bis vier und zwanzig, ausſchließend nur aus modernen Quellen genährt, die griechiſche Literatur (ſoweit ſie über das Neue Teſtament ſich erſtreckt) völlig verabſäumt, und ſelbſt aus dem Lateiniſchen ſehr ſparſam geſchöpft habe, meine ungriechiſche Form bei einem wirklichen unverkennbaren Dichtergeiſte erklären. Der Einfluß philoſophiſcher Studien auf meine Gedankenökonomie erklärt dann das Uebrige. Ein ſtarker Beweis für dieſe Behauptung iſt der, daß ich gerade jetzt, wo ich durch Krankheit, Lebensweiſe, ſelbſt durch das Alter, durch jahrelange getriebene Speculation von der dichteriſchen Vorſtellungsweiſe um ſo viel mehr hätte abkommen ſollen, nichts deſto weniger ihr eher näher gekommen bin (wofür ich meine Elegie*) allein zum Beweis anführen will) und warum konnte dies geſchehen? Weil ich zugleich in dieſer Zeit, obgleich nur ſehr mittelbar, aus griechiſchen Quellen ſchöpfte. Dieſe ſchnelle Aneignung dieſer fremden Natur unter ſo ungünſtigen Umſtänden, beweiſt, wie mich deucht, daß nicht eine urſprüngliche Differenz, ſondern blos der Zufall zwiſchen mich und die Griechen getreten ſein konnte. Ja, ich bilde mir in gewiſſen Augenblicken ein, daß ich eine größere Affinität zu den Griechen haben muß, als viele Andere, weil ich ſie, ohne einen unmittelbaren Zugang zu ihnen, doch noch immer in meinen Kreis ziehen, und mit meinen Fühlhörnern erfaſſen kann. Geben Sie mir nichts als Muße, und ſoviel Geſundheit, als ich bisher nur gehabt, ſo ſollen Sie ſicherlich Producte von mir ſehen, die nicht ungriechiſcher ſein ſollen, als die Producte Derer, welche den Homer an der Quelle ſtudirten. Das mag ſein, daß meine Sprache immer künſtlicher organiſirt ſein wird, als ſich mit einer homeriſchen Dichtung verträgt; aber den Antheil der Sprache an den Gedanken unterſcheidet ein kritiſches Auge leicht, und es wäre der Mühe und Aufopferung nicht werth, eine ſo mühſam gebildete Organiſation, die auch nicht an Tugenden leer iſt, auf gut Glück wieder zu zerſtören. Laſſen Sie mich noch eine Bemerkung machen. Es iſt etwas in allen modernen Dichtern (die Römer mit eingeſchloſſen), was ſie, als moderne, mit einander gemein haben, was ganz und gar nicht griechiſcher Art iſt, und wodurch ſie große Dinge ausrichten. (In meiner Abhandlung habe ich mich darüber weitläufig erklärt.) Es iſt eine Realität und keine *Schranke*, und die Neuern haben ſie vor den Griechen *voraus*. Mit dieſer modernen Realität verbinden Einige, wie z. B. *Goethe*, eine größere oder kleinere Portion griechiſchen Geiſtes, die aber (wo ſie nicht ganz und gar, wie in *Voß*, auf Homeriſchen Stamm gepfropft iſt) dem Griechiſchen immer nicht beikommt. Ich habe zugleich bemerkt, daß dieſe Annäherung an den griechiſchen Geiſt, die doch nie *Erreichung* wird, immer etwas von jener modernen Realität annimmt, gerade herausgeſagt, daß ein Product immer ärmer an *Geiſt* iſt, jemehr es *Natur* iſt. Und nun fragt ſich, ſollte der moderne Dichter nicht Recht haben, lieber auf ſeinem ihm ausſchließend eignen Gebiet ſich einheimiſch und vollkommen zu machen, als in einem fremden, wo ihm die Welt, ſeine Sprache und ſeine Cultur ſelbſt ewig widerſteht, ſich von den Griechen übertreffen zu laſſen? Sollten mit einem Wort neuere Dichter nicht beſſer thun, das *Ideal* als die *Wirklichkeit* zu bearbeiten? — Denken Sie vorläufig dieſem Gedanken nach, Sie werden alsdann meinen Aufſatz mit mehr Neugier durchlaufen. — Sie werden im Intelligenzblatte der Literaturzeitung (vom 24. October) einen Ausfall finden, den Wolf auf Herder gemacht hat, ſeines Aufſatzes über Homer wegen. Wenn Sie auch glauben ſollten, daß Herder jene harten Sachen verdient hätte, wie doch gewiß nicht der Fall iſt, ſo werden Sie doch die Art, mit der ſie ausgeſprochen ſind, mißbilligen. Herder'n war es gar nicht eingefallen, Wolf'en in's Gehege zu kommen, und ſeine Ausführung hat einen, von jenen Prolegomenen völlig unabhängigen Beſtand. Da ſich Herder in keinen Streit einlaſſen will, und ich ſelbſt es nicht wünſche, ſo werde ich, blos das Aeußere dieſes Angriffs und ſeine Beziehung auf die Horen betreffend, als Redacteur der Horen einige Worte darauf repliciren. — Haben Sie die zwei Muſenalmanache geſehen? Sie ſind ſchlechter, als man ſich eine Vorſtellung davon machen kann. Der Voßiſche iſt faſt der ſchlechtere. Neun und zwanzig Stücke ſind von ihm ſelbſt darin, worunter kein einziges gut und etliche abominabel ſind.

---

*) Der Spaziergang iſt das erwähnte Gedicht in Schiller's Werken überſchrieben.

241.

An Schlegel.

Jena, den 29. October 1795

Ihre Briefe über Poeſie haben mir, mein vortrefflicher Freund, ſehr viel Vergnügen gemacht, und ich bin ungeduldig, die Fortſetzung zu leſen. Sie ſcheinen mir auf einem ſehr glücklichen Wege zu ſein, und ſchon die ſorgfältige Verbindung des ſubjectiven und objectiven Theils der Sprache wird, ſo wie Sie ſie anſtellen, zu ſehr fruchtbaren Reſultaten in dieſer Materie führen. Man könnte allenfalls wünſchen, daß Sie etwas ſchneller zum Ziel gegangen wären. Aber ich zweifle nicht, daß Sie den kleinen Aufenthalt bei dem Allgemeinen über die Sprache und ihren Urſprung in der Folge rechtfertigen werden. Ueber das Ganze will ich erſt urtheilen, wenn ich mehr von Ihren Gedanken überſehe. Die Abhandlung iſt ſehr graciös und lebhaft geſchrieben, und muß Jedem, dem die mühſeligen Zugänge zu dieſer Materie ſonſt abgeſchreckt haben, willkommen ſein.

Ihren Auftrag an Hofrath Schütz habe ich beſorgt, und Sie können vorausſetzen, daß er mit Vergnügen angenommen worden iſt. Sollten Ihnen aber die Arbeiten für die Literaturzeitung etwas von beſſern Stunden rauben, ſo ſollte es mir ordentlich leid thun, daß dieſe Zeitung eine Acquiſition an Ihnen gemacht hat; denn je mehr Zeit Sie uns widmen wollen, deſto lieber wird es mir ſein. Auch Recenſionen, ſobald ſie nur ein für ſich beſtehendes Intereſſe haben, vertragen ſich mit unſerm Zweck. Hätten Sie vielleicht Luſt, den poetiſchen Theil der Horen in der Literaturzeitung zu recenſiren? Es war vor Kurzem davon die Rede, und es wird keinen Anſtand haben, wenn Sie es wünſchen. In dieſem Falle bedarf es nur einiger Worte an mich; oder noch beſſer an Hofrath Schütz. Schon die Goetheſchen Elegien wären dieſes Geſchäfts werth. Ihre Ueberſetzung des Dante müßte dann einem Andern zur Beurtheilung übergeben werden.

Ihre Zufriedenheit mit den Schatten*) und mit Natur und Schule iſt mir ſehr erfreulich. Dieſe Gedichte zeichnen, nebſt noch einigen andern, meinen Uebergang von der Speculation zur Poeſie. Ich hoffe aber, wenn ich nun Zeit und Stimmung finde, nicht immer ſo ängſtlich mehr am Ufer der Philoſophie hinſteuern zu müſſen, ſondern etwas weiter in's freie Meer der Erfindung zu ſegeln.

Der Muſenalmanach iſt im Druck ſchon ziemlich vergerückt, und wird gegen Ende Novembers ſicherlich erſcheinen. Das Stück der Berliner Monatsſchrift, welches den Aufſatz Ihres Herrn Bruders enthält, erwarte ich jeden Tag. Ich habe ihm ſchon längſt eine Kriſe in der Schreibart Schuld gegeben, und ich hoffe, die Zeichen derſelben in dieſem Aufſatz zu finden. Der Gehalt kämpfte noch in ſeinen Arbeiten zu ſehr mit der Form, und es fehlte an Leichtigkeit und Licht. Aber es iſt ſehr viel Realität in ihm, und ſiegt er in dieſem Kampfe, ſo iſt in ihm ein vortrefflicher Schriftſteller zu erwarten.

---

*) Das Reich der Schatten. Unter dieſer Ueberſchrift ſteht das ſpäterhin von Schiller: das Ideal und das Leben, genannte Gedicht in ſeinem Muſenalmanach.

Sie urtheilen von dem Voſſiſchen Almanach günſtiger, als ich bis jetzt vermag. Ich weiß ſchlechterdings nicht, wie ich die Härte und Undeutſchheit ſeiner Sprache (ich begebe ſelbſt eine, indem ich davon ſpreche) bei ſo vieler Trivialität, oft Platitüde des Gedankens entſchuldigen ſoll. Wenn es ja ſo ſchwer iſt, ein edles Gefühl, einen gehaltreichen Gedanken leicht und ſchön auszudrücken, ſo ſollte wenigſtens das Gemeine angenehm klingen, und das Rauhklingende den Geiſt durch Gehalt entſchädigen. Doch das ſei unter uns geſagt. — Hier das neue Stück der Horen. Das eilfte oder zwölfte wird Ihre Briefe über Poeſie enthalten.

212.

An Goethe.

Jena, den 4. November 1795.

Ihre Elegien haben, wie Ihnen der eingeſchloſſene Brief des D. Gros, an Herrn v. Humboldt zeigen wird, auch in der lateiniſchen Welt einen großen und gar keinen unwichtigen Bewunderer gefunden. Ich lege den Brief in natura bei. Vielleicht gefällt es Ihnen, zu Realiſirung des Wunſches, den der Verfaſſer deſſelben äußert, etwas beizutragen. Mir deucht, daß ich Ihnen ſchon von demſelben etwas erzählt habe. Soviel kann ich mit Gewißheit verſichern, daß unſere Akademie an dieſem Manne keine unwichtige Acquiſition machen würde. Ich kenne wenige aus der neuen Generation, die einen ſo geſunden Kopf, ſo viel gründlichen Verſtand und eine ſo ſolide Beurtheilungskraft haben. Im juriſtiſchen Fach hat man ihn in Göttingen ſehr geachtet.

243.

An Humboldt.

Jena, den 9. November 1795.

Goethe iſt ſeit dem 5. hier, und bleibt dieſe Tage noch hier, um meinen Geburtstag mit zu begehen. Wir ſitzen von Abend 5 Uhr bis Nachts 12 auch 1 Uhr zuſammen und ſchwatzen. Ueber Baukunſt, die er jetzt als Vorbereitung auf ſeine italieniſche Reiſe treibt, hat er manches Intereſſante geſagt, was ich mir habe zueignen können. Sie kennen ſeine ſolide Manier, immer von dem Object das Geſetz zu empfangen, und aus der Natur der Sache heraus ihre Regel abzuleiten. So verſuchte er es auch hier, und aus den drei urſprünglichen Begriffen: der Baſe, der Säule (Wand, Mauer und dergleichen) und dem Dach, nimmt er alle Beſtimmungen her, die hier vorkommen. Die Abſurditäten in der Baukunſt ſind ihm nichts als Widerſprüche mit dieſen urſprünglichen Beſtimmungen der Theile. Von der ſchönen Architektur nimmt er an, daß ſie nur Idee ſei, mit der jedes einzelne Architekturwerk mehr oder weniger ſtreite. Der ſchöne Architekt arbeitet wie der Dichter, für den Ideal-Menſchen, der in keinem beſtimmten, folglich auch keinem bedürftigen Zuſtande ſich befindet; alſo ſind alle architektoniſchen Werke nur Annäherung zu dieſem Zweck, und in der Wirklichkeit läßt ſich höchſtens nur bei öffentlichen Gebäuden etwas Aehnliches erreichen, weil hier auch jede einſchränkende Determination wegfällt, und von den beſondern Bedürfniſſen der Einzelnen abſtrahirt wird. Sie können wohl denken, daß ich ihn bei dieſer Idee, die ſo ſehr mit unſern äſthetiſchen Begriffen zuſammenſtimmt, feſtzuhalten und weiter damit zu kommen geſucht habe. Ich glaube, man kann den Zweck der Baukunſt, als ſchöner Kunſt, ganz als füglich ſo angeben, daß ſie in jedem beſondern Gebäude den Gattungsbegriff überhaupt gegen den Ortbegriff zu behaupten ſucht, wodurch ſie dann ſubjectiv den Menſchen aus einem beſchränkten Zuſtand zu einem unbeſchränkten (der doch wieder durchaus auf Geſeze gegründet iſt) führt, und ihn folglich äſthetiſch rührt. Goethe verlangt von einem ſchönen Gebäude, daß es nicht blos auf das Auge berechnet ſei, ſondern auch einem Menſchen, der mit verbundenen Augen hindurchgeführt würde, noch empfindbar ſein und ihm gefallen müſſe. Daß von ſeiner Optik und ſeinen naturhiſtoriſchen Sachen auch viel die Rede war, können Sie leicht denken. Da er die lezten gern vor ſeiner italieniſchen Reiſe (die er im Auguſt 1796 anzutreten wünſcht) von der Hand ſchlagen möchte, ſo hab' ich ihm gerathen, ſie in einzelnen Aufſätzen in ſeiner darſtellenden Manier zu den Horen zu geben. Ohnehin iſt ſonſt nicht viel von ihm für das folgende Jahr zu hoffen. Wir haben dieſer Tage auch viel über griechiſche Literatur und Kunſt geſprochen, und ich mich bei dieſer Gelegenheit ernſtlich zu etwas entſchloſſen, was mir längſt ſchon im Sinne lag, nämlich das Griechiſche zu treiben. Da Sie ſelbſt ſo ſehr damit vertraut ſind, und auch mein Individuum kennen, ſo kann mir Niemand ſo gut rathen, als Sie. Auf das, was ich allenfalls noch von dieſer Sprache weiß, dürfen Sie wenig Rückſicht nehmen; dies beſteht mehr in Kenntniß von Wörtern, als von Regeln, die ich ziemlich alle vergeſſen habe. Ich wünſchte vorzüglich, außer einer guten Grammatik und einem ſolchen Wörterbuch, eine Schrift an der Hand zu haben, worin auf die Methode bei dieſem Studium und auf das Eigenthümliche bei dieſer Sprache hingewieſen wird. In Abſicht auf die zu leſenden Autoren, würde ich den Homer gleich vornehmen, und damit etwa den Xenophon verbinden. Langſam freilich wird dieſe Arbeit gehen, da ich nur wenig Zeit darauf verwenden kann; aber ich will ſie ſo wenig als möglich unterbrechen und dabei ausharren. Neben meinem Schauſpiele *) iſt ſie mir leichter möglich; und ſie hilft mir zugleich das Moderne vergeſſen.

An dieſes Schauſpiel habe ich freilich noch nicht kommen können, da mich der Aufſatz über das Naive und nun der Pendant zu demſelben über die ſentimentaliſchen

---

*) Den Maltheſern

Dichter ſeitdem beſchäftigt*). Auch gehe ich nicht eher daran, bis erſtlich noch einige kleine Aufſätze von mir wenigſtens ſkizzirt ſind, um nöthigenfalls etwas für die Horen vorräthig zu haben, und bis ich zweitens auf Succurs für ſechs Monate wahrſcheinlich Hoffnung habe. Zweiundvierzig Bogen zu füllen, iſt keine Kleinigkeit, und unter allen Mitarbeitern iſt jetzt faſt der einzige Schlegel, von dem in Rückſicht auf Gehalt und Maſſe etwas Beträchtliches zu erwarten iſt. Neben ihm ſind Knebel's Properziſche Elegien und Herder's etwanige Beiträge Reſourcen für mich; aber dieſe drei, wenn ſie auch alle einſchlagen, fourniren doch nur etwa die Hälfte deſſen, was erfordert wird. Goethe, Körner, Sie, ich ſelbſt, Engel u. ſ. w. ſind theils problematiſch, theils, wenn ſie auch etwas liefern, noch lange nicht zureichend. Zuwachs an philoſophiſchen und (theoretiſch) äſthetiſchen Aufſätzen hilft mir nichts, da dieſes Fach ſchon mehr, als billig, beſetzt iſt. Ueber den Eindruck des zehnten Stücks**) habe ich der Zeit noch nichts Erbauliches gehört. Schütz, dem ich vorgeſtern widerſprach, erwähnt des Engel'ſchen Aufſatzes mit Lob, aber des Uebrigen wurde auch gar nicht gedacht. Es ſcheint, auch die Elegie***) iſt dieſen Herren zu hoch, da ſie doch auch nicht zu platt für ſie ſein kann.

---

*) Siehe dieſe Abhandlungen in Schiller's Werken.

**) Die Horen.

***) Der Spaziergang in Schiller's Werken.

211.

An Goethe.

Jena, den 29. November 1795.

Seit etwa ſechs Tagen hab' ich mich ganz leidlich befunden, und die gute Zeit auch brav benutzt, um in meiner Abhandlung*) vorzurücken. Schlegel ſchrieb mir kürzlich, und ſchickt etwas für die Horen. Er iſt ſehr entzückt über das Mährchen; auch Humboldt's haben große Freude daran. Werden Sie vielleicht Muße finden, das neue noch für den Januar fertig zu bringen? Wenn ich es in den erſten Tagen des Januars ſpäteſtens hätte, ſo könnte es noch in das erſte Stück kommen. Mir wäre dies ungemein lieb, da wir doch gut anfangen müſſen, und ich noch nichts im Fach der Darſtellung habe. Ueber den neuen Theil des Meiſter hab' ich ſchon allerlei Urtheil eingezogen. Jedermann findet das ſechſte Buch an ſich ſelbſt ſehr intereſſant, wahr und ſchön, aber man fühlt ſich dadurch im Fortſchritt aufgehalten. Freilich iſt dieſes Urtheil kein äſthetiſches, denn beim erſten Leſen, beſonders einer Erzählung, bringt mehr die Neugierde auf den Erfolg und das Ende, als der Geſchmack auf das Ganze. — P. ſchickt mir heute eine ſchreckliche Production: *Aurora oder das Kind der Hölle*, die eine elende Nachahmung der Biondetta iſt. Prächtig iſt der Gedanke, daß er die ganze Zauberei als eine bloße Maſchinerie einer Liebhaberin des Helden entwickelt, die ihn dadurch erobern will. So verpufft endlich das ganze Pathos. Auch das Uebrige iſt dieſes weiſen Einfalls würdig.

---

*) Ueber naive und ſentimentale Dichtung.

245.

An Goethe.

Jena, den 23. November 1795.

Auf die *Schmidtſche* Arbeit bin ich ſehr neugierig, und zweifle nicht, daß die beſſere Gattung unſerer Leſer uns dafür danken wird. — Dem größern Theil freilich werden wir nicht damit gefallen, das weiß ich vorher; den kann man nur durch Aufſätze von dem Schlage, wie *Lorenz Stark* iſt*), gewinnen. Sie glauben nicht, wie allgemein man ſich an dieſem Aufſatz erluſtigt. Noch von keinem iſt ſo viel Redens geweſen. Ihr Unwille über die St. L. und Conſorten hat ſich auch mir mitgetheilt, und ich bin's herzlich zufrieden, wenn Sie ihnen eins anhängen wollen. Indeß das iſt die Histoire du jour. Es war nie anders und wird nie anders werden. Seien Sie verſichert, wenn Sie einen Roman, eine Komödie geſchrieben haben, ſo müſſen Sie ewig einen Roman, eine Komödie ſchreiben. Weiter wird von Ihnen nichts erwartet, nichts anerkannt, und hätte der berühmte Herr Newton mit einer Komödie debütirt, ſo würde man ihm nicht nur ſeine Optik, ſondern ſeine Aſtronomie ſelbſt lange verkümmert haben. Hätten Sie den Spaß ſich gemacht, Ihre optiſchen Entdeckungen unter dem Namen *** oder eines ähnlichen Kathederhelden in die Welt zu bringen, Sie würden Wunder daran erlebt haben. Es liegt gewiß weniger an der Neuerung ſelbſt, als an der Perſon, von der ſie herrührt, daß dieſe Philiſter ſich ſo dagegen verhärten. — Der närriſche Menſch, der Jeniſch *) in Berlin, der ſich in Alles miſchen muß, hat auch die Recenſionen der Horen geleſen, und in dem erſten Feuer einen Aufſatz über mich und meinen ſchriftſtelleriſchen Charakter geſchrieben, der eine Apologie gegen jene Klage vorſtellen ſoll. Ein Freund hat ihn zum Glück von Genz, in deſſen Monatsſchrift derſelbe beſtimmt war, im Manuſcript erhalten, und den Abdruck noch hintertrieben. Doch bin ich nicht davor ſicher, daß er ihn nicht anderswo drucken läßt. Es iſt ein ganz eignes Unglück, daß ich bei ſo heftigen und zahlreichen Feinden, doch noch am meiſten von dem Unverſtand eines Freundes zu fürchten habe, und die wenigen Stimmen, die für mich ſprechen wollen, über Hals und Kopf zum Schweigen bringen muß. Eine Beurtheilung Ihres Meiſters werd' ich im Auguſt oder September künftigen Jahres ſehr ausführlich liefern können, und dann ſoll es, denk' ich, recht à propos ſein, der letzte Theil mag nun auf Michael 1796 oder Oſtern 1797 herauskommen. Vielleicht findet ſich ein Morceau im vierten Theil, daß Sie auf Oſtern 1796, wo das Publicum das Ganze erwartet, ihm zur einſtweiligen Befriedigung hingeben können. — Von Archenholz hab' ich endlich geſtern einen braven hiſtoriſchen Aufſatz, betitelt: Sabinsky, erhalten, der auch im letzten Stück der Horen erſcheinen muß. Freilich hätt' ich viel darum gegeben, wenn Sie für das erſte Stück im zweiten Jahrgang etwas hätten thun können. Vielleicht haben Sie auch Luſt, in dieſem Stücke den Krieg zu eröffnen. Sie werden von Herder'n meine Abhandlung über die ſentimentaliſchen Dichter erhalten, davon Sie bis jetzt noch den wenigſten Theil gehört, und die ich noch einmal ganz durchzuleſen bitte. Ich hoffe, Sie ſollen damit zufrieden ſein; es iſt mir in dieſer Art nicht leicht etwas beſſer gelungen. Ich glaube, dieſes jüngſte Gericht über den größten Theil der deutſchen Dichter wird am Schluß des Jahrgangs eine gute Wirkung thun, und unſern Herren Kritikern beſonders viel zu denken geben. Mein Ton iſt freimüthig und feſt, obgleich, wie ich hoffe, überall mit der gehörigen Schonung. Unterwegs habe ich freilich ſo viel als möglich affleurirt, und es ſind wenige, die unverwundet aus dem Treffen kommen.

---

*) Roman von J. J. *Engel*.

---

*) Daniel Jeniſch, geboren am 2. April 1762 zu Heiligenbeil in Oſtpreußen, war Dr. der Philoſophie und Prediger an der Nicolaikirche zu Berlin, und ertränkte ſich am 9. Febr. 1804.

Auch über die Naturalität und ihre Rechte (in Rückſicht auf die Elegien) hab' ich mich weitläufig herausgelaſſen, bei welcher Gelegenheit Wieland einen kleinen Streifſchuß bekommt. Aber ich kann nicht dafür, und da man ſich nie bedacht hat (auch Wieland nicht) die Meinung über meine Fehler zu unterdrücken, im Gegentheil ſie mich öfters derb genug hören ließ, ſo habe ich jetzt, da ich zufälligerweiſe das gute Spiel in die Hände bekam, auch meine Meinung nicht verſchwiegen.

246.

An Goethe.

Jena, den 29. November 1795.

Der Brief des Prinzen Auguſt *) hat mich unterhalten. Er hat, für einen Prinzen, beſonders viel Humor. Könnten wir nicht durch dieſen Prinzen Vergünſtigung erhalten, die Diderot'ſche Erzählung: La Religieuse **), die ſich in dem geſchriebenen Journal befindet, und, ſo viel ich weiß, noch nicht überſetzt iſt, für die Horen zu überſetzen? Aus demſelben Journal iſt auch Jacques le Fataliste gezogen, und in Berlin bei Unger überſetzt herausgekommen ***). Hier das verlangte ſiebente Stück der Horen. Ich erwarte in dieſer Woche Exemplare von dem Muſenalmanach. Wenn es angeht, ſo will auch ich zu der Weimariſchen Journal-Geſellſchaft förmlich treten, und kann drei Journale dazu ſtiften, Clio oder Poſſelt's europäiſche Annalen oder Flora. Hätte man dieſe Journale ſchon, und wollte ſie nicht abbeſtellen, ſo will ich den gewöhnlichen Antheil an Gelde bezahlen. Bei dieſer Gelegenheit fällt mir ein, daß ich an Herrn —us (ich weiß die Anfangsſylben nicht) der mir das Siegel zu den Horen geſtochen, noch einen halben Carolin zu bezahlen habe. Mögen Sie wohl ſo gütig ſein und dieſe Zahlung einſtweilen an ihn leiſten? Die Stolbergiſche Vorrede*) iſt wieder etwas Horribles. So eine vornehme Seichtigkeit, eine anmaßungsvolle Impotenz, und die geſuchte, offenbar nur geſuchte Frömmelei, auch in einer Vorrede zum Plato Chriſtum zu loben! Von Jacobi habe ich eine Ewigkeit lang nichts gehört, da er mir doch, Höflichkeits halber, über einige Gedichte, die ich ihm geſchickt, und auf Verlangen geſchickt, etwas hätte ſagen ſollen. Wenn Sie meinen Aufſatz**) etwa mit der heutigen Poſt nicht hätten abgeben laſſen, ſo ſind Sie wohl ſo gütig, ihn Dienſtags auf die Poſt zu geben, es ſei denn, daß Sie ihn länger brauchen könnten. Ich wollte ihn Humboldten ſenden. Sehr erwartend bin ich auf Ihre Meinung darüber. Wenn ich jetzt zurückſehe, wie weit ich mich hier, ohne Führer, allein mit Hülfe der Principien, die aus dem Ganzen meines Syſtems fließen, gewagt, ſo freut mich die Fruchtbarkeit dieſer Principien gar ſehr, und ich verſpreche mir noch mehr davon für die Zukunft. Der Reſt des Aufſatzes, der jetzt erſt fertig geworden, und die Idylle abhandelt, iſt noch nicht copirt. Sie erhalten ihn morgen oder übermorgen. Ein Nachtrag zu dem Aufſatz kommt unter der Aufſchrift: über Platitüde und Ueberſpannung (die zwei Klippen des Naiven und Sentimentalen) im Januar. Hier habe ich Luſt, eine kleine Haſenjagd in unſerer Literatur anzuſtellen, und beſonders etliche gute Freunde, wie Nicolai und Conſorten zu regaliren.

---

*) Von Goethe.

**) Eine Ueberſetzung, unter dem Titel: Die Nonne, lieferte K. F. Cramer im zweiten Theil von Diderot's ſämmtlichen Werken. Riga 1797. Eine neuere Ueberſetzung erſchien zu Zürich 1811.

***) Unter dem Titel: Jacob und ſein Herr. Berlin 1792. 2 Bde.

---

*) In den Auserleſenen Geſprächen des Platon. Königsberg 1793. 3 Theile.

**) Ueber naive und ſentimentale Dichtung.

247.

An Humboldt.

Jena, den 29. November 1795.

Heute Einiges, Ihre Anmerkung über die Elegie*) betreffend. — Ich will Ihnen nicht läugnen, daß ich mir auf dieſes Stück am meiſten zu Gute thue. — Mir deucht, das ſicherſte empiriſche Kriterium von der wahren poetiſchen Güte eines Products dieſes zu ſein, daß es die Stimmung, worin es gefällt, nicht erſt abwartet, ſondern hervorbringt, alſo in jeder Gemüthslage gefällt. Und das iſt mir noch mit keinem meiner Stücke begegnet, außer mit dieſem. Ich muß oft den Gedanken an das Reich der Schatten, die Götter Griechenlands, die Würde der Frauen u. ſ. w. fliehen; auf die Elegie beſinn' ich mich immer mit Vergnügen, und mit keinem müßigen, ſondern wirklich ſchöpferiſchen, denn ſie bewegt meine Seele zum Hervorbringen und Bilden. Der gleichförmige und ziemlich allgemein gute Eindruck dieſes Gedichts auf die ungleichſten Gemüther iſt ein zweiter Beweis. Perſonen ſogar, deren Phantaſie in den Bildern, die darin vorzüglich herrſchen, keine Uebung hat, ſind auf eine ganz überraſchende Weiſe davon bewegt werden. — Ich glaube deßwegen, daß, wenn es in dieſem Stücke an einem allgemeinen Beifall fehlt, blos zufällige, ſelbſt in den Perſonen, die es ungerührt läßt, zufällige Sachen daran ſchuld ſind. — Mein eignes Dichtertalent hat ſich, wie Sie gewiß gefunden haben werden, in dieſem Gedicht erweitert; noch in keinem iſt der Gedanke ſelbſt ſo poetiſch geweſen und geblieben, in keinem hat das Gemüth ſo ſehr als eine Kraft gewirkt. Ich werde deßwegen noch alle mir mögliche Sorgfalt an die Vollendung deſſelben wenden. — An dem Ganzen iſt nicht mehr zu ändern, es ſei denn, daß einige Theile faßlicher verbunden, Einiges beſſer unterſchieden würde. Ihr Einwurf gegen die zu frühe Einführung der Landſtraße in dem Gemälde iſt nicht ungegründet; hier hat die Wirklichkeit der Idee vorgegriffen, die Landſtraße war einmal in der Scene, die meiner Phantaſie ſich empiriſch eingedrückt hatte. Es wird mir Mühe koſten, die Landſtraße nachher einzuführen, und doch muß ich die ſinnlichen Gegenſtände, an denen der Gedanke fortläuft, ſo ſehr als möglich zu Rathe zu halten ſuchen. Sie werden bemerkt haben, daß ich bis da, wo die Betrachtungen über die Corruption angehen, beinahe immer von einem äußern Object ausgehe. Bei der Corruption war es in der Natur der Sache, daß das Gemüth in ſich ſelbſt verſinkt, und die Einbildungskraft die ganzen Koſten des Gemäldes trägt. Ich gewann dadurch den großen Vortheil, daß nach einer ſo langen Zerſtreuung, während der doch die Reiſe immer fortgeht, die Natur auf einmal als Wildniß daſtehen kann. Vielleicht aber kann ich noch mehr, als ich gethan, aus der ſinnlichen Anſchauung nehmen, ſo daß alle Spur eines Planes verſchwindet, indem die Wirkungen deſſelben noch fühlbar werden. — Für den Versbau will ich noch ſo viel als möglich zu thun ſuchen. Ich bin hierin der roheſte Empiriker, denn außer Moritz kleiner Schrift über Proſodie, erinnere ich mich auch gar nichts, ſelbſt nicht auf Schulen, darüber geleſen zu haben. Beſonders ſind mir die Hexameter und Pentameter, die mich nie genug intereſſirt hatten, ganz fremd in Rückſicht auf Theorie und Kritik. Wenn wir wieder beiſammen ſind, werden Sie mich in dieſer Sache ſchon zurecht weiſen. Indeſſen glaube ich doch, daß die Empirie zuweilen gegen die Regel recht hat, und daß dieſes auch in dieſem Gedicht manchmal der Fall war. So ſoll der Abſchnitt, den Sie als ungewöhnlich tadeln, in mehrern der angeführten Verſe eigentlich gar nicht gehört werden, weil dieſes das Bild unterſtützen hilft. In dem Vers z. B.

---

*) Der Spaziergang. S. Schiller's Werke.

Frei, mit weithin verbreitetem Teppich empfängt mich die Wieſe;

drückt das Sylbenmaß ſelbſt die Weite aus, auf der das Auge dahin gleitet, und ſich verliert. Den Hexameter:

Siehe, da wimmeln von fröhlichem Leben u. ſ. w.

ſoll man ohne Abſchnitt leſen. Die wimmelnde Bewegung verſtattet keinen Stillſtand. Den Vers:

Theilſt du mit | deiner | Flur

leſen Sie anders als ich. Sie leſen: mīt dĕinĕr, welches allerdings hart klingt; freilich iſt meine Scanſionsart auf der andern Seite wieder ſchleppend. Herzlich gern hätt' ich gerade herausgeſagt:

Theilſt du mit deinem Geſpann,

wenn es nicht lächerlich geweſen wäre. — Der Semi-Hexameter:

— — — — Doch nur der Rūhm kăm zŭrücke,

klingt mir darum nicht hart, weil der ſtarke Accent auf Ruhm das kam gar nicht aufkommen läßt. Mir kommt vor, als könnte man es nicht nur entſchuldigen, ſondern ſogar gut heißen, daß um gewiſſen Sylben, auf denen ein Verſtandes-Accent liegt, eine größere proſodiſche Länge zu verſchaffen, eine an ſich nicht kurze Sylbe neben ihnen kurz gemacht wird; wenigſtens muß das Ruhm in obigem Verſe um ſo länger geleſen werden, je weniger das kam kurz ſein will, und das iſt gerade, was der Sinn verlangt. Unter den drei Hiatus, den Sie bemerken, kann ich Ihnen nur die zwei erſten einräumen.

Freude erfindet,

iſt in meinem Ohr keiner, weil das e in Freude ein ſtummes, das andere ein ſcharfes iſt. — Einige Bemerkungen über den Hexameter in den Literatur-Briefen, die ich kürzlich las, und ſehr gedacht finde, ſollen mir künftig auch zum Leitfaden bei meinen Arbeiten in dieſer Gattung dienen. Ob die Compoſita Wohllaut, Weinſtock, Bergmann, Wiederhall, Oelbaum u. ſ. w. als Trochäen und Daktylen gebraucht werden können, auch wenn ein Vocal darauf folgt, möchte zu bezweifeln ſein. Voß hat es ſich niemals erlaubt, dafür iſt Goethe deſto freigebiger damit geweſen. In den Verſen:

— Rückkehr für euch
— Willkühr vermiſcht.

kann es gar nicht entſchuldigt werden. Ferner wird ein Rigoriſt ſchwerlich verzeihen:

Des Geſetzes Geſpenſt

ſo wie noch weniger

Der Nothwendigkeit heilige Macht;

in Natur und Schule. Goethe erlaubt ſich daſſelbe, ſogar einmal: Es iſt am Anfange eines Hexameters. Endlos, das erſte Mal als Trochäus gebraucht iſt auch nicht wohl zu geſtatten. Ich werde ſetzen

Endlos unter mir ſeh' ich u. ſ. w.

Daß der ganze Hexameter zwiſchen den beiden endlos eingeſchloſſen wird, macht hier, wo das Unendliche vorgeſtellt wird, keine üble Wirkung. Es iſt ſelbſt etwas Ewiges, da es in ſeinen Anfang zurückläuft. Auf die große Häufung der fatal klingenden Endſylbe **en** haben mich die Literatur-Briefe aufmerkſam gemacht. Ich werde deßwegen im elften Diſtichon der Elegie, ſo wie im 24., 43., 48., und andern zu helfen ſuchen. — Denken Sie doch in müßigen Augenblicken darüber nach, was Sie im Versbau der Elegie noch etwa einem Streit unterworfen glauben. Da Sie zu blöde und ſchamhaft ſind, ſelber mit der Muſe Kinder zu zeugen, ſo adoptiren, oder erziehen Sie vielmehr die meinigen. Dafür ſollen Sie auch die Vaterfreuden mit mir theilen.

248.

An Humboldt.

Jena, den 30. November 1795.

Ich komme nochmals auf die Elegie zurück. Mit der Elegie verglichen, iſt das Reich der Schatten blos ein Lehrgedicht. Wäre der Inhalt ſo poetiſch ausgeführt worden, wie der Inhalt der Elegie, ſo wäre es in gewiſſem Sinne ein Maximum geweſen. — Und das will ich verſuchen, ſobald ich Muße bekomme. Ich will eine Idylle ſchreiben, wie ich hier eine Elegie ſchrieb. Alle meine poetiſchen Kräfte ſpornen ſich zu dieſer Energie an — das Ideal der Schönheit objectiv zu individualiſiren, um daraus eine Idylle in meinem Sinne zu bilden. Ich theile nämlich das ganze Feld der Poeſie in die naive und die ſentimentaliſche. Die naive hat gar keine Unterarten (in Rückſicht auf die Empfindungsweiſe nämlich), die ſentimentaliſche hat ihrer drei: Satyre, Elegie, Idylle. In der ſentimentaliſchen Dichtkunſt (und aus dieſer heraus kann ich nicht) iſt die Idylle das höchſte, aber auch das ſchwierigſte Problem. Es wird nämlich aufgegeben, ohne Hülfe des Pathos einen hohen, ja den höchſten Effect hervorzubringen. Mein Reich der Schatten *) enthält dazu nur die Regeln; ihre Befolgung in einem einzelnen Falle würde die Idylle, von der ich rede, erzeugen. Ich habe ernſtlich im Sinne, da fortzufahren, wo das Reich der Schatten aufhört. Die Vermählung des Hercules mit der Hebe würde der Inhalt meiner Idylle ſein. Ueber dieſen Stoff hinaus giebt es keinen mehr für den Poeten; denn dieſer darf die menſchliche Natur nicht verlaſſen, und eben von dieſem Uebertritt des Menſchen in den Gott würde dieſe Idylle handeln. Die Hauptfiguren wären zwar ſchon Götter, aber durch Hercules kann ich ſie noch an die Menſchheit anknüpfen, und eine Bewegung in das Gemälde bringen. Gelänge mir dieſes Unternehmen, ſo hoffte ich dadurch mit der ſentimentaliſchen Poeſie über die naive ſelbſt triumphirt zu haben. — Eine ſolche Idylle würde eigentlich das Gegenſtück der hohen Comödie ſein, und ſie auf einer Seite (in der Form) ganz nahe berühren, indem ſie auf der andern und im Stoff das directe Gegentheil davon wäre. Die Comödie ſchließt nämlich gleichfalls allen Pathos aus, aber ihr Stoff iſt die Wirklichkeit, der Stoff dieſer Idylle iſt das Ideal. Die Comödie iſt dasjenige in der Satyre, was das Product quaestionis in der Idylle (dieſe als ein eigenes ſentimentaliſches Geſchlecht betrachtet) ſein würde. Zeigt es ſich, daß eine ſolche Behandlung der Idylle unausführbar wäre — daß ſich das

---

*) Späterhin das Ideal und das Leben genannt.

Ideal nicht individualiſiren ließe — ſo würde die Comödie das höchſte poetiſche Werk ſein, für welches ich ſie immer gehalten habe, bis ich anfing, an die Möglichkeit einer ſolchen Idylle zu glauben. — Denken Sie ſich aber den Genuß, in einer poetiſchen Darſtellung alles Sterbliche ausgelöſcht, lauter Licht, lauter Freiheit, lauter Vermögen — keinen Schatten, keine Schranken, nichts von dem Allen mehr zu ſehen. — Mir ſchwindelt, wenn ich an dieſe Aufgabe, wenn ich an die Möglichkeit ihrer Ausführung denke. Ich verzweifle nicht ganz daran, wenn mein Gemüth nur erſt ganz frei und von allem Unrath der Wirklichkeit recht rein gewaſchen iſt. Ich nehme dann meine ganze Kraft und den ganzen ätheriſchen Theil meiner Natur noch auf einmal zuſammen, wenn er auch bei dieſer Gelegenheit rein ſollte aufgebraucht werden. Fragen Sie mich aber noch Nichts. Ich habe blos noch ganz ſchwankende Bilder davon, und nur hier und da einzelne Züge. Ein langes Studiren und Streben muß mich erſt lehren, ob etwas Feſtes, Plaſtiſches daraus werden kann. — Noch etwas, das Reich der Schatten betreffend. Da Sie mir neulich ſchrieben, auch in Berlin halte man dieſes Gedicht allgemein für eine Darſtellung des Todtenreichs, ſo bin ich auf den Gedanken gerathen, ob man nicht von dieſen ſchiefen Auslegungen Veranlaſſung nehmen könnte, ein Paar Worte, dieſes Gedicht betreffend, in's Publicum hineinzuſprechen. Nicht nur der Horen wegen, auch zu beſſerer

Vorbereitung deſſen, was noch theoretiſch und praktiſch ſich künftig daran anreihen wird, wünſchte ich, daß der Inhalt dieſes Gedichts dem Publicum könnte faßlich und wichtig gemacht werden. Vielleicht wäre es für Sie keine unangenehme Beſchäftigung, in einem Aufſatz für Genz etwas zu ſagen. Sie fingen damit an, ſich über die currenten Auslegungen zu verwundern, und zögen dann die rechte Auslegung auf eine natürliche Art aus dem Gedicht ſelbſt heraus. Es verſtände ſich, daß man blos die Sache ruhig vortrüge, und alle Anpreiſung, alles Panegyriſche unterbliebe. Nach meiner Idee müßte es ungefähr ſo geſchrieben ſein, daß ein verſtändiger Leſer ſich nicht zu verwundern hätte, wenn er erführe, daß ich ſelbſt der Verfaſſer ſei. Es würde z. B. nichts ſchaden, wenn der Inhalt einer jeden Strophe ordentlich in vernehmlicher Proſa ausgeſprochen würde. Ich ſelbſt könnte dann von einer ſolchen honetten Motion Veranlaſſung nehmen, in den Horen ein Wort über das Gedicht zu ſagen. Ueberlegen Sie dieſen Gedanken, überlegen Sie aber auch, daß es ein bloßer Einfall iſt, wenn Sie auch nur die geringſte Abneigung dagegen verſpüren ſollten.

P. S.

Noch eine Anfrage, lieber Freund. Ich bin dieſer Tage über die lateiniſchen Poeten gerathen, die ich wo möglich dieſen Winter meiner nächtlichen Romanlectüre ſubſtituiren werde. Mit Juvenal, der mich gerade jetzt am meiſten intereſſirt, machte ich den Anfang, und ich muß ſagen, mit unerwartet großem Genuß, ſo daß ich recht brenne, fortzufahren. Aber Manches, beſonders von dem, was ſich auf das gemeine Leben und auf hiſtoriſche Züge bezieht, hält mich doch auf. Ich habe mein Latein mehr aus einer edlern Welt und zu wenig aus Schriften, die von dem gewöhnlichen Leben handeln, geſchöpft, daher es zu einer ſolchen Lectüre nicht recht zureichen will. Wiſſen Sie mir keine erträglichen franzöſiſchen, oder beſſer, deutſchen Ueberſetzungen von Juvenal, Perſius und Plautus zu empfehlen? Denn gerade dieſe drei Herren machen mir fremden Beiſtand nöthig. Mit Martial wird mich Rammler ſchon bekannt machen, ſo wie Wieland mit den Horaziſchen Epiſteln. — Was meinen Sie, Lieber? Kann ich wohl etwas Beſſeres thun, als mich mit der ſchönen Natur der Alten zu umgeben und im eigentlichen Sinne unter dieſen Leuten zu leben? Das iſt mein ernſtlicher Vorſatz, und um ihn auszuführen, habe ich nunmehr auch allen ſpeculativen Arbeiten und Leſereien (obgleich mir darin noch ſo viel zu thun übrig wäre) auf unbeſtimmte Zeit entſagt. Was ich leſe, ſoll aus der alten Welt, was ich arbeite, ſoll Darſtellung ſein.

249.

An Humboldt.

Jena, den 7. December 1795.

Ihren Entſchließungen wegen Ihrer Arbeit pflichte ich vollkommen bei, und ſetze nur überhaupt noch hinzu, daß Sie eher darauf denken müſſen, mit Vielem wenig, als mit Wenigem viel zu ſagen. Je mehr Sie das Allgemeine aus dem Einzelnen können von ſelbſt hervorgehen laſſen, deſto beſſer wird es ſein, und vor Wiederholung allgemeiner Begriffe brauchen Sie ſich nicht zu fürchten, ſobald nur die Anwendung verſchieden iſt. Man kann in ſolchen feinen Materien für ſo wenig feine Urtheiler nicht zu deutlich ſein. Daß Sie nicht mit dem Homer anfangen wollen, billige ich auch. Aber überhaupt deucht mir, daß Sie ſich von einer ſtrengen Ordnung in der Art, wie Sie die Materien folgen laſſen, diſpenſiren können. Sie können von hinten, in der Mitte, wo Sie glauben, daß das Intereſſe am erſten zu erregen ſei, anfangen; denn einen ordentlichen Plan, ſo ſehr er in ihnen iſt, brauchen Sie in der Ausarbeitung gar nicht zu beobachten. — Es würde vielleicht nicht übel gethan ſein, wenn Sie die Hauptzüge des griechiſchen Charakters einzeln, und bei jedem ſolchen einzelnen Zug allemal durch die ganze Literatur durchlieſen. Die

Einheit iſt viel leichter zu faſſen, und die Mannigfaltigkeit in der Anwendung fällt zugleich mehr auf. Machen Sie hingegen einen Schriftſteller zur Einheit und legen die Mannigfaltigkeit darein, daß Sie ihn durch alle dichteriſchen Kategorien durchführen, ſo iſt die Einheit weniger intereſſant, und die Mannigfaltigkeit weniger leicht. Ueberhaupt ſchickt ſich ein Begriff beſſer zu der erſten, und Beiſpiele beſſer zu der zweiten, weil jener doch das Schwierigere iſt. Macht man ein Individuum, ein Factum, kurz einen einzelnen Fall zur Einheit, ſo iſt es immer zweifelhaft, ob dieſer intereſſirt, und man iſt in die Nothwendigkeit geſetzt, die Mannigfaltigkeit durch abſtrakte Begriffe hervorzubringen, welches ſchon viele Anſtrengung für die Leſer erfordert. Ich weiß nicht, ob ich mich deutlich genug mache, aber von der Sache bin ich überzeugt. Man erhält auf dem Wege, den ich vorſchlage, noch den Vortheil, daß man den Begriff doch bei ſo vielen Anwendungen nothwendig klar machen muß, und alſo dem Leſer, auch dem ſtumpfſinnigſten, ein Reſultat zu geben verſichert iſt. — Vielleicht entwerfen Sie zu Ihrem eignen Gebrauche eine Art von Regiſter über die Materien im Einzelnen, worüber Sie ſich verbreiten wollen, um erſt das Feld zu überſehen. Alsdann bin ich vielleicht im Stande, Ihnen meine Gedanken anſchaulich und annehmlich zu machen. Auch ſchickt es ſich vielleicht, daß Sie in den Einkleidungen die Materie wechſeln und hier und da eine Veranlaſſung von außen, wenn es auch eine polemiſche wäre, nehmen können. Es iſt ja endlich nicht ſo nöthig, daß man ſich nennt. Auch ließe ſich Manches in Kritiken einzelner Werke, alter und neuerer, theoretiſcher und praktiſcher einkleiden. Voß, Stolberg, Klopſtock, Ramler, Gedike, Schloſſer u. A. geben Ihnen vielleicht Veranlaſſung zur Prüfung und zur Wiederlegung.

In der That rechne ich für den nächſten Jahrgang der Horen ſehr auf Ihre Mitwirkung. Sie müſſen ſich durch das Schickſal Ihrer erſten Aufſätze gar nicht abſchrecken laſſen; denn hier war die Materie mit einer erſtaunlichen Trockenheit und Schwierigkeit behaftet; auch liegt es ſo entſchieden am Tage, daß der Gegenſtand für die Stumpfſinnigkeit der Leſer nur zu fein und zu ſcharf behandelt war. Sobald Sie die faßlichere Materie wählen, und ſich die Sache ſelbſt leichter machen, ſo werden Sie auch andere Wirkung ſehen. Ich möchte doch einmal etwas mehr Hiſtoriſches von Ihnen ausgeführt ſehen. Hier würde der Gegenſtand Ihre Tendenz zur Schärfe und Intellectualität (ich weiß jetzt nicht ſogleich ein anderes Wort) in Schranken halten, und auf der andern Seite würden Sie mehr Verſtandesgehalt in den Gegenſtand legen. Wir wollen davon ſprechen, wenn wir erſt wieder beiſammen ſind. Sie beklagen es, daß ich die Horen aufgegeben, und tadeln, daß ich mich von der philoſophiſchen Schriftſtellerei zurückziehen will. Aber Sie thun mir Unrecht, wenn Sie glauben, daß mich das Publicum allein, oder auch nur vorzüglich zu dieſem Entſchluß beſtimmte. Nein, lieber Freund, was mich dazu beſtimmt, iſt erſtlich die unwiderſtehliche Neigung, in meinen Arbeiten keinem fremden Geſetze zu gehorchen, und beſonders der poetiſchen Thätigkeit mich vorzugsweiſe zu überlaſſen, und zweitens die ſchlechte Unterſtützung von Seiten der Mitarbeiter an den Horen. Nur durch eine unermüdete Sorge hab' ich das Ganze bisher zuſammengehalten, und ich wäre dennoch nicht damit zu Stande gekommen, wenn mich der Zufall nicht unterſtützt hätte, aber ein Zufall, auf deſſen Wiederkehr ich nicht ſo ſicher mehr zählen kann. Goethe's Elegien, Schlegel's Dante, meine Briefe waren mehr oder weniger vorgearbeitete Sachen, und der Vorrath iſt aufgezehrt. Ich habe, wenn ich meine Hoffnungen für das nächſte Jahr überzähle, kaum zur Beſetzung von drei Stücken Ausſicht, ſobald ich meinen Antheil abrechne, und noch dazu iſt unter Allem, was ich zu hoffen habe, nichts, was allgemein intereſſiren kann. Schlegel iſt allerdings eine treffliche Acquiſition, aber nicht das Journal in Gang zu bringen, oder auch nur darin zu erhalten, ſondern blos um demſelben eine Maſſe zu geben, mit der ein Kenner zufrieden ſein kann. Von Goethe erwarte ich, da er nach ſeinem eignen Geſtändniß noch an dem Roman viel zu thun hat, und die Vorbereitung auf die Reiſe u. dgl. ihn erſtaunlich zerſtreut, da er ſelbſt im Auguſt abgeht, ſo viel als nichts, von Herdern wenig Tröſtliches. Die andern Quellen wiſſen

Sie ſelbſt, und wie wenig darauf zu zählen. Wollte ich alſo die Horen nicht aufgeben, ſo müßte ich, ich allein, mich im nächſten Jahr denſelben ganz ſacrificiren, und nicht einmal mit der ſichern Hoffnung, meinen Zweck zu erreichen. Was das Unglück vermehrt, ſo hängt das Schickſal, auch des Almanachs, im nächſten Jahre von mir ganz allein ab, da Goethe, der faſt den vierten Theil in dieſem Jahre dazu gegeben, wegfällt, und auch Herder ſeinen ganzen Vorrath hingegeben hat. Ich ſelbſt habe meine poetiſche Fruchtbarkeit in dieſem Jahre doch zum Theil der langen Pauſe zuzuſchreiben, die ich in poetiſchen Arbeiten machte, und die mich Kräfte ſammeln ließ. Im nächſten Jahre wird es langſamer auch mit mir gehen, beſonders da ich ſchwerere Gegenſtände vor mir habe, und gegen mich ſelbſt ſtrenger ſein werde. Was bleibt mir alſo, wenn Sie alles Dies in Betrachtung ziehen, übrig, als gegen das Glück der Horen im nächſten Jahre völlig gleichgültig zu ſein, um meine Thätigkeit nicht mehr dadurch beſtimmen zu laſſen. Bin ich aber gleichgültig dagegen, ſo iſt das Journal eo ipso moraliſch todt und muß es auch phyſiſch werden.

250.

An Goethe.

Jena, den 6. December, 1796.

Die Horen, die mir dießmal die Zeit ſehr lang gemacht haben, erfolgen hier. Zei Exemplare haben Sie von dieſem Stücke noch gut. Cotta hat mir nicht weniger als ſieben Exemplare weniger eingepackt, und die er ſchickt, die auf Poſtpapier nämlich, ſind alle ſchlecht conditionirt. Es iſt mein Troſt, daß mit dem neuen Jahre auch beſſer Papier genommen wird. Ich hörte lange nichts von Ihnen, und habe auch ſelbſt lange geſchwiegen. Das üble Wetter hat mich ſehr gedrückt, ſo daß ich aus Nacht Tag und aus Tag Nacht machen mußte. Es iſt auch jetzt noch nicht beſſer, und die Arbeit geht langſam. Aber ſie iſt mir unter den Händen wichtiger geworden, und ich hoffe das neue Jahr meinerſeits mit einem ziemlich intereſſanten Aufſatz zu eröffnen, wenn ich ihn bis dahin vollenden kann. — Hier ſendet der Muſenalmanach ein kleines epigrammatiſches Honorar. Es wird nicht hinreichen, die Zechinen zu erſetzen, die über den Epigrammen darauf gegangen ſind. Aber das Uebrige rechnen Sie auf die ſchönen Bettinen und Lacerten! Man ſagt hier, daß Iffland nächſte Woche in Weimar ſein werde. Da wird ja Thalia und Melpomene recht frohlocken. Vielleicht bringen Sie ihn einmal auch hierher. Es würde mich freuen, einen alten Bekannten wieder zu ſehen.

231.

An Schlegel.

Jena, den 10. December 1795.

Sie erhalten hier, mein trefflicher Freund, das eilfte Stück*), worin der Anfang Ihrer Briefe über Poeſie abgedruckt iſt. Die Fortſetzung bringe ich im erſten Stück des neuen Jahrgangs nach, da ich einen ſehr bogenreichen hiſtoriſchen Aufſatz im zwölften Stück nicht habe abbrechen dürfen. Dieſe Fortſetzung hat mich ſehr intereſſirt, und auf das Ganze noch begieriger gemacht. Das nüchterne Anſchließen an die Natur, und daß Sie überall lieber eine phyſiſche Nothwendigkeit, als einen Act der Freiheit und des Verſtandes, zur Quelle des Rhythmus machen wollen, erweckt Ihren Behauptungen ein großes Vertrauen, und wird durch eine ſehr allgemeine und durchgreifende Analogie unterſtützt. Nichts deſto weniger geſtehe ich, daß ich Ihre Erklärungsart doch ein wenig zu phyſiologiſch finde, denn ſo gewiß ich glaube, daß man Alles, was der Menſch in jener Geiſtesepoche thut, und was er beſonders in ſo verſchiedenen Lagen auf gleiche Weiſe thut, zugleich aus phyſiſchen Gründen reduciren muß, ſo glaube ich doch, daß immer zugleich auf die Wirkung ſeiner Selbſtthätigkeit muß Rückſicht genommen werden. Mir deucht, ſobald ſeine Perſönlichkeit ſich zu declariren angefangen und die Reflexion eingetreten iſt, ſo entſtehen gleich nothwendige Foderungen aus ſeiner ſelbſtſtändigen und moraliſchen Natur, und eine von dieſen ſcheint mir auch das Zeitmaß in ſeinen Bewegungen zu ſein. Es iſt das Beharrliche im Wechſel, und eben das iſt der Charakter ſeiner Selbſtheit, die ſich in dieſer Erſcheinung ausdrückt. Meine Idee wäre alſo dieſe, daß man in Erklärung ſo früher und ſo allgemein gleichförmig eintretender Phänomene, auf den ganzen Menſchen, alſo den moraliſchen, wie den phyſiſchen, Rückſicht nehmen ſollte, und hierin die Analogie auf ſeiner Seite hat, welche lehrt, daß überall, wo die Natur einwirkt, die Bedürfniſſe der Sinnlichkeit den Foderungen der Vernünftigkeit begegnen. Dafür aber bin ich ſehr, daß der Verſtand, als das Vermögen deutlicher Begriffe, an dieſem Geſchäft ſchlechterdings keinen Antheil hat. Es iſt eine doppelte Nothwendigkeit der phyſiſchen und moraliſchen Natur, aber kein Werk der Freiheit, keine abſichtliche Handlung. Der Verſtand wird hier, wie auch bei der Schönheit, überſprungen, indem die Vernunft ſich wie inſtinctmäßig äußert, und, wie bei der dichteriſchen Einbildungskraft, mit der Sinnlichkeit unmittelbar verbunden wirkt.

---

*) Die Horen.

Von Schütz werden Sie in dieſer Zeit wohl Antwort erhalten haben. Er hat ſich, und zwar ſehr gegen meinen Wunſch entſchloſſen, die Horen ſelbſt zu recenſiren; ein Geſchäft, dem er bei der jetzigen Beſchaffenheit ſeines Körpers und Geiſtes ſchwerlich gewachſen iſt. Da ich aber dabei intereſſirt bin, ſo konnte und wollte ich ſeinen Entſchluß nicht geniren.

Ihre Idee, Elegien von Properz für die Horen zu überſetzen, iſt ſchon vor langer Zeit realiſirt. Ein Herr v. Knebel in Weimar*) hat den Verſuch ſchon ſeit mehrern Jahren gemacht, und obgleich er nur Dilettant iſt, mit nicht gemeinem Glück ausgeführt. Goethe und Herder, in deren Umgang er beſtändig lebt, haben ſeine Muſe gepflegt und gewartet, und da er ſelbſt einen ziemlich feinen Sinn hat, ſich in eine fremde Manier hineinzuſtudiren, ſo hat er ſich des Römers ganz gut bemächtigt. Zwanzig und einige Elegien ſind bereits überſetzt, von Goethe überarbeitet, von uns Allen bekrittelt, und der Anfang davon erſcheint im erſten Horenſtücke 1796.

---

*) Karl Ludwig v. Knebel, geboren am 30. November 1744 zu Wallerſtein in Franken, geſtorben am 23. Februar 1834 als S. Weimariſcher Major. Seine Ueberſetzung des Properz erſchien zu Leipzig 1798.

Was Sie über Condorcet's Schrift*) niederſchreiben wollen, ſoll mir ſehr willkommen ſein. Er ſcheint mir ein ſolcher Autor, bei dem man blos durch das, was er hätte denken und ſagen ſollen und nicht geſagt hat, ſehr viel Ehre einlegen kann. Dieſe Herren nehmen es etwas leicht, und es iſt nicht ſchwer, kühn einherzujagen, wenn man keine große Fracht geladen hat. Uebrigens macht dieſe Schrift ſehr viel Aufſehen, bei Einzelnen ein gewaltiges Glück, und ein Aufſatz, der ſich darauf bezieht, wird begierig geleſen werden. —

Warum können Sie nicht hier in Jena bei uns leben? Dies ſollte mir große Freude ſein. Das Geſpräch würde ſo Manches rege machen, was eine ſchriftliche Communication nicht berührt. Erfreuen Sie mich, ſobald Sie können, wieder mit einem Product Ihres Geiſtes.

---

*) Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain. Paris 1795.

232.

An Goethe.

Jena, den 13. December 1795.

Mein Aufſatz über die ſentimentalen Dichter, den ich doppelt copiren ließ, iſt ſchon ſeit drei Wochen zum Druck abgeſchickt; aber Sie können des Schluſſes wegen außer Sorgen ſein. Sie haben nur geleſen, was damals fertig war; zu dieſem aber ſind noch acht Seiten, die Idyllen betreffend, gekommen, womit der Aufſatz für das zwölfte Horenſtück ſchließt. Der eigentliche Schluß aber erfolgt erſt im erſten Stücke des neuen Jahres. Sie und W. fallen noch in die Breite, und ich denke, wenn der Aufſatz ordentlich geendigt ſein wird, ſoll der Totaleindruck und das Sachintereſſe jeder Privatbeziehung vorbeugen.

133.

An Goethe.

Jena, den 17. December 1795.

Wie beneide ich Sie um Ihre jetzige poetiſche Stimmung, die Ihnen erlaubt, recht in Ihrem Roman zu leben! Ich habe mich lange nicht ſo proſaiſch gefühlt, als in dieſen Tagen, und es iſt hohe Zeit, daß ich für eine Weile die philoſophiſche Bude ſchließe. Das Herz ſchmachtet nach einem betaſtlichen Object. — Daß in Weimar jetzt die Hundsposttage*) graſſiren, iſt mir ordentlich pſychologiſch merkwürdig; denn man ſollte ſich nicht träumen laſſen, daß derſelbe Geſchmack ſo ganz heterogene Menſchen vertragen könnte, als dieſe Production und Clara du Pleſſis iſt**). Nicht leicht iſt mir ein ſolches Beiſpiel von Charakterloſigkeit bei einer ganzen Societät vorgekommen. — Das Gedicht, welches Sie ſo gütig waren, mir copiren zu laſſen, hat der Verfaſſer vorigen Sommer im Manuſcript an mich geſandt. Es freut mich, daß man doch hie und da etwas wachſen und blühen ſieht, und lieb iſt mir die öffentliche Erſcheinung gerade jetzt, da es die Widerſacher gewaltig verdrießen wird.

---

*) Hesperus oder 45 Hundsposttage. Von J. P. Fr. Richter. Berlin 1795.

**) Von Auguſt Lafontaine. Berlin 1795.

Cotta, der mir vor einigen Tagen ſchrieb, weiß von der neuen Subſcription*) noch nichts zu ſagen. Daraus, daß jetzt noch nicht ſchon abbeſtellt wird, ſchließe ich doch etwas Gutes. Herdern will ich zu diſponiren ſuchen, daß er die Religieuse**) überſetzt. Den Staelſchen Aufſatz bringe ich nicht ſpäter als im Februar. Eine Ueberſetzung gleich im erſten Stück, wo ſchon eine poetiſche ſich findet, würden uns die Herren auch aufgemutzt haben.

254.

An Humboldt.

Jena, den 17. December 1795.

Ich ſehne mich jetzt wieder recht nach einer poetiſchen Arbeit; denn der Beſchluß der ſentimentalen Dichter, an dem ich jetzt noch arbeite, fängt an mir zu verleiden. Ich verliere immer gegen das Ende die Geduld, wenn ich unterbrochen, und von einer äußern Nothwendigkeit geſcheucht, habe arbeiten müſſen. Indeſſen war dieſer letzte Aufſatz auf keine Weiſe zu umgehen. Was ich unmittelbar nach demſelben vornehmen werde, weiß ich noch nicht; auf jeden Fall aber etwas für die Horen, denn die glückliche Zeit der Freiheit iſt noch fern. Ich habe jetzt die erſte Lieferung der Properziſchen Elegien*) geleſen, und mit vieler Zufriedenheit. Ob die Wahl nicht beſſer hätte ſein können, weiß ich nicht zu ſagen, da ich nie den ganzen Properz geleſen. Die Ueberſetzung iſt aber im Ganzen recht brav, und im Einzelnen hoffe ich noch Verbeſſerung; denn ich habe darauf aufmerkſam gemacht. Es war auch billig, daß ich Andern mittheilte, was ich aus Ihren Bemerkungen über meine Arbeiten unterdeſſen gelernt habe. Fr. Schlegel's Abhandlungen über die griechiſchen Frauen hab' ich zwar nur flüchtig durchleſen. Verbeſſert hat er ſich in dieſer Arbeit merklich, obgleich eine gewiſſe Schwerfälligkeit, Härte und ſelbſt Verworrenheit ihn, wie ich fürchte, nie ganz verlaſſen wird. Der Aufſatz geht Sie und Ihre Lieblingsarbeiten von zwei Seiten ſehr nahe an, und hätte auch Ihnen ſollen vorbehalten bleiben. In der Sache ſelbſt hat er mich nicht bekehrt. Die griechiſche Weiblichkeit und das Verhältniß beider Geſchlechter zu einander bei dieſem

---

*) Auf die Horen.

**) Vgl. die zweite Note zu einem Briefe Schiller's vom 29. November 1795.

---

*) Von Knebel, ſpäterhin zu Leipzig 1798 als eignes Werk gedruckt.

Volk, ſo wie Beides in den Poeten erſcheint, iſt doch immer ſehr wenig äſthetiſch und im Ganzen ſehr geiſtleer. Daß es Ausnahmen gab, obgleich wenige, iſt natürlich. Im Homer kenne ich keine ſchöne Weiblichkeit, denn die bloße Naivetät in der Darſtellung macht es noch nicht aus Seine Nauſikaa iſt blos ein naives Landmädchen, ſeine Penelope eine kluge und treue Hausfrau, ſeine Helena blos eine leichtſinnige Frau, die ohne Herzenszartheit von einem Menelaus zu einem Paris überging, und ſich auch, die Furcht vor der Strafe abgerechnet, nichts daraus machte, jenen wieder gegen dieſen einzutauſchen. Und dann die Circe, die Calypſo! Die olympiſchen Frauen im Homer ſind mir noch weniger weiblich ſchön. Daß die bildende Kunſt ſchöne Weiber hervorbrachte, beweiſt nichts für eine ſchöne innere und äußere Weiblichkeit in der Natur. Hier war die Kunſt ſchöpferiſch, und ich zweifle nicht, daß ein griechiſcher Bildhauer, wenn er mit ſeinem ganzen Kunſtſinn in Circaſſien gelebt hätte, nicht weniger weibliche Ideale gebildet haben würde. In den Tragikern finde ich wieder keine ſchöne Weiblichkeit, und eben ſo wenig eine ſchöne Liebe. Die Mütter, die Töchter, die Ehefrauen ſieht man wohl, und überhaupt alle dem bloßen Geſchlecht anhängigen Geſtalten, aber die Selbſtſtändigkeit der reinen menſchlichen Natur ſehe ich mit der Eigenthümlichkeit des Geſchlechts nirgends vereinigt Wo Selbſtſtändigkeit iſt, da fehlt die Weiblichkeit, wenigſtens die ſchöne. Von der

Sappho kenne ich nur Ein Stück, aber das iſt ſehr ſinnlich. Hinter den Pythagoriſchen Frauen dürfte mehr ſtecken; hier ſcheint mir etwas Sentimentales im Spiel zu ſein, und von dieſen war wenigſtens Geiſtigkeit zu erwarten, da in den andern entweder das Materielle überwiegt, oder das Moraliſche nicht weiblich iſt, wie z. B. der ſpartaniſche Bürgergeiſt und die Vaterlandsliebe. — Was auch an meinen Bemerkungen wahr ſein mag, ſo werden Sie mir doch geſtehen, daß es im ganzen griechiſchen Alterthum keine poetiſche Darſtellung ſchöner Weiblichkeit oder ſchöner Liebe giebt, die nur von fern an die Sacontala oder an einige moderne Gemälde in dieſer Gattung reichte. Goethe's Iphigenie, ſeine Eliſabeth im Götz von Berlichingen nähern ſich den griechiſchen Frauen, aber ſonſt keine von ſeinen edlen weiblichen Figuren, und ſelbſt ſeine ſchöne Seele*) iſt mir lieber. Auch Shakſpeare's Juliette, Fielding's Sophie Weſtern und Andere übertreffen jede ſchöne Weiblichkeit im Alterthum weit.

---

*) S. die Bekenntniſſe einer ſchönen Seele im Wilhelm Meiſter.

255.

An Sophie Mereau.

Jena, den 19. December 1795.

Sie haben mich mit den erſten Brieſen Ihres Romans *) geſtern und heute recht angenehm überraſcht. Ich finde darin einen ſo ſchnellen und großen Fortſchritt, den Ihr Darſtellungstalent zu einer höhern Vollkommenheit gethan hat, daß ich Ihnen recht von Herzen dazu Glück wünſche. Dieſe Briefe ſind mit einer ſehr angenehmen Leichtigkeit und ſchöner Simplicität geſchrieben. Es iſt ſichtbar, wie ſehr Sie Ihres Stoffes ſind mächtig geworden, und wie Sie durch eine glückliche Cultur von manchen Fehlern, mit denen das noch nicht ausgebildete Talent gewöhnlich anfängt und oft lange genug zu kämpfen hat, ſich zu befreien gewußt haben. Ich kann Ihnen nichts wünſchen, als auf dieſem Wege fortzufahren, in den Sie jetzt ſo glücklich eingetreten ſind.

---

*) Er erſchien ſpäter unter dem Titel: Amande und Eduard. Ein Roman in Briefen, zu Frankfurt a. M. 1803 in 2 Bdn.

256.

An Goethe.

Jena, den 23. December 1795.

Für die Elegien danke ich ſchönſtens. Ich denke nicht, daß jetzt noch etwas darin ſein ſollte, was den Krittlern Gelegenheit geben könnte, über kleine Verſehen gegen den ſchönen Geiſt des Ganzen ſich zu verhärten. Lorenz Stark *) iſt, wie mir Humboldt ſchrieb, ehemals zu einer Komödie beſtimmt geweſen, und nun zufälligerweiſe in die erzählende Form gegoſſen worden. Ein ziemlich leichter Ton empfiehlt es, aber es iſt mehr die Leichtigkeit des Leeren, als die Leichtigkeit des Schönen. Solchen Geiſtern, wie Herrn Engel, iſt das Platte ſo gefährlich, wenn ſie wahr und naiv ſein wollen. Aber die göttliche Platitüde: das iſt eben der Empfehlungsbrief. — Mit der Religieuse von Diderot **) weiſt mich Herder an Sie zurück; auch meint er, daß ſie entweder ſchon überſetzt ſei, oder mit andern Erzählungen von Diderot künftige Oſtern erſcheinen werde. Es ſcheint demnach für uns keine ſichere Entrepriſe zu ſein. — Der Himmel verlängere Ihnen jetzt nur die gute Laune, um den Roman zu endigen. Ich bin unglaublich geſpannt auf die Entwickelung, und freue mich recht auf ein ordentliches Studium des Ganzen. — Das Glück, welches das kleine Gedicht: die Theilung der Erde*) zu machen ſcheint, kommt mit auf Ihre Rechnungen; denn ſchon von Vielen hört' ich, daß man es Ihnen zuſchreibt. Hingegen iſt mir von Andern der literariſche Sanscülotism zugeſchrieben worden. — Von der zu erwartenden Recenſion der Horen durch Schütz hörte ich geſtern, daß es Ernſt damit ſei, und daß wir ſie in wenigen Wochen zum Geſicht bekommen werden. Ob ich ſie noch im Manuſcript zu leſen bekomme, zweifle ich, da ich mit Schütz ſeit einiger Zeit weniger Verkehr habe. Er hat aber doch dem jungen Schlegel**) den poetiſchen Theil derſelben zu recenſiren aufgetragen, ſo wie auch die Unterhaltung u. ſ. w., und dieſer hat die Recenſion, wie er mir heute ſchrieb, ſchon an Schütz geſendet. Von Cotta habe ich nichts wieder gehört, und der Almanach iſt auch nicht angelangt. Zum heiligen Chriſt wünſchen wir alles Gute. Möchten Sie ihn hier bei uns zubringen.

---

*) Roman von J. J. Engel.

**) Vgl. den Schluß eines Schillerſchen Briefs an Goethe vom 17. December 1795.

---

*) S. dies Gedicht in Schiller's Werken.

**) Auguſt Wilhelm.

257.

An Sophie Mereau.

Jena, den 23. December 1795.

Der Fall, von dem Sie mir ſchreiben, iſt das Schickſal vieler, die ihr Talent zu einer höhern Thätigkeit beſtimmte, und manche vorzügliche Fähigkeit geht dadurch für das Beſte der Kunſt und Wiſſenſchaft verloren. Aber glauben Sie mir, wenn es möglich iſt, ſich aus einer ſolchen Lage zu reißen, daß dieſes nur durch ſtrenge Beharrlichkeit auf dem guten Wege und durch keine Abweichung von demſelben, durch keine Nachgiebigkeit gegen den fehlerhaften Geſchmack geſchehen kann. Man glaubt oft mit der Quantität weiter zu kommen, als mit der Qualität; aber außerdem, daß man nur durch letztere ſich ſelbſt genug zu thun im Stande iſt, ſo iſt auch nur von dem Guten und nicht von dem Vielen ein wahrer äußerer Vortheil zu erwarten. Ich geſtehe, daß ich für Sie fürchte, ſobald ich von dem vorhabenden Journal erfuhr *). Eine ſolche Unternehmung ſchien mir mehr nachtheilig für Sie, und ich könnte auch keinen äußern Vortheil davon für Sie erwarten, den Ihnen eine

---

*) Es erſchienen ſpäter zu Berlin 1801 zwei Hefte davon unter dem Titel: Kalathiskos.

andere Art ſchriftſtelleriſcher Beſchäftigung, wobei Sie mit Muße und Liebe beharrten, nicht in einem viel höhern und für Sie ſelbſt unendlich befriedigendern Grade gewährte. Sie haben keine Urſache zu zweifeln, Arbeiten, die auf dieſe Art entſtanden und ausgeführt wurden, auch in demjenigen Sinne zu nutzen, wie jeder Schriftſteller jetzt die ſeinigen nutzt. Auch Ihre Wahl iſt gar nicht begrenzt, da Sie, außer Ueberſetzungen, welche die leeren Stunden füllen können, Ihre fröhlichen Momente poetiſchen Arbeiten in Verſen und Proſa, beſonders Erzählungen, widmen können. — Zu dieſen Arbeiten ſtehen Ihnen mehrere Journale offen. Wieland wird Beiträge von Ihnen mit Vergnügen in den Merkur aufnehmen. Die Flora, eine Zeitſchrift für Frauenzimmer, wird Sie gern zur Mitarbeiterin haben, und was Sie mir für die Horen anbieten, werd' ich eben ſo bereiwillig aufnehmen. Der Vortheil von dieſen verſchiedenen Journalen iſt zwar nicht gleich, aber es iſt auch nicht nöthig, daß die Arbeiten gleich ſind.

258.

An Goethe.

Jena, den 25. December 1795.

Hier einen kleinen Beitrag zu der Interpretation des **Mährchens** *). Er iſt mager genug, da Sie mir mit dem Beſten ſchon zuvorgekommen ſind. In dergleichen Dingen erfindet die Phantaſie ſelbſt nicht ſo viel, als die Tollheit der Menſchen wirklich ausheckt; und ich bin überzeugt, die ſchon vorhandenen Auslegungen werden alles Denkeh überſteigen. — Eben ſendet mir **Woltmann** ein ſelbſtverfertigtes Trauerſpiel und eine Operette. — Ich habe es noch nicht angeſehen, werde Ihnen aber, wenn Sie hier ſind, hoffentlich allerlei davon zu erzählen haben. In zehn bis zwölf Tagen werden Sie die **Horen** in der Literaturzeitung recenſirt leſen. Den poetiſchen Theil hat **Schlegel** recenſirt. **Schütz** hat ſich blos das Philoſophiſche und Hiſtoriſche vorbehalten.

---

*) In **Goethe's Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderter.**

259.

An Humboldt.

Jena, den 25. December 1795.

Wie freut es mich, daß Sie mit meiner Arbeit *) zufrieden ſind, und daß wir auch hier, nicht blos im Ganzen, ſondern vorzüglich in gewiſſen einzelnen Parthien ſo ſehr zuſammenſtimmen. Mir iſt dieſe Arbeit viel näher liegend, als manche andere; ſie ſcheint mir in einem *höhern* Grade *mein* zu ſein, ſowohl des Gedankens wegen, als wegen ſeiner Anwendung auf mich ſelbſt. Auch hat ſie dadurch etwas Wohlthuendes für den Geiſt, weil ſie zu den Abſtractionen auch die Erfahrung giebt, und dadurch ſubjectiv etwas Ganzes leiſtet. Sie wünſchen, daß ich der naiven Dichtung eine größere Ausführung gegeben haben möchte. Es wäre auch gewiß geſchehen, wenn ich nur vorher ſelbſt gewußt hätte, daß ich die Ausführung der ſentimentalen ſo weit treiben würde. Aber der erſte Aufſatz war ſchon abgeſchickt, eh' ich recht wußte, wie viel Stoff mir der zweite geben würde. Beide Aufſätze beziehen ſich mehr durch einen natürlichen Inſtinct in mir, als durch einen abſichtlich entworfenen Plan auf einander, zu welchem es mir ganz und gar an Muße fehlte. Indeß werden Sie doch gefunden haben, daß in dem zweiten Aufſatz Manches in Rückſicht auf die naive Dichtung nachgeholt iſt, und im dritten wird dieſes vielleicht noch mehr der Fall ſein. — Auf Ihr Bedenken hab' ich Folgendes zu antworten. Es ſcheint aus Ihrem Anſtoße zu erhellen, daß Sie den Gattungsbegriff der Poeſie, der allerdings Individualität und Identität vereinigt fordert, zu ſehr ſchon in die Arten legen Ich betrachte dieſe letztern mehr als die Grenzen des Erſtern, Sie ſcheinen ſolche mehr wie verſchiedene Ausführungen anzuſehen. So viel iſt aber gewiß, daß die naive Poeſie einen begrenzten Gehalt, die ſentimentale eine weniger vollkommene Form hat. Freilich nimmt jede in demſelben Grade mehr von dem Vorzug der andern an, als ſie dem abſoluten Dichtungsbegriff ſich mehr annähert und den Artscharakter mehr ablegt. Da ich aber dieſen gerade ſtreng unterſcheiden wollte, ſo mußte ich das größere Gewicht auf die Negative legen; ich mußte mehr von dem abſtrahiren, was in einer jeden Art der Gattung entgegengeſetzt iſt. Naive Poeſie verhält ſich zur ſentimentalen (wie auch geſagt worden), wie naive Menſchheit zur ſentimentalen. Nun werden Sie aber gewiß nicht in Abrede ſein, daß die blos naive Menſchheit den Gehalt für den Geiſt nicht hat, welchen die ſentimentale, in der Cultur begriffene beſitzt, und daß dieſe in der Form, in dem

---

*) Ueber naive und ſentimentale Dichtung in Schiller's Werken.

Gehalt für die Darſtellung, der erſtern nicht gleichkommt. Deswegen iſt die letztere, wenn ſie ſich *vollendet* hat, ſo weit über die erſtere erhaben. Hat ſie ſich aber vollendet, ſo iſt ſie nicht mehr ſentimental, ſondern ideal; welches Beides Sie, vielleicht durch meine eigene Veranlaſſung, zu ſehr für Eins nehmen. Die ſentimentale wird von mir nur als nach dem Ideal *ſtrebend* vorgeſtellt (dies iſt in der dritten Abtheilung am Beſtimmteſten ausgeführt), daher ich ihr auch in effectu weniger Poetiſches zugeſtehe, als der naiven. Sie iſt auf dem *Wege* zu einem höhern poetiſchen Begriff, oder die naive hat einen nicht ſo hohen wirklich erreicht, iſt alſo, der That nach, poetiſcher. Wir müſſen alſo hier ſorgfältig die Wirklichkeit von dem abſoluten Begriffe ſcheiden. Dem Begriff nach iſt die ſentimentale Dichtkunſt freilich der Gipfel, und die naive kann mit ihr nicht verglichen werden; aber ſie kann ihren Begriff nie erfüllen, und erfüllte ſie ihn, *ſo würde ſie aufhören, eine poetiſche Art zu ſein.* Der Wirklichkeit nach iſt es aber eben ſo gewiß, daß die ſentimentale Poeſie, qua Poeſie, die naive nicht erreicht. Ich muß Sie hier an Ihren eignen Begriff von den Geſchlechtern und deren Verhältniß zur geſchlechtsloſen Menſchheit erinnern. Gegen die Frauen betrachtet, iſt der Mann mehr ein blos nützlicher Menſch, aber ein Menſch in einem höhern Begriff gegen den Mann gehalten, iſt die Frau zwar ein wirklicher, aber ein weniger gehaltreicher Menſch. Weil aber Beide doch in concreto Menſchen ſind, ſo ſind ſie, jedes in ſeinem vollkommenſten Zuſtande betrachtet, zugleich formaliter und materialiter ſich gleicher. Giebt man aber die ſpecifiſchen Unterſchiede an, wie ich in beiden Dichtungsarten thun wollte, ſo wird man den Mann immer durch einen höhern Gehalt und eine unvollkommenere Form, die Frau durch einen niedrigern Gehalt, aber eine vollkommenere Form unterſcheiden. Sie ſelbſt ſagen in einem Ihrer Aufſätze: „Die Frau kann innerhalb ihres Geſchlechts, der Mann nur mit Aufopferung ſeines Geſchlechts wahrer Menſch werden." Daſſelbe ſage ich auch in Rückſicht auf beide Dichtungsarten. Die ſentimentale Poeſie iſt zwar conditio sine qua non von dem poetiſchen *Ideal*, aber ſie iſt auch ein ewiges *Hinderniß* deſſelben. Die naive Poeſie hingegen ſtellt die Gattung reiner, obgleich auf einer niedrigern Stufe dar. Um endlich auch die Erfahrung zu befragen, ſo werden Sie mir eingeſtehen, daß kein griechiſches Trauerſpiel *dem Gehalt nach* ſich mit demjenigen meſſen kann, was in dieſer Rückſicht von Neuern geleiſtet werden *kann*. Eine gewiſſe Armuth und Leerheit wird man immer daran zu tadeln finden, wenigſtens iſt dies mein immer wiederkehrendes Gefühl. *Homer's* Werke haben zwar einen hohen *ſubjectiven* Gehalt (ſie geben dem Geiſt eine reine Beſchäftigung), aber keinen ſo hohen *objectiven* (ſie *erweitern* den Geiſt ganz und gar nicht, ſondern bewegen nur die Kräfte, wie ſie wirklich ſind). Seine Dichtungen haben eine unendliche Fläche, aber keine ſolide Tiefe. Was ſie an Tiefe haben, das iſt ein Effect des Ganzen, nicht des Einzelnen; die Natur im Ganzen iſt immer unendlich und grundlos. —

Ich weiß nicht, ob wir hier von den Antiken reden dürfen, welche freilich ideal, aber ſinnlich ideal ſind, welches ich ſehr von dem abſoluten Ideal unterſcheide, das in keiner Erfahrung kann gegeben werden, und nach welchem der ſentimentale Dichter ſtrebt. Die Poeſie geht, dem Gehalt nach, unendlich weiter, als die bildende Kunſt. Auch möchte ich die Ideale der letztern in Vergleichung mit den Idealen jener mehr formale, als materiale nennen. Das Unendliche in der Form iſt ihr Gehalt, und ſo gehören die plaſtiſchen Ideale noch ganz in das naive Gebiet, denn das ſentimentale liegt völlig außerhalb der Sinnenwelt. So wenig ich in der Erfahrung naive Poeſien finden kann, die dem Gehalt nach ein Unendliches wären, ſo wenig kann ich ſentimentale auffinden, die es der Form nach wären, und iſt es überhaupt nur ohne Widerſpruch möglich? Kann das ſinnlich Erſcheinende unendlich ſein, kann das Unendliche erſcheinen? Nur indem ſie den Gedanken von der Empfindung trennt, kann die Vernunft jenen in's Abſolute hinüberführen, nur indem die Vernunft alles Empiriſche verläßt, kann ſie als Vernunft ſich äußern. Das Ideal entſteht ja auch, logiſcher Weiſe, nur durch Abſtraction von aller Erfahrung, und mit dieſer wird ja der naive

Charakter aufgehoben. Iſt aber die Erzeugung des Ideals nur durch Abſtraction von aller Erfahrung möglich, wie ſoll es Erfahrung werden? Das griechiſche plaſtiſche Ideal iſt zwar auch durch eine Abſtraction erzeugt, aber nur durch eine Abſtraction von beſtimmten Erfahrungen, nicht von aller Erfahrung, und das iſt ein unendlicher Unterſchied. Jenes hat auch Homer in ſeinen Dichtungen ausgeübt, aber nicht dieſes. Er hat Verſtandes-, aber keine Vernunftideale.

P. S. Der Kopf iſt mir durch ein ſtrenges Hinſehen auf meine Arbeit ſo angeſpannt, daß ich es dem Zufall überlaſſen muß, ob das hier Geſagte Ihnen meine Gedanken klar machen wird. Zur Auflöſung von Zweifeln iſt der Dialog faſt unentbehrlich; eine Viertelſtunde würde uns wahrſcheinlich im Geſpräch verſtändigen. Vielleicht löſt mein dritter Aufſatz Ihre Bedenklichkeiten ganz; wenigſtens will ich erſt erwarten, was dieſer für eine Wirkung haben wird. — Eine Deduction beider Dichtungsarten aus dem Begriff der Poeſie, und die Deduction dieſes Begriffes ſelbſt würde mich doch zu lange in dem Felde meiner jetzigen Unterſuchung verweilen, und es ließe ſich, da Alles mit Allem zuſammenhängt, nicht voraus berechnen, wie weit ſolche mich führen würde. Dem Inhalte nach iſt ſie ſowohl in meinen Briefen über äſthetiſche Erziehung, als in den gegenwärtigen Aufſätzen gegeben. Was auf die Aufſätze öffentlich erfolgen wird, bin ich wirklich begierig.

Still gehen ſie nicht durch die Welt, und ihre größere Deutlichkeit erlaubt auch, daß man ſich darauf einläßt. — Schlegel iſt ſeit vierzehn Tagen wieder hier, und mit einer weitläufigen Recenſion des Voßiſchen Homer's beſchäftigt*) wovon ich, was fertig iſt, geleſen und ſehr befriedigend gefunden habe. Voß kann gar nicht ſehr davon erbaut werden, denn es wird ihm bewieſen, daß er den Homer erſtaunlich moderniſirt habe. Ihre Bekenntniſſe über Sie ſelbſt, mein liebſter Freund, möcht' ich Ihnen gern in einem eignen Briefe beantworten.

So viel nur für jetzt. Ich bin überzeugt, was Ihrem ſchriftſtelleriſchen Gelingen vorzüglich im Wege ſteht, iſt ſicherlich nur ein Uebergewicht des urtheilenden Vermögens über das frei bildende und der zuvoreilende Einfluß der Kritik über die Erfindung, welcher für die letztere immer zerſtörend iſt. Ihr Subject wird Ihnen zu ſchnell Object, und doch muß Alles auch im Wiſſenſchaftlichen nur durch das ſubjective Wirken verrichtet werden. In dieſem Sinne würd' ich Ihnen natürlich die eigentliche Genialität abſprechen, von welcher Sie doch in einer andern Rückſicht wieder ſo Vieles haben. Sie ſind mir eine ſolche Natur, die ich allen ſogenannten Begriffsmenſchen, Wiſſern und Speculatoren — und wieder eine ſolche Cultur, die ich allen genialen Naturkindern entgegenſetzen muß. Ihre individuelle Vollkommenheit liegt daher ſicher nicht auf dem Wege der Production, ſondern des Urtheils und des Genuſſes; weil aber Genuß und Urtheil in dem Sinne und in dem Maße, deſſen beide bei Ihnen fähig ſind, ſchlechterdings nicht ausgebildet werden können, ohne die Energie und Rüſtigkeit, zu der man nur durch den eignen Verſuch und durch die Arbeit des Producirens gelangt, ſo werden Sie, um ſich zu einem vollkommen genießenden Weſen auszubilden, das eigne Produciren doch nie aufgeben dürfen. Ihnen iſt es aber nur ein Mittel, ſo wie dem productiven Gemüth die Kritik u. ſ. w. nur ein Mittel iſt. Das iſt es, lieber Freund, was ich von der Anſchauung, die ich von Ihnen habe, mir ſogleich klar machen kann. Sehen wir einander wieder, ſo werden wir beſtimmter und ausführlicher darüber ſein können.

---

*) Dieſe Recenſion erſchien in der Jenaiſchen allgemeinen Literaturzeitung 1796, Nr. 262—267, ſpäterhin wieder abgedruckt in A. W. v. Schlegel's kritiſchen Schriften. Berlin 1828. Th. I. S. 74 u. f.

260.

An Goethe.

Jena, den 29. December 1795.

Der Gedanke mit den Xenien iſt prächtig und muß ausgeführt werden. Die Sie mir heute ſchickten, haben mich ſehr ergötzt, beſonders die Götter und Göttinnen darunter. Solche Titel begünſtigen einen guten Einfall gleich beſſer. Ich denke aber, wenn wir das Hundert voll machen wollen, werden wir auch über einzelne Werke herfallen müſſen, und welcher reichliche Stoff findet ſich da! Sobald wir uns nur ſelbſt nicht ganz ſchonen, können wir Heiliges und Profanes angreifen. Welchen Stoff bietet uns nicht die Stolberg'ſche Sippſchaft, Racknitz, Ramdohr, die metaphyſiſche Welt mit Ihren Ich's und Nicht-Ich's, Freund Nicolai, unſer geſchworner Feind, die Leipziger Geſchmacksherberge, Thümmel, Göſchen als ſein Stallmeiſter u. dergl. dar! — Geſtern empfing ich die abgedruckten Bogen von den ſentimentalen Dichtern, welche alſo auch noch in der großen Recenſion in der Literaturzeitung mit begriffen werden können. Die Recenſion wird ſehr groß werden, da allein der poetiſche Theil mehr als ein ganzes Zeitungsblatt füllen ſoll. Auch ich arbeite Einiges daran. So z. B. iſt mir der Archenholz'ſche Aufſatz im letzten Stück zur Recenſion übergeben, weil Schütz ſonſt nicht fertig wird. Dieſe Recenſion wird alſo eine rechte Harlekinsjacke werden. — Woltmann's Trauerſpiel iſt erbärmlich, und in keiner Rückſicht brauchbar; ein Ding ohne Charakter, ohne Wahrſcheinlichkeit, ohne alle menſchliche Natur. Erträglicher noch iſt die Operette, obgleich nur gegen das Trauerſpiel erträglich. Haben Sie eine Zoonomie, die Hofrath Brandis herausgegeben? Ihre Schrift über die Metamorphoſe der Pflanzen iſt darin mit großer Achtung behandelt. Aber lächerlich iſt's, daß, weil Ihr Name vor dem Buche ſteht, und Sie Romane und Trauerſpiele geſchrieben, man ſchlechterdings auch daran erinnert werden muß. „Ein neuer Beweis,“ meint der Freund, „wie günſtig der Dichtergeiſt auch für wiſſenſchaftliche Wahrheit ſei.“

Auf Ihre baldige Hieherkunft freue ich mich nicht wenig. Wir wollen wieder einmal Alles recht durch einander bewegen. Sie bringen wohl Ihren „jetzigen Strickſtrumpf,“ den Roman, auch mit. Und dann ſoll es auch heißen: nulla dies sine epigrammate. — Sie ſprechen von einer ſo großen Theuerung in der Theaterwelt. Iſt Ihnen nicht ſchon der Gedanke gekommen, ein Stück von Terenz für die neuere Bühne zu verſuchen? Die Adelphi hat ein gewiſſer Romanus ſchon vor dreißig Jahren gut bearbeitet, wenigſtens nach Leſſing's Zeugniß. Es wäre doch in der That des Verſuches werth. Seit einiger Zeit leſe ich wieder mehr in den alten Lateinern und der Terenz iſt mir zuerſt in die Hände gefallen. Ich überſetzte meiner Frau die Adelphi aus dem Stegreif; und das große Intereſſe, das wir daran genommen, läßt mich eine gute Wirkung erwarten. Gerade dieſes Stück hat eine herrliche Wahrheit und Natur, viel Leben im Gange, ſchnell decidirte und ſcharf beſtimmte Charaktere und durchaus einen guten Humor. — Der Theaterkalender enthält gewaltig viel Namen und blutwenig Sachen. Ich für mein Theil bin übrigens gut weggekommen; aber in welcher Geſellſchaft erblickt man ſich da! Ihnen wird ein Julius Cäſar großmüthig zugeſchrieben, den Sie dem Publicum wohl ſchuldig bleiben werden.

261.

An Humboldt.

Jena, den 4. Januar 1796.

Sie haben mir in Ihren neueſten Briefen ſo vielen Stoff zum Nachdenken gegeben, daß ich Ihnen in meinen Antworten kaum in gleichem Verhältniß werde nachkommen können. Beſonders iſt die Frage: „inwiefern die individuell beſtimmte Geiſtesform ſich mit Idealität verträgt?“

ſo wie auch der Satz: „daß die Ausbildung des Individuums nicht ſowohl in dem vagen Anſtreben zu einem abſoluten und allgemeinen Ideal, als vielmehr in der möglichſt reinen Darſtellung und Entwicklung ſeiner Individualität beſtehe," von äußerſter Wichtigkeit. Ich werde darüber nachdenken, und was mir klar wird, Ihnen ſchreiben. So viel iſt mir in Rückſicht auf das erſte jetzt ſchon klar, „daß jede Individualität in dem Grade idealiſch iſt, als ſie ſelbſtändig iſt, d. h. als ſie innerhalb ihres Kreiſes ein unendliches Vermögen einſchließt, und dem Gehalt nach Alles zu leiſten vermag, was der Gattung möglich iſt." Doch ich kann jetzt nicht mehr darüber ſagen; denn Goethe, der bei uns iſt, macht mir zu viel Lärm, und von einem Aderlaß, den ich heute vorgenommen, iſt mir der Kopf eingenommen.

Was Sie mir von dem Almanach ſchrieben, war mir ſehr angenehm; denn daß mit Begierde danach gegriffen wird, iſt Alles, was ich verlange. Dieſe Stimmung des Publicums macht doch die Exiſtenz ſolcher Werke möglich; auf den innern Charakter der Producte ſoll das Urtheil der Majorität, hoff' ich, bei mir nie einen Einfluß haben. Es iſt mein ernſtlicher Vorſatz, des Almanachs mich mit allen Kräften anzunehmen, und ſelbſt das, was ich in dieſen Tagen vornehme, dürfte ihm wahrſcheinlich zufallen. In dieſem Jahre werde ich, außer einigen leichten Anmerkungen zu der Schrift der Frau v. Stael und außer der Recenſion des Meiſter, an welche ich etwas wenden will, mich ganz der Poeſie ergeben.

Seitdem Goethe hier iſt, haben wir angefangen, Epigramme von einem Diſtichon im Geſchmack der Xenien des Martial zu machen. In jedem wird nach einer deutſchen Schrift geſchoſſen. Es ſind ſchon ſeit wenig Tagen über zwanzig fertig, und wenn wir etliche hundert fertig haben, ſo ſoll ſortirt und etwa einhundert für den Almanach beibehalten werden. Zum Sortiren werde ich Sie und Körner'n vorſchlagen. Man wird ſchrecklich darauf ſchimpfen, aber man wird ſehr gierig darnach greifen, und an recht guten Einfällen kann es natürlicher Weiſe unter einer Zahl von hundert nicht fehlen. Ich zweifle, ob man mit einem Bogen Papier, den ſie etwa füllen, ſo viele Menſchen zugleich in Bewegung ſetzen kann, als dieſe Xenien in Bewegung ſetzen werden.

So eben iſt Schütz von mir gegangen, und was er mir von der unter Händen habenden Recenſion der Horen ſagte, befreit mich, und vermuthlich auch Sie, von einem großen Theil unſrer Beſorgniſſe. Für's erſte hat Schlegel nicht nur alle Gedichte, ſondern auch alle äſthetiſchen Aufſätze zur Recenſion bekommen, die er auch ſchon ſeit acht Tagen eingeſchickt hat, und ſo daß Schütz ſich einbildet, mich recht ſehr damit zu erfreuen. Für's zweite hat er mir verſichert, daß der Halliſchen Annalen nicht erwähnt werden ſolle, und daß er ſowohl die Würde der

Horen, als die Literaturzeitung zu ſehr reſpectirte, um ſich ihrer gegen den Halliſchen Recenſenten anzunehmen. Allgemeiner ſarcaſtiſcher Winke, wie er ſagt, habe er ſich wohl bedient, und dieſes Vergnügen wollen wir ihm auch gönnen. Da ich ihn nicht geſpannt oder verlegen, ſondern ziemlich degagirt fand, ſo ſchließe ich auch, da er in Rückſicht auf unſere philoſophiſchen Aufſätze ein gutes Gewiſſen haben muß, obgleich er mir darüber nichts ſagte. Er ſpricht auch von einer großen Länge der Recenſion, und mich freut, daß er hierin einigen Muth beweiſt, da man gerade die Länge der erſtern ſo wenig hat verzeihen können. Er offerirte mir, ob ich die Schlegel'ſche Recenſion erſt im Manuſcript ſehen wolle, welches ich nicht nöthig fand. Sein eignes Machwerk hat er mir nicht zu zeigen offerirt, und ich wollte durch eine ſolche Motion ihm kein Mißtrauen zeigen. Vielleicht ſchickt er mir es aber doch noch zu; denn es erſcheint erſt auf dem zweiten Zeitungsbogen, wie ich vermuthe, da er die Aufſätze nicht nach den Monatsſtücken, ſondern unter den drei Rubriken, poetiſche, philoſophiſche und hiſtoriſche Aufſätze durchgeht. Auch Schlegel hat mir geſtern ſelbſt davon geſchrieben, der ganz voll Feuer für die Horen iſt. Die Recenſion ſelbſt erſcheint auf einigen Supplementblättern, deren in dieſem Jahre mehre vorkommen ſollen, weil die ordentlichen Supplementbände nicht zu Stande kommen. In ſpäteſtens vierzehn Tagen werden wir ſie leſen.

262.

An Hoven.

Jena, den 9. Januar 1796.

Der faule Freund meldet ſich endlich einmal wieder, und es iſt Zeit, wirſt Du ſagen. Ich trage mich auch ſchon faſt drei Monate mit dieſem Briefe an Dich, und verſchob ihn blos deßwegen, weil ich gern meinen Muſenalmanach für Deine liebe Frau beilegen wollte, und von meinem Buchhändler, dem Michaelis*), der die Unordnung ſelbſt iſt, immer von Poſttag zu Poſttag herum gezogen wurde. Endlich habe ich ihn erhalten, und der erſte Gebrauch, den ich davon mache, iſt, ihn Deiner Henriette zu ſenden. Möchte er ihr einiges Vergnügen machen und auch Dir. Ich bin dieſes Jahr nach einer langen Pauſe wieder zur Poeſie zurückgekehrt, wie Du auch in den Horen wirſt gefunden haben, und werde vermuthlich den größten Theil des Jahres dabei bleiben.

Deine Schrift**) eſtimirt man ſehr, wo ich nur darüber urtheilen höre. Ich wünſchte zu wiſſen, ob Du Dein Honorar erhalten haſt. Der Verleger*), der zwar ehrlich und ſicher iſt, war lange Zeit in der Klemme, weil ſeine Kundleute, die Buchhändler, denen er druckt, ihn immer nicht bezahlen, und der Krieg auch im Buchhandel ſtark gefühlt wird. Sollteſt Du Dein Geld noch nicht erhalten haben, ſo laſſe michs doch wiſſen, daß ich ihn treibe. Wie ſteht's ſonſt mit der Schriftſtellerei? Ich hoffe, Du wirſt keine ſo lange Pauſe mehr machen, als zwiſchen Deiner erſten und zweiten Schrift.

---

*) In Strelitz.

**) Geſchichte eines epidemiſchen Fiebers, welches in den Jahren 1792 und 1793 in dem Würtembergiſchen Marktflecken [illegible] geherrſcht hat, nebſt Bemerkungen über die Natur dieſes Fiebers. Jena 1795.

Mit meiner Geſundheit iſt es zwar noch immer das Alte, aber ich kann doch arbeiten, trotz einem Geſunden. Der Geiſt iſt hell und heiter, und mein Humor fröhlich. Nach und nach gewöhne ich mich an mein Uebel. Ich habe gar keine Zerſtreuungen, und kann meine ganze Zeit, welche die Krämpfe mir frei laſſen, etlichen Freunden und meiner Arbeit widmen. Der kleine Sohn iſt friſch und geſund, und plaudert mir den ganzen Tag die Ohren voll. Er macht mir unendlich viel Freude. Meine Frau, die ſich Euch herzlich empfiehlt, iſt auch wohlauf. Sage Deiner lieben Henriette recht viel Schönes von mir. Du ſelbſt vergiß mich nicht ganz, und hörſt Du auch ſelten von mir, ſo weißt Du doch, daß ich von ganzem Herzen der Deinige bin und bleibe.

---

*) Der Buchdrucker Göpferdt in Jena.

263.

An Humboldt.

Jena, den 9. Januar 1796.

Für unſere Correſpondenz, mein liebſter Freund, iſt ſeit vierzehn Tagen eine üble Zeit geweſen, und ſie möchte wohl noch eine Woche dauern. In der erſten Zeit drängte mich der Schluß meiner Abhandlung *) welche ohne Barmherzigkeit fertig werden mußte, und doch nicht übereilt werden durfte. Nachher kam Graf Burgſtall aus Kopenhagen, mit mächtigen Empfehlungen verſehen, dem ich viel Aufmerkſamkeit beweiſen mußte, und blieb einige Tage. Alsdann erſchien Goethe, der mir alle Abendſtunden nimmt, und ſeit etlichen Tagen iſt Herr v. Funk hier, dem ich mich auch nicht entziehen kann, und auch nicht mag, da ich ihn gern habe. Ich habe ſeit faſt zehn Tagen nichts gearbeitet, wollte es auch nicht, und die wenige übrige Zeit hat mir die Verſendung der Horen und des Almanachs (den ich aus dem Buchladen ausnehmen mußte) nebſt einer Menge öfters läſtiger, aber nothwendiger Briefe an Engel, Bürde, nach Erfurt, Dänemark, Stuttgart, Tübingen, an Archenholz, Schlegel, Langbein und

---

*) Ueber naive und ſentimentale Dichtung.

Andere weggenommen. Urtheilen Sie nun ſelbſt, ob ich für unſere Correſpondenz, bei der ich ſo gern mit ganzer Seele gegenwärtig bin, Zeit übrig behielt. Mit meiner Geſundheit geht es übrigens ganz erträglich, und ich bin mit dem Winter ungleich beſſer als mit dem Sommer zufrieden.

Die erſte Abtheilung der Recenſion der **Horen** haben Sie nun wahrſcheinlich ſchon geleſen. Sie enthält viel Gutes und Gedachtes, und es iſt gar keine Frage, daß wir lange hätten ſuchen müſſen, um einen beſſern Beurtheiler zu finden. Aber befriedigt hat ſie mich doch nicht ganz, und ich vermuthe, es wird Ihnen auch ſo ſein. Indeſſen iſt **Schlegel** übereilt worden, und ich wundere mich, daß er in der kurzen Zeit, die ihm gelaſſen wurde, ſo viel geleiſtet hat. Mit ſeinen Kritiken, den Versbau betreffend, werden Sie auch wohl nicht durchaus einig ſein. **Goethe** hat zwar auch Vieles gegen die Recenſion einzuwenden, beſonders in Rückſicht auf das, was an ſeinen Verſen getadelt wird; im Ganzen aber iſt er ſehr wohl damit zufrieden.

So eben erhalte ich Ihren Brief vom 5. Das Uebelbefinden der guten **Caroline**[*]) betrübt mich ſehr, und auch daß Sie noch immer nicht recht wohl ſind. Unter dieſen Umſtänden konnten Sie nichts Beſſeres thun, als in

---

*) **Humboldt's** Gattin.

Berlin leben, und ich rathe Ihnen, es nicht ſobald zu verlaſſen. Es iſt mir übrigens ein Troſt, daß unſere beiderſeitigen Zerſtreuungen in Eine Epoche zuſammenfallen, weil ſonſt der einſam Bleibende von Beiden ſich verlaſſen fühlen würde.

Daß der Aufſatz über das Naive Eingang zu finden ſcheint, iſt mir, des folgenden Aufſatzes wegen, gar nicht unlieb zu vernehmen. Es iſt immer etwas für mich gewonnen, wenn man nur mit einem guten Vertrauen zu den ſentimentalen Dichtern kommt. Auch der dritte Aufſatz wird intereſſiren. Nachdem ich darin die beiden Abwege naiver und ſentimentaler Poeſie aus dem Begriff einer jeden abgeleitet und beſtimmt, alsdann zwei herrſchende Grundſätze, welche das Platte und das Ueberſpannte begünſtigen, geprüft habe (der eine iſt, daß die Poeſie zur *Erholung*, der andere, daß ſie zur *Veredlung* diene), ſo trenne ich von beiden Dichtercharakteren das *Poetiſche*, was ſie verbindet, und erhalte dadurch zwei einander ganz entgegengeſetzte *Menſchencharaktere*, die ich den *Realism* und den *Idealism* nenne, welche jenen beiden Dichterarten entſprechen, und nur das proſaiſche Gegenſtück davon ſind. Ich führe dieſen Antagonism durch das Theoretiſche und Praktiſche umſtändlich durch, zeige das Ideale von beiden, ſo wie das Mangelhafte. Von da gehe ich zu den Carricaturen deſſelben, d. h. zu der groben Empirie und Phantaſterei über, womit die Abhandlung ſchließt.

Es ſind alſo drei Gradationen von einem jeden Charakter aufgeſtellt, und es zeigt ſich, daß die Spaltung zwiſchen beiden immer größer wird, je tiefer ſie herabſteigen.

Naiver Dichtergeiſt, ſentimentaler Dichtergeiſt, welche beide darin übereinkommen, daß ſie aus dem Menſchen ein Ganzes machen, wenn gleich auf ſehr verſchiedene Weiſe. Realism, Idealism, welche darin übereinkommen, daß ſie ſich an das Ganze halten und nach einem abſoluten Nothwendigen verfahren, daher ſie in den Reſultaten gleich ſein können. Empirism, Phantaſterei, welche blos in der Geſetzloſigkeit übereinkommen, die bei dem Empirism in einer blinden Naturnöthigung, bei der Phantaſterei in einer blinden Willkühr beſteht.

Ich hoffe, daß Sie dieſe hier roh hingeworfenen Ideen mit ſorgfältiger Strenge ausgeführt finden ſollen. Da ich ſelbſt ein Idealiſt bin, ſo mußte ich mich ſehr objectiv machen, um ein entſcheidendes Urtheil in dieſer Sache zu haben. Aber ich bin überzeugt, daß mir in dieſem Punkt keine Menſchlichkeit begegnet iſt. Goethe, als ein ganz verhärteter Realiſt, hat mir folgen können, und mich auch gefaßt.

Ich ſende Ihnen hier das tägliche Taſchenbuch, worauf mich Seidler*) bis jetzt warten ließ. Tauſend herzliche

---

*) Buchhändler in Jena.

Grüße an Sie und die gute Caroline von uns, der ich von Herzen eine gute Beſſerung wünſche.

264.

An Schlegel.

Jena, den 9. Januar 1796.

Geſtern endlich, mein vortreſſlicher Freund, bekam ich Ihre Recenſion zu Geſichte, und ich brauche Ihnen wohl nicht zu ſagen, daß ſie mich, inſofern ich ſelbſt oder mein Journal*) dabei intereſſirt ſind, mehr als befriedigt hat. Aber auch ohne alle dieſe Privatrückſichten erfreute mich die ſchöne Verbindung poetiſcher Wärme mit kritiſcher Kälte, welche darin herrſcht, und ohne welche ich keinen Kunſtrichter anerkennen kann. Es iſt zu umſtändlich, und ich bin heute auch zu ſehr überhäuft, um in ein ordentliches Detail davon einzugehen. Selbſt die zwei Fragen, die Sie in Beziehung auf mich anregten: 1) ob eine poetiſche Unternehmung, wie das Reich der Schatten**), überhaupt zu vertheidigen ſei? und 2) ob der dichteriſche Geiſt den ganzen Weg ſtrenger Wiſſenſchaft gehen müſſe und dürfe? muß ich für heute dahingeſtellt ſein laſſen. Vielleicht antwortet Ihnen die hier folgende Abhandlung über ſentimentale Dichter auf die zweite dieſer Fragen. Was meine eigene Erfahrung anbetrifft, ſo fehlt gar ſehr viel daran, daß ich den Weg der Wiſſenſchaft völlig zurückgelegt hätte. Aber was ich davon zurücklegte, hat mich auf dem poetiſchen Wege eher gefördert, als von demſelben entfernt. Wenigſtens muß ich Dasjenige, was ich nach dieſer Epoche der Speculation und während derſelben gedichtet habe, auch in poetiſcher Hinſicht für beſſer halten, als was ich vor derſelben ausgeführt habe. Alle poetiſchen Stücke aber, die Sie in dem Almanach und in den Horen von mir leſen, ſind ſpätere Producte, und alle erſt vom Junius des vorigen Jahres bis zum September entſtanden.

---

*) Die Horen.

**) Oder das Ideal und das Leben, wie die Ueberſchrift dieſes Gedichts in Schiller's Werken lautet.

Ihre Erinnerungen, die Metrik in meinen und Goethe's Gedichten betreffend, finde ich, in den mehrſten Punkten, ſehr richtig; nur in wenigen Kleinigkeiten ſind wir verſchiedener Meinung. So iſt der halbe Pentameter: „Die zwiſchen mir und Dir“ freilich kein guter Vers; aber Die als relativum muß offenbar lang ſein! Das Zeitwort in dem halben Pentameter: „Dir gilt es nicht“ wird dadurch entſchieden kurz, daß auf Dir ein doppelter Accent liegt. Es wäre ganz unmöglich, jenes „gilt“ bei gehöriger Declamation nicht merklich zu verkürzen. Ich bin darin völlig Moritzens Meinung, daß in unſrer Sprache der Verſtandesgehalt die Länge und Kürze beſtimmt.

Sonſt bin ich übrigens weit davon entfernt, mich meines Hexameters gegen Ihre Kritik ſehr anzunehmen; denn ich ſelbſt habe es von jeher mit der rigoriſtiſchen Parthei gehalten, und wenn ich dagegen excipire, ſo iſt es nicht, weil ich dem Dichter das Spiel leichter, ſondern weil ich es dem Kritiker ſchwerer machen will. Offenbar iſt noch zu viel Willkührliches in unſern proſodiſchen Geſetzen. Leider habe ich noch keine Muße gehabt, durch eigene Praxis zu zeigen, wie ich den deutſchen Hexameter behandelt wünſche; denn Alles, was Sie in dieſer Versart von mir geleſen, iſt blos der Wurf, an dem ich, der Kürze der Zeit wegen, die Feile gar nicht verſuchen konnte. Seitdem z. B. die Elegie*) gedruckt, habe ich ſchon über 400 corrigenda darin entdeckt, den bloßen Versbau betreffend. Zu meiner Entſchuldigung muß ich jedoch anführen, daß dieſes die erſten Hexameter ſind, die ich in meinem Leben gemacht; einige jugendliche Verſuche in meinem ſechzehnten Jahre abgerechnet.

Goethe, der eben hier iſt, war mit Ihrer Recenſion, ſo wie überhaupt mit Ihrer Art zu urtheilen, ſehr zufrieden, nur daß auch er ſowohl gegen Ihre, als gegen die Voſſiſche Proſodie noch Manches einzuwenden hat.

---

*) In Schiller's Werken der Spaziergang genannt.

Er glaubt, und muß, ſeiner Natur nach, dieſe Meinung haben, daß in Rückſicht auf den Verkbau den Foderungen des Moments und der Convenienz des individuellen Falles weit mehr, als einem allgemeinen Geſetz müſſe nachgegeben werden.

Die Hoffnung, welche Sie mir machen, Sie dieſen Sommer nicht nur zu ſehen, ſondern hier zu behalten, war mir der willkommenſte Theil Ihres Briefes. Ich freue mich höchlich darauf, und da ich für eine ziemlich lange Zeit der Speculation entſagt habe, um wieder ganz in der Poeſie zu leben, ſo werden auch unſere Beſchäftigungen einander näher berühren.

Mit gewöhnlichen Docenten macht die philoſophiſche Facultät ſeit einiger Zeit Schwierigkeiten, aber bei Ihnen iſt von Remonſtrationen nichts zu beſorgen. Ich hoffe auch, es wird ſich machen laſſen, Sie auf eine noch honorablere Art hier zu fixiren, beſonders da man auf Schützen's Geſundheit gar nicht mehr zählen kann. Wenn Sie nur erſt hier ſind, ſo wird ſich Alles geben.

Darf ich mir bald wieder einen Beitrag von Ihnen verſprechen? Wenn Sie ihn noch in das zweite Stück*) zu kriegen wünſchten, ſo müßte ich ihn in ſpäteſtens vierzehn Tagen erhalten. Zu dem erſten Stück war kein Platz mehr übrig; darum ſchrieb ich Ihnen auf Ihre Anfrage nichts zurück. Von Michaelis *) habe ich noch keinen Almanach erhalten.

---

*) Der Horen.

265.

An Goethe.

Jena, den 18. Januar 1796.

Wir haben dem armen Thiere, dem Michaelis, doch Unrecht gethan. Die neulich überſchickten zehn Exemplare waren nur für die Mitarbeiter ad extra beſtimmt. Heute iſt erſt das eigentliche Packet, welches die Exemplare für Sie, Herder und mich enthält, angelangt, und dieſes iſt zwölf Tage über die Zeit unterwegs geblieben. Ich ſende Ihnen daher hier noch drei Exemplare auf Atlas. Die noch reſtirenden Bogen von den Epigrammen verſchreibe ich mit der heutigen Poſt. Sollten Sie eins von den ſchlechtern Exemplaren überflüſſig haben, ſo kann ich es bei dem Buchhändler wieder anbringen.

Die Geſundbrunnen zu N. N.

Seltſames Land! Hier haben die Bäche Geſchmack und die Quellen;
Bei den Bewohnern allein hab' ich noch keinen verſpürt.

---

*) Buchhändler in Neuſtrelitz.

166.

An Goethe.

Jena, den 21. Januar 1796.

Sie haben mich mit dem reichen Verrath von Xenien, den Sie geſchickt haben, recht angenehm überraſcht. Die den Newton betreffen, werden Sie zwar auch durch den Stoff kenntlich machen; aber bei dieſer gelehrten Streitſache, die keinen Lebenden betrifft, hat dies auch nichts zu ſagen. Denken Sie darauf, Reichardt, unſern ſoidisant Freund, mit einigen Xenien zu beehren. Ich leſe eben eine Recenſion der Horen in ſeinem Journal Deutſchland, wo er ſich über die Unterhaltungen und auch noch andere Aufſätze ſchrecklich emancipirt hat. Die Aufſätze von Fichte und Woltmann ſind beide in einem weitläufigen Auszuge mitgetheilt und als muſterhaft dargeſtellt. Das fünfte Stück (das ſchlechteſte von allen) iſt als das intereſſanteſte erwähnt, Voß'ens Gedichte, der Rhodiſche Genius von Humboldt, ſehr herausgeſtrichen, und was des Zeugs mehr iſt. Es iſt durchaus mit einem nicht ganz verhehlten Ingrimm geſchrieben. Als das wichtigſte Werk der neuen deutſchen Literatur wird Heinſe's muſikaliſcher Roman*) weitläufig, doch habe ich nicht geleſen wie? beurtheilt. Wir müſſen Reichardt, der uns ſo ohne allen Grund und Schonung angreift, auch in den Horen bitter verfolgen. Hier wieder einige Pfähle in's Fleiſch unſrer Collegen. Wählen Sie darunter, was Ihnen anſteht.

---

*) Hildegard von Hohenthal. Berlin 1795—1796. 2 Theile.

267.

An Goethe.

Jena, den 22. Januar 1796.

Hier eine kleine Lieferung von Epigrammen. Was Ihnen darunter nicht gefällt, laſſen Sie nur gar nicht abſchreiben. Es geht mit dieſen kleinen Späßen doch nicht ſo raſch, als man glauben ſollte, da man keine Suite von Gedanken und Gefühlen dazu benutzen kann, wie bei einer längern Arbeit. Sie wollen ſich ihr urſprüngliches Recht als glückliche Einfälle nicht nehmen laſſen. Ich zweifle deswegen, ob ich, bei meinem Müßiggange, Ihnen ſo weit vorkommen werde, als Sie denken; denn in die Länge geht es doch nicht, ich muß mich zu größern Sachen entſchließen, und die Epigramme auf den Augenblick ankommen laſſen. Doch ſoll kein Poſttag leer ſein, und ſo rücken wir doch in vier, fünf Monaten weit genug vor. Ihre Epigramme im Almanach machen großes Glück, wie ich immer auf's Neue in Erfahrung bringe, auch bei Leuten, von deren Urtheil man keine Schande hat. Daß der Almanach in Weimar neben den Emigrirten und den Hundspoſttagen noch aufkommen kann, iſt mir ſehr tröſtlich zu vernehmen.

Darf ich Sie mit einem kleinen Auftrage beläſtigen? Ich wünſchte dreiundſechzig Ellen Tapeten von ſchöner grüner Farbe, und zweiundſechzig Ellen Einfaſſung, welche ich ganz Ihrem Geſchmack und Ihrer Farbentheorie überlaſſe. Wollten Sie Herrn G. danach ſchicken, und allenfalls Ordre geben, daß ich ſie in ſechs bis acht Tagen haben kann?

An einen gewiſſen moraliſchen Dichter.

Ja, der Menſch iſt ein ärmlicher Wicht, ich weiß — doch das wollt' ich
Eben vergeſſen, und kam, ach, wie gereut mich's zu Dir.

Der Kantianer.

Sollte Kantiſche Worte der hohe Schädel nicht faſſen?
Haſt Du in hohler Nuß nicht auch Deviſen geſeh'n?

[illegible]

An Goethe.

Jena, den 24. Januar 1796.

Für einen Schriftſteller, der mit der Kataſtrophe eines Romans, mit tauſend Epigrammen und zwei weitläufigen Erzählungen aus Italien und China beſchäftigt iſt, haben Sie dieſe nächſten Tage ganz leidliche Zerſtreuungen. Aber was Ihnen die Zeit nimmt, giebt Sie Ihnen dafür wieder an Stoff, und am Ende ſind Sie weiter gekommen, als ich, der ſeine Gegenſtände aus den Nägeln ſaugen muß. Woltmann war geſtern drei Stunden lang allein bei mir, und ich habe es glücklich durchgeſetzt, daß von den zwei Theaterſtücken keine Sylbe geſprochen wurde. Er war übrigens ſehr artig und freigebig an Lob über Ihre und meine Arbeiten — ohne doch ein Fünkchen Barmherzigkeit bei mir, ſeines Stücks wegen, zu erwecken. — Hier wieder einige Xenien, daß die Obſervanz nicht verletzt wird.

269.

An Humboldt.

Jena, den 25. Januar 1796.

Woltmann ſagte mir, daß eine ganz ſaft- und kraftloſe Recenſion des Reinecke Fuchs*) jetzt für die Literaturzeitung eingeſchickt worden. Ich zweifle nicht, daß man Goethe'n und mir zu Liebe ſie wirklich unterdrücken wird, wenn ich eine andere verſpreche. Aber ſo gern ich dieſe Arbeit übernehme, und ſo ſehr es mich reuet, daß ich nicht ſchon in meinem Aufſatze über das Naive mich förmlich darüber herausgelaſſen habe, ſo wiſſen Sie doch, lieber Freund, daß ich jetzt von meiner poetiſchen Activität mich nicht wohl zerſtreuen kann. Ich gäbe daher ſehr viel darum, wenn Sie an meiner Statt dieſe Arbeit übernähmen. Ich würde dann, da wir in unſern kritiſchen Grundlagen ſo ſehr harmoniren, die Recenſion, als die meinige, in der Literaturzeitung geben. Wollten Sie das nicht, ſo könnte ſie, was noch beſſer wäre, zu einem Aufſatz für die Horen dienen. Da der Reinecke Fuchs, wenn man gerecht ſein will, das beſte poetiſche Product iſt, was ſeit ſo vielen Jahren in Umlauf gekommen iſt, und ſich mit Recht an die erſten Dichterwerke anſchließt, ſo iſt es in der That horribel, daß er ſo ſchlecht behandelt werden ſoll. Goethe weiß von meiner Idee nichts, und ich werde ihm auch nicht eher etwas davon ſagen, als wenn ſie ſchon ganz ausgeführt iſt. Aber ich betrachte es als meine eigne Angelegenheit, zu machen, daß man entweder eine andere Meinung davon bekomme, oder ſich doch derjenigen ſchäme, die man davon hat. Genug von dieſer Angelegenheit. Sie werden vielleicht wiſſen wollen, was ich jetzt treibe. Aber ich bin noch ſehr unbeſtimmt und habe ſeit mehrern Wochen faſt nur mit Phantaſien geſpielt. Es könnten auch wohl noch mehrere Wochen verlaufen, ehe ich mich wieder recht gefunden habe. Der Almanach macht auch in Weimar viel Glück, und meine Sachen finden viel Eingang. Gekauft wird er hier zu Lande auch ſehr. Die Horen hat Wieland gar nicht leſen wollen. Er ſoll geſagt haben, daß der nicht ſein Freund ſei, der ihn mit dem, was darin gegen ihn geſagt ſei, bekannt mache.

---

*) S. dies Gedicht in Goethe's Werken.

270.

An Goethe.

Jena, den 31. Januar 1796.

Ich wünſche Glück zu dem erwünſchten Ausgang der Feſtivität*), die ſich ganz artig und lieblich mag ausgenommen haben. Meyer's Briefe bringen Sie wohl mit, wenn Sie herkommen. Ich bin ſehr erwartend, wie es ſich nach und nach in ihm klären und präcipitiren wird. Da die Nachricht von den Kantiſchen Configurationen nur in dem Briefe an die Herzogin vorkommt, ſo iſt ſie hoffentlich ein Spaß. Eine ſo köſtliche Neuigkeit würde er wohl Ihnen beſtimmter gemeldet haben.

Daß Reichardt der Herausgeber des Journals Deutſchland iſt, darauf können Sie ſich verlaſſen, ſo wie auch darauf, daß er ſich (oder doch der Recenſent, welches uns hier ganz Eins iſt) gegen die Unterhaltungen ſehr viel herausnimmt, obgleich er Sie bei andern Veranlaſſungen in der nämlichen Recenſion mit vollen Backen lobt. Das Product iſt unendlich miſerabel. Heinſe's Buch**), davon ich die Recenſion nun näher angeſehen, iſt ſehr getadelt, welches mich ordentlich verdrießt, da eine Dummheit weniger zu rügen iſt. Für unſere Xenien haben ſich indeſſen allerlei Ideen, die aber noch nicht ganz reif ſind, bei mir entwickelt. Ich denke auch, daß wenn Sie etwa zu Ende dieſer Woche kommen, Sie ein Hundert und darüber finden ſollen. Wir müſſen die guten Freunde in allen erdenklichen Formen verfolgen; und ſelbſt das poetiſche Intereſſe fordert eine ſolche Varietät innerhalb unſers ſtrengen Geſetzes bei einem Monodiſtichen zu bleiben. Ich habe dieſer Tage den Homer zur Hand genommen, und in dem Gericht, das er über die Freier ergehen läßt, eine prächtige Quelle von Parodien entdeckt, die auch ſchon zum Theil ausgeführt ſind; eben ſo auch in der Nekromantie, um die verſtorbenen Autoren und hie und da auch die lebenden zu plagen. Denken Sie auf eine Introduction Newton's in der Unterwelt. Wir müſſen auch hierin unſre Arbeiten in einander verſchränken. Beim Schluſſe, denk' ich, geben wir noch eine Comödie in Epigrammen.

---

*) Einer Hofredoute.

**) Hildegard von Hohenthal. Berlin 1795—1796. 2 Theile.

271.

An Schlegel.

Jena, den 31. Januar 1796.

Es iſt von mir vergeſſen worden, Ihnen zu ſchreiben, lieber Freund, daß die Zahlungen unſers Horen-Verlegers von einer Jubilate-Meſſe zur andern feſtgeſetzt ſind. Ich ſende Ihnen alſo hier einſtweilen 20 Louisd'or auf Abſchlag, welche mir gerade daliegen. Auf Oſtern wird ſich Cotta genauer mit Ihnen berechnen. Es verſteht ſich, daß Ihnen auch jetzt das Ganze, ſobald Sie es wünſchen, zu Dienſten ſteht. Heute nichts mehr. Die Poſt geht ſogleich. In ſechs Tagen erhalten Sie das erſte Stück der Horen nebſt Ihrem Aufſatz.

272.

An Humboldt.

Jena, den 1. Februar 1796.

Ich bin, was den Inhalt unſerer Briefe betrifft, in einem ſo großen Rückſtand gegen Sie, daß ich über die Zahlung ordentlich erſchrecke. Alle meine Verlegenheit wäre gehoben, wenn ich dieſe Zahlung nur mündlich leiſten könnte; aber es geht mir mit der Feder oft ſonderbar. Bin ich einmal im Gange, wie ich es in dieſem Sommer und Herbſt war, ſo kann ich unter laſtenden Geſchäften große Briefe ſchreiben, ohne an den Mechanismus zu denken. Bin ich aber, ſo wie jetzt, aus dieſem Mechanismus heraus, ſo erſchrickt der Gedanke vor dem weiten Wege, den er hat, um zu dem Andern zu gelangen.

— O ſchlimm, daß der Gedanke
Erſt in der Sprache todte Elemente
Zerfallen muß, die Seele zum Gerippe
Abſterben muß, der Seele zu erſcheinen;
Den treuen Spiegel gieb mir, Freund, der ganz
Mein Herz empfängt, und Ganzes wieder ſcheint.

Dieſe in meinem Don Carlos einſt befindliche, aber reducirte Stelle, drückt einigermaßen aus, was ich jetzt in gewiſſen Momenten fühle, wenn ich Ihnen ſchreiben will. Der zufällige Umſtand, daß ich noch immer in keiner beſtimmten Arbeit begriffen bin, ſondern ſpielend von Bild zu Bild, und von einem epigrammatiſchen Gedanken zum andern überſpringe, trägt vollends dazu bei, mir für jetzt alle Suite und Beharrlichkeit zu nehmen.

Nach dem, was Sie mir in Anſehung des realiſtiſchen und idealiſtiſchen Charakters ſchreiben, wird meine Abhandlung*) Sie weniger überraſchen, aber auch deſto gewiſſer befriedigen. Ich zweifle keinen Augenblick, daß wir über dieſes Symbolum in allen ſeinen Zweigen einig ſein werden. Aber ich leugne nicht, daß ich bei dieſem letzten Aufſatz den Wunſch und die Abſicht nicht ganz unterdrücken konnte, auch auf Andere zu wirken und gewiſſen Leuten zu zeigen, daß ich mich, wenn es darauf ankommt, auch aus meiner eigenen Species heraus, in einen höhern Standpunkt verſetzen kann. Es lag mir daran, dieſen Leuten zu zeigen, daß wenn ihre Art mir auch unterſagt, ſie doch nicht fremd für mich iſt, und daß ich einen nothwendigen und unwillkührlichen Effect meiner Natur durch die Reflexion, die ich darüber angeſtellt, gewiſſermaßen in meine Wahl verwandelt habe. Und zwar iſt dieſes ein Vortheil, den nur der Idealiſt hat, denn der Realiſt kann gegen den Idealiſten ſchlechterdings niemals gerecht ſein, weil er ihn niemals begreifen kann.

---

*) Ueber naive und ſentimentale Dichtung.

Daß Sie ſich in Beurtheilung des Charakterwerthes ſo ernſtlich und nachdrücklich gegen das Allgemeine erklären, und für die Individualität und das Charakteriſtiſche ſtreiten, erfreut mich ungemein. Auch halten Sie dieſe Idee in jeder Anwendung ſo feſt, daß man überzeugt wird, wie ſehr Sie ſich derſelben bemächtigt haben. Sie iſt von einer unabſehbaren Conſequenz für alles Moraliſche und Aeſthetiſche, und um nur eine einzige Anwendung davon zu berühren, ſo läßt ſich das Ideal einer (ſentimentalen) Idylle ohne eine Vorausſetzung derſelben gar nicht faſſen.

Denn hier gerade iſt der Fall, wo die Discrepanz der Charaktere ihrer innern Unendlichkeit keinen Eintrag thun darf, und wo Götter (im Plural) neben einander ſtehen müſſen, da es, nach der entgegengeſetzten Meinung, nur eine Gottheit, aber keine Götter giebt. Sie ſollten Ihrer Idee in einer urſprünglichen Charakteriſtik der griechiſchen Götter-Ideale, wozu Sie in Ihren Aufſätzen ſchon den Anfang gemacht, weiter nachgehen. Ich glaube, daß das *äſthetiſche* Ideal ſich eben darin von dem *moraliſchen* Ideal unterſcheidet, daß jenes in einer Mannigfaltigkeit von Exemplaren, dieſes hingegen nur in einem einzigen kann realiſirt werden.

Körner ſchreibt mir heute, daß er ganz beſtimmt entſchloſſen ſei, mich auf den Mai zu beſuchen. Vielleicht trifft es ſich, daß Sie zu der Zeit auch hier ſein können, weil Sie doch *vor* Ihrer eigentlichen Ankunft einen Beſuch hier ablegen wollen. Acht Tage bleibt *Körner* gewiß. Ich ſoll ihm ein Logis ausfindig machen; da er aber mit zwei Kindern kommt, ſo wage ich es nicht, Sie um Abtretung Ihres Logis für ihn zu bitten. Sollten Sie indeß nichts dagegen haben, ſo würde es mir lieb ſein, es ihm verſchaffen zu können. Es verſteht ſich, daß Sie hierin der Freundſchaft für ihn oder mich durchaus kein Opfer bringen dürfen; denn ein Logis findet ſich ja doch auf jeden Fall.

Die Xenien, von denen ich Ihnen einmal ſchrieb haben ſich nunmehr zu einem wirklich intereſſanten Product, das in ſeiner Art einzig werden dürfte, erweitert. Goethe und ich werden uns darin abſichtlich ſo in einander verſchränken, daß uns Niemand ganz aus einander ſcheiden und abſondern ſoll. Bei einem ſolchen gemeinſchaftlichen Werk iſt natürlicher Weiſe keine ſtrenge Form möglich. Alles, was ſich erreichen läßt, iſt eine gewiſſe Allheit, oder lieber Unermeßlichkeit, und dieſe ſoll das Werk auch an ſich tragen. Eine angenehme, und zum Theil geniale Impudenz und Gottloſigkeit, eine nichts verſchonende Satyre, in welcher jedoch ein lebhaftes Streben nach einem feſten Punkt zu erkennen ſein wird, wird der Charakter davon ſein. Unter ſechshundert Monodiſtichen thun wir es nicht; aber wo möglich ſteigen wir auf die runde Zahl tauſend. Von der Möglichkeit werden Sie ſich überzeugen, wenn ich Ihnen ſage; daß wir jetzt ſchon in dem dritten Hundert ſind, obgleich die Idee nicht viel über einen Monat alt iſt. Bei aller ungeheuern Verſchiedenheit zwiſchen Goethe und mir, wird es Ihnen öfters ſchwer, und manchmal unmöglich ſein, unſern Antheil an dem Werke zu ſortiren. Denn da das ganze einen laxen Plan hat, das Einzelne aber ein Minimum iſt, ſo iſt zu wenig Fläche gegeben, um das verſchiedene Spiel der beiden Naturen zu zeigen. Es iſt auch zwiſchen Goethe und mir förmlich beſchloſſen, unſere Eigenthumsrechte an den einzelnen Epigrammen niemals aus einander zu ſetzen*), ſondern es in Ewigkeit auf ſich beruhen zu laſſen, welches uns auch, wegen der Freiheit der Satyre, zuträglich iſt. Sammeln wir unſre Gedichte, ſo läßt Jeder die Xenien ganz abdrucken**).

273.

An Goethe.

Jena, den 5. Februar 1796.

Die Sammlung wächſt uns unter den Händen, daß es eine Luſt iſt. Es hat mich gefreut, auch mehrere politiſche unter den neuen Xenien anzutreffen; denn da wir doch zuverläſſig an den unſichern Orten confiscirt werden, ſo ſähe ich nicht, warum wir es nicht auch von dieſer Seite verdienen ſollten. Sie finden vierzig bis zweiundvierzig neue von mir; gegen achtzig andere, die zuſam-

---

*) Den erſten Verſuch einer Scheidung der Schillerſchen Xenien von den Goetheſchen hat neuerlich **Karl Hoffmeiſter** gemacht in ſeiner Nachleſe zu Schiller's Werken. Bd. 3. S. 104 u. f.

) Dies iſt bekanntlich ſpäterhin weder von **Schiller, noch von **Goethe** geſchehen.

mengehören und in Kleinigkeiten noch nicht ganz fertig ſind behalte ich noch zurück. Reichardt iſt gut recommandirt, aber er muß es noch mehr werden. Man muß ihn auch als Muſiker angreifen, weil er doch auch da nicht ganz richtig iſt; und es iſt billig, daß er auch bis in ſeine letzte Feſtung hinein verfolgt wird, da er uns auf unſrem legitimen Boden den Krieg machte. — Daß Sie mit einzelnen Parthien aus dem Cellini *) anfangen wollen, iſt mir ſehr lieb zu hören. Das wird Sie am beſten hineinbringen; denn wo es die Sache leidet, halte ich es immer für beſſer, nicht mit dem Anfang anzufangen, der immer das Schwerſte und das Leerſte iſt. Sie ſchreiben mir nicht, ob ich von Ihnen etwas für das dritte Horenſtück zu hoffen habe. Das möchte ich aber freilich in drei bis vier Wochen ſpätſtens haben. Jetzt lebe ich noch von dem abſcheulichen Joinville **). Von dem Properz wünſchte ich binnen acht Tagen die zweite Lieferung. Herder hat ſich auf unbeſtimmte Zeit von den Horen diſpenſirt. Ich weiß nicht, wo dieſe Kälte herkommt, oder ob er wirklich durch eine andere Arbeit abgehalten wird. Daß die Horen von dieſem erſten Monat noch nicht hier ſind, iſt eigentlich meine Schuld, weil mein Aufſatz, den den Sie hier laſen, erſt vor vier Wochen abging. Drei Wochen gehen auf die Hin- und Herreiſe und eine Woche auf den Druck auf. Morgen kommen die Exemplare gewiß, denn das mit der Briefpoſt übermachte habe ich ſchon ſeit dem Montag in Händen. Der neue Druck nimmt ſich beſſer aus, auch das Papier wird mehr Beifall haben. — Auf das Neue aus dem Wilhelm Meiſter freue ich mich, wie auf ein Feſt. Auch ich werde, ehe wir über das Ganze ſprechen, mich mit dem Bisherigen noch mehr familiariſiren. Körner ſchreibt mir, daß er zu Ende Mai hierher zu kommen und vierzehn Tage hier zuzubringen hoffe, worauf ich mich ſehr freue. Gewiß wird ſein Hierſein auch Ihnen Vergnügen machen. Da auch Schlegel dieſes Frühjahr kommt, und vermuthlich auch Funk einen Monat hier zubringt, ſo wird es ziemlich lebhaft bei uns werden.

---

*) Leben des Benvenuto Cellini, ſpäterhin aus den Horen in Goethe's Werken aufgenommen.

**) Der Verfaſſer der Vie de Louis Saint, enrichie de nouvelles observations et dissertations, par Ch. du Fresne, Sieur du Cange. Paris 1668. fol. Par Sallier, Metot et Capperonnier. Paris 1761. fol.

274.

An Goethe.

Jena, den 7. Februar 1796.

Hier endlich die neuverjüngte Hore des 1796ſten Jahrs. Sie nimmt ſich munterer und ungleich moderner aus als die alte, und mich verdrießt, daß wir nicht gleich Anfangs ſo klug geweſen ſind. Daß die Abbeſtellungen beträchtlich ſein möchten, erſehe ich ſowohl aus dem kleinern Packet, welches an die hieſige Buchhandlung an mich eingeſchloſſen worden, als auch daraus, daß die hieſige ſächſiſche Poſt von vier Exemplaren zwei abbeſtellte. Wir wollen hoffen, daß dieſes Verhältniß nicht durch ganz Deutſchland geht. Cotta's Klagen ſind ſehr mäßig, und man ſpürt ihm noch gute Hoffnung an. — Kennen Sie einen Medailleur Abramſon in Berlin, und haben Sie etwas von ſeinen Arbeiten geſehen? Er ſchreibt an mich, meiner Zeichnung wegen, um eine Medaille zu machen. Ich möchte aber doch wiſſen, was an ihm iſt. Hier einige Dutzend neue Xenien, die ſeit heute und geſtern in einem Raptus entſtanden. Laſſen Sie das wandernde Exemplar reich ausgeſtattet wieder zu mir gelangen.

275.

An Goethe.

Jena, den 12. Februar 1796.

Den ſchönſten Dank für die Mühe, die Sie mit den Tapeten u. ſ. w. übernommen haben *). Die Bordüren werden ſehr gut ausſehen. Ich freue mich auf die ſchönern Wände, die mich nun umgeben werden. Dieſe Woche habe ich wieder viel ſchlafloſe Nächte gehabt, und ſehr an Krämpfen gelitten. Es iſt noch nicht beſſer, daher ich auch mit meinen Arbeiten nicht vorwärts gekommen bin, und wahrſcheinlich haben Sie mich jetzt in den Xenien überholt. Hätte ich meine Zeit nur wenigſtens auf eine luſtigere Art verloren. Haben Sie die Güte, wenn Sie hieher kommen, 1) einige Mondlandſchaften und 2) die Comödienſammlung der letzten Jahre mitzubringen. Ich habe vorige Meſſe ein Buch herausgegeben, das ich geſtern angefangen habe zu leſen. Es iſt ein neuer Theil der hiſtoriſchen Memoiren, Brantome's Charakteriſtiken enthaltend **), die manchmal recht naiv ſind, und die zwar den Gegenſtand ſehr ſchlecht, ihn ſelbſt aber deſto beſſer charakteriſiren. Dieſe Sammlung läuft noch immer unter meinem Namen, obgleich ich mich öffentlich davon losgeſagt. Dies gehört auch zu den Germanismen. Ich freue mich von Herzen auf Ihre Ankunft.

---

*) Vergl. einen Brief Schiller's vom 22. Januar 1796.

**) S. die von Schiller herausgegebene Sammlung hiſtoriſcher Memoiren, den eilften Band der zweiten Abtheilung. Jena 1796.

276.

An Schlegel.

Jena, den 29. Februar 1796.

Ich habe Ihnen, mein theurer Freund, am 1. Februar einen Brief mit 20 Ld'or geſendet, von deſſen Empfange Sie mir noch keine Nachricht gegeben. Haben Sie die Güte, dieſes mit umgehender Poſt zu thun, auch mir zu melden, ob ich Ihnen noch mehr ſenden ſoll, oder ob Sie, welches mir freilich das Liebſte wäre, es in derſelben Zeit perſönlich bei mir in Empfang nehmen wollen. Bis zu dieſem Zeitpunkt, der hoffentlich ſehr nahe iſt, verſpare ich alles Uebrige. Laſſen Sie mich in Ihrem Briefe hören, daß Sie ſelbſt ihm auf dem Fuße folgen werden. Sie werden in dieſem Sommer auch *Voß* hier finden, der mir verſpricht, mit Anfang Sommers hieher zu kommen. Auch *Körner* aus Dresden, ein guter Freund Ihres Herrn

Bruders, wird Ende April hier ſein und einige Wochen hier bleiben.

Ihrem Herrn Bruder ſagen Sie von mir recht viel Freundſchaftliches, und daß ich mit Nächſtem ſelbſt an ihn ſchreiben würde. Viele Geſchäfte und noch mehr meine Krämpfe und Schlafloſigkeit haben mich, wie von ſo vielem Andern auch von dieſem Geſchäft abgehalten. Erhalte ich bald etwas Neues von Ihnen für die Horen? Ich warte begierig darauf.

277.

An Goethe.

Jena, den 18. März 1796.

Daß Sie neulich nicht kommen konnten, beklage ich. Ich befand mich ganz erträglich, und wir hätten allerlei durchſchwatzen können. Niethhammer war da. Wir debattirten über den Begriff des Rechts, und da ward zuweilen ordentlich vernünftig geſprochen. Seit Ihrer Abweſenheit iſt es mir noch immer ganz erträglich gegangen, und ich kann recht wohl zufrieden ſein, wenn es in Weimar nur ſo continuirt. Ich habe an meinen Wallenſtein gedacht, ſonſt aber nichts gearbeitet. Die Zurüſtungen zu einem ſo verwickelten Ganzen, wie ein Drama iſt, ſetzen das Gemüth doch in eine gar ſonderbare Bewegung. Schon die allererſte Operation, eine gewiſſe Methode für das Geſchäft zu ſuchen, um nicht zwecklos herumzutappen, iſt keine Kleinigkeit. Jetzt bin ich erſt an dem Knochengebäude, und ich finde, daß von dieſem, eben ſo wie in der menſchlichen Structur, auch in dieſer dramatiſchen Alles abhängt. Ich möchte wiſſen, wie Sie in ſolchen Fällen zu Werke gegangen ſind. Bei mir iſt die Empfindung Anfangs ohne beſtimmten und klaren Gegenſtand; dieſer bildet ſich erſt ſpäter. Eine gewiſſe muſikaliſche Gemüthsſtimmung geht vorher, und auf dieſe folgt bei mir erſt die poetiſche Idee.

278.

An Humboldt.

Jena, den 21. März 1796.

Vor der Hand, liebſter Freund, iſt bei mir weder an Stanzen, noch an etwas Epiſches zu denken. Ich kann alſo von Ihren Bemerkungen über den eigentlichen rechten Gebrauch gereimter Sylbenmaße ſobald keinen Gebrauch für mich ſelbſt machen, obgleich ich Ihren Ideen im Ganzen beipflichte. Nur deucht mir, erklären Sie ſich zu ſehr aus dem innern Weſen, was oft nur zufällig iſt. So glaube ich, daß der Reim ſeinen Urſprung einer Sprache zu danken hat, die viele Wörter mit gleichen Endungen beſitzt, und daß theils dieſes, theils die Bequemlichkeit für das Gedächtniß ihn einführte. Daß ſich der Reim ſehr gut mit naiven Dichtungen vertrage, lehrt gerade ſein Urſprung; denn die italieniſchen Dichter, die Minneſänger und Troubadours u. dergl., obgleich ſie den Alten an Werth nicht beikommen, gehören ſie doch mehr in die Claſſe der naiven als der ſentimentalen Dichtung. Dann iſt auch ferner nicht zu leugnen, daß der Reim in den fröhlichen und ſcherzhaften Gattungen ſich mit der größten Naivität des dichteriſchen Gefühls verträgt. Ich will hier nur La Fontaine's Erzählungen anführen. Mir deucht, daß ſich die alten Sylbenmaße, wie z. B. der Hexameter, deßwegen ſo gut zur naiven Poeſie qualificiren, weil er ernſt und geſetzt einherſchreitet und mit ſeinem Gegenſtande nicht ſpielt. Nun giebt dieſer Ernſt der Erzählung einen gewiſſen größern Schein von Wahrhaftigkeit, und dieſe iſt das erſte Erforderniß des naiven Tons, wo der Erzähler nie den Spaßmacher ſpielen, und aller Witz ausgeſchloſſen bleiben ſoll. Auch deucht mir, iſt der Hexameter ſchon deßwegen in dergleichen Gedichten ſo angenehm, und vermehrt das Naive, weil er an Homer und die Alten erinnert.

Uebrigens bin ich mit Ihnen überzeugt, daß der Reim mehr an Kunſt erinnert, und die entgegengeſetzten Sylbenmaße der Natur viel näher liegen. Aber ich glaube, daß jenes Erinnern an Kunſt, wenn es nicht eine Wirkung der Künſtlichkeit oder gar der Peinlichkeit iſt, eine Schönheit involvirt, und daß es ſich mit dem höchſten Grade poetiſcher Schönheit (in welche naive und ſentimentale Gattung zuſammenfließen) ſehr gut verträgt. Was man in der neuern Poeſie (der gereimten) vorzüglich ſchöne Stellen nennt, möchte meinen Satz beweiſen. In ſolchen Stellen ergötzt uns die Kunſt als höchſte Natur und die Natur als Wirkung der höchſten Kunſt; denn erſt dann erreicht unſer Genuß ſeinen höchſten Grad, wenn wir Beides zuſammen empfinden. Das iſt eine Unart des Reims, daß er faſt immer an die Poeten erinnert, ſo wie in der freien Natur eine mathematiſch ſtrenge Anordnung, eine Allee z. B. an die Menſchenhand. Aber ich glaube, daß ſelbſt dieſes, wenn nur das Uebrige reine objective Natur iſt, der höchſten äſthetiſchen Wirkung nicht entgegen iſt. Aber laſſen Sie mich auch hier von den Reimen ſcheiden, wie ich in der That — auf eine Zeitlang nämlich — von ihnen Abſchied genommen habe, es müßte denn ſein, daß ich in meinem Schauſpiel *) gereimte Scenen nach Shakſpeare's Beiſpiel einmiſchte, wozu es jetzt noch keinen Anſchein hat.

---

*) Wallenſtein.

Ich bin jetzt wirklich und in allem Ernſt bei meinem Wallenſtein, und habe die letzten fünf Tage dazu angewendet, die Ideen zu revidiren, die ich in verſchiedenen Perioden darüber niederſchrieb. Groß war freilich dieſer Fund nicht, aber auch nicht ganz unwichtig, und ich finde doch, daß ſchon dieſes, was ich bereits darüber gedacht habe, die Keime zu einem höhern und echtern dramatiſchen Intereſſe enthält, als ich je einem Stück habe geben können. Ich ſehe mich überhaupt auf einem ſehr guten Wege, den ich nur fortſetzen darf, um etwas Gutes hervorzubringen. Dies iſt ſchon viel, und auf alle Fälle ſehr viel mehr, als ich in dieſem Fache ſonſt von mir rühmen könnte. Vordem legte ich das ganze Gewicht in die Mehrheit des Einzelnen; jetzt wird Alles auf die Totalität berechnet, und ich werde mich bemühen, denſelben Reichthum im Einzelnen mit eben ſo vielem Aufwand von Kunſt zu verſtecken; als ich ſonſt angewandt, ihn zu zeigen, und das Einzelne recht vordringen zu laſſen. Wenn ich es auch anders wollte, ſo erlaubte es mir die Natur der Sache nicht, denn Wallenſtein iſt ein Charakter, der — als echt realiſtiſch — nur im Ganzen, aber nie im Einzelnen intereſſiren kann.

Ich habe bei dieſer Gelegenheit einige äußerſt treffende Beſtätigungen meiner Ideen über den Realiſm und Idealiſm bekommen, die mich zugleich in dieſer dichteriſchen Compoſition glücklich leiten werden. Was ich in meinem letzten Aufſatz *) über den Realism geſagt, iſt von Wallenſtein im höchſten Grade wahr. Er hat nichts Edles, er erſcheint in keinem einzelnen Lebensacte groß, er hat wenig Würde u. dergl. Ich hoffe aber nichts deſto weniger, auf rein realiſtiſchem Wege, einen dramatiſch großen Charakter in ihm aufzuſtellen, der ein echtes Lebensprincip hat. Vordem habe ich, wie im Poſa und Carlos, die fehlende Wahrheit durch ſchöne Idealität zu erſetzen geglaubt; hier im Wallenſtein will ich es probiren, und durch die bloße Wahrheit die fehlende Idealität (die ſentimentale nämlich) entſchädigen. Die Aufgabe wird dadurch ſchwerer, und folglich auch intereſſanter, daß der eigentliche Realism den Erfolg nöthig hat, den der ideale Charakter entbehren kann. Unglücklicherweiſe aber hat Wallenſtein den Erfolg gegen ſich, und nun erfordert es Geſchicklichkeit, ihn auf der gehörigen Höhe zu erhalten. Seine Unternehmung iſt moraliſch ſchlecht, und ſie verunglückt phyſiſch. Er iſt im Einzelnen nie groß, und im Ganzen kommt er um ſeinen Zweck. Er berechnet Alles auf die Wirkung, und dieſe mißlingt. Er kann ſich nicht, wie der Idealiſt, in ſich ſelbſt einhüllen und ſich über die Materie erheben, ſondern er will die Materie ſich unterwerfen, und erreicht es nicht. Sie ſehen daraus, was für delicate und verfängliche Aufgaben zu

---

*) Ueber naive und ſentimentale Dichtung.

löſen ſind, aber mir iſt nicht dafür bange. Ich habe die Sache von einer Seite gefaßt, von der ſie ſich behandeln läßt.

Daß Sie mich auf dieſem neuen, und mir nach allen vorhergegangenen Erfahrungen fremden Wege mit einiger Beſorgniß werden wandeln ſehen, will ich wohl glauben. Aber fürchten Sie nicht zu viel. Es iſt erſtaunlich, wie viel Realiſtiſches ſchon die zunehmenden Jahre mit ſich bringen, wie viel der anhaltende Umgang mit Goethe und das Studium der Alten, die ich erſt nach dem Carlos habe kennen lernen, bei mir nach und nach entwickelt hat. Daß ich auf dem Wege, den ich nun einſchlage, in Goethe's Gebiet gerathe, und mich mit ihm werde meſſen müſſen, iſt freilich wahr. Auch iſt es ausgemacht, daß ich hierin neben ihm verlieren werde. Weil mir aber auch etwas übrig bleibt, was mein iſt, und er nie erreichen kann, ſo wird ſein Vorzug mir und meinem Product keinen Schaden thun; und ich hoffe, daß die Rechnung ſich ziemlich heben ſoll. Man wird uns, wie ich in meinen muthvollſten Augenblicken mir verſpreche, verſchieden ſpecificiren, aber unſere Arten einander nicht unterordnen, ſondern nur unter einem höhern idealen Gattungsbegriff einander coordiniren. Doch genug von dieſen Raiſonnements. Sie werden ſagen, daß die Sache ſelbſt allein hier entſcheiden könne, und dieſe wird jetzt auch mein ernſtliches Geſchäft ſein. Vor Ihrer Ankunft in Jena, welche doch wohl im Auguſt erfolgt, werde ich noch nichts eigentlich. ausgeführt haben. Aber dann, hoff' ich, ſoll der Plan ziemlich zu Stande ſein, und mit dem Plan iſt auch die eigentliche poetiſche Arbeit vollendet.

Uebermorgen reiſe ich auf vierzehn oder achtzehn Tage nach Weimar, wenn meine Geſundheit es erlaubt. Ich habe Goethen verſprochen, während Iffland's Anweſenheit, der am Charfreitag ankommt, ihm Geſellſchaft zu leiſten, damit er für Iffland um ſo eher eine Societät eröffnen kann. Er wollte nicht gern zu viele Anſtalten Iffland's wegen machen, und doch wiſſen Sie, daß man in Weimar Alles aufbieten muß, um auch nur etwas von Societät zu haben. Nun geht ein Theil der Societätsarrangements auch auf meinen Namen, und wenn wir, Goethe und ich, Beide zuſammen ſind, ſo verwandelt ſich die ganze Hiſtorie in eine Comödie für uns. Sein Sie alſo ſo gut, Lieber, mir Ihren nächſten Brief nach Weimar zu adreſſiren.

279.

An ſeinen Vater.

Jena, den 21. März 1796.

So tröſtlich es mir war, liebſter Vater, von Ihrer zunehmenden Geſundheit zu hören, ſo herzlich betrüben mich die Nachrichten von dem Zuſtande meiner guten Nanette*). Ach, vielleicht haben wir ſie ſchon verloren, indem ich ſchreibe! Ich geſtehe, daß ich das Schlimmſte fürchte, weil ſie ſchon vor dem Anfall dieſer Krankheit nicht ganz geſund geweſen iſt. Wie ſchmerzt es mich, ſo entfernt von Ihnen zu leben, und ſo ganz außer Stande zu ſein, Ihre Beſchwerden und Leiden mit Ihnen, mit der lieben Mama und den armen Schweſtern zu theilen und ſo viel als möglich zu erleichtern. Hier kann ich nichts als wünſchen und bitten, daß der Himmel noch Alles gut lenken möge. Wie dauert mich unſre gute, liebe Mutter, auf die alles Leiden ſo zuſammen ſtürmen muß! Aber was für eine Wohlthat von Gott iſt es auch wieder, daß die gute liebe Mutter noch Stärke des Körpers genug hat, um unter dieſen Umſtänden nicht zu erliegen, und Ihnen noch ſo viel Beiſtand leiſten zu können. Wer hätte es vor ſechs und ſieben Jahren gedacht, daß ſie, die ſo ganz hinfällig und erſchöpft war, Ihnen Allen jetzt noch zur Stütze und Pflege dienen würde. In ſolchen Zügen erkenne ich eine gute Vorſicht, die über uns waltet, und mein Herz iſt auf's Innigſte davon gerührt.

---

*) Schiller's jüngſte Schweſter.

Wie ängſtlich ſehe ich Ihrem nächſten Briefe entgegen, liebſter Vater, der mir von Nanettens Zuſtand wahrſcheinlich die entſcheidende Nachricht bringt. Wie werde ich es ertragen, eine ſo liebe und hoffnungsvolle Schweſter zu verlieren, zu deren künftigen Ausſichten ich gerade jetzt einige Vorkehrungen treffen wollte, die ihr Glück vielleicht gründeten. Ich wiederhole meine Bitte nochmals auf das Nachdrücklichſte, liebſter Vater. Thun Sie Alles, was Sie können, zur Wiederherſtellung Ihrer eigenen Geſundheit und zur Stärkung unſerer guten Mutter und Schweſtern. Schenkt uns der Himmel die Freude, daß es ſich mit Nanette wieder beſſert, ſo verändern Sie, ſobald es nur die Kräfte der Kranken und Ihre eignen zulaſſen, den Wohnort, und beſuchen auf eine Zeitlang mit der ganzen Familie ein geſundes Bad, ſowohl um ſich zu zerſtreuen, als ſich körperlich zu ſtärken. Der Himmel erhalte Sie, und mache es mit uns Allen beſſer, als wir gegenwärtig hoffen können. Meine Frau iſt herzlich bekümmert um die liebe Nanette, und grüßt Sie voll Theilnahme und Liebe. Der kleine Karl iſt Gottlob auch wohl, und mit mir geht es jetzt recht leidlich.

280.

An Schlegel.

Jena, den 26. März 1796.

Sehr angenehm haben Sie mich mit Ihrem Aufſatz über Shakſpeare und Ihrer ſchönen Ueberſetzung dieſes Dichters überraſcht. Mehr will ich Ihnen heute nicht davon ſagen, weil der Verſendungstag der Horen und eine ſtarke Briefexpedition mir den Kopf zu ſehr zerſtreuen. Ich habe meine Rechte an die Ueberſetzung ein wenig überſchritten, und die mittlere Scene (ja auch die beiden andern, wenn Platz dafür iſt) zum Druck in den Horen abgeſandt. Da ich aus Ihrem Briefe ſchloß, daß blos der frühere Gebrauch, den Sie von dieſer Ueberſetzung für den Druck zu machen Willens wären, gegen den Abdruck in den Horen ſei, ſo trug ich um ſo weniger Bedenken, das dritte Stück mit dieſem intereſſanten Beitrag zu bereichern. Sie können, da es nur ein ſehr kleiner Theil des Ganzen iſt, das ganze Schauſpiel abdrucken laſſen, ſobald Sie wollen. Eine vorausgeſchickte Probe der neuen beſſern Ueberſetzung Shakſpeare's zu den Horen wird ſelbſt für Ihren Aufſatz gut ſein, denn immer iſt es gut, wenn die That dem Raiſonnement vorhergeht; und der Leſer, dem jene Proben noch in friſchem Gedächtniß ſind, ergreift die Abhandlung mit um ſo größerer Begierde.

Ueber die ganze Unternehmung, den Shakſpeare zu überſetzen, werden wir wohl mündlich am Beſten ſprechen können. Der Gedanke iſt ſehr glücklich, und der Himmel lohne es Ihnen, daß Sie uns von dem traurigen Eſchenburg befreien wollen. Mit dieſem ſind Sie glimpflicher umgegangen, als er's bei ſeiner lächerlichen Anmaßung als Kritiker und Aeſthetiker verdient. Man ſollte dieſe Erzphiliſter, die doch Menſchen zu ſein ſich einbilden, nicht ſo gut tractiren. Käme es auf ſie und ihre Hohlköpfe an, ſie würden alles Geniale in Grundsboden zertreten und zerſtören.

Auch Bürger's Macbeth und die überſetzten Hexengeſänge haben Sie mir zu raiſonnabel behandelt. Ich halte die letzteren für eine recht Bürgeriſche Pfuſcherei, ſo arg, als irgend eine von ihm, und das iſt nicht blos meine Privatmeinung. Goethe z. B., mit dem ich erſt kurz noch davon ſprach, findet ſie greulich, und er hat, da er den Macbeth gern einmal in Weimar ſpielen laſſen wollte, ſchon darauf gedacht, wie er ſie anders überſetzt bekommen könnte. Ich will, wenn Sie es nicht contremandiren, wozu es binnen vierzehn Tagen Zeit iſt, jene Stelle in Ihrer Abhandlung, welche die Bürgeriſchen Hexengeſänge betrifft, auslaſſen. Es iſt mir blos deßwegen, weil man nicht weiß, ob man einander nicht über kurz oder lang in Rückſicht auf dieſen Punkt in demſelben Journal widerſprechen könnte, welches das Publicum irre machen würde. — Herzlich freue ich mich, Sie binnen acht Wochen hier zu ſehen, wo wir dann recht viel in die Länge und Breite mit einander durchſprechen wollen.

281.

An Chriſtophine Reinwald *).

Jena, den 25. April 1796.

Du wirſt nun auch erfahren haben, daß die Louiſe **) ernſtlich krank geworden, und unſere arme liebe Mutter alles Troſtes beraubt iſt. Verſchlimmert es ſich mit der Louiſe, oder auch noch mit dem lieben Vater, ſo wäre die arme Mutter ganz und gar verlaſſen. Der Jammer iſt unausſprechlich. Kannſt Du es möglich machen, glaubſt Du, daß Deine Kräfte es aushalten, ſo mache doch ja die Reiſe dorthin. Was ſie koſtet, bezahle ich mit Freuden. Ueberlege, liebe Schweſter, daß Eltern in ſolchen Extremi-

---

*) **Schiller's** älteſte Schweſter, die Gattin des Hofraths und Bibliothekars **Reinwald** in Meiningen.

) **Schiller's zweite Schweſter, ſpäterhin an den Pfarrer **Frankh** in Cleverſulzbach verheirathet.

täten den gerechteſten Anſpruch auf kindliche Hülfe haben. Gott, warum bin ich jetzt nicht geſund — und ſo geſund, als ich es bei der Reiſe vor drei Jahren war! Ich hätte mich durch nichts abhalten laſſen, hinzueilen. Aber daß ich über ein Jahr faſt nicht aus dem Hauſe gekommen, macht mich ſo ſchwächlich, daß ich entweder die Reiſe nicht aushalten, oder doch ſelbſt krank bei den guten Eltern hinfallen würde. Ich kann leider nichts für ſie thun, als mit Geld helfen, und Gott weiß, daß ich das mit Freuden thue. Bedenke, daß die liebe Mutter, die ſich bisher mit einer bewundernswürdigen Standhaftigkeit betragen, endlich unter ſo vielen Leiden zuſammenſtürzen muß. Ich kenne Dein kindliches, liebevolles Herz, ich kenne die Billigkeit und Rechtſchaffenheit meines Schwagers. Beide werden Euch lehren, beſſer als ich, was unter dieſen Umſtänden nöthig iſt.

282.

An Chriſtophine Reinwald.

Jena, den 6. Mai 1796.

Zu meinem großen Troſte erfahre ich heute durch Deinen Mann, daß Du die Reiſe zu unſern lieben Eltern wirklich angetreten haſt. Der Himmel ſegne Dich für dieſen Beweis Deiner kindlichen Liebe. Seitdem ich Dich dort weiß, bin ich um Vieles ruhiger. Bisher konnte ich nicht anders als mit Schrecken an die traurige Lage der lieben Eltern und Schweſter denken. Ich habe nicht nöthig, Dir erſt zu empfehlen, was unter dieſen Umſtänden zu thun iſt. Nur um das Einzige bitte ich Dich, verhindere, daß die lieben Eltern nicht aus ängſtlicher Sparſamkeit eine heilſame Maßregel zu ihrer Geſundheit verſäumen. Ich habe einmal für allemal erklärt, daß ich die Koſten davon mit Freuden tragen will. Was alſo etwa an Geld nöthig, kannſt Du Dir von Cotta in Tübingen auszahlen laſſen.

283.

An Chriſtophine Reinwald.

Jena, den 9. Mai 1796.

Es gereicht mir zu großem Troſt in dieſen traurigen Umſtänden, Dich, liebe Schweſter, den Unſrigen zur Stütze zu wiſſen, und ich hoffe in kurzer Zeit von Dir zu hören, daß das Schlimmſte überſtanden iſt. Der letzte Brief meiner lieben guten Mutter hat mich herzlich betrübt. Ach, wie viel hat die gute Mutter nicht ausgeſtanden, und mit welcher Geduld und Stärke hat ſie es getragen! Wie rührte mich's, daß ſie ihr Herz mir öffnete, und wie wehe that mir's, ſie nicht unmittelbar tröſten und beruhigen zu können! Wärſt Du nicht hingereiſt, ich hätte nicht hier bleiben können. Die Lage der lieben Unſrigen war doch ſchrecklich. So allein, ohne den Beiſtand liebender Freunde, und bei zwei Kindern, die in der Ferne von ihnen leben, verlaſſen. Ich mag nicht daran denken. Du wirſt ſie tröſten, liebe Schweſter, und mich wirſt Du herzlich bereit finden zu Allem, wozu Du mich auffordern wirſt. Unterlaſſe ja nicht, mir ſo fleißig als möglich Nachricht zu geben, wie es um Alle ſteht.

284.

An Goethe.

Jena, den 11. Juni 1796.

Die geſtern überſchickten Xenien haben uns viel Freude gemacht; und ſo überwiegend auch der Haß daran Theil hat, ſo lieblich iſt das Contingent der Liebe dazu ausgefallen. Ich will die Muſen recht dringend bitten, mir auch einen Beitrag dazu zu beſcheeren. Einſtweilen nehmen Sie meine Ceres*) als die erſte poetiſche Gabe in dieſem

---

*) Die Klage der Ceres. S. dies Gedicht in Schiller's Werken.

Jahre freundlich auf, und fänden Sie einen Anſtoß darin, ſo machen Sie mich doch darauf aufmerkſam. Die Xenien hoffe ich Ihnen auf den Freitag in Abſchrift ſchicken zu können. Ich bin auch ſehr dafür, daß wir nichts Criminelles berühren, und überhaupt das Gebiet des frohen Humors ſo wenig als möglich verlaſſen. Sind doch die Muſen keine Scharfrichter! Aber ſchenken wollen wir den Herren auch nichts. Herder ſchrieb mir geſtern und ſehr freundſchaftlich, ſchickte mir auch die Humanität*). Er verſpricht Beiträge ſowohl zu den Horen, als zum Almanach.

283.

An Goethe.

Jena, den 17. Juni 1796.

Die Antworten auf Ihren lieben Brief verſchiebe ich bis Montag, und melde ihnen hiemit blos, daß wir heute Abend Voß erwarten, der ſich ſchon durch ein Brieflein angekündigt hat. Er kann nur einen Tag bleiben, reiſt Sonntag mit dem Frühſten wieder fort, und kommt nicht nach Weimar. Sie hätte er ſehr gewünſcht, hier zu treffen.

---

*) Die Briefe zur Beförderung der Humanität.

Es ſteht alſo bei Ihnen, ob Sie ihm dieſes Vergnügen machen wollen, wozu wir Sie freundlichſt einladen. Er kommt von Giebichenſtein, und bringt hoffentlich auch noch Reichardt mit — eine Scene, worauf ich mich beinahe freue. — Es iſt gleich zehn Uhr Abends, und Voß iſt noch nicht hier. Doch zweifle ich gar nicht, daß er kommt.

286.

An Goethe.

Jena, den 18. Juni 1796.

Voß iſt noch nicht hier, wenigſtens habe ich noch nichts von ihm geſehen. Da ich ſehr zweifle, ob Sie kommen werden, ſo laſſe ich dieſen Brief, zu dem ſich eine ſchöne Gelegenheit darbietet, immer abgehen. Die Idylle*) hat mich beim zweiten Leſen ſo innig, ja noch inniger, als beim erſten, bewegt. Gewiß gehört ſie unter das Schönſte, was Sie gemacht haben, ſo voll Einfalt iſt ſie, bei einer unergründlichen Tiefe der Empfindung. Durch die Eilfertigkeit, welche das wartende Schiffsvolk in die Handlung bringt, wird der Schauplatz für die zwei Liebenden ſo enge, ſo drangvoll und ſo bedeutend der Zuſtand, daß dieſer Moment wirklich den Gehalt eines ganzen Lebens bekommt. Es würde ſchwer ſein, einen zweiten Fall zu erdenken, wo die Blume des Dichteriſchen von einem Gegenſtand ſo rein und ſo glücklich abgebrochen wird. Daß Sie die Eiferſucht ſo dicht daneben ſtellen, und das Glück ſo ſchnell durch die Furcht wieder verſchlingen laſſen, weiß ich vor meinem Gefühl noch nicht ganz zu rechtfertigen, obgleich ich nichts Befriedigendes dagegen einwenden kann. Dieſes fühle ich nur, daß ich die glückliche Trunkenheit, mit der Alexis das Mädchen verläßt und ſich einſchifft, gern immer feſthalten möchte.

---

*) Alexis und Dora. S. dies Gedicht in Goethe's Werken.

Herder's Buch*) machte mir ziemlich dieſelbe Empfindung, wie Ihnen, nur, daß ich auch hier, wie gewöhnlich bei ſeinen Schriften, immer mehr, was ich zu beſitzen glaubte, verliere, als ich an neuen Realitäten dabei gewinne. Er wirkt dadurch, daß er immer auf's Verbinden ausgeht, mehr zerſtörend, als ordnend auf mich. Seine unverſöhnliche Feindſchaft gegen die Reime iſt mir auch viel zu weit getrieben, und was er dagegen aufbringt, halte ich bei Weitem nicht für bedeutend genug. Der Urſprung des Reims mag noch ſo gemein und unpoetiſch ſein; man muß ſich an den Eindruck halten, den er macht, und dieſer läßt ſich durch kein Raiſonnement wegdisputiren. An Herder's Confeſſionen über die deutſche Literatur verdrießt mich noch, außer der Kälte für das Gute, auch die ſonderbare Art von Toleranz gegen das Elende. Es koſtet ihm eben ſo wenig, mit Achtung von einem Nicolai, Eſchenburg u. A. zu reden, als von dem Bedeutendſten; und auf eine ſonderbare Art wirft er die Stolberge und mich, Koſegarten und wie viele Andere in einen Brei zuſammen. Seine Verehrung gegen Kleiſt, Gerſtenberg und Geßner, und überhaupt gegen alles Verſtorbene und Vermoderte, hält gleichen Schritt mit ſeiner Kälte gegen das Lebendige.

---

*) Terpſichore. Lübeck 1795—1796. 3 Thle.

Sie haben unterdeß Richter'n *) kennen lernen. Ich bin ſehr begierig, wie Sie ihn gefunden haben. C. K. iſt hier, um eine Freundin zu pflegen. Sie ſagt mir, daß es ſich mit Iffland ſo gut als zerſchlagen habe, und ſpricht überhaupt mit großer Kälte von dieſer Acquiſition für das Weimariſche Theater. Der Enthuſiasmus für Iffland ſcheint ſich noch einige Monate früher, als wir dachten, verloren zu haben. Humboldt wird Ihnen wohl ſchon ſelbſt geſchrieben haben. Er iſt von der Idylle **) ganz außerordentlich befriedigt. Auch ſchreibt er, daß der

---

*) Jean Paul.
**) Alexis und Dora.

Cellini*) außerordentlich gefalle. Die Xenien erhalten Sie auf den Montag. Zur Verknüpfung der verſchiedenartigen Ideen ſind noch manche neue nöthig, wobei ich auf Ihren guten Genius meine Hoffnung ſetze. Die Homeriſchen Parodien habe ich, weil ſie ſich an das Ganze nicht anſchließen wollen, herauswerfen müſſen, und ich weiß noch nicht recht, wie ich die Todtenerſcheinungen werde unterbringen können. Gar zu gern hätte ich die lieblichen und gefälligen Xenien an das Ende geſetzt; denn auf den Sturm muß die Klarheit folgen. Auch mir ſind einige in dieſer Gattung gelungen, und wenn Jeder von uns nur noch ein Dutzend in dieſer Art liefert, ſo werden die Xenien ſehr gefällig endigen.

287.

An Goethe

Jena, den 20. Juni 1796.

Voß iſt noch nicht angekommen. Er ſchrieb nur kurz, daß unangenehme Störer die Reiſe rückgängig machten. Es thut mir wirklich leid, ſeine perſönliche Bekanntſchaft nicht gemacht zu haben. Indeſſen wäre ſie mit einem ſehr unangenehmen Auftritt erkauft worden, weil **Reichardt**, wie ich heute von Halleſchen Freunden erfuhr, ihn wirklich hat begleiten wollen. Die unvermeidliche Grobheit, die ich gegen dieſen Gaſt hätte beweiſen müſſen, würde Voß'en in große Verlegenheit geſetzt, und wahrſcheinlich ganz und gar verſtimmt haben. — Zu den Progreſſen, die der Roman macht*), wünſche ich von Herzen Glück. Der Tag, der mir den Reſt bringt, ſoll auch mir ein Feſt ſein. Die neue Lieferung von **Cellini** hat mich wieder ſehr angenehm unterhalten. Die Krankheitsgeſchichte iſt ganz prächtig; auch die Begebenheiten in Florenz intereſſiren ſehr, und ſchließen ſich ſchön an die Geſchichte dieſes Hauſes. Die närriſche Mixtur von Galanterie und Grobheit in dem Freund **Benvenuto** iſt gar amüſant.

---

*) Leben des Benvenuto Cellini von Goethe.

---

*) **Wilhelm Meiſter.**

288.

An Goethe.

Jena, den 24. Juni 1796.

Sie haben ganz Recht, daß die Broſchüre *) mich in eine eigene Welt führen werde. Mein Lebelang hätte ich in mir ſelbſt ſo eine Fratzenſammlung nicht zuſammenbringen können, und jeder Strich trägt den Stempel, daß man aus der Natur geſchöpft hat. Es iſt wirklich kein unmerkwürdiges Machwerk, ſo grob und plump es auch iſt, und hat mich recht divertirt. Auch das gefällt mir, daß die poetiſchen Feindſchaften doch auch einen humoriſtiſchen Ausdruck zu nehmen anfangen. Es ſollte wirklich Nachahmer finden.

Meyer's Lebhaftigkeit hat mich recht beluſtigt, und daß er mitten in ſeinem Italien die deutſchen Affen und Eſel ſich ſo angelegen ſein läßt. Schreiben Sie ihm nur, daß es ganz von ihm abhänge, ob er ſich in dieſes Gefecht der Trojer und Achäer miſchen wolle. Er kann es gleich in dem erſten Briefe thun, den er an Sie ſchreibt, und den wir drucken laſſen können. Humboldt ſchrieb mir vorige Mittwoch nur zwei Zeilen, um ſein Nichtſchreiben zu ent-

---

*) Eine gegen die Xenien gerichtete Schrift.

ſchuldigen, auch bei Ihnen. Er wird Ihnen morgen die Idylle zurückſenden, auf die er gern ausführlich antworten wollte. An Zelter ſchreibe ich, ſobald ich ihm etwas zu ſenden weiß. Riethen Sie, meine Ceres[*]) componiren zu laſſen? Für den Geſang wird ſie wohl ein gutes Thema, wenn ſie nicht zu groß iſt. Indeß haben wir, außer dem, was von Ihnen iſt, wenig Anderes für die Muſik zu hoffen. Daß Sie ein Lied aus dem Meiſter in den Almanach geben können, iſt köſtlich. Nun wahrhaftig, wir wollen auf den diesjährigen Almanach uns etwas einbilden. Die Xenien erhalten Sie Montag früh ganz gewiß. Es ſind, nach Abzug der weggebliebenen, noch ſechshundert und drei und vierzig, und ich denke nicht, daß mehr als funfzehn oder zwanzig von dieſen werden ausgemuſtert werden. Da der Zuſammenhang und die Vollſtändigkeit wohl noch achtzig neue nöthig machen, ſo wird die Zahl wohl auf ſiebenhundert bleiben.

---

*) Klage der Ceres. S. dies Gedicht in Schiller's Werken.

289.

An Goethe.

Jena, den 27. Juni 1796.

Herzlichen Dank für die Sendung *). Sie trifft mich bei heiterm Sinne, und ich hoffe, ſie mit ganzer Seele zu genieſſen. Der Abſchied von einer langen und wichtigen Arbeit iſt immer mehr traurig, als erfreulich. Das ausgeſpannte Gemüth ſinkt zu ſchnell zuſammen, und die Kraft kann ſich nicht ſogleich zu einem neuen Gegenſtande wenden. Eigentlich ſollten Sie jetzt etwas zu *handeln* bekommen, und einen lebendigen Stoff bearbeiten. Von den *Xenien* ſende ich, was fertig iſt. Achtzig ſind ungefähr noch zurück, die das Botenmädchen bringen ſoll. Ich bin eben daran, dieſe, es ſind gerade die freundlichen, mit einigen neuen zu vermehren, die eine glückliche Stimmung mir dargeboten hat. Ueberhaupt hoffe ich, daß der Schluß ſehr gut ausfallen ſoll. Sie werden unter den hier folgenden gegen hundert neue Bekannte finden, und einige ältere vermiſſen. Warum ich dieſe wegließ, läßt ſich mündlich ſagen. Streichen Sie nun ohne Schonung Alles, was Ihnen aus irgend einer Rückſicht anſtößig iſt, weg.

---

*) Des *Wilhelm Meiſter*.

Unſer Vorrath leidet eine ſtrenge Wahl. In das Manuſcript laſſen Sie Ihren Spiritus nichts ſchreiben. Ich ſchickte daſſelbe gern an Humboldt, der durch die Verſchiedenheit der Handſchrift dem Verfaſſer nicht auf die Spur geführt werden ſoll. Fallen Ihnen Ueberſchriften ein, ſo bitte ich ſie mit dem Bleiſtift zu bemerken. Um die Zahl der poetiſchen und gefälligen Xenien zu vermehren, wünſchte ich Sie zu veranlaſſen, daß Sie durch die wichtigſten Antiken und die ſchönen italieniſchen Malerwerke eine Wanderung anſtellten. Dieſe Geſtalten leben in Ihrer Seele, und eine gute Stimmung wird Ihnen über jede einen ſchönen Einfall darbieten. Sie ſind um ſo paſſendere Stoffe, da es lauter Individuen ſind. — Freuen Sie ſich des Lebens und Ihres Werks. Wer hätte denn in der Welt ſonſt Urſache zur Freude? Meine Frau ſchmachtet recht nach dem achten Buche des Romans.

290.

An Goethe.

Jena, den 28. Juni 1796.

Erwarten Sie heute noch nichts Beſtimmtes von mir über den Eindruck, den das achte Buch auf mich gemacht. Ich bin beunruhigt und bin befriedigt. Verlangen und

Ruhe ſind wunderbar gemiſcht. Aus der Maſſe der Eindrücke, die ich empfangen, ragt mir in dieſem Augenblicke Mignon's Bild am ſtärkſten hervor. Ob dieſe ſo ſtark intereſſirte Empfindung hier noch mehr fordert, als ihr gegeben wurde, weiß ich jetzt noch nicht zu ſagen. Es könnte auch zufällig ſein, denn beim Aufſchlagen des Manuſcripts fiel mein Blick zuerſt auf das Lied, und dies bewegte mich ſo tief, daß ich den Eindruck nachher nicht mehr auslöſchen konnte.

Das Merkwürdigſte an dem Totaleindruck ſcheint mir dieſes zu ſein, daß Ernſt und Schmerz durchaus wie ein Schattenſpiel verſinken, und der leichte Humor vollkommen darüber Meiſter wird. Zum Theil iſt mir dieſes aus der leiſen und leichten Behandlung erklärlich. Ich glaube aber noch einen andern Grund davon in der theatraliſchen und romantiſchen Herbeiführung und Stellung der Begebenheiten zu entdecken. Das Pathetiſche erinnert an den Roman, alles Uebrige an die Wahrheit des Lebens. Die ſchmerzhafteſten Schläge, die das Herz bekommt, verlieren ſich ſchnell wieder, ſo ſtark ſie auch gefühlt werden, weil ſie durch etwas Wunderbares herbeigeführt wurden, und deßwegen ſchneller, als alles Andere, an die Kunſt erinnern. Wie es auch ſei, ſo viel iſt gewiß, daß der Ernſt in dem Roman nur Spiel, und das Spiel in demſelben der wahre und eigentliche Ernſt iſt, daß der Schmerz der Schein, und die Ruhe die einzige Realität iſt.

Der ſo weiſe aufgeſparte Friedrich, der durch ſeine Turbulenz am Ende die reife Frucht vom Baume ſchüttelt, und zuſammenweht, was zuſammen gehört, erſcheint bei der Kataſtrophe gerade ſo wie einer, der uns aus einem bänglichen Traume zum Lachen aufweckt. Der Traum flieht zu den andern Schatten, aber ſein Bild bleibt übrig, um in die Gegenwart einen höhern Geiſt, in die Ruhe und Heiterkeit einen poetiſchen Gehalt, eine unendliche Tiefe zu legen. Dieſe Tiefe bei einer ruhigen Fläche, die überhaupt genommen, Ihnen ſo eigenthümlich, iſt ein vorzüglicher Charakterzug des gegenwärtigen Romans.

Aber ich will mir heute nichts mehr darüber zu ſagen erlauben, ſo ſehr es mich auch drängt. Ich könnte Ihnen doch jetzt nichts Reifes geben. Könnten Sie mir vielleicht das Concept vom ſiebenten Buche ſchicken, wovon die Abſchrift für Unger*) gemacht worden iſt, ſo wäre mir's ſehr dienlich, das Ganze durch alle ſeine Details zu begleiten. Obgleich ich es noch im friſchen Gedächtniß habe, ſo könnte mir doch manches kleinere Glied der Verbindung entſchlüpft ſein. Wie trefflich ſich dieſes achte Buch an das ſechſte anſchließt, und wie viel überhaupt durch die Anticipation des letztern gewonnen worden iſt, ſehe ich klar ein. Ich möchte durchaus keine andere Stellung der Geſchichte, als gerade dieſe. Man kennt die Familie ſchon ſo lange, ehe ſie eigentlich kommt, man glaubt in eine ganz anfangloſe Bekanntſchaft zu blicken. Es iſt eine Art von optiſchem Kunſtgriff, der eine treffliche Wirkung macht. Einen köſtlichen Gebrauch haben Sie von des Großvaters Sammlung zu machen gewußt; ſie iſt ordentlich eine mitſpielende Perſon, und rückt ſelbſt an das Lebendige.

---

*) Buchhändler in Berlin.

Doch genug für heute. Auf den Sonnabend hoffe ich Ihnen mehr zu ſagen. Hier der Reſt der Xenien. Was heute folgt, iſt, wie Sie ſehen, noch nicht in dem gehörigen Zuſammenhange, und alle meine Verſuche, die verſchiedenen Gruppen zuſammen zu bringen, ſind mir mißglückt. Vielleicht helfen Sie mir aus der Noth. Es wäre gar zu ſchön, wenn wir dieſe letzte Partie recht reich ausſtatten könnten. Vom Hesperus*) habe ich Ihnen noch nichts geſchrieben. Ich habe ihn ziemlich gefunden, wie ich ihn erwartete; fremd, wie einer, der aus dem Mond gefallen iſt, voll guten Willens, und herzlich geneigt, die Dinge außer ſich zu ſehen, nur nicht mit dem Organ, womit man ſieht. Doch ſprach ich ihn nur einmal, und kann alſo noch wenig von ihm ſagen.

---

*) Nämlich dem Verfaſſer des Hesperus, Jean Paul Friedrich Richter. Vergl. deſſen Leben und Charakteriſtik von Heinrich Döring. Leipzig 1832. Bd. 2, S. 30.

291.

An Goethe.

Jena, den 2. Juli 1796.

Ich habe nun alle acht Bücher des Romans *) auf's Neue, obgleich nur ſehr flüchtig durchlaufen, und ſchon allein die Maſſe iſt ſo ſtark, daß ich in zwei Tagen kaum damit fertig geworden bin. Billig ſollte ich alſo heute noch nichts ſchreiben, denn die erſtaunliche und unerhörte Mannigfaltigkeit, die darin im eigentlichſten Sinne verſteckt iſt, überwältigt mich. Ich geſtehe, daß ich bis jetzt zwar die Stätigkeit, aber noch nicht die Einheit recht gefaßt habe, obgleich ich keinen Augenblick zweifle, daß ich auch über dieſe noch völlige Klarheit erhalten werde, wenn bei Producten dieſer Art die Stätigkeit nicht ſchon mehr als die halbe Einheit iſt.

Da Sie, unter dieſen Umſtänden, nicht wohl etwas ganz Genugthuendes von mir erwarten können, und doch etwas zu hören wünſchen, ſo nehmen Sie mit einzelnen Bemerkungen vorlieb, die auch nicht ganz ohne Werth ſind, da ſie ein unmittelbares Gefühl ausſprechen werden. Dafür verſpreche ich Ihnen, daß dieſen ganzen Monat über die Unterhaltung über den Roman nie verſiegen ſoll. Eine

---

*) Des Wilhelm Meiſter.

würdige und wahrhaft äſthetiſche Schätzung des ganzen Kunſtwerks iſt eine große Unternehmung. Ich werde ihm die nächſten vier Monate ganz widmen, und mit Freuden. Ohnehin gehört es zu dem ſchönſten Glück meines Daſeins, daß ich die Vollendung dieſes Products erlebte, daß ſie noch in die Periode meiner ſtrebenden Kräfte fällt, daß ich aus dieſer reinen Quelle noch ſchöpfen kann. Das ſchöne Verhältniß, das unter uns iſt, macht es mir zu einer gewiſſen Religion, Ihre Sache hierin zu der meinigen zu machen, Alles, was in mir Realität iſt, zu dem reinſten Spiegel des Geiſtes auszubilden, der in dieſer Hülle lebt, und ſo, in einem höhern Sinne des Worts, den Namen Ihres Freundes zu verdienen. Wie lebhaft habe ich bei dieſer Gelegenheit erfahren, daß das Vortreffliche eine Macht iſt, daß es auf ſelbſtſüchtige Gemüther auch nur als eine Macht wirken kann, daß es dem Vortrefflichen gegenüber keine Freiheit giebt, als die Liebe.

Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, wie ſehr mich die Wahrheit, das ſchöne Leben, die einfache Fülle dieſes Werks bewegte. Die Bewegung iſt zwar noch unruhiger, als ſie ſein wird, wenn ich mich deſſelben ganz bemächtigt habe, und das wird dann eine wichtige Kriſe meines Geiſtes ſein. Sie iſt aber doch der Effect des Schönen, nur des Schönen, und die Unruhe rührt blos davon her, weil der Verſtand die Empfindung noch nicht hat einholen können. Ich verſtehe Sie nun ganz, wenn Sie ſagten, daß es eigentlich das Schöne, das Wahre ſei, was Sie oft bis zu Thränen rühren könne. Ruhig und tief, klar und doch unbegreiflich wie die Natur, ſo wirkt es, und ſo ſteht es da, und Alles, auch das kleinſte Nebenwerk, zeigt die ſchöne Klarheit, und die Gleichheit des Gemüths, aus welchem Alles gefloſſen iſt.

Aber ich kann dieſen Eindrücken noch keine Sprache geben. Auch will ich jetzt nur bei dem achten Buche ſtehen bleiben. Wie iſt es Ihnen gelungen, den großen ſo weit auseinander geworfenen Kreis und Schauplatz an Perſonen und Begebenheiten wieder ſo eng zuſammenzurücken! Es ſteht da wie ein ſchönes Planetenſyſtem; Alles gehört zuſammen, und nur die italieniſchen Figuren knüpfen, wie Kometengeſtalten, und auch ſo ſchauerlich wie dieſe, das Syſtem an ein entfernteres und größeres an. Auch laufen alle dieſe Geſtalten, ſo wie auch Mariane und Aurelie, völlig wieder aus dem Syſtem heraus, und löſen ſich als fremdartige Weſen davon ab, nachdem ſie blos dazu gedient haben, eine poetiſche Bewegung darin hervorzubringen. Wie ſchön gedacht iſt es, daß Sie das praktiſch Ungeheure, das furchtbar Pathetiſche im Schickſal Mignon's und des Harfenſpielers von dem theoretiſch Ungeheuren, von den Mißgeburten des Verſtandes ableiten, ſo daß der reinen und geſunden Natur nichts dadurch aufgebürdet wird. Nur im Schooß des dummen Aberglaubens werden dieſe monſtröſen Schickſale ausgeheckt, die Mignon und den Harfenſpieler verfolgen. Selbſt Aurelie wird nur durch ihre

Unnatur, durch ihre Mannweiblichkeit zerſtört. Gegen Marianen allein möchte ich Sie eines poetiſchen Eigennutzes beſchuldigen. Faſt möchte ich ſagen, daß ſie dem Roman zum Opfer geworden, da ſie der Natur nach zu retten war. Um ſie werden daher immer noch bittere Thränen fließen, wenn man ſich bei den drei andern gern von dem Individuum ab zu der Idee des Ganzen wendet.

Wilhelms Verirrung zu Thereſen iſt trefflich gedacht, motivirt, behandelt, und noch trefflicher benutzt. Manchen Leſer wird ſie Anfangs recht erſchrecken, denn Thereſen verſpreche ich wenig Gönner; deſto ſchöner reißen ſie ihn aus ſeiner Unruhe. Ich wüßte nicht, wie dieſes falſche Verhältniß zarter, feiner, edler hätte gelöſt werden können. Wie würden ſich die Richardſon's und alle Andere gefallen haben, eine Scene daraus zu machen, und über dem Austramen von delicaten Sentiments recht undelicat geweſen ſein! Nur ein kleines Bedenken habe ich dabei. Thereſens muthige und entſchloſſene Widerſetzlichkeit gegen die Partei, welche ihr ihren Bräutigam rauben will, ſelbſt bei der erneuerten Möglichkeit, Lothar'n zu beſitzen, iſt ganz in der Natur und trefflich. Auch daß Wilhelm einen tiefen Unwillen und einen gewiſſen Schmerz über die Neckerei der Menſchen und des Schickſals zeigt, finde ich ſehr gegründet. Nur, deucht mir, ſollte er den Verluſt eines Glücks weniger beklagen, das ſchon angefangen hatte, keins mehr für ihn zu ſein.

In Nataliens Nähe mußte ihm, ſcheint mir, ſeine wieder erlangte Freiheit ein höheres Gut ſein, als er zeigt. Ich fühle wohl die Complication dieſes Zuſtandes, und was die Delicateſſe forderte; aber auf der andern Seite beleidigt es einigermaßen die Delicateſſe gegen Natalien, daß er noch im Stande iſt, ihr gegenüber den Verluſt einer Thereſe zu beklagen.

Eins, was ich in der Verknüpfung der Begebenheiten auch beſonders bewundere, iſt der große Vortheil, den Sie von jenem falſchen Verhältniß Wilhelms zu Thereſen zu ziehen gewußt haben, um das wahre und gewünſchte Ziel, Nataliens und Wilhelms Verbindung zu beſchleunigen. Auf keinem andern Wege hätte dies ſo ſchön und natürlich geſchehen können, als gerade auf dem eingeſchlagenen, der davon zu entfernen drohte. Jetzt kann es mit höchſter Unſchuld und Reinheit ausgeſprochen werden, daß Wilhelm und Natalie für einander gehören, und die Briefe Thereſens an Natalien leiten es auf das Schönſte ein. Solche Erfindungen ſind von der erſten Schönheit, denn ſie vereinigen Alles, was nur gewünſcht werden kann, ja was ganz unvereinbar ſcheint; ſie verwickeln und enthalten ſchon die Auflöſung in ſich; ſie beunruhigen und führen zur Ruhe; ſie erreichen das Ziel, indem ſie davon zu entfernen ſcheinen.

Mignon's Tod, ſo vorbereitet er iſt, wirkt ſehr gewaltig und tief, ja ſo tief, daß es Manchem vorkommen wird, Sie verlaſſen denſelben zu ſchnell. Dies war beim erſten Leſen meine ſehr ſtark markirte Empfindung; beim zweiten, wo die Ueberraſchung nicht mehr war, empfand ich es weniger, fürchte aber doch, daß Sie hier um eines Haares Breite zu weit gegangen ſein möchten. Mignon hat gerade von dieſer Kataſtrophe angefangen, weiblicher, weichlicher zu erſcheinen, und dadurch mehr durch ſich ſelbſt zu intereſſiren. Die abſtoßende Fremdartigkeit dieſer Natur hatte nachgelaſſen; mit der nachlaſſenden Kraft hat ſich jene Heftigkeit etwas verloren, die von ihr zurückſchreckte. Beſonders ſchmelzte das letzte Lied das Herz zu der tiefſten Rührung. Es fällt daher auf, wenn unmittelbar nach dem angreifenden Auftritt ihres Todes der Arzt eine Speculation auf ihren Leichnam macht, und dies lebendige Weſen, die Perſon ſo ſchnell vergeſſen kann, um ſie nur als das Werkzeug eines artiſtiſchen Verſuchs zu betrachten. Eben ſo fällt es auf, daß Wilhelm, der doch die Urſache ihres Todes iſt, und es auch weiß, in dieſem Augenblicke für jene Inſtrumententaſche Augen hat, und in Erinnerung vergangener Scenen ſich verlieren kann, da die Gegenwart ihn doch ganz beſitzen ſollte. Wenn Sie in dieſem Falle auch vor der Natur ganz Recht behalten ſollten, ſo zweifle ich, ob Sie auch gegen die ſentimentalen Forderungen der Leſer es behalten werden, und deßwegen möchte ich Ihnen rathen, um die Aufnahme einer an ſich ſo herrlich vorbereiteten und durchgeführten Scene bei dem

Leſer durch nichts zu ſtören, einige Rückſicht darauf zu nehmen. Sonſt finde ich Alles, was Sie mit *Mignon* lebend und todt vornehmen, ganz außerordentlich ſchön. Beſonders qualificirt ſich dieſes reine und ſchöne Weſen ſo trefflich zu dieſem poetiſchen Leichenbegängniß. In ſeiner iſolirten Geſtalt, ſeiner geheimnißvollen Exiſtenz, ſeiner Reinheit und Unſchuld repräſentirt es die Stufe des Alters, auf der es ſteht, ſo rein; es kann zu der reinſten Wahrheit und zu einer wahren menſchlichen Trauer bewegen, weil ſich nichts als die Menſchheit in ihm darſtellte. Was bei jedem andern Individuum unſtatthaft, ja empörend ſein würde, wird hier erhaben und edel.

Gern hätte ich die Erſcheinung des Markeſe in der Familie noch durch etwas anderes, als durch ſeine Kunſtliebhaberei, motivirt geſehen. Er iſt gar zu unentbehrlich zur Entwickelung, und die *Nothdurft* ſeiner Dazwiſchenkunft könnte nicht ſtärker als die innere Nothwendigkeit derſelben in die Augen fallen. Sie haben durch die Organiſation des übrigen Ganzen den Leſer ſelbſt verwöhnt, und ihn zu ſtrengern Forderungen berechtigt, als man bei Romanen gewöhnlich mitbringen darf. Wäre nicht aus dieſem Markeſe eine alte Bekanntſchaft des *Lothario* oder des Oheims zu machen, und ſeine Herreiſe mehr in's Ganze zu verflechten? — Die Kataſtrophe, ſo wie die ganze Geſchichte des Harfenſpielers, erregt das höchſte Intereſſe. Wie vortrefflich ich es finde, daß Sie dieſe ungeheuren Schickſale von frommen Fratzen ableiten, habe ich ſchon oben erwähnt. Der Einfall des Beichtvaters, eine leichte Schuld in's Ungeheure zu malen, um ein ſchweres Verbrechen, das er aus Menſchlichkeit verſchweigt, dadurch abbüßen zu laſſen, iſt himmliſch in ſeiner Art und ein würdiger Repräſentant dieſer ganzen Denkungsweiſe. Vielleicht werden Sie Sperata's Geſchichte noch ein klein wenig in's Kürzere ziehen, da ſie in den Schluß fällt, wo man ungeduldig zum Ziele eilt. Daß der Harfner der Vater Mignon's iſt, und daß Sie ſelbſt dies eigentlich nicht ausſprechen, es dem Leſer gar nicht hinſchieben, macht um deſto mehr Effect. Man macht dieſe Betrachtung nun ſelbſt, erinnert ſich, wie nahe ſich dieſe zwei geheimnißvollen Naturen lebten, und blickt in eine unergründliche Tiefe des Schickſals hinab.

Aber nichts mehr für heute. Meine Frau legt noch ein Brieflein bei, und ſagt Ihnen ihre Empfindungen bei dem achten Buche. Wie rührt es mich, wenn ich denke, daß, was wir ſonſt nur in der weiten Ferne eines begünſtigten Alterthums ſuchen und kaum finden, mir in Ihnen ſo nahe iſt. Wundern Sie ſich nicht mehr, wenn es ſo Wenige giebt, die Sie zu verſtehen fähig ſind. Die bewundernswürdige Natur, Wahrheit und Lebendigkeit Ihrer Schilderungen entfernt bei dem gemeinen Volk der Beurtheiler alle Gedanken an die Schwierigkeit, an die Größe der Kunſt; und bei denen, die dem Künſtler zu folgen im Stande ſein könnten, die auf die Mittel, wodurch er wirkt, aufmerkſam gemacht ſind, wirkt die geniale Kraft, welche ſie hier handeln ſehen, ſo feindlich und vernichtend, bringt ihr bedürftiges Selbſt ſo ſehr in's Gedräge, daß ſie es mit Gewalt von ſich ſtoßen, aber im Herzen und nur de mauvaise grace Ihnen gewiß am lebhafteſten huldigen.

292.

An Goethe.

Jena, den 3. Juli 1796.

Ich habe nun Wilhelms Betragen bei dem Verluſt ſeiner Thereſe im ganzen Zuſammenhange reiflich erwogen, und nehme alle meine vorigen Bedenklichkeiten zurück. So wie es iſt, muß es ſein. Sie haben darin die höchſte Delicateſſe bewieſen, ohne im geringſten gegen die Wahrheit der Empfindung zu verſtoßen. Es iſt zu bewundern, wie ſchön und wahr die drei Charaktere der Stiftsdame, Nataliens und Thereſens nüancirt ſind. Die erſte iſt eine Heilige, die zwei andern ſind wahre und menſchliche Naturen. Aber eben darum, weil Natalie heilig und menſchlich zugleich iſt, erſcheint ſie wie ein Engel, da die Stiftsdame nur eine Heilige, Thereſe nur eine vollkommene Irdiſche iſt. Natalie und Thereſe ſind Beide Realiſtinnen; aber bei Thereſen zeigt ſich auch die Beſchränkung des Realiſm, bei Natalien nur der Gehalt deſſelben. Ich wünſche, daß die Stiftsdame ihr das Prädicat einer ſchönen Seele nicht weggenommen hätte, denn nur Natalie iſt eigentlich eine rein äſthetiſche Natur. Wie ſchön, daß ſie die Liebe, als einen Affect, als etwas Ausſchließendes und Beſonderes gar nicht kennt, weil die Liebe ihre Natur, ihr permanenter Charakter iſt. Wenn ich Sie recht verſtanden habe, ſo iſt es gar nicht ohne Abſicht geſchehen, daß Sie Natalien unmittelbar von dem Geſpräch über die Liebe und über ihre Unbekanntſchaft mit dieſer Leidenſchaft den Uebergang zu dem Saal der Vergangenheit nehmen laſſen. Gerade die Gemüthsſtimmung, in welche man durch dieſen Saal verſetzt wird, erhebt über alle Leidenſchaft. Die Ruhe der Schönheit bemächtigt ſich der Seele, und dieſe giebt den beſten Aufſchluß über Nataliens liebefreie und doch ſo liebevolle Natur.

Dieſer Saal der Vergangenheit vermiſcht die äſthetiſche Welt, das Reich der Schatten im idealen Sinne, auf eine herrliche Weiſe mit dem Lebendigen und Wirklichen, ſo wie überhaupt aller Gebrauch, den Sie von den Kunſtwerken gemacht, ſolche gar trefflich mit dem Ganzen verbindet. Es iſt ein ſo froher, freier Schritt aus der gebundenen engen Gegenwart heraus, und führt doch immer ſo ſchön zu ihr zurück. Auch der Uebergang zu dem modernen Sarkophag zu Mignon und zu der wirklichen Geſchichte, iſt von der höchſten Wirkung. Die Inſchrift: Gedenke zu leben! iſt trefflich, und wird es noch viel mehr, da ſie an das verwünſchte memento mori erinnert, und ſo ſchön darüber triumphirt.

Der Oheim mit ſeinen ſonderbaren Idioſynkraſien für gewiſſe Naturkörper iſt gar intereſſant. Gerade ſolche Naturen haben eine ſo beſtimmte Individualität und ſo ein ſtarkes Maß von Empfänglichkeit, als der Oheim beſitzen muß, um das zu ſein, was er iſt. Seine Bemerkung über die Muſik, und daß ſie ganz rein zu dem Ohre ſprechen ſoll, iſt auch voll Wahrheit. Es iſt unverkennlich, daß Sie in dieſem Charakter am meiſten von Ihrer eigenen Natur gelegt haben. Lothario hebt ſich unter allen Hauptcharakteren am wenigſten heraus, aber aus ganz objectiven Gründen. Ein Charakter, wie dieſer, kann in dem Medium, durch welches der Dichter wirkt, nie ganz erſcheinen. Keine einzelne Handlung oder Rede ſtellt ihn dar; man muß ihn ſehen, man muß ihn ſelbſt hören, man muß mit ihm leben. Deßwegen iſt es genug, daß die, welche mit ihm leben, in dem Vertrauen und in der Hochſchätzung gegen ihn ſo ganz einig ſind, daß alle Weiber ihn lieben, die immer nach dem Totaleindruck richten, und daß wir auf die Quellen ſeiner Bildung aufmerkſam gemacht werden. Es iſt bei dieſem Charakter der Imagination des Leſers weit mehr überlaſſen, als bei den andern, und mit dem vollkommenſten Rechte; denn er iſt äſthetiſch, er muß alſo von dem Leſer ſelbſt producirt werden, aber nicht willkührlich, ſondern nach Geſetzen, die Sie auch beſtimmt genug gegeben haben. Nur ſeine Annäherung an das Ideal macht, daß dieſe Beſtimmung der Züge nie zur Schärfe werden kann. Jarno bleibt ſich bis an's Ende gleich, und ſeine Wahl in Rückſicht auf Lydien ſetzt ſeinem Charakter die Krone auf. Wie gut haben Sie doch Ihre Weiber unterzubringen gewußt! — Charaktere, wie Wilhelm, wie Lothario können nur glücklich ſein durch Verbindung mit einem harmonirenden Weſen; ein Menſch, wie Jarno, kann es nur mit einem contraſtirenden werden; dieſer muß immer etwas zu thun und zu denken und zu unterſcheiden haben.

Die gute Gräfin fährt bei der poetiſchen Wirthsrechnung nicht zum Beſten; aber auch hier haben Sie völlig der Natur gemäß gehandelt. Ein Charakter, wie dieſer, kann nie auf ſich ſelbſt geſtellt werden; es giebt keine Entwicklung für ihn, die ihm ſeine Ruhe und ſein Wohlbefinden garantiren könnte; immer bleibt er in der Gewalt der Umſtände, und daher iſt eine Art negativen Zuſtandes Alles, was für ihn geſchehn kann. Das iſt freilich für den Betrachter nicht erfreulich, aber es iſt ſo, und der Künſtler ſpricht hier blos das Naturgeſetz aus. Bei Gelegenheit der Gräfin muß ich bemerken, daß mir ihre Erſcheinung im achten Buche nicht gehörig motivirt zu ſein ſcheint. Sie kommt zu der Entwicklung, aber nicht aus derſelben. Der Graf ſoutenirt ſeinen Charakter trefflich, und auch dieſes muß ich loben, daß Sie ihn durch ſeine ſo gut getroffenen Einrichtungen im Hauſe an dem Unglück des Harfenſpielers Schuld ſein laſſen. Mit aller Liebe zur Ordnung müſſen ſolche Pedanten immer nur Unordnung ſtiften. Die Unart des kleinen Felix, aus der Flaſche zu trinken, die nachher einen ſo wichtigen Erfolg herbeiführt, gehört auch zu den glücklichſten Ideen des Plans. Es giebt mehrere dieſer Art im Roman, die insgeſammt ſehr ſchön erfunden ſind. Sie knüpfen auf eine ſo ſimple und naturgemäße Art das Gleichgültige an das Bedeutende und umgekehrt, und verſchmelzen die Nothwendigkeit mit dem Zufall.

Gar ſehr habe ich mich über Werner's traurige Verwandlung gefreut. Ein ſolcher Philiſter konnte allenfalls durch die Jugend und durch ſeinen Umgang mit Wilhelm eine Zeitlang emporgetragen werden. Sobald dieſe zwei Extreme von ihm weichen, fällt er, wie recht und billig, der Materie anheim, und muß endlich ſelber darüber erſtaunen, wie weit er hinter ſeinem Freunde zurückgeblieben iſt. Dieſe Figur iſt auch deßwegen ſo wohlthätig für das Ganze, weil ſie den Realism, zu welchem Sie den Helden des Romans zurückführen, erklärt und veredelt. Jetzt ſteht er in einer ſchönen menſchlichen Mitte da, gleichweit von der Phantaſterei und der Philiſterhaftigkeit, und indem Sie ihn von dem Gange zur erſten ſo glücklich heilen, haben Sie vor der letztern nicht weniger gewarnt. Werner erinnert mich an einen wichtigen chronologiſchen Verſtoß, den ich in dem Roman zu bemerken glaube. Ohne Zweifel iſt es Ihre Meinung nicht, daß Mignon, wenn ſie ſtirbt, ein und zwanzig Jahre und Felix zu derſelben Zeit zehn oder eilf Jahre alt ſein ſoll. Auch der blonde Friedrich ſollte wohl bei ſeiner letzten Erſcheinung noch nicht etliche zwanzig Jahre alt ſein u. ſ. f. Dennoch iſt es wirklich ſo, denn von Wilhelms Engagement bei Serlo bis zu ſeiner Zurückkunft auf Lothario's Schloß ſind wenigſtens ſechs Jahre verfloſſen. Werner, der im fünften Buche noch unverheirathet war, hat am Anfange des achten ſchon mehrere Jungen, die ſchreiben und rechnen, handeln und trödeln, und deren jedem er ſchon ein eigenes Gewerb eingerichtet hat. Ich denke mir alſo den Erſten zwiſchen dem fünften und ſechſten, den Zweiten zwiſchen dem vierten und fünften Jahre; und da er ſich doch auch nicht gleich nach des Vaters Tode hat trauen laſſen, und die Kinder auch nicht gleich da waren, ſo kommen zwiſchen ſechs und ſieben Jahre heraus, die zwiſchen dem fünften und achten Buche verfloſſen ſein müſſen.

Humboldt's Brief folgt hier zurück. Er ſagt ſehr viel Wahres über die Idylle *). Einiges ſcheint er mir nicht ganz ſo empfunden zu haben, wie ich's empfinde. So

---

*) Alexis und Dora. S. dies Gedicht in Goethe's Werken.

iſt mir die treffliche Stelle: „Ewig, ſagte ſie leiſe,“ nicht ſowohl ihres Ernſtes wegen ſchön, der ſich von ſelbſt verſteht, ſondern weil das Geheimniß des Herzens in dieſem einzigen Worte auf einmal und ganz, mit ſeinem unendlichen Gefolge herausſtürzt. Dieſes einzige Wort, an dieſer Stelle, iſt ſtatt einer ganzen Liebesgeſchichte, und nun ſtehen die zwei Liebenden ſo gegen einander, als wenn das Verhältniß ſchon Jahre exiſtirt hätte. Die Kleinigkeiten, die Humboldt tadelt, verlieren ſich in dem ſchönen Ganzen. Indeſſen möchte doch einige Rückſicht darauf zu nehmen ſein, und ſeine Gründe ſind nicht zu verwerfen. Zwei Trochäen in dem vordern Hemipentameter haben freilich zu viel Schleppendes, und ſo iſt es auch mit den übrigen Stellen. Der Gegenſatz mit dem für einander und an einander iſt freilich etwas ſpielend, wenn man es ſtreng nehmen will, und ſtrenge nimmt man es immer gern mit Ihnen. — Ich habe eine ziemliche Epiſtel geſchrieben. Möchten Sie ſo gern leſen, als ich ſchrieb.

293.

An Goethe.

Jena, den 5. Juli 1796.

Jetzt, da ich das Ganze des Romans mehr im Auge habe, kann ich nicht genug ſagen, wie glücklich der Charakter des Helden von Ihnen gewählt worden iſt, wenn ſich ſo etwas wählen ließe. Kein Anderer hätte ſich ſo gut zu einem Träger der Begebenheiten geſchickt, und wenn ich auch ganz davon abſtrahire, daß nur an einem ſolchen Charakter das Problem aufgeworfen und aufgelöſt werden konnte, ſo hätte ſchon zur bloßen Darſtellung des Ganzen kein Anderer ſo gut gepaßt. Nicht nur der Gegenſtand verlangte ihn, auch der Leſer brauchte ihn.

Sein Hang zum Reflectiren hält den Leſer im raſcheſten Laufe der Handlung ſtill, und nöthigt ihn, immer vor- und rückwärts zu ſehen, und über Alles, was ſich ereignet, zu denken. Er ſammelt, ſo zu ſagen, den Geiſt, den Sinn, den innern Gehalt von Allem ein, was um ihn herum vorgeht, verwandelt jedes dunkle Gefühl in einen Begriff und Gedanken, ſpricht jedes Einzelne in einer allgemeinen Form aus, legt uns von Allem die Bedeutung näher, und indem er dadurch ſeinen eignen Charakter erfüllt, erfüllt er zugleich auf's Vollkommenſte den Zweck des Ganzen. Der

Stand und die äußere Lage, aus der Sie ihn wählten, macht ihn dazu beſonders geſchickt. Eine gewiſſe Welt iſt ihm nun ganz neu, er wird lebhafter davon frappirt, und während er beſchäftigt iſt, ſich dieſelbe zu aſſimiliren, führt er auch uns in das Innere derſelben und zeigt uns, was darin Reales für den Menſchen enthalten iſt. In ihm wohnt ein reines und moraliſches Bild der Menſchheit; an dieſem prüft er jede äußere Erſcheinung derſelben, und indem von der einen Seite die Erfahrung ſeine ſchwankenden Ideen mehr beſtimmen hilft, rectificirt eben dieſe Idee, dieſe innere Empfindung gegenſeitig wieder die Erfahrung. Auf dieſe Art hilft Ihnen dieſer Charakter wunderbar, in allen vorkommenden Fällen und Verhältniſſen das rein Menſchliche aufzufinden und zuſammen zu leſen. Sein Gemüth iſt zwar ein treuer, aber doch kein blos paſſiver Spiegel der Welt, und obgleich ſeine Phantaſie auf ſein Sehen Einfluß hat, ſo iſt dieſes doch nur idealiſtiſch, nicht phantaſtiſch, poetiſch, aber nicht ſchwärmeriſch. Es liegt dabei keine Willkühr der ſpielenden Einbildungskraft, ſondern eine ſchöne moraliſche Freiheit zum Grunde.

Ueberaus wahr und treffend ſchildert ihn ſeine Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt, wenn er Thereſen ſeine Lebensgeſchichte aufſetzt. Sein Werth liegt in ſeinem Gemüth, nicht in ſeinen Wirkungen, in ſeinem Streben, nicht in ſeinem Handeln. Daher muß ihm ſein Leben, ſobald er einem Andern davon Rechenſchaft geben will, immer ſo gehaltleer vorkommen. Dagegen kann eine Thereſe und ähnliche Charaktere ihren Werth immer in baarer Münze aufzählen, immer durch ein äußeres Object documentiren. Daß Sie aber Thereſen einen Sinn, eine Gerechtigkeit für jene höhere Natur geben, iſt wieder ein ſchöner und zarter Charakterzug. In ihrer klaren Seele muß ſich auch das, was ſie nicht in ſich hat, abſpiegeln können. Dadurch erheben Sie ſie auf einmal über alle jene bornirte Naturen, die über ihr dürftiges Selbſt auch in der Vorſtellung nicht heraus können. Daß endlich ein Gemüth, wie Thereſens an eine ihr ſelbſt ſo fremde Vorſtellungs- und Empfindungsweiſe glaubt, daß ſie das Herz, welches derſelben fähig iſt, liebt und achtet, iſt zugleich ein ſchöner Beweis für die objective Realität derſelben, der jeden Leſer dieſer Stelle erfreuen muß.

Es hat mich auch in dem achten Buche ſehr gefreut, daß Wilhelm anfängt, ſich impoſanten Autoritäten, Jarno und dem Abbé gegenüber mehr zu fühlen. Auch dies iſt ein Beweis, daß er ſeine Lehrjahre ziemlich zurückgelegt hat, und Jarno antwortet bei dieſer Gelegenheit ganz aus meiner Seele: „Sie ſind bitter, das iſt recht ſchön und gut; wenn Sie nur einmal erſt recht böſe werden, ſo wird es noch beſſer ſein.“ Ich geſtehe, daß es mir ohne dieſen Beweis von Selbſtgefühl bei unſerm Helden peinlich ſein würde, ihn mit dieſer Claſſe ſo eng verbunden zu ſehen, wie nachher durch die Verbindung mit Natalien geſchieht.

Bei dem lebhaften Gefühl für die Vorzüge des Adels und bei dem ehrlichen Mißtrauen gegen ſich ſelbſt und ſeinen Stand, das er bei ſo vielen Gelegenheiten an den Tag legt, ſcheint er nicht ganz qualificirt zu ſein, in dieſem Verhältniß eine vollkommene Freiheit behaupten zu können, und ſelbſt noch jetzt, da Sie ihn muthiger und ſelbſtſtändiger zeigen, kann man ſich einer gewiſſen Sorge um ihn nicht erwehren. Wird er den Bürger je vergeſſen können, und muß er das nicht, wenn ſich ſein Schickſal vollkommen ſchön entwickeln ſoll? Ich fürchte, er wird ihn nie ganz vergeſſen; er hat mir zu viel darüber reflectirt; er wird, was er einmal ſo beſtimmt außer ſich ſah, nie vollkommen in ſich hineinbringen können. Lothario's vornehmes Weſen wird ihn, ſo wie Nataliens doppelte Würde des Standes und des Herzens, immer in einer gewiſſen Inferiorität erhalten. Denke ich mir ihn zugleich als den Schwager des Grafen, der das Vornehme ſeines Standes auch durch gar nichts Aeſthetiſches mildert, vielmehr durch Pedanterie noch recht herausſetzt, ſo kann mir zuweilen bange für ihn werden.

Es iſt übrigens ſchön, daß Sie, bei aller gebührenden Achtung für gewiſſe äußere poſitive Formen, ſobald es auf etwas rein Menſchliches ankommt, Geburt und Stand in ihre völlige Nullität zurückweiſen, und zwar, wie billig, ohne auch nur ein Wort darüber zu verlieren. Aber was ich für eine offenbare Schönheit halte, werden Sie ſchwerlich allgemein gebilligt ſehen. Manchem wird es wunderbar vorkommen, daß ein Roman, der ſo gar nichts Sanscülottiſches hat, vielmehr an manchen Stellen der Ariſtokratie das Wort zu reden ſcheint, mit drei Heirathen endigt, die alle drei Mißheirathen ſind. Da ich an der Entwicklung ſelbſt nichts andres wünſche, als es iſt, und doch den wahren Geiſt des Werks auch in Kleinigkeiten und Zufälligkeiten nicht gerne verkannt ſehe, ſo gebe ich Ihnen zu bedenken, ob der falſchen Beurtheilung nicht noch durch ein paar Worte in Lothario's Munde zu begegnen wäre. Ich ſage, in Lothario's Munde, denn dieſer iſt der ariſtokratiſche Charakter. Er findet bei den Leſern aus ſeiner Claſſe am meiſten Glauben; bei ihm fällt die mesalliance auch am ſtärkſten auf. Zugleich gäbe dieſes eine Gelegenheit, die nicht ſo oft vorkommt, Lothario's vollendeten Charakter zu zeigen. Ich meine auch nicht, daß dieſes bei der Gelegenheit ſelbſt geſchehen ſollte, auf welche der Leſer es anzuwenden hat; deſto beſſer vielmehr, wenn es unabhängig von jeder Anwendung und nicht als Regel für einen einzelnen Fall, aus ſeiner Natur heraus geſprochen wird. Was Lothario betrifft, ſo könnte zwar geſagt werden, daß Thereſens illegitime und bürgerliche Herkunft ein Familiengeheimniß ſei. Aber deſto ſchlimmer, dürften Einige ſagen, ſo muß der die Welt hintergehen, um ſeinen Kindern die Vortheile ſeines Standes zuzuwenden. Sie werden ſelbſt am Beſten wiſſen, wie viel oder wie wenig Rückſicht auf dieſe Armſeligkeiten zu nehmen ſein möchte. Für heute nichts weiter. Sie haben nun Allerlei durcheinander von mir gehört, und werden noch Manches hören, wie ich vorausſehe. Möchte etwas darunter ſein, was Ihnen dienlich iſt.

294.

An Goethe.

Jena, den 6. Juli 1796.

Ich wollte mich dieſen Nachmittag mit Ihnen und dem Meiſter beſchäftigen, aber ich habe keinen freien Augenblick gehabt, und mein Zimmer wurde nicht leer von Beſuchen. Jetzt, da ich ſchreibe, iſt die K. und St. Familie da. Man ſpricht ſehr viel von der Idylle [*]), und meint, daß ſie Sachen enthalte, die noch gar nicht ſeien von einem Sterblichen ausgeſprochen worden. Trotz aller Entzückung darüber, ſcandaliſirte ſich doch D. an dem Päckchen, das dem Helden nachgetragen würde, welches ſie für einen großen Fleck an dem ſchönen Werke hält. Das Product ſei ſo reich, und der Held führe ſich doch wie ein armer Mann auf. Sie können denken, daß ich bei dieſer Kritik aus den Wolken fiel. Es war mir ſo neu, daß ich glaubte, ſie ſpräche von einem andern Producte. Ich verſicherte ihr aber, daß ich mich an einer ſolchen Art von Armuth nicht ſtieße, wenn nur der andere Reichthum da ſei.

---

[*]) Alexis und Dora. S. dies Gedicht in Goethe's Werken.

295.

An Goethe.

Jena, den 8. Juli 1796.

Da Sie mir das achte Buch [*]) noch eine Woche laſſen können, ſo will ich mich in meinen Bemerkungen vor der Hand beſonders auf dies Buch einſchränken. Iſt dann das Ganze einmal aus Ihren Händen in die weite Welt, ſo können wir uns mehr über die Form des Ganzen unterhalten, und Sie erweiſen mir dann den Gegendienſt, mein Urtheil zu rectificiren. Vorzüglich ſind es zwei Punkte, die ich Ihnen vor der gänzlichen Abſchließung des Buchs noch empfehlen möchte. Der Roman, ſo wie er iſt, nähert ſich in mehrern Stücken der Epopöe, unter andern auch darin, daß er Maſchinen hat, die in gewiſſem Sinne die Götter oder das regierende Schickſal darin vorſtellen. Der Gegenſtand forderte dieſes. Meiſter's Lehrjahre ſind keine bloße blinde Wirkung der Natur; ſie ſind eine Art von Experiment. Ein verborgen wirkender höherer Verſtand, die Mächte des Thurms, begleiten ihn mit ihrer Aufmerkſamkeit, und ohne die Natur in ihrem freien Gange zu ſtören, beobachten, leiten ſie ihn von ferne und zu einem Zwecke, davon er ſelbſt keine Ahnung hat, noch haben darf. So leiſe und locker auch dieſer Einfluß von außen iſt, ſo iſt er doch wirklich da, und zu Erreichung des poetiſchen Zwecks war er unentbehrlich. Lehrjahre ſind ein Verhältnißbegriff, ſie fordern ihr Correlatum, die Meiſterſchaft, und zwar muß die Idee von dieſer letzten jene erſt erklären und begründen. Nun kann aber dieſe Idee der Meiſterſchaft, die nur das Werk jener gereiften und vollendeten Erfahrung iſt, den Helden des Romans nicht ſelbſt leiten; ſie kann und darf nicht als ſein Zweck und ſein Ziel vor ihm ſtehen, denn ſobald er das Ziel ſich dächte, ſo hätte er es eo ipso auch erreicht; ſie muß alſo als Führerin hinter ihm ſtehen. Auf dieſe Art erhält das Ganze eine ſchöne Zweckmäßigkeit, ohne daß der Held einen Zweck hätte. Der Verſtand findet alſo ein Geſchäft ausgeführt, indeß die Einbildungskraft völlig ihre Freiheit behauptet. Daß Sie aber auch ſelbſt bei dieſem Geſchäft, dieſem Zweck, dem einzigen in dem ganzen Roman, der wirklich ausgeſprochen wird, ſelbſt bei dieſer geheimen Führung Wilhelm's durch Jarno und den Abbé, alles Schwere und Strenge vermieden, und die Motive dazu eher aus einer Grille, einer Menſchlichkeit, als aus moraliſchen Quellen hergenommen haben, iſt eine von den Ihnen eignen Schönheiten. Der Begriff einer Maſchinerie wird dadurch aufgehoben, indem doch die Wirkung davon bleibt, und Alles bleibt, was die Form betrifft, in den Grenzen der Regel. Nur das Reſultat iſt mehr, als die bloße ſich ſelbſt überlaſſene Natur hätte leiſten können.

---

*) Des Wilhelm Meiſter.

Bei dem Allen aber hätte ich doch gewünſcht, daß Sie das Bedeutende dieſer Maſchinerie, die nothwendige Beziehung derſelben auf das innere Weſen, dem Leſer ein wenig näher gelegt hätten. Dieſer ſollte doch immer klar in die Oekonomie des Ganzen blicken, wenn dieſe gleich den handelnden Perſonen verborgen bleiben muß. Viele Leſer fürcht' ich, werden in jenem geheimen Einfluß blos ein theatraliſches Spiel und einen Kunſtgriff zu finden glauben, um die Verwicklung zu vermehren, Ueberraſchungen zu erregen u. dergl. Das achte Buch giebt nun zwar einen hiſtoriſchen Aufſchluß über die einzelnen Ereigniſſe, die durch jene Maſchinerie gewirkt wurden, aber den äſthetiſchen Aufſchluß über den innern Geiſt, über die poetiſche Nothwendigkeit jener Anſtalten giebt es nicht befriedigend genug. Auch ich ſelbſt habe mich erſt bei dem zweiten und dritten Leſen davon überzeugen können. Wenn ich überhaupt an dem Ganzen noch etwas auszuſtellen hätte, ſo wäre es dieſes: daß bei dem großen und tiefen Ernſte, der in allem Einzelnen herrſcht, und durch den es ſo mächtig wirkt, die Einbildungskraft zu frei mit dem Ganzen zu ſpielen ſcheint. Mir deucht, daß Sie hier die freie Grazie der Bewegung etwas weiter getrieben haben, als ſich mit dem poetiſchen Ernſte verträgt, daß Sie über dem gerechten Abſcheu vor allem Schwerfälligen, Methodiſchen und Steifen, ſich dem andern Extrem genähert haben. Ich glaube zu bemerken, daß eine gewiſſe Condeſcendenz gegen die ſchwache Seite des Publicums Sie verleitet hat, einen mehr theatraliſchen Zweck und durch mehr theatraliſche Mittel, als bei einem Roman nöthig und billig iſt, zu verfolgen. Wenn je eine poetiſche Erzählung der Hülfe des Wunderbaren und Ueberraſchenden entbehren kann, ſo iſt es Ihr Roman; und gar leicht kann einem ſolchen Werke ſchaden, was ihm nicht nützt. Es kann geſchehen, daß die Aufmerkſamkeit mehr auf das Zufällige geheftet wird, und daß das Intereſſe des Leſers ſich conſumirt, Räthſel aufzulöſen, da es auf den innern Geiſt concentrirt bleiben ſollte. Es kann geſchehen, ſage ich, und wiſſen wir nicht Beide, daß es wirklich ſchon geſchehen iſt?

Es wäre alſo die Frage, ob jenem Fehler, wenn es einer iſt, nicht noch im achten Buche zu begegnen wäre. Ohnehin träfe er nur die Darſtellung der Idee; an der Idee ſelbſt bleibt gar nichts zu wünſchen übrig. Es wäre alſo blos nöthig, dem Leſer dasjenige etwas bedeutender zu machen, was er bis jetzt zu frivol behandelte, und jene theatraliſchen Vorfälle, die er nur als ein Spiel der Imagination anſehen mochte, durch eine deutlicher ausgeſprochene Beziehung auf den höchſten Ernſt des Gedichts auch vor der Vernunft zu legitimiren, wie es wohl implicite, aber nicht explicite geſchehen iſt. Der Abbé ſcheint mir dieſen Auftrag recht gut beſorgen zu können, und er wird dadurch auch ſich ſelbſt mehr zu empfehlen Gelegenheit haben. Vielleicht wäre es nicht überflüſſig, wenn noch im achten Buch der nähern Veranlaſſung erwähnt würde, die Wilhelmen zu einem Gegenſtande von des Abbé pädagogiſchen Plänen machte. Dieſe Pläne bekämen dadurch eine ſpeciellere Beziehung, und Wilhelms Individuum würde für die Geſellſchaft auch bedeutender erſcheinen.

Sie haben in dem achten Buche verſchiedene Winke hingeworfen, was Sie unter den Lehrjahren und unter der Meiſterſchaft gedacht wiſſen wollen. Da der Ideen-Inhalt eines Dichterwerks, vollends bei einem Publicum, wie das unſrige, ſo vorzüglich in Betrachtung kommt, und oft das Einzige iſt, deſſen man ſich nachher noch erinnert, ſo iſt es von Bedeutung, daß Sie hier völlig begriffen werden. Die Winke ſind ſehr ſchön, nur nicht hinreichend ſcheinen ſie mir. Sie wollten freilich den Leſer mehr ſelbſt finden laſſen, als ihn geradezu belehren; aber eben weil Sie noch etwas herausſagen, ſo glaubt man, dieſes ſei nun auch Alles, und ſo haben Sie Ihre Idee enger beſchränkt, als wenn Sie es dem Leſer ganz und gar überlaſſen hätten, ſie herauszuſuchen.

Wenn ich das Ziel, bei welchem Wilhelm nach einer langen Reihe von Verirrungen endlich anlangt, mit dürren Worten auszuſprechen hätte, ſo würde ich ſagen: er tritt von einem leeren und unbeſtimmten Ideal in ein beſtimmtes thätiges Leben, aber ohne die idealiſirende Kraft dabei einzubüßen. Die zwei entgegengeſetzten Abwege von dieſem glücklichen Zuſtande ſind in dem Roman dargeſtellt, und zwar in allen möglichen Nüancen und Stufen. Von jener unglücklichen Expedition an, wo er ein Schauſpiel aufführen will, ohne an den Inhalt gedacht zu haben, bis auf den Augenblick, wo er Thereſen zu ſeiner Gattin wählt, hat er gleichſam den ganzen Kreis der Menſchheit einſeitig durchlaufen. Jene zwei Extreme ſind die beiden höchſten Gegenſätze, deren ein Charakter, wie der ſeinige, nur fähig iſt. Daß er nun unter der ſchönen und heitern Führung der Natur (durch Felix) von dem Idealen zum Reellen, von einem regen Streben zum Handeln und zur Erkenntniß des Wirklichen übergeht, ohne doch dasjenige dabei einzubüßen, was in jenem erſten ſtrebenden Zuſtande Reales war, daß er Beſtimmtheit erlangt, ohne die ſchöne Beſtimmbarkeit zu verlieren, daß er ſich begrenzen lernt, aber in dieſer Begrenzung ſelbſt, durch die Form, wieder den Durchgang zum Unendlichen findet u. ſ. f. — dieſes nenne ich die Kriſe ſeines Lebens, das Ende ſeiner Lehrjahre und dazu ſcheinen ſich nun alle Anſtalten in dem Werk auf das Vollkommenſte zu vereinigen. Das ſchöne Naturverhältniß zu ſeinem Kinde und die Verbindung mit Nataliens edler Weiblichkeit garantiren dieſen Zuſtand der geiſtigen Geſundheit, und wir ſehen ihn, wir ſcheiden von ihm auf einem Wege, der zu einer endloſen Vollkommenheit führt. Die Art nun, wie Sie ſich über den Begriff der Lehrjahre und der Meiſterſchaft erklären, ſcheint Beiden eine engere Grenze zu ſetzen. Sie verſtehen unter den erſten blos den Irrthum, dasjenige außer ſich zu ſuchen, was der innere Menſch ſelbſt hervorbringen muß; unter der zweiten die Ueberzeugung von der Innigkeit jenes Suchens, von der Nothwendigkeit des eignen Hervorbringens u. ſ. f. Aber läßt ſich das ganze Leben Wilhelms, ſo wie es in dem Roman vor uns liegt, wirklich auch vollkommen unter dieſem Begriffe faſſen und erſchöpfen? Wird durch dieſe Formel Alles verſtändlich? Und kann er nun blos dadurch, daß ſich das Vaterherz bei ihm erklärt, wie am Schluß des ſiebenten Buchs geſchieht, losgeſprochen werden? Was ich alſo hier wünſchte, wäre dieſes: daß die Beziehung aller einzelnen Glieder des Romans auf jenen philoſophiſchen Begriff noch etwas klarer gemacht würde. Ich möchte ſagen: die Fabel iſt vollkommen wahr, auch die Moral der Fabel iſt vollkommen wahr; aber das Verhältniß der einen zu der andern ſpringt noch nicht deutlich genug in die Augen. Ich weiß nicht, ob ich mich bei dieſen beiden Erinnerungen recht habe verſtändlich machen können. Die Frage greift in's Ganze, und ſo iſt es ſchwer, ſie im Einzelnen gehörig darzulegen. Ein Wink iſt aber hier auch ſchon genug.

Ehe Sie mir das Exemplar der Xenien ſenden, haben Sie doch die Güte, darin gerade auszuſtreichen, was Sie herauswünſchen, und zu unterſtreichen, was Sie geändert wünſchen. Ich kann dann eher meine Maßregeln nehmen, was noch zu thun iſt. Möchte doch für die kleinen lieblichen Gedichte, die Sie noch zum Almanach geben wollten, und zu dem in petto habenden Gedicht von Mignon noch Stimmung und Zeit ſich finden! Der Glanz des Almanachs beruht eigentlich ganz auf Ihren Beiträgen. Ich lebe und webe jetzt in der Kritik, um mir den Meiſter recht klar zu machen, und kann nicht viel mehr für den Almanach thun. Dann kommen die Wochen meiner Frau, die der poetiſchen Stimmung nicht günſtig ſein werden. Sonntag Abends hoffe ich Ihnen wieder etwas zu ſagen. — Wollten Sie wohl ſo gütig ſein und mir den fünften Band der großen Muratoriſchen Sammlung*) aus der Bibliothek in Weimar verſchaffen?

---

*) Antiquitates Italicae medii aevi. Mediol 1738—1742. 6 Voll. fol.

296.

An Goethe.

Jena, den 9. Juli 1796.

Es iſt mir ſehr lieb zu hören, daß ich Ihnen meine Gedanken über jene zwei Punkte habe klar machen können, und daß Sie Rückſicht darauf nehmen wollen. Das, was Sie Ihren realiſtiſchen Tic nennen, ſollen Sie dabei gar nicht verleugnen. Auch das gehört zu Ihrer poetiſchen Individualität, und in den Grenzen von dieſer müſſen Sie ja bleiben; alle Schönheit in dem Werk muß *Ihre* Schönheit ſein. Es kommt alſo blos darauf an, aus dieſer ſubjectiven Eigenheit einen objectiven Gewinn für das Werk zu ziehen, welches gewiß gelingt, ſobald Sie wollen. Dem Inhalte nach muß in dem Werk *Alles* liegen, was zu ſeiner Erklärung nöthig iſt, und der Form nach muß es *nothwendig* darin liegen; der innere Zuſammenhang muß es mit ſich bringen. Aber wie feſt oder locker es zuſammenhängen ſoll, darüber muß Ihre eigenſte Natur entſcheiden. Dem Leſer würde es freilich bequemer ſein, wenn Sie ſelbſt ihm die Momente, worauf es ankommt, blank und baar zuzählten, daß er ſie nur in Empfang zu nehmen brauchte. Sicher aber hält es ihn bei dem Buche feſter, und führt ihn öfter zu demſelben zurück, wenn er ſich ſelber helfen muß. Haben Sie alſo nun dafür geſorgt, daß er gewiß findet, wenn er mit gutem Wiſſen und hellen Augen ſucht, ſo erſparen Sie ihm ja das Suchen nicht. Das Reſultat eines ſolchen Ganzen muß immer die eigene freie, nur nicht willführliche Production des Leſers ſein; es muß eine Art von Belohnung bleiben, die nur dem Würdigen zu Theil wird, indem ſie dem Unwürdigen ſich entzieht. Ich will, um es nicht zu vergeſſen, noch einige Erinnerungen herſetzen, worauf ich, in Rückſicht auf jene geheime Maſchinerie, zu achten bitte.

1) Man wird wiſſen wollen, zu welchem Ende der Abbé oder ſein Helfershelfer den Geiſt des alten Hamlet ſpielt.

2) Daß der Schleier mit dem Zettelchen: „Flieh, flieh ꝛc." zweimal erwähnt wird, erregt Erwartungen, daß dieſe Erfindung zu keinem unbedeutenden Zwecke diene. Warum, möchte man fragen, treibt man Wilhelmen von der einen Seite von dem Theater, da man ihm doch von der andern zur Aufführung ſeines Lieblingsſtücks und zu ſeinem Debüt behülflich iſt? Man erwartet auf dieſe zwei Fragen eine mehr ſpecielle Antwort, als Jarno bis jetzt gegeben hat.

3) Möchte man auch wohl gerne wiſſen, ob der Abbé und ſeine Freunde vor der Erſcheinung Wilhelms im Schloſſe ſchon gewußt, daß ſie es bei dem Gutskauf mit einem ſo genauen Freunde und Verwandten

zu thun haben? Ihrem Benehmen nach ſcheint es faſt ſo, und ſo wundert man ſich wieder über das Geheimniß, das ſie Wilhelmen daraus gemacht haben.

4) Wäre doch zu wünſchen, daß man die Quelle erführe, aus welcher der Abbé die Nachrichten von Thereſens Abkunft ſchöpfte, beſonders, da es doch etwas befremdet, daß dieſer wichtige Umſtand ſo genau dabei intereſſirten Perſonen und die ſonſt ſo gut bedient ſind, bis auf den Moment, wo der Dichter ihn braucht, hat ein Geheimniß bleiben können.

Es iſt wohl ein bloßer Zufall, daß die zweite Hälfte des Lehrbriefs weggeblieben iſt; aber ein geſchickter Gebrauch des Zufalls bringt in der Kunſt, wie im Leben, oft das Trefflichſte hervor. Mir deucht, dieſe zweite Hälfte des Lehrbriefs könnte im achten Buch, an einer weit bedeutendern Stelle und mit ganz andern Vortheilen, angebracht werden. Die Ereigniſſe ſind unterdeſſen vorwärts gerückt; Wilhelm ſelbſt hat ſich mehr entwickelt. Er ſowohl, als der Leſer, ſind auf jene praktiſchen Reſultate über das Leben und den Lebensgebrauch weit beſſer vorbereitet; auch der Saal der Vergangenheit und Nataliens nähere Bekanntſchaft können eine günſtigere Stimmung herbeigeführt haben. Ich riethe deswegen ſehr, jene Hälfte des Lehrbriefes ja nicht wegzulaſſen, ſondern, wo möglich, den philoſophiſchen Inhalt des Werks — deutlicher oder verſteckter — darin niederzulegen. Ohnehin kann, bei einem Publikum, wie nun einmal das deutſche iſt, zu Rechtfertigung einer Abſicht, und hier namentlich noch zu Rechtfertigung des Titels, der vor dem Buche ſteht und jene Abſicht deutlich ausſpricht, nie zu viel geſchehen. Zu meiner nicht geringen Zufriedenheit habe ich in dem achten Buche auch ein paar Zeilen gefunden, die gegen die Metaphyſik Fronte machen, und auf das ſpeculative Bedürfniß im Menſchen Beziehung haben. Nur etwas ſchmal und klein iſt das Almoſen ausgefallen, das Sie der armen Göttin reichen, und ich weiß nicht, ob man ſie mit dieſer kargen Gabe quittiren kann. Sie werden wohl wiſſen, von welcher Stelle ich hier rede, denn ich glaube es ihr anzuſehen, daß ſie mit vielem Bedacht darein gekommen iſt.

Ich geſtehe, es iſt etwas ſtark, in unſerm ſpeculativen Zeitalter einen Roman von dieſem Inhalt und von dieſem weiten Umfange zu ſchreiben, worin „das Einzige, was noth iſt,“ ſo leiſe abgeführt wird — einen ſo ſentimentalen Charakter, wie Wilhelm doch immer bleibt, ſeine Lehrjahre ohne Hülfe jener würdigen Führerin vollenden zu laſſen. Das Schlimmſte iſt, daß er ſie wirklich in allem Ernſte vollendet, welches von der Wichtigkeit jener Führerin eben nicht die beſte Meinung erweckt. Aber im Ernſte — woher mag es kommen, daß Sie einen Menſchen haben erziehen und fertig machen können, ohne auf Bedürfniſſe zu ſtoßen, denen die Philoſophie nur begegnen kann? Ich bin überzeugt, daß dies nur der äſthetiſchen Richtung zuzuſchreiben iſt, die Sie in dem ganzen Roman genommen. Innerhalb der äſthetiſchen Geiſtesſtimmung regt ſich kein Bedürfniß nach jenen Troſtgründen, die aus der Speculation geſchöpft werden müſſen; ſie hat Selbſtſtändigkeit, Unendlichkeit in ſich. Nur wenn ſich das Sinnliche und Moraliſche im Menſchen feindlich entgegenſtreben, muß bei der reinen Vernunft Hülfe geſucht werden. Die geſunde und ſchöne Natur braucht, wie Sie ſelbſt ſagen, keine Moral, kein Naturrecht, keine politiſche Metaphyſik. Sie hätten eben ſo gut auch hinzuſetzen können: ſie braucht keine Gottheit, keine Unſterblichkeit, um ſich zu ſtützen und zu halten. Jene drei Punkte, um die zuletzt alle Speculation ſich dreht, geben einem ſinnlich ausgebildeten Gemüth zwar Stoff zu einem poetiſchen Spiel, aber ſie können nie zu ernſtlichen Angelegenheiten und Bedürfniſſen werden.

Das Einzige könnte man vielleicht dagegen noch erinnern, daß unſer Freund jene äſthetiſche Freiheit noch nicht ganz beſitzt, die ihn vollkommen ſicher ſtellte, in gewiſſe Verlegenheiten nie zu gerathen, gewiſſer Hülfsmittel (der Speculation) nie zu bedürfen. Ihm fehlt es nicht an einem gewiſſen philoſophiſchen Hange, der allen alten ſentimentalen Naturen eigen iſt, und käme er alſo einmal in's Speculative hinein, ſo möchte es bei dieſem Mangel eines philoſophiſchen Fundaments bedenklich um ihn ſtehen; denn nur die Philoſophie kann das Philoſophiren unſchädlich machen; ohne ſie führt es unausbleiblich zum Myſticism. Die Stiftsdame ſelbſt iſt ein Beweis dafür. Ein gewiſſer äſthetiſcher Mangel machte ihr die Speculation zum Bedürfniß, und ſie verirrt zur Herrnhuterei, weil ihr die Philoſophie nicht zu Hülfe kam; als Mann hätte ſie vielleicht alle Irrgänge der Metaphyſik durchwandert.

Nun ergeht aber die Forderung an Sie (der Sie auch ſonſt überall ein ſo hohes Genüge gethan) Ihren Zögling mit vollkommener Selbſtſtändigkeit, Sicherheit, Freiheit, und gleichſam architektoniſcher Feſtigkeit ſo hinzuſtellen, wie er ewig ſtehen kann, ohne einer äußern Stütze zu bedürfen. Man will ihn alſo durch eine äſthetiſche Reife auch ſelbſt über das Bedürfniß einer philoſophiſchen Bildung, die er ſich nicht gegeben hat, hinweggeſetzt ſehen. Es fragt ſich jetzt: iſt er Realiſt genug, um nie nöthig zu haben, ſich an der reinen Vernunft zu halten? Iſt er es aber nicht — ſollte für die Bedürfniſſe eines Idealiſten nicht etwas mehr geſorgt ſein? Sie werden vielleicht denken, daß ich blos einen künſtlichen Umweg nehme, um Sie doch in die Philoſophie hineinzutreiben; aber was ich noch etwa vermiſſe, kann ſicherlich auch in Ihrer Form gut abgethan werden. Mein Wunſch geht blos dahin, daß Sie die Materien quaestionis nicht umgehen, ſondern ganz auf Ihre Weiſe löſen möchten. Was bei Ihnen ſelbſt alles ſpeculative Wiſſen erſetzt und alle Bedürfniſſe dazu Ihnen fremd macht, wird auch bei Meiſter'n vollkommen genug ſein.

Sie haben den Oheim ſchon ſehr Vieles ſagen laſſen, und auch *Meiſter* berührt den Punkt einigemal ſehr glücklich; es wäre alſo nicht ſo gar viel mehr zu thun. Könnte ich nur in Ihre Denkweiſe dasjenige einkleiden, was ich im *Reich der Schatten**) und in den *äſthetiſchen Briefen* der meinigen gemäß ausgeſprochen habe, ſo wollten wir bald einig ſein.

Was Sie über *Wilhelms* Aeuſſerliches *Wernern* in den Mund gelegt, iſt von ungemein guter Wirkung für das Ganze. Es iſt mir eingefallen, ob Sie den Grafen, der am Ende des achten Buches erſcheint, nicht auch dazu nutzen könnten, *Wilhelmen* zu völligen Ehren zu bringen. Wie, wenn der Graf, der Ceremonienmeiſter des Romans, ihn durch ſein achtungsvolles Betragen und durch eine gewiſſe Art der Behandlung, die ich Ihnen nicht näher zu bezeichnen brauche, ihn auf einmal aus ſeinem Stande heraus in einen höhern ſtellte, und ihm dadurch auf gewiſſe Art den noch fehlenden Adel ertheilte? Gewiß, wenn ſelbſt der Graf ihn diſtinguirte, ſo wäre das Werk gethan. — Ueber *Wilhelms* Benehmen im Saal der Vergangenheit, wenn er dieſen zum erſten Mal mit *Natalien* betritt, habe ich noch eine Erinnerung zu machen. Er iſt mir hier noch zu ſehr der *alte Wilhelm*, der im Hauſe des Großvaters am liebſten bei dem kranken Königsſohn verweilte, und den der Fremde, im erſten Buch, auf ſo unrechtem Wege findet. Auch noch jetzt bleibt er faſt ausſchließend bei dem bloßen Stoff der Kunſtwerke ſtehen, und poetiſirt mir zu ſehr damit. Wäre hier nicht der Ort geweſen, den Anfang einer glücklichen Kriſe bei ihm zu zeigen, ihn zwar nicht als Kenner, denn das iſt unmöglich, aber doch als einen mehr objectiven Betrachter darzuſtellen, ſo daß etwa ein Freund, wie unſer Meyer, Hoffnung von ihm faſſen könnte?

---

*) S. dies Gedicht mit der veränderten Ueberſchrift: *Das Ideal und das Leben* in *Schiller's* Werken.

Sie haben Jarno ſchon im ſiebenten Buche ſo glücklich dazu gebraucht, durch ſeine harte und trockne Manier, eine Wahrheit herauszuſagen, die den Helden, ſo wie den Leſer, auf einmal um einen großen Schritt weiter bringt: ich meine die Stelle, wo er Wilhelmen das Talent zum Schauſpieler rund abſpricht. Nun iſt mir beigefallen, ob er ihm nicht in Rückſicht auf Thereſen und Natalien einen ähnlichen Dienſt mit gleich gutem Erfolg für das Ganze, leiſten könnte. Jarno ſcheint mir der rechte Mann zu ſein, Wilhelmen zu ſagen, daß Thereſe ihn nicht glücklich machen könnte, und ihm einen Wink zu geben, welcher weibliche Charakter für ihn tauge. Solche einzelne dürr geſprochene Worte, im rechten Moment geſagt, entbinden auf einmal den Leſer von einer ſchweren Laſt, und wirken wie ein Blitz, der die ganze Scene erleuchtet.

Noch ein kleines Anliegen. Ich möchte gern Ihren Kopf vor den neuen Muſenalmanach ſetzen; und habe heut an Bolt in Berlin geſchrieben, ob er dieſe Arbeit noch übernehmen kann. Nun wünſchte ich ihn aber lieber nach einem Gemälde, als nach dem Kupferſtich von Lips, und frage an, ob Sie ſich entſchließen könnten, das Portrait von Meyer dazu herzugeben? Wollten Sie dieſes nicht gern aus der Hand laſſen, ſo erlauben Sie mir doch, daß ich es copiren ließe, wenn ſich in Weimar ein erträglicher Maler dazu findet.

297.

An Goethe.

Jena, den 10. Juli 1796.

Ein Beſuch hinderte mich geſtern, dieſen Brief abzuſenden. Heute kann ich nichts mehr hinzuſetzen, da es zu unruhig bei mir zugeht. Meine Frau iſt ihrer Niederkunft nahe. Für Ihr freundliches Anerbieten, den Karl*) zu ſich zu nehmen, danken wir Ihnen herzlich. Er iſt uns nicht zur Laſt, da wir einige Perſonen mehr zur

---

*) Schiller's Sohn, jetzt Königl. Würtembergiſcher Oberförſter in Lorch.

Bedienung angenommen, und die Diſpoſition mit den Zimmern getroffen haben, daß er nicht ſtört. Schlegel iſt mit ſeiner Frau wieder hier angekommen. Auf die Mittwoch hoffe ich Ihnen mit erleichtertem Herzen weitere Nachricht zu geben.

298.

An Goethe.

Jena, den 11. Juli 1796.

Vor zwei Stunden erfolgte die Niederkunft der kleinen Frau über Erwartung geſchwind, und ging leicht und glücklich von Statten. Meine Wünſche ſind in jeder Rückſicht erfüllt, denn es iſt ein Junge, friſch und ſtark, wie es das Anſehn giebt. Sie können wohl denken, wie leicht mir's um's Herz iſt, um ſo mehr, da ich dieſer Epoche nicht ohne Sorge, die Krämpfe möchten die Geburt übereilen, entgegen ſah. Jetzt kann ich alſo meine kleine Familie anfangen zu zählen. Es iſt eine eigene Empfindung, und der Schritt von Eins zu Zwei iſt viel größer, als ich dachte. Meine Frau iſt, die Schwäche abgerechnet, recht wohl.

299.

An Goethe.

Jena, den 12. Juli 1796.

Noch ſteht es um die kleine Geſellſchaft ſo gut, als man's nur wünſchen kann. Meine Frau getraut ſich ſelbſt zu ſtillen, welches mir auch ſehr erwünſcht iſt. Donnerſtag wird die Taufe ſein. Wenn die Umſtände ſo ruhig bleiben, als ſie jetzt ſind, ſo wird mein Gemüth heiter genug ſein, das achte Buch des Romans noch einmal mit Beſonnenheit zu durchgehen, ehe ich's Ihnen zurückſende. Es hat nichts zu ſagen, wenn die nächſte Lieferung des Cellini*) auch kleiner ausfällt. Ich habe allerlei nicht Unbrauchbares, das Monatsſtück zu füllen. — Daß ich Ihren Kopf nicht zu dem diesjährigen Almanach bekommen kann, thut mir ſehr leid. Eine Verzierung müſſen wir einmal haben, und das wäre doch die vernünftigſte geweſen. Da ich unter den Lebendigen keinen andern Kopf mag, ſo werde ich das Portrait von Uz, der kürzlich geſtorben iſt, zu bekommen ſuchen. Es giebt uns ſo ein Anſehn von Billigkeit und

---

*) Leben des Benvenuto Cellini, ſpäterhin in Goethe's Werken aufgenommen.

Honnetteté, wenn wir einem aus der alten Zeit dieſe Ehre erweiſen. Vielleicht können Sie mir durch **Knebel** dazu verhelfen. Ich bezahle gern, was ein Gemälde oder eine Zeichnung koſten kann. — Frau Charlotte grüßt ſchön. Sie wird das Kind heben; es iſt ihr eine große Angelegenheit, und ſie verwunderte ſich, daß ſie es nicht in Ihrer Geſellſchaft ſollte, beſonders da der Junge noch einen **Wilhelm** unter ſeinen Namen hat.

300.

An Goethe.

Jena, den 23. Juli 1796.

In dieſen letzten Tagen habe ich mich nicht wohl genug gefühlt, um über etwas, was uns intereſſirt, zu reden. Auch heute enthalte ich mich, denn der Kopf iſt mir von einer ſchlafloſen Nacht zerſtört. Die politiſchen Dinge, denen ich ſo gerne immer auswich, rücken einem doch nachgerade ſehr zu Leibe. Die Franzoſen ſind in Stuttgart, wohin die Kaiſerlichen ſich Anfangs geworfen haben ſollen, ſo daß jene die Stadt beſchießen mußten. Ich kann das aber nicht glauben, da Stuttgart kaum Mauern hat, und es keinem Menſchen, der bei Sinnen iſt, einfallen kann, ſich auch nur drei Stunden darin halten zu wollen. Von meiner Familie habe ich ſeit mehrern Wochen keine Nachricht. Hier in meinem Hauſe geht es noch ganz gut, nur daß aus dem Stillen meiner Frau nichts zu werden ſcheint, weil nichts mehr kommt.

Neulich erfuhr ich, daß Stolberg und wer ſonſt noch bei ihm war, den Meiſter feierlich verbrannt habe, bis auf das ſechſte Buch, welches er wie Arndt's Paradiesgärtlein rettete und beſonders binden ließ. Er hält es in allem Ernſte für eine Anempfehlung der Herrnhuterei, und hat ſich ſehr daran erbaut. Von Baggeſen ſpukt ein Epigramm auf meinen Muſenalmanach, worin die Epigramme übel wegkommen ſollen. Die Pointe iſt, daß, nachdem man erſt ideale Figuren an dem Leſer vorübergehen laſſen, endlich ein venetianiſcher Nachttopf über ihn ausgeleert werde. Das Urtheil wenigſtens ſieht einem begoſſenen Hunde ſehr ähnlich. Ich empfehle Ihnen dieſe beiden Avis zu beſtem Gebrauche. Haben Sie die Güte, mir, was Sie noch von den Xenien haben, zu ſenden, weil es jetzt mit dem Drucke ſehr Ernſt iſt. Mein voriger Muſenalmanach iſt in Wien verboten; wir haben alſo in Rückſicht auf den neuen um ſo weniger zu ſchonen. Folgendes Epigramm iſt das neueſte aus Berlin, wie Sie ſehen werden.

Unger*)

über ſeine beiden Verlagsſchriften:

Wilhelm Meiſter und das Journal Deutſchland.

Der Lettern neuen Schnitt dem Leſer zu empfehlen,
Mußt' ich des Meiſters Werk zur erſten Probe wählen,
Die zweite iſt, und dann iſt Alles abgethan,
Wenn ſelbſt des Pfuſchers Werk ſie nicht verrufen kann.

Das abgeſchriebene achte Buch**) ſoll mich wieder auf's Neue in Bewegung ſetzen. Ueber die naturhiſtoriſchen Dinge mündlich. Herder hat zum Almanach Allerlei geſchickt; auch Einiges, wovon geſchrieben ſteht: Facit indignatio versum qualemcunque potest.

301.

An Goethe.

Jena, den 29. Juli 1796.

Hier die Xenien, welche ich mir baldmöglichſt zurückzuſenden bitte. Was ausgeſtrichen iſt, bleibt theils weg, theils iſt es ſchon gedruckt, oder für den Druck herausgeſchrieben. Aenderungen in dem Ausgeſtrichenen ſind alſo entweder

---

*) Buchhändler in Berlin.
**) Des Wilhelm Meiſter.

unnöthig oder auch ſchon zu ſpät. Die Namen unter den einzelnen Verſen bedeuten nichts, und es iſt auch nicht dabei geblieben. — Meine Frau befindet ſich recht erträglich. Der Kleine leidet viel an Säure und Krämpfen; doch ſcheint er ſich nach und nach an die neue Nahrung zu gewöhnen. Man ſollte nicht denken, daß man bei ſo viel Sorgen von innen und außen einen leidlichen Humor behalten oder gar Verſe machen könnte. Aber die Verſe ſind vielleicht auch darnach. Für den Roman fürchte ich übrigens gar nichts. Das Wenige, was noch zu thun iſt, hängt von ein paar glücklichen Aperçus ab, und im äußern Gedränge pflegt man oft die wunderbarſten Offenbarungen zu erhalten. Meyer's Stimme aus Florenz hat mich recht erquickt und erfreut. Es iſt eine Luſt, ihn zu hören, mit welcher zarten Empfänglichkeit er das Schöne aufnimmt; und bei einem ſo denkenden und analyſirenden Geiſte, wie der ſeinige, iſt dieſe Rührungsfähigkeit, dieſe offene Hingebung eine unendlich ſchätzbare Eigenſchaft. Seine Idee zu einem Bilde ſcheint mir überaus glücklich und maleriſch zu ſein. Schreiben Sie ihm, ſo bitte ich, ihm recht viel Freundſchaftliches von mir zu ſagen. Die Idylle*) iſt abgedruckt, und ich werde den Probebogen nächſtens ſchicken. Die zur Eisbahn gehörigen Xenien (Mittelalter und

---

*) Alexis und Dora in Schiller's Muſenalmanach dann in Goethe's Werken.

Individualität abgerechnet) habe ich in Ein Gericht zuſammengerückt, und die einzelnen Ueberſchriften weggelaſſen. Daſſelbe läßt ſich im Kleinen auch noch bei einigen andern thun, und wird die Mannigfaltigkeit der Formen vermehren. Vielleicht haben Sie auch Luſt, die Newtoniania ſo zu ordnen. Für den Brief Ihrer Mutter danken wir ſchönſtens. Außer dem, was er Hiſtoriſches enthält, intereſſirte uns auch die Naivetät ihrer eigenen Art und Weiſe. Der Himmel weiß, wie es uns noch ergehen wird. Unter den Umſtänden werden Sie Meyer's tröſtliche Nachrichten über die Hinreiſe nach Italien ſchwerlich benutzen können.

302.

An Goethe.

Jena, den 31. Juli 1796.

Sie können ſich von den Xenien nicht ungerner trennen, als ich ſelbſt. Außer der Neuheit und intereſſanten Eigenthümlichkeit der Idee, iſt der Gedanke, ein gewiſſes Ganzes in Gemeinſchaft mit Ihnen auszuführen, ſo reizend für mich geweſen. Aber ſeien Sie verſichert, daß ich die Idee nicht meiner Convenienz aufgeopfert habe. Zu einem Ganzen, ſo wie es auch von dem liberalſten Leſer gefordert werden konnte, fehlte noch unüberſehlich viel. Eine mühſame Redaction hat mich mit dieſem Mangel gar ſehr bekannt gemacht. Selbſt wenn wir die zwei Monate ausſchließend dazu hätten widmen können, würde weder der ſatyriſche, noch der andere Theil die nöthige Vollſtändigkeit erlangt haben. Das ganze Werk ein Jahr länger liegen zu laſſen, erlaubte weder das Bedürfniß des Almanachs, noch wäre es wegen der vielen Anſpielungen auf das Neueſte in der Literatur, welches nach einem Jahre ſein Intereſſe verliert, zu wagen geweſen; und was dieſer Rückſichten mehr ſind, die ich Ihnen mündlich anführen will. Uebrigens iſt uns dieſe Idee und Form noch gar nicht verloren, denn es iſt noch ſo erſtaunlich viel Stoff zurück, daß dasjenige, was wir aus den alten noch etwa hinzunehmen, darin verſchwinden wird.

Ihren Namen nenne ich ſparſam. Selbſt bei denjenigen politiſchen, welche ineinander greifen, und von welchen man ſich gefreut haben würde ihn zu finden, habe ich ihn weggelaſſen, weil man dieſe mit den andern, auf Reichardt gehenden, in Verbindung vermuthen könnte. Stolberg kann nicht geſchont werden, und das wollen Sie wohl ſelbſt nicht, und Schloſſer wird nie genauer bezeichnet, als eine allgemeine Satyre auf die Frommen erfordert. Außerdem kommen dieſe Hiebe auf die Stolberg'ſche Seite in einer ſolchen Verbindung vor, daß Jeder mich als den Urheber ſogleich erkennen muß. Ich bin mit Stolberg in einer gerechten Fehde, und habe keine Schonung nöthig: Wieland ſoll mit der „zierlichen Jungfrau in Weimar" wegkommen, worüber er ſich nicht beklagen kann. Uebrigens erſcheinen dieſe Odiosa erſt in der zweiten Hälfte des Almanachs, ſo daß Sie bei Ihrem Hierſein noch herauswerfen können, was Ihnen gut dünkt. Um Iffland nicht wehe zu thun, will ich in dem Dialog mit Shakſpeare lauter Schröder- und Kotzebue'ſche Stücke bezeichnen. Sie ſind wohl ſo gütig und laſſen mir das Perſonal von fünf oder ſechs Kotzebue'ſchen Stücken abſchreiben, daß ich darauf anſpielen kann.

Der Cellini paſſirt diesmal nicht, denn leider kann ich ſchon mehrere Poſttage nichts mehr an Cotta bringen. Die Poſt nimmt nichts nach Stuttgart und Tübingen an. Auch die letzte Lieferung des Cellini liegt noch da, die für das achte Stück beſtimmt iſt, und Cotta kann das Manuſcript zu dem ſiebenten, welches bei der Einnahme von Stuttgart noch unterwegs war, nicht empfangen haben. Aus Schwaben ſind ſeit acht Tagen keine Nachrichten mehr angelangt. Ich weiß nicht, wie es um meine Familie ſteht, noch wo ſie ſich jetzt aufhält. Aus Coburg wird heute geſchrieben, daß die Franzoſen in wenig Tagen dort einrücken würden, daß aber Niemand etwas fürchte. Der allerfurchtſamſte Hypochondriſt von der Welt, Herr **, ſchreibt dieſes an ſeine Frau, die hier iſt; es muß alſo wohl wahr ſein. Es iſt gut, wenn man den Jenenſern Zeit läßt, ihre Furcht vor den Franzoſen loszuwerden, ehe man ihnen die Comödie zeigt. Es giebt gar gewiſſenhafte Leute hier, die bei einer ſo großen öffentlichen Calamität ein Vergnügen für unſchicklich halten. Da, wie ich höre, das Mannheimer Theater auf ein Jahr ſuspendirt iſt, ſo werden Sie Iffland wohl wieder in Weimar haben können. Es wäre zu wünſchen, daß ſich das Weimariſche Theater bei dieſer Gelegenheit mit einer Schauſpielerin recrutiren könnte. Mademoiſelle Witthöft, oder wie ſie jetzt heißt, würde wohl eine ſehr gute Eroberung ſein.

203.

An Goethe.

Jena, den 1. Auguſt 1796.

Nach langem Hin- und Herüberſchwanken kommt jedes Ding endlich in ſeine wagerechte Lage. Die erſte Idee der Xenien war eigentlich eine fröhliche Poſſe, ein Schabernack, auf den Moment berechnet, und war auch ſo ganz recht. Nachher regte ſich ein gewiſſer Ueberfluß, und der Trieb zerſprengte das Gefäß. Nun habe ich aber, nach nochmaligem Beſchlafen der Sache, die natürlichſte Auskunft von der Welt gefunden, Ihre Wünſche und die Convenienz des Almanachs zu befriedigen. Was eigentlich den Anſpruch auf eine gewiſſe Univerſalität erregte, und mich bei der Redaction in große Verlegenheit brachte, waren die philoſophiſchen und rein poetiſchen, kurz die unſchuldigen Xenien, alſo eben die, welche in der erſten Idee auch nicht geweſen waren. Wenn wir dieſe zu dem vordern und geſetzten Theil des Almanachs unter den andern Gedichten bringen, die luſtigen hingegen unter dem Namen Xenien und als ein eigenes Ganzes, wie voriges Jahr die Epigramme, dem erſten Theil anſchließen, ſo iſt geholfen. Auf einem Haufen beiſammen und mit keinen ernſthaften untermiſcht, verlieren ſie ſehr Vieles von ihrer Bitterkeit. Der allgemein herrſchende Humor entſchuldigt jedes Einzelne, und zugleich ſtellen ſie wirklich ein gewiſſes Ganzes vor. Auch die Hiebe auf Reichardt wollen wir unter dem Haufen zerſtreuen, und nicht, wie erſt geſchehen war, an die Spitze ſtellen. Von der einen Seite war die Ehre, und von der andern die Beleidigung zu groß, die wir ihm durch dieſe Auszeichnung anthaten. Und ſo wären alſo die Xenien (wenn Sie meine Gedanken gut heißen) zu ihrer erſten Natur zurückgekehrt, und wir hätten doch auch zugleich nicht Urſache, die Abweichung von jener zu bereuen, weil ſie uns manches Gute und Schöne hat finden laſſen. Und da nach dem Plane diejenigen politiſchen Xenien von Ihnen, welche blos Lehren enthalten, und gar Niemand treffen, von den ſatyriſchen ganz getrennt ſind, ſo habe ich unter jene Ihren Namen geſetzt. Er gehört davor, weil ſich dieſe Confeſſionen an die Epigramme vom vorigen Jahr und ſelbſt an den Meiſter anſchließen, und, in Form und Gehalt, unverkennbar Ihren Stempel tragen.

Ich habe heute wieder keine Nachricht aus Schwaben erhalten. Es ſcheint, daß wir ganz abgeſchnitten ſind. Herr v. Funk, der mir heute ſchrieb, hat aus Artern, ſeinem gewöhnlichen Quartier, in die Gegend von Langenſalza verrücken müſſen. Doch muß man dort nicht viel fürchten, denn er hält dieſe Stellung für unnütz.

304.

An Goethe.

Jena, den 5. Auguſt 1796.

Matthiſſon iſt heute hier durchgereiſt. Er kommt unmittelbar aus Italien über Trieſt und Wien. Seinen Verſicherungen nach ſoll die Reiſe nach Italien nicht ſo bedenklich ſein. Er glaubt, der Weg von Trieſt nach Rom über Ancona ſollte keine Schwierigkeit haben. Es iſt ihm ſelbſt auf der Reiſe keine Unannehmlichkeit begegnet, und aufgehalten wurde er blos in Nürnberg, wo es an Pferden fehlte. Wenn es alſo binnen drei, vier Wochen entſchieden würde, ob Sie für Haus und Heerd nichts zu fürchten haben, ſo wäre die Reiſe doch nicht aufzugeben. Auch Hirt hat Italien verlaſſen. Matthiſſon hat ſich in Wien von demſelben getrennt, doch ſagt er, Hirt würde noch hieher kommen. Von Meyer'n wußte er nicht mehr zu erzählen, als wir wiſſen, und überhaupt hat er nicht viel Neues über die neueſten Ereigniſſe zu erzählen gehabt. — Ich ſende Ihnen hier eine Anzahl ernſthafte Xenien, die ich, aus den Ihrigen und den meinigen gemiſcht, in Einen Strauß zuſammengebunden habe, damit doch auch in Abſicht auf die ernſthaften Stücke, die Idee einiger beiderſeitigen Vereinigung erfüllt werde. Haben Sie die Güte, das Manuſcript anzuſehen und zu bemerken, wo Sie etwas Anderes wünſchen. Fänden Sie keine Erinnerungen zu machen, ſo erbitte ich mir das Manuſcript mit retournirendem Botenmädchen zurück, um es ſogleich an Göpferdt *) zu geben. Von andern Sachen das nächſte Mal. Ich bin nicht allein. Möge Sie dieſer Brief heiter und beruhigt finden!

---

*) Buchdrucker in Jena.

303.

An Goethe.

Jena, den 8. Auguſt 1796.

Ihre neue Entdeckung iſt in der That wunderbar; ſie ſcheint bedeutend und auf eine wichtige Spur zu führen. Sie erinnerte mich an die ſchnelle und gewaltſame Entwicklung, welche in dem Herzen und den Lungen des neugeborenen Thiers vorgeht. Daß der Schmetterling die Lichtſeite ſo ſehr vermeidet, iſt auch etwas Merkwürdiges, und muß abermals auf den Einfluß auf organiſche Naturen aufmerkſam machen. Ich wünſchte ſehr, das Phänomen ſelbſt zu ſehen. Sie ſetzen dieſe Tage Ihre Verſuche wahrſcheinlich fort, und werden mir, wenn Sie hieher kommen, Mehreres davon zu erzählen haben. — Hier wird allgemein erzählt, daß in Weißenfels eine Zuſammenkunft zwiſchen dem Kurfürſten von Sachſen, einigen Herzogen von Sachſen, ja ſelbſt dem Könige von Preußen im Werke ſei. Die Sachſen würden die Stadt Erfurt beſetzen, und was des Gerüchts mehr iſt.

Schlegel's Bruder iſt hier *). Er macht einen recht guten Eindruck, und verſpricht viel. Humboldt hat eine

---

*) Friedrich Schlegel.

große Reiſe nach dem nördlichen Deutſchland bis auf die Inſel Rügen angetreten, wird die Freunde und Feinde in Eutin und Wandsbeck beſuchen, und uns allerlei Kurzweiliges zu melden haben. Ich konnte nicht recht begreifen, was ihm auf einmal ankam, ſich dorthin in Bewegung zu ſetzen. — Haben Sie nicht eine Schrift über die Herkulaniſchen Entdeckungen? Ich bin gerade jetzt einiger Details darüber bedürftig, und bitte Sie darum. Schon in **Volkmann's** Geſchichte*) findet man, glaub' ich, Mehreres davon.

396.

An Goethe.

Jena, den 11. Auguſt 1796.

Für den **Volkmann** und die übrigen Notizen danke ich Ihnen auf's Beſte. Daß Sie nicht ſogleich kommen können, iſt mir recht verdrießlich. Ich hätte jetzt ſo gern mein Lämpchen bei Ihnen angezündet. In Abſicht auf den Roman thun Sie ſehr wohl, fremden Vorſtellungen, die ſich Ihrer Natur nicht leicht aſſimiliren laſſen, keinen Raum zu geben.

---

*) Hiſtoriſch-kritiſche Nachrichten von Italien. Leipzig 1770—1771. 3 Bde.

Hier iſt Alles aus Einem Stück, und ſelbſt wenn eine kleine Lücke wäre, was noch immer nicht erwieſen iſt, ſo iſt es beſſer, ſie bleibt auf Ihre Art, als daß ſie durch eine fremde Art ausgefüllt wird. Doch davon nächſtens mehr. Auf den Freitag ſende ich Ihnen auch Almanachsbogen.

307.

An Goethe.

Jena, den 12. Auguſt 1796.

Ich bin heute in ein Gedicht *) hineingerathen, worüber ich den Botentag rein vergeſſen habe. Eben mahnt mich meine Frau, und ich habe nur noch zu ein paar Worten Zeit. Hier Proben von beſſern und ſchlechtern Abdrücken der erſten Almanachsbogen. Der vierte iſt jetzt unter der Preſſe, und es läßt ſich an, als ob wir in der erſten Woche des Septembers damit zu Stande ſein könnten. Der Almanach wird erſtaunlich reich werden, und von dem vorjährigen völlig verſchieden. Wenn ich Ihre Idylle **) gegen die Epigramme im vorigen Jahr abrechne, ſo wird der dießjährige Almanach wohl den Preis davon tragen. Mit meinen Arbeiten darin bin ich viel beſſer zufrieden, als ich es mit denen im vorigen Jahre bin. Ich empfinde es ganz erſtaunlich, was Ihr näheres Einwirken auf mich in mir verändert hat, und obgleich an der Art und an dem Vermögen ſelbſt nichts anders gemacht werden kann, ſo iſt doch eine große Läuterung mit mir vorgegangen. Einige Sachen, die ich jetzt unter Händen habe, bringen mir dieſe Bemerkung auf. — Mein Schwager, der Legationsrath v. Wolzogen mit ſeiner Frau, iſt gegenwärtig hier. Er hat ſich mehrere Jahre mit der Architektur abgegeben, und da es ihm nicht an Kopf fehlt, er auch gereiſt iſt, ſo werden Sie ihn nicht leer finden. Ich wünſchte jetzt gar ſehr das achte Buch des Romans wieder zu haben; kann ich es nicht bald erhalten?

---

*) Pompeji und Herkulanum. S. dies Gedicht in Schiller's Werken.

**) Alexis und Dora in Schiller's Muſenalmanach, dann in Goethe's Werken.

308.

An Goethe.

Jena, den 15. Auguſt 1796.

Endlich habe ich Briefe aus Schwaben; die mich zwar nicht viel unterrichten, aber im Ganzen doch beruhigen. Meine Familie hat wenig von den Kriegsunruhen, deſto mehr aber von den Krankheitsumſtänden meines Vaters gelitten, der einem langſamen Tode auf einem ſehr ſchmerzlichen Krankenlager entgegenſchmachtet. Meine jüngſte Schweſter *), von der ich Ihnen im vorigen März erzählt, iſt ſchon im April geſtorben **), und meine zweite ***) dem Tode mit Mühe entgangen. Weil ich vor der Hand nur Briefe über Frankfurt nach Schwaben bringen kann, und mir an der gegenwärtigen Beſtellung an Cotta Alles liegt, ſo erſuche ich Sie, Eingeſchloſſenes an Ihre Frau Mutter nach Frankfurt einzuſchließen, und die ſchnellſte Abſendung nach Stuttgart zu empfehlen. — Eben erfahre ich, daß man auf hieſiger Poſt Briefe nach Stuttgart über Frankfurt annimmt, ich brauche Sie alſo nicht zu beläſtigen.

---

*) Nanette.

**) Nach Schiller's eignen Aeußerungen ſoll ſie viel Talent zum Dramatiſchen gehabt, und manche Verſuche in abgelegenen Plätzen des Hauſes, aus Furcht vor dem eine ſolche Beſchäftigung mißbilligenden Vater, ſcenenweiſe componirt und niedergeſchrieben haben. S. Conz in der Zeitung für die eleg. Welt. 1823. Nr. 7. S. 53.

***) Louiſe, ſpäterhin an den Pfarrer Frankh zu Cleverſulzbach verheirathet.

309.

An ſeine Mutter.

Jena, den 19. September 1796.

Herzlich betrübt ergreife ich die Feder, mit Ihnen und den lieben Schweſtern den ſchweren Verluſt zu beweinen, den wir erlitten haben *). Zwar gehofft habe ich ſchon eine Zeitlang nichts mehr; aber wenn das Unvermeidliche eingetreten iſt, ſo iſt es immer ein erſchütternder Schlag. Daran zu denken, daß etwas, das uns ſo theuer war, und woran wir mit den Empfindungen der frühen Kindheit gehangen und auch im ſpätern Alter mit Liebe geheftet waren, daß ſo etwas aus der Welt iſt, daß wir mit allem unſren Beſtreben es nicht mehr zurückbringen können, daran zu denken iſt immer etwas Schreckliches. Und wenn man erſt, wie Sie, theuerſte liebſte Mutter, Freude und Schmerz mit dem verlorenen Freunde und Gatten ſo lange, ſo viele Jahre getheilt hat, ſo iſt die Trennung um ſo ſchmerzlicher. Auch wenn ich nicht einmal daran denke, was der gute verewigte Vater mir und uns Allen geweſen, ſo kann ich mir nicht ohne wehmüthige Rührung den Schluß eines ſo bedeutenden und thatenvollen Lebens denken, das

---

*) Schiller's Vater war am 7. September 1796 geſtorben.

ihm Gott ſo lange und mit ſolcher Geſundheit friſtete, und das er ſo redlich und ehrenvoll verwandte. Ja wahrlich, es iſt nichts Geringes, auf einem ſo langen und mühevollen Laufe ſo treu auszuhalten, und ſo wie er noch im 73ſten Jahre mit einem ſo kindlichen reinen Sinn von der Welt zu ſcheiden. Möchte ich, wenn es mich gleich alle ſeine Schmerzen koſtete, ſo unſchuldig von meinem Leben ſcheiden, als er von dem ſeinigen! Das Leben iſt eine ſo ſchwere Prüfung, und die Vortheile, die *mir* die Vorſehung in mancher Vergleichung mit *ihm* vergönnt haben mag, ſind mit ſo vielen Gefahren für das Herz und für den wahren Frieden verknüpft. Ich will Sie und die lieben Schweſtern nicht tröſten, Ihr fühlt Alle mit mir, wie viel wir verloren haben; aber Ihr fühlt auch, daß der Tod allein dieſes lange Leiden endigen konnte. Unſerem theuern Vater iſt wohl, und wir Alle müſſen und werden ihm folgen. Nie wird aber ſein Bild aus unſrem Herzen erlöſchen, und der Schmerz um ihn ſoll uns nur noch enger unter einander vereinigen.

Vor fünf und ſechs Jahren hat es nicht geſchienen, daß Ihr, meine Lieben, nach einem ſolchen Verluſte noch einen Freund an einem Bruder finden, daß ich den lieben Vater überleben würde. Gott hat es anders gefügt, und er gönnt mir noch die Freude, Euch etwas ſein zu können. Wie bereit ich dazu bin, darf ich Euch wohl nicht mehr verſichern. Wir kennen einander Alle auf dieſem Punkt, und ſind des lieben Vaters nicht unwürdige Kinder. Sie, theure Mutter, müſſen ſich Ihr Schickſal jetzt ganz ſelbſt wählen und in Ihrer Wahl ſoll keine Sorge Sie leiten. Fragen Sie ſich ſelbſt, wo Sie am liebſten leben, hier bei mir, oder bei Chriſtophinen, oder im Vaterlande mit der Louiſe. Wohin Ihre Wahl fällt, da wollen wir die Mittel dazu ſchaffen. Vor der Hand müſſen Sie ja doch, der Umſtände wegen, im Vaterlande leben, und da läßt ſich unterdeſſen Alles arrangiren.

In Leonberg, glaub' ich, würden Sie die Wintermonate noch am leichteſten zubringen, und mit dem Frühjahr kämen Sie mit der Louiſe nach Meiningen, wo ich aber ausdrücklich rathen würde, eine eigene Wirthſchaft zu treiben. Doch davon das nächſte Mal mehr. Ich würde darauf beſtehen, daß Sie hierher zu mir zögen, wenn ich nicht fürchtete, daß es Ihnen bei mir viel zu fremd und zu unruhig ſein würde. Sind Sie aber nur erſt in Meiningen, ſo wollen wir Mittel genug finden, uns zu ſehen und Ihnen die lieben Enkel zu bringen. An Reinwald habe ich wieder geſchrieben und ihm vorgeſtellt, daß Chriſtophine ſich jetzt nicht ſogleich auf den Rückweg machen kann. Ohnehin kann ja jetzt noch Niemand durch jene Gegend reiſen. Iſt alles Unangenehme der Geſchäfte vorbei, und ſind Sie, liebſte Mutter, etwas beruhigt, ſo kann Chriſtophine dem Wunſche ihres Mannes nachgeben. Ein großer Troſt wäre mir's, liebſte Mutter, Sie wenigſtens in den erſten drei, vier Wochen nach der Trennung von Chriſtophinen bei Bekannten zu wiſſen, weil die Geſellſchaft unſerer Louiſe Sie doch immer an die vorigen Zeiten zu ſehr erinnern wird. Sollte aber keine Penſion von dem Herzog gegeben werden und der Verkauf der Sachen Sie nicht zu lange aufhalten, ſo könnten Sie vielleicht mit den Schweſtern gleich nach Meiningen reiſen, und würden ſich dort in der neuen Welt um ſo eher beruhigen.

Alles, was Sie zu einem gemächlichen Leben brauchen, muß Ihnen werden, beſte Mutter, und es iſt nun hinfort meine Sache, daß keine Sorge Sie mehr drückt. Nach ſo viel ſchweren Leiden muß der Abend Ihres Lebens heiter oder doch ruhig ſein, und ich hoffe, Sie ſollen im Schooß Ihrer Kinder und Enkel manchen frohen Tag genießen. Alles, was unſer theurer Vater an Briefſchaften und Manuſcripten hinterlaſſen, kann mir durch Chriſtophine mitgebracht werden. Ich will ſuchen, ſeinen letzten Wunſch zu erfüllen, der auch für Sie, liebſte Mutter, Nutzen bringen ſoll. Herzlich umarmen wir Sie und die lieben Schweſtern. Meine Lotte würde ſelbſt geſchrieben haben; aber wir haben heute das Haus voll Gäſte, und in dieſer Zerſtreuung war's unmöglich. Sie hat mit mir den verewigten Vater, den ſie immer recht herzlich geliebt, beweint, und ihr tiefer Antheil an dieſem Verluſt hat ſie mir noch lieber und werther gemacht. Auch meine Schwiegermutter und Wolzogen's, die gerade hier ſind, ſind ſehr davon gerührt worden.

Meiner guten Louiſe wünſche ich zu ihren guten Ausſichten und dem braven jungen Mann Glück *), der ihr ſeine Hand anbietet und durch ſein edles Betragen an dem Krankenlager unſres Vaters ſeine rechtſchaffene Geſinnung an den Tag gelegt hat. Vielmals ſoll ſie mich ihm, als meinem künftigen Schwager empfehlen, und ihn im Voraus meiner Freundſchaft und herzlichen Ergebenheit verſichern.

310.

An Reinwald **).

Jena, den 19. September 1796.

Du erhältſt hier Nachricht von der Auflöſung des guten Vaters, die, ſo ſehr ſie auch erwartet, ja gewünſcht werden mußte, uns Alle auf's Innigſte betrübt. Der Beſchluß eines ſo langen und dabei ſo thätigen Lebens iſt ſelbſt bei den Gleichgültigen und Fremden ein rührender Gegenſtand; wie muß er es denjenigen ſein, die er ſo nahe angeht! Ich muß mich des Gedankens über dieſen ſchmerzlichen Verluſt mit Gewalt entſchlagen, weil ich die lieben Unſrigen aufzurichten habe. Es iſt ein großer Troſt für Deine Frau, daß ſie ihre kindliche Liebe noch bis an das Sterbebette des guten Vaters hat erſtrecken und erfüllen können. Nie würde ſie ſich darüber getröſtet haben, wenn er wenige Tage nach ihrer Abreiſe geſtorben wäre. Du begreifſt, daß ſie in den erſten Tagen der ſchmerzlichen Trennung, wo noch ſo viele unangenehme Ereigniſſe auf die gute Mutter einſtürmten, nicht abreiſen konnte, wenn auch die Poſt im Gange wäre. Aber dieſe ſtockt noch immer, und wir müſſen erſt die Kriegsereigniſſe auf der fränkiſchen, ſchwäbiſchen und pfälziſchen Grenze abwarten. Wie ſehr dieſe Abweſenheit Deiner Frau Dich drücken muß, fühle ich mit Dir; aber wer kann gegen eine ſolche Kraft unvermeidlicher Schickſale! Leider verflicht ſich die allgemeine und öffentliche Unordnung auch in unſere Privatangelegenheiten auf die fatalſte Weiſe. Deine Frau ſehnt ſich von Herzen nach Hauſe, und ſie verdient nur deſto mehr unſere Achtung, daß ſie, gegen ihre Neigung und gegen ihr Intereſſe, ſich nur durch die Vorſtellung ihrer kindlichen Pflicht leiten ließ. Jetzt aber ſäumt ſie gewiß keine Stunde länger, ſich auf die Rückreiſe zu machen, ſobald es nur ohne Gefahr und möglicher Weiſe geſchehen kann.

---

*) Dem Pfarrer Frankh in Cleverſulzbach.

**) Schiller's Schwager, Hofrath und Bibliothekar in Meiningen.

311.

An Goethe.

Jena, den 5. October 1796.

Möchten Sie glücklich angelangt ſein und Alles bei ſich wohl gefunden haben! Endlich habe ich ein anderthalb tauſend Titelkupfer erhalten, wovon ich vor der Hand zweihundert ſende. So viel Exemplare, denke ich, ſoll der Buchbinder auf den Freitag Nachmittag fertig bringen, welche mir dann durch einen Expreſſen zu ſenden bitte. Die Muſiknoten ſind nicht gekommen; dieſe können alſo nicht mehr mit verſendet werden. Ich ſende hier auch hundert und funſzig Titelblätter. Weil eine der drei Sendungen an den Buchbinder unmittelbar aus Ihrem Hauſe erfolgt iſt, ſo vermuthe ich, daß auch ſchon eine Quantität Titelbogen mit nach Weimar abgegeben ſein mag. Sollte dies nicht ſein, ſo bitte ich, mich davon zu benachrichtigen. Humboldt ſchreibt mir, daß man über Ihre Idylle in Berlin, wohin aus Carlsbad und Töplitz Exemplare gekommen, ganz entzückt ſei.

312.

An Goethe.

Jena, den 9. October 1796.

Ich habe durch meinen Schwager dieſen Morgen hundert Terpſichore und hundert Titelblätter geſendet; aber nach meiner Rechnung iſt Beides ſchon längſt nach Weimar geliefert geweſen, und dieſe heut überſchickten Abdrücke von Titel und Kupfer mußte ich von den rohen Exemplaren des Almanachs nehmen. Beide ſind alſo verloren gegangen, wenn ſie nicht entweder bei Ihnen oder bei dem Buchbinder liegen.

In meinem Briefe vom 5. müßte es, glaube ich, ſtehen, wie viel Terpſichore's ich Mittwoch Abend geſchickt habe. Mit den Titelblättern iſt es eben ſo. Ich muß hundert von dieſen neu drucken laſſen; es iſt Schade um das Geld. So ſehe ich mich früh für das Böſe geſtraft, das wir den ſchlechten Autoren erzeigt haben. Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, mit wie vielen kleinen fatalen Details mich die Beſorgung des Almanachs in dieſen Tagen plagt, und die zu ſpäte Sendung der Melodien macht mir ſchon allein drei und ſechzig neue Packete nothwendig. Es iſt weder die Zeit, noch die Gelegenheit, die Melodien noch zu binden; ſie mögen ſo mitlaufen. Ohnehin dankt Niemand den Aufwand und die Mühe. Auf neue Decken wartet der hieſige Buchbinder mit Schmerzen. Sollte mein Schwager mir heute nichts mitbringen, ſo bitte ich Sie inſtändig, mir morgen mit dem früheſten zu ſchicken, was bis dahin fertig werden kann. Ich begreife nicht, warum uns der Abdrucker ſechs Tage gar nichts mehr geſchickt hat. Hier wird noch immer nach Almanachs gefragt, aber nach lauter guten Exemplaren, womit mir gar kein Dienſt geſchieht. Ich fürchte, wir ſetzen die ſchlechtern nicht ab, und da der guten nur fünfhundert ſind, ſo wird es zugleich an Almanachs für die Käufer und an Käufern für die Almanache fehlen. — Wie ſind Sie mit der Muſik zufrieden? Was ich, in einem ſehr unvollkommenen Vortrag davon gehört, hat mir ſehr gefallen. Mignon iſt rührend und lieblich; auch der Beſuch von mir hat einen ſehr angenehmen Ausdruck. Wollen Sie ſo gütig ſein, von beiliegenden ſieben Exemplaren der Melodien ſechs an Herder und eins an Geh. Rath Voigt abgeben zu laſſen? Einen Brief von Körner lege ich bei, weil er Einiges über den Almanach enthält. Wir ſollten ordentlich Acta über alle ſchriftliche und gedruckte Urtheile vom Almanach halten, um einmal, wenn es der Mühe werth iſt, daraus referiren zu können.

313.

An Goethe.

Jena, den 10. October 1796.

Hoffmann*) ſteht bereits auf dem **Cotta**'ſchen Speditionszettel. Sie können ihm alſo, auch dem Induſtrie-Comptoir, wenn es welche haben will, Exemplare des Almanachs auf Rechnung abliefern laſſen. Sie ſind ſo gütig und bemerken auf beiliegenden Preiszetteln, wie viel Exemplare an beide Handlungen abgegeben ſind, und laſſen einen Empfangſchein für mich geben. Sollten Velin- oder holländiſche Exemplare gewünſcht werden, ſo müßte ich das Mittwoch früh ſpäteſtens erfahren. Zugleich ſende ich einen Vorrath an Melodien. Was zuviel iſt, werden Sie ſo gütig ſein, mir auf den Sonnabend zurückzuſenden. Von hieſigen Buchhändlern ſind nunmehr zwei und ſiebenzig Exemplare verlangt und abgegeben worden. Gehen in Weimar acht und zwanzig ab, ſo ſind wir in dieſen zwei Orten, die etwa zwölftauſend Menſchen enthalten, hundert Exemplare los geworden. Es wird intereſſant ſein, den actuellen Zuſtand der poetiſchen Lektüre in deutſchen Städten aus dieſen Beiſpielen zu erſehen. Ich bin überzeugt, daß in Thüringen und im Brandenburgiſchen, vielleicht noch in Hamburg und den umliegenden Orten, der dritte Theil unſrer Leſer und Käufer ſich finden wird. **Hirt's** Aufſatz ſende ich morgen. Den Abdruck des Kupfers will ich an **Cotta** vor der Kupferplatte voran laufen laſſen. Heute geht das zweite Drittel der ganzen Auflage des Almanachs nach Leipzig ab.

---

*) Hofbuchhändler in Weimar.

311.

An Goethe.

Jena, den 11. October 1796.

Aus der Berechnung des nach Weimar Geſandten erſehe ich nun, daß mir gerade hundert Druckpapier-Exemplare fehlen, die mir wahrſcheinlich **Göpferdt**[*] nicht geſandt hat, denn aus meinem Hauſe können ſie nicht weggekommen ſein, da von da aus nie etwas, als nach Weimar exportirt wurde. So fehlen mir gleichfalls Titelblätter und Titelkupfer, welche freilich leichter zu erſetzen ſind. Es iſt fatal, daß **Göpferdt** juſt auf der Meſſe iſt, wo er noch zehn Tage bleibt. Ich hatte die Packetirung und Emballage der geſtrigen Leipziger Lieferung dem hieſigen

---

[*] Buchdrucker in Jena.

Buchhändler Gabler übergeben. Aber das nahm mir nur einen Theil der Arbeit, denn die Beſtimmung deſſen, was in jedes Packet kommen ſollte, bei der vierfachen Verſchiedenheit der Exemplare, das Ueberſchreiben der Speditionszettel u. ſ. w. blieb mir noch immer, und ſo noch eine Menge Kleinigkeiten. Das letzte Packet geht auf den Sonnabend, und dann iſt die Laſt mir vom Halſe. Unterdeſſen habe ich nichts mehr vom Almanach gehört, als daß unſre gute Freundin S. hier, die auf Manſo gerichteten Xenien abgeſchrieben, und an Gotter'n geſchickt hat, welcher ſehr davon ſoll erſchreckt worden ſein. Eben dieſe erzählt auch ſchon vom ſiebenten und Anfang des achten Buchs Ihres Wilhelm Meiſter, den ſie gedruckt will geleſen haben. Es iſt doch ſonderbar, daß die S. früher die gedruckten Bogen Ihres Romans erhält, als Sie ſelbſt. — Die zwei und ſiebenzig Exemplare des Almanachs, welche noch zu dreihundert fehlen, kann ich nicht mehr ſenden, weil ich zu denjenigen, die der hieſige Buchbinder ſchon angefangen zu heften, die in Weimar überflüſſigen zwei und ſiebenzig Titelkupfer haben muß. Haben Sie alſo die Güte, mir dieſe Kupfer nebſt den Decken, die dazu gehören, ſo wie auch die noch übrigen zwei und zwanzig Titelblätter ſenden zu laſſen.

315.

An Goethe.

Jena, den 12. October 1796.

Nach und nach kommen wir zur Ordnung und Ruhe. Das vermißte Hundert Exemplare hat ſich gefunden, und Titelkupfer ſind beſtellt, ſo viel noch zu dem zwanzigſten Hundert fehlen. Titelblätter hat Göpferdt zum Glück über die Zahl drucken laſſen, ſo daß ſich noch ein Vorrath beim Buchbinder fand. Gebunden iſt jetzt Alles, was gebunden werden ſollte. Zwei große Lieferungen, vier Centner ſchwer, ſind nach Leipzig. Wegen des an Cotta in's Reich beſtimmten Quantums habe ich ſchon mit dem Fuhrmann contrahirt, der es in etlichen Tagen nach Frankfurt mitnimmt. Mit dem Sonnabend fällt mir die ganze Laſt vom Halſe. Die Nachfrage nach Exemplaren iſt hier noch immer ſtark; aber Alles will ſchreibpapierne, die uns gerade fehlen, und poſtpapierne habe ich keine mehr vorräthig. Hier erhalten Sie das Letzte für Hoffmann *). Können Sie das übercomplette, in gelb Papier gebundene, das Sie von mir haben, ſchonen, ſo iſt mir's lieb, weil wir jetzt alle gute Exemplare zu Rath halten müſſen. Ich habe

---

*) Hofbuchhändler in Weimar.

einzelne Bogen defecter Exemplare auf Velin- und Poſtpapier, woraus wir zum Behuf der Correctur noch ein vollſtändiges Exemplar zuſammenbringen können. Hier allein ſind ſieben Velin- und acht holländiſche Exemplare aufgebraucht worden, und beinahe noch einmal ſo viel wäre gegangen, wenn ich noch vorräthig gehabt hätte. Auch habe ich mir's für alle künftige Fälle zur Regel gemacht, Alles, was ich drucken laſſe, gut und koſtbar drucken zu laſſen. So geht es am gewiſſeſten ab, denn auch der elendeſte Lump will nicht mehr mit Lumpen vorlieb nehmen. Die erſte Lieferung, ſo viel nämlich davon in ein Heft kommt, habe ich nebſt dem Abdruck des Kupfers heute abgeſendet. Der Reſt iſt noch nicht ganz abgeſchrieben. Unterdeß erinnern Sie ſich doch auch wieder des Cellini. Wie froh wäre ich, wenn wir noch etwas Neues und Luſtiges zu leſen zum Schluß des zweiten Horen-Jahrgangs auftreiben könnten. Wenn Sie doch gelegentlich Herder'n bedeuten wollten, daß er noch keine Horenſtücke haben kann. Er hat davon gehört, daß einzelne Stücke (die mir Cotta durch Briefpoſt geſchickt) in Weimar ſpuken, und glaubt, man hätte ihn vergeſſen.

316.

An Goethe.

Jena, den 14. October 1796.

Endlich habe ich alle Speditionsarbeit mir vom Halſe geſchafft, um eine neue, wiewohl luſtigere, zu beginnen. Ohne kleine Confuſionen iſt es freilich nicht abgegangen, doch ſind ſie zum Glück von keiner Bedeutung, und das Ganze iſt doch glücklich beendigt. Möchte nun nicht ganz weggeworfene Arbeit ſein, was wir körperlich und geiſtig daran gewendet haben. Doch ſo was belohnt ſich zum Glück, wie das Kindermachen, von ſelbſt. Geſtern war Blumenbach hier und auch bei mir. Nach dem, was neulich von ihm geſprochen worden, wunderte ich mich nicht wenig, die Aeußerung von ihm zu hören: er preiſe ſich glücklich, daß er die Wiſſenſchaft, an der er mit ganzer Seele hänge, als Beruf treiben dürfe. Auch Lavater iſt hier; ich habe ihn aber nicht geſehen. An Paulus, den er kürzlich etwas gröblich behandelte, ſchrieb er ein Billet und bittet um eine Zuſammenkunft.

317.

An Goethe.

Jena, den 16. October 1796.

Hier erfolgen endlich zwei Monatsſtücke Horen. Geſtern wurden ſie mir von Leipzig geſchickt. Der Buchhändler Böhme, an den ich die Almanache geliefert, ſchreibt mir zugleich den Empfang der zwei erſten Ballen, und daß alle Exemplare, die ich vorräthig bei ihm niedergelegt (es ſind etwa vier und vierzig, ohne die rohen Exemplare) ſchon vergriffen ſeien. Dies iſt wirklich viel, denn es ging zugleich eine anſehnliche Partie Exemplare für mehr als funfzehn Leipziger Buchhändler mit, die alſo nicht zugereicht hat. Es muß ein fürchterliches Reißen darum ſein, und wir werden wohl auf eine zweite Auflage denken müſſen. Böhme hat nun in einem dritten Ballen zweihundert fünf und zwanzig broſchirte und wieder eine Anzahl roher Exemplare erhalten. Sobald er mir ſchreibt, daß dieſe über zwei Drittheile abgeſetzt ſei, ſo will ich zur neuen Auflage Anſtalten machen laſſen. Die Poſt iſt ſo ſchlecht mit dem zweiten Ballen umgegangen, daß die Näſſe einige Dutzend Exemplare verdorben haben ſoll. Es iſt dies der

Ballen, den Gabler*) gepackt hat; der meinige iſt wohlbehalten angelangt.

Sie müſſen doch das neue Stück vom Journal Deutſchland leſen. Das Inſekt hat das Stechen wieder nicht laſſen können. Wirklich, wir ſollten es noch zu Tode hetzen, ſonſt iſt keine Ruhe vor ihm. Gegen den Cellini hat er ſeinen böſen Willen ausgeübt, und um Sie zu ſchikaniren, die Stellen angeprieſen, auch zum Theil extrahirt, die Sie ausgelaſſen haben u. ſ. f. Von dem Aufſatz der Staël ſpricht er mit großer Verachtung. — Mit Lavater'n habe ich Sie vorgeſtern unnützerweiſe fürchten gemacht. Es iſt ſein Bruder geweſen, der hier war. Reichardt ſoll auch in Leipzig ſein. Niethammer und Paulus aber haben ihn nicht geſehen. Schlegel iſt noch in Leipzig, wo ſich die Herzen vermuthlich gegen einander ergießen werden. Eben erhalte ich einen recht ſchönen Brief von Körner über den Almanach. Sie ſollen ihn morgen erhalten, wo ich auch noch ſechs Horen zu ſenden habe.

---

*) Buchhändler in Jena.

318.

An Goethe.

Jena, den 18. October 1796.

Hier ſende ich Ihnen Körner's Brief, der bei der Unbedeutendheit und Flachheit des gewöhnlichen Urtheils ein recht tröſtlicher Laut iſt. Senden Sie ihn mir, ſobald Sie ihn geleſen, zurück. Ich habe mir nicht gemerkt, wie viele Exemplare der Horen von jedem Monat und jeder Sorte ich Ihnen geſtern geſendet, und kann darum heute den Reſt nicht nachſenden. Humboldt's ſchrieben deutlich, daß ſie mit Ende dieſer Woche von Berlin abreiſen, ſich unterwegs zehn Tage aufhalten und etwa den erſten November hier eintreffen würden. Von den Xenien habe ich weiter nichts erfahren. Schlegel, der wieder angekommen, war zu kurze Zeit in Leipzig, da er auch einen Abſtecher nach Deſſau gemacht, um viel erfahren zu können. Bei ſeiner Zurückkunft von Deſſau, ſagt er, hätten ſie ſchon ſehr in Leipzig rumort. Ich höre, daß man auch unter andern die Herzogin von Weimar unter der „zierlichen Jungfrau“ *)

---

*) Die hier gemeinte Xenie mit der Ueberſchrift: **Zeichen der Jungfrau**, lautet:

Bücket euch, wie ſich's geziemt, vor der zierlichen Jungfrau zu Weimar.
Schmollt ſie auch oft, wer verzeiht Launen der Grazie nicht?

Vergl. einen Brief Schiller's an Goethe vom 31. Juli 1796.

verſteht. Das Xenion: „Wieland, wie reich iſt dein Geiſt u. ſ. w.“ halten Einige für eine Satyre auf Wieland und auf die neue Ausgabe und ſo fort.

319.

An Goethe.

Jena, den 19. October 1796.

Mit dem heutigen Packet haben Sie mir eine recht unverhoffte Freude gemacht. Ich fiel auch gleich über das achte Buch des Meiſter her, und empfing auf's neue die ganze volle Ladung deſſelben. Es iſt zum Erſtaunen, wie ſich der epiſche und philoſophiſche Gehalt in demſelben drängt. Was innerhalb der Form liegt, macht ein ſo ſchönes Ganzes, und nach Außen berührt ſie das Unendliche, die Kunſt und das Leben. In der That kann man von dieſem Roman ſagen: er iſt nirgends beſchränkt als durch die äſthetiſche Form, und wo die Form darin aufhört, da hängt er mit dem Unendlichen zuſammen. Ich möchte ihn einer ſchönen Inſel vergleichen, die zwiſchen zwei Meeren liegt. — Ihre Veränderungen finde ich zureichend und vollkommen in dem Geiſt und Sinne des Ganzen. Vielleicht, wenn das Neue gleich mit dem Alten entſtanden wäre, möchten Sie hie und da mit Einem Strich geleiſtet haben, was jetzt mit mehrern geſchieht. Aber das kann wohl Keinem fühlbar werden, der es zum erſten Mal in ſeiner jetzigen Geſtalt lieſt. Meine Grille mit etwas deutlicher Pronunciation der Haupthandlung abgerechnet, wüßte ich in der That nicht, was vermißt werden könnte. Stände indeß nicht Lehrjahre auf dem Titel, ſo würde ich den didactiſchen Theil in dieſem achten Buche für faſt überwiegend halten. Mehrere philoſophiſche Gedanken haben jetzt offenbar an Klarheit und Faßlichkeit gewonnen. In der unmittelbaren Scene nach Mignon's Tode fehlt nun auch nichts mehr, was das Herz in dieſem Augenblicke fordern kann; nur hätte ich gewünſcht, daß der Uebergang zu einem neuen Intereſſe mit einem neuen Capitel möchte bezeichnet worden ſein. Der Markeſe iſt jetzt recht befriedigend eingeführt. Der Graf macht ſich vortrefflich, Jarno und Lothario haben bei Gelegenheit der neuen Zuſätze auch an Intereſſe gewonnen. Nehmen Sie nun zu der glücklichen Beendigung dieſer großen Kriſe meinen Glückwunſch an, und laſſen Sie uns bei dieſem Anlaß horchen, was für ein Publikum wir haben.

Für die überſchickten Rechnungen danke ich. Mit dem Gelde werde ich's nach Ihrem Sinne arrangiren. Ohnehin haben Sie für Ihren Antheil an dem Almanach ja — gut, und noch mehr, wenn wir eine zweite Auflage erleben. Auch für den Cellini danke ich beſtens.

Das Schiff kann nun wieder flott gemacht werden. Vor einem Augenblick iſt auch ein hiſtoriſcher Aufſatz von Funk angelangt.

320.

An Goethe.

Jena, den 23. October 1796.

Herzlichen Dank für den Meiſter, der mich noch oft erquicken und beleben ſoll. Die vier andern Exemplare habe ich abgeliefert; aber Sie ſchreiben von ſechſen, und ich habe nur fünf erhalten. Das Humboldt'ſche fehlte noch. Dieſer iſt von unſrem Almanach nicht wenig überraſcht worden, und hat recht darin geſchwelgt. Auch die Xenien haben den heitern Eindruck auf ihn gemacht, den wir wünſchen. Es iſt mir wieder eine angenehme Entdeckung, daß der Eindruck des Ganzen doch jedem liberalen Gemüth gefällig und ergötzlich iſt. In Berlin, ſchreibt er, ſei zwar großes Reißen darnach, aber doch habe er nichts, weder Intereſſantes, noch Kurzweiliges, darüber erfahren. Die Meiſten kämen entweder mit moraliſchen Gemeinplätzen angeſtochen, oder ſie belachten Alles ohne Unterſchied, wie eine literariſche Hetze. Unter den vordern Stücken, die er noch nicht kannte, hat die Eisbahn von Ihnen und die

Muſen in der Mark ihn vorzüglich erfreut; von mir die Geſchlechter, der Beſuch, und vor den Tabulis votivis hat er einen großen Reſpect. Aber eine Auseinanderſetzung unſers beiderſeitigen Eigenthums an dieſen gemeinſchaftlichen Productionen findet er ſehr ſchwer. Von den Xenien ſchreibt er, daß ſie ſämmtlich Ihnen in die Schuhe geſchoben würden, worin man in Berlin noch mehr durch Hufeland beſtärkt worden ſei, der behauptet habe, alle von Ihrer Hand geleſen zu haben. Sonſt habe ich neuerdings nichts von dem Almanach gehört, und denke, wir werden auch nur zu bald inne werden, wie wenig jetzt auf einen allgemeinen Sinn bei dem Publikum zu rechnen iſt.

Humboldt hofft in acht Tagen hier ſein zu können. Ich freue mich darauf, wieder eine Weile mit ihm zu leben. Stolbergen, ſchreibt er, habe er in Eutin nicht gefunden, weil er gerade in Kopenhagen geweſen ſei, und von Claudius wiſſe er durchaus nichts zu ſagen. Ihre Schweizerbriefe intereſſiren einen jeden, der ſie lieſt, und ich bin ordentlich froh, daß ich Ihnen dieſe habe abjagen können. Es iſt auch wahr, ſie geben ein ungemein lebendiges Bild der Gegenwart, aus der ſie fließen, und ohne ein kunſtmäßiges Entſtehen ſtecken ſie ſich recht natürlich und geſchickt in ein Ganzes zuſammen. Der Beſchluß des Meiſter's hat meine Schwägerin ſehr gerührt, und ich finde auch hier meine Erwartung von dem, was den Haupteffect macht, beſtätigt. Immer iſt es doch das Pathetiſche, was die Seele zuerſt in Anſpruch nimmt; erſt ſpäterhin vereinigt ſich das Gefühl zum Genuß des ruhigen Schönen. Mignon wird wahrſcheinlich bei jedem erſten und auch zweiten Leſen die tiefſte Furche zurücklaſſen. Aber ich glaube doch, daß es Ihnen gelungen ſein wird, wonach Sie ſtrebten, dieſe pathetiſche Rührung in eine ſchöne aufzulöſen.

Wie lieb iſt mir's, daß Sie bald wieder auf einige Tage kommen wollen. Jetzt, nachdem ich die Arbeit mit dem Almanach abgeworfen, bedarf ich eines neuen lebendigen Intereſſes ſo ſehr. Zwar habe ich den Wallenſtein vorgenommen, aber ich gehe noch immer darum herum, und warte auf eine mächtige Hand, die mich ganz hineinwirft. Die Jahreszeit drückt mich, wie Sie, und ich meine oft, mit einem heitern Sonnenblick müßte es gehen. — Ich muß Sie noch bitten, mir ſowohl von dem Kupferſtecher, als von dem Buchbinder die Almanachs-Rechnung beſonders aufſetzen zu laſſen. Ich ſende Mittwoch die ganze Rechnung an Cotta, und wünſchte deswegen jeden Beleg beſonders zu haben.

321.

An Goethe.

Jena, den 25. October 1796.

Wir hoffen, Sie ſind, ſo wie wir, durch das heutige freundliche Wetter aufgeheitert worden. Ich ſende hier den Reſt des Hirt'ſchen Aufſatzes, wenn Sie etwa einen leeren Augenblick dazu anwenden wollten. Sie ſenden ihn wohl Sonnabend durch das Botenmädchen wieder Nun mahnt es mich doch, für etwas zu ſorgen, wodurch der zweite Jahrgang der Horen brillant geſchloſſen würde; denn von dem Erfolg des nächſten Abonnements ſcheint das fernere Schickſal der Horen abzuhängen. Noch ſehe ich nichts vor mir, und von dem Himmel iſt in dieſen zwei Jahren ſo wenig gefallen, daß ich kein ſonderliches Vertrauen zu deſſen zufälligen Gaben habe. Wenn Sie doch noch ſo ein Packet Briefe ſänden, wie die aus der Schweiz; alle Redactionsarbeit nähm' ich Ihnen mit Freuden ab. Von Neuigkeiten weiß ich nichts zu berichten. Schlegel erzählt, daß der Herzog von Gotha über die Xenien ſehr ungehalten ſei, und zwar wegen Schlichtegroll, den er ſehr hoch halte. Auch höre ich, daß ſich Schütz, der Recenſion unſers Almanachs wegen, nicht zu rathen und zu helfen weiß. Ich glaub' es wohl.

322.

An Goethe.

Jena, den 28. October 1796.

Sie erhalten hier das neunte Horenſtück, ſechs Exemplare für Sie, eins für den Herzog und eins für Meyer'n. Inlage an Herder und Knebel bitte abgeben zu laſſen. Heute Vormittag iſt Frau v. Humboldt mit ihren Kindern hier angekommen. Er iſt noch in Halle bei Wolfen, und wird in drei Tagen hier ſein. Humboldt's waren auch in den letzten Tagen, als unſer Almanach dahin kam, in Berlin. Er ſoll gewaltiges Aufſehn da gemacht haben. Nicolai nennt ihn den Furien-Almanach. Zöllner und Bieſter ſollen ganz entzückt darüber ſein. Sie ſehen, daß es uns mit Bieſter'n gelungen iſt. Dieſer findet die Xenien noch viel zu mäßig geſchrieben. Ein Anderer meinte, jetzt wäre noch eine Landplage mehr in der Welt, weil man ſich jedes Jahr vor dem Almanach zu fürchten habe. Meyer, der Poet, meinte, wir hätten einander in den Xenien ſelbſt heruntergeriſſen, und ich hätte das Diſtichon: Wohlfeile Achtung auf Sie gemacht. — Woltmann war geſtern bei mir, und wollte wiſſen, daß Wieland von den Xenien geſagt habe: er bedaure nur, daß ** darin gelobt ſei, weil ſo viele andere ehrliche Leute mißhandelt wären. Endlich iſt denn der erſte gedruckte Angriff auf die Xenien geſchehen, und wenn alle dem gleich ſind, ſo haben wir freilich nichts dabei zu thun. Dieſer Angriff ſteht in — dem Reichsanzeiger. Schütz hat ihn mir communicirt. Er beſteht aus einem Diſtichon, wo aber der Pentameter vor dem Hexameter ſteht. Sie können ſich nichts Erbärmlicheres denken. Die Xenien werden hämiſch geſcholten. Was Sie beluſtigen wird, iſt ein Artikel in dem Neuen Leipziger Intelligenzblatt, welches in Folio herauskommt. Hier hat ein ehrlicher Anonymus ſich der Horen gegen Reichardt angenommen. Zwar ſind Beide nicht genannt, aber unverkennbar bezeichnet. Er rügt es ſehr ſcharf, daß dieſer Herausgeber von zwei Journalen das erſte in dem andern unverſchämt lobe, und gegen ein anderes Journal einen ſchändlichen Neid blicken laſſe. Für jetzt wolle er es bei dieſem Winke bewenden laſſen; aber er droht, ihm hart zu Leibe zu rücken, wenn dieſer Wink nichts fruchte. Für heute ſei es mit dieſen Novitäten genug. Wir ſind hier ganz wohl auf, und ich rücke langſam in meiner Arbeit fort.

323.

An Goethe.

Jena, den 31. October 1796.

Ich begrüße Sie in Ihrem einſamen Thal *) und wünſche, daß Ihnen die holdeſte aller Muſen dort begegnen möge. Wenigſtens können Sie dort das Städtchen Ihres Hermann's finden, und einen Apotheker und grünes Haus mit Stuckaturarbeit giebt es dort wohl auch. Körner hat mir heute über Ihren Meiſter geſchrieben. Ich lege ſeinen Brief bei; er wird Sie in Ihrer Einſamkeit nicht übel ſtimmen. Von Leipzig habe ich auch wieder einen Brief, worin man meldet, daß die ſämmtlichen Exemplare, welche ich vorräthig hingeſandt, vergriffen ſeien, und dringend um neue ſchreibt. Es ſind nämlich, außer denen für Cotta und ſeinen Diſtrict, 900—1000 Exemplare in Packeten an beſtimmte Buchhandlungen verpackt worden, und außer dieſen habe ich nach und nach 435 an den Commiſſionär geſchickt, wenn etwa nachgefordert würden. Dieſe letzten ſind alſo weg, und ſo iſt es wahrſcheinlich genug, daß jene, die in Packeten verſchickt worden, nicht retour kommen werden. Selbſt die ſchadhaften ſind, bis auf ein

---

*) Ilmenau.

einziges Exemplar, verkauft. Ich habe deswegen Alles, was ich noch hier habe, zuſammengeſucht. Es möchte kaum drei und ſiebenzig Exemplare betragen und alſo ſchwerlich zureichen, weil mir der Commiſſionär ſchreibt, daß noch ſehr viel beſtellt ſei. Deswegen habe ich heute an **Cotta** geſchrieben und ihn zu einer neuen Auflage ermuntert, die ich hier, ſowohl des Riſico, als der läſtigen Beſorgung wegen, nicht gern veranſtalten mag. Es iſt **ſeine** Sache, er mag ſich alſo rathen, und der Zeitgewinn von zwölf bis vierzehn Tagen iſt ſo beträchtlich nicht.

Die **ſchen Epigramme ſind zwar noch ganz liberal ausgefallen, aber ich geſtehe doch, daß mir dieſe Art, unſere Sache zu nehmen, gerade die allerfatalſte iſt. Es blickt nichts daraus hervor als eine Schonung der Leerheit und Flachheit, und ich weiß nichts Impertinenteres, als von einer Seite dem Erbärmlichen nachzulaufen, und dann, wenn Jemand demſelben zu Leibe geht, zu thun, als ob man es blos geduldet hätte: erſt es dem Guten entgegenzuſetzen und dann ſich zu ſtellen, als ob es grauſam wäre, es mit demſelben vergleichen zu wollen. Der Pentameter: „Unſer Waſſer erfriſcht u. ſ. w." iſt merkwürdig und ganz erſtaunlich expreſſiv für dieſe ganze Claſſe.

324.

An Goethe.

Jena, den 2. November 1796.

Nur einen kleinen Gruß für heute. Humboldt iſt ſeit geſtern hier. Wenig hätte gefehlt, ſo wäre er mit Reichardt hier angekommen; er hat ihm nur durch Liſt entgehen können. Reichardt will in vierzehn Tagen hier ſein, wie er ſagt, um Friedrich Schlegel von hier weg nach Giebichenſtein zu nehmen. Das heiß' ich recht vom Teufel geholt werden. Er ſoll ſich bei den Xenien ſehr ſentimental benehmen, und weil ihm Schlegel verſichert, Sie hätten keinen Antheil an denen, die auf ihn gehen, ſo ſoll er ſehr getröſtet ſein, und Humboldt meint, Sie wären vor ſeinem Beſuch keineswegs ſicher. Er glaubt, bei Ihnen noch immer was zu gelten. Auch hat er Ihre Stücke im Almanach ſehr gelobt gegen Humboldt. Sie haben alſo Ihre Abſicht mit ihm vor der Hand noch nicht erreicht, wie es ſcheint. Er iſt und bleibt vor der Welt Ihr Freund, wenigſtens in ſeinen Augen, und wird ſich auch wahrſcheinlich jetzt mehr als je dafür auszugeben ſuchen. Zu Halle ſoll Wolf und beſonders Eberhard mit den Xenien ſehr zufrieden ſein, ſelbſt Klein, der Verwandte Nicolai's. Mehr von Particularitäten mündlich, da ich heute einen ſtarken Poſttag habe.

325.

An Goethe.

Jena, den 13. November 1796.

Es iſt mir ein rechter Troſt, Sie wieder in unſerer Nähe zu wiſſen. Noch nie iſt mir eine Trennung von Ihnen ſo lang vorgekommen, wie die jetzige, obgleich ich weniger als ſonſt mich allein befunden habe. Ich freue mich, wenn Sie mir Ihre neuen Entdeckungen über die Morphologie mittheilen. Die poetiſche Stunde wird ſchon ſchlagen. Hier iſt in Ihrer Abweſenheit nichts Neues vorgefallen; auch aus der literariſchen Welt habe ich nichts in Erfahrung gebracht. Hier des Coadjutors Brief, die Xenien betreffend. Sie ſehen daraus, daß man viel ſündigen kann, wenn man ſich nur erſt in einen recht moraliſchen Ruf geſetzt hat. — An der neuen Auflage des Almanachs wird eben jetzt hier in Jena gedruckt; denn eine reifere Ueberlegung hat mich doch veranlaßt, dieſes Geſchäft lieber hier gleich vornehmen zu laſſen, als in Tübingen. Göpferdt*) hat ſich verbindlich gemacht, mit Anfang Decembers damit fertig zu ſein. Ich werde Ihnen nächſte Woche Papier zu der Decke ſenden, davon wir jetzt, außer den vorräthigen Abdrücken, noch 425 neue brauchen. Auch habe ich die Voltſche Kupferplatte der Terpſichore hier, wovon doch wohl auch in Weimar die nöthigen Abdrücke gemacht werden können.

---

*) Buchdrucker in Jena.

Ich habe in dieſer Zeit die Quellen zu meinem Wallenſtein fleißig ſtudirt, und in der Oekonomie des Stücks einige nicht unbedeutende Fortſchritte gewonnen. Je mehr ich meine Ideen über die Form des Stücks rectificire, deſto ungeheurer erſcheint mir die Maſſe, die zu beherrſchen iſt, und wahrlich, ohne einen gewiſſen kühnen Glauben an mich ſelbſt, würde ich ſchwerlich fortfahren können. — Ich lege Ihnen einige Blättchen Hexameter bei, welche in Breslau von einem Champion des Herrn Manſo gegen Sie oder mich gemacht worden ſind. Es iſt doch ſonderbar, daß unſere bisherigen Angreifer im Sylbenmaß ſchon verunglücken. Alexander v. Humboldt ſoll über die Xenien recht entzückt ſein, ſagt mir ſein Bruder. Das iſt doch wieder eine neue Natur, die ſich dieſen Stoff aſſimiliren kann. Es grüßt Sie Alles auf's Beſte. Humboldt's, die für den Meiſter herzlich danken, ſehnen ſich, Sie zu ſehen.

326.

An Goethe.

Jena, den 18. November 1796.

In Kopenhagen iſt man auf die *Xenien* ganz grimmig, wie mir die *Schimmelmann*[*] heute ſchreibt, die zwar eine liberalere Sentimentalität hat, und — wenn ſie nur könnte, gerne gerecht gegen uns wäre. Daran dürfen wir überhaupt gar nicht denken, daß man unſer Product ſeiner Natur nach würdigt. Die es am Beſten mit uns meinen, bringen es nur bis zur Toleranz. Mir wird bei allen Urtheilen dieſer Art, die ich noch gehört, die Rolle des Verführten zu Theil. Sie haben doch noch den Troſt des Verführers. — Es iſt zwar ſehr gut, und für mich beſonders, jetzt etwas Bedeutendes und Ernſthaftes in's Publikum zu bringen. Aber, wenn ich bedenke, daß das Größte und Höchſte, ſelbſt für ſentimentale Leſer, von Ihnen geleiſtet, noch ganz neuerdings im *Meiſter* und ſelbſt im Almanach von Ihnen geleiſtet worden iſt, ohne daß das Publikum ſeiner Empfindlichkeit über kleine Angriffe Herr werden konnte, ſo hoffe ich in der That kaum, es jemals, durch etwas in meiner Art Gutes und Vollendetes, zu einem beſſern Willen zu bringen. Ihnen wird man Ihre Wahrheit, Ihre tiefe Natur nie verzeihen, und mir, wenn ich hier von mir reden darf, wird der ſtarke Gegenſatz meiner Natur gegen die Zeit und gegen die Maſſe, das Publikum nie zum Freunde machen können. Es iſt nur gut, daß dies auch ſo gar nothwendig nicht iſt, um mich in Thätigkeit zu ſetzen und zu erhalten. Ihnen kann es vollends gleichgültig ſein, und jetzt beſonders, da, trotz alles Geſchwätzes, der Geſchmack der Beſſern ganz offenbar eine ſolche Richtung nimmt, die zu der vollkommenſten Anerkennung Ihres Verdienſtes führen muß.

---

[*] Die Gemahlin des däniſchen Miniſters, Grafen von *Schimmelmann*.

Hier lege ich Ihnen einen weitläufigen Brief von Körner über Meiſter bei, der ſehr viel Schönes und Gutes enthält *). Sie ſenden ihn mir wohl gleich durch das Botenmädchen wieder, da ich ihn gerne copiren laſſen und für das zwölfte Stück der Horen brauchen möchte, wenn Sie nichts dagegen haben. Von dem Almanach laſſe ich nur fünfhundert Exemplare, aber auf lauter gutem Papier auflegen. Größer durfte ich die Auflage nicht wohl machen, da die Gründe für dieſelbe nur von dem Abſatz in Leipzig hergenommen worden, der Abſatz im übrigen Deutſchland aber noch problematiſch iſt, weil wir nicht wiſſen, ob von

---

*) Dieſer Brief erſchien ſpäter gedruckt unter dem Titel: Aeſthetiſche Anſichten. Leipzig 1808.

den verſendeten Exemplaren nicht viele retourniren. Werden indeſſen von der neuen Auflage nur zweihundert Exemplare verkauft, ſo iſt ſie bezahlt, welches ich jetzt, da Alles durch meine Hände gegangen, bei Heller und Pfennig berechnen kann. An den Almanach für's nächſte Jahr wage ich jetzt noch gar nicht zu denken, und alle meine Hoffnung iſt nach Ihnen gewendet. Denn das ſehe ich nun ein, daß der Wallenſtein mir den ganzen Winter und wohl faſt den ganzen Sommer koſten kann, weil ich den widerſpenſtigſten Stoff zu behandeln habe, dem ich nur durch ein heroiſches Ausharren etwas abgewinnen kann. Da mir außerdem noch ſo manche, ſelbſt der gemeinſten Mittel fehlen, wodurch man ſich das Leben und die Menſchen näher bringt, aus ſeinem engen Daſein heraus und auf eine größere Bühne tritt, ſo muß ich, wie ein Thier, dem gewiſſe Organe fehlen, mit denen, die ich habe, mehr thun lernen, und die Hände gleichſam mit den Füßen erſetzen. In der That verliere ich darüber eine unſägliche Kraft und Zeit, daß ich die Schranken meiner zufälligen Lage überwinde, und mir eigene Werkzeuge zubereite, um einen ſo fremden Gegenſtand, als mir die lebendige und beſonders die politiſche Welt iſt, zu ergreifen. Recht ungeduldig bin ich, mit meiner tragiſchen Fabel von Wallenſtein nur erſt ſo weit zu kommen, daß ich ihrer Qualification zur Tragödie vollkommen gewiß bin; denn wenn ich es anders fände, ſo würde ich zwar die Arbeit nicht ganz aufgeben, weil ich ſchon ſo viel davon gebildet habe, um ein würdiges dramatiſches Tableau daraus zu machen. Aber ich würde doch die *Maltheſer**) noch vorher ausarbeiten, die bei einer viel einfachern Organiſation entſchieden zur Tragödie qualificirt ſind.

327.

An Goethe.

Jena, den 22. November 1796.

Wahrſcheinlich werden Sie *Humboldt'en* morgen ſehen, der auf einige Tage nach Erfurt verreiſt. Er wünſcht ſehr, den Abend mit Ihnen zubringen zu können. Er bringt auch das zehnte *Horenſtück* mit, wobei ich Sie auf eine Erzählung der Agnes von Lilien aufmerkſam mache. Sie haben vielleicht das neueſte Stück vom *Archiv der Zeit* ſchon geſehen, wo ein Ausfall auf Sie vom alten *Klopſtock* ſich befindet. Es hat ihn verdroſſen, daß Sie in Ihrem Epigramme vom vorigen Jahre ſich beklagen, *deutſch* ſchreiben zu müſſen, und er macht daher ſeinem Unwillen in einem Epigramme Luft, das freilich ſehr kläglich iſt. Dieſes ſteht in einer Fortſetzung ſeiner *grammatiſchen* Geſpräche, und das *Urtheil* ſpricht:

---

*) S. den Plan dieſes Trauerſpiels in *Schiller's* Werken

Goethe, Du dauerſt Dich, daß Du mich ſchreibſt? Wenn Du mich kennteſt,
Wäre Dir dies nicht Gram. Goethe, Du dauerſt mich auch.

Humboldt wird Ihnen auch von einer Recenſion des jungen Schlegel's über Woldemar und von einem fulminanten grünen Briefe Jacobi's über dieſe Recenſion erzählen, was Sie ſehr beluſtigen wird. Es ſteht auch ſchon etwas über unſere Xenien in dieſem Briefe. Wenn werden wir Sie aber wieder einmal hier ſehen? Ich ſehne mich herzlich danach. Es iſt mir, als wenn mir etwas von dem Element fehlte, worin ich leben ſoll.

328.

An Goethe.

Jena, den 28. November 1796.

Von Ihrer freundlichen Einladung werde ich ſchwerlich Gebrauch machen können, da ich die miſerable Jahreszeit und Witterung in allen Nerven ſpüre, und mich nun ſo eben hinhalte. Dafür hoffe ich, wenn auch nur für einen Tag, Sie bald zu ſehen, von Ihren neueſten Entdeckungen und Bemerkungen zu hören, und Sie zugleich von meinem eignen Zuſtande zu unterhalten. Mit dem Wallenſtein geht es zwar jetzt ſehr langſam, weil ich noch immer das Meiſte mit dem rohen Stoff zu thun habe, der noch nicht ganz beiſammen iſt. Aber ich fühle mich ihm noch immer gewachſen, und in die Form habe ich manchen hellen und beſtimmten Blick gethan. Was ich will und ſoll, auch was ich habe, iſt mir jetzt ziemlich klar. Es kommt nun noch blos darauf an, mit dem, was ich in mir und vor mir habe, das auszurichten, was ich will und was ich ſoll. In Rückſicht auf den Geiſt, in welchem ich arbeite, werden Sie wahrſcheinlich mit mir zufrieden ſein. Es will mir ganz gut gelingen, meinen Stoff außer mir zu halten, und nur den Gegenſtand zu geben. Beinahe möchte ich ſagen, das Sujet intereſſirt mich gar nicht, und ich habe nie eine ſolche Kälte gegen meinen Gegenſtand mit einer ſolchen Wärme für die Arbeit in mir vereinigt. Den Hauptcharakter, ſo wie die meiſten Nebencharaktere, tractire ich wirklich bis jetzt mit der reinen Liebe des Künſtlers. Blos für den nächſten, nach dem Hauptcharakter, den jungen Piccolomini, bin ich durch meine eigne Zuneigung intereſſirt, wobei das Ganze übrigens eher gewinnen, als verlieren ſoll. Was die dramatiſche Handlung, als die Hauptſache anbetrifft, ſo will mir der wahrhaft undankbare und unpoetiſche Stoff freilich noch nicht pariren. Es ſind noch Lücken im Gange, und Manches will ſich gar nicht in die engen Grenzen einer Tragödien-Oekonomie hineinbegeben. Auch iſt das Proton-Pſeudos in der Kataſtrophe, wodurch ſie für eine tragiſche Entwicklung ſo ungeſchickt iſt, noch nicht ganz überwunden. Das eigentliche

Schickſal thut noch zu wenig, und der eigne Fehler des Helden noch zu viel zu ſeinem Unglück. Mich tröſtet hier aber einigermaßen das Beiſpiel des Macbeth, wo das Schickſal ebenfalls weit weniger Schuld hat, als der Menſch, daß er zu Grunde geht. Doch von dieſen und andern Haken mündlich.

Humboldt's Erinnerungen gegen den Körner'ſchen Brief ſcheinen mir nicht unbedeutend, obgleich er, was den Charakter des Meiſter betrifft, auf der entgegengeſetzten Seite zu weit zu gehen ſcheint. Körner hat dieſen Charakter zu ſehr als den eigentlichen Helden des Romans betrachtet: der Titel und das alte Herkommen, in jedem Roman u. ſ. w. einen Helden haben zu müſſen, hat ihn verführt. Wilhelm Meiſter iſt zwar die nothwendigſte, aber nicht die wichtigſte Perſon. Eben das gehört zu den Eigenthümlichkeiten Ihres Romans, daß er keine ſolche wichtige Perſon hat und braucht. An ihm und um ihn geſchieht Alles, doch nicht eigentlich ſeinetwegen. Aber weil die Dinge um ihn her die Energien, er aber die Bildſamkeit darſtellt und ausdrückt, ſo muß er ein ganz anderes Verhältniß zu den Mitcharakteren haben, als der Held in andern Romanen hat. Hingegen finde ich Humboldt gegen dieſen Charakter auch viel zu ungerecht, und ich begreife nicht recht, wie er das Geſchäft, das der Dichter ſich in dem Roman aufgab, wirklich für geendet halten kann, wenn der Meiſter das beſinnungs- und gehaltloſe Geſchöpf wäre, wofür er ihn erklärt. Wenn nicht wirklich die Menſchheit, nach ihrem ganzen Gehalt, in dem Meiſter hervorgerufen und in's Spiel geſetzt iſt, ſo iſt der Roman nicht fertig, und wenn Meiſter dazu überhaupt nicht fähig iſt, ſo hätten Sie dieſen Charakter nicht wählen dürfen. Freilich iſt es für den Roman ein zarter und häkliger Umſtand, daß er in der Perſon des Meiſter, weder mit einer entſchiedenen Individualität, noch mit einer durchgeführten Idealität ſchließt, ſondern mit einem Mitteldinge zwiſchen beiden. Der Charakter iſt individuell, aber nur den Schranken und nicht dem Gehalt nach, und er iſt ideal, aber nur dem Vermögen nach. Er verſagt uns ſonach die nächſte Befriedigung, die wir fordern (die Beſtimmtheit) und verſpricht uns eine höhere und höchſte, die wir ihm aber auf eine ferne Zukunft creditiren müſſen. Komiſch genug iſt's, wie bei einem ſolchen Producte ſo viel Streit in den Urtheilen noch möglich iſt.

329.

An Schlegel.

Jena, den 1. December 1796.

Ich ſehe nicht, warum ich Sie mit dem Honorar warten laſſen ſoll, bis Cotta es ſchickt oder anweiſt. Daher ſende ich's Ihnen lieber gleich, und bitte mir blos die

8 Ld'or für Horenbeiträge, der Cotta'ſchen Rechnung wegen zu quittiren. Die Kleinigkeit darüber iſt für den Almanach, wovon ich aber gegen Niemand weiter zu ſprechen bitte, weil die lyriſche Muſe in Almanachen der Regel nach nicht bezahlt wird, und außer Ihnen auch nur G. und H. ihre Gedichte im Almanach bezahlt bekommen. Dies gilt für die künftigen Jahre auch. Machen Sie, daß ich Ihnen für den Almanach ſo wohl als für die Horen, künftig größere Summen zu bezahlen habe.

330.

An Goethe.

Jena, den 6. December 1796.

Ich habe einige Tage wieder durch ſchlechtes Schlafen beinahe ganz verloren, und mich dadurch in meiner Arbeit, die ſonſt ganz gut vorrückt, ſehr unangenehm unterbrochen geſehen. Freilich reizt eine ſolche Beſchäftigung, wie meine gegenwärtige, die empfindliche, kränkliche Natur ſtärker, eben weil ſie den ganzen Menſchen mehr und anhaltend bewegt. Vorgeſtern hatte ich eine halbe Hoffnung, Sie vielleicht hier zu ſehen. Die neue Verzögerung thut mir ſehr leid. Wenn Sie alsdann auch nur länger bleiben können. Das ſchmuzige Product gegen uns, deſſen Verfaſſer M. Dyck in Leipzig ſein ſoll, iſt mir ſchon vor einigen Tagen in die Hand gekommen. Ich hoffte, es ſollte Ihnen unbekannt bleiben. Die Empfindlichkeit gewiſſer Leute kann freilich keinen noblern Ausbruch nehmen; aber es iſt doch blos in Deutſchland möglich, daß böſer Wille und Rohheit darauf rechnen dürfen, durch eine ſolche Behandlung geachteter Namen nicht alle Leſer zu verſcherzen. Man ſollte doch da, wo keine Scham iſt, auf eine Furcht rechnen können, die dieſe Sünder im Zügel hielte; aber die Polizei iſt ſo ſchlecht beſtellt, wie der Geſchmack. Das Unangenehme an der Sache iſt dieſes, daß die wohlweiſen Herren Moderatiſten, ſo wenig ſie auch ein ſolches Product in Schutz nehmen können, doch triumphiren und ſagen werden, daß unſer Angriff darauf geführt habe, und daß das Scandal durch uns gegeben ſei. Sonſt ſind übrigens dieſe Diſtichen die glänzendſte Rechtfertigung der unſern, und wer es jetzt noch nicht merkt, daß die Xenien ein poetiſches Product ſind, dem iſt nicht zu helfen. Reinlicher konnte die Grobheit und die Beleidigung von dem Geiſt und Humor nicht abdeſtillirt werden, als es hier geſchehen iſt, und die ganze Dyck'ſche Partei ſieht ſich nun in dem Nachtheil, daß ſie gerade in dem Einzigen, was ſie uns allenfalls hätte verwerfen können, unendlich weiter gegangen iſt. Ich bin doch begierig, ob ſich nicht von ſelbſt einige Stimmen auch für die Xenien erheben werden; denn wir können freilich auf ſo etwas nichts erwiedern.

Die Schrift der Frau v. Staël*) erwarte ich mit Begierde. Den Horen würde es eine vortheilhafte Veränderung geben, wenn wir das Pikanteſte und Gehaltreichſte daraus nähmen. Mit der Agnes von Lilien**) werden wir, ſcheint es, viel Glück machen; denn alle Stimmen, die ich hier darüber hören konnte, haben ſich dafür erklärt. Sollten Sie es aber denken, daß unſre großen hieſigen Kritiker, die Schlegel, nicht einen Augenblick daran zweifeln, daß das Product von Ihnen ſei? Ja, Madame Schlegel meinte, daß Sie noch keinen ſo reinen und vollkommenen weiblichen Charakter erſchaffen, und Sie geſteht, daß ihr Begriff von Ihnen ſich durch dieſes Product noch mehr geſtärkt habe. Einige ſcheinen ganz anders davon erbaut zu ſein, als von dem vierten Buche des Meiſter. Ich habe mich bis jetzt noch nicht entſchließen können, dieſe ſelige Illuſion zu zerſtören.

---

*) Ueber den Einfluß der Leidenſchaften auf das Glück ganzer Nationen und einzelner Menſchen. Aus dem Franzöſiſchen von L. Meiſter. Zürich 1797.

**) Roman von Schiller's Schwägerin, Caroline von Wolzogen.

331.

An Goethe.

Jena, den 9. December 1796.

Dank Ihnen für das geſtern Ueberſendete. Die Elegie macht einen eignen tiefen rührenden Eindruck, der keines Leſers Herz, wenn er eins hat, verfehlen kann. Ihre nahe Beziehung auf eine beſtimmte Exiſtenz giebt ihr noch einen Nachdruck mehr, und die hohe ſchöne Ruhe miſcht ſich darin ſo ſchön mit der leidenſchaftlichen Farbe des Augenblicks. Es iſt mir eine neue troſtreiche Erfahrung, wie der poetiſche Geiſt alles Gemeine der Wirklichkeit ſo ſchnell und ſo glücklich unter ſich bringt, und durch einen Schwung, den er ſich ſelbſt giebt, aus dieſen Banden heraus iſt, ſo daß die gemeinen Seelen ihm nur mit hoffnungsloſer Verzweiflung nachſehen können. Das Einzige gebe ich Ihnen zu bedenken, ob der gegenwärtige Moment zur Bekanntmachung des Gedichts auch günſtig iſt? In den nächſten zwei, drei Monaten, fürcht' ich, kann bei dem Publicum noch keine Stimmung erwartet werden, gerecht gegen die Xenien zu ſein. Die vermeintliche Beleidigung iſt noch zu friſch; wir ſcheinen im Tort zu ſein, und dieſe Geſinnung der Leſer wird ſie verhärten. Es kann aber nicht fehlen, daß unſere Gegner, durch die Heftigkeit und

Plumpheit der Gegenwehr, ſich noch mehr in Nachtheil ſetzen, und die Beſſergeſinnten gegen ſich aufbringen. Alsdann, denke ich, würde die Elegie den Triumph erſt vollkommen machen.

Wie wenig man ſeinen Köcher gegen uns noch erſchöpft habe, werden Sie aus beiliegendem Zeitungsblatt, das der Hamburger neuen Zeitung angehängt und mir von Hamburg überſchickt worden iſt, abermals erſehen. Die Verfahrungsart in dieſer Repartie wäre nicht unklug ausgedacht, wenn ſie nicht ſo ungeſchickt ausgeführt worden. Ob vielleicht Reichard oder Baggeſen dahinter ſteckt? — Was Sie in Ihrem letzten Briefe über die höhern und entferntern Vortheile ſolcher Zänkereien mit den Zeitgenoſſen ſagen, mag wohl wahr ſein. — Aber die Ruhe muß man freilich und die Aufmunterung von außen dabei miſſen können. Bei Ihnen übrigens iſt dies blos ein inneres, aber gewiß kein äußeres Bedürfniß. Ihre ſo einzige, iſolirt daſtehende und energiſche Individualität fordert gleichſam dieſe Uebung. Sonſt aber wüßte ich wahrlich Niemand, der ſeine Exiſtenz in der Nachwelt weniger zu aſſecuriren brauchte. Möge die Muſe mit ihren ſchönſten Gaben bei Ihnen ſein, und ihrem herrlichen Freunde ſeine Jugend recht lange bewahren! Ich bin noch immer in der Elegie. Jedem, der nur irgend eine Affinität zu Ihnen hat, wird Ihre Exiſtenz, Ihr Individuum darin ſo nahe gebracht.

332.

An Goethe.

Jena, den 12. December 1796.

Hier kommt das eilfte Horenſtück. Mit dem Botenmädchen ſende ich morgen den Reſt. Ich bitte Sie nun, von dem Titelkupfer des Almanachs noch ſo geſchwind als möglich hundert und funfzig Abdrücke machen zu laſſen, wozu ich Papier ſende. Gar ſehr wünſchte ich, daß ich Freitag früh entweder Alles oder doch die Hälfte davon erhalten könnte. Leider habe ich durch Schlafloſigkeit und fatales Befinden wieder etliche ſchöne Tage für meine Geſchäfte verloren. Dafür bin ich geſtern über Diderot*) gerathen, der mich recht entzückt und meine innerſten Gedanken bewegt hat. Faſt jedes Dictum iſt ein Lichtfunke, der die Geheimniſſe der Kunſt beleuchtet, und ſeine Bemerkungen ſind ſo ſehr aus dem Höchſten und aus dem Innerſten der Kunſt, daß ſie auch Alles, was damit verwandt iſt, beherrſchen, und eben ſowohl Fingerzeige für den Dichter, als für den Maler ſind. Gehört die Schrift nicht Ihnen ſelbſt, daß ich ſie länger behalten und wieder bekommen kann, ſo werde ich ſie mir verſchreiben. Da ich zufällig an den Diderot zuerſt gerathen, ſo bin ich noch nicht weiter in der Staël'ſchen Schrift. Beide Werke ſind mir aber jetzt ein rechtes Geiſtesbedürfniß, weil meine eigene Arbeit, in der ich lebe und ganz leben muß, meinen Kreis ſo ſehr beſchränkt.

---

*) Verſuch über die Malerei. Riga 1796.

Hier etwas von dem Neueſten über die Xenien. Ich werde, wenn der Streit vorbei iſt, Cotta vermögen, Alles, was gegen die Xenien geſchrieben worden, auf Zeitungspapier geſammelt drucken zu laſſen, daß es in der Geſchichte des deutſchen Geſchmacks ad acta kann gelegt werden. Auf die neue Auflage des Almanachs ſind jetzt ſo viele Beſtellungen gemacht, daß ſie bezahlt iſt. Selbſt hier herum, wo ſo viele Exemplare zerſtreut worden ſind, werden noch nachgekauft. Agnes v. Lilien macht allgemeines Glück. Stellen Sie ſich vor, daß Cotta die erſte Kupferplatte, die Sie über Frankfurt an ihn geſchickt, den 4. December noch nicht gehabt, und vielleicht auch jetzt noch nicht hat. Die zweite ſpäter abgegangene iſt bei ihm angelangt.

333.

An Goethe.

Jena, den 18. December 1796.

Der December geht nach und nach vorbei, und Sie kommen nicht. Ich fürchte bald, daß wir einander vor dem ſieben und neunzigſten Jahr nicht wiederſehen werden. Mich freut's übrigens zu hören, daß Sie die Optica ernſtlich vorgenommen; denn mir deucht, man kann dieſen Triumph gegen die Widerſacher nicht frühe genug beſchleunigen. Für mich ſelbſt iſt es mir angenehm, durch Ihre Ausführung in dieſer Materie klar zu werden. — Meine Arbeit rückt mit lebhaftem Schritt weiter. Es iſt mir nicht möglich geweſen, ſo lange, wie ich Anfangs wollte, die Vorbereitung und den Plan von der Ausführung zu trennen. Sobald die feſten Punkte einmal gegeben waren, und ich überhaupt nur einen ſichern Blick durch das Ganze bekommen, habe ich mich gehen laſſen, und ſo wurden, ohne daß ich es eigentlich zur Abſicht hatte, viele Scenen im erſten Act gleich ausgeführt. Meine Anſchauung wird mit jedem Tage lebendiger, und Eins bringt das Andere herbei. Gegen den Dreikönigstag denke ich, ſoll der erſte Act, der auch bei weitem der längſte wird, ſo weit fertig ſein, daß Sie ihn leſen können. Denn ehe ich mich weiter hinein wage, möchte ich gerne wiſſen, ob es der gute Geiſt iſt, der mich leitet. Ein böſer iſt es nicht, das weiß ich wohl gewiß; aber es giebt ſo viele Stufen zwiſchen beiden. Ich bin, nach reifer Ueberlegung, bei der lieben Proſa, die dieſem Stoff auch viel mehr zuſagt.

Hier die noch reſtirenden Horenſtücke. Das Gezeichnete bitte an Herrn v. Knebel abgeben zu laſſen. Madame Staël habe ich noch nicht zu Ende leſen können, da ich in den wenigen Stunden, wo ich an ein ſolches

Buch kommen kann, allemal geſtört worden bin. Um aber die andern Freunde nicht warten zu laſſen, ſende ich's Ihnen morgen mit dem Botenmädchen. Sie theilen mir die Schrift dann wohl wieder mit, wenn ſie die Tour gemacht hat. Körner'n und ſeine Familie hat Ihre Elegie ſehr lebhaft intereſſirt. Sie wiſſen nicht genug davon zu erzählen, und Ihrem epiſchen Gedichte ſehen Sie mit unbeſchreiblicher Sehnſucht entgegen.

334.

An Goethe.

Jena, den 25. December 1796.

Das heutige Packet iſt ſchon vorgeſtern dem Botenmädchen zugeſtellt worden, und heute erhalte ich es zurück, weil ſie des Waſſers wegen nicht fort konnte. Dieſer Aufſchub iſt mir doppelt unangenehm, wie Sie aus dem Inhalt abnehmen werden. Reichardt hat ſich nun geregt, und gerade ſo, wie ich erwartet hatte. Er will es blos mit mir zu thun haben, und Sie zwingen, ſein Freund zu ſcheinen. Da er ſich auf dieſes Trennungsſyſtem ganz verläßt, ſo ſcheint's mir nöthig, ihn gerade durch die unzertrennlichſte Vereinigung zu Boden zu ſtürzen. Ignoriren darf ich ſeinen inſolenten Angriff nicht, wie Sie ſelber ſehen werden. Die Replik muß ſchnell und entſcheidend ſein. Ich ſende Ihnen hier das Concept, ob es Ihnen ſo recht iſt. Sowohl Ihre Abreiſe, als die Nothwendigkeit, bald mit der Gegenantwort aufzutreten, macht die Reſolution dringend; daher bitte ich Sie um baldige Antwort. Wollen Sie ſelbſt noch etwas thun, ſo wird es mir deſto lieber ſein, und ihm deſto ſicherer den Mund ſtopfen.

Ihr längeres Ausbleiben iſt mir ſehr unangenehm. Möchte es nur Ihre jetzige ſchöne Thätigkeit nicht zu lange unterbrechen! Knebel war bei mir, und erzählte mir viel von optiſchen Unterhaltungen mit Ihnen. Es freut mich, daß Ihre Mittheilung gegen ihn die Sache mehr in Bewegung brachte. Seine Idee, daß Sie das Ganze in einige Hauptmaſſen ordnen möchten, ſcheint mir nicht übel. Man würde ſo ſchneller zu beſtimmten Reſultaten geführt, da man bei einer künſtlichen Technik des Werks die Befriedigung erſt am Ende findet. Auf Ihre Vorrede bin ich ſehr begierig, und hoffe ſie noch vor Ihrer Abreiſe zu erhalten.

Druck und Papier der Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Schiller's Beerdigung

und die

Aufſuchung und Beiſetzung ſeiner Gebeine.

Schiller's Beerdigung

und die

Aufſuchung und Beiſetzung ſeiner Gebeine.

(1805, 1826, 1827.)

Nach

Actenſtücken und authentiſchen Mittheilungen

aus dem Nachlaſſe

des Hofraths und ehemaligen Bürgermeiſters von Weimar

Carl Leberecht Schwabe

von

Dr. Julius Schwabe.

UNIVERS.
EX DONO
SALOMONIS
HIRZEL
187[illegible]
SIS

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1852.

An

Herrn Theodor Lürmann

in Bremen.

Indem ich Ihnen dieſe Blätter widme, iſt es nicht allein meine Abſicht, Ihnen einen Beweis perſönlicher Hochſchätzung zu geben, ſondern ich glaube dadurch auch ganz im Sinne meines verſtorbenen Vaters zu handeln, der zu dem Inhalte dieſes Buches in ſo naher Beziehung ſteht; denn oft und mit dem lebhafteſten Gefühle der Verehrung und Zuneigung erinnerte er ſich Ihrer und Ihrer verehrungswürdigen Gattin; und die genußreichen, im Jahr 1831 in Ihrem häuslichen Kreiſe verlebten Stunden, die durch den Austauſch von Ideen und Mittheilungen über unſere beiden größten Dichter und ihre Werke belebt waren, blieben ihm in treuer und lieber Erinnerung.

Zwanzig Jahre darauf öffnete ſich auch dem Sohne gaſtlich Ihr Haus, in welchem dem Auge die bildende Kunſt, dem Sinne für das Edle und Schöne der gleiche Sinn heiter und wohlthuend entgegentritt. Ob die nachfolgenden Blätter, in denen ſoviel die Rede iſt von Grabgewölben und Todtengebeinen, in dieſem Hauſe einen freundlichen Empfang finden werden? Ich hoffe es gewiß. Gehörten doch jene Gebeine zu der Hülle des unſterblichen Geiſtes, aus dem uns die lebensvolle Quelle ewiger Verjüngung kam; und durch das nächtige Dunkel des Grabes bricht das volle Licht eines freundlichen Sternes, der Liebe zu unſerm großen Dichter, die in frommer Begeiſterung jene der Vernichtung zu entziehen ſuchte. **J. Schwabe.**

Vorwort.

Ungeſchwächt lebt und wird leben in allen dem Schönen zugänglichen deutſchen Herzen die Verehrung und Liebe für Schiller, den Stolz und Liebling unſerer Nation. Seine Werke ſind für Tauſende die unerſchöpfliche Quelle reinen, begeiſternden Genuſſes; und beſonders ſeit durch die neuern, eleganten und wohlfeilen Ausgaben die Anſchaffung von Schiller's Werken auch den weniger bemittelten Claſſen unſerer Bevölkerung ermöglicht wurde, haben jene eine Verbreitung gefunden, die faſt beiſpiellos iſt.

Je mehr uns ſeine Werke begeiſtern, um ſo lebhafter iſt unſer Intereſſe für den Schöpfer;

je mehr wir ſeine Dichtungen lieben, um ſo mehr fühlen wir uns zu der Perſönlichkeit des Dichters hingezogen. Wir betreten gern die Stätte, wo ſein Fuß gewandelt; wir ſuchen die Mauern auf, die ihn einſt umſchloſſen, und wir fühlen uns von andächtigen Schauern an dem Orte bewegt, der ſeine ſterblichen Ueberreſte birgt.

Vielfach erörtert und beſchrieben und darum, bis auf einige ſchwerlich je vollſtändig auszufüllende Lücken, wohlbekannt ſind Schiller's Lebensumſtände von ſeiner frühen Jugend bis zum Sterbelager. Doch auch die durch den großen, unſterblichen Geiſt einſt belebten, durch ihn geheiligten körperlichen Ueberreſte ſind noch der Gegenſtand unſers Intereſſes; unſere Theilnahme begleitet ſie auch auf ihrem letzten Wege, und weilt noch zögernd an der ſie umſchließenden Gruft. Von dem ſo frühzeitig eingetretenen Augenblicke an, der dem Schaffen unſers großen Dichters für immer ein Ziel ſetzte, hört die Zuverläſſigkeit der vorhandenen Nachrichten über Schiller auf; ſie ſind mangelhaft und zum größten Theil unrichtig. Selbſt manchem aufrichtigen Verehrer Schiller's möchte dies nicht von großem Belang zu ſein ſcheinen. Indeß war die Beerdigung Schiller's, wie dies zum Theil bekannt geworden iſt, und die einundzwanzig Jahre darauf erfolgte Auffuchung und Beiſetzung ſeiner Gebeine von ſo eigenthümlichen Umſtänden begleitet, daß eine völlig wahrheitsgetreue Darſtellung dieſer Vorgänge dem ſchon mehrfach öffentlich ausgeſprochenen Wunſche Derer, die einigermaßen mit jenen Umſtänden bekannt ſind, entſprechen, und wohl auch das Intereſſe derjenigen Verehrer Schiller's in Anſpruch nehmen wird, denen von des Dichters körperlichen Ueberreſten nur die Thatſache bekannt wurde, daß dieſe in der Fürſtengruft zu Weimar ruhen.

Von dem weſentlichſten und unmittelbaren Einfluß, ſowol bezüglich der Beerdigung Schiller's, als auch der Auffindung ſeiner Gebeine, war das Wirken und Handeln des ehemaligen Bürgermeiſters, Hofrath Carl Leberecht Schwabe zu Weimar, welcher daſelbſt im September 1851 im 73. Lebensjahre verſchieden iſt. An ſeine Perſon knüpfen ſich die meiſten der in den nachfolgenden Blättern dargeſtellten Thatſachen; in ſeinem Beſitze waren mehre, die letztern betreffende Documente, welche er nebſt den von ihm niedergeſchriebenen Aufzeichnungen über das Begräbniß und die ſpätere Auffindung der „heiligen Reſte“ mir, ſeinem Sohne, mit dem Auftrag hinterließ, ſie, zu einem Ganzen verbunden, der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Indem ich dieſer Beſtimmung des mir ſo theuren und unvergeßlichen Todten nachkomme, gebe ich die Verſicherung, daß ich im vorliegenden Buche nur ſolche Thatſachen angeführt habe, deren Wahrheit mir aus den von meinem Vater hinterlaſſenen Notizen und Actenſtücken, oder aus mündlichen Mittheilungen deſſelben ganz zuverläſſig bekannt iſt. Bringe ich neben ihnen im Verlauf der nachfolgenden Darſtellung hier und da einen bereits allgemeiner bekannt gewordenen und hiſtoriſch feſtgeſtellten Gegenſtand zur Sprache, ſo geſchah dies nur, weil, um aus vielen Einzelheiten ein zuſammenhängendes Ganze abzurunden, die, übrigens nach Möglichkeit vermiedene, Wiederholung einiger ſchon geſagter Dinge nicht unterbleiben konnte.

Noch bemerke ich, daß ich Jedem, der es wünſcht, die Einſicht in den, Schiller betreffenden handſchriftlichen Nachlaß meines Vaters mit Vergnügen frei ſtelle. Ebenſo bin ich jederzeit gern bereit, die in meinem Beſitz befindliche, vom Bildhauer Klauer kurz nach

Schiller's Tode genommene Gypsabformung von den Geſichtszügen und dem ganzen Kopf des Dichters vorzuzeigen. Dieſer Gypsabguß iſt deshalb von beſonderm Werthe, weil er der erſte vom Künſtler verfertigte iſt und nicht allein die Geſichtszüge, ſondern auch die ganze Kopfform treu wiedergibt.

Blankenhain, den 10. Juni 1852.

Dr. J. Schwabe.

Erſter Abſchnitt.

Tod und Beerdigung Schiller's.

(1805.)

Nur wenige leben noch, ſehr wenige von den begeiſterten Jünglingen, welche in den Jahren 1796—98 Schüler der erſten Claſſe des damals unter Böttiger's Direction in größter Blüte ſtehenden Gymnaſiums zu Weimar waren. Ja, begeiſtert waren dieſe Jünglinge, und ſie hingen mit geſpannter, mit freudig geſpannter Aufmerkſamkeit an den Lippen ihres Lehrers Carl Auguſt Böttiger. Das war keiner von den Sylbenſtechern, die an der hehren, claſſiſchen Schönheit der Antigone vorübergehen und die Schüler mit ſpitzfindigen Unterſcheidungen zwiſchen μεν und τε quälen. Das war ein Lehrer, der die jungen Gemüther heranleitete zum Erkennen und Bewußtwerden der ruhigen Größe, der erhabenen Anmuth, welche des Sophokles, des Euripides Geſtalten belebt; ein Lehrer war Böttiger, der über der Grammatik nicht die Aeſthetik vergaß, und es ſich angelegen ſein ließ, ſeinen Schülern nicht blos gründliches Wiſſen, ſondern auch einen gebildeten Geſchmack anzueignen. Mit lebendigen Worten ſchilderte er Verfaſſung, Gebräuche und Lebensweiſe der Alten, ohne darüber die der Neuern und Zeitgenoſſen zu vergeſſen. Die Darſtellungen und Gedanken in den Dichtungen des Alterthums brachte er geiſtreich in Vergleichung mit ihnen entſprechenden Stellen aus Werken der Gegenwart und näheren Vergangenheit, die er dann mit trefflichem Ausdruck in den Lehrſtunden vortrug. Böttiger benutzte ſeine ausgebreitete Bekanntſchaft und ſeinen fortwährenden Verkehr mit den literariſch bedeutenden Männern ſeiner Zeit dazu, ſeine Schüler mit allen wichtigen literariſchen Erſcheinungen der Gegenwart, ſoweit dieſe nicht über die Faſſungsſphäre der jungen Männer hinausgingen, bekannt zu machen. Zu jener Zeit entfaltete Schiller's ſchaffender Genius ſich zu ſeiner ſchönſten Blüte. Es waren die letzten Jahre, die er in Jena verlebte, von wo er dann ſeinen Wohnſitz nach Weimar verlegte. Böttiger ſtand mit Schiller vielfach in Verkehr, und erhielt viele der neueſten Erzeugniſſe aus Schiller's Feder ſofort mitgetheilt, noch ehe ſie veröffentlicht wurden; ſo namentlich die in jenen Jahren entſtandenen herrlichen Balladen und andern kleinern Dichtungen. Dann trat Böttiger mit freudig erregten Mienen in die Claſſe unter ſeine Schüler; Cicero und Plato oder Sophokles wurden für dieſesmal unaufgeſchlagen gelaſſen, denn das Vorleſen eines neuen Schiller'ſchen Gedichtes wurde angekündigt. Zu den Jünglingen, die nun den volltönend daher wogenden, mächtig ergreifenden Verſen am eifrigſten lauſchten, gehörte der damalige Primaner Carl Schwabe. Noch als ſiebzigjähriger Greis erinnerte er ſich oft und mit dem lebhafteſten Vergnügen jener Stunden, wenn Böttiger eine neue Dichtung Schiller's verkündigte, und der laut darob geäußerten Freude der Schüler, und wie nun Böttiger den Taucher, die Erwartung, den Gang nach dem Eiſenhammer, und den Handſchuh, und die Kraniche des Ibykus mit Herz und Sinn vortrug und dann mit ſeinen Hindeutungen auf die Schönheiten des eben vorgeleſenen Gedichtes aufmerkſam machte. Wie fühlten ſich jene Jünglinge erhoben bei dem Gedanken, daß ſie zu den Erſten gehörten, welchen vergönnt war, die unſterblichen Verſe, denen die Welt lauſchte, zu vernehmen! Mit welchem Eifer laſen ſie Schiller's Schriften, und mit welcher Verehrung hingen ſie an dem großen Dichter!

Als dieſe jungen Männer nun Jenaiſche Studenten geworden waren, lebte Schiller nicht mehr in Jena; das Theater, Goethe und ſein edler fürſtlicher Beſchützer hatten ihn nach Weimar gezogen, und hier brachte er ſeine neu vollendeten dramatiſchen Werke auf die Bühne. Das Weimariſche Theater vereinigte damals die herrlichſten Kräfte unter ſeinen Mitgliedern. Schiller's Stücke wurden ihrer ſelbſt würdig aufgeführt. Da wanderten in frohen, dichten Scharen die jungen Muſenſöhne von Jena hinüber nach Weimar, und ſahen mit der ganzen Begeiſterung jugendlicher Herzen die Jungfrau von Orleans, Maria Stuart, Wallenſtein zum erſten Male über die Bühne gehen.

Schwabe war bereits im Jahre 1802 nach vollendetem juriſtiſchen Studium in die Vaterſtadt Weimar zurückgekehrt und hatte als Commiſſionsſecretair bei der dortigen Landesregierung eine Anſtellung gefunden. Bei ſeiner innigen Verehrung für Schiller machte es ihn ſehr glücklich, daß er mehrfach Gelegenheit bekam, den großen Mann zu ſehen und zu ſprechen. Schiller bewohnte das Hinterhaus der nachherigen Schwiegerältern Schwabe's, welches er dann käuflich an ſich brachte und bis zu ſeinem Tode bewohnte. Oft, wenn Schwabe in dem Hauſe ſeiner

Braut aus- und einging, traf er Schiller an, der freundliche Worte mit ihm wechſelte, wie er denn ſelten verfehlte, bei all dem ihm eigenen, würdevollen, doch durch etwas unbeſchreiblich Sanftes gemilderten Ernſte, ſeine Hausgenoſſen freundlich anzureden, wenn er ihnen begegnete. Zwiſchen dem Vorderhaus und dem von Schiller bewohnten Hinterhaus befindet ſich noch jetzt ein kleines Gärtchen mit einem Geländer, innerhalb deſſen ein bedeckter Gang beide Häuſer verband. Kurz vor Schiller's Tode ging eine der Schweſtern von Schwabe's nachheriger Gattin an jenem Geländer vorüber, als Schiller gerade im Garten war. „Wohin gehen Sie?“ frug Schiller. „Ins Theater!“ „Was geben ſie denn heute?“ frug Schiller weiter. „Wallenſtein's Tod.“ „Ach, da bleiben Sie doch lieber hübſch zu Hauſe“, ſagte Schiller, „ein junges Mädchen muß keine Trauerſpiele mit anſehen!“

Ungeahnet und zum tiefſten Schmerz für ſeine Familie und ſeine Verehrer trat Schiller's Tod am 9. Mai 1805 ein, in Folge eines abermaligen Rückfalles jener Bruſtkrankheit, welche im Jahre 1791 Schiller zuerſt befallen und den gewiſſen Keim eines frühzeitigen Todes in ihn gelegt hatte. Ueber ſeine letzten Stunden ſchreibt eine der Schiller'ſchen Familie naheſtehende Genoſſin jener Zeit, Fräulein v. Göchhauſen *):

„In den Zeitungen ſtehen unſinnige Berichte von Soldaten- und Kriegsphantaſien, vom Verſcheiden überm Attila u. ſ. w. Kein Wort davon iſt wahr. An Attila iſt nicht gedacht, auch findet ſich in ſeinen Papieren nichts davon. Keine Trauerſcene ging auf dem Theater vor; wer ſollte ſie veranſtalten? Goethe war kränklich und im tiefſten Schmerze. Es wird noch Manches geſchehen, aber ſpäter, wenn die Gemüther weniger verwundet ſind. Geſchloſſen war das Theater bis nach der Beerdigung. Was die Allgemeine Zeitung berichtet — Sie kennen den Freund — iſt faſt Alles wahr und würdig geſprochen. Die Phantaſien des Verſtorbenen (er war die drei letzten Tage faſt immer abweſend) waren heitere Jugenderinnerungen; er ſprach viel Latein, Stellen aus Reden, die er gehalten. Wenige Stunden vor der letzten fragte ihn Frau v. Wolzogen, wie es ihm ginge? «Heiter, ſehr heiter», war die Antwort; «mir iſt jetzt Manches klar, was mir oft dunkel ſchien» u. ſ. w. Er war ſehr ruhig.

---

*) „Literariſche Zuſtände und Zeitgenoſſen. In Schilderungen aus Carl Auguſt Böttiger's handſchriftlichem Nachlaß" (Leipzig, 1838), II, 250.

Er verlangte ſein jüngſtes Kind, liebkoſte es, ſchlief einige Stunden ſanft, man glaubte ihn gerettet; die Herzen, die ihn umgaben, öffneten ſich der Freude — er war todt. Er ſelbſt hat nicht geglaubt zu ſterben, wenigſtens äußerte er nichts davon. Selbſt die Seinigen glaubten kaum an eine nahe Gefahr; denken Sie ſich ihren Schmerz.“

Mit dem bitterſten Unrecht iſt der Stadt Weimar der Vorwurf der Theilnahmloſigkeit bei Schiller's Tode gemacht worden. Vielleicht mit ebenſo großem Unrecht hat man oft die Meinung ausgeſprochen, Schiller habe bei ſeinen Lebzeiten nicht die dem großen Sänger gebührende Anerkennung gefunden. Es kann das wenigſtens nicht von ſeinen letzten Lebensjahren gelten. Seine Schriften hatten eine für die damalige Zeit ungewöhnliche Verbreitung gefunden, und Tauſende waren von Begeiſterung für den Dichter erfüllt. Dieſe Begeiſterung ſteigerte ſich unendlich, als Schiller's ſpätere dramatiſche Werke über die deutſchen Bühnen gingen. Bekannt iſt jener Moment aus ſeinem Leben, der ihn ebenſo erhob wie erſchütterte, als Schiller, von Niemand vermuthet, der Aufführung der Jungfrau von Orleans im Theater zu Leipzig beiwohnte; wie er erſt von Wenigen erkannt wurde, wie ſich dann die Nachricht von ſeiner Anweſenheit mit Blitzesſchnelle ringsum im Theater verbreitete, und welcher unendliche Jubelſturm nun losbrach.

Es iſt wahr, Schiller erntete nicht ſo viele äußere Zeichen der ihm gezollten Verehrung, und nahm nicht die hohe Stellung im bürgerlichen Leben ein, wie Goethe; auch waren ſelbſt ſeine ſpätern Lebensjahre nicht immer frei von pecuniären Sorgen. Doch neben der Verehrung, die ſein Name überall fand, glänzte in Schiller's Lorberkranze eine Blüte, deren Goethe nicht in gleichem Maße ſich erfreute: Schiller war nicht nur von Jung und Alt, in Nähe und Ferne hoch verehrt, er war auch *geliebt*, ſo allgemein, wie ſelten ein Sterblicher vor und nach ihm, von Denen, welche den Dichter nur aus ſeinen Werken kannten, und von Allen, die in ſeine Nähe kamen oder um ihn lebten. Das war namentlich in Weimar der Fall, wo Schiller ſich der allgemeinſten Liebe und Verehrung erfreute. Und darum wurde dort die Kunde ſeines unvermuthet eingetretenen Todes mit Beſtürzung, mit den ſchmerzlichſten Gefühlen vernommen; Niemand war in Weimar, der nicht bereits wenige Stunden nach Schiller's Tode die Trauerbotſchaft vernommen hätte. Frau von Wolzogen, die Schwägerin Schiller's, die bei ſeinem Sterben gegenwärtig war, ſchreibt in ihrem Werke: „Schiller's Leben", II, 279 (Stuttgart 1830):

„Die Trauer war in Weimar allgemein, und Beweiſe der herzlichſten Theilnahme ſtrömten uns von allen Seiten zu. Es war ein Theaterabend; kein Schauſpieler wollte ſpielen, und in dem reinſten Gefühl eines ſolchen Verluſtes ſetzte Mademoiſelle Jagemann es durch, daß das Theater geſchloſſen blieb.“

Ein anderes, ebenſo glaubwürdiges Zeugniß legt Hoffmeiſter ab in: „Schiller's Leben, Geiſtesentwickelung u. Werke im Zuſammenhang“, V, 330 (Stuttgart 1842): „Der Schrecken, der Schmerz bei der Kunde ſeines Todes war allgemein. Unbekannte Menſchen, die ſich auf der Straße begegneten, theilten ſich durch Wort und Miene die Nachricht, ihre Gefühle mit. Keiner hatte mehr Ruhe in ſeinem Hauſe. Auf den Wegen, im Parke ſah man Menſchen umherirren, ſich ſuchen, ſich meiden. Ach, alle Herzen hatten ihn verloren. Und mit Blitzesſchnelle verbreitete ſich die Trauerpoſt von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, und das Leben ſelbſt ſchien an Werth geſunken zu ſein, da der große Sänger und Prophet dahin war und das deutſche Herz ſeinen Mund verloren hatte. Der Jammer kehrte in alle Herzen ein, die Trauer trat in alle gebildete Zirkel und alle Edlen fühlten ſich durch das gemeinſchaftliche Unglück verbündet. Als aber der erſte Unglaube der Gewißheit, das neugierige Ausfragen dem ruhigen Nachdenken gewichen war, da vermochte man erſt die Größe des Verluſtes zu überſchauen und zu ermeſſen, und die Trauer kam verſtärkt aus der Ueberlegung zurück. Am nächſten Samstag nach Schiller's Tode, am 11. Mai, war Theaterabend; die Saalnixe ſollte gegeben werden. Aber kein Schauſpieler wollte ſpielen; auch ließ die Heftigkeit des Schmerzes keinen äſthetiſchen Genuß zu. Das Theater blieb geſchloſſen."

Als Schwabe am 11. Mai 1805 Nachmittags zwiſchen 3 und 4 Uhr von einer mehrtägigen Geſchäftsreiſe nach Weimar zurückkehrte, war ſein erſter Weg, noch ehe er irgend Jemand geſprochen hatte, in das Haus ſeiner Braut. Aus dem weniger heitern Entgegenkommen der Letztern ſchloß Schwabe, daß irgend etwas Trauriges ſich ereignet haben müſſe, und er hatte ſich nicht getäuſcht, denn er erfuhr nun aus dem Munde ſeiner Verlobten, daß Schiller bereits vor zwei Tagen geſtorben ſei. Dem Schmerz, welchen bei dieſer Nachricht Schwabe empfand, geſellte ſich bald das Gefühl der Entrüſtung hinzu, als er weiter erfuhr, der große Todte ſolle noch in dieſer Nacht ganz in der Stille beerdigt werden, und bezahlte Handwerker, wahrſcheinlich die Schneider oder die Tiſchler, würden ihn zu Grabe tragen. Doch Schwabe begnügte ſich nicht damit, zu trauern und zu zürnen; mächtig regte ſich in ihm der Drang, jenes Vorhaben zu verhindern. Sein Entſchluß war bald gefaßt, und in der That, raſches Handeln war ſehr nothwendig, denn in 7 bis 8 Stunden ſollte ja Schiller begraben werden, und bereits waren alle dazu nöthigen Vorbereitungen, ſo arm und klein ſie waren, getroffen. Schwabe eilte zu Frau von Schiller, wurde aber hier nicht angenommen, und auf ſein nochmaliges Anmelden mit dem Zuſatze, daß er wegen des Begräbniſſes ihres Gatten, das doch ſchon dieſen Abend erfolgen ſolle, ſie nur einen Augenblick ſprechen zu dürfen, dringend bitte, ließ ihm Frau von Schiller durch den Bedienten Rudolph ſagen: ſie ſei ſo ſehr in ihren Schmerz verſunken, daß ſie ihn unmöglich ſprechen könne, und betreffe ſein Wunſch das Begräbniß ihres ſeligen Mannes, ſo möge Schwabe ſich an den Oberconſiſtorialrath Günther wenden, der alles deshalb Nöthige zu beſorgen übernommen habe. Was dieſer anordne, werde die Schiller'ſche Familie gut heißen.

Schwabe begab ſich nun ſofort zu dem nahe wohnenden Oberconſiſtorialrath Günther, ſagte ihm, daß er erſt vor einer halben Stunde bei ſeiner Rückkehr von einer Reiſe erfahren habe, Schiller ſei todt und ſolle dieſe Nacht ganz in der Stille durch Handwerker zu ſeiner letzten Ruheſtätte getragen werden. Sein, wie gewiß aller der zahlloſen Verehrer Schiller's, Gefühl ſträube ſich dagegen, daß der große Dichter ſeinen letzten Weg ſo in nächtlicher Stille und Verborgenheit, ohne freundliche Begleitung, auf den Schultern dafür bezahlter Handwerker, zurücklegen ſollte, von denen nicht anzunehmen ſei, daß ſie den unendlichen Werth des Mannes, den ſie tragen ſollten, auch nur einigermaßen zu ſchätzen wüßten. „Ich bin", fuhr Schwabe fort, „von Frau von Schiller an Sie gewieſen, und bitte Sie nun dringend, zu geſtatten, daß doch wenigſtens Männer, welche Schiller's Genius zu würdigen wiſſen und es lebhaft empfinden, was die ganze gebildete Welt an ihm verloren hat, ihm die letzte irdiſche Ehre erweiſen und ihn zu Grabe tragen dürfen." Schwabe erhielt die trockene Antwort von Günther: „Ja, lieber Freund, das geht nun nicht mehr, es iſt ſchon alles geordnet; alles ſoll in der Stille geſchehen; auch ſind bereits die Träger beſtellt." Als nun aber Schwabe in ſeinen Bitten dringender wurde, als er erklärte, daß er für die Bezahlung der beſtellten Träger einſtehen wolle, und als er zuletzt unverhohlen äußerte, es würde eine Schande für Weimar, ja für ganz Deutſchland ſein, wenn die Leiche des edelſten und geliebteſten Dichters von bezahlten, theilnahmloſen Menſchen zu Grabe getragen würde, die keine Idee davon hätten, was Schiller für die deutſche Nation geweſen ſei, da ſchien es, als ob die eiſige Rinde um das Herz des für Schiller's Beerdigung Beauftragten, der ſich bisher ſo unerbittlich an die ihm ertheilte Inſtruction hielt, zu ſchmelzen beginne, und er frug den unermüdlichen Bittſteller: wer denn die Verehrer des Verſtorbenen ſeien, die ſeine Leiche zu Grabe tragen wollten?

Noch konnte Schwabe, ſich ſelbſt ausgenommen, Niemand namentlich aufführen; er konnte nur die lebendige, gewiſſe Verſicherung geben, daß ſeine zahlreichen Freunde gleiche Geſinnung mit ihm theilten und daß er dem Herrn Oberconſiſtorialrath innerhalb einiger Stunden ein Namensverzeichniß derſelben vorlegen würde.

Auf dieſe Verſicherung hin ward für Schwabe und ſeine Freunde das Verſprechen ertheilt, daß ſie Schiller's Leiche zur Todtengruft tragen ſollten, und die Handwerker wurden abbeſtellt. Wiederholt und dringend aber wurde von Günther der ausdrücklich ausgeſprochene Wille der Schiller'ſchen Familie hervorgehoben: man ſolle beſorgt ſein, daß die höchſte Stille bei der Beerdigung beobachtet werde.

Schwabe eilte nun in der Stadt herum zu Freunden und Bekannten, erhielt von keinem, den er zu Hauſe antraf, abfälligen Beſcheid, und ſetzte gegen 7 Uhr Abends, theils um die, welche er nicht in ihrer Wohnung angetroffen hatte, noch einzuladen, theils um das Nähere über Trauerkleidung und Verſammlungsort anzuzeigen, das nachſtehende, noch im Original vorhandene Circular auf, dem wir auch die darin befindlichen Unterſchriften beifügen:

„Gegen mehrere der nachgenannten Herrn hab' ich bereits dieſen Nachmittag, als ich erſt erfuhr, daß heute Nacht 12 Uhr Schiller begraben werden ſollte, den Wunſch geäußert und ſie gebeten, die Hülle dieſes großen und verehrungswürdigen Mannes zum Grabe zu tragen, damit dies nicht, wie angeordnet war, durch Handarbeiter geſchehe, und bin auch in meinen Bemühungen glücklich geweſen.

„Mehrere von denjenigen Herren aber, welchen ich gleiche Empfindungen zutraue und von denen ich überzeugt bin, daß Sie gern die kleine Beſchwerde übernehmen, konnt' ich nicht antreffen, daher ich Sie erſuche, mir Ihre Bereitwilligkeit durch Ihre Unterſchrift zu erkennen zu geben.

„Ich bitte Sie ſämmtlich, Sich heute Nacht ½ 1 Uhr bei mir in der Rittergaſſe parterre einzufinden; das Licht, das im Fenſter ſtehen ſoll, wird denen, welchen meine Wohnung noch unbekannt iſt, ſolche anzeigen.

„Sie erſcheinen alle ſchwarz gekleidet. Für die Trauerhüte, Flöhre und Mäntel hab' ich geſorgt, Sie treffen alles Nöthige bei mir an. Zur Ordnung gehört, wenn ich nicht irre, daß wir weiße Handſchuhe tragen.

„Weimar, den 11. Mai 1805.

„Carl Schwabe, C.-Secretair.

„Zu präſentiren:

S. c. o.

1) Herrn Profeſſor Voß.

Ich werde mich einſtellen.

2) Herrn Amtsadvocat Treuter.

3) Herrn Doctor Treuter.

4) Herrn Riemer (bei Herrn Geh.-Rath v. Goethe).

Die Entſchuldigung werde ich mündlich geben.
Voß.

5) Herrn Doctor Schütz (im Aulhorn'ſchen Hauſe).

Ich werde kommen.
Schütz

6) Herrn Bildhauer Klauer.

7) Herrn Kriegsſecretair Helbig.

Stellt ſich zur beſtimmten Zeit ein.
H.

8) Herrn Amtscommiſſair Schwabe.

Ich habe ſchon meine Bereitwilligkeit erklärt, da aber wegen eines heftigen Catarrhs Herr Doctor Schwabe mir die Theilnahme verboten hat, ſo wird ſtatt meiner Herr Amtsadvocat Oettelt aus Eiſenach erſcheinen, welchen ich daher das Circular zu präſentiren bitte.
G. Schwabe.

9) Herrn Doctor Schwabe.

10) Herrn C. Irgang.

Kömmt.

11) Herrn Candidat Brehme (im Eichelmann'ſchen Hauſe).

12) Herrn Doctor Kanngießer.

Wird ſich einſtellen.
Voß.

13) Herrn Amtsadvocat Oettelt.

Stellt ſich ein.
C. Oettelt".

Alle Die, bei deren Namen kein beſonderes Präſentat bemerkt iſt, wie bei Nr. 2, 3, 6, 9, 11, fanden ſich nebſt denen, die ſchriftlich zugeſagt hatten, um die beſtimmte Stunde in Schwabe's Wohnung ein, außer ihnen aber noch der nachherige Rath und Kammerſecretair Lungershauſen, der Maler und Profeſſor Jagemann (Bruder der ausgezeichneten Schauſpielerin Jagemann, die ſpäter durch Carl Auguſt in den Adelſtand als Frau von Heygendorf erhoben wurde), der Maler, nachherige Hofrath Weſtermeyer, der Bildhauer Weißer, der Kupferſtecher Stark, und noch einige Wenige, drei oder höchſtens vier, deren Namen im Verlaufe der Zeit aus Schwabe's Gedächtniß entſchwunden waren. *) Es waren ihrer ſomit im Ganzen 20 oder 21 Männer. Schwabe konnte ſie noch ſpät des Abends dem Oberconſiſtorialrath Günther namhaft machen, der jetzt gern die ſchon gegebene Einwilligung wiederholte.

Still und ernſt begab ſich nach Mitternacht der kleine Zug von Schwabe's Wohnung nach Schiller's Haus in der Esplanade. Es war eine mondhelle Mainacht, nur einzelne Wolken verhüllten bisweilen, unter ihm dahinziehend, den Mond. Still war das Todtenhaus, nur Weinen und Schluchzen tönte dumpf aus einem der dem Sarge, in welchem Schiller's Leiche lag, naheliegenden Zimmer. Während die Freunde

---

*) Von ſämmtlichen Männern, die Schiller zu Grabe getragen, lebten 1852 nur noch der Geh. Hofrath Helbig und der Regiſtrator Irgang, beide zu Weimar.

die Treppe hinab vorangingen, wurde der Sarg hinuntergetragen und vor der Hausthüre von ihnen aufgenommen *). Kein Menſch war vor dem Hauſe oder in den Straßen zu erblicken; tiefe, lautloſe Stille herrſchte in der Stadt; aber warme Herzen ſchlugen in den Trägern für die theure Laſt, die ſie trugen, und die Pauſe, die den Tragenden von Zeit zu Zeit bis zum entfernten Kirchhofe, zum kurzen Ausruhen oder zum Wechſeln der Plätze unter der Todtenbahre, auf welcher der Sarg ſtand, vergönnt war, wurde zum Trocknen des thränenvollen Antlitzes benutzt. So ging der Zug durch die ſtille Stadt, durch die Esplanade, über den Markt und durch die Jakobsgaſſe nach dem alten Kirchhofe vor der St. Jakobskirche. Gleich rechts am Eingange befindet ſich noch jetzt das ſogenannte Kaſſengewölbe, vor deſſen Thüre die Träger die Bahre mit dem Sarge niederſetzten. Hell durchbrach in dieſem Augenblicke der Mond die ihn verhüllenden Wolken und übergoß mit

---

*) Nicht ganz richtig erzählt Frau von Wolzogen a. a. O., II, 280: „Das Leichenbegängniß war dem Range des Verſtorbenen gemäß angeordnet, aber zwölf junge Männer höhern Standes nahmen die Leiche den gewöhnlichen Trägern ab, und von liebenden Freundesarmen wurde ſie zur Ruheſtatt getragen.“

ſeinem ruhig freundlichen Lichte den Sarg des Dichters, ihm einen kurzen Abſchiedsgruß ſendend; gleich darauf verbarg ſich die Lichtſcheibe wieder hinter den raſch am Himmel dahin eilenden Wolken. Hörbar rauſchte der Wind über Dächer und Bäume dahin.

Nun öffnete ſich die Pforte des düſtern Gewölbes, der Todtengräber und ſeine drei Gehülfen nahmen den Sarg auf, trugen ihn hinein, öffneten eine Fallthüre, und der theure Todte wurde an Seilen in die unterirdiſche, von keinem Lichtſtrahl erhellte Gruft hinabgeſenkt in die ſchweigſame Geſellſchaft Derer, die ihm in dieſe ſchaurige Wohnung des Todes vorangegangen waren. Die Fallthüre ward wieder niedergelaſſen und dann auch das äußere Thor des Grabgewölbes wieder geſchloſſen. Kein Trauergeſang, kein dem Andenken des eben Begrabenen geweihtes Wort aus prieſterlichem Munde unterbrach das Schweigen der Mitternacht. Still wollten ſich die Männer des Trauergeleites vom Kirchhof entfernen, als ihrer Aller Aufmerkſamkeit durch eine hohe, in einen Mantel tief verhüllte Männergeſtalt angezogen wurde, welche geſpenſterartig zwiſchen den dem Kaſſengewölbe nahen Grabhügeln herumirrte und durch Geberden und lautes Schluchzen ihre innige Theilnahme an Dem, was ſo eben vollbracht worden war, zu erkennen gab. Man hat ſpäter verſucht, die Erſcheinung dieſes Leidtragenden in ein myſtiſches Dunkel zu kleiden; von der einen Seite wurde die müßige Behauptung aufgeſtellt, man habe nie ergründen können, wer die geheimnißvolle Erſcheinung geweſen ſei; Andere wieder wollten wiſſen, Goethe, der damals krank war, habe es ſich nicht verſagen können, der Beerdigung ſeines Freundes beizuwohnen. Es wurde aber in dem räthſelhaften Leidtragenden der Schwager Schiller's, der Geh.-Rath von Wolzogen, von allen Denen unter den Augenzeugen deutlich erkannt, welchen ſeine Perſönlichkeit nicht gerade unbekannt war*). Herr von Wolzogen war eben in Weimar angekommen und hatte ſich entweder dem Leichenzuge angeſchloſſen, oder, was noch wahrſcheinlicher iſt, er war demſelben nach dem Todtenacker vorausgeeilt. Erſteres verſichert der Ob.-Med.-Rath von Froriep in ſeinem Aufſatz im „Schiller-Album" (Stuttg. 1837)**); allein weder Schwabe, noch einer der noch

---

*) Frau von Wolzogen in „Schiller's Leben", II, 290: „Mein Mann war auf die Unglücksnachricht, die ihn in Naumburg traf, herbeigeeilt, und er kam noch an, um ſich dem Trauerzuge auf dem Kirchhofe anzuſchließen."

**) S. 77: „Im Jahre 1805 befand ich, damals Profeſſor in Halle, mich grade in Weimar zum Beſuch, als Schiller ſo unvermuthet ſtarb, und als die Hülle des großen Geiſtes in

Lebenden, die Schiller's Leiche zu Grabe trugen, konnte und können ſich deſſen erinnern. Schon die heftige Gemüthsbewegung, in welcher von Wolzogen allen erſchien, läßt nicht annehmen, daß er dem ſtillen Leichenzug langſam und ſchweigend und unbemerkt gefolgt ſei. Uebrigens kann auch die Richtigkeit der weitern Worte des Herrn von Froriep am angeführten Orte:

> „ich und ein mir Unbekannter waren die Einzigen, die dem Sarge folgten",

nicht zugegeben werden, da die vorgenannten Verehrer Schiller's, welche ihm die letzte Ehre erwieſen, nicht alle zugleich den Sarg tragen konnten; ſie löſten ſich je zu acht Mann im Tragen ab, und es blieben alſo immer zwölf oder dreizehn, die dem Sarge folgen mußten.

Am Nachmittage des 12. Mai wurde zu Ehren Schiller's in der St. Jakobskirche die kirchliche Feier begangen, in welcher der Generalſuperintendent Vogt

---

der hellen Mitternachtsſtunde vom 11. auf den 12. Mai von einigen jungen Gelehrten, unter denen Stephan Schütz und Heinrich Voß, Künſtlern und Staatsdienern getragen, beigeſetzt wurde, waren — ich begreife noch nicht, wie das ſo kommen konnte — ich und ein mir Unbekannter, der, wie ich nachher hörte, Schiller's Schwager, Herr von Wolzogen war, die Einzigen, welche dem Sarge folgten."

die Gedächtnißrede hielt und den Segen über den Verblichenen ſprach. Die herzogliche Kapelle vollführte vor und nach dieſer Rede eine Trauermuſik aus Mozart's Requiem. Das geräumige Gotteshaus faßte die Menge der Zuhörer nicht, viele derſelben ſtanden vor den Eingangsthüren.

Hiermit ſchließt die Darſtellung des Sachverhaltes bei Schiller's Beerdigung; doch dürfen wir nicht zu dem nächſten Abſchnitte übergehen, bevor wir Einiges zur Erklärung des Vorhergehenden beigefügt haben. Denn wahrlich, es finden ſich bei der Beerdigung des großen Mannes Umſtände, die das höchſte Befremden zu erregen geeignet ſind, ſodaß die rein factiſche Darlegung jener Ereigniſſe, ohne einige beigefügte Erläuterungen, ein allzu unvollſtändiges geſchichtliches Bruchſtück abgeben würde.

Werfen wir einen Blick auf die Berichte, welche kurz nach Schiller's Beerdigung über dieſe Begebenheit in den Tagesſchriften jener Zeit erſchienen ſind, ſo begegnen wir den bitterſten Vorwürfen, welche man den Bewohnern der Stadt Weimar machte, weil ſie es zugeben konnten, daß ihres großen Mitbürgers Beerdigung ſo ſchmucklos, und durch ſo wenige Beweiſe von Theilnahme ausgezeichnet, vor ſich ging. Insbeſondere wurde Goethe angefeindet, der doch, als Schiller ſtarb, in Weimar Miniſter war, und vermöge ſeiner hohen Stellung es hätte bewirken können, daß Schiller's Beſtattung mit der des Dichters würdigen Feierlichkeit vorgenommen worden wäre. Goethe war Miniſter, er war ſeit Jahren Schiller's vertrauter Freund, und — er that nichts! Auf dieſe Vorwürfe und ihre Stichhaltigkeit werden wir weiter unten zurückkommen; zunächſt dürfte es nicht unwillkommen ſein, eine jener Stimmen zu hören, die ſich damals über Schiller's Beerdigung vernehmen ließen. Einer der vorzüglichſten Publiciſten jener Zeit, Archenholz, berichtet darüber in der von ihm herausgegebenen, damals ſehr verbreiteten Zeitſchrift Minerva *) folgendermaßen:

„Schiller's Beerdigung.

„Ich habe in dem Laufe meines Lebens drei feierliche Leichenbegängniſſe geſehen, die etwas mehr als leere Ceremonien waren, bei denen Tauſende trauerten und viele Thränen floſſen. Dies waren die Begräbniſſe dreier außerordentlicher Menſchen: des durch ſeine Geiſtesfähigkeiten und Tugenden unſterblichen Chatham,

---

*) Jahrgang 1805, Seite 548.

ferner Garrick's und Klopſtock's. Das erſtere geſchah auf Koſten der britiſchen Nation, die beiden andern veranſtaltet von Freunden und Verehrern dieſer großen Männer in London und Hamburg. Von allen dreien habe ich an andern Orten umſtändliche Nachricht gegeben, die ich hier nicht wiederholen will. Der denſelben zugeſellte Pomp war nur acceſſoriſch; er konnte die Trauergefühle der nahe und ferne Leidtragenden weder erhöhen noch ſchwächen; indeß war doch das Motiv bei jenen Feierlichkeiten ſo gerecht als achtungswerth; mehr als eine Nation nahm daran Theil, und ſie waren für die Nachwelt nicht verloren. Ohne romanhaften Empfindeleien nachzuhängen, oder Empfindungen zu heucheln, darf ich wol ſagen, daß es für mich, ſowie für viele tauſend denkende und fühlende Verehrer Schiller's eine Art Troſt geweſen wäre, wenn man die Ueberreſte des großen Dichters, wo nicht auf eine ähnliche, doch auf eine ausgezeichnete Art zur Erde beſtattet hätte.

„War ſein Tod für Weimar wol ein gleichgültiger Vorfall? Konnte ſein ſeltenes Genie, ſeine der deutſchen Nation ſo viel Ehre bringenden Talente und der hohe Genuß, den dieſe gewährt hatten, auf einmal dort ganz vergeſſen ſein? So etwas ſchien unmöglich, und am wenigſten in Weimar, einer Stadt, der man wegen ihrer hochberühmten Männer, ihrer Cultur der Künſte und dem Flor ihrer Induſtrie ſo oft und ſo gerecht die ehrenvollſten Beinamen gegeben hatte, einer Stadt, die das von Königſtädten beneidete, in Paris und London nicht begreifliche Glück hatte, zu gleicher Zeit einen Wieland, Herder, Goethe und Schiller zu beſitzen, wo noch jetzt große hochberühmte Männer leben, und ſelbſt die Anzahl der minder berühmten, aber doch verdienſtvollen, nicht klein iſt, einer Stadt, wo Olympia *), dieſe Schöpferin des Weimariſchen Glanzes, wenngleich nicht mehr herrſchte, doch noch gebieten konnte, wo Goethe, der vieljährige vertraute Freund Schiller's, Miniſter war und wo man noch erſt kürzlich bei dem Empfang einer verehrungswürdigen Prinzeſſin einen wahren Enthuſiasmus geſehen hatte. An einem ſolchen Ort mußte — wie es natürlich war zu glauben — der unerſetzliche Verluſt eines außerordentlichen Mannes, der Tod eines Mitbürgers der ſeltenſten Art, die höchſte Senſation erregen. Man ſahe dergleichen noch vor wenig Monaten in Leipzig bei dem Tode des vortrefflichen Weiße, der, ſeine Tugenden und Talente in Ehren! doch kein

---

*) Anna Amalia, Herzogin von Sachſen-Weimar, geſtorben zu Weimar am 10. April 1807.

Schiller war. Die Stadt ehrte ſich durch eine öffentliche Todesfeier dieſes edlen Mannes, welche die große Theilnahme der Einwohner bei dieſem traurigen Ereigniß beurkundete.

„Iſt ſo etwas in Weimar geſchehen? Mehre öffentliche Blätter, wenn ſie gleich von der Beerdigung ſchwiegen, ſprachen doch von der dortigen allgemeinen Traurigkeit, von Verfügungen zum Beſten der Familie des Verewigten ꝛc. Jedermann fand dies ſo natürlich, daß es nicht einmal Aufmerkſamkeit erregte, und als man daher die ganz anders lautenden Berichte einiger Reiſenden hörte, die nach dem Vorfall über Weimar nach Niederſachſen kamen, ſo wurden dieſe als grobe Unwahrheiten verachtet. Bei dieſer ſo gerechten Stimmung konnte man ſeinen Sinnen kaum trauen, als man in der Zeitung für die elegante Welt vom 21. Mai 1805 Nr. 61 Folgendes aus einem Weimariſchen Brief las, das, in Leipzig gedruckt, durch die geringe Entfernung dieſes Orts von Weimar, durch die große Communication zwiſchen beiden Städten und durch die politiſche Klugheit des jetzigen Redacteurs jener Zeitung, eine Art Sanction erhielt:

«In der Nacht vom 11. zum 12. Mai wurde er (der am 9. verſtorbene Schiller) begraben und zwar in der alleräußerſten Stille. Handwerker ſollten ihn hintragen; aber ſeine Freunde und Verehrer traten den Abend in aller Eile zuſammen, um ſich dieſe Ehre und Pflicht nicht nehmen zu laſſen. Es waren einige literariſche Männer (Herr Profeſſor Voß, Herr Doctor Kannegießer, Herr Schütze u. A.), einige Secretairs und Regiſtrators. Der Zug ging in der Stunde nach Mitternacht durch die ganze Stadt nach dem Jakobskirchhofe — langſam und mühſam (es waren der Träger nicht zu viele), ohne alles Geräuſch, ohne alle Zuſchauer, ohne alles Gefolge. Ich glaube faſt, daß noch kein Menſch auf der Erde ſo in der Stille begraben worden iſt, als hier der berühmte Schiller. Es war eine mondhelle Nacht, alles lag im tiefſten Schlaf umher, kein Ton der Klage, keine Stimme der Trauer; nur der Wind, der an dem Dachwerke der Kirche raſſelte, war das einzige ſchauerliche Geräuſch, das bei dem Eingang zu den Todten aus der Ferne ſich hören ließ. Der Mond war eben hinter ein dunkles Gewölk getreten, als der Sarg ſeitwärts in einem kleinen, überbauten Gewölbe eingeſenkt wurde.»

„Iſt dies Alles buchſtäblich wahr, ſo iſt es ſchrecklich. Dieſe Uebereilung mit der Beerdigung, die durch keine warme Witterung nothwendig gemacht wurde! Dieſe äußerſte Stille! Dieſe Mitternachtsſtunde, wie bei dem Begräbniß eines an der Peſt Verſtorbenen! Dieſer iſolirt fortgeſchleppte Sarg ohne alles Gefolge! Dieſe beſtellten Handwerker, die in Weimar die Leiche eines Schillers zu Grabe tragen ſollten!

„Wahrlich, hier iſt, wo nicht eine Berichtigung, doch eine Aufklärung nöthig; denn daß am folgenden Sonntag die Stadtmuſikanten in der Kirche eine Trauermuſik aufführten, wobei der Generalſuperintendent Vogt eine Rede hielt, macht die Sache um nichts beſſer, löſcht nicht den Flecken des Vorhergegangenen aus, verdient zwar an ſich Achtung, iſt aber, als Nationalſache betrachtet, nicht einmal der Anführung werth.

„Auf dieſe Art wäre alſo die Beerdigung des großen Schiller's zum Troſt ſeiner Verehrer wahrhaft ausgezeichnet geweſen, obwol in einem andern Sinn, als den man hier vorausſetzen konnte. Ganz anders verfuhr man in Hamburg, als uns Klopſtock entriſſen wurde. Nichts fehlte bei dem Leichenbegängniß dieſes großen Mannes, um es einzig in ſeiner Art zu machen; und obgleich mit der Beerdigung des verdienſtvollen Büſch keine Feierlichkeit verbunden war, ſo wurde ihm doch auf dem ſchönen, jetzt zu Promenaden eingerichteten Stadtwalle ein ſehr ausgezeichnetes Denkmal geſetzt. von Archenholz."

Schon durch den Gegenſatz, den Archenholz gleich im Anfange ſeines fulminanten Aufſatzes durch die Anführung von drei großen Leichenbegängniſſen in London und Hamburg, von denen das eine ſogar auf Koſten der Nation vollführt wurde, in Bezug auf das kleine Weimar bildete, tritt eine gewiſſe Animoſität, ein Beſtreben hervor, den Leſer gegen Weimar einzunehmen. Ganz unrecht angebracht war die von Archenholz aufgeſtellte Frage: „War ſein Tod für Weimar wol ein gleichgültiger Vorfall? Konnte ſein ſeltenes Genie, ſeine der deutſchen Nation ſo viel Ehre bringenden Talente, und der hohe Genuß, den dieſe gewährt hatten, auf einmal dort ganz vergeſſen ſein?“ Es iſt oben bereits erwähnt und durch die vollgültigſten Zeugniſſe belegt worden, welche Senſation Schiller's Tod in Weimar erregte. Die im Archenholz'ſchen Aufſatze dann folgenden Tiraden über den Ruhm Weimars, den es durch ſeine hochberühmten Männer genoſſen, und wegen der noch lebenden noch genieße, dann über die Schöpferin des Weimariſchen Glanzes, die unſterbliche Olympia, endlich aber über Goethe in ſeiner Eigenſchaft als Miniſter und als Freund Schiller's, ſtellen ſich zum Theil als überflüſſig heraus, theils finden ſie ihre Widerlegung durch das vorhergehend Erwähnte, ſowie durch die nachfolgenden Mittheilungen, welche es erklären werden, wie es kam, daß Schiller, dieſer nicht allein als Dichter, ſondern auch als Menſch von Jung und Alt, von Vornehm und Gering in Weimar ſo hoch geliebte und verehrte und von Allen gekannte Mann, ohne alles Gepränge und Comitat in der Stille der Mitternachtsſtunde zu ſeiner letzten Ruheſtätte gebracht wurde, daß ferner Handwerker ſeine Leiche zu Grabe tragen ſollten, und endlich, daß mit dem Begräbniß nicht die allgemein übliche geiſtliche Einſegnung verbunden wurde, ſodaß Schiller's Beerdigung faſt ein Seitenſtück lieferte zu den Schlußworten von Werther's Leiden: „kein Geiſtlicher begleitete ihn, Handwerker trugen ihn zu Grabe“.

Die ſo ſtille Beerdigung wurde zunächſt und vor allem geboten durch den ausdrücklichen Willen der Schiller'ſchen Familie, namentlich der Witwe*). In den tiefſten Schmerz über ihren unendlichen Verluſt begraben, wollten ſie alles Gepränge und alle Oſtentation, die jenen nur ſtören konnte, vermieden haben. Sie fühlten zu tief, daß der Werth des ihnen Entriſſenen dadurch nicht gehoben, die allgemeine Achtung, deren er im Leben genoſſen, nicht vermehrt werden könne. Doch dem ſei, wie ihm wolle! War jener Wille von den nächſten Angehörigen des Verſtorbenen mit Beſtimmtheit ausgeſprochen worden, ſo würde es wenig Zartgefühl für die Trauernden verrathen haben, wenn deſſen ungeachtet die Bewohner Weimars ein ſolennes, pomphaftes Leichenbegängniß veranſtaltet hätten. Nein! wie ſie den Verſtorbenen im Leben geehrt, ſo bewieſen Weimars Bewohner dadurch, daß ſie ſich in den Willen der Schiller'ſchen Familie fügten, ihre lebendigſte Theilnahme an dem Verluſt, den ſie gemeinſchaftlich mit dieſer erlitten hatten. Es lag alſo hier keine Läſſigkeit, kein Mangel an Theilnahme von Seiten der Weimaraner zu Grunde, man brachte im Gegentheil ein Opfer, indem man der ſo natürlichen Neigung, ſeinen Schmerz durch äußere Kundgebung bei der Beerdigung des Allen ſo werthen Mannes zu bethätigen, nicht nachgab.

---

*) Frau von Wolzogen a. a. O., II, 307: „Der Sarg, mit Schiller's Namen bezeichnet, ward in einem Grabgewölbe aufbewahrt. Auf verſchiedene Anträge zu einer andern Beſtattung ging meine Schweſter nicht ein.“

Dieſem iſt noch ein anderer wichtiger Umſtand anzureihen, welcher bei Schiller's Beerdigung in Betracht kömmt. Zu der Zeit nämlich, als Schiller ſtarb, war es in Weimar durchgängig Sitte, ſeine Theilnahme an einem Verſtorbenen nicht durch das eigentliche Grabgeleite, ſondern dadurch zu bezeigen, daß man der ſogenannten „Collecte" beiwohnte. Dieſe Collecte war ein kirchlicher Act, der meiſt am Tage nach der Beerdigung durch Singen eines oder mehrer geiſtlicher Lieder und durch eine dem Andenken des geſtern Begrabenen geweihte und über ihn den Segen ſprechende prieſterliche Rede begangen wurde. Und dieſe „Collecte" fand denn auch zu Ehren Schiller's am 12. Mai 1805 Nachmittags 3 Uhr in der Jakobskirche zu Weimar in ſehr ergreifender Weiſe ſtatt, wie bereits oben angeführt iſt. Die Beſtätigung dieſer Angabe finden wir in Nr. 39 des Weimariſchen Wochenblattes vom Jahr 1805, unter den officiellen Nachrichten über Verſtorbene, wo es wörtlich folgendermaßen lautet:

„Beerdigte bei der Stadtgemeinde.

„Den 12. Mai, des Nachts 1 Uhr, wurde der in ſeinem 46. Lebensjahr verſtorbene Hochwohlgeborne Herr, Herr Dr. Carl*) Friedrich von Schiller, Fürſtl. S.-Meiningſcher Hofrath, mit der ganzen Schule erſter Claſſe, in das Landſchaftskaſſen-Leichengewölbe beigeſetzt und Nachmittags 3 Uhr des Vollendeten Todesfeier mit einer Trauerrede von Seiner Hoch-

---

*) Iſt ein Irrthum. Schiller führte den Namen Carl nicht, ſondern hieß bekanntlich Johann Chriſtoph Friedrich.

> würden Magnificenz, dem Herrn Generalſuperintendent Vogt in der St.-Jakobskirche begangen, und von Fürſtl. Kapelle vor und nach der Rede eine Trauermuſik aus Mozart's Requiem aufgeführt."

Hierbei iſt ein durch dieſe Bekanntmachung entſtandener ſonderbarer Irrthum Hoffmeiſter's zu berichtigen. Er ſagt nämlich in ſeinem Werke über Schiller, V, 333:

> „alle Schüler der erſten Claſſe des Gymnaſiums gingen dem Sarge voran",

und bezieht ſich in der dritten Note auf jenen Artikel des Weimariſchen Wochenblattes. Der dort gebrauchte Ausdruck aber: „mit der ganzen Schule erſter Claſſe" bezieht ſich nur auf die mancherlei, damals ſtattfindenden Abſtufungen in der Art des Begräbniſſes und der dieſem folgenden ſogenannten Collecte, je nach dem Range des Verſtorbenen, welche Abſtufungen zugleich den Maßſtab für die zu entrichtenden kirchlichen Gebühren abgaben. Da Schiller die Titel Doctor und Hofrath führte, mußte er geſetzlich mit „der ganzen Schule erſter Claſſe"*) begraben werden, keineswegs aber folgten ſeinem Sarge die Schüler der erſten Claſſe des Gymnaſiums, oder gingen, wie Hoffmeiſter ſagt, demſelben voran; es ſei denn, was aber Hoffmeiſter weder meint, noch gewußt haben kann, daß einzelne Schüler des Gymnaſiums, wie es damals ganz gewöhnlich war, gegen Bezahlung Laternen vorantrugen.

---

*) Auch in andern Städten hat man die bei Begräbniſſen gebräuchlichen Ausdrücke: mit der ganzen oder halben, mit der großen oder kleinen Schule.

Archenholz ruft voller Entrüſtung aus:

> „Iſt dies Alles buchſtäblich wahr, ſo iſt es ſchrecklich. Dieſe Uebereilung mit der Beerdigung, die durch keine warme Witterung nothwendig gemacht wurde! Dieſe äußerſte Stille! Dieſe Mitternachtsſtunde, wie bei dem Begräbniß eines an der Peſt Verſtorbenen! Dieſer iſolirt fortgeſchleppte Sarg ohne alles Gefolge! Dieſe beſtellten Handwerker, die in Weimar die Leiche eines Schiller zu Grabe tragen ſollten!“

Von einer Uebereilung des Begräbniſſes kann keine Rede ſein, denn Schiller war am 9. Mai geſtorben, und die Beerdigung fand in der erſten Stunde des 12. Mai ſtatt. Uebrigens konnte, auch wenn anderweitige Gründe dafür vorhanden geweſen wären, die Beerdigung nicht mehr aufgeſchoben werden, weil, ungeachtet der nicht warmen Witterung, jener natürliche Proceß, dem von dem Augenblick des Todes an der menſchliche Körper anheimfällt, an Schiller's Leiche bereits ſtarke Fortſchritte gemacht hatte. Daß man aber die nächtliche Stunde zur Beerdigung wählte, hing wiederum mit einem in Weimar ſehr gewöhnlichen Gebrauche zuſammen, demzufolge man das eigentliche Begräbniß in der Nacht und in der Stille, und die Todtenfeier erſt am folgenden Tage durch die „Collecte“ vollzog.

Das Tragen der Leichen wurde aber der Reihe nach von den Handwerkszünften gegen eine, nach dem Range des Verſtorbenen feſtgeſetzte Bezahlung beſorgt. Bei Schiller's Beerdigung war die Zunft der Schneider an der Reihe und es beruht ſomit allerdings in der vollen Wahrheit, daß ohne Schwabe's dankenswerthes, energiſches Auftreten unſer großer Schiller von den Schneidern wäre zu Grabe getragen worden.

Wie unpaſſend im Archenholz'ſchen Aufſatze die Bezeichnung: „dieſer iſolirt fortgeſchleppte Sarg“ gewählt war, erhellt aus dem oben Erzählten von ſelbſt.

Dieſem allen zufolge kann jeder Freund und Verehrer Schiller's ſich der beruhigenden Ueberzeugung hingeben, daß nur nach dem ausdrücklichen Willen der Witwe und der andern in Weimar damals gegenwärtigen Angehörigen Schiller's der große Todte ſo ſtill und in der tiefen Nacht zu ſeiner Ruheſtätte gebracht wurde, daß ferner die Männer, welche ihn dahin trugen, tief und innig ſeinen Werth erkannten, und daß ſie die Trauerhandlung unter manchen warmen Thränen vollzogen, die unzweifelhaft mehr werth waren, als Glockengeläute und Fackelglanz.

Bevor wir dieſen Abſchnitt ſchließen, möge noch der, Goethe gemachte, Vorwurf der Theilnahmloſigkeit bei Schiller's Beerdigung gewürdigt werden.

Zwiſchen beiden großen Männern beſtand ſeit Jahren eine in der That innige Freundſchaft. Umſomehr mußte es den Unkundigen befremden, daß Goethe ſich ſo paſſiv verhielt, als Schiller beerdigt wurde. Doch, muß Goethe von allem ihm deshalb widerfahrenen Tadel völlig freigeſprochen werden. Goethe war im Frühjahr 1805, wie auch Schiller, ſehr leidend; die gewohnten perſönlichen Zuſammenkünfte erlitten eine lange Unterbrechung und die Freunde konnten, wie Goethe ſagt, nur durch „fliegende Blätter" miteinander verkehren. Als Schiller ſtarb, verheimlichte man dem kranken Goethe den Tod des geliebten Freundes mehre Tage lang. Schiller war bereits unter der Erde, während Goethe ihn noch lebend wähnte. Goethe ſelbſt ſagt hierüber in ſeinen Tag- und Jahresheften *): „Bei dem Zuſtand meines Körpers und Geiſtes, die

---

*) „Goethe's ſämmtliche Werke, vollſtändige Ausgabe letzter Hand" (55 Bde., Stuttgart 1827—1833), Bd. 31, S. 192.

nun aufrecht zu bleiben aller eigenen Kraft bedurften, wagte Niemand die Nachricht von ſeinem Scheiden in meine Einſamkeit zu bringen. Er war am 9ten verſchieden, und ich nun von allen meinen Uebeln doppelt und dreifach angefallen.“ Wir führen dieſe Stelle aus Goethe's Werken als eine Beſtätigung unſerer Anſicht, nicht aber als unſere Quelle an, denn die Thatſache, daß Goethe bei Schiller's Verſcheiden krank war und ſeinen Tod erſt nach der Beerdigung erfuhr, iſt notoriſch bekannt.

Jener Archenholz'ſche Bericht über Schiller's Beerdigung iſt in mehr als einer Beziehung der Prototypus der zahlreichen Mittheilungen, welche über jenen Gegenſtand bis auf die neueſte Zeit herab erſchienen ſind; in ihnen finden wir die nämlichen Vorwürfe und Irrthümer wieder, die im Vorſtehenden berichtigt worden ſind.

Zweiter Abſchnitt.

Die Aufſuchung von Schiller's Schädel.

(1826.)

Einundzwanzig Jahre waren dahingegangen, ſeit Schiller's irdiſche Ueberreſte in die finſtere Gruft des Kaſſengewölbes hinabgeſenkt worden waren, als Umſtände eintraten, welche die Veranlaſſung gaben, daß die Gebeine des Dichters nochmals an das Licht des Tages und vor die Augen der Lebenden gebracht wurden. Ehe dies geſchehen konnte, waren mancherlei und nicht unerhebliche Schwierigkeiten zu überwinden. Hier, wie einſt bei der Beerdigung Schiller's, erwarb ſich Schwabe bleibende Verdienſte um ſeine Vaterſtadt, ja um die gebildete Welt, denn ohne ſein entſchiedenes, die innigſte Begeiſterung für Schiller bezeugendes Handeln würden die Gebeine des unvergeßlichen Dichters in Gemeinſchaft und untermiſcht mit den Gebeinen längſt vergeſſener Menſchen vermodert und unwiederbringlich verloren ſein. Werfen wir einen Blick in das Kaſſengewölbe, die Stätte, wo die körperlichen Ueberreſte Schiller's vom Jahre 1805 bis 1826 aufbewahrt — doch nein! nicht aufbewahrt, nur eingeſchloſſen lagen!

Wenn man in Weimar von der Jakobsſtraße aus den alten Gottesacker betritt, ſo bemerkt man gleich rechter Hand am Eingange ein kleines, altes und düſteres Gebäude, welches ſich an die den Kirchhof umſchließende Mauer lehnt, und außer ſeinen grauen, ſteinernen Mauern und dem zugeſpitzten ſchwarzen Dache weder Fenſter noch irgend eine Verzierung erblicken läßt, und nur mit einer, das im Innern herrſchende Dunkel verrathenden Gitterpforte verſehen iſt. Ueberſchreiten wir die Schwelle des kleinen altersgrauen Hauſes, ſo betritt unſer Fuß einen etwa 14 Fuß in Länge und Breite haltenden viereckigen Raum, in deſſen Mitte ſich eine große Fallthür befindet. Mit Mühe öffnen wir dieſe, in den verroſteten Angeln ſchreiende Fallthür und blicken hinab in das undurchdringliche Dunkel des Grabgewölbes, welches einſt jenen Körper in ſich aufnahm, deſſen unſterbliche Seele ihre Verwandtſchaft mit dem ewigen Licht ſo herrlich bekundet hatte.

Das Kaſſengewölbe hatte ſeinen Namen, weil es Eigenthum der Landſchaftskaſſe war. In dieſes Gewölbe wurden faſt alle Leichen vornehmer Perſonen beigeſetzt, welche keine eigenen Erbbegräbniſſe beſaßen und deren Angehörige ſie nicht auf dem allgemeinen Todtenacker begraben laſſen wollten. Für jede Leiche, welche in das Kaſſengewölbe beigeſetzt wurde, war eine Gebühr von 1 Louisd'or an die Landſchaftskaſſe zu entrichten. Bei dem Landſchaftscollegium wurden genaue Acten über die im Kaſſengewölbe ſtattgehabten Beiſetzungen geführt, welcher Umſtand als wichtig hervorzuheben iſt, indem jene Acten bei der Aufſuchung des Schiller'ſchen Schädels und dann ſeiner Gebeine die Identität des koſtbaren Fundes conſtatiren halfen.

Fanden nun auch die im Kaſſengewölbe beigeſetzten Todten ein „ſtandesgemäßes" Begräbniß, ſo müſſen wir doch leider berichten, daß für die ſtillen Bewohner, welche das kleine, unheimliche Haus bezogen, ſehr übel geſorgt war. An Seilen ließ man die neuankommenden Miethsleute in das ziemlich tiefe Souterrain hinabgleiten, und ſobald ſie Boden fanden, mochte es nun der feuchte Erdboden oder die morſchen Särge älterer Bewohner ſein, zog man die Seile wieder herauf und ſchloß die Fallthüre, die dann erſt wieder geöffnet wurde, wenn ein neuer Ankömmling in die Nacht und den Moder da unten geſenkt werden ſollte.

Wenn nun im Lauf der Jahre dieſes Souterrain angefüllt worden war, wenn der Zuwachs zu der Geſellſchaft des Todes den Platz zu beengen anfing, ſo gab das Landſchaftscollegium Befehl, das Kaſſengewölbe „aufzuräumen“. O dieſes Aufräumen! es vollendete die Vernichtung, welche der Tod erſt begonnen hatte; es verwiſchte die letzte körperliche Spur von dem Daſein Derer, die ſich auch einſt, wie du, o Leſer, es noch kannſt, der „ſüßen Gewohnheit des Daſeins“ erfreut hatten. Wenn das Kaſſengewölbe aufgeräumt wurde, brachte man ſeinen ganzen dermaligen Inhalt, Sargtrümmer, Rudera von Todtengewändern, Gebeine und ſonſtige Ueberreſte der Begrabenen auf einen großen Haufen, und grub in einem Winkel des Todtenhofes ein geräumiges Loch, und dahinein wurden nun jene Ueberbleibſel der Todten und ihrer Gehäuſe, untereinander gemengt, wie es der Zufall nur wollte, eingeſcharrt. Nur wenig hatte man es mit noch ganzen, erhaltenen Särgen und Leichen zu thun. Das Kaſſengewölbe war eine treffliche Werkſtätte der Verweſung. Seine Lage unter einem ſanften Abhang gab dem beſten Helfer der Zerſtörung, der Feuchtigkeit, ungehinderten Zutritt zu dem Grabgewölbe.

Das war der Ort, welchen man den Beſuchern Weimars, die Schiller's Ruheſtätte zu ſehen wünſchten, zeigte! Unter andern kam im Jahre 1814 der Kronprinz (nachherige König) Ludwig von Baiern nach Weimar und wünſchte Schiller's Sarg zu ſehen. Man konnte ihm nur den kleinen Ueberbau, welcher ſich über dem Grabgewölbe erhebt, zeigen; was den Sarg betraf, ſo erklärte der Todtengräber, es ſei nicht mehr möglich, den Schiller'ſchen Sarg ausfindig zu machen!

Wer die Aufſicht über das Kaſſengewölbe zu führen hatte, konnte man eigentlich nicht ſo recht mit Beſtimmtheit ſagen. Allerdings war das Landſchaftscollegium, als Eigenthümer, zunächſt dazu berechtigt und verpflichtet, und hatte auch die Schlüſſel zu dieſem Gewölbe in Verwahrung; doch concurrirte mit ihm das Oberconſiſtorium, welchem die Aufſicht über die St.-Jakobskirche und den dazu gehörigen Kirchhof zuſtand. Dann iſt noch zu nennen der Superintendent und Oberpfarrer an der Jakobskirche, und endlich die ſogenannte Kirchen- und Gotteskaſten-Commiſſion, und die ſtädtiſche Behörde, der Stadtrath; beide letztere nur in entfernter Beziehung. Dieſen ſämmtlichen Behörden werden wir im weitern Verlauf unſerer Darſtellung wieder begegnen.

Es war im März des Jahres 1826, alſo 21 Jahre nach Schiller's Tode, als Schwabe, der ſeit dem Jahre 1820 Bürgermeiſter in Weimar war, in Erfahrung brachte, daß das Landſchaftscollegium damit umgehe, das Kaſſengewölbe in der Kürze „aufräumen" zu laſſen. Mit Schrecken gedachte Schwabe der Gebeine Schiller's, die jetzt für immer verloren gehen ſollten. Wie vor 21 Jahren, als er hörte, daß in der nicht mehr fernen Mitternachtsſtunde Schiller durch die Schneiderinnung zu Grabe getragen werden ſollte, ſo ſäumte er auch jetzt keinen Augenblick, Alles zu thun, was ſeine begeiſterte Liebe für Schiller ihn thun hieß. Er eilte ſofort zu dem ihm befreundeten Präſidenten des Landſchaftscollegiums Weyland, und ſtellte ihm vor, wie beklagenswerth es ſei, wenn ihres berühmten Mitbürgers Gebeine der ſpurloſen Vernichtung preisgegeben werden ſollten. Er bat, in dem Kaſſengewölbe Nachſuchungen nach Schiller's Sarg anſtellen zu dürfen, und ſprach ſeine Abſicht aus, wenn jene Nachſuchungen von Erfolg wären, die Beiſetzung von Schiller's irdiſchen Ueberreſten in einem auf dem neuen Gottesacker zu errichtenden Grabmonumente zu beantragen. Weyland gab gern und augenblicklich ſeine Einwilligung, und beauftragte den Steuerregiſtrator Juſſa und den Landſchaftskaſſe-Regiſtrator Stötzer, das Kaſſengewölbe für Schwabe und diejenigen Perſonen, welche dieſer zuziehen würde, zu öffnen.

Auf Schwabe's Einladung fanden ſich am 13. März 1826 Nachmittags 4 Uhr die im nachſtehenden Protokoll genannten Perſonen auf dem alten Gottesacker ein und wohnten der Eröffnung des Kaſſengewölbes bei. Wir laſſen hier wörtlich ein ſtadträthliches Protokoll über dieſe Eröffnung und die vorgenommenen Nachſuchungen folgen:

„Weimar, den 13. März 1826.

„Weil nach einer mündlichen Benachrichtigung das großherzogliche Landescollegium beſchloſſen, das ſogenannte Kaſſengewölbe, in dem unter anderm auch die Leiche des im Jahre 1805 verſtorbenen Hofraths von Schiller beigeſetzt worden, aufräumen zu laſſen, ſo hatte man beſchloſſen, zuvor den Sarg, in welchem Schiller beigeſetzt worden, durch Männer, die ſeinem Leichenbegängniß beigewohnt, recognoſciren zu laſſen.

„Zu dem Ende hatte ſich heute Nachmittags 4 Uhr der Herr Hofrath und Bürgermeiſter Schwabe mit dem Unterzeichneten auf den Todtenacker an das ſogenannte — gleich rechter Hand vom Haupteingange gelegene — Kaſſengewölbe begeben.

„Ebendaſelbſt hatten ſich auf vorgängige mündliche Einladung eingefunden:

„der Herr Oberbaudirector Coudray,
„ „ Hofrath Dr. med. Schwabe,
„ „ Landſchaftskaſſen-Regiſtrator Stötzer,
„ „ Kanzliſt Rudolph *) und
„ „ Regiſtrator Juſſa.

„Auf Erſuchen eröffnete der Herr Regiſtrator Stötzer, als vom großherzogl. Landescollegio beſtellter Inhaber des Schlüſſels, das Kaſſengewölbe, und ehe annoch in das Gewölbe hinabgeſtiegen wurde, verſicherten der Herr Regiſtrator Stötzer und Kanzliſt Rudolph, daß der Schiller'ſche Sarg einer der längſten unter denen im Gewölbe befindlichen ſein müſſe.

„Sodann wurde Herr Regiſtrator Juſſa, welcher die Landſchaftscollegial-Akten über Beiſetzung von Leichen in dem qu. Gewölbe mit zur Stelle gebracht hatte, erſucht, aus dem darin befindlichen Verzeichniſſe diejenigen Perſonen, deren Leichen kurz vor oder kurz nach der Schiller'ſchen beigeſetzt worden, zu benennen.

„Es geſchah, allein der auch gegenwärtige Todtengräber Bilke bemerkte ſofort, daß die Särge keineswegs mehr in der Ordnung, in welcher ſie beigeſetzt

---

*) Schiller's ehemaliger Bedienter.

worden, ſtünden, vielmehr ſeien ſie bei den letztern Leichenbeiſetzungen ſehr untereinander geſetzt worden.

„Herr Hofrath Schwabe ſtieg hiernächſt mit dem Herrn Oberbaudirector Coudray ſammt dem Todtengräber Bilke auf einer Leiter in das Gewölbe hinab, und bat die übrigen Anweſenden, beſonders Herrn Regiſtrator Stötzer und Kanzliſt Rudolph, welche den Schiller'ſchen Sarg wieder erkennen zu können verſicherten, ihm ſolchen zu bezeichnen.

„Hierbei iſt zu bemerken, daß in dem Gewölbe eine bedeutende Anzahl Särge alle über-, unter- und nebeneinander ſtunden. Es wurde geäußert, daß einer von denen zu gleicher Erde ſtehenden, welcher die übrigen an Länge zu übertreffen ſchien, der Schiller'ſche ſein möchte.

„Man ließ darauf die über dem bezeichneten ſtehenden Särge durch den Todtengräber abnehmen. Sogleich zeigte ſich, daß in dem Gewölbe eine ſehr große Verweſung herrſche, denn von denen weggenommen werden ſollenden Särgen war kaum einer mehr transportabel. Faſt alle zerfielen in Stücke, und in ihnen waren nicht einmal mehr Gebeine*), geſchweige denn andere Spuren der Leichen zu entdecken. Sehr ſorgfältig war man darauf bedacht, an den Särgen Schilder mit Inſchriften zu entdecken. Allein ſelbſt die metallenen Schilder hatten der Verweſung unterlegen, ſie zerfielen bei der Berührung in Stücke. An zweien waren jedoch noch Buchſtaben erkennbar. Dieſe ließ man ablöſen, und auf dem einen war der Name „von Egloffſtein“ und auf dem andern die Worte „Hofrath“ und „Chirurgus“ mit der Jahreszahl 1790 zu erkennen. Das nachgeſchlagene Verzeichniß ergab, daß das letztere Schild zu dem Sarge des anno 1790 verſtorbenen Hofraths und Leibchirurgus Engelhardt gehöre. Aller angewandten Mühe ohnerachtet ließ ſich keine haltbare Spur auffinden, in deren Verfolg man hätte hoffen können, in dem Gewölbe den Schiller'ſchen Sarg zu erkennen.

---

*) Wie es ſcheint, wurden hier die Schädel nicht mit gemeint, denn die ſämmtlichen Schädel der 23 im Kaſſengewölbe beigeſetzten Perſonen wurden ſpäter aufgefunden.

„Herr Oberbaudirector Coudray ſchlug ſodann vor, man möge für heute alle weitere Nachforſchungen auf ſich beruhen laſſen. Vielleicht komme man zum Zweck, wenn man durch anzuſtellende Arbeiter die noch haltbaren Särge aus dem Gewölbe auf die Oberfläche bringen und die Ueberbleibſel der übrigen zerfallenen Särge aufräumen und vorſichtig durchſuchen laſſe; er ſelbſt wolle recht gern dabei gegenwärtig ſein.

„Dieſer Vorſchlag fand allgemeine Billigung, und wurde hiernächſt das Kaſſengewölbe wieder zugemacht und vom Herrn Regiſtrator Stötzer verſchloſſen.

„So nachrichtlich
Carl Aulhorn, Stadtſchreiber."

Des guten Zweckes ſich bewußt, hatte Schwabe dieſe erſte Nachſuchung am hellen Tage vorgenommen, während der Kirchhof, als ein Durchgangspunkt zwiſchen verſchiedenen Stadttheilen, vielfach von Menſchen betreten war. Das Gerücht von dem, was im Kaſſengewölbe geſchah, verbreitete ſich raſch durch die Stadt und viele Stimmen wurden laut, welche dieſes Thun misbilligten. Man ſtöre die Ruhe der Todten, hieß es; der künftig Sterbende könne noch im Grabe nicht verſichert ſein, Ruhe zu behalten, u. dergl. m. So trivial dieſes Gerede war, mußte es doch beſonders aus dem Grunde Beachtung finden, weil auch Verwandte von im Kaſſengewölbe beigeſetzten und noch dort ruhenden Verſtorbenen gleiche oder ähnliche Geſinnungen laut werden ließen. Und man glaube nicht, daß blos minder gebildete Perſonen ſo urtheilten; in dem weiter unten mitgetheilten Votum des Generalſuperintendenten Röhr wird man finden, daß auch dieſer erleuchtete Mann zürnte, weil man etwas Unruhe in die Verweſungsnacht des Kaſſengewölbes brachte; während doch Niemand ſich darüber beſchwerte, wenn, um aufzuräumen, die Ueberreſte der im Kaſſengewölbe Beigeſetzten, gleich anderm lebloſen Schutt, zuſammengeſchaufelt und in einer Ecke des Kirchhofes eingeſcharrt wurden.

Demnach fühlte ſich Schwabe aufgefordert, etwas vorſichtiger zu Werke zu gehen. Die, zwei Tage nach jener erſten erfolgende Nachſuchung fand früh 7 Uhr ſtatt, zu welcher Stunde das Gehen über den Gottesacker in jener Jahreszeit noch nicht ſo häufig geſchah. Das Protokoll über dieſe zweite Nachſuchung enthält Folgendes:

„Weimar, den 15. März 1826.

„Heute Morgen gleich nach 7 Uhr begab ich mich mit Herrn Oberbaudirector Coudray auf den alten Kirchhof in das Kaſſengewölbe, wo wir auf vorgängige Beſtellung den Todtengräber Bielke mit ſeinen drei Gehülfen Wagenknecht, Sommer, Meitz gegenwärtig antrafen, die die Aufräumung dieſes Gewölbes beſorgen ſollten.

„Um in dem untern Raum des Gewölbes Platz zu erhalten, und um jeden Sarg, der ſich hier befand, genau unterſuchen zu können, ließen wir diejenigen Särge, die noch gut erhalten ſchienen, aus der Gruft ſelbſt durch Seile emporziehen, und dann wurde jeder ſogleich genau unterſucht. Es waren ihrer ſechs. Alle übrigen Särge im Gewölbe waren zuſammengebrochen, nur zwei, der eine an der Morgenſeite, der andere an der Mittagsſeite, hatten noch aneinander lehnende Breter und waren wenigſtens nicht ganz zerfallen, aber ein Schild oder ſonſtige Auszeichnung war an ihnen durchaus nicht zu bemerken. Da der Tiſchlermeiſter Salzmann, der zufällig herbeigekommen war, weil er in der Nähe wohnt, erklärte, daß in der Regel jeder Tiſchlermeiſter ſeine eigene Art zu arbeiten habe und häufig auch nach Jahren ſeine Arbeit wieder erkenne, ſo führe es vielleicht zur Entdeckung des Schiller'ſchen Sarges, wenn man den Tiſchler, der denſelben gefertigt, ermittle und ihn an dieſe beiden Särge führe. Wir befahlen daher ſtreng, daß dieſe beiden zerfallenen Särge ganz unverrückt in ihrer dermaligen Lage blieben.

„Die heraufgeſchafften ſechs Särge hatten Schilde, die aber bis auf das, auf dem von Phul'ſchen Sarge ganz mit dickem Roſt überzogen waren, ſodaß man die Buchſtaben nicht erkennen konnte. Der Tiſchlermeiſter Salzmann nahm auf unſer Erſuchen dieſe Schilde vorſichtig ab, und da die Inſchriften auf denſelben aus geſchlagenen Buchſtaben beſtehen, ſo konnte man die weit weniger mit Roſt verſehene Rückſeite deutlich durch einen Spiegel leſen. Allein keine der Inſchriften zeigte, daß wir Schiller's Sarg gefunden hatten! Es waren die Namen: Schmidt, von Koppenfels (Mann), von Koppenfels (Frau), Riedel, von Pfuhl, von Egloffſtein.

„Alles Uebrige im Gewölbe war ein Chaos von Moder und Fäulniß und einzelner Stücke Breter. Es wurde aller Fleiß und Vorſicht angewendet, um vielleicht ein Sargſchild ledig zu finden; es fand ſich auch ein, eine ſolche Form habendes Stück Blech mit dickem Roſt überzogen, den man durch herbeigeholtes Scheidewaſſer zu zerſtören ſuchte; allein auch dieſes führte zu nichts, indem nur an der Stelle, wo, nach aller Wahrſcheinlichkeit, die Jahreszahl bemerkt war, die Zahl 7 ſich erblicken ließ, welche in Berückſichtigung des Todesjahres Schiller's nichts releviren konnte. Auch war es unmöglich, ſelbſt mit Scheidewaſſer noch etwas daran zu verſuchen, weil das Blech ganz zerbröckelte.

„Wir gelangten nach drittehalbſtündigem Aufenthalt in dem Gewölbe und ſtetem Nachforſchen zu der traurigen Ueberzeugung, daß es ſchlechthin unmöglich ſei, Gewißheit und Wahrheit darüber zu erlangen, welches hier die irdiſchen Ueberreſte Schiller's ſeien, zumal ſelbſt von ſpäter, als Schiller, begrabenen Perſonen, namentlich des Raths und Bürgermeiſters Paulſen (im Jahr 1813 begraben), ſich nichts mit Gewißheit ergab.

„Ich wies den Todtengräber Bielke an, jetzt alles Fortarbeiten in Räumung der Gruft zu unterlaſſen, bis er weitern Befehl erhalte.

„Nachrichtlich C. Schwabe.“

„Eodem ermittelte ich, daß der Tiſchlermeiſter Engelmann den Schiller'ſchen Sarg gefertigt habe. Ich ließ ihn ſogleich zu mir kommen und begab mich mit ihm und dem Todtengräber Bielke in das Kaſſengewölbe, wo alles noch in dem Zuſtande war, wie ich es dieſen Morgen verlaſſen hatte.

„Meiſter Engelmann beſah genau alle heraufgezogenen ſechs Särge ſowol, als die noch in der Gruft ſtehenden beiden Särge an der Morgen- und Mittagsſeite, erklärte aber, daß er keinen derſelben als von ihm gefertigt anerkennen könne. Es ſei richtig, daß er Schiller's Sarg gefertigt; er habe die Leiche auch ſelbſt mit eingelegt. Die Beerdigung habe, wie er ſich ſehr deutlich und klar erinnere, ſehr ſchnell geſchehen müſſen, weil die Leiche ſehr übergegangen geweſen, und alles ſei mit möglichſter Koſtenerſparniß geſchehen, darum er auch einen ſehr einfachen Sarg fertigen müſſen, auf welchen ſeines Wiſſens nicht einmal ein Schild gekommen ſein würde. Ein ſolcher einfacher Sarg daure aber auch in einem Gewölbe wie dieſem, wo ſo ſehr die Fäulniß herrſche, und aller Luftzug fehle, nicht ſehr lange.

C. Schwabe."

Wir erſehen aus dieſem Protokoll, daß die Bemühungen, Schiller's körperliche Ueberreſte aufzufinden, nun bereits aufgegeben waren. Bei all dem Eifer, von welchem Schwabe für ſeine gute Abſicht beſeelt war, glaubte er doch nicht mehr an die Möglichkeit, letztere ausführen zu können. Es kam noch hinzu, daß auch die zweite Durchſuchung des Kaſſengewölbes im Publikum bekannt geworden war, was die heftigſten Invectiven gegen Schwabe erzeugte.

Gleichwol vermochte er nicht ſich ruhig in das unvermeidlich Scheinende zu fügen. Der Gedanke, daß die Aufräumung des Kaſſengewölbes nahe bevorſtehe, und daß dann für alle Zeiten an ein Wiederauffinden der Schiller'ſchen Gebeine nicht mehr zu denken ſei, verließ ihn nicht. Seine natürliche Energie trieb ihn, nochmals zu verſuchen, ob ſich die für unüberwindlich gehaltenen Schwierigkeiten nicht doch noch beſiegen ließen. Und ſie wurden beſiegt!

Vor allem ſah Schwabe, daß er ſowol mit der größten Heimlichkeit und Vorſicht als auch ſehr raſch zu Werke gehen müſſe. Das Vorſchreiten in dieſer Weiſe machte ihm ſeine Stelle als Bürgermeiſter möglich. Dem Todtengräber waren, der zu unternehmenden Aufräumung wegen, die Schlüſſel des Kaſſengewölbes übergeben worden; als ſtädtiſcher Diener war der Todtengräber ein Untergebener des Bürgermeiſters. Obgleich Schwabe von nun an die Aufſuchung von Schiller's Schädel — denn dieſen zu finden ſchien ihm allein noch im Bereiche der Möglichkeit zu liegen — lediglich als Privatperſon betrieb, ſo benutzte er doch ſeine Eigenſchaft als Bürgermeiſter, um ſich jenes Geſchäft zu erleichtern oder zu ermöglichen. Er überging es namentlich dabei, die Erlaubniß der verſchiedenen hohen Behörden einzuholen, die zu Dem, was Schwabe zur Erreichung ſeines Zweckes beabſichtigte, eigentlich erfoderlich war. Doch nach ſeiner Kenntniß der damaligen Verhältniſſe durfte er die heilige Sache nicht in den Behördengang kommen laſſen; ſie hätte ſchon durch Competenzfragen u. ſ. w. die größten Hinderniſſe, mindeſtens einen beträchtlichen Aufſchub gefunden. Konnte nun Schwabe auch von der einen Seite darauf rechnen, daß ihm von einer der vorgeſetzten Oberbehörden ein Verweis wegen eigenmächtigen Verfahrens nicht ausbleiben würde, ſo war ihm doch andererſeits der Beifall aller Verehrer Schiller's gewiß.

Schwabe verpflichtete den Todtengräber Bielke und drei Tagelöhner, die ihm als zuverläſſige Männer bekannt waren, zum tiefſten Stillſchweigen über die nun vorzunehmenden Arbeiten im Kaſſengewölbe. Nur von einem treuen Diener begleitet, begab er ſich ganz in der Stille am 19. März 1826 Nachts 12 Uhr nach dem alten Gottesacker in das Kaſſengewölbe, wohin auch um dieſelbe Zeit, einzeln und ohne Laternen, wie ihnen anbefohlen worden war, der Todtengräber und die drei Arbeiter kamen. Auf einer Leiter wurde in die undurchdringliche Finſterniß des Grabgewölbes hinabgeſtiegen, und erſt da unten zündete man einige Laternen an, deren Licht ſomit von außen nicht wahrgenommen werden konnte, eine Vorſicht, die Schwabe trotz der tiefen Nacht für nöthig hielt, für den Fall, daß doch noch Jemand zu dieſer Zeit über den Kirchhof ginge.

Schwabe ließ nun zunächſt die halbverfaulten Trümmer von Särgen in einer Ecke des Gewölbes aufſchichten. Hiernach wurden die einzelnen Gebeine zu einem andern Haufen geſammelt, und endlich die während des Suchens nach und nach ſich zeigenden

Schädel zuſammengeſtellt. Dabei wurde alle Aufmerkſamkeit angewendet, irgend ein noch lesbares Sargſchild zu finden, welche Mühe jedoch vergeblich war.

Das Grauenvolle und Scheußliche des Aufenthalts in dieſer ſo ſelten geöffneten, mit dem durchdringendſten Modergeruch angefüllten Todtengruft, unter herumliegenden menſchlichen Gebeinen, mitten unter den Emblemen der Verweſung, wollen wir nicht näher beſchreiben.

Schwabe ſaß bei dieſen Nachſuchungen auf einer Sproſſe der Leiter, welche hinauf in den obern Raum führte, und dirigirte von da aus die Arbeiter. Durch eifriges Tabakrauchen ſuchte er ſich gegen die zunächſt ſeinen Sinnen ſich aufdrängenden Unannehmlichkeiten einigermaßen zu ſchützen. Und ſo wurden drei Nächte hindurch, jedesmal von 12 bis 2 oder 3 Uhr, die Nachſuchungen fortgeſetzt. In einer dieſer Nächte rief plötzlich einer der Tagelöhner aus: „Herr Hofrath! ein Schatz, ein Schatz!“ Als Schwabe hinzutrat, zeigte ſich ihm in einer kleinen Vertiefung, welche die Schaufel des Rufenden gebildet hatte, eine kleine Partie metalliſchen Queckſilbers, etwa von der Größe eines preußiſchen Thalers. Hellglänzend wie Silber ſchimmerte das Metall aus dem dunkeln Moder hervor, und bildete durch ſeine Reinheit einen grellen Contraſt gegen die tiefſchwarze, faulige Erde. Der eigenthümliche Fund brachte eine Art von heiterer Unterbrechung in das grauſige Geſchäft; es war gut, daß unter den zwölf Augen, welche jetzt verwundert auf das Metall blickten, keine ärztlichen waren, ſonſt würde ihnen die fröhlich leuchtende Maſſe eine beängſtigende Geſchichte erzählt haben von dem entſetzlichen Sterben eines der Grabgenoſſen Schiller's. *)

In der dritten Nacht, gegen halb 3 Uhr, beendigte Schwabe ſeine Nachforſchungen. Kein Winkel, ſelbſt nicht die obere Schicht des Erdbodens, war undurchſucht geblieben, und es hatten ſich dreiundzwanzig Schädel gefunden, welche Schwabe, ehe er das Gewölbe verließ, durch den Diener Knabe in einen Sack packen und in ſeine Wohnung tragen ließ. Hier angekommen, ſtellte er die Schädel neben einander auf einer Tafel auf, und kaum war dies geſchehen, ſo rief er auch ſchon, auf einen der Schädel zeigend, aus:

---

*) Unzweifelhaft war eine der im Kaſſengewölbe beigeſetzten Perſonen am Ileus geſtorben. Gegen dieſe oft ſo ſchreckliche Krankheit verordnet man in Fällen der äußerſten Noth das Verſchlucken einer beträchtlichen Portion metalliſchen Queckſilbers.

„Das muß Schiller's Schädel ſein!“ Denn ausgezeichnet durch ſeine Größe und durch edle, regelmäßige Geſtaltung war einer der aufgerichteten Schädel; ausgezeichnet auch dadurch, daß er, der einzige unter allen, ſeine vollſtändigen, wohlerhaltenen Zähne zeigte.

Von der werthvollſten Bedeutung war es jetzt, daß Schwabe im Beſitz einer Gypsabformung war, welche der Bildhauer Klauer kurz nach Schiller's Tode nicht nur von deſſen Geſichtszügen, ſondern auch vom ganzen Kopf genommen hatte. Dieſen Gypsabguß holte Schwabe ſofort herbei; er ſtellte mit Zirkel und Band vergleichende Meſſungen an, und erlangte für ſeine Perſon die unendlich freudige Ueberzeugung, im Beſitze des wahren Schiller'ſchen Schädels zu ſein. Sämmtliche übrige zweiundzwanzig Schädel konnten kaum mit der Geſtaltung des in Gyps geformten Kopfes in Vergleichung kommen.

Noch fehlte aber an dem Schädel die untere Kinnlade. Des regſten Eifers voll, begab ſich Schwabe gleich in der folgenden Nacht mit dem Todtengräber und dem Diener Knabe wieder in das Kaſſengewölbe. Der aufgefundene Schädel wurde dahin mitgenommen und nun aus dem Haufen der einzelnen Gebeine Kinnladen hervorgeſucht und die gefundenen dem

Schädel angepaßt. Unter ihnen fand ſich eine, deren Gelenkköpfe genau in die entſprechenden Gelenkgruben des Schädels paßten; auch war ſie die einzige unter allen vorhandenen Kinnladen, welche noch ihre vollſtändigen, ſchön erhaltenen Zähne hatte, mit alleiniger Ausnahme eines fehlenden Backenzahns.

In ſeine Wohnung zurückgekehrt, paßte nun Schwabe die gefundene Kinnlade auch den übrigen zweiundzwanzig Schädeln an, doch der für den Schiller'ſchen erkannte Schädel war der einzige, an welchen dieſe Kinnlade paßte. Bei allen andern Schädeln ergab ſich, daß der gegenſeitige Abſtand der entſprechenden Gelenkflächen weit geringer war, als an dem gefundenen Unterkiefer.

Indeß begnügte ſich Schwabe nicht mit ſeiner perſönlichen Ueberzeugung von der Identität des Schiller'ſchen Schädels. Zunächſt lud er drei Sachverſtändige zu ſich ein: den Geh. Hofrath und Leibarzt Dr. Huſchke, den Obermedicinalrath Dr. v. Froriep, und ſeinen Bruder, den Hofrath und Leibarzt Dr. Schwabe. Dieſe drei Aerzte nahmen nun an Schädel und Gypsabguß die ſorgfältigſten Meſſungen vor. Letztere betrafen insbeſondere die Höhe und Breite der Stirn, die Entfernung der Augenhöhlen von einander und die Weite derſelben, dann die gegenſeitige Entfernung der äußeren Ohröffnungen, die Höhe des Geſichts von der Naſenwurzel bis zum Kinn, den Abſtand der beiden Kiefergelenke von einander und die gegenſeitige Entfernung der beiden Jochbeine.*) Einſtimmig erklärten die drei ſachkundigen Männer, daß der ihnen vorliegende Schädel derſelbe ſein müſſe, über welchen die, von ihnen mit dieſem verglichene, Gypsabformung gegoſſen worden ſei. Da nun der Gypsabguß unzweifelhaft über Schiller's Kopf gemacht worden, ſo müſſe auch der von Schwabe im Kaſſengewölbe aufgefundene Schädel der Schiller'ſche ſein.

Schwabe war darauf bedacht, noch mehr Beweiſe für die Identität des glücklich gefundenen Schädels zu erhalten. Er ließ eine Einladung an alle Bewohner Weimars und der Umgegend ergehen, welche Schiller's Perſon genau gekannt hatten, in ſeiner

---

*) Vergleichende Meſſungen bezüglich der übrigen Raumverhältniſſe des Schädels wurden vermuthlich aus dem Grunde nicht vorgenommen, weil ſie zu keinem genauen Reſultate führen konnten. Denn der Klauer'ſche Gypsabguß war über den noch mit Haaren und der Kopfhaut bedeckten Kopf abgenommen worden; ſogar das Tuch, womit man den Leichen die im Tode herabhängende untere Kinnlade an die obere anzuſchließen pflegt, iſt an der Gypsmaske mit abgeformt.

Wohnung den Schiller'ſchen Schädel zu recognoſciren. Es fanden ſich viele ein; Schwabe führte jeden einzeln in das Zimmer, wo in langer Reihe auf einer Tafel dreiundzwanzig Schädel ſtanden, jeder derſelben mit einer Nummer verſehen. Auf einem andern Tiſche ſtand der Klauer'ſche Gypsabguß. Ohne eine einzige Ausnahme erklärten Alle, nach kurzer Beſchauung, mit feſter Ueberzeugung einen und denſelben Schädel für den Schiller's.

Bei all der vorliegenden hohen Wahrſcheinlichkeit, daß der echte Schiller'ſche Schädel gefunden worden, lag aber doch immer noch die Möglichkeit eines ſtattfindenden Irrthums vor. Trotz der ſorgfältigen Nachforſchungen konnten doch vielleicht in dem finſtern Grabgewölbe den Augen der Suchenden einer oder mehre Schädel entgangen ſein; unter ihnen konnte der wahre Schiller'ſche ſich befinden, und der dafür gehaltene war nur von einer täuſchend ähnlichen Geſtaltung.

Auch dieſer mögliche Einwand gegen die Echtheit des geretteten Schädels wurde auf das vollſtändigſte beſeitigt. Schwabe erbat ſich vom Landſchaftscollegium die das Kaſſengewölbe betreffenden Akten, in denen mittels einzelner Regiſtraturen für jeden Fall die Perſonen genannt waren, welche man in jenes Gewölbe beigeſetzt hatte. Aus dieſen Acten ergab ſich, daß ſeit der letzten Aufräumung dreiundzwanzig Perſonen, unter denen auch Schiller war, in das Kaſſengewölbe beigeſetzt worden waren. Alſo mußte ſich unter den dreiundzwanzig gefundenen Schädeln auch der Schiller'ſche befinden.

Abgeſehen von den durch Sachkundige an dem Schädel vorgenommenen ſorgfältigen Meſſungen war das Vorhandenſein des vollſtändigen Gebiſſes an demſelben ſehr beweiskräftig. Allen andern Schädeln fehlten die Zähne bis auf einzelne Stifte entweder ganz, oder ſie waren doch höchſt unvollſtändig und ſchadhaft. Alle Diejenigen, welche Schiller perſönlich gekannt hatten, namentlich auch der Regiſtrator Rudolph, der mehre Jahre lang, bis an Schiller's Tod, deſſen Bedienter geweſen war, wußten mit Beſtimmtheit, daß Schiller ſeine trefflichen, vollſtändig erhaltenen Zähne mit ins Grab genommen hatte. Nur ein Backenzahn fehlte an der wieder aufgefundenen untern Kinnlade. In Schwabe's Notizen finden wir die Vermuthung ausgeſprochen, daß dieſer fehlende Zahn vielleicht erſt beim Aufſuchen des Schädels und des Unterkiefers herausgefallen ſei. Dagegen wird von Adolf Stahr in einem Aufſatze über Schiller's Beerdigung, ꝛc. (Nationalzeitung 1851, Nr. 414) behauptet, dieſen fehlenden Zahn habe ſich Schiller in Gegenwart ſeines ehemaligen Bedienten, des nachherigen Muſeumſchreibers Färber in Jena, zufolge der Ausſage dieſes Mannes, ausziehen laſſen. Jedenfalls iſt das Fehlen dieſes einen Zahnes von unerheblicher Bedeutung. Was in anderweitigen Mittheilungen von den horizontalen Streifen an Schiller's Zähnen, woran man den Schädel erkannt habe, erzählt wird, erlauben wir uns zu bezweifeln; Schwabe wußte ſich dieſes Umſtandes nicht zu erinnern. Richtig aber iſt es, daß Goethe die ſchöne horizontale Stellung der Zähne an dem Schädel wiedererkannte.

Endlich möge noch bemerkt werden, daß unter den dreiundzwanzig Schädeln der für den Schiller'ſchen erkannte beiweitem der größte war. Schiller hatte einen der anſehnlichen Länge ſeines Körpers entſprechenden großen Kopf. Die zweiundzwanzig Perſonen, welche, außer Schiller, im Kaſſengewölbe beigeſetzt worden, waren alle namentlich in den gedachten Acten aufgeführt, und im Jahre 1826 lebten noch Viele, welche dieſe ſämmtlichen zweiundzwanzig Perſonen gekannt hatten und ſich deutlich erinnerten, daß keine von ihnen mit ſo großer Körpergeſtalt und ſo großem Kopfe begabt war, wie Schiller.

Sobald der koſtbare Schädel aufgefunden war, bemühte ſich Schwabe natürlich nicht länger, den Schleier des Geheimniſſes über ſein Unternehmen gedeckt zu halten. Er zeigte dem Großherzog Carl Auguſt ſeinen Fund an, und referirte mündlich ihm und Goethe auf das genaueſte, wie es ihm gelungen war, Schiller's Schädel zu entdecken und vor der Vernichtung zu retten. Die beiden hohen Männer zollten ihm für ſeine Bemühungen die dankendſte Anerkennung.

Mit weniger günſtigem Auge wurde Schwabe's Thun von andern Seiten her betrachtet. Zunächſt war es das Oberconſiſtorium, dem vielleicht, bei den damals vielfach laut werdenden misbilligenden Urtheilen über jenes Unternehmen, welches „die Ruhe der Todten ſtörte", etwas ſchiefe Berichte zugegangen waren, und das in Schwabe's eigenmächtigem Vorſchreiten in einem Bereiche, welcher unter der ſpeciellen Obhut und Aufſicht des Conſiſtoriums ſtand, ein Vergehen gegen ſeine amtliche Autorität ſah. Während nun die geiſtlichen Herren recht wohl wußten, daß Schwabe die Nachſuchungen nach Schiller's Schädel ganz auf ſeine eigene Hand betrieben hatte, und während ohne Zweifel jeder für ſeine Perſon dieſes Thun ganz löblich fand, ſo ſcheint letzteres doch von dem Collegium in corpore übel vermerkt worden zu ſein, wozu vielleicht der Umſtand etwas beigetragen haben mag, daß durch Schwabe's Nachforſchungen der ganz verwahrloſte Zuſtand des Kaſſengewölbes bekannt worden war. Wir theilen nachſtehend einige intereſſante, unſern Gegenſtand betreffende Actenſtücke mit, welche aus den Acten der Kirchen- und Gotteskaſten-Commiſſion*), sub rubro: „Das auf dem Jakobskirchhofe befindliche fürſtliche Kaſſengewölbe betreffend, 1826“, ausgezogen ſind:

„An die Großherzogl. Kirchen-
u. Gotteskaſten-Commiſſion
allhier Weimar.

Im Namen Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs ꝛc. ꝛc.

Bei einer, kraft hierzu erhaltenen Auftrags, von Unſerm Secretariat vor einigen Tagen bewirkten Beſichtigung des auf dem Jakobskirchhof oder ſogenannten alten Gottesacker befindlichen Fürſtlichen Kaſſengewölbes hat ſich ergeben, daß dieſes Grabgewölbe in ſeinem untern Raume überaus an Feuchtigkeit leidet, ſodaß die meiſten der darin beigeſetzten Särge und darunter ſelbſt ſolche, die noch nicht ſechzehn bis zwanzig Jahre alt ſind, vor Feuchtigkeit und Näſſe entweder ſchon zerfallen, oder doch dem Zerfallen nahe ſind, ja daß überhaupt mit der Aufſtellung und Behandlung der in das gedachte Gewölbe gekommenen Särge mit ſehr weniger Sorgfalt und Schonung verfahren worden iſt.

---

*) Die Kirchen- und Gotteskaſten-Commiſſion war eine unter dem Oberconſiſtorium ſtehende Verwaltungsbehörde für das Vermögen ꝛc. der Kirchen zu Weimar, und beſtand damals aus dem Stadtrichter Weber, dem Generalſuperintendenten Röhr und dem Bürgermeiſter Schwabe.

„Da der Jakobskirchhof als Theil der Jakobskirche zu Unſerm Aufſichtsbereiche gehört, ſo kann Uns dieſer verwahrloſte Zuſtand eines auf dieſem Kirchhofe befindlichen Grabgewölbes nicht gleichgültig ſein, und Wir begehren daher, die Gotteskaſten-Commiſſion, welcher die Aufſicht über den Jakobskirchhof und deſſen Begräbnißgewölbe zunächſt zuſteht, wolle darüber, wie ſie dieſe ihr obliegende Pflicht bisher und ſeit den letzten zwanzig Jahren ausgeübt habe, namentlich wie ſie habe zugeben können, daß die Feuchtigkeit in dieſem Begräbniß-Souterrain ſo ſehr überhand genommen und auf die darin beigeſetzten Särge ſo zerſtörend eingewirket, ingleichen daß der Todtengräber ſo willkürlich und gewiſſenlos mit denſelben umgegangen, aufklärend und beziehungsweiſe verantwortlich, binnen längſtens 14 Tagen von Zugang dieſes, unter Beiſchluß ihrer Acten und reſp. Voracten, anher berichten. Weimar, den 11. April 1826.

Großherzogl. S. Oberconſiſtorium.
Peucer.
Hetzer.

Poſtſcript.

Auch im Namen Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs ꝛc. ꝛc. haben wir zu vernehmen gehabt, daß kürzlich, ohne Zweifel mit Concurrenz und Vorwiſſen der Kirchen- und Gotteskaſten-Commiſſion, von Seiten Großherzogl. Oberbaudirection Nachſuchung nach einem und dem andern der in dem Kaſſengewölbe beigeſetzten Särge geſchehen, und hierbei in Bezug auf dieſe Särge, reſp. deren vorgefundene Trümmer, ingleichen hinſichtlich der Gebeine und Köpfe der Verſtorbenen, Anordnung getroffen worden ſei.

Wir begehren, die Kirchen- und Gotteskaſten-Commiſſion wolle ihre desfallſige Wiſſenſchaft binnen der in Unſerm heutigen Hauptreſcripte geſetzten Friſt unfehlbar anher eröffnen.

Weimar, den 11. April 1826.

Großherzogl. S. Oberconſiſtorium.
Peucer.“

Auch ohne Fingerzeig iſt leicht herauszufinden, daß hier nicht das Hauptreſcript, ſondern das Poſtſcript die Hauptſache enthält. Hören wir nun, wie die Kirchencommiſſion ſich auf dieſes Reſcript verhält!

Der Juſtizrath und Stadtrichter Weber, dem das erſte Votum in Kirchen- und Gotteskaſten-Commiſſions-Angelegenheiten zuſtand, negirte in demſelben jede Verbindlichkeit der Unterbehörde zur Beaufſichtigung des Innern der Grabgewölbe und zur Verantwortung wegen der angeblichen Feuchtigkeit im Kaſſengewölbe und der dadurch bewirkten Zerſtörung der darin befindlichen Särge; das ſei Sache des Beſitzers eines Grabgewölbes, hier des Landſchaftscollegiums, an welches ſich das Oberconſiſtorium wenden möge. Dabei beantragte Weber eine Anweiſung an den Todtengräber, zu Vermeidung allen Anſtoßes und Aergerniſſes, dahin, daß derſelbe künftig in allen Gewölben mit den Särgen ſchonend umgehe. Ueber den Inhalt des Poſtſcriptes erklärte er, gar keine Auskunft geben zu können, daher der Todtengräber zu vernehmen wäre.

Das zweite Votum hatte Schwabe abzugeben. Krankheit und eine Reiſe ins Bad verzögerten dies um mehrere Monate. Er trat dem Weber'ſchen Votum ganz bei mit Ausſprechen der Hoffnung, daß das

Oberconſiſtorium die Kirchencommiſſion von der Verantwortlichkeit über Zerſtörungen, welche Naturkräfte bewirken, billig dispenſiren werde. Es beruhe übrigens in der Wirklichkeit, daß die Feuchtigkeit in dem Kaſſengewölbe überhand genommen habe, wovon ſich Jedermann durch den Augenſchein überzeugen könne.

Daß Großherzogl. Oberbaudirection in dem Gewölbe qu. Nachſuchungen gethan, davon wiſſe er (Schwabe) nichts. Er ſelbſt aber ſei mehrmals darin geweſen, und da er ſomit bei der Sache, die das Oberconſiſtorium nach dem Poſtſcript vernommen habe, intereſſirt ſei, ſo müſſe er ſich billig ſeines Votums enthalten, bitte aber, ſeines Geſtändniſſes zu erwähnen, auch daß er gern bereit ſei, falls die Sache noch weitern Erörterungen unterliegen ſollte, ſich ordnungsmäßig vernehmen zu laſſen.

Das dritte Mitglied der Kirchencommiſſion, Generalſuperintendent Dr. Röhr, trat in ſeinem Votum der Anſicht Weber's ebenfalls bei, daß nämlich die Beaufſichtigung des innern Zuſtandes der Grabgewölbe auf dem Jakobskirchhofe dem Eigenthümer derſelben, nicht aber der Kirchen- ꝛc. Commiſſion zuſtehe. Was aber den ſpeciellen Fall wegen Nachſuchens nach dem Schiller'ſchen Sarge betreffe, ſo wiſſe er nur ſo viel: daß er mit dem Publicum großen Anſtoß an dem Zuſtande genommen habe, in welchem ſich der obere ſichtbare Raum jenes Gewölbe nach ſtattgefundener Nachſuchung befunden habe, ſodaß er Herrn Präſidenten Weyland habe erſuchen müſſen, die Gatterthüren des Gewölbes mit ein paar Bretern vernageln zu laſſen, um den widrigen, faſt empörenden Anblick zu beſeitigen, welchen unordentlich und bunt untereinander daſtehende Särge, umgeben von allerlei Verweſungszeichen, dem Auge in einem Maße darboten, daß ſich jeder Gefühlvolle des Wortes erinnern mußte: Laſſet die Todten in Ruh! „Ob und was übrigens“, fährt Röhr fort, „mit der Schiller'ſchen Leiche geſchehen iſt, davon weiß ich als Oberpfarrer und Superintendent hieſiger Stadt officiell bis auf dieſen Tag — nichts. Nur von der Schädel-Ceremonie *) auf der Bibliothek habe ich in öffentlichen Blättern geleſen, und mich in Leipzig

---

*) Zwiſchen der Zeit, zu welcher Röhr dieſes Votum abgab, und der Zeit, zu welcher jenes Reſcript des Conſiſtoriums erlaſſen worden war, lagen mehre Monate. Während dieſes Zwiſchenraums war Schiller's Schädel auf der großherzoglichen Bibliothek feierlich niedergelegt worden. Zu dieſem Acte waren mehre Notabilitäten Weimars zugezogen worden, unter denen Röhr nicht war.

in einer großen Geſellſchaft geiſtreicher Männer fragen laſſen müſſen:

»Wie das geſittete Weimar mit ſeinen großen Geiſtern ſo huronenmäßig verfahren könne?« Ich hatte darauf keine Antwort, konnte aber die Frage nicht unangemeſſen finden.“

Als der nach Abgabe dieſer Abſtimmungen vom Juſtizrath Weber concipirte Bericht, d. d. 23. Oct. 1826, dem Bürgermeiſter Schwabe zur Signatur vorgelegt wurde, ſah er aus den beigelegten Acten dieſes vehemente Votum des Generalſuperintendenten Röhr und lediglich in Bezug auf daſſelbe, bemerkte er ſofort Folgendes zu den Acten:

„Indem mir das Concept ad 116 C. zur Signatur vorgelegt wird, ſehe ich das vor demſelben niedergeſchriebene Votum Sr. Magnificenz des Herrn Generalſuperintendenten und Oberpfarrers Dr. Röhr hier und halte mich verpflichtet, weil es Theil öffentlicher Acten geworden iſt, in Bezug auf den Schluß deſſelben Folgendes ebenfalls zu den Acten zu bemerken:

„Wenn die große Geſellſchaft geiſtreicher Männer zu Leipzig in Ueberlegung gezogen hätte, oder ziehen können:

1) daß die irdiſchen Ueberreſte Schiller's aus dem Local, wohin die Leiche Schiller's nach dem aus-

drücklichen Willen der Familie des Verſtorbenen gebracht und beigeſetzt worden war, nicht vollſtändig — wenn auch übrigens zum größten Theil*) — aufgefunden werden konnten;

2) daß es der Wunſch Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs war, ſo koſtbare Ueberreſte eines großen Mannes nicht weiter der Verweſung und Vernichtung zu überlaſſen, ſondern vielmehr an einer der Kunſt und Wiſſenſchaft geweihten Stätte für immer zu verwahren;

3) daß die Söhne und Töchter Schiller's zur Verwahrung der Ueberreſte ihres Vaters auf hieſiger Großherzogl. Bibliothek ihre Einwilligung ausdrücklich gegeben, und ſolche durch Herrn Appellationsgerichts-Aſſeſſor Ernſt von Schiller aus Köln a/R. dankend ausſprechen laſſen; endlich

4) daß eine zahlreiche Verſammlung gebildeter und angeſehener Männer und inniger Verehrer Friedrich von Schiller's dem Act der Niederlegung auf der Bibliothek beiwohnten;

ſo würde ſie gewiß Anſtand genommen haben, ſich des Ausdrucks huronenmäßig zu bedienen, eines

---

*) Im September 1826 waren auch noch die meiſten übrigen Gebeine Schiller's aufgeſucht worden.

Ausdruckes, der, ſelbſt abgeſehen von den vorliegenden Verhältniſſen, gegen eine geſittete Stadt ausgeſprochen, ſich nicht entfernt rechtfertigen läßt, am wenigſten aber einer Geſellſchaft geiſtreicher Männer angemeſſen erſcheint.“

Das Oberconſiſtorium reſcribirte darauf unter dem 12. December 1826: Daß das Landſchaftscollegium nach erfolgter Communication mit demſelben ſich bereit erklärt habe, dafür zu ſorgen, daß das Kaſſengewölbe auf dem Jakobskirchhofe in baulichem Zuſtande erhalten werde, und daß daſſelbe auch dahin ſehen wolle, daß es in ſeinem Aeußern dem Auge des Vorübergehenden keinen Uebelſtand darbiete, und werde das Landſchaftscollegium, wenn im Laufe der Zeit irgend eine Beſchädigung an dem Aeußern des Gewölbes ſich finden ſollte, auf eine desfallſige Anzeige der Kirchen- ꝛc. Commiſſion ſofort die Herſtellung anordnen. Zugleich werde dieſes Collegium ſachverſtändiges Urtheil darüber einholen, ob und wie ſich die Feuchtigkeit im untern Raume des Gewölbes beſeitigen laſſe.

Die Kirchen- ꝛc. Commiſſion werde angewieſen, in den geeigneten Fällen Anzeige an das Landſchaftscollegium zu machen. Auch ſolle ſie:

1) den Todtengräber bedeuten, daß er künftig über die Särge, welche im Kaſſengewölbe beigeſetzt würden, ein Regiſter führe und die beigeſetzten Särge mit Nummern, entſprechend den Nummern des Regiſters, verſehe;

2) daß er auf den Zuſtand des innern, beſonders des untern Raumes im Kaſſengewölbe ein genaues Augenmerk richte und wenn die Feuchtigkeit ſich zerſtörend äußere, ſofort Anzeige mache;

3) in Fällen, wo es ſich von der Zuſtändigkeit der Kirchen- ꝛc. Commiſſion hinſichtlich des Kaſſengewölbes und ſeines Zuſtandes handle, ſolle ſich dieſelbe mit dem hieſigen Stadtrath benehmen, damit ein einſeitiges Einſchreiten deſſelben, oder durch deſſen Vorſitzenden als Privatperſon, ſowie neuerlich geſchehen, ohne Concurrenz oder Verwiſſen der über den Kirchhof die Aufſicht führenden Behörde künftig nicht eintrete ꝛc.

Als ein Gegenſtück zu dieſem indirecten Verweis, den Schwabe hier vom Oberconſiſtorium erhielt, bemerken wir, daß Schwabe im October deſſelben Jahres vom Großherzog Carl Auguſt mit dem Ritterkreuze des Falkenordens beehrt wurde. Ob in dieſer Auszeichnung außer den mannichfachen Verdienſten Schwabe's, die er ſich als Bürgermeiſter um die Stadt Weimar erworben, auch ſein für die Auffindung der Schiller'ſchen Gebeine an den Tag gelegter Eifer Anerkennung finden ſollte, können wir nicht mit Beſtimmtheit berichten, doch als wahrſcheinlich vermuthen.

Dritter Abſchnitt.

Niederlegung von Schiller's Schädel auf der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar.

(1826.)

Im Jahre 1818 hatte man in Weimar am ſüdlichen Ende der Stadt, auf einer dort befindlichen ſanften Anhöhe, einen neuen Gottesacker angelegt. Als Schwabe 1820 das Amt des Bürgermeiſters ſeiner Vaterſtadt übernommen hatte, erſtreckte er ſeine Sorgfalt nicht allein auf die Wohlfahrt ſeiner lebenden Mitbürger, ſondern er gedachte auch treulich der Todten. Er ließ es ſich angelegen ſein, ihre Ruheſtätte zu einem freundlichen, reich blühenden Garten zu machen. Man hatte wol 1818 bei der Anlegung des Friedhofs eine von Norden nach Süden gehende Pappelallee für den Hauptweg gepflanzt, aber übrigens für Reinhaltung der Gräber, Blumenpflanzungen u. ſ. w.

durchaus nichts gethan, ſodaß man unter den mit Dornen und Diſteln bewachſenen Grabhügeln kaum die Begräbnißſtätte erſt kürzlich verſtorbener Menſchen vermuthen konnte. Mit aller Liebe und Sorgfalt führte Schwabe ſeinen Plan durch, dieſen großen, wüſten Raum in einen wohlgeordneten, durch Bäume und zahlloſe Blumen freundlich geſchmückten Garten zu verwandeln, und er wurde hierin auf das beſte vom Publicum unterſtützt. Schwabe's eifrigen Bemühungen iſt es auch zu danken, daß am Eingange des Gottesackers ein wohleingerichtetes Leichenhaus erbaut wurde, das erſte ſeiner Art in Deutſchland.

Als die Aufſuchung von Schiller's Schädel im Kaſſengewölbe geglückt war, entſtand die Frage: was ſoll mit dem koſtbaren Funde geſchehen? Schwabe wünſchte, und es war dies eine Lieblingsidee von ihm, der Schädel möchte auf dem neuen Gottesacker der Erde übergeben und dieſe Stelle durch ein einfaches Denkmal ausgezeichnet werden. Er hatte hierzu den höchſten Punkt des Friedhofs ausgewählt, ſodaß jeder nach Weimar reiſende Wanderer, er möchte kommen von welcher Gegend es ſei, ſchon von fern das Grabmal des geliebteſten deutſchen Dichters erblicken konnte; und frei und ungehindert, auf einem Allen zugänglichen Platze, ſollte man ſich der Grabſtätte nähern können. Dieſe Stätte hätte freilich den Schädel allein umſchloſſen; doch mit dem Gedanken, daß das Haupt ja der Sitz der geiſtigen Thätigkeit des Menſchen iſt, trug Schwabe keine Sorge um die andern Gebeine, die er, als Laie in der Anatomie, aus einem Haufen von Todtengebeinen ja auch nicht herauszufinden vermochte.

Eines Vormittags führte Schwabe die Schwägerin Schiller's, Frau von Wolzogen, und den Kanzler von Müller nach jenem Punkte auf der Höhe des Gottesackers, den er für die Beſtattung der körperlichen Ueberreſte Schiller's auserwählt hatte. Er machte ſie hier mit ſeinem Plane bekannt, gab die Verſicherung, daß die Stadt gewiß gern unentgeltlich den Platz geben würde, und fand Beide mit ſeiner Abſicht vollkommen einverſtanden.

Im Sommer deſſelben Jahres (1826) hielt ſich Schwabe mehre Wochen zu Wiesbaden auf, und machte von hier aus einen Ausflug nach Köln, wo er Schiller's Sohn, den dortigen Appellationsgerichtsaſſeſſor Ernſt von Schiller beſuchte. Er erzählte dieſem, wie es ihm geglückt ſei, von den Ueberreſten ſeines verewigten Vaters den Schädel zu retten; er theilte ihm auch ſeine Anſichten bezüglich der weitern Beſtattung der gefundenen Reſte mit. Wenige Tage nach jenem Beſuche ſchrieb Ernſt von Schiller an Schwabe nach Wiesbaden:

„Ew. ꝛc. beehre ich mich ergebenſt anzuzeigen, daß vor wenigen Stunden der Herr Kanzler von Müller bei mir geweſen. Derſelbe war ſehr erfreut, daß Sie die Güte gehabt hatten, mich von den Bewandniſſen mit den Ueberreſten meines Vaters vollkommen zu unterrichten, und empfiehlt ſich Ihnen auf das Beſte.

„Er hat mich gefragt, auf welche Weiſe wir die Ueberreſte meines Vaters beerdigen zu laſſen wünſchen, d. h. ob in bloßer Erde, oder in einem gemauerten Behältniſſe, und hat mir zugleich eröffnet, daß Frau von Wolzogen ſich für erſtere Art geäußert. Ich bin auch dafür, ſowie auch meine hier anweſende Schweſter, indem wir glauben, daß man der Beſtimmung der Natur, daß die irdiſchen Ueberreſte der Menſchen ſich mit ihr wieder vereinigen ſollen, nicht entgegenarbeiten dürfe. Ich habe meinem Bruder heute bereits darüber geſchrieben und ihn erſucht, unmittelbar Ew. ꝛc. ſeine desfallſige Zuſtimmung ſelbſt mitzutheilen. Der Kanzler hat mir den Wunſch ausgedrückt, daß ich der zweiten Beerdigung der Ueberreſte meines Vaters ſelbſt beiwohnen möchte, und bemerkt, daß dieſelbe während meines nächſten Aufenthaltes in Weimar geſchehen könne. Ich weiß nun nicht, ob Ew. ꝛc. oder der Herr Kanzler deshalb an Herrn Oberbaudirector Coudray ſchreiben werden. Ich werde am 24ten dieſes Monats von hier abreiſen und nach einem mehrtägigen Aufenthalte in Bösleben bei Arnſtadt zwiſchen dem 4. und 6. September in Weimar eintreffen, wo ich das Glück haben werde, Ew. ꝛc. öfters zu ſprechen.

„Die Mittheilungen, welche Ew. ꝛc. mir zu geben die Güte hatten, ſowie diejenigen des Herrn Kanzlers und der Frau von Wolzogen haben mich bereits jetzt in den Stand geſetzt, Ihre großen Bemühungen mit innigſtem Danke anzuerkennen. Ich muß es ſehr bedauern, daß ich entweder aus Mangel an Gelegenheit oder wegen Fügung der Umſtände, während meines frühern Aufenthaltes in Weimar ſolche Landsleute nicht habe näher kennen zu lernen das Glück gehabt, welche, wie Ew. ꝛc., einen ſo regen Eifer für die Ehre ihres Vaterlandes an den Tag legen.

„Genehmigen Ew. ꝛc. ꝛc.

Köln, den 3. Auguſt 1826.

von Schiller,
Appellationsgerichtsaſſeſſor.“

Es waren alſo auch die damals lebenden Glieder von Schiller's Familie mit Schwabe's Plane völlig einverſtanden. Doch mittlerweile hatten der Großherzog Carl Auguſt und Goethe anders beſchloſſen. Auf der Bibliothek ſollte, gegenüber der Marmorbüſte Goethe's, die von Dannecker erſt nach Schiller's Tode mit der Kunſt des großen Meiſters und mit der Liebe des Freundes gearbeitete Büſte Schiller's aus carariſchem Marmor aufgeſtellt werden. Dannecker hatte dieſes herrliche, durch geiſtreiche Auffaſſung und treue Aehnlichkeit gleich ausgezeichnete Kunſtwerk der Familie Schiller's verehrt, und von dieſer ließ es der Großherzog für den Preis von 200 Ducaten ankaufen. Die Hälfte des Kaufpreiſes zahlte der Großherzog aus ſeiner eigenen Schatulle, die andere Hälfte wurde von der Kaſſe der Oberaufſicht über alle unmittelbaren Anſtalten für Kunſt und Wiſſenſchaft getragen. *) In das hohe Piedeſtal der Schillerbüſte ſollte mit Begehung eines feierlichen Actes der Schädel Schiller's, der bisher von Schwabe verwahrt wer-

---

*) Ganz irrig wird in den meiſten Mittheilungen über dieſen Gegenſtand berichtet: Schiller's Erben hätten die Büſte von Dannecker für 200 Ducaten gekauft und der Großherzoglichen Bibliothek in Weimar zum Geſchenk gemacht.

den war, niedergelegt werden und da aufbewahrt bleiben. Da Ernſt von Schiller's Ankunft in Weimar erwartet wurde, verſchob man bis dahin die feierliche Handlung. Sowohl Ernſt von Schiller als auch ſeine Geſchwiſter hatten ihre Einwilligung zu dieſer Verwahrungsweiſe der Ueberreſte ihres Vaters gegeben.

Zu der Feierlichkeit wurden außer mehren höhern Staatsbeamten und dem Bibliothekperſonal einige Perſonen zugezogen, welche in irgend einer nähern Beziehung zu dem Dichter, deſſen Andenken man jetzt zu feiern gedachte, geſtanden hatten. Auch Schwabe erhielt eine Einladung mit der Veranlaſſung, ſeinerſeits diejenigen Perſonen in Weimar zu dem Akte zuzuziehen, welche mit ihm Schiller's Leiche zu Grabe getragen oder die ihn bezüglich der Aufſuchung des Schädels unterſtützt hatten. In Schwabe's hinterlaſſenen Papieren findet ſich das nachfolgende Circular:

„Die nachgenannten hochzuverehrenden Herren, welche die Gewogenheit hatten, meine Bemühungen in Aufſuchung der irdiſchen Ueberreſte Schiller's durch Ihren Rath gütig zu unterſtützen, — dann Diejenigen, welche am 11. Mai 1805 meine Bitte ſtattfinden ließen und mit mir Schiller's Leiche zu Grabe trugen, erſuche ich hierdurch gehorſamſt und ergebenſt, Sich heute Vormittags $^{3}/_{4}$11 Uhr auf Großherzoglicher Bibliothek hier einzufinden, wo nicht nur die Dannecker'ſche Büſte Schiller's aufgeſtellt, ſondern auch wegen Hinterlegung der aufgefundenen irdiſchen Ueberreſte deſſelben höhere Verfügung getroffen werden wird.

Weimar, am 17. Sept. 1826.

C. Schwabe.

Vorzulegen:

1) Herrn Präſidenten **Weyland**.
Wird kommen. Wlnd.

2) Herrn Landesdir.-Rath **Hufeland**.
Wird kommen. K. H.

3) Herrn Rath, Geh. Refer. **Helbig**.
Wird kommen. Helbig.

4) Herrn O.-M.-Rath Dr. v. **Froriep**.
5) Herrn Doctor **Schütz**.
} Sind verreiſt. C. S.

6) Herrn Kammerſecretair **Lungershauſen**.
Wird erſcheinen.
K. Lungershauſen.

7) Herrn Regiſtrator **Irrgang**.
Wird erſcheinen. Igg."

Die Feierlichkeit fand am 17. September 1826 Vormittags 11 Uhr im Saale des Bibliothekgebäudes ſtatt. Sie wurde eröffnet durch das Abſingen einer vom Profeſſor Riemer gedichteten und vom Kapellmeiſter Hummel componirten Cantate mit Inſtrumentalbegleitung. Der Geſang wurde durch Mitglieder des Hoftheaters, die Inſtrumentalbegleitung durch die Hofcapelle ausgeführt, wobei Hummel dirigirte.

Goethe ſelbſt hatte die beſtimmte Abſicht gehabt, dem Akte beizuwohnen; doch da er unpäßlich war und die Gemüthsbewegung fürchtete, welche bei den lebhaft erregten Erinnerungen an den theuern Freund auf ihn einſtürmen mochte, ſo ſendete er an ſeiner Statt ſeinen Sohn, den Geheimen Kammerrath Julius August Walther von Goethe.*)

In den Acten der Großherzoglichen Bibliothek befindet ſich über die feierliche Handlung folgendes Protokoll, welches wir hier vollſtändig und wörtlich folgen laſſen, zumal es Goethe (der Vater) höchſt wahrſcheinlich ſelbſt dictirt oder wenigſtens redigirt hat:

---

*) Geboren 25. December 1789, geſtorben in Rom 27. October 1830.

Actum.

Weimar am Sonntagsmorgen des 17. September 1826.

Nachdem das eifrige Bemühen des Hofrath und Burgemeiſter*) Schwabe: die im Kaſſengewölbe des alten Gottesackers ſeit 21 Jahren ruhenden irdiſchen Ueberreſte des verewigten Hofrath Friedrich v. Schiller aufzufinden, mit glücklichem Erfolg, insbeſondere dadurch gekrönt worden, daß deſſen Schädel und Kinnlade vollſtändig und unverſehrt zu Tage gefördert war, hatte ſich der Wunſch Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs dahin ausgeſprochen, daß dieſer theure Ueberreſt jenes gefeierten Mannes nicht wieder der zerſtörend einwirkenden Erde übergeben, ſondern an einem würdigen Orte und zwar auf Großherzoglicher Bibliothek aufbewahrt bleiben möchte. Nach erlangter Zuſtimmung der von Schiller'ſchen Familie war auch von letzterer auf Serenissimi höchſten Befehl die treffliche Marmorbüſte Schiller's von Dannecker acquirirt worden, um ſie zum ewigen Gedächtniß öffentlich aufzuſtellen.

---

*) In allen Billets, die Goethe an Schwabe geſchrieben, gibt er dieſem die in Weimar, und wol auch anderswo, ganz ungebräuchliche Benennung Burgemeiſter ſtatt Bürgermeiſter. Schon dieſer Umſtand deutet darauf hin, daß obiges Protokoll von Goethe, wenn nicht dictirt, doch wenigſtens redigirt worden iſt.

Die Stunde der Niederlegung jenes theuern Ueberreſtes mußte wol durch den Gegenſtand, der ſie veranlaßte, an ſich ſelbſt von feierlich-wehmüthigem Charakter ſein, aber um ſo mehr muß man ſich den reichbegabten Männern verpflichtet fühlen, die gemüthvoll ihr die ſchönſte Weihe zu geben bemüht waren.

Die Anweſenheit des jüngſten Sohnes des verewigten Schiller, Herrn Ernſt von Schiller, Aſſeſſor des königl. Appellationshofes zu Köln am Rhein, deſſen Geſtalt und Züge an den verehrten Vater ſo lebhaft erinnern, trug zur Erhöhung der Feierlichkeit weſentlich bei.

Vormittags 11 Uhr hatten ſich auf vorhergegangene Einladung nachbenannte Herren in dem innern Saale Großherzoglicher Bibliothek verſammelt, als:

Herr Kanzler Dr. von Müller,
" Geh. Kammerrath u. Kammerherr von Goethe,
" Aſſeſſor Ernſt von Schiller,
" Präſident Weyland,
" Landesdirectionsrath Hufeland,
" Geh. Hofrath Huſchke,
" Burgemeiſter Hofrath Schwabe,
" Kammerſecretair Lungershauſen,

Herr Rath und Geh. Referendar Helbig,
„ Hofrath und Scatouiller Völkel,
„ Hofſecretair Zwierlein,
„ Regierungsregiſtrator Irrgang,
„ Kanzelliſt Rudolph.

Hierzu kam noch vom Großherzoglichen Bibliothek-Perſonal:

Herr Bibliothekar und Profeſſor Dr. Riemer, und der Unterzeichnete, der Bibliothekſecretair Kräuter.

Folgende Herren hatten wegen Abweſenheit der Einladung nicht folgen können, als:

Herr Obermedicinalrath Dr. von Froriep,
„ Dr. Stephan Schütz,
„ Hofrath und Leibmedicus Dr. Schwabe,
„ Regierungsrath Schmidt.

Sämmtlich dieſe Perſonen waren theils dem verewigten Schiller im Leben nahe geweſen, oder mit ſeiner Familie eng verbunden, theils hatten ſie ſeine Leiche zu Grabe getragen, oder ſich bei jetziger Auffindung ſeiner irdiſchen Ueberreſte thätig erzeigt.

Herr Aſſeſſor Ernſt von Schiller eröffnete den Actus mit einer feierlich angemeſſenen Rede, worin er zuvörderſt der ſtädtiſchen Behörde und namentlich dem Herrn Hofrath Burgemeiſter Schwabe dankte für den unermüdeten Eifer, die irdiſchen Ueberreſte ſeines Vaters aufzufinden, und ſeine volle Beruhigung über das glückliche Gelingen ausſprach.

Hierauf erwähnte er, wie ſeine ganze Familie mit der Idee Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs vollkommen einverſtanden ſei, den Schädel ſeines verewigten Vaters nicht wieder der Verweſung zu übergeben, ſondern ihn hier auf Großherzoglicher Bibliothek, welcher er ihn hiermit feierlichſt weihe, für die Nachwelt aufbewahrt zu ſehen, und übergab ihn hierauf dem, den hochverehrten Chef der Großherzoglichen Bibliothek, Herrn Staatsminiſter von Goethe, Excellenz, repräſentirenden Herrn Geheimen Kammerrath und Kammerherrn von Goethe.

Letzterer empfing ihn, achtungsvoll dankend der von Schiller'ſchen Familie für den erfüllten Wunſch Serenissimi im Namen ſeines Herrn Vaters, den er entſchuldigte, daß er, zu tiefe Bewegung fürchtend, dieſer feierlichen Handlung perſönlich beizuwohnen nicht fähig geweſen, gedachte ſodann gerührt des ſchönen Freundſchaftsbundes, der zwiſchen ſeinem Vater und dem verewigten Schiller ſo viele Jahre beſtanden, bis der zu frühe Tod des Letztern ihn getrennt, ſicherte die ſorgfältigſte Aufbewahrung des ehrwürdigſten Depoſitums zu, das nur an ausgezeichnete Perſonen und nie ohne ſchriftliche Erlaubniß des Chefs der Bibliothek vorgezeigt werden ſollte, erwähnte endlich der Zuverſicht, die übrigen Gebeine Schiller's bald an würdigſter Stätte und unter deren angemeſſener Ausſchmückung beigeſetzt zu ſehen, und übergab nun das theure Haupt, welches bis jetzt verſiegelt und umhüllt geweſen war, dem Herrn Bibliothekar und Profeſſor Dr. Riemer zur Eröffnung und Beiſetzung in dem vor der Hand dazu, der Marmorbüſte des Herrn Staatsminiſter von Goethe gegenüber, auserſehenen Raum, nämlich in das verſchließbare Piedeſtal, welches die köſtliche Büſte Schiller's trägt, die von Dannecker für ſeinen Freund Schiller mit begeiſterter Hand aus carariſchem Marmor gearbeitet und in dieſer Stunde mit einem friſchen Lorbeerkranze geſchmückt war.

Nachdem dieſes Alles geſchehen und der Schlüſſel zu dem Piedeſtal vom Herrn Bibliothekar ꝛc. Riemer dem Herrn Geheimen Kammerrath von Goethe für ſeinen Herrn Vater eingehändigt worden war, nahm der Herr Kanzler Dr. von Müller im Namen aller Zeugen und Theilnehmer dieſes denkwürdigen Vorganges das Wort, und ſuchte in kurzer gehaltreicher Rede ihre Empfindungen zu ſchildern, gedenkend dabei der freundſchaftlichen, vieljährigen Verbindung jener hochbegabten Männer, die durch ihr geiſtiges Zuſammenwirken für Literatur und Kunſt ſo heilbringend geworden und für alle Folgezeit den Samen höchſter Veredlung und Vollendung ausgeſtreut hatten.

Alle dieſe Vorträge brachten um ſo größere Wirkung bei den Zuhörern hervor, da ſie der begeiſternde Gegenſtand meiſt unvorbereitet *) den tief empfindenden Gemüthern entlockt hatte und ſie nun ſoviel friſcher und lebendiger waren.

Sie ſind, nachher aufgezeichnet, in den Beilagen I, II und III gegenwärtigem Protokoll nachgeheftet.

Um 12 Uhr ging die Verſammlung auseinander, nachdem beſchloſſen worden, daß alle Anweſende dieſe Niederſchreibung unterzeichnen ſollten. **)

Nachrichtlich

Theodor Kräuter,
Bibliothekſecretair.

Dr. Friedrich von Müller.
Julius Auguſt Walther von Goethe.
Friedrich Wilhelm Ernſt von Schiller.
Chriſtian Weyland.
Karl Helbig.
Dr. Wilhelm Ernſt Chriſtian Huſchke.
Gottfried Rudolph.

---

*) Iſt wol zu bezweifeln.

**) Geſchah einige Tage nach dem Act.

Ernſt Ludwig Ferdinand Irrgang.
Carl Julius Wilhelm Zwierlein.
Martin Chriſtian Victor Töpfer.
Carl Leberecht Schwabe, Bürgermeiſter.
Heinrich Carl Friedrich Peucer.
Karl Hufeland.
Julius Adolph Völkel.
Heinrich Carl Theodor Lungershauſen.

I.

Ernſt von Schiller's Rede.

Vielgeliebter Freund,
Verehrungswürdige Verſammlung!

Nachdem es der raſtloſen Bemühung hieſiger Freunde meines verſtorbenen Vaters, Friedrich von Schiller, und inſonderheit dem dabei an den Tag gelegten ſchätzbaren Eifer des Herrn Hofraths und Bürgermeiſter Schwabe gelungen war, von den durch die Zeit in Verwirrung und Unkenntlichkeit gerathenen irdiſchen Ueberreſten meines Vaters vor der Hand dieſen Schädel heraufzubringen, und nachdem aus dem Zuſammentreffen ſo vieler Umſtände durch die Unterſuchung und den Ausſpruch kunſtverſtändiger Männer, ſowie auch durch das Zeugniß deren mehrerer, welche meinem Vater im Leben oft und ſtets nahe geweſen, die Identität dieſes Schädels als unzweifelhaft herausgeſtellt zu betrachten ſein dürfte, da entſtand die Frage, wo und auf welche Weiſe dieſer theure Ueberreſt aufbewahrt und erhalten werden ſollte.

Wenn auch ein natürliches Gefühl ſowol den hinterbliebenen Angehörigen Schiller's, als auch deſſen Freunden es anfänglich wünſchenswerth erſcheinen ließ, dieſes Haupt dem Schooß der Erde wieder zu geben, ſo mußten doch dieſe Empfindungen der erhabenern Anſicht des Großherzogs weichen, nach welcher dieſer merkwürdige und uns theure Schädel der gänzlichen Zerſtörung entzogen und der Mit- und Nachwelt dauernd erhalten werden ſollte.

Nachdem Se. Königl. Hoheit dieſen erhabenen Wunſch auszuſprechen und zugleich zu äußern geruht hatten, dieſen Ueberreſt auf hieſiger Bibliothek, dem Vereinigungspunkt ſo vieler herrlichen Schätze, aufbewahren laſſen zu wollen, ſo habe ich ſogleich dieſen Wunſch den übrigen nahen Gliedern meiner Familie eröffnet, welche alle mit mir darin übereinſtimmen, die erhabene Anſicht Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs dankbar und unterthänigſt zu verehren.

Ich bin demnach von der hinterbliebenen Familie

Schiller's beauftragt, Dir, theurer Jugendfreund, als dem ſtellvertretenden Sohne des vieljährigen und geliebteſten Freundes meines Vaters, deſſen verehrtes Haupt zu überreichen, damit Du den gnädigſten Befehl, welchen Se. Königl. Hoheit der Großherzog über die fernere Beſtimmung zu erlaſſen geruhte, ausführen möchteſt.

Weimar, den 17. September 1826.

Friedrich Wilhelm Ernſt von Schiller.

II.

Rede des Geh. Kammerrath von Goethe.

Theurer Freund,
Verehrteſte Anweſende!

Die erſte Pflicht, welche ich heute zu erfüllen habe, iſt die, meinen Vater zu entſchuldigen, daß er dieſem feierlichen, hochwichtigen Acte nicht ſelbſt beiwohnen kann.

Es war früher ſein feſter Wille, Dieſes zu thun, doch am heutigen Morgen wurden in ihm alle die Gefühle mächtig rege, welche jene Vergangenheit vorüberführten, wo er mit ſeinem geliebten, unvergeßlichen Freunde Friedrich von Schiller die ſchönſten Tage verlebt, auch manche Trauer erduldet hatte —

einem Freunde und Zeitgenoſſen, deſſen früher Tod einen Riß in das Leben meines Vaters brachte, welchen weder Zeit noch Mitwelt zu heilen im Stande war. Auch uns Lebende, die Söhne der unzertrennlichen, vertrauteſter Freund! trennte das waltende Schickſal, indem es mich hier feſſelte, Dir aber in der Ferne Dein Loos bereitete. Im Geiſt ſind wir aber uns immer nah, und danken wollen wir der Leitung, die uns ſo in dem größten Lebensmomente zuſammenführt.

Wenn mir nun heute mein Vater auftrug, an ſeiner Stelle dieſer Feier beizuwohnen, ſo fuhle ich ganz die Wichtigkeit und Ehre dieſes Vertrauens, und darf gewiß Ihnen ſämmtlich nicht näher ausführen, wie mein Gemüth von allen denen Gefühlen durchdrungen und erhoben iſt, welche bei großen Gelegenheiten den Geiſt berühren, ja beſtürmen.

Die zweite Pflicht, welche wir Anweſende ſowol, als jeder Weimaraner gewiß gern erfüllen wird, iſt, den Dank auszuſprechen gegen Dich, geliebter Freund, und die übrigen Hinterlaſſenen Deines großen Vaters, wenn Du heute das theure Haupt eines Geliebten, Verehrten, einem Lande, einer Stadt weihſt, wo ſein hoher Geiſt die ſchönſten Blüthen entfaltete und die herrlichſten Früchte trug.

Doppelt aber muß unſer Dank ſein, da Du außerdem noch die von dem Profeſſor Dannecker im Jahr 1805 mit ſo vieler Liebe als Kunſt ausgeführte Marmorbüſte des großen Mannes unſerm Durchlauchtigſten Landesfürſten und dieſer Anſtalt überließeſt, und ſo gleichſam den ernſten Tod mit dem heitern Leben verbandeſt.

Was nun die Aufbewahrung dieſes heiligen Ueberreſtes anlangt, ſo ſoll derſelbe in jenem Poſtament, auf welchem ſchon die vorerwähnte Büſte ſteht, in einer würdigen Hülle niedergelegt werden. Der Schlüſſel zu dieſem Behältniß ſoll ſtets in den Händen der Großherzoglichen Oberaufſicht über die unmittelbaren Anſtalten für Wiſſenſchaft und Kunſt bleiben, und nur ſolchen Perſonen die Anſchauung des Verwahrten verſtattet ſein, von denen man mit Gewißheit vorausſetzen kann, daß nicht Neugierde ihre Schritte leitet, ſondern das Gefühl, die Erkenntniß Deſſen, was jener große Mann für Deutſchland, für Europa, ja, für die ganze cultivirte Welt geleiſtet hat.*)

Und nun ſei mir vergönnt, noch einen wichtigen Punkt zur Sprache zu bringen. Schon ſind mit wohlempfundener Dankbarkeit die Bemühungen anerkannt, welche von wohlgeſinnten Männern dieſem Geſchäft gewidmet worden, wir aber ſehen uns in dem Fall, ſie nochmals um geneigte Verwendung anzugehen. Es iſt nämlich zu vollkommenem Abſchluß dieſer Angelegenheit höchſt wünſchenswerth, die noch außer dieſem theuern Haupt vorhandenen Reſte des zu früh Geſchiedenen nach erfolgter genauer Anerkennung ebenfalls ſo lange hier aufbewahrt zu ſehen, bis man über die Vorſchläge zu ſchicklicher Beiſetzung und zu würdiger Bezeichnung der Stelle ſich vereinigt, und worüber mein Vater ſeine Geſinnungen zu eröffnen ſich vorbehält.

---

*) Welcher Unterſcheidungszeichen dachte man ſich denn wol bei Anwendung dieſer Beſtimmung zu bedienen?

Und indem wir auf dieſe Weiſe dem auflöſenden Moder einen köſtlichen Schatz entziehen, ſo gleichen wir darin den frommen Alten, die, nach erloſchenem Holzſtoß, aus verglommenen Kohlen, aus unreinlicher Aſche fromm das Ueberbliebene ſammelten, um ſolches in würdiger Urne bewahrt, mit langdauernden Monumenten zu ſchmücken.

Jetzt erſuch' ich Sie, Herr Bibliothekar Profeſſor Riemer, die theuern Reſte zu übernehmen und mir zu folgen, damit wir ſie gemeinſchaftlich und in Gegenwart dieſer geehrten Verſammlung an dem ihnen beſtimmten Ort niederlegen.

Weimar, den 17. September 1826.

Julius Auguſt Walther von Goethe.

III.

Schlußworte

bei Niederlegung der Reliquie Schiller's und Aufſtellung ſeiner Marmorbüſte auf Großherzogl. Bibliothek zu Weimar

am Morgen des 17. September 1826
geſprochen vom

Kanzler von Müller.

Auch mir ſei vergönnt, im Namen der achtbaren Zeugen und Theilnehmer dieſes heiligen Vorganges, im Namen jener nächſten Freunde und Mitwirkenden, die zufällige Abweſenheit leider fern hält — ja, im Namen aller rings im deutſchen Vaterlande mit uns ſinnverwandten Verehrer Schiller's — Worte der Ehrfurcht und der Liebe hier auszuſprechen, wie die hohe Bedeutung des Augenblicks ſie mir eingibt.

Es iſt dem menſchlichen Gefühle ſo natürlich, von den Gegenſtänden ſeiner innigſten Verehrung ſichtbare Symbole und Denkmale zu wünſchen und zu fodern, um ſelbſt das Unſichtbare und Unſterbliche noch im gewohnten Kreiſe des Sichtbaren gleichſam bannen und feſthalten zu können. So haben tauſend edle Gemüther — nicht zufrieden mit jenem unzerſtörbar-lebendigen Monumente, das Schiller's unſterblicher Geiſt ſich ſelbſt durch die herrlichſten Leiſtungen in der Bruſt dankbarer Zeitgenoſſen und Nachkommen geſetzt hat — ſeit Jahren erſehnt, auch ein ſichtbares Denkmal an ſeinem Grabe ſich erheben und frommen Wallfahrten zum Ziele dienen zu ſehen.

Wenig Vertrauteſten nur konnten die wichtigen Gründe, die mannichfachen Hinderniſſe klar und offenbar werden, die einem ſolchen Unternehmen bis jetzt entgegenſtanden. Doch der Tag der Erfüllung iſt angebrochen, jene Gründe ſind erledigt, jene Hinderniſſe gehoben und die heiligen Manen empfangen ihr längſt beſtimmtes Opfer. Selbſt die zerſtörenden Naturkräfte mußten wunderſam mitwirken, um eine unzerſtörbar eigenthümlichſte Reliquie des edelſten Weſens wieder ans Licht zu heben und der ehrfurchtsvollen Betrachtung und Bewunderung ſpäteſter Zeiten zu ſichern.

Wenn nun ſchon der kleinſte ſichtbare Ueberreſt jener Guten und Trefflichen der Vorzeit, die ein frommer Sinn für immer heilig ſprach, Tempel und Altäre hervorrief und noch nach Jahrhunderten dem gläubigen Pilger Segen ſpendet — wie viel glücklicher wir, die das edelſte Gehäus, die unmittelbare Werkſtätte, welche die ſchaffende Natur einem ihrer auserleſenſten Lieblinge auf der Stufe ſeiner irdiſchen Entwickelung anwies, der Zerſtörung für immer entriſſen ſehen und demſelben heiligen Tempel der Kunſt und Wiſſenſchaft zu ſorgſamſter Bewahrung anvertraut, den jener hohe Geiſt ſo oft im Leben heiterſten Blicks begrüßte und mit den ewigen Gebilden tiefſter Forſchung und zaubergleicher Dichtung ſchmückte!

Sie, hochachtbarer Vorſteher dieſer Stadt, Sie alle ringsvereinte Freunde des Unvergeßlichen und ſeiner nachgelaſſenen Lieben, Sie ernten hier den Lohn treueifrigſter Widmung; wir erblicken den edeln Sohn des edelſten Vaters, tiefgerührt ſo heilige Ueberreſte anerkennend, ſie im Namen ſeiner ganzen hochverehrten Familie an würdigſter Stätte zum ewigen Gedächtniß weihen.

Alſobald enthüllt ſich unſerm Auge das ſchönſte und bedeutendſte Denkmal, das die bildende Kunſt dem entſchwundenen Genius zu ſetzen vermag: ſein eigenes, lebenstreues Bild, das die kunſtvolle Hand des gemüthsverwandten Freundes und Landsmannes in Marmor grub, grüßt uns ſegnend und mild, wie einſt im Leben, und was kein Phantaſiegebilde zu erreichen vermochte, jene heilige Form ſelbſt, mit der die ſchaffende Natur hienieden einſt den ſterblichen Geiſt umkleidete, iſt uns und ſpäteſten Enkeln zu dankbarer Huldigung gewonnen.

Nur der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schickſal flechten,
Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Geſpielin ſeliger Naturen,
Wandelt oben in des Lichtes Fluren
Göttlich unter Göttern die Geſtalt.

Abweſend-gegenwärtig iſt uns das theure Haupt dieſer Anſtalt, der ehrwürdige Prieſter dieſes Tempels, und ſein Bruſtbild iſt es, das in nächſter Nähe zuerſt den Blick des liebſten Freundes grüßt. Nein! dies iſt kein Feſt der Trauer, der Trennung; friſch wie der blühende Lorbeer, der ſich hier um die Stirn des Gefeierten ſchlingt und auf ewige Verjüngung der Natur deutet, webt Liebe und Verehrung ſein Gedächtniß um unſer Aller Bruſt mit goldenen Fäden der Erinnerung, ſchlingt das Bewußtſein ſeiner Unſterblichkeit den friſchen Blütenzweig der Hoffnung in unſer Leben.

Und ſo ſei ſie geſegnet die Stunde der Erfüllung edelſten Wunſches und Willens unſers hochſinnigen Fürſten; geſegnet die Stunde, wo ein frommer, vorurtheilsfreier Sinn ſo heilige Reliquie in dieſes ſtille Aſyl der Forſchung und Betrachtung niederlegt, und wenn einſt der ſpäte, weit gereiſte Wanderer dieſe heilige Stätte mit Ehrfurcht betritt, ſo leuchten, wie jenes ewige Zweigeſtirn am nächtlichen Himmel, ſeinem Blick entgegen die vereinigten Bilder:

Schiller und Goethe!

Nach beendigter Handlung übernahm der Geh. Kammerrath von Goethe den Schlüſſel zu dem Behältniß, welches Schiller's Schädel enthielt, und überbrachte ihn ſeinem Vater, der unter dem 27. September 1826 Bericht über die geſchehene Deponirung ꝛc. an den Großherzog erſtattete.

Bemerkenswerth ihrer unerfreulich ariſtokratiſchen Ausſchließlichkeit wegen iſt die Stelle des vorſtehend mitgetheilten Protokolls, zufolge welcher „das ehrwürdigſte Depoſitum nur ausgezeichneten Perſonen und nie ohne ſchriftliche Erlaubniß des Chefs der Bibliothek“ gezeigt werden ſollte.

So ruhte denn in ihrem engen Verſchluß, wohlverwahrt und, wie man meinte, für lange Jahre, die Hülle des erhabenen Geiſtes, deſſen göttliche Schöpfungen in ihrem endloſen Reichthume für tauſend und aber tauſend empfängliche Herzen die nie verſiegende Quelle geiſtiger Schätze wurden, und in zahlloſen Gemüthern den Keim des Edeln weckten, die reine Flamme der Begeiſterung für das Schöne und Gute anfachten und nährten.

Und all dieſen Tauſenden gab ihre begeiſterte Liebe zu dem großen volksthümlichen Dichter ein wahres, natürliches Eigenthumsrecht an jener ehrwürdigen Reliquie. Gleichwohl aber ſollte der Anblick von Schiller's Schädel nur „ausgezeichneten Perſonen“ vergönnt ſein.

Vierter Abſchnitt.

Aufſuchung der übrigen Gebeine Schiller's und Beiſetzung derſelben mit dem Schädel in die Großherzogl. Gruft zu Weimar.

(1826—1827.)

Durch die glückliche Auffindung von Schiller's Schädel war in Goethe der Gedanke geweckt worden, es müſſe auch möglich ſein, die übrigen zu Schiller's Skelet gehörigen Knochen aufzufinden. Von Schwabe hatte er erfahren, daß im Kaſſengewölbe ſich noch ein großer Haufen von Gebeinen befand. Bekanntlich beſaß Goethe gute oſteologiſche Kenntniſſe; dieſe ſagten ihm, daß man mit ihrer Hülfe aus tauſenden von untereinandergemengten Gebeinen die zu einem Knochengerüſte gehörigen herauszufinden vermag. Man hatte Schiller's Schädel; der dazu gehörige erſte, dann der zweite, dritte Halswirbel u. ſ. f. mußten aufzufinden ſein, wenn überhaupt die Knochen noch vorhanden waren. Außerdem wußte man mit Beſtimmtheit, daß Schiller beiweitem die größte Statur unter allen mit ihm im Kaſſengewölbe beigeſetzten Perſonen gehabt hatte; man wußte ferner, daß Schiller, ſelbſt im Verhältniß zu ſeiner langen Statur, ungewöhnlich lange Arme gehabt hatte. Man hatte alſo genug Anhaltepunkte, welche für den abermaligen Verſuch, die noch in dem Grabgewölbe ruhenden Ueberreſte Schiller's aufzufinden, ein glückliches Reſultat verſprachen.

Der Wunſch, Alles zu retten, was von Schiller's irdiſchen Reſten möglicherweiſe noch gefunden werden konnte, war in Goethe's Gemüth ſo lebhaft und beſchäftigte ihn ſo unabläſſig, daß er bereits wenige Tage nach der Niederlegung des Schädels auf der Bibliothek den Proſector an der anatomiſchen Anſtalt Schröter und den Muſeumſchreiber Färber *) von Jena nach Weimar kommen ließ und ihnen den Auftrag gab, die Aufſuchung der im Kaſſengewölbe befindlichen Gebeine Schiller's mit Hülfe des bereits aufgefundenen Schädels vorzunehmen.

So öffnete ſich denn nochmals die nacht- und modererfüllte Gruft den Nachforſchungen, zu welchen Anhänglichkeit und Pietät gegen den früh dahin geſchiedenen Dichter ſeine überlebenden Freunde antrieb.

---

*) Färber war mehre Jahre lang Schiller's Bedienter geweſen, als dieſer in Jena lebte.

Den Bemühungen des Proſectors Schröter und ſeines Gehülfen gelang es bald, die einzelnen Knochen des Schiller'ſchen Skeletes, mit einigen Ausnahmen, aufzuſinden. Wie ſechs Monate zuvor, als Schwabe das Kaſſengewölbe nach Schiller's Schädel durchſuchte, im Publicum tadelnde Stimmen laut wurden und in frommem Eifer riefen: Laſſet die Todten ruhen! ſo wurde es auch jetzt vielfach gemißbilligt, daß man durch den Proſector der Jenaiſchen anatomiſchen Anſtalt die geheiligte Ruhe des Grabes ſtören ließ. Aehnliche befangene Urtheile über die Aufbewahrung des Schädels auf der Großherzoglichen Bibliothek machten die Runde im Weimariſchen Publicum, auch dem gebildeten.

Am 30. September 1826 reichten Schröter und Färber bei dem Chef der Großherzogl. Bibliothek das nachſtehende Verzeichniß *) der von ihnen aufgefundenen Schillerſchen Gebeine ein, auf welchem Verzeichniſſe man auch den bereits vorhandenen Schädel mit aufführte:

---

*) Aus den Acten der Großherzogl. Bibliothek zu Weimar.

Ueberreſte des Schiller'ſchen Knochenbaues.

Vorhandene Theile.	Fehlende Theile. *)
Der Schädel mit Unterkinnlade.	
Sieben Halswirbel (vertebrae colli).	
Acht Rückenwirbel (vertebrae dorsi).	Vier Rückenwirbel (vertebrae dorsi).
Vier Lendenwirbel (vertebrae lumbales).	Ein Lendenwirbel (vertebra lumbalis).
Das Kreuzbein (os sacrum).	Das Schwanzbein (os coccygis).
Dreiundzwanzig Rippen (costae).	
Die beiden Schlüſſelbeine (os claviculae).	
Die beiden Schulterblätter (os scapulae).	
Die beiden Oberarmbeine (os humeri).	
Die linke Ellenbogenröhre (os ulnae).	Eine Ellenbogenröhre (ulna). Zwei Speichenröhren (os radius).

---

*) Nur der Anatom von Fach wird in dem Verzeichniß der fehlenden Knochen das Zungenbein (os hyoideum) vermiſſen, welches, wie ſich wohl denken läßt, nicht aufgefunden werden konnte.

Vorhandene Theile	Fehlende Theile.
Vier mittlere Handknochen (os metacarpi).	Sämmtliche Handwurzelknochen (os carpi).
	Sechs Mittelhandknochen (os metacarpi).
Drei Fingerglieder (phalanges).	Fünfundzwanzig Fingerglieder (phalanges).
Das unbenannte Bein (os innominatum).	Ein ungenanntes Bein (os innominatum).
Die beiden Schenkelknochen (os femur).	
Die beiden Knieſcheiben (os patella).	
Die beiden Schienbeinröhren (os tibia).	
Die beiden Wadenbeinröhren (os fibula).	
Ein Sprungbein (os talus).	
Die beiden Ferſenbeine (os calcaneus).	
Die beiden kahnförmigen Beine (os naviculare).	Sechs Wurzelknochen (os tarsi).
Das rechte Würfelbein (os cuboideum).	Vier Linſenbeine (os pisiforme).
Die beiden erſten Keilbeine (os cuneiforme).	

Vorhandene Theile.	Fehlende Theile.
Die beiden erſten Mittelfußknochen (os pollicis).	Vier Mittelfußknochen (os metatarsi).
Vier Mittelfußknochen (os metatarsi).	
Das erſte Glied von der linken großen Zehe (phalanx).	Siebenundzwanzig Zehenglieder (phalanges).

Verzeichnet und beſtätigt vom
Weimar, Proſector Schröter und
d. 30. Sept. 1826. Muſeumſchreiber Färber.

Goethe hat dieſes Verzeichniß beſtätigt, indem er es mit dem Beiſatz „durchgeſehen" mit unterſchrieb.

Es läßt ſich denken, daß Goethe in hohem Grade durch die glückliche Vollführung des Geſchäfts erfreut war. Er ſchrieb damals folgende Zeilen an den (im Jahre 1850 zu Weimar verſtorbenen) Kanzler von Müller:

„Nachdem die heiligen Reſte, über unſer Hoffen und Erwarten, nahezu vollſtändig zuſammengebracht und beigelegt worden, ſo bitte die beiden Männer*) billig honoriren zu laſſen; ich werde, wenn dieſes geſchehen, von meiner Seite noch ein Gratial hinzufügen. Mich des glücklichen Erfolgs freuend

---

*) Proſector Schröter und Muſeumſchreiber Färber.

W., d. 28. Sept. 1826. **Goethe.**

Aufſchrift:

Des Herrn Kanzler v. Müller

Hochwohlgeb.“

Die aufgefundenen Gebeine wurden in einem Interimſarg, der mit blauem Merino ausgepolſtert war, verwahrlich niedergelegt, während der Schädel wieder in dem Fußgeſtell der Dannecker'ſchen Schillerbüſte eingeſchloſſen wurde.

Schwabe's frühere Idee, Schiller's Gebeine auf der Anhöhe des neuen Friedhofs begraben und die Stätte mit einem einfachen Denkmal geſchmückt zu ſehen, erhielt ganz unvermuthet freudige Nahrung, als im Februar 1827 der edle Großherzog Carl Auguſt folgendes Reſcript an die Landesdirection erließ:

„An die Landesdirection zu Weimar.

Carl Auguſt ꝛc.

Es iſt Uns der Gedanke und Vorſchlag hinterbracht worden, daß für Unſern wirklichen Geh. Rath und Staatsminiſter von Goethe, Excellenz, und für den verſtorbenen Hofrath von Schiller ein Denkmal errichtet werden möge, in welchem die irdiſchen Ueberreſte des letztern und dereinſt auch des erſtern beigeſetzt werden könnten, daß hierzu aber ein mehr geeigneter Platz nicht aufzufinden ſei, als der obere Theil des an den neuen Gottesacker vor dem Frauenthor ſtoßenden, dem hieſigen Stadtrath eigenthümlich zuſtehenden Grundſtückes, welches ohnehin früher oder ſpäter zu dem nicht hinlänglich geräumigen Gottesacker beizuziehen ſein würde. Da Wir der Ausführung eines ſolchen Gedankens nicht entgegen ſein wollen, ſo weiſen Wir Unſere Landesdirection gnädigſt an, jenes zu einer Centralbaumſchule eingerichtete Grundſtück dem hieſigen Stadtrath zurückzugeben und das dafür bisher aus dem Polizeifonds gezahlte Pachtgeld wieder einzuziehen, damit der erforderliche Platz zu jenem Denkmal davon abgetreten, der übrige Theil künftig, ſoweit nöthig, zu dem Gottesacker mit gezogen werden könne.

Es wird hiernach darauf Bedacht genommen werden müſſen, die Baumſchule, deren gegenwärtige, durch die Thätigkeit und Einſicht des Secretairs Wangemann bewirkte gute Verfaſſung Uns angerühmt worden, auf einen andern Platz zu verſetzen, und Wir ſind nicht abgeneigt, hiezu ſelbſt die Hand zu bieten, wenn ſich unter den von Unſerer Dispoſition abhängenden Grundſtücken ein dazu paſſendes vorfindet, welches entbehrt werden kann.

Wir glauben übrigens erwarten zu dürfen, daß der Stadtrath mit Rückſicht auf den Zweck der Verwendung für den zur Errichtung des Denkmals zu überlaſſenden Theil jenes Grundſtückes um ſo weniger eine Entſchädigung in Anſpruch nehmen werde, als Wir dagegen die Kapelle der auf dem Gottesacker erbauten Fürſtengruft zu dem Gebrauch bei ſtädtiſchen Leichenbegängniſſen eingeräumt, und der Stadt dadurch einen außerdem nicht zu vermeidenden, beträchtlichen Aufwand erſpart haben.

Daran geſchieht Unſer Wille ꝛc.

Weimar,
den 6. Februar 1827.

Carl Auguſt,
Großherzog zu Sachſen.

C. W. Frhr. v. Fritſch."

In Gemäßheit dieſes höchſten Reſcripts reſcribirte die Landesdirection an den Stadtrath zu Weimar, welchem in voller Rathsverſammlung davon Vortrag geſchah, und deſſen Geſinnungen und Beſchluß Schwabe, als Vorſitzender des Stadtraths, in folgendem Bericht an die Landesdirection ausſprach:

„Hochpreißliche Landesdirection!

Weimar, den 8. März 1827.

Bericht des Stadtraths, den obern
Theil des neuen Gottesackers, der
zeither zur Centralbaumſchule benutzt wurde, betreffend.

Die von Einem Hohen Collegium mittels Reſcripts vom 13. v. M. uns geſchehene Aufkündigung des Pachts über den obern Theil des neuen Gottesackers, der zeither zur Centralbaumſchule benutzt wurde, nehmen wir als verpachtender Theil an, dergeſtalt, daß unter den vorliegenden Umſtänden das Pachtverhältniß ſofort als aufgelöſt erſcheine.

Dem höchſten Willen Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs, unſeres gnädigſten Landesherrn:

> den zu einem Denkmal für die irdiſchen Ueberreſte des Hofraths von Schiller auf jenem Theil des Gottesackers beſtimmten Platz, der dereinſt auch als Begräbnißplatz für Se. Excellenz den wirklichen Herrn Geh. Rath und Staatsminiſter von Goethe dienen ſoll, abzutreten,

wollen wir nicht blos als treue Unterthanen auf das Vollſtändigſte nachkommen, ſondern wir erkennen auch als Vorſteher der hieſigen Stadt die Verpflichtung gern an, unſererſeits nach Kräften alles beizutragen, damit das Andenken jener hohen Männer, die von hier aus durch Wort und Schrift lehrten und wirkten, und den Ruhm unſerer Vaterſtadt in der gebildeten Welt ſo bedeutend erhöhten, auch in äußern Zeichen möglichſt erhalten und durch dieſelben insbeſondere die dankbare Anerkennung ihrer großen Verdienſte durch uns als Zeitgenoſſen, den künftigen Geſchlechtern bewieſen werde.

Sonach überlaſſen wir den höchſten Punkt des uns eigenthümlich zugehörigen Gottesackers für immer zu dem zu errichtenden von Goethe-Schiller'ſchen Denkmal, und werden demnächſt mit Zuziehung Sachverſtändiger Sorge tragen, daß die nächſten Umgebungen deſſelben durch zu fertigende Gartenanlagen und Anpflanzungen, ſoweit ſolche immer zum Ganzen des Gottesackers paſſend erſcheinen, verſchönert und ſtets in einem der Würde des Denkmals angemeſſenen Zuſtand erhalten werden.

Daß Se. Königl. Hoheit der Großherzog huldreichſt verſtatten will, daß die Kapelle der Fürſtengruft zu dem Gebrauch bei ſtädtiſchen Leichenbegängniſſen mit benutzt werde, verehren wir mit dem innigſten und ehrfurchtsvollſten Dank, und erkennen darin einen neuen Beweis der landesväterlichen Fürſorge und der huldreichſten Geſinnungen unſeres gnädigſten Landesherrn, deren Fortdauer unſer Glück ſein wird.

Hochpreißliche Landesdirection bitten wir ehrerbietig, dieſen unſern tiefgefühlten Dank Sr. Königl. Hoheit dem Großherzog darzulegen.

In vollkommenſtem Reſpect verharrend ꝛc.

der Stadtrath.“

Dieſen Bericht des Stadtrathes theilte Goethe gegen das Ende des März 1827 dem Appellationsgerichtsaſſeſſor von Schiller abſchriftlich mit.

Obgleich Goethe ſtets die größte Abneigung ausgeſprochen hatte gegen die Abſicht, welche man hier und da, namentlich auch in ſeiner Vaterſtadt Frankfurt a. M. hatte, ihm ſchon bei ſeinen Lebzeiten ein Denkmal zu errichten, ſo ſagte ihm doch die Idee, dereinſt nach ſeinem Tode neben den Gebeinen des durch innige Freundſchaft, wie durch geiſtige Größe und Dichterruhm ihm gleich naheſtehenden Schiller zu ruhen, im hohem Grade zu. Goethe ſelbſt beauftragte den Oberbaudirector Coudray, den Riß zu einem für Schiller und ihn beſtimmten gemeinſchaftlichen, einfachen Grabmonumente zu entwerfen. Nach dem hierauf von Coudray gefertigten Entwurf, der Goethe's Genehmigung erhielt, ſollten die beiden von außen ſichtbaren Särge dicht nebeneinander ſtehen.

Fürwahr, in aller ſeiner Einfachheit würde dieſes Denkmal ein außerordentlich erhabenes geworden ſein, ein Denkmal, welches ſeines gleichen auf der ganzen weiten Erde nicht haben würde! Welch ein ergreifender und erhebender Anblick für die Gebildeten aller Nationen würde es geweſen ſein, dieſes Denkmal mit den ſichtbaren Sarkophagen der beiden größten deutſchen Dichter, die beide in ihrer Größe von keinem der Dichter aller Zeiten und aller Völker überragt werden. Weimar würde an dieſem Denkmal einen Wallfahrtsort beſitzen, dem zahlloſe Pilger mit andächtiger Begeiſterung, mit dankerfüllten Herzen nahen würden.

Nach den vorſtehenden Darlegungen leidet es keinen Zweifel, daß ſowol der Großherzog, als Goethe für die Idee jenes gemeinſchaftlichen Grabmonumentes eingenommen waren. Der Stadtrath war der an ihn ergangenen Auffoderung bereitwilligſt nachgekommen, hatte den zu dem Denkmal geigneten Platz unentgeltlich eingeräumt, ſich auch von freien Stucken erboten, die nächſte Umgebung des zu errichtenden Denkmales durch Anpflanzungen ꝛc. in einen deſſelben würdigen Zuſtand zu bringen und darin zu erhalten — es ſchien alſo nichts mehr der Ausführung des ſchönen Planes im Wege zu ſtehen. Und doch ſollte ſich Alles anders geſtalten!

Ehe die Vorarbeiten an der zum gemeinſchaftlichen Begräbnißplatz für die beiden großen Männer auserleſenen Stelle beginnen konnten, mußte die dort befindliche Centralbaumſchule, namentlich in der nächſten Umgebung des Platzes, geräumt werden. Ungeachtet mannichfacher Erinnerungen und Bitten von Seiten Schwabe's verzögerte ſich dieſes Räumen ſo ſehr, daß auch im Laufe des Sommers (1827) von Seiten des Stadtrathes nichts auch nur zur Einrichtung des Platzes vorgenommen werden konnte. Allerdings iſt hierbei zu bemerken, daß der Transport mehrer Baumſtämmchen aus der Centralbaumſchule nach dem alten Gottesacker für dieſelben im ſpäten Herbſt wol vortheilhafter als im Frühjahr oder Sommer ſein mochte; allein bei der Wichtigkeit der Sache durfte deren Beförderung um eines ſo kleinen Gegenſtandes willen wahrlich nicht leiden! Eine geheime Agitation ſcheint eifrig gegen die Ausführung der trefflichen Idee gewirkt zu haben. Eine hierauf bezügliche Notiz, die ſich in Schwabe's hinterlaſſenen Papieren findet, lautet:

> „Ich habe leider damals die Ueberzeugung gewonnen, daß ein eitler, hämiſcher Charakter mit Aufbietung allen Einfluſſes auf eine hochſtehende Perſon hindernd entgegentrat.“

Wir vermögen dieſen andeutenden Worten durchaus keine Erklärung beizufügen.

Es verlautete ſpäter, daß der Großherzog mit Goethe über die Niederlegung der Schiller'ſchen Gebeine in der auf dem neuen Gottesacker neu erbauten Großherzoglichen Familiengruft verhandelt habe, und hiervon erhielt Schwabe bald die Beſtätigung durch ein ihm mitgetheiltes Handbillet des Großherzogs an Goethe, welches wörtlich alſo lautet:

„24. 9. 27.

„Hier einige Autographen für die Sammlung. Es wird ſo verſchiedentlich über die Aufbewahrung der Schiller'ſchen Relicten (ſeines Kopfes und Skelets) auf hieſiger Bibliothek hin und her geurtheilt, und meiſtens wohl mißbilligt, daß ich es für rathſam halten möchte, ſelbige in dem Kaſten, in welchem ſie liegen, inclusive des Hauptes, von welchem vorher noch ein Abguß zu nehmen wäre, in die Familiengruft einſtweilen ſetzen und aufheben zu laſſen, welche ich für mein Geſchlecht auf dem hieſigen neuen Friedhofe habe bauen laſſen, bis daß Schiller's Familie einmal ein anderes darüber disponirt. So Du hiermit einſtimmſt, ſo werde ich dem Hofmarſchallamte die Anweiſung geben, Schiller's Ueberbleibſel unter ſeinen Beſchluß bei meinen Ahnen zu nehmen.

Carl Auguſt.“

Zu dem Entſchluß, Schiller's Gebeine von der Bibliothek in die Großherzogliche Familiengruft bringen zu laſſen, ſcheint die Anweſenheit des Königs Ludwig von Baiern, im Auguſt 1827, beigetragen zu haben, der einen Anſtoß darin fand, daß die ehrwürdigen Reliquien in einer ähnlichen Weiſe verwahrt wurden, wie man wol koſtbare Münzen und andere Raritäten, nicht aber die körperlichen Ueberreſte verehrter und geliebter Todten verwahrt.

In Folge jenes Großherzoglichen Handbillets ordnete Goethe unterm 16. November 1827 an, daß der Schädel und die Gebeine Schiller's, wie ſie bis jetzt auf der Bibliothek verwahrt worden waren, in einen neuen, zierlichen und dauerhaften Sarkophag gebracht werden ſollten.

In den Bibliotheksacten findet ſich folgende Niederſchrift Goethe's:

„Nachdem Ihre Königl. Hoheit der Großherzog unterm 24. Sept. gnädigſt geäußert, daß Höchſtdieſelben in mannichfaltigen Betrachtungen den Entſchluß gefaßt, zu denen auf Großherzogl. Bibliothek befindlichen Reſten unſeres edlen Schiller auch den bisher davon getrennten und abgeſondert verwahrten Schädel hinzufügen zu laſſen, nicht weniger geneigt ſeien, dieſen glücklicher Weiſe wieder zuſammen gebrachten Gebeinen bis auf Weiteres einen Platz in der auf dem neuen Friedhof erbauten Großherzoglichen Familiengruft gnädigſt zu gönnen, ſo hat man vor allen Dingen nöthig erachtet, für ein dauerhaftes, manchen Zufälligkeiten widerſtehendes Gefäß Sorge zu tragen, ſobald aber ſolches bereitet worden, nachverzeichnete Behandlung angeordnet. Weimar, d. 16. Nov. 1827.“

Am 17. Nov. 1827, in Gegenwart von Goethe's Sohn, dem Geh. Kammerrath von Goethe, dem Oberbaudirector Coudray und Profeſſor Riemer ordnete der Proſector Schröter die Schillerſchen Gebeine in dem neuen Sarkophag und bildete daraus mit dem Schädel ein Skelet. Der Sarkophag iſt 7 Fuß lang, 2 Fuß 8 Zoll breit und 2 Fuß 2½ Zoll hoch. Er iſt mit dunkelrothem Mouſſelin ausgeſchlagen und hat 4 Schlöſſer. Am obern Ende, an einem der ſchmalen Seitenbreter, iſt in gegoſſenen, 4 Zoll hohen eiſernen Buchſtaben der Name

SCHILLER

angebracht.

Noch an demſelben Tage begab ſich Goethe ſelbſt auf die Bibliothek, beſah und unterſuchte den neuen Sarkophag und gab ſeine Zufriedenheit zu erkennen. Wir theilen auch das hierauf bezügliche kurze Protokoll aus den Acten der Großherzogl. Bibliothek hier mit:

„Gegenwärtig:
Herr Oberbaudirector Coudray.
„ Bibliothekar und Profeſſor Riemer.
„ Profector Schröter von Jena
und
der Unterzeichnete.

Geſchehen
Weimar, am 17. November 1827.

Im Auftrag Sr. Excellenz des Herrn Geh. Raths und Staatsminiſters von Goethe, und in Gegenwart der Nebenverzeichneten wurden heute die zeither auf Großherzogl. Bibliothek allhier proviſoriſch aufbewahrten irdiſchen Ueberreſte des Hofrath Friedrich von Schiller in den dazu gefertigten neuen Sarkophag niedergelegt und der Schädel ebenfalls beigefügt, ſodann der Sarkophag verſchloſſen und der Schlüſſel zu demſelben durch Endesunterzeichneten Seiner Excellenz dem Herrn

Geh. Rath und Staatsminiſter von Goethe ſofort übergeben. Nachrichtlich

Julius Auguſt Walther von Goethe.

Unterſchrieben:

Coudray.

Riemer.

Schröter, Profector.

Mich von Vorſtehendem perſönlich an Ort und Stelle in Kenntniß geſetzt.

Weimar, den 17. November 1827.

J. A. W. von Goethe."

Der 16. December 1827 war als der Tag beſtimmt, an welchem die abermalige feierliche Beiſetzung der Gebeine Schiller's ſtattfinden ſollte. Zwei Tage zuvor begab ſich eine Commiſſion in die Fürſtengruft, um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Die Bibliothekacten enthalten darüber das folgende

Protokoll des Hofmarſchallamtes:

„Weimar, den 14. December 1827.

Zur Vollziehung der höchſten Befehle Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs vom 6. d. M. begaben ſich heute Nachmittag

der Herr Canzler Dr. von Müller,
" " Oberbaudirector Coudray,
" " Geh. Kammerrath von Goethe
in die Fürſtengruft auf dem neuen Friedhofe, um in derſelben die Stelle zu beſtimmen, auf welcher der Sarkophag mit den irdiſchen Ueberreſten des ſeligen Herrn Hofraths von Schiller aufgeſtellt werden ſolle.

Nach dem Wechſel verſchiedener Anſichten wurde das Quadrat, welches der Pfeiler gegenüber dem untern Eingange in die Gruft mit der Mauerwand gegen Mittag und Morgen bildet, zu dem gedachten Zweck am paſſendſten gefunden und dazu beſtimmt.

Es wurden ſofort drei ſteinerne Würfel oder Füße an genannter Stelle vom Maurermeiſter Menge, Bauaufſeher Knabe und Taglöhner Hering nach Angabe des Herrn Oberbaudirectors Coudray gerichtet und aufgeſtellt.

Nachdem noch einige Anordnungen bezüglich auf den Transport des Sarkophags mit den theuren Reſten des unſterblichen Schiller aus dem Bibliothekgebäude nach deſſen jetzigem Beſtimmungsorte getroffen, wurde feſtgeſetzt, daß der fragliche Sarkophag kommenden Sonntag den 16. d. M. in der fünften Frühſtunde in aller Stille aus dem Bibliothekgebäude abgeholt und der Act der Beiſetzung in der Fürſtengruft um 6 Uhr früh ſtattfinden ſolle.

Auch wurde verabredet, daß man ſich zur Begleitung des Schiller'ſchen Sargs, wozu der Herr Profeſſor und Bibliothekar Riemer, ſowie der Herr Bibliothekſecretair Kräuter eingeladen werden ſolle, den 16. d. M. früh 5 Uhr auf der Großherzogl. Bibliothek verſammeln wolle.

Der Herr Canzler Dr. von Müller bemerkten, daß Sie mit Ihrem Wagen den Herrn Hofmarſchall Freiherrn von Spiegel, als mit der Beiſetzung der von Schiller'ſchen Gebeine von Sr. Königl. Hoheit dem Großherzog beſonders beauftragt, ambeſagten Tage und zur feſtgeſetzten Stunde abholen und direct in die Großherzogliche Familiengruft begleiten wollten.

Die Fürſtengruft wurde wieder verſchloſſen.

Nachrichtlich

Carl Zwierlein,
Hofſecretair.“

Am 16. December 1827 früh ½6 Uhr geſchah die Beiſetzung des ſo koſtbare irdiſche Ueberreſte enthaltenden Sarkophages, wie das nachfolgende Protokoll von Schwabe's Hand angibt:

„Weimar, den 16. December 1827.

Der Herr Canzler Dr. von Müller hatte mich vorgeſtern früh im Auftrag Sr. Excellenz des Herrn Geh. Raths von Goethe eingeladen, mich heute Morgen ½ 6 Uhr in der Fürſtlichen Gruft auf dem neuen Gottesacker einzufinden, indem nach dem höchſten Willen Serenissimi die Gebeine Schiller's von der Bibliothek in einem Sarkophag dahin gebracht und dort einſtweilen beigeſetzt werden ſollten. Dabei wurde mir noch eröffnet, daß es der Wille Serenissimi ſei, daß die ganze Handlung zur Vermeidung alles Aufſehens ganz in der Stille und nur in Gegenwart weniger beſonders genannter Perſonen, unter denen mir Herr Oberconſiſtorialdirector Peucer, Herr Hofmarſchall Freiherr von Spiegel, als Chef der Behörde, welcher die Aufſicht über die Fürſtengruft und deren Verſchluß zuſteht, nebſt einigen andern Perſonen genannt waren — geſchehen ſolle.

Um die beſtimmte Zeit fuhr ich mit Herrn Oberconſiſtorialdirector Peucer und dem Herrn Generalſuperintendenten Dr. Röhr nach dem neuen Gottesacker, und wir gingen von da zur Fürſtlichen Gruft, welche mit Wachskerzen auf ſilbernen Leuchtern erleuchtet war.

Wir fanden hier bereits anweſend den Herrn

Hofmarſchall Freiherrn von Spiegel und den Herrn Canzler Dr. von Müller, nebſt dem Schloßkaſtellan Herrn Steiner, ingleichen mehre Tagelöhner, die, da nöthig, zum Herabſchaffen des Sarkophags hülfreiche Hand leiſten ſollten.

Um 6 Uhr wurde in Begleitung

des Herrn Geh. Kammerraths von Goethe, welcher im Auftrag ſeines Herrn Vaters, des Herrn Geh. Raths von Goethe, Excellenz, fungirte,

des Herrn Bibliothekars und Profeſſors Dr. Riemer,

des Herrn Bibliothekſecretairs Kräuter,

und unter ſpecieller Leitung

des Herrn Oberbaudirectors Coudray

der Sarkophag mit den Schiller'ſchen Gebeinen in die Gruft hinabgebracht. Ihn trugen ſechs für die Großherzogl. Bibliothek arbeitende hieſige Bürger und Meiſter, ſämmtlich ſchwarz gekleidet.

Der Sarkophag wurde an der Morgenſeite des Gewölbes auf drei erhabene, mit Zinkplatten verſehene Steine geſetzt und hier zuerſt noch einmal geöffnet. Unter einer reich ausgeſtopften rothen Decke befand ſich das Skelet Schiller's. Ich hatte mich an den obern Theil des Sarges geſtellt, und überzeugte mich durch den Augenſchein, daß es derſelbe Schädel war, den ich in dem Gotteskaſtengewölbe als den Schiller'ſchen aufgefunden und auf die Großherzogl. Bibliothek abgeliefert hatte.

Der Sarkophag wurde wieder verſchloſſen, auf ihn ein friſcher Lorbeerkranz gelegt und Herr Hofmarſchall Freiherr von Spiegel erklärte, daß er ihn ſomit übernommen habe, der Herr Geh. Kammerrath von Goethe aber nahm den Schlüſſel wieder an ſich, da derſelbe bei der Oberaufſicht über die unmittelbaren Anſtalten für Wiſſenſchaft und Kunſt, bei ſeinem Herrn Vater, verwahrt bleiben ſollte.

Der Sarkophag iſt braun, an ſeinem obern Ende ſind von Eiſen gegoſſene Buchſtaben eingelegt, die den Namen

SCHILLER

geben.

Carl Schwabe,
Hofrath und Bürgermeiſter."

In den Bibliothekacten vom Jahr 1827 befindet ſich ebenfalls ein Protokoll über die Feierlichkeit. Wir können uns nicht enthalten, mehre Stellen daraus mitzutheilen, weil es mehr als wahrſcheinlich iſt, daß Goethe ſie verfaßt hat. Das Protokoll vollſtändig mitzutheilen, würde den Leſer ermüden.

indem die darin vorkommenden Thatſachen bereits im Obigen mitgetheilt ſind und überdies auch nur einige Stellen des Protokolls von Goethe herzurühren ſcheinen.

Actum.

Weimar, Sonntag den 16. December 1827.

. . . .

. . . .

Heute früh vor 5 Uhr verſammelten ſich in den beiden Expeditionszimmern Großherzogl. Bibliothek, ſämmtlich in ſchwarzer Kleidung:

Herr Geh. Kammerrath und Kammerherr von Goethe,
Herr Oberbaudirector Coudray,
= Hofſecretair Zwierlein (ein Freund der Schiller'ſchen Familie, welcher deren hieſige Angelegenheiten beſorgt),
= Bibliothekar und Profeſſor Dr. Riemer, Endesunterſchriebener und
der Bibliotheksdiener Römhild;

ferner folgende für Großherzogl. Bibliothek arbeitende Meiſter und Bürger:

Hofbuchbinder Müller,
Tiſchlermeiſter Fleiſchhauer,
Glaſermeiſter Gloß,

Töpfermeiſter Engelmann,
Klempnermeiſter Spindler und
Schloſſermeiſter Reuß jun.,

welche mit Vergnügen übernommen hatten, ihren großen Mitbürger auf ſeinem letzten Wege zu begleiten. Nachdem ihnen eine Erfriſchung angeboten worden und die Träger angekommen waren, ſchickte man ſich an, die theuren Ueberreſte abzuführen.

Um den Sarkophag herum ſtanden auf ſechs ſchwarzen Candelabern ebenſo viele ſilberne zweiarmige Leuchter mit brennenden Wachskerzen; auf demſelben lag ein friſcher Lorbeerkranz. Feierlich ernſt erhoben ihn, nach kurzem Gebet, die benannten Meiſter und trugen ihn, längs der Bibliothek, nach dem Parke zu. Vom Eingang deſſelben, durch die Ackerwand, bis auf den neuen Gottesacker, wechſelten ſie, die blos mit Laternen nebenher zu gehen beſtimmt waren, aus Verehrung für den großen Verblichenen, mit den Trägern ab und ſo gelangte man zur neuen Ruheſtätte.

In der Allee des Gottesackers angelangt, durchbrach plötzlich der Mond die ihn verbergende wolkenreiche Decke und warf mit voller Klarheit ſein beruhigendes Licht auf dieſe wehmüthige Scene. Bedeutungsvoll ſah man hier den ſinnigen Abſchiedsgruß wiederholt, den jener uns verwandte Weltkörper ſeinem Lieblinge — der im Leben vielleicht nur zuviel unter ſeinem milden Auge gewirkt und geſchaffen — herabſandte, als er vor zweiundzwanzig Jahren ſeiner erſten Ruheſtätte übergeben wurde.

Mit dem Eintritt in die Fürſtengruft, in welcher bereits ꝛc. ꝛc. anweſend waren, übernahm der Herr Hofmarſchall von Spiegel im Namen des Hofes die irdiſchen Ueberreſte des Verewigten, und ſomit endigten ſich die Functionen Großherzogl. Bibliothek. *)

Zur Nachricht

Th. Kräuter,
Bibliotheksecretair.

Der Entſchluß, Schiller's Gebeine in der Großherzoglichen Gruft beiſetzen zu laſſen, zeugt von dem hochdenkenden, freien Geiſte des unvergeßlichen, edeln Carl Auguſt. Dankend erkennen wir dies an; doch

---

*) Die Koſten der Translocation der Schiller'ſchen Ueberreſte von der Bibliothek nach dem neuen Friedhof betrugen 82 Thlr. 4 Gr. 5 Pf. und wurden aus der Kaſſe der Oberaufſicht über alle unmittelbaren Anſtalten für Kunſt und Wiſſenſchaft beſtritten.

bedauern müſſen wir immer, daß die urſprüngliche Abſicht des trefflichen Fürſten, den beiden großen Dichtern ein gemeinſchaftliches, von allen Seiten ſichtbares, für Alle und zu jeder Zeit zugängliches Grabdenkmal zu errichten, nicht ausgeführt worden iſt.

Wer jetzt Schiller's und Goethe's Grabſtätte ſehen will, muß ſich die Kapelle des Großherzoglichen Grabgewölbes öffnen laſſen. Man ſteigt von da aus eine ſteinerne Treppe hinab, bis man an eine ſtets verſchloſſene Thüre gelangt, welche in die Gruft führt. Oben an dieſer Thüre befindet ſich eine enge, mit einem Gitter verſehene Oeffnung, durch welche man mit Mühe im Dämmerlichte die Särge der beiden Dichter erkennt.

Anhang.

Am Ende des 23. Bandes der vollſtändigen Ausgabe letzter Hand von Goethe's Werken*) befindet ſich das nachſtehende bekannte, in der Ausgabe von 1840 „Bei Betrachtung von Schiller's Schädel“ überſchriebene Gedicht:

Im ernſten Beinhaus war's, wo ich beſchaute,
  Wie Schädel Schädeln angeordnet paßten;
  Die alte Zeit gedacht' ich, die ergraute.
Sie ſtehn in Reih' geklemmt, die ſonſt ſich haßten,
  Und derbe Knochen, die ſich tödtlich ſchlugen,
  Sie liegen kreuzweis, zahm allhier zu raſten.
Entrenkte Schulterblätter! Was ſie trugen?
  Fragt Niemand mehr, und zierlich thätige Glieder,
  Die Hand, der Fuß zerſtreut aus Lebensfugen.

---

*) Nachgelaſſene Werke, 15 Bde., Bd. 7 (in der vollſtändigen Ausgabe letzter Hand, 55 Bde., Bd. 47). Sämmtliche Werke. Ausgabe in 40 Bänden vom Jahre 1840, Bd. 2, S. 90.

Ihr Müden alſo lagt vergebens nieder;
Nicht Ruh' im Grabe ließ man euch, vertrieben
Seid ihr herauf zum lichten Tage wieder,
Und Niemand kann die dürre Schale lieben,
Welch herrlich edlen Kern ſie auch bewahrte.
Doch mir Adepten war die Schrift geſchrieben,
Die heiligen Sinn nicht Jedem offenbarte,
Als ich inmitten ſolcher ſtarren Menge
Unſchätzbar herrlich ein Gebild gewahrte,
Daß in des Raumes Moderkält' und Enge
Ich frei und wärmefühlend mich erquickte,
Als ob ein Lebensquell dem Tod entſpränge.
Wie mich geheimnißvoll die Form entzückte!
Die gottgedachte Spur, die ſich erhalten!
Ein Blick, der mich an jenes Meer entrückte,
Das flutend ſtrömt geſteigerte Geſtalten.
Geheim Gefäß! Orakelſprüche ſpendend,
Wie bin ich werth, dich in der Hand zu halten?
Dich höchſten Schatz aus Moder fromm entwendend,
Und in die freie Luft, zu freiem Sinnen,
Zum Sonnenlicht andächtig hin mich wendend.
Was kann der Menſch im Leben mehr gewinnen,
Als daß ſich Gott-Natur ihm offenbare?
Wie ſie das Feſte läßt zu Geiſt verrinnen,
Wie ſie das Geiſterzeugte feſt bewahre.
(Iſt fortzuſetzen.)

Man hat dieſer Verſe wegen Goethe den Vorwurf gemacht, er habe in ihnen ſich fremdes Verdienſt anzueignen geſucht, indem er vorgebe, den Schädel Schiller's aus vielen andern heraus erkannt und dieſen

„höchſten Schatz aus Moder fromm entwendet“ zu haben. Dieſe Beſchuldigung gegen Goethe wurde zuerſt ausgeſprochen im dritten Hefte des Janus, Jahrg. 1845, und Goethe zugleich hart getadelt, daß er bei Schiller's Beerdigung im Jahr 1805 keine Feierlichkeit veranſtaltet habe. Hierauf brachte die Allgemeine Preußiſche Zeitung vom Jahr 1845 in Nr. 125 die folgende Berichtigung jenes Artikels:

„Schiller's Gebeine betreffend.

„In den bekannten Verſen Goethe's bei Betrachtung von Schiller's Schädel heißt es:

Und Niemand kann die dürre Schale lieben,
Welch herrlich edlen Kern ſie auch bewahrte.
Doch mir Adepten war die Schrift geſchrieben,
Die heiligen Sinn nicht Jedem offenbarte,
Als ich inmitten ſolcher ſtarren Menge
Unſchätzbar herrlich ein Gebild gewahrte ꝛc.

und weiter unten:

Geheim Gefäß! Orakelſprüche ſpendend,
Wie bin ich werth, dich in der Hand zu halten?
Dich höchſten Schatz aus Moder fromm entwendend,
Und in die freie Luft, zu freiem Sinnen,
Zum Sonnenlicht andächtig bin mich wendend.

„In dieſen Verſen legt ſich Goethe alſo ausdrücklich das Verdienſt bei, Schiller's Schädel erkannt und hervorgeholt zu haben. Ueber die nähern Umſtände der Aufſuchung von Schiller's Gebeinen und die Verfaſſung jener Verſe war mir bisher Folgendes bekannt:

„Der Großherzog Carl Auguſt habe im Jahre 1826 Goethe beauftragt, Schiller's Gebeine aus dem Grabe nehmen zu laſſen. Bei der Eröffnung des Grabes habe es ſich gefunden, daß die Scheidewände zwiſchen demſelben und drei andern anſtoßenden Gräbern eingeſtürzt und der Inhalt der vier Gräber durcheinandergefallen war. Es ſeien daher die Knochenreſte der vier Leichen herausgenommen worden, und Goethe habe aus denſelben die Schiller'ſchen ausgeſucht. Der Schädel Schiller's ſei von Goethe an der ihm bekannten Bildung der Stirn und des Geſichts erkannt worden; auch habe ein anweſender alter Diener Schiller's an den Schneidezähnen dieſes Schädels gewiſſe Querſtreifen wieder erkannt und dadurch die Richtigkeit der von Goethe getroffenen Wahl bekräftigt. Goethe, von dieſem Geſchäft lebhaft ergriffen, habe dann, ſeiner Gewohnheit gemäß, um die innere Bewegung zum Abſchluß zu bringen, einige Tage ſpäter ſeine Gefühle in jene Verſe gefaßt.

„So erzählte mir im Jahre 1837 Eckermann, von dem die ganze gebildete Welt weiß, daß er ſtets alles Goethe Betreffende, ſo gut es ihm irgend bekannt war, unverfälſcht mitgetheilt hat. *) An der Richtigkeit dieſer Erzählung war auch deswegen nicht zu zweifeln, weil dieſelbe zu dem Inhalt jener Verſe ſo genau ſtimmt.

„Nun hat aber ein Ungenannter im Janus, Heft 3, 1845, S. 192, eine von der bisherigen Annahme weſentlich verſchiedene Erzählung des Hergangs der Aufſuchung von Schiller's Gebeinen mitgetheilt. Laſſen wir zuerſt die Wahrheit der mitgetheilten Thatſachen auf ſich beruhen, ſo macht jedenfalls die Form und ausgeſprochene Abſicht der Mittheilung einen das Billigkeitsgefühl des wohldenkenden Leſers etwas verletzenden Eindruck. Herr J. W. F. will Goethe die Schuld geben, daß im Jahre 1805 kein feierliches Leichenbegängniß für Schiller veranſtaltet wurde, ohne irgend welche Nachweiſungen zum Beleg dieſer Beſchuldigung beizubringen. Er ſucht nur im Allgemeinen die Aufrichtigkeit der Freundſchaft Goethe's für Schiller zu verdächtigen. Jedermann weiß freilich, daß es wärmere Freunde gegeben hat, als Goethe war;

---

*) Bei der allgemein anerkannten Zuverläſſigkeit der Mittheilungen Eckermann's über Goethe muß dieſe an irrigen Angaben ſo reiche Erzählung allerdings ſehr befremden.

aber zwiſchen dem habituellen, kühlen Gleichmuthe, den Goethe gegen alle Menſchen zeigte, und einer ſolchen kleinlichen Misgunſt gegen einen edeln Verſtorbenen, deren der Ungenannte Goethe zeihen möchte, iſt ein bedeutender Unterſchied, und am wenigſten möchten wol Jahrbücher deutſcher Bildung, Geſinnung und That der Ort ſein, um das perſönliche Verhältniß der beiden größten Dichter deutſcher Nation in dieſer Weiſe zu verdächtigen. Wie wird dieſe Beſchuldigung durch die öffentliche Huldigung beſchämt, welche Goethe Schillern in dem Epilog zur Glocke*) darbrachte, beſonders durch die Stanze, welche er ſpäter unter Schiller's Büſte in der Bibliothek ſetzte und in welcher er ihn an Adel des Geiſtes über alle Andern, ſich ſelbſt nicht ausgenommen, ſtellt:

— Er war unſer! Mag das ſtolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte ſich bei uns im ſichern Port
Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen.
Indeſſen ſchritt ſein Geiſt gewaltig fort
Ins Ewige des Guten, Wahren, Schönen,

---

*) Dieſer Epilog wurde nicht, wie Herr Dr. Hallmann in ſeiner Anmerkung zum obigen Aufſatze meint, am 10. Nov. 1805 in Weimar zum erſten Male vorgetragen, ſondern dies geſchah zuerſt in Lauchſtädt im Juli 1805, in Weimar erſt am 10. Mai 1806.

Und hinter ihm, in weſenloſem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

„Dieſe Inſinuation, welche wir hiermit entſchieden zurückweiſen, iſt jedoch in der Mittheilung des Herrn J. W. F. Nebenſache; die Hauptſache, zu welcher wir uns jetzt wenden, ſind die Thatſachen, die derſelbe angeblich aus durchaus zuverläſſiger Quelle über das ſpätere Schickſal der Gebeine Schiller's erzählt.

„Dieſer Erzählung zufolge ſuchte der Bürgermeiſter Schwabe, welcher einſt Schiller's Leiche mit zu Grabe getragen hatte, im Jahre 1826 aus eigenem Antriebe und ohne alles Zuthun und Wiſſen Goethe's den Schädel Schiller's aus dem Kaſſengewölbe hervor. Der Großherzog und Goethe beſchloſſen dann, um den Schädel unterzubringen, ihn in der Bibliothek aufzuſtellen. Erſt lange Zeit nach der feierlichen Aufſtellung in der Bibliothek, fährt der Ungenannte fort, ſei es Goethe eingefallen, man müſſe doch auch das übrige Skelet noch zuſammenfinden können. Die Grabſtätte ſei nun mit Erlaubniß des Großherzogs von neuem geöffnet worden, und den Bemühungen von Aerzten und Anatomen ſei es gelungen, die zu dem Schädel gehörigen Gebeine zuſammenzufinden, worauf dann die Gebeine zuſammen mit dem Schädel (letzteres auf Veranlaſſung des Königs Ludwig von Baiern) in der Großherzoglichen Gruft beigeſetzt worden ſeien.

„Dieſe Erzählung kann wahr ſein. Iſt ſie es, ſo hat ſich Goethe in jenen Verſen auf Schiller's Schädel ein Verdienſt beigelegt, welches ihm nicht gebührt. Es iſt daher in hohem Grade wünſchenswerth, daß dieſer für alle Freunde deutſcher Nationalliteratur intereſſante Punkt aufgeklärt werde. Wer etwas Näheres über das Sachverhältniß weiß, den möchten wir bitten, es bekannt zu machen, verſteht ſich unter Nennung ſeines Namens. Anonyme Mittheilungen können nichts entſcheiden. *Wozu braucht man auch Anonymität, wenn man Wahrheit zu berichten hat und es in redlicher Abſicht thut?* Dieſe Bitte ergeht vor allen an die Weimaraner, namentlich an den Bürgermeiſter Schwabe, wenn er, wie wir hoffen, noch lebt, oder an ſeine Angehörigen.

„Einen kleinen Beitrag zur Löſung dieſer Frage bin ich ſelbſt im Stande zu liefern, da mir die Goethe'ſche Urſchrift der Verſe auf Schiller's Schädel vorliegt, welche mir Eckermann im Jahre 1837 zum Geſchenk machte. Die Urſchrift, ein Bogen in Folio, auf deſſen erſter Seite 30 und auf deſſen zweiter die übrigen 4 Zeilen ſtehen, hatte urſprünglich die Ueberſchrift: »Zum 17. September 1826.« Die Ueberſchrift iſt aber ſpäter von Goethe eigenhändig durchgeſtrichen, ſo daß das Gedicht ohne Ueberſchrift iſt. Daß der Durchſtrich von Goethe eigenhändig gemacht iſt, erſieht man aus der Uebereinſtimmung der Dinte mit der Dinte einer eigenhändigen Verbeſſerung in der zweiten Zeile, in welcher die Worte „Köpfe Köpfen" durchgeſtrichen ſind und „Schädel Schädeln" darüber geſchrieben iſt.

„Mit ganz anderer verblichener Tinte und mit kleinerer Schrift findet ſich an der linken untern Ecke der erſten Seite (ob von Goethe's eigener Hand, mag ich nicht entſcheiden) bemerkt: 25. September 1826.

„Aus dieſen beiden Daten vermuthe ich, daß der 25. Sept. 1826 der Tag iſt, an welchem Goethe die Verſe ſchrieb, und daß er ſpäter dieſes Datum auf dem Papier entweder ſelbſt vermerkte oder durch ſeinen Secretair vermerken ließ. Der 17. September 1826 aber iſt entweder der Tag, an welchem Goethe die Hervorſuchung von Schiller's Gebeinen anſtellte, oder der Tag, an welchem die ſämmtlichen Gebeine in der Großherzoglichen Gruft beigeſetzt wurden. Da man in Weimar ſowohl den Tag der feierlichen Niederlegung des Schädels in der Bibliothek, als auch den Tag der endlichen Beiſetzung in der Großherzoglichen Gruft noch genau wiſſen muß, ſo wird ſich die Bedeutung des 17. September in der Ueberſchrift der Verſe mit Sicherheit ermitteln laſſen. Aus dieſen Daten iſt es mir auch wahrſcheinlich, daß die Angabe des Herrn J. W. F.:

> «lange Zeit nachher fiel es Goethe ein, man müſſe doch auch das übrige Skelet noch zuſammenfinden können»,

eine Uebertreibung hinſichtlich der Zeit enthält; denn wenn die Verſe Goethe's ſich auch nur auf die von Herrn J. W. F. erzählte zweite Eröffnung des Kaſſengewölbes beziehen, ſo hat dieſe keinen Falles ſpäter als am 17. September 1826 ſtattgehabt.

„Nehmen wir nun bis auf Weiteres an, daß, dieſe wahrſcheinliche Uebertreibung abgerechnet, alle übrigen Angaben des Ungenannten wahr ſind, ſo iſt doch der Inhalt der Goethe'ſchen Verſe mit der Hervorſuchung des Schädels durch den Bürgermeiſter Schwabe nicht ſo unvereinbar, wie es auf den erſten Blick ſcheint. Die Entſtehung jener Verſe läßt ſich dann doch noch auf folgende Weiſe erklären:

„Eine zweite Eröffnung des Landſchaftskaſſengewölbes fand auf Goethe's Veranlaſſung und unter ſeiner Leitung ſtatt. Natürlich nahm man den Schädel mit, um den oberſten Halswirbel daran zu paſſen.

Goethe, in oſteologiſchen Unterſuchungen bekanntlich geübt, ſtellte ſelbſt noch einmal den Schädel Schiller's mit verſchiedenen andern in eine Reihe und gewann durch eigenen Anblick die perſönliche feſte Ueberzeugung, daß dieſer und kein anderer Schiller's Schädel ſei. Nachdem er ſo die Entdeckung Schwabe's beſtätigt, den Schädel für ſich ſelbſt noch einmal entdeckt hatte, konnte er in der lebendigen Erinnerung an jenes ergreifende Geſchäft wol ſeine Gefühle in jene Verſe ergießen. Nehmen wir nun hinzu, daß Goethe die Verſe nicht für den Druck beſtimmt zu haben ſcheint, ſo fällt der Verdacht, als habe er ſich mit fremden Federn ſchmücken wollen, vollends weg.

„Die Verſe wurden unter Goethe's Nachlaß gefunden, ohne Ueberſchrift. Die gedruckte gab ihnen der Herausgeber.

„Berlin, den 10. April 1845.

Dr. E. Hallmann.“

In Folge der obigen Auffoderung, die auch in andern Blättern abgedruckt wurde, ließ Schwabe nachſtehende Erklärung in der Allgemeinen Preußiſchen Zeitung vom 10. Juni 1845 einrücken:

„In Folge der namentlichen Auffoderung des Herrn Dr. Hallmann in der Allgemeinen Preußiſchen Zeitung vom 6. Mai d. J. Nr. 15 gedenke ich:

„Zwiſchen der Aufſuchung und dem Auffinden des Schiller'ſchen Schädels und zwiſchen dem Aufſuchen der übrigen Gebeine Schiller's iſt wohl zu unterſcheiden. Erſtere glückte mir im März 1826, ohne daß ich von irgend Jemand dazu veranlaßt oder beauftragt worden war. Meine damalige öffentliche Stellung erlaubte, oder beſſer, erleichterte mir jeden desfallſigen Vorſchritt.

„Die Aufſuchung der übrigen Schiller'ſchen Gebeine geſchah ohne mein Mitwirken, lediglich auf Anordnung Goethe's, denn obwohl am 17. September 1826 die feierliche Niederlegung des Schiller'ſchen Schädels, den ich bis dahin verwahrt hatte, auf der Großherzoglichen Bibliothek geſchehen war, ſo mußte doch die Verwahrung nur des Schädels allein ihm nicht genügend erſcheinen, indem er ſchon in den letzten Tagen des September 1826 den Proſector Schröter und den Muſeumſchreiber Färber beide von Jena nach Weimar berief, um aus dem Grabgewölbe, in welchem Schiller's Leiche beigeſetzt worden war und wo ich den Schädel aufgefunden hatte, die übrigen Schiller'ſchen Gebeine aufzuſuchen und ſie mit dem Schädel in ein Skelet zuſammenzuſtellen.

„Ich erinnere mich nun deutlich, daß Goethe dem Act der Niederlegung des Schädels auf der Großherzoglichen Bibliothek perſönlich beiwohnen wollte, daran aber verhindert wurde und ſeinen Sohn ſtatt ſeiner erſcheinen ließ.

„Es iſt darum nicht unwahrſcheinlich, daß er ſich vornahm, an jenem Tage, den 17. September, etwas niederzuſchreiben, oder ſolches auch anfing und mit dem 17. September 1826 überſchrieb, dieſes Datum aber wieder ausſtrich und ſtatt deſſen den 25. September ſetzte, weil er an dieſem Tage entweder der durch Schröter und Färber beſorgten Aufſuchung der übrigen Schiller'ſchen Gebeine im Grabgewölbe ſelbſt mit beiwohnte, oder daß er, was mir wahrſcheinlicher iſt, die gefundenen Gebeine ſich vorlegen ließ, ſie unterſuchte und prüfte und mit dem Schädel verglich, in deſſen Beſitz er als Chef der Bibliothek geſetzt war. Ergriffen von dem Anblick aller dieſer heiligen Ueberreſte, ſprach er jetzt ſeine Gefühle in Worten aus, und es entſtanden die von Herrn Dr. Hallmann angeführten Verſe. Die dichteriſche Beſchreibung der einzelnen Gebeine (nächſt dem Schädel) im Gedicht dürfte dieſe Anſicht unterſtützen; und warum ſollte dieſe poetiſche

Betrachtung des Schädels, der eben mit den übrigen Gebeinen vor den Augen des Dichters oder deſſen Phantaſie lag, ſofort den Verdacht begründen, daß er ſich fremdes Verdienſt habe aneignen wollen?

„Die Anſicht des Herrn Dr. Hallmann, ausgeſprochen am Ende ſeines Aufſatzes, möchte mithin im Allgemeinen gerecht und vollkommen gegründet ſein.

„Auch dem gegen Goethe rege gemachten Verdacht, als ob er die Schuld trage, daß für Schiller kein feierliches Leichenbegängniß veranſtaltet worden ſei, muß ich, genau bekannt mit den damaligen Verhältniſſen, auf das beſtimmteſte widerſprechen, da ganz andere Umſtände, unter andern der ausdrückliche Wille der Schiller'ſchen Familie, ein nur ſtilles Begräbniß veranlaßten, und Goethe überhaupt hinſichtlich des Schiller'ſchen Begräbniſſes auch nicht entfernt concurrirte und concurriren konnte, da man ihm das Ableben Schiller's einige Tage verſchwieg.

„Im Beſitz mannichfaltiger Papiere und Documente werde ich zur Berichtigung und Beſeitigung gar mancher bis jetzt verbreiteten falſchen Angaben das Authentiſche über Schiller's Begräbniß, die Aufſuchung deſſen Schädels, ſpäter der übrigen Gebeine, ſowie über deren Beiſetzung und die früher beabſichtigte Anlegung einer gemeinſchaftlichen Begräbnißſtätte für Schiller und Goethe öffentlich bekannt machen oder bekannt machen laſſen, zumal ich mich der Familie Schiller's, der Ehre der Stadt Weimar, und Schiller's zahlreichen Verehrern, ſowie vielfacher Auffoderungen halber, dazu für verpflichtet erachte.

„Weimar, den 6. Juni 1845.

Hofrath Carl Schwabe,
früher Bürgermeiſter in Weimar."

Unmittelbar nach dem Erſcheinen dieſes Aufſatzes in der Allgemeinen Preußiſchen Zeitung ſchrieb Dr. Hallmann an Schwabe:

„.... Mit beſonderm Vergnügen habe ich in der Allgemeinen Preußiſchen Zeitung vom geſtrigen Datum Ihre intereſſanten Mittheilungen über Schiller's Schädel vom 6. d. M. geleſen und nehme mir die Freiheit, Ihnen dafür meinen aufrichtigſten Dank auszuſprechen; nur eines erlaube ich mir dabei zu bemerken, nämlich daß Sie mir zu viel Recht gegeben haben. Bei der Abfaſſung des in der Zeitung vom 6. vorigen Monats veröffentlichten Artikels durfte ich Goethe von dem Verdacht, als habe er ſich fremdes Verdienſt beilegen wollen, freiſprechen, weil es mir unbekannt war, daß die beſprochenen Verſe ſchon bei ſeinen Lebzeiten gedruckt waren. Ich hatte die Verſe in den nachgelaſſenen Werken gefunden, und war daher zu dem Schluß berechtigt, daß ſie vor Goethe's Tode noch nicht veröffentlicht geweſen wären. Ich wurde aber ſchon Tags nach dem Erſcheinen meines Artikels eines Andern belehrt, indem in der hieſigen Voß'ſchen Zeitung vom 7. Mai, Beilage, folgende Anzeige erſchien:

> ### Goethe'ſches.
>
> Herr Dr. E. Hallmann ſagt in der Allgemeinen Preußiſchen Zeitung, Nr. 125, Goethe ſcheine ſein Gedicht: «Bei Betrachtung von Schiller's Schädel» nicht für den Druck beſtimmt zu haben, die Verſe ſeien unter Goethe's Nachlaß vorgefunden worden, ohne Ueberſchrift, die gedruckte habe der Herausgeber ihnen ertheilt. Dieſe Angabe muß in der Hauptſache berichtigt werden; das Gedicht erſchien bei Goethe's Lebzeiten und von ihm ſelbſt in Druck gegeben. Daſſelbe ſteht in der «Vollſtändigen Ausgabe letzter Hand» am Schluß des 23. Bandes, der im Jahre 1829 erſchien. Hier haben die Verſe allerdings keine Ueberſchrift; dagegen iſt am Schluſſe die ſeltſame Bemerkung «(Iſt fortzuſetzen)» angeführt.

Ich ſchlug nach, fand dieſe Angabe genau richtig, und gewann nunmehr die Ueberzeugung, daß Goethe von dem Verdacht, als habe er ſich das Ihnen gebührende Verdienſt der Hervorſuchung von Schiller's Schädel beilegen wollen, gar nicht freizuſprechen iſt.

„Die Art und Weiſe, wie Goethe dieſe Verſe drucken ließ, iſt ſehr ſonderbar. Offenbar hat er die Aufmerkſamkeit des Leſers darauf lenken wollen. Mit lateiniſchen Lettern am Ende einer Sammlung proſaiſcher Aphorismen gedruckt, müſſen dieſe Verſe nothwendig auffallen. Er ſelbſt wollte indeß nicht geradezu ausſprechen, daß die Verſe ſich auf Schiller's Schädel bezögen, und gab ihnen deshalb keine Ueberſchrift; er brauchte das auch nicht zu ſagen, weil der aufmerkſame Leſer doch nicht in Zweifel bleiben konnte. Ferner ſcheint es ſeine Abſicht geweſen zu ſein, durch den Zuſatz »Iſt fortzuſetzen« das Urtheil des Publicums aufzuhalten. Dieſer Zuſatz iſt aber bei einem Gedicht wie dieſes, welches einen vollſtändig abgerundeten Schluß hat, ganz ungehörig.

„Dieſe Sonderbarkeiten ſetzen es für mich perſönlich außer Zweifel, daß Goethe vorſichtig verſuchen wollte, ob es ihm gelingen würde, die Mit- und Nachwelt glauben zu machen, daß von ihm die Aufſuchung der ſämmtlichen Schiller'ſchen Gebeine ausgegangen und ausgeführt ſei. Dreiſter damit hervorzutreten durfte er nicht wagen, weil er ſonſt befürchten mußte, von Ihnen angegriffen zu werden.

„Dem Herausgeber muß wol die myſtiſche Weiſe der Veröffentlichung der Verſe nicht genügt haben: denn er ließ ſie mit einer Ueberſchrift in den nachgelaſſenen Werken noch ein mal abdrucken, ſodaß ſie in der Ausgabe letzter Hand zwei mal vorhanden ſind.

„Die Erwähnung der Thatſache, daß die Verſe von Goethe ſelbſt, und der Art und Weiſe, wie ſie ins Publicum gebracht ſind, vermiſſe ich in Ihrer Mittheilung vom 6. dieſes; und der Zweck dieſer Zeilen iſt, Sie dringend zu erſuchen, in der verſprochenen vollſtändigen Bekanntmachung der betreffenden Actenſtücke dieſe Thatſache nicht aus übergroßer Schonung für Goethe verſchweigen zu wollen. Sie würden dadurch doppelt unrecht handeln, einmal gegen Sich ſelbſt und zweitens gegen die Nachwelt: denn letzterer iſt nur um die reine Wahrheit, ohne irgend welche Rückſicht der Perſon zu thun. Auch würde dieſer Punkt, falls Sie ihn verſchwiegen, von Uebelwollenden nur deſto nachdrücklicher hervorgehoben werden. Für den Fall, daß Sie in Ihrer Bekanntmachung meines Artikels erwähnen wollen, bitte ich Sie, ausdrücklich hinzuzufügen, daß ich meine Meinung geändert habe, ſeitdem ich am 7. Mai erfahren, daß die Verſe ſchon von Goethe ſelbſt auf ſo myſtiſche Weiſe veröffentlicht worden ſind. Den Vorwurf, ſich in dieſer Sache mit fremden Federn ſchmücken gewollt zu haben, muß Goethe ſchon tragen. Eine feindliche Geſinnung gegen Schiller kann aber aus dieſer Schwäche nie hergeleitet werden: im Gegentheil beweiſt ſie, daß Goethe die Hervorſuchung der Gebeine des großen Dichters für etwas Ehrenvolles und Verdienſtliches hielt; ſonſt würde er nicht den Verſuch gemacht haben, ſich dieſelbe zuzuſchreiben.

ꝛc. ꝛc.

Berlin, 11. Juni 1845. E. Hallmann, Dr.

Ich erkenne in Herrn Dr. Hallmann gern den geiſtvollen Beurtheiler an, glaube aber doch, daß er im vorſtehenden Briefe ſich zu einer allzu ſubtilen, von der liberalen, edlern Auffaſſung in ſeinem oben mitgetheilten Artikel ſich entfernenden Kritik hat verleiten laſſen. Die von Schwabe angeführten Facta durften ihn in ſeiner frühern Anſicht nicht irre machen.

Mit weit mehr innerer Wahrſcheinlichkeit — ſagen wir Wahrheit! — läßt ſich die Entſtehungsweiſe des

Goethe'ſchen Gedichtes und dieſes ſelbſt wol folgendergeſtalt auffaſſen.

Goethe war über die Auffindung von Schiller's Schädel freudig bewegt, und hörte mit der größten Theilnahme Schwabe's Erzählung von den nähern Umſtänden der Auffindung. Wenn es nicht unwahrſcheinlich iſt, wie Schwabe in ſeinem berichtigenden Zeitungsartikel ſagt, daß Goethe, während er ſeiner Gemüthsbewegung halber der Niederlegung von Schiller's Schädel auf der Bibliothek nicht beiwohnte, ſeine Gefühle in jenem Gedichte am 17. September, oder kurz vor oder nach dieſem Tage ausſprach, ſo geht hieraus hervor, daß nicht, wie Schwabe meint, das Gedicht erſt concipirt worden, als Goethe die vom Proſector Schröter aufgefundenen übrigen Gebeine gemuſtert hatte. Hierfür ſpricht auch die Ueberſchrift „Zum 17. September 1826“, welche die im Beſitz des Herrn Dr. Hallmann befindliche Urſchrift des Gedichts trägt. Der unter das Gedicht geſchriebene 25. September 1826 deutet wol nur darauf hin, daß das Gedicht an dieſem Tage vollendet worden iſt. Daß aber die Ueberſchrift „Zum 17. September 1826“ wieder ausgeſtrichen worden iſt, erklärt ſich einfach dadurch, daß Goethe dieſe Ueberſchrift nicht für paſſend hielt; die an jenem Tage ſtattgefundene feierliche Niederlegung des Schädels auf der Bibliothek ſteht ja auch zu dem eigentlichen Inhalte des Gedichtes in gar keiner nähern Beziehung.

Auch aus den unter dem Gedicht ſtehenden Worten „Iſt fortzuſetzen“ ſchließt man, meiner Ueberzeugung nach, ganz mit Unrecht, Goethe habe hierdurch das Urtheil des Publicums vorſichtig aufzuhalten gedacht. Wenn auch das Gedicht einen vollſtändig abgerundeten Schluß hat, ſo geht daraus noch keineswegs hervor, daß Goethe nicht eine noch weitere Idee daran geknüpft habe, die er vielleicht in einem andern, ſich jenem anſchließenden Gedicht auszuführen beabſichtigte.

Ebenſo ſcheint das Räthſel, warum Goethe das Gedicht am Ende des 23. Bandes und am Ende einer zu „Wilhelm Meiſter“ gehörigen Sammlung proſaiſcher Aphorismen abdrucken ließ, und zwar mit lateiniſchen Lettern, eine ſehr einfache und natürliche Löſung zuzulaſſen, ohne daß man anzunehmen braucht, Goethe habe durch jene Umſtände die Aufmerkſamkeit der Leſer ganz beſonders auf dieſes Gedicht lenken wollen. Daſſelbe hätte allerdings paſſender unter den übrigen Gedichten in einem der erſten vier Bände der „Vollſtändigen Ausgabe letzter Hand“ ſeinen Platz gefunden; doch betrachte man nur die Jahreszahlen auf dem Titelblättern dieſer Ausgabe, ſo wird man finden, daß die erſten 10 Bände 1827, Band 11—20 im Jahr 1828 und die übrigen 1829—30 erſchienen ſind. Das Gedicht auf Schiller's Schädel wurde aber erſt Ende Septembers 1826 von Goethe verfaßt, es war ſomit höchſt wahrſcheinlich zu ſpät, es noch in einem der erſten Bände einrücken zu laſſen. Konnte es aber nun einmal hier keinen Platz mehr finden, ſo möchte ſich ſchwerlich in allen übrigen Bänden jener Ausgabe eine Stelle finden, wo jenes Gedicht mit mehr Fug und Recht hätte eingeſchoben werden können, als am Ende des 23. Bandes. Mit den lateiniſchen Lettern wollte Goethe aber wol weiter nichts ſagen, als daß das Gedicht nicht, wie die ihm vorhergehenden Aphorismen, zu „Wilhelm Meiſter" gehöre, ſondern ein für ſich beſtehendes abgeſchloſſenes Ganzes bilde.

Nun aber zur Hauptſache! Daß Goethe in ſeinem Gedicht ſich ſelbſt als Den darſtellte, der Schiller's Schädel unter vielen andern Schädeln und Todtenbeinen erkannte und „aus dem Moder fromm entwendete", war eine poetiſche Nothwendigkeit, wenn ſein Gedicht nicht an Concinnität und Abrundung leiden ſollte. Daſſelbe iſt ja keine erzählende Darſtellung; es ſind in ihm nur Gedanken und Gefühle niedergelegt, welche den Dichter ergriffen, als er mit der Aufſuchung und Auffindung des Schädels bekannt gemacht wurde, und dann ſpäter, als er ſelbſt den Schädel, deſſen herrliche Geſtaltung ihm ſo lebhaft die Erinnerung an das Haupt des lebenden Freundes zurückrief, betrachtete. Konnte er nun wol ſeine eigenen Ideen dem wirklichen Finder des Schädels paſſend unterlegen, nur um der hiſtoriſchen Wahrheit ſtreng treu zu bleiben? Das Letztere wäre ja hierdurch nicht einmal erreicht worden! Und was iſt, und wozu exiſtirt denn die poetiſche Freiheit? Wir erlaſſen dem Dichter gern ſo Manches, was wir von der Proſa fodern, ſobald es das Kunſtwerk, welches uns erfreuen ſoll, beeinträchtigen würde. Goethe iſt ſeiner objectivirenden Auffaſſungsweiſe auch hier treu geblieben; zum Objectiviren gehörte aber zunächſt, daß er dem darzuſtellenden Object ſein Ich gegenüber ſtellte, und von dieſem die Betrachtungen ausgehen ließ.

Noch ein Argument für meine Anſicht kann ich mich nicht enthalten anzuführen: Goethe war für ſo kleinliche Handlungen zu groß! Das iſt zwar ein Argument ſehr ſubjectiver Natur, doch fühle ich ſeine Wahrheit zu tief, als daß ich es nicht ausſprechen ſollte. Goethe war ſich ſeiner Größe recht wohl bewußt, aber nichts berechtigt uns, ihm eine ſo kleinliche Eitelkeit zuzutrauen, wie ſie dazu gehörte, wenn er ſich mit abſichtlicher Unwahrheit die verdienſtvolle Handlung eines Andern zugeſchrieben hätte.

Iſt man doch aber ſo weit gegangen, Goethe des Plagiats zu beſchuldigen! In einem Schriftchen*): „Das Büchlein von Goethe“ (Penig 1832), deſſen anonymer Autor ſich lediglich die Aufgabe geſtellt hat, Goethe als Dichter und Menſch herabzuwürdigen, führt dieſer Autor u. a. ein ſeiner Meinung nach recht evidentes Beiſpiel von Plagiation an, nämlich das bekannte Gedicht „Der Müllerin Verrath“ mit dem daneben gedruckten altfranzöſiſchen Urtexte. Das Goethe'ſche Gedicht iſt allerdings mehr eine freie Ueberſetzung als Original, doch nur dem Stoffe nach, denn es iſt ſo in Goethe's eigenſter Weiſe wiedergegeben, daß dieſes Gedicht einen zweiten Autor an ihm hat. Außerdem ſpann Goethe den Stoff des Gedichtes ganz ſelbſtändig fort, indem er „Der Müllerin Reue“ ſchrieb, welchem Gedichte „der Verrath“ nothwendig vorausgehen mußte. Wer aber glaubt, der Dichter der „Braut von Korinth“, des „Erlkönigs“ ꝛc. habe durch Uſurpation jener Ballade ſeinen Dichterruhm erhöhen können oder ſelbſt zu erhöhen vermeint, nun — dem wollen wir ſein Urtheil laſſen!

---

*) Uebrigens verwahre ich mich dagegen, als wollte ich die Tendenz dieſes Buches in Parallele ſtellen mit dem achtungswerthen, lediglich auf die Wahrheit gerichteten Beſtreben, welches bei Herrn Dr. Hallmann zu Grunde liegt, wenn er Goethe den oben erwähnten Vorwurf macht.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Druckfehler.

Seite 8	Zeile	9 v. o.	lies	Lorbeerkranze ſtatt Lorberkranze
„ 15	„	3 v. u.	„	Doctor ſt. Docter
„ 16	„	9 v. o.	„	welchem ſt. welchen
„ 16	„	6 v. u.	„	E. Oettelt ſt. C. Oettelt
„ 17	„	2 v. u.	„	leben ſt. lebten
„ 44	„	13 v. o.	l.	Landſchaftscollegium ſt. Landescollegium
„ 45	„	9 v. o.		
„ 58	„	3 v. o.	l.	aufgereihten ſt. aufgerichteten

Goethe's Egmont

für die Bühne bearbeitet

von

Schiller.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1857.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg

Einleitung.

Es iſt unſtreitig eine der merkwürdigſten und lehrreichſten Thatſachen in der Geſchichte unſerer Literatur, daß ein Werk des Einen der zwei größten deutſchen Dichter von dem Andern, mit des Erſteren Vorwiſſen und Zuſtimmung, umgeſtaltet und mit Zuſätzen verſehen wurde.

Das geſchah als Schiller Goethe's Egmont für das Theater bearbeitete.

Dieſe Bearbeitung, die auf mehreren Bühnen bei der Aufführung des Egmont benutzt und von den Kritikern theils lobend, theils mit ſtarkem Tadel beſprochen worden iſt, erſcheint hier, nach einundſechzig Jahren, zum erſtenmale im Druck. Sie galt bisher für verloren, doch iſt es mir gelungen ſie vollſtändig wiederherzuſtellen und zwar nach dem Exemplare „Egmonts“ in der Bibliothek des großherzoglichen Hoftheaters in Weimar, das Schillers Streichungen, Sceneneintheilung und Angaben der Aenderungen enthält, und nach den mir zur Vergleichung überlaſſenen Souffleurbüchern mehrerer Bühnen, auf denen Egmont in dieſer Schiller'ſchen Bearbeitung ſonſt aufgeführt wurde oder noch aufgeführt wird.

Goethe und Schiller legten einen großen Werth auf dieſes ihr gemeinſchaftliches Werk, das uns überdies als ein Zeugniß ihrer innigen Freundſchaft, als vollgiltiger Beweis für den gänzlichen Mangel an Autoreitelkeit in Goethe und als Beiſpiel von Schillers dramatiſchem und theatraliſchem Blick und Geſchick dienen kann.

Bekanntlich iſt dieſe Egment-Bearbeitung eine unmittelbare Folge des Gaſtſpiels Ifflands in Weimar im Jahre 1796.

Schon im October 1795 hatte dieſer ausgezeichnete Schauſpieler von Mannheim aus in einem Briefe an den ihm befreundeten Schall in Weimar den Wunſch geäußert, auf der dortigen von Goethe geleiteten Bühne eine Reihe von Gaſtvorſtellungen zu geben, und Goethe ſelbſt, der davon benachrichtigt war, antwortete ihm unter dem 4. Nov. 1795:

„Aus dem großen und unerſetzlichen Uebel, das jene Gegenden trifft, wird uns kein kleiner Gewinn, wenn Sie uns indeſſen beſuchen und mit Ihrem Talent erfreuen wollen. In mehr als einer Rückſicht war mir Ihre Ankunft lange wünſchenswerth. Die Koſten Ihrer Reiſe und Ihres hieſigen Aufenthaltes werden wir gerne tragen und außerdem ſoll es an einem anſtändigen Douceur nicht fehlen, ſo daß Sie nicht unzufrieden von uns ſcheiden werden, wenn wir gleich nicht glauben Ihr Verdienſt nach Würden belohnen zu können. Auf eine längere Unterhaltung mit Ihnen über mancherlei Gegenſtände freue ich mich ſehr und wünſche nur, daß Sie bei uns einige Zeit die traurige Lage vergeſſen können, in welcher Sie die ſchöne und geliebte Gegend verlaſſen.

Goethe."

Nach Beendigung der weiteren Unterhandlungen ſchrieb Iffland unter dem 16. März 1796:

„Den 19. kann ich abreiſen, Oſtermontag kann ich zu Weimar ſpielen. Ich fürchte nur, man möchte eine zu günſtige Erwartung von meinem Talent dort haben. Der Ruf iſt freigebig, wenn er einmal wohin ſich wendet. Meine Vorſtellungen bezeugen das Beſtreben nach Wahrheit. Vielleicht haben ſie deswegen wenig Glanz, weil mir die Natur Vieles verſagte was dazu gehört. Gewiß iſt, daß ſie wenig Glanz haben. Dies hat meine Zuſchauer anfangs mehrentheils unangenehm betroffen, obgleich ich auch fühle, daß es ſie zuletzt mehr an mich zog als es gewöhnlich der Fall iſt." Er fügt dann hinzu, daß er aufzutreten wünſche in dem „Hausvater," den „Strelitzen," dem „Scheinverdienſt," der „Dienſtpflicht," in „Stille Waſſer ſind tief," der „Ehelichen Probe," der „Sonnenjungfrau," der „Ausſteuer" und dem „Spieler," und zwar in dem letzteren Stücke als Wallenfeld.

Schiller, der ſich eben entſchloſſen hatte Wallenſtein zu bearbeiten und durch die Xenien, deren Entſtehung großentheils in den Winter von 1795 zu 1796 fällt, in ein intimeres Verhältniß zu Goethe getreten war, wurde von dieſem eingeladen, während der Anweſenheit Ifflands auch nach Weimar zu kommen, und er nahm die Einladung an, obgleich er noch immer kränkelte und, wie er am 21. März an Körner ſchrieb, „außer zwei Spazierfahrten in dieſen ſchönen Tagen ſeit dem Herbſt nicht vor die Hausthüre gekommen war," bei Nacht nicht aus dem Hauſe ſein konnte und alſo nicht hoffen durfte, Iffland ſpielen zu ſehen. Er ſah ihn aber doch, denn er meldet an Körner, er *gehe* nicht in das Theater und Goethe (bei dem er wohnte), habe ihm im „Komödienhauſe, das keine Loge hat," eine beſonders machen laſſen, wo er ungeſtört ſeyn könne.

Bis dahin iſt noch nirgends von Egmont die Rede und eine Aufführung deſſelben, ſowie die dabei etwa nöthig werdende Bearbeitung, jedenfalls erſt in einer Unterredung mit Iffland zur Sprache gekommen, allerdings ſchon in den erſten Tagen, denn bereits am 30. März ſchrieb Goethe an Iffland, der ſich erboten hatte im „Spieler" ſtatt des Wallenfeld den Poſert zu ſpielen, in einem Billet:[1] „Ich vernehme, daß Sie die Gefälligkeit haben wollen den Poſert zu ſpielen, wofür ich Ihnen ganz beſonders danke, denn ich bin äußerſt neugierig, wie Sie mit ſo vielen andern Problemen auch dieſes auflöſen werden … Mit dem größten Vergnügen ſehe ich dann der Bearbeitung und Aufführung Egmonts entgegen. **Es iſt das Eigenſte was mir hätte begegnen können, daß ein Stück, auf das ich in mehr als einer Hinſicht längſt Verzicht gethan habe, mir durch Schillern und Sie ſo unerwartet wiedergeſchenkt wird.“**

---

[1] Befindet ſich in dem Weimar'ſchen Theaterarchiv

Unter dem 3. April ſchrieb er ſogar nach Rom an Heinrich Meyer höchſt rühmend über Ifflands Spiel und er ſetzte hinzu: „Er wird noch eine Woche bleiben und zuletzt Egmont aufführen. Schiller, der auch dieſe Zeit hier iſt, hat das Stück dergeſtalt bearbeitet, daß die Vorſtellung möglich wird.“[1]

Schiller ſelbſt bemerkt in ſeinem Briefe vom 10. April 1796 aus Weimar an Körner, der ihn zu beſuchen verſprochen hatte: „Wenn Du Deine Reiſe um fünf oder ſechs Tage früher antreten kannſt, kommſt Du gerade noch recht zu der letzten Vorſtellung von Iffland und zwar zur Vorſtellung des Egmont, den ich für das Theater bearbeitet habe und der gewiſſermaßen Goethe's und mein gemeinſchaftliches Werk iſt. Ich mußte verſchiedene neue Scenen darin machen und mit den alten mir manche Freiheit herausnehmen. Es würde Euch alſo in jedem Betracht eine rechte Curioſität ſeyn.“ Er wünſcht dann, daß Körner auch dem Dichter Schlegel von dem Egmont ſage und ſetzt endlich hinzu: „Egmont hat mich intereſſirt und iſt mir für meinen Wallenſtein keine unnützliche Vorbereitung geweſen.“

---

[1] Briefe von und an Goethe. Herausgegeben von Riemer. Leipzig 1846. S. 30.

Eine Reliquie, ein ſchriftliches Zeugniß davon, daß Goethe und Schiller eines Tages bei einander ſaßen und die Bearbeitung wie die Aufführung des Egmont beſprachen, liegt noch in dem Weimar'ſchen Theaterarchiv, ein Folioblatt nämlich, auf welchem Schiller die Perſonen des Stücks nach ſeiner Bearbeitung, Goethe aber daneben die Namen der Schauſpieler, denen die Rollen zugetheilt werden ſollten, geſchrieben hat, in folgender Weiſe:

Egmont	Vohs.
Oranien	Malkolmi.
Alba	Iffland.[1]
Ferdinand . . .	Becker.
Gomez	Heide.
Silva	Hof.
Brackenburg . . .	Veltheim.
Richard	Leisring.
Vanſen	Schall.
Buyck	Eilenſtein.
Ruyſum	Weyrauch.

---

[1] Hiernach ſollte alſo, wie Goethe meinte, Iffland den Alba ſpielen; er ſpielte indeß den Egmont.

Soeſt . . . . . Benda.
Jetter . . . . . Beck.
Zimmermeiſter . . Genaſt.
Seifenſieder . . . Gatto.
Clärchen.
Clärchens Mutter.

Dann folgen noch, von Schiller beigefügt:

„Fabrikant
Bäcker
Barbier
Metzger
Laſtträger
Drei Fiſchweiber
ſprechen nur im Chor und machen den Auflauf.

Sechs niederländiſche Soldaten
von Egmonts Begleitung.
Zwölf ſpaniſche Soldaten.
Stumme Perſonen.“[1]

Selbſt die Decorationen, die bei der Aufführung gebraucht werden, hat Schiller auf jenem Blatte verzeichnet, nämlich:

Freier Platz zum Armbruſtſchießen.

---

[1] Am 21. April 1796 ſchrieb Goethe an Schiller (S. Briefwechſel 2. Aufl. I. 143.): „Auch liegt die Anzeige zu Egmont bei, wozu ich nach Standesgebühr die Titulaturen zu ſetzen bitte.“ und Schiller antwortete an demſelben Tage: „Das Perſonenverzeichniß von Egmont folgt hier ſpecificirt und titulirt zurück.“

Es iſt dies das Perſonenverzeichniß wie es ſich vor dem vorliegenden Abdruck des Stückes findet und das von dem Goethe'ſchen, auch den Titulaturen nach, etwas abweicht.

Straße in Brüſſel.
Egmonts Zimmer.
Clärchens Zimmer.
Saal bei Alba mit drei Thüren.
Gefängniß.

Böttiger ſchrieb bekanntlich ein Buch von 407 Seiten über das damalige Gaſtſpiel Ifflands in Weimar[1] und über die Schiller'ſche Bearbeitung des Egmont ſagt er darin S. 364 in einer Anmerkung:

„Das ganze Stück hatte mehrere, zum Theil ſehr weſentliche Veränderungen erlitten. Sehr ungern mißte man die Scene zwiſchen Machiavell und Margarethen, da gerade durch dieſe Unterredung das Ganze Gewicht und Intereſſe erhält. Statt dieſer Abkürzungen waren verſchiedene neue Auftritte hinzugekommen. Die Erſcheinung des Secretärs während Egmonts Unterredung und das was Egmont dabei ſagt, ſollte der Unterredung eine andre Wendung und einen von dem jetzigen ganz verſchiedenen Ausgang geben. Noch unbefriedigender iſt die zweite Dazwiſchenkunſt des Secretärs bei Clärchen. Die dadurch veranlaßte Scene dreht ſich doch nur in Wiederholungen herum und Egmont wird ein Großſprecher wie Fiesco.[2]

---

[1] Entwickelung des Iffland'ſchen Spiels in vierzehn Darſtellungen auf dem Weimar'ſchen Hoftheater im Aprilmonat 1796. Leipzig, gr. 8. 1796.

[2] Dieſe Scene habe ich nicht auffinden können. Sie ſcheint nur bei der erſten Aufführung eingeſchoben geweſen zu ſeyn; bei allen ſpätern

Der Einfall, den Grafen zum zweiten und drittenmal warnen zu laſſen, ſcheint ſehr gewagt ꝛc.“

Goethe ſelbſt ſprach ſich öffentlich zuerſt im Jahr 1815 im Morgenblatt Nr. 85, in dem Artikel „Ueber das deutſche Theater“[1] in folgender Weiſe über dieſe Schillerſche Bearbeitung ſeines Stückes aus:

„Die Gegenwart des vortrefflichen Iffland (1796) gab Gelegenheit zu Abkürzung Egmonts, wie das Stück noch bei uns und an einigen Orten gegeben wird. Daß Schiller bei ſeiner Redaction grauſam verfahren, davon überzeugt man ſich bei Vergleichung der Scenenfolge mit dem gedruckten Stücke ſelbſt. Die perſönliche Gegenwart der Regentin z. B. vermißt unſer Publikum ungern und *doch iſt in Schillers Arbeit eine ſolche Conſequenz, daß man nicht gewagt hat, ſie wieder einzulegen*, weil andere Mißverhältniſſe in die gegenwärtige Form ſich einſchleichen würden.“

Er theilt darauf die Scenenfolge mit kurzer Inhaltsangabe mit; ſtatt derſelben ſtehe hier aber folgende Nebeneinanderſtellung der Scenen bei Schiller und bei Goethe.

Schiller.	Goethe.
I. Act 1. Scene.	I. Act 1. Sc.
„ 2. „	II. Act 1. Sc.

---

blieb ſie weg. Angedeutet hat ſie aber Schiller durch die Worte, die Egmont am Schluß der Scene zu ſeinem Secretär (II. Act 2. Scene) ſagt: „Bei meiner Clara findeſt du mich, wenn etwas vorfällt.“

[1] Jetzt in den „Werken,“ Band 35.

Schiller		Goethe
I. Act 3. Scene.		II. Act 1. Scene.
„ 4. „		„ Fortſ.
„ 5. „	(mit einer neuen Rede Egmonts).	„ „
II. Act 1. Scene.		II. Act 2. Sc.
„ 2. „		„ Fortſ.
„ 3. „		„ „
„ 4. „	(neu).	fehlt.
„ 5. „		II. Act 2. Sc. Fortſ.
III. Act 1. Scene.		IV. Act 1. Sc.
„ 2. „		„ Fortſ.
„ 3. „		„ „
„ 4. „	(zum Theil neu).	I. Act 3. Sc. (z. Theil).
„ 5. „	„ „ „	„ „ „
„ 6. „		„ Fortſ.
„ 7. „		III. Act 2. Sc. (z. Theil).
„ 8. „		„ Fortſ.
„ 9. „		„ „
IV. Act 1. Scene.		IV. Act 2. Sc.
„ 2. „		„ Fortſ.
„ 3. „		„ „
„ 4. „		„ „
„ 5. „		„ „
„ 6. „		„ „
„ 7. „		„ „
„ 8. „		„ „
„ 9. „		„ „
„ 10. „	(neu).	„ fehlt.
„ 11. „	(Anfang neu).	V. Act 1. Sc.
„ 12. „		„ Fortſ.

Schiller.	Goethe.
IV. Act 13. Scene.	V. Act 1. Scene.
V. Act 1. Scene.	V. Act 3. Sc.
„ 2. „	„ Fortſ.
„ 3. „	„ „
„ 4. „	„ 2. Sc.
„ 5. „	„ 4. Sc.
„ 6. „	„ „
„ 7. „ (zum Theil neu).[1]	„ „
„ 8. „ „ „ „	„ „

Noch leichter läßt ſich die Umgeſtaltung des Stückes überſehen, wenn wir ſie in folgender Weiſe dem Goetheſchen Original gegenüber ſtellen:

Goethe.			Schiller.
I.	1.	Armbruſtſchießen.	I. 1.
„	2.	Palaſt der Regentin.	fehlt.
„	3.	Clärchen, Mutter, Brackenburg.	III. 4. 5. 6. (zum Theil).
II.	1.	Platz in Brüſſel.	I. 2. 3. 4. 5.
„	2.	Egmonts Wohnung.	II. 1. 2. 3. 5.
III.	1.	Palaſt der Regentin.	fehlt.
„	2.	Clärchens Wohnung.	III. 7. 8. 9.
IV.	1.	Straße.	III. 1. 2. 3.
„	2.	Eulenburgiſcher Palaſt.	IV. 1—9.
V.	1.	Straße.	IV. 11—13.

---

[1] „Wegen der Erſcheinung Clärchens," ſagt Goethe in dem oben erwähnten Aufſatze, „ſind die Meinungen getheilt; Schiller war dagegen, der Autor dafür." — Nach der Art, wie Schiller den Monolog Egmonts geändert hat, ſollte die Erſcheinung nur ein Traumbild ſeyn, nicht auf dem Theater ſichtbar werden.

Goethe.	Schiller.
V. 2. Gefängniß.	V. 4.
„ 3. Clärchens Haus.	V. 1. 2. 3.
„ 4. Gefängniß.	V. 5. 6. 7. 8.

In Bezug auf den vorliegenden Abdruck habe ich meines Theils nur noch zu bemerken, daß das was Schiller aus dem Goethe'ſchen Egmont geſtrichen hat, einfach weggeblieben iſt. Was er geſtrichen, ergiebt eine Vergleichung zwiſchen dem Original und der Bearbeitung. Wo er aber ein Wort oder mehrere Wörter geändert, iſt es jedesmal genau angegeben, während ſeine Zuſätze mit etwas größerer Schrift gedruckt worden ſind. Es läßt ſich alſo leicht überſehen, nicht nur wie Schiller die Scenenfolge des Stücks umgeſtellt, ſondern auch was er weggelaſſen, was er verändert und was er dazu gethan hat.

Möge nun das deutſche Publikum an dieſer ihm bisher unbekannt gebliebenen Arbeit ſeines Lieblings ſich erfreuen!

Leipzig, im Frühjahr 1857.

A. Diezmann.

Egmont.

Perſonen.

Graf Egmont, Prinz von Gaure, } ſpaniſche Provinzſtatthalter in
Prinz von Oranien, } den Niederlanden.
Herzog von Alba, neuer ſpaniſcher Generalgouverneur.
Ferdinand, ſein natürlicher Sohn.
Richard, Egmonts Geheimſchreiber.
Gomez, } unter Alba dienend.
Silva, }
Brackenburg, ein junger Bürger aus Brüſſel.
Vanſen, Schreiber.
Buyck, ein Holländer, Soldat unter Egmont.
Ruyſum, Invalide.
Soeſt, Krämer,
Jetter, Schneider, } Bürger von Brüſſel.
Zimmermeiſter,
Seifenſieder,
Clärchen, Egmonts Geliebte.
Clärchens Mutter.
Mehrere Bürger. Bürgerweiber. Knaben. Soldaten.
Edelleute von Egmonts Begleitung. Spaniſche Soldaten von Alba's Armee.

Der Schauplatz iſt in Brüſſel.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Freier Platz vor der Stadt.

Armbruſtſchießen.

Bürger und **Soldaten** mit Armbrüſten.

Jetter, Bürger von Brüſſel, Schneider, tritt vor und ſpannt die Armbruſt. **Soeſt,** Bürger von Brüſſel, Krämer. **Ruyſum. Buyck.**

Soeſt. Nun ſchießt nur hin, daß es alle wird! Ihr nehmt mir's doch nicht! Drei Ringe ſchwarz, die habt Ihr euer Tage nicht geſchoſſen. Und ſo wär' ich für dieß Jahr Meiſter.

Jetter. Meiſter und König dazu. Wer mißgönnt's Euch? Ihr ſollt dafür auch die Zeche doppelt bezahlen; Ihr ſollt Eure Geſchicklichkeit bezahlen, wie's recht iſt.

Buyck (ein Holländer, Soldat unter Egmont). Jetter, den Schuß handl' ich Euch ab, theile den Gewinnſt, tractire die Herren: ich bin ſchon ſo lange hier und für viele Höflichkeit Schuldner. Fehl' ich, ſo iſt's, als wenn Ihr geſchoſſen hättet.

Soeſt. Ich ſollte drein reden; denn eigentlich verlier' ich dabei. Doch, Buyck, nur immerhin.

Buyck (ſchießt). Nun, Pritſchmeiſter, Reverenz! — Eins! Zwei! Drei! Vier!

Soeſt. Vier Ringe! Es ſey!

Alle. Vivat, Herr König, hoch! und abermal hoch!

Buyck. Danke, ihr Herren. Wäre Meiſter zu viel! Danke für die Ehre.

Jetter. Die habt Ihr Euch ſelbſt zu danken.

Ruyſum (ein Friesländer, Invalide und taub). Daß ich Euch ſage!

Soeſt. Wie iſt's, Alter?

Ruyſum. Daß ich Euch ſage! — Er ſchießt wie ſein Herr, er ſchießt wie Egmont.

Buyck. Gegen ihn bin ich nur ein armer Schlucker. Mit der Büchſe trifft er erſt, wie keiner in der Welt. Nicht etwa wenn er Glück oder gute Laune hat; nein! wie er anlegt, immer rein ſchwarz geſchoſſen. Gelernt habe ich von ihm. Das wäre auch ein Kerl, der bei ihm diente und nichts von ihm lernte. — Nicht zu vergeſſen, meine Herren! Ein König nährt ſeine Leute; und ſo, auf des Königs Rechnung, Wein her!

Jetter. Es iſt unter uns ausgemacht, daß jeder —

Buyck. Ich bin fremd und König, und achte Eure Geſetze und Herkommen nicht.

Jetter. Du biſt ja ärger als der Spanier; der hat ſie uns doch bisher laſſen müſſen.

Ruyſum. Was?

Soeſt (laut). Er will uns gaſtiren; er will nicht haben, daß wir zuſammenlegen, und der König nur das Doppelte zahlt.

Ruyſum. Laßt ihn! doch ohne Präjudiz! Das iſt auch ſeines Herrn Art, ſplendid zu ſeyn, und es laufen zu laſſen, wo es gedeiht.

(Sie bringen Wein.)

Alle. Ihro Majeſtät Wohl! Hoch!

Jetter (zu Buyck). Verſteht ſich Eure Majeſtät.

Buyck. Danke von Herzen, wenn's doch ſo ſeyn ſoll.

Soeſt. Wohl! Denn unſerer Spaniſchen Majeſtät Geſundheit trinkt nicht leicht ein Niederländer von Herzen.

Ruyſum. Wer?

Soeſt (laut). Philipps des Zweiten, Königs in Spanien.

Ruyſum. Unſer allergnädigſter König und Herr! Gott geb' ihm langes Leben!

Soeſt. Hattet Ihr ſeinen Herrn Vater, Carl den Fünften, nicht lieber?

Ruyſum. Gott tröſt' ihn! Das war ein Herr! Er hatte die Hand über den ganzen Erdboden, und war Euch alles in allem; und wenn er Euch begegnete, ſo grüßt' er Euch, wie ein Nachbar den andern; und wenn Ihr erſchrocken wart, wußt' er mit ſo guter Manier — Ja, verſteht mich — Er ging aus, ritt aus, wie's ihm einkam, gar mit wenig Leuten. Haben wir doch alle geweint, wie er ſeinem Sohn das Regiment hier abtrat — ſagt' ich, verſteht mich — der iſt ſchon anders, der iſt majeſtätiſcher.

Jetter. Er ließ ſich nicht ſehen, da er hier war, als in Prunk und königlichem Staate. Er ſpricht wenig, ſagen die Leute.

Soeſt. Es iſt kein Herr für uns Niederländer. Unſere Fürſten müſſen froh und frei ſeyn, wie wir, leben und leben laſſen. Wir wollen nicht verachtet noch gedrückt ſeyn, ſo gutherzige Narren wir auch ſind.

Jetter. Der König, denk' ich, wäre wohl ein gnädiger Herr, wenn er nur beſſere Rathgeber hätte.

Soeſt. Nein! nein! Er hat kein Gemüth gegen uns Niederländer, er liebt uns nicht; wie können wir ihn wieder lieben? Warum iſt alle Welt dem Grafen Egmont ſo hold? Warum trügen wir ihn alle auf den Händen? Weil man ihm anſieht, daß er uns wohl will; weil ihm die Fröhlichkeit, die gute Meinung aus den Augen ſieht; weil er nichts beſitzt, das er dem Dürftigen nicht mittheilte, auch dem, der's nicht bedarf. Laßt den Grafen Egmont leben! Buyck, an euch iſt's, die erſte Geſundheit zu bringen! Bringt eures Herrn Geſundheit aus.

Buyck. Von ganzer Seele denn: Graf Egmont hoch! Dem Helden von Gravelingen!

Alle. Hoch!

Buyck. Gravelingen! Freunde! da ging's friſch! Den Sieg haben wir allein. Brannten und ſengten die wälſchen Hunde nicht durch ganz Flandern? Aber ich mein', wir trafen ſie! Ihre alten, handfeſten Kerle hielten lange wider, und wir drängten und ſchoſſen und hieben, daß ſie die Mäuler verzerrten und ihre Linien zuckten. Da ward Egmont das Pferd unter dem Leibe niedergeſchoſſen, und wir ſtritten lange hinüber, herüber, Mann für Mann, Pferd gegen Pferd, auf dem breiten flachen Sand an der See hin. Auf einmal kam's, wie vom Himmel herunter, von der Mündung des Fluſſes, bau, bau! immer mit Kanonen in die Franzoſen drein. Es waren Engländer, die unter dem Admiral Malin von ungefähr von Dünkirchen her vorbeifuhren. Zwar viel halfen ſie uns nicht; ſie konnten nur mit den kleinſten Schiffen bei, und das nicht nah genug; ſchoſſen auch wohl unter uns — Es that doch gut! Es brach die Wälſchen und hob unſern Muth. Da ging's! Rick! rack! herüber, hinüber! Alles todt geſchlagen, alles ins Waſſer geſprengt; und die

Kerle erſoſſen, wie ſie das Waſſer ſchmeckten; und was wir Holländer waren, gerad' hintendrein. Uns, die wir beidlebig ſind, ward erſt wohl im Waſſer wie den Fröſchen; und immer die Feinde im Fluß zuſammengehauen, weggeſchoſſen wie die Enten. Was nun noch durchbrach, ſchlugen euch auf der Flucht die Bauernweiber mit Hacken und Miſtgabeln todt. Mußte doch die wälſche Majeſtät gleich das Pfötchen reichen und Friede machen. Und den Frieden ſeyd ihr uns ſchuldig, dem großen Egmont ſchuldig.

Alle. Hoch! dem großen Egmont hoch! und abermal hoch! und abermal hoch!

Jetter. Hätte man uns den ſtatt der Margarete von Parma zum Regenten geſetzt!

Soeſt. Nicht ſo! wahr bleibt wahr! Ich laſſe mir Margareten nicht ſchelten. Es lebe unſere gnäd'ge Frau!

Alle. Sie lebe!

Jetter. Klug iſt ſie, und mäßig in allem, was ſie thut; hielte ſie's nur nicht ſo ſteif und feſt mit den Pfaffen. Sie iſt doch auch mit ſchuld, daß wir die vierzehn neuen Biſchofsmützen im Lande haben. Wozu die nur ſollen? Nicht wahr, daß man Fremde in die guten Stellen einſchieben kann? Und wir ſollen glauben, es ſey um der Religion willen. Ja es hat ſich. An drei Biſchöfen hatten wir genug: da ging's ehrlich und ordentlich zu. Nun muß doch auch jeder thun, als ob er nöthig wäre, und da ſetzt's allen Augenblick Verdruß und Händel.

(Sie trinken.)

Soeſt. Das war nun des Königs Wille; ſie kann nichts davon, noch dazu thun.

Jetter. Da ſollen wir nun die neuen Pſalmen nicht ſingen; ſie ſind wahrlich gar ſchön in Reimen geſetzt, und haben recht erbauliche Weiſen. Die ſollen wir nicht ſingen; aber Schelmenlieder, ſo viel wir wollen. Und warum? Es ſeyen Ketzereien drin, ſagen ſie, und Sachen, Gott weiß. Ich hab' ihrer doch auch geſungen! es iſt jetzt was Neues, ich hab' nichts drin geſehen.

Buyck. Ich wollte ſie fragen! In unſrer Provinz ſingen wir, was wir wollen. Das macht, daß Graf Egmont unſer Statthalter iſt; der fragt nach ſo etwas nicht. (Laut zu Ruyſum.) Es iſt ja wohl nichts unſchuldiger, als ein geiſtlich Lied? Nicht wahr, Vater?

Ruyſum. Ei wohl! Es iſt ja ein Gottesdienſt, eine Erbauung.

Jetter. Sie ſagen aber, es ſey nicht auf die rechte Art, nicht auf ihre Art; und gefährlich iſt's doch immer, da läßt man's lieber ſeyn. Die Inquiſitionsdiener ſchleichen herum und paſſen auf; mancher ehrliche Mann iſt ſchon unglücklich geworden.

Soeſt. Die Inquiſition kommt nicht auf. Wir ſind nicht gemacht, wie die Spanier, unſer Gewiſſen tyranniſiren zu laſſen.

Jetter. Es iſt ſehr fatal. Wenn's den lieben Leuten einfällt, in mein Haus zu ſtürmen, und ich ſitz' an meiner Arbeit, und ſumme juſt einen franzöſiſchen Pſalm, und denke nichts dabei, weder Gutes noch Böſes, ich ſumme ihn aber, weil er mir in der Kehle iſt, gleich bin ich ein Ketzer und werde eingeſteckt. Oder ich gehe über Land, und bleibe bei einem Haufen Volks ſtehen, das einem neuen Prediger zuhört, einem von denen, die aus Deutſchland gekommen ſind, auf der Stelle heiß' ich ein Rebell, und komme in Gefahr, meinen Kopf zu verlieren. Habt ihr je einen predigen hören?

Soeſt. Wackre Leute. Neulich hört' ich einen auf dem Felde vor tauſend und tauſend Menſchen ſprechen. Das war ein ander Gekoch, als wenn unſre auf der Kanzel herumtrommeln und die Leute mit lateiniſchen Brocken erwürgen. Der ſprach von der Leber weg: ſagte, wie ſie uns bisher hätten bei der Naſe herumgeführt, uns in der Dummheit erhalten, und wie wir mehr Erleuchtung haben könnten. — Und das bewies er euch alles aus der Bibel.

Buyck. Friſch, ihr Herren! Ueber dem Schwätzen vergeßt ihr den Wein und Oranien.

Jetter. Den nicht zu vergeſſen. Das iſt ein rechter Wall: wenn man nur an ihn denkt, meint man gleich, man könne ſich hinter ihn verſtecken, und der Teufel brächte einen nicht hervor. Hoch! Wilhelm von Oranien, hoch!

Alle. Hoch! hoch!

Soeſt. Nun, Alter, bring' auch deine Geſundheit.

Ruyſum. Alte Soldaten! Alle Soldaten! Es lebe der Krieg!

Buyck. Bravo, Alter! Alle Soldaten! Es lebe der Krieg!

(Die Soldaten treten in den Vordergrund.)

Jetter. Krieg! Krieg! Wißt ihr auch, was ihr ruft? Daß es euch leicht vom Munde geht, iſt wohl natürlich; wie lumpig aber unſer einem dabei zu Muthe iſt, kann ich nicht ſagen. Das ganze Jahr das Getrommel zu hören; und nichts zu hören, als wie da ein Haufen gezogen kommt und dort ein andrer, wie ſie über einen Hügel kamen und bei einer Mühle hielten, wie viel da geblieben ſind, wie viel dort, und wie ſie ſich drängen, und einer gewinnt, der andere verliert, ohne daß man ſein Tage begreift, wer was gewinnt oder verliert. Wie eine Stadt eingenommen wird, die Bürger ermordet werden, und wie's den armen Weibern, den unſchuldigen Kindern ergeht. Das iſt eine Noth und Angſt, man denkt jeden Augenblick: „Da kommen ſie! es geht uns auch ſo.“

Soeſt. Drum muß auch ein Bürger immer in Waffen geübt ſeyn.

Jetter. Ja, es übt ſich wer Frau und Kinder hat. Und doch hör' ich noch lieber von Soldaten, als ich ſie ſehe.

Buyck. Das ſollt' ich übel nehmen.

Jetter. Auf euch iſt's nicht geſagt, Landsmann. Wie wir die ſpaniſchen Beſatzungen los waren, holten wir wieder Athem.

Soeſt. Gelt! die lagen dir am ſchwerſten auf?

Jetter. Vexir' Er ſich.

Soeſt. Die hatten ſcharfe Einquartierung bei dir.

Jetter. Halt dein Maul.

Soeſt. Sie hatten ihn vertrieben aus der Küche, dem Keller, der Stube — dem …

(Sie lachen.)

Jetter. Du biſt ein Tropf.

Buyck. Friede, ihr Herren! Muß der Soldat Friede rufen? — Nun da ihr von uns nichts hören wollt, nun bringt auch eure Geſundheit aus, eine bürgerliche Geſundheit.

Jetter. Dazu ſind wir bereit! Sicherheit und Ruhe!

Soeſt. Ordnung und Freiheit!

Buyck. Brav! das ſind wir auch zufrieden.

(Sie ſtoßen an und wiederholen fröhlich die Worte, doch ſo, daß jeder ein anderes ausruft, und es eine Art Canon wird. Der Alte horcht und fällt endlich auch mit ein.)

Alle. Sicherheit und Ruhe! Ordnung und Freiheit!

Zweiter Auftritt.

Zimmermeiſter. Vorige.

Zimmermeiſter. Sagt' ich's nicht voraus? Noch vor acht Tagen auf der Zunft ſagt' ich, es würde ſchwere Händel geben.

Jetter. Was giebt's denn?

Soeſt. Was bringt Ihr?

Buyck. Erzählt, Meiſter Zimmermann!

(Zugleich.)

Zimmermann. Wie? Wißt Ihr noch nicht? Die Unſinnigen! Daß ſie in Flandern ſich zuſammenrottirt, daß ſie die katholiſchen Kirchen geplündert haben?

Soeſt. Wer? Die Aufrührer?

Jetter. Die von der neuen Lehre?

Zimmermeiſter. Ganz und gar zu Grunde gerichtet haben ſie Kirchen und Kapellen. Nichts, als die vier nackten Wände haben ſie ſtehen laſſen. Lauter Lumpengeſindel! Und das macht unſre gute Sache ſchlimm. Wir hätten eher in der Ordnung und ſtandhaft unſre Gerechtſame der Regentin vortragen und darauf halten ſollen. Reden wir jetzt, verſammeln wir uns jetzt, ſo heißt es, wir geſellen uns zu den Aufwieglern.

Dritter Auftritt.

Seifenſieder. Vorige.

Seifenſieder. Garſtige Händel! Ueble Händel! Es wird unruhig und geht ſchief aus! — Hütet euch, daß ihr ſtille bleibt, daß man euch nicht auch für Aufwiegler hält.

Soeſt (ihn aushöhnend) Da kommen die ſieben Weiſen aus Griechenland.

Seifenſieder. Ich weiß, da ſind viele, die es heimlich mit den Calviniſten halten, die auf die Biſchöfe läſtern, die den König nicht ſcheuen. Aber ein treuer Unterthan, ein aufrichtiger Katholike! —

(Es geſellt ſich nach und nach allerlei Volk zu ihnen und horcht.)

Vierter Auftritt.

Vanſen. Vorige.

Vanſen. Gott grüß' euch, Herren! Was neues?

Zimmermeiſter. Gebt euch mit dem nicht ab; das iſt ein ſchlechter Kerl.

Jetter. Iſt es nicht der Schreiber beim Doctor Wiets?

Zimmermeiſter. Er hat ſchon viele Herren gehabt. Erſt war er Schreiber, und wie ihn ein Patron nach dem andern fortjagte, Schelmſtreiche halber, pfuſcht er jetzt Notaren und Advokaten ins Handwerk, und iſt ein Branntweinzapf.

(Es kommt mehr Volk zuſammen und ſteht truppenweiſe.)

Vanſen. Ihr ſeyd auch verſammelt, ſteckt die Köpfe zuſammen. Es iſt immer redenswerth.

Soeſt. Ich denk' auch.

Vanſen. Wenn jetzt einer oder der andere Herz hätte, und einer oder der andere den Kopf dazu, wir könnten die ſpaniſchen Ketten auf einmal ſprengen.

Soeſt. Herre! So müßt ihr nicht reden. Wir haben dem König geſchworen.

Vanſen. Und der König uns. Merkt das.

Jetter. Das läßt ſich hören! Sagt eure Meinung.

Einige andere. Horch, der verſtehts! Der hat Pfiffe.

Vanſen. Ich hatte einen alten Patron, der beſaß Pergamente und Briefe von uralten Stiftungen, Contracten und Gerechtigkeiten; er hielt auf die rarſten Bücher. In einem ſtand unſre ganze Verfaſſung: wie uns Niederländer zuerſt einzelne Fürſten regierten, alles nach hergebrachten Rechten, Privilegien und Gewohnheiten: wie unſere Vorfahren alle Ehrfurcht für ihren Fürſten gehabt, wenn er ſie regiert wie er ſollte; und wie ſie ſich gleich verſahen, wenn er über die Schnur hauen wollte. Die Staaten waren gleich hinterdrein;

denn jede Provinz, ſo klein ſie war, hatte ihre Staaten, ihre Landſtände.

Zimmermeiſter. Haltet euer Maul! das weiß man lange! Ein jeder rechtſchaffne Bürger iſt, ſo viel er braucht, von der Verfaſſung unterrichtet.

Jetter. Laßt ihn reden; man erfährt immer etwas mehr.

Soeſt. Er hat ganz recht.

Mehrere. Erzählt! erzählt! So was hört man nicht alle Tage.

Vanſen. So ſeyd ihr Bürgersleute! Ihr lebt nur ſo in den Tag hin; und wie ihr euer Gewerb von euern Eltern überkommen habt, ſo laßt ihr auch das Regiment über euch ſchalten und walten, wie es kann und mag. Ihr fragt nicht nach dem Herkommen, nach der Hiſtorie, nach dem Recht eines Regenten; und über das Verſäumniß haben euch die Spanier das Netz über die Ohren gezogen.

Soeſt. Wer denkt dadran? wenn einer nur das tägliche Brod hat.

Jetter. Verflucht! Warum tritt auch keiner in Zeiten auf, und ſagt einem ſo etwas?

Vanſen. Ich ſag' es euch jetzt. Der König in Spanien, der die Provinzen durch gut Glück zuſammen beſitzt, darf doch nicht drin ſchalten und walten anders als die kleinen Fürſten, die ſie ehemals einzeln beſaßen. Begreift ihr das?

Jetter. Erklärt's uns.

Vanſen. Es iſt ſo klar als die Sonne. Müßt ihr nicht nach euren Landrechten gerichtet werden? Woher käme das?

Ein Bürger. Wahrlich!

Vanſen. Hat der Brüſſeler nicht ein ander Recht als der Antwerper? der Antwerper als der Genter? Woher käme denn das?

Andere Bürger. Bei Gott!

Vanſen. Aber wenn ihr's ſo fortlaufen laßt, wird man's euch bald anders weiſen. Pfui! Was Carl der Kühne, Carl der Fünfte nicht konnten, das thut nun Philipp durch ein Weib.

Soeſt. Ja, ja! Die alten Fürſten haben's auch ſchon probirt.

Vanſen. Freilich! — Unſre Vorfahren paßten auf. Unſre Väter waren Leute! Die wußten was ihnen nütz war! Die wußten etwas zu faſſen und feſtzuſetzen! Rechte Männer! Dafür ſind aber auch unſre Privilegien ſo deutlich, unſre Freiheiten ſo verſichert.

Seifenſieder. Was ſprecht ihr von Freiheiten?

Das Volk. Von unſern Freiheiten, von unſern Privilegien! Erzählt noch was von unſern Privilegien.

Vanſen. Wir Brabanter beſonders, obgleich alle Provinzen ihre Vortheile haben, wir ſind am herrlichſten verſehen. Ich habe alles geleſen.

Soeſt. Sagt an. ⎫ (zugleich.)
Jetter. Laßt hören. ⎭

Ein Bürger. Ich bitt' euch.

Vanſen. Erſtlich ſteht geſchrieben: Der Herzog von Brabant ſoll uns ein guter und getreuer Herr ſeyn.

Soeſt. Gut! Steht das ſo?

Jetter. Getreu? Iſt das wahr?

Vanſen. Wie ich euch ſage. Er iſt uns verpflichtet, wie wir ihm. Zweitens: Er ſoll keine Macht oder eignen Willen an uns beweiſen, merken laſſen, oder gedenken zu geſtatten, auf keinerlei Weiſe.

Jetter. Schön! Schön! nicht beweiſen.

Soeſt. Nicht merken laſſen.

Ein anderer. Und nicht gedenken zu geſtatten! Das iſt der Hauptpunkt. Niemanden geſtatten, auf keinerlei Weiſe.

Vanſen. Mit ausdrücklichen Worten.

Jetter. Schafft uns das Buch.

Ein Bürger. Ja, wir müſſen's haben.

Ein anderer. Wir wollen zu der Regentin gehen mit dem Buche.

Ein anderer. Ihr ſollt das Wort führen, Herr Doctor.

Seifenſieder. O die Tröpfe! Ich ſchlage ihm die Zähne in den Hals, wenn er noch ein Wort ſagt.

Einer. Wir wollen ſehen, wer ihm etwas thut.

Ein Anderer. Sagt uns was von den Privilegien! Haben wir noch mehr Privilegien?

Vanſen. Mancherlei, und ſehr gute, ſehr heilſame. Da ſteht auch: Der Landsherr ſoll den geiſtlichen Stand nicht verbeſſern oder mehren, ohne Verwilligung des Adels und der Stände! Merkt das! Auch den Staat des Landes nicht verändern.

Soeſt. Iſt das ſo?

Vanſen. Ich will's euch geſchrieben zeigen, von zwei, drei hundert Jahren her.

Bürger. Und wir leiden die neuen Biſchöfe? Der Adel muß uns ſchützen, wir fangen Händel an!

Andere. Und wir, laſſen uns von der Inquiſition ins Bockshorn jagen?

Vanſen. Das iſt eure Schuld.

Alle. Wir haben noch Egmont, noch Oranien! Die ſorgen für unſer Beſtes.

Vanſen. Eure Brüder in Flandern haben das gute Werk angefangen.

Seifenſieder. Du Hund!

(Er ſchlägt ihn.)

Andere (widerſetzen ſich und rufen). Biſt du auch ein Spanier?

(Sie fallen den Seifenſieder an.)

Zimmermeiſter. Ums-Himmels willen, ruht! (Andere miſchen ſich in den Streit. Buben pfeifen, werfen mit Steinen, hetzen Hunde an, Bürger ſtehen und gaffen, Volk läuft zu, andere gehen gelaſſen auf und ab, andere treiben allerlei Schalkspoſſen, ſchreien und jubiliren.)

Andere. Freiheit und Privilegien! Privilegien und Freiheit!

Fünfter Auftritt.

Vorige. Egmont mit Begleitung.

Egmont. Ruhig! Ruhig, Leute! Was giebt's? Ruhe! Bringt ſie auseinander!

Zimmermeiſter. Gnädiger Herr, ihr kommt wie ein Engel des Himmels. Stille! ſeht ihr nichts? Graf Egmont! Dem Grafen Egmont Reverenz!

Egmont. Auch hier? Was fangt ihr an? Bürger gegen Bürger! Hält ſogar die Nähe unſrer königlichen Regentin dieſen Unſinn nicht zurück? Geht auseinander! Was war's?

(Der Tumult ſtillt ſich nach und nach, und alle ſtehen um ihn herum. Einige von Egmonts Gefolge und Buyck gehen ab. Vanſen läuft fort.)

Zimmermeiſter. Sie ſchlagen ſich um ihre Privilegien.

Egmont. Die ſie noch muthwillig zertrümmern werden! — Und wer ſeyd Ihr? Ihr ſcheint mir rechtliche Leute.

Zimmermeiſter. Das iſt unſer Beſtreben.

Egmont. Eures Zeichens?

Zimmermeiſter. Zimmermann und Zunftmeiſter.

Egmont. Und Ihr?

Soeſt. Krämer.

Egmont. Ihr?

Jetter. Schneider.

Egmont. Ich erinnere mich, Ihr habt mit an den Livreen für meine Leute gearbeitet. Euer Name iſt Jetter.

Jetter. Gnade, daß Ihr Euch deſſen erinnert.

Egmont. Ich vergeſſe niemanden leicht, den ich einmal geſehen und geſprochen habe. — Was an euch iſt, Ruhe zu erhalten, Leute, das thut; ihr ſeyd übel genug angeſchrieben. Reizt den König nicht mehr; er hat zuletzt doch die Gewalt in Händen. Ein ordentlicher Bürger, der ſich ehrlich und fleißig nährt, hat überall ſo viel Freiheit, als er braucht.

Zimmermeiſter. Ach wohl! das iſt eben unſre Noth! Die Tagdiebe, die Söffer, die Faullenzer, mit Euer Gnaden Verlaub, die ſtänkern aus Langerweile, und ſcharren aus Hunger nach Privilegien, und lügen den Neugierigen und Leichtgläubigen was vor, und um eine Kanne Bier bezahlt zu kriegen, fangen ſie Händel an, die viel tauſend Menſchen unglücklich machen. Das iſt ihnen eben recht. Wir halten unſre Häuſer und Kaſten zu gut verwahrt; da möchten ſie gern uns mit Feuerbränden davon treiben.

Egmont. Allen Beiſtand ſollt ihr finden; es ſind Maßregeln genommen dem Uebel kräftig zu begegnen. Steht feſt gegen die fremde Lehre, und glaubt nicht, durch Aufruhr befeſtige man Privilegien. Bleibt zu Hauſe; leidet nicht, daß ſie ſich auf den Straßen rotten. Vernünftige Leute können viel thun.

(Indeſſen hat ſich der größte Haufe verlaufen.)

Zimmermeiſter. Danken Euer Excellenz, danken für die gute Meinung! Alles was an uns liegt —

Egmont. Was giebt's?

(Einige von Egmonts Leuten treten mit Vanſen auf und erregen im Hintergrunde ein Gedränge.)

Buyck. Dieſen da haben wir gefangen. Er wollte ſich flüchtig machen. Sie ſagen, er ſey der Aufhetzer und Händelſtifter geweſen.

Egmont (nach dem Hintergrunde gehend). Laßt die Menge zurücktreten! Platz! Wer biſt du, Unglücklicher?

(Er ſpricht dort, daß er vornen nicht kann gehört werden.)

Zimmermeiſter. Ein gnädiger Herr! Der echte Niederländer. Gar ſo nichts Spaniſches!

Soeſt.[1] Hätten wir ihn nur zum Regenten! Man folgt ihm gerne.

Jetter. Haſt du das Kleid geſehen? Das war nach der neueſten Art, nach ſpaniſchem Schnitt.

Zimmermeiſter. Ein ſchöner Herr!

---

[1] Bei Goethe Jetter

Jetter. Sein Hals wär' ein rechtes Freſſen für einen Scharfrichter.

Soeſt. Biſt du toll? was kommt dir ein?

Jetter. Dumm genug, daß einem ſo etwas einfällt. — Es iſt mir nun ſo. Wenn ich einen ſchönen langen Hals ſehe, muß ich gleich wider Willen denken: der iſt gut köpfen. — Die verfluchten Executionen! man kriegt ſie nicht aus dem Sinne. Wenn die Burſche ſchwimmen, und ich ſeh' einen nackten Buckel, gleich fallen ſie mir zu Dutzenden ein, die ich habe mit Ruthen ſtreichen ſehen. Begegnet mir ein rechter Wanſt, mein' ich, den ſeh' ich ſchon am Pfahl braten.

Egmont (vorwärts kommend, zu Vanſen). Unſinniger! Kennſt du die geſchärften Befehle des Königs und daß ich dich ohne Weiteres durchpeitſchen und über die Grenze ſchaffen ſollte? Aber was hilft mir dein zerſchlagener Buckel? Man mag ihn laufen laſſen für diesmal; er wird ſich hüten, mir zum zweitenmal in den Weg zu kommen. (Zum Volke.) Ich ſeh' es wohl, wir ſind Euch viel zu mild, zu menſchlich — Ihr ſeyt es müde, von Euren Landsleuten beherrſcht zu ſeyn, — eine ſpaniſche Regierung wollt Ihr — und die wird Euch werden, eh' Ihr's denkt.

(Alle ab.)

Ende des erſten Aufzugs.

Zweiter Aufzug.

Egmonts Wohnung.

Erſter Auftritt.

Richard

(an einem Tiſche mit Papieren, er ſteht unruhig auf)

Er kommt immer nicht! und ich warte ſchon zwei Stunden, die Feder in der Hand, die Papiere vor mir; und eben heute möcht' ich gern ſo zeitig fort. Es brennt mir unter den Sohlen. Ich kann vor Ungeduld kaum bleiben. „Sey auf die Stunde da," befahl er mir noch, ehe er wegging; nun kommt er nicht. Es iſt ſo viel zu thun, ich werde vor Mitternacht nicht fertig. Freilich ſieht er einem auch einmal durch die Finger. Doch hielt' ich's beſſer, wenn er ſtreng wäre, und ließe einen auch wieder zur beſtimmten Zeit. Man könnte ſich einrichten. Von der Regentin iſt er nun ſchon zwei Stunden weg; wer weiß, wen er unterwegs angefaßt hat.

Zweiter Auftritt.

Egmont. Richard.

Egmont. Wie ſieht's aus?

Richard. Ich bin bereit, und drei Boten warten.

Egmont. Ich bin dir wohl zu lang' geblieben; du machſt ein verdrießlich Geſicht.

Richard. Eurem Befehl zu gehorchen, wart' ich ſchon lange. Hier ſind die Papiere!

Egmont. Donna Elvira wird böſe auf mich werden, wenn ſie hört, daß ich dich abgehalten habe.

Richard. Ihr ſcherzt.

Egmont. Nein, nein. Schäme dich nicht. Du zeigſt einen guten Geſchmack. Sie iſt hübſch; und es iſt mir ganz recht, daß du auf dem Schloſſe eine Freundin haſt. Was ſagen die Briefe?

Richard. Mancherlei, und wenig Erfreuliches.

Egmont. Da iſt gut, daß wir die Freude zu Hauſe haben und ſie nicht auswärts her zu erwarten brauchen. Sag' an! das Nöthigſte!

Richard. Es iſt alles nöthig.

Egmont. Eins nach dem andern, nur geſchwind!

Richard. Hauptmann Breda ſchickt die Relation, was weiter in Gent und der umliegenden Gegend vorgefallen. Der Tumult hat ſich meiſtens gelegt. —

Egmont. Er ſchreibt wohl noch von einzelnen Ungezogenheiten und Tollkühnheiten?

Richard. Ja! Es kommt noch manches vor.

Egmont. Verſchone mich damit.

Richard. Noch ſechs ſind eingezogen worden, die bei Verwich das Marienbild umgeriſſen haben. Er fragt an, ob er ſie auch wie die andern ſoll hängen laſſen?

Egmont. Ich bin des Hängens müde. Man ſoll ſie durchpeitſchen, und ſie mögen gehn.

Richard. Es ſind zwei Weiber dabei; ſoll er die auch durchpeitſchen?

Egmont. Die mag er verwarnen und laufen laſſen.

Richard. Ein Brief von Eurem Einnehmer. Er ſchreibt, es komme wenig Geld ein, er könne auf die Woche die verlangte Summe ſchwerlich ſchicken; der Tumult habe in alles die größte Confuſion gebracht.

Egmont. Das Geld muß herbei! er mag ſehen wie er es zuſammenbringt.

Richard. Er ſagt, er werde ſein Möglichſtes thun; er wolle den alten Soldaten, den Wittwen und einigen andern, denen ihr Gnadengehalte gebt, die Gebühr einen halben Monat zurückhalten, man könne indeſſen Rath ſchaffen; ſie möchten ſich einrichten.

Egmont. Was iſt da einzurichten? Die Leute brauchen das Geld nöthiger als ich. Das ſoll er bleiben laſſen.

Richard. Woher befehlt Ihr dann daß er das Geld nehmen ſoll?

Egmont. Darauf mag er denken; es iſt ihm im vorigen Briefe ſchon geſagt.

Richard. Deßwegen thut er die Vorſchläge.

Egmont. Die taugen nicht, er ſoll auf was anders ſinnen. Er ſoll Vorſchläge thun, die annehmlich ſind, und vor allem ſoll er das Geld ſchaffen.

Richard. Ich habe den Brief des Grafen Oliva wieder hieher gelegt. Verzeiht, daß ich Euch daran erinnere. Der alte Herr verdient vor allen andern eine ausführliche Antwort. Ihr wolltet ihm ſelbſt ſchreiben. Gewiß, er liebt Euch ,wie ein Vater.

Egmont. Ich komme nicht dazu. Und unter vielem Verhaßten iſt mir das Schreiben das Verhaßteſte. Du machſt meine Hand ja ſo gut nach, ſchreib' in meinem Namen. Beruhige ihn.

Richard. Sagt mir ungefähr Eure Meinung; ich will die Antwort ſchon aufſetzen und ſie Euch vorlegen. Geſchrieben ſoll ſie werden, daß ſie vor Gericht für Eure Hand gelten kann.

Egmont. Gieb mir den Brief. (Nachdem er hineingeſehen.) Guter, ehrlicher Alter! Warſt du in deiner Jugend auch wohl ſo bedächtig? Erſtiegſt du nie einen Wall? Bliebſt du in der Schlacht, wo es die Klugheit anräth, hinten? — Der treue Sorgliche! Er will mein Leben und mein Glück, und fühlt nicht, daß der ſchon todt iſt, der um ſeiner Sicherheit willen lebt. — Schreib' ihm, er möge unbeſorgt ſeyn; ich handle wie ich ſoll; ich werde mich ſchon wahren; ſein Anſehen bei Hofe ſoll er zu meinen Gunſten brauchen, und meines vollkommenen Dankes gewiß ſeyn.

Richard. Nichts weiter? O er erwartet mehr.

Egmont. Was ſoll ich mehr ſagen? Willſt du mehr Worte machen, ſo ſteht's bei dir. Es dreht ſich immer um den Einen Punkt: ich ſoll leben wie ich nicht leben kann.[1] Daß ich fröhlich bin, die Sachen leicht nehme, raſch lebe, das iſt mein Glück; und ich vertauſch' es nicht gegen die Sicherheit eines Todtengewölbes. Ich habe nun zu der ſpaniſchen Lebensart nicht einen Blutstropfen in meinen Adern; nicht Luſt, meine Schritte nach der neuen bedächtigen Hof-Cadenz zu muſtern. Leb' ich nur, um auf's Leben zu denken? Soll ich den gegenwärtigen Augenblick nicht genießen, damit ich des folgenden gewiß ſey? Und dieſen wieder mit Sorgen und Grillen verzehren?

Richard. Ich bitt' Euch, Herr, ſeyd nicht ſo barſch und rauh gegen den guten Mann. Ihr ſeyd ja ſonſt gegen alle freundlich. Sagt mir ein gefällig Wort, das den edlen Freund beruhige. Seht, wie ſorgfältig er iſt, wie leiſ' er Euch berührt.

---

[1] Bei Goethe: mag

Egmont. Und doch berührt er immer dieſe Saite. Er weiß von Alters her, wie verhaßt mir dieſe Ermahnungen ſind; ſie machen nur irre, ſie helfen nichts. Und wenn ich ein Nachtwandler wäre, und auf dem gefährlichen Gipfel eines Hauſes ſpazierte, iſt es freundſchaftlich mich beim Namen zu rufen und mich zu warnen, zu wecken und zu tödten? Laßt jeden ſeines Pfades gehen; er mag ſich wahren.

Richard. Es ziemt Euch nicht zu ſorgen, aber wer Euch kennt und liebt —

Egmont (in den Brief ſehend). Da bringt er wieder die alten Mährchen auf, was wir an einem Abend in leichtem Uebermuth der Geſelligkeit und des Weins getrieben und geſprochen, und was man daraus für Folgen und Beweiſe durch's ganze Königreich gezogen und geſchleppt habe. — Nun gut! wir haben Schellenkappen, Narrenkutten auf unſrer Diener Aermel ſticken laſſen, und haben dieſe tolle Zierde nachher in ein Bündel Pfeile verwandelt; ein noch gefährlicher Symbol für alle, die deuten wollen, wo nichts zu deuten iſt. Wir haben die und jene Thorheit in einem luſtigen Augenblick empfangen und geboren; ſind ſchuld, daß eine ganze edle Schaar mit Bettelſäcken und mit einem ſelbſt gewählten Unnamen dem Könige ſeine Pflicht mit ſpottender Demuth ins Gedächtniß rief; ſind ſchuld — was iſt's nun weiter? Iſt ein Faſtnachtsſpiel gleich Hochverrath? Sind uns die kurzen, bunten Lumpen zu mißgönnen, die ein jugendlicher Muth, eine angefriſchte Phantaſie um unſers Lebens arme Blöße hängen mag? Wenn ihr das Leben gar zu ernſthaft nehmt, was iſt dann dran? Wenn uns der Morgen nicht zu neuen Freuden weckt, am Abend uns keine Luſt zu hoffen übrig bleibt: iſt's wohl des An- und Ausziehens werth? Scheint mir die Sonne heut, um das zu überlegen was geſtern war? und um zu rathen, zu verbinden, was nicht zu errathen, nicht zu verbinden iſt, das Schickſal eines kommenden Tages? Schenke mir dieſe Betrachtungen; wir wollen ſie Schülern und Höflingen überlaſſen. Die mögen ſinnen und ausſinnen, wandeln und ſchleichen, gelangen wohin ſie können, erſchleichen was ſie können. — Kannſt du von allem dieſem etwas brauchen, daß deine Epiſtel kein Buch wird, ſo iſt mir's recht. Dem guten Alten ſcheint alles viel zu wichtig. So drückt ein Freund, der lang' unſre Hand gehalten, ſie ſtärker noch einmal, wenn er ſie laſſen will.

Richard. Verzeiht mir! Es wird dem Fußgänger ſchwindlig, der einen Mann mit raſſelnder Eile daher fahren ſieht.

Egmont. Nicht weiter! Wie von unſichtbaren Geiſtern gepeitſcht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unſers Schickſals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts als muthig gefaßt, die Zügel feſtzuhalten, und bald rechts bald links vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er ſich doch kaum, woher er kam.

Richard. Herr! Herr!

Egmont. Ich ſtehe hoch, und kann und muß noch höher ſteigen; ich fühle in mir Hoffnung, Muth und Kraft. Noch hab' ich meines Wachsthums Gipfel nicht erreicht, und ſteh' ich droben einſt, ſo will ich feſt, nicht ängſtlich ſtehen. Soll ich fallen, ſo mag ein Donnerſchlag, ein Sturmwind, ja ein ſelbſt verfehlter Schritt mich abwärts in die Tiefe ſtürzen; da lieg' ich mit viel Tauſenden. Ich habe nie verſchmäht, mit meinen guten Kriegsgeſellen um kleinen Gewinnſt das blutige Loos zu werfen; und ſollt' ich knickern, wenn's um den ganzen freien Werth des Lebens geht?

Richard. O Herr! Ihr wißt nicht, was für Worte Ihr ſprecht! Gott erhalt' Euch!

Egmont. Nimm deine Papiere zuſammen. Oranien kommt. Fertige aus was am nöthigſten iſt. Den Brief an den Grafen laß bis morgen; verſäume nicht Elviren zu beſuchen, und grüße ſie von mir. — Horche, wie ſich die Regentin befindet; ſie ſoll nicht wohl ſeyn, ob ſie's gleich verbirgt. Bei meiner Clara findeſt du mich, wenn etwas vorfällt.

(Richard ab.)

Dritter Auftritt.

Egmont. Prinz von Oranien.

Egmont. Willkommen, Oranien! Ihr ſcheint mir nicht ganz frei.

Oranien. Was ſagt Ihr zu unſrer Unterhaltung mit der Regentin?

Egmont. Ich fand in ihrer Art, uns aufzunehmen, nichts Außerordentliches. Ich habe ſie ſchon öfters ſo geſehen. Sie ſchien mir nicht ganz wohl.

Oranien. Merktet Ihr nicht, daß ſie zurückhaltender war? Erſt wollte ſie unſer Betragen bei dem neuen Aufruhr des Pöbels gelaſſen billigen; nachher merkte ſie an, was ſich doch auch für ein falſches Licht darauf werfen laſſe; wich dann mit dem Geſpräche zu ihrem alten, gewöhnlichen Diſcurs: daß man ihre liebevolle, gute Art, ihre Freundſchaft zu uns Niederländern nie genug erkannt, zu leicht behandelt habe, daß ſie am Ende wohl müde werden, der König ſich zu andern Maßregeln entſchließen müſſe. Habt ihr das gehört?

Egmont. Nicht alles; ich dachte unterdeſſen an was anders. Sie iſt ein Weib, guter Oranien, und die möchten immer gern, daß ſich alles unter ihr ſanftes Joch gelaſſen ſchmiegte, daß jeder Hercules die Löwenhaut ablegte, und ihren Kunkelhof vermehrte. Das iſt ihr Fall; und da ſie es dahin nicht bringen kann, ſo hat ſie keinen Weg, als launiſch zu werden, ſich über Undankbarkeit, Unweisheit zu beklagen, mit ſchrecklichen Ausſichten in die Zukunft zu drohen, und zu drohen, — daß ſie — fortgehen will.

Oranien. Man hält ſie dieſer Entſchließung nicht fähig, weil Ihr ſie habt zaudern, weil Ihr ſie habt zurücktreten ſehen; dennoch liegt's wohl in ihr; neue Umſtände treiben ſie zu dem lang' verzögerten Entſchluß. Wenn ſie ginge? und der König ſchickte einen andern?

Egmont. Nun der würde kommen, man würde eben auch zu thun finden. Mit großen Planen, Projecten und Gedanken würde er kommen, wie er alles zurecht rücken, unterwerfen und zuſammenhalten wolle; und würde heut mit dieſer Kleinigkeit, morgen mit einer andern zu thun haben, übermorgen jenes Hinderniß finden, einen Monat mit Entwürfen, einen andern mit Verdruß über fehlgeſchlagene Unternehmen, ein halb Jahr in Sorgen über eine einzige Provinz zubringen. Auch wird ihm die Zeit vergehen, der Kopf ſchwindeln, und die Dinge wie zuvor ihren Gang halten, daß er, ſtatt weite Meere nach einer vorgezogenen Linie zu durchſegeln, Gott danken mag, wenn er ſein Schiff in dieſem Sturme vom Felſen hält.

Oranien. Wenn man nun aber dem König zu einem Verſuche riethe?

Egmont. Der wäre?

Oranien. Zu ſehen, was der Rumpf ohne Haupt anfinge.

Egmont. Wie?

Oranien. Egmont, ich trage viele Jahre her alle unſere Verhältniſſe am Herzen, ich ſtehe immer wie über einem Schachſpiele und halte keinen Zug des Gegners für unbedeutend; und wie müßige Menſchen mit der größten Sorgfalt ſich um die Geheimniſſe der Natur bekümmern, ſo halt' ich es für Pflicht, für Beruf eines Fürſten, die Rathſchläge aller Parteien zu kennen. Ich habe Urſach einen Ausbruch zu befürchten. Der König hat lange nach gewiſſen Grundſätzen gehandelt; er ſieht, daß er damit nicht auskommt; was iſt wahrſcheinlicher, als daß er es auf einem andern Wege verſucht?

Egmont. Ich glaub's nicht. Wenn man alt wird und hat ſo viel verſucht, und es will in der Welt nie zur Ordnung kommen, muß man es endlich wohl genug haben.

Oranien. Eins hat er noch nicht verſucht.

Egmont. Nun?

Oranien. Das Volk zu ſchonen und die Fürſten zu verderben.

Egmont. Wie viele haben das ſchon lange gefürchtet! Es iſt keine Sorge.

Oranien. Sonſt war's Sorge; nach und nach iſt mir's Vermuthung, zuletzt Gewißheit geworden.

Egmont. Und hat der König treuere Diener als uns?

Oranien. Wir dienen ihm auf unſre Art; und unter einander können wir geſtehen, daß wir des Königs Rechte und die unſrigen wohl abzuwägen wiſſen.

Egmont. Wer thut's nicht? Wir ſind ihm unterthan und gewärtig in dem was ihm zukommt.

Oranien. Wenn er ſich nun aber mehr zuſchriebe, und Treuloſigkeit nennte was wir heißen auf unſre Rechte halten?

Egmont. Wir werden uns vertheidigen können. Er rufe die Ritter des Vließes zuſammen, wir wollen uns richten laſſen.

Oranien. Und was wäre ein Urtheil vor der Unterſuchung? eine Strafe vor dem Urtheil?

Egmont. Eine Ungerechtigkeit, der ſich Philipp nie ſchuldig machen wird; und eine Thorheit, die ich ihm und ſeinen Räthen nicht zutraue.

Oranien. Und wenn ſie nun ungerecht und thöricht wären?

Egmont. Nein, Oranien, es iſt nicht möglich. Wer ſollte wagen Hand an uns zu legen? — Uns gefangen zu nehmen wär' ein verlornes und fruchtloſes Unternehmen. Nein, ſie wagen nicht, das Panier der Tyrannei ſo hoch aufzuſtecken. Der Windhauch, der dieſe Nachricht übers Land brächte, würde ein ungeheures Feuer zuſammentreiben. Und wohinaus wollten ſie? Richten und verdammen kann nicht der König allein; und wollten ſie meuchelmörderiſch an unſer Leben? — Sie können nicht wollen. Ein ſchrecklicher Bund würde in einem Augenblick das Volk vereinigen. Haß und ewige Trennung vom ſpaniſchen Namen würde ſich gewaltſam erklären.

Oranien. Die Flamme wüthete dann über unſerm Grabe, und das Blut unſrer Feinde flöſſe zum leeren Sühnopfer.

Vierter Auftritt.

Richard (dringend und erſchrocken). **Vorige.**

Egmont. Du ſiehſt ja ganz verſtört aus, Richard — was bringſt du?

Richard. Die Regentin ruft Euch — Euch auch, Prinz von Oranien. Es iſt dringend — der ganze Staatsrath wird verſammelt. — Macht Euch gefaßt, eine ſehr ſchlimme Zeitung zu vernehmen.

Oranien. Ich leſe ſie in deinem entfärbten Geſichte — Herzog von Alba iſt unterwegs.

Richard. Er ſteht ſchon an den Grenzen von Brabant, von zehn ſpaniſchen Regimentern begleitet.

(Egmont und Oranien ſehen einander betroffen an.)

Richard (nach einer Pauſe). So eben brachte ein Eilbote der Statthalterin die Nachricht. — Es ſind auch Briefe vom König angekommen, die ſie ſehr beunruhigen. Ich erfuhr es auf dem Schloß von Donna Elvira und ſprengte ſogleich hierher, Euch vorzubereiten. — Die Beſtürzung iſt allgemein; alles zittert vor dem Mordſinn des Herzogs und man fürchtet, daß die Regentin ihm Platz machen werde.

Egmont. Laß uns allein, Richard.

(Richard ab.)

Fünfter Auftritt.

Egmont. Oranien.

Egmont (nach einer Pauſe). Euer Geiſt hat Euch dießmal gut geweiſſagt, Oranien — aber ich hoffe, Ihr ſollt Euch dennoch geirrt haben.

Oranien. Wie, Egmont? Was erwartet Ihr noch? Würde der König einen Alba gewählt haben, um den Weg der Güte zu verſuchen? Würde er den feierlichſten Verträgen zuwider Spanier in die Niederlande führen, wenn er ihre Freiheit nicht zu Boden treten will?

Egmont (auf- und abgehend, in großer Bewegung). Aufs neue die Provinzen zu beläſtigen! Das Volk wird höchſt ſchwierig werden.

Oranien. Man wird ſich der Häupter verſichern.

Egmont. Nein! nein!

Oranien. Laß uns gehen, jeder in ſeine Provinz. Dort wollen wir uns verſtärken; mit offener Gewalt fängt er nicht an.

Egmont. Müſſen wir ihn nicht begrüßen, wenn er kommt?

Oranien. Wir zögern.

Egmont. Und wenn er uns im Namen des Königs bei ſeiner Ankunft fordert?

Oranien. Suchen wir Ausflüchte.

Egmont. Und wenn er dringt?

Oranien. Entſchuldigen wir uns.

Egmont. Und wenn er drauf beſteht?

Oranien. Kommen wir um ſo weniger.

Egmont. Und der Krieg iſt erklärt, und wir ſind die Rebellen. Oranien, laß dich nicht durch Klugheit verführen; ich weiß, daß Furcht dich nicht weichen macht. Bedenke den Schritt.

Oranien. Ich hab' ihn bedacht.

Egmont. Bedenke, wenn du dich irrſt, woran du ſchuld biſt: an dem verderblichſten Kriege, der je ein Land verwüſtet hat. Dein Weigern iſt das Signal, das die Provinzen mit einemmal zu den Waffen ruft, das jede Grauſamkeit rechtfertigt, wozu Spanien von jeher nur gern den Vorwand gehaſcht hat. Was wir lange mühſelig geſtillt haben, wirſt du mit Einem Winke zur ſchrecklichſten

Verwirrung aufhetzen. Denk' an die Städte, die Edeln, das Volk, an die Handlung, den Feldbau, die Gewerbe! und denke die Verwüſtung, den Mord! — Ruhig ſieht der Soldat wohl im Felde ſeinen Kameraden neben ſich hinfallen; aber den Fluß herunter werden dir die Leichen der Bürger, der Kinder, der Jungfrauen entgegenſchwimmen, daß du mit Entſetzen daſtehſt, und nicht mehr weißt, weſſen Sache du vertheidigſt, da die zu Grunde gehen, für deren Freiheit du die Waffen ergreifſt. Und wie wird dir's ſeyn, wenn du dir ſtill ſagen mußt: für meine Sicherheit ergriff ich ſie?

Oranien. Wir ſind nicht einzelne Menſchen, Egmont. Ziemt es ſich uns für Tauſende hinzugeben, ſo ziemt es ſich auch uns für Tauſende zu ſchonen.

Egmont. Wer ſich ſchont, muß ſich ſelbſt verdächtig werden.

Oranien. Wer ſich kennt, kann ſicher vor- und rückwärts gehen.

Egmont. Das Uebel, das du fürchteſt, wird gewiß durch deine That.

Oranien. Es iſt klug und kühn, dem unvermeidlichen Uebel entgegenzugehen. Wir haben nicht für den leiſeſten Fußtritt Platz mehr; der Abgrund liegt hart vor uns.

Egmont. Iſt des Königs Gunſt ein ſo ſchmaler Grund?

Oranien. So ſchmal nicht, aber ſchlüpfrig.

Egmont. Bei Gott! man thut ihm Unrecht. Ich mag nicht leiden, daß man unwürdig von ihm denkt! Er iſt Carls Sohn und keiner Niedrigkeit fähig. Man ſollte ihn kennen lernen.

Oranien. Eben dieſe Kenntniß räth uns eine gefährliche Probe nicht abzuwarten.

Egmont. Keine Probe iſt gefährlich, zu der man Muth hat.

Oranien. Du wirſt aufgebracht, Egmont.

Egmont. Ich muß mit meinen Augen ſehen.

Oranien. O ſäh'ſt du dießmal nur mit den meinigen! Freund, weil du ſie offen haſt, glaubſt du, du ſiehſt. Ich gehe! Warte du Alba's Ankunft ab und Gott ſey bei dir! Vielleicht rettet dich mein Weigern. Vielleicht daß der Drache nichts zu fangen glaubt, wenn er uns nicht beide auf einmal verſchlingt. Vielleicht zögert er, um ſeinen Anſchlag ſicherer auszuführen; und vielleicht ſiehſt du indeß die Sache in ihrer wahren Geſtalt. Aber dann ſchnell! ſchnell! Rette! rette dich! — Leb' wohl! — Laß deiner Aufmerkſamkeit nichts entgehen: wie viel Mannſchaft er mitbringt, wie er die Stadt beſetzt, wie deine Freunde gefaßt ſind. Gieb mir Nachricht — — — Egmont —

Egmont. Was willſt du?

Oranien (ihn bei der Hand faſſend). Laß dich überreden! Geh' mit!

Egmont. Wie? Thränen, Oranien?

Oranien. Einen Verlornen zu beweinen iſt auch männlich.

Egmont. Du wähnſt mich verloren?

Oranien. Du biſt's. Bedenke! Dir bleibt nur eine kurze Friſt. Leb' wohl! (Ab.)

Egmont (allein). Daß andrer Menſchen Gedanken ſolchen Einfluß bei uns haben! Mir wär' es nie eingekommen; und dieſer Mann trägt ſeine Sorglichkeit in mich herüber. — Weg! — Das iſt ein fremder Tropfen in meinem Blute. Gute Natur, wirf ihn wieder heraus! Und von meiner Stirne die ſinnenden Runzeln wegzubaden, giebt es ja wohl noch ein freundlich Mittel.

Ende des zweiten Aufzuges.

Dritter Aufzug.

Straße.

Erſter Auftritt.

Jetter. Zimmermeiſter.

Jetter. He! Pſt! He, Nachbar, ein Wort!

Zimmermeiſter. Geh deines Pfads, und ſey ruhig!

Jetter. Nur ein Wort. Nichts neues?

Zimmermeiſter. Nichts, als daß uns von neuem zu reden verboten iſt.

Jetter. Wie?

Zimmermeiſter. Tretet hier ans Haus an. Hütet euch! Der Herzog von Alba hat gleich bei ſeiner Ankunft einen Befehl ausgehen laſſen, dadurch zwei oder drei, die auf der Straße zuſammen ſprechen, des Hochverraths ohne Unterſuchung ſchuldig erklärt ſind.

Jetter. O weh!

Zimmermeiſter. Bei ewiger Gefangenſchaft iſt verboten von Staatsſachen zu reden.

Jetter. O unſre gute alte Verfaſſung!

Zimmermeiſter. Und bei Todesſtrafe ſoll niemand die Handlungen der Regierung mißbilligen.

Jetter. O unſre Köpfe!

Zimmermeiſter. Und mit großem Verſprechen werden Väter, Mütter, Kinder, Verwandte, Freunde, Dienſtboten eingeladen, was in dem Innerſten des Hauſes vorgeht, bei dem beſonders niedergeſetzten Gerichte zu offenbaren.

Jetter. Gehen wir nach Hauſe.

Zimmermeiſter. Und den Folgſamen iſt verſprochen, daß ſie weder an Leibe, noch Ehre, noch Vermögen einige Kränkung erdulden ſollen.

Jetter. Wie gnädig! War mir's doch gleich weh, wie der Herzog in die Stadt kam. Seit der Zeit iſt mir's, als wäre der Himmel mit einem ſchwarzen Flor überzogen, und hinge ſo tief herunter, daß man ſich bücken müſſe, um nicht dran zu ſtoßen.

Zimmermeiſter. Und wie haben dir ſeine Soldaten gefallen? Gelt! das iſt eine andere Art von Krebſen, als wir ſie ſonſt gewohnt waren.

Jetter. Pfui! Es ſchnürt einem das Herz ein, wenn man ſo einen Haufen die Gaſſen hinabmarſchiren ſieht. Kerzengrad, mit unverwandtem Blick, Ein Tritt ſo viel ihrer ſind. Und wenn ſie auf der Schildwache ſtehen und du gehſt an einem vorbei, iſt's, als wenn er dich durch und durch ſehen wollte, und ſieht ſo ſteif und mürriſch aus, daß du auf allen Ecken einen Zuchtmeiſter zu ſehen glaubſt. Sie thun mir gar nicht wohl. Unſre Miliz war doch noch ein luſtig Volk, ſie nahmen ſich was heraus, ſtanden mit ausgegrätſchten Beinen da, hatten den Hut überm Ohr, lebten und ließen leben; dieſe Kerle aber ſind wie Maſchinen, in denen ein Teufel ſitzt.

Zimmermeiſter. Wenn ſo einer ruft: „Halt!“ und anſchlägt, meinſt du, man hielte?

Jetter. Ich wäre gleich des Todes.

Zimmermeiſter. Gehn wir nach Hauſe.

Jetter. Es wird nicht gut. Adieu.

Zweiter Auftritt.

Soeſt. Vorige.

Soeſt. Freunde! Genoſſen!

Zimmermeiſter. Still! Laßt uns gehen.

Soeſt. Wißt ihr?

Jetter. Nur zu viel!

Soeſt. Die Regentin iſt weg.

Jetter. Nun gnad' uns Gott!

Zimmermeiſter. Die hielt uns noch.

Soeſt. Auf einmal und in der Stille. Sie konnte ſich mit dem Herzoge nicht vertragen; ſie ließ dem Adel melden, ſie komme wieder. Niemand glaubt's.

Zimmermeiſter. Gott verzeih's dem Adel, daß er uns dieſe neue Geißel über den Hals gelaſſen hat. Sie hätten es abwenden können. Unſre Privilegien ſind hin.

Jetter. Um Gotteswillen nichts von Privilegien! Ich wittre den Geruch von einem Executionsmorgen; die Sonne will nicht hervor, die Nebel ſtinken.

Soeſt. Oranien iſt auch weg.

Zimmermeiſter. So ſind wir denn ganz verlaſſen!

Soeſt. Graf Egmont iſt noch da.

Jetter. Gott ſey Dank! Stärken ihn alle Heiligen, daß er ſein Beſtes thut; der iſt allein was vermögend.

Dritter Auftritt.

Vanſen. Vorige.

Vanſen. Find' ich endlich ein Paar, die noch nicht untergekrochen ſind?

Jetter. Thut uns den Gefallen und geht fürbaß.

Vanſen. Ihr ſeyd nicht höflich.

Zimmermeiſter. Es iſt gar keine Zeit zu Complimenten. Juckt euch der Buckel wieder?

Vanſen. Fragt einen Soldaten nach ſeinen Wunden!

Wenn ich auf Schläge was gegeben hätte, wäre ſein Tage nichts aus mir geworden.

Jetter. Es kann ernſtlicher werden.

Vanſen. Ihr ſpürt von dem Gewitter, das aufſteigt, eine erbärmliche Mattigkeit in den Gliedern, ſcheint's.

Zimmermeiſter. Deine Glieder werden ſich bald wo anders eine Motion machen, wenn du nicht ruhſt.

Vanſen. Armſelige Mäuſe, die gleich verzweifeln, wenn der Hausherr eine neue Katze anſchafft! Nur ein bißchen anders; aber wir treiben unſer Weſen vor wie nach, ſeyd nur ruhig.

Zimmermeiſter. Du biſt ein verwegener Taugenichts.

Vanſen. Gevatter Tropf! Laß du den Herzog nur gewähren. Der alte Kater ſieht aus, als wenn er Teufel ſtatt Mäuſe gefreſſen hätte und könnte ſie nun nicht verdauen. Laßt ihn nur erſt; er muß auch eſſen, trinken, ſchlafen, wie andre Menſchen. Es iſt mir nicht bange, wenn wir unſre Zeit recht nehmen. Im Anfange geht's raſch; nachher wird er auch finden, daß in der Speiſekammer unter den Speckſeiten beſſer leben iſt und des Nachts zu ruhen, als auf dem Fruchtboden einzelne Mäuschen zu erliſten. Geht nur, ich kenne die Statthalter.

Zimmermeiſter. Was ſo einem Menſchen alles durchgeht! Wenn ich in meinem Leben ſo etwas geſagt hätte, hielt ich mich keine Minute für ſicher.

Vanſen. Seyd nur ruhig! Gott im Himmel erfährt nichts von euch Würmern, geſchweige der Regent.

Jetter. Läſtermaul!

Vanſen. Ich weiß andre, denen es beſſer wäre, ſie hätten ſtatt ihres Heldenmuths eine Schneiderader im Leibe.

Zimmermeiſter. Was wollt ihr damit ſagen?

Vanſen. Hm! den Grafen mein' ich.

Jetter. Egmont! Was ſoll der fürchten?

Vanſen. Ich bin ein armer Teufel, und könnte ein ganzes Jahr leben von dem was er in Einem Abende verliert. Und doch könnt' er mir ſein Einkommen eines ganzen Jahres geben, wenn er meinen Kopf auf eine Viertelſtunde hätte.

Jetter. Du denkſt dich was Recht's. Egmonts Haare ſind geſcheidter als dein Hirn.

Vanſen. Red't ihr! Aber nicht feiner. Die Herren betrügen ſich am erſten. Er ſollte nicht trauen.

Jetter. Was er ſchwätzt! So ein Herr!

Vanſen. Eben weil er kein Schneider iſt.

Jetter. Ungewaſchen Maul!

Vanſen. Dem wollt' ich eure Courage nur eine Stunde in die Glieder wünſchen, daß ſie ihm da Unruh machte und ihn ſo lange neckte und juckte, bis er aus der Stadt müßte.

Jetter. Ihr redet recht unverſtändig; er iſt ſo ſicher wie der Stern am Himmel.

Vanſen. Haſt du nie einen ſich ſchneuzen geſehen? Weg war er!

Zimmermeiſter. Wer will ihm denn was thun?

Vanſen. Wer will? Willſt du's etwa hindern? Willſt du einen Aufruhr erregen, wenn ſie ihn gefangen nehmen?

Jetter. Ah!

Vanſen. Wollt ihr eure Rippen für ihn wagen?

Soeſt. Eh!

Vanſen (ſie nachäffend). Ih! Oh! Uh! Verwundert euch durchs ganze Alphabet. So iſt's und bleibt's! Gott bewahre ihn!

Jetter. Ich erſchrecke über eure Unverſchämtheit. So ein edler, rechtſchaffener Mann ſollte was zu befürchten haben?

Vanſen. Der Schelm ſitzt überall im Vortheil. Auf dem Armenſünder-Stühlchen hat er den Richter zum Narren; auf dem Richterſtuhl macht er den Inquiſiten mit Luſt zum Verbrecher. Ich habe ſo ein Protokoll abzuſchreiben gehabt, wo der Commiſſarius ſchwer Lob und Geld vom Hofe erhielt, weil er einen ehrlichen Teufel, an den man wollte, zum Schelmen verhört hatte.

Zimmermeiſter. Das iſt wieder friſch gelogen. Was wollen ſie denn heraus verhören, wenn einer unſchuldig iſt?

Vanſen. O Spatzenkopf! Wo nichts heraus zu verhören iſt, da verhört man hinein. Ehrlichkeit macht unbeſonnen, auch wohl trotzig. Da fragt man erſt ſachte weg, und der Gefangene iſt ſtolz auf ſeine Unſchuld, wie ſie's heißen, und ſagt alles gerad' zu, was ein Verſtändiger verbärge. Dann macht der Inquiſitor aus den Antworten wieder Fragen, und paßt ja auf, wo irgend ein Widerſprüchelchen erſcheinen will; da knüpft er ſeinen Strick an, und läßt ſich der dumme Teufel betreten, daß er hier etwas zu viel, dort etwas zu wenig geſagt, dann ſind wir auf dem rechten Weg! Und ich verſichre euch, mit mehr Sorgfalt ſuchen die Bettelweiber nicht die Lumpen aus dem Kehricht, als ſo ein Schelmenfabrikant aus kleinen, ſchiefen, verſchobenen, verrückten, verdrückten, geſchloſſenen, bekannten, geläugneten Anzeigen und Umſtänden ſich endlich einen ſtrohlumpenen Vogelſcheu zuſammenkünſtelt, um wenigſtens ſeinen Inquiſiten in effigie hängen zu können. Und Gott mag der arme Teufel danken, wenn er ſich noch kann hängen ſehen.

Jetter. Der hat eine geläufige Zunge.

Zimmermeiſter. Mit Fliegen mag das angehen. Die Weſpen lachen eures Geſpinnſtes.

Vanſen. Nachdem die Spinnen ſind. Seht, der lange Herzog hat euch ſo ein rein Anſehn von einer Kreuzſpinne, nicht einer dickbäuchigen, die ſind weniger ſchlimm, aber ſo einer langfüßigen, ſchmalleibigen, die vom Fraße nicht feiſt wird und recht dünne Fäden zieht, aber deſto zähere

Jetter. Egmont iſt Ritter des goldenen Vließes; wer darf Hand an ihn legen? Nur von ſeines Gleichen kann er gerichtet werden, nur vom geſammten Orden. Dein loſes Maul, dein böſes Gewiſſen verführen dich zu ſolchem Geſchwätz.

Vanſen. Will ich ihm darum übel? Mir kann's recht ſeyn. Es iſt ein trefflicher Herr. Ein paar meiner guten Freunde, die anderwärts ſchon wären gehangen worden, hat er mit einem Buckel voll Schläge verabſchiedet. Nun geht! Geht! Ich rath' es euch ſelbſt. Dort ſeh' ich wieder eine Runde antreten, die ſehen nicht aus, als wenn ſie ſo bald Brüderſchaft mit uns trinken würden. Wir wollen's abwarten, und nur ſachte zuſehen. Ich hab' ein Paar Nichten und einen Gevatter Schenkwirth; wenn ſie von denen gekoſtet haben, und werden dann nicht zahm, ſo ſind ſie ausgepichte Wölfe.

(Alle ſchleichen ſich auf verſchiedenen Seiten weg, hierauf ſtumme Scene der Soldaten nach Anordnung: aus dem Hintergrunde tritt die ſpaniſche Patrouille hervor und zieht ſich vor bis über die Mitte des Theaters. Hier hält ſie und ſchließt einen weiten Halbkreis um den Anführer, der jedem durch Zeichen mit der Hand ſeinen Poſten anweiſet. Auf ſeinen Wink treten ſie wieder auseinander und ziehen in vier Haufen auf eben ſo viel verſchiedenen Wegen ab. Alles geſchieht in der größten Stille und Ordnung und mit abgemeſſenem, langſamen Schritt.)

Vierter Auftritt.

Bürgerliches Zimmer. Ein Tiſch mit drei Stühlen.

Clärchen, darauf **Mutter.**

(Clärchen beginnt Garn an zwei Stühlen aufzuwinden. Im Nebenzimmer hört man eine Flöte ſpielen.)

Mutter. Du läßt ihn allein, Clärchen? Das wird ihn kränken.

Clärchen. Verdenket mir's nicht. Seine Gegenwart thut mir wehe. Ich weiß immer nicht wie ich mich gegen ihn betragen ſoll. Ich habe Unrecht gegen ihn und mir nagt's am Herzen, daß er ſo lebendig fühlt. Kann ich's doch nicht ändern.

Mutter. Er iſt ein ſo treuer Burſch.

Clärchen. Ich kann's auch nicht laſſen, ich muß ihm freundlich begegnen. Meine Hand drückt ſich oft unvermerkt zu, wenn die ſeine mich ſo leiſe und liebevoll anfaßt. Ich mache mir Vorwürfe, daß ich in ſeinem Herzen eine vergebliche Hoffnung nähre. Ich bin übel daran. Weiß Gott, ich betrüg' ihn nicht. Ich will nicht, daß er hoffen ſoll, und ich kann ihn doch nicht verzweifeln laſſen. (Das Flötenſpiel ſchweigt.)

Mutter. Das iſt nicht gut.

Brackenburg (an der Thür). Man ruft Euch, Mutter. (Mutter ab.)

Fünfter Auftritt.

Brackenburg. Clärchen.

(Brackenburg kommt traurig herein und ſtellt ſich neben Clärchen, welche auf ihre Arbeit ſieht. Er betrachtet ſie eine Zeit lang ohne zu reden.)

Brackenburg. Ihr verſchmäht meine Dienſte, Clärchen? Sonſt war es mein Amt, Euch das Garn zu halten beim Aufwinden. Auch daraus bin ich verdrängt — wie aus allem.

Clärchen (arbeitend). Seyd nicht wunderlich, Brackenburg! Das iſt keine Beſchäftigung für Euch.

Brackenburg. Sonſt war ſie's.

Clärchen. Sonſt! Die Zeiten ſind vorbei.

Brackenburg. Das fühl' ich.

Clärchen. Verſteht mich nicht unrecht. Ich ſehe Euch nicht gern als Weib beſchäftiget, wenn Euch alles zuruft ein Mann zu ſeyn.

Brackenburg (ſinnend). Die Zeiten ſind vorbei!

Clärchen. Was war das auf der Straße? Horch!

Brackenburg. Was wird's ſeyn? Es ſind die ſpaniſchen Patrouillen, die ihre Runde halten.

Clärchen. Seitdem dieſer ſpaniſche Herzog in unſern Mauern iſt, jagt jedes Geräuſch mir Schrecken ein. (Indem ſie an das Fenſter tritt.) Was für finſtre, feierliche Geſichter! Mich überläuft's kalt, wenn ich ſie anſehe, und es regt ſich auch nichts in den Straßen. Kein luſtiges Lied hört man mehr. Es iſt alles wie ausgeſtorben.

Brackenburg. Es wird noch leerer werden.

Clärchen (wieder an ihre Arbeit gehend). So gleichgültig ſagt Ihr das? — — Brackenburg, ich erkenne Euch nicht mehr. Sonſt wenn vom Vaterlande die Rede war, floß es Euch von dem Herzen und von der Zunge und Eure Kühnheit war kaum zu bändigen. Und jetzt —

Brackenburg. Gebt mir die alten Hoffnungen wieder und ich werde wieder der Alte ſeyn. Was kümmert mich die allgemeine Noth? Ihr wißt ja am beſten . . .

Clärchen. Muß ich, das Mädchen, Euch erinnern, was Ihr dem Vaterlande, was Ihr Euch ſelber ſchuldig ſeyd? Was kann's helfen, daß Helden wie der Oranien, — wie Graf Egmont für unſere Freiheit ſich ritterlich wehren, wenn ihnen der Bürger nicht die Hand dazu bieten, — nicht den Arm dazu leihen will? O warum bin ich kein Mann, daß ich ihren Fahnen folgen, ihren Ruhm, ihre Gefahren mit ihnen theilen könnte!

Brackenburg. Clärchen, Ihr wißt was ein Wink von Euch aus mir machen kann. Sprecht nur ein Wort — ein Wort wie ehmals — und Ihr ſollt ſehen was ich vermag, was ich unternehme.

Clärchen. Seht, Brackenburg, ich möchte Euch aufwecken — möchte Euch ſo gern Euch ſelbſt wieder geben. Was wollt Ihr hier? Warum, da alles um Euch her in Bewegung iſt, müßige, verlorne Stunden hier verbringen? — Gewinnt es über Euch! Ermannt Euch! Und hört — erſcheint nie wieder ſo vor mir — ſo nie wieder. — Es iſt heraus, was mich längſt auf dem Herzen drückte. — Hört Ihr? Ihr hört nicht. Was habt Ihr? Was wollt Ihr mit dieſem Fläſchchen?

(Brackenburg hat tiefſinnig zugehört und eine Phiole aus der Taſche gezogen. Er beſinnt ſich und will ſie verbergen.)

Clärchen (iſt raſcher, reißt ſie ihm weg; nach einem bedeutungsvollen Schweigen) Brackenburg, Ihr könnet mit dem Tode ſpielen?

Brackenburg. Wie Ihr mit mir. (Nach einer Pauſe weicher.) Alſo iſt es doch wahr? — Es iſt — Clärchen . .?

Clärchen. Was habt Ihr? Sammelt Euch. — Ich muß fort. Meine Mutter ruft. (Will gehen.)

Brackenburg. Iſt's möglich? So könnt Ihr von mir ſcheiden? Ohne ein freundliches Wort der Hoffnung? Ohne mir zu ſagen, daß ich wieder kommen ſoll?

Clärchen. Faßt Euch! Ihr ſollt wiederkommen — oft — aber (auf die Phiole zeigend) ſo etwas nicht mehr, wenn Ihr mich wieder ſehen wollt.

(Geht ab.)

Sechster Auftritt.

Brackenburg allein (in großer Bewegung).

Sie hat Recht! Sie erkennt mich nicht mehr — ich erkenne mich ſelbſt nicht mehr — aber von ihr ſollte ich dieſen Vorwurf nicht hören. — Unglücklicher! So wenig rührt dich der Jammer, die immer wachſende Noth des Vaterlandes — und gleich iſt dir Landsmann oder Spanier, und wer regiert, und wer Recht hat? — War ich doch ein andrer Junge als Schulknabe! — Wenn da ein Exercitium aufgegeben war: „Brutus Rede für die Freiheit, zur Uebung der Redekunſt;“ da war doch immer Fritz der Erſte, und der Rector ſagte: Wenn's nur ordentlicher wäre, nur nicht alles ſo übereinander geſtolpert. — Damals kocht' es und trieb! — Jetzt ſchlepp' ich mich an den Augen des Mädchens ſo hin. Kann ich ſie doch nicht laſſen! Kann ſie mich doch nicht lieben! — Ach — Nein — Sie — Sie kann mich nicht ganz verworfen haben — — Nicht ganz — und halb und nichts! — Ich duld' es nicht länger! — — Sollte es wahr ſeyn, was mir ein Freund neulich ins Ohr ſagte? daß ſie Nachts einen Mann heimlich zu ſich einläßt, da ſie mich züchtig immer vor Abend aus dem Hauſe treibt. Nein, es iſt nicht wahr, es iſt eine Lüge, eine ſchändliche, verleumderiſche Lüge! Clärchen iſt ſo unſchuldig, als ich unglücklich bin. — Sie hat mich verworfen, hat mich von ihrem Herzen geſtoßen — — Und ich ſoll ſo fort leben? Ich duld', ich duld' es nicht. — — Schon wird mein Vaterland von innerm Zwiſte heftiger bewegt, und ich ſterbe unter dem Getümmel nur ab! Ich duld' es nicht! — Wenn die Trompete klingt, ein Schuß fällt, mir fährt's durch Mark und Bein! Ach, es reizt mich nicht, es fordert mich nicht, auch mit einzugreifen, mit zu retten, zu wagen! — Elender, ſchimpflicher Zuſtand! Es iſt beſſer, ich end' auf einmal. Neulich ſtürzt' ich mich ins Waſſer, ich ſank — aber die geängſtete Natur war ſtärker; ich fühlte, daß ich ſchwimmen konnte, und rettete mich wider Willen. — — Könnt' ich der Zeiten vergeſſen, da ſie mich liebte, mich zu lieben ſchien! Warum hat mir's Mark und Bein durchdrungen, das Glück? Warum haben mir dieſe Hoffnungen allen Genuß des Lebens aufgezehrt, indem ſie mir ein Paradies von weitem zeigten? — Und jener erſte Kuß! Jener einzige! — Hier, (die Hand auf den Tiſch legend) hier waren wir allein — ſie war immer gut und freundlich gegen mich geweſen — da ſchien ſie ſich zu erweichen — ſie ſah mich an — alle Sinne gingen mir um, und ich fühlte ihre Lippen auf den meinigen. — Und — und nun? — Sie kommt zurück — ſie darf mich hier nicht wieder finden. O fort aus einem Hauſe, wo jede Erinnerung an eine geweſene Zeit nur neue Qualen in meiner Bruſt erregt! (Geht ſchnell ab.)

Siebenter Auftritt.

Clärchen. Mutter.

Mutter. So eine Liebe, wie Brackenburgs, hab' ich nie geſehen; ich glaubte ſie ſey nur in Heldengeſchichten. Er vermuthet deinen Umgang mit Egmont; und ich glaube, wenn du ihm ein wenig freundlich thäteſt —

Clärchen. Ich hatte ihn gern, und will ihm auch noch wohl in der Seele. Ich hätte ihn heirathen können — wäre verſorgt, und hätte ein ruhiges Leben.

Mutter. Und das iſt alles durch deine Schuld verſcherzt.

Clärchen. Ich bin in einer wunderlichen Lage. Wenn ich ſo nachdenke, wie es gegangen iſt, weiß ich's wohl und weiß es nicht. Und dann darf ich Egmont nur wieder anſehen, wird mir alles ſehr begreiflich, ja wäre mir weit mehr begreiflich. Ach, was iſt's ein Mann! Alle Provinzen beten ihn an, und ich in ſeinem Arm ſollte nicht das glücklichſte Geſchöpf von der Welt ſeyn?

Mutter. Wie wird's in der Zukunft werden?

Clärchen. Ach, ich frage nur, ob er mich liebt; und ob er mich liebt, iſt das eine Frage?

Mutter. Man hat nichts als Herzensangſt mit ſeinen Kindern. Wie das ausgehen wird! Immer Sorge und Kummer! Es geht nicht gut aus! Du haſt dich unglücklich gemacht! mich unglücklich gemacht!

Clärchen (gelaſſen). Ihr ließet es doch im Anfange.

Mutter. Leider war ich zu gut, bin immer zu gut.

Clärchen. Wenn Egmont vorbeiritt und ich ans Fenſter lief, ſchaltet ihr mich da? Tratet ihr nicht ſelbſt ans Fenſter? Wenn er herauf ſah, lächelte, nickte, mich grüßte, war es euch zuwider? Fandet ihr euch nicht ſelbſt in eurer Tochter geehrt?

Mutter. Mache mir noch Vorwürfe.

Clärchen (gerührt). Wenn er nun öfter die Straße kam, und wir wohl fühlten, daß er um meinetwillen den Weg machte, bemerktet ihr's nicht ſelbſt mit heimlicher Freude? Rieft ihr mich ab, wenn ich hinter den Scheiben ſtand und ihn erwartete?

Mutter. Dacht' ich, daß es ſo weit kommen ſollte?

Clärchen (mit ſtockender Stimme und zurückgehaltenen Thränen). Und wie er uns Abends, in den Mantel eingehüllt, bei der Lampe überraſchte, wer war geſchäftig, ihn zu empfangen, da ich auf meinem Stuhl wie angekettet und ſtaunend ſitzen blieb?

Mutter. Und konnte ich fürchten, daß dieſe unglückliche Liebe das kluge Clärchen ſo bald hinreißen würde? Ich muß es nun tragen, daß meine Tochter —

Clärchen (mit ausbrechenden Thränen). Mutter! Ihr wollt's nun! Ihr habt eure Freude, mich zu ängſtigen.

Mutter (weinend). Weine noch gar, mache mich noch elender durch deine Betrübniß! Iſt mir's nicht Kummer genug, daß meine einzige Tochter ein verworfenes Geſchöpf iſt?

Clärchen (aufſtehend und kalt). Verworfen! Egmonts Geliebte verworfen? — Welche Fürſtin neidete nicht das arme Clärchen um den Platz an ſeinem Herzen! O Mutter — meine Mutter, ſo redetet ihr ſonſt nicht. Liebe Mutter, ſeyd gut! Das Volk, was das denkt, die Nachbarinnen, was die murmeln — dieſe Stube, dieſes kleine Haus iſt ein Himmel, ſeit Egmonts Liebe drin wohnt.

Mutter. Man muß ihm hold ſeyn! das iſt wahr. Er iſt immer ſo freundlich, frei und offen.

Clärchen. Es iſt keine falſche Ader an ihm. Seht, Mutter, und er iſt doch der große Egmont. Und wenn er zu mir kommt, wie er ſo lieb iſt, ſo gut! wie er mir ſeinen Stand, ſeine Tapferkeit gerne verbärge! wie er um mich beſorgt iſt! ſo nur Menſch, nur Freund, nur Liebſter.

Mutter. Kommt er wohl heute?

Clärchen. Habt ihr mich nicht oft ans Fenſter gehen ſehen? Habt ihr nicht bemerkt, wie ich horche, wenn's an der Thür rauſcht? — Ob ich ſchon weiß, daß er vor Nacht nicht kommt, vermuth' ich ihn doch jeden Augenblick, von Morgens an, wenn ich aufſtehe. Wär' ich nur ein Bube und könnte immer mit gehen, zu Hofe und überall hin! Könnt' ihm die Fahne nachtragen in der Schlacht! —

Mutter. Du haſt doch nichts im Kopf als deine Liebe. Vergäßeſt du nur nicht alles über das Eine. Den Brackenburg ſollteſt du in Ehren halten, ſag' ich dir. Er kann dich noch einmal glücklich machen.

Clärchen. Er?

Mutter. O ja! es kommt eine Zeit! — Ihr Kinder ſeht nichts voraus und überhorcht unſere Erfahrungen. Die Jugend und die ſchöne Liebe, alles hat ſein Ende; und es kommt eine Zeit, wo man Gott dankt, wenn man irgendwo unterkriechen kann.

Clärchen (ſchaudert, ſchweigt und fährt auf). Mutter, laßt die Zeit kommen wie den Tod. Dran vorzudenken iſt ſchreckhaft! Und wenn er kommt! Wenn wir müſſen — dann — wollen wir uns geberden wie wir können — Egmont, ich dich entbehren — (In Thränen.) Nein, es iſt nicht möglich, nicht möglich.

Achter Auftritt.

Egmont. Vorige.

Egmont (in einem Reitermantel, den Hut ins Geſicht gedrückt). Clärchen!

Clärchen (thut einen Schrei, fährt zurück). Egmont! (Sie eilt auf ihn zu.) Egmont! (Sie umarmt ihn und ruht an ihm.) O du Guter, Lieber, Süßer! Kommſt du? biſt du da?

Egmont. Guten Abend, Mutter!

Mutter. Gott grüß euch, edler Herr! Meine Kleine iſt faſt vergangen, daß ihr ſo lang ausbleibt; ſie hat wieder den ganzen Tag von euch geredet und geſungen.

Egmont. Ihr gebt mir doch ein Nachteſſen?

Mutter. Zu viel Gnade. Wenn wir nur etwas hätten.

Clärchen. Freilich! Seyd nur ruhig, Mutter: ich habe ſchon alles darauf eingerichtet, ich habe etwas zubereitet. Verrathet mich nicht, Mutter.

Mutter. Schmal genug.

Clärchen. Wartet nur! Und dann denk' ich, wenn er bei mir iſt, hab' ich gar keinen Hunger; da ſollte er auch keinen großen Appetit haben, wenn ich bei ihm bin.

Egmont. Meinſt du? (Clärchen ſtampft mit dem Fuße und kehrt ſich unwillig um.) Wie iſt dir?

Clärchen. Wie ſeyd ihr heute ſo kalt! Ihr habt mir noch keinen Kuß angeboten. Warum habt ihr die

Arme in den Mantel gewickelt? Ziemt keinem Soldaten noch Liebhaber die Arme eingewickelt zu haben.

Egmont. Zu Zeiten, Liebchen, zu Zeiten. Wenn der Soldat auf der Lauer ſteht und dem Feinde etwas abliſten möchte, da nimmt er ſich zuſammen, faßt ſich ſelbſt in ſeine Arme und kaut ſeinen Anſchlag reif. Und ein Liebhaber —

Mutter. Wollt ihr euch nicht ſetzen, es euch nicht bequem machen? Ich muß in die Küche; Clärchen denkt an nichts, wenn ihr da ſeyd. Ihr müßt fürlieb nehmen.

Egmont. Euer guter Wille iſt die beſte Würze.

(Mutter ab.)

Neunter Auftritt.

Egmont. Clärchen.

Clärchen. Und was wäre denn meine Liebe?

Egmont. So viel du willſt.

Clärchen. Vergleicht ſie, wenn ihr das Herz habt.

Egmont. Zuvörderſt alſo — (Er wirft den Mantel ab und ſteht in einem prächtigen Kleide da.)

Clärchen. O je!

Egmont. Nun hab' ich die Arme frei. (Er herzt ſie.)

Clärchen. Laßt! ihr verderbt euch. (Sie tritt zurück.) Wie prächtig! Da darf ich euch nicht anrühren.

Egmont. Biſt du zufrieden? Ich verſprach dir einmal ſpaniſch zu kommen.

Clärchen. Ich bat euch zeither nicht mehr drum; ich dachte, ihr wolltet nicht. — Ach, und das goldne Vließ!

Egmont. Da ſiehſt du's nun.

Clärchen. Das hat dir der Kaiſer umgehängt?

Egmont. Ja, mein Kind, und Kette und Zeichen geben dem, der ſie trägt, die edelſten Freiheiten. Ich erkenne auf Erden keinen Richter über meine Handlungen, als den Großmeiſter des Ordens mit dem verſammelten Kapitel der Ritter.

Clärchen. O du dürfteſt die ganze Welt über dich richten laſſen! — Der Sammet iſt gar zu herrlich, und die Paſſement-Arbeit! und das Geſtickte! — Man weiß nicht, wo man anfangen ſoll.

Egmont. Sieh dich nur ſatt.

Clärchen. Und das goldne Vließ! Ihr erzähltet mir die Geſchichte und ſagtet, es ſey ein Zeichen alles Großen und Koſtbaren, was man mit Müh' und Fleiß verdient und erwirbt. Es iſt ſehr koſtbar — Ich kann's deiner Liebe vergleichen. — Ich trage ſie ebenſo am Herzen — und hernach —

Egmont. Was willſt du ſagen?

Clärchen. Hernach vergleicht ſich's auch wieder nicht.

Egmont. Wie ſo?

Clärchen. Ich habe ſie nicht mit Mühe und Fleiß erworben, nicht verdient.

Egmont. In der Liebe iſt es anders. Du verdienſt ſie, weil du dich nicht darum bewirbſt — und die Leute erhalten ſie auch meiſt allein, die nicht darnach jagen.

Clärchen. Haſt du das von dir abgenommen? Haſt du dieſe ſtolze Anmerkung über dich ſelbſt gemacht? du, den alles Volk liebt?

Egmont. Hätt' ich nur etwas für ſie gethan! könnt' ich etwas für ſie thun! Es iſt ihr guter Wille, mich zu lieben.

Clärchen. Laß mich dich halten. Laß mich dir in die Augen ſehen, alles drin finden, Troſt und Hoffnung und Freude und Kummer. (Sie umarmt ihn und ſieht ihn an.) Sag' mir! Sage! ich begreife nicht! biſt du Egmont? der Graf Egmont? der große Egmont, der ſo viel Aufſehen macht, von dem in den Zeitungen ſteht, an dem die Provinzen hängen?

Egmont. Nein, Clärchen, das bin ich nicht.

Clärchen. Wie?

Egmont. Siehſt du, Clärchen! — Laß mich ſitzen! — (Er ſetzt ſich, ſie kniet vor ihm auf einen Schemel, legt ihre Arme auf ſeinen Schooß und ſieht ihn an.) Jener Egmont iſt ein verdrießlicher, ſteifer, kalter Egmont, der an ſich halten, bald dieſes bald jenes Geſicht machen muß; geplagt, verkannt, verwickelt iſt, wenn ihn die Leute für froh und fröhlich halten; geliebt von einem Volke, das nicht weiß was es will; geehrt und in die Höhe getragen von einer Menge, mit der nichts anzufangen iſt; umgeben von Freunden, denen er ſich nicht überlaſſen darf; beobachtet von Menſchen, die ihm auf alle Weiſe beikommen möchten, arbeitend und ſich bemühend, oft ohne Zweck, meiſt ohne Lohn. — O laß mich ſchweigen, wie es dem ergeht, wie es dem zu Muthe iſt. Aber dieſer, Clärchen, der iſt ruhig, offen, glücklich, geliebt und gekannt von dem beſten Herzen, das auch er ganz kennt und mit voller Liebe und Zutrauen an das ſeine drückt. (Er umarmt ſie.) Das iſt dein Egmont!

Clärchen. So laß mich ſterben! Die Welt hat keine Freuden auf dieſe!

Ende des dritten Aufzuges.

. Vierter Aufzug.

Der Culenburgiſche Palaſt.

Wohnung des Herzogs von Alba.

Erſter Auftritt.

Silva und **Gomez** begegnen einander.

Silva. Haſt du die Befehle des Herzogs ausgerichtet?

Gomez. Pünktlich. Alle tägliche Runden ſind beordert, zur beſtimmten Zeit an verſchiedenen Plätzen einzutreffen, die ich ihnen bezeichnet habe; ſie gehen indeß, wie gewöhnlich, durch die Stadt, um Ordnung zu erhalten. Keiner weiß von dem andern; jeder glaubt, der Befehl gehe ihn allein an, und in einem Augenblick kann alsdann der Corden gezogen, und alle Zugänge zum Palaſt können beſetzt ſeyn. Weißt du die Urſache dieſes Befehls?

Silva. Ich bin gewohnt blindlings zu gehorchen. Und wem gehorcht ſich leichter als dem Herzoge, da bald der Ausgang beweiſt, daß er recht befohlen hat?

Gomez. Gut! Gut! Auch ſcheint es mir kein Wunder, daß du ſo verſchloſſen und einſylbig wirſt wie er, da du immer um ihn ſeyn mußt. Mir kommt es fremd vor, da ich den leichteren italiäniſchen Dienſt gewohnt bin. An Treue und Gehorſam bin ich der alte; aber ich habe mir das Schwätzen und Raiſonniren angewöhnt. Ihr ſchweigt alle und laßt es euch nie wohl ſeyn. Der Herzog gleicht mir einem ehernen Thurm ohne Pforte, wozu die Beſatzung Flügel hätte. Neulich hört' ich ihn bei Tafel von einem frohen, freundlichen Menſchen ſagen, er ſey wie eine ſchlechte Schenke mit einem ausgeſteckten Branntweinzeichen, um Müßiggänger, Bettler und Diebe hereinzulocken.

Silva. Und hat er uns nicht ſchweigend hierher geführt?

Gomez. Dagegen iſt nichts zu ſagen. Gewiß! Wer Zeuge ſeiner Klugheit war, wie er die Armee aus Italien hierher brachte, der hat etwas geſehen. Wie er ſich durch Freund und Feind, durch die Franzoſen, Königlichen und Ketzer, durch die Schweizer und Verbundenen gleichſam durchſchmiegte, die ſtrengſte Mannszucht hielt, und einen Zug, den man ſo gefährlich achtete, leicht und ohne Anſtoß zu leiten wußte! — Wir haben was geſehen, was lernen können.

Silva. Auch hier! Iſt nicht alles ſtill und ruhig, als wenn kein Aufſtand geweſen wäre?

Gomez. Nun, es war auch ſchon meiſt ſtill, als wir herkamen.

Silva. In den Provinzen iſt es viel ruhiger geworden; und wenn ſich noch einer bewegt, ſo iſt es um zu entfliehen. Aber auch dieſem wird er die Wege bald verſperren, denk' ich.

Zweiter Auftritt.

Ferdinand. Vorige.

Ferdinand. Iſt mein Vater noch nicht heraus?

Silva. Wir warten auf ihn.

Ferdinand. Die Fürſten werden bald hier ſeyn.

Gomez. Kommen ſie heute?

Ferdinand. Oranien und Egmont.

Gomez (leiſe zu Silva). Ich begreife etwas.

Silva. So behalt' es für dich.

Dritter Auftritt.

Vorige. Herzog von Alba.

(Wie er herein- und hervortritt, treten die andern zurück.)

Alba. Gomez!

Gomez (tritt vor). Herr!

Alba. Du haſt die Wachen vertheilt und beordert?

Gomez. Aufs genaueſte. Die täglichen Runden —

Alba. Genug. Du warteſt in der Galerie. Silva wird dir den Augenblick ſagen, wenn du ſie zuſammenziehen, die Zugänge nach dem Palaſt beſetzen ſollſt. Das übrige weißt du.

Gomez. Ja, Herr! (Ab.)

Vierter Auftritt.

Vorige ohne **Gomez.**

Alba. Silva.

Silva. Hier bin ich.

Alba. Alles, was ich von jeher an dir geſchätzt habe, Muth, Entſchloſſenheit, unaufhaltſames Ausführen, das zeige heut.

Silva. Ich danke euch, daß ihr mir Gelegenheit gebt, zu zeigen, daß ich der alte bin.

Alba. Du haſt alle Anſtalten gemacht, die übrigen, welche ich dir bezeichnet habe, gefangen zu nehmen?[1]

Silva. Vertrau auf uns. Ihr Schickſal wird ſie wie eine wohlberechnete Sonnenfinſterniß, pünktlich und ſchrecklich treffen.

Alba. Haſt du ſie genau beobachten laſſen?

---

[1] Bei Goethe: welche bezeichnet ſind, zu fahen.

Silva. Alle; den Egmont vor andern. Er iſt der einzige, der, ſeit du hier biſt, ſein Betragen nicht geändert hat. Den ganzen Tag von einem Pferd aufs andere, ladet Gäſte, iſt immer luſtig und unterhaltend bei Tafel, würfelt, ſchießt und ſchleicht Nachts zum Liebchen. Die andern haben dagegen eine merkliche Pauſe in ihrer Lebensart gemacht; ſie bleiben bei ſich: vor ihrer Thüre ſieht's aus, als wenn ein Kranker im Hauſe wäre.

Alba. Drum raſch! eh' ſie uns wider Willen geneſen.

Silva. Ich ſtelle ſie. Auf deinen Befehl überhäufen wir ſie mit dienſtfertigen Ehren. Ihnen graut's; politiſch geben ſie uns einen ängſtlichen Dank, fühlen das Räthlichſte ſey zu entfliehen: keiner wagt einen Schritt, ſie zaudern, können ſich nicht vereinigen, und einzeln etwas kühnes zu thun hält ſie der Gemeingeiſt ab. Sie möchten ſich gern jedem Verdacht entziehen, und machen ſich immer verdächtiger. Schon ſeh' ich mit Freuden deinen ganzen Anſchlag ausgeführt.

Alba. Ich freue mich nur über das Geſchehene, und auch über das nicht leicht, denn es bleibt ſtets noch übrig, was uns zu denken und zu ſorgen giebt. Das Glück iſt eigenſinnig, oft das Gemeine, das Nichtswürdige zu adeln und wohlüberlegte Thaten mit einem gemeinen Ausgang zu entehren. Verweile, bis die Fürſten kommen; dann gieb Gomez die Ordre die Straßen zu beſetzen, und eile ſelbſt Egmonts Schreiber und die übrigen gefangen zu nehmen, die dir bezeichnet ſind. Iſt es gethan, ſo komm hieher und meld' es meinem Sohne, daß er mir in den Rath die Nachricht bringe.

Silva. Ich hoffe dieſen Abend vor dir ſtehen zu dürfen. (Alba geht nach ſeinem Sohne, der bisher in der Galerie geſtanden, leiſe.) Ich traue mir es nicht zu ſagen; aber meine Hoffnung ſchwankt. Ich fürchte, es wird nicht werden, wie er denkt. Ich ſehe Geiſter vor mir, die ſtill und ſinnend auf ſchwarzen Schalen das Geſchick der Fürſten und vieler Tauſende wägen. Langſam wankt das Zünglein auf und ab; tief ſcheinen die Richter zu ſinnen; zuletzt ſinkt dieſe Schale, ſteigt jene, angehaucht vom Eigenſinn des Schickſals, und entſchieden iſt's. (Ab.)

Fünfter Auftritt.

Ferdinand. Alba.

Alba (mit Ferdinand hervortretend). Wie fandſt du die Stadt?

Ferdinand. Es hat ſich alles gegeben. Ich ritt' als wie zum Zeitvertreib, Straß' auf Straß' ab. Eure wohlvertheilten Wachen halten die Furcht ſo angeſpannt, daß ſie ſich nicht zu lispeln unterſteht. Die Stadt ſieht einem Felde ähnlich, wenn das Gewitter von weitem leuchtet; man erblickt keinen Vogel, kein Thier, als das eilend nach einem Schutzorte ſchlüpft.

Alba. Iſt dir nichts weiter begegnet?

Ferdinand. Egmont kam mit einigen auf den Markt geritten; wir grüßten uns; er hatte ein rohes Pferd, das ich ihm loben mußte. „Laßt uns eilen Pferde zuzureiten, wir werden ſie bald brauchen!“ rief er mir entgegen. Er werde mich noch heute wiederſehen, ſagte er, und komme, auf euer Verlangen, mit euch zu rathſchlagen.

Alba. Er wird dich wiederſehen.

Ferdinand. Unter allen Rittern, die ich hier kenne, gefällt er mir am beſten. Es ſcheint, wir werden Freunde ſeyn.

Alba. Du biſt noch immer zu ſchnell und wenig behutſam; immer erkenn' ich in dir den Leichtſinn deiner Mutter, der mir ſie unbedingt in die Arme lieferte. Zu mancher gefährlichen Verbindung lud dich der Anſchein voreilig ein.

Ferdinand. Euer Wille findet mich bildſam.

Alba. Ich vergebe deinem jungen Blute dieß leichtſinnige Wohlwollen, dieſe unachtſame Fröhlichkeit. Nur vergiß nicht, zu welchem Werke ich geſandt bin, und welchen Theil ich dir daran geben möchte.

Ferdinand. Erinnert mich und ſchont mich nicht, wo ihr es nöthig haltet.

Alba (nach einer Pauſe). Mein Sohn!

Ferdinand. Mein Vater!

Alba. Die Fürſten kommen bald, Oranien und

Egmont kommen. Es iſt nicht Mißtrauen, daß ich dir erſt jetzt entdecke, was geſchehen ſoll. Sie werden nicht wieder von hinnen gehen.

Ferdinand. Was ſinnſt du?

Alba. Es iſt beſchloſſen ſie feſtzuhalten. — Du erſtaunſt! Was du zu thun haſt, höre; die Urſachen ſollſt du wiſſen, wenn es geſchehen iſt. Jetzt bleibt keine Zeit ſie auszulegen. Mit dir allein wünſcht' ich das Größte, das Geheimſte zu beſprechen; ein ſtarkes Band hält uns zuſammengefeſſelt; du biſt mir werth und lieb; auf dich möcht' ich alles häufen. Nicht die Gewohnheit zu gehorchen allein möcht' ich dir einprägen; auch den Sinn auszudrücken, zu befehlen, auszuführen wünſcht' ich in dir fortzupflanzen; dich mit dem beſten, was ich habe, auszuſtatten, daß du dich nicht ſchämen dürfeſt unter deine Brüder zu treten.

Ferdinand. Was werd' ich dir nicht für dieſe Liebe ſchuldig, die du mir allein zuwendeſt, indem ein ganzes Reich vor dir zittert!

Alba. Nun höre, was zu thun iſt. Sobald die Fürſten eingetreten ſind, wird jeder Zugang zum Palaſte beſetzt. Dazu hat Gomez die Ordre. Silva wird eilen, Egmonts Schreiber mit den Verdächtigſten gefangen zu nehmen. Du beſetzeſt dieſe Zimmer hierneben mit den ſicherſten Leuten; dann warte auf der Galerie, bis Silva wiederkommt, und bringe mir irgend ein unbedeutend

Blatt herein, zum Zeichen, daß ſein Auftrag ausgerichtet iſt. Dann bleib' im Vorſaale, bis Oranien weggeht. Am Ende der Galerie fordre ſeinen Degen, rufe die Wache an, verwahre ſchnell den gefährlichſten Mann; und ich faſſe Egmont hier.

Ferdinand. Ich gehorche, mein Vater. Zum erſtenmal mit ſchwerem Herzen und mit Sorge.

Alba. Ich verzeihe dir's; es iſt der erſte große Tag, den du erlebſt.

Sechſter Auftritt.

Silva. Vorige.

Silva. Ein Bote von Antwerpen. Hier iſt Oraniens Brief! Er kommt nicht.

Alba. Sagt' es der Bote?

Silva. Nein, mir ſagt's das Herz.

Alba. Aus dir ſpricht mein böſer Genius. (Nachdem er den Brief geleſen, winkt er beiden, und ſie ziehen ſich in die Galerie zurück. Er bleibt allein auf dem Vordertheile.) Er kommt nicht! Bis auf den letzten Augenblick verſchiebt er, ſich zu erklären. Er wagt es, nicht zu kommen! So war denn dießmal wider Vermuthen der Kluge klug genug, nicht klug zu ſeyn! — Es rückt die Uhr! Noch einen kleinen Weg des Zeigers, und ein großes Werk iſt gethan oder verſäumt, unwiederbringlich verſäumt; denn es iſt weder nachzuholen noch zu verheimlichen. — Iſt's räthlich, die andern zu fangen, wenn er mir entgeht? Schieb' ich es auf und laß Egmont mit den Seinigen, mit ſo vielen entſchlüpfen, die nun, vielleicht nur heute noch, in meinen Händen ſind? So zwingt dich das Geſchick denn auch, du Unbezwinglicher? Wie lang gedacht! wie wohl bereitet! Wie groß, wie ſchön der Plan! Wie nah die Hoffnung ihrem Ziele! Und nun im Augenblick des Entſcheidens biſt du zwiſchen zwei Uebel geſtellt; wie in einen Loostopf, greifſt du in die dunkle Zukunft; was du faſſeſt, iſt noch zugerollt, dir unbewußt, ſey's Treffer oder Fehler! (Er wird aufmerkſam wie einer der etwas hört, und tritt ans Fenſter.) Er iſt es! — Egmont! Trug dich dein Pferd ſo leicht herein, und ſcheute vor dem Blutgeruche nicht, und vor dem Geiſte mit dem blanken Schwert, der an der Pforte dich empfängt? — Steig' ab! — So biſt du mit dem einen Fuß im Grab! und ſo mit beiden! — Ja ſtreichl' es nur, und klopfe für ſeinen muthigen Dienſt zum letztenmale den Nacken ihm! — Und mir bleibt keine Wahl. In der Verblendung, wie hier Egmont naht, kann er dir nicht zum zweitenmal ſich liefern. — Hört! (Ferdinand und Silva treten eilig herbei.) Ihr thut, was ich befahl; ich ändre meinen Willen nicht. Ich halte, wie es gehen will, Egmont auf, bis du mir von Silva die Nachricht gebracht haſt. Dann bleib' in der Nähe. Auch dir raubt das Geſchick das große Verdienſt, des Königs größten Feind mit eigener Hand gefangen zu haben. (Zu Silva.) Eile! (Zu Ferdinand.) Geh ihm entgegen. (Alba bleibt einige Augenblicke allein und geht ſchweigend auf und ab.)

Siebenter Auftritt.

Egmont. Alba.

Egmont. Ich komme, die Befehle des Königs zu vernehmen, zu hören, welchen Dienſt er von unſrer Treue verlangt, die ihm ewig ergeben bleibt.

Alba. Er wünſcht vor allen Dingen euren Rath zu hören.

Egmont. Ueber welchen Gegenſtand? Kommt Oranien auch? Ich vermuthete ihn hier.

Alba. Mir thut es leid, daß er uns eben in dieſer wichtigen Stunde fehlt. Euren Rath, eure Meinung wünſcht der König, wie dieſe Staaten wieder zu befriedigen. Ja, er hofft ihr werdet kräftig mitwirken, dieſe Unruhen zu ſtillen und die Ordnung der Provinzen völlig und dauerhaft zu gründen.

Egmont. Ihr könnt beſſer wiſſen, als ich, daß ſchon alles genug beruhigt iſt, ja noch mehr beruhigt war, eh die Erſcheinung der neuen Soldaten wieder mit Furcht und Sorge die Gemüther bewegte.

Alba. Ihr ſcheint andeuten zu wollen, das Räthlichſte ſey geweſen, wenn der König mich gar nicht in den Fall geſetzt hätte, euch zu fragen.

Egmont. Verzeiht! Ob der König das Heer hätte ſchicken ſollen, ob nicht vielmehr die Macht ſeiner majeſtätiſchen Gegenwart allein ſtärker gewirkt hätte, iſt meine Sache nicht zu beurtheilen. Das Heer iſt da, er nicht. Wir aber müßten ſehr undankbar, ſehr vergeſſen ſeyn, wenn wir uns nicht erinnerten, was wir der Regentin ſchuldig ſind. Bekennen wir, ſie brachte durch ihr ſo kluges als tapferes Betragen die Aufrührer zur Ruhe, und führte zum Erſtaunen der Welt ein rebelliſches Volk in wenigen Monaten zu ſeiner Pflicht zurück.

Alba. Ich läugne es nicht. Der Tumult iſt geſtillt, und jeder ſcheint in die Gränzen des Gehorſams zurückgebannt. Aber hängt es nicht von eines jeden Willkür ab, ſie zu verlaſſen? Wer will das Volk hindern loszubrechen? Wer bürgt uns, daß ſie ſich ferner treu und unterthänig zeigen werden? Ihr guter Wille iſt alles Pfand, das wir haben.

Egmont. Und iſt der gute Wille eines Volks nicht das ſicherſte, das edelſte Pfand? Bei Gott, wann darf ſich ein König ſicherer halten, als wenn ſie alle für Einen, Einer für alle ſtehen?

Alba. Wir werden uns doch nicht überreden ſollen, daß es in den Niederlanden ſo ſteht?[1]

---

[1] Bei Goethe: daß es jetzt hier ſo ſteht?

Egmont. Der König ſchreibe einen General-Pardon aus, er beruhige die Gemüther; und bald wird man ſehen, wie Treue und Liebe mit dem Zutrauen wieder zurückkehrt.

Alba. Und jeder, der die Majeſtät des Königs, der das Heiligthum der Religion geſchändet, ginge frei und ledig hin und wieder! lebte den andern zum bereiten Beiſpiel, daß ungeheure Verbrechen ſtraflos ſind! Ungeſtraft ſoll, wenn ich rathe, kein Schuldiger ſich freuen.

Egmont. Glaubſt du, daß du ſie alle erreichen wirſt? Hört man nicht täglich, daß die Furcht ſie aus dem Lande treibt? Die Reichſten werden ihre Güter, ſich, ihre Kinder und Freunde flüchten; der Arme wird ſeine nützlichen Hände dem Nachbar zubringen.

Alba. Sie werden, wenn man ſie nicht verhindern kann. Darum verlangt der König Rath und That von jedem Fürſten, Ernſt von jedem Statthalter; nicht nur Erzählung, wie es iſt, was werden könnte, wenn man alles gehen ließe, wie's geht. Einem großen Uebel zuſehen, ſich mit Hoffnung ſchmeicheln, der Zeit vertrauen, etwa einmal drein ſchlagen, wie im Faſtnachtsſpiel, daß es klatſcht und man doch etwas zu thun ſcheint, wenn man nichts thun möchte, heißt das nicht ſich verdächtig machen, als ſehe man dem Aufruhr mit Vergnügen zu, den man nicht erregen, wohl aber hegen möchte?

Egmont (im Begriff aufzufahren, nimmt ſich zuſammen, und (ſpricht nach einer kleinen Pauſe ernſt). Nicht jede Abſicht iſt offenbar, und manches Mannes Abſicht iſt zu mißdeuten. Muß man doch auch von allen Seiten hören, es ſey des Königs Abſicht weniger, die Provinzen nach einförmigen und klaren Geſetzen zu regieren, als vielmehr ſie unbedingt zu unterjochen, ſie ihrer alten Rechte zu berauben, ſich Meiſter von ihren Beſitzthümern zu machen, die ſchönen Rechte des Adels einzuſchränken, um derentwillen der Edle allein dem Könige Leib und Leben widmen mag. Die Religion, ſagt man, ſey nur ein prächtiger Teppich, hinter dem man jeden gefährlichen Anſchlag nur deſto leichter ausdenkt. Das Volk liegt auf den Knieen, betet die heiligen gewirkten Zeichen an, und hinten lauſcht der Vogelſteller, der ſie berücken will.

Alba. Das muß ich von *dir* hören?

Egmont. Nicht meine Geſinnungen! Nur, was bald hier, bald da, von Großen und von Kleinen, Klugen und Thoren geſprochen, laut verbreitet wird. Die Niederländer fürchten ein doppeltes Joch, und wer bürgt ihnen für ihre Freiheit?

Alba. Freiheit? Ein ſchönes Wort, wer's recht verſtände. Was wollen ſie für Freiheit? Was iſt des Freieſten Freiheit? — Recht zu thun! — und daran wird ſie der König nicht hindern. Nein! Nein! ſie glauben ſich nicht frei, wenn ſie ſich nicht ſelbſt und andern ſchaden können. Wäre es nicht beſſer abzudanken, als ein ſolches Volk zu regieren? Weit beſſer iſt's, ſie einzuengen, daß man ſie wie Kinder halten, wie Kinder zu ihrem Beſten leiten kann.

Egmont. Man thue, was man will; ich habe auf deine Frage geantwortet, und wiederhole: Es geht nicht! Es kann nicht gehen! Ich kenne meine Landsleute. Es ſind Männer, werth Gottes Boden zu betreten: ein jeder rund für ſich ein kleiner König, feſt, rührig, treu, an alten Sitten hangend. Schwer iſt's, ihr Zutrauen zu verdienen; leicht, zu erhalten. Starr und feſt! Zu drücken ſind ſie, nicht zu unterdrücken.

Alba (der ſich indeß einigemal umgeſehen hat). Sollteſt du das alles in des Königs Gegenwart wiederholen?

Egmont. Gut für ihn, für ſein Volk, wenn er mir Muth machte, noch weit mehr zu ſagen.

Alba. Was nützlich iſt, kann ich hören, wie er.

Egmont. Ich würde ihm ſagen: Leicht kann der Hirt eine ganze Heerde Schafe vor ſich hintreiben, der Stier zieht ſeinen Pflug ohne Widerſtand; aber dem edlen Pferde, das du reiten willſt, mußt du ſeine Gedanken ablernen, du mußt nichts Unkluges, nichts unklug von ihm verlangen. Darum wünſcht der Bürger ſeine alte Verfaſſung zu behalten; von ſeinen Landsleuten regiert zu ſeyn, weil er weiß, wie er geführt wird, weil er von ihnen Uneigennutz, Theilnehmung an ſeinem Schickſal hoffen kann.

Alba. Und ſollte der Regent nicht Macht haben, dieſes alte Herkommen zu verändern? und ſollte nicht eben dieß ſein ſchönſtes Vorrecht ſeyn? Ich fürchte, dieſe alten Rechte ſind darum ſo angenehm, weil ſie Schlupfwinkel bilden, in welchen der Kluge, der Mächtige zum Schaden des Volks, zum Schaden des Ganzen ſich verbergen oder durchſchleichen kann.

Egmont. Und wenn wir uns ihm, einem guten weiſen Könige, ganz vertrauten, ſagt er uns für ſeine Stellvertreter[1] gut? daß keiner ohne Rückſicht, ohne Schonung regieren werde? Wer rettet uns vor[2] völliger Willkür, wenn er uns ſeine Diener, Fremde[3] ſendet, die, ohne Kenntniß des Landes und ſeiner Bedürfniſſe, nach Belieben ſchalten und walten, keinen Widerſtand finden, und ſich von jeder Verantwortung frei wiſſen.

Alba (der ſich indeß wieder umgeſehen hat). Es iſt nichts natürlicher, als daß ein König durch ſich zu herrſchen gedenkt, und denen ſeine Befehle am liebſten aufträgt, die ihn am beſten verſtehen, verſtehen wollen, die ſeinen Willen unbedingt ausrichten.

Egmont. Und eben ſo natürlich iſt's, daß der Bürger von dem regiert ſeyn will, der mit ihm geboren und erzogen iſt, der gleichen Begriff mit ihm von Recht und

---

[1] Bei Goethe: Nachkommen.

[2] Bei Goethe: von.

[3] Bei Goethe: ſeine Nächſten.

Unrecht gefaßt hat, den er als ſeinen Bruder anſehen kann.

Alba. Und doch hat der Adel mit dieſen ſeinen Brüdern ſehr ungleich getheilt.

Egmont. Das iſt vor Jahrhunderten geſchehen und wird jetzt ohne Neid geduldet. Würden aber neue Menſchen ohne Noth geſendet, die ſich zum zweitenmale auf Unkoſten der Nation bereichern wollten, ſähe man ſich einer ſtrengen, kühnen, unbedingten Habſucht ausgeſetzt, das würde eine Gährung machen, die ſich nicht leicht in ſich ſelbſt auflöſ'te.

Alba. Du ſagſt mir, was ich nicht hören ſollte; auch ich bin fremd.

Egmont. Daß ich dir's ſage, zeigt dir, daß ich dich nicht meine.

Alba. Und auch ſo wünſcht' ich es nicht von dir zu hören. Der König ſandte mich mit Hoffnung, daß ich hier den Beiſtand des Adels finden würde. Der König *will* ſeinen Willen. Der König hat nach tiefer Ueberlegung geſehen, was dem Volke frommt; es kann nicht bleiben und gehen wie bisher. Des Königs Abſicht iſt, ſie ſelbſt zu ihrem eigenen Beſten einzuſchränken, ihr eigenes Heil, wenn's ſeyn muß, ihnen aufzudringen, die ſchädlichen Bürger aufzuopfern, damit die übrigen Ruhe finden, des Glücks einer weiſen Regierung genießen können. Dieß iſt ſein Entſchluß; dieſen dem Adel kund zu machen, habe ich Befehl; und Rath verlang' ich in ſeinem Namen, wie es zu thun ſey, nicht was; denn das hat er beſchloſſen.

Egmont. Leider rechtfertigen deine Worte die Furcht des Volks, die allgemeine Furcht! Man will den innern Kern der Eigenheit des Volks verderben; gewiß in der Abſicht, es glücklicher zu machen. Man will es vernichten, damit es etwas werde, ein ander Etwas. O wenn ſeine Abſicht gut iſt, ſo wird ſie mißgeleitet! Nicht dem Könige widerſetzt man ſich; man ſtellt ſich nur dem Könige entgegen, der einen falſchen Weg zu wandeln die erſten unglücklichen Schritte macht.

Alba. Wie du geſinnt biſt, ſcheint es ein vergeblicher Verſuch uns vereinigen zu wollen. Du denkſt gering vom Könige und verächtlich von ſeinen Räthen, wenn du zweifelſt, das alles ſey nicht ſchon gedacht, geprüft, gewogen worden. Ich habe keinen Auftrag jedes Für und Wider noch einmal durchzugehen. Gehorſam fordre ich von dem Volke — und von euch, ihr Erſten, Edelſten, Rath und That, als Bürgen dieſer unbedingten Pflicht.

Egmont. Fordre unſre Häupter, ſo iſt es auf einmal gethan. Ob ſich der Nacken dieſem Joche biegen, ob er ſich vor dem Beile ducken ſoll, kann einer edlen Seele gleich ſeyn. Umſonſt hab' ich ſo viel geſprochen: die Luft hab' ich erſchüttert, weiter nichts gewonnen.

Achter Auftritt.

Ferdinand. Vorige.

Ferdinand. Verzeiht, daß ich euer Geſpräch unterbreche. Hier iſt ein Brief, deſſen Ueberbringer die Antwort dringend macht.

Alba. Erlaubt mir, daß ich ſehe was er enthält. (Tritt an die Seite.)

Ferdinand (zu Egmont). Es iſt ein ſchönes Pferd, das eure Leute gebracht haben, euch abzuholen.

Egmont. Es iſt nicht das ſchlimmſte. Ich hab' es ſchon eine Weile; ich denk' es wegzugeben. Wenn es euch gefällt, ſo werden wir vielleicht des Handels einig.

Ferdinand. Gut, wir wollen ſehen.

(Alba winkt ſeinem Sohne, der ſich in den Grund zurückzieht.)

Egmont. Lebt wohl! Entlaßt mich; denn ich wüßte, bei Gott! nicht mehr zu ſagen.

Alba. Glücklich hat dich der Zufall verhindert, deinen Sinn noch weiter zu verrathen. Unvorſichtig entwickelſt du die Falten deines Herzens, und klagſt dich ſelbſt weit ſtrenger an, als ein Widerſacher gehäſſig thun könnte.

Egmont. Dieſer Vorwurf rührt mich nicht; ich kenne mich ſelbſt genug, und weiß wie ich dem Könige angehöre; weit mehr als viele, die in ſeinem Dienſt ſich ſelber dienen. Ungern ſcheid' ich aus dieſem Streite, ohne ihn beigelegt zu ſehen, und wünſche nur, daß uns der Dienſt des

Herrn, das Wohl des Landes bald vereinigen möge. Es wirkt vielleicht ein wiederholtes Geſpräch, die Gegenwart der übrigen Fürſten, die heute fehlen, in einem glücklichern Augenblick, was heut unmöglich ſcheint. Mit dieſer Hoffnung entfern' ich mich.

Neunter Auftritt.

Soldaten. Vorige.

Alba (der zugleich ſeinem Sohn Ferdinand ein Zeichen giebt). Halt, Egmont! — Deinen Degen! — (Die Mittelthür öffnet ſich: man ſieht die Galerie mit Wache beſetzt, die unbeweglich bleibt.)

Egmont (der ſtaunend eine Weile geſchwiegen). Dieß war die Abſicht? Dazu haſt du mich berufen? (Nach dem Degen greifend, als wenn er ſich vertheidigen wollte.) Bin ich denn wehrlos?

Alba. Der König befiehlt's, du biſt mein Gefangner. (Zugleich treten von beiden Seiten Gewaffnete herein.)

Egmont (nach einer Stille). Der König? — Oranien! Oranien! (Nach einer Pauſe, ſeinen Degen hingebend.) So nimm ihn! Er hat weit öfter des Königs Sache vertheidigt, als dieſe Bruſt beſchützt. (Er geht durch die Mittelthür ab; die Gewaffneten, die im Zimmer ſind, folgen ihm; ingleichen Alba's Sohn. Alba bleibt ſtehen.)

Straße. Dämmerung.

Zehnter Auftritt.

Brackenburg allein.

So iſt es denn gewiß, was ich gefürchtet! Sie liebet ihn — ihn! Ich bin ihr nichts. Die Angſt um ihn entriß ihr heute das Geheimniß. Graf Egmont iſt der einzige Theure, der Beglückte und ich — kann ich die Ungetreue haſſen — ihr entſagen? Ach! — nein — ich kann — ich kann es nicht. Unruhvoll verließ ſie dieſen Morgen ihre Wohnung. Von ferne folgt' ich ihr; es trieb ſie nach dem Schloſſe, zu ſehen was mit Egmont würde, zu warten, bis er gerettet wiederkehrte! — Unglückliche, er kehrt nicht mehr zurück. Ich weiß, daß er gefangen iſt. Auch Richard, ſein geheimer Schreiber, iſt's; ich ſelbſt ſah ihn gefangen fortgeführt! — Was wird ihr Schickſal ſeyn? Horch! Iſt das nicht — Gott, das iſt ihre Stimme!

Elfter Auftritt.

Clärchen begleitet von **Zimmermeiſter** und noch zwei Bürgern. **Brackenburg.**

Clärchen (die erſten Worte noch außerhalb der Scene). Dort führten ſie ihn hin! — Kommt nur! Wir holen ihn noch ein — befreien ihn! Ruft nur geſchwind die Bürger aus den Häuſern.

Zimmermeiſter. Was kommt dem Mädchen an? Was will ſie? Von wem ſpricht ſie?

Brackenburg. Liebchen, um Gottes willen, was nimmſt du vor?

Clärchen. Komm mit, Brackenburg! Du mußt die Menſchen nicht kennen; wir befreien ihn gewiß. Denn was gleicht ihrer Liebe zu ihm? Jeder fühlt, ich ſchwör' es, in ſich die brennende Begier, ihn zu retten, die Gefahr von einem koſtbaren Leben abzuwenden, und dem Freieſten die Freiheit wiederzugeben. Komm! Es fehlt nur an der Stimme, die ſie zuſammen ruft. In ihrer Seele lebt noch ganz friſch, was ſie ihm ſchuldig ſind! Um ſeinet- und ihretwillen müſſen ſie alles wagen. Und was wagen wir? Zum höchſten unſer Leben, das zu erhalten nicht der Mühe werth iſt, wenn er umkommt.

Brackenburg. Unglückliche! Du ſiehſt nicht die Gewalt, die uns mit ehernen Banden gefeſſelt hat.

Clärchen. Sie ſcheint mir nicht unüberwindlich. Laß uns nicht lang' vergebliche Worte wechſeln. Hier kommen von den alten, redlichen, wackern Männern! Hört, Freunde! Nachbarn, hört! — Sagt, wie iſt es mit Egmont?

Zwölfter Auftritt.

Jetter. Soeſt. Vorige.

Zimmermeiſter. Was will das Kind? Laß ſie ſchweigen!

Clärchen. Tretet näher, daß wir ſachte reden, bis wir einig ſind und ſtärker. Wir dürfen nicht einen Augenblick verſäumen! Die freche Tyrannei, die es wagt, ihn zu feſſeln, zuckt ſchon den Dolch, ihn zu ermorden. O Freunde! mit jedem Schritt der Dämmerung werd' ich ängſtlicher. Ich fürchte dieſe Nacht. Kommt! wir wollen uns theilen; mit ſchnellem Lauf von Quartier zu Quartier rufen wir die Bürger heraus. Ein jeder greife zu ſeinen alten Waffen. Auf dem Markte treffen wir uns wieder, und unſer Strom reißt einen jeden mit ſich fort. Die Feinde ſehen ſich umringt und überſchwemmt, und ſind erdrückt. Was kann uns eine Hand voll Knechte widerſtehen? Und er in unſerer Mitte kehrt zurück, ſieht ſich befreit, und kann uns einmal danken, uns, die wir ihm ſo tief verſchuldet worden. Er ſieht vielleicht — gewiß er ſieht das Morgenroth am freien Himmel wieder.

Zimmermeiſter. Wie iſt dir, Mädchen?

Soeſt. Von wem iſt denn die Rede?

Clärchen. Könnt ihr mich mißverſtehen? Vom Grafen ſprech' ich! Ich ſpreche von Egmont.

Soeſt.[1] Nennt den Namen nicht! Er iſt tödtlich.

Clärchen. Den Namen nicht! Wie? nicht dieſen Namen? Wer nennt ihn nicht bei jeder Gelegenheit? Wo ſteht er nicht geſchrieben? In dieſen Sternen hab' ich oft mit allen ſeinen Zügen[2] ihn geleſen. Nicht nennen? Was ſoll das? Freunde! Gute, theure Nachbarn, ihr träumt; beſinnt euch. Seht mich nicht ſo ſtarr und ängſtlich an! Ich ruf' euch ja nur zu, was jeder wünſcht. Iſt meine Stimme nicht eures Herzens eigne Stimme? Fragt euch einander! frage jeder ſich ſelbſt! und wer ſpricht mir nicht nach: „Egmonts Freiheit oder den Tod!“

Soeſt.[3] Gott bewahr' uns! Da giebt's ein Unglück.

Clärchen. Sonſt, wenn[4] der Ruf ihn ankündigte, wenn es hieß: „Egmont kommt! Er kommt von Gent!“ da hielten die Bewohner der Straßen ſich glücklich, durch die er reiten mußte. Und wenn ihr ſeine Pferde ſchallen hörtet, warf jeder ſeine Arbeit hin, und über die bekümmerten Geſichter, die ihr durch's Fenſter ſtecktet, fuhr wie ein Sonnenſtrahl von ſeinem Angeſichte ein Blick der Freude und Hoffnung. Da hobt ihr eure Kinder auf der Thürſchwelle in die Höhe und deutetet ihnen: „Sieh, das iſt Egmont, der größte da! Er iſt's! Er iſt's, von dem ihr beſſere Zeiten, als eure armen Väter lebten, einſt zu erwarten habt.“ Laßt eure Kinder nicht dereinſt euch fragen: „Wo iſt er hin? Wo ſind die Zeiten hin, die ihr verſpracht?“ — Und ſo wechſeln wir Worte! ſind müßig, verrathen ihn!

---

[1] Bei Goethe: Jetter

[2] Bei Goethe: Lettern.

[3] Bei Goethe: Jetter.

[4] Bei Goethe nur: wenn.

Soeſt. Schämt euch, Brackenburg. Laßt ſie nicht gewähren! Steuert dem Unheil!

Brackenburg. Liebes Clärchen! wir wollen gehen! Was wird die Mutter ſagen? Vielleicht —

Clärchen. Meinſt du, ich ſey ein Kind? Was kann vielleicht? — Von dieſer ſchrecklichen Gewißheit bringſt du mich mit keiner Hoffnung weg. — Ihr ſollt mich hören, und ihr werdet: denn ich ſeh's, ihr ſeyd beſtürzt und könnt euch ſelbſt in eurem Buſen nicht wiederfinden. Laßt durch die gegenwärtige Gefahr nur Einen Blick in das Vergangne dringen, das kurz Vergangne. Denkt an die Zukunft.[1] Könnt ihr denn leben? werdet ihr, wenn er zu Grunde geht? Was war er euch? Für wen übergab er ſich der dringendſten Gefahr? Seine Wunden floſſen und heilten nur für euch. Die große Seele, die euch alle trug, beſchränkt ein Kerker, und Schauer tückiſchen Mordes ſchweben um ſie her. Er denkt vielleicht an euch, er hofft auf euch, er, der nur zu geben, nur zu erfüllen gewohnt war.

---

[1] Bei Goethe: Wendet eure Gedanken nach der Zukunft

Zimmermeiſter. Nachbar,[1] kommt!

Clärchen. Und ich habe nicht Arme, nicht Mark, wie ihr; doch hab' ich, was euch eben allen fehlt, Muth und Verachtung der Gefahr. Könnt' euch mein Athem doch entzünden! könnt' ich an meinem Herzen[2] euch erwärmen und beleben! Kommt! In eurer Mitte will ich gehen! — Wie eine Fahne, die zwar ſelbſt wehrlos ein edles Heer von Kriegern wehend anführt, ſo ſoll mein Geiſt um eure Häupter flammen, und das ſchwankende, zerſtreute Volk zu einem fürchterlichen Heer vereinigen.

Soeſt.[3] Schaff' ſie bei Seite; ſie dauert mich.

(Bürger ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Brackenburg. Clärchen.

Brackenburg. Clärchen! ſiehſt du nicht, wo wir ſind?

Clärchen. Wo? unter dem Himmel, der ſo oft ſich herrlicher zu wölben ſchien, wenn der Edle unter ihm herging. Aus dieſen Fenſtern haben ſie herausgeſehen, vier, fünf Köpfe übereinander; an dieſen Thüren haben ſie geſcharrt und genickt, wenn er auf die Memmen herabſah. O ich hatte ſie ſo lieb, wie ſie ihn ehrten! Wäre er Tyrann geweſen, möchten ſie immer vor ſeinem Fall ſeitwärts gehn. Aber ſie liebten ihn! — O ihr Hände, die ihr an die Mützen grifft, zum Schwert könnt ihr nicht greifen! — Brackenburg, und wir? — Schelten wir ſie? — Dieſe Arme, die ihn ſo oft feſthielten, was thun ſie für ihn? — Liſt hat in der Welt ſo viel erreicht. — Du kennſt Wege und Stege, kennſt das alte Schloß. Es iſt nichts unmöglich, gieb mir einen Anſchlag.

---

[1] Bei Goethe: Gevatter.

[2] Bei Goethe: an meinen Buſen drücken.

[3] Bei Goethe: Jetter.

Brackenburg. Wenn wir nach Hauſe gingen.

Clärchen. Gut.

Brackenburg. Dort an der Ecke ſeh' ich Alba's Wache; laß doch die Stimme der Vernunft dir zu Herzen dringen. Hältſt du mich für feig? Glaubſt du nicht, daß ich um deinetwillen ſterben könnte? Hier ſind wir beide wahnſinnig,[1] ich ſo gut wie du. Siehſt du nicht das Unmögliche? Wenn du dich faßteſt! Du biſt außer dir. Komm nach Hauſe!

Clärchen. Nach Hauſe?

Brackenburg. Beſinne dich nur! Sieh' dich um! Dieß ſind die Straßen, die du nur ſonntäglich betratſt, durch die du ſittſam nach der Kirche gingſt, wo du übertrieben ehrbar zürnteſt, wenn ich mit einem freundlichen, grüßenden Wort mich zu dir geſellte. Du ſtehſt und

[1] Bei Goethe: toll

redeſt, handelſt vor den Augen der offenen Welt; beſinne dich, Liebe! Wozu hilft es uns?

Clärchen (wie aus einem Traume erwachend). Nach Hauſe! Ja, ich beſinne mich. Komm, Brackenburg, nach Hauſe! Weißt du, wo meine Heimath iſt? (Ab.)

Fünfter Aufzug.

Clärchens Haus.

Erſter Auftritt.

Clärchen
kommt mit einer Lampe und einem Glas Waſſer aus der Kammer; ſie ſetzt das Glas auf den Tiſch und tritt ans Fenſter.

Brackenburg? Seyd ihr's? Was hört' ich denn? noch niemand? Es war niemand! Ich will die Lampe ins Fenſter ſetzen, daß er ſieht, ich wache noch, ich warte noch auf ihn. Er hat mir Nachricht verſprochen. Nachricht? Entſetzliche Gewißheit! — Egmont verurtheilt! — Welch Gericht darf ihn fordern? und ſie verdammen ihn! Und die Regentin entzieht ſich! Oranien zaudert, und alle ſeine Freunde! — — Iſt dieß die Welt, von deren Wankelmuth ich viel gehört und nichts empfunden habe? Iſt dieß die Welt? — O Egmont, ſicher hielt ich dich vor Gott und Menſchen, wie in meinen Armen! Was war ich dir? Du haſt mich *dein* genannt, mein ganzes

Leben widmete ich deinem Leben. — Was bin ich nun? Vergebens ſtreck' ich nach der Schlinge, die dich faßt, die Hand aus. Du hilflos und ich frei! — Hier iſt der Schlüſſel zu meiner Thür. An meiner Willkür hängt mein Gehen und mein Kommen, und dir bin ich zu nichts! — — O bindet mich, damit ich nicht verzweifle; und werft mich in den tiefſten Kerker, daß ich das Haupt an feuchte Mauern ſchlage, nach Rettung[1] winſle, träume wie ich ihm helfen wollte, wenn Feſſeln mich nicht lähmten, wie ich ihm helfen würde. — Nun bin ich frei, und in der Freiheit liegt die Angſt der Ohnmacht. — Ach, auch der kleinſte Theil von deinem Weſen, dein Clärchen, iſt wie du gefangen, und regt getrennt im Todeskrampfe nur die letzten Kräfte. — Ich höre ſchleichen, huſten — Brackenburg — er iſt's! — Elender guter Mann, dein Schickſal bleibt ſich immer gleich; dein Liebchen öffnet dir die nächtliche Thür, und ach, zu welch unſeliger Zuſammenkunft!

Zweiter Auftritt.

Brackenburg. Clärchen.

Clärchen. Du kommſt ſo bleich und ſchüchtern, Brackenburg! was iſt's?

---

[1] Bei Goethe: Freiheit

Brackenburg. Durch Umwege und Gefahren ſuch' ich dich auf. Die großen Straßen ſind beſetzt; durch Gäßchen und durch Winkel hab' ich mich zu dir geſtohlen.

Clärchen. Erzähl', wie iſt's?

Brackenburg (indem er ſich ſetzt). Ach Clärchen, laß mich weinen. Ich liebt' ihn nicht. Er war der reiche Mann und lockte des Armen einziges Schaf zur beſſern Weide herüber. Ich hab' ihn nie verflucht; Gott hat mich treu geſchaffen und weich. In Schmerzen floß mein Leben vor mir nieder, und zu verſchmachten hofft' ich jeden Tag.

Clärchen. Vergiß das, Brackenburg! Vergiß dich ſelbſt. Sprich mir von ihm! Iſt's wahr? Iſt er verurtheilt?

Brackenburg. Er iſt's, ich weiß es ganz genau.

Clärchen. Und lebt noch?

Brackenburg. Ja, er lebt noch.

Clärchen. Wie willſt du das verſichern? — Die Tyrannei ermordet in der Nacht den Herrlichen! vor allen Augen verborgen fließt ſein Blut. Aengſtlich im Schlafe liegt das betäubte Volk, und träumt von Rettung, träumt ſeines[1] ohnmächtigen Wunſches Erfüllung; indeß unwillig über uns ſein Geiſt die Welt verläßt. Er iſt dahin! — Täuſche mich nicht! dich nicht!

Brackenburg. Nein gewiß, er lebt! — Und leider es bereitet der Spanier dem Volke, das er zertreten will, ein fürchterliches Schauſpiel, gewaltſam jedes Herz, das noch unſere alte Verfaſſung liebt,[1] auf ewig zu zerknirſchen.

---

[1] Bei Goethe: ihres

Clärchen. Fahre fort und ſprich gelaſſen auch mein Todesurtheil aus! Ich wandle den ſeligen Gefilden ſchon näher und näher, mir weht der Troſt aus jenen Gegenden des Friedens ſchon herüber. Sag' an.

Brackenburg. Ich konnt' es an den Wachen merken, aus Reden, die bald da bald dort fielen, daß auf dem Markte geheimnißvoll ein Schreckniß zubereitet werde. Ich ſchlich durch Seitenwege, durch bekannte Gänge nach meines Vettern Hauſe, und ſah aus einem Hinterfenſter nach dem Markte. — Es wehten Fackeln in einem weiten Kreiſe ſpaniſcher Soldaten hin und wieder. Ich ſchärfte mein ungewohntes Auge, und aus der Nacht ſtieg mir ein ſchwarzes Gerüſt entgegen, geräumig, hoch; mir grauſ'te vor dem Anblick. Geſchäftig waren viele rings umher bemüht, was noch von Holzwerk weiß und ſichtbar war, mit ſchwarzem Tuch einhüllend zu verkleiden. Die Treppen deckten ſie zuletzt auch ſchwarz, ich ſah es wohl. Sie ſchienen die Weihe eines gräßlichen Opfers vorbereitend zu begehen. Ein weißes Crucifix, das durch die Nacht wie Silber blinkte, ward an der einen Seite hoch aufgeſteckt. Ich ſah, und ſah die ſchreckliche Gewißheit

[1] Bei Goethe: das nach Freiheit ſich regt.

immer gewiſſer. Noch wankten Fackeln hie und da herum; allmählich wichen ſie und erloſchen. Auf einmal war die ſcheußliche Geburt der Nacht in ihrer Mutter Schooß zurückgekehrt.

Clärchen. Still, Brackenburg! Nun ſtill! Laß dieſe Hülle auf meiner Seele ruhn. Kennſt du dieß Fläſchchen, Brackenburg? Ich nahm dir's ſcherzend, als du mit übereiltem Tod einſt[1] ungeduldig drohteſt. — Und nun, mein Freund —

Brackenburg. In aller Heiligen Namen! —

Clärchen. Du hinderſt nichts. Tod iſt mein Theil! und gönne mir den ſanften, ſchnellen Tod, den du mir ſelbſt bereiteteſt. Gieb mir deine Hand! — Im Augenblick, da ich die dunkle Pforte eröffne, aus der kein Rückweg iſt, könnt' ich mit dieſem Händedruck dir ſagen, wie ſehr ich dich geliebt, wie ſehr ich dich bejammert. Mein Bruder ſtarb mir jung; dich wählt' ich ſeine Stelle zu erſetzen. Es widerſprach dein Herz und quälte ſich und mich, verlangteſt heiß und immer heißer, was dir nicht beſchieden war. Vergieb mir und leb' wohl! Laß mich dich Bruder nennen! Es iſt ein Name, der viel Namen in ſich faßt. Nimm die letzte ſchöne Blume der Scheidenden mit treuem Herzen ab — nimm dieſen Kuß! — Der Tod vereinigt alles, Brackenburg; uns denn auch.

---

[1] Bei Goethe: oft

Brackenburg. So laß mich mit dir ſterben! Theile! Theile! Es iſt genug, zwei Leben auszulöſchen.

Clärchen. Bleib'! du ſollſt leben, du kannſt leben. — Steh' meiner Mutter bei, die ohne dich in Armuth ſich verzehren würde. Sey ihr, was ich ihr nicht mehr ſeyn kann, lebt zuſammen und beweint mich. Beweint das Vaterland, und den der es allein erhalten konnte. Das heutige Geſchlecht wird dieſen Jammer nicht los; die Wuth der Rache ſelbſt vermag ihn nicht zu tilgen. Lebt, ihr Armen, die Zeit noch hin, die keine Zeit mehr iſt. Heut ſteht die Welt auf einmal ſtill; es ſtockt ihr Kreislauf, und mein Puls ſchlägt kaum noch wenige Minuten. Leb' wohl!

Brackenburg. O lebe du mit uns, wie wir für dich allein! Du tödteſt uns in dir, o leb' und leide. Wir wollen unzertrennlich dir zu Seiten ſtehen, und immer achtſam ſoll die Liebe den ſchönſten Troſt in ihren lebendigen Armen dir bereiten. Sey unſer! unſer! Ich darf nicht ſagen, mein.

Clärchen. Leiſe, Brackenburg! Du fühlſt nicht, was du rührſt. Wo Hoffnung dir erſcheint, iſt mir Verzweiflung.

Brackenburg. Theile mit den Lebendigen die Hoffnung! Verweil' am Rande des Abgrunds, ſchau' hinab und ſieh auf uns zurück.

Clärchen. Ich hab' überwunden; ruf' mich nicht wieder zum Streit.

Brackenburg. Du biſt betäubt: gehüllt in Nacht, ſuchſt du die Tiefe. Noch iſt nicht jedes Licht erloſchen, noch mancher Tag! —

Clärchen. Weh! über dich Weh! Weh! Grauſam zerreißeſt du den Vorhang vor meinem Auge. Ja, er wird grauen, der Tag! vergebens alle Nebel um ſich ziehn und wider Willen grauen! Die Sonne wagt ſich nicht hervor; ſie will die Stunde nicht bezeichnen, in der er ſterben ſoll. Träge gehen die Zeiger ihren Weg, und eine Stunde nach der andern ſchlägt. Halt! Halt! Nun iſt es Zeit! mich ſcheucht des Morgens Ahnung in das Grab. (Sie tritt ans Fenſter, als ſähe ſie ſich um, und trinkt heimlich.)

Brackenburg. Cläre! Cläre!

Clärchen (geht nach dem Tiſch und trinkt das Waſſer). Hier iſt der Reſt! Ich locke dich nicht nach. Thu', was du darfſt, leb' wohl. Löſche dieſe Lampe ſtill und ohne Zaudern; ich geh' zur Ruhe. Schleiche dich ſachte weg, ziehe die Thür nach dir zu. Still! Wecke meine Mutter nicht! Geh! rette dich! Rette dich! wenn du nicht mein Mörder ſcheinen willſt. (Ab.)

Dritter Auftritt.

Brackenburg allein.

Sie läßt mich zum letztenmale, wie immer. O könnte eine Menſchenſeele fühlen, wie ſie ein liebend Herz zerreißen kann. Sie läßt mich ſtehen, mir ſelber überlaſſen; und Tod und Leben iſt mir gleich verhaßt. — Allein zu ſterben! — Weint, ihr Liebenden! Kein härter Schickſal iſt als meins! Sie theilt mit mir den Todestropfen und ſchickt mich weg! von ihrer Seite weg! Sie zieht mich nach, und ſtößt ins Leben mich zurück. O Egmont, welch preiswürdig Loos fällt dir! Sie geht voran; der Kranz des Siegs aus ihrer Hand iſt dein, ſie bringt den ganzen Himmel dir entgegen! — Und ſoll ich folgen? wieder ſeitwärts ſtehn? den unauslöſchlichen Neid in jene Wohnungen hinübertragen? — Auf Erden iſt kein Bleiben mehr für mich, und Höll' und Himmel bieten gleiche Qual. Wie wäre der Vernichtung Schreckenshand dem Unglückſeligen willkommen!

(Brackenburg geht ab, das Theater bleibt einige Zeit unverändert. Eine Muſik, Clärchens Tod bezeichnend, beginnt; die Lampe, welche Brackenburg auszulöſchen vergeſſen, flammt noch einigemal auf, dann erliſcht ſie.)

Vierter Auftritt.

Gefängniß,

durch eine Lampe erhellt, ein Ruhebett im Grunde.

Egmont allein.

Alter Freund! immer getreuer Schlaf, fliehſt du mich auch, wie die übrigen Freunde? Mitten unter Waffen, auf der Woge des Lebens, ruht' ich leicht athmend, wie ein aufquellender Knabe, in deinen Armen. Was ſchüttelt mich[1] nun? was erſchüttert den feſten Muth meines Herzens?[2] Ich fühl's, es iſt der Klang der Mordaxt, die ſich der Wurzel meines Lebens naht.[3] Noch ſteh' ich aufrecht, und ein innerer Schauer durchfährt mich. Ja, ſie überwindet, die verrätheriſche Gewalt; ſie untergräbt den feſten, hohen Stamm, und eh die Rinde dorrt, ſtürzt krachend und zerſchmetternd deine Krone. — Was iſt das? Bin ich nicht derſelbe mehr, der jede Sorge ſonſt mit leichtem Sinne von ſich weggebannt? Warum kann ich die Ahnung nicht verſcheuchen, die ſchwarz und finſter meinen Geiſt umwölkt? Seit wann iſt denn der Tod mir fürchterlich? (Sinnend.) Nein, nein, der Tod iſt's nicht; dem hab' ich tauſendmal in offener Schlacht getrotzt, — der Kerker iſt's, des Grabes Vorbild, dem Helden wie dem Feigen widerlich. Unleidlich war mir's ſchon, auf meinem gepolſterten Stuhle in ſtattlicher Verſammlung dazuſitzen und was der erſte Blick ſo ſchnell, ſo leicht entſchied, langweilig wiederholt zu überlegen. Des Zimmers düſtre Wände, — die Balken an der Decke drückten mich. Da eilt' ich fort ſobald es möglich war und raſch aufs Pferd mit tiefem Athemzuge und friſch hinaus ins Freie, wo der Menſch erleichtert alle Feſſeln von ſich wirft und an dem Mutterbuſen der Natur ſich frei und froh und ſelig wieder findet. — Und jetzt — wo bin ich? Welches Loos erwartet mich! — Feindſeliges Geſchick! Warum mißgönnſt du mir den raſchen Tod im Angeſicht der Sonne, um mir des Grabes Vorgeſchmack im modervollen Kerker zu bereiten! Wie haucht er mich aus dieſen Steinen widrig an? Schon vor dem Tod ſtirbt hier das Leben ab — und ſchaudernd wende ich mich von dieſem Ruhebette. O Sorge! Sorge! die du vor der Zeit den Mord beginnſt, laß ab! Seit wann iſt Egmont denn allein — ſo ganz allein in dieſer Welt? Wird meine gute Sache mich nicht ſchützen? Wird nicht Oranien zu meiner Rettung etwas Kühnes wagen? — nicht ganz Brabant ſich rühren, ſich verſammeln, und mit Gewalt den alten Freund befreien? — O haltet, Mauern, die ihr rings mich einſchließt, der Freunde treuen Eifer nicht zurück! Den Muth, den Troſt, den ſie aus meinen Augen ſonſt geſchöpft, laßt jetzt aus ihren auf mich übergehen! — Ja, ja! Sie ſinds — ſie rühren ſich zu Tauſenden. Sie kommen — ich ſehe ſie nach Lanz' und Schwertern greifen. Die Thore ſpalten ſich, die Gitter ſpringen, die Mauer ſtürzt von ihren Händen ein, und der Freiheit des einbrechenden Tages ſteigt Egmont fröhlich entgegen. Wie manch bekannt Geſicht empfängt mich jauchzend! Ach Clärchen, wärſt du Mann, ſo ſäh' ich dich gewiß auch hier zuerſt und dankte dir, was einem Könige zu danken hart iſt, Freiheit.

---

[1] Bei Goethe: dich.

[2] Bei Goethe: den feſten, treuen Sinn.

[3] Bei Goethe: die an meiner Wurzel naſcht.

Fünfter Auftritt.

Es entſteht ein Geraſſel mit Schlüſſeln, und die Thür thut ſich auf. Diener mit Fackeln treten herein, ihnen folgt **Ferdinand**, Alba's Sohn, und **Silva**, begleitet von Gewaffneten. Ein Vermummter im Hintergrunde.[1]

Silva (noch außerhalb). Ihr Andern wartet.

Egmont. Wer ſeyd ihr? Was künden eure trotzigen, unſichern Blicke mir an? Warum dieſen fürchterlichen Aufzug?

---

[1] Wie man ſieht, findet ſich durchaus keine Andeutung, daß dieſer Vermummte, den Schiller eingeführt hat und der nur den Henker vorſtellen kann, Alba ſelbſt ſeyn ſollte. Und doch erſchien bei der erſten Aufführung, alſo jedenfalls mit Schillers Vorwiſſen, Alba wirklich in dieſer Vermummung, ja Egmont riß ihm bei den Worten: „Tritt kühn hervor ꝛc." das ſchwarze Kaskett weg, ſo daß die Zuſchauer Albas Geſicht ſahen. Wie Böttiger in ſeiner in der Einleitung genannten Schrift ſagt, machte dieſer Theatercoup, trotz ſeiner Unwahrſcheinlichkeit, „eine ſehr maleriſche Wirkung." Wohl möglich, daß Iffland dieſe Seltſamkeit erdachte, um „Effekt zu machen" und Schiller wie Goethe ihm nachgaben, ſo viel wenigſtens iſt gewiß, daß bei den nachfolgenden Aufführungen dem Vermummten das Kaskett nicht abgeriſſen wurde, ſein Geſicht alſo immer bedeckt blieb.

Silva. Uns ſchickt der Herzog, dir dein Urtheil anzukündigen.

Egmont. Bringſt du den Henker auch mit, es zu vollziehen? (Er ſieht den Vermummten an, der näher tritt.)

Silva. Vernimm es, ſo wirſt du wiſſen, was deiner wartet.

Egmont. So ziemt es euch und eurem ſchändlichen Beginnen! In Nacht gebrütet und in Nacht vollführt. (Auf den Vermummten die Augen heftend.) — Tritt kühn hervor, der du das Schwert verhüllt unter dem Mantel trägſt; hier iſt mein Haupt, das freieſte, das je die Tyrannei vom Rumpf geriſſen.

Silva. Du irrſt! Was gerechte Richter beſchließen, werden ſie vorm Angeſicht des Tages nicht verbergen.

Egmont. So überſteigt die Frechheit jeden Begriff und Gedanken.

Silva (nimmt einem Dabeiſtehenden das Urtheil ab, entfaltet es und lieſt). „Im Namen des Königs und kraft beſonderer von Seiner Majeſtät uns übertragenen Gewalt, alle ſeine Unterthanen, weß Standes ſie ſeyen, zugleich die Ritter des goldenen Vließes, zu richten, erkennen wir —“

Egmont. Kann die der König übertragen?

Silva. „Erkennen wir, nach vorgängiger genauer, geſetzlicher Unterſuchung, dich Heinrich Grafen Egmont, Prinzen von Gaure, des Hochverraths ſchuldig, und ſprechen das Urtheil: daß du mit der Frühe des einbrechenden

Morgens aus dem Kerker auf den Markt geführt und dort vorm Angeſicht des Volks zur Warnung aller Verräther mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht werden ſolleſt. Gegeben Brüſſel am"

(Datum und Jahrzahl werden undeutlich geleſen, ſo daß ſie der Zuhörer nicht verſteht.)

„Ferdinand, Herzog von Alba."

Du weißt nun dein Schickſal; es bleibt dir wenige Zeit, dich drein zu ergeben, dein Haus zu beſtellen und von den Deinigen Abſchied zu nehmen.

(Silva mit dem Gefolge geht ab. Es bleibt Ferdinand und zwei Fackeln, das Theater iſt mäßig erleuchtet.)

Sechster Auftritt.

Egmont. Ferdinand.

Egmont (hat eine Weile, in ſich verſenkt, ſtille geſtanden, und Silva, ohne ſich umzuſehen, abgehen laſſen. Er glaubt ſich allein, und da er die Augen aufhebt, erblickt er Alba's Sohn.) Du ſtehſt und bleibſt? Willſt du mein Erſtaunen, mein Entſetzen noch durch deine Gegenwart vermehren? Willſt du noch etwa die willkommene Botſchaft deinem Vater bringen, daß ich unmännlich verzweifle? Geh! Sag' ihm, ſag' ihm, daß er weder mich noch die Welt belügt. Ihm, dem Ruhmſüchtigen, wird man es erſt hinter den Schultern leiſe flüſtern,[1] dann laut und lauter ſagen, und wenn er einſt von dieſem Gipfel herabſteigt, werden tauſend Stimmen es ihm entgegenrufen: Nicht das Wohl des Staats, nicht die Ruhe der Provinzen haben ihn hierher gebracht. Um ſein ſelbſt willen hat er Krieg gerathen, daß der Krieger im Kriege gelte. Er hat dieſe ungeheure Verwirrung erregt, damit man ſeiner bedürfe. Und ich falle ein Opfer ſeines niedrigen Haſſes, ſeines kleinlichen Neides. Ja, ich weiß es und ich darf es ſagen, der Sterbende kann es ſagen: mich hat der Eingebildete beneidet; mich wegzutilgen hat er lange geſonnen und gedacht. Schon damals, als wir, noch jünger, mit Würfeln ſpielten, und die Haufen Goldes, einer nach dem andern, von ſeiner Seite zu mir herübereilten, da ſtand er grimmig, log Gelaſſenheit, und innerlich verzehrte ihn die Aergerniß, mehr über mein Glück als über ſeinen Verluſt. Noch ſehe ich ſeinen[1] funkelnden Blick, als wir an einem öffentlichen Feſte vor vielen tauſend Menſchen um die Wette ſchoſſen. Er forderte mich auf, und beide Nationen ſtanden; die Spanier, die Niederländer wetteten und wünſchten. Ich überwand ihn; ſeine Kugel irrte, die meine traf; ein lautes Freudengeſchrei[2] der Meinigen erfüllte[3] die Luft. Nun trifft mich ſein Geſchoß. Sag' ihm, daß ich's weiß, daß ich ihn kenne, daß die Welt jede Siegeszeichen verachtet, die ein kleiner Geiſt erſchleichend ſich aufrichtet. Und du, wenn einem Sohne möglich iſt von der Sitte des Vaters zu weichen, übe beizeiten die Scham, indem du dich für den ſchämſt, den du gerne von ganzem Herzen verehren möchteſt!

---

[1] Bei Goethe: liſpeln.

---

[1] Bei Goethe: noch erinnere ich mich des funkelnden Blickes, der verrätheriſchen Bläſſe.

[2] Bei Goethe: ein lauter Freudenſchrei.

[3] Bei Goethe: durchbrach.

Ferdinand. Ich höre dich an, ohne dich zu unterbrechen! Deine Vorwürfe laſten wie Keulſchläge auf einen Helm; ich fühle die Erſchütterung, aber ich bin bewaffnet. Du triffſt mich, du verwundeſt mich nicht; fühlbar iſt mir allein der Schmerz, der mir den Buſen zerreißt. Wehe mir! Wehe! Zu einem ſolchen Anblick bin ich aufgewachſen, zu einem ſolchen Schauſpiel bin ich geſendet!

Egmont. Du brichſt in Klagen aus? Was bekümmert dich? Iſt es eine ſpäte Reue, daß du der ſchändlichen Verſchwörung deinen Dienſt geliehen? Du biſt ſo jung und haſt ein glückliches Anſehen. Du warſt ſo zutraulich, ſo freundlich gegen mich. So lang' ich dich ſah, war ich mit deinem Vater verſöhnt. Und eben ſo verſtellt, verſtellter als er, lockſt du mich in das Netz. Du biſt der Abſcheuliche! Wer ihm traut, mag er es auf ſeine Gefahr thun; aber wer fürchtete Gefahr dir zu vertrauen? Geh'! Geh'! Raube mir nicht die wenigen Augenblicke! Geh', daß ich mich ſammle, die Welt, und dich zuerſt vergeſſe! —

Ferdinand. Was ſoll ich dir ſagen? Ich ſtehe und ſehe dich an, und ſehe dich nicht, und fühle mich nicht. Soll ich mich entſchuldigen? Soll ich dir verſichern, daß ich erſt ſpät, erſt ganz zuletzt des Vaters Abſichten erfuhr, daß ich als ein gezwungenes, ein lebloſes Werkzeug ſeines Willens handelte? Was fruchtet's, welche Meinung du von mir haben magſt? Du biſt verloren; und ich Unglücklicher ſtehe nur da, um dir's zu verſichern, und dich zu bejammern.

Egmont. Welche ſonderbare Stimme, welch ein unerwarteter Troſt begegnet mir auf dem Wege zum Grabe? Du, Sohn meines erſten, meines faſt einzigen Feindes, du bedauerſt mich, du biſt nicht unter meinen Mördern? Sage, rede! Für wen ſoll ich dich halten?

Ferdinand. Grauſamer Vater! Ja, ich erkenne dich in dieſem Befehle. Du kannteſt mein Herz, meine Geſinnung, die du ſo oft als Erbtheil einer zärtlichen Mutter ſchalteſt. Mich dir gleich zu bilden, ſandteſt du mich hierher. Dieſen Mann am Rande des gähnenden Grabes, in der Gewalt eines willkürlichen Todes zu ſehen zwingſt du mich, daß ich taub gegen alles Schickſal, daß ich unempfindlich werde, es geſchehe mir was wolle.

Egmont. Ich erſtaune! Faſſe dich! Stehe, rede wie ein Mann.

Ferdinand. Laß dieſe Leidenſchaft raſen, laß mich losgebunden klagen!. Ich will nicht ſtandhaft ſcheinen, wenn alles in mir zuſammenbricht. Dich ſoll ich hier ſehen? — Dich? — Es iſt entſetzlich! Du verſtehſt mich nicht! Und ſollſt mich doch verſtehen! Egmont! Egmont! (Ihm um den Hals fallend.)

Egmont. Löſe mir das Geheimniß. Wie bewegt dich ſo tief das Schickſal eines fremden Mannes?

Ferdinand. Nicht fremd! Du biſt mir nicht fremd. Dein Name war's, der mir in meiner erſten Jugend gleich einem Stern des Himmels entgegenleuchtete. Wie oft hab' ich nach dir gehorcht, gefragt! Des Kindes Hoffnung iſt der Jüngling, des Jünglings der Mann. So biſt du vor mir hergeſchritten, immer vor, und ohne Neid ſah ich dich vor, und ſchritt dir nach, und fort und fort. Nun hofft' ich endlich dich zu ſehen, und ſah dich, und mein Herz flog dir entgegen. Dich hatt' ich mir beſtimmt, und wählte dich aufs neue, da ich dich ſah. Nun hofft' ich erſt mit dir zu ſeyn, mit dir zu leben, dich zu faſſen, dich — Das iſt nun alles weggeſchnitten, und ich ſehe dich hier!

Egmont. Mein Freund, wenn es dir wohl thun kann, ſo nimm die Verſicherung, daß im erſten Augenblick mein Gemüth dir entgegenkam. Und höre mich! Laß uns ein ruhiges Wort untereinander wechſeln. Sage mir, iſt es der ſtrenge, ernſte Wille deines Vaters, mich zu tödten?

Ferdinand. Er iſt's.

Egmont. Dieſes Urtheil wäre nicht ein leeres

Schreckbild, mich zu ängſtigen, durch Furcht und Drohung zu ſtrafen, mich zu erniedrigen, und dann mit königlicher Gnade mich wieder aufzuheben?

Ferdinand. Nein, ach leider nein! Anfangs ſchmeichelte ich mir ſelbſt mit dieſer ausweichenden Hoffnung; und ſchon da empfand ich Angſt und Schmerz, dich in dieſem Zuſtande zu ſehen. Nun iſt es wirklich, iſt gewiß. Nein, ich regiere mich nicht. Wer giebt mir eine Hülfe, wer einen Rath, dem Unvermeidlichen zu entgehen?

Egmont. So höre mich. Wenn deine Seele ſo gewaltſam dringt, mich zu retten, wenn du die Uebermacht verabſcheuſt, die mich gefeſſelt hält, ſo rette mich! Die Augenblicke ſind koſtbar. Du biſt des Allgewaltigen Sohn, und ſelbſt gewaltig. — Laß uns entfliehen! Ich kenne die Wege; die Mittel können dir nicht unbekannt ſeyn. Nur dieſe Mauern, nur wenige Meilen entfernen mich von meinen Freunden. Bringe mich zu ihnen und ſey unſer. Gewiß, der König dankt dir dereinſt meine Rettung. Jetzt iſt er überraſcht, und vielleicht iſt ihm alles unbekannt. Dein Vater wagt; und die Majeſtät muß das Geſchehene billigen, wenn ſie ſich auch davor entſetzet. Du denkſt? O denke mir den Weg der Freiheit aus! Sprich, und nähre die Hoffnung der lebendigen Seele.

Ferdinand. Schweig'! o ſchweige! Du vermehrſt mit jedem Worte meine Verzweiflung. Hier iſt kein Ausweg, kein Rath, keine Flucht. — Ich habe ſelbſt das

Netz zuſammengezogen: ich kenne die ſtrengen, feſten Knoten; ich weiß wie jeder Kühnheit, jeder Liſt die Wege verrennt ſind. Würde ich klagen, hätte ich nicht alles verſucht? Zu ſeinen Füßen habe ich gelegen, geredet und gebeten. Er ſchickte mich hierher, um alles, was von Lebensluſt und Freude mit mir lebt, in dieſem Augenblicke zu zerſtören.

Egmont. Und keine Rettung?

Ferdinand. Keine!

Egmont (mit dem Fuße ſtampfend). Keine Rettung! — — Süßes Leben! ſchöne, freundliche Gewohnheit des Daſeyns und Wirkens! von dir ſoll ich ſcheiden! ſo gelaſſen ſcheiden! Nicht im Tumulte der Schlacht, unter dem Geräuſch der Waffen giebſt du mir ein flüchtiges Lebewohl; du nimmſt keinen eiligen Abſchied. Ich ſoll deine Hand faſſen, dir noch einmal in die Augen ſehen, deinen Werth recht lebhaft fühlen und dann mich entſchloſſen losreißen und ſagen: Fahre hin!

Ferdinand. Und ich ſoll daneben ſtehen, zuſehen, dich nicht halten, nicht hindern können! Welches Herz flöſſe nicht aus ſeinen Banden vor dieſem Jammer?

Egmont. Faſſe dich!

Ferdinand. Du kannſt dich faſſen, du kannſt entſagen, den ſchweren Gang[1] an der Hand der Nothwendigkeit heldenmäßig gehn. Was kann ich? Was ſoll ich?

---

[1] Bei Goethe: Schritt.

Bei der Freude des Mahls hab' ich mein Licht, im Getümmel der Schlacht meine Fahne verloren. Schal, verworren, trüb ſcheint mir die Zukunft.

Egmont. Junger Freund, den ich durch ein ſonderbares Schickſal zugleich gewinne und verliere, der für mich die Todesſchmerzen empfindet, für mich leidet, ſieh mich in dieſen Augenblicken an; du verlierſt mich nicht. War dir mein Leben ein Spiegel, ſo ſey es auch mein Tod. Die Menſchen ſind nicht nur zuſammen, wenn ſie beiſammen ſind; auch der Entfernte, der Abgeſchiedne lebt uns. Ich lebe dir und habe mir genug gelebt. Eines jeden Tages hab' ich mich gefreut; an jedem Tage mit raſcher Wirkung meine Pflicht gethan, wie mein Gewiſſen mir ſie zeigte. Nun endigt ſich das Leben, wie es ſich früher, früher, ſchon auf dem Sande von Gravelingen hätte endigen können. Ich höre auf zu leben; aber ich habe gelebt. So leb' auch du, mein Freund, gern und mit Luſt, und ſcheue den Tod nicht.

Ferdinand. Du hätteſt dich für uns erhalten können, erhalten ſollen. Du haſt dich ſelber getödtet. Oft hört' ich, wenn kluge Männer über dich ſprachen, feindſelige, wohlwollende, ſie ſtritten lang' über deinen Werth; doch endlich vereinigten ſie ſich, keiner wagt' es zu läugnen, jeder geſtand: ja, er wandelt einen gefährlichen Weg. Wie oft wünſcht' ich dich warnen zu können! Hatteſt du denn keine Freunde?

Egmont. Ich war gewarnt.

Ferdinand. Und wie ich punktweiſe alle dieſe Beſchuldigungen wieder in der Anklage fand, und deine Antworten! Gut genug, dich zu entſchuldigen, nicht triftig genug, dich von der Schuld zu befreien —

Egmont. Dieß ſey bei Seite gelegt. Es glaubt der Menſch ſein Leben zu leiten, ſich ſelbſt zu führen, und ſein Innerſtes wird unwiderſtehlich nach ſeinem Schickſale gezogen. Laß uns darüber nicht ſinnen; dieſer Gedanken entſchlag' ich mich leicht — ſchwerer der Sorge für dieſes Land! doch auch dafür wird geſorgt ſeyn. Kann mein Blut für viele fließen, meinem Volke Friede bringen, ſo fließt es willig. Leider wird's nicht ſo werden. Doch es ziemt dem Menſchen, nicht mehr zu grübeln, wo er nicht mehr wirken ſoll. Kannſt du die verderbende Gewalt deines Vaters aufhalten, lenken, ſo thu's. Wer wird das können? — Leb' wohl!

Ferdinand. Ich kann nicht gehen.

Egmont. Laß meine Leute dir aufs beſte empfohlen ſeyn! Ich habe gute Menſchen zu Dienern; daß ſie nicht zerſtreut, nicht unglücklich werden! Wie ſteht es um Richard, meinen Schreiber?

Ferdinand. Er iſt dir vorangegangen. Sie haben ihn als Mitſchuldigen des Hochverraths enthauptet.

Egmont. Arme Seele! — Noch eins, und dann leb' wohl, ich kann nicht mehr. Was auch den Geiſt gewaltſam beſchäftigt, fordert die Natur zuletzt doch unwiderſtehlich ihre Rechte, und wie ein Kind, umwunden von der Schlange, des erquickenden Schlafs genießt, ſo legt der Müde ſich noch einmal vor der Pforte des Todes nieder und ruht tief aus, als ob er einen weiten Weg zu wandern hätte. — Noch eins! Ich kenne ein Mädchen; du wirſt ſie nicht verachten, weil ſie mein war. Nun ich ſie dir empfehle, ſterb' ich ruhig. Du biſt ein edler Mann, ein Weib, das den findet, iſt geborgen. Lebt mein Adolph? iſt er frei?

Ferdinand. Der muntre Greis, der euch zu Pferde immer begleitete?

Egmont. Derſelbe.

Ferdinand. Er lebt, er iſt frei.

Egmont. Er weiß ihre Wohnung; laß dich von ihm führen, und lohn' ihm bis an ſein Ende, daß er dir den Weg zu dieſem Kleinode zeigt. — Leb' wohl!

Ferdinand. Ich gehe nicht.

Egmont (ihn nach der Thür drängend). Leb' wohl!

Ferdinand. O laß mich noch!

Egmont. Freund, keinen Abſchied.

(Er begleitet Ferdinanden bis an die Thür und reißt ſich dort von ihm los. Ferdinand betäubt, entfernt ſich eilend.)

Siebenter Auftritt.

Egmont allein

Feindſeliger Mann! Du glaubteſt nicht, mir dieſe Wohlthat durch deinen Sohn zu erzeigen. Durch ihn bin ich der Sorgen los und der Schmerzen, der Furcht und jedes ängſtlichen Gefühls. Sanft und dringend fordert die Natur ihren letzten Zoll. Es iſt vorbei, es iſt beſchloſſen! Und was die letzte Nacht mich ungewiß auf meinem Lager wachend hielt, das ſchläfert nun mit unbezwinglicher Gewißheit meine Sinnen ein.

(Er ſetzt ſich aufs Ruhebett. Muſik.)

Süßer Schlaf! Du kommſt wie ein reines Glück, ungebeten, unerfleht, am willigſten. Du löſeſt die Knoten der ſtrengen Gedanken, vermiſcheſt alle Bilder der Freude und des Schmerzes, ungehindert fließt der Kreis innerer Harmonien, und, eingehüllt in gefälligen Wahnſinn, verſinken wir und hören auf zu ſeyn.

(Er entſchläft, die Muſik begleitet ſeinen Schlummer. Hinter ſeinem Lager ſcheint ſich die Mauer zu eröffnen, eine glänzende Erſcheinung zeigt ſich. Die Freiheit in himmliſchem Gewande, von einer Klarheit umfloſſen, ruht auf einer Wolke. Sie hat die Züge von Klärchen, und neigt ſich gegen den ſchlafenden Helden. Sie drückt eine bedauernde Empfindung aus, ſie ſcheint ihn zu beklagen. Bald faßt ſie ſich, und mit aufmunternder Geberde zeigt ſie ihm das Bündel Pfeile, dann den Stab mit dem Hute. Sie heißt ihn froh ſeyn, und indem ſie ihm andeutet, daß ſein Tod den Provinzen die Freiheit verſchaffen werde, erkennt ſie ihn als Sieger und reicht ihm einen Lorbeerkranz. Wie ſie ſich mit dem Kranze dem Haupte nahet, macht Egmont eine Bewegung, wie einer der ſich im Schlafe regt, dergeſtalt, daß er mit dem Geſicht aufwärts gegen ſie liegt. Sie hält den Kranz über ſeinem Haupte ſchwebend. Man hört ganz von weitem eine kriegeriſche Muſik von Trommeln und Pfeifen; bei dem leiſeſten Laut derſelben verſchwindet die Erſcheinung. Der Schall wird ſtärker. Egmont erwacht; das Gefängniß wird vom Morgen mäßig erhellt. Seine erſte Bewegung iſt, nach dem Haupte zu greifen; er ſteht auf und ſieht ſich um, indem er die Hand auf dem Haupte behält.)

Verſchwunden iſt der Kranz! — ein Traum hat mich getäuſcht! Ein paradieſiſch ſchöner Traum! — Zu mir herunter ſtieg ein göttliches Bild — es kam von oben — doch hatt' es alle Züge meines Clärchens. — Sie ſchwang die Siegespalme mir entgegen — zeigte mir von fern ein fröhlich Volk zum lauten Ufer wimmelnd und Segel zahlenlos im Winde flatternd — und drückte leiſe mir den Lorbeer auf das Haupt. Es war mein Clärchen, war mein Vaterland. Zuſammen in ein Bildniß floſſen ſie, die beiden ſchönſten Freuden meines Herzens. In einem ernſten Augenblick erſchienen ſie vereinigt, ernſter als lieblich. Mit blutbefleckten Sohlen trat ſie vor mir auf, die wehenden Falten des Saumes mit Blut befleckt. Es war mein Blut und vieler Edlen Blut. Nein, es war nicht umſonſt vergoſſen. Schreitet durch! Braves Volk! Die Siegesgöttin führt dich an! Und wie das Meer durch eure Dämme bricht, ſo brecht, ſo reißt den Wall der Tyrannei zuſammen, und ſchwemmt erſäufend ſie von ihrem Grunde, den ſie ſich anmaßt, weg!

(Trommeln näher.)

Horch! Horch! Wie oft rief mich dieſer Schall zum freien Schritt nach dem Felde des Streites und des Siegs! Wie munter traten die Gefährten auf der gefährlichen, rühmlichen Bahn! Auch ich ſchreite einem ehrenvollen Tode aus dieſem Kerker entgegen; ich ſterbe für das Vaterland,[1] für das ich lebte und focht, und dem ich mich jetzt leidend opfre.

Achter Auftritt.

Egmont. Soldaten.

(Der Hintergrund wird mit einer Reihe ſpaniſcher Soldaten beſetzt, die Hellebarden tragen.)

Egmont. Ja, führt ſie nur zuſammen! Schließt eure Reihen, ihr ſchreckt mich nicht. Ich bin gewohnt vor Speeren gegen Speere zu ſtehen, und, rings umgeben von dem drohenden Tod, das muthige Leben nur doppelt raſch zu fühlen.

(Trommeln.)

Dich ſchließt der Feind von allen Seiten ein! Es blinken Schwerter. Freunde, höhern Muth! Im Rücken habt ihr Eltern, Weiber, Kinder!

(Auf die Wache zeigend.)

Und dieſe treibt ein hohles Wort des Herrſchers, nicht ihr Gemüth. Schützt eure Güter! Und euer Liebſtes zu erretten, fallt freudig, wie ich euch ein Beiſpiel gebe.

(Trommeln. Wie er auf die Wache los und auf die Hinterthür zu geht, fällt der Vorhang; die Muſik fällt ein und ſchließt mit einer Siegesſymphonie das Stück.)

---

[1] Bei Goethe: die Freiheit

Ich habe mich raſieren laſſen.

Ein dramatiſcher Scherz

von

Friedrich von Schiller.

Aus der Originalhandſchrift im Einverſtändniß mit der Familie Schiller's

zum erſtenmal herausgegeben

von

Carl Künzel.

Leipzig.
Engliſche Kunſt-Anſtalt von A. H. Payne.

G.H. BIBL. Z. WEIMAR.

Vorwort.

Dem Publikum übergebe ich hiemit das bisher ungedruckte Luſtſpiel von Schiller, zu deſſen Mittheilung ich in der letzten Zeit ſo dringend, mitunter ſelbſt unſanft, gemahnt worden bin.

Wenn ich jetzt von manchen Seiten umgekehrt den Vorwurf zu vernehmen bekäme, etwas dazu nicht Geeignetes veröffentlicht zu haben, ſo wäre dies zwar nur der Lauf der Welt. Im Ernſte jedoch darf ich das von dem deutſchen Publikum nicht befürchten. Ihm iſt Schiller längſt ſo theuer, daß Alles von ihm es intereſſirt. Ueber den Reliquiencult mit Papierſchnitzeln großer Geiſter mag man immer lachen: was ich hier gebe, iſt eben kein bloßer Papierſchnitzel. Doch über die Stellung und Bedeutung dieſes Luſtſpiels in der Lebensgeſchichte des Dichters hat auf meinen Wunſch ein Freund in der nachfolgenden Einleitung ſich bereits hinlänglich verbreitet. So bleibt mir nur über die Art noch etwas zu ſagen übrig, wie es in meinen Beſitz gekommen, und über den Grund, warum ich es erſt jetzt der Oeffentlichkeit übergebe.

Es war im Jahre 1833, als mein Intereſſe für Handſchriften, das in mir jederzeit mit natürlicher Pietät für das Andenken und die Hinterbliebenen bedeutender Menſchen verbunden war, bei einem Aufenthalt in Berlin mich veranlaßte, die Bekanntſchaft der verwittweten Frau Staatsräthin Körner, damals einer Matrone von 71 Jahren, zu ſuchen.

Ich fand außer den ſchätzbaren Documenten und Erinnerungen, die ſie bewahrte, bei ihr ſelbſt eine ſo herzliche und gemüthliche Aufnahme, daß ich nicht nur auf ſpätern Reiſen die Beſuche bei ihr wiederholte, ſondern daß ſich auch ein Briefwechſel zwiſchen uns entſpann, der, bis zu ihrem Tode im Jahre 1843 fortgeſetzt, mir ein theures Denkmal der wahrhaft mütterlichen Theilnahme iſt, deren die edle Frau mich werth gehalten.

So kam es, daß ſie mir unter andern Gaben im Jahre 1837 die Handſchrift des nachſtehenden Schiller'ſchen Luſtſpiels ſchenkte. Dieſelbe beſteht aus drei Foliobogen, und iſt durchaus (auch die Vorbemerkungen, Schiller's Rollen bei der muthmaßlichen Aufführung betreffend) von des Dichters eigener unverkennbarer Hand geſchrieben; ihre Aechtheit mithin nach allen Seiten außer Zweifel.

Doch übergab mir die Beſitzerin den Schatz nicht ohne Bedenken und Bedingungen. Ich mußte ihr unter dem 2 Jan. beſagten Jahres mit meiner Namensunterſchrift verſprechen: „in gehöriger Zeit, d. h. ehe der Tod mahnt, das ganze Heft, oder doch wenigſtens diejenigen Stellen vernichten zu wollen, die irgend eine Nuance von Schatten auf Körner's oder Schiller's Charakter werfen könnten.“

Daß ich mich durch dieſes der ehrwürdigen Matrone gegebene Verſprechen gebunden fühlte, und daher bis vor Kurzem an eine Veröffentlichung des Luſtſpiels nicht dachte, wird man mir hoffentlich nicht verargen. Doch haben mich die in den letzten Jahren aus mehrfacher Veranlaſſung dringender gewordenen Aufforderungen bewogen, die Sache einem Kreiſe literariſcher Freunde vorzulegen. Sie waren einſtimmig der Meinung, daß ich mich von der vermeinten Verpflichtung losgeſprochen betrachten dürfe. Die mir auferlegte Bedingung hebe ſich von ſelbſt auf, weil das, was ſie veranlaßte, wohl für die Aengſtlichkeit einer alten Dame, aber nicht in Wirklichkeit vorhanden ſei. Wenn Alles in dem Luſtſpiel unterdrückt werden ſolle, was einen Schatten auf Schiller's oder Körner's

Charakter werfen könne, urtheilten ſie, ſo ſei nichts zu unterdrücken, denn es ſei nichts der Art vorhanden. Da mit dieſem Gutachten mein eigenes Gefühl übereinſtimmte, ſo trug ich nicht länger Bedenken, den Aufforderungen zur Herausgabe dieſer Schillersreliquie mich zu fügen.

Heilbronn, 10. November 1862.

Carl Künzel.

Einleitung.

Bis vor funfzehn Jahren war der Name Chriſtian Gottfried Körner's unter den Deutſchen wenig bekannt. Theodor Körner war als der Dichter von Leier und Schwert, als Sänger und Opfer der Freiheitskriege, beſonders unter der deutſchen Jugend hochgefeiert; von ihm fiel wohl einiges entlehnte Licht auf den Vater zurück, von welchem Unterrichteten auch noch bekannt war, daß er mit Schiller in freundſchaftlicher Verbindung geſtanden habe; von ihm ſelbſt jedoch wußte man zu wenig, um ſich beſonders für ihn zu intereſſiren, er war noch nicht als ſelbſtſtändige Geſtalt im Bewußtſein des deutſchen Volkes lebendig geworden.

Das hat ſich ſeit dem Erſcheinen der vier Bände ſeines Briefwechſels mit Schiller geändert.

Bis dahin hatten die Deutſchen in dem Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe für das Verhältniß zweier ebenbürtigen Genien ein Muſterbild gehabt, auf das ſie alles Recht hatten, ſtolz zu ſein. Denn ſo viel neidloſe Anerkennung bei ſo vielem Anlaß zur Eiferſucht, ſo viel gegenſeitiges Verſtändniß bei ſo entſchiedener Eigenthümlichkeit, eine ſo reine Auflöſung des urſprünglichen Gegenſatzes der Naturen und Richtungen zur ſchönſten Ergänzung und wechſelſeitigen Förderung, lag in der Literatur keines andern Volkes vor.

Der Briefwechſel Schiller's mit Körner, der nach achtzehn Jahren dem Schiller-Goethe'ſchen folgte, konnte nach dieſer Seite ſich nicht mit demſelben meſſen. Von dem befruchtenden Verkehr zweier gleich productiven Geiſter war hier begreiflich nicht die Rede. Das Verhältniß war, was das Maß der geiſtigen Kraft betrifft, kein gleiches, ſondern ein einſeitiges; der Eine ebenſo vorwiegend der Gebende, als der Andere der Empfangende. Aber es gibt auch eine Empfänglichkeit, die in ihrer Art exemplariſch iſt. Dazu gehört, daß ſie nicht nur rein, von geſundem Gefühl, gebildetem Sinn und tüchtigem Charakter getragen, ſondern auch im Empfangen zugleich ſelbſtthätig ſei. Es liegen uns Briefwechſel von Dichtern mit ſelbſtloſen Bewunderern und Lobhudlern vor, die ſo widrig ſind, daß jene Dichter ſelbſt nicht im Stande geweſen wären, ſie fortzuſetzen, wären ſie wirklich Dichter und nicht bloße Virtuoſen geweſen. Schiller würde ſich auf einen ſolchen Briefwechſel nie eingelaſſen haben, und Körner war nicht der Mann, ihn zu führen. Bei aller Verehrung für den großen Freund, bei aller Vorliebe für deſſen dichteriſche Eigenthümlichkeit, behält er ſich doch über die Arbeiten deſſelben ſein ſelbſtſtändiges Urtheil vor, und nimmt keinen Anſtand, es jederzeit freimüthig auszuſprechen. Mit Nachdruck warnt er ihn, wo er ihn in Gefahr glaubt, von dem richtigen Wege abzuirren, und wird nicht müde, ihm das hohe Bild ſeines Berufes, wie er es erkannt hatte, vorzuhalten.

Aber nicht blos den Dichter bewunderte und liebte Körner in Schiller, ſondern auch den Menſchen; wie dieſer hinwiederum in jenem nicht blos den wohlwollenden und einſichtigen Beurtheiler ſeiner Schöpfungen, ſondern auch den Freund zu ſchätzen wußte. Es wäre arger Stumpfſinn, in dem Schiller-Goetheſchen Briefwechſel dieſe rein menſchliche Seite vermiſſen zu wollen. Unverkennbar hielt auch hier jeder im andern neben dem Genius den Menſchen werth, und gibt ihr brieflicher Verkehr neben der geiſtigen und künſtleriſchen auch reiche ſittliche Ausbeute. Ganz natürlich tritt jedoch, wo zwei in voller Productivität ſtehende Dichter ſich einander mittheilen, jene menſchlich freundſchaftliche Seite zurück. Und hierin beſteht nun eben der klaſſiſche Werth des Briefwechſels zwiſchen Schiller und Körner. Wie wohlthätig aufrichtend gleich das erſte Schreiben Körner's mit den Sendungen der ihm verbundenen Frauen auf den in Mannheim in trüben Verhältniſſen und Stimmungen befangenen Schiller wirkte, iſt bekannt. Und fortan bleibt Körner's treues Herz, ſein beſonnener und feſter Sinn die Stätte, wo der Dichter in allen Lebens- und Gemüthswirren Theilnahme und Verſtändniß, Rath und werkthätige Hülfe ſucht und allemal auch findet.

Denken die Himmliſchen
Einem der Erdegebornen
Viele Verwirrungen zu,
Und bereiten ſie ihm
Von der Freude zu Schmerzen
Und von Schmerzen zur Freude
Tief erſchütternden Uebergang:
Dann erziehen ſie ihm
In der Nähe der Stadt
Oder am fernen Geſtade,
Daß in Stunden der Noth
Auch die Hülfe bereit ſei,
Einen ruhigen Freund.

So tief empfand und ſo genau wußte Goethe, und wußte es aus Erfahrung, was Freundſchaft iſt: aber ein ähnlicher klaſſiſcher Briefwechſel mit einem Freunde findet ſich gleichwohl auf ſeiner Seite nicht. Das Verhältniß zu Lavater war zu vorübergehend; Jacobi, Herder, Knebel ſtanden ihm innerlich zu fern und waren in zu viele anderweitige Verhältniſſe verwickelt; Zelter endlich war ihm zu untergeordnet und der Briefwechſel mit demſelben nur eine behagliche Erholung des alten Herrn. Aber — wie bezeichnend für die Eigenthümlichkeiten der beiden Dichter — an die Stelle des Freundes tritt bei Goethe die Freundin. Um die Zeit, da es galt, von dem wilden Brauſen einer überſchäumenden Jugend ſich zur ruhigen Klarheit des Lebens wie des Dichtens zu läutern, auf demſelben Wendepunkt, als Schiller'n ſein Körner die Hand reichte, war zehn Jahre früher Goethe in die Kreiſe der Frau von Stein getreten. Den entſprechenden Einfluß, den der Freund auf Schiller, übte auf

Goethe die Freundin, und dem Briefwechſel des erſteren mit Körner treten die Briefe des letzteren an Frau von Stein zur Seite; nur daß man, während jene für ſich verſtändlich ſind, bei dieſen, da in Briefen an wie von Frauen das Beſte zwiſchen den Zeilen zu ſtehen pflegt, zum vollen Verſtändniß die feinen und tiefeindringenden Bemerkungen des Herausgebers Adolf Schöll hinzunehmen muß.

Kaum war zwiſchen Schiller und ſeinem neuen Freunde der briefliche Verkehr angeknüpft, ſo begann es ihn auch ſchon in deſſen perſönliche Nähe zu ziehen. Er fühlte die Nothwendigkeit, ſeinem Leben eine andere Geſtalt zu geben, und dazu ſollte der Freund ihm behülflich ſein. Im Herbſt 1785 kam Schiller in Dresden an, wo er nun mit kurzen Unterbrechungen, die kleine Reiſen oder Landaufenthalte des einen oder andern Theils herbeiführten, beinahe zwei Jahre im vertrauteſten Umgang mit Körner und deſſen Familie lebte. Daß zu dieſem Kreiſe, außer Körner's Frau, Minna, geb. Stock, und deren Schweſter Dora, auch noch der damalige Verlobte der letzteren, Ludwig Ferdinand Huber, der ſpätere Ehenachfolger Georg Forſter's, gehörte, iſt bekannt.

Wie ernſt die beiden Männer ihr Verhältniß nahmen, wie angelegen es ihnen war, in demſelben ein Ideal von Freundſchaft, ähnlich dem Bunde zwiſchen Poſa und Carlos, in deſſen Weiterdichtung Schiller eben damals begriffen war, zu verwirklichen, es zu ihrer Veredlung und Vervollkommnung, zur gegenſeitigen Förderung im Wirken für die Menſchheit und deren höchſte Güter zu benutzen, liegt uns theils in ihrem Brief wechſel, theils in Schiller's philoſophiſchen Briefen vor, in denen Julius und Raphael eben Schiller und Körner vorſtellen.

Von ſolcher Begeiſterung und Erhebung nun aber iſt die unerläßliche Kehrſeite, die Probe gleichſam, daß das Verhältniß ein lebendiges Erdengewächs, kein blos erträumtes Luftbild iſt, der Humor, der ſich in und aus demſelben entwickelt. Er ſteht mit jener Begeiſterung ſo wenig im Widerſpruch, daß ſie vielmehr nur mit ihm zuſammen das geſunde Ganze eines natürlich menſchlichen Freundſchaftsverkehrs ausmacht. Der Freund wird am Freunde gewiſſe Eigenheiten, gewiſſe unſchädliche Schwächen gewahr, wird ebenſo umgekehrt durch den Freund auf dergleichen an ſich ſelbſt aufmerkſam gemacht, und iſt der vertraute Kreis ein weiterer, ſo erhält nach und nach jedes Mitglied deſſelben neben der ernſten und idealen auch ſeine komiſche Rolle. Der Ernſt der Freundſchaft wird dadurch nicht aufgehoben, ſondern nur gemildert; je höher der Freund ſteht, deſto wohlthätiger iſt es, ſeine Vollkommenheiten bisweilen durch jenes bunte Medium ſeiner Menſchlichkeiten anſchauen zu dürfen, und indem ſich der Anſchauende jederzeit dazu hergibt, auch von den Andern ſich ebenſo anſchauen zu laſſen, ſo fällt jede einſeitige Selbſtüberhebung weg.

Zunächſt erzeugt und verbraucht ſich ſolcher Humor mündlich und geſellig, im täglichen Verkehr der Freunde und Freundinnen; befindet ſich aber eine künſtleriſche Natur darunter, ſo ſieht ſich eine ſolche wohl auch zu komiſchen Productionen in ihrem Fache veranlaßt. Der Maler entwirft freundſchaftliche

Caricaturen; Mozart's Bandl-Terzett hat einen ähnlichen Urſprung; der Poet, der darum noch lange kein Schiller zu ſein braucht, wird ein Gedicht, einen Schwank, ein kleines Luſtſpiel zum Beſten geben.

Goethe erzählt uns in ſeinem Leben (Dichtung und Wahrheit XVII. Buch), wie er einſt, zum Erſatz für eine vereitelte Geburtstagsfeier ſeiner Lili, ein Luſtſpiel mit dem Titel: Sie kommt nicht! geſchrieben und damit den Familien- und Freundeskreis überraſcht und ergötzt habe. In dieſem Luſtſpiel waren, wie Goethe ſagt, die Domeſtiken, die Kinder, „nach dem Leben gebildet“; Herr und Frau übten „eigenthümliche Thätigkeiten und Einwirkungen“; die Hausfreunde „traten charakteriſtiſch ein“; ein Bote erſchien, „der, als eine Art von luſtigem Hinundwiederträger, berechtigt war, auch eine Charakterrolle mitzuſpielen“; gewiſſe „anmuthige Eigenheiten“ der abweſenden Geliebten kamen zur Sprache; bis endlich die durch ihr Ausbleiben erregte Verwirrung durch das Eingreifen eines „muſterhaft ruhigen Onkels“ ſich heiter löſte. Das Stück blieb in der kunſtloſen, nur für den nächſten Kreis beſtimmten Form liegen, und ging ſo verloren; während Goethe andere, urſprünglich in ähnlicher Art empfangene Dichtungen, wie die Laune des Verliebten, Satyros, Pater Brei, in die Kunſtform erhob, oder ihr wenigſtens annäherte.

Von Schiller iſt ein lyriſches Product ſeines heitern Verkehrs mit der Körner'ſchen Familie längſt auch durch den Druck bekannt: es iſt das „unterthänigſte Promemoria an die Conſiſterialrath Körner'ſche weibliche Waſchdeputation, eingereicht von einem niedergeſchlagenen Trauerſpieldichter in Loſchwitz."*) Daß er aber gelegentlich wohl auch über ſeinen poetiſchen Berufskreis hinausgriff und ſich den Freunden als Maler preisgab, zeigen die zu Körner's Geburtstag im Jahre 1786 von ihm gefertigten Bilder (ſiehe Schiller's Briefwechſel mit Körner, II., S. 200), die ſich, eine denkwürdige Reliquie, im Beſitze des Herausgebers dieſer Blätter befinden. Ganz in ſeinem eigenſten Fach arbeitete dagegen Schiller, als er für ebendenſelben Kreis den dramatiſchen Scherz dichtete, der hier zum erſtenmal dem Druck übergeben wird.

Derſelbe iſt auch inſofern ein Seitenſtück zu dem verlorenen Goethe'ſchen, als er ſich ebenſo zur Aufgabe macht, die dem Freundeskreiſe angehörigen Perſonen, nebſt noch etlichen andern, die denſelben mehr äußerlich berührten, jede in ihrer den übrigen wohlbekannten Perſönlichkeit und Eigenheit erſcheinen zu laſſen. Der Mittelpunkt des Ganzen und der Zielpunkt der freundſchaftlichen Neckerei iſt Körner, deſſen Weſen dem Dichter während ihres Zuſammenlebens, unbeſchadet ſeines hohen geiſtigen und ſittlichen Werthes, doch auch komiſche Seiten geboten hatte. Der Sitz dieſer Komik in dem Verhältniß beider Freunde war der Contraſt ihrer Naturen, oder vielmehr ein vermöge dieſes Contraſts dem Dichter um ſo merklicher gewordener Widerſpruch in der Natur ſeines Freundes. Schiller's eminenter Productivität ſtand in Körner eine ausgezeichnete Empfänglichkeit gegenüber, die, weil ächte Empfänglichkeit nicht ohne Reproduction iſt, ſich wohl ſelbſt auch zur Production gemuthet fand, ohne daß gleichwohl, weil ſie doch eben bloße Empfänglichkeit war, dabei etwas herauskommen konnte. Körner war ein weit über den Kreis ſeines Faches (der Rechtswiſſenſchaft) hinaus gebildeter, mit den Alten, mit Philoſophie und Geſchichte vertrauter, an Kunſt und Literatur lebhaft theilnehmender Mann, der nun an die Seite eines Schiller geſtellt, von ihm täglich angeregt, wohl auch zur Mitarbeit aufgefordert, ſtets Anſtalt dazu machte, aber ſelten etwas zu Stande brachte, ſich immer mit literariſchen Entwürfen trug, die aber größtentheils Entwürfe blieben. Damals zur Thalia, ſpäter zu den Horen, ſollte er Beiträge liefern: aber trotz wiederholter Mahnungen von Seiten Schiller's, die uns in dem Briefwechſel erhalten ſind, lief entweder nichts, oder das Verſprochene lief ſpäter ein und fiel weit magerer aus, als erwartet werden; obwohl, was einlief, ſtets willkommen, und beſonders ſo weit es aus reproductiver Kritik beſtand, auch tüchtig und gediegen war. Stellte der Dichter den Freund über dieſen Mißſtand zur Rede, zog er ihn mit ſeinem Nichtsverſichbringen auf, ſo wandte dieſer wohl die vielen Störungen vor, die Familie, Amt und Verhältniſſe ihm unvermeidlich bereiten. Wenn Schiller einmal, während einer Abweſenheit Körner's in deſſen Wohnung hauſend, an ihn ſchreibt: „Auf Deinem Zimmer, welches zu Deiner Schande geſagt ſei, läßt ſich's trefflich arbeiten“ (Briefwechſel I., S. 79), ſo ſehen wir, wie Körner ſich oft beklagt haben mag, auf ſeinem Studirzimmer nicht ungeſtört arbeiten zu können. Allein es wird Niemand leicht geſtört, der nicht eben leicht zu ſtören iſt; es wird Keiner fortwährend überlaufen, der ſich nicht mit den Ueberlaufenden mehr als billig einläßt, und einer Natur, welche, wie die Körner's, zwiſchen dem Geſchäftsmann und dem Literaten, dem Staatsbeamten und dem Poeten ſchwankt, einer ſo dilettantiſchen und überdies ſo milden und wohlwollenden Natur fehlt leicht auch im Leben die herbe Entſchiedenheit, die erforderlich iſt, wenn man nicht mißbraucht werden will. Aber eine liebenswürdige Schwachheit iſt dies gewiß: und in dieſer Schwachheit hat Schiller den Freund in dieſem Schwanke in Scene geſetzt. Die übrigen Figuren: die Frauen, Huber, die andringenden Bekannten und Nebenperſonen, ſind nur mit wenigen Strichen, doch dem eingeweihten Kreiſe, und bis zu einer gewiſſen Grenze auch uns noch, verſtändlich genug gezeichnet; was zur nöthigen Erläuterung des Perſönlichen und Sächlichen noch aufzufinden war, iſt in Anmerkungen hinter dem Texte beigebracht.

---

*) Ganz den gleichen Ton hat der weitere Titel des erwähnten Goethe'ſchen Luſtſpiels: „Ein jammervolles Familienſtück, welches, geklagt ſei es Gott, den 20. Juni 1775 in Offenbach am Main auf das allernatürlichſte wird aufgeführt werden."

Einen Titel hatte der Dichter ſeinem Schwanke nicht gegeben; den Inhalt deſſelben würde allenfalls „Ein verlorner Vormittag“, oder auch „Ein Vormittag“ ſchlechtweg, nicht übel bezeichnet haben; doch näher boten ſich am Ende die draſtiſchen Schlußworte im Munde Körner's dar.

Als der Zeitraum, innerhalb deſſen die Abfaſſung des kleinen Stückes fallen muß, iſt, wie ſich von ſelbſt verſteht, die Dauer von Schiller's Aufenthalt in Dresden zu betrachten. Er erſcheint daſelbſt, dem Briefwechſel zufolge, ſeit dem 12. September 1785, und zieht von da nach Weimar ab nach der Mitte Juli 1787. Innerhalb dieſes Rahmens jedoch geben uns einzelne Stellen des Luſtſpiels noch nähere Anhaltspunkte. Der darin auftretende Profeſſor Becker bringt Körner'n die Neuigkeit, „daß wir Adelung hieher bekommen," und ſetzt ſelbſtgefällig hinzu, die ganze Sache ſei durch ihn gegangen, indem er dem Miniſter den Gedanken unter den Fuß gegeben. Nun wiſſen wir, daß im Jahr 1787 Adelung wirklich als Hofrath und Oberbibliothekar nach Dresden kam, und faſt gleichlautend mit der Stelle des Luſtſpiels ſchreibt Schiller am 30. December 1786 an Körner nach Leipzig: „Becker ſagt mir, daß Adelung zum Oberbibliothekar in Vorſchlag gebracht ſei, und zwar durch ſeine Betreibung." (Briefwechſel I., S. 73). Könnten wir hiernach geneigt ſein, das Luſtſpiel in den Anfang des Jahres 1787 zu ſetzen, ſo dürfen wir doch nicht außer Acht laſſen, daß in dem Briefe nur erſt von dem Vorſchlag, im Luſtſpiel aber von der Herkunft des Vorgeſchlagenen als einer richtig gemachten Sache die Rede iſt; was doch, ſeit dem Vorſchlag, noch etwas Zeit erfordert haben mag. Wirklich führt uns auch eine andere Notiz des Luſtſpiels um ein Ziemliches tiefer in das genannte Jahr herunter. Der darin auftretende Haaſe meldet nämlich dem neuigkeitsluſtigen Conſiſtorialrath, was dieſer übrigens ſchon weiß und ſich darüber freut, „daß die Lamotte echappirt iſt.“ Es entſprang aber dieſe berüchtigte Urheberin der Halsbandgeſchichte aus der Salpetrière zu Paris am 5. Juni 1787. Nehmen wir nun einerſeits die Zeit in Anſchlag, die nach damaligem Poſten- und Zeitungslauf eine Neuigkeit von Paris bis Dresden brauchte, und erinnern uns andrerſeits, daß am 21. Juli deſſelben Jahres Schiller aus Dresden in Weimar ankam: ſo haben wir in den 5—6 Wochen zwiſchen beiden Terminen die Zeit, innerhalb deren unſer Luſtſpiel verfaßt ſein muß. Da wir aus einem (ſchon angeführten) Briefe Schiller's wiſſen, daß er die oben erwähnten ſcherzhaften Bilder zum Geburtstage Körner's, dem 2. Juli 1786, gemalt hatte, ſo ließe ſich denken, er habe den des Jahres 1787 durch dieſen dramatiſchen Scherz erheitern wollen, bei deſſen Aufführung im Freundeskreiſe, wenn ſie wirklich zu Stande kam, der Dichter, laut einer Vorbemerkung in der Handſchrift, mehrere Rollen ſelbſt übernommen hätte.

Dieſe Reliquie von Schiller nun in den Druck zu geben, könnte ſich der Herausgeber ſchon durch die vielſeitigen Aufforderungen berechtigt glauben, die, zum Theil nicht in der feinſten Form, öffentlich an ihn ergangen ſind. Was ihn bis jetzt davon abgehalten, und inwiefern er jenes Bedenken nunmehr als erledigt erachtet, hat er ſelbſt im Vorworte geſagt. Doch wäre auch ſo ſeine Berechtigung nur erſt eine perſönliche; es fragt ſich immer noch, ob das kleine Stück auch an ſich, literariſch betrachtet, druckfähig iſt. Daß Schiller es nicht für

L. B.
Weimar

den Druck geſchrieben hat, noch auch ſpäter jemals zum Druck gegeben haben würde, iſt augenſcheinlich. Es hatte ſeine Beſtimmung nur für einen engern Kreis, war kein Kunſtwerk für das Publikum und die Nachwelt, ſondern ein kunſtloſer Scherz für die Freunde und für den Augenblick. Wenn Viehoff (freilich ohne das Stück geſehen zu haben) vermuthete, es werde uns den Dichter vielleicht von einer ganz neuen Seite zeigen (Schiller's Leben von K. Hoffmeiſter, ergänzt und herausgegeben von H. Viehoff I., S. 263); wenn K. v. Wolzogen (in gleicher Lage) ein Werk prognoſticirte, in welchem der in den Räubern, Cabale und Liebe und Wallenſtein's Lager nur bruchſtückweiſe hervortretende Humor des Dichters als „ein abgeſchloſſenes Ganze" erſcheine, der große Tragiker ſich zugleich als großen Komiker zeige, „das ideale Pathos deſſen, der den Don Carlos und die Jungfrau gedichtet, in das entgegengeſetzte Extrem, in die derbſte, vielleicht niedrigſte Komik umſchlage" (Allg. Zeitung, Beilage vom 19. December 1859): ſo war das freilich, wie ſich der Leſer nun ſelbſt überzeugen kann, bedeutend fehlgegriffen. Aber Schiller iſt ja der deutſchen Nation nicht blos als Dichter, ſondern mindeſtens ebenſoſehr als Menſch lieb und theuer; ſeine Freunde ſind die unſrigen; wir theilen ſeine Freuden und ſeine Leiden, wir folgen ihm gerne, wie auf die hohe Gartenzinne,

Von wannen er der Sterne Welt vernahm,

wo er

ſich und uns zu köſtlichem Gewinne

die Zeiten des Tags und der Nacht wunderſam verwechſelte, ſo auch in die trauten Kreiſe der Familie und der Freunde, wo er ſich erholte, wo er unter Scherz und Necken Menſch mit Menſchen war. So demnach, wie ſchon anderswo von uns geſagt worden, nicht als neue Offenbarung ſeines dichteriſchen Genius, ſondern als anſpruchsloſer Beleg,

wie bequem geſellig
Den hohen Mann der gute Tag gezeigt,

möge dieſes kleine Luſtſpiel, die kunſtloſe Blüthe eines unvergeßlichen Freundſchaftsbundes, den Verehrern Schiller's empfohlen ſein.

Ich habe mich raſieren laſſen.

Schiller

1. als Schiller.
   Sommermancheſter. Gelbe Pantoffel. Tobak.
2. als Seiſenbekannter. Schuh und Strümpfe. Noten. Hut.
3. als Welſin. Weiberrock. Salope. Haube.
4. Schuhmacher. Mantel. Stiefel. Schuhe.
5. Candidat. Schwarze Weſte. Diſſertation. Schuhe und Strümpfe. Schwarzer Rock.

Körner's Studierzimmer.

Ein Schreibtiſch. Einige Seſſel. Bücher. Alte Kleider. Wäſche.

Körner[1]

(im Schlafrock und Pantoffel, ſtehend vor einem Tiſche ſchreibend, dann aufſtehend).

Endlich doch ein Vormittag, der mein iſt. Ich will ihn auch benutzen. (ruft) Gottlieb!

Gottlieb[2]

(tritt auf).

Herr Doctor!

Körner

(fortſchreibend).

Raſieren!

(Gottlieb ſetzt einen Stuhl, zieht Meſſer ab, macht Seife an u. ſ. f.)

Schiller
tritt auf.

Guten Morgen, Körner.

Körner.

Guten Morgen — Nun?

Schiller.

Schreibſt Du an Göſchen heute?

Körner.

Natur! Du ſchickſt Manuscript fort?

Schiller.

Ich komme eben, Deinen Raphael abzuhohlen.

Körner.

Ja. Ja. Wir wollen ſehen.

Schiller.

Du haſt ihn doch fertig, Körner?

Körner.

Auf meinem Schreibtiſch ligt, was ich gemacht habe.

Schiller
(ſucht, lieſt).

„Ein Glück, wie das unſrige, Julius, ohne Unterbrechung, wäre zuviel für ein menſchliches *) — — —
Wo gehts denn fort?

Körner.

Das iſt alles.

Schiller.

Ach du lieber Gott! — Da bin ich wieder angeführt.

Körner.

Laß nur gut ſein. Ich habe noch Zeit biß zum Conſiſtorium.

Schiller.

Den Augenblick ſchlägts neun Uhr.

Körner.

Mach er, Gottlieb! Mach er! —

Minna *)

tritt auf.

Da ſteht er wieder und hält meinen Mann nur auf. Sieht er denn nicht, daß er in's Conſiſtorium muß? Hanswurſt!

Schiller.

Nu! nu! Ich ſage nur —

Minna

(ſteht lange in einer erheiterten Stellung, endlich mit feierlichem Tonfalle:)

Allzeit! —

Körner.

Bis ruhig, Mietzchen. Ich habe noch Zeit genug.

Gottlieb.

Es klopft Jemand.

Körner.

Gottlieb, ſeh er nach. (Gottlieb hinaus.)

Gottlieb

(kommt gleich wieder).

Der Seifenbekannte, Herr Doctor!

(Minna und Schiller ab.)

Körner.

Muß mir denn der juſt jetzt über den Hals kommen! Laß er ihn rein.

Seifenbekannter *)

tritt auf.

Ich mache dem Herrn Oberkonſiſtorialrath meine unterthänige Empfehlung! — Da bring ich die Muſikalien.

Körner.

Dank Ihnen! Herr — —. Mein Herr! Wollen Sie es nur dort hinlegen.

Seifenbekannter.

Eine Symphonie von van Hall iſt darunter, die dem Herrn Oberkonſiſtorialrath gewiß gefallen wird.

Körner.

So! So!

Seifenbekannter.

Wenn der Herr Oberkonſiſtorialrath etwas von Sonaten brauchen? Ich habe eine prächtige von Gluck!

Körner.

Sehr obligiert! — Ich habe Ihnen auch noch einen Akt von Carlos zu bezahlen.

Seifenbekannter.

Nach Bequemlichkeit, Herr Doctor, nach Bequemlichkeit!

Körner.

Ich bin jetzt nur ein wenig preſſiert.

Seifenbekannter.

(empfiehlt ſich)

Ich will nicht inkommodieren, Herr Oberkonſiſtorialrath. Es kann anſtehen biß morgen. Empfehle mich ganz ergebenſt.

Profeſſor Becker tritt auf.

Becker *)

(mit einem Kupferſtich)

Schönen guten Morgen.

Körner.

Bon jour, Profeſſor. Was bringen Sie da Neues?

Becker.

Einen . . . . *) Ein vortrefliches Blatt!

Körner.

Ein braves Blatt!

Becker.

Ich und die ruſſiſche Kaiſerin ſind jezt die einzigen in Europa, die noch Abdrücke davon haben.

Körner.

Ein tüchtiges Blatt!

Becker.

Das meinige aber iſt das Beſte.

Körner.

Ja. Ja.

Minna

tritt auf.

Mach daß Du fertig wirſt, Körner. Neun Uhr iſt vorbei.

Körner.

Gleich! gleich!

Minna.

Guten Morgen Profeſſor! Wie ſtehts mit der Geſundheit?

Becker.

Paſſirt. Dieſen Morgen hab ich mir ein Geſchwür aufſchneiden laſſen.

(Minna freut ſich und läuft davon.)

Körner.

Nichts neues, Profeſſor?

Becker.

Nichts als daß wir Adelung*) hieher bekommen!

Körner.

Iſts richtig? — Das iſt eine charmante Acquiſition!

Becker.

Die ganze Sache iſt durch mich gegangen. Ich war zum Diner beim Miniſter Gutſchmidt, wo wir langes und breites darüber ſprachen.

Körner.

A propos, lieber Becker. Ich habe da von Leipzig einen raren Elephantenzahn überſchickt bekommen —

Gottlieb.

Es pocht Jemand, Herr Doctor (hinaus.)

Becker.

Die Stelle iſt mir angetragen worden, aber was ſollſt du einem andern das Brod nehmen, dacht ich. Adelung verdient Aufmunterung —

Gottlieb

(kommt zurück.)

Ihr Bedienter, Herr Profeſſor. (Becker ab.) Die Journale für Neumann.

Körner.

Dort unterm Tiſch — in der Wäſche. Such er ſie zuſammen.

Dorchen *)

tritt auf.

Das Wirthſchaftsgeld iſt alle, Körner. Du mußt mir neues geben.

Körner.

Wie viel brauchſt Du?

Dorchen.

Drei Thaler für den Buttermann. Sechs für den Fleiſcher.

Körner.

Donner auch! Was iſt heute?

Dorchen.

Montag.

Körner.

Da muß ein Brief kommen von Weber!

Gottlieb.

Alle, der Zeitungsmann!

(Dorchen eilt hinaus.)

Körner.

Wer pocht ſchon wieder?

Gottlieb.

Der Schuhmacher und Schneider Miller!

Körner.

Juſt zur Unzeit. Sollen 'rein kommen.

Schneider **Müller**,**) **Schuſter**
treten auf.

Beide.

Schönen guten Morgen, Herr Oberkonſiſtorialrath.

Körner.

Schönen Dank!

Schuſter.

Ich möchte gern das Maaß nehmen zu den Stiefeln.

Schneider.

Und ich die Weſte anprobieren.

Körner.

Ja! Gleich!

Minna
tritt auf

Mach! mach Körner, daß Du in die Seſſion kommſt. Eben hats zehn Uhr geſchlagen.

Körner.

Ich bin auch gleich fertig. Gib mir einen Kuß kleine Maus.

Minna.

Willſt Du noch eine Taſſe, Körner?

Körner.

Gib mir noch eine Taſſe, Miezchen.

Huber 17)
tritt auf

Ich bringe Dir den Rienzi, Körner. Haſt Du Zeit, ſo will ich ihn vorleſen.

Körner.

Schicke!*)

(Schuſter kniet, und mißt Stiefel an, Gottlieb raſiert, Minna bringt eine Taſſe, Huber geht auf und ab, lieſt.)

Huber.

„Rom iſt zweimal der Sitz einer Univerſal

Schuhmacher.

Hohe oder niedre Abſätze, Herr Oberkonſiſtorialrath?

Körner.

Mittel

Huber.

„einer Univerſalmonarchie geweſen.

Minna.

Iſt der Kaffe auch ſüß genug, Körner?

Körner.

Ja, kleine Maus.

Huber.

„Rom iſt zweimal der Sitz einer Univerſalmonarchie geweſen.“

Minna

(gibt ihm eine Ohrfeige, ab)

Pack er ein mit ſeinem Wiſch — Eſel!

---

*) So ſteht deutlich im Manuſcript

Haaſe tritt auf.

Haaſe. [12]

Guten Morgen Körnerſcher.

Körner.

Gott grüſſe, Haaſe. Wie gehts?

Haaſe.

Schleicht.

Körner.

Was Neues in der Welt?

Haaſe.

Nichts. Daß die la Motte echappiert iſt, weißt Du.

Körner.

Ja. Das freut mich.

Haaſe. [13]

Du haſt zu thun. Ich will einſtweilen in eine andere Gaſſe gehen (ab).

Dorchen

tritt auf.

Der Stadtrichter,[14] Körner.

Körner.

Schaff ihn fort. Ich bin nicht zu Hauſe.

Dorchen.

Ja! Da ligt er nun mir auf dem Halſe. 15)

Baſſenge 16)

tritt auf.

Guten Morgen! guten Morgen.

Körner.

Ah guten Tag Herr Baſſenge.

Baſſenge.

Ich komme, Sie zu meinem Kinde zu Gevatter zu bitten.

Körner.

Gehorſamer Diener! Gehorſamer Diener! Ein Junge oder ein Mädchen?

Baſſenge.

Ein Mädchen vor dißmal.

Körner.

Meine Frau iſt drinnen. Ich bin gleich fertig.

Baſſenge.

Will nicht incommodiren (ab).

Wolfſin 17)

ſteckt den Kopf zur Thüre herein.

Darf man herein Herr Doctor?

Körner.

Wird mir eine Ehre ſeyn — Schönen Tag Madame.

Wolfin.

Ich ſcheere mich gleich wieder. Ich wollte ihnen nur einen guten Morgen geben.

Körner.

Ih ſchönen Dank!

Wolfin.

Ich ſehe, daß Sie zu thun haben. Ich geniere Sie doch nicht?

Körner.

Nicht im geringſten, Madame Wolfin.

Wolfin.

Sonſt geh ich gleich wieder. (ſetzt ſich.)

Körner.

Herrliches Wetter, Madame Wolfin.

Wolfin.

Sie haben da eine ſcharmante Leinwand. Was gilt die Elle?

Körner.

Das kann Ihnen meine Frau ſagen.

Wolfin.

Die Seſſel ſind recht hübſch überzogen. Wo haben Sie den Zeug her? Gewiß aus Leipzig?

Körner.

Fragen Sie meine Frau.

Wolfin.

A propos. Wie ſtehts mit dem Weine?

Körner.

Die Proben haben wir ausgetrunken. Er iſt recht gut.

Wolfin.

Wie viel befehlen Sie?

Körner.

Vor der Hand nichts. Ich bin noch verſehen.

Dorchen

kommt.

Graf Schönburg!

Körner.

Hohl ihn der Teufel! — Es wird mir eine Ehre ſeyn.

Wolfin

ab mit Dorchen.

Da muß ich mich trollen.

Schönburg 19) tritt auf

Körner.

Bonjour Msr. le Comte. Willkommen!

Schönburg.

Ich habe einen herrlichen Schimmel zu verkaufen. Wiſſen Sie mir einen Liebhaber?

Körner.

Wie theuer?

Schönburg.

Eine Lumperei. Sechzig Louisdors.

Körner.

Ich wüßte niemand.

Schönburg.

Sie haben eine gute Erbſchaft gethan, wie ich höre?

Körner.

Geht mit.

Schönburg.

Ich habe Commiſſion für einen guten Freund Geld aufzunehmen.

Körner.

So. So.

Schönburg.

Der Mann iſt ſicher wie Gold. Auf mein Wort.

Körner.

Zweifle gar nicht.

Schönburg.

Hätten Sie vielleicht einiges vorräthig?

Körner.

Wir wollen ein andermal davon reden.

Schönburg

knallt mit der Peitſche.

Wo ſind ihre Weiber?

Körner.

Vorn. Laſſen ſich friſieren. (Schönburg ab.)

Köchin

tritt auf.

Der Meier vom Weinberg!

Körner.

Hab jetzt keine Zeit. Soll nach dem Eſſen wiederkommen.

Bellmann

tritt auf.

Kann ich die Claviere ſtimmen, Herr Oberkonſiſtorialrath?

Körner.

Gehen Sie nur hinein, Herr Bellmann.

Dorchen

tritt auf.

Der Tiſchler, Körner.

Körner.

Was will er?

Dorchen.

Er bringt eine Rechnung.

Körner.

Hohl ihn der Teufel. Er kann nach dem Eſſen wiederkommen. Noch kein Briefträger da geweſen?

Dorchen.

Nein (ab).

Minna.

Mach, mach Körner. Den Augenblick ſchlägts zwölf Uhr.

Körner.

Donner auch. — Ich eile was ich kann, aber ich kann doch nicht hexen.

Minna

(empfindlich.)

Ich bin ja nicht Schuld daran. Brauchſt Du mich denn ſo anzufahren?

Körner.

Bis nicht böſe, kleine Maus. Hab's nicht gern gethan.

Minna.

Allzeit muß ichs entgelten! (ab)

(Man pocht.)

Körner.

Wer pocht ſchon wieder? Will das währen bis an den jüngſten Tag?

Gottlieb

(hinaus, kommt wieder.)

Ein Kandidat, Herr Doctor!

Körner

(ſieht erboſt auf.)

Daß Dich alle Teufel

Candidat.

(demüthig.)

Ich gebe mir die Ehre, dem Herrn Conſiſtorialrath meine Dissertation de Transsubstantiatione zu überreichen.

Körner.

Er kann mich ....[19])

(Candidat geht ſtumm ab.)

Körner.

Was hab ich geſagt? — Ich glaube der Mann iſt beleidigt. Lauf er ihm nach, Gottlieb. Ich laß ihn zum Eſſen bitten.

(Gottlieb ab.)

Minna. Schiller. Huber.

rennen in's Zimmer. Alle zugleich!

Kuntze[20]) iſt hier aus Leipzig! — Körner! Kunze iſt hier.

(rennen fort).

Körners Monolog.

So muß ich eilen und meine Hoſen anziehen. Endlich bin ich allein. Mein ſchöner Vormittag! O mein herrlicher Vormittag!

(er zieht ſeine Hoſen an.)

Dorchen

(rennt hinein).

Körner, Kunze iſt (ſie erblickt ſeine Hoſen und flieht mit einem Schrei fort.) O Himmel und Erde![21])

Gottlieb.

Ein Brief aus Leipzig, Herr Doctor!

Körner.

Endlich! Gott ſei Lob und Dank!

Schiller. Huber. Minna. Dorchen.

(eilig.)

Du haſt Briefe, Körner! Von Weber?[illegible])

Körner

(erbricht ihn, wirft ihn troſtlos von ſich).

Vom Vetter aus Weimar![illegible])

(Alle ſtehen ſtarr.)

Gottlieb.

Es ſchlägt Ein Uhr, Herr Doctor.

Körner.

Da iſt's zu ſpät ins Conſiſtorium! Lauf er hinein, Gottlieb! Ich laſſe mich für heute entſchuldigen!

Dorchen. Minna. Schiller. Huber.

Aber lieber Gott! Wie haſt Du den ganzen Vormittag hingebracht?

Körner

(in wichtiger Stellung).

Ich habe mich raſieren laſſen!

(Der Verhang fällt.)

Erläuterungen.

1) S. 25.

„Chriſtian Gottfried Körner“, — geboren den 2. Juli 1756 (mithin 3 Jahre und etliche Monate vor Schiller) zu Leipzig als Sohn des Superintendenten und Predigers an St. Thomas daſelbſt, ſtudirte die Rechte auf den Univerſitäten von Leipzig und Göttingen und durchreiſte, nachdem er ſich auf erſterer die juriſtiſche Doctorwürde erworben und ſich als Privatdocent habilitirt hatte, Deutſchland, die Niederlande, England und Frankreich. Nach ſeiner Rückkehr wurde er 1781 als Conſiſtorialadvokat in ſeiner Vaterſtadt angeſtellt, und 1783 als Rath an das Oberconſiſtorium in Dresden verſetzt, wozu im folgenden Jahre noch die Functionen eines Aſſeſſors der Landesöconomie-, Manufactur- und Commerzien-Deputation kamen. 1790 zum Appellationsrath ernannt, wurde er 1813 nach der Einnahme Dresdens durch die Alliirten als Rath in das Generalgouvernement, deſſen Chef der Fürſt Repnin war, berufen, und ging nach Auflöſung dieſer Behörde 1815 als preußiſcher Staatsrath (ſeit 1817 Geheimer Oberregierungsrath) nach Berlin, wo er am 13. Mai 1831 ſtarb.

[4] S. 25.

Gottlieb — Körner's Bedienter, der, wie hier zum Raſieren, ſo in Nothfällen auch zum Abſchreiben gebraucht wurde. S. Schiller's Briefwechſel mit Körner, Berlin 1847, I, S. 93.

[5] S. 26.

„Ein Glück, wie das unſrige, Julius, ohne Unterbrechung, wäre zu viel für ein menſchliches — —" ſind die Anfangsworte des erſten Briefes von Raphael an Julius in den Philoſophiſchen Briefen, die damals in der Rheiniſchen Thalia erſchienen, jetzt in Schiller's Werken, Ausgabe von 1847, Thl. X, S. 276. Den zweiten und letzten Raphaelsbrief (ebendaſelbſt S. 295) ſandte Körner am 4. April 1788 an Schiller nach Weimar; Briefwechſel I. S. 275.

[6] S. 27.

„Minna" — eigentlich Anna Maria Jacobine, die jüngere Tochter des Kupferſtechers Stock zu Leipzig, geboren zu Nürnberg den 11. März 1762, wurde Körner's Frau am 7. Auguſt 1785 und ſtarb als Wittwe zu Berlin am 20. Auguſt 1843.

[7] S. 28.

Seifenbekannter. — Wer dieſes Individuum war, und welchem Umſtand es ſeine ſpaßhafte Benennung verdankte, iſt nicht mehr zu ermitteln geweſen. Was Körner hernach von einem Act von Carlos ſagt, den er ihm noch zu bezahlen habe, bezieht ſich ohne Zweifel auf Abſchreiberlohn. Der in jenem Frühjahr voll endete Don Carlos mußte in mehreren Exemplaren copirt werden, und in Schiller's Abweſenheit hatte Körner mit den Abſchreibern accordirt. S. den Briefwechſel I., S. 92f.

8) S. 30.

Becker — Wilhelm Gottlieb, geboren 1753 zu Oberkallenberg im Schönburgiſchen, ſeit 1782 Profeſſor der Moral und Geſchichte an der Ritterakademie zu Dresden, reiſte 1784 nach Italien, von wo er eine reiche Sammlung von Kupferſtichen und Handzeichnungen zurückbrachte. 1795 als Inſpector bei der Antikenſammlung und dem Münzkabinet in Dresden angeſtellt, machte er ſich beſonders durch ſein Auguſteum, Dresdens antike Denkmäler enthaltend, bekannt, von dem Schiller am 4. Januar 1804 an Körner ſchreibt, es werde von den Kunſtverſtändigen in Weimar ſehr gelobt, aber der Herausgeber hätte nicht ſo viele Worte machen und durch den Text das ohnehin koſtbare Werk nicht noch mehr vertheuern ſollen. Briefwechſel IV. S. 364, vgl. Briefwechſel zwiſchen Goethe und Schiller, zweite Aufl. I. Nr. 136. S. 123f. Seit 1794 gab er das Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen heraus, das auch Schiller mit Beiträgen bedachte; wofür ein Dankſagungsſchreiben Becker's vom 25. Januar 1803 im Beſitz des Herausgebers iſt. Auch für Naturmerkwürdigkeiten intereſſirte ſich der Mann, wie unter Anderem ſein 1796 erſchienenes Kupferwerk: „Der Plauenſche Grund bei Dresden mit Hinſicht auf Naturgeſchichte und ſchöne Gartenkunſt“, beweiſt.

Wie Körner, ſo ſtand auch Schiller während ſeines Dresdener Aufenthalts mit Becker in geſelligem Verkehr, ſ. Briefwechſel I,

S. 58, 61, 73; was er aber eigentlich von dem Manne hielt, erhellt aus einem Brief an den in Leipzig abweſenden Körner vom 6. Januar 1787, wo Schiller von ſeinem halbkranken unproductiven Zuſtande während der letzten acht Tage ſpricht und hinzufügt:

„Sollteſt Du glauben, daß mir Becker beinahe etwas geworden wäre — und ich ihm? Es kam von einem ernſthaften Geſpräche über die Religion und Philoſophie, wo es mich überraſchte, Wärme bei ihm zu finden. Am Ende iſt es vielleicht nichts, als ſein weiches Naturell, das er dadurch zu Grundſätzen veredeln will. Mir war's ein Phänomen, das ich nicht umhin konnte zu ſchätzen. Er kam, welches nun freilich bei ihm kein ſo großes Phänomen iſt, er kam auf ſich ſelbſt zu ſprechen und geſtand, daß er ſich von vielen Schwächen habe heilen können, aber von einer einzigen nicht, die er ſehr gut einſehe — da, glaubte ich, lag das Wort Eitelkeit auf ſeiner Zunge; denn mir iſt's unbegreiflich, daß er dieſe nicht einſehen ſollte.“ Briefwechſel I. S. 77 f.

7) S. 30.

„Einen . . . . .“ — Hier ſollte der Name eines berühmten Kupferſtechers ſtehen, aber es fiel dem in dieſem Fache wenig bewanderten Schiller augenblicklich keiner, oder doch der nicht ein, mit dem Becker öfters großgethan haben mochte.

8) S. 31.

Adelung — Johann Chriſtoph, geb. 1732, der berühmte Sprachforſcher und Verfaſſer des Grammatiſch-kritiſchen Wörterbuchs der hochdeutſchen Mundart, das 1774–86 erſchien

9) S. 32.

„Dorchen“ — d. h. Johanna Dorothea, die ältere Tochter des Kupferſtechers Stock, geboren in Nürnberg den 6. März 1759, längere Zeit mit Huber verlobt, vorzügliche Zeichnerin und Paſtellmalerin, lebte in der Körner'ſchen Familie bis zu ihrem am 26. Mai 1832 erfolgten Tode.

10) S. 33.

„Schneider Miller.“ — In einem Briefe Körner's vom 14. October 1788 an den mittlerweile nach Weimar abgezogenen Schiller leſen wir (Briefwechſel 1 S. 351): „Schneider Miller fragt auch manchmal, ob Du nicht bald wiederkämeſt.“ Der Zuſammenhang, da es ſich vorher um Deckung dringender Schulden handelt, läßt errathen, warum er fragte.

11) S. 34.

„Huber“ — Ludwig Ferdinand, geboren 1764 in Paris als Sohn des ſpäter in Leipzig anſäſſigen Lehrers der franzöſiſchen Sprache, Michael Huber, kam 1788 als kurſächſiſcher Legationsſecretär nach Mainz, wo er der Freund Georg Forſter's, nach deſſen Tode im J. 1794 ſein Nachfolger in der Ehe mit Thereſe Heyne wurde. Durch ſeine Stellung zu der franzöſiſchen Revolution des Staatsdienſtes verluſtig, lebte er von da an geraume Zeit als Schriftſteller und Journaliſt und ſtarb nach einem vielbewegten Leben 1804 als bairiſcher Landesdirectionsrath in Ulm.

12) S. 36.

„Haaſe“ — Friedrich Traugott, geb. 1754, damals Amtsactuarius, ſpäter Kriegsrath und geheimer Kabinetsſecretär in Dresden, hatte 1776–78 den Dresdener Muſenalmanach herausgegeben, überſetzte und bearbeitete Dramen aus dem Engliſchen, ſchrieb Romane und ſandte ſpäter einmal Schiller'n einen Operntext oder etwas der Art für die Thalia ein, den dieſer aber Körner bat, ihm wieder vom Halſe zu ſchaffen (Briefwechſel II. S. 302 f.). Von Körner war er ein Univerſitätsfreund, und kam durch ihn auch mit Schiller, während dieſer in Dresden lebte, in Verkehr. S. Briefwechſel I, S. 69, 93. II. S. 32 (?).

13) S. 36.

Hier ſteht im Manuſcript erſt: Haaſe, dann kommt ein vier Finger breiter leerer Raum, hernach wieder: Haaſe, mit der hier folgenden Rede. Der Dichter wollte offenbar Zwiſchenreden einſchieben, die er ſpäterer Ausführung vorbehielt.

14) S. 36.

„Der Stadtrichter." — In einem Brief an den abweſenden Körner vom 20. April 1786 meldet Schiller, es ſei geſtern der „Pachter aus Elyſium" bei ihm geweſen und habe ihn „zu einer großen Waſſerreiſe nach Wittenberg (in ſeiner Geſellſchaft zwiſchen Himmel und Waſſer auf einigen Brettern, rechts und links die Elbe, daß man nicht ausweichen kann, und in ſeiner Geſellſchaft) beredet, und verſteht ſich auch ſchon gänzlich geſtimmt." Dann nach mehrerem Andern darauf zurückkommend fährt er fort: „Ich muß Euch den Stadtrichter noch einmal vorführen. Ich habe ihm ſeinen Vorſchlag nicht ganz abgeſchlagen, weil ich mir gern eine kleine Luſt mit ihm machen möchte. Er iſt ganz närriſch in die Idee verliebt, beſonders da ſie ſich auf die höchſte Erſparniß gründet. Der ſchäbige Geizhals muß reiſen und unter allen möglichen Sorten von Reiſen iſt ihm dieſe die wohlfeilſte. Er hat ausgerechnet, daß der Nachen bis Wittenberg zwölf Thaler koſten ſollte. Wenn wir nun zu vieren wären, ſo käme er für drei Thaler nach Wittenberg. Daher die Sehnſucht nach meiner Geſellſchaft. Ich ſagte ihm, daß ich unendlich gern von der Partie wäre, wenn ich nicht fürchtete Euch zu beleidigen. Ich hätte die Reiſe nach Leipzig ausgeſchlagen und würde alſo nicht wohl eine andere in Vorſchlag bringen dürfen, ohne Euch im höchſten Grade zu erzürnen, ſagte ich. Das beſte wäre, rieth ich ihm, er ſteckte ſich hinter Euch und ſuchte es durch ſeine Beredtſamkeit und ſeinen Einfluß dahin zu bringen, daß Ihr ſelbſt mir den Vorſchlag machtet und es von mir fordertet. Das wird nun ein himmliſcher Spaß werden, wenn Euch der Pinſel auf den Zahn fühlt. Alsdann rechne ich darauf, daß die Minna mich batzt, und da werde ich's ſchief aufnehmen und zum Trotz da bleiben. Der Stadtrichter wird als ein Eintrachtſtörer von Euch und von mir angeklagt, und er ſoll Blut ſchwitzen. Das für ſeinen Geiz." Briefwechſel I. S. 61 f. Nach dem Namen des Ehrenmannes haben wir unter ſolchen Umſtänden nicht fragen mögen.

19) S. 37.

Hier, ſcheint es, müßte Dorchen abgehen. Ihr Name findet ſich übrigens bei ihrem Eintritt mit Bleiſtift durchſtrichen und Minna darübergeſetzt; der Dichter ſchwankte alſo, welche ſeiner Damen er hier auftreten laſſen ſolle.

[16]) S. 37.

„**Baſſenge**.“ Carl, Kaufmann in Dresden und Haaſe's Schwager.

[17]) S. 37.

„**Wolfin**.“ Am 22. April 1787 ſchreibt Schiller aus Tharandt an Körner:

„Der Wolf mache mein Compliment nebſt ſchuldiger Dankſagung für ihre Mühe.“ Briefwechſel I, S. 88. Nachher iſt von einer Bierbeſtellung die Rede. Das ſächſiſche Staatshandbuch für 1787 bietet einen Gottfried Benjamin Wolf als Hofſchreiber in der Hofkellerei.

[18]) S. 40.

„**Graf Schönburg**.“ Unter dem 29. Juli 1788 ſchrieb Körner aus Karlsbad an Schiller: „Alles wimmelt von Sachſen, beſonders von dresdener Adel. Schönburgs ſind auch hier; aber wir ſehen uns wenig und ſind blos höflich. Mir war natürlicherweiſe um andere Menſchen zu thun, aber erſt ſeit ein paar Tagen bin ich nicht ohne Erfolg auf die Jagd gegangen.“ Briefwechſel I, S. 321. Außerdem ſpricht Schiller einmal von einer „Schönburg'ſchen Scene“ im Don Carlos (Briefwechſel I, S. 113) ohne daß wir dieſe Bezeichnung näher zu erklären wüßten.

Welches Mitglied des vielverzweigten erlauchten Hauſes im Luſtſpiel gemeint ſei, darnach zu forſchen haben wir für überflüſſig gehalten, da dieß heutige Leſer, denen es um einen billigen Pferdehandel oder um ſichere Anlage von Erbſchaftsgeldern zu thun ſein möchte, doch nichts mehr helfen könnte.

19) S. 44.

In des Dichters Manuſcript finden ſich die bedenklichen Worte keckl ich ausgeſchrieben.

20) S. 44.

„Kunze" — Kaufmann (Steinguthändler) in Leipzig, Freund und Verwandter von Körner, bei dem dieſer während ſeiner öftern Leipziger Aufenthalte zu wohnen pflegte und deſſen Tochter er nach Kunze's 1803 erfolgtem Ableben zu ſich nahm; auch mit Schiller befreundet. Briefwechſel I, S. 61, 63, 72, 73, 74, 75. IV. S. 184 (?) 323.

21) S. 44.

„O Himmel und Erde!" — Aus den Schlußverſen des Don Carlos, deſſen letzte Acte Schiller dem Körner'ſchen Kreiſe kurz vorher vorgeleſen hatte. Briefwechſel IV, S. 82.

22) S. 45.

„Weber." — Im September 1792 lief von einem Weber die erſte ſichere Nachricht über den Inhalt des Teſtaments eines in Zerbſt verſtorbenen Onkels ein, auf deſſen Erbſchaft Körner ſeit Jahren gewartet hatte. Briefwechſel II, S. 333. Nach S. 326 glaubte W. (Weber?) ſchon früher von dem muthmaßlichen Inhalte des Teſtaments Kunde zu haben, und ſo ließe ſich denken, es ſei eben damals eine Mittheilung in dieſer im Freundeskreiſe oft verhandelten Angelegenheit erwartet worden. Weber könnte dann möglicherweiſe Chriſtian Heinrich Gottlieb Weber ſein, der 1798 als Actuarius der Juriſtenfacultät zu Leipzig geſtorben iſt.

[illegible]) S. 15.

„**Der Vetter aus Weimar.**" — Als es ſich im Sommer 1789 um einen Beſuch Körner's in Weimar und Jena handelte, führte dieſer unter den Gründen, warum er lieber Jena als Weimar zur Hauptſtation machen wolle, auch dieſen an: „Ueberdies muß ich mich in Weimar in Acht nehmen, daß mir mein theurer Herr Vetter nicht auf dem Halſe liegt." Briefwechſel II, S. 111. Das Weimarſche Kirchenbuch weiſt einen 1728 geborenen und 1795 verſtorbenen Kaufmann Johann Chriſtoph Körner nach, deſſen Vater aus Leipzig ſtammte, und bei deſſen Kindern der damalige leipziger Diaconus, M. Gottfried Körner, der Vater unſeres Dichterfreundes, in den Jahren 1763 und 1770 zweimal Pathenſtelle verſah: in ihm haben wir ohne Zweifel den fraglichen Vetter aus Weimar.

Leipzig. Druck von Giesecke & Devrient.

Geſetzlich gegen Nachdruck geſchützt